Aus den Geheimniſſen
eines
Wiener Advokaten.

Wahrheit und Dichtung

von

Otto Horn.

Erſter Band.

Wien 1854.
Jasper's Wwe. & Hügel.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Einleitung.

In dem Archive eines der ſchätzbarſten Advokaten Wiens fanden ſich in einem Faszikel, überſchrieben:

„Meine Memoiren,“

nachfolgende Blätter, offenbar für die Veröffentlichung niedergeſchrieben.

Wie es geſchehen, daß viele Kapitel durchſtrichen, andere herausgeriſſen, hie und da auffallende Lücken veranlaßt wurden, war nicht zu ermitteln.

Die einzelnen Aufzeichnungen erſchienen mir jedoch ſo intereſſant, daß ich ſie in ein Ganzes verſchmolz, hier und da nachhalf, ergänzte und ſie zu einem Roman benützte, der bei ſeinem erſten Erſcheinen in der Wiener Theaterzeitung ſo glücklich war, dem Publikum zu gefallen, und das Verlangen erzeugte, ihn in einem Separat-Abdrucke ausgeben zu laſſen.

Dieſe „Geheimniſſe eines Wiener Advokaten“ enthalten fünf Kriminal-Geſchichten, wovon offenbar zwei derſelben ſich auf wirkliche Begebenheiten beziehen.

Ob Thatſachen der Schilderung von dem armen Kinde, das ein unnatürlicher Vater, einer Erbſchaft wegen, aus dem Wege ſchaffen laſſen wollte, zu Grunde liegen, kann nicht angegeben werden. Jedenfalls ſind die hier gemachten Mittheilungen ſehr ſpannend und dem Geſchmacke der heutigen Leſer zuſagend.

Dr. **Otto Horn.**

Erſtes Kapitel.

Bei Nußdorf.

Berthold, Du haſt mich wohl verſtanden, ſagte Elmann zu einem ſchwarzen, häßlichen Menſchen; ich bringe den Knaben jetzt und Du legſt Dich hier in der Donau-Au neben dieſes Gebüſch und lauerſt auf ihn. Du kennſt ſeine Lebhaftigkeit, ſeinen Muthwillen, ſeinen unbeugſamen Sinn, gerade das zu thun, was man ihm verbietet. Ich werde ihm einſchärfen: „Arthur, ſteige um Gottes willen nicht in jenen Kahn!“ er wird kaum bemerken, daß er mir aus den Augen iſt, ſo wird er auf den Kahn zueilen, er wird dieſes Bret, das ich vom Ufer aus bis an das Schiffchen gelegt habe, überſchreiten wollen, da ziehſt Du an dieſer Schnur — das Bret weicht und der Bube liegt unten! Hier ertrinkt er gewiß, denn Du wirſt dafür ſorgen, daß er nicht mehr ans Ufer kommt. Ich kehre indeß zu meiner Geſellſchaft zurück. Iſt Alles vorüber, ſo komme ich hieher; ich gebe mir die Miene, als ſuchte ich meinen Knaben, ich finde ſeinen Hut, den Du zu erhaſchen trachten mußt; ich ſpreche meine Beſorgniß aus, daß er ertrunken ſein könne; ich äußere meinen Schmerz, meine Verzweiflung — 1000 fl. jetzt und 1000 fl., wenn es geſchehen iſt, was ich wünſche.

Ganz wohl, gnädiger Herr, der Junge ſoll ins Waſſer fallen.

Ein ſolcher Balg kann aber nicht ſo bald ertrinken. Er wird wieder zum Vorſchein kommen. Es iſt ſogar möglich, daß er um Hülfe ſchreit. — Wie Du dies bemerkſt…

So gebe ich ihm Eins mit dieſem Ruder auf den Kopf, da wird ihm das Schreien ſchon vergehen.

Es iſt auch möglich, daß ihn der Strom ergreift, und in die Mitte treibt —

Dann werf ich mit den hier aufgehäuften Steinen ſo lange nach ihm, bis er unterſinkt. Ich kenne ja Ihre Inſtruktionen genau; Sie haben ſie mir ja oft genug eingeprägt. Ich habe keine Silbe davon vergeſſen.

Ich kehre zu meiner Geſellſchaft zurück. Der Bube wird bald hier ſein. Du mußt dann raſch handeln, denn ich werde nicht lange zögern, um meine Geſellſchaft hieher zu leiten.

Elmann ging.

Soll Alles pünktlich beſorgt werden! rief Berthold dem Manne nach, der ſoeben mit baaren Tauſend Gulden einen Mörder gedungen. Darauf rief Berthold ziemlich laut: Dore! und aus dem Gehölze trat ein abſcheuliches Weib, das Berthold folgenderweiſe anſprach:

Dore, ſagte er, Du haſt ohne Zweifel gehört, welche Aufträge ich erhalten, da ſteck das Geld zu Dir, verwahre es wohl, es ſoll ſchon noch mehr nachkommen. Dieſe That ſoll noch manchen Tauſender einbringen.

Und was hab ich zu thun? fragte die Alte.

Du thuſt als wenn Du zufällig des Weges gekommen, und den Knaben hätteſt ins Waſſer ſtürzen ſehen. Du bedauerſt ihn, Du kannſt ſogar, wenn die Geſellſchaft kommt, um Hülfe ſchreien, das macht die Geſchichte, daß der Bube ſelbſt in die Donau geſtürzt, noch wahrſcheinlicher. So. Jetzt zieh Dich zurück bis Alles vorüber iſt.

Die Alte ging, und bald darauf kam der muntere Knabe am Donauufer herauf, die Gefahr nicht ahnend, die ihn erwartete. Er war ſo eilig, er erblickte ſchon von Weitem den Kahn, und die Freude, ſich luſtig auf demſelben ſchaukeln zu können, leuchtete ihm aus den Augen. Er ſah das Bret. Er fand dies ungemein bequem, und lenkte ſeine Schritte nach demſelben. Von dieſem Augenblicke an ſah und hörte man nichts mehr von ihm. Er verſchwand ſpurlos.

Man erblickte nur ſeinen gelben Strohhut am Ufer, man hörte nur den kreiſchenden Hülferuf der Alten; auch der Mann, dem die entſetzliche That aufgetragen wurde, verſchwand ſchnell. Bald hierauf kam eine Geſellſchaft. An der Spitze Elmann, der ängſtlich nach dem Fluſſe ſpähte, dann aber ſich an die Alte wendete, und ſie fragte, weshalb ſie ſo ängſtlich um Hülfe rufe.

Da! da! ſtöhnte das Weib — da iſt ein Knabe in die Donau geſtürzt — dort trat er auf das Bret — das Bret wankte und er ſtürzte in die Fluthen. Wenn ich nur rudern gelernt hätte, augenblicklich würde ich ihn mit dem Haken hier ſuchen.

Bindet das Schiff los! rief ein Herr aus der Geſellſchaft, ich will ihn ſuchen.

Iſt er nicht mehr zum Vorſchein gekommen? fragte Elmann. Wo? wo ſoll man ihn ſuchen?

Ach, er ſtreckte nur ein Mal ſeine Händchen um Hülfe aus, antwortete die Alte, dann riß ihn der heftige Strom fort, und er ſank unter.

Mein Arthur! jammerte Elmann. Ich verliere den Verſtand, wenn ich ihn nicht mehr ſehe.

Da kommen Fiſcher, bemerkte eine Dame. Dieſe kennen den Fluß.

Was gibts? rief eine rauhe Stimme aus dem Fiſcherkahne.

Mein Sohn iſt in die Donau geſtürzt. Tauſend Gulden dem, der mir das Kind rettet. —

Eilt nur mit dem Strome! Sucht ihn in der Mitte.

Ach Gott! wo iſt der ſchon! meinte die Alte.

Alles eins! Wenn wir ihn nicht lebendig mehr finden, ſo ſoll uns ſein Leichnam nicht entgehen! Der Mann mit der rauhen Stimme im Kahne rief durch die hohle Hand Holla, ho! Holla ho! und augenblicklich erſchienen noch drei bis vier Schifferkähne; man theilte ihnen mit, was geſchehen, und nun fuhren die Schiffleute kreuz und quer über den Waſſerſpiegel, und mit Stangen, gewiß zwei Klafter lang, ſondirten ſie den Grund; die Leute arbeiteten mit einem Muthe, einer Anſtrengung, als hätte Jeder ſein eigenes Kind verloren; ſie fuhren wie Pfeile abwärts; ſie kamen wieder aufwärts, indem ſie ihre Haken wie eiſerne Füße in den Sand ſetzten, um an die Stellen zu gelangen, die ſie früher nicht berührt hatten.

Es war Alles vergebens.

Nach einer halben Stunde der beiſpielloſeſten Bemühungen ſagte der eine der Fiſcher, der zuerſt geſprochen hatte:

Herr, ſucht Euer Kind morgen bei Kaiſer-Ebersdorf. Dort werden die meiſten Leichen ausgeworfen. In dieſem Waſſer iſt er nicht mehr!

Die Geſellſchaft, welche bisher mit Angſt und Entſetzen den Bemühungen der Fiſcher zugeſehen hatte, drängte ſich nun um Elmann.

Er ſchien einer Ohnmacht nahe; er hatte den Hut ſeines Sohnes krampfhaft an ſich gepreßt, nun war er erſchöpft zuſammengeſunken. —

Wir müſſen ihn von hier entfernen, ſagte die Dame, welche ſchon geſprochen. Flenſter! rief ſie einen Herrn an Sie ſind wohl ſo gut und ſehen nach den Wagen — die Kutſcher ſollen hieher kommen. Elmann muß ſo ſchnell als möglich von hier weggebracht werden, aber nicht nach Hauſe, ſondern zu meinem Vater, und die ganze Geſellſchaft muß zu uns.

Ich eile! erwiederte Flenſter.

Wenn wir auch nichts gefunden, meinte der Fiſcher, ſo haben wir uns doch geplagt. Mit den 1000 fl. iſt es freilich nichts — aber Etwas! Etwas! werden wir uns doch verdient haben.

Ganz recht! verſetzte ein Herr, der eine Brieftaſche hervorzog. Hier nehmt indeß 50 fl. Iſt es zu wenig, ſo bemüht Euch morgen nach der Kärnthnerſtraße, in das Elmann'ſche Haus, in den zweiten Stock, da werdet Ihr mich oder dieſen Herrn finden und noch einen Betrag erhalten. Auch die Alte, welche um Hülfe gerufen, ſoll ein Geſchenk erhalten, doch das alte Weib war mit keinem Blicke mehr zu ſehen. Sie hatte ſich davon gemacht.

Nun kamen drei Equipagen ſchnell herbei.

Elmann wurde in die erſte geſetzt. Er gab keinen Laut von ſich. Er ſtierte vor ſich hin und ſchien wie vom ſtillen Wahnſinn ergriffen. Leonore von Solbert, dieſelbe Dame, welche nach den Wagen geſendet hatte, nahm an ſeiner Seite Platz, und zu dieſen Beiden ſetzten ſich noch zwei Herren und fuhren ſchnell von hinnen.

Es waren noch ſieben Perſonen von der Geſellſchaft übrig.

Nun wird ſie ihn heiraten, bemerkte eine Frau von ungefähr 35 Jahren. Sie hat ſich ja völlig erſchöpft um den Knaben, der ihr doch ſo fatal war —

Mitleid! Menſchengefühl! erwiederte eine andere Dame und lachte.

Das iſt jetzt gar keine üble Partie, ſagte Flenſter. Elmann iſt nun der Erbe ſeines Stiefſöhnchens. Gewiß wird er eine Million reich; drei prachtvolle Häuſer in der innern Stadt, das herrliche Gut in Steiermark, und was dem Kinde in Staatspapieren angelegt wurde; die Summe iſt enorm.

Es war doch unvorſichtig, den ſchlimmen, kecken Buben ſo allein am Ufer herumlaufen zu laſſen, bemerkte ein anderer Herr —

Der Vater hat ihn ja gewarnt, ich hörte es; gewiß drei Mal ſchärfte er ihm ein, vorſichtig zu ſein.

Ei was! verſetzte ein alter Herr, ich hätte, wenn der Teufelsjunge mein geweſen wäre, ihn an einer Schnur geführt, wie einen Hund, der gerne kalfaktert.

Darüber lachte die ganze Geſellſchaft und begab ſich zu ihren Wagen.

Wohin? fragte einer der beiden Kutſcher. —

Nun, des Dekorums wegen, zum alten Doktor Solbert. Wir müſſen doch Theilnahme zeigen.

Richtig! wir müſſen Theilnahme zeigen, ſind auch hiezu förmlich engagirt worden, ergänzte die Dame, welche ſchon 35 Jahre zählte.

Aber wir halten uns da nicht lange auf, verſetzte die andere Dame. Ich ſchlage vor, da der Tag ſo wunderſchön iſt und wir uns denſelben doch nicht durch Wehklagen verderben laſſen können, nach Hietzing zu fahren. Den „Müller'ſchen" müſſen wir heute noch das Abenteuer erzälen, auf die Gloſſen der „Müller'ſchen" freue ich mich. Die Töchter werden ihre Witze loslaſſen, dann betrachte ich mir die Alte — die berſtet vor Neid, wenn ſie ſieht, daß ihre Töchter nun keine Ausſicht auf den hübſchen Witwer haben. — Endlich ſchlage ich vor, zu Dommayer zu fahren; dort ſoupiren wir und beſchließen den Tag, wie wir ihn angefangen, unter Scherz und Lachen.

Einverſtanden! riefen Alle, ſtiegen in ihre Kutſchen und fuhren nach der Stadt.

Zweites Kapitel.

Im Prater.

An demſelben Tage, an welchem ſich die ſo eben erzählte Scene bei Nußdorf ereignete, irrte ein junger Mann im tiefen Unmuth über ſein unglückliches Schickſal in einer ganz abgelegenen Partie des Praters. Er gerieth auf einen ſehr wenig betretenen Pfad und ſuchte wahrſcheinlich einen ſolchen, denn er hatte keine andere Abſicht, als ſich zu entleiben. Er hatte ein Terzerol bei ſich, war aber noch nicht eins, auf welche Weiſe er enden ſolle, ob mittels ſeines Halstuches an einem Baumaſte, ob in den Fluthen der Donau oder durch die Kugel, die er in ſein Mordinſtrument geladen hatte.

Der junge Mann war ſehr unglücklich.

Erzogen in der reichen Welt, der Sohn eines Vaters, der ein großes Haus machte, der aber vor einem Jahre geſtorben war, und nur den Ruf eines ſehr reichen Mannes beſaß, erſtaunte dieſer nicht wenig, als er ſein Erbe in Empfang nahm und ſtatt mehreren hunderttauſend Gulden, die er zu erhalten hoffte, nur 10.000 fl. in Rothſchild'ſchen Loſen und eine elegante Möblirung in der Wohnung ſeines Vaters erhielt.

Dieſer Vater war ein Börſeſpekulant. Oft ſo glücklich in ſeinen Operationen, für einige Zeit oft im Beſitze von großen Summen, aber dann plötzlich nicht Herr über einige hundert Gulden, doch immer unverändert in ſeiner brillanten Lebensweiſe, immer ein kleiner Millionär vor der Welt, immer bemüht, ſeinen Kredit aufrecht zu erhalten, immer den Schein bewahrend, als ob ihn Verluſte nicht beugten und Gewinnſte nicht hochfahrend machten, galt er, wie geſagt, für einen Glückspilz, der aber ſein Schäflein ins Trockene gebracht. Die Leute, die mit ihm die Börſe beſuchten, ſahen nie auf den Grund ſeiner Kaſſe. Wenn nach unglücklichen Vorgängen manchmal einer ſeiner Freunde beobachtete, ob ihn der Schlag, den er erhalten, in Verlegenheit ſetze, ſo hob er den Kopf nur um ſo höher, lachte über ſeine momentane Niederlage und ſpekulirte nur um ſo kühner, welches ſehr häufig wieder glückliche Reſultate nach ſich zog.

Ein Jahr vor ſeinem Tode übte er einen ganz beſonders glücklichen Coup aus. Er gewann an den Nordbahnaktien über 200.000 Gulden; wie dieſes Vermögen ſo ſchnell auf 10.000 fl. zuſammenſchmelzen konnte, hätte Niemand begriffen, ſelbſt ſeine vertrauteſten Geſchäftsfreunde nicht, wenn ſie hievon eine Ahnung gehabt hätten.

Sein Sohn, welcher bis zum Tode ſeines Vaters in Paris, als einer der erſten Korreſpondenten, bei dem reichſten Banquier angeſtellt war, hatte hievon keine Kunde. Dem Sohne wurden vom Vater nur die Glücksfälle, nie aber die fehlgeſchlagenen Spekulationen mitgetheilt.

Der Schlag war daher ein vernichtender, als er das Häuflein Banknoten entdeckte, welches er nun ſein nannte. Doch bei den 10.000 fl. lag ein Zettel.

„Mein Sohn,“ ſchrieb der Vater, „es iſt wenig, was ich Dir hinterlaſſe, aber es iſt viel, wenn Du es gut anwendeſt. Um als ein reicher Mann zu erſcheinen, haſt Du für ein Jahr genug. Man wird glauben, ich hätte große Kapitalien hinterlaſſen, laß die Welt bei dieſem Glauben. — Vor Allem ſuche durch eine reiche Heirat Dein Glück zu gründen, und dies wird Dir gelingen. Die Witwe Garving, eine Frau, deren Vermögen mehr als 600.000 Gulden beträgt, hat eine einzige Tochter, um dieſe wirb. Ködere die Mutter durch Feſte, ſie iſt vergnügungsſüchtig, ſei freigiebig gegen die Gouvernante; das junge Gänschen wird ſodann ſehr leicht zu gewinnen ſein. Ehe ein halbes Jahr um iſt, wirſt Du am Ziele ſein ꝛc. ꝛc.“

Der Sohn war troſtlos, aber er ſah in ſeiner Beſchränktheit kein anderes Mittel, ſchnell zu Reichthum zu gelangen, und ſo folgte er denn ſeinem Vater, der auch nach dem Tode nicht laſſen konnte, die Menſchen zu täuſchen.

Aber dem jungen Manne ſchlug das Manöver fehl. Wohl fand er Eingang bei der Witwe Garving, er ge-

nn die Gouvernante, er machte das Mädchen in ſich
liebt und der Tag zur Hochzeit war ſchon feſtgeſetzt.
trat ein alter Senſal plötzlich gegen den jungen Mann
f. Er war der Einzige, der genau wußte, was die
rſe dem nun verſtorbenen Spekulanten eingebracht
tte. — Stets ein Feind jeder Schwindelei, hatte er
hrelang den Vater des Brautwerbers beobachtet und
rausgerechnet und herausgeklügelt, daß nichts hinter
r Großthuerei ſei, mit der die Welt getäuſcht wurde.
er Senſal warnte Frau **Garving** und gab ihr den
ath, den jungen Mann zu verhalten, er möge ſich mit
nem Kapitale ausweiſen.

Das traf wie ein Blitzſtrahl. In ſechs Monaten hatte
r Unglückliche 10.000 fl. vergeudet. Er ſah nicht nur
ine Hoffnungen vernichtet, er ſah ſich als ein Betrüger
tlarvt.

In dieſer Stimmung beſchloß er lieber nicht zu leben,
nd hätte offenbar Hand angelegt, ſeinem Daſein ein
nde zu machen, wenn er nicht durch einen wunderbaren
orfall hievon abgehalten worden wäre.

Als er nämlich ſo betäubt von ſeinem Unglücke vor-
ärts eilte, ſah er plötzlich einen Menſchen in kriechender
Stellung, der vor ihm fliehen wollte.

Er ſtutzte anfänglich und vermeinte irgend einen Ver-
rüppelten zu ſehen, der, wie er geleſen, im Walde auf-
ewachſen, ein hülfloſes Weſen ſei. Als er aber **Ketten**
n den Füßen des Fremden bemerkte, da war es ihm
lar, daß ein entſprungener Sträfling vor ihm erſcheine;
r rief ihn alſo an:

Flieht nicht vor mir! Ich bin nicht hier, Euch zu ver-
olgen, vielleicht bin ich unglücklicher als Ihr!

Ach, mein Herr, wenn Sie ein menſchliches Herz be-
ſitzen, erwiederte der Gefeſſelte mit einer Stimme, welche
an die eines Sterbenden mahnte, ſo helfen Sie mir, und
ich werde, ſo arm und elend ich vor Ihnen erſcheine, Sie

wie ein Fürſt belohnen. Sie nennen ſich ſelbſt unglücklich, wohlan! wenn Geld Sie glücklich machen kann, Sie ſollen es erhalten.

Sie ſehen mich ungläubig an; Sie lächeln, fuhr der Unbekannte fort — o, mein Herr, wir befinden uns hier an einem Orte, an welchem meine Reichthümer vergraben ſind; befreien Sie mich von den häßlichen Ketten, die meine Füße ſo wund drücken, daß man das rohe Fleiſch daran erblicken kann, und ich werde Wort halten, ſo wahr mir Gott helfen möge!

Aber wie kommt Ihr zu den Schätzen, von welchen Ihr ſprecht?

O, mein Herr, fragen Sie jetzt nicht; hören Sie es nicht aus meiner hohlen, klangloſen Stimme, daß ich bis zum Tode erſchöpft bin? Seit drei Tagen habe ich nichts gegeſſen, ſeit drei Nächten nicht geſchlafen — Rettung, Herr, ſchnelle Rettung, oder ich erliege! — Der junge Mann, der mehr als einen Blick auf die Feſſeln geworfen hatte, entgegnete: Wie kann ich dieſe Feſſeln ſprengen, habe ich doch kein Werkzeug bei mir! —

Dieſes müſſen Sie mir bringen, ſchnell bringen, und Sie können es. Wir befinden uns in der Nähe des Luſthauſes im Prater, eilen Sie zum Wirthe. Er hat Wagen und Pferde, miethen Sie dieſe und fahren Sie nach der Stadt —

Ei, da werde ich mir lieber eine Feile und eine Zange von dem Wirthe ausborgen, erwiederte der junge Mann, ich komme damit deſto ſchneller hieher —

Um Gottes willen nicht! dies würde Verdacht erregen, nein, nein, verſetzte der Fremde — man würde Sie fragen, wozu Sie hier im Prater ſolche Dinge brauchten — man würde glauben, Sie hätten einen Koffer gefunden, nein, nein, nach der Stadt müſſen Sie, dort gibt es Niederlagen, in welchen Werkzeuge zu haben ſind, dort kaufen Sie ſolche, ſchicken aber, ſobald Sie mit des Wirths

Wagen am Rothen-Thurmthore angekommen ſind, dieſen Wagen zurück und miethen einen Fiaker, mit dem Sie wieder hieher kommen; den Fiaker müſſen Sie jedoch am Eingange der Luſthaus-Allee warten laſſen, und zu mir allein hieher eilen. Wenn Sie noch ſo viel Mitleid haben, mir eine Flaſche Wein und etwas Brod mitzubringen, weil ich ſonſt ſicher umkomme, ſo ſetzen Sie Ihrem Edelmuthe die Krone auf —

Aber, was ſoll mit Euch geſchehen?

O, mein Herr, Sie haben gewiß einen alten Ueberrock oder Mantel in Ihrer Garderobe, und eine Kappe, die bringen Sie mit; haben wir den Schatz gehoben, ſo ſchleppen wir die Chatouille, in der er verborgen, in Ihren Fiaker, dann in Ihre Wohnung; indeß wird es dunkel, wir kommen ohne Aufſehen zu Ihnen, wir theilen da, und Sie und ich ſind glücklich —

Und dann?

Dann, bei Ihnen im Hauſe — ich ſetze voraus, daß Sie ein Zimmer beſitzen, in welchem ich mich 24 Stunden verbergen kann — kleide ich mich anſtändig an; ich ſtärke mich durch eine gute Mahlzeit und durch erquickenden Schlaf; ehe die zweite Nacht herandricht, verlaſſe ich Sie. — Ich weiß hinlänglich Beſcheid, um ohne Gefahr aus Wien zu entfliehen. Mit meinem Gelde trachte ich nach Hamburg zu entkommen, von dort aus gehe ich zu Schiffe und Sie hören nie mehr etwas von mir.

Und wird es der Mühe lohnend ſein, dies Alles für Euch zu unternehmen?

Wenn ich nur die Dukaten, die ich mit der Chatouille vergraben, mit Ihnen theile, ſo können Sie ein Haus auf dem Graben damit ausbezahlen, aber nun eilen Sie — noch zwei Stunden, und es bricht die Nacht herein, Sie fänden dann im Dunkeln den Weg in das Geſtrüppe nicht mehr, in welchem Sie mich getroffen.

Ich will Euch vertrauen. Verbergt Euch in dieſem Gehölze, damit nicht etwa ein Jäger Euch entdeckt. Ich will Euch helfen, aber helft dann mit Eurem Schatze auch mir!

Und der junge Mann eilte von dannen, ja er flog, ſo zu ſagen. Um den Ort zu bezeichnen, an welchem er in das Gehölz bei ſeiner Rückkehr einzubiegen hatte, legte er ein paar Steine, die er am Donau-Ufer fand, aufeinander, und nun lief er faſt athemlos zu dem Wirthe am Luſthauſe.

Er verſprach reiche Bezahlung, wenn ihn der Wirth augenblicklich an das Rothe-Thurmthor fahren laſſen würde. Der Wirth war ſogleich bereit, und in kaum fünf Minuten rollte auch die Kaleſche durch die Allee, von zwei flinken Braunen gezogen.

Im Wagen rekapitulirte erſt der junge Mann all das Abenteuerliche, das ihm begegnet.

Das wäre ja des Himmels ſichtbare Gnade, ſprach er zu ſich ſelbſt, wenn ich plötzlich dadurch, daß ich einem Menſchen das Leben und die Freiheit rette, zu Reichthum gelangen würde. Belogen kann mich der Mann nicht haben, wozu auch? Um mich deſto ſicherer zu gängeln? Was hätte er dabei für Gewinn? Es handelt ſich ja nicht um ſeine Schätze allein, es handelt ſich vornehmlich um ſeine Rettung; er iſt ein, irgend einem Zuchthauſe entſprungener Verbrecher, der auch ohne Ketten an den Füßen erkannt werden müßte, würde er ſich nicht durch andere Kleider und endlich durch Stärkung und Schlaf zu einem andern Menſchen geſtalten! Wie er ausſieht, welche Leidensgeſtalt, welch ein Bart, welch ein wildverworrenes Haar, wie elend, wie krank! Nicht bis zum Eingang in die Au vermöchte er ſich zu ſchleppen! — Aber er wird ſich bei mir erholen und kann dann an mir zum Mörder werden! — Ich werde mich vorſehen. Daß ich einen ſtarken, verläßlichen Diener im Hauſe habe, das weiß er nicht; aus Vorſicht werde ich den Unbekannten des Nachts in die Kammer ſperren, in der er ſein Bett finden ſoll; meinen Diener werde ich im Vorzimmer ſchlafen laſſen, und auf jeden Fall auf meiner Hut ſein. Hat er mich getäuſcht, ſo kann ich ſelbſt die Polizei zu Hülfe rufen; ich kann ſagen, ich hätte ſeinen Antrag nur zum Schein angenommen, um ihn deſto ſicherer der Juſtiz zu überliefern. Was ſage ich? Er iſt ja in meinen Händen.

Unter ähnlichen Betrachtungen gelangte der junge Mann nach der Stadt. Er kaufte die nöthigen Werkzeuge, und zwar zwei Feilen, einen Hammer und eine Zange, ging hierauf in ſeine Wohnung, holte einen Ueberrock, eine Weſte, eine Kappe, ſteckte eine Flaſche Wein zu ſich und einige Semmeln, und nahm zu dem Terzerol, das er, noch mit Selbſtmördergedanken beſchäftigt, in ſeiner Bruſttaſche verwahrt, noch ein zweites, aus Vorſicht, aus kluger weiſer Vorſicht. So ausgerüſtet ging er, einen Fiaker zu miethen; ſeinem Bedienten ſchärfte er ein zu Hauſe zu bleiben, aber ihm nicht aufzumachen, wenn er wiederkehre, zu welchem Ende er den Hauptſchlüſſel zu ſich nahm und noch dem ehrlichen Johann einſchärfte, in ſeinem Zimmer zu verweilen und nur zu erſcheinen, wenn er ihn rufen würde.

Drittes Kapitel.

Abermals im Prater.

Der Fiaker wurde gut bezahlt, daher erfüllte er auch ſeine Aufgabe und fuhr wie ein Lokomotiv. Es war im Ganzen keine Stunde verfloſſen, ſo hielt der Wagen am bezeichneten Orte, und der junge Mann bog wieder in das Gehölz, um ſeinen Schützling zu ſuchen.

Dieſer lag mit dem Ohre auf dem Boden und ſpähte ängſtlich nach ſeinem Retter.

War ich ſchnell genug? fragte der junge Mann.

Ueber meine Erwartung, war die Antwort: Ach! was ich gelitten habe! Welche Angſt? Es war mir immer, als wenn Sie nicht allein zurückkommen würden; als wenn Sie mich verriethen! als wenn ich mein Vertrauen einem Manne geſchenkt, der nun mit Wachen mich überfallen würde. Tauſend Mal ſagte ich mir „nein! ſo nichtswürdig würden Sie nicht handeln,“ aber immer rief mir eine Stimme zu: ach — er wird dich doch verderben! Er wird mit einem Verbrecher, einem entflohenen Sträfling keine Gemeinſchaft machen. —

Trinkt! da iſt Wein und ſprecht nicht ſo viel, das Reden kommt Euch ja entſetzlich ſchwer an.

Der junge Mann entkorkte mit dieſen Worten die Bouteille, und reichte ſie dem Unbekannten hin.

Dieſer fiel mit der Gier eines Geiers, der Blut trinken will, über die Flaſche her.

Hoho! nicht ſo raſch und ſo viel auf ein Mal, das könnte üble Folgen haben.

Sie haben Recht! — Ach wie das erquickt!

Und hier iſt die Feile, ich habe noch eine; ich würde Euch rathen, die Feſſel am linken Fuße abzufeilen, während ich die am rechten Fuße löſe, doch Ihr ſeid zu ſchwach.

O das laſſe ich mir nicht nehmen; wenigſtens will ich es verſuchen, und wenn ich meine letzten Kräfte anwenden möchte. Nur noch einen Schluck laſſen Sie mich von dem köſtlichen Weine machen. —

Es iſt Tokayer, der weckt einen Todten.

Ich kenne ihn aus beſſeren Tagen, aber dieſe beſſeren Tage werden wieder kommen.

In der That fand ſich der Flüchtling merklich geſtärkt und er feilte mit ziemlicher Fertigkeit, aber bald ließen ſeine Kräfte nach und die Feile entfiel ihm.

Deſto beſſer gelang es dem jungen Manne; er hatte den Kopf von dem dicken Nagel bald abgefeilt; nun griff er zur Zange, packte den Nagel von der andern Seite, und auf einen Ruck ſiel die Feſſel des rechten Fußes; am linken ging es etwas ſchwerer; der Nagel war dicker, aber es gelang auch, und nun lagen die Feſſeln im Graſe, die der Unglückliche, ſo ſchwach er war, mit dem Fuße von ſich ſtieß.

Fort mit Euch, ſprach er, Zeichen der Schande, Tortur-Werkzeuge! Entwürdigende Henkerbehelfe, dem Menſchen das letzte Gefühl von Liebe für die Welt aus dem Herzen zu reißen!

Verſucht einmal zu ſtehen; habt Ihr Kraft genug, einige Schritte zu machen?

Geben Sie mir noch ein Mal die Flaſche und ein Stückchen Semmel; mein Magen thaut auf — ich erhole mich.

Aber ich habe das Wichtigſte vergeſſen, bemerkte der junge Mann.

Was haben Sie vergeſſen? fragte der Sträfling ängſtlich.

Eine Haue, eine Schaufel —

O dafür iſt geſorgt, antwortete der Unbekannte. Fünf Jahre ſtecken Haue und Schaufel in jenem hohlen Baume. Dieſelben Werkzeuge, welche den Mammon begruben, ſollen ihn auch wieder zur Auferſtehung bringen. Sie ſind noch da; nach ihnen bekümmerte ich mich zuerſt, als ich hieher kam; der hohle Baum und darin die Haue und Schaufel waren meine Erkennungszeichen in dieſer Wildniß.

Welche Unvorſichtigkeit!

Ei damals gab es kein langes Ueberlegen, doch davon, wenn wir bei ihnen ankommen. Jetzt, Herr, gilt es Ihre Arme; ich bin zu ſchwach, zu graben —

Ich bin bereit; wo ſoll ich anfangen?

Herr, gerade unter Ihrem Fuße liegt Californien. Doch ſputen Sie ſich. Ich will mich noch ein Mal am

Weine laden; ich muß doch helfen; Sie allein heben die Chatouille nicht aus der Erde.

Viertes Capitel.

Der Schatz.

Für Einen, der ſich noch nie mit ſchwerer Arbeit beſchäftigt hatte, der noch nie Haue und Schaufel gehandhabt, arbeitete der junge Mann ſehr behende. Es galt ja ſein Glück, es galt nicht nur Reichthümer zu erhalten, ſondern auch noch vor der Welt und in den Augen der Mutter ſeiner Braut, als ein Mann zu erſcheinen, der kein Betrüger ſei — wer ſetzte bei einer ſolchen Aufgabe nicht alle ſeine phiſiſchen Kräfte ein, beſonders unſer Held; er hätte bis in den Mittelpunkt der Erde gegraben, um ſein Ziel zu erreichen.

Der Unbekannte blieb inzwiſchen nicht müßig. Er zog die Sträflingsjacke aus und legte mittlerweile die Weſte, den Ueberrock an, band das reinliche Halstuch um und ſetzte die Kappe auf, welche ſämmtliche Kleidungsſtücke ſein Retter für ihn gebracht hatte.

Meinen häßlichen Bart — ſagte er, habe ich in dem Halstuche verborgen, nun ſehen Sie mich an, ich werde jetzt ſchon eine andere Phiſiognomie beſitzen.

Der junge Mann ſah und hörte nicht, ſondern grub und grub in Einem fort: „Endlich!“ rief er, „da iſt die Chatouille,“ und er wollte ſie aus der Grube heben, aber ſie war wirklich zu ſchwer.

Warten Sie, ſagte der Fremde; ich will auch helfen, und er half ſo gut, als es ihm möglich war.

Die Chatouille war empor gekommen.

Wie dieſe fortbringen? meinte der junge Mann.

Es iſt bereits ziemlich finſter, antwortete der Flüchtling. Wir ſchleppen ſie auf dem Boden fort. Es wird uns Niemand bemerken, wir ſchleppen ſie ſo weit wir können;

iſt uns die Arbeit anſtrengend, ruhen wir aus, und haben wir endlich den Wagen erreicht, muß uns der Fiaker helfen.

Aber dem Fiaker wird dieſe Expedition auffallen; was ſagen wir ihm?

Wir ſagen ihm: ich ſei ein Reiſender, ſei von der Simmeringer Heide über die Donau gekommen, dies ſei mein Koffer — ei, darüber bin ich nicht in Angſt. Für Diebe wird er uns nicht halten; Sie gewiß nicht; wie Sie, ſieht kein Gauner aus!

Und nun werfen wir in dieſe Grube die Feſſeln, meine Jacke, mein Halstuch, und werfen etwas Erde darauf. Hierher kommt Niemand, davon haben Sie ſich wohl überzeugt; außer einigen Dohlen, die hier niſten, naht ſich dieſem Gehölz gewiß kein lebendes Weſen; nicht einmal ein Hirſch bricht durch dieſes Gebüſch, ſo viele davon auch der Prater beherbergt.

Es geſchah Alles, wie hier geſagt. Hacke und Schaufel wurden wieder in dem hohlen Baume verborgen, und nun begann der Transport.

Der Flüchtling fand einen dicken, runden Baumaſt, auf dieſen ſetzte er die ſchwere Chatouille und bediente ſich des Aſtes, wie einer Walze. Es war wol mühſam, aber es gelang, und nach einer halben Stunde erreichten Beide den Wagen.

Der Fiaker packte ſogleich an; als er aber die Laſt bemerkte, meinte er: die Kiſte kann mir den Wagen eindrücken, binden wir ſie rückwärts auf.

Warum nicht gar! antwortete der Sträfling, ich bezahle Dir den Preis Deines Wagens doppelt, wenn derſelbe Schaden leidet.

Der Fiaker machte keine weiteren Umſtände, und ſo fuhren denn die beiden neuen Freunde ohne Anſtand nach der Stadt.

Nun galts das eiſerne Behältniß nach der Wohnung des jungen Mannes zu bringen, die zum Glück im erſten Stocke lag. Der Fiaker und ein Träger boten ſich hiezu an.

Haben Sie nur keine Angſt, flüſterte der Sträfling ſeinem Retter zu. Erſcheinen Sie nur unbefangen: ich bin ein Reiſender, ſteige bei Ihnen ab; beſitze eine Chatouille, was iſt es weiter?

Die Chatouille befand ſich nun in der Wohnung des jungen Mannes.

Aber wie ſie öffnen? die Schlüſſel hiezu fehlten.

Laſſen Sie einen Schloſſer kommen!

Was fällt Ihnen ein?! Das würde wohl die ganze Geſchichte verrathen.

Laſſen Sie einen Schloſſer kommen, wiederholte der Sträfling, er ſoll Ihnen Ihren Sekretär hier aufſperren, zu dem Sie den Schlüſſel verloren haben, ſagen Sie. Er wird mehrere Ringe mit Dietrichen mitbringen, während er ſich mit dem Schloſſe an Ihrem Schreibtiſche beſchäftigt, ſtehle ich ihm die Dietriche, welche ich zur Chatouille brauche; geben Sie nur Acht, der Schloſſer ſoll nicht das Geringſte merken.

Unſer junger Freund hatte es alſo mit einem Dieb von Metier zu thun. Es ſchauderte ihn, wenn er daran dachte. Aber was war zu thun? Die Ausſicht auf den Inhalt der Chatouille war zu lockend. Der Schloſſer wurde geholt.

Dieſer kam mit drei eiſernen Ringen, an welchen die Dietriche ſich befanden. Er wählte einen, die beiden andern Ringe legte er auf einen Tiſch.

Ihr müßt wohl recht ehrliche Leute ſein, ſagte der Fremde zum Schloſſer; Ihr habt wohl nie ein Gelüſte, Eure Hände nach fremder Habe auszuſtrecken, da gibt es ja Hauptſchlüſſel und Sperrhaken, Dietriche und Paſſepartout, um alle Kaſſen der Welt zu öffnen. —

Verſtehen Sie ſich darauf? fragte der Schloſſer. Mein

Meiſter fabrizirt ſeit Kurzem „Schloßdreher,“ wie er ſie nennt, mit welchen man ein „Toſiſches Schloß“ öffnen kann.

Ich verſtehe den Teufel von dieſen Diebswerkzeugen, antwortete der Sträfling, hatte jedoch ſchon zwei Sperrhaken wegſtibitzt — da! ich mag das verdächtige Zeug gar nicht in den Händen haben.

Indeß hatte der Schloſſer den Sekretär geöffnet.

Soll ein neuer Schlüſſel gemacht werden? fragte der Schloſſer.

O nein! ich habe ihn nur verlegt, antwortete der Herr der Wohnung —

Ja, ja! fiel der Fremde ein. Sie werden den Schlüſſel nicht finden; Sie haben ihn auf der Straße verloren, und das Schloß muß verändert werden, denn jetzt gibt es Diebe, wo man hinſieht. Es kann auch Ihr Bedienter den Schlüſſel gefunden haben und ſtehlen —

Der junge Mann ſah den Sträfling mit Erſtaunen und Unwillen an.

Doch der kümmerte ſich wenig um dieſe Entrüſtung und fuhr fort: Und jetzt bezahlen Sie den Geſellen gut; er verdient ein namhaftes Trinkgeld.

Der Herr gab ſogleich einige Gulden.

Und nun, mein Freund, ſagte der Fremde, trachten Sie den Schlüſſel bald anzufertigen und halten Sie ſich hier nicht länger auf.

Der Schloſſergeſelle empfahl ſich.

Jetzt beordern Sie Ihren Diener, ſagte der Fremde, daß er für ein gutes Souper ſorge. Während er fort iſt, öffne ich die Chatouille. Die beiden Dietriche, die ich genommen, werden uns bald die Eingeweide dieſes Behältniſſes erblicken laſſen.

Der junge Mann beſtellte das Souper.

Als er wieder in die Stube trat, hatte ſich der Fremde ſchon an das Schloß gemacht.

Sagte ich es doch, ſprach er, wir werden das Eingeweide ſogleich erblicken. Da ſehen Sie her, ſo roſtig das Schloß geworden — es geht doch! Offen iſt es, und nun ſehen Sie her, ob ich gelogen!

Der Herr, in deſſen Zimmer dies vorging, machte vor Erſtaunen einen Schritt zurück.

Da blicken Sie her; die ganze Lade iſt voll Holländer-Dukaten. Haben Sie ſchon einmal ſo viel Gold beiſammen geſehen? Mir gibt ſein Anblick neues Leben; wie iſt denn Ihnen? — Und dieſe Perlen und dieſes Diadem von Brillanten, dieſe Ringe, ſechs Solitärs, welche einen unerhörten Werth haben, dieſe Ohrgehänge, Armbänder, Broches, Colliers, dieſe Bracelets, Alles mit prachtvollen Steinen beſetzt, und hier ein ganzes Gefäß mit ungefaßten Edelſteinen; auch ein Packet Anweiſungen iſt hier, Vierunddreißiger, Neununddreißiger-Loſe — wollen Sie wetten, daß ich um den Werth dieſer Pretioſen und dieſer Staatspapiere den Trattnerhof kaufen kann, und wenn er noch ſo theuer iſt?

Iſt es ein Traum, der mich neckt? fragte der junge Mann.

Nein, es iſt Wirklichkeit. Laſſen Sie einmal dieſe Dukaten durch Ihre Hand gleiten; ſie ſind wol als fünfjährige Gefangene unter der Erde etwas angelaufen, das Gold hat gedunkelt, aber dies hat nichts zu ſagen: Gold bleibt Gold, Diamanten bleiben Diamanten, die Futterale der einzelnen Schmuckſachen ſind verfault, aber uns genirt das nicht. Wir werden die Schmuckſachen doch zu Geld machen.

Aber an den Papieren iſt doch nichts verdorben?

Die blecherne Büchſe, in der ſie liegen, hat ſie ziemlich beſchützt.

Wir können ſie ja doch nicht brauchen! Sie werden ja in irgend einer Polizeiverlautbarung beſchrieben ſein.

Ei! man findet ſchon Leute, die man damit täuſchen kann; davon ſpäter! — Und nun ſchnell wieder eingepackt, ich fürchte Ihren Diener.

Hierher darf er nicht kommen.

Hat nichts zu ſagen, ſchnell die Sachen an Ort und Stelle gebracht. Von dieſen Schätzen darf keine Menſchenſeele etwas ahnen.

Sie packten ſo flink als es möglich war, die Kleinodien ein, doch kaum waren ſie damit fertig, ſo läutete Jemand an der Thürglocke.

Der junge Herr erſchrack heftig.

Es wird Ihr Bedienter ſein, bemerkte der Fremde.

Unmöglich! war die Antwort. Der kann noch nicht zurück ſein; ich habe ihn abſichtlich in ein ſehr entferntes Hotel geſendet. Wir befinden uns auf dem alten Fleiſchmarkt, und ich habe ihn ins Kaſino auf dem neuen Markt geſchickt.

Man zog nun die Glocke noch heftiger an.

Teufel! rief der Fremde, wer kann das ſein! Faſſen Sie die Chatouille an, wir wollen ſie vor dem erſten Anblick ſchützen, möge kommen wer da wolle, und mich verbergen Sie in irgend einer Kammer.

Schlüpfen Sie da hinein. Es ſtehen alte Möbles darin.

Nun läutete man völlig Sturm.

Mein Bedienter iſt es nicht! ſagte der junge Mann, der hätte nicht den Muth ſo ungeſtüm zu ſein, auch hat er den Schlüſſel.

Der Fremde war indeß in die Kammer geſchlüpft.

Ich will jetzt öffnen, ſagte der junge Mann mit einer wahren Todesangſt. Er ging leichenblaß mit einem Lichte in der Hand hinaus und öffnete mit furchtbarem Herzklopfen.

Wer war es?

Der Schloſſer!

Er hatte den Befehl erhalten noch ein Schloß zu öffnen, vermißte ſeine beiden beſten Dietriche, von der Erfindung ſeines Meiſters, die „Schloßdreher,“ er bat tauſend Mal um Verzeihung, daß er ſtöre; er müſſe aber die Dietriche haben, die er ganz gewiß hier gelaſſen, weil er ſie noch beſeſſen, wie er die Ringe mit den Nachſchlüſſeln auf den Tiſch gelegt; ſie hätten ſich losgemacht, als der alte Herr, wie er den Fremden nannte, ſie in der Hand gehabt, und ſie würden ganz gewiß in der Stube irgendwo liegen.

Der Herr des Hauſes antwortete noch immer ſehr befangen: er habe nichts geſehen.

Da trat der Fremdling, der keine Gefahr erblickte, plötzlich aus dem Kabinete und ſagte mit einer Keckheit ohne gleichen: Schlingel, Er wird doch nicht glauben, daß wir ſeine Gaunerbehelfe genommen? Da, ſagte er, und gab ihm ein Licht in die Hand, ſuche Er, wo es ihm beliebt, aber Er wird in ſeiner Liederlichkeit ſie beim Fortgehen auf der Straße verloren haben, oder iſt mit ſeinem guten Trinkgeld gleich ins nächſte Wirthshaus gegangen, und dort hat irgend ein Spitzbube, der ſolche Diebsbehelfe gut brauchen kann, ſie ihm vom Ringe gelöſt, ohne daß Er es bemerkte. — Schenken Sie, ſagte er zu dem Herrn der Wohnung, ihm noch ein paar Gulden, damit er ſich andere Dietriche fabrizirt, oder noch ein Mal ins Wirthshaus geht und dort nachſieht.

Ich war wohl im Wirthshauſe, ſagte der Schloſſer — aber —

Sieht Er! erwiderte der Flüchtling, und nun entferne Er ſich endlich. Ich bin von der Reiſe ermüdet und will ruhen.

Der Schloſſer, mit dem neuen Geſchenk ſehr zufrieden, ſagte: zum Glücke habe ich noch ein paar ſolcher Schloßdreher zu Hauſe, die will ich holen! Damit ging er.

Der junge Herr begleitete ihn; mitlerweile kam aber der Bediente aus dem Hotel zurück, und meldete ſeinem Herrn das Souper an.

Der junge Herr befahl im Nebenzimmer den Tiſch zu decken, die Speiſen ſammt und ſonders aufzutragen, während des Abendmahls aber nicht herein zu kommen.

Als der junge Herr wieder in das Zimmer trat, fand er den Sträfling faſt todt auf dem Sopha; der ohnehin Ermattete, durch das viele Reden, durch die Gemüthsbewegungen, durch mancherlei Anſtrengungen auf das Heftigſte bewegt, und der ſonſt nichts genoſſen, als Wein und ein paar Semmeln, der drei Nächte nicht geſchlafen und durch das heftige Läuten an der Glocke, trotz aller Beherrſchung ſeines Seelenzuſtandes, doch von innerer Angſt gefoltert wurde, er lag da wie vom Schlage gerührt und regte ſich nicht und athmete kaum.

Himmel! Wenn er todt wäre, ſprach der junge Mann. Wenn er in ſeiner Erſchöpfung verſchieden? Er befühlte den Fremden, lüftete ihm die Weſte, das Hemd, fühlte, ob ſein Herz noch ſchlage, da entdeckte er, daß ſeine Bruſt ganz tätowirt war; er fand allerlei Zeichen, endlich zog er ihm den einen Aermel des Ueberrockes aus, und entdeckte auf dem Oberarme die Buchſtaben T. F. Ach! mein Gott! ſchrie der junge Mann, welch einen gräßlichen Menſchen habe ich im Hauſe! —

In dieſem Augenblicke athmete der Unglückliche wieder, aber ſo ſchwach wie ein Sterbender.

Ich will ihm etwas Suppe einflößen! ſprach der junge Mann, und er lief ins Nebenzimmer und brachte in einer Taſſe Bouillon.

Er reichte ihm einen Löffel voll.

Der Fremde fühlte kaum die Lippen benetzt, ſo ſchlug er die Augen auf.

Ihr habt in einer Ohnmacht gelegen, nehmt hier die Suppe zu Euch und ſucht Euch zu ſtärken.

Der Fremde trank die Suppe.

Sie iſt warm, das erquickt mich, hauchte der Fremde.

Mein Diener hat ſie auf eine Spiritus-Lampe geſetzt, antwortete der junge Mann; ich bringe Euch mehr —

Ich bitte darum.

Der Fremde nahm die Suppe zu ſich.

Sie gab ihm neue Kräfte.

Wenn ich nur nicht todtkrank werde. Auf ähnliche Gemüthsbewegungen, auf ähnliche Entbehrungen und phyſiſche und andere Leiden folgte einmal Tiphus — es iſt mir, als ob ſich dies wiederholen ſollte.

Nur Ruhe! entgegnete der junge Mann; genießt heute nicht ſo viel — verſucht zwar Etwas von dem Ragout zu Euch zu nehmen — aber ſonſt nichts, und dann eilt zu Bette, und ſchlaft meinethalben bis morgen um Mitternacht.

Der Schlaf fehlt mir. Ich fühle es; aber ich bin ſo ermattet — ich kann keine Hand erheben.

Der Fremde wurde zu Bette gebracht.

Er verfiel ſogleich in einen feſten Schlaf.

Der junge Mann kehrte in ſein Zimmer zurück. Aber auch er konnte von dem Souper nichts genießen. Seine Aufregung war zu heftig. Er warf ſich in einen Lehnſtuhl und verſank in tiefes Brüten.

„Es iſt wirklich ein ungeheuerer Schatz, den ich da im Hauſe habe,“ ſagte er für ſich hin, „aber — was wird daraus werden! An welchem Verbrechen nehme ich Theil, wenn ich nur den geringſten Betrag davon erhalte! Mir ſchwindelt vor dem Abgrund, vor dem ich ſtehe! Noch bin ich ein makelloſer Menſch, zwar arm, aber ehrlich! Ich wollte mich aus Scham vor meiner Braut und ihrer Mutter tödten, laſſe ich die Hälfte des Raubes, den ich hier bewahre, an mich kommen, ſo werde ich mich aus Scham vor der öffentlichen Verachtung aus der Welt ſchaffen müſſen. Und meine treue Hedwig! Ich liebe ſie, wie ich noch nie liebte! Ich würde ſie zur Gattin wählen, und wäre ſie ſo arm wie eine Taglöhnerin! — Was ſoll ich thun; wie entrinne ich den Schlingen, welche die Hölle mir legt! Ich will zur Ruhe gehen, vielleicht bringt mich die Stille der Nacht, der Schlaf, oder ein Traum auf andere Gedanken —

Er rief ſeinem Diener.

Iſt während meiner Abweſenheit nichts vorgefallen? fragte er.

Ein Brief iſt gekommen. Von Fräulein Hedwig, bemerkte die Frau, die ihn brachte.

Gieb mir ihn, rief der junge Mann heftig.

Er erbrach den Brief.

„Lieber Otto!“ begann der Brief. „Du tödteſt mich, daß Du nichts von Dir hören läßt. — Ich habe Dir bereits mitgetheilt, welchen Feind Du in unſerem Hauſe beſitzeſt; er iſt noch immer nicht müde, Dich zu verfolgen, und Dich und Deinen Vater Schwindler zu nennen. Wäre es ſo, ich wäre grenzenlos unglücklich. Ich liebe Dich Otto, ich liebe Dich mit aller Gluth eines jugendlichen Herzens! Um Gottes willen! zeige, daß Du kein Schwindler biſt, daß Du beſitzeſt, was Du angegeben, und bringe die Beweiſe ſchnell. Kannſt Du Dein Vermögen nicht nachweiſen, ſo ſehe ich Dich nie mehr, denn die Mutter reiſet dann mit mir fort, wohin weiß ich nicht, aber weit von hier reiſet ſie, damit ich Dich vergeſſen möge. Mache daher meinem Grame ſchnell ein Ende; beſchäme Deinen Widerſacher, und verhüte, daß nicht am gebrochenen Herzen ſtirbt
Deine Hedwig.“

Iſt das der Fingerzeig, den mir das Schickſal gibt?! rief Otto; wohlan, ich falle in die Hände der Hölle!

Mit dieſen Worten ſtand er auf, verriegelte und verſperrte das Zimmer, in welchem die Chatouille ſich befand, und eilte in ſein Schlafzimmer.

Fünftes Capitel.

Der Miſſionär.

Nicht ſo bald hat in Wien ein reicher Mann durch ſeinen Aufwand ein ſo ungeheures Aufſehen erregt als ein Herr von Stomm, der das Geld in der That mit vollen Händen zum Fenſter hinauswarf. Dieſem Manne war nichts zu koſtſpielig, keine wie immer Namen habende Ausgabe zu hoch, kein Aufwand über ſeine Kräfte. Wohl wußte man, daß er ſich an zahlloſen induſtriellen Unternehmungen betheiligte, daß er Aktien auf alle Eiſenbahnen beſaß, daß er Fabriken, Ziegeleien, Brauhäuſer, Brandweinbrennereien u. dgl. faſt in allen Provinzen Oeſterreichs inne hatte, daß er ſelbſt Schiffe auf dem Meere ſein nannte, und Herr großer Revenuen war, aber immer gab er noch weit mehr aus, als er, wie ſeine Leute ihm nachrechneten, einnahm; er hätte die Diamanten des Ural und die Goldminen Californiens beſitzen müſſen, um die ungehenere Verſchwendung, welcher er ſich hingab, zu rechtfertigen.

Herr Stomm war nicht mehr jung. Er hatte ſchon das fünfzigſte Jahr überſchritten. Er war aus der Schweiz nach Wien gekommen. Er war nicht immer ſo reich; es gab Leute, die ſich erinnerten, ihn in Prag als einen ſehr unbemittelten Mann gekannt zu haben. Da er ſich plötzlich als ein wohlhabender Mann zeigte, ſo hieß es, er hätte den reichſten Uhrenfabrikanten in Genf, der ſein Onkel geweſen, beerbt. Nach einem Jahre dieſer Erbſchaft erſchien er eben ſo plötzlich noch reicher. Er kaufte eine Fabrik für 300.000 Gulden und bezahlte ſie baar. Iſt etwa wieder ein Onkel geſtorben? hieß es. Niemand wußte Beſcheid. Stomm's Reichthum wuchs aber mit jedem Tage. Endlich erſchien ihm Prag zu klein für ſeine Plane; er ſiedelte nach Wien über, und kaum einige Monate in Wien, trat er ſchon als Millionär auf, und lebte wie ein ſolcher.

Es war natürlich, daß obgleich Herr Stomm ſchon 56 Jahre zählte, er dennoch alle Blicke der heiratsluſtigen Damenwelt auf ſich zog. Er ſah weit jünger aus als er war; er beſaß eine ſchlanke Geſtalt, ein ſchönes männliches Geſicht, erfreute ſich eines vollen ſchwarzen Haares, zeigte die feinſte Bildung und hatte ein ſo herzliches, edles Benehmen, daß er die Frauen ſchnell für ſich gewann. Er verhehlte auch nicht, daß er ſich vermälen werde, machte jedoch zur ausdrücklichen Bedingung, daß ſeine Frau ausnehmend ſchön, in der vornehmen Welt erzogen und eine höchſt geiſtreiche Dame ſein müſſe. Vermögen, ſetzte er hinzu, iſt überflüſſig, ja ein Fräulein aus einer armen, aber unbeſcholtenen Familie würde ich ſogar vorziehen.

Man kann ſich vorſtellen, welch ein Aufſehen dieſe Aeußerung in der heiratsluſtigen Damenwelt erregte. Dazu kam noch, daß Stomm wöchentlich drei Mal in ſeinem, mit allem Komfort eingerichteten Hauſe in der ſchönſten Vorſtadt Wiens, große Aſſemblées und häufig wirklich prachtvolle Bälle gab, und hiezu Alles invitirte, was ſich durch Geburt, Erziehung und feinen Ton auszeichnete, und ſo ſtets einen Kranz von Damen bei ſich ſah, welche längſt die Bewunderung Wiens erregten.

Eine Schweſter Stomms, eine äußerſt gebildete Dame, ließ er eigens aus Genf kommen; dieſe machte die Honneurs, und man muß bemerken, auf eine Weiſe, als hätte ſie einſtens im Salon Metternichs die höheren Manieren des Savoir faire der höchſten Ariſtokratie ſich eigen gemacht.

Sechſtes Kapitel.

Die Braut des Millionärs.

Unter den vielen ſchönen Damen, welche in Begleitung ihrer Väter, Mütter, Tanten u. ſ. w. den Salon des Herrn von Stomm beſuchten, fielen ſeine Blicke auf ein Fräulein aus einer ſehr armen, aber wie es hieß, ſehr ehrbaren Familie. Das Fräulein beſaß eine blendende Schönheit. Sie hatte dunkelkaſtanienbraunes Haar, Augen, als blitzten tauſend Feuerpfeile darin, Wimpern, wie man ſie bei der Madonna des Correggio ſieht, perlenweiße Zähne, ein Antlitz, als hätte die Natur in gleicher Vollendung nur ein Exemplar hervorgebracht, einen Wuchs, der frappirte, und ihre Büſte würde man vergebens im gleichen Ebenmaße zum zweitenmal ſuchen. — Der Verſtand und die Bildung dieſes herrlichen Weſens überragte noch ihre körperlichen Reize, denn wenn ſie ſprach, ſo zeigte jedes Wort von Geiſt und hoher Intelligenz; ſie hatte ſich Kenntniſſe angeeignet, auf welche ein Mann hätte ſtolz ſein können. Daß ſie mit Gewandtheit die beliebteſten Sprachen ſprach, daß ſie malte, ſang, Harfe und Klavier mit ausgezeichneter Virtuoſität ſpielte, verſteht ſich wohl von ſelbſt. Ihr Vater wendete an die Erziehung ſeiner Kinder, und vorzüglich ſeiner Bertha, ſo viel Geld verſchwendete, um ſie in die Welt, in alle erſten Hauptſtädte Europas zu führen, ſo große Summen, daß er, mit ſeiner Familie von London und Paris zurückgekehrt, ſo viel ausgegeben hatte, daß er, das Nothwendigſte in der Heimat zu beſtreiten, in große Verlegenheit gerieth.

Als ihm ſeine Gattin hierüber Vorwürfe machte, antwortete er: Was ich für meine Kinder ausgegeben, iſt nichts als ein Kapital zu wucheriſchen Zinſen angelegt. Bertha allein wird durch eine reiche Heirat uns hundertſach erſetzen, was wir vergeudeten; ein Fürſt wird ſie erwählen, oder wenigſtens Einer, der ſo reich iſt wie der reichſte Fürſt.

Es war dem alten, leichtſinnigen Manne daher ſehr gelegen, als er durch Vermittlung eines Freundes eine Einladung zu einem Feſtabende in Stomms Hauſe erhielt, und wie der gute Mann geträumt, ſo ging es auch in Erfüllung, der Millionär erblickte Bertha kaum, ſo hatte er auch nur Augen für ſie.

Stomm näherte ſich der Königin ſeines Feſtes, die, obgleich in einer äußerſt einfachen Toilette, Alles überſtrahlte, was auf Schönheit Anſpruch machte. Stomm ſprach mit Bertha, und bemerkte augenblicklich ſo viel Verſtand und ſo reiche Kenntniſſe, dabei ſo viel Anmuth, Beſcheidenheit und Anſpruchsloſigkeit, daß er feſt bei ſich beſchloß, Bertha und keine Andere ſolle ſeine Gattin werden.

Die herabgekommenen Umſtände des Vaters waren ihm ganz recht. Einer jungen, ſchönen und reichen Dame hätte er ſich unmöglich mit ſolcher Unbefangenheit nähern können, aber hier konnte er mit ſeinem vielen Gelde imponiren; Geld, dachte er, läßt auf meine Jahre, auf meine keineswegs jugendlichen Geſichtszüge vergeſſen; ſie wird das enorme Glück, das ich nicht nur ihr, ſondern ihrer ganzen Familie zu bieten vermag, ins Auge faſſen; die rauſchenden Vergnügungen, die ich ihr veranſtalten will, der Aufwand, den ſie machen wird, werden ſie auf die Ungleichheit des Alters vergeſſen laſſen, das unter andern Umſtänden ſie vielleicht empfindlich berühren müßte.

Stomm war klug genug, an dem Abende, an welchem er Berthas Liebreiz zuerſt huldigte, die Mutter und den Vater derſelben mit Aufmerkſamkeiten zu überhäufen. Für den andern Tag wurde ſogleich ein Ausflug auf das Land verabredet. Man fuhr mit drei Equipagen in eine der reizendſten Umgebungen Wiens. Dorthin beorderte Stomm ſeine Köche, Tafeldecker, ſeine Lakaien. Er ließ in dem reizenden Thale von Hainbach ein koſtbares Zelt aufſchlagen, beſtellte ein treffliches Orcheſter dahin, und nachdem Stomm und ſeine Gäſte in der herrlichen Gegend einen Spaziergang gemacht, führte er die bereits müde und hungrig gewordene Geſellſchaft zu einem Diner, das ſie in dieſer Gegend nicht vermuthet, und wie wohl ſchwerlich daſelbſt je wieder ein ähnliches ſtattfinden wird.

Bertha erfreute dieſe Ueberraſchung, ſie lobte laut den feinen Geſchmack ihres Anbeters. Er verſprach ihr, ſie noch oft auf ähnliche Weiſe zu vergnügen, wenn ſie Gefallen daran finden und ſeine Geſellſchaft nicht verſchmähen würde. Der Vater ließ dies als Schlagwort gelten, zu erklären, daß er und die Seinigen ſich ausgezeichnet fühlen würden, recht oft in Stomms Hauſe zu erſcheinen.

Bei dieſem Diner wurde Stomms Vorſatz, um Berthas Hand zu werben, ziemlich deutlich ausgeſprochen, doch Bertha ſelbſt ließ alle Anſpielungen auf eine Verbindung fallen; welches den Vater in eine ſtille Verzweiflung verſetzte.

Nachdem die Geſellſchaft den Tag auf die erhebendſte Weiſe zugebracht, und Bertha mit ihren Eltern und Geſchwiſtern zu Hauſe angekommen, nachdem Stomm ſich verabſchiedet, und den Wunſch ausgeſprochen hatte, ſeinen lieben Gäſten für den kommenden Tag noch eine kleine Ueberraſchung anbieten zu dürfen, antwortete Bertha, an welche ausdrücklich die Einladung gerichtet wurde: „Ich bin überzeugt, daß mein Vater und meine Mutter und Geſchwiſter die Freuden, welche Sie ihnen neuerdings widmen wollen, nicht zurück weiſen werden, aber was mich betrifft, ſo bitte ich um Entſchuldigung für morgen: ich bin ſolche überſchwängliche Freuden nicht gewohnt; ich bin unwohl; ich fühle ein nicht unbedeutendes Stechen im Kopfe; ich möchte morgen ausruhen. —

So verſchieben wir den Ausflug, antwortete Stomm, auf einen andern Tag, auf den Tag, an welchem Sie ſich vollkommen wohl befinden. Ihr Herr Papa wird ſo freundlich ſein, mich hievon zu benachrichtigen.

Zu Hauſe angekommen, ſchien Berthas Vater von einer wahren Wuth ergriffen.

„Was ſoll das?“ rief er zornerglüht, „was durchkreuzeſt Du meine Plane? Haſt Du nicht bemerkt, daß er Dich liebt? Daß Du ſeine Gattin werden ſollſt, und Du willſt ihm ausweichen? — Habe ich deshalb Tauſende auf Deine Erziehung verwendet, daß ich in dem Augenblicke, in welchem mir hereingebracht werden könnte, was ich für Dich und Deine Geſchwiſter verſchwendet, ein Glück durch Dein Benehmen vereitelt wird, auf das ich mit ſolchen Hoffnungen ſpekulirte?

O, ſprechen Sie nicht von einer Spekulation, wenn von dem Glücke Ihres Kindes die Rede iſt. Ihre Tochter iſt ja keine Aktie, keine Waare, kein Handelsartikel.

Ei, fange mir die Worte nicht auf und erzürne mich nicht noch mehr. Aber ich weiß, was Dir im Kopfe ſpuckt. — Dein plumper Landjunker iſt es, der Menſch ohne Manieren, ohne Rückſicht, der ungeſchlachte, ungeſchliffene deutſche Michel. Ich werde Dir ihn aber aus dem Sinne jagen, das gelobe ich Dir —

O, [illegible]leidigen Sie einen Mann nicht, der ſo edel und gut iſt, ſo offen und wahr, wie heutzutage wenig Männer —

Offen und wahr! das hab ich empfunden, Mamſell, weißt Du, was er mir ſagte, als er um Deine Hand bei mir warb, und ich ihn fragte, ob er reich genug ſei, eine Frau, wie Du eine ſein wirſt, verſorgen zu können. Eine Frau, wie Bertha, antwortete er, allerdings, aber nicht ihre Familie dazu, am wenigſten den Vater, der mehr braucht, als zehn Frauen, wie Bertha!

Das war, gelinde geſagt, beleidigend, bemerkte Bertha's Mutter.

Ich widerſpreche nicht, und entſchuldige ſeine barſche Weiſe nicht, aber wiſſen Sie auch was vorherging! Der Papa ſagte unverhohlen, wer mich, Bertha, heimführen wolle, müſſe den Papa jedes Jahr in ein anderes Land führen, im erſten Jahre nach Neapel, im zweiten nach St. Petersburg, und meine ganze Familie müſſe mit. Der Papa ſetzte dies zur Bedingung, ſo lange er lebe, werde er mit den Seinigen reiſen; denn reiſen, in weite Länder reiſen, ſei ſeines Lebens ſchönſte Aufgabe. — da preßte ihm dieſe Bedingung, welche ungeheuere Ausgaben erheiſcht, die unhöfliche Aeußerung ab. Ich bin wohl reich, ſprach er, aber ſolche Zumuthungen müßten mich zum armen Manne machen.

Zum armen Manne ihn? Ich antworte Dir, er wird nicht arm, ich aber bin bereits ein Bettler, und mir, Deiner Mutter und Deinen Geſchwiſtern kann nur ein ſo freigebiger Cröſus, wie Stomm, helfen. Bertha, um Gottes willen, ſollen wir in Armuth enden?

Hellmann will auf ſeinem Gute wie ein Sohn für Sie und die Mutter und uns Alle ſorgen.

Und meine Schulden? Meine grimmigen Schulden will er die auch bezahlen?

So reich iſt er nicht!

Er wird mich alſo ins Gefängniß ſchleppen laſſen.

Um Gottes willen! Vater! Was ſagen Sie da?!

Ja, ja, in das Schuldengefängniß, vielleicht führt man mich, und wahrſcheinlich ſchon in drei Tagen! Wird Hellmann 10.000 fl. für mich erlegen, um mich zu retten?

Er iſt es nicht im Stande.

Aber Stomm iſt es im Stande; ſobald Du ſeine Hand annimmſt, wird er mir helfen. Ich weiß es. Für

Stomm ſind 10.000 fl. was für mich 10.000 Haſelnüſſe ſind.

Bertha, rette den Vater! flehte die Mutter.

Bertha, rette uns Alle! baten mit Thränen in den Augen die Geſchwiſter.

Mein Himmel! was kann ich thun? Was ſoll ich thun? rief Bertha. — Doch weinen Sie nicht, Mutter, verzweifle nicht, Sofie, ängſtige Dich nicht, Minna. Bis morgen bitte ich mir Zeit zu laſſen. Ich habe ein Herz für meine Familie!

Siebentes Kapitel.

Sie willigt ein.

Bertha war eine zu gute und zu dankbare Tochter, als daß ſie einen Augenblick hätte anſtehen können, der hereinbrechenden Gefahr für ihre Familie entgegen zu treten. Sie war, als ſie erfuhr, daß es ſich um die Freiheit ihres Vaters, um den Wohlſtand ihrer Familie handle, entſchloſſen, ihre Hand dem reichen Stomm zu geben, aber ſie wollte noch einige Stunden für ſich gewinnen, einige Stunden ſich mit dem Geliebten in Gedanken beſchäftigen, ehe ſie für immer von ihm Abſchied nahm, für immer ihm entſagte. Schreiben wollte ſie noch ein Mal an ihn, ihm ihre Lage vorſtellen und bei ſeinem edlen Herzen Entſchuldigung finden für einen Schritt, den ſie in wahrer Verzweiflung that.

Sie hatte Hellmann, einen Gutsbeſitzer, in Iſchl kennen gelernt. In Geſellſchaft ihrer Eltern verlebte ſie eine Badeſaiſon daſelbſt, und Vater und Mutter thaten nicht Einſprache, daß Hellmann faſt nie von Bertha's Seite wich. Nach der Saiſon engagirte Hellmann die Familie Berthas zu einem Beſuche nach ſeinen Beſitzungen und die Familie überzeugte ſich ſehr bald von dem bedeutenden Wohlſtande dieſes Mannes.

Allein Albert von Hellmann, ein Menſch von feſtem Karakter, ein Feind jeder unbeſonnenen Handlung, ein Mann von unumſtößlichen Grundſätzen, ſtolz auf ſeine Unabhängigkeit und emſig darüber wachend, ſein Vermögen nie ſchmälern zu laſſen, weil er dieſem größtentheils ſeine Unabhängigkeit verdankte, durchſchaute ſehr bald, daß ſein leichtſinniger Schwiegervater ſchonungslos auf Alberts Geldkaſten ſpekuliren würde, daß ein ſolcher Schwiegervater ihn zum Bettler machen könne, und trat daher offen und gerade gegen ihn auf; ſagte ihm wie in allen Fällen ſeines Lebens die Wahrheit und faßte ſeine Erklärung in dem Worte zuſammen: „wenn ich heirate, ſo iſt es meine Aufgabe, mein Weib glücklich zu machen, was darüber, iſt Luxus. Doch liebe ich Bertha zu ſehr, um nicht auch ihren Eltern und Geſchwiſtern ein ſorgenfreies Leben auf meinen Gütern anzubieten, aber koſtſpieligen Neigungen und Leidenſchaften des Vaters meiner Gattin werde ich nie fröhnen, ſeinen Launen, Europas Hauptſtädte auf meine Koſten Jahr für Jahr noch ein Mal, und ein drittes und viertes Mal zu beſuchen, und dort wie ein Fürſt zu leben, werde ich nie Gehör geben.“

Nach dieſem Beſcheide zerſchlug ſich die Brautwerbung, ja der Vater gab ſogar die beſtimmte Weiſung, daß Albert weder perſönlich noch brieflich ſich je an ihn noch an ſeine Tochter wenden dürfe.

Die Sache war abgethan.

Allein Albert hoffte, Bertha werde durch die Mutter den Vater auf andere Gedanken bringen, Bertha gab ſich dem Gedanken hin, Albert werde aus Liebe zu ihr ein Mittel finden, wenn auch nicht in dem übertriebenen Sinne des Vaters, doch auf eine beſchränktere Weiſe ſeine Lieblingswünſche zu erfüllen; doch Albert ließ eher ſein Herz brechen, als ein Entgegenkommen einleiten und Bertha und ihre Mutter bemühten ſich vergebens, des Vaters Bedingungen umzuſtoßen.

Bertha, pikirt, daß Albert nichts von ſich hören ließ, ſchrieb alſo an den Geliebten; ſie gab ihm zu verſtehen, daß er wohl ſelbſt etwas Schuld trage an dem entſetzlichen Entſchluſſe, den ſie faſſen müſſe, dann ſchrieb ſie die Verſicherung, daß ſie nur wie ein Schlachtopfer zum Altare geſchleppt werden würde, endlich ſchloß ſie mit den Worten: Doch Ihnen wird mein Verluſt nicht ſchwer werden; Ihr ſtarrer, unbeugſamer Sinn hat Ihnen ja nicht einmal erlaubt, mir auch nur ein herzliches Wort zu ſchreiben; wahrhaft geliebt haben Sie mich wohl nie, daher werde ich allein leiden und Sie mich kaum beklagen!

Am andern Morgen trat Bertha in die Mitte ihrer Familie. Dieſe lauſchte nach ihrem Ausſpruche wie ein zum Tode Verurtheilter nach dem Worte: Gnade!

Bertha ſprach: Wenn Herr von Stomm mich zur Gattin wählen ſollte, ſo werde ich ſeine Hand annehmen. Dieſes Opfer bringe ich den Meinigen. Ich liebe ihn nicht, und würde ihn auch nicht geliebt haben, wenn ich auch Albert nicht kennen gelernt. Ich weiß nicht, ob meine innere Stimme mich belügt, aber dieſe ruft mir zu, der reiche Mann wird Dich unausſprechlich unglücklich machen, doch Deine Eltern und Geſchwiſter werden glücklich ſein; mag Dir nun auch das Fürchterlichſte bevorſtehen, ertrage es, Deiner Familie zu Liebe!

Bertha warf ſich in einen Stuhl, und ließ ihren Thränen freien Lauf; die Mutter drückte ſie an ihr Herz und ſprach: Wie biſt Du doch ſo thöricht, zu fürchten, daß ein Mann wie Stomm Dir Jammer bereiten könnte. Reich, angeſehen, gut, innig, außer dieſen ſeltenen Vorzügen über die Jahre hinaus, in welchen ein Mann ſeine Frau durch Liebſchaften und Ausſchweifungen zu kränken vermöchte; gewiß, Bertha, Du hängſt da einem Fantome nach, und der Neid von Hunderten junger Damen, aus welchen Stomm wählen könnte, wird Dir ſagen, daß Du die glücklichſte Frau von ganz Wien ſein wirſt!

So iſt es! ſprach der Vater, der ſich vor Entzücken nicht zu faſſen vermochte, und nun ſollten wir ihm doch gleich wiſſen laſſen, daß —

In dieſem Augenblicke meldete der Bediente des Hauſes, daß Stomm ſo eben ſeinen Sekretär geſendet, um zu erfahren, wie Fräulein Bertha geſchlafen, und ob ihr Befinden von der Art ſei, ſeinem Beſuche bei der Familie beizuwohnen.

Ich will ſogleich ſelbſt mit dem Sekretär ſprechen, ſagte der Alte und ſtürzte zu ihm hinaus.

Der Papa iſt doch gar zu haſtig, bemerkte Bertha, ſich die Thränen trocknend. Wenn Stomm ſo bald uns beſucht, wird er meine Gemüthsbewegung bemerken, und der Papa in ſeiner Ungeduld wird ſich und mir Alles vergeben. Dann hat Stomm um mich noch gar nicht angehalten! Ach der Papa! der Papa wird Dinge ſagen laſſen, aus welchen Stomm ſchließen könnte, ich ſolle ihm aufgedrungen werden.

Ich will doch auch mit dem Sekretär ſprechen. Vielleicht reparire ich noch, was der Vater in ſeiner Herzensfreude verdorben, ſagte die Mutter und eilte raſch ins Vorzimmer.

Ach, Bertha, ſprach Sofie, Bertha's ſiebzehnjährige Schweſter, wie glücklich wirſt Du ſein; Du wirſt wie eine Herzogin wohnen, der prachtvollſte Schmuck wird Dich zieren, in den ſchönſten Equipagen wirſt Du fahren, und jeden Tag wirſt Du ein neues Kleid, einen andern Shawl, einen andern Kopfputz tragen. In dem vornehmen Hauſe, in das Du kommſt, wirſt Du eine Königin ſein, die vornehmſten Geſellſchaften werden Dich umgeben — Du ſorge dann, daß mich auch ſo ein reicher Mann aus der Umgebung Deines Gatten wählt —

Und mich auch Einer! ſprach die zwölfjährige Minna; bekommt Ihr jede einen reichen Mann, ſo will ich auch einen haben!

O Ihr Kurzſichtigen, bemerkte Bertha, wißt Ihr denn auch, daß ich glücklich werde!

Vater und Mutter traten nun wieder ein.

So iſt es ſchon recht, verſicherte die Mutter; was wir Herrn von Stomm wiſſen ließen, das wird weder Dir noch uns etwas vergeben. Wir haben ihn zu Tiſche gebeten, wenn er noch nicht verſagt iſt —

Zu uns zu Tiſche? dieſen Mann des Luxus, dieſen Lukull, wie er ſich ſelbſt nennt, fuhr Bertha erſtaunt auf —

Laß mich nur machen! bemerkte der Vater. Ich eile ſogleich in das „Kavalier-Kaſino“ und beſtelle ein Diner, zu 20 fl. das Kouvert; wir ſind vier Perſonen, Herr Stomm und ſeine Schweſter, zuſammen ſechs; ich beſtelle außerdem die feinſten Weine —

Aber Papa, entgegnete Bertha, das wird ja Alles ſehr hoch zu ſtehen kommen.

Das wird ſchon hereingebracht! Auch laſſe ich aus dem Kaſino Silber bringen, daß der Tiſch ſich beugen ſoll —

Mit dem Namen des Reſtaurants verſehen? warf Bertha ein.

Nein, ohne ſeinen Namen, mit einem idealen Wappen, o, damit iſt der Mann verſehen; es koſtet freilich mehr, aber Hunderte, welche Tafeln geben und kein eigenes Silber haben, machen es ſo! — Laßt mich nur gewähren! — Wir werden eine impoſante Tafel haben; Aufſätze von Silber mit Springbrunnen; Vaſen von Silber mit friſchen Blumen; ferner Bonbons in goldenen Tüten! Stomm ſoll meinen, er habe ſelbſt die Tafel beſorgt. — Nun eine Bitte: Verunziere nur Du, Bertha, unſeren Glanz nicht durch rothgeweinte Augen!

Achtes Kapitel.

Ein Blick in das häusliche Leben des Vaters der Braut.

Wir wollen unſere Leſer nicht mit der Beſchreibung eines Diners ermüden, das Bertha's Vater ſeinem künftigen Schwiegerſohne gab, noch wollen wir in ein Detail uns einlaſſen, auf welche Weiſe Stomm ſich der Familie immer werther machte; wir wollen nur bemerken, daß Stomm nach der Tafel Bertha um ihre Hand und die Eltern um ihren Segen bat. Die Verlobung fand ſtatt, und als Stomm von Bertha und den Ihrigen Abſchied nahm, um ſich nach Hauſe zu begeben und Vorkehrungen zur baldigen Vermälung einzuleiten, erſuchte er den Vater noch um einige Worte unter vier Augen, und in ein Seitenkabinet tretend, redete er ihn folgendermaßen an:

Ich werde in Kurzem Ihr Sohn ſein, und als ſolcher liegt es mir ob, für Ihr Glück Bedacht zu nehmen. Zufällig habe ich erfahren, daß ein harter Gläubiger Sie bedrängt. Mein Advokat iſt auch der Advokat Ihres Verfolgers. Ich habe daher den Wechſel, der in wenigen Tagen Ihre Freiheit hätte bedrohen können, an mich gebracht; hier iſt er, er iſt bezahlt. Damit beginne ich meine Aufmerkſamkeit für Sie. Zugleich habe ich Ihnen bei meinem Banquier einen Kredit von 30.000 fl. eröffnet; hier der Brief hierüber. Rangiren Sie ſich. Reicht dieſes Geld nicht hin, ſo verfügen Sie auch ferner über meine Kaſſe. Nehmen Sie dies vorläufig als einen kleinen Beweis meiner Sorgfalt für Ihr Wohl und das Wohl der Ihrigen an. — Keinen Dank! Ich halte das, was ich Ihnen hier Gefälliges erzeige, für eine Pflicht, für die Pflicht eines guten Sohnes gegen ſeinen Vater.

Der alte Mann war ganz zerknirſcht. Er ſtand da wie Einer, dem das Herz zu zerſpringen droht, und der nicht Worte findet, ſeine Gefühle zu äußern. Er fiel Stomm an die Bruſt, und Thränen der Freude und der Dankbarkeit traten ihm in die Augen.

Stomm drückte ihm die Hand und ſagte: Ich bin kein Freund von vielen Worten, aber ich zeige durch Handlungen meine Liebe zu Ihnen. Morgen erwarte ich Sie mit Ihrer Familie zu Tiſche. Sie werden viele meiner beſten Freunde verſammelt finden. Ich werde die eigentliche Feier meiner Verlobung begehen und eile jetzt, meine Freunde zu aviſiren. Er ging.

Der Vater Bertha's ſtand faſt regungslos da. Eine Laſt wurde von ſeinem Herzen genommen. Seine Lage war bisher eine verzweiflungsvolle, und nun war, wie durch einen Zauberſchlag, nicht nur aller Jammer von ihm genommen, ſondern auch ihm ein Blick in die Zukunft geöffnet, der nicht roſiger hätte ſein können.

Er las den Kreditbrief. Es waren ihm in der That 30.000 fl. zur Dispoſition überlaſſen. Der Gefahr bringende Wechſel über 10.000 fl. war in ſeinen Händen, und dies war nur das Beginnen einer beſſeren Zeit.

Die bei dem Banquier angewieſenen 30.000 fl. reichten freilich nicht hin, um ihn von allen ſeinen Gläubigern zu befreien, aber verſicherte Stomm nicht ausdrücklich: „Reicht dieſes Geld nicht hin, ſo verfügen Sie noch ferner über meine Kaſſe!“ Leider werde ich dies bald thun müſſen! ſagte der Alte für ſich, denn erfahren die Wucherer, welche mir Geld vorgeſtreckt, die Verheiratung meiner Tochter mit dem Millionär, ſo werden ſie wie Bomben in mein Haus ſtürzen, und keiner wird mehr auch nur acht Tage Geduld haben wollen!

Es iſt entſetzlich, was dieſe Vampire an mir gewinnen! Ich habe vor zwei Jahren von verſchiedenen Blutſaugern in meiner größten Verlegenheit 18.000 fl. geborgt, und durch

Prolongation iſt dieſe Summe auf 65.000 fl. angewachſen, mein Haus ſteht auf dem Punkte im Exekutionswege verkauft zu werden, ein Haus mit allem Komfort erbaut, mit einem prachtvollen Garten! — Gott ſei Dank! dieſes Kleinod für meine Familie wird ihr nun ſchuldenfrei erhalten.

Bertha's Vater war in früheren Tagen ein rangirter Mann. Es ſchien nicht möglich zu ſein, ihn zu ruiniren; er hatte von ſeinem Bruder eine Erbſchaft gemacht, die ihm höchſt ergiebige Eiſenwerke in Steiermark, viel baares Geld und ein ſchönes Haus in Wien zuführte. Aber kaum im Beſitze dieſer Reichthümer, beſchloß er im Wohlleben einzuholen, was er verſäumt, lebte wie ein Kavalier, vernachläßigte den Betrieb ſeiner Hämmer, wurde von ſeinen Geſchäftsführern betrogen und mußte ſich glücklich ſchätzen, daß er ſeine Beſitzungen ſo ſchnell als möglich gegen eine baare, freilich tief unter dem Werthe angeſchlagene Summe an den Mann brachte.

Nun erwachte der Reiſeteufel in dem alten Pollau. Er hatte längſt gewünſcht die Welt zu ſehen. Er beſuchte mit den Seinigen Deutſchland und die Schweiz, die Hauptſtädte Frankreichs und Englands, und lebte mit ſeiner Frau und den Kindern auf einem ſo großen Fuße, daß ihm alle Jahre hätte ein reicher Bruder ſterben müſſen, um durch neue fette Erbſchaften ihn in ſeinem Schlaraffenleben zu unterſtützen.

Er ſah ſich dem Abgrunde entgegen eilen, doch wie einem Leichtſinnigen ſich immer irgend eine Ausſicht vorſpiegelt, ſo auch Pollau. Um ſeine unbeſonnenen Auslagen wenigſtens vor ſeiner Frau und ſelbſt ſeinen Kindern zu entſchuldigen, machte er ihnen weiß, er unternehme dieſe Reiſen, um die Kinder einer höheren Bildung zuzuführen, und eine reiche Heirat müſſe dies Alles wieder herein bringen. Zum Glücke für ihn wurde dieſe Hoffnung realiſirt, aber wie furchtbar dieſes Glück ſpäter umſchlug, davon hatte er freilich keine Ahnung.

Noch war Pollau mit ſeinen Fantaſie-Bildern beſchäftigt, als ſeine Frau eintrat und ihm meldete, Hanf, der harte Wucherer ſei da, der ihn ſo furchtbar peinige, und wolle allein mit ihm ſprechen. Frau Pollau wußte noch nicht, daß Hanf ſeine Forderung von 10.000 fl. bereits bezahlt war, und hatte daher eine unbeſchreibliche Angſt; allein Pollau hielt ſeiner Gattin den Wechſel hin und ſagte: Laß ihn nur herein treten; der Wicht hat ſein Geld, nun will ich ihm auch noch den Text leſen. Was er bei mir jetzt noch zu thun hat, begreife ich nicht.

Hanf trat ein.

Er kroch heran wie ein armſeliger Wurm und verneigte ſich tief.

Was wünſchen Sie von mir? herrſchte Pollau dem Wucherer zu.

Was ich wünſche? ſtotterte dieſer; was kann ich wünſchen, als Ihre mir theuere, unſchätzbare Gunſt? Euer Hochwohlgeboren haben bei meinem Advokaten die 10.000 fl. erlegen laſſen, die Sie mir ſchuldeten; ich bin darüber ganz zerknirſcht.

So? antwortete Pollau, macht es Ihnen Freude, daß Sie durch Ihre gewiſſenloſen Anſchläge auf meine perſönliche Freiheit dieſen Betrag ungeſchmälert erhielten; mir blutet das Herz, daß dies geſchehen iſt.

Mir blutet es ebenfalls, antwortete Hanf.

Vor zwei Jahren liehen Sie mir 4000 Gulden; durch wucheriſche Zinſen, die Sie bei jeder Prolongation auf neue Wechſel immer dazu ſchreiben ließen, ſind es heute 10.000 Gulden, ohne Gerichtskoſten, ohne die laufenden ſechs Prozente! Sie haben alſo meine Familie um 6000 Gulden beſtohlen, und haben noch die Stirne, in mein Haus zu kommen, und ſich unter die Augen meiner Frau, deren Fluch Sie treffen muß, zu wagen?

Aber, mein Gott! erwiederte der Wucherer, ich bringe ja die unglückſeligen 10.000 Gulden wieder zurück. Hier ſind ſie, ich bringe ſie Ihnen wieder und will davon nichts wiſſen.

Was ſoll das heißen?

Das ſoll heißen, daß ich der Mann nicht bin, der in Ihrer namenloſen Verlegenheit Sie drängt, über Hals und Kopf, mich zu bezahlen. Sie haben vielleicht dies Geld zu hohen Zinſen aufgenommen; laſſen Sie das Geſchäft zurückgehen. Nehmen Sie das Geld, bleiben Sie mein Schuldner, ich fühle mich geehrt, wenn ich einen Wechſel von Ihnen in Händen habe!

Ei, der Tauſend! Jetzt auf ein Mal, und als ich Sie vorgeſtern nur auf acht Tage um Nachſicht bat, ließen Sie mir durch Ihren Advokaten ſagen: Eher ſollten noch 10.000 Gulden zum Henker fahren, als Sie von Ihrem Entſchluſſe abſtehen würden; aber ich müſſe in den Arreſt und dann würden Sie erſt den Konkurs über mich verhängen laſſen!

Wenn mein Advokat dies geſagt, ſo hat er gelogen —

Schmähen Sie dieſen Ehrenmann nicht, der außer ſich gerieth, als er durch Sie zum Werkzeuge erniedrigt wurde, eine ganze Familie zu ſtürzen.

Das iſt aber Alles nicht wahr!

So? — Iſt das auch nicht wahr, daß ich ſelbſt bei Ihnen geweſen, daß ich Sie ſprechen wollte, und Sie mir durch Ihren Stiefelputzer oder wer der Burſche iſt, wiſſen ließen, Sie hätten mit mir nichts zu ſprechen? Hätte ich Geld, ſetzte der loſe Bube hinzu, könnte ich es bei Ihrem Doktor erlegen, aber ich ſehe nicht darnach aus, und ich möchte mich nur ſogleich entfernen, ſonſt würden Sie den Gerichtsdiener holen und mich von Ihrer Wohnung aus in den Schuldenarreſt ſchleppen laſſen.

Ich drehe dem Schurken den Hals um, der ſich erfrechte, Ihnen, einem ſo hochachtbaren Manne, ſolche empörende Beleidigungen zu ſagen.

Als ich, über eine ſolche Schmach außer mir, Ihren Schuft von Diener bei der Bruſt packte und ausrief: Schurke ſage Deinem Herrn, ſeine Forderung gebe ihm noch kein Recht, mich durch Dich, Gaunerknecht, beſchimpfen zu laſſen, da riſſen Sie die Thüre Ihrer Wohnung auf und donnerten mir zu: Zahlen Sie, wenn Sie Höflichkeiten wünſchen, wer nicht bezahlt, muß ſich Alles gefallen laſſen; dann ſetzten Sie hinzu: Ich nehme meinem Advokaten die Akten weg, weil Sie nicht ſchon eingeſperrt ſind, denn Sie haben nur noch ſo viel Zeit, als Ihnen der Gerichtsdiener läßt! Darauf ſchlugen Sie die Thüre zu und Ihr roher Diener johlte mir ein hölliſches Gelächter nach.

Aber davon haſt Du mir ja kein Wort geſagt, bemerkte Frau Pollau, und dieſer abſcheuliche Menſch erlaubt ſich noch hieher zu kommen!

Hanf ging jetzt demüthig auf Frau Pollau zu, und verſuchte ihr ehrerbietig die Hand zu küſſen; ſie aber wies ihn voll Abſcheu zurück.

Aber das ſind ja lauter Mißverſtändniſſe, ſagte Hanf. Ich habe Sie gar nicht erkannt; ich glaubte ein anderer Gläubiger hätte ſich an meinem Diener vergriffen —

Sie ſind ein erbärmlicher Wicht! rief Pollau aus. Ich weiß auch, was Sie hieher führt. Sie haben erfahren, wer meinen Wechſel bezahlte, und irgend ein naſeweiſer Schreiber in Doktor Welverts Kanzlei hat wahrſcheinlich erfahren, daß der Millionär Stomm meine Tochter heiratet. Da kommen Sie nun hieher, mich neuerdings in Ihr Netz zu ziehen, um etwa in einem halben Jahre nach Ihrer Skala aus 10.000 fl. — 20.000 zu machen; aber ich verwünſche Sie und Ihr Anerbieten und beklage Jeden, der mit Ihnen zu thun hat. Zwei ſolche Räuber wie Sie ſind im Stande bei einem Wechſelgeſchäfte von 10.000 fl. in wenigen Jahren die Rothſchilde an den Bettelſtab zu bringen. — Und nun hinaus! ſchamloſer Vampir, ſonſt gebrauche ich Repreſſalien, und rufe meinen Hausmeiſter herauf, deſſen Fäuſte Dir, Gauner, Zinſen bezahlen ſollen, daß man die à Conto-Raten in blauer Schrift nach Jahr und Tag auf Deinem Rücken leſen ſoll.

Sie ſind heute mit dem linken Fuße aufgeſtanden, erwiederte Hanf, macht nichts! Ich komme ein andermal; ich küſſe die Hände Euer Gnaden, wendete er ſich zur Frau Pollau. Nun, ich gratulire zur Vermälung des Fräulein Tochter. Ich habe es immer geſagt, eine in ſo hohem Anſehen ſtehende Familie müſſe Glück haben. Ich habe es profezeit. Ich verharre nun als Ew. Hochwohlgeboren ergebenſter Diener, und bei Tag und Nacht bereitwilligſter Menſchenfreund! Adieu!

Gott ſegne Stomm! ſagte Pollau: durch ihn werde ich von allem dieſen Ungeziefer befreit werden.

Gott ſegne ihn! ſetzte ſeine Frau hinzu. Nun wollen wir zu unſerer Bertha, und ſie möge ſich freuen, welch' ein Glück ſie uns ſchon heute verſchafft hat.

Neuntes Kapitel.

Der Wucherer macht ſeinem Zorne Luft.

Hanf, den der Leſer bereits als einen der gemeinſten und verworfenſten Menſchen kennen gelernt hat, als einen jener Erbärmlichen, die ſo lange brutal ſind, als ſie die Torturen einer Wechſel-Exekution als Aſſiſtenz für ihre Niederträchtigkeiten im Rücken haben, die aber ſogleich kriechend höflich werden, ſobald ſie bezahlt ſind, und jede etwaige Beſchimpfung vergeſſen, wenn ihnen irgend eine Ausſicht auf neuen Raub erſcheint, vermochte doch nicht ſo leicht die Beleidigungen zu verſchmerzen, die ihm Pollau zugefügt.

Rache! Rache! ſchrie er, muß ich nehmen, aber an wem? — An dem jetzt reichen Pollau, das wäre Unſinn; aber an einem Armen, an einem, der es dulden muß. Ich habe ſchon Einen! Im Liechtenthal habe ich einen Schneider, der hätte geſtern ſeinen erſten Vergleichs-Termin mit 7 fl. bezahlen ſollen; er hat ſich nicht ſehen laſſen; nun, der ſoll's jetzt entgelten. Sein Weib und ſeine Tochter ſollen ſich krümmen vor mir und alle die Schimpfworte, die ich ſoeben empfangen, lade ich nun bei dem Schneider ab: „Erbärmlicher Wicht!" „Räuber!" „ſchamloſer Vampir!" „elender Gauner!" ſogar den Witz mit den à Conto-Raten in blauer Schrift, die man noch nach Jahr und Tag auf meinem Rücken leſen ſoll, werde ich androhend auf des Schneiders Buckel übertragen.

Der Wucherer eilte ins Liechtenthal.

Er kam bei dem Hauſe, in welchem der Schneider wohnte, an.

Der Meiſter hatte eine Wohnung im Erdgeſchoß, mit einem Gaſſenladen.

Schon von Weitem hörte Hanf hier lauten Jubel.

Der Wucherer ſchlich ſich an die offenſtehenden Fenſter, da hörte er:

Der Meiſter Grauer ſoll leben!

Die Frau Meiſterin ſoll leben!

Ein Hoch! dem braven Herrn Joſef, ſeinem Sohn!

Ein Hoch! dem Herrn Fruchthändler Gieſelburg!

Ein Vivat für Jeden in der Geſellſchaft!

Und jedes Mal wurden die Gläſer zuſammengeſtoßen, daß man vermeinte, ſie müßten zerſpringen.

Beim Teufel! da geht es ja zu wie im ewigen Leben, ſagte Hanf; da kann man dann freilich ſeine Termine nicht bezahlen. Ich will doch einmal ſehen!

Und der Wucherer drückte ſich an die Wand, ſtreckte das rechte Auge nach dem Fenſter und ſagte: Himmel!

eine ganze Geſellſchaft! Und welche duftende Braten und ſchöne Kuchen und wie viel Wein ſie auf dem Tiſche haben! — Nun wartet! Nun wartet! Ich will Euch das Geſundheittrinken vertreiben; ich will Euch ſogleich krank vor lauter Aerger machen!

Herr Hanf trat in den Laden ein und war auch mit einem Schritte im Zimmer. Er behielt den Hut auf dem Kopfe, hob ſeinen Stock kerzengerade in die Höhe und ſchnitt ein Geſicht wie Luzifer.

O weh! ſchrie die Schneiderin, der Hausherr vom gelben Skorpion, was will denn der?

Da iſt ja ein recht hübſcher Klub beiſammen, kreiſchte der Wucherer. Lauter Gäſte des Herrn Schneidermeiſters und Eſſen und Trinken vollauf. Dafür hat der „elende Wicht!“ ſchon Geld, aber für mich nicht! — Einen Schimpfnamen habe ich ſchon weg! triumfirte Hanf für ſich.

Ein junger Mann erhob ſich raſch vom Tiſche, ging auf den Wucherer zu und ſagte: Vor allen Dingen, mein Herr, wenn man in ein fremdes Zimmer tritt, ſo nimmt man hübſch manierlich den Hut ab, und hebt ſeinen Stock nicht in die Höhe! Zugleich ſchlug der junge Mann dem Wucherer den Hut vom Kopfe und riß ihm den Stock aus der Hand. Und nun frage ich, wem gelten die Worte: „elender Wicht“?

Der Wucherer antwortete: Wem anders als dem „Räuber“ hier, dem Schneider, der von meinem Gelde ſchwelgt. Er iſt mir 70 fl. ſchuldig, die er in monatlichen Raten bezahlen ſoll; geſtern war die erſte Rate fällig; ich habe keinen Heller von dem „ſchamloſen Vampir“ erhalten, übermorgen laſſe ich den „niederträchtigen Gauner“ pfänden, das ſchwör ich! — Dem Himmel ſei Dank! murmelte Hanf, die vier Beſchimpfungen ſind transferirt; ich bin wieder rein!

Alſo meinen Vater beehren Sie mit ſolchen Titeln, ſagte Joſef, und Sie glauben, daß ich dies ſo hinnehme. Wie ich fürchte, ſind Sie der Wucherer, der meinen Vater ſo bedrückt hat, und Sie erheben ſo laut Ihre Stimme! Wiſſen Sie nicht, mein Herr, daß Diebe und Wucherer nie laut reden ſollen, damit die Obrigkeit nicht erfährt, wo Sie ſich befinden!

Welche Frechheit! wetterte Hanf. Doch nur Geduld! Einſtecken laſſe ich den Schuldenmacher, einſtecken ein ganzes Jahr!

Es iſt ſehr traurig, entgegnete der junge Mann, daß häufig Leute, welche ins Zuchthaus gehören, das Recht erwerben, ehrliche Leute, wenn ſie ihnen ſchuldig ſind, in den Schuldenarreſt auf Jahr und Tag zu bringen. Man kennt die Geſchichte von einem armen Tapezier, der wegen ſchuldiger 17 fl. neun Monate im Schuldenarreſt ſaß und 12 Monate darin hätte aushalten müſſen, wäre ſein Gläubiger nicht geſtorben. Hätte der Tapezier die 17 fl. geſtohlen, wäre er mit einem Monat durchgekommen, aber er hatte ſie geborgt, dafür verfiel er einem Schurken von Gläubiger auf ein ganzes Jahr. Das Geſetz iſt weiſe, aber diejenigen, welche es zu boshaften Zwecken mißbrauchen, das ſind Leute mit Hyänen-Herzen, ſind Schakals und Tiger! Haben Sie das begriffen, mein Herr?

Ueberdies haben Sie ja auch ſchon Ihr Geld, bemerkte die Schneiderin. Geſtern ſind bei dem Doktor Welpert die 70 fl. Kapital und 58 fl. Gerichtskoſten erlegt worden. 58 fl. Gerichtskoſten! Das iſt himmelſchreiend! Dies war meines braven Sohnes erſtes edles Werk, daß er zu Ihrem Advokaten ging und den alten Vater den Klauen eines Unmenſchen entwand.

Das wird Herr Hanf ohnehin gewußt haben, ſetzte der Schneider hinzu, da es aber zu den Privatvergnügen eines ſolchen Buſchkleppers gehört, ſeine Opfer nicht nur ganz nackt auszuziehen, ſondern ihnen auch noch Fußtritte zu geben, ſo kann mich ſein unverſchämtes Betragen gar nicht wundern.

Bezahlt wäre ich? dehnte der Wucherer aus ſeiner Kehle hervor. Wo wären denn die Beweiſe?

Hier, ſagte der Schneider, und holte den berichtigten Wechſel hervor, und hier iſt auch die Expens-Note, ebenfalls ſaldirt.

Da bitte ich um Verzeihung, ſtammelte der Wucherer. Nichts für ungut!

Nein, Alles für ungut! entgegnete der junge Mann. Sie ſind hier hereingekommen, und haben einem rechtſchaffenen Bürger ehrenbeleidigende Schimpfnamen gegeben, haben ihn in ſeinem Hauſe, nicht nur im Kreiſe ſeiner Familie, ſondern vor vielen fremden Perſonen geläſtert. Sie haben ihm vier der gemeinſten Schandtitel gegeben; Sie erſtatten dafür zum Beſten einer armen Familie in dieſer Vorſtadt die Wucherzinſen zurück, die Sie dem Bürger, als er in größter Bedrängniß ſich an Sie gewendet, abnahmen. Was haben Sie baares Geld von dem Manne erhalten? fragte der Sohn ſeinen Vater.

Baares Geld? Keinen Heller. Fünfundzwanzig Gulden war ich ihm für den Mietzins ſchuldig, und damit er mich nicht im vorigen Winter, in welchem mein Weib ſchwer erkrankt darniederlag, pfändete und ihr die Betten wegtragen ließ, mußte ich ihm ſiebenzig Gulden zuſichern, und darüber einen Wechſel unterzeichnen.

Einen Wechſel, ein Flickſchneider! lachte der Lotterieſchreiber.

Das iſt Wucherer-Manier, ſagte der Tabakkrämer, die Wechſel ſind blos für die Wucherer erfunden worden.

Sie bezahlen ſonach fünf und vierzig Gulden, die Sie einem armen Manne raubten, zurück, ſonſt kommen Sie nicht mehr fort.

Erlauben Sie, ſagte Hanf, Sie werden doch nicht meine perſönliche Freiheit bedrohen?

Warum nicht? Bedroht Ihr Blutſauger die perſönliche Freiheit eines Jeden, der Euch nur wenige Gulden ſchuldig iſt, ſo kann auch der Fall einmal umgekehrt ſein. Uebrigens werden Sie nicht gezwungen, dieſe fünfundvierzig Gulden hier zu bezahlen; Sie bezahlen Sie bei der Polizei; nur werden Sie vielleicht noch mehr an Strafgeldern erlegen müſſen, wenn dort bei dieſer Gelegenheit Ihr Wucher bekannt wird.

Ich will die fünfundvierzig Gulden herausgeben, ſagte Herr Hanf, nur nicht zur Polizei, dort habe ich Feinde!

So wie alle ähnliche Leute! ſagte der Lotterieſchreiber.

Dann erklären Sie laut, daß Sie den „elenden Wicht,“ den „Räuber,“ „Vampir,“ den „niederträchtigen Gauner“ zurück und mit nach Hauſe nehmen; ſolche Titel dürfen Sie nicht austheilen, die müſſen Ihnen bleiben.

Das thue ich nicht! ich war froh, daß ich ſie angebracht hatte.

Gut! ſo wird die Polizei Sie zwingen, abzubitten.

Verfluchte Geſchichte! ſagte Hanf; immer die Polizei! Nun gut! Ich nehme Alles zurück.

Jetzt wird der Gerichtsſchreiber, der ſich als Gaſt hier befindet, die fünfundvierzig Gulden zum Beſten einer armen Familie in Empfang nehmen, Ihnen eine Beſcheinigung darüber ausſtellen, und Sie können dann gehen, wohin Sie wollen.

Fünfundvierzig Gulden muß ich hergeben! wimmerte Hanf, es iſt meine letzte Stunde — da ſind ſie! Vier neue Zehn- und eine Fünf-Gulden Banknote! Aber dieſes Geld brenne der armen Familie auf der Seele; es bringe ihr Unglück und Jammer! Verflucht ſei der Augenblick, in welchem ich hieher gekommen! — Mit dieſen Worten eilte er auf die Straße.

Zehntes Kapitel.

Die Geſellſchaft des Schneiders.

Zu dem heitern Familienfeſte, mit welchem die Rückkunft des Sohnes gefeiert wurde, hatte der gute Sohn die bewährten Freunde ſeiner Eltern eingeladen. Der Sohn war nur Schreiber bei einem Fruchthändler, aber der Fruchthändler honorirte ihn ſo gut, wie vielleicht mancher reiche Mann ſeinen Sekretär nicht bezahlt. Der Prinzipal Joſef's war zugegen, und eigentlich der Mann, der das Traktament bezahlte.

Der Fruchthändler hatte außerordentlich viel Geld. Er hatte ſein Hauptgeſchäft in Ungarn, kam jedoch ſehr häufig nach Wien, um hier ſeine Einkäufe zu beſorgen. Einen Schreiber hatte er ſich zur Führung ſeiner Bücher und zur Beſorgung ſeiner nicht unbedeutenden Korreſpondenz genommen.

Im Hauſe des Vaters ſeines Joſef's gefiel es ihm ſehr wohl, und er ſprach oft hier ein.

Als der Wucherer Hauf das Zimmer verlaſſen hatte, nahm der Fruchthändler das Wort, und ſagte: „Jetzt hoffe ich, ſoll uns nichts mehr ſtören. Weder meinem Joſef, noch ſeinen Eltern ſoll je mehr ein trüber Augenblick bereitet werden, denn Joſef iſt mir ſo lieb, wie ein Bruder; er iſt mir anhängig, iſt fleißig, verläßlich und ehrlich, daß ich ihm all mein Geld ungezählt übergeben könnte; es würde nie ein Heller daran fehlen. Ich ſchicke ihn in der nächſten Woche allein ins Banat, um dort für mich Einkäufe zu machen, und führt er das Geſchäft zu meiner Zufriedenheit, woran ich nicht einen Augenblick zweifle, ſo ſoll er einen Antheil an meinem Fruchthandel haben, da kann er ſich dann in einigen Jahren ein kleines Kapital machen und ſelbſt Fruchthändler werden. Nur Eins beding ich mir: So lange er in meinem

Dienſte ſteht, darf er nicht heiraten; ja, ſieh mich nur mit Deinen feurigen Augen noch ſo groß an: heiraten darfſt Du nicht, ich habe zu dieſer Maßnahme meine triftigen Gründe."

Joſef's Geliebte, Leni, des Tabakkrämers Tochter, ſaß am Tiſche, ſie hörte dieſen Ausſpruch, und es fehlte nicht viel, ſo wäre ſie vom Stuhle geſunken.

Ein verheirateter Menſch, fuhr der Fruchthändler fort, iſt nur ein halber Menſch, und ich will meinen Joſef ganz haben.

Ei, da müßte ich auch nur ein halber Menſch ſein, meinte der Lotterieſchreiber, und daß ich ein ganzer Mann bin, wiſſen doch alle meine Freunde und Nachbarn. Im Gegentheile, bei meinem Geſchäfte iſt ein Weib unentbehrlich, denn wer würde ſtatt meiner den Lottoſpielern die Nummern einſchreiben, wenn ich nach der Stadt ins Amt muß, um die Liſten und die Gelder abzuführen, oder Gelder holen muß, um die Ternen auszuzahlen, wer würde den Köchinnen die Träume auslegen, wenn es mein Weib nicht thäte, wer würde für den Abſatz der ſogenannten Kaufzettel ſorgen und die Liſten kopiren, wenn ich ſie nicht hätte. Ich ſage, ein Mann wird erſt ein rechter Mann, wenn er ein braves Weib hat. Nur Eins muß ſie noch lernen, und das iſt, die falſchen Banknoten zu erkennen. — Seit acht Tagen nimmt ſie ſchon den zweiten falſchen „Zehner" ein; den erſten habe ich verlieren müſſen, den hat mir der Lotto-Kaſſier weggenommen und hat ihn der Nationalbank überſchickt; den zweiten führe ich gar nicht ab, ſondern behalte ihn in meiner Brieftaſche, ſonſt verliere ich den auch noch! In acht Tagen zwanzig Gulden einzubüßen, das trägt mir die Kollektur in dieſer Vorſtadt nicht, da ſperre ich ſie lieber zu!

Nicht übel! bemerkte der Tabakkrämer; ich habe auch in der vorigen Woche einen falſchen „Zehner" eingenommen. Der Geier erkennt dieſe nachgemachten Banknoten;

ſie ſind ja den ächten ſo ähnlich, daß ſich anfänglich die Beamten in der Nationalbank ſelbſt haben täuſchen laſſen. Ich habe dieſes falſche Zettel bei mir und hier ein ächtes; ich will nun beide zugleich vorzeigen und die Geſellſchaft fragen, welches das ächte und welches das falſche iſt.

Da kann ich helfen! verſetzte der Fruchthändler. Ich wechsle ſehr gerne die falſchen Banknoten gegen ächte aus. Für die ungariſchen Bauern ſind ſie gut. Geben Sie ſie her, dieſe „Zehner“, Sie ſollen nichts verlieren.

Der Lotterieſchreiber und der Tabakkrämer rückten mit ihren falſchen Banknoten heraus und der Fruchthändler gab ihnen ächte dafür.

Aber es iſt ja verboten, ſagte der Gerichtsſchreiber, falſche Banknoten, wenn man ſie als dieſe erkannt hat, weiter zu geben. Es ſind ja Strafen für ſolche Handlungen feſtgeſetzt —

Ei was! ſagte der Fruchthändler, da müßten viele Leute beſtraft werden. Verlieren will kein Menſch, und am Ende muß die Bank dieſe Noten erſetzen, da ſie gar zu täuſchend nachgeahmt ſind.

Der arme Salzverſchleißer da drüben, erinnerte Joſef's Mutter, dauert mich am meiſten. Dieſer hat vor 14 Tagen einen falſchen „Hunderter“ gewechſelt. Er hat nun dieſe hundert Gulden der Kaſſe erſetzen müſſen. Der Mann hat fünf Kinder, und er hat keinen Regreß zu hoffen. Es iſt himmelſchreiend von einem ſolchen Fälſcher, ſo viele Leute durch ſein ſchändliches Gewerbe unglücklich zu machen!

Nun, wenn ſie den kriegen, ſetzte der Tabakkrämer hinzu, der die falſchen Banknoten in unſerer Vorſtadt verbreitet, es lauert bereits Alles auf dieſen Spitzbuben, ſo ſchlagen ihn die Gewerbsleute todt.

Das Geſpräch nahm bald eine andere Wendung, wozu Joſef und Leni die Veranlaſſung gaben. Joſef war auffallend verſtimmt, der Ausſpruch ſeines Herrn, daß er, ſo lange er bei ihm in Dienſt ſtehen werde, nicht heiraten dürfe, ging ihm nicht aus dem Kopfe. Leni unterdrückte mühſam ihre Thränen. Die jungen Leute hatten mit Zuſtimmung ihrer Eltern die Heirat ſchon beſchloſſen; es ſollte nur erſt eine ſichere und gute Anſtellung abgewartet werden; dieſe war nun erfolgt; man kann ſich daher den Schmerz der Liebenden vorſtellen, daß plötzlich mit einem Schlage alle ihre Hoffnungen vernichtet wurden.

Joſef's Mutter konnte das Herzeleid, das ſich auf den Geſichtern der Liebenden abſpiegelte, nicht länger mehr mit anſehen; ſie wendete ſich an ihre Nachbarin am Tiſche, die Frau eines Handſchuhmachers, von der ſie wußte, daß ſie, wie man in Wien zu ſagen pflegt, „ein gutes Redhaus“ habe. — Dieſer ging das Schickſal der armen jungen Leute ohnehin zu Herzen und ſie begann alſo ihre Vorſtellung an den Fruchthändler mit Folgendem:

„Herr von Gieſelburg,“ hob ſie an, „wir ſind, des nichtswürdigen Banknotenverfälſchers wegen, ganz von dem Thema, das Sie aufs Tapet brachten, daß nämlich ein Mann, der verheiratet, nur ein halber Mann ſei, ganz abgekommen. Ihre Anſicht iſt kränkend für die Weiber und beleidigend für die Männer. Ein Ehepaar iſt, ich will den Vergleich von meinem Manne ſeinem Geſchäfte herholen, einem paar Handſchuhe ähnlich. Beide haben nur Werth, wenn ſie beiſammen ſind; hat man den rechten Handſchuh allein und es fehlt der linke, ſo iſt das eine unglückliche Geſchichte, man iſt nur an der einen Hand vor Kälte geſchützt, und tritt man gar in eine Geſellſchaft mit einem einſchichtigen Handſchuh, ſo wird man ausgelacht. Mein Gleichniß mag hinken, ich will es zugeben, aber es iſt nicht gar ſo übel, und ich könnte es noch weiter fortführen, wenn Sie mich nicht ohnehin gut verſtünden! Da ſitzt mein Mann, und er ſoll es ſagen, ob er vor der Ehe nicht ein einſchichtiger Handſchuh war; und ob er jetzt nach der Ehe mit einem zweiten guten Handſchuh, welchen ich vorzuſtellen die Ehre habe, nicht weit glücklicher iſt! Vor der Ehe war er wohl ſchon Bürger und betrieb ſein Geſchäft; ſobald er aber ein paar Dutzend Handſchuhe gemacht und verkauft hatte, ging er ins Wirthshaus, und oft blieb ihm, wenn die Woche zu Ende ging, nicht ſo viel, daß er den Lederhändler hätte bezahlen können. Jetzt iſt das ganz anders. Mein Mann ſoll mir widerſprechen, wenn er kann, jetzt arbeitet er mit ſechs Geſellen, und zwanzig Näherinnen haben durch uns Brod, wir haben drei Lehrjungen; wir ſchicken unſere Handſchuhe weit und breit, wir haben ein Gewölb in der Stadt, haben immer Geld im Hauſe, kaufen das Leder im Großen bezahlen alles baar; iſt dies ein halber Mann im Stande oder gehört ein ganzer hiezu? — Daher bitte ich Sie, Herr von Gieſelburg, laſſen ſie den Herrn Joſef heiraten und ſtillen Sie die Thränen ſeiner Leni, welche durch Ihren harten Ausſpruch gekränkt, mehr Waſſer in den Augen hat, als Sie Wein in Ihrem Glaſe. Sie ſind zufrieden mit Joſef, aber Sie werden noch zufriedener ſein, wenn er verheiratet iſt. Er wird ſo thätig ſein, als er jetzt iſt, denn man arbeitet zwei Mal ſo viel, wenn man für Zwei zu arbeiten hat.

Kommt Zeit, kommt Rath, erwiederte der Fruchthändler. Joſef ſoll heiraten, ich habe nichts dagegen, aber nur nicht in der Zeit, in welcher er für mich reiſen muß —

Dauert dies noch lange?

Vielleicht zwei Jahre!

Indeß ſterben die Liebenden aus Gram.

Man ſtirbt nicht gleich.

Doch! doch! meinte die Handſchuhmacherin, man iſt ja zur Hälfte ſchon ein todter Menſch, wenn man in der Welt mit einem halben Herzen herumläuft und die andere Hälfte bei der Geliebten zurückläßt. Sie waren gewiß nie verliebt, werther Herr von Gieſelburg —

Verliebt? O ja, ich bin es noch, und zwar in mein Geſchäft und in Alles, was mir Geld bringt —

O weh! ſagte die Handſchuhmacherin, nur in das Geld ſind Sie verliebt, da bedauere ich den armen Joſef; Sie ſind alſo auch ſo ein Mann, der nur dem Mammon huldigt, und der nur ein Herz hat, damit es lacht, wenn es eine volle Brieftaſche ſieht. Mein lieber Joſef, jetzt beneide ich Sie nicht mehr um Ihren guten Dienſt.

Ei Madame, verſetzte der Fruchthändler, Sie ziehen ja Fäuſtlinge an, um mir auf den Leib zu gehen; hat Herr Joſef oder ſeine Mutter Sie zum Heiratsagenten gemacht? Wenn es ihm um eine Heirat zu thun iſt, warum wendet er ſich nicht ſelbſt an mich?

Nun ſo reden Sie, Herr Joſef, ſagte die Handſchuhmacherin, reden Sie; ziehen Sie aber Glacé-Handſchuhe an, weil der geſtrenge Herr behauptet, ich ging ihm mit Fäuſtlingen auf den Leib.

Herr! ſagte Joſef, und ging auf Gieſelburg zu, laſſen Sie mich dieſes brave Mädchen heiraten, und ich widme Ihnen mein Leben, guter Herr!

Redensarten! antwortete Gieſelburg.

Keine Redensarten! Es kommt auf eine Probe an, erwiederte Joſef.

Eine Probe? entgegnete der Fruchthändler. Es gibt auch ſchwere Proben.

Was es ſei! Ich bin die ſchwierigſte Aufgabe zu löſen bereit.

Nun gut! Ich will meinem braven Joſef unter vier Augen eine Bedingung ſtellen, geht er auf dieſe ein, ſo kann er heiraten, meinetwegen morgen heiraten, und ich will ihm eine Hochzeit aushalten, von der Liechtenthal ein Jahr lang reden ſoll. —

Ich gehe Alles ein! Leni, komm her, bedank Dich, Vater und Mutter, und Vater und Mutter meiner Leni, danken Sie mit mir. Da die Heirat von einer Bedingung abhängt, die ich zu erfüllen habe, ſo bitte ich es nur gleich auf dem ganzen Grund zu verkünden, daß Leni meine Braut iſt.

Nehmen Sie unſere Glückwünſche! ſagte der Gerichtsſchreiber, und die ganze Geſellſchaft ſtimmte ein.

Drauf gehört ein Glas von dem alten Oeſterreicher! rief der Handſchuhmacher. Es lebe das Brautpaar!

Vivat! rieſen Alle.

Es lebe Herr Gieſelburg!

Vivat! tönte es noch ein Mal.

Und es lebe die Frau Handſchuhmacherin Wieſer, rief der Lotterieſchreiber, die hat eigentlich dieſe Verlobung zu Stande gebracht. Es lebe die linke und rechte Hand von dieſem Brauthandſchuh-Paar, und nie ſoll einer ohne den andern mehr geſehen werden. Wie der Handſchuh die Hand, ſoll die Liebe dieſes Paar vor Hitze und Kälte, vor den rauhen Stürmen der Zeit, vor allen böſen Einflüſſen von Außen und Innen ſchirmen!

Vivat! Vivat! rief die Geſellſchaft.

In dieſem Augenblicke hörte man auf der Straße ein großes Geſchrei.

Ein ganzes Rudel von Menſchen in höchſter Aufregung zog vorüber.

„Da bringen ſie ihn ſchon!“ rieſen viele Stimmen wild durcheinander.

„Führt ihn auf die Direktion!“ ſchrien andere. „In den Arreſt mit dem Spitzbuben!“

Nicht einſperren! Gleich todtſchlagen! brüllte ein dicker Mann, der einem Fleiſcher nicht unähnlich ſah.

Was gibt es denn? rief der Schneider einem vorübergehenden Nachbar zu.

„Ei! den ſchlechten Menſchen haben ſie beim Löwen-Wirth erwiſcht, der auf unſerm Grund ſeit Kurzem die falſchen Zehner ausgibt und den Salzverſchleißer ſogar mit einem „Hunderter“ betrogen hat! Der Wirth hat' ihn ſchon ergriffen gehabt, aber der Kerl iſt ihm wieder aus den Händen geſchlüpft wie ein Aal. Nun hat ihn der Fleiſchſelcher gepackt, der laßt ihn nicht mehr aus."

Wie der Blitz fuhr der Fruchthändler auf die Straße und miſchte ſich ins Gedränge.

Wie ſieht denn der Menſch aus? fragte die Handſchuhmacherin. Iſt er jung oder alt?

Es iſt ein Bürſchel von 17 bis 18 Jahren; er iſt recht gut gekleidet, antwortete man. Da führen ſie ihn am Bären-Haus vorüber.

Die ganze Geſellſchaft des Schneiders eilte aus der Stube, der Gerichtsſchreiber lief was er konnte, dem Zuge nach.

Bleib Du hier, ſagte Joſef zur Leni; ich werde gleich wieder kommen und Dir Alles erzälen, was geſchehen.

Joſef folgte den Leuten auf der Straße.

Leni blieb am Fenſter ſtehen. Aber ſie ſah und hörte nichts. Was lag ihr an dem Menſchen, den man zur Polizeibehörde führte, was kümmerte ſie der ganze Spektakel auf der Straße, ſie war nur mit ihrem Glücke beſchäftigt. Sie war ihres geliebten Joſefs Braut. — Sie ſtand beim Fenſter und ſchaute hinaus, ohne zu bemerken was vorging.

Wieder ertönte ein noch grelleres Geſchrei.

Haltet ihn auf! Haltet ihn auf! Jetzt kam Joſef und rief Leni zu: Der Spitzbube iſt wieder entwiſcht. Er iſt völlig verſchwunden unter dem Haufen der Leute: auf welche Weiſe begreift niemand! Leni, kennte ich meinen Herrn nicht ſo gut, ſo müßte ich glauben, er habe den verdächtigen Burſchen durchwiſchen laſſen." Mein Herr ſelbſt iſt ebenfalls verſchwunden.

Eilftes Kapitel.

Doktor Welpert.

Herr Doktor, ſagte der Sollizitator Wendemann zu dem Advokaten Welpert, was iſt heute zu thun? — Der herzloſe Hanf war geſtern Abends noch ziemlich ſpät hier; wir wollten ſo eben die Kanzlei verlaſſen. Er kam ganz athemlos und gab den Auftrag, daß der Arreſt gegen den Kaſſier Benet wegen des bis zur Stunde nicht bezahlten Wechſels von 1700 fl. ſo ſchnell als möglich vorgenommen werden ſolle. Wenn Sie ſeinen Wunſch nicht erfüllen, und auf der Stelle erfüllen laſſen ſollten, ſo werde er ſeine Angelegenheit und die in derſelben erworbenen Rechte einem andern Rechtsfreunde übertragen.

Ich kenne die Sprache dieſes Mannes, erwiederte Welpert. Mir iſt auch gar, gar nichts gelegen an dieſer Partei; es iſt mir ſogar lieb, wenn ich ihn verliere; Wucherern zu dienen, iſt meine Sache nicht. Aber mir liegt das Schickſal des alten, ehrlichen Kaſſiers am Herzen. Dieſer Mann hat ſich überreden laſſen, für einen ſeiner Freunde einen Wechſel auszuſtellen, dieſer ſogenannte Freund zahlte nicht, und nun ſoll der Kaſſier Benet als Ausſteller bezahlen. Daß er das Geld hiezu nicht beſitzt, wiſſen wir, und daß er es ſich nicht in ſo kurzer Zeit verſchaffen kann, wiſſen wir ebenfalls. — Wird der Kaſſier aber auch nur eine Stunde feſtgeſetzt, ſo iſt er verloren. Er verliert ſeinen Dienſt; ein Mann von 70 Jahren wird brodlos; es iſt entſetzlich!

Herr Hanf meint, darauf würde es der Kaſſier nicht ankommen laſſen; in dem gefährlichſten Moment würde ſich der Kaſſier ſchon zu helfen wiſſen —

Und ſeines Herrn Kaſſe angreifen? Darauf ſpekulirt der Wucherer. Ich weiß es. Es würde alſo Benet das Zuchthaus dem Polizeihauſe vorziehen? — Ein ſolcher

Gedanke kann auch nur einem Wucherer einfallen; nein, nein, wir werden unſere Hand nicht zu einem Banditenſtreiche bieten! — Sagen Sie dem Hauf: Ich hätte dem Kaſſier noch drei Tage Friſt anberaumt, vor drei Tagen werde ich keinen Arreſt gegen den unglücklichen Mann vornehmen laſſen. — Indeß ſchaffe ich anderwärts Rath. Vielleicht gelingt es mir, die 1700 fl. für Benet aufzutreiben, ja, ich zweifle nicht, daß es mir gelingen wird.

Der Herr Doktor werden ſich doch nicht für den Schuldner verbürgen?

Im ſchlimmſten Falle, ja! Ehe ich die indirekte Veranlaſſung zu einem Verbrechen gebe, oder einen Menſchen um ſeine Exiſtenz bringe, verbürge ich mich für den armen Mann, oder erlege ich die 1700 fl. aus meiner Kaſſe.

Aber um Gottes willen! Herr Doktor — —

Gerade um Gottes willen! Hören Sie, welchen Gedanken ich habe. Sie wiſſen, heute iſt das Verlobungsfeſt bei dem Millionär da drüben, bei dem generöſen Stomm. Ich bin hiezu gebeten. Herr Stomm überhäuft mich mit Artigkeiten, er hat mich zu ſeinem Rechtsanwalt ernannt. Ich habe ſeinen großen Prozeß gegen die Fabriksbeſitzer, welche ſeine Gutsnachbarn in Böhmen ſind, übernommen, und er hofft von mir den beſten Ausgang dieſer Sache und ich werde demſelben das namhafte Kapital, das auf dem Spiele ſteht, retten. Da ich ihm bereits auseinandergeſetzt, wie ich das anfangen werde, und Stomm iſt es einleuchtend geworden, daß ich Behelfe aufgefunden, welche keinen unglücklichen Ausgang für den Prozeß zulaſſen, ſo kann ich von Stomm haben, was ich wünſche. Ich werde nichts wünſchen, als 1700 fl. für den Kaſſier, zahlbar in drei Jahren in Raten. — Stomm iſt ein edler Mann, beſitzt das beſte Herz. 1700 fl. ſind für ihn, was für mich 1700 Heller. Sie werden ſich überzeugen, der alte Benet wird gerettet.

Wenn aber der ſiebzigjährige Mann, ehe die Schuld bezahlt iſt, ſtirbt —

Dann wird Gott den reichen Stomm bezahlen, doch daran wird Stomm nicht denken; er ſetzt nie Zweifel und ängſtliche Sorgen einem guten Werke entgegen. Im dringendſten Falle mache ich mich anheiſchig, auch einen Theil der Schuld des Kaſſiers nach ſeinem etwaigen Tode zu übernehmen.

In dieſem Augenblicke trat ein Schreiber in das Bureau des Doktors, ein Schreiber aus deſſen Kanzlei, eine Art Karrikatur, wie man ſie manchmal in früherer Zeit häufiger als jetzt bei Advokaten fand. Wir müſſen bei Beſchreibung dieſes Kanzelliſten etwas verweilen, weil wir ihm keine unbedeutende Rolle in unſerm Roman zugedacht haben.

Dieſer Schreiber war wohl über ſechzig Jahre alt. Er war vierzig Jahre Kanzelliſt bei vielleicht einem Dutzend Advokaten in Wien, hatte es aber nie höher als zu einem Gehalt von monatlich zwanzig Gulden bringen können. Er war eben nur Abſchreiber, ſonſt nichts auf der weiten Welt. Er hatte aber die Meinung, was er abſchreibe, habe er auch konzipirt, weil er nur Klagen an das Wechſelgericht über nicht eingelöſte Tratten, Pfändungs- und Arreſt-Geſuche kopirte, welche wie bekannt nach der Schablone gemacht werden, die er ſonach auswendig wußte. Da er, wie er erzählte, in 40 Jahren über 120.000 Stücke ſolchen Zeuges geſchrieben, die er für Wunder des juridiſchen Stiles ausgab, ſo meinte er, er ſei ein Juriſt. Ein Advokat in Wien, der vor fünfzig Jahren lebte und Montibello hieß und ſonſt nichts that, als daß er Schuldſcheine armer Leute um einige Groſchen kaufte, und dann unglückliche Handwerker um ihre Werkzeuge, Wöchnerinnen um ihre Betten, ja, ſtarb ihm plötzlich ein Schuldner, den Todten um den Sarg pfändete, dieſer Advokat ließ dergleichen Geſuche von ſeinem Bedienten anfertigen: man kann ſich denken, was für ein Konzept hiezu gehört!

Um die Beſchreibung des alten Kanzelliſten, der ſo eben zu Doktor Welpert hereintrat, zu ergänzen, ſo muß noch geſagt werden, daß er mit hohler Stimme ſprach. Sein Ton klang wie aus einem leeren Faſſe; von der ungeſchickten Haltung beim Schreiben war er auf der einen Seite ganz ſchief geworden, auch ſchlotterte er mit den Beinen und hielt ſich gebückt. Er ſeufzte und klagte unaufhörlich, war der größte Feind des Sollizitators, den er beſchuldigt, ihm keine Sporteln zukommen zu laſſen, und raiſonnirte ſelbſt über ſeinen Doktor, weil er ſeinen Konzipienten eine unverhältnißmäßig höhere Beſoldung gab als ihm.

Der Doktor war aber nur großmüthig gegen dieſen Mann. Er hatte ihn von ſeinem Vorgänger übernommen und behielt ihn aus Mitleid, obgleich er für dasſelbe Geld junge flinke Leute mit den ſchönſten Handſchriften hätte haben können.

Der Schreiber, welcher den ominöſen Namen Klagbaum beſaß, erkannte dies aber nicht. Er hatte ein junges Weib und kleine Kinder, — wie er zu den kleinen Kindern kam, wußte er ſelbſt nicht, — und dieſes junge Weib hetzte unaufhörlich den alten Mann, doch mehr Geld ins Haus zu ſchaffen. Da er ſeinem Weibe immer vorſchwatzte. „er ſei die Seele des Geſchäfts, und der Doktor und ſeine Konzipienten, der Sollizitator und die übrigen Schreiber ſammt und ſonders verſtünden nichts“, ſo war es natürlich, daß die Frau ihren Mann bei ſeiner Geſchicklichkeit und ſeinen Verdienſten aufforderte, ſich doch beſſer bezahlen zu laſſen.

Dies war unmöglich durchzuſetzen, und deshalb erfüllte das Herz dieſes Mannes ein bitterer Groll. Er hätte ſeinem Prinzipal alles mögliche Leid vergönnt, wenn es nur bei ihm hätte einkehren mögen. Da dies nicht geſchah, ſo ſuchte er wenigſtens ſeinem Doktor nur Unangenehmes zu hinterbringen; log auch manchmal recht beleidigende Aeußerungen, welche die Parteien gemacht haben ſollten, um ihre Unzufriedenheit über den Doktor und ſeinen Sollizitator auszuſprechen.

Alſo dieſer Schreiber, dieſe mediſante Karrikatur, trat ein, und meldete mit ſeiner Grabesſtimme:

„Es iſt ein junger Mann da, der durchaus mit dem Herrn Doktor zu ſprechen hat. Er muß etwas Bedeutendes ſein, oder mindeſtens ſehr reich, weil er durchaus keine Umſtände macht. Er lacht über Alles was ihm vorkommt, und da ich ihm bemerkte, der Herr Doktor müſſe ohnehin bald zu ſprechen ſein, er möge indeß auf dem Sofa Platz nehmen, ſo antwortete er, er ſäße nicht gerne auf einer Armen-Sünderbank, und dies ſei jeder Stuhl und jedes Sofa bei einem Advokaten, in deſſen Stube den ganzen Tag über von nichts anderem die Rede ſei als von Exekutionen, gerade wie bei einem Scharfrichter.

Der Doktor lachte hier laut auf.

Und ſolche Bemerkungen hat der Fremde ungeahndet ausſtoßen dürfen? fragte der Sollizitator. Was haben denn Sie hierauf geſagt? Sie ſind ja ſonſt gleich ſo ſchnell mit Ihrer Zunge!

Was ich geſagt? Nichts! da wäre ich auch ſchön angekommen. Mich nannte er gleich beim Eintritte ein altes Faszikel und lachte mir ins Geſicht.

Und der erſte Konzipient, fragte der Sollizitator, was ſagte denn der zu dem Fremden?

Der wollte ihn zurechtweiſen und ermahnen, der anderen Parteien wegen, nicht ſo deſpektirlich von unſerer Kanzlei zu ſprechen.

Aber da rief er: Ei zum Teufel! das iſt ja mein alter Kollega Sperrmeiſe! Wie zum Geier kommſt Du zu einem Advokaten? Doch ja, hieher taugſt Du! Sag einmal an, wie Viele haſt Du denn ſchon gepfändet, wie Vielen ihre Geräthſchaften weggenommen und einſperren laſſen? Du warſt ja ſchon als kleiner Junge ein Schadenfroh und wünſchteſt Deinen Kameraden alles Unheil. Iſt Dein Prinzipal auch ſo wie Du, ſo will ich gar nicht warten auf ihn.

Der Doktor lachte aufs Neue und ſagte: Wer muß der komiſche Patron ſein? Nannte er denn nicht ſeinen Namen?

Da Herr Sperrmeiſe ihn kennt, ſo fragte ihn Niemand wie er heiße.

Und Herr Sperrmeiſe nahm die boshaften Anſchuldigungen ſo hin?

Freilich! Er ſagte nur: „Du biſt noch immer der Alte!“ Das iſt mein Glück, entgegnete der Fremde, aber wenn Du, Sperrmeiſe, auch der Alte biſt ſo iſt dies ein ſehr großes Unglück! Ich bin ſo frei, Dir das geradezu ins Geſicht zu ſagen.

Mir ſollte er ſo Etwas ſagen, meinte der Sollizitator.

O der ſchenkt Ihnen auch nichts, verſetzte der Schreiber mit dem Organ aus dem Bauche, laſſen Sie ihn nur hereinkommen, Sie werden es ſchon hören.

Ich weiß jetzt, wer der Fremde iſt, ſagte der Doktor, es iſt Albert von Hellmann, der Gutsbeſitzer in Böhmen. Er hat eine bedeutende Erbſchaft gemacht und iſt in Wien, ſie zu beheben und die Legate auszuzahlen. Er hat dieſer Tage an mich geſchrieben, auch ſein Brief enthält wenig Komplimente. Er hat das Renommee, daß er immer ſpricht, wie er denkt, übrigens iſt er der trefflichſte Menſch von der Welt!

Der Doktor öffnete die Thüre und rief: Herr Albert von Hellmann! haben Sie die Güte mich zu beehren.

Endlich darf man vorkommen! antwortete Albert. Ach, was hat die Gerechtigkeit für vornehme Agenten! Da ſieht man daß ſie blind iſt, ſonſt müßte ſie über die rückſichtsloſe Behandlung Jener, die von ihr etwas verlangen, vor Erſtaunen die Augen verdrehen. Mit dieſen Worten trat **Albert** in das Bureau des Doktor **Welpert** ein.

Er griff da in die Taſche und ſagte zu **Klagbaum**: Da, Herr Kanzleiſpagat, ein kleines Douceur für die Meldung. Sie müſſen Ihrem Herrn lange zugeredet haben, bis er mich vorließ. Jetzt möchte ich aber auch mit Ihrem Prinzipal **allein** ſein. Ich empfehle mich Ihnen, Herr Kanzleiſpagat!

Sollizitator und Schreiber gingen.

Albert machte die Thüre zu und drehte den Schlüſſel um.

Herr Doktor, ſagte er, ich habe mit Ihnen viel zu reden, und laſſe mich nicht ſtören. Wenn Jemand da herein will, ſo lange ich bei Ihnen bin — dem thue ich alle denkbaren Grobheiten an.

Zwölftes Kapitel.

Albert von Hellmann.

Herr Doktor, hub **Albert** an, Sie kennen Wien ſo genau, wie Ihre Brieftaſche. Vor Allem müſſen Sie mir zuſagen, daß Sie mich bei der Aufgabe, die ich hier zu löſen habe, auf das Beſte unterſtützen. Ich habe Ihnen geſchrieben, was mich hieher führt. Ich habe eine große Erbſchaft gemacht. Mein Onkel war geſcheidt in ſeiner Todesſtunde; er hat mich zu ſeinem Univerſalerben gemacht, aber leider war er auch ſo albern, ſo lange er lebte, mich nicht leiden zu können; warum? weil ich ein ein Menſch bin, der die Wahrheit über Alles liebt, und die Wahrheit bis an ſein Lebensende ſagen wird. Nun habe ich dem ſeligen Alten oft die Wahrheit gezeigt, ich habe ihm wohl hundert Mal geſagt, daß ich ihm bloß deshalb, weil er viel Geld beſitzt, meine Ehrfurcht nicht bezeuge, ſondern weil er der Bruder meiner Mutter, ein braver Mann, zwar bis zum Entſetzen eigenſinnig und wunderlich, aber doch ein braver Mann ſei. Daß ich ihn nun eigenſinnig und wunderlich genannt, nahm er übel; er meinte, ich dürfe ihm ſo etwas nicht ſagen; ich antwortete aber, ich dürfe Alles ſagen, und auch das, daß der Onkel gegen ſeine armen Verwandten hart ſei, und ihnen keine Unterſtützung gebe, weil er ſich ihrer ſchäme. Ich ſetzte hinzu, ſtatt Wohldiener zu füttern und täglich einen Tiſch mit Schmarotzern zu beſetzen, möchte er lieber der Dürftigen gedenken. — Da fuhr er heftig auf, nannte mich einen Naſeweis, der ſich nicht unterſtehen ſolle, ihn zu hofmeiſtern, und erklärte, ich möchte jetzt meine Beſuche bei ihm einſtellen. Hierauf bemerkte ich, was einmal ungerecht ſei, ließe ſich nicht beſchönigen, und wenn er mir für immer ſein Haus verbieten würde, ſo bliebe er doch hart gegen ſeine Angehörigen und unbarmherzig gegen jeden Armen. Dies machte ihn vollends rabiat. — Burſche, rief er, nun iſts aus mit uns, Deine Frechheit geht zu weit; ich will nichts mehr von Dir wiſſen: ich enterbe Dich! — In Gottes Namen! antwortete ich, mein Vermögen reicht hin, alle Erbſchaften der Welt entbehren zu können, denn der iſt reich, der da hat, was er braucht, und ich habe mehr. Enterben Sie mich, das wird mich nicht unglücklich machen, aber bedenken Sie dafür diejenigen Ihrer Verwandten, die Sie ſelbſt darben, und die Sie durch Ihre Bedienten maltraitiren laſſen, wenn ſie ſich brieflich oder mündlich um Hilfe in ihrer Noth an Sie wenden. Er ſtand von ſeinem Stuhle auf, öffnete die Thüre und ſchrie: „Marſch hinaus, Unverſchämter!" — Seinen Domeſtiken herrſchte er aber zu: mich nie mehr vor zu laſſen. — Sehr wohl! antwortete einer dieſer gallonirten Tagdiebe und machte mir die Vorthüre auf. „Haben Sie die Güte," ſagte dieſer Burſche, „hinauszuſpazieren, ſonſt —"

Den Nachſatz wartete ich nicht ab, ich gab dem Schlingel ein paar Maulſchellen und ſagte: Du Schuft haſt, um Deine Ergebenheit zu heucheln, durchaus keine Bemerkungen zu machen. Dein „ſonſt“ ſoll Dir im Halſe ſtecken bleiben. Da haſt Du noch eine Maulſchelle, nun verklage mich, wenn Du Muth haſt. Darauf ging ich, und kam nie mehr zu meinem Onkel.

Sie waren doch gar zu aufrichtig! bemerkte der Advokat.

Gott bewahre! Es war ſchon ſo recht. Mein Onkel, der von Schmeichlern und Heuchlern arg hinter das Licht geführt wurde, äußerte ſich oft, daß ich Recht gehabt und nur die Wahrheit geſagt. Allein ſich mit mir zu verſöhnen, mich wieder zu ſich kommen zu laſſen, das erlaubte ſein Stolz nicht und mein Stolz geſtattete es ebenfalls nicht, ohne ſein Einladung, wieder vor ihm zu erſcheinen.

Nun hat er mich doch auf dem Sterbebette bevorzugt. Ach im Sterben, wenn der Körper ſo recht hinfällig wird, tritt der Geiſt deſto mächtiger hervor; der Menſch ſieht klarer, der irdiſche Firlefanz gilt ihm nichts mehr, Eitelkeit, Hochmuth, Geldſtolz weichen aus ſeiner Seele und die Erkenntniß des Guten und Edlen hält ihren Einzug. In dieſer Erkenntniß fiel es meinem Onkel ein, daß meine Liebe zur Wahrheit, meine Uneigennützigkeit und offene Handlungsweiſe doch nicht zu verachten ſeien: er verglich mich mit den Schmarotzern und Speichelleckern, die ihm ſein Geld abborgten und ihm Küche und Keller leerten; Erbſchleicher, die ihn umlagerten, fielen durch, und ich erbte ſein großes Vermögen. Auch der armen Verwandten gedachte er und die Legate, welche ſie erhalten ſollen, ſind in der That nicht unbedeutend.

Aber deſto unbeſtimmter, verſetzte Dokter Welpert. Ich weiß wirklich nicht, wie Sie da als Vollzieher des Teſtaments ſich zurecht finden werden.

Das iſt es ja, weshalb ich Sie um Ihren Rath bitte.

Was ſoll das nämlich heißen: 20.000 fl. vermache ich denjenigen meiner armen Verwandten, welche ein ehrliches Gewerbe treiben; zum Geier! es werden doch nicht Diebe darunter ſein! — Dann ſagt das Teſtament: „20.000 fl. ſollen diejenigen erhalten, welchen ich, nämlich der Onkel, am meiſten unrecht gethan!“ Wie kann ich das wiſſen, wie komme ich dahinter! da müſſen Sie mir helfen, Herr Doktor, Sie haben tauſend Verbindungen, Sie müſſen mir beiſtehen, Sie kennen ganz Wien, Sie müſſen Nachforſchungen halten. Ich habe hier eine Liſte mit lauter Vettern und Tanten, ich habe nicht eine Perſon aus ihnen mein ganzes Leben geſehen, ich war immer auf dem Lande, Sie Herr Doktor, in der Stadt, Ihnen iſt es ein Leichtes mir ſolche Auskünfte zu verſchaffen, daß ich auf eine unparteiiſche und gerechte Weiſe den letzten Willen meines Onkels nach dem Wortlaute des Teſtaments zu erfüllen vermag.

Laſſen Sie mich einen Blick auf dieſes Verzeichniß werfen.

Da iſt es!

O weh! ſagte der Doktor, da ſteht eine Familie gleich oben an, welche durchfallen wird.

Kennen Sie ſie?

Nur zu gut. Von dieſen ſieben Perſonen iſt nicht eine, welche ein ehrliches Gewerbe treibt —

Sie erſchrecken mich.

Ja, ja, Vater, Mutter, die drei Töchter und die zwei Söhne bringen ſich nicht auf honette Weiſe durch —

Was treiben ſie denn?

Sie treiben nichts, ſie leben ſo zu ſagen vom Müſſiggange, dann von der Bornirtheit anderer Menſchen, endlich von zweideutigen Handlungen.

Dieſe Leute ſind wohl in großer Noth?

Gott bewahre! Sie laſſen ſich nichts abgehen; ſie haben immer einen trefflichen Tiſch, eine ſehr angenehme

Wohnung. Söhne und Töchter machen alle Moden mit, beſuchen alle Bälle, alle Theater und Konzerte, und haben dennoch weder ein Gewerbe, noch eine Bedienſtung —

Ei, dieſe meine ſaubern Verwandten möchte ich doch kennen lernen —

Das wäre auch das Beſte! Wiſſen Sie, Herr von Hellmann, was Sie thun ſollen; das Haupt der Familie, das iſt Frau Kraxmann, denn ihr Gatte iſt eine Null. Frau Kraxmann vermietet Zimmer; bei der ſollen Sie wohnen — ich werde eine Stube, aber unter einem andern Namen, mieten laſſen. Wenn Sie acht Tage bei dieſem Ihrem Vetter und Ihrer Tante wohnen, ſo wird es Ihnen ſogleich klar werden, wovon ſie mit ihren Kindern leben.

Das kann tauſend Spaß geben. Sagen Sie mir, Doktor — die Mädchen, ſind dieſe hübſch? —

Nicht übel!

Ich verſtehe —

Nein, nein, das ſoll nicht bedeuten, daß dieſe Mädchen — doch Sie werden ſich ja leicht orientiren.

Die Geſchichte fängt an mich zu intereſſiren. Ich werde alle meine Verwandten aufſuchen, und mit eigenen Augen ſehen, mit eigenen Ohren hören.

Bei dieſer Gelegenheit werden Sie Menſchenkenntniß ſammeln, und gleichzeitig ein hübſches Stück Wiener Leben kennen lernen.

Das wird mir lieb ſein! Doch jetzt komm' ich zur Hauptſache, Doktor, bei welcher ebenfalls Ihre Menſchenkenntniß, Ihr Rath, Ihre Erfahrung mir helfen ſollen, ich möchte mich gerne in Wien verheiraten.

Nun, das wird Ihnen doch ein Leichtes ſein. Ein Mann von Ihrem Verſtande, Ihrem glücklichen Aeußern und Ihrem Vermögen!

Ja das Letztere möchte ich nicht merken laſſen. Ich wünſche um meines Selbſt willen geliebt zu werden, nicht des Geldes wegen, das ich bereits beſitze, und nun auch noch durch die Erbſchaft erhalte.

Hierbei wird Ihnen abermals ein Inkognito gute Dienſte leiſten.

Ich muß Ihnen geſtehen, Doktor, ich ſtand ſchon auf dem Punkte, in den Stand der heiligen Ehe zu treten. Ich werde Ihnen weder den Vater meiner Geliebten, noch ſie ſelbſt auch nur mit dem Vornamen nennen. Ich machte dieſe Bekanntſchaft in einem Badeorte. Das Mädchen war allerliebſt; es zeichnete ſie jeder Vorzug des Körpers des Geiſtes und des Herzens aus; aber Vater und Mutter — es iſt auch eine Mutter dabei — ſpekulirten ſo plump auf mein Vermögen, daß ich, da der Vater, weil ich ſeiner Verſchwendungsſucht nicht Folge leiſtete, mir jede Ausſicht auf die Hand ſeiner Tochter abſchnitt, dieſe Zurückweiſung annahm, und die Liebſchaft, zwar mit ſchwerem Herzen, aber dennoch aufgab. Nun hoffte ich zwar auf das Mädchen, meinte ſie würde mir nicht entſagen können, aber da irrte ich! Ich wähnte, ſie würde mir zu Liebe ſich etwas härmen, Vater und Mutter beſtürmen, mich nicht meiden zu müſſen, aber ſie vergaß mich. Aus den Augen, aus dem Sinn! Sie reiſte mit ihrer Familie nach Wien, und nicht einmal ein ſchriftliches Wort des Troſtes hatte ſie für mich. — Ihre Eltern und ſie ſelbſt möchte ich nun ärgern. Ich möchte ihnen zeigen, daß auch mir nichts an jener Verbindung gelegen geweſen; ich möchte in Wien mit einigem Aufſehen heiraten, eine Braut finden, die in Wien durch Tugend und Schönheit in die erſte Reihe gehört; dies wird meine Treuloſe erfahren, und ſich vielleicht Vorwürfe machen, und Sie, Doktor, ſollen mir zu einer Braut verhelfen!

Ich kann nicht für Sie wählen, das müſſen Sie ſelbſt thun —

Verſteht ſich, aber in gute Häuſer müſſen Sie mich einführen. Geld darf meine Künftige keines haben, das ſage ich gleich — aber ſchön muß ſie ſein und tugendhaft, das iſt die Hauptbedingung.

Wenn es mir gelänge, Sie hier in den Salon des Millionär Stomm zu führen, da würden Sie einen Kranz von ſchönen Damen finden. Zu Stomm kommen ausgezeichnete Familien mit ihren Töchtern, zwar wird manche davon jetzt nicht oft mehr dort erſcheinen; Stomm feiert ſo eben ſeine Verlobung und viele, die auf ihn ſpekulirten, ſind jetzt zurückgeſetzt, aber deſto beſſer, um ſo mehr gefangene Herren ſind jetzt frei.

Wer ſchon einmal gefangen war, den will ich nicht mehr fangen, und von Mädchen, die auf einen Mann ſpekuliren, will ich nichts wiſſen; aber wenn Sie mich bei dem Millionär einführen können, wird es mich freuen; ich bin ja ein Neuling in Wien und brenne, die Wiener Zirkel kennen zu lernen.

Ich will Ihnen Zutritt verſchaffen, wenn auch nicht zur Verlobungsfeier, aber doch Abends zum Balle. Sind Sie ein Tänzer?

Ein leidenſchaftlicher, aber ich tanze ſehr ungeſchickt: ich trete den Damen ſtets auf die Füße —

Das iſt ſchlimm!

Ich werde in Wien tanzen lernen.

Ja, ja, das wird gut ſein, aber lernen Sie noch etwas; lernen Sie anders reden als Sie denken, das iſt nothwendiger als tanzen.

Gott ſoll mich bewahren! da kehre ich lieber wieder in meine Berge zurück; lügen kann ich nicht, und ſollte es mein größtes Unglück ſein, und von Ihnen iſt es mechant, Herr Doktor, einem ehrlichen Kerl ſo etwas zuzumuthen, doch Diplomaten und Juriſten favoriſiren die Lüge.

Dreizehntes Kapitel.

Die Theilung.

Wir müſſen zu dem entflohenen Sträflinge zurück, den wir faſt todtkrank in des jungen Mannes Wohnung verlaſſen haben. Sein Schützer ſchlief die ganze Nacht nicht; er befand ſich in einer fürchterlichen Aufregung, in einer quälenden Angſt, es war ihm als ob er im Fieber läge. Was anfangen mit dem Unglücklichen, wenn er bedeutend erkranken oder etwa gar ſterben würde, in ſeiner Wohnung — ſterben würde; der junge Mann wußte ſich nicht zu rathen, nicht zu helfen. — Sollte er den Bedienten von ſeinem unheimlichen Gaſte unterrichten: der Bediente war wol eine erprobte treue Seele, aber die verläßlichſten Menſchen haben ſchwache Stunden; der junge Mann wagte es nicht, mit dem Bedienten von ſeinem Gaſte zu ſprechen, wohl wußte der Diener, daß Jemand bei ſeinem Herrn übernachte, aber wer es ſei, war ihm ganz fremd.

Und wenn der Flüchtling eines Arztes bedürfen ſollte, welche neue Gefahr war zu beſorgen! Ein Arzt am Krankenbette bemächtigt ſich ſeines Patienten; er befühlt, betaſtet ihn ſo genau, deckt ihn auf, läßt Egel ſetzen, wendet Viſikate an, befiehlt eine Ader zu öffnen, Alles wie er es für räthlich findet; wie leicht kann es da geſchehen, daß er das Brandmal entdeckt, und dann wäre das Aeußerſte zu befürchten.

Der junge Mann ſaß vor dem Bette des Sträflings und horchte ängſtlich auf jeden Athemzug.

Der Fremde ſchlief ziemlich unruhig. Er ſprach ſogar im Schlafe; er ſchien im Fiebertraum zu ſprechen. Er ſagte: „Nein, Peter und Philipp, fürchtet Euch nicht, Euren Antheil ſollt Ihr erhalten, und wenn ich mich im Monde befände! —" dann rief er: „Geborgen! geborgen! die Flucht gelang! das Schiff habe ich erreicht!"

Hierauf ſtieß er fürchterliche Flüche, Angſtrufe aus, fuhr ſich mit beiden Händen wild in die Haare und erhob ſich von ſeinem Lager, indem er erwachte und ſich mit ſcheuen Blicken im Gemache umſah. Er ſtierte die Lampe an, die auf dem Tiſche brannte — dann fiel ſein Blick auf ſeinen Retter, und nun beſann er ſich und ſagte: „Gott, ſei Dank, ich bin bei Ihnen; ach Himmel! was hatte ich für einen ſchrecklichen Traum!“ — —

Wie iſt Euch? fragte ſein Schützer.

Es iſt mir beſſer! antwortete der Sträfling, und wäre mir wohl ganz gut, wenn mich der entſetzliche Traum nicht ſo geängſtigt hätte. Wie viel iſt es an der Uhr?

Es iſt fünf Uhr Früh.

Ei, da habe ich doch hübſch lange geſchlafen und will jetzt aufſtehen. Ich fühle, daß ich es vermag. Wir wollen nun theilen, denn ich muß fort, ſchnell fort von Wien; — ſchlafen kann ich ja auch noch, wenn ich vollkommen in Sicherheit bin. — Haben Sie ein Raſirmeſſer, geben Sie mir dies, mein Bart muß fort, dafür muß ich mein Geſicht färben, Sie geben mir doch hiezu, was ich brauche?

Alles! Alles! Nur ſtrengt Euch durch das viele Reden nicht an; Ihr ſeid noch ſo ſchwach wie eine Wöchnerin.

Ja wohl, aber das gibt ſich. Die ſchreckliche Hitze, die ich empfand, hierauf der Froſt, der mich bis in die Knochen durchſchauerte, ſcheinen verſchwunden. — Haben Sie Kognak oder Rum im Hauſe? — Das ſoll mich ſtärken!

Beides hab ich! Hier Kognak!

Der Sträfling, der einen tüchtigen Schluck that, ſagte: O wie das erquickt! Fünf Jahre habe ich dieſes Labſal entbehren müſſen. Geben Sie mir noch einige Gläſer von dieſer Arznei — ich werde mein eigener Arzt ſein!

Betrinkt Euch nicht! Betäubt Euch nicht! — Es kann Euch bei Euerer Schwäche und dem ungewohnten Genuſſe der Schlag rühren!

Ja! Ja! Ich will nicht zu viel thun. Doch regt ſich's jetzt im Magen. Ein gutes Frühſtück müſſen Sie beſorgen. Nicht wahr? Habe ich geſtern Abends Etwas genoſſen? Ich weiß es nicht recht mehr. —

Nichts! Nichts aßet Ihr, ich brachte Euch auf Euer Lager. — Was wollt Ihr nun zu Euch nehmen?

Ach, geben Sie mir eine Weinſuppe, oder was Sie ſonſt haben.

Ich werde meinen Bedienten nach einem guten Frühſtück ſenden.

Ich werde indeß mich auf die Beine ſtellen. Dann raſire ich mich, entſtelle mein Geſicht, Sie geben mir Ihre ſchönſten Kleider — ach Herr, ich kann Ihnen, wenn Sie mich ſelbſt in Sammt und Seide kleiden, jeden Zoll tauſendfach bezahlen!

Der junge Mann ging, und ſchickte ſeinen Bedienten nach dem Frühſtück.

Setzt Euch auf dieſen Stuhl, ſagte ſein Retter, als er wieder herein kam; ich will Euch raſiren. Euere Hände zittern, Ihr würdet Euch fürchterlich zurichten.

Der Sträfling ſetzte ſich. Der junge Mann nahm ihm den Bart ab, und nun ſah man ein Geſicht, das bis auf die Furchen, welche Noth und Entbehrung, Gram, Angſt und Verzweiflung tief eingegraben hatten, gar nicht übel war, ja ſogar zeigte die Phiſiognomie des Sträflings, daß er einſt vielleicht nicht der niedrigſten Schichte der Geſellſchaft angehörte. —

Euere Jugend war wohl eine glückliche? fragte ſein Schützer.

O Herr, erinnern Sie mich nicht an jene Zeit; fragen Sie mich überhaupt nicht, was ich einſt geweſen und ſpäter gethan; es würde mir das Herz brechen. Nur Eins möchte ich von Ihnen erfahren. Wie alt halten Sie mich? —

Ich Euch? Das iſt ſchwer zu beſtimmen; Euere

Züge täuſchen wohl, doch will ich rathen; Ihr ſeid wohl ein Fünfziger.

Ein Dreißiger, Herr, bin ich. Zweiunddreißig Jahre bin ich alt; glaubt man mir das?

Ihr müßt fürchterlich gelitten haben —

Bringen Sie die Chatouille, mein Herr, an dem Klange des Geldes und der Juwelen will ich mir Genugthuung holen. Von einem Zimmer in das andere werden Sie ſie allein wohl ſchaffen können.

Der junge Mann ſchleppte die Chatouille herbei.

Herr, ſagte der Sträfling, die Theilung kann ſich nicht auf einen Heller ausrechnen laſſen. Bedenken Sie, daß ich viel baares Geld brauche, denn ich bin auf der Flucht. Sie bleiben hier, alſo laſſen Sie mir die Dukaten und das übrige Geld, alles andere bleibt Ihnen, die Juwelen und die Staatspapiere.

Ei! da iſt mir für den Augenblick wenig gedient; auch ich benöthige viel baares Geld — nehmt die ungefaßten Edelſteine, aber laßt mir dafür dieſes Säckchen mit Dukaten.

Es ſei! Nur verbrennen Sie den Sack, zerbrechen Sie die ſämmtlichen Schmuckgegenſtände und vernichten Sie die Chatouille; wie Sie dies anfangen werden, weiß ich nicht, aber die Chatouille darf kein Auge entdecken —

Und die Staatspapiere? Die Nummern werden angemerkt ſein! Irgend ein polizeilicher Erlaß wird ſie nennen —

Das wird Ihre Sache ſein, zu erfahren, nur ſage ich Ihnen, daß ein um zwei Jahre ſpäter verurtheilter Genoſſe unſerer Bande, als er zu mir in den Kerker geſteckt wurde, mir mitgetheilt hat, die geraubten Staatspapiere ſeien nie beſchrieben worden, der Eigenthümer habe vielleicht nie die Nummern aufgezeichnet gehabt, ſie rühren von einer Erbſchaft her und ſo begnügte man ſich wahrſcheinlich, ſie bloß zu beſitzen, ohne ſie in ein Verzeichniß einzutragen. Ihnen wird es leicht werden, ſich hiernach zu erkundigen. So lange Sie in Ungewißheit ſind, laſſen Sie die Papiere liegen, dies rathe ich Ihnen.

Nun begann die Theilung in der angedeuteten Weiſe. Hierauf kleidete ſich der Sträfling um; ſein Haupthaar wurde geordnet, gekräuſelt, parfümirt und ſeine Abreiſe verabredet.

Ehe dieſe noch begann, wurde ein großer Theil des Goldes und Silbers in Banknoten umgeſetzt. Unſer junger Mann ſchickte zu verſchiedenen Geldwechslern, um die Verkäufe nicht auffallend zu machen. Endlich wurde die Abreiſe eingeleitet, freilich für den Flüchtling ohne Paß, allein er ſagte: „Ich benöthige keinen; ich habe Geld, und das iſt der beſte Paß.“

Die Theilung fiel für unſern jungen Abenteurer höchſt brillant aus. Unſtreitig erhielt er die größere Hälfte und ſein Glück war gemacht. Er wußte nicht, wie ihm geſchah. Einen ſo großen Reichthum hatte er nie geahnt. Im erſten Augenblicke mußte er ſeine Sinne gut zuſammen nehmen, um nicht vor Freude den Kopf zu verlieren.

Gegen mich, ſprach er zu ſich, hat ſich der Unbekannte als ein redlicher Mann benommen; er hat mir ſeine Rettung wie ein Cröſus bezahlt; er hat mehr als Wort gehalten; das Schickſal ſei ihm ferner günſtig, und laſſe ihm kein Unheil begegnen. — Er iſt ſchlau, und die Art, wie er bis Hamburg durchkommen will, überzeugt mich, daß es ohne Gefahr für ihn geſchehen kann. Wie groß muß die Bande ſein, der er angehört! Wenn er Berlin glücklich erreicht, ſo wähnt er ſich ſchon geborgen. Dort weiß er ſich durch einen ſeiner Freunde einen vollkommen legalen Paß zu verſchaffen; in Leipzig hat er Leute, die ſeine Diamanten kaufen, ach wenn ich nur auch ſo glücklich wäre, einen Ausweg für meine Edelſteine zu finden. — Die Chatouille ſoll ich vernichten! Ich werde ſie zerlegen. Sie beſteht aus vielen kleinen Stücken, und ſowohl das Schloß als der

Deckel und die Seitenwände ſind durch Schrauben miteinander verbunden. — Das wird einige Mühe koſten, um die Chatouille aus ihren Fugen zu bringen; die einzelnen Theile will ich nach und nach mit mir nehmen und ſie auf einſamen Spaziergängen an der Donau den Fluten übergeben.

Es iſt acht Uhr; der beſtellte Fiaker fährt vor, und holt meinen Schützling. Gott ſei Dank, daß er abreiſet! So viel Erkenntlichkeit ich ihm ſchuldig bin, ſo froh werde ich ſein, wenn er meine Wohnung verlaſſen hat.

Bei dieſen Worten trat der Sträfling aus ſeinem Zimmer in das ſeines Retters. Er war ſo entſtellt, daß ihn der junge Mann nur an den Kleidern erkannte. Was er mit ſeiner Naſe gemacht haben mochte, der junge Mann konnte es nicht begreifen; ſie war früher länglich und geſpitzt, nun ſah ſie breit und aufgeſtülpt aus; ſeine Augen ſchienen kleiner geworden zu ſein; ſein Kinn länger, ſeine Schläfen waren erdfahl; der Sträfling ſah einem Siebziger ähnlich und es war, als hätte er alle ſeine Zähne verloren, ſo undeutlich ſprach er.

Ich habe Euch nur durch meine Kleider erkannt, ſprach der junge Mann; ein geſchickter Schauſpieler kann ſich für die Lampenbeleuchtung keine beſſere Maske ſchaffen als Ihr für das Tageslicht. Ich weiß den Inhalt der Perſonsbeſchreibungen, die über Euch erſchienen ſind oder erſcheinen werden, nicht, aber ich bin überzeugt, daß keine auf Euch paßt. — Sagt, zum Teufel! wo habt Ihr die Kunſt her, Euch ſo zu verſtellen?

Herr, ſagte der Fremde, ſeit zwölf Jahren treibe ich das Geſchäft, auf eine gewaltſame Weiſe, auf Koſten der Leute zu leben, da muß man auch noch andere Künſte verſtehen, um die Welt zu täuſchen, doch wozu Ihnen hierüber Etwas zu ſagen, wozu Sie und mich aufhalten. Ich nehme Abſchied, der Wagen iſt da; der Fiaker führt mich bis Hollabrunn; in Hollabrunn habe ich einen Freund bei der

Poſt, nur ein ſogenanntes „Unterläufel“ des Poſthalters, aber der Patron iſt verläßlich, der bringt mich bis Prag —

Wenn der Mann noch lebt. —

O der lebt in Fülle der Geſundheit. Vor drei Wochen habe ich in meinem Kerker noch einen Gruß von ihm erhalten. —

Wie war das möglich?

Leute unſeres Gleichen ſtehen in immerwährendem Rapport mit einander. Jeder neue Sträfling hat an die älteren von Leuten aus unſerer Gilde Nachrichten zu hinterbringen. Ueber meine Flucht brütete ich eilf Monate und ſeit vier Monaten war ſie eingeleitet. Glauben Sie, mein Herr, Sie hätten mich im Prater gefunden, wenn Alles ſo gegangen wäre, wie es verabredet war? Zwei Freunde hätten mich da erwarten ſollen, was ſie verhindert, weiß ich nicht. — Doch genug! Empfangen Sie noch ein Mal meinen Dank. Werden Sie glücklich, trachten Sie durch den Reichthum, den Sie beſitzen, noch einen neuen Reichthum zu bekommen; haben Sie dieſen, dann denken Sie daran, daß Ihnen der heutige nur als Köder dienen ſollte; den Fiſch fängt man, die Angel hebt man auf, ſie kann einem Andern auch dienen. Leben Sie wohl!

Der Sträfling ging trotz ſeiner kranken Beine, welche durch die fünfjährigen Feſſeln wund waren, ganz leicht über die Treppe. Sein Schützer begleitete ihn und der Bediente ſchob einen Reiſeſack in den Wagen.

Adieu, Neffe! rief der Sträfling mit einer Naſenſtimme zum Wagen heraus. Beſuche mich bald auf meinem Gute!

Adieu, Onkel! gab der junge Mann zurück, der dieſen Zuruf ſogleich aufzufaſſen wußte. Grüßen Sie mir die Tante — und meine Couſinen!

Der Fiaker rollte davon.

Das war Euer Gnaden Onkel? fragte der Bediente ſeinen Herrn. Plötzlich iſt er nicht mehr leutſcheu! Ich durfte ja gar nicht in die Zimmer, ſo lange der Herr Onkel im Hauſe war.

Ein wunderlicher, alter Mann!

Aber generös, bemerkte der Bediente, da ſehen Euer Gnaden her, was er mir in die Hand gedrückt hat — ſechs vollwichtige Dukaten!

Indeß waren Herr und Diener in der Wohnung angekommen.

Aber Euer Gnaden, ſagte der Bediente, der Herr Onkel hat ja Ihre ſchönſten Kleider angezogen.

Ich habe ſie ihm überlaſſen, weil die Zeit zu kurz war, für ihn eigene anzuſchaffen. Er ſpielt gern den Lion auf ſeiner Herrſchaft! — Nun, wie iſt's, ſind etwa wieder Briefe angekommen?

Ja, ja! Hier iſt einer.

Der junge Mann langte darnach.

Ha! Von der Mutter meiner Geliebten!

Der junge Mann erbrach das Schreiben und las:

„Mein Herr!

„Meine Tochter drängt mich an Sie zu ſchreiben. Ich kann ihren Bitten und Thränen nicht länger widerſtehen. — Der Tag iſt heute erſchienen, an welchem Sie ſich über Ihr Vermögen ausweiſen ſollen. Ich will jetzt Gewißheit über Ihre Kapitalien. Es wird der Senſal Reppler, ein Freund Ihres Vaters, zu Ihnen kommen; er wird mit aller Delikateſſe Ihre Fonde prüfen. Es kann Sie dies nicht in Verlegenheit ſetzen, und mich nicht in Ihren Augen indiskret erſcheinen laſſen. Man hat Sie bei mir verdächtigt; Sie wiſſen es — daher zeigen Sie ſich im beſten Lichte. Von dem Rappert des Herrn Reppler hängt Alles ab!“

Entſetzlich! rief der junge Mann! Der Schändliche, der mich verleumdete, ſoll jetzt meine Kapitalien unterſuchen. Wenn ich nur wüßte, wann er kommt! er ſollte ſeine blauen Wunder ſehen.

Er klingelte ſeinem Bedienten.

Dieſer erſchien.

Wann iſt dieſer Brief gekommen? fragte der junge Mann.

Vor einer Stunde; Euer Gnaden waren gerade mit dem Herrn Onkel eingeſchloſſen.

Jetzt iſt's neun Uhr. Um halb zwölf Uhr geht Reppler auf die Börſe, daher wird er eilen, hieher zu kommen. Es iſt keine Zeit zu verlieren. — Geh! ich werde Dich wieder rufen, Du haſt mit mir ein paar Gänge zu machen.

Der junge Mann ſtürzte auf die Chatouille los. Verwünſchte Papiere! Wenn ſie doch als geraubt dem Senſal bekannt wären! Verwünſchte Brillanten, die ich in einer Stunde nicht zu Gelde machen kann! Was nun beginnen? Wenn der alte Intriguant erſcheint! — So viele Schätze beſitze ich und bin doch ſo arm! Jetzt gilt es ein Wageſtück. Ich unternehme es.

Er ſetzte ſich an ſeinen Sekretär.

Der Senſal darf mir nicht in meine Wohnung kommen, ſagte er, mit ihm riskire ich zu viel. Er ſchrieb nun folgenden Brief:

„Gnädige Frau!

„Ihr Schreiben iſt mir ſehr willkommen; den Wunſch, den Sie ausſprechen, zu erfüllen, macht mir die höchſte Freude. Allein von dem Manne, der, wie ich gewiß weiß, meinen Vater, der ihn doch Freund nannte, verleumdete, und mich bei Ihnen verdächtigte, kann ich meine Vermögensverhältniſſe nicht beurtheilen laſſen. Dieſer Verleumder darf mir auch nicht unter die Augen kommen. Ew. Gnaden ſelbſt wollen ſich von meiner Erbſchaft überzeugen; ſie liegt größtentheils noch in Baarem, in Staatspapieren und andern werthvollen Sachen beiſammen. Geben Sie mir morgen, vielleicht in Geſellſchaft Ihres Herrn Buchhalters, die Ehre, und beſtimmen Sie huldvoll die Stunde, in der Sie mich mit Ihrem Beſuche beglücken wollen. Könnte ich noch auf die Freude rechnen, meine angebetete Braut bei mir zu ſehen, ſo würde mich dies höchſt glücklich machen u. ſ. w.“

Der Brief wurde geſiegelt und augenblicklich expedirt. Nun ſchritt der junge Mann an die Arbeit. Sie beſtand darin, die koſtbaren Brillanten aus ihrer Faſſung zu nehmen, und damit zu einigen Juwelieren zu eilen, und ſie gegen andere gefaßte Brillanten umzutauſchen, dann dieſe wieder bei andern Schmuckhändlern zu verkaufen, um ja nicht beſonders aufzufallen. Dadurch erhielt er eine hübſche Summe in Banknoten, die ihm ſehr nothwendig war. Ein Schächtelchen mit ungefaßten Steinen, die nicht beſonders auffielen, und ihm bei ſeiner Manipulation übrig blieben, behielt er für ſich. Damit, ſprach er, will ich Mutter und Tochter, wenn ſie kommen, ganz verblüffen. — Als er die Chatouille wieder ſchloß, bemerkte er eine Feder. Er drückte daran, eine Eiſenplatte ſprang auf, und nun entdeckte unſer Abenteurer, weßhalb die Chatouille ſo beſonders ſchwer war. Er vermochte ſich vor Erſtaunen nicht zu ſammeln.

Vierzehntes Kapitel.

Der Senſal Keppler.

Der Boden der Chatouille war ein doppelter. Die obere Platte öffnete ſich durch das Drücken einer Feder, und unter dieſer Platte lagen in drei auf einander gelegten Schichten an 300 Rollen, gefüllt mit Doppel-Louisdors, und dabei ein Blatt Papier mit folgendem Inhalte:

„Dies iſt die Erbſchaft meiner Schweſter, und beſtimmt meinem Sohne Wratislaw Karl Grafen von Kutilewsky, welche ich nach Kiew zu überbringen habe. Begleitet bin ich von meinem Kammerdiener Simon Riff und meinen beiden Bedienten Peter Koſecki und Philipp Ullinski. Sollte mich ein Unfall treffen, ſollten Räuber mich überfallen, ſollten meine Diener ſelbſt durch den Glanz der Schätze ſich verblenden laſſen, mich zu beſtehlen, ſo möge die Polizei, auf dieſe Angaben geſtützt, die nöthigen Nachforſchungen treffen. Von dem geheimen Behältniſſe weiß keiner meiner Leute, ſo wie Niemand weiß, daß in dieſer Chatouille ſich auch das Teſtament meiner Schweſter und ein Inventar über die Geldbeträge, Staatspapiere, die Juwelen und Kleinodien befindet.

Schloß Wadoloczjicze, 26. Juli 1840.

Stanislaus Graf Kutilewsky."

„Der Graf iſt ermordet worden!" rief der junge Mann aus, und die drei Diener des Grafen waren ſeine Mörder! — Im Fieberparoxismus, in den Träumen des Elenden, den ich rettete, nannte er die Namen Peter und Philipp, welche ihren Antheil erhalten ſollten! und er ſelbſt iſt der Kammerdiener Simon Riff! die That geſchah wahrſcheinlich in Polen; der unglückliche Graf wurde vielleicht in einem Walde erſchlagen und verſcharrt; dieß die Urſache, daß keine Beſchreibung der geraubten Staatspapiere vorliegen ſoll — die Beſchreibung liegt in keinem Archive, ſie liegt hier in der Chatouille und war Niemand zugänglich!

Was nun beginnen? Soll ich den Frevel noch weiter treiben? Die Brillanten habe ich ihrer Faſſung beraubt, verkauft, vertauſcht; die Chatouille zertrümmert, die Früchte des Raubmordes angegriffen, der Genoſſe der Blutmenſchen bin ich geworden; dem Haupte der Banditen habe ich zur Flucht verholfen, mit dem Verbrecher getheilt — ich bin dem Gerichte verfallen. — In Kurzen wird die Unthat entdeckt, der ſchmähliche Mörder wird auf ſeiner Flucht ergriffen werden, er wird ausſagen, auf mich ausſagen, ich werde der Strafe verfallen, und Schande und Kerker werden mich von dem Weſen trennen, auf ewig trennen von dem Mädchen, zu dem Begierde nach ſeinem Beſitz mich in dies gräßliche Labirinth geführt hat.

Und nun wird die Mutter meiner Braut, und meine Braut gewiß ſelbſt bei mir erſcheinen; ich habe ſie ja im frevelhaften Leichtſinn zu mir beſchieden; ich habe geſchrieben, daß ich mich über mein Vermögen auszuweiſen vermöge; den Senſal Neppler habe ich einen Verleumder genannt; morgen werden ſie hier erſcheinen; nein, dahin will ich es nicht kommen laſſen; es ſoll Alles zurück gehen, und zu den Gerichten will ich hin und mich angeben. Auf dieſe Weiſe rette ich mich noch vor dem Kerker, vor der Schande, vor dem Tode, den mir Schmach und Verzweiflung in Kurzem bereiten werden!

Schnell will ich Alles wieder in die Chatouille werfen — und der Anblick dieſes Geldes ſoll mir nicht verführeriſch entgegenſtrahlen!

Kaum hatte der junge Mann ſeine Betrachtungen, welche ihn die Folter des Gewiſſens ausſprechen ließ, geendet, ſo hörte er ſeinen Bedienten im Nebenzimmer. Er eilte ihm entgegen, ſchloß die Schlafkammer, in der er ſich befand, ab, und rief, blaß wie eine Leiche, zitternd wie ein Miſſethäter, dem Diener zu:

Nun, haſt Du den Brief übergeben?

O ja, augenblicklich, die gnädige Frau und das Fräulein hatten gerade Geſellſchaft. Ein alter Herr ſaß bei ihnen; ſie empfingen Ihren Brief mit ſolcher Haſt und durchflogen ihn mit ſolcher Freude, daß namentlich das Fräulein laut aufjauchzte, als ſie, wie ſie ſagte, ſeinen köſtlichen Inhalt erfuhr. — „Nun, Herr Neppler,“ rief das Fräulein, „was ſagen Sie nun? — Sie ſind ein Verleumder, wie ich Ihnen längſt ſagte, und hier leſen Sie. Sie werden die Beſtätigung meines Ausſpruches finden.“ — Nun, entgegnete der alte Herr, da muß der junge Mann einen Freund gefunden haben, der ihm Schätze auf 24 Stunden anvertraut, die er aber wieder zurückfordern wird, wenn er ſich ausgewieſen hat. „Dieſe unverſchämte Bemerkung hinterbringen Sie Ihrem Herrn,“ rief das Fräulein entrüſtet. Und auch die, ſetzte Reppler hämiſch hinzu, daß es ſehr ſonderbar iſt, daß ſein Herr noch 24 Stunden nöthig hat, um ſich als Nabob zu zeigen; vielleicht iſt das Vermögen noch nicht im Hauſe, das er vorweiſen will, oder er geht heute Nacht durch, wenn er ſich nicht anders zu helfen weiß! —

Da konnte ich mir nicht anders helfen, rapportirte der Bediente, ich antwortete dem häßlichen Alten: Euer Gnaden, ſagte ich, es iſt ſchlecht von Ihnen, meinem guten, redlichen Herrn durch mich ſolche grobe Beleidigungen ſagen zu laſſen; hat mein Herr geſchrieben, daß er reich iſt, ſo iſt er reich, denn er ſchreibt weder, noch ſagt er etwas, was nicht wahr iſt. Gehen Sie ſogleich hin und überzeugen Sie ſich, und wenn Sie es gethan, ſo freuen Sie ſich auf die Zurechtweiſungen, die Ihnen bevorſtehen. —

Ja, ja, gehen wir ſogleich hin, ſagte das Fräulein, und der Verleumder muß gegen den Willen meines inniggeliebten Freundes mit. Ich nehme die Verantwortung, Sie, boshafter Mann, mitgebracht zu haben, auf mich!

Gehe, mein Sohn, ſetzte die Mutter des Fräuleins hinzu, gehe und ſage Deinem Herrn, daß wir kommen, daß wir ſogleich kommen, ſeine Ehre und die Liebe meiner Tochter zu ihm fordern es, daß wir nicht erſt auf morgen warten. Wir folgen Dir auf dem Fuße; eile, mein Sohn!

Ach, mein Gott! was haſt Du mir da für eine entſetzliche Lage bereitet! bemerkte der junge Mann. —

Eine entſetzliche Lage? ſagte der Bediente. Weiß ich denn nicht, daß Sie außerordentlich reich ſind; habe ich nicht ſo viel Gold für Sie ausgewechſelt, daß ich mit dem hundertſten Theil für mein ganzes Leben glücklich wäre! Und Ihr reicher Onkel —

Schweig! verſetzte der junge Mann, von dieſem Onkel darf nie ein Wort über Deine Lippen kommen; hörſt Du! Sie werden alſo kommen? Gut, ich erwarte ſie; ſie ſollen ſich von meinem Vermögen überzeugen.

Der junge Mann ging ins Schlafzimmer. Wie ihm da geſchah, werden die Leſer begreifen. Es war ihm, als ob er ſelbſt in dieſem Momente einen Raub begehen müßte; aber von der Angſt, vor einem frechen Widerſacher beſchämt und zerknirſcht zu erſcheinen, vor ſeiner geliebten Braut und ihrer Mutter als ein Betrüger entlarvt zu werden, gefoltert, holte er aus der Chatouille die ſämmtlichen Staatspapiere, die Dukaten, die Banknoten, die 300 Rollen mit Doppellouisdoren und ein ganzes Schächtelchen ungefaßter Brillanten. Das Uebrige ließ er in der Chatouille zurück. —

Jetzt hörte man die Hausglocke tönen.

Sie kommen! rief der junge Mann, laſſe Sie eintreten.

Und wenn ſie wieder fortgehen, gnädiger Herr, ſagte der Bediente, darf ich, wie von ungefähr, auf der Stiege ausgleiten und den Alten hinunter expediren, daß er Hals und Beine bricht.

Ich werde mir ſelbſt Genugthuung ſchaffen, antwortete der junge Mann. Oeffne!

Die Geſellſchaft trat ein.

Der Geliebte und die Geliebte flogen ſich in die Arme. Die Mutter grüßte den jungen Mann ehrerbietig.

Meinem Hauſe widerfährt große Ehre; wenn ich vor Ihnen in einer Stimmung erſcheine, die Ihnen auffällt, ſo ſchreiben Sie dies dem kränkenden Mißtrauen zu, mit dem Herr Reppler mich überhäuft, ſchreiben Sie dieſe Stimmung dem Haſſe dieſes Mannes zu, der es ſich zur Aufgabe gemacht hat, mein Lebensglück zerſtören zu wollen.

Davon ein ander Mal, bemerkte Reppler. Die gnädige Frau iſt gekommen, ſich nach Ihrem Vermögensſtande zu erkundigen.

Ich bin bereit, Ihnen das Erbe meines Vaters zu zeigen. Er ſchloß ſeinen Sekretär auf.

Hier mein Vermögen in Staatspapieren, in baarem Gelde, in Juwelen. Prüfen Sie! Summiren Sie mein Beſitzthum — rechnen Sie nach, Herr Reppler. Hier iſt Feder, Tinte und Papier.

Gerechter Gott! bemerkte das Mädchen, das iſt ja mehr, als die Mama ſich träumen ließ!

Ich bin überraſcht! verſetzte die Mutter, und bitte Sie meiner unzeitigen Beſorgniſſe wegen um Verzeihung. —

In der That, das iſt viel Geld, verſetzte Reppler, wenn dies Alles Ihnen gehört, ſo war der Papa doch der Schwindler nicht, für den ich ihn hielt.

Erbärmlicher Menſch, rief jetzt der junge Mann in größter Entrüſtung aus. Daß Sie mich beſchimpften, verzeihe ich, daß Sie aber auch noch meinen Vater im Grabe verunglimpfen, das geht zu weit, und nun verlaſſen Sie mein Haus oder mein Bedienter wird Ihnen Beine machen. —

Der Bediente ging in dieſem Momente wie ein Wüthender auf den Alten los.

Keine Handgreiflichkeiten! erwiederte Reppler mit teufliſcher Gelaſſenheit. Ich werde Alles zurücknehmen, was ich geſagt, und den jungen Herrn noch recht demüthig um Verzeihung bitten, wenn er geſtattet, daß dieſe etwas nach Moder riechenden Staatspapiere, die wahrſcheinlich im Grabe des Papas gelegen haben, zu Gunſten ſeiner Braut bei Gericht deponirt werden, und er ſie nur bis zu ſeiner Vermählung liegen läßt, um zu ſehen, ob ſie Niemand reklamirt! — Sind Sie dies im Stande? — Dann bitte ich Ihnen ab.

Mutter und Tochter erſchracken über die Frechheit Reppler's und die Tochter ſprach:

Sind Sie mein Vormund, Herr, daß Sie ſich dieſe Rede erlauben? Hat Sie meine Mutter hiezu bevollmächtigt?

Die Mutter aber fügte hinzu: Nun ſehe ich, daß Ihre Gehäſſigkeit ohne Grenzen iſt. Sie ſetzen mich in die peinlichſte Verlegenheit; unſer junger Freund muß nun glauben, ich wäre im Stande, ſolche beleidigende Zumuthungen zu veranlaſſen.

„Beruhigen Sie ſich, gnädige Frau,“ ſagte unſer Held ebenfalls mit einer Ruhe, die in ſeiner Lage bewunderungswürdig war, „nicht nur die Staatspapiere, die Herrn Reppler gar ſo auffallend erſcheinen, Alles, was Sie hier ſehen, Banknoten, Gold und Juwelen deponire ich bei Gericht, und zwar heute noch, ſogleich, und eine Laſt fällt mir vom Herzen, wenn dies auch meine künftige Schwiegermutter und meine geliebte Braut beruhigt. Aber nun erſuche ich Herrn Reppler noch einmal, meine Wohnung zu verlaſſen, wenn ich ihn nicht auf eine unſanfte Art hinausweiſen laſſen ſoll.

Ich entferne mich, erwiederte Reppler, bin aber neugierig, den Depoſiten-Schein morgen zu ſehen. Dies wird mir doch erlaubt werden, wenn ich morgen Früh bei Ihnen wieder erſcheine?

„Euer Gnaden, ſagte der Bediente, nun kann ich mich nicht mehr zurückhalten. Was kann mir auch geſchehen, wenn ich dieſen giftigen, hämiſchen, Sie ohne Unterlaß beſchimpfenden Patron auf dem Straßenpflaſter niederſetze. Vier oder ſechs Wochen Arreſt iſt eine Kleinigkeit gegen die Freude, einem ſolchen Menſchen ein paar Rippen zu brechen,“ und ehe der junge Mann ſeinem Bedienten es wehren und Reppler ſich retiriren konnte, hatte ihn der Erboſte ſchon mit ſeinen ſtarken Armen gepackt und über die Treppe expedirt, daß Hut und Perücke weit voraus auf die Straße flogen.

Mein Gott, jammerte die Mutter, der alte Mann, wenn er nur keinen Schaden nimmt!

Ich bin außer mir über die Brutalität meines Dieners!

„Der iſt noch in ſeinem ganzen Leben über keine Stiege ſchneller gekommen,“ meldete der zurückkehrende Bediente. „Nehmen Sie's nicht übel, Herr Reppler, ſagte ich zu ihm; ich mache meine Unart gut, wenn Sie morgen wieder hieher kommen wollen, um den Depoſiten-Schein zu ſehen da werfe ich Sie die Treppe wieder hinauf.“

Unverſchämter! donnerte der Herr ſeinem Diener zu, weißt Du auch, was mir Deine unzeitige Theilnahme für Händel mit der Polizei zuziehen kann?

Ihnen? antwortete der Bediente, nicht ſo viel als ein Barthaar Gewicht hat. Ich habe es ſchon geſagt, ich laſſe mich beſtrafen, und die Strafe wird nicht einmal arg ſein, denn es iſt nicht verboten, Jemanden über die Stiege zu tragen und vor dem Hausthor laufen zu laſſen; gethan habe ich ihm nichts, nur ein wenig geängſtigt; morgen, wenn er kommen ſollte, ginge es ihm freilich ſchlechter.

Wir nehmen Abſchied von Ihnen, ſagte die Mutter, wir verfügen uns nach Hauſe, erwarten Sie aber heute noch bei uns. Ich begrüße Sie als meinen Sohn. Den Tag Ihrer Vermälung mögen Sie ſelbſt feſtſetzen. —

Ach, Mutter! wie glücklich machen Sie mich! rief freudig die Braut aus.

Du nun mein! ſagte der junge Mann, verdiene ich denn das Glück, das meiner wartet?

Beſtellen Sie ſogleich einen Notar, bemerkte die Mutter. Schon in acht Tagen können wir eine Familie ausmachen!

Es naht die ſchönſte Stunde meines Lebens, erwiederte der überglückliche Bräutigam.

Mutter und Tochter entfernten ſich. Der junge Mann begleitete ſie bis zur Treppe.

Ich möchte nur wiſſen, ſagte der Bediente, der allein zurückblieb, was ich da gefunden habe, als ich die Stiege wieder heraufkam. Eine Brieftaſche! Vielleicht hat ſie gar der Herr Senſal verloren, als er in meinen Armen etwas unſanft zu zappeln anfing. Den Inhalt muß ich doch unterſuchen, und wenn es auch nur geſchieht, um zu wiſſen, wem die Brieftaſche gehört.

Er viſitirte ſeinen Fund.

Briefe, ſagte er, Beſtellungszettel, Courszettel, ein Zeitungsblatt, telegrafiſche Depeſchen! Sapperment! auch Banknoten und dabei ein Schreiben. Das will ich doch leſen, vielleicht ſteht der Name des Eigenthümers der Brieftaſche darauf. Richtig! A Monsieur Monsieur de Reppler, Rue Rauhenstein, Nr..... Ach, was ſeh ich! Das iſt ja ein Brief mit einem höchſt intereſſanten Inhalte, und noch ein Schreiben dabei! Mein Herr kommt! Er ſoll in ſeiner böſen Laune über mich noch nichts von meinem Funde wiſſen.

Er verbarg die Brieftaſche.

Höre, Unbeſonnener! ſagte der Herr, als er eintrat, Du haſt mir heute durch Deine tölpelhafte Anhänglichkeit Streiche geſpielt, die mir unſägliche Mißhelligkeiten zuziehen werden.

Ich habe es nicht mehr mit anhören können, wie der alte Schurke Sie in Gegenwart Ihres Fräulein Braut und ihrer Mutter ſchmählich behandelte. —

Ich hätte mir ſchon ſelbſt Genugthuung verſchafft. —

Sie? — Das wären höchſtens ein paar unfreundliche Worte geweſen. Ich kenne Euer Gnaden zu gut — Sie verzeihen die größten Kränkungen. —

Schweig! Und hilf mir nun dieſe Dinge ordnen, beſorge auch ſogleich einen feſten Koffer mit ein paar ſichern Schlöſſern: ich will indeſſen ein Verzeichniß von all den werthvollen Sachen anfertigen, die ich den Gerichten übergeben werde.

Euer Gnaden wollten im Ernſte?

Im vollen Ernſte! Wenn ich recht heiter werden ſoll, muß dieſer Mammon fort.

Euer Gnaden fürchten ſich vielleicht beraubt zu werden. Sie mögen Recht haben! Ein junger Herr, der mit ſeinem Bedienten allein wohnt, und dieſen Bedienten häufig aus dem Hauſe ſendet, kann nicht vorſichtig genug ſein!

Es kommt Jemand eilig die Treppe herauf. Iſt das eine Viſite, die mir gilt? Sieh einmal nach!

Der Bediente entfernte ſich.

Ja, es iſt beſchloſſen! ſagte der junge Mann, der Raub muß an ſeinen rechtmäßigen Eigenthümer zurück. An den Grafen Wratislaw Karl Kutilewsky ſchreibe ich noch heute und die Schätze hinterlege ich —

Der Bediente kam zurück.

Wer glauben Sie wohl, wer im Vorzimmer ſteht und dringend mit Ihnen zu ſprechen verlangt? — Monſieur de Reppler. Mich fragte er, ob ich keine Brieftaſche gefunden? Ja, ſagte ich. Sie können ſie wieder haben, wenn Sie mir den Inhalt namhaft machen. Das will er aber nicht, und will mich nun bei Ihnen verklagen. —

Haſt Du eine Brieftaſche gefunden? Gib ſie ſogleich zurück!

Ja, bis auf einen Brief, den ich entdeckte und worin vorkommt, daß Reppler 10.000 fl. erhält, wenn er die Heirat Ihrer Fräulein Braut mit Ihnen unmöglich macht. Leſen Sie ſelbſt, hier iſt der Brief. —

In dieſem Momente trat Reppler wie ein angeſchoſſener Eber ein. Die Kälte, welche er biſher zeigte, wahrſcheinlich um den jungen Mann aufs Aeußerſte zu treiben, war verſchwunden. Wüthend ſchrie er: Wie iſt es? Bekomme ich meine Brieftaſche oder ſoll ich zur Polizei gehen und einen Dieb angeben?

Menagiren Sie ſich, antwortete der Bediente, werfen Sie mit dem Worte Dieb nicht herum, ſonſt ſchlendere ich Ihnen einen Gauner entgegen.

Ruhig, ſagte der Herr. Herr Reppler, Sie bekommen Ihre Brieftaſche wieder und es ſoll Ihnen keine Viſitkarte fehlen —

Aber angeben müſſen Sie, was in dieſer Brieftaſche enthalten iſt, bemerkte der Bediente, damit man den rechtmäßigen Eigenthümer erkenne, ſonſt könnte ein anderer Spitzbube kommen und könnte behaupten, er ſei der eigentliche Verluſttragende —

Nun, es ſind zehn Banknoten à 10 fl. darin —

Richtig! ſagte der junge Mann; hier ſind ſie —

Ferner Cours- und Schlußzettel von der geſtrigen Börſe —

Richtig, ſagte der junge Mann.

Eine Menge kleine Notaten auf bläulichem Papier, einige merkantiliſche Depeſchen und die Hamburger Börſenachrichten —

Alles ſo wie Sie ſagen!

Aber was iſt noch in der Brieftaſche?

Ich habe die Hauptſachen namhaft gemacht —

Ja, die Hauptſachen für Sie, aber nicht für uns! für uns iſt auch etwas Wichtiges darin, wichtig für meinen Herrn, dieſen Brief A Monsieur Monsieur de Reppler und daneben die Abſchrift Ihrer Antwort. — Wenn Sie der rechtmäßige Eigenthümer dieſer Brieftaſche ſind, ſo rezitiren Sie den Inhalt dieſes Briefes und ſogleich Ihre Antwort dazu, und Sie erhalten Ihr Portefeuille zurück.

Der junge Mann, der indeß den beſagten Brief und die darauf bezügliche Antwort geleſen, ſtand von ſeinem

Sitze auf, welchen er ſich niedergelaſſen hatte, auf und ſagte:

„Sie ſind ein Schuft, Herr Neppler. Bisher glaubte ich, Ihr Mißtrauen in Ihrer Handlungsweiſe gegen mich rühre aus Freundſchaft, Sorgfalt und Theilnahme für eine einzeln ſtehende Frau und ihre Tochter her — allein es iſt nicht ſo! Eigennutz machte Sie zu meinem Gegner, ſchmutzige Habgier nach einer Summe von 10.000 fl., die Sie erhalten, wenn Sie die reiche Erbin mir abwendig machen, und ſie einem bekannten Roué, der ſich erſt taufen laſſen muß, wenn er eine Chriſtin heiraten will, zuführen, ja zukuppeln werden; — dies beſtimmte Sie, ſo ſchmählich gegen mich zu verfahren, dies beſtimmte Sie auch, wie hier aus Ihrem Konzerte hervorgeht, an Ihren unverſchämten Freund zu ſchreiben: „Sie haben ganz „Recht, wenn Sie ſagen, bei der Einfältigkeit der Tochter „iſt es ſchwer, ihr den Abenteurer aus dem Herzen zu „ſchwätzen, aber deſto leichter iſt es, bei der Mutter, dieſem „geldſtolzen, dummdreiſten Bürgersweib iſt es ein Spaß, „ihr einen Floh ins Ohr zu ſetzen, da ſie nicht genug Geld „wittern kann; nun, Geld ſoll ſie wenigſtens ſehen, „denn Nathan Loder, Ephraim Gengeles und Salo„mon Bär legen eine halbe Million in Nordbahnaktien „bei Ihnen nieder; dies Geſchäft habe ich gemacht als „Senſal, um dem bornirten Weibe die Augen auszuwiſchen, „und ſie zur Heiratsbewilligung zu zwingen u. ſ. w.“

Alſo das, was Sie mir andichteten, ſollte bei Ihrem erbärmlichen Brautwerber ausgeführt werden, da haben Sie Ihre Brieftaſche; darüber ſtellen Sie eine Beſcheinigung aus, daß Sie erhielten, was Sie vermißten, doch Brief und Antwort holen Sie ſich morgen bei der Mutter meiner Braut ab.

Um Alles in der Welt! Seien Sie großmüthig; geben Sie ihr dieſe beiden Schreiben nicht; auf meinem Hauſe in der Vorſtadt hat ſie 10.000 fl. — ſie kündigt mir den

Satz auf, und läßt mein Haus im Exekutionswege verkaufen; ſie iſt ſchrecklich rachgierig —

Ich muß Genugthuung haben! antwortete der junge Mann.

Und ich auch, ſetzte der Bediente hinzu: für dieſe neue Schandthat, die ich von Ihnen erfahre, muß ich Sie noch einmal über die Stiege expediren, dies ſei meine Rekomvens. Nun ſchreiben Sie aber zuerſt die Quittung: „Monsieur de Reppler“, dann fliegen Sie à la Blanchard, aber ohne Fallſchirm hinunter.

Fünfzehntes Kapitel.

Die Familie Kraxmann.

Wir ſchildern heute dem Leſer eine Familie, die in unſerem Roman eine bedeutende Rolle ſpielt. Es iſt die Familie Kraxmann, aus Perſonen beſtehend, welche alle in Wien vollauf und in Freuden leben und dennoch keine achtungswerthe Beſchäftigung, noch irgend eine Bedienſtung beſitzen oder ein ehrſames Gewerbe betreiben.

Um ſie kennen zu lernen, wollen wir den erſten Eintritt Alberts beſchreiben, mit dem dieſe Familie verwandt iſt, und der ſie zu beobachten hat, um zu erfahren, ob ſie würdig ſei, ein Legat von dem ſeligen Anverwandten zu erben.

Der Doktor Welpert hatte bei der Familie Kraxmann bereits ein Zimmer mieten laſſen. Welpert hatte nicht den wahren Namen Alberts genannt. Er hatte das Zimmer für einen Herrn Albert von Seeburg gemietet, Albert war nämlich ſein Taufname und von Seeburg, einer ſeiner Beſitzungen, kam er. Der Freund der Wahrheit, als welchen wir bereits den Geliebten Ver-

tha's kennen, nahm dieſe Firma gerne an, weil doch keine Lüge dahinter verborgen war.

Albert, der ſeinen Bedienten und ſeine beſten Sachen, die ihn hätten verrathen können, im Gaſthof zur Stadt Frankfurt zurückgelaſſen hatte, kam ziemlich ſpät Abend in ſeiner neuen Wohnung an. Nur mühſam fand er das Haus an der Donau. **Albert** hatte viele Gänge zu machen, viele Freunde und Bekannte zu beſuchen, viele Geſchäfte zu ſchlichten, und vor Allem wollte er **Bertha**, ohne daß ſie ihn bemerke, ſehen; er eilte daher, da er ihren Geſchmack kannte, in die Oper, aber er fand ſie nicht; unwillig darüber, verließ er nach dem erſten Akte ſchon das Theater und eilte in ſein neues Quartier.

Es war halb neun Uhr Abends, als er in der Leopoldſtadt vor der Wohnung **Kraxmanns** erſchien.

Er läutete an.

Wer kommt noch ſo ſpät? fragte eine weibliche Stimme.

Bin ich hier am rechten Orte? fragte **Albert**, ich ſuche Herrn von **Kraxmann**.

Er iſt nicht zu Hauſe, auch die Frau nicht und nicht die Söhne und die Töchter, und ich darf nicht aufmachen, wenn ich nicht weiß, wer vor der Thüre ſich befindet.

Mein Name iſt **Albert**, antwortete er; ich komme von Seeburg. —

Ei, Herr **Albert** von **Seeburg**, unſer neuer Zimmerherr! da mache ich ſogleich auf.

Und die Thüre wurde geöffnet.

Albert trat ein.

Sie ſind ſchon Nachmittags erwartet worden, ſagte die Perſon, welche geſprochen hatte; es war die Magd des Hauſes. Aber wie können Sie ſo ſpät kommen? Meine gnädige Frau hat bereits gezweifelt, daß Sie heute hier noch einziehen. —

Ich ziehe auch noch nicht ein. Dies geſchieht erſt

Bayerische
Staatsbibliothek
München

morgen. Ich wollte nur die Familie kennen lernen, bei der ich wohnen werde, und wenn es möglich iſt, hier ſouviren —

Hier ſouviren, heute noch? Das wird ſchwer werden! Wir kochen heute Abend nichts. Der gnädige Herr iſt in ſein gewöhnliches Gaſthaus gegangen, die gnädige Frau iſt auf eine Whiſtpartie eingeladen, da trinkt ſie ſechs bis acht Schalen Thee und nimmt dann nichts mehr zu ſich; die jungen Herren ſind in Geſellſchaft und die Fräuleins im Theater, da eſſen ſie ſo viel Gefrornes, daß ſie ſich kein Souper mehr verlangen. —

Das iſt doch ſehr fatal! Ich habe mich ſo gefreut auf ein Souper in dieſer Familie; man lernt bei einer ſolchen Gelegenheit die Menſchen ſchneller kennen, als wenn man einen ganzen Monat mit ihnen verkehrt. Ich verlange ja nichts umſonſt, das Souper will ich ja gerne bezahlen. —

Ei, wenn Sie bezahlen wollen, ſagte die Magd, da werden Sie ſehr willkommen ſein! Da können meine Leute auch ſogar mithalten, wenn das Souper nichts koſtet, und Sie werden ſich ſehr einſchmeicheln, wenn Sie etwas Gutes aus dem Wirthshauſe bringen laſſen. Schreiben Sie nur auf, was Sie wünſchen, und geben Sie mir Geld, ich ſchicke die Hausmeiſterin und decke mittlerweile den Tiſch.

Wie heißt das Gaſthaus hier in der Nähe?

Zum Huſaren!

Iſt das renommirt?

Nein, aber es iſt nahe.

Wie heißt das beſte Gaſthaus in der Leopoldſtadt?

Zum goldenen Lamm.

Nun, ſo ſoll die Hausmeiſterin zum goldenen Lamm ſich bemühen. Ich bezahle ihren Dienſt gut, ſie ſoll noch Jemand zur Hülfe mitnehmen, denn ich tafle gerne gut.

Da ſind Sie ja ein charmanter Herr!

Wie ſtark iſt die Familie?

Eigentlich ſieben Perſonen, aber die jungen Herren kommen vor fünf Uhr Morgens nicht nach Hauſe.

Alſo laſſen Sie ein Souper für fünf Perſonen beſtellen. Die Perſon zu vier Gulden.

Scheine?

Nein, Münze! Ich will etwas Exquiſites haben. Hier ſind 20 fl. für die Speiſen und hier 20 fl. für den Wein.

Das wird eine Ueberraſchung werden! Einen ſolchen Zimmerherrn haben wir ja ſeit Menſchengedenken nicht gehabt!

Ich will auch Champagner, und zwar die vorzüglichſte Sorte, und er ſoll in Eis geſtellt werden.

Sie müſſen ja ein Sohn vom Rothſchild ſein, da Sie ſo freigiebig ſind!

So mein Kind, und nun zeigen Sie mir mein Zimmer, dann decken Sie den Tiſch, und ſorgen Sie für eine reiche Beleuchtung.

Ach Gott! ach Gott! wenn nur unſer Tiſchtuch und die Servietten nicht ſo —

Ei! reinlich muß Alles ſein, ſonſt kann ich nicht eſſen.

Und unſer Eßzeug! Nur die gnädige Frau hat einen ſilbernen Löffel, Herr, Töchter und Söhne ſpeiſen mit Zinn auf Zinn.

Mein Kind, da laſſen Sie nur Alles aus dem Gaſthofe bringen; auch den Garçon, damit wir ordentlich bedient werden. Ich bezahle Alles, hören Sie!

Nun die Freude in unſerem Hauſe! Die drei Fräulein werden jubeln! Wir haben immer ſehr ſchundige Zimmerherren gehabt; der letzte gar, ein italieniſcher Sprachmeiſter, der hat vor lauter Geiz Abends eine Cervelatwurſt gegeſſen.

Jeder nach ſeinem Geſchmacke. — Wo iſt mein Zimmer?

Hier! Sehen Sie ſich hier um. Ich rede indeß mit der Hausmeiſterin.

Albert trat in ſein Zimmer, aber es war mit Möbels dergeſtalt angeräumt, daß er kaum zu ſeinem Bette hinſchreiten konnte. Es ſtanden in der engen Stube zwei Sofas, gewiß ein Dutzend Stühle, ein Ruhebett, drei Schränke, ein Balzac, und in der Mitte dieſes Trödelmarkts ein großer Flügel!

Was ſoll denn das? rief Albert aus. Wozu ſollen mir denn dieſe vielen Sachen, und welch' ein Geſchmack! Die Stühle und Tiſche, die Schränke und Sofas, jedes von einem andern Holze, und die Seſſeln, jeder von einer andern Farbe, Damaſt, Zitz, Kanefas, blau, roth, grün, gelb! Bin ich zu einer Lizitation eingeladen worden?

Die Magd kehrte zurück.

Nun, wie finden Euer Gnaden das Zimmer? fragte ſie.

Das Zimmer recht hübſch, aber die Einrichtung —

Nicht wahr, ein rechtes Durcheinander, aber es iſt nur für den Augenblick ſo. Die gnädige Frau wird den Plunder verkaufen, und dafür etwas Eleganteres wählen. Sie bekommt Möbles vom Tandler da drüben „aufs Abzahlen," da wird es gleich anders ausſehen. Dieſe Möbles rühren von einzelnen Zimmerherren her, die ihre eigenen Geräthſchaften hatten, und da ſie den Zins nicht bezahlen konnten, ſind ſie von der gnädigen Frau gepfändet worden; ei, die verſteht keinen Spaß, wenn der Zins nicht pünktlich erlegt wird.

Ich werde gewiß pünktlich bezahlen.

Das ſieht man ſchon! Euer Gnaden müſſen „fürchterlich viel Mazen haben."

Jetzt ertönte die Hausglocke.

Das iſt die gnädige Frau; ich erkenne ſie an ihrem „Anreißen."

Sagen Sie nichts, daß ich ein Souper beſtellte. Können Sie es nicht ſo einrichten, daß nichts bemerkt wird, bis der Tiſch arrangirt iſt?

Ich werde das Souper im Schreibzimmer des gnädigen Herrn auftragen laſſen, da kommt das ganze Jahr kein Menſch hinein.

Die gnädige Frau läutete nun förmlich Sturm, weil ihr nicht ſogleich aufgemacht wurde.

Ich komme ſchon, Euer Gnaden! rief die Magd und öffnete.

Einfältiger „Trantſch,“ ſchimpfte die Gnädige. Sitzt Sie auf den Ohren? Ich glaube gar, Sie hat einen „Kerl“ bei ſich.

Ich bitte, Euer Gnaden, einen Kerl nicht, wohl aber einen ſehr ſchönen Herrn; der neue Zimmerherr iſt da!

So? Wie ſieht er denn aus? Jung? Alt? Groß? Klein? Reich? Arm? Fein? Ordinär?

Wie ein Graf, Euer Gnaden, und Geld muß er haben, Geld —

Geld? Woher ſchließt Sie das?

Weil ich's geſehen habe.

Hat er eine recht dicke Brieftaſche?

Wie der Scottiſt vom Sina.

Sapperment! Wo iſt er denn?

In ſeinem Zimmer!

Madame Kraxmann riß die Thüre auf.

Albert trat ihr entgegen und verneigte ſich.

Seien Sie mir willkommen, mein Herr! ſagte Frau Kraxmann. Nun, bei uns werden Sie gehalten wie's Kind vom Haus, beſonders, wenn Sie an unſerm Tiſch die Koſt nehmen. Sind ſie ledig, verheiratet oder ein Witwer? Haben Sie Kinder oder keine? Ein Edelmann oder Bürger? Ein Offizier, oder Beamter, oder Gelehrter? Vom In- oder Ausland? Zum erſten Male in Wien? oder ſchon oft dageweſen?

Ich bin ledig.

Charmant!

Gutsbeſitzer!

Vortrefflich!

Waren Sie ſchon einige Male in Wien?

Ja.

Wie ich mir's gedacht habe! das hat aber nichts zu ſagen; deshalb kennen Sie Wien doch nicht. Wien kann man nur kennen lernen, wenn man in Geſellſchaft meiner Töchter es beſucht. Warten Sie, meine Töchter kommen ſogleich nach Haus, ſie ſind nur im Leopoldſtädter Theater, wo gerade heute ein Neſtroy'ſches Stück zum erſten Mal aufgeführt wird. Ich höre ſie ſchon nach Hauſe kommen. Ich erkenne ſie an ihrem Gelächter. Gewiß haben ſie wieder einen ihrer Anbeter recht gefoppt! Meine Mädeln ſind des Teufels!

Albert erſuchte Frau von Kraxmann, nicht zu ſagen, daß er bereits im Hauſe ſei. Ich bitte Sie, gnädige Frau, ſprach er, die Fräulein ungenirt mit einander ſprechen zu laſſen. Dadurch erfahre ich, wie ſie denken, welche Neigungen ſie haben, und kann mich dann am beſten in ihre Launen finden.

Gut, ſagte Frau von Kraxmann, ich bin einverſtanden. Meine Madeln geniren ſich ohnehin nicht. Sie werden ſich gleich unumwunden ausſprechen, und ſollten ſie über das neue Stück, das ſie ſo eben geſehen haben, reden, ſo werden Sie hören, was die Mädels für ein Urtheil fällen; man könnte ein jedes Wort drucken laſſen. Ah! Sie ſind nebenan und ziehen ſich um. Sie werden nun Ihre blauen Wunder hören.

Mali! rief Fräulein Joſefine, die ältere der drei Töchter, der Magd, war der Herr von Senftinger nicht da?

Ich hab ihn mit keinem Aug' geſehen.

So? Nun das iſt nicht übel; im Theater war er auch nicht, und er hat mir doch ein neues Doppelperſpektiv verſprochen, das er mir auf meinen Balkonſitz bringen wollte.

Mali! ſagte Fräulein Louiſe, iſt mein Hut gekommen?

Der Hut iſt gekommen und eine ſaldirte Rechnung dazu; der Herr von Kridelhuber hat ſich famos eingeſtellt.

Da thut es mir jetzt leid, daß ich ihn im Theater [illegible] nicht angeſehen habe; ich war der Meinung, er halte nicht Wort. Wo iſt denn der Hut?

Er liegt auf der gnädigen Frau ihrem Lit de repos.

Ob Du ihn hieher bringen wirſt? und das gleich! Ein neuer Hut im Hauſe und noch nicht auf meinem Kopf, das iſt doch Alles, was man ſagen kann!

Fräulein Thereſe, die dritte Tochter, fingt aus der Reſtroy'ſchen Poſſe:

O die Männer haben es gut
Haben es gut —

Ja wohl haben die Männer es gut, beſonders wenn Einer Geld hat! ergänzte Joſefine. So ein Mann mit einem „Biſſel" einer Revenue kann geradezu Alles thun, was ihm beliebt. Der Herr Grobgantner hat nur 1200 fl. Intereſſen von ſeinem Kapital, und ſehen wir ihn an, wie er lebt!

Und heiraten will er doch nicht, entgegnete Louiſe. Für uns thut er auch nichts, als daß er höchſtens in das Theater in der Leopoldſtadt manchmal drei Balkon-Sitze ſchickt. Ich halt ihn für ſchmutzig. Sein Freund ſagt, daß er nie mehr ausgäbe, als er einnimmt. Der Menſch iſt jung, beerbt ein Mal ſeinen reichen Papa, und hat keinen Kreuzer Schulden aus lauter Schmutz!

Hierüber lachte Albert laut auf, und die Mädchen hörten ihn lachen.

Was war das? fragte Louiſe, da hat ein fremder Mann gelacht! Wer hört uns denn zu?

In dieſem Momente trat Mali mit dem Hute herein.

Joſefine fragte ſie: Iſt etwa der neue Zimmerherr ſchon im Hauſe?

Freilich! ich hab's nur zu ſagen vergeſſen.

Du Gans! Du alberne, erwiederte Louiſe, und der Herr iſt nebenan in ſeinem Zimmer, und hat uns reden gehört! Zum Glück hab' ich nichts Unrechtes geſagt.

Was iſt denn das für ein Menſch? fragte Thereſe. Hat man der Mama wieder einen rechten Landknopf hinauf disputirt?

Diesmal nicht, antwortete Mali, einen ſolchen Zimmerherrn hat man in unſerer Gegend noch gar nicht geſehen! Sie werden Augen machen, Fräulein, wenn Sie dieſen lieben Mann erblicken werden.

Jetzt wurde geläutet und der alte Herr kam nach Hauſe.

Mali öffnete die Pforte.

Der alte Herr ſchien etwas angeſtochen, denn er fiel der Magd gleich bei der Thür um den Hals und rief: Mali, heute mußt Du meine Freude theilen. Ich hab' heute „beim Huſaren" fünf Zwanziger im Tappen gewonnen. Ich bin der glücklichſte Sterbliche in der Leopoldſtadt.

Als Frau v. Krazmann ihren Gemal kommen hörte, ſagte ſie zu Albert: Jetzt laſſen Sie Ihr Inkognito fahren und kommen Sie; ich muß Ihnen meinen Mann und meine Töchter vorſtellen. Ulerich! rief ſie ihrem Mann, Pepi, Louiſe und Thereſe, kommt Alle her; ich führe Euch einen Herrn auf, der Euch ſchon auf den erſten Anblick gefallen wird. Mit dieſen Worten zog ſie Albert in das Zimmer, in welchem ſich die Mädchen befanden, unbekümmert, ob dieſe ſchon mit ihrer Toilette fertig waren oder nicht. Auch Herr von Krazmann kam in dieſes Zimmer.

Meine Fräuleins und Herr von Krazmann, ſprach Albert, daß ich dem Befehle der gnädigen Frau Folge leiſte und unvorbereitet vor Ihnen erſcheine, müſſen Sie entſchuldigen; ich wollte eine andere Gelegenheit benützen, mich Ihnen vorzuſtellen.

Zum Geier! flüſterte Louiſe ihrer Schweſter zu, wie kommt dieſer Herr in unſer Haus?

Das iſt ja der, gab Thereſe leiſe zurück, den wir heute in der prächtigen Equipage fahren ſahen —

Es freut uns, nahm Joſefine das Wort, einen ſo intereſſanten Herrn noch heute kennen gelernt zu haben. Wenn Ihr Inneres mit Ihrem Aeußeren übereinſtimmt, ſo haben wir uns zu Ihrer Bekanntſchaft zu gratuliren.

Die fällt ſchon wieder mit der Thür ins Haus, ſagte Louiſe ihrer Schweſter Thereſe ins Ohr —

Herr von Seeburg, ſprach nun Kraxmann, meine Joſefine hat mir das, was ich zu ſagen verſuchte, von der Zunge weggenommen. Sein Sie uns willkommen, und betrachten Sie mein Haus als das Ihrige, — meine Frau als die Ihrige, wollte er in ſeiner Weinlaune ſagen, aber er beſann ſich und ſagte: meine Frau als ihre Mutter, und nun ſollten wir gleich den Abend feiern, der Sie zu uns gebracht hat. Ich habe heute fünf Zwanziger im Wirthshaus gewonnen, hol's der Teufel! Die ſollen d'rauf gehen, ich laſſe ſogleich ein ſplendides Souper mit obligaten Karpfen, weil heute gerade Freitag iſt, vom „Fiſchtrücherl" holen.

Aber Papa, ſprach Louiſe halblaut, Sie haben ja einen Duſel, Sie reden etwas zuſammen, daß Einen der Schlag treffen könnte.

Was das Souper betrifft, ſo iſt es heute an mir, Ihnen meine Aufmerkſamkeit zu zeigen, erwiederte Albert.

Wollen Sie uns heute noch irgendwo hinführen, ich bin ſchon dabei, verſetzte Frau Kraxmann; Mädeln, zieht Euch geſchwind noch ein Mal an! Herr von Seeburg führt uns zum „Roß“. Nicht wahr, charmanter Herr Zimmerherr, zum Roß, weil ich's gar ſo loben höre.

Mali trat herein und winkte Albert.

Ich verſtehe, ſagte Albert. Nicht aus dem Hauſe führe ich Sie; wir bleiben hier. Ich bin ein kleiner Zauberer, fuhr er fort: Sie ſprachen kaum von einem Souper, ſo ſteht es auch ſchon vor Ihnen. Mali wird Sie hievon überzeugen, und mir wird es zur größten Freude gereichen, den Abend mit Ihnen und Ihrer Familie angenehm zu verleben.

Mali öffnete die Thüre des ſogenannten Schreibzimmers, und die Familie ſah eine Tafel arrangirt, die ſie ſo überraſchte, daß ſie wirklich vermeinte, es ſei hier eine Hexerei im Spiele.

Albert führte die Frau vom Hauſe am Arme und geleitete ſie an den Ehrenplatz; die übrigen Plätze wurden von Kraxmann und ſeinen Töchtern eingenommen.

Zwei Garçons waren beordert, die Speiſen zu ſerviren.

Sapperment! ſagte Kraxmann, da muß ich freilich mit meinem Fünfzwanziger-Souper zurück! Mir iſt jetzt nur leid, daß ich beim Huſaren ſo viel Bier getrunken hab'!

Das iſt ja eine Ueberraſchung die nicht ſchöner geträumt werden kann, meinten die Mädchen; nur Frau von Kraxmann ſah ſcheu und ängſtlich im Zimmer umher, und entfärbte ſich auffallend. Endlich konnte ſie es vor Angſt nicht länger aushalten, benützte den Vorwand, im Hauſe etwas nachſehen zu müſſen, und eilte in die Küche, in welcher ſie Mali traf, dieſe packte ſie mit feſter Hand und zog ſie in ein Nebenzimmer.

„Unglückliche!“ redete Frau Kraxmann ihre Magd an, „Unglückliche! Wie kommt das Souper in jenes Zimmer! Um Gottes willen, wie konnteſt Du es geſchehen laſſen, daß der Fremde in das Schreibzimmer kam und in dieſes Zimmer ſein Souper bringen ließ?

Mein Gott! ſagte Mali, mir fällt es ja ſelbſt ſchwer auf's Herz; ich habe nicht daran gedacht, doch ſeien Ew. Gnaden ruhig; es wird nichts geſchehen — ich will hin zu ihm und ihm drohen, ich will ſagen, daß er keinen Laut von ſich geben ſoll, ſonſt ſei er des Todes. —

Ja, ſagte Frau von Kraxmann in fortwährender Beſtürzung, es iſt auch ſonſt nichts zu thun. Aber Du mußt bei ihm bleiben, und ſollte es bis Tagesanbruch nothwendig ſein. Ich mache Dich dafür verantwortlich. Ich will jetzt, damit meine Abweſenheit nicht auffällt, zur Geſellſchaft zurück.

Mali ging ihren Auftrag zu erfüllen.

Als Frau von Kraxmann ſich wieder an ihren Platz ſetzte, waren die Mädchen ſchon mit Albert auf dem beſten Fuße; ſie zogen ihn in ihre Mitte, ſie ſchäkerten mit ihm, und er ſchien ſich recht gut mit ihnen zu unterhalten.

Herr von Kraxmann ſprach nichts, aß und trank aber deſto mehr, und vermißte ſeine Frau nicht eine Minute, er ſah ihr auch die peinliche Angſt nicht an, mit der ſie wieder am Tiſche erſchien.

Nun wurde der Champagner entkorkt, die Gläſer vollgeſchenkt und Albert ſprach:

Mit dieſem Glaſe trinke ich auf das Wohl dieſer Familie, und habe keinen andern Wunſch, als daß mein Scheiden von ihr, wenn ich einſt dies Haus verlaſſen ſollte, eben ſo ungetrübt ſein möge, als heute mein Kommen!

Darauf ſtoß ich an, ſagte Kraxmann.

Doch ungetrübt wird Ihr Scheiden von uns nicht ſein, ſetzte Joſefine hinzu, denn wir werden trauern, wenn Sie uns einmal wieder verlaſſen ſollten.

Behalten Sie meine Worte gut im Gedächtniſſe, ergänzte Albert; ich ſage, daß mein Scheiden einſt eben ſo ungetrübt ſein möge, als heute mein Kommen!

„Mein Gott! mein Gott! wer hilft mir!“ rief in dieſem Augenblicke eine Stimme, von der man nicht wußte, woher ſie kam.

Albert ſtutzte. Kraxmann und ſeine Töchter erſchracken, Frau Kraxmann war einer Ohnmacht nahe.

Was war das? — Iſt da Jemand in Gefahr? Braucht Jemand Hülfe? — Vielleicht auf der Straße? Sehen Sie doch nach, ſagte Albert zu den beiden Garçons. —

Die Garçons eilten ans Fenſter, öffneten daſſelbe, blickten auf die Straße und meldeten:

Wir ſehen Niemand auf der Straße.

„Um Gottes willen! Hülfe!“ rief dieſelbe Stimme, jetzt aber ertönte ſie ſo, als wenn ſie nicht aus der Kehle heraus könnte, es ſchien, als wenn ſie auf gewaltſame Weiſe lauter zu ſprechen verhindert würde.

Albert ging nun ſelbſt ans Fenſter.

Er entdeckte Niemand auf der Straße.

Gehen Sie doch hinunter, befahl Albert den beiden Garçons. Es iſt mir, als käme die Stimme von unten.

Die Kellner verließen eilig das Zimmer.

Als dieſe fort waren, erhob ſich Frau Kraxmann:

Ich will es nur ſagen, ſprach ſie, leichenblaß und zitternd, wie eine zum Tode Verurtheilte. Ich will es nur ſagen, ich habe einen Kranken im Hauſe; er liegt nebenan im Fieber; er fantaſirt! Damit wir aber nicht ferner geſtört werden, ſo verfügen wir uns in ein anderes Zimmer.

Die Kellner kamen zurück, und berichteten, die Straße hinauf und hinunter geeilt zu ſein, und nichts entdeckt zu haben.

Wir wollen in einem andern Zimmer ſoupiren! Serviren Sie in dem Eckzimmer, bat Frau Kraxmann.

Sie wollte das Zimmer zeigen, ging einige Schritte und ſtürzte an der Thüre zuſammen.

Der Schreck und die Verwirrung waren allgemein.

Albert betrachtete die Gruppe mit ahnungsvollem Erſtaunen.

Sechzehntes Kapitel.

Das Souper.

Das Souper wurde nun im Eckzimmer ſervirt, und anfänglich herrſchte dabei eine große Verſtimmung. Frau von Kraxmann mußte zu Bette gebracht werden, wenigſtens ſchützte ſie ein bedeutendes Unwohlſein vor, demzufolge ſie ohnmächtig geworden wäre.

Albert wollte der Frau vom Hauſe zu Liebe das ganze Feſteſſen aufgeſchoben wiſſen, und ſich lieber in ein benachbartes Hotel begeben, allein die drei Fräulein meinten, „wegen der Mama möchte er ſich nicht geniren; ſie habe öfter ſolche Zuſtände, und es ſei darüber kein Aufhebens zu machen, beſonders wenn der Mama, wie heute, der Tod nicht auf der Zunge ſäße!“

Nur forteſſen und forttrinken! ſagte Herr Kraxmann, ich bin froh, daß ſie ſich niedergelegt hat; ſie kann ohnehin nichts anders, als mich hofmeiſtern und mich bei ſolchen Gelegenheiten um jeden Tropfen, um jeden Biſſen beneiden, den ich zu mir nehme.

Endlich, bemerkte Joſefine, muß ich Ihnen nur im Vertrauen ſagen, Herr von Seeburg, daß die Mama unleidlich wird, wenn ſie ein paar Gläſer Champagner getrunken hat. Es ſteigt ihr zwar Alles leicht in den Kopf, was ſie außer Waſſer Trinkbares zu ſich nimmt, aber der Champagner ſpielt ihr ganz abſonderliche Streiche. Hat die Mama ihren Hieb, dann iſt ſie ganz das Gegentheil vom Papa. Sie fängt mit aller Welt Händel an, und ich weiß nicht, Herr von Seeburg, ob die Mama wenn ſie ein Mal „ſcharf geladen,“ Ihnen, ſo liebenswürdig Sie auch ſind, nicht die ſchönſten Grobheiten angethan hätte.

Von einer geiſtreichen Frau, erwiederte Albert, laſſe ich mir Alles gefallen.

Ein prächtiges Bonmot, erwiederte Thereſe. Wenn die Mama viel Wein zu ſich genommen, iſt ſie dann freilich geiſtreich. Ich ſehe ſchon, Sie ſind ein Bonmotiſt! Solche Leute können wir brauchen! Sie ſollen leben!

Ich bemerke, meine Damen daß ſie ſehr wenig Champagner trinken, ſagte Albert.

Wenig? entgegnete Louiſe. Wir laſſen uns dergleichen beim Champagner nie zu Schulden kommen. Fragen Sie den Garçon, mir hat er gewiß ſchon zehn Gläſer eingeſchenkt, aber uns macht dieſer flüchtige Wein nichts; wir trinken ihn oft. Erlauben Sie, Herr von Seeburg, ich will Ihnen ein Glas voll mit einem Schlag durch die hohle Hand mouſſiren machen; Sie trinken auch gar zu ſolid! Der Schaum muß überlaufen und in der größten Entwicklung des Schaumes muß der Wein genoſſen werden, da ſpürt man ihn ſogar in der Naſe und das iſt das Wahre!

Geſtatten Sie, mein Fräulein, äußerte ſich Albert, daß ich gegen dieſe Manipulation proteſtire. Erſtens könnte durch einen ſolchen Schlag auf den Rand des Glaſes dasſelbe zerſpringen und Sie ſich ſchwer verletzen, dann iſt dieſe Art, Champagner zu trinken, nur in ordinären Kreiſen üblich. Ich bitte um Entſchuldigung, daß ich dies bemerke, aber feine Leute werden auf ſolche Weiſe nie Champagner trinken —

Das ſag' ich auch, lallte Herr von Kratmann. Es geht zu viel Wein verloren, wenn ich ein ſolches Kunſtſtück mache, bekomme ich mehr Champagner auf die Hoſen als in den Magen, und dafür danke ich.

Die Mama ſagte mir, daß man nur an Ihrer Seite, meine Damen, Wien recht kennen lernen könne. Wohin werden Sie mich morgen führen?

Zu Dommayer! antwortete Joſefine —

Ei, der iſt ja in Hietzing und nicht in Wien, Wien will ich betrachten —

Ins Kaſino! rief Thereſe.

Gut! dort wollen wir ſpeiſen, aber vorher müſſen wir doch Etwas ſehen!

Schön! Herr von Seeburg, erwiederte Joſefine, da gehen wir zu den erſten Marchands de Modes, zu Prevot, zur Lannoy und zur Reichmann, da kaufen Sie einer Jeden von uns einen Hut; dann ſchleppen wir Sie über den Graben, und beſuchen die vorzüglichſten Putzhandlungen; wir gehen zu Laporta, zur Jungfrau von Orleans und zu Novotny, und da kaufen Sie Jeder ein Kleid und einen Shawl; ſo vergeht der Vormittag, und Sie lernen auf die leichteſte Art die Weiſe kennen, wie man in Wien der Mode huldigt —

Ich bin's zufrieden, ſagte Albert, und nach dem Diner bei Munſch?

Werden Sie Ihre ſchöne Equipage vorfahren laſſen, in der wir Sie geſtern begegnet haben. Wir fahren nach dem Prater, und ſetzen zum erſten Male die neuen Hüte auf, und produziren die Shawls, welche Sie uns verehren.

Und Abends? fragte Albert.

Abends, meinte Joſefine, da nehmen Sie eine Loge zu dem neuen Ballet. Aber das ſagen wir Ihnen vorhinein, nicht in dem dritten Stock: in Logen, wo man nur mit Mühe geſehen werden kann, verlangen wir uns nicht; lieber gehen wir in das Theater an der Wien in eine Parterre-Loge recht nahe am Theater; da hat man das ganze Parterre im Auge, kann alle ſeine Liebhaber überblicken, und die Weiber und Mädeln ärgern, die das ganze Jahr in keine Loge kommen.

Aber, meine Damen, wenn Sie ſo viele Liebhaber im Parterre erblicken und von dieſen wieder erblickt werden, da ſpiele ich dann eine traurige Rolle, ich werde ja ausgelacht, wenn Ihnen andere Männer gefallen, und ich in Ihren Augen nur ein Strohmann bin.

Ach, unſere Liebhaber! entgegnete Louiſe, das ſind keine ſolchen Liebhaber, wie man ſie in Romanen ſchildert und auf dem Theater ſieht. Bei uns kommt's Herz gar nie ins Spiel, und in dem einzigen Punkte folgen wir der Mama, daß wir uns an keinen Mann binden; wir unterhalten nur ganz kleine Engagements. Wir laſſen uns Zerſtreuungen bieten, Geſchenke machen, Aufmerkſamkeiten erzeigen; bleibt uns heute ein Verehrer aus, ſo haben wir morgen zehn andere, und behalten von keinem mehr in der Erinnerung, als die Präſente, die wir von ihm erhalten haben.

Und da werden wir oft ganz konfus, von wem wir das und jenes erhielten, bemerkte Joſefine. Da hab' ich ein Zigarren-Etui; ich weiß nicht mehr, hat mir dies ein Huſaren-Rittmeiſter, ein Uhlanen-Rittmeiſter oder ein Rittmeiſter von den Küraſſieren verehrt. Ein Rittmeiſter, war es, das weiß ich —

Hör' auf! entgegnete Thereſe, dieſe Zigarrenbüchſe iſt von dem ſchundigen Sprachmeiſter, der bei uns gewohnt hat; der hat ſie einmal in unſerm Zimmer liegen laſſen, und Du haſt geſagt: „Her, mein Fiſch!“ Ein Rittmeiſter wird nie ein ſo armſeliges Geſchenk machen! Das Theuerſte daran waren die 5 fl., die in einem Seitentäſchchen geſteckt ſind —

„Wart', Du g'freu' Dich,“ ſagte Joſefine erzürnt, daß Du mich ſo beſchämſt; ich werde aber auch etwas von Dir erzählen, was Dir gewiß unlieb ſein wird.

Wie, meine Damen, fragte Albert, Sie rauchen Tabak?

Wie Sie gleich ſehen werden, entgegnete Louiſe. Rauchen Sie nicht?

Zuweilen! Unter Damen nie.

Und wir unter Männern immer! antwortete Louiſe. Was rauchen Sie denn für Zigarren?

Regalia.

Die hab' ich in meinem Leben nicht nennen gehört. Sind ſie gut? fragte Joſefine.

So fragt man nie, bemerkte Louiſe, man fragt, was koſten ſie?

Das Kiſtchen von 1000 Stück koſtet 75 fl. C. M.

Die müſſen ſchlecht ſein! Man fragt heutzutage nicht mehr bei einem jungen Manne: wie groß ſind ſeine Revenuen, ſondern welche Gattung Zigarren raucht er, und wie viel des Tages? wie viel Glacé-Handſchuhe braucht er in der Woche? wie viele neue Röcke erhält er im Monat, und wie viele Reitpferde jagt er zu Tode im Jahr?

Und wie viele Schulden hat er, wenn das Jahr zu Ende iſt? ſetzte Albert hinzu. Verzeihen Sie, ich bin ein Landjunker und muß von Ihnen erſt lernen, was man in Wien zu thun hat, um als ein Mann, der zu leben weiß, zu erſcheinen.

Befehlen Sie, daß jetzt „Kardinal“ ſervirt werde? fragte ein Garçon. —

Kardinal? fragte Thereſe, was iſt das?

Albernes Ding! antwortete Joſefine, Du machſt der Erziehung der Mama doch immer Schande! Hat ſie Dir nicht hundert Mal geſagt, daß man nie wie ein Bauernding ſprechen ſoll! Kardinal iſt Kardinal! Du wirſt es ſchon ſehen, ob es zum Eſſen oder zum Trinken iſt. Und wäre es eine Erfindung von geſtern, ſo darf ſie Dich nicht überraſchen. Das Neue muß Dir alt, das Feinſte ordinär, das Schönſte abſcheulich und die höchſte

Großthat nicht der Rede werth erſcheinen. Da imponirt man, ſagt die Mama, und ſteht immer höher, als Leute, die Alles bewundern.

In dieſem Augenblicke fiel Herr von Krazmann von vielem Trinken unter den Tiſch. —

Da haben wir's! bemerkte Louiſe. Der Papa macht uns doch nichts als Schande.

Meine Fräuleins, ich bedauere, ſagte Albert, der mit den beiden Garçons dem alten Herrn zu Hilfe eilte, ich bedauere, und würde ſogar bewundern, daß der Papa, bei ſolcher Konſumtion des Champagners nicht ſchon längſt vom Stuhle geſunken, wenn Sie nicht ausdrücklich geſagt hätten, daß die höchſte Großthat nicht der Rede werth ſei. Wohin ſoll der Papa gebracht werden, und wer wird ihn ausziehen, wenn er in ſein Bett ſoll?

Wenn der Papa betrunken iſt, ſagt die Mama, ſo muß er ſich ſo, wie wenn er nüchtern iſt, ſelbſt ausziehen, der Unterſchied iſt nur, wenn er nüchtern iſt, zieht er ſich vor dem Schlafen aus, wenn er betrunken iſt, nach dem Schlafen.

Das heißt mit andern Worten: Er wird ſammt den Stiefeln und den Kleidern zu Bett gebracht. Haben Sie die Güte, meine lieben Garçons, tragen Sie dieſen Mann auf ſein Bett, wir wollen die Hausordnung nicht ſtören.

Die Mädchen rauchten mittlerweile ihre Zigarren, daß man vor Qualm kaum die Lichter brennen ſah, und daher auch nicht bemerkte, daß Mali am Tiſche ſtand, und darauf wartete, etwas melden zu dürfen.

Albert ſah ſie zuerſt und fragte: Was gibt es? Iſt die Gnädige gewiß recht ſchwer erkrankt und muß ein Arzt gerufen werden?

Nein, antwortete Mali, ſie hat ſich ſchon erholt, und verſpürt nun einen Hunger, nicht mehr zum Aushalten! Sie hat zwei Faſanen auf der Tafel erblickt, um einen läßt ſie bitten, dann von den Paſteten mit Trüffeln bittet ſie um die Trüffeln, und endlich eine Bouteille Champagner und eine Portion Gorgonzola.

Garçon! ſerviren Sie!

Dann läßt die gnädige Frau fragen, ob Herr v. Seeburg nicht ein paar Loſe auf einen Hoſenträger nehmen möchten, den ſie ſelbſt vor 28 Jahren geſtickt, und den ſie nun ausſpielt, und ob ſie nicht ein „Körberl“ aus Stroh kaufen wollten, das ein Galeeren-Sklave, der 31 Mordthaten begangen, in Tripolis auf der Schiffswerfte geflochten, nachdem ihm beide Hände wegen Vatertödtung vom Rumpfe getrennt wurden. Ein Kabinetsſtück!

Die Mama kommt ſchon wieder mit ihrer Induſtrie, bemerkte Louiſe.

Jetzt um 2 Uhr Morgens fällt ihr ſo Etwas ein! ſetzte Thereſe hinzu.

Meine Empfehlung an die gnädige Frau, gab Albert zurück. Von dem Hoſenträger nehme ich alle 90 Loſe, und das Kabinetsſtück kaufe ich um den höchſten Preis.

Albert, dem die Hilferufe, die er im ſogenannten Schreibzimmer gehört, nicht aus dem Kopfe wollten, befand ſich nun mit den Töchtern des Hauſes allein und glaubte, da der Champagner doch auch bei ihnen ſeine Wirkung zeigte, das Geſpräch auf die unheimliche Stimme bringen zu können, welche die ganze Familie in ſo große Beſtürzung und die Frau vom Hauſe, wie auf einer verbrecheriſchen That ertappt, in eine ſo erſchreckende Lage verſetzte. Er begann daher:

Die gnädige Frau hat ſich erholt; es ſei mir daher erlaubt, mich auch nach dem andern Kranken, der ſo deutlich rief: „Mein Gott! mein Gott! wer hilft mir!“ zu erkundigen, — könnte uns über dieſen Kranken nicht Mali Auskunft geben? Gewiß iſt ſie auch dieſes Kranken Pflegerin, wenn Sie nicht etwa eine eigene Wärterin im Hauſe haben.

Ach! was geht uns der Balg an, antwortete Joſefine.

Nicht wahr, es iſt ein Kind, der Stimme nach, glaube ich dies, bemerkte Albert. Was iſt es mit dieſem Kinde?

Da müſſen Sie die Mama fragen, antwortete Louiſe; wir kümmern uns nicht um ihre Angelegenheiten, wir würden uns auch hübſch auszahlen, wenn wir uns darein miſchen wollten.

Freilich iſt es ein Kind, ſetzte Thereſe hinzu; ein Knabe iſt es, wir haben ihn aber noch gar nicht geſehen; ein ungezogener Bube ſoll es ſein, der hier in Korrektion iſt —

Schweig! ſagte Joſefine; was haſt Du wieder vorlaut zu reden. Der Bub kommt morgen ohnehin aus dem Hauſe.

Aber wenn er krank iſt und im Fieber liegt? wendete Albert ein.

Wie geſagt, da müſſen Sie die Mama fragen; wir wiſſen nichts, wir wollen nichts wiſſen. He! Garçon, bringen Sie endlich den Kardinal!

Ja, bringen Sie ihn, befahl Albert, und dachte dabei: vielleicht löſet dieſer die Zunge.

Der „Kardinal“ wurde ſervirt. Er mundete den Mädchen ausnehmend.

Sapperment! der läßt ſich trinken! meinte Thereſe.

Da wir ihn wirklich zum erſten Mal verkoſten, bemerkte Louiſe, ſo ſagen Sie uns doch, aus welchen delikaten Dingen er gebraut wird?

Ein Garçon trat vor und berichtete:

Dieſer Kardinal iſt aus einer Flaſche Johannisberger, einer Flaſche Cremant rosé, aus einer großen Ananas und einer bedeutenden Maſſe Zucker gemacht worden; er wird auch mit Arrak gemiſcht, aber wenn Damen ihn genießen wollen, läßt man den Arrak weg.

Das iſt ja ein Getränke, um Todte zu neuem Leben zu erwecken, meinte Joſefine.

Und Kranke zu erquicken! ſetzte Albert hinzu. Geſtatten Sie, daß ich Ihrem kranken Knaben einige Tropfen einflöße, das wird ihn erfriſchen, führen Sie mich zu ihm!

Was Sie immer von dem dummen Jungen faſeln! entgegnete Louiſe.

Wir wiſſen gar nicht, wo er liegt, bemerkte Thereſe.

Der ſchläft längſt ſchon, ergänzte Joſefine, und nun kein Wort mehr hievon, ſonſt müſſen wir alle Drei das Zimmer verlaſſen.

Gott ſoll behüten! Ich ſpreche nicht mehr davon. Aber Sie trinken nicht, meine Damen! Stoßen Sie an, auf gute Freundſchaft und auf den Wunſch, daß Sie mich als zu Ihrer Familie gehörig betrachten mögen, dieſes volle Glas!

Zu unſerer Familie? verſetzte Thereſe, wie meinen Sie das? Wollen Sie vielleicht eine von uns heiraten?

Heiraten? antwortete Albert, wer wird ſogleich ans Heiraten denken! Da müſſen Sie mich und ich Sie erſt genauer kennen lernen, und dazu iſt doch bei einem Souper keine Gelegenheit. —

Warum? Gelegenheit genug! Ich wenigſtens kenne Sie ſchon hinlänglich, und nehme Sie auf der Stelle, wenn Sie mich wählen.

Aber „Reſi," verwies Joſefine.

Laß mich in Ruhe! herrſchte Thereſe ihrer Schweſter zu. Ich bin auch die Einzige von Euch, welche ans Heiraten denkt, obgleich ich die jüngſte bin. Hören Sie mich an, Herr von Seeburg, ich bleibe dabei, ich nehme Sie, wenn Sie mich nicht verſchmähen, noch ein Glas hierauf! Und nun beſinnen Sie ſich nicht lange und geben Sie mir Ihre Hand!

Mein Fräulein, ich befürchte, Sie würden es bereuen, wenn ich Sie beim Wort nehmen ſollte, ich habe große Fehler —

Sie haben gar keine Fehler, ſage ich Ihnen; Sie ſind jung, heiter, daß Sie ſehr hübſch ſind, rechne ich nicht einmal hoch an, denn Sie könnten auch ſehr häßlich ſein und würden in Wien eine Frau bekommen; Sie ſind reich, das merkt man aus Ihrem ganzen Weſen, und ſind freigiebig und gutmüthig. Wollen Sie mich, ſo gebe ich Ihnen den erſten Kuß!

Das iſt zu arg! wetterte Joſefine, und nun eile, daß Du Dein Bett erreichſt, ſonſt geht es Dir wie dem Papa.

Verzeihen Sie ihr, fügte Louiſe hinzu, Ihr Kardinal hat ihr die Sinne wirbeln gemacht, aber auch mir iſt er zu Kopf geſtiegen; damit ich nicht eben ſo tolles Zeug ſpreche wie meine Schweſter, ſo entferne ich mich und wünſche recht wohl zu ruhen, Herr von Seeburg.

Sie könnten mir wohl nicht ſo gut ſein, Fräulein Louiſe, wie mir Fräulein Thereſe iſt?

Ich?—Ich kann Ihnen nur ſagen, daß Sie ein Mann ſind, der ein Mädchen wie ich auf ganz andere Gedanken bringen könnte. Bisher ging mir meine Freiheit über Alles! Bisher waren mir viel zu wenig Männer auf der Welt, aber nicht zum Lieben, ſondern blos zum Zeitvertreib. Sie haben mich bekehrt. Gute Nacht!

Sie ſtand von ihrem Sitze auf, wankte bis an die Thüre und blieb dort ſtehen.

Jetzt ergriff Joſefine das Wort und ſagte: Herr von Seeburg, ich will es Ihnen nur bekennen, Sie ſind ein Wundermann. Ich hatte mir gelobt, bis in mein 24. Jahr ledig zu bleiben — mein Gelöbniß gilt nichts mehr. Ich habe meiner Schweſter ihre Aufrichtigkeit übel genommen, aber ich muß ebenſo aufrichtig ſein. Ich nehme auch Ihre Hand an, wenn Sie mich wählen, nun entſcheiden Sie!

Meine Damen, verſetzte Albert, mich entzückt und erhebt Ihre gute Meinung für meine unbedeutende Perſon. Sie haben meiner Eitelkeit ſo geſchmeichelt, daß ich wohl ſchwerlich in dieſer Nacht werde ein Auge zubringen können, wenn ich mein Lager jetzt aufſuche.

Gehen Sie zur Ruhe! ſagte Joſefine, aber morgen entſcheiden Sie ſich! Entſcheiden Sie, welcher Sie von uns den Vorzug geben.

Gut! Meine Damen! Ich benütze Ihren Wunſch, erkläre aber auch ſogleich, daß ich nur das weibliche Herz beachten kann, welches vor mir kein Geheimniß hat.

Prüfen Sie mich! rief Thereſe.

Und mich! ſetzte Louiſe hinzu.

Und von mir fordern Sie, ich möchte Ihnen verrathen, was in meiner Seele tief verborgen liegt, verſicherte Joſefine.

Nicht ſo hohe Opfer fordere ich. Sagen Sie mir morgen, wenn wir uns wieder ſehen, wem jene geheimnißvolle Stimme gehört und warum das Weſen, das um Hilfe gerufen, hier verborgen iſt, und ich gebe Ihnen Antwort. Diejenige, welche mir von Ihnen die Wahrheit ſagt, ſoll es nicht zu bereuen haben. Nun gute Nacht, meine Damen! — Er verneigte und entfernte ſich.

Die Schweſtern waren allein. Obgleich tüchtig angeſtochen, begriffen ſie doch die Wichtigkeit der Forderung ihres neuen Freundes.

Werdet Ihr die Mama verrathen? fragte Louiſe.

Nix, ſagte Joſefine; der Knabe bringt uns ja unſer Heiratsgut ein.

Wenn ich dieſen Mann bekomme, rief Thereſe, ſo brauche ich kein Heiratsgut.

Und Du könnteſt die Mama ins „Kriminal“ bringen?

Halt! Nein! Nie! Aber, ſetzte Thereſe hinzu, der Bube muß nun aus dem Hauſe; die Mama ſoll ihn zu ihrer Schweſter nach Gaudenzdorf bringen, die hat ja auch eine abgelegene Kammer, wohin niemand kommt.—

Zu der moraliſchen Närrin! meinte Louiſe, die lieber darbt, als daß ſie etwas Anderes thäte als was alle Welt ſehen kann, zu unſerer Couſine Jetti, welche Thränen vergießt, wenn eine Maus getödtet wird!

Der Hunger thut weh! warf Joſefine ein, und wenn der Mann, der den Buben hierher gebracht, bei der Tante in Gaudenzdorf täglich einen Gulden Koſtgeld bezahlt — ein Gulden in Gaudenzdorf iſt mehr als ein Dukaten in der Leopoldſtadt, — wenn die Tante täglich einen Gulden erhält blos für das Unſichtbarmachen eines unbedeutenden Knaben (ſie hat ihn ja nicht umzubringen, ſondern nur einzuſperren), ſo bietet ſie die Hände dazu, beſonders wenn die Mama auf ihre gewiſſe Art, bei der man alle Engel ſingen hört, zuredet — ſo ſagt ſie „Ja,“ und wir haben den Knaben vom Halſe!

Es ſind ja ohnehin lauter Chimären, auf welche die Mama Häuſer baut, bemerkte Louiſe. Von uns Dreien ſollen jeder 2000 fl. angelegt werden, wenn wir ſchweigen; die Mali ſoll 1000 fl. erhalten und die Mama 5000 fl. — aber wann? — Noch iſt nichts bezahlt worden, als 500 fl., und dafür hat die Mama den rückſtändigen Zins entrichtet, und wir haben jetzt wieder nichts! Wären wir nicht ſo ſchlau und, Gott ſei Dank! nicht ſo ſauber und jung, wir müßten in einen Dienſt gehen, vor Armuth! — Daher ſag ich, fort mit dem Bankert; das Geheimniß haben wir, iſt Geld zu erhaſchen, ſo muß es für das Geheimniß bezahlt werden, wenn der Bub auch nicht mehr im Hauſe iſt.

Jetzt kamen die Garçons mit einigen Trägern in das Zimmer und holten ihren Tiſch, ihre Teller, Schüſſeln, ihre Aufſätze und ihr Silberzeug ab.

Die Mädchen begaben ſich zur Ruhe.

Als das Zimmer von den drei Schweſtern verlaſſen war, huſchte Albert wieder hinein. Er bezahlte den Reſt, den er auf das Souper zu entrichten hatte, und beſchenkte die Garçons und Träger. Dieſe entfernten ſich ebenfalls.

Albert verfiel in Betrachtungen. Das Schickſal dieſer Familie iſt bei mir entſchieden. An die Auszahlung eines Legats iſt nicht zu denken, aber wie rette ich die Mädchen von dem Verderben, das ihnen dieſe entſetzliche Mutter bereitet; wie überzeuge ich mich, daß ſie noch zu retten ſind, daß ſie nicht ſchon ſo geſunken, daß keine menſchliche Hand ſie mehr aus ihrem Sündenpfuhl zu heben vermag! — Und dieſer Vater, dieſer bornirte, durch Trunkſucht verlorne Mann! — Und dieſer unglückliche Knabe, an dem ein entſetzliches Verbrechen verübt wird! — Wenn ich nur eine Spur hätte, wo ich ihn aufzufinden vermöchte; ich würde ihn noch in dieſer Nacht ſeinem Kerker entreißen.

Es ſcheint wohl jetzt ſchon Alles zu ſchlafen! Der Champagner hat der ganzen Familie ſo zugeſetzt, daß ich eine Wanderung an allen Thüren vorüber beginnen kann; vielleicht komme ich auch an die, hinter welcher das arme Opfer verborgen iſt! —

Albert ging mit einem Lichte in der Hand, das er ſo zu bedecken wußte, daß es nur einen geringen Schein von ſich warf, von einer Thüre zur andern, endlich kam er auch in das, dem Leſer bereits bekannte Schreibzimmer. Freudig ſchlug ſein Herz auf; das Zimmer war offen. Er kroch auf dem flachen Boden umher, weil ihm bedünkte, er habe die Stimme von Unten kommend gehört.

Er klopfte leiſe und horchte.

Es ſchien ihm, als hörte er Fußtritte.

Iſt Jemand da? Antwort! rief er.

Ja, Schurke! donnerte eine Männerſtimme, es iſt Jemand da!

Hallunke! ſagte eine zweite Männerſtimme, das ſoll Dir theuer zu ſtehen kommen!

Dann packten ihn vier ſtarke Fäuſte und hielten ihn nieder.

Räuber! rief **Albert**.

Ja wohl Räuber! ſagten die Männer, Du ſollſt uns nicht mehr entkommen!

Siebzehntes Kapitel.

Die Expedition.

Meine unbekannten Herren Spitzbuben, ſprach Albert zu den beiden Männern, laſſen Sie mich los oder ich mache mich los. Bilden Sie ſich nicht ein, daß ich Ihrer nicht Meiſter werde. Ich will jedoch die Ruhe des Hauſes nicht ſtören, ich will die Frau und ihre Töchter nicht ängſtigen, ich will keinen Lärm machen. —

Ich glaube es, ſagte der eine der beiden Männer, daß Dir, Elender, der Lärm ein Gräuel iſt, aber uns nicht, wir wellen das Haus alarmiren, wir haben keine Rückſicht weder auf die Familie, noch auf Dich, Gauner, zu nehmen.

Wehre Dich nicht, ſetzte der andere Mann hinzu, oder ich packe Dich am Halſe und ſchnüre Dir die Luftröhre zu.

Das war für einen Landjunker, der ſich ſeiner Jugendkraft bewußt, zu viel; er ſchlug ſeine beiden Arme, an welchen dieſe frechen Leute hingen, mit Rieſenſtärke zuſammen, ſo daß ſie mit den Köpfen aneinander prallten und rechts und links an die Mauern des Zimmers taumelten.

Da habt ihr mein erſtes Kompliment für den Gauner, mein zweites werde ich Euch machen, wenn Ihr die Frechheit habt, mich noch ein Mal anzufaſſen. Wollt Ihr hier einbrechen, Ihr Vagabunden, ſo ſeht Euch vor. Den Beiſtand einer Patrouille werde ich nicht nöthig haben, denn ich breche Euch die Rippen ein, ſo wahr ich ein ehrlicher Kerl bin, und Ihr Diebe ſeid.

Die zwei Männer ſahen, daß dieſer Bär an Stärke ſie wirklich arg zurichten könnte, und gaben ſich die Miene, als wollten ſie in Güte die Sache beilegen.

Wer ſind Sie, fragte endlich der Eine, und wie kommen Sie hieher?

Ich bin zu Hauſe, antwortete Albert, und weder hier eingeſtiegen, noch eingebrochen, wie Ihr Spitzbuben.

Hier zu Hauſe? fragte der Andere, das iſt originell, freilich ein Dieb dünkt ſich überall heimiſch! Wir werden aber dem Spucke ſogleich ein Ende machen und nach der Wache ſenden. —

Hilfe! Hilfe! rief jetzt eine unterirdiſche Stimme; Hilfe! Hilfe! zu meinem Vater will ich! Wird denn Niemand meinem Vater ſagen, wo ich mich befinde.

Die beiden Unbekannten erſchracken heftig.

Ha! da iſt die Stimme wieder, triumfirte Albert. Und aus jener Ecke ertönt ſie.

Ruhig, mein Kind, rief Albert, ich werde Dir Hilfe bringen! Und mit einem Sprunge war er an einem niedern Kaſten, der wie ein Sarg geformt war. Darin ſteckt der Unglückliche! Nun ſollſt Du ans Licht, armer Knabe, ich werde Dich befreien.

Aber wie wüthend fielen die beiden Männer über Albert her, und der eine ſtieß mit dem Fuße das Licht um, das in ſeinem Leuchter noch immer auf der Erde ſtand. —

Ah! ſo hängt die Geſchichte zuſammen? tobte Albert. Des Knaben wegen ſeid Ihr hier, vielleicht gedungene

Mörder, um das Werk grauſamer Bosheit zu vernichten. Dafür ſetze ich mein Leben ein. Dieſes Kind ſchütze ich, und Euch tödte ich, um es ſchützen zu können.

Und nun begann eine furchtbare Balgerei. Die beiden Männer klammerten ſich an Alberts Haare, ſie ſtießen mit den Füßen nach ihm, endlich warf er beide an einen Glasſchrank, daß mit lautem Geklirre die Scherben auf den Boden fielen.

Um Gotteswillen! was gibt es, rief eine Stimme, und in einem Negligé, das geeignet geweſen wäre, einen Hexentanz auf dem Blocksberg zu ſchmücken, trat Frau Krazmann, und von der andern Seite Mali, eine Jede eine brennende Kerze in der Hand, dieſe aus der Küche, jene aus ihrem Schlafzimmer, auf den Kampfplatz.

Vincenz und Valentin, Ihr ſeid es — was habt Ihr vor?

Der Zimmerherr! rief Mali, und die jungen Herren bluten! Ach, gerechter Himmel! was iſt geſchehen?

Was geſchehen iſt? antwortete Albert, dieſe Mörder habe ich abgehalten, das hier eingeſchloſſene Kind zu tödten. Oeffnen Sie, Madame, dieſen Schrank, und laſſen Sie Ihr Opfer los, oder ich alarmire die Nachbarſchaft und überliefere Sie den Gerichten.

Wer iſt der Menſch, der uns ſo zugerichtet? fragte der Eine.

Wer ich bin? Elender! dieſes barbariſche Weib wird es Dir ſagen. Des Kindes Schutzgeiſt bin ich, den Gott geſendet, um eine der nichtswürdigſten Schandthaten zu vereiteln.

Wir ſind verloren! ſagte Frau Krazmann.

Sehen Sie, Ew. Gnaden, erinnerte die Magd, ich habe es immer geſagt, die Geſchichte wird aufkommen. Ach, wir werden Alle unglücklich werden.

Heraus mit dem Knaben aus ſeinem Grabe, oder ich rufe aus dem Fenſter um Beiſtand! —

Zu meinem Vater will ich! wimmerte die Stimme.

Ich kann dies nicht mehr anhören, klagte die Magd, ich öffne den Kaſten! Und ſie langte den Schlüſſel aus ihrer Schürze hervor.

Der ältere der beiden Männer riß ihr den Schlüſſel aus der Hand.

Halt! ſchrie er, ſo leicht ſoll es nicht gelingen! Vor Allem Ihren Namen, und wie kommen Sie hieher?

Meinen Namen, meinen wahren Namen verlangt Euch nicht zu erfahren, Ihr Banditen; dieſes Weib, das ich heute über ihr Einverſtändniß mit der Hölle ſchon einmal ohnmächtig ſah, würde in eine neue Ohnmacht fallen. Wie ich hieher komme? Ich habe auf Gottes Fügung ein Zimmer hier gemietet, und als Ihr, Elenden, hier eindrangt, war ich ſo eben bemüht, den Ort aufzuſuchen, wo das unglückliche Kind verborgen wurde.

Stürzen Sie die Kiſte um! rief die Stimme. Unten iſt die Thüre, dieſe öffnen Sie, und bringen Sie mich zu meinem Vater! Darauf fing der arme Knabe furchtbar zu weinen an, daß Albert einen neuen Sporn erhielt, augenblicklich die Rettung vorzunehmen.

Faſſe Dich, mein Kind, und klammere Dich an oder wende Dich in Deiner Todtenkammer! ich werde ſie jetzt umwenden und Dich befreien! — rief Albert.

Einen Augenblick noch! ſagte der ältere der beiden Böſewichter. Es ſoll geſchehen, was Sie wünſchen, aber verſprechen Sie, unſere Familie nicht unglücklich zu machen.

Ich verſpreche nichts! entgegnete Albert.

Auf uns laſtet kein Verbrechen, bemerkte der Andere. Dieſes Kind iſt von einem Manne, den wir kennen, übergeben worden, um es ſo, wie Sie es hier bemerken, gefangen zu halten, und das Kind zur Strafe für ſeine Unarten in dieſem Käfig zu belaſſen.

Und dafür habt Ihr 500 fl. angenommen, und noch 5000 fl. ſind dieſer herzloſen Kreatur verſprochen, und 6000 fl. ihren nichtswerthen Töchtern, und 1000 fl. der Magd! und auf Euch laſtet kein Verbrechen? für eine Großthat habt Ihr den Kontrakt mit dem Teufel geſchloſſen? Die Gerichte werden Euch ſagen, was Euch gebührt. Von mir aus rechnet auf keine Schonung!

So komme unſer Unglück über Sie! Hier iſt der Schlüſſel, öffnen Sie! Und laſſen Sie uns dann ins Gefängniß führen.

Albert machte ſich ans Werk, die Kiſte vorſichtig umzuwenden; die Magd war ihm hiezu behilflich.

Madame Kraxmann lag auf einem Stuhle wie eine Todte.

Valentin und Vincenz, die beiden Männer und Söhne eines entſetzlichen Weibes, blieben entfernt ſtehen und ſahen ſtier vor ſich hin.

Die Kiſte wurde geöffnet, und heraus ſtieg mit Hilfe Alberts und der Magd ein zarter Knabe, aber in einem Zuſtande, der einem Kannibalen hätte Erbarmen einflößen müſſen. Er war ſo blaß und von Elend, Gram und Verzweiflung ſo herabgekommen, daß er eher einem Todten als einem Lebendigen glich. Seine Augen waren dick aufgeſchwollen, ſeine Lippen waren wie Wülſte aufgeworfen, ſeine Wangen aufgedunſen, ſeine Hände und Füße völlig lahm von dem engen Behältniſſe in welchem er geſteckt. Er konnte ſich nicht auf den Beinen erhalten und ſtürzte auf Albert hin, der ihn mit ſeinen Armen auffing und augenblicklich nach ſeinem Zimmer, in ſein Bett trug.

Zu meinem Vater! zu meinem Vater! wimmerte das Kind.

Zu Deinem Vater ſollſt Du kommen, mein Söhnchen, ſagte Albert, aber erſt erquicke Dich in meinem Bette, und ſchlafe wie ein Menſch und nicht wie ein Thier in einer Falle. Ich werde bei Dir wachen, und Dir ein zweiter Vater ſein! — Unglücklicher! was magſt Du gelitten haben! Du armes Kind, und wem magſt Du im Wege geweſen ſein, Dich auf dieſe Art den Augen der Welt zu entziehen!

Das Kind fing nun heftig zu weinen an, und Albert weinte mit ihm, als ſollte ihm das Herz zerſpringen.

Der Tag war längſt angebrochen. Albert ſuchte die Magd, und befahl ihr einen Arzt zu rufen.

Du bringſt einen Arzt, ja, Du bringſt den beſten und geſchickteſten Arzt auf der Stelle, ſonſt ſoll es Dir eben ſo ſchlimm, als Deiner gräßlichen Dienſtgeberin ergehen.

Die Magd eilte fort.

Mittlerweile hatte ſich Frau Kraxmann geſammelt; ſie hatte ſich, während Albert den Knaben auf ſein Zimmer brachte, mit ihren Söhnen beſprochen und erſchien mit dieſen zitternd und zähneklappernd wie Eine, die zum Hochgerichte geführt wird, vor Albert.

Sie haben nach einem Arzt geſendet, wimmerte Frau Kraxmann, was werden Sie dieſem ſagen?

Ich werde ihn bitten, einen Lebendigbegrabenen vom wahren Tode zu retten, antwortete Albert.

Wir wollen Ihnen einen Vorſchlag machen, ſagte Valentin.

Einen Vorſchlag? Sie mir? Der Verbrecher will etwa gar paktiren? Der Delinquent dem Richter Bedingniſſe ſetzen?

Keine Bedingniſſe, entgegnete Vincenz. — Gewiß mehr als an uns wird Ihnen daran gelegen ſein, zu erfahren, wem der Knabe gehört.

Das werde ich ſchon von ihm ſelbſt erfahren.

Es mag ſein! Sie können es aber auf anderem Wege ausführlicher inne werden.

Was ich nicht herausbringe aus dem todtkranken Knaben, wird die Polizei erforſchen.

Dann werden Sie wiſſen wollen, wer das Verbrechen an dem Kinde begangen; wir wiſſen es, wiſſen ſeinen Namen, wiſſen aber nicht, wo er zu finden. Wir liefern Ihnen den Elenden in die Hände, denn er muß zu uns kommen, bald zu uns kommen! Erfährt er, daß ſeine Unthat entdeckt, der Knabe frei iſt, ſo wird er klug genug ſein, hier ſich nicht einzufinden, und wahrſcheinlich Mittel und Wege vorbereitet haben, ſich den Verfolgungen der Gerichte zu entziehen.

Darauf werde ich es ankommen laſſen!

Seien Sie nicht grauſam mit uns! Sieben Perſonen, Vater, Mutter, drei Töchter und zwei Söhne und eine arme Magd vernichten Sie; wir Beiden ſind die Söhne, uns ſtürzen Sie ins größte Elend.

Eine ſaubere Familie! Ich bin noch nicht zwölf Stunden im Hauſe, und habe Grundſätze, Thaten und Verbrechen dieſer furchtbaren Sippſchaft entdeckt, welche geradezu ins Zuchthaus führen.

Haben Sie Erbarmen! Unſere Noth hat uns ſo tief ſinken laſſen.

Ihre Noth? Welche Noth? Iſt eine Familie in Noth, deren Oberhaupt, der Vater, ſich betrinkt, deren zweite Stütze, die Mutter, ſich in Theegeſellſchaften und an den Spieltiſch begibt, deren Mitglieder, die Töchter, in Champagner zu ſchwelgen gewohnt ſind, und die ihn trinken wie die Arbeiter den Schnaps, und ſich ſo weit emanzipirt haben, daß ihnen an der Meinung der Welt nichts liegt, auf Koſten anderer Leute ſich putzen, amüſiren und Zigarren rauchen, wie ein Mann? Was Sie, die Söhne, betrifft, ſo will ich gar nicht forſchen: darauf gehe ich aber die höchſte Wette ein, daß Sie Müſſiggänger ſind, und noch hundert Mal liederlicher, gewiſſenloſer und pflichtvergeſſener, als Ihre Schweſtern.

Und dennoch ſind wir in Noth, im Elende und verdienen eher Ihr Mitleid, mein Herr, als Ihren Hohn — doch laſſen wir dies für jetzt.

Verſprechen Sie uns nur, daß um uns der Strafe zuzuführen, Sie nicht vergeſſen werden, den eigentlichen Verbrecher zu verfolgen, und dieſen erreichen Sie nicht, wenn Sie uns verderben. —

Gnade! Erbarmen! flehte Frau von Kraxmann und ſank vor Albert in die Kniee.

Stehen Sie auf, ſagte Albert, für den Augenblick haben Sie keine Anzeige Ihrer Verbrechen von mir zu fürchten; vielleicht finde ich einen Weg, Sie zu retten, ich ſage vielleicht —

Sie können ja ſagen, daß Sie durch unſere freiwilligen Geſtändniſſe —

Ich lüge nie! merken Sie ſich das. Ich kann höchſtens ſchweigen, aber nie eine Unwahrheit ſagen.

Die Magd meldete jetzt den Arzt. Er folgte ihr auf dem Fuße.

Was werden Sie dem Arzte ſagen, wenn er den Knaben in dieſem Zuſtande erblickt?

Ich werde nichts ſagen.

Der Arzt wird aber das Kind examiniren.

Dem Kinde werde ich nicht ſagen, daß es lügen ſoll.

Dann wird der Arzt, ſeiner Verpflichtung zufolge, eine Anzeige machen müſſen.

Wohl möglich!

Achtzehntes Kapitel.

Am Morgen nach der verhängnißvollen Nacht.

Der Arzt wurde an das Bett, in welchem der Knabe ſich befand, geführt.

Ehe er noch denſelben betrachten konnte, ſprach Albert lange und leiſe mit ihm.

Der Arzt ſchien auf Alles einzugehen, was ihm Albert vorſchlug, denn die Magd, welche ſich im Zimmer befand, hörte denſelben öfter einzelne Worte ſprechen, und ſie ſagte ſpäter ihrer Dienſtgeberin, daß ſie die Worte: „Einverſtanden!“ „Ganz wie Sie wünſchen!“ „So wie Sie gerathen finden!“ deutlich vernommen.

Nach dieſem Geſpräche beſah der Arzt den Knaben. Er unterſuchte ihn genau.

Aeußere Verletzungen, ſagte der Doktor, bemerke ich nicht an ihm. Es müßten ſich nur auf dem Rücken Spuren von Mißhandlungen zeigen; ich will ihn aber jetzt nicht durch die Unterſuchung ſeines Rückens ſtören! er ſchläft zu gut, und der Schlaf ſcheint ihm gut zu behagen.

Kann ich den Käfig ſehen, in welchem er geſteckt? fragte der Doktor.

O ja, antwortete die Magd.

So werfen wir einen prüfenden Blick darauf.

Man viſitirte das Behältniß.

Was iſt das? fragte Albert, da befinden ſich ja Oeffnungen in der Kiſte und Oeffnungen an der Bretterwand, an welcher die Kiſte ſtand.

Sie ſind gemacht worden, erwiederte die Magd, um von dem Nebenzimmer aus an den Knaben zu gelangen, und ihm Drohungen zurufen oder ihn packen zu können, wenn er ſchreien ſollte. Als Sie, Herr von Seeburg, im Schreibzimmer zum erſten Male ſeine Stimme hörten, war ich es, die hinter der Bretterwand knieend verhinderte, daß er nicht lauter und länger ſprach.

Wie haſt Du das gemacht?

Anfänglich rief ich ihm nur drohende Worte zu. Als er aber dennoch um Hilfe ſchrie, hielt ich ihm den Mund und ſodann die Kehle zu. Endlich verſtummte er, weil ich ihm drohte, ich würde ihn erſticken.

Wie lange befand ſich der Knabe in dieſem Käfig? fragte der Arzt.

Gewiß über vier Wochen.

Aus was beſtand ſeine Nahrung?

Dieſe wurde ihm nur des Nachts gereicht, und beſtand aus denſelben Speiſen, welche auch Herr und Frau genießen. Des Nachts, ſo zwiſchen 12 und 1 Uhr, durfte er ſeine Kiſte verlaſſen. Er durfte eine Stunde lang mit mir am Tiſche ſitzen. In den letzten acht Tagen vermochte er dieſes nicht mehr. Er war ſo ſchwach, daß er jedesmal vom Stuhle ſank, wenn ich ihn darauf ſetzte.

Aber ſein ſchreckliches Behältniß wurde doch täglich gereinigt?

Tag für Tag.

Als er hieher kam, wurde er ſogleich in dieſen Käfig gebracht?

O nein! Vier oder fünf Tage blieb er frei. Aber zehn Männer hätten ihn nicht bändigen können! Er raſte wie ein Wahnſinniger. Er ſchrie, er kletterte an die Fenſter; er wollte ſich auf die Straße ſtürzen, da blieb nichts übrig als dieſe Zwangskiſte.

Wer iſt der Erfinder derſelben? fragte Albert.

Der häßliche Mann, der den Knaben gebracht und für ſeine Einſperrung bezahlt hat. Seinen Namen weiß ich nicht, antwortete die Magd.

Iſt er außer dieſer ſchmählichen Mißhandlung auch noch auf andere Weiſe mißhandelt worden?

Ein Mal nur! Die beiden jungen Herren kamen einſtens ziemlich ſpät in der Nacht nach Hauſe. Ich ſaß ſoeben mit dem Knaben am Tiſche und gab ihm ſeine Mahlzeit. Die Stimmen der beiden Söhne vom Hauſe hatte er nie gehört. Er hielt ſie für Fremde und hoffte von ihnen Hilfe zu erlangen. Er machte ſogleich einen mörderiſchen Spektakel, warf ſeinen Waſſerkrug durchs Fenſter, um die Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen. Die jungen Herren kamen ins Zimmer, und Herr Valentin rief: „Ei, Du kleiner Kujon! das ſollſt Du nicht umſonſt gethan haben.“

Uns rufſt Du um Hilfe an? ſetzte Vincenz hinzu, dafür ſollſt Du gezüchtigt werden. Hierauf hielt Herr Valentin den Knaben feſt, und Herr Vincenz ſchlug ihn mit ſeiner Reitgerte ſo tüchtig, daß ich mich dagegen wehren mußte, damit dem Knaben nicht das Aeußerſte geſchah. Hierauf packten ſie ihn und warfen ihn in ſeinen Käfig, ſchlugen die Kiſte zu und riefen: Beſtie! nur noch einen Laut, und Du ſtirbſt unter unſern Streichen. Der Knabe wimmerte kläglich. In jener Nacht hat er auch ſeine Mahlzeit nicht bekommen.

Und das konnteſt Du mit anſehen? Dieſe Greuel konnteſt Du geſchehen laſſen? Dein Herz hat ſich nicht dagegen empört? fragte Albert die Magd, und ſtarrte ſie mit wilden Blicken an.

Ach! erwiederte Mali und ſchluchzte heftig, was hätte ich Aermſte dagegen thun können. Ich bin ein Opfer meines unglücklichen Bruders. Frau von Kraxmann kann ihn mit einem einzigen Worte ins Zuchthaus, ja auf den Spielberg, ſie ſagt ſogar an den Galgen bringen, damit droht ſie mir, wenn ich nicht unbedingt befolge, was ſie anordnet, und ſo bin ich eine Mitſchuldige ihrer Grauſamkeit geworden! Ach Gott! Ach Gott!

Aber Du ſollſt ja tauſend Gulden erhalten, wenn Du ſchweigſt?

Die gnädige Frau hat mir ſchon geſagt, daß ich nichts bekomme, auch dieſes Geld gehöre ihr, und wenn ich darüber nicht ſchweigen würde, ſo würde ſie auch nicht ſchweigen, und mein armer Bruder wäre dann verloren! — Bei dieſen Worten erſtickte das laute Weinen ihre Stimme.

Was hat denn Dein Bruder verbrochen?

Weiß ich es! antwortete Mali. Es muß wohl ein großes Verbrechen ſein! Er muß auch der gnädigen Frau zeitweiſe Geld bringen, ſo oft er nach Wien kommt, ſchickt ſie mich zu ihm; mein Bruder gibt mir jedes Mal Geld für ſie, es iſt ihr aber immer zu wenig.

Ich weiß nun hinlänglich! ſagte Albert. Ich weiß auch, daß ich in ein Haus gerathen bin, in welchem man eigentlich bewaffnet von einem Zimmer ins andere gehen ſollte, um nicht angefallen, beraubt und ermordet zu werden. Kommen Sie, Doktor, wir wollen jetzt nach dem Knaben ſehen, und wenn er etwa erwacht iſt, ſo können Sie ihn nach ſeinen Leiden fragen, und darnach Ihre Anordnungen treffen.

Soll ich mit Ihnen gehen? fragte die Magd.

Nein. Ich fürchte, wenn der arme Junge Dich, ſeine Quälerin, erblickt, ſo wird er ſich nicht geborgen wähnen, und die Angſt wird ihm neuen Schrecken einflößen. — Gehe zu Deiner, Dir ganz würdigen Dienſtfrau, wenn Du aber plauderſt und ihr wieder erzählſt, was wir geſprochen, dann ſei auf das Aergſte gefaßt.

Albert ging mit dem Doktor zum Knaben.

Das Haus wurde inzwiſchen lebendig.

Die drei Fräuleins erwachten und riefen Mali, um ſie anzukleiden und ihnen ihr Frühſtück zu bringen.

Der alte Herr von Kraxmann kroch im Schlafrocke aus ſeinem Kämmerlein und ſuchte Mali ebenfalls, die unendlich hoch in ſeiner Gnade ſtand.

Mali! rief er, und als er ſie fand, kneipte er ſie in die Wangen, Mali, Du mußt ſchon verzeiben, daß ich Dich, Du ſchönes Kind, nach einer gemeinen Arbeit frage: Haſt Du meine Stiefeln ſchon geputzt? Heute hätte ich es gar ſo gerne, wenn ſie recht glänzten, denn unſer neuer Zimmerherr iſt gar ein ſchmucker Mann und da möchte ich vor ihm nicht erſcheinen, wie ein ordinärer Menſch! Was ſeh ich? Du haſt ja geweint? — War gewiß wieder meine Frau, oder waren meine Töchter mit Dir recht brutal? Oder Du haſt geweint, weil Du Köchin und Bedienter, Kammerjungfer und Kindsmenſch und Stiefelputzer, kurz Alles in Allem bei uns ſein mußt, und doch keinen Kreuzer Lohn erhalten kannſt. — Laß es nur gehen, Mali, es wird doch auch bald für Dich eine andere Zeit kommen; meine Frau hüſtelt ſchon zwanzig Jahre, einmal wird ſie doch ausgehuſtet haben, und dann reich ich Dir die Hand, mein Leben, und führ' Dich ins Haus zu mir!

Ich habe heute Ihre Stiefel nicht putzen können, gnädiger Herr —

Nicht? Nu ſo warte, wir werden dieſe Woche wieder abwechſeln. Ich putze ſie mir heute ſelber und Deine „Schücherln" dazu, die „Schücherln" wo Dein ſchönes „Fußerl" wird darin herumſpazieren. Ach was denk ich mir nicht Alles bei dieſem ſchönen Fußerl, das einmal mein wird gehören, wie die ganze Mali, ach Gott! ach Gott!

Er wollte ſie umarmen, ſie wich ihm aus und er ſtieß ſich derb an einen Stuhl.

Da haben wir's! ſagte Krazmann, ſchon wieder übel aufgelegt, da! da! nimm den fünften Theil von meinem geſtrigen Gewinnſt; dieſer Zwanziger ſei Dein, nun ſei aber Du ebenfalls mein!

Sie unglücklicher Familienvater, wiſſen nicht, was heute Nacht in Ihrem Hauſe vorgefallen iſt!

Freilich weiß ich's, beſoffen waren wir Alle, ich und meine drei Töchter und meine Frau.

O, ich wünſchte, es wäre das auch nur ein Rauſch, was ich erlebte! Da kommen die Fräuleins, die wiſſen ebenfalls nichts! Die haben geſchlafen und vielleicht ſüß geträumt, um deſto bitterer zu erwachen. Ich werde das Frühſtück beſorgen, vielleicht das letzte in dieſem Haus. Mit dieſen Worten entfernte ſie ſich.

Die drei Fräuleins kamen unter ſchallendem Gelächter.

„Das muß man geſtehen!" rief Joſefine aus, „welche drolligen Einfälle Du, Louiſe, haſt, das verdient wirklich bemerkt zu werden."

Was hat ſie denn ſchon wieder Poſſirliches geſagt? fragte der Papa.

Ei! das kann man Ihnen nicht ſagen, antwortete Joſefine.

Es iſt gegen den Reſpekt, meinte Thereſe.

Gegen den Reſpekt, den Ihr mir ſchuldig ſeid? ſprach

Herr Kraxmann, und ſah ſeine Töchter ſo drohend an, als er vermochte.

Ja ja gegen den Reſpekt, erwiederte Joſefine.

Alles Eins! rief der Vater. Ich wills wiſſen!

In Gottes Namen! entgegnete Joſefine. Wir ſprachen davon, da uns der Zimmerherr geſtern zu einem Diner in das Kaſino für heute invitirte, ob Sie und die Mama auch dabei ſein würden —

Das verſteht ſich! bemerkte Kraxmann, bei einem Diner fehle ich niemals.

Da gab Louiſe zu verſtehen, daß Sie unmöglich als unſer Papa dabei erſcheinen könnten.

Weßhalb?

Weil wir vor der Welt einen ganz anderen Papa beſitzen. Unſere Brüder haben uns einen alten Herrn aufgetrieben, der häufig mit uns Bälle und Promenaden beſucht, ſehr reich iſt, feine Kleider trägt, koſtbare Ringe beſitzt, und der, obgleich er uns heimlich den Hof macht, ſehr gerne als unſer Papa erſcheint. — Im Kaſino waren wir ſchon oft mit ihm, und jeder Garçon dort kennt ihn und uns. Kommen wir nun mit einem andern Papa, ſo macht dies ein Gerede; viele Kavaliere, die dort ſpeiſen, kennen uns ebenfalls, Louiſe hat nun den Einfall gehabt, Ihnen und der Mama das Diner im Kaſino abkaufen zu wollen, Sie beide zu veranlaſſen, zu Hauſe zu diniren. Louiſe meinte, wenn Sie von uns 2 fl. und die Mama ebenfalls 2 fl. erhielten, ſo wären Sie beide glücklich und ließen uns mit dem Fremden allein hingehen.

Aber Ihr ſeid ja entſetzliche Kinder! Ich glaube gar, Ihr ſchämt Euch Euerer Eltern.

Zu Hauſe nicht, ſagte Louiſe, aber im Kaſino allerdings!

Und für 2 fl. ſoll ich zu Hauſe ſpeiſen? — Kinder, um dieſes Geld kann ich es nicht thun. Ich würde ja im Kaſino gewiß für 5 fl. Wein trinken, da verliere ich 3 fl. und das Eſſen dazu!

Sie paſſen auch gar nicht in eine feine Geſellſchaft! Dann kennen Sie ja die meiſten vornehmen Fremden von den Briefen, die Sie in alle Hotels ſchicken, und in ein paar Stunden darauf um die Antwort perſönlich nachfragen.

Im Kaſino geſchieht dies nicht, da läßt mich der Portier nie über die Stiege.

Dann Ihr Anzug! Papa — Sie ſehen ja an einem Sonntage ſo ordinärer aus, als ein Wirthshausgeiger „unter der Woche.“

Man kann mich ja für einen reichen Sonderling halten, für einen Engländer, für einen Schweizer, für einen Millionär, der der Welt zum Trotze nichts auf ſeine Garderobe hält. Hat denn Napoleon eine geſtickte Uniform getragen? Nie! Ein einfacher Rock war ſeine ganze Pracht, und er war doch ein Kaiſer!

Wer Sie ſprechen hört, Papa, bemerkte Louiſe, wird Sie für keinen Engländer, keinen Millionär, noch für einen Napoleon halten. — Nehmen Sie daher von jeder Ihrer Töchter 1 fl. Entſchädigung und ſpeiſen Sie zu Hauſe oder in Ihrem Bierhauſe „zum Huſaren,“ da können Sie eine Partie Tarok ſpielen und wieder 5 Zwanziger gewinnen, das iſt viel intereſſanter!

Topp! Gebt her die 3 fl., ich gehe zum „Huſaren.“ — Aber Eure Mutter wird ſich nicht ſo abfinden laſſen, die begehrt wenigſtens 10 fl. von Euch, wenn Sie zu Hauſe bleiben ſoll.

Der Mama eröffnen wir die Ausſicht auf ein abgetragenes Kleid von uns. Joſefinens papperlgrüner Ueberrock ſticht ſie ſchon ſeit vier Jahren in die Augen.

Den bekommt ſie jetzt, ſetzte Joſefine hinzu. Seit mir beim „Sperl" eine Spargelſauce auf den Rücken gegoſſen wurde, zieh ich den Ueberrock ohnehin nicht mehr an. Wenn die Mama einen vier Ellen großen Shawl über den Fettfleck hängt, kann ſie noch eine Ewigkeit mit dem Ueberrock Parad' machen.

Da kommt ſie! Ihr könnt nun gleich Euren Antrag ſtellen.

Frau von Krazmann trat in Reiſekleidern, mit einem tiefen Hute und ganz verſchleiert, ein Bündel unter dem Arme, ein Paraplui in der Hand, ein. Schwankend und voll tiefer Beklommenheit ging ſie auf ihre Angehörigen zu.

Lebt wohl! ſprach ſie, lebt wohl, wir ſehen uns nicht wieder! Ich ſcheide von Euch; verzeiht mir, wenn ich Euch beleidigt habe! Sie ſchluchzte.

Was iſt's denn? Was iſt Dir denn geſchehen? fragte Herr Krazmann.

Mama, rief Joſefine, Sie erſchrecken uns! Wer hat Ihnen etwas zu Leide gethan? Sie ſchreiten ja wie ein Geſpenſt einher? Was ſoll denn das heißen?

Ich wünſchte, ich wäre ein Geſpenſt, entgegnete Frau von Krazmann; als Geſpenſt könnte ich doch verſchwinden. Ich gehe fort von hier; ich entfliehe nach Ungarn, zu der Mali ihrem Bruder; die Mali geht mit, ihr Bruder muß für uns ſorgen.

Die Mali geht mit? fragte Herr Krazmann, da geh' ich auch mit.

Du bleibſt, denn Dir geſchieht nichts, aber mir — mir — an mir wird Alles ausgehen.

Was wird an Ihnen ausgehen? reden Sie doch, Mama! ſagte Thereſe.

Wegen der Wechſelſchuld von 32 fl. werden Sie doch nicht durchgehen? meinte Louiſe; ich rede den Zimmerherrn an, damit er dieſen Bettel für Sie bezahlt, der iſt reich, dem ſind 32 fl., was dem Papa eine Priſe Tabak.

Sprecht nicht vom Zimmerherrn! Das iſt kein Menſch, das iſt ein Teufel, wenigſtens hat ihn der Gott ſei bei uns! in dieſes Haus geführt. Ach! wißt Ihr denn nichts? habt Ihr mit Vincenz und Valentin nicht geſprochen? Hat die Mali nichts geſagt? — Alles iſt entdeckt! Den verwünſchten Buben hat er aus ſeinem Verſteck herausgeholt; wie ein Wüthender hat er mich angefallen! Der Bube liegt in dem Bette des Zimmerherrn; ein Arzt iſt gerufen worden, die Polizei wird kommen, und ich komme ins Zuchthaus; der Valentin und Vincenz kommen ins Zuchthaus, die Mali kommt ins Zuchthaus.

Da geh ich auch mit! rief Krazmann.

Darum flieh ich lieber; Vincenz und Valentin ſind ſchon entflohen.

Ach mein Himmel! rief Joſefine, da können wir ja auch nicht bleiben! Da ſind wir ja auch gewiſſermaßen Mitſchuldige.

Darum hat der Zimmerherr in Einem fort von dem Kinde während des Soupers geſprochen! bemerkte Louiſe.

Vielleicht iſt er gar ein verkleideter Polizei-Kommiſſär, und Alles war ſchon verrathen und denunzirt. Ja, ja, wir laufen auch fort, rief Thereſe, wir gehen zu unſerm falſchen Papa, der muß uns helfen.

Ach, bemerkte Joſefine, der iſt gar nicht in Wien, der iſt in Breslau.

Gehen wir nach Breslau! ſagte Thereſe, aber nur gleich! nur gleich!

Habt Ihr denn Geld zur Reiſe? fragte Herr Kraxmann.

Geld genug, um bis nach Paris zu gelangen! platzte Joſefine heraus.

— So? davon weiß ich nichts! rief Herr Kraxmann aus.

Thut, was Ihr wollt, ſprach Frau Kraxmann; ich halte mich nicht fünf Minuten mehr in Wien auf. Lebt wohl! Schreibt mir nach Ungarn, da iſt die Adreſſe. Schreibt mir, wie die Geſchichte ausgeht. Zeigt ſich eine noch größere Gefahr, ſo entwiſch' ich in die Türkei! Verrathet meinen Schlupfwinkel nie! Mali! Mali! komm'!

Mali erſchien ebenfalls reiſemäßig. Ihr Geſicht hatte ſie mit einem großen Tuche verhüllt; ſie war ganz unkenntlich gekleidet.

Euer Gnaden, ſprach ſie, der Fiaker iſt ſchon da, und hält in der „anderen Gaſſe.“ Er verlangt bis nach Bruck an der Leitha 12 fl. — um einen geringeren Preis fährt er nicht!

Zwölf Gulden! Und ich habe nur 30 fl. in meinem Vermögen! verſetzte Frau Kraxmann; Kinder, redete ſie ihre Töchter an, da Ihr Geld habt, ſo ſteht Eurer Mutter in ihrer ſchrecklichen Gefahr und ihrem fürchterlichen Bedrängniß bei.

Wir? antwortete Thereſe, wir brauchen jetzt ſelbſt unſere wenigen Kreuzer.

Halten Sie ſich nicht auf, Mama, drängte ſie Louiſe, 30 fl. iſt genug, damit kommen Sie bis Orſowa!

Ja, ja, bekräftigte Mali, ſind wir nur erſt auf ungariſchem Boden, dann ſchreib' ich meinem Bruder. Ich höre die Thür des Zimmerherrn öffnen. Er kommt vielleicht gar hieher — kommt er — dann iſt es zu ſpät!

Frau Kraxmann und die Magd eilten fort.

Herr Krazmann rief Mali nach: Mali! reiſe glücklich! Sag' Deinem Bruder, er möcht' mir einen guten Schumlauer ſchicken und die Poſt bezahlen, dann komm' ich ſogleich zu Dir! — Da geht ſie hin, das Opfer, die geknickte Unſchuld!

Louiſe trat nun an ihren Vater und ihre Schweſtern heran und ſagte: Sie ſind fort! Nun ſage ich: Wir werden nicht fliehen! Da die Mama, unſere Brüder und Mali entflohen, ſchieben wir Alles, was uns zur Laſt gelegt werden könnte, auf ſie. — Erinnert Euch doch, Joſefine und Thereſe, was Ihr bei dem Souper zu Seeburg geſagt, als er unausgeſetzt nach dem Jungen fragte: „Wir haben ihn nicht einmal geſehen!“ „Wir wiſſen nichts!“ „Fragen Sie die Mama!“ So ſprachet Ihr und ich, und nun frage ich: Kann dergleichen uns verfänglich machen?

Louiſe hat Recht, bemerkte Joſefine. Außerdem können niemals die Kinder für das verantwortlich gemacht werden, was die Eltern verbrechen.

Ich habe nichts verbrochen, warf Herr Krazmann ein. Im Gegentheile, ich habe mein Mitleid für den Knaben büßen müſſen. Ich habe nur einmal geſagt: das arme Kind erbarmt mich! wir ſaßen gerade beim Abendmahl, und augenblicklich hat meine Frau mir für dieſe unſchuldige Aeußerung eine Lichtputze an den Kopf geworfen. Da waret Ihr dabei, Ihr könnt es beſchwören!

Nur keine Angſt! keine Furcht! keine Zaghaftigkeit! Wenn der Zimmerherr kommt, ſo wollen wir ganz unbefangen erſcheinen, ermunterte Louiſe.

Ich werde ihn fragen, wenn ich ihn ſehe, ob er mir nicht 50 fl. leihen will, das iſt gewiß eine ſehr unbefangene Frage.

Er kommt ſchon! rief Thereſe, und er eilt gerade auf uns zu.

Albert trat ſehr ernſt und haſtig ein.

Wo iſt die Magd? fragte er.

Wenn ich das wüßte, antwortete Kraxmann, ich wollte ſelbſt etwas dafür ſchuldig bleiben!

Suchen Sie ſie und ſchicken Sie dieſelbe in mein Zimmer, ſagte er zu den Schweſtern.

Ei der Tauſend! bemerkte Louiſe, Sie reden ja mit uns, als ob wir ſelbſt Ihre Mägde wären! —

Geſtern wollten Sie uns völlig überzuckern mit lauter ſüßen Worten, ſetzte Thereſe hinzu, und heute ſind Sie ſo bitter, als wenn Sie Rhabarber genommen hätten. —

Was wollen Sie denn von der Mali, fragte Herr Kraxmann.

Sie ſoll eine Tragbahre beſtellen. Der arme, kranke, mißhandelte, wie ein wildes Thier eingepferchte Knabe muß ins Spital geſchafft werden.

So? entgegnete Louiſe. Haben Sie ihn endlich aufgeſtöbert? Nun, das iſt ſchön von Ihnen! Jetzt können Sie ihn uns auch aufführen, denn wir haben ihn nie geſehen.

Mamſell, entgegnete Albert, über den armen Knaben werde ich mit Ihnen nicht ſprechen. Ich bitte Sie, nach einer Tragbahre zu ſenden, und dies ſogleich. Wüßte ich beſſer Beſcheid in Wien, ſo würde ich ſie ſelbſt beſtellen.

Dazu bin ich bereit, ſprach Herr Kraxmann; ich werde mich in das Kloſter der Barmherzigen verfügen. Ich bin ſelbſt froh, wenn der Knabe aus meinem Hauſe kommt.

Mit dieſen Worten entfernte er ſich.

Ich will es glauben, ſagte Albert. Der bornirte, und liederliche Alte wird freilich wenig wiſſen, was in ſeinem Hauſe vorging.

Eben ſo wenig als wir, ſagte Thereſe.

Deshalb iſt es nicht nöthig, unſern Papa zu ſchimpfen, fuhr Louiſe Albert ſchnippiſch an. — Erzälen Sie uns lieber, was hier vorgefallen, denn wir wiſſen nichts.

Laſſen Sie ſich das von Ihrer ſaubern Frau Mama und den Scheuſalen, Ihren beiden Brüdern, erzälen, erwiederte Albert.

Wir verbitten uns, Vater, Mutter und Brüder zu beleidigen. Was Sie gegen ſie haben, mögen Sie mit ihnen ausmachen; wir haben Ihre Beſchimpfungen nicht zu hören.

Sie haben Recht! meine Damen.

verneigte ſich kalt und wollte gehen.

Warte! ſagte Louiſe für ſich hin, du ſollſt noch Eins bekommen, dann rief ſie laut:

Herr von Seeburg! Wenn der Knabe fort iſt, werden Sie dann noch das gemietete Zimmer, behalten, oder haben Sie daſſelbe nur auf ſo lange genommen, bis Sie eine ganze Familie unglücklich gemacht haben?

Ich habe keine ganze Familie unglücklich gemacht, antwortete Albert. Ich habe nur ein unglückliches Kind vom Tode gerettet, vom Tode, dem es ſicher verfallen wäre, würde es noch acht Tage in dem ſchrecklichen Behältniß geſteckt haben. Ich habe einen Mord verhütet, den Ihre Mutter und Ihre Brüder einzuleiten ſuchten. Wer dieſes Unglück über Ihre Familie heraufbeſchworen, Ihre Mutter und Brüder oder ich, laſſe ich Ihrem Ermeſſen über. Sie erinnern mich aber, daß ich die Miete noch nicht bezahlt. Statt für ein Monat, empfangen Sie hier Ihr Geld für ein Jahr. Ich erſuche Sie, die Quittung über dieſen Betrag nicht auf Albert von Seeburg, ſondern auf Albert von Hellmann zu ſtellen, dies iſt mein wahrer Name. — Ich bin Ihr Vetter, meine Damen, derſelbe Vetter, der laut Teſtament beauftragt wurde, von der Erbſchaft des reichen Onkels an diejenigen ſeiner Verwandten 20.000 fl. als Legate auszuzahlen welche durch ihren moraliſchen Werth würdig ſind, ein Legat zu empfangen, und ehrſame Gewerbe betreiben. Dies zu erfahren, kam ich hieher, nicht aber, um Verbrechen zu erforſchen, von welchen ich keine Ahnung hatte. Welche ehrſame Gewerbe ich hier gefunden, wiſſen Sie; welchen moraliſchen Werth Sie Alle beſitzen, kann Damen von dieſer Erziehung nicht entgehen. Wie es nun mit einem Legat von 20.000 fl. für dieſe Familie ſteht, wird Ihr Scharfſinn errathen. Ich empfehle mich Ihnen! Er ging.

Die drei Schweſtern ſchienen wie vom Schlage gerührt, als ſie Hellmanns letzte Aeußerung vernahmen.

Louiſe warf ſich auf ein Sofa und ſchien ganz ſprachlos. Joſefine ergriff den Arm Thereſens krampfhaft und brachte ſonſt keine andern Worte hervor als:

Das iſt entſetzlich, was wir jetzt vernommen!

Wenn nur jetzt der Papa da wäre! klagte Thereſe. Jetzt ſind wir nicht nur verloren, wir ſind vernichtet!

Dieſer Menſch iſt Hellmann! rief Louiſe, unſer Vetter, der ruchloſe Erbſchleicher!

Und wie er es dem alten Onkel gemacht, ſetzte Joſefine hinzu, ſo machte er es auch uns! Durch ſeine Verſtellungskunſt umſtrickte er den Seligen; durch ſeine Verſtellungskunſt umſtrickte er auch uns; wir gingen eben ſo in die Falle, wie der Onkel, wir gingen in ſeine Netze; nun erhalten wir nicht einmal das Legat: die 20.000 fl. verſchwinden ebenfalls in ſeinen Säckel!

Iſt es möglich, daß ein Menſch mit einem ſo einnehmenden, offenen Weſen einen ſo ſchmählichen Charakter haben könne!

Wenn nur der Papa da wäre! jammerte Thereſe. Vielleicht weiß er Rath! Ein Mann, und wenn auch noch ſo alt und ſchwach, verſteht es doch immer beſſer ſich zu helfen, als junge, unerfahrene Mädchen.

In dieſem Augenblicke kam Herr Krazmann nach Hauſe, und brachte einen Freund mit.

Dieſer, ſein Freund, war kein Anderer als Herr Klagbaum, der Schreiber bei Doktor Welpert, der Mann, der ſich, wie der Leſer ſich zu erinnern weiß, für einen der erſten Juriſten hält, der Abſchreiber in der Advokaten-Kanzlei, der ausgehungerte ſogenannte „Kanzlei-Spagat mit der hohlen Stimme.“

Die Tragbahre iſt im Hauſe, redete Krazmann ſeine Töchter an; ſoeben wird Anſtalt gemacht, den Knaben ins Spital zu bringen; der Doktor und Herr Seeburg und die „Ziehknechte“ ſind beſchäftigt, den Transport zu unternehmen.

Herr Seeburg! Herr Seeburg! fiel Joſefine ihrem Vater ins Wort, ach, reden Sie nicht von dieſem Ungeheuer! Wiſſen Sie, wer Herr Seeburg iſt? — Unſer Vetter Hellmann iſt er, der als ein Spion unter falſchem Namen in unſer Haus kam, nicht nur die Mutter und die Brüder zu verrathen und den Gerichten zu überliefern, ſondern uns auch um die Legate zu betrügen, die wir hätten erhalten ſollen.

Nicht möglich! ſtotterte Herr Krazmann.

Leider nur zu möglich! entgegnete Louiſe. In dem entſetzlichen Teſtamente kommt, wie Sie wiſſen, vor: „Die Legate ſollen von des ſeligen Wernaus Anverwandten nur diejenigen erhalten, welche ein ehrliches

Gewerbe treiben.“ Das ehrliche Gewerbe ſcheint uns unſer Vetter beſtreiten zu wollen!

Wer kann gegen unſere Honnettität etwas einzuwenden haben! verſetzte Krazmann. Thun wir etwas Schlechtes?

Ach, die Geſchichte mit dem Knaben, bemerkt Louiſe.

Ruhig! entgegnete Krazmann, da hat mir mein Freund, der berühmte Juriſt Klagbaum, den ich Euch hier vorſtelle und dem ich unſere Drangſale geſchildert habe, aus dem Traume geholfen! Reden Sie ſelbſt, Herr Doktor von Klagbaum, ich bitte —

Klagbaum mit ſeiner Kellerſtimme hob alſo an: „Fürchten Sie nichts, meine Fräulein, weder Ihnen noch dem Papa, ja nicht einmal der Mama kann das Geringſte geſchehen. Wir Juriſten entſcheiden immer nach den Verhältniſſen und Umſtänden, und hier ſind dieſe für Sie äußerſt günſtig. Unter welchen Verhältniſſen kam der Junge in Ihr Haus? Unter den Verhältniſſen eines ungezogenen Knaben, für den eine kleine Kammer geſucht wurde. Sie gaben ſie ſo klein, als Sie ſie hatten, darin logirte er; daß ſie zu klein war, geht Sie nichts an, dem Mieter war ſie recht, und ein ungezogener Bube wird nicht gefragt. Sie haben verſchiedene Gemächer zu vermieten, nicht wahr? Kann man Sie nun nicht zur Verantwortung ziehen, wenn Sie ein zu großes Gemach zur Bewohnung ablaſſen, ſo kann man auch mit Ihnen nicht darüber rechten, wenn das Gemach zu klein iſt. Ich ſelbſt, der ich doch Geſetzkundiger bin, würde nicht einen Augenblick anſtehen, wenn Jemand in meiner Küche unter dem Herde ſich einmieten wollte, dieſes ſchlechte Behältniß zu vergeben, und das Behältniß unter einem Herde iſt doch immer kleiner als eine Kiſte, oder was das Ding war, in welchem das beſagte Kind einlogirt wurde. Laſſe

Sie ſich kein graues Haar wachſen, meine Fräuleins, dieſen Prozeß übernehme ich und plaidire für Sie, und bringe die Sentenz „nicht ſchuldig!“ zu Tage, allen meinen Widerſachern und dem Doktor Welpert zum Aerger!

Ich verſtehe dies nicht, verſetzte Louiſe, aber unſer feindlicher Vetter wird uns dennoch verdächtigen. Wir haben eigentlich gar kein Gewerbe, der Papa ſchreibt Bittſchriften, die man Bettelbriefe nennen könnte.

Iſt Armuth eine Schande? Beſonders wenn ſie etwas trägt? entgegnete Kraxmann.

Unſere Brüder haben nun gar kein ſolides Einkommen —

Wie ſo? warf Kraxmann ein, der Vincenz iſt Aushilfstänzer auf Hausbällen, Claqueur im Theater, Freund einer alten Frau, die noch gerne Alles mitmacht, und die ihn dafür bezahlt, daß er ihr die Cour ſchneidet und Geſellſchaft leiſtet, wenn ſie Langeweile hat. Der Valentin iſt noch angeſtrengter beſchäftigt. Er iſt der erſte Billardſpieler Wiens, der beſte Volteſchläger, der verläßlichſte vierte Mann, wenn beim Whiſt eine Partie ſich arrangirt, und weil er ein ſo ſchöner Menſch iſt, bringt er den Schneidern und Hutmachern ihre neueſten Moden in Schwung, denn er trägt ſie, und geht damit auf Promenaden. Die kurzen Röcke, die ſogenannten „Bonjourl,“ hat er aufgebracht, er hat ſie ſechs Wochen lang getragen, bis jeder Kegeljunge ſie nachgemacht hat. Dafür zahlen ihn die Schneider, und leihen ihm die Kleider, iſt das etwas Unrechtes?

Und Ihr, meine Töchter! Ach da möchte ich doch Den kennen, der Euren Ruf antaſten könnte! Liebhaber habt Ihr, das iſt wahr! Aber iſt das nicht der Beruf des Weibes? daß Ihr mehr Liebhaber habt, als andere Mädchen, als Mädchen, die häßlich ſind, iſt doch natürlich! Die

Welt ſagt, man ſehe Euch das ganze Jahr nicht arbeiten; aber könnte die Welt dies bemerken, wenn ſie ſelbſt nicht immer müſſig ginge, und ihre Augen auf Euch richtete? Man ſagt auch, Ihr würdet mit Geſchenken von Anbetern überhäuft! Diejenigen, welche dies behaupten, würden ebenfalls Geſchenke annehmen, aber ſie bekommen keine. Iſt dies nun etwas Schlechtes? Ich glaube, Herr Doktor, Sie ſollten das Teſtament umſtoßen, und Herrn Hellmann ein wenig die Freiheiten entgelten laſſen, die er ſich in unſerm Hauſe herausgenommen hat.

Ja, ich ſtoße das Teſtament um, antwortete Klagbaum, ich thue noch mehr, ich vernichte es.

Sie vernichten es? fragte das Mädchen.

Dies ſteht in meiner Macht! In der Kanzlei, in welcher ich angeſtellt bin, befindet es ſich in den Wernau'ſchen Akten. Ich werde das Teſtament ausheben, und — wenn Sie mir ein gutes Douceur geben, aber ſogleich geben, ſo bringe ich es hieher. Sie können es dann zerreißen, verbrennen, kurz, was Sie wollen damit machen.

Kinder, Ihr habt Geld, ſprach der Papa, ſchießt zuſammen, das lohnt ſich der Mühe! Iſt kein Teſtament vorfindig, dann erben alle Verwandte zu gleichen Theilen, dann mag Herr Hellmann zuſehen, wie er zurecht kommt.

Aber iſt denn dies möglich? warf Joſefine ein, das Teſtament iſt ja ſchon bekannt.

Bei Gericht wurde es noch nicht produzirt, das ſoll, erſt morgen geſchehen.

Wenn wir Jede zwanzig Gulden geben, — ſind ſechzig Gulden genug? fragte Louiſe.

Sechzig Gulden! rief Klagbaum mit ſeiner Stimme, die der des Geiſtes im „Don Juan“ glich, aus; ſechzig Gulden ſogleich, in Gottes Namen! — Wenn ich aber das koſtbare Aktenſtück bringe, muß ich noch ſechzig Gulden erhalten!

Sie ſollen ſie haben! erwiederte Joſefine.

Und Sie werden keiner Verantwortung unterzogen? fragte Thereſe.

Unmöglich! Wer kann entdecken, wer es aus den Akten genommen? Auf mich fällt kein Verdacht; ich bin ihnen in der Kanzlei zu unwichtig, und ſie haben keine Idee, daß ich von dem Teſtamente Kenntniß habe, aber mir entgeht nichts! Ich ſimulire ſchon Jahr und Tag, wie ich mich an dem Doktor rächen könne, für ſeine ſchlechte Bezahlung! Die Gelegenheit iſt da!

Hier ſind die 60 fl.!

Morgen um acht Uhr ſind Sie Haupterben! Ich empfehle mich.

Er ging.

Papa! riefen die Mädchen.

Kinder! entgegnete der Papa.

Nach Regen folgt Sonnenſchein.

Ich meinte ſchon, eine Sündflut würde uns Alle erſäufen.

Papa! riefen die Mädchen.

Kinder! entgegnete der Papa.

Jetzt heißt es verſchwiegen ſein.

Wie das Grab, erwiederte der Papa.

Papa! riefen die Mädchen — nun dürfen Sie aber in Jahr und Tag kein Wirthshaus beſuchen, denn kommen Sie in ein ſolches, ſo trinken Sie und trinken viel — und da ſchwätzen Sie noch mehr als Sie trinken. —

Und Ihr, gab der Papa zurück, dürft mit keinem Anbeter ſprechen; Ihr prahlt gerne, wie leicht prahlt eine von Euch mit ihren Ausſichten. —

Gut, wir wollen uns von der Welt zurückziehen, aber unſere Revenuen werden abnehmen.

Sie werden zunehmen, ſagte der Alte. Die Erbſchaft entſchädigt Euch für Alles.

Jetzt bringt man den Knaben fort, bemerkte Thereſe, welche einen Blick auf die Straße warf.

Das wäre Etwas für unſere Nachbarſchaft, wenn ſie wüßten, was für ein Patient in dieſem Kaſten transportirt wird! meinte Louiſe.

Nun liegt er ja doch wieder in einem Kaſten, bemerkte Herr Kraxmann. Iſt dieſer beſſer?!

Himmel! rief Joſefine. Was ſeh ich? — Da kommt der Mann auf unſer Haus zu, der den Knaben hieher gebracht hat.

Hat er die Tragbahre bemerkt? fragte Louiſe.

Ich glaube kaum, er kam von der entgegengeſetzten Seite.

Wenn er nach dem Knaben fragt?

Wir ſagen ihm nichts, daß er fort iſt! entgegnete Kraxmann. Ich glaube, er brächte uns Alle um, wenn er dies erführe!

Heute iſt der Erſte des Monats. Er wird der Mama das Koſtgeld bringen wollen, meinte Joſefine.

O, ich nehme es auch! ſagte Herr Kraxmann.

Wenn er aber den Knaben ſehen will. —

Ja dann ſei Gott unſeren armen Seelen gnädig! erwiederte Thereſe.

Der gefürchtete Mann trat ein.

Wo iſt Frau Kraxmann? fragte er und ſchaute ſich ängſtlich um, als befürchtete er von einem Uneingeweihten bemerkt zu werden.

In der Kirche.

Die, in der Kirche! Ich glaube es nicht. Wo ſind Vincenz und Valentin?

Im Kaffeehauſe, antwortete Kraxmann.

Wie geht es dem — —

Dem? Gut! Der Kerl ſchwillt völlig an vor lauter Wohlleben, antwortete Kraxmann mit Herzklopfen.

Kann ich ihn ſehen?

Sehen? ſehen? perſönlich ſehen? antwortete Louiſe mit großer Angſt. Sie wiſſen, die Mali hat den Schlüſſel, und ohne ſie bringen wir das Schloß ſeines Gemaches nicht auf. —

Ich kann ja einen Schloſſer holen laſſen, warf Herr Kraxmann, mehr aus Zerſtreuung und Angſt ein, als um den Unbekannten in die peinlichſte Verlegenheit zu bringen.

Dieſer rief entſetzt aus: Einen Schloſſer? Ich glaube, Sie ſind verrückt! — — Ich bin gekommen, um das Monatgeld zu entrichten! Hier — ſagen Sie der Mutter, Sie ſoll mir dem Knaben alle Aufmerkſamkeit zuwenden. Es wird nicht lange währen, ſo hole ich ihn wieder, und dann, meine Fräuleins, folgt die Ausſteuer! Und Sie erhalten ebenfalls etwas, alter Herr! Adieu! Sehen Sie mir nicht nach! So etwas fällt auf!

Er entfernte ſich raſch.

Kraxmann, der das Geld empfing, warf einen Blick darauf und ſagte: 100 fl.! Da komme ich ja meiner Frau ſchon wieder auf eine Falſchheit! Sie ſagte, 30 fl. erhielte ſie monatlich, und das ſind 100 fl. — Das Geld kommt mir gerade recht! Ach es iſt doch recht gut, daß meine Gattin die Flucht genommen. Mein Leben fängt nun an, recht angenehm zu werden!

Neunzehntes Kapitel.

Berthold.

Wir haben Elmann von dem Augenblicke nicht mehr in unſerer Erzälung vorgeführt, in welchem er über den Tod ſeines Arthurs in den Fluten der Donau, den er doch veranlaßte, in einem Wagen, und wie er heuchelte, ganz troſtlos zu Doktor Solbert, dem Vater der reizenden Leonore gebracht wurde.

Den Tod Arthurs beſchloß er, weil er der Erbe deſſelben nach dem Teſtamente der Mutter, die ſchon vor einigen Jahren geſtorben war, werden wollte; er beſchloß den Tod ſeines Stiefſöhnchens auch deßhalb, weil Eleonore einen Wittwer mit einem Kinde nicht zum Gatten wünſchte. Es waren alſo zwei für Elmann gewichtige Motive, welche ihn zu jener Greuelthat bewogen.

Im Hauſe des Doktors Solbert angekommen, fehlte es ihm nicht an Theilnahme bei ſeinem Schmerze.

Der Doktor nahm Elmann mit dem innigſten Mitgefühle auf. Es wurden noch an demſelben Tage die zweckmäßigſten Anſtalten getroffen, das Kind wenn nicht am Leben, doch todt aufzufinden. Solbert ließ die eifrigſten Nachforſchungen halten. Es war Alles vergebens, und am Ende hieß es, der Knabe müſſe irgendwo im Flußbette, an einem untergegangenen Schiffe, an einem

Damme, oder einem Brückenjoche mit ſeinen Kleidern hängen geblieben und wohl den Fiſchen zur Beute verfallen ſein.

Das Mitleid, das Solbert ſowohl als ſeine Tochter für den gebeugten Mann empfanden, die Theilnahme, welche ſie ihm ſchenkten, veranlaßte, daß er täglich in des Doktors Haus gezogen wurde. Eleonorens Abneigung gegen den Namen Witwer verminderte ſich auffallend, und ſchon ſahen Elmanns Freunde die Stunde nicht mehr ferne, in welcher er die ſchöne, elegante und reiche Eleonore als ſeine Gattin heimführen werde.

Elmann war überglücklich durch Eleonorens Gunſt, und da ein Menſch wie er für nichts in der Welt ein Herz beſitzt, als für Geld und wieder Geld, für das viele Geld, das ihm durch Arthurs Tod zufiel, und das viele Geld, das Eleonore, die einzige Tochter des reichſten Wiener Arztes, ihm mitbringen werde, ſo empfand er auch keine Gewiſſensbiſſe über den vollbrachten Mord, und nichts vermochte ihn aus ſeinen ſüßen Träumen über ſeinen außerordentlichen Reichthum aufzurütteln.

Nur Berthold, der Mann, den er zur Tödtung des Knaben gedungen, rüttelte ihn aus ſeinen tollen Fantaſien empor.

Der Elende war unerſchöpflich an Forderungen. Es vergingen nur wenige Tage, an welchen derſelbe ſich nicht an Elmann gewendet hätte, und immer Drohungen vom Entdecken jener Unthat ausſprechend, wenn nicht ſo viele Tauſende und wieder ſo viele Tauſende in ſeinen Säckel flöſſen.

Ja, Bertholds Anforderungen ſteigerten ſich ſo ungeheuer, daß Elmann es kommen ſah, wenn er den furchtbaren Droher nicht ebenfalls aus der Welt ſchaffen würde, daß das ganze Erbe des Kindes an denſelben übergehen müßte.

Vorläufig ſuchte er dem gedungenen Mörder zu entfliehen. Eine Zerſtreuungsreiſe vorſchützend, welche Solbert ihm, um den Gram über Arthurs Verluſt zu mildern, empfohlen hatte, und welche Solbert und ſeine Tochter mit ihm unternehmen würden, eilte Elmann mit dem Arzte und ſeiner Tochter nach München, von da nach Nürnberg, von hier wollte er nach Frankfurt, und Paris ſollte das Ziel der Reiſe ſein.

Allein ſchon in Nürnberg hatte Berthold ſeinen Ausreißer eingeholt, ihm im erſten Gaſthofe daſelbſt aufgelauert und die Worte zugerufen:

„Sie reiſen augenblicklich nach Wien zurück, treten mir aber heute noch Ihren Kreditbrief ab, oder ich raune vorerſt ein Wöttchen Ihrer Dame ins Ohr, ein Wörtchen, welches ihr die Luſt, Ihre Hand anzunehmen, auf ewig verleiden ſoll.“

Elmann mußte die Weiterreiſe einſtellen. Er ſchützte dringende Geſchäfte in Wien vor. Eleonore war darüber außer ſich und gab ſich nicht eher über die Unterbrechung der Reiſe zufrieden, bis ihr Vater ihr verſprach, im nächſten Frühjahr die Reiſe über Berlin nach Paris neuerdings anzutreten.

Die Lage Elmanns war in der That eine ſchreckliche. Der Kreditbrief mußte in Bertholds Hände kommen, und davon erhielt Elmann nur ſo viel, als unumgänglich nöthig war, den Retourweg anzutreten.

Damals beſchloß Elmann Berthold's Tod. Noch auf der Reiſe nahm er ſich vor, ſeinem Peiniger bei günſtiger Gelegenheit, an einem einſamen Orte, wohin er Berthold zu locken hoffte, eine Kugel durch den Kopf zu jagen. Er kaufte zu dieſem Ende, als er wieder in München anlangte, ein Paar gute Piſtolen, doch kaum im Beſitze derſelben und bemüht, ſie in ſeine Wohnung zu bringen, trat ihm Berthold entgegen und ſprach:

Augenblicklich liefern Sie die Piſtolen, welche Sie um mich zu tödten gekauft haben, an mich aus — oder ich werde Ihnen zeigen, daß Mörder überall verhaftet werden können.

Entſetzlicher! entgegnete Elmann, was willſt Du? Soll ich nie vor Dir Ruhe haben?

Nie!

Was ſoll ich Dir noch geben, daß Du endlich Deinen furchtbaren Drohungen ein Ende machſt?

Alles, was Ihr Sohn beſeſſen. Sie haben genug, wenn Sie die Hand und das Vermögen der Dame erhalten, um derentwillen Sie mich veranlaßten, eine der größten Unthaten zu begehen.

Nimmermehr!

Wie es Ihnen beliebt!

Du ſtürzeſt Dich ja ſelbſt in den unabſehbarſten Jammer, wenn Du mich angibſt. Nicht ich war der Mörder, ſondern Du.

So ſcheint es Ihnen.

Wenn ich aber leugne, daß ich Dich gedungen?

Ich habe Zeugen, daß dies anders iſt.

Zeugen? — Elmann lachte laut auf. —

Lachen Sie nicht, und behalten Sie wohl meine Worte im Gedächtniſſe: ich habe Zeugen. Mit Leuten, welche ſolch' ruchloſer Handlungen fähig ſind, verſieht man ſich. — Doch unſer heftiges Geſpräch macht bereits Vorübergehende ſtutzen. Uebergeben Sie mir die Piſtolen oder ich rufe den Gendarm, der dort an der Ecke ſteht, und uns ſchon einige Minuten beobachtet.

Elmann gab die Piſtolen und entfernte ſich in ſtiller Verzweiflung.

Die Reiſe wurde fortgeſetzt. Nach fünf Tagen traſen Eleonore, ihr Vater und Elmann in Wien ein.

Auf dem Dampfſchiffe, das mit dieſen Dreien in Nußdorf landete, befand ſich auch Berthold.

Als Elmann ans Land ſtieg, flüſterte ihm Berthold zu: Dort Oben war es! Wiſſen Sie noch? — Dort Unten — der Bandit zeigte nach Wien — kommt vielleicht die Reihe an Sie, unterzugehen!

Elmanns Gemüthsſtimmung war ſchrecklich. — Solbert und Eleonore vermeinten, die Erinnerung an Nußdorf, an den Tod des theueren Kindes verſetze ihn in dieſes düſtere Brüten. Sie eilten ſo ſchnell als möglich mit ihm nach Wien.

In Wien floß abermals eine immenſe Summe in den Säckel des Mörders.

Als ihm dieſe Elmann übergab, beſchwor er ihn, ihn nur vier Wochen in Ruhe zu laſſen. „Du weißt,“ betheuerte Elmann, „daß wenn Du auf Deinen entſetzlichen Forderungen beſtehſt, ich vor vier Wochen nicht einmal im Stande bin, Dir von dem Erbe meines Sohnes auch nur das Geringſte abzutreten. Es ſind ja die Gerichte nicht einmal in der Lage, mir Arthurs Vermögen einzuantworten. Man hat ſeinen Leichnam nicht aufgefunden; ſein Tod iſt noch nicht konſtatirt — es kann Jahr und Tag vergehen, bis ich in den ordentlichen Beſitz gelange.“ —

O, ſo lange warte ich nicht, entgegnete Berthold, Sie müſſen mir von Ihrem höchſt bedeutenden Vermögen geben, was mir gebührt, und reicht dies nicht zu, ſo heiraten Sie, und bezahlen Sie mich von der reichen Mitgift Ihrer Gattin. — Hiezu will ich Ihnen vier Wochen Zeit laſſen.

Und in dieſer Zeit nicht vor mir erſcheinen?

Wenn Sie mir noch heute all Ihr Geld und Ihre Staatspapiere geben, welche Sie in Ihrer Kaſſe haben.

Du biſt wahnſinnig!

Sie kennen mich! Was ich ſage, muß geſchehen. Führen Sie mich ſogleich zu Ihrer Kaſſe. Was darin liegt, gehört mir.

Dann bin ich ja ein Bettler. Wie kann ich mich um Eleonorens Beſitz bewerben, wenn ich keinen Heller im Hauſe habe!

So ſtreng nehme ich es nicht. Ich werde Ihnen ſchon ſo viel zurücklaſſen, daß Sie Hochzeit halten können.

Auch hier gehorchte Elmann ſeinem Peiniger. Es gab für ihn keinen Ausweg.

Vier Wochen ſah der unglückliche Mann wirklich den gedungenen Mörder ſeines Sohnes nicht, und in ſo ferne ein mit einem ſo großen Verbrechen belaſtetes Gemüth ruhig ſein konnte, war Elmann ruhig. Ach! die Schreckensthat, die er veranlaßte, machte ihn wirklich nicht unruhig. Es iſt unglaublich, aber es iſt wahr, daß es Menſchen, ſelbſt den beſſern Ständen angehörig, gibt, deren Gewiſſen durch den Klang des Geldes ſo betäubt wird, daß ſie ſelbſt Mord und Raub vergeſſen und die Stimme des Gewiſſens nicht hören; daß ſie Mord und Raub begehen können und keine ſchlafloſen Nächte haben; daß ſie ſich keine Vorwürfe machen, daß ſie nicht von Reue, wohl aber von dem Gedanken gefoltert werden, die Gerechtigkeit könne ſie ereilen; welchen ſonach die zeitliche Strafe das Schrecklichſte iſt und die eine ewige gar nicht ahnen.

Elmann war ein ſolcher Menſch.

Wie er zu dieſer Verworfenheit gekommen, Niemand konnte darüber Aufklärung geben. Vielleicht war ſeine Erziehung daran Schuld, denn auch ſein Vater hielt

Geld für das Höchſte. Elmanns Vater gab ſich dem Geize auf eine Weiſe hin, die ihn zum Geſpötte machte. Er beging jedoch aus Habſucht keine geſetzwidrige Handlung, und gab — was oft auffiel — trotz ſeines Geizes häufig den Armen. Er hatte ſonach ein Herz. Aber ſein Sohn, dieſes Ungeheuer, hatte kein Herz. Er fühlte für nichts, als für die Wolluſt des Geldzählens; er liebte nichts als den Reichthum. Seine erſte Frau heiratete er wegen ihres großen Vermögens; auch um Eleonore warb er nur, ihren reichen Brautſchatz zu erhalten. Alle Qualen, alle Torturen, welche Berthold dieſem Erbärmlichen zufügte, waren ihm zu vergönnen.

Berthold nahm ihm Geld, dies war das Schrecklichſte für dieſen Menſchen!

Zwanzigſtes Kapitel.

Der unglückliche Knabe im Spital.

Albert und der von ihm gewonnene Arzt beſorgten im Spitale ein eigenes Zimmer. Für die Pflege des bedauernswerthen Kindes wurde ſo viel gethan, als wenn es einem Herzoge angehört hätte.

Warum komme ich nicht zu meinem Vater? fragte der Knabe.

Du kommſt zu ihm, antwortete Albert, aber nicht in dieſem Zuſtande. Dein Anblick würde ihn vor Entſetzen tödten, er würde Dich vielleicht gar nicht erkennen, daher gräme Dich nicht, ängſtige Dich nicht: Du biſt unter guten Menſchen, die Dir innige Theilnahme ſchenken, die Dich lieben und Dir beiſtehen werden.

Wie befindeſt Du Dich, mein Söhnchen? fragte der Arzt, der den Knaben begleitet hatte. Zwei andere Aerzte aus dem Spitale ſtanden am Bette des Knaben.

Seitdem ich in einem Bette geſchlafen, befinde ich mich viel beſſer. Der Kopf ſchmerzt mich jedoch ſehr und das Geſicht und die Augen brennen mich fürchterlich. —

Haſt Du Appetit?

Nicht viel.

Haſt Du Durſt?

O ja!

Wir wollen dafür ſorgen, daß Du ſogleich ein kühlendes Getränk erhältſt.

Und nun ſage uns Deinen Namen.

Arthur.

Deinen Familien-Namen.

Elmann.

Elmann? Arthur Elmann?

Mein Gott! ſagte der Primar-Arzt, das iſt ja der Name des Knaben, der als in der Donau ertrunken genannt wurde.

Ich hätte in der Donau ertrinken ſollen. Ich hätte in die Fluten ſtürzen ſollen, aber — — —

Erzäle, mein Kind, erzäle uns Deine Geſchichte, nimm keinen Anſtand — ſagte Albert.

Ja, wenn es Dich nicht zu ſehr anſtrengt, bemerkte der Arzt.

Ach es iſt mir verboten worden, davon zu ſprechen.

Wer hat es Dir verboten?

Herr Berthold —

Wer iſt Herr Berthold?

Der böſe Mann, der mir ſo viel Leid zugefügt und mich in die enge Kiſte geſperrt hat, in der ich ſo lange gelitten. Der Knabe ſank bei dieſen Worten erſchöpft in die Kiſſen ſeines Bettes zurück und konnte nicht weiter ſprechen.

Man reichte ihm einige Tropfen ſtärkender Arznei.

Wir wollen ihm Ruhe gönnen, ſagten die Aerzte.

Was werden wir hier zu hören bekommen, bemerkte Albert. Arthur Elmann! Sie kennen wahrſcheinlich die Familie des Knaben, Herr Doktor. Sie erinnerten ſich ſogleich an ihn.

Ich kenne ſeinen Vater genau. Er iſt Witwer und ein reicher Mann, er hätte auch dieſen, ſeinen todtgeglaubten Stiefſohn, der von ſeiner verſtorbenen Mutter aus noch reicher als der Vater iſt, zu beerben gehabt, kann jedoch dieſes Erbe verſchmerzen, da er gerade auf dem Punkt ſteht, abermals ein ſehr großes Vermögen zu erhalten. Er iſt Bräutigam der Tochter des Doktor Solbert. — Damals hieß es, der Knabe ſei ertrunken, ertrunken durch eigene Unvorſichtigkeit, gewarnt vom Vater bei einem Spaziergange, nicht in ein Schiff zu ſteigen, machte er dennoch den Verſuch, und ſtürzte ins Waſſer.

O nein, o nein, rief jetzt der Knabe, ins Waſſer bin ich nicht geſtürzt. Kaum wollte ich auf das Schiff hin, ſo packte mich Berthold, warf mir ein dickes Tuch über den Kopf, ſchleppte mich in eine Au und drohte mir, mich zu erdroſſeln, wenn ich einen Laut von mir gäbe.

Der Knabe brachte dies in abgeriſſenen Sätzen vor und ſank ſodann wieder in ſein Kiſſen.

Die Aerzte beſchäftigten ſich mit ihm, ſtößten ihm abermals Arznei ein und wuſchen ſeine Schläfe mit erfriſchendem Waſſer.

Genug für heute, erinnerte der Primar-Arzt. Hier iſt Ruhe und Vermeidung jeder Gemüthsbewegung angezeigt.

Er hat noch Spuren von Mißhandlungen auf ſeinem Rücken, bemerkte der Doktor, welchen Albert mitgebracht hatte.

Wenn ſich nur kein Fieber bei dem armen Kleinen einfindet, ſagte der Primar-Arzt! noch geht der Puls ziemlich regelmäßig, macht aber doch mitunter heftige Sprünge. Es iſt nicht gut, vor ihm etwas über ſeinen Zuſtand zu ſprechen; er hört jedes Wort und nimmt Theil an Allem, was wir verhandeln. — Herr Doktor Wonlein, ſagte der Primarius, bleiben Sie bei ihm; wir wollen im Nebenzimmer unſere Unterredung fortſetzen.

Die Herren begaben ſich in das Nebenzimmer.

Wer iſt Berthold? fragte Albert.

Ich höre ihn heute zum erſten Male nennen, antwortete der Primarius.

Es iſt doch merkwürdig! äußerte ſich Albert. Es hieß, der Knabe ſei ertrunken, und doch iſt er nicht ins Waſſer geſtürzt. Wer erſann alſo dieſes Märchen?

Wahrſcheinlich der ſaubere Berthold ſelbſt, meinte der Doktor, aber zu welchem Zwecke?

Wie Berthold auffinden? fragte Albert. — Ach da fällt mir ein, die elenden Leute, die zur Einkerkerung des Knaben die Hand ſo willig boten, gaben mir zu verſtehen, daß ich durch ſie, wenn ich für ſie Rückſicht haben würde, den Hauptthäter auffinden könnte. Ich will doch ſogleich in die Leopoldſtadt zurückfahren und unter Einem die Anzeige bei der Polizeibehörde machen. Ich ſehe ſchon, ohne Zuziehung der Gerichte kommen wir dem Urheber dieſer ſchmählichen That nicht auf die Spur.

Die Anzeige zu machen, iſt mir zur Pflicht aufgegeben, entgegnete der Arzt aus der Leopoldſtadt, und ich werde ſie ſogleich niederſchreiben.

Jetzt erſchien Doktor Wonlein, und wendete ſich an Albert; der Knabe verlangt nach Ihnen, meldete er. Er bittet Sie, zu ihm zu kommen.

Albert und die Aerzte kehrten in das Krankenzimmer zurück.

Mein guter Herr, ſagte Arthur, Sie, der Sie mich gerettet haben, werden Sie denn nicht meinen Vater benachrichtigen, daß ich noch lebe und hier bin? Ach, wie ſehne ich mich nach meinem Vater, und ich werde gewiß ſchneller geneſen, wenn ich bei ihm bin. Dann möchte ich ihn vor dem entſetzlichen Berthold warnen. Mein Vater hält große Stücke auf ihn, und doch iſt er ein ſo abſcheuliches Ungeheuer. Er läſterte, ſo lange ich bei Berthold und ſeinem Weibe war, unaufhörlich meinen Vater, ſagte: „Weine nicht dummer Junge, ſo lange Du hier biſt, haſt Du nichts zu fürchten; ich ſchonte Dein Leben, aber wäre es nach dem Sinne des Mannes gegangen, der mich zu Deinem Morde dingte, ſo wärſt Du ſchon ertrunken — und Dein Vermögen fiele Deinem Stiefpapa zu.

Gerechter Himmel! Was fährt mir da durch den Kopf! rief Albert.

Sprich, ſprich Arthur, ſetzte Albert hinzu, wer iſt Berthold, und wo findet man ihn?

Berthold, ſagte der Knabe, iſt ein alter Bedienter meines Vaters, bei dieſem früher im Hauſe geweſen. Er wird wohl noch zu ihm kommen.

Jetzt, mein Söhnchen, entgegnete Albert, kannſt Du nicht zu Deinem Vater gelangen, aber wir werden ihm von Deinem Leben und von Deinem Aufenthalte hier Nachricht ſenden. Wir müſſen ihm dies ſehr vorſichtig hinterbringen, ſonſt kann ihn die Freude über Dein Wiederfinden, oder der Schreck über Deine Leiden tödten, und das wünſcheſt Du gewiß nicht, mein Kind.

Nein, o nein!

Du haſt doch wohl Deinen Vater recht lieb?

O gewiß! — Habe ich doch Niemand auf der Welt als ihn. Seit meine gute, gute Mutter ſtarb, hat er —

Bei dieſen Worten fing der Knabe heftig zu weinen an und konnte nicht beruhigt werden.

Der Primarius befühlte den Puls des Knaben. Dieſes Kind vor einem dauernden Nervenleiden zu bewahren, oder ihm ein Nervenfieber zu erſparen, wird eine große Aufgabe ſein.

Wir wollen das Kind verlaſſen, ſagte Albert.

Leb' wohl, Arthur, ſetzte er hinzu, ich entferne mich von Dir und komme Nachmittags wieder, und wenn Du ſo weit in Deiner Geneſung vorgerückt biſt, daß Du einige Zeit außer dem Bette zubringen kannſt, ſo werde ich Dich mit Spielſachen überraſchen, wie noch kein Knabe ſchönere geſehen hat.

Bringen Sie mir auch einen Uhlanen-Anzug, einen Säbel und eine Lanze?

Alles, mein Sohn, und auch einen Huſaren-Anzug und ein kleines Pferd.

Ein lebendiges Pferd?

Freilich! Du mußt ja reiten!

Ach! Sie ſind ein guter Herr!

Du haſt vorhin geſagt, Du hätteſt Niemand auf der Welt, als Deinen Vater! Von heute an ſollſt Du auch mich haben; ich werde ebenfalls ein Vater ſein! Es iſt manchmal recht gut, wenn ein Kind noch einen Vater hat. — Dein bisheriger Vater wird dann Vater in der Stadt und ich werde Dein Vater auf dem Lande ſein. Ich werde Dich mit mir nehmen. Du wirſt den ganzen Tag in Gärten, auf Wieſen und auf Blumenmatten herumſpringen, Du wirſt dann reiten, fahren, fiſchen und auf einem Teiche Dich ſchaukeln; Du wirſt einen kleinen Wagen mit, zwei lieben Ponies beſpannt, beſitzen, und nie — nie den böſen Berthold ſehen.

Ach Gott! ach Gott! wenn das meine gute Mutter mit anhören könnte, Die hatte mich ſo lieb. —

Leb wohl, Arthur!

Ihre Hand, guter Herr, ich will ſie küſſen.

Und nun folge den Herren Doktoren! gräme Dich nicht, fürchte Dich nicht, und vertraue Deinem zweiten Vater, der ſich beeilen wird, Dich ſchnell wieder zu ſehen. —

Sie ſind auch ein Arzt, ſagte der Primarius zu Albert;

Sie ſind ein Seelen-Arzt. Sie ſind gewiß verheiratet und beſitzen Kinder?

Ich bin ledig. aber ich habe die Kinder für mein Leben lieb. Auf meinem Dorfe liebkoſe ich die Bauernkinder, und ſie ziehen mir nach, wohin ich gehe. Kinder ſind noch Geſchöpfe, die man ans Herz ſchließen kann. Ich liebe alle Kinder, und die unglücklichen liebe ich am meiſten! Ich empfehle Ihnen dieſes unglückliche Kind. Wenn ich wieder komme, weiß ich vielleicht mehr von ſeinem Schickſale. Bis dahin wird es dringend geboten ſein, über die Geheimniſſe, welche wir zu lüften gedenken, zu ſchweigen. Nur die Behörde wollen wir einweihen.

Er empfahl ſich und verließ das Krankenzimmer mit dem mitgebrachten Arzte.

Als Albert den „letzten“ Hof des großen Spitals verließ. bemerkte er einen Mann in einem dunklen Mantel, der über ſeinen Anblick heftig erſchrack, den Mantel über die Hälfte des Geſichtes zog und eilig die Flucht ergriff.

Albert, Böſes witternd, eilte ihm nach, aber der Unbekannte war in einem der Gänge des Hauſes verſchwunden, und bei aller Sorgfalt, den Räthſelhaften zu entdecken, ging ſeine Spur verloren.

Sonderbar! ſagte Albert zu ſeinem Doktor. warum flieht der Menſch gerade vor mir?

Sollte Berthold eine Spur von dem Knaben haben? bemerkte der Doktor.

Ach. ſeien Sie doch ſo freundlich, Herr Doktor, im Krankenzimmer Nr. 6, in welchem Arthur ſich befindet, doppelte Wachſamkeit anzuempfehlen. Ich bitte, auf meine Koſten noch zwei Wächter anzuſtellen.

Herr Portier, rief Albert den Thürſteher beim Ausgange aus dem erſten Hofe an, haben Sie nicht einen Mann bemerkt in einem dunklen Mantel?

O ja! Er ging vor einer halben Stunde hier vorüber, ein Fiaker fuhr ihm nach. Er fragte mich, ob ich nicht wiſſe, auf welche Abtheilung ein Knabe in einer Tragbahre aus der Leopoldſtadt gebracht worden ſei. Die Ziehknechte ſagten mir: auf Nr. 6, im letzten Hofe. Ich ſagte es dem Manne im Mantel wieder. Er ging dahin.

Ich bemerkte ihn auch. Ich verfolgte ihn ſogleich, aber er verſchwand wie ein Blitzſtrahl. Hat dieſes Haus mehrere Ausgänge?

Nur noch einen, nach der Gaſſe gegen das Militärſpital.

Da kommt ein Fiaker, ſagte der Doktor.

Beim Teufel, da ſitzt er d'rin und iſt ganz verhüllt.

Nr. 637 iſt die Nummer des Fiakers! rief Albert. Wo iſt mein Wagen? Schnell ſteigen wir ein, Doktor! Johann, dieſem Fiaker fährſt Du nach, und führe er in die Hölle!

Einundzwanzigſtes Kapitel.

Das Verhör im Wagen.

Der Fiaker flog wie ein Pfeil fort. Allein Alberts rüſtige Pferde waren ſchnell hinter ihm. Der Wagen berührte die Gaſſen und Gäßchen der Alſervorſtadt, der Joſefſtadt, des Strozziſchen Grundes, vom Neubau, Neuſtift, des Spittelberges, der Laimgrube im Fluge und hielt endlich, weil der Fiaker, von den Zurufen der Vorübergehenden, die befürchteten überfahren zu werden, und ihm drohten, ihn vom Bocke zu reißen, eingeſchüchtert wurde, an dem Eingange der ſogenannten Bettlerſtiege.

„Steigen Ew. Gnaden aus,“ ſagte der Fiaker zu dem Unbekannten, „ich fahre nicht mehr weiter, und wenn Sie mir 100 fl. bezahlen! Ich bin wenigſtens auf dem Wege hieher von dem Aufſichtsperſonale, wegen übertriebenen Schnellfahrens, weil Sie mir immer zuriefen: Fahre ſo raſch als Du kannſt! zehn Mal aufgeſchrieben worden. Ich danke für Ihre Kundſchaft, ich werde von der Polizei beſtraft, nicht Sie! — Steigen Sie aus, ich fahre nicht einen Schritt weiter.“

Gleichzeitig ſtiegen auch Albert und der Doktor aus ihrer Equipage, und wie ſie verabredet hatten, poſtirten ſie ſich zu beiden Seiten des Fiakerwagens hart am Schlage.

Ja, ſteigen Ew. Gnaden aus, ſagte Albert mit ironiſchem Tone, wir wollen doch wiſſen, wer der Musje iſt, der vor uns ſo haſtig die Flucht ergriffen und nach einem Knaben ſich im Spitale erkundigt hat, nach welchem kein Menſch das Recht hat, ſich zu erkundigen, als die Beamten der Sicherheitsbehörde und wir.

Heraus aus dem Wagen! rief der Doktor, oder wir rufen Wachen herbei und laſſen Sie arretiren.

Machen Sie kein Aufſehen! rief der Mann im Fiaker, ich will ausſteigen und Ihnen zu Gebote ſein, aber ſchonen Sie mich. Ich bitte Sie darum.

Der Fremde ſtieg aus.

Ich bitte um mein Geld, mahnte der Fiaker. —

Hier 3 fl.

Ei! ſo haben wir nicht gewettet, entgegnete der Fiaker; dieſe raſende Fahrerei mache ich nicht für zehn Gulden.

Hier ſind zehn Gulden! erwiederte Albert. Ich hoffe, daß die Bekanntſchaft mit dieſem Herrn mehr als 10 fl. werth ſein wird.

Der Fiaker nahm ſein Geld, ſchwang ſich wieder auf den Bock und fuhr weiter.

Was ſoll mit mir geſchehen? fragte der Unbekannte.

Wir wollen Ihrem Wunſche Folge leiſten und den Vorübergehenden keinen Anlaß zum Zuſammenlaufen geben. Da Sie, mein Herr, ein ſo großer Freund vom Fahren ſind, ſo fahren Sie auch mit uns. Wir ſagen es Ihnen aber gleich: wir ſind nicht Willens, Ihretwegen unſere Pferde zu Tode zu hetzen.

Der Fremde wurde genöthigt, ſich in Alberts Equipage zu ſetzen. Albert und der Doktor placirten ſich ſo, daß der verdächtige Patron nicht aus dem Wagen entſpringen konnte.

Der Kutſcher **Alberts** erhielt den Auftrag, nach dem Glacis, von da nach dem Burgthore und dann rechts in den Stadtgraben zu fahren.

Vor Allem, ſagte der Doktor, machen Sie Ihr Geſicht endlich von der Verhüllung Ihres Mantels frei; wir wünſchen ſehnlichſt die intereſſanten Geſichtszüge des Mannes kennen zu lernen, der uns zu dieſer improviſirten Schnellfahrt nöthigte. Mit dieſen Worten riß der Doktor dem Fremden den Mantel vom Geſichte und — **Albert** erkannte in ihm — — einen der Söhne der Frau **Kraxmann**, Monſieur **Vincenz**, der als Aushilfstänzer auf Hausbällen ſich manifeſtirte, der Claqueur von Metier.

Zum Henker, das iſt ja ein guter Bekannter! rief **Albert**; Herr **Kraxmann** junior, — jetzt wird mir Alles klar. Freilich, Ihnen mußte der Aufenthalt und das Schickſal des unglücklichen Knaben am Herzen liegen. Was wollten Sie bei dem Knaben? Antwort! Und die Wahrheit ſagen Sie, oder Sie werden heute noch in einen Kerker geworfen, der nicht bequemer ſein ſoll, als der, in welchem ſich das unglückliche Kind befand.

Wenn Sie mich, ſobald ich die Wahrheit geſtanden, entwiſchen laſſen, ſo will ich Ihnen Alles ſagen, was ich thun wollte.

Reden Sie! ſagte **Albert**.

Sie wollten den Knaben entführen? ſetzte der Doktor hinzu.

Entführen nicht, aber des Knaben Aufenthalt verrathen, erwiederte **Vincenz**.

An wen?

An den Mann, der ihn meiner Muter überbrachte.

An **Berthold**?

An **Berthold**, da Sie ſeinen Namen ſchon wiſſen.

In ſeinem Auftrage?

O nein! Berthold hat keine Ahnung, daß der Knabe frei iſt. Er war gleich nach dem Transport des Kindes im Hauſe unſerer Eltern. Mein Vater und meine Schweſtern hatten nicht den Muth, dem unheimlichen Menſchen die Entfernung des Kindes durch Sie zu entdecken, und ſo glaubt er, dasſelbe befindet ſich noch in ſeinem Käfig. Er bezahlte das Koſtgeld wieder für einen Monat, baare 100 fl., die mein Vater in Empfang nahm.

Ihr Vater? dem ließ ja Ihre Mutter, wie ich erfuhr, von dem Schandſolde für das Kind nichts zukommen.

Ja, wäre meine Mutter noch im Hauſe, hätte mein Vater freilich von dieſem Gelde keinen Heller geſehen.

Wo iſt Ihre Mutter?

Wiſſen Sie es noch nicht? Sie iſt mit der Magd, noch während Sie mit dem Herrn Doktor bei uns im Hauſe und mit dem kranken Knaben beſchäftigt waren, auf dem Wege nach Ungarn entflohen. — Mein Bruder und ich wollten ebenfalls fort; wir machten uns, noch ehe die Mutter ſich entfernte, auf den Weg. Aber es war uns unmöglich, fortzukommen. Wir viſitirten unſere Brieftaſchen und fanden beide zuſammen nur 2 fl. vor. Mein Bruder half ſich. Er ging in das Kaffeehaus, in welchem er täglich ſpielt; er ſchützte eine Geſchäftsreiſe vor, und der Kaffeeſieder, der ihm wohl will, weil er ihm viele Spieler zuführt, borgte ihm 100 fl. Nach ſeiner Gewohnheit, mich, wenn er Geld hat, ſchlechter als einen Fremden zu behandeln, erklärte er mit dürren Worten, daß er nun geborgen ſei, ich möchte mir daher auch einige Gulden pumpen; er begebe ſich, ſetzte er hinzu, raſch nach der Eiſenbahn und ſuche fortzukommen; ich möchte nun auch ſchnell zu entkommen ſuchen; ich hätte ja eine Geliebte; dieſe werde mir wohl helfen, aber dieſe iſt bei ihrer Schweſter in Linz, und kommt erſt in 14 Tagen wieder. — Und ſo beſchloß ich denn, wieder ins elterliche Haus, ſobald Sie nämlich ſich daraus entfernt hätten, zu kommen und meine Schweſtern um Unterſtützung zu bitten. — Vorher nahm ich mir vor, auf der Lauer zu ſein, und borgte mir deshalb von dem Hausmeiſter. aus dem Hauſe vis-à-vis unſerer Wohnung, dieſen Mantel. Ich ſah Alles was vorging: die Fortſchaffung des Kindes, das Erſcheinen Bertholds u. ſ. w. Als Berthold ſich wieder entfernte, ging ich zu meiner Familie und ſtellte ihr meine Lage vor. Der Vater hatte Erbarmen mit mir; er gab mir 10 fl. von den 100 fl., die er empfangen, aber meine Schweſtern verhöhnten mich und gaben mir keinen Heller. Ich nannte ſie gefühlloſe, undankbare Kreaturen; ich zählte ihnen die vielen reichen Bekanntſchaften und Verehrer vor, die ſie mir verdanken; ich erinnerte ſie an die Verbindung mit einem alten Herrn, der ihnen große Geſchenke macht, die ſie mir ebenfalls verdanken; doch ſie lachten mir neuerdings ins Geſicht. Wir verdanken uns ſelbſt Alles, ſagten ſie, wären wir nicht hübſch, ſo dürfte der Großmogul unſer Bruder ſein, wir hätten keine Anbeter. Ich ging mit einer Verwünſchung von ihnen. Da fiel mir ein, nachzuforſchen, wo der Knabe im Spital ſich befände, und dann zu Berthold zu eilen, ihm alles Vorgefallene mitzutheilen, und ihm dieſe wichtigen Nachrichten, da er jetzt mehr als reich iſt, um theueres Geld zu verkaufen. Sie hinderten mich. Nun wiſſen Sie Alles, und nun laſſen Sie mich fort. Ich beſchwöre Sie!

Noch nicht! entgegnete Albert. Vorerſt muß ich mich überzeugen, ob das Alles ſo iſt, wie Sie angeben, und dann muß ich noch viel mehr von Ihnen erfahren. So leichten Kaufes kommen Sie nicht davon!

Gut! So will ich nicht von Ihrer Seite weichen, bis Sie der Wahrheit meiner Erzälung nachgeforſcht haben, was Ihnen leicht werden wird. Auch verpflichte ich mich, Ihnen jede Frage, die Sie an mich ſtellen, gewiſſenhaft zu beantworten.

Gewiſſenhaft? Hat ein Menſch, der mit ſeinem Bruder ein armes, unglückliches Kind, ein Kind, das in einer grauſameren Gefangenſchaft ſchmachtete, als in den Zeiten der größten Barbarei ein Verbrecher, ich ſage, hat ein Menſch, der dieſes Kind ſo grauſam mißhandeln konnte, auch ein Gewiſſen? Dieſe That werde ich nie verzeihen, und hätte ich mir nicht zugeſchworen, ein verruchtes Bubenſtück aufzudecken, ich würde mit Ihnen in einem Wagen nicht fahren, meinen Körper nicht durch den engen Raum hier von Ihnen berühren laſſen, nicht die verpeſtete Luft athmen, die Sie, ein ſcheußliches Ungeheuer, ausſtoßen.

Da habe ich von Ihnen keine Gnade zu hoffen!

Gnade ſpendet ein Höherer als ich. Ich bin nicht Ihr Richter, aber mildern können Sie die Sentenz über Ihr Verbrechen, wenn Sie reuevoll bekennen und nichts verhehlen, was zur vollkommenen Entdeckung eines unerhörten Frevels dienen kann.

Mein Bruder und ich wollten Ihnen ja ſchon, als wir das erſte Mal Sie ſprachen, Bekenntniſſe machen.

Ja, als Sie wie Mörder über mich herfielen, und mich vielleicht getödtet hätten, wenn der Kampf eines an Leib und Seele geſunden Mannes, mit zwei an Leib und Seele entkräfteten Böſewichtern nicht ein ungleicher geweſen und Sie ſammt Ihrem Bruder erlegen wären.

Als wir das erſte Mal Sie ſprachen, trugen wir Ihnen an, Aufklärungen zu geben, aber Sie hörten uns nicht.

Weil Sie mit mir unterhandeln wollten, und ich von Banditen mir keine Bedingungen gefallen laſſe.

Wie ſoll ich Ihnen alſo Etwas entdecken, wenn ich Alles zu fürchten und nichts zu hoffen habe?

Ich verlange ein unbedingtes Geſtändniß. Nur dadurch werden Sie, wie geſagt, Ihre Strafbarkeit vermindern.

Theilen Sie uns Alles mit, was Sie wiſſen, ſetzte der Doktor hinzu. Kommen Sie zur Sache. Vor Allem, wie kam der Knabe in Ihr Haus?

Durch Berthold. Wir kannten ihn ſchon lange. Als er noch Schmuggler war, halfen wir ihm Tabak über die Grenze bringen. Dabei aufgegriffen und in Verhaft genommen, verrieth er uns nicht, verpflichtete uns aber, als er wieder ſeine Freiheit erlangte, zu einem Gegendienſt. Vor ſechs Wochen ſuchte er uns auf. Er ſagte, jetzt ſei die Zeit da, ihm zu vergelten, daß wir nicht geſtraft worden, beſonders da die Dienſte, die er fordern würde, uns viel eintragen müßten. Er ſetzte hinzu, wir möchten ihm einen Ort nennen, an welchem ein Kind den Augen der Welt entzogen werden könnte; es ſei ein ſchlechtes, unfolgſames Kind und nicht in der Ehe, ſondern außer der Ehe geboren und würde das Lebensglück des Vaters zerſtören, wenn es je zur Mutter ins Haus gelangte. Das Kind müſſe aber ſehr gut verwahrt, im ſchlimmſten Falle ſogar eingeſperrt und gezüchtigt werden, denn es ſei auch verſchmitzt und ſuche zu entkommen und ſeinem Vater alles mögliche Unheil zu bereiten.

Wenn's weiter nichts iſt, antwortete mein Bruder, einem ſolchen Balg würden wir leicht Meiſter werden! Und zu dieſem Ende ſchlugen wir unſere Wohnung mit einem ſehr abgelegenen Zimmer vor und prieſen dabei die Strenge unſerer Mutter, die, wenn die Verwahrung des Kindes gut belohnt würde, ihre Obliegenheiten genau erfüllen würde.

Gut belohnt, antwortete Berthold, wird Euch die Geſchichte allerdings. Ich bin beauftragt, für dieſen Dienſt die ganze Familie glücklich zu machen; ich bezahle Euch beiden ſogleich 300 fl., wenn Ihr die Mutter zur Sorge einer Gefangenwärterin bewegt; ich bezahle Euerer Mutter augenblicklich 500 fl. und ſtipulire noch größere Summen für Euch, Euere Mutter, Euere Schweſtern und Euere Magd, wenn dieſe eine verläßliche und verſchwiegene Perſon iſt.

Wir ſagten Alles zu und gingen zur Mutter, die mit Freude die geſtellten Bedingungen einging.

Hierauf kam **Berthold** ſelbſt zu uns, ließ uns ein Gelöbniß, ſo feierlich wie ein Eid, ablegen und machte uns und die Mutter verantwortlich. Außerdem verpflichtete er ſich, der Mutter monatlich 100 fl. für Koſt und Aufſicht zu bezahlen.

Nach drei Tagen brachte er Abends gegen 10 Uhr den Knaben.

Der Knabe war durch Schläge und Drehungen ſo furchtſam und ängſtlich geworden, daß er ſich wie ein Lamm zur Schlachtbank führen ließ. Wir waren an jenem Abende nicht zu Hauſe, aber die Mutter erzälte, ſie hätte noch nie einen ſo frommen, ſtillen, ruhig duldenden Knaben geſehen.

Der Knabe bekam ſogleich eine gute Mahlzeit und ein Zimmer, in welchem auch zur Vorſicht unſere Magd ſchlafen mußte.

In der erſten Nacht rührte ſich der Knabe nicht, und die Meinigen äußerten ſich, daß ein ſo ſanftes, ängſtliches Kind ſehr leicht zu überwachen ſei.

Aber am andern Morgen, als er ſah, daß **Berthold** ihn nicht mehr umgebe, fing er einen furchtbaren Spektakel an. Er ſtieg am Fenſter hinauf, wollte dasſelbe öffnen und in den Hof hinab, um Hülfe ſchreien. Die Magd, welche ihn zurückriß, kratzte und biß er, meine Mutter zwickte er in die Arme, meinen Vater, der zu Hülfe kam, ſtieß er mit dem Fuße; der Bube ließ ſich nicht bändigen und ſchrie in Einem fort: Zu meinem Vater will ich! Schlechte, niederträchtige Menſchen, laßt mich hinaus und zu meinem Vater, oder ich ſchreie ſo lange, bis Leute kommen und mich befreien!

Wir waren an jenem Morgen leider wieder nicht zu Hauſe.

Sie waren ja nie zu Hauſe, verſetzte der Doktor —

Das war ja ein Glück, ſagte Albert, ſonſt wäre der Kleine ſchon damals von den beiden Banditen halb todt geſchlagen worden.

O, die Schläge blieben ihm nicht aus. Meine Mutter erinnerte ſich an die Züchtigungen, welche die Nachbarin vornimmt, wenn ihre Buben ungeberdig werden. Sie bindet ihnen den rechten Fuß an den linken Arm, den linken Fuß an den rechten Arm, nennt dieſes „in den Bock ſpannen,“ ſteckt ihnen einen Knebel in den Mund, damit ſie nicht ſchreien können, und verabreicht ihnen auf die bloße Haut einen ſo tüchtigen Schilling, daß die Rangen acht Tage nicht ſitzen können. Dies geſchah auch mit dem Knaben.

Wieder blieb er zweimal vierundzwanzig Stunden ruhig. Da hörte er plötzlich im Hofe einen Leiermann. Dieſen wollte er zu ſeiner Rettung anrufen. Der Spektakel, den er an jenem Morgen machte, war noch ärger als das erſte Mal. Er zerſchlug alle Scheiben in den Fenſtern und ſchon wurde der Leiermann im Hofe aufmerkſam, als zum Glücke Herr Berthold eintrat, die Beſcherung gewahr wurde und den Knaben dergeſtalt an der Gurgel faßte, daß die Mutter ſchon wähnte, derſelbe ſei erwürgt.

Ich hab's wohl gedacht, ſagte Berthold, und hab' etwas ausgeſonnen, dem Spitzbuben für immer das Rumoren zu vertreiben. Ich habe einen Kaſten mitgebracht, in welchen der Schuſt hinein ſoll, und wenn er ſelbſt im ſchlimmſten Falle darin umkommt. Es iſt gar nichts daran gelegen; ſein Vater glaubt ohnehin, der kleine Hallunke ſei ſchon todt, der Herr Papa ſoll ſich nicht geirrt haben.

Hierauf ſchob er den Kaſten ins Zimmer: der Bube ward hinein geſteckt, und nur in der Mitternacht eine Stunde herausgelaſſen. Das Uebrige wiſſen Sie ohnehin.

Schändlich! Schändlich! rief Albert.

Doch wir wiſſen eine Menge Dinge nicht, ſetzte der Doktor hinzu, Sie haben noch Vieles zu berichten.

Fragen Sie; ich antworte, ſagte Vincenz.

Sagen Sie uns vor Allem, fragte der Doktor, woher rührt die Grauſamkeit Bertholds gegen den armen Knaben? Aus dem, was wir bereits erfahren, geht hervor, daß Berthold dieſen Knaben hätte in die Fluten der Donau ſtürzen ſollen; nun that er dies nicht, weil er Gründe hatte, des Knaben Leben zu erhalten. Wie kommt es nun, daß er die Aeußerung machte: „Es iſt nichts daran gelegen, wenn er in ſeinem Käfig umkommt: ſein Vater glaubt ohnehin, der kleine Hallunke ſei todt, der Herr Papa ſoll ſich nicht geirrt haben!“

Derlei ſagte Berthold nur, antwortete Vincenz, um den Knaben einzuſchüchtern; Berthold würde troſtlos geworden ſein, wenn das Kind geſtorben wäre; auch trug ihm dasſelbe zu viel ein. Ich bemerkte dies aus mehreren Aeußerungen Bertholds zu meiner Mutter. Er ſagte: „So lange der Range lebt, muß er mir Geld eintragen, und hat ſein Vater einmal die Luſt, mir Geld zu verweigern, ſo nehme ich den Burſchen an die Hand, führe ihn ſeinem Vater ins Haus und ſage: „Arthur lebt, hier iſt er; jetzt, Herr, bezahlen Sie, oder ich gehe zu Gericht. Gegen dieſen Zeugen werden Sie nicht aufkommen!“

Wahnſinn! entgegnete Albert, der Knabe wird nur gegen Berthold ſprechen; von ſeinem Vater glaubt er es ja nicht, daß er ihn verderben wollte.

Berthold rechnet auf die Gewiſſensangſt des Vaters, auf ſein Erſchrecken, wenn der Todtgeglaubte wieder vor ihm ſteht, und vor Allem auf ſeine Furcht, daß die projektirte Heirat zurückgehen würde. Ehe der Vater die reiche Erbſchaft verliert, und die noch reichere Braut dazu, unternimmt er Alles, was Berthold wünſcht, und opfert den größten Theil ſeiner Habe und —

Und bringt dann erſt den Knaben ſelbſt um, ſetzte Albert hinzu. Ich begreife nun Alles.

Wir ſind am Ziele unſerer Fahrt, ſprach der Doktor. Wollen wir für jetzt mehr erfahren, ſo müſſen wir noch einmal den Weg zurücklegen.

Die Zeit drängt; ich habe noch viel zu ſchlichten. Wir verlaſſen jetzt den Wagen — entgegnete Albert.

Und ich? darf ich mich nun entfernen?

O nein, Sie, Herr Vincenz, begleiten vorläufig den Herrn Doktor. Machen Sie keine Miene, zu entfliehen, es würde Ihnen ſchlecht ergehen. Dienen Sie vielmehr jetzt einer guten Sache, in Ihrem Leben vielleicht zum erſten Male, und dann laſſen Sie mich für Sie handeln.

Sie werden mich nicht einkerkern laſſen?

Dienen Sie der guten Sache, habe ich geſagt, und ich werde für Sie handeln.

Der Doktor wollte ſich mit Vincenz entfernen.

Noch Eins! rief Albert. Wo wohnt Berthold? Unter welchem Vorwande könnte man in ſein Haus kommen?

Berthold iſt einer der unverſchämteſten Geldmäkler Wiens. Verfügen Sie ſich zu ihm unter dem Vorwande, einer Summe gegen ein von Ihnen unterzeichnetes Accept zu bedürfen.

Ich kann nicht lügen, erwiederte Albert.

So ſagen Sie ihm, daß Sie Geld gegen Wechſel ausleihen wollen.

Das kann ich ſagen; es muß ja keine große Summe ſein.

Was Sie immer anbieten, wird Ihnen Gelegenheit geben, Berthold kennen zu lernen. Er wohnt im Königkloſterhauſe, in dem engen Gäßchen zur Bettlerſtiege. Als Sie mich nöthigten, aus dem Fiaker zu ſteigen, hätte ich nur noch dreißig Schritte gebraucht, und ich wäre bei ihm geweſen.

Herr Doktor, ſagte Albert, nehmen Sie Herrn Krazmann junior mit nach Hauſe. Abends machen Sie mir die Freude, mich zu beſuchen, und da bringen Sie dieſen Herrn mit. — Ich will jetzt in meine eigentliche Wohnung und bei meinem Bedienten nachfragen, ob nichts vorgefallen; ich will auch zu meinem Advokaten. Meine Wohnung habe ich Ihnen geſagt, Hotel zum goldenen Lamm, im zweiten Stocke, Nr. 16. — Tauſend Dank! edler, guter Doktor, für Ihren Beiſtand, und nun vergeſſen Sie ja nicht, Herrn Krazmann junior zu mir zu bringen.

Der Doktor entfernte ſich mit Vincenz.

Albert begab ſich in ſein Hotel.

Ende des erſten Band.

Im gleichen Verlage iſt ſo eben erſchienen:

Thereſe Krones.

Roman aus Wien's jüngſter Vergangenheit.

Von **Otto Horn.**

Fünf Bände. Elegant broſchirt. 3 fl. 20 kr. CM.

Das Leſepublikum erhält hier einen Roman, oder vielmehr eine wahre Geſchichte, deſſen Heldin und Namensträgerin die berühmte Schauſpielerin Thereſe Krones iſt, deſſen handelnde Perſonen, in Wien vielfach bekannt und genannt, theilweiſe noch am Leben ſind, deſſen Stoff dem Reſidenzleben entnommen iſt.

Wer, der „das gute alte Wien“ der Zwanziger Jahre kennt, erinnert ſich nicht mit Vergnügen der Leiſtungen der liebenswürdigſten Schauſpielerin ihrer Zeit; weiß nicht tauſend Anekdoten aus ihrem Leben zu erzählen; kennt endlich nicht ihr tragiſches **Verhängniß** und ihre intimen Beziehungen zu dem durch Leidenſchaft und Vergnügungsſucht zum **Mörder** gewordenen **Jaroſſinsky**.

Dieſe Künſtlerlaufbahn, dieſes vielbewegte Leben, dieſes Verhängniß zu ſchildern, iſt die pikante Aufgabe dieſes Romans, und in welcher unterhaltenden, ſpannenden und intereſſanten Weiſe dieſelbe gelöſt iſt, beweiſt der ungetheilte Beifall, mit welchem derſelbe von allen Seiten aufgenommen wurde.

Ferner:

Der

Congreß zu Wien.

Hiſtoriſcher Roman

von

Eduard Breier.

Vier Bände.

Dieſer neueſte Roman des talentvollen Schriftſtellers erfreute ſich ſchon bei ſeinem erſten Erſcheinen, im Feuilleton der „Oſtdeutſchen Poſt“, einer ungewöhnlichen Theilnahme.

Die Geheimniſſe von Wien. Auch unter dem Titel: Der alte Gott lebt noch. Sitten-Roman aus der Gegenwart von Eduard Breier. 4 Bände.

Die Seherin von Venedig. Von Braun von Braunthal. 2 Bände.

Die Roſenkreuzer in Wien. Hiſtoriſcher Roman aus der Zeit Kaiſer Joſeph II. Von Eduard Breier. 4 Bände.

Die Vandomire. Kurländiſche Erzählung von Heinrich Laube. Ein Band.

Ein Mann aus der Vorſtadt. (Fortſetzung der Geheimniſſe von Wien). Von Julius Seidlitz. 4 Bände.

Eiſen, Gold und Geiſt. Socialer Roman von Ernſt Willkomm. 2 Bände.

Alle dieſe Romane zeichnen ſich eben ſo ſehr durch vortreffliche Charakterſchilderungen, als durch ſpannende Handlungen und frappante Situationen aus, und es zählen dieſelben bekanntlich zu den intereſſanteſten der Neuzeit. Es ſollte daher Niemand, der eine amuſante Unterhaltungs-Lectüre liebt, verſäumen, dieſe hübſchen Romane, zu deren Anſchaffung eine monatliche Ausgabe von wenigen Kreuzern genügt, ſeiner Hausbibliothek einzuverleiben.

NB. Bei Abnahme aller 17 Bände auf einmal erlaſſen wir dieſelben für 6 fl. C. M.

Buchhandlung

Jasper's Wwe. & Hügel.

Druck von Keck & Pierer in Wien.

Aus den Geheimniſſen

eines

Wiener Advokaten.

Wahrheit und Dichtung

von

Otto Horn.

Zweiter Band.

Wien 1854.
Jasper's Wwe. & Hügel.

Erſtes Kapitel.

In Alberts Wohnung.

Als Albert in ſein Zimmer trat, kam ihm ſein Bedienter entgegen.

Euer Gnaden, ſagte Fels, ſein Diener, der Verwalter Ihrer Güter iſt angekommen. Er hat mit Ihnen dringend zu ſprechen. Er hat Briefe mitgebracht, und wenn ich nicht irre, ſo iſt einer von Fräulein Bertha dabei, ich habe die Schrift des edlen Fräuleins gewiß nicht verkannt. Sehen Euer Gnaden, hier! Nicht wahr, das iſt die Schrift von Fräulein Bertha? —

Ja, ſie iſt es, rief Albert freudig überraſcht aus. Sie hat mir geſchrieben und da ſie nicht wußte, daß ich in Wien bin, ſo empfing ihr Schreiben mein Verwalter. —

Albert erbrach den Brief und las. Er erbleichte über ſeinen Inhalt, machte eine Pauſe, ſtierte die Zeilen an und las noch ein Mal.

Gott im Himmel! ſprach er, Bertha iſt Braut!

Das möge der Allmächtige verhüten! entgegnete der treue Fels.

Albert ſtand wie eingewurzelt.

Gewiß der Alte! der Alte hat dies abgekartet, polterte

Fels. Nein, nein, ſetzte er hinzu, das darf nicht ſein, das dürfen Sie nicht dulden! Ach, ſenden Sie mich doch ſogleich zu dem Fräulein, ich will ihr die Augen öffnen, ich will ihr ſagen, daß Sie hier ſind! — Dieſe Heirat muß zurückgehen, ich ſehe es Ihnen an, die Nachricht erſchüttert Sie tief. Ach, gnädiger Herr, brechen Sie doch Ihren Starrſinn, und thun Sie den erſten Schritt! Um Alles, was Ihnen theuer iſt, laſſen Sie mich ſogleich zu Fräulein Bertha!

Sie kann mich vergeſſen! ſeufzte Albert. Sie vermag es, einen Andern zu wählen, und theilt mir das erſt mit, nachdem ihre Verbindung gewiß iſt!

Nichts iſt gewiß! verſetzte Fels, und wenn ſie vor dem Altare ſteht, ſo muß ſie Nein ſtatt Ja ſagen, das mache ich, obgleich ich nur ein alter Menſch, ein unbedeutender Diener bin. Auf der Stelle gehe ich zu dem Fräulein; ei, ich weiß ſehr genau noch ihre Adreſſe; ſie wohnt in ihres Vaters eigenem Hauſe, und das kennt in Wien jedes Kind.

Bleib, Fels, ich befehle es Dir, und erniedrige mich nicht. Sie heiratet Geld, und wer Geld heiratet, iſt meiner Liebe unwerth! — Wenn Sie mir noch einen Armen vorzöge, einen braven, ehrlichen Menſchen, liebenswürdig, ſchön, edel, ach, es gibt in dieſer großen Stadt Tauſende, die mehr werth ſind, als ich, die klüger, feiner, herzlicher, inniger ſind, als ich, die tiefer fühlen, ſchöner ſprechen, beſſer ausſehen, als ich, welche koſen, tändeln, herzen, küſſen können, wie ein Liebhaber auf dem Theater, aber einen Geldmenſchen nimmt ſie, einen Patron, der ſein Herz in Banknoten einwickelt und ſeinen Geiſt in Dukaten vergräbt! Hinweg mit ihr! Ich will nichts mehr von ihr wiſſen!

Aber ſo bedenken Euer Gnaden doch ihre Lage! Vergeſſen Sie denn ganz den Einfluß ihres Vaters, die Bedingungen, die er Ihnen ſtellte? Vergeſſen Sie denn ganz, daß Sie jetzt des Vaters Bedingungen erfüllen können, daß Sie jetzt ſechs Mal ſo reich ſind, als Sie waren?

Soll ich Bertha vielleicht gar lizitando kaufen? Mehr geben? den Rivalen überbieten? Ich will ſie nicht mehr; ſie iſt eine Waare geworden, die derjenige erhält, der ſie bezahlt.

Ei, das iſt zu arg, einen ſolchen Engel ſo zu läſtern! — Doch ſind Euer Gnaden in Aufregung; ich laſſe Ihnen Zeit zur Ueberlegung bis morgen. Wenn Sie morgen aber auch noch ſagen: „Ich will ſie nicht!“ ſo wünſche ich, daß Sie Ihre Halsſtarrigkeit nicht bereuen; ich weiß, daß Gott Fräulein Bertha nur für Sie geſchaffen hat, und was Gott gethan, das muß man ehren!

Iſt's erlaubt? rief eine Stimme durch die halbgeöffnete Thür. Es war die des Advokaten Welpert.

O, nur herein! trefflicher Doktor, entgegnete Albert. Sie kommen mir höchſt erwünſcht. Ich habe viel mit Ihnen zu ſprechen. Heute hätte ich einen Juriſten ſehr nöthig gehabt.

Und ich benöthige heute eines Mannes, der kein Juriſt iſt. Ich war ſchon zwei Mal hier, um Sie zu einem Feſte einzuladen. Ich habe Ihnen erzält von dem reichen Stomm, ich habe Ihnen geſagt, in ſeinem Zirkel, im Kranze der ſchönen Damen, die ſich bei ihm verſammeln, würden Sie auch eine Blume für Ihr Herz finden —

Ja, ja, für mein Herz, für mein gekränktes, tief verletztes Herz!

Deſto beſſer! Wenn Sie etwa von einer Schönen gekränkt oder nur unangenehm berührt ſein ſollten, ſo müſſen

Sie ſich zerſtreuen, daher kommen Sie heute mit mir; Sie ſind zu einem pompöſen Verlobungsfeſte gebeten. Zur Tafel kommt man um vier Uhr; um acht Uhr entfernt man ſich, um dann zu einem Balle um eilf Uhr Nachts zu eilen, zu einem Balle, wie Paris und Wien, London und Petersburg noch keinen glänzenderen geſehen haben. Hier bring ich Ihnen die Einladung; auf dieſer Karte ſteht Ihr Name.

Ei, das iſt Geſchmack! Wenn auch der Ball ſo elegant iſt, wie die Karte, ſo muß er höchſt anziehend ſein! — Ja, ja, Doktor, ich komme, und bin Ihnen zu großem Danke verpflichtet; nur Eins bemerke ich: da ich ſo vieles vorhabe, was noch heute geordnet werden muß, ſo frage ich an: darf man aus dieſem eleganten Hauſe entſchwinden, wenn man will?

Ganz nach Gefallen, dort herrſcht kein Zwang. Man kommt, man geht, wie es beliebt. Es iſt dort Niemand gebunden, muß ich doch ſelbſt um ſechs Uhr zu einer Zuſammentretung von ſechs meiner Kollegen; wir wollen konſultiren, wie einem Prozeſſe auszuweichen, der jahrelang dauern könnte. Sie ſehen hieraus, daß es in Wien Advokaten gibt, die durchaus nicht ſtreitſüchtig ſind.

Wie viel iſt es an der Uhr?

Drei Uhr, antwortete Fels.

Da iſt es Zeit, an die Toilette zu denken. Fels, hat Gunkel Wort gehalten?

Pünklich, Euer Gnaden. Herr Gunkel, der erſte Schneider der Reſidenz, war ſelbſt hier, und hat alle beſtellten Kleider mit ſeinen Leuten überbracht. Er wollte Ihnen einen neuen Anzug nach dem andern in ſeiner Gegenwart anlegen, um zu ſehen, wie er Ihnen paßt. Er wird wieder kommen. Er iſt ſelbſt ſehr neugierig, wie

Sie den Landjunker abſtreifen und den Kavalier aus der Reſidenz anziehen werden. Einen ſchwarzen Frack hat er geſchaffen für Euer Gnaden, ich verſtehe zwar nichts von der Mode, aber der Frack iſt aus einem Tuche, ſo fein wie ein Hauch, und eine Weſte iſt dabei, die ausſieht, als wäre ſie aus weißen Roſenblättern gemacht.

Ei! ei! Du biſt ja völlig begeiſtert für Gunkels ſämmtliche Werke.

Weil ich dachte, dieſer Anzug könnte Ihr Bräutigams-Anzug ſein.

Wohl möglich! Wer weiß, was noch geſchieht.

Und ein Claque, oder wie man dieſe Hüte nennt, iſt von Hardtmuth gekommen, und ein paar Dutzend Glacé-Handſchuhe von Jacquemar, ach, Schöneres gibt es nicht — endlich —

Doktor, muß man in Schuhen erſcheinen? fragte Albert.

Heute wohl!

Sind auch Schuhe gekommen!

Schuhe von Steinmüller und Strümpfe von Battin. Euer Gnaden haben Alles zur Hochzeit, nur Fräulein Bertha darf abgeholt werden.

Jetzt, Herr Fels, trachten Sie, daß Sie fortkommen. Sie verſtehen mich!

Fels entfernte ſich und brummte: der Eiſenkopf!

Der Advokat empfahl ſich und erinnerte, daß er vor vier Uhr wieder kommen werde, um Albert abzuholen.

Albert dankte ihm noch einmal herzlich, und begleitete den Doktor bis an die Thüre.

Herrlich! rief er dann aus, dieſe Einladung iſt mir vom Himmel geſendet worden. Ich wünſche nur, daß der

Himmel noch einen Gnadenblick mir gönnen möge, und mich ein reizendes Mädchen finden laſſe, welches noch frei iſt, und mir geneigt werden könnte. Bertha! rief er dann aus, ich würde dir zeigen, wie es thut, wenn man einem Herzen entſagt, das uns wohl will! — O Bertha! es iſt ſchändlich von dir, mich zu verrathen, und einen Geldmenſchen mir vorzuziehen, mir, der ich, obgleich reich, doch kein ſo erbärmlicher Geldſack ſein mag. Haſt du mir nicht ſelbſt oft geſagt, du haſſeſt dieſe Mammonsknechte, die nur Schätze häufen, um ſich die Sterbeſtunde deſto ſchrecklicher zu machen, die Ehre, Gewiſſen, Zufriedenheit, häusliches Glück nur dem Namen nach kennen, und für alle ihre Reichthümer doch nie wahre Liebe einzutauſchen vermögen. Heuchelei! ſo fahre denn hin, mit deinem Popanze! Mich ſiehſt du in deinem Leben nicht wieder! —

In dieſem Augenblicke trat der Verwalter Sprung in Alberts Zimmer.

Gnädiger Herr, ſagte er, ich bringe Ihnen meine Glückwünſche dar. Sie ſind recht vergnügt in Wien, und darüber freut ſich Alles. Ihr Brief an den Herrn Pfarrer ging von Hand zu Hand auf Ihren Gütern, alle Bauern haben ihn geleſen und gejubelt über das Heil, das ihnen widerfahren. Die Bauern finden nicht genug Worte der Freude, daß Sie der Erbe der Güter und nun der Wohlthäter Ihrer Gemeinden ſein werden. Aber, gnädiger Herr, Ihr Verwalter hat ein großes Unglück gehabt. —

Nun, biederer Sprung, welch ein Unglück? Sie erſchrecken mich!

Ach, ich habe nach Ihrem Wunſche die angoriſchen Schafe verkauft, habe ſie, was den Preis betrifft, höher bezahlt bekommen, als ich ſelbſt dachte —

Nun!

Ich habe 2000 Gulden dafür eingenommen.

Das iſt ja gut!

Ach gut! das iſt entſetzlich! die zwanzig Stück in Hundert-Gulden-Banknoten, die ich für die Schafe erhalten, ſind alle falſch. Hier ſind ſie!

Albert, der die Banknoten genau beſah, rief aus: Was fällt Ihnen ein! Sie ſind ächt!

Ich habe es auch geglaubt, allein derſelbe Mann handelte auf dem Gute unſeres Nachbars, des Baron Grünhelm, Getreide ein, dafür bezahlte er 5000 fl. Der Baron nahm dieſe Summe mit nach Wien; als er die Hundert-Gulden-Noten ausgegeben hatte und eine davon in die Nationalbank gerieth, wurde ſie als falſch erkannt und weggenommen.

Und wer iſt der Mann, von dem ſie kommen?

Ein Getreidehändler, und wie er ſagt, Kommiſſionär für einen Realitäten-Beſitzer. Er iſt ſchnell aus unſerer Gegend verſchwunden; alles Nachforſchen war vergebens. Ich muß nun die 2000 fl. erſetzen. Ach Gott! ach Gott!

Wer ſagt Ihnen das? Geben Sie mir dieſes nachgeahmte Papier, ich werde es meinem Advokaten überſenden, damit er dasſelbe der Nationalbank überliefere und der Polizei die Anzeige mache. Doch noch beſſer, ich werde die 2000 fl. ſelbſt meinem Rechtsfreund zuſtellen. Er wird bald hier ſein! — Mit dieſen Worten legte Albert die Falſifikate in ſeine Brieftaſche und ſteckte ſie zu ſich.

Nun kam Fels, ſeinem Herrn die neuen Kleider zu überbringen.

Der Verwalter empfahl ſich mit Thränen des Dankes in den Augen, daß ſein Gebieter von keinem Erſatz ſprach.

Albert ſchickte ſich an, ſeinen Anzug zu ordnen.

Zweites Kapitel.

Das Verlobungsfeſt.

Doktor Welpert fuhr in ſeiner eigenen Equipage bei Albert vor. Er war pünktlich und Albert mit ſeiner Toilette bereits zu Ende.

Doktor, fragte Hellmann, wie ſehe ich aus?

Ei der Tauſend! antwortete der Advokat, Sie haben es darauf angelegt, mich zu verdunkeln. Sie ſind ein lebendiges Modejournal geworden. Ich werde Sie zeichnen und in Kupfer ſtechen laſſen, zum Muſter für Alle, welche wie echte Dandies erſcheinen wollen.

Ich bemerke ſo eben, lieber Doktor, daß Sie da einen prachtvollen Brillant-Ring am Finger haben. Gehört es zum guten Ton, dergleichen zu tragen?

Zum guten Ton eben nicht. Bei Männern ſind die Brillanten aus der Mode; ich aber trage dieſen Ring jedesmal, wenn ich bei einem reichen Manne erſcheine. Derlei Leute müſſen ſehen, daß man gerade nicht arm iſt; ſie haben mehr Reſpekt für ihre Gäſte.

Ei, den Reſpekt muß ſich der Mann verſchaffen, und nicht der Ring.

Sie haben Recht; ich ſchmeichle mir auch, Herrn Stomm ſchon längſt Reſpekt eingeflößt zu haben, aber da hat er einige Leute in ſeiner Umgebung, die urtheilen nur nach dem, was in die Augen blitzt.

Nun wiſſen Sie, Doktor, da kann ich auch Etwas blitzen laſſen. Ich habe da einen Solitär von meinem Onkel, mit welchem der alte Herr, ſeiner Zeit, kein geringes Aufſehen machte.

Albert holte den Ring und zeigte ihn Welpert.

Welpert riß die Augen auf, als er den herrlichen Stein gewahrte. Herr von Hellmann, ſagte er, das iſt ein Brillant, wie ich noch keinen ähnlichen bei einem Privatmanne geſehen habe, der muß irgend einem indiſchen Nabob angehört haben, und jetzt macht er Sie zum Nabob. Erweiſen Sie mir den Gefallen, dieſen Ring heute zu tragen. Ein ſolches Kleinod beſitzt unſer Millionär nicht, und ich wette, er wird verlegen ſein, daß er an ſolchen Koſtbarkeiten nichts aufzuweiſen hat.

Iſt der Mann ſo prunkſüchtig?

Er ſcheint ſonſt gar keine Leidenſchaft zu haben, als die Prunkſucht. Ich glaube, daß ihn ſein Luxus jährlich 100.000 fl. koſtet, da rechne ich nicht einmal die Auslagen dazu, welche ſeine Ankäufe an Juwelen und anderen werthvollen Dingen erheiſchen.

Und woher hat dieſer Millionär wohl ſeine Millionen?

Ja, wer das mit Beſtimmtheit zu ſagen wüßte! Man ſagt, er habe nicht eine Henne, welche ihm goldene Eier legt, ſondern einen ganzen Hühnerhof, und dennoch kenne ich einen Mann, der ſich an Monſieur Stomm recht gut erinnert, wie er vor ſo vielen Jahren nach Prag kam, und als armer Graveur den Leuten Petſchafte, das Stück zu 1 fl. anfertigte.

Der hat wohl das große Loos gewonnen?

Kein Menſch weiß, auf welche Weiſe Frau Fortuna ihn begrüßte. —

Mit dieſen Worten verließen die beiden Freunde das Hotel, ſtiegen in den Wagen und kamen in Stomms Hauſe an.

Die Treppe zeigte ſchon von dem ungeheuren Reichthum. Sie glich einem lebendigen Garten. Alle koſtbaren Blumen und Gewächſe waren hier aufgeſtellt. Nach je ſechs Stufen zeigte ſich ein Ruheplatz. Hier glänzten die prachtvollſten Spiegel und zierliche Fontainen waren angebracht. Die ganze Stiege war mit einem Teppich belegt, bei welchem man in Verlegenheit kam, die Füße darauf zu ſetzen.

Solche Teppiche, ſagte Albert, ſollten eine Wand zieren, damit man doch ſieht, was die Kunſt hier geleiſtet. Es iſt eine Sünde, dergleichen Prachtſtücke mit Füßen zu treten.

Sie traten in den Vorſaal.

Man darf nicht vergeſſen, daß Albert ein Landjunker war. Der ungeheure Luxus überraſchte ihn ſo ſehr, daß er vor Verwunderung ſtehen blieb.

Iſt das Zauberei? fragte er.

Bewahren Sie Ihr Erſtaunen für die eigentlichen Gemächer. Ich mache Sie vorläufig auf den Empfangsſaal und Speiſeſaal aufmerkſam.

Ich fühle, daß ich ein rechter Bauer bin, ſagte Albert. Ich kann mein Erſtaunen und meine Verwunderung nicht bekämpfen. Wenn ich recht ungeſchickt mich benehme, lieber Doktor, und in dieſem Feenhain linkiſch erſcheine, ſo geben Sie mir ein Zeichen und ich werde mich ermannen.

Sie gelangten in den Empfangsſaal, die Geſellſchaft war bereits verſammelt. Nur die Braut und die Familie fehlten.

Als Stomm den Doktor Welpert eintreten ſah, kam er ſogleich auf ihn zu.

So ſpät, lieber Doktor! grollte Stomm. Ich hatte ſchon Angſt, irgend ein Geſchäft beraube mich Ihrer mir theuern Perſon. Zum Glücke iſt noch nichts verſäumt. Meine Braut hat ſich auf einige Augenblicke zurückgezogen. Die vielen Gratulationen meiner Freunde, der große Zirkel, die Gemüthsbewegungen, welchen jedes junge Geſchöpf bei einem Schritte fürs ganze Leben ſich überläßt, haben ihre Nerven irritirt: es fehlte nicht viel zu einer Ohnmacht, doch hat mir ihre Mutter bereits wiſſen laſſen, daß die Unpäßlichkeit vorüber iſt, und daß ſie bald wieder in unſerem Kreiſe erſcheinen werde.

Herr von Stomm, nahm Doktor Welpert das Wort, Sie waren ſo gütig, auf mein Anſuchen, meinem Freunde, Herrn Albert von Hellmann, einem Gutsbeſitzer, eine Einladungskarte zuzuſenden. Ich ſtelle Ihnen hier den Herrn Albert von Hellmann vor, und er mag Ihnen ſelbſt ſagen, wie ausgezeichnet er ſich fühlt, in Ihrem Hauſe und bei einer ſo feſtlichen Gelegenheit erſcheinen zu dürfen.

In der That, ſagte Hellmann, ich bin Ihnen für die Ehre, deren Sie mich würdig erachten, ſehr verpflichtet; wüßte ich durch meinen Freund nicht bereits ſo viel von Ihren vortrefflichen Eigenſchaften, ich müßte ſchon durch den Geſchmack, den Sie in Ihrem Hauſe bewähren, für Sie hingeriſſen werden.

Kleinigkeiten! antwortete Stomm. Was Sie hier ſehen, iſt bloß improviſirt. Die Wirthſchaft eines Junggeſellen! Wenn erſt eine Frau im Hauſe iſt, da ſoll es ſchon anders werden. Nun geſtatten Sie mir, meine Herren, Sie meinen Freunden vorzuſtellen.

Es geſchah, und die Geſellſchaft gruppirte ſich.

Auf einmal nahm ein Herr ſich die Freiheit, etwas mehr als laut zu ſprechen, wahrſcheinlich that er dies, um recht auffällig zu machen, auf welchem vertrauten Fuße er mit Stomm lebe.

Er rief: Du Stomm, ich wollte Dich ſchon zuvor fragen, haſt Du die neuen Livréen Deiner Leute nach franzöſiſchen oder engliſchen Muſtern anfertigen laſſen? Die Kerle ſehen ganz vortrefflich aus, beſonders Deine Jockeys, blaßgrün mit Gold, ein magnifiquer Gedanke!

Ei! antwortete Stomm, es iſt nicht der Rede werth. Ich habe ganz andere Coſtüme für ſie im Kopfe; ſie ſehen mir noch viel zu einfach aus. Die Dienerſchaft muß auffallend ſein. In acht Tagen werde ich gewiß Livréen haben, über die ganz Wien ſtaunen ſoll.

Wirſt Du, fragte derſelbe dumme Herr, gleich nach Deiner Vermälung Wien verlaſſen und wie Du neulich zu verſtehen gabſt, nach Paris reiſen, oder führſt Du Deine ſchöne Frau auf Deine göttliche Beſitzung nach Ringholm?

Ich werde die Flitterwochen in Ringholm zubringen, das iſt nicht allzuweit von hier, und meine Freunde können, wenn ſie die Eiſenbahn benützen, in wenigen Stunden bei mir ſein. Ringholm lieb' ich ſehr. Ich habe dort Alles, was mir angenehm iſt. Ein ſehr komfortables Schloß, einen prachtvollen Park, Jagd, Fiſchfang und eine Landwirthſchaft mit allem vorzüglichen Gethier; ich beſitze dort eine Meierei mit einigen dreißig Schweizer-Kühen, und ſeit einigen Tagen ſogar angoriſche Schafe von beſonderer Schönheit, die mich baare zweitauſend Gulden gekoſtet haben.

Entſchuldigen Sie mich, Herr von Stomm, daß ich Sie unterbreche, ſagte Albert, woher haben Sie dieſe angoriſchen Schafe bezogen? Muß man ſie nicht verſchreiben?

Ich hatte dies nicht nöthig! Mein Kommiſſionär hat ſie in Oeſterreich aufgetrieben. Sie gehörten einem ganz einfachen Edelmanne, der ſie weggab, weil er, wie es hieß, keinen Geſchmack daran fand. — Er hatte ſie geerbt und brauchte wahrſcheinlich Geld! Mein Kommiſſionär hat dafür bezahlt, was er gefordert. Er hätte auch mehr dafür gegeben. Die Schafe ſollen bewunderungswürdig ſchön ſein. Ich freue mich, ſie meiner künftigen Gattin zu zeigen.

Mir kommt vor, ich habe von dieſem Handel gehört. Ihr Herr Kommiſſionär kaufte auch in der Nähe des Landſitzes jenes einfachen Edelmannes Getreide und bezahlte dieſes mit 5000 fl. in neuen Banknoten. Bin ich gut unterrichtet?

Alberts Blicke fielen bei dieſen Worten auf Stomm und dieſer kam in ſichtbare Verlegenheit, faßte ſich jedoch und ſagte:

Davon weiß ich nichts! Ich übergab meinem Kommiſſionär auch keine neue Banknoten, ſondern ein Paar alte, wie ich mich gut erinnere, jede zu tauſend Gulden. Meine Kaſſiers waren an jenem Tage nicht in ihrem Amte und ich mußte ſonach ſelbſt mein Kaſſier ſein.

Haſt Du noch den alten Gridlgruber als Kaſſier? fragte der dumme Herr wieder. Der Mann muß ja, ſeit er in Deinen Dienſten ſteht, wenigſtens 30 Millionen unter den Händen gehabt haben, und Dein zweiter Kaſſier Zimpfelbachinger wenigſtens 20 Millionen.

Hoho! antwortete Stomm, was extemporirſt Du da!

Die ganze Geſellſchaft lachte.

O, da iſt nichts zu lachen, entgegnete der dumme Herr, mein Freund iſt ſo reich als die Brüder Rothſchild und der Sina und der Baron Dietrich zuſammen.

Aber, Freundchen, warnte Stomm, Du übertreibſt ja immer mehr!

Neuerdings wurde der dumme Herr ausgelacht.

Der Advokat gab dem Diskurſe eine andere Wendung und ſagte: Da wir gerade von einigen Männern hören, welche als Millionäre europäiſchen Ruf beſitzen, ſo geſtatten Sie mir, eine Anekdote von dem Banquier Aquado zu erzälen, welche —

In dieſem Augenblicke flogen zwei Flügelthüren auf und herein trat Bertha mit ihrer Mutter, ihren beiden Schweſtern und ihrem Vater.

Alles verließ die Plätze und empfing die ſchöne Braut mit einem freudigen Ausrufe.

Der dumme Herr ging ihr ſogleich entgegen und ſagte: Fräulein, wir ſind entzückt, daß Sie ſich wieder erholt haben; wir waren alle ganz baff, nicht wahr, Du Stomm! Er und ich, wir, zwei Freunde, haben einander im Schmerze angeſehen, wie zwei Eunuchen, welchen man die Favoritin des Sultans geſtohlen, nicht wahr, Du Stomm —

Jetzt ſprach Bertha: Ich bitte die verehrte Geſellſchaft um Verzeihung, daß ich eine ſo auffallende Störung veranlaßt, und danke für die mir bewieſene Theilnahme.

Und jetzt, Du Stomm, ſagte der dumme Herr, laß auftragen! Es geht auf fünf Uhr, und ich muß heute noch ins Thierſpital, da habe ich einen bekannten Pudel, auch von einem Millionär, zu beſuchen. Dem Millionär muß ich Rapport erſtatten über das Befinden dieſes Pudels.

Stomm gab der Mutter ſeiner Braut, der dumme Herr der Braut den Arm, und man verfügte ſich in den Speiſeſaal.

Albert war aber am Fenſter hinter einer Damaſtdraperie auf einen Stuhl geſunken. Als die Braut in den Empfangsſaal trat, richtete er ebenfalls ſeine Blicke nach ihr, aber es war ihm, als irrte er ſich; ſah ſie doch ſo blaß und abgehärmt aus, wie ein Leichenbild. Als ſie ſprach, erhielt Albert erſt die Ueberzeugung, daß es Bertha ſei, er flüchtete ans Fenſter, und dort ſank er auf einen Stuhl.

Endlich ermannte er ſich.

Der Empfangſaal war indeß leer geworden.

Im Speiſeſaal arrangirten ſich die Gäſte.

Was beginnen? fragte ſich Albert. Ihr unter die Augen treten? Mit meinen Blicken ſie vernichten? — Nein, das wäre unedel! Sie war unwohl! Sie kränkt ſich vielleicht? Sie iſt mir im Herzen doch wohl noch gut! — Nein, ich will ihr kein Herzeleid zufügen, ich will mich ſtill entfernen. Der Doktor ſagte mir, man lebe hier ohne Zwang, und ich könnte verſchwinden, wann ich wollte. Ich will fort.

Lebe wohl! Bertha! Bertha! Ich liebe Dich noch immer, liebe Dich tief und innig! Gott ſchütze Dich! Leb wohl, Bertha! preßte er noch einmal aus tief bewegter Bruſt hervor, wiſchte ſich eine Thräne aus dem Auge und eilte davon.

Als er die Treppe hinunter eilte, kam ein Mann auf ihn zu.

Sind Sie der Herr von Stomm? fragte ihn dieſer.

Weshalb ſoll ich Herr von Stomm ſein? antwortete Albert.

Nun, verleugnen Sie ſich nicht. Ich bin ja ein vertrauter Menſch! Der Sieſelburg ſchickt Ihnen dieſen Brief. Sie möchten ihn ſogleich leſen und ihm Geld ſchicken. Er hat reiche Einkäufe gemacht. Er hat nur noch 12 Stücke zu hundert Gulden. Es kommt Jemand über die Stiegen! Man darf mich nicht ſprechen ſehen mit Ihnen!

Der Mann entwiſchte.

Albert ſtand wie eingewurzelt.

Mein Gott! mein Gott! Auf die falſchen Banknoten habe ich ganz vergeſſen! Gerechter Himmel! Stomm iſt vielleicht ein Fälſcher!

Er ſtürzte fort.

Das Verlobungsmahl war großartig und die Zahl der Gäſte ſo bedeutend, daß Albert gar nicht vermißt wurde. Welpert glaubte anfänglich, ſein Freund hätte ſich an das Ende der Tafel geſetzt, er ſuchte ihn mit den Blicken, doch fand er ihn nicht. Aha! dachte er, dem ſagte die Geſellſchaft nicht zu, und er entfernte ſich. Er hat Recht! Mir gefällt ſie, mit Ausnahme der Braut, auch nicht!

Stomm hatte, wie alle reichen Leute, ein Heer von Schmeichlern um ſich. Unter dieſen war ihm Flenſter, ein Schmarotzer erſter Sorte, am liebſten. Wir haben ihn bereits als einen „dummen Herrn“ bezeichnet, und der Leſer hat ſeinen Namen ſchon im erſten Theile unſeres Romans, und zwar bei dem Ereigniß in Nußdorf getroffen.

Flenſter war auch wirklich ein dummer Menſch, einer von den vielen Paraſiten, deren Wien eine Maſſe beſitzt. Dieſe Laffen bilden eigentlich einen Uebergangspunkt vom Hausfreund zum Lakai, denn ſie müſſen gewöhnlich allerlei Dienſte für die Dame oder den Herrn des Hauſes verrichten, in welchem ſie ſich einniſten.

Sie müſſen vor Allem die Stadttrompeter machen. Was man gerne unter die Leute gebracht haben will, müſſen ſie verbreiten; ſie müſſen den Glanz des Hauſes verkünden, und werden veranlaßt, in Gaſt- und Kaffeehäuſern die brillanteſten Schilderungen von den gegebenen Feſtlichkeiten zu verlautbaren. Sie müſſen für Perſonen, welche in den Theatern nicht abonnirt ſind, Logen und Sperrſitze beſorgen; kommt irgend eine Celebrität nach Wien, müſſen ſie ſchon vier Wochen vorher auf ein Abonnement bedacht ſein. Sie müſſen genau wiſſen, wo ſich die gefeierten Sänger, Tänzer und andere Notabilitäten, wenn ſie geraume Zeit nicht in Wien waren, aufhalten; ſie müſſen täglich alle Zeitungen auswendig lernen, und auf die pikanten Artikel aufmerkſam machen; ſie müſſen, geht in einem Hauſe ein Koch, eine Kammerjungfer, ein Kammerdiener ab, ſchnell einen andern in Petto haben; ſie müſſen die Wiener Bonmots aus der erſten Hand zu erhaſchen ſuchen und ſie brühwarm mittheilen; ſie müſſen die Chronique scandaleuse von Wien genau kennen; ſie müſſen den Liebeleien und Liebſchaften aller bekannten Perſönlichkeiten auf die Spur kommen und dieſe an der Tafel zum Beſten geben; ſie müſſen irgend einen Anzug, ein Kleid, die Coiffüre einer Dame beſſer beſchreiben können, als Schneider und Putzmacherinnen; ſie müſſen Bericht erſtatten, wie oft Frau X. ihren Schmuck ins Verſatzamt und Herr Y. ſeinen Bedienten zu einem Wucherer um Geld ſendet; ſie müſſen jeden Kaufmann nennen, der mit ſeinen Zahlungen zögert, und täglich die Börſengeſchäfte melden; ſie müſſen angeben, wer in Wien heiratet oder ſich ſcheiden läßt, wem ein Kind geboren oder eines geſtorben; ſie müſſen von Wettrennen und allen Sehenswürdigkeiten erzälen; ſie müſſen mit einem Worte ein Nachſchlagebuch von all Dem ſein, was etwa die Dame oder der Herr, in deren Hauſe ſie geduldet werden, zu erfahren geneigt ſind.

Man findet unter dieſen Subjekten zuweilen recht gewandte, angenehme und ſogar witzige Leute. Stomm verlangte keine Schmarotzer von einigem Geiſte, ihm war es um Menſchen zu thun, welche ihn blind vergötterten. Wer von ſeinem enormen Reichthum ſchwatzte, ſeinen Geſchmack, ſeine Munifizenz unter die Leute brachte, den bevorzugte er. Er bedurfte eines Echo's für die Großthuerei, die er bei jedem Worte im Munde führte. Erzälte er z. B. bei Tiſche: Heute war mein Fabriksdirektor bei mir, und brachte mir den Ausweis vom Ertrage des vorigen Monats, und, ſetzte er bei, ich erſtaunte ſelbſt, daß die Fabrik in dieſem Monate 36.000 fl. reinen Gewinn abwarf; ſo erzälte der Paraſit, ſtatt 36.000 fl. habe ſie 60.000 fl. eingetragen, er habe ſelbſt die Summen geſehen, die der Direktor überbrachte.

Flenſter war nun ein Schmarotzer der gemeinſten Art, ein Kriecher, ein Heuchler, ein Vivatſchreier für einen Löffel Suppe, und dadurch, daß Stomm es zugab, von ihm mit Du angeredet zu werden, hatte er ihn ſo gewonnen, daß er in ſeiner eigennützigen Anhänglichkeit keine Grenzen kannte.

Du, Stomm! war ſein drittes Wort, und ſo begann er denn auch bei Tiſche: Du Stomm! weißt Du, daß Dir ein Gaſt echappirt iſt? Der Herr mit dem großen Solitärring, auf den ich mich ſchon freute, wenn die Luſters und Kandelabers zu leuchten beginnen würden, um einen ſo immenſen Brillant in ganzer Farbenpracht glänzen zu ſehen: dieſer Herr iſt nicht da. Es wird ihm doch keine Unpäßlichkeit zugeſtoßen ſein?

In der That, entgegnete Stomm, indem er ſeine Gäſte der Reihe nach muſterte; der Gutsbeſitzer, Ihr Freund, Doktor Welpert, iſt nicht hier? Wie kommt das?

Ich befürchte, daß er der Meinung war, das Diner dürfte zu lange dauern und er dadurch ein wichtiges Geſchäft, von dem er ſchon vor Tiſche mit mir ſprach, verſäumen; deshalb ſtellte er auch noch vor ſeinem Erſcheinen bei Ihnen die Frage an mich, ob er ſich entfernen könne, wenn es ihm nöthig dünke. Ich antwortete ihm, es herrſche durchaus kein Zwang, und ſo entfernte er ſich, wahrſcheinlich mir die Bitte um Entſchuldigung überlaſſend, die ich hiemit vorbringe.

Der Ring, ſagte Stomm, von dem mein Freund Flenſter ſo eben ſprach, iſt wirklich von großem Werthe. Der Solitär muß eine ungeheure Summe gekoſtet haben. Wenn er ihm ein Mal nicht mehr gefiele, ſo würde ich dieſen Brillant um jeden Preis zu erhalten wünſchen und als Mittelſtein in eine Broche faſſen laſſen für meine geliebte Bertha.

Die freilich der ſchönſte Solitär ſelbſt iſt, ſetzte Flenſter hinzu, indem er ſich gegen die Königin des Feſtes verneigte.

Sie wiſſen wohl nicht, fragte Stomm, was dieſer Solitär Ihrem Freunde gekoſtet hat?

Er hat ihn nichts gekoſtet, er hat den Ring von ſeinem Onkel geerbt.

Um dieſen Preis, Du, Stomm, unterbrach Flenſter, nehm' ich ihn auch, und lachte ungeheuer über ſeinen alten Witz.

Alſo iſt Ihr Freund wohl ein reicher Mann? fragte Stomm.

Gewiß! Sehr reich. Er beſaß ſchon ein bedeutendes Vermögen, aber nun iſt ihm ſo viel Geld zugeflogen und ſind ſo herrliche Beſitzungen in Oeſterreich und Mähren ſein Eigenthum geworden, daß er zu den reichſten Edelleuten gezählt werden kann, die es gibt.

Und was macht er in Wien?

Dem Teſtamente ſeines Onkels gehorcht er. Er bezahlt die Legate aus, welche der Selige angeordnet, bringt einen Prozeß zu Ende, den der Erblaſſer angefangen, und — ſucht nebenbei eine Frau.

Eine Frau? ſagte Flenſter; Du, Stomm, da wünſcht' ich, daß er ſo glücklich wählen möchte, wie Du; freilich iſt das unmöglich, denn einen ſolchen Engel, wie Fräulein Bertha, hat der Himmel nur ein Mal erſchaffen.

Mein Herr, erwiederte Bertha, Sie glauben wohl, daß mir derlei Schmeicheleien angenehm ſind? Ich ſage Ihnen aber daß dies nicht der Fall iſt. —

Du, Stomm! iſt das eine Beſcheidenheit! ſagte Flenſter.

Und ſoll eine Wienerin ſo glücklich ſein, wendete ſich jetzt Berthas Mutter an Doktor Welpert, Ihren reichen Freund zu feſſeln?

Gewiß wird es eine Wienerin ſein, die er erwählen wird; er will ſich dadurch gewiſſermaſſen an einer Wienerin rächen, die ihn, wie er mir erzälte, lieblos behandelte und nichts mehr von ſich hören ließ.

Und dieſer Mann nennt ſich? fragte die Mutter.

Albert von Hellmann, antwortete der Doktor.

Als Bertha, die mit ahnungsvollem Bangen ſchon die früheren Worte gehört, dieſen Namen vernahm, ſank ſie in ihren Stuhl zurück, unterdrückte aber einen Schrei, den ſie ausſtoßen wollte. —

Die Familie der Braut bebte ſichtbar zuſammen.

Was iſt das? fragte Stomm, der Name Hellmann wirkt ja wie ein elektriſcher Schlag auf meine Bertha und die Ihrigen. Kennen Sie ihn?

Mit keinem Zuge, antwortete Berthas Vater. Wir erſchracken über Bertha, welche gewiß wieder einen Rückfall von ihrem Unwohlſein erlitten hat.

Ziehe Dich zurück, liebe Tochter, ſagte die Mutter; es iſt auch gar zu heiß hier im Saale. —

Geliebte Braut! ſagte Stomm, es muß Ihnen außerordentlich unwohl ſein; ich bitte Sie mit Ihrer theuren Mutter die Appartements, die ich ſchon jetzt für ſie einrichten ließ, zu beſuchen; Sie werden da ſich ganz heimiſch finden. Reichen Sie mir den Arm. —

Mit Ihrer Erlaubniß und mit der Genehmigung der verehrten Geſellſchaft, werde ich, von meiner Mutter und meiner Schweſter begleitet, nach Hauſe fahren. —

Nein! nicht in dieſem Zuſtande! Sie müſſen ſich erſt erholen, erinnerte Stomm.

Du, Stomm, ſagte Flenſter, ich eile den geſchickteſten Arzt aufzutreiben.

Mein Kammerdiener wird Doktor Ginſter rufen.

Der Kammerdiener eilte fort.

Stomm führte Bertha am Arme bis zu der Thüre, durch welche ſie in ein anderes Zimmer gelangte. Dann kehrte Stomm zurück, und bat die Geſellſchaft, ſich nicht ſtören zu laſſen. An Berthas Vater wendete er ſich mit den Worten:

Meine arme Braut iſt doch recht leidend! Sind dies

Nervenzuſtände, da will ich ſie doch, ſobald wir vermält ſind, aufs Land führen, und ſie ſoll in der herrlichſten Gegend Oeſterreichs ſchnell geneſen.

Wir können hiezu ſchnell beitragen, ſprach Flenſter, wir trinken „ihre Geſundheit." Ich bitte, einen Toaſt ausbringen zu dürfen; gib Acht, Du, Stomm, ich improviſire:

Als Gott auf ſeinen mächt'gen Ruf
Dich, Stomm, und dann Dein Glück erſchuf,
Da glaubt' er Dich zufrieden; —
Du aber warſt es ſicher nicht.
Dies ſag' ich Dir in's Angeſicht,
Bis Bertha Dir beſchieden!
Darum dies Glas auf Euer Wohl!
Das nimmer, nimmer weichen ſoll
Von dieſem Erdenleben;
Du reich und gut, ſie ſchön und fromm,
Stoß an! Stoß an! Du Stomm! Du Stomm!
Du und die Braut ſoll't leben!

Man wollte pflichtſchuldigſt jubeln, aber die Thüre, durch welche Bertha fortgeführt wurde, ging auf, und verſtört und ängſtlich trat die Mutter heraus, flüſterte ihrem Gatten einige Worte ins Ohr, und dieſer eilte ſogleich zu ſeiner Tochter.

Was iſt geſchehen? rief Stomm, die Mutter anſtarrend, um Gotteswillen! welche Beſtürzung!

Meine Tochter iſt ſehr krank! antwortete die Mutter, So leidend hab' ich ſie noch nie geſehen. Nun liegt ſie ohnmächtig auf einem Ruhebette.

Um Gotteswillen, iſt denn der Arzt noch nicht da? eiferte Stomm.

Die ganze Geſellſchaft gerieth in Angſt.

Der Vater trat jetzt in den Saal: Der Arzt iſt da und erklärt, Bertha könne nicht nach Hauſe gebracht werden. Ihr Zuſtand ſei höchſt bedenklich. Sie befände ſich in einer Agonie, wie vom Nervenſchlag berührt. Er wendet Alles an, ſie zu retten, und bittet vor Allem, Herr von Stomm möge ſich nicht zu ihr bemühen, jede Gemüthsbewegung müſſe vermieden werden, ſonſt ſtehe er für nichts.

Es ſind ihre Zimmer, in welchen ſie ſich befindet, entgegnete Stomm; ich gelobe, ſie mit keinem Schritte zu betreten, bis ſie meine Gattin iſt; noch mehr, ich will, ſo lange ſie hier wohnt, im zweiten Stocke, wo ohnehin mein Studirzimmer ſich befindet, bleiben, und ihr, und ihrer Familie meine Wohnung einräumen; nur jede Viertelſtunde, ja jede Minute, will ich Nachricht haben!

Doktor Ginſter rechnet hierauf, antwortete der Vater.

Die Geſellſchaft trennte ſich nach und nach.

Flenſter und Welpert blieben. Flenſter wendete ſich an ſeinen Freund.

Du, Stomm ſagte er, ich weiche nicht von Deiner Seite, Du brauchſt jetzt Jemand, der Dich aufrichtet, Du biſt jetzt ganz verlaſſen, ſtütze Dich auf mich. Du Stomm, ich will Dein Stock ſein!

Ich bin an Allem Schuld, ſagte Welpert für ſich. Der Name Hellmann hat dies Unheil angerichtet; ich habe es wohl bemerkt. Sie iſt es, die er liebt, und die ihn verlaſſen. Ich muß Hellmann hievon benachrichtigen, dies bin ich ihm ſchuldig. — Er ging zu Stomm, bezeigte ihm die wärmſte Theilnahme an dem Schickſale ſeiner Braut, und entfernte ſich.

Nein, ſagte Stomm, guter Flenſter, Du kannſt nicht bei mir bleiben. Mir wirſt Du die größte Theilnahme bezeigen, wenn Du mich allein läßt. Ich fühle es, daß durch Zerſtreuung mir jetzt unendlich wehe geſchähe. Mein Kummer wird mir lieb ſein, und nur der Gedanke wird mich aufrichten, daß ſie in meinem Hauſe iſt!

Wie Du willſt, ſagte Flenſter, aber ich kann Dir ſagen, daß mir ſelbſt nicht wohl iſt, und daß ich eile in das Thierſpital zu kommen, vielleicht wird mir dort beſſer! Leb wohl!

Es iſt mir Alles klar, ſagte Stomm, als er allein war, dieſer Hellmann war ihr früherer Geliebter! Bei dieſem Namen entfärbte ſie ſich, und Hellmann flüchtete ſich aus meinem Hauſe, als er ſie ſah. — Dieſer Advokat! Hat er es gewußt? Hat er abſichtlich mir den Rivalen ins Haus geſchleppt? Ich kann es nicht glauben, Welpert iſt ein Ehrenmann, dem keine Perſidie ähnlich ſieht. — Was ſoll daraus werden? Soll ich zurücktreten von dieſer Heirat? Nimmermehr! — Sie wird geneſen. O die Weiber ſterben jetzt nicht mehr am gebrochenen Herzen, und bricht ihr das Herz! Immer beſſer, als daß es ſchlage für den Elenden, der mir ſchon noch aus dem Wege ſoll, und müßte ich meine ganze Habe daran ſetzen!

Der Alte liegt in meinen Schlingen, den habe ich ſo umgarnt, daß er nicht mehr athmen kann ohne meine Genehmigung. Der Vater ſoll ihr ſchon den Kopf zurecht ſetzen; die Mutter ſoll ihr vorweinen, bis ſie mein iſt. Iſt ſie's, dann — dann, und wenn ſie nur ein Jahr, nur einen Monat, nur eine Woche lang mein iſt, dann ſind meine Wünſche erreicht. — Was im ſchlimmſten Fall dann geſchieht, kann mir gleichgiltig ſein!

Drittes Kapitel.

Unbeugſamer Starrſinn.

Mit den Worten: Gerechter Gott im Himmel! Stomm iſt vielleicht ein Fälſcher! ſtürzte Albert aus dem Hauſe des reichen Mannes. Um ſein Mittageſſen war es geſchehen; was hätte er auch in ſeiner furchtbaren Stimmung zu ſich nehmen können. Er ſuchte ſein Herz zum Schweigen zu bringen, ſeine wieder und zwar mit nie gefühlter Gewalt erwachte Liebe zu bekämpfen. Er erinnerte ſich an den unglücklichen Knaben, dem er einen Beſuch, dem er Troſt und Hilfe zugeſagt, und, um ihn von ſeinem Grame abzuziehen, Spielſachen zu bringen verſprochen hatte. Er ſtürzte ſich in einen Fiaker, befahl dieſem nach der erſten Spielwaarenhandlung Wiens und von da in das Spital zu fahren.

In der Spielwaarenhandlung angelangt, kaufte er das Schönſte, was er vorfand, kaufte er das Ueberraſchendſte für den armen Knaben, kaufte ſehr Vieles, und zwar von dem Gedanken ausgehend, der Knabe dürfte mit dem Beſchauen dieſer Gegenſtände nicht ſo bald fertig werden, um ihn hiedurch immer mehr zu zerſtreuen.

Es war ſechs Uhr Abends geworden, als Albert in die Krankenſtube ſeines Schützlings trat.

Ich habe Wort gehalten, Arthur, ſagte Albert. Da bin ich wieder und eine ganze Kiſte mit allerliebſten Sachen hab ich Dir mitgebracht. Ich habe dieſe auf meinen Wagen packen laſſen, und einer Deiner Wärter wird ſie ſogleich heraufbringen.

Ach, du guter Gott! erwiederte Arthur, was für einen Engel haſt Du mir beſchieden! — Der Knabe ergriff Alberts Hand und führte ſie an ſeine Lippen.

Wie befindeſt Du Dich, mein Kind? fragte Albert.

Ich habe ein Bad genommen, verſetzte Arthur, und hierauf habe ich zwei Stunden geſchlafen. Auf dieſes Bad und auf dieſen erquickenden Schlaf iſt mir auffallend beſſer geworden. Jetzt habe ich eine ſehr gute Suppe gegeſſen, welche mir des Doktors liebevolle Frau in ihrer eigenen Küche bereiten ließ, und denken Sie, geliebter Herr, ſelbſt überbrachte, und mir Löffel für Löffel zu eſſen gab. Ja, ja, ich fühle es, ich werde bald geneſen, da ſo viele gefühlvolle Menſchen mir beiſtehen.

Und Deine Wärter, wie behandeln Dich dieſe?

Gut, ſehr gut, beſonders Eberhard, der einmal Soldat war. Eberhard hat mir ſehr unterhaltende Geſchichten erzält von einem Krieger, der aus den Flammen ein Kind rettete und groß zog, aus dieſem Kinde einen braven Mann heranbildete, der jetzt General iſt, und nun ſeinem Retter und Ziehvater tauſendfach das vergilt, was der Soldat an ihm gethan. O, mein guter Herr, Sie haben mich auch gerettet! Ach! wenn ich Ihnen nur auch vergelten könnte!

Bei dieſen Worten floſſen dem Knaben die hellen Zähren über die Wangen.

Wenn Du mich lieb haſt, Arthur, ſo weine nicht! Suche recht heiter zu ſein! Sieh, hier ſind Deine Spielſachen.

Ach, ſo Vieles und ſo Schönes! Dazu benöthige ich ja einen ganzen Tag, nur um Alles zu betrachten! Und wie herrlich! Eine ganze Schachtel mit Reitern, eine Schachtel mit Fußvolk, kleine Kanonen und Pulverwagen, und ein ganzer Uhlanen-Anzug; wenn er mir nur paßt!

Wenn er Dir zu klein iſt, bring' ich einen andern. Ich bringe Dir noch Allerlei, Du wirſt ſchon ſehen, daß ich Wort halte.

Ach, wie wird mein Vater Ihnen danken! mein Vater, deſſen Stelle Sie bei mir vertreten!

Der Wärter hatte indeß den Arzt herbeigerufen.

Willkommen, Herr Doktor, ſagte Albert, nun, wie finden Sie den Kleinen?

Ueber alle Erwartung gut! Wenn die Nacht günſtig vorübergeht, ſo habe ich die beſte Hoffnung. Ich glaube nicht, daß ein Fieber ſich einſtellen wird; der Puls geht ſehr ruhig; ſeine Augen fangen an, milder zu glänzen, die Hitze im Kopfe hat ſich ſo ziemlich verloren, und die Aufgedunſenheit ſeiner Wangen, ſeiner Lippen verſchwindet nach und nach. Der Knabe hat eine geſunde Konſtitution; die Natur hilft mit. Ich bin nun nicht mehr um ihn in Angſt.

Und Ihre Frau Gemalin war eine ſo liebevolle Pflegerin, wie mir Arthur erzälte!

Ja, meine Frau, die ihre Kinder wie ihr Leben liebt, und das beſte Mutterherz beſitzt, ließ es ſich, als ich ihr die Leiden des mißhandelten Knaben ſchilderte, nicht nehmen, an ſein Lager zu eilen, und ihn wie ihr eigenes Kind behandeln. Wenn Arthur erſt ſo weit iſt, daß er ſein Bett verlaſſen kann, wenn ſeine Glieder wieder ſo leicht beweglich werden, wie vor ſeiner grauſamen Gefangenſchaft, dann nimmt ihn meine Frau zu ſich. Ich habe zwei Knaben, ſo ziemlich in ſeinem Alter, mit dieſen wird er zuſammen ſein, und mit ihnen ſich ſo lange die Zeit vertreiben, bis ſeine Geneſung vollkommen erfolgt, und er wie neugeboren das Haus verlaſſen kann.

Und Berthold wird mich nie mehr in ſeine Gewalt bekommen? fragte der Knabe.

Berthold, der Schurke, und alle Deine Peiniger werden bis dahin wohl ſchon in Ketten im Gefängniſſe ſitzen, antwortete Albert, dann ſollen ſie Dir Etwas zu Leide thun, wenn ſie, vielleicht auf lange Jahre verurtheilt, hinter Schloß und Riegel büßen.

Ich habe mich überzeugt, daß mein kleiner Freund unter Ihrer Obhut und Pflege, unter Ihren Anordnungen und Ihrer umſichtigen Behandlung bald wieder erſtarken wird, fuhr Albert fort. Ich habe leider noch heute einige Viſiten zu erwarten und muß nach Hauſe. Ich komme aber morgen wieder und alle Tage. Haben Sie mir etwas ſchnell mitzutheilen, Herr Doktor, und benöthigen Sie mich, ſo ſchreiben Sie mir gefälligſt unter dieſer Adreſſe: Albert von Hellmann iſt mein Name; im Hôtel zum goldenen Lamm Nr. 16 bin ich zu finden. Ich entferne mich. Arthur, ſollte ich verhindert ſein, morgen Früh zeitlich zu kommen, ſo kommt Doktor Sonneck, der mich heute hieher begleitete, und kommt ſpäter mein Diener Fels; durch beide werde ich Nachnicht erhalten. Leb wohl, Arthur, gib mir Dein Wort, daß Du nicht weinſt, daß Du Dich nicht abhärmſt, daß Du Deine Geneſung nicht durch unnütze Furcht und Angſt verzögerſt. Dir kann Niemand mehr etwas zu Leide thun. —

Wenn dieſe Nacht der alte Eberhard bei mir bleibt, erwiederte Arthur, ſo iſt mir nicht bange. Eberhard hat im Franzoſenkriege, wie er mir erzälte, mit drei Chaſſeurs gerauft, ſie wollten ihm den Kopf ſpalten, und er hat ſie alle drei überwältigt, bloß mit ſeinem Bajonett, und die Chaſſeurs waren doch zu Pferde! Eberhard wird mich ſchon ſchützen.

Eberhard muß ſich an Dein Bett ſetzen und Dir ſo lange Geſchichten erzälen, bis Ihr Beide zu ſchlafen beginnt, und morgen muß er Dich mit einer Geſchichte wieder beim Frühſtück begrüßen, das verſpreche ich Dir.

Albert drückte dem Doktor die Hand und ſchied. Der Doktor rief Eberhard, übergab ihm den Knaben für die Nacht und verſprach, noch einige Male zu kommen, um zu beobachten, wie ſich für Arthur die Nacht geſtalte.

Albert ſtieg wieder in ſeinen Fiaker und befahl dieſem, in das Hôtel zum goldenen Lamm zu fahren. Den Knaben hatte er geſehen, und war darüber beruhigt; nun aber gedachte er wieder ſeiner Bertha, ihres Schickſals und des verdächtigen Stomm. Ich muß mich doch überzeugen, ſagte er zu ſich ſelbſt, was das für ein Menſch iſt, dieſer Millionär! Dieſer Räthſelhafte, von dem keine Seele weiß, wie er zu ſeinem Mammon gekommen!

Wenn ich nur wüßte, wie ich ihm näher rücken könnte.

— Da hab ich einen Brief erhalten, und denſelben dem ängſtlichen Ueberbringer nicht mehr zurückgeben können; wenn ich den Inhalt dieſes Briefes wüßte! Er iſt verſiegelt — der Brief könnte das Geheimniß lüften, allein ich erbreche kein Siegel! Ich will hin zu Stomm, will ihm ſagen, daß man, als ich aus ſeinem Hauſe ſchied, mich für ihn gehalten, daß der Ueberbringer dieſes Briefes geſagt: „der Gieſelburg ſchickt mich zu Ihnen, um Ihnen dieſen Brief zu übergeben. Sie möchten ihn ſogleich leſen und ihm Geld ſchicken. Er habe nur noch zwölf Stück zu hundert Gulden!“ Ich werde Stomm auch ſagen, daß der Unbekannte ängſtlich bemerkte: „es kommt Jemand über die Stiege, man darf mich nicht mit Ihnen ſprechen ſehen!“ — Bei dieſen Worten will ich den Herrn Stomm ins Auge faſſen, und will ſehen, wie er dieſe Worte und den Brief aufnimmt!

Wie wird Stomm das aufnehmen! Iſt er ein Fälſcher, ſo wird er ſo gefaßt ſein, daß ihn ähnliche Attaquen nicht berühren, hatte er doch Geiſtesgegenwart genug, als ich ihn um die neuen Banknoten befragte, welche ſein Kommiſſionär für Einkäufe verausgabte, zu erwiedern, er habe alte Banknoten hiezu gebraucht! Dieſelbe Ruhe wird er wieder zeigen, und Brief und Aeußerung für höchſt unbedeutend erklären. Wie ihm beikommen?! — — Halt! ich hab's! Ich beſitze ja noch die 2000 fl. in falſchen Banknoten, dieſe ſind mein, mit dieſen will ich ihm zu Leibe! — Albert verſank in Nachdenken. Ja, rief er ſich endlich zu; ſo geht es! — Nun warte, Fälſcher, Du ſollſt mir nicht entkommen!

Jetzt hielt der Wagen bei Alberts Hauſe; er ſtieg aus.

Als er ſeine Wohnung betrat, fand er bereits Geſellſchaft. Mit Sehnſucht wurde er erwartet. Fels war ganz unglücklich, daß ſein Herr, der früher als Doktor Welpert Stomms Haus verlaſſen und bei dem Diner nicht geblieben war, ſo lange nicht nach Hauſe kam. Auch wußte er nicht, was er mit den andern fremden Herren machen ſollte, die er nie geſehen, mit dem Doktor Sonneck und dem Herrn Krazmann junior. Fels ging von einem Zimmer ins andere, und ſah zum Fenſter hinaus. „Endlich!“ ſagte er, als ſein Herr eintrat. „Ach Gott! ich meinte ſchon, es ſei Ihnen etwas geſchehen!“ Albert grüßte die beiden Doktoren herzlich, und beſonders innig den Doktor Welpert, wußte er doch, daß dieſer bei dem Diner geblieben war und ihm nun etwas von Bertha erzälen würde. Albert flog deshalb auf Welpert zu und wollte ihn in die nebenſtehenden Zimmer führen.

Dieſe Herren, ſagte der Advokat, ſind früher gekommen. Ich kann warten.

Aber ich nicht! rief Albert mit Ungeduld. Doktor Sonneck entſchuldigt mich wohl, wenn ich ihn bitte, einige Minuten zu verziehen; ich habe mit Herrn von Welpert dringend zu ſprechen.

Er faßte den Advokaten beim Arme und zog ihn haſtig ins Nebenzimmer, die Thüre hinter ſich zumachend.

Hat man mich vermißt? fragte Albert.

Nicht ſogleich! Ich ſelbſt wußte nicht, daß Sie weggegangen, aber als man erfuhr, wer der entflohene Gaſt ſei, als Bertha den Namen Albert von Hellmann hörte, da war auch das Feſt zu Ende, denn die arme unglückliche Braut mußte weggebracht werden. Die Aermſte verlor das Bewußtſein, und iſt vielleicht noch nicht aus ihrer Agonie erwacht.

Nun erzälte Welpert das Ereigniß wortgetreu, Berthas Erbeben bei Nennung des Namens, die beiſpielloſe Angſt ihrer Eltern und zuletzt, daß der herbeigerufene Arzt erklärte: Bertha könne nicht aus Stemms Hauſe transportirt werden, ſie müſſe, wann nicht das Aergſte zu befürchten, dort bleiben.

Das gebe ich nicht zu! rief Albert, wie Einer, der die Beſinnung verloren. Doch plötzlich ermannte er ſich und ſagte: Wie thöricht bin ich, was geht ſie mich als Braut eines Andern an? Nein, nein, ich will mich nicht lächerlich machen!

Lächerlich machen? entgegnete der Advokat, wollen Sie an Berthas Tode Schuld ſein? Sie ſtirbt! ſie ſtirbt! ſage ich Ihnen, wenn Sie nicht helfen. Ich weiß ſchon Alles, ich war vor einer Stunde bei Doktor Ginſter, meinem Freunde; er kennt die ganzen Vorgänge genau; Ginſter war ſchon einmal der Arzt dieſer Tiefgekränkten, welche ein Opfer ihrer Familie iſt.

Ich kann ſie nicht heiraten, ich werde ſie nicht heiraten! antwortete Albert.

Das wird ſich finden! Vorerſt muß daran gedacht werden, ſie zu retten. Doktor Ginſter will ihr zu dieſem Ende im Vertrauen ſagen, daß Sie ſie noch lieben.

Das iſt nicht wahr!

Wie? der Mann, der nie eine Lüge ſagt, behauptet dies?

Ich bin zu tief gekränkt!

Sprechen Sie mit Ginſter und die Sache erhält eine andere Wendung.

Mir einen Geldmenſchen vorzuziehen!

Das thaten die Eltern. Der Vater hätte wegen Schulden ſeine Freiheit verlieren ſollen, die Verzweiflung ſtieg aufs Höchſte.

Und bezahlte Stomm die Schulden?

Ja. und er that noch mehr!

Es ſoll ihm Alles zurückgegeben werden.

Herrlich! ſo habe ich mir Sie gedacht.

Aber nicht durch mich! der Mann, der dieſe Summe wieder erſtattet, muß ein Anderer ſein. Sie, Doktor, Sie. Es ſteht Ihnen mein ganzes Vermögen zu Gebote.

Das iſt jetzt Alles Nebenſache! Berthas Rettung vom Tode iſt Ihre höchſte Pflicht. Da kommen Sie her! Setzen Sie ſich an Ihren Schreibtiſch und ſchreiben Sie „Bertha, ich befreie Dich!“

Das kann ich nicht.

Ei! jetzt wird's mir zu arg! Wenn ein Mädchen ihr Leben hingibt für Sie und Sie ſetzen dieſem eine Grille, eine Laune, einen unverantwortlichen Starrſinn entgegen; wenn Sie ein ſolches Weſen bis zum Grabe verfolgen, weil ſie aus Kindesliebe ſich opfern wollte, wenn Sie ſie hinwelken laſſen, weil Sie wartete, daß Sie ihr in ihrer kummervollen Lage nach den Scenen, welche Sie mit ihrem Vater gehabt, ein paar Zeilen ſchreiben würden, Sie thaten es nicht; wenn Sie, und nur allein Sie an dieſem Jammer Schuld ſind, und Sie enden ihn nicht — ſo habe ich nichts mehr mit Ihnen zu ſprechen und empfehle mich Ihnen. Morgen ſende ich Ihnen Ihre Akten, das Teſtament Ihres Onkels, das bei mir deponirte Geld zurück. Sie ſind ja härter, als der Wucherer, den ich aus meiner Kanzlei wies. — Ich bedauere, daß ich mich in Ihnen geirrt; ich hielt Sie für das Ideal eines edlen Mannes. Es war eine Täuſchung! Wahrheit für Wahrheit, Herr Wahrheitsfreund, von einem wahren Wahrheitsfreund! Gott befohlen!

Der Doktor ſtürzte zornentbrannt fort.

Albert rief ihn nicht zurück.

Viertes Kapitel.

Das Rezept.

Das waren erſchütternde Worte, welche Doktor Welpert dem ſtarrſinnigen Hellmann zurief.

Er bemerkte ſeine Entfernung, aber er bat ihn nicht zu verweilen, er hatte kein Wort des Troſtes für Bertha! Es war abſcheulich!

Albert Hellmann ſtand ſtarr und regte ſich nicht. Daß im Nebenzimmer noch zwei Männer ſeiner harrten, das hatte er rein vergeſſen.

Endlich trat Fels zu ihm.

Gnädiger Herr, ſagte er, was ſoll mit den beiden Herren geſchehen, die noch immer auf eine Unterredung mit Ihnen warten? Sollen ſie ein anderes Mal kommen?

Albert hatte ſich mechaniſch an ſeinen Schreibtiſch geſetzt und eine Feder in die Hand genommen, aber er ſchrieb nicht. Er ſtierte lautlos ſeinen Diener an.

Der eine Herr, ſagte der Bediente mit ſtarkem Nachdrucke, vermag nicht eine Viertelſtunde länger zu verziehen. Es iſt der Doktor Sonneck, der zu einem Konſilium berufen iſt. Es findet um ſieben Uhr ſtatt, und vier Aerzte werden demſelben beiwohnen.

Gut! gut! erwiederte Albert.

Es iſt ein ganz eigenthümlicher Fall (ſo erzälte Doktor

Sonneck, noch ehe Sie nach Hauſe kamen, dem Doktor Welpert, der ſoeben von Ihnen ging), ein Fall, der heut' zu Tage nicht häufig vorkommt. Ein junges Mädchen, welches ihr Geliebter verlaſſen hat, iſt wie vom Schlage gerührt worden; ſie iſt auf dem Punkte, ihrem Leiden zu erliegen, und am gebrochenen Herzen zu ſterben, oder — wenn ſie nicht ſtirbt, wahnſinnig zu werden.

Wahnſinnig!! ſchrie Albert auf, wahnſinnig? Wer ſagt dies? Und wer ſoll wahnſinnig werden?

Den Namen der Unglücklichen hat Doktor Sonneck nicht genannt, aber die Gefahr iſt höchſt drohend, darum bittet Sie Herr Doktor Sonneck, ihm zu geſtatten, daß er morgen wieder kommen dürfe. Augenblicklich, verſetzte er, müſſe er fort!

Sonneck! Sonneck! Wo iſt er?

Er befindet ſich ja ſeit zwei Stunden hier. Laſſen Sie ihn doch eintreten!

Albert eilte zu Sonneck und bat ihn innig um Verzeihung, daß er ihn warten ließ.

Es liegt dem Doktor Sonneck wahrlich nicht an einigen Stunden, wenn Sie ihn noch immer nicht ſprechen können, aber dem Arzte Sonneck liegt an Minuten, wenn es einen Leidenden gilt!

Ich weiß es, ich weiß Alles! verſetzte Albert. Mein Bedienter hat mir Alles mitgetheilt, ich habe die Hauptſache behalten. Er ſprach von einem liebenden Mädchen, welches entweder dem Tode verfallen oder wahnſinnig werden würde. Ich habe nun die Anſicht, daß beides entſetzlich ſei, der Wahnſinn aber das gräßlichſte Unglück iſt, das einem Menſchen begegnen kann. Wer den Tod oder den Wahnſinn eines Menſchen auf ſein Gewiſſen laden könnte, müßte das ſcheußlichſte Ungeheuer ſein. — Es iſt alſo der Ausſpruch der Aerzte, daß die Bedauernswerthe, an deren Krankenlager Sie, Herr Doktor, ſo eben verlangt werden, ſterben könne, oder daß gar eine Geiſtesverwirrung möglich wäre.

Doktor Ginſter, einer der berühmteſten Aerzte Wiens, iſt dieſer Meinung, und ich theile ſie mit ihm.

Und dagegen vermögen keine Arzneien zu wirken?

Unſere Kunſt lehrt uns eine Menge Mittel anzuwenden, aber ſie laſſen nur ſelten den gewünſchten Erfolg verbürgen.

Sie haben den Doktor Welpert geſehen, der ſoeben bei mir war?

Allerdiengs.

Er iſt ein Advokat, und dieſe Herren ſind gerne geneigt, wenn ſie einen Gegner vor ſich haben, der nicht ſogleich auf ihre Wünſche eingeht, oder ſich von ihnen verblüffen läßt, mit allen nöthigen Schreckſchüſſen einſchüchtern zu wollen. Dem Juriſten, deren Manöver mir bekannt ſind, vermochte ich nicht zu genügen, aber dem Arzte füge ich mich. — Albert ſchrieb einige Zeilen auf ein Blatt Papier. —Hier, Herr Doktor, eilen Sie mit dieſem Schreiben zum Konſilium. Uebergeben Sie es dem Doktor Ginſter. Sagen Sie ihm, dies ſei das Rezept, das er von mir verlangte, nun verlieren Sie keine Minute mehr! Noch nie ſoll Ihnen eine Krankenviſite ſo bezahlt worden ſein wie dieſe.

Wer dieſe Kranke rettet, den honorirt Gott! verſetzte Sonneck und flog mit dem Blatte davon.

Albert war tief bewegt; es traten ihm Thränen in die Augen.

Komm her, Fels, ſagte Albert; Du biſt ein braver Mann, Du biſt ſtets ein gottesfürchtiger Mann geweſen, wir wollen in dieſer Stunde mit einander beten. Wir wollen beten, für Bertha beten, denn ſie iſt die Kranke!

O, mein gerechter Himmel! verſetzte Fels, und fiel ſogleich auf ſeine Knie nieder und faltete die Hände.

Albert that desgleichen und betete laut und inbrünſtig. Am Schluſſe ſeines Gebetes ſprach er: Und, da ich, du Allbarmherziger! durch meinen unbeugſamen Sinn das Unglück verſchuldet habe, ſo ſtrafe mich, mich allein, allgerechter, allweiſer Schöpfer! mich allein! Höre mich, mein Gott und Herr, und laſſe Bertha Deine Gnade finden! Amen!

Und laſſe meinen guten Herrn aber deshalb nicht ſterben, ſetzte Fels hinzu, nein, laſſe ihn lange leben, lange, allbarmherziger Gott! denn mein Herr hat lange zu leben, bis er Alles gut gemacht, was er an ſeiner Braut verbrochen! Und jetzt erſt Amen! ſagte Fels, und wenn es mein größtes Unglück ſein ſollte!

Mein Herz fühlt ſich erleichtert, ſagte Albert.

Das meinige noch mehr! ſetzte Fels hinzu. —

Aber wie werde ich Nachricht von ihr erhalten? meinte Albert nach einer Pauſe.

Nachricht? antwortete Fels; wir eilen beide hin zu ihr!

Das iſt nicht möglich! Sie iſt nicht zu Hauſe.

Nicht zu Hauſe?

Sie iſt todtkrank in der Wohnung ihres Bräutigams.

Ihres Bräutigams? das ſind ja Sie!

Darüber Dich zu belehren, iſt jetzt die Zeit nicht. —

Alſo benützen wir die Zeit, wozu jetzt die Zeit iſt. Gehen wir zu dem Hauſe hin, in welchem ſie weilt. Mich kennt Niemand, ich kann jeden, der ein- und ausgeht, fragen. Es wird doch ein Doktor zu ihr kommen, es wird doch Jemand in die Apotheke geſendet, es wird doch ein Bedienter, eine Magd ſich zeigen, ich frage Jeden, der nur ausſieht, als könnte er etwas von Fräulein Bertha erfahren haben, und Sie bleiben in der Nähe, ganz in der Nähe, und ich flüſtere Ihnen jedes Wort zu, das ich erfahre. — In dem Hauſe ihres Bräutigams? Wenn ich dies nur begriffe! Einen Bräutigam hat Fräulein Bertha? Ja, da können wir freilich nicht zu ihr kommem, ſonſt wären Sie wohl die beſte Medizin. Sie müſſen mir nun Alles ſagen, gnädiger Herr, vielleicht finde ich doch Etwas, was Sie zu ſich zu bringen im Stande iſt. — Ich gehe mittlerweile einen Ueberrock für Sie zu hollen, denn für eine Nachtpatrouille, die wir halten werdem, ſind Sie viel zu ballmäßig gekleidet; ich bringe den Ueberrock und wir gehen auf der Stelle.

Fels trat in die andere Stube, kam aber gleich wieder zurück.

Euer Gnaden! ſagte er, da ſitzt noch Einer draußen.

Wer iſt es?

Nun der andere Herr, der mit dem Doktor Sonneck gekommen, iſt — Kraxmann junior, ſagte er, heiße er.

Und der iſt nicht mit Sonneck fortgegangen?

Doktor Sonneck flog ſo ſchnell davon, daß noch drei Kraxmann hätten da ſein können, er hätte von keinem Notiz genommen.

Aber daß er nicht ſelbſt davon ging, der Herr Kraxmann, das wundert mich. Er iſt ja gewiſſermaßen mein Gefangener.

Ihr Gefangener? Was hat er denn verbrochen?

O viel! Entſetzlich ſchlechte Streiche hat er verübt.

Alſo iſt er ein Spitzbube?

Gewiß!

Ach, dann iſt er ein ziemlich ehrlicher Spitzbube! In dem Zimmer daneben liegen ſo viele Sachen von Werth. Der Kerl hätte Alles ausrauben können und davon gehen, aber er iſt da geblieben, hat ſich ſelbſt gefangen gehalten, das iſt der Mühe werth! — Laſſen ihn Euer Gnaden doch herein gehen, und ſprechen Sie mit ihm; ich will mittlerweile nachſehen, ob nichts fehlt!

Ach, Bertha! Bertha! rief Albert. Die Erinnerung an dein Leiden erdrückt mich.

Krazmann junior trat auf einen Wink des Bedienten ein.

Fels ging nachzuſehen.

Herr Krazmann, redete Albert den jungen Mann an, Sie haben gewartet. Sie hätten davon gehen können, und ich hätte nichts gewußt.

Damit ich erſt recht unglücklich würde? O nein, ich verderbe mir meine Ausſichten auf Ihre Güte nicht. Wenn Sie mir nicht ausdrücklich ſagen, ich könnte nach Hauſe gehen, ſo bleibe ich, und ſollte ich für immer hier ſein müſſen.

Das freut mich! Ich glaube, Sie kommen auf beſſere Wege.

Ich bin es ſchon! Ich habe mein Vergehen bereut, gelobe ein anderer Menſch zu werden, und bitte Sie, ſich meiner Jugend zu erbarmen.

Hören Sie mich! Sie können vielleicht viel gut machen. Ich will es mit Ihnen verſuchen. Gehen Sie nach Hauſe, kommen Sie aber morgen wieder! Ich bin geneigt, Ihnen mein Vertrauen zu ſchenken, denn ich kann Ihnen nicht bergen, daß mir es ſehr gefällt, daß Sie mir nicht entwiſchten. Gehen Sie zu Ihrer Familie und berichten Sie mir, ob Berthold nicht wieder einen Verſuch gemacht hat, das unglückliche Kind noch ein Mal aufzuſuchen.

Ich werde Ihnen morgen Früh getreulich Bericht erſtatten.

Wenn Sie Ihr Vater fragt, wo Sie geweſen?

Ich werde ſeinen Fragen ausweichen. Sagen kann ich meinem Vater und meinen Schweſtern nicht, wo ich war und was vorgefallen, deshalb ſchweige ich lieber. —

Haben Sie Geld?

Eilf Gulden! Einen Gulden eigenes Vermögen und zehn Gulden Schulden. Wie ſie wiſſen, hat mir mein Vater mit 10 fl. ausgeholfen.

Dieſe ſtellen Sie ihm ſogleich zurück, wie Sie in ſein Haus kommen. — Haben Sie heute zu Mittag geſpeiſt?

Ja, und ſehr gut! Der Herr Doktor Sonneck bewirthete mich trefflich, aber ich mußte im Bedientenzimmer eſſen.

Es iſt beſſer, als mit ſchlechten Menſchen in einem Salon.

Ich ſehe es ein.

Hier ſchenke ich Ihnen dreißig Gulden.

Ach, das iſt zu viel!

Sie müſſen doch ein paar Gulden in der Taſche haben! Wer weiß, wie lange die Geſchichte dauert. Wenn Sie mir Ihre Zeit widmen, erwerben Sie nichts, als was ich Ihnen ſchenke. Aber das ſage ich Ihnen, vergeuden Sie keinen Heller, Sie müſſen mir Rechnung legen.

Ich will es getreulich!

Nun gehen Sie!

In dieſem Augenblicke trat Fels ein.

Dieſer Herr Spitzbube, platzte Fels heraus, iſt ein ehrlicher Mann, mir iſt nicht ein Pfeifenrohr abhanden gekommen!

Nun, Sie werden doch nicht denken, daß ich — ſagte Kraxmann ganz entrüſtet.

Das war wieder vorlaut, Moſje Fels, bemerkte Albert. ſagt man denn, wenn man mißtrauiſch iſt, ſolche Dinge einem Manne, der fremdes Eigenthum ehrt, ins Geſicht? Herr Kraxmann, verzeihen Sie dem Alten! Er meint es ſo böſe nicht.

Ach! ich war ja ein ſo leichtſinniger Burſche, daß man mir jede böſe That hätte zutrauen können, aber von heute an nicht mehr!

Er empfahl ſich.

Nun eilig fort! rief Albert. Mir iſt ſo bange! Mein Herz iſt ſo beklommen! Wenn ich erfahre, daß ſie ſtirbt oder — — ich ſchieße mir eine Kugel durch den Kopf!

Sie wird geneſen! Mir ſagt's eine innere Stimme! Beten wir noch einmal, beten wir, während wir zu dem Hauſe hingehen — beten kann man überall! Beten wir!

Fels verſchloß die Wohnung. gab den Schlüſſel dem Thürſteher, und nun gingen Beide und beteten während ihres Ganges.

Da iſt das Haus! ſagte Albert. Da kommen mehrere Bedienten. —

Fels ging ſchnell auf einen zu.

Kamerad, ſagte er, Du haſt gewiß nachgefragt, wie ſich Fräulein Bertha von Pollau befindet?

Ich habe nicht gefragt, wie ſie heißt, ich habe nur von meinem Herrn den Auftrag erhalten, mich nach dem Befinden der Braut des Herrn von Stomm zu kundigen.

Und wie iſt ihr Befinden?

Noch immer im Alten! ſagte der Bediente gleichgiltig, und entfernte ſich.

Albert hörte mit großer Angſt dieſe Antwort.

Hierauf kamen zwei Herren aus dem Hauſe.

Der Eine ſagte: die ſtirbt heute Nacht, Doktor Müller hat ſie ſchon vor einer Stunde aufgegeben.

Jetzt hat Doktor Ginſter Einreibungen verordnet, die werden auch nichts helfen!

So wenig als das Schröpfen heute Nachmittag geholfen hat!

Die Herren gingen vorüber.

Ein Herr und eine Dame kamen jetzt aus dem Hauſe.

Wenn ſie nur auf fünf Minuten zu ſich käme! ſagte die Dame.

Die Aerzte geben ſich alle Mühe — aber —

Sie gingen ebenfalls vorüber.

Das halte ich nicht aus! rief Albert. Gibt es denn kein Mittel, daß ich ſie ſehen kann, nur ſehen! ein einziges Mal noch ſehen!

Ein Bedienter in Stomms Livree lief nun aus dem Hauſe.

Raſch war Fels hinter ihm.

Wohin, Freund, und weshalb ſo eilig? Iſt noch keine Hoffnung —?

Hoffnung? Etwas! Sie ſoll noch einmal Schröpfköpfe bekommen. Das Schröpfen ſcheint eine gute Wirkung gemacht zu haben; ſie hat die Augen bereits aufgeſchlagen. Ich muß ſchnell den Wundarzt rufen!

Er eilte fort.

Sie hat die Augen aufgeſchlagen! betonte Fels.

Jetzt muß ich hinauf zu ihr und muß ſie ſehen, und wenn mir die Pariſer Höllenmaſchine entgegen ſtarrte.

Er ſtürzte ins Haus.

Fels eilte ihm nach.

Fünftes Kapitel.

Geſteigerte Angſt.

Albert flog die Treppe hinauf, ſein Diener war dicht hinter ihm. Wo Bertha finden? Daß eine eigene Treppe in das Appartement führte, welches ſie bewohnte, wußte er nicht. Albert ſtürmte fort, kam in den Saal, in welchem früher getafelt wurde, und fand da einige Bediente, welche ihn fragten, zu wem er wolle.

Zu ihr! rief er. Wo? Wo finde ich ſie!?

Fräulein Bertha von Pollau? fragte der Diener.

Führ mich zu ihr!

Dies dürfen wir nicht. Doktor Ginſter hat es ſtrenge unterſagt.

Ei was! rief Albert! Ich muß ſie ſehen.

Er wollte durch eine offen ſtehende Thüre dringen, da ſtand plötzlich Stomm vor ihm.

Was wünſchen Sie, mein Herr? fragte Stomm.

Dieſer Herr wünſcht Fräulein Pollau zu beſuchen, entgegnete Einer der Bedienten.

In dieſer Stunde? Und trotz des ausdrücklichen Verbotes der Aerzte?

Wenn ich vor ihr erſcheine, antwortete Albert, dürften die Aerzte nicht dagegen ſein!

Mit wem habe ich denn die Ehre? — ei! ja! ja! Sie ſind es. Herr von Hellmann, der heute mein Gaſt hätte ſein ſollen, und plötzlich verſchwand. — Alſo mein Gaſt wollten Sie nicht ſein, aber zu meiner Braut, meiner kranken, unglücklichen Braut wünſchen Sie zu gelangen, das iſt allerliebſt!

Mein Herr, entgegnete Albert, ich halte Sie für einen Mann von Einſicht, für einen Mann, der zu klug iſt, als daß ihm entgangen ſein könnte, weshalb Bertha plötzlich krank und unglücklich wurde. In dem Worte Braut liegt das Unglück und darin, daß ſie Ihre Braut ſein ſoll, das Entſetzliche. Wenn Sie ein Menſchenherz in der Bruſt haben, ſo laſſen Sie mich zu ihr. Wenn ich ihr ſage, daß ſie meine Braut ſei, ſo wird ihre Geneſung erfolgen.

Dagegen werde ich mich wohl verwahren.

Und wenn ſie ſterben ſollte? —

Sie iſt meine Verlobte und wird es bleiben. Ich werde Alles aufbieten, ſie ſchon in acht Tagen zum Altare zu führen.

Und wenn ſie ſterben ſollte? wiederhole ich.

Ich habe Ihnen bereits geſagt, wie ich es halte.

Mein Herr, wir wollen ſehen, wer ſie von uns Beiden am meiſten liebt!

Und darüber ſoll Bertha wohl entſcheiden?

Nicht Bertha, Sie, Herr Stomm, ſollen darüber entſcheiden.

Zum Beiſpiel!

Sie wollen Bertha lieber ſterben laſſen, als ſie mir vergönnen; ich will beitragen, daß ſie ihre Geſundheit und ihre Ruhe erhält, und ihr dann zureden, daß ſie Ihre Hand annimmt.

Ei, wie ſchlau! darauf laſſe ich mich nicht ein!

So will ich denn mit Gewalt zu ihr und alle Ihre Domeſtiken ſollen mich nicht abhalten!

Sie vergeſſen, mein Herr, daß wir nicht in der Zeit des Fauſtrechtes leben, und daß ich die Polizei zu Hilfe rufen kann.

Die Polizei! Ha! Sie erinnern mich da an eine Angelegenheit! — Laſſen Sie die Bedienten hinaus gehen, auch Du, Fels, entferne Dich ebenfalls; ich will mit Herrn von Stomm unter vier Augen ſprechen.

Ich habe mit Ihnen nichts unter vier Augen abzumachen.

Doch! doch! mein Herr.

Albert trat hin zu Stomm und ſagte ihm etwas ins Ohr.

Entfernt Euch! ſagte Stomm.

Die Domeſtiken Stomms gingen hinaus. Fels enteilte durch eine andere Thüre, welche offen ſtand.

Mein Herr, ſagte Albert, ich benütze Ihre Drehung mit der Polizei, um zu verhüten, Sie mit der Polizei in Berührung zu bringen. Ich bin der Gutsbeſitzer, dem Ihr Kommiſſionär für 2000 fl. angeriſche Schafe abkaufte. Ich habe die dafür erhaltenen Banknoten bei mir, aber ſie ſind alle falſch. Weit entfernt, zu glauben, daß Sie mit dem Fälſcher in irgend einem Einverſtändniſſe leben, muß ich doch darauf dringen, mir den Aufenthaltsort Ihres Kommiſſionärs anzugeben. Er hat nicht nur mich mit 2000 fl. betrogen, ſondern auch meinen Gutsnachbar, dem er 5000 fl. falſche Noten für Getreide hingab. Ich bitte Sie alſo, mir den Ort, wo ich den Betrüger finden kann, unverzüglich anzugeben, ſonſt müßte ich Sie auffordern, die Polizei zu rufen, welche Sie gegen mich zu waffnen im Begriffe ſtehen.

Stomm gerieth in eine peinliche Verlegenheit, doch hatte er Geiſtesgegenwart genug, zu antworten.

Was Sie mir hier mittheilen, verſetzt mich in das größte Erſtaunen, erwiederte Stomm, und wahrlich iſt es mehr an mir, als an Ihnen, dem Elenden auf die Spur zu kommen, der ſich bei Auszahlungen in meinem Namen falſcher Noten bediënte und dadurch mich auf das empfindlichſte kompromittirte. Geben Sie mir die nachgeahmten Papiere und der Elende ſoll auf das eifrigſte verfolgt werden.

Sehr gerne, entgegnete Albert, aber dann muß ich Sie bitten, mir 2000 fl. echte Banknoten dafür einzuhändigen. Ich trage die Falſifikate bei mir, übergeben Sie mir die echten Noten, die falſchen werden ſogleich in Ihren Händen ſein.

Es iſt ſchon ſpät, keiner meiner Kaſſiere iſt mehr im Hauſe.

Das hat nichts zu ſagen. Einen Millionär können 2000 fl. nicht in Verlegenheit ſetzen. Ich wünſche das Geſchäft noch heute abgemacht. Ich bin in ſolchen Fällen ſo eigenſinnig wie Sie und hinſichtlich meiner Forderung ſteht doch kein Menſchenleben auf dem Spiele!— Ich erkläre Ihnen, daß ich mich nicht von hier entferne, bis ich die 2000 fl. gegen echte Banknoten umgetauſcht habe.

Nur auf eine Stunde verlaſſen Sie mich!

Nicht auf fünf Minuten.

Auch nicht auf eine Stunde, wenn ich Ihnen für dieſe Stunde die Erlaubniß ertheile, unſere theuere Kranke zu beſuchen?

Dies ändert die Sache, antwortete Albert. Da Sie nachgeben, ſo kann ich mich ebenfalls nachgiebig zeigen! Gelangt man durch dieſe Thür zu Fräulein Pollau?

Durch dieſe Thür, bejahte Stomm. Sie kommen von hier in einen Saal und beim Austritte aus demſelben kommen Sie in ein Vorzimmer, von welchem Sie direkt in das Krankenzimmer gelangen.

Ich empfehle mich Ihnen.

Albert ging.

Ich bin gefangen! ſagte Stomm, als er ſich allein ſah. Entſetzliche Verlegenheit! Alle meine Agenten ſind durch meine Verlobung verſcheucht worden. Ich habe, durch meine großen Ausgaben veranlaßt, nicht 150 fl. echte Banknoten im Hauſe. — Was beginnen? Es iſt 11 Uhr Nachts! Ich könnte wohl den Schmuck, den ich für meine Braut anſchaffte, ſchnell zu Gelde machen, wenigſtens das Diadem, das mich 5000 fl. koſtete, aber wer wird mir ſo nahe an Mitternacht dieſes Kleinod abkaufen? Ich will Wengen rufen, meinen Kammerdiener, vielleicht weiß dieſer einen Ausweg.

Er rief ſeinen Kammerdiener.

Wengen, redete Stomm ihn an, mir iſt eine höchſt unangenehme Geſchichte begegnet. Ein Freund, ich kann Dir auch ſeinen Namen nennen, es iſt der Gutsbeſitzer Hellmann, hat mich ſoeben zum Behufe einer Reiſe um 6000 fl. angeſprochen. 4000 fl. beſitze ich, aber ich muß 6000 fl. haben, ſonſt verliere ich meinen Kredit bei ihm. Kannſt Du mir nicht bis in einer Stunde 2000 fl. auftreiben?

Jetzt, um 11 Uhr in der Nacht? Gnädiger Herr, das iſt unmöglich!

Höre mich an! Ich habe hier ein Diadem. Es koſtet

5000 fl. Verkaufe es. Gehe zu irgend einem Juwelier. Du wirſt ſchon einen finden. Gib das Diadem hin! Bringe mir aber nicht weniger, als 2000 fl.

Ich will in das Kaffeehaus nächſt der Brücke eilen, dort finden ſich am Tage gewöhnlich die Juden ein, welche mit Schmuck handeln. Treibe ich dort keinen Käufer auf, will ich den reichen Juwelentrödler aufſuchen, der mehr Brillanten beſitzt, als mancher Juwelier.

Gehe! Bringſt Du 2000 fl. in einer Stunde, ſchenke ich Dir eine goldene Uhr mit einer goldenen Kette.

Wengen eilte fort.

Meine Lage iſt entſetzlich! Ich ſelbſt muß meinen Nebenbuhler zu meiner Braut ſenden; zu meiner Braut? Kann ſie es noch ſein, wenn er, den ſie liebt, ihr ſeine Hand anträgt? — Sie muß meine Braut bleiben; habe ich erſt die 2000 fl. falſche Noten wieder, dann will ich anders gegen ihn auftreten.

Doktor Sonneck erſchien jetzt.

Ich komme, ſagte er, abermals Rapport abzuſtatten. Das Fräulein beſſert ſich auffallend. Sie erlag einem Gemüthsleiden der furchtbarſten Art! Sie, Herr von Stomm, waren ſo weiſe, die Urſache zu erkennen und ſo edel, den Kummer von Fräulein Bertha zu entfernen. Sie ſelbſt ſendeten den Mann zu ihr, den ſie liebt — Gott lohne Ihnen dieſe That!

Sparen Sie Ihre Lobeserhebungen.

Die Lage der Bedauernswerthen beſſerte ſich zuſehends. Zuerſt brachte ihr Doktor Ginſter bei, daß Albert von Hellmann ihr geſchrieben, daß er ſie noch immer liebe, dann kam der Bediente Fels, und erzälte ihr mit Freudenthränen in den Augen, daß Herr von Hellmann bei Ihnen verweile und erklärt habe, daß das Fräulein **ſeine** Braut ſei. Der Bediente leitete dieſe Nachricht ſo klug und vorſichtig ein, daß ſie die Freudensbotſchaft nicht zu ſchnell erfuhr. Endlich erſchien **Hellmann** an der Hand **Ginſters** ſelbſt. Sie ſtieß zwar einen Schrei der Freude aus, aber mit dieſem Schrei kehrte auch ihre Sprache wieder! Nun, treten Sie noch an das Krankenbett und legen Sie die Hand **Hellmanns** in die Hand **Berthas** und die Aerzte haben in dieſem Hauſe nichts mehr zu thun.

Das werde ich wohl bleiben laſſen!

Wie?

Sollten Sie, Herr Doktor, wirklich ſo thöricht ſein, mir im Ernſte eine ſolche Zumuthung zu machen? — Dann erkläre ich Ihnen, daß an eine Entſagung von **meiner Seite** nicht zu denken iſt!

Sie treiben alſo ein Spiel mit einem Herzen, das nicht für Sie ſchlägt!

Ich ließ es aus Menſchlichkeit geſchehen, daß der kecke Patron ſich ihr näherte, um ſie zum Bewußtſein zu bringen; da dies erreicht und ſie auf dem Wege der Beſſerung iſt, ſo werde ich ſchnell dem Spuke ein Ende machen.

Auch auf die Gefahr hin, einen Rückfall herbeizuführen, der noch fürchterlichere Folgen haben kann?

Selbſt auf dieſe Gefahr!

Dagegen werden wir Aerzte proteſtiren!

Nun erſchien auch die Mutter **Berthas**.

Ihr Auge ſtralte vor Freude. Sie flog auf **Stomm** zu und im Entzücken über die Rettung ihrer theueren Tochter umarmte ſie ihn, und ſtieß unter Freudenthränen die Worte aus: Sie iſt geneſen! Sie hat ihre Sprache, ihre Beſinnung wieder! Ihre Augen beſitzen wieder den früheren Glanz; ihr Dank für Sie, edler Mann, iſt grenzenlos; der Edelmuth, den Sie bewieſen, konnte nur in einem ſo erhabenen Herzen, wie das Ihrige, entſtehen! Sie haben eine ganze Familie auf eine Weiſe beglückt, die nur eine Mutter zu fühlen, aber nicht zu ſchildern vermag. Gott lohne Ihnen dieſe That, Menſchen vermögen es nicht! Nun vollenden Sie Ihr erhabenes Werk und treten Sie hin an das Leidenslager Berthas. — Erklären Sie ihr ſelbſt, daß Sie ihr entſagen. Aus Ihrem eigenen Munde will ſie die Beſiegelung ihres Glückes vernehmen!

Stomm wollte ſprechen. Schon zeigten ſeine Geſichtszüge, daß er eine Erwiederung auf der Zunge habe, welche alle ſchönen Träume von Mutter und Tochter vernichten würden, da trat ſein Kammerdiener ein und überbrachte ihm ein Paket, das Stomm ſchnell in die Taſche ſchob.

Es iſt Alles geſchehen, was Sie wünſchen! meldete der Kammerdiener.

Stomm athmete neu auf und ſein Geſicht nahm eine hämiſche Miene an.

Ehe ich auf alle Ihre ſonderbaren Zumuthungen eingehe, antwortete Stomm, erlaube ich mir die Bitte, Herrn von Hellmann zu erſuchen, zu mir zu kommen. Mit ihm will ich dieſe Angelegenheit zu Ende bringen. Sie, verehrte Mutter, und den Herrn Doktor, fordere ich auf, indeß zu meiner Braut ſich zu verfügen, Ihre Gegenwart wird dort dringender geboten ſein, als bei mir.

Was wir von Herrn von Stomm zu erwarten haben, bemerkte Sonneck, zur Mutter gewendet, wollen wir dem Fräulein noch nicht ſagen. Kommen Sie, gnädige Frau! Der Leidenskelch iſt noch nicht vorübergegangen.

Mein Gott! mein Gott! Sollt' ich mich getäuſcht haben!

Sie nahm den Arm des Doktors und ließ ſich zu ihrer Tochter geleiten.

Stomm wendete ſich an ſeinen Kammerdiener.

Du haſt 2000 fl. erhalten?

2000 fl. wohlgezählt.

Wer hat das Diadem gekauft?

Ich kenne den Mann nicht; der Kaffeeſieder wies mich an ihn. Er war unter den wenigen Gäſten noch im Kaffeehauſe. Wie der Kaffeeſieder mir ſagte, ſei er ein Fremder, der große Einkäufe in Wien gemacht und viel Schmuck eingehandelt habe.

Nun trat Albert herein.

Der Kammerdiener entfernte ſich.

Ich erſuche Sie um die falſchen Banknoten, ſagte Stomm.

Hier ſind ſie.

Sie empfangen hier 2000 fl. echte Banknoten. Zählen Sie ſie!

Albert öffnete das Paket, beſichtigte die Banknoten, trat näher zu den Lichtern am Tiſche hin und beſichtigte ſie wieder.

Mein Gott! rief er, das ſind ja wieder falſche Banknoten!

Falſche! Wieder falſche! preßte Stomm aus der Bruſt hervor und ſank in einen Stuhl.

Mein Herr! ſagte Albert nach einer Pauſe, während welcher er Stomm ſcharf ins Auge faßte, in Ihrem Hauſe wachſen ja die falſchen Banknoten wie die Pilze aus der Erde! —

Stomm ertrug ruhig den Blick ſeines Feindes, und antwortete:

Und wenn Sie noch 1000 Stück ſolcher Falſifikate fänden, ſo ſtände ich doch mit dieſen nachgeahmten Papieren in keinem Zuſammenhange. Ich ſehe deutlich, irgend ein Induſtrieritter überſchwemmt uns damit. Die erſten 2000 fl. erhielten Sie von einem Kommiſſionär, und dieſe 2000 fl. hat mir ſo eben mein Kammerdiener überbracht. Ich will ihn rufen, und er ſoll in Ihrer Gegenwart angeben, von wem er dieſe Banknoten erhalten.

Er rief Wengen.

Von wem haſt Du dieſe Banknoten? fragte er dieſen.

Ich habe es ſchon geſagt, erwiederte Wengen, von einem Fremden im Kaffeehauſe nächſt der Brücke.

Und der Fremde theilt ſie dort etwa gar aus! Oder bezahlt er Schulden damit? Oder wechſelt größere Noten gegen kleinere ein? Wie kamen Sie dazu?

Da Sie ſo heftig in mich drangen, antwortete Stomm, die 2000 fl. binnen einer Stunde von mir zu erhalten, ſo habe ich eilig Juwelen, die ich beſitze, verkaufen laſſen. Mein Kammerdiener hat in dem beſagten Kaffeehauſe einen Juwelenhändler aufgetrieben, und durch dieſen erleide ich nun einen Verluſt, der nicht gering iſt.

Ich bedauere, allein Sie haben mich zu ſchnöde behandelt; ich glaubte, wie Sie, keine Rückſicht haben zu dürfen.

Der Kammerdiener wollte ſich entfernen.

Noch einen Augenblick, Herr Kammerdiener! rief Albert. Wie ſah der Fremde aus? Wie kamen Sie dazu, gerade dieſen Mann für einen Schmuckhändler zu halten?

Er ſah ſehr gut aus, trug ſehr hübſche Kleider, iſt klein von Statur, wohlbeleibt, gegen 40 Jahre alt, und ſpricht den Dialekt eines Rheinländers. Er wurde mir von dem Kaffetier, den ich in meiner Verlegenheit zu Rathe zog, als Schmuckhändler bezeichnet. Ich nahte mich ihm nach den Worten des Kaffetiers: „Dieſer Herr wünſcht Ihnen, gedrängt durch eine ſchnelle Abreiſe, etwas Werthvolles zu verkaufen, wenn Sie noch ſo ſpät ein Geſchäft machen wollen!“ Für Geſchäfte gibt es keinen Unterſchied der Zeit, antwortete der Fremde. Was hat denn der Herr zu verkaufen? — Ich langte meinen Schmuck hervor, und zwar in Gegenwart des Kaffetiers und einiger anderer Gäſte, damit Niemand wähnen möchte, ich hätte mich zu geniren, das Kleinod zu veräußern, oder daſſelbe etwa gar geſtohlen. Der Fremde beſah den Schmuck und fragte: „Was koſten dieſe Brillanten?“ Ich antwortete, wenn Sie nicht feilſchen und mich nicht aufhalten: 2000 fl. Sind Ihnen dieſe Steine dies nicht werth, ſo kann ich keine Zeit verlieren; ich kenne Jemand in der Nähe, den ich nur nicht aus dem Schlafe aufſchrecken will, dieſer Mann kennt auch mich, und wird nicht anſtehen, mir 2000 fl. zu geben Ich ſtehe auch nicht an, ſagte der Schmuckhändler. Hier ſind 2000 fl. Hierauf zählte er mir 20 Stück Banknoten auf das daneben ſtehende Billard hin und ſagte dem Kaffetier: „Ein gutes Geſchäft, darauf läßt ſich gut ſchlafen, gute Nacht!“ Er ging noch bevor ich die 20 Stück nachzählte und in das Blatt Papier wickelte, das mir der Fremde darreichte, aus dem Kaffeehauſe. Dieſe

Angabe wird Ihnen der Kaffetier und werden noch einige Gäſte, die Zeugen waren, jeden Augenblick beſtätigen.

Da muß ja wohl der Kaffetier dieſen Mann kennen.

Ganz gewiß. Er ſcheint bei ihm oft einzutreten.

Ich danke Ihnen für die Nachweiſung, ſagte Albert zu dem Kammerdiener.

Dieſer entfernte ſich.

Nun, mein Herr, ſagte Stomm zu Albert, was ſagen Sie nun?

Ich ſage, daß es irgendwo einen frechen Gauner gibt, der die Banknotenfabrikation im Großen betreibt und ſeine Agenten beſitzt, welche dieſe in Umlauf bringen müſſen. Dieſe Agenten kaufen nun Alles auf, was käuflich iſt, zahlen dafür, was begehrt wird, und verkaufen dann wieder, was ſie eingehandelt, gegen gute Banknoten, z. B. Schafe, Getreide, Juwelen u. ſ. w. Dadurch fließen die echten Papiere in ihre Säckel.

Aber mich kann kein Verdacht des Einverſtändniſſes mit ſolchen Gaunern treffen!

Entſchuldigen Sie! Laſſen Sie mich Ihnen etwas mittheilen! — Als ich heute an Ihrer Tafel nicht Gaſt ſein wollte, weil ich meine Geliebte als Ihre Braut erſcheinen ſah, da begegnete mir in dem Augenblick, als ich Ihr Haus zu verlaſſen im Begriffe ſtand, ein Mann, der mich mit den Worten anredete: „Sind Sie Herr v. Stomm?“ — Weßhalb ſoll ich Herr von Stomm ſein? antwortete ich. — „Nun, verläugnen Sie ſich nicht,“ entgegnete der Unbekannte, „ich bin ja ein vertrauter Menſch! Der Giefelburg ſchickt Ihnen dieſen Brief, den ich bei mir habe.“ Er ſagte weiter: „Sie möchten dieſen Brief ſogleich leſen,“ — nämlich ich, als vermeinter Herr von

Stomm, — „und ihm Geld ſchicken,“ fuhr der Unbekannte fort; „der Gieſelburg hat reiche Einkäufe gemacht. Er hat nur noch 12 Stück zu 100 fl. — Es kommt Jemand!“ liſpelte hierauf der Unbekannte, „man darf mich nicht ſprechen ſehen mit Ihnen!“ Hierauf entwiſchte er mir, und ich war nicht im Stande, ihm den Brief wieder zurück zu geben.

Was folgt hieraus? fragte Stomm mit eiſerner Ruhe.

Allerlei kann hieraus folgen, wenn Sie den Muth nicht haben ſollten, den Brief, den ich nicht erbrochen, in meiner Gegenwart zu eröffnen und mir ihn vorzuleſen.

Sind Sie ein Kriminalrichter, der das Recht beſitzt, an mich ſolche Forderungen zu ſtellen? Der Brief iſt an mich adreſſirt. Sie haben ſich desſelben auf unehrenhafte Weiſe bemächtigt!

Unehrenhafte Weiſe?! fuhr Albert auf. Ich bin nie unehrenhaft geweſen. Nehmen Sie ſich in Acht, mir ein ſolches Wort zu ſagen!

Ich verlange den Brief!

Nur dann erhalten Sie ihn, wenn Sie ſeinen Inhalt mir mittheilen.

Sie ſind nicht autoriſirt, mir eine ſolche Zumuthung zu machen.

Ich bin durch Ihren Kommiſſionär um 2000 fl. betrogen worden; der rubekannte Briefträger theilte mir mit, daß er im Namen Gieſelburgs von Ihnen nur noch 12 Stück à 100 fl. beſitze; daß er große Einkäufe gemacht, und ſetzte bei, man dürfe den Briefträger nicht mit Ihnen ſprechen ſehen. Das ſind Dinge, die ganz unſchuldig ſein können, wenn der Inhalt des Brieſes unſchuldig iſt.

Ich habe keine Antwort auf ſolche beleidigende Bemerkungen.

Das iſt bequem, mein Herr!

Ich kenne Ihre Motive, mich auf dieſe unverantwortliche Weiſe beſchimpfen zu wollen. Haß und Rache leiten Ihre Schritte; meine Ehre, meinen guten Ruf wollen Sie antaſten, mich vielleicht gar auf einen bloßen Verdacht hin in eine Unterſuchung verwickeln und dadurch in den Beſitz meiner Braut kommen. — Ich aber weiche nicht. Ich habe die ſchriftliche Zuſicherung von Berthas Vater, und dieſer Vater iſt dergeſtalt in meine Hände gegeben, daß ich ihn erdrücke, wenn ich meine Hände ſchließe.

Hoho! Wegen der einigen Tauſend Gulden, die Sie ihm vorgeſchoſſen, erdrücken Sie ihn nicht; die bezahle ich zehnfach, um die unglückliche Familie aus Ihrer Gewalt zu reißen. Die 2000 fl. in falſchen Banknoten, die von Ihnen herſtammen, deponire ich als Angeld bei Gericht, und dieſen Brief von dem Herrn Gieſelburg lege ich dazu. Dort wird man ihn ſchon leſen!

So weit gehen Sie? Nun dringe ich darauf, daß Sie dieſen Brief ſelbſt leſen, und zwar auf der Stelle leſen. Ich wollte nur ſehen, wie weit Sie in Ihrer Frechheit, mich zu beſchuldigen, gehen würden. Heraus mit dem Briefe, erbrechen Sie ihn und leſen Sie ihn mir vor!

Albert holte den Brief aus der Bruſttaſche und ſagte: Hier ſehen Sie das Siegel, das unverletzt iſt; möge Ihre Ehre eben ſo unverletzt bleiben.

Albert erbrach den Brief und las:

„Herr von Stomm! In Olmütz habe ich 12.000 fl. dem Poſtwagen übergeben, Sie müſſen Sie faſt gleichzeitig mit dieſem Schreiben, das Ihnen der Wenzl Trecel überbringt, erhalten. — In Mähren habe ich gute Geſchäfte gemacht, in Mähren ahnet noch kein Menſch etwas von Ihren Aufträgen. Senden Sie mir ſchnell wieder ein tüchtiges Packet. Man muß das Eiſen ſchmieden, ſo lange es warm iſt. Vergeſſen Sie nicht das Tipfel auf dem i. Ihr ergebener G....“

Nun? nun? rief Stomm, geht aus dieſem Briefe hervor, daß ich ein Fälſcher bin? Reden Sie! Wo ſteht ein Wort, das mich kompromittirt?

Vergeſſen Sie nicht das Tipfel auf dem i! entgegnete Albert.

Ja wohl, vergeſſen Sie es nicht. Dieſer Punkt auf dem i ſei Ihnen zur Notiz geſagt. Er ſei als Moral hingeſchrieben für Jeden, der zu weit geht! — Doch ich verzeihe Ihneu. Sie ſind liebeskrank! Bei Ihnen äußert ſich der Paroxismus auf andere Weiſe, als bei Bertha: Sie tobten und raſeten ohne Ende; Bertha verlor die Sprache. Beides rührt mich nicht! Ich gehe meine Wege und all Ihre Exaltationen rühren mich nicht!

Er ging.

Herr Stomm! rief Albert, Sie wollen mich verblüffen? Sie nicht! — Wo iſt er hingekommen? Dorthin führt kein Ausgang. Er iſt vor meinen Augen verſchwunden! — Ich will für heute Waffenſtillſtand ſchließen, aber morgen ſoll er mir wieder ins Gefecht und ich ruhe nicht, bis ich ihn als Fälſcher entlarvt habe! — Er ſtützt ſich auf den Vater Berthas, dieſen, ſagt er, habe er in der Hand. Ich kenne dieſen Papa und weiß in welche Netze er ſich verſtrickt, ſeiner Verſchwendung wegen. Ich will jetzt zu Bertha und ihr noch ein Mal meine Schwüre erneuern, will ihr ſagen, daß ſie mein wird und ſollte ich den Fälſcher mit ſeinem ganzen Hauſe in die Luft ſprengen müſſen! —

Er wollte zu Bertha. Ihr Vater kam ihm entgegen.

Bertha ſchläft jetzt und die Aerzte ſind wahrhaft erfreut über dieſen erquickenden ruhigen Schlaf. — Ihr Diener Fels befindet ſich im Vorzimmer und wartet auf Ihre Befehle.

Eben recht, Herr von Pollau. Ich wollte Sie ſo eben aufſuchen. Sagen Sie mir offen, was habe ich von Ihnen zu erwarten? Noch konnte ich darüber nicht ſprechen; im Krankenzimmer vermieden Sie es ſichtbar, ſich mir zu nähern.

Sie wünſchen?

Was ich wünſche? Ihre Frage befremdet mich. Ich wünſche, was Sie wünſchen ſollten; ich wünſche, daß Bertha lebe, geneſe und daß kein Rückfall Sie dieſer vortrefflichen Tochter beraube.

Sie wünſchen Berthas Hand. Ich muß Ihnen dieſe aber verweigern. Sehen Sie mich immer voll Erſtaunen an. Ich kann und darf Bertha Stomm nicht verweigern; ich kann mein Wort nicht zurücknehmen.

Und weßhalb nicht, wenn ich fragen darf? — Weil Sie ihm Geld ſchulden? Sie werden wohl erfahren haben, welche Reichthümer ich geerbt und wie leicht es mir wird, wenn Ihnen Stomm auch noch ſo viel vorgeſchoſſen, dieſe Summen für Sie zu bezahlen.

Sie wähnen, daß Sie ein reiches Erbe beſitzen; Sie täuſchen ſich, oder wiſſen wahrſcheinlich nicht, was Doktor Ginſter mir ſo eben vertraute. Abberufen von dem Krankenlager meiner Tochter, mußte er bei Doktor Welpert erſcheinen. Den würdigen Doktor hat der Schreck auf das Krankenlager geworfen. Er wollte Ihnen morgen Ihre Akten, Ihr deponirtes Geld und das Teſtament Ihres Onkels zurückſenden. — das Teſtament iſt fort, noch ehe es bei Gericht vorgezeigt werden konnte, nicht einmal eine Abſchrift iſt vorhanden. Wie wollen Sie die Univerſal-Erbſchaft beweiſen?

Ha! Lächerlich! das Teſtament iſt verlegt, unter den zehntauſend Akten des Doktors vergraben.

Nein, es iſt fort! ſage ich Ihnen. Geſtohlen, vernichtet!

So werde ich Zeugen bringen, die das Teſtament geleſen.

Wen? — den Doktor? der erinnert ſich wohl an einzelne Punkte, an ſonderbare Legate, die der ſelige Onkel gemacht, aber beſchwören kann er die Hauptpunkte nicht. — Haben Sie beſſere Zeugen, ſo eilen Sie jetzt noch in der Nacht zu ihnen.

Mein Diener Fels hat den „letzten Willen meines Onkels“ faſt auswendig gelernt.

Ihr Bedienter? Das iſt kein Zeuge, wen haben Sie noch?

Den Verwalter von des Onkels Herrſchaft, den alten Berger.

An den habe ich zuerſt gedacht und ihn genannt, aber Doktor Ginſter erfuhr von Ihrem Advokaten Welpert, daß der heute Abends, nachdem er des Morgens noch mit Ihnen geſprochen und Ihnen Gelder überbracht, vom Schlage gerührt im Gaſthof zum ſchwarzen Adler verſchieden ſei. Ihnen konnte dieſe Nachricht nicht mitgetheilt werden, denn Sie waren nirgends zu finden.

Ich war zu Hauſe bis nach acht Uhr.

Und um neun Uhr geſchah das Unglück.

O! es iſt ein Unglück für den alten, braven Mann, aber an meiner Sache ändert es nichts — ich werde mein Recht finden.

Möglich! aber erſt vielleicht nach Jahren. Es ſind viele Anverwandte da, es wird, fürchtet Welpert, ein höchſt ärgerlicher Prozeß entſtehen und es ſteht noch dahin, ob Sie ihn gewinnen.

Ha! Sie jagen mir keinen Schrecken ein. Sie wünſchen vielleicht, daß es ſo ſein möge, um einen Grund zu haben, mir die Hand Ihrer Tochter noch ein Mal zu verweigern. Sie vergeſſen, daß ich ſchon reich war, ehe noch mein Onkel mich zum Erben einſetzte. So viel habe ich zehnfach, um Sie von dem elenden Stomm loszukaufen!

Weßhalb reden Sie ſo ehrenrührig von ihm?

Soll ich es Ihnen ſagen? — Doch nein! Noch iſt er für mich nicht reif, aber er wird es werden! — Ich ſtelle daher die Frage noch ein Mal an Sie: Wollen Sie mir Bertha zur Gattin geben?

Das vermag ich nicht!

Bedenken Sie die Folgen!

Die Folgen! Meine Tochter heiratet einen der reichſten Privatmänner Wiens, was kann dies für Folgen haben?

Gott ſei Ihnen und Ihrem Schwiegerſohne gnädig!

Schaffen Sie das Teſtament!

Es muß ſich ſchaffen laſſen; der Advokat iſt mir dafür verantwortlich. Ich eile noch jetzt in der Nacht zu ihm und wenn er im Sterben liegt, das Teſtament muß er ſchaffen!

Er ſtürzte fort.

Pollau ſchüttelte den Kopf. Das Teſtament iſt geſtohlen, ſagte er, wer es geſtohlen, wird wohl wiſſen, weßhalb er es ſtahl, und mir hat er damit einen großen Gefallen erwieſen. — Packt Dich auch ein Mal etwas, ſtolzer Edelmann? rief Pollau aus, Dich, der da behauptete, Gold ſei, wie Bertram ſingt, nur eine Chimäre? — Eine Chimäre! Die ganze Welt iſt eher eine Chimäre, als das Geld!

Sechſtes Kapitel.

Die luſtige Geſellſchaft.

Bei Herrn Krazmann fand ſchon wieder ein großer Schmaus ſtatt.

Er und ſeine Töchter waren noch in ihrem ganzen Leben nicht ſo vergnügt, wie an dieſem Abend.

Es war eine allerliebſte Geſellſchaft beiſammen. Nur ſechs Perſonen, aber jede einzelne hätte den Hanf-Orden verdient.

Hanf war wirklich dabei, denn der Wucherer Hanf präſidirte. Neben ihm rechts ſaß Joſefine, links Louiſe, dann ſaß Herr Krazmann und neben dieſem Thereſe; dann kam Herr Klagbaum.

Herr Klagbaum hatte das Teſtament geſtohlen, und der Wucherer Hanf wurde durch Klagbaum ins Intereſſe gezogen, die honnette Familie brauchte Vorſchüſſe, erſtens, um auf Koſten Alberts gut zu leben, zweitens, um einen langen Prozeß aushalten zu können, drittens, um — um fort und fort flott zu leben.

Es wurden Herrn von Hanf von Seiten der drei Phrynen recht viele Avancen gemacht; beſonders verſtanden es Joſefine und Louiſe, ihn ganz in Verzückung zu bringen. Hanf war ſo kreuzfidel, daß er ſogar witzig wurde.

Er berechnete ſchon im Geiſte 500 Prozente, welche ihm ſeine Vorſchüſſe einbringen würden. Vorläufig hatte er ſchon 1000 fl. zugeſtanden, aber damit war er noch nicht herausgerückt. Er zögerte. Heute wollte er nur ſchlemmen und ſich amüſiren.

Wann wird es alſo Zeit ſein, dem Herrn Albert von Hellmann in die Flanke zu fallen? fragte Krazmann.

Morgen ſchon, antwortete Klagbaum. — Zuerſt wird bei den hieſigen Gerichten angefragt, ob ein Teſtament deponirt worden? Keine Idee! wird der Beſcheid lauten. Dann wird eine Reiſe nach der Beſitzung des ſeligen Onkels angetreten. Dahin ziehen, verſteht ſich in tiefen Trauerkleidern, Herr von Krazmann und ſeine drei Töchter.

Du, ſagte Louiſe zu Joſefine, da wirſt Du herrlich ausſehen, Du biſt blond, Dir wird die Trauer göttlich ſtehen.

Mir auch! verſetzte Thereſe.

Wie dieſe ehrenwerthen Verwandten im Schloſſe des Seligen ankommen, fuhr Klagbaum fort, erheben ſie ſogleich ein furchtbares Geheul.

Weinen kann ich nicht, bemerkte Krazmann, aber ich wiſche mir die Augen aus.

Und auch gleich dem Univerſalerben, replizirte Hanf, der heute zum Witzreißen eingenommen hatte.

Weiter! weiter! rief Joſefine.

Nachdem athemlos betheuert worden, daß noch kein Menſch auf der Welt ſo geliebt und verehrt worden, als der Selige! —

Ich habe noch eine Silhouette von ihm, bemerkte Louiſe, ſie iſt wie eine Untertaſſe groß, aber ich trage ſie am Halſe.

Nachdem, ergänzte Klagbaum ſeine Rede, ebenfalls athemlos gefragt wurde: „Aber wie war es denn möglich, daß dieſer Mann, gerade dieſer Mann und aus allen Männern der weiten Welt nur dieſer ſterben mußte? müſſen Sie noch ferner fragen: an was ſtarb er? wie ſtarb er? warum ſtarb er? Waren denn keine Aerzte aus der Reſidenz gerufen worden? Gewiß hat der arme Onkel Berichte über ſeinen liederlichen Neffen Albert erhalten! O Himmel! wenn er einen von den vielen ſchändlichen Streichen erfahren, deren er Tauſende ausgeübt —

Ja, ſagte Joſefine, wie er Pollaus Tochter, die edle Bertha, bethörte, verführte und dann ſitzen ließ —

Richtig! richtig! ſetzten Louiſe und Thereſe bei; dieſe ruchloſe That hätten wir beinahe vergeſſen.

Laſſen Sie doch endlich Herrn Klagbaum ſeine Rede ſchließen, verſetzte Hanf, ich bin ganz entzückt, wie er es zu ſchildern verſteht, was man thun muß, wenn man eine Erbſchaft machen will.

Alſo, ſagte Klagbaum, müſſen Sie beiſetzen, wenn der alte Onkel nur einen dieſer ſchändlichen Streiche gehört hat, ſo war es ganz natürlich, daß er ſich geſchämt hat, ferner zu leben, und daß er geſtorben iſt, aus lauter Schande.

Den Paſſus muß ich mir merken, ſagte Kratzmann.

Er iſt juridiſch, bemerkte Klagbaum.

Weiter! weiter! rief Joſefine.

Nun wird gefragt, ob der Selige denn ein Teſtament gemacht? In Wien ſei keines deponirt, wird wieder hingeworfen.

Sie werfen mir zu viel hin, bemerkte Hanf, der heute die Bonmots, wie bei andern Gelegenheiten die Wechſelarreſte nur aus der Taſche nahm.

Vielleicht iſt ein Teſtament bei dem Amte, zu dem ſeine Beſitzungen gehören? wird wieder bemerkt. Keine Idee! wird es auch hier heißen. Nun kann eine der Fräuleins ganz naiv hinwerfen; Aber es geht ja das Gerücht, Vetter Albert ſei Univerſal-Erbe!

So naiv werde ich ſein! verſetzte Thereſe.

Und ich werde ſagen, erwiederte Louiſe: „Dumme Gans! wie kannſt Du denn ſo etwas glauben?“

Aber warum denn gleich „dumme Gans?“ fragte Thereſe.

Bleiben Sie nur bei der „dummen Gans,“ es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß Fräulein Louiſe es im Ernſte ſo meint, ſagte der Sarkaſt Hanf.

Und dann wird es aufkommen, daß Albert unmöglich Univerſal-Erbe des Seligen ſein könne, weil kein Teſtament vorhanden.

Wie das nun konſtatirt, fragte Krazmann, können wir dann gleich in den Keller des Seligen gehen?

O, Sie möchten da auch ſelig werden, bemerkte der Witzreißer Hanf.

Nein, Sie bleiben beſcheiden, verlangen ſich nichts vom Schloſſe ſondern kehren für Ihr Geld im ſchlechteſten Wirthshauſe des Dorfes ein.

O weh! ſagten die Fräuleins.

Wenn man nur einen Heurigen bekommt! meinte Krazmann.

Am andern Tag kehren Sie nach Wien zurück, ergänzte **Klagbaum**, und ſuchen ſogleich einen Advokaten auf, aber einen recht jungen, der noch keinen Ruf hat, dieſe gehen wie die Türken drein und ſind der Meinung, ſie müßten Alles zuſamm' reißen.

Wen empfehlen Sie uns?

Den Doktor **Blauſänre**, der iſt ſchärfer als der Scharfrichter, den nehmen Sie, aber ſagen Sie nicht, daß ich Sie ſchicke. Monſieur **Albert** wird meinen Prinzipal haben und ich verrath Ihnen dann jedes Manöver, das bei uns ausgedacht wird. Aber Vorſchüſſe müſſen Sie für den Doktor **Blauſäure** haben. Für Stempel verlangt er allein 500 fl. und wenn er gleich für den Anfang mit fünf Groſchen genug hätte!

500 fl., ſagte **Krazmann**, um 500 fl. geb' ich die ganze Erbſchaft her.

Jetzt heißt es ausrücken! ſagte **Klagbaum** zu **Hanf**. Sie ſehen, wie die Sachen ſtehen.

Ich habe es bereits geſagt, antwortete **Hanf**, 1000 fl. gebe ich her, aber das Teſtament, das Sie, Herr **Klagbaum**, auf **kurzem** Wege mit **langen** Fingern eskamotirt haben, darf nicht verbrannt, ſondern **muß mir als Pfand gegeben werden. Sonſt gebe ich nichts her!** Alle Achtung vor Herrn von **Krazmann** und ſeinen Töchtern, allen Reſpekt vor ihren Wechſeln, die ſie mir ausſtellen werden, aber ein Pfand muß ich haben und das Teſtament muß mir für 1000 fl. deponirt werden. Nach gewonnenem Prozeß muß mir aber für jeden Vorſchuß das Zehnfache anheim fallen, darüber werden mir Separat-Wechſel ausgeſtellt.

Aber was nützt Ihnen denn das Teſtament als ein

Pfand? entgegnete Krazmann. Dieſes Teſtament wird ja als nicht vorhanden betrachtet? Herr Klagbaum gab uns ſogar den Rath, es zu vernichten.

Das mag er in Ihrem Intereſſe rathen, aber nicht in dem meinigen. Oder glauben Sie, daß ich mein Geld bei Ihnen in die Lotterie ſetzen will? — Ich muß das Corpus delicti in der Hand haben, wenn ich zu dem Prozeſſe und zu dem, was Sie noch brauchen, Vorſchüſſe machen ſoll. Gehen Ihre Plane in die Brüche, muß ich mit dem Teſtament herausrücken, und mich an den wirklichen Erben wenden, und für die Auslieferung dieſes wichtigen Papiers meinen Regreß finden können.

O, es wird nicht ſchief gehen, eiferte Klagbaum. Der Prozeß wird mit Trompeten und Pauken gewonnen. — Iſt kein Teſtament vorhanden, ſo erben die Verwandten zu gleichen Theilen; ſie erben nach Stämmen; das Vermögen, von dem man annehmen kann, daß es 900.000 fl. beträgt, wird in drei gleiche Theile getheilt, Albert von Hellmann erhält 300.000 fl., Herr Krazmann 300.000 fl. und Frau Herbig und ihre Tochter ebenfalls 300.000 fl. Dagegen kann kein Gericht der Welt etwas einwenden; es müßten nur noch mehrere Anverwandte exiſtiren!

Niemand exiſtirt außer den Genannten, verſicherte Krazmann.

Nun alſo, ſagte Hauf, wenn dieſe Sachen ſo apodiktiſch ſind, ſo können Sie ja auf meinen Antrag leicht eingehen. Wenn Sie mir das Teſtament ſogleich einhändigen, will ich ſogar etwas Apartes thun, ich will nicht 1000 fl., ich will 1500 fl. übergeben. Nur muß mir außer den bereits von mir ausgeſtellten, von Herrn Krazmann zu acceptirenden Wechſeln, noch eine Schrift unterzeichnet werden, die mir eine Summe von 20.000 fl.

ſichert, weil ich doch allein das Verdienſt habe, dieſen Coup ausführen zu können.

20.000 fl.! rief Krazmann aus, da ſollten ja die andern Erben auch mitzahlen.

Frau Herbig gewiß, die werde ich dazu beſtimmen, ſagte Klagbaum, aber Hellmann nicht, das werden Sie doch einſehen.

Hanf nahm jetzt aus ſeinem Portefeuille fünfzehn Stück Hunderter-Banknoten und zählte ſie auf den Tiſch. Wie iſt es, ſoll ich dieſes ſchöne Geld wieder mitnehmen? Ich lege noch 300 fl. dazu, für jedes Fräulein 100 fl. auf die Trauerkleider, und verlange darüber keinen beſondern Wechſel. —

So geben Sie doch das Teſtament einmal her, Papa, ſagte Joſefine. Wir müſſen ja morgen mit dem Früheſten ins Trauermagazin auf den Graben.

Ich begreife gar nicht, wie Sie ſo zögern können, ergänzte Thereſe. —

Geben Sie noch 200 fl. auf Champagner für den Papa her, bemerkte Louiſe, und er wird kein ferneres Bedenken haben.

Ins Teufels Namen! rief Krazmann, bei der Erfüllung der Bedingung meiner Louiſe will ich meine letzten Bedenken erſäufen. Hier haben Sie das Teſtament! Er langte es aus ſeiner Bruſttaſche hervor und übergab es Hanf.

Und wie iſt's nun mit mir? ſagte Klagbaum.

Sie bekommen noch 60 fl., antwortete Joſefine.

So? ſagte Klagbaum; das käme mir gerade recht! Ich bin Euretwegen zum Verbrecher geworden, habe das Teſtament beinahe mit Lebensgefahr geſtohlen und ſoll 60 fl. haben?

60 fl. haben Sie ſchon erhalten, verſetzte Thereſe.

Haha, lachte Klagbaum wie ein Bauchredner, das wäre mir eine ſaubere Linſe von einem lukulliſchen Gaſtmahl. Ich muß 30.000 fl. erhalten. Sonſt gebe ich mich als Dieb an und verrathe die ganze Geſchichte an Hellmann.

Welch ein Duckmäuſer! rief Louiſe entſetzt aus.

Nehmen Sie gleich die ganze Erbſchaft! ſetzte Thereſe hinzu.

Nun, unrecht hat Herr Klagbaum nicht! verſetzte Hanf, er iſt doch eigentlich der Haupthebel; von ihm iſt der Plan, von ihm iſt die Ausführung; bei meiner armen Seele, er iſt noch diskret; hätte ich das Teſtament entwendet, mir müßten Sie wenigſtens die Hälfte der ganzen Erbſchaft auszahlen.

Jetzt ſind 20.000 fl. und 30.000 fl. auf das Vermächtniß pränotirt, ſagte Kraxmann, und wir haben noch keinen Heller davon geſehen.

Sie trifft für uns Beide nur eine Summe von 25.000 fl., das Andere bezahlt Frau Herbig. Sie opfern nur den zwölften Theil, erwiederte Klagbaum, das iſt auch etwas Rechts.

Gut! ſagte Kraxmann. Haben Sie auch ſchon eine Schrift im Sacke?

Wir Juriſten ſind immer auf alle Fälle vorbereitet, antwortete Klagbaum; hier iſt die Urkunde.

Ich unterſchreibe, ſagte Kraxmann. Her mit Feder und Dinte, her mit dem Gelde von 2000 fl. Er unterſchrieb, und gab ſeinen Töchtern jeder 100 fl. Da habt Ihr auf Euere Trauer-Toilette. Und nun nichts mehr vom Geſchäft, ſondern zu den vollen Gläſern! Auf das Wohl des Herrn von Klagbaum!

Alle rieſen: Er lebe!

Auf das Wohl des Herrn von Hanf, der unſer Freund bleiben ſoll!

Hoch! rieſen Alle.

Und nun auf das Wohl der Familie Krazmann! ſagte Hanf.

Hoch! die Familie Krazmann!

Aber was iſt es denn mit Ihrer Frau? fragte Klagbaum, mit Ihren Söhnen? von dieſen ſpricht ja weder der Vater, noch ſprechen die Töchter!

Frau und Söhne ſind durchgegangen. Die mögen bleiben, wo ſie ſind; die dürfen ſich ohnehin in Wien nicht mehr ſehen laſſen, oder wünſchen Sie etwa gar, daß wir noch mit drei Perſonen theilen ſollten? Was käme denn auf eine?

Durchgegangen? fragte Hanf.

Ja, ſagte Krazmann, und griff zum Glaſe, man ſpricht nicht gerne davon. Ich bin froh, daß meine Frau auf und davon iſt, und die Buben auch. Ich hatte ohnehin nur Schand und Spott von ihnen.

Aber ſie können ja wieder kommen! wendete Klagbaum ein, und da nach Stämmen getheilt wird, können Sie die Söhne auf keinen Fall ausſchließen.

Ich verläugne es, daß die Buben zu meinem Stamme gehören, und gehören ſie dazu, ſo ſind die Aepfel von dieſem Stamm weit weggerollt. Wer mich liebt, ſpricht nicht vom Unkraut! Pereant Valentin und Vincenz!

Pereant! rief eine Stimme.

Da hat Jemand geſprochen, ſagte Hanf. Es klang wie ein Echo.

Ich habe nichts gehört, ſagte Kraxmann, und leerte ein volles Glas. Vielleicht der Wind?

Nein, nein, ich hörte es deutlich.

Man hörte jetzt klopfen.

Nun, was ſagen Sie jetzt? Man klopft doch ſehr vernehmlich.

Dann iſt Jemand im Vorzimmer! bemerkte Louiſe. Ich werde nachſehen. Sie nahm ein Licht und ging.

Ich weiß es jetzt, wer es iſt, bemerkte Klagbaum. Ich habe Frau Herbig und ihre Tochter hieher beſtellen laſſen, und den Beſcheid erhalten, ſie könnten erſt ſpät Abends kommen, wenn die Tochter mit ihrer Arbeit für eine Putzhandlung fertig geworden. Frau Herbig und ihre Tochter werden es ſein!

So war es auch; Louiſe führte ihre Tante und ihre Nichte herein. Da bring' ich den andern Stamm, ſagte ſie.

O ſeien Sie uns tauſend Mal willkommen! rief Kraxmann. Iſt das ſchön? Jahr und Tag haben Sie ſich nicht ſehen laſſen! Setzen Sie ſich, Sie werden müde ſein; Sie kommen weit her, und hier langen Sie ſogleich zu; wir ſitzen gerade bei einem recht feſtlichen Familien-Schmaus.

O wir danken, entgegnete Frau Herbig, ſolche feine Gerichte ſind wir nicht gewohnt.

Werden es aber gewohnt werden, fuhr Kraxmann fort. Zugegriffen! Geh'! liebe Nichte, ſpreize Dich nicht! Von den guten Forellen nimm Dir gleich eine, und hier ein Stück delikaten Rehbraten! Thereſe, ſchenke der Tante und der Couſine ein Glas Champagner ein! — Er iſt gut der Champagner, ſetzte Kraxmann hinzu, man wird es mir anmerken, mir geht ja heute der Mund wie eine Klappermühle.

Was wünſchen denn der Herr Vetter von uns? fragte Frau Herbig. Wem verdanken wir denn die Ehre, in ein Haus geladen zu werden, das uns bisher verſchloſſen blieb?

Verſchloſſen blieb! Verſchloſſen blieb! Wer ſagt denn das? Es waren Zwiſtigkeiten unter den Mädchen. Meine Töchter waren einmal vorlaut und moquirten ſich über die Tine, weil ſie gar ſo zimpferlich iſt; die Tine moquirte ſich über meine Mädeln, weil ſie, weiß Gott! nicht zimpferlich ſind; das iſt Alles! Dieſe Reibungen hören nun auf. Die Tine wird nun auch der Welt angehören, wird ſich nicht mehr vergraben, wird ſich nicht mehr wie eine Kloſterfrau kleiden, — mit einem Worte, wird wie meine Töchter werden, — eine Dame ſein!

Davor ſoll ſie Gott bewahren! entgegnete Frau Herbig.

So? Mit 300.000 fl. und noch mehr, keine Dame? Ich hatte nicht 300.000 Heller, und meine Töchter ſpielten Gräfinnen; die Tine wird's ſchon lernen, nur meine Mädeln zum Muſter genommen!

Ich verſtehe Sie nicht, Herr Vetter.

Vetter! Vetter! In der Haute volée ſagt man Couſin. Und wir gehören jetzt Alle zur Haute volée; werden in Equipagen fahren, im Sommer in Iſchl oder in Ems leben, große Geſellſchaften geben, und jede von meinen Töchtern wird mindeſtens einen Baron heiraten. Noch mehr Glück wird Frau Herbig haben, ihre Tochter Tine gar, welche als einziger Sproß des triſten Stammes die reichſte iſt.

Lieber Vetter, ich ſehe jetzt wirklich, daß der Wein —

So? der Wein? Nun ſoll Herr Klagbaum ſprechen, der Sie, beſte Couſine, zu uns beſchieden hat. Reden Sie, mein Rechtsfreund, und reden auch Sie, Herr von Hanf; was iſt geſchehen?

Der reiche Onkel iſt auf ſeinem Gute geſtorben. Sie, Herr von Kraxmann, und Herr Vetter Hellmann erben jedes über 300.000 fl.

Wenn nicht noch viel mehr! bekräftigte Hanf.

Mein Gott! mein Gott! ſagte Frau Herbig. Ei! Sie treiben doch mit uns armen Leuten keinen Scherz?

Mutter! rief Tine, Sie entfärben ſich ja, Mutter, ſind Sie unwohl?

Es iſt mir, als wenn ich vom Schlag gerührt werden ſollte. Ach, ſcherzen Sie gewiß nicht?

Wenn ich ſage: auf Ehre! betheuerte Kraxmann, ſo können Sie es glauben.

Und der gute Onkel hätte uns in ſeinem Teſtamente bedacht?

Gott bewahre! Ein Teſtament iſt nicht da. Und das iſt das große Glück, daher ſpringt ja gerade ſo viel auf uns. Hätte er ein Teſtament gemacht, ſo wären wir gewiß nicht ſo glücklich geweſen.

Aber was reden Sie denn wieder, Papa! warf Joſefine ärgerlich ein.

Doch ſind wir noch nicht am Ziele. Wir hören, Hellmann bildet ſich ein, er ſei Univerſal-Erbe, warum er ſich dies einbildet, weiß kein Menſch, nicht wahr, Herr von Hanf und Herr von Klagbaum?

Wir ſchon gar nicht! erwiederten dieſe.

Und da haben wir Sie eingeladen, theuere Couſine, um Sie zu bitten, mit uns zu halten, wenn wir dem Hellmann einen Prozeß an den Hals werfen.

Geld gebe ich zu dem Prozeſſe, ſagte Hanf.

O nein, o nein, antwortete Frau Herbig. Ich will Vetter Hellmann bitten, und in unſerer Noth nur Etwas auszuwerfen; wir ſind gar nicht die Leute, welche ſich viel Geld verlangen.

Da haben wir's! ſagte Louiſe. Das ſind Verwandte, welche ſo ſprechen; ja baue man nur auf ſeine Verwandten, die laſſen uns gewiß im Stiche!

Mir kommt die Geſchichte nicht geheuer vor! wendete nun Frau Herbig ein. — Ein Prozeß ſoll werden? Wozu? Iſt kein Teſtament da, ſo wird das Gericht ſchon ausſprechen, was geſchehen ſoll. Und ſagt Albert, daß er Univerſal-Erbe iſt, ſo wird er ſeine Gründe dazu haben. Ich arme Frau und meine Tochter haben ohnehin Kummer genug; bei einem Prozeſſe könnten wir keine Nacht mehr ſchlafen.

Ich kann mich vor Erſtaunen nicht erholen, ſagte Kraxmann. Wie? im neunzehnten Jahrhundert ſollte es noch Menſchen geben, die auf das Geld keinen Werth legen? Und noch dazu arme Menſchen? Denn daß Sie arm, blutarm, ärmer als eine Kirchenmaus ſind, Frau Couſine, das werden Sie doch nicht beſtreiten!

Arm, ſehr arm, blutarm bin ich und iſt meine Tochter, erwiederte Frau Herbig, allein auch ehrlich, ſehr ehrlich.

Aber damit hat ja die Ehrlichkeit gar nichts zu thun! im Gegentheil, da wird man erſt recht ehrlich, wenn man Geld hat. Nur die Noth erzeugt Vergehen, nicht wahr, Herr Doktor Klagbaum?

Größtentheils, aber auch der Luxus und die Sucht nach Wohlleben, doch gibt es auch Reiche, welche Spitzbuben ſind, antwortete Klagbaum, nicht wahr, Herr von Hanf?

Gewiß, gewiß! denn wer Geld hat, will noch mehr Geld haben, nicht wahr, Herr von Kraxmann?

Ein Götterwort, das Sie mir da zuflüſtern, entgegnete Kraxmann; ſo will ich denn trotz meines Antheils an der Erbſchaft noch reicher werden und ich mache Ihnen zu dieſem Ende einen Vorſchlag, Frau Couſine. — Sie wollen von einem Prozeſſe nichts wiſſen, Sie wollen von einem großen Reichthum nichts haben? Sie wollen ſich jährlich vom Vetter Hellmann etwas auswerfen laſſen, damit Sie ja aus Ihrem einfachen Leben nicht herauskommen. Gut! Bleiben Sie dabei. Sie haben auch vollkommen Recht. Man hat Beiſpiele, daß Leute, welche plötzlich einen großen Treffer in der Lotterie gemacht haben, vor Freuden geſtorben ſind. Ich mache Ihnen eine andere Propoſition. Uebertragen Sie mir Ihre Anſprüche; ich habe mehr Kinder als Sie, nehmen Sie von mir eine jährliche Rente, die ſogar, wenn Sie ſterben ſollten, auf Ihre Tochter übergehen kann, und erwarten Sie von mir das, was Sie vom Vetter Albert erwarten.

Ja, ſchon Recht, Sie aber und Ihre Kinder werden das viele Geld nicht gut anwenden! — Sie müſſen ſchon entſchuldigen, Herr Vetter, aber ich weiß ja, wie Sie geſchwelgt haben in Ihrer beſchränkten Lage, was werden Sie erſt thun, wenn Sie reich werden — da werden Sie dann noch weniger ein gottgefälliges Leben führen. Sie werden in wenig Jahren Alles ausgegeben haben! Nein, nein, laſſen Sie dieſen Gedanken fahren! Iſt es wirklich wahr, daß der Onkel ohne Teſtament geſtorben und nun eine Erbſchaft auf uns kommen ſoll, ſo ſoll ſie Albert haben, von dem weiß ich und habe es hundert Mal gehört, daß er ein ſehr braver Menſch iſt, der wird dann für uns ſorgen. — Nun aber wollen wir uns empfehlen; wir haben noch weit nach Hauſe. —

Ei, ſo haben wir nicht gewettet! ſagte Krazmann, der ohnehin vom Wein erhitzt und jetzt beſonders pikirt war, zu Frau Herbig. Es gibt Leute, die man zwingen muß, glücklich zu werden, und ſo will denn auch ich Sie hierzu zwingen. Joſefine, ſperr' die Thüre zu und gib den Schlüſſel mir!

Herr Vetter! was ſoll das heißen?

So, Papa! die Thüre iſt abgeſchloſſen und hier iſt der Schlüſſel, ſagte Joſefine.

Mein Gott! Man wird uns doch in dieſem Sündenhauſe nicht umbringen wollen! rief Tini aus und eilte zu ihrer Mutter.

Sündenhaus? betonte Louiſe, welche Frechheit!

Das iſt noch immer die alberne Moral-Prinzeſſin, wie vor Jahren! ſagte Thereſe.

Nieder ſetze Dich! und mache keine Exceſſen, eiferte Joſefine. — Sie riß Tini von ihrer Mutter weg und drückte ſie auf ihrem Stuhle nieder.

Ruhig! ruhig und hübſch artig, meine Damen, ſprach Klagbaum; mit Grobheit richtet man nichts!

Den Herrn Couſin Krazmann bitte ich anzuhören, ſprach Hanſ. Er verlangt nur, was in dieſer Lage billig iſt.

Und ſperrt die Thüre ab und hält uns gefangen! erwiederte Frau Herbig. Wenn er etwas Ehrliches vorzubringen hat, ſo ſoll die Thüre wieder geöffnet werden.

Noch nicht! entgegnete Krazmann. Sind die beiden Vögel einmal ausgeflogen, hieher kommen Sie nicht mehr. — Sie müſſen hier, ſagte er zur Herbig, eine Schrift für unſeren Rechtsfreund unterſchreiben, laut welcher Sie dieſen bevollmächtigen, Ihre Erbſchaftsrechte auszufechten. Iſt dies erreicht, dann thun Sie mit Ihrem Gelde, was Sie wollen; bauen Sie ſich meinethalben aus lauter Frömmigkeit ein Spital und legen Sie ſich ſogleich hinein, oder ſtiften Sie mit Ihrem Geld eine Kirche und flehen Sie dann alle Heiligen an, damit unſer „Sündenhaus“ zerſtört werde, oder gründen Sie einen neuen Narrenthurm und bewohnen Sie ihn mit Ihrer Fräulein Tochter, das iſt uns alles eins! Aber die Erbſchaftsrechte müſſen Sie mit uns erkämpfen helfen, ſonſt verlaſſen Sie dieſes Haus nicht mehr!

Und das wäre möglich in Gegenwart dieſer Herren? Dieſe Herren wären eben ſo ſchlecht wie Sie? Von dieſen Herren würde Keiner uns beiſtehen?

Wir ſind neutral! verſicherte Hanf.

Wir ſind in dieſem Zweikampfe weder Duellanten, noch Sekundanten, ſondern blos Chirurgen, welche die geſchlagenen Wunden heilen werden.

Wunden ſollen uns geſchlagen werden? ſprach Frau Herbig und flüchtete ſich mit ihrer Tochter an ein Fenſter.

Ach nur figürlich geſprochen! entgegnete Klagbaum, wir Juriſten reden manchmal durch die Blume.

Dann möge Gott helfen! ſagte Frau Herbig mit allem moraliſchem Muthe, den ſie beſaß, und Gott wird helfen!

Daß hier eine ſchlechte Sache mit großem Eifer durchgeſetzt werden ſoll, Mutter, verſetzte Tini, das ſiehſt

Du, aber wir bieten unſere Hand nicht dazu, und geſchehe was da wolle.

Die wird jetzt tragiſch! lachte Thereſe.

Hörſt Du denn nicht auf! traveſtirte Maria Stuart! rief Joſefine.

Sie wird gleich einen Monolog halten, ergänzte Louiſe.

O ſpottet nur, Ihr Ehrvergeſſenen! rief Tini. Nicht umſonſt habe ich meine Mutter gewarnt, hieher zu kommen! aber ganz ſo ſchutzlos ſtehen wir nicht da, als Ihr wähnt. Wenn wir in einer Viertelſtunde nicht von hier wieder fortgelangen, wird mein künftiger Gatte, Hauptmann Ohnek, heraufkommen und ſich um uns erkundigen, dann wagt es, uns ein Haar zu krümmen!

Ein Hauptmann iſt auf der Wache? ſagte Hanſ ganz verblüfft. Ich wünſch' guten Abend! ich muß nach Hauſe gehen.

Was, Hauptmann! ſchrie Klagbaum, meinetwegen kann er ſammt ſeiner ganzen Kompagnie da unten Poſto gefaßt haben; wir Juriſten fürchten den Teufel nicht! Er ſoll heraufkommen! Ich werde es ihm auseinanderſetzen, um was es ſich handelt, und er wird einer ſolchen mit Blindheit geſchlagenen Braut den Kopf zurechtſetzen, einer Braut, die ſich weigert, reich zu werden.

Aufſperren! flehte Hanſ. Fräulein Joſefine, ſperren Sie auf! Es iſt beſſer, wenn die Paſſage frei iſt!

Kratzmann gab den Schlüſſel, Joſefine ſperrte auf.

In dieſem Augenblicke hörte man auch die äußere Thüre öffnen, und es war, als ob Jemand ſich mit raſchen Schritten entfernte.

Es iſt Jemand fortgegangen, ſagte der ängſtliche Hanſ.

Warum nicht gar! antwortete Kraxmann. Was Sie für Viſionen haben!

Der Herr Hauptmann iſt vielleicht mit Frau Herbig und Fräulein Tochter herauf gekommen, ſagte Hanf, iſt vielleicht im Vorzimmer ſtehen geblieben und hat zugehört und holt nun das Reiterpiket vom Salzgries.

Poſſen! eiferte Klagbaum. Was iſt denn geſchehen? Was hat er denn gehört, wenn er ſelbſt an der Thüre gehorcht hätte, was aber ein ſolcher Mann nie thut. Was hat der Herr Kraxmann geſagt, was haben die Fräuleins geſagt, was haben Sie Herr Hanf geſagt, was habe ich geſagt? — Haben wir dieſem weiblichen Erbſchaftsſtamm 300.000 Gulden nehmen, nein, wir haben ſie ihm geben wollen. Herr Kraxmann hat ſich die Seele heraus geredet, es hat nichts gefruchtet, er hat für ſein edles Herz Beleidigungen hören müſſen; von einem „Sündenhaus“ hat man geſprochen und die Gaſtfreundſchaft iſt mit Füßen getreten worden. Kann man es da einem Hausherrn übel nehmen, wenn er ſein Haus abſchließt, damit die Beſchimpfungen nicht auch noch auf die Straße getragen werden? Nie! Daher mögen nicht nur Hauptleute, es mögen auch noch Stabsoffiziere und Generäle hier eintreten, ich vertheidige Herrn Kraxmann, und werde ſeine noble Geſinnung im ſchönſten Lichte darſtellen, ſo wie die Geſinnung ſeiner unanſtößigen Töchter, die höchſten Ideale nie erlebter Tugend, abnormer Moralität und einer geruchloſen Berühmtheit.

Wahr iſt es! ſagte Kraxmann. Jedes Wort iſt Gold, was er ſpricht, daher hören Sie mein letztes Wort, Frau Herbig und Fräulein Tini, — das letzte Wort und ein Wort der Güte. Herr Doktor von Klagbaum wird eine Vollmacht aufſetzen —

Iſt ſchon aufgeſetzt; wir Juriſten haben ſtets alle möglichen Dokumente in unſerer Taſchen-Regiſtratur.

Unterſchreiben Sie dieſe Vollmacht. Ich bin jetzt höflich und bitte; ſeien Sie nicht gegen uns! Die Prozeßkoſten bezahle ich — ja ich bezahle auch alle andern Koſten.

Tante, unterzeichnen Sie! ſagte Joſefine begütigend.

Rede Deiner Mutter zu, Tini! ſagte Louiſe mit Schmeichelworten. —

Leſen Sie das Dokument vor, Herr Doktor, ſagte Kraxmann; es ſoll nicht heißen, daß die gute Couſine ihren Namen unter eine Schrift ſetzen ſoll, ohne ihren Inhalt zu kennen. — Ich ſage es noch ein Mal, Couſine und Niece, wenn nicht wegen Ihnen, ſo zeichnen Sie Ihren Namen her wegen uns. Ein Vater mit ſeinen unverſorgten Kindern bittet fußfällig, machen Sie ihn mit einem Federzug zum kleinen Millionär. —

Das iſt ein artiges Wort und ein ſolches laß ich gelten, antwortete Frau Herbig.

Da iſt die Feder, geſchwind, geſchwind unterſchreiben Sie, fügte Hanf hinzu, weil man in tugendhaften Handlungen nicht ſchnell genug ſein kann.

Eher wollen wir leſen, Mama, was hier unterzeichnet werden ſoll, ſprach Tini.

Das iſt eine lange Geſchichte, mein Kind, erwiederte Frau Herbig, vor einer Viertelſtunde iſt dieſes Blatt nicht durchgeſehen oder überdacht.

Ich leſe ſchnell, bemerkte Klagbaum.

Ich leſe langſam, entgegnete Tini, und das iſt beſſer! Aber da gibt es ja eine Maſſe lateiniſcher Ausdrücke, die ich nicht verſtehe.

Wir Juriſten wählen ſie abſichtlich.

Ja, ſagte Hanf, damit bin ich auch oft aufgeſeſſen, Herr Klagbaum ſoll ſie verdeutſchen. —

Nein, ich werde ſie verdeutſchen! rief eine Stimme, und hereintrat Albert von Hellmann mit einem Kommiſſär und einigen Polizei-Agenten.

Gerechter Himmel! wir ſind verrathen! rief Kraxmann, ſtarr vor Entſetzen.

Heraus, Gauner, mit dem Teſtament! — herrſchte Albert dem Wucherer Hanf zu. Sogleich hervor mit dem Teſtamente, oder man wird es Dir, Beutelſchneider, abnehmen!

Nun trat auch Doktor Welpert ein und ging auf Klagbaum zu. Elender, ſagte er, Sie haben einen Diebſtahl der ſchmählichſten Art in meiner Kanzlei begangen; ich übergebe Sie hiermit dem Gerichte.

Klagbaum fiel auf die Kniee und flehte um Gnade.

Als Hanf dieſen, ſeinen erbärmlichen Genoſſen, ſich im Staube winden ſah, zog er das Teſtament aus der Taſche und überreichte es mit den Worten: „Ich bin unſchuldig, dieſer Elende hat mich verleitet!“

Die Gewinnſucht hat Sie verblendet, entgegnete Welpert.

Nur nicht einſperren! wimmerte Hanf. Ich will Opfer bringen.

Fort mit ihnen! befahl der Kommiſſär.

Ach, ich habe es immer geſagt: Wir werden belauſcht! ächzte der Wucherer, man hat es mir nicht glauben wollen!

Klagbaum und Hanf wurden fortgeführt.

Herr Kraxmann, ſagte Albert, Ihr Maß iſt voll! Danken Sie es der Fürbitte des Mannes, der Ihr Treiben mir mittheilte, daß weder Sie noch Ihre Töchter verhaftet werden, aus Ihrer Wohnung dürfen Sie ſich aber nicht entfernen, ſonſt haben Sie und die Ihrigen mit jenen Verbrechern gleiches Schickſal.

Wenn ich nur wüßte, wer uns verrathen hat! ſeufzte Kraxmann.

Forſchen Sie nicht! Sie werden es nie erfahren. Auf jeden Fall hat ein Menſch Ihr nichtswürdiges Komplot mir mitgetheilt, der nicht ſo tief geſunken iſt, wie Sie.

Klagbaum hat uns in das Unglück gebracht, ſtöhnte Kraxmann. Von ihm ging der Vorſchlag aus, das Teſtament ſtehlen zu wollen und uns zu bringen, wenn wir, wie es anfänglich hieß, 60 fl. daran wendeten. Meine Mädeln ſchoſſen die 60 fl. zuſammen. Wer wird nicht gerne für 60 fl. reich?

Die drei Töchter lagen auf drei Stühlen in drei Ohnmachten.

Frau Herbig und Tini erſtaunten über dieſe Aufſchlüſſe.

Mutter, nahm Tini das Wort, hab' ich es nicht geſagt, daß hier eine ſchlimme Sache mit allem Eifer durchgeſetzt werden ſollte?

Ich weiß jedes Wort, erwiederte Albert, was Sie und Ihre brave Mutter geſprochen. Dies überhebt mich der Sorge, nach dem letzten Willen des verſtorbenen Onkels zu erforſchen, ob Sie würdig ſeien, ein Legat von der Erbſchaft zu erhalten. Ich bin Albert Hellmann, der nun hinlänglich Troſt und Genugthuung findet für die Kränkung, welche einige ſeiner Verwandten ihm zufügen wollten. Während auf der einen Seite

Betrug und Hinterliſt ihn bedrohten, findet er auf der andern Seite die reinſte Redlichkeit, und trotz großer Armuth die edelſte Uneigennützigkeit. — Das unterſchlagene Teſtament iſt da, und ich werde nicht nur ſeinem Inhalte vollkommen entſprechen, ich werde noch mehr thun. Ein Legat von 20.000 fl. beſtimmte der Onkel den ehrlichen Anverwandten ſeines Hauſes; was ich für Sie, liebe Tante und liebe Couſine, dazu lege, wird nicht weniger ſein! — Und nun löſen Sie den wackern Herrn Hauptmann von ſeinem Poſten ab, der noch immer Ihrer harret. Reichen Sie mir den Arm, Albertine, ich werde Sie zu ihm führen.

Ach! Vetter Hellmann! rief Frau Herbig freudig aus, welch' ein Glück, Sie endlich einmal kennen zu lernen. Ich habe es ja geſagt: Gott wird helfen und Gott hat geholfen! Er hat Sie geſendet.

Vetter Albert, ſprach Tini, wie kommt es denn, daß ich Ihren Arm, ohne Sie je geſehen zu haben, mit ſolchem Vertrauen annehme? Gewiß liegt dies in Ihrem ganzen Weſen. Ach! es iſt doch gar ſo wohlthuend, in ein ehrliches Geſicht blicken zu können!

Albert, Doktor Welpert, Frau Herbig und ihre Tochter verließen das Haus. —

„Mädeln!“ ſagte Kraxmann, als die genannten Perſonen ſich entfernt hatten, zu ſeinen Töchtern, „liegt Ihr im Ernſte in Ohnmacht?“

Gott bewahre! riefen die drei ſchlechten Geſchöpfe, und ſprangen auf.

Wer kann uns verrathen haben?

Gewiß der Wucherer Hauf. Wenn er ſich auch verhaften ließ, ſo hat er dies gethan, um den Verdacht von ſich zu wälzen, bemerkte Louiſe.

So? — Nun der Spaß koſtet ihn 2000 fl.; dieſe haben wir! Damit wird flott gelebt, und Ihr bekommt neue Kleider.

Aber jetzt gewiß keine Trauer-Kleider, ſondern Alles roſenfarb! ſagte Joſefine.

Siebentes Capitel.

Ein Kaufgeſchäft.

Wir kehren zur Geſchichte unſeres Otto zurück, der, wie der Leſer ſich erinnert, von dem Senſal Reppler ſo viele Kränkungen erlitt, welcher letztere am Ende, durch einen Brief, den er im Hauſe Otto's verlor, in ſeiner ganzen Nichtswürdigkeit daſtand.

Was Otto ſich vorgenommen, that er auch wirklich Er übergab all ſeine Schätze dem Gerichte in Verwahrung und ſchrieb alſogleich an den Grafen Walewsky, als deren Eigenthümer. In dem Briefe an den Grafen legte er ein offenes, ehrliches Bekenntniß ab, wie er zu dem Gelde, den Staatspapieren und Juwelen gekommen; wie er durch ſeine Lage gedrängt, die Theilung angenommen: wie er ferner, nachdem eine böſe That immer eine neue erzeugt, mit ſeinem Theile gewirthſchaftet, wie er aber Alles wieder erſtatten und ſogar nachweiſen wolle, auf welchem Wege Simon Riff einzuholen, der in Leipzig, Berlin und Hamburg unfehlbar einige Zeit verweilen werde, ehe es ihm gelingen könne, nach London und von da nach Amerika zu entkommen. „Ich wagte nicht," ſchrieb er, „die Gerichte zur Verfolgung gegen Simon Riff, den ich für einen Mörder und in Gemeinſchaft mit den beiden andern Genoſſen für den Räuber Ihrer Erbſchaft halte, aufzufordern, den Sträfling verfolgen zu laſſen; die Gerichte würden mich unbezweifelt ſelbſt in Haft gebracht haben und dies, Herr Graf, wäre ſchrecklich für einen jungen Mann, der Ihnen wieder zu Ihrem Beſitzthum verhelfen wird, der ſeine Verſündigung tief bereut, und zum Zeichen, daß er ſein Unrecht gut machen wird, Ihnen den Depoſitenſchein, der einen größeren Theil Ihres Erbes betrifft, übermachen wird.“ Er ſchloß ſein Schreiben mit der demüthigen Bitte um eine ſchnelle Antwort, dem Grafen noch einmal ans Herz legend, dem durch Gewiſſensangſt aufs Aeußerſte gebrachten Schreiber dieſer Zeilen zu vergeben und ihm zu befehlen, was er zu thun habe.

Als der Brief abgeſendet und das Recepiſſe darüber in ſeinen Händen war, athmete Otto viel leichter. Er brachte den Depoſiten-Schein der Mutter ſeiner Braut und wies ſich ſonach genügend aus, daß er gethan, was er zugeſagt.

Aber ach! dieſes Letztere war es, das wie eine neue Zentnerlaſt auf ſein Herz fiel. Gegen den Grafen, ſprach er, habe ich meine Pflicht erfüllt, während ich mich aber gegen ihn von jeder Mitſchuld an einem Verbrechen loszuſagen verſuche, begehe ich ein anderes gegen die Mutter meiner Braut, gegen die Braut ſelbſt; beide betrüge ich, denn feſt beſtärke ich ſie in dem Wahne, ich ſei wirklich reich.

Ich ſehe kein Ende meines Jammers! Wie entgehe ich dieſen neuen Qualen? — Soll ich wirklich meine künftige Gattin betrügen und ſoll ich vollführen, was mein Vater beabſichtigte? Nimmermehr!

Die Mutter meiner Hedwig dringt nun mit aller

Haſt auf die Vermälung. Soll ich dieſe hinausſchieben, bis Antwort von Walewsky kommt, und verzeiht mir dieſer? Soll ich meiner Hedwig und ihrer Mutter, ehe wir noch zum Altare gehen, ein offenes Geſtändniß machen? — Wird da nicht mein Glück für immer zerſtört! meine Vermälung unmöglich werden, und neue Schmach über mich kommen? Immerhin! Beſſer Hedwig bleibt frei und ich gehe unter, als ich erwerbe ſie durch einen Betrug. Ich will das Beſſere, und ſollte ich darüber verbluten!

Nach dieſem Kampfe mit ſich ſelbſt wollte Otto ſich in ſein Zimmer verſchließen und in dieſer düſteren Stimmung nicht vor Hedwig erſcheinen; da trat ſein Bedienter herein und meldete den Beſuch eines Mannes an, deſſen Name mit dem eines Millionärs identiſch war, des Herrn von Stomm, der dringend mit Otto Lengen zu ſprechen wünſche.

Der Beſuch des Herrn von Stomm iſt mir ſehr angenehm! ſagte Otto.

Stomm trat ein.

Mein Beſuch, ſprach Stomm bei ſeinem Eintritte, wird Sie befremden, Herr von Lengen, obgleich ich nicht ganz ſo fremd, als es ſcheinen möchte, in Ihrem Hauſe bin.

Gewiß nicht, antwortete Otto mit großer Artigkeit, Sie ſtanden mit meinem ſeligen Vater vor vielen Jahren in Geſchäftsverbindung. Ich habe Ihren Namen in ſeinen Büchern gefunden, noch liegt eine weitläufige Korreſpondenz in dem Archive des Seligen. Ich glaube, mein Vater hatte ein Mal das Vergnügen, für Sie den vortheilhaften Kauf einer Herrſchaft und der dort befindlichen großen Fabrik zu beſorgen und für Sie ein äußerſt günſtiges Geſchäft abzuſchließen.

Ganz recht. Eben dieſe Herrſchaft und die Fabrik führen mich zu Ihnen. Ich will Beides wieder verkaufen, ſchnell verkaufen, heute noch verkaufen, und Sie, der Sie aus den, durch Ihren ſeligen Herrn Vater eingeleiteten Verhandlungen am beſten entnehmen können, welchen großen Werth dies mein Eigenthum beſitzt, ſollen der Käufer ſein.

Ich, mein Herr?

Ja, Sie! Sie ſollen einen noch vortheilhafteren Handel ſchließen, als ich damals. Sie ſollen die Herrſchaft um die Hälfte jener Summe erhalten, die ich damals dafür bezahlte.

Dies wäre ſehr annehmbar, aber ich habe in dieſem Augenblicke kein Geld.

Ich weiß es; Sie haben Ihr ganzes großes Vermögen eines gehäſſigen, mißtrauiſchen Menſchen, des Senſals Neppler wegen, deponirt. Er bereut es tief und innig, Sie ſo gekränkt und hiezu veranlaßt zu haben; er iſt es aber auch, der mich zu Ihnen ſendet, der mir gerathen, das Geſchäft, das ich ſoeben beſprochen, Ihnen anzutragen und Sie zu bewegen, daß Sie es unternehmen.

Herr Neppler treibt ohne Zweifel ſeine Gehäſſigkeit gegen mich fort und ſendet Sie, mich in Verlegenheit zu ſetzen.

Ich ſehe keine Verlegenheit. Sie haben Ihr Vermögen nicht mehr im Hauſe. Daran liegt nichts. In drei Monaten iſt Alles anders. Kaufen Sie die Herrſchaft und Fabrik mittelſt Wechſel. Neppler ſchafft mir augenblicklich baares Geld dafür, dann iſt Ihnen und mir geholfen.

Ich kann unter meinen gegenwärtigen Verhältniſſen keine Wechſel ausſtellen.

So? wer könnte denn dies leichter als Sie? — Wenn Sie ſelbſt die Marotte hätten, in drei Monaten Ihr baares Geld, Ihre Staatspapiere und Edelſteine aus dem Depoſiten-Amte nicht zurückzuziehen, ſo ſind Sie bis dahin längſt verheiratet. Ihre Frau wird Ihnen in Staatspapieren allein 400.000 fl. ins Haus bringen, dies weiß Neppler genau. Sie ſind alſo für alle Eventualitäten gedeckt. Noch mehr, in drei Monaten werden Sie Herrſchaft und Fabrik wieder verkaufen, und wenn es nur halbwegs glücklich geht, werden Sie 200.000 fl. dabei gewinnen können.

Aber, mein verehrter Herr, warum ſpekuliren Sie denn auf dieſen enormen Vortheil nicht ſelbſt?

Weil ich einen noch vortheilhafteren Gewinn im Auge habe, ja, denſelben ſchon abgeſchloſſen und dem Kavalier, der mir ſeine Beſitzung abtritt, heute noch 150.000 fl. übergeben muß, ſonſt geht die ganze Geſchichte zurück.

Sie gewinnen alſo ſo viel bei Ihrem neuen Ankaufe, daß Sie mehr als 200.000 fl. erwerben?

Mehr als 400.000 fl., fragen Sie Neppler.

Mit dieſem Manne ſpreche ich nicht.

Daß keine Schulden auf meiner Herrſchaft laſten, darüber Beweis: A. der Grundbuchs-Extrakt vom neueſten Datum; B. der Erträgniß-Ausweis ſeit ſechs Jahren; C. der Grundbuchs-Extrakt der Fabrik; D. der neueſte Erträgniß-Ausweis und E. ein gerichtlich aufgenommener Befund des Erträgniſſes der Fabrik, ebenfalls ſeit ſechs Jahren. Mein Güterdirektor und Fabriksdirektor ſind Beide in Wien. Sie werden wohl Beide in ihren Anſtellungen belaſſen und bei ſolcher Ausſicht werden ſich dieſe hüten, Sie zu täuſchen und zu betrügen. Sie haben ſich übrigens dem Handlungsgeſchäfte gewidmet, waren jahrelang in Paris, ſtanden wenn nicht auf eigene Rechnung, doch als Procuraführer einem großen induſtriellen Unternehmen vor; wie wäre es da möglich, bei Ihren großen Geſchäftskenntniſſen Sie zu hintergehen? Außerdem ſteht es Ihnen frei, ſich hierüber mit den erſten Advokaten Wiens zu berathen. Was dieſe auch für Vorſichtsmaßregeln anwenden, ich unterziehe mich denſelben.

Alles ſehr ſchön und preiswürdig, aber warum tragen Sie dieſen vortheilhaſten Handel gerade mir an? Warum nicht einem Banquier hieſiger Stadt? Es gibt ja Einen, der darauf ausgeht, einträgliche Realitäten an ſich zu bringen, und Geld genug beſitzt, Ihnen augenblicklich und nicht nur mit Wechſeln, ſondern mit baarem Gelde zu genügen.

Ihre Frage will ich Ihnen beantworten, Herr von Lenzen. Ich will meine momentane Geldverlegenheit nicht an die große Glocke binden. Ein Kavalier und ein Banquier können mir unmöglich genehm ſein. Beide haben ein großes Perſonale im Hauſe. Ein ſolcher Kauf wird dann in alle Kreiſe getragen, am Ende kommt auch noch eine Notiz darüber in eines der Wiener Blätter und das könnte ſodann ausſehen, als ob mich Schulden drängten. Könnte ich meinen Kredit bemäkeln laſſen, würde ich auf meine Herrſchaft Geld aufnehmen, oder auf mein Haus in der Jägerzeile, oder auf mein Gut in Niederöſterreich eine Summe vormerken laſſen, beides würde aber ein großes Gerede verurſachen, mein Anſehen würde darunter leiden. Derlei kann ich nicht veranlaſſen wollen.

Es müßte alſo unſer Abſchluß ein großes Geheimniß bleiben?

Ganz gewiß, mein Herr, dies wäre die Hauptbedingung; würden Sie dieſe nicht erfüllen, könnte ich den Verkauf zu ſolch höchſt billigen Zugeſtändniſſen nicht eingehen und wenn Sie mir die ganze Summe baar zahlen wollten.

Dieſe Geheimhaltung wäre mir gerade recht; auch ich hätte Gründe, der Welt es vorläufig nicht wiſſen zu laſſen, daß ich der Käufer ſolcher Realitäten bin. — Welchen Preis beſtimmen Sie?

150.000 Gulden in Wechſeln, drei Monate nach dem Ausſtellungstage zahlbar.

Aber, mein Herr, das iſt ja unglaublich! Ich weiß ja, daß einige Monate nach dem Abſchluſſe Ihnen mein Vater 400.000 Gulden für Ihre Beſitzungen antrug. Er machte Ihnen dieſe Offerte im Auftrage eines fremden Fürſten, der damals in Wien war.

150.000 Gulden in Wechſeln, drei Monate nach dem Ausſtellungstage zahlbar, habe ich geſagt.

Während der Zeit, ſeit welcher Sie die Herrſchaft in Beſitz hatten, ließen Sie auch ungemein viel bauen. — Mein Vater ſchrieb mir eines Tages nach Paris, daß er Ihr neues Schloß geſehen, dergleichen er nichts Prachtvolleres noch gefunden; dann ließen Sie ein Bräuhaus erbauen, eine Brandweinbrennerei, eine Ziegelei, Sie richteten eine große Holzſchwemme ein, und was Sie ſonſt noch Großartiges ſchufen. Sie können nicht unter einer halben Million Ihr Eigenthum ablaſſen

Ich wiederhole es zum dritten Male: Sie erhalten daſſelbe für 150.000 Gulden in Wechſeln, zahlbar nach drei Monaten vom heutigen Tage, und in zwei Stunden muß ich Ihre Wechſel haben, ſonſt kann ich Ihnen mein Wort nicht halten.

Gut, mein Herr, ich bin Käufer. Zu mehreren Abvokaten werde ich mich nicht bemühen, noch weniger ein Konſilium von vielen Rechtsfreunden veranlaſſen. Aber einem Anwalte werde ich die Sache vortragen, dem meines ſeligen Vaters.

Dieſer iſt doch nicht Doktor Welpert?

Nein, aber ein eben ſo braver Mann wie dieſer. Meines Vaters Rechtsfreund war Doctor Schall; dieſen will ich um Rath fragen. Zu dieſem ſenden Sie auch Ihren Güter- und Ihren Fabriksdirektor. — Mit dieſen Papieren und mit den Papieren, die ich in meines Vaters Verlaſſenſchaft über Ihre Herrſchaft und Fabrik gefunden, werde ich ſogleich bei Doktor Schall vorkommen. Räth er mir zu dieſem Kaufe und fügen Sie ſich den Vorſichtsmaßregeln, die er trifft, ſo können die Wechſel in weniger als zwei Stunden in Ihren Händen ſein.

Die Hand darauf, mein Herr.

Es iſt der Kauf geſchloſſen, wenn, wie geſagt, Doktor Schall dafür iſt.

Sie ſchärfen ihm ein, gegen Niemanden etwas von unſerem Geſchäfte zu erwähnen?

Gegen Niemanden.

Ich empfehle mich Ihnen, Herr von Lengen. In einer Stunde kommen meine beiden Direktoren zu Ihrem Rechtsfreund, in anderthalb Stunden ich ſelbſt. Laſſen Sie einſtweilen den Kaufkontrakt aufſetzen. Bereiten Sie die Wechſel vor. Adieu! —

Stomm ging.

Als er fort war, ſchloß Otto ſeinen Sekretär auf und zog aus demſelben die beſprochenen Akten hervor, kleidete ſich raſch an, band ſeine ſoeben empfangenen

Papiere mit den früheren von ſeinem Vater in ein Paket zuſammen und ſchickte ſich zum Fortgehen an.

Ich müßte kein Kaufmann ſein, wenn ich ein ſo glänzendes Geſchäft nicht annehmen und abſchließen ſollte. Darin liegt kein Unrecht, den Kredit, den ich nun beſitze, zu benützen und reich zu werden durch einen Kauf, ohne für den Augenblick einen Heller Geld zu beſitzen. — Ich ſehe deutlich, daß mich der Himmel nicht verläßt! Ich werde ein reicher Mann werden, ich kann meine Hedwig heiraten, ohne den Makel eines Menſchen, der ihre Mutter und ſie täuſchte, auf mir ruhen zu laſſen. Wenn Gott mir gnädig iſt, kann ich über 400,000 Gulden gewinnen. Iſt es denn ein Traum? Iſt es Wirklichkeit? Das ſind doch die Belege, daß Stomm bei mir war und mir dieſe lockenden Anträge machte! Was ihn doch eigentlich bewegen muß, ſeine herrlichen Realitäten auf dieſe Weiſe zu verſchleudern? — Ich faſſe es nicht.

Er verfügte ſich mit raſchen Schritten zu Doktor Schall.

Achtes Kapitel.

Im Hauſe Stomms.

Als Albert mit ſeinem Teſtamente nach Hauſe kam, ſchrieb er augenblicklich einen Brief an den alten Pollau und einen an Bertha. Für den Fall, als Bertha ebenfalls ſchon Nachricht erhalten haben ſollte, daß man ihn des Teſtamentes beraubt, meldete er ihr zur Beruhigung, daß dasſelbe wieder in ſeinem Beſitze ſich befinde, ſchrieb ihr neue Verſicherungen ſeiner Liebe und Treue, bat ſie, ja durch keine Einſchüchterungen ihres Vaters ſich beunruhigen zu laſſen, und ſchloß mit den Worten, daß er ſie zum Altare führen würde und ſollten ſich alle Stürme der Welt gegen ihn wenden. Dem Vater Pollau zeigte er einfach an, daß er ſein Teſtament wieder erhalten und bat ihn um eine Unterredung.

Fels erhielt den Auftrag, falls er am frühen Morgen ſchon vorgelaſſen werden könnte, den Brief an Bertha ſelbſt, aber unbemerkt zu übergeben; ſollte dies nicht möglich ſein, ſo möchte er das Schreiben der Mutter einhändigen. Von der Mutter wußte Albert bereits, daß ſie das Verhältniß billige und endlich anderen Sinnes geworden.

Fels ging ſchon um 7 Uhr in das Haus des Herrn Stomm.

— Auf der Treppe begegnete er Doktor Ginſter. Dieſer hatte ſchon um 6 Uhr ſeine erſte Krankenviſite gemacht.

Berichten Sie Ihrem Herrn, ſagte Ginſter, daß das Fräulein ſich einer ſo großen Beſſerung erfreut, wie ich bei den beſten Hoffnungen nicht erwartet. Sie iſt geneſen! und morgen bin ich ſchon im Stande ſie in ihre eigene Wohnung bringen zu laſſen. Sagen Sie Herrn von Hellmann, daß dies nicht mein, ſondern ſein Werk ſei. Er wird mich wohl verſtehen.

Fels brach darüber in ſolche Freude aus, daß er, wie ein junger Menſch die Stiege hinauf eilte, und gleich drei Stufen auf ein Mal überſprang.

Er hielt den Brief an den Vater Pollau in der Hand, den an Bertha hatte er aber vorſichtig in ſeiner Bruſttaſche verborgen.

Als er ſchon nahe am Krankenzimmer war, und bereits anklopfen wollte, riß ihn ein Bengel von einem Bedienten zurück und donnerte ihm die Worte zu:

Er iſt doch wohl der Bediente von Herrn Hellmann? — Was will Er hier? Was ſucht Er? Was hat Er hier zu ſchaffen?

Hör' Er, Patron, verſetzte Fels ganz trotzig. Er ſieht doch wohl, daß ich keine Livree trage, alſo nicht in ſeine Kategorie gehöre. Hat Er etwas zu fragen, ſo thue Er es höflich, denn Sein Herr ſelbſt hat mich geſtern mit Sie angeredet, als er mich ſah. —

Das war früher, wie mein Herr Ihn noch nicht kannte. Jetzt iſt es aber anders. Mein Herr hat noch geſtern den Befehl; gegeben, daß man Seinen Herrn abweiſen, und Ihn, wegen gewiſſer Geſchäftigkeit über die Stiege werfen ſoll. Das Letztere that ich nicht, weil Er ein alter

Mann iſt, woraus Er meine Höflichkeit erſehen kann; wie Er aber nicht ſogleich ſich fortpackt, ſo pack' Ich ihn und Er kommt mit geraden Gliedern nicht fort.

So? ſagte Fels. Nun ſieht Er, das iſt etwas Anderes! Wenn ſchon Sein Herr dies befohlen, ſo muß Er es auch thun. Ich wenigſtens bin ſo. Wenn mein Herr mir befehlen ſollte, daß ich Ihn da zur Thüre hinaus und dann über die Stiege hinab expediren ſollte, ſo würde ich es gewiß thun. Ich habe auch nur zu Herrn von Pollau kommen und ihm dieſen Brief überbringen wollen; aber dies könnte ebenfalls Seinem Herrn nicht angenehm ſein, daher gehe Er, Er treuer Diener Seines Herrn, mit dieſem Schreiben zu Herrn von Stomm, ſetze er ihn von meinem Auftrage in Kenntniß, und geſtattet Herr von Stomm nicht, daß dieſer Brief abgegeben werde, nun ſo nehme ich ihn wieder nach Hauſe. — Kommt Er bald zurück, und Er kann auf ein Stündchen fort, ſo komme Er mit mir, nebenan ins Wirthshaus, wir wollen da Freundſchaft ſchließen; ich bezahle Ihm ein gutes Frühſtück und wir können ſogar Bruderſchaft trinken.

Ei! ſagte Stomms Bedienter, das iſt ja eine recht vernünftige Rede. Das nehme ich an. Warte Er hier, ich will ſogleich meinen Herrn rufen. Er wird aber etwas lange brauchen, bis er kommt. Ich muß da ein eigenes Glöckchen ziehen, damit ich ihn nicht ſuchen darf. Hört mein Herr dies Glöckchen, dann beendet er ſeine Geſchäfte und kommt in den Vorſaal.

Das iſt ja herrlich! ſagte Fels. Das iſt völlig wie in der verkehrten Welt. Ueberall läutet der Herr ſeinem Diener, hier läutet der Diener ſeinem Herrn. Das muß ich zu Hauſe doch auch einführen.

Und die Klingelſchnur bemerkt Niemand, erwiederte der Bediente Stomms. Sieht Er hier den Knopf an dem Kaſten? Er ſieht aus wie zu einer Schublade gehörig. Daran drücke ich. So! Nun hört es mein Herr bis in ſein Arbeitszimmer.

Herrlich! Herrlich! ſagte Fels. Gewiß Seine Erfindung?

Nein, die Invention meines Herrn. Ich gehe jetzt, und komme ſobald als möglich wieder. Warte Er hier! Der Bediente ging.

Nun das verſteht ſich, daß ich warte, rief Fels dem Manne nach. Auf dieſes wartete ich eigentlich. Wie käme ich denn ſonſt zu Fräulein Bertha! Er ſprach dies, und ſtand auch ſchon in ihrem Zimmer.

Bertha erblickte kaum den alten treuen Diener, als ſie ihm freundlich zuwinkte und ihm erlaubte, näher zu treten.

Fels war ſo bewegt, als er ihr ſchönes Auge wieder heiter ſah, daß ihm die Freudenthränen über die Wangen ließen.

Bertha übergab den Brief ihrer älteren Schweſter und dieſe las ihn der liebreichen Dulderin vor.

Bertha erfreute der Inhalt des Briefes ſehr. Sie gab Fels auf, ſeinem Herrn zu berichten, daß ſie morgen ſchon in das Haus ihrer Eltern gebracht werde und heute noch ihr Schmerzenslager auf wenige Stunden verlaſſen dürfe. Albert möchte aber heute keinen Verſuch mehr machen, ſie zu ſehen; jeder Verſuch würde ihre Angelegenheit verſchlimmern. Der Vater hätte ſich dieſe Schonung erbeten, aber die Mutter und Bertha hätten einen Plan, auf Stomm zu wirken und ihn zur Entſagung zu bewegen. Morgen aber könne Albert Bertha im Hauſe ihres Vaters wiederſehen.

Fels küßte die zarte Hand ſeiner künftigen Gebieterin und eilte ungeſehen auf ſeinen Poſten, auf welchem er den Bedienten Stomms zum Glücke noch nicht fand.

Doch bald kam dieſer.

Kamerad, ſagte er, es hat lange gedauert, bis mein Herr ſichtbar ward. Gott weiß es, was der ſeit einigen Tagen für Geſchäfte hat. Ich glaube er ſchläft ſchon zwei Nächte keine Stunde. — Da iſt der Brief wieder zurück. An Herrn von Pollau darf kein Schreiben abgegeben werden. Mein Herr duldet es nicht.

Iſt denn Dein Gebieter des alten Herrn von Pollau Vormund? Wie iſt es denn, wenn ein Brief von der Poſt käme?

Ich weiß nicht, wie die Sache zuſammen hängen, genug, wir dürfen weder an den Vater noch an die Tochter Briefe befördern, und daß der Portier Dich heute ins Haus ließ, zieht ihm ſeine Entlaſſung zu.

Mein Gott! entgegnete Fels, der Mann hat mich gar nicht bemerkt.

Wie iſt's nun, fragte Stomms Diener, willſt Du mit mir ins Wirthshaus gehen?

Ei freilich! antwortete Fels, kannſt Du jetzt abkommen, ſo gehe nur voraus; ich trage dieſen Brief meinem Herrn zurück, und bin in einer Viertelſtunde bei Dir. Wer wird aber, wenn Du hier nicht Wache hältſt, ſtatt Dir den Eingang zu Fräulein Bertha vertheidigen?

Michael, der ſogleich kommen wird, er iſt der Liebling des Herrn und ſein Jäger. Eigentlich ein infamer, tückiſcher Patron, aber eben darum ſehr beliebt.“ Dieſer

Burſche darf ſo unverſchämt ſein, als er will. Ich bitte Dich, entferne Dich jetzt, damit Dich dieſer Menſch nicht ſieht.

Leb wohl, grüßte Fels; im Wirthshauſe neben an, ſehen wir uns.

Fels ging.

Neuntes Kapitel.

Albert und der junge Krazmann.

Sie haben mir, redete Albert den jungen Krazmann an, der zu ihm in die Wohnung ins goldene Lamm gekommen war, einen ſehr großen Dienſt erwieſen, ſo daß ich Ihnen für immer verpflichtet bleibe, und Sie nun auf die Dankbarkeit eines Mannes zählen können, der recht gut zu würdigen weiß, was Sie ihm geopfert.

Ich habe eigentlich meine Familie verrathen, erwiederte Krazmann junior. Ich vermochte jedoch ein ſo ſchändliches Komplot, wie gegen Sie geſchmiedet wurde, nicht zu verſchweigen. Sie haben mir verſprochen, daß meinem Vater und meinen Schweſtern nichts geſchehen werde, ſonſt hätte ich doch Anſtand genommen. Vater und Schweſtern waren auch nur verblendet, aber der Advokatenſchreiber und der Wucherer Hanf, das ſind die Rädelsführer, beſonders Klagbaum, der durchtriebene Spitzbube, dem zum vollendeten Schurken nur der Verſtand fehlt.

Ich habe es bei der Hilfe, die ich bei Gericht, hinſichtlich der Wiedererlangung meines Teſtamentes begehrte, ausdrücklich angeſucht, meine Verwandten nicht zu verhaften, und man wird meine Bitte nicht unberückſichtigt laſſen.

Gott lohne es Ihnen! aber wie wird es meiner Mutter und meinem Bruder ergehen, wenn man ſie doch einſt auffindet. In Bezug Arthurs wird man vielleicht beide beſtrafen und meiner Mutter kann es noch ſchlimmer ergehen, wenn man ſie in ihrem jetzigen Zufluchtsorte entdeckt.

Wie iſt dies zu verſtehen? Hat ſie ſich zu Räubern und Dieben geflüchtet?

Ach! Ich nähre die Angſt, daß ſie ſich in ihrer Bedrängniß zu einer noch weit ärgeren Bande begeben hat.

Sie erſchrecken mich!

Sie ſind ſo gut, ich will Ihnen Alles vertrauen. Ich fürchte meine Mutter iſt mit Mali, unſerer Magd, zu dem Bruder der Letzteren, nach Ungarn gereiſt. Dieſer, mit Namen Gieſelburg —

Gieſelburg?! fuhr Albert auf. Dieſen Namen kenne ich ja! —

Ja, Gieſelburg, heißt er, und gilt für einen Fruchthändler; er iſt aber nichts Anderes, als ein Verbreiter falſcher Banknoten.

Was ſagen Sie da?

Ja, meine Mutter hat Gieſelburg mehrere Male überraſcht, wie er in unſerer Vorſtadt in Kaufmanns-Niederlagen falſche „Hundert-“ und „Zehn-Gulden-Noten“ verausgabte, meine Mutter hat aber keine Nachweiſung über ihn erſtattet, obgleich ſie den Bruder ihrer Magd ſehr gut erkannte.

Wie wußte denn Ihre Mutter, daß Gieſelburg falſche Noten ausgab? Waren Sie denn ſo plump gemacht? dann hätten ſie die Kaufleute auch wohl erkennen müſſen.

Meine Mutter erkennt jede dieſer Noten auf einen

Blick. Wir hatten, bevor Sie ein Zimmer bei uns mieteten, einen Herrn im Quartier, der in der Nationalbank auf ſeine Anfrage, in was die Kennzeichen der falſchen Noten beſtünden, die Antwort erhielt, daß ſie viel ſchwärzer als die echten, und alſo mit einer weit ſchlechteren Farbe abgedruckt ſeien, auch fehlte auf dem Worte privilegirt, auf dem erſten i der Punkt.

Das iſt ja kaum zu bemerken!

Ei ja doch! Ich wünſchte, ich beſäße eine ſolche falſche Banknote; ich würde Ihnen zeigen, daß dieſer Punkt abgeht, und daß, wenn man es weiß, man ihn augenblicklich vermißt.

Ich habe hier für 2000 fl. Banknoten. Sind dieſe echt oder falſch.

Albert zog das oft beſprochene Paket aus ſeinem Schreibtiſch und legte es dem jungen Krazmann vor.

Dieſer warf kaum einen Blick darauf, denn Albert hatte ſie nur flüchtig auseinander gebreitet, ſo ſprach Krazmann junior, ſchon:

Die ſind alle falſch! — Von wem haben Sie ſelbe?

Von einem Manne, der auf dem Lande herumreiſt, Getreide, Schafe u. ſ. w. kauft, und mit ſolchen Banknoten bezahlt.

Das iſt Gieſelburg!

Kennen Sie ſeine Schrift?

Sehr gut. Er hat oft an meine Mutter geſchrieben und ſie beſchworen, ihn nicht zu verrathen.

Wenn Sie mir verſprechen, ſein Schreiben nur ſchnell anzuſehen, wenn Sie nicht forſchen, an wen der Brief gerichtet, ſo zeige ich Ihnen die Handſchrift.

Ich verſpreche es Ihnen.

Iſt es dieſe?

O ja! das iſt Gieſelburgs Hand!

Glauben Sie, daß er die Banknoten ſelbſt verfertigt?

Nein! Dazu iſt er zu ungeſchickt. Er bezieht ſie ganz ſicher von einem oder zwei tüchtigen Fälſchern, die auch preußiſche Geldzeichen anfertigen, Treſorſcheine u. ſ. w. und das Geſchäft im Großen betreiben.

Auch preußiſches Papiergeld? Woher wiſſen Sie das?

Mich wollte ja Gieſelburg für ſeine Operationen gewinnen. Ich hätte an die ſchleſiſche Grenze reiſen und dort Wolle einkaufen ſollen. Ich dachte aber, wer öſterreichiſches Geld nachmacht, fabrizirt auch preußiſches. Ich traute dem Gieſelburg nicht, und zog mich von ihm zurück. Da ſchenkte er mir zwei Zehn-Thaler-Treſor-Scheine. Er that's aber nur, um mich ſicher zu machen. Als ich ſie in einer Wechſelſtube hingab, und anfragte, ob ſie echt ſeien, ſagte man dieſe wären wohl echt, aber es gäbe falſche genug, und dieſe wären zu erkennen, daß bei dem Worte Schein das e wie ein c ausſähe.

Wo findet man dieſen Gieſelburg?

Zu Hauſe, in ſeinem Geburtsorte in Ungarn, gewiß nicht!

Sie vermuthen aber, daß Ihre Mutter mit der Magd ſich bei ihm befinde?

Ja, ich vermuthe dies und befürchte ſogar, daß wenn ſie ihn gefunden, Gieſelburg meine Mutter in ihrer hilfloſen Lage verleitet haben könnte, ebenfalls falſche Banknoten zu verbreiten.

Ich danke Ihnen für dieſe Mittheilungen, und nun zu etwas Anderem. Wie ſteht es mit Berthold? Was haben Sie von ihm erfahren?

Das Entſetzlichſte!

Sie erſchrecken mich!

Im Hauſe meines Vaters war er nicht. Ich aber war bei ihm.

Sie?

Ja! ich dachte, wenn ich ihn beſuche, ſo würde er es für überflüſſig halten, zu uns zu kommen. Er ſchien erfreut mich zu ſehen. Ich ſprach ihn um Geld an. Denn einen beſſeren und glaubwürdigeren Verwand in meiner Lage, dachte ich, könnte es nicht geben.

Und er gab Ihnen Geld?

Berthold iſt ein ſchmutziger Schurke, ich habe es Ihnen ſchon geſagt. Ich erſuchte ihn, mir à Conto der Summe, die er mir verſprochen, 200 fl. zu geben. Er gab mir 10 fl.! Hier ſind ſie. Ich überliefere ſie Ihnen.

Ich kann ſo hohe Summen nicht vorſchießen, ſagte er, ſo lange als mein Haupt-Coup nicht ausgeführt iſt. Auf dieſen Haupt-Coup, fuhr er fort, ſollte ich zwar noch vier Wochen warten, bis Arthurs Vater geheiratet hat, aber darauf laß ich mich nicht ein. — Ich gehe nächſten Donnerſtag hin, verſicherte er. An dieſem Tage will Ellmann ſein Verlobungsfeſt mit Dr. Solberts Tochter feiern. Es ſind dann in Solberts Hauſe wenigſtens ſechzig Perſonen verſammelt. Das iſt mir ſchon recht. Wenn Alles hochvergnügt iſt, laſſe ich Ellmann herausrufen und lege ihm, ohne viel zu ſprechen, einen Wechſel für 15.000 Dukaten, 3 Tage nach Sicht zahlbar, hin. Ich unterhandle nicht mit ihm, ich ſpreche nicht einmal ein Wort, ſondern gebe ihm blos eine Feder in die Hand. Er wird unterſchreiben, dafür ſteh' ich. Dann gehe ich ganz geräuſchlos fort. Den Wechſel mache ich zu Gelde, endlich hole ich Arthur. —

Zum Teufel! antwortete ich, der Knabe kann ja nicht auf den Füßen ſtehen; er iſt verkrüppelt wie ein Popanz!

Deſto beſſer! erwiederte Berthold. Ein geſchickter Arzt wird den Knaben ſchon zu recht bringen. Ein ſolcher Arzt iſt aber Doktor Solbert. Der Schwiegerpapa ſoll nun die ſchöne Aufgabe löſen, einen todtgeglaubten Enkel zum neuen Leben zu erwecken

Aber, Berthold, ſagte ich, Ihr ſeid ja gräßlich! — Zuerſt habt Ihr Geld genommen, um eine hölliſche Zumuthung nicht zurückzuweiſen, dann habt Ihr Geld genommen, den unnatürlichen Vater mit der Drohung ängſtigend, daß Ihr ihn verrathen könntet. Ihr habt vielleicht ſchon ſein halbes Vermögen; nun bringt Ihr den Knaben zu Doktor Solbert und in einem Zuſtande, der herzzerreißend iſt. Warum thut Ihr denn dies Alles?

Blos um Geld zu bekommen, und mir keine Vorwürfe zu machen, daß das Kind durch mich umgekommen!

Aber das Kind wird ja entdecken, wo es geweſen! Mein Vater, meine Mutter, ich und meine Brüder werden alle unglücklich!

Der Bube weiß den Teufel, wo er war. Ihr habt ja Geld genommen, den Buben zu mißhandeln, ſteht auch Etwas dafür aus, und was ich Euch noch verſprochen, bezahle ich Euch ja in dem Augenblicke, in welchem ich den Knaben abhole. Dafür kann man ſich ſchon ein wenig einſtecken laſſen!

Da will ich lieber nichts von Euch, entgegnete ich, und heute noch will ich auf- und davongehen!

Und mich etwa gar verrathen? O, das verſucht nicht! Ich habe ſchon meine Aufpaſſer. Wie ich erfahre, daß der Knabe abgeholt worden, habt Ihr einen Schnitt in der Kehle. Damit bin ich gleich fertig!

Ihr ſeid fürchterlich, antwortete ich..

Durchaus nicht, entgegnete Berthold. Ich bin auch über Euch gar nicht ängſtlich! Ich ſage Euch nur noch Etwas. Haltet reinen Mund! Ich habe Euch mein Vertrauen geſchenkt, mißbraucht es nicht! Ihr ſeid noch jung; Ihr wollt gewiß noch länger leben! Mit dieſen Worten ſchob er mich aus ſeinem Zimmer. Er ſah mir's an, daß ich vor Schreck einer Leiche glich. Das ſchien ihm zu gefallen. Er lachte.

Was werden Sie thun?

Ich erbitte mir Ihren Rath.

Mein Rath iſt, dieſe Wohnung nicht eher zu verlaſſen, bis ich ſolche Maßregeln getroffen, daß Berthold unfähig iſt, ſich an Ihnen zu rächen. Warten Sie hier auf Fels, bis er nach Hauſe kommt und mir die Antworten auf meine Briefe bringt. Dann habe ich einige Gänge zu machen. Mittags ſpeiſe ich zu Hauſe.

Fels trat herein. Er bat ſeinen Herrn, ſich in das andere Zimmer zu verfügen. Er rapportirte umſtändlich.

Albert eilte hierauf fort.

Heut' iſt ſchon die verkehrte Welt, ſagte Fels. Der alte Diener geht ins Wirthshaus, und der junge Herr ins Spital.

Herr Krazmann, ſprach Fels zu ſeinem Stubengenoſſen, Sie möchten, während ich auf eine halbe Stunde mich entferne, nicht ans Fenſter treten. Es iſt nicht nöthig, läßt Ihnen mein Herr ſagen, daß Sie geſehen werden. Sie wüßten ſchon weshalb. Ich laſſe Ihnen noch heute ein Bett in mein Zimmer bringen, und wir wohnen dann zuſammen. Sollten Sie Langeweile haben, ſo könnten Sie dort in einem der Bücher leſen, die meinem Herrn gehören. In einer halben Stunde bin ich wieder da. Frägt Jemand nach meinem Herrn, ſo beſtellen Sie dieſen bis nach zwei Uhr. Da kommt er nach Hauſe. Leben Sie wohl!

Zehntes Kapitel.

Arthur.

Wir finden, wie ſchon Fels anzeigte, Albert bei Arthur im Krankenhauſe.

Obgleich Albert nicht ſelbſt ſeinen Liebling ſo oft beſuchen konnte, wie er es gewünſcht, hatte ſich auch zu viel Wichtiges für unſers Helden Perſon ereignet, das ihn von Allem abzog, ſo hatte er doch immer Nachricht von jenem unglücklichen Kinde.

Arthur hatte ſich ſchon ſo weit erholt, daß er nicht mehr im Krankenzimmer, ſondern in der Wohnung des Primar-Arztes bei der Gattin und ihren heiteren Kindern ſich befand.

Albert fand den Kleinen mit ergötzlichen Spielen beſchäftigt. Er hatte ſeine Uhlanen-Uniform angezogen und exerzirte von dem braven Krankenwärter unterrichtet, recht wacker. Des Doktors Knaben erſchienen als zwei Infanteriſten und in dem Augenblicke als Albert eintrat, hätte gerade die Infanterie auf die Kavallerie einſtürmen und die Kavallerie ſich vertheidigen ſollen.

Arthur warf ſeine Pike weg und flog ſeinem Wohlthäter an den Hals.

Du überraſcheſt mich höchſt freudig durch Deine Geneſung! rief Albert aus. Ei! hat denn der Herr Doktor ein Zaubermittel angewendet, um Dich ſo ſchnell auf die Beine zu bringen?

Keine Zauberei! entgegnete der Primar-Arzt. Arthur beſitzt eine bewunderungswürdige Konſtitution. Ihm fehlte nichts als ein weiches Bett und — wenn er gut geruht und gute Nahrung zu ſich genommen, hinlänglich Bewegung zu machen, um die völlig ſteif gewordenen Glieder wieder ihrer früheren Gelenkigkeit zuzuführen, dies waren Mittel genug, um ihn ſchnell herzuſtellen. Und es iſt mir auch vollkommen gelungen. Ich ließ ihn exerziren lehren, dann mit meinen kleinen Söhnen Soldaten ſpielen. Das zog Arthur an. Er tummelte ſich den ganzen Tag wacker herum, vergaß ſeine Sehnſucht ins väterliche Haus, weinte nicht mehr, klagte nicht mehr, fürchtete ſich nicht mehr, und nun ſehen Sie ihn an, Herr von Hellmann, wie ſchmuck er ausſieht! Meine Frau und meine Kinder wollen ſich von ihm nicht mehr trennen, und ich befürchte faſt, es ergeht Arthur eben ſo.

Ach! gütiger Herr, ſagte Arthur, laſſen Sie mich doch noch einige Zeit hier. Mein Vater ſprach einmal zu mir, er wolle mich in eine Erziehungsanſtalt ſchicken; ich will meinen Vater bitten, daß er mich hier laſſe. Dem Herrn Doktor iſt dies ganz recht und ſeiner engelguten Frau, meiner zweiten Mutter ebenfalls.

Wenn dies möglich wäre, antwortete Albert, ſo würde ich nicht dagegen ſein. Aber der Herr Doktor und ſeine biedere Gattin würden ſich für einen dritten Knaben wohl bedanken.

O gewiß nicht! antwortete der Doktor und ſeine Gattin wie aus einem Munde.

Wenn es angeht und Arthurs Aufenthalt bei uns nicht Ihre Plane durchkreuzt, ſetzte der Primar-Arzt hinzu, ſo laſſen Sie uns den kleinen Uhlanen. Wir wollen ſchon für geiſtiges und fiſiſches Wohl beſorgt ſein. —

Ich nehme Ihren freundlichen Antrag an, erwiederte Albert, und wie die Sachen ſich geſtalten, wird wohl auch Arthurs Vater dagegen nichts einzuwenden haben. — —

Kommt mein Papa hieher? fragte Arthur.

So bald nicht, aber Du wirſt ihn ſchon noch ſehen. Und nun erzähle mir doch etwas von Deinen Nächten Haſt Du nichts Böſes geträumt?

Ach ich ſchlief immer ſo gut, und mein Wärter bewachte meinen Schlaf ſo theilnehmend, daß ich wie zu Hauſe in meinem Bette ſchlummerte. Ein einziges Mal, es war geſtern, träumte ich von den böſen Menſchen, bei welchen ich war, da weckte mich aber Urban ſchnell und ſagte: „Das war gewiß ein recht häßlicher Traum, ich ſah es aus Ihren Geberden. Einen ſolchen Traum muß man ſchnell verſcheuchen.“

Und ich muß Dich, ergänzte Albert am Tage mit noch heiterern Gegenſtänden beſchäftigen, damit Du auch nur Heiteres träumſt. Ich habe zwar keine neuen Spielſachen mitgebracht, aber eine Maſſe ſchöner Bilderbücher; dieſe für Dich, und dieſe für Deine kleinen Freunde.

Er ließ ein Paket prächtig gebundener Kinderſchriften hereinbringen und vertheilte ſie unter die Kinder.

Wie geht es denn mit dem Leſen? fragte Albert ſeinen kleinen Freund.

O, ſehr gut! antwortete Arthur, ich leſe ſchon ſeit einem Jahre, und bin glücklich, daß ich durch Ihre Güte, edler Herr, ſo ſchöne Sachen bekomme. Ach, wie herrlich müſſen dieſe Bücher ſein!

Wir wollen doch noch nicht leſen, wenigſtens nicht viel leſen, ſagte der Doktor. Deine Augen Arthur, haben am meiſten gelitten. Du mußt ſie ſchonen; aber an den Bildern magſt Du Dich ergötzen, und willſt Du eine der intereſſanten Geſchichten, der hübſchen Fabeln und Märchen kennen, ſo mögen Sie Dir meine Jungen vorleſen. Und nun ſpielt wieder, Kinder, tummelt Euch flink herum, dann ſchmeckt das Mittagmahl recht gut. Arthur hat auch heute ein Bad genommen,. darauf gehört Bewegung. An dieſer ſoll es überhaupt bei ihm nicht fehlen.

Albert erſuchte nun den Doktor und ſeine Gattin, ihn in einem Nebenzimmer anzuhören.

Sie entfernten ſich und blieben lange darin.

Als ſie wieder heraustraten, empfahl ſich Albert ſchnell. Er küßte nur noch „ſeinen kleinen Arthur,“ wie er ihn nannte, verſprach bald wiederzukommen und nachzuſehen.

Er eilte fort.

Eilftes Kapitel.

Im Hauſe des Doktors Solbert.

Der alte Doktor ſchien ſich verjüngt zu haben. Die Verlobung ſeiner Tochter beſchäftigte ihn ſo, daß er kaum an ſeine Patienten dachte, die in einer gewiſſen Stunde zu ihm täglich kommen durften, und die er, weil es Arme waren, gratis behandelte.

Herr Doktor, meldete der Bediente, die Ordinationsſtunde hat begonnen. Es iſt ein ungemein großer Andrang heute. Unter Andern iſt auch ein ganz ordinäres Weib da, welches in einem kläglichen Zuſtande ſich befindet. Sie muß einen fürchterlichen Hieb über das rechte Auge bekemmen haben. Sie fürchtet das Auge zu verlieren, und bittet, Euer Gnaden möchten ſie bald vorlaſſen.

Nun, ſo laſſe ſie herein, ſagte Solbert.

Das Weib kam.

Was iſt Euch denn geſchehen?

Ach Got! ach Gott! antwortete das Weib. Das Unglück, das mein rechtes Auge betroffen hat, iſt ſo groß, daß ich nicht weiß, ob es nicht beſſer geweſen wäre, früher zur Polizei als hieher zu gehen.

Hat man Euch mißhandelt?

Ach ja! ſchrecklich!

Solbert nahm ihr die Binde ab. Mein Himmel! rief der Doktor, wer hat das gethan?

Ach, mein Jeſus! ſagte das Weib, wer mir das gethan hat?! Nein, nein, ich ſage jetzt noch nichts, bis ich erfahre, ob ich mein Auge verliere, oder ob es mir erhalten wird.

Für das Erhalten Eures Auges kann ich nicht bürgen. Doch beunruhigt Euch nicht. Die Geſchwulſt, das Blut das ausſtrömt, und die Entzündung der Stirne und der Wangen ſind ſo heftig, daß ich eigentlich noch nichts Beſtimmtes angeben kann. Ich will doch erſt etwas ſondiren.

Solbert klingelte ſeinem Bedienten und befahl dieſem, ein Lavoir mit lauem Waſſer und einen Schwamm zu bringen.

Es geſchah.

Der Doktor reinigte zuerſt das Auge, ſo gut dies möglich war. Dann ſagte er: Schlimm! ſehr ſchlimm! doch die Geſchwulſt muß erſt gehoben werden. Zum Geier! das muß ja ein Unmenſch ſein, der Euch ſo zugerichtet! Seid Ihr denn einem Wahnſinnigen in die Hände gefallen?

Wahnſinnig iſt der Menſch nicht, entgegnete das Weib aber er kann es werden. Ich bitte noch ein Mal, gnädiger Herr Doktor, mir zu ſagen, verliere ich das Auge oder verliere ich es nicht. Von Ihrem Ausſpruche hängt es ab, ob ein Miſſethäter gehängt werden, oder ob er frei ausgehen ſoll.

Das iſt ſonderbar! bemerkte der Doktor. Es wird mir völlig unheimlich bei Euch. Seid Ihr ſelbſt nicht bei Vernunft? Was wollt Ihr mit dem Worte Miſſethäter?

Ein Miſſethäter iſt der, der mir das gethan hat. Wenn er auch nicht der Hauptmiſſethäter iſt, ſo iſt er doch gleich an ihn an.

Sie warf einen Blick mit dem linken Auge wie zufällig im Zimmer umher und ſah ſich im Spiegel.

Heilige Mutter Gottes! rief ſie, ſo ſehe ich aus? Da brauch ich keinen Arzt, um zu wiſſen, daß ich mein Auge verlieren werde.

Das iſt noch nicht die Folge! — Bleibt doch ruhig! Hier ſetzt Euch in dieſen Stuhl, ich werde jetzt Euer Auge noch einmal ſondiren. Schließt das linke Auge. — Was halte ich Euch vor?

Ich ſehe nichts!

Schließt noch einige Minuten das linke Auge. — Was halte ich Euch jetzt vor?

Ich ſehe nichts! — Ach Gott! ach Gott! Mein rechtes Auge iſt verloren!

Schwören will ich nicht, daß es nicht ſo iſt. Doch gönnt Euch nur Ruhe. In ein paar Tagen kann vielleicht ein anderes Reſultat erzielt werden. Ich will Euch verbinden und dann nach Hauſe bringen laſſen. Sagt mir Eure Wohnung, ich will Euch beſuchen.

Euer Gnaden, das iſt unmöglich! Nach Hauſe kann ich nicht gebracht werden. Daheim verliere ich das andere Auge auch!

Es wird doch nicht Euer Mann Euch ſo zugerichtet haben?

Ach Gott! ach Gott!

Seid doch ruhig. Ich verbinde Euch ja!

Wenn Euer Gnaden ſchon ſo mitleidig ſind und mich fortbringen laſſen wollen, ſo bitte ich fußfällig um einen

Fiaker. Ich kann aber nichts bezahlen. Ohne einen Heller Geld hat mich mein Mann zur Thüre hinausgeſtoßen, und als ich in meiner Verzweiflung ihm zugerufen:

„Warte, Unmenſch! Jetzt werd' ich der Welt ſagen, was ich von Dir geſehen!“

Da führte er einen Hieb nach meinen Augen und ſchrie:

„Du ſollſt nun nichts mehr ſehen;“ Zum Glück traf er nur das eine Auge.

Schändlich!

Dann packte er mich und ſchleuderte mich zur Thüre hinaus.

Und weßhalb thät er das?

Weil er durchgehen und mich nicht mitnehmen will, und ich ſollte doch eben ſo gut fort, wie er. Ach, wenn er mich nur nicht durch ſeinen Genoſſen verfolgen läßt; er hat mir geſchworen, daß er mir ihn nachſchickt, wenn ich irgend wo anders hingehen ſollte, als zu meiner Schweſter.

In dieſem Augenblicke trat Ellmann mit Emma herein.

Jeſus, Maria und Joſef! ſchrie das Weib. Da iſt er ja! und fuhr wie ein Pfeil zur Thüre hinaus.

Der Doktor, Emma und Ellmann ſtanden ganz verwundert da.

Endlich faßte ſich der Doktor und ſagte: Sie iſt wahnſinnig! Georg! Georg! rief er ſeinem Bedienten. Eile ihr nach! Bringe das Weib zurück! Ich will Dir ein Schreiben an den Direktor der Klinik im Spital mitgeben, nimm dann einen Fiaker und bringe ſie fort.

Was iſt denn geſchehen? guter Vater, fragte Ellmann.

Was bei Aerzten nicht ſelten vorgeht! Die Unglückliche iſt von ihrem Manne gräßlich mißhandelt worden. Er hat ihr das rechte Auge ausgeſchlagen, und ich fürchte durch dieſen entſetzlichen Schlag hat ſie auch eine Gehirnerſchütterung erlitten und iſt irrſinnig geworden.

Mir iſt das Weib ſo bekannt, ſagte Emma. Ich habe ſie ſchon geſchehen — aber ich weiß nicht mehr wo.

Ei! Wie kämen Sie mit ſolchen gemeinen Leuten in Berührung? ſagte Ellmann.

Doch! Doch! Jetzt fällt es mir ein, und ich werde mich nicht irren. Wohl ſah ich nur die Hälfte ihres Geſichtes, weil dieſe mit dem Tuche verhüllt war — aber ſie iſt es. Es iſt daſſelbe Weib, welches damals in Nußdorf, als Ihr armer Knabe ertrank, den Strohhut des Kindes in der Hand hielt, und zuerſt auf das Unglück aufmerkſam machte, und um Hilfe rief.

Sie irren ſich, entgegnete Ellmann, die ſah anders aus!

Nur mit unterdrückter Angſt vermochte Ellmann dieſe letzten Worte auszuſprechen, und den Ausruf „Jeſus, Maria und Joſef! da iſt er ja!“ erſchütterte ſein plötzlich erwachendes Gewiſſen ſo tief, daß er wie ein Marmorbild ausſah.

Jetzt kam der Bediente zurück.

Das Weib, ſprach er, habe ich eingeholt, allein ſie ſträubte ſich dergeſtalt, mit mir zu gehen, daß es Aufſehen machte und ſich ſogleich eine Maſſe Menſchen um uns verſammelte. Sagen Sie mir, fragte ſie mich, wie kommt der Herr in des Doktors Haus, der Herr, der mit der jungen Dame eingetreten iſt? Ich wollte ihr anfänglich keine Antwort geben, endlich, da ſie ihre Fragen wiederholte, ſagte ich in der Hoffnung, daß ſie ſich vor Herrn Ellmann nicht fürchten möge, „Er iſt der Bräutigam unſers Fräuleins!“ „Nur das nicht! nur das nicht!“ ſchrie ſie. — Und nun ſtockte der Bediente.

Was zögerſt Du mit dem, was ſie noch geſagt hat?

Ach, nur eine Verrückte kann ſo ſprechen! entgegnete der Bediente.

Sprich nur! ſprich nur! drängte Emma.

Nun, ſo mögen es mir Euer Gnaden und Herr von Elmann verzeihen; ſie ſagte:

Mein Mann und dieſer Herr ſterben beide am — Galgen!

Ellmann ſtürzte bei dieſen Worten wie vom Blitze getroffen nieder.

Zwölftes Kapitel.

Im Hauſe des Doktor Solbert.

Das Entſetzen Emmas und der Schreck ihres Vaters waren unbeſchreiblich.

Als man Ellmann von ſeinem Falle aufgehoben und Doktor Solbert ihn aus ſeiner Ohnmacht geweckt hatte, war ſein erſtes Wort: Wo befindet ſich das entſetzliche Weib? Ich muß es ſehen, ich muß es ſprechen.

Das Weib iſt entflohen, antwortete der Bediente.

Und was hat Er auf die verruchte Aeußerung dieſer Perſon geſagt? ſprach Ellmann. —

Ich habe geſagt, daß ſie wahnſinnig ſei und meinem Herrn Doktor entſprungen.

Und die Umſtehenden?

Sie liefen ihr mit Geſchrei nach. Eine Närrin! riefen ſie, aber das Weib ſchlüpfte in ein Durchhaus und Niemand fand ſie wieder.

Aber wie kann Sie, Herr von Ellmann, der Ausſpruch einer Verrückten in ſolche Beſtürzung verſetzen, in eine Beſtürzung, die Ihnen das Bewußtſein raubte, fragte Emma.

Ich — ich — ich geſtehe, daß die Beſchimpfung, die meine Perſon auf offener Straße betraf, mir die Beſinnung raubte. Jetzt möchte ich mich ſelbſt darüber anklagen.

Das Folgende ſprach er im ſichtbaren Kampfe mit ſich ſelbſt.

Es muß doch Etwas geſchehen, daß dieſes Weib unſchädlich gemacht werde. Könnten Sie da nicht theuerer Herr Doktor —

Ich werde die Polizei zu Hilfe rufen. Es muß auf das Weib gefahndet werden.

Ich meine, ohne Aufſehen ſoll dies geſchehen. Wenn das Weib als eine entſprungene Tollhäuslerin könnte bezeichnet und augenblicklich in das Lazareth gebracht werden, ſo wäre dies wohl das Klügſte.

Mein Vater wird genau wiſſen, was zu geſchehen hat, bemerkte Emma mit einer Strenge gegen Ellmann, die auffiel. Jetzt dächte ich, ſollte ſich mein guter Vater ſeinen Patienten widmen, die ſich ſchon ſo lange im Vorzimmer befinden und durchaus nicht wiſſen, warum ſie heute ihr menſchenfreundlicher Arzt ſo lange vernachläſſigt. Georg, gehe hinaus zu den Leuten, ſetzte Emma hinzu, und beruhige ſie. Sage ihnen, mein Vater werde ſie ſogleich vornehmen. —

Der Bediente ging.

Ich wünſche, daß meine Verlobung mit Herrn von Ellmann ſo lange hinausgeſchoben werden möge, betonte jetzt Emma, bis Herr von Ellmann über dieſe, mich auf das Aeußerſte befremdende Erſcheinung ſich und mich werde vollkommen beruhigen können.

Mit dieſen Worten verließ ſie mit einer Verbeugung den Empfangsſaal ihres Vaters.

Was haſt Du? Was ficht Dich an? rief ihr Doktor Selbert nach.

Ich bleibe keinen Augenblick mehr in Ihrem Hauſe! rief Ellmann. — Emma will Beruhigung. Sie fordert dies auf eine Weiſe, die mich tief verletzt. Gut! Ich werde ihr dieſe Beruhigung ſchaffen.

Mit dieſen Worten lief er fort, ohne von Doktor Selbert Abſchied zu nehmen.

Es muß heute in der Luft liegen! ſprach Solber, für ſich hin in ſeiner gutmüthigen Laune. Das Weib, Ellmann und meine Tochter ſind die räthſelhafteſten Erſcheinungen, die mir je an einem Tage vorgekommen. Eine poſitive Närrin, ein Halbnarr und eine von beiden Narren affizirte Tochter! Ich bin nur neugierig, ob ich unter meinen armen Kranken heute nicht noch mehrere finde, die überſchnappt ſind, bemerke ich dies, ſo liegt das Uebel ganz ſicher in der Luft! Schnell will ich jetzt die Anzeige an die Behörde hinſichtlich der ſchwer Verletzten und mit den Simptomen der Verrücktheit entlaufenen Perſon erſtatten, und dann meine Kranken empfangen.

Solbert begab ſich an ſein Schreibepult und ſchrieb, klingelte dann ſeinem Bedienten und übergab ihm die Anzeige. Jetzt erſt verfügte er ſich zu ſeinen Patienten.

Dreizehntes Kapitel.

Emma.

Emma war ein Mädchen, wie ſie nur ſelten vorkommen. So jung ſie war, ſo beſaß ſie doch Verſtand und Charakterfeſtigkeit in einem ſo hohen Grade, daß ein Mann, ein reifer Mann ſich deſſen nicht mehr hätte rühmen können.

Die Erinnerung an das, was ſie geſehen und gehört, ergriff ſie ſo mächtig, daß ſie trotz der Beherrſchung, die ſie zeigte, in die heftigſte Unruhe gerieth.

Wenn Jemand mir ſagen würde, ich müßte auf dem Hochgerichte ſterben, ſo würde ich dies ſo leicht hinnehmen, als hätte man meinen Tod durch den Sturz aus einem Luftballon profezeit. Ich werde nie die Gondel eines Luftfahrers beſteigen, ich könnte daher unter lautem Lachen eine ſolche Profezeiung hören. — Er, als er kaum vernahm, ich hätte das Weib erkannt, daſſelbe ſei das nämliche, welches mir bei dem Ertrinken ſeines Knaben den Strohhut gezeigt, und auf die Verunglückung deſſelben aufmerkſam gemacht — entfärbte ſich — und als der Bediente die Worte der Unbekannten rapportirte, die ſie ausrief, als Er als mein Bräutigam bezeichnet wurde, und das Weib betonte: „Nur das nicht! Nur das nicht!“ da hielt er ſich krampfhaft an einen Stuhl, und zitterte wie ein, von den Furien des Gewiſſens gepeitſchter Verbrecher! — Er iſt ein Verbrecher, und was er immerhin auch ausſprach, er iſt ein Verbrecher, er hat ein Verbrechen an ſeinem Kinde begangen. In ſeinem Geſichte, aus ſeiner Höllenangſt las ich es, daß er ein Verbrechen beging! Welches? Es wird mir klar werden! Ich danke Dir, mein Gott, daß Du durch Deine allmächtige Fügung mich noch zur rechten Zeit vor Schmach und Verzweiflung bewahrt haſt. Nie wollte ich ein Herz zu dieſem Menſchen faſſen; ein unerklärlicher Widerwille beſchlich mich, wenn er ſich mir nahte; nur das Mitleid für ihn, über den Tod ſeines Söhnchens, ſtimmte mich weich gegen ihn. Mein Vater, meine Verwandten und Freunde drangen in mich, ja gewiß dieſe glänzende Partie, wie ſie ſie nannten, nicht auszuſchlagen. Eine glänzende Partie nennt die Welt eine Verbindung mit einem Manne, der Geld beſitzt! Dieſe Thoren, welchen Geld Alles iſt, und die vielleicht einen am Hochgericht endenden Miſſethäter ehren würden, vermöchte er nur Millionen zu vererben.

Der Bediente des Fräuleins trat ein und meldete einen Fremden.

Ein Herr, ſagte der Bediente, der da verſichert, ſein Name ſei vollkommen gleichgiltig, denn nicht er, ſondern ſein Anliegen ſei wichtig, wünſcht dringend mit dem Fräulein zu ſprechen. —

Vielleicht mit meinem Vater? entgegnete Emma.

Nein, nein, mit Ihnen, verehrtes Fräulein. —

Gewiß ein Armer?

O nein, antwortete der Bediente, einem Armen ſieht er nicht ähnlich. Er iſt, wie Georg mir ſagte, in ſeinem eigenen Wagen vorgefahren, und iſt gekleidet wie ein vornehmer Herr. Sein ganzes Weſen zeigt von der feinſten Sitte.

Ich darf ohne Beiſein meines Vaters keine Beſuche annehmen, deshalb bitte meine Tante einen Augenblick zu mir, und dann laß den Herrn eintreten.

Der Bediente entfernte ſich bald darauf erſchien die Tante aus einem Nebenzimmer.

Was geht denn heute im Hauſe vor? fragte die Tante. Die Hausleute ſtecken die Köpfe zuſammen. Georg muß unaufhörlich auf ihre beſtürmenden Fragen antworten.

So viel nur in Eile, weil wir ſogleich eine Viſite zu erwarten haben, daß ich Ellmann nicht heiraten und meinen Vater beſtürmen werde, mit Ihnen und dem Onkel eine Reiſe zu unternehmen.

Weshalb! Weshalb willſt Du ihn nicht heiraten? Dieſen Cröſus nicht heiraten? Welche Wunderlichkeiten haſt Du wieder? Die Verlobung iſt feſtgeſetzt! — Du wirſt mich und Deinen Onkel heftig erzürnen! — Wir lieben Ellmann! Wir achten ihn! aber Du, verzogenes Kind, willſt uns vor den Kopf ſtoßen, und Dein ſchwacher Vater duldet alle Deine Launen! —

Beruhigen Sie ſich, Tante, ein Fremder hat ſich anmelden laſſen. —

Der Diener öffnete die Thüre, und der Fremde trat ein.

Ich muß um Entſchuldigung bitten, daß ich es wage, vor Ihnen, meine Damen, zu erſcheinen, ohne meinen Namen und Charakter zu nennen, aber ich komme als ein Mann mit einer ſo wichtigen Sendung, daß Sie meinen Namen in dem Augenblicke unbeachtet laſſen würden, in welchem ich meine Sendung ausgeſprochen hätte. — Ich hoffe allein mit dem Fräulein zu ſprechen.

Dies iſt meine Tante, mein Herr, und ich habe vor ihr kein Geheimniß. Ich bitte auch Sie, kein Geheimniß, was etwa mich allein betreffen ſollte, vor meiner Tante zu haben.

Wie Sie es wünſchen.

Die Tante wies dem Unbekannten einen Stuhl an. Die Damen ließen ſich auf ein Sopha nieder.

Man ſagt, hub der Unbekannte an, daß Sie ſich vermälen wollen, mein Fräulein.

Ganz gewiß! antwortete die Tante. Der Verlobungstag iſt ſchon feſtgeſetzt.

Ich bin gekommen, das Fräulein zu bitten, mit dieſem Verlobungsfeſt nicht zu eilen.

Weshalb? mein Herr, entgegnete die Tante. —

Der Herr Bräutigam iſt doch wohl Herr von Ellmann?

Ellmann heißt allerdings der Herr, der mich von meinem Vater zur Gattin begehrte, antwortete Emma.

Es iſt doch wahr, daß Sie, mein Fräulein, noch vor mehreren Monaten, den Entſchluß faßten, Ihre Hand keinem Manne zu reichen, der ein Witwer ſei, und ein Kind beſitze? —

Ich läugne nicht, daß ich dieſen Wunſch ausgeſprochen, erwiederte Emma.

Ueber den Witwer hätte ſich meine Nichte hinausgeſetzt, ſagte die Tante, aber das Kind genirte ſie. — Aber auch dieſer Grille wurde genügt. Ein unglücklicher Zufall wollte, daß der arme Knabe bei einem Spaziergange, in der Donau ertrank. —

So ſagte man, verſetzte der Fremde.

Wie? rief Emma, ſo ſagte man nur? Es war nur ein Gerede?

Der Knabe wurde gerettet! gab der Unbekannte zurück.

Ach mein Gott! rief Emma, das iſt ja ein außerordentliches Glück! Wo befindet er ſich denn?

Er iſt in Wien.

Ach, da verſchaffen Sie uns doch das gute Kind! Meine Nichte wird es liebevoll aufnehmen und dies wird, wie ſie jetzt denkt, die Verbindung nicht im Geringſten ſtören.

Den Knaben, den unglücklichen Knaben Ihnen vorſtellen zu dürfen, bin ich hier. Ich fürchte jedoch, daß wenn Sie ihn auch mit noch ſo großer Huld aufnehmen, daß gerade dieſer Knabe ein neues Hinderniß Ihrer ehelichen Verbindung entgegen ſetzen wird.

Ich faſſe Sie nicht! verſetzte Emma. Ich muß Ihnen vor Allem bekennen, daß ich es tief bereute, je den Wunſch ausgeſprochen zu haben, einen Witwer wegen eines Kindes, das er beſitzt, nicht wählen zu wollen.

Beſonders, wenn dieſer ſo liebenswürdig iſt wie Ellmann, — ergänzte die Tante.

Weiß Ellmann darum, daß ſein Söhnchen gerettet wurde? fragte Emma.

Das weiß er nicht! Er wähnt ihn todt, die Nachricht von des Kindes Leben würde ihn daher heftig erſchrecken.

Um Gottes willen, mein Herr, ſprechen Sie nicht ſo ſonderbar! ſprach Emma. Ich zittere vor Angſt, von Ihnen ſolche miſteriöſe Bemerkungen zu vernehmen.

Es handelt ſich hier um zwei höchſt wichtige Dinge, ſagte der Fremde. Es handelt ſich um Sie, mein Fräulein, und Ihr künftiges Glück, und dann um die Exiſtenz des Knaben. Sie werden ſich nicht mit Herrn von Ellmann verheiraten, dafür ſtehe ich. Damit Sie aber ja gewiß von dieſer Heirat zurücktreten, bringe ich Ihnen den Knaben. Sprechen Sie ſelbſt mit ihm, erfahren Sie aus ſeinem Munde, was mit ihm geſchehen. Dann heben Sie ſicher jede Verbindung mit einem Manne auf, der —

Wer ſind Sie, mein Herr, der ſolche Behauptungen wagt? ſprach die Tante.

Mein Name thut nichts zur Sache; ich bin nichts als ein Menſchenfreund, ein ehrlicher Mann und nebenbei der Retter des unglücklichen Knaben.

Sie erzälen Märchen! Sie wollen ein Ehebündniß vereiteln! tobte die Tante. Ich will meinen Gatten, ich will Emmas Vater, meinen Schwager, rufen!

Ach ich fühle, daß dieſer Herr keine Märchen erzält! rief Emma mit beklommener Stimme.

Ich bringe den Knaben, ſagte der Fremde, dann zürnen Sie mir noch ferner, gnädige Frau.

Der Unbekannte ging.

Er iſt ein Betrüger! Man muß ihn nicht fortlaſſen! eiferte die Tante. Wenn der Knabe lebt, ſo iſt es gut! Wenn er lebt, warum bringt er ihn nicht zu ſeinem Vater, ſondern zu Dir? Und wenn der Knabe lebt, wozu braucht er den Vater zu verdächtigen und zu ſagen: Ellmann wähnt ſeinen Knaben todt und wüßte er, daß es nicht ſo iſt, ſo würde des Kindes Leben den Vater erſchrecken!

Weil ein Verbrechen mit dem Knaben verübt wurde, fuhr Emma heftig auf. Ein Verbrechen! Wahrſcheinlich ein Verſuch den Knaben zu ermorden! Ach, Sie wiſſen nicht, Tante, was ſich in meines Vaters Ordinationsſtube ergeben. —

Mir gleich! Der Fremde iſt ein Betrüger, man hätte ihn feſtnehmen, man hätte nach Ellmann ſchicken ſollen, der würde dieſen Frechen gewiß erkannt und zur Rechenſchaft gezogen haben! Jetzt iſt er fort und niemals kommt er wieder!

In dieſem Augenblicke trat der Fremde mit Arthur in das Zimmer.

Dieſe Dame, ſagte der Fremde, kennſt Du ja wohl? indem er den Knaben Emma zuführte. Du erzälteſt mir ja, daß Du auf dem Spaziergange nach Nußdorf eine Zeit lang von ihr freundlich an der Hand geführt worden.

Ach! Fräulein Emma! ſagte Arthur und küßte ihr die Hände. Ach, das liebe Fräulein Emma! Wie glücklich bin ich, Sie wieder zu ſehen. Nun weilt mein Papa auch nicht ferne, denn wo Fräulein Emma ſich befindet, da iſt er gewiß auch in der Nähe!

Mein Kind! rief Emma und zog Arthur an ſich. Ja, ja, Du biſt es, obgleich in Deinen Zügen Etwas liegt, das mich erſchreckt! Was iſt mit Deinen Augen geſchehen? — Haſt Du viel geweint? Wie ſind Deine Wangen verändert! Du biſt es, und dennoch ſiehſt Du aus, wie wenn Du an einer böſen Krankheit gelitten?

Ach, ich habe viel gelitten! ſagte Arthur.

Du rangſt in den Fluten der Donau mit dem Tode, armes Kind, ſprach die Tante.

O, die Donau wäre barmherziger geweſen als die Menſchen, die mich gefangen hielten, entgegnete Arthur. Wäre ich hineingeſtürzt, ſo wäre mein Jammer ſchnell vorübergegangen, aber das geſchah nicht — ich wurde —

Der Bediente trat wieder herein und meldete Herrn von Ellmann. Seine Equipage, ſetzte er hinzu, fahre ſoeben in den Hof.

Ellmann? rief der Fremde mit großer Haſt. Ellmann darf den Knaben noch nicht ſehen! Zu früh! Viel zu früh! Entfernen Sie ihn, hören Sie ihn dann! Entfernen auch Sie ſich, verehrte Damen, bis Sie erfahren, was Sie erfahren müſſen. Erlauben Sie auch mir, Sie begleiten zu dürfen!

Wie? ich ſoll noch nicht meinen Papa ſehen? fragte Arthur.

Noch nicht! antwortete der Unbekannte.

Die Damen öffneten eine Seitenthüre und in das Nebenzimmer traten Tante und Emma, der Fremde und Arthur.

Vierzehntes Kapitel.

Die Wände haben Ohren.

Ellmann trat ziemlich verſtört ein.

Nirgens iſt Berthold zu finden! ſprach er. Seine Wohnung iſt verſchloſſen! — Der Entſetzliche, was mag ihn bewogen haben, ſein Weib ſo zu mißhandeln? — Ich habe Vorſorge getroffen, daß die Unglückliche aufgeſucht und ins Tollhaus geſchafft werde.

Emma nicht hier? ſagte er nach einer Pauſe, nachdem er ſich umgeſehen und die Thüre des Nebenzimmers geöffnet und hineingeblickt hatte. Es iſt mir faſt erwünſcht, daß weder ſie noch ihr Vater mir entgegen kommen.

Er blickte in einen Spiegel.

Ach, wie habe ich mich verändert! rief er; wenn ich nur dieſe Bläſſe, dieſe furchtbare Bläſſe verlieren könnte! Muth! Muth! ſagte er. Es iſt nicht möglich, daß etwas entdeckt werde! der Knabe iſt todt, Berthold ſchwätzt nicht. Er wird noch lange Geld brauchen, und ich werde es ihm geben! Und das Weib iſt toll, dies beſtätigt der Doktor! Was ängſtige ich mich?!

Ich ſoll Emma beruhigen! Worüber? Ueber die

Aeußerung einer Verrückten? — Darin liegt ja die Beruhigung, daß eine Wahnſinnige mich verdächtigt! — Ihr Vater muß ihr dies erklären, und ihr Onkel und ihre Tante müſſen ihr das Lächerliche ihrer Unruhe begreiflich machen. Ich weiß, Onkel und Tante gehen ins Feuer für mich!

Der Bediente Emmas trat wieder ein.

Euer Gnaden, ſagte er zu Ellmann, es ſucht Sie ein Mann hier, der ſo ungeſtüm iſt, daß er ſich gar nicht zurückweiſen läßt. Ein impertinenter, frecher Mann. Er ſieht aus wie ein Trunkenbold, iſt beiſpiellos keck, und wollte durchaus nicht zugeben, daß ich ihn melde.

Haſt Du denn geſagt, daß ich hier bin? fragte Ellmann den Bedienten.

Er hat Euer Gnaden ins Haus fahren ſehen und Ihren Kutſcher gefragt, ob Sie oben wären? Da meinte er bei Fräulein Emma. — Dann fragte der Mann Georg, wann die Verlobung ſei. Georg hielt ihn für einen Bettler, wie's dergleichen gibt, die jede Feſtlichkeit benützen, um ſich milde Gaben zu holen, und Georg antwortete: Mit der Verlobung hat es noch lange Zeit! — Lange Zeit! ſagte der Mann, darauf kann ich nicht warten; ich muß heute noch ans Ziel kommen.

Verleugne mich! ſtöhnte Ellmann. Ich kenne den Vagabunden! Er preßt mich alle Augenblicke um Geld! — Sage ihm, ich ſei nirgens zu finden.

Der Kerl wird, wenn ich ihm dies hinterbringe, beiſpiellos wüthen, aber ich weiß ſchon, was ich thue. Ich ſchicke Georg nach der Wache!

Warum nicht gar! Wozu die Wache! Geht der Mann nicht gutwillig, ſo ſage ihm, er möchte in meine Wohnung kommen, Du wüßteſt gewiß, daß ich zu Hauſe ſei. — Sprich ihn aber manierlich an! Hörſt Du!

So? Manierlich? Als ich ihn nicht auf der Stelle einlaſſen wollte, gab er mir einen Stoß auf die Bruſt.

Nun warte, Spitzbube, ſagte der Bediente im Fortgehen für ſich, um die Wache ſchicke ich doch! In dieſes Haus ſollſt Du nicht mehr kommen; den Stoß auf die Bruſt werde ich Dir bezahlen! —

Der Bediente entfernte ſich.

Wenn ich nur wüßte, wie ich dem Schurken entſchlüpfen könnte! Sogar hieher verfolgt er mich! In dieſe Zimmer kann ich nicht, ſie haben auch keinen Ausgang, und dringt der Schändliche hier ein, ſo geht er ſo lange im Hauſe herum, bis er mich entdeckt!

Man hörte jetzt einen rohen Tumult im Vorzimmer.

Nach Hauſe iſt er? ſchrie Berthold den Bedienten an, Du Lump! Wen willſt Du denn narren? Einen Stoß hab ich Dir ſchon gegeben, Du Schuft! da haſt Du den zweiten! Mit dieſen Worten warf er den Bedienten an die Thüre, daß ſie aufſprang, und Berthold ſogleich Ellmann erblickte.

Da ſind Sie ja! ſprach er. Wußt ich's doch! Nun warte, Kujon, donnerte er dem Bedienten zu, wann ich mit Dem da, ich will ſagen, mit dem Herrn von Ellmann fertig bin, dann komme ich über Dich! Ich werde Dich lügen lehren! Du ſollſt Deine Backenzähne heute noch verlieren, das ſchwöre ich Dir!

Servus! ſagte Berthold zu Ellmann, und trat ins Zimmer.

Die vier Wochen, ſagte er trotzig, die Sie ſich ausbedungen ſind zwar noch nicht um, aber das thut nichts. Ich habe ein Mittel erfunden, ſie mir abzukürzen!

Aber wie kannſt Du Dich unterſtehen, hieher zu kommen? Und mit welcher Brutalität? — Verwegener? Iſt Dir denn gar nichts heilig?

Iſt das etwa eine Kirche? — Wo Sie ſind, kann ich auch ſein! Verſtanden?

Schon gut! ſchon gut! Sprich nur was Du hier willſt? Ich glaube gar, Du haſt Dich betrunken?

Schon am frühen Morgen! Ich hab mir jetzt vorgenommen, mir nichts mehr abgehen zu laſſen. Wozu auch! Und wenn ich alle Keller Wiens ausſöffe — er lachte bei dieſen Worten ungeſtüm — Sie müßten's bezahlen!

Was haſt Du denn mit Deinem Weibe gemacht?

Die ſpielt jetzt blinde Kuh! — Er lachte wieder überlaut. —

Lach nicht ſo ausgelaſſen, die Wände beben ja! Wir ſind in einem fremden Hauſe. Weißt Du, daß Dein Weib hier bei Doktor Solbert, dem Vater meiner Braut war? Du haſt ihr das rechte Auge ausgeſchlagen!

Das linke war's!

Das rechte ſage ich. —

Das linke, zum Teufel! Aber wenn Sie das rechte noch hat, ſo muß das auch heraus. Die Beſtie drohte mich zu verrathen. —

Sie hat es ſchon gethan!

Da das Geſpräch immer heftiger wurde, ſo bemerkte man, daß plötzlich eine Tapeten-Thür an der Hinterwand aufging, und daß Jemand dort lauſche:

Sie hat es ſchon gethan?

Wo hat ſie es gethan?

Hier im Hauſe! Bei dem Doktor, durch den Bedienten bei meiner Braut. —

Und ſie hat auch Sie verrathen?

Freilich! Wir wollen hier nicht davon reden! Du ſollſt aber Dein Weib ſo ſchnell als möglich aufſuchen, um ihr dieſe Aeußerungen zu unterſagen. —

Soll geſchehen! Ich werde ſie bei ihrer Schweſter finden und ſie dort ſo lange treten, bis ſie die Sprache verliert. Das iſt das beſte Mittel, ein ſchwatzhaftes Weib zum Schweigen zu bringen. —

Thu' dies, aber ſogleich, und komme morgen zu mir.

Ei das iſt nichts! Morgen? Das iſt mir zu lang. Ich brauche heute noch Geld!

Hier hab' ich keines.

Der Schwiegerpapa ſoll ausrücken!

Schändlicher! Haſt Du mich nicht ſchon beinahe an den Bettelſtab gebracht?

Das iſt nicht wahr, ich habe Sie reich gemacht. Ich habe gemacht, daß Sie Ihren Buben beerben.

Ja, wenn man ſeinen Leichnam findet, beerbe ich ihn, früher nicht!

Und da Sie keinen Buben mehr haben, ſo bekommen Sie auch die reiche Braut. Ich hab Ihnen dies ſchon oft geſagt, und jedes Mal haben Sie blechen müſſen! Blechen Sie wieder, und ſogleich!

Hier iſt es unmöglich!

War gefaßt, auf dieſe Auskunft! Ich kann aber abhelfen! Da hab ich ein kleines Wechſelchen mitgebracht das acceptiren Sie!

Gieb her! — Dann gehſt Du aber?

Auf der Stelle!

Ellmann ſah den Wechſel an. Biſt Du von Sinnen? ſagte er; 15.000 Dukaten! Drei Tage nach Sicht? — das vermag ich nicht. —

Dann werd' ich Etwas vermögen! — Wenn Sie nicht gleich unterzeichnen, ſchrei ich ſo laut, daß Ihre Braut hieher kommen ſoll, und dieſer erzäle ich, was Sie mit Ihrem Knaben in Nußdorf machten!

Schändlicher! Vergißt Du, daß nicht ich, ſondern Du den Knaben in die Donau geſtürzt haſt?

Sie aber bezahlten mich dafür!

Das ſollſt Du, wenn es ſo weit kommt, und es wird ſo weit kommen, weil ich vor Dir, Entſetzlicher, keine Ruhe mehr finde, das ſollſt Du beweiſen müſſen.

Ich habe Ihnen ſchon geſagt — ich habe Zeugen.

Wahnſinniger!

Ja, Zeugen!

Erkauft!

Nein, nicht erkauft! Unterſchreiben Sie jetzt den Wechſel, oder ich zermalme Sie mit einem Wort. —

Ich unterſchreibe nicht, und wenn Du mich aufs Aeußerſte treibſt, ſo —

Nun denn, ſo führe ich Ihnen Ihren Knaben ſelbſt her. Arthur lebt! daß Sie es nur wiſſen. —

Was ſagſt Du?

Ja, er lebt! Gut verwahrt, Ihnen zum Verderben!

Du lügſt!

Ich lüge nicht!

Nein, er lügt nicht, ſagte Emma, und führte Arthur an der Hand herein.

Mit ihr erſchien Doktor Solbert, der Onkel, die Tante — Hellmann, denn das war, wie der Leſer wohl geahnt hat, der Fremde.

Papa! rief Arthur, und eilte auf ſeinen Vater zu. Biſt Du böſe, daß ich nicht ertrunken bin?

Der Schreck, der ſich auf beiden Geſichtern, auf dem Ellmanns und auf dem Bertholds abſpiegelte, war ſo mächtig, daß Ellmann die Sprache, Berthold ſeinen Rauſch verlor.

Entfliehen Sie! herrſchte Emma Ellmann zu. Entfliehen Sie! die Wachen ſind im Hauſe! Ihr Wagen ſteht noch im Hofe. Sie gewinnen einen Vorſprung! Entfliehen Sie!

Ellmann ſtarrte ſeinen Knaben an, verhüllte ſich das Geſicht und ſtürzte fort.

Papa, nimmſt Du mich nicht mit? fragte der Knabe.

Ei! ſo haben wir nicht gewettet! kreiſchte Berthold. Da muß ich auch dabei ſein! Er wollte Ellmann nacheilen.

Halt! rief Hellmann und winkte der Wache, welche der Bediente gebracht hatte. Der unglückliche Vater wird ſeinem Schickſale nicht entgehen, fuhr **Hellmann** fort. Aber Dir, Scheuſal, mit dem Namen **Berthold**, ſollte ein eigener Galgen gebaut werden!

So? grinſte **Berthold**. — **Ellmann** wollte das Kind durch mich in die Donau ſtürzen laſſen! Der Vater, wenn gleich nur der Stiefvater, wollte, um zu erben, am Sohne zum Mörder werden, ich aber verhinderte die Schandthat! und **Er** ſoll nun frei ausgehen, entfliehen, und ich am Galgen ſterben? Dieſe Rechnung wäre ungleich. Führet mich nur fort! Wir wollen ſehen, wer von uns zweien baumelt, Er oder ich; denn daß **Ellmann** nicht weit kommt, dafür werde **ich** beſorgt ſein!

Er wurde fortgeführt.

Komm, **Arthur**, ſagte **Hellmann**, jetzt werde ich **Dein** Vater ſein!

Kam ich noch zur rechten Zeit? fragte Hellmann die Tante. Bin ich noch ein Verläumder?

Emma, begib Dich auf Dein Zimmer, bat **Solbert**, tief bewegt, Du biſt ſo erſchüttert, daß ich eine heftige Krankheit befürchte.

O nein! Ich bin wohl mächtig ergriffen, doch hoffe ich, daß **dies** vorübergehen wird. Gott hat mich geſtärkt, Gott wird mir ferner beiſtehen. Herr von **Hellmann**! fuhr ſie fort, wir ſind Ihnen zu dem innigſten Danke verpflichtet. Wollen Sie aber Oel in die Wunde träufeln, die mir das Schickſal ſchlug, ſo laſſen Sie mir dies Kind; ich will es wie mein eigenes Leben lieben, und da ich mich weigerte, den Mann zu ehelichen, weil er dieſen Sohn beſaß, ſo will ich jetzt deſſen **Mutter** ſein! Er bedarf ja einer Mutter!

Fünfzehntes Kapitel.

Der Kauf-Vertrag.

Als Otto zu ſeinem Advokaten kam und ihn um Rath fragte, ob er den, von Stomm vorgeſchlagenen Kauf der Herrſchaft und Fabrik, und unter den ihm bekannt gegebenen Bedingungen, abſchließen könne, rieth ihm der Advokat augenblicklich dazu.

Sie machen ein außerordentlich brillantes Geſchäft, ſagte der Doktor; die Herrſchaft und Fabrik ſind ganz ſchuldenfrei. Ich weiß dies genau von Jemand, den ich nicht nennen kann, und der ſich erſt vor wenigen Tagen hievon amtlich überzeugte. Noch brillanter wird jedoch das Geſchäft dadurch, daß derſelbe Fürſt, der vor Jahren Luſt zeigte, dieſe Realitäten an ſich zu bringen. wieder in Wien iſt, und dem ſie dieſe, ſobald Sie Eigenthümer geworden, durch mich anbieten laſſen können. Natürlich müſſen Sie jetzt viel mehr fordern, als der Fürſt damals geben wollte. Es kann Ihnen nicht unbekannt ſein, welchen Werth dieſe Beſitzungen gegenwärtig haben.

Und getäuſcht kann ich nicht werden? fragte Otto. Mich befremdet nur die Eile, mit welcher Stomm dieſe Angelegenheit betreibt.

Es könnte nur ſeit einigen Tagen eine grundbuchliche

Vormerkung gemacht worden ſein, aber auch dies iſt nicht zu vermuthen, da Stomm ſehr gut weiß, daß ſich nach dem reinen Beſitz ſeiner Realitäten Jemand erkundigte, und er ſonach, unter keiner Bedingung ſeines Kredits wegen, darauf Schulden machen würde.

Für einige Zeit müßte ich doch meine Wechſel ohne Sicherheit aus der Hand geben?—

Das wohl! Aber in dem Momente als Sie dies thun, ſende ich auch einen Bevollmächtigten ab, und laſſe ſogleich Sie als Eigenthümer grundbuchlich einſchreiben. Ueberdies können wir noch eine Vorſichtsmaßregel anwenden. Sie theilten mir ſo eben mit, daß ſowohl der Herrſchaftsdirektor, als der Direktor der Fabrik in Wien ſich befänden. Dieſe beiden laſſen wir ein Dokument unterſchreiben, laut welchem beide garantiren, daß der Kauf ohne irgend einer Gefährdung für Sie abgeſchloſſen werden könne. Wir ſetzen ferner bei, daß beide Direktoren hievon vollkommen überzeugt ſind, und daß ſie, wäre es anders, einen förmlichen Betrug begünſtigen würden. Zwar kenne ich den Fabriksdirektor nicht, aber der Herrſchaftsdirektor iſt mir vollkommen als Ehrenmann bekannt, und von ihm bin ich auch überzeugt, daß er ſich lieber die Hand abhauen ließe, als eine, ihn kompromittirende Schrift zu unterzeichnen.

Ich bin jetzt ruhig. Ich werde zur Ausfertigung der Recepte ſchreiten.

Ich werde von meinen Konzipienten die nöthigen Inſtrumente mit aller Vorſicht entwerfen laſſen, und Ihnen zur Beurtheilung vorlegen.

Es geſchah Alles, wie hier angedeutet wurde.

Der Advokat ließ die, auf dieſen Kauf bezüglichen Schriften mit bewunderungswürdiger Umſicht verfaſſen.

Die beiden Direktoren erſchienen. Sie wurden genau examinirt, und beantworteten jede, noch ſo ängſtliche Frage mit Offenheit und Ehrlichkeit.

Otto ſagte ihnen jetzt, daß er beide in ihrer Anſtellung nicht nur belaſſen, ſondern ihnen auch, wenn ſich Alles ſo verhalte, wie ſie angegeben, und wenn die produzirten Inventarien nur wahre Angaben enthalten, namhafte Honorare auszahlen laſſen würde.

Die Direktoren nahmen dies mit lautem Danke an.

Bald hierauf erſchien Stomm.

Der Advokat las die Dokumente vor.

Stomm war mit jedem Punkte einverſtanden. Die Kontrakte und übrigen Dokumente wurden nun unterſchrieben, und Otto händigte Stomm die Wechſel ein.

Noch einmal, ſagte Stomm, ſpreche ich die Bedingung aus, daß vor der Hand dieſer Ankauf von Ihrer Seite und der hier verſammelten Herren, ſo wie des Kanzleiperſonales ein Geheimniß bleibe. Ich bedinge mir dies nur für acht Tage. Dafür beſtimme ich dem Herrn Doktor ein Honorar von 2000 Gulden — dem Kanzleiperſonale von 600 Gulden, welche aber erſt nach Verlauf dieſer acht Tage bei mir behoben werden können. Erfährt früher als in einer Woche irgend Jemand etwas von dieſem Ankaufe, ſo bezahle ich erſtens kein Honorar, zweitens geht der Kauf zurück und drittens entlaſſe ich in dem Momente, als ich wieder Eigenthümer der Realitäten bin, beide Direktoren. Hierüber muß ein Protokoll aufgenommen werden, das ſämmtliche Betheiligte zu unterſchreiben haben.

Erlauben Sie, wendete Otto ein, bei ſolchen Bedingungen würde ich ja am meiſten riskiren. Setzen wir den Fall, einer der Kanzeliſten des Herrn Doktors auf welchen vielleicht von den 600 Gulden Honorar 50 Gulden fiele, ſchwätzte etwas in einer Unbeſonnenheit, ſo ginge Alles zurück, und ich hätte mich dann umſonſt in einen Handel eingelaſſen, den ich nur nach vielen überwundenen Bedenken einging. Meine Wechſel zirkuliren vielleicht ſchon in einer Stunde auf der Börſe! Und ich ſoll der Unvorſichtigkeit eines Dritten zum Opfer fallen können? Noch mehr! Sie ſelbſt, Herr von Stomm, wenn Sie der Verkauf reut, könnten die Sache unter die Leute bringen und dann ſagen, es wäre von unſerer Seite geſchehen? Nein, das iſt nichts, da geben Sie mir lieber meine Wechſel wieder; wir wollen Alles rückgängig machen und die unterſchriebenen Dokumente zerreißen.

Stomm machte große Augen, als er Ottos, mit ſolcher Beſtimmtheit ausgeſprochenen Entſchluß vernahm. Er beſtand nicht ferner auf ſeiner unſtatthaften Bedingung, ſondern begnügte ſich, daß alle Verſammelten und der Doktor im Namen ſeines Perſonales das Ehrenwort gaben, dieſe Angelegenheit geheim zu halten.

Man trennte ſich endlich, und Stomm eilte Reppler aufzuſuchen, der ſchon auf die Wechſel wartete.

In einer Stunde hierauf, brachte Reppler das für die Accepte erhaltene Geld ſeinem Geſchäftsfreunde Stomm und die Sache war abgemacht.

Sechzehntes Kapitel.

Ein unerwartetes Ereigniß.

Wir müſſen noch einmal in das Haus Krazmann's und ſeiner Töchter zurückkehren und dem Leſer erzälen, was hier vorgegangen, als ihnen von Albert ein förmlicher Hausarreſt aufgetragen wurde.

Es fügte ſich ſowohl der Vater, als die Töchter dem gegebenen Befehle, ſie ſetzten keinen Schritt vor die Thüre, ſie beſuchten keine Geſellſchaften mehr, aber deſto mehr Geſellſchaften zogen ſie in ihr Haus.

Um ſich die Zeit in ihren „vier Pfählen" recht angenehm zu vertreiben, nahmen ſie Beſuche auf Beſuche an. Alle ihre Liebhaber ſahen die Mädchen wieder; ſie putzten ſich über alle Begriffe, und der alte Herr Krazmann aß täglich an einer wohlbeſetzten Tafel. Er war hierüber ſeelenvergnügt und nur darüber war er verdrießlich, daß die „lieben Töchter" damit umgingen, einen Ball zu geben.

Einen Ball, Papa, müſſen Sie geſtatten, und wäre es auch nur, um Vetter Hellmann recht zu ärgern, und ihm zu zeigen, daß wir uns aus ſeinem Haſſe nicht das Geringſte machen.

Ja, ja, ſagte der Alte, Vetter Hellmann wird ſich allerdings ärgern, aber ich ärgere mich auch. Ich kann während eines Balles nicht ſchlafen, und wenn man ſich, wie ich mich gegenwärtig am Tage ſo ungeheuer plagt, ſo muß man doch in der Nacht ruhen.

Sie plagen ſich? entgegnete Louiſe. Was thun Sie denn? Sie nehmen des Morgens ein Gabelfrühſtück, dabei öffnen Sie eine Bouteille Chablis und trinken ſie; Mittag eſſen Sie acht bis zehn Gerichte und entkorken eine Flaſche Bordeaux und eine Flaſche Champagner, dann ſchlafen Sie bis 9 Uhr Abends. Dann ſetzen Sie ſich wieder zu Tiſche, verzehren zum Souper einen Haſen und einen Faſan oder dergleichen und ſchwemmen, was Sie genießen, mit einer Bouteille Rhein- oder Frankenwein hinunter. Es mag dies wohl eine Arbeit ſein, die Ihnen den Schweiß auf die Stirne treibt, aber eine Plage iſt es wahrlich nicht.

Und daß ich Euer Kaſſier bin? Iſt dies nichts? Daß Ihr alle Minuten kommt, mit der Bitte: „Papa, der Schneider iſt da!“ „Die Marchande de Mode iſt da!“ „Aus der Putzhandlung iſt ein Konto gekommen!„ „Unſer Geld iſt zu Ende!“ „Schießen Sie uns noch Geld vor, bis wir unſere Quellen wieder geöffnet haben.“ — Iſt das keine Plage? Jetzt hab ich ſchon die ſiebente Hundert-Gulden-Banknote wechſeln laſſen. Iſt es keine Plage, bis man ſo viel Geld los wird? Ich wünſchte ſchon, alle 2000 Gulden wären beim Teufel, ſo könnte ich doch wieder meiner Bequemlichkeit leben!

Nun und dann, wenn das Geld fort iſt, warf Joſefine ſchnippiſch ein, woher werden die Trüffeln und Aalpaſteten, die Repphühner, die Schnepfen, der Auſtern-Salat, die Lachsforellen, die Sie auf den Winter zu verzehren wünſchen, genommen?

O bis dahin werdet Ihr ſchon Rath ſchaffen! Ich bitte Euch daher, wartet mit Eurem Balle bis auf den Winter, da geht es dann von Eurem Gelde!

Nach dieſer Expektoration trat die Hausmeiſterin herein. Dieſe war jetzt, was früher Mali war, Bedienter und Stubenmädchen, Hausknecht und Kammerjungfer, Stiefelputzer und Poſtillon d'Amour.

Euer Gnaden, ſagte ſie, ich bitte um eine andere Banknote. Im „Kameel in der Bognergaſſe,“ wo ich eine Menge Delikateſſen kaufen ſollte, nehmen ſie mir dieſen „Hunderter“ nicht an. Sie haben in jener Handlung juſt nicht behauptet, daß der „Hunderter“ falſch ſei, aber es gäbe jetzt viele falſche Banknoten, ſagten ſie, und da möchte ich ihnen lieber ein anderes „Geld“ bringen.

Falſch? ſagte Krazmann, die Herren in der „Handlung beim Kameel“ waren vielleicht nicht aufgelegt, der Frau heraus zu geben.

O gewiß nicht! Euer Gnaden, ſagte die Hausmeiſterin; dieſe Herren ſind immer gut aufgelegt! Es gibt in ganz Wien keine artigeren Herren als dort, aber ſie ſind ängſtlich, und da ſie lauter echte Waaren haben, ſo möchten ſie auch echtes Geld dafür erhalten.

Ich habe kein anderes als echtes, ſagte Krazmann. Was macht denn die Rechnung aus für Zucker, Kaffee und Delikateſſen?

Dreizehn Gulden ſechsundvierzig Kreuzer, erwiederte die Hausmeiſterin.

Nun ſo nimm die Frau hier dieſe 20 Gulden; dieſe werden gewiß echt ſein.

In dieſem Augenblicke trat ein Kommis aus einer Putzhandlung ein.

Ich bedauere, ſagte er, aber ich muß hier eine Hundert-Gulden-Note zurückbringen. Wir haben ſie für falſch erkannt und können den Betrag derſelben nicht verlieren. Wir Kommis haben ſie angenommen, und müſſen Sie unſerm Prinzipal erſetzen.

Das iſt zum Teufel holen! rief Krazmann. Schon wieder eine falſche Banknote! — Da gebe ich Ihnen eine andere, vielleicht iſt dieſe eine echte!

Dieſe, ſagte der Kommis, iſt auch falſch! Sehen nur ſelbſt! Sie iſt ganz ſo wie die frühere; der Abdruck der Note iſt eben ſo roh, anderer Kennzeichen nicht zu gedenken!

So ſehen Sie dieſe an! ſprach Krazmann ſehr ärgerlich.

Dieſe iſt echt, entgegnete der Kommis. Ich nehme ſie an.

Woher haben Sie denn dieſe falſchen Banknoten! fragte nun der Kommis, da können Sie ja große Ungelegenheiten haben?

Ich habe ſie von einem Geſchäfte, und kenne den Mann ſehr gut, der ſie mir gegeben.

Ich wünſche, daß Sie ſich ausweiſen können, entgegnete der Kommis. Ich möchte aber nicht Ihre Laufereien haben, wenn Sie in Verdacht geriethen, falſche Banknoten verbreitet zu haben. Man forſcht ſchon lange den Fälſchern nach und ein Paar ſehr verdächtige Leute ſind bereits eingezogen worden.

Mit dieſen Worten ging der Kommis.

Papa, ſagte Joſefine, das wäre eine hübſche Geſchichte, wenn Herr Hauf falſche Banknoten fabrizirte!

Er iſt ein Wucherer, ſetzte Louiſe hinzu. Einem ſolchen Wicht ſieht Alles ähnlich!

Vielleicht haben ſie ihn der falſchen Zettel wegen verhaftet? ergänzte Thereſe.

Ei, was läge mir an dieſem Spitzbuben! rief Herr Kraxmann. Mir wäre nur um das Geld! Jetzt habe ich noch 1000 Gulden, darin beſteht meine Habe! Sind dieſe 1000 Gulden in Banknoten falſch, ſo habe ich nichts!

Das wäre entſetzlich! riefen die Mädchen.

Apropos! ſagte Kraxmann. Es iſt ja ein Brief von Eurer Mutter angekommen. Was ſchreibt ſie denn?

Ach! wir wollten Ihnen den Tag nicht verderben, antwortete Joſefine. Sie ſchreibt, daß ſie erfahren habe, daß Sie und wir des Knaben wegen nicht verhaftet wurden. Sie wolle ſich nun Hellmann zu Füßen werfen und ihn bitten,, er möchte ſie als ſeine leibliche Verwandte nicht verfolgen; ſie wolle zu dieſem Ende wieder in Wien eintreffen, und dies ſo ſchnell als möglich.

O weh! Da reiſe ich ab! ſchrie Kraxmann ganz entſetzt.

Sie ſchreibt ferner, ſie habe Gieſelburg in Lundenburg getroffen; ſie komme nun mit ihm in Wien an. Auch die Mali kommt wieder. Wir möchten nun für Gieſelburg dasſelbe Zimmer bereit halten, welches Hellmann gemiethet hatte.

Gieſelburg kommt mit? erwiederte Kraxmann, nun, da kann ich mir Euere Mutter als Zuwag gefallen laſſen. Gieſelburg iſt ein generöſer Menſch, mit dem lebt ſich's gut!

Wenn die Mama nur nicht zu viel auf Hellmann vertraut, bemerkte Joſefine. Uns hat er Hausarreſt diktirt. Was wird er erſt der Mama hinausdiſputiren!

Man hörte im Vorzimmer ein Geräuſch, dann die Worte: Ei, mein Haus iſt ſeit meiner Abweſenheit ganz umgekehrt! Mali, ſieh nur!

O weh! da iſt die Mama ſchon! ſagte Thereſe, ich höre ſie ſchon wettern!

Ich verſtecke mich! ſagte Krazmann, und ſtellte ſich hinter einen Schrank.

Madame Krazmann trat ein. Ihr erſtes Wort war ein Scheltwort.

Zum Teufel! rief ſie, kommt mir denn Niemand entgegen? Wo iſt denn mein ſauberer Herr Gemal, daß ich ihn gemüthlich beim Ohr faſſe, weil ich eine ſolche Wirthſchaft hier finde! Und Ihr, Ungerathene, ſagte ſie zu ihren Töchtern, was ſoll ich zu Euch ſagen? Ich ſchrieb Euch, daß ich ankommen würde, warum empfing mich denn keine von Euch im Bahnhofe?

Wir küſſen Ihnen die Hände, Mama, ſagte Joſefine, und mit ihr nahten ſich auch die beiden andern Töchter der Mutter und küßten ihr die Hände.

Nun, wie iſt's? herrſchte Frau Krazmann ihre Töchter an. Hängt das Schwert ſchon über meinem Haupt, oder iſt der leibliche Herr Vetter doch in ſich gegangen, und läßt Gnade für Recht ergehen? Euch iſt kein Haar gekrümmt worden, alſo kann mir auch nichts geſchehen. Aber was ſeh' ich? Ihr müßt ja beiſpiellos flott leben?! Da iſt ja überall Ueberfluß, wo man hinſieht! Welche Stoffe zu Kleidern liegen umher! Welche Putzſachen in allen Zimmern! Und in der Küche, welche Leckerbiſſen! In die Speiſekammer habe ich nur einen Blick geworfen, welche Repphühner, Faſanen und anderes Wildpret ſind da! In der Küche prächtige Fiſche und rieſengroße Krebſe! Hat Hellman doch von dem

Legate etwas abgegeben, oder habt Ihr Mädchen, einige Grafen geangelt, die Euch mit allem Möglichen verſehen?

O, Mama, da iſt viel zu erzälen, und wir werden Ihnen viel erzälen, beruhigen Sie ſich nur erſt.

Gut! — Tiſcht Eure Delikateſſen auf. Ich werde zuhören, wenn ihr erzält, aber bewirthet mich gut. In dem verwünſchten Lundenburg, wo ich mich zwei Tage aufhielt, um Gieſelburg zu erwarten, habe ich ja niederträchtig geſpeiſt. Eben ſo erbärmlich fand ich den Wein. Begehrt man Bordeaux, bekommt man Refoſko, und wünſcht man Champagner, erhält man einen ungariſchen. — Der Kopf iſt mir ganz viereckig geworden von dem ſchlechten Geſöffe.— Was iſt denn in dieſer Schüſſel?

Das iſt Ananas-Kompot. Für den Papa bei Dehne eigens beſtellt worden.

Herr Kraxmann zitterte jetzt hinter ſeinem Schranke und fürchtete, daß ihm ſeine Gattin ſeine Lieblingsgerichte vom Munde wegſchnappen werde. Er konnte ſich beinahe nicht mehr zurückhalten.

Was iſt denn das? fragte Frau Kraxmann, das ſieht ja aus wie Salami!

Das iſt eine ſchottiſche Preßwurſt, antwortete Louiſe, zubereitet aus Haſenfleiſch, Wildenten, Wachteln, Gansleber, Trüffeln, Oliven. Etwas Delikates!

Her damit! ſchrie Frau Kraxmann, das iſt etwas für mich! Schenkt mir ein Glas Madeira dazu ein! Dieſe Wurſt ſoll mir prächtig munden.

Mit Erlaubniß, ſagte Herr Kraxmann, und trat aus ſeinem Verſtecke hervor. Schottland iſt nicht Schottenfeld, und ſo etwas nicht für Dich bereitet worden.

Für dieſe ſchottländiſche Wurſt, wie die Maria Stuart in ihrer Gefangenſchaft keine feinere auf dem Tiſche hatte, hab' ich mein Geld ausgegeben, und nicht das Deinige. Laſſe Dir geſelchte Würſtel holen, die paſſen beſſer für eine magere Frau.

Er ſprach dieſe Worte und retirirte ſich mit ſeiner Preßwurſt aus Schottland, die er vom erſten Garkoch Wiens für baare zehn Gulden in Banknoten gekauft hatte, in ſein Zimmer.

Das ſoll Dir theuer zu ſtehen kommen! rief Frau Kraxmann ihrem Gatten nach. Da ſeh' man einmal dieſen Menſchen an, ſetzte ſie hinzu. Er beſitzt nicht ſo viel Muth, mir unter die Augen zu treten, wenn ich aufgebracht über die Wirthſchaft, die ich hier im Hauſe finde, etwas raſch hereintrete; er verkriecht ſich wie Kinder vor der Zuchtruthe, kaum aber befürchtet er, daß ihm etwas genommen werde, was ſeinen Gaumen erquickt, ſo tritt er mir mit einer Frechheit entgegen, die mich ſtaunen macht. Nun warte! Deine Courage ſoll ſchon wieder zuſammenſchrumpfen! -- Und nun ſetzt mir etwas Anderes vor. Iſt kein kalter „Indian“ im Hauſe.

O ja, antwortete Joſefine, ein „Indian mit Aſpik,“ ganz deliciös.

So bringt ihn mir.

Frau Kraxmann ſchickte ſich an, recht wacker zu eſſen und dem Madeira zuzuſprechen, da trat Gieſelburg herein, warf einen ſchweren Reiſeſack auf den Tiſch, und fragte nach ſeinem Zimmer.

Mali wird ſogleich damit fertig ſein. Ich habe ihr bereits befohlen, die Betten „weiß zu überziehen,“ dann mit Eau de Cologne zu räuchern, damit Ihr Zimmer von einer angenehmen Luft durchweht werde. Setzen Sie ſich her zu mir und laſſen Sie ſich's gut ſchmecken!

Dazu habe ich keine Zeit, antwortete Gieſelburg. Ich habe zu viel wichtige Gänge zu thun. — Zeigen Sie mir mein Zimmer und weiſen Sie mir einen Schrank an, in welchem ich meinen Reiſeſack gut verwahren kann. Ich werde den Schlüſſel zum Schranke mit mir nehmen, und auch mein Zimmer gut verſperren. Wenn ich heute noch abreiſen müßte, was ich für den Augenblick nicht beſtimmen kann, ſo erſuche ich Sie, mein Zimmer unter keiner Bedingung öffnen zu laſſen, und ſollte auch das ganze Haus in Flammen aufgehen.

Mit dieſen Worten ging Gieſelburg wieder, ohne zu grüßen oder die drei Töchter Kraxmanns nur eines Blickes zu würdigen. Sein Reiſeſack wurde ſogleich in einen Schrank in ſein Zimmer gebracht; Schrank und Zimmer verſperrte Gieſelburg, ſteckte die Schlüſſel zu ſich und entfernte ſich.

„Das iſt noch immer der unhöfliche, ſchroffe Menſch, wie wir ihn kennen lernten,“ bemerkte Joſefine.

„Der einzige Mann unſerer Bekanntſchaft, der kalt und ſtolz an uns vorübergeht,“ ſetzte Louiſe hinzu.

„Wenn ich nur wüßte, was dieſer Menſch mit dem vielen Gelde anfängt, das er verdient,“ ſagte Thereſe. „Er haßt die Weiber, meidet das Spiel, trinkt ſelten Wein und iſt ſogar wortkarg.“

„Ein Sonderling,“ bemerkte Frau Kraxmann, „der nur die einzige Tugend beſitzt, daß er ſehr freigebig iſt.“

Und nun fragte Frau Kraxmann, wie ſteht es mit Valentin und Vincenz. Wo ſind die?

Wir haben ſie ſeit jenemverhängnißvollen Tage nicht mehr geſehen, antwortete Joſefine. Wohin die beiden in ihrer Angſt geflohen ſind, weiß Gott!

Meinetwegen an das Ende der Welt! verſetzte die Mutter. Ich wäre ſehr glücklich, wenn ſie nie mehr zurückkehrten, dann könnte ich bei einer etwaigen Verantwortung hinſichtlich des Knaben, alle Schuld auf ſie wälzen.

Lieber auf Berthold! meinte Joſefine.

Apropos Berthold! verſetzte Frau Krazmann, was iſt's mit dem?

Der weiß kein Wort, daß wir das Kind, nicht mehr im Hauſe beſitzen! — Er war wohl hier, aber wir ſagten es ihm nicht.

Er war hier? rief Frau Krazmann, dann hat er gewiß das Koſtgeld für Arthur gebracht?

Freilich! antwortete Thereſe. Der Papa hat es in Empfang genommen.

Euer Vater? eiferte Frau Krazmann. Gerechter Himmel, dann hat er für die bezahlten hundert Gulden ſich die koſtbaren Speiſen bereiten laſſen, und wagt dennoch die Behauptung, die ſchottiſche Wurſt ſei nicht von meinem Gelde!

Ei, der Papa hat Geld genug von anderer Seite bekommen! erwiederte Louiſe; aber die Mama fragten immer um andere Dinge; wir kamen ja nicht dazu Ihnenn zu erzälen —

Der Papa hat 2000 Gulden erhalten, ſetzte Thereſe hinzu.

Zweitauſend Gulden! Und die will der erbärmliche Menſch für ſich behalten, und meine 100 Gulden noch dazu! Ei, da kratz ich ihm ja eher die Augen aus, als ich dieſem Manne einen Groſchen in der Haut laſſe! Wo iſt er? Wo?

Er hat ſich eingeſperrt, entgegnete Joſefine. Ich hörte das Schloß klappen, als er die Thüre ſeines Zimmers zuzog.

Und ſtünde ein Felſen zwiſchen mir und ihm! tobte Frau Kraxmann. Ich muß das Geld haben!

Sie lief an die Thüre, riß an dem Schloſſe, ſchlug mit beiden Händen ſo heftig an die Thüre, daß das Haus dröhnte. Mache auf, Erbärmlicher! wüthete ſie, oder ich breche die Thüre ein.

Kann nicht ſein! erwiederte Kraxmann.

Es muß ſein! tobte die Frau. Louiſe, ſetzte ſie hinzu, bringe mir die Holzhacke aus der Küche. Die 2100 Gulden muß ich haben, und ſollte es dem alten Taugenichts das Leben koſten!

Komm nur heran! kreiſchte Kraxmann durch den Thürgucker, ehe ich Dir einen Heller gebe, verſchlucke ich die ſämmtlichen Banknoten, die ich habe.

Um Gotteswillen! machen Sie keinen ſolchen Lärm! rief jetzt Mali, welche ins Zimmer trat. — Das ganze Haus wimmelt von Wachen, und ein Kommiſſär fragt ſoeben die Hausleute um die Wohnung des Herrn Kraxmann.

Hörſt Du! ſchrie die Frau, die Polizei ſucht Dich. Mach auf!

Nein, ſie ſucht Dich, entgegnete Kraxmann. Ich bleibe, wo ich bin.

In dieſem Augenblicke trat der Kommiſſär auch ſchon mit mehreren ſeiner Leute raſch ein.

Entſchuldigen Sie, ſagte er, ich muß hier eine Hausunterſuchung vornehmen. Niemand verlaſſe dieſes Zimmer, Niemand verſuche zu entſchlüpfen! Es würde auch nichts fruchten! ich habe alle Ausgänge beſetzen laſſen.

Geben Sie mir die Schlüſſel zu allen Ihren Thüren und Schränken.

Warum denn, Herr Kommiſſär? fragte Frau Krazmann.

Das werden Sie ſchon erfahren. Wo befindet ſich Herr Krazmann?

Da drin ſteckt er! triumfirte ſeine Frau. Er hat ſich eingeſchloſſen und will um keinen Preis aufmachen. Ich habe ihn ſchon demüthig gebeten, und er thut es doch nicht!

Oeffnen Sie die Thüre, befahl der Kommiſſär, indem er ſich an das Zimmer, in welchem Krazmann ſich befand, wendete; öffnen Sie gutwillig oder ich laſſe die Thüre aufſprengen.

Die Thüre iſt ſchon offen, ächzte Krazmann, indem er heraustrat. Was wünſchen Sie von mir? Hier bin ich ſchon.

Geben Sie mir Ihre Brieftaſche und zeigen Sie gutwillig an, wo Sie noch Banknoten verborgen haben.

Zweitauſend Einhundert Gulden muß er beſitzen! denunzirte Frau Krazmann vorlaut. Gib Alles her, fuhr ſie mit Ingrimm fort, ſiehſt Du, wie Dich unſer Herr Gott fallen läßt.

Ich habe nur noch 1000 Gulden in Hundert-Gulden-Banknoten und einige Zehner, ſeufzte Krazmann.

Wo haben Sie das Uebrige?

Uebriges habe ich nichts. Wir hatten wirklich 2100 Gulden, aber ich und meine Töchter haben ſchreckliche Ausgaben gehabt.

Wo haben Sie dieſe Ausgaben gehabt? Und wo haben Sie die Hundert-Gulden-Banknoten, die Sie nun nicht mehr beſitzen, hingegeben?

Mein Gott, weiß ich's! — Wir haben unſere Hausmeiſterin zu den Einkäufen verwendet. In die Putzhandlungen in der Stadt, in die Shawl-Niederlagen, bei den Marchandes de Modes, bei Schuſtern und Schneidern, in die Wein- und Speiſehandlungen ſchickten wir überall unſere Banknoten hin.

Und von wem erhielten ſie dieſe?

Zweitauſend Gulden von einem Geldverleiher mit Namen Hanf und 100 Gulden von einem ſicheren Berthold, der einmal Bedienter war.

Wo wohnen dieſe Leute?

Der Herr Hanf wohnt ſeit Kurzem gar nicht, er ſitzt nur. Eine hochlöbliche Sicherheits-Behörde hat ihn bereits unter Schloß und Riegel und der Herr Berthold —

Bei dieſen Worten gab Frau Krazmann ihrem Mann einen ſolchen Stoß, daß er die Perücke verlor.

Der Kommiſſär, der das bemerkte, fuhr jetzt heftig auf: „Was ſoll das heißen? Warum unterbrechen Sie die Ausſage Ihres Mannes auf eine ſo pöbelhafte Weiſe? Ich erſuche Sie, mir nun ebenfalls ihre Baarſchaft zu zeigen.

Frau Krazmann, die hierauf nicht gefaßt war, erſchrack heftig und ſagte: Ich habe gar nichts Baares.

Ich werde Sie durch die Frau des Profoſen, die nur auf meinen Wink wartet, unterſuchen laſſen. Leeren Sie Ihre Taſchen.

Frau Krazmann erſah einen Moment, in welchem ſie glaubte nicht bemerkt zu werden, und warf eine dicke Brieftaſche unter den Tiſch.

Ei! das iſt infam! denunzirte Herr Kratzmann, da wirft ſie gerade ihre Brieftaſche weg! — Ich bitt' Dich gib gutwillig Alles her. — Siehſt Du, wie Dich unſer Herrgott fallen laßt.

Ein Mann der Wache hob die Brieftaſche auf und überreichte ſie den Kommiſſär; dieſer öffnete ſie und ſagte voll Erſtaunen: Ei, da iſt ja reiche Ausbeute. 20 Stück zu hundert Gulden und 30 Stück zu zehn Gulden.

Und Alles falſch! jubelte Kratzmann, nicht wahr, Herr Kommiſſär? Alles falſch! Nein, das iſt ſchrecklich, was dieſes Weib meinem Hauſe für eine Schande macht!

Schweigen Sie! befahl der Kommiſſär.

Nun kam die Reihe an die drei Töchter. Sie zogen jede ihr Porte monnais hervor, und überreichten es voll Zagen dem Kommiſſär. Dieſer fand lauter kleine Zettel darin, und ſtellte dieſe den drei Schweſtern wieder zurück.

Rein wie die Sonne, ſind die drei Mädchen, keuſch wie Eis und unſchuldig wie die Tauben, ſagt Hamlet, bemerkte der Vater. Ihr beſchämt tief Eure Mutter.

Schweigen Sie! befehle ich Ihnen noch einmal, oder ich laſſe Sie augenblicklich hinausführen.

Ich rede nur wo das Laſter ſich erbricht, und die Tugend ſich zu Tiſche ſetzt.

Wer iſt dieſe da? fragte der Kommiſſär, indem er ſich gegen Mali wendete.

Mali, die Köchin, auch eine pure Unſchuld, noch reiner als Sonnenſchein und keuſcher wie Eiszapfen!

Mali produzirte einen ledernen Geldbeutel, darin befand ſich kleine Münze und ein Gulden-Zettel.

Ich gratulir' Mali, ſagte Krazmann. Auch Du kannſt bei der Tugend mitſpeiſen.

Nun wollen wir die Zimmer durchſuchen.

Nur das eine nicht, welches unſerm Zimmerherrn gehört, platzte Frau Krazmann heraus.

Ja, er hat geſagt und wenn es im Hauſe brennt, ſo dürfte es nicht aufgeſperrt werden, verſicherte Krazmann. Ich habe dies bis in meine Stube gehört.

Wer iſt dieſer Zimmerherr? fragte der Kommiſſär.

Er iſt erſt heute mit meiner Frau aus Lundenburg angekommen, und ich glaube immer, die Mutter meiner Töchter hat mit dem robuſten Manne ein kleines Verhältniß, weil ſie ſo große Heimlichkeiten miteinander haben.

Unverſchämter! kreiſchte Frau Krazmann.

Du biſt ihm ja nachgereiſt. Du haſt es ja ſelbſt geſagt, verſetzte Herr Krazmann, voll Ingrimm.

Wer iſt dieſer Zimmerherr? fragte der Kommiſſär zum zweiten Male.

Gieſelburg aus Wieſelburg, ſchreibt er ſich, antwortete Krazmann.

Gieſelburg? Ei da ſind wir ja an der rechten Quelle. Laſſen Sie den Schloſſer heraufkommen, befahl der Kommiſſär einem ſeiner Leute. Das Zimmer dieſes Herren wollen wir doch beſehen.

Du bringſt mich und Dich und den Gieſelburg zur „Spinnerin am Kreuze,“ ſtöhnte Frau Krazmann ihrem Manne heimlich zu.

Zur Spinnerin am Kreuze? ſagte Krazmann ganz laut zu ſeiner Frau. Möglich! da magſt Du dann mit

Herrn Gieſelburg bleiben — ich aber fahr weiter und zwar in die Brühl.

Der Schloſſer kem, öffnete das Zimmer Gieſelburgs, und da fand man denn in ſeinem Reiſeſacke der falſchen Banknoten eine namhafte Zahl, in Hunderter zwar nur zehn Stück, aber in nachgeahmten Zehn-Gulden-Noten mehr denn 3000 Stück.

Der Kommiſſär unterſuchte noch weiter, fand aber nichts mehr.

Als die Unterſuchung des Hauſes beendigt war, erſuchte der Kommiſſär ſehr artig, Kraxmann und ſeine Frau möchten ihre Wohnung verſperren, die Schlüſſeln ihm übergeben, denn ſie müßten ihm alle, auch die Töchter und die Magd folgen.

Wir werden arretirt! rief Joſefine händeringend.

Louiſe erwiederte hierauf: Iſt es wahr, Herr Kommiſſär, daß wir verhaftet werden?

Mein Gott! mein Gott! ſagte Thereſe, dieſe Schande überlebe ich nicht, und wir haben doch nichts verbrechen!

Das dankt Ihr Eurem Vater! tobte Frau Kraxmann.

Wir werden doch in Fiakern weggebracht? fragte Kraxmann. Meine Töchter haben echte Banknoten, die können ja die Fahrt bezahlen!

Kommen Sie nur! ſagte der Kommiſſär. Ich habe ſchon für Fiaker geſorgt. Ich mache kein Aufſehen, machen Sie nur keines!

Mali weinte.

Kraxmann ſah dies und tröſtete: „Wein' nicht Rein wie Schnee, hab' ich geſagt. Ich, meine Töchter und Du werden als deklarirte Unſchulden heute noch nach Hauſe kommen, Meine Gattin aber und Herr von Gieſelburg? Gott ſei ihren armen Seelen gnädig.

Die Karavane wurde in drei Fiakern flott.

Der Kommiſſär ließ von ſeinen Leuten einige zurück, welche den Auftrag erhielten, in dem Augenblicke, in welchem Gieſelburg nach Hauſe komme, ihn zu verhaften.

Siebzehntes Kapitel.

Stomm trifft Vorbereitungen zur Flucht.

Gieſelburg wurde durch Stomm ſo ſchnell als möglich nach Wien beſchieden, da er ihm Dinge von höchſter Wichtigkeit mitzutheilen habe.

Gieſelburg trat bei Stomm ein.

Mein Reich iſt zu Ende! ſagte Stomm. Der Brief wurde von Terzel in unrechte Hände gegeben. Mein größter Feind hat ihn empfangen. Ich bin verloren, und nichts kann mir mehr helfen, als die Flucht.

Was ficht Sie an? verſetzte Gieſelburg. Der Brief, den ich ſchrieb, war ganz unſchuldig.

Du irrſt! Er iſt höchſt verfänglich! Dazu kommt noch, daß Du Agenten mir anempfohlen haſt, welche theils zu unvorſichtig, theils zu bornirt ſind, um eine ſo gefährliche Verbreitung mit einiger Geſchicklichkeit zu leiten. Von den ſechs Perſonen, die Du „für das Landvolk" bezeichnet haſt, ſind drei in Wien geblieben, und haben ihre Manövers ſtatt in den reichen, in den ärmſten Vorſtädten gemacht. Einer, der Schmuckhändler, hat zwar in Wien gut manipulirt, aber ich habe durch ihn 2000 fl. in einem Momente retour erhalten, in welchem ich gerade echte Banknoten am nöthigſten brauchte!

Der Schmuckhändler iſt bereits abgereiſt. Er iſt nach Berlin. Von dort aus ſendet er Ihnen den Erlös ſeiner hier eingehandelten Brillanten.

Ich bin auf dem Punkte, alle Platten, die ich im Hauſe habe, zu zerſtören, die Preſſe auseinander zu legen und die Beſtandtheile in die Donau zu werfen!

Nur die preußiſchen Banknoten rühren Sie nicht an, dieſe ſind Ihnen meiſterhaft gelungen. Ich benöthige ſo ſchnell als möglich noch tauſend Zehn-Thaler-Scheine. Thun Sie dann, was Sie für gerathen halten.

Ich rühre keine Hand mehr, um Dir zu genügen!

Dann bezahlen Sie ſelbſt das Honorar für mich und meiner Leute Bemühung. Es iſt Ihnen ſtets baar zugeſendet worden, was eingekommen. Die zehn Tauſend-Thaler-Scheine brauche ich, um die Verwendung meiner Agenten zu berichtigen. Soll ich Sie entlaſſen, muß ich mit Ihnen quitt werden.

Nimm Banknoten!

Das geht nicht! Flüchten Sie ſich, ſo wollen die Leute ebenfalls fort. Sie wollen nach Bremen und Hamburg, dort können Sie nur preußiſch Geld brauchen.

Ich habe Vorrath an preußiſchen Treſor-Scheinen, aber es werden nur 8000 Thaler ſein.

So machen Sie noch 200 dazu. Das iſt jetzt Alles eins.

Gut! Es ſoll geſchehen, morgen ſollſt Du ſie haben!

Wo werden Sie hinreiſen, wenn Sie Wien verlaſſen?

Nach Amſterdam.

Wie viel beſitzen Sie noch Hundert-Gulden-Noten vorräthig, und wie viele zu zehn Gulden?

In Allem zuſammen für 30.000 fl. Es war mir unmöglich, in den letzten Tagen zu arbeiten. Ich räumte Alles bei Seite! Und die 30.000 fl. Vorrath wollte ich ſchon heute verbrennen.

Nichts verbrennen Sie! Geben Sie mir Ihre Noten! Geben Sie ſchnell. Ich habe Gelegenheit, Alles anzubringen. Ich kaufe in Böhmen Hopfen. — Wenn Sie abreiſen, ſo zeigen Sie mir Ihren Aufenthalt nach dieſer Adreſſe an. Ich reiſe Ihnen nach, und wären Sie am Ende der Welt. — Aber Sie werden jetzt noch echtes Papier benöthigen? — Sie haben doch die 12.000 fl., die ich Ihnen aus Olmütz ſendete, erhalten.

O ja! Ich habe meine Beſitzung in Böhmen verkauft, und das Geld dafür in echten Banknoten in Händen. Ich bin gedeckt, um an das Ende der Welt zu kommen.

Noch die 30.000 fl. in Banknoten und die preußiſchen Noten für mich! Und Sie können Ihre Fabrikation in Europa aufgeben. In Amerika können Sie ſie aber wieder fortſetzen. Ich eile, nachdem ich Alles in Ordnung gebracht, nach Amſterdam und begleite Sie dann nach Amerika. Wenn ich ſage, daß ich Alles in Ordnung gebracht, verſtehe ich auch, daß ich die Gelder von unſern ſämmtlichen Agenten werde gehen machen. Gott ſei Dank! keiner iſt entdeckt worden. Bei Einem war es nahe daran, aber ich war in der Nähe und befreite ihn. — Nun gehe ich. Wann kann ich die preußiſchen Noten haben?

Morgen früh; und die 30.000 fl. Banknoten dazu.

Adieu!

Er ging.

Wenn ich nur wüßte, was Hellmann vorhat, ſagte Stomm, als er allein war. Wahrſcheinlich lavirt er! Der Zuſtand Berthas, die heute noch mein Haus verläßt, beſtimmt ihn wohl auch, daß er ſich zurückzieht, und ſich mit der Hoffnung auf Berthas Beſitz begnügt! dann hat Pollau, wie er mich verſichert, darauf hingewirkt, mir Ruhe zu verſchaffen. Mein unbefangenes Benehmen hat ihn wohl eingeſchüchtert, meine Strenge gegen ſeinen Bedienten hat ihn doch glauben laſſen, daß ich ihn nicht ſcheue. — Oder ſollte es anders ſein? Sollte die Ruhe, die er mir gönnt, erſt den wahren Sturm andeuten? Am beſten, ich beeile meine Flucht. Zuerſt will ich die preußiſchen Schatzſcheine verfertigen, dann Alles vernichten und abreiſen! Mag Hellmann Bertha erhalten, ich muß mich retten!

Er zog ſich in ſein Arbeitszimmer zurück.

Achtzehntes Kapitel.

Ein Beſuch und ein Brief.

Der Ankauf der Stomm'ſchen Realitäten war beſchloſſen, der Advokat beſuchte Otto, und wünſchte ihm vom Herzen Glück hiezu.

Wir haben auch ſchon einen Käufer, ſagte der Anwalt. Wären die verwünſchten acht Tage nicht, wir könnten heute noch ans Ziel kommen. Kaum zwei Stunden nach der Unterzeichnung des Vertrages kam der Wirthſchaftsrath Oller zu mir. Er hatte für den Fürſten, den Sie bereits kennen, eine Angelegenheit zu betreiben. Er fand Stomms Adreſſe auf meinem Tiſche. „Wird denn der Millionär noch nicht mürbe gemacht und zum Verkaufe ſeiner ſchönen Beſitzungen gebracht werden können? Herr Doktor, ſetzte er hinzu, der Fürſt würde ſelbſt 600.000 Gulden für die Realitäten in Böhmen geben. Sie grenzen an die Herrſchaften ſeiner Gemalin und ſind ihm deßhalb ſo wünſchenswerth. Sie können denken, ſetzte der Wirthſchaftsrath hinzu, wie ſehr dem Fürſten der Beſitz derſelben am Herzen liegt, er bietet demjenigen, der ſie ihm prkourirt 6000 Dukaten als Honorar.

Was haben Sie geantwortet, Herr Doktor?

Ich habe geſagt: „Herr Wirthſchaftsrath, laſſen Sie mich dieſe 6000 Dukaten verdienen, ich trete Ihnen die Hälfte davon ab. ·Ich will auch ein Mal einen Güter-Senſal vorſtellen. — Ich habe einige Hoffnung, auf Stomm einzuwirken, aber Niemand darf wiſſen, daß Ihr Fürſt Käufer ſein will. Sie müſſen dieſe Sache als größtes Geheimniß bewahren, ſonſt kommt die Herrſchaft im Preiſe auf eine unerhörte Höhe. —

Ich weiß noch etwas Beſſeres, erinnerte Otto. Soll auch von Seite des Fürſten und ſeines Wirthſchaftsrathes die Sache verſchwiegen werden, ſo ſoll der Fürſt mir ſogleich den Kaufkontrakt ablöſen.

Das geht nicht! Das würde ein Wortbruch ſein. Und außer dem Kontrakt haben Sie ja noch nichts in den Hän- en. Ja, wenn die Anſchreibung ſchon hier wäre. War- en Sie doch die kurze Zeit ab; den Käufer haben wir; er außerordentliche Gewinnſt iſt Ihnen ſicher. — Nun u etwas Anderem. Ihre geachtete Frau Schwiegermama etreibt die Verheiratung ihrer Tochter mit Ihnen auf ine Weiſe, die mich in Verlegenheit ſetzt. Sie ſendet täg- ch mehrere Male zu mir, um die betreffenden Kontrakte u erlangen. Nach Ihrem Wunſche habe ich die Frau im- er hingehalten, die Kontrakte ſind fertig, aber ich ſendete e nicht, weil Sie noch immer wünſchten, ich möchte mit er Herausgabe zögern.

Die Kontrakte ſind fertig? ſeit wann?

Seit heute. Sie waren es ſchon, als Sie mit dem euen Anliegen zu mir kamen.

Sind dieſe Kontrakte ſchon ins Reine geſchrieben?

Noch nicht.

Was bringt mir meine Braut als Mitgift mit?

200.000 fl. Das ganze Vermögen der Mutter aber nach dem Ableben derſelben.

Und was haben Sie als Widerlage von meiner Seite angegeben?

Die Mutter beſtand darauf, daß Ihr ganzes Vermögen wie es im Depoſitenamte inliegt, genau nach der erhaltenen Beſcheinigung angegeben werde.

Dieſen Punkt bitte ich zu ändern. Nennen Sie eine runde Summe, geben Sie 400.000 fl. an. Eine Widerlage muß ja, wie ich glaube, von Seite des Gatten in dem Doppelten beſtehen.

Muß! ſagte der Advokat, wenn der Gatte ſie beſitzt!

Ich beſitze ſie ja!

Das will ich meinen, und wenn Sie ſonſt gar nichts beſäßen, als was Sie bei Ankauf der Herrſchaft gewinnen müſſen.

Daher belüge ich meine Gattin nicht! Iſt es ſo Herr Doktor?

Ganz gewiß iſt es ſo. — Ich eile in meine Kanzlei, die Abſchriften machen zu laſſen. In einigen Stunden können Sie ſie in Ihren Händen haben und die Frau Mutter der Braut hievon verſtändigt ſein!

Der Advokat ging.

Bin ich es denn auch werth, habe ich es denn auch verdient, ſagte Otto zu ſich ſelbſt, daß Gott mich auf eine ſolche Weiſe beglückt. — Ich habe nun ein eigenes Vermögen, ein ſehr beträchtliches eigenes Vermögen, täuſche meine Braut nicht mehr, und kann nun wirklich dem Grafen Walewsky jeden Erſatz leiſten. Wenn er heute in Wien eintrifft, oder heute noch einen Bevollmächtigten zu mir ſendet — ſo bin ich gedeckt. Freilich darf er mich nicht in Kolliſion bringen. Das Kriminal-Gericht dürfte dieſen Fall anders betrachten. Darüber möchte ich wohl mit einem Juriſten ſprechen, möchte mich beruhigen laſſen, wenn ich nur das Herz hätte, mich Jemandem zu vertrauen.

In dieſem Augenblicke meldete der Bediente einen Beſuch.

Ein Reiſender iſt es, ſagte der Diener. Er nennt ſeinen Namen nicht. Er habe Eile, ſagte er, und könne höchſtens eine halbe Stunde in Wien verweilen.

Wenn es Walewsky wäre! rief Otto und ging dem Fremden entgegen.

Ein hagerer Mann, der das vierzigſte Jahr ſchon überſchritten hatte, trat ein. Er nannte Otto's Namen, und als er erfuhr, daß er vor ihm ſtehe, ſah er ihn lange und ſtrenge an.

Der Bediente entfernte ſich.

Mein Herr, ſagte der Fremde, ich bin ſchneller, als eine Depeſche gereiſt und bringe perſönlich Antwort auf Ihr Schreiben. — Ich bin Graf Walewsky, und komme Ihnen zu ſagen, daß ich Ihnen nur unter einer Bedingung verzeihen kann, und nur unter dieſer Bedingung keine Schritte bei den Tribunalen gegen Sie unternehme.

Herr Graf, antwortete Otto, ich bin ſo überraſcht, Sie ſelbſt — entſchuldigen Sie meine Befangenheit; ich fühle das Vergehen, deſſen ich mich gegen Sie ſchuldig gemacht habe.

Keine Worte! Jede Minute iſt koſtbar. Sie ſchrieben mir, Sie würden mir Andeutungen geben, wie der Verbrecher, der Sie in den Beſitz der Chaloville geſetzt, und dann entflohen iſt, erreicht werden könne. Unter der Bedingung, und ſonſt auf keine Weiſe, entlaſſe ich Sie jeder Verantwortung. Mein Reiſewagen hält vor Ihrem Hauſe, beſteigen Sie dieſen ſogleich mit mir, verfolgen wir den Mörder; haben wir ihn, und ſollte die andere Hälfte der geraubten Schätze verloren ſein, ſo gehen Sie frei aus und keiner Verantwortung ſollen Sie unterzogen werden.

Herr Graf, erwiederte Otto, Ihre Großmuth beglückt mich und ich fühle, daß Sie mir eine viel zu geringe Aufgabe ſtellen, aber auf der Stelle mit Ihnen abzureiſen, iſt mir unmöglich. Eine Stunde wollen Sie mir gönnen.

Nicht fünf Minuten!

Ich muß Ihnen geſtehen, ich beſitze eine Braut, eine Mutter, die man über mich übel berichtete, meine Heirat hatte ſchon ungeheuere Hinderniſſe gefunden, mit einem unbarmherzigen Gegner hatte ich zu kämpfen; reiſe ich mit Ihnen ab, ohne meine Braut und ihre Mutter über dieſe ſchnelle Reiſe zu beruhigen, ſo wird mein Verſchwinden einer Flucht ähnlich ſehen, und mein Lebensglück wird vernichtet.

Und wenn ich Sie als den Genoſſen eines Räubers, als den Beförderer der Flucht eines Mörders bei den betreffenden Behörden angebe, werden Sie da auch von Ihrer Braut Abſchied nehmen können?

Otto ſtand wie vernichtet da. Er rief: „Ich folge Ihnen! Wie ich hier bin, begebe ich mich in Ihren Wagen.“

Er ergriff ſeinen Hut und wollte zur Thüre hinaus, da trat ihm ſein Diener entgegen.

Gnädiger Herr, ſagte er, zwei ganz unheimliche Menſchen ſind im Vorzimmer. Unten ſteht ein Reiſewagen, dieſe Fremden ſind nun der Meinung, Sie verreiſen, und laſſen ſich daher auf keine Weiſe zurück halten.

Ein Paar Bettler! entgegnete Otto; gib ihnen Geld und ſage ihnen, ſie möchten mich nicht ſtören!

Ich wollte ſie bereits beſchenken, ſie aber antworteten: Sie hätten hier Etwas ganz Anderes in Empfang zu nehmen, als Almoſen. Sie ſeien geſendet, ſollte ich Ihnen ſagen, von dem Manne, den Sie im Luſthauſe im Prater kennen gelernt.

Im Luſthauſe im Prater? wiederholte Otto, und ſah dabei den Grafen bedeutungsvoll an —

Im Luſthauſe im Prater! rief Walewsky. Ich erinnere mich! Haſtig ſetzt der Graf hinzu: Laſſen Sie ſie eintreten. Ich will mich mit Ihrer Erlaubniß in das Nebenzimmer zurückziehen.

Sie ſollen kommen! erwiederte Otto zu ſeinem Diener, ſagte ihm aber einige Worte ins Ohr.

Der Graf ging in das Nebenzimmer, ließ jedoch die Thüre nicht in das Schloß fallen.

Die Männer traten ein.

Wir ſind keine Bettler, ſagte der Eine. Wir ſind Freunde des Mannes, den Sie nächſt dem Luſthauſe im Prater kennen lernten. Sie erinnern ſich doch wohl?

O ja! antwortete Otto.

Sie ſind doch allein hier? fragte der zweite der beiden Fremden.

Ihr bringt mir vielleicht Nachricht von meinem

Freunde? redete ſie Otto an. Was treibt er? Wo befindet er ſich? Wie lebt der gute Alte?

Er iſt wohl und iſt geborgen! Dieſen Brief hat er an Sir geſchrieben.

Einen Brief?

Leſen Sie ihn. Leſen Sie ihn ſogleich! Ein Herr aus dem erſten Stocke wird von hier abreiſen, ſagte uns der Poſtillon. Der Hausmeiſter verſicherte uns, im erſten Stocke wohne ſonſt Niemand als Sie. Wir und Sie haben alſo keine Zeit zu verlieren. Auch wir ſind mittelſt Poſt vorgefahren, daher leſen Sie ſogleich und befolgen Sie, was Ihnen hier geboten wird.

Otto las.

„Mein Herr!

„Sie ſind als ein unbeſcholtener Mann in Wien bekannt, und wollen ohne Zweifel Ihren Ruf als ſolchen erhalten! — Nehmen Sie es daher nicht übel, wenn ich Sie erſuche, die Reichthümer wieder zurückzugeben, welche Sie bei jener verhängnißvollen Theilung durch mich erhielten. Ich weiß nun Alles durch meine Freunde in Wien. Sie haben durch die von mir empfangenen Schätze eine reiche Frau erworben, Sie benöthigen das geraubte Geld und die Juwelen nicht mehr, und werden es Jenen nicht vorenthalten, welche mit mir, gewiß nicht ohne Gefahr für ihr Leben, die werthvolle Chatouille erwarben.

Die Ueberbringer dieſer Zeilen ſind die beiden Männer, von welchen ich Ihnen erzälte. Sollten Sie ſich weigern, dieſen Leuten den Antheil heraus zu geben, den ich Ihnen, mein Herr, nur im Drange der Umſtände überließ, ſo bemerke ich Ihnen, daß Sie es mit beherzten Menſchen zu thun haben, die ſich auf keine Art abweiſen laſſen werden.“

„Der Unbekannte aus dem Prater!“

„Hamburg, den u. ſ. w.“

Das wird ſehr ſchwer werden, liebe Leute, ſagte Otto mit anſcheinender Ruhe, Euch zu genügen. — Ich habe die Schätze nicht mehr im Hauſe. Wie Euer und mein ehrlicher Freund ſchreibt, ſo iſt er von meiner Heirat wohl unterrichtet. — Ich ſah mich gerade meiner Heirat wegen veranlaßt, Geld und Kleinodien gerichtlich zu deponiren.

Ei! entgegnete der Erſte der beiden Leute mit dem Worte gerichtlich ſchüchtern Sie uns nicht ein! Sie haben heraus zu geben, was Sie unrechtmäßig empfingen. Sie haben einen Bedienten, und es ſtehen Ihnen gewiß noch mehrere Leute zu Gebote, laſſen Sie das Depoſitum holen. Sollten Sie jedoch die Idee haben, uns zu verrathen — uns liegt nichts am Leben — ſo ſteckt dieſes Stilet in Ihrer Bruſt.

Ich kann auch noch mit etwas aufwarten, bemerkte der andere Mann, und zog eine Piſtole aus der Bruſt.

Da muß ich freilich gehorchen! Ich werde meinem Bedienten die nöthigen Aufträge geben, entgegnete Otto, und zog an einer Glockenſchnur.

Sogleich flog die Thüre auf.

Der Bediente drang mit Wache herein.

Es entſtand ein heftiges Handgemenge. Die Räuber wehrten ſich wüthend.

Der zweite Räuber ließ Otto nicht aus den Augen und ſchoß ſeine Piſtole auf ihn ab.

Otto ſtürzte zuſammen und lag in ſeinem Blute da.

Ende des zweiten Bandes.

Aus den Geheimniſſen
eines
Wiener Advokaten.

Wahrheit und Dichtung

von

Otto Horn.

Dritter Band.

Wien 1854.
Jasper's Wwe. & Hügel.

Erſtes Kapitel.

Der Schreiber Gieſelburgs.

Als Gieſelburg Stomms Haus verließ, dachte er an ſeinen „Joſef“ den er bei ſeinem Vater, dem Schneider und bei ſeiner Mutter und bei Leni im Lichtenthale zurückgelaſſen hatte.

Jetzt iſt's Zeit mit meiner Bedingung herauszurücken, ſagte er. Seit meiner Abreiſe von Wien, habe ich ihn nicht mehr geſprochen; ich habe ihm zugeſagt, heiraten zu dürfen, wenn er thut, was ich ihm heiße. Ich werde ihn nun in die Abſichten einweihen, die ich mit ihm vorhabe. Die Ausſicht, ſein Lennchen als Frau heimzuführen, wird ihm kein Bedenken einflößen. Er ſoll ſein Weibchen auf ſeinen Reiſen mitnehmen können; ſo etwas zieht an. Er wird mir folgen. Zwar iſt der Burſche von beſonders rechtlicher Geſinnung, aber die rechtlichſten Leute habe ich ſchon in meine Falle gelockt; verliebt iſt er wie ein Finke, mit Geld werd' ich ihn, ſeine Eltern und ſeine Geliebte überſchwemmen, und da er auch dankbar und anhänglich iſt, ſo wird es mir ſchon gelingen.

Joſef bewohnte bei ſeinem Vater ein kleines Stübchen, das jedoch ſehr enge war. Es ſtand darin nichts als ein Bett, ein Stuhl, ein Tiſch, und lag eines von den Büchern Gieſelburgs aufgebreitet auf dem

Tiſche, eines von den Büchern, in welchem die Getreide-Ein- und Verkäufe eingetragen wurden, ſo war der Raum des Stübchens ſo beſchränkt, daß Lenchen kaum durchzuſchlüpfen vermochte, um ihrem Geliebten bei ſeiner Arbeit zuzuſehen.

Gieſelburg war verſchwunden, erzählten wir dem Leſer im zehnten Kapitel des erſten Theiles unſerer „Memoiren." Er hatte im Lichtenthale dem Verbreiter falſcher Banknoten durchgeholfen, und Joſef bemerkte dieſe Handlung mit nicht geringem Erſtaunen, aber er hielt ſeinen Brodgeber für zu ehrlich, um an ein Einverſtändniß mit Fälſchern zu denken, und als ihm Gieſelburg bald hierauf ſchrieb, daß er plötzlich habe abreiſen müſſen, ſo beruhigte ſich Joſef vollkommen und dachte am Ende nicht mehr an den bedenklichen Vorgang.

„Dein Herr hat Dir ſchon längere Zeit nicht geſchrieben," ſagte Lenchen zu Joſef. „Und in den Briefen die Du von ihm nach ſeiner ſchnellen Abreiſe erhieltſt, empfingſt Du wohl Dein anſehnliches Monatgeld, dann allerlei Rechnungen und Aufträge, aber von mir ſtand nie ein Wort in dieſen Schreiben nicht ein Gruß weder an mich, noch an Deine Eltern."

Das mußt Du ihm verzeihen, erwiederte Joſef. Mein Herr iſt ein vielbeſchäftigter Mann, ſein Getreidehandel geht ihm über Alles; er iſt Tag und Nacht unermüdet, reiſet auch in einem fort und iſt nebenbei ein entſetzlicher Feind vom Schreiben.

Er iſt auch ein Feind von der Ehe, ſetzte Lenchen hinzu. Du wirſt ſehen, es hat ihn wieder gereut, Dich heiraten zu laſſen, ſonſt könnte er doch in einigen Zeilen erwähnen: „Joſef, was ich geſagt habe, dabei bleibt es. Wie ich wieder nach Wien komme, beſuche ich Dich. Tröſte Lenchen. Sie wird Dein Weib. Die Bedingung, die ich Dir unter vier Augen ſtellen will, ſollſt Du bald erfahren. Gehſt Du ſie ein, ſo wird Lenchen Dein!“ So ſchreibt man, wenn man redlich über die Herzensangelegenheit eines braven Dieners denkt, und beruhigt ihn, wenn man ein edler Menſch iſt.

Wenn er dergleichen auch nicht ſchreibt, ſo wird er doch ſo denken und erfüllen, was er verſprochen, wie er nach Wien kommt. Er hat mir noch immer ſein Wort gehalten.

Es iſt mir dann auch wegen des Geredes, ſetzte Lenchen hinzu. Du haſt damals vor der ganzen Tiſchgeſellſchaft, es waren ja 12 bis 14 Perſonen zugegen, geſagt; „Da meine Heirat von einer Bedingung abhängt, die ich zu erfüllen habe, nämlich die Du Joſef zu erfüllen haſt, ſo bitte ich, es nur gleich auf dem ganzen Grund zu verbreiten, daß Leni meine Braut iſt!“ Nun auf dem ganzen Grund iſt es redlich verbreitet worden! Die Handſchuhmacherin hat es beim Greißler, bei der Milchfrau, beim Kaufmann, ſogar in der Fleiſchbank erzält, der Amtsdiener hat es auch in der herrſchaftlichen Kanzlei mitgetheilt; nun ſingen es die Spatzen nicht nur im Lichtenthale, ſondern auch auf dem T[illegible]ri und Himmelpfortgrund auf allen Dächern. Wenn ich in die Kirche gehe, ſagt jedes Mädel, das mich ſieht, „nun wie geht es Dir denn, Jungfer Braut, wann iſt denn die Hochzeit?“ Ich weiß dann nie, was ich ſagen ſoll; ich werde bis auf die Bruſt hinunter roth; das Blut ſteigt mir in den Kopf und ich bekomme Herzklopfen. Neulich als die häßlichen Saukräutlers-Töchter, die zuſammt ihrem Gelde keinen Mann bekommen, mir ſagten: „Am letzten Sonntage ſind ſechs Brautpaare in der Kirche verkündet worden, aber Du warſt nicht dabei!“ da hätte mich über ihren Hohn bald der Schlag getroffen, aber das rührt Deinen gleichgiltigen Herrn Alles nicht; er dürfte heute erfahren, was ich leide, er machte doch keine Anſtalten zu unſerer Kopulation.

Wer weiß! ſagte Gieſelburg, der ſich hinter die Liebenden leiſe geſchlichen hatte; wer weiß, ob ihn dies nicht rührt!“

Mein Gott! mein Gott! ſagte Leni, wie unvorſichtig war ich! Ich bitte tauſend Mal um Verzeihung, und laſſen Sie meine unbeſonnenen Reden in meiner Kränkung ausgeſprochen, nur nicht meinem Joſef entgelten, um dieſes Einzige bitte ich Sie, Herr von Gieſelburg.

Närriſches Ding! erwiederte Gieſelburg. Sie haben ja vollkommen recht. Ich verdiene Vorwürfe, warum ſchrieb ich nicht über dieſe Herzensangelegenheit, warum kam ich nicht, und ließ Euch ſo lange in Ungewißheit. Jetzt bin ich aber da und halte Wort, Notabene, wenn auch Joſef mir Wort hält, und die Bedingung erfüllen wird, die ich ihm unter vier Augen ſagen werde.

Ich will ſogleich aus dem Zimmer gehen! ſagte Leni in freudiger Aufregung.

O nein, nicht hier, entgegnete Gieſelburg. Unter vier Augen kann man in dieſer Wohnung nicht ſprechen, davon habe ich mich ſo eben überzeugt. Komm' Joſef, laß uns einen Gang „vor die Linie“ machen.

„Vor die Linie?“ ſeufzte Leni. Das iſt ja ewig weit!

Alſo bis zur Linie, verbeſſerte Gieſelburg, es wird ſich ja auch dort ein einſames Plätzchen finden, wo wir geheim ſprechen können.

Ich bin ſchon bereit, ſagte Joſef und griff nach ſeinem Hute.

Reden Sie ihm noch einmal zu, liebe Leni, drang Gieſelburg in das Mädchen, daß er zu meinem Antrag nicht „Nein“ ſagt; von ſeinem „Ja“ hängt Euer Glück ab.

Nun, da müßte er mich nur nicht lieb haben, erwiederte Leni. Gehen Sie immerhin mit ihm! Ich brauch ihm nicht beſonders zuzureden; er weiß ohnehin ſchon Alles. Ich ſag' nur Eins: Gehörte ſo gewiß, als mein Joſef „Ja“ ſagt, das Bräuhaus im Lichtenthal mir, ſo wäre ich die reichſte Frau auf dieſem Grunde!

Gieſelburg und Joſef gingen raſch mit einander fort.

Lenchen aber eilte zu Joſefs Mutter in die Küche und zu Joſefs Vater in die Werkſtatt, und ſprang und jauchzte und rief voll Entzücken: Jetzt wird's ausgemacht! Die Heirat wird jetzt ſtattfinden! Morgen gehen wir ſchon zum Pfarrer!

Im Anfange gingen die Beiden ganz lautlos neben einander her. Es waren zu viele Menſchen auf der Straße; Gieſelburg hielt mit ſeinem Anliegen noch zurück. Als Beide aber endlich doch „vor die Linie“ und links gegen das Feld kamen, wo Niemand ihnen begegnete, blieb Gieſelburg plötzlich ſtehen und ſagte:

Vor Allem muß ich Dir ſagen, daß ich ein großes Unglück gehabt habe.

Ein Unglück! rief Joſef voll Bangen aus.

Ja, ein großes Unglück! Ich habe vor meiner Hieherreiſe meine Kaſſe genau revidirt, und habe in derſelben um viele Tauſend Gulden falſche Banknoten entdeckt.

Mein Gott! wie iſt das möglich? antwortete Joſef.

Sie kennen doch alle Ihre Käufer, Sie müſſen ja wiſſen, von wem Sie ſie erhielten.

Ja, wenn ich das wüßte, dann wäre es gut! Aber ich habe in der letzten Zeit, alle Zahlungen, die ich erhielt, ohne Arg in eine Geldtruhe geworfen, und nun erſt bei ſorgfältiger Prüfung, habe ich die falſchen Banknoten entdeckt. — Ich kann ſo viel Geld, als die nachgeahmten Papiere betragen, nicht miſſen, ich weiß keinen Regreß zu nehmen, ich kann mir alſo nicht anders helfen, als ich gebe ſie wieder hin, wie ich ſie bekommen!

Wer ſie als falſch erkennt, wird ſie nicht nehmen. Wem Sie dieſe Banknoten geben, wird, wenn er Anſtand findet, Sie als den Ausgeber derſelben bezeichnen. Das iſt eine höchſt gefährliche Sache.

Ich habe an Alles gedacht und doch gibt es nur dieſen Weg, mich vor Verluſt zu bewahren. Du haſt ganz Recht, aber ausgegeben müſſen ſie werden. Ich will Einkäufe damit machen.

Wo?

In Böhmen!

Dort ſind Ihre Getreide-Spekulationen überall bekannt. —

Ich will Hopfen kaufen. Ich will ihn gut bezahlen, nicht viel handeln, nur damit ich dieſe Banknoten los werde. —

Das können Sie nicht perſönlich.

Ich weiß es wohl, daher will ich Dich hiemit beauftragen.

Mich! erwiederte Joſef ganz entſetzt, und wich einige Schritte zurück.

Bleib ruhig und höre mich. Dich kennt Niemand und ich gebe Dir auch ſo viel in ächten Banknoten dazu, damit Du bei vorkommenden Auſtänden gelaſſen antworten kannſt: „Hier iſt anderes Geld, ich wußte nicht, daß ich falſche auf den Jahrmärkten in Ungarn eingenommen!“

Dazu bin ich nicht geeignet; die Angſt würde mich verrathen. Ich habe noch mein Leben lang keiner unredlichen Handlung gedient; die Leute würden es mir aus den Augen leſen, daß ich ſie betrügen wollte.

Aber bin ich nicht ſelbſt betrogen worden?

Leider!

Verſuch es nur mit Tauſend Gulden. Kaufe für 5 bis 6000 fl. Hafer und gib nur Ein Tauſend Gulden in falſchen Banknoten dazu.

Nicht einen Gulden!

Du ſchlägſt mir dieſe Gefälligkeit alſo rund ab?

Ich muß.

Gut! So haben wir nichts weiter zu reden, aber ſchmerzlich iſt es mir, mich ſo in Dir getäuſcht zu haben. Dies iſt alſo die Dankbarkeit, die Du mir immer heuchelſt.

Ich heuchle keine Dankbarkeit, ich habe ſie im Herzen, und unterziehen Sie mich einer Aufgabe, die auf ehrlichem Wege zu löſen, gehe ich für Sie ins Feuer. Falſche Banknoten! Ich kann nicht davon reden hören, ohne mich darüber zu entſetzen. Hier ſeh' ich meines Vaters Nachbar vor mir, der mit einer Hundert-Gulden-Note betrogen wurde, die er erſetzen mußte. Der arme Mann hatte nicht fünf Gulden im Hauſe, als man ihn zur Vergütung verhielt; er, ſein Weib, ſeine Kinder waren in Verzweiflung. Möge Gott Den gelinde richten, der an dem Jammer dieſer Familie Schuld iſt.

Höre mich! Da ſind 100 fl. in echten Banknoten, geh hin zu ihm, gib ihm dieſe 100 fl., da Dir des armen Nachbars Noth ſo ſehr am Herzen liegt.

Geben Sie ihm ſelbſt dieſen Betrag und ärnten Sie Gottes Lohn und des Armen Dank dazu.

Du haſt ein Herz für fremdes Unglück, nur das Unglück Deines Herrn und Brotgebers rührt Dich nicht.

Es geht mir ſo nahe, als wenn Ihr Unglück mich ſelbſt beträfe, aber dieſes Unglück auf eine ſtrafbare Weiſe in Glück zu verwandeln, vermag ich nicht. Sie ſollten dies auch weder mir noch einem Andern zumuthen. Ich, an Ihrer Stelle, und da ſie auch noch ſo reich ſind, würde in die Nationalbank mich verfügen, würde die falſchen Banknoten abgeben und würde ſagen: dieſe Summe in verfälſchten Papieren habe ich auf den Getreidemärkten in Ungarn bekommen; ich weiß nicht mehr von wem, ich habe nicht die Wege, die Fälſcher zu erforſchen, aber thun Sie es, würde ich den Direktoren der Bank ſagen, Sie, welchen Behörden und Agenten zu Gebote ſtehen, damit man die Schurken entdecke, welche argloſe Menſchen auf eine ſo niederträchtige Weiſe betrügen.

Gieſelburg, der nun ſah, daß er ſich in Joſef geirrt, ſagte nun: Du biſt ein braver Menſch! Ja ſo habe ich mir Dich gedacht, Du haſt die Prüfung überſtanden; ich halte jetzt mein Wort. Du erhältſt Gehaltszulage und kannſt Dein Lenchen heiraten. Eile, Deine Verehelichung ſo bald als möglich zu begehen. Ich will Dein Beiſtand ſein, und die Hochzeitskoſten will ich beſtreiten. Komm, braver Joſef!

Sie gingen nun mit raſchen Schritten zu Joſefs Vater und Mutter, an deren Thüre ſie bereits Lenchen ſehnſüchtig erwartete.

Joſef flog auf ſie zu. Ich habe meines guten Herrn Anträge, rief er, unter vier Augen vernommen, aber ſie waren von der Art, daß ich „Nein“ ſtatt „Ja“ ſagen mußte, und gerade dies „Nein“ war mein Glück.

Er hat die Prüfung muſterhaft beſtanden, ſetzte Gieſelburg hinzu. Ich halte ihm Wort, und Lenchen wird ſeine Frau meinethalben morgen ſchon.

Und nun, ſetzte Gieſelburg hinzu, ſorgt mir für ein gutes Eſſen, ich habe heute noch keinen Biſſen in den Mund gebracht. Ich bleibe bei Euch bis Abends und will nach Tiſche meine Bücher mit Joſef revidiren. Da Lenchen, nimm 3000 Gulden für ein Brautkleid, und dieſe hundert Gulden gehören dem wackern Manne, der mit einer falſchen Banknote ſo ſchmerzlich betrogen wurde!

O Sie lieber, guter, herrlicher Mann! tönte es aus Aller Munde, und Lenchen konnte ſich nicht mehr enthalten und ſprang an Gieſelburg hinauf und herzte und küßte ihn.

Die Schneiderin lief mit den hundert Gulden von Gieſelburg ſogleich zu dem armen Nachbar, übergab ihm dieſes Geſchenk, und brachte ihn mit, damit er ſeinen Dank dem edlen Wohlthäter ſelbſt ausſpreche.

Heute iſt ein glücklicher Tag! ſagte der Nachbar, als er eintrat, nicht nur, daß mich Gott durch dieſen edlen Menſchenfreund ſo großmüthig beglücken läßt, dem ich hier innig danke und für den Weib und Kinder beten werden, ſo hat ſich noch ein Glücksfall ergeben, wie mir ſo eben mein Freund, der Amtsdiener vertraute. Man iſt nämlich dem Hauptfälſcher auf die Spur gekommen, und hat ſein Faktotum, den man bereits kennt und mit Namen bezeichnet bis in unſere Vorſtadt verfolgt. Hier iſt er plötzlich verſchwunden, ſagt der Amtsdiener, und Niemand weiß wohin. Wenn er aber auch hier entkommen ſollte, ſo werden ſie ihn in der Leopoldſtadt, wo er bei einer verdächtigen Familie Unterſtand gefunden, erwiſchen. Dieſe verdächtige Familie iſt bereits eingezogen worden, das ganze Haus iſt dort mit Polizei-Agenten beſetzt, und wie der Gauner nach Hauſe kommt, wird er ſogleich ergriffen.

Gieſelburg bedurfte ſeines ganzen Muthes, um nicht vor Schreck zuſammen zu ſinken; er erblaßte furchtbar, faßte ſich aber ſchnell und ſagte: „Nun Ihnen kann es gleichgiltig ſein, ob man den Fälſcher und ſeine Genoſſen einfängt, oder ob man ſie nicht einfängt, Sie haben, was Ihnen entzogen wurde, und damit werden Sie zufrieden ſein.“

O nein, ſagte der Nachbar, damit bin ich nicht zufrieden. Für jede ſchlechte Handlung muß eine Strafe ſein und unſchädlich müſſen dieſe Menſchen gemacht werden, zum Heile für alle Mitbürger und zur Genugthuung für die ſchwer beleidigten Geſetze.

Indeß wurde der Tiſch gedeckt.

Gieſelburg war mit ſich im Kampfe, ob er hier bleiben oder ſich ſo ſchnell als möglich entfernen ſolle, aber er wagte nicht, am hellen Tage auf die Straße zu gehen; man war ihm auf der Spur, man wußte ſeinen Aufenthalt in dieſer Vorſtadt; er dachte an die Möglichkeit, beim erſten Schritte aus dieſem Hauſe erkannt und ergriffen zu werden; er beſchloß daher, ruhig bis es ganz dunkel geworden,, zu bleiben, und irgend einen Vorwand zu erſinnen, mittelſt welchem es ihm gelingen könne, andere Kleider zu erhalten. .

Die Speiſen kamen aus dem benachbarten Gaſthauſe; man ſetzte ſich zu Tiſche, und aß und trank ganz wohlgemuth. Auch der Nachbar mußte an dem Mahle theilnehmen.

Plötzlich fing Gieſelburg an: „Als wir das vorletzte Mal hier beiſammen ſaßen, war es Euch unangenehm, mich als einen ſo heftigen Gegner der Ehe zu vernehmen. Mein Widerwille, meinte man damals, läge in einer Grille, das iſt jedoch nicht der Fall, er liegt in meinem Unglücke, und ich muß hier nur geſtehen, was ich bisher immer verſchwieg, daß ich ſelbſt verheiratet bin. Ich beſitze ein ſchönes, aber, wie ich fürchte, ein treuloſes Weib. Nur habe ich ſie noch nicht auf ehrvergeſſenen Handlungen ertappen können, gelänge mir dies, ſo würde ich mich augenblicklich von ihr trennen. Sie weiß nicht, daß ich heute in Wien bin, ihr habe ich geſchrieben, ich käme erſt in acht Tagen. Sie dünkt ſich nun vollkommen ſicher. Freunde, Ihr könntet mir helfen, wenn Ihr mir Kleider verſchaffen würdet, die mich unkenntlich machen. Was es immer ſei, als Kutſcher, als Bauer, als Packträger, es wäre mir ganz gleich.

Und da würden Sie von dem unredlichen Weibe nicht erkannt werden? fragte der Nachbar.

Ich würde ihr ſo lange nicht vor die Augen kommen, bis ich den Mosje zu ihr hinauf gehen ſehen würde. den ich mit Recht im Verdacht habe. Erſt wenn ich ſie überraſcht, dann mag ſie mich erkennen, dann gehe ich aber auch mit ihr in's Gericht.

Wenn Sie ihr aber Unrecht thun? fragte Lenchen.

Dann wird meine Ruhe hergeſtellt, ich ſehe endlich ein, daß mich blinde Eiferſucht gequält, und ich werde ſie nie mehr anklagen.

Dazu wollen wir doch helfen, ſagte die Schneiderin. Mein Mann hat die fleißigſten Kundſchaften im Bräuhauſe. Die Bräuknechte laſſen alle ihre Arbeits-Anzüge hier machen, die alten ausbeſſern und auch die Sonntagskleider hier anfertigen. Dem dicken Jakob ſeine Arbeits-Jacke, ſein Beinkleid, ſeine Weſte, ſogar das Vortuch iſt da; es mußte Alles ausgebeſſert werden, damit er es in den nächſten Tagen wieder erhalte! Das gebe ich Ihnen und Sie ſchicken die Kleider morgen wieder.

Ich bitte ſchnell darum, ſagte Gieſelburg, wenn ich dieſe Sachen auf der Stelle anziehe, ſo finde ich mich beſſer in das neue Koſtüm, und bin in wenig Stunden ſchon ſo vertraut damit, als wenn ich es immer getragen hätte. Iſt keine Haube dabei?

O nein, ſagte der Schneider, aber mit einer Mütze kann ich aufwarten. Es ſind zwar „Schaben“ hineingekommen, doch das bemerkt man kaum. Leider iſt es eine Wintermütze. —

Deſto beſſer! erwiederte Gieſelburg, die kann man recht über die Ohren ziehen, da erkennt mich der Teufel nicht. Man brachte die Kleider nebſt der Mütze, und Gieſelburg nahm Alles und verfügte ſich damit ſchnell in Joſefs Zimmer.

Ein närriſcher Einfall! ſagte der Nachbar. Wenn er ſein unredliches Weib überraſcht, ſo habe ich die größte Freude.

Ei, wer wird denn gleich das Schlechteſte glauben, meinte die Schneiderin. Sein Weib iſt gewiß brav und

Herr Gieſelburg gewiß ein falſcher Ankläger aus Eiferſucht.

Er iſt ja ein guter, herzlicher und ein ſchöner Mann dazu, ergänzte Lenchen, warum ſoll denn ſeine Frau ihn nicht lieb haben. Wenn ſie ihn nicht liebte, wäre dies ja auch vor Gott die größte Sünde.

Gieſelburg trat bald ganz umgeſtaltet aus der Nebenſtube. „Nun, bin ich der dicke Jakob?“ ſagte er.

Alle lachten und Lenchen verſicherte, wenn ſie nicht gewiß wüßte, wen ſie vor ſich ſehe, ſo würde ſie Gieſelburg nicht erkannt haben.

Das freut mich, ſagte dieſer. Als ich mich da drin, in der Kammer, in Spiegel ſah, glaubte ich es ſelbſt nicht, daß ich es ſei, und wenn ich das Geſicht ein wenig verziehe, ſo erkennt mich meine Mutter nicht. Nun bitte ich mir's aber aus, daß mich Niemand bei meinem Namen nennt; ich will auch nicht der dicke Jakob ſein, ſondern ein Bräuknecht, meinetwegen vom Hundsthurm oder Margarethen, ein Vetter von der Frau Schneidermeiſterin, und etwa „Michel“ heißen, ſonſt kommt mir der dicke Jakob über den Hals und proteſtirt gegen ſeinen Doppelgänger.

In dieſem Augenblicke guckte der Amtsdiener zur Thüre herein und ſagte: Herr Kogler, ſind Sie da?

Ja, ſagte der Nachbar.

Wir werden den Banknotenfälſcher gleich haben, die Spur führt in dieſes oder in das Nachbars Haus. Hier iſt er geſehen worden. Mein Kollega kennt ihn genau.

Wir durchſuchen nun Boden, Keller, Holzgewölbe und jedes Quartier.

Braviſſimo! ſagte Herr Kogler.

Ich bleibe der Michel, ſagte Gieſelburg, und dabei zitterte er wie Eſpenlaub.

„Ei, warum ſollen wir denn nicht auch da hineingehen?“ fragte eine Stimme vor der Thüre.

Weil ich erſt da hineingeſchaut habe, und Niemand Unrechter drin iſt beim Schneider, antwortete der Amtsdiener.

Um Gotteswillen! Lenchen, flehte Gieſelburg, meine Kleider bitte ich in Joſephs Bett ſchnell zu verſtecken.

Lenchen war mit einem Satze in der Kammer.

Jetzt traten mehrere Amtsleute herein und grüßten die Verſammlung.

Da iſt Niemand! betheuerte der Amtsdiener.

Jedes fremde Geſicht muß ich zur Rechenſchaft ziehen, ſagte der andere Amtsdiener. Er wendete ſich ſonach zu Gieſelburg, der gerade den Mund voll hatte, um recht dicke Backen zu erhalten, und die Augen verzog.

Das iſt mein Vetter, der Michel, Bräuknecht vom Hundsthurm, und bei uns ſpeiſt er heute Mittag. —

Nun der Michel packt hübſch ein, ſagte der Amtsdiener, der ſo eben gefragt hatte.

Wer iſt dort in der Kammer? fragte er wieder.

Ich, wenn Sie nichts dagegen haben, antwortete Lenchen, ging heraus und ließ die Thüre offen, ſo daß man hinein ſehen konnte.

Nichts für ungut! riefen die Amtsleute und gingen.

Ich gehe jetzt auch, ſagte Gieſelburg. Jetzt iſt die beſte Zeit, meine Frau zu überraſchen!

Aber Sie müſſen doch noch ein Glas Wein trinken! Herr Vetter Michel, bat die Schneiderin.

Morgen ſpeiſe ich wieder hier, verſetzte Gieſelburg, und während im Hauſe die obern Stockwerke unterſucht wurden, verſchwand er.

Das iſt ein närriſcher Mann! rief die Schneiderin, und wie er eilt. Nun dem macht die Eiferſucht Füße.

Aber Joſef ſah die ganze Geſchichte mit andern Blicken an. Es entging ihm nichts. Er hatte Gieſelburg nicht aus den Augen gelaſſen, und beurtheilte ſehr richtig den Vorgang.

Um ſich aber zu überzeugen, ob er falſche oder richtige Schlüſſe gemacht, ging er in den erſten Stock hinauf und fragte: Wie ſoll denn der Mann heißen, den man ſucht?

Gieſelburg, war die Antwort.

Meine Anſtellung iſt hin, und meine Heirat jetzt unmöglich! dachte Joſeph. Wenn ſie ihn erreichen, kann ich als verdächtig eingezogen werden und meine armen Eltern dazu! Gott ſteh' uns allen bei!

Zweites Kapitel.

Gieſelburgs Flucht.

Joſef kam zurück in die Wohnung ſeiner Eltern. Er zitterte und bebte und ſank auf einen Stuhl.

Um Gotteswillen! Joſef! Was iſt Dir? fragten ſeine Mutter und Lenchen.

In mir geht ein gräßlicher Kampf vor, ſagte Joſef, wenn ich nur nicht erliege. Ich kämpfe mit mir, ſoll ich meinen Wohlthäter opfern, oder mich ſelbſt und vielleicht Vater und Mutter und mein Lenchen dazu!

Nun, ſagte der Nachbar, dieſe Wahl iſt doch leicht. Da laß ich den Wohlthäter fallen, und rette mich, Vater, Mutter und Braut.

Die plötzliche Angſt, fuhr Joſef fort, die Gieſelburg befiel, als Sie, Herr Nachbar, vor einer Stunde hier erzälten, daß man dem Fälſcher der Banknoten auf der Spur ſei, daß man einen ſeiner Genoſſen in unſerer Vorſtadt wiſſe, die Fabel, die er hierauf erzälte, als beſäße er ein treuloſes Weib, die Art, wie er haſtig auf eine Verkleidung drang, dann daß er nicht mehr Gieſelburg genannt werden wolle, endlich ſein plötzliches

Vorteilen, erfüllten mich mit bangen Ahnungen. Ich ging zu dem Kommiſſär und ſeinen Leuten, die noch im erſten Stocke, nach dem Fälſcher ſuchten, und fragte: „Wie heißt der Mann, den Sie ſuchen?“ und ſie ſagten mir: Gieſelburg!

Ei, das kann ja nicht ſein! daß dieſer Mann ein Banknotenmacher iſt, verſetzte Lenchen.

O Du ehrliches, argloſes Herz, entgegnete Joſef, Du weißt nicht, was Gieſelburg mir unter vier Augen ſagte, und unter welcher Bedingung er mir Deine Hand verſprach.

Nun? riefen Alle.

Er verlangte, ich möchte für ihn für viele Tauſend Gulden in falſchen Banknoten, in Böhmen Hopfen einkaufen, und dadurch ihn von dieſen gefälſchten Papieren befreien.

Und Du, Joſef? fragte der Vater und die Mutter in ängſtlicher Spannung.

Ich wies dieſe ſchändliche Zumuthung, zwar ſchonend für ihn, aber entſchieden zurück. Da konnte er nicht anders, um ſich nicht neue Blößen zu geben, als gute Miene zum böſen Spiele machen, und um ſeine ſchändlichen Anträge zu beſchönigen, ſeinen Antrag eine Prüfung nennen. Das Andere wißt ihr. — Was ſoll ich nun thun?

Angeben! Angeben! ſagte der Nachbar.

Und vor Allem die 300 fl., die er Lenchen, und die 100 fl., die er Ihnen, Herr Nachbar, geſchenkt, dem Gericht überbringen, verſetzte der Schneider.

Vielleicht ſind dieſe Banknoten ebenfalls falſch, klagte der Nachbar, und hielt die Hundert-Gulden-Note, die er empfangen, gegen das Fenſter.

Mein Gott! Mein Gott! mir ſchlägt das Herz als wollte es mir zerſpringen! ächzte Lenchen. Jetzt fällt mir auch ein, als er neulich hier ſpeiſte, daß er einen Verbreiter falſcher Banknoten, den man hier aufgegriffen, befreit hat. Joſef hat es mit eigenen Augen geſehen, und war darüber nicht wenig betreten.

Ja, ja, ſagte der Nachbar, es bleibt nichts übrig, wir müſſen Alles thun, damit man uns keiner Gemeinſchaft mit dem Spitzbuben beſchuldigen kann, ſonſt werden wir Alle eingezogen.

Da kann man leicht „Hunderter“ verſchwenden, wenn man ſie ſelbſt fabrizirt! ſagte Joſefs Mutter.

D'rin liegt noch ſeine Kleidung, erinnerte Lenchen.

Zu Gericht müſſen wir ſie tragen, und Alles haarklein angeben, was geſchehen, verſetzte der Nachbar.

Mein Himmel! Was werde ich für eine Rolle ſpielen, wenn ich gegen meinen Wohlthäter auftreten muß, ſeufzte Joſef.

Wohlthäter! ja, er war es, entgegnete der Vater; er hat Dir viel Liebes erwieſen, er hat Dich gut bezahlt, Du haſt aber auch dafür arbeiten müſſen, und iſt der ein Wohlthäter, der mir Anträge macht, die, wenn ich ſie annehme, mich auf den Spielberg bringen?

Angeben! Angeben! wiederholte der Nachbar.

Jetzt trat ein kleiner Knabe in den Laden des Schneiders und brachte einen, mit Bleiſtift geſchriebenen Zettel. Darauf ſtand: „Joſef, wenn Du mich lieb haſt, ſo bringe mir meine Brieftaſche, dieſe benöthige ich dringend, ich werde Dich in der Roßau an der Donau bei der Lampelmauth erwarten. Eile, ich brauche dieſe Brieftaſche dringend.“

Er iſt in der Nähe! ſagte der Nachbar. Wir können ihn erwiſchen! Ich hole die Wache.

Aber er wendet ſich im größten Vertrauen an mich, klagte Joſef. Da wäre ja der größte Undank an einem unglücklichen Menſchen:

Gut! rief der Nachbar. So geben Sie mir die Brieftaſche. Ich trag ſie hin, ich arretire ihn. Seien Sie doch nicht gar ſo edelſinnig gegen einen Hallunken! Sie wären fähig einem Peſtkranken einen Kuß zu geben wenn er Ihnen einmal eine Gefälligkeit erwieſen hätte.

Es ſei! ſagte Joſef. Nehmen Sie die Brieftaſche! Geben Sie ihm dieſelbe! Thun Sie was Sie wollen. Ich waſche meine Hände.

Hier iſt ſie, ſagte Lenchen und holte ſie aus dem Rocke hervor, der in Joſefs Kammer lag.

Wir wollen Sie früher unterſuchen, meinte der Nachbar. —

Dagegen proteſtire ich! rief Joſef. Wir rühren nichts an. Wir wollen nichts von ihrem Inhalt wiſſen.

Auch recht! Der Nachbar hatte aber doch einen Blick hineingeworfen, und als er die Maſſe von Banknoten geſehen, rief er aus:

Wenn dieſe alle unecht ſind, ſo iſt dies der größte Fälſcher der je exiſtirt hat! Nun warte, Spitzbube, Dein Schickſal wird Dich ſchon ereilen.

Der Nachbar ging, aber nicht wie er ſagte, an die Donau, ſondern nach dem obern Stockwerke, ſuchte den

Polizei-Kommiſſär auf, überreichte dieſem die Brieftaſche und machte ihm eine ausführliche Anzeige über Alles, was geſchehen.

Darauf ſagte er: Am nothwendigſten iſt es, wenn der Herr Kommiſſär mir meine Meinung zu ſagen erlauben, den Fälſcher ſogleich zu verfolgen. Dazu bin ich bereit. Leeren Sie gefälligſt den Inhalt und legen Sie anderes Papier hinein, um die gleiche Fülle zu erhalten. Mit dieſer Brieftaſche in der Hand werde ich auf ihn zugehen, werde ihn hinter die dort aufgeſpeicherten Holzſtöße locken, Ihre Leute werden in der Nähe ſein, und ehe er ſich's verſieht, wird er uns gehören.

Der Kommiſſär fand den Vorſchlag annehmbar.

Es wurde die Sache aufs beſte verabredet. Der ſogenannte Herr Nachbar machte ſich auf den Weg, die gehörige Anzahl vertrauter Leute folgte ihm.

Nun wurde die Familie Joſefs und er ſelbſt vor dem Kommiſſär zu erſcheinen aufgefordert.

Mit bangem Herzen erſchien Joſef und legte ein offenes Bekenntniß ab.

Er gab an, wie er Gieſelburg kennen gelernt, daß er (Joſef) in einem öffentlichen Blatte ein Dienſtgeſuch habe einrücken laſſen, ſich auf eine gute Handſchrift und ſeine Kenntniſſe in der ſogenannten „doppelten Buchhalterei“ bezogen, und daß über dieſe Anzeige Gieſelburg ihn aufgeſucht, und, nachdem er in der Nachbarſchaft und ſelbſt in der Amtskanzlei erfahren, daß er (Joſef) einen untadelhaften Lebenswandel führe, als Schreiber und Buchführer mit jährlichen 600 fl. angeſtellt habe. Er gab auch an, daß er nie eine Ahnung gehabt, daß Gieſelburg falſche Banknoten verbreite.

Erſt heute, ſetzte er hinzu, habe er ihm davon einige Andeutungen gegeben, und nun erzälte er dem Kommiſſär ausführlich die dem Leſer wohlbekannte Geſchichte und was ſich noch zugetragen.

Vater und Mutter Joſefs und Lenchen wurden ebenfalls vernommen, aber bei den freimüthigen Aufſchlüſſen, die ſie gaben, und des guten Rufes wegen, den Alle beſaßen, wurden ſie ſämmtlich als unbedenkliche Leute entlaſſen.

Wir wenden uns nun zu Kogler, dem Nachbar, und ſeiner Begleitung, die auf den Fang Gieſelburgs ausgingen.

Gieſelburg ſtand vorſichtiger Weiſe nicht auf dem Platze, den er bezeichnet hatte, ſondern hinter dem Holze, das in dieſer Gegend an der Donau aufgeſpeichert iſt, und ließ ſeine Blicke nach Joſef ſchweifen.

Er ſah aber nicht Joſef, ſondern Kogler kommen, der wie einen Lockvogel die Brieftaſche offen in der Hand trug. Gieſelburg ſchöpfte Argwohn und zog ſich zurück. Ziemlich nahe an Kogler, ſah aber Gieſelburg mehrere Perſonen einherſchreiten, die nach allen Seiten ihre Blicke richteten, und welchen Kogler einige Worte zurief.

Wieder in einer kleinen Entfernung kamen noch einige Männer, die ſich mit den ihnen vorausgehenden verſtändigten, und welchen die Aufgabe geſtellt wurde, ſchnell nach der Brücke zu gehen, und von dort aus der ſogenannten „Lampelmauth“ zuzueilen, ſo daß von zwei Seiten der Angriff erfolgen könne.

Haha! dachte Gieſelburg, dieſes Manöver gilt mir, aber mich ſollt ihr nicht bekommen!

Er kehrte raſch um, eilte gegen das Glacis und ging mit ſchnellen Schritten der Leopoldſtadt zu.

Die haben meine Brieftaſche geöffnet, ſprach Gieſelburg zu ſich, der Spitzbube von Nachbar hat den unglückſeligen Brief Stomms an mich geleſen und mich nun denunzirt; Joſef hat vielleicht ebenfalls geplaudert; der Polizei-Kommiſſär war noch im Hauſe als ich entfloh, nun wird Jagd auf mich gemacht! Das iſt klar. Wahrſcheinlich wird auch Stomm noch in dieſer Nacht arretirt, und Alles wäre verloren. Doch Stomm will ich warnen, koſtet es, was es wolle, den muß ich retten, oder mit ihm untergehen. Stomm hat endlich viel echtes Geld im Hauſe, ich beſitze jetzt nicht einmal zehn Gulden in falſchen Noten; in dieſem Kittel werden mich die Steckbriefe erreichen. Es bleibt mir nichts zu überlegen übrig. Stomm und Geld! ſei jetzt meine Loſung.

Das Haus, in welchem Stomm wohnte, hatte rückwärts nach einer ſehr abgelegenen Gaſſe Fenſter, und Stomms Arbeitszimmer wurde von dieſen erhellt.

Ich will ihn bald an den Fenſtern haben, ſagte Gieſelburg. Wenn er, was der Himmel ſo fügen wolle, zu Hauſe iſt, und er muß zu Hauſe ſein, weil er die preußiſchen Thalerſcheine für mich abdruckt, ſo muß er mich hören. Ich werde Sand an die Fenſter werfen, das wird ihn ſchon aufmerkſam machen.

Er ſchickte ſich an, einige Hände voll mit Sand an die Scheiben zu ſchleudern, aber Oben regte ſich nichts.

Er wiederholte die Experimente mit ſeinem Wurf-Geſchoß.

Es kam Niemand zum Vorſchein.

Indeß wurde es dunkel, der Abend brach heran und die Laternen wurden angezündet.

Er iſt nicht zu Hauſe, der Unglückliche, oder das Geräuſch ſeiner Banknoten-Preſſe verhindert ihn, mich zu hören. Jetzt gilt's! Ich muß hinauf, und ſollte ich augenblicklich, bei dem Schritte, den ich jetzt wage, verhaftet werden.

Er klammerte ſich an das eiſerne Fenſtergitter eines Stalles im Erdgeſchoße an, welches alle Vorſtadthäuſer in abgelegenen Straßen Wiens beſitzen. Von da ſtieg er auf die Eiſenſtange der Laterne und in einem Augenblicke ſchwang er ſich an die Jalouſien des erſten Stockes. Dieſe ſtieß er ein, und ſtand nun im Tafelzimmer Stomms.

Niemand war zu Hauſe.

Sollten hier bereits Stomm und ſeine Hausleute verhaftet worden ſein? ſagte er. Er lief durch den Saal, eilte von da nach dem zweiten Stocke, begab ſich nach der verborgenen Thüre des Arbeitszimmers, das ihm wohl bekannt war, und ging hinein.

Auch hier war Niemand.

Da fiel Gieſelburg ein, Geld zu ſtehlen, wenn es ihm gelänge, daſſelbe zu finden. Er ſuchte und ſuchte bei dem fahlen Scheine der Laterne von der Straße, und fand bald den Reiſekoffer, der ſchon gepackt war, zur Flucht ſeines Beſitzers. Der Koffer war nicht verſchloſſen.

Er riß ihn auf, und vor ihm lag eine große Brieftaſche, gefüllt mit Banknoten.

Das iſt der Erlös der Herrſchaft, murmelte Gieſelburg! Dies Geld iſt jetzt mein! Nun fort!

Er öffnete das Fenſter im zweiten Stocke, er blickte um ſich, wohin das Fenſter führe. Es ging nach dem Hofe eines Nachbarhauſes. Dort ſtand eine Holzhütte. Er ſprang auf das Dach derſelben und von da in den Hof, und flog mehr, als er ging, zum Thore hinaus.

Drittes Kapitel.

Gieſelburg und ſein neues böſes Geſchick.

Wenn Ihr mich verhaften wollt, ſprach Gieſelburg zu ſich ſelbſt, müßt Ihr früher aufſtehen.

Aber wo nun hin? In dieſen Kleidern? Da fällt mir ein, in der Leopoldſtadt iſt mir ja der Laden eines Trödlers bekannt. Es iſt noch nicht ſpät. Der Mann wird ſein Gewälbe noch offen haben. Ich will zu ihm, vielleicht finde ich etwas, das für mich paßt. — Mittelſt Eiſenbahn entferne ich mich nicht, auch laſſe ich Stomm nicht im Unglücke. Noch heute erhält er ein Warnungsſchreiben und die Anzeige, daß ich ſein Geld habe. Ich will ihm wiſſen laſſen, daß ich ihn in Stockerau erwarte, dorthin will ich mit einen Bauerwagen fahren. Ich werde ſchon einen auf dem Wege finden, habe ich nur die Taborlinie überſchritten.

Er trat beim Trödler ein, und forderte einen ſaubern Anzug, wie er ſich für einen Braukneckt ſchicke, dem man heute ſeinen ganzen Anzug geſtohlen.

Der Trödler ſuchte ſogleich etwas zuſammen. Er produzirte einen blauen Kaput mit Schößen bis auf die Erde, eine rothe Weſte mit runden weißen Metallknöpfen, eine ſchwarze kurze Lederhoſe, blaue Strümpfe von Wolle und ein Paar Schuhe.

Ganz wie ich es brauchen kann, bemerkte Gieſelburg. Aber einen Hut, der tief ins Geſicht geht, und den mir der Wind nicht ſo leicht nehmen kann, wünſchte ich noch.

Damit kann ich auch aufwarten! erwiederte der Trödler, und holte einen Hut, wie er begehrt wurde, hervor.

Was koſtet dies Alles?

Der Rock 20 fl., die Weſte 6 fl., die Beinkleider 5 fl., die Strümpfe 2 fl., die Schuhe 3 fl., der Hut 1 fl., zuſammen 37 fl.

Ich find' Alles billig! erwiederte Gieſelburg.

Aber nun zeigte ſich für ihn ein neues Hinderniß, die große Brieftaſche mit der ungeheuren Summe an Banknoten. Er wollte daher den Trödler von dem Anblick der Brieftaſche abhalten und ſagte:

Recht lieb wäre es mir, Herr Tauber (den Namen des Trödlers hatte Gieſelburg auf dem Aushängſchilde geleſen,) wenn Sie mir noch eine Tabaksdoſe und ein ſpaniſches Rohr verkaufen könnten.

Ein ſpaniſches Rohr, erwiederte der Trödler, wird wohl vorhanden ſein, aber eine Doſe! Es iſt eine vorhanden, aber ſie iſt von Silber; wenn dieſe anſtändig iſt.

Vollkommen anſtändig! Bringen Sie mir Stock und Doſe.

Der Trödler ging tiefer in ſeinen Laden und ſuchte. Während dieſer Zeit öffnete Gieſelburg die Brieftaſche; doch welch ein Schrecken für ihn! Er fand nur Banknoten zu 1000 Gulden, gewiß an dreihundert Stück.

Was ſoll ich jetzt thun? fragte ſich Gieſelburg.

Wenn ich mit dieſen 1000 Gulden den Trödler bezahlen will, ſo ſchöpft er vielleicht Verdacht und bedenkt, wie ein einfacher Brauknecht zu einer ſolchen Banknote kommen könne! Wenn ich ihm auch etwas weiß mache, ſo kann er mir auf dieſe Banknote nicht herausgeben, oder er ſchickt weit und breit umher, ſie wechſeln zu laſſen. Ich bin in Verzweiflung.

Das iſt das ſpaniſche Rohr, ſagte der Tandler, die Doſe hat mein Weib in ihrem Zimmer. Ich werde ſie ſogleich bringen. Ich bitte den Herrn nur fünf Minuten Geduld zu haben.

Herr Tauber! rief Gieſelburg, ich habe noch ein Anliegen. Mein Herr, der Bräumeiſter hat mich heute noch in die Stadt ſchicken wollen, um ihm eine Tauſend-Gulden-Banknote wechſeln zu laſſen. Können Sie mir die Gefälligkeit erweiſen, ſo erſpare ich den Weg nach der Stadt.

Tauſend Gulden! antwortete der Trödler, ſo viel Geld hat ja die ganze Gaſſe nicht!

Vielleicht der Fleiſchhauer! der ſoll ja ein Millionär ſein!

Richtig, der Fleiſchhauer! Geben Sie die Banknote her. Da hab' ich noch einen Hauptſpaß dabei, wenn ich dem ſtolzen Mann dieſe Tauſend-Gulden-Note bringe. Der hochmüthige Ochſenvertilger wird ſich ärgern, wenn auch andere Menſchen ſolche Zettel haben!

Gieſelburg gab die Banknote. Der Trödler lief über die Straße in das Haus des Fleiſchers.

Indſſeen kam die Trödlerin in den Kramladen ihres Mannes.

Ignaz! rief ſie, das iſt eine ſchöne Geſchichte, die ganze Leopoldſtadt iſt in Aufruhr. Ignaz, haſt Du ſchon gehört, was geſchehen iſt?

Die Trödlerin trat näher dem Eingange des Ladens und erblickte den Fremden.

Mein Gott! ſagte ſie, wie kommt denn der Menſch hier herein? Und wo iſt denn mein Mann?

Ich habe ihm etwas abgekauft und habe ihm eine Banknote gegeben, die er wechſeln läßt.

Nun einen „Hunderter“ wird ihm der Herr nicht gegeben haben, und einen Hunderter hätte ich wechſeln können.

„Es iſt ein Tauſender!“ antwortete Gieſelburg.

Jeſus, Maria und Joſef! ſchrie das Weib. Ein Tauſender! Etwa gar einer von den vielen, die vor einer Stund' dem Millionär Stomm mittelſt Einbruch geſtohlen wurden?

Was fällt Ihnen ein? entgegnete Gieſelburg ganz betreten. Mein „Tauſender“ gehört meinem Herrn dem Bräumeiſter in der Leopoldſtadt.

So recht! Da haben wir gar kein Bräuhaus mehr, und der geweſene Bräuer iſt geſtern begraben worden! Und was hat denn der Herr da für ein Paket verſteckt? Mein Himmel, das iſt ja eine „dickmächtige“ Brieftaſchen von rothem Leder! Großer Gott! Der Herr iſt ein Dieb! Zu Hilfe! Zu Hilfe!

Gieſelburg wollte entſpringen.

Nein, der Herr kommt nicht hinaus! Zu Hilfe! Zu Hilfe! Ein Dieb? Dieb!

In dieſem Augenblicke kam der Trödler mit dem Fleiſcher, und der Fleiſcher ſagte:

„Ich will doch den ſehen, der ſpät Abends Tauſend-Gulden-Zettel wechſeln läßt; zu einer Zeit, wo dreihundert Stück Tauſender geraubt wurden.

Und den Menſchen wollen Sie betrachten, Herr Fleiſchhauer, der ganz gewiß bei dem reichen Hausherrn in der abgelegenen Straße in der Leopoldſtadt eingebrochen hat, ſetzte die Trödlerin hinzu. Da, ſehen Sie her, der iſt's! Sehen Sie nur, was er für eine Brieftaſche hat.

Laſſen Sie mich zu dem Hausherrn, bei dem der Raub geſchehen ſein ſoll, hinführen, erwiederte Gieſelburg und Sie werden ſich überzeugen, daß mir der Beraubte nichts anhaben wird.

So? entgegnete der Fleiſchhauer, Er möchte auf dem Wege dahin entwiſchen? Nichts da! Er folgt uns zur Polizeidirektion, und die Frau Tandlerin holt die Wache aus dem nahen Zuchthauſe, wo dieſer Mosje ſich bald befinden wird!

Die Trödlerin eilte nach der Wache.

Indeß hatte ſich vor dem Laden der Trödlerin eine Maſſe Menſchen, welche das Geſchrei der entrüſteten Frau herbeigezogen hatte, verſammelt.

Die Brieftaſche wurde Gieſelburg abgenommen und der Fleiſchhauer öffnete ſie.

Sapperment! ſagte er, ſo viel baares Geld habe ich nicht, und das will was ſagen! Ja, ja, das will ich wohl glauben, daß ein ſo reicher Fiſchfang für einen ſolchen Spitzbuben eine gute Priſe wäre. Ehrliche Leute können ſich oft ein halbes Jahrhundert lang plagen, und verdienen nicht den tauſendſten Theil und ein ſo frecher Gauner will's auf einen Griff haben! Das wäre doch zu arg!

Jetzt kam die Wache.

Gieſelburg wurde fortgeführt.

Die Brieftaſche wurde in Gegenwart mehrerer Zeugen in ein Papier gepackt und das Papier verſiegelt.

Dieſen Vorſchlag machte der Fleiſchhauer. Er wurde ſogleich angenommen, und der Seifenſieder, der Lohgärber, der Spezereihändler, lauter ehrenwerthe Bürger aus der Straße, wo die Arretirung geſchah, begleiteten den Fleiſcher zu Gericht, bei welchem bereits Gieſelburg angekommen war, und überbrachten das corpus delicti.

Das Gericht ſendete ſofort einen Beamten ab, um Stomm zu unterrichten, daß ſowohl das entwendete Kapital, als der Räuber aufgefunden worden ſeien, und daß man den Eigenthümer vorlade, ſich hievon zu überzeugen.

Gieſelburg beharrte bei ſeinem Ausſpruche, daß wenn der Beraubte erſcheinen und ihn ſehen würde, er frei ausgehen und nicht als ein Räuber erſcheinen werde.

Gieſelburg wurde mittlerweile, mit Wachen umgeben, in einen Arreſt geſteckt.

Stomm erſchien endlich.

Und Stomm, der gleich nach dem bei ihm entdeckten Raube eine Anzeige gemacht, wiederholte ſeine Angaben.

Man zeigte ihm die Brieftaſche.

Stomm erkannte ſie als die ſeinige.

Die Banknoten wurden nachgezählt; es fehlte nicht eine.

Nun theilte der Kommiſſär dem Beraubten mit, daß der Dieb ſich äußerte, wenn Stomm denſelben ſehen würde, ſo müßte er, der Dieb, frei ausgehen.

Es iſt dies wahrſcheinlich ein Kniff, äußerte ſich der Kommiſſär. Dieſer Räuber rechnet auf Ihre Großmuth.

wenn Sie in ihm zufällig einen Ihrer früheren Hausleute erkennen ſollten. Der Burſche war gewiß einmal in Ihren Dienſten, was auch daraus hervorgeht, daß er die Lokalität in ihrem Hauſe ſehr genau kannte. Für den Fall, daß Sie wirklich ſo edelſinnig ſein ſollten, und nachdem Sie den Räuber erkannt, Erbarmen mit ihm haben ſollten, bemerke ich Ihnen im Vorhinein, daß Ihre etwaige Fürſprache nichts nützen würde. Ein Verbrechen, das mit ſolcher Frechheit verübt wurde, und nun gerichtlich anhängig gemacht iſt, läßt keine Fürſprache aufkommen. Ich erſuche Sie daher, uns durch unzeitiges Mitleid nicht in unſerer Amtshandlung beirren zu wollen.

Das fällt mir ohnehin nicht ein, entgegnete Stomm. Der Raub geſchah auf eine Weiſe, die mich empörte, und ich erkläre demnach, daß ich auf die ſtrengſte Beſtrafung dringe. Darf ich fragen, wie der Burſche ausſieht? — Vielleicht iſt es der Portier, den ich vor Kurzem entließ, weil er meine Befehle nicht reſpektirte.

Der Mann ſieht einem Hausknechte aus einem Einkehrwirthshauſe ähnlich, erwiederte der Kommiſſär. Ein ſtämmiger Menſch iſt es, der ſich dem Trödler, bei dem er Kleider kaufen wollte, als Knecht aus einem Bräuhauſe vorgeſtellt hat. Er wird ſogleich aus ſeinem Arreſte abgeholt und Ihnen gegenübergeſtellt werden.

Gieſelburg trat herein und ſtellte ſich keck Herrn Stomm gegenüber.

Werden Sie mich dem Krimminalgericht übergeben laſſen? ſprach er zu Stomm gewendet. Bei mir hat man Ihre Brieftaſche entdeckt. Ich habe ſie aber nicht geſtohlen, ſondern einem Räuber abgejagt, den ich im Nachbarhauſe aus Ihren Fenſtern ſpringen ſah. Werden Sie Bürgſchaft für mich einlegen, daß ich kein Dieb bin?

Stomm war mehr in Verwirrung, als Gieſelburg. Er vermochte nicht zu ſprechen. — Du — Du? ſtotterte Stomm, Du? Du hatteſt mein Geld?

Ja, ich! Und nun bitte ich meine Ehre zu retten, und mir meine Freiheit zu verſchaffen.

In der That, erwiederte Stomm in der größten Angſt, dieſer Mann iſt weder ein Dieb, noch ein Räuber. Ich bürge für ihn. Ich kenne ihn jahrelang als einen Ehrenmann. Da er ſagt, er habe die Brieftaſche einem Räuber abgejagt, den er im Nachbarhauſe aus meinem Fenſter ſpringen ſah, ſo iſt dies gewiß wahr, denn dieſer Mann iſt von erprobter Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit, auch ein wohlhabender Mann, der es wahrhaftig nicht nöthig hat, ſich einem ſolchen verabſcheuungswürdigen Verbrechen hinzugeben.

Wie heißt er? Und was iſt er? fragte der Kommiſſär.

Ich heiße W—, wollte Gieſelburg raſch antworten.

Sie ſind nicht gefragt worden, und haben ſich wieder zu entfernen, herrſchte ihn der Kommiſſär an, und ließ Gieſelburg abführen.

Wie heißt er? Und was iſt dieſer Mann? fragte nun der Kommiſſär noch einmal Herrn Stomm.

Sein Name? ſtotterte Stomm. In der That, er iſt mir augenblicklich entfallen.

Wie? Sie wiſſen ſeinen Namen nicht, und reden ihn mit Du an? Kennen ſeine Vermögensumſtände, verbürgen ſeine Ehrlichkeit und Unbeſcholtenheit, und wiſſen nicht, wie der wohlhabende, unbeſcholtene, ehrliche Mann heißt?

Mein ſchlechtes Namensgedächtniß! Vielleicht fällt mir ſein Name noch ein!

Nun gut! ſo werden Sie doch wenigſtens wiſſen, was er iſt, welche Beſchäftigung er hat?

Keine eigentliche Beſchäftigung, antwortete Stomm. Er lebt von ſeinem Gelde.

Und iſt alſo kein Brauknecht?

Gewiß nicht!

Wie kommt er denn alſo in dieſe Verkleidung?

Das begreife ich ſelbſt nicht!

In dieſem Momente trat ein Amtsdiener herein.

Er meldete, der Verhaftete verlange dringend vorgeführt zu werden; er iſt nämlich der Meinung, es hänge nur von Herrn von Stomm ab, augenblicklich frei zu werden. Er rechne deshalb darauf, ſchnell der Haft entlaſſen zu werden.

Dies hängt nicht von Herrn von Stomm ab, ſondern vom Ausſpruche des Richters. Dies iſt zu hinterbringen, und wenn der Arretirte trotzig ſein wolle, ſage er ihm, ſo hätte ich Mittel genug, ihm dieſen Trotz zu vertreiben.

Unterſuchen Sie gefälligſt dieſen Mann auf freiem Fuße, bat Stomm. Noch einmal ſei es geſagt: Ich bürge für ihn!

Für Einen, der eines Raubes beſchuldigt, mit dem Raube in der Hand ertappt worden, und deſſen Namen Sie nicht einmal wiſſen? Zur Unterſuchung auf freiem Fuß eines ſo ſchwer Beinzichtigten, bin ich nicht berechtigt, antwortete der Kommiſſär.

Stomm war ganz vernichtet. Er kannte Gieſelburg und wußte, was er zu riskiren hatte, wenn er ihn frei zu machen nicht im Stande ſein würde.

Er bat den Kommiſſär, ihm unter vier Augen etwas Dringendes ſagen zu dürfen.

Der Kommiſſär erſuchte den Aktuar und noch einen Beamten, einige Augenblicke ſich zu entfernen.

Als dieſe ſich in ein anderes Bureau begeben hatten, ſagte Stomm.

Herr Kommiſſär, es liegt mir Alles an der Freiheit dieſes Mannes. Seien Sie minder ſtreng in der Befolgung Ihrer Vorſchriften, und entlaſſen Sie ihn. Ich bin ja der Beſchädigte, bei mir wurde der Raub verübt, und ich erhalte ja jetzt wieder, was ich verloren. Daß dieſer Menſch kein Verbrecher iſt, kann ich mit meinem ganzen Vermögen, ja mit meiner Ehre und wenn es nöthig wäre, mit meinem Leben verbürgen.

Aber, das wird ja die Unterſuchung herausſtellen, antwortete der Kommiſſär.

Herr Kommiſſär, wozu eine Unterſuchung? Und wenn die Unterſuchung ſchon eingeleitet werden muß, wozu den ehrenwerthen Mann in Haft laſſen? Ich ſelbſt will ihn jeden Tag, wenn Sie es wünſchen, zu Gerichte führen. Ich bin in Wien anſäſſig, bin reich, bin geachtet, Sie können daher mein Vorwort gelten laſſen.

Sie wiſſen ja nicht einmal wie der Beſchuldigte heißt. Ich finde, daß Sie ihn noch mehr verdächtigen, als er ſchon verdächtig iſt.

O, ich weiß ſehr gut, wie er heißt, Niemand weiß es beſſer —

Nun alſo, ſeinen Namen?

Sein Name iſt auch der Meinige, ſagte Stomm, er heißt Stomm, wie ich; er iſt mein Sohn!

Der Kommiſſär ſah Stomm mit großen Augen an, endlich lachte und erwiederte er:

An dieſem Menſchen muß Ihnen doch viel gelegen ſein, da Sie ihn ſogar für Ihren Sohn ausgeben? — — Möglich! Aber Sie müßten verteufelt jung geheiratet haben, wenn dieſer Mann Ihr Sohn wäre. Doch mag's darum ſein. Ich will es glauben. Nur nehme ich dieſe, Ihre Angabe zu Protokoll und verhöre dann auch den vorgeblichen Sohn. — Wir wollen dann hören, ob Sie ſich nicht einer Lüge bedient haben, um dieſen Verdächtigen durchaus zu retten.

Wozu Protokolle! Wozu dieſe vielen Schreibereien? eiferte Stomm. Herr Kommiſſär, enden Sie dieſe mir höchſt fatale Geſchichte, geben Sie mir meinen Sohn mit nach Hauſe, morgen kommen wir beide wieder, und dann protokolliren Sie meinetwegen, was Ihnen beliebt.

Ich muß dieſen Fall höheren Orts vortragen. Der Raub hat große Senſation gemacht. Ich muß von meiner vorgeſetzten Behörde die Entſcheidung erwarten. Ich verſpreche Ihnen aber, daß ich mich morgen, in den Vormittagsſtunden bekümmern werde, was zu geſchehen habe. Aber dieſe Nacht bleibt jener Mann im Arreſt.

Herr Kommiſſär! rief Stomm, Sie müſſen meinen Sohn entlaſſen und dies ſogleich! Sie zögern? So hören Sie denn, ich kann meine Bitte auch noch mit andern Gründen unterſtützen!

Er ſtürzte auf die Brieftaſche hin, die auf dem Tiſche lag, riß ſie auf, griff nach einer Quantität Zettel, die er nicht zählte, und warf ſie auf den Tiſch.

Hier dieſe Summe, ſagte er, ſei Ihr Eigenthum, aber jetzt geben Sie meinen Sohn heraus!

Der Kommiſſär war über dieſe Frechheit einer Beſtechung außer ſich.

Wie? rief er. Sie wagen es einen Beamten durch Geld gewinnen zu wollen?

Er riß an der Glocke.

Der Aktuar, noch ein Beamter und ein Amtsdiener traten ein.

Der Herr Stemm hat mir dieſes Geld geboten, wenn ich den Arreſtanten frei laſſe. Seien Sie Zeugen, meine Herren, daß ich dieſe unwürdige Zumuthung zurückweiſe und nun augenblicklich hohen Orts die Anzeige über dieſe nichtswürdige Beleidigung erſtatten werde. Glauben Sie, wendete er ſich an Stemm, weil Sie Geld beſitzen, müßte Ihnen mit Ihrem erbärmlichen Mammon Alles zu Gebote ſtehen? — Die Ehre, die Pflicht, der Eid und das Gewiſſen eines öffentlichen Beamten? — Lernen Sie unſern Stand höher ſchätzen. Lernen Sie die Würde eines Beamten achten! Nehmen Sie hier die Ihnen geraubte Summe zu ſich. Beſcheinigen Sie, daß ſie Ihnen wiedergegeben wurde; verwenden Sie ſie aber zu etwas Beſſerem, als einen öſterreichiſchen, ſeinem Kaiſer treu dienenden Beamten in ſeiner Redlichkeit wanken machen zu wollen. — Der nicht grundlos Angeklagte bleibt hier. Sie können gehen!

Stemm war mehr todt als lebendig. Er ergriff ſein Geld und kroch zur Thüre hinaus.

Gieſelburg blieb im Arreſte.

Viertes Kapitel.

Falſche Gerüchte.

Otto ſtürzte von der Kugel des Einen der Räuber getroffen und lag in ſeinem Blute da. So ſchloſſen wir den zweiten Theil unſerer „Memoiren,“ und wenden uns jetzt dem unglücklichen Manne wieder zu.

Otto lag in ſeinem Blute da, und wurde beſinnungslos in ſein Bett getragen. Johann und die Hausleute eilten nach allen Seiten, um ärztliche Hilfe zu erlangen, die auch unverzüglich erſchien.

Während dieſer Zeit wurden die beiden Männer, welche in Ottos Wohnung drangen, in ſicheren Gewahrſam gebracht. Die ganze Nachbarſchaft, von dem Schuſſe aufgeſchreckt, ſtrömte herbei. Die abenteuerlichſten Gerüchte durchkreuzten die Stadt.

Am meiſten verbreitet war die Nachricht, daß ein junger, reicher Mann, der auf dem Punkte war, mit ſeinem Gelde abzureiſen, von zwei Räubern überfallen, und da er ſich zur Wehre ſetzte, von einem dieſer Räuber erſchoſſen worden ſei. Daß er ſogleich an ſeiner Wunde geſtorben, wollte faſt Jedermann wiſſen.

Allein ſo gefährlich war die Wunde nicht. Peter, ein Genoſſe Simon Riffs, ſtreiſte Otto nur an der linken Schulter, und der Blutverluſt war wohl das Aergſte, das Otto getroffen.

Außer ſich hierüber war Graf Walewsky. Ihn entſetzte nicht nur die ruchloſe That, die Vermeſſenheit, mit der ſie verübt wurde, ihn empörte beſonders, daß er in dieſem Zuſtande, bei dem Vorhaben, Simon Riff zu verfolgen, auf Otto nicht rechnen könne, und daß ihm ſonach die Habhaftwerdung jenes Böſewichts gewiß vereitelt werden dürfte. Freilich tröſtete ihn der Gedanke, daß er ſtatt einen der Mörder, jetzt zwei aufgefunden, aber ob ſolche Entartete den Dritten und ſeinen Aufenthaltsort verrathen würden, das ſtand im weiten Felde.

Indeß verzagte der Graf nicht. Er wich nicht von dem Leidenslager Ottos, und überwachte die Pflege deſſelben, wie ein Vater bei ſeinem Sohne.

Johann, der muſterhafte Bediente, ließ ebenfalls ſeinen Herrn nicht aus den Augen. Die eigenſinnigſten Anordnungen der Doktoren wurden befolgt. Freilich vermochte Johann nicht zur Braut ſeines Gebieters zu eilen und ſie über die Lächerlichkeit der zirkulirenden Gerüchte zu beruhigen, er durfte nicht auf Minuten ſich entfernen, aber deſto geſchäftiger war Keppler.

Jetzt dachte er, kann ich mich an Frau von Garving, an ihrer Tochter und an dem Todten, oder wenn er noch nicht todt iſt, an dem Sterbenden am beſten rächen, und ſo ging er dann zur Garving und zu Hedwig, und erzälte beiden die haarſträubendſten Märchen.

Die Wahrheit iſt, ſagte er, daß die Heirat mit Fräulein Hedwig bei einer armen, aber braven Familie in einer Vorſtadt Wiens, bekannt wurde. Dort hielt Herr Otto ebenfalls um die Tochter an, erhielt die Zuſtimmung und verführte das arme Mädchen. Sie iſt nun eines Knaben geneſen, und dem Tode nahe, weil faſt gleichzeitig die Kunde von der Verehelichung zu den Ohren der Gekränkten gelangte. — Vater und Bruder mit Stilet und Piſtolen bewaffnet, eilten in das Haus des Verführers. Sie forderten ihn auf, ſein Wort zu löſen, aber er wollte mit Geld ſich abfinden. Darüber im Innerſten ergrimmt, wollte der Vater den Dolch zücken, doch der Bruder kam ihm zuvor und ſtreckte den Ehr- und Treuvergeſſenen durch einen Piſtolenſchuß nieder.

Hedwig fiel bei dieſen Angaben ihrer Mutter in die Arme; dieſe ſchien wie vom Schlage gerührt. Herr Reppler hatte die Freude, den größten Jammer in das Haus der Frau Garving getragen zu haben.

Da trat der Bediente ein und meldete Graf Walewsky. Er ließ ſich als abgeſendet von Otto anſagen, der ſeine Braut und ihre Mutter beruhigen laſſen wolle über die albernen Fabeln, welche in Wien die Runde machten.

Der erbärmliche Patron Reppler war ſchon wieder auf einem neuen Bubenſtück, ſo alt auch der Mann war, ertappt worden.

Otto ſendet einen Grafen? ſagte er. Er lebt und will beruhigen, da ſieht man, was in Wien zuſammen gelogen wird! Hierauf wollte er ſich entfernen.

Sie bleiben, rief Frau Garving Reppler zu. Sage dem Herrn Grafen, es würde uns eine Ehre ſein, ihn zu empfangen. Ihre Tochter, welche ſie in den Armen hielt, küßte ſie unter Thränen. „Erhole Dich, Hedwig, rief ſie, Herr Reppler hat ſchon wieder verläumdet; erhole Dich, Hedwig, und ſei Zeuge, wie dieſer Mann neuerdings beſchämt wird. Otto lebt! und Reppler hat gelogen.“

Während dieſer Worte war der Graf eingetreten. Er ſtand ruhig da, und betrachtete Reppler, von dem er eben gehört, daß er Otto verläumdet habe und von der Mutter Hedwigs als ein Lügner bezeichnet wurde.

Hedwig ſchlug die Augen auf und ſtarrte den Grafen an.

Ich bringe gute Nachricht von meinem Freunde Otto, ſagte er, der von einem Räuber zwar verwundet wurde, für deſſen Leben aber keine Gefahr iſt. So ſchwach er durch den erlittenen Blutverluſt auch iſt, ſo war doch ſein erſtes Wort, als er wieder zu ſprechen vermochte, ſeine Hedwig und ihre Mutter, und ich ließ mir die Freude nicht entgehen, dies Ihnen mitzutheilen. Aber ehe ich erzäle, was eigentlich geſchehen, wünſchte ich zu erfahren, was dieſer Herr Schreckliches verkündete; es muß arg geweſen ſein, denn dieſes Herz hätte es faſt gebrochen.

Herr Reppler nahm zu dem bekannten Kunſtgriffe aller verläumderiſchen Wichte ſeine Zuflucht und ſagte: „Wenn ich unrecht berichtet wurde, ſo bitte ich ſehr um Verzeihung —“ verneigte ſich und wollt ſich abermals entfernen.

Bleiben Sie doch, befahl Frau von Garving noch ein Mal. Der Herr Graf wünſcht zu wiſſen, was Sie uns über Otto mitgetheilt. Sie haben geſehen, daß Ihre Nachrichten meine Tochter ſo tief ergriffen, daß ſie in meine Arme ſank; bleiben Sie nun auch, wenn mein armes Kind wieder aufgerichtet wird.

Frau von Garving erzälte nun Wort für Wort die Geſchichte, welche Herr Reppler aufgetiſcht.

Der Graf lächelte über dieſes Märchen.

Ich kann Ihnen ſagen, bemerkte er, daß jedes Wort eine Lüge iſt, was dieſer Herr geſprochen. Wahr iſt nichts, als daß zwei Männer bei Otto eindrangen; Räuber und Mörder waren es, die zu verfolgen ich nach Wien gereiſt bin. Wahr iſt auch, daß Einer dieſer Verruchten bei ſeiner Verhaftung geſchoſſen und meinen Freund an der Schulter geſtreift hat.

Und die Geſchichte mit einem armen Mädchen? fragte Hedwig.

Eine Lüge —

Von einem Eheverſprechen?

Eine Lüge —

Die Erzälung von dem Ehr- und Treuvergeſſenen?

Eine unverſchämte Lüge!

Nun deſto beſſer! ſtotterte Reppler.

Nein, deſto ſchlechter! eiferte der Graf. Und nun werden Sie angeben, mein Herr, von wem Sie die Geſchichte, welche Sie hier erzälten, erfuhren?

Das weiß ich nicht mehr genau. Auf der Börſe, im Kaffeehauſe —

Die gewöhnlichen Redensarten der Verläumder ſtehen auch Ihnen zu Gebote! Es mag möglich ſein, daß man auf der Börſe und in den Kaffeehäuſern manche Unwahrheiten verbreitet, aber wenn derlei Dinge erzält werden, welche die Ehre, den guten Ruf, die Ruhe einer Familie untergraben, ſo ſieht man ſich gewöhnlich den Mann ſehr gut an, der ſolche ſchändliche Dinge erzält, damit man im ſchlimmſten Falle denſelben nennen könne, der ſich zur Poſaune der Verunglimpfung hergibt. Haben Sie ſich den Mann angeſehen, der dieſe Verläumdung verkündete?

Nein, ich muß geſtehen, ich hörte nur mit halbem Ohr zu, und entfernte mich ſogleich. —

Und gingen hieher und brachten Gift auf Ihren Lippen! — Da Sie den Mann, der meinen Freund verleumdete, nicht angeſehen, ſo will ich Ihnen denſelben zeigen. Da betrachten Sie ſich in jenem Spiegel, das iſt er! — Thue ich Ihnen Unrecht mein Herr, ſo ſtellen Sie mir Den, von dem Sie Ihre Angaben haben, dann nehme ich Ihnen den Wicht, für den ich Sie halte, ab, und trage ihn auf Ihren Gewährsmann über. Bis dahin haftet dieſe Bezeichnung auf Ihnen, und damit Sie ſie nicht vergeſſen, werde ich ſie Ihnen zurufen, wo ich Sie ſehe!

Jetzt erlauben Sie dieſem Herrn, ſagte der Graf zu Frau von Garring, daß er ſich entferne, aber nicht, daß er ſich empfehle. Empfehlen kann ſich ein ſolches Subjekt nicht.

Reppler ging.

Auf welche Weiſe, kann nicht beſchrieben werden. Es war ihm, als ob der Boden unter ſeinen Füßen wanke.

Dem darf ich nicht begegnen! mochte er ſich denken, der nennt mich einen Wicht auf offener Straße!

Reppler ging ſogleich durch Seitengäßchen und Durchhäuſer, als könnte ihm der gefürchtete Graf auf jedem Schritte entgegen kommen.

Entſchuldigen Sie, meine Damen, daß ich ſo derb gegen dieſen Erbärmlichen aufgetreten bin. Ich war dieſes aber Ihnen, für das Herzleid das er Ihnen zugefügt, ich war es meinem Freunde, der ſich nicht vertheidigen kann, weil er an ſeiner Wunde darnieder liegt, und war es mir ſchuldig. Ich habe es von jeher jedem Verläumder ſo gemacht, und ich wünſchte, ich fände Nachahmer, da würden Sie ſehen, wie bald die Brut dieſer böſen Zungen ausgerottet ſein würde.

Nun geſtatten Sie, meine Damen, daß ich Ihnen mittheile, was eigentlich geſchehen, damit Sie auch nicht durch das geringſte Gerücht in Angſt verſetzt werden können.

Der Graf erzälte nun den ganzen Vorgang, ließ aber da er Otto ſchonen wollte, jede bemakelnde Angabe weg, welche den Mann, für den er ſich nun mit ganzer Seele eingenommen zeigte, hätte kompromittiren können.

„Aber dieſe Schätze, die er gefunden, für ſein Eigenthum auszugeben, ſah er ſich doch veranlaßt? entgegnete Frau Garving. Wir ſelbſt, ich und meine Tochter wurden veranlaßt, dies zu glauben.“

Sie haben ganz recht, wenn Sie bemerken, „er ſah ſich veranlaßt.“ Ich aber bemerke Ihnen, daß er nun in eine Lage kommt, ſich nicht auf fremde Kapitalien beziehen zu dürfen, und daß es meine Sache iſt, ihm eine ſolche Stellung zu verſchaffen, die ihn der Hand Ihrer Fräulein Tochter nicht unwürdig erſcheinen läßt.

Alſo hatte Reppler doch Recht gehabt! ſagte Frau Garving zu Hedwig.

Es iſt eine ſchwierige Sache, bemerkte der Graf, jetzt über eine Angelegenheit zu ſprechen, bei der es freilich beſſer wäre, Otto würde nie damit in Berührung gekommen ſein, dann aber hätte ich auch den größten Theil meiner Erbſchaft verloren. Denn einen redlicheren Menſchen hätte der Himmel mir und der beleidigten Gerechtigkeit nicht ſenden können, als Otto. Ihnen kann es nicht gleichgiltig ſein, zu erfahren, wie ehrenhaft ſich Ihr künftiger Schwiegerſohn in dieſer ſchwierigen Lage benommen. Denken Sie ſich Tauſende an ſeinem Platze, und unter dieſen Tauſenden hätte ſich kaum Einer rein erhalten. Die Art, wie er gedrängt wurde, die Beſchämung, ja Beſchimpfung, mit dem ihn ſein Feind bedrohte, die Gefahr, ſeine Geliebte für immer zu verlieren, zwangen ihn gleichſam zu dem Schritte, für einige Augenblicke als der Herr des aufgefundenen Schatzes zu ſcheinen; als er aber den Schein der Armuth in Ihren Augen erbleichen ſah, als er ſeine Geliebte wieder ſeine Braut nennen durfte, da deponirte er das fremde Kapital und ſchrieb augenblicklich an mich, um mir mein Eigenthum zuzuwenden.

Es iſt alles recht ſchön, Herr Graf, entgegnete Frau Garving, Sie in Ihrem Edelmuth und mit Ihrer wahrhaft adeligen Geſinnung ſetzen mir Alles gut auseinander, aber eigentlich hat Otto doch jetzt kein Vermögen, und meine einzige Tochter bekommt dereinſt ſo viel!

Iſt es das? nun ſo will ich Ihnen auch hier eine Beruhigung geben: Ich ſtehe allein in der Welt, habe keine Frau, keine Kinder, nicht einmal Verwandte mehr. Der Mann, der beinahe für mich ſein Leben verloren, der ſein Blut für mich vergießen mußte, er ſei mein Sohn, ich adoptire ihn, er ſei mein Erbe! — Iſt Ihnen dies auch nicht genügend?

O mein Gott! rief Hedwig, dieſer Edelmuth! Herr Graf, ich möchte Ihnen zu Füßen ſinken. Sie thun mehr für mich als meine Mutter, denn ich muß es nur geſtehen, wenn ich Otto verliere, ſo welkt mein Leben dahin!

Frau Garving ſtand erſchüttert da. Endlich reichte ſie dem Grafen die Hand und preßte Hedwig an die Bruſt. Sie haben mich beſchämt, Herr Graf, ich bin überwunden! Es iſt nicht nöthig, daß Sie ſolche Opfer bringen. Hedwig wird Otto's Gattin, und wenn er auch ein Bettler wäre! Herr Graf ſeien Sie ſo huldreich, dies ihm zu hinterbringen. Sobald es ſein Arzt geſtattet, von uns einen Beſuch annehmen zu dürfen, werde ich mit meiner Tochter an ſein Schmerzenlager gehen, und ihre Hand in die ſeinige legen.

Der Graf war ſichtbar ergriffen.

Was ich geſagt, ſprach er, dabei verharre ich. Nun will ich aber zu dem guten Otto heimkehren, noch früher, als ſeine körperliche Wunde geheilt, die Wunde heilen, die ſein Herz zerfleiſcht. Leben Sie wohl. Ich erwarte Mutter und Tochter am Krankenlager meines Sohnes! Gott ſegne Sie beide.

Er ging.

Lange und ſprachlos lagen ſich Mutter und Tochter in den Armen, und weinten Thränen der Freude. Endlich brach Frau Garving die Pauſe.

Komm' meine Tochter, ſagte ſie, wir wollen in den Dom zu St. Stefan eilen, uns dort vor dem Altare des Allmächtigen niederwerfen und ihm danken, daß er es ſo wunderbar fügte, Otto's Glück, und mit ihm das unſere zu ſchaffen.

Fünftes Kapitel.

Der Beſuch.

Es war Abend geworden, und in Ottos Stube wurde es unheimlich. Die beiden Chirurgen, die an ſeinem Bette ſtanden, erhoben nicht durch Ihr Geſchwätz des armen Verwundeten Hoffnungen, ſondern machten ihn ganz kleinmüthig. Sie hatten zahlloſe Beſorgniſſe, gaben eine Maſſe Bedenklichkeiten zu erkennen, kurz ſtimmten den Aermſten, den ohnehin der Blutverluſt in eine große Schwäche verſetzt hatte, noch mehr herab.

Nun ſtellte ſich auch noch ein Wundfieber ein.

Otto verfiel in einen ſo troſtloſen Zuſtande, daß er mehr an ſeinen Tod, als an ein neues Leben dachte.

Beſonders waren ihm die beiden Wundärzte, die aus einigen etwas weiter von Ottos Wohnung gelegenen Offizinen geholt wurden, weil die in ſeiner Nachbarſchaft nicht zu finden waren, höchſt peinvolle Erſcheinungen. Der eine Wundarzt lächelte immer mit einer bis zum Ekel übertriebenen Selbſtgefälligkeit und ſprach von nichts Anderem, als von ähnlichen Patienten, die zwar alle glücklich kurirt wurden, bei welchen aber hinterher ſich Nervenfieber und Auszehrung einſtellten, wodurch die Verwundeten aus den Händen der Chirurgen in die Hände der Doktoren der Medizin übergingen, welche ſodann, wie der ſelbſtgefällige Magiſter ſich ausdrückte, die

Patienten regelmäßig in das Jenſeits expedirten. Wie Sie geheilt ſind, ſagte dieſer Mann zu Otto, ſo ſchaffen Sie ſich eiligſt die beiden Mediziner vom Halſe, dieſe jagen Ihnen, ehe Sie ſichs verſehen, entweder eine „Hektik,“ Auszehrung oder einen Schlagfluß an den Hals. Ich kenne das genau; ich darf nur bemerken, was Ihre Aerzte jetzt bei Ihrem heftigen Wundfieber anwenden werden.

Otto ſchwieg und begnügte ſich, nach ſeinem Johann zu verlangen, von dem er wußte, daß er ſolche Behauptungen, wie er eben jetzt vernehmen mußte, nicht ruhig würde anhören können. Otto hätte Johann auch gar ſo gerne befragt, ob der Graf noch nicht von Bertha zurückgekehrt und ob kein tröſtendes Wort von der Geliebten ihn beſeligen dürfte.

Der Johann iſt nicht zu Hauſe, antwortete der zweite Chirurg, wo möglich noch bornirter, als der erſte. Dieſer Ignorant gefiel ſich, immer lateiniſche Worte anzubringen, und machte ſich dadurch, weil er nicht lateiniſch verſtand, ja das Gewöhnliche in dieſer Sprache nicht einmal zu ſagen wußte, noch lächerlicher.

Betrachten Sie jetzt die Phisionomika, ſagte er zu ſeinem Kollegen. Patientis erhält ja ſchon einen Habitus maladus wie ein Lazarus pauperus. Ich wäre für ein Consilium abeundis. Geben wir ihm etwas Moschus in Portionibus picolus —

Halten Sie das Maul! ſagte der Selbſtgefällige, ſonſt ſtirbt er uns an Ihrem Latein. Das Fieber iſt da, es packt ihn mit aller Gewalt. Nun, ich höre ja die beiden Doktoren der Medizin; wir wollen nun erfahren, was dieſe „Weiſen Griechenlands“ für Ausſprüche thun werden.

Die Doktoren traten ein.

Nun, wie ſteht es? fragte der erſte.

Ein Febris horrendus iſt eingetreten, meldete der lateiniſche Chirurg.

Wie ich berechnet hatte, erwiederte der Selbſtgefällige.

Mich erſchreckt die Phisionomika hippokratikum, ſagte der Lateiner.

Sind Sie denn toll? meine Herren, ſagte der zweite Arzt, der indeß des Kranken Puls befühlt hatte. Ich bewundere den glücklichen Verlauf. Es zeigen ſich nicht einmal ſtarke Alterationen.

Es ſcheint, die Herren wollen den Kranken durch beängſtigende Reden niederbeugen, bemerkte der erſtere der Doktoren.

Ich gratulire Ihnen, ſagte er zu Otto. Ich habe mich auf den Eintritt des Abends ſehr gefürchtet, aber Sie befinden ſich über alle Erwartung gut. Es müßte nur die Nacht ihre Tücken mitbringen, aber ſorgen Sie nicht, ich werde wieder kommen. Ich werde vor 10 Uhr erſcheinen und dann bis 12 Uhr bleiben.

Dann werde ich kommen, ſagte der andere Arzt, und bis zum Morgen hier bleiben.

Dieſe laſſen ihn nicht mehr aus! ſagte der Selbſtgefällige zum Lateiner. Wenn dies ſo iſt, wendete er ſich nun zu den beiden Medizinern, ſo kann ich zu meiner Frau nach Hauſe gehen. Ich bin überzeugt, daß heute bei dem ſtarken Winde ein paar herabgeſtürzte Dachziegel mir ein halbes Dutzend Kopfverletzungen zugeweht haben. Gewiß werde ich ſchon an zwanzig Orten erwartet. Er ging mit ſüßem Lächeln von dannen.

Und ich verſüge mich ins Hotelus bieriensis, erwiederte der Lateiner.

Nun, das geht wohl nicht, verſetzte der erſte Doktor. — Einer der Herren Wundärzte muß hier bleiben.

Nur bis hora nona bleibe ich im Hotelus bieriensis, erwiederte der Lateiner.

Die Doktoren lachten über den Ignoranten und entließen ihn bis „hora nona.“

Sie ſind wohl ſehr geängſtigt worden, ſagte der erſte Arzt zu Otto. Ich kenne dieſe Leute, ich weiß, wie ſie ſich wichtig machen, und um dies zu vermögen, das tollſte Zeug zuſammenſchwätzen. Ich werde morgen einen tüchtigen Chirurgen aus Ihrer Nachbarſchaft bringen, und bedauere nur, daß der Mann heute nicht zu Hauſe war. —

Seien Sie ganz ruhig, ſetzte der zweite Doktor hinzu. Sie werden nicht lange zu leiden haben. Es hat Sie ein höchſt ungefährlicher Streifſchuß berührt. Das Blut iſt ſo bald wie möglich geſtillt worden, und der Schrecken, den Sie gehabt haben, war das Aergſte.

Zu meinem Glücke hörte ich den zweiten Chirurgen lateiniſch ſprechen, ſagte Otto. Wenn ich bereits mit dem Tode gerungen, ich hätte lachen müſſen!

Nun kam Johann nach Hauſe; er ſchleppte eine Maſſe von Sachen herbei, welche ihm aufgetragen worden, aus der Apotheke u. ſ. w. zu beſorgen. Nachdem er Eis zu Umſchlägen wenn es noch nöthig wäre, in die Küche gebracht hatte, betrachtete er ſeinen Herrn und huſtete.

Sein Herr bemerkte dies nicht.

Johann ging nun wie ein Verzweifelter umher. Man ſah es ihm an, er hatte ſeinem Herrn viel

Dringendes zu ſagen, und ſein Herr beachtete ihn nicht, ſo viele Zeichen er ihm auch gab.

Endlich fragte **Otto**: Iſt der Graf ſchon zu Hauſe?

So eben iſt er vor mir über die Treppe gegangen. Ich mußte ihm Licht machen. Er ſagte, er habe nur etwas Dringendes zu ſchreiben, dann werde er Sie ſogleich beſuchen. Ach, Euer Gnaden, ich habe auch etwas Dringendes zu beſorgen, ich habe nämlich Ihnen etwas Dringendes zu ſagen, wenn die Herren Doktoren mir erlauben würden, meinen gnädigen Herrn unter vier Augen zu ſprechen.

Nur müſſen wir vorausſchicken, antworteten die Aerzte, daß es nichts ſei, was dem Patienten eine Gemüthsbewegung zuziehen könnte —

Gott bewahre, erwiederte **Johann**. Einen Beſuch ſcheint heute noch Jemand meinem Herrn machen zu wollen.

Etwa **Hedwig** und ihre Mutter? fragte **Otto** freudig.

Das würde dann eine Gemüthsbewegung hervorbringen! O nein, verſetzte **Johann**. Es iſt der Beſuch eines Verwandten. Ich habe den Herrn Onkel geſehen. Er ſah mich zwar nicht, aber er iſt es.

Meinen Onkel — ? — ah! rief **Otto** heftig ergriffen, ich weiß jetzt, wenn Du meinſt? das iſt aber unmöglich! Du irrſt Dich! Du mußt Dich irren!

Ich irre mich nicht! antwortete **Johann**, jagen Sie mich aus Ihrem Dienſte, wenn ich mich getäuſcht.

Wenn es ſo iſt, antwortete **Otto**, dann, meine Herren Doktoren, bitte ich Sie, mich mit meinem Diener nur einige Worte unter vier Augen ſprechen zu laſſen.

Sprechen Sie nur nicht zu viel!

Ich gebe Ihnen mein Wort, ich will nur reden, was dringend nothwendig iſt.

Die Aerzte gingen ins Nebenzimmer.

Du irrſt Dich nicht? ſagte Otto ſehr aufgeregt.

Nein, betheuerte der Bediente. Er trägt ja noch Ihre Kleider! Sie ſehen freilich nicht mehr ſo neu aus. Aber Ihre Kleider ſind es und der Herr Onkel iſt es. Er ſchleicht ums Haus herum und blickt unverweilt nach Ihren Fenſtern.

Rufe ſchnell den Grafen und gib mir meine Piſtolen, dann hole Wachen herbei.

Euer Gnaden erſchrecken mich!

Eile, es iſt keine Zeit zu verlieren, und wenn dieſer Mann derjenige iſt, den Du für meinen Onkel hältſt, ſchenke ich Dir 100 Dukaten.

Die Aerzte traten wieder aus dem Seitenzimmer und Otto wendete ſich voll Vertrauen an ſie.

Was mir jetzt bevorſteht, redete er ſie an, kann leider; ohne eine Aufregung nicht vorüber gehen. Sie wiſſen, welch ein Anſchlag auf mich gemacht wurde; deſſen ungeachtet ſteht mir jetzt ein neuer bevor. Mein Bedienter verſichert mich, noch einen dritten dieſer Banditen, um dieſes Haus ſchleichen geſehen zu haben. Dieſen kenne ich und halte ihn für noch verwegener, als die beiden, die mich überfielen. Ich läugne es nicht, ich fürchte ſein Hierherkommen jeden Augenblick. Wahrſcheinlich hat er erfahren, daß ich nicht todt bin, und will das vollenden, was ſeine Spießgeſellen begonnen.

Wenn Ihr Bedienter ihn erkannt hat, antwortete der eine Arzt, ſo laſſen Sie den Räuber auf der Straße feſtnehmen; Sie werden nicht einen zweiten Mordanfall ſich ausſetzen und können dies nicht.

Daran habe ich wohl gedacht, entgegnete Otto, wenn mein Bedienter ſich aber geirrt hätte, ſo könnte ein Unſchuldiger ergriffen werden. Es wäre ſonach nothwendig, ſich wegen der Identität ſeiner Perſon zu überzeugen, und ich kann darüber entſcheiden. Indeß ſind alle Vorſichtsmaßregel getroffen. Ich laſſe mir meine Piſtolen bringen, Wachen habe ich beordert und Graf Walewsky wird augenblicklich bei mir erſcheinen. Was wäre auch für den Moment zu thun, da der Bandit jede Minute eintreten kann?

Ihn in Ihrem Vorzimmer zu arretiren.

Ich bin damit einverſtanden! aber die Zurückkunſt meines Bedienten müßte auf jeden Fall abgewartet werden.

Nun trat der Graf herein, und Otto beeilte ſich, ihm, was er von dem Erſcheinen jenes „Mannes im Prater“ wußte, augenblicklich mitzutheilen, den Grafen aber auch von dem zu unterrichten, was er bisher vorſichtsweiſe angeordnet und auch die Aeußerungen der Aerzte zu wiederholen.

Nun begreife ich, wozu Sie Ihre Piſtolen forderten, entgegnete der Graf, hier ſind Piſtolen, es ſind meine eigenen; ſie ſind die verläßlichſten, welche es geben kann. — Ich bin aber nicht der Meinung, daß Simon Riff einen Anſchlag auf Ihr Leben im Sinne hat. Im Gegentheile, glaube ich, daß er zu Ihnen kommen wird, um ſich zu erkundigen, was mit ſeinen Kameraden geſchehen, denn daß ſie ihn, weil ſie verhaftet wurden, ohne Nachricht laſſen mußten, iſt klar.

In dieſem Augenblicke zog Jemand an der Hausglocke, aber ſehr mäßig, ſo daß ſie ſich kaum hörbar machte.

Das wird er ſein! ſagte der Graf; ich ſchlage nun vor, daß einer der Herrn Aerzte ſich entferne und bei dieſer Gelegenheit die Hausthür öffne und Simon Riff herein laſſe. Simon Riff wird nach Ihnen fragen, der Herr Doktor mag ganz ruhig antworten, Sie ſeien unwohl. Simon Riff wird nun fragen, ob Sie allein ſeien, der Herr Doktor wird dies bejahen, und Simon Riff wird getroſt hier eintreten. Jetzt wird er ſprechen und Sie werden ihn anhören. Der andere Herr Doktor und ich werde aber hier im Nebenzimmer jedes Wort hören und genau beobachten, was geſchieht. Wird Simon heftig, ſo ziehen Sie Ihre Piſtolen, die ich Ihnen hier unter die Bettdecke lege hervor. Ich ergreife die eine der Ihrigen und der Herr Doktor die andere, treten beide auf den Verbrecher hin und ſchießen ihn zuſammen, wie er ſich regt. Mittlerweile kommt auch Ihr Bedienter mit der Wache. Doch ich wiederhole noch ein Mal, daß Simon Riff nicht hieher kommt, um Ihnen ein Leid zuzufügen.

Nun hörte man die Glocke noch ein Mal ſo beſcheiden ziehen, wir das erſte Mal.

Jetzt muß man ihn eintreten laſſen, ſagte der Graf.

Einer der Aerzte nahm ſeinen Hut und ging, öffnete die Thüre, und man hörte Simon Riff fragen ob Otto zu Hauſe ſei.

Er iſt unpäßlich! hörte man den Doktor antworten, wenn Sie mit ihm ſprechen wollen, gehen Sie immerhin zu ihm, ich bin ſein Arzt und bitte Sie, halten Sie ſich nicht lange auf; der Patient muß zur Ruhe kommen.

Ich ſage ihm nur einige Worte, entgegnete Riff, und klopfte leiſe an die Thüre. —

Der Graf und der zweite Doktor eilten in das Kabinet.

Otto rief: Herein!

Simon Riff ſtand vor Ottos Bette.

Erkennen Sie mich noch? fragte Simon.

O, ja ſehr gut. Was führt Euch zu mir?

Sie ſind unwohl, entgegnete Simon; Sie können nicht viel ſprechen, ſagte mir Ihr Arzt. Gut! Sie ſollen nicht viel ſprechen, aber anhören werden Sie mich müſſen.

Ich bin bereit.

Sie haben heute Beſuche gehabt?

O ja, Ihr habt Eure Genoſſen mir geſendet. —

Ich mußte! Die Elenden haben ſchändlich an mir gehandelt, und hätte ich nicht jenen Brief an Sie geſchrieben, ich lebte nicht mehr. — Peter und Philipp ſind frei geworden wie ich. Ihr erſter Gang war nach den Prater; ſie fanden den Schatz nicht mehr, und waren außer ſich. Sie ſuchten mich in allen Winkeln. Sie wußten meine Verbindungen, weil ſie auch die ihrigen ſind. In Berlin kamen Sie mir auf die Spur. Sie reiſten nach Hamburg. Vier und zwanzig Stunden ſpäter, und ein Schiff hätte mich nach London entführt. Sie wären auch nach London gekommen, das weiß ich. Aber in London gibt es mehr Höhlen für Unſer Eins, ſie hätten lange ſuchen müſſen. In Hamburg fanden ſie mich in der Zufluchtsſtätte unſerer Genoſſen, in der Herberge Aller, die da gezwungen werden, Europa zu verlaſſen. — In den Hamburger Zufluchtsort der Diebe, ich will es nur mit Namen nennen, darf Niemand mit Schätzen beladen eintreten. Ich vergrub die meinigen, ſonſt wäre ich ihrer beraubt worden. Doch Peter und Philipp zwangen mich, den Ort anzugeben, wo ich mein Geld verwahrt hatte. Sie ſchleppten mich des Nachts auf den Weg nach Altona und ſtachen mich mit Meſſern ſo lange bis ich bekannte. Noch gleicht mein Körper einem Siebe, und ich ſtehe heute faſt noch elender und geſchwächter vor Ihnen, wie damals, als Sie mich im Prater fanden. Ich trug Peter und Philipp an, die gerettete Hälfte anzunehmen und mit mir zu theilen. Sie geberdeten ſich wie Raſende. Sie ſchlugen mich, doch in tiefer Nacht hörte Niemand mein Hilfegeſchrei. Endlich verſprachen ſie, mich nicht zu tödten, wenn ich ihnen auch die Hälfte des Raubes verſchaffen würde, die Sie in Empfang genommen. Ich wendete anfänglich ein, dies wäre unmöglich. Unmöglich? ſchrien ſie, das wollen wir ſehen! Sie ſchnitten mich in den Hals und ſchwuren, mich verbluten zu laſſen, wenn ich nicht mit ihnen nach Wien zurückkehren würde. — Hier mußte ich den Brief aus „Hamburg“ datirt, an Sie ſchreiben. Hierauf gingen ſie zu Ihnen, entſchloſſen Sie zu ermorden, wenn Sie die Schätze herausgeben würden. Sie leben, daher müſſen Sie die Schrecklichen befriedigt haben. Aber zu mir kehrten ſie nicht zurück. Seit 14 Stunden bin ich ohne Nachricht, und ich bin nun hier Sie zu fragen, was geſchehen. Sie haben den Antheil, wenigſtens ſo viel Sie noch im Hauſe hatten, ihnen übergeben, und die Elenden ſind fort damit, nehmen jetzt die Schätze, die in Hamburg vergraben ſind, dazu, und entfliehen. Ich kann nicht reiſen und bitte Sie, nehmen Sie mich wieder auf, bis ich geneſen.

Otto entgegnete: Eure Genoſſen waren hier, ſie haben ihren Theil, und Ihr ſollt den Uebrigen auch bekommen!

Auf dieſe Worte trat Graf Walewsky mit dem Doktor, jeder eine Piſtole in der Hand, aus dem Nebenzimmer, Otto legte beide Piſtolen auf Simon Riff an, Johann ſtürzte mit der Wache herein.

Da iſt der Dritte, da iſt auch Simon Riff, ſagte Otto. In wie ferne er Wahrheit geſprochen, weiß ich nicht, aber er wird die Wahrheit bekennen müſſen, dazu werden ihn die Gerichte verhalten.

Ha, ſchändlicher Undank! rief Simon Riff, der ſchnell zu Boden geriſſen und gebunden wurde. Ha, elender Mitgenoſſe, wüthete Simon; Du ſollſt es mir theuer bezahlen! Wäre ich nicht ſo ſchrecklich mit meinen Kräften herabgekommen, trotz den Piſtolenläufen, die mir entgegengehalten werden, würde ich Dich mit meinen Zähnen zerfleiſchen, aber durch meine Ausſage werde ich Dich in meinen Jammer hineinziehen und Du ſollſt unglücklich werden, das ſchwöre ich Dir!

Du irrſt, Bandit, ſchrie Walewsky. Das, was Du von Deinem Raube abgegeben, iſt in meinen Händen. Erinnerſt Du Dich noch meiner, ſchändlicher Mörder meines Onkels? Sein Neffe, Graf Walewsky, ſteht vor Dir! Wiſſe auch, Deine Spießgeſellen liegen in denſelben Ketten, die Dich erwarten.

Gnade! Gnade! Herr Graf, winſelte Simon. Ich will den Ort angeben, an welchem Sie zu den andern Theil Ihres Erbes gelangen, ich will Alles bekennen. Bis auf 1000 Dukaten ſollen Sie Ihr Erbe zurückerhalten! Nur mir Gnade, mir, ich habe ja den Mord nicht begangen!

Gnade Euch Allen am Galgen! rief der Graf. Das Blut meines Onkels ſoll geſühnt werden. Fort mit dieſem Ungeheuer!

Ach ſo täuſchte mich meine Ahnung doch nicht, ſchrie Simon. So wußte ich es doch mit Gewißheit, daß die Rückkehr nach Wien unſer Verderben herbei führen werde; aber die Habſucht der Schändlichen kannte keine Grenzen! Gnade, Herr Graf, noch ein Mal bitte ich um Gnade!

Während er dieſe Worte ſprach, wurde er fortgeführt.

Jetzt, Herr Doktor, eilen Sie meinem Freunde zu Hilfe, ſagte der Graf zum Arzte. Ich ſehe, daß ſeine Augen glühen, dieſe Aufregung kann die nachtheiligſten Folgen haben.

Sie täuſchen ſich, Herr Graf, entgegnete Otto. Die letzte Laſt, die ich auf meinem Herzen und auf meinem Gewiſſen hatte, iſt von mir genommen. Gottes Gnade ſteht mir ſichtbar bei.

Da, ſagte der Graf, indem er eine Schrift im Folioformate auf Ottos Bettdecke legte, laſſen Sie ſich dieſes Dokument vorleſen. Ich ſchrieb es, noch ehe ich Nachricht hatte, daß Simon Riff in Wien ſei, noch ehe Ihr Diener mich aufforderte, zu Ihnen zu kommen. Auf dieſe Weiſe ſucht Graf Walewsky ſeinen Dank auszuſprechen, für die Auffindung der Mörder ſeines Onkels.

Nun will ich, fuhr der Graf fort, zur Behörde und über Simon Riff Aufſchlüſſe geben. Noch in der Nacht will ich ein Protokoll aufnehmen laſſen, und nicht eher von Wien abreiſen, bis das Schuldig über die Entſetzlichen ausgeſprochen wurde. Möge der Himmel Ihnen, theuerer Otto, einen ſüßen Schlaf verleihen. Von Hedwigs Mutter habe ich Ihnen zu hinterbringen, daß Ihrer Ehe nichts im Wege ſteht; ſelbſt wenn Sie ein Bettler wären, verſicherte Frau Garving, müßten Sie ihr Sohn werden.

Der Graf entfernte ſich.

Ach, wie glücklich macht mich dieſe Nachricht! — Endlich ſagte er: Herr Doktor, was iſt das für ein Dokument?

Der Doktor warf einen Blick hinein. Ach! ſagte er, ich nehme beinahe Anſtand, Ihnen ſeinen Inhalt mitzutheilen. Angſt, Furcht, Freude und Glück ſind einander doch gar zu ſchnell gefolgt.

Leſen Sie, bat Otto. Bringen Sehnſucht und Erwartung, ſetzte er hinzu, nicht auch Gemüthsbewegungen hervor?

Nun denn, ſagte der Arzt, der Graf adoptirt Sie. Er iſt kinderlos, ſie ſollen ſein Sohn und ſein Erbe werden.

Zu viel! zu viel! hauchte Otto und ſank in ſein Kiſſen.

Nun, bemerkte Johann, der ein ſtummer Zeuge dieſer ergreifenden Scene war, das iſt eine hübſche Beſcherung; Mit ſolchen Ueberraſchungen hätte ich herausplatzen ſollen, ich glaub, ich hätte meinen Dienſt verloren.

Gemach! mein Freund, erwiederte der Arzt. Dem Herzen und Gewiſſen Deines Herrn wurden größere Wunden geſchlagen, als die an ſeiner Schulter. Herz und Gewiſſen ſind geheilt, die leichte Wunde, die er empfangen, wird in drei Tagen vernarbt ſein.

Der Doktor befühlte den Puls Ottos.

Das hämmert, ſprach er, das hüpft, das zuckt! Es wird nun wohl das Wundfieber ſich heftiger einſtellen. Bemühe Dich zu erfahren, ob kein Chirurg in der Nähe iſt, wir wollen nach dem Verbande ſehen.

Sechſtes Kapitel.

Die Arbeitsſtube des Banknotenfälſchers.

Wir haben noch nachzutragen, was im Hauſe Stomms vorgegangen, ehe noch Gieſelburg bei ihm den Raub begangen, und wo ſich Stomm befunden, während dieſes Angriffes auf ſein Eigenthum.

Stomm war eifrig beſchäftigt, die von Gieſelburg begehrten preußiſchen Thalerſcheine anzufertigen. Er ſetzte ſeine Preſſe auf das thätigſte in Bewegung, feſt entſchloſſen, nach dieſer Arbeit ſeine Maſchine auseinander zu legen, ſie theilweiſe in die Donau zu verſenken, die Platten ſeiner nachgeahmten Banknoten und Thalerſcheine zu zerſchneiden und ſie ebenfalls dem Fluße zu opfern.

Bertha, die bereits ziemlich geneſen, hatte keine Ruhe mehr in Stomms Hauſe, und beſchwor ihre Mutter, da der Vater, wahrſcheinlich, um mit Stomm in keine Kolliſion zu gerathen, ſchnell eine Geſchäftsreiſe nach Oedenburg antrat, und deshalb Berthas Bitten nicht erfüllen konnte, Stomm aufzuſuchen und von ihm Abſchied zu nehmen, zugleich aber wollte Bertha auch ihren Dank für Stomms Obſorge und für die von ihm angeordnete Pflege während ihrer Krankheit ausſprechen.

Mutter und Tochter erfuhren von der Dienerſchaft, daß Stomm im Hauſe ſei, aber trotz eifrigen Forſchungen nach ihm, vermochten ſie ihn nicht zu finden.

Frau von Pollau begab ſich nun mit ihrer Tochter nach dem zweiten Stockwerke. Es war ihr lieb, erfahren zu haben daß dort ſein Arbeitszimmer ſich befinde. Sie hörten hier auch ganz deutlich ein Geräuſch, wie es eine mechaniſche Preſſe hervorbringt, aber die Wand, welche dieſes Geräuſch ihnen zu Gehör brachte, zeigte keine Thüre.

Bertha und ihre Mutter horchten, ſie riefen ſogar Stomm beim Namen, allein er hörte ſie nicht. Die Preſſe that immer neue Schläge, und jedes Wort, das ſie ſprachen, verſchlang das Getöſe hinter der Wand.

Da muſterte Bertha die Fläche der Mauer. Sie trat vor einen großen Spiegel hin und es ſchien ihr, als wenn dieſer bei jedem Stoße, den hinter demſelben die Maſchine that, erzitterte.

Hinter dieſem Spiegel iſt eine Thür! ſagte Bertha. Der Spiegel ſelbſt bildet vielleicht dieſe Thüre, aber wie ſie öffnen? — Hier iſt gewiß ein Geheimniß verborgen.

Das wir jedoch nicht lüften werden, antwortete die Mutter. Komm', meine Tochter, wir wollen uns von hier entfernen. Wir können ja ſchriftlich Abſchied nehmen.

Allein Bertha, entweder von einer Ahnung beſtimmt, oder von Neugierde angetrieben, wich nicht von dem miſteriöſen Spiegel, und ſo oft ſich dieſer leicht bewegte, fuhr ſie mechaniſch mit der Hand nach ſeinem Rahmen. Auf einmal berührte ſie eine Feder und die Thüre, auf welcher der Spiegel befeſtiget war, ſprang auf und der geſuchte Eingang war gefunden.

Bertha trat in ein Gemach.

Die Mutter rief ſie zurück, aber Bertha hörte nicht, und plötzlich ſtand ſie hinter Stomm.

In dieſem Augenblicke ſtürzte ſie, welche die Krankheit ſchon mit einer Leichenbläſſe überzogen hatte, wie ein Geiſterbild aus dem fürchterlichen Gemache, that einen entſetzlichen Schrei, und ſank wie todt auf einen Stuhl.

Die Mutter eilte ihr zu Hilfe.

In demſelben Augenblicke erſchien auch Stomm vor Bertha. Wie er bei ſeiner Banknoten-Preſſe ſtand, ohne Rock, ohne Halstuch, wie ein Arbeiter, erſchien er mit von Druckerſchwärze beſudelten Händen vor ihr.

Stomm ſah ſein ſchmähliches Gewerbe entdeckt, ſich ſelbſt als Fälſcher bei ſeinem Treiben überraſcht; er ſtand anfänglich ſprachlos, dann aber ermannte er ſich, warf die Spiegelthüre ins Schloß, und betrachtete ſchweigend Mutter und Tochter.

Was iſt denn vorgegangen? fragte die Mutter. — Bertha! Bertha! Um Gottes willen. Dein jetziger Anfall iſt ja noch entſetzlicher als Dein früherer! Bertha! Soll ich Dich denn als Leiche aus dieſem Hauſe tragen? rief die Mutter. Ach Gott! ach Gott! Sie ſtirbt! ſie ſtirbt! Was haben Sie denn da drin gethan? Sie ſtehen ja ſelbſt wie leblos da? Zu Hilfe! zu Hilfe!

Keinen Laut! ſprach Stomm mit unterdrücktem Tone. Keinen Laut, oder ich ſchleppe Mutter und Tochter in dieſes Kabinet, und ſie ſollen Beide unter meinen Händen die Sprache auf immer verlieren.

Sind Sie ein Mörder? fragte die Mutter. Ja! Sie ſehen in dieſem Zuſtande ſo aus. Aber ich werde mein

Kind mit meinem Leben vertheidigen, und **Bertha** Ihren Todesſtreichen entziehen! Sie Entſetzlicher, der Sie ſo viel Unheil, ſo vielen Jammer über uns gebracht haben!

Bezähmen Sie Ihre Ausdrücke, und ſeien Sie lieber bemüht, Ihre Tochter zu ſich zu bringen, denn hier kann ſie nicht bleiben.

Auf meinen Armen will ich ſie aus dieſer Mörderhöhle ſchleppen.

Stomm wollte ſich **Bertha** nähern, um auf ihren Athem zu horchen.

Berühren Sie ſie nicht, herrſchte ihn die Mutter an. Sie tödten Sie mit Ihren Baſilisken-Blicken. Da treen Sie wieder hinein in Ihr fürchterliches Gemach, damit ſie Sie nicht erblickt, wenn ihr Gott die Gnade erzeigt, ihre Augen wieder aufſchlagen zu dürfen.

Sie athmet, ſie regt ſich! ſagte **Stomm**. — Laſſen Sie mich mit **Bertha** ſprechen, Sie wird mich hören.

Bertha erwachte aus ihrer Ohnmacht, ſie ſchlug die Augen auf, ſah zuerſt ihre Mutter, dann warf ſie einen langen ängſtlichen Blick auf den Spiegel, fuhr ſich mit beiden Händen über die Stirne, als ob ſie ſich an ein Schreckbild wie nach einem Traume erinnere; endlich erblickte ſie **Stomm** und ſchauderte vor ihm zurück.

Betha! ſprach er ernſt und kalt, Sie alſo drangen in mein Geheimniß! Hat **Albert** Sie auf die Fährte geführt? Ergreift er dieſe Waffen, um mich aufewig von Ihnen zu entfernen?

Bei dem Namen **Albert** ſchlug **Bertha** ihre ſchönen Augen mächtig auf, und ſtierte **Stomm** wie in Verzweiflung an und erwiederte:

Wie kommt der Name Albert, nach dem, was ich geſehen, in Ihren Mund! — Entſetzlicher, gräßlicher Menſch! fuhr ſie mit aller Kraft ihrer Stimme fort, alſo daher ſtammen Ihre Reichthümer? Von dieſem Geſchäfte beſtreiten Sie Ihren Aufwand? Auf dieſem Wege ſchaffen Sie Geld?

Berthas Mutter ſtand ſtarr vor Entſetzen.

Mit frevelhafter Hand verfertigen Sie Staatspapiere! Das iſt Ihr Gewerbe! Mit nachgeahmten Geldzeichen täuſchen Sie die Welt und verblendeten meine Eltern! Fliehen Sie! Fliehen Sie vor mir, und daß ich nie mehr Ihr Antlitz erblicke.

Sie werden nun wahrſcheinlich mit Ihrer Mutter aus meinem Hauſe eilen, und Ihr erſter Schritt wird mit einer Anzeige verbunden ſein?

Ich werde mich reinigen von Ihrer Verbindung; ich werde mich von der Gemeinſchaft mit Ihnen losſagen; ich werde den Gerichten die Ueberzeugung geben, daß ich wohl gezwungen wurde, als Ihre Braut zu gelten, daß ich aber in meinem Herzen Ihnen ſtets fremd war, und daß ich keine Ahnung gehabt, von den Verbrechen, die Sie mit ſolchem Frevel verübten. Ich werde mich und meine Eltern von der Schmach retten, als könnte uns der leiſeſte Verdacht eines Einverſtändniſſes mit Ihnen treffen.

Mich werden Sie dem Henker überliefern?

Bertha ſchwieg und ſah Stomm mit Entſetzen an.

Ja, meine Tochter, nahm jetzt ihre Mutter das Wort, welche Folgen immer die Anzeige eines ſolchen Treibens haben mag, wir können nicht ſchweigen, wir müſſen die Erſten ſein, welche dieſes Verbrechen aufdecken. Ach, Dein armer, armer Vater! Er, der nicht den Muth hatte, ſein Wort dieſem gräßlichen Manne zu brechen, der lieber eine Reiſe vorſchützte, als den Vorwürfen ſeines Drängers Rede zu ſtehen, Dein armer alter Vater, wo wird er den Muth hernehmen, einen ſolchen Schlag auszuhalten.

Ich habe ihn mit meinem Gelde aus dem Schuldenarreſt befreit, erwiederte Stomm, er wird allerdings nicht den Muth haben, mich einem Unterſuchungsarreſte auszuſetzen.

Ja, er wird den Muth haben müſſen! antwortete die Mutter. Dieſes Handgeld der Hölle, das Sie ihm reichten, hat ſeine Sinne verwirrt. Sie ſuchten mit ſataniſcher Liſt Ihr Opfer, indem Sie — der Fälſcher — unſere argloſen Herzen umgarnten. Sie faßten unſere Lage nicht aus Edelmuth ins Auge, Edelmuth iſt unter Leuten von Ihrer Geſinnung nur dem Namen nach bekannt, Sie benützten unſere Lage Ihres Grundſatzes wegen, daß für Geld Alles zu erwerben möglich ſei. Ich werde meinem Gatten unverzüglich ſchreiben, ich werde ihn bitten eiligſt zurückzukehren. Er wird dann ſagen, was Sie für Mittel angewendet, uns zu berücken, was Sie aufboten, uns zu täuſchen.

Es ſoll aber Ihre letzte Täuſchung geweſen ſein.

Beſchließen Sie mein Verderben nicht! Bertha möge verſchweigen, was ſie geſehen. Verſchweigen auch Sie, was Sie vernommen. Noch ahnet keine lebende Seele, was ich gethan. Laſſen Sie mir drei Stunden Zeit, damit ich fliehen kann. — Daß ich Ihnen Wohlthaten erwieſen, daß ich Bertha reich und glücklich machen wollte, das werden Sie doch nicht beſtreiten können.

Wohlthaten? erwiederte Bertha, iſt der ein Wohlthäter, der einem Dürſtenden als Labetrank Schirlingsſaft kredenzt? Iſt der ein Wohlthäter, der für eine Woche Freude, jahrelangen Jammer gibt? — Und reich und glücklich wollten Sie mich machen? Waren denn Sie ſelbſt reich und glücklich? In dem Augenblicke, in welchem die Gerichte erfahren, daß Sie mit falſchen Würfeln ſpielten, müſſen Sie den Gewinn zurück geben. Alles was Sie errungen mit den Papieren des Betruges, fällt zurück in die Kaſſen, die Sie verkürzten, und ſind Sie dann glücklich, würde ich es ſein als Ihre Gattin? Verſuchen Sie es nicht länger, am meiſten ſich ſelbſt zu täuſchen? Fliehen Sie! Aber wir können nicht ſchweigen! Ich am wenigſten, denn ich, gerade ich! muß meine Familie vor Schande bewahren!

Nun denn, rief Stomm, ſo bewahren Sie Ihre Familie vor Schande! Aber wie werden Sie dies anfangen, wenn Sie, was ich bisher aus Schonung und Mitleid für Ihre geſchwächte Geſundheit, für Ihre Seelenleiden und vorzüglich aus dem Grunde verheimlichte, daß Sie ja nicht wähnen möchten, ich wollte noch einen Verſuch machen, mich an Sie zu klammern und Sie Ihrem Albert zu entreißen. — Ich entſage Ihnen, ich entſage Ihnen auf immer. Zwar würde es mich nur eines Wortes koſten, Sie troß dem, was Sie geſehen, mein Weib zu nennen. — Ich denke nicht daran. So ſage ich Ihnen denn, ich habe Mitſchuldige. Erwägen Sie dies wohl, mein Fräulein, und auch Sie, Mutter, ich habe Mitſchuldige. — Ihr Vater, Bertha, Ihr Gemal, Frau von Pollan, iſt der größte Verbreiter meiner Falſifikate. Gehen Sie hin und geben Sie uns an!

Er drückte die Feder am Spiegel, die Thüre öffnete ſich. Stomm verſchwand.

Die Tochter fiel vor ihrer Mutter nieder; die Mutter rang die Hände.

Daß Mutter und Tochter nicht wahnſinnig wurden, als ſie Stomms letzte Worte vernahmen, verdankten ſie Gottes Fügung.

In ſtummer Verzweiflung erhob ſich endlich Bertha und ſprach zu ihrer Mutter: Hier können wir nicht länger bleiben, wir wollen nach Hauſe und ich will Albert bitten laſſen, ſogleich zu uns zu kommen. Seinen Rath wollen wir befolgen. Jetzt kann er uns, in unſerem maßloſen Unglücke beweiſen, daß er ein Herz für uns beſitzt, und wenn er mich ſelbſt als ſeine künftige Gattin zurückweiſt, und mit der Tochter eines Genoſſen Stomms nichts mehr zu ſchaffen haben will, die Menſchlichkeit wird ihn beſtimmen, das Mitleid wird ihn veranlaſſen, uns in unſerem grenzenloſen Jammer nicht zu verlaſſen.

Darum drang Dein Vater ſo ungeſtüm in Albert, Stomm nicht weiter zu kränken, ſprach die Mutter; darum beſchwor er ihn, wenn er Dich und Deine Familie liebe, Stomm nicht weiter zu verfolgen.

Und gewiß hat Albert Stomm ſchon als einen Fälſcher erkannt, als wir ihn noch für einen rechtlichen Mann hielten. Daher Alberts Ausſpruch: „Mit dieſem Elenden wird es einmal furchtbar zu Ende gehen!“ Weshalb Albert dieſe Worte mir, als ich noch krank darnieder lag, zurief, konnte ich nie erfahren. Selbſt als ich dringend bat, mir ſeine Aeußerung zu erklären, entgegnete er: Erſt wenn es Zeit ſein wird, werde ich ſprechen.

Ein Bedienter trat ein und meldete, daß Herr von Stomm einem ſeinen Kutſcher den Befehl gegeben habe; einzuſpannen, und den Damen einen geſchloſſenen Wagen zur Verfügung zu ſtellen.

Wir danken, erwiederte Frau von Pollau, wir werden uns einen Fiaker kommen laſſen.

Es ſteht auch noch ein Wagen vor dem Hauſe, erwiederte der Bediente. Es iſt der des Herrn von Hellmann. Er hat ſich nach den Damen erkundigen laſſen, und ſein Diener befindet ſich an der Stiege, und wartet auf Beſcheid.

Albert! rief Bertha, kommen Sie, Mutter! Ich fühle mich geſtärkt durch die Fügung der Vorſehung. Kommen Sie!

Die beiden Unglücklichen entfernten ſich.

Fels erblickte Bertha und ihre Mutter kaum, ſo eilte er auf ſie zu und führte ſie zu ſeines Herrn Wagen. Er hob die Damen in denſelben und rief dem Kutſcher zu, in das Pollau'ſche Haus zu fahren. Fels poſtirte ſich neben den Pferdelenker und die Karroſſe rollte von hinnen.

Siebentes Kapitel.

In der Arbeitsſtube des Banknotenfälſchers.

Als Stomm in ſein Arbeitszimmer zurückkam, dachte er: Dieſen Herzloſen habe ich das Denunziren verleidet. — Nun habe ich Zeit, meine Angelegenheiten zu ordnen. Die Preſſe und die Platten dürfen in drei Stunden nicht mehr im Hauſe ſein. Ich werde ſie ſelbſt aus dem Hauſe bringen; mögen ſie dann mein Arbeitszimmer finden, von dem, was hier geſchehen, wird keine Spur mehr vorhanden ſein.

Er nahm die drei Platten zu ſich, ſetzte ſich in einen ſchon bereit gehaltenen Wagen, nahm den Weg über die Raſumowsky-Brücke, erſah einen Moment, in welchem Niemand die Brücke paſſirte und ſchleuderte ſein Paket in die Fluthen. Hierauf eilte er zurück, legte Hand an ſeine Banknotenpreſſe, zerlegte ſie, trug die einzelnen Theile wieder in ſeinen Wagen, fuhr nach der Kettenbrücke nächſt dem ſcharfen Ecke, ſtieg aus, und war ſo glücklich, da es mittlerweile dunkel geworden war, auch dort, ohne von Jemand bemerkt zu werden, ſowohl die Holz- als Eiſentheile in den Fluß zu werfen. Nun ward ihm wohl, er beſtieg wieder ſeinen Wagen, ſich ſelbſt zurufend: Das Wichtigſte iſt geſchehen! Die preußiſchen Thalerſcheine für Gieſelburg verbrenne ich im Kamin, dann will ich augenblicklich fort. Mein Koffer ſteht bereit, 300.000 Gulden echte Banknoten befinden ſich in meiner Brieftaſche, einen Theil davon werde ich in Prag gegen Geld umſetzen, von Prag aber ſchlag ich den Weg über München ein, und Paris ſoll nun mein Ziel ſein. Gieſelburg iſt ein gewandter Menſch. Wenn er erfährt, daß ich in der Nacht verreiſte, wird er ſich eiligſt davon machen. In Amerika, ſagte er, finden wir uns wieder. Ja, ja, dort ſei mein Aſil.

Unter dieſen Gedanken eilte er in ſein geheimnißvolles Zimmer. Er machte Licht, doch welch ein Entſetzen befiel ihn. Er, der in der Eile, ſeinen Reiſekoffer nicht verſchloſſen hatte, fand ſich ſeines Kapitales beraubt. Wo er hinblickte, entdeckte er Spuren von Gewaltthätigkeit, umgeworfene Stühle, herausgeriſſene Schubladen, den Koffer offen! Er eilte hinab zu ſeinen Domeſtiken. Er machte Lärm und viſitirte alle Winkel im ganzen Hauſe. Er entdeckte das offene Fenſter, die eingedrückten Glastafeln. Es war klar, man hatte ihn mittelſt Einbruch von der Straße her, beraubt. Er gerieth außer ſich. Er ſendete nach einen Kommiſſär, nach Wachen, und bald hallte die Straße von dem Geſchrei wieder: Bei dem Millionär Stomm wurde eingebrochen, 300 Stück Banknoten, jede zu Tauſend Gulden ſind ihm geraubt worden. Inder Jägerzeile und Leopoldſtadt ſprach faſt jedes Kind von dem Frevel, und auf der Straße bildeten ſich Gruppen, welche alle Nebenumſtände wiſſen wollten. So gelangte die Kunde von dem Raube auch von Laden zu Laden und drang endlich zu den Ohren der Trödlerin. Bei ſolchen Vorfällen ſind es faſt immer die Trödler zuerſt, welchen Ereigniſſe, die Gauner aller Art und ihre Angriffe auf das Eigenthum betreffend mitgetheilt werden.

Was auf die Mittheilung der Trödlerin erfolgt, wiſſen die Leſer bereits, auch wiſſen ſie, daß Stomm ſein

Geld wieder erhielt. Das wäre ziemlich gut gegangen, allein die Zeit hatte Stomm verloren, und mit ihr die Gelegenheit zur rechten Zeit zu entkommen.

Nach dem Verhöre, aufgenommen durch den ſtrengen Kommiſſär, hätte er nicht wagen können, davon zu fahren. Er mußte bleiben, um an Gieſelburgs Befreiung zu arbeiten, und den folgenden Tag benützen, um den Freund und dadurch ſich ſelbſt zu retten. Stomms Flucht würde überdies Verdacht erregt und ſeine wie Gieſelburgs Lage nur verſchlimmert haben.

Er blieb alſo in ſeinem Hauſe und ſchuf ſich neue Plane.

Indeß fiel auf einer andern Seite ein Ereigniß vor, das verderblich für Stomm wurde, und ſeinen Untergang beſchleunigte.

Der Leſer wird ſich erinnern, daß die Familie Krazmann wegen des Beſitzes falſcher Banknoten eingezogen wurde.

Herr und Frau Krazmann legten ohne Zwang offene Geſtändniſſe ab. Sie nannte, als Quelle ihrer Falſifikate Gieſelburg und hoffte ſich dadurch zu retten. Er war ſich keines Einverſtändniſſes mit Banknoten-Fabrikanten bewußt, und nannte ungenirt den Wucherer Hauf. Aber Haufs Ausſage führte gerade zurück auf Stomm und die Sache verhielt ſich ſo:

Im erſten Theile „unſerer Memoiren“ haben wir erzählt, daß Doktor Welpert in ſeiner Kanzlei den Auftrag gab, einem herrſchaftlichen Kaſſier, einem ehrenwerthen Greiſe, von welchem der Wucherer Hauf einen Wechſel in Händen hatte, und den er gar ſo gerne mittelſt Arreſtvornahme, dahin gebracht hätte, die herrſchaftliche Kaſſa anzugreifen, nicht verhaften zu laſſen, und dabei die Ausſicht ausſprach, „der reiche, großmüthige Stomm werde die Summe für den armen Mann erlegen.“ Stomm wurde hiezu aufgefordert. Er gab auch ſogleich an Welpert 1700 Gulden, und Welpert gab dieſe an Hauf. Doch dieſe 1700 Gulden in Banknoten waren falſch. Man ſpürte nun weiter nach, und erfuhr, daß Stomm ſchon einmal ein Mal in früherer Zeit ebenfalls zu einem wohlthätigen Zwecke 200 Gulden in falſchen Banknoten gegeben, damals ſich jedoch ganz gut aus der Affaire gezogen. Dieſes Mal war die Sache bedenklicher, und veranlaßte dieſer Vorgang Beobachtungen, die Stomm immer mehr gravirten.

Welch ſchändlicher Geſinnungen Stomm fähig war, wie verſchlagen er es einleitete, für ſeine ſchlechten Papiere gute zu erhalten, oder wenn er glaubte, daß man ihm auf der Spur ſei, den Verdacht auf die ehrlichſten Leute hinzulenken, wie ſchlau er kombinirte, wenn es galt, irgend einen Plan durchzuführen, wird im Verlauf dieſer Mittheilungen ſich genügend herausſtellen.

In dieſem Augenblicke dachte er nur an zwei Dinge: an Gieſelburgs Befreiung und an die Flucht. Dabei erhob ihn der Gedanke, daß er Bertha und ihre Mutter durch ſeine Aeußerung eingeſchüchtert, und wahrſcheinlich auch Berthas Verbindung mit Albert unmöglich gemacht habe. Von ſolchen Hoffnungen erfüllt, durchſchritt er ſein Zimmer und dachte nicht an Schlaf, ſo ſpät es auch ſchon geworden.

Jetzt meinte er, wäre es Zeit, an das Verbrennen der preußiſchen Kaſſa-Scheine zu denken.

Alles ſchläft, ſagte er, ich will nun mit dem Auto-da-Fé beginnen.

Er machte Feuer im Kamine, holte ein Packet nachgeahmter Scheine hervor, und warf daſſelbe in die Flammen. Nachdem er dieſes in Aſche verwandelt ſah, griff er nach einem neuen, etwas größeren Packete, und wollte daſſelbe ebenfalls der Gluth opfern.

Da fühlte er ſich plötzlich von einer ſtarken Hand ergriffen und zurückgeriſſen.

Halt! rief eine Stimme, was machen Sie da?

Stomm erſtarrte zu Eis, als er um ſich blickte. Er, der ſorglos geworden, weil ſeine Platten und ſeine Maſchine vernichtet waren, ließ ſeine Eingänge unbewacht, auch ſchien das Geheimniß von der Spigelthüre nicht bewahrt worden zu ſein.

Achtes Kapitel.

Der alte Pollan.

Der Eintritt Berthas am Arme ihrer Mutter und begleitet von Albert glich einem Trauerzuge. Ihr erſter Blick in ihrer Wohnung fiel auf das Bild ihres Vaters. Sie ſtürzte vor demſelben nieder und fing heftig zu weinen an.

Albert gab dieſer Aufregung eine andere Deutung und tröſtete Bertha mit den Worten: Sie haben nichts mehr von ihm zu fürchten; er wird uns nicht mehr hindern, uns anzugehören. Der Vater hat ſich ja überzeugt, was Sie litten, und hat mit bangem Herzen beobachtet, wie Ihr Abſcheu gegen Stomm, und mit Stolz kann ich es ſagen, Ihre Liebe zu mir, zu einer ſolchen Höhe ſich ſteigerten, daß Sie darüber beinahe zum Opfer geworden wären.

O, das iſt es nicht, erwiederte die Mutter, was Bertha in dieſe Stimmung verſetzt, und die ich mit ihr theile. Wir ſind beide ſo unglücklich, daß Worte nicht ausreichen, unſere entſetzliche Lage zu ſchildern. Hören Sie, was wir erlebt, erfahren Sie, was wir geſehen, und vernehmen Sie das Schrecklichſte, was eine Familie begegnen kann.

Frau von Pollau erzälte nun Alles.

Während ſie mittheilte, was in den letzten Stunden in Stomms Hauſe vorging, und endlich auch unter Schluchzen und mit den Geberden einer Verzweifelten Stomms Worte wiederholte: „Ich habe Mitſchuldige, und Ihr Vater, Fräulein, und Ihr Gatte, Frau von Pollau, iſt der größte Verbreiter meiner Falſifikate; gehen Sie, und geben Sie uns an!“

Und das haben Sie als Wahrheit hingenommen? Sie haben den Schurken nicht ſogleich durchſchaut? Eine Lüge iſt es, ſage ich Ihnen, von dieſem Teufel ausgeheckt, Sie von einem Gange zum Gericht abzuhalten, und ihm Zeit zu laſſen, daß er entfliehen könne.

Wäre es möglich! ſagte Bertha.

Nicht nur möglich, es iſt gewiß! erwiederte Albert. Ich weiß zwar nicht, ob Herr von Pollau ſich ſo plötzlich in Stomms Geſchäften nach Oderberg verfügen mußte, oder ob er in eigenen Angelegenheiten dieſe Reiſe unternahm, aber das weiß ich und habe mich hievon überzeugt, ich ſage Ihnen, ich habe mich überzeugt, daß Herr von Pollau auch nicht eine Ahnung hat, daß der Mann, den er Bertha zum Gatten beſtimmte, ein Fälſcher ſei.

Das Vergehen, deſſen ſich Herr Pollau ſchuldig machte, fuhr Albert fort, iſt kein anderes, als daß er ſich in Stomms Schlingen verſtrickte, daß er ihm ſchuldig geworden, daß er ihm die Tochter förmlich, wie mittelſt eines Höllenpaktes, verſchrieb, daß er keinen Ausweg fand, ſich von ihm los zu machen, daß Stomm endlich dem alten Manne imponirte, und auf ihn einen Einfluß ausübte, wie der Böſe ſo häufig auf gute Menſchen übt.

aber ſonſt beſtand kein Verſtändniß zwiſchen Beiden, dafür verbürge ich mich und Sie werden ſich hievon überzeugen.

Sie geben uns das Leben wieder! ſprach Bertha.

Ja, ja, ſetzte Berthas Mutter hinzu. Sie haben recht, Zeit wollte der Böſewicht gewinnen, denn wir waren feſt entſchloſſen, augenblicklich anzuzeigen, was meine Tochter geſehen und ich aus Stomms Munde vernommen. Es blieb ihm alſo kein anderes Mittel über, als uns einen Schlag beizubringen, von dem er überzeugt ſein konnte, er werde uns für immer zum Schweigen bringen.

Aber weshalb iſt der Vater nach Oderberg gereiſt, weshalb gerade in dieſem Augenblicke? was hat ihn hiezu bewogen?

Wir wiſſen es nicht, antwortete Frau von Pollau. Er war ſo eilig, daß er ſich kaum hierüber ausſprach. „Ich bleibe nicht lange von Euch! ſagte er, Bertha iſt geſund, verläßt heute noch Stomms Haus. Ich nehme meine beiden andern Töchter ſchon jetzt in unſer Haus zurück, und dann eile ich mittelſt Nordbahn nach dem Orte, wohin mich mein Geſchäft ruft. Auf Wiederſehen, und damit eilte er fort.

Ich gehe nun in der Nacht noch fort, um dem Gerichte einen Fälſcher zu überliefern, wie noch zu keiner Zeit ein frecherer gelebt, erwiederte Albert. Erheben Sie ſich, Mutter, ermanne Dich, Bertha, und laß mich erſt den Drachen erlegen, der meinen Schatz mir ſtreitig machte, dann trennt mich nichts mehr von Dir, als der Tod.

Albert wollte ſich entfernen, da trat der Bediente ein und meldete:

„So eben fährt Herr Pollau in einem Fiaker von der Eiſenbahn in unſer Haus. Chriſtian iſt bemüht, ſeinen Reiſeſack herauf zu bringen. Hier iſt der gnädige Herr ſchon!“

Ein junger Mann trat mit Pollau ein.

Ich bitte Sie, ſagte Pollau zu dem jungen Manne, bemühen Sie ſich einſtweilen in mein Zimmer. Heinrich, ſprach Pollau zu dem Bedienten, der ihn gemeldet hatte, Du wirſt dieſem Herrn mein Zimmer zeigen. Ich will nur erſt ein Wort mit meiner Familie ſprechen, dann komme ich ſogleich zu Ihnen.

Der junge Mann verneigte ſich, und ging mit dem Bedienten.

Jetzt eilte Pollau auf ſeine Gattin und Bertha zu, preßte ſie an ſeine Bruſt, und küßte und herzte ſie; dabei floßen dem Greiſe Thränen über die Wangen.

Albert drückte Pollau die Hand, und ſank hierauf an ſeine Bruſt.

Du biſt ſo bewegt, ſo ergriffen, liſpelte Frau Pollau zu ihrem Gatten, als wenn Du einer Gefahr entronnen. —

Sie zittern, Papa, ſetzte Bertha hinzu. Sie ſind ſo aufgeregt, als ob Ihnen eine Ahnung geſagt, Sie würden Ihre Familie nicht mehr am Leben finden, und ſind nun überraſcht, daß wir wieder bei Ihnen ſind.

Ja, ſo iſt es! ſo iſt es! Es war nahe daran, daß Ihr mich nicht mehr geſehen hättet! Ach Gott! ach Gott! Was gibt es doch für ſchreckliche Menſchen auf dieſer Welt! — Kommen Sie her zu mir, Albert, daß ich Sie umarme, und Ihnen tauſend Mal abbitte, was ich an Ihnen verſchuldet. —

Mich kann es nur freudig erheben, wenn Sie ſo zu mir ſprechen, aber jetzt bekämpfen Sie Ihre Gemüthsbewegung; Sie ſehen ja, wie Ihre Frau Gemalin und die gute Bertha bekümmert ſind, zu erfahren, was Ihnen begegnet.

Stomm iſt ein gräßlicher Verbrecher, rief Pollau, und hätte mich bald in den Abgrund mit hineingezogen, der ſich ihm öffnet.

Stomm iſt ein Banknotenfälſcher, ſagte Albert.

Sie wiſſen es? fragte Pollau.

Ich weiß es ſchon längere Zeit, und Bertha hat ihn bei ſeiner ſchändlichen Fabrikation überraſcht.

Was ſagen Sie?

Darüber ſollen Sie das Ausführliche erfahren. Erzälen Sie nun jetzt, was der entſetzliche Verbrecher Ihnen zugefügt.

Hören Sie! Als er ſah, daß er keine Hoffnung habe, Bertha je zu beſitzen, als ich ihn ſelbſt anging, mir mein Wort zurückzugeben, erklärte er mir: Nur unter einer Bedingung. „Sie ſind mir ſchuldig, herrſchte er mich an, und ich habe Sie in meiner Hand. Ich will Ihnen aber Luft machen, wenn Sie mir einen Dienſt erweiſen. — In Schleſien iſt eine Herrſchaft zu verkaufen. Dieſe muß ich haben, aber mir wird der Eigenthümer ſie um keinen Preis laſſen, weil wir mit einander zerfallen ſind. Ich gebe Ihnen Geld mit, ſetzte Stomm hinzu, mehr Geld, als der Preis der Herrſchaft bedingt, aber ich habe nur öſterreichiſche Banknoten, und dieſe Herrſchaft muß in preußiſchem Gelde bezahlt werden. Die Zeit iſt zu kurz, um hier preußiſche Noten einzuwechſeln, daher eilen

Sie nach Oderberg, von da gehen Sie nach Breslau, und bei dem Banquier-Hauſe Enner und Kompagnie, wechſeln Sie gegen meine Banknoten die preußiſchen Treſor-Scheine ein. Iſt dies geſchehen, reiſen Sie nach Kottriß, ſo heißt die Herrſchaft, ſie liegt drei Stunden von Breslau an der Route nach Berlin, und ſchließen das Geſchäft in größter Eile. Dann gehen Sie nicht mehr über Breslau zurück, ſondern ſchlagen einen andern Weg ein. Wenn dieſes Geſchäft geſchloſſen, und Sie wieder in Wien angelangt ſind, legen Sie Berthas Hand in die Alberts, und ich ſtelle Ihnen alle Papiere zurück, die ich von Ihnen in Händen habe, und die Sie zu ängſtigen ſcheinen. Wenn Sie in Oderberg ankommen, ſo verfügen Sie ſich auf die Poſt. Es wäre möglich, daß ich Ihnen noch einen Auftrag zu geben hätte. Ich werde Ihnen nicht unter Ihrem Namen, ſondern unter dem Namen Baron Gollerau ſchreiben, und den Brief mit poste restante bezeichnen."

Ich nahm, fuhr Pollau fort, dieſen Auftrag zu erfüllen, keinen Anſtand, und reiste ab. — In Oderberg angekommen, verfügte ich mich in den Gaſthof. Es waren ſehr viele Reiſende angekommen, und der Platz ziemlich beſchränkt. Für mich war auch nicht ſo viel Raum, um einen Teller hinzuſtellen. Ein junger Mann, derſelbe, der mich hieher begleitete, grüßte mich ſchon beim Eingange in den Gaſthof. Als er meine Verlegenheit ſah, mich an der Tafel niederlaſſen zu können, cedirte er mir ſeinen Platz; ſagte mir, daß er mich ſchon von Wien aus kenne, und blieb an meiner Seite, indem er mir eine Menge Dinge erzälte, und ſich in jeder Beziehung aufmerkſam gegen mich benahm. Ich hatte meinen Reiſeſack bei mir, und in dieſem die Banknoten, die mir Stomm übergeben. Nachdem ich geſpeiſt, führte er mich in ein Kaffeehaus und zeigte mir ein Paar Herren, die er auch von Wien aus kannte, und von welchen er mir ins ins Ohr raunte: „Die ſind auch nicht ohne Urſache hier," man ſagt, „ſie lauerten auf einen Banknotenverſchleißer," der ihnen ganz genau beſchrieben ſein ſoll. Mein Gott! wenn man nicht ſo viele Laufereien hätte! ich wüßte auch eine Spur von einem ſolchen Menſchen anzugeben, aber man hat ja nichts davon als Gänge zu den Gerichten; und was liegt mir daran! ich werde nicht mit falſchen Banknoten betrogen, ich kenne jede" u. ſ. w.

Jch antwortete: Ei ſo hört man doch immer von falſchen Banknoten ſprechen, und eigentlich bekommt man keine zu Geſichte.

Ja, meinte der junge Mann, weil ſie ſelten erkannt werden, aber Bankbeamte, Kaſſiere und ſeit Kurzem auch alle Banquiers und Kaufleute des Jn- und Auslandes kennen ihre Zeichen, und in Berlin und Breslau wird Jeder arretirt, der falſche öſterreichiſche Banknoten zum Verwechſeln bringt. Haben Sie Banknoten, zeigen Sie mir ſie, ich will Jhnen gleich die Kennzeichen mittheilen. Die zu Hundert-Gulden und die zu Zehn-Gulden haben ganz beſondere Merkmale, ihre Unechtheit zu erkennen.

Jch hatte drei Stück Zehner in meiner Brieftaſche. Jch reichte ſie ihm. O liſpelte er mir zu: die ſind alle drei falſch!

Teufel! dachte ich mir, ich habe ſie ja von Stamm erhalten, er gab mir 50 Stück auf die Reiſe, und 3 Stück à 100 fl. dazu.

Sagen Sie mir, fragte ich wieder, da ich auch einige Zettel zu 100 fl. beſitze, ſind dieſe auch falſch?

Er warf kaum einen Blick darauf und ſagte, indem er lachte: Wer muß Sie ſo gewaltig betrogen haben? Die ſind erſt recht falſch, noch fälſcher als die Zehner!

Ich mußte nun ebenfalls lachen, und zwar über ſeine Behauptung, ſie wären noch fälſcher, und ich ſteckte meine Banknoten wieder ein.

„Bezahlen können Sie nicht hier im Kaffeehauſe mit dieſem Gelde, fuhr der junge Mann fort, den der Marqueur läuft mit jedem Zettel zu den dort ſitzenden beiden Herren aus Wien.“ Ich nahm ſonach einige Zwanziger aus der Taſche und bezahlte mit dieſen.

Hierauf empfahl ich mich dem jungen Herrn und ging nach der Poſt. Dort fragte ich nach einem Briefe unter der Adreſſe Baron Gollerau. Richtig war ein Brief da. Er mußte mit mir zugleich angekommen ſein. Darin ſtand geſchrieben: „Der Kauf des Gutes hat mich gereut. Begeben Sie ſich nur nach Breslau um die Banknoten gegen preußiſche Thaler-Scheine umzuſetzen. Treten Sie aber ja nicht den Retourweg mit der Eiſenbahn an. Ich habe meine Gründe. Der Brief war ohne Unterſchrift.

Nun erwachte in mir ein fürchterliches Mißtrauen. Sollte ich mich dem jungen Manne anvertrauen? Ich wußte nicht ein Mal ſeinen Namen. Ich ſuchte ihn alſo vorerſt auf und fand ihn wieder im Kaffeehauſe.

Lieber Freund aus Wien, redete ich ihn an. Sie wiſſen meinen Namen, ich weiß aber nicht den Ihrigen. Sagen Sie mir doch, wie Sie heißen, und wer Sie ſind, und woher Sie mich kennen?

O, an meinem Namen iſt nicht viel gelegen, erwiederte er. Ich habe weder einen ſchönen noch einen berühmten Namen. Sie, mein Herr, aber kenne ich ſehr gut. Mein Vetter hätte Ihr Fräulein Tochter heiraten ſollen. Mein Name iſt Kraxmann, Kraxmann, der ältere Sohn des alten Herrn Kraxmann, der aber eben ſo wenig eine Beſchäftigung hat, als ſein Papa, ſein Bruder, ſeine Mutter, ſeine Schweſtern und das iſt eben ein großes Unglück, welches ich tief zu betrauern hätte, wenn ich nicht ſo leichtſinnig wäre!

Kraxmann, der ältere Bruder! Ja, ja, erwiederte Albert, der Menſch war mir bekannt, wie er hier eintrat, nur erinnerte ich mich nicht genau an ihn!

Ich erinnere mich, von Ihrer Familie in Wien gehört zu haben, erwiederte ich dem Herrn Kraxmann, fuhr Bellau fort.

Aber gewiß nichts Gutes, entgegnete Kraxmann. Wir haben es darnach gemacht, und ich ſelbſt habe nichts zum guten Rufe meiner Familie beigetragen. Sie ſehen, ich bin aufrichtig, und will weder mich noch die Meinigen in einem beſſeren Lichte darſtellen.

Ihre Aufrichtigkeit gefällt mir, und ich will auf Ihre Aufrichtigkeit bauen. Sagen Sie mir vorerſt, was Sie nach Oderberg führte?

Ach! ich bin eigentlich auf der Flucht. —

So?

Das Geld iſt mir ausgegangen, und ich kann nicht weiter. Als ich hieher kam, verſuchte ich es, mir Etwas zu verdienen, das heißt, ich engagirte mir Leute im Kaffeehauſe, die mit mir Billard ſpielten. Da ich dieſes Spiel mit großer Geſchicklichkeit hanthiere, ich darf mich damit wohl rühmen, ſo gewann ich manchen Tag zehn, zwölf Gulden, oder ſechs bis acht Thaler, je nachdem ich mit Oeſterreicher oder Preußen ſpielte. — Allein der Marqueur beneidete mich um mein Glück, und jetzt räth er jedem Fremden ab, mit mir zu ſpielen. Meine Repernuen ſind zu Ende. Ich kann nicht weiter reiſen, kann auch nicht zurück, und ſo ſchmachte ich ſchon mehrere Tage nach Jemandem aus Wien, der ſich meiner erbarmen möge. Sie hat mir der Himmel geſendet. Sie und nur Sie können mir helfen. —

Ich? Wie denn ich?

Ach, Sie ſtehen gewiß mit meinem Vetter Hellmann auf dem freundſchaftlichſten Fuße. Wenn Sie den nur bewegten, mich nicht ferner zu verfolgen, ſo könnte ich ſogleich nach Wien zurück, und dort würde ich mich in den hundert Kaffeehäuſern als Billardſpieler gut fortbringen.

Haben Sie in Wien ein Verbrechen begangen?

Ich habe eigentlich nichts gethan, als beigetragen, daß ein toller Bube mißhandelt wurde. Darüber will ich Ihnen Ausführliches ſchon noch mittheilen.

Hellmann nehme ich auf mich, entgegnete ich, den will ich Ihnen ſchon gewinnen.

Und wollen Sie auch die Reiſe für mich bis nach Wien bezahlen?

Mit Vergnügen. Nun müſſen Sie mir aber auch einen Dienſt erzeigen. Sie ſagten mir, Sie ſeien einem Verbreiter falſcher Banknoten auf der Spur?

Offen geſtanden, ich kenne einen ſogar ſehr genau. Seine Schweſter iſt Magd bei meiner Mutter. Dieſer Menſch lebt wie ein Kavalier, und er legte mir es einmal ganz nahe, auch dergleichen zu betreiben, aber wiſſen Sie, werther Herr, Dingen, die auf die Feſtung, oder vielleicht gar zu etwas Schlimmerem führen, gehe ich aus dem Wege.

Sie ſagten mir, daß der Mann, den Sie kennen, ein Verbreiter falſcher Banknoten ſei; wer iſt aber der Verfertiger derſelben?

Das weiß ich nicht. Nur iſt mir bekannt geworden, daß die Fabrik ſich in Wien befindet, und in der Leopoldſtadt ſein müſſe, denn der Mann, den ich als Verbreiter bezeichnete, holte ſich nur in der Leopoldſtadt ſeine Vorrathe; das hab' ich heraus bekommen, weil ich ſeinem Agenten einmal nachſchlich. der mir aber leider aus den Augen verſchwand, ſo daß ich das Haus nicht genau merken konnte, in das er ſchlüpfte. aber in der Gegend des Stomm'ſchen Gebäudes in der Leopoldſtadt muß der Fälſcher wohnen.

Ich wußte genug. Ich ſagte dem jungen Manne, daß ich mit dem nächſten Eiſenbahnzuge nach Wien abgehen würde, und daß er mich ſonach auf meine Koſten begleiten könne. Sie, ſetzte ich hinzu, Sie können ſogar auf ein acceptables Honorar rechnen, denn Sie haben mir einen Dienſt erwieſen, an den Sie gar nicht denken.

Gewiß hinſichtlich der falſchen Banknoten, die Sie in Ihrer Brieftaſche haben? ſagte er. Nun füge ich hinzu, daß dies wirklich ein Liebesdienſt iſt. Die betreffenden Behörden in Wien haben verteufelte Nachweiſungen. Einen von den Verbreitern haben ſie in Prag erwiſcht, und der ſoll Bekenntniſſe gemacht haben, zum Erſtaunen. Ein Hauptſchlag ſagte dieſer Mann aus, ſoll dieſer Tage in Breslau vorbereitet werden, 100.000 Gulden ſollen bei einem Banquier vorkommen, von dem man weiß, daß er nach Wien überſiedeln will, und der öſterreichiſches Papiergeld mit Freuden einwechſelt.

Aber woher wiſſen Sie denn dies, fragte ich den jungen Mann mit Erſtaunen.

O ich weiß noch manches Andere auch! Ich habe es in der Oder-Zeitung geleſen, dieſe hat einen Wiener Korreſpondenten, dem die geheimſten Dinge zugänglich ſind, und der Alles drucken läßt, was ihm vielleicht mancher Freund unter vier Augen vertraut.

Sie können denken, wendete ſich Pollau an Albert, wie mir zu Muthe wurde. Ich hatte eine Empfindung wie ein Soldat, der in der Schußlinie einer Kanone ſteht, und den zur rechten Zeit Jemand auf die Seite reißt, der die Kugel gerade pfeifen hört. Ich will es kurz machen. Ich drückte meinem neuen Freunde die Hand, und bei dem nächſten Train nach Wien, ſaßen wir auch ſchon im Waggon und ſind nun hier.

Um mit mir ſogleich die Anzeige zu machen, erwiederte Albert. Wo ſind die Banknoten?

Hier im Reiſeſacke ich werde ſie Ihnen zeigen.

Gott bewahre! Laſſen Sie ſie zuſammen gebunden wie Sie ſie erhielten, und die aus Ihrer Brieftaſche geben Sie dazu. Mein Wagen ſteht noch vor dem Hauſe; kommen Sie ſogleich; wir begeben uns fort, wie wir hier ſind. Ohne Abſchied, Mama; ohne einen Händedruck, Bertha. Dieſer Gang iſt ſo dringend geboten, als die Luft für Einen, der dem Erſticken nahe iſt.

Sie gingen.

Neuntes Kapitel.

Der nächtliche Beſuch bei Stomm.

Wir haben Stomm in Geſellſchaft, in einem tête-à-tête mit einem Manne verlaſſen, der den Fälſcher eben ſo überraſchte, wie an demſelben Tage Bertha in ſeinem Atelier.

Man kann nicht unbemerkt laſſen, daß die vielen Stürme, die über Stomm hereinbrachen, ſeine Sinne ganz verwirrten. Schon früher traf ihn faſt ein Schlag über den andern. Er mußte befürchten, daß man einige ſeiner Helfershelfer erreicht und fand Grund es zu vermuthen, weil ſie nichts mehr von ſich hören ließen; dann machte ihn Hellmanns Drängen und die Unvorſichtigkeit des Briefträgers von Gieſelburg ganz beſtürzt: beinahe aber in Verzweiflung jagte ihn der Anblick Berthas in ſeinem Atelier, und der bald hierauf erfolgte Einbruch, die Entdeckung, daß ihn Gieſelburg beraubt und die Scene mit dem Unterſuchungsrichter. Er raffte ſich wohl wieder empor, der Gedanke an ſeine Flucht, und das Vernichten ſeiner Werkzeuge richtete ihn wieder auf, allein eine ſichtliche Verwirrung bemächtigte ſich ſeiner und in dieſer und vielleicht mit dem Gedanken beſchäftigt, ſollte die letzte Sendung nach Breslau auch mißlingen, ſo würde er, indem er Pollan geopfert, ſich an Bertha und Albert am beſten gerächt haben, ließen ihn dieſen Verſuch wagen.

Der Fall iſt nicht neu, daß Verbrecher oft die Entdeckung ihrer Uebelthaten am meiſten zu fürchten haben, wenn ſie ſich am ſicherſten dünken, ſo wie viele Fälle namentlich bei Banknotenfälſchern vorkommen, die mit ihren Falſifikaten in der Hand Einkäufe an Orten verſuchten, an welchen gerade die gewandteſten Kaufleute ſich befanden, ſo wie es andere wiedergab, unter dieſen vor ungefähr vierzig Jahren einen Wirth in Korneuburg und ungefähr zu derſelben Zeit einen Ingenieur in Oedenburg, beide Banknotenfälſcher, die ſich völlig gedrungen fühlten, zu Geſchenken für Arme und andere wohlthätige Handlungen Banknoten, die ſie fabrizirten, perſönlich zu übergeben. So auch Stomm, welcher dem alten Kaſſier willig, auf Doktor Welperts Aufforderung 1700 Gulden einhändigen ließ, aber durchaus in ſelbſtverfertigten Geldzeichen.

Bei dieſer Geiſtesverwirrung geſchah es, daß Stomm auch bei dem Verbrennen ſeiner preußiſchen Schatzſcheine überraſcht wurde. Und wer überraſchte ihn? Einer ſeiner geweſenen Diener. Der Portier, dem er ſein Brot nahm, weil er Albert und Fels trotz ſeines Befehles in das Haus ließ, und dadurch bei ſeinen Hausleuten ein Exempel zu ſtatuiren ſuchte, daß er mit ſeinen Anordnungen nicht ſcherzen zu laſſen gedenke.

Aber gerade dieſer Portier war der gefährlichſte ſeiner Hausleute. Dieſer Mann hatte ſchon längſt etwas von dem geheimen und gefährlichen Treiben ſeines Herrn gemerkt. Der Thürſteher iſt das Auge und das Ohr eines Hauſes, und oft hat es ſich ſchon gezeigt, daß ein Portier oft mehr weiß von ſeiner Herrſchaft, als der Sekretär und der Kammerdiener. Wen ſieht ein ſolcher

Menſch nicht kommen und gehen, was hört er nicht für Bemerkungen, und welche Fragen werden nicht von auswärts an ihn gerichtet und zwar von Perſonen, die nicht einmal über die Treppe der Herrſchaft ſchreiten. Der Portier wußte alſo ſehr gut Beſcheid, um in das Heiligthum Stomms zu dringen und wählte die rechte Stunde, die Stunde, in welcher er die letzte Spur ſeiner Verbrechen vertilgen wollte.

Ich frage Sie noch ein Mal, was Sie hier machen? hub der Portier trotzig an. — Sie werden mich doch erkennen? Ich bin der Mann, den Sie aus Ihrem Hauſe gejagt. Ich habe an Sie geſchrieben, ich habe Sie gebeten, Sie möchten mich behalten, und daß ich in Zukunft genau Ihre Befehle befolgen würde, Sie gaben mir keine Antwort. Endlich bat der Kammerdiener für mich, weil ich ein Weib und kleine Kinder zu ernähren habe. Sie bedeuteten ihm: Ich könne machen, was ich wolle, ich ſei für Sie verloren. Nun nahm ich mir vor, ſelbſt mit Ihnen zu ſprechen, und wenn Sie nach Hauſe kämen, Ihnen nachzugehen. Es gelang mir, und nun bitte ich Sie nicht mehr um eine Anſtellung, die könnte ich nachdem, was ich von Ihnen erfahren habe, nicht mehr brauchen, ſondern um eine Unterſtützung. Ich kann ſobald keinen neuen Dienſt erhalten, auch wird mich wohl Niemand nehmen, beſonders — der da weiß, in welchem Hauſe ich diente.

Was willſt Du damit ſagen? Verwegener! fragte Stomm, und trat ſcheu vor dem Manne zurück.

Fragen Sie doch nicht! Sie wiſſen es ja ohnehin! antwortete der Portier. Sie haben ſo viel Geld, daß Sie es, weil es Ihnen zu viel iſt, verbrennen müſſen. Geben Sie mir von Ihrem Ueberfluſſe, Sie haben es ja leicht verdient. Geben Sie mir aber nicht von dem Gelde, das Sie dem Feuer beſtimmten, mit dieſem möchte ich mich nicht verbrennen.

Gut! ſagte Stomm, der ſich neuerdings überwieſen ſah, ich will Dir geben, und nicht von dieſem Gelde, ich will Dir Geld geben, das in Wien auszugeben iſt.

Davon gibts auch zweierlei, ſagte der Portier: ich kann nur ſolches Geld brauchen, bei welchem man in der Nationalbank keinen Anſtand hat.

Ja, ja, von dieſem Gelde. Aber dann geh!

Wie viel Geld geben Sie mir?

Tauſend Gulden, aber Du gehſt und ſchweigſt.

Ich gehe mit tauſend Gulden, aber ich ſchweige nicht.

Was ſagſt Du?

Ich wiederhole nichts.

Ich gebe Dir zwei Tauſend.

Viel zu wenig!

So ſprich ſelbſt die Summe aus.

Sie geben mir das Geld, das Ihnen geſtohlen wurde, und das Sie komplet wieder erhielten.

Heiliger Gott!

Rufen Sie Gott nicht an.

Lieber ſterbe ich!

Das wird auf jeden Fall geſchehen müſſen.

Eher begehe ich einen Mord an Dir.

Da haben Sie recht. Es geht ſodann in Einem hin.

Nimm die Hälfte! Entſetzlicher!

Ich kann nicht — Sie machen Sich ja Geld, Sie fabriziren es ja, was ſträuben Sie ſich ſo!

Ich ſehe einen neuen Räuber vor mir. Ich rufe um Hilfe.

Nur einen Augenblick! Wie viel Uhr iſt denn?

Mitternacht!

So? — Das iſt meine Stunde. Da entferne ich mich. Ich wollte Sie nur abhalten, dieſe Papiere zu verbrennen, und wenn Sie Geräuſch hörten, wollte ich verhindern, daß Sie ſich ein Leid zufügen. Jetzt werden andere meinen Dienſt übernehmen. Von Ihrem Sündengeld bedarf ich keines Hellers.

Kaum hatte dieſer Mann die letzten Worte ausgeausgeſprochen, ſo drangen nicht nur von den Eingängen Wachen in das Zimmer, auch aus den beiden Fenſtern drangen Leute ein.

Es waren die Männer des Geſetzes.

Ein Kommiſſär rief Stomm zu: Sie folgen mir! Ich führe Sie zu Ihrem — Sohne!

Es war der Kommiſſär, der das Verhör leitete, nachdem Gieſelburg verhaftet ward.

Stomm erblickte den Kommiſſär kaum, ſo bebte er entſetzt zurück.

Man bemächtigte ſich des Fälſchers.

Zehntes Kapitel.

Eine Soirée bei den Müllerſchen.

Im erſten Kapitel des erſten Theiles dieſer „Memoiren“ iſt die Rede davon, daß die Geſellſchaft, welche damals in Nußdorf Zeuge von dem erheuchelten Schmerz Elmanns war, als man ihm das Verunglücken ſeines Kindes entdeckte, daß dieſe Geſellſchaft ſich nicht den Abend durch eine düſtere Erinnerung verderben laſſen wolle.

„Ich ſchlage vor,“ ſagte eine der Damen dieſer Geſellſchaft, da der Tag ſo wunderſchön iſt, daß wir ihn nicht mit Wehklagen beſchließen, ſondern nach Hietzing fahren und die „Müllerſchen“ beſuchen ſollen. Den Müllerſchen müſſen wir heute noch dieſes Abenteuer, wie die Dame die ſchauerliche Scene in Nußdorf nannte, „erzälen.“ Auf die Gloſſen der Müller'ſchen freute ſich jene Dame, und ſie ſetzte hinzu, die Töchter, welche natürlich auch zu den „Müller'ſchen“ gehörten, würden namentlich über Ellmann, den nun Bertha heiraten werde, weil er jetzt kein Kind mehr beſitze, ihre Witze loslaſſen, dann betrachte ich mir die „Alte“, ſprach die Dame weiter, die „Alte“ wird vor Neid berſten, wenn ſie ſieht, daß ihre Töchter nun keine Ausſicht mehr auf den hübſchen Witwer haben.

Aus dieſem geht hervor, daß im Hauſe der „Müller'ſchen" viel geklatſcht, viel mediſirt und viel gloſſirt wird. Es gibt zwar ſolcher „Müller'ſchen in Wien eine Legion, und faſt Jeder, der ſich großer Bekanntſchaften in dieſer Metropole erfreut, kann von ähnlichen Cirkeln erzälen. Es ſind dies Verſammlungen, in welchen nur die chronique scandaleuse verhandelt wird. Einmal nannte man die giftigen Weiberzungen, welche die Ehre ihrer Nebenmenſchen tödteten, wie der „November die Fliegen, die Geſellſchaft der Kaffeeſchweſtern;" in unſern Tagen, in welchem man Alles feiner bezeichnet, und den reſpektablen Kaffee wie die „Bologneſer-Hündchen" aus der Mode zu bringen trachtet, nennt man dieſe Zirkel „Damen-Thee," und den Ort, wo man die honneteſten Menſchen wie auf einem Schlachtfelde maſſakrirt, einen Salon, wenn dieſer „Salon" auch nur ein Zimmerchen iſt, in welchem ſich bloß ein Fenſter befindet und darin nur ein Sofa und ſechs Stühle Platz haben.

Die „Müller'ſchen" in Hietzing beſaßen einen ſolchen Salon.

Obgleich die „Müller'ſchen nur von jährlichen 800 Gulden des Herrn Papa Müller lebten, ſo hatten ſie doch einen Salon, welcher aber zugleich auch Schlafkammer des „alten Herrn" war. Frau von Müller, ein weibliches Genie, das immer Rath wußte, ließ, nämlich täglich, ſobald die Soireen zu Ende gingen, vom Boden des Hauſes ein altes Feldbett bringen, auf dieſem mußte der Greis ruhen. Am Morgen des andern Tages mußte das Feldbett aber wieder zuſammen gepackt, und auf den Hausboden geſchaffen werden.

Die „Müller'ſchen wohnten jeden Sommer in Hietzing. Auch dieſes gebietet der feine Ton. Der feine Ton fordert durchaus, daß man auf das Land ziehe wenn der Aufenthalt daſelbſt auch gleich drei Mal ſo hoch kommt als in der Stadt, und unbemittelte Leute für Omnibus, Eiſenbahnen und Stellwagen mehr auszugeben haben, als der Chef einer ſolchen Familie jährlich Beſoldung bezieht. Es wird freilich die Stadtwohnung ſolcher Perſonen während der Saiſon, die ſie in Hietzing, Döbling oder in Heiligenſtadt zubringen, irgend einer Miethpartei überlaſſen, aber was erhält man dafür in den Sommermonaten in Wien und wie werden die Möbles ruinirt von ſolchen Mietern. Doch was liegt daran! — Man war gegen ſechs Monate auf dem Lande, die Damen, und wenn ſie noch ſo alt geworden, erſcheinen mit Schweizer- (Mimili) Hüten, ſie ſind auf den Feldern herumgehüpft, haben täglich zwei Mal den „Jodel“ geſehen, haben bei irgend einer „Milchmariandel gefrühſtückt, haben Mittags das ſchwarze Landbrot mit Butter und Rettig verſpeiſt, und haben Abends ihren „Thee“ mit Salami vom Schottenfelde, mit Schafkäſe von Hernals und etwas Schinken vom „Greisler“ unter den Tuchlauben, nebſtbei aber auch noch den guten Ruf einiger Nachbarn mit Knoblauch und Zwiebeln und einigen Butterſchnitten rein aufgegeſſen.

Die ſchöne Jahreszeit war vorüber, die „Müller'ſchen“ waren wieder nach der Stadt gezogen.

In der Stadt wohnten ſie in der appetitlichen „Kumpfgaſſe“ im vierten Stocke. Auch hier hatten ſie einen Salon, und zwar gar mit zwei Fenſtern. Das eine ging auf die brillanteſte Paſſage in der Nähe der „neuen Welt“ (die „neue Welt“ iſt nebenher geſagt, das älteſte Haus in der Kumpfgaſſe und wurde zur Zeit der Entdeckung Amerikas erbaut, und ihr zur Ehre „neue Welt“ genannt), das andere Fenſter ſchielte in eine Art „Höfel,“ wo ein im Hauſe wohnender „Milchmaier' den Kuhmiſt zu einem Unrathgebirge aufgipfelte. Dieſes Fenſter hätte eine reizende Ausſicht geboten, wenn man nur im Stande geweſen wäre, der mefitiſchen Ausdünſtung des aufgehäuften Stallmiſtes und der Jauche wegen, in welcher dieſer Miſt ſo weich ruhte, daſſelbe nur einmal im Jahre, und wäre es am Neujahrstage geweſen, öffnen zu können.

Trotz einer Stiege, welche ſo enge war, daß ſich zwei Menſchen und wären ſie ſo mager geweſen, wie Windhunde, einander nicht ausweichen konnten, ſo, daß deshalb immer der, welcher hinauf wollte, eine eigens angebrachte Glocke läuten mußte, damit der, welcher herab wollte, noch Oben bleiben möge, wurde der Salon der „Müller'ſchen" doch gerne beſucht. Man war da recht ungenirt, man durfte ſprechen, was man wollte; man konnte Alles erfahren, was irgendwo innerhalb von vier Pfählen vorging, die größten Familien-Geheimniſſe, welche die Köchinnen den Beſuchenden von allen Märkten mit nach Hauſe brachten und wozu auch einige Hausmeiſterinnen, Dienſtbotenzubringerinnen und Greißlerinnen ihr Kontingent beitrugen. Nebenbei hatten die „Salonfiguren" dieſes Hauſes noch die Wonne beim Schluſſe der Aſſemblee mit einigen „Erdäpfel in der Montour" bewirthet zu werden.

An dem Tage, von welchem wir ſprechen, war das Gedränge beſonders ſtark. Der Raum der kleinen Wohnung mußte mit der größten Oekonomie benutzt werden. Zu dieſem Ende erhielten ſechs Herren einen Bügelladen als Kanapee zugewieſen. Dieſer Bügelladen wurde über eine Holztruhe geſtreckt und ein ſogenannter „Azorkotzen" darüber gelegt. Es ruhte ſich höchſt anmuthig darauf. Acht andere Herren, die „Cigarren-Schmaucher" wurden in die Küche, deren Thüre in den Salon ging und ausgehoben ward, poſtirt. Zwei ſaßen auf den Windofen, zwei auf der Kohlengreinze, zwei auf dem „Speiſekaſtel“ und zwei thronten auf dem „Anricht-Tiſche“ der Köchin und konnten noch mit ihren Blicken einen Spiegel erreichen, der im „Salon“ über einem Sofa hing.

Dieſes Sofa hatte heute einen ſchweren Stand. Es hatten ſich auf demſelben ſechs Frauen eingekeilt; auf je einem Stuhle ſaßen zwei, und auf den ſogenannten „Fenſterſtufen“ klebten die jungen Mädchen wie die Holzſchwämme an den Baumwurzeln im Walde.

Frau von Müller konnte an dieſem Abende nicht Leute genug bei ſich ſehen.

Ihr Gemal mußte auf die Einladungskarten ſchreiben: „Wer heute eine Neuigkeit mittheilt, welche nicht die Welt ſchon kennt, oder wer von den kourſirenden Stadtneuigkeiten die pikanteſten Details anzugeben weiß, der erhält heute zum Thee, und zwar ausnahmsweiſe einen friſchen Häring mit Maſchanzkerſchnitten und Capri.

Alles drängte ſich herbei. Auch die Dame, welche wir in Nußdorf kennen lernten, dann Herr von Flenſter, der uns im Hauſe Stomms auffiel, und dieſen ſtets mit den Worten: „Du, Stomm!“ anredete, dann aber noch einige Herren und Damen, aber dieſe gewiß nicht des ſchlechten Thees wegen, der herumgereicht wurde, und welcher von China entfernter war, als der Himmalaja vom Krapfenwaldel.

Heute zog hauptſächlich der Skandal an, der in Ausſicht ſtand. Die allerneueſten Tagesereigniſſe ſollten zur Verhandlung kommen. Welch ein Stoff für Schlangenzungen! Alles war ja zugegen, was in Sheridans „Läſterſchule“ hätte mitſpielen können, was wird da aufs Tapet kommen! Die öffentlichen Stadtgeſchichten und die geheimen Verbrechen, die Vergehen und die — Sünden. Die Müller'ſchen freuten ſich nur auf die Sünden!

Als Alle ſaßen und den Thee vom Michaelbairiſchen Grunde ſchlürften, der in einer Spezereihandlung dort im Oelmagazin, neben dem „Vogelleim," placirt iſt, wahrſcheinlich, damit er ſeinen ausländiſchen Geruch länger behält, auch um 4 kr. wohlfeiler iſt, als in der Theehandlung in der Wollzeile, nahm Frau von Müller das Wort und ſagte: Als wir das letzte Mal uns ſahen, ſprachen wir von Ellmann und Emma. Wir wollen zwar die nun allgemein bekannte Geſchichte nicht weiter berühren; aber davon wollen wir ſprechen, daß es für die reiche, ſtolze, als Schönheit „verſchriene" Doktorstochter eine große Demüthigung war, die ich ihrem Hochmuth vom Herzen vergönne. Wer ihr nur was Schlechtes nachrufen kann, thue es ungenirt; ſie verdient es nicht beſſer, hat ſie doch meine Töchter nie angeſehen!

Ich möchte nur wiſſen, was mit ihr und Ellmann geſchehen iſt? fragte eine Dame.

Was mit ihr geſchehen iſt? was mit Ellmann geſchehen iſt? Dieſe Fragen kann ich beantworten, entgegnete Herr von Flenſter. Sie iſt mit ihrem Vater und ihrer Tante nach Paris gereiſt und zwar mit dem Dampfſchiffe und hören Sie und erſtaunen Sie, was Emma da erlebte! In dem Augenblicke, als ſie mit ihren Verwandten das Dampfbot in Nußdorf beſteigen wollte, erregte ein Zuſammenlauf von Menſchen das größte Aufſehen. Man fing nämlich eine Leiche auf, die der Strom ans Ufer brachte. Wer war der Unglückliche, der ſich in die Donau geſtürzt? Ellmann, der Verlobte Emmas, er fand an derſelben Stelle ſein Ende, an welcher er ſeinen Sohn opfern wollte.

Er hat ſich ertränkt? fragte die Geſellſchaft.

So war es! Ein Brief lag in ſeinem Hute. In dieſem bittet er Emma und ihren Vater um Verzeihung. Er weiſet auf ſein Teſtament, das in ſeinem Sekretär verwahrt iſt, in welchem er den kleinen Arthur zum Erben einſetzt und die Gerichte auffordert, ſie möchten dem Gauner Berthold das von Ellmann durch Drohungen erpreßte Vermögen abnehmen, und es dem Kinde ſichern.

Und das Kind?

Albert von Hellmann iſt auf Emmas Bitten ſein Vormund geworden, und mit der Zuſtimmung deſſelben hat Emma den kleinen Arthur mit nach Paris genommen. Dort will ſie ein Jahr bleiben, aber dann nach Wien zurückkehren, recht gut wiſſend, daß nach einem Jahre kein Menſch mehr von dieſer Geſchichte ſpricht.

Blamirt bleibt ſie aber doch! ſagte Frau von Müller und ihre Töchter lachten darüber voll Schadenfreude.

Blamirt! antwortete Herr von Müller. Es kommt darauf an! Erſtens kann ſie nichts dafür, daß Ellmann ein Schuft war.

Nichts dafür? eiferte Müllers Gattin. Wer iſt denn Schuld an dieſer entſetzlichen Geſchichte, als Emma ſelbſt? Was hat ſie zu der Erklärung berechtigt, einen Witwer nicht heiraten zu wollen, wenn er ein Kind hat? — Dieſer barocke Entſchluß beſtimmte den Unglücklichen zu dem Vorſatze, ein Witwer ohne Kind ſein zu wollen und — die meſchanteſte That wurde beſchloſſen.

So iſt es! So iſt es! riefen alle Damen.

Sie iſt von jeher aus lauter Launen zuſammengeſetzt geweſen! bemerkte das ältere Fräulein Müller. Da hat ſie's nun, die Mamſell Geldſtolz und Eigenſinn, und wie ich ſie noch nennen ſoll. Jetzt werden die Leute in Wien mit Fingern auf ſie weiſen, und wenn ſie erſt nach zehn Jahren zurückkehren ſollte.

Pah! lachte Herr Müller, ſie hat Geld und iſt ſchön. Sie beſitzt eine noble Erziehung und bezaubert, wenn man ſie ſieht. Die Leute mögen immerhin mit Fingern auf ſie weiſen, aber ſie werden auch dazu ſagen: Das wäre eine Partie, auf die man ſtolz ſein könnte!

Ueber dieſen Ausſpruch wurde ſeine Gattin ganz wüthend. Das Blut ſtieg ihr ins Geſicht und rief:

Wie? So ſpricht ein Vater von vier Töchtern? Von vier Töchtern, die alle ihn hören? Du vertheidigſt eine Perſon, die Du verdammen ſollteſt, auf Koſten Deiner unverſorgten Mädchen? Wem muß bei ſolchen Reden nicht einfallen: Deine Töchter ſeien nicht ſchön, nicht gebildet, nicht liebenswürdig! Daß ſie kein Geld haben, weiß ja ohnehin die ganze Welt, welche Dich kennt.

Ruhig! Ruhig! ſagte Flenſter, Ereifern ſich Euer Gnaden nicht, der Herr Gemal hat's gar nicht ſo gemeint!

Sie ſchweigen! tobte Frau Müller. Sie Vertheidiger der ganzen Welt oder Sie Ankläger der ganzen Welt, je nachdem die Umſtände ſind. Gewiß ſpekuliren Sie wieder auf meinen Mann, daß er Sie ins Bräuhaus nach Klederling mitnehme, wo er mit einem Freunde trinken kann, was er will, und der Wirth nimmt keinen Kreuzer dafür.

Flenſter war hierüber ſo niedergedonnert, daß er kein Wort hervorzubringen vermochte.

Herr von Müller erwiederte jedoch: Was redeſt Du? Du überſiehſt ja den ganzen Zweck der heutigen Verſammlung. Wir haben die geſchätzte Geſellſchaft eingeladen, andere Leute auszurichten, und Du richteſt Deinen Gatten und ſeinen Freund aus.

Alles lachte, und der Sturm wurde für den Augenblick beſchwichtigt.

Nun nahm Frau von Flintersburg, die bewußte Dame aus Nußdorf das Wort und ſagte:

Sie haben des Herrn von Hellmann erwähnt. — Wann geht denn die Heirat mit dem Fräulein Pollau vor ſich? Das iſt auch eine hübſche Geſchichte! Die hätte auch in die Hände eines Mannes, der bereits für den Spielberg aſſekurirt war, fallen ſollen. Ja ſind denn unſere heutigen Mädchen alle verrückt? — Gibts denn gar nichts mehr, als das liebe Geld in unſern Tagen? — Ich glaube, daß es jetzt Eltern gibt, die ihre Töchter einem Raubmörder an den Hals werfen würden, wenn er nur Aufwand machen kann und Papa und Mama dabei ihre Rechnung finden. — Ich bin auch verheiratet, fuhr Frau von Flintersberg fort, mein Gatte befindet ſich ebenfalls im Wohlſtand, aber Alles ehrlich, redlich, ſolid! Wenn man nicht nach Millionen trachtet, ſo kann man ſchon glücklich werden, aber beſcheiden muß man ſein! Und dabei herrſcht auch noch ein Vorurtheil! Die künftigen Gatten unſerer Fräuleins ſollen keine Bürger ſein! Da iſt die Frau von Tauchler, ſie beſitzt eine hübſche Tochter. Sie fiel einem Manne auf, welcher vier Häuſer beſitzt, weil er aber ſein Vermögen ſeinem Geſchäfte der Fleiſchbank verdankt, ſo bekommt er das Mädchen nicht! Ich muß geſtehen, ein ehrlicher Bürger wäre mir doch lieber, als ein unehrlicher Adeliger.

Sie belieben einige Seitenhiebe auf meine Töchter auszutheilen, entgegnete Frau von Müller. Ich weiß recht gut, wohin Sie zielen. Meine Tochter Emilie hat an meiner Seite einen jungen Mann im Volksgarten kennen gelernt, deſſen artiges Betragen, elegantes Weſen, und deſſen feine Toilette ihr nicht mißfielen. Aus einer Brillantnadel und einem Solitär am Finger ſchloſſen wir, daß er Vermögen beſitzen müſſe und ich und meine Tochter ſahen ihn täglich lieber, und täglich machte er auch meiner Emilie den Hof. — Endlich rückte er mit ſeinem Anliegen hervor. Er wünſche zu heiraten, ſagte er; er beſitze nicht nur ein ſehr anſtändiges Auskommen, ein wahrhaft lukratives Geſchäft und 40.000 Gulden im Vermögen, worüber er ſich auszuweiſen im Stande wäre. Was er ſei, was er treibe, werde er uns ſagen, wenn er ſich überzeugt, daß er Zuneigung eingeflößt habe. Ich, als Mutter antwortete: Wenn Sie ehrliche Abſichten haben, ſo können Sie unſer Haus beſuchen. Wir theilten ihm die Adreſſe mit und er bat, uns begleiten zu dürfen. Wir ſchritten mit ihm über den Graben. Da fiel es uns auf, daß, ſo oft eine Equipage mit Damen vorüberfuhr, unſer Freund dieſe Damen immer grüßte. „Mutter,“ liſpelte Emilie mir zu: „Dieſer Herr iſt gewiß ein Kavalier!“ Da rollte wieder eine Equipage vorüber. Wie die Damen in derſelben unſern Begleiter erblickten, befahlen ſie ihrem Kutſcher zu halten. Sie riefen unſerm Kavalier zu: Kommen Sie doch näher, Herr Zweckerlmayer! „Zweckerlmayer!“ ſagte meine Tochter zu mir, „Mama, wie kann man Zweckerlmayer heißen!“ — Zweckerlmayer ſtand indeß wie ein Domeſtik am

Wagenſchlage der Damen, den Hut in der Hand. Wir bemerkten daß die Damen heſtig mit Zweckerlmayer zankten. Endlich fuhr ihr Wagen weiter, die Damen aber ſendeten den Bedienten zu unſerm Ritter, der nun meiner Tochter den Arm bot. Der Bediente war ſehr kurz angebunden, und ſagte: „Ja, das gehe nicht! daß Sie hier noch eine gemächliche Promenade machen wollen. Die Frau Gräfin verlangt ihr Kleid augenblicklich zurück, und Sie ſollen mit mir in Ihre Wohnung in die Naglergaſſe eilen, und das Kleid mir ausfolgen laſſen. Ich muß es auf der Stelle zu einem andern Schneider tragen! — Zweckerlmayer empfahl ſich von uns ganz beſtürzt und wir ſchauderten. Ich aber frage die Geſellſchaft, verdien' ich für meine Nichtbeachtung des Schneiders nicht eher Lob, ſtatt Stichreden, die mich und meine Tochter beleidigen.

Wenn ich vier heiratsmäßige Töchter hätte, ſagte Frau von Flintersberg, ſo wäre ich nicht ſo wählig. Ein Schneider, und noch dazu ein reicher Schneider, wäre immerhin eine gute Priſe für ein ſolches Fräulein!

Ein ſolches Fräulein, wie meinen Sie das?

Freilich! brach Frau von Müller in Unwillen aus: Sie ſelbſt nahmen es nicht ſo genau! Ihr Gatte hatte ja, ehe er Sie noch heiratete., ſchon dreimal Krida gemacht, und macht jetzt, wie die Leute wiſſen wollen, zum vierten Male Krida. Er und ſein Buchhalter arbeiten ſie ſchon aus. Unter ſolchen Umſtänden braucht man's dann natürlich nicht hoch zu geben.

Das war zu arg! Allerdings war es bekannt, daß Madame Müller nicht die Frau war, die irgend eine leiſe Berührung ihrer Verhältniſſe, ihrer Lage oder ihrer Perſon duldete, aber eine ſolche Beſchimpfung kam doch zu unerwartet. Die ganze Geſellſchaft bebte zurück vor

Schrecken, und Frau von Flintersberg, die unter der Schminke gelb-grün geworden, und deren Augenbrauen ſich wie Katzenhaare aufrichteten, ſtand auf und brüllte: Sie ſagen mir das? Sie? Sie reden von meines Mannes Finanzlage, Sie, die im Verſatzamt ganze Schränke abonnirt hat, und vom Strumpfſäckel bis zur Wildſchur Alles ſtudiren läßt? Sie, die im Winter die Sommer- und im Sommer die Winterkleider verſetzt? Für die kein Schuſter und kein Schneider mehr arbeiten will, weil er von Ihnen nie einen Heller Geld ſieht und welcher kein Greiſler mehr aufſchreibt und in ganz Wien kein Bäcker und kein Brodſitzer eine Semmel mehr kreditirt; Sie, deren Gemal die Haare auf dem Kopfe ſchuldig iſt, weil ſein Perückenmacher ſeit drei Jahren die Touren umſonſt krauſt? Sie, welche dem Hausherrn ſieben halbe Jahreszinſe zu zahlen haben und der Köchin bald eine Mantille, bald einen Shawl, bald ein Palatin mit in die Fleiſchbank geben, damit man ihr ein halb Pfund Rindfleiſch darauf leihen möge. Danken Sie Gott, daß Sie hier zu Hauſe ſind — wäre dies mein Quartier, Sie mein Gaſt, und Sie ſähen den Mond im Kumpfgaſſel nicht mehr aufgehen.

Die ganze Geſellſchaft kam über dieſe Inſulten in Aufruhr.

Die Herren in der Küche und in der Kammer ſtiegen auf ihre Sitzplätze, um beſſer den wahrſcheinlich ſogleich losbrechenden Fauſtkampf im Damen-Salon mit anſehen zu können.

Da zwängte ſich die Hausmeiſterin zur Thüre herein. Sie meldete:

„Herr von Kraxmann und Töchter wollen ihre Aufwartung machen; ſie ſind ſoeben auf freien Fuß gekommen, und wollen ihre erſte Viſite abſtatten!“

Charmant! rief die Frau vom Hauſe ſo ruhig, als wenn nichts vorgefallen wäre. Die Kraxmann'ſchen? Welche Ueberraſchung! Sie mögen kommen! Es wird uns eine Ehre ſein!

Jetzt werden wir Neuigkeiten hören! verſetzte Frau von Flintersberg plötzlich in der angenehmſten Stimmung vor lauter Neugierde.

Die werden pikante Geſchichten mittheilen, direkte aus dem Polizeihauſe! meinte Müller. Herr von Flenſter, Sie werden ſehen, die kriegen den Häring!

Hier ſehen Sie, eröffnete Kraxmann Vater, nachdem er der Geſellſchaft ſeine Verbeugung gemacht, ſeine Rede, vier gebeugte Menſchen, welche aber wieder die Köpfe erheben werden. Wir ſind rein wie Gold aus der Feuerprobe hervorgegangen. Ich bin makellos, und meine Töchter ſind jede als ein Muſterbild der Unſchuld befunden worden!

Wir gratuliren herzlich, ſagte Frau von Müller; wir haben es ſchon gehört, Sie werden auf freiem Fuß unterſucht.

Was, auf freiem Fuß! wir werden gar nicht mehr unterſucht. Mich haben ſie zwar Etwas unterſucht aber nichts gefunden. Von meinen Töchtern haben ſie geſagt, es wäre gar nicht der Mühe werth, daß man von ihnen rede!

Nun, deſto beſſer! erwiederte Frau von Müller.

Aber was wir ausgeſtanden haben! ſeufzte Kraxmann.

Erzälen Sie doch! riefen Alle.

Ach Gott! die Koſt! Ich ſag' Ihnen ſie hält keinen

Vergleich aus mit der beim franzöſiſchen Traiteur. Der Traiteur im Arreſthaus geht gar nicht mit der Zeit. Gleich, wie ich in ein abgelegenes Zimmer ohne Ausſicht gekommen bin, begehr' ich eine Olio - Suppe und Wildpret mit Aſpik! Keine Idee davon! Endlich denk' ich mir, Ragout mit Krebſenſchweiferln, Salmi von jungen Hühnern, Wachteln à l'anglaise werden ſie doch haben! Das kennen ſie Alles nicht. Ich fragte den Kellner, der mich ſchon deshalb geärgert hat, weil er nie ins Zimmer zu mir herein gegangen iſt, und immer durch ein kleines Fenſterl in der Thüre, mit mir geſprochen hat, was habt Ihr denn eigentlich? Roſtbraten mit Erdäpfel, antwortete er mir. Nun bring' mir zwei Portionen, und leg' kleine geröſtete Erdäpfel und hübſch viel Sardellen-Butter dazu.

Wie wir's halt haben! antwortete er. Aber ich ſag' es gleich, ſetzte er hinzu, was Sie ſich bringen laſſen, muß voraus bezahlt werden!

Voraus bezahlt, im Arreſt? das iſt neu! Ich kann ja nicht durchgehen. Ich hab' kein Geld. Man hat mir Alles weggenommen.

Dann bekommen Sie die Gefangenkoſt, erwiederte er, Suppen, Fleiſch und Linſen.

Linſen? Auch gut! Da geben Sie aber ein Repphändel dazu!

Er ſchlug ſein „Gucker“ zu und ging.

Jetzt ſah ich erſt meine Mitgefangenen an. Charmante Leute! Vier Temperamente ſaßen bei mir. Ein Choleriſcher, der hatte ſeinen Bruder im Zorne beinahe todt geſchlagen. Mir trug er gleich ein paar Ohrfeigen an, weil ich ihm einen guten Morgen gegeben habe.

Ich brauche keinen guten Morgen von dem erſten beſten Lumpen! ſagte er.

Neben dieſem Furioſo ruhte ein Flegmatiſcher. Dem war Alles recht. Der hatte aus lauter Phlegma in einem Wirthshauſe ein ſilbernes Beſteck mitgenommen. Er ſagte, er hätte auch ſechs ſilberne Beſtecke genommen, wenn er ſie hätte bekommen können. Es wäre ihm Alles Eins geweſen! Ferner ſaß in meinem Arreſte ein Melancholiſcher, der war ſchon 47 Mal eingeſperrt, und ganz traurig, daß ſie ihn wieder gekriegt haben. Endlich machte ich die Bekanntſchaft mit einem Sanguiniſchen. Den müſſen ſie auf einen Maskenball arretirt haben. Er war in einer Dominomaske, und wie er mich geſehen hat, ſagte er, als wenn er noch in der Redoute wäre: „Grüß Dich Gott! Biſt auch da? —“

Mit dieſen Leuten habe ich mehrere Tage leben müſſen. Manchmal habe ich recht gelacht. Der Sanguiniſche hat den Choleriſchen in Einem fort auf den Melancholiſchen und Flegmatiſchen gehetzt, und der Flegmatiſche hat von dem Choleriſchen Schläge bekommen, ſo daß er mir oft erbarmt hat, aber der hat ſich nichts daraus gemacht.

Erzälen Sie doch Etwas von Ihrem Verhöre? Die Hauptſache iſt ja das Verhör? ſagte Flenſter.

Meine Verhöre waren kurz. Man hat mich größtentheils nach meiner Frau gefragt, und da hab' ich die Wahrheit geantwortet. Meine Frau ſoll jetzt ſehen, wie ſie draus kommt.

Was haben denn die Fräuleins auszuſtehen gehabt? erkundigte ſich Frau von Flintersberg.

Ich, antwortete Joſefine, hatte dem Gerichte bald bewieſen, daß ich in keiner Art im Verkehr mit falſchen Banknoten ſtand.

Da wir drei Schweſtern, obgleich wir uns während unſer ganzen Verhaftung mit keinem Auge ſahen, ganz ähnliche Ausſagen machten, ſo erſah man hieraus, daß wir die Wahrheit angaben. Wir wurden mit dem Papa in einer und derſelben Stunde entlaſſen.

Nur die Moral hätte ſich der Kommiſſär bei unſerm Austritte erſparen können, ergänzte Louiſe.

Er gab uns zu verſtehen, daß wir zu leicht — leichtſinnig meinte er, wären. Wir zu leicht, und der Arreſt fiel uns doch ſo ſchwer aufs Herz.

Zu mir ſagte der Kommiſſär, bemerkte Thereſe:

Wir könnten Gott danken, daß wir in Wien geboren — denn ſonſt —

Sie wären doch nicht gar per Schub expedirt werden? warf Flenſter ein.

Ja, ſo Etwas dergleichen! nickte Krazmann. Ich als Vater, mußte mich verbindlich machen, ſchriftlich verbindlich machen, eine ernſte Beſchäftigung zu ergreifen, und meine Töchter müßten durchaus Etwas werden!

Wir haben uns ſchon Etwas ausgeſucht und der Papa auch! verſicherte Joſefine.

Ja! wir werden uns von nun an, alle vier honnet, ſolid und anſtändig durchbringen. Wir werden arbeiten, ſo ſchwer es uns auch ankommt. Wir werden der menſchlichen Geſellſchaft nützlich ſein, und kein noch ſo ſtrenger Sittenprediger ſoll uns Etwas anhaben können.

Was werdet Ihr werden? fragte die ältere Müllerſche Tochter die drej Schweſtern.

Ich? antwortete Joſefine, ich werde Kaſſierin in dem neuen Surrogat-Kaffeehaus nächſt der Reiter-Kaſerne in der Joſefſtadt. — Die Louiſe bewirbt ſich um den vakanten Platz der erſten Mamſell im Cigarren-Laden auf dem Heumarkt, und die Thereſe wird dritte Favorit-Sultanin im Daumſchen Serail im Eliſium.

Nun, bemerkte Herr von Müller und lächelte dabei, da verbinden die drei Fräuleins das Angenehme mit dem Nützlichen.

Und Sie, Papa Kraxmann, fragte Frau von Flintersberg, was haben Sie ſich ausgeſucht?

Ich habe mir das Beſte erkoren, antwortete Kraxmann. Ich werde Weinkoſter in den Kellern auf dem „Netzerboden."

Weinkoſter? Was iſt den das? Davon habe ich mein lebelang noch nichts gehört, ſagte Flenſter, das könnte ja unſer Eins auch werden.

Ja, das iſt nicht ſo leicht, entgegnete Kraxmann. Der Weinkoſter kommt aus dem Rauſche nicht heraus, und muß forttrinken, ſo lange es die Weinkäufer wünſchen. Viele hat eine ſolche Beſchäftigung ſchon umgebracht; ich aber ſchmeichle mir, daß ſie mir gut anſchlagen wird.

Da ſieht man wieder, daß man zu jedem Stande geboren ſein muß, meinte Müller.

Aus dem Rauſche des Weinkoſters wird die Qualität des Weines erkannt, fuhr Kraxmann fort. Hat der Weinkoſter bei einem, ihm zur Prüfung übergebenen Faſſe ſein Tagewerk vollbracht, welches daraus entnommen wird, daß er auf keinem Fuße mehr ſtehen kann, ſo wird er ins Bett gelegt, und er muß ſeinen „Duſel“ ausſchlafen. Zu dem Augenblicke, in welchem er erwacht, ſtellen ſich die Wirthe um ſein Bett, wie die Aerzte bei einem Konſilium. Nun wird der Weinkoſter beobachtet. — Hat er Kopfſchmerzen, ſo war der Wein geſchwefelt; hat der Weinkoſter eine belegte Zunge, ſo war unter dem Weine Bleizucker; hat er „Sodbrennen,“ ſo iſt Branntwein darunter gemiſcht worden, und hat er übermäßige Hitzen und Ueblichkeiten, ſo ſind zwei Nationen in einem Faſſe, ein Oeſterreicher und ein Ungariſcher. Nur wenn der Weinkoſter klar und rein und ganz geſund und wohlgemuth erwacht, kauft der Wirth die Sorte. Im Uebrigen erhält der Weinkoſter von jedem Faſſe, von dem er trinkt, 10 kr., und kann den ganzen Tag Käs eſſen, ſo viel er will.

Ich weiß nicht, ob ich nicht Weinkoſter werde, ſagte Flenſter, und ließ ſich, um ſich einzuüben, von der Hausmeiſterin aus dem nahen Wirthshauſe, eine halbe „Heurigen“ und Etwas „Primſen“ holen.

Bei dieſem Geſchäft können Sie in einem Jahre todt ſein! ſagte Müller zu Krazmann.

Dann bin ich meinem Berufe geſtorben, antwortete dieſer.

Die Aufmerkſamkeit der Geſellſchaft wurde nun auf etwas Anderes gelenkt.

Ein Herr, der ebenfalls eingeladen war, aber ſich verſpätet hatte, erſchien jetzt. Sein Name war Uhler.

Er wurde freundlich begrüßt. Er war der, von dem man die meiſten Neuigkeiten zu erfahren hoffte. Er hatte ganz die Tournüre eines guten Geſellſchafters, und erſchien als Geliebter der älteſten Müllerſchen Tochter.

Endlich! rief Emilie ihm zu, kommen Sie! Ich war ſchon der Meinung, Sie kämen nicht mehr!

Das iſt eine hübſche Aufführung, an einem ſolchen Tage, ſo lange warten zu laſſen, verwies ihn die Mutter.

Seit acht Tagen geſtatten wir Ihnen, ſich um meine Emilie zu bewerben, grollte Herr Müller, und heute ſchon vernachläſſigen Sie uns.

Wenn ich Ihnen ſage, weshalb ich ſo ſpät komme, werden Sie mich entſchuldigen.

Es wird etwas Rechtes ſein! erwiederte Emilie.

Gewiß etwas Rechtes! Wenigſtens Etwas, das die Damen ſicher intereſſirt. Ich komme von der Trauung Alberts von Hellmann mit Bertha von Bollan!

Mich trifft der Schlag! ſtöhnte Frau Müller. Schon wieder eine Kopulation, und meine Mädeln ſind noch alle ledig!

Alſo heute war die Trauung? fragte Frau Flinersberg, die muß ſehr heimlich geſchehen ſein! Mein Mann verfügte ſich bereits acht Tage lang zu allen Stunen zum Meßner; meine Köchin ging zwei Sonntage die Predigt, bloß um das Brautpaar verkünden zu ören, und nie konnten wir Etwas erfahren.

Hellmann iſt heute ein Mal für drei Mal verkünigt worden, und troß dem, daß die Stunde der Kopuation abſichtlich und ſogar vom Pfarrer Niemand mitetheilt wurde, war die Kirche doch ſo überfüllt, daß die eute wie eingepfercht bis an die Thüre ſtanden.

Was hat den die Braut angehabt? fragten die ſämmthen Fräulein auf ein Mal.

Dieſe Gänſe intereſſirt doch ſonſt nichts, als der Anzug! murmelte Herr Müller.

Hat ſie geweint oder hat ſie gelacht? fragte Frau von Flintersberg.

War ſie recht blaß über den Schrecken, den Sie im Stemmſchen Hauſe ausgeſtanden hat? fragte eine andere Dame.

Wie hat ſie ſich denn benommen? Gewiß recht albern? fragte Joſefine.

Sie hat ſicher recht gezittert? meinte Louiſe.

Warum den zittern? höhnte Thereſe. Sie iſt ja kein Kind mehr. Sie muß ja auch ſchon ihren „Dreißiger“ auf dem Rücken haben!

Um's Himmels willen! meine Damen, übertönte Uhler die ſchnatternden Frauenzimmer: Sie fragen mich auf ein Mal zu viel! Den Anzug kann ich nicht beſchreiben, weil ich die Stoffe nicht zu nennen weiß, aus welchen er beſtand. Ich habe nur bemerkt, daß ſie eine Broſche von Brillanten trug, welche allgemein bewundert wurde. Ein Solitär prangte darin, für den Delſotto gerne 6000 fl. geben würde!

Hören Sie auf! rief Frau von Müller. So Etwas kann ich nicht vernehmen! Meine Mädchen ſelbſt ſind Solitärs und keine hat um acht Groſchen Schmuck.

Beruhigen Sie ſich! entgegnete Frau von Flintersberg. Dieſen Schmuck wird ſie noch vom Banknotenfälſcher haben.

Alle weiblichen Weſen riefen: Ja, ja, vom Banknotenfälſcher haben.

Das iſt ſehr boshaft! entgegnete Uhler. Wiſſen

Sie denn nicht, daß Hellmann unerhört reich iſt, und zu viel Ehrgeiz, zu viel Stolz, zu viel Selbſtgefühl beſitzt, um ſelbſt ſeinem Bedienten zu geſtatten, daß er von jenem unglücklichen Manne auch nur eine Zigarre behalten dürfte.

Er kann leicht reich ſein, warf Joſefine hin. Uns hat er um das Legat des Onkels gebracht.

Davon ſpäter. Sie werden beſchämt werden, entgegnete der junge Mann.

Die Trauung, fuhr er fort, ging mit der größten Feierlichkeit vor ſich. Zwei hochgeachtete Advokaten und zwei berühmte Aerzte waren die Zeugen.

Die Beiſtände, wollen Sie ſagen? korrigirte Frau von Müller.

Von der Familie der Braut waren Vater, Mutter und die beiden Schweſtern zugegen!

Was haben's denn angehabt? fragten wieder die albernen Gänſe, die ſonſt von nichts Anderem ſprechen konnten, als vom Putze.

Von den Verwandten Hellmanns war die alte Tante mit ihrer Tochter, und der Hauptmann, der ſie heiratet, anweſend.

Was haben denn die angehabt? fragten die Mädchen.

Die Alte, höhnte Joſefine, wird das Koſtume einer barmherzigen Schweſter getragen haben, und die Junge ein Kleid, bis über die Naſen zum zuknöpfen, kapuzinerfarbene Handſchuhe, einen Plüſchhut vom vorigen Winter, und auf dem Arme trug ſie gewiß einen alten Tiſchteppich, der einen echten Shawl hätte vorſtellen ſollen.

Alle Mädchen lachten überlaut.

Ich muß widerſprechen, entgegnete der junge Mann, Mutter und Tochter waren ſehr ſchön gekleidet, die Mutter in Seide — die Tochter und die ältere Schweſter der Braut, als Kranzjungfer, waren beſonders ſchön.

Schaut's, Mädln, ſagte Kraxmann, als Jungfern habt Ihr bloß darum nicht dazu kommen können, weil Ihr eingeſperrt war't!

Albert Hellmann hat weder Herrn Kraxmann noch ſeine Töchter als ſeine Verwandte vergeſſen. Als die Trauung vorüber war, ſagte mir Doktor Welpert, den ich perſönlich kenne: „Kraxmanns, Vater und Töchter, ſind heute frei geworden, Hellmann weiß dies, und will nicht, daß Armuth und Noth ſie treffe. Er gibt deshalb der Familie, mit Ausnahme der Frau Kraxmann, die leider auf andere Art verſorgt werden ſoll, die jährlichen Intereſſen des vom ſeligen Onkel ausgeſprochenen Legates, aber unter einer Bedingung: Vater und Töchter müſſen Wien verlaſſen, und haben ſich auf eine der Beſitzungen Hellmanns nach Mähren aufs Land zu begeben. Dort ſollen ſie im Schloſſe unter gehöriger Aufſicht leben.

Die Intereſſen von dem Legate? bemerkte Kraxmann, ich bin dabei! Dieſe Intereſſen machen jährlich 1000 fl. Mädeln, in Mähren gibts Repphühner, Schnepfen, Faſanen und Haſen, ich geh' nach Mähren.

Von Wien fort? — erwiederte Joſefine, um keinen Preis!

Ich werde im Eliſium dritte Favorit-Sultanin im Serail, das iſt mir lieber, rief Thereſe.

Ich gehe mit Ihnen, Papa, verſetzte Louiſe. Vielleicht heiratet mich in Mähren ein Rentmeiſter oder ein Verwalter. Ich nehme auch einen Amtsſchreiber.

In Mähren kennen ſie Dich nicht, ſagte Kraxmann. Du kannſt dort verblüffen!

Wenn eine meiner Kouſinen auf dem Lande heiratet, fuhr Albert zu Doktor Welpert fort, und ſich brav aufführt, ſo ſoll ſie 10.000 fl. Ausſteuer haben. Ich will keiner die Ausſicht verſperren, eine rechtſchaffene Frau werden zu können.

Das iſt gräßlich! eiferte Frau von Müller! Von dieſen drei Töchtern bekommt jede 10.000 fl.; ich habe deren vier, und alle vier zuſammen haben nicht 10.000 Kreuzer.

Wenn Sie Herrn Kraxmann ſehen, ſagte Doktor Welpert zu mir, ſprach Ubler, und Sie können ihn vielleicht heute noch ſehen, wenn Sie ihn in ſeiner Wohnung aufſuchen — ſo ſenden Sie ihn Morgen zu mir. Auch ſoll ich Ihnen ſagen, daß Hellmann dieſes Alles ſeinen Verwanden ſchriftlich geben wolle. Ich ſehe Sie nun hier, fuhr der Geliebte Emiliens fort, und theile Ihnen und den Ihrigen hier dieſe Freudensbotſchaft mit. Sie können noch frohe Tage haben, und Ihre Fräulein Töchter können glücklich werden, wenn Sie nur wollen.

In Gottes Namen! Ich gehe auch nach Mähren! ſagte Thereſe. Vielleicht bekomme ich einen Hanacken, das ſollen ja ausnehmend ſchöne Leute ſein!

Ich gehe nun auch mit, ſetzte Joſefine hinzu. Es fällt mir ſoeben ein, daß uns ſchwerlich einer von unſern früheren Liebhabern mehr anſehen wird von wegen des Malheurs, das wir gehabt haben. Aber Papa, das ſage ich gleich: Wir müſſen ſchon in zwei Tagen reiſen. Ich verlange mir dann nichts, als einen Forſtmeiſter und den muß mein Vetter Hellmann mir verſchaffen.

Im Salon der Müllerſchen war die Unterhaltung zu Ende. Die glückliche Wendung des Schickſals der Krazmannſchen verſtimmte die Mutter und die Töchter. Es gab auch keine Gelegenheit mehr zu mediſiren; Frau von Müller hätte nur aus gelbem Neide den nun Beglückten ins Geſicht ſchimpfen müſſen. Es wäre vielleicht auch geſchehen, aber der Geliebte Emiliens war ein zu honneter Mann, um ſolche Gemeinheiten aufkommen zu laſſen.

Die Geſellſchaft entfernte ſich. Der Häring-Preis wurde an dieſem Abend Niemand zu Theil, aber er ſollte an einem andern Abend ausgetheilt werden.

Als die Müllerſchen allein waren, ſagte die Frau: dieſe Nacht kann ich nicht ſchlafen! Iſt es gerecht vom Schickſal, daß eine ſolche Bagage ein ſo unerhörtes Glück macht. Aus dem Arreſt entlaſſen, und bei dem erſten Schritt, den ſie thun, begegnen ihnen 20.000 fl. Erbſchaft und den Töchtern 30.000 fl. dazu, wenn ſie heiraten?

Ich bitte Dich, Müller, ſtelle etwas an, damit Du eingeſperrt wirſt, und Deine Töchter ihr Glück gründen!

Du haſt Recht, ſagte Müller. Es fällt mir auch ſchwer auf's Herz, daß uns das Glück nicht lächelt! Es iſt aber ſo der Welt Lauf. Wer's nicht verdient, den zeichnet Frau Fortuna am meiſten aus und an den Ehrlichen Rechtlichen geht ſie vorüber.

Dreizehntes Kapitel.

Im Hauſe der Witwe Garving.

Ottos Geneſung war erfolgt. Graf Walewsky förderte ſie mit wahrer väterlicher Obſorge.

Als Otto zum erſten Male ſein Haus verließ, und an des Grafen Seite ſeine geliebte Hedwig und ihre Mutter beſuchte, war die Freude ſo groß, daß ſich Otto und ſeine Braut in ſprachloſem Entzücken in die Arme ſanken.

Da bring ich ihn, redete der Graf die Mutter an. Meinen Sohn bring ich, und nun beſtehe ich auf dem mir gegebenen Worte, Frau Garving, dem zu Folge Sie jetzt den Hochzeitstag beſtimmen müſſen.

Ich halte, was ich zugeſagt, antwortete die Mutter, und wünſche, daß die Trauung noch heute vor ſich gehen könnte.

Das iſt brav, Frau Garving, erwiederte der Graf. Es ſoll auch die Hochzeit bald gefeiert werden, und da eine Hochzeit, der höchſte Freudentag zweier Liebenden iſt, ſo will ich Sie und die gute Hedwig und Otto ſelbſt noch mit einer Nachricht erfreuen, die ich bis auf dieſe Stunde für mich behielt.

Sie ſtehen im Rufe, Frau Garving, daß Sie nur in großem Reichthume das Glück ihres Kindes ſuchen. Nun wohlan, auch Otto beſitzt in dieſem Augenblicke einen großen Reichthum, und würde meines Geldes jetzt nicht bedürfen, wenn ich ihn je aufgeben könnte. Freuen Sie ſich hierüber, Otto iſt an Schätzen Ihnen ebenbürtig. Er iſt als echter Kaufmann durch eine Spekulation reich geworden, und Sie können hieraus ſchließen, daß er die Kunſt verſteht, nicht nur Geld ehrlich zu bewahren, ſondern auch Geld zu erwerben.

Sie erregen meine Neugierde, Herr Graf, was iſt geſchehen?

Otto, fuhr der Graf fort, hat einen Kredit benützt, den man ihm ſchenkte, weil Reppler aller Welt erzälte, er habe die Schätze geſehen, die er deponirte. — Er hat mit ſeinem Kredit große Beſitzungen in Böhmen gekauft. Die Beſitzungen ſind ihm ſchuldenfrei zugeſtanden worden, und die Kaufſumme, welche ſich in Wechſeln auf 150.000 fl. belief, hat ſich in 600.000 fl. baares Geld verwandelt, um welchen Betrag Ottos Advokat dieſelben Beſitzungen an einen fremden Fürſten verkaufte, dem ſie ſchon längſt wünſchenswerth waren.

Iſt es möglich? fuhr Otto freudig überraſcht auf.

Nicht nur möglich! ſondern es iſt gewiß, mein lieber Sohn, den Kaufpreis kannſt Du jede Minute erheben.

Gott ſei Dank! o, mein Vater! rief Otto. Gewiſſermaßen danke ich dieſes Glück doch auch nur Ihnen!

Alſo Frau Garving, wenn noch ein heimlicher Wunſch in Ihrem Herzen ſchlummerte, er iſt erfüllt!

Ich freue mich innig, daß dieſes ſeltene Glück meinen Sohn, denn ſo nenne ich ihn jetzt, begünſtigte; aber nachdem ich mich für ſeine Vermälung mit meiner Tochter bereits entſchieden, hätte ſich dieſes Glück auch nicht ergeben dürfen, mein Herz hätte für ihn nicht weniger freudig geſchlagen. Nimm meinen Segen, Otto, und mache meine Tochter glücklich, ſonſt habe ich keinen Wunſch für mich und Hedwig.

Jetzt ließ ſich Reppler melden.

Reppler? ſagte der Graf. Das iſt doch ein ſeltſames Exemplar von Zudringlichkeit und Unverſchämtheit! Was ich ihm hier geſagt, was ihm Frau Garving geſagt. —

Die bitterböſen Worte, die ihm Otto gegeben, erinnerte Hedwig.

Und daß ihn Ottos Johann zwei Mal über die Stiege expedirte, ergänzte Frau Garving, dies Alles hält ihn nicht ab, ſich neuerdings hieher zu drängen: —

Laſſen ſie den abſcheulichen Menſchen nicht vor, bat der Graf. —

Ich weiß, was er will, entgegnete Otto. Er kommt aus meiner Wohnung, wollte ſich dort ſeine Senſarie-Gebühren holen, und da ihm Johann ſagte, ich ſei hieher gegangen, ſo läuft er mir nach. Ich muß bemerken, daß Reppler es war, der Stomm aufmerkſam machte, ſeine Beſitzungen gegen meine Wechſel zu verkaufen.

Und dafür mußt Du Senſarie entrichten? Ich dächte dieſer Kerl hätte Dir genug Böſes zugefügt, um endlich Dir etwas Gutes gratis zu thun. —

Reppler iſt ein Senſal, von ſolchen Geſchäften lebt er, und ich bin ein Kaufmann, und muß den Handelsgebräuchen genügen, antwortete Otto.

Der Diener, der Reppler meldete, öffnete die Thüre, und der Cenſal trat herein.

Ich komme, meine Glückwünſche darzubringen, ſagte Reppler, und bitte zugleich um Verzeihung, daß ich hieher komme dies zu thun.

Unverſchämt genug iſt das, ſagte der Graf, der ſich an ein Fenſter geſtellt hatte und hinausſah, um Reppler nicht anblicken zu dürfen.

Reppler verneigte ſich gegen den Rücken des Grafen.

Allein hier, wie in Ihrem Hauſe iſt zu gratuliren, fuhr Reppler fort.

Weder dem Hauſe hier, noch Otto iſt zu gratuliren, daß ihm ein ſolcher Patron gratulirt, ſprach der Graf in derſelben Stellung wie zuvor

Reppler verneigte ſich wieder gegen den Rücken des Grafen.

Zu gratuliren zu dem überaus billigen Kauf, fuhr Reppler fort; zu gratuliren zu dem immenſen Wiederverkauf und zu gratuliren, daß der Kauf von den betreffenden Behörden anerkannt, und dieſer Kauf an einem Tage abgeſchloſſen, und mittelſt dem von mir zu Geld gemachten Wechſel realiſirt wurde, ehe noch —

. Sie gehängt wurden, ſagte der Graf, und blieb in ſeiner Stellung.

Ehe noch vom Gerichte gegen Stomm ein Haftbefehl erlaſſen wurde.

Das wiſſen wir Alles, ſagte der Graf, nur den Moment wiſſen wir nicht, in welchem ein zudringlicher Menſch, mit einer Stirne ſo frech wie die eines Einhorn, dieſes Zimmer verläßt.

Sie kommen um Ihre Senſarie-Gebühr? fragte Otto.

Ja, ich wünſchte, er käme darum, fiel der Graf ein.

Was haben Sie von Stomm erhalten?

Ein halbes Perzent.

Mein Advokat ſagte mir, Stomm hätte Ihnen 3000 fl. bezahlt. —

Ja, doch habe ich ihm auch andere Geſchäfte beſorgte. Er hatte ja 300.000 fl. zu ſeiner Reiſe nöthig.

Da haben Sie ihm gewiß Banknoten machen geholfen bemerkte der Graf. —

Großer Gott! Welche Meinung haben Euer Hochgeboren! Da ſoll einen armen Mann doch lieber der Schlag treffen, als ſo Etwas unternehmen! Nein, ich habe, Stomm alle Sachen von Werth, die er im Hauſe hatte, verkauft, und Wechſel im Betrage von ungefähr 40.000 Thalern, die Niemand auf der Börſe nehmen wollte, umgeſetzt.

Wie haben Sie denn das gemacht?

Ich habe meinen Giro darauf gegeben!

Sie Unglücklicher! rief der Graf, und wendete ſich jetzt gutmüthig gegen Keppler: Haben Sie nicht erfahren, daß Stomm auch falſche Wechſel auf Frankfurter und Amſterdamer Häuſer fabrizirte? Jetzt können Sie ebenfalls eingeſperrt werden, oder die 40.000 Thaler bezahlen.

Ich bezahle nichts. Das Geld für die Wechſel iſt ja noch vorhanden. Die 390.000 fl. ſind bei Gericht!

Wie viel Senſarie wünſchen Sie?

Senſarie eigentlich keine, nur ein Honorar.

Ich werde Ihnen bei meinem Advokaten 6000 fl. auszahlen laſſen.

O zu viel Gnade! zu viel Gnade!

Und nun gehen Sie, ſagte der Graf.

Ich hätte gerne noch Neuigkeiten erzält, erinnerte Reppler, wie ſich dies für einen ordentlichen Senſalen gehört.

Was für Neuigkeiten? fragte Otto.

Es ſind aber ſchauderhafte Neuigkeiten!

Zum Beiſpiel.

Zwei Hauptſchurken ſind aus dem Arreſt entſprungen. Der eine heißt Gieſelburg und war Stomms Kompagnon, und der andere heißt Berthold, iſt bei der ſchauderhaften Geſchichte betheiligt, welche ſich mit dem Knaben Arthur ereignet, und wegen welcher ſich Ellmann in die Donau geſtürzt hat.

Iſt das wahr?

Auf der Börſe erzält man's, und dort hat man ſeit Menſchengedenken nicht gelogen. — Die Mitgefangenen, bei welchen die Entſprungenen geſeſſen, ſagen aus: die Entſprungenen ſeien mit Rachegedanken beſchäftigt geweſen. Beide hätten ſich vorgenommen, Albert von Hellmann zu ermorden, denn ſie wiſſen es gewiß, dieſer hätte ſowohl Stomm als Ellmann ins größte Unglück, und ſonach auch ſie ins Verderben geſtürzt. —

Und weiß dies Hellmann?

Ich habe es ihm geſagt, aber ſowohl er als Doktor Welpert haben mir ins Geſicht gelacht.

Da iſt nichts zu lachen! erwiederte Otto. Dieſe Herren kennen die Verwegenheit von ſolchen Gaunern nicht. —

Ich bin nur froh, erwiederte Reppler, daß die drei Spitzbuben ſo feſt ſitzen, die Ihnen —

Schweigen Sie mit Ihrem albernen Geſchwätz! rief der Graf.

Ach mein Gott! ſagte Bertha, iſt es denn ſo leicht aus dem Gefängniſſe zu entkommen?

Manchmal iſt's leicht, manchmal iſt's ſchwer, entgegnete Reppler. Dieſe beiden Gauner ſollen in dem Augenblicke entwiſcht ſein, in welchem ſie zu einem Verhör geführt werden ſollten. —

Und was iſt geſchehen? fragte der Graf, um ſie wieder aufzugreifen?

Mein Himmel! ſie werden geſucht, aber ſie ſind nirgends zu finden.

Dieſe Ihre Angaben beunruhigen mich, erwiederte Otto dem Senſalen Reppler. Sie ſollten Albert von Hellmann noch ein Mal eine eindringende Warnung zukommen laſſen. Er iſt ein Ehrenmann nach Allem, was ich von ihm höre, und verdient nicht, daß er der Bosheit und Rache zweier nichtswürdiger Verbrecher, die ſich, wie Sie ſagen, nun frei gemacht haben, verfalle.

Mein Gott! was kann ich noch thun! entgegnete Reppler, ich habe ihn bereits gewarnt, er und ſein Advokat haben mich ausgelacht; würde ich mich nachdrücklicher in dieſe Geſchichte miſchen; ſo riskirte ich, daß die entſprungenen Banditen hievon erfahren, und ich bekomme von ihnen unter der Hand einen Stich, nicht ahnend wann und wo?

Sie ſind ein Feigling, ſagte der Graf, und halten es, wie ich bemerke, lieber mit den Schlechten als mit den Guten.

Aber das iſt es ja eben, was Herrn Hellmann ſo viele Feinde machte, daß er es mit den Guten gehalten hat. Die Guten nützen nichts, die nehmen das ſo hin, daß man ihnen Gutes erweiſt, aber die Schlechten, die können ſchaden und ſchaden immer. Was hat Hellmann davon, daß er ſeit ſeiner Anweſenheit in Wien, ſo viele Leute ins Gefängniß gebracht hat? Den Herrn von Stomm hat er ins Unglück geſtürzt, der kommt vor zwanzig Jahren nicht aus dem Kerker.

Sie ſprechen wie ein Wahnſinniger, antwortete der Graf. Hätte er Bertha und ihren Vater verderben laſſen ſollen? er mußte die Anzeige gegen Stomm machen, er mußte es des alten Pollau wegen thun, und war Stomm nicht in derſelben Nacht ſchon in Verhaft genommen, in welcher Hellmann und Pollau ſich an die Gerichte wendeten?

Dann fuhr Reppler fort, iſt Hellmann auch die Urſache, daß der ehrenwerthe Herr Hanf —

Wie? dieſen abgefeimten Wucherer nennen Sie ehrenwerth! fuhr Otto auf. Dieſen ſchamloſen Schurken, deſſen Anſprüchen kein Advokat in Wien mehr ein Ohr leihen will, nicht einmal Doktor Expenſus, von dem es doch bekannt iſt, daß er wie Titus, der nicht ſchlafen konnte, ohne eine gute That begangen zu haben, nicht ſchlafen kann, ohne daß er irgend eine Exekution mit aller Härte und Rückſichtsloſigkeit vornehme!

Erlauben Sie. Herr Hanf hat Geld, deshalb iſt er ehrenwerth!

Da müßten Sie auch ehrenwerth ſein, lachte der Graf, denn man will wiſſen, Sie hätten auch Geld!

Und endlich, eiferte Otto, wollte dieſer Wicht von einem Wucherer, im Bunde mit einigen Gaunern Hellmann um ſein Vermögen durch Unterſchlagung eines Teſtaments bringen; der eigene Sohn eines der an dem Komplotte Betheiligten, entdeckte die Schandthat.

Ja, erwiederte Reppler, es war Krazmann jun. ich weiß Alles. Auf der Börſe wurde es erzält. Dort erfährt man, was die Leute Mittags in der Suppe haben, und das bedingt die öffentlichen Kreditsverhältniſſe. Speiſt Einer z. B. alle Tage Schildkröten-Suppe und gehört nicht zu den Begünſtigten, ſo geht der Cours ſeines Privat-Kredits um 50 Prozent herunter.

Und Hellmann hätte dieſen Elenden nicht verhaften laſſen ſollen? Was hätten Sie gethan?

Das weiß ich jetzt nicht, was ich gethan hätte! Ich bekümmere mich nur, was Andere thun. Endlich, fuhr Reppler fort,, was hat denn Herrn von Hellmann der kleine Junge, Arthur, glaube ich heißt er, angegangen. Da hat er ſich ja gar heiß angenommen! Jetzt haben wir wieder einen Millionär weniger in Wien. Herr von Ellmann hat ſich bloß wegen Hellmann erſäuft, Stomm war auch Millionär, daher hat Hellmann zwei Millionäre auf dem Gewiſſen. Ich glaube, der Mann iſt bloß nach Wien gekommen, um die Millionäre auszurotten; gelingt ihm dies, ſo mag der Teufel Senſal ſein!

Sie ſprechen wie ein Tollhäusler! bemerkte Otto.

Laß ihn doch, mein Sohn, ſprach der Graf. Es gewährt mir wirklich Intereſſe, zu erfahren, wie weit die Verſchrobenheit eines ſolchen Kopfes geht! Ich hätte nie gedacht, daß es Leute geben könne, welche ſelbſt **Verbrechern** das Wort führen, wenn ſie Geld haben, und ihnen die Möglichkeit vorſchwebt, von ſolchem Geſindel Vortheile zu haben.

Wir wollen abbrechen mit Herrn **Reppler** zu rechten, warf **Otto** ein. Ein ſolcher Mann, der ſich ein ſo eigenes Siſtem gemacht hat, die Rechtlichkeit ſeiner Mitmenſchen zu beurtheilen, verdient keine weiteren Erörterungen. Gehen Sie zu meinem Advokaten. Ich werde ihm die Anweiſung für Ihr Honorar zuſenden. Uebrigens ſage ich Ihnen, daß Albert von **Hellmann** durch die entſprungenen Schufte kein Haar gekrümmt werden ſoll. Ich werde dafür ſorgen.

Reppler verneigte ſich und erwiederte: Zwei Millionäre haben wir weniger, und rechne ich Herrn **Hanf** dazu, ſo iſt auch ein **halber Millionär** gewiſſermaßen verloren. Ich hoffe jedoch, Erſatz zu finden an dem Herrn Grafen, der, wie ich höre, geraume Zeit in Wien bleibt, an Ihnen, indem er Otto eine Referenz machte, und an Herrn Albert von **Hellmann**, von dem ich weiß, daß er in Wien bleiben muß, da ſeine Ausſagen gegen **Stomm**, und die Ausſagen ſeines Schwiegervaters in der bewußten Fälſchungsangelegenheit ſeine Gegenwart erheiſchen und ihn beſtimmten, das Gericht zu verſichern, daß er mit ſeiner Frau und ihren Angehörigen erſt nach dem Ausgange des Kriminalprozeſſes abreiſen werde. — Dieſe drei Millionäre gewähren mir die Hoffnung, etwas bei ihnen zu verdienen. Mit dieſen Troſtgedanken ſcheide ich, und habe die Ehre mich ergebenſt zu empfehlen.

Er entfernte ſich.

Vergeben Sie mir, Hedwig, vergeben Sie mir, theuere Mutter, wendete ſich Otto an dieſe Beiden, daß ich durch dieſen erbärmlichen Menſchen, desgleichen Wien leider viele zält, abgehalten wurde, meine Gefühle der Liebe und Verehrung auszuſprechen. Sie kennen mein Herz, Sie kennen meine Geſinnung, Sie vermögen einen Blick in mein Inneres zu werfen, und ſo werden Sie mich auch jeder Aeußerung entheben, zu welcher, um ſie zu geben, wie ich ſie empfinde, Worte nicht zu Gebote ſtehen. Mein gütiger Vater, der edle Herr Graf von Walewsky, der durch Gottes Gnade ſichtbar veranlaßt wurde, meine Handlungsweiſe in ſeiner Angelegenheit, ſo huldvoll anzuſchlagen, hat zu viel für mich gethan. Ich bin deſſen nicht würdig.

Dein Blut iſt meinetwegen vergoſſen worden, Dein Leben war durch die mörderiſche Kugel bedroht, dies werde ich nie vergeſſen.

Mein liebevoller Vater, mein Wohlthäter, der Schöpfer meines Glückes, ſprach geſtern den Wunſch aus, daß wir mit ihm eine Reiſe nach Warſchau machen, und ein Jahr auf ſeinen Gütern zubringen ſollen. Allein den Grafen und mich hält, gleich Albert von Hellman und ſeinen Schwiegervater, ein Kriminalprozeß zurück, bei welchem wir als die wichtigſten Zeugen erſcheinen. Aber ſobald dieſer beendet, und er wird es bald ſein, Simon Riff hat ſolche Geſtändniſſe gemacht, daß bereits der ſchändliche Mord und die Beraubung am Tage, ſo wie auch der von dieſem Räuber in Hamburg vergrabene Schatz in Kurzem, Dank ſei dem energiſchen Einſchreiten der Gerichte, ſehr bald in Wien wird angelangt ſein, — dann geliebte Mutter, theuere Braut, reiſen wir nach Polen, und meine heiß geliebte Frau, bringt dort das erſte Jahr unſeres Glückes im Hauſe meines Vaters hin!

Und Euere Hochzeit kann ſchon in drei Tagen ſtattfinden. Ich war mittlerweile nicht müßig. Ich bekümmerte mich um eine Wohnung für das junge Ehepaar, und fand ſie in dem neuen Hauſe in der Jägerzeile, in deſſen erſtem Stockwerke ſoeben ein junges Ehepaar, Albert Hellmann mit ſeiner Bertha, überſiedelt iſt. Ich habe dieſe Wohnung in der Eile ſo komfortable einrichten laſſen, als dies möglich war. Wir wollen, wenn es den Damen angenehm iſt, uns dahin verfügen. Frau Garving und Fräulein Hedwig müſſen mir doch ſagen, wie ſie mit meinem Geſchmacke zufrieden ſind!

Sie traten ihren Weg in die neue Wohnung an.

Vierzehntes Kapitel.

Albert und Bertha nach der Hochzeit.

Daß ſich die Liebenden endlich vereinigt, daß Albert und Bertha ſich ehelich verbanden, haben die Leſer bereits durch einen Mann erfahren, der bei der Trauung zugegen war.

Wir beobachten ſie nun in ihrem häuslichen Leben, das nicht glücklicher hätte ſein können.

Den Gedanken, gleich nach der Trauung auf ſeine Güter zu reiſen, mußte Albert vor der Hand aufgeben, weil ſeine Anweſenheit in Wien, wie ſchon Reppler erzälte, der vielen Prozeſſe wegen, in welchen er als Hauptzeuge erſchien, dringend geboten wurde. Da war der famoſe Prozeß in Betreff des armen Kaben abzuwarten und die Ankunft des Knaben ſelbſt, der mit Emma und dem Doktor Solbert nicht hätte abreiſen ſollen. Alle drei mußten zurück gerufen werden. Der hierauf bezügliche Brief erreichte auch wirklich Emma in München, und ſie war augenblicklich bereit, als eine Hauptzeugin in Ellmanns Angelegenheit ihre Rückreiſe mit dem Kinde anzukündigen. Da war der Prozeß gegen Stomm im Zuge und Alberts und Bollaus, dann auch Berthas Ausſagen von der höchſten Wichtigkeit; da war Alberts Prozeß gegen die ſaubere Kompagnie, welche die Unterſchlagung des Teſtamentes ſeines ſeligen

Onkels verhandelte, von großem Intereſſe, und dieſer Prozeß fiel Albert am meiſten aufs Herz, weil er trotz des klugen Advokaten Welperts Rathſchlägen keinen eigentlichen Ausweg fand — ſeinen alten Verwandten Krazman und ſeine Töchter von einer, wenn auch noch ſo gelinden Strafe zu befreien; da waren endlich noch andere Dinge zu ſchlichten, namentlich die Verſorgung der beiden Brüder Krazmann, von welchen beſonders der jüngere ſolche auffallende Proben von Beſſerung gab, und ſich wirkliche Verdienſte um Albert erwarb.

Dann mußte Albert auch für ſeine Schwiegereltern ſorgen. Er mußte genau erforſchen, wie groß die Summe war, die Stomm an Pollau gegeben, um dieſe bis zum letzten Heller den Gerichten zuzuſtellen, und den namenloſen Schaden, welchen der Fälſcher öffentlichen Kaſſen und Privaten zugefügt, wenn auch nicht weſentlich, doch in etwas zu mindern.

Pollau wurde durch die Schmach, welche ihn faſt betroffen, ein anderer Mann. Er dachte ſchaudernd daran, welch ein Unglück ihn beinahe erdrückt und ihn, wenn auch nicht vernichtet, doch auf lange Zeit, wäre er der Mitwiſſenſchaft an der Verbreitung falſcher Banknoten beinzichtigt geweſen, ſeiner Freiheit hätte berauben können.

Pollau dachte, wenn ihn ein ſolcher Schlag ereilt, weniger an ſich ſelbſt, als auf ſeine Frau und Kinder.

Was wäre aus meiner Familie geworden! jammerte Pollau laut auf zu Albert und den Seinigen. Du, engelsgute Gattin, hätteſt die Schande meiner Verhaftung nicht überlebt, Dich würde der Tod ſchnell hinweggerafft haben und Bertha, mit ihren reizbaren Nerven wäre wahnſinnig geworden! Wie ein ſolches Elend meine jüngeren Kinder berührt, vermag ich nicht zu denken. Ich habe etwas Aehnliches erfahren, fuhr er fort. Ich hatte einen Jugendfreund, der beſchuldigt wurde, bei einem Betruge gegen eine öffentliche Kaſſe die Hand im Spiele gehabt zu haben. Er wurde in den Unterſuchungs-Arreſt abgeführt. Seine Verhaftung dauerte zwei Jahre. Endlich wurde ſeine Unſchuld erkannt und der Aermſte freigeſprochen und als er wieder in den Kreis ſeiner Familie zurückkehren wollte, hatte er — keine Familie mehr. Die Gattin gab ſich vor Schmach und Verzweiflung in den Fluthen der Donau den Tod, eine Tochter ſtarb vor Gram, die andere entwich dem älterlichen Hauſe und vermied Wien, weil ſie das Gerede der Leute nicht mehr vernehmen konnte, Niemand wußte, wohin ſie gerathen. Der Sohn wurde Soldat und ſeufzte vergebens nach einer feindlichen Kugel, die ſeinem Leben ein Ende machen möge, da er einen Namen trug, der in den Augen der Welt bemakelt war.

Alles dieſes, ſagte Bollau, hätte auch mich treffen können. Stomm hätte gegen mich gezeugt, denn um mich zu verderben und ſich an Albert und Bertha zu rächen, hätte er ganz ſicher ausgeſagt: Ich ſei mit ihm im Bunde, und der Schein wäre gegen mich geweſen; war es doch bekannt, daß ich in zerrütteten Umſtänden lebte, und durch meine Verſchwendung und meinen Hang koſtſpielige Reiſen zu machen, allerdings hätte verleitet werden können, dem Fälſcher die Hand zu bieten, hatte er mich doch ſchon gegen Frau und Tochter als ſeinen Genoſſen bezeichnet!

Gott hat mir zu rechter Zeit die Augen öffnen laſſen. Ich bin vor einem Abgrunde geſtanden, er ſtierte mich an, und noch ein Schritt hätte genügt, mich hinein zu ſtürzen. Dieſe glücklich überſtandene Gefahr ſollte nicht auf den Reſt meines Lebens wohlthätig wirken? Ich müßte der Gnade des Himmels unwürdig ſein, die mich ſo ſichtbar beſchützte.

„So ſchwöre ich denn,“ fuhr Pollau fort, und hob ſeine Finger der rechten Hand auf wie zu einem Eide vor dem Kruzifix, „los zu laſſen von all den Thorheiten, dem Leichtſinn und der wahnſinnigen Zerſtreuungsſucht, dem erbärmlichen Jagen nach Genüſſen und Zeitvertreib, die mich bisher umgarnten; ich ſchwöre ferner, unabläſſig bemüht zu ſein, durch ſtarres Feſthalten am Ehrbaren, Soliden und Häuslichen, durch geiſtige Beſchäftigung und Benützung meiner Kenntniſſe, meiner Familie Freude, meinem edlen Schwiegerſohne Ehre zu machen, meiner Gattin und meinen Kindern jeden Schmerz, den ich ihnen durch meinen bisherigen Wandel gemacht, durch Liebe und Sorgfalt zu vergelten, und insbeſondere dem Müſſiggange und dem tollen Vergeuden der Zeit auf ewig zu entſagen. Dieſes ſchwöre ich, ſo wahr mir Gott helfen möge!“

Bei dieſen Worten ſank der Greis ſeiner Gattin erſchöpft in die Arme, ergriff Alberts Rechte und drückte ſie weinend an ſeine Lippe.

Es war dies eine Scene, welche Frau und Kinder dergeſtalt ergriff, daß ſie in Thränen aufgelöſt ſchienen.

Dieſe Reue, dieſe Vorſätze, dieſer Schwur kommt vom Herzen, Vater! verſicherte Albert; und wenn Sie ein Verbrechen begangen hätten, ſo würde dieſer Ihr Eid den Himmel und die Welt verſöhnen. Von nun an gehen wir Hand in Hand, und Sie, der Sie ſo gerne reiſten, treten Sie einſt die letzte Reiſe an, ſo wird von Ihnen auf allen Stationen in die Ewigkeit die Gewiſſenslaſt gewichen ſein. Gott wird Ihnen zurufen:

„Sei mir willkommen, müder, wackerer Paſſagier, Dein Sündenränzchen haſt Du abgeworfen, ruhe nun aus in meinem Himmel!“

Nach einer Pauſe, die mit freudiger Empfindung gefeiert wurde, ſagte Pollau zu Albert: Lieber Sohn, was Du für mich und die Meinen gethan, ich kann es nur dankbar im Herzen behalten, aber ſprechen kann ich nicht darüber. Ich bin nun wieder ſo arm, wie ich war, wenn Du Deine Hand abziehſt, aber ich kann noch erwerben, und fühle die Kraft hiezu in mir, ich bin Dir viel ſchuldig geworden, aber ich bin noch nicht fertig, Deine Großmuth anzuflehen.

Sprechen Sie, ich bin bereit, Ihnen zu genügen. Was es ſei! Verfügen Sie! Sie wiſſen, ich bin reich.

O, keine neue Prätenſion an Deine Kapitalien mehr! Nur einen Akt der Dankbarkeit laſſe mich ausüben! Wo wäre ich jetzt, hätte ſich mir in Oderberg nicht ein Schutzgeiſt genaht —

Sie meinen Vetter Krazmann? Habe ich es Ihnen noch nicht geſagt, wie ich ihn und ſeinen Bruder, der mir große Dienſte erwieſen, verſorgt?

Albert öffnete eine Thüre, die durch mehrere Zimmer eine Ausſicht bot.

Da ſehen Sie hinein, ſagte Albert, dort ſitzen meine Beamten, die meine Kanzlei und Buchhalterei ausmachen. Der Buchhalter meiner Güter iſt hier. Die beiden Krazmann ſind ihm zugetheilt. Sie prüfen die Verwaltungsbücher, Rechnungen und Konti, und arbeiten mit einem Fleiße, der mir Freude macht. Beide Krazmanns ſind auch recht gut zu gebrauchen. Valentin hat eine wunderſchöne Schrift, und Vincenz rechnet ganz perfekt. Ihr Krazmann hat 800 Gulden und Alles frei in meinem Hauſe, mein Krazmann 1000 Gulden. — So oft Einer von ihnen ſich in einem Kaffeehauſe oder Wirthshauſe blicken läßt, wird ihm eine Monatsgage abgezogen. Unterfängt ſich Einer, Karten, Würfel oder einen Queue zur Hand zu nehmen, verliert er eine Quartalsgage, und der, welcher nach Vorſchrift lebt, erhält den Abzug des Andern. Auf den Gütern habe ich eine noch beſſere Hausordnung. Sind Sie mit mir zufrieden?

Gott ſegne Dich dafür!

Die beiden Brüder bemerken, fuhr Albert fort, daß von ihnen die Rede iſt. Sie ſchielen herüber zu uns. Ihr Krazmann, das iſt der mit der ſchönen Schrift, führt mein Kopierbuch, und trägt gerade einen Brief an Fräulein Bertha ein, den ſie Poſt reſtante in Linz finden will. Allein ich glaube, dieſer Brief wird vergebens geſchrieben ſein. — Sie wird nicht in Linz bleiben, ſondern ſchnell nach Wien reiſen. Sobald die Poſt ankommt, erſcheinen beide Krazmann und referiren mir. Der alte Buchhalter läßt ſie gewähren und hat eine innige Freude, daß ſie ſo thätig ſind.

Ein Beſuch unterbrach die Scene.

Graf Walewsky und Otto ließen ſich melden.

Unſere künftigen Nachbarn, bemerkte Albert. Sie ſollen willkommen ſein.

Wir kommen, uns Ihnen vorzuſtellen, nahm Walewsky das Wort. Wir werden unter einem Dache mit Ihnen wohnen.

Der Graf und Otto verneigten ſich ehrerbietig gegen die Damen.

Wir werden ehrliche, freundliche und friedliche Nachbarn ſein, ſetzte Otto hinzu, und da ich in einigen Tagen ebenfalls ſo glücklich ſein werde, wie Sie, Herr von Hellmann, einen Engel an Herzensgüte meine Gattin nennen zu können, ſo bitte ich Sie, mit Ihrer hochgeliebten Gemalin, mit Herrn und Frau von Pollau und den liebenswürdigen Fräulein Schwägerinnen unſerer Trauung beizuwohnen, und bei unſerer Hochzeit als willkommene Gäſte zu erſcheinen. Als ein guter Nachbar werden Sie uns die Gewährung dieſer Bitte nicht verſagen.

Ich finde mich ſehr geehrt, erwiederte Albert, Zeuge der ehelichen Verbindung eines Mannes werden zu können, der ſo wie ich — wenn die Angaben wahr ſind, die man mir mittheilte, ſo große Kämpfe zu beſtehen hatte, bis es ihm gelang, diejenige ſeine Gattin nennen zu dürfen, der er ſein Herz geſchenkt hatte.

Es iſt ganz gewiß Alles war, was Sie von mir gehört haben. Meine Geſchichte iſt abenteuerlich genug, um die Runde durch alle Geſellſchaften zu machen.

Wir haben durch auffallende Ereigniſſe, die uns betrafen, in Wien viel Stoff zu Gerede gegeben. Dieſe unſere merkwürdigen Geſchicke hätten uns ſchon längſt zuſammenführen ſollen. Ich biete Ihnen meine Freundſchaft an und bitte um die Ihrige. Unſere Frauen ſollen eben ſo als gute Nachbarinnen eine feſte Freundſchaft ſchließen.

Dies nehme ich mit dem wärmſten Danke an, und bitte um die Erlaubniß, meine Braut und ihre Mutter, Ihnen vorſtellen zu dürfen?

Bertha antwortete hierauf, daß es ſie ſehr erfreuen werde, die Bekanntſchaft der Frau von Garving und ihrer Tochter machen zu können.

In den künftigen Winterabenden wird es wohlthätig ſein, ſolche intereſſante Perſonen am Theetiſche bewillkommen zu können. Der Herr Graf, ſetzte Bertha hinzu, der, wie ich ſo eben höre, ebenfalls unſer Herr Nachbar wird, darf dabei nicht fehlen.

Wir — Otto, ſeine Frau und ihre Mutter — werden nur eine Familie ausmachen, erwiederte der Graf, und ich danke Ihnen, gnädige Frau, daß Sie mich nicht ausſchließen. Dies würde mich als alten Junggeſellen ſehr gekränkt haben.

Der Herr Graf waren nie verheiratet?

Nie! Es hätte wohl geſchehen können. Ein Mal war ich ſehr nahe daran. Da erblickte meine Angebetete einen jungen Offizier, der ihr beſſer gefiel. Es war ein grimmiger Winter, und ich nahm es meiner Auserkorenen nicht übel, daß ſie ſo ſchnell gegen mich erkaltete. Sie war auch ſo ehrlich, dies mir zu geſtehen, und ſiehe da! Sie hat es recht gut getroffen. Der junge Offizier avancirte nicht nur bei ſeiner Braut, ſondern auch in der Armee ſehr ſchnell. Mit Sturm eroberte er die Komteſſe Sowanoff, bei einem Sturm auf eine Feſtung eroberte er auch einen Orden, und iſt jetzt General. Ich bin noch immer ein Ziviliſt und da macht man weniger Glück bei dem ſchönen Geſchlechte.

Der Herr Graf könnten noch immer zu Hymens Altar ſchwören, bemerkte Frau von Hellmann. Niemand wird Ihnen anſehen, daß Sie ſchon im Jahre zwei und zwanzig Bräutigam waren.

Die Wiener Luft, ſcherzte der Graf, macht um zehn Jahre jünger, die Warſchauer Luft um zehn Jahre älter. Wenn Sie die doppelten zehn Jahre zu meinem Vortheile rechnen, ſo macht dies zwanzig, und ich kann alſo für einen „Dreißiger“ paſſiren.

Machen Sie die Mode mit, Herr Graf. Sie ſehen, Alles um Sie her, heiratet.

Ach, wer würde mich nehmen! Auch habe ich jetzt einen Sohn.

O, Papa! rief Otto, ich beſchwöre Sie, geben Sie mir eine Mutter!

In dieſem Augenblicke hörte man ein Geräuſch, und kaum, daß ſich noch Emma mit ihrem Vater und ihren Verwandten und Arthur melden ließen, ſo traten ſie auch ſchon in den Saal.

Ich bin hier! Ich bringe das Kind! Der Himmel ließ mich Ihren Diener auf der Straße finden, und mich und Arthur hieher flüchten! Auf das Kind war es abgeſehen! Ich danke Gott, daß es mir gelang, Arthur lebend hieher zu bringen.

Emma ſank in einen Stuhl.

Arthur flüchtete ſich ſcheu zu Albert.

O mein zweiter Vater! rief Arthur, nehmen Sie mich noch ein Mal in Ihren Schutz.

Um des Himmels Willen! Was iſt geſchehen?

Wir kommen ſo eben mit dem Dampfſchiffe von Linz an, erzälte der Doktor, Emmas Vater. Als wir ans Land ſtiegen, bemerkten wir einen Menſchen, der bei Arthurs Anblick ausrief: „Ei das iſt ja die giftige Kröte, die mich in ſo großes Unglück geſtürzt hat!“ Ich hörte dieſe Worte nicht, aber Emmma und Arthur hörten ſie, und der Knabe fing ſogleich heftig zu ſchreien an, als er den Mann erkannte. Ich erfuhr, daß es derſelbe Mann ſei, der Arthur hätte erſäufen ſollen und umgab das Kind augenblicklich mit ſicheren Leuten, die mir der wackere Kommiſſär am Landungsplatze in Rußdorf zur Verfügung ſtellte. Nach dem ſchrecklichen

Manne, es war Berthold, wurde nun geforſcht. Er war verſchwunden. Endlich hielten wir es für gerathen, einen Fiaker zu benutzen und nach der Stadt zu fahren. An der Nußdorfer-Linie hielten wir einige Minuten an. Indeß auf der einen Seite die Linien-Beamten uns beſchäftigten, ſah Arthur auf der andern Seite zum Wagen hinaus. Da erblickte er wieder Berthold mit noch einem Kerl von verwilderten Ausſehen, und Berthold drohte dem Knaben mit der Fauſt, und machte dabei die Pantomime des Halsabſchneidens. Arthur ſtieß einen gellenden Angſtſchrei aus, und die beiden Männer entſprangen wieder. Wir kamen in der Stadt bei unſerer Wohnung an. In unſerer Straße ſahen wir Ihren Diener Fels. Ich erzälte ihm, was vorgefallen. Er beſchwor uns bei Ihnen abzuſteigen. Arthur bat er, müſſe hieher gebracht, und ihm, Fels, die nöthigen Schritte bei der Sicherheitsbehörde überlaſſen werden. Es ſeien zwei der gefährlichſten Verbrecher entſprungen, und es würde bereits Alles angewendet, ſie wieder zu ergreifen, meldete Fels. Er verſicherte uns ferner, dieſe entſetzlichen Menſchen hätten es auch auf das Leben ſeines Herrn abgeſehen, denn ſie beſchuldigten ihn, ſie ins Gefängniß gebracht zu haben, aus dem ſie nun entwichen, um Rache zu nehmen.

Ja, ja! ergänzte Otto. Sie, Herr von Hellmann zu warnen, war ebenfalls der Zweck meines Beſuches, in welcher Abſicht mich auch der Herr Graf begleitete.

Um Emma, die ganz erſchöpft zuſammen geſunken war, beſchäftigten ſich die Frauen mit liebender Theilnahme.

Albert nannte das Erſcheinen Emmas mit den Ihrigen ſehr willkommen.

Wenn Sie auch wieder in Ihre Wohnung zurückkehren wollten, wendete ſich Albert an Emma, ich würde Sie nicht ziehen laſſen. Zwar, wenn man auch mir etwas anhaben will, und ich will am Ende daran glauben, ſo iſt hier mehr Gefahr, als in Ihrem Hauſe. Allein ich fürchte mich nicht, und am Ende bin ich mit ſo vielen rüſtigen Männern und mit zahlreicher Dienerſchaft umgeben, daß ich Sie, verehrtes Fräulein, die Ihrigen und meinen lieben Arthur für jeden noch ſo gewagten Ueberfall ſchützen kann. Endlich iſt meine Wohnung groß genug, meine Frau aber hinlänglich liebenswürdig und theilnehmend, Ihnen jeden Comfort zu bieten.

Und ich und Otto, ſetzte der Graf hinzu, brennen vor Begierde, den Schurken auf den Leib zu gehen, die Sie bedrohen. Laſſen Sie mich Ihren Ritter vorſtellen.

Der Graf wurde Emma und ihren Verwandten vorgeſtellt.

Ich habe keinen anderen Wunſch, verſicherte der Graf, als den, eine ſo ſchöne Dame zu beſchirmen. Zählen Sie vollkommen auf mich!

Ja, des Schutzes bedarf ich! ſagte Emma. Ach, welche Gehäſſigkeiten und welcher Hohn trafen mich auf dem Dampfſchiffe! Wie verunglimpfte man mich durch Anſpielungen und kränkende Bemerkungen bei der Abreiſe und nun wieder bei der Rückkehr! „Die Dame muß ein weites Gewiſſen haben, daß ſie ſich nicht vor der Welt verbirgt, nachdem ein Mann, dem ſie ihre Hand reichen wollte, ihretwegen den Tod ſuchte!“ äußerte eine Frau, als ich das Schiff betrat. — „Sie glaubt es nun gut machen zu wollen, daß ſie den Knaben des Unglücklichen mit ſich herumſchleppt,“ ſetzte eine andere Frau hinzu, und dies ſo laut, daß ich es hören konnte. —

„Die bekommt jetzt auch keinen Mann mehr!“ bemerkte ein Herr. — Und als wir nach unſerer Straße fuhren, ſtürzten die Kaufleute, die Gewerbsleute und Krämer aus ihren Laden und gafften mich an und ziſchelten ſich in die Ohren. „Sie kommt ſchon wieder von Nußdorf!“ rief eine Höckerin. „Ja, das Nußdorf kann ſie nicht meiden! das Gewiſſen zieht ſie hin!“

Kann Sie das beirren, eiferte der Graf, was der Pöbel ſpricht?

Ach, wenn ich nicht nach Wien zurück citirt worden wäre, ich würde lieber an das Ende der Welt gezogen ſein!

Wenn Du Emma mit Arthur in Herrn von Hellmanns Hauſe und zwar mit Zuſtimmung ſeiner Gemalin bleiben darfſt, bemerkte Emmas Vater, damit Du nur von fremden Perſonen und nicht von unſeren Nachbarn geſehen wirſt, ſo werden die boshaften Bemerkungen wohl bald aufhören. Ich kehre mit der Tante und ihrem Gatten in meine Wohnung zurück. Mich ficht das Geſchwätz der Wiener Klatſchſüchtigen nicht an.

Wir laſſen Sie um keinen Preis fort, verſicherte Bertha. Wir bitten auch die gnädige Tante, ſo lange es Ihnen beliebt, bei uns zu wohnen. Arthur ſoll nun zwei Mütter, an Ihnen Fräulein und an mir haben.

Und einen Gatten müſſen Sie raſch wählen, ſetzte der Graf hinzu. Ich will Ihnen einen aus Warſchau verſchreiben. Wenn ich ihm Ihre Schönheit und Anmuth ſchildere, ihm melde, wie lieblich Sie ſelbſt in Ihrem Grame erſcheinen, ſo bittet er um Ihre Hand noch ehe er Sie geſehen hat.

Arthur hatte ſich wieder von ſeiner Angſt etwas erholt und wie die Kinder neugierig ſind, trat er an ein Fenſter, eilte aber ſogleich ſcheu und mit dem Schreckensrufe zurück:

„Da ſind ſie wieder, die verwegenen Männer! Ach, ſie werden mich gewiß ermorden!“

Albert, der Graf und Otto eilten ans Fenſter.

Dieſe ſind's? fragte Albert.

Ei! das iſt etwas für uns! rief der Graf, komm Otto, dieſen Banditen wollen wir eine Lektion geben.

Ohne Waffen? fragte Emmas Vater.

Wozu brauchen wir Waffen! Waffen auf offener Straße in Wien! verſetzte der Graf.

O daß man ſie braucht! entgegnete Otto, davon haben Sie ſich ſchon überzeugt.

Setzen Sie Ihr Leben nicht auf's Spiel, bat Emma.

Um Sie zu beruhigen, ſagte der Graf, fürchte ich weder einen Dolch noch ein Piſtol. Schnell Otto, wir werden die Burſche packen!

Ich gehe mit! betheuerte Albert.

Du? rief Bertha entſetzt aus.

Mir gilt das Attentat ja ganz beſonders. Ich will mich Ihnen entgegenſtellen. Gott ſei Dank, daß ich, wie man ſagt, eine Bärenſtärke beſitze, den Einen, nämlich Berthold, nehme ich auf mich! Auf! Ohne Waffen! Noch lauern die Burſche da unten! Nun ihr Lauern ſoll ihnen nicht langweilig werden.

Um Gottes Willen! rufen Sie doch Wachen, bat Emma.

Bis ich Wachen herbeirufe, entwiſchen die Mörder! entgegnete Albert.

Albert! Albert! flehte Bertha. Du haſt ja eine Gattin, denkſt Du denn nicht an mich!

Gerade weil ich an Dich denke, und Deine Unruhe enden ſehen will, trete ich den Schurken entgegnen.

So nimm Deine beiden Neffen mit! dieſe ſind bekannt mit den entſetzlichen Leuten, ſie können Dir nützen.

Ei! ich gehe ganz offen, ſelbſt mit dem Teufel um. Sind die Lumpen noch auf der Straße?

Ich ſehe Sie jetzt nicht mehr, antwortete Otto.

Wir werden ſie ſchon finden, betheuerte der Graf. Fräulein, wendete er ſich an Emma; polniſche Tapferkeit iſt bekannt, Sie ſollen ein Pröbchen davon kennen lernen.

Alle drei, Albert, Otto und der Graf entfernten ſich ſchnell.

Bertha eilte in die Kanzlei ihres Mannes, theilte den beiden Kraxmann ihre Beſorgniſſe mit; begab ſich in das Vorzimmer, forderte die Domeſtiken auf, ihrem Herrn nachzueilen, endlich drang ſie darauf, daß ſein Jäger ſich zu ihm geſelle, und holte zwei Jagdgewehre aus dem Waffenſchranke, und drang ſie dem Jäger und einem Bedienten auf. Wer ſie ſah, mit welcher Haſt und Aufregung ſie dies that, hätte ſie als Bild einen energiſchen Weibes betrachten müſſen.

Die beiden Kraxmann griffen nun dieſes Ereigniß mit Begeiſterung auf.

„Wieder eine Gelegenheit unſere Vergehen auszugleichen!“ ſagte der Jüngere.

„Wir werden die Avantgarde machen!“ betheuerte der Aeltere. Berthold muß dahin gebracht werden, daß er keines ſeiner Stilette zu ziehen vermag. Den Kerl kenne ich, der hat Dolche, wo er hingreift. Er hat ſie im Wams, im Aermel, im Stiefel! Wenn ihm auch kein Menſch etwas zu Leide that, hatte er doch ſeine Hand am Meſſer. Dieſer Spitzbube hatte manchmal ein ganzes Zeughaus von Mordinſtrumenten in ſeinen Kleidern.

Mit dieſen Worten, welche nicht ſehr troſtreich für die Zurückgebliebenen klangen, eilten die beiden Krazmann und die Dienerſchaft fort. Zu gleicher Zeit kam Fels und brachte entſchloſſene Leute mit. Die Sicherheitsbehörde, die er um Schutz von Alberts Haus und ſeiner Perſon, dringend erſucht hatte, ſtellte ihm verläßliche Perſonen zur Verfügung. Schnell von Allem unterrichtet und von Wachen mit Waffen umgeben, ſchloß ſich Fels dem Zuge an.

Jetzt erſchienen Bertha und Emma etwas beruhigt. Man hörte jedoch ihre Herzen laut pochen, als ſie ſich in ihrer heftigen Gemüthsbewegung in die Arme ſanken.

Arthur warf ſich auf die Knie und betete laut zu Gott um ſeinen Schutz für ſeinen zweiten Vater Albert und den Grafen und Otto.

Fünfzehntes Kapitel.

Ein Kampf auf Leben und Tod.

Als die beiden Krazmann, Fels, die Dienerſchaft und die Wachen auf die Straßen kamen, ſo erblickten ſie weder Berthold und Gieſelburg, noch Albert, den Grafen und Otto mehr. Sie flogen nach dem Ende der Jägerzeile, ſie ſpähten in alle Seitengaſſen, ein Theil bewegte ſich nach dem Bahnhofe, ein Theil nach dem Prater, nirgends war eine Spur aufzufinden. Waren ſie auf Flügeln durch die Luft geeilt? Dieſes Verſchwinden der Gauner ſowohl als ihrer Verfolger erfüllte ſie mit einiger Angſt.

Im Prater, ſagte der jüngere Krazmann, müſſen wir ſie finden denn der Prater iſt zu dieſer Stunde der beſte Zufluchtsort. Dorthin werden ſich Berthold und Gieſelburg begeben haben, wahrſcheinlich haben ſie Fels mit den Wachen und Amtsdienern der Behörde ſchon vom Weiten erblickt und ſich in den Wald geflüchtet. Hellmann, der Graf und Otto werden ihnen nachgeeilt ſein, und bis wir ſie finden, kann es ſchon zu ſpät ſein!

Er ſchlug ſehr zweckdienliche Operationsplane vor, und dieſe wurden auch ſogleich angenommen.

Valentin, Kraxmann und Fels ſtreiften mit gehöriger Begleitung und dem Jäger bis gegen den Feuerwerksplatz; Vinzenz nahm den andern Theil und ſtreifte rechts. Hinter dem dritten Kaffeehauſe, nächſt der Hauptallee, wollten Sie wieder zuſammenkommen.

Aber die Mörder hatten einen ganz andern Weg eingeſchlagen. Wirklich ſahen ſie ſich durch die von weitem erblickten Wachen bedroht, und eilten deshalb in die Gegend der Raſumofsky-Brücke, rückwärts vom Schüttelbade gegen die Au.

Albert, der Graf und Otto drangen wie der Blitz ihnen nach.

Steht, Schurken! rief Albert ihnen zu. Ich höre, Ihr habt es auf mich abgeſehen! Hier bin ich, Albert von Hellmann bin ich! Kommt heran! Wir wollen der Sache ein Ende machen!

Wie ein Tiger, ſprang mit einem Satze Berthold auf Albert zu, führte den blitzenden Stahl nach der Bruſt ſeines Feindes, allein der Graf gab mit der ganzen Gewandtheit eines Fechters mit einem Baumaſt, den er gefunden, dem Mörder einen Hieb auf den Arm, daß dieſer wie gelähmt zurückſank, worauf Albert, der Bär, ſo konnte man ihn heißen, den Elenden zu Boden warf, den nun der Graf ſo furchtbar mit ſeinem Aſte auf den Kopf traf, daß Berthold mit Blut beſudelt und ganz betäubt auf den Boden ſich wälzte und dumpf ſtöhnte. Noch in halber Bewußtloſigkeit ſuchte er nach einem Meſſer, das er im Stiefel ſtecken hatte, doch ein neuer Schlag des Grafen auf den linken Arm machten den Ruchloſen ganz unfähig, nur ſuchte er noch mit ſeinen Zähnen ſich zu wehren, die ihm aber Albert mit ſtarken Fauſtſchlägen förmlich einſchlug.

Auf der andern Seite ging es nicht ſo gut.

Otto, noch erſchöpft vom unlängſt erlittenen Blutverluſte, hatte eine ſchwere Aufgabe, ſich des viel ſtärkeren Gieſelburgs zu erwehren, und Otto lag ſchon auf dem Boden und ein tüchtiger Meſſerſtich bedrohte ihn bereits, da ſah der Graf zur rechten Zeit noch die Gefahr. Gieſelburg erhielt einen ſo gewaltigen Hieb auf das Hinterhaupt, daß er wie todt ſich ſtreckte, und Otto mit leichter Mühe unter dem Mörder hervorgezogen werden konnte.

Den hab ich unglücklich getroffen! ſagte der Graf. Der Kerl thut mir vielleicht gar die Schande an und ſtirbt ſtatt von der Hand des Henkers von der meinigen.

O, er wird ſich ſchon erholen! ſagte Albert. Auch Berthold, der Schurke, wird wieder die Beſinnung erhalten. Wenn wir ſie nur binden könnten.

Das wird mir gelingen! antwortete Otto, der wohl erſchöpft, aber nicht beſchädigt war. Dort weiden Ziegen, die mittels Stricke an Pflöcke befeſtigt ſind. Dieſe Stricke genügen.

Er eilte hin, holte die Stricke, und nun wurden den Beiden die Hände und Füße zuſammengeſchnürt, und ſie hingelegt auf den Raſen, um auf einen Wagen aufgeladen zu werden wie Wildſchweine.

Otto wollte ſich ſchon anſchicken, einen Wagen aus der „Praterſchmiede“ zu requiriren. Da kam ein Milchmaier mit ſeinem Wagen aus dem Schüttelbodhauſe, forſchte nach ſeinen Ziegen, ſah dieſe losgebunden, erblickte die beiden Männer in ihrem Blute auf dem Boden, und erhob einen furchtbaren Spektakel.

Wer liegt denn da? ſchrie der Milchmaier. Jeſus, Maria und Joſef! brüllte er, da ſind ein paar Männer erſchlagen worden, und die Stricke von meinen beiden „Gaiſen“ haben ſie mir genommen, um die Todten damit zu binden! Allmächtiger Himmel, da iſt ja ein Mord geſchehen. Hilfe! Hilfe! Kommt denn kein Menſch zu Hilfe! Und Ihr ſeid die verruchten Mörder! Hilfe! Hilfe!

Schrei nicht ſo, verfluchter Kerl! herrſchte der Graf den Mann an. Siehſt Du uns für Mörder an? — Da nimm dieſe Banknoten und hilf uns die verruchten Spitzbuben nach dem Leopoldſtäter Bezirksgerichte transportiren. Lade ſie auf Deinen Wagen und Du ſollſt beſonders gut dafür bezahlt werden.

Nein, ich lade ſie nicht auf. Wer weiß, was mir geſchehen könnte. Mörder! Mörder! Hilfe! Hilfe!

Hilfe! Hilfe! ſtöhnte Berthold. Ja, Du haſt Recht, klagte Berthold, der nach und nach zu ſich kam; wir ſind faſt zu todt geſchlagen worden, wir ſind beraubt worden, von den drei Gaunern hier, während wir ruhig ſpazieren gingen. Binde uns los, rette uns!

Der Milchmaier wollte ſich ſchon über Berthold hermachen, um ihn von ſeinen Banden zu befreien. Ach heilige Mutter Gottes! rief er, indem er ſich zu Berthold hinkniete, dem iſt ja der Schädel halben Theils eingeſchlagen!

Soll ich Dir auch einen Hieb über den Kopf geben! zürnte der Graf, wenn Du die geringſte Miene machſt, dieſe Schurken von ihren Banden zu befreien? — Da, ſag ich, nimm dieſe Banknoten und lade ſie auf. –

Das ſind ja über 20 fl., entgegnete der Mann, ſo viel Geld würden Sie mir nicht bieten, wenn Sie nicht etwas Schlechtes begangen hätten. —

Beraubt und elend geſchlagen hat man uns! winſelte Berthold. Bind' uns los! Um Gottes willen, bind' uns los.

Ich werde gleich ein Ende machen, ſchrie Albert. Willſt Du die Kerls aufladen oder nicht? Oder ſollen wir ſie ſelbſt aufladen? Dann ſieh zu, was Dir geſchieht.

Hilfe! Hilfe! brüllte der Milchmaier.

Hilfe! Hilfe! ſtöhnte Berthold.

Jetzt kam auch Gieſelburg zu ſich und ſchrie: Hilfe! Hilfe!

Dieſes Geſchrei zog ein Paar Jäger aus dem Prater herbei.

Sie ſtürzten wie beſeſſen auf die Gruppe los.

Der Milchmaier ſchilderte die Geſchichte mit den grellſten Farben und ſchon waren die Jäger auf dem Punkte, die Gefeſſelten zu befreien und Miene zu machen, wenn Albert, der Graf und Otto verſuchen würden, ſich zu widerſetzen oder zu entfliehen, aus ihren Stutzen Feuer zu geben. Jetzt nannte Graf Walewſky ſeinen Namen, gab ausführlich an, weshalb die beiden Leute mißhandelt wurden, allein die Gefeſſelten leugneten Alles, widerſprachen, daß Walewſky ein Graf ſei, beharrten dabei, daß ſie beraubt wurden und Berthold ſchwur bei Gott und der heiligen Jungfrau, daß das, was er und ſein Leidensgenoſſe angegeben, die Wahrheit ſei.

Bindet ſie los, ſagte ein Jäger zum Milchmaier, und dann führt ſie auf Eurem Wagen zu den „barmherzigen Brüdern,“ und dieſe drei verdächtigen Herren, werden uns zu der Polizeidirektion folgen. Wollen ſie nicht, ſo erhält jeder eine Ladung Schrott in die Beine, da wird ihnen das Widerſetzen oder Schappiren ſchon vergehen.

Berthold und Gieſelburg waren nun wieder frei, und bemühten ſich aufrecht zu ſtehen.

Wir werden da im nahen Badhauſe uns vom Blut reinigen, ſagte Berthold, dann folgen wir Euch.

Nicht von der Stelle! ſchrie der Graf, und hatte ſich mit einem Male des Stutzens des einen der Jäger bemächtigt, oder ich jage demjenigen, der dieſe Schurken entſpringen läßt, die volle Ladung ins Geſicht.

Nun veränderte ſich die Szene, der andere Jäger legte auf den Grafen, der Graf auf den Jäger an; ſo ſtanden ſie ſich gegenüber und offenbar hätten Berthold und Gieſelburg Zeit gewonnen, zu entfliehen, wenn Otto und Albert nicht die beiden Vagabunden neuerdings gepackt, und ſie abermals zu Boden geworfen hätten.

Plötzlich entſtand ein wildes Geſchrei. Von allen Seiten ſtürzten Leute herbei. Es kamen noch mehrere Jäger aus dem Prater, und endlich eilten auch die beiden Kraxmann und Fels mit Wachen herzu. Sie hatten alles Gehölz durchſucht, und gelangten endlich auch durch die Hauptallee, wie ſie verabredet, herüber zu dem Orte des Schauplatzes.

Die Wachen bemächtigten ſich ſogleich Bertholds und Gieſelburgs. Man band ihnen Hände und Füße noch feſter zuſammen, warf ſie auf den Wagen, und der Transport begann.

Nun erbärmlicher Wicht! ſagte der Graf zum Milchmaier, werde ich Dir zwei Dinge beweiſen: Erſtens, daß dieſe zwei Kerle Spitzbuben ſind, und daß Du nun nichts für Dein Fuhrwerk bekommſt! Ob Dir die Behörde nicht auseinanderſetzen wird, daß ein Unterſchied iſt zwiſchen honetten Menſchen und Schurken, daß Du kein Recht hatteſt, uns zu mißtrauen, nachdem wir Dir doch ſagten, daß wir dieſe Elenden zur Behörde gebracht wiſſen wollten, bezweifle ich nicht. Dafür, daß dieſe Hallunken bald entflohen wären, ſollſt Du Deine Zurechtweiſung erhalten, das gelobe ich Dir. —

Ereifern Sie ſich nicht, Herr Graf, bemerkte Albert. Es iſt eine alte Geſchichte, daß ſich ein Lump immer des andern Lumpen annimmt. Hätten wir keinen Rock am Leibe, wir würden die Protektion dieſes Wichtes ſchon erhalten haben. Das ſah er ſehr gut ein, daß wir nicht verdächtige Leute ſind. Einem ſolchen Patron, wie dieſer Milchmaier iſt, iſt der Gauner immer lieber als der rechtſchaffene Mann. Vorwärts! der Käfig iſt noch immer offen, aus welchem dieſe verruchten Galgenvögel entflohen ſind.

Der Milchmaier ging ſchweigend neben ſeinem Pferde einher. Endlich ſagte er: „Wir wollen ſehen, ob ich für dieſe Fuhre bezahlt werde oder nicht. Meine beiden armen „Gaiſe,“ die Sie losgebunden haben und die nun beim Teufel ſind, müſſen Sie mir bezahlen, und die Stricke müſſen Sie bezahlen, und meine Zeitverſäumniß müſſen Sie bezahlen, und die Schimpfnamen, die Sie mir gegeben, müſſen Sie bezahlen! Ich werde ſchon eine Rechnung machen, bei der Sie mit 100 fl. nicht durchkommen ſollen. Mir iſt nur leid, daß Sie mich nicht auch geſchlagen und recht tüchtig geſchlagen haben, das hätte dann um 50 fl. mehr gekoſtet.

Nur 50 fl.! erwiederte der Graf. Da bedauere ich wirklich, daß ich Dir nicht ein paar Hiebe über Deinen brutalen Schädel verſetzt habe.

Albert und **Otto** mußten laut lachen.

Der Graf gab dem Jäger ſeinen Stutzen zurück. Der Zug begab ſich in größter Ruhe und Ordnung an den Ort ſeiner Beſtimmung.

Nachdem bei der Lokalbehörde die nöthigen Anzeigen erſtattet waren, kehrten **Albert**, der Graf und **Otto** in des Erſteren Wohnung zurück. Der Graf trug ſeinen Baumaſt auf der Schulter, und erſchien mit dieſer Trophäe wie Herkules mit der Keule.

Sechszehntes Kapitel.

Nach der Schlacht.

Die Frauen harrten in banger Erwartung. Wie Bertha zu Muthe war, läßt ſich kaum ſchildern. Ihr ſchönes Auge ſchwamm in Thränen. Ihre Leiden waren gränzenlos, und wohl mochte ſie denken: „Sollen denn dieſe Stürme auf mein Herz und Gemüth nicht mehr enden?“

Dazu kam noch, daß Otto und der Graf die Witwe Garring und Hedwig in die neue Wohnung im zweiten Stockwerke deſſelben Hauſes, in welchem Albert wohnte, zurückgelaſſen hatte. Otto hütete ſich wohl, ſeine Braut von ſeinem Zuge gegen die Mörder, welche ſeinen neuen Freund bedrohten, zu unterrichten. Er hoffte die Expedition ſchnell zu beenden. Hedwig und ihre Mutter wußten daher nicht, wie ſie ſich das lange Ausbleiben Ottos und des Grafen erklären ſollten. Sie kamen geradezu in Alberts Wohnung und fragten nach.

Bertha nahm ſie mit aller Zuvorkommenheit auf. Sie verbarg aber nicht, was geſchehen, und nun ging das Klagen und Weinen erſt recht an.

Ach, mein Gott! klagte Hedwig, wie konnte ſich

Otto zu einem ſolchen gefährlichen Schritte beſtimmen laſſen. Er war durch den Streifſchuß, den er erhielt, von dem Blutverluſte und dem heftigen Wundfieber ganz erſchöpft, und heute verſuchte er den erſten Gang nach ſeiner Geneſung ins Freie zu machen, und nun ſchickt er ſich zu einem Kampfe mit verruchten und verwegenen Banditen an. Wenn er nicht erliegt, ihren Mordwerkzeugen zum Opfer fällt, ſo kann er den Tod von dem Schrecken haben, mit ihnen ringen zu müſſen

Ich kann den Grafen nicht begreifen, bemerkte Hedwigs Mutter. Er liebt Otto wie einen Sohn, und duldet es, daß dieſer ſich ſolchen Gefahren ausſetze.

Der Graf hat ihn noch hiezu aufgefordert, bemerkte Emma. Der Graf in ſeiner Ritterlichkeit, fuhr Emma fort, hat gewiß nicht daran gedacht, daß Otto ein Rekonvaleszent ſei. Ich habe in der That noch keinen Fünfziger geſehen, der mit ſolchem Jugendfeuer Gefahren aufgeſucht hätte. Von gleichem Feuer beſeelt, glaube er Otto zu finden, und ſo zog er ihn denn mit.

Der Graf iſt ein Pole, erwiederte Frau Garring. Die ſind noch mit ſechzig Jahren jung, aber Otto iſt ein Deutſcher, die haben keine ſolchen Nerven, beſonders wenn ſie durch fiſiſche Leiden geſchwächt werden.

Arthur, welcher unverrückt am Fenſter ſtand, rief: Da kommen ſie! da kommen ſie!

Alles eilte an die Fenſter.

Es ging der Zug mit dem Wagen vorüber.

Albert, der Graf und Otto grüßten mit flatternden Tüchern, kamen aber nicht herauf, weil ſie zur Bezirksbehörde mit den Verbrechern eilten, und dort die Anzeige zu machen hatten. Doch beorderte Albert ſeinen treuen Diener Fels, Bericht zu erſtatten, und erzählte ihm den ganzen Vorgang getreu.

Fels ſtürmte athemlos zur Thüre herein und meldete, was ihm geboten:

Wir, die wir unſerm Herrn, dem Herrn Grafen, und Herrn Otto nacheilten, haben kein Verdienſt an dem Siege der erfochten wurde. Wir kamen zu ſpät, und entdeckten erſt nach einer Stunde den Kampfplatz, nachdem ſchon Alles vorüber war.

Es ging hitzig her! Die beiden Spitzbuben waren mit Dolchen und Meſſern verſehen und wehrten ſich verzweiflungsvoll. Sicher hätten mein Herr und Herr Otto jeder einen Dolchſtich erhalten, wenn der Herr Graf nicht geweſen wäre. Er hatte einen ſtarken Baumaſt aufgeleſen, einen Baumaſt, ich hab' ihn geſehen, es iſt eigentlich ein Baum, damit ſchlug der Graf die beiden Mörder mit ſolcher Kraft zu Boden, daß ihnen Meſſer und Dolche aus den Händen fielen und ſie wie todt hinſanken.

Nun war es mit dem Todtſtechen vorbei.

Ich habe zu berichten und mein Herr hat mir dies ausdrücklich befohlen, zu melden, daß der Herr Graf den Dank der Damen ſammt und ſonders verdient, und daß Fräulein Emma ſich bewogen finden möchte, dieſen Ritter ihre Farbe tragen zu laſſen.

Emma ſchien hierüber ſehr erfreut. Wer ſie genauer betrachtet hätte, würde bemerkt haben, daß ſich ihre Wangen etwas rötheten. —

Bertha und Hedwig riefen aus: Der Himmel ſei geprieſen: Wir ſehen ſie wieder!

Hedwig ſetzte hinzu: „Und Otto, nicht wahr es iſt ihm nichts geſchehen?

Außer an den Beinkleidern hatte er nicht die geringſte Bleſſur erhalten. Aber die Beinkleider ſowohl von meinem Herrn, als vom Herrn Otto ſehen aus, als wenn ſie ein „Teichgräber" bei der Arbeit getragen hätte! Nur der Graf hat ſeinen eleganten Anzug noch wie er war. Er geht aus dieſer Schlacht ſo unverſehrt hervor, wie wenn er von einem Balle käme. Seine Hände ſind etwas von dem Baume, den er wie ein Herkules ſchwang, angelaufen, daraus macht er ſich aber eben ſo wenig, wie mein Herr, der abermals die Rieſenkraft ſeiner Arme produzirte, an welche der Schurke Berthold wohl bis er gehängt wird, denken ſoll.

Arthurs Freude war gränzenlos. Er umarmte bald Emma, bald Bertha, ſogar Hedwig, die er doch kaum kennen gelernt. An Fels kletterte er förmlich hinan, und küßte ihn und rief dabei: Gott hat mein Gebet erhört! Jetzt bete ich wieder zu Gott, um ihm zu danken.

Endlich kehrten die drei Helden in ihre Stationen zurück.

Als ſie eintraten, flogen Bertha und Hedwig auf Albert und Otto zu und umarmten und küßten ſie und preßten ſie in ſtummer Freude an die hochwallende Bruſt.

Da hat man's! ſagte der Graf. **Mich** umarmt Niemand!

Ich! Ich umarme Sie, Herr Graf, rief Emma, Sie ſind ja mein Ritter, und ich habe ſchon von Ihrer Tapferkeit gehört! Der Ritter St. Georg hat einen Drachen erlegt, und Sie gar zwei! Nehmen Sie meinen beſten Dank und dieſen Kuß als den Preis!

Sapperment! ſagte der Graf, das ſchmeckt wie Nektar.

Aber Fräulein, Sie ſagen ſelbſt, ich hätte zwei Drachen bekämpft und erhalte nur einen Kuß?

Da iſt der zweite und noch ein dritter! Ach lieber Graf, ein ſolcher Ritter kann nicht genug belohnt werden!

Nun, ſo ſollen Sie auch mich nicht mehr von Ihnen weichen ſehen. Wenn Sie es geſtatten, ſo gehe ich auf der Stelle in die Straße, wo Sie wohnen, und falle dann über das Geſindel her, das Sie kränkte. —

Nein, nein, ich will nicht, daß Sie ſich ferner mit erbärmlichen Menſchen beſudeln. —

Aber etwas Anderes müſſen Sie zugeſtehen. Ich habe bereits dem Bräutigam aus Warſchau verſchrieben, den müſſen Sie annehmen. Eine Heirat mit einem wackern Mann wird die Läſtermäuler gleich zum Schweigen bringen.

Sie haben nach Warſchau geſchrieben? Wann?

O das geſchah ſchnell. Wir Polen beſinnen uns nicht lange. Die Antwort iſt auch ſchon da. —

Sie ſcherzen!

Ich war in meinem Leben nicht ernſthafter als in dieſem Augenblicke. Hören Sie die Antwort. Ich weiß ſie auswendig:

„Lieber Walewsky."

„Die Schilderung, die Du mir von dem Engel geſendet haſt, den Du mit eigenen Augen geſehen, macht mich ſo verwegen, um die Hand dieſes Engels anzuhalten. Sage der wunderſchönen Dame, daß ich Sie anbete, und daß Sie einen Mann zum Glücklichſten hienieden erhebt, wenn Sie ihn heiratet. Sage ihr, wenn ich von meinen unbedeutenden, nicht üblen Eigenſchaften ſpreche, ſo geſchieht dies nicht, um mich damit zu brüſten, ſondern nur um etwas anzuführen, was Sie in die Wagſchale legen ſoll, wenn ſie mir gegen meine vorgerückten Jahre, Jugend, Schönheit und Liebenswürdigkeit entgegen hält. Iſt es ihr nicht unangenehm, daß ich reich, mißfällt es ihr nicht, daß ich Graf und Kronmarſchall, daß ich mit Orden ausgezeichnet und mit Ehrenſtellen verſehen bin, endlich, daß ich eine Frau wie Emma für das höchſte Kleinod, das mir der Himmel beſcheren kann, achten und bis ans Ende meines Lebens lieben und ihr jeden Wunſch vom Auge ableſen würde, ſo ſage ihr auch dies und bitte ſie, ſich bald über mein Schickſal zu entſcheiden, denn ihr „Ja“ wird mich jung, ihr „Nein“ zum Greiſe machen. Es ſei daher Menſchenpflicht über mein Schickſal zu entſcheiden.“ —

Wohlan, Herr Graf, entgegnete Emma, ich bin bereits entſchloſſen, nur Eins muß ich vorerſt wiſſen, wie ſieht Ihr Freund aus? Sind ſeine Geſichtszüge ſo edel wie die Ihrigen, iſt ſein Benehmen ſo fein wie das Ihrige; iſt er ſo ritterlich wie Sie?

Würden Sie dann nicht „Nein“ ſagen?

Ja, ja! würde ich aus vollem Herzen ſagen. —

Aber um die Unterſchrift des Briefes, um den Namen des Briefſchreibers ſollten Sie doch fragen, fiel Albert ein. Man kann doch keinen Anonymus heiraten.

Der Briefſchreiber iſt Graf Walewsky, antwortete dieſer.

Und die Antwort erfolgt nicht durch meine Handſchrift, ſagte Emma, ſondern durch meine Hand ſelbſt.

Sie reichte dem Grafen ihre Hand.

Nicht wahr, Papa, Sie haben gegen dieſen Schwiegerſohn nichts einzuwenden, ſagte Emma zu ihrem Vater.

Mein Kind, ich ließ Dir ſtets Deinen Willen, zwar ſtimmten wir nicht immer mit unſern Anſichten überein, aber dieſes Mal iſt es in meinen Augen zu leſen, daß Du meinen Herzenswunſch errathen haſt!

Victoria! Frau Gräſin, rief Otto. Jetzt ſoll die ſchmähſüchtige Welt noch Etwas vorbringen. Wir wollen nun Paarweiſe an den Altar treten, Sie und mein theuerer Vater, meine gute Hedwig und ich. Und da wir in einer und derſelben Kirche getraut werden, ſo ſoll die Straße, die Ihnen heute ſo vielen Schmerz bereitete, der Schauplatz unſeres Hochzeitszuges ſein.

Ich gebe Morgen ſchon Nachricht von meiner Vermälung in den Zeitungen, bemerkte der Graf. Vielleicht hält doch wenigſtens Einer von den Plebejern in den Straße, in der Sie bisher wohnten, ein Journal, und erfährt, daß Emma von Solbert nun einen Gatten beſitzt, der nicht duldet, daß man ſein Theuerſtes auf dieſer Welt auch nur mit einem Hauche kränke.

Siebzehentes Kapitel.

Die Trauungen.

Die Trauungen des Grafen und Emmas, Ottos und Hedwigs fanden Statt.

Da ſie mit größter Oſtentation gefeiert wurden, ſo war der Zudrang ungewöhnlich.

Es waren hiezu Perſonen aus dem höchſten Adel und viele der erſten Aerzte Wiens eingeladen, da Emmas Vater Mitglied der mediziniſchen Fakultät und einer der geachtetſten Doktoren in Wien war.

Als die Wagen der Hochzeitsgäſte mit großem Gepränge bei der Wohnung der Braut, die wieder in das Haus ihres Vaters zurückgekehrt war, auffuhren, ſtanden dieſelben Leute, welche ſie bei ihrer Zurückkunft verhöhnten, wieder vor ihren Kaufläden, Buden und Arbeitslokalen.

Sie heiratet einen Staroſten! ſagte die Kaffeeſiederin. Ein täglicher Gaſt, der den Bräutigam kennt, hat in unſerem Kaffeehaus erzählt, daß Alles rechts und links, was an der „Weichſel“ liegt, mit allen Kirſchbäumen ſein Eigenthum iſt. Er hat jährlich 200 Millionen Silber-Rubel Einkünfte, und ſie bekommt 40,000 Stück Dukaten „Haftel“- und „Spenadelgeld.“ Das Diadem und die Perlen, die er ihr beim Hofjuwelier

Delſolto gekauft hat, koſten 600,000 Gulden in Silberzwanzigern. Das Brautkleid iſt mittelſt Telegrafen aus Paris angekommen. Es iſt der Königin von England vor der Naſe weggekauft worden. Der Stoff iſt das allerneueſte, was man ſehen kann. „Spitzen-Extrakt“ nennt man's und es hat 500,000 Franken gekoſtet. Wenn die Braut irgendwo hängen bleibt und nur einen kleinen Punkt davon wegreißt, ſo ſind 40 bis 50,000 Franken beim Teufel, man weiß nicht, wo ſie hingekommen ſind. In das Gebetbuch hat der Graf-Staroſt rückwärts eine Spieluhr anbringen laſſen, die ſpielt während der Kopulation den Braut-Chor aus dem „Freiſchütz.“

Der alte Dokter, der bekanntlich auch ſehr reich iſt, ſagte der Geigenmacher, hat ſich auch nicht ſpotten laſſen. Vor lauter Freude hat er gleich ſein Teſtament gemacht und was liegt und ſteht in ſeinem Hauſe, gehört ſeiner einzigen Tochter. An Schnupftabaksdoſen, die er von reichen Patienten ſeit fünfzig Jahren bekommen hat, erhält ſie allein 200,000 Gulden, im Baaren drei Millionen und was ihm alle Jahre die gräflichen und fürſtlichen Häuſer an Beſtallung bezahlen, über 150,000 Gulden, tritt er ihr ab und kurirt ſodann die hohen Herrſchaften gratis.

Was Geld- und Geldeswerth! ſagte der Spielereiwaarenhändler. Ihre Tugend und Schönheit muß man anſchlagen. Sie iſt ja ſo ſchön und lieb, daß der Kriehuber geſagt, wie er ſie neulich geſehen hat, wenn er dieſe Braut litografiren könnte, ſo würde er alle Frauen von der ganzen Paniglgaſſe umſonſt malen. Und das edle Herz! — Ich bin nicht begeiſtert von ihr, weil der Graf ſchon jetzt Spielereien für ſeine künftigen Kinder beſtellt hat, ſondern weil ich die Braut als kleines Mädchen gekannt und ihr ſchon in ihrem fünften Jahre profezeiht habe, ſie wachſe ſich auf einen Grafen aus, und wenn „Laub und Gras“ für ſie bitte!

Die Obſthändlerin, welche Emma vor wenig Tagen noch durch ihre giftigen Bemerkungen kränkte, ſagte: Sehen Sie, wie der liebe Gott für die Rechtſchaffenen ſorgt! Der ſchlechte Menſch, der Ellmann, hat ſie durch ſeine niederträchtige Denkungsart tief beleidigt — aber der Himmel hat ſie entſchädigt dafür. Eine Gräfin wird ſie! Haben Sie den Grafen, ihren Bräutigam, vorüberfahren ſehen? Haben Sie die Pracht geſehen? Man ſollte glauben, er hätte gar keinen Frack vor lauter Orden, welche die Bruſt und ſogar einen Theil der Aermel bedecken und doch waren dies noch nicht alle ſeine Orden. Der Jäger hat noch ein paar Hundert in den Wagen legen müſſen, aber in der Sakriſtei werden ſie auf einige dreißig Pölſter produzirt. So etwas hat man in Wien nicht erlebt ſeit Menſchengedenken.

In der Michaelskirche, in welcher die Trauung ſtatt fand, ſaßen die „Müller'ſchen“ und ihre Sippſchaft ſeit 8 Uhr Morgens und warteten mit Sehnſucht bis 6 Uhr Abends.

Lotti, ſagte Frau von Müller, Du haſt Dich ſonſt um Nichts umzuſehen, als was die beiden Bräute für Strümpfe und Schuhe tragen. Du Pepi verwendeſt kein Auge von dem Kopfputze, es darf Dir keine Nadel entgehen. Du Fanni gibſt auf die Handſchuhe und die Blumen acht, und ich und die Emilie prägen uns jede Falte der beiden Brautkleider ein. Dann ſoll Jemand kommen und ſoll die Toilette der Bräute beſſer beſchreiben, als wir.

Auch Herr von Krazmann und ſeine Töchter erſchienen in der Kirche. Die Mädchen ſaßen verſchleiert im einer Seitenbank. Sie wollten die junge Frau Hellmanns ſehen, von der ſie wußten, daß ſie mit ihrem Gemal bei dieſer Doppeltrauung erſcheinen würde. Die Mädchen benahmen ſich ganz modeſt.

Nur Vater Kraxmann fragte einen neben ihm ſtehenden Tapezirer ſeiner Bekanntſchaft mit ſtolzer Selbſtgefälligkeit, weil er Hochzeitsgaſt war.

Wiſſen Sie nicht, wo die Tafel ſtattfindet?

Ich habe gehört, beim Schnecken im Bierhaus und der Bräutigam läßt ſich eine Portion „Großes Kälbernes“ geben.

Hören Sie auf! ſagte Kraxmann. So ein ordinäres Eſſen wird ein diſtinguirter Menſch ſich vorſetzen laſſen. Solche Leute haben keine Ahnung, was das heißt ein „Großes Kälbernes!“

Endlich nahte die Stunde und die beiden Trauungen wurden vollzogen. Albert war der Trauungszeuge Emmas und Hedwigs und der Zeuge für den Grafen ein hochgeſtellter Militär und für Otto ein alter Freund ſeines Vaters, ein geachteter Banquier.

Was dem heiligen Akte einen beſonderen Reiz verlieh, waren die vielen, wunderſchönen Mädchen, Jugendfreundinnen Emmas und Hedwigs und die Schweſtern Berthas.

Vier und zwanzig lebendige Roſenknospen, kann man ſagen, bildeten den Namen, in welchem dieſes Gemälde am Hochaltare aufgerollt war.

Etwas Reizenderes, Lieblicheres, als dieſe zarten Blumen der Jugend, Unſchuld und Schönheit boten, iſt bei ähnlichen Anläſſen nicht geſehen worden. Keines der lieblichen Kinder ſchien über 16 Jahre alt zu ſein.

Wer den Mädchen zu der wundervollen Toilette geraſchen, wer ihnen geſagt: „Nur ſo könnte eine Kranzeljungfer gekleidet ſein,“ (alle mit weißen Roſen in den Haaren und weißen Roſen auf blaßrothen Streifen, die ſich wie eine Guirlande über die Roben zogen, geſchmückt und jede einen Kranz von weißen Roſen in den Händen, welche ſie zu den Füßen der beiden Bräute niederlegten) hatte eine poetiſche Idee. Doch weßhalb ſoll irgend Jemand jungen, hübſchen Wienerinnen erſt ſolche zarte, ſinnige Ideen zugeflüſtert haben? Dieſe entſtanden in ihnen ſelbſt. Hat eine ſchöne Wienerin je nöthig zu erfahren, was ſie in Beziehung auf ihre Toilette zu thun hat? Eine Wienerin beſitzt einen zu feinen Takt und einen zu gebildeten Geiſt, um, in Bezug auf ihren Geſchmack fremder Eingebungen zu bedürfen.

Die Müllerſchen verwendeten kein Auge von dieſem Tableau. Zum erſten Mal in ihrem Leben, das voll gemeiner Proſa und ordinärer Spießbürgerlichkeit war, machte das Poetiſche der Erſcheinung auf ſie einen nie empfundenen Eindruck.

Sie waren nicht im Stande, jede Einzelne zu muſtern. Sie konnten ſich an dem Ganzen nicht müde ſehen, und hätten gerne in die Hände geklatſcht, wenn ſie nicht in der Kirche geweſen wären.

Als der feierliche Akt zu Ende gegangen, verloren ſie auch den Zauber, und kehrten zu ihrer Gemeinheit wieder zurück; und wen ſie in der Kirche von Freunden und Bekannten erblickten, fragten ſie:

„Wer müſſen denn die g'weſt ſein?“

Wer den Müllerſchen jetzt erzält hätte, wem dieſe Mädchen angehörten, wie ſie heißen, wer ihre Väter, wo ſie wohnen, wie ihre Vermögensverhältniſſe ſind, wie viele Dienſtleute ihre Eltern haben, wie viel Zins ſie bezahlen, welcher Schneider ihre Kleider anfertigte, was ſie Mittags in der Suppe eſſen und ob ihre Mütter Kaffee, Cacao, Chokolade oder Milchſuppe nehmen, und ob die Väter Beamte, Kaufleute, Künſtler oder Fabriksbeſitzer ſind, ob die Väter Tabak rauchen oder Tabak ſchnupfen, u. ſ. w., der hätte ſich unſterblich gemacht.

Beklagenswerthe Menſchen dieſe Müllerſchen.

Nun bewegten ſich die Wagen in langer Reihe von der Kirche ab nach der Leopoldſtadt.

Aha! ſagten die Müllerſchen, beim Sperl wird das Hochzeitsmahl ſtatt finden!

Zum Glücke hörte dies Herr Krazmann und wie er, ſich über den Tapezirer mit dem „Großen Kälbernen, geärgert hatte, ſo gerieth er auch in eine Art Wuth über dieſe Aeußerung.

Aber meine Gnädige, ſagte er zu Frau von Müller, wo haben Sie denn je gehört, daß eine ſolche Geſellſchaft von dieſer hohen Eleganz, und welcher man es in jeder Bewegung anmerkt, daß ſie zu leben verſteht, um 7 Uhr Abends in ein Wirthshaus fahren wird, um dort ihren Hochzeitsſchmaus zu halten. Zu Albert von Hellmann nach der Jägerzeile bewegt ſich der Zug. Dort wird jetzt das Diner eingenommen. Um 10 Uhr kleiden ſich alle Damen um, und um 12 Uhr beginnt der Ball ſo elegant, ſo fein, ſo magnifique, wie einen Ball nur Leute aus den erſten Ständen abhalten. So lebt man, wenn man guten Ton im Leibe hat. Wenn ich auch gleich ein armer Teufel bin, aber wie man leben muß, wenn man zur haute volée gezählt werden will, das weiß ich.

Jetzt will ich Ihnen eine Neuigkeit erzälen, gnädige Frau, fuhr Krazmann fort. Ich und meine Töchter werden von dieſer Hochzeit auch etwas haben! Wir werden zwar nicht „mit dem großen Löffel eſſen,“ aber wir dürfen bei der Hausoffizier-Tafel ſpeiſen. Vetter Hellmann thut's nicht anders. Er will uns ſehen, er will mich mit meinen Söhnen zuſammenbringen. Ich muß mich von ihnen beurlauben. Morgen reiſen wir nach Mähren. Heute bin ich zum letzten Mal ein Wiener.

Und werden Sie auf den Ball kommen? Werden Joſefine, Louiſe und Thereſe tanzen?

Warum nicht gar! Das verlangen ſie ſich nicht. Wir werden recht gut ſpeiſen, recht gut trinken, die Strauß'ſche Muſik hören, mehr verlangen ſich quieszirte Vergnügungsleute nicht. Ich empfehle mich Euer Gnaden.

Krazmann ging mit ſeinen Töchtern.

Wenn ich nur wüßte, wie ſie bei der Tafel ſitzen! ſagte Frau Müller und ob der Tiſch à la Hufeiſen oder à la Salon gedeckt iſt. und wer den Tanz eröffnet, und ob der Graf, wenn er tanzt, Mazur tanzt. Ach Gott ich kann die ganze Nacht nicht ſchlafen; wenn ich nicht weiß, ob der Graf Mazur tanzt!

Wir werden keine Beſchreibung von dem Feſte geben, welches im Hauſe Alberts zu Ehren des Grafen und Emmas, Ottos und Hedwigs ſtatt fand.

Drei Paare Neuvermälter gingen ihrem wohlverdienten Glücke entgegen. Sie gelangten nach zahlloſen Stürmen und Kämpfen mit böſen und laſterhaften Menſchen, die unterliegen mußten, an das erſehnte Ziel.

Nach einem Jahre der in dieſen „Memoiren“ geſchilderten Ereigniſſe ergab ſich Folgendes: „Stomm ſtarb im Kerker, Berthold und Gieſelburg wurden jeder zu langjähriger Gefängnißſtrafe verurtheilt.

Alberts Verwendung gelang es, daß der Verſuch des alten Kraxmanns, Nutzen aus dem durch einen ſchurkiſchen Kanzleiſchreiber entwendeten Teſtament von Alberts Onkel zu ziehen, nicht zu hoch angeſchlagen wurde. Vater Kraxmann kam mit einem blauen Auge davon. Was Vater und Töchter verſchuldet, glichen die Söhne durch ihre Beſſerung, durch ihre wirklichen Verdienſte um Albert und Pollau aus. Kraxmann Vater und Töchter legten ihren Leichtſinn ab, und wurden honett und ehrbar. Die Frau Kraxmann, zu ſehr gravirt bei der grauſamen Behandlung Arthurs, und mit Gieſelburg durch die Verbreitung falſcher Banknoten, büßte ihre Vergehen ſchwer. Erſt nach fünf Jahren ſollte ſie ihre Freiheit wieder erlangen.

Der Wucherer Hanf ſtarb am Hanf. Er erhing ſich im Arreſte, zu welchem er wegen erwieſenen gräulichem Wucher und Betrug verurtheilt wurde.

Somit blieb nichts mehr zu ſagen übrig.

Die Moral, welche aus dieſen „Memoiren“ hervorgeht, liegt offen da. Sie lautet: „Das Streben nach Reichthum um jeden Preis, iſt der größte Krebsſchaden, an welchem unſere Zeit leidet. Das Ringen, über ſeine Kräfte flott zu leben, und kein Mittel zu verſchmähen, welches die Sucht nach Luxus und Genußſucht fördert, zerſtört alles Familienglück und führt zu Vergehen und Verbrechen. Haltet Maß in Allem, opfert nicht die Zukunft einiger angenehmer Stunden der Gegenwart wegen, und bedenkt, daß jede Sünde ihre Sühnung, jedes Unrecht ſeine Strafe hier oder dort findet.“

Ende.

Ferdinand Raimund.

Roman
aus Wien's jüngſter Vergangenheit.

Von

Otto Horn.

Erſter Band.

Wien, 1855.
Verlag von Eduard Hügel,
Herrngaſſe Nr. 251

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Druck von L. C. Zamarski, Univerſitäts Buchdruckerei
(vormals J. P. Sollinger).

1.

Ich bitte Dich, Fanni, verlaſſe das Fenſter und ſieh mir nicht immer nach dem blonden Menſchen da drüben am Kaffeehauſe, ſonſt laſſe ich mich, ſo wahr ich den heutigen Tag überleben will, von Dir ſcheiden.

Fanni verließ das Fenſter.

Der Mann, welcher mit Fanni, ſeiner Frau alſo ſprach, war der reiche Lebzelter Franz Trur, einer der angeſehenſten Bürger und Hausbeſitzer in der Joſefſtadt in der Kaiſerſtraße; ein Mann ungefähr ſechs und ſechzig Jahre alt; Fanni war ſeine zweite Frau, eine Frau kaum im zwanzigſten Jahre.

Nicht genug, fuhr Herr Trur fort, daß der verwünſchte Komödiant Deine ältere Schweſter ganz verrückt gemacht hat, ſo daß ſie Vater und Mutter verlaſſen, ohne Talent zu beſitzen, dem Theater ſich widmete und dem Poſſenreißer nachzog, ſo biſt auch Du nahe daran, den Verſtand zu verlieren, Du Theaternärrin, Du Schauſpielervergötterin, Du Wahnſinnige aus Kouliſſenwuth.

„Nenn' den Raimund keinen Komödianten und Poſſenreißer, verſetzte die Frau. — Wer den Franz Moor ſo darſtellt, daß ſelbſt der berühmte Schauſpieler Ochſenheimer von ihm rühmt, Raimund kopiere Ochſenheimer in allen ſeinen Nüancen, der iſt ein Künſtler, und ein Künſtler iſt er auch, das ſagen Dir alle Joſefſtädter, die ihn ſchon jetzt zu ihrem Liebling erheben.

Ein ſauberer Künſtler, welcher kopiert!

Mit Nachahmung berühmter Meiſter fangt man an, ſagt unſer Gerichtsſchreiber, der doch viel vom Theater verſteht, weil er jedes neue Stück „in der Burg“ ſieht. Kopierteſt Du nur Deine lebzeltenen Huſaren nach den lebendigen in der Reiterkaſerne ſo getreu, wie der Raimund den Ochſenheimer, ſo würdeſt Du Dich unſterblich machen. Da ſteht er wieder vor dem Kaffeehauſe! rief Frau Franziska, nachdem ſie einen Blick aus dem Fenſter geworfen, aus. Ein völliges Buch von einer Rolle hat er in der Hand, und dieſe Rolle muß er bis Samſtag auswendig lernen! So ein großer Wuſt von Worten muß in zwei Tagen in das kleine Köpferl hinein; ob ein ſolcher Theaterdirektor ein Einſehen hat, daß er einen Menſchen auf ſo grauſame Art zu maltraitiren vermag! Solche Rollen ſollte die Cenſur ſtreichen, nicht die Stücke, in welchen ſie vorkommen, das wäre viel geſcheidter!,

Fanni öffnete das Fenſter und grüßte auf die Straße.

Was thuſt Du denn, Unbeſonnene? fragte ihr Gatte.

Du ſiehſt es ja, den Raimund grüß' ich. Grüße ihn auch, er iſt doch gar ſo artig.

Der Lebzelter grüßte unwillkürlich.

Herr von Raimund, fragte die Frau aus dem Fenſter des erſten Stockes, iſt das Ihre neue Rolle, welche Sie in der Hand haben?

Ja, antwortete Raimund.

Die iſt ja ſo dick wie ein ganzes Stück.

Nicht viel geringer, verſetzte Raimund. Ich komme faſt nicht vom Theater, aber die Rolle iſt gut, iſt komiſch, ich werde ſie mit Luſt ſpielen. Ich ſtelle einen alten, eiferſüchtigen Narren vor, den ſein junges Weib zum beſten hat; kommen Sie übermorgen ins Theater, ich hoffe Sie zu unterhalten.

Hörſt Du, ſagte die Lebzelterin zu ihrem Manne, einen eiferſüchtigen, alten Narren ſtellt er vor, den ſein junges Weib zum beſten hat! Ei, da müſſen wir ins Theater. Herr von Raimund, beſtellen Sie uns die Sperrſitze „Eins und Zwei" gleich hinter dem Orcheſter, damit wir recht nahe bei Ihnen ſind.

Ich werde es beſorgen, verſetzte Raimund, empfahl ſich und ging.

Fanni machte das Fenſter zu.

Herr Trur ſank auf einen Stuhl, biß die Zähne übereinander, und konnte nicht ſprechen vor Wuth und Aerger.

Was haſt Du denn, fragte ihn ſeine Frau, Du biſt ja ganz dunkelroth im Geſichte!

Soll ich vielleicht lachen, wenn mich dieſer Hanswurſt aufs Theater bringt?

Dich? Wie denn Dich?

Nun, wer ſoll denn der eiferſüchtige, alte Narr ſonſt ſein, als ich? —

Biſt Du denn eiferſüchtig?

Nun, das wirſt Du doch wohl ſchon bemerkt haben!

Und Du geſtehſt es?

Muß ich nicht, wenn ich ſolche Sachen höre?

O wehe! da werden wir bald zum Geſpötte der ganzen Joſefſtadt werden! Sei doch klug! Raimund denkt ſo wenig an mich, als an meine Schweſter. —

Aber Du biſt eben ſo verliebt in ihn, wie dieſe.

O nein. In ſeine Kunſt bin ich verliebt, nicht in ihn. — Dabei iſt es mir nicht ein Mal recht, wenn er eine komiſche Rolle ſpielt. Zum Beiſpiele, als Pachter Feldkümmel verklebt er ſich das ganze Geſicht, und trägt eine falſche Naſe, falſche Wangen! — Ein Geſicht, wie vom Pachter Feldkümmel, iſt ein Mittel gegen die Liebe.

Sage, was Du willſt, in das Stück bringſt Du mich nicht auf den Samſtag, und Du darfſt auch nicht ins Theater. Dieſer Komödiant iſt im Stande und kleidet ſich wie ich; dann zeigen die Leute mit Fingern nach mir.

Gut, wenn Du nicht ins Theater gehſt und mich auch nicht dahin läßt, ſo bleiben wir zu Hauſe, und warten ab, was uns die Leute von dem neuen Stücke erzählen. Kommt nichts vor gegen uns, ſo können wir es ſpäter anſehen.

Du biſt doch ein gutes Weib!

Das will ich meinen! — Da ich weiß, daß Du eiferſüchtig biſt, ſo will ich keine Veranlaſſung dazu geben.

Ich danke Dir herzlich, liebe Fanni, Du wälzeſt mir einen Stein vom Herzen.

Es wurde an der Thüre geklopft.

Herr Trur ſprach: „Herein!“

Der Logenmeiſter des Joſefſtädter Theaters erſchien vor dem Ehepaar und verneigte ſich.

Ehe wir den Logenmeiſter noch ſprechen laſſen, müſſen wir unſere Leſer erſt mit ihm bekannt machen.

Er hieß Wallner. — Aeltere Leſer werden ſich an ihn noch erinnern.

Wallner war ein komiſcher Patron.

Wenn ich mehr gelernt, ſagte er, hätte ich beſſer zum Dramaturgen und zum Theaterſekretär gepaßt als zum Logenmeiſter! — Er kümmerte ſich mehr um die Stücke und Schauſpieler, als um das Publikum.

Da er im Joſefſtädter-Theater alt geworden, und unter Karl Meyers Direktion ſchon Logenmeiſter war, unter welcher Direktion größten Theils Ritter- und Räuber-Stücke gegeben wurden, ſo ſchwärmte er nur für dieſe.

Häufig ſprach er ſich folgendermaßen aus: Wir leben in einer abgeſchmackten Zeit! — Der Iffland und der Kotzebue haben das Theater verdorben! — Jetzt gibt man Geſchichten, wie ſie in allen möglichen Privathäuſern vorgehen. Wenn ich zu dem erſten Bürger ins Haus komme, ſo ſehe ich den Bruderzwiſt, ſo ſehe ich Menſchenhaß und Reue, die Mündel, Bewußtſein, und wie die Langweiligkeiten alle heißen! Nicht wie die Welt iſt, nein, wie ſie war will ich ſehen! — Barbarei und Größe, Mathilde von Gießbach, die Pilger, Hans Dollinger, das heimliche Blutgericht, Sarmäts Feuerbär, Rinaldo Rinaldini, das ſind Stücke, die haben Mark und Bein, und lebte der Seefeld noch, ſo hätte das Publikum Genüſſe, welche es nicht für Tauſende zu hoch erkaufte!

Als er bei dem Lebzelter eintrat, fiel es dem Ehepaar erſt ein, daß es zwei Sperrſitze beſtellt hatte. Es ſah ſich gegenſeitig an, gleichſam fragend, was jetzt zu machen.

Eine Empfehlung von Herrn von Raimund, ſagte der Logenmeiſter. Hier ſendet er den Theaterzettel und die beſtellten Sperrſitze.

Es iſt wahr! verſetzte der Lebzelter; meine Frau beſtellte ſie.

Das Benefiz des Herrn von Raimund wird ſtark beſucht werden, bemerkte der Logenmeiſter. Nur mit Mühe konnte ich Nr. 1 und 2 zurückerobern. Der Seifenſieder Weger hatte ſie bereits in Empfang genommen, doch zum Glücke wurde noch rechtzeitig die Frau und zwar mit Zwillingen entbunden, und ſo bleiben Herr und Frau und die zwei Kinder zu Hauſe.

Frau Trur las mittlerweile den Komödienzettel.

Richtig! ſagte ſie, ein neues Stück und zum Benefiz des Herrn Ferdinand Raimund, „die Muſikanten auf dem Hohenmarkt," Poſſe mit Geſang in drei Acten von Joſeph Alois Gleich. — Adam Kratzerl, ein Muſikant, Herr Raimund, las die Frau Lebzelterin weiter. Iſt es möglich! einen Muſikanten mit dem gemeinen Namen Adam Kratzerl ſpielt dieſer Künſtler! Das iſt doch ſehr traurig!

Und ſo Etwas ſoll luſtig ſein, erwiederte der Logenmeiſter. Ich habe ihm genug zugeſprochen, daß er als ein Mann, der den „Koke" in der „Parteiwuth" ſo außerordentlich ſchön darſtellt, ſich nicht als ordinärer Muſikant auf dem Hohenmarkt herumtummeln ſoll — nichts hat es genützt! — Er ſpielt den Kratzerl und ſingt auch, ja kratzt ſogar die Violine, daß es eine Schande iſt!

Wie, er geigt auch? fragte der Lebzelter.

So, daß Einem die Zähne lang werden, die Haare gegen Berg ſtehen und die Augen übergehen. — „Ich will dem Publikum zeigen, daß ich auch im „Lokalkomiſchen" zu verwenden bin," antwortete mir Raimund, und ſo nahm er dieſes Stück zu ſeiner Einnahme an. Ich weiß es aber, warum Raimund den Adam Kratzerl zum Benefiz wählte! Er will eine ausgiebige Einnahme machen, das gelingt in der Joſefſtadt nur durch gemeine Poſſen. — Schulden hat Raimund auch in Oedenburg und Raab zurückgelaſſen; als ehrlicher Mann will er dieſe bezahlen, und ſo gibt er denn dieſes Stück, das ihm Geld bringen ſoll.

Was hat denn dieſes Stück für einen Inhalt?

Einen dummen! Haben Sie „die Fiaker in Wien" geſehen? „Adam Kratzerl" hat dieſelbe Geſchichte! In den „Fiakern" führt ein Fiaker ſein Weib in einer Maske in die Redoute und kennt ſie nicht; hier geigt ein Muſikant auf einem Balle, während ſein Weib tanzt, und kennt ſein Weib nicht.

Alſo keine Anſpielungen auf einen Joſefſtädter Bürger? fragte Herr Trur ziemlich beruhigt.

Keine Idee! verſetzte der Logenmeiſter, Bürger, die ſo dumm ſind, wie Adam Kratzerl, gibts in der ganzen Welt nicht, am wenigſten in der Joſefſtadt.

Ei da gehen wir ins Theater! verſetzte der Lebzelter, nahm einen zehn Gulden-Einlöſungsſchein aus der Brieftaſche und ſagte: Hier für die Sperrſitze zehn Gulden. Ich laſſe höflich danken für die Aufmerkſamkeit und hier, Herr Logenmeiſter, folgt ein Gulden für Ihre Mühe.

Der Logenmeiſter dankte verbindlich.

Und nun, fragte Frau Trur, wie geht es denn ſonſt im Theater!

Seitdem der Raimund engagirt iſt, vortrefflich, erwiederte Wallner. Es geht um Raimund zu auf und außer der Bühne, daß er zwölf Füße haben müßte, um allen den Einladungen nachzukommen, die an ihn gelangen. Nächſten Samſtag ſind alle Logen von Damen genommen, die alle in ihn verliebt ſind.

Verliebt! betonte die Lebzelterin.

Ja, ja verliebt, wiederholte der Logenmeiſter, man kann es ſchon ſo ſagen. In der Jägerzeile beſitzt er ſogar eine Gräfin.

Eine Gräfin?

Oder Marquiſin oder Lordin; ich bin noch nicht darauf gekommen, was ſie für eine Ländsmännin iſt, ob eine Deutſche, eine Franzöſin oder eine Engländerin. — Aber ſie liebt ihn türkiſch! — So oft ſie in unſer Theater kommt, hat ſie ſtets die Loge Nr. 1. Raimund muß dann die ganze Komödie faſt für ſie allein ſpielen, ſeine Augen ſind ſtets in Nr. 1, ſeine Mimik gehört nur für dieſe Loge und was er ſpricht fliegt der Gräſin zu. — Mir iſt es recht, aber wenn es einmal ſeine eigentliche Geliebte erfährt. —

Eine eigentliche Geliebte hat er auch! fragte die Lebzelterin.

Das will ich meinen, und was für eine! — die erſte Heldin und Liebhaberin in Temeswar. Er war mit ihr in Oedenburg engagirt, und wie er behauptet, könne er ſie nicht vergeſſen Es ſcheint aber doch, daß er ſie vergißt, denn die Gräſin — — — ich habe die Ehre mich zu empfehlen.

Herr Logenmeiſter, rief Frau Fanni; nur Eines noch, iſt die Gräſin jung? iſt ſie ſchön?

Iſt ſie ſo ſchön und ſo jung wie meine Frau? fragte der Lebzelter etwas pikirt. —

Wie die Frau von Trur? da könnte die Gräſin von Glück ſagen! die Frau von Trur iſt eine Fürſtin gegen ſie! — Sagen Sie mir: Iſt eine kleine Schönheit, — eine Schönheit! Iſt eine brünnette Schönheit eine Schönheit! — Iſt eine dicke Schönheit eine Schönheit! Nie!

Wie alt? wie alt? Herr Wallner.

Mit der Schminke 24 Jahre, ohne Schminke 32 Jahre!

Da haben Sie noch einen Gulden, ſagte der Lebzelter. Meine Frau wird heute Nacht ruhig ſchlafen.

Der Logenmeiſter lachte und empfahl ſich.

Wirklich war Raimund in ſeinen jüngeren Jahren ein Liebling der Frauen und Mädchen. Er brauchte es nicht darauf anzulegen, ihnen zu gefallen; er gefiel ihnen, ohne es zu wollen.

Sein blondes, ſchön gelocktes Haar, ſeine ſeelenvollen Augen, ſeine edlen Züge, ſeine Jugendfriſche und Lebendigkeit gewannen ihm alle Herzen.

Hätte er nicht mit Vorliebe Rollen von komiſchen

Alten geſpielt, und wäre er z. B. wie im „luſtigen Fritz," immer in ſeiner natürlichen Geſtalt auf der Bühne erſchienen, ſo hätte er noch mehr Glück bei den Damen gemacht; er aber fühlte keinen großen Hang zu Liebeleien; er verliebte ſich wol einige Male ſo recht wie ein junger Mann ſich zu verlieben pflegt, er liebte aber bis auf Eine, die ihm bis zum Tode treu ergeben war, und noch jetzt ſeiner mit warmer Neigung gedenkt, ſtets unglücklich. Sein Charakter blieb immer untadelhaft in der Liebe wie in der Freundſchaft, aber Liebe und Freundſchaft erfreuten ihn nur wenig.

Das Theater in der Joſefſtadt wurde, als Raimund im Jahre 1813 bei demſelben engagirt war, von einem Herrn Joſef Huber dirigirt. Er war einſt Apotheker, und glaubte auch das Rezept, wie man ein Theater dirigirt, bereiten zu können. — Joſef Huber war der Bruder des Leopold Huber, der in derſelben Zeit das Theater in der Leopoldſtadt gepachtet hatte. — Die beiden Brüder bildeten ſich nicht wenig darauf ein, daß Joſef — die Joſefſtadt und Leopold — die Leopoldſtadt mit ihrer Bühnenleitung erfreute. Wir ſind geboren worden für dieſe Vorſtädte, pflegte der Apotheker zu ſagen. Sterben wir einſt, wird es der Welt vorkommen, als wenn dieſe Vorſtädte Witwen geworden wären; die Namen werden ihnen bleiben, aber ihre „**Männer**" ſind todt.

2.

Raimund fühlte ſich ſehr glücklich in ſeinem Engagement am Joſefſtädter-Theater. Nur die Kritiker in der „Theaterzeitung" und im „Sammler" ärgerten ihn. Beide Journale tadelten, daß er Ochſenheimer kopire; er aber bildete ſich hierauf nicht wenig ein. — Wie tief er in ſein Vorbild eingedrungen, beweiſt die Beurtheilung ſeiner Darſtellung als Franz Moor, über welche in der „Theaterzeitung" Folgendes zu leſen war:

> „Herr Raimund kopirte Herrn Ochſenheimer als Franz Moor, und wir müſſen bekennen, daß wir noch nie einen Schauſpieler ſein Muſterbild ſo genau, in jeder Nüance ſo getreu, ja ängſtlich copieren ſahen als Raimund. Alles was Raimund bringt, jede Fingerbewegung, jede Geberde, das Augenſpiel, ſelbſt das Athemholen u. ſ. w. iſt Herrn Ochſenheimer abgelauſcht. Herr Raimund iſt ein ſo getreues Echo ſeines Vorbildes, daß man dieſes zu ſehen und zu hören glaubt. Der Gang, der Mantelwurf, das Ausbreiten der Arme, das immer wiederkehrende Vor- und Rückwärtstreten, das bei Ochſenheimer ſogar unangenehm auffällt und wiederholt ſcharf getadelt wurde, alles hat Raimund Herrn Ochſenheimer abgeborgt. Man könnte verſucht werden, ein ſolches Kopiren zu loben, und Raimund das glänzendſte Zeugniß für ſeine feine Beobachtungsgabe und für ſein genaues Studiren jener Muſter, welche er für gut hält, auszuſtellen, wenn man nicht befürchten müßte, dem jungen Schauſpieler einen ſchlechten Dienſt zu erweiſen, denn der Kunſtjünger, welcher Andere kopirt und nicht aus ſich ſelbſt zu ſchöpfen vermag, bleibt immer ein untergeordnetes Mitglied des Theaters. — Man rief Herrn Raimund am Schluſſe des Trauerſpiels, wofür er wieder in Ochſenheimers Weiſe dankte, ja ſogar dieſelben Worte ſprach, welche Ochſenheimer als Franz Moor dem Publikum in Wien vortrug und zwar: „Ich bin häufig in der Lage, Gefühle zu äußern, die ich nicht habe, heute bin ich aber in der ſchönen Verlegenheit, ein Gefühl zu ha-

ben, das ich nicht äußern kann!" — Das nennt man doch copiren!"

Als der Lebzelter dieſe Rüge in der Theaterzeitung im Kaffeehauſe las, ſtahl er das Blatt, in welchem ſie enthalten war, und brachte daſſelbe ſeiner Frau nach Hauſe.

Da haſt Du es, Schwarz auf Weiß, daß Raimund kein Künſtler iſt, ſprach der Lebzelter. Siehſt Du, daß ich recht hatte, wenn ich ſagte: „Ein ſauberer Künſtler, welcher kopirt!" —

Ich habe es ſchon geleſen, das dumme Rezenſenten-Geſaſel! verſetzte die Frau. Raimund war bei mir, und hat mir es ſelbſt mitgetheilt.

So? Er beſucht Dich, wenn ich nicht zu Hauſe bin?

Muß er nicht, um ſich zu rechtfertigen. Er beſucht alle ſeine Gönner in der Joſefſtadt und ſpricht über dieſe hämiſche Kritik. —

Und wie rechtfertigt er ſich denn?

Er ſagt, die Stimme des Publikums gebe ihm über Alles, und dieſe ſei ſo laut und günſtig, daß er die Stimme der Kritik leicht überhören könne; aber er werde nicht ruhen, bis die Stimme des Publikums wie die der Kritik gleich vortheilhaft für ihn lauten würden.

Das wäre ſehr hübſch, indeß ſoll er auch auf meine Stimme hören, und dieſe ruft ihm zu: Meine Schwelle nicht mehr zu betreten, ſonſt könnte es ihn ein Mal gelüſten, mich, wie ich noch den Liebhaber bei Dir ſpielte, zu kopiren und da würde ich ihn dann auf eine Art applaudiren, an die er ewig denken müßte!

Du bleibſt doch immer ordinär!

Aber originell. Wie man einen zudringlichen Menſchen, der ein junges Weib in der Abweſenheit ihres Mannes beſucht, zu behandeln hat, das treff ich ohne Ochſenheimer mit dem Ochſenziemer!

Sapperment! Du wirſt ſogar witzig!

Alles aus Wuth über Dich!

Wenn Dein Witz mir nur nicht gefährlich wird.

Dir füge ich kein Leid zu, aber der Blondin ſoll meinen Witz noch fühlen. Das kannſt Du ihm ausrichten!

Dann erlaube mir, daß ich ſogleich zu ihm hinüber gehe, ſonſt kommt er heute noch ein Mal!

Wie? Was? Du willſt ſogar zu ihm hinüber? —

Wenn ich ihm Etwas ausrichten ſoll!

Da bleibſt Du ſitzen und rührſt Dich nicht vom Flecke! — Haſt Du nichts zu thun? — Die Geſellen haben drei Dutzend große lebzeltene Kinder gebracht, und keines iſt noch aufgeputzt. Da, nimm die roſenfarbnen Bänder und garnire die Kinder und mache kleine Maſchen auf ihre Häubchen und „faſche" ſie mit Gallonen ein.

O ich unglückliches Weib! Mit lebzeltenen Kindern muß ich mich befaſſen, indeß alle meine bekannten Frauen ſich mit ihren eigenen Kindern unterhalten!

Verwünſchtes Weib! Mit ihren entſetzlichen Anſpielungen! — Doch nur Geduld! —

Nun, wenn ich mit Dir keine Geduld habe, ſo —

Es wurde wieder geklopft.

Herein! brüllte der Lebzelter voll Wuth.

Der Schauſpieler Kindler trat ein.

Schon wieder ein Komödiant! brummte Herr Trur für ſich, und wieder ein junger! Am Ende kommt das geſammte Theatervolk zu mir, und hält hier ſeine Proben.

Ach Gott! ſagte Kindler, haben Sie das „Herein!" mit ſolcher Wuth ausgeſprochen, daß es beinahe wie „Hinaus!" geklungen hat.

Ei willkommen! Herr von Kindler, ſprach Frau Trur, was verſchafft uns denn die Ehre?

Ich komme von der Probe von den „Muſikanten uf dem Hohenmarkt.“ Sie wiſſen, heute Abend iſt ie Vorſtellung. Unſer Theaterſchneider iſt mit einem eblümten Schlafrock nicht fertig geworden, und ſo uß ich denn einen auftreiben! — Ich erfuhr von aimund, daß Sie, Herr Trur, einen ſolchen be- tzen. — Er und der Direktor Huber bitten Sie nun, ieſen Schlafrock für heute herzuleihen. Es geſchieht ichts daran, wir bedürfen des Schlafrockes nur für eute Abend. —

Dafür werde ich mich hüten! grollte der Lebzelter, ch brauche meinen Schlafrock ſelbſt.

Die dritthalb Stunden während der Vorſtellung gewiß nicht, erwiederte Kindler. Sie gehen ja ſelbſt ins heater. — Ehe noch das Stück zu Ende, ſchicke ich nen den Schlafrock durch den Garderobier mit Dank ck. —

Da iſt der Schlafrock, erwiederte die Frau geſchäf- g. Halten Sie ihn für geeignet, auf dem Theater zu rſcheinen?

Kindler beſah ihn, dann ſagte er:

Scharmant iſt er. So recht ſpaßig! Der altmodiſche Schnitt und die lächerlichen Farben! Der Schlafrock wird ſich prächtig ausnehmen!

Erlauben Sie, ich find' an meinem Schlafrock nichts Lächerliches. —

Aber wenn der gefoppte Ehemann ihn anlegt, und ſeinem Weibe eine Sittenpredigt darin hält. —

So? Alſo wird ihn Raimund tragen?

Verſteht ſich!

Ich gebe meinen Schlafrock nicht her.

Gut, ich werde es melden.

Aber Tobias! bat die Frau. —

Das Maul halte! wüthete Herr Trur.

Darf ich fragen, fuhr Kindler fort, in welcher Gaſſe Herr Ellauer wohnt?

Mein Kollega, der Lebzelter zum ſilbernen Schiff?

Ja.

Der wohnt in der Langengaſſe. Was wollen Sie bei dieſem?

Der ſoll auch einen ähnlichen Schlafrock beſitzen; ich will nun zu dieſem. Auch muß ich einen Zentner Wachs für den Direktor beſtellen und dort das Wachs kaufen, wo uns die Gefälligkeit mit dem Schlafrocke erwieſen wird. —

Zu was brauchen Sie denn das Wachs?

Für's Theater! Wir handeln Kerzen dafür ein, und kommen wohlfeiler dazu.

Und bezahlen das Wachs gleich bar?

Das verſteht ſich! Ich habe das Geld bei mir.

Erlauben Sie! Ein Geſchäft geht Allem vor. — Da iſt mein Schlafrock, ich befehle auf der Stelle meinem Hausknecht, den Zentner Wachs ins Theater zu bringen. — Ich bin ſogleich wieder da!

Der Lebzelter ging.

Als die beiden jungen Perſonen allein waren, lief Kindler auf die Frau hin, umarmte ſie und ſagte: Ach, Fanni!

Ach, Karl! liſpelte ſie.

Du biſt unglücklich verheiratet!

Sehr unglücklich!

Deine Eltern opferten Dich dem Gelde dieſes alten, grämlichen Mannes, mich wieſen ſie aus dem Hauſe, weil ich ein armer Teufel bin und nur von meiner Gage lebe!

Ach, Karl, Du haſt keinen Begriff was ich leide! — Mein Mann eifert mit Raimund. —

Ich eifere auch mit ihm. Ich habe ſchon erfahren, wie hoch Raimund in Deiner Gunſt ſteht. —

Ich liebe jeden Künſtler.

Auch unſerm alten Neukäufler!

Ach, der ſieht meinem Manne doch gar zu ähnlich!

Stille! Dein Tyrann kommt!

Herr Trux erſchien wieder.

Das Wachs iſt expedirt, ſagte er, ich bitte um das eld. —

Hier iſt es. Ich bitte um den Schlafrock, der Gar- erobier ſteht im Vorhauſe. Erlauben Sie, daß ich hm dieſes Kleidungsſtück übergebe!

Es darf mir aber nichts daran geſchehen!

Nicht eine Falte ſoll verdorben werden.

Haben Sie heute Abend eine gute Rolle, Herr on Kindler? fragte der Lebzelter.

Die Liebhaber in der Joſefſtadt ſind alle entſetz- ich! — In ernſten Stücken werden ſie ausgelacht, in omiſchen haben ſie nicht ſechs geſunde Worte zu ſagen! eute muß ich eine ganze Scene hindurch von einer anni fantaſiren, die nicht ein Mal vorkommt. Wenn nicht eine Fanni im Parterre ſich meiner er- armt, ſo bin ich troſtlos.

Meine Frau heißt Fanni!

Das hab' ich nicht gewußt! — da bitte ich tauſend Mal um Verzeihung, daß ich dieſen Scherz gewagt.

Muß die Fanni heißen, die nämlich, von der ie fantaſiren?

Gott bewahre! Ich fantaſire auch von einer „Tenorl" mir iſt das einerlei!

Sie erweiſen mir eine Gefälligkeit, wenn Sie „Tenorl" ſagen. —

Ihnen zu Liebe Alles.

Sie ſind ein charmanter Mann! Apropos, wollen Sie morgen bei mir ſpeiſen! — Ich höre, es ſei jetzt Sitte bei den Bürgern in der Joſefſtadt, daß ſo- ike Schauſpieler bei ihnen zu Tiſche gebeten werden.

Ja, der Kaufmann bei der „Schlange“ traktirt alle Sonntage zwei andere Künſtler. Raimund hat auch ſchon bei dieſem Kaufmanne geſpeiſt.

Nun, wiſſen Sie, der Kaufmann bei der Schlange mag ſich eine Schlange im Buſen erziehen; ich aber bin kein Liebhaber hievon. — Doch Sie, Herr von Kindler, ſcheinen mir ſehr reell zu ſein! Ich habe Sie neulich mit der Saukräutleriſchen (Sauerkräutleriſchen) auf dem Liniengraben begegnet. — Sie haben ſchon ihren Theil! Eine Bürgerstochter, die dereinſt das Haus zum „goldenen Brunn“ erbt. Ich gratulire Ihnen. —

Ihnen entgeht doch nichts, Herr Trur, erwiederte Kindler. Sie ſind ein feiner Beobachter! Ich werde morgen die Ehre haben, bei Ihnen zu erſcheinen; zu welcher Stunde wird geſpeiſt?

Schlag zwölf Uhr! Kommen Sie ja nicht ſpäter.

Kindler empfahl ſich kaum von Frau Trur, umarmte aber ihren Gatten und eilte zur Thüre hinaus.

Das iſt ein Mann! ſagte Herr Trur. So ſollten alle Schauſpieler ſein! Welch ein honneter Menſch iſt er in „Armuth und Edelſinn!“ Alle Menſchen glauben, er habe eine goldene Doſe geſtohlen! Sie glauben es um ſo mehr, weil er ſich die Taſchen nicht viſitiren läßt; endlich muß er doch ſeine Taſchen umkehren! Was hat er in ſeinen Taſchen? — Ein Stück Brot! — Iſt das ein Edelſinn bei ſolcher Armuth! Es geht nichts über Herrn Kindler. Einen Zentner Wachs hat er mir auch abgekauft. Er iſt mein Liebling!

⁂

Kindler war ein Schauſpieler des Joſefſtädter-Theaters, der wirklich in allen Bürgershäuſern beliebt war. Wenn er nicht bei Proben beſchäftigt war, lief er in allen Häuſern umher und machte den Bewohnern

Viſiten. Er zollte ihnen jede Aufmerkſamkeit, und verſtand ſich einzuſchmeicheln auf alle mögliche Weiſe. — Als Schauſpieler produzirte er die größte Unnatur. Wenn er nur ſechs Worte zu ſagen hatte, ſo zerhackte er dieſe in drei Theile; nach jedem Abſatze holte er hörbar Athem und glaubte, wenn er wie Einer, welcher den Dampf hat, ſpräche, ſo ſei er unwiderſtehlich. Dabei tänzelte er in Einem fort, zupfte ſich nach jedem Komma ſeiner Rede am „Jabot“ und ſpielte nie einen Liebhaber in Poſſen und Konverſationsſtücken, ohne einen weißen Hut und ein Foulard in der Hand. — Er wurde häufig ausgelacht, aber nie von einem Bewohner der Joſefſtadt, größtentheils von den Theaterbeſuchern aus der Stadt. — Wenn aber die Joſefſtädter einen jener abſcheulichen Menſchen ertappten, der ihrem Kindler nicht wohl wollte, ſo war es um ihn geſchehen. Er mußte aus dem Theater hinaus; die Joſefſtädter ruhten nicht eher.

Kindler wurde mit Raimund zu gleicher Zeit engagirt, und trat mit ihm auch an einem Abende in der „Parteiwuth“ auf. —

Kindler war der Jugendfreund Raimunds, ihm verdankte Raimund ſein Engagement in Wien, was er auch nie vergaß, und ſtets dankbar Kindlers gedachte. — Oft äußerte Raimund, wie Reibersdorfer in Vogls „Morgenblatt“ erzählt, in Gegenwart vieler Perſonen, daß er Kindler allein ſein Glück zuzuſchreiben habe. — Ein ſchöner Zug ſeines dankbaren, auch im Glücke unwandelbaren Herzens, und zugleich ein unverwerflicher Zeuge ſeiner ſeltenen Beſcheidenheit. Kindler lehnte jederzeit das Lob des Freundes ab, behauptete, daß Raimund doch nur ſich ſelbſt Alles zu verdanken habe, dann ſchmollte Raimund nach ſeiner kindlichen, argloſen Weiſe, und meinte, was er geſagt, ſei buchſtäblich wahr, und es müſſe ihn ärgern, wenn man ihm widerſpräche!

Es that Raimund weh, wenn er irgendwo einen Tadel über Kindler gedruckt las. — „Ich weiß es nur zu gut," ſagte Raimund, „daß Kindler eine Weiſe angenommen hat, welche unnatürlich iſt; ich würde viel darum geben, vermöchte ich, ihm ſeine Art zu ſprechen, ſeine Unruhe auf dem Theater, ſeine fieberhaften Zuckungen abzugewöhnen; ich habe ihn ſchon auf dieſe Fehler aufmerkſam machen wollen; wenn ich ihm aber die dringendſten Vorſtellungen gegen ſeine „Grimmaſſen" zu machen Willens war, ſo fehlte mir immer der Muth dazu; ich fürchtete, ihm wehe zu thun; ich ſchwieg, und dachte mir, den Joſefſtädtern gefällt er, was die Kritik von ihm ſagt, hält er für grundlos, ſo mag er fortſpielen in ſeiner Weiſe. Ich bin ihm Dank ſchuldig, und werde ihn, den herzensguten Menſchen, nie betrüben."

Der Abend der Einnahme Raimunds rückte heran.

Das Joſefſtädter Theater war ſeit Jahren nicht ſo voll.

Um vier Uhr war der Eingang zu dem Theater mit Menſchen, welche ſich im wahren Sinne des Wortes um Plätze ſchlugen, ſchon ſo beſetzt, daß kaum die Wachen zur Kaſſe gelangen konnten, um Ordnung zu halten.

Ein Drittheil der Sperrſitz-Beſitzer mußte über das Theater und über die Brüſtung des Orcheſters ins Parterre klettern.

Der Lebzelter und ſeine Frau befanden ſich unter den Unglücklichen, welche nur durch Ueberſteigen der Bänke auf ihre Sitze gelangen konnten.

Die junge Frau voltigirte leicht, und der Pöbel auf der letzten Gallerie fand keinen Anlaß zu Spott und Hohn.

Als aber der Lebzelter kam, der dicke, unbeholfene Mann, gekannt von der halben Joſefſtadt, als er, ängſtlich, bald den einen Fuß, bald den andern über die Brüſtung brachte, und wieder, wegen Mangel an einem feſten Boden, zurück zog; als er zuerſt den Hut, dann die Perrücke verlor, und den mit Angſtſchweiß bedeckten Kahlkopf producirte; als er endlich zu ſpringen verſuchte, und in die erſte Reihe der Sperrſitze kollerte, dabei ein paar Kinder ſchier erdrückte, die jämmerlich zu ſchreien anfingen, — da brach ein Halloh im vollen Hauſe aus, daß der Lebzelter beinahe ohnmächtig wurde.

Seine Frau reichte ihm die Perrücke und den Hut, und beſchwor ihn, doch endlich ſich niederzuſetzen.

Der Lebzelter fluchte.

Die letzte Gallerie höhnte noch mehr.

Bagaſch'! rief der Lebzelter einem Troſſe von Kerlen zu, welche in Hemdärmeln auf den erſten Bänken im letzten Stockwerke lümmelten, und vor ihnen ein Glas Gemiſchtes in den Händen hielten.

Bagaſch' da droben!

Das Wort „Bagaſche" drang zu den Ohren derjenigen, welche damit gemeint waren, und ſchon wollten ſich dieſe Luft machen, und einen Hagel von Schimpfwörtern niederfallen laſſen, da betrat der Kapellmeiſter das Orcheſter.

Stad! Runich! (Stille, ruhig) brüllten die Schuſterjungen und Wäſchermädchen aus der Lerchenfelderſtraße.

Das Orcheſter ſpielte die Ouverture.

Der Lebzelter ſprach während der Muſik mit ſeiner Frau. Während einer leiſen Paſſage hörte man ihn ſagen:

„Mein Uhrſtöckel hab' ich auch verloren!"

Neues Gelächter im Theater.

Die arme Frau drohte zu verſinken vor Verlegenheit.

3.

Endlich rollte der Vorhang in die Höhe.

Raimund erſchien in der ſechsten Scene.

Es währte fünf Minuten bis er ſprechen konnte.

Das Publikum applaudirte ſeinem Liebling ſo enthuſiaſtiſch entgegen, daß er unaufhörlich ſich verneigen mußte und vor Freude und Rührung nicht wußte, wie ihm geſchah.

Noch ſtürmiſcher wurde ſein Lied beklatſcht, das er ſelbſt mit der Violine begleitete.

Dem Publikum war es neu, daß Raimund die Geige ſpiele, und ſie ſo gut ſpiele.

Der Logenmeiſter behauptete zwar, Raimund ſpiele ſchlecht, aber es war Verläumdung. Raimund war recht geſchickt und die Walzer, welche er vortrug, waren ſo einladend zum Tanze, daß ſie auf allen Bällen, unter dem Titel „Raimund-Walzer“ beliebt waren.

Als der erſte Akt der „Muſikanten auf dem Hohenmarkte“ zu Ende war, wurde Raimund drei Mal gerufen.

Hinter einer der erſten Kouliſſen wartete ein Fremder auf ihn. Der Theaterfeldwebel meldete denſelben.

Ich komme, redete der Fremde Raimund an, Ihnen den Platz auf dem Theater zu bezahlen, den ich im erſten Akte eingenommen. Es war mir unmöglich, in das Parterre zu gelangen; ich wollte Sie jedoch ſehen, daher drängte ich mich hinter die Kouliſſen. — Geſtatten Sie mir, Ihnen dieſen Beitrag zu Ihrem Benefice einzuhändigen.

Der Fremde wollte Raimund eine zierlich geſtickte Brieftaſche übergeben.

Raimund wies das Geſchenk zurück.

Für Plätze hinter den Kouliſſen, ſagte er, nehme ich kein Geld an. Aus den Kouliſſen betrachtet, macht der Schauſpieler keinen guten Eindruck, und für einen ſchlechten Eindruck kann ich mich nicht bezahlen laſſen.

Sie bereiten mir Genüſſe, wo ich Sie immer ſehe. Vom Schnürboden betrachtet, würden Sie mir ebenfalls gefallen.

Sie ſind gar zu gütig.

Nur dankbar für Ihr ſchönes Spiel. Sie dürfen daher den kleinen Beweis meiner Dankbarkeit nicht verſchmähen.

Mit dieſen Worten wußte der Fremde Raimund in die weiten Falten ſeines Muſikantenmantels die Brieftaſche zu bringen.

Ehe noch Raimund dies zu verhindern vermochte, war der Fremde verſchwunden.

Raimund ſuchte ihn vergebens auf der Bühne.

Niemand wußte, wohin er gekommen war.

Ein ſonderbarer Menſch! ſagte Raimund, und betrachtete die Brieftaſche. Wenn ich nur wüßte, wer er iſt! —

Fräulein Gleich, die Tochter des Dichters und nach zehn Jahren Raimunds Gattin, im Stücke das Weib Kratzerls, trat auf Raimund zu und neckte ihn:

Gewiß ein Geſchenk von einer Geliebten, bemerkte ſie.

Warum nicht gar! erwiederte Raimund. Von einem Unbekannten rührt die Brieftaſche her. Ich wollte ſie nicht annehmen; er drang ſie mir auf, und nun iſt er fort!

Gewiß wird ſein Name oder eigentlich ihr Name, der Verehrerin Name nämlich, in der Brieftaſche zu leſen ſein. —

Ueber die Neugierde der Damen! verſetzte Raimund. Jetzt öffne ich die Brieftaſche auf keinen Fall; wenn ich nach Hauſe komme, werde ich ihren Inhalt ſchon kennen lernen.

Mir recht! verſetzte Louiſe. Mir können Ihre Geheimniſſe gleichgiltig ſein!

Der zweite Akt begann.

In dieſem Akte ward die Handlung albern; eben ſo ſchlecht iſt die Handlung im dritten Akte. Raimunds wirkſames Spiel rettete beide.

In der Scene, in welcher Adam Kratzerls Unwillen, über ſeine unglückliche Heirat, den höchſten Grad erreicht, und er ſeinem leichtſinnigen Weibe (Fräulein Gleich) zuruft:

„Ein ſolches Geſchöpf wie Du biſt, hätte ich nie heiraten ſollen; Du haſt kein Herz, kein Gemüth, kein Gewiſſen; Du biſt nur auf die Welt gekommen, mich unglücklich zu machen!“

und dann von der Bühne fortſtürzt in wilder Verzweiflung, applaudirte das ganze Haus, und Raimund wurde ſtürmiſch gerufen.

Als er in die Kouliſſe kam, ſtand der Unbekannte wieder vor ihm.

Bravo! rief er; dieſe Scene war wieder meiſterhaft. Sie ſpielten ſie mit großer Wahrheit. Möge ſie nie zur Wahrheit werden.

Als Raimund dem Fremden Etwas erwiedern wollte, war dieſer ſchon wieder verſchwunden.

Ein wahrer Hexenmeiſter! ſagte Raimund. Er kommt, man weiß nicht woher; er geht, man weiß nicht wohin. Ich glaube, er iſt ein guter Freund vom

Theatermaſchiniſten, und dieſer läßt ihn durch die Verſenkung herauf und herunter nach Gefallen.

Das Stück wurde zu Ende geſpielt.

Raimund wurde nach demſelben noch drei Mal gerufen.

Als er nach Hauſe kam, gedachte er wieder des Fremden.

Wenn ich nur wüßte, wer dieſer Mann iſt! Er hat ſo etwas Geheimnißvolles! — Da habe ich noch ſeine Brieftaſche! — Vielleicht ertheilt mir dieſe einige Auskunft über ihn!

Er öffnete ſie.

Eine „Hundert Gulden-Note“ lag darin.

Sapperment! ſagte **Raimund**, der iſt freigebig.

Raimund viſitirte die Brieftaſche genauer.

Ah! Hier ein Zettel!

Raimund las:

„**Ein ſolches Geſchöpf wie Du biſt, hätte ich nie heiraten ſollen; Du haſt kein Gemüth, kein Gewiſſen; Du biſt nur auf die Welt gekommen, mich unglücklich zu machen!**“

„Mögen dieſe Worte nie zur Wahrheit werden!“

Ei das ſind ja dieſelben Worte, ſagte **Raimund**, die ich auf dem Theater meinem Weibe zurief und worüber ſie mich dann boshaft verhöhnt, welches die **Gleich** vortrefflich machte. — Wie kommt der Fremde zu dieſer Stelle aus meiner Rolle, noch ehe er ſie gehört? Die Brieftaſche gab er mir ja ſchon nach dem erſten Akte! — Und was will er damit ſagen! — Glaubt Er, ich könnte mich einſt unglücklich verheiraten! — da irrt er ſehr! — **Ich heirate nie.** —

Der Theater-Kaſſier erſchien bei **Raimund**.

Er brachte den Ertrag des Abends.

Herr **Raimund**, ſagte er, ein ſolches Benefice habe ich im Joſefſtädter Theater noch nicht erlebt. In dem kleinen Hauſe iſt größtentheils in einer ganzen Woche nicht eingegangen, was Sie an einem Abende eingenommen. Für die Logen des Grafen Czernin, des Baron Rothſchild, der Baronin Geymüller, des Grafen Czaky, des Grafen Palffy, erhielten Sie für jede Ein Hundert Gulden; für die andern 60, 50 und für keine weniger als 40 Gulden. Se. kaiſ. Hoheit Erzherzog Anton, welcher ſich ſehr unterhielt, ließ den Betrag für die Hofloge verſiegelt abgeben. Kein Sperrſitz ging unter 5 Gulden ab. — Sie haben nach meiner Berechnung 1600 Gulden eingenommen.

Ich kann es ſchon brauchen! bemerkte Raimund.

Hier noch ein kleines Packet! ſagte der Logenmeiſter, vielleicht von einer Dame. Es fühlt ſich ſo an, als wenn eine Brieftaſche darin enthalten wäre.

Raimund öffnet das Packet.

Es lag wirklich eine Brieftaſche darin, ganz ſo wie jene, welche Raimund auf dem Theater erhielt.

Er blickte hinein.

Es lag im erſten Fache eine Hundert-Gulden-Note, im zweiten Fache derſelbe Zettel, mit denſelben Worten wie in der erſten Brieftaſche.

Zum Teufel! ſagte er. Jetzt wird es mir ſchon zu dick! — Will mich denn Jemand miſtificiren!

Herr Forſcher, redete Raimund den Kaſſier an, vermögen Sie ſich nicht zu erinnern, wie der Mann ausſah, welcher Ihnen dieſes Packet übergab, oder kennen Sie ihn etwa?

Ich habe ihn niemals geſehen! verſetzte der Kaſſier. — Ich bemerkte an dem Manne nichts Auffälliges, als daß er klein und kräftig iſt, einen ſchwarzen ſtarken Bart trägt und Augen beſitzt, welche Einen zu durchbohren ſcheinen.

Derſelbe! derſelbe! der auf dem Theater zu mir kam, rief Raimund. Ich werde doch noch dahinter kommen, wer er iſt!

Auf jeden Fall ein guter Freund.

Gewiß! gewiß ein ſehr guter Freund, aber ein guter Freund, der mich ängſtigt!

Er wünſcht Ihnen vielleicht beſonders aufzufallen. Er hat mir nun 200 fl. für einen Platz hinter den Kouliſſen bezahlt. So etwas fällt einem armen Schauſpieler auf, auch ohne daß der Mäcen noch wie ein „Zauberer“ auftritt.

Herr Forſcher, nehmen Sie hier 25 fl. für Ihre Mühe! ſprach Raimund. Dann gebe ich Ihnen hier 20 fl. für den armen Choriſten Bezeck, der vorgeſtern gepfändet wurde, und 30 fl für den Theatermeiſter und ſeine Leute; ich habe ſie bei den Proben gar ſehr ausgezankt, aber es mußte ſein!

Wenn Sie Ihr Geld verſchenken, Herr Raimund, was bleibt Ihnen dann?

Ich kann nicht viel verſchenken, Freund; ich habe Schulden zu bezahlen, welche mich drängen. Ich habe von Oedenburg und von Raab Abſchied genommen, ohne meinen Gläubigern etwas Anderes, als eine Karte mit den Worten pour prendre congé zu hinterlaſſen; die Gläubiger waren gutmüthig genug, mir bis zu meinem Benefice Zeit zu laſſen. Das Benefice iſt da; jetzt heißt es Wort halten. — Eine Sache drängt mich beſonders. — Ich bin von Raab fort, und hatte an eine arme Frau, bei der ich wohnte, noch 12 fl für das Zimmer zu entrichten, das ſie mir einräumte. — Meine ganze Barſchaft beſtand bei der Abreiſe in 12 fl. — Hätte ich dieſe hingegeben, ſo hätte ich von Raab bis Wien mit dem Hut in der Hand fechten gehen können. Das wollte die gute Alte nicht. Sie begnügte ſich mit einem alten Kaput als Pfand; aber dieſer alte Kaput iſt nicht 12 Groſchen werth; es müßte ihn nur einſt ein Engländer kaufen, der eine Sammlung merkwürdiger Oelflecke von der Theaterbeleuchtung in Raab, in Schauſpielerröcken anlegt. — Dieſe 12 fl werden zuerſt bezahlt. — Der braven Frau ſende ich morgen 50 fl., damit ſie ſieht, daß ich ein ehrlicher und dankbarer Menſch bin. —

Sie wollen 38 fl. mehr geben, als Sie ſchuldig ſind? Solche Intereſſen verlangt kein Wucherer! —

Meine Dankbarkeit legt mir wucheriſche Intereſſen auf. Madame Sauer, Salzverſchleißerswitwe in Raab, blutarm und kreuzbrav, erhält morgen mittelſt Poſtwagen franco 50 fl. und ein Schreiben ſo herzlich und warm, als wenn ein Sohn ſeiner Mutter ſchriebe.

Sie ſind ein edler Menſch! Gott ſegne Sie.

Mit dieſen Worten entfernte ſich der Kaſſier.

Kaum war er fort, und Raimund mit dem Ueberzählen ſeiner „Einnahme“ beſchäftigt, ſo ging die Thüre auf, und der bekannte Schauſpieler Reitzenberg trat ein.

Da komme ich zur glücklichen Stunde, ſagte Reitzenberg. Die Lais muß man an der Toilette, den Lukull beim Mahle, den Kröſus beim Geldzählen überraſchen. Guten Abend, Herr Raimund!

Gehorſamer Diener! erwiederte Raimund. Ich bin ein Schauſpieler des Joſefſtädter-Theaters, alſo kein Kröſus. — Mit wem hab ich die Ehre, um halb eilf Uhr in der Nacht zu ſprechen?

Raimund raffte ſein Geld zuſammen, verſchloß daſſelbe in ſeinen Kaſten und ſteckte den Schlüſſel zu ſich.

Halt! fuhr Reitzenberg auf. So haben wir nicht gewettet. — Ohne Geld kein Schweizer!

Sie ſind vielleicht der Schweizer in den Räubern?

Mehr, viel mehr! Herr Raimund. Ich bin Karl

Moor. — Sie müſſen mich ja kennen; ich bin Reitzenberg, der Ungenirte, bin Karl Moor, Abällino, der Straßenräuber aus Kindesliebe, bin —

Und wollen bei mir eine Gaſtrolle ſpielen?

Ja, Herr Raimund, aber das Honorar verlange ich ſogleich. Mit fünfzig Gulden können Sie mich los bekommen. —

Raimund holte einen Stock hervor.

Erlauben Sie; ich hoffe dies wohlfeiler zu richten!

Herr Raimund, ſagte Reitzenberg, ſo verfährt man nicht mit einem Kollegen. —

Ein Kollega, welcher wie ein Räuber zur Nachtzeit in mein Zimmer dringt, erkenne ich nicht als ſolchen.

Zur Nachtzeit! Bei mir fängt jetzt der Tag erſt an. — Ich war hier neben an, im Kaffeehauſe, verſpielte 30 fl. — Da zog mir ein Spieler den Ueberrock aus, weil ich die 30 fl. ihm nicht bezahlen konnte; dem Marqueur war ich ſeit einigen Tagen 8 fl. für Punſch ſchuldig, der griff nach meinem Hut und Frack. — Das kränkte mich zwar wenig; ich bin dergleichen ſchon gewohnt, aber daß man Sie, Herr Raimund, unaufhörlich lobte, und Sie als ſoliden Schauſpieler pries, indeß ich als Lump geſchildert wurde; dies ging mir nahe, und da die Gäſte des Kaffeehauſes erzählten, Sie hätten heute ein Tauſend Thaler eingenommen, ſo dachte ich, das Muſterbild der Solidität muß Etwas von ſeinem Beneſice herausgeben! — Finden Sie dies nicht natürlich?

Natürlich nicht, aber unverſchämt! — Ich erſuche Sie, ſich zu entfernen. —

Herr Raimund, geben Sie 50 fl. einem armen Kollegen. Gegen 38 fl. will ich Ueberrock, Frack und Hut auslöſen und den Ueberreſt für Punſch verwenden. Hol' mich der Teufel, ich will auf Ihre Geſundheit trinken.

Ich bitte Sie dies beſſer zu machen, indem Sie ſich entfernen, ſonſt werde ich vor Aerger krank.

Sie geben mir nichts?

Keinen Heller! — Ihre Weiſe iſt nicht die, um von mir Etwas zu erhalten. — Wenn Sie zu mir gekommen wären, und mich erſucht hätten, da Sie auch Schauſpieler und in Geldverlegenheit ſind, Sie mit einem Betrage zu unterſtützen — Herr, ich weiß nur zu gut, was Noth iſt, — ſo würde ich gewiß nicht ohne Theilnahme für Sie gehandelt haben. —

Erlauben Sie mir, derlei kann ich mir auch einſtudiren; — alſo hören Sie, Herr Raimund, ich gehe auf Ihr Anſinnen ein.

Er ging aus dem Zimmer, und klopfte an.

Raimund rief: „Herein!"

Reitzenberg trat demüthig vor, und begann ganz zerknirſcht und mit ſcheinbar unterdrücktem Schmerze:

Edler Mann! — Der Ruf, den Sie ſich als Künſtler und Menſch erwarben, veranlaßt mich, Sie zu bitten, da Sie heute eine enorme Einnahme gemacht haben, mir mittelſt eines bedeutenden Betrages aus meiner unverſchuldeten Noth zu helfen.

Schon gut! erwiederte Raimund.

Er ſperrte ſeinen Kaſten auf, und gab Reitzenberg 20 fl.

Hier, Herr Reitzenberg, ſagte er, nehmen Sie dieſe 20 fl. Beitrag von mir, Ihrem Kollegen. — Ich ſitze ſelbſt noch nicht im Rohre, ich habe Schulden und zwanzig Gläubiger drängen mich, aber ich will Ihnen doch gefällig ſein. Ich wünſche, daß jeder Kollege —

O weh! ſagte Reitzenberg, nur zwanzig Gulden, und ich ſpielte Ihnen da eine Komödie vor, trat in der Rolle eines Demüthigen auf, die ich auf dem Theater nicht für 100 fl. übernehme. — Nein, nein, mein Lieber, das iſt nichts! da müſſen Sie noch 30 fl. zulegen. — Schnell, ſchnell, ehe Sie die „Spinde“ verſchließen! — Schnell, ſonſt wird das verdammte Kaffeehaus zugeſperrt, und ich kann in dieſem Schneegeſtöber in Hemdärmeln nach Hauſe gehen.

Ich gebe Ihnen nicht mehr. Auf Ehre!

Wenn ich Ihnen einen noch kriechenderen Heuchler vorſpiele, auch nicht?

Auch nicht.

Geben Sie her! — Und nun ſagt Ihnen Reitzenberg noch ein par Worte! Ihr Schmutz, Ihre Knickerei ſoll Ihnen vergolten werden! Sie ſollen daran denken, mich auf eine ſo ſchmähliche Weiſe behandelt zu haben! — Sie Bänkelſänger, Sie Hüttenkomödiant! Sie Affe Ochſenheimers! — Wenn Sie wieder den Franz Moor ſpielen, pfeife ich Sie aus, Sie erbärmlicher Kopierer! — Hol' Sie der Teufel, Sie Stümper, welcher nur in Wien, in der Joſefſtädter Theater-Boutique gefallen kann, ſonſt aber überall ausgepocht wird! Im kleinſten Städtchen Norddeutſchlands, wenn Sie ſich erfrechen ſollten, dort ſpielen zu wollen, werden Sie mit Aepfeln und Eiern geworfen. Gute Nacht, Herr Schund ohne Talent!

Raimund war wie verſteinert.

Wohl kannte er Reitzenberg von ſeinem Renommé aus. Raimund wußte, daß dieſer entſetzliche Vagabund noch Jedem ſeiner Kollegen, beſonders aber ſeinen Direktoren, arg mitgeſpielt, ja, daß er in Leipzig und Berlin ſelbſt dem Publikum die frechſten Beleidigungen ins Geſicht geſchleudert. Raimund wußte auch, daß Reitzenberg aus zwanzig Städten fortgewieſen und von zwanzig Städten durchgegangen war, aber daß er in ſolcher Weiſe eine Wohlthat, und zwar das Geſchenk noch in der Hand haltend, mit Hohn, Schimpf und Beleidigungen vergelten würde, darauf war der gute Raimund nicht gefaßt. —

Er wurde ganz kleinmüthig und betäubt über dieſe ſchändliche Behandlung.

Reitzenberg war damals im Theater an der Wien engagirt.

Wenn er eine Rolle im nüchternen Zuſtande ſpielte, war er vortrefflich. Seine Befähigung als Schauſpieler war entſchieden, aber im Leben war er die verworfenſte Perſonage, die je gelebt.

Einmal kam Reitzenberg betrunken auf die Bühne an der Wien. Es ſollte „Graf Waltron“ gegeben werden, und Reitzenberg den Waltron ſpielen.

Das Haus war außerordentlich voll.

Reitzenberg konnte weder gehen noch ſtehen. Seine Zunge war ſo ſchwer, daß er nur zu lallen vermochte.

Der Regiſſeur Scholz (Vater des beliebten Komikers) ſtellte Reitzenberg zu Rede.

Hol' Euch alle der Teufel! lallte Reitzenberg. Gebt ein anderes Stück! Ich bin beſoffen und ſpiele nicht! —

Graf Palffy iſt außer ſich, ſagte Scholz. Es iſt halb acht Uhr, das Publikum tobt, und will, daß das Stück beginne!

Der Graf Palffy — ſoll ſelbſt — den Waltron — ſpielen! Ich ſpiele nicht! — He, Palffy, rief er, alter Excellenzer! ſpielt einmal ſelbſt Komödie, und dirigirt nicht blos! — Requiſiteur, eine Matratze in jenes Zelt, (das Theater ſtellte ein Lager vor) Reitzenberg wird ſeinen Rauſch ausſchlafen!

Ein anderer Schauſpieler übernahm ſchnell die Rolle Waltrons.

Am andern Tage echappirte Reitzenberg, blieb der Theaterkaſſa 800 fl. Vorſchuß ſchuldig, und prellte den Wirth Brecht, im ſogenannten Unterkammerhauſe nächſt dem Theater, um 200 fl.; anderer Schulden nicht zu gedenken.

Oft erzählte Raimund die Scene mit Reitzenberg nach ſeinem Benefice im Joſefſtädter-Theater, und immer ſetzte er bei:

Ein ſolches Talent, wie Reitzenberg, ein wahrer Künſtler, wenn es keine Wirths- und Kaffehäuſer gebe, und eine ſo verwilderte Natur! Ich könnte weinen um ihn, wie um eine verlorne Seele!

4.

Am andern Tage ſchrieb Raimund mehrere Briefe an ſeine Gläubiger. Diejenigen, welche ſich in Oedenburg und Raab befanden, erhielten ihr Geld durch die Poſt, die, welche in Wien lebten, bezahlte er ſelbſt, und einen Schneider in der Joſefſtadt, Keilmeyer hieß er, vor allen.

Die Geſchichte mit dem Schneider war folgende: Als Raimund nach Wien kam, war ſeine Garderobe in einem ſo kläglichen Zuſtande, daß ihm der Theaterdirektor Huber einen Kaput leihen mußte, daß Raimund doch einigermaßen anſtändig auf der Probe erſcheinen könne. Hubert war korpulent, Raimund mager; der Rock hing an ihm, wie an einem Kleiderſtocke.

Raimund zog drei Nachtleibchen, einen Frack, einen Spenſer an, und dann erſt den Kaput, und ſah noch immer aus, wie Einer, welcher im Spitalkittel herumläuft. —

Raimund ging zu zwanzig Schneidern in der Joſefſtadt. Keiner wollte auf Kredit einen ganzen Anzug anfertigen. Da wanderte Raimund auch ins Lerchenfeld. Dort entdeckte er auf einer verwitterten ſchwarzen Tafel den Namen Keilmeyer und die Worte: Herrenſchneider. Raimund faßte ein Herz. Er ging zu Keilmeyer, der Schneider zeigte ſich willig, wenn Raimund über die Farbe des Kaputs nicht wählig ſei. —

Alles eins! antwortete Raimund, meinetwegen blitzblau!

Nein, ſemmelgelb, verſetzte der Schneider.

Raimund griff zu.

Wiſſen Sie, Herr Keilmeyer, ſagte Raimund, was ich thue, wenn dieſer Rock gar zu närriſch ausſieht, dann laß ich ihn grün färben! Aber einen ſchwarzen Frack, ſchwarze Beinkleider und eine ſchwarze Weſte machen Sie mir doch auch?

Mit Vergnügen, Herr von Raimund, verſetzte der Schneider, Alles meinem Weibe zu Liebe, welche Sie gar ſo gerne ſpielen ſieht.

Die Kleider wurden fertig, aber welch ein Schnitt!

Der gute Schneider aus dem Lerchenfelde bekümmerte ſich wenig um die letzte Wiener Mode.

Wie er vor zehn und fünfzehn Jahren ſeine Röcke zugeſchnitten hatte, ſo ſchnitt er ſie noch immer zu.

Raimund ſah aus, wie ein Stutzer aus dem Jahre 1800, aber daran lag ihm nichts.

Keilmeyer ſorgte für neue Garderobe; um dieſen Preis ließ ſich Raimund Alles gefallen.

Keilmeyer verpflichtete Raimund durch neue Garderobe ſo ſehr, daß er ihm auch eine treue Kundſchaft blieb, als er zu Wohlſtand gelangte.

Als Raimund den luſtigen Fritz ſpielte, einen flotten Menſchen, der nach dem letzten Journal ſich kleiden muß, war es wieder Keilmeyer, welcher den Frack u. ſ. w. lieferte.

Aber, lieber Raimund, äußerte ſich einſt der Verfaſſer dieſes Romans, Du ſiehſt ja aus wie ein Tanzmeiſter aus den neunziger Jahren!

„Das ſeh ich nicht ein, verſetzte Raimund. Ich habe meinem Schneider meine Rolle vorgeleſen und er paßte mir genau das Koſtume an!“

Vielleicht erinnern ſich noch manche Leſer an den „luſtigen Fritz“ und an den granatfarbnen breiten Frack à la Robespierre mit ſtahlblauen Knöpfen, an die kurzen weißen Hoſen mit ſehr langen, weißen Knieſchleifen aus Seidenbändern; Alles nach der Fantaſie Keilmeyers und aus Raimund's Dankbarkeit für ihn!

* * *

An demſelben Morgen, an welchem Raimund ſo geſchäftig war, ſeine Schulden zu bezahlen, kam Joſef Huber, ſein Direktor, zu ihm.

Joſef Huber war ein ſehr einfacher und bornirter Mann, ſprach ein Deutſch, welches noch unter dem Wienerdialekt ſtand und hatte ſich lange Jahre in Nikolsburg als Apotheker aufgehalten. Seine Bildung ſtand auf der unterſten Stufe.

Vom Theater verſtand er ſo wenig als ein Schornſteinfeger von der Aſtronomie, aber er hatte ſeines Bruders Theaterſtücke geleſen und geſehen, „die Sternenkönigin,“ „die Teufelsmühle am Wienerberge,“ „der Teufelsſtein von Mödling“ u. ſ. w., lauter Stücke, die eigentlich Hensler ſchrieb, welche aber mit der Firma Leopold Huber aufgeführt wurden, und welche Stücke Joſef Huber für das Höchſte hielt, welches je die dramatiſche Dichtkunſt hervorgebracht.

Theaterdirektor war Leopold Huber, Theaterdirector war Joſef Huber; erſterer war Dichter, — was war natürlicher, als daß letzterer ebenfalls Dichter ſein wollte!

Gut iſt es gegangen, lieber Raimund, redete Huber, Raimund an. „Die Muſikanten auf dem Hohenmarkt“ können durch einen ganzen Monat alle Tage bei vollem Hauſe gegeben werden: — wir müſſen aber doch auf eine neue Piece denken, eine Piece, in welcher Sie wieder eine Hauptrolle haben. Hier habe ich eine, leſen Sie ſie, und ſagen Sie mir Ihre Meinung.

Wie heißt ſie denn dieſe Piece! fragte Raimund.

„Die Seſſelträger in Wien.“

Von wem iſt ſie denn!

Das iſt noch ein Geheimniß.

Iſt ſie gut?

Ich darf nichts ſagen. —

Herr Direktor, verſetzte Raimund mit einigem Schrecken, Sie werden doch nicht ſelbſt der Verfaſſer ſein!

Und wenn ich es wäre?

Herr Direktor, erwiederte Raimund, dann wäre mir leid, ich könnte aber in dieſem Stücke nicht ſpielen. Sie haben mir einmal eine Poſſe in einem Akt aus Ihrer Feder, unter dem Titel: „Das Rendezvous auf der Bettlerſtiege“ vorgeleſen, Herr Direktor, ich bin nicht im Stande in Stücken zu ſpielen, welche —

Was Sie geleſen haben, war ein Stück in einem Akte; in dieſem konnte ich meinem Witze nicht die Zügel ſchießen laſſen, aber in den „Seſſelträgern,“ welche drei Akte haben, ſetzte ich meinem Humor keine Schranken.

Ich will das Stück leſen, erwiederte Raimund. Laſſen Sie es mir hier.

Und nur noch eine Bitte. — Sie wiſſen recht gut, wie kurz mich mein Bruder hält. Das Joſefſtädter-Theater behandelt er nur als eine Filialanſtalt des Theaters in der Leopoldſtadt, und da er mir Geld vorgeſtreckt und mich als Direktor hier eingeſetzt hat, ſo glaubt mein Bruder, er könne mit meinen Mitgliedern ſchalten und walten, wie es ihm beliebt. So hat er mir meine beſte Sängerin und Schauſpielerin, Fräulein Schätzl, weggenommen; dieſe tritt ſchon Montag im Leopoldſtädter-Theater als „Donauweibchen“ auf. — Die nächſte Acquiſition ſollen Sie ſein, um dem Ignaz Schuſter, der täglich mehr in der Gunſt des Publikums und in ſeinen Gagen-Forderungen ſteigt, einen tüchtigen Rivalen an die Seite zu ſetzen; — lieber Raimund, ich beſchwöre Sie, widerſtehen Sie den Lockungen meines Bruders! —

Widerſtehen Sie, wenn Sie mich behalten wollen, verſetzte Raimund, Sie haben ja einen Kontrakt mit mir abgeſchloſſen. —

Meinem Bruder gegenüber gilt kein Kontrakt mit den Joſefſtädter Schauſpielern. Er iſt wie der Napoleon; er ſagt: ich will, und es geſchieht! — Ich beſchwöre Sie nur, daß Sie ſeinem Wunſche ſich nicht fügen! Thun Sie dies den Joſefſtädtern zu Liebe, deren entſchiedener Liebling Sie ſind! — Wer weiß, was Sie in der Leopoldſtadt für ein Schickſal haben würden. —

Ich glaube, ich würde nicht mißfallen, erwiederte Raimund. Es kommen ja dieſelben Perſonen, welche das Joſefſtädter-Theater beſuchen, auch in die Leopoldſtadt!

Sie alſo könnten undankbar an mir handeln?

Nein, nie. Aber meine künſtleriſche Ehre fordert einige Rückſicht. Ich verſpreche, daß ich meinen Kontrakt mit Ihnen nicht breche; trägt mir aber Ihr Herr

Bruder Gaſtrollen an, ſo geſtatten Sie, daß ich dieſe auf dem Theater in der Leopoldſtadt ſpielen dürfe.

Gut, dies gehe ich ein!

Der Theaterdiener trat nun ein und meldete Frau Schandel vom Temeswarer Theater.

Frau Schandel hat ausdrücklich nach Ihnen gefragt, berichtete der Bühnen-Galoppin. Sie folgt mir auf dem Fuße.

Herr Raimund ließ Frau Schandel eintreten.

Raimund prallte zurück.

Frau Schandel war ſeine frühere Geliebte, aber jetzt verheiratet, und wie Raimund bemerkte, war ſie auf dem Punkte, bald Mutter zu werden.

Wie? ſagte Raimund, Afanaſia, Du biſt Frau Schandel?

Ja, ich bin die Unglückſelige, antwortete Afanaſia. Seit Oedenburg, ſeit anderthalb Jahren ſahen wir uns nicht; ich ging nach Temeswar, lernte dort den Heldenſpieler Schandel kennen; er beſtürmte mich mit ſeiner Liebe; Du warſt ferne; ich widerſtand ihm nicht; — ach, er ſchmeichelte ſo ſüß; er ſpielte ſo meiſterlich den Benjowsky. — Ich ward ſein Weib! — Nach drei Monaten verließ er mich und befindet ſich jetzt in Peterwardein, vielleicht gar in Belgrad. — Als eine Betrogene, Verlaſſene komm ich zu Dir! — Ferdinand; — gedenke Deiner Schwüre, nimm mich bei Dir auf!

Als Gattin eines Andern? Afanaſia, entgegnete Raimund, was mutheſt Du mir zu? —

Ach, Du weißt, wie die Ehen bei dem Theater ſind! — Es koſtet Dich ein Wort, und ich bin Madame Raimund.

Ich bedanke mich höflich! Nein, gute Afanaſia, das iſt nichts! — Wäreſt Du wie Du warſt, wer weiß, was ich gethan hätte, um meine Schwüre zu löſen; allein, Du haſt ſie gebrochen. Wir ſind getrennt für immer! — Doch ſetze Dich, arme Betrogene, ich finde Dich ganz erſchöpft, — ich kann Dich in dieſem Zuſtande nicht vor mir ſtehen ſehen!

Madame Schandel ſetzte ſich.

Die muß einmal ſchön geweſen ſein! liſpelte Huber dem Raimund zu.

Einmal, ſagte Raimund, vor etwa zwei Jahren!

Ich habe mich auf der Reiſe ganz ausgegeben, fuhr Madame Schandel fort. Zwölf Tage war ich unter Weges; mit dreißig Gulden machte ich mich auf; dieſe brauchte ich für meinen Unterhalt in den Wirthshäuſern. Ein Fruchthändler nahm mich in ſeinem Wagen mit. Er verlangt 20 fl. für den Platz, den er mir anwies. Ferdinand, der Fruchthändler wartet auf mich bei den „drei Hackeln" neben an! Ferdinand, ſende dem Manne die 20 fl. durch den Theaterdiener, damit er mir meinen Koffer ausfolgen laſſe!

Das will ich wohl thun, erwiederte Raimund, und gab das Geld dem Diener.

Und nun, ſagte Frau Schandel, laß mich bei Dir wohnen, bis ich ein Engagement finde.

Du bei mir wohnen? — In Deiner Verfaſſung? Eine Frau, jeden Moment eine Vermehrung der menſchlichen Geſellſchaft erwartend, bei einem ledigen Manne?

Mich genirt das nicht.

Aber mich!

Mein Gott! mir erbarmt die Aermſte! verſetzte Huber; wie wäre es, wenn wir ſie, bis die Kataſtrofe vorüber, indeß bei der Frau Kreiſlerin einquartierten; Frau Kreiſlerin hat ja mehrere ſolche Damen in Koſt und Wohnung.

Gott lohne es Ihnen, edler Mann! rief Aſanaſia. Sie ſind gewiß Kollega meines Ferdinands? — Spielen vielleicht zärtliche Väter?

Zuweilen, verſetzte Huber, eigentlich bin ich Direktor in der Joſefſtadt. —

Herr Huber junior? O ich habe von Ihnen geleſen. Sie geben Einnahmen den Armen, o, geben Sie mir auch ein Benefice! — Ich beſchwöre Sie.

Madame, ſagte Huber, davon ein ander Mal! — Sagen Sie mir, wann Sie wieder die Bühne betreten zu können, in der Lage ſein werden?

Morgen ſchon könnten Sie „die Indianer in England“ auf das Repertoire bringen, in welchen ich als Gurli unwiderſtehlich bin; — fragen Sie Raimund. —

Nein, nein, das wäre unmöglich, erwiederte Huber, aber vielleicht in ſechs Wochen. Jetzt wünſchte ich, daß Sie es ſich in Wien bequem machten.

Trachten Sie, daß Sie ſie hier fortbringen, bat Raimund leiſe.

Kommen Sie, Madame Schandel, ſagte Huber; ich ſelbſt führe Sie zu Madame Kreiſterin.

Und wer bezahlt für mich die Kreiſterin? fragte Afanaſia.

Die Direktion! rief Raimund. Solche Dinge beſtreitet immer die Direktion; dieſe kann auch gelegentlich den Konto für gehabte Auslagen an den Uibelthäter nach Peterwardein oder Belgrad ſenden!

Huber lachte herzlich über Raimund, nahm Afanaſia an den Arm und führte ſie fort.

Adieu, Ferdinand! rief Madame Schandel, und ſchleppte ſich aus der Stube.

Gehorſamer Diener! erwiederte Raimund.

Als Afanaſia fort war, ſagte er:

Der Gouverneur im Benjowski, Herr Loſer, hat mich vor dieſer Afanaſia gewarnt, aber ich leichtgläubiger, junger Menſch glaubte ihm nicht. — Sie denkt nun, ich wäre noch ſo albern wie vor anderthalb

Jahren, und ging dreiſt hieher, mich wieder zu gängeln. — Das wäre eine hübſche Geſchichte! da könnte man zu einer Familie kommen, man wüßte nicht wie! — Wie ſie nun losbringen? — Der dumme Direktor engagirt zuletzt noch Ammen, wenn ſie nur hübſch ſind!! — — Die ſaubere Aſanaſia kann mich noch Geld koſten, damit ich ſie nur von Wien wegbringe. —

Der Unbekannte, den die Leſer aus Raimunds Benefice kennen, ſtand plötzlich wieder vor Raimund.

Entſchuldigen Sie meinen Beſuch, ſprach er. Ich komme hieher, Sie zu warnen. Damit Ihnen Ihr gutes Herz bei der unerwarteten Viſite aus Temesvar keinen unangenehmen Streich ſpiele, komme ich. — Dieſe Madame Schandel iſt ſchon acht Tage in Wien, und wartete nur Ihr Benefice ab. — Sie wohnte auf der Wieden im Gaſthofe zur „Ente.“ Das Nähere können Sie von dem dortigen Wirthe erfahren. — Herr Raimund, nehmen Sie es nicht übel, wenn ich mich manchmal in Ihre Angelegenheiten miſche, allein einem Freunde, wenn auch ſein Name Ihnen ein Geheimniß bleibt, müſſen Sie Etwas zu Gute halten. —

Mein Herr, Sie beſchämen mich! ſagte Raimund. Sie überhäufen mich mit Beweiſen von Wohlwollen und Güte — Ihre Großmuth bei meinem Benefice. —

Sprechen Sie doch nicht von Dingen, die ſo unbedeutend ſind. —

Nehmen Sie meinen innigſten Dank an; — wenn ich Ihren Namen nicht wiſſen darf, ſo weiß ich doch —

Noch Eins! unterbrach ihn der Fremde. Trachten Sie Ihr Geld, bevor dieſe Nacht heran kommt, aus dem Hayſe zu bringen. — Der Direktor des Leopoldſtädter Theaters ladet Sie heute noch zu einem Souper nach dem Theater ein. Er ſendet Ihnen ſeinen Wagen. Sie finden bei ihm viele Freunde. Vor zwei Uhr Morgens werden Sie nicht nach Hauſe kommen, dieſe Zeit will Jemand benützen. —

Und mich berauben? Ei, da eile ich ja augenblicklich zur Polizei. —

Thun Sie dies nicht! Sie würden einen armen Familienvater unglücklich machen, der, wenn er kein Geld bei Ihnen findet, ſich augenblicklich aus Ihrer Wohnung entfernt. —

So will ich dem armen Teufel Etwas ſchenken, damit er nicht ans Stehlen denken darf. — Wer iſt es denn?

Das darf ich nicht ſagen! — Leben Sie wohl!

Der Fremde eilte fort.

Der Menſch kommt mir vor, wie Waldraf der Wandler! Es wird mir völlig unheimlich in ſeiner Nähe, und doch zieht es mich zu ihm hin! — Soll ich denn nie erfahren können, wer ſich meiner mit ſolcher Liebe annimmt!

3.

Wie der räthſelhafte Unbekannte voraus geſagt, ſo geſchah es auch. Raimund erhielt eine Einladung, um nach dem Theater einem Souper bei dem Direktor des Leopoldſtädter-Theaters, Leopold Huber, beizuwohnen.

Iſt das Eine wahr, dachte Raimund, ſo wird das Andere ebenfalls wahr werden. Ich ſehe ſchon den Dieb während meiner Abweſenheit hier einbrechen; er ſoll ſich aber gewaltig irren, mein Geld wird er nicht im Hauſe finden. — Die Beträge, welche Diejenigen erhalten, denen ich ſchuldig bin, ſind bereits auf die

Seite geſchafft; mir bleiben noch 475 fl. und die zwanzig Ducaten, welche mir Erzherzog Anton für die Loge zu ſenden ſo huldreich war; ich bin ein reicher Mann, denn ſo viel Geld habe ich, ſo lange ich auf der Welt bin, nicht gehabt. Dieſes Geld übergebe ich dem Theater-Kaſſier, der iſt ein braver Mann, der ſoll es mir ſo lange aufbewahren, bis ich es benöthige, ſo bin ich geborgen, und der Dieb bekommt nichts, als meine alte Einrichtung und einen abgetragenen Gehrock; das Andere habe ich alles auf dem Leibe!

Raimund warf noch einen Blick auf Hubers Einladung und las:

„Eine Geſellſchaft von Freunden, die Sie ſchätzt, und meine liebſten Theatermitglieder, erwarten Sie heute um zehn Uhr Abends in meiner Wohnung. Der Fiaker Nr. 378 wird Sie nach beendigter Vorſtellung in der Joſefſtadt, Piariſtengaſſe, abholen und nach dem Souper wieder nach Hauſe bringen. Sollten Sie dieſer Einladung keine Folge zu geben gedenken, ſo verſtändigen Sie hievon

Ihren ergebenen
Leopold Huber,
wohnhaft in der Rothen-Thurmſtraße,
im eigenen Hauſe."

Eine Geſellſchaft von Freunden, welche Sie ſchätzt, und meine liebſten Theatermitglieder! — wiederholte Raimund. — Seine liebſten Theatermitglieder! Welche ſind ihm denn ſeine liebſten? — Man behauptet, daß ihm diejenigen am wenigſten behagen, welche dem Publikum am meiſten gefallen! — Ignaz Schuſter und Lippert ſind wahre Zierden ſeines Theaters, Sartory, Ziegelhauſer, Neuwirth und Swoboda ſind gute Schauſpieler, aber Leopold Huber kann ſie nicht ausſtehen! — Ihm gefallen Roſenau, Stein, Dorfmeiſter! — Nach der

Bekanntſchaft dieſer Herren ſehne ich mich nicht! Ich will jedoch hoffen, er werde die beſten an ſeine Tafel ziehen, und zu dem Ende will ich mich herausputzen, ſo gut ich kann! — Zum Geier! da fällt mir Etwas ein! — Ich beſitze keine Uhr! — Eine Uhr muß ich mir ſogleich kaufen, eine goldene Repetiruhr muß ich haben! — Eine goldene Kette dazu! — Doch Uhr und Kette werden hoch kommen, da muß ich von den 475 fl. wenigſtens 200 fl. wegnehmen! Gleichviel! Die erſten Mitglieder des Leopoldſtädter-Theaters haben gewiß alle goldene Uhren; ich darf nicht unter ihnen ſtehen!

Und nun noch Eins! fuhr Raimund in ſeinem Monologe fort. — Ich möchte doch gar zu gerne wiſſen, wer der Kerl iſt, der mich heute beſtehlen will. — Man muß die Leute kennen lernen, die lange Finger haben; man muß ſich vor ihnen in Acht zu nehmen wiſſen, denn ſtehlen ſie heute nicht, ſo ſtehlen ſie morgen! Ich weiß ſchon, was ich thue.

Raimund öffnete die Thür ſeiner Wohnung und rief ſeinem Nachbar.

Herr Kautzner, rief er, kommen Sie einen Augenblick zu mir herüber.

Herr Kautzner kam.

Herr Kautzner, ſprach ihn Raimund an, ſagen Sie mir vor Allem, wie es Ihnen geht. Wie befindet ſich Ihre Frau? Was machen Ihre Kinder? — Die beiden jüngſten waren krank. — Sind ſie ſchon wieder geſund?

Die beiden jüngſten liegen noch im Scharlach, und heute Nacht hat dieſelbe unglückſelige Krankheit auch meine Mali und meine Line ergriffen.

Sie Aermſter! da haben Sie ja ein ganzes Spital im Hauſe! — Sind Sie noch ohne Ausſicht auf irgend ein Engagement?

Wer kann einen Mann beim Theater verwenden, der in einem ſolchen Anzuge, wie ich, bei einem Direktor ſich producirt.

Mein Gott, mein Gott! erwiederte Raimund, wie traurig iſt dies? — Ich hörte jedoch, Ihre Frau hätte einiges Vermögen, und Sie beſäßen reiche Verwandte in Wien.

Ach, lieber Herr Raimund, meine Frau erbte wol vor zwei Jahren 800 fl. von ihrer Mutter, aber dieſes Geld haben wir längſt zugeſetzt. — Was meine reichen Verwandten betrifft, ſo ſchämen ſich dieſe meines Standes, oder eigentlich der niedern Stufe, die ich als Schauſpieler einnehme.

Wenn Sie nichts von Ihren Verwandten zu erwarten haben, warum ſind Sie nicht längſt von Wien abgereiſt?

Wie wäre dies möglich geweſen? Seit einem Jahre liegt meine Frau an einem Zehrfieber darnieder, dann erhielt ich ſelbſt von dem kleinſten Theater abſchlägige Antworten. — Bis heute lebe ich von den Kollekten, welche die fünf Theater Wiens für mich einleiteten, aber auf dieſem Wege kann ich auch nichts mehr erhalten, ich bin den freigebigſten Künſtlern ſchon läſtig geworden!

Sie armer Mann! Nun hören Sie, mir ſind Sie nicht läſtig! — Ich ſchenke Ihnen hier 20 fl. —

Großer Gott!

Ich gebe Ihnen noch 10 fl., aber Sie müſſen mir einen Dienſt erweiſen. —

Großmüthiger Mann! Sprechen Sie — befehlen Sie, was ſoll ich thun?

Können Sie ſich heute Abend, während ich auf dem Theater zu thun habe, und auch noch ſpäter, für mehrere Stunden frei machen?

Eine ganze Nacht, und noch viele Nächte will ich Ihnen widmen. —

Das iſt nicht nothwendig! Nur heute nehme ich Sie in Anſpruch.

Ich bin zu Allem bereit. —

Ich habe eigentlich eine ſonderbare Kommiſſion für Sie. —

Kein Auftrag ſoll mir zu ſchwer ſein. —

Der Fall iſt folgender: Es ſoll heute Abend oder in der Nacht bei mir eingebrochen werden. — Ein Freund hat mir dies mitgetheilt. Irgend ein Gauner will mir die Summe ſtehlen, die ich durch mein Benefice erhalten; mein Warner wünſcht jedoch nicht, daß ich die Polizei zu Hilfe rufe; mein Freund wünſcht nicht, daß der Unglückliche in die Hände der Gerechtigkeit falle, ich wünſche es auch nicht; ich würde mir die Haare ausraufen, wenn durch mich Jemand, ins — Zuchthaus käme!

Da habe ich mir nun Folgendes ausgeſonnen. Es muß ſich Jemand in meiner Wohnung verbergen und dieſer Jemand müſſen Sie ſein! Ich habe hier einen großen Garderobekaſten. Er ſieht aus, als ob er voll Kleider wäre. — Raimund lachte — aber zur Zeit, fuhr er fort, iſt nichts darin als — ein alter Gehrock! — Sie bleiben hier im Zimmer bis Sie den Dieb an der Thüre hören, der vielleicht mit einem Hauptſchlüſſel oder einem Dietriche aufſperrt — dann huſchen Sie in dieſen Kaſten. Der Dieb wird ins Zimmer kommen und wahrſcheinlich dieſen Schrank aufſperren oder aufſprengen; darauf laſſen Sie es ankommen. In demſelben Momente, in welchem er die Schublade herauszieht, treten Sie vor, packen ihn und —

Raimund ſah zufällig ſeinem Nachbar ins Geſicht und bemerkte, daß er heftig zitterte und blaß wie eine Leiche ward.

Sie fürchten ſich! fragte Raimund, Sie fürchten, daß er Ihnen einen Meſſerſtich beibringen könne! — Fürchten Sie nicht! Der Dieb wird durch Ihr plötzliches Hervortreten allen Muth verlieren. — Wenn Sie ihm dann zurufen: „Herr, ich will nicht Ihr Unglück, aber Sie dürfen keinen Verſuch zu entkommen wagen. Ich muß Sie hier behalten; Raimund muß Sie kennen lernen, er will Denjenigen ganz nahe betrachten, der im Stande iſt, ihm ſein ſauer erworbenes Eigenthum, auf ſo ſchmähliche Art zu entreißen. —

Der Nachbar hörte dieſe Worte nur halb; bei den Worten: „Er will Denjenigen ganz nahe betrachten,“ brach er zuſammen und ſtürzte zu Raimunds Füßen nieder.

Um Gottes willen! ſchrie Raimund, was haben Sie! — Heiliger Himmel! Sie ſind ja völlig außer ſich! —

Betrachten Sie Denjenigen ganz nahe, der Sie berauben wollte — ſtammelte der Nachbar; ich bin es; ich wollte meine ruchloſe Hand nach Ihrer Habe ausſtrecken! Herr des Himmels! verzeihe mir dieſen Frevel, aber in meiner Verzweiſlung, in meinem bodenloſen Elende, faßte ich den entſetzlichen Entſchluß.

Der Unglückliche ſtürzte zu Boden.

Raimund war nicht weniger ergriffen als der Mann, der wie ein Todter vor ihm lag.

Wie Sie? Sie? Doch was frage ich viel! — Um aller Heiligen willen! Kommen Sie zu ſich! — Wenn Sie ein Schlagfluß rührt, ſo habe ich keine ruhigen Tage mehr! — Stehen Sie auf, wenn ich nicht um Hilfe rufen ſoll. —

Ich vermag es nicht, verſetzte Kautzner. Ich bin nicht im Stande, Ihren Blick zu ertragen! — Ich fühle meine Verworfenheit zu ſehr, und bin nicht würdig, Ihr Mitleid zu verdienen.

Raimund unterſtützte den Nachbar, daß er ſich aufraffen und einen Stuhl erreichen konnte, auf den er ſich ſetzte.

Warten Sie, ſagte Raimund, ich habe ein Riechfläſchchen in meinem Schranke. — Die Schauſpielerin Schätzl hat es mir einmal verehrt. — Wenn es nicht „ausgeraucht“ iſt — wo habe ich es denn?

Raimund fand es und hielt es dem armen Manne hin.

Kautzner ſog den ſtarken Geruch ein.

Er ſchlug die Augen auf.

Gott ſei Dank! rief Raimund. Und nun nichts mehr von dieſer Geſchichte! Ihre Geſundheit iſt die Hauptſache, und daß Ihre kranke Frau ja nichts von Ihrem Unfalle erfährt! — Hören Sie; Sie müſſen mir Ihr Ehrenwort geben, daß Sie Ihrer armen kranken Frau kein Wort erzälen, was unter uns vorgefallen!

Kautzner ſaß regungslos auf dem Stuhle.

Sie ſind auch ſchon zu lange bei mir! ſagte Raimund. Die Ihrigen werden den Vater vermiſſen; die kranke Frau, die kranken Kinder, den Gatten und Vater! — Ich habe Ihnen noch 10 fl. verſprochen, ich gebe Ihnen 20 fl.! — Drüben in Ihre Krankenſtube ſollen vielleicht noch Arzneien gebracht werden! — Eilen Sie zu Ihrer Familie! — Sie werden gewiß ſchon vermißt!

Ich kann kein Geld von Ihnen nehmen.

So? Und Sie wollten doch? — Nein, nein, nichts davon! Kein Wort, das Sie kränken könnte! — Ich habe Alles vergeſſen, vergeſſen Sie es auch, und nun begeben Sie ſich zu den Ihrigen! — Ich beſchwöre Sie!

Kautzner raffte ſich auf.

Raimund führte ihn zur Thüre.

Kautzner wollte ſprechen.

Raimund rief ihm zu: Keine Silbe mehr! Aber dieſe 20 fl. nehmen Sie noch, ich bitte Sie darum. —

Raimund ſchob ihm die 20 fl. in die Taſche.

Vorwärts! Freund! Zu Frau und Kinder! ſagte Raimund.

Laſſen Sie ſich aus dem Gaſthofe ein ſtärkendes Mahl holen; reichen Sie Ihrer Frau eine kräftige Suppe!

Während dieſer Worte brachte Raimund den Nachbar in ſeine Wohnung.

Er öffnete die Thür zur Krankenſtube.

Frau Kautzner, rief er in die Stube; Sie müſſen mir nicht grollen, daß ich den Gatten ſo lange aufgehalten. Wir haben ein Theater-Engagement ausgemacht. Einer der beiden Direktoren Huber, ob Joſef oder Leopold, das weiß ich noch nicht, muß Herrn Kautzner Brot geben. Den Vorſchuß habe ich indeß geleiſtet, und ſollten Sie noch Etwas nöthig haben, — ſei es bei Tag oder in der Nacht, ſo klopfen Sie bei Ferdinand Raimund an!

Raimund kehrte in ſein Zimmer zurück.

Ich habe dem Teufel einen Menſchen entriſſen! Unſer Herr Gott wird nicht böſe darüber ſein! — Jetzt will ich nach der Stadt, meine Schulden zahlen, ein par Viſiten machen, dann „zur Belohnung des Fleißes und der guten Sitten“ will ich mir eine Uhr kaufen. Ich fühle es ſelbſt, heute habe ich ein Prämium verdient.

Raimund verſchloß ſeine Wohnung und eilte, ſeine dringenden Geſchäfte zu verrichten.

⁂

Er bezahlte ſeine Schulden.

Er kaufte ſich in der Uhrenhandlung von Karl Wilhelm Koch, welche ſich damals in der Kärntnerſtraße befand, eine goldene Repetiruhr mit einer ſchönen goldenen Kette.

Koch, ein ebenſo wackerer Mann als großer Theaterfreund, berechnete die Uhr ſo billig, die Kette ſo annehmbar, daß Raimund dem edlen Manne für ſeine Artigkeit nicht genug danken konnte.

Raimund trug dieſe Uhr bis an ſein Lebensende. Sie iſt mir ein Andenken von einem der ſchätzenswertheſten Kunſtfreunde Wiens, ſagte er, von einem ſo redlichen und geachteten Manne, daß ich darauf ſtolz bin, ſie zu beſitzen.

Es ſchlug zwei Uhr. Raimunds Herz hing ſchon damals an der Vorſtadt Leopoldſtadt.

Ich werde heute im goldenen Lamm ſpeiſen! ſprach er. Dort finde ich Sartory, Ignaz Schuſter und noch einige Freunde.

Raimund trat in das ſogenannte Extra-Zimmer des Gaſthofes zum goldenen Lamm.

Er grüßte Sartory, und grüßte Ignaz Schuſter.

Ignaz Schuſter benahm ſich mit zuvorkommender Freundlichkeit, allein Sartory, Regiſſeur der Leopoldſtädter Bühne, benahm ſich mit lächerlichem Stolze! —

Ein Schauſpieler aus der Joſefſtadt! ſagte er zu Schuſter. — Er wird ſich doch nicht an unſern Tiſch ſetzen! —

Doch Schuſter ruhte nicht, bis Raimund Platz neben ihm nahm.

Ich habe es ſchon gehört, ſagte Schuſter zu Raimund, Sie haben geſtern in dem neuen Stücke Furore gemacht, ſpielen mit großer Wahrheit und machen nur durch die Wahrheit Ihres Spieles Effect. — Geſtern konnte ich Sie nicht ſehen, denn wir gaben die „Bürger in Wien" und ich hatte zu thun. Aber heute bin ich frei. Ich habe mir ſchon zwei Sperrſitze bringen laſſen. Meine Frau und ich freuen uns, Sie zu ſehen.

Sartory fragte hochmüthig: Iſt das Herr Raimund?

Ja, ich bin Raimund, Herr Sartory.

Herr Sartory, dachte der dünkelhafte Regiſſeur, nicht Herr von Sartory? — Warte Bürſchchen, Du ſollſt ſogleich Eins hinauf bekommen! — —

Ei! ſagte Sartory ich kenne Sie ja, Herr Raimund. — Sind Sie nicht derſelbe, welcher in unſerer Theaterkredenz ſeine Laufbahn begann und vor einigen Jahren noch Zuckerbäcker-Lehrjunge war? — Ein blonder Burſche damals?

Blond bin ich noch! erwiederte Raimund und lachte.

Sie haben mir manches Glas Punſch auf das Theater bringen müſſen.

Nicht ohne Angſt, Herr Sartory. Sie tranken den Punſch wie Waſſer.

O nicht wie Waſſer! verſetzte Schuſter; da hätte er wohl kein halbes Glas getrunken, wohl aber wie Wein, ſechs, acht Gläſer nach einander.

Und ich mußte den Punſch als Zuckerbäcker-Lehrjunge immer ſehr ſtark machen, ſtark wie Gift, bemerkte Raimund, deshalb hatte ich Angſt für Sie. — Als Rinaldini tranken Sie ein Mal ſo viel, daß Sie in eine ganz andere Rolle geriethen, und die Worte des Zwirnhändlers von Oberöſterreich ſprachen.

Das muß eine hübſche Vorſtellung geweſen ſein! verſetzte Schuſter.

Die ganze Tiſchgeſellſchaft lachte.

Der dünkelhafte Regiſſeur und „Senior des Lampelwirthshauſes“ ſchwieg beſchämt.

6.

Die Tiſchgeſellſchaft im „goldenen Lamm“ wurde bald in die größte Heiterkeit verſetzt. Raimund, der von Sartory gleichſam verhöhnt wurde, daß er noch vor mehreren Jahren ein Zuckerbäckerlehrjunge geweſen, und in der Kredenz des Theaters Punſch, Mandelmilch, Limonade, Thee und Kaffee zubereiten und den Gäſten ſerviren mußte, benutzte dieſen Anlaß, und erzählte ſeine Schickſale ſowohl als Lehrjunge, ſeine Kämpfe mit ſeinem Vater, der ein Drechslermeiſter und Feind des Theaters und ganz beſonders der Schauſpieler war, bis es ihm endlich gelang, Schauſpieler zu werden und bei kleinen Theatern, namentlich in Ungarn zu beginnen, bei welchen er oft in ſo großer Noth lebte, daß er außer einem Stück Brod, den ganzen Tag über nichts zu eſſen hatte.

Daß ich bei einem Zuckerbäcker in die Lehre kam, ſagte Raimund, bringt mir keine Schande; es iſt ein nettes, appetitliches Geſchäft. Sie fertigen Aufſätze, allerlei Figürchen aus Zucker und Dragant, und Blumen und Früchte mit einer ſolchen Wahrheit und Schönheit an, daß ſie Poeſie in ihr Metier bringen und wahre Künſtler genannt werden können, z. B. die Zuckerbäcker Klein und Egger, welche Wohlfahrt beſchäftigt, dieſe haben die erſten Hofſchauſpieler in Zucker und Dragant mit einer Wahrheit en miniatur nachgebildet, daß ein geſchickter Bildhauer ſie auch nicht beſſer zu machen im Stande wäre; auch die Herren Schuſter und Sartory wurden als Staberl, Feige von Bomſen und Purzel in der Kreuzer-Komödie, von Zuckerbäckern vortrefflich nachgebildet.

Ich weiß es, ſagte Sartory, als „Feige von Bomſen" neulich auf einer Torte dargeſtellt, habe ich mich ſelbſt vor lauter Freude darüber, ſammt dem Harniſch und dem Wamſe aufgefreſſen.

Wenn ich ein Mal in einer, mit Beifall dargeſtellten Rolle, von einem Zuckerbäcker in ſolcher Weiſe konterfeit würde, fuhr Raimund fort, ſo würde mich dies unendlich erfreuen, aber als ſo gering auch dieſe Figürchen betrachtet werden, ſo nimmt man nur wahre Künſtler zum Vorbilde, und um ein ſolcher Künſtler zu werden, habe ich noch weit hin.

Ja wol! ja wol! erwiederte Sartory, und ließ ſeinen „Stutzen" (ein großes Weinglas, in welches eine halbe Maß gegoßen wurde) zum fünften Male füllen.

Alſo, daß ich Zuckerbäckerlehrjunge war, das genirt mich nicht im geringſten. Klingemann war Friſeur in Hamburg, Leiſer, Lehrling in einer Oelhandlung, Werdy, Kartenmaler und der große Shakeſpeare Pferdejunge. Uebrigens war das Zuckerbäckerhandwerk nicht meine Wahl; mein Vater beſtimmte mich hiezu, denn er wollte mir das Leben ſüß machen; — daß es mich ſauer ankam, und daß mir ſogar ein bitteres Loos zu Theil wurde, lag gewiß nicht in ſeiner väterlichen Abſicht. — Mein Loos war nicht nur bitter, es war herbe. Ich habe viel gelitten.

Erzälen Sie! ſagte Schuſter.

Ja, erzälen Sie! ſetzte Sartory bei. Ich höre nicht ungerne von den Schickſalen ſprechen, die einen Komödianten betroffen. Wir Künſtler finden viel Ergötzliches darin.

Als mein Vater mich als Lehrjunge dem Zuckerbäcker Jung, einem Schwaben und Landsmann Henslers, der damals das Leopoldſtädter Theater dirigirte, empfahl, erſchien ich vor Herrn Jung mit Thränen in den Augen.

Warum weint denn der Bube? fragte Jung meinen Vater.

Weil er kein Zuckerbäcker werden will, antwortete dieſer.

Weswege denn nicht?!

Schauſpieler, verſetzte mein Vater, will er werden, Er kennt ſonſt nichts als das Theater, lauft wenn er kann und darf ins Theater, lieſt Theaterſtücke und ſpielt Theater auf unſerm Hausboden, deklamirt im Keller, in meiner Werkſtatt, in meinem Drechslergewölbe! Ich habe ihm ſchon die Theaterluſt herausprügeln wollen; es ging nicht! —

Nun, wenn er ein ſolcher Theaternarr iſt, erwiederte Herr Jung, kann er gerade bei mir ſeiner Paſſion recht genügen; ich geb ihn in die Kredenz in das Leopoldſtädter-Theater; da kann er in jedem freien Augenblick ins Parterre hineingucken, das wird ihm ſeine Lehrzeit als Zuckerbäckerjunge angenehm machen.

Wenn das iſt, antwortete ich, ſo will ich Zuckerbäcker werden.

Ich ward es.

Allein meinen Erwartungen wurde nicht entſprochen. Herr Jung war noch ärger als mein Vater. — Wenn er in die Kredenz kam und ich war nicht zugegen, ſo wüthete er; fand er mich manchmal im Parterre, ſo zog er mich bei den Ohren hinaus. Ich klagte dies einmal dem Komiker Anton Baumann, der mich ſehr gut leiden mochte, dem ich meinen Wunſch, Schauſpieler zu werden, mittheilte, der mein Ideal war und den ich ſehr glücklich kopirte, was ihm unendlich Freude machte. — Laß den dummen Schwaben „ſchwätze,“ ſagte Baumann, ich werde ihm nächſtens den Kopf zurecht ſetzen, und wenn er Dich nicht ins Theater läßt, ſo komme zu uns aufs Theater; bringe mir täglich um zwei Groſchen „Zuckerzelteln;“ bleibſt Du ihm dann zu lange aus, ſo ſchieb alle Schuld auf mich, mir wird er nichts darüber ſagen.

Allein mit Herrn Jung war ſo wenig etwas anzufangen als mit meinem Vater. Herr Jung ließ mich nicht mehr aus der Kredenz und ich fühlte mich beiſpiellos unglücklich.

Da lernte ich Kindler kennen. Auch ihn wollte ſein Vater nicht Schauſpieler werden laſſen.

Weißt Du, was wir thun? ſagte Kindler, wir gehen unſern Eltern durch. Ich habe von meinem „Göden“ (Pathen) ſechs Zwanziger bekommen; von meiner Mutter ebenfalls drei Zwanziger; wir gehen zu Fuß nach Korneuburg, dort iſt ein Theater; dort laſſen wir uns engagiren. Die erſten acht Tage ſpielen wir ohne Gage, damit der Direktor uns kennen lernt und dann muß er uns honoriren, weniger als 2 Gulden für die Woche nehmen wir nicht. —

Ich bin dabei, ſagte ich. Ich habe 4 Gulden, damit können wir ſchon eine Weile auskommen.

Wir liefen nach Korneuburg.

Um ſechs Uhr Abends trafen wir ein.

Das Theater wurde gerade ausgetrommelt.

Dies gefiel mir nicht, allein Kindler bemerkte: „Ländlich, ſittlich!“ Wir eilten ins Theater.

Es wurde „Agnes Bernauerin“ aufgeführt. Die Direktrice, eine Frau von 60 Jahren, ſpielte die Agnes; den Albrecht ein junger Burſche von 18 Jahren. — Es war eine entſetzliche Vorſtellung, aber das Publikum rief alle Schauſpieler heraus. Dies freute uns ſehr.

Am andern Morgen gingen wir in die Direktionskanzlei, die ſich in einer Branntweinſchenke befand.

Der Direktor ſaß mit ſeinen Mitgliedern bei der Schnappsflaſche. Ich ging beherzt auf ihn zu. —

Verlangen die Herren vielleicht Sperrſitze? fragte der Direktor. Wir führen heute den „alten Uiberall und Nirgends“ auf.

Nein, ſagte ich. Wir wollen bei Ihrer Bühne engagirt werden; wir ſind junge Schauſpieler. Wir wollen acht Tage umſonſt ſpielen.

Und dann? fragte der Direktor.

Wollen wir Gage!

Wahnſinnig! verſetzte der Direktor. Ich bezahle nie Gage, im Winter am wenigſten und im Sommer gar nicht. Was bei meinem Theater eingeht, muß mir gehören! Für was gäbe es denn ſonſt Dilettanten! —

Sie haben Recht! erwiederte Kindler. Wir wollen 14 Tage Dilettanten ſein!

Und was ſpielen die Herren für Rollen? fragte der Direktor.

Ich? war meine Antwort, tragiſche.

Tragiſche? verſetzte der Direktor. Sie haben ja einen Sprachfehler!

Und Sie? fragte er Kindler.

Liebhaber, verſetzte dieſer, Liebhaber im Trauerſpiel, im Drama, Luſtſpiel und in der Poſſe.

Ueber Liebhaber entſcheide ich nie, erwiederte der Direktor, welcher Zeiſel hieß. Ueber dieſes Fach hat ſich meine Frau die Stimme vorbehalten; wenn dieſe Sie als Liebhaber anerkennt, ſo können Sie auch die Koſt bei uns erhalten; Mittagskoſt iſt bei uns die höchſte Gage.

Und ich? ſagte ich, ſoll ich auch zur Frau Direktorin gehen?

Nein, antwortete Zeiſel. Mit Ihnen iſt es auf keinen Fall Etwas; ich und meine Frau können die blonden Leute nicht ausſtehen.

Ich ſtand ganz zerknirſcht da.

Ein Mittel gibt es, unſer Vorurtheil gegen die Blonden zu beſiegen. Es ſcheint, daß Sie ein entlaufener Bürgersſohn aus Wien ſind. Der Vater iſt wahrſcheinlich gegen Ihre Neigung fürs Theater; die Mutter unterſtützt Sie. Die Mutter hat dem Lieblinge gewiß die Taſchen mit Zwanziger vollgeſtopft. Bleiben Sie hier; geben Sie täglich für Ihr Geld in unſer Schauſpielhaus. (Es war ein Heuſtadel.) Im Parterre hat es nichts zu ſagen, wenn ein Blonder erſcheint. Schreiben Sie Ihrer Mutter, Sie möchte Sie als Aktionär bei meiner Bühne einkaufen. Die Aktie beträgt 5 fl. — Will die Mutter 10 fl. einlegen, ſo können Sie mein Kompagnon werden. Dann laſſ' ich Sie den Hamlet ſpielen.

Und wie viel Gage bekomme ich dann?

Gage nie, aber eine halbe Einnahme in den Sommermonaten, auf der Schwechat, wo wir alle Jahre im Mai zu ſpielen anfangen.

Kindler, welcher ſich indeß zur Frau Direktorin verfügt hatte, kam athemlos zurück.

Es iſt nichts! ſagte er; komm, wir gehen wieder nach Wien.

Was ſpricht denn Agnes Bernauer? fragte ich.

Komm nur, rief Kindler. Ich werde Dir Alles ſagen. —

Er nahm mich am Arme und riß mich fort.

Als wir uns auf der Straße allein ſahen, hub Kindler an: Das infame alte Weib wollte, — ich möchte mich bei ihr als erſten Liebhaber engagiren laſſen.

Pfui Teufel! erwiederte ich.

Ich ſprach kaum zwei Worte mit ihr, ſo umarmte ſie mich. Ich riß mich los. Sie ſtürzte auf mich zu wie eine Tigerin auf ihre Beute. — Ich nahm die Flucht und eilte zu Dir.

Da fällt mir Etwas ein! Du biſt ja auch blond wie ich, und der Direktor ſagte mir, daß weder er noch ſein Weib die blonden Leute ausſtehen könnten.

Sein Weib nimmt einen Kakerlaken! verſetzte Kindler. Nie werde ich das Geſicht des ſchändlichen Weibes vergeſſen, als ſie mich umarmte. — Jetzt bemerke ich, daß ich mein Schnupftuch bei ihr zurückgelaſſen habe. —

Immer beſſer als den Mantel, wie Joſef, ſagte ich. In dieſer Jahreszeit ohne Mantel; es wäre entſetzlich!

Als Kindler und ich nach Wien zurückkehrten, waren wir troſtlos.

Der erſte Ausflug war ſo abſchreckend, daß ich all meinen Muth verloren habe, bemerkte Kindler.

Den Muth verliere ich, was das Theater betrifft, nie, erwiederte ich, aber was meinen Vater und Herrn Jung anlangt, da möcht' ich verzweifeln. — Mein Vater iſt jähzornig. Es iſt nothwendig, daß ich heim komme, wenn er nicht zu Hauſe iſt und ihm Alles aus dem Zimmer räume, was einem Stocke, einem Pfeifenrohr und einem — **Scheckel** gleichſieht. Findet er nichts zum Zuſchlagen, ſo verraucht ſein Zorn bald, kommt er aber einmal ins Prügeln, ſo prügelt er fort bis er müde iſt. — Und Herr Jung, der hätte ſtatt Zuckerbäcker, Friſeur werden ſollen. Seine größte Paſſion ſind meine Haare! —

Gehe nicht zu Deinem Vater und nicht zu Herrn Jung. —

Wohin denn?

In Stockerau iſt auch ein Theater!

Nichts mehr von ſolchen Kreuzerbuden! entgegnete ich; ſoll meine Leidenſchaft für die Bühne mit Prügeln und „Schopfbeuteln" belohnt werden, ſo ſei es der Mühe werth. — Ich werde trachten, bei einem ordentlichen Theater unter zu kommen; in dem Hauſe des Herrn Jung in der Leopoldſtadt, zum Schwan, wohnt der Intendant des Preßburger Theaters, Graf Palffy, der muß mich engagiren.

Und ich, ſoll ich mich nicht auch an ihn wenden? fragte Kindler.

Laß mich zuerſt ankommen, dann rekommandire ich Dich.

Es ſei, verſetzte Kindler, doch müſſig kann ich einſtweilen nicht bleiben. Ich werde Gaſtrollen in Stockerau geben.

Kindler ging wirklich nach Stockerau. Ich zu meinem Vater zurück. Ich werde nicht erzählen, wie er mich aufnahm.

Vater, ſagte ich, bringen Sie mich um, aber zu Herrn Jung kehre ich nicht zurück. Vater, flehte ich, laſſen Sie mich Schauſpieler werden, oder laſſen Sie mich ſterben unter Ihren Händen.

Mein Vater, welcher gerade wieder einen neuen Hieb nach mir führen wollte, warf ſich plötzlich ganz erſchöpft in ſeinen Schlafſeſſel und rief:

Werde Komödiant, verfluchter Bube! Ich gebe Dich auf! Wenn Du aber auch in die bitterſte Noth geräthſt, mir darfſt Du nicht kommen.

Ich küßte meines Vaters Hände, dankte ihm für die Erlaubniß, daß ich Schauſpieler werden dürfe, gelobte, ihn nie um Unterſtützung angehen zu wollen und ſetzte bei:

„Sie mißachten den Stand der Bühnenmitglieder, weil Viele darunter ſchlechte Sujets ſind; ich ſchwöre Ihnen aber, daß wenn ich auch beim Theater nie reuſſiren ſollte, ein ſchlechter Menſch werde ich nie werden, Ihrem Namen werde ich keine Schande machen!

Ich ging zu Herrn Jung, dankte ihm für das, was er mir Gutes erwieſen, theilte ihm meinen Entſchluß und die Zuſtimmung zu demſelben von Seite meines Vaters mit, und eilte hierauf zu dem Grafen Palffy, bei welchem ich mich als Schauſpieler melden ließ.

Der Graf ließ mich vor.

Sein erſtes Wort war:

Spielen Sie das Haſenhuthſche Fach?

Ja, ſagte ich. Ich hätte auch das Fach der Madame Rouſſeul vom Burgtheater übernommen, wenn ich nur Schauſpieler geworden wäre, Schauſpieler um jeden Preis.

Singen Sie auch?

„Infam" hätte ich gerne geantwortet, aber ich beſann mich und antwortete: So gut, als Herr Haſenhuth ſingt, vermag ich es auch.

Gut, ſagte der Graf, hier ſteht ein Klavier, ich werde akkompagniren; wir wollen doch ſogleich hören, wie es um Ihren Geſang ſteht.

Ich mußte ſingen, was mir einfiel.

Ich ſtimmte alle komiſchen Lieder an, die ich von Baumann, Leſſel, von Haſenhuth je gehört hatte.

Der Graf war ausnehmend zufrieden, ja, um mich recht zu encouragiren, lud er mich zum Souper ein, und bot mir auf, mich auf recht viele komiſche Vorträge vorzubereiten; es würden Damen und Kavaliere bei ihm ſpeiſen, und ich müßte durch meine Lieder die ganze Geſellſchaft unterhalten.

Das war mir recht.

Ich fand mich pünktlich ein.

Die Geſellſchaft war ſehr geſpannt auf mich.

Statt um 9 Uhr wäre ich ſchon um 6 Uhr bei dem Grafen eingetreten, aber ich konnte keinen ſchwarzen Anzug auftreiben; erſt um halb neun Uhr erhielt ich einen ſolchen durch einen Freund; ich mußte aber ſechs Zwanziger für das Ausleihen bezahlen.

Ich trat bei dem Grafen ein.

Kapellmeiſter Kauer war ebenfalls geladen. Er begleitete mich am Klaviere.

Ich ſang zwei Thaddädl-Lieder von Haſenhuth. — Das eine aus dem „eiſernen Manne,“ in welchem eine Katze nachgeahmt wird, mußte ich drei Mal ſingen. Ich wurde außerordentlich applaudirt. Ich ſang in Einem fort. Ich gefiel ſehr, und eine alte Dame ſagte:

Graf Palffy, dieſen jungen Mann müſſen Sie für Preßburg engagiren, er wird Furore machen!

Endlich begann das Souper und ich hatte das Glück, neben meiner Gönnerin, der alten, aber höchſt liebenswürdigen Gräfin placirt zu werden. Sie überhäufte mich mit Güte.

Nach dem Souper drückte mir Graf Palffy acht Dukaten für meine Liedervorträge in die Hand, beſchied mich für den nächſten Tag zu ſeinem Sekretär, der mir 30 fl. Reiſegeld auszubezahlen, angewieſen wurde.

Ich war der glücklichſte Menſch auf der Welt.

Die Nacht, welche auf das Souper folgte, werde ich nie vergeſſen. Ich legte mich zu Bette und ſtand wieder auf; ich legte mich wieder nieder und ſtand wieder auf. So trieb ich es bis vier Uhr Morgens. Ich ſang alle meine Lieder noch ein Mal.

Die alte Köchin in meines Vaters Hauſe, weckte meinen Vater und ſagte ihm mit aller Beſtimmtheit, ich ſei närriſch geworden! — Mein Vater kam, horchte eine Weile an meiner Thüre, endlich hörte ich ihn nach einem Geſellen aus der Werkſtatt rufen: Bamberger! ſagte mein Vater, ſuche Er einen Fiaker aufzutreiben; der Ferdinand iſt wahnſinnig geworden; ich ſchicke ihn augenblicklich in den Narrenthurm.

Ich öffnete die Thüre und bat meinen Vater, doch dergleichen Dinge nicht zu glauben. Er kam zu mir in die Stube Ich erzälte ihm von dem Glücke, das ich im Graf Palffyſchen Hauſe gemacht. — Ich zeigte ihm die acht Dukaten, die ich meinem kleinen Talente verdankte. — Mein Vater antwortete:

„Das iſt das Handgeld der Hölle!“

Endlich ging er in ſein Zimmer zurück. Vom Narrenthurme war nicht weiter die Rede.

Ich will nur ſchnell auf mein erſtes Debut in Preßburg kommen. Ich trat im „politiſchen Zinngießer“ auf, wurde vom Publikum mit Applaus begrüßt, — und als es mich ſpielen ſah — ausgepfiffen!

Ausgepfiffen? — Weshalb? fragte Schuſter.

Weil ich wirklich wie ein Stümper ſpielte. Ich dachte mir die Sache ſo leicht. Ich meinte, ich wäre bereits ein gemachter Schauſpieler, und mir fehlte Alles hiezu. Ach, auf welche ſchmerzliche Weiſe lernte ich erkennen, daß ein großer Unterſchied ſei, zwiſchen einzelnen Liedervorträgen und der Durchführung einer ganzen Rolle! — —

Ich hatte mir in dem Gaſthofe in Preßburg, in welchem ich ſpeiſte, einige Freunde geſammelt. Ich ſuchte dieſe auf, um ihr Urtheil über mich zu vernehmen. — Als ich eintrat, wendeten ſich alle ab von mir. Ich ſetzte mich nicht zu ihnen. — Endlich kam der „Bretzelbub“ vom Theater an meinen Tiſch, derſelbe, der auf der letzten Gallerie „Würſtel, Bretzel und Bier“ ausſchreit. — Ei! dachte ich; dieſer Bub war im Theater, wenn er auch kein eigenes Urtheil hat, ſo hörte er doch das Urtheil des Publikums.

„Haſt Du mich geſehen?“ fragte ich ihn.

„Ein wenig!“ verſetzte der Bube.

„Ein wenig?“ — Was ſoll das heißen?

„Ich habe größtentheils auf die Seite geſehen.“

„Warum denn?“

„Ach, Herr Raimund! Sie haben „grauslich“ g'ſpielt!“

Dieſe einfache, aber deutliche Kritik genügte, meinen letzten ſchwachen Hoffnungsſtrahl zu vernichten. Ich eilte aus dem Gaſthofe.

Tags darauf überſendete mir Graf Palffy „Einhundert Gulden,“ mit den Worten: „Glückliche Reiſe!“

Ich wendete mich nun an den, unter allen Schauſpieldirektoren der Welt, als der lächerlichſte, verſchrieenen Scherzer, in Wiener Neuſtadt. Dieſer Mann war das größte Original. Er dirigirte ſeine Anſtalt wie ein ſchlechter Wirth ein Bierhaus, und nur Schauſpieler, welche ein Engagement bei ihm dem Hungertode vorzogen, wendeten ſich an ihn.

Bei Scherzer, dachte ich, kann ich tragiſche Rollen ſpielen. Gollo in der „Genoſeva“ ſoll mir die Neuſtädter gewinnen! —

Ich trat bei Scherzer ein.

Ich brachte ihm mein Anliegen vor.

„Haben Sie eine ſchwarze Hoſe?“ redete mich Scherzer an.

Ja, ſagte ich, und noch dazu eine ganz neue. Ich habe ſie mir erſt geſtern in Wien gekauft.

Haben Sie „Bandelſchuhe“ oder „Schnallenſchuhe“?

Beide Gattungen.

Können Sie die Worte: „Guten Morgen!“ auf viererlei Art, als König, als Bettler, als Intriguant und als Tugendhafter deklamiren?

Ich ſprach ſie auf viererlei Art aus.

Bravo! rief Scherzer. Sie ſind engagirt, „Verſtengens mi, wanns g'fallen!“

Wie viel bezahlen Sie mir Gage, wenn ich mich für das „intriguante Fach“ ausſchließend engagiren laſſe?

Ausſchließend? — Glauben Sie, Wiener-Neuſtadt hat ein Hoftheater? Bei meinem Theater gibt es kein ausſchließendes Fach. — Wer heute den Peter Czar in den „Strelitzen“ ſpielt, muß morgen den Peter in „Menſchenhaß und Reue“ darſtellen. Peter bleibt Peter. Heute müſſen Sie Rochus Pumpernickel und morgen König Lear ſein. So iſt es bei mir. Ein ausſchließendes Fach hat bei mir Niemand als der Kaſſier, und der muß nebſtbei Rollen abſchreiben und die Hunde meiner Frau ſpazieren führen.

Ich füge mich, ſagte ich; nur laſſen Sie mich zuerſt als Gollo in der „Genoſeva“ auftreten.

In der „Genoſeva?“ Höchſt ungern! Unſere Bürgermeiſterin heißt Genoſeva, und die könnte glauben, man wolle ſie aufs Theater bringen.

Aber, Herr Direktor, verſetzte ich, dieſes Stück wurde ja erſt vor 14 Tagen in Neuſtadt aufgeführt. Madame Ipſel vom Leopoldſtädter-Theater trat darin auf.

So, das weiß ich nicht mehr. Ich werde an jenem Tage in meinem Weinkeller geweſen ſein. Gut! gut! Verſtengens mi, meintwegen ſpielens die Genoſeva.

Nein, den Gollo in der „Genoſeva.“

Das iſt mir alles Eins!

Und morgen ſchon?

Ja, morgen! Was iſt denn für ein Tag?

Lichtmeß.

Schön! Am Lichtmeß weinen die Neuſtädter gerne.

Ich ſpielte Tags darauf wirklich den Gollo.

Und wurden wieder ausgepfiffen? fragte Sartory.

O mir widerfuhr noch etwas weit Schlimmeres; ich wurde ausgehöhnt, ausgelacht, ausgegähnt!

Dacht' ich's doch! bemerkte Sartory.

Beſchämt erſchien ich am andern Tage vor meinem Prinzipal Scherzer.

Das war ein Glück, daß ich Ihnen noch keine Gage antrug, redete er mich an. Hören Sie, Sie können ja nichts! Verſtengens mi, Sie haben ein Hölzl im Maul; Verſtengens mi, werden's was Anders! Vielleicht ein Zettelträger, der iſt auch beim Theater, hat aber nichts zu reden!

Ich wollte Etwas einwenden.

Reden Sie nichts! Verſtengens mi, ich muß eine Reiſ' machen, welches mit andern Worten heißt: ich muß mich nach einem andern Schauſpieler umſehen.

Ich kehrte voll Verzweiflung nach Wien zurück. Als ich meines Vaters Haus betrat, trug man mir ihn als Leiche entgegen. Ein Schlagfluß hatte ſeinem Leben ein Ende gemacht. Daß ich damals nicht wahnwitzig wurde, vermag ich mir heute noch nicht zu erklären.

Ich beſaß noch fünfzig Gulden von dem Betrage, den ich in Preßburg als Reiſegeld erhalten.

Davon lebte ich, und zwar ſo, daß ich 10 fl. als für meinen Unterhalt für 30 Tage verwendete, und 40 fl. als Reiſegeld und für meinen Aufenthalt in Oedenburg zurecht legte, denn nach Oedenburg mußte ich. Ich war dem Schauſpieldirektor Kunz empfohlen.

Kunz war ein rauher, barſcher Mann, aber redlich und offen. Er war früher Major und übernahm die Oedenburger Bühne nicht aus Gewinnſucht, ſondern um der Stadt, in welcher er ſo viele glückliche Tage verlebte, eine ordentliche, honnette Bühne zu gründen, und ſie von der Schmach herumziehender Komödianten zu befreien.

Am 4. März 1809 traf ich in Oedenburg ein.

Den Monat, den ich in Wien verlebte, benützte ich täglich die Theater zu beſuchen. Der bekannte Theater-

Freund Dermer, ein Silberarbeiter, (Onkel der Schauſpielerin Condoruſſi:) verſah mich mit Freibillets in alle fünf Theater Wiens. In das Hoftheater nächſt der Burg kam ich faſt jeden zweiten Tag

Als ich vor Kunz erſchien, fragte er: Was ſpielen Sie?

Feſt entſchloſſen, mich dem tragiſchen Fache zu widmen, antwortete ich: Erſte Intriguants- und Charakter-Rollen.

Das iſt leicht geſagt, verſetzte Kunz. Haben Sie denn auch Studien gemacht? Oder ſind Sie auch Einer von den Dutzend-Schauſpielern, welche ihre Rollen geiſtlos plappern, ſich von der Rolle tragen laſſen und nicht für einen Heller aus Eigenem ſchöpfen?

Ich ſprach mich über Ochſenheimer aus, bewies, daß ich keine ſeiner Leiſtungen geſehen, ohne ſie tief begriffen zu haben, und ſetzte bei, daß ich Leſſing, Engel, Schink ſtudirt und ſehr gut wiſſe, was das Weſen eines eigentlichen Schauſpielers ausmache.

Kunz ſchien mit meinen Aeußerungen zufrieden. Er engagirte mich ſogleich für das erſte intriguante und Charakterfach und lud mich ein, mit ihm nach Wien zu reiſen, wo er noch mehrere Mitglieder für ſeine Bühne finden wolle.

Ich reiſte mit ihm ab.

Erſt im April eröffnete Kunz das Theater in Oedenburg. Ich hatte daher noch einen ganzen Monat Zeit, Studien im Burgtheater zu machen. Ich verſäumte ſie nicht.

Plötzlich erhielt ich eine Einladung zu Kunz, der, wie er mir ſchrieb, „ein ernſtes Wörtchen" mit mir zu ſprechen hätte.

Ich gerieth in eine wahre Todesangſt. Ich eilte zu ihm. Ich klopfte mit pochendem Herzen an ſeine Thüre.

An dem Tone, mit welchem er das Wort „Herein!“ ausſprach, entnahm ich, wie unwirſch er war.

An ſeinen Schreibtiſch gelehnt, mit verſchränkten Armen und echtem militäriſchen Ernſte empfing er mich.

Der Teufel ſoll Sie holen! redete er mich an. Sie ſind ein Unverſchämter! Sie ſagten mir, Sie ſeien ein Schauſpieler, nun höre ich aber von allen Bühnenmitgliedern, die zu mir kommen, daß ſie ein Stümper, ein talentloſer Anfänger ſind, der in Preßburg und ſelbſt in Neuſtadt ausgepfiffen wurde. — Glauben Sie, daß ich die Bewohner Oedenburgs, welchen ich tüchtige Schauſpieler verſprochen, mit einem ſolchen Laffen traktiren werde!

Das war deutſch! jubelte Sartory. So muß man ſprechen, wenn die Arroganz ſich zum Theater drängt.

Ignaz Schuſter warf dem Kollegen Sartory einen bedeutungsvollen Blick zu.

Wie Sie Anfänger waren, ſagte Schuſter, iſt Ihnen wohl kein ſolcher Direktor vorgekommen?

Raimund fuhr fort:

Ich vertheidigte mich ſo gut ich es vermochte, allein ich erbitterte den erzürnten Direktor immer mehr. Endlich ſagte ich:

Ja ich bin noch ein Anfänger, ich bin aber ein junger Anfänger. Ich kann noch viel lernen und werde viel lernen. Ich habe den Willen, die Kraft und die nöthige Begeiſterung für meinen Beruf. — Mir kann wohl Routine fehlen, mir fehlt aber —

Kunz ließ mich nicht ausſprechen.

Nun gut, Burſche! rief er, Du ſollſt Deine Schwingen verſuchen; wehe Dir aber, wenn Du ſtürzeſt! — In vier Wochen erwarte ich Dich in Oedenburg. Früher als in Oedenburg, laß Dich nicht vor mir ſehen!

Ich ging wie Einer dem man ankündigte, daß er nächſtens hundert Stockprügel bekommen werde, aber ich verlor den Muth nicht. Ich hatte früher Ochſenheimers Bekanntſchaft gemacht. Er ging mehrere ſeiner Rollen mit mir durch. Er war es auch, der mich auf meinen Sprachfehler, den ich in der That beſaß, aufmerkſam machte und mir rieth, auf welche Weiſe ich ihn ablegen könne. Ich folgte ſeinem Rathe und ſprach nach vier Wochen ſchon ganz gut. — Endlich beſeitigte ich dieſen Fehler ganz.

Der Tag, an welchem ich in Oedenburg eintreffen ſollte, rückte heran. Ich reiſte von Wien ab, und erſchien vor Herrn Kunz.

Er war nicht mehr ſo rauh wie in Wien.

Das Theater in Oedenburg war bereits eröffnet. Der „Intriguant,“ auf den Herr Kunz große Stücke hielt, war bereits in den „Räubern“ als Franz Moor aufgetreten und fürchterlich durchgefallen; dies ſtimmte Herrn Kunz etwas milder gegen mich.

Sind Sie wol im Stande, fragte er mich, ſchon morgen als Koke in der „Partheiwuth“ aufzutreten?

Ich hätte ihm um den Hals fallen mögen, ſo ſehr erfreute mich dieſe Frage.

O ja! erwiederte ich.

Gut, wir wollen ſehen.

Die Vorſtellung begann. Ich kann nicht ſo unbeſcheiden ſein, und ſelbſt ſchildern, wie ich gefiel. Ich wurde ſechs Mal gerufen.

Endlich! ſagte Sartory.

Direktor Kunz kam zu mir auf's Theater. Er umarmte mich; er wünſchte mir Glück.

Zwei Tage darauf ſpielte ich, da der Komiker plötzlich erkrankte, aus Gefälligkeit für den Direktor, da ich für komiſche Rollen kontraktlich nicht engagirt war, den Rochus Pumpernickel. Da nannten mich die

Oedenburger einen Wundermann, der in jeder Rolle exzellire. Mein Glück war gemacht.

Ihr Glück? fragte Sartory. Ich hörte ja, daß Sie manchen Tag nichts zu eſſen hatten?

Leider! Leider! Ich hatte in der erſten Zeit bei Herrn Kunz monatlich nur 8 fl. Gage. Da eſſen Sie ſich ſatt, Herr Sartory.

Zum Teufel! verſetzte dieſer, ich brauche faſt alle Wochen 12 fl. für meinen Trunk! Freilich, freilich! Mit 8 fl. monatlich, machen 16 kr. täglich, und „Waſch,“ Kleider, Wohnung braucht der Menſch auch, da kann man keine Sprünge machen! — Darf ich Ihnen mit etwas Niernbraten aufwarten, Herr Raimund?

Ich danke, ſagte dieſer. Jetzt habe ich monatlich 120 fl. und freies Quartier! und geſtern habe ich gegen 1700 fl. eingenommen. Jetzt hungere ich nicht mehr.

Und von Oedenburg und Raab kamen Sie nach Wien? fragte Schuſter.

Ja, beide Theater gehörten Herrn Kunz, bei welchem ich vier Jahre engagirt war.

Ich habe heute eine Einladung zu einem Souper zu Herrn Leopold Huber erhalten, begann Raimund; darf ich fragen, ob ich ſo glücklich ſein werde, die beiden Herren Regiſſeure ebenfalls dort zu finden.

Allerdings, erwiederte Schuſter.

Es ſind alle erſten Mitglieder geladen.

Auch die Damen?

Nein, verſetzte Sartory. Die Frau Direktorin iſt eine Weiberfeindin.

Alſo kann ſie ſich ſelbſt nicht leiden? meinte Raimund.

O, bei ihr macht ſie eine Ausnahme! entgegnete Schuſter. Wollen Sie ſich bei Frau Juſtine einſchmeicheln, ſo küſſen Sie Ihr nach jeder dargereichten Speiſe die Hand!

Man ſoll ſich wol das Eſſen durch das Händeküſſen verdienen? erwiederte Raimund. Das werde ich nicht thun. Es iſt ſchon das Eſſen eine Robot; das Handküſſen aber gar eine Sklavenarbeit.

Auf Wiederſehen, meine Herren.

Ich ſehe Sie zwei Mal wieder, verſetzte Schuſter; zuerſt heute im Theater, und dann bei Herrn Huber.

Raimund ging.

Der hat bittere Erfahrungen gemacht! bemerkte Schuſter.

Ja, aber das, was er erzälte, war doch nicht pikant; ich glaubte, er würde Etwas zum beſten geben, wie er von irgend einem Theater davon gelaufen; ein Paar Wirthe angeführt, ein Paar Bürger geprellt und hundert Mädchen betrogen. So Etwas amüſirt mich. Da war ich ein anderer Kerl! — Zum Geier! Abenteuer muß der Menſch bei dem Theater doch haben, ſonſt iſt er kein Genie! Für was würde man denn ein Schauſpieler! Ein recht netter Menſch iſt er auch, und blutjung, und ſollte keine „Amourſchaften" gehabt haben? Unglaublich! Ich höre, er iſt erſt 27 Jahre alt! — So jung war ich nie! Ich kann mich wenigſtens nicht erinnern.

7. Eine Arretirung.

Das Souper bei Leopold Huber war ſehr heiter.

Raimund erhielt den Ehrenplatz neben Frau Juſtinen, Sartory ſaß an ihrer andern Seite.

Neben Raimund ſaß Herr Leopold Huber. Joſef war nicht eingeladen worden.

Die vier Dichter des Leopoldſtädter Theaters, Perinet, Meisl, Gleich und Bäuerle ſaßen mit

Ignaz Schuſter und Lippert in der Mitte der Tafel einander gegenüber, und hier ging es wohl am heiterſten her.

Der niemals müde Verſifer Perinet improviſirte ſeine Lebensgeſchichte in Knittelverſen, welche eine Fülle von Witz und Humor enthielt.

Perinet war ein genialer Menſch.

Er iſt viel zu früh vergeſſen worden.

Er beſaß eine Leichtigkeit im Verſemachen, die nicht bald ein anderer Dichter ſo inne hatte. Benöthigte ein Direktor ein neues Stück, ob nun Hensler oder Huber, ſo hieß es: Der Karneval rückt heran, Perinet, jetzt wäre eine gute Burleske aus Ihrer Feder ſehr erwünſcht, worauf Perinet antwortete:

Herr Direktor, ich bitte um einen ziemlich großen Bogen Papier, ein ruhiges Zimmer auf 24 Stunden, bei mir klopfen die Gläubiger in Einem fort an: Sie ſollen das Faſchingsſtück haben, und wirklich ſchrieb er ein Stück in drei Akten, mit ſeiner winzig kleinen Schrift auf einen einzigen Bogen.

Perinets Burlesken gefielen alle bis auf eine, „Prinzeſſin Pumphia.“ Dieſe wurde furchtbar ausgepfiffen. Damit war das Publikum nicht einmal zufrieden. Es wollte den Dichter noch mehr mißhandeln. Tumultuariſch rief es ihn hervor und begehrte, daß er es um Verzeihung bitten möge, weil er ein ſchlechtes Stück geſchrieben.

Perinet ließ lange auf ſich warten. Endlich wurde der Unwille des Publikums ſo ungeheuer, daß der Direktor beſorgte, man könnte ihm die Theaterbänke auseinander reißen und auf die Bühne ſchleudern.

Zum Teufel Perinet! rief der Direktor, treten Sie doch vor die Kortine und zeigen Sie ſich! Es wird ja den Kopf nicht koſten!

Perinet erſchien zerknirſcht.

Man pfiff aus allen Tonarten.

Perinet verneigte ſich tief.

Abbitten! ſchrie das Parterre.

Stad! Röden laſſen! befahl die Gallerie.

Perinet gewann das Wort.

Er ſprach in Knittelreimen in derſelben Weiſe, in welcher er ſeine „Pumphia“ geſchrieben.

„Daß ich ſo lange gezögert iſt es eben!
„Aber ich war bei dem Kasſtecher daneben
„Und hab' ihm mein heut'ges Manuſkript zum Aufheben gegeben!

Das ganze Haus brach in ein lautes Gelächter aus, und war verſöhnt.

Perinet ſchrieb mehr als hundert Stücke für das Leopoldſtädter Theater. Am meiſten gefielen: „die Schweſtern von Prag,“ „das neue Sonntagskind,“ „das luſtige Beilager,“ „Gyakathel und Schnudi.“ Jede dieſer Piecen wurde vielleicht ein Paar Hundert Mal aufgeführt.

Perinet machte die Theaterdirektoren reich. Er ſelbſt lebte und ſtarb in der bitterſten Noth.

Das Souper, welchem er bei Leopold Huber mit Raimund beiwohnte, war ſein letztes heiteres Feſt.

Er litt an der Bruſtwaſſerſucht. Er hatte die dürftigſte Kleidung im heftigſten Winter; kein Stückchen Holz zum Heitzen, keine warme Suppe.

So hatte noch kein Dichter gedarbt wie er.

Hensler und Huber kannten ſeine Noth aber ſie gaben ihm nichts als ſeine Gage. Monatlich bezog er 50 fl., davon nahmen die Wucherer 40 fl. Mit 10 fl. ſollte der alte kranke Mann leben und ſich pflegen.

Sein ſogenannter „Hausherr“ war der größte Tirann. Perinet war ihm, wie der Hausherr behauptete, einen Vierteljahrszins von 18 fl. ſchuldig. Der Hausherr, Herr Rodler, ein Holzhändler, kam täglich drei Mal zu Perinet und quälte ihn bis aufs Blut.

Perinet war bereits ſo elend, daß er im Bette kaum aufrecht zu ſitzen vermochte.

Hausherr, laſſen Sie mich ruhig ſterben, flehte Perinet.

Da müßte ich ein Narr ſein! verſetzte der Holzhändler. Erſt den Vierteljahrszins zahlen, dann ſterben, das iſt meine Anſicht!

Hausherr, Sie ſind reich! ſehr reich! Ich bin arm, ſehr arm. —

Ei, Sie ſind nicht arm. Sie haben einen guten Kopf. Schreiben Sie ein Stück! Geben Sie das Stück mir! Ich verkaufe es an die Joſefſtadt, weil die Leopoldſtadt Ihnen kein „Extra-Honorar“ bezahlt.

Ich vermag keine Feder zu halten!

Diktiren Sie! Ich ſchreibe.

Sie können ja Ihren Namen nicht richtig ſchreiben. Wenzl ſchreiben Sie mit w!

Diktiren Sie halt nichts von einem Wenzl!

Hausherr, laſſen Sie mir nur 24 Stunden Ruhe.

Haha! Damit Sie ſich hinlegen und ſterben könnten? Nichts da! — Sie müſſen dichten — und trachten, daß ich bezahlt werde.

Dieſem Geſpräche machten Bäuerle und Ignaz Schuſter ein Ende. Sie beſuchten den armen Perinet.

Perinet erzählte ihnen, was der „harte Holzhändler“ ihm zufüge.

Was höre ich! verſetzte Schuſter. Ich habe Ihnen ja den Zinsbetrag von 18 fl. für Herrn Perinet bezahlt. Ich beſitze die Quittung. Was wollen Sie denn noch?

Noch 18 fl. für das nächſte Vierteljahr. Wenn Herr Perinet ſtirbt, zieht er aus. Mir aber zieht nicht augenblicklich jemand Anderer hier ein. Ich muß für ein Vierteljahr gedeckt ſein!

Dem Holzhändler wurden nun alle möglichen Grobheiten geſagt. Erſt als ihm gedroht wurde, er werde auf das Theater gebracht und mit allen ſeinen Nichtswürdigkeiten dargeſtellt, verließ er den Kranken, den er, als er wenig Tage hierauf ſtarb, als Leiche nicht eher aus dem Hauſe laſſen wollte, bis die geforderten 18 fl. bezahlt worden, welches noch viele Perſonen aus der Leopoldſtadt, die damals Zeuge von dem Skandal waren, und dem nur die Behörde ein Ende machte, beſtätigen können.

Als Bäuerle und Ignaz Schuſter, die den armen Poeten nicht ohne Unterſtützung ließen, von ihm ſchieden, improviſirte er Folgendes:

„Dank Euch für den Beſuch!
„Ihr ſeht mich reif zur Bahre;
„Ich lebe, ſagt mein Arzt,
„Kaum mehr noch hundert Jahre.
„Der Tod bleibt Keinem aus,
„Ich muß mich wohl ergeben —
„So hoff' ich denn wohl auch,
„Den Tod noch zu erleben.
„Die Mode kommt nicht ab,
„Es iſt wahrhaftig dumm, —
„Weil Alles ſterben muß,
„So bringt's mich auch nicht um!

Tags darauf ſtarb Perinet.

Alſo dieſer Perinet war ebenfalls zu dem Souper, zu Raimunds Ehre, eingeladen, und Raimund leerte ein Glas auf des Dichters Wohl.

Ob von Leopold Huber angeſtiftet, oder aus eigenem Antriebe, improviſirte Perinet:

„Daß Prinzen reiſen, iſt eine alte Geſchichte.
„Als „Prinz Schnudi" kamſt von Raab nach Wien
„Mach' nun zur Wahrheit die dunklen Gerüchte,
„Und ziehe von Joſef zu Leopold hin!

„Hier, in der Leopoldſtadt fand noch Jeder ſein Heil,
„Jch ſchreib dann vom Prinz Schnudi den zweiten Theil.

Raimund antwortete raſch:

„Hier bei Leopoldus ein froher Gaſt,
„Will ferner als Gaſt ich nur gelten,
„Die Joſefſtadt iſt jetzt mein Heimathland
„Und will mich nicht undankbar ſchelten.
„Doch verläßt mich einſt Joſef, und Leopold
„Wird wieder als Huber mein Vater,
„Dann ſchließ ich mich feſt an Euren Kreis
„Im Leben wie auf dem Theater!

Man kann ſich den Anklang denken, welchen dieſe freundlichen Worte fanden. Leopold Huber zog Raimund ſogleich in ein Nebenzimmer, und vorläufig wurde feſtgeſetzt, daß Raimund zwölf Gaſtrollen, wofür er zwölf hundert Gulden erhalten ſolle, auf dem Leopoldſtädter Theater ſpielen müſſe. Dies geſtand Raimund zu, da er für ein Gaſtſpiel auch Joſefs Zuſtimmung erhalten hatte.

Dieſe Gaſtrollen waren der Zweck des Soupers. Als dieſe feſtgeſetzt, erſuchte Frau Juſtine, Leopold Hubers Gattin, ſich zurück ziehen zu dürfen. Die Geſellſchaft betrachtete dies als einen Wink, ebenfalls aufzubrechen.

Raimunds Fiaker brachte ihn nach der Joſefſtadt. Es war zwei Uhr Morgens.

Joſef Huber wartete, ſo ſpät oder ſo früh es geworden, auf ſeinen Liebling und empfing ihn mit großer Seelenangſt.

Hat Sie mein Bruder mir entriſſen? fragte er ihn. Verhehlen Sie mir nichts; ich kenne meinen rückſichtsloſen Leopold. —

Ein Engagement habe ich nicht angenommen, verſetzte Raimund. Es war nicht hievon die Rede, aber da Sie mir die Gaſtrollen in der Leopoldſtadt zu geben gewährten, ſo ſchloß ich für zwölf Rollen ab. —

Für zwölf Rollen? — Mich trifft der Schlag!

Erſt im Mai. —

Aber der Mai iſt für mich der gefährlichſte Monat! Wenn die Bäume ausſchlagen, ſchlägt nichts mehr im Theater ein.

Sie zu entſchädigen, will ich von heute an, bis zum Mai täglich ſpielen. Am 16. Mai will ich in der Fortſetzung des Adam Kratzerl: „Adam Kratzerl und ſein Pudel“ ſpielen. Sie werden ſich überzeugen, daß dieſes Stück mit dem trefflich dreſſirten Hunde, dann das Stück „Der Pudel als Kindsweib“ noch drei Mal mehr, als die „Muſikanten am Hohen Markt,“ einbringen werden. Beruhigen Sie ſich nur. An vollen Häuſern ſoll es nicht fehlen!

Joſef Huber ſchied mit leichterem Herzen.

Als Raimund einen Blick auf ſeinen Schreibtiſch warf, fand er einen Brief.

Er erbrach ihn und las:

„Dein Benehmen iſt entſetzlich! Haſt Du Deine
„Schwüre vergeſſen? — Daß ich Schandel ehe-
„lichte, habe ich bereut. — Ich that Unrecht. Ich
„bitte Dich um Verzeihung, beſchwöre Dich aber,
‚kehre zu mir zurück. — Sollteſt Du in Dei-
„nem Haſſe gegen mich beharren, ſo ſchwöre ich Dir,
„daß ich mich furchtbar an Dir rächen werde.“

„Afanaſia!“

— Rächen an mir? furchtbar rächen? — ſagte Raimund, was will ſie mir denn thun? — Ich will doch gleich morgen zu dem Wirthe zur „rothen Ente“ auf die Wieden, da mir mein geheimnißvoller Freund mittheilte, daß ich mit dieſem über Afanaſia ſprechen ſolle. — Dieſe Afanaſia weiß leider zu gut, welch ein Feind ich von allen Skandalen bin, und ohne Skandal läuft eine ſo dumme Liebesgeſchichte nicht ab! — Es wird Geld koſten, und mein Geld iſt ſchon ſo auf der Neige, daß ich nicht mehr viel ausgeben kann. Jetzt ſehnte ich mich nach meinem unbekannten Gönner! — Dieſer Mann beſitzt, wie ich ſehe, die Gabe, in den Spiegel der Zukunft zu blicken und mit profetiſchem Geiſte, mir mein Schickſal vorauszuſagen. — Wenn ich ihn nur ſo rufen könnte, wie der Fauſt den Mephiſtofeles.

Raimund ſuchte ſein Lager auf und ſchlief ziemlich unruhig.

Am andern Morgen ſtand er um ſieben Uhr auf.

Um halb acht Uhr war er ſchon im Wirthshauſe bei der „rothen Ente."

Dort fand er eine große Verwirrung.

Wachen umſtanden das Haus.

Man ließ ihn nicht ein.

Es wurden zwei, man ſagte ſogar drei Perſonen verhaftet.

Ein Paſſagier war hier vor Monaten eingekehrt. — Er hatte viel Geld bei ſich und fürchtete, er könne beſtohlen werden. Er übergab dem Wirthe in einer großen Brieftaſche 7000 fl. mit der Bitte, dieſe Summe zu verwahren, bis der Paſſagier abreiſen würde. Als der Fremde dieſe 7000 fl. dem Wirthe einhändigte, war Niemand zugegen, als das Stubenmädchen des Wirths.

Nachdem der Fremde nach einiger Zeit abreiſen wollte, und den Wirth erſuchte, ihm das anvertraute Geld wieder zurück zu geben, erwiederte der Wirth:

Mein Herr, Sie haben mir kein Geld übergeben; wenn Sie ſich etwa einen Spaß machen wollen, ſo iſt dieſer ſehr unzeitig.

Der Fremde, es war ein Kaufmann aus Raab, antwortete:

Ich finde, mein Herr Wirth, daß Sie ſich einen ſehr unzeitigen Spaß mit mir erlauben. — Hier an Ihrem Geldſchranke habe ich Ihnen meine Brieftaſche übergeben, habe Ihnen die darin enthaltenen 7000 fl. vorgezählt; Sie haben dieſe Schublade aufgeſperrt und Brieftaſche und Geld hineingelegt. Ihr Stubenmädchen ſtand dabei.

Sie ſind verrückt, mein Herr, ſagte der Wirth.

Mein Gott! erwiederte der Fremde, Sie werden mich doch nicht um eine Summe von 7000 fl. betrügen wollen?

Sie wollen mich um 7000 fl. betrügen, wüthete der Wirth. — Und nun entfernen Sie ſich gutwillig oder ich brauche mein Hausrecht und vergeſſe, daß Sie ein Gaſt meines Hauſes ſind. —

Sie vergeſſen, daß ich Ihnen 7000 fl. zur Aufbewahrung übergeben; ſchließen Sie doch dieſe Schublade auf! —

Das will ich thun!

Der Wirth ſchloß die Schublade auf.

Wo iſt hier eine Brieftaſche? Wo ſind hier 7000 fl.?

Der Fremde gerieth in wahre Verzweiflung.

Herr, ſagte er, wenn Sie kein Gauner ſind, ſo rufen Sie Ihr Stubenmädchen!

Auch dies ſoll geſchehen!

Der Wirth läutete zwei Mal.

Das Stubenmädchen erſchien.

Hanni! ſagte der Wirth, dieſer Herr behauptet, er habe mir in Deiner Gegenwart 7000 fl. in einer Brieftaſche zur Aufbewahrung übergeben. Sprich, iſt dies wahr? — Haſt Du dies geſehen?

In meiner Gegenwart hat dieſer Herr Ihnen nicht einen Heller übergeben. — Ich glaube nicht ein Mal, daß dieſer Herr 7000 fl. im Vermögen beſitzt! —

Dieſe Unverſchämtheit war dem Kaufmanne aus Raab zu arg.

Außer ſich, ſprang er auf den Wirth los. Räuber, Dieb, Betrüger! raſte er; Du und Deine Helfershelferin in der Gaunerkunſt ſollen es bereuen. Ich mache die Anzeige bei dem Kriminal-Gerichte.

Meinetwegen in der Hölle! ſchrie der Wirth.

Der Fremde ſtürzte fort.

Er machte die Anzeige.

Der Wirth wurde amtlich vernommen. — Er legte einen Eid ab, daß ihm der Fremde weder eine Brieftaſche, noch 7000 fl. anvertraut.

Der Fremde reiſte ab, ohne zu ſeinem Gelde zu gelangen, allein er ruhte nicht, bis der Betrüger und ſeine Genoſſin entlarvt wurden.

Der Kaufmann aus Raab beſaß einen Schwager in Wien, ebenfalls Kaufmann, einen klugen, gewandten Mann. —

Eine geraume Zeit ließ man die Sache ruhen, mittlerweile erkundigte man ſich nach dem Mädchen. Dasſelbe hatte einen Liebhaber, den es zu heiraten wünſchte.

Dieſer Liebhaber wurde gewonnen. Man ſagte ihm eine weit größere Summe zu, als das Mädchen von ihrem Diebesantheile erhalten würde.

Der Liebhaber des Mädchens, dem dasſelbe ohnehin nicht recht gefiel, verſtand ſich dazu.

Eines Tages fragte er Hanni:

Du willſt, daß ich Dich heirate?

Es iſt mein einziger Wunſch!

Aber in der Ehe braucht man Geld. Ich habe kein Geld, haſt Du welches?

Ein Tauſend Gulden kann ich jeden Augenblick erhalten.

Das iſt mir zu wenig.

Auch 1500 fl., wenn es ſein muß.

Das iſt noch immer zu wenig.

Ich werde ſehen, daß ich 2000 fl. bekomme.

Von wem?

Nu, von dem Wirthe hier im Hauſe. Unter uns geſagt, der Wirth müßte mir eigentlich geben, was ich verlangen möchte, aber zuviel mag ich nicht fordern.

Warſt Du ſeine Geliebte?

Gott bewahre! Aber Du wirſt ebenfalls von der Geſchichte mit dem Kaufmanne aus Raab und den 7000 fl. gehört haben. —

War denn etwas Wahres an dieſer Geſchichte?

Freilich. — Der Paſſagier hat dem Wirthe wirklich 7000 fl. in Verwahrung gegeben. Ich war dabei, als er ihm den Betrag vorzählte, aber der Wirth und ich haben die Sache geläugnet und ſo mußte der Paſſagier mit langer Naſe abziehen.

Dafür, daß ich mich zu dieſem Betruge gewinnen ließ, erhalte ich, wenn ich heirate, 1000 fl. — Ich will aber dem Wirthe die Hölle ſo heiß machen, daß er mir 2000 fl. geben ſoll.

Verſuche Dein Glück! verſetzte der Geliebte, entfernte ſich und theilte Wort für Wort von dem, was er gehört, am geeigneten Orte mit. — Dieſe Angaben beſchwor der Liebhaber des Stubenmädchens.

Als Raimund mit dem Wirthe ſprechen wollte, wurde derſelbe ſammt dem Stubenmädchen feſtgenommen und dem Kriminal-Gerichte überliefert.

Die Geſchichte, welche hier mitgetheilt wird, erzählten einige gut unterrichtete Leute auf der Straße Raimund.

Ein hübſcher Mann, dieſer Wirth! dachte Raimund, von ihm werde ich wol jetzt keine Auskunft erhalten, auch nicht vom Stubenmädchen. Es wird aber wohl ein Zimmerkellner über Madame Schandel Etwas anzugeben wiſſen. Ich will zu dem Zimmerkellner gehen.

Ein Diener der Polizei verweigerte neuerdings den Eintritt in das Haus.

Es wird noch Jemand verhaftet, ſagte der Polizeidiener.

Noch Jemand! — Ja, iſt denn hier eine ganze Herberge von Gaunern?

Dem Kellner, ſagte der Polizeidiener, ſind heute 24 Silberlöffel geſtohlen worden. Aus dem Hauſe kann der Dieb die Löffel nicht gebracht haben. Sie wurden augenblicklich vermißt und darnach geforſcht. Es iſt Viſitation in allen Zimmern.

Wir haben den Dieb ſchon! rief eine Stimme aus dem Gange im erſten Stocke, die Löffel ſind gefunden, der Spitzbub iſt gebunden.

Man führte Herrn Schandel gefeſſelt an Raimund vorüber.

8. Afanaſia. — Schauſpieler im Wirthshauſe.

Als Raimund nach Hauſe kam, ſtand Afanaſia an dem Thore ſeines Hauſes.

Du haſt für mein Unterkommen auf eine ſchmähliche Weiſe geſorgt, redete ſie Raimund an.

Ich habe gar nicht dafür geſorgt, erwiederte Raimund, der Direktor war ſo liebenswürdig für Sie Madame, Wohnung und Verpflegung aufzufinden. Er beſtreitet die Koſten dafür aus unſerm Fonde für arme Schauſpieler. Ich zahle zu dieſem Fonde, aber ich verwalte ihn nicht.

Man verweigert mir ein Gardinen-Bett!

Was Tauſend!

Ich habe kein Stubenmädchen.

Was Sie ſagen!

Herr Raimund, ändern Sie ihren hämiſchen Ton, oder Sie ſollen an mich denken!

Ich hoffe Sie in ein par Tagen für immer vergeſſen zu können.

Herr Raimund, ich habe Briefe von Ihnen, dieſe ſollen in ganz Wien zirkuliren.

Da werden dieſe Briefe ein beſſeres Schickſal haben als Ihr Gemahl, Madame, denn dieſer zirkulirt ſeit einer Stunde nicht mehr. — Sie ſind ein allerliebſtes Muſter! — Seit acht Tagen befinden Sie ſich mit Herrn Schandel in Wien in der „rothen Ente.“ Sie warteten im Gaſthofe bis mein Benefice vorüber war, dann kamen Sie zu mir, um von meiner Gutmüthigkeit zu profitiren. — Wie viel muß ich Ihnen geben, Madame, wenn Sie heute noch Wien verlaſſen?

Reden Sie nicht in dieſem Tone mit mir, mit mir, die einſt Ihnen als das Höchſte galt.

Es ſoll noch derber kommen. Ich frage Sie, wie viel ſoll ich Ihnen geben, wenn Sie Wien auf der Stelle verlaſſen? — Oder wollen Sie nicht? — Sie haben ſich dazu hergegeben, mir Schlingen zu legen. Ich weiß Alles. Ihr ſchändlicher Herr Gemahl veranlaßte dies Manöver. Noch hatte er ſich nicht von Ihnen getrennt, aber nun iſt's dahin gekommen. Heute Nacht iſt im Gaſthof zur „rothen Ente“ ein Diebſtahl an 24 Silberlöffeln verübt worden, und bei Herrn Schandel fand man ſie im Reiſeſack. Man hat ihn verhaftet. Wollen Sie ſich noch länger in Wien aufhalten? —

Madame Schandel drohte ohnmächtig zu werden.

Machen Sie kein Aufſehen hier am Hausthore! Kommen Sie mit mir in die Theaterkanzlei. Ich will Ihnen 50 fl. als Reiſegeld geben, aber nur gegen die Bedingung, daß Sie ſich ſchriftlich verbinden, mich in Ruhe zu laſſen.

Er führte Madame **Schandel** in die Kanzlei.

Der Theaterſekretär **Schauer** ſetzte das geeignete Jnſtrument auf. **Joſef Huber** legte aus der Schaupieler-Unterſtützungskaſſe zu **Raimunds** Betrage on 50 fl. noch 20 fl.

Als ich Sie kennen lernte, ſagte **Raimund**, waren Sie wohl leichtſinnig, aber Sie waren **ehrlich**. — Der lockere Burſche, Jhr Gatte, hat Sie zum Böſen erleitet. — Wären Sie ebenfalls im Gaſthofe aufgeunden worden, würde man Sie ſo wie ihn verhaftet haben. — Danken Sie Gott, daß Sie dieſer Schmach entgingen, und nun trachten Sie, daß Sie fort kommen.

Verzeihung! **Ferdinand**, Verzeihung! flehte Frau **Schandel**.

Nun ſagen Sie mir, wo Sie hinwollen?

Jch habe eine Schweſter in **Horn**.

Gut, ich bezahle den Landkutſcher, der Sie nach Horn führt, oder wollen Sie mit der **Poſt** fort? — Mir iſt dies gleichviel.

Jch nehme einen Fiaker und bringe Sie zur Poſtanſtalt, verſetzte **Huber**. Haben Sie einen Paß?

Mein Mann beſitzt ihn.

O wehe!

Doch da Sie nicht hier bleiben können, bemerkte **Huber**, ohne für Jhre Perſon Anſtände zu haben, ſo werde ich für einen Paſſier-Schein ſorgen. Jch komme ſogleich wieder.

Sie wollten ſich an mir rächen, Madame, ſagte **Raimund**, rächen, wenn ich Jhnen nicht zu Willen geweſen wäre — worin hätte dieſe Rache beſtehen ſollen?

Ach, **Ferdinand**, erwiederte Frau **Schandel**, mein Mann hatte einen beſonders häßlichen Plan. Jch kann ihn nicht mittheilen, ohne für immer Deine Theilnahme zu verlieren.

Heraus mit dieſem Plane! rief Raimund. Bei einem Menſchen, welcher Silberlöffel ſtiehlt, bin ich auf das Aergſte gefaßt. —

Ich kann nicht ſagen, was ich thun ſollte, doch was mein Mann mir zugemuthet, ſoll auf keinen Fall geſchehen, darauf mein Seelenheil zum Pfande! Es hätte ſich ohnehin mein Herz dagegen geſträubt. —

Hätten Sie mir Gift beibringen ſollen?

Was hätte dies genützt? —

Alſo auf einen Nutzen wards berechnet?

Ach, mein Gott! mein Gott! mich befällt plötzlich eine Angſt! — Direktor Huber iſt zur Polizei um einen Paſſier-Schein für mich zu beſorgen. Wenn er den Namen Schandel nennt und beiſetzt, daß ich des Unglücklichen Gattin bin. —

Wir wollen hoffen, daß die Polizeidirektion in der Joſefſtadt noch keine Ahnung hat, von dem, was die Polizeidirektion auf der Wieden heute für einen Verbrecher ergriffen.

Huber brachte den Paſſier-Schein.

Hier iſt der Paſſier-Schein, ſagte er. Madame, kommen Sie, Ich führe Sie auf das Poſtamt. —

Nein, ſagte ſie, nein, laſſen Sie mich allein meinen Weg antreten.

Hier ſind 70 fl., ſagte Raimund, und noch 10 fl. für den Wagen.

Ich nehme dieſes Geld mit Dank! erwiederte Frau Schandel, und nun fort! Ich habe keine Ruhe mehr in Wien....

Sie eilte fort!

Wenn ihr nur kein Unglück begegnet, meinte Huber.

Ein größeres als verhaftet zu werden, könnte ihr nicht begegnen. Wenn ich nur wüßte, worin ihre Rache gegen mich beſtehen ſollte!

Rache? Wenn ſie 80 fl. erhält! Dummes Geſchwätz! Einfältige Drohungen! — Verleitet durch einen ſchlechten Kerl von Mann, hat ſie Etwas gefaſelt, was keinen Sinn hat. — Denken Sie nicht daran! — Schade um dieſe Perſon! — Das ſchöne Auge! das herrliche Organ und die lieblichen Geſichtszüge! Das wäre eine Jungfrau von Orleans! — Bei meiner Seele, wie ſie Mutter geworden wäre, und ihr Mann hätte nicht das Malheur, arretirt zu werden, hätte ich ſie engagirt.

Raimund verfiel in ein tiefes Brüten.

Afanaſia war ſeine erſte Liebe.

Sie war ihm Alles geweſen.

Er konnte ſich nicht beruhigen, daß er ſie vor anderthalb Jahren nach Temeswar in ein Engagement hatte treten laſſen.

Dieſer Schandel, ſagte er für ſich, iſt mir als ein Roué bekannt. — Er hat ſie bethört, umſtrickt, die Unerfahrne ging in ſein Netz. Dergleichen verwegene, durchtriebene Burſche üben oft eine außerordentliche Macht über unerfahrne Geſchöpfe aus. Hätte ich ſie doch mit nach Wien genommen! Ich klage mich an, daß ſie ſo tief ſank! —

Er ging aus der Theaterkanzlei im innerſten Herzen verſtimmt, und nur das ungeſtüme Herandrängen jener Leute, welche im Hofe des Theaterhauſes ſich zur dritten Vorſtellung der „Muſikanten auf dem Hohenmarkte“ einfanden, riß ihn aus ſeinem Trübſinn.

Es war kaum drei Uhr, und ſchon wogten die Freunde des Joſefſtädter Theaters und Ferdinand Raimunds heran.

Kindler kam ihm mit den Worten entgegen:

Schon um eilf Uhr waren Logen und Sperrſitze vergriffen, und für morgen iſt abermals jede Loge genommen.

Dies erheiterte Raimund ſehr. Er und Kindler gingen, ihr Mittagsmahl einzunehmen.

Raimund ſetzte ſich an einen Tiſch, an welchem ſich ein junger Schauſpieler mit einer hübſchen, jungen Dame placirt hatte. Der junge Schauſpieler führte die Dame als ſeine Gattin auf. Er nannte ſich Grünthal.

Es war dies die ſonderbare Dame, die zuerſt als Madame und dann kaum ein paar Jahre bei dem Theater in der Leopoldſtadt engagirt, als Mademoiſelle ſich annonciren ließ.

Wir hätten uns ſo gerne bei dem Theater in der Joſefſtadt engagiren laſſen, ſagte Herr Grünthal, allein Herr Huber iſt nicht dazu zu bewegen. — Für mein Fach beſitzt er an Herrn Kindler einen beliebten Repräſentanten, und meine Frau kann er nicht verwenden, da ſie, obgleich eine Lokalſchauſpielerin, keine Lokalſängerin iſt.

Ja muß denn Alles ſingen! verſetzte Raimund und ſah dabei der netten heitern Frau in die feurigen, ſchwarzen Augen. Sapperment! ſagte er heimlich zu Kindler, wenn die ſo ſchön ſpielt als ſie ſchön iſt, ſo macht ſie furore.

Ich kenne ſie, warf Kindler hin. Ich habe ſie in Preßburg als Schuſterin im „abgebrannten Hauſe“ geſehen, ſie war zum Entzücken ſchelmiſch, naiv und heiter!

Was ſpielen Sie denn eigentlich für Rollen! fragte er Frau Grünthal.

Alle die luſtigen Rollen der Johanna Huber, die ich in Preßburg geſehen und genau ſtudirte.

Ei Johanna Huber! verſetzte Raimund, das iſt die Großmeiſterin der Lokalkomik, wenn dieſe Ihr Vorbild iſt, ſo gratulire ich.

Das Geſpräch wurde unterbrochen.

In das Gaſthaus kamen ein Herr und eine Frau mit ihrem Sohne und ihrer Tochter; der Sohn ungefähr zwanzig, die Tochter vierzehn Jahre

Dieſe vier Perſonen waren die lächerlichſten Karikaturen, welche man ſehen konnte. Der Mann war klein und hatte ungeheuere Augenbrauen. Er trug einen ſchwarzen Strohhut, einen lebkuchenfarbnen Rock mit beinernen Knöpfen, auf welche Landſchaften gemalt waren; enge gelbe Lederbeinkleider und Kappenſtiefel, endlich eine Reiſetaſche von außerordentlicher Größe. Seiner Frau graues Haupt ſchmückte ein hoher himmelblauer Seidenhut, darauf hockten Federn, Blumen und ein Strohbüſchel, der einen Reiher vorſtellen ſollte; ſtatt eines Kleides hatte ſie einen Männerſchlafrock am Leibe, den ein breiter lackirter Ledergürtel, wie von einem Uhlanen ausgemuſtert, mit einer breiten Schnalle aus Meſſing zuſammen hielt. Die Frau war wenigſtens um anderthalb Köpfe größer als der Mann. — Der Sohn trug Nankin-Beinkleider, einen grasgrünen Frack und eine rothe Weſte. Um dem heftigen Winter doch auch Etwas zu Liebe zu thun, trug er Pelzhandſchuhe von immenſer Größe und mit Bärenbeſatzen verbrämt in dem Umfange eines Vier-Groſchen-Brodes, welches damals ſo groß wie ein Bauernhut war. — Das Mädchen war am allerpoſſierlichſten gekleidet. — Dasſelbe war wenigſtens ſeit vier Jahren aus ſeinen Kleidern gewachſen. Der aufgeſchoſſenen Mamſell kaltes, leichtes Uiberröckchen glich einem Spenſer von ganz eigenem Schnitte; es war ſtrohgelb mit rothen Bändern beſetzt und dazu weiße Höschen, aber auch nur bis über die halbe Wade. Sie war dem Kleide und den

Höschen längſt entwachſen. Statt des Hutes trug ſie eine polniſche blaue Mütze, welche jedoch recht pfiffig auf dem rechten Auge ſaß, und einen Muff, an welchem die Motten ſchon über Jahr und Tag, kein gutes Haar gelaſſen hatten.

Heiliger Gott! ſagte Raimund, was ſind das für Leute? Die haben vielleicht einen Affen oder ein Murmelthier im Gefolge, die Mamſell wird ſogleich durch einen Reif ſpringen, der junge Herr aber Burzelbäume ſchlagen.

Das Mädchen flog ſogleich auf einen Tiſch zu, brach eine Bretze an und ſpeiste nach Herzensluſt.

Aber Reſi, mahnte die Mutter, ſchickt ſich denn das? Wir ſind ja nicht allein.

Ei was! verſetzte Reſi. Mich hungert ſchrecklich, und ich bin auch durſtig. — Papa, laſſen Sie mir ein Seitel Bier einſchenken!

Gleich! gleich! erwiederte der Vater. Laß' mich nur erſt den Vorſchuß vom Herrn Direktor abwarten. Wir haben uns auf der verwünſchten Reiſe bis zum letzten Kreuzer ausgegeben.

Neu engagirte Schauſpieler! bemerkte Kindler. Wo Herr Huber dieſes Volk wieder aufgetrieben haben mag.

Der Theaterfeldwebel trat ein und übergab dem alten Herrn fünfzehn Gulden als Vorſchuß vom Herrn Direktor. Der Feldwebel erſuchte ihn, eine kleine Empfangsbeſtätigung zu unterzeichnen.

Der Alte genügte.

Als der Feldwebel ſich entfernen wollte, winkte ihm Raimund, und fragte:

Wer ſind denn dieſe Herrſchaften?

Den Namen des Alten weiß ich nicht. Aber der Herr Direktor hatte über ſeine Ankunft eine außerordentliche Freude. Er nannte den Alten: Herr **Kollega**.

Vielleicht ein zu Grunde gegangener Apotheker? ſagte **Raimund**.

Nein, ein **Schauſpieldirektor**, aus **Bielitz** glaub' ich. —

Schon genug, erwiederte **Raimund**.

Hören wir zu, ſagte **Kindler** zu ſeiner Geſellſchaft, was ſie ſprechen. Es iſt gewiß zum todtlachen. Die Mamſell hat bereits die fünfte Bretze gegeſſen.

Reſi führte das große Wort.

Wie viel Geld? Papa, fragte ſie, und machte dabei die Pantomime des Zählens mit den Fingern.

Der Vater, um es recht geheimnißvoll anzudeuten, hob drei Mal ſeine fünf Finger auf.

Nur **fünfzehn** Gulden? fragte **Reſi** vorlaut.

Da muß noch Etwas nachkommen, bemerkte der Sohn. Ich allein bekomme ja 15 fl., wenn ich in den Zwiſchenakten den „Staarl" und die „Droſchel" ausſpotte.

St! herrſchte die Mutter den Kindern zu. Was brauchen die Leute zu wiſſen, was wir für Künſte können! Wer weiß, wer die ſind, die da ſitzen.

Vielleicht ehrſame Schneidermeiſter und Friſeure, erwiederte der Sohn. Der Eine (er meinte **Kindler**) ſieht einem Haarkräusler ähnlich, wie ein Ei dem Andern!

Vater und Mutter lachten.

Raimund ſagte halblaut:

Das iſt ein köſtliches Volk! Weil wir nicht angezogen ſind, wie Narren, halten ſie uns nicht für Schauſpieler.

Reſi klopfte nun heftig mit einem Meſſer an ihr Glas.

Der Kellner erſchien.

Kellner, ſagte **Reſi**, kann ich ein Roſtbratel haben?

Soeben hat die Geſellſchaft dort, welche beſtellt. Wie viele Portionen befehlen Sie?

Mir zwei Portionen, aber mit „Knofel,“ kommandirte der Sohn.

Mit Knofel! Göttlich! rief Reſi, mir auch zwei Portionen, aber mit viel Haut gout!

Mir mit Sardellen zwei Portionen! wünſchte der Vater.

Geduld! Geduld! mahnte die Mutter. Wir wollen erſt ſehen, was die Portion koſtet. Kellner, den Speiszettel.

Die Mama knauſert ſchon wieder! warf die Tochter hin. Laſſen Sie ſich, Mama, einen Milchrahmſtrudel geben, das iſt ja Ihre Leibſpeiſe, und vergönnen Sie uns unſere Roſtbraten! —

Vergönnen! vergönnen! betonte die Mutter. Wir haben nur 15 fl. — Das Quartier koſtet allein 8 fl. monatlich. Was bleibt uns denn über, wenn Ihr gleich 5 fl. verzehrt?

Ei was, der Papa ſoll noch 15 fl. holen! lachte Reſi. In Wien werden vier Perſonen doch 30 fl. werth ſein.

Der Kellner trat herein.

Herr von Raimund, ſagte er, die Frau Wirthin läßt fragen, ob ſie ein hübſches Poulard an den Spieß ſtecken darf?

Eines nur? fragte Raimund. Zwei Poulards und Kompot und Salat dazu. Sie werden wohl ſo freundlich ſein, wendete ſich Raimund an Frau Grünthal und ihren vorgeblichen Gatten, dann an Kindler, und meine Gäſte ſein?

Das iſt der Raimund, liſpelte der Sohn dem Vater zu.

Steh' auf, ſagte die Frau zum Manne, und mach' Dein Kompliment!

Kommt alle mit! befahl der Vater.

Seine Frau und Kinder ſtanden auf, gingen auf Raimunds Tiſch zu, und machten ihre Reverenzen.

Wir hatten nicht die Ehre Sie zu kennen, Herr von Raimund, ſagte der Vater. Wir ſind die neuengagirten Mitglieder des Joſefſtädter-Theaters und kommen von Bielitz.

Wem habe ich die Ehre zu begrüßen? fragte Raimund.

Die **Familie Krones**, verſetzte der Alte.

Die Familie Krones! erwiederte Raimund. Sie ſind ja ſelbſt Schauſpieldirektor, wie kommt es, daß Sie Ihre Entrepriſe aufgaben?

Ich und die „Meinigen,“ verſetzte der Vater, ſind des ewigen Herumvagabundirens müde. — Die Kinder wachſen heran. Was kommt bei herumziehenden Truppen heraus? Heute ſind wir da, morgen dort und die Reiſen im Winter ſind entſetzlich.

Und beliebt, meinte Reſi, kann man nie als wandernde Künſtlerin werden. Man mag ſich noch ſo zuſammennehmen! Wenn man an einem Orte nicht wenigſtens ein halbes Jahr bleiben kann, ſo verwiſchen ſich die beſten Eindrücke. —

Welche Rollen ſpielen das Fräulein? fragte Kindler.

Geniuſſinnen, junge Mädchen, welche noch nicht die Liebe kennen, kecke Bauerndirnen, auch ſehr ſentimentale Fräuleins, welche umgebracht werden; die Emilia Galotti und die Trudel in Samäts Feuerbär.

In welchem Stücke werden Sie bei uns auftreten?

Das erſte Mal wollen wir alle vier zugleich erſcheinen, erwiederte der Vater.

In der „Teufelsmühle am Wienerberge,“ bemerkte Thereſe, ſpiele ich den Schutzgeiſt, der Vater ſingt die Baßarie, der Bruder gibt den Minneſänger, die Mutter —

Raimund unterbrach: Und nach der „Teufelsmühle,“ was kommt an die Reihe?

Ein Stück von meinem Sohne: „Der Geiſt des alten Schreckenhorn, oder das Blutgericht in der ſchwarzen Grotte,“ frei nach Dellaroſa und Spieß, aber mit Tänzen und einer luſtigen Kohlbauernhochzeit. — In Tyrnau haben wir dieſes Stück zwei Mal in eilf Wochen aufgeführt.

„Die Roſtbraten und die Milchrahmſtrudel!“ meldete der Kellner.

Thereſe flog an ihren Tiſch. Die Uebrigen empfahlen ſich der Gunſt Raimunds, und begaben ſich ebenfalls zu ihrem Diner.

Endlich kam Joſef Huber. Er ſuchte ſeinen Kollegen aus Bielitz.

Raimund trat auf Huber zu, und fragte ihn leiſe:

Was haben Sie da wieder für Leute engagirt! Wandernde Komödianten für Wien! Was iſt Ihnen eingefallen?

Sehen Sie ſie nur erſt! meinte Huber, der Alte hat einen ſo groben Baß, daß man erſtaunen muß, wie ein ſo kleiner Mann eine ſo große Force entwickeln könne. — Das Mädel iſt ein Genie! Thereſe Krones hat Queckſilber im Leibe. Sie hat in Rodaun die Bauern zum Lachen gebracht!

Spielten denn dieſe Leute auch in Rodaun?

Freilich, im vorigen Sommer im Badhauſe, da habe ich ſie zum erſten Male geſehen. Ich ſage Ihnen, dieſes junge Ding wird in Wien ein Mal furore machen. Und der Sohn ſpottet alle möglichen Vögel aus. Wollen Sie eine Bachſtelze? Sogleich wird er aufwarten.

Joſef Huber war, was Thereſe betraf, ein guter

Profet, aber er ſollte die Wahrheit ſeines Ausſpruchs nicht erleben.

Eins noch, ſagte Raimund zu Huber, warum engagirten Sie die hübſche Frau nicht, die an meinem Tiſche ſitzt?

Ich darf nicht, bei Todesſtrafe nicht! Mein Bruder hat es mir unterſagt. Er engagirt ſie.

So ſenden Sie ſie zu ihm.

Sie ſoll es nicht wiſſen, daß er ſie bei ſeinem Theater anzuſtellen wünſcht, ſonſt begehrt ſie eine zu hohe Gage. Sie muß ſich in ihrer Verzweiflung an ihn wenden, dann nimmt er Beide, ſie und ihren Mann. Mehr als 20 fl. bekommen ſie aber nicht für die Woche.

Madame Grünthal ſoll recht viel Talent beſitzen, wie Kindler behauptet. Was iſt ihr Mann für ein Subjekt?

Er kann nichts. Zum Glück iſt er eigentlich nicht ihr Mann; findet ſie nur Engagement, ſo wird ſie ſich bald von ihm trennen.

Raimund war ſehr erfreut, dies zu vernehmen.

Wie ſchon Reiberſtorfer in ſeiner biografiſchen Skizze über Raimund ſchreibt, verliebte ſich Niemand ſchneller als Raimund.

Afanaſia hatte ſich ſeiner unwürdig benommen. Er ſehnte ſich nun nach einem Weſen, das ihm Frau Schandel vollends aus dem Kopfe bringen ſollte.

Die Grünthal bleibt in Wien, dachte er; die ſchöne ſchwarze Frau mit ihren glühenden Augen trennt ſich wohl recht leicht von dem Manne, der mir roh und gemein vorkommt. Die Gaſtrollen, die ich im Leopoldſtädter-Theater ſpielen werde, kommen mir gerade recht. Ich werde Madame Grünthal für mich zu gewinnen ſuchen.

Der arme Raimund, der ſo leicht Feuer fing, wie übel erging es ihm mit Madame, oder eigentlich Mamſell Grünthal. Welche unangenehme Folgen hatte ſeine Liebſchaft mit ihr!

Raimund und die beiden Geſellſchaften brachen bald auf.

Die Theaterſtunde nahte.

Raimund drückte ſeiner Grünthal verſtohlen die Hand. Sie trat ihn auf den Fuß, daß er beinahe laut aufgeſchrieen hätte.

Die Unterhandlungen waren pantomimiſch angeknüpft.

Es konnte nicht fehlen.

9.

Laß' es nur gut ſein, Emmi, ſagte Herr Hilbert zu ſeinem Mündel, Du bekommſt einen Mann, einen braven, guten, ehrlichen, wackeren Mann. Laß' Deine Freundinnen heiraten, mit allem Pompe nach der Kirche fahren, mit allem Aufwande Hochzeit halten, der Pomp, mit dem Du in die Kirche fahren, der Aufwand, mit welchem Du Hochzeit halten wirſt, ſoll doch Alles übertreffen, was Deine Freundinnen zeigen können.

Du weinſt, Dein Herz pocht hörbar, und warum? Weil Du nicht ſo ſchlank gebaut biſt, wie Marie, Theolinde und Anna. Was will das ſagen? — Dein Geſicht iſt wunderſchön, der Glanz Deiner Augen, die Friſche Deines Teints, und was noch mehr, Dein Verſtand, Deine Bildung, Dein Herz ſtellen Dich höher, als die Mädchen alle, welche ſich im letzten Faſching verheirateten und nach Oſtern noch zur Trauung gehen werden.

Ach, Onkel! Wenn Einer mich nur wegen meines

Vermögens wegen wählen, und hätte er mich einmal, haſſen ſollte, wenn er mir zum Vorwurf machen könnte, daß ich —

Emmi ſchluchzte heftig, und verbarg ihr Antlitz in das Kiſſen des Sofas, auf dem ſie ſaß.

Daß Du ſchief gewachſen? — Wer kann dies entdecken bei der Geſchicklichkeit Deines Schneiders. — Und endlich hat hievon nicht ein Mann Kenntniß, bei welchem an Dir Deine Kammerjungfer zur Verrätherin wurde, und der Dich deſſen ungeachtet liebt, ja Dich anbetet, und um Deine Hand bittet, ſo oft er mich ſieht.

Lawinger? — Ich haſſe ihn; lieber will ich ſterben, als dieſem Elenden angehören.

Du haſſeſt ihn, und kränkſt ihn unaufhörlich durch Deinen Haß.

Soll ich nicht? -- Habe ich nicht die ſchändlichſten Dinge von ihm erfahren? Er iſt ein lüderlicher, gewiſſenloſer Menſch. Er verbringt ſein Leben unter verworfenen Dirnen, Karten, Würfeln, Weinflaſchen und lockeren Geſellen ſeines Schlages.

Er iſt enorm reich, fortwährend glücklich in ſeinen Spekulationen.

Seine beſten Freunde nennen ihn einen Wucherer.

Verleumdung! Er verſteht ſein Geld gut zu placiren. Das iſt Alles, und wenn er manche Zerſtreuung aufſucht, ſo geſchieht es nur darum, um ſich für Deine Kälte, Deine Härte, ja für Deine grenzenloſe Abneigung zu entſchädigen.

Emmi, die ſchönen Augen noch immer mit Thränen gefüllt, mußte unwillkürlich lachen.

Onkel, ſagte ſie, was hat dieſer verworfene Menſch für Mittel angewendet, Sie zu ſeinem wärmſten Lobredner zu beſtimmen? Haben Sie denn vergeſſen, was er mir gethan?

Was Er Dir gethan? In meinen Augen wenig; in Deinen Augen freilich viel. Er hat in Dir das Höchſte, das ein Weib beſeelt, die Eitelkeit verletzt; er hat Dein Kammermädchen beſtochen, daß dieſe ihm plauderte und ihm Deine ſchiefe Schulter verrathe. Und was iſt das am Ende! Wird er Dein Gatte, ſo kann ihm Dein Wuchs trotz Watta, Fiſchbein und Schnürleibchen doch kein Geheimniß bleiben.

Er wollte dies früher wiſſen, um meine Prätentionen an ihn, herab zu ſtimmen, um mich fühlen zu laſſen, daß ich mich noch glücklich ſchätzen müſſe, ſeine Hand zu erhalten; mit einem Worte, um mit der Unverſchämtheit, die ihm eigen iſt, deſto ungeſtümer nach dem Erbe meines Vaters greifen zu können. — Und wenn ich ihn dann dennoch zurückweiſe, um Rache an mir zu nehmen und der Welt zurufen zu können: Seht, dieſe ſtolze Erbin, dieſe hübſche Emmi, ich habe ſie aufgegeben, weil ſie — bucklicht iſt!

Du biſt ein exaltirtes Weſen, und gegen Deine vorgefaßten Meinungen würden alle Profeſſoren vergebens kämpfen; lieber heirateſt Du —

Einen Armen, arm an Geld und Glücksgütern, aber rechtlich wie Wenige und geliebt und geachtet von Allen, die ihn kennen. — Doch Sie, Onkel, thun nichts für mich! — Sie machen keinen Schritt, mein Glück zu gründen.

Aber gute Emmi, ich kann ja Dir und mir nichts vergeben! Der Mann, für den Du ſo begeiſtert biſt, kennt Dich nicht einmal; er hat keine Ahnung von der Empfindung, die Du für ihn hegſt. —

O Er hat mich ſchon geſehen!

Geſehen! Mein Kind, geſehen mag er viele junge Mädchen haben; es mögen ihm aus dieſen auch Viele vom Herzen gut ſein, aber, daß er von ihnen geliebt wird, dürfte er, falls es ehrbare Mädchen ſind, wohl nicht erfahren haben.

Sie ſagten mir ja, Sie hätten ihn ſchon einige Male geſprochen. —

Das iſt die Wahrheit.

Beſucht er Ihren Schachklub?

Nein, ich ſah ihn an andern Orten.

Warum laden Sie ihn nicht in Ihr Haus?

Dazu hat es noch Zeit!

Ach, Onkel, man ſieht es, daß Sie wie ſo viele Onkels und Väter ſind. Das Alter hat Ihr Herz kalt gemacht; Sie fühlen nichts für das arme Herz Ihres Mündels!

Emmi, mahnte Hilbert, wirf jetzt einen Blick auf die Straße! Sieh auf welch prachtvollem Fuchs Labinger vorüber reitet! Wie ſchmuck er zu Pferde ſitzt! Welch eine noble Haltung!

Eine noble Haltung! Haha! Der Ladendiener da drüben in der Eiſenhandlung, wenn er an einem Sonntage auf ſeinem ausgeliehenen Gaul paradirt, hält ſich eleganter als dieſer klapperdürre, ſpindelbeinige Ellenreiter der, wie die Leute wiſſen wollen, vor einigen Jahren auch nichts anderes geweſen als ein Kommis, welcher bei einem kleinen Kaufmanne in der Provinz, Bänder, Zwirn und Schuhriemen, Oel, Käſe und Häringe, hinter einer ſogenannten „Budel" verkaufte!

Er ſteigt ab. Er übergibt ſeinem Reitknechte das Pferd. Er macht Miene herauf zu kommen.

Ich bin nicht zu ſprechen; unterhalten Sie ſich mit ihm, Vormund!

Emmi verließ das Zimmer.

Der dieſen Kopf zurecht ſetzt, ſagte Hilbert ſoll noch geboren werden!

Labinger trat ein.

Sein Weſen war brüsk.

Kaum nickte er mit dem Kopfe. —

Nur langſam nahm er den Hut ab, und ſchaute ärgerlich im Zimmer umher.

Wo iſt Emmi? fragte er. — Wird Sie ihr Spiel noch lange mit mir treiben? — Ich bin gekommen, ihr ein paar ſcharfe Worte zu ſagen. — Ich weiß jetzt Alles. — Ich kenne jetzt das Hinderniß, das ſich zwiſchen mir und ſie hinpflanzt! — Ich war geſtern bei ihrer Tante! — Ich habe die Tante gebeten, mir die Augen zu öffnen. Was das Herz Ihrer Mündel, Herr von Hilbert, ſo ſpröde erſcheinen läßt, haben Sie der Tante ſelbſt mitgetheilt; die Tante ſagte es mir wieder!

Labinger lachte boshaft.

Beim Himmel! ſagte er, es iſt nicht der Mühe werth, daß ich den Namen jenes Patrons über meine Lippen kommen laſſe, in welchen Emmi verliebt iſt. Es iſt doch gar zu heillos, einen ſolchen miſerablen Menſchen zu lieben, einen ſolchen „Homunkulus“ mir vorzuziehen!

Meine Schweſter hat geplaudert?

Ja, und ſie mußte plaudern. Ich wendete auch die geeignetſten Mittel hiezu an.

Welche Mittel!

Fragen Sie nicht ſo albern! Sie wiſſen nur zu gut, wie Emmis Tante mir verpflichtet iſt! — Die Sucht als Witwe eines Barons ſtandesmäßig zu leben, zwingt ſie, Schulden zu machen. Mir iſt ſie am meiſten ſchuldig! — Ich habe Exekutionen gegen ſie erwirkt. — Herr, eine ſchwebende Exekution, beſonders, wenn man noch einen ſolchen Teufel von Advokaten beſitzt, wie ich, iſt mehr als eine Breſche, die man in eine Feſtungsmauer ſchießt. — Ich kommandire zu ſtürmen, und die Feſtung iſt mein.

Wenn Sie dies wagen, ſo wird meine Mündel aus ihrem Vermögen, Truppen zum Entſatz ſenden.

O ein Vermögen, das Sie verwalten, wird nicht ſo viele Truppen disponible haben!

Wie, Herr, dies wagen Sie mir zu ſagen!

O noch weit mehr! — Oder wähnen Sie, ich wüßte nichts von Ihnen zu erzälen! — Ich deſſen Hauptſchäft es iſt, hinter tauſend Familiengeheimniſſe zu kommen, um darnach meine Plane einzurichten? — Ich werde von Ihnen auch noch einen Wechſel in die Hände bekommen; ein Wechſel, der ſchon ſeit einigen Monaten verfallen iſt, dann Herr v Hilbert erwarten Sie nichts Geringeres als eine Blamage, über welche ſich Ihre ſtolze Mündel und Nichte die Haare ausraufen ſoll. — Daß Sie auf dieſe Blamage unverzüglich Rechnung legen müſſen, hören Sie, Rechnung über das Vermögen Ihrer Mündel, das wird meine Sache ſein!

Hoho! In welchem Tone reden Sie! Welche infame Beſchuldigungen erlauben Sie ſich auszuſprechen!

Ich nehme keine Silbe zurück. Weshalb werden Sie denn ſo blaß? — Erſchrickt ein gutes Gewiſſen? — Ich will Ihnen Zeit zur Erholung laſſen und mich jetzt entfernen. — Aber zu bedenken gebe ich Ihnen, daß ich nur kurze Zeit warte, bis ich über Emmis Hand Beſcheid erhalte. — Fällt dieſer bei meiner nächſten Nachfrage wieder verneinend aus, ſo verderbe ich Sie und Ihre Schweſter, und den Ruf Ihrer Mündel werde ich ſo grauſam zerfleiſchen, ihre erbärmliche Neigung zu einem Komödianten ſo an den Pranger ſtellen, den Komödianten ſo gräßlich durch ein paar Monate vom Theater wegpfeifen laſſen, daß er ſich glücklich ſchätzen ſoll, wenn ihn Raab und Oedenburg wieder in Gnaden aufnehmen! — Daß Fräulein Emmi gebaut iſt wie ein lateiniſches 8, werde ich dann auch zur öffentlichen Kenntniß bringen. — Wohl bekomm's ihr und Ihnen! —

Labinger ſetzte ſeinen Hut brutal auf, ließ ſeine Reitgerte ein paar Mal durch die Luft pfeifen, riß die Thüre ungeſtüm auf, ließ ſie offen und ſtürzte fort.

Er polterte über die Stiege hinab, rief ſeinen Reitknecht, ſchwang ſich auf ſein Pferd, ſtarrte frech nach den Fenſtern des erſten Stockwerkes und ſprengte davon.

Herr von Hilbert ſank beinahe ohnmächtig auf einen Stuhl.

10.

Raimunds vorherrſchende Tugend war Dankbarkeit. Wem er Dankbarkeit ſchuldig war, dem hing er mit ganzer Seele an, er blieb ihm dankbar durch ſein ganzes Leben, daher verletzte ihn auch nichts tiefer, berührte ihn nichts ſchmerzlicher als Undank.— Leider war er es, den nur immer der ſchwärzeſte, ſchmählichſte Undank zu Theil wurde, der ihn oft tiefer betrübte als der Verluſt von Geld und Gut.

Im Verfolge unſerer Mittheilungen wird es erſichtlich werden, wie ihn gerade diejenigen Menſchen, welche er mit Wohlthaten überhäufte, am gewiſſenloſeſten behandelten. Er ſchien mit wenigen Ausnahmen beinahe verurtheilt die traurige Erfahrung zu machen, daß die Menſchen das Wort Dankbarkeit aus ihrem Wörterbuche geſtrichen und jede Erinnerung daran aus dem Herzen vertilgt hatten.

Sein unbekannter Freund und Warner begegnete ihn eines Tages in der Kaiſerſtraße.

Raimund erblickte ihn ſchon vom Weitem.

Was gäbe ich darum, dachte Raimund, wenn er mich nicht ſähe! — Ich würde ihm von Weitem auf dem Fuße folgen. Ich würde zu erſpähen ſuchen, welches Haus er betritt, ich würde vielleicht ſeine Wohnung erfahren, erfahren wer er iſt!

Der Unbekannte ging gerade auf Raimund zu.

So eben will ich zu Ihnen, redete der Unbekannte Raimund an. — Ich muß Ihnen leider Etwas mittheilen, welches nichts Tröſtliches enthält. Ich habe erfahren, daß Sie ſich verliebten und in eine unwürdige Perſon verliebten, die nicht viel beſſer iſt als Madame Schandel — Sie werden heute eine Einladung zu einem Rendezvous erhalten. — Ich bitte Sie, folgen Sie dieſem Stelldichein nicht. Man hat nichts Gutes mit Ihnen im Sinne.

Ich danke Ihnen, ſagte Raimund mit Wärme und ich würde Ihnen noch mehr danken, wenn ich nur wüßte, wer Sie ſind!

Iſt dies nicht gleichgiltig?

Gewiß nicht.

Beabſichtige ich irgend Etwas, welches Ihr Mißtrauen gegen mich rege macht.

Nein, Sie erwieſen mir nur Freundliches, Gutes, ja Sie zeigten ſich ſo generös gegen mich, daß ich nicht Worte finde, mich darüber auszuſprechen; aber die Art und Weiſe, wie Sie ſich um mich anzunehmen ſo gütig ſind, iſt — deuten Sie ja meine Worte nicht übel — ſo geheimnißvoll, daß mir — beinahe unheimlich wird. — So z. B. berühren Sie wieder eine Neigung zu einem Frauenzimmer, welche ich mir ſelbſt noch nicht recht geſtand; berühren ein Rendezvous, das mir zu Theil werden ſoll, von dem ich keine Ahnung hatte und ſetzen bei: „folgen Sie dieſem Stelldichein nicht, man hat nichts Gutes mit Ihnen im Sinne!“ — Woher wiſſen Sie dies Alles? Soll ich Sie für ein übernatürliches Weſen halten? — daß Sie es gut mit mir meinen, darüber trage ich die feſte Uiberzeugung in mir. — Da dies nun der Fall iſt, warum gefällt es Ihnen, mich zu miſtificiren! Warum quälen Sie mich durch Ihre Verſchloſſenheit oder durch den Schleier, in welchen Sie ſich hüllen. —

Wüßten Sie, wer ich bin, ſo könnte ich Ihnen nicht mehr nützen. Es wird auch nicht zu lange währen, ſo werde ich Ihre Güte für mich in Anſpruch nehmen. O ich bin nicht uneigennützig! — Für kurze Zeit laſſen Sie mich noch in dem Dunkel, das Ihnen unangenehm, mir aber förderlich iſt. — Als ein Wundermann will ich nicht gelten, obgleich ich ſogleich ein kleines Wunder ausüben werde. — Sehen Sie dort ein kleines Mädchen heran kommen? — Es trägt einen Brief in der Hand. Dieſer Brief iſt an Sie gerichtet. — Das Mädchen betrachtet jede Hausnummer. Es ſpäht nach Nr. 101, wo Sie wohnen. — Gehen Sie dem Mädchen entgegen. Fragen Sie dasſelbe, wen es ſuche. — Das Kind wird antworten: „Herrn Ferdinand Raimund.“ Sie werden ſagen: Ferdinand Raimund bin ich, dennoch wird Ihnen dieſes Mädchen den Brief nicht einhändigen, bis Sie es in Ihre Wohnung führen, auf deren Vorthür der Name Ferdinand Raimund auf einem ſchwarzen Bleche mit goldenen Buchſtaben zu leſen iſt.

Das Mädchen kam näher.

Raimund trat ihm entgegen.

Welche Nummer ſuchen Sie?

Nummer 101.

Wer ſoll hier wohnen?

Herr Ferdinand Raimund

Ich bin es ſelbſt. Sie haben einen Brief an mich? Geben Sie mir dieſen Brief.

Sind Sie gewiß, Herr Ferdinand Raimund?

Ich werde Sie nicht täuſchen.

Ich habe den Auftrag, Ihnen dieſen Brief nur in Ihrer Wohnung zu übergeben, damit er nicht in unrechte Hände gerathe.

Raimund ſah ſich nach ſeinem Wundermanne um.

Er war verſchwunden.

Raimund erſuchte das Mädchen, ihm in ſeine Wohnung zu folgen.

Dort übergab es den Brief.

Von wem? fragte Raimund.

Von Madame Grünthal.

Raimund gedachte ſeines unbekannten Freundes.

Hierauf griff er nach ſeiner Börſe, und wollte die Briefträgerin beſchenken.

„Ich darf nichts annehmen," ſagte ſie, und eilte fort.

Raimund erbrach den Brief.

Er las:

„Wenn Sie mir ſo gut ſind, wie ich Ihnen gut bin, ſo beſuchen Sie mich heute nach Tiſche, aber früher nicht als um vier Uhr. Mein Mann iſt zu dieſer Stunde im Kaffeehauſe, verweilt da bis ſechs Uhr. Zeit genug, um uns zu verſtändigen. Nach ſechs Uhr kommt mein Mann nach Hauſe, um mich in das Leopoldſtädter-Theater abzuholen. — Herr Leopold Huber will uns bei ſeiner Bühne engagiren. — Verzeihen Sie meiner ſchlechten Schrift. In Eile Thereſe Grünthal,

wohnhaft in der Joſefſtadt, in der Langengaſſe
Nr. 108, bei dem Schneidermeiſter Ganſerer,
Thür Nr. 4."

Ich ſoll nicht hingehen? — Zu dem allerliebſten Weibchen, das mir ſo wohl gefällt, nicht hingehen, weil mir Gefahr droht? — Was denn für eine Gefahr, um 4 Uhr Nachmittags, alſo am hellen Tage? — Nein, mein unbekannter Warner, nehmen Sie es nicht übel, ich gehe doch! — Ich wollte denjenigen ſehen, der ſo jung iſt, wie ich, und eine ſolche Gelegenheit hätte, eine hübſche Frau zu ſprechen, und in Wien ſich beſinnen könnte, einem zärtlichen tête-à-tête zu folgen!

Raimund entfernte ſich aus ſeiner Wohnung, verſchloß ſeine Thüre und ſtand wieder auf der Kaiſerſtraße.

In einigen Minuten begegnete er Kindler.

Raimund theilte ſeinem Buſenfreunde die Warnung des Unbekannten und den Brief der Grünthal mit.

Was würdeſt Du an meiner Stelle thun? fragte Raimund.

Hingehen! Das Rendezvous annehmen, würde ich! Daß wäre hübſch, daß ein Mann, ein junger Mann ſich fürchten müßte, ein junges Weib zu beſuchen, wenn der Gemal nicht zu Hauſe iſt. — Ueberlaſſe mir den Einladungsbrief, ich gehe an Deiner Stelle mit Freuden zu Madame Grünthal.

Was man ſelbſt verrichten kann, überlaſſe man nicht Andern! ſagt ein altes Sprüchwort, verſetzte Raimund und lachte, und nun, Kindler, wenn Du nichts Beſſeres zu thun haſt, ſo ſei heute wieder mein Gaſt. Ich bin recht neugierig, ob Herr und Madame Grünthal zu Tiſche kommen. Seit drei Tagen ſpeiſten ſie nicht mit uns.

Herr Grünthal iſt ſeit Kurzem die Zeche ſchuldig geblieben. Der Kellner mahnte ihn, und nun bleibt das Ehepaar aus, weil es befürchtet, daß ihm nicht mehr „aufgeſchrieben“ wird.

Das iſt ſchlimm, verſetzte Raimund; gerne möchte ich helfen, aber ich kann mich doch nicht aufdringen gefällig zu ſein, ſonſt merkt der Mann gleich, weßhalb ich die Brieftaſche öffne. —

Ich gab Monſieur Grünthal einen Wink. Als er mich neulich fragte: Herr Kindler, wiſſen Sie nicht, beſitzt Herr Raimund Geld? — Da trug ich recht auf und antwortete: Ich glaube ſchwerlich, daß irgend ein Bühnenkünſtler mehr in der Wolle ſitzt als er. Erſt dieſer Tage hat ihm Leopold Huber ſeine Gaſtrollen mit baaren 1200 fl. und vorhinein bezahlt, dies thut der Direktor, damit Raimund nur bald damit beginne!

Da haſt Du aber abſcheulich gelogen!

Thut nichts! Man muß ein wenig Streiche machen; ſo ein Zugvogel wie Herr Grünthal bleibt nicht lange an einem Orte, und poſaunt dann Deine brillante Stellung weit und breit aus. —

Ich aber kann Lügen nicht leiden, am wenigſten ſolche, die einer Aufſchneiderei gleichen.

Habe ich ſie doch nur geſagt! — Du hätteſt die großen Augen ſehen ſollen, welche dieſer Menſch machte, und Frau Grünthal rief aus: Zwölf Hundert Gulden auf ein Mal, der glückliche Raimund!

Du wirſt mir einen üblen Streich geſpielt haben!

Ich that's, um die ſchöne Frau mehr dem Hungerleider zu entfremden, und Dir ſie geneigt zu machen.

Ich ſoll ihre Liebe alſo dem Gelde verdanken?

Alles Eins, wem Du ihre Liebe verdankſt, wenn Du nur geliebt wirſt! — Madame Grünthal wurde augenblicklich kälter gegen ihren Mann, und als er den Kellner wieder nicht bezahlte, ſagte ſie ganz laut, ohne ſich vor mir zu geniren: „Das iſt doch recht fatal, daß Du im Wirthshauſe ſchuldig bleibſt; ich ſchäme mich und ſetze keinen Schritt mehr hieher.“

Indeß gelangten Raimund und Kindler in ihr gewöhnliches Gaſthaus „zum goldenen Strauß.“

Sie blieben an ihrem Tiſche verwaiſt. Es erſchien Niemand, nicht einmal die Familie Krones, welche ihnen doch viel Spaß machte.

Es ſchlug vier Uhr, die Freunde trennten ſich.

Wenn ich etwa umgebracht werde, ſcherzte Raimund, ſo weißt Du doch, bei wem der Raubmord geſchehen.

Kindler lachte.

Raimund fand das Haus in der Langengaſſe, den Schneidermeiſter Ganſerer, die Thür Nr. 4.

Er wollte anklopfen, allein Madame Grünthal kam ihm zuvor; ſie erwartete ihn ſchon, ſie öffnete die Thür und zog ihn mit den Worten in ihr Zimmer:

Ach, Herr von Raimund, nehmen Sie es ja nicht übel, daß ich einen ſo zudringlichen Brief an Sie geſchrieben, aber ich mußte es; mein Mann zwang mich hiezu.

Ihr Mann? wie ſoll ich das verſtehen?

Verrathen Sie mich nicht. Er hat einen eigenen Plan gegen Sie. Er hat mir befohlen, Sie hier aufzuhalten; er will dann herein ſtürzen, Sie zur Rechenſchaft ziehen, daß Sie mich in ſeiner Abweſenheit beſucht, und Ihnen mit einem ſolchen Skandal drohen, daß Sie lieber Alles thun werden, was er wünſcht, als ſich ſeiner Brutalität ausſetzen.

Was er wünſcht? Was wünſcht er denn?

Mein Gott! Er iſt in großer Geldnoth! So lange ſchon ſind er und ich ohne Engagement. Sie können ſich wohl denken, in welcher Verlegenheit wir uns befinden.

Alſo wenn ich ihm Geld gebe, ſo darf ich Sie beſuchen?

Madame Grünthal nickte mit dem Kopfe.

Dann ſpielt er nicht mehr den eiferſüchtigen Ehemann?

Madame Grünthal gab durch ihre Kopfbewegung eine deutliche Verneinung zu erkennen.

Ich höre, daß Sie nicht ſeine Frau ſind.

Madame **Grünthal** ſchwieg.

Was braucht man denn alſo mit dieſem Menſchen für Umſtände zu machen? — Verlaſſen Sie ihn!

Dies vermag ich nicht. — Er iſt furchtbar in ſeiner Rache. Er würde mich auf offener Straße mißhandeln.

Rufen Sie die Polizei zu Hülfe. —

Die Polizei kann mich von einem ſolchen Ungethüm nicht befreien.

Wer denn?

Ach nur durch Geld kann ich von ihm loskommen!

Erlauben Sie zu bemerken, daß ich weder geizig noch ſchmutzig bin, aber auf dieſe Art — ich habe nichts weiter zu ſprechen — ich empfehle mich Ihnen.

Herr von **Raimund**, wenn Sie mich verlaſſen, ſo merkt **Grünthal**, daß ich ihn verrathen. —

Ich ſoll mich alſo wohl gar mit ihm ſchlagen?

Warum nicht gar!

Was denn?

Herr von **Raimund**, erbarmen Sie ſich meiner; Sie ſind reich, Sie ſind vortrefflich geſtellt, Sie haben Freunde, wohin Sie blicken, ja Sie dürfen die Hand ausſtrecken, ſo wächſt Ihnen Geld darauf; Sie haben erſt vor ein paar Tagen 1200 fl. bekommen, ohne daß Sie daran dachten; laſſen Sie 300 fl. eine nicht zu hohe Summe ſein, um einen Menſchen damit glücklich zu machen.

Aber was für einen Menſchen ſoll ich denn glücklich machen?

Mich.

Sie?

Ja, ich übergebe **Grünthal** dieſe 300 fl. gegen die Bedingung, daß er mich verlaſſe und unſer vorgebliches Ehebündniß löſe.

Teufel noch ein Mal! 300 fl.! — Und dann iſt es nicht einmal wahr, daß ich reich bin; ich habe knapp mit meiner letzten Einnahme meine Schulden bezahlt, und die 1200 fl., von welchen Sie ſprechen, habe ich nicht empfangen; Kindler log Ihnen eine Geſchichte vor, er hat ſie mir mitgetheilt, und ich habe ſeine abgeſchmackte Großſprecherei ſehr übel genommen.

Geſetzt, es wäre ſo, ſo —

So dürfte ich nur ein Wort ſagen, und ich hätte, was ich wünſchte; es iſt möglich.

Helfen Sie mir, helfen Sie mir von dieſem entſetzlichen Menſchen, den ich verachte, den ich verabſcheue, ich beſchwöre Sie!

Raimund zögerte.

Ich will dieſe Summe nicht geſchenkt. Ich will ſie redlich wieder bezahlen. Leopold Huber engagirt mich bei ſeiner Bühne mit jährlichen 600 fl. Er ſchließt einen Kontrakt für drei Jahre mit mir. Ich will Ihnen alle Jahre 100 fl. an der Theaterkaſſe zurück laſſen und das ſoll ſchriftlich ausgemacht werden. —

Madame, ſagte Raimund, das klingt ganz anders, das klingt honnet, und zu einem honnetten Liebesdienſt biete ich meine Hand; Sie ſollen die 300 fl. erhalten, welche ich zwar ſelbſt noch nicht beſitze, aber Sie ſollen Sie erhalten, heute noch erhalten und was ich ſage, das iſt ſo ſicher als —

In dieſem Momente ging die Thüre auf und Herr Grünthal ſtürzte wie ein Wüthender herein:

Höll und Teufel! tobte er: Was geht hier vor? — Ha Elende, Pflicht-, Ehre- und Schwüre-Vergeſſene, habe ich Dich auf Deiner Untreue ertappt? Und Sie, Herr, was wollen Sie hier? Sie wagen es, während meiner Abweſenheit meine Frau zu beſuchen. Herr, was ſoll ich Ihnen über dieſe Nichtswürdigkeit ſagen?

Raimund nahm ſich einen Stuhl, ſetzte ſich ruhig vor Herrn Grünthal nieder. Als Grünthal zu Ende geſprochen hatte, ſagte Raimund.

Charmant! Sie ſpielen mit großer Wahrheit, ich bedauere, daß Ihr Fach bei uns ſchon beſetzt iſt.

Herr, was wollen Sie damit ſagen?

Daß Sie eiferſüchtige Ehemänner ſehr gut vorſtellen, aber Sie wiſſen, ich bin auch Schauſpieler und ſo geſtatten Sie denn, daß ich Ihnen ebenfalls eine Komödie vorſpiele. — Ich will Ihnen eine Probe eines neuen Faches geben. Bisher kannten Sie mich nur als Komiker und Intriguant; des alten Baumanns und Ochſenheimers Rollen waren bisher meine Fächer, aber auch Brockmanns Rollen ſind die meinen. — Sahen Sie ihn in der „Uiblen Laune?" Sahen Sie ihn den gutmüthigen Mann darſtellen, der, wenn er ſelbſt glücklich iſt, auch andere an ſeinem Glücke Theil nehmen läßt? —

Raimund, welcher in Ton und Geberde Brockmann vortrefflich zu kopiren verſtand, trat auf Grünthal zu:

„Erhalten, Freundchen," ſprach er, „Tauſend Thaler baares Geld erhalten, — 300 Gulden ſollſt Du davon haben, der Du in Noth biſt! — Aber die ſauertöpfiſche Miene laſſe, welche mich verſtimmt! Sei heiter! lache! Ach, wie ſoll das Geld, nach welchem Du verlangſt, die Falten auf Deiner Stirne glätten! Noch heute ſollſt Du 300 fl. haben, ehe die Sonne untergeht! aber lache! lache! ich bin ſogleich wieder hier!"

Mit dieſen Worten, im Tone Brockmanns geſprochen, flog Raimund zur Thüre hinaus und ließ Grünthal ganz verblüfft ſtehen.

Endlich ermannte ſich dieſer und ſagte zu Madame Grünthal:

Du haſt mich verrathen! Erbärmliche! Du haſt Dich wieder durch Deine fade Sentimentalität hinreißen laſſen, die Wahrheit zu ſagen, denn ſonſt könnte Raimund unmöglich ſo gefaßt mir entgegen getreten ſein! Oder Du biſt vielleicht in den blonden Jüngling verliebt, ſo ſehr Du es leugneſt, und haſt ſich ſeiner erbarmt. Die Blonden waren von jeher Deine ſchwache Seite! — Nun liegen meine Hoffnungen vernichtet da; Er, der in Dich bis über die Ohren verliebt iſt, wird mir nun nicht mehr in die Falle gehen. Ich bin verloren!

Ja, ich war eine Verrätherin, habe aber ſonſt nichts verrathen, als daß wir in Noth ſind. Darauf hat Raimund mir verſprochen, hörſt Du, mir, 300 fl. zu leihen, die ich ihm in drei Jahren, und zwar in jedem Jahre mit 100 fl., zurück bezahlen werde. Dadurch bleibſt Du honnet, befreiſt mich von der Angſt, mit Dir ein Gaunerſtückchen zu unternehmen, und biſt um 300 fl. weniger ſchuldig, weil ich dieſe Schuld abzutragen habe.

Du wirſt auch wenig abtragen, Mamſell, wir kennen uns!

Du biſt ein Unverſchämter!

Ereifere Dich nicht, noch haſt Du das Geld nicht, um mit mir grob zu werden.

Sprich lieber, Du haſt es noch nicht! — Ich beſinne mich auch eben, ob ich 300 fl., die man mir leicht, Dir überlaſſen ſoll?

Grünthal ging heftig in ſeinem Zimmer umher.

Er befand ſich in der größten Unruhe.

Er wollte ſprechen; er vermochte es nicht.

Höre mich an, ſagte Madame Grünthal, wir wollen einen Vertrag mit einander ſchließen. Ich benöthige eben ſo dringend Geld wie Du; wir wollen deshalb noch zuſammen halten; Dich allein engagirt Leopold Huber nicht; ich will Dir nicht nachtheilig ſein. Noch bedürfen wir einander, Du mich am meiſten. Wir theilen daher die 300 fl., welche Raimund mir darleiht; Du gilſt noch vierzehn Tage als mein Gatte, dann trennen wir uns und ich kümmere mich nicht mehr um Dich.

Und ich erhalte noch heute 150 Gulden?

In dem Augenblicke, in welchem Raimund die verſprochene Summe bringt, händige ich Dir die Hälfte davon ein.

Raimund kam wie er verſprochen.

Herr Grünthal, ſagte er in natürlichem Tone, ich habe zwar vorhin Komödie geſpielt, aber mit dem Gelde war es keine Komödie. Hier iſt es.

Raimund wollte es aus ſeiner Brieftaſche nehmen.

Frau Grünthal trat raſch dazwiſchen.

Bringen Sie es in keine unrechten Hände, ſagte ſie. Ich habe meinem Manne erzält, daß Sie mir dieſen Betrag vorſtrecken, daß ich dieſe 300 fl. an Sie zurück bezahlen müſſe; da dies ſo iſt, ſo will ich denn auch die Empfängerin ſein.

Mit Vergnügen! erwiederte Raimund, ich lege dieſes Geld in Ihre Hände, Sie müſſen es mir auch wieder geben.

Mein Mann ſoll nicht zu kurz kommen.

Das geht mich nichts an. Mein Wort habe ich gelöſt, jetzt empfehle ich mich.

Edler Raimund! rief Madame Grünthal.

O ich bitte! erwiederte Raimund und ging.

Kommen Sie heute Abends ins Wirthshaus zum goldenen Strauß?

Ich habe mich total ausgegeben, erwiederte Raimund. Ich muß heute faſten! Sie können leicht ins Wirthshaus gehen, denn Sie haben Geld, ich aber habe keines. Gute Unterhaltung!

11.

Im Hauſe des Lebzelters herrſchte große Beſtürzung.

Seine Frau erklärte, daß ſie ſich dem Theater widmen wolle.

Der Lebzelter nahm dieſe Nachricht wie von einer Wahnſinnigen herrührend auf.

Er hatte eine Köchin im Hauſe, welche ſchon bei ſeiner erſten Frau diente. Dieſe Köchin ſchlich der jungen Gattin auf ihren wiederholten heimlichen Ausgängen nach und erfuhr, daß im Theater an der Wien eine dramatiſche Künſtlerin wohne, welche jungen Damen im „Deklamiren und Agiren“ Unterricht ertheile.

Die Köchin, Eva war ihr Name, erfuhr bald, was ſie wiſſen wollte.

Sie machte mit der Köchin des Fräulein Kroſek, ſo hieß die Lehrerin der Schauſpielkunſt, Bekanntſchaft. Die Köchinnen halten wie die Freimaurer zuſammen. Eva wußte nach dem erſten Beſuche bei ihrer neuen Freundin Alles, was ſie wiſſen wollte, ja ſie erhielt ſogar die Zuſage, einmal hinter einer Bretterwand einer Unterrichtsſtunde beiwohnen zu dürfen.

Was Eva hier hörte, verwandelte ſie ſchier in Stein.

Madame, ſagte Fräulein Kroſek. mit der „Johanna von Montfaucon“ ſind Sie fertig; ich kann Sie nichts mehr lehren.

Was bin ich ſchuldig! fragte die Lebzelterin.

Laſſen wir es zuſammen kommen! erwiederte Fräulein Kroſek. — Sie wollen ja die „Klara von Hoheneichen“ und die Gräſin im „Fridolin“ einſtudieren.

So geſtatteten Sie mir eine à Conto-Zahlung.

Mein Gott! verſetzte Fräulein Kroſek, Sie haben mich ohnehin mit Artigkeiten überhäuſt; haben mir eine goldene Uhr, meiner Mutter einen „wattirten Uiberrock“ zum Geſchenk gemacht und meinem kranken Vater, dreißig Bouteillen Wein geſendet. Was wollen Sie denn noch thun?

Fünfzig Gulden will ich Ihnen geben und bitten, ſie anzunehmen. Ach, wenn ich Ihre Geſtalt hätte, Fräulein, wenn ich den Heldinnen durch meine Perſönlichkeit einen ſolchen Nachdruck zu geben vermöchte wie Sie, wenn ich ſo etwas Altdeutſches, Burgfräuliches, Ritterthümliches in das romantiſche Fach, das ich ſpiele, zu legen wüßte; ich wollte meines Mannes Haus „zur großen Rundellen“ dafür verſchreiben.

Da ſprechen Sie einen ungerechten Wunſch aus, entgegnete Fräulein Kroſek. — Ich bin zu dick und zu ſchwer für meine Rollen und meine Jahre. — Neulich habe ich mich auf der Heuwage wägen laſſen, 2 Zentner 88 Pfund, ſind viel zu ſchwer für 23 Jahre; allein im großen Theater an der Wien fällt es nicht allzuſehr auf; im Theater in der Joſefſtadt, würde ich jedoch zu wenig Spielraum haben.

Wenn Sie glauben, daß ich das „Maß“ habe für unſer Theater? ſo —

Ganz gewiß, dann haben Sie ja einen kleinen Ritter von Montfaucon, einen kleinen Ritter Laſarra, und ſelbſt Ihr Philipp von Montenach iſt kaum fünf Schuh hoch! An der Wien iſt das Alles koloſſal. Grüner, Schmidtmann, Demmer ſind Löwen gegen die Steinböcke bei Ihnen! Ich verſichere Sie, Sie werden Furore machen, beſonders in der Scene, in welcher die Burg überrumpelt wird, und Sie auf dem Söller mit dem kleinen Otto erſcheinen, und die niederſchmetternden Worte auf den elenden Gauch, der auf der Zugbrücke erſcheint, herabdonnern.

Sie hauchen mir Muth ein. Mit leichtem Herzen geh' ich an mein großes Werk.

Aber Ihr Herr Gemal?

Mein Mann, der Lebzelter! daran darf ich gar nicht denken!

Sie haben ihm noch gar nichts geſagt?

Ich wollte ihn überraſchen, aber ich habe ſchon „hin und wieder" daran gedacht, es wird nicht gehen!

Iſt er denn ein ſo großer Feind vom Theater?

Ein gräßlicher! Ihm zu Liebe dürften alle fünf Theater in Wien abbrennen; es wäre ihm die größte Freude. Dann eifert er mit jedem Schatten. Den Raimund haßt er, weil er mir gefällt. Der Kindler iſt der einzige, den er leiden kann; mein Mann merkt nicht, daß es gerade der iſt, wegen welchen ich mich dem Theater widmen will; aber auch den Kindler hat er nur ein einziges Mal zum Eſſen eingeladen. Was kann ich von einem ſolchen Manne, wie der meinige iſt, erwarten?

So laſſen Sie ſich noch Zeit mit Ihrem erſten theatraliſchen Schritte, vielleicht hilft Ihnen irgend ein glücklicher Zufall!

Das müßte ein ſehr glücklicher Zufall ſein. Drei Rollen muß ich wenigſtens „in mir" haben, ſonſt kann ich nicht anfangen. — Eine Frage nur: Iſt es wahr, daß ich nicht deutſch kann, daß mich die Wienerin in Einem fort ins „Genick" ſchlägt? — Kindler ſagt dies. Sie ſind ja eine Preußin, Sie müſſen dies ja verſtehen.

Sagen Sie Herrn Kindler, daß er ſelbſt nicht Deutſch kann, ihn ſchlägt auch der Wiener ins „Genick."

Nicht wahr? Ich habe es mir gleich gedacht. Uiberhaupt iſt es ſehr unpatriotiſch von einem Wiener, wenn er behauptet, in Dresden, Berlin, Hamburg allein ſpräche man deutſch! Wo ſteht denn das geſchrieben? Und ſtände es irgendwo geſchrieben, ſo muß man dergleichen Behauptungen in Wien nicht aufkommen laſſen, die Ausländer ſollen ſich nach uns richten, wir nicht nach ihnen. Wien iſt die Hauptſtadt von Europa; hieher ſtrömt Alles, mit uns will die ganze Welt reden, deshalb ſoll man auch unſere Sprache annehmen. Wenn ich heute nach Paris gehe, ſo werden die Franzoſen von mir fordern, ich ſolle franzöſiſch ſprechen; es mögen nun auch die Preußen und Sachſen Wieneriſch ſprechen. — Dort liegen 50 fl.! Ich empfehle mich Ihnen, Fräulein Kroſek.

Daß der Lebzelter von ſeiner Eva, jedes Wort, das ſie gehört, wieder erfuhr, war natürlich.

Im „geheimen Rathe“ zwiſchen Lebzelter und Köchin wurde beſchloſſen, der Frau kein Wort zu ſagen, daß ihr ſchmähliches Komplot mit Kindler, Fräulein Kroſek und der Johanna von Montfaucon entdeckt ſei.

Ich werde mich rächen an ihr, ſchnaubte der Lebzelter; ſie ſoll an mich denken! Ich werde ihr das „Komödiſpielen“ vertreiben, auf immer, und gelingt es mir nicht, nun ſo laſſe ich mich ſcheiden. Vorher zerreiße ich aber noch den Heiratskontrakt.

Sie können Ihre Abſchrift zerreißen, warf Eva hin, aber die Frau beſitzt auch eine Abſchrift.

O ſie beſitzt keine; beide Abſchriften liegen in meinem Schreibpulte.

Ich ließe mich ſogleich ſcheiden, bemerkte die Köchin.

Das verſteht ſie nicht!

Sie haben ja keine Frau für den Theaterſtand, ſondern für den Lebzelterſtand geheiratet. Als Johanna von Montfaucon kann ſie keine „Reiter,“ keine „Wiegen“ und „Schiffeln“ bei der nächſten Firmung verkauſen.

Halte ſie ihr Maul! Meine Frau hat mir vertraut, daß ich ſie nächſtens als Mutter bewundern werde. —

Da hat ſie auf den kleinen Otto angeſpielt, mit dem ſie auf dem „Söller“ erſcheinen wird.

Was Söller! Krenmeyer heißt mein Gevatter und das Kind darf auch nicht Otto, ſondern Melcherl (Melchior) muß es getauft werden.

Und was ſagen Sie zu Herrn Kindler? Geht Ihnen da kein Windlicht auf?

Der wird auch meine Rache empfinden! Nur Geduld!

Die Frau kam nach Hauſe.

Was ſoll das heißen? fragte ſie. So oft ich aus dem Hauſe gehe und wieder heim kehre, finde ich die Jungfer Eva mit meinem Gatten im Geſpräche! Ich glaube gar, da herrſcht ein intimes Einverſtändniß, das ſich noch vom Witwenſtande her datirt. Marſch in die Küche! herrſchte die Frau der Köchin zu, und daß Sie ſich nie mehr in meines Mannes Zimmer blicken läßt, ſonſt kann Sie gehen!

Haha! verſetzte Eva, Sie deklamiren ja völlig! Ich gehe ſchon.

Eine impertinente Perſon, ſagte die Lebzelterin, und Du ſtehſt dabei und jagſt ſie nicht auf der Stelle aus dem Hauſe.

Sie iſt zehn Jahr bei mir!

Bei Dir? Ei der Tauſend! doch bei mir wird ſie nicht zehn Tage mehr ſein! — Das ginge mir noch ab, daß mir ein Dienſtbote „übers Maul fahrt,“ oder iſt ſie Dir etwa mehr? — War ſie Dir vielleicht mehr, als Du mit mir noch nicht verheiratet warſt! Dahinter werde ich kommen; ich darf nur die Graveurin neben an, fragen. Die wohnt zwölf Jahre im Hauſe, die kann über jeden Spatzen Auskunft geben, über Dich, „alter Hausſpatz,“ wird ſie wohl auch etwas zu reden wiſſen.

Du wirſt mich doch nicht bei dem „ausrichteriſchen Weibe“ blamiren, bei einem Weibe, das an keinem Menſchen ein gutes Haar läßt, ſchon hundert Ehen aus einander gebracht hat und Dich um Dein ſtilles Glück beneidet!

Mein ſtilles Glück! Haha! Ja, ja, es iſt ein ſtilles Glück, und zwar ein ſo ſtilles, daß ich ſelbſt nichts davon weiß. Aber es ſoll ſchon laut werden dieſes ſtille Glück.

Daß vielleicht die ganze Joſefſtadt davon ſpricht? Weißt Du was Du thun kannſt, ſtelle Dich aufs Theater und verkünde es vom Podium herab.

Schonſt Du mich in Deiner Eiferſucht nicht, ich ſchone Dich auch nicht!

Eiferſt Du denn mit mir?

Ich bin Deine Frau und kann mit Dir thun was ich will.

Das wäre neu!

Was Du für Spektakel machteſt wegen Raimund!

Gegen Raimund ſage ich jetzt nichts mehr.

Ei! Das wollen wir doch ſogleich ſehen. Abermals ſteht er da unten am Kaffeehauſe und ſcheint zu uns kommen zu wollen. Darf er?

Rufe ihn, und wenn Du nicht willſt, ſo rufe ich ihn.

Madame winkte Raimund.

Raimund kam.

Ich bin recht froh, daß Sie mich rufen, ſagte er. ſo eben habe ich einen anonimen Brief erhalten, über den Sie mir vielleicht Auskunft geben können. Wenn es nur keine anonimen Briefe gäbe, ſie machen Einem ſo viel zu denken! — Da ſchreibt mir Jemand über eine ſchöne, junge Bürgersfrau aus der Joſefſtadt, die ſich plötzlich, ihrem Manne zum größten Herzeleide, dem Theater widmen will. —

Wer iſt dieſe Frau? fragten der Lebzelter und ſeine Gattin mit gleicher Haſtigkeit.

Ja, wenn ich es wüßte! — Ich ſtudire gerade, in welchem Hauſe ich ſie ſuchen ſoll. — Wir haben zum Glücke ſo viele ſchöne junge Bürgersfrauen in der Joſefſtadt! Sie kennen die meiſten! — Hören Sie zuerſt dieſen Brief:

„Herr Raimund!

„Mehrere ehrenwerthe Perſonen, die Sie ſchätzen, „bitten Sie, einen Skandal zu verhindern. Eine „ſchöne, junge Bürgersfrau hat die Tarantel ge„ſtochen! Auf andere Weiſe iſt nämlich ihr wahn„ſinniges Vorhaben nicht zu erklären. Sie will „Schauſpielerin werden und hat nicht das geringſte „Talent hiezu. Ihre Lehrerin, eine Bühnenkünſt„lerin — obgleich ſie viel Geld und andere Geſchenke „von der Verblendeten erhält — iſt nicht zu beruhigen „über den Vorſatz ihrer Schülerin; ihre Lehrerin „wagt es aber nicht, ſie über den gänzlichen Man„gel an Beruf, über den Mangel an Vorbildung zur „Bühne, ja über ihre Begriffsloſigkeit von dem, was „zum Theater gehört, aufzuklären.“ —

Die Frau des Lebzelters wurde ganz blaß.

Der Lebzelter dunkelroth.

Raimund las weiter.

„Wahrſcheinlich ſchon in der nächſten Woche „wird Jemand zu Ihnen kommen, und Ihnen zu„muthen, Sie möchten die Kunſtnovize Ihrem Di„rektor empfehlen. — Herr Huber würde freilich „mit beiden Händen zugreifen, denn, wenn ein „Parterrebillet fünf Gulden koſten ſollte, ſo würden „alle vergriffen werden. Herr Raimund, geben Sie

„dies nicht zu. Alle Bürger und Bürgerinnen wür-
„den Sie ſich zu Feinden machen, wenn dieſe Frau
„Komödie ſpielen und ſich blamiren ſollte!“

Weiter, ſagte der Lebzelter.

Weiter? Es ſteht nichts mehr da! Ich wäre nur begierig, zu wiſſen, ſprach Raimund, welche Frau aus der Joſefſtadt gemeint ſein könnte; ich müßte mich zu ihr verfügen, ihr dieſen Brief vorleſen, und ſie um Gottes willen bitten, das Theater nicht zu betreten. Kein Menſch weiß es beſſer, als ich, was es heißt, dem Theater ſich zu widmen und total zu mißfallen.

Die Lebzelterin, welche ſich mittlerweile geſammelt hatte, ſagte: Ich weiß zwar nicht, wer dieſe theaterluſtige Perſon ſein könne, frage aber: wenn dieſer Brief nur Verleumdungen enthält, und dieſe Frau —

Etwa gar nicht ans Theater denkt?

Ei wol daran denkt, verſetzte die Lebzelterin, aber Talent und Fähigkeiten wirklich beſitzt. —

Und wenn ſie ſo viel Talent beſitzt wie Sophie Schröder, meinte Raimund, und einen braven Bürger zum Manne hat, den ſie durch ihren Schritt kränkt, ſo würde ich ihr abrathen. —

Herr Raimund, Sie ſind ein Ehrenmann, ſagte der Lebzelter.

Herr Raimund, Sie ſind kein Ehrenmann, fiel die Frau ein, wenn Sie ein Talent hindern, ſeinen Weg zu machen. — Wenn man Sie gehindert hätte?

O man hat mich ſehr ſtark gehindert.

Und dennoch drangen Sie durch?

Ja, aber in dieſem Briefe heißt es, es mangle der Perſon Alles: Vorbildung, richtiger Begriff, jede Fähigkeit, und ihre Meiſterin ſei über ihre Berufsloſigkeit außer ſich.

Verleumdung! Verleumdung!

Ja, kennſt Du denn dieſe Frau?

Ich kenne ſie nicht, aber ich nehme mich um ſie an. Vermöchte ich ſie zu ſprechen, würde ich ihr zurufen: muß es denn die Joſefſtadt ſein, wo Sie auftreten ſollen? Sind dort die Bürger ſo unduldſam, eine aus ihrer Mitte auf dem Theater zu ſehen, ſo frage ich, iſt die Joſefſtadt die Welt? Der neue Theaterkalender macht 74 deutſche Theater namhaft; iſt es kein Theater in Wien, ſo liegen St. Pölten, Krems und Wiener-Neuſtadt auch noch in Deutſchland!

Bravo! ſagte Raimund, ſo hab' ich auch gedacht. — Sie haben Recht, die hübſche junge Frau kann, wenn ſie zum Beiſpiel nur ſo denkt, wie Sie, dennoch Beruf haben! — Es bleibt mir nun nichts anders übrig, als ihren Beſuch abzuwarten. Ich finde mich ſogleich zu rechte, ob Etwas hinter ihr ſteckt, oder nicht.

Mich hat dieſer Brief ſehr aufgeregt, lieber Mann, bemerkte die Lebzelterin, nimm's nicht übel, ich muß mich ein wenig erholen. Ich beſuche nur eine Freundin in der Nähe. Leben Sie wohl, Herr Raimund. Ich danke Ihnen für dieſe Mittheilung. —

Ehe noch der Lebzelter ein Wort einzuwenden vermochte, war die Frau aus der Stube.

Wiſſen Sie, wer die Frau iſt, welche dem Theater ſich widmen will? fragte der Lebzelter.

Wer iſt ſie?

Meine Frau iſt ſie.

Unmöglich! — Und haben Sie dieſen Brief ſchreiben laſſen?

Gott bewahre! Ich weiß nicht, von wem er herrührt.

Ich bedauere Sie; dieſe Ihre Frau von ihrer Theaterluſt abzuhalten, wird faſt unmöglich ſein!

Ei ja doch!

12.

Der Zudrang zu den Vorſtellungen, in welchen Raimund mitwirkte, war noch immer im Zunehmen. Nun erſchienen auch die Fortſetzungen von den „Muſikanten am Hohen Markte.“ Adam Kratzerl fand einen ſolchen außerordentlichen Beifall, daß der Dichter Gleich fünf Theile ſchreiben mußte, welche alle ungeheures Geld einbrachten.

Wenn die Leute Raimund auf der Straße ſahen, ſo zeigten ſie ſich ihn und riefen ſich zu: „Da geht der Adam Kratzerl!“

Raimund ärgerte ſich hierüber nicht wenig.

Einen Branntweinbrenner aus der Joſefſtadt, welcher ihn in der Piariſtengaſſe mit den Worten anredete: Herrlich haben Sie geſtern wieder geſpielt, Herr „Kratzerl,“ zankte Raimund tüchtig aus.

Auf dem Theater, ſagte Raimund, bin ich Adam Kratzerl, auf der Straße, in meiner Wohnung, und wo ich mich ſonſt befinde, bin ich Raimund. Sie würden es mir auch übel nehmen, wenn ich Sie nach Ihrem Schilde: „zum weißen Ochſen,“ benennen, und Ihnen ſagen ſollte: Ihr Fuſel iſt koſtbar, Herr weißer Ochs!

Ich wollte Sie nicht beleidigen, Herr Raimund, antwortete der Mann; ich wollte nur bemerken, daß Sie auf dem Theater ſo ganz und gar Adam Kratzerl ſind, daß man auf den Ferdinand Raimund völlig vergißt.

Gehorſamer Diener! ſagte Raimund.

Ich bitte um Ihre Freundſchaft! fuhr der Branntweiner fort. Beſuchen Sie mich ein Mal in meiner Branntweinſchenke.

Ich danke. —

Ei! es iſt intereſſant bei mir. Kein Schauſpieler ſollte verſäumen, bei mir und meines Gleichen einzuſprechen. Da lernt man Menſchen kennen. Der frühere Direktor des Joſefſtädter-Theaters, Herr Meyer, hat alle ſeine komiſchen Originale bei mir kennen gelernt, und die Betrunkenen hat er nur nach meinen Muſtern ſtudirt.

Sie machen mich da auf Etwas aufmerkſam, an was ich nicht dachte, verſetzte Raimund. Im „Doktor Kramperl" habe ich einen Benebelten darzuſtellen, ich werde ſo frei ſein, mein Vorbild bei ihnen aufzuſuchen.

Außer den Trunkenbolden ſind auch die übrigen Perſonagen nicht übel! So ein Menſch z. B., den das Unglück ſo recht peitſcht, und der ſonſt gar keinen Damm gegen ſeine Verzweiflung findet, als in einigen Gläſern Branntwein; oder Einer, der im ſtrengen Winter kein Stück Holz im Ofen hat, und ſtatt eines wärmenden Mantels ein Kamiſol, das für den Sommer zu kühl wäre; oder Einer, deſſen Weib eine ſolche Xantippe iſt, daß er zu Hauſe nicht eine Minute Ruhe findet; oder Einer, den Gerichtsdiener und Polizei verfolgen, und der ſich auf der Straße nicht ſehen laſſen darf; oder Einer, dem wegen Mangel an Nahrung der Magen ſo zuſammengeſchrumpft iſt, daß, wenn er auch einen Löffel voll Suppe zu eſſen hätte, er dieſen Löffel voll nicht vertragen kann; oder Einer, den nur der Branntwein noch lebendig erhält; endlich Einer, den das Gewiſſen peinigt, und der keine andere Ruhe findet, als welche er durch Betäubung erlangt. — Herr Raimund, dieſe Leute ſollten Sie ſo neben einander bei mir ſitzen ſehen, und Sie würden Originale zur Menſchendarſtellung antreffen, welche Ihnen ſonſt nirgends vorkommen!

Hören Sie, erwiederte Raimund, Sie machen mich da auf Studien aufmerkſam, an die ich mein lebenlang nicht gedacht habe. Wenn das manche Schauſpieler wüßten! —

O es wiſſen es viele; es kommen auch allerlei dramatiſche Künſtler zu mir, aber wahrlich nicht in der Abſicht, um Etwas zu lernen, ſondern um Alles zu vergeſſen. Ihr Nachbar, der arme Schauſpieler Herr Kautzner iſt täglich häufig bis in die Nacht bei mir; — der iſt ein Gewohnheitsſäufer, vergißt Weib und Kinder bei ſeinem Schnappsglaſe. Seit geſtern kommt noch ein Schauſpieler mit ihm. Der Kumpan iſt noch ſchlechter; Beide ſind ohne Engagement und müſſen es auf Sie abgeſehen haben, Herr Raimund, denn Sie reden in Einem fort von Ihnen.

Von mir? Ich will doch hoffen, etwas Gutes.

Ich kann nie recht zuhören, weil in meinem Hauſe zu viel diſputirt, oft ſogar gerauft wird, aber was mir ſo manchmal zu Ohren kommt, ſo iſt dies nichts Gutes. Wenn Ihnen daran liegt, zu erfahren, wovon die Rede, ſo will ich Jemand zu ihrem Tiſche hinſetzen, der kein Säufer iſt, und mir jedes Wort wieder ſagen ſoll.

Mein Nachbar ſollte gegen mich ſein! Ich habe ihm doch nur Gutes erwieſen.

Das ſind die Aergſten, denen man Gutes erweiſt. — Ich habe Ihrem Nachbar auch ſchon Gutes erwieſen; mir haben ſeine Kinder und ſein krankes Weib erbarmt; — ich habe ihm Geld, mein Weib hat ihm Kleider und Wäſche für ſeine Familie gegeben. Er hat Kleider und Wäſche beim „Tandler" verkauft und iſt auf den Strotziſchen Grund gegangen, und hat dort bei dem Branntweiner zum „luſtigen Bauern" Alles verſoffen.

Wann kommen denn die beiden Kumpane, die es auf mich abgeſehen haben?

Sie ſind ſchon um 7 Uhr morgens beim Schnappsglaſe.

Gut, ich komme ebenfalls morgen. Ich will mich ſchon verkleiden und entſtellen und bin ſehr neugierig, was ich da hören werde.

Herr Raimund, wann Sie kommen, ſo müſſen Sie ſich in mein Album ſchreiben, Millauer und Hadatſch ſtehen auch darin.

Das ſind ja, glaube ich, gar ein paar Dichter?

Geweſen; ſeitdem ſie Fuſel trinken, dichten ſie nichts mehr!

Raimund erſchien wirklich am nächſten Morgen in der Branntweinſchenke „zum weißen Ochſen.“

Er hatte ſich ganz vortrefflich maskirt.

Ein grauer Mantel verhüllte ihn bis zur Naſe von unten, von oben bis zur Naſe verdeckte ihm eine Pudelmütze das Geſicht.

Die beiden Schauſpieler ſaßen bereits an einem Seitentiſche, und hatten Jeder ein Paar Gläschen des elendeſten Getränkes im Leibe; noch brannten ſchlechte Unſchlittkerzen in der Schenke, denn der Tag hatte ſich an dem ſchneeigen Wintermorgen noch nicht den Schlaf aus den Augen gerieben.

Der Nachbar Raimunds ſtand auf, als ſich dieſer an den Tiſch desſelben ſetzte, ging auf den Branntweiner hin und fragte:

„Was haben Sie denn da für einen unſaubern Patron an unſern Tiſch hinſetzen laſſen?“

Es iſt der Hausmeiſter vom „grünen Kranz“ aus der Schwibbogengaſſe, antwortete der Branntweiner; der Kerl iſt taub wie eine Kanone, iſt ein täglicher Gaſt; gewöhnlich kommt er Nachmittags zu mir. Heute nimmt er ausnahmsweiſe ein Frühſtück.

Raimund betrachtete ſich mittlerweile den andern Schauſpieler.

Raimund traute ſeinen Augen kaum; er glotzte dieſen Menſchen an, als ob er von Jenſeits zurückgekehrt wäre.

Es war Schandel, den Raimund verhaften ſah.

Der iſt taub wie eine Kanone! flüſterte Kautzner ſeinem Freunde Schandel zu, der Branntweiner hat es mir ſo eben geſagt.

Taub? fragte Schandel. Wer weiß, ob es wahr iſt, antwortete Schandel.

— Davon können wir uns ſogleich überzeugen, meinte der Andere.

Er that, als ob ihm ein Brandgeruch in die Naſe käme.

Zum Teufel! rief er, da muß Einer am Ofen Feuer gefangen haben. Richtig! dem Herrn ſein Mantel brennt.

Raimund blieb gleichgiltig ſitzen.

Das iſt keine Probe, bemerkte Schandel. Er müßte ja auch den Brand riechen, und röche er ihn nicht ſo könnteſt Du ihm ins Ohr ſchreien: „Er brenne!“ er würde es nicht glauben. Du mußt ein anderes Kunſtſtück mit ihm machen.

Weißt Du ſchon? fragte Kautzner ſeinen Freund, daß man heute Nacht im fürſtlich Auerſpergiſchen Palais eingebrochen hat?

Nicht möglich! Das Palais iſt ſo gut bewacht!

Man iſt von der Gartenſeite ins Haus gedrungen, über die hohe Mauer in der Roſerani-Gaſſe eingeſtiegen. Man iſt aber dem Diebe auf der Spur.

Wer iſt es denn?

Man ſagt der Hausmeiſter vom grünen Kranz. Er iſt dieſe Nacht nicht nach Hauſe gekommen. Er iſt es ganz ſicher, ſeine eigenen Nachbarn behaupten, daß er ein Hauptdieb ſei.

Raimund regte ſich nicht.

Hör' der Herr! ſchrie ihm Schandel ins Ohr. Der Hausmeiſter vom „grünen Kranz“ ſoll ein Hauptdieb ſein, und heute Nacht eingebrochen haben!

Raimund ſtarrte den Mann an, öffnete den Mund wie die Gehörloſen zu thun pflegen, und ſagte mit verſtellter Stimme:

Ich hör' nicht gut! Schreiben Sie es mir mit der Kreide auf den Tiſch, was Sie mir ſagen wollen!

Er hört wirklich nicht, verſetzte Schandel. Wir brauchen uns nicht zu geniren!

Wann glaubſt Du denn, bis zu welcher Zeit die Geſchichte vorüber ſein wird? fragte Kaupner.

Wahrſcheinlich bis heute Abend oder morgen Früh.

Und was hab' ich in jenem Augenblicke zu thun?

Du gehſt hin, zu dem meſchanten Kerl, und wenn es noch ſo ſpät wäre. Du entdeckſt ihm, daß das Kind meines Weibes auf ſeinen Namen getauft werden ſoll, daß ſie beſchwören wolle, daß Er der Vater ſei; Du lockſt ihn dadurch vom Hauſe, weil er die Geſchichte hintertreiben muß; — indeß ich der ich dieſe Nacht wieder bei Dir zubringe, ſein Quartier und ſeinen Kaſten mit meinen Hauptſchlüſſeln aufſperren, und ihn um die 1200 fl., die ihm der Leopold Huber gegeben hat, leichter machen werde.

Wenn er das Geld nur noch im Hauſe hat!

Er hat es im Hauſe, Kindler hat es geſehen und erzält es aller Welt; ich weiß es vom Theatermeiſter, der hat es geſtern Abend hier mitgetheilt.

Kennt Dich der Theatermeiſter?

Mich kennt in Wien kein Menſch vom Theater außer Raimund, und der bekommt mich nicht zu Geſicht. —

Ich weiß nicht, mir kommt das Unternehmen, das Du Dir ausgeſonnen haſt, verflucht halsbrecheriſch vor.

Brüderl, wir theilen!

Ja, zehn Jahre Zuchthaus, ich fünfe und Du fünfe.

Aber ſo ſei nur nicht ſo dumm! Es kann uns ja kein Verdacht treffen. Auf Dich fallt keiner, weil Du mit Raimund zu meinem Weibe gehſt alſo in der verhängnißvollen Stunde, nicht zu Hauſe biſt, — und mich trifft keiner, weil Raimund glaubt, ich ſitze in Eiſen.

Schandel lachte bei dieſen Worten.

Von welchen Eiſen ich mich aber durch einen kühnen Satz auf dem Weg zum Kriminalgericht, am Freihauſe vorüber, zu befreien wußte. Das Freihaus mit ſeinen vielen Höfen, dreißig Stiegen, Gängen, Böden, Kellern hat mich ſchon im Jahre Zwölf beſchützt. Deswegen heißt es auch Freihaus, weil ſich da Mancher zu verſtecken weiß, denn die Polizei nicht frei wiſſen will.

Mein Gott! mein Gott! mich beſchleicht eine Angſt, die ich nicht bemeiſtern kann. Wenn ich auch ſonſt ganz gut aufgelegt wäre, auf eine leichte Art, mir Geld zu machen, ſo möchte ich es doch bei Raimund nicht verſuchen. Der muß Jemand an der Hand haben, welcher ihn warnt und Winke gibt. Ich weiß es noch heute nicht, ja ich habe keine Ahnung davon, wie er meinen vorgehabten Einbruch bei ihm erfahren konnte. —

Weil Du ein Dummkopf biſt, und Dir die Hauptſchlüſſel in der Joſefſtadt haſt anfertigen laſſen, und weil Du Deinen Hauptgläubiger, der auch ein Hauptſchuft iſt, an dem Tage nach Deinem Vorhaben, mit ſolcher Sicherheit beſtellt haſt. — Biſt Du „weiß?“

Ich verſteh Dich nicht.

Ob Du weiß biſt, das heißt in unſerer Sprache, ob Du Geld haſt!

Keinen Heller!

Siehſt Du, Kerl, daher kommt auch Deine Feigheit. Wenn man die Muſikanten im Sacke hat, da iſt man gleich anders aufgelegt. Da haſt Du einen Fünf-Guldenſchein.

Er nahm eine Menge Papiergeld aus der Taſche und warf 5 fl. dem Kautzner hin.

Du haſt ja viel Geld!

Jetzt nicht mehr. Es ſind nur noch 50 fl.; es waren aber 80 fl. Raimund und Huber, Beide hatten ſie meinem Weibe, wie ſie zu erkennen gaben, aus Mitleid geſchenkt, aber Raimund war der Großmüthige aus Gewiſſensbiſſen. — Das kennen wir ſchon!

Branntweiner, zahlen! rief Raimund, mit einer Stimme wie aus einem Faſſe.

Der Branntweiner kam mit einer Wurſt und einem Meſſer in der Hand.

Schneit es noch? fragte Kautzner.

Warum ſoll es nicht ſchneiden, verſetzte der Wirth. Ich habe das Meſſer erſt geſchliffen.

Nicht ob es noch ſchneidet, ich frage ob es noch ſchneit?

Ja ſo! verſetzte der Branntweiner. — Es ſchneit noch ſtark. Wenn Sie mit einem Joſefſtädter reden, müſſen Sie deutſch ſprechen.

Raimund ſagte: Zwei Gläſer „Unblachten" (Ungebleichten, die ſchlechteſte Gattung von Branntwein).

Der Branntweiner zeigte mit den Fingern die Zahl „vier."

Raimund bezahlte vier Kreuzer, griff an ſeine Pudelmütze und entfernte ſich.

Das iſt ein tauber Hund! rief Kautzner.

Er iſt ein Mal über eine Kellerſtiege auf den Kopf gefallen, erzälte der Wirth. Er mußte ſich da ſchrecklich verletzt haben, denn er lag 13 Wochen im Spital.

Der arme Teufel! verſetzte Kautzner.

Ei, er iſt nicht arm, erwiederte der Branntweiner. Dieſer Mann hat gewiß ſeine 6 bis 7000 fl.

Woher denn?

Woher? — Der Mann hat vielleicht ſchon die vierte Geſchäftsheirat geſchloſſen.

Geſchäftsheirat? fragte Schandel. Was iſt das wieder Neues?

Geſchäftsheirat nennt man, erklärte der Branntweiner, wenn Einer ſich nur des Geldes wegen ein Weib nimmt, an die Liebe ſein Leben lang nicht denkt; ein Weib ſich anſchafft wie man ein Pferd ſich anſchafft, und geht das Weib drauf, gleich wieder ein anderes Weib wählt. Dieſer Hausmeiſter hat nie ein Weib genommen, das nicht 1500 bis 2000 fl. baares Geld hatte. Jetzt iſt er ein kleiner Kapitaliſt.

Und iſt er immer ſchnell Witwer geworden? fragte Kautzner.

Länger als 3—4 Jahre war er mit Keiner verheiratet.

Er hat ſeine Weiber vielleicht umgebracht?

Das glaub' ich nicht. Höchſtens hat er ihnen ſo lange Grobheiten angethan, bis ſie es nicht mehr aushalten konnten und ſtarben.

Nu gröber, ſagte Schandel, war doch noch kein Menſch mit ſeinem Weibe als ich, und mein Weib lebt immer friſch drauf los. Dieſer muß ich anders beikommen.

Er lachte, und bezahlte dem Wirth die Zeche.

Geben Sie mir morgen wieder die Ehre, ſagte der Wirth.

Die beiden ſprachen kein Wort, wickelten ihre Köpfe in ſo dicke Tücher, daß ſie wie Vermummte ausſahen, und entfernten ſich.

Der Branntweiner nahm die Zeche von anderen Gäſten ein, und ſagte dann für ſich:

Was Raimund wol für Neuigkeiten erfahren haben mag! Ob es der Mühe werth war, daß er ſich durch den abſcheulichen Fuſel den Hals zerkratzen ließ. Es war doch klug von mir, daß ich ihn für den tauben Hausmeiſter vom grünen Kranze ausgab, und beiſetzte, daß er Geld habe. Vielleicht gehen die beiden Lumpen zu ihm, und verſuchen es, Etwas auszuleihen. — Wenn ſie zu jenem Lümmel kommen, ſetzte er bei, ſo läßt er ſeine drei Hunde auf ſie los.

Raimund kam zurück.

Er war noch immer in ſeiner Verkleidung.

Er ſah ſich vorſichtig um. Als er die beiden Gauner nicht mehr bemerkte, winkte er dem Branntweiner, in die Nebenſtube zu kommen.

Herr, ſagte Raimund, Sie haben mir einen Dienſt erwieſen, den ich Ihnen mein ganzes Leben nicht vergeſſen werde. — Sagen Sie mir nur, womit ich Ihnen dienen kann.

Warum nicht gar, mir dienen! Mich freut es, wenn ich Ihnen gefällig ſein konnte.

Herr Branntweiner, bat Raimund, laſſen Sie mir geſchwind eine halbe Maß Milch holen; ich bezahle Ihnen dafür, was Sie fordern. —

Milch? Augenblicklich! Sie machen ein entſetzliches Geſicht!

Mir iſt, als wenn ich ſterben müßte!

Erſchrecken Sie mich nicht!

Ja, ja, nur ſchnell Milch! Milch! eine Halbe, eine Maß! zwei Maß! vier Maß! einen halben Eimer Milch!

Der Wirth rief ſeiner Magd, und befahl ihr, Milch zu holen.

Herr Branntweiner, hub Raimund neuerdings an, haben Sie nicht bemerkt, daß mir dieſe beiden Spitzbuben Gift in das Glas gegoſſen?

Gift? warum nicht gar!

Es brennt mich furchtbar im Munde, im Halſe, in den Eingeweiden! — Heiliger Gott, ich habe Blauſäure bekommen! Die beiden Schurken haben mich erkannt und mich vergiftet.

Iſt Ihnen denn ſo, als wenn es Ihnen den Magen umkehrte?

Ja, ja, ſo iſt mir!

Ei, das iſt ja kein Gift, das iſt bloß mein Fuſel; auf Ehre!

Und dieſes Geſäuf, reichen Sie Ihren armen Nächſten dar?

Erlauben Sie, ich habe den beſten Fuſel in Wien.

Daher die vielen Todesfälle unter den gemeinen Leuten!

Die Magd kam mit einer halben Maß Milch.

Raimund trank ſie ohne abzuſetzen aus.

Wie wird Ihnen?

Es hilft! — Das Brennen läßt nach.

Gott ſei Dank!

Sie haben den Hausmeiſter vortrefflich geſpielt.

Von auswendig? ja! von inwendig war ich Raimund, und dadurch vergriff ich mich an der Natur und an der Rolle.

Herr Raimund, erzälen Sie mir doch, was Sie gehört haben!

Sie ſollen jedes Wort erfahren, nur heute nicht; ich bin noch zu ſehr Patient. — Ich bitte mir zu ſagen, ob Ihnen nicht zufällig die Wohnung von dem entſetzlichen Menſchen bekannt geworden, der hier neben meinem Nachbar ſaß?

Nein, ſeine Wohnung habe ich nicht erfahren können. Doch warten Sie, mir fällt Etwas ein! — Dieſer Menſch beſitzt eine Frau, die — die —

Ja, die — die!

Meine Frau iſt auch eine ſolche Frau — die — die —

Ich gratulire, ſagte Raimund.

Geſtern glaubte ich ſchon, daß meine Frau; — Sie verſtehen mich doch?

Sehr gut. —

Ich ſendete alſo meine Magd zu einer Frau, die mit Frauen, die — die — umzugehen weiß. Die Frau aber, die mit Frauen, die — die umzugehen weiß, war nicht zu Hauſe; es hieß, ſie ſei bei einer Frau, die — die in der Brunngaſſe Nr. 168, bei der „Auferſtehung," im Hofe links, zu ebener Erde, wohnt. Meine Magd läuft hin, findet wirklich die bewußte Frau, bei einer andern Frau am Bette ſitzend. Die Frau im Bette erhält von der Frau außer dem Bette, eine gute Lehre: die Lehre nämlich, ſie möchte ſich nicht ängſtigen, ſie möchte ſich keiner Gemüthsbewegung hingeben, nicht weinen; es würde Alles gut gehen! — Uiber wen weinte die unglückliche Frau? — Uiber ihren Mann, nach deſſen Wohnung Sie ſo eben fragen, der am Bette der Frau, die — die — ſtand und ihr die härteſten Reden gab. —

Ich weiß genug, ſagte Raimund. In der Brunngaſſe Nr. 168, bei der „Auferſtehung" logirt die Bagage! Ich danke Ihnen. —

Herr Raimund, was wollen Sie thun?

Was ich thun will? Wenn Ihre Frau, die, die — heute oder morgen — Sie verſtehen mich — will ich Ihr Gevatter ſein!

Im Ernſte? — Herr Raimund, welche Ehre! Ich nehme Sie beim Worte!

Gewiß! gewiß! Schicken Sie nur zu mir. — Zuerſt zur Auferſtehung, dann aber zur Niederſchlagung. — Leben Sie wohl!

13. Tags darauf.

Die Familie Krones machte im Joſefſtädter-Theater kein Glück. Die ſämmtlichen Mitglieder derſelben mißfielen, auch Thereſe, welche ausgeziſcht wurde, weil ſie in der „Teufelsmühle“ unbarmherzig ſchlecht ſang, fiel total durch. Die Art und Weiſe, wie Herr Krones Sohn einige Singvögel „ausſpottete,“ unterhielt das Publikum, aber nur durch den „Jux,“ welchen ſich das Parterre erlaubte. — Herr Krones Sohn hatte nämlich die Idee, daß er wirkſamer werde, wenn er nach jedem Vogelgeſang frage: Welch ein Vogel war dies?

Er ahmte zuerſt einen Finken nach, trat vor und fragte: Wer war es, der ſo geſungen?

Ein Gimpel! antwortete das Publikum gleichſam wie verabredet.

Dann trug er den Schlag einer Nachtigal vor.

Wer war es, der alſo geſungen?

Ein Steinröthel! rief Einer, und das ganze Haus ſchrie: Ein Steinröthel.

Hierauf zwitſcherte Herr Krones wie eine Meiſe.

Wieder fragte er:

Wer war es?

Ein Baumkraxler! ſchrie ein Schalk. Abermals bildete das volle Haus das Echo.

Herr Krones Sohn, ſchien auf das tiefſte gekränkt und verletzt; er verneigte ſich und trat in die Kouliſſe.

Damit gab ſich das Publikum nicht zufrieden. Es wollte alle auf dem Theaterzettel annoncirten Vögel, die Lerche, die Wachtel, die Droſſel, den Stiegliz, den Zeiſig u. ſ. w. hören.

Das Publikum rief Herrn Krones.

Er kam nicht.

Das Publikum tobte und rief: Krones! Krones!

Er erſchien nicht.

Um dem Spektakel ein Ende zu machen, trat Raimund als Regiſſeur vor, und ſagte Folgendes:

Herr Krones kann nicht erſcheinen. Er iſt in die Menagerie nach Schönbrunn verſchrieben worden.

Das Publikum lachte.

Er bittet um Entſchuldigung. Die vielen Spott-Vögel, die ihn heute verfolgten, haben ihm allen Muth genommen. Er fühlt, daß er nur ein Unglücks-Vogel iſt, und wird nun als Zug-Vogel von Wien fortfliegen, und von den Bewohnern Wiens in Vogel-Perſpektiv Abſchied nehmen.

„Bravo Raimund!" ſchrie das Parterre.

Ein Bravo Raimund, dem loſen Vogel, rief eine Stimme.

Raimund mußte noch ein Mal erſcheinen.

Damit war der „Jux" beendet.

Krones Sohn betrat nicht mehr das Joſefſtädter-Theater.

Das Engagement der Familie wurde nach mehreren Wochen aufgelöſt, und dem Direktor aus Bielitz eine ſechswochentliche Gage beſtimmt.

Aber der armen luſtigen Thereſe war nicht damit gedient.

Sie kam in die Theaterkanzlei zu Joſef Huber. Es war eben Raimund zugegen. Thereſe bat ſo flehentlich, ſie nicht fortzuſchicken, ſie allein im Engagement zu laſſen, da ſie ſich von Wien nicht trennen könne.

Ihr Vater wird es nicht zugeben! warf Huber ein.

Und welche Rollen wollen Sie denn bei uns ſpielen? fragte Raimund.

Am liebſten keine, erwiederte Thereſe. Ich möchte eigentlich gar nicht ſpielen, blos in Wien bleiben und täglich ins Theater gehen, in die Joſefſtadt, in die Leopoldſtadt und an die Wien; dabei möchte ich ſingen lernen; ich fühle es recht gut, ich kann es nicht, und mein Vater und mein Bruder können es auch nicht, meine Mutter ſchon gar nicht; von Vater, Mutter und Bruder kann ich nichts lernen!

Und dafür ſoll ich Ihnen Gage geben? fragte Huber.

Freilich! Umſonſt iſt nur der Tod! antwortete Thereſe.

Huber lachte.

Und wie viele Gage wünſchen Sie denn? fragte Raimund.

Sehr wenig. Wenn mir der Direktor ein Zimmer mit einem Klavier einräumt; mir bei ſeiner Frau zu frühſtücken, zu Mittag und zu Abend zu ſpeiſen geſtattet, und in allen drei Vorſtadt-Theatern, wenn auch nur hinter den Kouliſſen Eintritt verſchafft, ſo brauche ich nur einen Vorſchuß von 50 fl. für eine honnette Wintergarderobe — denn ich ſehe zum Vögel ſchrecken aus, und wochentlich 10 fl., dann bin ich zufrieden.

Was habe ich denn davon? fragte Huber.

Mich haben Sie; iſt dies nichts?

Aber Sie ſind ja nicht zu verwenden?

Jetzt nicht, das ſeh' ich ein; aber in einem Jahre! da ſollen Sie Wunder ſehen!

Engagiren Sie ſie, ſagte Raimund leiſe. Aus dieſem Mädel wird Etwas, Sie werden ſich überzeugen.

Das habe ich ſchon längſt ſelbſt geſagt, verſetzte Huber, dies ſagte ich ſchon, als ich ſie vor einem Jahre in Rodaun ſah.

Fräulein Thereſe, ſagte Huber, ich werde mit Ihren Eltern ſprechen. Ich geſtehe Ihnen Alles zu bis auf die Gage. Sie ſollen haben, was Sie wünſchen, aber noch Geld dazu, das wäre zu viel!

Aber ich muß doch ein Par Gulden für einen Fiaker, für Handſchuh, für Parfüme erhalten.

Wer ſetzt Ihnen ſolche Dinge in den Kopf!

Mein Himmel, ſie ſtehen in meiner Rolle als Malchen im „Räuſchchen," von Bretzner. —

Im „Räuſchchen," ſagte Raimund kommen auch folgende Worte vor, „Du Gelbſchnabel biſt erſt 14 Jahre alt und ſollſt an ſolches Zeug nicht denken!"

Darauf antwortet Malchen, verſetzte Thereſe: „Vierzehn Jahre ſind alt genug für ein geſcheidtes Mädchen, mit vierzehn Jahren heiratet man in der Türkei und mit 28 Jahren iſt man im Oriente ſchon Großmutter!"

Mit dieſer, ſagte Raimund zu Huber, iſt nichts anzufangen. Ihre Weisheit holt ſie aus Komödien! — Indeß verſuchen Sie es mit ihr. Sie wird einſt Epoche machen. Reden Sie mit dem Dichter Gleich, der ſoll ihr einen eigenen Charakter in einem Stücke zeichnen, ich trage auf einen „kecken Schnabel" an;

Jetzt kam Vater Krones, um ſeine ſechswöchentliche Abfertigung in Empfang zu nehmen.

Als er ſein Geld eingeſtrichen hatte, fragte Huber:

Wohin werden Sie ſich jetzt wenden!

Ich gehe nach Kittſee, erwiederte Krones; errichte dort ein Theater. Noch nie war in Kittſee ein Schauſpielhaus; meine Frau und mein Sohn ſind ſchon voraus. Ich habe ſoeben bei der Krone auf dem Spittelberg, drei Perſonen engagirt zwei Männer und eine Frau, die Frau iſt zwar etwas unwohl, ſoll jedoch ein Mordſtuck ſein. Sie tritt als „Agnes Bernauerin auf. Mein Sohn verfertigt in Kittſee ſchon die Brücke, über welche Agnes Bernauerin hinabgeſtürzt wird.

Ihre Geſellſchaft wird nur aus ſechs Perſonen beſtehen?

Aus ſieben! aus ſieben! entgegnete Krones. Meine Frau, mein Sohn, meine Tochter und ich ſind vier, dann die drei neuen Mitglieder machen zuſammen ſieben aus.

Ihre Tochter möchte ich ſo gerne in Wien behalten.

Nicht für die Gage der Tänzerin Bigottini!

Ich würde ihr einen der erſten Geſangsmeiſter in Wien halten —

Der beſte Meiſter bin ich, unterbrach Krones. Ich habe in Rothneuſiedel für jede Lektion beim Fleiſchhauer 7 kr. bekommen.

Ihrer Tochter haben Sie nur falſche Töne beigebracht.

Das ſagt das Wiener Publikum, die Bielitzer ſprechen Anders.

Ich werde ſie durch Mozatti unterrichten laſſen.

Der iſt noch lange kein Mozart.

In meinem Hauſe hätte ſie Alles frei. Sie käme täglich in ein anderes Theater, um gute Muſter zu ſehen, und ſie zu ſtudiren.

Meine Frau und ich ſpielen alle erſten Rollen der ſämmtlichen fünf Theater Wiens. Größere, vielſeitigere Künſtler im Schauſpiel und in der Oper gibt es nicht, als wir ſind.

Das Herz Ihrer Tochter, Herr Krones, hängt an Wien, bemerkte Raimund.

Ja, ich bliebe vor mein Leben gerne hier; bitte, bitte, lieber Papa, flehte Thereſe.

Das iſt impertinent! ſchrie Herr Krones; Vater, Mutter, Bruder und das neue Unternehmen in Kittſee, wären Dir nichts?

Vater und Mutter ſind mir das Höchſte, verſicherte Thereſe; — aber Wien! Mein Gott, Wien machte mein einziges Glück aus. Ein Haus auf dem Graben iſt mir lieber, als das Kittſee und Umgebung.

Nichts! nichts! Du gehſt mit nach Ungarn. Dein Bruder hat einen Prolog geſchrieben, Du mußt ihn ſprechen!

Mein Bruder ſchreibt chineſiſch, und in Kittſee ſpricht man nur deutſch und ungariſch.

Was gebe ich Ihnen baares Geld als Abfindungsſumme für Ihre Tochter, fragte Huber, als Entſchädigung, als Honorar, oder wie Sie es nennen wollen?

Wenn Sie meine Reſi ſo gerne zu acquiriren wünſchen, ſo behalten Sie ihre Familie als Zuwage! Geben Sie baare 500 fl., und ich laſſe Kittſee zurück, laſſe die drei Schauſpieler, die ich bei der „Krone“ am Spittelberg engagirt habe, im Stiche. Mehr Gage, als wir bisher erhielten, verlange ich nicht einmal!

Mir iſt ſehr leid, Herr Krones, verſetzte Huber, aber da verzichte ich lieber auf Ihre Tochter, und erſuche Sie, die Bewohner Kittſees mit Ihrer Direktion und Ihrer Geſellſchaft zu beglücken.

Huber ging ärgerlich aus ſeiner Theaterkanzlei, und ſah weder Vater noch Tochter mehr an.

Thereſe brach in lautes Weinen aus.

Was weinſt Du? fragte Krones? Warum benimmſt Du Dich nicht wie ein gutes Kind?

Benehmen Sie ſich wie ein guter Vater? — Sie vernichten mein Glück, das ich offenbar in Wien finden würde. Sie untergraben meine Zukunft. Sie rauben mir die Gelegenheit, Etwas zu lernen. — Heilige Thereſia, Schutzpatronin meines Namens, ſchluchzte das Mädchen, erleuchte meinen Vater, daß er mich in Wien laſſe!

Sie ſind ja ein Tirann! ſagte Raimund. Andere Eltern wenden hohe Summen an, um ihren Kindern, in den großen Hauptſtädten Etwas lernen zu laſſen; Sie finden in Wien eine Gelegenheit, die ſchwerlich wieder vorkommt, und benützen ſie nicht; Sie müſſen an der Gehirnverhärtung leiden, auf andere Weiſe kann ich mir Ihr Benehmen nicht erklären.

Sie vergeſſen, Herr Raimund, daß ich meine Kinder für mich und nicht für andere Leute in die Welt geſetzt habe. — Dieſe Tochter muß einſt die Stütze meines Alters werden. —

In Kittſee entgegnete Thereſe, kann ich keine Penſions-Anſtalt für Sie gründen!

Schweig, Unverſchämte! donnerte Krones, oder ich lege eine Ohrfeigen-Anſtalt für Dich an. Die erſten Einlagen kann ich ſogleich anticipiren. —

Heilige Thereſia, Schutzpatronin meines Namens! ſtöhnte das Mädchen.

Rufe den Schutzpatron Deines väterlichen Hauſes an, erwiederte der Vater, den Schutzpatron des Namens Krones, und Deines Großvaters Stabelmann, mütterlicher Seite, Stabelmanns, des berühmten Wiener Hetzmeiſters, der zwanzig Mal in Lebensgefahr war, und dem Bären, Tiger, Leoparden, nicht ein Mal der wüthende Auerochſe Etwas anzuhaben vermochte, als im Jahr 1796 die Hetz abbrannte; dieſen Schutzpatron rufe an, und die Hetze um Dich wird eine beſſere Wendung nehmen.

Ja, wir werden in Kittſee abbrennen und von dort fort müſſen, ohne Geld, ohne Brod, ohne Ausſichten wie noch überall, wo wir hinkamen!

Allons, marſch! Kein Wort weiter! Wir gehen zur „rothen Ente“ auf die Wieden, dort ſteht der Stellwagen nach Ungariſch-Neudorf, mit dieſem fahren wir. Geld hab ich. Die neuen Schauſpieler ſteigen vor der Linie ein. Leben Sie wohl, Herr Raimund! Ich ſcheide von der undankbaren Joſefſtadt! Er ging.

Thereſe warf ſich weinend an die Bruſt Raimunds. —

Erinnern Sie ſich meiner, ſagte ſie. — Nehmen Sie mich gnädig auf, wenn ich nächſtens durchgehe! —

Sie eilte unter Schluchzen und Weinen ihrem Vater nach.

Armes Ding! ſagte Raimund. Mir erbarmt ſie ſehr. Doch iſt dieſer Fall ein gewöhnlicher, und der größte Fluch talentvoller Kinder von talentloſen Eltern beim Theater.

Ein Polizei-Kommiſſär der Joſefſtadt trat ein.

Iſt es Ihnen gefällig, Herr Raimund, ſagte der Kommiſſär, die Dispoſitionen ſind getroffen. Das Haus, in welchem Sie wohnen, iſt dergeſtalt mit meinen Leuten beſetzt, daß der ſchmähliche Herr Schandel wohl hinein, aber nicht mehr hinaus kommen kann. Eben ſo wird Herr Kautzner uns nicht entkommen, und Frau Schandel wird in ihrer Wohnung wohl ſonſt kein lebendes Weſen zu Geſicht bekommen, als die Wehmutter.

An welchem Orte bedürfen Sie meiner? fragte Raimund.

In meinem Bureau. Ich nehme ein Protokoll auf. Mittlerweile werden die Spitzbuben arretirt ſein.

Und was geſchieht mit Frau Schandel?

Die iſt in ihrem Zuſtande nicht zu transportiren. Sie wird wie ich Ihnen bereits mittheilte, dergeſtalt bewacht, wie, wenn ſie ſchon im Gefängniſſe ſäße.

Ein Diener der Polizei erſchien.

Ich habe zu melden, ſagte er, daß alle unſere Bemühungen, die Gaunergeſellſchaft zu verhaften, geſcheitert ſind. Dieſe Leute müſſen Wind bekommen haben. Herr Kautzner iſt geſtern nicht nach Hauſe gekommen; ſeine Frau weiß nicht, wo er hingerathen, eben ſo ſind geſtern Nachmittags Herr Schandel und Frau plötzlich abgereiſt. Die Hebamme kann nicht begreifen, wie Frau Schandel ſich aus ihrem Bette entfernen konnte, ohne ſich der größten Gefahr auszuſetzen. Die Nachbarn erzälen, daß ihr Mann ſie in einem vierſitzigen Fiaker abgeholt, in welchem bereits ein Herr ſich befunden hatte.

Gewiß der ſaubere Herr Kautzner! erwiederte der Kommiſſär.

O ich wollte wetten, daß ich dieſe Menſchen finde! ſagte Raimund, der alte Krones war ſo eben hier, und erzälte, daß er zwei Schauſpieler und eine Schauſpielerin, welche aber leidend, engagirt habe. Er ſetzte bei, daß ſeine Mitglieder den Stellwagen nach Ungariſch Neudorf vor der Linie erwarten. Wir wollen ſchnell zur „rothen Ente," und ſo unbemerkt als möglich, hinter dem Stellwagen zu dem Orte, an welchem das Geſindel einſteigt, fahren. Es iſt keine Zeit übrig. — Am Ende bringt Frau Schandel ihr Kind noch auf der Wieden, oder in Simmering auf die Welt, und läßt es auf meinen Namen taufen! Nicht für Hundert Tauſend Gulden dulde ich einen ſolchen Ferdinand Raimund, oder eine Afanaſia Raimund. Ich bitte Sie, Herr Kommiſſär, eilen wir. — Ehe ich mir einen ſolchen Affront zufügen laſſe, erſchieße ich mich!

14. In Simmering.

So ſchnell wie der Fiaker Nr. 75, der faſt immer dem Theaterdirektor und den Schauſpielern in der Joſefſtadt zu Gebote ſtand, iſt noch kein Fiaker in Wien gefahren.

Raimund, der Kommiſſär und der Amtsdiener ſtiegen, ein par Häuſer näher als die „Ente“ liegt, aus, und der Amtsdiener, den Niemand kannte, begab ſich in den Hof des Gaſthauſes, in welchem der Stellwagen von Ungariſch-Neuſtadt zur Abfahrt bereit ſtand.

Sind ſchon alle Plätze beſetzt? fragte der Amtsdiener den Stellwagen-Kutſcher.

Alle, erwiederte der Kutſcher.

Es ſind aber erſt ſieben Perſonen auf dem Wagen.

Zwei werden ſogleich kommen. Ihre Habſeligkeiten ſind ſchon da. Es ſind Komödianten, welche nach Kittſee reiſen. Drei ſteigen noch in Simmering bei dem Bräuhauſe ein; es ſind ebenfalls Komödianten!

Der Amtsdiener wußte genug.

Vor dem Vater Krones oder ſeiner Tochter ſich zu zeigen, hielt er nicht für gerathen, er wollte fort, aber kaum, daß er zum Thore hinaus trat, kamen Vater Krones und Thereſe und ein Mann in ungariſcher Kleidung. Dieſer Mann ſah einem Fruchthändler ähnlich.

Dieſe drei Perſonen kamen ebenfalls in einem Fiaker gefahren.

Sehen Sie, ſagte der Ungar, daß es war Glück, daß ich genommen hab' Wagen. Alter Herr wär' wenigſtens um drei Stund zu ſpät kommen mit ſeiner „Spazierhölzern,“ die ſchon ganz marode ſind.

O Herr von Ledváry, verſetzte Thereſe, Sie hat unſer Herr Gott geſchickt; aber ſagen Sie uns nur, was Sie in der Joſefſtadt gemacht haben?

Die Walla hab ich heimgeſucht, erwiederte Ledváry. Kenne ich ſie noch von Peſth aus. Aber ich hätt' bald g'rauft mit ihrem Mann. Teremtete! iſt das eiferſüchtiger Kerl! Hat er mir Grobheiten angethan, daß ich ſein Weib in ſeiner Gegenwart gehalſet und „abgebuſſelt" hab. — Nu warte, Giſpel! — Hab' ich ihm geſagt, halſe ich und buſſ'le ich Dein Weib ander Mal, wenn Du nicht zu Hauſe biſt! — Da hätten Sie ſehen ſollen, kleine Kerl, mager wie Schneider, wie er auf mich hingeſprungen iſt, und mich wollte packen; hab' ich ihn aber gleich niedergeſchlagen, hab' Walla, ehe er wieder aufgeſtanden iſt, küßt und bin fortg'gangen. Schafkopf von Ehemann! Sein Weib kenne ich länger und beſſer als er! Schreib' ich ihr jetzt Brief, daß ſie ſich ſoll ſcheiden laſſen und nach Kittſee kommen zu dem neuen Hoftheater des Herr Krones, errichtet in meinem Stadel, und in dem ich mir Loge bauen laſſe für Kinder und Kindskinder.

Ach, wenn nur alle Kittſeeer ſo dächten wie Sie! ſagte Thereſe.

Müſſen ſo denken, oder ich beutle ihnen Seel' aus.

Kittſee hat gewiß ein recht gebildetes Publikum, ſagte Thereſe.

O ja, beſonders was Edelleut betrifft. Frau von Horosházi hat drei „ausgewachſene" Töchter, ältere heirat jetzt Komitatsaſſeſſor in Preßburg, bin froh, daß ſie fortkommt von Kittſee, iſt ſie ſchiech; dann iſt noch in Kittſee Herr von Koroſſai, penſionirter Rittmeiſter, reich und wie gute Stund. — So jetzt ſind wir fertig mit Haute volé, dann iſt aber noch Schmied, Wagner, Schuſter, Schneider, Tiſchler, ſie geben alle ins Theater alle Namenstag. Sie werden ſehr gute Geſchäfte machen, Herr Krones, ſchade, daß Fräulein Tochter noch ſo junges Mädel iſt. Nun was nicht iſt, kann werden!

Ich kann jetzt fortfahren! meldete der Kutſcher.

Der Ungar aus Kittſee hob Thereſe auf den Wagen.

Herr Krones kletterte mühſam hinauf.

Nicht wahr, Herr Direktor, ſagte der Ungar zu Vater Krones, Ungariſch-Neuſtädter Stellwagen iſt „Kraxen,“ möcht ich nicht todter drauf fahren, aber fahrt ſicher, höchſtens in Fiſchament auf grobem Schotterweg ſchmeißt er um! Wünſch glückliche Reiſ'. Ich fahre mit meinem Wagen und Pferden aber erſt in drei Stunden fort, komm aber doch früher nach Kittſee als Sie! — Adieu, Fräulein Krones, trachten Sie, daß Sie älter werden, ſauber ſind Sie genug dazu!

Der Stellwagen fuhr ab.

Der Amtsdiener rapportirte.

Der Fiaker fuhr in einiger Entfernung nach.

Raimund ärgerte ſich über die elende Fahrt des Stellwagens.

Er wollte immer vorkommen, aber der Kommiſſär rieth davon ab, dabei inſtruirte er den Amtsdiener, daß er in Simmering beim Ortsvorſtand Aſſiſtenz zu begehren habe.

Endlich, nach einer Fahrt von mehr als anderthalb Stunden, hielt der Stellwagen am Bräuhauſe in Simmering. Der Kommiſſär, Raimund und der Amtsdiener ſtiegen aus dem Fiaker.

Dort ſteht ein verſchleiertes Frauenzimmer am Bräuhauſe! rief Raimund; die beiden Männer ſitzen wahrſcheinlich beim Bier. Während Sie in die Zechſtube gehen, meine Herren, und ſich der Gauner bemächtigen, werde ich Afanaſia packen. Zwar ſieht es ihr ähnlich, daß ſie vor Schrecken Mutter wird. Es hat aber nichts zu ſagen. Wird ſie wirklich Mutter, dann laſſe ich das Kind taufen, aber gewiß nicht auf meinen Namen.

Die Herren von der Polizei gingen in die Bierſtube. In dem Augenblicke als Raimund auf die Dame zueilen wollte, war ihm Thereſe bereits zuvorgekommen.

Wie geht es Fräulein Vladl, fragte Thereſe. Mein Vater hat Angſt gehabt und meinte, Sie könnten nicht reiſen.

Mir iſt jetzt wieder wohl! verſetzte Fräulein Vladl. Es war nur eine Alteration, welche ich ſeit meiner letzten Entbindung nie ganz verliere.

Fräulein Vladl ſchlug den Schleier zurück.

Man ſieht es mir an, ſagte ſie, daß ich noch leide, aber es geht vorüber, wenn ich reiſe.

Als Raimund das Geſicht des Fräulein Vladl erblickte, prallte er zurück.

Himmel! Das iſt die Unrechte! rief er, und die Rechte iſt indeß beim Teufel!

Indeß kamen der Polizeibeamte und ſein Amtsdiener, dann der Simmeringer Ortsvorſtand und der Ortswächter aus dem Brauhauſe.

Die Päſſe ſind in Ordnung! ſagte der Kommiſſär. Herr Pocht und Herr Ferſcht, beide Schauſpieler, reiſen nach Kittſee ins Engagement zu Herrn Krones. Wie ſteht es mit Ihnen, Fräulein Vladl?

Ich, mein Herr, habe wohl einen Paß, bin aber deſſen ungeachtet auf der Flucht.

Wie ſoll ich dies verſtehen?

Die Putzhandlung zur „ſchönen Wienerin“ will mich nicht abreiſen laſſen, weil ich noch einen Hut zu bezahlen habe. Dieſer Hut koſtet 12 fl., aber ich beſitze ſie nicht.

Von der erſten Einnahme, welche Fräulein Vladl haben wird, verſicherte Krones, ſoll „die ſchöne Wienerin“ bezahlt werden, dazu verpflichte ich mich.

Hindern Sie, Herr Kommiſſär, meine Abreiſe nicht, bat Fräulein Vladl, ich hätte ſonſt kein Brod und würde in dem theueren Wien, nur in große Schulden erathen.

Ich habe keinen Auftrag, Sie nicht reiſen zu laſſen. Ich ſuchte hier ganz andere Perſonen.

Mittlerweile hatte Thereſe, Raimund erblickt, und trat auf ihn zu mit den Worten, Sie auch hier, Herr Raimund?

Ja, ſagte Raimund etwas befangen, faßte ſich aber ſogleich und bemerkte: Ich wollte ſie noch ein Mal ſehen!

Mich? O nein, meinte Thereſe. Ich begreife Alles! Sie wollten Frau Schandel, Ihre ehemalige Geliebte noch ein Mal ſehen. —

Wie Sie wiſſen.

Wiſſen kann ich nichts, aber ich vermuthe.

Und woher vermuthen Sie?

Weil Frau Schandel, ihr Gatte und Herr Kautzner ſich bei meinem Vater engagiren laſſen wollten; allein mein Vater kann eine Schauſpielerin nicht gebrauchen, die vielleicht vor ſechs Wochen nicht auftreten kann, dann erſchienen ihr Mann und Herr Kautzner meinem Vater, zu dem ſie in der Mitternachtsſtunde kamen, ſo verdächtig, daß er ſie von ſich wies. Sie ſind alle drei zu Herrn Banholzer nach Znaim, und wie wir erfuhren, noch in derſelben Nacht abgereiſt. —

Fort, nach Znaim! rief Raimund, und verſuchte den Kommiſſär mit fort zu ziehen.

Gemach! ſagte der Kommiſſär. Zuerſt müſſen wir nach Wien. Ich muß Rapport erſtatten, und Sie, Herr Raimund, können ja auch das Theater nicht im Stiche laſſen. Man würde glauben, Sie ſeien durchgegangen.

Aber — aber — ſagte Raimund.

Ich flehe Ihnen für Alles, verſetzte der Kommiſſär. Es ſoll nichts verſäumt werden.

Die Paſſagiere auf dem Stellwagen wurden unruhig.

Thereſe flog noch ein Mal auf Raimund zu. Ich gehe heimlich fort von Kittſee, ſagte ſie leiſe. Wenn Sie mich in Wien gut aufnehmen, ſo erzäle ich Ihnen Dinge von Frau Schandel, über welche Sie Mund und Ohren aufſperren ſollen.

Raimund wollte fragen, allein Vater Krones drängte ſeine Tochter gewaltſam fort, und nöthigte ſie auf den Stellwagen.

Und die Kittſeer oder beſſer Ungariſch-Neuſtädter Diligence rollte fort.

Raimund und ſeine Begleiter winkten ihrem Fiaker herbei, und fuhren nach Wien.

Auf der Fahrt nach der Hauptſtadt wurde ein neuer Plan entworfen, auf welche Weiſe die abſcheulichen Menſchen zu verfolgen ſeien.

An den Männern, ſagte Raimund, liegt mir nichts, auch nicht an Afanaſia, aber das Kind, das Kind, wenn es etwa auf dem Wege nach Znaim getauft würde und den Namen Raimund erhielte. Es wäre entſetzlich!

15. Ferdinand Raimund und ſein Pudel.

Als Raimund wieder in der Joſefſtadt anlangte, wartete bereits Leopold Huber ſeiner Nachhauſekunft.

Endlich! ſagte Huber, kann ich Sie ſprechen; ich ſitze ſchon ſeit einer Stunde in Ihrem Vorzimmer und wollte ſchier verzweifeln über Ihr langes Ausbleiben.

Ich habe ja nicht ahnen können, daß Sie mich beſuchen werden; auch habe ich nichts verſäumt. Ich bin zeitlich genug gekommen, um im „Pudel als Kindsweib“ aufzutreten.

Ja, ja, in der Joſefſtadt, haben Sie nichts verſäumt, aber mich führen Angelegenheiten aus der Leopoldſtadt zu Ihnen. Sie werden gehört haben, welch ein trauriges Schickſal das geſtern zum erſten Male aufgeführte Drama gehabt hat.

Iſt es ausgepfiffen worden?

Schlimmer noch als das! Das Publikum hat es nicht zu Ende ſpielen laſſen.

Von wem war denn dies Stück?

Von Stefan von Menner.

Der iſt ja, glaub' ich ihr Lieblingsdichter? Obgleich er nur andere Dichter abſchreibt.

Diesmal hat er Niemand abgeſchrieben. —

Das war gerade das Malheur!

Da ich nun mit dem unglücklichen Mennerſchen Stücke das Publikum böſe gemacht, auch kein anderes neues Stück beſitze, ſo müſſen Sie Ihre Gaſtrollen beginnen und morgen ſchon. Ich habe darüber mit meinem Bruder geſprochen.

Ich kann morgen weder in der Joſefſtadt, noch in der Leopoldſtadt ſpielen, nicht übermorgen und überübermorgen auch nicht. Ich werde von Ihrem Herrn Bruder für drei Tage Urlaub begehren. Ich muß nach Znaim.

Nach Znaim? Wollen Sie dort Gaſtrollen geben?

Der Himmel moge mich in Gnaden bewahren! Nein ich habe in Znaim ganz etwas Anderes zu thun.

Mein Bruder kann und darf Sie nicht reiſen laſſen.

Das möchte ich ſehen!

Und wenn er Ihnen auch den Urlaub bewilligt, ſo ſtemme ich mich dagegen. —

Sie? Bei Ihnen bin ich nicht in Engagement, Sie können mich nicht hindern. —

Doch, Herr Raimund, und noch heute mache ich meine Schritte gegen Ihr Vorhaben. —

Ich glaube, Sie treiben Scherz mit mir.

Ich bedauere, daß Sie ein ſo kurzes Gedächtniß haben! Denken Sie nicht daran, daß Sie ſich ſchriftlich verbunden haben, bei mir Gaſtrollen zu geben?

Ja, im Mai. —

Nein, zu jeder Zeit, in welcher ich Sie benöthigen werde. Es wird Ihnen doch bekannt ſein, daß ich Ihnen kürzlich 300 fl. à Conto Ihrer Gaſtrollen auf dem Leopoldſtädter-Theater vorſtreckte?

O ja!

Und daß Sie dafür ein neues Uebereinkommen mit mir unterzeichneten?

Ja, ich unterſchrieb Etwas, ich weiß jedoch nicht mehr, was es war. Ich war zu eilig.

Ein geſcheidter Menſch unterzeichnet nie ein Dokument, das er nicht geleſen, und thut er es dennoch, ſo muß er für die Folgen einſtehen.

Um Gottes willen, was habe ich denn unterſchrieben?

Sie unterzeichneten die Verpflichtung, auf meinem Theater zu ſpielen, wann ich es immer wünſchen möge; in den erſten Tagen nach Ihrer Unterſchrift, oder ſpäter, wie es mir belieben werde. Dafür erwies ich Ihnen die Gefälligkeit, 300 fl. vorzuſtrecken, die ich Ihnen ſonſt um keinen Preis gegeben hätte!

Da haben Sie mich aber betrogen! Ich las Ihr Geſchreibſel nicht, ich unterzeichnete blos.

Ich aber machte Sie aufmerkſam, den neuen Vertrag zu leſen; in Gegenwart zweier Zeugen machte ich

Sie aufmerkſam; die Herren Klingenbrunner, ſtändiſcher Caſſier, und Müller, kaiſerlicher Zolleinnehmer, waren bei mir. Sie, Herr Raimund, verſicherten, Sie hätten keine Zeit, ſetzten Ihren Namen unter meinen Aufſatz, ſteckten die 300 fl. zu ſich, eilten zu Ihrem Fiaker und kutſchirten davon!

Verfluchte Geſchichte! Ja, ja, ſo war es. — Und Sie werden jetzt wirklich von Ihrem Rechte Gebrauch machen?

Ich muß.

Seien Sie barmherzig! Sie zerſtören meine Ruhe, wenn Sie mich nicht fortlaſſen. —

Sie zerſtören meine Ruhe und die Ruhe meines Theaters, wenn Sie nicht bleiben. Leider habe ich das Publikum durch Menners entſetzliches Machwerk völlig wüthend gemacht; ich muß es morgen durch Ihr Auftreten verſöhnen, und ſage Ihnen ganz offen, ich habe Sie ſchon an allen Straßenecken annonciren laſſen. Sie müſſen ſich ja auf den Ankündigungszetteln gefunden haben!

Das auch noch! erwiederte Raimund.

Ich wollte es nicht ohne Ihr Mitwiſſen thun, allein Sie waren nirgends zu finden!

Jetzt bin ich gut dran! Der Name Raimund prangt vielleicht in demſelben Augenblicke in irgend einem Taufbuche, in welchem er, eben ſo zu meiner Qual, an jedem Eckſtein zu leſen iſt. Herr Huber! tobte Raimund, laſſen Sie mich herunterreißen! herunterreißen von den Straßenecken. Ich ſpiele nicht, ich muß nach Znaim!

Huber ſagte ganz ruhig: Sie ſind kein unmündiges Kind; Sie ſind ein Mann, Sie ſind ein ehrgeiziger Mann, Sie ſind ein Künſtler, ein beliebter Künſtler! Wenn Sie auf Ihrem Vorſatze beſtehen, laſſe ich Ihre Handlungsweiſe in der „Theaterzeitung“ bekannt machen, und ſetze darunter die Erklärung, die Sie bei mir, vor Zeugen, um 300 fl. Vorſchuß zu erhalten, unterſchrieben haben.

Raimund, den jede Geldſache, in öffentlichen Blättern zur Sprache gebracht, ſie mochte wen immer betreffen, empörte, konnte, als er dieſe Drohung vernahm, kein Wort der Beſchwichtigung mehr hervorbringen.

So ſei es denn, ſagte er; ich bleibe, ich ſpiele, ich ſpiele und frage nicht ein Mal, in welcher Rolle Sie mich, gleich einem Schlachtopfer, gleich dem „Iſak“ in dem Melodrama gleichen Namens, morgen auf Ihre Bretter hinausſchleppen werden. Nur eine Gefälligkeit haben Sie jetzt: verlaſſen Sie mich! — Ich muß jetzt meine Rolle überleſen, es iſt mir jedes Wort aus derſelben vor Schrecken und Entſetzen entfallen; ich bitte Sie, gehen Sie, oder ich ſpiele heute ſchlechter, als mein Pudel, den ich ohnehin beneide, daß er mit Ihnen keinen Vertrag unterzeichnet hat.

Herr Leopold Huber entfernte ſich ganz verblüfft — In einer ſolchen Gemüthsbewegung ſah er Raimund noch nie.

Raimund holte ſeine Rolle hervor, und begann ſie zu durchleſen.

Eine verfluchte Rolle, ſagte er; ſie fängt gleich mit den Worten an:

„Heute hat ſich eine Deſparation meiner bemächtigt, die völlig komiſch wäre, wenn ſie mich nicht ſo traurig ſtimmte!“ — Was thue ich denn, daß ich meine verwünſchte Situation aus dem Kopfe bringe?

Als er die Worte ſprach, kratzte ſein Pudel, der zweite Hauptakteur in der Gleichiſchen Poſſe, ein überaus geſchickter, trefflich dreſſirter Hund, an die Thüre.

Mein Frippon! rief Raimund, mein guter Frippon! O, ſo komm' doch, du prächtiger Kerl! Du kommſt gerade recht! Wir wollen noch eine Probe mit einander halten, ehe ich mich ſchminke und dir die Schnauze raſirt wird.

Er öffnete die Thüre.

Der Hund kam herein und heulte vor Freuden, ſeinen geliebten Herrn wieder zu ſehen.

Raimund wollte ſeinen Frippon liebkoſen, aber er verkroch ſich ſchnell unter das Bett ſeines Herrn. Frippon! ſo komm doch! Frippon! Frippon! Schön da, herein!

Der Hund wedelte unter dem Bette, aber er kam nicht.

Was muß denn dem guten Thiere geſchehen ſein?

„Heda!“ rief Raimund über das Hoffenſter einem armen Knaben zu, „Lenzl, komm doch ein wenig zu mir herauf.“

Lenzl erſchien.

Nicht wahr, ſagte Raimund, Du biſt das kleine Söhnchen des Theater-Feldwebels, bei dem mein Frippon in Koſt und Quartier iſt?

Ja, ſagte Lenzl.

Mein Frippon hat ſich gewiß recht ſchlecht aufgeführt, und Dein Vater hat ihn tüchtig durchgeprügelt?

O ja! erwiederte das Kind. Stock abgeſchlagen Vater hat.

So? Und warum denn?

Vater böſ', daß Frippon immer hüten muß. Wenn Frippon ſich nur rührt, gleich Karbatſch!

Ei! daß aber Dein Vater täglich 30 kr. für den Hund erhält, darüber iſt er nicht böſ'. —

Nein, verſetzte der vierjährige Bube.

Ich danke Dir, lieber Lenzl, ſagte Raimund. Da, kauf Dir ein Kipfel.

Raimund ſchenkte dem Kinde einige Kreuzer.

Das Kind hüpfte davon.

Nun warte, Feldwebel, ſprach Raimund, dir werde ich das Prügeln meines Hundes vertreiben.

Frippon! rief Raimund neuerdings, Frippon, komm doch, du mußt ja jetzt das Kind einwiegen, Frippon! Wo iſt denn mein altes Kindsweib?

Der Hund kroch aus ſeinem Verſtecke hervor.

Raimund ſchmeichelte und ſtreichelte das Thier.

Jetzt bemerk' ich es, ſprach Raimund, du guter Frippon biſt ja ſchrecklich mager! Alle deine Rippen kann ich zählen!

Der Hund heulte.

Recht haſt du! Ich weiß, was du ſagen willſt: Nichts zu freſſen und grauſame Schläge, da möchte der Teufel ein Künſtler ſein! — Komödieſpielen ſollſt du, den Leuten Späße vormachen, und haſt Thränen in den Augen! Mach dir nichts daraus; mir iſt auch heute mehr zum Weinen als zum Lachen! Kamerad, wenn man Schauſpieler iſt, ſo geht das nicht anders.

Der Hund ſah ſeinen Herrn mit ſeinen klugen Augen an und beleckte ſeine Hände.

Pfui! ſagte Raimund, keine Demüthigung! Ein Künſtler muß ſich mehr fühlen! — Sei nur ruhig, du kommſt heute, nach dem Theater mit mir ins Wirthshaus, und zwei große Leberwürſte, ſo groß wie die Katz bei den „drei Hackeln," ſollen dein Spielhonorar ſein!

Der Hund liebkoſte ſeinen Herrn, aber plötzlich hörte er die Stimme des Feldwebels im Hofe; der Hund fing kläglich zu winſeln an, und verkroch ſich wieder unter Raimunds Bett.

Hoho, ſagte Raimund, der Schuft von Feldwebel kommt gerade recht. — Doch was ſage ich ihm, wie ich es erfahren, daß er meinen Hund geprügelt; die Mittheilung ſeines Kindes darf ich nicht verrathen, ſonſt vergreift ſich der Lümmel an dem Kinde; ich weiß ſchon, was ich thue.

Wieder hörte man den Feldwebel, und zwar an der Thüre vor Raimunds Wohnung.

Ob Herr von Raimund zu Hauſe iſt? frage ich, ſprach der Feldwebel.

Ja, ſchon ſeit einer Stunde! antwortete eine Stimme.

Warum wird mir denn dieſes nicht gemeldet, grollte der Feldwebel. Ich habe ihm einen Brief zu übergeben.

Dem Feldwebel ſoll der Theaterdiener Etwas melden! — Nun denke nur daran, Kujon! ich werde Dir auch ſogleich Etwas melden.

Der Feldwebel klopfte an.

Herein! ſagte Raimund ganz unwirſch.

Herr von Raimund, ſprach der Feldwebel, indem er eintrat, ich wünſche guten Abend. Hier habe ich einen Brief zu übergeben.

Leg' Er ihn nur dort auf den Tiſch!

Herr von Raimund möchten dieſen Brief ſogleich leſen! berichtete der Feldwebel.

Vorher muß ich Ihm die Levitten leſen. — Sag' Er mir ein Mal, Er gewiſſenloſer Flegel, weshalb prügelt Er denn meinen Hund ſo unbarmherzig?

Ich? Herr von Raimund. Wer ſagt das?

Frippon, hat mir das ſo eben ſelbſt geſagt.

Der Hund hat das geſagt?

Freilich. Weiß Er denn nicht, daß er ſprechen kann!

Mit mir redt er kein Wort.

Natürlich, weil Er ein brutaler Kerl iſt; mit mir ſpricht der Hund ſtundenlang. Glaubt Er denn, daß ich hundert Gulden für den Pudel bezahlt, wenn er nichts gelernt hätte! — Frippon! Frippon! rief Raimund, da komm her!

Der Hund zögerte hervor zu kommen.

Dorthin, Er Gauner, ſtell' Er ſich, ſonſt parirt mir as arme Thier nicht.

Der Feldwebel ſtellte ſich an den Ofen.

Jetzt komm Frippon! lockte Raimund den Hund; ehſt du Frippon, dein Peiniger ſteht dort und darf ir nichts thun.

Der Hund kroch zu den Füßen Raimunds.

Pfui Frippon! nicht kriechen; ich kann es nicht eiden. Schön ſetz' dich und zeige dem Hallunken dort ie Zähne.

Der Hund that es.

Nun kehr' ihm den Rücken.

Der Hund gehorchte.

Und jetzt ſag mir ins Ohr, was der Hallunke dir ethan hat.

Der Hund hielt ſeine Schnauze an Raimunds Ohr und that, wie es ihm auch im Theater gelehrt urde, als wenn er ſpräche.

Wie? der Feldwebel kann dich nicht leiden!

Der Hund wich nicht von Raimunds Ohr.

Weil Du ihn genirſt? Aber die dreißig Kreuzer tägich geniren ihn nicht!

Der Hund ſchüttelte den Kopf.

Und da ſchlug Er dich!

Der Hund heulte!

Wie, Er ſchlug einen Stock an dir entzwei?

Der Hund heulte noch jämmerlicher.

Und zu freſſen gibt Er dir auch nichts!

Der Hund ſetzte ſich auf die Hinterfüße, hob beide Vorderpfotten und bat wie es die Pudel zu thun flegen.

Ei zum Teufel! ſprach Raimund. Er ſprang auf nd donnerte in den Feldwebel hinein: Das iſt mir zu iel! Er ehr- und pflichtvergeſſener Schuft, nun ſoll

Er's aber kriegen! Nun geh ich zum Direktor und der Hund ſoll dasſelbe gegen ihn ausſagen.

Aber, Herr von Raimund, ſagte der Feldwebel, ich bitte unterthänig; der Pudel lügt ja! — Er will mich ums Brod bringen; der Pudel iſt ein nichtswürdiger Verleumder! der Pudel muß mit mir zum Grundgericht und ſoll mir das beweiſen, was er behauptet hat.

Schweig Er! Er iſt ein Flegel, ich kenne ihn ſchon. Ich will ihn nicht um den Dienſt bringen, nur verliert Er den Hund; ich behalte ihn jetzt bei mir. Der Hund wird bei mir täglich frühſtücken und mit mir täglich zwei Mal ins Wirthshaus gehen.

Als der Hund vom „Wirthshaus“ hörte, ſprang er faſt deckenhoch vor Freude und bellte.

Die 15 fl. monatlich, ſagte Raimund zum Feldwebel, hat Er von ſeinen Einnahmen zu ſtreichen.

Ich unglücklicher Menſch! ſprach der Feldwebel.

Er unglücklich? — Ein Grobian verdient nichts anderes!

Der Theaterdiener trat ein.

Es iſt halb ſieben Uhr, meldete der Theaterdiener. Herr von Raimund, es iſt Zeit!

Komm Frippon! rief Raimund. Laſſe uns heute ſo ſpielen, daß wir beide heraus gerufen werden, dann gehen wir ins Wirthshaus! Theaterdiener, geh Er in die Küche zum Wirth, beſtelle Er „zwei Leberwürſte“ für den Frippon, und für mich „Schwäbiſch-Fleiſch mit Nockerln!“

Der Hund ſetzte ſeine Freudenſprünge und ſein Freudengebell fort.

Raimund ging mit ſeinem Pudel.

Der Feldwebel ſtand noch immer am Ofen und war ganz zerknirſcht.

Geh' Du jetzt auch, ſagte der Theaterdiener zum Feldwebel. Ich muß hier zuſperren.

Laß mich! erwiederte der Feldwebel. Ich bin fuchsteufels wild! Wegen dem Rabenvieh von einem Pudel verlier' ich monatlich 15 fl., das Koſtgeld für die Beſtie!

Warum denn?

Weil ich ihn gehaut hab', und der Pudel hat es ſeinem Herrn geklagt. —

Nun, da karbatſchte ich ihn jetzt erſt recht.

Er ſagt ja ſeinem Herrn jede Kleinigkeit.

Er ſagt ſie?

Freilich; ich hab' mich davon überzeugt. In meiner Gegenwart hat der Pudel einen ganzen Diskours geführt!

Hör' auf!

Bei meiner Ehre! Ich glaubte es auch nicht, aber es iſt ſo! Weil der Hund reden kann, ſind für ihn Ein Hundert Gulden bezahlt worden.

Ich bin Dir ſehr dankbar, daß Du mir dies ſagſt! Ich gebe dem Hunde gewöhnlich, wo ich ihn allein erwiſche, auch ein par Fußtritte. Ich ärgere mich, daß ihn das Publikum auszeichnet und mich ſchaut kein Menſch an. Wenn es aber ſo iſt, daß er Alles ausplauſcht, ſo will ich die Fußtritte einſtellen; das Vielkönnt an mir auch zum Verräther werden! Auf den Sonntag iſt mein Namenstag, da würde mir Herr Raimund mein „Bindband“ mit dem Scheckel geben! Nein, beſter Frippon, ich trete dich nicht mehr mit Füßen, im Gegentheile, ich bitte um deine Freundſchaft *).

---

*) Nicht gerne bemerkt der Verfaſſer dieſes Romans, was er bei demſelben der Wirklichkeit und der Fantaſie entnommen, doch hier hält er es für nicht überflüſſig, zu

16. Ein anonimer Brief.

Als **Raimund** nach dem Theater mit ſeinem Pudel nach Hauſe kam; er gefiel in der Poſſe „**der Pudel als Kindsweib**“ ſo allgemein, daß er eilf Mal und der Hund vier Mal gerufen wurde, warf ſich **Raimund** erſchöpft auf ſein Sofa und ſagte:

Heute habe ich geſehen, daß man ſich auch die Verzweiflung aus dem Kopfe ſpielen kann; heute habe ich wirklich auf dem Theater den Ferdinand **Raimund** ganz vergeſſen und war nur Adam **Kratzerl**! — So gut habe ich in meinem Leben nicht geſpielt! — Und du gutes Thier! ſprach **Raimund** zu ſeinem Pudel, du haſt mir vortrefflich ſekundirt! Deinen Schmerz, als dir das Kind aus der Wiege entwendet wurde, könnte manche „**Hundsmutter**“ zum Muſter nehmen, die, würde ihr ein Kind und ein Hund zugleich geſtohlen, den Hund betrauern, aber den Verluſt des Kindes nicht fühlen würde!

Frippon, jetzt gehen wir ins Wirthshaus, der **Raimund** erwacht wieder in mir, das ſagt mir mein hungriger Magen, der ſeit vier und zwanzig Stunden nicht weiß, wie eine Speiſe behagt. —

Der Hund nahm den Brief, welcher vom Feldwebel überbracht, noch immer unerbrochen da lag, vom Tiſche und apportirte ihn ſeinem Herrn.

O mein lieber Frippon! ſagte **Raimund**, wie

ſagen, daß die ganze Szene ſich faſt ganz ſo ergeben, wie ſie hier geſchildert wurde. Aeltere Leſer der Theaterzeitung, beſonders Bewohner der Joſefſtadt, werden ſich erinnern gehört zu haben: „**Raimunds** Pudel ſei wie ein Papagai abgerichtet und könne ſprechen!“

bin ich dir verpflichtet. Deinetwegen habe ich auf dieſen Brief ganz vergeſſen und nun erinnerſt du mich daran; ich danke dir!

„Raimund erbrach den Brief.

Er las laut:

„Herr Raimund!“

„Wie ich dazu komme, daß man mir vor wenig „Stunden ein Kind vor die Thür legte, das auf „Ihren Namen getauft iſt und in einem ſo kläglichen Zuſtande ſich befindet, in einem Zuſtande, „in welchem die ärmſte Bettlerin ihrem Neugebornen keine ſo elenden Lappen, ſeine Blöße zu bedecken, mit zu geben, vermöchte, — begreife ich nicht! „— Indeß hat ſich die Rabenmutter, welche ſich an „mich wendete, an das Herz feiner Gefühlloſen gerichtet. — Es iſt ein armes verwaiſtes Kind und ich „will Mutterſtelle vertreten.“

„Zum Glücke bin ich reich und vermag Viel für „den bedauernswerthen Findling zu thun. — Beruhigen Sie ſich alſo. Das verlaſſene Würmchen ſoll „weder Ihnen noch der unmütterlichen Perſon „zur Laſt fallen, die mich zur Erhalterin desſelben „beſtimmte.“

„Ich habe bereits für eine gute Amme geſorgt; „ich habe Wäſche und ein Kindbettchen anſchaffen „laſſen, damit Ihr Ferdinandchen ſich wie ein „kleiner Prinz wohl fühle! Nur Eins bedinge ich „mir: Forſchen Sie nicht nach mir und Ihrem Kinde; „ich werde es nie herausgeben, denn was Gott „mir geſendet, behalte ich.

„Den Taufſchein, der dem Kinde beigelegt wurde, „werde ich eben ſo bewahren!“

Heiliger Gott! rief Raimund. Alſo doch! Und keine Unterſchrift führt dieſer Brief! Ich kann mich nicht ein Mal vertheidigen; ich kann nicht ein Mal ſagen, daß ich nicht der Vater dieſes unglücklichen Wurmes, daß ich kein Rabenvater bin! —

Raimund betrachtete die Adreſſe dieſes Briefes.

Ein prachtvolles Papier! Eine elegante Handſchrift! Aber wer weiß, ob es die Hand Derjenigen iſt, welcher das Kind zugeſchickt wurde.

Und wie der Brief duftet! Nur ich ſtehe in einem üblen Geruch! —

Wer den Brief gebracht haben mag! — Durch die Poſt kam er nicht! — Es fällt mir bei, daß ihn der Theaterfeldwebel übergab. — Der muß es wiſſen! Ich hoffe, der Feldwebel wird wohl ſchon von ſeiner Theater-Viſitation zu Hauſe ſein! Ich will ihn rufen.

Raimund öffnete das Hoffenſter ſeiner Wohnung.

Feldwebel! rief er. — Feldwebel! Feldwebel, iſt Er ſchon zu Hauſe?

Ja, ertönte ſeine Stimme.

Komme Er herauf! befahl Raimund.

Da bin ich ſchon! erwiederte der Feldwebel, und flog mehr als er ging, die Treppe herauf.

Feldwebel, ſagte Raimud, Er hat mir vor der heutigen Vorſtellung einen Brief gebracht. — Von wem kam dieſer Brief?

Ich habe den Uiberbringer nicht recht angeſehen! erwiederte der Gefragte. Es war ein kleiner Junge; vielleicht von der Straße aufgeklaubt. Der Frippon ſtand dabei, als der Knabe bei mir eintrat; der Frippon hat ihn beſchnüffelt und murrte. Der Frippon ſoll es ſagen, wer der Knabe war; er ſoll ihn beſchreiben; da der Frippon Alles plaudert was er ſieht und hört.

Mach Er keine Späße mit mir! ſagte Raimund. Ich habe mich mit Ihm noch lange nicht ausgeſöhnt! — Red' Er, wer war der Junge?

Ein Junge, wie dergleichen in der Joſefſtadt zu hunderten herumlaufen. Ein Gaſſenjunge! Wie geſagt, der Frippon muß ihn kennen, denn umſonſt hat der Frippon den Buben nicht angebrummt. — Ich glaube der Hund hätte ihn gerne beim Ohr gepackt, da ich aber ſchrie „Gehſt hinteri!“ ſo ſparte ſich der Pudel ſeine Rache auf eine ſchicklichere Gelegenheit auf.

In des Himmels Namen! ſagte Raimund, ich ſoll nichts erfahren, auch gut! Da hat Er 30 kr. für Wein und nun geh' Er! — Sollte Er mir aber den Buben, der den Brief gebracht, auskundſchaften, ſo ſchenke ich Ihm zwei Gulden.

Nichts Leichteres als dieſes, verſetzte der Feldwebel. Vertrauen Sie mir, morgen Früh den Frippon. Ich gehe mit ihm ein par Stunden durch die Joſefſtadt patrouilliren; ich ſuche die Gaſſenbuben bei ihren Spielen auf. Derjenige, welchen der Frippon abfängt, der iſt es; den führ' ich dann am Ohre zu Ihnen, wenn ihm der Frippon noch ein Ohr am Kopfe gelaſſen haben ſollte.

Das iſt nichts! ſagte Raimund. Er, Feldwebel, wäre im Stande und hetzte den Hund auf den erſten beſten Knaben, nur um zwei Gulden zu erhalten; ich kenne Seine Roheiten, Herr Feldwebel!

Das beſte wäre, erwiederte der Mann mit ſichtbarer Bosheit, den Frippon ins Examen zu nehmen. Wenn Sie ihn recht torquiren, ſo wird er ein Geſtändniß machen, und will er den Buben nicht verrathen, nun ſo haben Sie ja einen Stock! — Ich wünſche gute Nacht, Herr von Raimund.

Der Feldwebel ging.

Heute bleibt mir nichts übrig, ſagte Raimund, als ſo ſpät als möglich zu Bette zu gehen, denn mit dem Schlafe iſt es vorbei! — Wenn nur heute die Gäſte im „Strauß“ bis fünf Uhr ſitzen blieben; ich wollte ihnen gerne Geſellſchaft leiſten, ein ſo ſchlechter Geſellſchafter ich auch heute bin.

Komm, Frippon! rief Raimund, jetzt gehen wir im Ernſte zum Souper! Es iſt elf Uhr! Wenn wir nur noch Etwas zu eſſen bekommen.

Raimund und ſein Pudel verfügten ſich zum „goldenen Strauß.“

* * *

Das Wirthshaus „zum goldenen Strauß“ im Joſefſtädter-Theatergebäude war außerordentlich voll.

An jenem Abende produzirte ſich der bekannte Bauchredner Schremſer daſelbſt. Raimund freute ſich, dieſen närriſchen Kauz zu finden. Er hatte Schremſer noch nie gehört und war vergnügt darüber, daß er Zerſtreuung finden werde.

Schremſer ließ gerade aus einem Kaſten die Stimme eines alten, grämlichen Mannes, den er „Herr Fiſcher“ nannte, ertönen.

Schremſer befand ſich im Zwiegeſpräche mit dem Fantom „Fiſcher genannt.

Der vorgebliche Herr Fiſcher verlangte, aus dem Kaſten herausgelaſſen zu werden.

Schremſer verweigerte dies.

Alter Sündenbock! ſagte Schremſer zu ſeinem Fantome, ich laſſe Sie um keinen Preis heraus. Sie richten nur Unheil in der Welt an.

Ich werde jetzt gut thun! betheuerte Herr Fiſcher.

Gut thun? verſetzte Schremſer. Ich kenne das! — Gut thun, heißt bei Ihnen, den Mädchen nachlaufen, ihnen das Heiraten verſprechen, die armen Kinder bethören, verblenden, unglücklich machen, und dann ſitzen laſſen. Pfui! ſchämen Sie ſich, Herr Fiſcher! — Ich habe von Ihnen neuerdings eine haarſträubende Geſchichte gehört!

Ich bin mir nichts bewußt! ertönte es aus dem Kaſten.

So? Was wäre es denn mit dem Hiſtörchen von einem Kinde, das Ihnen Ihr Daſein verdankt, deſſen Mutter Sie hilflos im Stiche ließen, und welche in Verzweiflung ihr Kind ausſetzte, das jetzt fremde Leute erhalten und verſorgen müſſen.

Raimund riß Augen und Ohren auf.

„Ich bin mir nichts bewußt!" ertönte es wieder aus dem Kaſten.

Wollen Sie noch mehr hören? fragte Schremſer das Fantom im Kaſten. Das arme Kind erhielt die Taufe, und das war noch das einzige Chriſtliche, was die Mutter that. Das Kind, ein Knabe, erhielt Ihren Namen, Herr Fiſcher, Ferdinand wurde es getauft.

Raimund vermochte ſich kaum mehr zu faſſen.

Ich heiße nicht Ferdinand, erwiederte die Stimme des Herrn Fiſchers; ich heiße Sebaſtian. Wer weiß, was für eine Geſchichte Sie, Herr Schremſer, hier erzälen, um einem Gewiſſenloſen ins Herz zu reden.

Kindler, der ebenfalls im Gaſthofe gegenwärtig war, warf zufällig einen Blick auf Raimund; Kindler bemerkte, daß Raimund ſich entfärbte und ſchwankte.

Kindler ergriff Raimund am Arme und flüſterte ihm zu:

Um Gottes willen! was iſt Dir?

Ruhig! ruhig! ſagte Raimund. Kein Aufſehen! — Es wird vorübergehen, aber der ſaubere Bauchredner ſoll mir Rede ſtehen, ſonſt trete ich ihm den Bauch mit Füßen, der ſich dazu hergibt, mich zu proſtituiren.

Schremſers Schnacken verſetzten die Gäſte in eine e heitere Stimmung, daß ſie Raimunds Aufregung nicht bemerkten.

Bald hierauf ahmte Schremſer das Geräuſch einer Holzſäge nach; am Schluſſe ſeiner Produktion, gab er das Angſtgeheul eines geprügelten Hundes, und zwar mit ſolcher Täuſchung, daß alle Hunde, welche mit den Gäſten herein gekommen, zu bellen anfingen; Raimunds Pudel bellte am heftigſten.

Mitternacht ſchlug es, und Schremſer nahm Abſchied.

Als er mit großem Beifall und einer reichen Einnahme verſehen, ſich entfernen wollte, trat ihm Kindler entgegen.

Herr Schremſer, ſagte Kindler, der Schauſpieler Herr Raimund wünſcht Ihre Bekanntſchaft zu machen. Er ladet Sie zu einem kleinen Souper ein. Einfach aber geſchmackvoll. Nur für drei Perſonen; in dem Zimmer des Wirths wird es ſervirt, und köſtlicher Champagner ſoll Ihre angeſtrengte Kehle erquicken.

„Bravo! recht ſo! nur zu ſo!“ erwiederte Schremſer, bekanntlich Schremſers Sprüchwort.

Aber ich bin nicht allein, ſetzte Schremſer bei. Mein Freund, Herr Fiſcher muß auch mit kommen. Sie dürfen mir glauben, Herr Fiſcher ſauft für zwei!

Herr Fiſcher iſt ja der Mann, deſſen Stimme Sie aus Ihrem Bauche ſchöpfen? Er ſei uns willkommen! ſagte Kindler!

Willkommen! Wenn es nur Etwas zu ſaufen gibt' ertönte es im Tone Fiſchers aus dem Innern Schremſers. Iſt es erlaubt, den Pudel Raimunds zu foppen?

Sie dürfen Raimund und mich ebenfalls foppen! erwiederte Kindler. Es gereicht uns zum Vergnügen; aber trinken müſſen Sie, Herr Schremſer, trinken wie ein Schwamm!

So, daß die Rockzipfel tropfen ſollen! verſicherte Schremſer.

Er hing ſich an Kindlers Arm, und dieſer führte ihn zu Raimund.

17. Eine Nacht unter Räubern und Mördern

In der Nacht vom 21. zum 22. Februar 1817 geſchah in der Joſefſtadt, im ſogenannten Lebzelter-Hauſe einer der verwegenſten Raub- und Einbruchsfälle.

Die That war um ſo frevelhafter, als ſie die Perſon des Lebzelters und Hausinhabers ſelbſt bedrohte, und er nur mit genauer Noth das Leben davon brachte.

Seit dem Zerwürfniſſe mit ſeiner Frau ſchlief ſie nicht mehr in dem Schlafzimmer ihres Gatten. Sie brachte ſchon vier Nächte in einem Zimmer, gegen die Kaiſerſtraße gelegen, zu. Sie ſonderte ſich förmlich von ihm ab, theils ſeinen Vorwürfen; zu entgehen, theils ihren Studien obzuliegen, indem ſie nichts anders dachte und erſtrebte, als Schauſpielerin zu werden, und ſollten ſich alle Mächte des Himmels und der Erde dagegen ſtemmen.

Der Einbruch bei dem Lebzelter geſchah nach zwei Uhr Morgens. Der arme Lebzelter ſchlief nach drei, durch Kummer unerträglich gewordenen Nächten, zum erſten Mal wieder. Er ſchlief feſt, denn die Natur forderte ihre Rechte.

Da fühlte er ſich plötzlich von vier ſtarken Armen am Halſe gepackt. Er wollte aufſchreien, kaum aber öffnete er den Mund, ſo ſteckte auch ſchon ein ſtarker Kerl ihm einen dicken Knebel in den Mund; ein anderer eben ſo furchtbarer Burſche band ihm die Füſſe zuſammen, und die beiden Rieſen, als ſolche erſchienen ihm nämlich die beiden Kerle, welche ihn am Halſe ſo lange gewürgt hatten, bis er den Knebel im Munde hatte, ſchickten ſich an, ihm die Hände auf den Rücken zu binden.

Der Lebzelter wehrte ſich fürchterlich. Er ſchlug ſo gewaltig um ſich, daß bald links, bald rechts ein Räuber, welcher an einem ſeiner Arme hing, auf der Decke des Bettes lag; aber die Verwegenen ließen nicht los, und ſo geſchah es, daß der arme Lebzelter den Knebel nicht aus dem Munde brachte.

Macht ein Ende! ſagte der Mann, welcher zu den Füßen des Bettes ſtand. Rennt ihm ein Meſſer durch den Leib! — Der, welcher den Knebel applicirt hatte, war auch flink bei der Hand, ein ungeheueres, ſtarkes Küchenmeſſer hervorzuziehen, und dem, vor Wuth und Verzweiflung ſtöhnenden Mann, einen Stoß ins Herz zu verſetzen.

Dies wirkte.

Der Lebzelter ließ ſich ruhig binden.

Damit er nicht ſehen konnte, was nun geſchehen werde, warf ihm ein Räuber die ſchwere, ſogenannte „Tuchet" über den Kopf, und nun begann der Raub.

Die Schurken wußten genau Beſcheid.

Sie holten den Schlüſſel unter dem Kopfpolſter des Lebzelters hervor.

Sie ſperrten damit ſicher und ſchnell alle Schränke, die eiſerne Kaſſe des reichen Bürgers auf, öffneten alle Kaſten, plünderten ſeinen Wäſch- und Kleiderſchrank; erquickten ſich dabei mit einigen Bouteillen rothen Weins, der auf einem Schenktiſche ſtand, und zogen dann, indem ſie ihm unter boshaftem Lachen

„Einen ſchönen guten Morgen!"

wünſchten, ganz geräuſchlos ab.

Der arme Beraubte, als er ſich allein fand, machte eine heftige Bewegung mit dem Kopfe.

Das dicke Federbett glitt von ihm herab.

Er bemühte ſich, von ſeinem Leidenlager herab zu ſteigen.

Er ſah nun die entſetzliche Beſcherung.

Die Räuber hatten gehauſt, als wenn der böſe Feind dageweſen wäre.

Es war auch ein böſer Feind.

Der Lebzelter war beraubt, und ſein Leben war bedroht worden.

Auf den Füßen vermochte er nicht zu ſtehen, ſie waren, wie ſeine Arme, ſo ſtark zuſammengeſchnürt, daß er befürchtete, es könne ihn der Schlag rühren, dann befürchtete er auch, daß er erſticken müſſe, denn der Knebel war ihm ſo tief in den Mund getrieben, daß er ſich, trotz aller Bemühungen, desſelben nicht entledigen konnte.

Er ſah ſich in wahren Todesqualen, nach Rettung um.

Zum Glücke hatten die Räuber vier Kerzen, welche in ſilbernen Leuchtern um ein Kruzifix ſtanden, angezündet, um beſſer ſehen zu können. Sie hatten die Leuchter nicht mitgenommen, vielleicht aus Scheu, weil ſie einen heiligen Gegenſtand umgaben, oder in der Eile, mit der ſie ſich entfernten.

Die Thüre ins Vorzimmer war offen.

Der Mann blickte hinaus.

Eine Diebslaterne beleuchtete die Stube.

Die Diebslaterne hatten die Räuber vergeſſen.

Eine neue Angſt befiel den Aermſten.

Wenn die Banditen zurückkehren ſollten, dachte er, ihre Laternen holen, die ſilbernen Leuchter nachträglich noch ſtehlen, gewiß würden ſie mir dann mit ihrem entſetzlichen Meſſer den „Garaus“ machen!

Dicke Schweistropfen fielen von ſeiner Stirne.

Er wollte ſich wieder zu Bette begeben; aber auf welche Weiſe, und wenn dies gelang, wie wieder die „Tuchet“ über ſein Haupt bringen.

Er horchte lange Zeit.

Es regte ſich nichts.

Es ſchlug vier Uhr.

Da fiel es ihm ein, daß es bald in ſeinem Hauſe lebendig werden müſſe.

Ein Fleckſieder wohnte im hintern Theil ſeines Beſitzthums.

Dieſer Mann fuhr gewöhnlich um dieſe Zeit in ſeine „Fleckbank“ nach dem „Lichtenſtege.“

Der Lebzelter beſchloß, mit der Schulter die beiden Doppelfenſter zu durchſtoßen und dann in den Hof hinab ſo lange zu ächzen und zu ſtöhnen, bis er bemerkt werde.

Um ſich nicht zu beſchädigen, griff er mit den auf den Rücken gebundenen Händen nach einem Federpolſter, brachte dieſen, indem er, ſo gut es ging, mit ſeinem ſchweren Körper an das Fenſter, an welches er in längeren Abſätzen hüpfte, wodurch ihm zum Heile der Knebel aus dem Munde fiel. Nun brachte er den Polſter an die Scheiben, und mit einem Drucke fielen dieſe zertrümmert in den Hof, welches Geräuſch den Hausmeiſter, der eben aufgeſtanden war, vor die Thür lockte.

Was iſt's? Was gibt's? rief der Hausmeiſter.

Hilfe! Hilfe! ſtöhnte der Bedrängte, der nun des Knebels entledigt war und wieder reden konnte.

Hausherr, ſprach der Mann im Hofe, was iſt Ihnen geſchehen?

Komm herauf! flehte der Lebzelter, aber ſchnell, ſchnell, um Gottes willen!

In dieſem Augenblicke wollte auch der Fleckſieder aus dem Hauſe fahren. Er hörte dasſelbe Angſtgeſtöhn; und ſchloß ſich dem Hausmeiſter an, beide eilten nach dem erſten Stocke.

Die Räuber hatten die Thüren offen gelaſſen.

Es war den beiden Männern nun ein Leichtes, in die Wohnung deß Bedrängten zu kommen.

Sie bebten beide entſetzt zurück als ſie den Hausherrn gebunden an Händen und Füßen, ja ſogar blutend und ſein Zimmer in einem ſo entſetzlichen Zuſtande fanden.

Da haben Räuber eingebrochen! ſchrie der Fleckſieder.

Mein armer Herr! klagte der Hausmeiſter. Nehmen Sie das Meſſer, Herr Fleckſiedermeiſter, welches Sie in der Schürze ſtecken haben und ſchneiden Sie die Stricke entzwei, mit denen der Hausherr gefeſſelt iſt.

Der Fleckſieder war in einem Nu damit fertig.

Die Gelenke waren dem unglücklichen Manne ſo angeſchwollen und mit Blut unterlaufen; von den zertrümmerten Glasſcheiben blutete ſeine Schulter ſo ſehr, daß er vor Schmerz laut aufſchrie.

Frottiren! Frottiren! kommandirte der Fleckſieder; ich weiß es von den Kälbern, wenn man ſie gebunden von den Linzer-Wägen abladet und eins oder das Andere nicht ſchlachten, ſondern zur Kuh oder zum Stier aufziehen will, daß ein Frottiren der Gelenke ſie wieder auf die Beine bringt.

Die beiden Männer brachten den Lebzelter zu Bette und rieben die Hand- und Fußgelenke mit aller Kraft.

Es thut himmelſchreiend weh! ſtöhnte der Mißhandelte. Einen Schluck Waſſer. Hausmeiſter! Mein Mund, mein Hals ſind ſchrecklich angeſchwollen.

Der Hausmeiſter brachte ein Glas Waſſer und gab ſeinem Herrn zu trinken, der ſich in einer Hilfloſigkeit befand wie ein Invalide, dem beide Arme weggeſchoſſen wurden.

Mir auch Waſſer, viel Waſſer! ſagte der Fleckſieder, und Handtücher muß ich haben; ich mache dem Patienten kalte Umſchläge und nun muß der Hausmeiſter, ſchnell zu Herrn Schindler, dem Chirurgen neben dem Theater, laufen, der muß Egel ſetzen, Aderlaſſen, Schröpfen, was weiß ich! damit wir nicht noch ein anderes Unglück erleben!

Der Hausmeiſter lief fort.

Ich mag Sie nicht fragen, was geſchehen iſt, ſagte der Fleckſieder, ich ſehe leider genug. Aber wo iſt denn Ihre Frau!

— Sie ſchläft in dem blauen Zimmer nach der Gaſſe zu. —

Aufwecken! Die Frau aufwecken! Eine beſſere Krankenwärterin als eine Frau gibts ja nicht: und ſie ſoll die Geſellen und die Köchin herbeirufen. Ihr Altgeſell ſoll auch ſogleich zur Polizei gehen und die Anzeige machen.

Nein, laſſen Sie mein armes Weib ſchlafen, bat der gutmüthige Ehemann. Sie könnte den Tod von dem Schrecken haben! — Daß die Köchin und die Geſellen geweckt werden, finde ich für ſehr gut, nur die Frau nicht. —

Vielleicht wurde die Frau ebenfalls beraubt, und ſchwimmt am Ende gar in ihrem Blute. —

Jeſus, Maria und Joſef! ſtöhnte der Lebzelter, das wäre das Allergräßlichſte!

Haben Sie viele werthvolle Sachen in jenem Zimmer?

Mein Gott! Freilich! Meines Weibes ſchönſter Schmuck, ihre koſtbaren Perlen und all unſer Silber, auch meine Münzenſammlung befindet ſich in einem Glasſchrank im blauen Zimmer.

Ich fürchte, das Gräßlichſte zu hören. Wenn man ſchon die Courage hat, einen ſtarken Mann zu überfallen und zu mißhandeln, ſo wagt man ſich über ein ſchwaches Weib noch zehn Mal eher. Ihre Frau hat vielleicht geſchrieen, und die Mörder haben ihr den Hals abgeſchnitten!

Gott ſei ihrer armen Seele gnädig und barmherzig! rief der Lebzelter, und fiel wie ein Klotz in die Kiſſen ſeines Bettes zurück.

Der Hausmeiſter hatte bei ſeinem Fortgehen, um den Chirurgen zu holen, im Hauſe Lärm gemacht. — Die Köchin, die Geſellen, ja ſogar die Nachbarin, eine Graveurin, bekannt in der ganzen Joſefſtadt ihres ſchmählichen Maules wegen, kam herbei.

Sie trat Hände ringend ein.

Hausherr, meinen „Vorhineinzins!“ ſchrie ſie, begehre ich zurück. Keine Stund' bleibe ich länger in einem Hauſe, in welchem man bei lebendigem Leibe, geſchunden, ausgeraubt und geknebelt wird!

Aber Ihnen iſt ja nichts geſchehen! ſagte der Fleckſieder. Sie raubt auch kein Menſch aus! Von Ihnen weiß man ja, daß Sie nichts haben; Ihnen erweiſt kein Räuber die Ehre, bei Ihnen einzubrechen.

Alles Eins! Es könnte es aber ein Räuber verſuchen. Und was iſt denn das für eine Ordnung in dieſem Hauſe? — In einer der volkreichſten Straßen, in einem erſten Stocke, in einem Hauſe mit 32 Parteien, geſchieht Mord und Todtſchlag! Ich frage, wenn das bei uns geſchehen kann, was geſchieht dann erſt auf einem Dorfe, in einem abgelegenen Winkel: da muß gar Alles maſſakrirt werden! — Nu, das wäre mir ein ſchönes Leben in der miſerablen Welt, wo man ohnehin nichts anderes ſäet als Elend, und wo Jammer und Noth aufgeht auf allen Schritten und Tritten.

Köchin! winſelte der Lebzelter; ich wollte ſie ſchon bei ihrem Eintritte in dieſes Zimmer erſuchen, auf den Zehen in das Schlafzimmer meiner Frau zu ſchleichen. Ich wollte ſie, Köchin damit beauftragen, aber die abſcheuliche Graveurin läßt Einem ja nicht ein Mal in ſeiner größten Bedrängniß zu Wort kommen. Köchin, horch' ſie an der Thür meiner Gattin; hört ſie ſie ſchnarchen, ſo laß ſie ſie ſchnarchen; ich wünſchte, ſie könnte den ganzen Jammer verſchnarchen! Schnarcht meine Frau aber nicht, und es iſt bei ihr ſo gewiß ſchauderhaft ſtille, ſo ſtille wie im Grabe, ſo ſtille wie in einer Todtengruft oder in einem Kirchhofe, ſo trete ſie herzhaft hinein, und unterſuche ſie, ob meiner Frau nicht irgend ein Bandit den Hals abgeſchnitten hat.

Das thue ich nicht, gab die Köchin zurück, und wenn Sie mich ſogleich aus dem Hauſe jagen. Die Räuber können noch im Hauſe ſein. Es weiß ohnehin kein Menſch, wie ſie herein gekommen, und wenn dies ihnen auch möglich, wie ſie hinaus gekommen ſind. Wegen Ihrer hochmüthigen Frau, die mich erſt neulich wie einen „Fetzen“ behandelt hat, laß ich mich nicht umbringen.

So gehe ich! rief der Fleckſieder. Geſellen, frottirt Ihr indeß die vom Blut unterlaufenen Stellen an den Händen und Füſſen bis der Chirurg kommt, und legt dann kalte Umſchläg' auf! — Ich gehe in das blaue Zimmer und bitte mir nur zu ſagen, wie man dahin gelangt?

Ich weiß es, verſetzte die Graveurin. Ich gehe mit. Ich trage zwei Leuchter und Sie, Herr Fleckſieder, ziehen Ihr Meſſer und weichen nicht von der Seite! — Hausherr, wenn Sie einen durchdringenden Schrei von mir hören, einen Schrei, daß Ihnen die Haare gegen die Berge ſtehen, dann machen Sie ſich auf das Entſetzlichſte gefaßt!

In dem Augenblicke trat der Chirurg ein. —

Da bin ich! Da bin ich! ſagte er. Auf jeden Fall ſchröpfen, Aderlaſſen und hundert Blutegel ehe ich nach dem Patienten ſehe!

Gehen Sie mit zu meiner Frau hinüber! bat der Lebzelter den Chirurgen, dieſe braucht vielleicht einen dringenderen Beiſtand als ich.

Ich ſchließe mich nicht aus! verſetzte der Chirurg und folgte dem Fleckſieder und der Graveurin.

Die drei Perſonen waren kaum einige Minuten aus dem Zimmer gegangen, ſo hörte man die Graveurin einen durchdringenden Schrei ausſtoßen.

Gott ſei ihrer armen Seele gnädig und barmherzig! betete der Lebzelter und fiel in Ohnmacht.

18. Ein Ball im Sperl.

Raimund trat am 22. Februar 1817 zum erſten Male im Leopoldſtädter-Theater als Gaſt auf. Es wurde die, ſchon im Joſefſtädter-Schauſpielhauſe aufgeführte Poſſe von Gleich „der Pudel als Kindsweib“ gegeben. Mit Raimund gaſtirte auch Herr Landner von demſelben Theater.

Beleidigend für Landner war der Theaterzettel abgefaßt.

Herr Menner, der damalige Theaterſekretär des Herrn Leopold Huber, als Dichter ſtets unglücklich, weil er nur Unſinn ſchrieb, als Theaterſekretär erſt in neueſter Zeit durch einen Mann an Vornirtheit übertreffen, der nicht drei deutſche Zeilen korrekt zu ſchreiben vermag, und als dramatiſcher Dichter eben ſo lächerlich wie Herr Menner iſt, Herr Menner annoncirte den Gaſt auf dem Theaterzettel mit folgenden Worten:

„Herr Landner vom Joſefſtädter-Theater emfiehlt ſich als Gaſt dem verehrungswürdigen Publikum."

„Man erſucht bei dem Erſcheinen des Hundes, ſich „ruhig zu verhalten."

Natürlich war Herr Landner mit dieſer Bemerkung nicht gemeint, ſondern der Pudel, welcher das „Kindsweib" vorſtellte; aber man kann ſich das Gelächter des Publikums vorſtellen, als es die Ankündinung las.

Das Haus war merkwürdig voll.

Komiſch war es, daß ſich auf der letzten Gallerie einige hunderte Wiener Hausmeiſter einfanden.

Herr Landner, eigentlich Haumer, war ein Hausmeiſtersſohn vom Neuenmarkte, durfte ſich aber, der Familie wegen, als Schauſpieler nicht Haumer nennen.

Deſſen ungeachtet engagirte der Vater doch einen großen Theil der Wiener Hausmeiſter für das Gaſtſpiel ſeines Sprößlings.

Die Hausmeiſter ſaßen vier Mann hoch auf zwei und ſiebzig Bänken bei Würſtel und Bier im „Olymp." Ein ſolcher Spektakel als dieſe Leute mit ihren Händen, in der Größe einer Krautſchüſſel erhoben, iſt wohl noch in keinem Theater vorgekommen. Den Künſtlern Blumen zu zuwerfen, war damals noch nicht Mode, hätte man ſie aber gekannt dieſe Mode, ſo würden die Hausmeiſter ihrem Schützlinge ganz gewiß Blumen oder in Ermangelung ſolcher im Winter, „Peterſilie," „Schnittlauch" und „Knoblauch" zugeworfen haben.

Als Landner auf der Bühne erſchien, extemporirte er die ſchönen Worte:

Dös is a Freid, i bin ſchon wieder in einer Staad, ober ſtatt Joſef-, haaßt's Leopoldſtaad!"

Bravo! ſchrien die Hausmeiſter.

Landner außa! (Heraus!) ſchrie ein Hausmeiſter!

Oeſl! er is ja eh' ſcho da!

(Eſel! er iſt ja ohnehin ſchon da.)

korrigirte ein anderer Hausmeiſter eben ſo laut.

Raimund, der ſpäter auf der Bühne zu erſcheinen hatte, wollte nicht auftreten. Es entſetzte ihn **Landners Publikum**. Es mußte ein Polizeikommiſſär auf der letzten Gallerie erſcheinen und die Hausmeiſter zur Ruhe ermahnen.

Endlich erſchien **Raimund**. Ihn begrüßten Logen und Parterre mit enthuſiaſtiſchem Applaus. Die Vorſtellung ging ohne fernere Störungen ihren Gang und wie zu vermuthen war, wurde **Raimund** mit Beifall überhäuft, und wenigſtens zehn Mal gerufen.

Auch der Pudel, dieſes gutdreſſirte Thier wurde gerufen.

Als Herr und Hund genügſam applaudirt waren, ließen auch die Hausmeiſter ihrer kollegialiſchen Freundſchaft wieder Luft und tobten

„**Landner** außa!" „**Haumer** außa!"

„**Steffel** außa!" „**Schwab'** außa!"

Herr **Landner** ſtellte nämlich einen Schwaben vor, welcher Steffel hieß.

Nach dem Theater war Souper, bei **Leopold Huber** zu Ehren **Raimunds**.

Auch war Hausmeiſter-Piknik im „Mirakel-Keller" zu Ehren **Landners**.

Es wurden im Mirakel-Keller gewiß zehn Eimer „Heuriger" auf das Wohl des Sohnes des Kollegen vertilgt.

Erſt um drei Uhr Morgens kamen **Raimund** und ſein Pudel, welchem Frau **Juſtine Huber** einen „Kranz von Cervelat-Würſten" zuwarf, und **Landner** wieder in der Joſefſtadt an.

Frau oder beſſer Fräulein Grünthal erfreute ſich einer Rolle in dem Gleichſchen Stücke. Sie ſpielte wirklich allerliebſt und wurde ebenfalls gerufen.

Raimunds Auge ruhte mit ſichtbarem Wohlgefallen auf der lieblichen Geſtalt; ſeine Liebe zu ihr, wurde ſo heftig, daß er, als ſie bei dem Souper neben ihm placirt wurde, ſeiner Gefühle nicht mehr mächtig, ihr ſein Herz anbot, das ſie ganz entzückt annahm, und während der Regiſſeur Swoboda und der Komiker Ziegelhauſer die Faſanen zerlegten, die Schwüre „ewiger Treue" und „unwandelbarer Liebe" erwiederte.

„Ja! rief Thereſe Grünthal, vom Champagner und Raimunds Drängen erhitzt aus, ſo daß es Ignaz Schuſter, der neben ihr ſaß, hören konnte, ja Liebe um Liebe! Treue und Anhänglichkeit Dir, Ferdinand! — Durch Dich weiß ich erſt, was Liebe iſt — Morgen um 7 Uhr Früh, erhält mein vergeblicher Gatte ſeinen Abſchied, und Dir gehöre ich von heute an bis zum Grabe, Dir, lieblicher Blondin, welcher meinem erſten Geliebten, dem Bandagenmacher und Brucharzt Primſenlechner im Uhrfahr bei Linz wie „ausgeriſſen" ähnlich ſieht!"

Raimund umarmte in ſeinem Glücke Alles, auch die alte Frau Juſtine, und brachte Toaſte aus auf das Wohl der ganzen Welt.

Tags darauf ſpielte Raimund dieſelbe Rolle noch ein Mal. Er ſpielte faſt jeden zweiten Tag im Leopoldſtädter Theater. — Seinen „kleinen Ferdinand," die Schandmutter Frau Schandl und die anonime Briefſchreiberin vergaß er ganz. vom Beifallsrauſch und Liebesrauſch hingeriſſen. Nur Kindler vergaß den Freund nicht, und ſetzte ſeine geheimen Forſchungen auf die Andeutungen Schremſers geſtützt, fort.

Welche Andeutungen Schremſer, der Bauchredner, bei jenem Abendmale im Gaſthaus zum Strauß gab, ſoll der Leſer ſogleich erfahren.

Als Kindler im Verlaufe der heitern Abendunterhaltung auch auf die luſtigen Geſpräche, welche Schremſer mit Herrn Fiſcher im Kaſten führte, kam, bemerkte Kindler:

Da böte ſich ja eine treffliche Gelegenheit, einen guten Freund zu necken. Ich würde dieſen in eine Ihrer Soiréen führen, Ihnen vorher mittheilen, was ich gerne ihm zu Gehör gebracht wünſchte, und Sie könnten dann mit Ihrem trefflichen Humor uns einen Spaß ſonder Gleichen bereiten.

Das geſchieht oft! verſetzte Schremſer, und dergleichen wird mir immer anſehnlich honorirt. — Erſt heute erhielt ich ein anonimes Schreiben und 6 Dukaten, wenn ich einen Scherz mit einem gewiſſenloſen Vater, der ſein Kind verleugnet, extemporire.

Nicht möglich!

Gewiß! Brief und Dukaten habe ich noch bei mir. Sehen Sie nur!

Schremſer zog den Brief und die Dukaten aus der Taſche und produzirte beide.

Raimund und Kindler betrachteten den Brief.

Sie hatten dieſe Schriftzüge nie geſehen. Offenbar war die Hand entſtellt worden. Die Buchſtaben zeigten eine, von der Rechten zur Linken liegende Richtung.

Das hat ein feiger Lump geſchrieben! bemerkte Kindler, der ſich ſcheut, bei etwaiger Nachforſchung dem, welchen er beſchimpfen wollte, Rede zu ſtehen.

Ganz ſo feige, erwiederte Schremſer, ſcheint er doch nicht zu ſein. Der Briefſchreiber kam während meiner Produktion zu mir.

Haben Sie meinen Brief erhalten? fragte er mich.

Ich habe Ihnen 6 Dukaten beigeſchloſſen; werden Sie meinem Wunſch willfahren?

Ich ſagte „Ja,“ aber, ſetzte ich hinzu, Sie dürfen nicht von meiner Seite weichen, wenn ich Ihren Wunſch erfüllen ſoll. Wenn ſich Jemand gegen meine Aeußerungen auflehnen und mich zur Verantwortung ziehen würde, ſo müſſen Sie Rede ſtehen, ſonſt nehmen Sie Ihren Brief und Ihre Dukaten lieber zurück.

Ich verantworte Alles, erwiederte der Mann; ich bedinge mir nur Eins, daß Sie den Scherz, den ich mir von Ihnen ausbitte, nicht eher beginnen, bis ich Ihnen ein Zeichen gebe.

Ich machte alle meine Schnurren, fuhr Schremſer fort; plötzlich ſtieß mich der Fremde an:

Jetzt, jetzt bringen Sie Ihren Spaß mit dem Kinde vor. —

Ich gehorchte.

Dies geſchah, flüſterte Kindler ſeinem Freunde zu, in dem Augenblicke, in welchem Du in den Gaſtſaal eintratſt.

Wie ſah der Unbekannte aus? fragte Raimund. Und wie lange blieb er an Ihrer Seite?

Er ſah gut aus. Seine Kleider waren ſehr fein. Seine Eleganz fiel mir auf. Er iſt groß und hager, etwas hektiſch, zwiſchen fünf und zwanzig und dreißig Jahren. Er ſcheint den Tabakqualm nicht vertragen zu können. Da man jetzt in Wien überall raucht, ſogar in Speiſeſälen unter Damen, im „goldenen Strauß“ am meiſten, ſo huſtete der Fremde unaufhörlich. Plötzlich ſagte er: „Der verdammte Tabaksgeruch vertreibt mich.“ Er entfernte ſich. Da ſich Niemand über mein Extemporiren beſchwerte, ſondern dasſelbe nur Heiterkeit erregte, ſo hielt ich den Fremden nicht auf.

Ich danke Ihnen, Herr Schremſer für die Mittheilung, verſetzte Raimund, und bitte Sie nur auch um eine Gefälligkeit. Gewiß kommt der Unbekannte auch in Ihre nächſte Soirée.

Ich zweifle.

Wenn er aber kommen ſollte, da richten Sie wohl ein par Strofen an ihn? Ich werde ſie verantworten und ihnen dafür mehr Honorar bezahlen, als der Fremde.

Recht ſo, g'ſcheidt ſo, nur zu ſo! ſagte Schremſer.

Als der Champagner ausgetrunken war, empfahl ſich Schremſer.

Der, welcher Dir dieſen Spuk zugefügt hat, nahm Kindler das Wort, iſt kein anderer, als der lange Burſche, der in den Joſefſtädter Kaffeehäuſern über Dich ſo unbarmherzig loszieht und wenn er im Theater iſt und Dir aupplaudirt wird, Dich immer unverſchämt auszischt. — Neulich wurde er zu ſeinem Glücke über ſein Betragen aus dem Parterre gewieſen, denn ſonſt wäre er von einigen Enthuſiaſten unſeres Theaters inſultirt worden.

So weit die Szene bei dem Souper mit Schremſer.

Wir kehren zu Raimund und ſeiner neuen Geliebten, Fräulein Grünthal, zurück.

Beide ſtiegen in der Gunſt des Leopoldſtädter Publikums. Glücklich durch ihre Liebe machten ſie aus ihrem Liebesverhältniß nicht das geringſte Geheimniß. Sie gingen überall mit einander hin, beſuchten Gaſthöfe, Theater, ja ſogar alle öffentliche Bälle und Vergnügungsorte.

Es war Faſching.

Im „Sperl" findet alljährig der ſogenannte „Armenball" ſtatt.

Wer ſich bei den wackern Bürgern der Leopoldſtadt, welche dieſen Ball für ihre Armen arrangiren, und welcher immer von den ſchönſten Frauen und Mädchen aus dem ehrbaren Bürgerſtande beſucht wird, inſinuiren will, beſucht dieſen Ball.

Alle erſten Schauſpieler des Lokal-Theaters werden hiezu eingeladen.

Raimund und ſeine geliebte Grünthal durften ebenfalls nicht fehlen.

Kindler und Fräulein Gleich, welche einige Jahre ſpäter Raimund heiratete, ſchloſſen ſich an, und gruppirten ſich an einem Tiſche, mit der beſten Ausſicht über den ganzen Saal.

Raimund war kein Freund vom Tanze, aber er gewährte dieſes Vergnügen ſeiner Thereſe, welche leidenſchaftlich walzte, vom Herzen.

Nachdem Thereſe jeden Walzer mitmachte, und von einer Maſſe junger Herren hiezu aufgefordert wurde, kam auch ein junger hagerer Mann zu Raimund und erſuchte ihn um die Gunſt, mit Fräulein Grünthal tanzen zu dürfen.

„Schlag' es ab,“ flüſterte Kindler Raimund zu.

Weshalb? fragte Raimund.

Ich werde es Dir ſchon ſagen, weswegen Du dieſen Herrn zurückweiſen ſollſt.

Ei was! ſagte Raimund, Thereſe ſoll mit ihm tanzen!

„Tanzen Sie nur mit dem Fräulein!“ äußerte ſich Raimund gegen den Fremden, und der Fremde flog mit der Geliebten wie ein Pfeil durch den Saal.

Was haſt Du denn? fragte Raimund ſeinen Freund. Dieſer Herr hat mich ſo artig gebeten. Ich ſoll ihm ein Vergnügen verſagen, und mir ihn dadurch zum Feinde machen?

So? verſetzte Kindler, dieſer Mosje iſt ſchon Dein Feind! — Es iſt derſelbe, welcher Dich an öffentlichen Orten auf ſo gemeine Weiſe läſtert, im Theater ausziſcht, und den ich im Verdacht habe, daß er dem Bauchredner Schremſer die Beſchimpfungen gegen Dich, diktirte.

Höll' und Teufel! rief Raimund. Dem Kerl will ich ſogleich auf den Leib. —

Ruhig! Ruhig! bat Kindler, nicht hier; ſtöre den Ball nicht; Du würdeſt alle Bürger der Leopoldſtadt gegen Dich aufbringen. Da kommt Schremſer. Den wollen wir vor allen Dingen fragen, ob das derſelbe Mann iſt, welcher —

Raimund lief Schremſer entgegen.

Kommen Sie mit mir, ſprach Raimund den Bauchredner an; ich zeige Ihnen einen Patron, von welchem ich befürchte, daß Er es war, der Ihnen neulich das Geſchichtchen von einem gewiſſenloſen Vater mittheilte.

Der Lange da unten? erwiederte Schremſer, der ſo häßlich tanzt, und Kopf und Oberleib ſo abſcheulich über die Schulter ſeiner Tänzerin legt? — Freilich iſt er's!

Den Kerl ſuche in das Garderobezimmer im Erdgeſchoße zu bringen, erwiederte Raimund, und dort ſoll er von mir ſo zugerichtet werden, daß er in dieſem Faſching nicht mehr tanzen wird. —

Recht ſo, g'ſcheidt ſo, nur zu ſo! erwiederte Schremſer. Ich aber werde bei dem Fauſtkampfe nicht Zeuge ſein, ſonſt müßt ich dem Herrn die ſechs Dukaten zurückgeben, die er mir wahrlich, um Ohrfeigen und Fußtritte zu bekommen, nicht gegeben hat!

Der Walzer ging zu Ende.

Der Unbekannte führte Fräulein Grünthal an ihren Platz, und dankte für das Vergnügen, das ihm zu Theil geworden.

O das Vergnügen wird auf meiner Seite ſein! erwiederte Raimund; Sie müſſen mir nun auch eine Gefälligkeit erzeigen. —

Ich ſtehe zu Dienſten, verſetzte der Fremde.

Darf ich Sie erſuchen, nur einen Augenblick mit mir den Saal zu verlaſſen?

Den Saal mit Ihnen zu verlaſſen? Zu welchem Zwecke?

Ei, Sie werden ſich doch nicht vor mir fürchten! Sie ſind ja wenigſtens um eine halbe Elle länger als ich.

Kommen Sie, mein Herr, verſetzte der Fremde.

Beide gingen in die Garderobe.

Um Gottes willen! Was hat Raimund vor? fragte Grünthal. Er eifert doch wohl nicht?

Was fällt Ihnen ein! entgegnete Kindler. Mit einem allbekannten Lumpen eifert man nicht!

Er ließ mich aber doch mit dieſem Herrn tanzen. —

Weil er nicht wußte, daß dieſer Lump ein Lump iſt, erwiederte Kindler. Ich flüſterte Raimund zu, er möge ihn abweiſen, aber er hörte mich nicht.

Das iſt entſetzlich! ſagte Grünthal. Nun darf ich Raimund nicht ein Mal ſagen, daß mich dieſer Menſch beſchworen, ſeine Liebe anzunehmen. —

Haha! lachte Fräulein Gleich, mir läuft der Chevalier auch überall nach, und macht mir eine Liebeserklärung über die andere. —

Wie! rief Kindler, da muß ich ja auch mit zuſchlagen. Herr Schaffer, redete Kindler den, an einem Seitentiſche befindlichen Schauſpieler Schaffer an: wollen Sie wohl für fünf Minuten dieſen Damen Geſellſchaft leiſten; ich bin ſogleich wieder hier.

Indeß war Raimund mit dem Fremden im Garderobezimmer angekommen.

Vor allen Dingen, ſagte Raimund, bitte ich um Ihren Namen, mein Herr, dann um Ihren ausgezeichneten Charakter. — Wer ich bin, wiſſen Sie nur zu gut, denn Sie ſchmähen mich an öffentlichen Orten, ziſchen, wenn ich applaudirt werde im Theater, und ſind neulich in der Joſefſtadt ſogar aus dem Parterre gewieſen worden, weil ſie es mit Ihrem Hohne zu arg trieben.

Ja, das that ich, Monſieur Raimund, verſetzte der Fremde mit großer Frechheit, ich that's, weil Sie mir durchaus nicht gefallen. Weil ich für mein Geld im Theater applaudiren oder ziſchen kann, wie es mir beliebt!

Da haben Sie recht! gab Raimund zurück. Das Gefallen und Nichtgefallen iſt Geſchmacksſache. — Sie gefallen mir z. B. außerordentlich, aber weil ich keinen Kreuzer ausgeben würde, um Sie zu ſehen, ſo darf ich Sie auch nicht applaudiren! — Alſo Ihren Namen und Charakter erbitte ich mir, mein Herr.

Auf dieſe Frage gebe ich Ihnen keine Antwort.

Auch gut! Mir in dieſem Augenblicke noch lieber. Ich kann Sie nun nicht finden, und vermag Sie alſo bei Gericht nicht zu verklagen. Sie werden ſich daher nicht wundern, wenn ich mir ſelbſt Satiſfaktion nehme.

Der Fremde lachte und fragte voll Hohn, Sie werden ſich doch nicht etwa mit mir ſchlagen wollen?

Wer von uns beiden Schläge bekommt, replizirte Raimund, werden Sie ſogleich ſehen. Nur noch eine Frage: Was hat Sie denn veranlaßt, unlängſt im Gaſthauſe zum goldenen Strauß durch Schremſer meine Ehre zu verunglimpfen? Woher haben Sie denn das Märchen, das Sie extemporiren ließen?

Bezogen Sie dies auf ſich? — Es war eine Laune von mir, einen ſolchen Spaß Herrn Schremſer in den Mund zu legen! — Wie aber manchmal eine Kugel aus dem Laufe fliegend einen Andern trifft, als den welchen es vermeint iſt, ſo —

Alſo feig ſind Sie auch? und wollen für Ihren Witz nicht einmal einſtehen? — Sie wollen mir nicht ſagen, woher Sie das Märchen haben, daß Sie ſich und dann mir aufbärden ließen? — Da ich nicht weiß, wie ich ſchon ſagte, wo ich Sie finde, um Sie bei Gericht zur Rechenſchaft zu ziehen, ſo muß ich den Fall umkehren und Ihnen Gelegenheit geben, mich zu klagen! — Da haſt Du eine Ohrfeige, Schurke, der Du mich verunglimpfſt und noch eine und wieder eine und nun klage mich, Erbärmlicher, bei Gericht wirſt Du ſagen müſſen, wer Du biſt!

Ehe ſich der Fremde nur zur Wehre zu ſetzen vermochte, ſo hieb Raimund links und rechts in das unverſchämte Geſicht deſſelben, und gab ihm einen Stoß, daß er über einen, neben ihm ſtehenden Schemmel ſtürzte, worauf Raimund ihm zurief:

So! Hallunke! Das war für das Märchen; klage mich, laſſe ſogleich die Polizei rufen; ich bin bereit ihr zu folgen!

In dieſem Momente erſchien an der Thüre der Garderobe eine wunderſchöne Dame an dem Arme eines alten Herrn:

Um Gottes willen! Lawinger! rief die Dame, was iſt Ihnen geſchehen?

Wenn das ein guter Freund von Ihnen iſt, meine Gnädige, redete Raimund die Schöne an, ſo bedauere ich unendlich; ich bin ſein guter Feind; denn ein böſer Feind hätte den Ehrenräuber umgebracht.

Raimund verneigte ſich vor der Dame und ging.

Als Kindler kam, war die Attaque ſchon vorüber.

Der Wortwechſel war ſo ſchnell, die Ohrfeigen fielen mit ſolcher Heftigkeit, die nervige Fauſt Raimunds, ſauſte ſo rapid in das Antlitz des frechen Buben, daß die Leute in der Garderobe gar nicht dazwiſchen zu treten vermochten. Sie waren ſo verblüfft, wie Herr Lawinger ſelbſt.

Raimund und Kindler gingen in den Saal zurück.

Der alte Herr ſagte zu Lawinger: „Sie können nicht hier bleiben! Sie ſind zu entſetzlich beſchimpft! Mein Wagen hält vor dem Eingange.“

Christian, rief er ſeinem Bedienten, Anton ſoll vorfahren!

Lawinger verhüllte ſein Geſicht, ſprach kein Wort und fuhr nach Hauſe.

Der Herr und die Dame betraten den Saal.

(An dieſe Ohrfeigenbegebenheit im Sperl, wiſſen ſich heute noch viele ältere Bürger der Leopoldſtadt ſehr gut zu erinnern.)

19. Im „Sperl.“

Der Herr, welcher mit der Dame, Zeuge von der Satisfaktion war, die ſich Raimund gegen Lawinger ſelbſt verſchaffte, war niemand Anderer als der Unbekannte, der Warner, der geheimnißvolle Mann, welcher unſerm Ferdinand ſchon ſo oft freundlich, theilnehmend und liebevoll begegnete, und wie es ſchien, mit wahrer Freundſchaft an ihm hing.

Als Raimund den Verdächtiger ſeiner Ehre züchtigte, war er in einer ſolchen Aufregung, daß er den Begleiter der Dame nicht beachtete, ſondern nur die Dame ins Auge faßte, und es für nothwendig hielt, an ſie wenigſtens einige Worte als eine Art Entſchuldigung, ob gewählt oder nicht gewählt, zu richten.

Im Saale erſt betrachtete Ferdinand auch den Herrn, in deſſen Geſellſchaft ſich das ſchöne Fräulein befand, und entdeckte zu ſeiner Freude, daß er jener Wunderbare ſei, dem Raimund ſo ſehr verpflichtet war.

Er wendete ſich, nachdem er der geliebten Grünthal, dem Fräulein Gleich und dem Schauſpieler Schaffer ſeine handgreifliche Genugthuung an Lawinger mitgetheilt, an Kindler.

Dort, ſagte Raimund, an dem kleinen Tiſchchen, in der Geſellſchaft eines jungen Frauenzimmers, deren Schönheit alle Augen auf ſich ziebt, deren Brillantſchmuck, Perlen und höchſt geſchmackvolle Toilette beinahe den Neid aller Damen rege machten, ſitzt der Mann, der mich ſeit meinem erſten Benefiz im Joſefſtädter Theater, mit Artigkeiten und Aufmerkſamkeiten überhäufte, mir bisher ein unaufhörliches Räthſel blieb, deſſen Löſung ich vielleicht hier, wo unter dieſen Tauſenden vielleicht doch ein Menſch ihn kennen wird, zu finden hoffe.

Kindler, ſetzte Raimund hinzu, ich habe Dir ſchon viel von dieſem Manne erzält. Es iſt derſelbe, der auch Deine Neugierde im hohen Grade erregte. Ich beſchwöre Dich, zu erforſchen, wer er iſt. — Miſche Dich in den Saal, erſpähe, wer ihn grüßt, ihn ſpricht, forſche auch bei dem Kellner nach, ob er, oder der Wirth ihn nicht kennen. — Sieh, ſieh, guter Kindler, Herr Scherzer, der Saal-Inhaber, macht der Dame förmlich den Hof; Kindler, wende Dich ſchnell an Scherzer. Er wird Dir gewiß die genaueſte Auskunft geben.

Kindler eilte, die Wünſche ſeines Freundes zu erfüllen.

Scherzer ſprach ziemlich lange mit dem Alten und ſeiner Dame; endlich begab er ſich von ihrem Tiſche fort, und machte dem Grundrichter der Leopoldſtadt, Herrn Rott, die Aufwartung, präſentirte aus der goldenen Doſe eine Priſe und fragte: Wie das Souper behage, das der Herr „Bürgermeiſter der Leopoldſtadt," ſo ließ ſich der Herr Grundrichter Rott am liebſten ſchelten, zu beſtellen geruhten.

Kindler ſtand auf Kohlen, denn nun wußte er, daß Scherzer von ſeiner Herrlichkeit nicht ſobald loskommen würde.

„Mein lieber Herr Scherzer," ſagte Rott, (er war nebſt Grundrichter auch Seilermeiſter und Hausinhaber, des Aeußern Rath und Armenvater), „ich hab' ſchon gar nicht hieher kommen wollen. Hier bin ich mehr Obrigkeit als Ballgaſt und wenn ich ſo recht nachdenke, daß ich als Richter der Gemeinde eigentlich in meinem Hauſe gar nichts bin, ſo verdrießt mich jeder Schritt in die Oeffentlichkeit. —

Worüber haben ſich denn der Herr Richter zu beklagen? fragte Scherzer.

Fangſt Du ſchon wieder an! verſetzte ſeine Gattin, grimmig; ich werde ſogleich aufſtehen und Dich ſitzen laſſen.

Ich muß mein Herz bei meinem Freunde Scherzer ausſchütten, replicirte Rott. Ich bin ſein „Gevatter," Du biſt ſeine Godl (Pathin); es bleibt Alles in der Freundſchaft! Der Herr Gevatter ſoll entſcheiden.

Ich maße mir keine Entſcheidung an, erwiederte Scherzer; wenn der Herr Richter und die Frau Richterin ſprechen, ſo habe ich keine Stimme; es würde ſich auch für mich nicht ſchicken; ich bin nur ein Gerichtsbeiſitzer. —

Eben deswegen, fiel Rott ein. Der Fall iſt folgender. — Sie wiſſen, Herr Scherzer, daß man ſich, wenn man Vorſtand einer Gemeinde iſt, ſich auch eine Wichtigkeit geben muß. Man kann dies nie beſſer, als wenn man in die Arreſtanten hinein donnert, und da in der Leopoldſtadt viele kleine Diebe und große Vagabunden eingefangen und bei mir im Hauſe, im „Kotter“ untergebracht werden, ſo habe ich die Paſſion, daß ich ſie, ehe ſie als unbedeutende Maleſikanten, entlaſſen werden, durch meine „Wachter,“ in meinem Hauſe, im Hofe „durchwichſen“ laſſe. Ich ſtelle mich bei dieſen Exekutionen auf den eiſernen Gang meiner Wohnung und diktire die Anzahl der Karbatſchſtreiche, von welchen die Tabakraucher immer mehr „Strixen“ zu bekommen haben, als die Tabakſchnupfer. Ich habe mein Leben hindurch, immer mehr Simpathie für die Schnupfer gehabt. — Wenn ich nun in der ſchönſten Ordnung, die an- und gut aufgemeſſenen Hiebe austheilen laſſe, ſo kommt mein Weib jedes Mal auf den Gang heraus, ſchreit den Wachtern zu: „Aufhören! Jetzt habe ich ſchon das Maltraitiren der armen Menſchen ſatt. Den Arreſtanten iſt augenblicklich die Freiheit zu geben! Sapperment! Wachter hinein mit der Bank und den Haſlinger, oder ich komme in den Hof hinunter und karbatſche die „Wachter.“

Die „Wachter“ folgen meiner Frau jedes Mal; die Dieb' lachen mich aus und gehen beim Thor hinaus.

Wenn ich meiner Frau ſage, aber Lenorl, ſo ſei doch vernünftig, laſſe mir meine Paſſion zum Beſten der leidenden Menſchheit; ſo fährt ſie mir über's Maul; behauptet, ich hätte gar kein Recht, Arreſtanten ohne Richterſpruch ſtrafen zu laſſen, und ich bin doch der Richter; zu was wär'ich denn da, wenn ich Einem, der in meinen „Kotter“ ſitzt, das Sitzfleiſch nicht ausklopfen laſſen dürfte.

Du biſt ein Richter nur dem Namen nach, entgegnete Frau Lenorl; Du haſt für das Wohl der Ge-

nde zu ſorgen; darfſt Arreſtanten nur verwahren,
ht ſtrafen, dafür ſind die ſtudirten Leute da.
lls wenn ich nicht auch ſtudirte, wie die Wichſe
zutheilen, damit Keiner zu wenig bekommt.
Herr Rott fuhr fort: Eine ſolche Einmiſchung in
ne Juſtiz geſtattete ſich mein Weib auch heute.
raſte förmlich, daß ich den Gefangenen ſolche
pfen austheilen ließ, und da ſagte ich dann im
ne: Nun warte, heute ſollſt Du keine Krapfen be-
men, den Ball beim Sperl beſuche ich nicht. Erſt,
ich erwägte, daß der Ball keinen Werth haben
de, wenn ich und die „Meinige“ nicht dabei er-
nen, beſchloß ich hieher zu kommen. — Nun, Herr
erzer, jetzt ſprechen Sie als Leopoldſtädter-
eſſor, hat mein Weib ein Recht, die Arreſtanten
den Karbatſchhieben zu befreien?
ie Frau Richterin und ehrſame Godl hat halt ein
s Herz! ſagte Herr Scherzer.
ravo! Herr Göd! rief Frau Rott.
rügel thun weh! ſagte Herr Scherzer.
raviſſimo! Herr Göd.
ür einen Dieb ſind 5—6 Haßlinger-Zumeſſungen
ein Spaß, meinte der Richter.
aſſe Du Dir 5—6 Haßlinger-Zumeſſungen ge-
n, erwiederte Frau Rott, Du wärſt mit Deiner
viel beſſer hiezu geeignet.
ch habe meinen Urtheilsſpruch gefällt, verſetzte
erzer, die Gerichtskoſten ſind eine Bouteille Cham-
er, die ich ſogleich bringen werde.
ravo, Herr Scherzer! riefen Richter und Rich-
zugleich.
err Scherzer entfernte ſich und Kindler hing
n ſeinen Arm.
e werden heute ſtark in Anſpruch genommen,
Kindler zu Scherzer. Kaum ſind Sie einer,

Sie nicht intereſſirenden Anſprache entkommen, ſo droht Ihnen ſchon wieder eine zweite.

Ich bin dazu da, bemerkte Scherzer. Ich wünſchte, jeder meiner verehrten Gäſte, hätte mir Etwas zu ſagen.

Wer iſt der Herr, mit dem Sie früher an jenem Tiſche geſprochen, der alte Herr mit der wunderſchönen jungen Dame?

Wer er iſt, antwortete Scherzer, weiß ich nicht. Er iſt einer meiner beſten Gäſte, ſowohl im Sommer in meinem Garten, als im Winter währen des Carnevals. Es kennt ihn Niemand. Ich hab ihm ſchon häufig nachgefragt.

Iſt die junge Dame ſeine Tochter?

Es wäre möglich, aber ich glaube es nicht. Er behandelt ſie mit zu viel Aufmerkſamkeit.

Vielleicht ſeine Geliebte oder ſeine Frau?

Gott bewahre! Da müßte er eiferſüchtig ſein! Es kann Jedermann mit ihr tanzen. Er ſucht ihr manchmal ſelbſt einen Tänzer, wenn ſie gerade Luſt hat, eine Tour zu machen, oder junge Leute zu ſchüchtern ſind, ſich an ſie zu wagen. — Da ſie mit dem alten Herrn entweder franzöſiſch oder engliſch ſpricht, ſo fürchten die meiſten unſerer Tänzer, daß die Dame nicht deutſch verſtehe, und ſie alſo mit ihr nicht ſprechen könnten.

Ich danke Ihnen, Herr Scherzer — für Ihre Mittheilung, verſetzte Kindler.

Vielleicht könnten Sie Auskunft von dem Kutſcher dieſes Herrn erhalten, meinte Scherzer. Die Equipage iſt leicht zu erkennen. Sie iſt ein blauer Batard, mit weißem Seidenſtoff gefüttert und die großen lichtbraunen Pferde mit blauen Decken am Wagen, fallen auf. Gerathen Sie aber ja nicht an den Bedienten, dieſer gibt Ihnen keine Auskunft.

Herr Scherzer ging.

Kindler war troſtlos.
Kutſcher und Bedienter haben den ſaubern Herrn,
winger nach Hauſe gebracht, dachte Kindler,
o kommen erſt gegen Morgen wieder. Ich will Rai-
und ſagen, daß ich nichts erfahren habe. Wenn
r Raimund tanzte. Er hätte die ſchönſte Gelegen-
t eine Bekanntſchaft zu machen; allein da iſt die
wünſchte Grünthal, vor dieſer wird er ſich geni-
. Ich hoffe, er wird ſo klug ſein, ſich von dieſer
ame nicht zurückhalten zu laſſen.
Kindler verfügte ſich zu ſeiner Geſellſchaft und
portirte Raimund.
Raimund, deſſen Natürlichkeit und Ungezwun-
heit ohne Gleichen war, erwiederte:
Ei was! Ich tanze mit der ſchönen Dame und wer-
ſie zu einem Walzer invitiren; die Grünthal
gt ja auch! Kindler halte mir den Daumen; ich
ſuche mein Glück. —
Aber wirſt Du keinen Korb erhalten? — Mir fällt
eben ein, daß Du Lawinger gezüchtig[illegible]aſt. —
e wird dies nicht verzeihen. —
Ich bitte Dich, mir keine ſolche Bedenken zu ſagen.
enn ihr an dieſem Kerl etwas gelegen geweſen wäre,
hätte ſie ganz gewiß den Ball nicht beſucht, ſon-
n wäre mit ihrem Vater, Onkel oder Vormund,
er wer der Unbekannte ſonſt ſein mag, ſogleich nach
uſe gefahren. Laß mich nur machen. Ich werde ſchon
en, was zu thun iſt.
Grünthal walzte ſo eben mit Schaffer, Fräu-
n Gleich mit einem Herrn Lödl, ſeiner Zeit der
verwüſtlichſte Tänzer der Sperlbälle, nebſtbei ſeit
Jahren magiſtratiſcher Praktikant. Als Tänzer
n er vorwärts, als Praktikant nie. Er praktizirte
h ſieben Jahre, dann rückte er ein, ins — Todien-
rzeichniß.

Raimund erſchien an dem Tiſche ſeines unbekannten Gönners.

Raimund machte eine tiefe Verbeugung.

Der alte Herr dankte ernſt.

Die Dame kalt

Ich komme um Entſchuldigung und um Verzeihung zu bitten. — Ich war ſo unglücklich, von Ihnen, verehrtes Fräulein, und dem geſchätzten Herrn, der Sie begleitete, bei einer Szene überraſcht zu werden, die mich in Ihren Augen roh und gemein erſcheinen läßt. Geſtatten Sie mir, mich zu rechtfertigen.

Dieſe Szene hat uns beide ſehr verletzt, erwiederte der alte Herr.

Sie wurde nur in einer Art von Verzweiflung herbeigeführt, verſetzte Raimund. — Es muß mir ſehr arg mitgeſpielt werden, wenn ich zu einer ſolchen Genugthuung meine Zuflucht nehme. Verdammen Sie mich nicht, ehe Sie mich gehört haben, und erwarten Sie, daß ich Ihnen die reine Wahrheit ſagen werde, obgleich ich Dinge berühren muß, welche einer Dame zu erzälen, ſehr verſchleiert werden müſſen.

Da erſuche ich Sie, bemerkte die Dame, Ihre Erzälung ganz zu unterlaſſen.

Seien Sie barmherzig, Gnädige, flehte Raimund. — Es ſoll kein Wort über meine Lippen kommen, das Sie verletzen könnte. — Ich verpflichte mich, in dem Augenblicke, in welchem Sie mir zurufen: „Ich will nichts weiter hören,“ inne zu halten, und Sie augenblicklich meiner läſtigen Perſon zu entheben.

Herr und Dame ſchwiegen.

Raimund erzälte auf die delikateſte Weiſe, was ihm geſchehen. Er berichtete von Madame Schandel angefangen, bis zur Szene mit Schremſer. Er berührte auch den anonimen Brief, und ſchloß mit tiefer Wehmuth: Wer ein Gefühl für Ehre hat, wer empfinden kann, was unverdiente Kränkungen ind, wer zu ermeſſen vermag, was es heißt, verhöhnt, verſpottet, geläſtert zu werden, ohne den Schutz der Geſetze anrufen zu können, der wird mich nicht verurtheilen, ſondern das innigſte Mitleid mit mir haben.

Ich bedauere Sie herzlich, ſagte die Dame. —

Und verzeihen mir?

Gewiß, erwiederte der Herr, obgleich ich — freilich in ich viel älter und kälter als Sie — obgleich ich in Ihrer Stelle, den Rath des Polizei-Kommiſſärs, er hier den Saal inſpizirt, in Anſpruch genommen hätte. Der Kommiſſär hätte Herrn Lawinger ernehmen müſſen und dieſem würde Lawinger einen Stand, ſeinen Wohnort ganz gewiß mitgetheilt aben. Indeß —

der alte Herr ſah die Dame an — und fuhr dann ort wird dieſe Szene Herrn Lawinger klüger machen, und ihn veranlaſſen, ſeine Läſterzunge künftig im Zaume zu halten.

O er wird mich vor Gericht laden laſſen —

Gewiß nicht, verſetzte die Dame; wie ich dieſen Mann kenne, ſo wird er Sie nicht verklagen. Sie erden jetzt Ruhe vor ihm haben.

Wenn Herr Lawinger ſo ehrlos iſt, können Sie ihn ja nicht achten? ſagte Raimund raſch.

Wer ſagt Ihnen, daß wir dieſen Menſchen achten? — Doch genug!

Das heißt: Ich ſoll mich entfernen?

Nein, betonte die Dame. Wenn Ihre Geſellſchaft Sie nicht von uns ruft, ſo kann es uns nur ur Freude gereichen, Sie hier zu wiſſen.

Meine Nichte und Mündel, ſagte der alte Herr, hat hon längſt gewünſcht, Sie auch außer dem Theater zu ſehen. Sie ſchätzt Sie ganz beſonders noch von der Zeit her, in welcher Sie in den ernſten Stücken —

Ja, ſagte Raimund, ich ſpiele auch lieber in ernſten Stücken als in Poſſen; aber für die Vorſtadtbühnen ſind Trauerſpiele auch für die Kaſſe des Direktors Trauerſpiele, und ſo muß ich denn, ſo ungerne ich mich in der Poſſe bewege, Späße machen, einen Pudel als Kollegen betrachten, und wenn es irgend ein Dichter vorſchreiben ſollte, gleich meinem „Frippon“ über den Stock ſpringen und am Ende auch apportiren!

Bei Ihrer außerordentlichen Beliebtheit läßt ſich dieß verſchmerzen, meinte der alte Herr.

Ach, wie gut ſind Sie, ſprach Raimund; Sie, mein erprobter Freund, der mir ſchon ſo viele Güte und Huld erwies, Sie und das ſchöne Fräulein! — Statt mich mit Vorwürfen zu überhäufen, überhäufen Sie mich mit Lobeserhebungen, mein unbedeutendes Talent betreffend. Laſſen Sie mich herzlich danken, innig danken! — die Nachſicht, die Sie mir ſchenken, verdiene ich nicht!

Und nun noch ein Mal, ſagte die Dame, frage ich Sie, müſſen Sie nicht zu Ihrer Geſellſchaft? Der Walzer iſt zu Ende; Ihre Freundinnen kehren an ihre Plätze zurück; man vermißt Sie. Man wird uns beſchuldigen, daß wir Sie aufgehalten; darf ich fragen, wer die Damen ſind, die ſich Ihrer Theilnahme erfreuen?

Die Eine mit dem ſchwarzen Haar und dem weißen Kleide, erwiederte Raimund, iſt die Schauſpielerin Grünthal vom Leopoldſtädter Theater und die Andere mit dem Roſakleide, Fräulein Gleich. —

Fräulein Grünthal iſt ein ſchönes Mädchen, bemerkte die Dame.

Nicht übel! verſetzte Raimund etwas verlegen, Sie war viel ſchöner. Aber als Sie, mein Fräulein, den Ball beſuchten, büßte Mamſell Grünthal gewaltig ein.

Was kann ich von ihrer Schönheit ihr abgenommen haben?

Alles! — doch ich will mich entfernen; ich weiß nicht, ob Sie meine Bewunderung Ihrer Schönheit, mein Fräulein, nicht vielleicht für eine Kühnheit anſehen? —

Sie ſind ſehr artig, Herr Raimund.

Sie tanzen wohl nicht? Herr Raimund, fragte der alte Herr.

Selten, doch wenn mir ein ſo großes Glück zu Theil würde, mit Ihnen tanzen zu dürfen, mein Fräulein — ſo —

Nennen Sie dies ein Glück? verſetzte die Dame, wohlan, ich ſehe gerne Glückliche.

Für den nächſten Walzer darf ich hoffen?

Ich erwarte Sie, Herr Raimund!

Raimund verneigte ſich und ging

Das iſt nicht übel! dachte er. Ich habe mich in Die verliebt! Jetzt wünſcht' ich ſchon, die Grünthal wäre in ihren vier Pfählen!

Er trat an ſeinen Tiſch.

Wer iſt denn die Schöne? fragte Grünthal ganz pikirt.

Weiß ich's? Aber ich muß es heraus bringen. Ich werde den nächſten Walzer mit ihr tanzen, vielleicht erfahre ich es.

Den nächſten Walzer wirſt Du mit mir tanzen! verſetzte Thereſe in ſichtbarer Aufregung.

Sei nicht albern! erwiederte Raimund, ich habe mich ſchon mit der Dame engagirt. —

Dann mache ich Dir und ihr einen Mordſpektakel!

Das ginge mir ab! Mich führſt Du auf den Ball, und mit einer Andern tanzeſt Du! — Wie Du Dich unterſtehſt, einen Schritt mit der Mamſell zu tanzen, ſetze ich ihr den Fuß unter, und ſie ſoll hinplumpen wie ein Sack.

Kellner! Ich will meine Rechnung! ſchrie Raimund. Fräulein Grünthal iſt wüthend geworden. Ehe ſie noch Jemand beißt, will ich ſie nach Hauſe bringen.

Raimund erhielt die Rechnung.

Er ſah wohl ein, daß bei der Gemeinheit, deren Fräulein Grünthal fähig, es unmöglich wäre einen Walzer mit der ſchönen Unbekannten zu tanzen.

Vergebens ſuchte ihn Kindler zu beſchwichtigen, vergebens ſtellte ihm Kindler vor, daß er auch das Vergnügen des Fräulein Gleich ſtöre. —

Du kannſt ja mit ihr hier bleiben, verſetzte Raimund; ich bringe Fräulein Thereſe ihrer Mutter nach Hauſe und bitte ſie, ihr eine beſſere Erziehung zu geben.

Thereſe weinte, theils vor Wuth, theils vor Aerger. Sie mußte den Ball verlaſſen, auf welchem ſie ſo viele Eroberungen machte.

Raimund rührten ihre Thränen nicht.

Er bezahlte das Souper, nahm Thereſe an den Arm, verfügte ſich in die Garderobe, rief einen Fiaker und fuhr nach dem Hauſe „zum Marokkaner“, in welchem Grünthal wohnte.

Wir haben keinen Hausmeiſter, bemerkte Thereſe. Wer in dieſem Hauſe auf den Ball geht, muß ſich den Thorſchlüſſel von der Hausfrau geben laſſen. Sie haben den Schlüſſel zu ſich geſteckt. Herr Raimund, öffnen Sie.

Sogleich, verſetzte Raimund, welcher nicht erwarten konnte, daß Thereſe in ihrem Hauſe eintrete, um ſchnell wieder zum Sperl zurück zu kehren.

Das Thor wurde aufgeſperrt.

Zuſperren, ſagte Thereſe, werde ich. Sie, Herr Raimund, finden ſich nicht zurecht!

Das verſteht ſich, daß Sie zuſperren! betonte Raimund. Ich betrete ihre Wohnung nicht. —

Sie müſſen ja meiner Mutter ſagen, daß ſie mir eine beſſere Erziehung geben ſoll, erinnerte Thereſe im höchſten Grimme.

Morgen! Morgen! meinte Raimund.

Indeß waren Beide in das Haus getreten; ſchnell drehte Thereſe den Schlüſſel um, ſteckte ihn zu ſich und lief über die Stiege hinauf.

Raimund merkte den Spuk, eilte ihr nach, ſtieß ſich, da in dem Hauſe eine egiptiſche Finſterniß herrſchte, an einer Vorthür ſo ſchmerzlich an, daß er wie ein Wüthender fluchte.

Da ging die Thüre im erſten Stockwerke auf. Die Mutter der Madame Grünthal kam Raimund entgegen und ſagte: „Um Gottes willen, keinen Lärm! Wir haben eine Sterbende im Hauſe; die Schweſter der Direktorin Huber iſt vor einer Stunde mit den heiligen Sterbſakramenten verſehen worden, Frau Juſtine Huber, der Geiſtliche und zwei Doktoren kommen nicht von ihrem Bette. Man glaubt, daß die Kranke höchſtens bis um fünf Uhr Früh noch leben werde.

Das iſt mir zu lang, ſagte Raimund in ſeiner Zerſtreuung; ich habe auch nichts bei der Sterbenden zu thun. Ich will nur aus dieſem Hauſe! Sagen Sie der „Reſi," daß ſie den Schlüſſel hergebe, und daß ich fort müſſe!

Kommen Sie doch zu mir herein, verſetzte die Mutter, in dieſem Vorhauſe zieht es, daß man die ruſſiſche Gicht davon haben kann. — Morgen iſt „Weißvogels Witwenſtand“ worin Sie ſpielen, wenn Sie heiſer würden; es wäre ſchrecklich.

Raimund ſtieg in die kleine Wohnung der Frau Grünthal.

Was iſt morgen? fragte Raimund, „Weißvogels Witwenſtand?“ Wer ſagt denn dies?

Der Theaterfeldwebel war da, und kündigte die Probe für morgen um 9 Uhr an. Zu Ihnen in die Joſefſtadt wurde der Theaterdiener geſendet.

Es iſt mir recht, verſetzte Raimund, deſto ſchneller muß ich nach Hauſe und noch meine Rolle durchgehen. — Sagen Sie Ihrer Tochter, ſie möge den Hausſchlüſſel hergeben, mein Fiaker wartet auch vor dem Thore! —

Sagen Sie es ihr ſelbſt, rieth Frau Grünthal; nur warten Sie einen Augenblick. Meine Tochter hat ſich eingeſchloſſen und zieht ſich nur aus, Sie wird aber im Augenblicke in ihrem Schlafrocke vor Ihnen ſtehen.

Dummheit! Ich brauche weder Ihre Tochter, noch ihren Schlafrock, erwiederte Raimund. Wenn ich ſchläfrig bin, geh ich ſammt den Kleidern und Stiefeln in's Bett. „Reſi“ bat er, „tummeln“ Sie ſich; mein Fiaker ſteht unten! Ein ſolcher Kerl begehrt im Faſching 10 fl., wenn er warten muß.

Gleich! Gleich! antwortete Thereſe. Ich muß erſt meine Coiffüre herabnehmen, und die Haare eindrehen!

Mein Gott! ächzte Raimund, indeß wird es ſechs Uhr Früh. Zu jedem „Schneckerl“ braucht ein Frauenzimmer eine Viertelſtund, und die trägt hundert Schneckerl, dazu gehört ein ganzer Tag!

Schreien Sie nicht ſo, flehte die alte Grünthal; bedenken Sie die arme Sterbende, den frommen Prieſter und die beſorgten Doktoren. Es iſt der Polizeiarzt aus der Leopoldſtadt auch da, der läßt Sie einführen, wenn Sie einen Lärm ſchlagen. —

Raimund brachte nun ſeinen Mund an das Schlüſſelloch, und wiſpelte ganz leiſe:

Machen Sie auf, oder mach' Du auf, wie Sie, oder Du es lieber hören! — Kreuztauſend Sackerment! Geben Sie den Schlüſſel vom Hauſe heraus! Ich muß fort!

Es erfolgte keine Antwort.

Raimund wiederholte dieſelben Worte noch ein Mal.

Es erfolgte wieder keine Antwort.

Raimund wüthete, fluchte, ſchlug an die Thür wie ein Raſender.

Jeſus! Maria und Joſef! ſtöhnte die Alte. Sie begehen ja einen Mord an der Sterbenden!

Und wenn Sie, Herr Raimund, — ließ ſich jetzt Thereſe in ihrer Kammer vernehmen, — dieſes Haus einſtürzen, und die ganze Nachbarſchaft eines jähen Todes ſtirbt, ſo mache ich nicht auf. Sie bekommen auch den Schlüſſel nicht! — Nicht wahr, zum Sperl möchten Sie gern zurück und mit der ſchönen Griechin, der ſoutenirten Geliebten des wallachiſchen Botſchafters tanzen? — Nichts da! — Sie bleiben hier, bis die Sonne aufgeht und die letzten Wachskerzen beim Sperl ausgelöſcht ſind; hernach tanzen Sie, Moſje Ferdinand! Verſtehen Sie mich!

Liebe Reſi, ſagte Raimund ganz konſternirt, wer iſt Die? was haben Sie geſagt?

Warum fragen Sie denn?

Ich frage nur, — weil — weil — weil Sie mich ſelbſt gefragt haben, wer ſie iſt. Sie kennen ſie alſo? und ſagen, ſie wäre eine Wallachin, und er, der griechiſche, — — was für einen Rang beſitzt Er?

Ich ſagte, Sie iſt eine Griechin und Er ein Wallach. —

Woher wiſſen Sie das?

Im Sperlſaal ſagte es ſich Jedes in die Ohren. —

Und Sie haben es gehört?

Von allen Herren, die im Saale geſtanden ſind. — Sie, das iſt weiter keine Abgedrehte; der Herr, dem Sie die verſchiedenen Ohrfeigen ſpendirten, iſt ihr Liebhaber. — Sie ſucht nur Ihre Bekanntſchaft zu machen, um ſich an Ihnen zu rächen! Trauen Sie ihr nur! Auf „Ja“ und „Nein“ werden Sie griechenblau geſchlagen, und dann kommt erſt der „Wallach“ und maſſakrirt Sie.

Ha! Jetzt ſeh' ich, wie albern Sie lügen! Geben Sie den Schlüſſel her, ich halte es nicht länger bei einer ſo dummen Perſon aus!

Vor ſechs Uhr Früh erhalten Sie den Schlüſſel nicht.

Vor ſechs Uhr bekomme ich ihn nicht? der „Marokkaner“ iſt zum Glücke das niederſte Haus in Wien!

Raimund riß ein Fenſter auf.

Fiaker! rief er. Gib Acht! Jetzt kommt ein Paſſagier aus der Luft!

Sprach's und ſtieg aus dem Fenſter. Er trat auf das Gitter des Bierhauſes; der Fiaker unten ſtützte ihn. — In zwei Minuten ſaß Raimund im Wagen und nöthigte den Fiaker, wie der Blitz zum Sperl zu fahren.

Grünthal und Mutter waren außer ſich.

Warum haben Sie ihn denn nicht am Mantel gehalten? fragte Thereſe.

Wie konnte ich denn? antwortete die Mutter; den Mantel warf er ja vorerſt über's Fenſter.

Mein Himmel! jammerte Thereſe, was wol der Fiaker denken mag!

An dem Denken eines ſolchen Kerls liegt nichts; wol aber was er ſagen wird. Wenn es aber gar der

Lohnkutſcher Nr. 777 wäre, der immer den Grafen zu Dir aus der Stadt führt?

Da träfe mich der Schlag! rief Thereſe aus, da verlöre ich zwei Liebhaber auf ein Mal!

Als Raimund in den Saal zum Sperl hinein ſtürzte, fand er noch Kindler und Fräulein Gleich beim ſüßen Oedenburger Ausbruch und feinem Backwerk im innigſten Gekoſe.

Iſt ſie noch da? fragte Raimund mit einer Haſtigkeit, als wenn ihm der Kopf brennte.

Ich ſah ſie noch vor einigen Minuten, antwortete Kindler. Wo bleibſt Du ſo lange? Ich wußte wohl, daß Du noch kommen würdeſt, aber ſo lange wegbleiben!

Schweig'! Ich ſage Dir Alles, was geſchehen; morgen, morgen, ſage ich es Dir! jetzt, jetzt hilf mir ſie ſuchen.

Und Fräulein Louiſe?

Die geht auch mit und hilft ſuchen!

Vielleicht iſt ſie in den Speiſeſälen, meinte Kindler. Wahrſcheinlich wird ſie in der Kredenz ſein, bemerkte Louiſe.

Raimund, Kindler und Fräulein Gleich wanderten durch die Speiſeſäle; ſie fanden ſie da nicht, und gingen in die Kredenz.

Da ſaß ſie mit ihrem Onkel. Sie erblickte Raimund früher als er ſie.

Raimund ging an ihr vorüber.

Vor lauter Eile ſah er ſie nicht.

Der Onkel grüßte: Willkommen, Herr Raimund!

Ach millionen Mal bitte ich um Vergebung! flehte Raimund.

Kindler und Fräulein Gleich entfernten ſich.

Sie begleiteten Ihre Dame nach Hauſe? ſagte die Nichte des Alten.

Ja, ja!

Sie konnte aber nicht ſogleich zurück kehren?

Sie wohnt in Gumpendorf, log Raimund.

Nicht doch! Nicht doch! widerſprach die Schöne: im „Marokkaner“ in der Jägerzeile.

Ja, ja, ſo, iſt es; ich bin ſo zerſtreut.

Man ſperrte das Hausthor hinter Ihnen zu, ſagte der Alte, und ließ Sie nicht fort.

Als es Ihnen zu lang währte, verſetzte die Dame, fliegen Sie aus dem Fenſter. Es iſt Ihnen doch nichts geſchehen?

Raimund war ganz außer ſich vor Erſtaunen.

Alſo Sie ſind auch eine Wunderfrau, wie der Herr Onkel ein Wundermann iſt? ſagte Raimund.

Beide lachten.

Bringen Sie mich nicht zur Verzweiflung, bat Raimund. Seien Sie gnädig, und ſagen Sie mir, wer Sie ſind!

Ich bin, antwortete die Dame, eine Freundin in der Noth. Ich bin die Dame, bei welcher der kleine Ferdinand Raimund einlogirt wurde. Und dieſer Herr iſt mein Onkel und Vormund. —

Sie ergriff des Onkels Arm und ehe noch Raimund ſich von ſeiner Uiberraſchung und Verblüffung ſammeln konnte, waren Herr und Dame verſchwunden.

20. Herr Lawinger.

Biſt Du zufrieden mit Deinem Ball-Abenteuer fragte Hilbert, ſeine Mündel Emmi, als er mit ihr vom Armenfeſt im Sperl, nach Hauſe kam.

Vollkommen! erwiederte Emmy. Am meiſten hat es mich erfreut, daß Raimund ſich als ein untadelhafter Mann darſtellte.

Wenn es ſo iſt, wie er ſagte.

Es iſt ſo! Raimund iſt ein Feind der Lüge. Man kann ihm unbedingt vertrauen. Wo hätte er ſonſt den Muth hergenommen, wüßte er ſich nicht ſchuldlos, den Verleumder Lawinger auf eine ſolche Weiſe zu züchtigen.

Zum Glücke erhebt Lawinger keine Klage gegen Raimund.

Zum Glücke für Lawinger, den Ehrloſen!

Es war mir ſchrecklich dieſen Menſchen, der in unſer Haus kommt; der um Deine Hand wirbt, ſo gedemüthigt zu ſehen. Lieber einen Stich mit einem Degen durch den Leib als eine Ohrfeige! Ich würde nicht mehr leben können, ſollte mir eine ſolche Schmach begegnen.

O dieſer Patron wird nur noch unverſchämter darauf los leben. Wollen Sie eine Wette mit mir eingehen, Onkel, daß der heutige Vormittag nicht vorüber geht, ohne daß Lawinger bei uns eine Viſite macht?

Unmöglich! Er wird nicht wagen, über die Straße zu gehen. —

Da haben Sie Recht! — Er wird nicht über die Straße gehen, aber er wird über die Straße reiten. Hoch zu Roß, ſtolz und kühn, das durch Raimunds Hände breit geſchlagene Antlitz ſelbſtgefällig emporreckend.

Mich ſchläfert! Onkelchen, ſagte Emmi nach einer Pauſe. Ich ſuche meine Eiderdunen auf. — Ich gehe und träume von Raimund. Ich weide mich noch im Schlafe an ſeiner Verlegenheit, als wir ihm ſeine Geſchichte mit der Grünthal ſo erzälten, als wenn wir dabei geweſen wären.

Emmi lachte, küßte dem Onkel die Stirne und verließ denſelben.

Hilbert läutete ſeinem Bedienten.

Ich will zu Bette, Chriſtian, ſagte Hilbert.

Ich werde es melden. —

Wem!

Nun dem Herrn, der vorgelaſſen zu werden, wünſcht. —

Um ſechs Uhr Früh? — Wer iſt es denn?

Herr Lawinger.

Du biſt nicht bei Troſte!

Nein, nein, ich irre nicht. Es iſt Herr Lawinger. Obgleich das Vorzimmer nur ſpärlich beleuchtet iſt; obgleich Herr Lawinger ſein Geſicht mit dicken Tüchern eingebunden hat, ſo erkannte ich ihn doch!

Laß ihn eintreten!

Chriſtian öffnete die Thüre.

Lawinger trat ein.

Meine Ehre fordert es, Sie ſo früh zu beſuchen!

Ihre Ehre! — Sie ſind ja ganz vermummt! — Haben Sie Ihre Ehre eben ſo eingewickelt wie Ihr Geſicht?

Sehen Sie mich an! — Ich hatte graue Augen, jetzt habe ich blaue! Meine Naſe iſt ſo platt geſchlagen, wie ein Vierdukatenſtück; vier Zähne ſitzen mir im Halſe. — Sie, und Fräulein Emmi müſſen mir bezeugen, daß ich banditenmäßig angefallen wurde, daß Raimund einen Dolch zückte, den Sie ihm aus der Hand gewunden haben. —

Ich glaube, daß Ihnen auch das Gehirn erſchüttert wurde. —

Ich war bereits bei meinem Doktor. —

Wird er Sie trepaniren?

Nicht bei meinem Doktor der Medizin, ſondern bei meinem Doktor der Rechte, dem Advokaten Galgler, war ich. —

Ei, das iſt der, welcher einen Preis auf eine Pfändungs-Transportirungs und Arretirungsmaſchine ausgeſchrieben hat. Einen Automaten als Sollizitator wünſcht er, weil die aus Fleiſch und Bein manchmal auch ein Herz haben.

Mein Doktor Galgler rieth mir, Zeugen aufzubringen, daß mich Raimund meuchelmörderiſch attaquirt hat; — mein Doktor will Raimund „kriminaliſtiſch“ auf den Leib; auf einem andern Weg, auf dem Wege ſchwerer Polizeiübertretung, käme der Delinquent zu billig weg. — Da nahm ich denn ſogleich einen Fiaker, fuhr wieder zum Sperl, und engagirte den Garderobier, ſein Weib, ſeine Gehilfen, gegen Raimund auszuſagen, aber das Volk behauptet, es habe auf das nicht Acht gegeben, was vorgefallen; es könne nichts bezeugen. — Ich nahm meinen Verband vom Geſichte und zeigte den Leuten die Spuren der Ohrfeigen. Hier ſehen Sie es deutlich, ſagte ich, daß ich geſchlagen, gräßlich geohrfeigt wurde. — Der Garderobier erwiederte: „Ihre blauen Augen können Sie auch im Bruck-Bierhaus in der Leopoldſtadt bekommen haben! Dort wird faſt täglich gerauft. Wir würden unſer Brod bei Herrn Scherzer verlieren, wenn wir ausſagten, daß im Sperl, während eines Armenballs, welchen die gewählteſte Geſellſchaft der Reſidenzſtadt beſuchte, eine Schlägerei ſtattgefunden! Nichts! Nichts! Wir haben nichts geſehen; gehen Sie weiter! —“

Aber Sie, Herr von Hilbert, und Fräulein Emmi, fuhr Lawinger fort, haben es geſehen. Sie ſahen mich auf der Erde liegen; Sie halfen mir auf; Sie ſchickten mich in Ihrem Wagen nach Hauſe; Sie können es beſchwören —

Daß Sie auf der Erde lagen, o ja; Sie ſtürzten über einen Schemmel, weiter ſahen ich und meine Mündel nichts. Wir kamen auch viel zu ſpät! Und was den Dolch betrifft, den ich Herrn Raimund aus der Hand gewunden haben ſoll, ſo iſt das eine Lüge! —

Ich weiß es, aber Doktor Galgler ſagte: Er könnte meinen Gegner dadurch in eine fürchterliche Geſchichte bringen, wenn dies ſo wäre und beſchworen würde. Was mich betrifft, ich beſchwöre es.

Einen falſchen Eid wollen Sie ſchwören?

Wenn es mir nützt! warum nicht!

Sie ſind ja ein Auswurf der Menſchheit!

Hoho! Menagiren Sie ſich!

Und Ich ſoll mit Ihnen gemeinſchaftliche Sache machen?

Apropos, was ich Ihnen ſagen wollte, den verfallenen Wechſel pr. 6000 fl., von dem ich mit Ihnen ſprach, den Wechſel, von Ihrer Frau Schweſter ausgeſtellt, von Ihnen acceptirt, beſitze ich bereits. — Doktor Galgler hat ihn auch ſchon eingeklagt; morgen erhalten Sie die Zahlungsauflage. Ich habe Doktor Galgler den Auftrag gegeben, dieſe 6000 fl. auf die rückſichtsloſeſte Weiſe einzutreiben.

Ich habe für meine Schweſter acceptirt. Sie wird die Summe zu decken wiſſen.

Sie deckt nichts, nicht 6000 Kreuzer deckt ſie. Sie müſſen zahlen, Sie! Sie! ſo wahr ein Gott iſt!

Berufen Sie ſich nicht auf Gott, an dem Sie durch einen falſchen Eid freveln wollen.

Ich möchte Ihnen ins Geſicht lachen, wenn mich meine Wange nicht ſchmerzte, beſonders die linke nicht ſo ſpannte! Ich lache alſo nicht und ſage Ihnen ganz ernſthaft, daß ich Sie und Ihre Schweſter einſperren laſſe.

Mich ſpannt meine linke Wange nicht, ich habe keinen Geſichtsſchmerz wie Sie, ich lache alſo über Ihre Drohung aus vollem Halſe!

Die Obervormundſchaft wird Rechenſchaft über die Verwaltung des Vermögens Ihrer Mündel fordern.

Ganz natürlich! Das Vermögen muß bei einem Heller bereit liegen, wenn Sie Emmi heiraten; die Mitgift muß Ihnen vollſtändig ſogleich bar zugezählt werden, ſonſt heiraten Sie meine gute Nichte nicht.

Ich bekomme Emmi doch, dem erbärmlichen Komödianten, in den ſie verliebt iſt, zum Hohne!

Der Komödiant hat wohl noch einen Vorrath von Wangenſpannungen in Petto.

Ich dinge ſechs baumſtarke Männer und laſſe Raimund ſo durchprügeln, daß er ins Spital gebracht werden ſoll. —

Chriſtian trat ein, und ſagte Herrn von Hilbert einige Worte heimlich.

Hilbert gab ebenſo leiſe Beſcheid.

Haha! höhnte Lawinger, der Gerichtsdiener iſt ſchon da mit der Zahlungsauflage. Nicht wahr, das iſt kein angenehmer Gaſt?

Der Gaſt, der vor der Thüre ſich befindet, iſt vielleicht für Sie kein angenehmer. —

Ha, ich fürchte den Teufel nicht!

Aber den Raimund!

Raimund trat ein.

Lawinger erſchrack heftig über Raimunds plötzliches Erſcheinen und wollte fort.

Bleiben Sie, ſagte Raimund, Sie haben von mir nichts mehr zu fürchten, am wenigſten in dieſem Hauſe! Ich habe im „Sperl“ erfahren, daß Sie Zeugen ſuchen, um mich anklagen zu können; zu was benöthigen Sie Zeugen, da ich Ihnen die Züchtigung, die ich Ihnen zu Theil werden ließ, nicht leugne? — Als mir im Sperl, in dem Augenblicke, in welchem ich nach

Hauſe mich begeben wollte, Ihr Drängen nach Zeugen mitgetheilt wurde, erkundigte ich mich nach Ihrer Adreſſe und verfügte mich augenblicklich zu Ihnen, um zu ſagen, daß ich bereit ſei, vor Gericht unumwunden zu bekennen, wie leidenſchaftlich ich meine Rache an Ihnen gefühlt! Sie konnten ja auf mein Geſtändniß rechnen. Ich rief Ihnen ja zu: „So! Hallunke, klage mich! Laſſe die Polizei rufen; ich bin bereit, ihr zu folgen!“ — Ich ging zu Ihnen. Ihr Bedienter berichtete mir, daß Sie bei Ihrem Advokaten ſich befänden. Auch dort ſuchte ich Sie auf. Ich erklärte vor ihm und ſeinem geſammten Kanzleiperſonale, daß ich Sie mißhandelt, und erſuchte alle die Zeugen, von meinem Geſtändniſſe Gebrauch machen zu wollen, zugleich bedauerte ich, daß Sie nicht zu finden ſeien, um Ihnen dasſelbe zu wiederholen Ihr Rechtsfreund gab an, wo Sie ſich befänden. Ich eilte her und fand, — was ich ſeither vergebens zu erforſchen bemüht war, — in der Perſon des Herrn von Hilbert, jenem edlen Manne, der mir, ohne ſich zu nennen, ſo viele Beweiſe ſeiner Zuneigung gab.

Raimund umarmte Hilbert, wendete ſich aber ſogleich wieder an Lawinger.

Ohne es zu wollen, ſagte Raimund, habe ich im Vorzimmer gehört, wie ſchändlich Sie abermals von mir ſprachen. Wir ſind alſo noch nicht quitt mit einander?

Lawinger eilte an die Thüre.

Erſchrecken Sie nicht, ſprach Raimund. Hier, an dieſem Orte, wiederhole ich Ihnen, haben Sie nichts von mir zu befürchten. Ich vergreife mich überhaupt nie mehr an Ihnen, denn Sie ſind ein feiger Wicht, ja ſo feige, daß Sie nicht ein Mal eine Klage gegen mich hätten führen wollen, wenn Ihr Advokat Sie nicht hiezu aufgeſtachelt. Danken Sie ihm; ich könnte Sie jetzt beinahe etwas weniger verachten!

Raimund wendete nun dem Verächtlichen den Rücken, und ſagte in einem Tone, als wenn nichts vorgefallen, zu Hilbert:

Wie befindet ſich Fräulein Emmi? Hat ſie ſich recht an meiner Verlegenheit ergötzt?

Sie ſchläft, erwiederte Hilbert, iſt aber ſehr bald wieder hier. Zum Frühſtücke läßt ſie ſich wecken. Wollen Sie Herr Raimund, daran Theil nehmen, ſo wird es mich und meine Nichte erfreuen.

Ich nehme Ihre Gaſtlichkeit dankbar an, erwiederte Raimund. — Und nun ſagen Sie mir, was Sie heute Abend vorhaben? — Ich muß leider in der Poſſe: „Weißvogels Witwerſtand,“ im Leopoldſtädter Theater ſpielen. Darf ich Sie und Fräulein Emmi zu dieſer Vorſtellung einladen? Ich ſende Ihnen eine Loge, ganz nahe am Theater. Das Stück iſt luſtig; ich will auch recht luſtig ſein, vielleicht beſchließen wir den Abend heiterer, als wir den Morgen begonnen haben.

Ich mache Gebrauch von Ihrer freundlichen Einladung, verſetzte Hilbert. Nach dem Theater machen Sie uns wohl die Freude, und ſoupiren bei uns?

Lawinger ſtand noch immer an der Thüre.

Er wußte nicht, wie er aus dem Saale des Herrn von Hilbert kommen ſollte. Sich einfach verneigen und dann fortgehen, ſchien im doch gar zu demüthigend. Etwas zu ſagen, wäre wohl am ſchicklichſten geweſen, aber was? Von einem verfallenen Wechſel, von einer Exekution konnte er vor Raimund, den er mehr als das hölliſche Feuer fürchtete, nicht ſprechen. Was nun ſprechen?

Lawinger hätte lieber die reichſten Wucher-Intereſſen verloren, als hier ſtehen und dazu noch fühlen zu müſſen, daß man ihn behandle, als exiſtire er gar nicht.

Herr von Hilbert zog Raimund auf ein Sofa. Sie ſprachen ſo ungenirt, kümmerten ſich ſo wenig um Lawinger, als befänden ſie ſich an einem öffentlichen Orte, und ein Fremder weile in ihrer Nähe.

Zwei Bediente traten ein, brachten einen elegant gedeckten Tiſch mit einem vortrefflich ſervirten Dejeuner.

Plötzlich ging eine Seitenthüre des Salons auf, und heraus trat Emmi in dem reizendſten Negligée.

Welche Ueberraſchung! rief Hilbert ſeiner Nichte entgegen. Herr Raimund iſt hier! Er hat unſere Adreſſe erfahren, er beſucht uns; er wird mit uns frühſtücken!

Ich bin ſo erfreut! erwiederte Emmi. Herr Raimund iſt bei uns! Dieſer Tag ſoll mit goldenen Lettern in mein Tagebuch geſchrieben werden!

Das war Lawinger zu viel.

Er knirſchte mit den Zähnen und vermochte ſich nicht mehr zu halten. Er wollte ſich in einen Strom von Schmähungen ergießen.

Fräulein Emmi, Herr von Hilbert, ſagte er endlich, treiben Sie es nicht zu weit mit mir! —

Was iſt geſchehen? fragte Hilbert. Wer hat mit Ihnen geſprochen?

Ei, ſiehe da! Herr Lawinger! rief Emmi. Ich hätte Sie nicht erkannt, ſo haben Sie ſich verhüllt. Sie halten ſich hier auf? Hier, wo Herr Raimund ſich befindet?

Warum nicht, ſcherzte Raimund, ich habe dem Herrn ſchon geſagt, daß ich ihm nichts mehr in den Weg lege.

Was wollen Sie mit dieſen beleidigenden Worten ſagen?

Ruhig! Ruhig! erinnerte Raimund. Wir ſind hier nicht in der Garderobe beim Sperl.

Entfernen Sie ſich, Herr Lawinger! ſagte Emmi mit recht herzlichem Tone.

Sie werden mir hier nicht befehlen, daß ich mich entfernen ſoll! ſchrie Lawinger. Gerade jetzt bleibe ich und frühſtücke hier ſo gut als Herr Raimund. Dieſes Haus iſt mir verpflichtet, und Sie Fräulein Emmi, nehmen Sie ſich beſonders in Acht vor mir! ſonſt —

Raimund fuhr auf. Wie? ſagte er, Sie erlauben ſich, die Dame des Hauſes in Gegenwart eines Fremden, als der ich hier erſcheine, zu beleidigen? Sie haben wahrſcheinlich Muth, weil ich Sie verſichert, daß Sie von mir nichts zu befürchten haben.

Zu befürchten! polterte Lawinger. Sie haben von mir zu befürchten.

Ich? von Ihnen!

Wir wollen dieſe Herren verlaſſen! bat Emmi.

Nein, mein Fräulein, nein, Herr von Hilbert, Sie ſollen bleiben! — Einen ſolchen Mann entfernt man mit einem Worte!

Dieſes Wort, Herr Raimund, dieſes Wort! Ich fordere Sie auf, dieſes Wort zu ſagen!

Dieſes Wort heißt: Wechſelverfälſchung!

Lawinger erſchrack heftig.

Kennen Sie die Firma „Geymüller und Kompagnie?“ Kennen Sie den Namen Konrad Möller, dem Sie einen Wechſel mit der Unterſchrift „Geymüller und Kompagnie“ verpfändeten? — Konrad Möller begab ſich in das genannte Großhandlungshaus, erkundigte ſich nach der Aechtheit der Unterſchrift; mit Entſetzen erfuhr er, daß ſie falſch ſei. „Geymüller und Kompagnie“ zeigten die Fälſchung an. — Das Kriminalgericht ſucht

Sie. — Entfernen Sie ſich! ſage nun ich, damit man Sie nicht hier verhafte!

Lawinger wankte zur Thüre hinaus.

21. Der kleine Ferdinand Raimund.

Mein Gott! mein Gott! rief Emmi, was mußte ich hören! — Und es iſt leider wahr! — Bemerkten Sie, wie er zuſammen brach, als Sie die furchtbaren Worte ausſprachen: „Die Unterſchrift war falſch. Geymüller zeigte die Fälſchung an. — Das Kriminalgericht ſucht Sie! — Entfernen Sie ſich, damit man Sie, nicht hier verhafte!“ — Ein Fälſcher! Hatte ſein Charakter nicht ohnehin Makel genug, mußte ihn auch noch Betrug beflecken!

Wie kamen Sie, Herr Raimund, hinter dieſe entſetzliche Geſchichte? fragte Hilbert.

Ich erfuhr ſie durch **Konrad Möller** ſelbſt, im Sperl. In dem Augenblicke, in welchem ich die Garderobe verließ und erfahren hatte, daß Lawinger Zeugen gegen mich ſuche, trat **Konrad Möller**, ein reicher Bürger, ehemals Fabrikant, nun von ſeinen Renten lebend, auf mich zu. Auch er war im Sperl auf dem Balle wie Sie und ich. **Konrad Möller**, bei dem Lawinger einen Wechſel auf das Haus Geymüller per 12,000 fl. einlegte, und ſich auf denſelben 10,000 fl. ausborgte, ſchilderte mir den Betrug ausführlich. Er ſagte zu mir, als er erfahren, daß ich den Elenden gezüchtigt hatte, Folgendes:

„Dieſe Zurechtweiſung, Herr Raimund, hätten Sie ſich erſparen können, der elende Gauner wird in wenig Stunden einer ganz anderen Rache anheimfallen, als Sie ſich gegen ihn bedienten. — Er wird ins

Zuchthauskommen, ins Zuchthaus, einer Schandthat wegen, welche er ſich gegen mich zu Schulden kommen ließ.“

Sie werden mein Erſtaunen erklärlich finden, fuhr Raimund fort, als Konrad Möller, ein Ehrenmann, der keiner Verleumdung fähig iſt, in dieſer Weiſe mit mir ſprach.

Sie erſchrecken mich! Herr Möller, erwiederte ich.

Sie mögen meines Verluſtes wegen erſchrecken, entgegnete Herr Möller, das Schickſal Lawingers ſoll Sie nicht erſchrecken; es iſt nur verdient. — Die betrügeriſche Manipulation betrieb Lawinger ſchon ſeit Jahren. — Er ahmte die Unterſchriften mehrerer der erſten Banquiers in Wien nach, legte die falſchen Wechſel als Pfänder in die Hände von Privaten, welche mit der merkantiliſchen Welt nicht im Verkehr ſtehen und machte ſich anheiſchig, ſtets vor dem Verfallstage ſeine Pfandwechſel einzulöſen. — Dies that er auch immer mit ängſtlicher Genauigkeit. Ich hegte kein Mißtrauen und würde lange keines in mir haben aufkommen laſſen, wenn mir nicht ſeine maßloſe Verſchwendung zu Ohren gekommen wäre. Er lebte nämlich mit einem eben ſo habſüchtigen als liederlichen Weibe, das bereits den eigenen Gatten ſo zu Grunde gerichtet hatte, daß er als Kridatar ſtarb, und dann noch einen braven Mann, der ihr Liebhaber war und, den ſie in ihre Netze ſo verſtrickte, daß er moraliſch und fiſiſch ihr Opfer ward, und nach langem Siechthume, herbeigeführt von dem Schlaraffenleben mit dieſem erbärmlichen Weibe, in einem bejammernswerthen Zuſtande ſtarb. —

Dieſes Weib und ſeine Liebſchaft mit Lawinger iſt mir bekannt, ſagte Hilbert, heißt ſie nicht Loths?

Ja, ja! ſagte Raimund. Sie beſitzt eine anziehende Geſtalt, ihr Aeußeres iſt einnehmend; eine

Wucherin und Verſchwenderin, ein Kontraſt, wie es noch keinen gegeben. — Auch Fräulein Emmi müſſen ſie ſchon bemerkt haben; ſie hatte ſogar einen Kaufmann aus Algier zum Geliebten, der mit ihr in allen Theatern erſchien; er war ſchwarz wie ein Neger, weshalb ſie noch immer den Spottnamen das „Mohrenweibel“ beſitzt.

Ich erinnere mich, erwiederte Emmi. Ich ſah ſie einmal mit ihrem Afrikaner im Leopoldſtädter-Theater. Alle Verſpektive und Lorgnetten wurden nach ihrer Loge gerichtet, und als mein Onkel den Logenmeiſter fragte: Wer iſt denn dieſe Perſon, welche eine ſo unverſchämte Toilette gemacht hat, daß man ihr einen Shawl zuwerfen möchte? —

Den Shawl hätte ſie ſchon angenommen, unterbrach Raimund, aber auch ſogleich wieder an eine hauſirende Jüdin verkauft!

Da gab, fuhr Emmi fort, der Logenmeiſter zur Antwort: Das iſt eine Frau, die vom Ruin anderer Menſchen lebt, eine Frau Loths, oder vielmehr Loths Weib aus dem Wiener „Sodom und Gomora!“

Dieſe maßloſe Verſchwendung, fuhr Raimund in ſeiner Mittheilung Konrad Möllers fort, beſtimmte Möller, den Geymüllerſchen Wechſel mit großer Aengſtlichkeit zu betrachten, allein er dachte, wenn ich Lawinger ein Unrecht zufügte, wenn der Wechſel dennoch echt wäre, wenn ich ſeinen Kredit im Banquier-Hauſe durch meine Anfrage kompromittirte, da er mich ſo ſehr gebeten, dieſen Wechſel nicht aus der Hand zu geben, unterdrückte ich meinen Argwohn, und that keinen Schritt in dieſer Sache. — Da geſchah es, daß ich mit meiner Frau eine Promenade durch die Jägerzeile machte. In der Nähe des Theaters wollten wir auf die andere Seite der Straße gehen. Lawinger erblickte uns, gab ſeinem Pferde die

Sporen, und ergötzte ſich an dem Schrecken meiner etwas beleibten Frau, die er beinahe niedergeritten hätte. Er lachte aus vollem Halſe, und ſprengte davon. Nun warte, Schurke! rief ich ihm nach. Ich eilte nach Hauſe, nahm meinen Wechſel, ging in das Komptoir Geymüllers, und brachte mein Anliegen vor. — Der Kaſſier erkannte augenblicklich die Falſifikation; Baron Geymüller wurde hievon verſtändigt; man erſuchte mich, einem der Komptoirbeamten zum Kriminalgerichte zu folgen. Dort wurde die Anzeige gemacht, der falſche Wechſel deponirt; ich mußte meine Ausſage beſchwören, und der Verhaftsbefehl gegen Lawinger wurde ausgefertigt. — Nun hatte ich Angſt, daß bei der Senſation, welche dieſer unverſchämte Betrug in jener Schreibſtube hervorbrachte, Lawinger durch einen Unbeſonnenen etwa einen Wink erhalten könne; ich forſchte nach, ob er vielleicht entflohen wäre, erfuhr aber gerade das Gegentheil, denn er engagirte ſeine Geliebte mit einer Kompagnie ähnlicher Weiber und Herren für den Sperl-Ball. Um ihn noch ein Mal vor ſeiner Verhaftung zu ſehen, ging ich auch dahin. Er erblickte mich, und grüßte mich hochmüthig. Ich ſagte, mein Herr, Sie hätten neulich bald meine Frau niedergeritten! Lawinger lachte mir mit der, nur ihm eigenen Frechheit ins Geſicht, und bemerkte: „Es machte mir unendlich viel Spaß, die alte, dicke Dame zu ängſtigen!“ — Ich erwiederte: „Das war ein unzarter Spaß!“ — Er entgegnete: „Ich werde Ihre Frau ſchon wieder verſöhnen; — Sie, Herr Möller, erhalten einen neuen Wechſel auf Geymüller, und müſſen meine Zahlungsfriſt auf drei Monate prolongiren. Ich bezahle Ihnen dann „Eins pr. mese!“ Da wird Ihre Frau ſchon wieder gut werden.“ — Er nahm ſeine Geliebte am Arme, und ließ mich wie einen dummen Jungen ſtehen. — Dies iſt der Sachverhalt! — So weit Herrn Möllers Bericht.

Wird der betrogene Herr Möller ſein Geld verlieren müſſen? fragte Emmi.

Das muß ſich erſt zeigen, erwiederte Hilbert. Ich fürchte es. Lawinger war gewiß ſehr zerrüttet, denn, wenn man reich iſt, wird man nicht ſo leicht ein Falſarius!

Und nun genug von dieſem Unwürdigen! ſagte Raimund. Die Stadt Wien hat wieder eine Tagsbegebenheit, von welcher ſie vierzehn Tage ſprechen wird, dann wird Herr Lawinger vergeſſen ſein, wie ſo vieles, was heute Senſation macht, und woran in einigen Wochen Niemand mehr denkt. — Doch ich vergeſſe meine Tagsbegebenheiten nie. — Fräulein Emmi, ich fühle wohl, daß ich viel zu früh für Ihre Paſſion, mich zu miſtifiziren, Ihre Wohnung entdeckte; daß es auch Herrn von Hilbert, dem Geheimnißvollen, gewiß unangenehm iſt, mich in ſeinem Hauſe zu ſehen; aber nun wollte mir ein glücklicher Zufall ein Mal eine Gunſt bezeigen, und ſo benützte ich denn den günſtigen Zufall, und bitte, ja flehe ich, mir nur eine Löſung der vielen Räthſel, die mich quälen, zu ſchenken.

Ich verſtehe, ſcherzte Emmi, Sie wollen den kleinen Ferdinand Raimund ſehen.

Ja, ich leugne es nicht; ich kann ſonſt nicht ruhig ſein, nicht froh, nicht heiter werden; dieſes Kind: Ferdinand Raimund, nagt an dem Manne: Ferdinand Raimund, daß der letztere bald zum erſteren zuſammenſchrumpfen wird.

Dieſer Wunſch, erwiederte Emmi, ſoll ſogleich erfüllt werden, vorausgeſetzt, daß Sie mir dieſes Kind nicht abfordern laſſen. —

Ach, mein Gott! rief Raimund, ich habe ja nicht ein Mal ein Recht darauf.

Wer weiß! erwiederte Emmi unter Lachen.

Auf Ehre! bekräftigte Raimund.

Emmi zog an einer Glockenſchnur.

Die Kammerjungfer erſchien.

Henriette, ſagte Emmi, ſeien Sie ſo gefällig, Amme aufzutragen, ſie möchte meinen Pflegbefoh-en, den kleinen Ferdinand, hieher bringen.

Die Kammerjungfer ging.

Eine Amme hat er auch! rief Raimund, ein ſol- Glück iſt nicht ein Mal mir zu Theil geworden! ine Mutter hat mich bei Waſſer aufgezogen! lch ein Engel ſind Sie, Fräulein Emmi! Einem dfremden Kinde erweiſen Sie ſolche Liebe. —

Es iſt erſtens nicht wild dieſes Kind, ſondern ſehr n, und dann iſt es auch nicht fremd; es iſt mir dem Augenblicke an nicht mehr fremd geweſen, es vor mir zu weinen begann.

Sie müſſen in den Himmel kommen. Ach warum mich meine Mutter nicht zu Ihnen gebracht. —

Emmi und Hilbert lachten.

Ich bitte um Verzeihung, verſetzte Raimund. rlei Dinge begegnen Einem, wenn man ein recht nes Kompliment machen will. Da müßten Sie jetzt einige zwanzig Jahre älter ſein als Sie ſind. Nein, ſt es beſſer! Sie ſollen ewig jung bleiben und ſo n bleiben wie Sie ſind! — Daß Sie ewig gut ben, das habe ich nicht zu wünſchen, das geſchieht ehin!

Man hörte eine Thür im Nebenzimmer öffnen.

Mein Himmel! Wie mir das Herz ſchlägt! rief imund. Ich glaube, die Amme kommt ſchon. — s Kind geht mich, ſo wahr ich ein ehrlicher Mann nichts an, aber es führt meinen Namen! Das iſt e Kleinigkeit.

Die Amme trat mit dem Kinde herein.

Raimund ſprang von ſeinem Stuhle auf.

Der Kleine ſchläft! meldete die Amme.

Hebe den Schleier vom Korbe.

Die Amme that es.

Raimund warf einen Blick auf das Kind und bebte zurück.

Das auch noch! ſagte Raimund. Blond iſt der Spitzbube auch! — aber er ſieht mir nicht gleich! — Gar keine Rede!

Er betrachtete das Kind recht genau.

Um Gottes willen! Wem ſieht denn der Hallodrie gleich? — Einem guten Bekannten! — Ich ſoll nur ſagen, wem? — Dem Kindler? — Nein, nein, ich will dieſem nicht unrecht thun! Der war damals in Leitomiſchl erſter Liebhaber! —

Er beſah das Kind noch ein Mal.

Jetzt hab' ich es! rief er ganz entzückt: Der Mutter ſieht es ähnlich; das ganze Afanaſi-Naſi! — So iſt's! Gott ſei Dank! Weil er nur mir nicht gleich ſieht; mir ſieht überhaupt nichts gleich, was auf dieſe Art in die Welt kommt! — Geſehen habe ich ihn! Ich danke Ihnen, liebe Amme! Wie heißen Sie denn?

Thereſe, ſagte die Amme.

Da werde ich mich ſchon einſtellen am 15. Oktober! Es ſoll ein ſchönes Angebinde kommen. Erlauben Sie, gnädiges Fräulein, daß ich mir heute ſchon einbilde, es ſei Thereſia!

Er nahm drei Dukaten aus ſeiner Weſtentaſche.

Nehmen Sie vorlieb! ſagte Raimund zur Amme. Es iſt noch von meiner Einnahme. Drei Dukaten mit dem Mutter-Gottes-Bilde! Die heilige Gottes-Mutter ſoll das arme Kind in ihren gnädigen Schutz nehmen. Es kann ja nichts dafür, daß es — Raben-Eltern hatte!

Es traten ihm bei dieſen Worten Thränen in die ugen.

Jetzt wein' ich, ich alter Burſch'! — Nun geben ie, Thereſe, ſonſt müſſen Sie mich noch ausla- en! — Lebe wohl, kleiner Ferdinand Rai- und! Bleibe geſund! Wachſe, gedeihe! Bei Dei- er neuen Mutter kannſt Du ein braver Kerl werden! Wenn Du den tauſendſten Theil ſo gut wirſt, wie Dein chutzengel Emmi, ſo kann die Welt ſtolz auf Dich erden! — Bedenke, Ferdinand Raimund, daß u meinen Namen führſt! Mache mir keine Schande, h bitte Dich um Gottes willen! Ich kenne nichts eiligeres als die Ehre! Gerathe mir nach!

Die Amme dankte Raimund, und entfernte ſich it dem Kinde.

Der alte Hilbert trocknete ſich die Augen.

Emmi war tief gerührt und mit bewegter Stimme rach ſie:

Sie ſind ein guter, edler, gefühlvoller Menſch! Ich abe Sie immer geachtet, jetzt verehre ich Sie.

Raimund ergriff ihre Hand und preßte ſie an ſeine ippen.

Was ſoll ich Ihnen ſagen, Fräulein, für mich nd Sie das höchſte Weſen auf der Welt! — Wen ereinſt Ihre Hand beglückt, der erhält den Himmel uf Erden!

Doch üben Sie Ihre Milde an mir nicht halb. Fräu- in Emmi, Herr von Hilbert, erfüllen Sie mir ch eine Bitte!

Sprechen Sie ſie aus, verſetzte Emmi, wir erfül- n ſie.

Den Taufſchein, den Taufſchein des Kin- s! Um den Taufſchein bitte ich Sie.

Sie bezweifeln doch nicht, daß dieſes Kind, Ferdi- and Raimund getauft wurde?

Ich bezweifeln, was Sie mir ſchriftlich und mündlich mitgetheilt haben?

Wozu bedürfen Sie alſo des Taufſcheins?

Den Ort möchte ich wiſſen, den Ort, die Stadt, das Dorf, wo das Kind zur Welt kam.

Um die Mutter zu verfolgen? — Dies dürfen Sie nicht. — Gewiß iſt ſie ein höchſt unglückliches Geſchöpf, das nur ein verworfener Menſch zu dieſer Handlung verleiten konnte.

Ihr Mann! rief Raimund. Dieſer Schändliche hat ſie verleitet! Ihm iſt ohnehin die Polizei auf der Fährte.

Gut denn, erwiederte Emmi ſo wird er ſeinem Schickſale nicht entgehen! Oder wollen Sie, daß die Mutter mit dem Vater unglücklich werde?

Sie hat ein Kind ausſetzen, auf einen falſchen Namen taufen, dem Geiſtlichen eine lügenhafte Angabe machen laſſen, ſagte Hilbert, darauf ſteht eine ſchwere Strafe!

Und ſie war doch einſtens Ihre Geliebte, erinnerte Emmi. Iſt es nicht ſo? Können Sie mit leichtem Herzen erfahren, daß auch Sie im Gefängniß ſchmachten müſſe?

Sie haben recht! Am Ende hat es Gott nicht einmal übel genommen, daß das arme Kind ſeinem Vater, einem Teufel, entriſſen wurde. Nein, ich verfolge die Aermſte nicht! —

Ein Bedienter brachte einen Brief.

Von Herrn von Lawinger, meldete der Bediente.

Kann dieſer Menſch noch Briefe ſchreiben? fragte Raimund, hat man ihn noch nicht erwiſcht?

Hilbert erbrach den Brief, durchflog ihn, dann rief er aus:

Eine neue Schandthat! — Lawinger iſt auf der Flucht und glaubt leichter durchzukommen, wenn er ne ſchwere Laſt um die andere von ſeinem Herzen älzt! Hören Sie, was er ſchreibt:

22. Der Brief Lawingers.

„Ich habe der Stadt Wien, den Rücken gekehrt. Ich verſuche es zu fliehen, wenn es mir noch gelingt! — Ich kann nicht mehr in meine Wohnung zurück. Ich muß befürchten, dort verhaftet zu werden. Ich benütze einen Moment, in einem Wirthshauſe in der Weißgärber-Vorſtadt. Ich ſende dieſen Brief durch einen Knaben und bitte, da ich auf dem Walle mein Geld bis auf ſieben Gulden ausgegeben, mir einige Hundert Gulden nach Preßburg unter der Chiffre A. Z. post restante zu ſchicken.

Ich bitte Fräulein Emmi, Herrn von Hilbert, ſeine Frau Schweſter und Herrn Raimund um Verzeihung. Ich habe ihnen allen vielfach wehe gethan. Ich bereue es.

Ich bin auch Veranlaſſer, daß das Kind des Schauſpielers Schandel, (des Schauſpielers Schandel, deſſen Bekanntſchaft ich in der Joſefſtadt gemacht) dem Fräulein Emmi vor die Wohnung getragen wurde. Dies that ich, um Raimund zu verdächtigen, den ich um jeden Preis aus dem Herzen Emmis reißen wollte.“

Vormund, was leſen Sie da! unterbrach Emmi rröthend.

Es ſteht hier.

Hilbert las weiter:

„Auch dieſe Handlung bereue ich und erſuche Herrn Raimund, ſie mir um ſo mehr zu verzeihen, als er ſich bereits ſo nachdrücklich an mir gerächt hat. — Sollte ich ſo unglücklich ſein, meinem traurigen

Schickſale nicht entgehen zu können, ſo bitte ich meine Richter durch Fürſprache zu bewegen, daß ſie mich nicht all zu ſchwer beſtrafen. Vor Allem aber, bitte ich alle meine Freunde nichts gegen mich auszuſagen, was mich noch mehr ins Unglück ſtürzen könnte. —

Die Verletzungen, die ich durch Herrn Raimund erhalten, ſind vielleicht mein Glück. — Ich habe mich in Tücher und Binden noch mehr eingehüllt und hoffe nun ganz unkenntlich zu ſein. Wenn ich Ungarn erreiche, glaube ich geborgen zu ſein. — Meinem Rechtsfreunde, Dr. Galgler, ſchreibe ich ſo eben und ſetze ihn in Kenntniß, wie es mit meinem Vermögen ſteht.

Leider decken die Forderungen, welche ich anzuſprechen habe, nicht den ſechſten Theil von dem, was ich ſchuldig bin.

Senden Sie mir ja gewiß einige Hundert Gulden zur Flucht. Dieſe Güte hoffe ich, von einem Hauſe erwarten zu dürfen, in welchem ich faſt täglich erſcheinen durfte. Ich zeichne mich in meinem ſchweren Bedrängniſſe als der Unglücklichſte der Menſchen

Lawinger.“

Hilbert war mit dem Briefe zu Ende, warf ihn von ſich und ſagte: Wie er zu ſprechen pflegte, ſo ſchreibt er auch! — Welch ein Gemiſch von Wahrheit und Lüge! Brutalität und Zerknirſchung! Frevel und Reue! Für ſeine entſetzliche Lage beſitzt er nicht ein Mal das geeignete Wort!

Und dieſem Manne hätte ich meine Hand reichen ſollen! ſagte Emmi.

Man kann ſich eher die Hand abſchlagen laſſen, als ſie einem ſolchen Schurken zu reichen! ſagte Raimund.

Onkel, was werden Sie thun? fragte Emmi. Werden Sie ihm Geld ſchicken?

Er ſoll ſich an „Loths Weib“ wenden! verſetzte
aimund.

Ich darf ihn nicht unterſtützen bei ſeinem Flucht-
ſuche, antwortete Hilbert. Ich will aber Etwas
ihn thun. Ich kenne eine Perſon, welche Lawin-
r Geld ſchuldet. — Ich will für dieſe Perſon 300 fl.
dem Advokaten Galgler, à Conto für Lawin-
rs Forderung, erlegen. Was der Advokat mit die-
n Gelde beginnt, habe ich nicht nöthig, zu wiſſen.

Ich würde dies nicht wagen, verſetzte Raimund.
t Dr. Galgler für Lawinger eine Forderung
zukaſſiren, ſo wird er dies mit aller Strenge.

Ich will Dr. Galgler ſondiren; ich will zu erfor-
en ſuchen, welche Unterweiſungen er von Lawin-
r erhalten. Wie Lawinger ſchreibt, hat er ſeinen
chtsfreund ebenfalls brieflich von ſeinem Schickſale,
n ſeiner Finanzlage unterrichtet. Geſtatten Sie, Herr
aimund, daß ich Sie einen Augenblick verlaſſe;
weiß, wo ich den Doctor treffe; ich bin bald
eder hier!

Hilbert ging.

Raimund ergriff den Brief Lawinger's, durch-
g ihn und ſagte dann:

Der elende Menſch! nicht zufrieden, mich verleumdet
d Lügen über mich verbreitet zu haben, ſo verleum-
t er auch Sie und ſchreibt die ungereimteſten Dinge.

Ueber mich? In dieſem Briefe?

Freilich! Leſen Sie nur dieſe Stelle: „Ich wollte
aimund verdächtigen, den ich um jeden
reis aus Emmi's Herzen reißen wollte!“

Wer weiß, wie Lawinger das gemeint hat, ſagte
mmi in ſichtbarer Verlegenheit.

Ja, ja, wer weiß, wie er dieß gemeint hat! gab
aimund zurück.

In meinem Herzen haben Sie allerdings eine Stelle als ausgezeichneter Künſtler, als vortrefflicher Menſch —

Dies macht mein höchſtes Glück aus, aber —

Aber?

Wenn es der Briefſchreiber anders gemeint hätte! Wenn er es ſo gemeint hätte, wie ich es wünſche! Wenn es wäre! — Fräulein Emmi! — Wenn es ſo wäre, wie ich es wünſche, oder wie ich, wenn ich Muth hätte, derlei zu denken, es mir auslegen möchte, ſo wäre mir ja die Welt zu enge für mein Glück; ich müßte Gott anflehen, daß er mich nicht wahnſinnig werden laſſe, es wäre ja zu viel! zu viel für einen ſo armen Menſchen wie ich bin.

Emmi erwiederte: Lieber Herr Raimund —

Ach laſſen Sie das Herr bei meinem Namen weg, es thut der Herzlichkeit, mit der Sie begonnen haben, ſo großen Abbruch.

Alſo lieber Raimund, was ſoll ich Ihnen ſagen? Sie kennen mich ja nicht ein Mal. Sie ſprachen mich kaum —

Ach mein Himmel! kann ein Weſen mit ſolchen Vorzügen des Geiſtes und des Herzens, von ſolcher Schönheit und Anmuth noch fordern, daß man es jahrelang geſehen und geſprochen; iſt es nicht hinreichend, daſſelbe nur ein Mal bewundert zu haben, um es für's ganze Leben zu lieben!

Lieber Raimund, Sie ſpielen wohl auch Liebhaberrollen außer dem Theater ſehr gut?

Spielen, Spielen? Glauben Sie vielleicht, Fräulein, ich ſei auch außer dem Theater ein Schauſpieler? Dann wäre ich nicht werth, von Ihnen auch nur geduldet zu werden, dann wäre ich nicht der ehrliche Mann, für den Sie mich doch ohne Zweifel anſehen. Fräulein Emmi, nehmen Sie den harten Ausſpruch zurück, als hätte ich Ihnen aus irgend einer Liebhaber-rolle Etwas vortragen wollen; weiſen Sie meine Gefühle für Sie zurück, aber halten Sie die Ausbrüche derſelben nicht für Komödie!

Ich nehme meinen Ausſpruch zurück!

Wol kenne ich, Fräulein, die Kühnheit meiner Empfindungen für Sie! — Sie, die Tochter einer adeligen Familie —

Ich bin ja keine Gräfin!

Sie reich, vornehm, in einer Sfäre geboren und erzogen, für welche wir arme Schauſpieler eigene Studien machen müſſen, um ſie mit Wahrheit darzuſtellen; Sie mit allen Vorzügen, welche Jugend und Schönheit gewähren, begabt, und — ich ein Komödiant aus der Joſefſtadt, ein Repräſentant gemeiner Poſſen, der arme Adam Kratzerl, der mit ſeinem Pudel die Lorbeeren von der letzten Gallerie theilt!

Sie ſtellen ſich zu tief, und mich zu hoch!

Keineswegs! Ich kenne die Kluft, welche mich von Ihnen trennt; ja ich fühle nur zu gut, wie tollkühn ich geweſen, von Liebe mit Ihnen zu ſprechen, allein die Stelle aus Lawingers Brief machte mich verwirrt. Verzeihen Sie! Verzeihen Sie mir! Ich will mich aus Ihren Augen verbannen, um für meinen Frevel zu büſſen.

Dagegen thue ich Einſpruch! Sich entfernen von mir, unſer Haus meiden, dürfen Sie nicht. Nein, lieber Raimund, Sie müſſen meinen Vormund und mich oft beſuchen; Sie müſſen ſich überzeugen, daß zwiſchen Perſonen von Edukation, wenn ich ſo ſagen darf, und Künſtlern von Ihrem Rufe und Talente keine Kluft beſteht!

Die Szene wurde durch das Hereinſtürzen des Bedienten unterbrochen.

Gleich darauf trat auch die Kammerjungfer aus dem Nebenzimmer.

Beide ſahen verwirrt aus. Entſetzen malte ſich in ihren Zügen.

Emmi ſprang von ihrem Sofa auf.

Was iſt geſchehen? fragte Emmi. Iſt meinem Onkel ein Unglück begegnet?

Zum Glücke nicht! Aber in unſerm Hauſe, im dritten Stocke bei dem Kaufmanne, ſind ſoeben zwei gräßliche Mordthaten begangen worden! meldete der Bediente.

Mordthaten? Am hellen Tage? fragte Raimund.

Ja, ja, antwortete Henriette. Es herrſcht eine gräßliche Beſtürzung im Hauſe. Der Mörder iſt noch hier. Niemand wagt ſich an ihn, da er jeden zu erſchlagen droht, der ſich ihm nähert. Zum Unglück ſind es meiſtens alte Leute, die ihn bedrohen.

Ei! Da muß ein Junger dazu, und muß den Schrecklichen ergreifen, ſagte Raimund, wollte zur Thüre hinausſtürzen.

Um aller Heiligen willen! wagen Sie ſich nicht, Herr von Raimund, bat der Bediente, ich bin auch jung, aber ich packe den ruchloſen Mörder nicht. — Er ſchwingt einen eiſernen Schmiedhammer in ſeiner Fauſt! — Ich habe eine Mutter zu verſorgen; erſchlägt der Räuber mich, ſo tödtet er auch meine Mutter, die ohne mich nichts zu leben hat.

Ei was! ſagte Raimund. Ich habe keine Mutter zu verſorgen, aber die Frau Juſtiz will ich mit einem Verbrecher verſorgen, der, wenn er entkommt, vielleicht noch ein halbes Dutzend Menſchen tödtet.

Er wollte zur Thüre hinaus.

Emmi ſprang ihm entgegen.

Keinen Schritt! ſagte ſie. Iſt es Ihr Beruf, der Juſtiz zu dienen?

Gewiß! Jeder rechtſchaffene Menſch muß dazu beiragen, die menſchliche Geſellſchaft von Auswürflingen zu befreien. —

Herr Raimund, wenn Sie mich lieben, flehte Emmi, und Sie ſagten es mir, ſo bleiben Sie — der gehen Sie, produziren Sie ſich als Handlanger der Gerechtigkeit, aber darauf gebe ich Ihnen mein Ehrenwort, daß Sie mich nie wieder ſehen werden.

Ich bleibe ſchon, ſagte Raimund, und ſetzte ſich ganz ruhig neben Emmi.

Erzälen Sie mir jetzt, erſuchte Emmi ihre Kammerjungfer, was geſchehen und wer die Unglücklichen ſind, die einem ſolchen entſetzlichen Schickſal erlagen?

Henriette erzälte:

Die Unglücklichen ſind der Bruder des Quartierherrn, ein Mann von zwei und ſechzig Jahren, und ſeine Köchin, ungefähr einige vierzig Jahre alt. In der Abſicht, einen Raub zu begehen, drang der Mörder ein, erſchlug zuerſt die Köchin mit dem ſchweren Hammer, dann den Herrn. So vermuthet man. Der Tumult, der fürchterliche Schlag auf den Steinboden der Küche, welchen die beiden Körper verurſachten, das Todesröcheln —

Genug! genug! Kein Ausmalen der Unthat — rief Emmi.

Wie wurde dieſer Mord entdeckt? fragte Raimund.

Durch das Geſtöhne der Sterbenden, antwortete der Bediente.

Wenn man nur wüßte, ob ſie den Kerl ſchon ergriffen haben? ſagte Raimund.

Nach der Wache wurde augenblicklich geſchickt, erwiederte der Bediente. Ich will doch nachſehen, was geſchehen.

Er ging.

Mein armer Onkel! klagte Emmi. Wenn er in dem Augenblicke ins Haus träte, in welchem man den Mörder ins Gefängniß führt!

Der Bediente kam zurück.

Der Gräßliche iſt entflohen! meldete er. Mit ſeinem blutigen Hammer hat er ſich einen Weg durch die Leute im Hauſe gebahnt. — Alles wich ſcheu zurück.

Man hörte ein großes Geſchrei vor dem Hauſe auf der Straße.

Darf ich das Fenſter öffnen? fragte Raimund.

Der Bediente öffnete es.

Sie ſind doch gar zu neugierig! ſagte Emmi.

Ich habe noch in meinem ganzen Leben keinen Mörder geſehen, erwiederte Raimund. Ich bin ein Schauſpieler, ich muß Studien machen!

Er ſah aus dem Fenſter.

Da iſt der Kerl! rief Raimund. Großer Gott, Fräulein Emmi, ſehen Sie nicht hin.

Emmi ſaß auf dem Sofa und verhüllte ſich das Geſicht.

Da kommen Wachen von allen Seiten! berichtete Raimund. — Viktoria! Sie haben ihn ſchon! Nun, gute Nacht, Schreckensmenſch! Bald wirſt du ausgeſungen haben!

Der Tumult dauerte fort.

Jetzt gehe ich hinauf in den dritten Stock, ſagte Chriſtian.

Ja jetzt iſt keine Gefahr, ſagte Raimund. Die Todten thun nichts!

Chriſtian entfernte ſich.

Ich bin einer Ohnmacht nahe! hauchte Emmi. Ich zittere am ganzen Leibe, als wenn die entſetzliche Geſchichte hier in meiner Wohnung vorgefallen wäre!

Die Leute wunderten ſich ohnehin im Hauſe, bemerkte Henriette, daß der Mörder nicht im erſten Stocke —

Was ſagen Sie! fuhr Emmi auf.

Ja, die Hausleute wunderten ſich, und ſelbſt der Lederhändler trat aus ſeinem Laden und meinte, „im erſten Stocke wäre es doch der Mühe werth geweſen, indeß im dritten Stocke keine großen Reichthümer aufgehäuft lägen!“

Da haben wir's! rief Raimund aus. So ſind die Menſchen, welche kalkuliren und ſelbſt für Räuber und Mörder zu klügeln wiſſen, was ſie bei ihren Unthaten hätten erwägen ſollen, wie es beſſer zu machen geweſen wäre! — Grämen Sie ſich nicht, Fräulein Emmi, über das was der Lederhändler da unten geſprochen. Es iſt auch ſo ein Patron, der in einer Haut ſteckt, aus der man dereinſt ein Paar „juchtene“ Stiefel machen könnte.

Christian kam zurück.

Ich kann Euer Gnaden Etwas Beruhigendes melden, ſagte er. Der alte Herr im dritten Stocke iſt noch nicht todt, auch die Köchin lebt. Die Aerzte ſind bei beiden. Die Köchin hat ſogar einige Worte geſprochen, aus welchen hervorgeht, daß der Mörder ihr eigener Bruder ſei! *)

Heiliger Gott! rief Emmi.

---

*) Dieſe That geſchah wirklich in Wien im Jahre 1817 im Hauſe Nr 773 in der Wollzeile. Johann B. .., ein Schneidergeſelle, ermordete ſeine Schweſter, und als auf ihr Angſtgeſchrei, der Bruder ihres Dienſtherrn zu Hilfe kommen wollte, ermordete er auch dieſen. Johann B.. wurde am 26. Juni 1817 durch den Strang hingerichtet. — In dem Hauſe Nr. 773 wohnte eine Familie, welche Raimund zur Zeit, als die Schreckensthat geſchah, beſuchte. Es iſt ganz wahr, daß er hilfreiche Hand anlegen wollte, um den Raubmörder zu ergreifen, an welchen ſich Niemand wagte, weil er mit ſeinem blutigen Hammer jeden der ſich ihm nahete, bedrohte. Raimund mußte von der Familie gewaltſam zurückgehalten werden, um hier nicht eine Bravour auszuüben, von welcher er in ſpätern Jahren nichts mehr hören wollte. (Mnemosyne, Jänner 1837.)

23. Eine Ueberraſchung.

Hilbert ſchlug ſeinen Weg wirklich in dem Augenblicke nach ſeinem Hauſe ein, in welchem der Mörder Johann B..., von Wachen umgeben, nach dem Kriminalgebäude auf dem Hohenmarkte transportirt wurde.

Hilbert erſtarrte vor Entſetzen, als er den entſetzlichen Menſchen ſah, mit entblößtem Haupte, — den Hut hatte er wahrſcheinlich im Handgemenge mit den Männern, welche ihn auf der Straße ergriffen, — verloren. Sein ſtruppiges ſchwarzes Haar hing ihm wild ins Geſicht und der Wind peitſchte es unaufhörlich; er war todtenbleich und Blut befleckte ſeine Kleider.

Was hat dieſer Mann verbrochen? fragte **Hilbert** einen von den hundert Neugierigen, welche dem ſchauerlichen Zuge folgten.

„Im **Berger**ſchen Hauſ' in der Wollzeile hat er den alten Herrn und ſeine Köchin erſchlagen und ausgeraubt, —“ hieß es.

„Welchen alten Herrn?“

„Na, den reichen alten Herrn, ich glaube, es iſt ein Baron.“

Hilbert lief ſo ſchnell als er es in ſeinem Alter vermochte. — Als er an ſein Haus kam, rief ihm der Lederhändler entgegen: „Herr Baron, Ihnen hat es gerathen! Alle Leute im Hauſe ſind der Meinung, daß der Mord **Ihnen** vermeint war; da Sie aber nicht zu Hauſe waren, ſo ſtieg der Räuber einen Stock höher.

Hilbert mußte troß ſeiner Angſt um **Emmi**, über die Bornirtheit des Lederhändlers lachen. — Sagen Sie mir doch, was geſchehen iſt!

Ein Kerl, den Niemand kennt, einige ſagen, er wäre ein Schloſſer, andere ein Schmied, wieder andere ein Schneider, drang in die Küche des Kaufmanns, ſchlug ſogleich die Köchin mit einem ſchweren Hammer zu Boden; auf ihren Hilferuf kam der Bruder des Kaufmanns herbei, und dieſer alte, ſchwächliche Mann hatte dasſelbe Schickſal.

Hierauf hat er einen Raubmord verübt?

Gott bewahre! Es kam nicht dazu, es eilten Leute herbei, welche das Angſtgeſtöhne der Ermordeten hörten.

Welch ein Schrecken für das ganze Haus, beſonders für die Frauen!

Ja, erwiederte der Lederhändler, ich höre ſoeben, daß in jedem Zimmer von drei Stockwerken, die Frauenzimmer wie die „Kartenmandeln“ vor Entſetzen hingeſtürzt ſind, und auf einander liegen in der tiefen Ohnmacht.

Meine arme Emmi! ſeufzte Hilbert, und eilte in ſeine Wohnung.

Da fand er zwar Emmi allerdings in einer troſtloſen Lage, aber doch gefaßt. Es freute Hilbert, daß Raimund noch bei ihr war.

Raimund berichtete den Sachverhalt.

Ich habe ſoeben, ſagte Raimund, mit dem Polizeiarzte geſprochen, der vor wenig Minuten an Ihrer Wohnung vorüber ging, und Anſtalten traf, daß die Unglücklichen nach dem Spitale gebracht werden. Sie leben zwar noch beide, aber es iſt keine Hoffnung, ſie zu retten Die Kopfwunden, die ſie erhielten, ſind höchſt gefährlich.

Welch ein Tag des Unheils! verſetzte Hilbert. Ein Fälſcher und ein Raubmörder werden faſt gleichzeitig dem Kriminalgerichte überliefert!

Hat man denn Lawinger ebenfalls ſchon ergriffen? fragte Raimund.

Ganz gewiß! Und wer veranlaßte ſeine Verhaftung? — Doktor Galgler, der Advokat des Unglücklichen. Statt auf Lawingers Schreiben irgend Etwas zu Gunſten desſelben zu unternehmen, fuhr Galgler mit einem Polizei-Kommiſſär nach der Weißgärbervorſtadt in das Wirthshaus zum guten Hirten, und fand Lawinger gerade noch mit einigen Briefen beſchäftigt.

Einen ſolchen Anwalt möchte ich mir ausbitten!

Es iſt jetzt dasſelbe! verſetzte Hilbert; der Gerechtigkeit hätte Lawinger nie entfliehen, und Galgler ihn nie in Schutz nehmen können. —

Gute Emmi! fuhr Hilbert fort, die Angſt und das Entſetzen, welche Dich ergriffen, machen mich jetzt noch beſorgter. Geſchlafen haſt Du auch viel zu wenig. —

Und Sie und Herr Raimund gar nicht! erwiederte Emmi. Wenn jede Ballnacht einen ſolchen Tag folgen ließe, ſo würde ich durch mein ganzes Leben auf jeden Karneval verzichten.

Sie erinnern mich, Fräulein Emmi, bemerkte Raimund, daß ſowol Sie als der Herr Onkel ſich Ruhe gönnen müſſen. Ich war Ihnen auch ſchon zu lange zur Laſt. Ich befürchte, daß Sie heute nicht in der Stimmung ſind, das Theater zu beſuchen, noch mich heute Abend zum Souper anzunehmen. —

Nein, nein, rief Emmi, bei dem Souper bleibt es! Davon dürfen Sie ſich nicht ausſchließen. Uns in einer ſolchen Lage zu verlaſſen, wäre doch zu lieblos.

Raimund dankte Emmi für die Güte, mit welcher ſie ihn invitirte, empfahl ſich und ging.

Als Raimund ſich entfernt hatte, ſagte Emmi:

Lieber Onkel, ſollen wir denn nicht doch ins Theater, da Raimund heute ſpielt? Ich dächte, wir überraſchten ihn. Ich bemerkte, daß er verſtimmt war, als ich nicht ſogleich verſprach, ſeine Darſtellung zu ſehen. Am Ende könnte er wähnen, das Schickſal La-

ers betrübe mich. Nein, nein, Onkelchen, wir
en ins Theater.
, ja, mein Kind; was Du wünſcheſt, ſoll ge-
n. Und jetzt ſage mir aufrichtig, was ſprach Rai-
d?
in Gott, ich glaube, daß er in mich ſo ſehr ver-
iſt, als ich in ihn. Die Stelle in Lawingers
: „Ich wollte Raimund aus dem Herzen Em-
reißen“ gab ihm Veranlaſſung, mich um Erklä-
zu bitten. —
d da gab ein Wort das andere, und die Liebes-
ung erfolgte?
in, es mußte etwas Entſetzliches geſchehen, um
Ausbruche ſeiner Herzensergießung einen Damm
gen. —
geſchahen Mord und Todtſchlag!
was Entſetzlicheres hätte nicht geſchehen können.
oktor Galgler ließ ſich melden.
mmi entfernte ſich.
oktor Galgler trat ein.
err von Hilbert, ſagte der Doktor, haben mich mit
n Beſuche beehrt. Ich bedauere, daß ich nicht zu
e war. — Man wird Ihnen geſagt haben, daß ich
rauriges Geſchäft zu verrichten hatte —
ie verfolgten ihren Klienten?
ott ſei Dank! Es iſt mir gelungen. — Der Polizei-
miſſär und ich ertappten ihn gerade noch mit ſeinem
n Briefe an Frau von Loth, beſchäftigt. —
ie kam es, daß Sie, ſein Anwalt, die Arretirung
laßten?
h mußte ſie veranlaſſen; mehr als ich, wäre
Lawinger Niemand kompromittirt worden?
ſchrieb mir, „wenn ich ihm nicht durchhelfen
te, ſo würde er bei ſeiner Ergreifung gera-
ausſagen: ich hätte ihn zu hundert ſchlechten

Streichen und zu ſeiner Flucht beredet!“ — Eine ſolche Schlechtigkeit bei den vielen Schlechtigkeiten, die er begangen, empörte mich; ich lief ſchnell zur Behörde, machte die Anzeige, übergab den Brief Lawingers und bat mir einen Kommiſſär mitzugeben. Wir eilten. Der Erfolg war ein günſtiger. Als ich bei Lawinger eintrat, — der Kommiſſär ſorgte mittlerweile für Aſſiſtenz, — kam mir Lawinger mit den Worten entgegen: „Habe ich Ihnen Angſt gemacht? Nicht wahr, ich verſtehe die Kunſt, ſelbſt einen der ſchlaueſten Advokaten zu überliſten?“ „Nicht ſo ganz!“ verſetzte ich. Der Kommiſſär trat ein. Ich übergab ihm den Fälſcher.

Fiel er etwa in Ohnmacht?

Nein; er wollte zur Thüre hinaus, aber draußen ſtanden die handfeſten Hausknechte des Wirths, dieſe traten Lawinger entgegen.

Lawinger ging in das Zimmer zurück, bat den Kommiſſär um Gottes willen, kein Aufſehen zuzulaſſen. Hierauf befahl ihm dieſer in den Fiaker, den wir mitgebracht hatten, ſich zu verfügen. Wir fuhren nach dem Gerichtshauſe. — Die Papiere, welche auf dem Tiſche lagen, ſteckte der Kommiſſär zu ſich. Gleichzeitig mit der Arretirung, wurde auch Lawingers Wohnung durch Gerichtsperſonen unterſucht und der Frau Loth durch einen andern Kommiſſär ein Beſuch abgeſtattet. Welches Reſultat der Beſuch in Lawingers Wohnung und bei Frau Loth gehabt, weiß ich nicht. Eben ſo wenig weiß ich, weßhalb Sie, Herr von Hilbert, mir einen ſo dringenden Beſuch machten.

Sie können ſich wohl vorſtellen, was mich hiezu beſtimmte. In Ihren Händen befinden ſich die verfallenen Wechſel von meiner Schweſter und mir unterzeichnet.

Jetzt nicht mehr. Sie wurden geſtern Abends um ſechs

in dem Augenblicke, als ich meine Kanzlei verlaſſen
te, bezahlt.
licht möglich! durch wen?
Durch einen ſehr anſtändig gekleideten Herrn. Er
icherte, er ſei von der Baronin, Ihrer Frau Schwe-
geſendet.
Das kann nicht ſein! Noch geſtern Abend ſchrieb ſie
, ſie ſei in Verzweiflung; ſie vermöge die ſchuldige
mme nicht aufzubringen. Wen könnte ſie auch ge-
den haben, ſich zu retten?

24. Eiferſucht aus Ehrgeiz.

Raimund war überglücklich; er war berauſcht.
fühlte, daß er geliebt werde, wenn es ihm auch Em-
nicht geradezu eingeſtand. Sein Auge las aber das
ſtändniß inniger wahrer Liebe in ihren Augen, dieſen
rräthern der geheimſten Empfindungen eines reinen
rzens.

Es war zwei Uhr Mittags, als Raimund nach
uſe kam.

Er warf ſich auf ſein Bett, um zu ruhen.

Er bedurfte der Ruhe. Er hatte eine Nacht auf dem
alle zugebracht; er hatte ſich moraliſch und phyſiſch
ıfgeregt. Haß und Rache, Liebe und Verſöhnung,
chmerz und Freude durchwogten abwechſelnd ſeine
ruſt. Was er vom Balle angefangen, bis zu dem
ugenblicke, in welchem er ſein Zimmer wieder be-
at, erfahren, gelitten und ihn ergriffen hatte,
ar mehr, als er, ſeit er zu denken vermochte, erlebt,
– und nun wollte er ſchlafen? — Wenn er es ver-
ocht hätte!

Er ließ alle trüben und heitern Eindrücke, die
hmerzlichen und erfreulichen Erfahrungen, wie Fan-

tasmagorien an ſich vorüberziehen. Er mochte aber ſeine Bilder formen wie er wollte, ein Bild verdrängte immer alle übrigen, das Bild Emmis, Emmis, dieſer zarten, reinen Emmi, welche ihm lieblich wie ein Engel erſchien.

Endlich übte die Natur ihre Rechte. Er ſchlummerte, und träumte von Emmi; er träumte ſo lebhaft von ihr, daß er laut ihren Namen nannte.

Da wurde er plötzlich aufgerüttelt aus ſeinem Schlummer.

Eine gemeine Stimme zankte mit ihm. Ob Sie wohl „Reſi“ ſtatt Emmi rufen wollen? ſagte die Stimme.

Es war die Stimme der Frau Grünthal, Mutter der jungen Schauſpielerin, die Raimund bisher für ſeine Geliebte hielt, aber ſeitdem er Emmi geſehen, geſprochen und ihr edles Herz kennen gelernt, nicht mehr würdig fand, an ſie zu denken.

„Sie bilden ſich gewiß ein, Sie ſitzen noch beim Sperl und ſchmachten mit der Raizin!“ ſagte Frau Grünthal.

(In Wien nennen ungebildete Menſchen die Griechen: Raizen.)

Da hätte ich auch ein Wort darein zu ſprechen! fuhr die Frau fort. Hören Sie! — Sie haben ſich ſchön betragen. Gibt man auf ſolche Weiſe einer bekümmerten Mutter ihr Kind zurück? Sehen Sie ſie an! Zu Hauſe liegt ſie wie Lady Makbeth, in Krämpfen, in „Konfuſionen,“ in ſchrecklichen Schwulitäten! Der Doctor Pfeningbauer, der Theaterarzt, ſagte heute, ehe ich meine Reſi verließ, zu mir: Madame Altrummerin, ich heiße eigentlich Altrummerin, Grünthal iſt nur ein aufgedrungener Name; alſo Madame Altrummerin, ſagte Dr. Pfeningbauer, geben Sie gut Acht; Ihre Tochter ſtirbt uns an einer

Gemüthskrankheit, Ihrer Tochter hat Einer das Herz gebrochen, und da läßt ſich eher ein zerbröckelter Porzellan-Teller wieder zuſammen kitten, als ein zerbrochenes Menſchenherz!

Raimund ſtarrte die Frau an, als ſie dieſe Worte ſagte, dann legte er ſich auf die andere Seite und ſchlief wieder ein.

Schlafen Sie nicht, Sie Herzbrecher, fuhr Grünthals Mutter fort. Wir haben noch viel mit einander zu reden. — Sagen Sie mir, wo haben Sie denn die Art gelernt, bei einer ſoliden Mutter und einer haiklichen Tochter aus dem Fenſter zu ſpringen? — Wiſſen Sie, was dies nach ſich gezogen hat? —

Das hat nach ſich gezogen, daß meine Tochter Ihnen nachgeſprungen iſt! Sie wäre Ihnen gerne vorgeſprungen, aber Sie waren ſchon über alle Berge! — Ich bin jetzt hier, Sie, Herr Raimund, abzuholen und zu meiner Tochter zu führen, wenn ſie mir nicht unter den Händen bleiben ſoll. — Haben Sie mich verſtanden? Aufſtehen müſſen Sie jetzt und mit mit gehen, denn Sie ſind der einzige Arzt, der mir wieder zu meinem Kinde verhelfen kann.

Laſſen Sie mich in Ruhe, Madame Alttrummerin, oder wie Sie heißen, ſagte Raimund ärgerlich; ich will weder Etwas von Ihnen, noch von Ihrer Tochter wiſſen. —

Wa—was? ſchrie die Alte; Sie wollen von meiner Tochter nichts mehr wiſſen und haben ſie doch ihrem Manne abwendig gemacht? —

Hören Sie auf! verſetzte Raimund. Ihre Tochter war in ihrem Leben nicht verheiratet!

Alles Eins! Sie hatte wenigſtens einen Mann, der ſich für ihren Mann ausgab, und nachdem Sie dieſen Mann verdrängt, müſſen Sie einen Mann machen und Ihren Mann vorſtellen.

Raimund lachte laut.

Ja, ja, ich ruhe nicht, ſonſt erleben Sie von mir einen Spektakel, wie noch keiner vorgekommen. Ich mache es Ihnen, wie ich es in Peſth einem Rauchwaarenhändler gemacht habe, der auch ſo indiskret wie Sie an meinem einzigen Kinde handeln wollte. — — Hoffen Sie vielleicht, ich könne Ihnen nicht beikommen? O, der Spektakel, welches **Sie** erleben werden, beginnt nicht etwa hier in Ihrem Quartier; o nein, da habe ich meine Lokalitäten in Petto. Ich begebe mich in die Wollzeile Nr. 773. — Der doppelte Raubmord, der heute in dieſem Hauſe im dritten Stock verübt wurde, ſoll eine Kleinigkeit gegen den Raubmord ſein, den ich im **erſten Stock** in demſelben Hauſe vollführen werde. Ganze Generationen rotte ich aus! Eine Tigerin, der man ihr Junges entreißen will, wird eine artige Hofdame gegen mich ſein.

Raimund ſprang von ſeinem Bette auf und ſagte:

Kommen Sie, Madame. Wir wollen Frieden ſchließen. Ich will mit Ihrer Tochter ſprechen.

Haha! lachte Madame **Alttrummerin**; dieſe „Bißkatur" hat gezogen. Nun warte, jetzt ſoll noch ein Fontanelle kommen.

Raimund kannte jedoch ſeine Leute, Madame **Alttrummerin** ſowohl als ihre Tochter.

Madame, ſagte er, ich habe noch nicht zu Mittag geſpeiſt.

Das macht nichts, erwiederte die Alte. Meine Tochter und ich waren auch noch nicht bei Tiſche. Wenn ſie unglücklich liebt, ſo ißt ſie und trinkt ſie nichts, und ich faſte mit ihr aus Muttergefühl und Mutterentſagung.

Wir wollen aber alle drei, Sie, **Thereſe** und ich, ein Diner einnehmen. Man ſpricht ſich leichter, man verſöhnt ſich ſchneller. — Wollen Sie wohl Ihre Tochter hievon unterrichten? Ich folge Ihnen. — Im „blauen Igel“ in der Jägerzeile, wollen wir ſpeiſen. Madame Alttrummerin, ich erlaube mir, Ihnen hiemit zwei Gulden für einen Fiaker, anzubieten; in der Joſefſtadt finden Sie Fiaker genug. Holen Sie Ihre Tochter ab. Führen Sie ſie zum „Igel;“ ich werde pünktlich eintreffen.

Die Mutter der Mamſell Grünthal tappte gierig nach den „zwei Gulden“ und brachte ihr Geſicht ſogleich in freundliche Falten.

Das mildert Ihr Verbrechen! erwiederte die Alte. Nur Raiſon annehmen! ſetzte ſie hinzu. — Ich fliege, meine Tochter abzuholen. Auf Wiederſehen, Herr Raimund!

Die Aufregung der Alten war verſchwunden.

Sie eilte fort.

Dieſe Leute muß ich mir vom Halſe ſchaffen, ſagte Raimund, die Tochter und die Mutter! — Mit einem Skandale droht ſie mir? — In dem Hauſe Nr. 773? Bei meiner angebeteten Emmi? — Wer der Alten mitgetheilt haben mag, daß Emmi in jenem Hauſe wohnt? Dem Skandale, mit dem ſie droht, muß vorgebeugt werden. **Würde** die Alte aber ihren Vorſatz ausführen, ſo würde ich einen Mord begehen! Dieſes boshafte Weib müßte unter meinen Händen bleiben.

Raimund wollte fort und ſeinem Diener den Auftrag geben, die zu der Rolle des Weißvogel nothwendige Garderobe nach der Leopoldſtadt ſchaffen zu laſſen, da trat Kindler bei ihm ein.

Biſt Du endlich ſichtbar? redete ihn Kindler an.

Bruder, ich bin glücklich! jubelte Raimund. Ich habe ſie aufgefunden, ich habe — — doch, wollte ich Dir Alles erzälen, was vorgefallen ſeit ich den Sper verließ, ſo müßte ich einen halben Tag in einem fortſprechen. Ich muß jetzt fort. Ich konnte die alte Grünthal nicht anders los werden, als daß ich ſie und ihre Tochter zu einem Diner beſchied.

Es wird wohl das letzte ſein, das Du ihr gibſt!

Wie meinſt Du das?

Thereſe betrügt Dich furchtbar!

Sie betrügt mich?

Ja, Deine Thereſe lebt in dem innigſten Verhältniſſe mit einem Grafen, einem reichen ungariſchen Kavalier.

Du haſt mich zum Beſten!

Kannſt Du von Mamſell Grünthal keine Untreue glauben?

Nein.

Du hältſt Sie für ſolid?

Das verſteht ſich!

Aber bedenke doch ihr Vorleben!

Ei was! Ihr Vorleben geht mich nichts an.

Art läßt nicht von Art.

Ich werde Dir Etwas vertrauen, aber lache mich nicht aus.

Ich lache Dich nicht aus, und wenn es noch ſo närriſch wäre!

So oft ich mich noch mit einem weiblichen Geſchöpfe in eine Liebſchaft einließ, habe ich geſagt: „Liebes Kind, ich bitte Dich, betrüge mich nicht. Ich kann Alles ertragen, nur keinen Betrug. Ich kann ertragen, daß Du mich aufgibſt; ich kann Dir plötzlich nicht mehr gefallen, das iſt ſehr möglich, denn ich habe eine Menge Launen und ärgerliche Eigenheiten, aber ſage mir dies offen ins Geſicht, und ſetze bei, daß Du meiner überdrüſſig biſt; das iſt ehrlich. — Binde aber erſt dann mit Einem andern an, der Dir beſſer gefällt, wenn Du mir den Abſchied bereits gegeben; machſt Du es ſo, dann werde ich nicht ausgelacht, nicht verhöhnt, es kann ſich nicht irgend ein Lump, der einen Zahn auf mich hat, freuen, daß ich der Geſoppte war. — Biſt Du Willens, ſo zu handeln, ſo gib mir Deine Hand, wir gehen miteinander durch's Leben, ſo weit es ſein kann. Hintergehſt Du mich aber, und ich ſehe, daß ich der Betrogene bin, daß man die Hörner bemerkt, von welchen ich mir nichts träumen laſſe, dann, liebes Kind, fürchte meine Rache! Wenn es mein größtes Unglück werden ſollte, ſo vergelte ich Dir Deine ſchändliche Handlung! Der Mosje, den Du mir vorziehſt, ſoll wenigſtens erfahren, daß Raimund keine Ehrenkränkung unvergolten läßt!"

Und die Grünthal ſagte Dir zu, Dich nicht zu betrügen?

Die Grünthal ſchwur mir bei allen Heiligen, mich nicht dem Geſpötte eines Nebenbuhlers auszuſetzen!

Ueberzeuge Dich, wie ſie ihren Schwur gehalten hat! Morgen ſpielſt Du in der Joſefſtadt; während dieſer Zeit hat ſie im Leopoldſtädter-Theater auf der erſten Gallerie ein Rendezvous mit dem ungariſchen Grafen. Sie hat ſchon heute die Sperrſitze Nr. 6 und 7 beſtellen laſſen. Da ſitzen Mutter und Tochter, hinter dieſen beiden, auf Nr. 19 ſitzt der Graf. —

Woher weißt Du das?

Die Schauſpielerin Walla hat es in der Garderobe erzält. Der Graf ſelbſt theilte ihr das allerliebſte Rendezvous mit, und lachte über Dich aus vollem Halſe.

In der Garderobe erzälte es Madame Walla? Da bin ich ja ſchändlich blamirt!

Uebereile Dich nicht. Warte den Beweis ab.

Ich habe morgen den Adam Kratzerl zu ſpielen.

Mache Dich krank.

Krank machen? Ich bin ſchon krank vor Wuth, ich darf mich nicht erſt krank machen!

Ich ſehe es Dir an. Mir iſt leid, daß Dich meine Mittheilung in einen ſolchen Zuſtand verſetzt!

Ich danke Dir herzlich für dieſe Mittheilung!

Was geſchieht nun?

Ich ſagte Dir, daß ich Thereſe mit ihrer Mutter zu einem Diner eingeladen habe.

Verrathe Dich heute nicht! Laß Dich nicht von Eiferſucht hinreißen.

Von Eiferſucht? Was muthest Du mir zu! Von meiner gekränkten Ehre könnte ich mich hinreißen laſſen, die Schändliche in Stücke zu zerfetzen, aber nicht durch Eiferſucht! Mit Frinen eifert man nicht!

25.

Das Diner im Wirthshauſe „zum blauen Igel“ in der Leopoldſtadt fand ſtatt. Damals ſpeiſte man noch vortrefflich in dieſem Wirthshauſe; jetzt hat es ſich in ein Hotel „zum ruſſiſchen Hof“ umgewandelt; das klingt freilich ganz anders, aber die Gourmands kommen nicht mehr hin.

Raimund beſtellte bei dem alten Dömmling, deſſen Frau die erſte Köchin Wiens genannt wurde, ein ſchmackhaftes Eſſen.

Frau Dömmling ſetzte ſo feine und delikate Speiſen auf, daß Meunier, Wiens berühmteſter Reſtaurant, ſie auch nicht feiner und delikater hätte bieten können.

Raimund machte ſich nicht viel aus einer exquiſiten Küche, auch der koſtbarſte Wein, war ihm gleichgiltig, aber deſto mehr ſpendeten die Damen dieſem Diner ihren Beifall.

Da es das letzte Diner war, mit welchem Raimund, Thereſe regalirte, ſo wollte er nicht knauſern.

Es ſoll ihr Henkermal ſein! dachte Raimund. Uibermorgen wirſt Du, gute Thereſe, wahrſcheinlich gar nichts eſſen können, theils aus Schande, theils aus Schmerz — doch ich will mir nicht zu viel vornehmen.

Welche Weine trinken die Damen am liebſten? fragte Raimund. — Champagner befindet ſich bereits im Eiſe; für dieſen habe ich geſorgt, aber früher müſſen wir noch einigen Flaſchen von anderer Sorte die Hälſe brechen.

Er hatte es auf die Alte abgeſehen, die unmäßig viel Wein in ſich hinein gießen konnte, die aber, erhielt ſie ein Mal einen Hieb, ſo redſelig wurde, daß ſie Alles ausſchwätzte, was man von ihr nur haben wollte.

Herr Sohn, redete Grünthals Mutter, Raimund an — ſie ſah ihn ſchon als ihren Schwiegerſohn — Herr Sohn, wenn ich mir eine Weinſorte auswählen darf, ſo bitte ich um einen „Stinkenbrunner."

Aber Mama! rief Thereſe verweiſend, wie können Sie ein ſo abſcheuliches Wort ausſprechen!

Mamſell Grünthal meinte Stinkenbrunner ſei ein unanſtändiger Ausdruck da „Stinken" damit verbunden ſei.

Thereſe hat Recht! verſetzte Raimund, der Stinkenbrunner iſt mir auch nicht gut genug, da wäre Bordeau meine Sorte, oder wenn Sie rothe Weine nicht lieben, trinken wir Rheinweine; „Liebfrauenmilch" wäre wohl ein delikates Gewächs.

Gott bewahre! entgegnete Frau Alttrummerin; wer wird Milch trinken! Liebfrauenmilch ſchon gar! Ich habe meine Reſi ſchon mit ſechs Monaten „abgeſpennt" (der Mutterbruſt entwöhnt).

Raimund lachte und die Geſellſchaften, welche an anderen Tiſchen ſaßen, lachten mit.

Jetzt habe ich gewiß etwas recht Dummes geſagt, ſagte Frau Alttrummerin.

Freilich! bemerkte Thereſe ziemlich laut. Ich habe die Frau Mutter ſchon oft gebeten, an öffentlichen Orten nicht mit ihren Bemerkungen heraus zu platzen, beſonders —

Liebfrauenmilch iſt nicht Milch, ſondern Wein, unterbrach Raimund, und zwar ein ſo herrlicher Wein, daß er dieſe Benennung vollkommen verdient.

Wein iſt Liebfrauenmilch? das habe ich nicht gewußt, entſchuldigte ſich Frau Alttrummerin, das iſt etwas Anderes! Du Kellner! rief ſie. —

Der Kellner erſchien.

Wie heißt Du denn?

Sebaſtian!

Alſo, Sebaſtian, bringe ein Par „Halbe“ Liebfrauenmilch! Wenn dieſer Wein mir ſchmeckt, werde ich die „Par Halbe“ bald „ausgeburt“ haben.

Zwei Flaſchen Liebfrauenmilch! befahl Raimund dem Kellner.

Der Wein wurde gebracht, entkorkt, kredenzt.

Die Alte ſtieß den „Römer“ zurück und rief dem Kellner zu: Verlier' Dich mit den „Stingelglaſeln,“ bringe einen „Stutzen;“ ich muß viel Wein vor mir ſehen, ſonſt ſchmeckt er mir nicht.

Frau Alttrummerin that einen herzhaften Zug aus ihrem Glaſe.

Nicht übel! ſagte ſie, aber der „Stinkenbrunner“ iſt mir lieber — Sei es! Ich liebe jeden Wein, wenn er „naß“ iſt.

Nehmen Sie doch von dieſem koſtbaren Ragout! bat Raimund.

Thereſe nahm und fand es ſehr fein.

Die Alte ſtieß es zurück.

Hören Sie, Herr Sohn, ſagte Frau Alttrummerin, „Beiſchel," „Kuttelfleck," „ſauere Nierndln" wären mir lieber! Ich mag dieſes franzöſiſche „Gefraß" nicht; dann ſind die Portionen ſo klein, daß ſich zwölf Portionen in meinem Magen verlieren wie ein Waſſertropfen im Wienfluß.

Aber, Mutter! bat Thereſe. Schweigen Sie doch einmal ſtille; alle Gäſte ſehen hieher, und dort beißt ein Herr in ſeine Serviette, weil er nicht laut lachen will.

Soll beißen! Ich beiße auch! Ah, da kommt jetzt ein prächtiges „Faſanl!" Sebaſtian! tranſchiren und Pomeranzen-Salat dazu.

Ich ſervire ein Kompot von Früchten.

Da ſchmeckt der Wein nicht! entgegnete die Frau. Ich weiß, was ich zu thun habe. Sebaſtian! Eine Portion Schweizerkäs, recht „großluckig" und ein wenig lebendig! „Cito!" Sebaſtian, der Käs ſollte ſchon da ſein!

Raimund ſchenkte der Alten unaufhörlich ein.

Verſchiedene Sorten Käſe wurden gebracht.

Frau Alttrummerin aß von allen.

Sie trank wieder ihr Glas aus.

Herr Sohn! ſagte ſie, jetzt, da ich Käſ' gegeſſen habe, komme ich erſt darauf, was die „Liebfrauenmilch" für ein Wein iſt! — Jetzt verſtoß' ich den „Stinkenbrunner" und nehme den „Liebfrauenmilchner" an Kindes ſtatt an. Kellner! noch eine Maß!

Nein, nein, entgegnete Raimund; jetzt muß der Champagner an die Reihe. Der leichte, luſtige Franzoſe „Jacqueſon" ſoll mir meine Reſi verſöhnen.

Kennen Sie den Jacqueſon? fragte Frau Alttrummerin. Er iſt ein Engländer, „viechiſch" reich und luſtig. Der hat es ſcharf auf meine Reſi; im Theater applaudirt er ihr gräßlich! Er ſoll leben, der Lord Jacqueſon! Richten Sie es ihm aus!

Mit Vergnügen! erwiederte Raimund. Jacqueſon, den Sie meinen, iſt mein guter Freund, aber ich ſprach vom Champagner, welcher Jacqueſon heißt.

Nein, was ſie jetzt den Weinen für Namen geben: Liebfrauenmilch, Jacqueſon! Es iſt zum Todtlachen. Schenken Sie ein von dem Jacqueſon. Ich trinke mit dem einen Jacqueſon dem andern Jacqueſon ſeine Geſundheit! Hoch!

Die Mutter iſt ſchon fertig! (Sie hat ſchon ihren Hieb!) ſagte Thereſe.

Das freut mich, erwiederte Raimund. Was die Mutter zu viel trinkt, trinkſt Du zu wenig! — Reſi trinke auf das Wohl Aller, welche wir lieben!

Thereſe ſtieß an.

O die liebt Viele! verſicherte ihre Mutter, und ſie wird wieder von Vielen geliebt!

Alle, die ſie liebt, ſollen leben! rief Raimund. Ich aber ſoll auch ein klein Wenig leben!

Vivat der Herr Sohn! lärmte die Alte.

Und Thereſe insbeſondere! erwiederte Raimund; und die Mama!

Meinetwegen! verſetzte Grünthals Mutter, aber wenn die Reſi leben ſoll; muß der Graf auch leben!

Was für ein Graf? fragte Raimund. Ich kenne wenigſtens ein halbes Hundert Grafen; — welcher Graf ſoll leben?

Die Mutter weiß nicht, was ſie ſpricht, ſagte Thereſe erröthend.

Was genirſt Du Dich denn? fragte Frau Altrummerin, hat der Herr Sohn beim Sperl nicht auch Eine leben laſſen, eine Gräfin, Baronin oder ein Ritterfräulein? Ich weiß nicht, wer ſie iſt, aber ſie iſt wer.

Ich wollte mich mit Thereſen verſöhnen, grollte Raimund, und Sie erinnern ſie an den Sperl.

Richtig! richtig! erwiederte Frau Alttrummerin. Verſöhnen! verſöhnen! Keines ſoll mehr einen Groll im Herzen haben! Auch muß es jetzt ausgemacht werden, wann der Herr Sohn meine Frau Tochter heiratet. Ich dächte auf Oſtern, und hier im Igel muß die Hochzeitstafel gegeben werden!

In dieſem Momente trat ein ſehr eleganter Herr in das Speiſezimmer; ein herrſchaftlicher Huſar folgte ihm, und nahm dem Herrn den Mantel ab.

Dömmling, der Wirth, machte Bücklinge bis auf die Erde.

Thereſe wurde dunkelroth.

Die Alte ſtieß ihre Tochter mit dem Fuße unter dem Tiſche ſo gewaltig an, daß die Champagnergläſer wankten.

Aha! dachte Raimund, der iſt es! das iſt beſonders charmant, daß ſie ſich den Liebhaber noch hieher beſtellt hat. Ich bin doch neugierig, ob ſich der Galan nicht an unſern Tiſch ſetzt.

Der fremde Herr grüßte ſehr artig alle Gäſte im Speiſezimmer. Plötzlich that er, als ob er zufällig Thereſe erblickte. —

Ei, Fräulein Grünthal! rief er. Welche Überraſchung! Sie hier? Und die gute Mutter ebenfalls? Da habe ich ja heute das große Los gezogen, Sie hier zu finden. Sie ſind in Geſellſchaft?

Ja, antwortete Thereſe, Herr von Raimund war ſo gütig, die Mutter und mich einzuladen.

Wie? ſagte der Graf, ganz freudig überraſcht ſcheinend, Herr von Raimund iſt dieß? Der große Künſtler Raimund?

„Mittlerer“ Größe! erwiederte Raimund.

Eine zweite Überraſchung! rief der Graf. So lerne ich denn endlich den Mann auch außer dem Theater kennen, der mich auf dem Theater ſchon ſo unzählige Male entzückt hat.

Ich finde, daß der Herr Graf ein ſehr guter Schauſpieler ſind, verſetzte Raimund, denn Sie deklamiren mir mit großer Wahrſcheinlichkeit Lobſprüche vor, welche in dem Manuſkripte Ihres Herzens ganz gewiß nicht geſchrieben ſtehen, und die Ihnen nur Ihr Souffleur, ein Komplimentarius, zuflüſtert!

Ich könnte Ihnen noch mehr ſagen, bemerkte der Graf, aber die Zenſur, das iſt meine Beſonnenheit, ſtreicht mir das Beſte weg, weil hier durchaus nicht der Ort iſt, wo man dergleichen Lobeserhebungen vorbringen kann.

Ich bin der Zenſur ſehr verbunden, betonte Raimund, denn auch mir ſtreicht ſie eine Menge paſſender Entgegnungen weg. Herr Graf, erlauben Sie daher, daß ich mir den Dank für Ihre gütigen Scherze denke.

Bravo! rief der Graf, ich ſehe ſchon, Sie ſind ein Mann, welcher in Geſellſchaft ſehr anziehend iſt, und ich wäre beinahe verſucht, Sie zu bitten, mich an Ihrem Tiſche Platz nehmen zu laſſen.

Ja, Herr Graf, ſetzen Sie ſich her zu uns, ſagte die Mutter. Gerade neben Reſi müſſen Sie ſitzen.

Herr Graf, ich bitte um die Ehre, hier Platz zu nehmen, bat Raimund. Ich würde ja beide Damen unglücklich machen, wenn ich von dem Glücke Ihrer Geſellſchaft nicht auch ein kleines Theilchen für mich in Abzug brächte.

Der Graf verneigte ſich und ſetzte ſich neben Thereſe.

Die Alte wollte rücken, war aber ſo „duſelig,“ daß ſie bald vom Stuhle gefallen wäre.

Dömmling ſtand noch immer da, die Kappe in der

Hand, den Kopf ehrfurchtsvoll neigend, und harrte der Befehle des Grafen.

Wie ſpeiſt man hier? fragte der Graf.

Nach der Karte und nach fixen Preiſen, antwortete Dömmling.

Ein Couvert zu 5 fl., befahl der Graf.

Welche Weine?

Ich ſehe hier Champagner. Laſſen Sie mir auch eine Flaſche bringen.

Er iſt göttlich dieſer Jacqueſohn! verſicherte Grünthals Mutter. Jetzt möchte ich erſt den Vater trinken, ſagte ſie, wenn ſchon der Sohn ſo herrlich ſchmeckt.

Die Mama wird witzig! bemerkte Raimund.

Wir können jetzt von Neuem anfangen, Geſundheiten auszubringen, erinnerte Frau Alttrummerin. — Gerade waren wir dabei, Sie, Herr Graf, leben zu laſſen, da traten Sie ein!

Zu viel Ehre! gab der Graf zurück. Ich finde, daß mir heute der Himmel beſonders wohl will. Meine Mutter iſt von Kaſchau angekommen, welches mir den Morgen höchſt angenehm machte; den Mittag bringe ich in dieſer herrlichen Geſellſchaft hin, und am Abend bin ich im Leopoldſtädter-Theater, ſehe Fräulein Grünthal und Herrn Raimund. Was fehlt mir noch?

Daß Sie in der Nacht recht ſüß träumen, ſagte Raimund, und daß der folgende Tag und der Abend Ihnen kein Herzensleid bringe!

Uns aber, Herr Graf, widerfährt ſchon jetzt ein großes Leid, fuhr Raimund fort. Wie Sie ſelbſt bemerkten, haben Fräulein Grünthal und ich heute zu ſpielen. Es iſt ſechs Uhr; die Pflicht ruft!

Himmel! wo iſt die Zeit hingekommen! rief Theeſe.

Ich fühle mich ſehr unglücklich, verſetzte der Graf, daß Sie ſo ſchnell mich verlaſſen wollen. Geben Sie doch noch ein Viertelſtündchen zu!

Unmöglich! erwiederte Raimund.

Warum ſind Sie denn aber auch gar ſo ſpät gekommen! platzte die Alte in ihrem ſeligen Zuſtande heraus.

Raimund ſtand auf, winkte dem Kellner, um ſeine Rechnung zu berichtigen, und ging zu dieſem Ende in das andere Zimmer.

Raimund ſtellte ſich ſo, daß er in den großen Spiegel blicken konnte, der nächſt dem Tiſche, an welchem das Diner ſtattfand, an der Wand hing.

Kaum hatte ſich Raimund entfernt, ſo neigte ſich der Graf zu Thereſen, ergriff ihre Hand, und ziſchelte ihr in die Ohren.

Die Alte that ſo, als wenn ſie eingeſchlafen, und ſchlief dann wirklich.

Ich habe Dir geſchrieben, Eduard, ſagte Thereſe, daß Du um vier Uhr hieher kommen möchteſt!

Ich war, als Dein Brief kam, nicht zu Hauſe. Mein Bedienter fand mich erſt vor einer halben Stunde. — Heute Abend, nach dem Theater, bin ich bei Dir! Trachte den ärgerlichen Patron von Dir zu entfernen. Der ſoupirt heute bei ſeiner neuen Schönen. Ich weiß ſchon Alles. —

Gib ihm den Abſchied.

Das kann ich jetzt nicht. Er muß mir erſt zu einer höheren Gage verhelfen. Er vermag Alles über den Direktor.

Raimund trat wieder in das Speiſezimmer.

Dömmling verfolgte ihn mit Bücklingen.

Wie waren Herr von Raimund zufrieden? fragte Dömmling.

Ausnehmend! Auch haben Sie Ihre Speiſezimmer ſehr elegant herrichten laſſen. — Welch' ſchöne Spiegel! Beſonders iſt der Spiegel zu loben, welcher an der Wand, an welchem Fräulein Grünthal und der Herr Graf ſitzen, angebracht iſt. Wie geſagt. Ich bin ſehr zufrieden!

Herr Graf, wendete ſich Raimund an dieſen: Ich bedauere unendlich, daß wir Ihre auszeichnende Geſellſchaft ſchon jetzt verlaſſen müſſen. Vielleicht ſind wir ein anderes Mal ſo glücklich!

Er bot Fräulein Grünthal den Arm, und wollte auch die Mutter mit ſich nehmen; aber dieſe ſchlief wie eine Kanone.

Raimund wollte ſie wecken.

Es war unmöglich.

Es könnte Mitternacht werden, bis ſie erwachte, ſagte Raimund. Ich kenne ihren Schlummer; zehn Stunden dauert er gewöhnlich nach einem Diner. Vielleicht ſind Sie ſo glücklich, Herr Graf, die Auferſtehung dieſes Leichnams zu erleben. Aus freundlicher Theilnahme für Thereſe, führen Sie gewiß dieſe vortreffliche Mutter nach Hauſe. Herr Graf, auf Ihre Güte vertrauend, in Beziehung auf die biedere Madame Alttrummerin, empfehle ich mich Ihnen!

Raimund und Thereſe entfernten ſich.

Kellner, zahlen! rief der Graf.

Wenn die alte Hexe erwacht, tobte der Graf, ſoll ſie der Hausknecht in ihre Wohnung ſchleppen!

Der Graf bezahlte und lief in Wuth fort.

Madame Alttrummerin ſchlief fort.

Das Wirthshaus füllte ſich ſchon längſt mit neuen Gäſten, die Alte ſchlief noch immer.

Endlich fiel ſie über den Stuhl und erwachte.

Dömmling machte Bücklinge, und ließ ſie nach Hauſe führen.

Ende des erſten Bandes.

Ferdinand Raimund.

Roman

aus Wien's jüngſter Vergangenheit.

Von

Otto Horn.

Zweiter Band.

Wien, 1855.
Verlag von Eduard Hügel,
Herrngaſſe Nr. 251.

BIBLIOTHECA
[illegible]

Druck von L. C. Zamarski, Univerſitäts-Buchdruckerei
(vormals J. P. Sollinger)

1. Rache für Untreue.

Es war ein heißer Tag, der Tag, welcher auf die Darſtellung von „Weißvogels Witwerſtand“ folgte.

So brillant auch Raimunds Gaſtrolle ausfiel, ſo überglücklich ihn auch das unerwartete Erſcheinen der ſchönen Emmi mit ihrem Vormunde in einer Loge des Leopoldſtädter Theaters und ihr freudiges Beifallklatſchen machte, ſo liebevoll er nach dem Theater bei dem Souper, zu welchem ihn Hilbert eingeladen hatte, aufgenommen wurde, ſo war er doch merklich verſtimmt, und Emmi bot vergebens ihre frohe Laune auf, ihn zu erheitern.

Ich fühle recht gut, bemerkte er ſeiner Freundin, daß ich nicht bin, wie ich ſein ſollte, beſonders in Ihrem Hauſe; aber mir liegt es wie Blei auf dem Herzen, und es iſt mir, als wenn mir irgend ein Unglück begegnen ſollte.

Und Sie könnten doch recht heiter ſein, entgegnete Hilbert. Ich höre, daß der Direktor Leopold Huber Ihnen heute einen Kontrakt zuſtellen ließ, welcher Ihre bisherigen Einkünfte um 3000 fl. erhöht; Sie werden nun ein Kollega Ignaz Schuſters, welchen Sie als einen ebenbürtigen Künſtler ſchon ſo lange herzlich begrüßt haben.

Das iſt Alles wahr! verſetzte Raimund. Dennoch bricht morgen ganz gewiß ein trauriger Tag für mich an. Sie werden es erfahren, daß mir irgend ein Ungemach begegnen wird.

Sie halten doch nichts auf Ahnungen, ſcherzte Emmi und lachte.

Zuweilen! erwiederte Raimund.

Nun, ſo will ich Ihnen denn geſtehen, erwiederte Emmi, daß ich ebenfalls an Ahnungen glaube. Ich laſſe mir meine Träume durch die Amme, die ſich hierauf perfekt verſteht, deuten, und habe manchmal Viſionen, die immer zur Wahrheit werden. — Neulich ſagte mir meine Sibilla, als ich ihr einen Traum, der Sie betraf, erzälte, und um die Auslegung desſelben erſuchte, daß Sie noch recht glücklich ſein werden, daß Ihr Ruhm ſich von Tag zu Tag ſteigern, und daß die ganze Welt von Ihrem Lobe voll ſein werde.

Und dies träumten Sie Alles von mir?

Nicht buchſtäblich, aber die Auslegerin brachte es heraus.

Darf ich um die Erzälung Ihres Traumes bitten? ſagte Raimund. Vielleicht deute ich ihn beſſer als die Amme. Ich verſtehe mich auch darauf.

Ich ſpreche gerne von meinen Träumen, hören Sie alſo: Mir träumte, Sie ſäßen in einer finſteren Grotte —

Vielleicht im Polizeihauſe; dahin werde ich wol noch kommen. —

Warum nicht gar! Sie extemporiren ja nichts Anſtößiges.

Man kann nicht wiſſen! Morgen werde ich gewiß Etwas Anſtößiges extemporiren; morgen habe ich vielleicht abermals eine Exekution.

Der Himmel wolle es verhüten! Sie dürfen ſich von Ihrem Blute nicht ferner hinreißen laſſen. —

Das iſt leicht geſagt, Fräulein, aber es gibt manchmal Lebensfragen, die ſich nur durch Ohrfeigen beantworten laſſen.

Großer Gott! erwiederte Emmi, das wäre ſchrecklich! Wenn Sie Jemand beleidigt hat, ſo können Sie ja die Gerichte zu Hilfe rufen —

Die Gerichte! Die Gerichte richten nur nach den Geſetzen, aber es gibt Fälle, auf welche kein Geſetz paßt; was ſoll dann ein ſchwacher Menſch thun, wenn ihm wehe geſchieht —

Stark ſein und nie den Richter in eigener Sache machen. Doch wir kommen von meinem Traume ab. Hören Sie: Mir träumte: Sie ſäßen in einer finſtern Grotte. Da wurde es plötzlich Licht, die düſtern Felſen ſchwanden, ein Hain mit Blumen umgab Sie, und ein ſpiegelheller Bach beſpülte die Blumen.

Ein Waſſer? O weh! Wer vom Waſſer träumt, träumt vom Unglück.

Es kommt darauf an, was für ein Waſſer der Traum zeigt, eine Kriſtall-Quelle, einen Hain mit einem Fluße, der unter Blumen dahin rauſcht, — —

Waſſer bleibt Waſſer! erwiederte Raimund. Mir hat einmal von einem Fußbade geträumt, und am andern Tage brachte mir mein Schuſter ſo enge Stiefel, daß ich den ganzen Tag hinken mußte; da war ſchon das Unglück fertig.

Du ſiehſt Emmi, daß Herr Raimund durchaus Unglück haben will, bemerkte der Vormund, deshalb erſpare Dir die Mittheilung Deines Traumes.

Ja, ja, ich will meine Erzälung abbrechen —

Und ich will aufbrechen und Ihnen nicht länger läſtig ſein, denn ich ſehe, daß ich heute unleidlich bin. Ich bin zum zweiten Male in Ihrem Hauſe und quäle Sie ſchon durch meine Miſanthropie. Vergeben Sie mir, ſchönes Fräulein, haben Sie nur heute Nachſicht mit mir. Wenn der ſchauerliche Tag, der mir morgen droht, vorüber iſt, wenn ſeine Folgen vergeſſen ſind, dann werde ich gewiß ein ganz anderer Menſch ſein. Ich gelobe es Ihnen. Heute aber entlaſſen Sie mich und grollen Sie mir nicht.

Raimund verabſchiedete ſich ganz feierlich und ging.

Ich habe es ſchon oft gehört, von ſeinen beſten Freunden gehört, ſagte Hilbert, daß der gute Raimund häufig von einem garſtigen Spleen gemartert wird. Morgen vielleicht dürfte ihn ſeine Krankheit wieder befallen.

Emmi war ſehr betrübt über Raimund.

Sie hätte ihn ſo gerne über ganz andere Dinge ſprechen gehört. Sie ſchlich in ihr Schlafgemach mit beklommenem Herzen.

* * *

Wie Raimund ſeine Nacht hinbrachte, wird ſich der gütige Leſer wol vorſtellen.

Ihm war, als müſſe er in eine Schlacht gehen. Sein Ehrgeiz, wie er den Trieb nannte, ſich an Mamſell Grünthal für die Unbilden zu rächen, die ſie ihm bereits zugefügt und noch zufügen werde, trieb ihn zu einer Unbeſonnenheit, welche er ſehr empfindlich büßen mußte. Er konnte aber nicht anders. Es befiel ihn, als wenn ein böſer Geiſt ihn antriebe, ganz gegen ſein, ſonſt ſo gutes Gemüth zu handeln, der öffentlichen Meinung ein Schnippchen zu ſchlagen, und ſich nicht einmal um das Urtheil derjenigen zu kümmern, die ihn mit Liebe und Freundſchaft überhäuften, und ihr Herzblut für ihn hingegeben hätten.

Wenn er nur einmal an Emmi gedacht, und ſich gefragt: Was wird Sie dazu ſagen! Sie, die feine, zarte, hochgebildete Emmi, was wird Hilbert denken, der mir ſchon bei der derben Zurechtweiſung Lawingers zu verſtehen gab, daß ich durch Selbſthilfe mich unanſtändig, ja roh benommen! — Allein an Emmi, an Hilbert, an die Welt, dachte Raimund nicht einen Augenblick; er dachte nur an ſeine gekränkte Ehre, an die Untreue einer Perſon, welche er ſchon bei ſeinem erſten Zuſammentreffen mit ihr, für das, was ſie war, hätte halten müſſen, und ſo tobte denn der Vulkan der Rache in ihm, bis er zum Ausbruch kam.

Wie Raimund ſich vorgenommen, ſo leitete er auch ſeine Sache ein. Schon am Morgen um neun Uhr, wußte er ſich einen Sperrſitz in der zweiten Reihe, und zwar gerade hinter dem Sitze der Untreuen, zu verſchaffen. Nr. 19 beſaß der Graf, Nr. 20 Raimund.

Ein Steuerverwalter, in der Joſefſtadt wohnhaft, ein großer Theaterfreund und ein eben ſo großer Gönner Raimunds, mußte ihm ſeinen grünen Pelz und eine Pelzmütze von grünem Sammt, mit Marder ausgeſchlagen, borgen. Ein rothes dickes Halstuch verhüllte das Kinn, und reichte bis zur Naſe; Raimund ſah dem alten Theaterfreunde ſo ähnlich, daß der dicke Wagner, welcher die Sperrſitze auf der Gallerie aufſchloß, Raimund mit den Worten anſprach: Herr von Grieſel haben heute nicht Ihren gewöhnlichen Sitz? Wie kommt denn dies?

„Das Maul halten!" ſagte Raimund, ganz im Tone Grieſels.

„Ein charmanter Mann!" brummte Wagner, „wenn er nur das grobe Sprichwort nicht hätte."

Der Sitz Nr. 20 wurde aufgeſchloſſen.

Es war drei Viertel auf ſieben Uhr.

Weder Thereſe Grünthal, noch ihre Mutter, noch der Graf waren zugegen.

Wer das alte Leopoldſtädter-Theater gekannt hat, wird wiſſen, daß es wie eine Mördergrube beleuchtet war.

Dies hatte ſeine guten Gründe, die jeder Direktor bis auf Carl gelten ließ. Selbſt als der wackere Manquet die Oberleitung dieſer Bühne übernahm, vermochte er nicht, mit der Beleuchtung, mittelſt eines großen Luſters, durchzudringen, Sartory, der Mann der Finſterniß, war dagegen. An dem, für Raimund und für Mamſell Grünthal verhängnißvollen Abend, war es beſonders finſter, welches unſerem Helden ſehr angenehm war.

Raimund ſaß fünf Minuten.

Endlich kam Wagner wieder, ſchloß zwei Sperrſitze in der erſten Reihe der Gallerie auf und annoncirte ziemlich laut: Nr. 6 und Nr. 7! Kommen Sie, Fräulein Grünthal und Mama! Stoßen Sie ſich jedoch nicht an! Es iſt heute wieder „dumper“ wie in einer Todtengruft; reichen Sie mir die Hand; ich bringe Sie ſicher und gefahrlos auf Ihren Platz, dann hole ich auch die Mama und auch ſie ſoll ebenfalls glücklich ankommen.

Mutter und Tochter ſetzten ſich.

Mamſell Grünthal bemühte ſich umher zu blicken.

Der Graf iſt noch nicht da! ſagte ſie. — Wer ſitzt denn hinter mir?

Die Alte glotzte Raimund lange an.

Ich kenn' ihn nicht! erwiederte ſie.

Wer kann es denn ſein?

Jemand vom Lande, vielleicht ein Verwalter oder dergleichen. Geduld, mein Kind, ſagte die Mutter, wir wollen Plätze wechſeln, dann kommt der Graf dicht hinter Dir zu ſitzen.

Das will ich nicht, erwiederte Thereſe. Man kann nicht wiſſen, ob man uns nicht beobachtet.

In dieſer egiptiſchen Finſterniß, unmöglich!

Der Teufel könnte ſein Spiel haben! Bleiben Sie nur, Frau Mutter.

Nun erſchien der Graf.

Ach, wie freundlich war er! Er zerfloß in Zärtlichkeiten.

Gott ſei Dank! daß Du kommſt, ſagte Thereſe; ich habe Dir viel zu ſagen. Ich habe es mir überlegt, wie es zu machen, daß ich mit Dir für acht Tage nach Preßburg reiſen könne. Du mußt die Oſterwoche abwarten, da bin ich vom Palmſonntage bis Oſtermontag frei. Da wollen wir dann recht glücklich ſein!

Und Raimund?

Mit dieſem Narren, erwiederte Thereſe, breche ich, ſobald ich meinen neuen Kontrakt abgeſchloſſen habe.

Und wie lange wird dies noch währen?

Raimund hat mir geſtern verſprochen, mit dem Direktor darüber zu ſprechen; Raimund ſelbſt iſt jetzt Mitglied unſeres Theaters; er wird Regiſſeur; ihm wird es alſo leicht, mich als ſeine Geliebte zu protegiren.

Als ſeine Geliebte! lachte der Graf. Meine Geliebte dürfteſt Du nicht auf ſolche Weiſe ſein, wie Du ſeine Geliebte biſt!

Dich zu hintergehen, betonte Grünthal, würde mir auch nie in den Sinn kommen.

Aber mich zu hintergehen! Nichtswürdige! ſchrie Raimund Thereſen zu, packte ſie kräftig an, und zog ſie in höchſter Wuth von ihrem Sitze fort bis in den Logengang.

Thereſe ſtieß einen furchtbaren Schrei aus.

Die Mutter wollte der Tochter zu Hilfe eilen.

Raimund ſtieß ſie zurück.

Der Graf rief nach der Wache.

Die im Theater verſammelten Leute ſtürzten herbei.

Dies Alles aber hinderte Raimund nicht, ſich Genugthuung zu verſchaffen.

Wir wollen nicht hieher ſetzen, auf welche Weiſe Raimund ſich an der, ihre Schwüre verletzenden Grünthal gerächt, nur wollen wir berühren, daß Niemand im Stande war, die Grünthal ihm zu entreißen. Was er ihr geſagt, wie er ſie genannt, öffentlich genannt, iſt nicht Gegenſtand unſerer Schilderung.

Als er ſein Müthchen gekühlt, ſchrie er:

So, Mamſell! Jetzt ſind Sie frei! — Sagen Sie Ihrem neuen Liebhaber, daß er es Ihnen ebenfalls ſo machen ſoll, wenn Sie ihn wie mich hintergehen!

Er entfernte ſich.

Der Graf hatte einen Polizei-Kommiſſär herbeigeholt, allein der Exceß war bereits vorüber.

Grünthal und Mutter wankten über die Stiege nach dem Ausgange des Theaters.

Beide waren ſo ſehr von der Schmach, die ſie erlitten, gedemüthigt, daß ſie kein Wort zu ſprechen vermochten.

Der Graf ließ einen Fiaker rufen, ſetzte die Damen hinein und ſpedirte ſie nach Hauſe.

Raimund verfügte ſich zur Polizei-Direktion und klagte ſich ſelbſt an.

Ich ſehe mein Unrecht ein, ſagte er. Ich bitte, mich zu ſtrafen. Wenn die Behörde es für angemeſſen findet, mich arretiren zu laſſen, ſo bleibe ich gleich hier.

Der Kommiſſär, bei dem Raimund ſich meldete, nahm ein Protokoll auf, machte aber von dem Antrage, ſich ſeiner Perſon zu bemächtigen, keinen Gebrauch.

Wenn ich Ihrer bedarf, ſagte der Kommiſſär, werde ich Sie rufen laſſen.

Raimund eilte nach Hauſe und ſchloß ſich in ſeinem Zimmer ein. Er bereute ſeine brutale Rache und ſchämte ſich ihrer.

Das Publikum nahm dieſes Benehmen Raimunds ſehr übel.

In den Gaſthöfen und Kaffeehäuſern wurde der Stab über ihn gebrochen. Schonungslos wurde er verdammt; am meiſten läſterte ihn ein damals verrufenes Schmähmaul im Gaſthofe zum „Lamm,“ und zwar in ſo abſcheulichen Ausdrücken, daß Ignaz Schuſter, welchen dasſelbe Subjekt auf Koſten Raimunds, ſeiner Solidität wegen, Komplimente machte, dem Läſterer zurief: Ach, ſeien Sie doch nicht ſo ungerecht! Bedenken Sie das Temperament des unglücklichen Raimund! Wenn er Ihr Blut hätte, würde er gewiß nicht die tolle Unbeſonnenheit begangen haben! Er wird dafür büſſen müſſen! Weßhalb beſchimpfen Sie ihn in ſeiner Abweſenheit, und ſchleudern Ihre dolchartigen Worte, wie ein Bandit ſein Meſſer, nach ihm!

Der abſcheuliche Läſterer ſchwieg.

8. Im Polizeihauſe.

Raimunds Verurtheilung ließ nicht lange auf ſich warten. — Die Behörde faßte den Skandal, der in einem Theater, dem Raimund noch dazu als Schauſpieler angehörte, vorging, ins Auge und wollte ihn nicht nur über die unſtatthafte, unerlaubte Selbſthilfe, die er ſich verſchafft, ſondern auch der mißhandelten Grünthal wegen, ſtrenge beſtraft wiſſen.

Die Behörde diktirte einen Polizeihaus-Arreſt für vierzehn Tage.

Die Theaterdirektion bat um Nachſicht für ihn. Sie gab an, daß ſie am empfindlichſten durch dieſe Strafe betroffen würde.

„Mein Repertoir wird geſtört; ich habe hohe Gagen zu bezahlen, ſagte Leopold Huber in ſeiner Eingabe; ich benöthige Raimund dringend, der neuen Stücke wegen, die zur Darſtellung kommen; ich bitte, meine pekuniäre Lage ins Auge zu faſſen, welche durch das lange Entbehren eines der beliebteſten Künſtler ſehr gefährdet würde.“

Die Behörde fand ſich bewogen, die Arreſtſtrafe von 14 Tagen auf 8 Tage herabzuſetzen, und als dann eine zweite dringendere Vorſtellung, auch dieſe acht Tage nachtheilig für die Theaterkaſſe nannte, wurde Raimund zu einer Haft von 3 Tagen verurtheilt.

Raimund meldete ſich ſelbſt dem Kommandanten des Polizeihauſes, und dieſer wies ihm ein Zimmer an, in welchem bisher, wie der Feldwebel an dieſem Strafорte ſich ausdrückte, „nur diſtinguirte Perſonen in Haft geweſen wären.“

„Ich habe mich durchaus nicht diſtinguirt benommen!“ ſagte Raimund.

Er betrat ſein Zimmer, hörte die Riegel ſeiner Gefängnißthüre vorſchieben und das Schloß einſchnappen.

Drei Tage! ſagte Raimund, drei Tage! viel zu wenig; ich ſehe es ſelbſt ein! Noch in drei Wochen werden die Wiener meine Brutalität nicht vergeſſen haben.

Jetzt wird Emmi wohl auch ſchon von meinem rohen Benehmen Kunde erhalten haben! Emmi ſieht mich gewiß nicht mehr an! — Ich wage ihr nicht unter die Augen zu kommen! Ich ſchäme mich all zu ſehr!

Er ſchritt in ſeinem Zimmer umher.

Das Fenſter des Zimmers mit Eiſenſtäben ſtark vergittert, war etwas hoch gelegen, ſo daß Raimund den

Tiſch in ſeiner Gefangenſtube an die Mauer rücken mußte, um hinauf zu ſteigen und zu erforſchen, wohin die Ausſicht führe, dieſes Fenſter war es, was ihm zuerſt auffiel.

Eine ſchöne Ausſicht! ſagte Raimund, als er an das Fenſter hinaufgeſtiegen war; ich habe hier die Baſtei vor mir, ſehe die Spaziergänger, blicke nach dem „Schanzl," nach der Leopoldſtadt, nach derſelben Vorſtadt, in welcher ich meine Unthat begangen.

Zum Geier! ſagte Raimund, da bleiben gerade auf dem jenſeitigen Ufer der Donau zwei Herren ſtehen, und der Eine weiſet mit ſeinem Stocke nach meinem Fenſter! — Der weiß vielleicht ſchon, daß ich auf Nr. 17 logire, und macht ſeinen Freund aufmerkſam auf den verruchten Böſewicht, der hier unter Schloß und Riegel „dünſten" muß, bis er ſeine Unbeſonnenheit „ausgedünſtet" hat.

Die beiden Herren am jenſeitigen Ufer der Donau dachten vielleicht gar nicht an Raimund; aber Raimund ſprang vom Fenſter herab und ließ ſeine Augen in ſeinem Gefängniſſe herumſchweifen.

Die Wände waren ganz mit den Namen derjenigen bedeckt, welche vor Raimund hier eine Herberge gefunden; auch Verſe waren angeſchrieben.

„Nein," ſagte Raimund, „in dieſes Stammbuch ſchreib' ich mich nicht!"

Er las und las. Er fand die Namen ſehr vieler Bekannten; auch den einer, in Wien ſehr renommirten, ſchönen jungen Frau, die aus Eiferſucht ihr Stubenmädchen mit Füßen getreten hatte; ſie ſchrieb ihr Vergehen ohne Scheu an die Wand, und darunter die Reime:

„Wen Vernunft und Erziehung nicht belehrt,
Der wird durch Einſamkeit ſicher bekehrt,
Ich habe nicht ſechs Stunden hier zugebracht,
Und ſchon ganz anders gefühlt und gedacht!"

Die liebliche Frau von ****, ſagte Raimund, ſpricht mir aus der Seele; aber ich habe des Arreſtes nicht bedurft, um anders zu denken.

Noch las er: „Kaſimir Zz., wegen eines Duells!" — Auch ein Hitzkopf! ſagte Raimund. „Ignaz B***, „wegen unbeſonnener Aeußerungen." — Da kommen ja alle Narren herein! rief Raimund, und die nennt der Feldwebel „diſtinguirte Perſonen!"

Jetzt wurde ein Schuber in der Thüre aufgeriſſen, und herein guckte ein liebliches Mädchengeſicht.

„Sie wünſchen, mein Engel?" fragte Raimund. „Habe ich Ihre Neugierde erregt? Wollen Sie das Ungethüm recht in der Nähe ſehen, das ſo abſcheulich an einem wehrloſen Frauenzimmer gehandelt?"

Ei, was geht denn das mich an! ſagte das Mädchen. Ich bin die Tochter des Traiteurs, und bitte, mir zu ſagen, was Sie heute mittags zu ſpeiſen gedenken?

Ja, hat man's denn im Polizeihauſe zum Ausſuchen?

Freilich. Hier iſt der Speiſezettel!

Raimund flog den Speiszettel durch.

Eine recht hübſche Auswahl! ſagte Raimund. „Ein halbes gebratenes Huhn," „ein Viertel Ganſel," „Milchrahmſtrudel," „Gugelhupf!" Wenn das Arreſtantenkoſt iſt, bemerkte Raimund, ſo werde ich um Verlängerung meines Aufenthaltes einkommen!

O, Sie können ſich auch Speiſen beſtellen, welche nicht auf dem Speiſezettel verzeichnet ſind; für's Geld bring ich Alles!

Ei muß man denn bezahlen, wenn man eingeſperrt wird? Ich war bisher der Meinung, daß ein Arreſtant auf Regimentskoſten lebt!

Die Arreſtantenkoſt, welche das Polizeihaus gewöhnlich verabreicht, würde Ihnen nicht ſchmecken. Sie ſind auch kein Verbrecher. —

Nicht?

Wegen ein par Ohrfeigen, die man im Zorn gibt, hat man noch keine Todesſtrafe verwirkt!

Ich glaube es auch! ſagte Raimund und mußte laut auflachen. —

Hätten Sie die Mamſell Grünthal in ihrem Zimmer durchgebläut, nichts wär' Ihnen geſchehen, aber im Theater! —

Schatz, warum haben Sie mir dies nicht früher geſagt?

Ich habe Sie ja nicht gekannt! — Doch mich geht die Geſchichte nichts an; ich bin nur die Traiteurs-Tochter im Polizeihauſe. — Ich bitte, ſuchen Sie ſich Etwas aus! Sie können eſſen und trinken, was gut und theuer iſt. Erſtens haben Sie ſelbſt viel Geld, und dann gibt Ihnen der Direktor Ihres Theaters, ſo lange Sie hier bleiben, noch extra täglich zehn Gulden, damit Sie ſich's gut geſchehen laſſen können. Das hat der Gefangenwärter meiner Mutter geſagt. Ich wäre daher der Meinung, Sie tränken ſich täglich einen Rauſch!

Nun, ſagte Raimund, 10 fl. Diäten! So gut ſind Ohrfeigen dem, der ſie ausgetheilt hat, noch nie honorirt worden! — Der gute Huber iſt doch recht freundſchaftlich! — Bringen Sie mir, was Sie ſelbſt gerne ſpeiſen, mein Kind; ich will mir nichts auswählen.

Ganz recht, Herr von Raimund. Ich werde Ihnen ſchon etwas Gutes ſchaffen.

Und ich werde Ihnen ein hübſches Geſchenk dafür machen.

Ih bewahre! Ich bin nicht intereſſirt! Wollen Sie aber meiner Mutter und mir eine Freude bereiten, Notabene wenn Sie wieder frei ſind, ſo ſchenken Sie uns ein par Sperrſitze. —

Gewiß, mein Kind, ſobald ich den „geſperrten Sitz“ im Polizeihauſe verlaſſen habe, ſollen Sie Ihre Sperrſitze im Theater erhalten!

Aber nur, wenn Sie ſpielen! Den Gottlieb Koke möchte ich von Ihnen gerne ſehen. Meine Mutter hat geſagt, das wäre das paſſendſte Stück für uns. In der „Parteiwuth“ ſind Gefangene ebenfalls die Hauptperſonen wie hier.

Sie ſchloß den Schuber in der Thüre und ging.

Ein recht liebliches Ding! dachte Raimund, und gar nicht ungehalten iſt ſie, daß ich mich an ihrem Geſchlechte verſündigt habe. — Wenn ſie nur öfter käme; es iſt doch verflucht langweilig in dieſen vier Mauern.

Raimund hörte nun den Riegel von ſeiner Thüre wegſchieben, hörte Schlüſſel raſſeln, ſein Gefängniß wurde aufgeſperrt und herein trat der Gefangenwärter, ein alter Mann mit einem freundlichen Geſichte. Er lächelte, und ſagte:

Ich ſoll Sie in die Kanzlei führen. Zwei Damen haben die ſchriftliche Erlaubniß vorgezeigt, mit Ihnen ſprechen zu dürfen.

Zwei Damen? Wirkliche Damen? fragte Raimund.

Man ſpricht jetzt ſo! Frauenzimmer, welche gut angezogen ſind, nennt man Damen; ich nenne ſie nun auch ſo.

Wer ſind denn dieſe Damen?

Ich kenne ſie nicht.

Etwa eine alte und eine junge?

Richtig, eine alte und eine junge!

Doch nicht die Grünthal und ihre Mutter?

Ich glaube, Grünthal nannten ſie ſich!

O ich bitte Sie, Herr Gefangenwärter, ſagen Sie: ich wäre nicht zu Hauſe!

Von einem Gefangenen kann ich dies nicht ſagen.

Was wollen ſie denn, dieſe — Damen?

Wie ich vernehme, will Sie die jüngere um Verzeihung bitten.

Daß ich ſie geprügelt habe?

Nein, daß ſie Sie gereizt hat.

Ich verzeih ihr Alles, ſie ſoll mir auch verzeihen! Nur nicht ſprechen! Lieber noch vier Wochen hier eingeſperrt bleiben! — Ich bitte Sie, lieber Herr, machen Sie mich krank, geben Sie mich für todt aus! Nur nicht ſprechen, nur nicht dieſe Damen ſprechen!

Der Gefangenwärter ging.

Raimund war über die Viſite der Grünthal ſehr ungehalten.

Ich weiß, weshalb ſie kommt, ſagte er. Sie will mich im Polizeihauſe ſehen, um ſich an meiner Gefangenſchaft zu weiden, dann will ſie nebſtbei mich bitten, keinen Groll zu haben, damit Huber ihr einen vortheilhaften Kontrakt unterzeichne. — O dieſe falſche Perſon kenne ich! — Nein, nein, ſo iſt's beſſer! — Ich ſpreche ſie nicht, und wenn ich mit Pferden zu ihr hingezogen würde.

Der Gefangenwärter kam zurück.

Herr Raimund, ſagte er, ich bin ſchon wieder hier.

Mamſell läßt ſich wahrſcheinlich nicht abweiſen?

O ja! Sie iſt ſchon fort. Es iſt aber ſchon wieder ein anderes Paar da. Dieſes Paar hat ebenfalls die Erlaubniß erhalten, mit Ihnen ſprechen zu dürfen. Diesmal iſt es aber ein Herr und eine Dame.

Mein Freund Kindler und Fräulein Gleich? —

Nein, ſo heißen ſie nicht.

Wie heißen ſie denn?

Herr von Hilbert und ſeine Mündel. —

Mich trifft der Schlag! Das iſt ja noch ärger! Da will ich doch lieber mit der Grünthal und ihrer Mutter ſprechen, mit dieſen Beiden könnte ich im ſchlimmſten Falle grob ſein! —

Nein, ſagte der Geſangenwärter, mit Perſonen, wie ſie jetzt in der Kanzlei auf Sie warten, könnte Niemand unhöflich ſein, mit dem Fräulein ſchon gar nicht! Das Fräulein iſt wirklich eine Dame; die hat eine Stimme, ſo ſanft wie eine Flöte. — Fräulein Grünthal und das Fräulein Hilbert begegneten ſich an der Thüre, Fräulein Grünthal ſagte ein paar Worte, welche nicht artig klangen, Fräulein Hilbert ſah ſie blos mit ihrem ſanften Blicke an, und ging ſchweigend an ihr vorüber.

Unartig war die Grünthal? Unartig! Ei, da muß ich ja zu Fräulein Hilbert hinunter! Dieſer Engel ſollte wegen mir beleidigt werden? Kommen Sie, Herr Geſangenwärter; aber ich bitte Sie, ſperren Sie hinter mir zu, damit mir nichts davon getragen wird!

Der Geſangenwärter mußte lachen über Raimund, und führte ihn in die Kanzlei.

Als Raimund in die Kanzlei eintrat, ſaßen Emmi und ihr Vormund auf einem Sofa, und ein Polizei-Lieutenant ſtand neben ihnen.

Raimund war ſehr beklommen, und als er Emmi und ihren Vormund erblickte, ſtieg ſeine Verlegenheit aufs Höchſte.

„Nicht wahr, ſagte er, ich habe mich abſcheulich aufgeführt! Und Sie bringen es noch übers Herz, einen ſo ſchlechten Patron, wie ich bin, zu beſuchen?“ —

Lieber Raimund, erwiederte Hilbert, Sie müſſen es unſerer freundſchaftlichen Theilnahme zuſchreiben, daß wir hieher gekommen ſind. Wenn einem Freunde ein Unglück zuſtößt, ſo muß man ihn aufſuchen und nicht ihn meiden; man muß ihm die hilfreiche Hand bieten, nicht ihn zurückſtoßen. Sprechen Sie, was ſollen wir thun, um Ihre Leidenstage abzukürzen; der Herr Polizei-Lieutenant hat uns den Rath gegeben, uns —

Um Gottes willen! bat Raimund, geſtatten Sie ſich keinen Schritt meinethalben! Ich bin ohnehin ſchon zwei Mal begnadigt worden; wenn mir die paar Tage auch noch zu viel wären, ſo könnte die oberſte Inſtanz am Ende wähnen, ich wolle für meine Unthat noch belohnt werden; — nein, nein, es geſchieht mir nicht Unrecht; im Gegentheile, es geſchieht mir noch viel zu wenig.

Und Sie, verehrtes, engelgutes Fräulein Emmi, haben auch Sie ſich entſchließen können, mich ruchloſen Menſchen, zu beſuchen? — Sie ſind gekommen, mir meine Lage erleichtern zu wollen, und ich muß Ihnen offenherzig geſtehen, daß Sie mir ſie erſchweren! — Jetzt erſt fällt mir eine Zentnerlaſt aufs Herz! Jetzt erſt fühle ich, wie ſehr ich mich vergangen habe! Als einen Mann, von dem Sie Bildung und Lebensklugheit vorausſetzten, nahmen Sie mich in Ihrem Hauſe auf, und ich — Undankbarer — gebe Ihnen zum Lohne für Ihr Vertrauen, den Beweis, daß Sie ſich — in mir getäuſcht haben!

Ich habe mich nicht getäuſcht, lieber Raimund, erwiederte Emmi. Sie ſind jung, und Ihr Temperament iſt noch jünger als Sie. Niemand in Wien verdammt Sie, daß Sie ſich von dem Gedanken, nicht dem Hohne und Spotte eines Dritten verfallen zu wollen, hinreißen ließen, und einer argen Täuſchung, die man ſich gegen Sie geſtattete, auf auffallende Weiſe ein Ende machten. Aber wie Sie dies anſingen, wird getadelt. Verloren haben Sie deßhalb gewiß nicht in den Augen Ihrer vielen Freunde. Sie erleiden Strafe, und wenn Sie in drei Tagen dieſe Strafe überſtanden haben, und am vierten Tage wieder auf dem Theater erſcheinen werden, ſo wird Raimund in ſeiner Uibereilung im häuslichen Leben vergeſſen, und Raimund in ſeiner Beſonnenheit im öffentlichen Leben wieder anerkannt ſein. Auf meinen guten Vormund hat Ihre Uebereilung nur einen vorübergehenden Eindruck gemacht. Wir beklagten Sie, und ich bemitleidete Fräulein Grünthal, welche ein ſchönes, ein talentvolles Mädchen, aber ſo unglücklich iſt, nicht einmal zu wiſſen, daß man auf einem Abwege nie ein rühmliches Ziel erreicht. —

Die Grünthal wäre vielleicht nicht ſo gewiſſenlos, wenn ihre Mutter nicht wäre! bemerkte Raimund.

Die Leute in den Kaffeehäuſern äußern ſich, ſcherzte der Lieutenant, daß der Mutter die Zurechtweiſung mehr gebührt hätte, als der Tochter. —

Schade, daß mir das nicht eingefallen iſt, verſetzte Raimund. In meiner Wuth wäre es mir alles Eins geweſen.

Nun, ſagte Raimund, theilen Sie mir doch mit, Fräulein Emmi, was Mamſell Grünthal Ihnen zugerufen, als Sie ſie begegneten; der Gefangenwärter hat mir geſagt, die Grünthal wäre unartig geweſen. —

Sie ſagte mir einige alberne Worte im Vorübergehen, erwiederte Emmi. Sie ſieht mich wahrſcheinlich als die Urſache des Verdruſſes mit Ihnen an. —

Sie war unartig? polterte Raimund.

Unartig? — Nein. —

Was ſagte Sie Ihnen? Ich bitte Sie, Fräulein, was ſagte ſie?

Emmi antwortete: Fräulein Grünthal ſagte: „Schöne Nebenbuhlerin; hier iſt's nicht ſo luſtig, wie auf dem Sperlballe!"

Sonſt nichts? Leider hat ſie, was den Sperlball und das Polizeihaus betrifft, vollkommen Recht. —

Auf Ehre! bemerkte der Lieutenant und lachte.

Was aber das Wort Nebenbuhlerin betrifft, verſetzte Raimund, ſo wünſchte ich, ſie hätte auch Recht! dann wäre es mir hier lieber, als im Sperl. —

Wir haben Sie geſehen! unterbach Hilbert die Wendung des Geſpräches; wir haben Ihnen unſere Theilnahme bezeigt, wir haben Sie verſichert, daß wir Sie achten und ſchätzen wie immer; wir nehmen nun Abſchied von Ihnen, und laden Sie ein, ſobald Sie dieſes Haus verlaſſen, uns zu beſuchen. — Wir werden Sie zum Mittagstiſche erwarten, damit wir mit einem fröhlichen Diner Ihr Wiedererſcheinen begrüßen, da das Souper bei uns Sie nicht in der beſten Stimmung von uns ſcheiden ließ.

Darf Herr Raimund leſen in ſeiner Gefangenſchaft, fragte Emmi den Lieutenant.

Leſen? antwortete dieſer, leſen darf ein ſolcher Arreſtant, was ihm beliebt. Alle meine Bücher ſtehen ihm zu Dienſten.

Ich habe auch ein Buch mitgebracht, erwiederte Emmi: „Zimmermanns Gedanken über die Einſamkeit," ein vortreffliches Buch! — Ich empfehle es Ihnen.

Sie übergab Raimund das benannte Buch.

Nun bin ich geborgen! rief Raimund ganz freudig. Jetzt werden mir die verhängnißvollen drei Tage wie Einem, der zum neuen Leben verurtheilt wird, freudig und ganz im Gegenſatze zu Einem, der nach drei Tagen zum Tode verurtheilt iſt, vergehen.

Mit einem ſolchen, bemerkte der Lieutenant, können wir auch aufwarten. Der Unglückliche, der dieſer Tage ſeine Schweſter und den Bruder ihres Dienſtgebers, ermordete, ich kann wohl ſo ſagen, weil die armen Opfer mittlerweile im Spitale geſtorben ſind, befindet ſich auch im Polizeihauſe und dürfte erſt am nächſten Sonnabend dem Kriminalgerichte überliefert werden —

Der Entſetzliche, welcher dieſe Schandthat in unſerem Hauſe verübte? fragte Hilbert.

Im Hauſe Nr. 773 in der Wollzeile, verſetzte der Lieutenant.

Da wohnen wir! rief Emmi. Herr Lieutenant! dürfen wir uns die Ehre Ihres Beſuches erbitten?

Es kann mir nur zur Ehre gereichen, erwiederte der Lieutenant. Ich werde ſchon morgen von Ihrer Einladung Gebrauch machen und Ihnen melden, wie der, uns Allen werthe Gefangene ſeine erſte Nacht hier zugebracht hat.

Hilbert und Emmi empfahlen ſich.

Raimund ergriff die Hand Emmi's, und preßte ſie lange und bedeutungsvoll an ſeine Lippen.

Gott lohne es Ihnen! ſagte Raimund. Sie haben mir Troſt und Hoffnung eingeflößt. Ich werde Ihnen dieſe Huld nie vergeſſen.

Seine Augen ſchwammen in Thränen.

Emmi war tief ergriffen.

Auf Wiederſehen! ſagte ſie; auf frohes Wiederſehen!

Raimund umarmte Hilbert.

Hilbert und Emmi entfernten ſich.

Der Lieutenant gab den beiden das Geleite.

Als der Lieutenant zurück kam, ſagte er:

Herr Raimund, ich gratulire Ihnen. Dieſe ſchöne, junge, gebildete Dame, ſcheint Ihnen mehr als eine Freundin zu ſein!

Glauben Sie? erwiederte Raimund.

Sollten Sie das nicht ſelbſt fühlen?

Ach mein Gott! das wäre ja ein Glück, das ich mir gar nicht träumen ließ!

Das ſehe ich nicht ein! entgegnete der Lieutenant. Ein geachteter Künſtler, ein Mann, dem die Natur eine ſo günſtige Geſtalt, ein ſo ſprechendes Auge verliehen, ein feiner, gebildeter Mann —

Eine ſchöne Feinheit und Bildung! eiferte Raimund. Gerade weil ich nicht fein, ſondern roh war, weil ich keine Bildung, ſondern Gemeinheit zeigte, ſitze ich hier. —

Sie vergaßen ſich in einer großen Erregtheit.

Herr Lieutenant, bat Raimund, Sie ſind ſo gut und nachſichtig, Sie werden mir eine Frage nicht übel deuten. Sie waren gewiß in Ihrem Leben oft verliebt; — haben Sie nie eine Geliebte gehabt, welcher Sie einen „Merks,“ — Sie verſtehen mich ſchon, was ich meine, — einen „Merks“ ſo gewiß eigenhändig gegeben haben?

Ich habe wol Mädchen kennen gelernt, die mir Treue gelobt, und ſie nicht gehalten haben, aber dieſe ließ ich immer gleich ſitzen.

Ich hätte die Grünthal auch ſitzen laſſen ſollen, beſſer ſie ſäße jetzt, ſtatt daß ich ſitze! — Herr Lieutenant, ich danke Ihnen für Ihren Wink. In Zukunft laſſe ich eine ſolche Treuloſe, wenn auch nicht ſitzen, doch wenigſtens laufen.

Nur Fräulein Emmi nicht! ſagte der Lieutenant.

Ei, das iſt ja ein ganz anderes Weſen! verſicherte Raimund, wenn dieſe auch wirklich laufen wollte, ich würde ſie aufhalten.

Der Gefangenwärter trat ein.

Ich bin bereit, ſagte Raimund. Leben Sie wol, Herr Lieutenant.

Wir ſehen uns noch heute, verſicherte dieſer. Rauchen Sie Tabak, dann bringe ich zwei Pfeifen mit!

Charmant! ſagte **Raimund**. Ich rauche zwar nie; aber hat nichts zu ſagen. Wenn mir auf das Rauchen auch übel wird — ſo habe ich ja Zeit dazu! — Herr Lieutenant, geben Sie mir die Ehre „auf einen ſchwarzen Kaffee!“

Ich komme, verſetzte der Lieutenant.

Raimund hing ſich an den Arm des Gefangenwärters, und ſagte herzlich:

Sie, Herr, wie iſt Ihr werther Name?

Franz Kettler heiße ich.

Sie, Herr **Franz Kettler**, wollen Sie nicht bei mir ſpeiſen?

Das darf ich nicht!

Ich verſtehe! — Aber ein Glas Wein dürfen Sie doch bei mir trinken? — Ich laſſe einen vortrefflichen Wein bringen. — In der Nähe, in der Weinhandlung des Herrn „**Reich**,“ haben ſie einen **Ruſter**, ein Wein wie ein Oel!

Ich darf bei Ihnen auch nicht Wein trinken.

Nu, ſehen Sie, ich will Ihnen nichts zumuthen, was Ihnen Verdruß zuziehen könnte, aber wiſſen Sie, wie wir es machen? Sie laſſen für mein Geld drei Bouteillen Ruſter bei „**Reich**“ holen; zwei Flaſchen trägt der „**Freireiter**,“ ſo nennt man, glaube ich, die Diener im Polizeihauſe, welche zu Einkäufen und allerlei Aufträgen verwendet werden, ich ſage zwei Flaſchen trägt der Freireuter in Ihr Zimmer und eine Flaſche in das meinige. Wir trinken dann auf unſere gegenſeitige Geſundheit!

„Das iſt nicht gegen die Hausordnung,“ verſetzte **Franz Kettler**. Ich nehme es mit Dank an.

Apropos! Da Sie **Kettler** heißen, ſo erinnert mich dieſer Name an Ketten, und die Ketten erinnern mich an einen Gefangenen neben mir, welchen ich heute ſchon einige Male mit ſeinen Eiſen raſſeln hörte. — Wer ſitzt denn auf Nr. 16?

O! ein gräßlicher Verbrecher! Ein Mörder, der Schneider, welcher in der Wollzeil —

Nicht möglich! — Dieſer Mörder iſt mein Nachbar? — Das iſt ja entſetzlich! Ich bildete mir ſchon Etwas darauf ein, daß ich in der diſtinguirten Abtheilung einlogirt wurde, und nun ſitze ich neben Räubern und Mördern! —

Es iſt ja eine Wand dazwiſchen! der Kerl wäre gar nicht auf Nr. 16 gebracht worden, wenn nicht das Polizeihaus mit Arreſtanten ſo überfüllt, mit Vagabunden, Dieben, leichtſinnigen Weibsbildern, Tabakſchwärzern, Schuldenarreſtanten und politiſchen Verbrechern ſo überhäuft wäre, daß in manchem Zimmer fünfzehn und mehr beiſammen ſtecken.

Da muß ich trachten, daß ich hinaus komme! Ein volles Theater iſt mir angenehm, aber ein voller Arreſt iſt nicht mein Guſto! Vielleicht bekomme ich auch noch einen Zuwachs?

Wir erwarten einen Bankozettelmacher aus Linz, wenn der eingeliefert wird —

So kommt der zu mir?

Es iſt leider ſonſt nirgend Platz.

3. Ein Fälſcher.

Die Eßſtunde rückte heran.

Die hübſche Traiteurs-Tochter öffnete wieder den Schuber an Raimunds Arreſtthür, und brachte ihm ſein Mittagsmahl.

Ich bringe noch eine Speiſe, ſagte das Mädchen. Eine Speiſe, die meine Mutter eigens für Sie bereitet und nach Ihrem Namen benannt hat: „Raimund-Bretzel;" ich bekomme auch eine Portion davon!

Raimund-Bretzel! wiederholte Raimund. Zu viel Ehre! — Die werden wohl aus Mandelteig gemacht?

Ja, ja, aus Mandelteig, und „Zitternath" iſt dabei.

Kind, dergleichen ſchlägt in mein Fach; ich war ja einmal Zuckerbäcker!

Die Mutter weiß dies. Herr Jung, bei welchem Sie die Zuckerbäckerei erlernt haben, iſt mein Onkel.

Ei, das trifft ſich herrlich! ſagte Raimund, da werde ich dann bei meiner Mahlzeit an Herrn Jung und meine Lehrjahre bei ihm denken, und ich bin überzeugt, ich werde mich nicht übereſſen!

Wein habe ich Ihnen auch bringen wollen; ich erfuhr jedoch vom „Freireiter," daß Sie ſchon ſelbſt dafür ſorgten. —

Als Tiſchwein trinke ich keinen Muſter. Ich bitte mir eine Flaſche Oeſterreicher zu verſchaffen, etwa Biſamberger oder Mailberger.

Sie können alle Gattungen Weine bei uns haben.

Mailberger! Mailberger! ſagte Raimund, und nur noch Eins, wie heißen Sie, ſchönes Kind?

Nannette!

Nannette! Warum Nannette! Wäre es nicht beſſer, wenn Sie ſich Anna nennen würden? Anna klingt ſo ſchön!

Nennen Sie mich Anna! Herr Raimund, bat das Mädchen, was Ihnen gefällt, gefällt mir auch!

Raimund lächelte und ſagte:

„Wenn ich nun ein eitler Menſch wäre, ſo könnte ich mir auf dieſe Aeußerung ſehr viel einbilden, ſo nehme ich ſie aber nur für eine Artigkeit.

Raimund machte ſich an ſeine Mahlzeit.

Er fand ſie vortrefflich.

Anna brachte auch bald den „Mailberger“ und die „Raimund-Bretzel.“

Delikat, ſagte Raimund, iſt der Wein, und vortrefflich ſchmecken die Bretzel! Ich laſſe Ihrer Frau Mutter herzlich danken! Die Bretzel, welche ſie nach meinem Namen benannt hat, ſind mürbe und wohlſchmeckend. Tauſend Dank dafür!

Das Mädchen betrachtete mit ſichtbarem Vergnügen, wie gut es Raimund behage, und ſagte: „Ach! Wie wol iſt Ihnen und mir auch, wenn ich Ihnen ſo zuſehe, indeß da Einer neben Ihnen ſitzt, welcher den ganzen Tag über weint, und ſich faſt zu Tode hungert, weil er die Gefangenkoſt nicht vertragen kann. —

Wer iſt denn das?

Sie kennen ihn ſehr gut!

Ich kenne ihn?

O ja, er war mit Ihnen in Raab engagirt. Er war auch ein Schauſpieler.

Ein Schauſpieler? Wie heißt er denn?

Kanner.

Ei, der war ja ganz unbedeutend!

Das mag er ſelbſt gefühlt haben, deshalb hat er ſich auf das Tabakſchwärzen verlegt.

Und da haben ſie ihn erwiſcht?

Er hat eine Frau und fünf Kinder. —

Mein Gott! Mein Gott! — Liebe Anna, da bringen Sie ihm mein ganzes Eſſen, auch die Raimund-Bretzel, die ich nur gekoſtet habe und den Mailberger und den Muſter! — Ich will ihm, ſo lange ich hier bin, alle Tage eine Mahlzeit bezahlen und noch Geld für ihn im Hauſe zurücklaſſen, ſobald ich frei werde; auch möchte er Ihnen die Adreſſe ſeiner armen Frau mittheilen, der will ich eine Unterſtützung ſchicken und eine Kollekte bei allen Theatern in Wien veranſtalten.

Mein Himmel, eine Frau mit fünf Kindern! Die armen Kinder!

Das Mädchen brachte die, nicht zum dritten Theil verzehrten Speiſen dem unglücklichen Manne und die beiden Flaſchen Wein ebenfalls.

So! ſagte Raimund, ſo iſt es beſſer! — Ich hätte ohnehin nicht gewußt, wie ich mit dieſen vielen Speiſen zu Ende gekommen wäre. — Anna brachte mir ja ein ganzes Traktement! Jetzt will ich leſen, leſen in Emmi's Buch! Ich bin nun einſam; ich will in der Einſamkeit „über die Einſamkeit" leſen.

Raimund ſchlug das Buch auf und ein Blatt Papier fiel heraus.

Von Emmi! ſagte er und wurde glühend roth. Sie widmet mir ein paar Zeilen! Sollte ſie mir wirklich mehr als eine Freundin ſein?

Er las:

> „Es gibt Augenblicke im Leben, welche die verſchloſſenen Herzen zum Geſtändniſſe bringen. Das Unglück wie das Glück geben uns häufig den Schlüſſel in die Hand, mit welchem ſich unſere Herzen öffnen und bis in das Tiefſte blicken laſſen. — Hat ſich Liebe eines ſolchen Herzens bemächtigt, Liebe, die ſich bisher glücklich fühlte, unbemerkt zu bleiben, ſo muß ſie das Geheimnißvolle aufgeben, denn im Unglücke wie im Glücke plaudert das Herz. —"

Ihr Herz plaudert? Gut, mein Herz ſoll ebenfalls plaudern!

Raimund pochte an ſeine Thüre.

Eine Wache, welche auf dem Gange patrouillirte, fragte:

Was wünſcht man auf Nr. 17?

Wollen Sie den Gefangenwärter rufen, und ihn erſuchen laſſen, daß er zu mir komme? bat Raimund

Er kommt ſoeben die Stiege herauf! antwortete die Wache.

Bald hierauf trat der Gefangenwärter in Raimunds Stube ein.

Darf ich ſchreiben?

Ich werde bei dem Herrn Haus-Kommandanten nachfragen. Ich fürchte nicht, daß er es Ihnen verweigert; hat er doch Allen, welche mit Ihnen in Berührung kommen, befohlen, Sie mit der größten Rückſicht zu behandeln.

Wie nennt ſich der Herr Haus-Kommandant?

Polizeihauptmann von Wenzl.

Wie? ſagte Raimund, mein Gönner, mein Freund?

Allerdings Ihr Freund, bemerkte Kettler. Es thut ihm ſo wehe, daß Sie hier ſind, daher er Sie nicht eher ſehen will, bis Sie Ihre Strafe überſtanden haben.

Daran erkenne ich den wackern Mann! — Seien Sie ſo gefällig, dem Herrn Hauptmanne mein Anliegen vorzutragen. Er wird mir gewiß erlauben, einen Brief zu ſchreiben!

Der Gefangenwärter ging.

Bald hierauf kam der Lieutenant, und hinter ihm Kettler mit Schreibmaterial.

Hier bin ich mit den Pfeifen; — den „ſchwarzen Kaffee“ bringt der Freireiter. — Der Herr Hauptmann läßt Ihnen ſagen, „Sie möchten ſchreiben, was Sie wollten, nur müßte es am Tage geſchehen, denn in der Nacht müßte er Ihnen ein Licht verweigern.“

Wie, am Abende und in der Nacht darf ich kein Licht brennen?

Das gehört mit zur Strafe! verſetzte der Lieutenant. Der Herr Hauptmann und ich bedauern es ſehr; aber wir beide können es nicht ändern.

Einverſtanden! ſagte Raimund. Wer hier ſitzt, dem geht ohnehin ein Licht auf!

Wollen Sie einen Liebesbrief ſchreiben?

Ja, und da ich Sie bitten darf, mein Postillon d'amour zu ſein, ſo mache ich Ihnen kein Geheimniß daraus!

Schreiben Sie! — So recht innig und zärtlich zu ſein, gibts keine beſſere Gelegenheit, als im Arreſte: ich wenigſtens habe meine beſten Liebesbriefe alle beim Profoßen geſchrieben!

Der Kaffee wurde gebracht; die Pfeifen wurden angezündet.

Herr Lieutenant, ſagte Raimund, Sie müſſen aus Amors Köcher viele Pfeile verbraucht haben!

Als ich noch in der Linie diente, verſetzte der Lieutenant, hatte ich daran keine Noth. Aber immer liebte ich ehrlich, Herr; ich habe nie ein Mädchen unglücklich gemacht, nie ein Herz gebrochen. In Prag habe ich noch eine Geliebte, die mich jeden Augenblick zum Manne nimmt; ſie iſt ſeit zehn Jahren zwei Mal Witwe geworden, hat Geld wie Heu, aber ich bleibe ledig; — mit acht und vierzig Jahren iſt man ſchon zu alt zum Eheſtand; meine Geliebte iſt gar fünfzig! Des Geldes wegen heirate ich nicht und ſo leben wir in Freundſchaft und ſchreiben uns alle Neujahr; — damit abgethan!

Herr Lieutenant, ſagte Raimund, nehmen Sie es übel, wenn ich Sie allein rauchen laſſe? Ich bin das Ding nicht gewohnt. Es könnte mir am Ende gar wie dem „Peter“ im „Menſchenhaß und Reue“ ergehen!

Geniren Sie ſich nicht! erwiederte der Lieutenant, trinken Sie Ihren Kaffee und dann ſchreiben Sie! Ich fürchte, Sie haben ſpäter keine Gelegenheit, wenigſtens hier nicht mehr, denn es kommt ein Stubengenoſſe, und es wird ein ſehr bedenklicher Stubengenoſſe ſein; es wird ein ſehr kecker Patron als Arreſtant erwartet, dann iſt es mit dem Schreiben vorbei!

Rauchen Sie, trinken Sie, Herr Lieutenant, verſetzte Raimund, ich ſchreibe indeß. Ich werde ſchon ſo ſchreiben, daß ich mich meines Briefes nicht ſchämen darf, wenn ich Ihnen dieſen unverſiegelt überreiche.

Ich werde Ihren Brief ſiegeln. Dabei gebe ich Ihnen mein Ehrenwort, daß ich keinen Blick hineinwerfe. Herzensgeheimniſſe und Liebesſchwüre ſind auch der Polizei heilig.

Raimund ſchrieb, und als er geendet, legte er den Brief zuſammen.

In Deine Hände, Herr, ſagte Raimund, lege ich mein Schickſal! Es wäre doch merkwürdig, wenn das Polizeihaus mein Glück gründete und der Herr Lieutenant der Herold desſelben würde!

Der Gefangenwärter trat ein. Er brachte dem Lieutenant ganz heimlich eine Meldung.

Sogleich ſprang der Lieutenant auf. Er rief: „Das Kaffeegeſchirr, die Pfeifen, das Schreibmaterial hinaus!" —

Herr Raimund, ſetzte der Lieutenant hinzu, mir iſt herzlich leid, aber der neue „Zimmerherr" iſt angekommen! — Wenn Sie jetzt etwas beſchränkt werden, ſo verdanken Sie es Ihrem Stubengenoſſen. — Einem unbeſcholtenen und geiſtvollen Manne habe ich nicht nöthig zu ſagen, wie er ſich in Geſellſchaft eines malhonnetten und verſchmitzten Menſchen zu benehmen habe!

Es legt ſich mir wie Blei auf die Bruſt; bemerkte Raimund; ich fürchte, daß jetzt meine Strafe erſt angeht. Wenn dieſer Arreſtant nur nicht etwa ein rechter Schwätzer iſt, und wünſcht, ich möchte ebenfalls ſehr redſelig ſein!

Sie haben noch ſechsunddreißig Stunden hier zu bleiben! verſetzte der Lieutenant; von dieſen Stunden fallen diejenigen weg, welche Sie für die Nachtruhe benöthigen; wenn Sie ſechzehn Stunden für den Schlaf rechnen, ſo bleiben nur zwanzig Stunden für die Strafe. So lange werden Sie es aushalten können. Haben Sie etwas mit mir zu ſprechen, laſſen Sie ſich in der Kanzlei melden. Erhalte ich auf Ihr Schreiben eine mündliche oder ſchriftliche Antwort, ſo werde ich Sie rufen laſſen. Adieu, Herr Raimund.

Raimund war ſo ärgerlich und ſo konſternirt, daß er ganz zerſtreut ſagte: Wünſche gleichfalls!

Der Lieutenant konnte kaum den Eingang zur Treppe erreicht haben, ſo wurde der neue Arreſtant ſchon auf dem Gange gehört.

Er ſprach laut mit dem Gefangenwärter.

Welche Nummer? fragte er. Hat man mir doch ein ordentliches Zimmer angewieſen?

Der Gefangenwärter ſchloß Nr. 17 auf, ließ den Gefangenen eintreten und ſchloß den Arreſt ſo vorſichtig oben und unten zu, wie er dies früher nicht gethan hatte.

Guten Tag! ſagte der Ankömmling zu Raimund.

Guten Tag! erwiederte Raimund.

Schon lange hier?

Seit heute Früh.

Und gedenken ſich lange hier aufzuhalten?

Ich gedenke, ſagte Raimund und lächelte, in ein par Tagen wieder abzureiſen.

Und wohin?

Nach Wien, in ein Hôtel, wo ich mich des Nachts ſelbſt einſperre und am Tage die Thüren offen laſſe.

Ich verſtehe. Sie werden frei!

Ja, mein Herr.

Sie können unmöglich viel begangen haben?

Ich bin wegen Brutalität gegen meine Geliebte hier, und Sie, mein Herr, was bringt Sie hierher?

Ich bin auch wegen Brutalität hier; ich war nämlich brutal gegen die Geſetze in Bezug auf öffentliche Kreditspapiere. Herr, mir würde es ſchlimm ergeben, aber ich *haue mich heraus*!

Ich habe mich *hinein gehaut* in dieſes Haus, denn hätte ich nicht zugehauen, wäre ich nicht *herein* gekommen.

Bah! ſagte der Fälſcher. Was heißt das! Sie ſollten gar nicht hier ſein! So unbedeutende Perſonen, wie *Sie*, ſollte man gar nicht mit Perſonen meiner Art zuſammenſperren! Ich hoffte, mit einem, in Arreſten viel herumgekommenen Manne zuſammenzutreffen; bei einem ſolchen kann man Etwas lernen, und macht man gelegentlich einen Fluchtverſuch, ſo darf man nicht fürchten, verrathen zu werden, indeß Einer, der auf ein paar Tage verurtheilt iſt, ein Narr wäre, wenn er ſchwiege! — Wer ſind Sie denn, mein Herr!

Ein Schauſpieler.

Und heißen?

Ferdinand Raimund.

Nicht möglich! Der Menſch, den ich einige Male mit dieſem Namen ſpielen ſah, iſt ein alter Kerl geweſen. —

Dieſer alte Kerl bin ich.

Wo haben Sie denn Ihren Pudel?

Der iſt zu Hauſe, und heult, daß ſein Herr ſo dumm war, ſich einſperren zu laſſen.

Herr *Raimund*, ſagte der Fälſcher, wenn Ihr Pudel erſt *mich* kennte, da würde er gar nicht aufhören, zu heulen, denn ich war noch dümmer! — Ich wußte, daß man, wenn ich von Wien nach Linz durchgehen würde, daß man mich in Linz zuerſt ſuchen müßte, und ging *doch* nach Linz! Haben Sie keinen Stock bei der Hand? — Ich laſſe mir mit Freuden von Ihnen einige Hiebe geben!

Ich ſchlage in dieſer Welt keine Katze mehr!

Der Fremde ging auf Raimund zu. Er wendete Raimund ganz ungenirt den Kopf nach dem Fenſter, und betrachtete ihn ſtarr.

Ja, ja, ſagte er; Sie können Raimund allerdings ſein! — Wenn ſo das Licht in Ihr Antlitz fällt, und Sie ſo komiſch grollen, ſo ſind Sie der alte Kerl mit den jungen Augen. Hol' mich der Teufel, ich freue mich, daß ich Ihre Bekanntſchaft mache. — Wenn Sie ſo luſtig im Leben ſind, wie auf der Bühne, ſo müſſen Sie ein guter Geſellſchafter ſein! Ach, reiſen Sie doch ſobald nicht von hier ab!

Mir iſt leid, verſetzte Raimund, aber mein Urlaub geht zu Ende. Sie kennen gewiß die Theaterdirektoren? Dieſe wollen keine Stunde die Gage umſonſt bezahlen. Was ſind denn Sie geweſen, ehe Sie hieher kamen?

Kalligraf, Kupferſtecher, Graveur, Papiermacher. —

O weh! da werden Sie ſich als Einlöſungsſcheine-Verfertiger ſchwerlich heraushauen können, wie Sie zu ſagen beliebten. —

Doch! doch! Mich attrapirte Niemand bei meiner Fabrikation; Werkzeuge fand man auch nicht bei mir. Gehülfen hatte ich auch nicht; man fand nur falſche Zettel in meiner Brieftaſche. Dieſe habe ich eingenommen. — Von wem? das weiß ich nicht! — Mich können ſie ins Gebet nehmen, von Weihnachten bis Pfingſten, ich geſtehe nichts. — Ich habe auch nichts zu geſtehen, denn ich habe nie ein Geldzettel gemacht!

Ich glaube es, ſagte Raimund; wenn es nur die Anderen auch glauben!

Der Fälſcher ſchwätzte noch eine Weile ſo fort; der Abend brach heran.

Wieder wurde der Schuber an der Thüre geöffnet, und nun kam die Traiteurin und fragte, ob Raimund etwas zu ſpeiſen wünſche?

Und ich? bekomme ich nichts? ſagte der Fälſcher. Iſt von mir nicht die Rede? Erinnern Sie doch den Herrn Hauskommandanten, daß ich mich als einen Hungrigen gemeldet. — In St. Pölten traf ich mit dem Polizeikommiſſär um acht Uhr Morgens ein, darauf ging es wie der Blitz nach Wien, und weder ich noch der Kommiſſär haben zu Mittag gegeſſen. — Geld habe ich ja auch! 300 fl. in echten Zetteln! 400 fl. in falſchen! — Warum ſoll ich alſo faſten, oder etwa gar hier verhungern?

Sie laſſen mich nicht zu Worte kommen, erwiederte die Traiteurin. Ich wollte Ihnen ſagen, daß Sie Suppe, Kalbsbraten und eine Mehlſpeiſe erhalten. —

Auch Wein?

Auch Wein. Ein Seitel!

Viel zu wenig!

So lautet der Auftrag!

Laſſen Sie ſie! ſagte Raimund. Ich werde mir eine Maß Mailberger beſtellen; davon trink ich ganz wenig! — Aber Hunger habe ich, ſagte Raimund. Ich habe zu Mittag mein Eſſen verſchenkt, und nun diktirt mir der Magen, was er gerne hätte! — Ein halbes „Ganſel,“ Salat, und Raimund-Bretzel eine Schüſſel voll! Sie, ſagte Raimund zu dem Stubengenoſſen, die Raimund-Bretzel müſſen Sie verſuchen, die ſind mir zu Ehren erfunden worden, und dieſe brave Frau hat ſie erfunden!

Ich bringe Alles, was Sie wünſchen, erwiederte die Traiteurin und ging.

Herr Raimund, bemerkte der Fälſcher, ich ſehe immer deutlicher, daß es ein wahres Unglück iſt, daß Sie nicht auf ein halbes Jahr verurtheilt wurden; ein halbes Jahr kann es wohl dauern, bis ich loskomme.

Ich wünſche es, erwiederte Raimund mit einem Seufzer.

Das Nachtmahl wurde gebracht.

Der Fremde aß und trank mit großem Appetite.

Er wurde immer geſprächiger.

Er erzälte viel von ſeiner Geſchicklichkeit und Vielſeitigkeit im Schreiben, Zeichnen, von ſeinen Kenntniſſen in der Chemie u. ſ. w. Er erwähnte auch, daß das viele Geld, das er ausgegeben, zuerſt den Verdacht auf ihn geleitet haben müſſe, daß er endlich auch einen falſchen Zehn-Gulden-Schein in einem Bierhauſe ausgegeben, über welchen der Kellner bei der Behörde vorgerufen worden ſei.

Ich hätte da vorſichtiger ſein ſollen, und am andern Tage, als ich wieder in demſelben Bierhauſe einſprach, mit echten Scheinen bezahlen ſollen, aber mich ritt der Teufel, und ich bezahlte abermahls mit einem falſchen Zehn-Gulden-Scheine. Der Kellner gab wieder heraus, ohne Etwas zu merken. Ich blieb noch eine Weile ſitzen, da fiel dem Kellner der falſche Zettel erſt ins Auge.

Ich habe ſchon wieder einen ſolchen verfluchten Zettel eingenommen! rief der Kellner. Ich weiß aber nicht mehr, von wem!

Ich rührte mich nicht.

Bald hierauf ging ich fort.

Ein Gaſt begleitete mich.

Mein Herr, ſagte dieſer, als er mich auf der Straße allein hatte, Sie haben den falſchen Zettel verausgabt. Sollten Sie es nicht wiſſen, daß Sie falſche Einlöſungsſcheine beſitzen, ſo bedauere ich Sie, denn daß Sie ſie anfertigen, will ich nicht glauben.

Ich will ſogleich nachſehen, verſetzte ich. Ich bin ein Fremder, und wenn es ſo iſt, wahrſcheinlich damit betrogen worden.

Der Mann verließ mich, und ſchien mir zu glauben.

Allein ein anderer Mann ging mir nach. Ich bemerkte, daß er wie ein Schatten mir folge. — Ich ging ruhig nach Hauſe.

Noch in der Nacht wurde ich von einem Kommiſſär und einigen Polizeidienern geweckt. Ich mußte aufſtehen. Es wurde Alles in meinem Zimmer genau unterſucht, eben ſo bei meinen Hausleuten, in der Küche u. ſ. w. Man fand nichts, doch in meiner Brieftaſche entdeckte man noch zwei ganz neue falſche Zehn-Gulden-Zettel, dann gegen neunzig Gulden echte „Scheine." — Ich mußte dem Kommiſſär folgen.

Die Nacht war ſehr finſter.

Als ich in die Brunngaſſe kam, die bekanntlich unter den vielen ſchlecht beleuchteten Straßen der Leopoldſtadt am ſchlechteſten beleuchtet iſt, entſprang ich, und ſo glücklich, daß bald jede Spur von mir verſchwunden war. Ich reiſte Tags darauf nach Linz, weil dort meine Eltern leben; die Polizei hatte dies erfahren; ſie ſendete mir einen Kommiſſär nach, man arretirte mich zum zweiten Mal, und nun bin ich hier.

Man hat Ihnen in Wien bereits falſche Zehn-Gulden-Scheine abgenommen, und jetzt fand man wieder 400 fl. nachgeahmte Noten bei Ihnen? — Das iſt ſchlimm!

Das thut nichts zur Sache! fuhr der Fremde fort. Ich habe ſie deshalb doch nicht gemacht, und kein Teufel kann mir dies beweiſen!

Ich wünſche es! erwiederte Raimund.

Indeß wurde es immer mehr Nacht!

Gehen wir ſchlafen! erwiederte Raimund.

Während ich heute in der Kanzlei war, fuhr Raimund fort, hat man mir ein wunderſchönes Bett hier auf die „Britſche“ gelegt. — Iſt dies eine Aufmerkſamkeit von dem Herrn Kommandanten?

Wahrſcheinlich! verſetzte der Fremde, für mich hat man keine ſolche Aufmerkſamkeit! Ein Strohſack, ein Polſter von Roßhaar! eine Kotze!

Ich werde Ihnen einen Polſter von mir geben. Ich habe deren drei.

„Ein gutes Gewiſſen,
„Iſt ein ruhiges Kiſſen!“

Gute Nacht! Ich werde ſogleich ſchlafen, ſagte Raimund.

Gute Nacht! erwiederte der Fremde.

Plötzlich wurde an der Mauer von der Seite, wo ſich Nr. 16 befand, an der Wand geklopft.

Der Fälſcher richtete ſich auf und horchte.

Was iſt denn das? fragte Raimund.

Stille! ſagte der Fremde, ſprechen Sie nicht! Das geht mich an!

3.

Der Mann an der Wand klopfte in vielen Abſätzen.

Wenn der Fälſcher das Klopfen des Nachbars nicht recht verſtand, ſo klopfte er wie man zu fragen pflegt. Es war ein ganz anderer Ton.

Raimund horchte ſo aufmerkſam zu, als wenn dieſe Zeichenſprache ihn angegangen hätte.

Als endlich die Klopferei ein Ende nahm, ſagte Raimund:

Der Mann da drüben muß Ihnen ja eine ganze Lebensgeſchichte vorgeklopft haben! — Wer iſt er denn? Wie weiß er denn, daß Sie hier ſind? Und wußten Sie denn, daß dieſe „Diebsſprache“ Sie angehe?

Er klopfte meinen Namen, antwortete der Fälſcher.

Ihren Namen? Was er zuerſt zuſammen klopfte, war ja ein völliger Marſch.

Es bedeutete: Fritz.

Hören Sie auf! Er trommelte ſo lange, daß Sie Sebaſtian hätten heißen können und es wäre zu lange geweſen.

Er klopfte zuerſt ſechs Mal; der ſechſte Buchſtabe im Alphabet „F“, dann ſiebzehn Mal, das iſt der Buchſtabe „R“.

Ich verſtehe; es gehört ein Menſchenalter dazu, wenn man „Ich wünſche wohl geſpeiſt zu haben!“ klopfen wollte.

Es gibt viele Abkürzungen.

Hat er Ihnen etwas Gutes geklopft?

Leider nein!

Zum Beiſpiel!

Man hat in der Leopoldſtadt, in der Wohnung, in der ich mich befand, den Fußboden aufgeriſſen und meine Werkzeuge gefunden; man hat den Schneider, meinen Quartiersherrn, und ſein Weib arretirt. —

Jetzt wird man Sie überweiſen können.

Nein. Ich ſchiebe Alles auf den Schneider.

Und Sie ſind der Thäter!

Wer ſagt Ihnen dies?

Ich vermuthe es.

Vermuthen Sie nichts, bis Sie Gewißheit haben.

Mich geht es nichts an! Meinetwegen! Ich will auch nichts vermuthen. Wann ich nur wüßte, wer der Klopferer daneben iſt?

Wer kann er ſein! Der Schneider ſelbſt iſt es, der Schneider, bei dem ich wohnte, und den man arretirte.

Und den Sie jetzt hinein bringen wollen.

Er iſt ſchon drin!

Sie haben Recht! Nun ſagen Sie mir, wie haben Sie denn dieſe Klopfſprache gelernt, und wie hat ſie denn der Schneider gelernt?

Im Arreſte.

Waren Sie denn ſchon oft eingeſperrt?

O Gott! Schon in aller Herren Länder!

Sie ſpielen alſo völlige Gaſtrollen in den Gefängniſſen? Trachten Sie nur, daß Sie kein lebenslängliches Engagement bekommen, oder etwa gar ein Spielhonorar mit dem Haßlinger —

Herr Raimund, Sie beleidigen mich.

Ich meine es nicht ſo! Ich ärgere mich nur, daß Sie das Einſperren völlig als eine Sache, die ſo ſein muß, behandeln, und davon ſprechen, wie ich von einer ſchlechten Rolle, die ich zuweilen ſpielen muß.

Ich bitte wieder zu ſchweigen. Mein Freund klopft ſchon wieder.

Der Nachbar klopfte abermals.

Raimund horchte ſehr aufmerkſam.

D! rief Raimund, dann I, dann R — endlich rief Raimund H, — U, — L, — F, — T — zum Schluſſe ſagte Raimund N, — I, — C, — H, — T! — „Dir hilft Nichts!“ klopft der Kerl! Klopfen Sie ihm doch, daß er ortografiſch klopfen ſoll, „Hilft“ klopft man ja mit dem I — und nicht mit dem „U!“ — Doch Spaß à part! Ich glaube ſelbſt, daß Ihnen nichts hilft. — Mir iſt leid! Wenn Sie ſo geſchickt ſind, hätten Sie ſich ja mit Etwas Anderem Ihr Brot verdienen können. — Ich werde Ihnen keine moraliſche Vorleſung halten, im Arreſt kommt ſie auch ſchon zu ſpät; aber wenn Sie wieder herauskommen aus der Patſche ſo werden Sie Etwas Anderes. Geben Sie ſich mit „Scheinmachen“ nicht mehr ab.

Ich will Schauſpieler werden.

Aber da werden Sie ja wieder ein Scheinmacher; die Schauſpieler machen erſt recht Alles zum Schein!

Der Fälſcher ſeufzte tief.

Ich glaub' es Ihnen, ſagte Raimund. Wenn Ihnen leichter wird, ſo ſeufz' ich mit.

Es ſchlug auf der Hausuhr: **Zwei.**

Da haben wir's! ſagte Raimund, ſchon zwei Uhr! Jetzt komm' ich nicht mehr zur ganzen Nacht! Und ich ſoll morgen früh aufſtehen! Ich möchte in die Kirche gehen um ſieben Uhr.

So ſchlafen Sie! —

Recht gern! aber ich fürchte Ihren Freund daneben. Klopfen Sie ihm! Klopfen Sie ihm, daß er nicht mehr klopfen ſoll.

Er klopft jetzt nicht mehr. Schlafen Sie, Herr Raimund; ich beneide Sie um Ihren Schlaf!

Raimund legte ſich hinüber, um zu ſchlafen.

Plötzlich wurde die Thür des Gefängniſſes aufgeſperrt.

Zuerſt viſitirte der Gefangenaufſeher das Fenſtergitter, dann das ganze Zimmer, vorzüglich die Mauern und die Thüre.

Was wünſchen Sie denn, Herr Kettler? fragte Raimund.

Nachſehen muß ich, ob kein Fluchtverſuch gemacht wurde.

Ich glaube, Sie wollen wiſſen, ob wir Ihnen nicht geſtohlen wurden?

O nein, erwiederte Kettler, Sie ſind zu gut verwahrt!

Er ging, und ſperrte wieder zu.

Iſt das eine unruhige Nachbarſchaft! rief Raimund. Zum Teufel! In dieſem Hauſe ſollte man ja den ungeſtörteſten Schlaf haben, und alle Minuten führt der Henker einen andern Ruheſtörer herbei.

Wieder legte ſich Raimund auf eine bequeme Stelle, um zu ſchlafen; wieder fing er an, einzuſchlummern, und wieder wurde er aufgeſchreckt.

Die Thüre wurde abermals, und diesmal mit dem größten Geräuſche aufgeſchloſſen, und herein traten der Polizeilieutenant, der Feldwebel, zwei Mann Wache und der Gefangenwärter.

Raimund machte große Augen.

Das Arreſtzimmer wurde durch drei große Laternen, welche hinein getragen wurden, beleuchtet.

Herr Schreffler, ſagte der Lieutenant, Sie ziehen ſich augenblicklich an. Sie werden auf Nr. 43 in einen anderen Trakt transportirt, dort werden Sie auf kein Klopfen horchen können!

O nehmen Sie mich auch mit, bat Raimund. In dieſem Arreſt iſt's mir doch gar zu unruhig!

Sie bleiben! ſagte der Lieutenant barſch.

Hurtig! Hurtig! Herr Schreffler! ſagte der Gefangenwärter.

Schreffler konnte vor lauter Angſt ſich nicht ankleiden.

Der Gefangenwärter half ihm.

Als Schreffler zu Ende kam, ſagte er zu Raimund leiſe:

Verrathen Sie nichts von dem, was Sie gehört haben! Leben Sie wohl, Herr Raimund, wahrſcheinlich ſehen Sie mich nie wieder!

Er wurde fortgeführt.

Der Lieutenant blieb bei Raimund einige Augenblicke.

Wahrſcheinlich, ſagte der Lieutenant, hat er Sie erſucht, nichts von dem auszuſagen, was Sie gehört haben!

Ich habe nichts gehört! antwortete Raimund unwillig.

Was wiſpelte der Mann Ihnen zu?

Ich habe Ihnen ſchon geſagt, daß ich nichts gehört habe.

Sie ſind verpflichtet, Alles zu ſagen, was Sie wiſſen, und was dieſer Mann mit Ihnen geſprochen!

Verpflichtet? Ich bin ein Arreſtant, wie er. Er iſt vielleicht auf ſeine Lebenszeit unglücklich, und ich auf drei Tage. Ich ſoll ihn alſo noch mehr hineinreiten ins Malheur? Deßhalb habe ich mich nicht einſperren laſſen. — Ich wünſche, wohl zu ruhen, Herr Lieutenant, und bitte, mich auch ruhen zu laſſen!

Der Lieutenant ging ganz unwillig fort.

Ich werde ihn nicht verhören, ſagte er, aber der Kommiſſär, der ihn morgen vernehmen wird, dürfte in einem anderen Tone mit ihm ſprechen.

Er ließ den Arreſt ſchließen und entfernte ſich.

4. Ein Abenteurer im Gefängniß.

Die fernere Ruhe Raimunds wurde nicht weiter geſtört. — Um halb ſieben Uhr erwachte er, zog ſich an, und ließ ſich zum Beſuche der Kirche melden.

Der Lieutenant ſtand auf dem Gange.

Raimund ging auf den Lieutenant zu.

Verzeihen Sie einem Schlaftrunkenen, ſagte er, wenn er geſtern kurz angebunden war. Sie waren aber auch ganz barſch.

Wenn ich unter vier Augen mit Ihnen herzlich bin, ſo kann ich unter zehn Augen keinen vertrauten Ton annehmen, am wenigſten, in Gegenwart eines groben Verbrechers.

Begreife es.

Als ich dann allein mit Ihnen war, ſprachen Sie ſogar voll Unwillen mit mir.

Ich war ärgerlich, daß ich gegen einen armen Teufel hätte ausſagen ſollen.

Sie kennen dieſen armen Teufel nicht, der hat durch ſeine nachgeahmten Zettel viele Menſchen unglücklich gemacht. In Ihrer Vorſtadt hat er einem Krämer mit großer Familie mehrere Hundert Gulden angehängt. Dieſer Krämer verliert das Geld. —

Was wird dem Fälſcher geſchehen?

Er wird nach dem Geſetze zum Tode verurtheilt.

Und wenn ich erzäle, was er mir geſagt? Erhält er dann eine gnädige Strafe? Notabene, wenn ſein Diskurs ſeine Unſchuld nicht beweiſt?

Nein, da bleibt es bei derſelben Strafe.

Alſo, zu was brauchen Sie mich?

Was Sie von ihm erfahren, kann dazu beitragen, ſeinen Genoſſen, der mit ihm durch die Wand korreſpondirte, beſſer aufs Korn zu nehmen.

Ich habe nichts verſtanden. Das Klopfen, das Sie ſelbſt beſprochen, und welches ihm einen andern Arreſt verſchaffte, waren keine Worte.

Herr Lieutenant, fuhr Raimund fort, ich gehe jetzt in die Kirche. Ich werde für die zwei armen Teufel beten, welche gehängt werden ſollen.

Raimund ging.

Der Lieutenant ſtattete ſeinen Rapport ab.

Der Polizeihaus-Direktor erwiederte:

Ein Arreſtant kann zu einer Ausſage gegen ſeine Mitgefangenen nur in dem Falle verhalten werden, wenn der Arreſtant im Gefängniſſe Zeuge eines Vergehens oder Verbrechens wird Wenn Raimund nicht freiwillig eine Ausſage abgibt, ſo kann er hiezu nicht gezwungen werden.

Dem Polizei-Lieutenant fiel ein Stein vom Herzen. Aus übergroßem Dienſteifer glaubte er Raimund verantwortlich machen zu müſſen.

Er wartete Raimunds Rückkunft aus der Kirche
ht ab, und ging in die Kanzlei.

In der Kirche ſielen Raimund die vielen jungen
auenzimmer auf.

Er fragte den Gefangenwärter, was denn dieſe
brochen?

Mit Ausnahme von Einigen, antwortete der Gefan-
nwärter, ſind es lauter leichtſinnige Dirnen. Morgen
ht der „große Schub" von Wien ab. Dieſe frechen, ar-
itsſcheuen Geſchöpfe werden in ihre Heimat abgeſcho-
n. Viele wurden ſchon oft weggewieſen, kamen aber
mer wieder. —

In Wien, antwortete Raimund herrſcht ein hei-
res Leben, das gefällt ſolchen Mädchen, und da ge-
n ſie bei der einen Linie hinaus, bei der andern wie-
r herein. Da ſehe ich ja ſogar einige in ſeidenen
leidern und mit Blumen friſirt. —

Die ſitzen morgen ſogar mit Hut und Schleier auf
m Leiterwagen! dergleichen ſollte ein Lokaldichter
itanſehen, bemerkte der Gefangenwärter, das gäbe
toff!

Unſer Herr Gott, ſoll uns bewahren für einen ſol-
en Stoff! erwiederte Raimund. Viele unſerer Poſ-
ndichter bringen ohnehin ſo Manches, was gerade
icht zur Erhöhung der Moral dienlich iſt.

Als Raimund in ſeinen Arreſt zurückkehrte, fand
wieder einen neuen Stubengenoſſen.

Raimund wurde unangenehm berührt, bei dem
nblicke des neuen Arreſtanten, nicht weil er etwa wi-
erlich ausſah, ſondern weil er frech ſich benahm.

Derſelbe ging auf Raimund zu, und ſagte:

Entſchuldigen Sie, mein Herr, daß ich Ihnen Geſell-
haft leiſte. Ich bin kein Verbrecher; ich ſtelle nur in
eder Stadt, wohin ich komme, gelegentlich Etwas an,
m eingeſperrt zu werden. Ich ſchreibe ein Buch „Er-

lebniſſe in deutſchen Gefängniſſen," ich war ſchon in zwei und dreißig Städten verhaftet; Wien war mir vor Allem wichtig. Gott ſei Dank! Ich habe erreicht, was ich wünſchte!

Was es jetzt für Narren auf der Welt gibt! dachte **Raimund**, dieſer läßt ſich aus Unterhaltung einſperren, damit er ein Buch darüber ſchreiben kann! Hören Sie, ſagte **Raimund**, wenn Sie über Wien ſchreiben und etwa **mich** in Ihr Buch bringen, ſo erweiſen Sie mir einen ſchlechten Dienſt; was braucht **Deutſchland** zu wiſſen, daß ich im Polizeihaus geſeſſen habe.

Gerade Deutſchland ſoll es erfahren! Ich habe mir ſchon ſagen laſſen, wer Sie ſind! Gott im Himmel! **eine dramatiſche Zelebrität!** Sie allein liefern mir Stoff zu einem ganzen Bande.

Warum nicht gar! Uibermorgen bin ich wieder frei!

Aus zwei Tagen, mache ich zwei Jahre! Sie werden ſich gar nicht erkennen, wenn Sie mein Buch leſen; deſſen ungeachtet werde ich es Ihnen widmen; ich laſſe Sie „**in Stahl ſtechen, wie Sie in Eiſen ſitzen!**" das kaufen dann alle Leihbibliotheken; drei Tauſend deutſche Leihbibliotheken ſind meine Kunden!

Raimund mußte lachen über dieſe ganz eigenthümliche Erſcheinung.

Was ſind Sie für ein Landsmann? fragte **Raimund**.

Ein Königsberger, mein Herr. Mein Name iſt **Iſidor Bebe**, Doktor der Weltweisheit, korreſpondirendes Mitglied der gelehrten Geſellſchaften von Jena, Erfurth, Halle, Leipzig, Mitarbeiter am „Heſperus," Korreſpondent des „Morgenblattes," der „eleganten Zeitung," des „Freimüthigen" und **Falks** „Eliſium und Tartarus," Stifter des literariſchen Klubs in Weimar, Redakteur des „Muſenalmanaches" von **Löffler** und **Schwemmer** in Eiſenach und — und —

Das merk' ich mir mein Leben lang nicht! verſetzte

Raimund. Sagen Sie mir nur, was Sie angeſtellt haben, daß man Sie feſt nahm?

Ich habe in Wirthshäuſern raiſonnirt, dann blieb ich die Zeche ſchuldig und machte einen Verſuch zu echappiren; da wurde ich gefaßt.

Sie kommen auf den „Schub!“

Das iſt mein Wunſch! Erſtens gibt das mir Stoff zu einigen Kapiteln, dann koſtet mich die Reiſe nach Hauſe keinen Heller.

Sind Sie denn gar ſo arm?

Keine Idee! Aber, Herr, ſparſam! äußerſt ſparſam.

Schmutzig!

In Oeſterreich nennt man es ſo!

Ich trage immer Geld bei mir. Sechs Goldſtücke und eine engliſche Banknote über einhundert Pfund —

Aber im Arreſt haben Sie dieſes Geld nicht?

Auch im Arreſt!

Wo haben Sie es denn?

Das ſag' ich nicht.

Hat man Sie denn nicht viſitirt?

O ja und ſehr ſtrenge, aber nichts gefunden. Von Berlin aus, wurde nach Prag gemeldet, daß ich immer Geld verborgen hätte, denn Behörden unterhalten ſich am liebſten in ihren Korreſpondenzen von verdächtigen Leuten; wie überall war ich nicht vierundzwanzig Stunden in Prag und ſchon arretirt. —

Was haben Sie denn da verbrochen?

Immer dasſelbe. Im „ſchwarzen Roß“ habe ich über Prag unverſchämt geſchimpft, dann einen Verſuch gemacht, mit der Zeche zu echappiren; ich wurde gefaßt und eingeſteckt, viſitirt, nach meinem Gelde gefragt, ich habe keins, antwortete ich. „Entkleiden Sie ſich!“ hieß es; ich zog mich aus; Herr, ich ſah aus wie Adam im Paradieſe, als es noch keine Hemdenmacher und keinen Schneider gab; man durchforſchte meine Kleider, trennte die Nähte auf, durchſtöberte meine Stiefel, guckte in das Innerſte meiner Sohlen, nirgends ein Heller Geld! Man durchkämmte meine Haare; nirgends nichts, gar nichts, nichts, nicht das Geringſte! Man warf mir die Kleider hin. Man wird Ihnen Ihre Sachen repariren laſſen, ſagte man. Iſt nicht nöthig, erwiederte ich; dieſe Unterſuchung liefert mir zwei Kapitel für mein Buch. In Berlin foppte ich die Gerichte tagelang. Im Stadtgefängniſſe gefiel es mir gar zu wohl! Ich ſaß mit einem Geiſterbeſchwörer zuſammen, einem prächtigen Kerl, der machte der Schutzmannſchaft bange, neckte die Gendarmen, und jagte dem Amtsdiener Angſt ein; der Teufelsmenſch ſprach ſchauerliche Beſchwörungsformeln, wußte Flüche auszuſtoßen, daß die preußiſchen Grenadiere vor Entſetzen die Ohren zuhielten, profezeite aus der flachen Hand und ſchielte dabei ſo gräßlich, daß eine geſegnete brandenburgiſche Frau riskirte, von einem pommerſchen Kinde erlöſt zu werden. — Wie überall hätte ich auf Koſten der guten Stadt Königsberg ſchon in drei Tagen über die Gränze gebracht werden ſollen. „Schwedenborg“ ſagte ich zu meinem Geiſterbeſchwörer, nein, „Schwedenborg“ von Dir trenne ich mir noch nicht! — Du mußt fort! replizirte er; ſie leiden Dich nicht länger hier. — Doch, doch! ſagte ich, laß mir nur machen. — Ich holte ſchnell meine Hundert-Pfund-Note hervor, glättete ſie, weil ſie zu einem Knäuel zuſammengelegt war, auf dem Schenkel aus und klimperte mit meinen Goldſtücken. —

Als das die andern Gefangenen erblickten, es waren einige Berliner Taſchendiebe darunter, die ſo große Meiſter im Stehlen ſind, daß ſie einem in Galopp dahinſprengenden Reiter die Socken aus den Stiefeln ſtehlen können, ohne daß er es bemerken kann; als dieſe Diebe meinen Reichthum ſahen, ſchrieen ſie auf: „der Kerl hat Monneten! Männiken, ſei ſo liebreich und gib Etwas ab davon, oder wir zeigen Dir an!“ — „Zeigt mir an! Spandauer Galgenvögel!“ ſagte ich, was die Kerle ein wenig kitzelte, denn der Eine gab mir ſogleich einen Kreuzhieb, wie die deutſchen Ritter vor Nizäa den Sarazenen, daß ich hinſtürzte. Dies war mir lieb, erſtens für mein Buch, dann kollerte ich unter die Schlafſtelle und hatte alſo Gelegenheit, mein Geld raſch wieder verſchwinden zu machen.

Man zog mir hervor und applicirte mir noch einige Keile; Schwedenborg wollte mir zu Hilfe eilen, verließ aber ſchnell mit blutender Naſe das Gefecht; nun ſchrie ich um Hilfe, weil die Kerle mir auch mit Fußtritten regalirten; da kam die Wache, der oberſte Hallunken-Verwahrer an der Spitze und fragte, was es gäbe. — Die Kerle denunzirten mir und nun ward ich fortgeführt und gehörig ausgeforſcht nach dem Gelde. — Ich habe keins, betheuerte ich mit einer Keckheit, die ſo glorreich war, daß man ſie ſogleich hätte litografiren ſollen für mein Buch. — „Raſch ausziehen!“ hieß es; ich that es.

Ja, ſucht nur, ſagte ich, wo nichts iſt, hat ſelbſt der Herzog von Mecklenburg ſein Recht verloren!

Aber es haben ja ſechs Gefangene geſehen, daß Sie Geld haben, Friedrichd'ors und engliſches Bankgeld, ſagte der Schließer.

Die Lumpen haben mir verleumdet! entgegnete ich. Ich bitte um Satisfaktion und meine augenblickliche Entlaſſung.

Augenblickliche Entlaſſung? herrſchte mir der Geheim-Schlüſſel-Bewahrer der königlich preußiſchen Gefangenzimmer an. Nicht vor 14 Tagen kommen Sie jetzt los! Iſidor Bebe von Königsberg, Sie verharren hier! Ihre heimlichen Kapitalien müſſen erſt aufgefunden werden, dann beginnt die Kriminal-Unterſuchung, um zu vigiliren; ob Sie das bewußte Geld nicht geſtohlen, gemauſt oder defraudirt haben!

Ganz wohl! ſagte ich, „Erſte Arreſt-Größe!“ welcher Titel ihm ſehr ſchmeichelte. Man ließ mich wieder in mein Kerkerloch zurück führen.

Nun, iſt es jetzt beſſer? fragte mir der deutſche Ritter von Nizäa, der mir den Sarazenenhieb verabreicht hatte? — Nun haſt Du nichts und wir haben auch nichts.

Ja, ſagte ich, graduirter Straßenräuber, geprüfter Buſchklepper, abſolvirter Strauchdieb, „Mathias von Baiern“ und „Schinder Johannes vom Rheine:“ es iſt beſſer, denn man hat nichts gefunden, und ich habe abermals Stoff für zwei Kapitel zu meinem Buche.

Du haſt das Geld alſo noch? brüllte mir der Raubritter mit einer Stimme in die Ohren, ſo daß Gaugraf Urach der Wilde als Kaſtrat gegen ihn erſchienen wäre. So gib's jetzt heraus, oder wir erwürgen Dich ſo gewiß als der Scharfrichter von Potsdam ein Dutzend zweiſchneidiger Schwerter in ſeiner Schlafkammer hängen hat!

Gib's heraus! ſagte Schwedenborg, weshalb ſollſt Du Dich denn erwürgen laſſen?

Sollen h'ran kommen! wüthete ich; jeder Schlag, den ſie mir verſetzen, jeder Hieb, den ſie mir zumeſſen, jeder Fußtritt, den ſie mir theilhaftig werden laſſen kommt in mein Buch; gebt mir nebſtbei zehn Tauſen Schimpfnamen, dieſe füllen zwanzig Seiten an und fün gediegenes Gold für mein Buch!

Der will den Märtirer ſpielen zu Gunſten de ſchriftſtelleriſchen Gefängnißbeſchreibens in Europa höhnte der Mann von Nizäa. Nu warte, mit Dein rechten Hand ſollſt Du gewiß nichts mehr ſchreiben, die breche ich Dir wie Breslauer Zwieback entzwei.

Schon drang er auf mich ein, allein ich gebrauchte die Kraft meines linken Fuſſes mit ſolcher Gewalt gegen ſeinen Bauch, daß er „Quecks“ machte, und ſogleich in einen Winkel taumelte.

Schwedenborg rief wieder die Wache, und wieder wurde ich fortgeführt.

Neuerdings denunzirten die Kerle, welche ſchon längſt für die Raben zu einem Diner hergerichtet waren, was ich geſagt; ſchwuren bei Cartouche, Jack Shäppard, Mandarin und Fra Diabollini, daß ich das Geld dennoch beſäße, und nun guckte man mir in die Ohren, in den Mund und überall hin, und entdeckte wieder nichts.

Ein Bad! richtet ein Bad! ſagte der Gefängniß-Kommandant! Setzt den Kerl eine Stunde lang, ins warme Bad!

Sehr angenehm, erwiederte ich. Herrliches Kapitel für mein Buch. —

Das Bad wurde gebracht.

Man ſetzte mir eine Stunde hinein.

Man ſchöpfte das Bad faſt mit Kaffeelöffeln aus.

Man fand wieder nichts!

Ei, ſagte Raimund, Sie machen ja preußiſche G'ſpaß und erzälen norddeutſche Lügen!

Auch dieſe Bemerkung kommt in mein Buch! erwiederte Iſidor Bebe, aber hören Sie nur! — Als ich mir wieder angezogen hatte, wurde ich in eine enge Kammer geführt. Man ſetzte mir bald darauf eine Flaſche von ungefähr ſechs Maß, gelbbrauner Tinktur vor, und trug mir auf, dieſe binnen 12 Stunden auszutrinken!

Charmant! ſagte ich. Das iſt beſonders anziehend für mein Buch. —

Und als Sie dieß tranken, fragte Raimund, fand man da auch wieder nichts?

O, da hätte man ſchon Etwas finden können, aber der Torturmeiſter verſäumte den rechten Moment, und ſo fand man wieder nichts, warf mir aus dem Hauſe, ſetzte mir auf die Köpnicker-Diligenze, und in acht Tagen kam ich zur Freude meiner Eltern in Königsberg an.

Sie ſind unter allen Narren, ſagte Raimund, welche ich mein ganzes Leben geſehen habe, der allernärriſchſte! Ich weiß nicht, liegt ihre Narrheit in Märchen erzälen oder in der Manie, Märchenhaftes erleben zu wollen? — Was ſoll denn mit Ihnen hier geſchehen?

Hier mache ich dasſelbe Manöver mit den Goldſtücken und mit der engliſchen Note, und Sie müſſen mir angeben!

Warum nicht gar! Was muthen Sie mir zu!

Ich wäre neugierig, was man in Wien mit mir anfängt!

In Wien ſperrt man Sie ins Narrenhaus, und ich werde dann kniefällig bitten, daß man Sie nicht mehr herauslaſſe.

Raimund wurde jetzt zu dem Polizei-Lieutenant gerufen.

Gott ſei Dank! ſagte er, der Lieutenant bringt mir Nachricht von Emmi! Leben Sie wohl, Sie, mit der lebendigen Sparbüchſe! ſetzte Raimund bei, und ſtürzte zur Thüre hinaus.

⁂

Dem verehrlichen Leſern muß hier bemerkt werden, daß die Erzälung, welche Iſidor Bebe in den Mund gelegt wird, keine Erfindung iſt. Dieſer Narr eigener Art befand ſich in der That im Jahre 1818 in Wien.

Was hier von ihm erzält wird, hat ſich wortgetreu ereignet. Der Mann, der hier Iſidor Bebe genannt wird, führte einen andern Namen; ſein Bruder war ein geachteter Buchhändler in Leipzig, welcher verhinderte, daß das Buch „Erlebniſſe in zweiunddreißig deutſchen Gefängniſſen“ gedruckt wurde. Raimund ſah den lächerlichen Abenteurer in ſpätern Jahren in einer Buchhandlung in Berlin. Dieſer Narr ſtarb in Berlin, wie Raimund nachträglich erfuhr, in einer Irren-Anſtalt.

5. Herr Leopold Huber.

Wer beſchreibt die Freude Raimunds, als er von dem Lieutenant Nachrichten über Emmi erhielt, als der Lieutenant ihm ſchilderte, mit welchem Entzücken ſie Raimunds Brief empfing, und wie es unverkennbar aus ihren Augen ſtrahlte, daß ſie ihn liebe!

„Nur auf zwei Stunden möchte ich mich jetzt aus meinem Arreſt entfernen können, ſagte Raimund, meine nächſte Einnahme im Leopoldſtädter-Theater gebe ich den Armen Wiens, wenn Sie mich, Herr Lieutenant, nur auf zwei Stunden zu Emmi laſſen! Jetzt iſt es zehn Uhr, bis zwölf Uhr bin ich wieder hier, ſo wahr ich ein ehrlicher Kerl bin!“

Der Lieutenant lächelte zu dieſem Antrage. — Uebermorgen um dieſe Zeit, ſagte er, ſind Sie ja ohnehin frei; da können Sie mit dem leichteſten Herzen von der Welt, nicht nur zwei, ſondern zwölf Stunden zu Emmis Füßen liegen und von Liebe mit ihr ſprechen, ohne je wieder hieher zurückzukehren!

Raimunds Drängen um „einen kleinen Abſtecher in Gottes freie Luft,“ wie er ſich ausdrückte, wurde unterbrochen. Der Direktor Leopold Huber erhielt die Bewilligung, Raimund beſuchen zu dürfen, und da ſich Raimund gerade in der Kanzlei befand, ſo lagen ſich Direktor und Schauſpieler ſchnell in den Armen.

Leopold Huber war ein komiſcher Patron mit einer Menge ſeltſamer Eigenheiten; zu dieſen gehörte auch, daß er immer „geſalzene Bretzen“ im Sacke herumtrug, und Jeden damit regalirte, der ſich ſeiner Gunſt erfreute. —

Diejenigen Schauſpieler, welche er bereits bei dem Leopoldſtädter-Theater vorfand, als er dasſelbe pachtete, mochte er, und wenn ſie noch ſo beliebt waren, nicht gut leiden; dieſe bekamen wol, wenn ſie ihn darum erſuchten, bare Vorſchüſſe und nach ihrer Stellung auch erhöhte Gagen und ſogar „Einnahmen,“ aber — „Bretzen“ bekamen ſie nicht. Geſalzene Bretzen waren bei Huber, was bei einem König ein Orden iſt, eine wahre Auszeichnung, ein Beweis der höchſten Gunſt.

Nach der Umarmung Raimunds, erhielt dieſer drei Bretzen auf ein Mal, das geſalzene Großkreuz der höchſten Huberſchen Anerkennung und der unbeſtreitbarſten Verdienſte.

Haben Sie ſchon wieder einen „Bretzenbäcken“ ausgekauft? fragte Raimund.

Ja, lachte Huber, ich habe in der „Breßgaſſe“ beim „Brodſitzer“ ein Dutzend gekauft. Wenn Sie frei ſind, Ihre Strafe überſtanden haben, erhalten Sie noch drei. —

Indeß werden ſie „altgebacken!“ ſcherzte Raimund. Vor Allem danke ich Ihnen für meine tägliche Zulage pr. 10 fl.! — Sie geben mir ja Revenuen, welche ich nicht verzehren kann! — Und nun erzälen Sie mir vom Theater.

Vom Theater? Da hätte ich Ihnen viel zu ſagen.

Seit vorgeſtern? — Ich höre, Sie geben während der drei Tage meiner Verhaftung immer „Fauſts Mantel.“

Ja, erwiederte Huber, Ignaz Schuſter muß jetzt immer „einſpannen;“ wie Sie aber frei werden, müſſen Sie wieder „ziehen.“

Sorgen Sie nur für ein neues Stück.

Ich habe ſchon eines, den „Verwunſchenen Prinzen;“ die Hauptrolle für Sie berechnet.

Von wem?

Von Bäuerle.

Nicht möglich!

Warum nicht möglich?

Ich dachte, der ſchreibe nur für Ignaz Schuſter. —

O, er ſchreibt auch für Sie.

Da bin ich neugierig.

Ich habe das Stück bei mir. Hier iſt es.

Ich werde es ſogleich leſen; ich habe nichts Beſſeres zu thun.

Und die Rolle des „Sandelholz“ müſſen Sie noch im Polizeihauſe lernen. —

Spiel’ ich einen jungen Mann?

Gott bewahre! einen alten.

Her damit! Nur keine jugendlichen Rollen mehr. Den „luſtigen Fritz“ verzeih’ ich dem Dichter Meisl nie.

Und die Rolle iſt ſo brillant, das Stück ſo gut. —

Aber „Fritz“ iſt jung, und ſo jung ich bin, ſo freuen mich jugendliche Charaktere nicht.

Nun ſagen Sie mir, wie der Arreſt anſchlägt?

Gut! — Ich werde hier behandelt wie das Kind im Hauſe. Hier, der Herr Lieutenant, iſt ein wahrer Engel!

Herr Lieutenant, ſagte Huber, darf ich mit einer Bretzen aufwarten?

Der Lieutenant lächelte, nahm die Bretze und dankte.

Der Herr Lieutenant, fuhr Raimund fort, hat ein edles Herz; ich benahm mich geſtern nicht ſo, wie ich ſollte; der Herr Lieutenant verzieh mir.

Herr Lieutenant, noch eine Bretze! ſagte Huber, und hatte die Augen voll Waſſer.

Nicht nur, daß er mir mein barſches Weſen verzieh, ſo erwies er mir auch heute noch einen Liebesdienſt, welchen ich ihm mein ganzes Leben hindurch, nicht vergeſſen werde. —

Herr Lieutenant, wiederholte Huber und weinte dabei, daß ihn der Bock ſtieß: Herr Lieutenant, hier haben Sie alle meine Bretzen! Und wenn Raimund frei iſt, ſo feiern wir an dem auf ſeine Entlaſſung folgenden Sonntag, ſeinen „glücklichen Ausgang“ durch eine brillante Tafel in meinem Hauſe; Herr Lieutenant, Sie dürfen es nicht abſchlagen, mein Gaſt zu ſein!

Der Lieutenant verneigte ſich artig.

Ich, alter Narr! ſprach Huber, bin ſo bewegt, daß Sie, lieber Raimund, ſo gut behandelt werden! Ich freue mich darüber wie ein Kind; ach, ſetzte Huber bei, wenn es der Herr Lieutenant nicht übel nehmen würde, ſo trüge ich ihm freien Eintritt in meinem Theater auf Lebenszeit an.

Davon mache ich keinen Gebrauch, verſetzte der Lieutenant; mit innigem Danke lehne ich Ihre Gaſtfreundſchaft ab; ich ſehe gerne jedes neue Stück im Leopoldſtädter Theater, wenn ich einen Abend loskomme und es mein Dienſt zuläßt; aber da bezahle ich mein Billet und bin dann Publikum, welches ſich frei äußert über Gefallen und Nichtgefallen. Ich ziſche zwar nie, ich applaudire auch nicht, aber ich theile meinen Freunden mit: „Heute habe ich mich amüſirt oder ennuyirt!“ Das darf Einer, der ein Freibillet beſitzt, ſich nicht herausnehmen.

Bei uns wohl! erwiederte Raimund, denn diejenigen, welche im Leopoldſtädter Theater Freibillete haben, die ſchimpfen am meiſten.

Ein Alarm unterbrach die Unterredung.

Der Einlöſungsſchein-Fabrikant, hieß es, iſt während er zum Verhör geführt wurde, in einem der finſtern Gänge verſchwunden. Keine Spur iſt bis jetzt von ihm zu entdecken.

Die Thore ſind doch augenblicklich geſchloſſen worden? fragte der Lieutenant.

In dem Momente, in welchem der Arreſtant vermißt wurde, antwortete der Korporal der Wache, ſind alle Ausgänge geſperrt worden.

Der Lieutenant befahl den Dachboden, die Keller, die „Schupfen“ im Hauſe, jedes Holzgewölbe, jede Rumpelkammer u. ſ. w. zu unterſuchen.

Der Lieutenant eilte ſelbſt zur Viſitation.

Das iſt nicht übel! meinte Huber, die Thore ſind geſperrt; ich bin gewiſſermaßen jetzt auch Arreſtant. —

Es wäre herrlich! meinte Raimund und lachte, wenn Sie hier bleiben müßten. Es iſt ohnehin bald zwölf Uhr; ſpeiſen Sie bei mir. Die Traiterie iſt vorzüglich.

Es kam alle Augenblicke ein anderer Wachtmann in die Kanzlei, holte bald einen Schlüſſel, bald eine Laterne, u. ſ. w.

Raimund fragte Jeden nach dem entflohenen Fälſcher.

Immer hieß es: Es iſt keine Spur von ihm aufzufinden.

Einer der Polizeidiener meinte:

Dieſer Mann muß ſchon oft in dieſem Hauſe geſeſſen haben und die Gänge und Stiegen rückwärts, genau kennen. Es fehlt auch einem Soldaten der Hauskittel und die Holzmütze, beide hat der Entflohene wahrſcheinlich erwiſcht und iſt an der Wache am Thore nach dem Salzgrieſe vorüber gehuſcht, ohne aufzufallen.

Der Lieutenant kam zurück.

Es iſt leider wahr! ſagte er; er iſt entkommen. Das wird nun eineölliſche Unterſuchung geben! Der Hauptmann iſt außer ſich!

Ich bin froh! bemerkte Raimund, daß der Fälſcher nicht mehr bei mir auf Nr. 17 einquartirt war, ſonſt würde ich auch vernommen.

Nun erzälte Raimund ſeinem Direktor, was er von dem Fälſcher vernommen, unter andern auch, daß derſelbe ſich geäußert, er ſäße nicht gerne bei Einem, der nur für drei Tage verurtheilt ſei, ſolche ſchwätzten gerne, wenn Einer entfliehen wolle. —

Der Lieutenant hörte dies und ſagte:

Dies hätten Sie anzeigen ſollen.

Warum denn?

Wir hätten ihn dann beſſer verwahrt!

Und er wäre doch durchgekommen! So ein gewandter Kerl kriecht durch ein Schlüſſelloch.

Direktor Huber bat den Lieutenant, ſich entfernen zu dürfen, weil es Mittag ſei und er vor Tiſche noch die Regiſſeure zu ſich beſtellt habe.

Der Lieutenant ließ ihm das Thor öffnen.

Raimund wurde in ſeinen Arreſt geführt.

Sie, ſagte Raimund zu Iſidor Bebe, ich weiß eine Neuigkeit für Ihr Buch: ein Hauptſpitzbube iſt entflohen. —

Vortrefflich! rief Bebe; erzälen Sie!

Zuerſt ſpeiſen wir, dann erzäle ich. Sehen Sie nicht die liebliche Anna in unſern Arreſt blicken? die bringt Delikateſſen!

Ja, für Sie!

Für Sie auch! Sie haben ja Geld!

Das wird nicht angegriffen. Ich nehme mit der „Hausmannskoſt" vorlieb.

Das iſt nichts, ſagte Raimund. Wer mit mir in einem Zimmer ſchläft, muß mit mir auch an einem Tiſche eſſen. Liebe Anna, bat Raimund das Mädchen, wie geſtern, aber Alles dreifach! Für den armen Schauſpieler daneben, für Herrn Bebe und für mich! Raimund-Bretzen und Mailberger-Wein in Hülle und Fülle.

Nun hören Sie, ſagte Bebe, ich will als Gaſt meinem preußiſchen Vaterlande Ehre machen; ich will eſſen und trinken, daß ſich Königsberg meiner nicht ſchämen darf, und das Geld, welches das Polizeihaus für meine Mahlzeit angewieſen hat, laſſe ich mir auf die Hand geben.

Sechs Kreuzer? fragte Raimund.

Genug! für mein Buch!

Die Mahlzeit wurde gebracht.

Raimund erzälte von der Flucht des Fälſchers was er wußte.

Gott im Himmel! rief Bebe, ein Fälſcher, der vor mir in dieſem Zimmer geſeſſen hat! Was er Ihnen mitgetheilt, das Klopfen an der Wand, iſt für mich Etwas ganz Neues! für Deutſchland Etwas Nie erhörtes!

Irren Sie ſich nicht! bemerkte Raimund. Das Klopfen ſoll in Königsberg erfunden worden ſein!

Ne! rief der Preuße, in Königsberg gibt es nur „dumme" Spitzbuben!

Ich merk's, verſetzte Raimund und lachte.

Ach Herr Je! rief Bebe, das Ochſen-Glück, das mich zu Theil wird, dem Polizeihauſe in Wien, Ihnen Herr Raimund und dem Fälſcher werde ich eine zweite Auflage meines Buches verdanken! Auf Ihr

Wohl, Herr Raimund, dieſes Glas delikaten Oeſterreichers auf Ihr Wohl!

Gott ſoll mir ſtrafen! fuhr der Preuße fort, wenn ich von hier mehr weggehe; nicht zwölf gehörnte Bierwagen-Schimmel bringen mich aus dem Polizeihauſe, ſo lange Sie hier ſitzen! Muß ich dann hinaus, ſo ziehe ich mich zu Ihnen. Ich brauche ſonſt nichts als Tinte, Feder und Papier für mein Buch; ein nettes Zimmer und eine weiche Schlafſtelle, Mittags und Abend nur ſo viel Speiſen und Wein wie bei dieſer Mahlzeit und an Iſidor Bebe ſollen Sie einen Freund erworben haben, der Ihnen in ſeinem Buche ein Denkmahl ſetzt.

6. Eine Ueberraſchung.

Der Nachmittag des zweiten Tages im Arreſte Raimunds verſtrich ſchnell. Raimund hatte ein Stück, welches er las, ein Stück, das ihm eine brillante Rolle verſchaffte; er durchging es mit ſichtbarem Wohlgefallen und ſpielte den erſten Akt ſeinem Stubengenoſſen vor.

Bei der Stelle, welche Raimund als ein Vater, der in Armuth lebt und eine ſeiner Töchter ſo gerne an einen verzauberten Prinzen verheiraten möchte, von dem erzält man, daß er, der Prinz, nur luſtige Frauenzimmer liebe, und der Vater zu ſagen hat: „Meine Töchter werden ſchon luſtig werden, ſie müſſen nur erſt mehr zu eſſen bekommen,“ ſchrie der Preuße auf:

Jott! wie wahr! wie janz aus dem Leben gegriffen! — Ich ſehe es bei mich; wie ich aufthaute, und heiter jeſtimmt wurde und Schnacken extemporirte, als meine Jedärme nicht mehr krachten! Ja, zu eſſen und zu trinken, Herr Raimund; viel zu eſſen und viel zu trinken, das Thema wird mein Buch variiren, und Sie werden ſehen, dieſe Stelle im Stücke und in meinem Buche wird die Zuſtimmung von Süd- und Norddeutſchland erhalten.

Am andern Morgen ging Raimund wieder an ſeine Rolle; er ſpielte ſie förmlich, und der Preuße mußte ihm nicht nur ſouffliren, ſondern auch den „verwunſchenen Prinzen“ darſtellen.

Der dritte Tag verging Raimund, wie er nicht hätte angenehmer vergehen können; Raimund hatte eine neue Rolle, wußte ſie bereits auswendig, komponirte ſich ſogar einige Melodien zu den Liedern und ſang und deklamirte ſo laut, daß ihm die Wache auf dem Gange zurufen mußte:

Nicht zu laut, auf Nr. 17!

„Das kommt in mein Buch!“ gab Iſidor zurück.

Noch an demſelben Nachmittage wurde Bebe zu Protokoll vernommen.

Als ſein Examen bei dem Kommiſſär zu Ende war, und er in ſeinen Arreſt zurückgeführt wurde, ſagte er zu Raimund:

„Herr Künſtler, Sie ſind Schuld, daß ich mir nicht, meiner gewöhnlichen Marotte zufolge, ins Gefängniß länger hinein, ſondern kürzer heraus gelogen habe. — Der Herr Kommiſſarius meint ſelbſt, wenn mich nur meine Leidenſchaft, in Gefängniſſen herum zu vagiren und ein Buch darüber zu ſchreiben, in ſolche Situation gebracht, daß ich dem preußiſchen Geſandten, höchſtens als ein überſpannter, nicht aber als ein übelberüchtigter Menſch bekannt wäre; ſo dürfte es möglich ſein, Notabene, wenn ich die Mittel hiezu hätte, einige Zeit in Wien bleiben zu können. Die Mittel? ſagte ich, und nun erzälte ich ihm von meiner heimlichen Schatzkammer und von den Abenteuern, die ich erlebt. Der Herr Kommiſſarius, ein gemüthlicher Wiener, lachte aus vollem Halſe über meinen Witz. — Ich holte meinen Nothpfennig hervor, deponirte die zehn Friedrichsd'or und die engliſche Note in einem kleinen Beinbüchslein verſchloſſen, und nun wird es Königsbergs alter Herrgott fügen, daß ich, ohne auf den Schub zu kommen, frei werde. — Herr Raimund, ich ziehe dann zu Ihnen. Für die Opfer, die ich Ihnen bringe, ſollen Sie mir auf den Hals haben, ſo lange ich lebe!

* * *

Am vierten Tage um zehn Uhr Morgens wurde das Arreſtzimmer Raimunds aufgeſchloſſen.

Hauptmann von Wenzl und ſein Lieutenant traten ein.

Der Hauptmann, ein Freund und Verehrer des wackern Künſtlers, ging auf ihn zu und ſagte:

Die Befreiungsſtunde hat geſchlagen; kommen Sie, mein lieber Raimund, ich führe Sie in die Arme Ihrer Freunde, welche alle ſehnlichſt Ihrer warten.

Raimund verabſchiedete ſich von Bebe.

In ein paar Tagen hoffe ich ebenfalls frei zu werden, ſagte Bebe, dann, wie geſagt, komme ich zu Ihnen!

Auf dem Gange vor der Gefängnißthüre umarmte der Hauptmann Wenzl ſeinen Freund Raimund, und äußerte ſich:

Ich wollte Sie nicht früher ſehen, als bis Ihre Strafe überſtanden war. — Ich führe Sie nun nicht in die Kanzlei, ſondern in meine Wohnung.

Der Hauptmann ergriff Raimund am Arme und führte ihn dahin.

Da fand ſich denn eine anſehnliche Verſammlung.

Leopold Huber, Ignaz Schuſter, die Regiſſeure Schikaneder und Swoboda, der Kapellmeiſter Müller und der Balletmeiſter Rainoldi.

Raimund wußte nicht, in welche der ihm entgegen gehaltenen Arme er zuerſt ſtürzen ſollte.

Mein lieber Direktor, meine theueren Kollegen, ſprach **Raimund**, Sie erweiſen mir zu viele Theilnahme! Nur drei Tage war ich von Ihnen getrennt, und Sie bewillkommen mich ſo herzlich, als wenn ich von einer weiten Reiſe wieder in Ihren Kreis zurückgekehrt wäre.

Swoboda, welcher immer Witze reißen wollte, antwortete: Gerade weil es nur drei Tage waren, beweiſen wir Ihnen unſere Freude, wären es drei Jahre, hätten wir Sie vergeſſen!

Und nun ſchnell hinaus aus dieſem Hauſe! rief **Schikaneder**. Ich bin ein dicker Mann, mich könnte der Schlag treffen in dieſer eingeſperrten Luft.

Herr Hauptmann, Herr Lieutenant, nahm **Raimund** das Wort, empfangen Sie meinen wärmſten Dank für Ihre *humane* Behandlung. — Ich habe in meinem Arreſte erfahren, daß ein unglücklicher Schauſpieler wegen Schwärzervergehen verhaftet iſt; — ich bitte Sie, zu erlauben, daß ich zu ſeiner beſſern Verpflegung einen Betrag in die Kanzlei ſende, und meinen Gefangenwärter eine kleine Aufmerkſamkeit für die Mühen zurücklaſſe, die ich ihm gemacht. —

Der Gefangenwärter trat ein.

Raimund beſchenkte ihn.

Huber öffnete die Brieftaſche und regalirte ihn reichlich.

Auch den Gefangenwärter drückte **Huber** an ſein Herz und ſchob ihm unvermerkt eine Bretze in die Taſche.

Raimund hielt ſeinen Auszug aus dem Polizeihauſe, wie wenn ihm hier Lorbeern geblüht hätten.

Huber eilte in das Wachzimmer und gab den Polizei-Soldaten Geldgeſchenke.

Das Thor wurde geöffnet.

Vier Fiaker ſtanden vor demſelben.

In welchem Wagen wollen Sie fahren? fragte Huber. Ich bin mit drei Fiakern hier.

Ich bemerke vier, erwiederte Raimund und wurde glühend roth.

Steigen Sie ein, wo es Ihnen beliebt! ſagte Huber.

Wo es mir beliebt? fragte Raimund; Sie grollen nicht, wenn ich einem dieſer Wagen den Vorzug gebe?

Gewiß nicht!

Auch die Herren nennen mich nicht unhöflich, wenn ich nach meinem Belieben von hier wegfahre?

Der Himmel bewahre! verſetzte Schuſter. Nur fort von hier! Es verſammeln ſich immer mehr Leute. Es iſt ja ein völliges Ereigniß!

Nun, ſo ſteige ich hier ein! rief Raimund, riß den Schlag von dem vierten Wagen auf, ſetzte ſich ein und fuhr davon.

Aha! ſagte Swoboda, welcher eine verſchleierte Dame bemerkt hatte, das wird die Grünthal ſein, und im Wagen wird die Verſöhnung gefeiert! — Ich gratulire!

Ignaz Schuſter und Kapellmeiſter Müller, die mit Huber und Swoboda in einem Wagen ſaßen, widerſprachen der Meinung Swoboda's.

Wir werden ja ſogleich ſehen, wer uns den Vorzug ſtreitig gemacht hat, ſagte Huber; wir laſſen den Fiaker nicht aus den Augen. Ich mache eine Wette, am Hauſe „zum Marokaner“ hält er nicht!

Der Fiaker Hubers erhielt den Auftrag, raſch nachzufahren.

Die Fahrt ging über den Hohenmarkt, aber ſtatt links, rechts durch die Biſchofgaſſe; — wie ein Pfeil flog der Wagen nach der Wollzeile und hielt am Hauſe Nr. 773.

Raimund ſtieg aus dem Wagen; er hob eine Dame aus demſelben, reichte einem alten Herrn die Hand, und führte die Dame und den Herrn über die Treppe.

Huber und ſeine Geſellſchaft waren ebenfalls ausgeſtiegen, und ſahen, ohne von Raimund bemerkt zu werden, ihm und ſeinen Begleitern nach.

Er wird doch nicht hier ſpeiſen! ſagte Huber. — Meine Frau hat es ſich nicht nehmen laſſen, eine Feſttafel zu beſorgen. — Wenn ich nur wüßte, wer hier wohnt? und ob man Raimund nicht aufmerkſam machen könnte, welche Ueberraſchung ihm meine Frau bereitete.

Wer hier wohnt? antwortete der Lederhändler im Hauſe, der den ganzen Tag über vor der Thüre ſeines Ladens ſtand, und jeden Sperling läſterte, der vorüber flog; wer hier wohnt, damit kann ich dienen. Reiche Leute ſind es; der Alte wird im Hauſe der Baron genannt, die Junge iſt ſeine Nichte und Mündel. Raimund iſt oft bei ihnen. — Wie mir die Küchenmagd erzälte, iſt heute eine Tafel, zwar nur für drei Perſonen, aber es wird ſo viel aufgetragen werden, als ob zwanzig geladen wären.

O weh! rief Huber.

Ich fände es unartig von Raimund, warf Swoboda hin, wenn er die Aufmerkſamkeit ſeines Direktors und die Freundſchaft ſeiner Kollegen ſo gering achten könnte, und nicht wenigſtens auf eine Minute abkäme, um ſich zu entſchuldigen.

Wir wollen ihn nicht verdammen! ſagte Schuſter, wir wollen ihm Zeit laſſen, herabzukommen und —

Ei was! verſetzte Swoboda, ich gehe hinauf, laſſe mir Raimund herausrufen, und führe ihm ſein Benehmen zu Gemüth'.

Aber ſchonend und höflich! bat Wenzel Müller. Wenn hier Raimunds Herz im Spiele iſt, ſo muß man ihn achten. Das Herz geht dem Magen vor.

Ich gehe mit Swoboda, verſetzte Ignaz Schuſter. Wie heißt der Herr da oben? fragte er den Lederhändler.

Hilbert.

Ei, den kenne ich ja! Er iſt ein großer Theaterfreund, er iſt mir ſehr gewogen; er weiß, daß ich Raimunds Freund bin; ich hoffe kein ungeſchickter Abgeſandter zu ſein.

Swoboda und Schuſter ſtiegen die Treppe hinauf.

Huber überreichte indeß dem Lederhändler eine Bretze.

* * *

Ignaz Schuſter bat den Bedienten, Herrn von Hilbert verſtohlen einen Wink zu geben, um ihn in das Vorzimmer zu bitten. Weder er, noch der Freund, welcher Schuſter begleitete, ſagte letzterer, wollen den Herrn Baron ſtören.

Herr von Hilbert erſchien im Vorzimmer.

Ei, mein vortrefflicher Freund! redete Hilbert, Ignaz Schuſter an. Was verſchafft mir die Ehre, Sie hier zu ſehen. Wollen Sie denn nicht bei uns eintreten? — Herr Raimund iſt hier.

Wir wiſſen es, erwiederte Schuſter, ich und der Herr Regiſſeur Swoboda, den ich Ihnen hier vorzuſtellen die Ehre habe. — Auch der Herr Direktor Huber weiß es, welcher mit dem Kapellmeiſter Müller am Hausthore uns erwartet. Bei Raimunds Befreiung folgten wir Ihrem Wagen, der hierher fuhr. Raimund begleitete Sie und nun ſchwebt Huber und die ganze Geſellſchaft in großer Beſorgniß; heute um zwei Uhr findet zu Ehren Raimunds ein großes Diner bei dem Direktor ſtatt. Huber iſt nun in Angſt, daß Raimund bei Ihnen ſpeiſen werde.

So iſt es auch!

Herr Baron, ſagte Swoboda, liefern Sie uns Ihren Gaſt aus. Heute ſoll Raimund ſeinem Direktor und der Geſellſchaft angehören.

Ich kann dies leider nicht. Ich habe meine wichtigen Gründe.

Wir wollen mit Raimund ſelbſt ſprechen, meinte Swoboda.

Raimund hat ſich bei uns verſagt.

Herr Baron, verſetzte Schuſter, vielleicht gibt es ein Auskunftsmittel. Sie ſpeiſen, wie ich weiß, ſehr ſpät; ich hatte einmal die Ehre, Ihr Gaſt zu ſein. Das Diner ſollte um 5 Uhr ſtatt finden; es wurde 6 Uhr, bis alle Gäſte zuſammen trafen; — ſetzen Sie heute die Speiſeſtunde auf 7 Uhr. Raimund ſpeiſt um zwei Uhr bei Huber, um 7 Uhr bei Ihnen. Er nimmt Ihr Diner für ein Souper, Sie nehmen es für ein Diner; ſo iſt uns Allen geholfen.

Der Baron lächelte. Ich bin dabei, allein Raimund will hier bleiben, bei uns bleiben, von 11 Uhr Vormittags, bis 11 Uhr Nachts.

Ich verſtehe, erwiederte Schuſter. Er will die Ehre haben, in Ihrer auszeichnenden Geſellſchaft zu ſein; ich weiß auch hier ein Auskunftsmittel. Herr Leopold Huber hat mir aufgetragen, Sie und das verehrliche Fräulein Emmi zum Diner bei ihm einzuladen. Der Herr Baron wünſchten, wie Sie mir ſelbſt ſagten, einmal einem Gaſtmahl in der Mitte, fröhlicher Schauſpieler einzunehmen; eine fröhlichere Schauſpieler-Geſellſchaft werden Sie noch nie getroffen haben, wie heute. Herr **Huber** kann in einigen Sekunden hieher kommen, und ſeine Einladung ſelbſt machen. — Herr Baron, gönnen Sie ihm mit dem Fräulein die Ehre Ihres Beſuches.

Ich werde den Direktor herauf führen, und ihn ſeine Einladung perſönlich vorbringen laſſen, ſagte **Swoboda**, und entfernte ſich eilig.

Huber kam.

Ach, hätte er dieſe Sache mit Bretzen abmachen können, wie glücklich wäre er geweſen! **Huber** gerieth in die größte Verlegenheit, wenn er mit Perſonen aus einer andern Sfäre als die ſeinige war, ſprechen mußte. Er ſtotterte, er athmete tief auf, er konnte kein Wort herauszubringen.

Meine Herren, ſagte **Hilbert**, im Vorzimmer können wir nicht bleiben, kommen Sie in mein Arbeitskabinet.

Er führte ſie hinein.

Was hier ausgemacht wurde, erzälte keiner der vier Herren.

Genug, **Hilbert** ſagte **Raimund** das Diner ab, ſchützte eine Krankheit vor und legte ſich zu Bette.

Emmi war beſtürzt.

Raimund ging nach Hauſe. — Dort erſt erfuhr er, daß ihn **Huber** um ½ 3 Uhr erwarte.

Raimund dachte an kein Diner mehr, und machte ſeinem Direktor eine Viſite.

Es wurde nur von Theaterangelegenheiten geſprochen.

Plötzlich endete **Huber** die Unterredung mit den Worten: „Meine Suppe wird kalt! Meine Frau wird ungehalten werden, wenn ich nicht zu Tiſche komme. Wenn Sie noch nicht geſpeiſt haben, Herr **Raimund**, ſo nehmen Sie mit einer einfachen Mahlzeit vorlieb.

Mathias! befahl er ſeinem Diener: Noch ein Kouvert für Herrn Raimund.

Ach, ich wollte gar nichts eſſen! verſetzte Raimund; ich bin ſo verſtimmt, daß mir nichts munden wird. —

Wer weiß! verſetzte Huber; ich ſetze Ihnen etwas Beſonderes vor.

Er führte Raimund nach ſeinem großen Tafelzimmer.

Die Thüre flog auf, und Raimund bebte zurück vor Erſtaunen.

Oben an der Tafel, neben Frau Juſtinen, war Raimunds Ehrenplatz. Ihm zur Linken ſaß die Frau Direktorin und zu ſeiner Rechten — Emmi.

Raimund vermochte nicht zu ſprechen vor Freude.

Dieſes Diner, ſagte Raimund oft, wenn er ſich daran erinnerte, war meines Lebens glücklichſte Stunde, aber bald darauf fing mein Kummer an, und ſo aus dem Herzen froh, vermochte ich nicht mehr zu werden.

7. Ignaz Schuſter und Ferdinand Raimund.

Am 2. März 1818 wurde „der verwunſchene Prinz,“ Zauberſpiel von Bäuerle, aufgeführt. Raimund erſchien in der komiſchen Hauptrolle, in der Rolle des Vaters dreier heiratsluſtiger Töchter, welche er in ein Zauberreich führt, dort um die Hand eines, als Ungeheuer verzauberten Prinzen zu buhlen.

Raimund war in ſeiner Rolle wahrhaft komiſch, ſein Spiel draſtiſch. Er gefiel ſo außerordentlich, daß er an jenem Abende gewiß zehn Mal gerufen wurde.

Seit dem Erfolge dieſer Rolle begann das Publikum ſich in zwei Parteien zu ſondern, die eine wollte nur Raimund in den komiſchen Stücken ſehen, die andere entſchied ſich für Ignaz Schuſter.

Die Partei Raimunds war ungerecht. Weshalb einen wackern, ſehr geachteten Künſtler wie Ignaz Schuſter war, anfeinden, ihm entgegen treten, wenn dieſer eben ſo eminent iſt; weshalb den Einen in den Himmel heben, um den Andern in den Koth zu treten?

Da war vorzüglich ein kleines buckliches Männchen, wir wollen ſeinen Namen nicht nennen, weil er zu bekannt iſt, welcher Schuſter verfolgte und in den Kaffeehäuſern muthwillige junge Leute warb, und ſie mit Freibilleten und Punſch gewann, den vortrefflichen, noch jetzt unvergeßlichen Schuſter auszuziſchen.

Raimund ſelbſt fühlte ſich wahrhaft unglücklich über dieſes freche Benehmen naſeweiſer Jungen, welche leider damals den Ton im Leopoldſtädter Theater angeben durften; wir ſagen durften, weil es nur des Einſchreitens der beſonnenen Leute benöthigt hätte, um einige Dutzend unbärtiger Laffen, unwiſſender, frecher Roués und Pflaſtertreter zu recht zu weiſen.

Das Meiſte an dieſem Parteikampfe verſchuldete die Direktion. — Herr Leopold Huber ſeh es gar ſo gerne, wenn diejenigen Schauſpieler, die ſeine Lieblinge waren, gefielen und die anderen gehetzt wurden. Um Raimund den Sieg in der erſten Zeit ſeines Engagements im Leopoldſtädter Theater recht leicht zu machen, ließ er ihn mit Ignaz Schuſter an einem Abende, in ein und demſelben Stücke nie auftreten. Damals war die Direktion des Leopoldſtädter Theaters noch nicht ſo aufmerkſam für das Vergnügen des Publikums wie heute. Huber und ſpäter Sartory führten nur einen erſten Komiker ins Treffen; — Carl brachte häufig drei; Neſtroy läßt vier der vorzüglichſten Matadore an einem Abende den Kampf gegen die Langeweile beginnen, ſich ſelbſt, alſo: Neſtroy, Scholz, Treumann und Grois!

Dies zeigt Achtung für die Wünſche des Publikums.

Die gemeinen Neckereien gegen Ignaz Schuſter währten fort, er mochte ſpielen, was er wollte.

Ein Rudel geckenhafter Laſſen ließ nicht nach, den braven Schuſter zu kränken. Mit außerordentlicher Ruhe ertrug er die ſchmählichſten Verfolgungen, wußte er doch, daß der wackere, ehrliche Raimund nicht hiezu beitrug, ſondern, daß Raimund ſelbſt die läſtigen Gönner, „die ſich ihm aufdrangen und die ihm ſo erbärmliche Beweiſe von Zuneigung gaben,“ wie Reibersdorfer in ſeinen Skizzen über Raimund bemerkt, ſelbſt tadelte, und einmal einen ganz beſonders faden Dandy erſuchen ließ, er möchte ſich doch im Theater nicht ſo frech und blindleidenſchaftlich benehmen, das honnette Publikum Wiens müſſe ſonſt glauben, er, Raimund, bedürfe ſolche erbärmliche Manöver, einen Kunſtgenoſſen in Schatten zu ſtellen.

Der dumme Junge, der mit ſeinen bübiſchen Anhängern ſolchen Spuk im Leopoldſtädter-Theater anzettelte, hieß Trocken. Er ſtarb als eilfjähriger Praktikant. Er hatte aber noch immer nicht ſeinen Namen hinter den Ohren, als er ſtarb.

Ignaz Schuſter wurde für die Unbilden, welche ihm, wie geſagt, alberne Jungen zufügten, gewiſſermaßen durch die auffallenden Auszeichnungen allerhöchſter Perſonen reichlich entſchädigt.

Seine Majeſtät, der höchſtſelige Kaiſer Franz, beſuchte das Leopoldſtädter Theater nur, wenn Ignaz Schuſter ſpielte. So oft der unvergeßliche Kaiſer ſeinen Sommeraufenthalt in Baden bei Wien nahm, mußte

Ignaz Schuſter auf dem dortigen Theater Gaſtrollen geben; des Königs von Preußen Majeſtät berief Ignaz Schuſter in jedem Sommer nach Tepliz; derſelbe Monarch lud den Künſtler zwei Mal nach Berlin ein, und als der König ſich in Aachen befand, mußte Schuſter dort zwölf Gaſtrollen ſpielen; König Max von Baiern ließ Schuſter nach München kommen. Er erhielt von den ſämmtlichen deutſchen Monarchen koſtbare Ringe, Doſen, Brillant-Nadeln u. ſ. w. als Zeichen ihrer beſondern Huld und Zufriedenheit mit ſeinen „eminenten“ Leiſtungen. Solcher Auszeichnungen konnte ſich Raimund nie erfreuen, und oft ſagte Raimund: „Ach, wie gerne gäbe ich das tolle, einfältige, hirnloſe Gejohle meiner unbärtigen Gönner hin, verzichtete für immer auf ihre Gunſt, würde mich nur der kleinſte deutſche Landesfürſt als Gaſt an ſein Hoftheater berufen!“

In welcher Beziehung Raimund mit Schuſter rivaliſirte, waren Aeußerlichkeiten.

Ignaz Schuſter hatte eine prachtvoll eingerichtete Wohnung mit der Ausſicht nach der Jägerzeile; Raimund mußte eine ähnliche und wo möglich noch elegantere haben; Ignaz Schuſter erfreute ſich häufig des Beſuches geachteter Perſonen, Raimund trachtete nicht minder ein artiges Haus zu machen; Ignaz Schuſter hatte ſich ein hübſches Vermögen geſammelt, Raimund ruhte nicht, bis auch er ſich ein Kapital erworben; Ignaz Schuſter hielt eine nette Equipage — Raimund mußte ebenfalls Pferde und Wagen beſitzen; doch die Art und Weiſe, wie Raimund zu einer Equipage gelangte, iſt zu komiſch, und Raimund als Pferdelenker war zu drollig, als daß wir dieſe närriſche Epiſode aus ſeinem Leben, im Verlaufe unſerer Mittheilung, nicht ausführlicher berühren ſollten.

Raimunds Beliebtheit in Wien begann von dem Jahre 1818, ſich von Tag zu Tag zu ſteigern.

Seine beiden früheren Liebesverhältniſſe lagen hinter ihm. Von Madame Schandel hörte und ſah er nichts mehr; Fräulein Thereſe Grünthal war zwar noch immer im Leopoldſtädter Theater engagirt, und ſpielte in den meiſten Rollen mit ihm, aber ſie war ihm ſo gleichgiltig wie jede fremde Perſon.

Ich ſehe ſchon, ſagte er einſt zu Leopold Huber, mit Schauſpielerinnen habe ich kein Glück; diejenigen, welche ich liebte, haben mich noch immer grauſam betrogen; ich werde „außer meinem Stande,“ eine Frau ſuchen; eine Frau muß ich haben; Schuſter iſt ja auch verheiratet, und ſeine Frau iſt keine Schauſpielerin, und er iſt glücklich; warum ſollte ich es nicht ebenfalls werden können?

Sie haben ja ſchon eine Geliebte, welche Sie beglückt, verſetzte Huber; eine beſſere Wahl als die ſchöne Emmi, in welche ſich ſogar meine Frau und alle meine Künſtler, ja ſogar Schuſter trotz ſeiner reizenden Gattin, verliebte, können Sie nicht treffen!

Die nimmt mich nicht! verſetzte Raimund ganz verdrießlich.

Woher wiſſen Sie das?

Ich weiß es. Auch hat ſie zu viel Geld! Ein reiches Weib iſt etwas Entſetzliches! — Wenn ein reiches Weib noch ſo liebenswürdig iſt, ſo macht ſie doch zu Zeiten ein Geſicht, als wenn der Mann von ihr abhinge! — Der Mann iſt nicht Herr im Hauſe, wenn die Frau Geld hat! — Iſt Einem irgend eine Ausgabe für Putz und Geſchmeide, Geſellſchaften, Bälle u. ſ. w., nicht angenehm, ſo antwortet die beſte Frau: „Geht Dich dies Etwas an? Ich beſtreite alle Auslagen von meinem Vermögen!“ Läßt man ſich Alles gefallen, Aufwand in der Toilette und Aufwand im

Hauſe, ſo ſagen die Leute: „Was für das Vergnügen der Frau ausgegeben wird, das rührt nicht vom Manne her!“ — Von mir würden die Leute ſagen: „Er hat ja nichts, als ſeine lumpige Gage und alle Jahr eine Einnahme! Wenn er ſich heute einen Fuß bricht und nicht mehr ſpielen kann, ſo dankt ihn ſein Direktor ab und die Frau kann ihn erhalten, den Herrn Raimund!“

Erlauben Sie, erwiederte Huber, „lumpige Gage“ müſſen Sie nicht ſagen; Sie haben jährlich 2000 fl., und wenn Sie ſich einen Fuß brechen, ſo laſſe ich dieſen wieder einrichten. Sie ſtehen gewiß gut. —

Auf einem gebrochenen Fuße!

Närriſch! Ich meine es nicht ſo!

Ich meine es auch nicht ſo; ich ſage nur, was die Leute ſagen würden. Ich bin mit der Gage zufrieden, aber für 2000 fl. darf man noch nicht ſein Auge zu einer Baroneſſe erheben, und ich ſage Ihnen, ſie iſt eine Baroneſſe, nur wegen mir, will ſie eine Bürgerliche ſein!

Nun da haben wir's! verſetzte Huber. Sie will eine Bürgerliche ſein, Ihnen zu liebe! Iſt Ihnen denn das noch nicht genug?

Es wäre mir ſchon genug, aber es iſt mir immer, als wenn doch Etwas wäre, ja, Etwas ſogar ſein müßte, was zwiſchen uns Beiden feindlich einwirkte.

Der Alte vielleicht, der Vormund und Onkel iſt?

Gott bewahre! Der thut Alles, was ſie will. Es hat noch gar keinen ſolchen Vormund gegeben! Wenn man dieſe Beiden mit einander ſprechen hört, ſo glaubt man, ſie ſei der Vormund, und er die Mündel!

Haben Sie denn noch gar nicht angeklopft?

Ich klopfe alle Tage an, aber ſie ſagt nie „Herein!“

Heute iſt meine Frau auf ein großartiges Gouter bei der Baroneſſe Emmi eingeladen. —

Ich weiß es. Ich bin auch invitirt. —

Meine Frau wird um 6 Uhr hin kommen. Heute wird in unſerm Theater eine Pantomime aufgeführt. Sie haben nichts zu thun. Kommen Sie um 7 Uhr! — Meine Frau wird die Baroneſſe ausholen. Meine Frau braucht nur leiſe Andeutungen, und ſie weiß genug. —

Leiſe Andeutungen?

Sie meinen, weil meine Frau etwas ſchwer hört? Meine Frau ſchaut den Perſonen, mit welchen ſie ſpricht, nur auf den Mund, und verſteht jedes Wort. —

Das wird eine hübſche Unterhaltung werden, wenn ich um ſieben Uhr eintrete. Ihre Frau kann nicht hören und Fräulein Emmi will nicht hören; es wird ſein, als wenn ich im Taubſtummen-Inſtitut Gaſt wäre!

Nur Courage!

Sie haben leicht lachen! Sie ſind ein Glücklicher, die Schuhe, mit welchen ſie auf Freiers Füßen gingen; haben Sie längſt zerriſſen; bei mir iſt der Urgroßvater von dem Kalbe noch nicht auf der Welt, welches das Leder für meine Hochzeitsſtiefeln liefern ſoll —

Schreiben Sie Emmi.

Ich habe ihr geſchrieben. Ernſthaft und in einer Stimmung, die nicht herzlicher ſein konnte; Sie können leicht ermeſſen, wie ernſthaft ich ſchrieb, der Brief war aus dem Polizeihaus datirt.

Hat ſie Ihnen geantwortet?

Nicht mündlich, nicht ſchriftlich!

Haben Sie denn gar kein Zeichen beſonderer Zuneigung?

Als ich, nach meiner Erlöſung vom Arreſte, in den bewußten Fiaker ſtieg, hat Emmi mich in der Freude ihres Herzens umarmt, und ich habe ihr einen Kuß applicirt, wie ich bisher nicht ahnte, daß ich einen ſolchen Kuß zu verabreichen im Stande wäre! — Punktum! Aus war es mit der Küſſerei! — Als ich dann in Emmis Haus trat, als ich auf den Knien vor ihr lag, vor Glück, Wonne, Verliebtheit und Dankbarkeit, kaum ſprechen konnte; als dann ihr Vormund durch Ignaz Schuſter und Sie, Herr Huber abberufen wurde, und uns beide über eine ganze Stunde allein ließ; — da bat ich ſie um einen Kuß, um einen einzigen Kuß! — Vergebens! — „Das wäre ja ein Kuß der Liebe, ſagte ſie: aus Freundſchaft konnte ich es wohl geſchehen laſſen, daß Sie mich küßten, aber — — — Das iſt mir alles Eins, erwiederte ich; küſſen ſie mich meinethalben aus Haß, aus Verachtung, aus Abſcheu! wenn nur geküßt wird! — Sie lachte! Sie lachte! Mir ſtanden die Thränen in den Augen.

Da hätte ich mir ſelbſt genommen, was ſie mir verſagt!

Ach Sie thun immer, als wenn Emmi die Frau Juſtine wäre! die ſagt freilich nichts! — Aber Emmi! Wagen Sie es, ſich ihr zu nahen, wenn ſie Sie mit ihrem Blicke, worin ein Zeughaus moraliſcher Waffen liegt, anſieht, ſo beben Sie zurück!

Gott bewahre! Ich ſtürme. —

Sie mit 68 Jahren und dieſem dicken Bauche!

Nur vorwärts!

Das müſſen Sie mir zeigen, wie Sie ſtürmen!

O wäre ich noch vier und zwanzig Jahre alt!

Ja ſo!

Als ich noch vier und zwanzig Jahre alt war, hätten Sie mich kennen ſollen!

Sein Sie froh, daß es vorbei iſt!

Und noch! — Ich bin im Stande und küſſe unſere neue Köchinn!

Jetzt gehe ich, Sie Don Juan, ſonſt werden Sie noch ſo jung, daß Sie mich ausſtechen.

Nichts meiner Frau erzälen!

Sie hört nicht auf meine Worte.

Raimund ging unter lautem Lachen fort.

Huber rief ihm nach: Ich bedauere die gegenwärtige Generation! O Gott, zu meiner Zeit! Und wie ich war! O Gott!

8. Frau Juſtine Huber.

Es wurde in dieſen Mittheilungen bereits geſagt, daß die Frau des Direktors, Perſonen ihres Geſchlechtes nicht leiden mochte.

Sie ging gerne mit Männern um; vor Männern genirte ſie ſich nicht, aber die Weiber ſcheute ſie.

Als ihr Gatte noch Eiſenhändler war, mußte ſie wohl häufig Viſiten von Weibern annehmen; aber wer waren dieſe? Hammer-, Senſen-, Nagel- und Hufſchmiedsgattinnen; mit dieſen war ſehr leicht zu konverſiren, doch jetzt war ſie auch Vorſteherin einer Kunſtanſtalt geworden; es galt, wenn nicht gewählt, doch geſcheit und gut zu ſprechen, es galt, den Fehler, daß ſie ihr Gehör etwas eingebüßt, ſo gut es ging, zu bemänteln. Die Schauſpieler waren galant genug, die Bornirtheit der Frau Direktorin nicht auffallend zu finden, ihre Taubheit zu ignoriren; aber die Damen des Theaters, werden dieſe auch ſo delikat ſein?

Sie fürchtete dieſe Domen.

Als die Theatergeſellſchaft ihre Aufwartung machen, und ſich bei Uebernahme der Direktion durch Herrn Huber der Gattin desſelben empfehlen wollte; ließ ſie nur die Herren vor; die Damen wurden mit den ſchalen Worten: „die Frau Direktorin befinde ſich unwohl!“ abgewieſen.

Herr Huber gerieth hierüber in Zorn.

Du mußt auch die Schauſpielerinnen, Sängerinnen, Tänzerinnen, ja ſogar die Choriſtinnen empfangen! ſagte er. Niemand ſoll behaupten, daß Du hochmüthig biſt, oder nicht zu leben weißt!

Was ſoll ich mit dieſen Damen ſprechen?

Was Dir gefällig iſt, aber ihren Beſuch mußt Du annehmen.

Sie ſollen in des Himmels Namen kommen! Ich werde es mit ihnen kurz machen.

Die Künſtlerinnen wurden hievon verſtändigt; ſie ſchickten ſich zu einer neuen Viſite an, aber ein großer Theil blieb zurück. Einige Schauſpielerinnen, welche den Dünkel dieſer Eiſenhändlerin nicht ertragen konnten, kamen nicht.

Die Deputation ſtellte Madame Platzer, erſte Sängerin der Leopoldſtädter-Bühne, an die Spitze.

Iſt Frau Huber etwa unartig, dachten die Künſtlerinnen, Madame Platzer iſt ſchlagfertig, hat gute Einfälle, und verſteht es, durch ihr köſtliches komiſches Flegma der Indolenz entgegen zu treten.

Ich werde ſchon die rechten Worte finden, meinte Madame Platzer. Dieſe Frau kann man mit Gemeinplätzen glücklich machen. Sie überhört ohnehin das Meiſte. Wenn ich Huld, Gewogenheit, Mutter der Geſellſchaft, edles Herz, gewohnte Nachſicht u. ſ. w. recht heraus hebe, ſo hat ſie genug.

Die Damen des Theaters wurden vorgelaſſen.

Sie waren alle ſehr elegant gekleidet, meiſtens in Sammt und Seide, prächtig chauſſirt und coiffirt.

Frau Huber kam ihnen entgegen.

Frau von Huber! begann Madame Platzer — — —

Ich danke Ihnen, erwiederte dieſe, ich bitte mir die Ehre auf einen Kaffee aus.

Das Glück, Sie, verehrte Frau, als Vorſteherin einer Kunſtanſtalt zu begrüßen —

Sie ſind geſchieden von Ihrem Manne, Madame Platzer, fuhr Frau Juſtine fort, iſt mir recht leid! —

Bringt uns hieher, ſetzte Madame Platzer ihre Anrede fort, wir zollen Ihnen unſere Achtung; gewiß wird Ihre Nachſicht —

Und Fräulein Gottlieb iſt auch da? Alt werden wir halt ſchon alle zwei!

Ei, dachte Madame Platzer, die weiß ja gar nicht von was die Rede iſt, da muß ich in ihren Ton einſtimmen; ſie erhob die Stimme, und ſagte:

Wenn Sie erlauben, ſo kommen wir ein ander Mal auf einen „Plauſch“ zuſammen, dann können wir beſſer von geſchiedenen Eheleuten und von Leuten, die ſchon alt werden, ſprechen. —

Führen Sie ſich nur gut auf! erwiederte Frau Huber; — wenn ich Ihnen mit Etwas dienen kann bei Tag oder bei der Nacht, zu jeder Zeit, ungenirt, mit dem größten Vergnügen; der „Meinige“ braucht's nicht zu wiſſen! — Wenn ich nicht zu Hauſe bin, nur ein par Zeilen der Köchin geben; ich bekomm' es ſchon!

O welche Frau! rief Madame Platzer ſehr vernehmlich. Rechnen auch Sie auf uns! — Namenstag, Geburtstag, Weihnachten, Neujahr, Lichtmeß, Aſchermittwoch, Oſtern, Pfingſten, Frohnleichnam, Peter und Pauli, Martini-Gans! — Nimmerſehen!

Alles zu viel! verſicherte die Direktrize. Verdiene es nicht! Verdiene es nicht! Was halt recht iſt! — Wünſch wohlauf zu bleiben! „Thänige“ Dienerin!

Mit dieſen Worten bekomplimentirte ſie die Damen bis an die Thüre.

Die Huber ſagte für ſich, als ſie fortgegangen waren Jetzt wäre dieß auch überſtanden! Ich habe es nicht gedacht, daß ich mich ſo gut reden würde mit Ihnen! Aber die Gottlieb iſt alt worden, ſie muß ja ſchon eine junge Siebzigerin ſein!

Die Künſtlerinnen lachten über die ganze Treppe hinab und bis vor das Hausthor über dieſe Unterredung.

Der Name „Martini-Gans,“ den Madame Blatzer der bornirten Frau im Aerger zuſchleuderte, blieb der Frau Huber ſo lange ſie lebte.

Und dieſe Frau war zu einem Gouter bei Emmi geladen, zu der fein gebildeten, reichbegabten Emmi!

Zu dieſer ging Frau Huber ohne Scheu.

Frau Juſtine hatte Emmi liebgewonnen; ſie faßte ein Herz zu ihr; auch ſollte ſie bei Emmi für Raimund ſprechen; für Raimund wäre ſie ins Feuer gegangen, warum nicht auch zu Emmi.

Frau Juſtine erſchien ſchon um halb fünf Uhr bei ihrer neuen Freundin.

Sapperment! rief ſie, als ſie eintrat, da iſt es ſchön!

Das Portrait Maria Stuarts, ein treffliches Oelgemälde von dem alten berühmten Lampi gemalt, hing in dem Salon.

Das iſt gewiß die ſelige Mama! ſagte Huber. Die Aehnlichkeit mit Ihnen, Fräulein Emmi, iſt auffallend.

Das iſt die unglückliche ſchottiſche Königin Maria Stuart, antwortete Emmi mit etwas erhöhter Stimme.

Was Sie ſagen! Herrlich getroffen, ich hab' viel reden gehört, hab's aber nicht gekannt. War ſie von hier?

O nein! erwiederte Emmi mit unbeſchreiblicher Nachſicht. — Sie war in England und wurde hingerichtet.

Hingerichtet? — Gewiß eine Kindsmörderin! Schade um die hübſche Perſon! Iſt vielleicht verlaſſen und betrogen worden von einem ſchlechten Mann! O Fräulein, ſein Sie nur vorſichtig! Trauen Sie dem Tauſendſten nicht! — Ich habe einen braven Mann, aber auch er iſt nichts nutz! — Ich glaube immer, in die Tänzerin Rainoldi iſt er g'ſprengt; wie könnte ſie ſonſt ſolche Sprünge machen; doch laſſen wir das! — Ich denke in der ganzen Welt gibts nur einen honnetten Menſchen und das iſt der Raimund — — — nu, nu, Sie dürfen nicht roth werden; ich ließ ihn ſelbſt nicht aus, wenn ich jung wäre!

Raimund iſt ein ſehr braver Mann.

Nicht wahr! Hören Sie, den würde ich heiraten, wenn ich wie Sie wäre! — O ich forſche „Ihnen“ ſchon noch aus! — Ich trete ganz behutſam auf. — Plötzlich werde ich Sie aber ertappen und dann müſſen Sie „Ja“ ſagen und Hochzeit muß ſein in meinem Hauſe.

Ich achte Herrn Raimund, aber ich denke nicht ans Heiraten.

Juſtament müſſen Sie daran denken! Aus welchem Grunde ſind Sie ein Frauenzimmer geworden! — Sie kommen mir vor wie meine alte Köchin, die vor 14 Tagen bei mir ausgeſtanden iſt, — 26 Jahre war Sie in meinem Dienſt, und 26 Jahre hat ſie nichts vom Heiraten wiſſen wollen. — Vor vier Wochen kommt ſie daher, ſagt, ihr Herz habe ſich jetzt entſchieden, ſie heirate — und wen? Unſern Hausmeiſter! — Meine alte Köchin hat nur gewartet bis des Hausmeiſters Weib geſtorben war. — Hausmeiſter und Köchin ſind ſchon vermält, haben auch ſchon ein Kind, ein Bürſcherl, ein nettes Bürſcherl, iſt ſchon Korporal bei Deutſchmeiſter! —

Sehen Sie, ſo iſt's mit der Liebe! — Meine Köchin hat ſich 26 Jahr gewehrt, nun mußte ſie doch anbeißen. Akkurat ſo wirds Ihnen gehen! Denken Sie an meine Worte, Fräulein Emmi!

Wenn ich 26 Jahre auf einen Mann warten müßte, würde ich lieber gar nicht heiraten.

Auf den Bräutigam brauchen Sie nicht 26 Jahre zu warten, den können Sie ſogleich haben, nun — nur Geduld! — um 7 Uhr kommt er zu Ihnen. Da ſoll die Hochzeit augenblicklich ausgemacht werden.

Emmi befand ſich in der größten Verlegenheit über das tolle Zeug, das dieſe Frau zuſammen ſchwätzte.

Sie klingelte dem Bedienten.

Melde meinem Onkel, trug ſie dem Bedienten auf, daß Frau von Huber mich bereits mit ihrem Beſuche beehrt hat. Ich laſſe um des Herrn Onkels Geſellſchaft bitten. —

Wenn Sie heiraten, Fräulein, fuhr Frau Juſtine mit ſtupider Schonungsloſigkeit fort, ſo wird Ihnen um dieſes Quartier leid ſein. — Wie viele Zimmer haben Sie denn hier?

Zehn. —

Zwei Leute und zehn Zimmer! Fürchten Sie ſich denn nicht in dieſer großen Wohnung?

Fürchten? Weshalb?

Wir haben ſieben Zimmer und ein Vorhaus; acht Kommis in unſerer Eiſenhandlung, drei Lehrjungen, vier Hausknechte und einen Buchhalter. Alle wohnen bei mir in meinem eigenen Hauſe, und doch fürchte ich mich im Winter, in der Dämmerung, wenn unſere Leute im Gewölbe beſchäftigt ſind, oder mein Mann in der Direktionskanzlei im Theater ſich befindet. Jedes Mal muß ſich mein Stubenmädel mit ihrem Liebhaber, der ein Büchſenſpanner iſt, zu mir in's Zimmer ſetzen, blos wegen den Räubern, von welchen man jetzt ſo viel ſpricht. — Nu ja! Ich hör' nicht gut; zu mir kann Einer auf den Zehen ſchleichen, ich bemerk' ihn nicht; er kann mir einen Stich geben, und ich hör' ihn nicht. Nein, nein, Sie haben ein zu großes Quartier! —

Wir haben aber auch unſere Domeſtiken.

Denken Sie nur an die Mordthat in Ihrem Hauſe am helllichten Tage!

Das war ein beſonderer Fall. —

Jeder Raubmord iſt ein beſonderer Fall! — Nichts! nichts! Sie müſſen heiraten und in die Leopoldſtadt ziehen; im Theaterhaus bekommt dann Raimund freies Quartier! — Schlagen Sie ein, Sie heiraten und ich bin die Kranzeljungfer.

Hilbert trat ein.

Gott ſei Dank! ſagte Emmi für ſich. — Meine Bruſt iſt durch das überlaute Sprechen ganz wund, und mein Kopf iſt wüſte von den albernen Schwätzereien dieſer Frau. —

Nach einfachen Begrüßungen ſetzte Frau Juſtine ihr abſurdes Geſchwätz auch gegen Hilbert fort. Sie ſprach fort und fort nur von Raimund. Mit ihren Wünſchen hielt ſie nicht zurück. Sie fiel nicht, ſie kollerte mit der Thür in's Haus.

Endlich wurde Raimund gemeldet.

Emmi bat ihren Onkel, unter dem Vorwande, Frau Juſtine ſeine Oelgemälde zeigen zu wollen, Emmi auf einige Zeit mit Raimund allein zu laſſen.

Hilbert lud Frau Huber ein, ſeine Gallerie zu beſichtigen.

„Ich kenne mich ſchon aus," bemerkte Frau Huber, und machte dabei ein ſo ſchlaues Geſicht, als hätte ſie ein Meiſterſtück von einer diplomatiſchen Sendung vollbracht. Ja, ja, gehen wir! ſagte ſie. Jetzt macht ſie ihm einen Heiratsantrag, und das iſt mein Werk!

Sie hing ſich an den Arm Hilberts, und verfügte ſich mit ihm in den Bilderſaal.

Lieber Raimund, ſagte Emmi, als ſie ſich mit ihm allein befand, was haben Sie mir gethan?

Ich? Mein Fräulein —

Dieſe ſonderbare Frau! Was ſprach ſie für tolles Zeug!

Ich weiß von nichts. —

Sie drängt und dringt in mich, Ihnen meine Hand zu reichen, und benimmt ſich nicht anders, als wenn ſie hiezu gedungen worden.

Fräulein, können Sie glauben, daß ich —

Nein, — ich kann es nicht glauben, aber wie kommt Frau Huber dazu, auf eine ſo plumpe, ſo ganz undelikate Weiſe in mich zu dringen?

Weil ſie gemein, plump und undelikat iſt!

Aber wie kann ſie ſich's denn einfallen laſſen, von einer Heirat zwiſchen uns zu ſprechen?

Wie? ſagte Raimund, das darf ſie ſich nicht einfallen laſſen, und ich natürlich auch nicht?

Ich erſtaune über Sie, Herr Raimund.

O mein Gott! ſagte Raimund und verhüllte ſich das Geſicht.

Seien Sie doch vernünftig!

Ja, ja! Ich will's verſuchen. —

Was berechtigt Sie denn eine ſolche Idee zu faſſen?

Eine ſolche Idee iſt närriſch! Ich ſehe es wol ein. Verzeihen Sie, daß ich meine Augen zu Ihnen erhob. Ich bin ein leicht zu täuſchender Menſch! Ich glaubte, Ihre Güte für mich, Ihre Theilnahme ſei mehr als Freundſchaft; ich glaubte, in Ihnen könne keine Falſchheit liegen, Koketterie, ein leichtſinniges Spiel mit einem ehrlichen Manne, ſei Ihnen unmöglich. Es iſt anders! Es muß anders ſein! — Verlachen Sie den eingebildeten Thoren nicht, der ſich ſo arg hintergeben ließ! Mich ſehen Sie nicht wieder!

Er ergriff ſeinen Hut und ſtürzte fort.

Raimund! Raimund! rief Emmi.

Sie wollte ihm nacheilen.

Da trat ihre Tante herein. Sie umarmte Emmi.

Retterin meiner Ehre! rief ſie. Nimm meinen Dank!

Emmi war tief bewegt, und vermochte nicht zu ſprechen. Sie wollte noch immer Raimund nacheilen.

Die Tante ſchloß ſie in ihre Arme.

9. Emmi.

Als Raimund in ſeiner Verzweiflung nach Hauſe kam, fand er zwei Vorladungen zum Kriminal-Gerichte.

Nr. 1.

Am 27. Februar, um 10 Uhr Vormittags, hat der Schauſpieler Herr Raimund, einer Auskunft wegen, vor dem Criminal-Gerichte der k. k. Haupt- und Reſidenzſtadt Wien zu erſcheinen, und ſich in dem Bureau des Herrn Magiſtratsrath Beck gehörig anmelden zu laſſen.

Nr. 2.

Am 27. Februar, um 10 Uhr Vormittags, hat der Schauſpieler Herr Raimund, einer Auskunft wegen, vor dem Criminal-Gerichte der k. k. Haupt- und Reſidenzſtadt Wien zu erſcheinen, und ſich in dem Bureau des Herrn Magiſtratsrath Schwendler gehörig anmelden zu laſſen.

Zu beiden Richtern, in einer und derſelben Stunde? ſagte Raimund, wie iſt denn dies möglich! — Ich werde mir ſchon helfen! — Den Magiſtratsrath Schwendler kenne ich perſönlich. — Er beſucht das Leopoldſtädter Theater oft. — Vielleicht finde ich ihn im Parterre!

So war es auch.

Raimund eilte ins Theater und fand Schwendler.

Rath Schweydler war ein ſehr heiterer Menſch, ein Verehrer der Schauſpielkunſt. In ſeinem Amte ein ſtrenger Richter, im Leben ein humaner Mann.

Raimund begab ſich in ſeine Nähe, grüßte ihn artig, hielt es aber nicht für ſchicklich, von ſeiner Vorladung zu ſprechen.

Schweydler erwähnte derſelben ebenfalls nicht.

Es wurde an jenem Abende eine neue Pantomime gegeben.

Schweydler lachte ſehr über die Späße Pierrots.

Raimund war nicht gut zu Muthe.

Endlich fragte Schweydler:

Haben Sie bald wieder eine neue Rolle, Herr Raimund?

Ja, antwortete dieſer. Einen komiſchen Kauz in Meisl's „Damenhüte im Theater." Dieſes Stück wird ſehr gefallen; es iſt ein recht witziges Gelegenheitsſtück; morgen, den 27. Februar, um zehn Uhr vormittags wird Leſeprobe gehalten; morgen um zehn Uhr vormittags, Herr Rath; morgen um zehn Uhr vormittags.

Ich höre ſchon! erwiederte Schweydler. Was kann dies aber mich intereſſiren, ob Sie um neun Uhr, zehn Uhr oder um eilf Uhr Probe haben; die Proben gehören zu Ihrem Berufe. Oder wünſchen Sie, daß Stücke ohne Probe aufgeführt werden ſollen?

Das nicht, aber man wird manchmal verhindert bei einer Probe zu erſcheinen.

Sie werden ſich doch nicht hindern laſſen.

In gewöhnlichen Fällen gewiß nicht; aber manchmal ereignet ſich etwas Ungewöhnliches.

So zum Beiſpiel fand ich heute, als ich nach Hauſe kam, zwei Vorladungen zu dem hieſigen Kriminalgerichte. — Nun weiß ich nicht, was ich thun ſoll. — Da ich die Hauptrolle in dem neuen Stücke ſpiele, ſo muß die Probe auf jeden Fall abgeſagt werden; ohne mich iſt ſie nicht möglich. — Damit iſt es aber nicht abgethan; zwei Herren Kriminalrichter erwarten mich als Zeuge zur ſelben Stunde. — Welchem ſoll ich zuerſt folgen? Welchem ſpäter?

Wie heißen denn die beiden Herren Räthe?

Der eine heißt mit dem Anfangsbuchſtaben B., der andere S.

Dann gehen Sie zuerſt zu B — dann zu S — Das B geht dem S im Alfabet vor.

Ich danke Ihnen, Herr Rath, verſetzte Raimund; ich werde es ſo machen. — Sie können mir wol nicht ſagen, was ich bei dem S zu thun habe?

Wie können Sie mich hier darum befragen? — Hier bin ich Zuſchauer und nicht Kriminalrath.

Ich bitte um Entſchuldigung, erwiederte Raimund; ich dachte nur, weil auch Sie mich um meine neue Rolle fragten, und ſich nicht daran erinnerten, daß ich im Parterre nicht Schauſpieler, ſondern blos Zuſchauer bin.

Schweydler mußte herzlich lachen.

Nun, kommen Sie morgen, nachdem Sie bei Rath Beck geweſen, nur in mein Bureau. Es wird den Kopf nicht koſten!

Raimund empfahl ſich.

Als er nach ſeiner Wohnung ſich verfügte, ſtand Iſidor Bebe am Thore des Hauſes.

Sind Sie einmal frei! rief ihm Raimund entgegen. — Ich dachte ſchon, Sie wären hängen geblieben, hätten etwas Neues verbrochen, und ich müßte wegen Ihnen morgen bei dem Kriminalgerichte erſcheinen.

Ne, ſagte Bebe, man hat mir drei Tage nach Ihrer Befreiung entlaſſen; ich habe auch durch die Polizei Erlaubniß erhalten, vier Wochen hier zu bleiben.

Wenn ich mir gut betrage, hat man beigeſezt, könnte ich auch weitere vier Wochen hier bleiben. Mein Geſandter iſt ein Ehrenmann, der hat mir das beſte Zeugniß gegeben; er ließ mich den Behörden blos als übergeſchnappt, aber nicht als übel berüchtigt bekanntgeben. — Dies half! — Als ich frei wurde, lief ich hin zu ihm, und bedankte mir gerührt. Da ließ der Geſandte mich einen Brief meiner Mutter einhändigen. Darin lagen in Treſor-Scheinen 500 Thaler preußiſch Kourant!

Herr Raimund, dieſe 500 Thaler ſind aber nicht für mein Buch, fuhr Bebe fort. Mein Geſandter redete mich zu, dieſes Geld anſtändig zu verwenden, der preußiſchen Nation nicht durch meinen bekannten Geiz Unehre zu machen, und meiner Mutter nicht durch Extravaganzen Kummer zu bereiten. Ich gelobte es, und ging augenblicklich in eine der erſten Kleiderniederlagen, equipirte mir gehörig, kaufte mir einen Wiener Hut und Handſchuhe, die ich noch mein ganzes Leben nicht getragen. — Sehen Sie mir an, — Alles von London und Paris, aus dem „tiefen Grafen," drei Treppen hoch!

Sie ſehen ja aus wie ein Kavalier! Sie wollen alſo nicht mehr ſo „ſchundig" leben?

Dem Geſandten und der alten Mutter zu liebe, „ne;" — aber das Buch wird doch gedruckt. Fleiſcher in Leipzig verlegt es. Dieſes Buch muß zwei Tauſend Thaler Honorar abwerfen. Jeder Juſtizmann, jeder Poliziſt, ja ſelbſt jeder Verbrecher muß es kaufen. Wenn ich annehme, daß es in Deutſchland nur 40,000 Diebe gibt, die einen halben Thaler a parte haben, ſo bringen mir die Diebe ſchon 20,000 Thaler!

Kommen Sie herauf, in meine Wohnung! ſagte Raimund. Bleiben Sie abends bei mir. Es wird mich freuen, wenn Sie mir Geſellſchaft leiſten. — Ach, lieber Bebe, ich bin heute in einer Lage, die ſo gräßlich iſt, daß ich nur bedauere, aus dem Polizeihauſe entlaſſen worden zu ſein.

Raimund führte Bebe in ſeine Wohnung, aber kaum zehn Minuten da angelangt, ließ Frau Juſtine Raimund zu ſich rufen, und Bebe wurde erſucht, kurze Zeit auf ihn zu warten.

Leſen Sie indeß im „Shakeſpeare,“ ſagte Raimund zu Bebe. — Ein ſolches Buch ſollten Sie ſchreiben, das wäre dann: mein Buch!

* * *

Frau Juſtine ging Raimund faſt bis vor die Thüre entgegen.

Sagen Sie mir um Gottes willen! redete ſie ihn an, was Sie für ein Menſch ſind! — Warum ſind Sie denn davon gelaufen, wie Einer, der ſich ein Leid anthun will?

Ich bin in einer Situation, um mir entweder eine Kugel, einen Strick, oder eine Portion Blauſäure zu wünſchen.

Kennen Sie denn die ſpröden Frauenzimmer nicht?

Ich habe in meinem Leben noch mit keiner Spröden zu thun gehabt! — Hat Emmi den Wahn, daß ich ſie ihres Geldes wegen heirate, ſo ſoll ſie ihr Geld den Armen ſchenken; ich heirate ſie, und wenn ſie bettelarm iſt.

Davon iſt ja nicht die Rede; die Sache iſt ganz anders! — Man wird es Ihnen ſelbſt ſagen. Sie müſſen heute noch Emmi und ihren Vormund beſuchen. Man erwartet Sie. — Ich habe mein Ehrenwort geben müſſen, daß ich Sie heute noch veranlaſſe, Emmi zu ſehen.

O, da laſſen Sie ſich nur gleich Ihr Ehrenwort zurück geben; ich ſehe Emmi nicht mehr! — Was ſoll denn das vorſtellen, auf eine ſolche Weiſe mich abzufertigen? — Ich kann eine Prinzeſſin um ihre Hand bitten, ich werde es nicht thun, um nicht ausgelacht zu werden: — wenn dieſe Prinzeſſin mir aber zeigt, daß ich ihr nicht gleichgiltig bin, mir bei jedem Anlaſſe beweiſt, daß ſie eine Herzensneigung zu mir gefaßt hat, mir ſogar ein Buch übergibt, in welches ſie ein Blatt, von ihrer Hand beſchrieben, hineingelegt, eine Art Liebeserklärung mir zuſteckt; — wenn dieſe Prinzeſſin mir in dem Augenblicke, in welchem ſie mich nach meiner Arreſtſtrafe wieder ſieht, vor ihrem Onkel aus Freude um den Hals fällt; dann iſt es die Sache der Prinzeſſin, wenn ſie A geſagt hat, auch B zu ſagen. Faſſen Sie dies, Frau von Huber?

Schreien Sie nicht ſo! Ich höre Sie ja ohnehin; Sie wiſſen, daß nur mein rechtes Ohr ſo obſtinat iſt, zeitweiſe taub zu ſein.

Wollen Sie die Güte haben, Frau von Huber, dem Fräulein wiſſen zu laſſen, daß ich ſie nicht mehr beſuche, ſo werden Sie mich ſehr verpflichten. —

Schreiben Sie ihr!

Ich habe ihr ein Mal geſchrieben und nicht wieder! Sie hat mich keiner Antwort gewürdigt! Nichts iſt aber für mich empfindlicher, als auf einen Brief, den ich geſchrieben, keine Antwort zu erhalten. —

Was Sie Alles hervorſuchen, um ſich in Ihren Haß immer mehr hinein zu reden!

Ich haſſe Emmi nicht, ich liebe ſie innig; ich liebe ſie wie ein höheres Weſen, ich liebe ſie, wie ich noch kein Geſchöpf auf dieſer Welt geliebt habe; liebe aber auch mich, und mache mir keine Gnade daraus, von ihr launiſch, wetterwendiſch und unwürdig behandelt zu werden!

Ich danke Ihnen, Frau von Huber, für Ihren Antheil an meinem Schickſale; aber Sie müßten mich ſelbſt verachten, wenn ich als ein ehrlicher, offener Mann, als ein Mann mit dem redlichſten Herzen, für meine Verehrung — Kränkung, für meine Liebe — Hohn hinnehmen, und noch demüthig um huldreiche Blicke buhlen könnte. — Ich empfehle mich Ihnen auf das herzlichſte, Frau von Huber.

Bleiben Sie noch!

Ich habe einen Gaſt in meiner Wohnung, den ich erſucht habe, mich zu erwarten.

Raimund verneigte ſich und ging.

Ich kann ihm nicht unrecht geben! dachte Frau Juſtine. — Wenn Raimund nur nicht gar ſo geſchrieen hätte mit mir! — Ein jedes Wort muß meiner „Lenerl“ ihr Liebhaber, der Büchſenſpanner, hinaus in das Vorzimmer gehört haben. Mein „Lenerl“ martert den armen Menſchen auch immer mit ihren Launen und Kaprizen; der Büchſenſpanner iſt im Stande und macht ihr's ſo wie der Raimund ſeiner Emmi.

⁂

Als Raimund zu Iſidor Bebe zurückkehrte, erſchien er noch immer in der größten Aufregung.

Ich werde heute nur heiter ſein können, wenn ich mir den letzten Tag, den ich mit Ihnen im Arreſte zugebracht habe, vergegenwärtige. An dieſem letzten Tage hatte ich ein Herz voll ſchöner Hoffnungen; ich brachte dieſen Tag mit Entwürfen über mein künftiges Glück hin! — Ich will mich in jene ſchönen Stunden zurück lügen. — Unſer Souper laſſe ich mir ganz ſo auftiſchen wie an jenem letzten Abende, vielleicht erwartet mich morgen wieder ein Fiaker, der mir ein theueres Weſen zuführt, und wenn nicht, ſo habe ich doch einen ſchönen Traum noch ein Mal geträumt!

Vor Allem ſagen Sie mir, Herr Bebe, haben Sie ſchon ein Mal recht innig geliebt?

O Herr Je und wie!

Und wurden wieder geliebt?

So lange ich Jeld daran wendete, ungeheuer!

Sie haben alſo gar keine Perſon gefunden, mit welcher Sie ein Herz und eine Seele hätten ſein können?

O ja, eine einzige; es ſind gerade vier Jahre! Dieſer Engel, den ich liebte und der mich wieder liebte, war des Rabiners in Königsberg alleenige Tochter.

Sind Sie denn ein Jud'.

Wozu ſoll ich ein Jud' ſein, es war ſchon genug, daß der Vater des Mädchens ein Jud' war.

Der gab Ihnen ſeine Tochter nicht? der erlaubte nicht, daß ſeine Tochter Chriſtin wurde?

Nein. Er ſtieß mir aus dem Hauſe, als ich ihm dieſe Zumuthung machte.

Und das gute Judenmädchen?

Starb am gebrochenen Herzen!

Die hat geliebt! Das war ein Mädchen, zu deſſen Grabe man wallfahrten ſollte! — Es gibt vielleicht keine Zweite mehr auf der Welt! Am gebrochenen Herzen ſterben! Mir iſt noch kein Beiſpiel vorgekommen; ja, trotz gebrochenen Schwüren, leben, und luſtig und fidel leben, das iſt Sitte! — —

Nach einer Pauſe hub Raimund wieder an:

Jetzt ſollen Sie meine Geſchichte erfahren und meinen Jammer! Freund Bebe, denken Sie an mich, ich werde auch noch am gebrochenen Herzen ſterben!

Raimund erzälte ohne Rückſicht ſeine Liebesgeſchichte mit Emmi, wie ſie ſich ergeben.

Was ſagen Sie hiezu? fragte er Bebe.

Hören Sie, Herr Raimund, verſetzte Bebe. Verdammen kann ich das Mädchen noch nicht! für eine

Kokette halte ich ſie auch nicht. Sie ſind zu früh von ihr fortgerannt! Sie haben ſich übereilt! Es kann ſich ja auch Etwas ereignet haben, das ſie verhindert, ſo ſchnell Ihnen die Hand zu reichen. Vielleicht ſind Verwandte da, welche Hinderniſſe in den Weg legen, wenn es auch der Vormund nicht thut; vielleicht iſt der Vormund ein Intriguant, trotz aller Herzlichkeit, die er zeigt; vielleicht iſt dieſe Emmi auch eine Jüdin, wie es meine Sara war. —

Was fällt Ihnen ein! In der Wohnung des Vormunds finden Sie in jedem Zimmer eine Madonna, einen Chriſtus, einen Heiligen, von berühmten Meiſtern gemalt.

Das thut nichts zur Sache! Der alte Rabbiner Iſak Kneifeles in Königsberg, hat die „Kreuzabnahme Chriſti“ in ſeinem Schlafzimmer; ein Bild von einem italieniſchen Maler, 4000 Thaler im Werthe. Er gibt es nicht für 6000 Thaler! Iſt er deshalb ein Chriſt? O, ſo befangen ſind die Juden nicht mehr, daß ſie ächte Kunſtwerke nicht ſchätzten, wenn ſie auch keinen Gegenſtand aus dem alten Teſtament darſtellen. —

Sie bringen mich da auf einen Gedanken, Herr! — Wenn wir ein Schickſal hätten! — Doch nein, nein, dieſe Jüdin, wenn ſie noch eine iſt, ſtirbt nicht am gebrochenen Herzen!

10. Vor dem Kriminalgerichte.

Raimund verfügte ſich zu dem Kriminal-Rath Beck in ſein Bureau auf dem Hohenmarkte im ſogenannten Schrannengebäude, zur bezeichneten Stunde.

Nach den gewöhnlichen Fragen wurde Raimund aufgefordert, anzugeben, ob er einen Mann kenne, welcher der Verfälſchung öffentlicher Kreditpapiere verdächtig geweſen ſei.

Raimund bejate dies.

Wo lernten Sie ihn kennen? war eine neue Frage.

Raimund antwortete: „Im Polizeihauſe,“ und nun ſollte Raimund genau angeben, was er von dem Fälſcher wußte, was er mit Raimund geſprochen, und wie ſich der Fälſcher im Arreſte benommen

Raimund glaubte, mit den Worten: „daß er ſich nicht mehr erinnere,“ durchzukommen, allein der Herr Kriminalrath ließ dieſe Ausflucht nicht gelten und drohte, einen Zeugen rufen zu laſſen, dem Raimund vor kurzem erſt, die Unterredung ſehr genau mitgetheilt hatte, welche er mit dem Fälſcher gepflogen.

Wer iſt denn der Schwätzer? fragte Raimund in ſeiner gewöhnlichen ungezwungenen Weiſe.

Sie ſind hier zu antworten und nicht um zu fragen, erinnerte der Kriminalrichter, auch dürfen Sie nicht vergeſſen, daß Sie hier eidlich vernommen werden, und daß es einem ehrlichen Manne nicht ziemt, einen der abgefeimteſten Fälſcher, Betrüger und Gauner ſchonen zu wollen.

Was ich von dem Unglücklichen erfahren und im Gedächtniß behalten habe, werde ich zu Protokoll geben, verſetzte Raimund.

Es iſt ſonderbar, ſetzte er hinzu:

Ich darf den Herrn Rath nicht befragen, und doch hätte ich noch eine Frage auf dem Herzen. —

Und dieſe beſteht?

In den Worten: Hat man den verblendeten Menſchen wieder eingefangen?

Dies gehört nicht hieher, und kann auf die Wahrheit Ihrer Angaben unmöglich Einfluß haben.

Raimund erzälte nun aufrichtig Alles, was er im Gedächtniß behalten. Er legte auch am Schluſſe ſeines Protokolls den Eid ab, daß er die Wahrheit ausgeſagt.

Als dies geſchehen, bedeutete ihm der Rath, daß ſeine Aufgabe gelöſt ſei.

Raimund ſchickte ſich an abzutreten, ſagte aber:

Herr Rath, ſind Sie ungehalten, daß ich mir ein paar Fragen erlaubte? Doch das iſt ja ſchon wieder eine Frage; ich bitte um Entſchuldigung.

Er ergriff die Klinke von der Thüre.

Einen Augenblick! begann der Rath. Ihre Ausſage iſt zu Papier gebracht, nun kann ich von andern Dingen mit Ihnen ſprechen. So vernehmen Sie denn, daß wenn ich wirklich Urſache hätte, über Sie ungehalten zu ſein, daß ich es unmöglich vermöchte, denn ich ſchätze Sie; ich ſchätze Ihr Talent und bin Ihnen dankbar für die vielen heiteren Stunden, welche Sie mir bereitet haben und Tauſenden faſt täglich bereiten. Ein ſolcher Mann wie Sie verdient Achtung. Nach des Tages Mühen ſehnt man ſich am Abende nach Erholung und Zerſtreuung, und wer ſie bei Ihnen nicht findet, muß ein Klotz oder eine Steinmaſſe ſein! So, Herr Raimund, dieß als Antwort auf Ihre Frage, ob ich ungehalten ſei.

Raimund fühlte ſich durch dieſe einfachen, ſchlichten Worte höchſt angenehm berührt.

Herr Rath, erwiederte er, ich war bisher, oft ſo glücklich, freundliche, nachſichtsvolle Urtheile, meine unbedeutenden Leiſtungen betreffend, zu vernehmen, aber nie hat mich noch ein Lob ſo ſehr erfreut und nie hat mir noch ein Lob eine ſolche Auszeichnung verſchafft, wie das Lob aus Ihrem Munde, aus dem Munde eines Mannes, deſſen Amt ein ſo ernſtes, deſſen Beruf es mit ſich bringt die Menſchen von ihrer Schattenſeite zu ſehen und der nach meiner Anſicht zu ſehr verſtimmt ſein müßte, um durch eine Theatervorſtellung von den trüben Bildern, die ihn täglich umgeben, abgezogen zu werden.

Das Theater iſt noch das Einzige, was mir mein ſchweres Tagewerk erleichtert, erwiederte der Rath. In der nächſten Woche referire ich den Prozeß eines Raubmörders. Die Sentenz lautet auf Tod durch den Strang. Ein Todesurtheil, das ich zuerſt ausſprechen muß, macht mich immer unglücklich. Ich wünſche deshalb, daß Sie künftigen Montag eine recht komiſche Rolle darzuſtellen haben. Sie vermögen es, mich zu zerſtreuen, und kein Anderer als Sie, iſt im Stande mir die ſchauderhaften Bilder zu verſcheuchen, welche in einem ſolchen Falle meine Abendſtunden unausſtehlich machen.

Herr Rath, verſetzte Raimund, ich werde am künftigen Montag meine komiſche Rolle für Sie allein ſpielen; wollen die andern Zuſchauer auch mitlachen, ſo wird es mich freuen; daß aber Sie, verehrter Herr, lachen und ſich erheitern ſollen, dies wage ich ohne anmaßend zu ſein, zu verbürgen.

Als Raimund aus dem Bureau auf den Gang trat, brachte man den Fälſcher über eine Treppe aus ſeinem Arreſte.

Er hatte ſchwere Ketten an den Händen und Füßen.

Das Geklirre der Ketten machte Raimund auf ihn aufmerkſam und er blickte nach dem Unglücklichen, ohne von ihm bemerkt zu werden.

Raimund riß ſein Schnupftuch aus der Taſche und verhüllte ſich damit das Geſicht.

Er befürchtete, wenn der Fälſcher ihn erkennen würde, von ihm angeſprochen zu werden.

Der Fälſcher ging an Raimund vorüber.

Er wurde in das Bureau ſeines Unterſuchungsrichters geführt.

Alſo hat man ihn doch wieder eingebracht! ſagte

Raimund für ſich. Was wird des Aermſten Schickſal ſein!

Indeß kam der Gefängnißdiener, welcher den Fälſcher begleitet hatte, wieder aus dem Bureau heraus.

Raimund wandte ſich an den Mann und fragte: Warum iſt dieſer Menſch mit ſo ſchweren Eiſen belaſtet?

Weil er jeden Augenblick einen Fluchtverſuch zu wagen geneigt iſt. Drei Mal 24 Stunden iſt er hier und jede Nacht unternimmt er ein anderes Wagniß. Ich ſchließe ihn dieſe Nacht an einen Ring in der Mauer ſeines Arreſtes. Dieſer Verwegene ſoll mich nicht um mein Brod bringen.

Freiheit! Freiheit! dachte Raimund, Freiheit iſt das herrliche Wort, das jeder Vogel in der Luft ſingt. Dieſer iſt zwar ein Unglücksvogel; ſein Gewiſſen bleibt ſein ewiger Peiniger, aber frei will er ſein!

Er trat in das Bureau des Raths Schweydler.

Nun haben Sie's überſtanden? redete ihn Schweydler an. Sie werden ja völlig wichtig in dieſem Hauſe! Ich glaube, Sie ſollten ſich als beſtändiger Zeuge für alle möglichen Fälle hier anſtellen laſſen!

Ich habe ſchon genug, Herr Rath, verſetzte Raimund. Das ſind zu ſchreckliche Eindrücke, die man hier empfängt. — Ich begreife es nicht, wie es die Herren Räthe in dieſem Hauſe aushalten können. Dieſe Herren haben die beſten Herzen! Sie, Herr Rath, kenne ich als einen Mann ſo butterweich bei fremdem Leid und Jammer wie ein Kind, und der Herr Rath Beck beſitzt ein Herz wie ein empfindſames Mädchen. Ich wäre in vierzehn Tagen todt, wenn ich alle Augenblicke einen andern Unglücklichen ſehen, und ihn, ſtatt zu helfen, verdammen müßte.

Setzen Sie ſich, Herr Raimund, ſagte Rath Schweydler.

Nach den gewöhnlichen Fragen forderte der Rath, Raimund auf, zu Protokoll zu geben, was er von einer gewiſſen Fanni Trux, der Gattin eines bürgerlichen Lebzelters und Hausinhabers, wiſſe, und ob es wahr ſei, daß Raimund den Hang, Schauſpielerin zu werden, in ihr erweckt und geſagt: „Nu, wenn „Sie denn durchaus Komödie ſpielen wollen, ſo ſpielen „Sie ſie! — Wenn Ihr Mann ſeine Einwilligung hiezu nicht geben will, ſo gehen Sie ihm durch, und „wenn er Ihnen kein Geld gibt, ſo ſchaffen Sie ſich „die Mittel zu Ihrer Flucht mit Gewalt! Dies rathe „ich Ihnen!“

Wie? ſagte Raimund, dies ſoll ich geſagt haben! ich zu dieſer Frau? Wer behauptet denn das?

Sie ſelbſt.

Ja, wo iſt ſie denn? Wahrſcheinlich im Narrenhauſe?

Nein, ſie iſt hier; hier in dieſem Gefangenhauſe, und ich kann Sie Ihnen jeden Augenblick vorführen laſſen, um das Geſagte aus ihrem Munde ſelbſt zu hören.

Das iſt aber eine unverſchämte Lüge! Gerade ich war es, der ſie auf das Thörichte ihres Vorhabens aufmerkſam machte; ich war es, der ihr abrieth; dafür kann ich ſogar Zeugen aufbringen. — Iſt ſie denn hier eingeſperrt, und was hat ſie gethan?

Es iſt ein eigener Fall, und Sie werden davon wol gehört haben. Ihr Mann, der Lebzelter, wurde eines Morgens räuberiſch überfallen, mit dem Tode bedroht, und dann ſo ſchonungslos ausgeplündert, daß ihm kein Gulden im Hauſe blieb.

Die Geſchichte weiß ich, aber es iſt ſeither einige Zeit verfloſſen.

Die Frau ſchlief in einem Zimmer nach der Straße, der Mann in einem Zimmer nach dem Hofe. Als der Mann, der wegen grober Mißhandlung, die ſich die

Gauner gegen ihn erlaubten, nicht ſelbſt ſeiner Frau nachſehen konnte, ſendete er vertraute Leute aus ſeinem Hauſe, nach derſelben. Die Frau war jedoch entflohen, und ihre Schränke waren ebenſo ausgeraubt, wie die des Mannes.

Man konnte nicht glauben, ſetzte der Rath hinzu, daß die Frau, die ſeither bis auf die Marotte, für's Theater zu ſchwärmen, und ſich befähigt dafür zu halten, faſt untadelhaft gelebt, ſich eines Raubes werde ſchuldig gemacht haben. Der Verdacht fiel alſo auf dieſelben Gauner. — Nach langem Spähen entdeckte man die Diebe. — Es waren drei Geſellen des Fleckſieders aus demſelben Hauſe, in welchem der Einbruch geſchah. Später entdeckte man auch die, durch eine Beſchreibung der Polizei kenntlich gemachten werthvollen Perlen der Frau, bei einem Trödler in Olmütz. Er wurde aufgefordert, anzugeben, von wem er ſie gekauft. Er nannte eine Schauſpielerin mit Namen Madame Möth. — Madame Möth wurde eingezogen, nach Wien geliefert, und ſiehe da! Madame Möth die Schauſpielerin, und Madame Fanni Trur die Lebzelterin, waren eine und dieſelbe Perſon.

Sie wiſſen nun Alles.

Das iſt eine verwünſchte Geſchichte! verſetzte Raimund. Ich könnte das alberne Weib bedauern, das ſo verblendet war, wenn es nicht ſo gewiſſenlos, ja unverſchämt über mich gelogen hätte! — Herr Rath, ich bitte Sie, dieſe unbeſonnene lebzelterne Schauſpielerin mir vor's Geſicht bringen zu laſſen! Ich will ihr ſagen, daß ſie eine heilloſe Lügnerin iſt.

Der Rath klingelte.

Der Gefangenwärter erſchien.

Die Frau Fanni Trur wird vorgeführt! befahl der Rath.

Wenn ich nur wüßte, was die Hexe davon hat, daß ſie mich in ihre entſetzliche Geſchichte bringt!

Was ſie davon hat? — Beſchönigen will ſie ihre abſcheuliche Handlung. Der Vorſatz zu derſelben ſoll nicht von ihr ausgegangen ſein, ſondern von Jemand Anderem. Retten will ſie ſich.

Retten? Sie kommt alſo in das — — — ich will das Wort gar nicht ausſprechen.

O nein! Eine ſo ſchwere Strafe wird ſie nicht treffen, da ihr Gatte angibt, ſeine Frau hätte nur mitgenommen, was ihr Eigenthum geweſen; — aber der Gatte nimmt ſie nicht mehr zu ſich, ſein Haus darf ſie nicht mehr betreten, und das iſt es, was ſie zu ſolchen Ausſagen beſtimmt, Verzeihung will ſie erzwecken.

O dieſer Gatte nimmt ſie wieder! Er iſt zu ſehr verliebt in ſie. — Sie hätte ihm beide Ohren abſchneiden, die Naſe wegbeißen und die Augen ausſtechen können, er würde ſie noch um Vergebung bitten, daß ſie ſich ſo viele Mühe genommen. —

Rath Schweydler mußte lachen.

Ich kann mich nur nicht genug wundern, fuhr Raimund fort, daß ſie mich, gerade mich nennt, bei ihrer unſaubern Geſchichte; da hätte ich eher geglaubt, ſie würde Kindler anſchwärzen.

Den armen Kindler wollte ſie noch mehr verdächtigen, von Kindler behauptete ſie die abſurdeſten Dinge! — Kindler überwies ſie eklatant, daß ſie gelogen, und ihn verleumdet hatte. Sie nahm ihre Angaben zurück.

Bei mir, ſagte Raimund, ſoll ſie noch ſchlechter wegkommen. Sie ſoll mir nur gegenüberſtehen!

Der Gefangendiener öffnete die Thüre, und führte die Lebzelterin herein.

11. Frau Fanni Trur, die Lebzelterin als Schauſpielerin.

Frau Fanni Trur erblickte kaum den Mann, den ſie ſo grober Gemeinheiten beſchuldigte, als ſie zu zittern anfing, ſich entfärbte und einem Stuhle zuwankte, der ihr als Stütze dienen ſollte.

Raimund wollte ſie ſogleich zur Verantwortung ziehen, aber der Rath ermahnte, die einzuholenden Auskünfte ihm ſelbſt zu überlaſſen.

Frau Trur, redete Rath Schweydler die Verhaftete an; es ſcheint, daß Sie mir eben ſolche Märchen von Herrn Raimund erzält haben, als es Ihnen in den Sinn kam, mir von Herrn Kindler mitzutheilen. — Ich habe Herrn Raimund vorgehalten, was Sie über ihn zu Protokoll gegeben; — da er jedes Wort Ihrer Ausſage als eine Unwahrheit bezeichnet, ſo fordre ich Sie hiermit auf, Ihre Beſchuldigungen vor ihm zu wiederholen, und ihm all das auf das beſtimmteſte in's Geſicht zu ſagen, was Sie über ihn ausgeſagt. —

Ja, Madame, ſagte Raimund, ich erſuche Sie, vor mir anzugeben, was ich Ihnen in Bezug auf Ihre Luſt, das Theater zu betreten, geſagt habe, und daß ich beigeſetzt, was Sie in Bezug auf etwaige Hinderniſſe Ihres Gatten zu thun hätten. —

Madame Trur ſchwieg.

Mit Ihrem Schweigen wird die Geſchichte nicht abgethan, bemerkte der Rath.

Madame Trur fing heftig zu weinen an.

Mein Gott! preßte ſie endlich heraus, hilft mir denn Niemand!

Helfen Sie ſich vor Allem ſelbſt und ſprechen Sie

Wahrheit! entgegnete der Rath. — Vermögen Sie zu wiederholen, daß Herr Raimund zu Ihnen geſagt: „Nu, wenn Sie denn durchaus Komödie ſpielen „wollen, ſo ſpielen Sie ſie! — Wenn Ihr Mann „hiezu ſeine Einwilligung nicht geben will, ſo geben „Sie ihm durch, und wenn er Ihnen kein Geld gibt, „ſo ſchaffen Sie ſich die Mittel hiezu mit Gewalt! — „Dies rathe ich Ihnen!“

Sind dies die Worte, welche Herr Raimund an Sie gerichtet, und welche Sie, Ihrer Angabe nach, beſtimmt haben ſollen, alle Sachen von Werth, die ſich in Ihrem Zimmer befanden, „zuſammen zu packen,“ wie Sie ſich ausdrückten, und heimlich, ohne Ihren Gatten hievon das Geringſte bemerken zu laſſen, zu entfliehen. Sprechen Sie!

Ich will die Wahrheit ſagen, erwiederte Frau Trur, aber nur unter einer Bedingung!

Unter einer Bedingung? fragte der Rath. Sie, eine gravirte, dem Gerichte überlieferte Perſon, machen Bedingungen? Sie vergeſſen, wo Sie ſich befinden, oder ſind ſo — — übel von Ihrer Lage unterrichtet, daß Sie nicht wiſſen, was Ihnen bevorſteht. —

O, ich weiß recht gut, verſetzte Frau Trur, was mir bevorſteht; ich habe mich ſchon erkundigt. —

Bei wem?

In meinem Arreſte befindet ſich eine Frau, die erfahren iſt wie ein Mann, welche die Geſetze kennt wie ein Kriminalrath, die, wie ſie ſelbſt bekennt, ſchon oft eingeſperrt war, und die noch nie beſtraft werden konnte, weil man ihr das, weſſen man ſie beſchuldigte, nicht zu beweiſen vermochte; — dieſe Frau ſagte mir: „was die, auf meine Flucht mitgenommenen Schmuckſachen und andere Dinge beträfe, ſo könne mir vom Gerichte aus, nichts geſchehen, weil mein Mann ſie mir geſchenkt habe, weil ſie mein Eigenthum ſeien und man mit ſeinem Eigenthum anfangen könne, was man wolle; — aber es gäbe eine andere Strafe, ſetzte ſie bei; mein Mann könne mich verſtoßen, mein Mann könne ſeine Hand von mir abziehen, und um dieſem auszuweichen oder mein Vergehen gegen ihn zu mildern, müßte ich —

Lügen! fuhr Raimund auf, und vorgeben, daß ich Sie, Madame, zu dieſer ſchlechten Handlung verleitet? Ich bin Ihnen ſehr verbunden, für dieſe nichtswürdige Zumuthung und bitte Sie, nur ſo ſchnell als möglich Ihre abſcheuliche Verleumdung zurück zu nehmen, ſonſt würde ich vergeſſen, wo ich mich befinde.

Was erwiedern Sie hierauf? fragte der Rath.

Das iſt's ja eben! rief Frau Trur aus, auf dieſes Zurücknehmen wollte ich ja gerade meine Bedingung ſetzen. —

Sie haben nichts zu bedingen, erklärte der Rath wiederholt.

Ich will ja dem löblichen Gerichte keine Bedingung machen, fuhr die Frau fort, nur Herrn Raimund, und Herr Raimund kann meine Bedingung und wird ſie erfüllen, wenn er dadurch eine tiefgekränkte Frau, welche ohnehin bei den kleinen Theatern und herumziehenden Truppen, bei welchen ſie engagirt war, ſo viel ausgeſtanden und die ganze Habe, die ſie aus ihres Mannes Haus mitgenommen, eingebüßt hat, zu retten vermag. Ja, dürfte ich hier erzälen, wie mir mitgeſpielt wurde, wie Direktor Schandel mich betrogen und geprellt hat, ſo würden Sie mir Ihr Mitleid gewiß nicht entziehen.

Von Schandel, fuhr Raimund auf, vom Direktor Schandel? Iſt dieſer von Wien, wegen Silber-Löffel-Diebſtahl entwichene Gauner, ein Theaterdirektor? Und wo denn? Und waren Sie bei dieſem engagirt?

Ich bitte um Verzeihung, Herr Rath, ſagte Raimund, daß ich bei dem Namen Schandel mir Fragen erlaube, aber dieſer entſetzliche Menſch muß über das, was er mir angethan hat, nicht nur mich, er muß auch als ein von Wien echappirter Verbrecher, das löbliche Gericht intereſſiren.

Was iſt es mit dieſem Schandel? fragte der Rath Frau Trur.

Als ich von Wien entfloh, antwortete ſie, reiſte ich noch in der Nacht nach Iglau. Bei dem dortigen Theater wurde mir ein Engagement gegen die Verpflichtung zugeſichert, daß ich ein halbes Jahr ohne Gage jede, wenn auch noch ſo kleine Rolle ſpielen müſſe; hätte ich jedoch ein Verlangen nach einer bedeutenden Rolle, oder fände mich die Direktion hiezu geeignet, eine ſolche Rolle zu ſpielen, ſo müſſe ich für jeden Abend ſechzig Parterre-Billete und drei Logen an der Kaſſe kaufen, über welche ſodann die Direktion verfügen werde.

Raimund lachte laut auf.

Das iſt Etwas ganz Neues! ſagte er. Ich bin doch auch bei vielen miſerablen Theatern herumgekommen, und habe mir Manches Ungewöhnliche erzälen laſſen, aber derlei habe ich noch nicht erfahren *).

Ich trat in einer kleinen Rolle in Iglau auf. Das Publikum nahm keine Notiz von mir. Deſſen ungeachtet kam der Direktor am andern Morgen zu mir, und ſagte:

„Sie haben außerordentlich angeſprochen. Sie können morgen ſchon eine Hauptrolle ſpielen; verſuchen Sie es nur mit der „Johanna von Montfaucon," die

---

*) Was hier bemerkt wird, iſt Wahrheit. In Iglau exiſtirte in den Jahren 1818 und 1819 ein Schauſpiel-Direktor, der an Dilettanten ſolche Forderungen ſtellte.

Ihnen die Schauſpielerin Kroſek, vom Theater an der Wien, einſtudirt hat; ich werde Sie als ihre Schülerin annonziren, und Sie werden gewiß gefallen; nur müſſen Sie die 60 Parterre-Billets mit 24 fl. und die 3 Logen-Billets mir ſogleich mit 7 fl. 30 kr., zuſammen 31 fl. 30 kr. bar bezahlen; ich habe die Zettel bereits drucken laſſen, daher geben Sie mir dieſe Kleinigkeit jetzt, ſo machen Sie doch einen Anfang! —

Ich war ſehr glücklich. Ich holte meine Brieftaſche hervor.

Als der Direktor, Zirrer war ſein Name, bemerkte, daß meine Brieftaſche ziemlich gefüllt war, ſagte er:

Da Sie in der Lage ſind, für vier Vorſtellungen die Billete und Logen zu bezahlen, ſo bezahlen Sie gefälligſt für vier Vorſtellungen ſchon heute, und ich bringe Sie zwei Mal als „Johanna von Montfaucon," ein Mal als „Klara von Hoheneichen" und ein Mal als „Agnes Bernauerin" auf das Repertoire. Dieſe Vorſtellungen können binnen acht Tagen ſtatt finden, und Ihr Ruf iſt für Deutſchland gegründet.

Ich jauchzte vor Freuden, und übergab dem Direktor augenblicklich 126 fl.

Der Direktor ging.

Abends ſpielte ich.

Ich wurde aber ſo verhöhnt, verlacht und ausgeziſcht, daß ich ſchon nach meiner dritten Szene nicht mehr auf der Bühne erſcheinen wollte.

In der Szene mit Laſarra und dem kleinen Sohne Otto, fing man aus allen Tonarten zu pfeifen an; ich wankte in die Kouliſſe, und war außer mir.

Da trat der Schauſpieler, der den Eſtavajel ſpielte, zu mir. Er nannte ſich Roller.

Er ſprach mich mit den Worten an: Madame, merken Sie nicht, daß der Direktor dies angezettelt hat?

Mit den 60 Billeten, die Sie bezahlten, ſchickte er Leute ins Theater, die Sie beſchimpfen müſſen. Der Direktor will Sie los ſein; ſeine Frau iſt über Sie wüthend, weil Sie jung und hübſch ſind. Reiſen Sie mit mir nach Ingolſtadt noch dieſe Nacht. In Ingolſtadt pachte ich das erledigte Theater; Sie ſpielen dort alle erſten Rollen, legen blos einiges Geld ein, da Sie, wie ich weiß, Geld beſitzen, um die Pachtung unternehmen zu können, denn ich habe kein Geld; dann ſind Sie Direktrize wie meine Frau, und theilen ſich ſelbſt alle erſten Heldinnen zu. Mit der „Jungfrau von Orleans“ fangen wir an. Wollen Sie, ſo kommen Sie nach dem Theater zu uns, wir wohnen im Radler-Hauſe, meine Frau und ich erwarten Sie!

Indeß kam wieder eine Szene, in welcher ich auf die Bühne mußte.

Man erblickte mich kaum, ſo fing die Verhöhnung wieder an. Ich war ſo außer mir, daß ich in Wuth und Verzweiflung an die Lampen trat und ausrief:

Sie laſſen mich nicht einmal ſprechen! Wie wollen Sie mich denn beurtheilen!

Jetzt ging der Tumult erſt recht an. Aus dem Parterre wurden mir lebzeltene Reiter, lebzeltene Wiegen und aus einer Loge ein lebzeltenes Kind zugeworfen.

Nun merkte ich, daß die infame Behandlung abgekartet war. — Man wußte in Iglau, daß ich die Gattin eines Lebzelters ſei, und wollte mich auch durch meinen vorigen Stand beſchimpfen.

Ich fiel in Ohnmacht.

Die Kourtine wurde herabgelaſſen.

Der Direktor Zirrer kam auf die Bühne.

Er rüttelte mich aus meiner Ohnmacht.

Er ſagte mir ſo gräßliche Beleidigungen, daß ich neuerdings mein Bewußtſein verlor.

Dieſen Abend ſollen Sie mir theuer bezahlen! ſchrie er. Sie wollen eine Schülerin der berühmten Kroſek in Wien ſein? Eine Hütten-Komödiantin ſind Sie! — Sogleich gehen Sie nach Hauſe; ich folge Ihnen, und zu Hauſe bezahlen Sie 200 fl., die ich als Strafe bei dem Stadt-Magiſtrate dafür, daß ich Sie auftreten ließ und dieſen Skandal verurſachte, erlegen muß.

Geben Sie mir erſt den Betrag für die drei Vorſtellungen zurück, die ich Ihnen im Voraus bezahlte, erwiederte ich.

Keinen Kreuzer! brüllte er. Durch ſechs Wochen geht mir vielleicht kein Menſch ins Theater wegen Ihnen! Ganz Iglau feindet mich an, daß ich dieſe „ſchauderhafte Johanna“ vorführte. Heraus mit dem Gelde, oder ich nehme Ihnen Alles weg, was ich in Ihrer Wohnung finde.

Ich konnte die Brutalität dieſes Menſchen nicht länger anhören. Endlich ſagte ich: „Nehmen Sie Hundert Gulden! dieſe will ich Ihnen geben.“ — Nach furchtbaren Debatten und einem Hagel von Schimpfwörtern, den er auf mich niederfallen ließ, verſtand er ſich hiezu, und holte das Geld in meiner Wohnung.

Ich kleidete mich um und vergaß ganz auf den Heldenſpieler Roller und ſeinen Antrag, mit ihm und ſeiner Frau nach Ingolſtadt reiſen zu ſollen; ich faßte den Vorſatz, reuig zu meinem Manne nach Wien zurückzukehren; die Lebzelter-Waaren, die mir zugeworfen wurden, erinnerten mich an meinen guten Mann und meine ſo abſcheulich verletzte Pflicht; da traten Herr Roller und Frau bei mir ein, und beredeten mich zu dem unbeſonnenſten, unglücklichſten Schritt, den ein junges, unerfahrnes Weib je wagen konnte.

Sie wollten über den Schauſpieldirektor Schandel

Mittheilungen machen, erinnerte Rath Schweydler. —

Sogleich, erwiederte Frau Trur.

Ich ließ mich alſo bereden, mit dieſen beiden Perſonen noch in der Nacht die Reiſe nach Baiern anzutreten.

Das Ehepaar Roller beſaß nicht einen Heller Geld; es nannte ſich glücklich, ſeinen Gläubigern zu entkommen. Ich akkordirte einen Landkutſcher bis an die baieriſche Grenze; ich bezahlte das Fuhrwerk; ich trug alle Koſten, die Verpflegung, die Nachtquartiere. Als wir in Braunau ankamen, erfuhren wir, daß eine Schauſpieler-Truppe aus Baiern anweſend ſei, welche in Braunau im „Hackliſchen Saale“ ein Theater aufſchlagen wolle. Dieſe Schauſpieler-Truppe befand ſich im Gaſthofe zum „Hirſchen;“ wir gingen dahin, weil Roller meinte: Es wäre wohl möglich, hier einige brauchbare Mitglieder zu finden, welche wir in Ingolſtadt bei dem neuen Unternehmen verwenden können.

Wir traten in das Gaſtzimmer ein.

Kaum erblickten Einige von der Schauſpieler-Truppe, Roller, ſo liefen ſie auf ihn zu und ſchrieen:

„Ei, Schandel! Schandel! Wie kommſt denn Du hieher?“

Ich wendete mich an ſeine Frau und fragte:

Heißt denn Ihr Mann nicht Roller?

Ja, antwortete ſie ganz leicht, er heißt auch Roller. Den Namen Roller hat er nur für kleine Bühnen angenommen, bei großen und Hofbühnen nennt er ſich Schandel. Als Direktor in Ingolſtadt wird er wieder unter ſeinem berühmten Namen erſcheinen.

Ja, auf der großen Schandbühne vor dem Stadtgerichte in Wien! verſetzte Raimund.

Die baieriſchen Schauſpieler umgaben Schandel.

Er kündigte ſich ſogleich als Direktor an; er prahlte unverſchämt, trug der ganzen Geſellſchaft Engagements an, ſtellte mich als erſte Direktrice, ſeine Frau als zweite Direktrice vor; beſtellte in der Küche ein reichliches Mittagseſſen, ließ Bier und Wein vollauf bringen, acquirirte drei Männer und vier Frauen; eine für das Fach, das er mir zugeſagt, und als ich ihn hierüber zu Rede ſtellte und aufmerkſam machte, daß auch ſeine Frau dieſelben Rollen ſpiele, antwortete er:

„Sie verſtehen einen blauen Teufel! Wenn Sie in Ingolſtadt ausgepfiffen werden wie in Iglau, wen haben wir dann? Meine Afanaſia kommt zur Oper; dort iſt ihr Platz.“

Bei dem Namen Afanaſia riß es Raimund von dem Stuhle in die Höhe, wie wenn er elektriſirt worden wäre

Ich erwiederte: Wenn ich nicht erſte Rollen, beſonders in den Ritterſtücken ſpielen und an jedem Abende in einer erſten Rolle auftreten kann, ſo will ich lieber von der ganzen Entrepriſe in Ingolſtadt nichts wiſſen!

Da haſt Du's, Afanaſia! ſagte Schandel zu ſeiner Frau; unſer glänzendes Engagement in Iglau haben wir aufgegeben, ſind von dort, dieſer Frau zu liebe, durchgegangen, und nun, da wir ihr Glück gründen wollen, macht ſie ſolche Sprünge!

Laſſen Sie ihn! wiſpelte ſeine Frau mir zu. Er weiß, daß Madame Leisner-Krautmann-Pfeffgruber beliebt in Ingolſtadt iſt; darum hat er ſie engagirt; — wenn ſie 14 Tage dort iſt, gibt er ihr intriguante Weiber und zärtliche Mütter.

Zerſtören Sie durch Launen meine Entwürfe nicht, ſagte Schandel zu mir. Wenn Sie gar nicht ſpielen und blos in Ihrem Zimmer ſitzen, ſo wirft Ihnen das Theater für Ihren Theil täglich einen reinen Gewinn von 40 fl. Reichswährung ab. Was wollen Sie mehr? Dann zahlen Sie mich hinaus, und ſpielen meinetwegen allein. Als Ihr erſtes Stück geben Sie die „Philippine Welſerinn," welche „den Leidenskelch in raſchen Zügen austrinkt." Kennen Sie dieſes Stück? Die Welſerinn ſtirbt durch Gift! — Da laßt ſich ein Spiel anbringen! — Jetzt ſeien Sie ruhig! Richten Sie ſich 62 fl. für das Traktament! — Geben Sie 80 fl. her für die Fahrt von Braunau nach Ingolſtadt. Wir reiſen jetzt mit der baieriſchen Diligenze, 10 Perſonen in zwei Wagen. Seien Sie nur luſtig! — Apropos, meiner Frau geben Sie zwei von Ihren goldenen Brazeletten; Sie haben ohnehin vier. Meine Frau muß auch Schmuck haben; Sie haben koſtbare Perlen und Ringe, Koliers, eine prachtvolle Uhr und brillantene Ohrringe! Es wäre wahrhaft niederträchtig, wenn die eine Direktrize wie eine Dame und die andere wie eine Küchenmagd ausſähe!

Ich war gutmüthig genug, in Alles zu willigen.

Endlich fuhren wir von Braunau ab.

Nach drei Tagen kamen wir in Ingolſtadt an.

Das Theater erhielt Schandel ſogleich, auch einen Komiker fand er, der, wie es hieß, Raimundſche Rollen ſpiele, aber ich mußte ihn aus dem „Karzer" auslöſen, in welchen er wegen 62 fl. eingeſteckt ward.

Ich hatte bereits für die Reiſe, für Vorſchüſſe und den Theaterpacht 1200 fl. ausgegeben.

Wie viel hatten Sie denn mitgenommen vom Hauſe? fragte der Rath.

2000 fl., antwortete Frau Trux; ach wäre es bei dem baaren Gelde nur geblieben, aber es kam Unglück über Unglück über mich.

Sind Sie wieder ausgepfiffen worden? warf Raimund hin.

O nein! Ich wünſchte es wäre geſchehen.

Ich ſpielte wirklich die „Jungfrau von Orleans.“

Mit einem Perſonal von zehn Perſonen? fragte Raimund.

Schandel ſtrich das Stück ſo ſtark zuſammen, daß es nur fünf Viertelſtunden ſpielte, aber es gefiel dennoch. — Ich gefiel ſo ſehr, daß ich acht Mal gerufen wurde. — Ich war überglücklich. Ich ſpielte die Agnes Bernauerin, die Jungfrau von Orleans, ich gefiel immer mehr.

Nach acht Tagen kamen Schandel und ſeine Gattin zu mir.

Sehen Sie meine Frau an, ſagte Schandel, ſie iſt krank und elend; ihr thut die baieriſche Luft und das baieriſche Bier nicht gut; ich muß mit ihr an den Rhein. Das Theater hab’ ich Ihnen eingerichtet, ein Kind kann es jetzt dirigiren. In der nächſten Woche laſſen Sie den beliebten Komiker Schöberl auftreten, „das Donauweibchen,“ „die Teufelsmühle,“ „Dämona, das kleine Höckerweibchen“ ſetzt er ſelbſt in die Scene. Sie ſind geborgen! Zahlen Sie mich jetzt heraus! Ich ſchnüre mein Bündel und gehe.

Herauszahlen? antwortete ich, Sie haben ja nichts eingelegt. —

Einlegen auch noch? Habe ich nicht meinen Ruf, meine Geſchicklichkeit, meinen Namen, der in ganz Europa einen guten Klang hat, eingelegt? Iſt das nichts?

Wenn Sie mich allein hier laſſen, bin ich verloren.

Allein ſind Sie nicht! Sie haben den Regiſſeur Bameiſel an der Seite. Er liebt Sie, wie er mir geſtand. Er ſpielt Liebhaberrollen auf und außer der Bühne. In Paſſau gefiel er der Löſch-Bräuerin ſo ſehr, daß ſie ihm einen ſchwarzen Frak machen ließ. Halten Sie ſich an den, und Sie werden gut fahren.

Was muß ich Ihnen denn herauszahlen? fragte ich.

Sie überlaſſen mir die bisherigen Einnahmen, dafür bezahle ich heute die Wochengage, dann geben Sie mir 500 fl. bar für meinen Austritt von der Entrepriſe.

Ich wollte weniger geben.

Beſinnen Sie ſich nicht, ſagte Schandel.

Dazu kam Vameiſel mit ſeiner ſüßen einſchmeichelnden Stimme. Er verſprach mir goldene Berge. Er lobte mein Talent. Er verſicherte, wenn ich mit ihm nur in allen Schillerſchen und Shakeſpeareſchen Stücken, z. B. in „Don Carlos“ und in „Romeo und Julie“ ſpielen würde, ſo brächten uns die Ingolſtädter den letzten Groſchen ins Theater.

Ich ließ mich bereden.

Ich gab Schandel 500 fl.

Er reiſte ab.

Dies geſchah um 10 Uhr vormittags.

Um ein Uhr ließ mir die Geſellſchaft ſagen, wenn ſie binnen einer Stunde ihre Gage nicht erhielte, ſo würde ſie Abends nicht ſpielen.

Hierauf kam ein Mann von der Stadtbehörde, und erklärte: „wenn ich den Pacht nicht augenblicklich berichtigte, ſo müſſe die Stadtbehörde das Theater ſchließen laſſen, und Garderobe und Bibliothek ſogleich ſperren.

Der Regiſſeur Vameiſel, der mir ſo gut war, und deſſen Gage ich bedeutend erhöhte, kam in dieſem Augenblicke ganz verſtört in mein Zimmer, und berichtete, daß er dem Kronwirth 40 Gulden ſchuldig geworden, daß dieſer ihn verhaften laſſen wolle; daß ſein Schneider ihn eben ſo tiranniſch wegen eines Anzugs bedrohe; 100 fl., flehte er, geben Sie mir Vorſchuß, und zählen Sie dann auf mich in Noth und Tod.

Ich war in Verzweiflung.

Ja, ſagte ich, Sie ſollen die hundert Gulden haben, aber nehmen Sie Extra-Poſt und reiſen Sie dem ſchändlichen Schandel nach! Er hat die Gagen und den Pacht nicht bezahlt. Er hat mich niederträchtig betrogen. Retten Sie einen Theil meines Geldes!

Er iſt nach Würzburg, ſagte Bameiſel, und will von da nach Mainz. Geben Sie mir die 100 fl., damit ich reiſen kann.

Ich gab ſie.

Mein muß er ſein! rief er. Sie ſehen mich mit ihm, oder Sie ſehen mich niemals wieder! und ſtürzte fort.

So war es auch. Ich ſah ihn niemals wieder!

Da wären Sie ja bei einer Truppe des Schinderhannes beſſer weggekommen! bemerkte Schweydler. —

Herr Rath! verſetzte Raimund, dieſe Frau entwirft Ihnen das beſte Bild von gewiſſen kleinen Bühnen! Könnte ich es zum abſchreckenden Beiſpiele allen Jenen mittheilen, welche im blinden Wahne glauben, wenn ſie nur dem Theater ſich widmen, dann blühen ihnen Roſen auf allen Wegen. Beſonders jungen Frauenzimmern möchte ich zum warnenden Exempel dieſe Geſchichte in irgend einer Zeitung abdrucken laſſen, ſie müßte ſo viele junge Leute von der Sucht, um jeden Preis der Bühne anzugehören, abſchrecken; — doch Sie haben nur Geld verloren, Andere verlieren ihre Ehre!

Frau Trur fing heftig zu weinen an.

Schweydler tröſtete ſie.

Raimund meinte: Preiſen Sie ſich glücklich, daß Sie dem Theater wieder Adieu geſagt haben und wieder in Wien ſind. —

Ja, ſchluchzte Frau Trur, aber wie bin ich in Wien und wo befinde ich mich!

Enden Sie Ihre Erzälung, ſagte der Rath.

Frau Trur fuhr fort:

Ich will Sie, Herr Rath und Sie, Herr Raimund, nicht länger mit meiner Unglücksgeſchichte ermüden; ich will nur hinzufügen, daß ich in Ingolſtadt nicht genug bares Geld beſaß, Alles zu bezahlen, was mir zu bezahlen oblag.

Los wollte ich kommen vom Theater, von der Geſellſchaft, von der Stadt, fort! fort! Und nichts mehr hören.

Ich verkaufte bis auf meine Perlen und die Uhr, die ich an meinem letzten Geburtsfeſte von meinem Manne erhielt, Alles, was ich beſaß. Ich warf das Geld meinen Schauſpielern hin, ich berichtigte die Miethe für den Theaterpacht und reiſte ſo ſchnell als möglich von Ingolſtadt ab.

Wohin? Als eine Bettlerin wollte ich meinem Manne nicht vor Augen kommen; ſtolz auf den Beifall, den ich in Ingolſtadt erhielt, wollte ich dem Theater bleibend angehören.

Ich reiſte nach Wien.

Heimlich blieb ich drei Tage in meiner Vaterſtadt; da erfuhr ich durch den Schauſpieler Sannens, der als Theateragent mir bekannt war, daß man in Olmütz eine junge Heldenſpielerin ſuche. —

Unter dem Namen Möth erhielt ich ein Engagement. Ich gefiel; aber meine vielfachen Leiden warfen mich aufs Krankenlager.

Erſt nach vier Wochen genas ich.

Ich hatte nichts mehr als meine Perlen.

Meine Krankheit koſtete viel!

Doktor, Apotheke, Pflege, Wohnung mußten bezahlt werden.

Ich ſteckte meine Perlen zu mir.

Ich verkaufte ſie.

Bald hierauf wurde ich verhaftet.

Als eine Diebin bin ich hier; gebrandmarkt, verachtet, und bin doch nur ein verblendetes, unglückliches Weib.

Sie weinte heftig.

Rath Schweydler und Raimund hatten Thränen in den Augen.

Ich weiß jetzt Ihre Bedingung, rief Raimund aus: Sie bedingen ſich, daß ich Ihren Gatten bewege, Ihnen zu verzeihen! — Ich verſpreche Ihnen, daß ich es verſuchen werde. — Und bringe ich den alten Trur dazu, daß er zu dem Herrn Rathe in ſein Bureau kommt, und ſich nach Ihnen erkundigt, ſo kenne ich das Herz des edlen Richters, er wird Ihrem Gatten, wie ich, zu Gemüthe führen, daß dort, wo die Geſetze nicht ſtrafen, auch die Menſchen nicht grauſam ſein ſollen.

Raimund ſtürzte fort.

Daß Sie Ihre Freiheit bald wieder erlangen ſollen, verſicherte Schweydler, kann ich Ihnen heute ſchon verſprechen, aber über Schandel und ſeine betrügeriſche Kompagnie muß ich noch ein Protokoll mit Ihnen aufnehmen. Dieſe Gaunerbande ſoll verfolgt werden, dies verſichere ich im Namen des Gerichtes.

12. Ein Blick in Raimunds Charakter.

Raimund verfügte ſich augenblicklich zu Herrn Trur.

Die Köchin deſſelben, welche, ſeitdem die Frau nicht im Hauſe war, wieder eine wichtige Perſon geworden, wollte Raimund ganz kurz und ſchnippiſch abfertigen.

Der Herr, ſagte ſie, iſt nicht zu Hauſe, und wäre er es auch, ſo würde er Sie nicht vorlaſſen. Seitdem gewiſſe Dinge vorgefallen, darf Niemand mehr vom Theater mit ihm ſprechen; wenn der Herr ausgeht, ſo macht er einen Umweg, damit er das Theatergebäude nicht ſieht, und erblickt er von weitem einen Theaterzettel an irgend einer Straßenecke, ſo hält er ein Tuch vor die Augen, damit er die Titel der Komödien nicht zu leſen braucht.

Das mag er halten wie er will, verſetzte Raimund, ich mache es ebenſo; wenn ich an einem „Lebzelterſtand" vorübergehe; — ja, ich halte mir die Naſe zu, wenn Einer das Wort: „Meth" nur ausſpricht; aber es gibt Angelegenheiten in der Welt, über welche Schauſpieler und Lebzelter mit einander ſprechen müſſen, und in einer ſolchen Angelegenheit bin ich hier.

Es wird Ihnen nichts helfen; der Herr läßt Sie nicht vor. —

Nicht vor! Er läßt mich nicht vor? betonte Raimund, wer ſind wir denn, daß wir's ſo hoch geben! Glaubt der Herr Trur vielleicht, ſeine Marzipan-Huſaren ſind wirkliche Huſaren, und er kommandire dieſe regimenterweiſe? — Ich bleibe einmal hier und warte auf ihn, und ſollte es bis morgen Früh währen!

Kommen Sie, wenn der Herr zu Hauſe iſt. Ich darf Sie hier nicht warten laſſen; ich würde die größte Verantwortung haben.

So? Eine Verantwortung! Bin ich ein verdächtiger Menſch, oder glaubt ſie, ich könne alle fünf Minuten von der Leopoldſtadt in die Joſefſtadt kommen? Das iſt ja ein Weg, nicht viel näher als bis nach Baden! Hier bleibe ich und hier ſetze ich mich nieder, und wenn es ihr nicht recht iſt, ſo ändere ſie's!

In Gottes Namen! rief die Magd; wenn ich aus dem Dienſte komme, ſo müſſen Sie mich aufnehmen. —

Mit Vergnügen! wenn ihr Herr ihr nicht etwa ſeinen Abſcheu vor einem Schauſpieler eingeflößt hat.

Herr Trur kam nach Hauſe.

Als er Raimund erblickte, wich er völlig vor Entſetzen zurück.

Ich bitte nicht zu erſchrecken, ſagte Raimund; ich will Sie wahrhaftig nicht zu einer Theatervorſtellung engagiren, noch Ihnen eine Komödie vorſpielen; — ich komme von dem Kriminalgerichte.

Herr Trur erſchrack heftig.

Er gab Raimund einen Wink, nicht weiter vor der Köchin zu ſprechen.

Herr Trur öffnete die Thüre zu ſeinem Zimmer, und ließ Raimund eintreten.

Das iſt ſchon ein gutes Zeichen, dachte Raimund, daß der Lebzelter ſeine Frau vor der Magd zu ſchonen ſucht. Ich hoffe das Beſte!

Wir wollen in dieſes Zimmer uns verfügen, meinte der Lebzelter, recht weit von der Küche weg; denn die Köchin hat die ſchöne Gewohnheit, zu horchen.

Ich ſehe ſchon, erwiederte Raimund, daß Sie Ihre Frau nicht für vogelfrei erklären wollen. Sie geben ihr Schickſal nicht Ihrer Magd preis.

Meine Frau verdient es nicht, daß ich noch einige Rückſicht für ſie habe; noch iſt ſie meine Frau, ſobald ich aber von ihr gerichtlich geſchieden bin, dann —

Dann ſtirbt ſie, verſetzte Raimund; eine Scheidung von Ihnen, überlebt ſie nicht. —

Hoho!

Ganz gewiß! Ich komme von dem Kriminal-Gericht. Ich habe Ihre Frau geſehen, geſprochen, in Gegenwart ihres Unterſuchungsrichters ihre Leidensgeſchichte gehört; Herr, dieſe Frau hat ihre Verblendung, ihren thörichten Hang, Schauſpielerin zu werden, auf die kläglichſte Weiſe gebüßt; Noth, Kummer, Reue, Verrath, Verhöhnung, warfen ſie aufs Krankenbett; nur durch ein Wunder kam ſie mit dem Leben davon; ſehen Sie ſie, noch trägt ſie die Spuren ihrer ſchweren Leiden in ihrem Geſichte; ein Felſen müßte mit ihr Erbarmen haben. —

Ich bin ein ſolcher Felſen.

Das macht Ihnen keine Ehre.

Hat *ſie* mir Ehre gemacht?

Beim Theater hat ſie Ihnen keine Schande gemacht.

Außer an *einem* Abende, an welchem eine gefliſſentlich angezettelte Kabale ſie kränkte, hat ſie gefallen, dann ſpielte ſie unter dem Namen Madame *Möth*.

Das iſt's ja eben! Durch den Namen „*Meth*“ wollte ſie auf mich, auf den Lebzelter, anſpielen!

Wer ſagt dies?

In *Schwarz*'s Kaffeehaus in der Joſefſtadt haben ſie mir dies ſo ausgelegt. —

Das ſoll man in meiner Gegenwart ſo deuten, dann ſage ich den Hetzern und Läſterern, daß ſie malhonnette Menſchen ſind. Endlich ſchrieb ſich Ihre Frau *Möth* mit ö, nicht *Meth* mit e.

Meth bleibt Meth.

Nein. Auf die Schreibart kommt es an; fragen Sie geſcheidte Leute, aber nicht Ihre Schnallenmacher, Schmalzverſilberer und Handſchuhnäher. Ich kenne die Kotterie dieſer Leute; die *eine* Hälfte mißhandelt ihre Frauen, die *andere* iſt geſchieden von ihnen. Es gibt Menſchen, welche keine glückliche Ehe leiden können.

War *meine* Ehe glücklich?

Bis auf den Spleen Ihrer Frau, das Theater betreten zu müſſen, gewiß; von dieſem Spleen iſt ſie kurirt. Alle Pferde des Ottakringer Bräuhauſes ziehen ſie nicht mehr auf die Bühne.

Ja, jetzt weil ſie ſitzt.

Pfui, ſchämen Sie ſich, daß Sie ſo boshaft ihr Unglück berühren. Es könnte Ihre Köchin auch nicht hämiſcher ſprechen! Sie ſitzt, ja, aber durch Ihre Unklugheit.

Meine Unklugheit?

Natürlich! Wie konnten Sie denn die Gegenſtände, welche ſich in dem Zimmer Ihrer Frau befanden, die ihr Eigenthum waren, nachdem die Frau nicht zu finden, ebenfalls als von Gaunern geraubt, bezeichnen? Mußte Ihnen nicht zuerſt einfallen, daß wenn die Frau fort iſt, ſie ihrer Neigung Komödie zu ſpielen, nachgegangen ſein werde, und das mitgenommen haben müſſe, was ihr Eigenthum war? Ein Ehrenmann darf, bis er nicht vom Gegentheil überzeugt iſt, nicht verdächtigen. — Uibrigens wird Ihre Frau jetzt als unſchuldig entlaſſen. —

Als unſchuldig?

Natürlich! Sie ſelbſt gaben ja zu Protokoll, daß Ihre Frau nur ihr Eigenthum mitgenommen. Wo kein Thatbeſtand eines Verbrechens vorliegt, gibt's auch keine Verurtheilung. — Wahrſcheinlich kommt Ihre Frau ſchon morgen nach Hauſe.

Wohin?

Nach Hauſe.

Zu mir nach Hauſe?

Sie ſind ja Ihr Mann!

Ich will ſie nicht mehr.

Sie verſtoßen ſie?

Ja, ich verſtoße ſie.

Gut, ſagen Sie dies dem Kriminalrathe ſelbſt; mir würde er nicht glauben, daß Sie ein ſo unverſöhnliches Herz haben! — Der Herr Rath Schweydler laßt Sie erſuchen, noch heute zu ihm zu kommen; wahrſcheinlich wird er Sie über das künftige

Schickſal Ihrer Frau befragen; wird ſie Ihnen vorſtellen; dann brechen Sie den Stab über die Aermſte; die ſtrengſten Richter des Gerichtes verdammen Sie nicht, davon werden Sie ſich überzeugen.

Herr Trur ging einige Male im Zimmer umher. Er ſchien mit ſich zu kämpfen.

Wenn nur die Joſefſtädter-Klatſcher nicht wären!

Laſſen Sie ſie klatſchen! Das Klatſchen dauert drei Tage. Ueber mich haben die Leute auch geklatſcht und klatſchen noch; mich hat man auf drei Tage ins Polizeihaus geklatſcht; wie ich 24 Stunden darin zugebracht, hätte man mich gern wieder herausgeklatſcht! Was liegt an der Klatſcherei in Wien!

Aber meine Frau muß ja den Joſefſtädtern wieder unter den Augen herumgehen.

Sie beſitzen noch ein Haus; laſſen Sie Ihr Geſchäft in der Joſefſtadt und ziehen Sie mit Ihrer Frau in Ihr anderes Haus.

Ich muß zuerſt mit dem Herrn Rath reden. Das ſag' ich Ihnen aber, wenn die Unterſuchung herausſtellt, daß meine Frau einem Manne zu liebe mich und mein Haus verlaſſen hat, ſo nehme ich ſie nicht mehr, und wenn Kaiſer und Könige für ſie bitten.

Darüber können Sie ruhig ſein! Eine Untreue beging ſie nicht an Ihnen; ihre Leidenſchaft für die Schauſpielkunſt entriß ſie Ihnen, dafür wurde ſie ſo abſcheulich von ſchlechten Komödianten behandelt, betrogen, beſtohlen, hintergangen, daß ſie wie eine Bettlerin in der Welt herumzog. Hören Sie ihre Leidensgeſchichte aus ihrem eigenen Munde, und wenn Sie ſelbſt eine Verwünſchung auf den Lippen hätten, ſo werden Sie ſie nicht ausſprechen können. Ich melde jetzt dem Herrn Rathe, daß Sie mich gut aufgenommen, und zeige ihm an, daß Sie in den Nachmittagsſtunden zu ihm kommen werden.

Was nachmittags! Ich gehe ſogleich mit Ihnen. Ich danke Ihnen, Herr Raimund für Ihre Theilnahme. Kommen Sie ſchnell.

Als beide an der Köchin vorübergingen, ſagte dieſe:

Sie gehen vor Tiſche noch fort, Herr von Trur? Ich kann die Suppe in einer Viertelſtunde auftragen. —

Ich ſpeiſe nicht zu Hauſe! erwiederte der Lebzelter.

Aber ich habe doch Alles gerichtet, was Sie gerne eſſen.

Eſſe ſie's ſelbſt.

Verreiſen Sie denn?

Nein, aber ich bringe die Frau nach Hauſe und abends wird ihr die Frau ſagen, was gekocht werden ſoll. Wenn Jemand aus dem Kaffeehauſe nachfragen ſollte, warum ich nicht zu einer Partie „Tarok" komme? ſo antworte ſie: der Herr hat „austarokirt;" er beſucht kein Kaffeehaus mehr!

Braviſſimo! rief Raimund, hing ſich an den Arm des Lebzelters und ging wolgemuth mit ihm fort.

Iſt es mir doch vorgegangen, rief die Köchin aus, daß die Viſite des verwünſchten Raimund mir Unglück bringen werde. Jetzt bleibe ich nicht mehr in dieſem Hauſe; ich ſuche mir einen andern Dienſt.

* * *

Als des Lebzelters Frau im Bureau des Kriminalraths vorgeführt wurde, erſchrack dieſer über ihre bleiche, abgehärmte Geſtalt.

Der herzensgute Rath Schweydler ließ es an nichts fehlen, die arme leidende Frau der Verzeihung ihres Gatten zu empfehlen.

Trur war ſo ergriffen von dem Schickſale ſeiner

Fanni, daß er ſie in ſeine Arme ſchloß und vor Schluchzen ſonſt nichts hervorzubringen vermochte als: Ich will Alles vergeſſen, aber laß nur Deinen Theaterſchwindel; werde eine brave Hausfrau, und führſt Du Dich gut auf, ſo will ich Dir noch ſchönere Schmuckſachen kaufen, als diejenigen waren, um welche man Dich ſo ſchmählich gebracht hat.

Rath Schwendler eilte zu dem Vizebürgermeiſter. Er referirte über ſeine bereits beendete Unterſuchung, und ſchon um zwei Uhr war Frau Fanni frei.

Wir wollen in eine ganz entlegene Vorſtadt fahren und da in einem guten Gaſthofe ſpeiſen, ſagte der Lebzelter. Abends erſt wollen wir nach der Joſefſtadt, damit Dich Niemand nach Hauſe kommen ſieht. Morgen aber wollen wir beide in die Kirche. Mit Gott wollen wir ein ganz neues Leben beginnen; Gott mußt Du um Verzeihung bitten, für Deinen Fehltritt; Gott wird Dir auch gnädig beiſtehen! Gott wird Dir vergeben, ich habe es mit freudigem Herzen gethan.

* * *

Raimund war ſehr wol zu Muthe, daß er Zeuge dieſer Verſöhnung war. Er hätte ſich noch mehr erfreut, aber er dachte an Emmi und wie auch er eines Freundes bedürfte, um ebenfalls beſeligt an das Herz eines geliebten Weibes zu ſinken.

Er ſuchte ſeine Wohnung auf.

Da lagen denn ein paar neue Stücke, die für ihn geſchrieben worden waren; da lag die Anordnung, daß die vorgehabte Leſeprobe für den andern Morgen beſtimmt ſei, und der Theaterfeldwebel meldete, daß Herr Raimund ſchon drei Mal von einem alten Herrn aufgeſucht worden ſei.

Zuletzt, ſagte der Feldwebel, hat der alte Herr ein paar Zeilen hier aufgeſchrieben. Hier liegt der Zettel.

Raimund las:

„Heute Abend nach dem Theater werden Sie in der Wollzeile erwartet. Sollten Sie nicht erſcheinen, ſo wäre dieſe Einladung die letzte. Ehrbare Leute bringen ſich nicht auf. Es handelt ſich hier nur um Erklärungen, damit Niemand in ein falſches Licht geſtellt werde. Es findet eine Unterredung ohne Damen ſtatt.

„Der wolbekannte Freund."

Nicht übel! dachte Raimund. — Man will ſich nichts vergeben! — Ganz recht! Ich vergebe mir auch nichts! — So lange ich nicht die Uiberzeugung erlange, daß ich Unrecht habe, beuge ich mich nicht! So muß ich mich auch benehmen und ſollte ich darüber meinen Verſtand verlieren. — Es iſt das erſte, wahrhaft ernſte Liebesverhältniß, das ich angeknüpft. Es muß zu einer ehelichen Verbindung führen, oder eine Kokette hat ihr Spiel mit mir getrieben! Oder ein reiches Mädchen hat den Wahn, wenn es mir ſeine Hand reiche, meine Selbſtſtändigkeit durch Geld zu paraliſiren! — Wir wollen ſehen, in wie ferne ich irre oder recht habe.

Nach dem Theater erſchien Raimund bei Herrn von Hilbert.

Hilbert empfing ihn recht herzlich.

Meine Nichte und ich haben viel von Ihrer Empfindlichkeit und Reizbarkeit ſprechen hören; wir haben uns nun ſelbſt davon überzeugt. — Sie haben meiner guten Emmi ſehr wehe gethan. —

Sie hat mich auf eine Weiſe behandelt, erwiederte Raimund, welche mich gleichſam vernichtete.

Sie war gleichſam vernichtet, entgegnete Hilbert, vernichtet durch Frau Huber, die Emmi für eine Abgeſandte von Ihnen hielt.

Ich widerſprach dieſer Anſicht.

Frau Huber, ſo albern ſie immer ſprach, ließ dennoch merken —

Daß ich Emmi liebe? ich geſtand dies dem Gatten meiner ungeſchickten Gönnerin. Herr Huber glaubte es klug zu machen, wenn er ſeine Frau zur Fürſprecherin bei dem Fräulein erwähle.

Emmi, verſetzte Hilbert, wollte nur andeuten, daß Dinge, ihr Herz betreffend, erſt zwiſchen Ihnen und ihr beſprochen werden müßten, ehe ſich eine dritte, und noch dazu höchſt ungebildete, Perſon auf eine derbe Weiſe in eine ſo zarte Angelegenheit mengen dürfe. Emmi wollte Ihnen dies erklären; Sie eilten fort in einer — undelikaten Aufregung.

Geben Sie mir eine Erklärung, Herr von Hilbert, weil Sie mich eingeladen, hier Erklärungen zu empfangen und zu erwiedern. Sagen Sie mir offenherzig, treibt Fräulein Emmi ein Spiel mit mir? Gefällt es ihr, ſich mit meiner heißen Liebe die Zeit zu vertreiben?

Nein.

— Iſt es Sitte und Gewohnheit reicher Mädchen, einen Mann zu quälen, und macht ſie dieſe Sitte mit?

Nein.

Dann geſtatten Sie, daß ich mich ihr wieder nahen und ſie um Verzeihung bitten darf.

Sie iſt nicht in Wien.

Abgereiſt?

Sie iſt mit ihrer Tante nach Brünn.

In dieſem Augenblicke, in welchem —

Ganz natürlich! Sie ließen nichts mehr von ſich ſehen und hören; Sie hätten ja eben ſo gut eine Reiſe antreten können.

Ohne, daß wir uns noch ein Mal geſprochen haben, reiſte ſie fort?

Entfernten Sie ſich nicht auch von ihr? Riefen Sie ihr nicht zu: Leben Sie wol, mich ſehen Sie nie wieder?

Ich fühle, erwiederte Raimund, Emmi und ich taugen nicht zuſammen. Sie vermag abzureiſen, ſie vermag es, mich in einer ſolchen Stimmung zu verlaſſen? Sie vermag es, ſich zu rächen, weil ich aus übergroßer Liebe zu ihr, vielleicht unbeſonnen handelte! Nein, nein, Herr von Hilbert, Emmi und ich taugen nicht zuſammen! Emmi würde mein größtes Unglück ausmachen.

Hilbert ſtand auf.

Sie ſind ein Egoiſt! ſagte er. Sie erwägen nur ſich, nur Ihr Ich, nur was Ihnen ſchmeichelt, ſoll geſchehen. Ich gebe Ihnen zurück, was Sie von Emmi ſagten: Ich behaupte: Sie würden Emmi unglücklich machen.

Wenn ſie arm wäre! erwiederte Raimund, würde ich ſelbſt die ungerechteſten Launen ertragen, der reichen Emmi gegenüber kann ich mir nichts vergeben; ich vermag es nicht; — verdammen Sie mich deßhalb!

Den erſten Schritt zur Verſöhnung müſſen Sie thun. Ich ſtelle Ihnen die Poſt zur Verfügung; Emmi iſt erſt vor zwei Stunden abgereiſt; vier Stationen von hier auf der Brünner-Straße holen Sie ſie ſicher ein —

Und komme vielleicht vor morgen in der Nacht nicht zurück! Um zehn Uhr habe ich Probe — abends habe ich zu ſpielen. —

Sie ſind der Liebling des Direktors; Sie ſchreiben ihm einige Zeilen — und Ihr Ausbleiben hat nichts zu bedeuten. —

Nein, Herr Baron, auf Koſten meines Berufes, kann ich dieſe Reiſe, nicht unternehmen. Der Direktor zählt auf mich; der Geſellſchaft würde ich ein ſchlechtes Beiſpiel geben, und erführe das Publikum von meiner Liebesfahrt, ſo —

Sie lieben Emmi nicht, betonte der Freiherr auffallend; ein jedes Wort gibt Zeugniß von dem unbeugſamſten Egoismus. Entſchuldigen Sie mich, wenn ich dieſe Unterredung als Vormund, welcher das Wol ſeiner Pflegebefohlenen, bei welcher ich Vaterſtelle vertrete, beendigen muß.

Ich will Emmis Zurückkunft in Wien erwarten, und ein Urtheil über mich, aus ihrem Munde hören!

Raimund verließ Hilbert ſehr aufgeregt.

Es iſt wahr, ſprach Hilbert, was er ſelbſt geſagt. Er und Emmi, taugen nicht zuſammen! — Wenn ihm Emmi erſt mittheilen wird, unter welchen Zugeſtändniſſen er ihre Hand annehmen darf, dann flieht er ſie wie ſeine größte Feindin.

13. Ein nächtlicher Beſuch.

Hilbert hatte am anderen Morgen nichts dringender zu thun, als Emmi die letzte Unterredung mit Raimund faſt buchſtäblich mitzutheilen. Der Brief, den er nach Brünn ſendete, war vier Seiten lang und ganz enge geſchrieben.

Am Schluſſe ſeines Schreibens bemerkte er:

„Selbſt auf die Gefahr hin, daß Du, mein theures Kind, mir gram werden ſollteſt, bitte ich Dich „noch einmal, Raimund aufzugeben. Das Opfer, „das Du von ihm verlangſt, wird er Dir nicht brin-

„gen, und bringt er es nicht, ſo kannſt und darfſt „Du nicht ſeine Gattin werden.

„Ich muß Dich noch einmal an Marcheſe Farlani erinnern. Er befindet ſich zwar in Olmütz; „es wäre jedoch möglich, daß ihn ein Zufall nach „Brünn führen, und er das Haus beſuchen könnte, „das Du mit Deiner Tante bewohnſt.

„Sei nicht ſo kalt und zurückhaltend gegen ihn, „wie Du es in Wien geweſen.

„Farlani iſt ein höchſt liebenswürdiger, feingebildeter Kavalier; ein Mann, der ſchon ſeiner „Stellung, ſeines Reichthums und der Auszeichnungen wegen, welche ihm von ſo vielen regierenden „Häuptern verliehen wurden, Anſprüche auf Deine „Hand hätte.

„Liebe Emmi, erwäge dies wohl.

„Wie Du aber auch immer über Raimund und „Farlani denken magſt, ſo werde ich weder „Deinen Anſichten, noch Deinen Neigungen hindernd „entgegen treten; ich habe Dir wiederholt die überzeugendſten Beweiſe gegeben, daß ich weder Deinen „Geiſt, noch Dein Herz bevormunde.“

* * *

Raimund nannte ſich den unglücklichſten Menſchen.

Er kam nach Hauſe.

Bebe hatte ſich bei Raimund förmlich einquartirt.

Es freute Raimund, als er Bebe fand.

Nun, wie iſt es? fragte Bebe. Iſt ſie eine Jüdin?

Ach, daran zu denken, war wirklich keine Gelegenheit. Meinetwegen ſoll ſie eine Türkin ſein! Die Religion iſt es nicht, welche ſie von mir entfremdet, die Liebe kennt nicht den Unterſchied der Glaubensbekenntniſſe, und vereinigt Chriſten und Heiden. Iſt ſie eine Jüdin, ſo wird ſie ſich taufen laſſen; aber ſie liebt nicht! Sie hat mir eine Kränkung zugefügt, die ich ihr nicht verzeihen kann; ſie hat mich geſtraft für meine Empfindlichkeit, ſie hat ſich gerächt an mir, hat mir mein ſchnelles Forteilen, als ich ſie das letzte Mal ſah, vergolten, und iſt — abgereiſt, abgereiſt nach Brunn mit ihrer Tante, der Baronin Reſom!

Sie wird ſchon wieder kommen!

Ei, ſo leicht gehe ich über ihre Abreiſe nicht hinaus! Je länger ich darüber nachdenke, je mehr verletzt mich ihr Benehmen.

So denken Sie nicht nach; ei, ich kann Sie ja ſogleich zerſtreuen, wenn ich Ihnen eine Neuigkeit mittheile. Sie erhalten heute noch einen Beſuch. —

Heute noch? Es iſt ſchon eilf Uhr. —

Ja, das ſagte ich dem Manne auch! Ich ſagte ihm, daß Sie vor eilf Uhr Nachts nicht heimkehren würden. Er entgegnete, daß er mit Ihnen von außerordentlich wichtigen Dingen zu ſprechen hätte; ſie möchten ihn nur ein Viertelſtündchen anhören, dann wolle er ſich wieder entfernen.

Wer iſt denn dieſer Mann?

Hören Sie, ſagte Bebe; er iſt eigentlich ein Narr, er ſieht ganz unvernünftig aus; ich könnte ſagen, er ſei eine Karikatur, wenn ich vor Kurzem nicht ſelbſt einer Karikatur ähnlich geſehen hätte!

Iſt er alt? iſt er jung? Wie iſt er denn gekleidet?

Sie ſind wohl nie in Danzig geweſen?

Nie.

Schade! Wenn Sie in Danzig je einen Schullehrer oder beſſer eines Schullehrers Subſtituten geſehen hätten, ſo würden Sie ein Bild von ihm haben.

Man klopfte.

Raimund ging dem Fremden entgegen und öffnete ſelbſt die Thüre.

Ein Mann trat herein von hoher Geſtalt, mager wie das Bein einer Giraffe und ſubmiß wie ein Jagdhund.

Verzeihen Sie, daß ich noch zu ſo ſpäter Stunde erſcheine; doch mein Anliegen iſt dringend. —

Haben Sie mir eine vertrauliche Mittheilung zu machen, ſo bemühen Sie ſich in mein zweites Zimmer.

Ach mein Unglück ſchreit ſo laut, daß ich keinen Anſtand nehme, vor Zeugen davon zu ſprechen.

Mit wem habe ich die Ehre?

Ich bin der Thurmwächter von Petersdorf, mein Name iſt Schneckel. Der Dichter Meisl hat ein Stück geſchrieben, in welchem ich vorkomme.

So? Dieſes Stück iſt ſehr gut. Wir werden es aufführen.

Das wäre mein Unglück.

Ihr Unglück?

Wenn ich auf dem Theater lächerlich gemacht werde, verliere ich meine Braut.

Sie werden nicht lächerlich gemacht. Dieſer Thurmwächter iſt wohl ein Menſch, deſſen Liebesſchwärmerei komiſch iſt, aber er ſelbſt iſt gutmüthig, herzlich, und Jeder, der dieſen Charakter auf der Bühne ſehen wird, muß ihm gut ſein.

Ach, wenn dieſe Darſtellung meine Perſönlichkeit nur nicht perſifflirt.

Kommen denn die Bewohner von Petersdorf in das Leopoldſtädter-Theater?

Das nicht; auch liegt mir nichts an den Petersdorfern. Ich als Thurmwächter bin weit über die Petersdorfer erhaben, aber ich habe eine Braut, und die iſt bei vornehmen Leuten in Wien in Dienſten; dieſe vornehmen Leute kommen in das Theater, und werde ich auf dem Theater als ein Narr dargeſtellt, dann reden ſie meiner Geliebten zu, damit ſie mich nicht nehme, oder ſtatten meine Braut nicht aus, wenn ſie dennoch nicht von mir läßt.

In welcher Eigenſchaft dient denn Ihre Geliebte?

Der Thurmwächter wurde verlegen; er ſtotterte — als — als

Verzeihen Sie, Herr von Raimund, ſagte er endlich, fehlen iſt menſchlich und ſtraucheln kann auch ein Geſchöpf mit vier Füßen, aber dieſes Straucheln hat Ihnen keinen unbedeutenden Dienſt erwieſen.

Mir?

Und da glaubt nun meine Geliebte, Dienſt für Dienſt, Gefälligkeit für Gefälligkeit! wer dem Sohne Gutes erzeugt, kann häufig vom Vater auf Dankbarkeit rechnen.

Ich verſtehe Sie nicht. Sie ſcheinen mir überhaupt etwas konfus zu ſein. Legen Sie vor Allem Ihre Befangenheit ab; ich bin wahrhaftig nicht der Mann, vor welchem Sie ſich zu ſcheuen haben. —

Es iſt bald Mitternacht.

Fürchten Sie ſich vor Geſpenſter?

Ein Thurmwächter, welcher zu allen Stunden im Finſtern über den Kirchhof ſchreitet, kennt keine Furcht, und bei uns in Petersdorf hat es nie Geiſter gegeben; aber ich fürchte, Sie in ſo ſpäter Stunde —

So kommen Sie am Tage zu mir.

Das iſt unmöglich; um drei Uhr Früh muß ich ſchon wieder zu Hauſe ſein, länger vertritt der „Halter" meinen Dienſt nicht.

Alſo machen Sie's kurz; was wollen Sie da mit Ihrem „Dienſt und Gegendienſt," und Vater und Sohn, und Gutes thun und Vergelten? Noch ein Mal: Wer iſt denn Ihre Braut und wo iſt ſie?

Ich will's ſagen: Meine Braut iſt Milchmädel bei dem kleinen Ferdinand Raimund!

Eine verwünſchte Geſchichte! — Die Amme im Hauſe des Baron Hilbert?

Ja.

Und da glauben Sie, ich wäre der Vater von dem kleinen Ferdinand?

Ja.

Und das glaubt man vielleicht in dem Hauſe des Barons auch?

Ja.

O, jetzt fällt's mir wie ein Schleier von den Augen! — Bebe! Bebe! Mir geht ein Licht auf!

Entſchuldigen Sie! ſagte Bebe. Haben Sie wirklich durch einen kleinen Raimund, dem großen Raimund ein Hinderniß in den Weg gepfropft?

Ei, laſſen Sie mich aus! Niederträchtiger Argwohn. Emmi glaubt es ja ſelbſt nicht. —

O ja, ſie glaubt's auch, replicirte der Thurmwächter, und findet es — aber Sie müſſen es nicht übel aufnehmen, daß ich es ſo gerade herausſage — herzlos, daß Sie ſich um den kleinen Sohn nicht umſehen! Sie kommen ſo oft in das Haus, und fragen nicht einmal nach ihm.

Eben weil er mich nichts angeht, weil der extemporirte Raimund, dem Raimund, der nie aus ſeiner Rolle gefallen iſt, ein vom Himmel geſchneiter Raimund iſt! — — So verfolgt mich das Unglück doch in Einem fort, und ich kann mich nie erholen; jeden Tag, ja ſogar jede Nacht kommt etwas Anderes! —

Sie werden ſich ſchon helfen, Papa Raimund, verſetzte der Thurmwächter, helfen Sie nur erſt mir! Reden Sie mit dem Dichter Meisl, daß er wenigſtens meinen Namen nicht nennt, ſondern einen andern hinſetzt, oder wenn er ſich das nicht ausreden läßt, ſo ſprechen Sie dem Herrn Baron und dem Fräulein zu, daß ſie ihre Hand nicht von meiner Geliebten abziehen, wenn ich lächerlich gemacht werde.

Das verſpreche ich Ihnen. — Da fällt mir Etwas ein! Es iſt zwar nicht meine Gewohnheit, Jemand auszuholen, doch erlaube ich mir eine Frage. Da Sie ganz gewiß heute bei Ihrer Geliebten waren, ſo können Sie wohl auch erfahren haben, ob Fräulein Emmi nach Brünn gereiſet iſt.

Ganz gewiß. — Sie wollte nicht, aber die Frau Tante drang darauf, der Herr Baron beſtürmte ſie, und als das Fräulein bereits vom Hauſe weggefahren war, ſagte die Kammerjungfer: „Die arme Baroneſſe wird bald wieder in Wien ſein. Wenn ſie in Brünn den Marcheſe Farlani ſieht, der ſie heiraten will, und den ſie nicht ausſtehen kann, ſo bleibt ſie nicht eine Viertelſtunde!“

Jetzt endlich ſehe ich klar! rief Raimund. — Doch wie reime ich mir das zuſammen, daß Herr von Hilbert mich aufforderte, Emmi nachzureiſen?

Das weiß ich nicht.

Sei es wie es ſei! Ich werde doch dahinter kommen. Mein lieber Herr Schneckel, gehen Sie ruhig nach Hauſe, oder fahren Sie nach Hauſe, damit Sie nur nichts verſäumen. Ich ſtehe Ihnen dafür, daß Sie Ihre Geliebte zur Frau bekommen, und an einer Ausſteuer ſoll es von meiner Seite auch nicht fehlen!

Schneckel ſchien vor Freude noch größer zu werden, und wollte Raimund die Hände küſſen.

Herr Schneckel! ſagte Raimund. Nehmen Sie dies als Beitrag für einen Wagen nach Petersdorf!

Schneckel ging, mit einem Geſchenke beglückt.

Hören Sie, Herr Raimund, erinnerte Bebe:

ich an Ihrer Stelle hätte den Mann noch mehr ausgeholt — die Amme hat im Hauſe wohl noch Einiges aufgeſchnappt.

Es iſt mir dies ſchon genug! — Mir ehrlichen, unbeſcholtenen, redlichen Menſchen, eine ſchlechte Handlung auf den Hals hinaufzulügen! — Jetzt muß Frau Schandel verfolgt werden. Morgen wende ich mich an die Gerichte, und bitte um Hilfe! — Ich weiß gut, von wem die böſen Ausſtreuungen herkommen! Von der Frau Tante kommen ſie; ein Bürgerlicher ſoll ſich um ihre Nichte nicht bewerben, das iſt es was ſie antreibt, meinen guten Ruf zu brandmarken.

14. Die Bedingung.

Am dritten Tage nach dem Beſuche des Thurmwächters, nachdem Raimund drei Abende nach einander mit dem glücklichſten Erfolge die komiſche Hauptrolle in den „Damenhüte im Theater“ gegeben, brachte ihm Bebe auf das Theater einen Brief, der in Raimunds Wohnung abgegeben wurde und von dem Bebe ſagte:

Nach dem köſtlichen Parfum, welcher dieſes Billet durchduftet, zu ſchließen, kommt dasſelbe von Ihr! Ich bringe Ihnen das wunderſchöne Brieſchen mit dem Wunſche: „Möge ſein Inhalt eben ſo anziehend ſein als ſein Aeußeres.“

Meisl's „Damenhüte“ beſtehen nur in einem Akte; Raimund war bald zu Ende mit ſeiner Rolle; er brach das Billet auf und las:

„Frau von Huber erwartet Sie nach Beendigung Ihrer heutigen Rolle.“

Eine Unterſchrift war nicht beigeſetzt, aber das Billei kommt von *Emmi*; ſie iſt wieder hier! — Gott ſei Dank! — Endlich wird meine qualvolle Lage aufhören. Hätte ich doch Flügel und wäre ſchon bei ihr!

Raimund eilte zu Frau *Huber*.

Eine der Mägde ſchien ihn zu erwarten.

Iſt Frau von *Huber* allein?

Eine Dame iſt bei ihr.

Kann ich vorgelaſſen werden?

Ich will Sie anmelden.

Aber wozu dieſe Umſtände? In dieſem Hauſe macht man doch ſonſt keine Zeremonien.

Die Thüre ging auf.

Frau *Huber* kam zu *Raimund* ins Vorzimmer.

Lieber *Raimund*, ſagte ſie, wegen Ihnen kann ich ſchon ſeit mehreren Nächten nicht ſchlafen. Es iſt mir von Jemand, den ich jetzt nicht nennen will, vertraut worden, daß ich Ihnen durch meine Unterredung bei dem Fräulein, einen ſchlechten Dienſt erwieſen haben ſoll, ich ſoll — hat man mir vertraut — „*unmenſchlich dumm*" geſprochen haben, wie mit einer Köchin ſoll ich geredet haben; ich verſtehe es nicht, habe auch mein ganzes Leben nicht gehört, daß man auf *zweierlei* Art reden ſoll, mit den *Gebildeten* anders und mit den *Ungebildeten* wieder anders; mein lieber Himmel, ich bin nicht die Frau darnach; das Fräulein *Emmi* habe ich ſchon um Verzeihung gebeten: jetzt bitte ich auch Sie um Verzeihung. Ich will Alles wieder gut machen. Zu dieſem Ende war ich heute, gleich nach der Ankunft der jungen Baroneſſe, bei ihr, und habe ſie gebeten, daß ich ſie Abends in meine Wohnung führen, und *Sie* ebenfalls einladen dürfe. Sie will mit Ihnen ſprechen, aber Sie möchten vor Allem Ihren Eiſenkopf brechen, Sie möchten ruhig bleiben, und wenn das Fräulein auch Dinge ſagen ſollte, die Ihnen nicht gefallen, ſo möchten Sie doch nicht heftig werden.

Ja, ja, ſagte Raimund ſehr ungeduldig, führen Sie mich nur einmal zu ihr.

Wie? fragte Frau Huber. Heute bitte ich Sie, recht laut zu ſprechen; es hatte geſtern die ganze Nacht geregnet, und da ſauſt es in meinem Gehör, als wenn in meinem Kopfe ein Wolkenbruch nieder ginge.

Ich verſpreche Ihnen Alles, ich verſpreche dem Fräulein ruhig und geduldig zuzuhören; ich will ſelbſt gelaſſen bleiben, wenn jedes Wort Gift enthält, das ſie ausſpricht.

Wie? ſagte Frau Huber.

Raimund hielt nun ſeinen Mund an das Ohr der Frau Juſtine, wiederholte dieſe Worte ſehr vernehmlich, und ſchloß ſeine Bitte mit dem Wunſche: „Fühten Sie mich doch endlich zu ihr!"

Jetzt hab' ich es verſtanden! erwiederte Frau Huber; nur deutlich reden; es koſtet eben ſo viel, ob Sie den Mund um zwei, drei Zoll mehr aufmachen oder nicht. Kommen Sie! — Die Muſik allein höre ich gut! verſicherte Frau Huber, indem ſie Raimund durch drei große Zimmer führte; wenn alle Menſchen mir ihre Angelegenheiten vorſingen möchten, ſo würde ich gut verſtehen. So wie z. B. der Baſſiſt Pfeifer bei unſerm Theater, der ſingt, wenn er mich Mittags ſieht:

„Wohl zu ſpeiſen wünſch' ich Ihnen!"

und Abends:

„Gute Nacht, wie ruhig ſchwebſt du durch die Abendwolke hin!"

Da verſtehe ich jedes Wort nach einem Regen!

Raimund hörte ſie nicht an und dachte nur an Emmi, endlich ſtand er vor ihr. Wie am Morgen nach ſeiner Befreiung aus dem Polizeihauſe im Wagen, umarmte er ſie, zog ſie an ſich, küßte ſie unaufhörlich und weinte dabei wie ein Kind.

Emmi vergoß ebenfalls Thränen.

Sie hielten ſich ſchweigend umſchlungen und ſahen einander in die Augen.

Ich verſtehe kein Wort! ſagte Frau Huber, wenn ſie nur ſingen möchten!

Mir iſt es, fing endlich Raimund die Unterredung an, als wenn ich Sie zehn Jahre nicht geſehen hätte; ach, Emmi, theuere Emmi, Sie begehen eine große Sünde, wenn Sie mich nicht wieder lieben; Emmi, wenn Sie mich nicht ſo innig lieben könnten wie ich Sie, ſo müßte ich wahnſinnig werden.

Lieber Ferdinand, gab Emmi herzlich zurück, ich liebe Sie innig, wahr und rein; ich habe Ihnen dies ſogar mehr gezeigt, als ich ſollte, und bin mit meinem Vormund deshalb in manche unangenehme Konflikte gekommen. Wenn Sie wüßten, was ich anwendete, um Sie endlich einmal ſprechen zu können; daß ich den Beſuch des Balles im „Sperl" nur deshalb veranlaßte, um Sie zu ſprechen, ſo würden Sie ſchon daraus meine zärtliche Neigung zu Ihnen erkannt haben — aber —

Keine Vorwürfe, bat Raimund, und küßte Emmi wieder.

Schauts! ſagte Frau Huber, jetzt hat ſie gewiß recht laut ſprechen wollen, und er ſchnappt ihr die Wort' vom Munde weg.

Ich habe Sie neulich ſehr erzürnt, erinnerte Emmi, daß ich auf die Heiratsanträge der Frau Huber nicht eingehen konnte. Ach, lieber Ferdinand, wir müſſen erſt einig ſein! Sie wünſchen, daß ich Sie heiß und innig liebe; ich muß ja dasſelbe wünſchen dürfen.

Stellen Sie mich auf die Probe! rief Raimund.

Jetzt betracht's den „Schlankel!" ſagte Frau Huher für ſich. Er hat gar keine Probe! Erſt in 14 Tagen haben wir wieder ein neues Stück.

Erſinnen Sie ſich die ſtrengſte Prüfung meiner Liebe zu Ihnen, fuhr Raimund fort; ich beſtehe jede, die ſchwerſte, die härteſte. Beſtimmen Sie, daß ich Jahre lang, auf Ihren Beſitz hoffen ſoll — es wäre entſetzlich, aber ich würde mich fügen; ſetzen Sie zur Bedingung, daß ich allen Vergnügungen der Welt, meinen Freunden, allen Einladungen, die mich ſo häufig auszeichnen, meiner Sehnſucht im Sommer, das Land zu beſuchen, entſagen ſoll; ich will wie ein Karthäuſer leben; nur geſtatten Sie mir, daß ich Sie zeitweiſe ſehen und ſprechen dürfe, dann erfülle ich freudig jede Bedingung.

Nein, guter Raimund, Sie gehören der Welt; ſolchen Grillen könnte ich nicht nachhängen, ich begehre als Beweis Ihrer Liebe Etwas ganz Anderes, Etwas, das ich leider begehren muß — Sie wiſſen es vielleicht, daß ich mit Glücksgütern geſegnet bin. Ich bin reich, lieber Ferdinand, ſehr reich, und mein Vermögen ſoll das Ihrige ſein!

Nein, nein, ſprechen Sie nicht von Ihrem Gelde; die Reichthümer, die Sie beſitzen, könnten einſt mein Unglück ſein.

Gewiß nicht! Bei meinem Charakter wäre dies unmöglich. Einer der klügſten Advokaten ſoll einen Vertrag feſtſetzen: es ſoll beſtimmt werden, daß Alles, was ich beſitze, das Erbe meines Vaters und meiner Mutter, Ihnen gehöre; als Bettlerin ſollen Sie mich von ſich weiſen, wenn je ein Wort darüber, daß ich Vermögen beſaß, im Scherze oder Ernſt über meine Lippen kommt — aber —

Nun, aber? Quälen Sie mich doch nicht länger! Ich habe Ihnen ja geſagt, daß mir keine Ihrer Forderungen ein Hinderniß ſein könne, Ihnen meine Liebe zu beweiſen; nun, ſprechen Sie die Bedingung aus!

Entſagen Sie dem Theater. Hören Sie auf, Schauſpieler zu ſein!

Dies berührte Raimund wie ein Donnerſchlag.

Er ſtand auf.

Er blieb ſprachlos vor Emmi ſtehen, und ſtarrte ſie an.

Frau Huber, die nicht begriff, was er vorhaben konnte, ſagte:

Wollen Sie denn ſchon fortgehen? lieber Raimund; es iſt erſt ein Viertel über zehn. Warten Sie bis der „Meinige“ nach Hauſe kommt, und ſoupiren Sie bei uns; Fräulein Emmi bleibt auch da; ich hab' ſchon um ein Paar „Pollakeln“ fortgeſchickt und ein gutes Kompot kriegens auch!

Emmi! ſagte Raimund, und ſah ihr feſt ins Auge, Emmi, iſt es Ihnen mit der gemachten Bedingung Ernſt?

Mein vollkommener Ernſt.

Und wie lange ſoll ich dem Theater entſagen?

Für immer!

Emmi, Emmi! eine andere Probe,! ich flehe Sie an wie ein Menſch, der um ſein Leben bittet, eine andere Probe, denn dieſe beſtehe ich nicht! —

Dachte ich es doch!

Und davon hängt Ihre Hand ab?

Leider.

Den Grund hiezu, Emmi! Schämen Sie ſich vielleicht die Gattin eines Schauſpielers, eines Schauſpielers des Leopoldſtädter Theaters zu ſein, eines Schauſpielers, welcher in Poſſen ſpielt und tolles Zeug treiben muß? — Auch ich empfinde Widerwillen bei den meiſten Rollen, die mir zu Theil werden; auch ich verabſcheue die häufigen Lazzi, zu welchen ich verurtheilt werde; aber ich will mich durch raſtloſe Studien, durch beiſpielloſen Fleiß dahin bringen, daß mich kein Hoftheater für unwürdig halten ſoll, mich zu einem Mitgliede für erſte Fächer zu ernennen; Emmi, wenn ich es dahin bringe, beſtehen Sie noch auf Erfüllung Ihres Wunſches?

Ich beſtehe darauf, ich muß darauf beſtehen. — Raimund, verlangen Sie nicht, daß ich Ihnen entſagen ſoll; ich beſchwöre Sie!

Raimund ſchwieg und lief, was er in großer Gemüthsbewegung immer that, heftig umher.

Suchen Sie Ihren Hut? fragte Frau Huber. Dieſen bekommen Sie nicht; den Hut hab' ich verſteckt, o ich kenne ſchon Ihre Geſchichten!

Emmi ſtand auf, hing ſich an Raimunds Arm und ſah ihn mit großer Aengſtlichkeit an.

Jetzt geht die auch! murmelte Frau Huber. Jetzt kann ich die „Vollakeln“ den Dienſtboten preisgeben!

Sie lieben mich nicht! ſagte Emmi mit Thränen in den Augen.

Gott weiß es, daß ich ſie liebe! — Meines Vaters Fluch hat mich nicht abgehalten dem Stande, der auch Ihnen ein Gräuel iſt, anzugehören.

Er iſt mir kein Gräuel!

Jede andere Perſon als Sie, würde ich für meinen ewigen Feind anſehen; ich liebe Sie als mein höchſtes Gut, Emmi, — gewähren Sie mir wenigſtens eines.

Ihren Kontrakt mit dem Theater zu beachten? — Ich geſtehe Ihnen das unbedingt zu!

Nein, nicht für ſo lange Zeit, bitte ich Sie um Rückſicht, gewähren Sie mir nur drei Tage Bedenkzeit.

Ferdinand, Sie machen mich glücklich!

Raimund umarmte Emmi.

In dieſer Stellung fand ſie Leopold Huber, der mit Emmis Vormund eintrat.

Bravo! ſagte Huber, als er die Liebenden in ſo herzlicher Umarmung fand. Gott ſei Dank! So feiern wir denn endlich eine Hochzeit.

Emmi eilte auf ihren Vormund hin und ſtattete Rapport ab.

Raimund war in ſich verſunken, trat ans Fenſter und ſtarrte in die Nacht hinaus.

Frau Huber, die kein Wort verſtanden von Allem, was geſprochen wurde, und ſich nach dem, was ſie ſah, ein Reſultat zuſammen reimte, referirte ihrem Manne:

Jetzt ſind ſie einig, aber es iſt hitzig hergegangen! — Wohl hatte mir Raimund verſprochen, nicht wieder aufzubrauſen, wenn ſie ihm Vorwürfe machen ſollte, aber er brauſte dennoch auf. — Im Anfange hat er ſie ſprechen laſſen, als ſie aber anfing, ihm die „Leviten zu leſen," hat er ſich nicht anders helfen können, als daß er ihr den Mund durch einen Kuß verſchloß. Dann aber hat er geſagt, er müßte zu einer Probe. Er wollte ihr entwiſchen, da iſt es angegangen; drauf ſind ſie beide hitzig worden; er iſt aufgeſprungen, hat fort wollen, ich habe ihn aber durch meine Beredſamkeit bewogen, daß er geblieben iſt; drauf hab' ich ihm geſagt, daß ich „Vollackeln" bringen ließ und er kehrte um; drauf hat ſie wieder zu „kneifen" angefangen, da hat er ſeinen Hut geſucht und wollte wieder fort, endlich iſt ſie auch aufgeſtanden und hat davon wollen; ich aber habe gedroht, daß, ſobald beide ſich auf den Weg machen würden, ich meine „Vollackeln" den Dienſtleuten abtreten würde, das hat gewirkt; ſie haben ſich verſöhnt, ſind ſich in die Arme geſunken, und heiraten ſich nun — — Ich kenne die Menſchen! Bei ihrer ſchwachen Seite muß man ſie packen, und man hat ſie! Lieber Mann, dieſe Verſöhnung wäre ein prächtiger Stoff für ein Stück; laſſe ſogleich ein ſolches von Meisl ſchreiben. Ich glaube unter dem Titel: „Die Bollackeln,“ oder „Er kriegt ſie doch!“ Es würde ein Kaſſaſtück werden.

Huber war ganz entzückt. Er rief aus:

Du biſt ein herrliches Weib!

Huber küßte Frau Juſtine und überreichte ihr eine Bretze.

Auf, auf! ſagte Huber zu Raimund, Luſtig! Heiter! Morgen werden auf allerhöchſten Befehl „Die Damenhüte“ und die „Zauberſchere“ gegeben. Der geſammte allerhöchſte Hof kommt ins Theater! — Sie, Raimund, werden morgen vor Ihren Majeſtäten dem Kaiſer und der Kaiſerin zum erſten Male ſpielen. Bedenken Sie dieſe Ehre, dieſe Auszeichnung! Können Sie da traurig ſein? —

Raimund ſprang auf.

Wirklich kommen Ihre Majeſtäten morgen ins Theater? ſagte er. Der Kaiſer und die Kaiſerin und der geſammte Hof werden mich ſehen?

Außer der Hofloge ſind noch eilf Logen für den allerhöchſten Hof beſtellt, erwiederte Huber. Die fremden Prinzen kommen ebenfalls. Die ganze Nacht laſſe ich die Tapezierer arbeiten, um, wie zur Kongreßzeit, alle Logen mit rothem Sammt und Damaſt dekoriren zu können. Das Theater wird mit 200 Wachskerzen beleuchtet; der Logengang und die Treppe werden mit Teppichen belegt; Blumen und blühende Bäume kommen in die Halle. Sobald der Kaiſer und die Kaiſerin eintreten: Trompeten und Pauken! Hundert Bretzen vertheile ich an die Hofdienerſchaft. —

Geben Sie in Ihrer Freude, bemerkte Raimund, nur nicht den allerhöchſten Herrſchaften etwa ſelbſt Bretzen!

Weshalb nicht? — erwiederte Huber. Wenn ich wüßte daß ſie der Kaiſer und die Kaiſerin gerne eſſen, brächte ich tauſend Bretzen!

Emmi, ſagte Raimund, haben Sie gehört, morgen ſpiele ich zum erſten Male vor den beiden Majeſtäten! — Mein Gott ich werde die ganze Nacht nicht ſchlafen können vor Freude! — Emmi, Sie müſſen morgen ebenfalls eine Loge haben! — Emmi, welch ein Glück: Kaiſer und Kaiſerin werden meiner Darſtellung beiwohnen! — Schuſter wird nun nicht mehr der Einzige ſein, welcher den allerhöchſten Hof veranlaßt, unſer Theater zu beſuchen. O meine liebe, gute Emmi! dieſes Glück! Ich kenne mich nicht vor Freude!

Der entſagt dem Theater nicht! ſagte der Vormund leiſe zu ſeiner Mündel.

Jetzt wollen wir zum Souper! erinnerte Huber. Wir wollen auf das Wol des kaiſerlichen Hauſes Champagner trinken bis zum Morgen! Laß die Spieluhr aufziehen, ſchrie er Frau Juſtine zu, laſſe die Walze mit der Volkshimne einlegen:

„Gott erhalte Franz, den Kaiſer!“ ſoll ſie ſo lange ſpielen, bis der Landesvater bei unſerem Theater abſteigt.

13. Die beiden Majeſtäten im Theater in der Leopoldſtadt.

Raimund war noch nie ſo aufgeweckt, nie ſo heiter, als während des Souper bei ſeinem Director.

Er war ſo ausgelaſſen fröhlich, daß Emmi einige Male über ſeine köſtlichen Einfälle laut auflachen mußte. Wer Raimund kannte, wird nicht entgangen ſein, daß er nur ſelten ein guter Geſellſchafter war, daß ihn ſeine melancholiſche Stimmung nie verließ, und daß ſein düſteres Brüten ſeine Freunde oft ſehr beſorgt machte.

Reibersdorfer findet in ſeinen Skizzen über Raimund den Grund zu ſeiner Schwermuth in dem Fluche, welchen der Vater Raimunds über den Sohn ausſprach.

Reibersdorfer erzält die Veranlaſſung zu dem Fluche des Vaters auf folgende Weiſe:

Raimunds Vater lag krank in ſeinem Bette.

Dieſes Bett ſtand in dem Schlafzimmer des Alten in einer Richtung, daß dieſer das Zimmer des Sohnes zu überſehen vermochte und ihm ſonach nichts entging, was Ferdinand, ſo lange er zu Hauſe war, trieb.

Der Vater hatte dem Sohne wieder eine Strafpredigt über ſeine Theaterluſt gehalten.

Raimund flüchtete in ſein Zimmer.

Der Vater verfolgte ihn mit ſeinen Blicken und bemerkte, wie Ferdinand die Finger ſeiner beiden Hände dazu benützte, ſeinen Mund in die Breite zu ziehen und die Mundwinkel grauſam zu verzerren.

Ferdinand! rief der Vater. Was iſt dies nun wieder?

Ich ärgere mich, daß ich dem Hofſchauſpieler Ochſenheimer durchaus nicht ähnlich ſehe! Ich will einen Mund haben wie er; ich will die hängenden Lippen, wie er, beſitzen; ich will an meinem Munde und meinen Wangen ſo lange dehnen und ziehen, bis ſie dem Munde und den Wangen meines Vorbildes gleichen.

„Ferdinand! ſprach der todtkranke Vater. Kaum habe ich Dich ernſtlich ermahnt, Deine Thorheit, Deine verrückte Leidenſchaft, ein Komödiant zu werden, aufzugeben, und dennoch gehſt Du wieder hin, hängſt Deiner wahnſinnigen Vorliebe nach, ſtellſt Dich vor den Spiegel, welcher meinem Bette gegenüber hängt, und treibſt Deine Poſſen, mir gleichſam zum Hohne, nur noch ärger. Hätte der Schauſpieler Ochſenheimer, welcher Dein unſeliges Ideal iſt, nur ein Auge, Du würdeſt Dir ebenfalls ein Auge aus dem Kopfe reißen! Ferdinand, Dir hat die Natur ein ehrliches Geſicht gegeben, Du willſt aber die infame Fratze eines Darſtellers verabſcheuungswürdiger Böſewichter daraus formen; dieſe Kränkung fügſt Du Deinem ſterbenden Vater zu! Ich verfluche Dich, verfluche Dich ungerathenen Sohn, und mein Fluch begleite Dich durch Dein ganzes Leben!“

Bald darauf ſtarb Raimunds Vater, und wie Reibersdorfer wiſſen will, ſei dieſer Fluch Veranlaſſung zu der düſtern Melancholie unſeres Künſtlers geweſen.

An jenem Abende, an welchem Raimund an der Seite Emmis ſaß, und in dem Gedanken ſchwelgte, daß ihn der Kaiſer und die Kaiſerin nicht unwürdig fänden, eine ſeiner Leiſtungen zu beachten, gedachte Raimund vielleicht der Verwünſchungen des Vaters nicht, oder fand gewiſſermaßen eine Genugthuung für ſeinen Beruf, dem zu folgen er ſo ſchwere Hemmniſſe zu überwinden hatte.

Huber, der Raimund ſo vergnügt ſah, ſprach an dieſem Abende von Raimunds nahem Beneſice und forderte ihn auf, den kaiſerlichen Hof hiezu einzuladen, welcher gewiß dieſe Einladung gnädig aufnehmen würde.

Die drei Tage Bedenkzeit werde ich wohl in drei Monate verlängern müſſen! warf Emmi, ohne die geringſten Beſorgniſſe zu verrathen, hin.

Laſſen Sie, Fräulein, nur den ſchönen Abend, an welchem ich vor den beiden allerhöchſten Perſonen ſpiele, vorübergehen, dann — dann werde ich ſelbſt die Bedenkzeit abkürzen, darauf mein Wort.

Emmi und ihr Vormund gaben noch an demſelben Abende die Heirat auf, doch äußerten ſie ihre Befürchtungen nicht und erwähnten mit keinem Worte mehr der Bedingung.

Am andern Tage fand die Vorſtellung der dramatiſchen Bagatelle „die Damenhüte im Theater" ſtatt.

Die beiden Majeſtäten, die durchlauchtigſten Erzherzoge, die fremden Prinzen, und der unvergeßliche Erzherzog Anton, der leutſeligſte und populärſte Prinz, der eigentliche Mäzen der ſämmtlichen Bühnen Wiens, erſchienen im Theater.

Der Jubel des Publikums war ſo außerordentlich, daß Kaiſer und Kaiſerin gewiß zehn Minuten nicht dahin gelangten, ſich auf ihre Sitze zu begeben; immer brach das, ſein Herrſcherhaus über Alles liebende Volk, in neue Akklamationen aus; endlich verhallte das Vivatrufen und Beifallsjauchzen, und die Kourtine ging in die Höhe.

In der fünften Szene erſchien Raimund.

Das Publikum voll feinen Taktes, an einem Abende, an welchem der Kaiſer und die Kaiſerin mit donnerndem Applaus empfangen wurden, gleiche Ovation nicht auch einem Schauſpieler entgegen zu ſenden, applaudirte Raimund's Erſcheinen nicht; deſſen ungeachtet ſpielte der wackere Meiſter mit erhöhter Luſt, und Kaiſer und Kaiſerin bezeigten ihr ſichtbares Wohlgefallen dem ihnen ganz neuen Künſtler.

Emmi, welche in einer Loge dem kaiſerlichen Hofe gegenüber ſaß, verwendete keinen Blick von den allerhöchſten Perſonen. Wie es ſie aber auch einerſeits erfreute, daß Raimund dem Kaiſer und der Kaiſerin gefiel, ſo betrübte ſie dies auf der andern Seite, weil ſie ſehr gut einſah, daß die hohe Ehre, welche dem Künſtler zu Theil wurde, ihn ſicher beſtimmen würde, ſeinem Berufe nicht zu entſagen.

Als das Stück zu Ende war, und Raimund nach dem Fallen des Vorhangs vor dem Publikum noch ein Mal erſcheinen mußte, verneigte er ſich ehrfurchtsvoll vor dem Kaiſer und der Kaiſerin. Emmis Herz pochte mächtig, denn ſie bemerkte, daß die beiden Majeſtäten Raimund gnädig zulächelten, und der Kaiſer ſogar das Haupt freundlich neigte.

Es war damals Sitte, daß der Direktor nach einem Vorſtücke, ſobald der allerhöchſte Hof in einem Vorſtadt-Theater ſich befand, bei dem, den Kaiſer begleitenden Kammerherrn anfragen durfte, ob Seine Majeſtät nichts zu befehlen geruhten.

So lange Leopold Huber Direktor der Leopoldſtädter-Bühne war, mußte der älteſte Regiſſeur dieſe Anfrage ſtellen, da Huber nicht den Muth hatte, mit einer hohen Perſon, am allerwenigſten mit einer Perſon, die in der Nähe des Monarchen ſich befand, zu ſprechen. — Der alte Sartory nahte ſich alſo der Vorkammer der Hofloge und erhielt den Beſcheid: Seine Majeſtät der Kaiſer und Ihre Majeſtät die Kaiſerin hätten ſich ſehr amüſirt, und bemerkten mit Vergnügen, daß Raimund dem Publikum ſehr gefallen müſſe; Raimund ſei wirklich ein ausgezeichneter Schauſpieler und trefflicher Komiker, und die beiden Majeſtäten würden in kurzem das Leopoldſtädter-Theater wieder beſuchen, und wünſchten ein Stück dargeſtellt, in welchem Raimund den ganzen Abend beſchäftigt ſein würde."

Sartory eilte mit dieſer Freudensnachricht zu Huber. Huber befahl dem Logenmeiſter, ſich in alle Logen zu verfügen, und den huldvollen Ausſpruch Ihrer k. k. Majeſtäten zu verkünden; Sartory verfügte ſich auf das Theater und ſetzte Raimund in Kenntniß von dem allerhöchſten Wohlgefallen. Huber folgte Sartory auf dem Fuße und umarmte Raimund.

Ein Tauſend Gulden jährlich haben Sie von heute an, mehr Gage, rief Huber ſeinem Lieblinge zu, weil Sie dem Kaiſer und der Kaiſerin gefallen haben! Wenn Sie ſich umgekleidet, verfügen Sie ſich in die Loge der Baroneſſe Emmi; verkünden Sie ihr dies. Sie haben nun 4000 fl., eine freie Einnahme, die Ihnen mindeſtens auch 1000 fl. einbringt; Sie haben freies Quartier, können alſo anſtändig leben und haben nicht nothwendig, von Ihrer künftigen Frau abzuhängen, und wenn dieſe noch ſo reich iſt.

Raimund fiel die Bedenkzeit auf einmal aufs Herz. Ei was! ſagte er, jetzt muß ſie nachgeben! Dem Theater jetzt zu entſagen, nachdem mein höchſter Wunſch erfüllt wurde, wäre Wahnſinn! — Hätte ich von dem kaiſerlichen Hofe keinen Beifall erhalten, wäre ich nur bemerkt, aber nicht ausgezeichnet worden, dann hätte ich Schuſter das Feld geräumt, aber jetzt — jetzt — nein! nein! — Emmi muß nachgeben.

Raimund kleidete ſich raſch um, und verfügte ſich in die Loge zu Emmi.

Ihm leuchtete die Freude aus den Augen.

Emmi und ihr Vormund, welche ſchon durch den Logenmeiſter von der Gnade, die dem Künſtler durch das allerhöchſte Kaiſerpaar widerfuhr, unterrichtet waren, gratulirten Raimund herzlich, und Emmi bat ihn, bei ihr in der Loge zu bleiben. So lange die Pantomime währte, ſprach ſie mit ihm, erwähnte aber mit keiner Silbe ihrer Bedingung.

Endlich ſagte Raimund:

Liebe, theuere Emmi, bleibt es noch bei Ihrem Vorſatze? Nachdem mir nun eine ſolche Huld zu Theil wurde, ſoll ich noch einem Stande entſagen, der mein Lebensglück ausmacht?

Ihr Lebensglück darf ich nicht zerſtören, erwiederte Emmi; Sie dürfen aber auch nicht das meinige vernichten!

Raimund ſchwieg.

Ich habe nichts anderes erwartet, als daß Sie Schauſpieler bleiben, ſetzte Emmi hinzu; auch wenn Sie heute nicht den allerhöchſten Perſonen entſprochen hätten, wären Sie dem Theater doch getreu geblieben.

Raimund wollte ſich vertheidigen.

Keine Einwendung! bat Emmi, nur einige Worte geſtatte ich Ihnen, und dieſe müſſen lauten:

„Meine Liebe iſt ſtärker, als meine Sehnſucht, applaudirt zu werden!“

Vermögen Sie dieſe Worte nicht hervorzubringen, ſo bleibe ich Ihre Freundin, ſo lange ich lebe, aber wir denken beide an keine eheliche Verbindung mehr! Sie ſollen nicht drei Tage, Sie ſollen drei Monate Zeit haben, mir dieſe Erklärung zu bringen!

Die Pantomime war zu Ende, der kaiſerliche Hof erhob ſich.

Alle Anweſenden in den Logen und im Parterre ſtanden von ihren Sitzen auf und begrüßten den Kaiſer und die Kaiſerin.

Ich ſtelle mich auf den Logengang, rief Raimund, und verneige mich vor den allerhöchſten Herrſchaften. Ich bin ſogleich wieder hier!

Er flog aus der Loge.

Emmi ſah ihren Bedienten vor ihrer Loge ſtehen.

Den Wagen! rief ſie.

Hilbert nahm **Emmi** an den Arm, und führte ſie über die Stiege zu ihrem Wagen.

Als **Raimund** zurück kam, fand er weder **Hilbert** noch **Emmi**.

Er ſchlich betrübt nach Hauſe.

16. Raimunds Entſchluß.

Bebe war im Theater.

Er traf mit **Raimund** zuſammen, als dieſer ſeine Wohnung betrat.

„Herr **Raimund**,“ ſagte **Bebe**, „was ſind Sie für ein trefflicher Künſtler; zwei Drittel des öſterreichiſchen Dialekts verſtehe ich als Preuße nicht, und dennoch habe ich durch Ihre Geberden, Ihre Mimik, durch die Wahrheit Ihres Spiels, Ihre herrliche Darſtellung ſehr wohl begriffen, und mich daran erfreut, wie ein geborner Wiener! — Und der Kaiſer und die Kaiſerin ergötzten ſich nicht minder. — Ich ſah es, wie der Monarch immer beifällig nickte, ſich an die Kaiſerin wendete, und die hohe Frau ebenfalls ihr Wohlgefallen ausſprach. Der ganze Hof, beſonders der freundliche Erzherzog **Anton**, lachte, wie ich noch nie eine ſo hohe Perſon lachen ſah. Ach Jott, dieſer Abend wäre Etwas für mein Buch, wenn ich jetzt noch daran dächte, ein Buch zu ſchreiben. — Aber der „**Freimüthige**“ in Berlin von Gottlieb **Merkl**, der erhält einen Aufſatz von mich. Herr **Raimund**, da ſollen Sie einmal ſehen, wie ich loslegen werde; über dieſen liebenswürdigen Hof; über dieſen milden, jöttlichen Kaiſer **Franz** und die engelgute Kaiſerin, will ich janze bejeiſterte Kapitel ſchreiben, und über den heitern, lebensfrohen Erzherzog **Anton**, in welchen alle Wiener völlig verliebt ſind, will ich einen

Aufſaz zum Drucke beſördern, daß janz Berlin ſich ſehnen ſoll, nach Wien zu kommen, um einen ſolchen vortrefflichen Kaiſerhof in der Nähe zu ſehen."

Sie haben ja auch einen vortrefflichen König.

O ja, aber immer ernſt. Er lacht vielleicht inwendig. — Der König iſt auch ein großer Theaterfreund'; — wenn Schmelka ſpielt, zeichnet ihn der Monarch immer aus, und kommt in das Theater zu Schmelka. Schmelka iſt ſo beliebt, daß der König ſchon um 6 Uhr in ſeiner Loge ſitzt, und das Theater fängt erſt um ſieben an! Aber die Majeſtät bleibt immer ernſt, indeß Ihr Kaiſer lacht, und mit ſeinem Volke ſich freut, und dies unverholen zeigt! — Herr Raimund, das iſt etwas ganz Eigenes um eine ſolche Kaiſerfamilie! Nu, laſſen Sie mir nur machen; der Kaiſer ſoll's wohl ſelbſt leſen, wie ich ihn liebe und verehre. —

Schön von Ihnen! ſagte Raimund. Loben Sie unſern Kaiſer nur recht! Schreiben Sie nur Gutes von unſerm Hofe, darüber werden Sie ſich den Dank jedes Oeſterreichers erwerben.

Ja, dazu gehört auch keine Kunſt; man berichtet nur die Wahrheit! — Und nun ſagen Sie mich, Herr Raimund, werden Sie jetzt auch noch der Marotte Ihrer Geliebten nachgeben und dem Theater entſagen? Ruhm, Ehre, vielleicht Unſterblichkeit aufgeben, um eine Geliebte zu erobern? Wiſſen Sie, was das Wiener Publikum ſagen würde? — „Seht mal, würde es ſagen, ſeht mal, den ganz gewöhnlichen Menſchen, den Raimund an, uns Publikum, hat er glauben gemacht, er liebe uns — und liebt nun eine andere! Unſere Liebe iſt ihm nichts, aber das „Jeld" dieſer Andern iſt ihm Alles! Des Jeldes wegen entſagt er uns! — Pfui! von Raimund hätte dies niemand geglaubt! Nu, er iſt eben auch nur ein janz jewöhnlicher Menſch, dieſer Raimund!“

Sie haben Recht! erwiederte Raimund, ſo würde man ſprechen. — Nein, nein, ein Schauſpieler muß wie ein Soldat ſein! Wenn die Ehre, der Ruhm winken, wenn die Pflicht ruft, der Fahne zu folgen, der er Treue zugeſchworen, muß er das Liebchen verlaſſen! Fahre wohl, ſchöne Emmi! Du willſt nicht mit in den Krieg? Bleib daheim, mich dürſtet's nach Lorbeern.

Und jeſetzt, fügte Bebe hinzu, Sie könnten es über ſich gewinnen, der Bühne zu entſagen; Herr, was für eine erbärmliche Rolle würden Sie neben der reichen Dame ſpielen? Freuen, ſo recht vom Herzen freuen, könnten Sie ſich ja nicht mehr! — Der Regiſſeur Schickaneder, erzälte mir bei dem Herausgehen aus dem Theater, daß, nachdem Sie heute dem Kaiſer und der Kaiſerin ſo ſehr gefallen, hätte Ihnen der Direktor freiwillig 1000 fl. zugelegt; — Ihr Einkommen beſtände alſo jetzt, ſammt der früheren Gage per 3000 fl. ſammt Einnahme und Gratis-Wohnung in circa 6000 fl.! — Herr, Ihr Talent iſt alſo ein Kapital von 120,000 fl., und dies wollen Sie gleichſam für nichts achten, in den Staub werfen und von Ihro Gnaden, der Frau Jemalin leben, und bei jedem Löffel Suppe, den Sie Ihnen reicht: Küß die Hand, mein Engel! ausrufen? — Nein, Herr Raimund, für 6000 Gulden bekommen Sie viele Löffel Suppe und brauchen Niemand obligirt zu ſein!

Ich will Ihr einen Abſagebrief ſchreiben. Es wäre unehrlich, ſie noch einen Tag hinzuhalten! — Weshalb ſoll denn ich ein Opfer bringen? Ein Opfer, wie Sie ganz richtig bemerken, von jährlichen 6000 fl.

Notabene ohne Jaſtrollen im Auslande,

oder wenigſtens ohne Jaſtrollen in den öſterreichiſchen Provinzen.

Richtig, daran habe ich nicht ein Mal gedacht! Ich ſage alſo, weshalb ſoll denn ich ein Opfer bringen, indeß ſie nichts zu opfern hat, als eine Grille, ein Vorurtheil! — So bleibt es: Ich ſchreibe ihr — herzlich, innig, warm, ſo warm, als ich ſie liebe, ſchreibe ich ihr, und morgen ſoll es geſchehen!

Ja, ſchreiben Sie ihr einen rührenden Brief. Ich habe immer Thränen in den Augen, ich laſſe ein paar darauf fallen, dann glaubt ſie, Sie hätten geweint, und wird vielleicht erweicht. —

Nein! Keine Täuſchung! Keinen Betrug. Ich will mich auch feſt und männlich zeigen — aber — aber — jetzt fällt mir Etwas ein! — Was thun wir mit dem kleinen Ferdinand Raimund?

Der geht Sie ja gar nichts an; den mag ſie als Angedenken behalten!

Gott bewahre! Der Knabe hat ein Mal meinen Namen, den Knaben zu verſorgen iſt meine Pflicht, auf mich hatte es das abſcheuliche Ehepaar gemünzt, welches das arme Kind zur Waiſe machte und vor eine fremde Thüre legte! — Das unglückliche Kind kann nichts dafür! Ich würde auch kein weggelegtes Kind verſtoßen, und wenn es den Namen meines Todfeindes führte! Dieſes Kind erbitte ich mir von Emmi. Ich bringe es zu braven Leuten. Ich kenne eine Schullehrers-Witwe, dieſe zieht fremde Kinder auf, als wenn es ihre eigenen wären, dadurch erzeige ich der Witwe und dem Kinde etwas Gutes, das iſt auch Etwas werth!

Bravo! Auch das kommt in mein Buch! — Ja ſo! Ich ſchreibe ja keines.

So, mein lieber Bebe, wird es am beſten ſein! — Ich ſehe ſchon, ich habe an Ihnen nicht nur einen guten, ſondern auch einen recht geſcheidten Freund erworben; bleiben Sie mir zur Seite, und wenn mein liebewundes Herz in der erſten Zeit zu bluten anfängt, und es wird ſtark bluten, ich fühle dies, — denn ich liebe Emmi, wie ich nicht geträumt, daß ich lieben könnte; — ſo ſtehen Sie mir mit Rath und That bei, ich bitte Sie um Gottes willen, verlaſſen Sie mich nicht; ich fürchte die lange, düſtere Zeit, welche verrinnen muß, bis meine Wunden vernarben. —

Ich war auch einmal in der Schule, in welcher Sie jetzt auf der Prüfungsbank ſitzen! — Wiſſen Sie, was ich that, als mir meine Rabbiners Tochter ſtarb? Ich ging anfänglich herum wie Einer, der zuerſt geköpft und dann begnadigt wurde, und in der Konfuſion ſeinen Kopf nicht mehr finden konnte. —

Nun, was thaten Sie?

Ich arbeitete Tag und Nacht. Ich ſchrieb einen Roman, fand aber keinen Verleger; ich ſchrieb einen zweiten, der fand einen Verleger, es kaufte ihn aber Niemand; endlich ſchrieb ich ein Stück: „Trübſal ohne Ende,“ hieß es, „Drama aus dem Menſchenleben!“ Es wurde in Königsberg aufgeführt, gefiel mir ausnehmend, wurde aber ausgepfiffen. Dies konnte mir Alles nicht tröſten! Nun liegt mein Drama neben meiner Sara in meiner Vaterſtadt begraben. Sie „morſchen“ wohl beide ſchon! Da dachte ich mir, wie bringe ich das Trübſal ohne Ende zu Ende — ich verliebe mir jeſchwind. Ich machte der Todtengräbers Frau, einem jungen Weibe in Danzig, den Hof. Wir liebten uns drei Wochen mit einer Romantik ohne Gleichen. Da überraſchte uns eines Abends, an welchem der Mondſchein für unſer Verhältniß zu ungünſtig ſchien, der Mann mit dem Spaten, ſchlug mir drei Löcher in den Kopf, und Arm und Beine ſo blau, als wären ſie beim Indigo-Färber jeweſen. Ich wurde ins Spital gebracht, von meiner Liebe, meiner Trauer, meinen Leiden geheilt, nach drei Monaten war ich radikal hergeſtellt. Probiren Sie das auch! Es hilft!

Ich will auch Etwas ſchreiben. Ich verſuche es und ſchreibe ein Stück! Vielleicht bring' ich Etwas zuſammen, das ebenfalls ausgepfiffen wird; dieſe Kur will ich verſuchen; die andere, bei welcher man Arm und Bein riskirt, laſſe ich Ihnen über, wenn Sie dieſe Kur noch ein Mal nöthig haben ſollten.

Der Theaterdiener trat mit zwei Kellnern, welche einen gedeckten Tiſch mit ſehr geſchmackvollen Aufſätzen trugen, herein.

Was iſt denn das? fragte Raimund, wer erinnert mich denn, daß ich noch zu Nacht ſpeiſen muß?

Verzeihen Sie, Herr Raimund, ſagte Bebe; vom Polizeihauſe angefangen bis heute, haben Sie mir täglich bewirthet. — Aus Anlaß des freudigen Abends und der hohen Auszeichnung, die Ihnen zu Theil wurde, habe ich den Theaterdiener Franz erſucht, weil er gut Beſcheid weiß, ein kleines Souper für meine Rechnung zu beſtellen; eine janz unbedeutende Revanche für ſo viele Artigkeiten, welche Sie mir erwieſen. — Sie wiſſen, ich bin jetzt kein armer Teufel mehr, ich kann traktiren, alſo, greifen Sie zu! Morgen ſetzen Sie dann auf den Brief, den ich meiner Mutter ſende: „Bebe, Ihr Sohn, iſt kein ſchundiger Patron mehr!“ — das wird meine Mutter mehr freuen, als wenn ich mein Buch vollendete.

Sapperment! ſagte Raimund, dieſe Gerichte ſehen ja vortrefflich aus. Wo ſind denn alle dieſe Delikateſſen her?

„Vom goldenen Lamm in der Leopoldſtadt,“ berichtete einer der Kellner.

Und „Maßberger“ und „Raimund-Bretzel“ ſehe ich ja auch!

Janz wie im Polizeihauſe, erwiederte Bebe, nur daß wir jede Minute zur Thüre hinaus können, welches uns im Polizeihauſe nicht möglich war.

Das Fortgehen laſſen wir für heute bleiben! — Eingeſchenkt, Bebe! Eingeſchenkt! Vor Allem einen Toaſt! Bebe, dieſen müſſen Sie erwiedern, wenn Sie mich lieben. —

Ich trinke dem Teufel ſeine Geſundheit, wenn er ein fideler Kerl iſt!

Nein, keinem Teufel! Einem Engel ſoll es gelten!

„Emmi Dir, herrliches, mir ewig unvergeßliches Weſen! Emmi, auf Dein Wohl! Emmi, wenn Du mich, nach unſerer Trennung, auch haſſen ſollteſt, ſo möge Dir doch Freude und Glück blühen auf allen Deinen Wegen! Emmi, wenn Du einem Andern Deine ſchöne Hand reichen ſollteſt, ſo ſoll er Dich lieben, wie ich Dich liebe, und über Dein Glück wachen, wie ich gewacht hätte! Emmi Dir, Emmi bis über das Grab hinaus, unvergeßliche Emmi!“

Emmi! erwiederte Bebe, ſchöne, freundliche Emmi, Ihnen dieſes Glas! Emmi, Sie wiſſen zwar noch nicht, was Liebe iſt, ſonſt könnten Sie nicht ein ehrliches Herz wegen Bedingungen zurückweiſen, welche nicht klug, nicht gut, nicht wahrer Neigung würdig ſind! Emmi, auf Ihr ſtetes Wohl, und daß nie Reue in Ihr Herz komme, das jetzt ſo grauſam iſt!

Sie leerten die Gläſer. Emmi, hoch! hoch! riefen Beide.

17. Der Abſchied.

Raimund wollte am andern Morgen ſchreiben, aber die Buchſtaben tanzten ihm auf dem Papier. Er vermochte nicht drei geſunde Worte zuſammen zu ſtellen. — Ihm war zu Muthe, als müſſe er ſein Teſtament aufzeichnen und von ſeinem Leben Abſchied nehmen.

Bebe! rief er ſeinem Freunde zu, der in einem Nebenzimmer ſich befand, Bebe, ſchlafen Sie noch?

Ne, antwortete Bebe, ich liege nur ſo hin und duſele ein wenig, wie die Papageien, wenn ſie zu viel gefreſſen haben, und nicht mehr wiſſen, ob ſie indianiſche oder ordinäre Raben ſind.

Bebe, erwiederte Raimund, ich duſle auch ein Wenig, ich könnte ſagen, ich duſle viel! Ich vermag nicht zu ſchreiben! Ich kann Emmis Namen nicht aufs Papier bringen, ohne zu zittern. —

Nu, hören Sie, ich will Ihnen diktiren!

Mir diktiren? Fremde Gefühle ſoll ich Ihr zuſchicken? — Nein, lieber will ich nicht ſchreiben. — Konnte ſie es denn nicht auch für eine Beleidigung anſehen, wenn ich ihr ſchriebe? Wenn ich nicht noch einmal ſelbſt zu ihr käme? Ein Abſagebrief! Ein ſchriftliches Adieu —

Wenn ſie Sie nur nicht herum kriegt!

Bebe! welch ein Ausdruck! Das war „echt preußiſch:“ ein Mädchen wie Emmi kriegt einen Mann nicht herum!

Ich weiß es, die Oeſterreicher ſagen: „dran kriegen,“ iſt das hübſcher?

Es iſt nicht von „drankriegen“ und nicht von „herumkriegen“ die Rede; es iſt die Rede davon, daß mir Emmi ihre Gründe ſage, warum ſie mich, ſo lange ich Schauſpieler bin, nicht heiraten will. — Sind es Gründe, die ich ehren muß — ſo

Hol' mich der Teufel! rief Bebe, Sie wollen wankelmüthig werden! — Nu, ich mache mich aus meiner Lagerſtätte und komme hinaus zu Ihnen! Es wäre doch entſetzlich, wenn Sie heute Morgens ein ganz anderer Menſch geworden, als Sie geſtern Abends waren.

Ja, ja, ſtehen Sie auf! — Ich gehe zu Emmi. — So früh iſt es wol nicht ſchicklich, ſie zu beſuchen; jetzt iſt es ſieben Uhr. Wenn es Ihnen gefällig, ſo gehen wir in den Prater!

In dieſer Witterung? Statt Blüthen hängt an den Bäumen Schnee!

Das iſt das Wahre! Wer wahrhaft liebt, dem iſt immer warm.

Aber ich liebe nicht!

Ihnen kann ich auch warm machen; hier habe ich ächten Danziger! Einen Landsmann, einen Anverwandten, denn Danziger und Königsberger ſind Geſchwiſter-Kinder! — Wenn Sie dieſe Flaſche leeren, ſo erhalten Sie zwanzig Grad Hitze in Ihre Bruſt, da zerfließen die Eiszapfen, wenn Sie huſten!

Ich bin ſchon hier, ſagte Bebe und eilte aus ſeiner Stube; ich bitte Sie um den Zwanzig-Grädigen!

Im Luſthauſe da frühſtücken wir dann erſt recht!

Im Luſthauſe? Das iſt da, wo ich ſchon ein Mal geweſen? Herr, das liegt ja ſo weit von hier wie Potsdam von Berlin! Und da wollen Sie in vier Stunden wieder zurück ſein?

Bebe, gehen Sie nur mit! dafür gehe ich mit Ihnen von Wien bis Berlin.

Darf ich Sie beim Wort nehmen?

Wirken Sie mir vorerſt nur Gaſtrollen aus.

Soll geſchehen, und nun friſch weg, ins Luſthaus!

Die beiden Freunde gingen in der That.

Was ſie miteinander ſprachen? Der Leſer wird es errathen: Emmis Name wurde zehntauſend Mal genannt. Beim Frühſtücke im Luſthauſe war nur immer Emmi das Thema; bei dem Rückmarſche aus dem Prater war es wieder Emmi. Als ſie um halb eilf Uhr am Theater vorüber kamen, ſagte Bebe:

Sie gehen nun aus der Jägerzeile in die Wollzeile, Herr Raimund, nun, werfen Sie noch einen Abſchieds-Blick auf das Theater! das war ja auch ein Mal Ihre Geliebte und erhält jetzt wahrſcheinlich den Abſchiedsbrief, der Emmi vermeint war!

Ich bitte Sie, machen Sie mir mit Ihren preußi-Kaiſ-Reden den Kopf nicht voll, ſonſt ſchreibe ich Ihnen den Abſchiedsbrief?

Ich verabſchiede mir ſchon! ſagte Bebe, zog ſeinen Hut und ging.

Verdammter Preuße! ſagte Raimund für ſich. Was dieſer Menſch für eine ſonderbare Politik hat, immer anders zu reden als er denkt! Jetzt wollte er wieder, ich möchte Emmi heiraten, und als ich auf meinem Wege am Theater vorüber kam, verſetzte er mir wieder in der entgegengeſetzten Richtung ſeines eben gegebenen Rathes, einen Stich. — Welche Falſchheit! — Ich ſoll Emmi verſprechen, daß ich dem Theater entſage, und wenn ich ſie dann beſitze, ſoll ich wieder Schauſpieler werden! Ich bin aber ein Oeſterreicher und gehe nie auf Täuſchung aus. — Emmi, jetzt komm' ich zu Dir! Gott lenke Dein Herz, und breche nicht das Meinige.

* * *

Raimund ließ ſich bei Emmi melden.

Emmi flog ihm entgegen.

Ihr früher Beſuch bringt mir doch keine Trauerkunde?

Ach, liebe Emmi, ſagte Raimund, ich bringe nicht Ihnen, ich bringe mir ſelbſt die größte Trauerkunde, oder vielmehr, ich hole ſie mir von Ihnen.

Sie wünſchen, daß ich Ihnen entſage?

Um Gottes willen, nur dies nicht! Ich habe mir einen Ausweg ausgeſonnen, der uns Beide zum Ziele führen kann, ohne daß wir uns auf andere Weiſe als durch den Tod trennen.

Laſſen Sie hören. —

Ich vermuthe, daß Sie nur in Wien nicht, einem Schauſpieler Ihre Hand reichen wollen. Bei dem neuen Königſtädter-Theater in Berlin, ſucht man einen Komiker. Man gibt dort auf dem Cerf'ſchen Theater größtentheils Wiener Stücke. Mit dem „Freunde in der Noth“ wurde das Königſtädter-Theater eröffnet. — Ich weiß, daß ich bei dieſem neuen Schauſpielhauſe in der preußiſchen Reſidenzſtadt, mit Vergnügen engagirt würde. — Emmi, wenn Sie mich lieben, ſo folgen Sie mir dahin — Niemand kennt Sie dort! Ich bringe Ihnen das Opfer, meine theuere Vaterſtadt zu verlaſſen; ich opfere Ihnen die Beliebtheit, die Stellung, deren ich mich erfreue, ich opfere Ihnen das brillante Engagement, das mir zu Theil geworden; — Emmi, opfern Sie mir Ihre Grille, dieſe Ihre Grille, nicht einmal ganz, nur zum Theil. Wenn Sie, was ich Ihnen ſchon ſo oft geſagt, eines Menſchen einziges Glück nicht zerſtören wollen, ſo geben Sie auf dieſen Vorſchlag ein!

Lieber Raimund, antwortete Emmi ernſt, welcher Ausdrücke bedienen Sie ſich fortwährend; der Himmel weiß es, ich will nicht Ihr Glück zerſtören, aber Sie wollen das meinige, ja das Glück einer ganzen Familie vernichten. — Ich darf keinen Schauſpieler zum Gatten wählen. Ich verliere mein ganzes, wahrhaft bedeutendes Vermögen, und gerne würde ich auch dieſes einbüſſen, Ihretwegen würde ich meinem Vermögen mit Vergnügen entſagen, aber durch den Verluſt, den ich erleiden müßte, verſetzte ich meinen Onkel, der auch mein Vormund iſt, und meine Tante in die größte Dürftigkeit. Mein Onkel und meine Tante ſind arm; ſie werden mit mir geſtraft, wenn ich gegen den Willen des Teſtamentes heirate, Onkel und Tante verlieren meine Unterſtützung, denn all die Güter und Summen, die ich beſitze, fallen meinem Bruder zu, der nur darauf lauert, mein Erbe an ſich zu reißen. —

Aber was iſt denn das für ein ſonderbares Teſtament? — Daß ich ein Bürgerlicher bin, würde kein Bedenken erregen?

Nicht das geringſte. — Die Veranlaſſung zu dieſem Teſtamente berühre ich nur mit Widerſtreben, aber ich darf Sie Ihnen nicht verſchweigen. — Ich beſaß eine Schweſter, ſchön wie ein Engel, begabt mit allen Eigenſchaften des Geiſtes und des Herzens. — Ein Hofſchauſpieler vom allererſten Range, der Liebling Wiens, kam in unſer Haus, meine Schweſter und mich in der Deklamation zu unterrichten. Er wußte uns beiden eine ſolche Vorliebe für den Schauſpielerſtand einzuflößen, daß meine Schweſter alle Mittel anwendete, um dieſem Stande anzugehören. Daß dies meinen Eltern einen unbeſchreiblichen Kummer bereitete, muß ich hinzufügen. Es blieb meinem Vater nichts übrig, als den Lehrer der Deklamation aus unſerem Hauſe zu entfernen; allein, zum Entſetzen unſerer Familie, war bereits ein anderes Unglück geſchehen. Meine Schweſter gerieth in die Fallſtricke ihres Lehrers. Ich will ſchnell über dieſes Ereigniß hinweg gehen, und nur bemerken, daß meine Schweſter ſtarb, indem ſie einem neuen

Menſchen das Leben gab. — Der Kummer und die Schande nagten an der Geſundheit meines Vaters und meiner Mutter. Sie folgten bald ihrer Emilie; aber der Fluch beider fiel auf alle Schauſpieler, und veranlaßte die Klauſel: „daß, wenn ich je vermöchte, einem Bühnenkünſtler die Hand zu reichen, ſo ſolle ich von dem Nachlaſſe meiner Eltern nur einen Pflichttheil erhalten, und die ganze Erbſchaft meinem Bruder zufallen,“ der doch ohnehin reichlich bedacht wurde.

Hier iſt das Teſtament, ſagte Emmi, indem ſie aus einem Sekretär dasſelbe hervorzog, leſen Sie ſelbſt!

Raimund las.

Das ſind hübſche Ausdrücke, mit welchem hier die Schauſpieler bezeichnet werden rief er aus. Ich ſehe, leider! daß ich auf Ihre Hand verzichten muß, denn hier ſteht ja ausdrücklich, daß Sie nicht einmal einen Schauſpieler in Ihrem Hauſe aufnehmen ſollen, auch, wenn Sie ſchon mit einem Manne aus einem anderen Stande vermält wären! Dieſer Beiſatz konnte Sie noch in einen unangenehmen Prozeß verwickeln.

Behaupten Sie noch, daß ich Sie einer Grille opfere?

Ich behaupte es nicht mehr. — Wüßte ich, daß ich Ihnen dereinſt nur den vierten Theil von dem zu bieten vermöchte, was Sie an Ihrem Erbe verlieren, ſo würde ich Sie bei meiner heißen Liebe beſchwören: weiſen Sie den Mammon zurück und reichen Sie mir Ihre Hand. Aber zu einem ſolchen Kapitale bringt es vielleicht ein italieniſcher Sänger, ein deutſcher Schauſpieler nie, und erſtrebte er auch eine Gage, welche der Velutis gleich käme! Auch fiele mein Einkommen weg, wenn ich krank, wenn ich hinfällig würde, wenn mich der Tod von Ihrer Seite riefe. Auch wenn ich meinem Stande entſage, ſo hilft uns dies nicht, Sie ſollen ja nicht einmal einem Schauſpieler Zutritt in Ihr

Haus geſtatten! — Mein Unglück iſt grenzenlos! Deshalb gönnen Sie mir nur eine Huld, weiſen Sie mich nicht ſo plötzlich aus Ihrer Nähe; geſtatten Sie mir wenigſtens, daß ich Sie beſuchen dürfe. —

Was würde dies frommen! Es würde mein Herz nur fortwährend zerfleiſchen. Nein, nein! Wir wollen uns noch heute für immer trennen. — Ich will eine Reiſe, eine Reiſe nach Italien mit meinem Vormunde und meiner Tante antreten, und Sie werden durch Ihren Beruf mich aus dem Gedächtniß bringen.

Weder aus dem Gedächtniſſe, noch aus dem Herzen!

Ferdinand, leben Sie wohl!

Emmi! gedenken Sie meiner!

Ich bitte Sie, Ferdinand, machen Sie uns die Scheidestunde nicht noch ſchwerer als ſie ohnehin ſchon iſt. Wir löſen uns beide in Thränen auf, und können uns doch nicht helfen.

Einmal, nur einmal möchte ich Sie noch ſehen!

Wenn ich zur Reiſe bereit bin, dann werde ich es Ihnen zu wiſſen machen.

Raimund drückte Emmi mit Ungeſtüm an ſein Herz, küßte ſie noch einmal inbrünſtig und eilte fort. Emmi ſchluchzte laut.

18. Nach der Trennung.

Wohin Raimund lief; er wußte es ſelbſt nicht.

Kindler, deſſen Schwager Kontrolor im St. Marxer Bürgerſpitale war, Kindler, welcher ſo eben ſeine Schweſter beſucht hatte, begegnete Raimund an der „Simmeringer-Linie“ und erſchrack über ſeinen Freund, der wie im halben Wahnſinne daher ſtürmte und ſo verſtört ausſah, als würde er von einem wilden Thiere verfolgt.

Raimund! rief Kindler, Raimund! Um Gottes willen, was iſt Dir? Wie kommſt Du hierher? Willſt Du zu Fuße nach Ungarn flüchten?

Raimund ermannte ſich.

Gott ſei Dank! ſagte Raimund, daß er mir Dich ſendet! — O Freund, was iſt mir in der langen Zeit Alles geſchehen, ſeit welcher wir im Sperl beiſammen waren.

Ich weiß Alles.

Du weißt nichts, denn das Schrecklichſte iſt mir ſo eben begegnet.

Sag' mir nur, wohin Du willſt?

Nach Hauſe. —

Das iſt ja der Weg nach der Schwechat.

Raimund blickte um ſich.

Wohin bin ich denn gerathen?

Dort links liegt der Pulverthurm. Willſt Du zum „Neugebäude“ gelangen? Gerne würde ich Dich begleiten, aber nach Tiſche kommt ein Mädchen, das zum erſten Male das Theater betreten ſoll, und ſpielt Probe. —

Probe? Ich habe auch eine Probe, ich probire nämlich, ob ich mein bischen Verſtand noch behalten kann.

Du ſiehſt ſchrecklich aus! Du wirſt ſicherlich krank werden. —

Mir iſt auch ganz entſetzlich! Ich habe eine Gemüthsbewegung, die ich nicht ſchildern kann; dann bin ich ſo abgeſchlagen, ſo am ganzen Körper matt; meine Füſſe wollen mich nicht mehr tragen. Es mag wol daher kommen, daß ich heute ſchon zu Fuße im Luſthauſe im Prater, war.

Mein Schwager hat mir ſeinen Wagen überlaſſen. Von der St. Marxer-Linie bis in die Joſefſtadt iſt es beinahe ſo weit, wie von der Jägerzeile ins Luſthaus.

Kindler rief den Kutſcher herbei, befahl ihm in die Jägerzeile zu fahren und erſt dann in die Joſefſtadt.

Da kommſt Du vor drei Uhr nach Mittag nicht zur Probe.

Meine Sache! ſagte Kindler.

Als die beiden Freunde im Wagen ſaßen und Raimund ſich etwas erholt hatte, fing er an, Kindlern ſeine Leidensgeſchichte zu erzälen.

Kindler hörte ihm mit der wärmſten Theilnahme zu.

Raimund endete ſeine Schilderung.

Kindler erwiederte: Weißt Du, daß wir ein gleiches Schickſal haben? Auch ich habe meine Geliebte verloren! Fräulein Gleich hat mir den Laufpaß gegeben; ſie vermöchte, ſagte ſie, meine Eiferſucht nicht länger zu ertragen! Es iſt möglich, ich mag auch wohl unerträglich geweſen ſein! Auch war ich dem Fräulein zu ſentimental; Louiſe iſt keine Lotte! — will keinen „Werther.“ In Gottes Namen! Ich habe zum Glücke ſchon wieder eine Louiſe und die paßt beſſer für mich! meine jetzige Geliebte geht gerne im Mondſchein ſpazieren, und weiß Höltys Gedichte auswendig!

Suche auch Du Dir eine Andere, fuhr Kindler fort! wirſt Dir doch wegen Emmi nicht den Kopf an die Wand rennen? — Zerſtreuung, Freund, Zerſtreuung! — die Liebe iſt eine Krankheit, welche nur homöopathiſch geheilt werden kann. Schnell, nimm wieder von dieſem Gift; ein Gift muß das andere vertreiben. Glaubſt Du, daß es die Baroneſſe nicht eben ſo macht? die wird bald verheiratet ſein!

Glaubſt Du?

Ich möchte darauf wetten! Dieſes Mädchen mit dem vielen Gelde! Jetzt reiſet ſie unverehlicht in die Welt, aber verheiratet kommt ſie heim! — Ich mache Dir einen Vorſchlag. Bewirb Du Dich um meine abtrünnige Louiſe. Sie wird ohnehin am Leopoldſtädter Theater engagirt. Da haſt Du ein hübſches Mädel, ein geſchicktes Mädel. Du haſt immer bei ihr viel gegolten! Heirate die Louiſe!

Ach, laſſe mich zufrieden. Ich denke ſo wenig an eine Andere, als Emmi an einen Andern denkt. —

Kindler! rief nach einer Pauſe Raimund ſeinem Freunde zu, mußt Du zur Probe?

Ich habe die Regie.

Du haſt aber nicht allein über das Talent der Anfängerin zu entſcheiden?

Nein.

So ſchreibe an paar Zeilen an den Regiſſeur Walla; er wird Dich erſetzen!

Ich muß 5 fl. Strafe bezahlen, wenn ich von dem Probeſpiele wegbleibe. Es iſt wegen des Beiſpiels.

So bezahle 5 fl. aber nimm ſie von mir an. Ich kann heute ohne Geſellſchaft nicht ſein. Ich bin zu melancholiſch. So wie mir iſt einem zu Muthe, der ſich in's Waſſer ſtürzen will. — Ich habe wol einen Geſellſchafter im Hauſe, Du wirſt von ihm gehört haben, es iſt der Preuße, der mit mir im Polizeihauſe ſaß.

Ach, das iſt der Mann, der immer ausruft: „Das iſt für mein Buch!“

Derſelbe! der verdammte Preuße wird jubeln, daß Emmi und ich uns für immer trennten! Seinen Jubel herabzuſtimmen bedarf ich eines Mannes, der Emmis Verluſt beklagt. Das könnte mich vielleicht zerſtreuen. Kindler, bleib bei mir. Ich bedarf Deines Beiſtandes.

Kindler ſagte ſogleich zu.

Kindler ward es nicht ſchwer, wie in ſeinen Studienjahren die Schule, heute das Theater zu ſchwänzen, den Regiſſeur an den Nagel zu hängen und bei Raimund ein gutes Diner einzunehmen.

Als Kindler in Raimunds Wohnung ankam, war das Billet an Herrn Walla bald geſchrieben und durch den Kutſcher nach der Joſefſtadt geſendet.

Es ſchlug drei Uhr, als Raimund, Bebe und Kindler ſich zu Tiſche ſetzten.

Über das Diner wurde unterbrochen.

Eine Dame ließ ſich melden.

Eine ſchöne Dame, eine der ſchönſten Schauſpielerinnen, welche das Volkstheater je beſeſſen. Madame Walla, erſte Lokalſängerin des k. k. priv. Theaters in der Joſefſtadt.

Die drei Herren ſprangen ſogleich von ihren Sitzen auf.

Raimund ging ihr entgegen.

Ich will nicht ſtören, ſagte Frau Walla. Ich kann in einigen Stunden wieder kommen, wenn das Diner vorüber iſt.

Um keinen Preis laſſe ich Sie fort! erwiederte Raimund. Wenn Sie, ſchöne Frau, etwa noch nicht dinirt haben, ſo nehmen Sie hier an der Tafel dreier Junggeſellen Theil.

Eine Frau, die wie ich höre, auf dem Punkte ſteht von ihrem Gatten geſchieden zu werden, muß ſich um einen andern Ritter umſehen.

Hier ſind drei, von welchen jeder für Sie eine Lanze brechen wird!

Großer Gott! rief Bebe halblaut, dieſe Frau iſt ſchön!

Ich werde nicht erſt geſchieden, erwiederte Julie, ich bin ſchon geſchieden! — Es ging zum Glücke für mich durch die Hülfe meines geſchickten Advokaten ſchneller, als ich dachte, und da ich darauf einging, keinen Beitrag zu meiner Subſiſtenz zu fordern, ſo ließ mein Gatte mich augenblicklich aus ſeinem Hauſe. Ich bin ledig, ich bin frei wie der Vogel in der Luft. Ich vermag meine Freude nicht zu ſchildern.

Darf ich wohl noch ein Mal meine Einladung vorbringen? fragte Raimund.

Sie kommen meinen Wünſchen zuvor, erwiederte Madame Walla. Wären Sie nicht ſo gütig, mich zu invitiren, müßte ich in den erſten beſten Gaſthof eintreten und irgend auf einem apparten Zimmer ſpeiſen. Von 9 Uhr bis 1 Uhr brachte ich bei Gericht zu, dann bis 2 Uhr bei meinem Advokaten. Jetzt komme ich vom Direktor Leopold Huber, der, um mein Glück vollkommen zu machen, mich auf der Stelle bei dem Leopoldſtädter-Theater engagirte, meinen Austritt von der Joſefſtädter-Bühne möglich machte, und mich hiedurch in die angenehme Lage verſetzte, mit meinem häßlichen, widerlichen Manne nicht mehr auf dem Theater erſcheinen zu dürfen. Sie ſehen, meine Herren, das Glück verfolgt mich ſo zu ſagen. — Jetzt will ich Ihre Gaſtfreundſchaft in Anſpruch nehmen.

Raimund präſentirte ihr einen Stuhl.

Karl! rief Raimund ſeinem Bedienten.

Ach, laſſen Sie doch *mich* mit Karl ſprechen! bat Bebe, und eilte in das Vorzimmer.

Ich komme zu Ihnen, Herr Raimund, mich Ihnen als neuengagirtes Mitglied zu empfehlen und Sie zu bitten, mich recht bald auftreten zu laſſen. Die Joſefſtadt ſoll bemerken, daß ich weder von ihr, noch vom Joſefſtädter-Theater, noch — mit Ausnahme des Herrn Regiſſeurs Kindler — von irgend einem der Mitglieder des Joſefſtädter-Theaters Etwas wiſſen will. Ihnen, Herr Kindler, danke ich, da ich Sie gerade hier finde, für all das Freundliche, daß Sie mir erwieſen, herzlich: Sie waren noch der Einzige, der ſich einer bedrängten Frau annahm. Sprechen Sie darüber, Herr Regiſſeur Kindler, was ich bei meinem brutalen Manne litt. —

Ach! Sie ſollten, erwiederte Kindler, wenn es z. B. der Dichter vorſchrieb, daß Sie von einem Manne auf dem Theater umarmt werden müßten, dies nicht geſtatten; Sie ſollten weder zufällig oder abſichtlich ihre Blicke an das Parterre richten und hatten Sie in einer modernen Kleidung zu erſcheinen, befahl Ihnen Ihr Mann, ſich wie eine Nonne zu verhüllen. Jede Rolle in mythologiſchen Stücken, die Venus, die Juno, die Diana u. ſ. w. mußten Sie zurückſenden.

Wer eine ſchöne Schauſpielerin als Gattin beſitzt, verſetzte Raimund, iſt wohl zu entſchuldigen, wenn er im Übermaße ſeiner Liebe und Eiferſucht derlei Dinge wünſcht, aber ob immer dieſe Wünſche zu erfüllen ſind, iſt eine andere Frage.

Bebe kam zurück.

Raimund bemerkte ſehr gut, daß die reizende Walla den norddeutſchen jungen Mann elektriſirt hatte; es entging ihm nicht, daß er ſich auf eine Art bei der Junggeſellen-Tafel gaſtfrei zeigen wolle, wie es vielleicht noch keinem Königsberger in den Sinn kam.

Raimund ſtellte ſeinen Freund Bebe der ſchönen Frau vor.

Herr Bebe, ſagte Raimund, ein ſehr ausgezeichneter Schriftſteller aus Berlin.

Vielleicht gar Journaliſt? fragte Frau Walla.

Auch Journaliſt.

Und wohl auch Beurtheiler theatraliſcher Leiſtungen?

Berichterſtatter des Berliner „Freimüthigen,“ außerdem Verfaſſer eines Buches, welches das Merkwürdigſte in allen Städten Deutſchlands ſchildern wird.

Alſo ein Mann, welcher Schauſpielerinnen unſterblich zu machen im Stande iſt?

Madame, antwortete Bebe, Sie ſollen durch mich ganz gewiß unſterblich werden; noch war es mir zwar nicht vergönnt, Sie bewundern zu können, aber Ihre Schönheit ſoll beſchrieben werden im „Stuttgarter Morgenblatte,“ in der „Leipziger eleganten Zeitung,“ im Berliner „Freimüthigen,“ im Danziger „Dampfboot, in der Münchener „Flora,“ und in der Frankfurter „Didaskalia.“

Ach, mein lieber Himmel! rief Frau Walla, das wäre ja Alles zu viel! da würde ja mein Name in ganz Deutſchland bekannt.

Und wenn ich Sie erſt in einer Rolle geſehen habe, ſetzte Bebe äußerſt galant hinzu, ſchreibe ich ganze Abhandlungen über Ihr Spiel; gerade ſo wie Böttcher über Iffland.

Schreiben Sie auch für die „Wiener Theaterzeitung.“

Noch habe ich nichts für dieſes Journal geſchrieben, aber jetzt geſchieht es, und der Redakteur wird es aufnehmen müſſen, ſonſt reiße ich ihn herunter in allen Blättern an der Spree, an der Elbe, am Rhein, an der Moſel, an der Iſar, an der Donau und an der Weichſel.

Setzen Sie ſich näher zu mir, Herr Doktor, rief Walla freudig aus. Mit einem ſolchen Manne wie Sie, muß man die engſte Freundſchaft ſchließen!

Die Tiſchgeſellſchaft wurde ſehr lebendig.

Wieder wurde der Gaſthof zum goldenen Lamm in Anſpruch genommen; Bebe hatte für ein koſtbares Mahl geſorgt, und Champagner, den Frau Julie ganz beſonders liebte, machte das improviſirte Quartett ausnehmend heiter.

Es war Frau Julie Walla wirklich eine reizende Frau. Damals erſt zwanzig Jahre alt, und mit allen Vorzügen ausgeſtattet, welche Jugend und Schönheit bieten, machte ſie zu ihrer Zeit auf allen Bühnen, welche ſie betrat, durch ihre Geſtalt, ihre ſchönen Geſichtszüge, ihre feurigen Agen, ihre Lebhaftigkeit und den herrlichen Bau ihres Körpers eben ſo viel Aufſehen, als in unſern Tagen die Pepita; ja Theaterfreunde welche ſich noch an ſie erinnern, ziehen ſie der lieblichen Spanierin weit vor. Hätte ſie nur Etwas mehr Humor und Schalkhaftigkeit beſeſſen, ſo würde Thereſe Krones, die bei Weitem von der Mutter Natur nicht ſo freigebig bedacht war, nicht das Glück gemacht haben, welches ſie fand. Julie war ſchön, ſehr ſchön, aber nicht genial. Sie ſpielte alle ihre Rollen nach einer Schablone, ſang nicht beſonders, und glaubte Alles gethan zu haben, wenn ſie ſich wunderſchön kleidete. Den Männern verrückte ſie noch weit mehr die Köpfe, als die Krones. Sie war ein höchſt gutmüthiges Geſchöpf und wäre ſie auf dem Theater mit eben dem Succeß erſchienen, wie Thereſe, ſo würden ihre abenteuerlichen Liebeshändel ſie mehr für einen Roman eignen, als jene.

Der Leſer wird ſagen, Madame Walla iſt ganz gewiß eine Epiſode in dieſem Roman, wir aber verſichern, daß ſie keine Epiſode iſt, denn ihr hatte Raimund ſeine Heirat mit Louiſe Gleich zuzuſchreiben, welche den ehrlichen Ferdinand das Glück der Ehe nicht empfinden ließ.

19. Drei fröhliche Tage.

Das Diner wurde unter fortwährendem Gelächter über Pebes heitere Einfälle und komiſche Erzälungen ſeiner Erlebniſſe zu Ende geführt.

Raimund wurde ſehr froh geſtimmt, und mit Vergnügen bemerkte Kindler, daß Raimunds trübe Laune immer mehr verſchwand.

Er gedachte ſeiner Emmi.

Wenn ſie nur hier wäre! rief er aus, ſie würde ſich gewiß zerſtreuen. Ich wünſchte ihr einen ſo heitern Kreis wie den unſern. Ihr wird nicht ſo wol ſein!

Ach laſſen Sie mich mit dem Gedanten ungeſchoren, verſetzte Bebe, als ob dieſe Dame Talent zur Kopfhängerei und Anlage zu Liebesgram hätte. — Ein Mädchen, das im Beſitze von Hunderttauſenden iſt, das, wie ich höre, eine Wohnung wie eine Fürſtin beſitzt, in einer Equipage fährt, welche der ruſſiſche Botſchafter auch nicht ſchöner haben kann, ſo ein Mädchen hat gar keinen Sinn für Herzenskummer. Ich wette, ihr Vormund und ihre Tante führen ſie ſchon heute von einer Zerſtreuung zur andern. Heute Abends wohnt ſie gewiß der erſten Vorſtellung von Grillparzers „Sappho" im Burgtheater bei, und denkt gar nicht daran, daß ſie ebenfalls eine Sappho iſt, welche ihr Phaon verlaſſen hat. — Nur eine Melitta müſſen Sie ſich ſchaffen, Herr Raimund, dann wird ſich Emmis Schmerz lindern und ſtatt in's Meer wird ſie ſich einem andern Phaon in die Arme ſtürzen.

Wenn Sie einer Melitta benöthigen, warf Frau Walla hin; ich übernehme dieſe Rolle. Ich bin ebenfalls eine Verlaſſene, und vermag den Platz eines öden Herzens genügend auszufüllen.

Ne, ſagte Bebe, wenn Sie den Platz eines vazirenden Herzens einnehmen wollen, ſchöne Frau, ſo ziehen Sie bei mich ein. Ich habe zwei Herzkammern zu vergeben.

Loben, gab Julie zurück, will ich mich von Ihnen und lieben von Raimund laſſen! Scherz bei Seite! Meiſter Ferdinand, ſetzte ſie hinzu: ich bin Ihnen ſchon längſt mit Leib und Seele zugethan, lieben Sie mich wenigſtens ſo lange bis Sie etwas Anſprechenderes für Ihre Neigung finden! Beſcheidener kann man doch nicht mehr ſein als ich!

Greif zu! flüſterte Kindler ſeinem Freunde zu. Dieſes heitere lebensluſtige Weib wird bald Meiſterin Deiner Leiden werden.

Es lebe Julie! rief Bebe und ſie lebe froh und heiter, aber nur für mich!

Für Raimund will ich leben! verſetzte Frau Walla.

Sie hob ihr Champagnerglas empor und ſtieß mit Raimund an.

Friſch voll geſchenkt die Gläſer! betonte Kindler. Es lebe Julie, wenn ſie für Ferdinand lebt!

In Gottesnamen, ſagte Bebe, aber wenn ihr Liebesverhältniß mit Ferdinand zu Ende geht, ſoll ſie mir secundo loco vorſchlagen, und dann in ihr Herz einlogiren laſſen bis nächſten Michäli!

All zu ſchmeichelhaft! meinte Raimund. Ich geſtatte mir jedoch einen andern Wunſch. Um eine Stellvertreterin für Emmi anzunehmen, iſt mein Inneres noch lange nicht aufgeräumt; aber Zerſtreuung thut mir Noth, Zerſtreuung und freundſchaftliche Theilnahme. — Wir wollen, wie heute, alle Tage zuſammenkommen, Mittags, Abends, zu allen Stunden, wie es unſer Beruf geſtattet.

Mein Beruf geſtattet mir, ein halb Jahr in dieſer Geſellſchaft und auf dieſem Flecke ſitzen zu bleiben! erwiederte Bebe.

Und wir wollen heiter ſein! ſagte Raimund. Wenn die ſchöne Julie Geduld mit mir hat, wird in ihrer luſtigen Geſellſchaft und bei der frohen Laune meiner Freunde, Gram und Betrübniß ſchwinden.

Angenommen! erwiederte Julie.

Angenommen! akkompagnirten Kindler und Bebe.

Und der heutige Abend muß auch in dieſem Sinne verbracht werden, verſetzte Bebe. Ich laſſe eine Loge zu „Nachtigall und Rabe“ in die neue Oper von Weigl kommen. Haben Sie zu ſpielen, Herr Kindler, fragte Bebe.

Drei Tage lang bin ich frei.

Ich will ebenfalls für drei Tage mein Debut hinausſchieben! verſicherte Frau Walla.

Und da der „Freund in der Noth“ und „die Heirat durch die Güterlotterie“ für drei Tage nächſt der neuen Pantomime: „Der Tiger im Zaubergebirge,“ auf dem Repertoire ſich befinden, ſo bin ich ebenfalls frei, ſetzte Raimund hinzu. Wir wollen daher drei Tage nur anſtändiger Zerſtreuung uns hingeben.

Jott! rief Bebe aus, drei Tage nichts denken, nichts thun, als Eſſen, Trinken und Schnacken und Witze machen, das iſt eine Kur gegen böſe Verſtimmung, welche Wunder wirken muß. Herr Karl! rief Bebe dem Bedienten, brechen Sie doch noch einem paar Bouteillen Champagner von dieſer Sorte die Hälſe. Ich ſehe dem Weine die Sehnſucht an, von Juliens Lippen genippt und von meiner dürſtenden Kehle vertilgt zu werden.

Es wurde nun für die drei freien Tage ein Plan gemacht, wie die Zeit auf die anziehendſte Weiſe hinzubringen.

In jener Zeit hatten ſich Moſcheles, der Großmeiſter des Claviers, Giuliani, der berühmte Virtuoſe auf der Guitarre, und Mayſeder, der wundervolle Violinſpieler, vereinigt, an drei Tagen Konzerte im landſtändiſchen Saale zu geben; dieſe drei Konzerte wurden augenblicklich für den Beſuch vorgemerkt; dann machte „Samſon,“ Drama mit Muſik, von Tuczek, und mit herrlichen Dekorationen, von Neefe, im Theater an der Wien, viel Aufſehen. „Ein Tag voll Abenteuern,“ Oper von Mehul, war ebenfalls neu und höchſt anziehend; die Mittagsſtunden für Konzerte, die Abendſtunden im Theater waren nun ſehr gut beſetzt. Es handelte ſich nur noch um die Diners und Soupers, da wußte Bebe Rath.

Wir wollen nur in den erſten Hotels ſpeiſen! ſagte Bebe.

Die Theater bezahlt Raimund.

Die Konzerte Kindler.

Die Diners und Soupers zu beſtreiten läßt ſich Bebe nicht nehmen.

Der Preuße muß wol Geld haben! ſagte Julie zu Raimund.

Ja, entgegnete dieſer. Es iſt dies ein ganz eigenthümlicher Fall. Bebe war bisher ſo ſchmutzig, daß er das Mißfallen ſeiner Familie auf ſich zog; nun lebt er flott, um das Wohlwollen ſeiner Mutter zu erringen. —

Das iſt herrlich! dachte Frau Julie, da will ich mir Mühe geben, daß ihn ſeine Mutter recht lieb gewinnen ſoll!

Wie ſchnell die drei Tage dahin ſchwanden, bedarf wohl nicht bemerkt zu werden.

Doch am letzten Abende, als das vergnügungsſüchtige Quartett aus dem Kärntnerthortheater kam und im Hotel zum „Erzherzog Karl,“ Raimund Madame Walla am Arme führend, in den Speiſeſaal eintreten wollte, kam ihnen Emmi mit ihrem Vormunde und ihrer Tante entgegen, und brachte Ferdinand in eine Verlegenheit, die ihn ſchnell dem Arm ſeiner Begleiterin entriß und das Blut in die Wangen trieb, wie einem fünfzehnjährigen Mädchen.

Lieber Raimund, ſagte Emmi und betrachtete ihn mit ſtarren Blicken, Sie ſuchten wir. — Wir wollen nun das Hotel nicht verlaſſen; wir wollen hier ebenfalls ein Souper einnehmen. Laſſen Sie ſich aber ja nicht ſtören! Sie ſollen durch uns Ihrer Geſellſchaft nicht entzogen werden, nur gönnen Sie mir einige Augenblicke, um Ihnen, da ich morgen abreiſe, heute noch Adieu zu ſagen.

So war Raimund nicht zu Muthe als er das erſte Mal die Bühne betrat; eine ſolche Angſt, Beklommenheit und Befangenheit, hatte er nie empfunden.

Kindler hatte Geiſtesgegenwart genug, Madame Walla den Arm zu reichen und an den von Bebe für das Souper beſtellten Speiſetiſch zu führen. Kindler ſagte ſchnell mit vernehmlichem Tone:

Liebe Julie, dies iſt unſer Platz! Du wirſt hier vortrefflich ſpeiſen. Garçon! rief er, wir wünſchen, daß bald aufgetragen werde.

Bebe war eben ſo unbefangen.

„Bordeau Lafitte!“ kommandirte er. Gnädige Frau ſetzte er hinzu. Sie lieben Chablis. Er wird augenblicklich gebracht!

Darauf wiſpelte er Frau Julie zu:

Das iſt Die!

Emmi iſt dies? fragte Frau Walla. Nicht übel! Nur Etwas echauffirt! Oder iſt dieſe fliegende Hitze, welche ſie befällt, Eiferſucht? Der arme Raimund wird mir doch nicht abwendig gemacht werden!

Indeß hatte der Vormund im Speiſeſaale ebenfalls ſeinen gedeckten Tiſch gefunden. Man placirte ſich und Emmi erſuchte Raimund neben ihr zu ſitzen.

Sie haben gewünſcht, äußerte ſich Emmi gegen Raimund, mich noch ein Mal vor meiner Abreiſe zu ſehen. Ich ſagte Ihnen dies zu. Ich hatte meine ſchriftliche Einladung bereits geſchrieben und war auf dem Punkte, ſie abzuſenden, da erhielt ich dieſes Schreiben. Leſen Sie!

Raimund entfaltete das ihm übergebene Billet und las:

„Verehrtes Fräulein!“

„Es wird Sie vielleicht intereſſiren zu erfahren,
„daß Herr Raimund ſich über Ihren Verluſt
„vollkommen getröſtet hat. Sein Herz wendete ſich
„ſchnell einem neuen Gegenſtande zu. Es iſt die
„Schauſpielerin, Julie Walla, die ihn ganz in
„ihren Schlingen hält. Er taumelt mit ihr von
„einem Vergnügungsort an den andern, von Konzert
„zu Konzert, von Theater zu Theater, von
„einem Hotel in das andere. Heute wird er nach Beendigung
„der Oper, im Hotel: „Erzherzog
„Karl“ ſoupiren. Einer ſeiner Freunde hat bereits
„vier Kouverts beſtellt. Wollen Sie ſich hievon
„überzeugen, ſo beſuchen Sie nach dem Theater
„den Speiſeſaal in dem genannten Hotel.“

Raimund antwortete:

Es iſt leider wahr! Aber das beweiſt nicht, daß Madame Walla mich intereſſirt. Um Sie hiervon zu überzeugen, will ich von Ihrer Seite nicht weichen. Ich habe keine Neigung zu dieſer Frau, und bin nur in Geſellſchaft, um meinem Grame in einſamer Zurückgezogenheit nicht allzu große Gewalt über mich einzuräumen.

Emmi lächelte und erwiederte:

Sie machen es wie jener Ehemann in der bekannten Anekdote. Des Mannes Frau war geſtorben. Die Verwandten beſuchten das Trauerhaus, um dem Begräbniſſe beizuwohnen. Man ſuchte den trauernden Witwer. Er war nirgends zu finden. Endlich öffneten die Verwandten das Zimmer des Kammermädchens der Verſtorbenen. Da lag der Witwer auf den Knien vor der Zofe, und trug ihr ſeine Hand an. Als die Verwandten den Mann hierüber zur Rede ſtellten, antwortete er: „Weiß man denn, was man in ſeiner Verzweiflung thut?“

„Ich habe kein Recht, ſetzte Emmi hinzu, Sie hierüber zur Verantwortung zu ziehen; im Gegentheile, ich bin Ihnen Dank ſchuldig, daß Sie ſich über unſere Trennung zu tröſten wußten; — ich werde nun vielleicht mit einem etwas weniger bewegtem Herzen von Wien abreiſen. —

Der Schein iſt wider mich, ſagte Raimund.

Ich fühle nun erſt, betheuerte Emmi, wie gerecht die Warnung meiner verſtorbenen Eltern war! — Nun, guter Raimund, bringe ich Ihnen mein Lebewohl! Möge Gott Sie zum Glücke führen! In jeder Stadt, in welcher ich mich auf meiner Reiſe befinde, werde ich mir die Wiener Journale verſchaffen, und ſo oft ich von Ihrem erneuerten Ruhme leſe, werde ich heiter ſein! — Jetzt verfügen Sie ſich zu Ihrer Geſellſchaft; — man ſoll nicht ſagen, daß ich keine Rückſichten beobachte.

Emmi, Sie gehen grauſam mit mir um! Ich verdiene nicht, daß Sie mich ungerecht beſchuldigen. Emmi, hören Sie mich! Ich vermag mich zu rechtfertigen.

Möglich! Doch gewiß nicht hier! Ich erſuche Sie dringend, zu Ihrer Geſellſchaft zurückzukehren! Madame Walla wirft mir Blicke zu, als wenn ſie mich durchbohren wollte.

Erlauben Sie mir, Ihnen morgen noch ein Mal einen Beſuch zu machen. Emmi, ich bitte Sie um dieſe Gunſt! Um welche Stunde reiſen Sie?

Um acht Uhr, antwortete die Tante ſchnell. —

Ich werde um ſieben Uhr bei Ihnen ſein!

Er preßte Emmis Hand an ſeine Lippen, verneigte ſich vor den Verwandten Emmis und ging zu ſeiner Geſellſchaft.

Madame Walla wünſchte, daß Raimund ſich an ihre Seite ſetze: er ſtellte jedoch ſeinen Stuhl zwiſchen die Stühle Kindlers und Bebes.

Nun hätten Sie wahrſcheinlich niederknieen und um Verzeihung bitten ſollen? ſagte Madame Walla. Was wünſcht denn die Dame? Etwa, daß Sie ein Einſiedler werden und gleich dem Eremiten auf dem Veſuv in grauenvoller Abgeſchiedenheit leben ſollen? — Ich habe ſo eben durch Herrn Bebe erfahren, welche lächerliche Bedingungen gemacht wurden, wenn es Ihnen gelüſten ſollte, des Fräuleins Hand zu erhalten. Dieſe Bedingungen ſind nicht nur beleidigend für Sie, ſondern beſchimpfen den geſammten Schauſpielerſtand.

Nicht ſo laut! erwiederte Raimund. Man vermag jedes Wort in jener Ecke zu hören. Schonen Sie mich!

Emmi erhebt ſich ſchon, bemerkte Julie, welche Emmi unaufhörlich ins Auge faßte. Die ehrſame Geſellſchaft bricht auf. Die Damen und ihr Begleiter haben ſich eine Menge Speiſen vorſetzen laſſen, genoſſen aber nichts; der alte Herr bezahlt die Rechnung! — Ganz natürlich! Wie ſie mich ſahen, hatten ſie ſchon gegeſſen!

Emmi ging mit ihrem Oheim und ihrer Tante durch den Saal nach der Mittelthür.

Raimund ſtand auf und verneigte ſich.

Kindler und Bebe ſtanden ebenfalls auf und verneigten ſich.

Madame Walla ſah auf ihren Teller und beſchäftigte ſich mit einem Kompot.

Emmi und die Ihrigen grüßten ſehr anſtändig und entfernten ſich.

Gott ſei Dank! ſagte Madame **Walla**. Die Luft iſt rein! — Nun hoffe ich, lieber **Raimund**, daß Sie wieder heiter ſein werden, ſonſt iſt die ganze Kur unnütz, welcher Sie ſich unterzogen haben und wir müſſen noch acht Tage ſo fort leben, wie wir begonnen.

Raimund blieb verſtimmt.

Madame **Walla** und Herr **Bebe** boten alle ihre Heiterkeit auf, um **Raimund** ſeinem Trübſinne zu entreißen.

Er hatte über kein Lächeln mehr zu gebieten.

Die Geſellſchaft verließ endlich auch bald den Saal.

Als **Raimund** am andern Morgen um ſieben Uhr zu **Emmi** ſich begab, war **Emmi** mit den Ihrigen ſchon um ſechs Uhr abgereiſt.

Er fragte nach dem kleinen **Ferdinand**.

Er iſt, hieß es, ſammt der Amme, einer Verwandten in Steiermark überwieſen worden und ſchon zwei Tage früher aus dem Hauſe gekommen.

Raimund war troſtlos.

20. Ein Jahr ſpäter.

Wir überſpringen einen Zeitraum von beiläufig einem Jahre, in welchem ſonſt nichts von Belang vorfiel, als daß **Raimund** in jeder neuen Rolle mehr gefiel.

Raimund ſaß dem Glücke im Schooße das Publikum nannte ihn ſeinen Liebling; Direktor **Leopold Huber** hätſchelte ihn wie ein Kind, und überhäufte ihn mit zahlloſen Aufmerkſamkeiten.

Raimund hatte die Grille, wie dieſe Mittheilungen ſchon angedeutet, auch in ſeinen Vermögensverhältwiſſen mit Ignaz Schuſter auf gleicher Höhe ſtehen zu wollen, wenigſtens in dem Komfort, deſſen ſich Schuſter erfreute. — Die Wohnung Schuſters ſchwebte Raimund immer als etwas Unerreichtes vor.

Schuſters Schlafzimmer hatte ein Baldachin-Bett, Raimund ein ganz einfaches; Schuſters Salon zeigte eine Mahagoni-Einrichtung, Raimunds Möbel waren von Nußholz; Schuſter produzirte in allen ſeinen Zimmern prachtvolle Seiden-Draperien; Raimund beſaß Draperien von Mouſſelin; Schuſter hatte koſtbare Oelgemälde an den Wänden, Raimund einige Litografien unter gewöhnlichen Glasrahmen; bei Schuſter ſah man Uhren und Luſtres von Bronze, Vaſen und Büſten von Alabaſter und Marmor, Raimund produzirte Uhren und Luſtres aus vergoldetem Holze und die Büſten, welche er ſich angeſchafft hatte, beſtanden aus Gips. Für Raimund war dieſer Kontraſt zu groß. Er fühlte ſich höchſt unglücklich.

Eines Tages begegnete Huber ſeinen Liebling auf der Treppe, welche zu Schuſters Wohnung führte.

Raimund ſchien ganz außer ſich.

Was haben Sie? fragte ihn Huber.

Ach! Ich bin deſperat, erwiederte Raimund. — Schuſter hatte mich eingeladen, ſeine neue Spieluhr zu betrachten, ſie koſtet ihm 300 fl. und iſt 900 fl. werth! Dieſer Menſch hat ein ungeheueres Glück! Was er wünſcht, erhält er, und was er Schönes kauft bekommt er um den billigſten Preis!

Machen Sie es wie Er, verſetzte Huber; begeben Sie ſich ebenfalls zu allen möglichen öffentlichen Feilbiethungen. Wenn durch den Tod eines Reichen Verlaſſenſchaftsgegenſtände ausgeboten, durch gerichtliche Lizitationen und Kridafälle Möbles und Einrichtungsſtücke verkauft werden, da findet ſich Schuſter ein; — bei jeder Auktion iſt er zu ſehen, und da er viele

Freunde beſitzt, ſo fallen ihm häufig durch eine Art Protektion, Dinge um einen Preis in die Hände, welche das Dreifache werth ſind.

Ich bin nicht geeignet, mit Trödlern zu konkurriren. Ich bin auch nicht ſchmutzig genug, um auf ſolchem Wege werthvolle Sachen an mich zu bringen; doch iſt es traurig für mich, der ich gewiß mit Schuſter auf einer Stufe ſtehe, ja jetzt noch weit mehr Gage beziehe, daß ich weniger beſitze als Er! — Wenn mich Jemand beſucht, der früher bei Schuſter, ſo muß dieſer glauben, ich wäre blos ein Choriſt!

Hoho! ſagte Huber, ſo arg iſt es nicht. Sie ſind ſehr geſchmackroll eingerichtet. —

So? geſchmackvoll? Wie ein Choriſt, wiederhole ich Ihnen! Gehen Sie hinauf zu dem Glücklichen, und Sie werden wähnen, Sie treten bei einem Grafen ein. Schuſter beſitzt ja ſo koſtbare Teppiche, daß man Anſtand nimmt, ſeinen Fuß darauf zu ſetzen!

Ich werde mich hüten! ſagte Huber, Schuſter einen Beſuch zu machen. Sie wiſſen, daß ich ihn nicht leiden kann, und daß ich ihm gewiß kündigen würde, hätte er nicht ſo viele Anhänger! — Aber ich werde ihm ſeine Partei ſchon noch kleiner machen. Von morgen angefangen, laſſe ich den Namen „Raimund“ auf jeden Theaterzettel mit großen Buchſtaben drukken und „Ignaz Schuſter“ nur ganz klein, ſo klein, daß man ihn kaum leſen kann.

Was habe ich davon?

Was Sie davon haben, wird Ihnen doch einleuchten! Das Publikum wird bemerken, daß Sie der Liebling der Direktion ſind, daß die Direktion ihr ganzes Vertrauen in Ihnen ſetzt, und daß Ihr Name der Magnet für die Kaſſa iſt! Sie werden noch beliebter, laſſen Sie mich nur machen!

Das Bischen Buchdruckerſchwärze, das Sie mehr an meinen Namen wenden wollen, verſchafft mir keinen Vorzug! Ich bitte Sie, meinen Namen auf dem Theaterzettel nicht mit großen Buchſtaben drucken zu laſſen. Das Publikum könnte der Meinung werden, ich wollte des und könnte mich anmaßend nennen. Solche kleinſtädtiſche Dinge, Herr Huber, ſollten Sie gar nicht im Kopfe haben!

Raimund entfernte ſich ganz verſtimmt.

Kleinſtädtiſch! rief ihm Huber nach; wenn Ihr Name groß gedruckt wird, ſo iſt das großſtädtiſch!

Huber begab ſich in ſeine Theaterkanzlei.

Hier traf er ſeinen Kompagnon Edelbauer.

Dieſem theilte er das Geſpräch mit, das er mit Raimund geführt.

Es iſt mir nicht neu, erwiederte Edelbauer, daß Schuſters prächtige Wohnung unſerm Raimund ſchwer aufs Herz fällt. Es iſt nicht Neid, es iſt nicht Mißgunſt, welche ihm dieſen Kummer bereiten; wäre es Neid, ſo müßte er Rainoldi, der ebenfalls höchſt elegant möblirt iſt, nicht minder anfeinden; aber Ignaz Schuſter iſt Komiker und Regiſſeur wie Raimund, und dennoch vermag Schuſter mehr zu prunken.

Schuſter ſammelt an ſeinem Vermögen ſchon 25 Jahre, warf Huber ein, Raimund erſt zwei Jahre!

Deshalb müſſen wir nachhelfen! bemerkte Edelbauer.

Mit Vergnügen! verſicherte Huber.

Wenn wir 3 bis 4000 fl. daran wenden, ſo kann Raimund viel ſchöner „möblirt“ werden als ſein Kollege. Nur muß Raimund auf die theueren Oelgemälde verzichten, denn dieſe allein würden vielleicht nicht für 10 bis 15,000 fl. zu kaufen ſein. Schuſter beſitzt unter andern einen „Rembrand,“ für welchen der berühmte Maler Lampi ſchon 3000 fl. bot, und einen Guido Reni von gleichem Werthe.

Wir wollen Raimunds Wohnung heute noch prachtvoll möbliren laſſen! ſagte Huber.

So ſchnell geht dies nicht! entgegnete Edelbauer. Ich werde in Dannhauſers berühmte Möbelfabrik mich begeben, und Dannhauſer erſuchen, während Raimund nicht zu Hauſe iſt, ſeine Wohnung zu beſehen. Wir wollen Raimund überraſchen. Wir wollen ausgezeichnet ſchöne Möbel auswählen, und vorzüglich viele ſchöne Spiegel in allen Zimmern anbringen, mit Spiegeln, Kandelabern, vergoldeten Trumeau-Tiſchen iſt Schuſter nicht verſehen; dieſe ſoll Raimund haben, und Hundert ſetze ich an Eins, Raimunds Ameublement ſoll glänzend werden.

Ich bin ganz einverſtanden, erklärte Huber. Wenn nur Raimund auch in andern Dingen mit Schuſter auf gleicher Höhe ſtünde! Schuſter hält ſein Geld mehr zuſammen, indeß Raimund —

Sie ſpielen auf ſeine Ausgaben mit Madame Walla an! — Dieſe Liebſchaft hat ihr Ende erreicht.

Ich glaube es nicht!

Gewiß!

Die Geſchichte dauert bereits ſchon ein Jahr. Madame Walla iſt ſo vergnügungsſüchtig! Raimund muß ſie an alle Vergnügungsorte führen. Am 1. Mai ſpeiſte er mit ihr im Augarten.

Im Augarten wurde Raimund ſelbſt zu Gaſte gebeten.

Von wem?

Von dem ungariſchen Grafen Otto —

Und Raimund merkte nicht, daß dieſer Graf Abſichten auf Madame Walla hat?

Hat es längſt gemerkt; da ihm aber nichts an der ſchönen Julie gelegen, ſo lachte er hiezu, und erklärte ſie für ungebunden. Wäre Raimund verliebt geweſen und hätte ihn Eiferſucht gepackt, ſo würde Madame Walla mit Fräulein Grünthal daſſelbe Schickſal gehabt haben. Nein, nein, Herr Huber, Sie können ganz ruhig ſein; von Madame Walla will Raimund ſchon lange nichts wiſſen, und an dem Diner im Augarten nahmen vielleicht zehn der vorzüglichſten Schauſpieler unſerer Bühne Theil, welche alle Gäſte des Grafen waren; Raimund konnte nicht zurückbleiben, da auch Schuſter geladen war.

Iſt es gewiß ſo?

Gewiß. Raimund liegt in ganz anderen Banden. Wenn er nur erſt erhört wird, will ich es Ihnen ſagen, für wen er entbrennt. —

Sie wälzen mir eine Laſt vom Herzen.

Edelbauer ließ nun einen Fiaker kommen, um ſich in Dannhauſers Möbel-Fabrik zu begeben.

* * *

Was Emmi betraf, ſo gedachte Raimund ihrer noch mit aller Liebe.

Er würde ſie zu lieben nie aufgehört haben; da erzälte ihm aber einmal in einer Geſellſchaft ein Kaufmann aus Mailand, der ſich einige Zeit in Wien aufhielt, daß Emmi ſich in Mailand mit einem Conte Soletti vermält habe, und daß ſie vielleicht bald die Freude haben werde, ein theueres Pfand der Ehe auf ihren Armen zu wiegen.

Für den erſten Augenblick ergriff Raimund dieſe Kunde gewaltig, aber bald ermannte er ſich und dachte: Wenn Emmi ſo bald ſich vermälen konnte, ſo habe ich mir auch nicht mehr Zwang anzuthun! Ich danke Emmi, daß ſie früher heiratete als ich; jetzt erſt fühle ich mich wirklich frei und werde meine Freiheit benützen.

Raimund hatte wirklich ſchon gewählt.

In der Vorſtadt Leopoldſtadt, in der Praterſtraße, lebte im Kreiſe ihrer Familie ein braves, wohlerzogenes, ſittſam gebildetes Bürgermädchen, ein niedliches, kluges, herzensgutes Weſen, das Raimund zwar nur vom Vorübergehen an ihrem Hauſe kannte, das ihm aber unendlich gefiel; war das Mädchen doch gar ſo liebreich und freundlich und dankte Raimund immer herzlich, wenn er ſie von der Straße aus grüßte.

Noch hatte er ſie nicht geſprochen; er wußte nicht ein Mal ihren Namen.

Wer ſind ihre Eltern?

Unbeſcholtene, wackere Bürgersleute.

Wie heißt dieſer Engel?

Antonie.

Antonie! ſagte Raimund, ihr Namensfeſt fällt im Roſenmonat! — Ach! ſie iſt ſelbſt eine Roſe.

Wenn ich Antonie nur ſprechen könnte!

Es war nicht ſo leicht, die Eltern bewachten ihr Kind; aber Raimund ſchrieb zärtliche Briefe, ſchwärmte für Antonie; die Briefe kamen zwar nicht zurück, wurden aber auch nicht beantwortet.

Endlich begegnete er Antonie auf dem Wege nach der Kirche.

Beten Sie für mich auch! rief er ihr zu. Beten Sie, daß Gott Ihr Herz mir zuwende!

Um dies ſoll ich beten!

Ich will ebenfalls darum beten! Vielleicht erhört Gott Sie eher als mich. Ach! theure Antonie, gehen Sie nicht ſo ſchnell an mir vorüber! Der Himmel weiß, wie ſchwer es mir gemacht wird, Sie zu ſprechen.

Eine alte Frau begleitete Antonie, eine Freundin des Hauſes, eine Beſchützerin, eine Rathgeberin.

Raimund gefiel der Alten.

Ein charmanter Mann! ſagte die Duenna zu Antonie. Außer dem Theater gefällt er mir noch beſſer als auf dem Theater. Man kann die ſchönen blonden Haare beſſer ausnehmen! Ich möchte doch wiſſen, warum der Raimund immer komiſche Väter ſpielt, jugendliche Liebhaber ſtünden ihm beſſer zu Geſichte! Ach Gott, wie ſchön hat er die Worte geſagt:

„Ach! theuere Antonie, gehen Sie nicht ſo ſchnell an mir vorüber!“

Wenn er dieſe Worte mit gleichem Feuer auf dem Theater deklamirt, ſo muß er auf der Stelle herausgerufen werden!

Ich habe dieſe Worte überhört, erwiederte Antonie.

Das iſt's ja eben! was mich alterirt, keifte die Alte. O Sie werden ſehen, der läßt trotz Ihres „Uiberhörens“ nicht nach! Der iſt zu verliebt!

Wir ſind in der Kirche! entgegnete Antonie verweiſend.

Er iſt auch in der Kirche! — Dort ſteht er an der Säule! — Mein Gott, kann der Menſch ſchön beten! Sehen Sie nur, wie prachtvoll andächtig er iſt!

Antonie ließ ſich in ihrem Gebete nicht ſtören.

— Fräulein Antonie, wiſpelte die Alte, nach einigen Minuten: Haben Sie das geſehen? — Der Herr Raimund hat jetzt eine ganze Handvoll Zwanziger in den Klingenbeutel geworfen; ſo viel Zwanziger in den Klingenbeutel! Ach heiliger Johannes! was muß das für ein braver Menſch ſein!

Antonie wendete keinen Blick von ihrem Gebetbuche.

Und wie ihn die Leute anſehen! fuhr die Alte fort. Natürlich einen ſolchen berühmten Künſtler! —

Die ganze Chriſtenheit hat eine Freude, daß er ſo andächtig iſt.

Der Gottesdienſt ging zu Ende.

Antonie und ihre alte Freundin traten aus der Kirche.

Dort ſteht er! ſagte die Alte. Er ſpricht mit dem Schauſpieler Fermier; dieſer war gewiß nicht in der Kirche! Ja, ſo viel Religion wie der Raimund, hat nicht bald Einer! — Der dumme Fermier, wenn er ihn nur los ließe!

Sehen Sie ſich nicht immer um, bat Antonie. Sie ſetzen mich in die größte Verlegenheit!

Nicht umſehen! — Zu was hätte mir der liebe Gott denn einen Hals beſchert, wenn ich ihn nicht drehen dürfte. — Dem Himmel ſei Dank! Jetzt kommt Er! Gehen wir recht langſam. Er will über den Weg! — Der Teixel hole das dumme Kaleſch, welches gerade vorüber fährt! — Jetzt wäre er bald „niedergeführt" worden! — O Gott! O Gott! da iſt er ſchon.

Fräulein, ſagte Raimund, ich muß Sie noch ein Mal anſprechen. Schöne Antonie, Sie müſſen mich hören! Ich bin ja mit der edelſten Abſicht für Sie erfüllt! Erklären darf ich mich doch?

Antonie ſchlug die Augen nieder, ſprach kein Wort und eilte in ihr Haus.

Heiliger Johannes! rief die Alte aus, wie ſind die heutigen Mädeln erzogen! Zu meiner Zeit ging das anders! Sehen, ſprechen, lieben war das Werk von zwei Minuten. — Mein Seliger hat blos „Geliebte Sandel" zu mir geſagt, und ich habe ihm Treue geſchworen. Wie er „Geliebte Sandel" zum zweiten Male geſagt hat, waren wir ſchon vier Jahre verheiratet, und bei dem dritten „Geliebte Sandel" iſt er geſtorben. — Jetzt gehört ein Menſchenalter dazu, bis ein ſolches ſchüchternes Bürgerskind nur eine Liebeserklärung anhört. Doch ſeien Sie nur ruhig, Herr von Raimund, feind iſt ſie Ihnen nicht! Dies können Sie mir glauben!

Es währte eine geraume Zeit, bis Antonie ihrem Anbeter mehr zu ſprechen geſtattete, als ein junger Mann, wenn die Eltern des Mädchens nicht zugegen ſind, ſich zu reden erlaubt.

Die alte Frau, wir wollen ſie fortan Sandel nennen, half wohl in ihrer Weiſe nach, aber ein eigentlich Verſtändniß kam zwiſchen Ferdinand und Antonie nicht zu Stande.

Nach einem erneuerten Kirchengange ſprach Raimund:

Liebe Antonie, die Lage, in welcher ich mich befinde, iſt für mich ſchrecklich! Ich liebe Sie, ich lebe nur für Sie! — Daß Sie mir gut ſind, habe ich, trotz der Aengſtlichkeit, mit der Sie mich anhörten, bemerkt; — ich kann mir nun nicht mehr anders helfen, als ich betrete Ihr Haus. Ich wende mich an Ihre lieben Eltern. Vater und Mutter können ja nicht zürnen, wenn ich als ein ehrlicher Mann, welcher eine Frau zu erhalten vermag, um Ihre Hand bitte. Und dies geſchieht morgen. Morgen um 9 Uhr vormittags komme ich zu Ihren Eltern. — Ihre etwaigen Einwendungen, Antonie, höre ich nicht. Leben Sie wohl, Antonie; wenn Ihre Eltern einwilligen, ſind Sie in drei Wochen meine Frau!

Raimund eilte fort.

Aber jetzt hätten Sie doch den Mund öffnen können! ſagte Frau Sandel zu Antonien. — Das iſt ja abſcheulich, was ſie treiben! Für was ſind Sie denn ein Frauenzimmer geworden, wenn Sie nicht heiraten wollen?

Ach! ſeufzte Antonie.

Auf die „letzt“ lieben Sie ihn nicht einmal!

Ach ja! hauchte Antonie.

Nun alſo, warum ſagen Sie es denn nicht? Ich habe es tauſend Mal geſagt wenn ich Einen geliebt habe! — Das iſt ja der erſte Beruf des Weibes zu lieben, der zweite iſt zu heiraten, der dritte iſt Witwe zu werden. Dieſe drei Berufe merken Sie ſich! Prägen Sie ſich doch meine Moral ein! Ich bin von Ihren Eltern aufgeſtellt, Sie zu überwachen, und muß mir faſt die Bruſt wund reden, bis Sie mir folgen! Es iſt ſchauderhaft!

21. Die Brautwerbung.

Raimund fand ſich pünktlich bei den Eltern Antoniens ein.

Mit großer Freude wurde der beliebte Komiker empfangen.

Die Mutter Antoniens ſagte ihm viel Artiges über ſeine Darſtellungen.

Sie beſuchte das Theater mit Vorliebe, beſonders, wenn Raimund ſpielte. Sie freute ſich, dies dem Künſtler mittheilen zu können.

Raimund hielt es für eine gute Vorbedeutung.

Der Vater ſetzte bei: Ich beſuche das Theater wohl ſeltener, als meine Familie, aber von jeder Ihrer Darſtellungen höre ich ſo viel Rühmliches, daß ich Sie vor Allem als „Geſpenſt auf der Baſtei“ ſehen muß. — Indeß glaube ich nicht, daß Sie zu uns gekommen ſind, um Lobeserhebungen zu vernehmen. Sie werden Ihnen überall zu Theil; das Publikum applaudirt Sie, die Journale erheben Sie; Ihre zahlreichen Freunde vergöttern Sie. Direktor Huber hat Ihre ſchönen

Verdienſte um ſein Inſtitut durch bedeutende Erhöhung Ihres Einkommens anerkannt. —

Ja, erwiederte Raimund, er hat mir abermals einen Kontrakt für zehn Jahre angeboten. Nach den neuen Bedingungen würde ich jährlich gegen 8000 fl. erhalten. —

Nicht mehr als billig! verſetzte Antoniens Vater — doch muß ich noch ein Mal erwähnen, daß Sie uns gewiß nicht deßhalb beſucht haben, um hierüber zu ſprechen. Sie haben vielleicht irgend einen Wunſch, den wir erfüllen ſollen. —

Was es immer ſei, bemerkte die Mutter, wir werden bereit ſein, Ihnen zu willfahren. Ein Mann, wie Sie, wird weder etwas Unmögliches, noch etwas Unbilliges von uns begehren.

Ich habe allerdings einen Wunſch, verſetzte Raimund, von deſſen Erfüllung mein Glück abhängt, deſſen Erfüllung Niemand als nur Sie mir zu gewähren vermögen; ich will es ſchnell ſagen, denn es preßt mir das Herz zuſammen: **Ich bitte Sie um die Hand Ihrer Tochter Antonie!** — So! Jetzt iſt die Bitte ausgeſprochen. Von Ihnen hängt nun mein Tod oder mein Leben ab.

Die Mutter hörte, um was es ſich handle. Sie ergriff die Lehne eines Stuhles, hielt ſich daran, und ſetzte ſich dann nieder.

Der Vater antwortete: Heiraten wollen Sie unſer Kind — unſere „Toni,“ kennen Sie denn unſere „Toni“ ſo gut, um ihre Hand zu begehren? Und wo haben Sie ſie kennen gelernt?

Das müßte ja ohne unſerem Wiſſen geſchehen ſein — meinte die Mutter.

Wähnen Sie nicht, daß Ihre vortreffliche Tochter auch nur einen Schritt gemacht hätte, der ihren Eltern Kummer, ihrer Sittſamkeit Nachtheil bringen könnte.

Ich kenne Fräulein Toni nur von ihrem Fenſter aus; ich kenne ſie nur von dem Lobe aus, das ihr Jederman zu Theil werden läßt; ich kenne ihre geiſtigen und moraliſchen Vorzüge; ich habe ſie zwar einige Male auf dem Wege nach und aus der Kirche angeſprochen, nie aber erhielt ich von ihr eine Erwiederung meiner Gefühle. Ich müßte jetzt erſt durch die Eltern vernehmen, ob Antonie mich zu lieben vermöge — ſie ſelbſt hat mich kaum angehört.

Herr Raimund, nahm die Mutter, welche ſich indeß geſammelt hatte, das Wort; Herr Raimund, ſagte ſie, wir achten Sie als einen honneten Mann; wir wiſſen, daß Sie auch im bürgerlichen Leben ganz tadellos ſind, allein — wir — nehmen Sie es aber ja nicht übel, — **geben unſer Kind keinem Schauſpieler zur Frau!**

Raimund ſtarrte die Mutter an.

Fühlen Sie ſich hierdurch nicht gekränkt, fuhr die Mutter fort, wir haben zu viele Beiſpiele von unglücklichen Ehen bei dem Theater, als daß wir eine unſerer Töchter einem Bühnenkünſtler zur Frau geben möchten. — Ich könnte Ihnen bei den Theatern Wiens ſo viele Ehepaare nennen, die ſich in kurzer Zeit trennten, ſo viele junge Frauen namhaft machen, welche wieder in das Haus ihrer Eltern zurückkehrten, daß ſchon die Hälfte der Unglücklichen hinreichte, uns vor einer ähnlichen Verbindung abzuſchrecken.

Hieran iſt nicht das Theater Schuld! erwiederte Raimund. In Wien geht vielleicht kein Tag vorüber, an welchem nicht Eheſcheidungen vorkommen!

Verhältnißmäßig doch am meiſten bei den Theatern, ſagte der Vater. —

Die Eheleute aus der Kunſtwelt, ſetzte die Mutter fort, laufen größtentheils ſo gewiſſenlos von einander, als hätten ſie eine Komödien-Hochzeit gefeiert;

da haben Sie das neueſte Beiſpiel an Madame Platzer und ihrem Gatten, an Madame Wolf und dem Ihrigen, an Madame Schuſter und ihrem Gatten Joſef Schuſter, ich meine nicht den Komiker. —

An dieſen Trennungen waren die Frauen Schuld — erwiederte Raimund.

Wie es nun kommt, verſicherte der Vater, das Eine bricht die Taſſe, das Andere die Schale. Wir ſind einfache Bürgersleute und könnten uns gar nicht beruhigen, eine unſerer Töchter einer Welt angehören zu ſehen, in welcher man ſo leicht liebt und ſo leicht haßt!

Mein Gott! mein Gott! ſagte Raimund, ſo ſchwinden denn die Vorurtheile gegen die Schauſpieler noch nicht! Vor hundert Jahren verweigerte man ihnen ein ehrliches Begräbniß, heut zu Tage weiſet man ſie von den Trau-Altären zurück! — Es iſt entſetzlich! Zum zweiten Male widerfährt mir eine ſolche Demüthigung! Erwägen Sie doch den ehrlichen Mann in mir und nicht den Schauſpieler. Mein Stand gibt mir ein reichliches Auskommen, mein Herz und meine Biederkeit wird Ihnen einen braven Schwiegerſohn geben. Erkundigen Sie ſich nach mir in allen Kreiſen, in den oberſten und unterſten, überall wird man mir das beſte Zeugniß gewähren. —

Ja, ja, meinte die Mutter, das iſt Alles wahr. Sie ſind brav, das ſagt Jederman, aber Sie ſind ein Schauſpieler, wechſeln mit jeder neuen Rolle Ihren Charakter; — Ihr künſtleriſcher Ehrgeiz iſt Ihnen das Höchſte; — wer garantirt uns, daß Sie nicht ſelbſt Ihr häusliches Glück Ihrem Ruhme opfern werden.

Ich könnte Ihnen unter den Schauſpielern mehr glückliche als unglückliche Ehen anführen; alle unſere verheirateten Hofſchauſpieler und Hofopernſänger leben in der glücklichſten Ehe; im Theater an der Wien befindet ſich nicht ein geſchiedener Gatte, nicht eine geſchiedene Gattin; bei dem Theater in der Leopoldſtadt leben Ignaz Schuſter, Schickaneder, Swoboda, Rainoldi, Schack in muſterhafter Ehe, die übrigen erſten Mitglieder ſind unverheiratet. Sie treten mir alſo mit einem unverantwortlichen Vorurtheil entgegen, das ich zu bekämpfen für heute aufgeben muß. Ich bitte, zu einer andern Zeit wieder bei Ihnen erſcheinen zu dürfen. Auf jeden Fall müßten Sie doch auch mit Fräulein Antonie ſprechen; weiſet ſie meine Bewerbung nicht zurück, fürchtet ſie nicht, mit mir kummervolle Tage zu verleben, ſetzt ſie Vertrauen in mich, ſo ſollten Sie doch Antoniens Stimme vor Allem hören, ehe Sie mich für immer abweiſen.

Raimund ging in großer Bewegung fort.

Wir könnten bei Raimund doch eine Ausnahme machen, meinte der Vater.

Nein, nein, keine Ausnahme! erwiederte die Mutter. Schauſpieler bleiben Schauſpieler! die Verführung beim Theater iſt zu groß, zumal wenn Eines von den Eheleuten nicht dem Theater angehört und das Andere nicht zu überwachen vermag. Täglich, ſtündlich ergeben ſich neue Verſuchungen. Man hat Beiſpiele, daß Schauſpieler zwanzig Jahre mit einander im beſten Einvernehmen lebten, auf ein Mal kam eine Verführung! Weib und Kinder verließ der Mann, oder die Gattin Mann und Kinder und aus war es mit der ehelichen Glückſeligkeit.

Und in andern Ständen geſchah dies nicht und noch auf betrübendere Weiſe? Erinnere Dich an den Sattlermeiſter auf der Laimgrube. Er entfernte ſich nach fünfzehn Jahren von ſeinem braven Weibe und ſeinen wolerzogenen Kindern, und ging mit einer

Kunſtreiterin auf und davon; denke an den Kaffeeſieder in der Stadt, der packte all' ſein baares Geld zuſammen, und flüchtete mit ſeiner Kaſſierin nach der Schweiz. Das ſind Beiſpiele, die mir nur ſo einfallen, erwiederte der Vater.

Ehe wieder ein Sattler ſeinem Weibe davon läuft, laufen fünfzig Schauſpieler fort, und ehe ein Kaffeeſieder wieder ſeiner Gattin einen ſolchen Streich ſpielt, geht die Welt zu Grund! ſagte die Mutter.

* * *

Die Eltern ſprachen mit ihrer Tochter.

Antonie geſtand aufrichtig, daß ſie Raimund liebe, daß ſie ihm dieſes Geſtändniß jedoch nicht gemacht; daß ſie aber überzeugt ſei, daß Raimund ſie glücklich machen würde.

Als ſie den beharrlichen Willen ihrer redlichen Mutter vernahm, ihrer Mutter, die ſie über Alles liebte und von der ſie wußte, daß ſie keinen andern Wunſch kenne, als ihre Kinder glücklich zu wiſſen; als ihre Mutter ſagte:

Liebe Toni, könnteſt Du es denn über Dein Herz bringen, Deine Eltern zu verlaſſen und Dich dem Schickſale eines Bühnenkünſtlers zu vertrauen, der heute vom Publikum in den Himmel gehoben wird, und morgen von demſelben Publikum in die Hölle geſtoßen werden kann; der heute in der Fülle ſeiner Geſundheit allerdings ſeinem Berufe zu entſprechen vermag, aber morgen krank und elend von einer undankbaren Direktion entlaſſen wird. — Nein, nein Toni, dies könnteſt Du nicht über Dein Herz bringen. Darum denke nicht eher ans Heiraten, als bis ein Mann kommt, der kein Geſchäft hat, das ihn allerlei Launen und Zufälligkeiten ausſetzt, der ein Bürger und kein Künſtler iſt, der einem Berufe angehört, der ihn nährt, wenn er auch krank darnieder liegt.

Toni, die vortreffliche Tochter fügte ſich dem Willen ihrer Mutter. Sie gehorchte mit gebrochenem Herzen; ſie entſagte Raimund, um ihn dennoch zu lieben. Sie heiratete auch keinen andern, und gedenkt noch heute des Todten wie ſie mit Liebe ſeiner im Leben gedachte.

* * *

Als Raimund ſeine Wohnung wieder betrat, glaubte er, ſich geirrt zu haben.

Er fand vom Himmelbette bis zur Lichtſchere, vom Schreibtiſche bis zum Spucknapfe, vom Luſter bis zum Stiefelknechte ein ganz neues Ameublement.

Im Salon hingen rothſeidene Draperien; Sofas, Fauteuilles, Stühle, alles mit dem gleichen koſtbaren Stoffe überzogen, das Holz Mahagoni, der Pfeilerſpiegel von immenſer Größe, die Kandelabres prachtvoll, die Oelgemälde an den Wänden wunderſchön; ein Teppich lag auf dem Boden mit tauſend Blumen beſäet.—

Das Kabinet, in welchem Raimund ſeine Rolle einzuſtudiren pflegte, war beſonders geſchmackvoll. Der Sekretär von Paliſſander-Holz, der Ruheſeſſel groß, weit, bequem, mit rothem Saffian ausgeſtattet, eine hellgelbe Seidendraperie verbreitete ein magiſches Licht; ein bequemer Divan nahm die breite Mauer ein; ein koloſſaler Bücherſchrank mit Glasthüren, verhüllte mit, in Falten geſpannten, gelbem Taffet die nett geordnete Bibliothek. Das Schlafzimmer war beſonders anziehend. Grüne ſchwere Draperien, ebenfalls von Seidendamaſt, ein Bett unter einem förmlichen Baldachin, deſſen vier Säulen allegoriſche Figuren trugen, ein Schlafſeſſel, in welchem man ſo weich liegen konnte wie auf Eiderdunen, und ein paar Kleiderſchränke von Eichenholz, dies waren die Möbel, welche Raimund zuerſt in die Augen fielen.

Karl! Karl! rief er.

Sein Bedienter erſchien in einer blauen, ganz neuen Livrée.

Zum Geier! was iſt denn das? Wer hat mir denn das Alles hergezaubert?

Der Thäter hat ſich hier ſelbſt aufgehangen, meldete Karl und lachte.

Er zeigte Raimund ein, mit einem grünen Seidenvorhang verhülltes Oelgemälde in einem goldenen Rahmen.

Raimund riß den Vorhang zurück, und erblickte das Porträt des Herrn Leopold Huber.

Der Kompagnon des Direktor Huber, Herr Joſeph Edelbauer, meldete Karl, hat dies Alles mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit beſorgt. Drei große Spiegel, zwei Stutz-Uhren von Bronze und eine Hängeuhr für den Salon kommen noch nach. Auch mein Bedientenzimmer wird neu eingerichtet. Die Küche wird mit allem Möglichen verſorgt. Herr Edelbauer ſagte, es fehlt jetzt nur noch die Frau, dann iſt Herr Raimund ein gemachter Mann.

Herrlich! herrlich! verſetzte Raimund. Wenn Alles beiſammen iſt, gebe ich ein Diner, und dazu lade ich Ignaz Schuſter ein. Jetzt ſtehe ich gegen ihn nicht mehr zurück!

Er beſah ſich noch ein Mal ſeine ſchönen Meubels, und rief dann aus:

Es iſt wahr, eine Frau fehlt! aber, lieber Karl, an die Stelle der Frau müſſen wir einen ungeheueren Korb ſetzen. Ich bin ſchon wieder abgewieſen worden! Wenn das ſo fortgeht, ſo werde ich ein barmherziger Ordensbruder; allen den harten Menſchen zum Trotze, welche mit mir ſo unbarmherzig umgeben. Ehe ich aber noch in ein Kloſter mich begebe, will ich zu meinem guten Direktor und ſeinem Kompagnon, und meinen Dank ausſprechen.

Herr Huber hat mir aufgetragen, Sie nicht fortzulaſſen. Er beſucht Sie in wenig Minuten. Er führt Ihnen eine Dame auf.

Man klopfte, und herein traten Herr Leopold Huber mit Fräulein Louiſe Gleich.

Der Direktor bringt auch ſchon eine Frau! murmelte der Bediente für ſich und ging.

Raimund umarmte Huber, und ſagte zu Louiſe Gleich in großer Freude, aber ganz gedankenlos:

Fräulein Louiſe, gehorſamer Diener!

28. Vorbereitungen.

Raimund wollte ſeinen Dank ausſprechen.

St! St! entgegnete Huber leiſe. Es iſt ja noch nicht Alles vollſtändig, und endlich, was braucht denn eine dritte Perſon zu wiſſen, daß Sie ſich Ihre Wohnung nicht ſelbſt einrichten ließen. Hierauf ſprach Huber laut: Hier führe ich Ihnen Fräulein Louiſe Gleich auf, welche Sie ſehr gut kennen. Ich habe Sie engagirt und wünſche, daß ſie ſchon morgen mit Ihnen in dem Quodlibet: „Die beiden Spadifankerln," auftreten möchte. Sie wird in vielerlei Charakteren erſcheinen; unterſtützen Sie ſie beſtens; erinnern Sie ſich freundlich daran, daß der Vater Louiſens, Ihnen viele gute Rollen ſchrieb, und daß Sie dem Adam Kratzerl vom Vater Gleich Ihre erſten Lorbeern verdanken.

Wer mir Freundliches erwieſen, erwiederte Raimund, dem gedenke ich es ewig; hätte mich aber auch Dichter Gleich nicht väterlich bedacht, ſo würde ich doch ſeiner Tochter wie ein Bruder meine Hand reichen.

Darauf ſah er Louiſen an.

Liebes Fräulein! rief Raimund aus, wie haben Sie neuerdings an Liebreiz gewonnen, ſeitdem ich Sie nicht geſehen. Ihre Neigung zu Kindler haben Sie aufgegeben, wie ich gehört habe. —

Ich mußte wol, verſetzte Louiſe. Ich finde es begreiflich, daß man ſich von einem Gatten kann tyranniſiren laſſen, aber von einem Liebhaber, das wäre unverantwortlich!

Was mich betrifft, verſicherte Raimund, ſo würde ich mich als Liebhaber und Ehemann unter Ihren Pantoffel ſtellen.

Wenn Madame Walla nicht wäre! verſicherte Louiſe.

Welch ein Unrecht fügen Sie mir zu. Unter das Kommando Juliens habe ich mich wie ein Verzweifelter geſtellt, wie etwa Einer, der aus Deſparation zum Militär geht, und wenn ihm dann der Dienſt zu anſtrengend wird, um Gotteswillen um ſeinen Abſchied bittet. Madame Walla hat mich auch gerne aus ihrem Dienſte entlaſſen.

Das iſt nicht wahr, entgegnete Louiſe. Erſt geſtern hat ſie mir geſagt, daß ſie Alles anwenden wolle, Sie wieder zu feſſeln. —

O, ſie iſt ſehr ſchnell bereit, einen Mann in Liebesbande zu legen, aber ſie will frei ſein. Ich habe mich losgemacht, zum Beweiſe, daß ich heute um die Hand eines vortrefflichen Mädchens warb, von den Eltern jedoch abgewieſen wurde, weil ich ein Schauſpieler bin!

Abermals dieſelbe Geſchichte! verſetzte Huber. — Geben Sie es auf, eine Andere als eine Künſtlerin zu heiraten.

Noch ein Mal will ich um das holde Mädchen werben, deſſen Eltern mich heute abgewieſen, dann aber ledig bleiben, ſo lange ich lebe.

Edelbauer beſuchte Raimund, und überbrachte ihm in einem prächtigen Rahmen einen Stahlſtich, den er ihm, die Unterſchrift verdeckend, vorwies.

Kennen Sie dieſen beliebten Dichter? fragte Edelbauer. Es iſt dies ſein beſtes Porträt, und nur mit Mühe habe ich ein Exemplar davon erhalten können.

Auguſt von Kotzebue! rief Raimund aus. Du wackerer Bühnendichter, Du genialer Mann, der ſogar talentloſen Schauſpielern Gelegenheit gab, zu gefallen! Du unglücklicher Mann, welcher auf ſo ſchmähliche Weiſe geendet hat, um welchen alle Schauſpieler Trauerflöre tragen ſollten.

Es fiel Raimunds Annäherung an ſeine künftige Gattin Louiſe Gleich gerade in die Tage, in welchem die betrübende Nachricht nach Wien gelangte, daß der Student Karl Friedrich Sand, Kotzebue ermordete.

Die Porträte Kotzebues wurden damals (als die ruchloſe That in Mannheim verübt wurde), in allen Kunſthandlungen und wo ſie ſonſt nur immer aufzutreiben waren, aufgekauft, und für das große Porträt, das in Weimar erſchien, wurden in Wien 50 bis 100 fl. bezahlt. Edelbauers Geſchenk an Raimund war ſonach kein geringes.

Dieſes Bild hat für mich unſchätzbaren Werth! ſagte Raimund, ſeit zwei Monaten jage ich ihm nach, ſeit dem 23. März (1819) kann ich ſagen, an welchem Tage der Mord geſchah. Herzlichen Dank, lieber Edelbauer! Aber was ſteht unter dieſem Bilde mit Bleiſtift geſchrieben?

Er las:

„August von Kotzebue, geboren zu Weimar 1761,

„Iſt mehr ein Dichter für die Schönen, als ein Dichter des Schönen; mehr ein Schriftſteller für alle Nationen, als ein National-Schriftſteller; kein Mann von eminentem Genie, aber ein Mann von vielfachen Talenten; weniger durch die Originalität ſeiner Ideen hervorragend, als intereſſant durch Witz und ſeltene Produktionskraft. Unerſchöpflich in Erfindung neuer Situationen und unverdroſſen, die alten wieder zu benützen. Meiſter im Dialog, Schüler in der Zeichnung, Schwächling im Umriß und Haltung der Charaktere, weniger gründlich als blendend, ſeltener witzig als Witzling; ohne Wahrheit und Natur, ohne Anſtand und Gehalt, aber immer anziehend und gefällig; — die Moral predigend, Unmoral lehrend. — In der Philoſophie ein Dilettant, in der Kunſt ein Schwätzer, in der Kritik ein Fanatiker, in der Politik ein Achſelträger.

Etwas tiefer ſtand:

„Kotzebue war ein menſchenfreundlicher, dienſtfertiger Mann, der herzlichſte Freund ſeiner Freunde, der dankbarſte Schüler gegen ſeinen Lehrer Muſäus, und nie hat ein Sohn ſeine Mutter kindlicher verehrt, nie ein Mann ſeine Gattin, ein Vater ſeine Kinder zärtlicher geliebt, als Er!"

Die oben ſtehenden Zeilen vertilge ich! rief Raimund, ſie ſind hämiſch und beſchimpfen den beklagenswerthen Todten mehr, als ſie ihn ehren. Die letzteren ſollen auf ſeinem Bilde bleiben, denn ſie rühmen ihn als edlen Menſchen. Dieſe letzten Zeilen ſind auch gewiß von anderer Hand! Es iſt anzunehmen, daß derjenige, welcher das Unfreundliche über Kotzebue geſchrieben, nicht den hundertſten Theil der ſeltenen Geiſtesgaben beſaß, welche den tiefbetrauerten Dichter auszeichneten.

Raimund nahm das Portrait Kotzebues, und befeſtigte es über ſeinem Schreibtiſche.

Da Sie den genialen Dichter ſo ſehr ehren, bemerkte Louiſe, ſo will ich Ihnen mit ſeiner Büſte ein Geſchenk machen. Mein Vater hat ſie in einer Auktion erſtanden. Ich werde ſie Ihnen heute noch ſenden.

Nein, erwiederte Raimund, ich werde ſie mir ſelbſt holen. Ihren Vater habe ich ſchon lange nicht geſehen. Wenn Sie es mir erlauben, ſo —

Ich habe einen Fiaker vor dem Hauſe. Wollen Sie mich begleiten, ſo kann die Büſte bald in Ihren Händen ſein!

Sehr gerne! ſehr gerne! rief Raimund.

Der Bediente trat ein.

Es hat hier Jemand einen Brief abgegeben, meldete er.

Gib! ſprach Raimund. Ich bitte um die Erlaubniß, dieſen Brief leſen zu dürfen. — Wartet Jemand auf eine Antwort? fragte Raimund.

Der Brief wurde kaum übergeben, ſo entfernte ſich der Uiberbringer wieder.

Raimund erbrach den Brief und durchflog ihn.

Jetzt habe ich es auch ſchriftlich! ſprach er kleinlaut, daß ich keine Hoffnung habe, meine gute Toni zu beſitzen! Man fordert mich ſogar auf, das treffliche Mädchen nicht mehr anzuſprechen, der Ruhe der Familie wegen, ſoll ich ſie für immer aufgeben! — Dieſer Schlag trifft mich hart!

In Raimunds Augen traten Thränen, wehmüthig ſagte er:

Die Mutter bittet mich, ihr Kind nicht mehr zu lieben! Bei dem Andenken an meine Muter beſchwört ſie mich, ihre Antonie weder zu ſprechen, noch ihr zu ſchreiben!

Ermannen Sie ſich doch! ſagte Edelbauer. Ihnen bleibt ja noch immer eine große Wahl. Sollten nur Sie verurtheilt ſein, mit Vorurtheilen zu kämpfen?

Kommen Sie, Fräulein Louiſe! ſprach Raimund. Wir fahren zu Ihrem Herrn Papa.

Er führte Louiſe fort. Huber und Edelbauer folgten.

* * *

Wir überſpringen wieder einige Monate.

Während dieſer Zeit ſtarb der Gatte der Madame Walla.

Eines Tages kam Julie in Trauerkleidern zu unſerm Künſtler und zeigte ihm den Tod ihres Mannes an.

Ich habe von dem ſchnellen Hintritte meines ehemaligen Kollegen gehört und muß geſtehen, daß mich ſein Tod ſehr betrübt hat.

Mich nicht, verſetzte Julie. —

Nun, fragte ſie, wie gefalle ich Ihnen Herr Raimund in der Trauer? — Man ſagt mir, ich ſähe ſo gut aus, daß ich als Witwe reizender wäre, denn als Frau. Was ſagen Sie?

In der That, bekräftigte Raimund. Sie ſehen ganz vortrefflich aus. Die Trauer kleidet Sie gut! Nur zu viel Schwarz! — Ein ſchwarzes Kleid! einen ſchwarzen Hut! ſchwarze Haare! ſchwarze Augen! ſchwarzen „Wall—a!“ (Raimund machte ein öſterreichiſches Wortſpiel: einen „ſchwarzen Voile auch!“ wollte er bezeichnen.)

Und im Sacke bin ich auch ſchwarz, verſetzte Julie; ich habe all mein Geld ausgegeben.

Soll ich Ihnen meine Kaſſe anbieten? fragte Raimund.

Gott bewahre! Bis zum Erſten des nächſten Monats habe ich was ich brauche; am Erſten treffen meine Revenuen von Peſth ein.

Iſt Graf Otto — in Peſth?

Ei, mit dieſem iſt es ſchon vorbei! — ich bin eine doppelte Witwe, eine Witwe ohne Mann und ohne Geliebten. Finden Sie mich denn noch nicht annehmbar?

Hören Sie auf! Wer könnte ſich denn mit Ihnen ernſtlich einlaſſen! Uiber den „Wildpretmarkt“

önnte ich ja gar nicht mehr gehen, die Leute müßten glauben, es ſei einer ihrer Hirſche lebendig geworden.

(Wörtlich aus Raimunds Geſpräche mit Madame Walla.)

Ich werde mich beſſern.

Ich auch.

Sie ſind ohnehin vortrefflich.

In den „Sitten“ gebe ich mir die dritte Klaſſe.

Wie beſcheiden!

Ich werde nächſtens auf der „Schandbank“ ſitzen.

Da ſetze ich mich zu Ihnen. Im Ernſte! Sie ſollten nicht mehr ſo allein ſein.

Ich bin mir allein ſchon zu viel!

Lieber Ferdinand, Sie müſſen mir eine Bitte gewähren.

Wenn ich das nur im Stande bin.

O, Niemand vermag dies beſſer als Sie.

Sprechen Sie.

Ich möchte ſo gerne Madame Raimund werden!

Und ich möchte ſo gerne Herr Walla ſein!

Der iſt ja todt!

Eben deswegen!

Könnten Sie ſich nicht entſchließen, mich zu heiraten.

O nein!

Und dies ſagen Sie mir ſo kalt?

Bei Ihnen warm zu werden, iſt gefährlich.

Was haben Sie gegen mich? — Ich gelobe Ihnen Treue, Anhänglichkeit und Liebe, bis zum Grabe.

Wie grauſam! Jetzt haben Sie kaum einen Mann n die Erde verſenkt, ſo ſprechen Sie ſchon wieder von em Grabe eines zweiten.

Ferdinand!

Julie!

Ich weiß, warum Sie mich abweiſen; Sie ſind in Louiſe Gleich verliebt.

Es iſt wahr, ich bin „gleich“ verliebt!

Ohne Wortſpiel! — Aber dieſe Louiſe — Ferdinand bekommſt Du nicht! Da wird früher noch „Kabale und Liebe“ auf eine andere Manier aufgeführt.

„Deine Limonade iſt matt.“

Ich bin gut!

„O gut ſind ſie alle!“

Ich trete dazwiſchen! Ihr ſpiele ich einen Streich. Ihrem Vater ſage ich, wie man Präſident wird!

Er iſt nur Rechnungsoffizial.

Genug!

Ja wol!

Ich bin nicht ſo leichtfertig wie Sie, mein Herr, und nehme es nicht geduldig hin, wenn ich einen Korb bekomme. —

Ich habe bereits eine ganze Sammlung. Nächſtens geb' ich zu meinem Benefice: „den Körbchenflechter an der Zauberquelle.“

Der Korb, den Dir, Ferdinand, Deine Louiſe ſenden wird, kommt von dem Wurm her, der an meinem Herzen nagt!

Madam Walla verließ voll Entrüſtung Raimunds Wohnung.

Jetzt wird geheiratet! ſagte Raimund. Ich hätte mir ſehr gerne noch einige Zeit gegönnt! Aber dieſer Madame muß ich doch zeigen, daß ich mir aus ihrer „Kabale“ und ihrer „Liebe“ nichts mache. Was ſie damit will, daß ſie meinen künftigen Schwiegervater ſagen will, wie man Präſident wird?

Raimund lachte.

Ach, ich weiß es ſchon! Sie will bei ſeinen Vorgeſetzten anzeigen, daß Gleich als öffentlicher Beamter die Direktors-Stelle des Joſefſtädter Theaters ange-ommen hat. — Mag ſie dies thun! Was ihm, wenn r ſeine Direktors-Stelle verliert, an pekuniärem Gewinn entgeht, wird ihm Leopold Huber reichlich rſetzen!

Bebe kam zu Raimund.

Da ging ſie hin! ſagte Bebe. Sie ging eigentlich nicht, ſie raſete! Sie ſchaute mir jar nicht an.

Sind ſchon Ihre Gelder aus Königsberg ange-ommen?

Ja, Herr Raimund. Tauſend Thaler ſchickte mich ie jute Mutter.

Weiß dies Madame Julie?

Kein Wort. Sie ſah mir ja nicht an!

Seien Sie froh. Hätte ſie gewußt, daß Sie wieder it preußiſchen Thalern verſehen ſind, ſo wäre ſie nicht ſo nartig an Ihnen vorübergegangen.

Herr Raimund, dieſes Weſen koſtet mir ohnehin eine Ruhe.

Die Ruhe werden Sie wieder bekommen, aber das eld iſt hin!

Herr Raimund wiſſen Sie das Neueſte?

Das Neueſte iſt, daß ich heiraten werde!

Ne, wie ſich das trifft! ich heirate auch!

Doch nicht Madame Walla?

Ne — da müßte meine jute Mutter in einem Jahre aus und Hof verkaufen. — Ich heirate nicht in Wien, ndern in Königsbergs nördlichem Bezirke.

Wer iſt denn die Glückliche?

Ich kenne ſie nicht, aber ſie ſoll einmal reizend ge-ſen ſein! Ihr Portrait und ſechs pommerſche Jänſe n ihr, liegen bereits auf der Hauptmauth.

Da eilen Sie, daß Sie ſie nach Hauſe bekommen, in dieſer warmen Frühlingsluft, könnten ſie einen üblen Geruch erhalten.

Meine Braut auch?

Nein, nur die andern Gänſe.

Was iſt denn Ihre Braut? fragte Raimund.

Stellenmachers-Witwe.

Was iſt denn das Stellenmacher?

Hat man dies in Wien nicht?

Nein.

So ſind wir quitt! Bei uns hat man keine „Greißler." Meine Stellenmacherin ſoll ein infamiges Vermögen haben.

Zugegriffen!

Ich thue es auch! Aber Hochzeit halte ich in Wien. Die Alte ſoll die Flitterwochen und ihre Thaler hier zu- und anbringen. Wir, Herr Raimund, laſſen uns dann vier Mann hoch an einem Tage trauen und will Madame Walla mir noch jut ſein! Eh bien! Ich bin ohne Rancune.

Eins möchte ich Ihnen aber dennoch ſagen, Herr Raimund, das Eine, was mir nämlich Herr Kindler vertraute. — Er iſt nicht etwa ärgerlich, weil Sie ſeine frühere Geliebte ehelichen werden —

Was ſagte Kindler? fragte Raimund haſtig.

Er ſagte — aber Sie möchten nicht ungehalten werden —

So ſprechen Sie!

Jeben Sie mir die Hand, daß Sie Kindlern nicht anfeinden. —

Zum Teufel, zielen Sie nicht ſo lange und ſchießen Sie einmal los!

Kindler ſagte: Fräulein Louiſe habe ein ungeheueres hitziges Gemüthe; ſie trüge immer einen kleinen Veſuv im Buſen; ſie walle gleich auf wie ſiedendes

Waſſer. Wenn Sie ihr irgend einmal widerſprechen, ſo hätten Sie die Hölle —

O, wenn ſie verheiratet ſein wird, wird ſie ſich ſchon abkühlen.

Kindler ſagt: Ne!

Weil er ein Haſenfuß iſt, erwiederte Raimund. Ein Menſch voll Taubenblut und geduldig wie ein Lamm. Ich aber werde Gaßner der Zweite ſein, ich werde den Teufel austreiben, ich werde den Mann vorſtellen, der in Shakeſpeares „bezähmter Widerſpenſtigen“ die Hauptrolle ſpielt. Sie werden mein Beiſtand ſein, Herr Bebe, und ſich überzeugen, was ich für ein zahmes Rothkehlchen zum Altare führen werde.

23. Vorbereitungen zur Hochzeit.

Die Bemerkungen Kindlers gingen Raimund doch im Kopfe herum.

Er hatte häufig mit angeſehen, wie übellaunig ſeine Louiſe werden konnte.

Es war nicht Verleumdung, was Kindler ſagte.

Widerſpruch vertrug die ſchöne Louiſe nicht; was ſie ſich einbildete, mußte geſchehen. Wer immer vom Theater mit ihr in einen Zank gerieth, dem ſpielte ſie übel mit durch ihren Jähzorn. Das letzte Wort gönnte ſie keinem, welcher mit ihr ſtritt; geſchah aber Alles nach ihrem Sinne, ſo war ſie auch das beſte Weſen von der Welt.

Raimund verſuchte oft, ſie über ihr auffallendes Benehmen zur Rede zu ſtellen; er that dies immer mit aller Freundlichkeit und Güte, aber er kam übel an.

Etwas aufgeſtachelt durch Kindler und Bebe, nahm ſich Raimund vor, der Braut vor Allem das Dominiren abzugewöhnen, weil es der Frau dereinſt zu unterſagen, wohl nicht mehr gut möglich ſei.

Er beſuchte die Geliebte und beſchloß, bei dem erſten beſten Anlaſſe ſogleich mit einer Lektion zu beginnen.

Aber Louiſe war bei dieſem Beſuche gerade ein Engel an Sanftmuth.

Sie kam dem geliebten Ferdinand mit ſolcher Zärtlichkeit entgegen, daß er ihr bei jedem Worte, das ſie ſprach, um den Hals fallen wollte.

Liebe Louiſe, erklärte Raimund, jetzt wird es Ernſt! — Wir wollen ſobald als möglich uns trauen laſſen. Bitte Deinen Vater, daß er mit Dir und mir zum Pfarrer gehe; wir wollen uns in die Kirchenbücher einzeichnen laſſen. Die Heiratsbewilligung der Regierung beſitzen wir bereits. Es hindert uns nun nichts mehr.

Louiſe zeigte ihre Freude.

Sie eilte zu ihrer Mutter, ihr Vater war noch in ſeinem Bureau.

Louiſens Bruder kam nach Hauſe.

Die glückliche Braut ſprang ihm jauchzend entgegen und verkündete ihm ihre nahe Vermälung.

Wenn Ihr Euch zu dem Pfarrer begeben wollt, bemerkte Frau Gleich, ſo müßt Ihr Eure Trauungszeugen, oder Beiſtände mitbringen.

Ich habe bereits meinen Beiſtand! ſagte Louiſe, Direktor Huber wird mein Trauungszeuge ſein!

Und mein Beiſtand heißt Bebe, bemerkte Raimund, Bebe iſt ein Preuße, ein guter Menſch, den ich glücklich mache, wenn er bei meiner Hochzeit Zeuge ſein kann.

Herrlich! betonte Louiſe. Ich habe ſchon von ihm gehört; er ſoll ein recht drolliger Kauz ſein! Nur keine Kopfhänger bei einer Hochzeit.

Jetzt kam Vater Gleich nach Hauſe.

Die Freudenbotſchaft wurde ihm hinterbracht.

Den alten Gleich rührte die Szene bis zu Thränen.

Als er ſich die Augen getrocknet, und Ferdinand und Louiſe geſegnet hatte, dachte er aber an eine zweite Hauptſache, an die Hochzeit ſelbſt.

Vater Gleich war ein berühmter Gourmand. Er lebte und ſtarb für einen guten Tiſch und eine erquickende Flaſche. Seine liebſten Worte waren: „Gehen wir zum Eſſen!“ — Es war alſo natürlich, daß er, nachdem der poetiſche Seite einer Trauung, die kirchliche Feierlichkeit beſprochen, auch der proſaiſchen des Hochzeitsſchmauſes gedachte.

Wo wird geſpeiſt? fragte Vater Gleich.

Das werden wir ſchon ſehen! bemerkte ſeine Gattin.

Nein, widerſprach er, das müſſen wir ſogleich ſehen! Nur nicht im Prater, da iſt es mir zu ordinär; nur nicht im Sperl, da gibt es zu viele Gaffer; nur nicht bei den „drei Hackeln,“ da iſt keine Auswahl; nur nicht in — —

So höre nur einmal auf mit Deinem ewigen „Nur nicht!“ replizirte die Mutter; laſſen wir das Hochzeitsmal dem „Herrn Sohn“ über, der wird ſchon wiſſen, was zu geſchehen hat.

Ich bitte um Entſchuldigung, erwiederte Raimund; ich glaube, wir ſollten dies Herrn Leopold Huber, dem Beiſtande Louiſens überlaſſen, denn dieſer wird uns ſämmtlich einladen, und ſeine Frau wird ihre vortreffliche Köchin produziren.

O das wäre fad! verſetzte Vater Gleich; wenn ich meine humoriſtiſchen Knallraketten bei der Tafel loslaſſe, ſo hört Madame Huber nichts davon. Ich aber ſiehe auf jeden einzelnen Beifallslacher an, beſonders wenn ich ein kleines Publikum vor mir habe.

Das ſind lauter Nebenſachen! bemerkte Raimund.

Ja wol Nebenſachen! wiederholte Louiſe, welche Bekräftigung ſeiner Worte, Raimund unendlich beglückte, da er, was Jederman weiß, auch keinen Widerſpruch vertragen konnte, und mit Freuden bemerkte, daß Kindler, Louiſe bei ihm anſchwärzen gewollt.

In Gottes Namen! entgegnete Gleich. Meinethalben ſpeiſen wir bei Huber, aber nur viel Champagner! Ich habe einmal am Leopoldstag bei dem Direktor geſpeiſt und mit Schaudern bemerkt, daß, als wir zwölf Flaſchen die Hälſe gebrochen, und noch zwölf Flaſchen hätten trinken können, Frau Juſtine plötzlich einen Abſchnitt machte, und mit lauter Stimme rief:

„Geſchwind, den ſchwarzen Kaffee herein! Räuſche brauche ich nicht in meinem Hauſe!“

So behandelt man Dichter! Perinet und ich hätten allein noch ein halbes Dutzend Bouteillen konſumirt!

Ich bitte mir's aus, Papa, ſagte Louiſe, bei meiner Hochzeit muß es ſolid zugehen. Einen „Haarbeutel“ geſtatte ich nicht!

Um den Champagner-Diskours zu beendigen, erzählte Raimund ſeine pikante Szene mit Madame Walla.

Louiſe lachte herzlich, umarmte Raimund in ihrer Freude, daß er ihre Nebenbuhlerin ſo gut zurechtgewieſen; dann wendete ſie ſich an ihre Mutter, und ſprach leiſe mit ihr.

Was haſt Du für Geheimniſſe? fragte Raimund. Darf ich nicht wiſſen, was Du Deiner Mutter in's Ohr zu wiſpeln haſt?

Was wird es ſein? bemerkte Gleich. Louiſe wird mit ihrer Mutter vom Brautkleide ſprechen; bis ſie darüber einig geworden, ſchreibe ich ein Stück in drei Akten, das Honorar dafür verwende ich dann für das Brautkleid. Ich habe gerade einen prächtigen Stoff, alſo Stoff für Stoff.

Das Brautkleid iſt meine Sache! warf Raimund ein. Louiſe, ich lade Dich ein, mit mir nach der Stadt zu fahren, und das Geſchmackvollſte und Schönſte, welches Hofzinſer in ſeiner Niederlage hat, wirſt Du wählen. —

Bei Hofzinſer? fragte Louiſe. — Madame Schoberlechner in ihrer Putzhandlung zur „ſchönen Wienerin“ wäre mir lieber; da herrſcht die größte Auswahl.

Nichts da! bei meinem Freunde Hofzinſer. —

Nichts da! bei meiner Freundin Frau Schoberlechner. —

Aber ſo ſtreitet doch nicht! beſchwichtigte Frau Gleich. Für ſein Geld hat man überall Freunde.

Ferdinand verſteht dies nicht, verſetzte Louiſe. Ein Mann hat über weiblichen Putz kein Urtheil. Sieh lieber auf Dich! Du biſt ja in der Wahl Deiner eigenen Kleider unglücklich, und trägſt Deine Fraks und Gilets nach einem Schnitte, als wenn ſie vor hundert Jahren in St. Pölten gemacht worden wären?

Wie? fuhr Raimund auf: ich wäre Dir nicht modern genug?

Nein, Du ziehſt Dich entſetzlich an! Im „luſtigen Fritz“ ſollſt Du als ein wahrer Dandy erſcheinen, und trägſt einen Frak, der, aus Blech zuſammengelöthet, auch nicht plumper ſein könnte! Da ſieh meinen Bruder an, der verſteht es, ſich zu kleiden. Lind iſt ſein Schneider, indeß Deiner, ich glaube, Spinatinger heißt er, nur für Zimmer- und Maurergeſellen arbeitet.

Das iſt ja impertinent, was Du da zuſammen plauderſt!

Es iſt bekannt, daß Du keinen Geſchmack haſt. —

So? Und ich nehme doch Dich zum Weibe! Nun, weil Du über meine Kleider gar ſo losziehſt, ſo laſſe ich mich im Schlafrock trauen.

Meinethalben laſſe Dich gar nicht trauen!

Aber Louiſe! bat die Mutter. Iſt es der Mühe werth, über ſolche Dinge in Streit zu gerathen!

Er ſoll mir nicht widerſprechen!

Dir werde ich ſchon noch die Unverträglichkeit vertreiben; Du denkſt wohl gar, Du habeſt Kindler vor Dir, der Dir, verzogenes Ding! in Einem fort nachgeben mußte. O, Kindler hat mich durch Bebe vor Dir warnen laſſen, und ich habe es Bebe verſprochen, daß ich Gaßner der Zweite ſein werde.

Verſtehe ich recht? — Der luſtige Patron Kindler, dem ich die Thüre wies, hat Dich durch Bebe warnen laſſen? Und Bebe, der preußiſche Windbeutel, war der Zwiſchenträger?

Ja, ja, Bebe hat mir jedes Wort wiedergeſagt, was Kindler geſprochen; Bebe hat mir mitgetheilt, was Du für einen unverträglichen Charakter beſitzeſt, daß Du die ganze Welt durch Deine Ungezogenheiten, durch Deinen Widerſpruchsgeiſt malträtirſt — daß Du —

Schweige! befehle ich Dir. Jetzt wird's mir ſchon zu viel! — Alſo Bebe hat Dir das rapportirt? Und Bebe ſoll Dein „Beiſtand" bei unſerer Trauung ſein! — Nun, warte, preußiſcher Unruhſtifter, Dir werde ich's gedenken! Mein Vater muß ſogleich ein Stück ſchreiben und dieſen frechen Preußen lächerlich machen. Du darfſt dieſen Bebe nicht als „Beiſtand" nehmen, ſonſt laufe ich Dir bei dem Traualtar davon und dann kannſt Du unſere alte Hausmeiſterin heiraten, eine junge Perſon nimmt Dich ohnehin nicht, Du Hausſchild von den „ſieben Körben" in der Seilergaſſe!

Gut! ſagte Raimund, ich nehme Deinen Korb auch noch dazu; mich ſiehſt Du nie mehr! Laſſe Dich mit einem Narren kopuliren, der Deine Rohheiten geduldig hinnimmt. Adieu Mamſell!

Raimund wollte zur Thüre hinaus eilen.

Die Mutter und der Bruder Louiſens hielten ihn zurück.

Vater Gleich kam aus ſeinem Studierzimmer.

Aber Louiſe, ſagte er verweiſend, was treibſt Du wieder! Willſt Du mir eine unauslöſchbare Schande machen? — Ich, der ich als Theaterdichter, ſeit mehr denn dreißig Jahren, in meinen Stücken, gewiß Tauſend Liebende verbunden habe, ſoll nun in meinen alten Tagen, meine einzige Tochter nicht unter die Haube bringen?

Was gehen mich Ihre Komödien-Heiraten an! fuhr Louiſe heftig gegen ihren Vater auf.

Du, gegen mich vergiß Dich nicht! Ich bin bekannt als „polternder Alter," ich ſpiele aber auch öfters den „maſſiven Haustirannen!" Augenblicklich bitte Deinen Bräutigam um Verzeihung!

Eher ſterbe ich! Eher, Vater, thue ich mir ein Leid an, als ich um Verzeihung bitte! Was hat Raimund für ein Recht, mir in Sachen, die in mein Fach ſchlagen, welche meine Toilette betreffen, entgegen zu treten? Er ſoll mich um Verzeihung bitten, dann will ich ſeine Grobheiten verzeihen.

Madame Gleich, flehte Raimund, laſſen Sie mich fort! — Ich beſchwöre Sie!

Vater Gleich war außer ſich.

Louiſe! rief er mit drohender Stimme, bitte ihn um Verzeihung, oder ich vergeſſe mich!

Reize den Vater nicht all zu ſehr, ſagte Louiſens Bruder; neulich haſt Du ihn ſo weit gebracht, daß ihn bald der Schlag gerührt hätte.

Abbitten werde ich nie! erwiederte Louiſe, aber erklären will ich, unter der Bedingung erklären, daß Raimund den Hetzer Bebe nicht zum Beiſtand nehme, —

Was, was wollen Sie erklären, Mamſell? fragte Raimund.

Daß es mir leid thut, daß ich Sie erzürnt habe.

Raimund beſann ſich.

Nehmen Sie damit vorlieb, Herr Schwiegerſohn, ſagte die Mutter. Der Mann muß dem Weibe entgegen kommen, der Bräutigam muß der Braut Alles nachſehen!

In Gottes Namen! verſetzte Raimund, man ſoll nicht ſagen, daß ich, gleich Louiſen, unverträglich ſei.

Und Bebe wird nicht Dein Beiſtand?

Nein.

Jetzt kommſt Du hieher und küſſeſt mir die Hand. —

Da weiß ich mir Etwas Beſſeres! ſagte Raimund, flog auf Louiſe zu und küßte ſie herzlich.

Ich bitte Dich, mich nicht mehr auf ſolche Weiſe zu behandeln! bat er. Ich verdiene es nicht!

Er küßte ſie wieder.

Gott ſei Dank! rief der Vater. Das war ja etwas Schreckliches für mich! — Louiſe, ich danke Dir, daß ich Dich nicht habe durchprügeln dürfen, mir hätte es weher gethan als Dir! Aber, Kinder, „jetzt gehen wir zum Eſſen!“

Ich bleibe bei Tiſche! rief Raimund.

Allons, umſchießen in der Küche! kommandirte Gleich, Mutter und Tochter! Zwei Enten ſind zu wenig! Geſchwind noch eine abſtechen!

Man ſetzte ſich zu Tiſche.

Als Raimund ſich neben Louiſe und ihrem Bruder hinpflanzte, fragte er den Letzteren:

Wo wohnt denn der Schneider Lind? Ich muß mir doch von dieſem, mein Bräutigams-Kleid machen laſſen, weil Louiſe behauptet: Ich trüge Fracks, als wenn ſie der Spengler aus Blech gemacht hätte!

Vergib! verſetzte Louiſe. Es war nicht ſo böſe gemeint!

Raimund war jetzt ganz verſöhnt.

Aktſchluß! rief Vater Gleich auf folgende Weiſe: „Braut und Bräutigam umarmen ſich. Vater und Mutter geben ihren Segen. Der Sohn, Bruder und reſpektive Schwager, wie die jämmerlich geſchriebenen Partezettel in Wien, zum Geſpötte aller Ausländer ſich ausdrücken, der Bruder ſchenkt die Gläſer voll, und da das Ehepaar jährlich gemeinſchaftlich auf 10,000 fl. zu ſtehen kommt, ſo kann dieſe Ehe als ein Kaſſaſtück betrachtet werden. Die Kourtine ſenkt ſich langſam! Hervorrufen! Raimund und Braut heraus! Gleich, als Verfaſſer der „Braut," heraus! Trompeten und Paucken und Kränze für die Neuvermälten!"

24. Raimunds Projekt.

Raimund und ſeine Braut lebten nun im herzlichſten Einverſtändniſſe durch volle drei Wochen.

Louiſe Gleich, neuengagirtes Mitglied der Leopoldſtädter-Bühne, ſpielte faſt in jedem Stücke mit Raimund.

Sehr bald wurde ſie ein Liebling des Publikums, vielleicht noch mehr, als ſie es im Joſefſtädter-Theater war.

Louiſe Gleich war ein ſehr ſchönes Mädchen, ſpielte alle ihre Rollen mit jugendlicher Friſche und Humor, kleidete ſich allerliebſt und ſang ihre heiteren Lieder ſo ſchön, ſo herzgewinnend, daß ſie Beifall und Hervorruf immer auszeichneten.

Madame Walla blieb nur noch einige Wochen im Engagement neben Louiſe. Sie hielt es an der Seite ihrer glücklichen Nebenbuhlerin nicht lange aus. Peſth war die Stadt, welche ſie abermals anzog. Dadurch kam Louiſe bald in den alleinigen Beſitz aller munteren Partien des lokalen Luſtſpiels und der Geſangspoſſen.

Das Publikum nahm herzlich Theil an der nahen ehelichen Verbindung zweier Lieblinge.

Raimund, erfreut über die günſtigen Erfolge, welche ſeine Braut errang, glücklich durch ſeine Stellung, welche täglich glänzender wurde, hatte deſſenungeachtet einen großen Kummer im Herzen.

Er hörte von vielen Seiten die betrübendſten Nachrichten über den Vermögenszuſtand ſeines Direktors und warmen Freundes Leopold Huber.

Er glaubte anfänglich nicht daran, als er aber faſt zu allen Stunden ſo viele, in dem übelſten Rufe ſtehende Leute, welche ihm, aus den Leopoldſtädter Kaffeehäuſern längſt ſchon als Wucherer und Blutſauger, als Wechſelmäkler und Beutelſchneider, zur Warnung, gezeigt wurden, bei Huber aus- und eingehen ſah, da faßte er ein Herz, und mit ſeiner bekannten Geradheit und Offenherzigkeit redete er Huber an:

Sagen Sie mir doch aufrichtig, wie kommen dieſe ſchlechten Leute in Ihr Haus, Leute, welche kein Menſch, der in Achtung ſteht, um ſich duldet.

Mit ſchwerem Herzen dulde ich ſie nur, antwortete Huber. Aber in großen momentanen Geldverlegenheiten, die mich dergeſtalt in die Klemme bringen, daß ich an manchem Gagentage meine Geſellſchaft nicht bezahlen könnte, wenn Mäkler mir nicht Geld verſchafften, ließ ich mich aus falſcher Scham mit dieſen Teufeln ein, und nun vermag ich ihren Krallen nicht mehr zu entrinnen, ſo ungeheuere Anſtrengungen ich auch vornehme!

Aber wie war es denn möglich, daß Sie in eine Geldverlegenheit gerathen konnten? Sie haben doch täglich ungeheuere Einnahmen gemacht? Ich hielt Sie bisher für einen Mann, der Hunderttauſende gewonnen.

Es könnte wol ſo ſein, allein mein Unglück ſchreibt ſich nicht vom Theater her! Als Kaufmann ſpekulirte ich ſchlecht; ich maskirte meine großen Verluſte vor der merkantiliſchen Welt und pachtete das Leopoldſtädter Theater um mir zu helfen. — Solide Geſchäftsleute, namentlich die Beſitzer von Eiſenhammern, die reichen Senſenſchmiede, mit welchen ich als Eiſenhändler im Verkehr ſtand, entdeckten ſehr bald, daß ich auf morſchem Boden ſtehe. Sie kündigten mir ihre Kapitalien; ſie prolongirten mir keinen Wechſel mehr und ſo mußte ich die reichſten Einnahmen des Theaters hingeben, um fort und fort, die Schulden, die ich als Kaufmann gemacht hatte, zu bezahlen, bis ich ſo weit kam, daß mir in der Theaterkaſſe das Nöthigſte fehlte.

Soll denn da durchaus nicht zu helfen ſein? fragte Raimund. Wenn wir noch mehr neue Stücke geben würden, wenn wir, Ignaz Schuſter, ich und die Dichter und die ganze Geſellſchaft und das Pantomimen-Perſonal, uns noch mehr anſtrengten? Ich mache mich anheiſchig manchen Tag zwei Mal zu ſpielen, jeden Sonntag, Montag und Donnerstag um 4 Uhr Nachmittags und um 7 Uhr Abends. Ich will alle erſten Mitglieder, ohne daß ſie Gagenzulagen begehren ſollen, hiezu bewegen, nur, um Ihnen zu helfen und die Wuchererbrut aus dem Hauſe zu bringen, denn für Diebe und Schufte, damit dieſe von unſerm ſauer Erworbenem ſchwelgen können, zu arbeiten, fühle ich wahrlich keinen Beruf in mir! Geben Sie doch auf meinen Vorſchlag ein, Herr Huber, es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn ein beliebtes Theater, durch ſeine gewiß talentvollen Mitglieder, nicht aus den Händen ſolcher Vampire zu reißen wäre.

Ich bin zu tief ins Unglück gerathen. Ich müßte Jemand finden, der mir wenigſtens 100,000 fl. baar vorſtreckte und nur 5 Procent berechnete, dann wäre ich geborgen. Aber wo findet ſich der Menſchenfreund, der einem Theaterpachter 100,000 fl. vorſtreckt?

Muß es denn Einer ſein? Zehn, Zwanzig mit kleineren Beträgen vermögen dasſelbe! Ich werde bei einigen reichen Leuten, Banquiers, Rentiers, Hausbeſitzer u. ſ. w. anklopfen.

Ach Raimund, wenn ich Ihnen meine Rettung verdanken könnte!

Verlieren Sie den Muth nicht! Ich verſuche mein Glück. Nur verderben Sie mir nichts. Vor Allem laſſen Sie die Schandbrut der Wechſelmäkler nicht in Ihr Haus! Dieſe Schufte beſtehlen Sie. — Im „grünen Jäger“ wohnt ein Grieche. Er kaufte, das iſt, wie ich höre, der Ausdruck der Menſchenſchinder, bei ihren Geſchäften, um den Schandwucher zu bemänteln, einen von Ihnen acceptirten Wechſel auf 3 Monate pr. 1000 fl. für 900 fl. Er gab dieſe 900 fl. dem Mäkler baar. Dieſer aber überbrachte Ihnen nur 600 fl. — Drei Hundert Gulden hat der Schurke Ihnen geſtohlen! Wollen Sie ihn nicht ins Zuchthaus bringen, dieſen verruchten Taſchendieb? Ich ſchaffe Ihnen Beweiſe für meine Angaben.

Um Gottes willen kein Aufſehen! Wird eine ſolche

Geſchichte ruchbar, ſo wird mein Kredit gänzlich untergraben.

Ich fürchte, Herr Huber, daß Ihnen bei ſolchen Anſichten ſchwer zu helfen ſein wird. Ich will es aber dennoch verſuchen.

Leider waren Raimunds Anſtrengungen fruchtlos. Wir werden auf dieſen Vorgang ſpäter zurückkommen.

Daß die Unterredung Raimunds mit Huber buchſtäblich wahr iſt, werden viele Bürger der Leopoldſtadt heute noch beſtätigen können. Einer der Wackern, welcher auf Raimunds Aufforderung für Huber 15000 fl., aber nur unter der Bedingung zeichnen wollte, wenn Raimund die Direktion dieſer Bühne übernehmen würde, lebt noch; — allein Huber wollte die Leitung des Theaters nicht aus der Hand geben. Er ſah lieber ſein ſchönes Inſtitut zuſammenbrechen.

Raimund war von dieſem Augenblick ein Anderer. Er wies alle Gunſtbezeugungen Hubers, die mit Geldauslagen verbunden waren, zurück.

Den Antrag des Direktors, Raimunds Hochzeit beſtreiten zu wollen, nahm Raimund nicht an.

Er eilte zu ſeiner Braut und ſagte ihr:

Louiſe, ich werde es als einen Beweis Deiner Liebe anſehen, wenn wir unſere Vermälungsfeier und das Hochzeitmal ganz geräuſchlos begehen. —

Mit Vergnügen erwiederte ſie. Aber was wird der Direktor, der ſich auf unſere Hochzeit ſo ſehr freut und ſo viele Leute hiezu einladen will, hiezu ſagen?

Der Direktor wird darüber ſehr glücklich ſein. Er wird Geld erſparen.

Geld erſparen? denkt denn Herr Huber daran, Geld erſparen zu wollen?

Jetzt denkt er ſchon daran.

Was könnte ihm denn unſere Hochzeit koſten?

Zehn Tauſend Gulden!

Du ſcherzeſt!

Ich werde es Dir beweiſen, daß ich nicht ſcherze.

Mit 300 fl. beſtreitet Herr Huber Alles. Die Tafel, den Champagner, ja ſogar den Ball, den er beabſichtigt.

Aber er beſitzt keine 300 fl.

Er beſitzt ſie nicht?

Nein, und wenn er ſie beſitzt, ſo warten zwanzig Perſonen darauf, welchen er ſchuldig iſt. Er muß alſo 300 fl. aufnehmen. Dieſe koſten ihm bei ſeinem geſunkenen Kredit für 3 Monate 200 fl. — Er hat alſo am Verfallstage 500 fl. zu bezahlen. Dieſe 500 fl. beſitzt er in drei Monaten noch weniger, als er heute 300 fl. beſitzt. Er nimmt alſo 500 fl. auf. Dafür verſchreibt er 800 fl. Wieder in drei Monaten verſchreibt er, um 800 fl. zu erhalten: 1300 fl. Seine Verhältniſſe werden immer ängſtlicher, ſein Kredit ſinkt immer mehr. In anderthalb Jahren iſt er dem Wucherer ſtatt 300 fl. 3000 fl. ſchuldig, und in zwei Jahren ganz gewiß 10,000 fl. — Käme da unſere Hochzeit nicht zu hoch?

Du entwirfſt ein ſchreckliches Bild!

Das Bild iſt wahr, darin liegt keine Uebertreibung. Wir aber wollen an unſerem Hochzeitstage froh ſein. Wir wollen uns durch keine Art trüber Gedanken quälen laſſen, uns keine Vorwürfe machen, daß wir beigetragen zu Hubers Ruin. Wir feiern unſere Hochzeit ganz ſtille bei Deinen Eltern. Eine Torte, worauf Du und ich in Traganth figuriren mit den Worten: „Hoch Louiſe und Ferdinand!“ wird auf dem Tiſche ſtehen; Dein Vater bekommt zwei Flaſchen Champagner, damit hat er genug und Du bekommſt Dein Lieblingsgericht: Ananas- und

rdbeer-Gefornes, daraus wirſt Du erſehen,
ß Du nicht gefroren biſt.
Bekommen wir gebackene Hühner?
Das glaube ich! „Händerln“ ſo groß wie die Kana-
en-Vögel, heurige „Backhänderln“ zwei Schüſſeln
ll! — Das Alles zuſammen wird 60 fl. koſten;
habe es ſchon ausgetipfelt!
Wie groß wird unſere Geſellſchaft ſein?
Nicht groß! Du und ich, Vater, Mutter, Bruder,
d fünf; zwei Stück Beiſtände macht ſieben; der
err Pfarrer, welcher uns kopulirt, macht acht;
u ladeſt Dir noch Jemand ein, verſteht ſich mit
usnahme des Kindlers, und ich lade mir noch
emand ein —
Verſteht ſich mit Ausnahme der Madame Walla.
Nun die könnte ich brauchen! erwiederte Rai-
und und lachte. — Sprich nun Louiſe, biſt Du
it dieſem Hochzeitmal zufrieden?
Zufrieden und glücklich! Nur keine Uebertreibungen,
liebe ſie nicht. —
Wird Dein Vater auch zufrieden ſein? Ich fürchte
wird es nicht ſein. Er hätte gerne viel Aufſehen,
ele Gäſte, Muſik, Trompeten und Pauken, eine
ochzeit à la Peter Plum —
Und vor Allem mehr Champagner!
Im Ganzen werden wir vier Bouteillen auf die Tafel
zen. Davon kann Dein Vater noch aus einer Flaſche
nige Gaſtrollen trinken. Er wird dennoch
nen „Duſel“ bekommen!

[illegible]. In der Kirche zu St. Johann.

Der Tag der Trauung war gekommen.
Es war ein wunderſchöner Frühlingsmorgen.

Um ſieben Uhr führte **Raimund** ſeine geliebte **Louiſe** in den Augarten und hier frühſtückten ſie unter den blühenden Bäumen.

Um ſechs Uhr Abends, hieß es, werde das Brautpaar vor den Altar treten.

Der ehrwürdige Pfarrer **Gorbach** in der Jägerzeile ſtudirte bereits eine zierliche Rede.

Die Bewohner der Leopoldſtadt und der Jägerzeile betrachteten die Kopulation **Raimunds** mit **Louiſe Gleich** als ein Ereigniß.

Schon um zwei Uhr Nachmittags ſaßen ſechs Dutzend alter Klatſchſchweſtern in der Kirche bei St. Johann von Nepomuk und ließen das gute Brautpaar durch ihre ſpitzigen Zungen Gaſſenlaufen.

Frau von **Nadelgruber** ſagte zu Frau von **Hohenſpreitzen**, ich bin nur neugierig, was ſie „**anhaben**" wird. Himmelblau war immer ihre Paſſion!

Ei geben ſ' weg! Ihre Paſſion war das **Blaue** nie, ſondern des romantiſchen **Kindlers** Lieblingsfarbe! Haha!

Ob der auch heute in die Kirche kommen wird? fragte Frau von **Trittellechner**.

Das verſteht ſich!

Ob der **Kindler** und die **Gleich** einander **anſchauen** werden? warf Frau **Straukenmüllner** hin.

Keine Idee! ſagte die **Nadelgruber**. Er wird grad ausſchauen und ſie auf die Seiten; dann begegnen ſie ſich nicht mit ihren Blicken.

Aber dem **Raimund** darf er nicht viel „unter den Füßen herumgehen!" bemerkte Frau von **Warzenlechner**. **Raimund** haut gleich zu! — Denken Sie noch an die **Grünthal** und wie er für di Ohrfeigen, die er ihr applicirt hatte, drei Monat im Polizeihaus „dünſten" mußte!

Warum nicht gar drei Jahr! verſetzte Frau von Hohenſpreizen. Drei Tag iſt er geſeſſen, aber in Eiſen! — Ich weiß es von meinem Mann ſeinem „Balbierer,“ der „balbirt“ das ganze Polizeihaus.

Ob die Grünthal ebenfalls bei der Kopulation ſein wird? fragte Frau Senfteiggeberin.

Warten's! erwiederte Frau von Nadelgruber, ich frage den Klingelbeutelmann. Sie, Herr Stangelhaltinger, rief ſie, wiſſen's nicht, wer in's „Offertorium“ kommt?

Angeſagt, erwiederte er, iſt die alte Frau von Huber, ihre zwei alten Mahmen, die alte Gottlieb, die alte Baumann, die alte Schack, die alte Sartorin, die zwei alten Switil, die alte Ipſel und dem alten Ziegelhauſer ſeine zwei alten Schweſtern. —

Warum denn lauter Alte,. Herr Stangelhaltinger?

Ja, beſte Frau von Kauttreterin, die Braut hat ausdrücklich gebeten, Oben und Unten: Alles Alt!

Weiß man nicht, wo die Hochzeit iſt?

Beim Sperl! 300 Schauſpieler und Schauſpielerinnen von allen Theatern, das ganze Kinderballet ſammt dem Balletmeiſter Horſchelt, und die fünf Orcheſter der ſämmtlichen Schauſpielhäuſer in Wien, die engliſchen Reiter aus dem Prater und der Gimnaſtiker Jean Porte aus dem neuen Lerchenfelde mit allen Seiltänzern und Luftſpringern ſind eingeladen.

Wer zahlt denn das Hochzeitmal, fragte Frau Zimpelgramlingerin, das muß ja ein „Enz-Geld“ koſten?

Alles der Huber!

Und wo ſteigen der Bräutigam und die Braut und die Hochzeitsgäſte nach der Kopulation ein?

Alles Hint'! verſetzte Stangelhaltinger.

Da geb'n wir Alle „hinteri," ſagte Frau von Scheckelſchwingerin.

Wir laſſen die reſpektable Geſellſchaft von ſechs Dutzend, den Ruf ehrlicher Leute bis auf die letzte Faſer zerſetzenden ſpitzigen Zungen, mit welchen damals die Leopoldſtadt und die Jägerzeile geſegnet war, ſchwätzen, und wenden uns zu Ferdinand und Louiſe.

* * *

Als Raimund ſeine Braut aus dem Augarten zu ihren Eltern nach Hauſe geführt hatte, ſagte er zu Louiſe:

Es wäre wol am beſten, wenn Du, um jedes Aufſehen zu vermeiden, mit Deinen Eltern und Deinem Beiſtande in einem vierſitzigen, verſchloſſenen Fiaker fahren, und rückwärts an der Kirche, halten, und bei dem Pfarrhofe abſteigen möchteſt. Ich käme dann mit meinem Beiſtande zu Fuße nach. — Punkt ſechs Uhr träfen wir uns in der Sakriſtei.

Das wäre doch gar zu einfach! erwiederte Louiſe. Nein, nein, Du mußt mich abholen, wie ſich dies gehört! Wir fahren in zwei Wagen vor. Wir fahren durch die Weintraubenſtraße, und ſteigen dicht am Portale der Kirche ab. Ein größeres Inkognito zu beobachten, wäre unrecht; die neugierigen und klatſchſüchtigen Leute könnten glauben, wir ſchämten uns, einander zu heiraten. —

Das ſehe ich nicht ein.

Dein Beiſtand iſt alſo Hofzinſer?

Und der meine Direktor Huber. — Hätte ich Huber nicht gewählt, ſo wäre er auf das tiefſte gekränkt worden. Daß er die Hochzeitskoſten nicht tragen darf, hat ihm wehe gethan! Dafür überſendete mir ſeine Frau als Brautgeſchenk dieſes koſtbare Kollier.

Sie zeigte dasſelbe ihrem Bräutigam.

Sapperment! rief dieſer, das iſt hübſch!

Ich wollte es nicht annehmen! Es fiel mir ein, was Du mir mittheilteſt! Dieſes Halsgeſchmeide koſtet wahrſcheinlich auch ein Opfer.

Nein! nein! verſetzte Raimund, dieſes Geſchenk kommt von ihr. Sie beſitzt eigenes Vermögen, das dereinſt ihrem Sohne zufällt. Sollte Huber zu Grunde gehen, ſo ſchmälert dies den Beſitz der Frau Huber nicht, denn ſie hat ſich, dem Himmel ſei Dank, auf keinem ſeiner Wechſel und Schuldbriefe unterſchrieben.

Und nun gib an, ſagte Louiſe, wie wir im Speiſeſaal an der Tafel ſitzen ſollen? Der Vater hat bereits einen großen Tiſch und zehn Stühle aufſtellen laſſen.

Oben an, erwiederte Raimund, ſitzt der Herr Pfarrer Gorbach, den ich geſtern eingeladen habe. Neben dem Herrn Pfarrer links Deine Mutter. Dann an der breiten Seite der Tafel ſitzen Du und ich in der Mitte; an Deiner Seite rechts Huber. Neben mir ſitzt mein Beiſtand Hofzinſer, dann ſitzet uns gegenüber Fräulein Amalie Winter, Deine Freundin, neben ihr Dein Vater, neben Deinem Vater Dein Bruder und neben dieſem Bebe!

Wer ſitzet neben meinem Bruder?

Bebe! Ich habe Dir ja geſagt, daß, ſo wie Du Dir, Jemand einladeſt, ich mir auch Jemand einlade; ich habe mir Bebe eingeladen.

Ich habe Dir aber ausdrücklich geſagt, daß ich Bebe, der ſo feindlich gegen mich auftrat, nicht will, daß ich ihn haſſe. —

Daß Du ihn als Trauungszeugen nicht willſt, haſt Du Dir bedungen, das iſt wahr; mein Beiſtand wird er auch nicht, aber bei meiner Hochzeit muß er ſein. Er war mein Leidensgefährte, er ſoll auch mein

Freudensgefährte ſein! — Es würde ihn außerordentlich ſchmerzen, wenn ich ihn ausſchlöße. —

Wenn dieſer elende Menſch, der die Verleumdungen, welche Kindler gegen mich ausſprach, Dir hinterbrachte, und an unſerm letzten Zwiſte ſchuld war; wenn dieſer elende Menſch an unſerer Hochzeitstafel Platz nimmt, ſo ſtehe ich auf und laſſe mich nicht früher wieder ſehen, bis der boshafte Zwiſchenträger entfernt iſt.

Beſchämen darfſt Du mich nicht, Louiſe; ich habe Bebe eingeladen; ich kann meine Einladung nicht zurück nehmen. —

Du mußt ſie zurücknehmen! herrſchte Louiſe Raimund zu.

Mache Dich und mich nicht lächerlich!

Mache Dich nicht verächtlich.

Louiſe! ſprach Raimund drohend, wäge Deine Worte.

Erwäge Du Deine Handlungen! Ich dulde den Burſchen nicht in meiner Nähe! Er hat mich beſchimpft! Ich könnte ihn vergiften, den Erbärmlichen! Sage ihm dies wieder und frage ihn dann, ob er noch an meinem Hochzeitsmale Theil nehmen will.

Louiſe ſprach in ihrer Aufregung ſo laut, daß ihre Mutter und ihr Bruder aus den Nebenzimmern heraustraten.

Was habt Ihr denn ſchon wieder? fragte die Mutter.

Der Teufel iſt neuerdings in ſie gefahren! antwortete Raimund. Sie iſt ſchon wieder dieſelbe Furie wie neulich!

Du biſt ein erbärmlicher Menſch! ſchrie Louiſe. Nicht ein Mal den einzigen Tag, der ſelbſt in der ſchlimmſten Ehe unvergeßlich bleibt, ſoll zu meiner Freude gefeiert werden, vergällen will er mir ihn! Den ſchlechten Menſchen Bebe, meinen ärgſten Feind, hat er für heute Abend eingeladen und ich will ihn nicht!

Ich kann mich nicht kompromittiren! verſetzte Raimund. Bebe iſt ein reiſender Schriftſteller. Er ſchreibt in auswärtige Journale über Wien; er ſchreibt vielleicht ein Buch über Wien; es fiele ihm wahrſcheinlich ein, mich als einen Pantoffelhelden zu ſchildern. —

Deinem guten Freunde?

Eine Zurückſetzung, wie Du ihm zudenkſt, wird ihn zu unſerem Feinde machen.

Mein Feind iſt er ohnehin.

Das iſt nicht wahr! warf Louiſens Bruder ein. Ich lernte ihn dieſer Tage im Theater kennen; er war hingeriſſen von Deinem Spiele und Geſange, er applaudirte Dir unaufhörlich; er nannte Dich himmliſch! göttlich! Im Parterre ſprach er wahrhaft enthuſiaſtiſch von Dir. Er wußte nicht, daß ich Dein Bruder ſei und dennoch lobte er Dich! Als ich in das Gaſthaus „zum rothem Igel“ kam, fand ich ihn wieder. Er erheiterte eine ganze Geſellſchaft durch ſeine luſtigen Erzälungen; er iſt ein trefflicher Geſellſchafter.

Und wenn er alle Vorzüge der Welt beſitzt, und wenn er vor Bewunderung für mich ſtirbt — ich will ihn nicht!

Und Du wirſt ihn wollen müſſen! ſprach Raimund mit Nachdruck. Er kommt! Er kommt gewiß! Ich führe ihn hierher. Ich will doch ſehen, ob Du Jemand unartig behandeln wirſt, den ich hierher bringe!

Raimund! kreiſchte Louiſe, Raimund reize mich nicht! — Ich ſchwöre Dir, daß ich Dir einen Streich ſpiele, den Du nie vergeſſen wirſt! Ich kompromittire Dich ſammt Deinem preußiſchen Ehrabſchneider!

Du kompromittirſt mich. Mich? — —

Raimund wollte Louiſe bei der Hand faſſen.

Sie erwiſchte in ihrer Wuth ſeinen Finger und biß ihn ſo arg, daß Raimund laut aufſchrie.

Louiſe erſchrack.

Raimund betrachtete ſeinen Finger.

Der Finger blutete heftig.

Raimund ſprach kein Wort.

Er ſah Louiſe ſtarr und mit Entſetzen an.

Dann verneigte er ſich gegen die Mutter und den Bruder Louiſens und ging ſchweigend fort.

Louiſe, ihre Mutter und ihr Bruder waren ſo erſchrocken, daß keines Miene machte, Raimund zurück zu halten.

Nach einer Pauſe ſprach die Mutter:

Ich bin nur froh, daß Dein Vater nicht zu Hauſe iſt. Dein abſcheuliches Betragen hätte er Dir nicht hingehen laſſen.

Er würde mir auch den Kopf nicht abgeriſſen haben! verſetzte Louiſe trotzig.

Ich will Raimund aufſuchen, verſetzte Louiſens Bruder. Ich will ihn bitten, daß er Dir verzeihe, ich will ihn wieder hieher bringen; ich will ihm ſagen, daß Du nicht dagegen ſeieſt, wenn er ſeinen Freund Bebe bringe!

Nicht von der Stelle rühre Dich! befahl ſie ihrem Bruder. Raimund ſoll es ſich nur tief einprägen, daß ich mich von Niemand beleidigen laſſe, ohne es ihm zu gedenken.

Raimund war ganz leichenblaß als er forteilte, bemerkte die Mutter. Es wäre mir lieber geweſen, er hätte Dir Deine „Biſſigkeiten" vorgehalten, und Ihr hättet euch dann wieder verſöhnt.

Er wird ſchon wieder gut werden, bis wir zum Altar treten. Bis ſechs Uhr Nachmittags ſchmerzt ihn weder ſein Finger, noch ſchmerzen ihn meine Worte mehr.

Bebe wird er mitbringen, behauptete die Mutter.
Darin wird ſeine Rache beſtehen, und iſt Dein Vater
inmal bei Tiſche, wirſt Du Bebe dulden müſſen.
Dann mache ich mich krank, und der Hochzeitsſchmaus
vird ohne Braut ſtattfinden.

* * *

Die Trauungsſtunde rückte heran.
Louiſe befand ſich ſchon um 5 Uhr vollkommen
räutlich angekleidet.
Ein weißes Atlaskleid, an welchem Madame Scho-
erlechner ihre brillante Fantaſie verſchwendet hatte,
it Spitzen und Volants reich verziert, ſchmückte die
raut; ein Mirthenkranz bedeckte ihre Stirne; ein
allender Schleier hüllte ſie ein. Ein zierliches Bou-
uet aus weißen Roſen prangte an ihrer Bruſt. Sie
h reizend aus.
Frau Juſtine Huber kam mit ihrem Gatten; die
erwandten der Familie Gleich fanden ſich ein. Die
egiſſeure und mehrere Schauſpieler des Leopoldſtäd-
r Theaters brachten ihre Gratulationen dar.
Die Stunde von fünf bis ſechs Uhr flog hin, als
äre ſie eine Minute.
Es ſchlug ſechs Uhr auf der Kirchenuhr
St. Johann.
Wir wollen uns auf den Weg machen, und Braut
d Bräutigam an der Thüre der Sakriſtei erwarten,
gte Schikaneder.
Noch einen Augenblick! bemerkte der Regiſſeur
woboda. Den Bräutigam müſſen wir noch be-
üßen!
Wie kann Raimund ſo lange auf ſich warten laſ-
! warf Vater Gleich ärgerlich hin.
Der Schneider Lind wird mit dem neuen Fracke
ht pünktlich geweſen ſein! erwähnte der junge Gleich.

Es ſchlug ein Viertel auf ſieben Uhr.

Der Bräutigam kam noch immer nicht.

Die Schauſpieler erhoben ſich.

Wir müſſen in der Kirche Plätze zu gewinnen ſuchen! ſagte Fermier. Einen ſolchen Zudrang habe ich noch nie geſehen. Aus den entfernteſten Vorſtädten ſtrömten Menſchen herbei.

Die ganze Joſefſtadt iſt heute in der Leopoldſtadt, meldete der Schauſpieler Landner.

Es ſchlug halb ſieben Uhr.

Es ließ ſich kein Bräutigam ſehen.

Der Herr Pfarrer Gorbach ſchickte ſeinen Meßner.

Seiner Hochwürden laſſen anfragen, ſagte der Meßner, ob die Braut etwa plötzlich erkrankt ſei? Der Herr Pfarrer vermögen ſich das ſpäte Eintreffen der Brautleute nicht zu erklären.

Wir kommen augenblicklich! war Vaters Gleich Beſcheid.

Um Gottes willen, ſagte Frau Gleich leiſe zu ihrer Tochter. Mich befällt eine furchtbare Angſt! Raimund kommt nicht!

Dafür iſt mir nicht bange! erwiederte Louiſe. Er wird mittlerweile ſchon in der Sakriſtei ſein! Er ſagte es ja ausdrücklich, daß er mich dort mit ſeinem Beiſtande erwarten wolle.

Frau Gleich und Tochter brachen auf.

Die Verſammelten folgten.

Nach Frau Gleich und der Braut erſchienen Frau Juſtine und Herr Huber, und ſo fort.

Die Wagen fuhren vor.

Der Brautzug arrangirte ſich.

Man ſtieg bei dem Pfarrhofe ab.

Die Sakriſtei war, wie die Kirche, mit Menſchen dicht beſetzt.

In der Sakriſtei erwarteten Frau Platzer, Fräulein Weiß und Frau Wolf die Braut und brachten ihre Glückwünſche dar.

Es ſchlug ſieben Uhr.

Es war noch immer kein Bräutigam zu ſehen.

Der junge Gleich lief in Raimunds Wohnung. —

Mein Herr iſt ſeit morgens um ſieben Uhr nicht nach Hauſe gekommen, berichtete der Bediente. Der Herr Pfarrer hat ſchon zwei Mal nach ihm geſendet. Ich weiß meinen Herrn nicht zu finden!

Der junge Gleich eilte in die Sakriſtei zurück, und brachte dieſe entſetzliche Nachricht ſeiner Schweſter.

„Du biſt blaß, Louiſe!“ hätte man jetzt der Braut zurufen können.

Die Beſtürzung theilte ſich Allen mit.

Um ein Viertel auf acht Uhr ſtürzte der Bediente Raimunds in die Sakriſtei.

Er brachte einen offenen Zettel, und überreichte ihn Fräulein Gleich.

Darauf ſtand geſchrieben:

> „Mit Louiſe Gleich würde ich nur un-
> „glücklich werden. Ich heirate ſie nicht!
> „Ferdinand Raimund.“

Louiſe ſank in die Arme ihrer Mutter.

Louiſe wurde ohnmächtig in den Wagen gebracht.

Was jetzt geſchah, iſt ſchwer aufzuzeichnen.

Wie ein Lauffeuer durchflog es die Kirche, daß Raimund ſeine Braut habe ſitzen gelaſſen!

Die alten Klatſchſchweſtern fielen über dieſe Nachricht her wie heißhungerige Hiänen über Leichname.

Sie ſprachen in der Kirche nichts über dieſe Hiobspoſt. Sie ſahen ſich nur bedeutungsvoll an. Es war, als hätten ſie ſich Zeichen gegeben, den eben vernommenen „Skandal" allen zweiunddreißig Winden mitzutheilen.

Um acht Uhr Abends wußten ihn bereits Gumpendorf, Margarethen, Hungelbrunn, der Lorenzer- und Magdalenengrund, die alte und neue Wieden, die Alſervorſtadt, der Thury, Alt- und Neu-Lerchenfeld.

Damals gab es noch keine Telegrafen, aber die alten Weiber waren ſchneller als die elektriſchen Funken. Das Wort, welches die Schmähſucht verkündet, eilt und zündet wie der Blitz.

Die ſechs Dutzend Giftmiſcherinnen, die ſich ſchon um zwei Uhr in die Kirche gedrängt, bedauerten nur: Raimund nicht augenblicklich ergreifen und zerfleiſchen zu können.

Von einer ähnlichen Linch-Juſtiz hätten ſie Raimund unter ihre Fäuſte bekommen, wäre ſelbſt in Amerika noch kein Beiſpiel vorgekommen.

Wo befand ſich Raimund während dieſer ſchauerlichen Kataſtrofe?

Wir erzälen es im folgenden Capitel unſeres Romans.

26. Raimund nach vollzogener Rache.

Es war ein Uhr Mittags an demſelben Tage, an welchem die Kopulation Raimunds mit Louiſe Gleich ſtattfinden ſollte, als erſterer bei dem damals als Theaterdichter engagirten Redakteur der „Theaterzeitung," Adolf Bäuerle, eintrat.

Bäuerle ſchrieb gerade an einem neuen Stücke unter dem Titel: „Die Geſpenſter-Familie," in welchem die Hauptrolle für Raimund berechnet war.

„Grüß' Dich Gott!" ſagte Raimund; ich war ſo eben bei Doktor Dangl, habe ihn aber nicht zu Hauſe getroffen, und wollte daher nicht an Deiner Thüre vorüber gehen, ohne Dich zu beſuchen. — Du ſchreibſt mir eine Rolle? Das freut mich! Kann ich ſchon Etwas leſen von Deinem Stücke?

Ich bin in einigen Tagen mit meiner Arbeit zu Ende, und werde Dir das Stück zur Einſicht ſenden. — Was haſt Du denn an Deiner Hand? Du haſt ſie eingebunden wie ein Bleſſirter?

Ich bin auch bleſſirt, aber nur an einem Finger. Ich wollte den Doktor Dangl fragen, was ich anwenden ſoll, um einer Entzündung vorzubeugen. Ich habe mich „gezwickt.“

Laß mich den Finger ſehen!

Wozu denn, Du kannſt mir doch nicht helfen! — Aber einen Gefallen kannſt Du mir erweiſen. —

Sprich!

Ich möchte bei Dir ſpeiſen, aber nicht anders als Du gewöhnlich ſpeiſeſt; mache mit mir nicht etwa Umſtände, da würde ich augenblicklich davon laufen.

Nimm bei mir vorlieb! verſetzte Bäuerle. Wir gehen aber erſt um zwei Uhr zu Tiſche.

Meinethalben um acht Uhr! — Du mußt Dich mir eute ſchon opfern. Ich bleibe bei Dir bis Mitternacht!

Heute? Ich weiß ja, daß Deine Kopulation ſtatt ndet. Um ſechs Uhr, hat mir der Pfarrer Gorbach eſagt.

Heute nicht!

Iſt die Kopulation aufgeſchoben?

Freilich! Ich bin unpäßlich! Mit einer blutenden Hand kann man ſich nicht trauen laſſen.

Blutend?

Nu ja! Wenn nur Doktor Dangl ſchon zu Hauſe äre! Ich muß noch einmal hinauf zu ihm. Die ganze and ſchmerzt mich.

(Bäuerle wohnte im Jahre 1820 in der Jägerzeile im Henslerſchen Hauſe, im erſten Stocke; Raimund wohnte unter ihm, und Doktor Danzl auf derſelben Stiege, im zweiten Stocke.)

Der Bediente des Doktors hat mir geſagt, er werde mich bei Dir aufſuchen, wenn ſein Herr nach Hauſe kommt. — Wenn ich den Doktor zu Rathe gezogen, eile ich dann wieder zu Dir, doch unter der Bedingung, daß weder Deine Frau, noch Deine Hausleute irgend Jemanden mittheilen, daß ich hier bin. Dieſen Liebesdienſt wirſt Du mir erweiſen, nicht wahr?

Mit Vergnügen! aber ich ſehe nicht ein —

Du wirſt es ſpäter ſchon einſehen! Zu Deiner Beruhigung ſage ich Dir nur, daß ich nichts Schlechtes begangen habe. Du darfſt nicht etwa fürchten, daß mich die Polizei ſuche. —

Bäuerle lachte.

Wer könnte von Dir eine ſolche Meinung hegen! ſagte er. Du haſt vielleicht heute wieder eine Deiner Marotten. —

Das bilde Dir nur ein! verſetzte Raimund. Du machſt mich glücklich, wenn Du Dir dies einbildeſt.

Der Bediente des Doktors kam und meldete, daß ſein Herr nach Hauſe gekommen.

Raimund lief ſogleich zu dem Arzte.

Nach einer Viertelſtunde kam er zurück.

Eine dumme Anordnung! brummte Raimund. Ich ſoll meinen Finger fleißig im friſchen Waſſer baden! Das kann ich bei Dir nicht?

Warum nicht? Bade Deinen Finger, ſo lange Du willſt!

Es wurde friſches Waſſer gebracht. Raimund fing die Kur an.

Nicht herſehen! rief Raimund. „Mein Finger ſchämt ſich, weil er kein Hemd' an hat!“

Die Urſache, warum er ſeinen bleſſirten Finger nicht
igen wollte, war, daß man die Spuren jenes Biſſes
cht entdecken ſollte, den er erhalten hatte.

Raimund badete ſeinen Finger gewiß eine halbe
tunde lang; er ließ ſich immer wieder friſches Waſſer
ringen.

So! ſagte er. Jetzt wird es genug ſein! — Das
oben im Finger läßt auch ſchon nach! Nach Tiſche
ehe ich wieder zu dem Doktor.

Raimund ſetzte ſich mit Bäuerle und ſeiner
rau zu Tiſche.

Bei Tiſche ſagte er:

Der Doktor da oben iſt doch kein altes Weib?
enn man ihm Etwas vertraut, ſo plaudert er doch
cht!

Warum nicht gar! Ein Arzt muß wie ein Beichtva-
r verſchwiegen ſein.

Das wäre zu wünſchen! verſetzte Raimund.

Raimunds gewöhnliches Thema, das Theater und
ine Darſtellungen, war Gegenſtand der Mittagsun-
rhaltung.

Es war von einem neuen Stücke die Rede, das
anne unter dem Titel: „Der roſenfarbne
eiſt," geſchrieben hatte.

Kanne hatte unſtreitig eine glückliche Idee, ſagte
aimund. Aber ſein Stück iſt zu lang! Es würde
ei Abende ſpielen; dann ſind lauter „ſächſiſche"
päſſe darin. Ueber dieſe lacht in Wien kein Menſch.
h übergab mit Kanne's Zuſtimmung dieſes
ück Meisl. Er bearbeitete dasſelbe, aber auch
dieſer Bearbeitung iſt es nicht zu brauchen. Es iſt
ch immer nicht komiſch. Ich möchte den „roſenfarb-
n Geiſt" zu meinem Beneſiz geben und das Publi-
m damit unterhalten. Korntheuer und Jo-
nna Huber, beide vom Theater an der Wien,

welche bei unſerm Theater engagirt werden, wollen darin ſpielen. Korntheuer und die Huber wollen ſich die Rollen, welche ſie darin darſtellen ſollen, ſelbſt ſchreiben; ich will mir meine Rolle, den „roſenfarbnen Geiſt,“ ebenfalls ſchreiben, aber damit iſt es wieder nicht gethan. Es kommen noch vier Feen vor; ich wünſchte, daß dieſe Feen in eine Fee verwandelt würden, und daß Du dieſe Fee, welche ſehr wichtig iſt, zu einer Parade-Rolle mit mehreren komiſchen Verkleidungen umgeſtalten möchteſt. Erweiſe mir dieſe Gefälligkeit. Wenn, mit Kanne und Meisl, ſechs heitere Menſchen, die den Theatereffect verſtehen und komiſche Einfälle haben, an dieſem „roſenfarbnen Geiſt“ arbeiten, ſo muß er gefallen. Ich ſchlage vor, daß dieſe Geſangspoſſe den Titel führen möge: „Die Fee aus Frankreich.“ Der Titel iſt zwar nicht beſonders motivirt, aber in dieſer Zeit der Zaubermärchen, in welcher wir Feen aus allen Ländern der Welt beſitzen, wird ſich eine franzöſiſche Fee ſehr gut ausnehmen, und die Ennöckl, welche in Verkleidungs- und Dialektrollen eine beſondere Gewandtheit und Geſchicklichkeit beſitzt, wird dieſer Fee gewiß einen eigenen Reiz verleihen.

Es wird dann „die Fee aus Frankreich“ eine Moſaik-Arbeit. Was wird Meisl dazu ſagen? Dem geſchieht eine Gefälligkeit! Er iſt glücklich, wenn er keine weitere Mühe mehr mit dieſem Stücke hat. Er ſchreibt lieber ein ganz neues Stück, als daß er eines, das er der Direktion bereits übergeben, noch ein Mal änderte. Mit dieſer Bearbeitung verbinde ich noch einen eigenen Spaß. Es ſoll die Bearbeitung unter Gottes freiem Himmel gemacht werden. Wir wollen, Meisl, Korntheuer, die Huber, die Ennöckl, Du und ich noch in dieſem Mai eine Landpartie machen. Wir kutſchiren nach „Weidling am Bach.“ Dort ſpeiſen wir.

In dem netten Wirthshausgarten, muß uns der Kellner nach Tiſche, Schreibgeräthe ſchaffen, und wir machen uns an die Arbeit. Was Jeder und Jede zu Stande bringen, wird Meisl vorgeleſen. Unſere Vorleſung gilt dann gleich als Leſeprobe.

(Dies geſchah auch. „Die Fee aus Frankreich“ erblickte ihre eigentliche — Geburt im Wirthsgarten zu Weidling am Bach. Wie ſehr die Poſſe gefiel, iſt bekannt. Sie wurde gewiß gegen ſechzig Mal bei immer vollen Häuſern und man kann ſagen, mit ſtürmiſchem Beifalle aufgeführt. Die genannten Perſonen, welche darin ſpielten, wurden an jedem Abende lärmend gerufen.)

Als das Mittagmahl zu Ende, begab ſich Raimund wieder zu Doktor Dangl. Der Doktor empfahl Raimunds Finger, auch noch ferner die Waſſerkur. Raimund badete ſeinen Finger faſt unausgeſetzt.

Als es ſechs Uhr ſchlug, wurde Raimund ſehr unruhig; er erſuchte Bäuerle, ihn eine Stunde in ſeinem Arbeitszimmer auf dem Divan „ruhen,“ und die Gardinen der beiden Fenſter herab zu laſſen.

Es geſchah.

Was ficht Raimund an?

Der Bediente Raimunds fragte nach ſeinem Herrn.

Weshalb ſuchſt Du ihn bei mir? Karl.

Ich ſuche ihn ſeit einer halben Stunde bei allen ſeinen Freunden. — Der Schneider Lind hat ſeine Hochzeitskleider gebracht. Wenn mein Herr ſich nicht ſchnell umkleidet, kommt er zu ſpät in die Kirche.

Was ſoll denn geſchehen in der Kirche?

Mein Herr ſoll ſich trauen laſſen. Die Kirche iſt mit Menſchen überfüllt, welche Zeugen ſeiner Heirat ſein wollen.

Einen Augenblick Geduld, Karl! ich komme ſogleich wieder.

Bäuerle verfügte ſich zu Raimund.

Was ſoll ich von Dir denken? Dein Bedienter ſucht Dich, Dein Schneider hat den Bräutigamsanzug gebracht, Deine Trauung ſoll ſtatt finden, man erwartet Dich in der Kirche.

Haſt Du meinem Bedienten geſagt, daß ich hier bin? —

Kein Wort.

Schick' ihn fort. Sag' ihm, Du wüßteſt nicht, wo ich ſei. Er möchte in meiner Wohnung bleiben und mich dort erwarten.

Bäuerle gab dem Bedienten den erhaltenen Beſcheid.

Als der Bediente ſich entfernt hatte, kam Raimund heraus.

Jetzt bedarf ich Deine Gaſtfreundlichkeit doppelt, ſagte er. Jetzt wird's angehen! Noch eine halbe Stunde und meine Braut wird mich austrommeln laſſen.

Was iſt denn vorgegangen? Willſt Du denn Louiſe nicht heiraten?

Gott ſoll mich bewahren!

Aber warum haſt Du dieß nicht längſt erklärt?

Nicht längſt? Weil ich mich heute erſt überzeugt habe, welch einen Jammer ich über mich hereinbrechen ſehen würde, wenn ich dieſe Perſon zum Weibe nähme! — Da, ſieh meinen Finger an! Wie ein wüthender Hund hat ſie mich gebiſſen! — Wenn ſie erſt meine Frau iſt, ſo habe ich in vier und zwanzig Stunden keine Naſe mehr. —

Nach einer ſolchen Behandlung hätte ich ihr auf der Stelle geſagt, daß ich ſie nicht heiraten werde. —

O nein! Ich ſagte nichts! Ich entfernte mich ſtillſchweigend; — hätte ich mich expektorirt, ſo wäre ich nicht aus dem Hauſe gekommen, ohne einen neuen fürchterlichen Auftritt. Ich mußte Etwas erſinnen, um ſie für immer los zu bekommen. Die heutige Beſchämung ſchafft ſie mir vom Halſe. Vielleicht legt ſie ihre abſcheuliche Unverträglichkeit zum Glücke für ſie und einen andern Gatten ab. Ich heirate ſie nicht. Sie wird ſich auch nach mir nicht mehr ſehnen.

Aber die Veranlaſſung?

Raimund erzälte nun Alles, was der Leſer bereits vernommen.

Mittlerweile ſchlug es ſieben Uhr.

Jetzt iſt es Zeit! ſagte Raimund. Ich erſuche Dich, meinen Bedienten rufen zu laſſen.

Der Bediente kam.

Raimund ergriff ein Blatt Papier, ſchrieb darauf:

„Mit Louiſe Gleich würde ich nur unglücklich werden. Ich heirate ſie nicht!“

„Ferdinand Raimund.“

Dieſe Zeilen trägſt Du offen, wie ich ſie Dir hier übergebe, zu meiner Braut.

Sie befindet ſich nicht mehr zu Hauſe, erwiederte der Diener. Sie iſt in der Sakriſtei!

Deſto beſſer! Uebergib ihr dieſen Zettel dort! — Du mußt Dich aber ſchnell entfernen, ſonſt fragt man Dich, wo ich mich befinde. — Daß ich bei Bäuerle bin, darfſt Du keinem Menſchen verrathen, ſonſt entlaſſe ich Dich! Haſt Du dieſen Zettel übergeben, ſo komme ſchnell wieder hieher, Du haſt noch einen Auftrag zu beſorgen.

Der Bediente eilte in die Sakriſtei.

Ich werde einen Brief an Hofzinſer ſchreiben, bemerkte Raimund.

Er ſetzte ſich an den Schreibtiſch und brachte Folgendes zu Papier:

„Lieber Hofzinſer!

„Daß heute meine Verheiratung mit Louiſe
„Gleich nicht stattfinden werde, habe ich Ihnen
„bereits angezeigt. Mit dieſen Zeilen melde ich
„Ihnen, daß ich gar keines Beiſtandes bedürfe,
„ich bin mir ſelbſt beigeſtanden. Ich hei-
„rate Gleichs Tochter nicht. Sie iſt hievon bereits
„unterrichtet. Lieber Leopold, Sie waren mir ſeit
„Jahren ein wackerer und erprobter Freund. Ich
„bedarf eines ſolchen. Kommen Sie ſo ſchnell als
„möglich zu Bäuerle. Bringen Sie einen Fia-
„ker mit. Bei dem Thore des Hensleriſchen Hau-
„ſes, das nach der Fuhrmannsgaſſe gerichtet iſt, laſ-
„ſen Sie den Fiaker warten. Wenn es Nacht ge-
„worden, fahre ich mit Ihnen in Ihre Wohnung.
„Sie müſſen mich heute Nacht bei Ihnen behalten.
„Theilen Sie Niemand mit, daß ich dieſe Bitte an
„Sie geſtellt. Das Uebrige mündlich. Ihr

„**Ferdinand Raimund.**"

Der Bediente kam zurück.

Haſt Du mein Billet übergeben?

Ja!

Wem?

Fräulein Gleich.

Und was ſagte ſie?

Sie ſank wie eine Leiche ihrer Mutter in die Arme.

Raimund, Du warſt doch zu grauſam! bemerkte Bäuerle.

Möglich! Jetzt iſt es ſchon geſchehen!

Raimund wendete ſich nun an den Bedienten, übergab ihm den Brief an Hofzinſer und prägte ihm ein:

Dieſen Brief an Leopold Hofzinſer. Du findeſt ihn vielleicht noch in ſeiner Niederlage auf dem Gra-

ben. Iſt er nicht mehr in ſeiner Niederlage, ſo iſt er
im Kaffeehauſe im „Repphuhn“ oder in ſeiner Woh-
nung. Suche ihn auf!

Der Bediente entſprach ſeinem Auftrage.

Kaum war der Bediente fort, ſo geſchah ein ſtar-
ker Riß an der Thürglocke.

Es wird doch mein Diener Niemandem verrathen ha-
ben, daß ich bei Dir bin! ſagte Raimund. Ich re-
irire mich? Wer es auch ſei, ſprich zu Jedermann:
ch ſei wohl hier geweſen, aber bald hierauf nach Hit-
ing gefahren.

Doktor Dangel trat ein.

Doktor Dangel war ſeiner Zeit einer der ge-
chickteſten Aerzte Wiens. Er war eben ſo reich an me-
iziniſchen Kenntniſſen, als glücklich in ſeiner Praxis;
ebenbei ein Mann von bedeutendem Vermögen. Sein
roßer Ruf als Arzt, ſeine brillante Stellung, ſein
amhaftes Kapital brachten ihn in eine ganz unab-
ängige Lage; dieſe verlieh ihm eine gewiſſe Ungenirt-
eit. Er war ein Feind aller Komplimente, ſprach im-
ner, wie er dachte; ſtieß bei Reichen und Vornehmen
äufig wegen ſeiner Derbheit an; dies hinderte ihn
ber nicht, ſeine Geradheit und Offenheit zu bewahren
nd oft ſogar gegen Leute grob zu werden, die ihrer
eburt, ihrer Stellung, oder ihres Geldes wegen von
m ein geſchmeidigeres Benehmen, weil ſie ſplendid
onorirten, verlangten.

Seinen Freunden diente Dangel uneigennützig;
nbemittelten und Armen widmete er ſeine Hilfe un-
tgeltlich, und ſcheute ſelbſt kein Opfer Nothleidenden
egenüber. Wer ihn gekannt hat, wird ihm das Zeug-
ß eines Ehrenmannes und wahren Menſchenfreundes
cht verſagen.

Als er bei Bäuerle eintrat, ſagte er:

Wo iſt denn der Hansdampf, der Raimund?

Raimund hatte kaum die Stimme ſeines Arztes erkannt, ſo kam er auch ſchon aus ſeinem Verſtecke.

Sie haben eine ſchöne Geſchichte angefangen! redete ihn der Doktor an. Jetzt weiß ich erſt den ganzen Zuſammenhang! Eine ſolche Rache zu nehmen! Doch Sie wird die Strafe ſchon ereilen! Treten Sie nur wieder auf! Das Publikum wird Sie Ihr Betragen empfinden laſſen! Einen Monat lang werden Sie, ſo oft Sie ſpielen, ausgepfiffen und ich pfeiſe mit!

Was geht das Publikum mein Betragen außer dem Theater an!

So? Haben Sie das Publikum nicht ebenſo wie die arme Louiſe mißhandelt? Die vielen Freunde, welche Sie beſitzen, die vielen Gönner, die Sie ſich als Künſtler erworben, alle wurden in die Kirche gezogen, um Ihnen ihre Theilnahme zu bezeigen. Alle dieſe Perſonen wurden in demſelben Grade von Ihnen genarrt, wie Ihre Braut beſchimpft wurde! Sogar der ehrwürdige Pfarrer Gorbach wurde von Ihnen mißachtet! Beträgt ſich wohl auf ſolche Weiſe ein Mann von Bildung, von Ehre? Ein Chriſt!

Man hat Beiſpiele, daß Braut und Bräutigam ſchon vor dem Altare ſtanden, daß die Zeremonie ſchon begonnen hatte und daß, als Eines von den Brautleuten das „Ja“ auszuſprechen hatte, ein vernehmliches „Nein“ hören ließ. So weit habe ich es nicht kommen laſſen.

Hätten Sie auch dies gethan, ſo würden Sie ſchon in der Kirche, die Entrüſtung des Volkes kennen gelernt haben. Wiſſen Sie von wem ich jetzt komme? von Ihrer Braut komme ich. Als Arzt wurde ich zu ihr gerufen. Sie liegt im Fieber dahin. Es iſt möglich, daß ihr die zugefügte Beſchämung und

ſchimpfung ſogar eine lebensgefährliche Krankheit
iebt.

Ich habe mir nicht anders zu helfen gewußt. Ich
r zu entrüſtet über ihr abſcheuliches Betragen. —

Ich weiß Alles, die Mutter und der Bruder Loui-
ne haben mir die ärgerliche Szene getreu geſchil-
t. Es könnte dagegen auch nicht ſo leicht Jemand
was einwenden, wenn Sie in dem Augenblicke, als
e mit Ihrem „wunden Finger“ bei mir waren, Ihrer
aut geſchrieben: „Ich heirate ein ſo jähzorniges
auenzimmer nicht!“ aber anderthalb Stunden über
e Kopulations-Stunde zu warten, die
rmſte und ihre bedauernswerthen Eltern in die
rche zu locken, Ihren eigenen Direktor und die
ſammte Schauſpieler-Geſellſchaft zu foppen, das
ublikum, ich muß dieſes Wort wählen, obgleich
in einer Kirche kein Publikum gibt, zu myſtifiziren,
eſelben Perſonen, welche das Theater beſuchen, zu
piren, und einen Prieſter in ſeiner heiligen
andlung nicht zu reſpektiren, das iſt abſcheulich
nd verdient exemplariſche Strafe!

Ich glaubte nicht, daß Louiſe ſchon in der Kirche
n würde. Ich vermuthete ſie noch zu Hauſe; erſt
ein Bedienter meldete mir, daß ſie bereits in der
akriſtei ſei. —

Ganz natürlich! Sie wünſchten es ja ausdrücklich,
aß ſie ſich dahin begeben möchte, weil Sie allein
it Ihrem Beiſtande Punkt ſechs Uhr dahin kommen
ürden. —

Dies wünſchte ich, aber vor unſerm Zanke. —

Um das unglückliche Opfer deſto ſicherer in die Falle
 führen.

Mir iſt leid, daß ich in meiner Unüberlegtheit ſo viele
häzenswerthe Perſonen gegen mich aufgebracht
abe. —

Die „ſchätzenswerthen Perſonen“ werden Ihnen zeigen, daß ſie Ihre Launen nicht ſo leicht hinnehmen! — Wann haben Sie denn wieder zu thun auf dem Theater?

Morgen!

Ich gratulire Ihnen. Das wird einen Spektakel geben!

Ich fürchte mich nicht! Wenn man mich ausziſcht, werde ich an die Lampen treten, und dem Publikum erzälen, was mich veranlaßt hat, ſo zu handeln.

Wähnen Sie, daß die Polizei noch einen zweiten Skandal wird vorbereiten laſſen?

Was ſoll ich alſo thun?

Heiraten! Und nicht eher auftreten, bis Sie nicht verheiratet ſind, dann ſoll Ihre Frau zugleich mit Ihnen auftreten und insbeſondere laſſen Sie noch in der „Theaterzeitung“ eine ſubmiſſe Erklärung einrücken, zu welcher Herr Bäuerle mit Vergnügen die Spalten ſeines Blattes hergeben wird.

Ich wäre dafür, bemerkte Bäuerle, daß Raimund ſo ſchnell als möglich eine Art Entſchuldigung abdrucken ließe, vielleicht mit einer Hinweiſung auf ſeinen Wunſch, dieſe ärgerliche Geſchichte auf das ſchicklichſte auszugleichen —

Und etwa gar mit dem Verſprechen, fiel Raimund ein, mich aus lauter Zerknirſchung abſichtlich unglücklich verheiraten zu wollen. Eher — —

Betheuern und beſchwören Sie nichts! rief Dangel. Es wird Ihnen doch nichts anderes zu thun übrig bleiben, als zu heiraten, vorausgeſetzt, daß Louiſe Gleich dem Manne noch ihre Hand reicht, der ſie auf eine ſo abſcheuliche Art blamirte. Wenn ich die gekränkte Braut wäre, vor mir könnten Sie von Pfingſten bis Neujahr auf den Knien herumrutſchen, ich nähme Sie nicht!

O warum ſind Sie nicht Louiſe Gleich, die gekränkte Braut! lachte Raimund.

Mit Ihnen kann man nicht ſprechen, entgegnete der Doktor, Sie haben einen noch ſtarreren Eiſenkopf, als die bedauernswerthe Gleich. — Als Ihr Freund habe ich mit Ihnen geſprochen, jetzt rede ich als Arzt: Was macht Ihr Finger? Zeigen Sie ihn mir.

Raimund zeigte den kranken Finger.

Sehen Sie, ſagte Doktor Dangel, Ihr Finger iſt geſcheidter als Sie! An Ihrem Finger iſt die Entzündung ſchon gewichen; aber in Ihrem Gehirne befindet ſie ſich noch! Ich werde Ihnen auf den Kopf ebenfalls kalte Umſchläge verordnen. — Guten Abend, Herr Bäuerle, gute Beſſerung, Herr Raimund!

Mit dieſen Worten empfahl ſich der Doktor.

Bald nachdem der Doktor ſich entfernt hatte, erſchien Hofzinſer.

Leopold Hofzinſer war ſeinem Freunde Raimund ſo ergeben, daß er, in derſelben Sache um ſeine Meinung befragt, gar keine Meinung hatte. Endlich gab er Raimund über ſeine Handlungsweiſe ſeinen Beifall. Die Veranlaſſung hiezu war folgende:

Leopold Hofzinſer ſchrieb damals eine Menge ſchlechter Stücke für das Leopoldſtädter-Theater. Ignaz Schuſter wies die Rollen in Hofzinſers Stücken zurück; Raimund ſpielte ſie. Deſſenungeachtet fielen die miſerablen Machwerke durch. — Hofzinſer brachte noch immer neue unglückliche Geiſteskinder zur Welt. Wäre der deſparate Dichter auf der Seite der öffentlichen Meinung über Raimund geweſen, ſo hätte dieſer Hofzinſers Ausgeburten wahrſcheinlich ebenfalls zurückgewieſen.

Hofzinſer nahm Raimund in Schutz, und führte ihn nach Hauſe, aber Raimund verwünſchte ſpäter die Rathſchläge, welche er von Leopold Hofzinſer erhalten.

27. Das Publikum Wiens geht mit ſeinem Lieblinge ſtrenge in's Gericht.

Doktor Dangel war ein Profet.

Am andern Tage nach der ärgerlichen Szene ſtand Raimunds Name auf der Theater-Affiche.

Es wurde eine Pantomime und derſelben vorausgehend, ein Stück in einem Akte: „Die Gunſt der Kleinen“ oder „die Hintertreppe“ nach dem Franzöſiſchen von Roſenau aufgeführt. Dieſes Stück gefiel wegen Raimunds vortrefflichem Spiele. Raimund ſtellte einen Barbier dar, und ſein Humor, ſeine drolligen Einfälle veranlaßten, daß die Bluette mit einer neuen Pantomime noch acht Tage hindurch volle Häuſer verſprach.

An jenem Abende war der Zudrang ſo groß, daß ſchon um halb ſechs Uhr Niemand mehr zu ſeinem Sperrſitz gelangen konnte.

Leute, welche Tags vorher in ihrem Enthuſiasmus ſich für Raimund aufgeopfert hätten, erſchienen als ſeine heftigſten Gegner; ſeine wirklichen Feinde, zum Glücke eine geringe Anzahl, fehlten auch nicht; am ſtärkſten war jedoch die Zahl der „Jurmacher“ vertreten, an welchen es in den Vorſtadttheatern nie fehlt, und welche das Ehrwürdigſte auspfeifen, wird ihnen dadurch nur ein Spaß geboten. — Zu dieſen Leuten geſellten ſich noch die ſogenannten „Sittenrichter,“ die ſtets die Worte im Munde führen: „Ich bin ein honnetter Menſch, aber mein Nebenmenſch iſt ein Lump!“ Den großen Bund, der ſich gebildet, einen wehrloſen Schauſpieler mit Geifer zu beſudeln und einen Einzel-

en, im Angeſichte von Tauſenden zu verhöhnen, dieſen
roßen Bund machten die Klatſchſüchtigen vollzählig;
e ſchmählichen Weiber, welche in der Kirche ſchon
re Schandmäuler ſchliffen und nun einen ganzen Ka-
onenpark giftiger Kartätſchen bildeten, von welcher
de einzelne Kugel ein Stück Ehre hätte wegreißen
nd den armen Raimund in Fetzen zerfleiſchen
llen.

Zu jener Zeit lebten in der Jägerzeile, in der Nähe
es „blechernen Thurmes“ drei Schweſtern. Sie waren
ſammen 210 Jahre alt. Nie kannten ſie das ſüße
efühl der Liebe, nie nahte ſich ihnen ein Mann, denn
bgleich in ihrer Jugend, in der Zeit der Neunziger
ahre, nicht häßlich, wie die Leopoldſtädter Chronik
hrieb, auch im Beſitze eines hübſchen Vermögens, ſo
üchtete doch Jeder vor ihren Stachelzungen; weshalb
e auch unter dem Namen „die Ehrabſchneiderinnen“
ekannt waren. — Dieſe drei Ungethüme hatten noch
n paar Freundinnen; eine Witwe, welche ſeit fünf-
g Jahren einen zweiten Gatten ſuchte und ihre Toch-
er, 49 Jahre alt, die ebenfalls keinen Mann erhielt,
eil ſie ausſah, als wären ihr die Füße bei den Knieen
bgenommen und ſie gezwungen, nur auf den „Stum-
fen“ herumzugehen. Dieſe Fünf, welche keine Zeit
ehr in ſolcher Vollkommenheit der Schmähſucht, zuſam-
en bringt, welche jeden Mann haßten, weil keiner ſie
ur eines Blickes würdigte; welche Jedem Rache ſchwu-
n, der nicht heiraten wollte, dieſe fünf hatten Sperr-
ze im Parterre in einer Reihe genommen. Die Be-
impfungen, welche dieſe fünf Entſetzlichen dem armen
aimund zudachten, wären genügend geweſen, ihn
demüthigen, aber es waren noch 1500 im Theater,
elche eben ſo dachten wie dieſe fünf Auswürflinge,
elche letztere geeignet geweſen wären, nach ihrem Tode
einem Naturalienkabinet, als Kreuzotter, Blindſchlei-

che, ſchwarze Viper, Giftwurm und Klapperſchlange ausgeſtoßen zu werden.

Nehmen Sie keine Eier mit? fragte die älteſte der drei Schweſtern, die Witwe und Mutter des Fräuleins mit den amputirten Füßen.

Nein, ſagte dieſe, aber meine Kreſzenz hat recht weiche Bergamotten-Birn in ihrem Ridikül; wenn der Raimund nicht fußfällig abbittet und gelobt auf der Stelle in die Kirche zu laufen und ſich kopuliren zu laſſen, ſo bekommt er ein paar ſaftige Bergamotten ins Geſicht. Meine Kreſzenz hat ſich ſchon den ganzen Tag geübt im Werfen; wir haben einen Neptun auf unſerm Hausbrunn, der hat heute wenigſtens dreißig Birn an den Kopf bekommen. Er ſieht jetzt ganz marmorirt aus!

Wir appliziren weiche Eier! ſagte das alte Fräulein, welche ſchon zu Maria Thereſens Zeiten zur Fußwaſchung hätte angenommen werden ſollen.

Hinter den Kouliſſen auf der Bühne war es verhältnißmäßig eben ſo voll, wie im Zuſchauerraume des Theaters.

Vergebens erſuchte der inſpizirende Polizei-Kommiſſär die Zudringlichen, das Theater zu räumen, vergebens rief der Regiſſeur Swoboda, der die Gabe hatte recht anſtändig grob ſein zu können: Ich laſſe durch zwölf Mann Grenadier die „Bagaſche" hinaustreiben! Vergebens flehte der Feldwebel: „Meine Herren, verlaſſen Sie das Theater, ich verliere meinen Dienſt, wenn Sie nicht weichen!" — Es half Alles nichts; das Gedränge wurde immer dichter. Dieſe Leute wären recht gerne neben Raimund vor die Lampen getreten, nur um den zu erwartenden Skandal recht in der Nähe zu ſehen.

Als Regiſſeur Swoboda wirklich Miene machte, Grenadiere kommen zu laſſen, ſagte Raimund:

Laſſen Sie die Herren doch! — Auf dem Theater werden ſie mich nicht inſultiren; müſſen ſie aber das Theater verlaſſen, ſo riskire ich noch, daß ſie mich auf der Straße auspfeifen.

Das Stück begann.

In der vierten Szene erſchien Raimund.

Er trat wie immer, im Geiſt ſeiner Rolle, hinaus icht frech, nicht burſchikos, aber auch nicht ſubmiß der zerknirſcht.

Es klang im vollen Hauſe, als wäre die Decke eineſtürzt und ein Geheul erdröhne aus den Ruinen.

Es war kein vereinzeltes Ziſchen, Pfeifen, Pochen; s waren Salven von den ſchauerlichſten Mißtönen, arunter grelles Lachen, unartikulirtes Schreien, öhnen, Rufen, Brüllen, Toben.

Raimund ſtarrte das Haus, welches mit tauſend eufeln und Hexen beſetzt zu ſein ſchien, an. Hierauf erneigte er ſich wie Einer, der ſich in ſein Schickſal gibt und ließ den Raſenden freien Spielraum. Sie bten wohl ſechs Minuten.

Endlich ſchrie eine Stimme, wie aus einem Sprachhre tönend, von der dritten Gallerie:

„Stad! Röden laſſen!"

Eine andere Stimme, ebenfalls von der dritten Galie, rief in tiefem Bierbaſſe: 's Maul halt's, Saulk da drunt!

Ein ungeheueres Gelächter ertönte

Es entſtand eine Pauſe.

Raimund faßte Muth, und begann mit ſeiner olle.

Aber nun ging es von Neuem an.

Das Pfeifen, Toben, das Trommeln mit Stöcken rde noch heftiger.

Raimund verneigte ſich und ging.

Die Kourtine wurde herabgelaſſen.

Allein damit war das erzürnte Parterre nicht zufrieden.

Raimund heraus! lärmte man.

Man klatſchte und trommelte.

Man ſchlug die gepolſterten Bretter der Sperrſitze auf und nieder.

Aufziehen! rief Raimund dem Theatermeiſter zu. — Man wird mich wol ſprechen laſſen.

Sie dürfen ſonſt nichts ſprechen, als was zu Ihrer Rolle gehört, ermahnte der inſpizirende Kommiſſär.

Dann wünſche ich gute Nacht! ſagte Raimund. Ich gehe nach Hauſe.

Er ging.

Der Spektakel dauerte fort.

Als das Theater wirklich in Gefahr ſtand, beſchädigt zu werden, als bereits Bänke gebrochen und Sperrſitze zertrümmert wurden, trat der Regiſſeur Swoboda vor die Kourtine und meldete:

„Herr Raimund fühlt ſich unwol! Er läßt um Entſchuldigung bitten, daß er die „Unterhaltung“ ſtören muß. Die Pantomime wird ſogleich beginnen!“

Er verneigte ſich und ging.

Ein Theil der Verſammelten applaudirte.

Es geſchieht dies häufig im Theater, daß jede Meldung von der Bühne herab, mit Bravo und Applaus begrüßt wird.

Als in demſelben Theater während der Aufführung einer Pantomime, ein Grotesk-Tänzer von einer ſchweren Holztreppe erſchlagen wurde und augenblicklich todt blieb, meldete der Regiſſeur Fermier dem Publikum dieſen traurigen Unfall mit den Worten:

„Das angekündigte Pas de trois kann nicht getanzt werden. Eine ſchwere Treppe iſt herabgeſtürzt und hat den Tänzer Elſernicht, erſchlagen. Er iſt augenblicklich todt geblieben!“

Bravo! ſchrie man im Parterre.

So waren auch an jenem Abende Viele bereit, dem Regiſſeur Swoboda ein Bravo zuzurufen. Hinterher fiel es ihnen aber ein, daß er ſie gehöhnt hatte, als er die Worte ſprach:

„Raimund laſſe um Entſchuldigung bitten, daß er die **Unterhaltung** ſtören müſſe.“

Das Publikum hätte nun gerne Swoboda gerufen und dieſen ſtatt Raimund verhöhnt, allein die Lärmer waren ſchon zu heiſer.

Als die „Jurmacher“ bemerkten, daß Niemand mehr zu beſchimpfen ſei, ſo verließen ſie das Schauſpielhaus und zerſtreuten ſich in den hundert Bierkneipen der Leopoldſtadt.

Die zahlreichen Heren des Leopoldſtädter Parterres durchwandelten die Jägerzeile, blieben ſchockweiſe an den Fenſtern Raimunds und Louiſens ſtehen, läſterten an den Fenſtern des erſteren unverſchämt, und lobten an den Fenſtern der Verſtoßenen dieſelbe ebenſo unverſchämt.

Ihr Lob und ihr Tadel gingen ſpurlos vorüber.

Als Raimund nach Hauſe kam, trat Regiſſeur Swoboda bei ihm ein:

Ich komme von dem Herrn Direktor, ſagte er. Er läßt Ihnen mittheilen, daß Sie acht Tage Ruhe haben ſollen. Es wird die neue Pantomime fortgegeben, und Herr Schuſter wird in mehreren kleinen Stücken ſpielen.

Gott bewahre! verſetzte Raimund. So lange mir die Behörde nicht verbietet, aufzutreten, ſpiele ich alle Tage. Das Publikum hat mich heute beſtraft, morgen hat es ſchon wieder verziehen. Ich bedinge es mir ausdrücklich, fortſpielen zu können, und iſt das Publikum bis morgen und übermorgen nicht verſöhnt, ſo macht ja Herr Huber ſehr gute Geſchäfte, wenn er mich auftreten läßt; ſo voll war ja das Theater nicht, ſo lange es beſteht.

Ich werde es dem Direktor melden! erwiederte Swoboda.

Am andern Tage ſtand Raimunds Name wieder auf dem Theaterzettel.

Man nannte es „Unverſchämtheit,“ daß er ſchon wieder ſpiele!

Das Theater wurde zwar nicht ſo voll wie am Abende vorher; aber der größte Theil der Schimpfer, Schreier, Läſterer, der Jurmacher war wieder da.

Wir werden die Leſer nicht mit erneuerten Schilderungen der Pöbelſzenen, welche ſich bei Raimunds Auftreten wiederholten, ermüden; die Entrüſtung gegen ihn dehnte ſich auf vier Abende aus. Dies war gegen Raimunds ſchlimmſte Erwartungen.

Der ehrgeizige Künſtler, dem die Achtung des Publikums über Alles ging, konnte dieſe Behandlung nicht vertragen

Am meiſten ſchmerzte es ihn, daß ſogar ein hoher Herr, der bisher immer Raimunds Gönner war, in ſeiner Loge auffallend gegen ihn Partei nahm. Bei jedesmaligem Auftreten Raimunds, wendete ihm der hohe Herr den Rücken zu, und als Raimund einmal einige Worte an das Publikum richten wollte, erhob er ſich, ziſchte, und ging dann aus ſeiner Loge mit großem Geräuſche.

Raimund trat zurück, und die Kourtine mußte wieder herabgelaſſen werden.

Als Raimund in die Kouliſſe trat, ſagte er zu dem Regiſſeur Schikaneder:

Haben Sie bemerkt, ſogar der Fürſt ****** iſt gegen mich! Er, der mir ſonſt ſo gewogen war!

Der Fürſt iſt vielleicht am meiſten gegen Sie, verſetzte Schikaneder. Er hat ſich geäußert: „Ich werde das Theater in der Leopoldſtadt nicht länger beſuchen, an welchem ein Schauſpieler wie Raimund engagirt iſt, dem ſo wenig an der öffentlichen Meinung gelegen iſt! — Dieſer Raimund iſt doch gar zu pöbelhaft! Vor kurzem ſchlug er eine Dame im Angeſichte des Publikums und mußte dafür eine Polizeiſtrafe verbüßen, jetzt erlaubte er ſich einen noch häßlicheren Skandal. Man [illegible] von dieſem Menſchen, der nicht die geringſte Erziehung genoß, noch gemeinere Brutalitäten erleben zu müſſen.

Zu wem hat der Fürſt dies geſagt?

Zu Sartori, Ignaz Schuſter und zu mir, als wir ihn geſtern zum nahen Benefize für die Leopoldſtädter-Armen einluden.

Ich bitte Sie, Herr Raimund, fuhr Schikaneder fort, mir dieſe offenherzige Mittheilung nicht übel zu nehmen, Sartori und Ignaz Schuſter wollten ſie Ihnen nicht mittheilen, aber ich muß ſie Ihnen ſagen; der Direktor hat mich hiezu aufgefordert, weil er fürchtet, daß wenn der Fürſt ****** unſer Theater meidet, am Ende der übrige hohe Adel, der ſo gerne unſere Vorſtellungen beſucht, ebenfalls weg bleibt. — Bei dieſem Anlaſſe machte der Fürſt ****** Ignaz Schuſter ein ſehr artiges Kompliment, indem er ſagte: Man begreift es ſehr gut, weshalb Sie ſich ſo großer Achtung erfreuen; Ihr beſcheidenes, anſtändiges Benehmen auch im bürgerlichen Leben, verſchafft Ihnen die lauteſte Anerkennung.

So? Schuſter ſtellt man mir zum Muſter hin! Das ſoll nicht ſo bleiben! verſetzte Raimund. Morgen laſſe ich mich bei dem Fürſten melden. Sein Sekretär ſoll ihn vorbereiten, daß ich gekommen ſei, mein Vergehen gut zu machen. Ich will dem Fürſten zeigen, daß ich auch zu leben wiſſe.

Ich glaube nicht, daß ſich der Fürſt herbeilaſſen wird, Sie anzuhören, indeß verſuchen Sie es; auf jeden Fall werden Sie ihn milder in ſeinen Anſichten gegen Sie ſtimmen.

28. Ein hoher Vermittler.

Am andern Morgen verfügte ſich Raimund wirklich zu dem Fürſten ******.

Der Sekretär wurde von dem Anliegen Raimunds unterrichtet.

Raimund erſuchte den Sekretär, den Fürſten zu bitten, ihn vorzulaſſen.

Der Sekretär betrachtete den geängſtigten Künſtler in einem fort, und konnte nur ſehr ſchwer ſein Lachen unterdrücken.

Lachen Sie nicht, Herr Wendler, ſagte Raimund; mir iſt gar nicht lächerlich zu Muthe.

Ich lache nicht über Ihr Unglück, ſondern über Ihre außerordentliche Zerſtreutheit! — entgegnete Wendler. Ich werde Sie melden. Seine Durchlaucht befinden ſich ſo eben mit einigen Freunden beim Dejeuner. —

Dann bitte ich mich nicht zu melden. Meine Bitte kann ich dem Fürſten nur unter vier Augen vortragen.

Wie Sie es wünſchen, verſetzte Wendler; obgleich ſich gerade heute zwei Herren bei Sr. Durchlaucht befinden, die Sie, Herr Raimund, über Ihre „unterbrochene Hochzeit“ ſehr in Schutz nehmen. — Der Oberſt Baron H**** hat ſich geäußert, daß Ihr Temperament zu berückſichtigen ſei; daß er der Oberſte, wenn ſich bei ſeinem Regimente ein Uhlane Etwas zu Schulden kommen ließ, immer das Temperament des Strafbaren ins Auge faßte, und Vergehen, durch leicht aufwallendes Blut begangen, nie habe ſtrenge beſtrafen laſſen. — Graf P**** erwiederte hierauf unverholen: „Ich bemerke nur, daß ſich das Publikum in Privatangelegenheiten nicht zu miſchen hat; ob ein Schauſpieler heirate, oder nicht heirate, geht das Publikum nichts an. — Daß es *mit* der Braut in die Kirche genarrt wurde, kann das Publikum nicht übel nehmen; hat es *Raimund* zu ſeiner Hochzeit eingeladen? Nein, es kam aus *Neugierde*; es iſt bei ſolchen Gelegenheiten immer bei der Hand. Am letzten Faſchingſonntage ließen ſich in der Kirche auf dem Schottenfelde *zwei Buckliche* trauen; Braut und Bräutigam hatten jedes einen Höcker. Ein paar tauſend Menſchen ſtrömten in die Kirche. War dieſes Theilnahme? War es Andacht? Nein, ein paar arme *Buckliche* wollten ſie am Altare knien ſehen, und einen Spaß haben. — Es geſchieht den neugierigen Gaffern ganz recht, wenn ſie einmal in ihren Erwartungen getäuſcht werden. — Uibrigens, ſetzte der Graf hinzu, heirate *ich* ein Frauenzimmer ebenfalls nicht, das mich am Tage der Trauung in den Finger beißt!“ —

Ein charmanter Mann, dieſer Graf P****! bemerkte *Raimund*. Gott ſei Dank! ſo gibt es in Wien doch noch Menſchen, die mich nicht unbedingt verdammen! — Seien Sie ſo gefällig, Herr Sekretär und bereiten Sie den Fürſten auf mein Anliegen vor. Ich werde hier warten.

Neuerdings mußte der Sekretär lachen, verfügte ſich aber ſogleich zum Fürſten.

Auf einmal hörte *Raimund* ein ſchallendes Gelächter. —

Ich glaube, die *hohe* Geſellſchaft lacht mich *gemeinen* Menſchen aus! ſprach *Raimund*. Auslachen laſſe ich mich nicht! — Mir bleibt ja noch immer ein Ausweg über; — ich *muß* ja nicht in Wien ſterben. — In *Berlin* wird man blos den *Schau*-

ſpieler beurtheilen und ſich den Teufel darum bekümmern, ob er Bräutigam ſein wollte oder nicht.

Raimund hörte jetzt noch ſtärker lachen.

Ich empfehle mich Ihnen, ſagte Raimund. Ich höre es zwar gerne, wenn man über mich lacht, aber in einem ſolchen Augenblicke bedanke ich mich! — Schon der Sekretär hatte zu thun, daß er mir nicht ins Geſicht lachte! — Auf ähnliche Menſchen ſtößt ein Komiker zwar öfter! Sie lachen über ihn und wenn ihn auch ein Unglück trifft! Sie glauben, man ſpiele immer Komödie! — Wie lange iſt es, ſo haben mich die Joſefſtädter „Adam Kratzerl“ geheißen, wenn ich gleich bei einem Leichenbegängniſſe hinter dem Sarge einhergeſchritten bin.

Das Gelächter bei dem Dejeuner des Fürſten erreichte jetzt ſeinen Kulminationspunkt.

Ei, die hohen Herren gehen damit um, ſich aus meiner Bedrängniß einen Jux zu machen, ſagte Raimund. Dieſen Jux ſollen ſie nicht haben.

Raimund eilte durch das Vorzimmer und wollte über die Hintertreppe, da ereilte ihn noch der Sekretär.

Herr Raimund, wo wollen Sie hin? fragte der Sekretär; Seine Durchlaucht wünſchen Sie ja zu ſprechen!

Ich hörte in dem Zimmer des Fürſten drei Mal ſo laut und ſo ſonderbar lachen, daß ich fürchtete, verſpottet zu werden und lieber fort wollte. — Wenn ich von Seiner Durchlaucht Hohn, ſtatt Hülfe zu erwarten hätte, ſo müßte ich mich für die Audienz in tiefſter Ergebenheit bedanken. — Ich habe ſo eben einen kleinen Monolog gehalten. Ich habe zu mir geſagt: „Ich muß ja nicht in Wien ſterben! — In „Berlin wird man blos den Schauſpieler beur„theilen, und ſich den Teufel darum bekümmern, ob „er Bräutigam ſein wollte oder nicht!“

Treten Sie nur immer bei Seiner Durchlaucht ein. Er wird Sie freundlich empfangen, beſonders wie Sie heute ausſehen!

Raimund überhörte dies, oder legte den Worten des Sekretärs einen andern Sinn unter. Er pochte beſcheiden an das Empfangszimmer des Fürſten und trat ein.

Ein ſchallendes Gelächter empfing ihn.

Raimund bebte erſchrocken zurück.

Der Fürſt wollte Raimund anſprechen, aber er warf abermals einen Blick auf den ſcheu ſich zurückziehenden Supplikanten und lachte nur noch mehr.

Raimund betrachtete ſich plötzlich. —

Zu ſeinem Entſetzen entdeckte er, daß er in ſeiner Zerſtreuung in denſelben Kleidern ſich befinde, welche er abends vorher als „Barbier“ in der „Gunſt der Kleinen“ getragen hatte.

Er erſchrack heftig, ſtammelte einige Worte, und wollte beſtürzt zur Thüre hinaus.

Bleiben Sie, ſagte der Fürſt. Sie beehren mich in einem Koſtüme, das ſeit mehreren Abenden das Unglück erlebte, von Ihnen in einer Situation getragen zu werden, die für Sie nicht die angenehmſte war. Sie hatten ganz Recht, auch bei mir in dieſen Kleidern zu erſcheinen, obgleich Sie hier nicht über die „Hintertreppe“ zu kommen nöthig hatten.

Ich bitte tauſend Mal um Verzeihung, Euer Durchlaucht, entgegnete Raimund. Wenn ich ſeit fünf Tagen den Kopf verloren, ſo iſt dies nicht Wunder zu nehmen. Geſtern hat mir zu meiner größten Kränkung auch noch der Regiſſeur Schikaneder, mitgetheilt, wie ſehr meine Handlungsweiſe Euer Durchlaucht entrüſtete. Ich irrte die ganze Nacht in meinem Zimmer herum wie ein Verzweifelter; ich vergaß mich um- und auszukleiden; wie ich vom Theater nach Hauſe kam, ſo blieb ich — ja ich blieb in denſelben Kleidern bis zu dem Momente, in welchem ich die Ehre hatte, vor Euer Durchlaucht zu erſcheinen. Nichts anders denkend, fühlend als meinen Kummer, erhöht noch durch den Gedanken, die unſchätzbare Gunſt meines hohen Gönners verwirkt zu haben, kam ich hieher, nur meine Lage, nicht meinen Anzug beachtend. Zudem kommt noch, daß ich im Henslerſchen Hauſe wohne, daß ich bis hieher nicht fünf Schritte zu machen hatte, daß ich durch das kleine Thürchen in Euer Durchlaucht Hauſe herein kam und wirklich über die Hintertreppe ſchlich, um zu dem Herrn Sekretär zu gelangen. Euer Durchlaucht geruhen nun zu erlauben, daß ich ſchnell nach Hauſe eile, um mich in ein ſchwarzes Kleid zu werfen und in einem reſpektvollen Anzuge vor Euer Durchlaucht wieder erſcheinen zu können.

Zu Ihren kopfloſen Streichen, erwiederte der Fürſt, paßt dieſer Anzug wohl am beſten! — Doch keine Vorwürfe, fuhr der Fürſt fort. — Sie wollen Ihre Unbeſonnenheit gut machen, referirte mir mein Sekretär: ich hörte dies mit Vergnügen! — Setzen Sie ſich zu uns, Herr Raimund, frühſtücken Sie mit uns, und laſſen Sie hören, auf welche Art, Sie gut machen wollen, was Sie — verbrochen. — Die arme Gleich dauert mich ſehr. Ich habe mich geſtern nach ihrem Befinden erkundigen laſſen. Sie iſt ſehr krank. — Doktor Dangel findet in ſeinem Rezeptenbuche das Heilmittel nicht, was ihr helfen kann. Es muß ein anderer Arzt kommen, und dieſer Arzt müſſen Sie ſein! — Sie haben ſie krank gemacht, Sie müſſen ſie auch wieder geſund machen.

Ich will es auch! erwiederte Raimund, aber ich kann mich ihr nicht nähern?

Nicht? Soll ſie, die beiſpiellos Gekränkte, Sie wol noch aufſuchen und vielleicht demüthig bitten, daß

Sie ihren auf die ſchimpflichſte Weiſe angetaſteten Ruf wieder zu Ehren bringen?

Nein, ſo habe ich es nicht gemeint, Euer Durchlaucht; ich meinte nur, daß es für mich gewagt ſei, mich ihr zu nähern. Wenn ſie mich etwa nicht anhört, mich nicht vor ihr erſcheinen läßt? —

Dann ſchreiben Sie ihr! verſetzte Graf B***.

O, mein Herr Graf, entgegnete Raimund, da würde ich erſt recht blamirt! Ich kenne Louiſens Vater; der alte Gleich iſt im Stande, meinen Brief im „Sammler“ abdrucken zu laſſen, und eine Antwort darunter, die für mich ſchimpflicher würde, als das rohe Benehmen im Theater.

Schmähen Sie das Publicum nicht! Es hat ritterlich gefochten für eine verlaſſene Dame. —

Das war ritterlich? Statt eine Lanze zu brechen, hat es ein paar Dutzend Bänke zuſammengeſchlagen. Nein, mein gnädiger Fürſt, Ritter waren nicht im Leopoldſtädter-Parterre; Ritter kämpfen nicht Hunderte gegen Einen, gegen Einen, der mit offenem Antlitze vor ihnen erſcheint, indeß die Unbarmherzigen vermummt, ich möchte ſagen, mit geſchloſſenem Viſier, aus der bekannten Finſterniß des Leopoldſtädter Schauſpielhauſes tauſend Dolche auf dieſen unglücklichen Einen ſchleuderten. Zur Ritterszeit hätte man dieſe Leute — Troßbuben genannt.

Es iſt wahr! ſagte der Oberſte, es war bübiſch, was man ſich gegen Sie heraus nahm. Das eigentliche Publicum Wiens, die honnetten Leute, tadeln wol Ihr Benehmen, aber die Honnetten ſchämen ſich auch, daß in Wien ſolche pöbelhafte Szenen vorfallen konnten.

Skandal für Skandal! verſetzte der Fürſt. Nicht mehr als billig! Was werden Sie nun thun, Herr Raimund, daß der Skandal ſich nicht mehr erneuere.

Ich könnte ſagen, der Geſcheidtere gibt nach! erwiederte Raimund, aber ich weiß nicht, ob es geſcheidt iſt, wenn ich Louiſe Gleich heirate. Dennoch heirate ich ſie und bitte Euere Durchlaucht ſo gnädig ſein zu wollen, dieſe Heirat zu Stande zu bringen.

Ich? — wie wäre dies möglich!

Ei, möglich iſt's Dir ſchon! bemerkte Graf P***. Laß' den Vater Loukſens kommen, ſag' ihm, Du wollteſt die Sache vermitteln, wenn Louiſe gegen Ferdinand nicht Widerwillen empfände. —

Und empfindet ſie Widerwillen? fragte der Fürſt.

Dann heiratet ſie Herr Ferdinand nicht, verſetzte der Graf. Das Publikum wird hievon ſchon durch irgend eine Zeitung in Kenntniß geſetzt werden.

Euere Durchlaucht, bat Raimund, geruhen Sie einen Verſuch zu machen.

Hoffen Sie auf Erfolg?

Gewiß. Louiſe haßt mich ja nicht! Nicht ihre Abneigung, nein, ihre Widerſpenſtigkeit hat uns auseinander gebracht. —

Ich will den Verſuch ſogleich machen! ſagte der Fürſt.

Der Fürſt klingelte.

Ein Bedienter trat ein.

Mein Sekretär möge kommen!

Der Sekretär erſchien.

Der Fürſt führte ihn in ſein Kabinet und ſprach lange mit ihm.

Endlich trat der Fürſt wieder in das Empfangszimmer.

Fräulein Gleich wird höchſtens in einer Viertelſtunde ein Billet von mir erhalten. Wir wollen ſehen, welche Wirkung dasſelbe machen wird.

Euer Durchlaucht, empfangen Sie meinen innigſten Dank; ſagte Raimund, erlauben Sie, daß ich mich jetzt entferne und mich umkleide. Was müßte die Mutter Gleich von mir denken, welche ganz beſtimmt die Antwort perſönlich überbringt, ich kenne nicht nur dieſe Mutter, ich kenne die Mütter! — Wenn Mutter Gleich mich in dieſem Anzuge bei Euer Durchlaucht ſände, was würde ſie ſagen!

Sie haben Recht! erwiederte der Fürſt. Mein Kammerdiener wird Ihnen einen Uiberrock geben, damit man nicht lacht, wenn Sie über die Hintertreppe am hellen Tage als Barbier nach Hauſe gehen. — Eilen Sie, Herr Raimund, damit Sie früher bei mir ſind, als die Antwort auf meinen Brief anlangt.

* * *

Louiſe noch immer leidend, aber nicht mehr in ihrem tiefſten Herzen ſo verwundet, wie damals als ſie nach der Kirche nach Hauſe kam, ſtand bereits am Fenſter und zerſtreute ſich einigermaßen durch die lange Reihe prachtvoller Karoſſen, welche durch die Jägerzeile nach dem Prater fuhr.

Sie war nicht ohne Hoffnung, denn der Fürſt, ein überaus gutherziger alter Herr, hatte den alten Gleich durch drei Tage bei ſich geſehen, und dieſem ſtets den Troſt an die Tochter mitgegeben, daß der Fürſt es ſo einrichten werde, daß Raimund ſein Unrecht wieder gut machen müſſe; deßhalb richtete er auch jene ſtrengen Worte über Raimund, an Saktori, Schikaneder und Ignaz Schuſter; deßhalb erhob der Fürſt auch Ignaz Schuſter als ein Muſter von feinem Benehmen u. ſ. w., weil der Fürſt wohl wußte, daß eine Bevorzugung Schuſters, in welcher Sache es immer geſchehen möge, Raimund mehr als der Unwillen zügelloſer Theaterbeſucher, anderen Sinnes machen würde. — Louiſe richteten die Verheißungen des Fürſten auf; als endlich der Brief des „guten alten Herrn“ anlangte, da rief Louiſe, als ſie ihn geleſen, freudig aus:

Tauſend Dank Seiner Durchlaucht! Sagen Sie dem Fürſten, daß er ein Zauberer, und ich bereit ſei, zu jeder Stunde, wenn es Seine Durchlaucht wünſcht, mit meiner Mutter und meinem Vater vor ihm zu erſcheinen.

Leſen Sie den Brief doch zu Ende! ſagte der Sekretär.

Mutter! Mutter! rief Louiſe freudig, der Fürſt ladet uns für morgen zum Diner ein! Raimund wird ebenfalls zur Tafel kommen. —

Er wird ſchon heute bei Seiner Durchlaucht ſpeiſen! bemerkte der Sekretär.

Wie ſieht Raimund aus? fragte Louiſe. Nicht wahr, ganz zerknirſcht? Wenn ich ihn nur erſt wieder geſehen und geſprochen habe, dann wird Alles gut werden.

Eines, ſetzte die Mutter hinzu, muß „die Durchlaucht“ feſtſetzen: Es dürfen weder Louiſe noch Ferdinand, noch der Vater, noch ich, je ein Wort von dem, was früher vorgefallen, erwähnen; — weder der Abend, an welchem die Trauung hätte vollzogen werden ſollen, noch die andern hierauf folgenden, eben ſo betrübenden Abende, dürfen berührt werden!

Ja, ja! ſagte Louiſe, und klatſchte wie ein Kind luſtig in die Hände. So ſoll es gehalten werden!

Grüßen Sie mir Ferdinand herzlich! Herr Sekretär, bat Louiſe. Ferdinand ſoll keinen Groll mehr haben; ich habe auch keinen Groll mehr!

Der Sekretär ging ganz entzückt über den guten Erfolg, aus dem Hauſe der Braut zu ſeinem Fürſten.

XV. Vor, bei und nach der Hochzeit.

Der herzlich gute Fürſt ****** veranſtaltete wirklich ein Diner, welches den Zweck hatte, Raimund und Louiſe wieder zu vereinigen.

Hierzu wurde der Oberſt Baron H***, Graf P***, Doktor Dangel, der Dichter Gleich und Frau, Louiſe und Raimund geladen.

Die Speiſeſtunde war drei Uhr.

Die Zuſammenkunft wurde um halb drei Uhr feſtgeſetzt.

Als Raimund feſtlich gekleidet bei dem Fürſten eintrat, erſuchte ihn der Fürſt in ſeiner Bibliothek zu verweilen.

Sobald Louiſe Gleich mit ihren Eltern bei mir erſcheint, ſagte der Fürſt, ſende ich ſie allein zu Ihnen. — Sie haben bereits erfahren, daß weder Sie noch Ihre Braut von dem, was zu Ihrer Trennung von ihr, Anlaß gegeben, noch von den traurigen Nachwehen dieſer Trennung, ein Wort ſprechen dürfen, weder unter vier Augen, noch bei mir an der Tafel. Dieſe wird nach fünf Uhr beendet ſein. Um ſechs Uhr verfügen Sie ſich mit Louiſen in die Sakriſtei. Pfarrer Gorbach und Ihre Beiſtände erwarten Sie. Außer den Eltern der Braut und ihrem Bruder iſt Niemand Zeuge von Ihrer Vermälung. Ich habe es mit Ihrem Direktor verabredet, daß „der Freund in der Noth,“ in welchem Schuſter beſchäftigt iſt, nicht gegeben werde. Daß Sie heute ſpielen, erfährt das Publikum erſt kurz vor ſieben Uhr. Der Regiſſeur Swoboda tritt nämlich vor und meldet: „Zufällige Hinderniſſe wegen kann „der Freund in der Noth“ nicht dargeſtellt werden dafür: „Die Gunſt der Kleinen“ oder „die Hintertreppe." — Während nun ein kurzes Muſikſtück vorgetragen wird, verbreiten Perſonen, welche ich eigens ins Parterre ſende, und auf die Gallerien poſtire, die Nachricht: „Daß um ſechs Uhr Raimund mit Louiſe Gleich in der Johanniskirche ganz geräuſchlos getraut wurde." Der Logenmeiſter begibt ſich in die ſämmtlichen Logen und meldet dieſelbe Nachricht; dadurch wird den Zurmachern und Klatſchſüchtigen jede Gelegenheit genommen, ſich neuerdings feindſelig gegen Sie zu benehmen. In der „Theaterzeitung" wird morgen Früh zu leſen ſein: „Geſtern um ſechs Uhr Abends iſt Herr Ferdinand Raimund mit Demoiſelle Louiſe Gleich in der Sakriſtei bei St. Johann durch den ehrwürdigen Herrn Pfarrer Gorbach, getraut worden." — Sonſt wird nichts darin ſtehen. —

Nachdem Sie Ihre Rolle geſpielt haben werden, fuhr der Fürſt fort, kleiden Sie ſich raſch um, und kommen wieder zu mir. Bei mir findet die Hochzeitstafel ſtatt, und bei dieſer Tafel kann Niemand erſcheinen, den ich nicht ſchriftlich eingeladen. Der fremde Schriftſteller Bebe wird gegen Sie keinen Groll haben, wenn ich ihn nicht invitire.

Man hörte die Glocke des Portiers drei Mal ſchellen.

Ich ziehe mich zurück! ſagte der Fürſt.

Die Glocke brachte das Zeichen, daß Louiſe bereits angekommen war.

Drücken Sie ſie nicht zu ungeſtüm an die Bruſt, ermahnte der Fürſt Raimund verderben Sie nichts an ihrem Anzuge; ſie erſcheint als Braut vor Ihnen! — Seien Sie recht herzlich, Herr Raimund!

Raimund wollte ſprechen, wollte danken.

Nach der Trauung, bei der Hochzeitstafel! ſagte der Fürſt, in dieſem Augenblicke keine Worte!

Der Fürſt entfernte ſich.

Raimund pochte das Herz gewaltig.

Was ſie wol ſprechen wird! — das iſt gar fatal,
e Raimund, daß ich ſie wegen des dummen An-
es nicht umarmen ſoll! — Eine recht herzliche Um-
nung, etwa eine „Küſſerei bis drei“ (drei Uhr)
aimunds eigene Worte) hätte allen Weitläu-
feiten ein Ende gemacht. Hätte ſie Etwas Unange-
mes geſagt, würde ich es weggeküßt haben, und ſo
e versa! Jetzt ſoll ich ihr kalt gegenüber ſtehen,
ſie nicht umarmen, nicht beim Kopf nehmen! Ich
de eine ſo dumme Rolle ſpielen, daß ich mich ſelbſt
pfeifen könnte. —

Sie bleibt lange aus! bemerkte Raimund nach
er Pauſe. — Ich finde es natürlich! Sie erhält
elbe Lektion wie ich! — Ich bin nur neugierig, ob
Fürſt auch ihr einflößte, ſie möchte auf meine
ffure und mein Brautkleid Acht geben! — Mein
ner Frak von Lind, meine koſtbare Seidenweſte
Hofzinſer, meine Battiſt-Kravatte von Jäger-
uer könnten ja auch einen Druck erhalten! — Ich
che mir ſelbſt Späße vor, und möchte gerne meine
lemmung wegſcherzen. — Geſteh' es nur offen,
rdinand, du haſt eine Angſt in dir, wie ein Schul-
ge, der ſeine Lektion nicht gelernt hat und bei der
üfung aufgerufen wird.

Jetzt rauſchte ein Seidenkleid.

O, mein Himmel! Sie kommt! Sie kommt! ſagte
imund.

Raimund riß die Thüre auf.

ouiſe flog auf ihn zu.

Er umfing ſie, trotz Atlas, Schleier und Blumen,
preßte ſie an ſich.

ouiſe weinte.

Raimund ſchluchzte.

In dieſer Situation blieben ſie einige Minuten.

„Louiſe, verzeihe mir!“ ſagte Raimund.

„Ferdinand, vergib mir!“ ſchluchzte Louiſe.

Als ſie ſich ausgeweint, ſagte Raimund:

Machen wir die Thüre zu; es braucht ja Niemand zu hören, was wir einander zu ſagen haben!

Wir waren beide ein paar recht boshafte Fratzen! hub er an. — Es iſt eine Schande, was wir getrieben haben! Ich weit mehr, als Du, Louiſe. Mein Finger iſt ſchnell gut geworden, aber die Wunde, die ich Dir ſchlug, wird nicht ſobald vernarben. —

Du mußt nicht mehr daran denken! erwiederte Louiſe. Ich habe Alles vergeſſen, und nenne mich glücklich, daß ich Dich nun wieder habe!

Louiſe! laſſe Dir in die Augen ſehen! — Es iſt mir ja, als wenn ich ein Jahr von Dir getrennt geweſen wäre! — Und wie ſchön Du biſt, und ich Thor, vermochte es über mein Herz zu bringen, Dich nur einen Augenblick nicht lieb zu haben! — Aber dieſe Geſchichte wird heilſam für mich ſein! Ich werde Dich gewiß in meinem ganzen Leben nicht mehr kränken. Sollteſt Du einmal wieder böſe auf mich werden, dann beiße mich recht, beiße mich in den Arm, in die Wange, ich werde es aushalten, Du ſollſt nicht ſagen können: „es ſei kein guter Biſſen an mir!“

Ach Ferdinand, ich weiß es jetzt ſehr gut, was Dich gar ſo entſetzt hat. Gerade, daß es ein Biß war, den ich in meiner Aufgeregtheit, in meiner Bosheit Dir beigebracht, empörte Dich! — Die unglückliche Profezeiung Deiner Mutter, die Profezeiung, als Du noch ein Kind warſt, und unvorſichtig jeden Hund, jede Katze berührteſt, die Worte Deiner Mutter: „Ferdinand, Du ſtirbſt einſt an einem Biſſe!“ dies fiel Dir ein; Ferdinand, war es nicht dies, was Dich gar ſo entſetzte? —

Louiſe, antwortete Raimund, der Fürſt wünſchte, daß wir von dem, was zu unſerm beiderſeitigen Leidweſen vorgefallen, nicht mehr ſprechen ſollen — decken wir einen Schleier darüber! — Den Brautſchleier!

Komm ich noch zu frühe? fragte eine Stimme.

Es war die Stimme der Mutter Gleich. Sie öffnete die Thüre, und zog den Vater Gleich herein.

So recht! ſagte Raimund. Jetzt kann ich wieder vom Neuen um Pardon bitten.

Alles verziehen, ſagte die Mutter.

Sie machen wieder gut, was Sie verbrochen, verſetzte der Vater. Ihr werdet Mann und Frau. — Wenn ich auch meine Louiſe zurückhalten wollte, von Dir, Ferdinand! in der „Schrift“ ſteht: „das Weib ſoll dem Manne folgen!“ Nu ſo folge ſie ihm denn! —

Der Jäger des Fürſten öffnete die Thüre der Bibliothek.

Der Fürſt eilte auf die Braut zu, und führte ſie am Arme zur Tafel.

Der Oberſt Baron H*** bot ſeinen Arm der Mutter Louiſens.

Darf ich ſo frei ſein? fragte Raimund Herrn Gleich, und reichte ſeinen Arm dem künftigen Schwiegervater.

Mit Vergnügen! verſetzte Gleich. „Gehen wir zum Eſſen!“

* * *

Die Tafel war in der That fürſtlich.

Gleich wohnte zum erſten Mal in ſeinem Leben einem ſolchen Diner bei.

Gleich war nicht etwa ein Mann, der nicht Beſcheid gewußt, und in auserleſener Geſellſchaft nie geweſen wäre, aber ſolche Gerichte, wie ſie hier geboten wurden, hatte er noch nie geſehen.

Es kamen Speiſen an die Reihe, bei welchen Gleich nicht wußte, ſollte er ſie mit dem Löffel oder mit der Gabel anfaſſen.

Champagner wurde ſchon anfangs gereicht, dann kam nach jeder Tracht ein anderer Wein. Mit jeder neuen Sorte kam eine andere Gattung Gläſer. Gleich acceptirte alle Sorten und da er ſich vom Champagner nicht trennen wollte und immer friſch einſchenken ließ, ſo blieben alle andern Weine in den verſchiedenſten Kelchgläſern vor ihm ſtehen: Madeira, Bordeau, Rheinwein, Lacrymae Christi, Kapwein, Tokayer. — Er hatte eine Batterie von Gläſern vor ſich. — Plötzlich bemerkte Gleich, daß der Fürſt, wie es ſeine Gewohnheit war, ein Stück Eis in dem mit „Lafitte“ gefülltem Glaſe ſchwimmen ließ.

Gleich wendete ſich augenblicklich an den hinter ihm ſtehenden Lakai und wiſpelte ihm zu:

Geben Sie mir denſelben Wein mit Eis, wie Seine Durchlaucht ihn vor ſich haben. Wie heißt dieſer Wein?

„Chateau Lafitte!“ verſetzte der Bediente und brachte das Verlangte.

Frau Gleich, welche fürchtete, daß der Brautvater des Gaten zu viel thun und etwa dem Feſte durch einen ziemlichen Haarbeutel einen Makel aufheften könnte, flüſterte ihrem Gatten zu, indem ſie den Finger drohend erhob:

„Du, Alois, nimm Dich in Acht, wenn Du dieſen Wein ſammt und ſonders trinkſt, ſo fällſt Du unter den Tiſch!“

Worauf Herr Gleich bemerkte:

Droh' mir nicht mit dem Finger, oder ich beiße Dich darein!

Die Geſellſchaft hörte dies und ein herzliches Lachen konnte nicht unterdrückt werden.

Das Lachen war ſo ziemlich das Signal zur allgemeinen Heiterkeit. Beſonders belebte der Oberſt durch die drolligen Heiratsgeſchichten, die er in ſeinen verſchiedenen Garniſonen erlebte, namentlich als Kavalleriſt auf dem Lande in Schlöſſern und Dörfern, und welche er äußerſt pikant zu erzälen verſtand, die ganze Geſellſchaft. Die Zeit flog hin unter hundert Scherzen.

Es ſchlug halb ſechs Uhr. Da trat der Sekretär herein und rapportirte dem Fürſten.

Der Fürſt erhob ſich von der Tafel und ſprach:

Schönes Fräulein Braut, ſchmucker Herr Bräutigam; es iſt Zeit! diesmal ſoll der ehrwürdige Herr Pfarrer nicht eine Minute vergebens warten.

Alles ſtand auf.

Nicht eine Silbe darf mehr geſprochen werden, ſagte der Fürſt zu Raimund und Louiſen als „Ja." Wenn die heilige Handlung vorüber iſt, verfügt ſich Raimund in die Garderobe; ſeine Frau mit der Mutter und dem Vater verfügen ſich nach Hauſe. Um 9 Uhr verſammelt ſich Alles wieder bei mir. Wie ich ſchon bemerkt, findet die Hochzeit in meinem Hauſe ſtatt.

Ohne Abſchied! — Ich begebe mich in meine Loge und werde ſehen wie Raimund heute ſpielt. Ich wette, wenn ich heute applaudire, ſo applaudirt das ganze Haus!

Geräuſchlos begaben ſich das Brautpaar und die Eltern der Braut über die Treppe.

Unten an dem kleinen Thore rückwärts in dem Hauſe, in welchem der Fürſt wohnte, ſtand eine vierſitzige, einfache Equipage. Die vier Perſonen ſtiegen ein, und fuhren die wenigen Schritte zum Pfarrhofe.

Die Trauung ging ſtille vorüber. Niemand hatte eine Ahnung davon.

Louiſe fuhr mit ihren Eltern nach Hauſe.

Raimund ging zu Fuß nach der Garderobe.

Es geſchah Alles wie der Fürſt angeordnet hatte.

Als Raimund in der vierten Szene erſchien applaudirte man ihm entgegen.

Ein paar dumme Jungen ziſchten.

Doktor Dangel ſtand im Parterre, griff in die Brieftaſche, ging auf die dummen Jungen los und ſagte:

Hier meine Herren, haben Sie Ihr Eintrittsgeld wieder. Heute haben Sie dasſelbe umſonſt ausgegeben! Das bisherige Spektakuliren findet nicht mehr ſtatt. — Wollen Sie aber dennoch ziſchen, ſo wird Ihnen die Polizei den Spuk vertreiben.

Die dummen Jungen zogen ſich beſchämt zurück.

Nach der erſten Szene wurde Raimund gerufen.

Der Fürſt applaudirte am meiſten.

Das volle Haus ſtimmte mit ein.

In der ſechſten Szene hat Raimund als Barbier zu ſagen:

„So iſt es beſſer! — Ja wenn jeder Menſch immer wüßte, was das Beſſere iſt, würde mancher nicht unklug handeln!“

Das Publicum beklatſchte dieſe Worte.

Am Schluſſe wurde Raimund gerufen, und da das Publikum ſich einbildete, Raimund müſſe eine Rede halten, etwa ſeine Heirats-Geſchichte berühren, ſo — wurde er, da er ſich blos ſchweigend verneigte, noch ein Mal gerufen.

Er ſprach abermals nichts.

Darüber wurde nun im Parterre viel raiſonnirt.

Es blieb die Meinung vorherrſchend:

Die Polizei dulde keine Expektorationen!

Als das Theater zu Ende war, verfügten ſich gewiß zwei Drittel der Zuſchauer zum „Sperl.“ Es hieß, daß dort die Hochzeit gefeiert würde.

Als die Neugierigen auch hier nichts erlebten, entfernten ſie ſich wieder, und zwar nicht ohne Groll gegen Raimund.

* * *

In dem Salon des Fürſten ging es großartig her.

Vom Theater in der Leopoldſtadt waren Ignaz Schuſter, Schickaneder, Sartori, Swoboda, Rainoldi und Kapellmeiſter Müller invitirt.

Außer dieſen mehrere hohe Freunde des Fürſten.

An Damen ſah man nur Frau Juſtine Huber, Frau Gleich und Frau Raimund.

Das Souper währte von zehn Uhr bis zwei Uhr nach Mitternacht.

Es wurden Toaſte ausgebracht.

Der erſte von dem Fürſten galt dem Brautpaar.

Der zweite von Raimund dem edlen Fürſten.

Der Toaſt von Ignaz Schuſter: „Auf das „Wol des hochherzigen Publikums, welches an jenen „verhängnißvollen vier Abenden nicht im Theater „war!“

efiel ſo ſehr, daß ihn Schuſter wiederholen mußte.

So geräuſchvoll das Souper war, ſo animirt die Geſellſchaft ſich zeigte, ſo ſtille trennte ſie ſich.

Herr und Frau Raimund wurden, als ſie ihre Wohnung betraten, angenehm überraſcht. — Herr Huber hatte noch ſchnell Alles beſorgt, was fehlte. Der Baldachin im Schlafzimmer umgab zwei Betten.

Jetzt erſt weiß ich, warum man dieß ein Himmelbett nennt! ſagte Raimund.

Drei Monate ſpäter als dieſer Himmel von den finſterſten Eheſtandswolken umflort wurde, ſprach Raimund anders.

Das Publikum Wiens, nämlich das Publikum, welches damals im Leopoldſtädter Theater einen Skandal ohne Gleichen anzettelte und fortſetzte und Raimund ſo lange hetzte, beſchimpfte, verhöhnte, —

man kann ſagen maltraitirte, bis Raimund ſich unglücklich verheiratete, hat zu ſpät ſein Unrecht eingeſehen; auch Madame Raimund kann jenem Publikum wenig Dank wiſſen.

Dieſe Eheleute paßten nicht zuſammen.

Herr und Frau Raimund verlebten nicht die Flitterwochen in Frieden.

Armer Ferdinand!

Beklagenswerthe Louiſe!

Nichts als „Kabale" und keine „Liebe!"

30. Eheſtands-Szenen.

Die Ehe war nicht glücklich.

Es kamen, wie man im Sprüchworte zu ſagen pflegt, „zwei harte Steine zuſammen."

Häufig gab es Zank.

Beide, Ferdinand und Louiſe, waren unverträglich.

Louiſe wünſchte, daß ihr Ferdinand, wenn ſie eine neue Rolle ſpielte, eine Artigkeit ſage; Raimund prätentirte dasſelbe.

Du gehſt nie ins Theater; wenn ich ſpiele, und Du zufällig nicht ſelbſt zu ſpielen haſt, ſiehſt Du mich nie auf dem Theater, ſagte **Raimund**; Dir iſt es gleichgiltig, ob ich applaudirt oder ausgeziſcht werde. —

Und Du — erwiederte Louiſe, findeſt es nicht einmal der Mühe werth, in Szenen, in welchen ich ohne Dich auf dem Theater zu erſcheinen habe, auch nur einige Minuten hinter den Kouliſſen zu verweilen; Du, nur Du, Dein Ich, ſonſt nichts auf der Welt haſt Du im Auge! Wenn wir mittags zuſammen ſpeiſen, wenn wir abends beiſammen ſind, ſprichſt Du nur von Dir! — Du hätteſt Dich ſelbſt heiraten ſollen, aber nicht mich. — Du verlangſt von Deiner Frau, daß ſie nichts anderes mit Dir ſpreche, als: „Ach Gott, was iſt Raimund für ein Künſtler! Garrick, Eckhof, Schröder, Iffland, ſind Stümper gegen ihn!“ — Selbſt wenn Du die höchſte Stufe erſtiegen, ſo vermöchte ich, als Deine Frau, Dir doch keinen ſolchen Lobqualm ins Angeſicht zu hauchen. Endlich ſoll ich Dir gegenüber keine Meinung haben, dafür danke ich!

Dieſe und ähnliche Reden ärgerten Raimund über Alles. — Er war nun einmal ſo ehrgeizig, daß ihm der Beifall, es mochte ihn ſpenden, wer da wollte, über Alles ging. Er verlangte von ſeinem Barbier Lob, wenn er des morgens zu ihm kam, und begehrte Lob vom Hausmeiſter, wenn er ihm nachts das Thor öffnete. Man mußte ihm dies zu Gute halten, Raimund war ſo; Lob und Verehrung, Huldigung und wieder Huldigung, dieſe forderte er von ſeiner Frau, ſeinen Freunden, ſeinem Direktor, ſeinen Kollegen, von Allen, die ihn näher kannten.

An einem ſchönen Sonntage im Juli, kam er einmal mittags nach Hauſe.

Wir wollen heute im „Sperl“ ſpeiſen, ſagte Raimund; Louiſe, kleide Dich recht ſchön an; im Sperl-Garten finden wir eine ſehr gewählte Geſellſchaft.

Herr und Frau Raimund verfügten ſich in den beliebten Garten.

Sie fanden gerade noch ein kleines Tiſchchen, an welchem ſie ſpeiſen wollten.

„Raimund und Frau!“ hieß es.

„Raimund und Frau!“ Wie hübſch das iſt, daß ſie ſo gut mit einander leben!

„Bravo Raimund!“ hieß es rechts, „Bravo Raimund!“ hieß es links.

Raimund grüßte und dankte nach allen Seiten.

Er placirte ſeine Frau, eilte aber ſchnell von ihr hinweg, denn im Gartenſaale erblickte er eine Geſellſchaft, von welcher er Lobſprüche erwarten konnte. Dieſe Lobſprüche mußte er einſammeln, bei dieſer Geſellſchaft verweilte er zehn Minuten; dann trat er wieder in den Garten, an den ſogenannten „täglichen Tiſch,“ an dem gewiß dreißig Gäſte ſaßen, welche mittags und abends im „Sperl“ ſpeiſten; hier mußte Raimund wieder verweilen, von ungefähr zwanzig Herren und zehn Damen, von jedem und jeder etwas Schmeichelhaftes anhören. Es vergingen wieder zwanzig Minuten; endlich riefen Hinz und Kunz: „Herr Raimund! Meine Frau will Sie kennen lernen; — Herr Raimund! meine Schwägerin will Sie ſprechen; — Herr Raimund! Doktor X. aus Leipzig, Profeſſor Y. aus Berlin ſucht ihre Bekanntſchaft. Raimund kam ins Plaudern; es regnete Lobſprüche; es verging eine ganze Stunde. — Als Raimund ſeine Frau aufſuchte, war ſie nicht mehr an ihrem Platze, ſondern verweilte an der Tafel eines reichen Kaufmanns aus Juden, welcher mit ſeiner Familie im Sperl ſpeiſte, und die verlaſſene Frau in ſeinen Schutz nahm.

Dieſer Kaufmann, der ſich ſehr wenig darum kümmert, ob Raimund, Lob einzukaſſiren im Garten umher gelaufen, oder lange nicht geſehene alte Freunde wieder gefunden, ging auf Raimund zu und ſagte mit dem ungezwungenen Tone, der ihm eigen:

„Herr Raimund, Ihre Frau iſt bei meiner Frau im Kreiſe meiner Familie, hat auch an unſerm Male Theil genommen. Nehmen Sie's nicht übel, daß wir ſie invitirten, aber Frau und Kinder konnten es nicht mit anſehen, daß Sie ihre liebe Frau ſo grauſam allein gelaſſen, und ſie an jenem Tiſche dem größten Sonnenſcheine ausgeſetzt, ohne ihr auch nur die Speiſekarte in die Hände zu geben, ſitzen ließen.

Raimund ſtarrte den Kaufmann, der Ellborn hieß, verdutzt an. Eine Art Zurechtweiſung! dachte er, und kein Lob, und ich habe doch geſtern in „Adler, Fiſch und Bär“ mit außerordentlichem Beifalle geſpielt. Sonderbar!

Ellborn dachte nicht an Raimunds Empfindlichkeit und ſagte:

Da ſetzen Sie ſich zu Ihrer Frau! Der Mann gehört zu ſeinem Weibe! — Das iſt zu arg, was Sie treiben; — Sie „careſſiren“ im ganzen Garten herum und laſſen die ſchöne Frau hungern.

Raimund mußte ſich fügen. Er kannte Ellborn vom „Gaſthaus zum Lamm“ und wußte, daß er in ſeiner Barſchheit und Geradheit von ihm nichts Freundliches hätte zu erwarten gehabt, wenn er ihm nicht Folge geleiſtet.

Raimund grüßte die Familie, entſchuldigte ſich, bemerkte aber auch noch zu ſeinem allergrößten Verdruſſe, daß der junge Ellborn, etwa einige zwanzig Jahre alt, beſonders hübſch und ſchmuck, ſich auffallend um Louiſe geſchäftig machte, und daß Louiſe die Artigkeiten des feinen, eleganten und galanten Mannes, nicht ohne Freundlichkeit annahm.

Der Teufel der Eiferſucht erwachte in Raimund, allein er bekämpfte ihn, verbiß ſeinen Grimm und rächte ſich damit, daß er der Tochter Ellborns, einem Mädchen von neunzehn Jahren, bekannt in Wien unter dem Namen, „die ſchöne Frankfurterin,“ weil ſie in Frankfurt erzogen worden war, ganz auffallend den Hof machte.

Dies erweckte wieder die Eiferſucht Louiſens, und nun ſah man zwei vortreffliche Schauſpieler in dieſer Geſellſchaft, denn Raimund und Frau ſpielten in der That Komödie; ſie täuſchten ſich gegenſeitig und äußerten ganz andere Gefühle als ſie hatten.

Wer die Kaufleute aus Eupen, deren es in den „Zwanziger-Jahren“ (1820 bis 29) viele in Wien gab, kannte, wer bemerkte, wie ſie in dem ſchönen Wien heiter waren, und das viele Geld, das ihnen eigen, mit großer Freigebigkeit und Gaſtfreundlichkeit ausgaben, wird dem Verfaſſer dieſer Schilderung nicht widerſprechen, wenn er erzält, daß an Ellborns Tiſch höchſt brillant getafelt wurde.

In ihrer Aufregung thaten vielleicht Raimund und Louiſe auch ein wenig mehr als ſonſt.

In den Zwanziger Jahren trank man im Sperl eine Sorte Champagner genannt „Grand royal.“ Die Flaſchen waren auffallend größer als die gewöhnlichen Champagner Flaſchen; der Wein mouſſirte ganz außerordentlich, und flog ein Korkſtöpſel aus der Bouteille, ſo war dies immer ein Knall, einem Kanonen-Schuſſe ähnlich. Es machte ſehr viel Spaß! Dazu die heitere Laune des Vaters Ellborn, die liebliche Tafelmuſik. Es konnte nicht fehlen, daß in ſo großer Erregtheit Etwas mehr geſchah, als bei anderer Gelegenheit geſchehen wäre.

Ich laſſe meine beiden Karoſſen kommen, ſagte Ellborn. Wir fahren nach dem Diner nach Nußdorf. Ich invitire Herrn und Frau Raimund zu einem Krebſen-Gouter und „Koppen-Souper“ (Koppen eine Art Forellen, welche in der Buttermilch ſterben müſſen, und dann gebraten werden) dies darf mir nicht abgeſchlagen werden.

Ja, ja nach Nußdorf zum Fiſcher! riefen Frau Ellborn und Tochter.

Krebſen erhält man in Nußdorf, ſcherzte Ellborn ſo groß wie die Krokodille im Nil!

Raimund hätte gerne gegen die Fahrt nach Nußdorf proteſtirt, aber er fand keine Gelegenheit.

Es iſt ein rechtes Glück, daß wir heute nicht beſchäftigt ſind, warf Frau Raimund hin. In Nußdorf biſt Du ja ſehr gerne, Ferdinand!

So? verſetzte Raimund, bin ich gerne in Nußdorf? — Ich weiß es nicht einmal, wo ich gerne bin! — Ich nehme aber die Einladung mit Vergnügen an.—

Schön! erwiederte Ellborn. Ich werde ſogleich angeben, wie wir uns in meinen beiden Kalleſchen placiren:

Im erſten Wagen fährt meine Frau mit Dortchen (Dorothea hieß das ſchöne Mädchen) und Herrn Raimund. — Im zweiten Wagen fährt Frau Raimund und ich, dann mein Sohn! Ob mein Sohn Ihnen Ihre Frau wieder zurück bringt, verbürge ich nicht. Ich weiß nicht, ob dieſe beiden nicht einen Bund ſchließen, Sie, jungen Ehemann, für die Vernachläſſigung zu ſtrafen, welche Sie ſich zu Schulden kommen ließen.

Ich bin zufrieden, Herr Ellborn! erwiederte Raimund. Ich entführe Ihnen dafür Frau und Tochter, ja, ja, auch die Frau Gemalin, die ſo jung und ſchön iſt, daß ſie eher für die Schweſter als die Mutter gelten kann!

Man lachte.

Man beſtieg die Wagen.

In einer halben Stunde hielten die Equipagen in Nußdorf am Hauſe des Fiſchers.

Es iſt noch zu früh! meinte Ellborn.

Ich werde Gouter und Souper beſtellen, und bis beides beſorgt, machen wir einen Spaziergang durch den pittoresken „Hohlweg“ zur wundervollen Ausſicht.

Der ſchöne Abend, die milde Luft, verſetzten die Geſellſchaft in die heiterſte Laune.

Raimund, ein Freund der Berge, führte Dortchen ſchnell auf den blumigen Hügel in der Nähe des kleinen Steinbruchs an der Donau.

Arthur ſprang mit Louiſe durch die Weinberge.

In fünf Minuten war die Geſellſchaft getrennt.

Nein, ſagte der dicke Herr Ellborn zu ſeiner Frau, dieſem Volke eile ich nicht nach. Hier iſt ein ſchattiges Plätzchen; Roſe, ſetze Dich zu mir; wir wollen unſere Kinder hier erwarten. In dieſer himmliſchen Luft läßt ſich ein Pfeifchen Knaſter ſehr angenehm verdampfen.

* * *

Auf dem Kirchthurme ſchlug es acht Uhr.

Noch war die junge Geſellſchaft nicht zurückgekehrt.

Um Ein Viertel auf neun Uhr erſchien endlich Raimund mit Dortchen.

Meine Frau noch nicht hier? fragte Raimund.

Wir ſuchten Frau Raimund und Guſtav! bemerkte Dortchen. Nirgends eine Spur!

Es ſchlug halb neun Uhr.

Endlich kamen Guſtav und Louiſe, aber ganz den entgegengeſetzten Weg, einher.

Wir ſind nach Heiligenſtadt gerathen! meldete Guſtav. — Dort iſt Kirchweih! — Ach! wie luſtig ſind die Wiener in jenem Badhausgarten! Getanzt wird, daß der Fußboden im Muſikzelte zittert. — Ich hätte bald mit einem Preußen Händel bekommen.

Stelle Dir vor, Ferdinand, erzälte Frau Raimund, die Impertinenz, welche mir ein Menſch, mit einer blauen Kappe auf dem Kopfe, zufügte! Ein Berliner, ſeiner Ausſprache nach, ſagte zu mir: „J, Frau Raimund! Woiſt denn der Herr Ehegatte?“ — Ich kenne Sie nicht! antwortete ich ihm. — „Aber ich kenne Sie,“ verſetzte er. „Sie werden doch nicht ohne Jemal hier ſind?“ — Herr von Ellborn erwiederte: Mein Herr, Sie nehmen ſich einen ſehr familiären Ton heraus. Laſſen Sie uns gefälligſt in Ruhe! — Darauf lachte der Menſch hämiſch und ſagte: „Das iſt doch zu frühe! Erſt zwei Monate verheiratet und ſchon“ — —.

Darauf ging er, ein hämiſches Gelächter anſtimmend, fort.

Hatte dieſer Preuße eine kleine Narbe an der Stirne? fragte Ferdinand.

Ja, mir kommt es ſo vor!

Es war Bebe! verſetzte Raimund.

O weh! rief Louiſe. Dieſer Menſch wird mich gewiß bei Dir verleumden! Nicht umſonſt haſſe ich dieſen Preußen.

Dann ſchlag' ich ihm Arm und Beine entzwei! verſetzte Vater Ellborn. Mein Sohn iſt ein reſpektabler junger Mann, der wol ſchöne Frauen gern ſieht, aber nie die ſchuldige Achtung vergißt.

Die Geſellſchaft erhob ſich und wanderte in das Fiſcherhaus.

Raimund konnte ſeine Verſtimmung nicht mehr bemeiſtern.

* * *

Erſt nach halb eilf Uhr kamen die Equipagen des Herrn Ellborn von Nußdorf in der Leopoldſtadt an.

Raimund führte ſeine Frau nach Hauſe.

Als der Hausmeiſter im Henslerſchen Hauſe, in welchem Raimund wohnte, das Thor öffnete, gab er Raimund einen Wink.

Raimund ließ ſeine Frau in die Wohnung treten.

Er blieb zurück.

Er hörte von dem Hausmeiſter, daß ein Herr auf ihn warte.

Im Eingange der zweiten Stiege befindet ſich dieſer Herr, meldete der Hausmeiſter.

Raimund begab ſich dahin.

Bebe ſtand vor ihm.

Herr, redete Bebe, Raimund an; ich habe Ihnen hier aufgelauert; Ihre Frau kann mir, wie Sie wiſſen, nicht ausſtehen, daher warnte mir Ihr Bedienter, Ihnen keinen Beſuch zu machen; ich hielt mir auch darnach und Sie hätten mir wohl nie mehr jeſehen, aber heute treiben mir Chriſten- und Freundespflicht an, Ihnen die Augen zu öffnen. — Herr Raimund, fallen Sie nicht in Ohnmacht über das, was ich Ihnen ſage, aber Ihre Frau iſt auf dem Wege, Sie grimmig zu betrügen, wenn es nicht ſchon geſchehen iſt! — Ich war in Heiligenſtadt —

Weiter! weiter! ſagte Raimund, mit einer Wuth wie Othello.

Ich ſchlenderte zwiſchen den Weingärten hin und reflektirte gerade: „Jott, wie ſchön wäre Berlin und das ganze Preußenland, wenn da Wein wüchſe, aber bei uns jedeiht nur Fuſel.“

Der Teufel hole Sie mit Ihrer Weitſchweifigkeit! tobte Raimund.

Jeduld! Es jehört zur Sache! Ich reflektirte jerade ſo vom Oeſterreicher Wein und preußiſchen Fuſel, da ſeh' ich ein liebliches, liebendes Pärchen an mir „ran“ kommen. Sie wanderten ſo traulich; nur weiß ich nicht genau, hing ſie an ihm oder er an ihr; Sie hingen beide! — Höflichkeitshalber ſehe ich, wenn's eine junge iſt, immer zuerſt nach der Dame; iſt's eine alte, ſo ſehe ich jar nicht hin. — Wen erblick' ich da? — Ihre Frau, Herr Raimund, mit einem jungen Jalgenſchwengel! Ich traute meinen Augen nicht! Endlich hörte ich ſie ſprechen; eigenhändig, deutlich ſprechen, dasſelbe Organ, wie auf dem Theater!

Was ſagte ſie? fragte Raimund und packte dabei Bebe an der Bruſt! Reden Sie, und wenn Sie mir ein Wort verſchweigen, ſo vergreife ich mich an Ihnen —

Entſchuldigen Sie! Sie irren! — Ich bin ja Bebe, der Ihnen dieſe Mittheilung macht und nicht jener Jalgenſchwengel!

Was ſagte ſie! Ich will es wiſſen!

Sie ſagte, antwortete Bebe und machte ſich dabei los.

Was ſagte ſie?

Entſchuldigen Sie! Sie haben mir ſo jeſchüttelt, daß mir die eigentlichen Worte in den Schlund jerutſcht ſind und ich erſt warten muß, bis ſie wieder zum Vorſchein kommen. Sie ſagte: „Juſtav.“ —

Wie? Sie nannte ihn bei ſeinem Taufnamen?

Ich weiß nicht, ob der Kerl jetauft iſt oder nicht, die Juden heißen zuweilen auch Juſtav. — Sie ſagte ausdrücklich: Juſtav, Sie jehen zu weit! ſagte ſie. Verſtehen Sie, Herr Raimund, ſie ſagte: „Sie jehen zu weit,“ das iſt verflucht doppelſinnig; in Danzig ging ich auch mit meiner Todtengräbers Frau zu weit!

Weiter! Weiter!

Sie waren beide ſchon weit genug. Sie langten in Heiligenſtadt an.

Ich ging immer raſch hinterher.

Was antwortete Er, als ſie ſagte, Sie gehen zu weit? fragte Raimund.

Er ſagte: Ach ne! Ach ne! ſagte er, aber dann ſprach er: Hier tönet liebliche Muſik. Hören Sie doch die reizenden Walzer. —

Weiter, weiter!

Sie traten vor das Tanzzelt. — Ihre Frau bewegte ſich nach dem Takte der Muſik, indem ſie den janzen Körper ſchaukelte und das Köpfchen wiegte — Louiſe, ſagte nun der Jalgenſchwengel,

Er nannte ſie auch bei ihrem Taufnamen?

Janz jewiß! Dies hörte ich ſo deutlich wie früher den Namen Juſtav. — Louiſe, ſagte nun der Jalgenſchwengel, wenn es Ihnen jefällig, ſo ſtürzen wir uns in das Jewoge, und erquicken uns durch ein zierliches Drehen. — Jott! bewahre, antwortete Ihre Jemalin, was würde Raimund dazu ſagen, wenn er es erführe!

Nu, verſetzte Raimund, das iſt nichts Unrechtes. — Ja, aber was jetzt kommt!

Ich ſage Ihnen, es muß jetzt etwas Rechtes kommen, oder ich ſchlage Sie nieder für Ihre abgeſchmackte Verrätherei.

Darauf ſagte er, der Jalgenjuſtav, ſagte: ſchöne Frau, ſagte er, müſſen Sie denn ſo ängſtlich ſind? Wir ſind auf dem Lande! Was liegt an einem Tänzchen. Ich wünſchte, ich könnte mit Ihnen durchs Leben tanzen! — Schon zu ſpät! antwortete Ihre Frau.

Iſt das wahr?

So wahr als ich morgen von Wien weg muß, da man mir mit dem „Schube" zuſetzt!

Schon zu ſpät! wiederholte Raimund ganz außer ſich.

Schon zu ſpät! ſagte ſie, betonte Raimund, das heißt mit andern Worten: Hätte ich nicht ſchon geheiratet, ſo würde ich Dir angehören!

I, verſetzte Lebe, eine Frau kann auch einem Andern angehören, wenn ſie noch ſo feſt verheiratet iſt! — Zum Beiſpiele: Meine Todtengräbers-Frau in Danzig, kam mir vor wie ein Haus, das auf eines Andern Namen protokollirt iſt. Auf den Namen Raimund iſt auch Ihre Frau jeſchrieben, und dem Jalgenſchwengel gehört ſie!

Ende des zweiten Bandes.

Wohlfeilſte Unterhaltungs-Lectüre!

Im Verlage der Buchhandlung

Jasper's Wwe. & Hügel,

in Wien, Herrngaſſe Nr. 251, im Fürſt Liechtenſtein'ſchen Palais,

ſind folgende höchſt intereſſante deutſche

Original-Romane

erſchienen, welche allen Freunden einer guten Unterhaltungs-Lectüre auf das Angelegentlichſte zu empfehlen ſind:

Thereſe Krones.

Roman aus Wien's jüngſter Vergangenheit.

Von **Otto Horn.**

Zweite Auflage. 5 Bände. Preis **3** fl. **20** kr., franco nach Auswärts **4** fl. **20** kr. C. M.

Zur Empfehlung dieſes intereſſanten Romanes brauchen wir **nichts** beizufügen. Er hat bereits eine **Berühmtheit** erlangt, **und** gehört bekanntlich zu den **geleſenſten der Neuzeit.**

Die beiden Grafel.

Volksroman von **Eduard Breier.**

Vier Theile in zwei Bänden. Preis **2** fl. **20** kr., franco nach Auswärts **2** fl. **40** kr. C. M.

Dieſer neueſte Roman des beliebten Schriftſtellers — zuerſt **in der „Morgenpoſt"** abgedruckt, — hat ſo außerordentlich gefallen, daß die Auflage des genannten Blattes während **des Abdruckes desſelben** auf **26,000 Exemplare** geſtiegen iſt.

Ferdinand Raimund.

Künſtler-Roman.

Von Otto Horn, Verfaſſer des Romans „Thereſe Krones.“

3 Bände. Preis 3 fl., franco nach Auswärts 4 fl. C. M.

Dieſer Roman enthält ein Stück **Wiener Leben** aus der frohen, heitern, glücklichen, gemüthreichen Zeit, welche die unvergeßliche genannt wird, und welche der Wiener vergebens zurückwünſcht. **Raimund** war eine Hauptperſon in dieſem ſchönen Wien, der beſte Repräſentant des originellen Volkslebens auf und außer der Bühne. Er und die hervorragendſten Perſonen aus jener goldenen Zeit werden hier mit Friſche und Lebendigkeit, Raimunds Wirken im Gebiete der Kunſt als Schauſpieler und Dichter, ſeine Erlebniſſe und manchmal wahrhaft abenteuerlichen Schickſale werden mit großer Wahrheit geſchildert, und Vorfälle aus ſeinem vielbewegten Leben und ſein tragiſches Ende mitgetheilt.

Der Congreß von Wien.

Hiſtoriſcher Roman von **Eduard Breier.**

Vier Bände. Elegant broſchirt. Preis 2 fl. 40 kr., franco nach Auswärts 3 fl. Conv. Münze.

Geheimniſſe eines Wiener Advokaten.

Roman von **Otto Horn**, Verfaſſer der „Thereſe Krones.“

3 Bände. Preis 2 fl., franco nach Auswärts 2 fl. 24 kr. C. M.

Der ewige Jude in Wien.

Erſte Abtheilung: **Die Sumpfvögel.**

Roman aus den Nachtſeiten der Wiener Geſellſchaft.

Von **Eduard Breier.**

Bände. Preis 2 fl., franco nach Auswärts 2 fl. 24 kr. C. M.

Ferner:

Ausgewählte Romane

beliebter deutſcher Schriftſteller.

13 Bände. Preis eines jeden Bandes 24 kr. C. M.

(Bei Abnahme aller 13 Bände auf einmal nur 5 fl., franco nach Auswärts 6 fl. C. M.)

Inhalt:

Die Roſenkreuzer in Wien.

Hiſtoriſcher Roman aus der Zeit Kaiſer Joſeph II.

Von **Eduard Breier.**

4 Bde. eleg. broſch. Preis nur 1 fl. 36 kr. C. M.

Die Seherin von Venedig.

Roman von **Braun v. Braunthal.**

2 Bände, eleg. broſch. Preis 48 kr. C. M.

Die Geheimniſſe von Wien.

Sittengemälde aus der Gegenwart von **Eduard Breier.**

4 Bände, eleg. broſch. Preis 1 fl. 36 kr. C. M.

Die Vandomire.

Kurländiſche Erzählung von **Heinrich Laube.**

1 Band, eleg. broſch. Preis 24 kr. C. Mze.

Eiſen, Gold und Geiſt.

Socialer Roman von **Ernſt Willkomm.**

2 Bände, Preis 48 kr. C. M.

Alle dieſe Romane haben ſchon während des Erſcheinens **entſchieden Glück** gemacht und viele Tauſende von Leſern gefunden.

Wir empfehlen daher dieſelben allen Freunden einer amüſanten und billigen Lectüre beſtens, und ſind überzeugt, daß ſie jeden Leſer vollkommen befriedigen werden.

☞ **Alle dieſe Romane können auch nach und nach heftweiſe à 20 kr. C. M. bezogen werden.**

NB. Bei Abnahme aller 33 Bände auf einmal, erlaſſen wir dieſelben für nur fl. 18 C. M., franco nach Auswärts fl. 20 C. M., und geben außerdem als Prämie das wohlgetroffene Portrait Ferdinand Raimunds und der Thereſe Krones gratis dazu.

Ferdinand Raimund.

Roman

aus Wien's jüngſter Vergangenheit.

Von

Otto Horn.

Dritter Band.

Wien, 1855.
Verlag von Eduard Hügel,
[illegible]gaſſe Nr. 251.

BIBLIOTHECA
[illegible]
[illegible]

Druck von L. C. Zamarski, Universitäts-Buchdruckerei
(vormals J. P. Sollinger).

1. Baldige Scheidung.

Die Frauen halten in gewiſſen Dingen zuſammen, wie die Männer in gewiſſen Dingen zuſammen halten.

So auch hier. Der Hausmeiſter erzälte ſeinem Weibe, daß der Preuße, welcher früher bei Raimund gewohnt, ſich bevor noch Raimund mit ſeiner Frau heimgekommen, das Hausthor habe aufſperren laſſen, und ihm vertraut, daß er auf den jungen Ehemann warten und ihm die Augen über ſeine Frau öffnen wolle.

„Ich will der Frau Louiſe zeigen, ſagte Bebe, daß ich mich nicht ungeahnt von ihres Mannes Seite vertreiben laſſe; ich will ihr einen Spuk bereiten, an den ſie Zeit ihres Lebens denken ſoll!“

Ei! das iſt ja ein infamer Menſch! erwiederte die Hausmeiſterin, davon will ich doch Frau Raimund ſogleich unterrichten!

Unterſtehe Dich nicht! verſetzte der Hausmeiſter.

Ich unterſtehe mich aber doch! entgegnete ſein Weib, und im Fluge trat ſie bei Frau Raimund ein und theilte ihr die ſchlechten Vorſätze mit, die Bebe gegen ſie ausgeſprochen hatte.

Sie können ſelbſt jedes Wort vernehmen, das der Preuße ſpricht, ſagte die Hausmeiſterin. Begeben Sie ſich nur in meine Küche. Die Fenſter ſind offen. Ihr

Herr Gemal und der Preuße führen ihr Geſpräch ziemlich vernehmlich.

Ich danke Ihnen, waren die Worte der Frau Raimund; ich bitte Sie, Ihr gutes Werk nicht zur Hälfte auszuüben. — Ganz in der Nähe, im „Hirſchen“ wohnt Kaufmann Ellborn. Zu dieſem eilen Sie; bitten Sie Vater und Sohn augenblicklich ſich hieher zu bemühen. Theilen Sie dieſen Beiden mit, was Sie mir mitgetheilt und ſetzen Sie bei, die Herren Ellborn möchten einer armen Frau beiſtehen, welche ein böſer Menſch um ihren ehelichen Frieden zu bringen beabſichtigt.

Ja, ja, das thue ich mit Freuden! rief die Hausmeiſterin. Nun warte, Bebe! ſagte ſie, wenn du glaubſt, nach Wien gekommen zu ſein, um häusliches Glück zu zerſtören, ſo rufe ich dir nur das Wiener Sprichwort zu: „Da hat es Zeit bei den Preußen!“

Frau Raimund begab ſich an das verrätheriſche Fenſter.

Sie hörte jedes Wort, das Bebe mit ihrem Gatten ſprach.

Sie vermochte ſich kaum zu halten über die Nichtswürdigkeiten, ſchändlichen Entſtellungen und abſcheulichen Lügen, welche Bebe ſich geſtattete.

Schon wollte ſie dem elenden Verleumder zurufen: „Daß dir die Läſterzunge in den Hals fahre, und du erſticken möchteſt an deinem Geifer!“ da wurde das Hausthor geöffnet, und in den Hof traten Ellborn und Sohn, von der Hausmeiſterin hereingeführt.

Frau Raimund eilte ihnen entgegen.

Wo iſt der Verleumder? fragte der alte Ellborn, und ſchwang dabei ſein ſpaniſches Rohr.

Um Gottes willen! kein Aufſehen, bat Frau Raimund. Bemühen Sie ſich in meine Wohnung. Ich werde meinen Gatten und Herrn Bebe erſuchen, meine Ehre nicht hier im Hofe beſudeln zu laſſen. Ich werde Raimund und Bebe in unſere Wohnung führen. Wir befinden uns in einem Hauſe mit hundert Fenſtern, und hinter dieſen Fenſtern lauern eben ſo viele Neugierige!

Vater Ellborn und Sohn befolgten den Wink der gekränkten Frau.

Indeß ſetzte „Jago-Bebe" ſeine Szene mit „Othello-Raimund" fort.

Sie ſind ein „ungläubiger Thomas," ein „unentſchloſſener Elias," Herr Raimund, eiferte Bebe, wenn Sie noch nicht wiſſen, was Sie zu thun haben. — Mit beiſpielloſer Pflichtvergeſſenheit behandelt Sie Ihre Frau, ſchon nach acht Wochen Ihrer Ehe — in acht Monaten haben Sie ſolche Hörner, daß Sie nicht mehr auf der Straße ſich zeigen können!

Deshalb wollen wir in unſere Wohnung kommen! verſetzte Frau Raimund, und ergriff Bebe am Arme. — Nicht wahr, lieber Raimund, in unſerer Wohnung ſoll der Stab über mich gebrochen werden?

Bebe erſtarrte zu Eis, als er bemerkte, daß Frau Raimund ihn belauſcht hatte.

Raimund war eben ſo betreten.

Entſchuldigen Sie, ſagte Bebe und wollte ſich losmachen.

Nicht von der Stelle! verſetzte Frau Raimund mit einer Stimme, welche ihre ganze Wuth verrieth. Ich bitte die Herren, und zwar dringend in unſere Wohnung zu kommen. — Machen Sie keinen Verſuch, Herr Bebe, mir entwiſchen zu wollen. Das Hausthor wird Ihnen nicht aufgeſperrt. Auch wohnt der Polizei-Kommiſſär Löw im Hauſe, den ich augenblicklich rufen werde, mir gegen Sie beizuſtehen, wenn Sie den geringſten Verſuch machen, mir entkommen zu wollen.

Gehen wir in meine Wohnung! ſprach Raimund.

Frau Raimund zog Bebe in ihre Wohnung.

Raimund folgte.

Aber wie erſchracken Raimund und Bebe als ſie die Herren Ellborn hier fanden.

Sie haben meinem Manne Mittheilungen über mich gemacht, hub Frau Raimund gegen Bebe ſich wendend, an, die ihn mir entfremden, vielleicht gar eine Eheſcheidung bezwecken ſollen. Sie haben ein Geſpräch zwiſchen mir und dem jungen Herrn von Ellborn auf eine ſo unwahre Art erzält, daß ich Sie erſuchen muß, dieſes Geſpräch hier vor dieſem Herrn und mir zu wiederholen. Dieſes iſt der junge Herr von Ellborn, reden Sie! —

Und ich bin der alte Ellborn, verſetzte ſein Vater, und ſchlage meinen Sohn todt, wenn Sie ihm ein Wort ins Geſicht zu ſagen vermögen, das ſo lautet, als hätte er ſich gegen Frau Raimund unanſtändige Ausdrücke erlaubt.

Herr Ellborn ſchwang dabei ſeinen Stock mit merklicher Entrüſtung.

Sie haben unter anderm meinem Manne mitgetheilt, fuhr Louiſe fort, daß Herr von Ellborn und ich uns nur mit unſeren Taufnamen angeredet hätten! Iſt dies wahr?

Es ſchien mir ſo! ſtotterte Bebe.

Nein, meinem Gatten gegenüber ſchien es Ihnen nicht ſo. Sie ſagten es mit Beſtimmtheit, da er Sie noch ausdrücklich fragte, ob ich Herrn von Ellborn und Herr von Ellborn mich wirklich bei den Taufnamen angeſprochen hätten?

Es mußte wohl ſo ſein! warf Raimund ein; wie hätte Herr Bebe denn ſonſt wiſſen können, daß Herr von Ellborn Guſtav heiße?

Bebe gab keine Antwort.

Sprechen Sie, Herr Bebe, tobte der alte Ellborn, hatten Sie den Muth, Herrn Raimund dies zu ſagen, ſo wiederholen Sie es auch hier.

Ich nannte Herrn von Ellborn nicht bei ſeinem Taufnamen, entgegnete Frau Raimund, weil ich ihn nicht wußte, weil ich Herrn von Ellborn früher nie geſehen, nie geſprochen, weder von ſeiner Familie noch von ihm auch nur ſprechen gehört hatte.

Herr Bebe, ſagte Raimund, Sie wollten mir durch Ihre Mittheilungen offenbar einen Dienſt erweiſen. Wenn Sie Ihre Angaben zurücknehmen, ſo nenne ich Sie einen Verleumder, und ſo wahr Gott iſt, ich züchtige Sie als ſolchen. —

Entſchuldigen Sie, Herr Raimund, verſetzte Bebe, ſich immer mehr entfärbend, ich verdiene wahrlich nicht von Ihnen ſo inquiſitoriſch behandelt zu werden! Das iſt ja ein Verhör zum Teufelholen! — Sie torquiren mir völlig! — Es fehlen nur ſpaniſche Stiefel und Daumſchrauben. Sie wollen mir züchtigen und der alte Herr ſchwingt auch in einemfort ſeinen Stock! — Mir blühen alſo Prügel, ich mag ſagen was ich will.

Die Wahrheit ſagen Sie! rief Frau Raimund, die Wahrheit! — doch wir wollen der Sache bald ein Ende machen.

Sie ergriff den Glockenzug und läutete dem Bedienten.

Karl! befahl ſie dem Bedienten, bemühe Dich hinauf zu dem Herrn Polizeikommiſſär Löw; — ich laſſe ihn bitten, ſogleich —

Um des Himmels willen nicht! bat Bebe. Dieſer Kommiſſär Löw droht mir ohnehin immer wie ein wüthender Löw'. So oft er mir kommen läßt, brüllt er mir das gräßliche Wort „Schub" in die Ohren! Ich will bekennen. Ich will ſagen, daß es nicht wahr iſt, was ich Herrn Raimund angegeben; daß nichts wahr iſt, als daß ich Frau Raimund mit dieſem jungen Herrn allein in Heiligenſtadt bei dem Tanzzelte getroffen, ich will auch erklären, daß nicht einmal die Angabe richtig iſt, daß Herr von Ellborn Frau Raimund zum Tanze aufgefordert. Alles dies will ich ſogar ſchriftlich geben, nur keinen Löw, nur keinen Schub, nur keine Prügel!

Aber daß ſich Beide bei ihren Taufnamen genannt, dieſem widerſprechen Sie nicht? ſchrie Raimund.

Da will ich meine ganze Bosheit bekennen, erwiederte Lebe. Der Haß, der ſich meiner gegen Frau Raimund bemeiſterte, weil ſie mich haßte und es mir unmöglich machte, ihren Gatten zu beſuchen, dieſer Haß trieb mir an, ihr einen Schabernak zu ſpielen. — Alles, was ich erfinden könnte, ſagte ich zu mir ſelbſt, dürfte mir widerlegt und beſtritten werden. — Ich erſann mir alſo Etwas, das nicht wie eine Verleumdung klang. — Wenn ich nur den Taufnamen von dem jungen Herrn wüßte! dachte ich, da könnte ich Etwas Verdächtiges vorbringen, was die größte Wahrſcheinlichkeit hätte! — Ich ſchlich daher den Beiden in einiger Entfernung nach und bemerkte, daß ſie mit ihrer Geſellſchaft im Nußdorfer Hohlwege zuſammen gekommen, in das Fiſcherhaus an der Donau ſich begaben. — Dort nahm ich den Fiſcher ins Gebet. — Ich fragte, wer der dicke Herr ſei? — Er antwortete, ein Kaufmann, der in Wien lebt, und mich mit ſeiner Familie ſehr oft beſucht. Und der junge Herr? — Iſt ſein Sohn, antwortete der Fiſcher. — Sein Name? — Sein Name iſt Guſtav, erwiederte er.

Sie ſind ein Elender! Herr Bebe, ein raffinirter Lump! ſchrie der alte Ellborn.

Ja, Sie ſind ein raffinirter Schurke! bekräftigte Herr Raimund. Und wenn Sie je über Wien Etwas Ungünſtiges drucken laſſen ſollten, werde ich dieſe Ihre nichtswürdige Handlung in den preußiſchen Blättern bekannt machen.

Abbitten! Abbitten! tobte der alte Ellborn; — Frau Raimund abbitten, und jedes Wort, das Ihr Schandmaul ausgeſtoſſen, zurücknehmen! Herrn Raimund abbitten! jedes Schandwort zurücknehmen, meinem Sohne abbitten, und wieder jedes Schandwort zurücknehmen!

Ei, ich nehme das nicht ſo hin! verſetzte Guſtav, dieſer Verleumder muß beſtraft werden. Morgen iſt mein erſter Gang zur Polizei!

Wollen Sie mir auf den Schubwagen bringen? winſelte Bebe. Mein Geld iſt alle! Bis meine Mutter mir wieder Spähne ſendet, bewahrt man mir im Polizeihauſe, und dann heißt es: „Schube dir!“

Laß ihn! verſetzte der alte Herr; aber abbitten muß er, auf der Stelle abbitten! —

Und ſo bitte ich denn feierlich ab, ſtöhnte Bebe. — Ich abbitte Sie, Frau Raimünd, ich anerkenne Ihre Rechtſchaffenheit, ich darſtellte Lügen, Frau Raimund. Ich wiederhole dasſelbe gegen Sie, Herr Raimund; ich war würdignichts in meiner Rache; — ich abbitte Sie, Herr Juſtav, ich ſprechewider, was ich geſagt. Verzeihen Sie, verzeihen Sie alle drei! Durch meine infame Rache habe ich Ihnen, Frau Raimund, Böſes zufügen wollen. Mehr als mein gekränktes Herz hat mir hiezu meine Jeldverlegenheit getrieben, dieſe intriguante, mechante Handlungsweiſe zu uben. Ich wollte bei Herrn Raimund einige Thaler pumpen, um nach Dresden zu gelangen, wo mir die

Wiener Polizei nicht täglich fragen kann: Von was leben Sie, und von was wollen Sie die Schulden bezahlen, die Sie gemacht haben? Um derentwillen werde ich faſt täglich von der Polizei gemahnt.

Sie beſitzen ja eine reiche Familie, bemerk[illegible] Raimund.

Das wol! verſetzte Pebe, aber ich praßte doch gar zu viele in Wien. — Früher war ich meiner Familie zu ſchmutzig, dann wieder zu rein. — Das heißt, ich verfiel von einem Extrem ins andere! Und wenn Einer in dem ſchönen Wien einmal dahin gelangt, Geld auszugeben, ſo findet er kein Ende. Jetzt bin ich zu rein, das will ſagen, meine Taſchen wurden ſo blank, daß nicht einmal eine Spur von einem ſchwarzen Groſchen darin zu finden iſt!

So hätten Sie mir geſchrieben! grollte Raimund. Im Anbetracht, daß Sie einmal ein ganz honnetter Menſch, und dabei immer ein komiſcher Kauz waren, hätte ich in Erinnerung früherer Kameradſchaft — hätte ich — — doch was hilft es, wenn ich Ihnen hier ſage, was ich hätte — — da haben Sie 20 fl., dieſe ſchenke ich Ihnen aus Freude, daß meine Frau — eine brave Frau iſt!

Raimund umarmte Louiſe.

Nu, hören Sie, ſagte der alte Ellborn, in Anbetracht, daß aus der Zurücknahme Ihrer Verleumdung, hervorgeht, daß mein Sohn ein braver Sohn iſt, ſchenke ich Ihnen 40 fl; aber nur trachten Sie, daß Sie von Wien fortkommen. Erfahre ich, daß Sie nach drei Tagen in Wien ſind — ſo gebe ich zur Polizei, dann Jüngling: „Schube dir!“

Pebe nahm das Geld.

Dank! Tauſend Dank! rief er. 60 fl. für eine ſchlechte Handlung! Was hätte ich erſt gekriegt, wenn ich eine gute vollbracht! Ach wie edel iſt man in Wien! Frau Raimund, bat er, ſehen Sie mir nicht immer ſo grimmig an! Bei Jott, ich bereue meine Erbärmlichkeit! Frau Raimund — verzeihen Sie mir, ich bitte noch einmal — und — und —

Nichts weiter! unterbrach ihn Louiſe.

Karl! rief ſie, dem Herrn Bebe hinausleuchten! „Herr Bebe geht und nimmer kehrt er wieder!“

Herr Bebe ging unter Bücklingen fort.

Herr und Frau Raimund dankten den beiden Ellborn und baten um Entſchuldigung, daß ſie die Herren noch in der Nacht moleſtirt.

Komm' Guſtav, rief Ellborn zu ſeinem Sohne. Die Mutter ängſtigt ſich ſonſt um uns; daß wir beide nach ein Uhr Nachts nach Hauſe kommen davon hatte ſie noch kein Beiſpiel!

Die Ellborns nahmen von Raimund und Frau herzlichen Abſchied.

* * *

Bei dieſem vorübergehenden Ungewitter blieb es nicht.

Wie ſchon in dem Eingange des vorigen Kapitels bemerkt wurde: „die beiden harten Steine paßten nicht zuſammen.“

Frau Raimund war nicht zum Nachgeben bei den Launen ihres Mannes geboren. Herr Raimund konnte ſich nicht darein finden, den Eigenſinn ſeiner Frau zu ertragen. Endlich quälte die Eiferſucht den Gatten unaufhörlich. Wenn ſie zufällig auf dem Theater in eine Loge oder ins Parterre blickte, und er ertappte ſie dabei, ſo gerieth er außer ſich.

Dieſer ewige häusliche Zwiſt, bemerkte Raimund eines Tages ſeiner Frau, ſtört mich in meinem Berufe. Wenn mich Deine ſchöne Geſtalt zu Dir hinzieht, ſtößt mich Dein abſcheulicher Humor wieder zurück. Wenn ich

Dich an mein Herz drücken will, ſtellt ſich in meiner Fantaſie immer einer der verfluchten Kerle zwiſchen Mir und Dir, welche die Perſpektive nach Dir richten, und mit den Stechern Dich begaffen. Der tägliche Hader, die verfluchte Eiferſucht, hält mich ab, meine Rollen wie früher zu ſtudiren. Ich bin nicht für den Eheſtand, nicht für den häuslichen Krieg; die Kunſt gedeiht nur im Frieden! Ich bitte Dich, Louiſe, laß uns lieber auseinander gehen. — Für Dich und Mich wird es beſſer ſein.

Mir recht, erwiederte Louiſe. Ich vermöchte es wirklich nicht, mit Dir länger auszuhalten.

Da fällt mir eben wieder ein, ſagte Raimund, was mir eine ſehr braves Ehepaar, deſſen Tochter ich heiraten wollte, auf meine Bewerbung, antwortete: „Es iſt kein Glück in den Ehen beim Theater! ſagten die Eltern. Ich behaupte: eine ſchöne Schauſpielerin dürfe man ſchon gar nicht heiraten! das geſammte Männer-Publikum hat keinen andern Wunſch als: Wenn ich nur dieſem Ehemann die Stirne garniren könnte! — Mich juckt meine Stirne ohnehin ſchon! Louiſe, ſcheiden wir mit Seelengröße! Weißt Du, ſo wie Meinau und Eulalia in „Menſchenhaß und Reue:" „Ohne Groll." Kinder haben wir nicht, ſo wird uns eine Trennung um ſo leichter werden, und wir brauchen nicht wieder zuſammen zu kommen, wenn die kleinen Fratzen „Papa und Mama" rufen! Ich gebe Dir ſo lange ich lebe 600 fl., damit Du ſiehſt, daß ich Dich nicht ohne Unterſtützung laſſe! Du biſt jung, beſitzeſt ein ſchönes Talent! Du wirſt Dein Glück machen! — Was mich betrifft, ſo werde ich mich ſchon fortbringen!

Frau Raimund war es zufrieden.

Eine gerichtliche Scheidung erfolgte in wenigen Wochen.

Nach der Scheidung von ſeiner Frau wurde Raimund häufig von Freunden und Bekannten um die Urſache gefragt, warum er ſich nach ſo kurzer Zeit wieder von einer Gattin getrennt, der er doch gewiß herzlich zugethan war.

Wir haben nicht für einander gepaßt, antwortete er.

„Die Juxmacher des Leopoldſtädter-Parterres haben uns zuſammen gehetzt,“ ſagte Raimund, „vielleichte macht es ihnen wieder Jux, daß wir uns trennten!“

In einem Kaffeehauſe fragte man Raimund, ob er ſeiner Frau die jährlichen 600 fl. in „Scheinen“ oder in Münze bezahle? —

Ich bezahle ſie in derſelben Währung, in welcher ſie mich geliebt hat. Ich gebe ihr „Schein“ für Schein.“

* * *

Wenn die Beliebtheit Raimunds noch eine Steigerung hätte erhalten können, ſo wäre ſie gewiß erfolgt. Raimund rauſchender als bisher zu applaudiren war unmöglich; ihn häufiger zu rufen, ſeine Lieder enthuſiaſtiſcher zur Wiederholung zu verlangen, nicht denkbar. Seine ungeſchickten Freunde — ungeſchickte Freunde hat jedes hervorragende Talent — erſannen nun ein anderes Mittel, ihm ihre Huldigung darzubringen. Hatten ſie ſchon früher Ignaz Schuſter, ſo oft er auftrat, lieblos behandelt, dieſen ausgezeichneten Komiker, der ihnen durch zehn Jahre für das Höchſte galt, und welcher durch die Wahrheit ſeines Spiels, durch ſeinen unverſiegbaren Humor, durch die Delikateſſe ſeiner Darſtellungen, ſtets das höhere Publikum, die feinere Geſellſchaft, die eigentlichen Kenner und die Kritik befriedigte, hatten ſie dieſen unvergeßlichen Ignaz Schuſter, früher ſchon durch Hohn und Schimpf verunglimpft, ſo thaten ſie es jetzt noch mehr.

Es gab damals im Leopoldſtädter Theater eine

Klique unverſchämter junger Burſche, welche heute ganz gewiß von der Aufſichtsbehörde zurecht gewieſen würde, wagte ſie es in unſern Tagen den Ton anzugeben und honnette Leute in ihrem Theatergenuße zu ſtören. Dieſe albernen Jungen mißhandelten Ignaz Schuſter an jedem Abende, an welchem er auftrat.

In der „Theaterzeitung“ (Jahrgang 1822 Seite 191) erſchien hierüber eine Notiz, welche wohl am beſten beweiſt, welch einen gemeinen Unfug ſich damals dieſe Ruheſtörer im Leopoldſtädter Theater herausnahmen.

Es wurde ein neues Quodlibet gegeben, in welchem Raimund beſchäftigt war und wie immer, verſchiedene Charaktere mit bewährter Meiſterſchaft darſtellte.

Plötzlich wurde Raimund krank. Um nicht die Vorſtellungen des beliebten Quodlibets zu ſtören, mußte Ignaz Schuſter darin auftreten. Er legte ſich ganz andere Szenen ein; Szenen, in welchen er ſeit Jahren gefiel und die, ſo oft er ſie ſpielte, dazu beitrugen, ſeine große Beliebtheit zu ſteigern.

Kaum erfuhren die „Troßbuben,“ wie ſie Raimund nannte, dieſelben „Troßbuben,“ welche ihn ein Jahr vorher durch ihren Skandal zu der unglücklichen Heirat gezwungen, daß Schuſter in dieſem Quodlibet ſpiele, ſo verſammelten ſie ſich in Maſſen, und ziſchten Ignaz Schuſter unbarmherzig aus.

Die „Theaterzeitung“ ſagte hierüber Folgendes:

> „Es iſt überaus ſonderbar und es erſcheint als höchſt
> „unbillig, aber es iſt leider wahr, daß ſo oft Ignaz
> „Schuſter mit Raimund in die geringſte Kolliſion
> „kommt, ſich augenblicklich gegen den erſteren eine (pöbel-
> „hafte) Kotterie erhebt, eifrig ſich bemühend, dem geach-
> „teten Künſtler die Lorbeern, die er ſich ſeit Jahren er-
> „worben hat, von der Stirne zu reißen! — Warum dies?

„— Will Ignaz Schuſter, Raimund in den Weg treten? — Gewiß nicht; zu welchem Zwecke hätte er dies auch nothwendig? — Iſt er nicht längſt ſchon akkreditirt? Hat er nicht als einer der erſten Volkskomiker Ruhm und Anerkennung?

„Ignaz Schuſter hat geſtern aus Gefälligkeit für die Direktion, (um wegen Erkrankung des Herrn Raimund die Vorſtellungen des neuen Quodlibets nicht zu ſtören,) ſechs **von Raimund nie gegebene Rollen** geſpielt. Er hat ſie, wie immer meiſterhaft geſpielt, warum alſo, wenn das Publikum ihn ruft, ſein Erſcheinen mit Hohn begrüßen? — Soll Ignaz Schuſter, der nicht einmal Raimundiſche, ſondern ſeine eigenen Rollen darſtellte, durchaus nicht mehr auftreten, und zwar weil eine Partei, welche noch ganz feuchte Ohren beſitzen mag, ihn anfeindet? — Soll Herr Raimund allein ſpielen? Auch ſpielen, wenn er krank iſt? — Dafür würden ſich das Publikum und Herr Raimund bedanken. In Wien lacht man zu gerne, in Wien kann man nicht genug Komiker beſitzen! — Was wollen alſo die jungen Herren Widerſacher erzwecken?“

Zum Glücke drangen dieſe Knaben mit der Beſchimpfung des ausgezeichneten Künſtlers Schuſter nicht durch.

Schuſter wurde von dem honnetten Theile des Publikums gerufen, und ſprach folgende Worte:

„Da ſieht man's, wie gut es iſt, daß in einem ſo großen Hauſe, in welchem Jahr aus Jahr ein ſo viele Inwohner ſind, zwei Hausmeiſter exiſtiren. Wenn einer krank iſt, augenblicklich iſt der andere bei der Hand, damit nur immer die Damen und Herren, welche das Haus beſuchen, mit aller Aufmerkſamkeit beachtet werden. Geſtern hat noch der junge Hausmeiſter das Thor aufgeſperrt, und Sie waren, wie ich ſehr gut weiß, mit ihm vollkommen zufrieden; heute ſperrt der alte auf und Sie entziehen ihm ebenfalls Ihre Güte nicht. — Ich danke Ihnen herzlich! — Entziehen Sie uns beiden Ihre Huld und Gnade nicht, und Sie ſollen in dieſem Hauſe noch oft mit aller Sorgfalt für Ihr Vergnügen bedient werden.“

Der Applaus war rauſchend. Die Klique der frechen Ziſcher wurde verachtet, aber ſie ließ nicht nach, ihre pöbelhaften Gemeinheiten fortzuſetzen.

Zu dieſem Parteikampfe ehrlicher Leute mit einem Geſindel, trug Leopold Huber, der bornirte Direktor, nicht wenig bei. — Er ließ wirklich, wie er ſich vornahm, Raimunds Namen, ſo oft dieſer ſpielte, unter den darſtellenden Perſonen auf dem Theaterzettel mit **auffallend großen Lettern** abdrucken.

Es entſpann ſich hierüber in den Journalen eine Polemik, welche nicht zum Vortheile des Herrn Huber ausfiel, und die dadurch ihr Ende fand, daß Raimund in der „Theaterzeitung“ erklärte: Er billige dieſes auffallende Annonziren ſeines Namens nicht, und habe ſchon längſt dagegen proteſtirt, aber keine Berückſichtigung gefunden.

Es war das Annonziren des Namens Raimund mit fingerdicken Buchſtaben einer der letzten Bocksſtreiche des Herrn Leopold Huber. Bald darauf brach ſeine Krida aus.

Das Theater kam unter eine Adminiſtration.

Doktor Manquet wurde Adminiſtrator, ein Herr Nußböck Vermögensverwalter der Leopold Huberſchen Konkursmaſſa: der älteſte Schauſpieler Johann Sartori proviſoriſcher Direktor, Bäuerle Theater-Sekretär, Ignaz Schuſter Regiſſeur der Oper und Liederſpiele, Raimund und Fermier Regiſſeure der Volksſtücke und der Schauſpiele.

Von dieſer Epoche an datirt ſich der Glanz, Ruf und Ruhm der Leopoldſtädter-Bühne. Es wurden Johanna Huber, Thereſe Krones und der unvergleichliche Korntheuer engagirt. Obgleich getrennt von ihrem Gatten, blieb Madame Raimund doch ein Mitglied dieſes Theaters bis zum Jahre 1824, und ſpielte in allen Volksſtücken mit ihm. Vortrefflich in

„Aline," im „Geſpenſte auf der Baſtei," in den „Wienern in Bagdad," gehörte ſie zu den Lieblingen.

Bald hierauf trat Raimund als Dichter auf.

Da dieſer Roman die Geſchichte des Wiener Volkstheaters nur nebenbei berührt, weil er ſonſt zu umfangreich würde, ſo werden unſere Mittheilungen nur in kurzen Andeutungen, was unmittelbar auf den Helden unſerer Schilderung Einfluß übte, ſeinen Ruhm erhöhte, ſeine Dichter-Karriere beförderte, ſeine Stellung angenehm oder unangenehm machte, berühren.

2. Nach der Scheidung.

Raimund, deſſen Herz ſich immer nach einem andern Herzen, einem Herzen, das die Schläge des ſeinigen wie ein Echo zurück gab, ſehnte, fühlte ſich jetzt plötzlich wie verödet. Alle ſeine Liebeleien und Liebſchaften, ſelbſt ſeine Ehe fielen unglücklich aus. Von Afanaſia angefangen, bis zu Louiſen, alle die zärtlichen Weſen, die er geliebt, ließ er in ſeiner Fantaſie vorüber paſſiren, und bei jedem mußte er ſich geſtehen, daß er noch immer nicht das rechte Weib gefunden.

Afanaſia, nachherige Madame Schandel, war eine entartete Perſon; Thereſe Grünthal nicht viel beſſer; — Emmi! — ja Emmi! meine Emmi wäre wol ein Mädchen geweſen, das Geiſt, Gemüth und Liebreiz beſeſſen, aber auch ſie liebte mich nicht, dazu hatte ſie zu viel Selbſtgefühl; dann kam Toni, dieſe, dieſe wäre wol die einzige geweſen, die mich glücklich hätte machen können, und glücklich gemacht haben würde, aber da traten Eigenſinn und Vorurtheil der Eltern dazwiſchen, und wieder verlor ich ein theures Herz!

Endlich meine Frau! — Mein Himmel! An dieſe, an Louiſe Gleich darf ich gar nicht denken! Louiſe war doch eigentlich die ſchönſte von Allen, und wenn ſie gut gelaunt war, liebenswürdig und voll Herzlichkeit; — Wenn ſie mich mit ihren „verzuckerten Kaſtanien-Augen“ oft ſo recht feurig angeſehen hat, ſo war mir zu Muthe wie einem Pulverfaß in der Nähe einer brennenden Lunte; — ich vermeinte jeden Augenblick, in die Luft ſpringen zu müſſen; — plötzlich entfernte ſie ſchnell wieder den brennenden Zunder, und ich mußte auskühlen wie glühendes Eiſen, das durch kaltes Waſſer zum Stahle gehärtet wird! —

Mit meiner Scheidung habe ich mich übereilt! — Ich dachte nicht, daß mein Weib ſo leicht darauf eingehen würde! — Aber ihr war es recht! Und ich! Ich konnte nicht mehr zurück, da der verteufelte Antrag auf Scheidung, doch von mir ausging!

Morgen muß ich wieder mit ihr Komödie ſpielen! Wie wird's mir da ergehen! — Das verteufelte Duett:

Lehre mich die Liebe kennen,
Ach! Du kennſt ſie gar ſo gut!

Ja wol! Ja wol! Und ſie hat mir dies vorzuſingen, mir, der ich bei ihrer Prüfung meiner Liebe dritte Klaſſe, und einen Platz auf der Schandbank erhalten habe. Es iſt zum Raſendwerden!

Ei was! Ich ſage es ihr, daß ich mich übereilt; ich bin im Stande, und lege mir einen neuen Text unter, etwa:

Weil nur Du verſtehſt zu lieben,
Holdes Weſen, liebe mich,
In der Liebe mich zu üben,
Dies vermag ich nur durch Dich!

Ja, das wag' ich! Ich ſinge die Strofe, und applaudirt das Publikum, ſo fall' ich ihr auf dem Theater augenblicklich um den Hals. — Was will ſie thun? Sie muß als eine gewandte Schauſpielerin auf meine Intenſion eingehen! — Wenn aber die Kourtine fällt, ſo ſagt ſie wieder vielleicht mit aller Kälte „gute Nacht, Herr Raimund!“ und ich habe keine gute Nacht mehr, ſeitdem ich von ihr geſchieden bin.

In jener Zeit, in welcher Raimund ſich alle Mühe gab, ſich mit ſeiner Frau wieder zu vereinigen, fiel das Engagement des Schauſpielers Landner. —

Landner war die letzte Stütze des Joſefſtädter Theaters; allein ſo brillant ſeine Stellung diesſeits der innern Stadt war, ſo kläglich war ſie anfänglich jenſeits derſelben. — Landner mußte ſich demüthig an Raimund halten, um nur einigermaſſen Rollen zu bekommen. Landner ſchloß ſich aber auch außer der Bühne an ihn und hätte bei ihm Lakaiendienſte verrichtet, nur um von Raimund ein gnädiges Wörtchen zu erlangen.

Landner bekam es bald weg, daß Raimunds Herz leide.

Wenn Raimund ſchlecht geſtimmt war, ſo durfte Landner nur von Louiſen ſprechen, und Raimund kam in Ekſtaſe.

Heute habe ich ſie wieder begegnet! rapportirte Landner eines Tages.

Wo? Wo? fragte Raimund haſtig.

Auf dem Glacis, auf dem Wege nach der Joſefſtadt.

Allein?

Ganz allein?

Wie ſah ſie aus?

Wie ein Engel!

Nein, nicht wie ſie Ihm durch ihr Aeußeres vorkam (Raimund ſprach Landner nie anders als mit Er an) ſondern wie ſie geſtimmt ſchien. Luſtig, traurig, freundlich, mürriſch?

Mehr niedergeſchlagen als aufgerichtet.

Warum niedergeſchlagen?

Kann ihr gut zu Muthe ſein, wenn ſie den Namen des erſten Lieblings des Wiener Publikums beſitzt und ihn ſelbſt nicht!

Er iſt ein Eſel! verſetzte **Raimund**. Sie könnte mich ja beſitzen, ich nähme ſie mit tauſend Freuden wieder in mein Haus, aber ſie ſcheint nicht zu wollen.

Ei ſie will ſchon; aber ſie kann nicht davon anfangen. Sie haben auf die Scheidung gedrungen, Sie müſſen auch wieder auf die Vereinigung dringen. Sie wird am Ende nicht „Nein“ ſagen. Sie müſſen ihr gerade wieder auf dieſe Art den Hof machen, wie zur Zeit, als Sie beide noch unverheiratet waren. — So Etwas gefällt einem geſchiedenen Weibe außerordentlich! — Ich ſpreche aus Erfahrung! — Ich war von meinem Weibe über ein Jahr geſchieden!

Wär' Er's geblieben! Sein Weib iſt „auſchiech,“ ſieht aus wie eine Wetterhexe!

Das macht nichts! Sie entfaltete doch Reize, als ihr Onkel ſtarb.

Richtig! Damals hatte ſie 500 fl. geerbt —

Nun ſehen Sie, das machte ſie für mich außerordentlich anziehend.

Und ſeine Frau mit 500 baren Gulden fand Ihn auch wieder acceptable? Er iſt ja noch wilder als ſein Weib und gewachſen wie ein Moppel.

Durch Schmachten, Seufzen, Courmachen zog ich ſie an.

„Gundel,“ ſagte ich zu ihr, „kannſt Du mir denn gar nicht verzeihen, daß ich einſt nicht ſo war, wie ich hätte ſein ſollen?“ —

Sie warf mir einen zerſchmetternden Blick zu und ließ mich ſtehen.

Ich ermannte mich.

Sie ging nach der Holzgeſtätte, um, wie ich ſpäter erfuhr, eine halbe Klafter Scheiter ſo lang wie ſie, drei Mal zum Schneiden zu kaufen.

Daß iſt ein alter Spaß!

Ich weiß es, aber hieher paßt er.

Auf der Holzgeſtätte iſt es einſam, fuhr Landner fort. Liebende können kein abgelegeneres Gehölz betreten, als in der Roßau an der Donau. — Dort hinter einem Spalier von weißbuchenen Scheitern ſtürzte ich ihr zu Füßen. Gundel, rief ich, wenn Du Deine Härte gegen mich fortſetzeſt, ſo koſtet es mich nur einen Sprung in die Pudel-Schwemm' und ich bin nicht mehr! —

Ich rufe den Holzwächter zu meinem Schuze! entgegnete ſie.

In Gottes Namen! verſetzte ich.

Sie entſprang mir.

Ich ruhte aber nicht bis ich ſie wieder erhaſchte.

Vier Wochen dauerte mein Sturm. Endlich ergab ſie ſich. — Nur nicht aufhören zu ſtürmen und Louiſe ſinkt wieder in Ihre Arme.

Wenn ich nur wüßte, wo ich ſie einſam begegnen könnte!

Auf dem Glacis. Ihre Frau geht täglich, wenn ſie keine Probe hat, nach der Joſefſtadt. Um eilf Uhr iſt die gewöhnliche Stunde. —

Zu wem geht ſie?

Zu ihrer langjährigen Freundin, der jungen Witwe Friedmann.

Morgen um eilf Uhr bin ich auf dem Joſefſtädter Glacis.

Das Geſpräch wurde unterbrochen.

Der Dichter Meisl trat bei Raimund ein.

Ich habe Sie zu mir einladen laſſen, ſprach Raimund den Dichter an; ich habe Sie um Verzeihung zu bitten, daß ich das Märchen „von der Prinzeſſin mit der langen Naſe“ ſelbſt bearbeitet habe.

Wie? Sie ſelbſt?

Ich war leider gezwungen. Sie vertröſteten mich von einer Woche zur andern. Es kommt die Zeit heran, in welcher man der ungünſtigen Theaterſaiſon wegen, keine guten Einnahmen mehr zu machen im Stande iſt. Sie haben zwar ein paar Szenen zu dieſer Bearbeitung geſchrieben, die Direktion wird dieſe Szenen Ihnen ſo honoriren wie ein ganzes Stück, aber das, was **ich** dazu geſchaffen, wird aufgeführt.

Meisl lächelte mitleidig.

Fürchten Sie ſich nicht! bemerkte **Raimund**. — **Mein** Name wird als Verfaſſer genannt. Sie ſoll kein Nachtheil treffen, wenn mein **Verſuch** mißfällt. —

Er wird nicht mißlingen! warf **Landner** hin. — Haben Sie das Stück geleſen? fragte **Meisl**.

Ja, antwortete **Landner**, und ich verſichere Sie, es iſt ſehr gut, ſehr komiſch und wirkſam in jeder Szene. —

Ihr Urtheil, Herr **Landner**, entgegnete **Meisl**, würde mich nicht beſtimmen, dies zu glauben, denn **Sie** haben kein Urtheil und verſtehen nicht, was zu einem wirkſamen Stücke gehört. Für die unglückliche Joſefſtädter Bühne haben Sie ein halbes Dutzend Poſſen verfaßt und ſie ſielen alle durch; allein Herr **Raimund** will ſeinen Namen auf das, von mir begonnene, von ihm vollendete Stück ſetzen, dies würde er ſicher nicht thun, wenn er des glücklichen Erfolges nicht gewiß wäre.

Kein Dichter iſt ſeines Erfolges gewiß, erwiederte **Raimund**, allein ich war ſo unvorſichtig, der Direktion zu vertrauen, daß ich mein Benefizſtück ſelbſt geſchrieben, und das alte Weib Sartori hat es aller Welt wieder geſagt; darauf war ich nicht gefaßt.

Nun, ſo werde ich denn mein Honorar einkaſſiren, verſetzte Meisl. Mag nun das Stück ausfallen, wie es will. — Ich empfehle mich Ihnen.

Der ärgert ſich wie ein Truthahn! lachte Landner.

Wenn mein Stück gefallen ſollte! meinte Raimund, dann wird er ſich erſt recht ärgern, denn es ſoll nur gefallen, was aus ſeiner Feder kommt.

Wird Ihre Frau die Rolle der Prinzeſſin ſpielen? Oder ſpielt ſie die der Kammerzofe Linda.

Weder die eine, noch die andere. Die Prinzeſſin wird die Johanna Huber ſpielen und die Linda: Louiſe Kupfer. Ich wollte eine dieſer Rollen für meine Frau beſonders brillant ſchreiben, aber es gelang mir nicht. So oft ich an ſie dachte, vermochte ich nicht zu ſchreiben. — Ich befinde mich in einem eigenen ganz originellen Zuſtande; ich bin in meine eigene Frau verliebt und kann ſie nicht beſitzen!

Narrenspoſſen! erwiederte Landner. Locken Sie ſie auf die Holzgeſtätte, und fallen Sie ihr dort zu Füßen. Laſſen Sie ihr Herz nicht zu ſehr in Liebesflammen entbrennen, ſonſt geht die ganze Holzgeſtätte in Feuer auf.

* * *

Raimund würde gerne ſein Stück und ſein Beneſiz zurückgelaſſen haben, wenn er nur ein kurzes Stelldichein mit Louiſe hätte erreichen können.

Raimund machte außer Landner noch ein halbes Dutzend zu Vertrauten ſeiner Liebesqualen.

Der guten hübſchen Frau wurde viel zu Gehör geredet; ſie hörte jedoch nicht.

[illegible]. Der Liebhaber ſeiner eigenen Frau.

Raimund begab ſich am andern Tage gegen eilf Uhr nach dem Joſefſtädter-Glacis.

Er wollte ſich das Anſehen geben, als käme er aus der Joſefſtadt um nach der Stadt einzubiegen, und begegne auf dieſem Wege, ſeine Frau ganz zufällig.

Er wollte die Sache recht pfiffig anſtellen, und patrouillirte in einem kleinen Kreiſe außerhalb der langen Allee.

Leider erblickte er auch von Louiſen nicht die leiſeſte Spur. Er lief hinauf, hinunter; er durchſchritt im Zizack die Raſenplätze.

„Es kam nichts von Oben
„Es kam nichts von Unten,
„Die Macht ihres Zaubers
„War gänzlich verſchwunden!“

Bin ich zu frühe gekommen oder zu ſpät? fragte er ſich. Oder hat ſich Landner einen Spaß mit mir erlaubt?

Es verging eine Stunde.

Die Thurmuhren der Stadt und der Vorſtädte in der Nähe der Joſefſtadt, ſchlugen zwölf Uhr.

Die Mittagsglocken wurden geläutet.

Die in den Vorſtädten wohnenden und nach Hauſe eilenden Leute zogen ihre Hüte ab, und verrichteten ihr Mittagsgebet. Auch Raimund nahm ſeinen Hut vom Haupte, aber gewiß nicht um zu beten, ſondern deſto beſſer ſpähen zu können. Seine Frau ließ ſich noch immer nicht ſehen.

Wer mir den Landner jetzt herbei ſchaffen könnte! ſagte Raimund für ſich, dem würde ich ein bedeutendes Geſchenk machen! Da ich nicht lieben ſoll, ſo will ich haſſen, den Landner will ich haſſen, da er mich genarrt hat. Er ſoll meinen Haß empfinden, wo ich ihn treffe!

Der unglückliche Landner kam zu ſeinem eigenen Verderben auf Raimund zu.

Nun, haben Sie ſchon mit ihr geſprochen? fragte Landner.

Den Teufel auch! antwortete Raimund und blickte Landner wüthend an; der Teufel ſoll vor Allem Ihn holen, Ihn, verfluchten Kerl! der mich auf eine ſolche Art zum beſten hat! — Ich werde es Ihm gedenken, daß Er mich auf eine ſo gemeine Weiſe gefoppt hat! —

Weshalb ſoll ich Sie denn foppen? fragte Landner. Ich ſchwöre Ihnen bei allen Heiligen, daß ich Ihre Frau auf dem Glacis einige Male begegnete; daß Frau von Friedmann meiner Frau erzälte, daß Louiſe, wenn ſie keine Probe im Theater vorhatte, täglich nach der Joſefſtadt kommt. Wie können Sie denn nur glauben, daß ich Ihnen Unwahrheiten ſagen werde!

Aber ſie iſt nicht gekommen! polterte Raimund.

Nur Geduld! Sie kann ja noch kommen.

Sie kann am jüngſten Tage kommen! wüthete Raimund.

Sie ſind vielleicht zu ſpät hieher gekommen?

Ich war um drei Viertel auf eilf Uhr hier, und laufe nun fünf Viertelſtunden wie ein Windhund herum, ſo daß mich alle Joſefſtädter, die mich ſehr gut kennen, und hier vorüber kommen, für wahnſinnig halten müſſen, da ich mit ſo großen Schritten den Wieſenplan durchmeſſe. —

Und nun ſage Er mir, wie Er hieher kommt?

Aus Theilnahme, aus Mitgefühl, und auch ein wenig aus Neugierde. Ich hätte mich geweidet an dem

Vergnügen, Sie wieder mit Ihrer Frau luſtwandeln zu ſehen.

Das iſt eine ſchöne Luſt hier zu wandeln, wenn keine Hoffnung vorhanden, ſie zu ſehen! Ich gehe jetzt —

Warten Sie noch! — Ich gehe zu Madame Friedmann.

Iſt Er verrückt?

Ich gehe nur hin, um zu ſpioniren. Ich laſſe mich bei ihr melden und frage an, ob meine Frau nicht zugegen. —

Eine ſo dumme Ausrede muß ihr auffallen!

Gott bewahre! Weshalb ſoll ein Mann nicht nach ſeiner Frau fragen können?

Was wird Er denn für eine Entſchuldigung vorbringen, die nur halbwegs wahrſcheinlich klingt, daß Er ſeine Frau bei der Friedmann vermuthe?

Eine ganz natürliche! Meine Frau iſt vom Hauſe fort, werd' ich ſagen, und hat der Magd mitgetheilt, ich möchte ſie in der Joſefſtadt abholen; nichts Näheres, nichts Beſtimmteres! Nun gehe ich zu allen Bekannten in der Joſefſtadt, werde ich beiſetzen, vermuthend, daß ich ſie bei einer ihrer Freundinnen treffen werde.

Wo wohnt die Friedmann?

In der „Stadt Belgrad," im 2. Stocke. Warten Sie hier. Ich bin in fünf Minuten wieder zurück.

Raimund hatte eine unermüdliche Geduld, wenn er ſich Etwas vornahm. Er wartete.

Mittlerweile wanderten noch immer mehr Bewohner der Joſefſtadt vorüber, welche zu ihren Familien nach Hauſe eilten.

Unter dieſen auch ein Herr Störbl, ein Buchhalterei-Beamter.

Er kam aus ſeinem Amte und lief zu ſeiner Frau und ſeinen Kindern nach Hauſe, um ſein Mittagsbrod im Kreiſe der Seinigen zu verzehren.

Herr Störbl war eine Specialität.

Herr Störbl kannte auf der Welt nichts als ſein Amt. — Er wußte nicht, daß es je einen Napoleon gegeben; ſein Buchhalter war für ihn die einzige Größe, die ihn kümmerte. Er ſprach nur von ſeinem Amte, von ſeinem Buchhalter, ſeinem Rechnungsrathe, ſeinen Rechnungsoffizialen, von den Ingroſſiſten, welche vor ihm, und den Ingroſſiſten, die hinter ihm dienten von den Akzeſſiſten, Praktikanten, von den Amts dienern in ſeinem Bureau und den Hausknechten, die in den Bureaux ab- und zugingen. Sonſt gab es keine Menſchen auf der Welt als dieſe.

Herr Störbl arbeitete fleißig. Was ihm aufgetragen wurde, that er, aber nicht ein Jota mehr. Er ging ins Amt zur vorgeſchriebenen Stunde, und aus dem Amte, wenn die Bureau-Zeit um war. Er hatte keine Freude an einem Spaziergange, an einem Theater, am Gaſthaus- und an. Kaffeehausleben; kein Vergnügen an Muſik und Lektüre. Das Einzige, was er las, war „der Staats-Schematismus,“ und in dieſem die Rubrik „Buchhaltereien.“

Raimunds Schwiegervater, Alois Gleich, war in demſelben Amte angeſtellt, in welchem Störbl bereits ſeit 32 Jahren diente.

Raimund konnte dieſen trockenen, faden, langweiligen Patron nicht leiden. Allein Raimund glaubte, Gleich könnte vielleicht von ſeiner Tochter im Amte geſprochen haben, und dies intereſſirte ihn; auch wußte Raimund, daß Störbl im Hauſe zur „Stadt Belgrad“ wohne. Störbl intereſſirte ihn alſo auch deshalb.

Raimund ging auf den Buchhalteriſten zu.

Guten Tag, Herr von Störbl, redete ihn Raimund an. So ſpät kommen Sie heute nach Hauſe? Es muß bald ein Uhr ſein!

Ja, erwiederte Störbl. Es iſt heute ein neuer Rechnungsrath vorgeſtellt worden, und da — —

Wohnen Sie noch in der „Stadt Belgrad?“

O ja, mein Vater war ſchon in dieſem Quartier Ingroſſiſt, und ich —

Wohnt noch Frau von Friedmann neben Ihnen?

Ich höre. Seitdem ihr Mann, der Liquidator, todt iſt, kümmere ich mich nicht mehr um ſie — der hätte es weit bringen können; er war ſchon zum Buchhalter vorgeſchlagen. —

Was macht denn Herr Gleich?

Der Herr Rechnungsoffizial?

Ja, Herr Joſef Alois Gleich?

Er ſchreibt Stücke im Amt. Er hätte jetzt „in die 900 fl. rücken“ können, aber er iſt ſitzen geblieben.

Spricht er nicht von ſeiner Tochter?

Hat er eine Tochter? Das weiß ich ja nicht einmal!

Sie iſt ja auch beim Theater!

Richtig! Sie hat einen Schauſpieler geheiratet, aber ich weiß nicht welchen. —

Und wurde wieder geſchieden von ihrem Manne. —

Ja, ja, der Herr Rechnungsrath Remkliteſchitzki hat davon Etwas erzält, aber ich habe nicht obacht gegeben; mein Gott, wenn ich gerade im „Lateriren“ bin, weiß ich oft ſelbſt nicht, daß ich eine Frau habe. —

Kommt die Tochter Gleichs nicht oft zur Frau von Friedmann?

Die „Meinige“ glaub' ich, hat ſo Etwas erzält.

Er ſann nach.

Es fällt mir ſchon ein! Frau von Friedmann heiratet wieder und zwar einen ungariſchen Hofſekretär;

ich hab nicht recht obacht gegeben, und des ungariſchen Hofſekretärs Bruder heiratet die Gleich.

Was — was! — Wenn ſie geſchieden iſt von ihrem Manne? Da müßte ſie ja eine Jüdin ſein!

Iſt ſchon möglich! Ich hab' nicht obacht gegeben. Ich laterire den ganzen Tag über, auch zu Hauſe. Da ſchleppe ich gerade wieder einen Faszikel mit! Empfehle mich Ihnen.

Wenn es gut geht, ſo kennen Sie mich nicht einmal mehr. —

Nein, ich habe wirklich nicht die Ehre!

Mein Name iſt Raimund.

Raimund? werde mir den Namen ſchon merken!

Der Schauſpieler Raimund bin ich!

Schon gut!

Ich war ja mit dem Rechnungsoffizial Gleich einige Male bei Ihnen. Als er den „Eheteufel auf Reiſen“ ſchrieb, brachte er Sie als „Zerſtreuten“ aufs Theater!

Richtig! Ich habe davon reden gehört, aber ich habe nicht obacht gegeben!

Man zwang Sie ja an dieſem Tage in's Theater zu gehen, und Sie ſahen mich ſpielen. —

Ich hab' nicht obacht gegeben! — Ich laterirte den ganzen Abend. Ich behalte gewöhnlich 20—30 Poſten im Kopfe und ſummire in Gedanken —

Sie ſind alſo nicht zerſtreut?

Was fällt Ihnen ein? Ein Ingroſſiſt und zerſtreut! Einer, der den ganzen Tag „laterirt!“ Ich will ja Offizial werden. Wünſche guten Appetit!

Der Mann ging.

Das iſt ein Original! — ſagte Raimund. — Ich könnte ihn auslachen, wenn ich mich nicht ſelbſt auslachen müßte, daß ich hier auf dem Glacis der Gefoppte bin.

Landner kam nun eilig.

Da konnten wir noch lange warten, meldete er. — Ihre Frau iſt heute gar nicht bei Frau Friedmann geweſen und kommt auch nicht hin.

Ich wurde alſo richtig zum beſten gehalten!

Nein, nein! Wir eilen hinüber an die Wien, dort finden wir ſie. Um zwei Uhr unterſchreibt ihre Frau den Kontrakt in der dortigen Theaterkanzlei.

O weh!

Die Unterhandlungen dauern ja ſchon ſeit zwei Monaten!

Meine Frau kann aber vor Oſtern ihr neues Engagement nicht antreten.

Für Sie iſt das beſſer!

Beſſer? Für mich? Ich ſetze den Fall, ich würde mich mit ihr vereinigen, dann bringt mich die Eiferſucht um, wenn ſie an der Wien ſpielt und ich in der Leopoldſtadt. Ich eifere ja jetzt ſchon! So eben hat mir ein Menſch, zwar ein Narr, Etwas von einem Ungar erzält:

Was fällt Ihnen ein! Frau von Friedmann theilte mir unaufgefordert mit, daß Ihre Frau um keinen Preis von einem andern Manne Etwas wiſſen wolle als von Ihnen! Zwar ſagte ſie, ſie wolle wenigſtens noch einige Zeit unabhängig leben —

Unabhängig! Unabhängig! — Was heißt das? Kein Menſch iſt unabhängig! — Eine geſchiedene Frau ſchon gar nicht, auf eine ſolche ſieht die ganze Welt! Eine geſchiedene Frau darf keinen Schritt machen, ohne daß ſie kontrolirt wird.

Das ſollte man ihr ſagen!

Die Friedmann ſollt' es ihr ſagen.

Machen Sie Bekanntſchaft mit der Friedmann. Sie wird ſich's zur Ehre ſchätzen! Meine Frau und ich führen Sie auf. —

Was iſt denn das für eine Frau, dieſe Friedmann? Ich höre ſie ſo oft nennen.

Eine charmante Frau, galant und elegant. Sie iſt eine Freundin von luſtigen Geſellſchaften, brillanten Soupers, die aber bei ihr eingenommen werden müſſen. Unter uns geſagt, ſie hat nicht viel in ihrer Kaſſa. Wenn Sie ein Souper für fünf, ſechs Perſonen bei dem franzöſiſchen Traiteur beſtellen, ſo machen Sie ſie glücklich!

Landner, erſchrecke Er mich nicht!

Alles in Ehren! Luſtig ſein, das Leben genießen, lachen, ſcherzen, anſtändige Konverſation und ein guter Tiſch, erquicken Leib und Seele.

Meinetwegen! Meiner Frau zu Ehren ſoll ein Souper ſtattfinden, und zwar nicht geringer als am Abend unſerer Hochzeit.

Ich gehe ſogleich zur Friedmann zurück und verſtändige ſie hievon.

Und ich nehme mir einen Fiaker und fahre zum Theater an der Wien. Vielleicht begegne ich meine Frau. Komm Er bis um halb drei Uhr zum „Kreuz“ an die Wien, dort wollen wir ſpeiſen und das Weitere mit einander verabreden.

Raimund ging mit Landner von dem Glacis fort auf den Platz, auf welchem in der Nähe der Kaiſerſtraße, die Fiaker ſich befinden.

Eine elegante Equipage rollte an Raimund und Landner vorüber.

Der Herr, welcher im Pieroutſch ſaß, grüßte Raimund ſehr freundlich.

Raimund dankte mechaniſch, ohne den Herrn genau anzuſehen.

Wer war denn der, welcher hier vorüberfuhr? fragte Raimund.

Haben Sie ihn denn nicht gekannt?

Nein; ich ſah zufällig nicht in den Wagen. —

Ignaz Schuſter war es! In ſeiner ſchönen Equipage, in welcher er ſeit vierzehn Tagen auf allen Wegen der Stadt und Vorſtädte herumkutſchirt, war es!

Sapperment! der Wagen iſt ſchön! Die Pferde ſind allerliebſt! — Eine ſolche Equipage muß ich auch haben! — Ich werde mir den Schuſter nicht an der Naſe vorüber fahren laſſen, und werde dabei zu Fuſſe gehen! — Ich muß ſehr bald eine Equipage haben, und eine weit ſchönere als Schuſter, und die erſte Perſon, welche in meiner Equipage fährt, muß meine Frau ſein! — Ich kutſchire und Er, Landner, ſitzt hinten auf!

Sie können ja nicht kutſchiren!

Ich werde es ſchon lernen!

Nur nicht umwerfen!

Wenn meine Frau bei mir im Wagen ſitzt, wird ſie ſich überzeugen, daß ſie mit mir gut fährt!

3. Die Equipage.

Raimunds Wunſch, eine Equipage, eine ſchöne Equipage und dieſe ſo ſchnell als möglich zu erhalten, beſchäftigte ihn unaufhörlich.

Er lief zu allen Sattlern, allen Pferdehändlern und Pferdekupplern.

Was er ſuchte, fand er nicht. Es waren ihm entweder die Preiſe zu hoch oder die Pierde, das Geſchirre derſelben, ſelbſt die meiſten Wagen nicht gut genug.

Endlich erfuhr er, daß der ſogenannte „Praterſchmied“ ein ſehr hübſches Pieroutſch und zwei nette Füchſe zum Verkaufe bereit habe. Sie ſind Eigenthum eines Rittmeiſters, hieß es, welcher wegen ſchneller Abreiſe, ſeine Equipage weggibt.

Raimund verfügte ſich zu dem Schmiede im Prater und begehrte Pferde und Wagen zu beſchauen.

Der Schmied war ſehr erfreut, den beliebten Künſtler bei ſich zu ſehen.

Pferde und Wagen ſind ſehr ſchön, berichtete der Schmied; die Geſchirre recht propre. Ich würde mich freuen, wenn Sie ſie kaufen möchten.

Ich laſſe einſpannen und mache mit Ihnen eine Fahrt zum Rondeau; bei dieſer Promenade können Sie die Pferde beobachten. —

Ich verſtehe von Pferden nichts, verſetzte Raimund, und muß mich, was dieſe betrifft, auf Sie verlaſſen. Sie werden nicht wünſchen, daß ich betrogen werde.

Wagen und Pferde wurden vorgeführt.

Raimund war darüber entzückt.

Auch ein Kutſcher ſetzte ſich auf den Bock in netter Livrée, der ſo zu ſagen mit „in den Kauf“ gegeben werden ſollte.

Raimund und der Schmied ſtiegen in den Wagen.

Raimund ſtand in demſelben um den Gang der Pferde beſſer betrachten zu können.

Er fand die Füchſe allerliebſt.

Am Rondeau angekommen, befahl Raimund dem Kutſcher zu halten, ſich rückwärts zu placiren und Raimund die Pferde zu übergeben.

Der Kutſcher that es ohne Anſtand.

Raimund zog die Zügel etwas an. Die ſchöne lange Allee, welche an jenem Morgen nicht viel befahren wurde, war bald zurück gelegt.

Mechaniſch liefen die Pferde in den Hof des Praterſchmiedes, und blieben bei ihrer Stallthüre ſtehen.

Raimund meinte er könne kutſchiren. Er freute ſich außerordentlich über ſein, wie er ſich einbildete, angebornes Pferdelenker-Talent.

Ich bin ſehr zufrieden, ſagte Raimund: Pferde, Wagen, Geſchirre, Alles hat meinen Beifall; wie ſteht es nun mit dem Preiſe.

Die Pferde koſteten den Eigenthümer 900 fl.; ſie ſind es auch werth; der Wagen wurde für 700 fl. bei Brandmeyer in der Roßau gekauft. Die Geſchirre koſteten 120 fl. Alles zuſammen kam auf 1720 fl. — Der Herr Rittmeiſter verlangt dafür nur 1100 fl.; 900 fl. hätte er ſchon dafür haben können.

Ich nehme die Equipage für 1100 fl., aber ich bezahle ſie nicht gleich.

Damit iſt dem Herrn Offizier leider nicht gedient. Er muß in einigen Tagen fort. Er würde nur 1000 fl. dafür nehmen, aber das Geld müßte ſogleich erfolgen.

Ich werde es mir überlegen, verſetzte Raimund, bedinge mir aber, daß bis heute Nachmittag um 4 Uhr mit keinem andern Käufer unterhandelt werden darf; dies, Herr Schmiedmeiſter müſſen Sie mir zu Liebe thun und verſprechen.

Mit Vergnügen, verſicherte der Schmied.

Raimund ging, kehrte aber ſogleich wieder um.

Apropos! ſagte Raimund, kennen Sie Ignaz Schuſters Equipage?

Sehr gut, antwortete der Schmied. Er läßt ſeine Pferde bei mir beſchlagen.

Iſt Schuſters Equipage ſchöner als dieſe? Hat ſie mehr Werth?

Der Schmied lachte.

Wagen und Pferde ſind höchſtens 500 fl. werth. Es iſt zuſammengeſuchtes Zeug. Der „Handige“ ſieht gut aus, hat aber einen ſteifen Knöchel und der „Sattliche“ ſchwitzt, wenn er nur zehn Schritte ſich bewegt. Das Kalleſch iſt alt, ausgemuſtert, blos neu lakirt, und die Geſchirre hat der Fleckſieder Rinderer geſchenkt, ſie ſind geflickt und nicht 20 fl. werth.

Raimund war glücklich.

Bis vier Uhr, vielleicht früher bin ich wieder bei Ihnen.

Raimund eilte zu dem Theaterſekretär Bäuerle.

Du mußt mir eine Gefälligkeit erweiſen, redete er dieſen an; die ich Dir, gelingt es, meinen Wunſch zu erfüllen, nie vergeſſen werde.

Was ſoll ich thun?

Du ſtehſt mit dem Doktor Manquet und dem Theaterſequeſter Rußböck auf dem beſten Fuße; Du mußt beiden beibringen, daß ſie mich für immer verpflichten würden, wenn ſie mir heute noch Pferde und Wagen kauften.

Ich begreife Dich, ſagte Bäuerle, Du wünſcheſt eine Equipage, weil Schuſter ebenfalls eine beſitzt.

Ja, ich genire mich nicht, dies ganz ehrlich zu geſtehen. — Ich verlange die Equipage nicht etwa geſchenkt. Ich habe mir ſchon eine ausgeſucht; die Geſchichte koſtet 1000 fl. — Die Adminiſtration möge mir daher 1000 fl. leihen. Von meiner nächſten Einnahme bezahle ich ſogleich 500 fl., und die zweiten 500 fl. von meinem Benefiz im künftigen Jahr. Im ſchlimmſten Fall bezahle ich dieſe 1000 fl. auch ganz von meinem nächſten Benefiz.

Warum wendeſt Du Dich nicht ſelbſt an die Adminiſtration?

Dieſe Herren ſind mir noch zu fremd.

Oder an den Direktor Sartori?

Damit die Gäſte beim Lamm es in fünf Minuten erfahren, daß ich 1000 fl. ſchuldig geworden, und es der „Hans Großmaul“ der ganzen Theatergeſellſchaft vorſchwadroniren könnte: Er habe mir Pferde und Wagen gekauft? — Nein! Nein! Auch Manquet und Rußböck müſſen verſchwiegen ſein, damit

Schuſter nichts erfährt; dies bedinge ich mir vor Allem, ſonſt brauche ich die ganze Gefälligkeit nicht.

Ich will Manquet ſogleich aufſuchen.

Und dann gehſt Du auch zu Nußböck?

Gott bewahre! Nußböck thut, was Manquet will; -- dieſen Gang kann ich erſparen.

Glaubſt Du, daß Du es ſchnell durchſetzeſt, mir 1000 fl. zu verſchaffen?

Was verſtehſt Du unter: „Schnell?“

Schnell, heißt bei mir heute noch; bis 3 — 4 Uhr nachmittags! Pferde und Wagen ſind ſehr ſchön; ſie ſtehen bei dem Praterſchmied. — Nach vier Uhr kauft ſie mir ganz gewiß Jemand aus.

Ich will mit Manquet ſprechen. —

Ich gehe jetzt nach Hauſe und warte auf Dich. Kommſt Du bis höchſtens 4 Uhr nicht mit dem Gelde, dann Adieu mein Vergnügen!

Bäuerle eilte zu Manquet.

Er traf den Doktor noch in ſeinem Bureau.

Bäuerle brachte das Anliegen Raimunds vor.

Das iſt wieder eine Laune von unſerm Raimund, ohne allen vernünftigen Grund, erwiederte Manquet. Wenn er heute Pferde und Wagen beſitzt, und damit herum fährt Tag und Nacht, ſo dauert dieſer Spaß höchſtens einen Monat, und dann freut er ihn nicht mehr. — Reden Sie ihm doch dieſe Grille aus!

Raimunden Etwas ausreden, was er ſich in den Kopf ſetzt, erwiederte Bäuerle, iſt unmöglich. Sachen, welche bei Ignaz Schuſter auffallen, gibt Raimund ſchon gar nicht auf. Was liegt am Ende daran, einem Künſtler wie Raimund, die Stütze des Theaters, 1000 fl. vorzuſtrecken, um ſo mehr, da er von ſeiner nahen Einnahme 500 fl. zurückbezahlen wird.

Der Theaterkaſſe kann ich dieſen Vorſchuß nicht aufbürden, verſetzte **Manquet**. Wir haben es mit einer Herde von Gläubigern zu thun, von welchen nur wenige Verſtand haben; die meiſten ſind Wucherer, ſchlecht, dumm und roh; es ſind Leute darunter, welche den Schauſpielern und Dichtern, die doch allein die reichen Einnahmen veranlaſſen, den Schnittlauch auf ihrer Suppe nicht vergönnen. Wenn ſolche Leute erführen, daß die Adminiſtration 1000 fl. Vorſchuß gegeben, die Adminiſtration wäre ihres Lebens nicht ſicher. Doch will **ich** die 1000 fl. **Raimund** vorſtrecken.

Vielleicht bekommen wir Pferde und Wagen für 900 fl., bemerkte **Bäuerle**. Pferde und Wagen ſtehen beim „Praterſchmied.“ Wenn ſogleich baares Geld erfolgt, ſo läßt ſich vielleicht mehr noch erſparen. — Sollte es Ihre Zeit erlauben, Herr Doktor, ſo könnten wir beide auf der Stelle nach dem Prater fahren. Sie ſind ein Kenner, da Sie ſelbſt ſehr ſchöne Pferde im Stalle haben.

Ich will mit Ihnen nach dem Prater fahren.

Der Doktor rief ſeinen Bedienten.

Laß einſpannen!

Die gnädige Frau iſt ſo eben nach Hauſe gekommen. Die Equipage ſteht noch vor dem Thore.

Befiehl dem Kutſcher zu warten.

Manquet ſteckte Geld zu ſich.

Nach einer halben Stunde traten **Manquet** und **Bäuerle** bei dem Schmiede im Prater ein.

Wieder wurden die Pferde probirt.

Sie gefielen auch dem Doctor ſehr.

Der Preis iſt? fragte **Manquet**.

Tauſend Gulden.

Acht Hundert!

Unmöglich!

Tauſend Gulden ſind ſchon geboten. Um vier Uhr kommt der Käufer. —

Ich weiß es, verſetzte Bäuerle, Raimund iſt der Käufer und in ſeinem Namen ſind wir hier.

Ich gebe Ihnen 900 fl., verſetzte Manquet. Bedenken Sie, daß Raimund kein Kavalier iſt und ſelbſt ein Kavalier, wenn er ſich auf Pferde und Wagen verſteht, Ihnen nicht mehr dafür geben wird.

Es wurde noch Einiges verhandelt.

Endlich erklärte ſich der Schmied mit dem Gebote einverſtanden, und 900 fl. wurden gezahlt.

Jetzt kam der Kutſcher herbei.

Euer Gnaden, ſagte er; was iſt es mit mir? — Mein Herr, der Rittmeiſter, meinte, daß, wer ſich dieſe Equipage kaufe, köñe auch den Kutſcher mitnehmen. —

Für die Annahme des Kutſchers haben wir keine Vollmacht, antwortete Bäuerle. Für 14 Tage etwa —

O weh, ſagte der Kutſcher.

Sprich ſelbſt mit Raimund.

Wo haſt Du denn früher gedient? fragte Manquet.

Bei Baron Puthon zwei Jahre, ein Jahr bei dem Grafen Hardegg, und jetzt zwei Jahre bei dem Rittmeiſter Baron Pleß. Ich habe die beſten Zeugniſſe.

Wenn Dich Raimund nicht behält, verſetzte Manquet, ſo verſchaffe ich Dir einen Dienſt bei der Gräfin Bizay, ſie ſucht gerade einen Kutſcher.

Manquet ſetzte ſich in ſeine Equipage.

Ich erſuche Sie, lieber Bäuerle, ſagte Manquet, in Herrn Raimunds Equipage ſogleich zu ihm zu fahren. Ich eile nach der Stadt.

Hierauf ſagte Manquet zu Bäuerle leiſe:

Bei der nächſten Einnahme hat mir Raimund nur 300 fl. zu bezahlen, bei der zweiten wieder 300 fl., ſo daß er nach drei Benefizen mir nichts mehr ſchuldig iſt. — Ich laſſe ihm wiſſen, daß wenn er mit ſeiner ſchönen Equipage nächſten Sonntag nach Oberdöbling Nr. 45 kutſchiren wolle, ſo würde ihn um zwei Uhr ein Diner erwarten, das ihm Freude macht. Er ſoll Perſonen von unſerm Theater finden, die ihm gewiß angenehm ſein werden. Seine Frau, die noch immer viel bei ihm gilt, habe ich auch eingeladen. Sie, Herr Bäuerle, habe ich bereits ſchon früher invitirt; Ihnen ſende ich meinen Wagen. —

Mit dieſen Worten fuhr Manquet nach der Stadt.

Bäuerle begab ſich zu Raimund.

Die Equipage hielt am Hauſe.

Raimund wohnte bei der „Weintraube“ in der Jägerzeile.

Bäuerle trat bei Raimund ein.

Er ſaß gerade bei Tiſche.

Landner ſpeiſte bei ihm.

Nu, wie iſt's? fragte Raimund, und ſprang von ſeinem Mahle auf. Bringſt Du mir Leben oder Tod?

Ich habe mit Dir unter vier Augen zu ſprechen.

Komm da herein!

Es iſt nichts? ſagte Raimund; nicht wahr? Manquet thut es nicht? Tauſend Gulden ſind ihm zu viel!

Wirf einen Blick aus dem Fenſter.

Raimund riß das Fenſter auf und ſah hinaus.

Er wurde ganz roth vor Freude.

Haſt Du gezaubert? fragte er.

Es ging leichter als ich dachte!

Raimund jauchzte vor Entzücken.

Er ergriff Bäuerle am Kopfe und küßte ihn. Das iſt ja mehr, als wenn ich Dir eine Terne verdankte! aber — nicht wahr! die Tauſend Gulden werde ich ſogleich bei der nächſten Einnahme bezahlen müſſen?

Keineswegs. — Erſtens biſt Du nur 900 fl. ſchuldig, es ſind noch 100 fl. erſpart worden, dann bezahlſt Du an Doktor Manquet und nicht an die Adminiſtrations-Kaſſa bei jedem Benefiz nur 300 fl. Dieſes Bene haſt Du noch insbeſondere.

Ich werde zum Kinde vor Freude! Dem braven, guten Doktor meinen innigſten Dank und Dir, ja, Dir erweiſe ich eine eigene Aufmerkſamkeit. Dich führe ich ein ganzes Jahr hindurch alle Tage ſpaziren! Und jetzt werde ſogleich der Anfang gemacht. Landner! rief Raimund, komm' Er her; wir fahren ſpaziren; die Equipage hab' ich ſchon! Schau er hinab zum Hausthor; da drunten ſteht ſie! Hat Schuſter Etwas Aehnliches? — Ein Graf kann mit ſeiner Gräſin in meinem Wagen fahren! Wann ich nur wüßte, wo Ignaz Schuſter ſich jetzt befindet! Ich würde ihm ſogleich die unverhoffte Freude machen und an ihm vorüberkutſchiren! — Ei! dem will ich vorfahren! der ſoll mir zurück! Ich ruhe nicht!

Du biſt mit Deinem Mittagstiſche noch nicht zu Ende, und ich muß nach Hauſe. Ich habe viel verſäumt!

Heute eſſe ich nichts! Heute wird blos gefahren, in den Prater, in den Augarten, nach Schönbrunn, nach Hietzing, nach Lainz! —

Da bringen Sie die Roſſ' gleich heute um! ſagte Landner.

Halt Er ſein Maul! rief Raimund, das ſind meine Roſſ', damit fahre ich, wohin ich will. —

Du ſollteſt Dich doch bei dem Kutſcher erkundigen, ob die Pferde bei den Probefahrten im Prater nicht vielleicht zu ſehr angeſtrengt wurden?

Richtig! der Kutſcher iſt auch da! — Ei, den Kerl brauch' ich nicht! Ich brauche überhaupt keinen Kutſcher. Ich ſtelle meine Pferde bei der „Kaiſerkrone" ein! Der Hausknecht putzt ſie und füttert ſie mir!

Wer kutſchirt denn alſo heut'? fragte Landner ängſtlich.

Ich!

Sie?

Natürlich ich! — Wie wüßte man denn ſonſt, wem die Equipage gehört?

Herr Raimund, ſagte Landner kleinlaut, ich fahre nicht mit Ihnen.

Wenn es Ihm nichts koſtet?

Erlauben Sie, mein Leben iſt mein höchſtes Kapital. Breche ich mir den Hals, wer verſorgt denn meine Witwe? Erinnern Sie ſich noch, wie Sie ein Mal den Kindler, die Walla und mich auf einem Steirerwagen nach Weinhaus kutſchiren wollten? Zuerſt fuhren Sie an jeden Eckſtein an, und dann in Hernals warfen Sie uns in den moraſtigen Graben! Wenn wir nicht ſo weich gefallen wären, ſo hätten wir uns Arm und Beine gebrochen!

Das war in Hernals — in Lainz iſt es anders!

Er muß mitfahren! ſagte Raimund. Im Wagen muß ich Jemand haben! Den Bäuerle bring' ich heut nicht dazu, dem habe ich ſchon zu viel Zeit genommen, aber es iſt ihm nicht geſchenkt, den führe ich am nächſten Sonntag nach Baden!

Eben recht, daß Du mich erinnerſt, ſagte Bäuerle. Nächſten Sonntag biſt Du bei Doktor Manquet in Oberdöbling Nr. 45, um zwei Uhr zum Mittagseſſen eingeladen. Manquet erwartet Dich und will Dich in Deiner Equipage ankommen ſehen. — Deine Frau iſt auch eingeladen!

Das iſt zu viel Glück an einem Tage! Komm Er, Landner, wenn ich ihn heute auch umwerfe, ſo geſchieht es aus Freude! Komm Er! Sollte er ſich auch ein paar Rippen brechen! — Es koſtet Ihn nichts! —

8. Die erſte Ausfahrt.

Raimunds erſte Ausfahrt in ſeiner Equipage ging nach dem Prater.

Mit Angſt und Beben ſaß Landner im Wagen.

Raimund kutſchirte.

Die Pferde wollten durchaus wieder in die „Praterſchmiede."

Warum nicht gar! ſagte Raimund zu den Pferden. Links! Links! rief er ihnen zu.

„Hih!" „Hih!" entgegnete Landner, glaub' ich, ſagt man zu den „Röſſern" wenn ſie links gehen ſollen! — Ziehen Sie doch den linken Zügel an, und hauen Sie rechts mit der Peitſche drein. —

Halt Er ſein Maul! — die Pferd' verſtehen mich ſchon! — Er ſieht ja daß ſie links laufen.

Herr Raimund, erwiederte Landner, Sie wollten aber zum Rondeau fahren, und wir kommen auf dieſem Wege in den „Wurſtel-Prater!"

Es iſt Alles Eins, wo wir hinkommen, wann wir nur wo hinkommen, und ich mich ſatt kutſchiren kann.

Ich bitte Sie um Gottes willen! reden Sie nicht ſo viel, und ſehen Sie auf die Pferde! Es hat jetzt nicht viel gefehlt, ſo hätten Sie ein altes Weib niedergeführt! — Hören Sie, wie ſie ſchimpft! — Halten Sie doch an! — Sie fahren ja gerade auf die Gäſte des „Glückshafen" los. — Alles flüchtet!

O! O! rief Raimund, aber die Pferde blieben nicht ſtehen.

Da verließ ein Kutſcher, der im „Glückshafen" eben bei einem Glas Bier ſaß, eilig ſeinen Platz, fing die Pferde auf und brachte ſie zum Stehen.

Kreuzſikerment! rief der Wirth, der herzu trat, was iſt das für ein Eſel, der da kutſchirt! — Iſt der Kerl beſoffen!

Ich bitte um Verzeihung! ſagte Raimund. Die Pferde kennen mich noch nicht und pariren alſo nicht!

So kutſchiren Sie nicht ſelbſt, entgegnete der Wirth. Sie verſtehen ja nicht ein Mal die Zügel ordentlich zu halten! Das größte Unglück hätten Sie anrichten können. Noch einen Schritt und die drei Kinder, welche im Graſe ſpielen, würden überfahren worden ſein.

Bis morgen kutſchire ich ſchon beſſer! antwortete Raimund und ſprang vom Bocke. Ich nehme heute noch ein paar Lektionen. — Damit wir aber nicht umſonſt hieher gekommen ſind, ſo bringen Sie uns Bier und Würſtel.

Die Pferde werden aber auch gefüttert werden wollen! bemerkte Landner.

Richtig! He, Kellner! Gib meinen Pferden Heu und Hafer!

Die Gäſte, welche wieder an ihre Tiſche zurückkehrten, lachten und der Eine von ihnen bemerkte:

Das iſt ja Raimund!

Ja, ich bin Raimud, beſtätigte er.

Der Herr Raimund, wiederholte der Gaſt, der als Schauſpieler ebenſo geſchickt, wie er als Kutſcher ungeſchickt iſt! — Sie müſſen meine Aufrichtigkeit nicht übel nehmen, aber wie ich Sie vom Weiten ſchon über die Wieſe kommen ſah, erſchrack ich heftig! — Da fährt Einer, der ſein ganzes Leben noch keine Pferde geleitet hat, ſagte ich. Flüchten wir uns! So ein Kutſcher iſt gefährlicher, als ein Kartätſchenſchuß! — Mein lieber Herr Raimund, Ihretwegen, aber beſonders Ihrer Nebenmenſchen wegen, beſchwöre ich Sie, geben Sie das Kutſchiren auf!

Sie ſind ſehr aufrichtig! erwiederte Raimund höchſt empfindlich. Sie vergeſſen, daß noch kein Gelehrter vom Himmel gefallen iſt, am allerwenigſten ein gelehrter Kutſcher; nicht einmal der „heilige Elias," der doch mit einem feurigen Wagen in die Wolken fuhr. — Wie kommen denn Sie dazu, mir ſolche Beleidigungen zu ſagen? Wer ſind Sie denn? Verſtehen Sie denn Etwas von Pferden? Ich bitte um Ihren Namen, Herr Profeſſor! —

Mein Name iſt Chriſtof de Bach. Ich weiß nicht, ob ich von Pferden Etwas verſtehe, aber die Leute behaupten es. Wenn Sie mir in meinem Zirkus die Ehre geben wollen, will ich Sie Reiten und Fahren lehren!

So? de Bach ſind Sie? — Das iſt etwas Anderes. Es freut mich, Sie kennen zu lernen. Ich ſehe allerdings ein, daß Sie mir in jeder Beziehung eine Lektion geben können. Ich mache von Ihrem Antrag Gebrauch, und bitte Sie um Unterricht. Gott ſei Dank, daß ich endlich einen Kritiker gefunden habe, der nicht nur zu tadeln, ſondern es auch beſſer zu machen verſteht. Wenn Sie mir erlauben, komme ich um ſechs Uhr morgens zu Ihnen, und bitte Sie um die erſte Unterweiſung.

Wenn Sie von hier fort wollen, erwiederte de Bach, ſo ſoll mein Kutſcher, (derſelbe, der Ihre Pferde auffing,) Sie in Ihrem Wagen nach Hauſe führen. Ich begebe mich jetzt in meinen Zirkus; die Produktion beginnt um 5 Uhr.

Dahin komme ich auch! verſetzte Raimund. Ich war noch nie da. Ich muß mich jetzt mit der Pferde-Dreſſur bekannt machen.

Raimund und Landner begaben ſich wirklich in den Zirkus.

Raimund nahm eine Loge. Wer aber trat faſt gleichzeitig in die Neben-Loge? Seine Frau mit Frau von Friedmann und einem Herrn, einem ſchönen, jungen, eleganten Herrn, bei deſſen Anblick Raimund ganz wunderlich zu Muthe wurde.

Raimund grüßte ſeine Frau.

Sie erwiederte ſeinen Gruß ſehr artig.

Ach mein Gott! wie ſchön ſie ausſieht! ſchwärmte Raimund. Seitdem wir geſchieden ſind, wird ſie alle Tage reizender! — Landner, „ſchiel'" Er nach der Seiten hin! — Hat Er in ſeinem ganzen Leben ſchon eine ſolche Venus geſehen? — Dieſe Bajadere, welche ſie ſo maleriſch umgeworfen, macht ſie ſelbſt zur ſchönſten Bajadere; dieſer weiße Hut mit den Roſafedern; dieſe Augen, ſie haben mich ſchon ein Mal entzündet; heute ſprengen ſie mich ganz in die Luft.

Ach, was hätte der verliebte Raimund darum gegeben, wenn Louiſe ſich in ſeine Loge verfügt, und Frau Friedmann, beſonders aber den Herrn, im Stiche gelaſſen hätte.

Landner, ziſchelte Raimund dem Landner in die Ohren, der Herr iſt mir ſehr bekannt. Er kommt häufig in unſer Theater. Er muß ein Graf ſein. Er hat ſo was Nobles, Feines, Ariſtokratiſches. Landner, ſchiel' Er zu, und ſag' Er mir, ob Er dieſen Herrn nicht kennt?

Landner, der immer ſchielte, ſchielte wieder in die Loge.

Nein, ſagte Landner, dieſen Herrn kenne ich nicht!

Raimund wußte nicht, ſollte er ſeiner Frau eine Viſite in ihrer Loge machen, oder ſie in ſeine Loge einladen.

Er beſprach ſich mit Landner.

Was fällt Ihnen denn ein? fragte Landner. Ihre Frau iſt ja in Geſellſchaft und muß in Geſellſchaft bleiben. Spielen Sie doch, um Gottes willen den Unbefangenen!

Wenn ich nur wüßte, ſagte Raimund, wer der Kavalier iſt, und ob er meiner Frau oder der Madame Friedmann die Cour macht. — Geh Er doch hinaus, frag Er doch an der Kaſſa, wer der Herr iſt, der die Loge neben mir genommen hat; frage Er auch, ob dieſer Herr öfter hieher komme, und ob man nicht wiſſe, für wen ſich dieſer Herr intereſſire! — Jezt ſagt er ſogar meiner Frau Etwas ins Ohr! Und ſie lacht wohlgefällig! — Ich bringe ſie alle Zwei um, da wird gleich Ruhe ſein.

Mäßigen Sie ſich! bat Landner. Sehen Sie doch Mademoiſelle Adele an, wie ſie ſo zierlich mit dem Apfel ſpielt!

Ja, das iſt der Apfel der Zwietracht, verſetzte Raimund. Dieſen Apfel hat das Schickſal zwiſchen mich und meine Frau geworfen. —

Applaudiren Sie doch! ſagte Landner, Alles applaudirt. Alles ſieht nach Ihnen und wundert ſich, daß Sie ſo gleichgiltig bei ſo ſchwierigen Kunſtſtücken bleiben können.

Brava! rief Raimund, aber das „Brava" kam etwas zu ſpät, denn in dieſem Augenblicke, in welchem es Raimund rief, fiel Mademoiſelle Adéle vom Pferde.

De Bach kann auch nichts! bemerkte Raimund, ſonſt würde er dieſe Mamſell gelehrt haben, wie man nicht vom Pferde fällt! — Da liegt die Mamſell ſchon wieder! Ich nehme gewiß keine Lektionen von de Bach; da ſeine Künſtlerin alle Augenblicke im Sand liegt, ſo verſteht er gewiß nichts, und kann mir höchſtens zeigen, wie man beim Kutſchiren vom Bocke fällt; das treffe ich ohne Unterricht. — Da ſehe Er hin! Sie liegt ſchon wieder! — Der verfluchte Kerl ſagt meiner Frau ſchon wieder Etwas ins Ohr, und ſie lacht ſchon wieder! — Jetzt läßt er ſogar Gefrornes bringen, und wartet meiner Frau zuerſt auf! — Landner, dieſer Menſch iſt der Liebhaber meiner Frau, das ſieht ein Blinder! — Er redet in ſie hinein wie ein Beichtvater; Landner, ich halte es nicht aus!

Nur ruhig! ruhig! — Spielen Sie den Gleichgiltigen. —

Nein, nein, das würde nichts helfen! Ich werde es anders machen! — Ich werde ſogleich mit Madame Friedmann anbinden. Sie ſieht gerade zu mir her! — Ich kokettire mit ihr! — Geb Er acht, Landner, was ich dieſer für verliebte Geſichter ſchneiden werde! Dadurch mache ich entweder den Kavalier eiferſüchtig, wenn er die Friedmann liebt, oder meine Frau, wenn ſie mich liebt!

Raimund blickte die Friedmann mit hochaufgeſchlagenen Augen an, ſeufzte dann, und ſchnitt ein Geſicht, als wenn ihm das Herz zerſpringen wollte, dann ſeufzte er tief, ſchlug die Augen nieder und ſeufzte noch ein Mal.

Die Friedmann ſah Raimund erſtaunt an.

Raimund ſetzte ſein Manöver fort.

Machen Sie es doch nicht gar ſo arg! liſpelte Landner, Sie verdrehen ja die Augen wie ein Bock, wenn ihn die Gais verläßt.

Madame Friedmann ſprach leiſe mit Madame Raimund.

Wirkt ſchon! flüſterte Raimund dem Landner zu. Sie ſtecken ſchon die Köpfe zuſammen. Meine Schwärmerei fällt ſchon auf. Meine Frau lächelt ſchon ſo gewiß hämiſch. Ich kenne dieſes Lächeln von meinem Eheſtand aus. Nach dieſem Lächeln folgte ſtets ein Wuthausbruch; ſäße ich bei ihr, ſo hätte ich ſchon wieder einen Biß.

Raimund ließ ſich nun einen Seufzer entſchlürien, über welchen das Pferd erſchrack, das gerade mit Mademoiſelle Adele vorüber flog.

Jetzt geben wir! ſagte Landner. Was Sie treiben, iſt ja eine Parodie auf alle Liebesſeufzer! So Etwas gehört in „Roderich und Kunigunde!“ — Ich bitte Sie, hören Sie auf zu ſchmachten; der Ungar wird auch ſchon rebelliſch und ſucht ſeine Reitgerte. — Wenn Sie noch einen Seufzer ausſtoßen, bekommen wir beide Schläge!

Frau Raimund und Frau Friedmann ſtanden in der Loge auf.

Der Kavalier reichte den Damen ihre Shawls und ſie verließen alle drei haſtig die Loge.

Da haben wir's! ſagte Landner, das kommt von Ihren Dummheiten!

Wir eilen nach!

Der Ungar hat gewiß ſeine eigene Equipage!

Und ich habe auch eine!

Aber mit dem Kutſcher des de Bach können Sie nicht jener Equipage nachfahren; der Kerl iſt ja in Hemdärmeln!

Ich kutſchire!

Wollen Sie ſich vor Ihrer Frau auch kompromittiren?

In der Hauptallee des Praters fahre ich gut. —

Gott ſei mir gnädig!

Schnell fort!

Raimund und Landner verließen den Zirkus.

Eine ſehr ſchöne Equipage, die Pferde auf ungariſche Art angeſchirrt, mit einem Kutſcher in ungariſcher Tracht, fuhr vor. Ein Huſar öffnete den Wagenſchlag. Die Damen ſtiegen ein, der Herr ſetzte ſich ihnen gegenüber, und wie im Fluge ſauſten die Pferde hin.

Raimund ſtieg auf den Bock ſeines Wagens.

De Bach's Kutſcher wurde weggeſchickt.

Landner mußte ſich wieder in das Pieroutſch ſetzen.

Wenn ich nur jetzt einen Geiſtlichen wüßte! ſeufzte Landner. Dieſe Fahrt iſt gewiß mein letztes Ende!

Raimund hieb in die Pferde ein wie ein Beſeſſener. —

Die Pferde, an ſolche Behandlung nicht gewohnt, wurden ſcheu und gingen durch.

Ehe noch der Wagen, in welchem Madame Raimund ſaß, den halben Weg zur Praterſchmiede erreichte, überholte ſie ſchon ihr Gemal. Aber in welchem Zuſtande!

Die Pferde ſchnaubten, der Wagen war mehr in der Luft als auf dem Boden. Die Pferde raſten wie angeſchoſſen fort.

Raimund ſaß leichenblaß auf dem Bocke; die Peitſche hatte er verloren, den Hut ebenfalls; er klammerte ſich feſt an ſeinen Sitz, und hörte und ſah nichts mehr.

Landner rang die Hände und rief um Hülfe.

Wagen, Reiter, Spaziergänger, alles wich dem raſenden Geſpann aus.

Die Fiaker erhoben ein Geſchrei.

Die reitende Polizei ſprengte heran.

Endlich fuhr der Wagen an eine Barriere. Landner flog aus dem Wagen wie eine Kugel aus einer Kanone. Er ächzte auf dem Raſen, mehr todt als lebendig.

Kracks machte der Wagen und da lag er.

Raimund wurde vom Bocke geſchleudert.

Die Pferde ſtanden endlich vor Erſchöpfung ſtille.

Tauſende von Menſchen eilten herbei.

Raimund raffte ſich vom Boden, mit Staub bedeckt, auf, und ſagte zu Landner, welcher, ganz zerſchlagen und zerſchunden, herbeihinkte:

„Das war eine Tour!“

Madame Raimund und ihre Geſellſchaft hatten einen andern Weg eingeſchlagen.

Sie ſahen nichts von dem Ende der traurigen Fahrt.

5. Nach der Unglücksfahrt. — Die erſte Probe vom „Barometermacher."

Raimund richtete ſich durch ſeinen unglücklichen Sturz vom Kutſcherſitze ſo arg zu, daß er ſich mehrere Tage hindurch, ärztlicher Behandlung unterziehen mußte; auch Landner war am ganzen Körper verletzt, und mußte das Bett hüten; deſſen ungeachtet ſprach Raimund faſt ununterbrochen von ſeiner Equipage und ließ durch den Kutſcher, den er von dem vorigen Eigenthümer derſelben übernahm, und den er nun im Dienſte, wenigſtens für die Zeit der Her[illegible]g der erlittenen Verletzungen behielt, die Equi[illegible] an ſeinen Fenſtern ſechs, acht Mal vorüber führen [illegible]

Der Einladung Manquets nach Oberd[illegible]ling, vermochte er nicht zu genügen, konnte alſo mit ſeiner Frau nicht zuſammen kommen, was ihn vollends unglücklich machte.

Mit dieſer Equipage hoffte er bei Louiſen den größten Eindruck hervor zu bringen.

Nach einer eigenen Equipage, dachte er, hat ſie ſich ſtets geſehnt. — Ich habe nun eine und noch dazu eine ſehr ſchöne, und habe mich damit lächerlich gemacht! — Meine Frau weiß jetzt ſo gut wie es zehn tauſend Menſchen in Wien wiſſen, daß ich an einen „Stock" angefahren bin und umgeworfen habe. — Und der Geurmacher, wie wird der es mir vergönnen! — Es hat nichts zu ſagen; ich mache ihm meine Frau doch abwendig! —

Wo nur mein Bedienter ſo lange bleibt! ſagte Raimund für ſich nach einer Pauſe. — Ich habe ihn zu Landner geſchickt. — Der arme Teufel dauert mich! — Er hat ſich nicht umſonſt gefürchtet! — Im Ganzen iſt er doch Schuld an meinem Malheur. — Durch ſein Wimmern, Klagen und ſein ängſtliches Stöhnen, hat er mich ganz verzagt gemacht! — Als ich den Hut verlor, ſchrie er „Jeſus! Maria und Joſef! — Ich glaubte, ich wäre, wie mein Hut, ſelbſt unter die Räder des Wagens gekommen und wüßte es nur nicht! — Der Landner ſoll ſich nur freuen! — Daß ich meine Geiſtesgegenwart verloren, daran iſt er Schuld! —

Der Bediente trat ein.

Biſt Du einmal da? grollte Raimund mit dem Bedienten.

Ich hielt mich ſo lange bei Landner auf. — Ich mußte in ſeinem Auftrage in die Apotheke gehen! — Ich habe zu melden, daß Ihnen Landners Kur eine Menge Geld koſten wird. — Er hat den Chirurgen Spritzey rufen laſſen; dieſer hat ihm 42 Egel geſetzt; drei Zähne ausgeriſſen, ihn mit den theuerſten Eſſenzen eingerieben und den ganzen Körper mit einem zwei Ellen breiten peruvianiſchen Pflaſter bedeckt. Herr Landner ſieht aus, als wäre er mit einer Baumrinde überzogen.

Aber zu was denn die Dummheiten! Weshalb hat ihm Spritzey drei Zähne ausgezogen?

Weil Landner im Geſichte aufgedunſen iſt. Spritzey behauptete, da ſei eine Kieferentzündung zu befürchten! Drei Zähne müſſen heraus, ſagte er, damit die Geſchwulſt Platz hat. —

Spritzey iſt ein Eſel! Warum hat ſich denn Landner nicht den Schrefel holen laſſen? — Was ſagt denn Landner?

Er ſagt nichts! — Aber ſeine Gattin ſchimpft mörderiſch. — Da habe ich den Teufel davon, ſchreit ſie, daß Herr Raimund den „Balbierer“ und den Apotheker bezahlt; was bezahlt er denn aber mir für's Krankenwarten? — Drei Nächte ſchon ſchlafe ich nicht. — Vorgeſtern hat mein Mann bis Früh um vier Uhr fantaſirt und in Einem fort geächzt: „Wie werde ich auf Michaeli meinen Zins bezahlen!“ — Daraus kann man ſchließen wie ſchwach er iſt! — Nie noch, ſeitdem wir verheiratet ſind, hat er an das gedacht, was er zu zahlen hat, und jetzt kümmert er ſich um den Zins! — Laſſe Du dies des Hausherrn Kummer ſein! antwortete ich. — Dann ſagte Frau Landner zu ihrem Manne: Ich bin nur neugierig, was Du an „Schmerzensgeld“ von Herrn Raimund bekommen wirſt?

So? verſetzte Raimund, Schmerzengeld auch noch! — Wer bezahlt denn mir Schmerzengeld? Ich ſchmeichle mir, daß ich noch weit mehr zerſchunden und zerſchlagen bin als Landner! Ich habe um ſieben Gulden Seifengeiſt in mich hineingerieben! Iſt dies nichts? — Doch, nur Geduld, Frau Landner; Sie ſollen an mich denken! — Sobald ich wieder geſund bin, müſſen Sie mit mir fahren und Sie leere ich auf dem Wege nach „Greifenſtein“ um, da kugeln Sie ganz gewiß in die Donau!

Dann habe ich noch eine Neuigkeit, Herr von Raimund, meldete der Bediente. Frau von Friedmann war bei Frau Landner —

Die Friedmann? fragte Raimund. Um des Himmels willen! Was hat denn dieſe bei ihr geſucht?

O Gott! das iſt eine wilde Geſchichte! — Der Herr, welcher mit Frau Friedmann und Frau Raimund im Zirkus in der Loge war — er iſt ein Graf, — den Namen habe ich vergeſſen, — wollte ſich mit Ihnen, Herr Raimund, duelliren.

Duelliren? — Warum denn?

Er behauptet, Sie, Herr Raimund hätten Frau von Friedmann beleidigt. Der Graf war wüthend! — Aber Ihre Frau, Herr von Raimund, hat den Grafen zurückgehalten.

Das freut mich von meiner Frau! Das iſt ein Beweis, daß ſie mich noch liebt, und auch ein Beweis, daß ihn die Friedmann intereſſirt, was ginge ihn denn ſonſt dieſe wildfremde Perſon an! — Karl! fuhr Raimund fort, dieſe Nachricht iſt 5 fl. Trinkgeld werth. Hole die Brieftaſche aus meinem Schreibtiſch und nimm Dir 5 fl. —

Ich danke ergebenſt, Herr Raimund.

Jetzt trat der Inſpizient Brothke ein.

Herr von Manquet, Herr von Rußböck und Direktor Sartori laſſen einen freundlichen guten Tag wünſchen und anfragen, wie ſich Herr von Raimund befinden?

Aha! ſagte Raimund. Ich ſpiele ihnen ſchon wieder zu lange nicht! — Oder der Herr Schuſter wünſcht ein paar Tage auszuruhen.

Dies iſt es nicht, verſetzte Brothke, aber Ihr Stück, Herr Raimund, bleibt zu lange liegen! Die Dekorationen ſind fix und fertig, das Koſtume iſt bereit, Kapellmeiſter Müller hat ſeine Muſik nicht nur vollendet, ſondern hinlänglich einſtudirt; — es fehlen nur die Proben. —

Und die Proben können ohne mich nicht abgehalten werden! — Oder glauben die Herren, ich würde mir in meinem Stücke auch ſo liederliche Proben gefallen laſſen, wie ſie gewöhnlich ſtattfinden? — Das wäre nicht übel! — Oder ich würde etwa auch nur drei Proben abhalten laſſen?

Wie viel denn?

Zwölfe wenigſtens

Dann haben wir vor 14 Tagen keine Ausſicht auf Ihr Stück. —

Vor vier Wochen nicht! — Das könnte ich brauchen! — Eine Aufführung über Hals und Kopf! — Geſchwind Etwas „zuſammenpuffen“ und Proben wie auf der Poſt, damit wir ausgepfiffen werden über Hals und Kopf!

Es iſt ja Ihr Benefizſtück, Herr Raimund.

Eben deßwegen! — Dann iſt es auch mein erſtes Stück, das ganz ſicher durchfällt, wenn nicht vom erſten bis zum letzten Schauſpieler, von der erſten Sängerin bis zur letzten Choriſtin, vom Theatermeiſter bis zum Lampenanzünder Jeder und Jede unbedingt befolgen, was ich will, was ich angebe, und wie ich den Schauſpielern die Rollen vorſpiele. —

Herrn Korntheuer und Fräulein Huber werden Sie auch ihre Rollen verſpielen?

Ganz gewiß! Wenn ſie ſchlecht ſpielen oder meine Anſichten nicht gehörig aufgefaßt haben. Ich ſpiele ihnen dann die Rollen ebenſo vor, wie dem Herrn Großſchopf, Wieſer, Jungwitz und wie die Halbmenſchen alle heißen, welche wir bei unſerm Theater haben.

Wenn der Direktor in Ihrem Stücke eine Rolle hätte, würden Sie dieſem auch eine Lektion geben?

Ei, dem theile ich keine Rolle zu; und wenn ich hundert Stücke ſchreiben ſollte, bekommt dieſer keine Rolle! Der ſpricht immer Unſinn und ſolchen Unſinn, daß man darüber erſchrickt. Dies kommt daher, weil Sartori nichts gelernt hat und nur ein Routinier iſt.

(Wirklich erhielt Sartori nie eine Rolle in den Stücken Raimunds.)

Ich werde wörtlich rapportiren, was Sie mir geſagt haben, erwiederte Brethke.

Meinethalben auch dem Direktor! Gerade der iſt es, welcher alle Proben zu Grunde richtet, und die neuen Stücke in die Szene ſetzt, daß einem die Haare zu Berg ſtehen!

* * *

Wir verlaſſen die Krankenſtube Raimunds und melden, daß die Heilung desſelben in vier Tagen beendet war, ſo auch, daß Landner in ſechs Tagen ſein Krankenlager verließ.

In acht Tagen nach den Vorgängen im Prater fand die erſte Probe vom „Barometermacher auf der Zauberinſel“ ſtatt, und was ſich Raimund vorgenommen, führte er auch aus.

Wie erſtaunten die Herren und Damen, welche in dieſem Stücke beſchäftigt waren, über Raimunds Anordnungen. Proben dieſer Art hatten ſie noch nicht erlebt.

Zwei Tage vor der erſten Probe begab ſich Raimund zu Allen, welche in ſeinem Stücke beſchäftigt waren, und gab ihnen zu verſtehen, daß ſie ihre Rollen vollkommen auswendig wiſſen müßten, weil mit Rollen, die auf der Bühne noch „herausgeleſen“ werden, keine Probe möglich ſei.

Die Herren und Damen wußten auch ihre Rollen perfekt, aber Raimund hatte tauſend Dinge auszuſetzen.

Die Schauſpielerin und Sängerin Louiſe Kupfer, welche das Fach, das ſeine Frau ſpielte, bekleidete, hatte einen beſonders ſchweren Stand.

Louiſe Kupfer war keine Wienerin, und es ärgerte Raimund, daß ſie gar zu rein deutſch ſprach.

Wenn ich mich ſchon darüber hinausſetze, ſagte Raimund, daß Sie, weil Sie nicht anders ſprechen können, hochdeutſch ſtatt wieneriſch reden, da es den Norddeutſchen nie gelingen wird, ein „öſterreichiſches“

Wort wie es ſich gehört zu ſagen, ſo kann ich doch nicht zugeben, daß Sie die Rolle ſo kalt, ſo gemeſſen, ſo abgezirkelt vortragen, als ſpielte mein Stück in Berlin. Dieſe Zofe iſt ein luſtiges, ſchelmiſches, ſchnackiſches Ding; ſie muß mit Humor und Feuer dargeſtellt werden. Haben Sie denn keinen Humor, kein Leben, kein Feuer? Es iſt nicht wahrſcheinlich! — Sie ſind ſchön, jung, ſind immer heiter! Seien Sie es doch auch in Ihrer Rolle!

Raimund ſpielte ihr die Rolle vor.

Ich werde es treffen! ſagte Louiſe Kupfer, und wirklich traf ſie es ſehr gut.

Nun wendete ſich Raimund an Johanna Huber, welche die Prinzeſſin darſtellte.

Die Rolle war ſchlecht, das heißt ſie war nicht dankbar.

Johanna Huber ließ dies dem Dichter fühlen, und ſpielte deshalb ſo ohne Geiſt und Luſt, daß Raimund erſchrack.

Fräulein, ſagte Raimund zu Johanna Huber, wenn Sie bei der Vorſtellung auf dieſe Weiſe ſpielen, ſo führen wir mein Stück lieber gar nicht auf. —

Ich werde ſchon gut ſpielen, verſicherte Johanna, wenn es dazu kommt. —

O darauf laſſe ich mich nicht ein! eiferte Raimund. Heute müſſen Sie ſehr gut ſpielen. Ich verlaſſe mich nicht auf Ihre Diskretion.

Soll ich mich heute ſchon plagen mit einem Charakter, denn Sie ſo vernachläſſigten?

So ſpricht eine Huber? So ſpricht die Schröder der Lokalſtücke, wie Sie ſich gerne nennen hören? eine Künſtlerin, welche applaudirt wird, wenn ſie auch gar nichts zu ſprechen hat? — Wenn die Rolle ſich ſelbſt ſpielte, hätte ich ſie der Mamſell Kicker zugetheilt und nicht Ihnen.

In Gottes Namen, ſo will ich denn loslegen. —

Nicht loslegen, nicht übertreiben, ſondern einfach das aus der Rolle machen, was daraus zu machen iſt. Ich werde es Ihnen zeigen. —

Sie werden mir die Prinzeſſin vorſpielen? Mir? — Erlauben Sie, daß ich Ihnen die Prinzeſſin vorſpiele. —

Und nun ſpielte Johanna Huber die Prinzeſſin, daß Raimund ſie nicht beſſer hätte wünſchen können.

Korntheuer, welcher unter allen Schauſpielern, die je einem Theater angehörten, der empfindlichſte, dabei für ſeine Anſichten und ſeine Darſtellungsweiſe ſo eingenommen war, daß er es als ein Attentat auf ſeine Perſon anſah, wenn man ihn tadelte, — ging während der Verhandlungen Raimunds mit Louiſe Kupfer und Johanna Huber, auf dem Theater mit Sartori, ganz aufgeregt herum und ſagte zu dem Direktor:

Geben Sie nur acht! Er kommt auch über mich! — Ich habe es ihm ſchon angemerkt, daß ihm mein Spiel in meinen beiden erſten Szenen nicht gefiel; — er ſoll mir aber nur Etwas ſagen, wie ich ihm dann übers Maul fahren werde! — Es ginge mir gerade noch ab, daß ich mich, der ich Hofſchauſpieler, Direktor des Brünner Theaters und drei Mal Regiſſeur bei großen Bühnen war, dann ſo beliebt in Wien bin, wie Herr Raimund, daß ich mich noch hofmeiſtern laſſen ſollte!

Aha! fuhr Korntheuer fort, jetzt kommt meine dritte Szene! — Jetzt wird's angehen!

Korntheuer ſpielte mit ſeltener Laune.

Wie bekannt, lag ſeine Hauptforce in einem überaus glücklichen Extemporiren. Er extemporirte auch hier wieder, und ſetzte ſo viele komiſche und witzige Einfälle zu, daß alle Schauſpieler vor Lachen laut aufſchrieen und ſogar der Souffleur lachen mußte.

Raimund ſchnitt ein finſteres Geſicht und ſagte unwillig: Das iſt ja ganz etwas Anderes als ich geſchrieben! — Lieber Korntheuer, wäre es nicht beſſer, wenn Du Dir dieſe Späſſe für Deine eigenen Stücke aufheben möchteſt!

Ei, ſagte Korntheuer biſſig, Späſſe habe ich genug; und ich kann Dir damit noch für ein Dutzend Stücke aushelfen.

Aushelfen? fuhr Raimund auf. Mir aushelfen? Habe ich Dich angeſprochen, daß Du mir aushelfen ſollſt? — Wenn ohne Dein Extemporiren mein Stück nichts taugen ſollte — ſo braucht es gar nicht aufgeführt zu werden!

Ich ſpiele dieſen Prinzen Tutu nicht anders als mit meinen Zuſätzen! Die Rolle iſt trocken wie ein Erdapfel; — wenn ein Salat daraus werden ſoll, ſo muß mein Eſſig und mein Oel dazu kommen.

Ich brauche Deinen Salat nicht! Mache meinen Erdapfel nur genießbar. —

Dann wird ein Erdapfel-Schmarrn daraus! — Es iſt eigentlich ohnehin nichts anders als ein Schmarrn!

Ein Schmarrn! Danke für das aufrichtige Urtheil. Was ein Schmarrn iſt, ſoll dem Publikum auch nicht vorgeſetzt werden.

Schack, rief Raimund dem Souffleur zu, gib Er mir mein Manuſkript!

Meine Herren und Damen, wendete ſich Raimund an die Geſellſchaft, die Probe iſt zu Ende! — mein Stück wird nicht aufgeführt! Ich empfehle Mich Ihnen!

Raimund nahm ſein Manuſkript unter den Arm, und wollte damit forteilen.

Sartori trat ihm in den Weg.

Hoho! ſagte Sartori, wer wird denn deshalb gleich ſolche Entrüſtung zeigen. Ihr Stück iſt an allen Ecken und Enden der ganzen Stadt annoncirt! — Was würde das Publikum dazu ſagen, wenn es nicht gegeben würde?

Dem Publikum werde ich die Urſache mittheilen.

Und ich werde die Urſache ebenfalls mittheilen, ſagte Korntheuer.

Gut, erwiederte Raimund, eröffnen wir eine Polemik in den Zeitungen, ſo Etwas unterhält das Publikum ebenfalls.

So verſöhnt Euch doch! bat Sartori, zwei Freunde, zwei Kameraden, zwei beliebte Schauſpieler, zwei Dichter. —

Das iſt's eben, verſetzte Raimund. — Für die Keckheit, die ich mir herausgenommen, auch ein Stück zu ſchreiben, wozu ich förmlich gedrängt wurde, weil mich Meisl ſitzen ließ, für dieſe Keckheit ſoll ich von Herrn Korntheuer gedemüthigt werden. Ich dulde es aber nicht und werfe mein Stück lieber ins Feuer, als daß ich mir Zuſätze gefallen laſſe, die ich nicht goutire. — Wie würde es denn Dir gefallen haben, ſagte Raimund zu Korntheuer, wenn ich in Deiner Poſſe: „Alle ſind verliebt!“ eine ganze Separatkomödie extemporirt hätte! — Du biſt ja noch weit empfindlicher, als ich. — Ich hätte in der gewiſſen „Kußſzene“ einen ſehr luſtigen Einfall anbringen können; ich theilte ihn Dir mit, und Du ſagteſt ganz entrüſtet: „Nein, nein, laſſen wir die Szene nur, wie ich ſie geſchrieben! Und ich ſoll mir jetzt ein ganzes „Poſtbüchel“ (das bekannte Neujahrgeſchenk der Wiener Briefträger mit tauſend Schnacken) hinzudichten laſſen, damit Du am Ende noch ſagen könnteſt: „Das Ding von Raimund hat zwar angeſprochen, aber ich, Korntheuer, mußte, wie in einer Stegreifskomödie, meine Lazzi's anbringen! — Lieber will ich mein ganzes Leben hindurch keine Feder mehr anrühren, als einem Andern, und wenn er Schiller hieße, einen Effekt verdanken.

Korntheuer zog den erhitzten und erzürnten Raimund das Manuſkript unter dem Arme hervor, legte es dem Souffleur Schack hin und ſagte:

Setzen wir die Probe fort, ich werde nichts extemperiren, ich füge mich.

Die Probe wurde fortgeſetzt.

Am Schluße des erſten Akts kommt ein Gefecht, ein Sturm einer Feſtung vor. Gefecht und Sturm gingen ſchlecht zuſammen.

Raimund ließ dieſe Szene vier Mal probiren.

Es ſchlug drei Uhr.

Die Probe war noch nicht zu Ende.

Die armen Choriſten, von welchen die meiſten in den entfernteſten Vorſtädten wohnten, wollten zu ihren Familien nach Hauſe; der Hunger maltraitirte ſie. Sie wendeten ſich an den Direktor.

Herr Sartori, ſagte Wieſer, der älteſte Choriſt, welcher in Matzleinsdorf wohnte, ich habe eine Meile zu gehen, bis ich eine warme Suppe erhalte; Leithner wohnt noch weiter als ich. Weger gar in Gaudenzdorf: — um 6 Uhr Abends ſollen wir wieder in der Garderobe ſein; — wir bitten, daß die Probe endlich aufhören möge. Wir haben ja noch fünf Tage vor uns und alle Tage Proben. —

Ich bin ſelbſt ſchon hungrig und ſäße gerne beim „Lampel" im Gaſthaus, antwortete Sartori; ich werde ſogleich ein Ende machen.

Aber der Herr Direktor kam übel an

Aufhören? ſchrie Raimund, jetzt aufhören? Weil Sie und die Choriſten hungrig ſind? — Ich befehle meinem Magen zu ſchweigen, wenn es ſich um Etwas anderes handelt, als um eine Portion Rindfleiſch; dieſer Aktſchluß wird ſo lange fort probirt, bis er zuſammen geht. Wollen die Herren zum Eſſen, ſo ſollen ſie ihre Schuldigkeit thun. Wenn ſie genau befolgen, was ich anordne, ſo können ſie ſchon in einer Viertelſtunde bei ihren „Knödeln" ſitzen.

Dies wirkte. Der Aktſchluß wurde noch ein Mal vorgenommen und ſiehe da! er ging ſo gut, daß Raimund freudig ausrief: „Ich bin zufrieden, jetzt wollen wir zu Tiſche gehen!"

6. Die Produktion des „Barometermachers."

Mit derſelben Akkurateſſe wurden auch die übrigen Proben geleitet.

Bei der Generalprobe fand nicht die geringſte Störung ſtatt und Abends bei der Vorſtellung ging das Zaubermärchen ſo vortrefflich, daß das Publikum ganz enthuſiasmirt von dem Stücke, den Dichter und Schauſpieler Raimund hervorrief.

Eben ſo großen Beifall fand auch Korntheuer. Raimund, abermals rauſchend gerufen, führte Korntheuer vor, und als beide Hand in Hand erſchienen, wollte der Applaus kein Ende nehmen, da es im Publikum bekannt wurde, in welche Zerwürfniſſe dieſe beiden Künſtler bei den Proben verfielen.

Die Kritik über die Poſſe „der Barometermacher auf der Zauberinſel" ſchrieb damals **Saphir**, und er ſprach ſich in der Theaterzeitung (Jahrgang 1823, Seite 619) folgendermaßen aus:

„Der Inhalt des Mährchens „Prinz Tutu' von

„Wieland iſt den Leſern der „Theaterzeitung“ ohnehin bekannt. Es geht auch kein Deut davon ab, iſt auch kein Deut dazu gethan worden. Warum es Herr Raimund: Parodie eines Zaubermährchens genannt hat, wiſſen wir nicht; hat er denn Wielands Mährchen parodirt? Und iſt denn nicht jedes Mährchen an und für ſich, ſeiner Tendenz nach, Parodie? — Eine Geſchichte kann man parodiren, aber nicht ein Mährchen. — Die Behandlung iſt ſicher beſonnen und das Ganze wohlangelegt, der fortlaufenden Handlung getreu folgend. — Die Art und Weiſe, wie der gute Queckſilber um „Horn“ und „Gürtel“ kommt, iſt zwar eben nicht die pfiffigſte, aber wer wird es bei „parodirten“ Mährchen ſo genau nehmen? — Der erſte Akt iſt unwiderſprechlich der beſſere. — Bei dem Ganzen findet der Zuſchauer ſeine Rechnung. — Späße, Lazzi, Bonmots ꝛc. ſind reichlich und glücklich eingeſtreut, und wenn ſie alle auch nicht bei dieſer Gelegenheit aus der Präge kamen, ſo ſchimmern ſie doch durch den Vortrag wie neu. Herr Raimund war voll Regſamkeit und in der jovialſten Stimmung. — Sein Spiel war eine Kette von lebendigen Nachbildern; er erhielt während des Spiels und beſonders am Ende lärmenden Beifall des überaus vollen Hauſes. — Herr Korntheuer hat uns heute ganz vorzüglich angeſprochen; ohne zu kariſiren gab er dieſen wohlgenährten Bequemling mit einem Aufwande intenſiver Lächerlichkeit, dem man unmöglich widerſtreben konnte. — Er wurde ſo oft als Raimund gerufen. Demoiſelle Johanna Huber hatte nicht Gelegenheit, ihr glänzendes Talent durchſchimmern zu laſſen, welches um ſo mehr zu bedauern, da ihre letzte Rolle „die ſchlimme Lieſel,“ der Gipfelpunkt ihrer Leiſtungen iſt.

Noch erwähnte Saphir der Ausſtattung der Tänze, der Muſik u. ſ. w. Er ſagte:

„Eines der erſten und eindringendſten Complimente um die herrliche Ausſtattung des Ganzen, verdient gewiß Herr Rainoldi. Seine Arrangements, ſeine Gruppirungen ſind eben ſowohl Beweiſe ſeines herrlichen Erfindungstalents, als Belege für die Zartheit ſeiner Ideen und für die Eleganz der Ausführung. Rainoldi wurde wahrhaft ſtürmiſch gerufen. — Die Muſik, von dem wahrhaft fruchtbaren Muſikſchöpfer Wenzl

„Müller, verbindet wie immer das Liebliche mit dem „Populären; ſeine Melodien ſchleichen ins Ohr, ſo daß „man ſie nicht mehr heraus bekommt.“

So freundlich dieſe Kritik war, ſo unangenehm berührte ſie Raimund.

Ich finde, ſagte er zu dem Redakteur der „Theaterzeitung,“ daß ich eigentlich bei Saphir am übelſten wegkomme; meinem Stücke wirft er vor, daß es keine neuen Gedanken enthalte, und Rainoldis Arrangement und Müllers Muſik ſtellt er in den Vordergrund, doch ſoll Herr Saphir ſchon anders ſchreiben müſſen, bringe ich nur erſt mein zweites Stück zur Aufführung. Ich will Herrn Saphir beweiſen, daß ich durchaus originelle Einfälle habe, und als Dichter vorwärts gehen werde.

Am meiſten erfreute es Raimund, daß ſeine Frau, leider in Geſellſchaft des ungariſchen Kavaliers und der Frau Friedmann, ſein Beneñzſtück beſuchte und bei dem bekannten Liede:

„Es kommt nichts von Oben,
„Es kommt nichts von Unten,
„Die Macht dieſes Zaubers
„Iſt gänzlich verſchwunden.“

ſo wie am Schluße der Vorſtellung lebhaft applaudirte.

Landner, ſagte er zu ſeinem Satelliten, hat Er bemerkt, daß ich und mein Stück meiner Frau geñelen? Landner, nun wird ſich die Wiedervereinigung mit meiner Frau am beſten einleiten laſſen. Wir wollen gleich morgen nach der Joſefſtadt zur Friedmann fahren. Ich habe die beſte Ausrede; ich komme mich zu entſchuldigen, wegen meines Betragens im Zirkus; dann komme ich von Einem aufs Andere, endlich ſpreche ich den Wunſch aus, ein Souper bei Frau Friedmann arrangirt zu wiſſen, und ſoupire ich nur erſt wieder mit meiner Frau, dann laſſe ich ſie nicht mehr los. Meine Equipage wird vor dem Thore der „Stadt Belgrad“ ſtehen, meine Frau wird für mich eine Feſtung Belgrad ſein; ich werde ſie erobern und die Beute nach Hauſe führen.

Wann wir morgen zur Frau Friedmann fahren, verſetzte Landner, ſo kutſchiren Sie doch wohl nicht ſelbſt? Noch konnten Sie es ja nicht erlernen, weil Sie theils ſo lange unwol, theils durch die Proben Ihres Stückes verhindert waren, ſich unterrichten zu laſſen?

Kommt Er ſchon wieder mit ſeiner dummen Angſt? Will Er mich ſchon wieder konfus machen? — Ich kann jetzt perfekt kutſchiren. So lange ich unpäßlich zu Hauſe war, befand ich mich am Fenſter. Jedem Kutſcher, der vorüberfuhr, ſah ich auf die Hände. Ich lernte kutſchiren vom Zuſehen; auf andere Art kann man es auch nicht erlernen.

So bitte ich denn, erwiederte Landner, im Falle, daß ich mit Ihnen fahren müßte, den Weg von der Leopoldſtadt nach der Joſefſtadt nicht durch die innere Stadt zu nehmen. Durch die hundert tauſend Menſchen und tauſend Equipagen durchzukommen iſt für den geübteſten Wagenlenker eine Aufgabe. —

Meinetwegen! In dieſem Falle will ich Ihm nachgeben. Wir fahren am Dianabad vorüber nach der neuen Brücke, von da nächſt dem Glacis. Auf dieſem Wege herrſcht weder ein Menſchen- noch Wagengewoge.

Der Kaſſier brachte den Kaſſa-Rapport und das Erträgniß der Einnahme. Sie betrug, ohne die Beträge, welche Raimund für Logen und Sperrſitze in ſeiner Wohnung eingenommen hatte, 1486 fl.

Raimund quittirte.

Die Loge Nr. 14 hat ein verſiegeltes Billet abgeben laſſen, berichtete der Kaſſier.

Nr. 14? rief Raimund haſtig. In Nr. 14 war meine Frau! Er erbrach das Billet.

„Madame Amelie de Friedmann,“ las Raimund: 50 fl.!! — Ei, das geht retour, ſagte er. Dieſes Geld kommt ganz gewiß von dem Herrn Grafen, von dieſem brauche ich nichts; meine Frau wird mir doch nicht 50 fl. ſchicken? Und Madame Friedmann hat mir nichts zu bezahlen, dieſer werde ich ſelbſt ein Geſchenk machen. — Dieſe 50 fl. bringe ich ihr zurück, da habe ich den beſten Vorwand, ihr eine Viſite zu machen.

Noch iſt ein Geſchenk angekommen, und in der Theater-Kanzlei abgegeben worden, meldete der Kaſſier. Für die Parterre-Logen wurden 60 Gulden und 30 Bouteillen Champagner geſendet. Von dem Herrn Ellborn, Kaufmann aus Eupen, „zur Erinnerung an das Mittagsmahl im Sperl.“

O weh! rief Raimund. Das iſt eine traurige Erinnerung! Der verwünſchte Sperl und der Abend in Nußdorf waren eigentlich die erſte Veranlaſſung zu meiner Scheidung. Seit jenem Abende wollte ſich das Zerwürfniß mit meiner Frau nicht mehr ausgleichen laſſen!

Was ſoll mit dem Weine geſchehen? fragte der Kaſſier. Er befindet ſich im Vorzimmer.

In den Keller mit ihm! Er wird ſchon nach und nach getrunken werden; darüber laſſen Sie ſich kein graues Haar wachſen.

Raimund gab ſeinem Bedienten den Befehl, den Wein in den Keller bringen zu laſſen.

Dies iſt unmöglich! — verſetzte der Bediente. Die Keller der Leopoldſtadt ſind alle voll Waſſer. Seit dem letzten anhaltenden Regen und dem beiſpielloſen Wolkenbruche bei Linz, ſteigt die Donau von Tag zu Tag. Es iſt ſchon „eingeſagt“ worden, daß wenn die

Waſſer auf gleiche Art zunimmt, müſſen wir die **Hebamme** aus der Wohnung unter uns, herauf nehmen.

Was? ſchrie **Raimund**. **Mir** ſoll eine Hebamme einquartirt werden?

Ganz natürlich! fuhr der Bediente zu berichten fort. — Der Verpflegsverwalter neben uns nimmt den Schneider; der Amtmann **Grünhelm** den Glaſer; der Kaufmann den Handſchuhmacher und wir die Hebamme.

Man ſoll die Hebamme bei einer Frau, die guter Hoffnung iſt, einquartiren. In Mariahilf kenne ich eine Kürſchnerin, die iſt keine Stunde ſicher, daß ſie nicht entbunden wird. Was hätte eine Hebamme denn bei mir zu thun? — Ich bin nicht in andern Umſtänden.

Ich werde den Champagner in der Küche in einen Schrank placiren, erwiederte der Bediente und entfernte ſich.

Raimund expedirte nun den Kaſſier und beſchenkte ihn; dann nahm er noch 10 fl. von ſeinem Gelde und ſagte:

Herr Kaſſier, geben Sie gefälligſt dieſe 10 fl. dem Theatermeiſter. Ich habe ihn bei den Proben meines Stückes zwei Mal einen Eſel genannt. Es kommt alſo **ein** Eſel auf 5 fl. — Iſt dies genug?

Zulänglich genug! verſetzte der Kaſſier und entfernte ſich.

Und nun, **Landner**, fahr' Er mit mir ſogleich nach der Stadt. Ich muß dem Doktor **Manquet** 300 fl. bringen, die ich von meiner Einnahme zu bezahlen habe. —

Großer Gott! rief **Landner**. Ich bin noch von der letzten Fahrt nicht kurirt, und ſehe am ganzen Körper aus wie ein Lazarus.

In die Stadt laß ich mich von meinem Kutſcher führen!

Ich lebe wieder auf! verſetzte Landner.

Aber wenn ich vom Doktor Manquet wieder zurück komme, ſprach Raimund, dann laſſe ich mich bis zum Dianabade führen; der Kutſcher ſteigt ab, übergibt mir die Pferde, geht nach Hauſe, und wir fahren heute noch zur Stadt Belgrad; die 50 fl. der Madame Friedmann brennen mir auf der Seele; ich habe keine Ruhe, ſo lange dieſes Geld nicht wieder in den Händen der Friedmann iſt.

Da ließe ich mich lieber gleich vom Hauſe des Doktors Manquet nach der Joſefſtadt durch den Kutſcher führen. Die armen Pferde müſſen ja einen zu großen Umweg machen! —

Die armen Pferde ſind über drei Wochen im Stalle geſtanden als in die Luft gekommen. Nun ſollen ſie nur laufen! — Endlich muß ich mich doch im Kutſchiren üben, ſonſt bleibe ich mein lebelang ein Stümper.

So laſſen Sie wenigſtens den Kutſcher mitfahren, und neben Ihnen auf dem Bocke —

Damit der Kerl den Reſpekt vor mir verliert, wenn er merkt, daß ich nicht kutſchiren kann. —

Weil Sie's nur ſelbſt einſehen!

Vor Ihm, Landner, genir' ich mich nicht. Wenn ich auch wieder ein Malheur habe, Er iſt mein Freund; Er druckt dann ſein rechtes Auge zu, wenn ich einen Genieſtreich mache und umwerfe; auf dem linken Auge iſt Er ohnehin blind.

Ich ſehe mich ſchon wieder fliegen! entgegnete Landner. Vielleicht gehe ich diesmal wie ein Luftballon, auf dem Glacis nieder.

Juſt recht, Landner! daß es mir einfällt, da ich kutſchire, ſo muß Seine Frau mitfahren. —

Nu, ſein Sie ſo gut! Die iſt ohnehin unwol und leider dergeſtalt an der Gicht, daß ſie ganze Nächte hindurch nicht ſchlafen kann. —

Da wäre vielleicht eine kleine Erſchütterung angezeigt. Wir fahren an der Holzgeſtätte vorüber, dort luſtwandelt Seine Frau gerne! Ich lade ſie dort ab, die theure Ehehälfte.

Ich bitte Sie, machen Sie keine Späße! Meine Frau fährt nicht für 10,000 fl. mit Ihnen, ja wenn ſie vorher ihr Teſtament machen dürfte.

Aber Er fährt mit?

Ich opfere mich!

Wohlan denn, ſo ſtürzen wir uns in die Gefahr.

3. Bei Frau von Friedmann.

Raimund fuhr mit Landner und ſeinem Kutſcher nach der Stadt, um Doctor Manquet die erſte Rate zu bezahlen.

Raimund und Landner ſaßen ganz gravitätiſch in dem ſchönen Bieroutſch.

Zahlreiche Freunde begegneten Raimund.

Er grüßte, ſie grüßten.

Das nahm ſich recht ſtattlich aus.

Als Raimund über die Brücke fuhr, bemerkte er:

Die Donau iſt wirklich ſehr groß und wie ſie reißend ſtrömt! — Da ſeh' Er hin, da treibt ſie eine ganze Hütte vor ſich her! Wenn nur kein Menſch verunglückt!

Die Donau trug Brennholz, zerriſſene Flöße, losgetrennte Schiffe u. ſ. w. endlich ganze Bäume auf ihrem Rücken.

Eine Maſſe Leute war beſchäftigt das Holz aufzufangen.

Das unglückſelige Waſſer iſt noch immer im ſteigen! bemerkte Landner. Bis wir von der Joſefſtadt heimkehren, iſt vielleicht die Hebamme bei Ihnen ſchon einquartiert.

Das wäre gräßlich! rief Raimund. — Da müßte Er mir helfen! Ich bezahle Ihm gerne für jeden Tag 5 fl., wenn Er die Hebamme zu ſich nimmt. Landner thu Er mir den Gefallen. Er wohnt ja in der Leopoldſtadt.

Unmöglich! Herr Raimund, entgegnete Landner. — Meine Frau iſt ohnehin in Deſperation. Unter uns im Erdgeſchoß logirt ein Greisler mit ſieben Kindern, und die Polizei hat angeordnet, daß wir, bei zunehmender Waſſergefahr dieſe Familie und zwei Dienſtboten zu uns nehmen müſſen. Das iſt ein Zuwachs von 11 Perſonen. Wo hätte da noch eine Hebamme mit ihrer „Helferin," drei ledigen Frauenzimmern, die bei ihr, Unpäßlichkeits halber, Unterſtand haben, eine junge Witwe, welche weiblicher Hilfe bedarf, und eine Köchin mit einem „trinkenden Kinde" Platz. —

Gerechter Himmel! rief Raimund, und dieſes ganze Spital iſt mir vermeint?

Sobald das Waſſer ſteigt, ſteigen dieſe ſieben Weibsbilder zu Ihnen in den erſten Stock. —

Da ſteige ich auf's Dach und rufe um Hilfe, verſetzte Raimund. Nein, nein! Das darf nicht geſchehen! Ich wende mich an die Polizei, an das Grundgericht; Polizei und Grundgericht müſſen eine andere Verfügung treffen.

Indeß war die Equipage bei Doktor Manauets Hauſe angekommen.

Raimund ſtieg aus dem Wagen; eilte zu dem Doktor, bezahlte ſeine Schuld und dankte herzlich für den Vorſchuß.

Wie ich erfahre, ſagte Manquet, ſind heute um zehn Uhr vormittags, alle Logen und Sperrſitze für die zweite und dritte Vorſtellung Ihres Stückes vergriffen. — Dies freut mich um ſo mehr, als die drohende Waſſergefahr, nicht einmal im Stande iſt, das Publikum von dem Beſuche des „Barometermachers“ abzuhalten. —

Geehrter Herr Doktor, erwiederte Raimund, erinnern Sie mich nicht an die drohende Waſſergefahr, mit der unſere Vorſtadt heimgeſucht werden ſoll; mir ſtünde dann etwas Schauderhaftes bevor.

Raimund erzälte nun, was er von Landner erfahren.

Manquet lachte aus vollem Halſe.

Eine ſolche Uiberſchwemmungsſzene gebe beinahe Stoff zu einer Poſſe, meinte Manquet.

Dieſe wol nicht, entgegnete Raimund; daß ich aber nächſtens in einem meiner Stücke eine Uiberſchwemmung auf das Theater bringe, iſt mein feſter Vorſatz. Eine Dekoration, eine ſolche vorſtellend, nach meiner Angabe, muß Effekt machen.

Raimund empfahl ſich dem Doktor, beſtieg ſeine Equipage wieder und fuhr raſch ans Dianenbad, bei welchem der Kutſcher anhalten mußte.

Landner fing das Herz heftig zu ſchlagen an.

Als Raimund ſich auf den Bock ſchwang und die Zügel der Pferde aus den Händen des Kutſchers empfing, ſagte der Kutſcher:

Euer Gnaden muß ich aufmerkſam machen, daß Sie dieſen Pferden nicht mit der Peitſche zu nahe kommen dürfen. Es ſind die beſten Thiere auf der Welt, aber in dem Augenblicke, in welchem man ſie ſchlägt, ſind ſie wie mancher Menſch; es iſt nichts mehr mit ihnen zu richten.

Wenn ſie aber ſtützig werden ſollten, oder nicht vorwärts wollten? fragte Raimund.

Dann ſchnalzen Euer Gnaden nur mit der Zunge; ein Schnalzen mit der Zunge iſt hinreichend, ſie vorwärts zu treiben. Ich muß es wiederholen, daß dieſe braven Pferde wie manche brave Menſchen ſind; um ein gutes Wort geben ſie in die Hölle! — So bin ich auch, Euer Gnaden. Wenn Sie mir freundlich ſagen: „Wenzel, Du bleibſt bei mir im Dienſt,“ und Sie legen mir dabei 5 fl. monatlich zu, ſo gehöre ich Ihnen mit Leib und Seele! Wenn Sie aber grob mir zurufen: Du gehſt, Hallunke! ſo ſchlag ich aus, Euer Gnaden, und zertrümmere Ihnen die ganze Equipage!

Schon gut! verſetzte Raimund, ich werde es mir merken.

Der Kutſcher ging.

Als Landner ſah, daß Raimund Miene machte, wegzufahren, ſchrie er:

Nur noch einen Augenblick!

Raimund hielt an.

Es iſt Ihnen gewiß tout égal, flehte Landner, ob ich im Wagen oder außer dem Wagen ſitze?

Nur nicht etwa zu mir auf den Bock verlange Er ſich, ſagte Raimund.

Nein, aber auf den Bedientenſitz wünſchte ich zu kommen. Ich kann mich dann ſchneller retten, wenn ein Unglück geſchieht!

Setz' Er ſich auf den Bedientenſitz, erwiederte Raimund; ich höre ihn dann vielleicht weniger lamentiren, wenn Er weiter von mir weg ſitzt.

Landner voltigirte ſchnell aus dem Bieroutſch über das zurückgelegte Dach nach dem Bedientenſitze.

Sitzt Er endlich?

Ja.

Hat Er eine Zunge bei ſich?

Ja.

Kann Er ſchnalzen mit der Zunge?

Ja.

So ſchnalz' er.

Landner ſchnalzte.

O weh! da kann ich es beſſer.

Raimund ſchnalzte.

Die Pferde liefen gleichmäßig fort.

Es ging gegen die Brücke.

Sie müſſen jetzt die Reihe nehmen! ſagte Landner.

Das weiß ich!

Je weiter der Bogen, je beſſer!

Halt Er ſein Maul! Er wird mir doch keinen Unterricht im Kutſchiren geben!

Raimund erreichte ganz gut die Brücke.

Von da liefen die Pferde wieder auf ebenem Wege fort.

Begreift Er es, daß ich ein gemachter Kutſcher bin?

Meiner Seele! Es geht wie geſchmiert.

Steig' Er jetzt ohne Angſt in das Pierutſch!

Um kein Ritterſchloß! Die ganze Zeit über ſtehe ich nur mit einem Fuße auf dem Bedientenſitze, mit dem andern häng' ich in der Luft, damit ich gleich auf der Erde bin, wenn es ſchief geht!

Deßhalb höre ich die Leute immer lachen?

Ja: man lacht mich ſehr aus!

Er iſt ein Schafskopf!

Beſſer ein lebendiger Schafskopf, als ein todter Landner.

Der Wagen kam recht gut an das Joſefſtädter-Glacis.

Raimund bog dort glücklich gegen die Häuſerreihe ein.

Bei der „Stadt Belgrad“ angekommen, hielt Raimund an, winkte einen Fiaker herbei, und übergab dieſem ſeine Equipage.

Ich werde Dir ein gutes Trinkgeld geben, ſprach Raimund zu dem Fiaker, wenn Du auf meine Pferde Acht haſt!

Hans Dampf! herrſchte Raimund, Landner zu; geh' Er voraus und melde Er mich bei Frau von Friedland.

Landner eilte über die Stiege.

Raimund folgte ihm.

* * *

Landner hatte kaum den Namen Raimund bei Frau von Friedmann ausgeſprochen, ſo riß ſie auch ſchon die Thüre auf, und ging Raimund entgegen.

Raimund machte einige artige Verbeugungen.

Er fand Frau von Friedmann allein zu Hauſe.

Dies war ihm ſehr angenehm.

Verzeihen Sie, gnädige Frau, ſagte er, die Verwegenheit, mit welcher ich mich Ihnen nähere. — Ich komme, Ihre Nachſicht über mein Benehmen im Zirkus zu erflehen. — Ich kam von einem ſehr heiteren Diner; ich hatte viel Champagner getrunken, und war an jenem Abende wirklich nicht zurechnungsfähig. — Heute wäre ich wohl im Stande, Ihnen meine Liebe und Verehrung feiner, anſtändiger zu bethätigen, aber ich habe Ihre Gunſt für immer verwirkt. Nicht wahr, Landner?

Ganz gewiß, Herr von Raimund.

„Herr von Raimund,“ erwiederte Frau von Friedmann, ich dachte anfangs, als ich Sie in einer ſo ausgelaſſenen Laune fand, Sie wollten mich beleidigen; da ſagte mir aber Ihre Frau Gemalin, Sie müßten Etwas im Kopfe haben.

So war es auch! Nicht wahr, Landner?

Ganz gewiß, Herr von Raimund.

Heute habe ich gewiß nichts im Kopfe, aber im Herzen habe ich Etwas, in meinem innerſten Herzen.

Herr Landner hat mir vor einiger Zeit mitgetheilt, daß Sie zu Ihrer Frau Gemalin wieder eine ſo heftige Neigung gefaßt hätten, wie in der Zeit Ihrer erſten Liebe.

Ich leugne es nicht.

Sie wünſchen durch mich eine Vereinigung mit Ihrer Frau.

Ich würde Sie dafür ſegnen, gnädige Frau, ich würde Sie ewig dankbar verehren, wenn Sie mich mit meiner Frau wieder zuſammen zu bringen vermöchten.

Ich habe Ihre Frau hievon bereits unterrichtet.

Meine Frau wird jedoch nichts mehr von mir wiſſen wollen?

Da irren Sie, aber Ihre Frau fürchtet Sie.

Mich? Ich bin der beſte Menſch von der Welt. Nicht wahr, Landner?

Ganz gewiß, Herr von Raimund.

Ihre Frau fürchtet Rückfälle. —

Sie ſoll mich auf die Probe ſtellen.

Ei! Wie ſtellt man denn einen Ehemann auf die Probe? Da müßte ſie vor Allem zu Ihnen zurückkehren.

Das will ſie nicht?

Sie will und will nicht! — Was geſchieht aber, wenn Sie ſie wieder quälen? Mit Eiferſucht, mit allerlei Grillen, Launen, kindiſchen Prätenſionen, mit Mangel an Nachgiebigkeit?

Dann kann ſie mich augenblicklich verlaſſen.

Ei? —

Verlaſſen und nie mehr anſehen.

Was wird dann die Welt dazu ſagen?

O die Welt ſpricht über Alles! Wenn man ſich an Das kehren wollte, was die Welt nur in einer Stunde zuſammen ſchwätzt, ſo müßte man rein toll werden.

Ihre Frau kehrt ſich daran! — Sie iſt durch Sie Herr Raimund, leider ſo ſehr ins Gerede gekommen, daß ſie ſich zu neuem Skandal um keinen Preis mehr verſtehen will.

Iſt das ein Skandal, wenn ein Mann ſein Weib liebt?

Es kommt nur darauf an, wie er dieſe Liebe äußert.

Ich äußere meine Liebe heftig, eben weil ich heftig liebe. — Ich bitte Sie, gnädige Frau, veranlaſſen Sie vor Allem, daß ich mit meiner Frau bei Ihnen zuſammenkommen könne. Ich habe erfahren, daß Sie allerliebſte feine Soupers arrangiren; halten Sie mich der Auszeichnung werth, an einem ſolchen Theil nehmen zu dürfen —

Mit Vergnügen.

Vielleicht heute ſchon. Leider kann ich aber erſt nach dem Theater bei Ihnen erſcheinen.

Ich ſoupire ſtets nach zehn Uhr.

Ich kann nicht fordern, gnädige Frau, daß Sie meinetwegen auch noch Auslagen haben ſollen. Ich beſtelle ein Souper bei Monſieur Gaillard, dem neuen franzöſiſchen Reſtaurant —

Bei dieſem beſtelle ich ebenfalls meine Soupers.

Champagner ſende ich eine ganze Batterie.

Ich würde ſagen, ich laſſe mir dies gefallen, wenn ich unabhängig wäre. Ich kann aber Niemand zu mir einladen, ohne den Mann dazu zu bitten, den ich nächſtens als meinen Gatten begrüßen werde.

Darf ich um den Namen des Glücklichen fragen?

Sie kennen ihn. Es iſt der Graf Kaſimir Orovy, derſelbe, der neulich mit mir und Ihrer Frau im Zirkus war —

Dieſer Herr iſt es? — Gott ſei Dank, daß ich erfahre, daß dieſer Graf Ihnen angehört, daß Sie ihn ſogar Ihren Bräutigam nennen; ich war bisher ſo befangen zu glauben, der Herr Graf mache meiner Frau die Cour.

Was fällt Ihnen ein!

Ja, es ſchien mir ſo!

Mein Graf iſt gegen alle Damen artig.

Ich bin nun ganz beruhigt. Alſo heute nach dem Theater wird das Souper ſtatt finden?

Da ich einen Gaſt haben werde, ſo wollen wir uns dahin einigen, daß ich die Koſten des Soupers wenigſtens zur Hälfte beſtreite.

Ein ander Mal, gnädige Frau, heute nicht!

Ich mache Ihnen noch einen Vorſchlag, Herr Raimund. — Um mich in keine Verlegenheit, der Auslagen wegen für das Souper, zu ſetzen, ſo verſtehen wir uns zu einer Wette. — Wenn Sie ſich bei dieſem Souper ſo liebenswürdig benehmen, daß Ihre Frau zu Ihnen wieder ein Herz faſſen kann, ſo bezahle ich das Souper; wenn Sie aber wieder in irgend eine Exaltation verfallen, ſo bezahlen Sie es. — Ich wette, daß Sie es bezahlen!

Ich wette, daß Sie es bezahlen müßten, wäre ich im Stande von einer Dame Etwas anzunehmen. — Dies iſt's auch, was mich veranlaßt, Ihnen Ihr Honorar für die Loge Nr. 14 hiermit zurückzuſtellen.

Sie beleidigen mich, Herr Raimund.

Sie beleidigen mich, gnädige Frau, wenn Sie mich für ſo ordinär halten, für eine Loge, in welcher meine Frau den oberſten Platz einnahm, ein Douceur anzunehmen.

Raimund legte die Banknote, die ſich in einem Couvert eingeſchloſſen befand, auf den Blumentiſch der Frau von Friedmann.

Gut denn! erwiederte die Dame, ſo ſoll mein Honorar für die Loge den Armen zufallen.

Raimund verneigte ſich.

Das Souper und den Champagner werde ich vor zehn Uhr ſenden. Ihr dankbarer Diener Raimund wird aber erſt nach zehn Uhr hier ſein.

Raimund empfahl ſich und ging mit Landner.

Als Landner mit Raimund auf der Treppe ſich befand, ſagte der Erſtere:

Dieſes Souper bezahlen Sie!

Er hat recht; ich bezahle es gewiß.

Ich meine es nicht ſo! Ich meine, Sie bezahlen die Wette, weil Sie ſie verlieren.

Ich habe es ihm ſchon geſagt: Er iſt ein Schafskopf!

Möglich! Aber ein Schafskopf, der nicht ganz ohne Hirn iſt.

Als Raimund und Landner bei der Equipage ankamen, und der Fiaker die Pferde übergab, beſchenkte ihn Raimund.

Euer Gnaden, ſagte der Fiaker, dieſe Pferde kenne ich; ſie haben einem Rittmeiſter aus der Joſefſtädter-Kaſerne gehört. Der Herr Rittmeiſter hatte viel Verdruß mit ſeinem Kutſcher; der Kutſcher wollte die Pferde nie in die Schwemme führen.

Warum nicht?

Der Kutſcher hätte ſich eher prügeln laſſen, ehe er in die Schwemme gefahren wäre. Haben Euer Gnaden etwa denſelben Kutſcher mit in den Kauf bekommen?

Einen dicken, kleinen, unterſetzten Kerl, Wenzel heißt er.

Ja, ja, Wenzel! Befehlen Euer Gnaden dieſem

Wenzel, er möge die Pferde in die Schwemme führen; Euer Gnaden werden ſich überzeugen, er thut es nicht!

Das will ich ſehen!

Und den Pferden thut das Donauwaſſer ſo gut, beſonders Pferden, welche wie dieſe Füchſe, ſpröde Hufe haben.

Raimund dankte für die Mittheilung und kutſchirte ganz ruhig nach der Leopoldſtadt.

Landner ſaß, oder beſſer, er hing wieder auf dem Bedientenſitz.

Als Raimund über die neue Brücke fuhr, dachte er an den Wink, den ihm der Fiaker hinſichtlich der Pferdeſchwemme gegeben.

Dort bei der Schiffgaſſe iſt eine ſehr hübſche Roßſchwemme, dachte Raimund; dort will ich meinen guten Thieren ein Bene thun.

An Landner dachte Raimund nicht; an den armen Landner, der rückwärts am Pieroutſch hing, und dem es ganz jämmerlich durch dieſe Fahrt durch die Pferdeſchwemme, bei dem hohen Stande des Waſſers, erging.

8. In der Schwemme, dann — das Souper bei Frau von Friedmann.

Raimund bog, als er in die Nähe der Schiffgaſſe kam, rechts ein, und fuhr ſchnell den etwas ſteil abwärts gehenden Weg in die Pferdeſchwemme.

Was thun Sie denn? rief Landner. Wir erſaufen ja hier alle zwei ſammt den Pferden!

Halt Er ſein Maul! Meine Füchſe haben ſpröde Hufe! Hat Er nicht gehört, was der Fiaker geſagt hat? Steig' Er ab, wenn Er ſich fürchtet!

Wie kann ich denn abſteigen? das Waſſer läuft mir
a ſchon in die Stiefel!

Wenn es Ihm in das Maul läuft, dann kann Er
eden! — Jetzt mach' Er mich nicht irre!

Raimund kam immer tiefer.

Landner zog die Füße hinauf wie ein kranker
ogel.

Jeſus! Jeſus! ſchrie Landner, das iſt kein Weg
ür ein Pieroutſch, da ſollten wir ja die Arche Noah
aben!

Zum Teufel! ſagte Raimund, hier iſt es tief, und
as Waſſer reißt ſchrecklich!

Fahren Sie ſchnell durch! ſchrie Landner. Trachten
ie doch, daß wir auf der andern Seite wieder heraus-
ommen. Mir fließt die Donau ſchon durch alle Ta-
hen. Frau von Friedmann hat mir einen „Gu-
elhupf" für meine Frau mitgegeben, der iſt be-
eits hin.

Schnalz' Er mit der Zunge! befahl Raimund.
ch kann vor Angſt nicht ſchnalzen!

Geben Sie den Pferden ein paar Striren! Den
eſtien gefällt's hier! Sie wollen nicht weiter! —
as Waſſer hebt das Kalleſch bereits! Augenblick-
h wird es umſtürzen.

Raimund ſtand auf dem Bocke und wendete alle
raft an, mit der Zunge zu ſchnalzen.

Landner machte es ebenſo, aber es half nichts!
Die Pferde ſtanden wie Mauern.

Wenn uns nur Jemand zu Hülfe käme! ſagte Rai-
und.

Ja, der müßte gut ſchwimmen können, meinte
andner. Hauen Sie doch die Pferde über die
öpfe!

Der Kutſcher hat's ja verboten!

Ei, was Kutſcher! — Die Pferde gehören Ihnen.

Aber ſie gehen durch, wenn ich ihnen die Peitſche gebe. —

Sie ſollen durchgehen, lieber auf der Erde als im Waſſer umkommen.

Raimund ſchwang die Peitſche über die Köpfe der Pferde.

Die Pferde machten einen ſtarken Riß und fuhren durch die Schwemme; aber auf der andern Seite hinaufzukommen, war nicht ſo leicht. Die Pferde ſtanden wieder.

In das Pierutſch war das Waſſer von allen Seiten gedrungen. Landner ſaß auf dem zurückgelegten Dache wie eine Wachtel. Er klapperte mit den Zähnen und rief in einemfort:

Ein Schinackel! um Gottes willen! Ein Schinackel! Kommt denn kein Menſch mit einem Schinackel zu Hülfe!

Die Leute liefen von der Straße herbei.

Aber Herr von Raimund! rief der Lederermeiſter Schönpichler, der an der Donau ſeine Werkſtätte hatte, aus ſeinem Fenſter; was iſt Ihnen denn eingefallen, bei einer Waſſerhöhe von fünf Fuß über Null in die Schwemme zu fahren?

Ich ſehe es ein, verſetzte Raimund, aber was iſt jetzt zu thun?

Meine Geſellen werden Ihnen helfen, verſetzte Schönpichler; ſie kommen ſchon. Sie werden in die Schwemme waten, die Pferde beim Zügel ergreifen und herausführen. Es ſcheint, daß Sie nicht kutſchiren können, Herr von Raimund. Sie ſchlagen die Pferde über die Köpfe, da gehen Sie nicht vorwärts! Geben Sie ihnen ein paar Hiebe über das Kreuz!

Das iſt ja gerade das Kreuz, daß ich den Pferden ihr Kreuz nicht ſehe! erwiederte Raimund, das Waſſer iſt ja ein paar Fauſt höher als die Pferde!

Jetzt kamen die Geſellen des Lederermeiſters, ergriffen die Pferde, und führten ſie mit ſtarker Hand auf die Straße.

Als ſie den feſten Boden erreicht hatten, plumpſte Landner vom Wagen wie ein Sack.

Iſt das Ihr Kutſcher? fragte Schönpichler, das iſt ein ſchöner Eſel; der hätte Sie warnen ſollen!

Nein, ich bin der Landner, verſetzte dieſer, der Schauſpieler Landner, der für komiſche Rollen engagirt iſt, der aber heute alle Welt zum weinen bringen muß, ſo unglücklich iſt er.

Macht das große Thor vom Hauſe auf! befahl Schönpichler, und bringt die Herren und die Pferde bei mir unter. Alle vier können ſonſt eine Kolik bekommen.

Die Leute auf der Straße lachten.

Die Pferde wurden mit dem Wagen ins Haus geführt.

Das Thor wurde geſchloſſen. Die Gaffer zerſtreuten ſich.

Schönpichler bezeigte ſeine volle Gaſtfreundſchaft.

Die Pferde ließ er in den Stall führen, gehörig abreiben, ihnen hohe Streu geben, und mit Kotzen zudecken.

Raimund und Landner mußten die naſſen Kleider vom Leibe reißen.

Landner hatte wirklich einen Fieberanfall. Er mußte ſich auf ein Ruhbett legen und ſich in warme Decken hüllen. Frau Schönpichler brachte heiße Suppe.

Landner erzälte ſein trauriges Schickſal.

Lamentiren Sie nicht, ſagte Frau Schönpichler. Sie ſind bei uns gut aufgehoben.

Nach einer Stunde befanden ſich Raimund, Landner und die Füchſe vollkommen wol; aber der

Wagen ſah erbärmlich aus; er war voll Sand und Schlamm und das Lederzeug war übel zugerichtet.

Man muß geſtehen, ſagte **Raimund**, über die Wiener Bürger geht nichts! — Kaum ſieht ſo ein braver Mann einen Menſchen in Noth, ſo kommt er ihm nicht nur zu Hilfe, ſondern er erquickt ihn auch noch!

Ich bin beſonders glücklich, ſagte **Landner**. — Frau **Schönpichler** hörte mich nur ein paar Worte über meinen zu Brei erweichten Gugelhupf ſprechen, ſo verehrte ſie mir ſchnell einen drei Mal größeren! Tauſend Dank! Tauſend Dank für dieſe Gaſtfreundſchaft!

Machen Sie doch kein Aufhebens von ſolchen Kleinigkeiten! ſagte **Schönpichler**. — Wenn ein Menſch dem andern nicht hilfreiche Hand bieten würde, ſo wäre es ja ein Elend auf der Welt. — Ich bin nur froh, daß das Waſſer ſeit einer Stunde bedeutend gefallen iſt. —

Iſt es gefallen? ſagte **Raimund**, ſo brauche ich keine Hebamme!

Ich hörte, Sie ſeien geſchieden von Ihrer Frau? warf Frau **Schönpichler** hin. Wenn dies der Fall, zu was hätten Sie denn eine Hebamme nothwendig?

Ich hätte ſie nicht nöthig! verſetzte **Raimund**, aber die **Hebamme** hätte mich bald in Anſpruch genommen.

Raimund erzälte nun, was der Leſer ohnehin ſchon weiß.

Es wurde herzlich über die Verlegenheit gelacht, von welcher **Raimund** bedroht war.

Wir haben heute Sperrſitze zu der Vorſtellung des „Barometermachers,“ erwähnte Frau **Schönpichler**. Wir wünſchen nun, daß die ausgeſtandene Gefahr Herrn **Raimund** an ſeiner heitern Laune keinen Abbruch thun möchte.

Es erſchien der Kutſcher des Lederermeiſters.

Er meldete:

Der Wagen iſt wieder vollkommen in Ordnung, nur der Fußteppich hatte Schaden genommen; was aber die Kleider und Stiefel der beiden Herren betrifft, ſo ſind dieſe noch nicht trocken.

Wie nun nach Hauſe kommen? fragte Raimund.

Ich helfe mit Kleidern und Stiefeln aus, verſetzte der Lederermeiſter, und ſende ſpäter Ihre Sachen in Ihre Wohnung. Ich laſſe auch von meinem Kutſcher Ihre Pferde leiten, denn Sie, Herr Raimund, möchten ſonſt noch ein Malheur haben! — Verſprechen Sie mir nur auch, daß Sie nicht eher allein fahren wollen, als bis Sie vollkommen mit dem Kutſchiren vertraut ſind.

Raimund verſprach es.

Raimund beſchenkte die Geſellen, die ihm die Pferde aus der Schwemme gezogen, und Schönpichlers Kutſcher reichlich.

Mit dem innigſten Danke an die edlen Menſchen, welche ihn ſo herzlich aufgenommen, ſchied er.

Abends, bei der zweiten Aufführung des „Barometermachers," war das Theater zum Erdrücken voll; der Beifall wieder ſtürmiſch.

Das ausgeſtandene Ungemach war vergeſſen.

* * *

Nach beendigtem Theater ließ ſich Raimund in ſeiner Equipage durch ſeinen Kutſcher nach der Joſefſtadt zu Frau von Friedmann fahren.

Landner wurde ſchon nachmittags beordert, das Souper bei Monſieur Gaillard zu beſtellen.

Der Bediente Raimunds ſchleppte ſechs Flaſchen Champagner zur „Stadt Belgrad."

Als Raimund bei Frau Friedmann eintrat, war ſeine Frau bereits anweſend.

Louiſe kam ihm mit vieler Herzlichkeit entgegen. Sie ſagte ihm unendlich viel Artiges über ſein Stück.

Die Rolle, welche Sie für Louiſe Kupfer ſchrieben, bemerkte ſie, hätte ich mit Freuden geſpielt.

Sie? Sie? fragte Raimund. Du ſprichſt mich mit „Sie" an? — Louiſe, was habe ich denn von Dir zu hoffen?

Sind wir nicht geſchieden? erwiederte Frau Raimund.

Leider! antwortete Raimund, aber wir können uns ja wieder vereinigen.

Noch iſt es nicht geſchehen! Ich bitte Sie, zu erwägen, daß man nicht ſo auseinander läuft, und ſich wieder vereinigt, wie Tänzer und Tänzerin auf einem Balle.

Ich bitte Dich um Gottes willen! flehte Raimund, ich bitte Dich um Alles, was Dir heilig iſt, verwandle das kalte „Sie" in das herzliche „Du." — Ich kann Deine Gleichgiltigkeit gegen mich nicht faſſen! Etwas Neigung für mich ſollte doch in Deinem Herzen zurückgeblieben ſein! — Iſt aber jeder Funke von Liebe für mich erloſchen, warum bin ich denn hier? Warum haſt Du es denn zugelaſſen, daß ich Dich wieder ſehen und ſprechen dürfe?

Weil ich von Frau von Friedmann erfahren, daß Sie ſich mit mir wieder vereinigen wollen. Ich will mir nicht den Vorwurf machen, daß ich den Mann, deſſen Namen ich führe, von mir gewieſen, als er ſich mir neuerdings genähert. Aber ich muß doch vor Allem wiſſen, auf welche Weiſe er ſich mir nähert, ob wieder ſo ungeſtüm, ob wieder ſo übellaunig, ob wieder ſo rückſichtslos wie er geweſen: ob ich aus ſeiner Heftigkeit, Leidenſchaftlichkeit, und ſeiner Unverträglichkeit, auch noch auf fernere trübe Tage ſchließen müßte.

Sei nur Du auch nicht ungeſtüm, übellaunig, rückſichtslos, heftig, unverträglich! Es iſt möglich, daß ich dieſe Fehler an mir habe; ich bin es faſt überzeugt, daß es ſo iſt, aber Du haſt ſie ebenfalls und gewiß noch im höhern Grade als ich; — wir wollen nicht rekapituliren, mit welchen ſcharfen Ecken unſeres Charakters wir uns am ſchneidendſten begegnet ſind; wir wollen beide vermeiden, was uns gegenſeitig verletzen könnte, und hiezu gehört vor Allem dieſer eiſige Ton, den Du gegen mich annimmſt.

Gewiß nicht! das erſte Wort, das ich zu Ihnen ſprach, war ein Lob, Ihr gelungenes Stück, Ihre ſchöne Darſtellung betreffend; ſchon der Umſtand, daß ich Alles aufbot, Ihr Stück, Ihre erſte Dichter-Arbeit zu ſehen, kann für eine Annäherung von meiner Seite gelten; mehr noch kann meine Freude, mein herzlicher Beifall, den ich Ihnen im Angeſicht eines vollen Hauſes ſpendete, Zeugniß von meiner Neigung geben; aber dies überſieht Ihre Eigenliebe ſchon wieder! Sie denken, dies müſſe ſo ſein; ich bemerke Ihnen aber, daß es nicht ſo ſein müßte, wenn es mir nicht große Freude machte, Sie auch als Dichter rühmlich auftreten zu ſehen.

Alſo „Sie,“ ſo bleibe es bei dem abſcheulichen Sie! Sprich mich in Gottes Namen noch mit „Sie“ an; ich aber ſage Du zu Dir und ſollten wir hundert Jahre getrennt leben!

Wir wollen uns durch einige Zeit beobachten; wir wollen recht oft zuſammen kommen, hier bei Frau von Friedmann wollen wir zuſammen kommen, und uns täglich mehr und immer herzlicher nähern. —

Aber weshalb denn hier? Weshalb denn nur bei Frau von Friedmann! Wir ſind ja beide großjährig, haben weder auf einen Vater, eine Mutter, einen Onkel, eine Tante, noch auf einen Vormund zu horchen. Wir ſehen uns täglich und wo es uns beliebt. Ich komme zu Dir, Du kommſt zu mir!

Frau Raimund lachte und ſagte: Nein, nein, das eine gebe ich nicht zu und das andere gehe ich nicht ein. —

So geben wir uns ein anderes Rendezvous. Ein Rendezvous wie ein paar Liebende, die ſich nur an recht einſamen Orten ſehen dürfen, z. B. im Augarten, in Schönbrunn nächſt der Hetzendorfer-Allee; im Prater hinter dem Feuerwerksplatze, in Dornbach rückwärts vom Holländerdörfel, oder im Joſefſtädter-Theater im Parterre unter Scheiners Direktion! Ich habe gehört, daß neulich während der Vorſtellung der Sitzaufſchließer ausgeraubt worden ſei, und daß trotz ſeines Hilferufes ihn Niemand gehört habe.

Frau Raimund lachte herzlich, reichte ihrem Gatten die Hand und ſagte:

So laſſe ich mir Raimund gefallen: heiter, freundlich, luſtig.

Wenn Du wieder mein biſt, will ich bei Dir als erſter Komiker engagirt werden, und Du ſollſt den ganzen Tag nur lachen, nichts als lachen. Gib mir morgen ein Rendezvous im Augarten, oder fahre mit mir nach Pözleinsdorf, dort iſt es am allereinſamſten. — Dort wagen es nicht einmal die Vögel herum zu fliegen, weil ſie ſich einbilden müßten, ſie wären auf einer wüſten Inſel. —

Wir ſehen uns hier und ſonſt an keinem Orte, verſetzte Frau Raimund; haben wir uns gegenſeitig beobachtet und gefunden, daß wir mit einander leben können, ohne uns die Augen auszukratzen, ſo gehe ich mit Ihnen, dann wandle ich mit Ihnen, dann fahre ich ſogar mit Ihnen, nur dürfen Sie nicht ſelbſt kutſchiren.

Ei, jetzt kann ich es ſchon!

Frau Raimund lachte abermals; ich habe davon gehört, ſagte ſie. Neulich im Prater und heute — !

Frau Raimund lachte noch heftiger. —

In der Pferdeſchwemme, ſetzte ſie hinzu, ſollen Sie ſogar in Lebensgefahr geſchwebt haben! Der arme Landner hätte ein Nervenfieber davon tragen können.

Jetzt weißt Du dies auch ſchon!

Von Ihren Bravouren als Pferdelenker ſpricht die ganze Stadt.

Der Graf Kaſimir Orovy trat ein.

Gegenſeitige Begrüßungen fanden ſtatt.

Herr Raimund, ſagte Frau Raimund, und ſtellte ihn dem Grafen vor.

Herr Graf Kaſimir Orovy, ſprach Frau Raimund, und ſtellte den Grafen Herrn Raimund vor.

Ich habe bereits das Vergnügen, den berühmten Komiker zu kennen, der uns jetzt auch als Dichter erfreut.

Gehorſamer Diener! ſagte Raimund, den es verdroß, daß ſeine Frau ihn bloß mit den Worten, Herr Raimund, annonzirte.

Sie müſſen bald wieder ein neues Stück ſchreiben, ſagte der Graf. — Sie haben ganz ſicher Talent hiezu. — Aber wie konnte Ihnen einfallen, einen ſo verbrauchten Spaß auf das Theater zu bringen, als der iſt, mit den „Feigen“ und den „langen Naſen!“ In Peſth gibt man eine uralte Zauberpoſſe: „Die Prinzeſſin mit der langen Naſe auf der Zauberinſel,“ von weiland Emanuel Schikaneder, von demſelben Schikaneder, welcher den ſchlechten Text zur „Zauberflöte“ geſchrieben hat; in dieſer Poſſe kommt derſelbe Spaß vor, auch dieſelbe Wendung durch ein „Wunderwaſſer;“ derlei läppiſches Zeug paßt in unſern Tagen nicht mehr auf die Bühne.

Ich kenne das Schikanederſche Stück nicht, ſagte Raimund mit einiger Gereiztheit; im Ganzen bewieſe dies aber nur, daß Schikaneder und ich, ein und dasſelbe Märchen bearbeiteten.

Man muß aber abgedroſchenes Zeug nicht bearbeiten, erwiederte der Graf. Fehlt es Ihnen an Stoff, ſo leſen Sie Muſäus, Gozzi, ja ſelbſt die ſpäteren Bände und Ergänzungen von „Tauſend und eine Nacht.“

Ich werde ſie leſen, verſetzte Raimund mit verbiſſenem Grimm.

Sie haben recht hübſch geſpielt, Herr Raimund, fuhr der Graf fort, aber Herrn Korntheuer können Sie ſehr warm die Hand drücken, der brachte viel Humor in Ihr Stück, und dann waren es Raimondi und Kapellmeiſter Müller, welche Ihren vollen Dank verdienen.

Ich habe es nie unterlaſſen zu danken, wo ich Dank ſchuldig war.

Die Weiberrollen haben Sie ſchlecht bedacht, ſprach der Graf; die Prinzeſſin, in der Erwartung, von Ihnen eine gute Rolle zu bekommen, mußte ſchon früher mit einer langen Naſe abziehen, als Sie ihr im Stücke eine lange Naſe verliehen, und die Zofe iſt eine ganz gewöhnliche Poſſen-Mamſell. Frau Raimund ſagte mir, ihr gefiele die Rolle, aber ich antwortete: „Liebes Kind, irre Dich doch nicht; an dieſer Rolle iſt nichts; laſſe den Geſang weg und dieſe Zofe iſt nicht zum Aushalten!“

Reden der Herr Graf meine Frau mit „Du“ an? fragte Raimund, der ſich vor Unmuth kaum mehr zu halten vermochte.

Ich duze alle Schauſpieler und Schauſpielerinnen, verſetzte der Graf, wenn ich ihnen aufrichtig meine Anſichten über das Theater mittheile.

Dann hätten Sie mich auch ſchon duzen ſollen, denn gegen mich, waren Sie faſt mehr als aufrichtig.

Kann auch noch geſchehen, ſagte der Graf. — Hierauf wendete er ſich an Frau Raimund.

Wie befinden Sie ſich, hübſche kleine Frau, fragte er ſie. Darf Frau von Friedmann morgen auf Ihre Geſellſchaft in der Oper im Kärntnerthore zählen? Madame Wächter tritt als Page in „Figaros Hochzeit“ auf. Ich protegire dieſe Künſtlerin, und will ihr durch meinen und den Applaus meiner Freunde einen angenehmen Empfang bereiten. Fräulein Sontag ſingt die Suſanna. Es iſt keine Kleinigkeit, neben dieſer genialen Künſtlerin beſtehen zu können.

Ich werde von Ihrer Einladung profitiren, ſagte Frau Raimund.

Gut, verſetzte der Graf, dann werden Frau von Friedmann und ich, Sie morgen zur Theaterſtunde abholen. Wo bleibt die Frau vom Hauſe? — Amelie? wo ſind Sie?

Der Graf ging ungenirt in das anſtoßende Zimmer.

Raimund war außer ſich.

Wenn dieſer Graf noch ein Mal zu Dir „Du“ ſagt, fuhr Raimund ganz zornentbrannt auf, und Du duldeſt es — ſo — —

Wo befinden Sie ſich denn, Herr Raimund? fragte Louiſe, und wie fahren Sie denn ſchon wieder auf? Wiſſen Sie, daß ich dieſem Grafen mein Engagement im Theater an der Wien verdanke? Er iſt der intimſte Freund des Grafen Ferdinand Palffy und bemühte ſich auf das wärmſte, meine Stellung ſo brillant als möglich zu machen. Ich erhalte um 1000 fl. mehr Gage im Theater an der Wien, als ich im Leopoldſtädter Theater erhielt und eine jährliche Einnahme in dem großen Theater!

Ich verſchaffe Dir im **Leopoldſtädter** Theater ebenfalls um 1000 fl. mehr und — und —

Zu ſpät! Ich habe den Kontrakt ſchon unterzeichnet.

Schrecklich! Schrecklich! rief Raimund. — Ach Gott, warum war ich ſo verblendet, mich von dieſem Weibe ſcheiden zu laſſen, welches nun gerade ſo thut, als wenn es allein auf der Welt wäre!

Frau von Friedmann trat nun mit dem Grafen aus dem Tafelzimmer, nannte Raimund willkommen und meldete:

Es iſt aufgetragen!

Der Graf bot Frau Raimund den Arm und führte ſie zur Tafel.

Raimund reichte der Frau von Friedmann den Arm.

Frau von Friedmann ſagte zu Raimund: Sie haben ja für ein Souper geſorgt, wie es der Fürſt, welcher Ihre Hochzeitstafel in ſeinem Hauſe veranlaßte, auch nicht brillanter vermocht hätte.

Ach mir iſt aller Appetit vergangen! erwiederte Raimund.

Seien Sie nicht kleinlich! bemerkte Frau von Friedmann, man muß zu leben wiſſen. Der Graf erzälte mir, was er Ihnen über Ihr Stück geſagt, und daß er Ihre Frau mit „Du" angeredet. Das müſſen Sie ihm verzeihen. Er iſt der größte Theaterfreund, ein Protektor aller Künſtler; der beſte, gutmüthigſte Menſch der Welt, hat aber dabei die Meinung, er ſei einer der geiſtreichſten Kritiker. — Laſſen Sie ihm dieſen Wahn! Wenn Sie ihm beiſtimmen in ſeinen Anſichten, ſo haben Sie einen Freund an ihm für's ganze Leben. —

Mein Stück kann ihm mißfallen, aber meine Louiſe —

Es wird ja die Suppe kalt! rief der Graf aus dem

Speiſezimmer. Ich glaube gar, Herr Raimund, Sie wollen mir meine Braut abwendig machen?

Gott bewahre! antwortete Raimund, ich bin froh, wenn Sie mir meine Frau nicht abwendig machen! — Kommen Sie, Frau von Friedmann! Ich laſſe weder meine Liebe, noch meine Suppe kalt werden.

v. Das Souper.

Als Frau von Friedmann, Raimund ſeinen Platz an der Tafel anwies, ſo gerieth er in ſichtbare Verſtimmung.

Obenan ſaß die Hausfrau. Dies fand er ganz in der Ordnung, ihr links zur Seite ſaß er, und neben ihm eine alte Frau, eine Madame Scheibert, eine Art Hausfreundin, Geſellſchafterin, Garde de dame oder dergleichen, welche Raimund als eine der heiterſten Geſellſchafterinnen vorgeſtellt wurde. Raimund gegenüber ſaß ſeine Frau und neben ihm der Graf!

Die untere Seite des Tiſches blieb ganz leer. Es wurde wohl ein Kouvert hingeſetzt für einen Herrn von Blunkert, wie es hieß, wenn er ſich einfinden ſollte, der jedoch nicht länger erwartet wurde, weil die Uhr ſchon auf halb Eilf wies.

Raimund wiſpelte Frau von Friedmann zu: Es ſind ſechs Kouvert vorgerichtet, und ich habe nur für vier Perſonen das Souper beſtellt. Euer Gnaden hätten mir ſagen ſollen, daß Sie —

O wir haben hinlänglich genug, unterbrach ihn Frau von Friedmann. Herr Gaillard hat ein ſo reichliches Souper geſendet, daß wir noch zwei Perſonen bewirthen könnten.

Das Geſpräch in ähnlichen Abendgeſellſchaften iſt gewöhnlich das Stadtgeklatſche.

Frau von Scheibert leiſtete hierin etwas Erkleckliches.

Sie ſchilderte einen Ball, den eine Bankiers-Gattin, wegen ihrer außerordentlichen Verſchwendung in ganz Wien renommirt, in ihrem Schloſſe auf dem Lande, gab.

Ich weiß es vom Ritter von Kelchpleſſi, ſagte Frau Scheibert, Kelchpleſſi war hiezu eingeladen. Er erzälte mir volle vier Stunden von dem Luxus, dem die Baronin Heybäcker huldigte. Eine Herzogin kann nicht mehr Aufwand machen; die Bälle der Marſchallin Junot, zur Zeit des franzöſiſchen Kaiſerhofes, waren nicht glänzender. Es waren 800 Perſonen geladen. Das Souper fand in vier Sälen, je zu 10 Tafeln ſtatt, an welchen ſich immer 20 Perſonen befanden. — Ich werde die Geſellſchaft mit Aufzählung und Beſchreibung der ſeltenen Speiſen und koſtbaren Weine nicht langweilen, aber um von dem Balle zu ſprechen, will ich wiederholen, was Ritter von Kelchpleſſi mittheilte. Die Wände des großen Garten-Tanzſaales wurden während der Nacht drei Mal neu dekorirt. Die Baronin Heybäcker hat durch den Theatermaſchiniſten Simonet dreierlei Tapeten aufziehen laſſen; nach zwei Stunden ſenkte ſich ſtets eine andere Dekorirung herab; zuerſt erſchien der Tanzſaal ceriſroth mit goldenen Sternen, dann weiß mit tauſend Blumen und zuletzt himmelblau mit ſilbernen Aehren; — bei dem Anblicke der letzten Dekoration brachen die Gäſte in einen Schrei der Bewunderung aus.

Das vermag man nur, wenn man eine ſo reiche Fantaſie und ſo viel Geld beſitzt, wie Baronin Haybäcker, ſagte Raimund.

Ich fürchte, erwiederte Frau von Scheibert, daß dieſe Baronin ihren Gemal noch an den Bettelſtab fantaſiren wird. — Ja, wenn die enormen Summen, die ſie verſchwendet, noch von ihren Revenuen herrührten, aber ſie hatte ja kaum ein propres Kleid, als ihr Mann ſie ehelichte! — Sie greift alſo blind in die Kaſſa ihres Gemals, und er iſt ſo kurzſichtig, nicht zu ahnen, daß ſeine Fonds vielleicht ſchneller zu erſchöpfen ſind, als er wähnt.

Man ſollte dem Baron den Staar ſtechen! bemerkte der Graf.

Wer könnte dies wagen! warf Frau von Scheibert ein. Er iſt verliebt in ſeine Frau bis über die Ohren. Neulich ſagte der Kaſſier des Barons, als ſie an einem Tage 30,000 fl. „für ihr Hausweſen“ erheben laſſen wollte, „mein Gott, davon muß ich doch den Prinzipal unterrichten!“ Aber der gute Mann kam ſchön an. Die Baronin kam ſelbſt ins Komptoir, und bezahlen mußte der Kaſſier die Summe. Schätzen Sie ſich glücklich, herrſchte ihm die Baronin zu, daß ich mich bei meinem Gemal nicht beſchwere, Sie würden am längſten in ſeinem Dienſt geſtanden ſein! — Ich wiederhole noch ein Mal, daß der Baron ganz ſo behandelt wird, als wenn ſeine Gattin eigene Revenuen hätte.

Ich glaube, entgegnete Raimund, wenn die Baronin auch ſelbſt Millionen beſäße, ſo müßte der Gatte den Unbeſonnenheiten ſeiner Frau entgegentreten, der Mann iſt der geſetzliche Vormund ſeiner Frau.

Warum nicht gar! entgegnete Louiſe. Wenn ich mich heute mit Raimund wieder vereinige, ſo hat er über die Art, wie ich mein Einkommen verwenden will, kein Wort zu ſprechen; ich werde vom Theater an der Wien jährlich mehr als 3000 fl. beziehen; dieſe ſind mein Eigenthum, dieſe kann ich ausgeben, für was es immer ſei. Ich werde nichts verſchwenden, aber meine Toilette wird höchſt brillant beſorgt und Raimund wird mir hiebei nicht hinderlich ſein.

Für 3000 fl. willſt Du Dir blos Putzſachen anſchaffen? fragte Raimund.

Ich weiß nicht, ob ich damit auskomme, antwortete Louiſe, die Garderobe einer Schauſpielerin koſtet viel; ich habe jedoch auch noch eine Einnahme, und da werde ich wol beſtehen können.

Das wäre zu arg! fuhr Raimund auf, wenn Du das ſchöne Talent, das Du vom Himmel empfangen haſt, blos für den Säckel der Putzhändler verwenden wollteſt. Nein, Louiſe, das kann Dein Ernſt nicht ſein! Du prüfſt mich nur mit ſolchen Anſichten, und biſt begierig, was ich hiezu ſagen werde.

Frau Raimund lachte.

Ob Sie geprüft werden, weiß ich nicht, verſetzte Frau von Scheibert, aber Ihre Frau hat recht. Mit ihrem Gelde kann ſie thun, was ihr beliebt.

Das verſteht ſich! ſagte Frau von Friedmann. In Ehen, in welchen die Frauen auf eigenen Füßen ſtehen; iſt es nicht anders. —

Aber eine ſolche Frau kann auch zu weit gehen, erwiederte Raimund ganz pikirt; ſie wirft z. B. ihr eigenes Vermögen zum Fenſter hinaus, und wenn ſie nichts mehr beſitzt zum Verwerfen, greift ſie auch das Vermögen ihres Mannes an und wirft dasſelbe auch auf die Straße.

Frau Raimund mußte noch mehr lachen.

Wenn Ihr dann Beide Alles weggeworfen habt, ſcherzte der Graf, dann kommt zu mir; ich laſſe Euch nicht im Stiche.

Ich bin dafür ſehr verbunden, entgegnete Raimund. Mit ſolchen leichtfertigen Reden, verehrter Herr Graf, könnte man einem jungen Weibe den Kopf verrücken. Ich weiß zwar, daß Louiſe ſehr klug iſt und in keiner Beziehung wurmſtichige Grundſätze hat, aber es könnte doch der Putzteufel in ſie fahren und wie man weiß, iſt der Putzteufel der allergefährlichſte Teufel! Für mich iſt Louiſe ſchön genug, ſie gefällt mir im einfachen Anzuge am beſten. Was ſie von der Garderobe als Schauſpielerin ſpricht, iſt Faſelei Die franzöſiſche Garderobe auf dem Theater, die ſie zu beſorgen hat, iſt bei der Maſſe von allegoriſchen und Zauberſtücken, welche die Direktion beſtreiten muß, Nebenſache. 2000 fl. kann ſie ſich von ihrer Gage und ihrem Benefiz ſehr leicht jährlich zurücklegen; ich werde mir gewiß 4—5000 fl. alle Jayre zurücklegen; in zehn Jarhen können wir uns dann mit einem Kapital von 60 bis 70,000 fl. ſelbſt penſioniren, wir können unſere läſtigen Engagements aufgeben und durch 3—4 Jahre Kunſtreiſen machen, damit verdienen wir uns noch weit mehr, erhöhen unſer Kapital und vermögen ſpäteren Jahren mit Heiterkeit entgegen zu ſehen. So denke ich, und Louiſe wird ebenſo denken!

Nein, ſo wird ſie nicht denken! ſagte Frau von Scheibert; Frau Raimund wird einen Gatten beſitzen, und an dem wird es ſein, für ihr Alter zu ſorgen.

Wenn dieſer Gatte aber ſtirbt?

Dann bin ich da! verſetzte der Graf.

Schon wieder Sie! entgegnete Raimund heftig, und ewig Sie, Herr Graf. — Sie machen mir mein armes Weib ganz konfus! Doch Sie werden ja ſelbſt heiraten! Ich hoffe, daß Ihre Frau Gemalin nicht dulden wird, daß Sie für andere Frauen zu ſorgen.

Warum nicht! erwiederte Frau von Friedmann, Louiſe iſt ja meine Freundin; was ich beſitzen werde, theile ich gerne mit ihr.

Louiſe hätte dieſem Geſpräche durch eine Erklärung gerne ein Ende gemacht; ſie beobachtete Raimund, deſſen Aufgeregtheit immer mehr zunahm, aber ſie ſchwieg, um nicht für ihre Theilnahme an Raimund, geneckt zu werden.

Ich würde vielleicht meine Frau ſchnell zur Raiſon bringen, wenn ſie Grundſätzen huldigte, wie ſie hier ausgeſprochen werden, ſagte Raimund, aber es wird mir hinderlich werden, daß ſie im Theater an der Wien engagirt iſt. Dort wird ſie mir förmlich entrückt.

Das iſt eben ihr Glück! bemerkte Frau von Friedmann. Wenn ſie dort ein junger Schauſpieler auf dem Theater, wie es die Rolle vorſchreibt, umarmt, dann können Sie Ihre Frau nicht, wenn ſie in die Kouliſſe tritt, beleidigen.

Raimund konnte ſich über dieſe Bemerkung kaum mehr zurück halten. Er faßte Frau von Friedmann feſt ins Auge; er ſah ſie mit einem durchdringenden Blicke an, dann ſagte er mit unterdrücktem Grimme:

Gnädige Frau, nehmen Sie die Verſicherung hin, daß Sie Ihre Wette gewonnen haben! — Zum Glücke behalte ich ſo viele Beſonnenheit, nichts weiter hinzuzuſetzen.

Und nun, ſprach Raimund, wollen wir den Reſt des Abends recht vergnügt zubringen. Wenn es erlaubt iſt, ſo bringe ich einige Toaſte aus:

Auf das Wol der Madame Raimund, meiner ehemaligen Gattin! — auf den beſten Erfolg ihres erſten Debuts im Theater an der Wien!

Die Geſellſchaft wiederholte dieſen Toaſt.

Hierauf ergriff Raimund abermals ſein Glas:

Auf das Wohl der Frau vom Hauſe, der intimſten Freundin meiner ehemaligen Gattin!

Auf das Wol des Herrn Grafen, des unparthei'ſchen und geiſtvollen Kritikers!

Auf das Wol der Frau von Scheibert, der wärmſten Vertreterin aller Frauenrechte!

Die Geſellſchaft ſtieß nach jedem dieſer Toaſte an.

Auf das Wol Ferdinand Raimunds! ſagte Louiſe und ergriff ihr Glas. Auf das Glück und den Ruhm eines Künſtlers, der heute auch in Geſellſchaft ein Schauſpieler iſt, da er in dieſem Momente ganz andere Gefühle im Herzen hegt, als er äußert, und ſie alle mit Meiſterſchaft verleugnet, um den heitern Abend nicht in einen trüben zu verwandeln!

Es lebe Raimund! rief der Graf.

Alle ſtießen mit ihm an.

Louiſe! ſagte Raimund, wir wollen uns ohne heimliche Feindſchaft trennen. Ich ſehe ein, wir ſind nicht für einander geſchaffen; es geht nicht, man müßte uns Beide vom Scheitel bis zur Zehe neu geſtalten! — Leb' wol! Ich ſcheide! — Habe ich bisher mich paſſable gehalten, ſo bitte ich, mich nicht zu bewegen, daß ich hier bleibe. — Ich möchte um keinen Preis aus meiner Rolle fallen. Leb wol, Louiſe, leb' wol!

Er ging ſchnell zur Thüre hinaus.

Louiſe, von ihrem Gefühle überwältigt, wollte ihm nach.

Frau von Friedmann hielt ſie zurück.

Du wirſt doch kein Kind ſein, ſagte Friedmann. Gibſt Du ihm heute nach, ſo haſt Du die Hölle auf der Welt.

O, er wird ſchon wieder kommen, verſicherte Frau von Scheibert.

Irren Sie ſich nicht! ſprach der Graf; Raimund kehrt nicht mehr zu ſeiner Frau zurück. Hätten Sie den Blick betrachtet, welchen er Frau von Friedmann zuwarf, als ſie ſeine Aeußerung über ſeine Eiferſucht ausſprach, Sie würden anderer Meinung ſein. — Ich behaupte, daß es für Herrn und Frau Raimund erſprießlich iſt, wenn ſie ſich nicht mehr einigen.

Ich habe wol ſelbſt dieſe Meinung, ſagte Frau Raimund, allein heute hätte er mit mehr Schonung behandelt werden ſollen; es ſieht aus, als wenn es die Geſellſchaft darauf angelegt hätte, ihn zu kränken und als wenn ich damit einverſtanden geweſen wäre. Als Raimund zwei Mal mit ſolcher Wehmuth: „Leb' wol' Louiſe!“ ſprach,“wäre ich ihm lieber um den Hals gefallen. —

Da wärſt Du von uns ſchön ausgelacht worden! verſetzte Frau von Friedmann.

Ich hätte beim Himmel nicht gelacht! bemerkte der Graf.

So ſeid Ihr Männer! erwiederte Frau Friedmann, ſobald Einem von Euch, ein wenig zu nahe getreten wird, haltet ihr gleich zuſammen wie Stein und Mörtel.

Und Ihr haltet zuſammen wie Felſen und Erz.

Frau Raimund verſank in tiefes Nachdenken.

Die Verſtimmung bemächtigte ſich Aller.

Um Mitternachts brach Madame Raimund auf. Ein Fiaker brachte ſie und Frau Scheibert nach Hauſe.

Der Graf fuhr ins adelige Kaſino.

10. „Der Diamant des Geiſterkönigs.“

Nach wenigen Tagen verkündete die Affiche des Theaters an der Wien die erſte Darſtellung der „Fee aus Frankreich“ auf dieſer Schaubühne.

„Madame Raimund,“ hieß es, „wird in der Rolle der Fee Roſa als engagirtes Mitglied zum erſten Male auftreten."

Die Aufführungen des „Barometermachers," ſo große Zugkraft ſie auch bewährten, mußten an dieſem Abende auf Raimunds ausdrücklichem Wunſche, unterbrochen werden; Raimund wollte frei und Zeuge von dem Debut ſeiner Frau ſein.

Es iſt meine Pflicht, ihr dieſelbe Aufmerkſamkeit zu erweiſen, die ſie mir bei der erſten Aufführung meines Stückes erwieſen. — Wenn ich auch mit mir einig bin, daß an eine Wiedervereinigung nicht zu denken, ſo bleibt ſie mir doch nicht gleichgiltig.

Raimund ließ eine Loge beſtellen, und zwar die nächſte am Theater. Er applaudirte bei allen Szenen, welche ſeiner Frau Gelegenheit boten, ſich auszuzeichnen; beſonders applaudirte er den Vortrag ihrer Lieder, welche Kapellmeiſter Roſer komponirt hatte, und Madame Raimund, da urſprünglich die Rolle der Fee nicht für den Geſang berechnet wurde, eingelegt hatte. Ein Lied mit einem Jodler trug Frau Raimund ganz beſonders reizend vor; ſie mußte dies auch unter ſtürmiſchem Beifall wiederholen.

Nach Beendigung des Stückes begab ſich Raimund auf das Theater, und ſagte ſeiner Frau ſehr viel Schmeichelhaftes, er lobte auch Neubruck, der Raimunds, und Spitzeder, welcher Korntheuers Rolle gab, laut und wahrhaft, wünſchte ſeiner Frau Glück zu ihrem Engagement, empfahl ſie den beiden Regiſſeurs Demmer und Rüger, und verließ nicht ohne innere Bewegung die Bühne.

Ich bin nun quitt mit ihr! ſprach Raimund zu Landner, der ihn begleitet hatte, ich bin ihr nicht einmal eine Höflichkeit mehr ſchuldig.

Sagen Sie mir nur, ſprach Landner, weshalb Sie ſich das Herz ſchwer gemacht, und ſie noch ein Mal geſprochen haben?

Ich habe mir das Herz leicht gemacht, antwortete Raimund; früher war mir das Herz ſchwer, jetzt, da ich auch die letzte Pflicht gegen ſie erfüllt, die Pflicht der Höflichkeit, iſt mir leichter zu Muthe.

Sie brauchen nun recht viel Zerſtreuung.

Ich habe ſie ſchon, erwiederte Raimund. In wenig Wochen bin ich mit meinem zweiten Stücke fertig; „der Diamant des Geiſterkönigs“ wird es heißen. Er, Landner, wird eine gute Rolle darin erhalten.

Wenn ich nur wüßte, fuhr Landner fort, zu welcher Zeit Sie an Ihrem Stücke ſchreiben? Ich komme täglich zu Ihnen; Sie empfangen immer Beſuche; ich ärgere mich häufig, daß Sie nicht eine Stunde Ruhe haben —

Ich ſchreibe in der Nacht, erwiederte Raimund. Die Nacht iſt die einzige Zeit, welche mir meine Freunde gönnen; wüßten aber einige derſelben, — ich meine die beſonders Zudringlichen, die mich auch auf der Straße quälen, da ſie ſich wie Kletten an mich hängen, und mich auf allen Wegen begleiten — wüßten dieſe, daß ich in der Nacht nicht ſchlafe, ſondern arbeite, ſie würden mir auch die Nacht nicht gönnen: „es gibt nichts Entſetzlicheres als dumme Freunde!“

So bald als es Raimund wünſchte, brachte er ſeinen „Diamant“ nicht in Szene. Die Dekorationen waren zu ſchwierig, beſonders die „Ueberſchwemmung“ von der er ſchon früher geſprochen und hiezu die Maſchinerie an gab, und die Dekoration des Zauberberges, welcher ein ganz eigenes Arrangement erheiſchte, verlangten viele Vorbereitungen.

Waren die Proben bei dem Zauberſpiele „der Barometermacher“ den Schauſpielern ſchon ſchwierig, ſo waren ſie es bei dem „Diamant“ noch mehr. —

Welche Qualen hatte ſich Raimund durch die Pudelſzenen aufgebürdet! Gegen fünfzig Buben ſteckte er in „Pudelhäute,“ und dieſe mußten Schwimmübungen machen in den künſtlichen Wellen!

Dieſe Buben abzurichten, war weit ſchwerer als fünfzig wirkliche Pudel zu dreſſiren.

Endlich rückte der Tag der Aufführung heran.

Es war am 17. Dezember 1824.

Die Probe mit den „Pudeln“ begann um 8 Uhr morgens. Die Knaben wurden in die Pudelfelle eingenäht und ſo lange in das durch eine täuſchende Dekoration dargeſtellte Waſſer gehetzt, bis ſie vergaßen, daß ſie Schneider-, Schuſter-, Handſchuhmacher- und Schloſſerjungen ſeien und ſich vollkommene Pudeln dünkten.

In ihren Pudelhäuten eingezwängt, mußten die armen Knaben von acht Uhr Morgens bis zwei Uhr Nachmittags ausharren. Wenn ſie in der Statiſten Garderobe winſelten, wenn der Theaterfeldwebel meldete:

Herr Regiſſeur Raimund, die Pudeln heulen vor Hunger!

oder:

Herr Regiſſeur Raimund, der Pudel „Waſtel“ erklärt, wenn ihn der Theaterſchneider nicht aus ſeiner Wollhaut lostrennt, ſo lauft er auf allen Vieren nach Haus.

oder:

Herr Regiſſeur Raimund, die Pudeln machen einen Spektakel nicht zum aushalten; ſie zauſen ſich bei den Ohren, ſie beißen ſich vor Unwillen, ſie rauſen u. ſ. w.

da trat Raimund unter ſie:

Verwünſchte Beſtien! rief er, iſt das mein Dank, daß ich Euch für die Kunſt empfänglich machte? Daß ich mich mit Euch vier Wochen plagte, wie de Bach mit ſeinem Hirſchen? Daß Ihr alle Tage Würſte bekommt und Käſe und Bier? — Wo iſt ein Pudel, ſelbſt an einem fürſtlichen Hofe, der keine Flöhe hat wie Ihr? — Ruhig! — Wer ruhig iſt, bekommt nach der Probe vier Groſchen, und wer ſeine Künſte ordentlich macht, nach der Produktion, einen halben Gulden! — Geld bekommt nicht einmal der Bologneſer der reichen Griechin Panduka! Erwägt Ihr das? — Ruhig, zum letzten Male, oder „ich „werde nächſtens unter Euch treten und „fürchterliche Muſterung halten!“

Bei der Vorſtellung ereignete ſich folgender merkwürdige Fall.

Obgleich es abends außerordentlich ſchneiete und wehete, ſo zogen ſich doch ſchwere Gewitterwolken zuſammen, und gegen halb acht Uhr blitzte es ſo heftig wie im Hochſommer.

Die fünfzig Knaben befanden ſich in ihre Pudelhäute eingenäht, mit den Pudelmaſken auf den Köpfen in der Statiſtengarderobe, jeden Augenblick des Winkes gewärtig, bei der, auf dem Theater vorkommenden Uiberſchwemmung durch die papiernen Wellen zu ſchwimmen.

Plötzlich fuhr ein entſetzlicher Blitz aus den natürlichen Wolken, nicht aus den Soffiten, und ein Donnerſchlag folgte ihm, daß das Publikum im Theater heftig erſchrack und allgemein die Meinung herrſchte, es habe im Schauſpielhauſe eingeſchlagen.

Die Schauſpieler auf der Bühne bebten zuſammen, und es entſtand eine Pauſe, die einige Minuten dauerte.

Der Inſpicient, der Theatermeiſter, die Theaterdiener zerſtreuten ſich in allen Theilen des Hauſes

Ein abſcheulicher Schwefelgeruch ließ vermuthen, daß der Blitz in eine der Garderoben geſchlagen und gezündet habe, aber nirgends war eine Spur zu ſehen, doch in der Statiſtengarderobe hatte der Donnerſchlag den allermeiſten Schreck angerichtet; die fünfzig Pudel lagen auf den Knien und bekreuzten ſich. Erſt als ihnen geſagt wurde, daß der Blitz nicht im Theaterhauſe, ſondern in der nahen „Czerningaſſe" in einen Brunnen gefahren ſei, vermochten ſie ihre knieende Stellung und ihre Todesangſt aufzugeben.

Raimunds „Diamant des Geiſterkönigs" wurde mit jubelndem Beifalle aufgenommen.

Raimund hat aber auch in der That das Märchen mit der „roſenfarbnen Statue" aus „Tauſend und eine Nacht," ſo wunderhübſch, dabei mit ſo vielem Humor auf die Bühne gebracht, daß Publikum und Kritik nie einiger in ihren Urtheilen waren, als bei dieſem Stücke.

Dieſer „Diamant" wurde ein wahrer Diamant für die Kaſſa. Es wurden davon zwei und dreißig Vorſtellungen ohne Unterbrechung gegeben.

Jetzt aber regten ſich auch Neid und Mißgunſt. Es gab Leute, welche es Raimund nicht zugeſtehen wollten, daß er dieſe Stücke geſchrieben, ja ſogar auswärtige Blätter ſprachen es unumwunden aus: ein Pfarrer in der Vorſtadt Wieden ſchreibe für Raimund die Stücke, und Raimund leihe nur ſeinen Namen dazu her.

Der ehrgeizige, rechtliche Raimund kam hierüber außer ſich.

Hatte er ſchon einmal auf die hämiſchen Anſchuldigungen des „Berliner Geſellſchafters" in der „Wiener Theaterzeitung" bei Gelegenheit des „Barometermachers" ſich ausgeſprochen, ſo ſprach er ſich jetzt bei ſeinem weit beſſeren „Diamant des Geiſterkönigs“ noch nachdrücklicher aus.

Er gab neue Erklärungen in den Wiener Blättern ab, doch je mehr er jede Verleumdung und nichtswürdige Beſchuldigung zurückwies, deſto heftiger erhoben ſeine Neider ihre Stimme gegen ihn; deſto tiefer und verletzender wurde er durch die herumlaufenden Gerüchte gekränkt.

Man hätte glauben ſollen, daß ſeine vielen Freunde den böswilligen Ausſtreuungen ſehr leicht ein Ziel zu ſetzen, vermocht hätten; aber die Mehrzahl dieſer Freunde beſtand aus Leuten ohne Kopf, es waren die, in dieſer Schilderung ſo oft beſprochenen Schreier in den Leopoldſtädter Bier- und Kaffeehäuſern, die Spektakelmacher im Parterre, die Ziſcher, wenn Ignaz Schuſter ſpielte, die rohen Klatſcher, wenn Raimund ſich zeigte. Unter Männern von Geiſt und Talent hat der Pöbel, und wenn er auch in Kanzeleien die Federn ſchneidet, in Geſellſchaften eine Salonfigur vorſtellt, an öffentlichen Orten alle Notabilitäten grüßt und manchen Künſtler duzt, endlich ſogar ſchönen Schauſpielerinnen den Hof macht, dennoch keine Geltung; was Raimunds einfältige Clique zu ſeinen Gunſten vorbrachte, war hohles Geſchwätz, ſeichter Diskurs, ſo albern wie die einfältigen Jungen ſelbſt, die ſich um Raimund ſtritten.

Plötzlich erſchien in der „Wiener Theaterzeitung“ ein Artikel zu Gunſten Raimunds.

Darin hieß es:

„Seit einigen Wochen zirkulirt in Wien ein Ge-
„rücht, welches unſern ehrlichen, wackern Raimund
„beſchuldigt, die beiden Stücke, welche im Leopold-
„ſtädter Theater, unter dem Titel: „der Baro-
„metermacher“ und „der Diamant des
„Geiſterkönigs“ mit großem Beifalle und

Zudrang des Publikums gegeben wurden, über welche ſich auch die Kritik in den Wiener Blättern einſtimmig ſehr günſtig ausſprach, rührten nicht von Raimund her. Es verlautet, er habe nur ſeinen Namen hergegeben und der Verfaſſer ſei ein Anderer. —

„Derſelbe Unſinn, der bei unerwartet glücklichen Erfolgen dramatiſcher Produkte ſich ſchon oft breit machte, ſpukt nun wieder. Als Schickaneder den Text zur „Zauberflöte“ ſchrieb, hieß es in der Wiener Theaterkritik: Solche Gedankentiefe, ſolchen ſeltenen Geiſtesaufſchwung beſitzt kein Schauſpieler wie Schickaneder iſt. Deshalb hat nicht er die „Zauberflöte“ geſchrieben, kann ſie nicht geſchrieben haben; die „Zauberflöte,“ und ſeine andern Opern, „der Stein der Weiſen,“ dann „der Spiegel von Arkadien“ haben die „Freimaurer“ in Wien gedichtet; in der Loge „zur Eintracht“ auf der Wieden im „blauen Hauſe“ ſitzen die Genies, welche ſolche Texte componiren, Blumauer verbeſſert ſie und dichtet die Lieder!!“

„Später machten die Stücke der Frau von Weiſſenthurn Aufſehen. Augenblicklich durchlief ein Gerücht die Stadt des Inhalts: Unmöglich kann eine Frau, eine Schauſpielerin, ſolche feine Luſpiele ſchreiben; ſie ſchreibt ſie auch nicht, ſondern der Rechnungsrath Hauſchka, der Freund der Frau Weiſſenthurn, iſt der Verfaſſer.

„Faſt gleichzeitig machten im Theater an der Wien zwei ſatiriſche Zeitgemälde von Gewey: „Modeſitten“ und „der ſeltene Prozeß“ betitelt, außerordentliche Senſation. Gewey, hieß es, ſei der Verfaſſer, wer iſt Gewey? Gewey iſt ein Kanzelliſt der böhmiſchen Hofkanzlei; wie kommt aber

„ein Kanzelliſt zu einer ſolchen geiſtvollen Konzeption?
„— Das Stück „der ſeltene Prozeß
„kann nur einem Juriſten, ja nur einem Advokaten
„ſein Daſein verdanken; Doktor Sonnleithner
„hat es geſchrieben! —

„Nun erſchien Raimund. — Wie, Raimund
„ein Dichter? — Auf welche Weiſe denn? — Hat
„er auch nur einige Studien gemacht? War er
„nicht in ſeiner Jugend Drechslerlehrling und Zuckerbäckerjunge?
„— Woher plötzlich dieſe poetiſche
„Begabung? Woher die bühnengerechte Form? Woher
„die Wunderkraft ſeiner Allegorien und die
„ſchöne Moral ſeiner Märchen? Ein Geiſtlicher
„hat ſeine Stücke geſchrieben; der Pfarrer
„Wimmer auf der Wieden iſt es. Man ſieht den
„Pfarrer auch öfter im Leopoldſtädter-Theater und
„bei der erſten Vorſtellung des „Diamants“ ſaß
„er ſogar mit Kurländer in einer Loge! —

„Es iſt Einem, als wenn man Krähwinkler
„ſprechen hörte. Wer Schickaneder nur flüchtig
„kannte, vermochte es nicht zu begreifen, weshalb
„er die (noch dazu erbärmlichen) Texte nicht geſchrieben
„haben ſollte; — wer die Weiſſenthurn
„kannte, dem konnte es nicht einfallen, zu zweifeln,
„daß ſie nicht die leichten Sujets erfunden,
„und die vielen farbloſen Charaktere gezeichnet, und
„wer den ſchroffen Satiriker, den Mann von tiefem
„Wiſſen und kauſtiſchem Witz nur im Parterre,
„während einer Vorſtellung im Theater an der Wien
„beobachtete, wo er ſtets in den Zwiſchenakten laut
„ſprach, mußte ſogleich ausrufen, ja, das iſt der
„feine Menſchenbeobachter Gewey, der Wien und
„ſein Leben genau kennt, und die Thorheiten ſeiner
„Landsleute mit ſcharfer Geißel zu züchtigen verſteht.“

„Daſſelbe gilt auch von Raimund. Perſön-
„lich muß man ihn kennen, ſprechen muß man ihn
„gehört haben über die gewöhnlichen Zauber-
„poſſen; — ſeine Studien muß man würdigen, die
„er an Shakeſpeare, Gozzi und Schil-
„ler gemacht; — hat man dies, dann wird man be-
„greifen, daß nur Er der Verfaſſer der beiden Stücke
„ſein kann, die ihm jetzt beſtritten werden, ja ſelbſt
„aus den Fehlern, die beide Stücke an ſich tra-
„gen, wird man erkennen, daß nur Raimund
„und ſonſt kein anderer als er, ſie ge-
„macht hat." „Von einem Frauenzimmer.

Wie mit einem Schlage waren Raimunds Widerſacher vernichtet.

Eine Dame hatte den Nagel auf den Kopf getroffen; ihr Wort drang durch.

Kein ſchales Lob ſtand in ihrem Aufſatze, keine Gratulation zu Gunſten Raimunds.

„Selbſt aus den Fehlern, welche beide Stücke an
„ſich tragen," wiederholte man in Privatzirkeln, Gaſt-
und Kaffeehäuſern, in den Theatern, „ſelbſt aus den
„Fehlern, welche die beiden Stücke an ſich tragen, wird
„man erkennen", daß nur Raimund, und ſonſt kein
„anderer als Er, ſie gemacht habe."

Ja, ja, ſchrien die Leute, welche kein Urtheil haben, und deren Zahl in Wien, Legion iſt, ja, an den Fehlern erkennt man, daß Raimund dieſe Stücke geſchrieben hat!

Und nun zählte man eine Maſſe Fehler auf und ſetzte zu: Nur Raimund konnte dieſe Fehler begehen; ja, ja, er iſt der Verfaſſer!

Als Raimund den Artikel in der „Theaterzeitung" las, wurde er höchſt angenehm überraſcht.

Dieſe Notiz wird allein im Stande ſein, ſagte er, die feindlichen Ausſtreuungen über mich nieder zu kämpfen.

Von einem Frauenzimmer? ſprach er; von einem Frauenzimmer? Wer mag das Frauenzimmer ſein, das ſich meiner annimmt? — Nimmt ſich denn wirklich ein Frauenzimmer meiner an? Bisher haben mir die Frauenzimmer nur Unheil zugefügt.

Raimund lief augenblicklich zu dem Redakteur Bäuerle.

Ich bitte Dich, beſchwor ihn Raimund, mir zu ſagen, wer iſt die Dame, welche Dir dieſen Artikel über mich eingeſendet hat, und iſt es wirklich eine Dame?

Ich weiß es nicht anders, antwortete Bäuerle. Es waren eigentlich zwei Damen bei mir, welche mich erſuchten, dieſen Aufſatz aufzunehmen, ich las ihn und verſprach, ihn ſogleich zu drucken.

Sie werden vielleicht nur die Ueberbringerinnen dieſes Artikels geweſen ſein; geſchrieben hat den Aufſatz ein Mann.

Es ſcheint nicht! entgegnete Bäuerle. Die Eine, die kleinere Dame, erſuchte mich um Feder und Tinte, weil ſie, wie ſie ſagte, noch Etwas zuzuſetzen habe. — Die Worte: „und ſonſt kein anderer als Er,“ ſchrieb ſie auch wirklich hier an meinem Pulte.

Waren die Damen jung oder alt? — Nicht wahr, alt, ſehr alt, beſonders die Kleinere?

O nein, jung und hübſch, namentlich die Kleinere. —

Was kann aber eine junge Perſon aus der Zeit Schickaneders wiſſen?

Wer ſich in Wien um Dichter und Schauſpieler kümmert, weiß von den Dichtern Stephanie und Jünger zu erzälen; man liest ja in der Wiener Theatergeſchichte bis auf Weißkern zurück.

Könnte ich die Handſchrift der Dame nicht ſehen?

Ich will ſie Dir ſogleich herausſuchen.

Raimund betrachtete ſie.

Ich kenne dieſe Hand nicht! ſagte er. Willſt Du mir nicht dieſes Manuſkript vertrauen? Ich will es meinen Freunden zeigen.

Du magſt das Manuſkript behalten!

Ich danke Dir herzlich, ſagte Raimund, auch dafür, daß Du dieſen Aufſatz aufgenommen.

Ich hoffte, Dir damit Freude zu machen.

Du haſt mir damit eine unendliche Freude gemacht.

Raimund eilte mit dem Manuſkript zu allen Herausgebern von Zeitungen und Taſchenbüchern. Keiner der Herren kannte die Hand, welche den Aufſatz geſchrieben.

Das hat nichts zu ſagen, dachte Raimund, daß Niemand mir über die unbekannte Verfaſſerin Auskunft zu geben vermag! Ich bekomme es doch heraus, wer ſie iſt. — Heute noch lege ich ein Stammbuch an, in welches ich *jedes* Frauenzimmer, das mir halbwegs als geiſtvoll bekannt wird, irgend einen Satz, ein Wort ſchreiben laſſe, und ſollte ich 3000 Stammbuchblätter zuſammenbekommen, ich *muß* die Schreiberin entdecken, ich ruhe nicht eher.

Am andern Tage erhielt Raimund ein Billet durch die Stadtpoſt. Daſſelbe enthielt folgende Zeilen:

„Mein Herr!

„Kaum eine Stunde nach Ihnen beſuchte ich
„Herrn Bäuerle. Ich wollte ihm danken, daß
„er meine unbedeutenden Worte, ein Gerücht, Sie
„betreffend, ſo ſchnell aufgenommen; zugleich wollte
„ich meinen Aufſatz, nachdem er gedruckt worden,
„zurück verlangen. — Herr Bäuerle theilte mir
„mit, daß Ihnen meine Anſicht Freude gemacht, und
„Sie ſich meine Handſchrift ausgebeten, um vielleicht

„die Schreiberin zu erforſchen. Daß Sie mein Aufſatz erfreut, macht mir ſelbſt Freude, aber mich werden Sie nicht erforſchen, weder wie ich heiße, noch wer ich bin. Für Sie und die literariſche Welt, bin ich, zu meinem Glücke, ein obſkures Weſen, übrigens

„Ihre Verehrerin."

Verwünſchte Geſchichte! ſagte Raimund, dennoch verliere ich den Muth nicht, die Unbekannte aufzufinden. — Ich werde Bäuerle bitten, daß er mich auf ſeinen täglichen Promenaden durch die Stadt mitnehme, endlich wird uns die Unbekannte doch ein Mal begegnen. Er hat ſie zwei Mal geſehen, geſprochen, wird ſie mir zeigen; ich muß ſie finden, eine Ahnung ſagt es mir, daß ich ſie finden muß.

11. Raimunds Krankheit.

Die Folgen der vielen Kränkungen, welche dem ehrgeizigen Raimund zugefügt wurden, konnten nicht ausbleiben; ſeine immerwährende geiſtige Aufregung trug nicht wenig dazu bei, ſein Nervenſiſtem zu erſchüttern. Trotz ſeiner fiſiſchen Zerrüttung gönnte er ſich keine Ruhe, und ſchrieb Tag und Nacht an ſeinem dritten Stücke „Der Bauer als Millionär." —

Dieſes Stück brachte ihn beinahe an den Rand des Grabes. Er ging wie eine wandernde Leiche umher; die Bühne vermochte er nicht mehr zu betreten; die ſchrecklichſten Träume und Viſionen quälten ihn, und oft ſagte er ſeinen Freunden, daß ein Verbrecher, von tauſend Gewiſſensfurien gepeitſcht, gewiß viel beſſere Nächte haben müſſe als er.

Raimund litt ſeit ſeiner früheſten Jugend, an

Uiberſpannung. Seine Gereiztheit trieb ihn oft zu den tollſten Streichen. Seine eigenen Verwandten drückten ſich nicht günſtig über ſeinen Gemüthszuſtand aus.

Einmal wurde ſeine Schweſter in Raimunds Wohnung, als ſie ihn gerade verlaſſen wollte, von einem Freunde Raimunds, einem Herrn Mollini, gefragt:

Iſt Ihr Herr Bruder zu Hauſe? Und was macht er?

Worauf die Schweſter antwortet:

Er iſt zu Hauſe „der Narr!“ Heute iſt er wieder ſo verrückt, daß man nicht „drei geſcheidte Worte“ mit ihm reden kann!

Raimund hörte dies durch die offene Thüre. Wie wahnſinnig ſprang er ſeiner Schweſter nach, zog ſie am Arme zu ſich in die Stube und ſchrie:

„Ein Narr bin ich? ein Narr?“

Plötzlich ermannte er ſich, rieb ſich die Stirne und ſagte ganz ruhig:

Du wirſt wol recht haben! Es iſt mir manchmal ſelbſt ſo! — Wenn ich nur keine Stücke ſchreiben müßte! Es kreuzen ſich da ſo viele Gedanken, ſo viele Ideen, es ſtrömen mir ſo viele Einfälle zu, daß ich hundert Hände haben müßte, um alles nieder zu ſchreiben, was mir durchs Gehirn läuft. Mein Unglück beſteht aber vorzüglich darin, daß ich das Beſte immer vergeſſe, und mir ſtets etwas Anderes einfällt, als ich behalten wollte!

Zu den gefährlichſten Freunden Raimunds gehörte dieſer Mollini, welcher ihn eben beſuchte. Auch Mollini ſtand an der Spitze einer Clique zu Gunſten des beklagenswerthen Dichters.

Mollini und ſein Anhang nannten Raimund gerade zu den neuen Shakeſpeare. Leider fanden ſie bald ein Journal in Wien, welches Raimund auf jedem Blatte als den **Shakeſpeare des neunzehnten Jahrhunderts** auspoſaunen mußte.

Es war unverzeihlich, welche Tollheiten ſich Raimunds Freunde mit ihm erlaubten. Sie machten Raimund geradezu lächerlich, aus lauter albernen Abgötterei.

Raimund wurde durch eine ſchwere Krankheit vier Monate der Bühne entzogen.

Während ſeiner Entkräftung, ſeiner geiſtigen und fiſiſchen Erſchöpfung hätten ihn ſeine „Tellerlecker" ſchonen ſollen; ſie hätten ihm Ruhe gonnen, ihm nicht fort und fort ihre plumpen Rauchfäſſer an den Kopf ſchlagen ſollen; aber ſie trieben es nur noch ärger. — Würden ſie ihn angenehm zerſtreut, ihm geiſtige Erholung gewährt haben, ſo hätten ſie viel zu einer beſſern Stimmung des armen Kranken beitragen können, aber ſie trieben es mit ihm nur noch ärger.

Doktor Lichtenfels war Raimunds Arzt.

Er konnte es nicht begreifen, warum es mit der Geſundheit ſeines leidenden Freundes durchaus nicht vorwärts wolle; da überraſchte er eines Tages ſeinen Patienten bei der Lektüre eines auswärtigen Journals, in welchem der neue **Shakeſpeare** auf das furchtbarſte „herabgeriſſen" und lächerlich gemacht wurde.

Es war die in Leipzig ausgegebene „Monatſchrift für Kunſt, Literatur und Theater, von Doktor Nork," in welcher ein heftiger Artikel gegen Raimund, ſeine Uiberſchätzer und beſonders gegen die Exaltirten, welche in Raimund einen zweiten Shakeſpeare erblickten, losgelaſſen wurde.

Raimund hatte Thränen in den Augen über die Bosheit dieſes Artikels.

Wer gibt Ihnen ſolche Blätter in die Hand? fragte Lichtenfels.

Mollini, antwortete Raimund.

Mollini? Ich kenne ihn nicht, was iſt er?

Der Herr Doktor kennen ihn gewiß! Es iſt der kleine Menſch — der —

Ei! der Tiſchnarr im Geymüllerſchen Hauſe, der auf dem „Trichter“ bläſt, die Katzen ausſpottet, die Chronique scandaleuse in Wien vorträgt, jeden ehrlichen Menſchen verunglimpft u. ſ. w. Dieſem Schmarotzer werde ich ein Donnerwetter bereiten, wenn er fortfährt, durch ſeine mediſante Bosheit die Herſtellung Ihrer Geſundheit zu untergraben.

Er meint es ſo gut mit mir!

Den Teufel meint er es gut! fuhr Lichtenfels auf. Würden Sie dieſem Mollini, wenn er krank wäre, an Abſpannung ſeiner Nerven litte, und nichts nöthiger bedürfte, als Ruhe und Schonung, würden Sie ihm eine Schmähſchrift über ihn, in die Hand geben, welche wie dieſe irgend ein Lump geſchrieben hat?

Dies würde ich nicht!

Ich werde Ihrem Bedienten den Auftrag geben, daß er keinen Ihrer geſchäftigen Achſelträger vorlaſſe; Sie, Raimund, ſollen weder vom Theater, noch von der Welt etwas hören! Wer Ihnen Dinge mittheilt, welche Sie irritiren, ſoll fortgewieſen werden! Doch ich werde Ihnen dieſe Paraſiten gewiß vom Halſe ſchaffen!

Der Doktor ergriff das Heft mit den gehäſſigen, giftigen Bemerkungen, läutete dem Bedienten und ſagte:

Karl, wirf dieſe Pasquill ins Feuer, und wann Herr Mollini kommt, ſo wirf den ſchlechten „Trichterbläſer“ über die Stiege.

Was thun Sie, Herr Doktor, ſagte Raimund; dies Journal gehört nicht mir, es gehört Herrn Mollini, meinem Freunde.

Dieſer Patron Ihr Freund? Ein ſauberer Freund, der Sie um vier Wochen in Ihrer Beſſerung zurückbringt, — ein Woldiener, ein Schmarotzer iſt er! Ich kenne die Motive ſeiner ekelhaften Dienſtfertigkeit. Wie alle Zuträger hat er keine andere Abſicht als ſich einige Geltung bei Ihnen zu verſchaffen; er ſpekulirt ſchon jetzt auf das Diner, das Sie, nach ſeiner Anſicht, geben müſſen, wenn Sie wieder geſund werden! — Sagen Sie dieſem „Tiſchnarren“ daß ich das jämerliche Geſchreibſel, das er Ihnen zugeſteckt hat, zerriſſen habe und daß ich dieſes neue Manöver des ſchmutzigen Schmarotzers heute noch der Baronin Geymüller mittheilen werde; da mag er ſich dann freuen, wenn er ſich im Geymüller'ſchen Hauſe, nächſtens wieder bei Tiſche aufdringt.

Ereifern Sie ſich nicht, Herr Doktor, bemerkte Raimund; Herr Mollini ſoll nicht mehr zu mir kommen.. Ich fühle es ſelbſt, daß mir die Mittheilung der hämiſchen Kritik wieder einen Rückſchlag gab. —

Nicht was ein Einzelner böswillig ſchreibt, ſondern was Tauſende gutmeinend ſprechen, müſſen Sie würdigen, und ſo theile ich Ihnen denn mit, daß ſich die höchſten und geachtetſten Perſonen Wiens, täglich bei mir erkundigen laſſen, wie es mit Ihnen ſtehe. Die ganze Stadt nimmt Theil an Ihrem Leiden; in jeder Geſellſchaft, in jedem Familienkreiſe, auf der Straße, an öffentlichen Orten, werde ich, da man weiß, daß ich Ihr Arzt bin, nach Ihrem Befinden gefragt; die erſten Notabilitäten der Stadt freuen ſich, wenn ich Ihnen mittheile, daß Sie in keiner Gefahr mehr ſchweben; Grillparzer, Bauernfeld, Caſtelli ſprechen mit der lauteſten Achtung von Ihnen; ſie freuen ſich auf Ihr nächſtes neues Stück; — und Sie, Herr Raimund, ſollten ſich grämen, über das Geſchreibſel eines anonimen Schuſtes? Das wäre doch zu arg!

Der Bediente trat ein, und meldete, daß die Frau

Gräfin Eſterházy, Graf Pálffy, Graf Teleky u. ſ. w. ihre Diener geſendet und nachfragen ließen, wie ſich Herr Raimund befinde.

Sehen Sie, ſagte Lichtenfels, hieraus können Sie erkennen, wie Sie geſchätzt werden; — daher fort mit den düſteren Bildern! Eine feindliche Stimme in Leipzig verhallt, gegen die zehn tauſend freundſchaftlichen Stimmen in Wien.

Auch waren zwei Damen hier, meldete der Bediente, welche ſich nach Ihnen mit einer Theilnahme erkundigten, die nicht herzlicher ſein kann. Bisher haben dieſe Damen nur beim Hausmeiſter Erkundigungen eingezogen; dieſer aber in ſeiner rohen Verdroſſenheit ſchickte ſie heute direkt in Ihre Wohnung. Der Hausmeiſter ſagte mir, die Damen ſeien ſeit vier Wochen faſt alle Tage zu ihm gekommen, ſo daß er von Ihnen nicht genug erzälen konnte.

Zwei Damen? fragte Raimund geſpannt, und dabei ſtieg eine leichte Röthe in ſein Geſicht. —

Hoho! rief Doktor Lichtenfels, fangen Sie nur nicht, als Patient, Feuer! Verlieben dürfen Sie ſich noch nicht, das ſage ich Ihnen, gegen die Liebe gibt es kein homöopathiſches Pulver.

Ich ſuche noch immer nach den ritterlichen Damen, von welchen ſich die Eine in der „Theaterzeitung" um mich ſo warm angenommen hat.

Ei dieſe! Wegen der Sie eine ganze Sammlung von Handſchriften angelegt haben? Iſt dieſe Journalheldin noch nicht entdeckt?

Meine Krankheit unterbrach meine Jagd nach Stammbuchblättern. Jetzt wird Thereſe Krones, mir zu liebe, Damen, wo ſie immer welche auftreibt, zu Unterſchriften bewegen. Sie thut dies in ihrem Namen, deſto argloſer wird ſie die Einzeichnungen erhalten.

Es wurde geklingelt.

Der Bediente ging, die Thüre zu öffnen.

Wer beſuchte Raimund?

Thereſe Krones erſchien mit einem ganzen Pack Stammbuchblätter in der Hand.

Ei, Fräulein **Krones**! rief ihr **Dr.** Lichtenfels entgegen, ſeien Sie willkommen! Einen Beſuch, wie den Ihrigen, kann man ſich ſchon bei einem Hipochondriſten gefallen laſſen! — Sie werden meinen ſchwermüthigen Kranken gewiß heiter machen. —

Ja, was iſt es denn Ferdinand! ſagte Thereſe, ſoll ich etwa gar nicht mehr fort von Ihnen? Geſtern verließ ich Sie ſo heiter, und heute haben Sie ſchon wieder Wolken auf der Stirne! Florian, die Mariandel iſt da! Augenblicklich verbannen Sie den Trübſinn, oder ich ſpiele in Ihrem nächſten neuen Stücke die „Jugend“ nicht, das ſchwöre ich Ihnen!

Bleiben Sie nur bei mir, erwiederte Raimund, meine Verſtimmung wird ſogleich weichen.

Sagen Sie mir, fragte **Krones**, wer waren denn die beiden Damen, welche hier von Ihnen weggingen?

Haben Sie ſie begegnet?

Ja, und da ſie mich ſehr freundlich grüßten, ſo ſprach ich ſie ſogleich an. Haben Sie, meine Damen, fragte ich ſie, Erkundigungen über unſern Raimund eingezogen?

Ja, antworteten die Damen, mit ſeiner Herſtellung geht es langſam, aber es geht.

Meine Damen, erwiederte ich, Sie ſcheinen unſer Theater gerne zu beſuchen und Herrn Raimund eben ſo zu ſchätzen wie ich; dies gibt mir Muth, Sie um eine Gefälligkeit zu bitten. — Ich habe hier einige Stammbuchblätter für Alle, die ihm wohlwollen, darf ich Sie bitten, mir einige Verſe für Raimund zu gönnen?

. Sie fallen ja mit der Thüre ins Haus! ſagte Raimund.

Gott bewahre! Die Damen nahmen dies ſehr gütig auf, nahmen mir die Stammbuchblätter ab und erlaubten mir, dieſe Blätter morgen bei ihnen abzuholen.

Und wie heißen ſie? Sind ſie Schweſtern?

Nein. Die Eine heißt Roſalie Feldauf und die andere Antonie —

Antonie! Antonie! Sie wohnet in der Jägerzeile, dem Grafen Jermaloff gegenüber. —

Ganz richtig! Nr. [illegible].

Ach mein Gott! ſagte Raimund, meine liebe, gute herzliche Antonie! Hätten mir ihre Eltern dieſe, ihre Tochter, zur Frau gegeben, ich wäre jetzt glücklich!

Ich werde Sie augenblicklich verlaſſen, drohte Lichtenfels, wenn Sie ſich als Nervenkranker ſolchen Schwärmereien hingeben. Und Sie, Fräulein Krones, könnten auch etwas Klügeres thun, als derlei Thorheiten Eingang zu verſchaffen.

Bin ich eine Perſon, welche einer Thorheit fähig iſt? erwiederte Krones. Und iſt Liebe eine Thorheit, ſo bin ich, die nur Liebe fühlt, die größte Thörin, welche exiſtirt! — Uibrigens habe ich kein Wort gewußt, daß jene kleine allerliebſte Perſon eine Thorheit iſt! Ich habe den Auftrag, Stammbuchblätter für Raimund bei allen weiblichen Weſen der Welt aufzutreiben, und ich treibe ſie auf. Verſe von allen Notabilitäten habe ich hier! Leſen Sie nur!

Thereſe las:

Karolina Pichler, Johanna Franul von Weiſſenthurn — —

Die Weiſſenthurn, fiel Raimund ein, hat jene Entgegnung nicht geſchrieben!

Wer weiß es!

Thereſe las weiter:

Regina Frohberg!

Das ſind ja lauter alte Frauen. Eine junge ſuche ich.

Was würden Sie ſagen, wenn ich jene Schutzworte für Sie verfaßt?

Ich würde Ihnen um den Hals fallen, ſo krank ich auch bin! — Doch Scherz bei Seite! — Da Sie mir von meiner guten „Toni" erzält haben, ſo intereſſirt mich dieſe mehr als jeder Zeitungsartikel! Herr Doktor, mögen Sie immerhin grollen, wenn ich meinem Herzen Luft mache, aber ich muß es. Seit dem Tage, an welchem Tonis Eltern mir die Hand ihrer Tochter verweigerten, ſah ich ſie nicht mehr! — Wie dies zugegangen, weiß ich nicht! — Jetzt, da ich faſt mit einem Fuße im Grabe geſtanden, erinnert ſie ſich meiner und erkundigt ſich nach mir, nicht wie eine Geliebte, ſondern wie eine Freundin, eine theure, innig mir zugethane Freundin. Dies erfreut mich ſo ſehr, daß ich es fühle, dieſe Freude wird meinen Zuſtand nicht verſchlimmern.

Gegen eine freundſchaftliche Neigung habe ich nichts, entgegnete der Doktor, Freundſchaft kann nicht zur Leidenſchaft werden, aber Liebe — und leidenſchaftliche Liebe könnte Sie an den Rand des Grabes bringen!

Nu das wäre Etwas für mich! verſetzte Krones; eine ſolche Krankheit möchte ich mir noch ausbitten! Eine Krankheit, bei der man nicht lieben darf! — Ich will mich auch ſogleich entfernen aus dieſer Krankenſtube, damit ich ein ſo entſetzliches Uibel ja nicht erbe!

Liebe Krones, ſagte Raimund, ehe Sie mich noch verlaſſen, eine Bitte! Wenn Sie morgen die edle gute Toni beſuchen, ſo ſagen Sie ihr, daß mich ihre Theilnahme ſehr erfreut; daß ihre Erkundigung nach mir, Alles zu meiner Geneſung beitragen werde, und daß —

Daß Sie alle Tage zehn Mal dieſe Medizin wiederholen und am Ende ſelbſt kommen möge, wenn ſie Ihre vollkommene Geneſung wünſcht!

Halt! Halt! rief der Doktor, nur keine Übertreibung! Bedenken Sie, Fräulein, daß ein Nervenkranker!

So hören Sie doch endlich auf, beſter Doktor, mit Ihrem ewigen Nervenkranken! Je öfter Sie von Raimunds Krankheit mit ihm ſprechen, je kränker wird er! Ich begebe mich jetzt nach Meidling aufs Land! Ich brauche das Bad, ich genieße die heitere Luft, die macht Appetit, da kann man des Tages über, ſechs Mal frühſtücken, ſechs Mal mittags ſpeiſen, und behält noch immer ſo viel Hunger, daß man ſechsmal eine gute Jauſe und eben ſo oft ein tüchtiges Souper einnehmen kann. Geben Sie mir Raimund mit, Doctor! Das Land iſt für ihn die beſte Kur. — Dann iſt unumgänglich nothwendig, daß man auf dem Lande gar nichts thut, ſich um nichts bekümmert, als höchſtens, was meine Perſon betrifft, um ein paar ſchöne Uhlanenoffiziere, von welcher Sorte in Meidling ſechs Paar zu finden ſein ſollen. — Ach die Uhlanen! Die hat der gute Gott nur darum erſchaffen, um die Welt noch ſchöner zu machen. Heute hat ſich eine ganze Eskadron in der Jägerzeile aufgeſtellt. Im Hauſe neben mir, befand ſich ihr Oberſter, Baron Mengen. Die Uhlanen produzirten ſich vor ihm. Die herrlichen Officiere ſahen mit ihrem rechten Auge nach ihrem Oberſten, mit dem linken blinzelten ſie nach mir, die ich am Fenſter lag, und wie der Oberſte, die herrliche Eskadron Revue paſſiren ließ. — Dies nahmen die ſchönen Herren ſehr günſtig auf. Der Kapellmeiſter der berittenen Regiments-Muſik erhielt einen Wink, und was ſpielte die Bande? Sie ſpielte:

„Mariandl iſt ſo ſchön, Mariandl iſt ſo gut,
„Ach wenn ich ſie von Weitem ſeh', ſo rück' ich meinen Hut!"

Raimund, werden Sie Uhlane, ſagte Krones, ich reite dann mit Ihnen durchs Leben!

Raimund, fuhr Thereſe fort, morgen komme ich wieder zu Ihnen und bringe Antwort von der Toni! Ach wenn dieſe, Sie als Uhlane ſehen könnte, da würde Toni ganz weg ſein!

Adieu Doktor! Adieu Florian!

Im Forteilen ſang ſie noch einmal:

„Mariandl iſt ſo ſchön, Mariandl iſt ſo gut
„Ach wenn ich ſie von Weitem ſeh', ſo rück' ich meine
— Czapka!

12. Eine heitere Stunde bei Raimund.

Am andern Tage kam Thereſe Krones wieder zu Raimund.

Sie war bereits im Beſitze der beiden Stammbuchblätter.

Raimund riß Thereſen haſtig das Blatt mit Antoniens Unterſchrift aus der Hand.

Er las:

„Liebling der Muſen,
„Erhalte Dich ihnen!
Antonie."

Er holte die Handſchrift ſeiner Einſenderin hervor.

Er verglich beide mit einander. Die Züge hatten nicht die geringſte Aehnlichkeit. Antoniens Hand war klein, beinahe unleſerlich, jene Züge, welche den Zeitungsartikel geſchrieben, feſt, klar, deutlich.

Sie hat jene Bemerkungen in der Theaterzeitung nicht geſchrieben, ſagte Raimund.

Das habe ich mir ohnehin gedacht! verſetzte Thereſe: ich hätte mich auch etwas geärgert, wenn das kleine Ding über Theaterangelegenheiten beſſer unterrichtet geweſen wäre, als ich und auch beſſer ſchreiben könnte als ich! — Darüber werden Sie aber doch nicht traurig ſein? — Wünſchen Sie nicht vielleicht noch, daß ein weibliches Weſen, das Ihnen gefiele, auch noch eine Schriftſtellerin wäre?

Nein, nein! antwortete Raimund, das wünſchte ich nicht! — Aber nun erzälen Sie mir, was Sie mit Ihnen ſprach. Sie haben ihr doch Alles mitgetheilt, was ich Ihnen aufgegeben?

O ja, und noch mehr?

Was erwiederte ſie?

Es traten ihr Thränen in die Augen. Sie weiß Alles, was Ihnen, ſeitdem Sie ſie nicht geſehen, begegnet; doch jetzt kommt das Intereſſanteſte; da Sie erfahren, daß Antonie bei Ihnen ſich um Ihr Befinden erkundigt, erkundigt ſie ſich nicht mehr in Ihrem Hauſe, ſie ſendet jetzt zu Doktor Lichtenfels. Ihre Eltern, ſagte Antonie, dürften es nie erfahren, daß Sie ſich um Sie bekümmere, obgleich — wenn Sie keine Frau hätten, jetzt bei ihren Eltern Gnade finden würden. —

So, jetzt, weil ich nicht mehr heiraten kann — o hätten Sie mir dieß doch lieber nicht geſagt!

Leſen Sie nun auch, was Antoniens Freundin ſchrieb. Die verſteht es ſchon beſſer mit der Feder umzugehen; aber — das Gedicht, das Sie ſchrieb, iſt — an mich!

Dann kann mich nichts als die Handſchrift intereſſiren. —

Nu das war wieder recht allerliebſt egoiſtiſch! — Wenn man mich lobt, ſo iſt Ihnen dieß gleichgiltig?

Gewiß nicht! Aber in dieſem Falle, in welchem ich nach einer Handſchrift ſpähe — die —

Betrachten Sie dieſe!

Raimund betrachtete das Stammbuch-Blatt und ſagte dann.

Auch dieſe Hand iſt es nicht!

Und das Gedicht wollen Sie nicht leſen?

Ja ſo! In Gottes Namen, ich will auch das Gedicht an Sie leſen.

Raimund las:

„Fräulein Thereſe Krones.“

„Wie unhaltbar und los zuſamm'geſtoppelt
„Ein Bühnenwerk auch oft vorüber ſchwankt,
„Die Unvergleichliche ſiegt doch und doppelt,
„Da ihre Rolle nichts dem Dichter dankt.

„Denn ſeine Mängel müſſen bald zerrinnen
„Vor ihrer Leiſtung ewig friſcher Glut,
„Fürwahr, ſie weiß ſich Alles zu gewinnen
„Und ſelbſt ihr Muthwill' läßt ihr gar ſo gut.

„Was an Maſchinen, Dekorationen
„Und Trachten-Aufwand ſonſt die Breter ziert;
„Iſt leicht entbehrlich, wenn ihr Spiel begonnen,
„Das jedes Stück am ſchönſten dekorirt!

Roſalia Feldauf.

Gehorſamer Diener! ſagte Raimund, das iſt Alles, was man ſagen kann! — Die Dichter mögen ſich bei Fräulein Feldauf bedanken!

Gefallen Ihnen dieſe Verſe nicht?

Unmenſchlich! ſagte Raimund, wenn ich nur nicht ſelbſt ein Dichter wäre, welcher Maſchinen und Dekorationen-Aufwand benöthigt, und bei Zauberſpielen nicht leicht entbehren kann! — Indeß iſt dieſe Roſalie wol ein geſcheidtes Mädchen; ich wünſchte ſie wol kennen zu lernen; vielleicht macht ſie auf mich auch ein Gedicht.

Korntheuer kam und begrüßte Raimund.

Ich komme als Medizin, ſagte er. — Es hat mich

Doktor Lichtenfels Dir völlig verſchrieben. Ich bitte folgendes Rezept zu leſen:

„Nimm von Korntheuer alle Tage ſechs Portionen: Scherze, Schnacken und humoriſtiſche Einfälle, rüttle alles wol untereinander, und wirf dann die üble Laune zum Fenſter hinaus.“ —

Da bin ich. Beutle mich nun gut auf! Ich bin durchaus nicht bitter, ich bleibe auch bei Dir, was man nicht von jeder Medizin ſagen kann!

Raimund drückte Korntheuer die Hand!

Korntheuer erblickte Thereſen.

Ei! ſagte Korntheuer, dieſe Medizin iſt da! Da hätte mich Doktor Lichtenfels erſparen können, denn wo dieſe nicht gegen den Hipochonder hilft, da greift nichts mehr an.

Willſt Du augenblicklich lachen? Oder ſpäter? wendete ſich Korntheuer an Raimund. — Sag' es nur, ich habe alle Säcke voll Schnurren, doch komme ich gegen die Krones nicht auf, die iſt die Eſſenz aller Luſtigkeit. Du brauchteſt eigentlich nichts, um recht heiter zu werden, als daß Dir Lichtenfels wie jener engliſche Arzt dem Schauſpieler Foote rieth, Dich ſelbſt Dir zu verſchreiben. Wäre es möglich, daß der Raimund den Raimund ſpielen ſehen könnte, ſo wäre ſeine Melancholie augenblicklich geheilt.

Ihr ſeid mir beide ſo gut, ſeid ſo theilnehmend! Ich ſehe es ein, daß man bei ſolchen Freunden nicht an das Sterben denken ſoll; aber ich dachte unabläſſig daran! Gott und mein Arzt, die Huld des Publikums und meine Kollegen flößen mir die Zuverſicht ein, daß es jetzt erſt der Mühe werth iſt, zu leben! — Jetzt, Freunde, erzält mir vom Theater! Wie geht es Schuſter?

Dem ſchlägt ſein Witwerſtand ganz vortrefflich an — Er iſt ſchon wieder verliebt! erzälte Korntheuer

Ja, beſtätigte Krones, in die kleine Figurantin Thereſe Lenz!

In die Tochter des unglücklichen Dichters?

Unglücklich? erwiederte Korntheuer, der Vate einer ſchönen Tochter iſt nie unglücklich. Und ein ga ſo ſchlechter Dichter iſt Lenz auch nicht; bedenke nur, da dieſes Kind, Schuſters Geliebte, ebenfalls von ihm iſt! Wer ſolche Stücke in die Welt ſetzt, iſt kein ſchlechter Dichter.

Wird Schuſter das Mädchen heiraten? fragte Raimund.

Es ſcheint, antwortete Krones. Er macht bereit Einſchränkungen. Seine Equipage hat er ſchon weggegeben.

Schuſter hat ſeine Equipage verkauft? Jetzt verkaufe ich die meinige auch. Ich habe meine Freud daran ſchon längſt verloren.

Der Bediente meldete:

Direktor Sartory kommt!

Der Direktor? fragte Korntheuer. Den führ ſein böſes Schickſal zur guten Stunde hierher. Reſi forderte Korntheuer die Krones auf, der wird gefoppt!

Ich bin dabei! — Wenn Raimund jetzt nich lachen wird, dann lacht er nicht mehr in ſeinem ganzen Leben!

Sartory trat ein, brüsk, aufgeblaſen und dünkelhaft wie immer.

Ignaz Schuſter begleitete ihn.

Da ſitzt er ja, der Patient! ſagte Sartory, und blies dabei einen Qualm von dem Hochmutsteufel von ſich, der in ihm hauſte. Da ſitzt er! Servus, Raimund! — Ich glaubte ſchon, ich müßte bei Ihren

Leichenbegängniſſe hinter dem Sarge einherſchreiten! — Sie leben wieder auf, meldete mir Doktor Lichtenfels. Das iſt geſcheidt! — So kann ich doch den „Diamant des Geiſterkönigs“ wieder auf das Repertoir bringen. —

Hoho! warf Krones ein, ſo geſchwind geht das nicht! Raimund muß ſich erſt vollkommen erholen. Oder glauben Sie, man könne den Florian in Pantoffeln und im Schlafrocke ſpielen?

Mademoiſelle, ich bin Direktor und brauche Ihre vorlauten Anmerkungen nicht! Ich bemerke nur, daß der Menſch Alles kann, was er will! Und wenn Raimund geſund ſein will, ſo iſt er geſund!

Schuſter ging während dieſes Geſprächs auf Raimund hin, drückte ihm die Hand und ſagte, daß es ihn freue, ihm zu ſeiner Herſtellung gratuliren zu können.

Raimund und Schuſter ſprachen eifrig mit einander und hörten den Unſinn nicht an, den Sartory ſchwätzte.

Ich würde auch gar nicht ſo darauf dringen, daß Raimund ſo bald als möglich wieder auftreten möge, fuhr Sartory fort; aber nächſten Sonntag ſpeiſe ich bei dem Poſtmeiſter Ritter, Montag bei dem Fleckſieder Rinderer, Dinstag bei dem Bräumeiſter Hummel und da beſtürmen mich die Weiber „zum Teufel holen!“ um die Wiederaufführung des „Diamants“ — da hab' ich dann gut reden, wann ich ſage, „Raimund iſt noch krank!“ Man glaubt mir es nicht, weil der verdammte Doktor Lichtenfels aller Welt erzält, es gehe täglich beſſer! — He, Raimund! ſprechen Sie doch auch mit mir, mit Ihrem Direktor! Mit Schuſter können Sie ja ſprechen, wenn ich fort bin.

Was ſoll er denn mit Ihnen ſprechen? ſagte Krones. Sie ſehen ja, daß er auf Ihre Propoſitionen nicht eingehen kann. Wollen Sie ihn rezidiv machen?

Ja oder Nein, kann er doch ſagen!

Raimund wendete ſich an Sartory und ſagte: Mein Arzt, muß vorerſt geſtatten, daß ich meine Krankenſtube verlaſſen dürfe, dann muß ich auf vier Wochen auf's Land. Habe ich mich in der Gebirgsluft wieder erholt, dann ſpiele ich Ihnen meinetwegen einen ganzen Monat hindurch alle Tage. —

Du gehſt nach Guttenſtein? fragte Korntheuer.

Ja, erwiederte Raimund.

Weshalb ſo weit weg von Wien! fuhr Sartory auf. In Grinzing herrſcht auch Gebirgsluft! Dort hat man noch das Bene, daß man auf den dort, für das Publikum „hergerichteten Eſeln," täglich auf einen andern Berg reiten kann. —

Ja, verſetzte Korntheuer, wenn Raimund ſo reiten könnte, wie Sie, Herr Direktor, dann möchte er ſchon reiten, aber wie der Direktor, ſo reitet keiner! Himmel noch ein Mal! ſitzen Sie ſchön zu Pferde! Bei der geſammten bürgerlichen Kavallerie haben Sie keinen Reiter, der Ihnen gleich kommt. — Neulich ſind Sie zwar vom Pferde gefallen, aber mit Anſtand, mit unbeſchreiblichem Anſtand!

Der Reitknecht hatte mir den Sattel nicht feſt geſchnallt, brummte Sartory; als ich in den Steigbügel ſtieg, rutſchte der Sattel unter den Bauch des Pferdes und ich rutſchte mit!

Das hätte ich ſehen mögen! rief Krones, und lachte dabei überlaut.

Ich habe es geſehen! ſagte Korntheuer; vom Fenſter ſah ich es. Mir ſtanden Thränen in den Augen! Gott, mein Direktor! rief ich, der Mann, der an der Spitze ſteht, liegt jetzt unten! — Korporal! donnerte der Eſkadrons-Kommandant und erſte Rittmeiſter, der im Dienſt ergraute Sperlwirth Scherzer; Korporal! was machen Sie? — Ich mache nichts, antwortete Direktor-Korporal Sartory; ich liege blos auf der Erde!

Gerechter Himmel! ſtöhnte Krones, der ſtrenge Rittmeiſter ließ Ihnen doch nicht etwa „Fünf und zwanzig“ aufmeſſen?

Dumme Perſon! wetterte Sartory. Bei der bürgerlichen Kavallerie gibt es keine „fünf und zwanzig!“ Da gibt es nur Verweiſe, aber mir kann man auch keine Verweiſe geben, weil ich außer Dienſt mehr bin, als der Kommandant; er iſt Wirth, ich bin Direktor.

Sagen Sie mir, fragte Korntheuer, wie Sie nur Korporal bleiben mochten? — Ein Direktor hat ja Oberſten-Rang!

Generals-Rang! verſetzte Sartory, Somariva und ich ſind Kameraden! — Als ich bei der bürgerlichen Kavallerie, den Dienſt antrat, waren alle Chargen im Korps ſchon vergeben! Ein einziger Korporal war noch zu haben! Ich war zu jener Zeit nur noch ſimpler Schauſpieler! — Millionärs-Söhne traten als Gemeine ein. Hol's der Teufel! rief ich mir zu: aus Patriotismus kann man auch Korporal werden! Der Lampelwirth, der Wolfenwirth, der Bärenwirth, der Hirſchenwirth, der Adlerwirth, der Löwenwirth, der Straußenwirth, der Roßwirth ſind Gemeine! Ha! rief ich, wenn ich zum „Wirthszug“ komme, bin ich geborgen.

Einen ſchönen „Zug“ haben Sie, ſagte Korntheuer und machte dabei die Pantomime des Trinkens.

Ja wol! ſagte Sartory. Ich nahm alſo die Korporalsſtelle an, aber ich quittire, wenn ich bis zum nächſten Frohnleichnamstage nicht wenigſtens Oberlieutenant werde.

Ich ginge zur Infanterie über, verſetzte Korntheuer. Der Teufel hat das Reiten erfunden! Es könnte Ihnen, bei Ihrer Korpulenz, doch einmal Etwas geſchehen. Einem invaliden Direktor möchte ich um keinen Preis dienen.

Die Weiber laſſen mich nicht von der Kavallerie weg! Wenn ich zu Pferde ſitze — —

Geſchieht das zuweilen? fragte Krones.

Alle Jahre am Frohnleichnamstage! Wenn ich zu Pferde ſitze und durch die Fuhrmannsgaſſe reite, fliegen alle Fenſter auf. Man weht mit den Schnupftüchern, welches ich aber durchaus nicht leiden kann. —

Natürlich! bemerkte Korntheuer, es könnte leicht das Roß ſcheu werden.

Man wirft mir Kußhändchen zu.

Das muß rührend ſein! meinte Krones.

Ich ſalutire mit der Hand.

Gott! Wenn Sie hinunterfallen! rief Krones.

Nur das Pferd mit beiden Händen halten und nicht mit den Händen herumvagiren! bat Korntheuer.

Raimund und Schuſter lachten bereits, daß ſie ſich nicht halten konnten.

Dann ſpreng' ich auf den Sammelplatz.

Ja, ſammeln Sie ſich! erinnerte Korntheuer.

Ich ſprenge hin und her und grüße alle Wirthe.

Das iſt eine Hauptſache!

Jetzt ordnet ſich der Zug und unter immerwährendem Staunen des Volkes ziehe ich nach der Stadt.

Iſt dort die Geſchichte zu Ende? fragte Krones.

Gott bewahre! nahm Schuſter das Wort. Jetzt beginnt ſie erſt. Die bürgerliche Kavallerie beſetzt die Straßen der Stadt, läßt keinen Wagen paſſiren, ſperrt alle Gaſſen ab, damit das rohe Gedränge nicht die Prozeſſion hemmen könne. — Bei dieſer Gelegenheit zeigt ſich Direktor Sartory erſt im größten Glanze!

— Wen er nicht begünſtigt, läßt er nicht paſſiren, und wenn er ein Hofrath wäre!

Im Dienſte verſteh' ich keinen Spaß! — Es muß Alles zurück, mein Bruder wird zurückgewieſen.

Nur der „Antenwirth," entgegnete Schuſter, hat Ihnen bei der letzten Funktion das Neujahr abgewonnen. — Herr Sartory! rief er, wenn Sie mich, meine Frau und Kinder nicht aus der Spiegelgaſſe heraus über den Graben gehen laſſen, ſo nehme ich bei Ihrer nächſten Einnahme keinen „geſperrten Sitz" mehr! — „Paſſirt!" rief der Herr Korporal, und der dicke Antenwirth, ſein feiſtes Weib, die „Anten," und die Töchter, die jungen „Anten," watſchelten über den Graben!

Raimund lachte heftig.

Krones, Korntheuer und Schuſter lachten im Chor.

Es iſt wahr! eiferte Sartory, der verfluchte „Antenwirth" hat mich ganz perplex gemacht! Aber ich habe ihn ausgezahlt. Ich ſchickte ihm keine Sperrſitze; er mußte ſie holen laſſen! Den Korporalen verblüffte er wohl, der Direktor aber wußte ſich zu faſſen.

Dr. Lichtenfels trat gerade in das Zimmer ſeines Patienten, als Raimund noch herzlich lachte.

Krones wiederholte dem Doktor die Erzälung Schuſters.

Das Lachen fing von Neuem an.

Noch eine ſolche Lachkur, ſagte Lichtenfels und mein Patient kann ſeinem Berufe wieder angehören. Morgen, lieber Raimund, werden Sie ſchon Ihre erſte Ausfahrt machen. Ich invitire die Geſellſchaft um eilf Uhr in das zweite Kaffeehaus in den Prater. Dort wollen wir ein gutes Frühſtück einnehmen und von eilf bis zwei Uhr unter den grünen

Bäumen recht froh ſein! Fräulein Krones, Herr Direktor, Herr Schuſter und Herr Korntheuer, ich bitte Sie Ihren Humor mitzubringen! Ich laſſe zwei Equipagen vorfahren, um die Geſellſchaft abzuholen.

Bah! ſagte Sartory, ich reite in den Prater!

Nur morgen nicht! bat Korntheuer, wir haben ja ohnehin ſchon einen Patienten.

O ich ſitze feſt! prahlte Sartory. Ich werde mir ſogleich ein Pferd beim Hufſchmied beſtellen.

Hat dieſer recht ſanfte Thiere? fragte Krones, die man für Kühe halten könnte, wenn ſie nicht eine Roßſiſiognomie hätten?

Naſeweis! Naſeweis! ſagte Sartory. Um eilf Uhr iſt das Frühſtück? — Ich werde mich einfinden; aber Eins ſetze ich zur Bedingung. Da Sie, lieber Doktor, Herrn Raimund homöopatiſch behandeln, ſo mag Er auch ſo frühſtücken, aber ich muß allopatiſch traktirt werden. Ein Gabelfrühſtück mit allem Möglichen. Auf eine Motion zu Pferde bekomme ich ſtets einen unerhörten Appetit.

Und einen nie geſehenen Durſt! ergänzte Korntheuer.

Sie werden ein Frühſtück finden, verſetzte der Doktor, das nichts zu wünſchen übrig laſſen wird. Ein Frühſtück, das man mit Fug und Recht wird ein „Geneſungsmahl“ nennen können.

Nur viel Chablis! ſagte Schuſter.

Nur viel Bordeaux! kommandirte Sartory.

Nur viel Rheinwein! erſuchte Korntheuer.

Nur viel Champagner! wünſchte Krones.

Alles! Alles wird in Hülle und Fülle zu finden ſein!

Die Geſellſchaft empfahl ſich.

Raimund fragte den Doktor:

Und wann erlauben Sie, daß ich mich aufs Land begeben dürfe?

Schon in nächſter Woche. Aber dahin kann ich Sie nicht ſenden, wenn Sie nicht eine Haushälterin aufnehmen.

Wo finde ich eine ſolche, die einen Rekonvaleszenten zu behandeln verſteht und mit ihm Geduld hat?

Ich habe ſchon Eine, die wird Sie pflegen wie eine gute Mutter, und mit Ihnen Geduld haben wie eine barmherzige Schweſter. Ich habe ſie erprobt. Sie diente in einem Bürgerhauſe und war die Wärterin eines gemüthskranken Fräuleins, das faſt eben ſo viel litt als Sie. — Ich habe die Haushälterin hieher beſtellt. Ich kann ſie Ihnen empfehlen; ſie wird für Ihre homöopatiſche Küche ſorgen, denn das verſteht ſie perfekt.

Der Bediente meldete:

Eine Frau iſt im Vorzimmer. Sie gibt an, der Herr Doktor habe ſie hieher gewieſen.

Laſſe ſie eintreten.

Die Frau trat ein.

Sie machte Raimund einen höflichen Knix und ſah ihn dabei ſo vertrauensvoll an, als wenn ſie ſchon längſt mit ihm bekannt wäre.

So war es auch.

Raimund blickte ſie ebenfalls an und rief:

Ach Frau Suſanna! Sie ſinds? Sie wollen zu mir?

Kennen Sie dieſe Frau? fragte der Doktor.

O ja, recht gut! Sie iſt ja auch eine Leopoldſtädterin! — Ja, ja, Frau Suſanna, wenn Sie zu mir wollen, ſo bin ich ſehr vergnügt darüber; eine beſſere Pflegerin kann ich mir nicht wünſchen.

Das freut mich! verſetzte Lichtenfels. — Bei den weitern Verhandlungen habe ich nicht nöthig zugegen zu ſein! Ein Konſilium ruft mich zum Kaufmann Seelig. Ich ſehe Sie noch heute Abend, Raimund, und nehme jetzt nicht Abſchied.

Der Doktor ließ Raimund mit Frau Suſannen allein.

Euer Gnaden kennen mich alſo noch?

Wie vermöchte ich Sie zu vergeſſen!

Ach Euer Gnaden, was hat ſich Alles ereignet, ſeitdem wir uns nicht geſehen haben!

Ja wol, Frau Suſanna.

Ich bitte, Euer Gnaden, laſſen Sie doch das „Frau Suſanna“ weg; ich höre ſeit 58 Jahren auf den Namen Sandel, und glaube gar nicht, daß ich gemeint bin, wenn mich Jemand „Frau Suſanna“ anredet.

So laſſen Sie auch das „Euer Gnaden“ weg; ich kann es nicht leiden; ich bin der Schauſpieler Raimund und kein ſogenannter „gnädiger Herr!“ — Was macht meine Toni? Meine gute Toni, meine liebe, holde, herzliche Toni?

Ach, die hätten Sie bald nicht mehr geſehen! — Toni hat, als ihre Eltern, Ihnen ihre Hand verweigerten, eine Todeskrankheit ausgeſtanden. Kein Menſch hätte mehr einen Heller an ihr Leben geſetzt. Ihr Uibel war um ſo hartnäckiger, als ſie ihren Liebeskummer in ihr Herz verſchloß, und ſo den Gram im Innern wüthen ließ, und kein Menſch wußte, was ihr fehle! — Aber ich hab's heraus gebracht! — Ich bemerkte nämlich, daß, ſo oft ſie den Namen Raimund hörte, immer neu auflebte und mich mit tauſend Fragen über Sie beſtürmte. — Ich ließ nun nicht nach von Ihnen zu reden. Ich drang in ſie, mir ihren Gemüthszuſtand zu ſchildern. — Endlich fing ſie zu beichten an. Ich richtete ſogleich meinen Plan ein, ſie heiterer zu ſtimmen. Anfänglich ließen die Eltern den Doktor Pfennigbauer rufen; dieſer kurirte Antonie an der Auszehrung! — Er gab ihr ſo viele Medizinen, daß ſie täglich kränker wurde, dabei war er mit dem armen Kinde grob und ſchonungslos, wenn ſie ſeine Mixturen nicht maßweiſe verſchlingen wollte. — Da rieth Jemand den Eltern, Antonie homöopatiſch behandeln zu laſſen. Es wurde D. Lichtenfels gerufen. Ich ſage Ihnen, der hat die gute Toni mehr durch ſeine Neigung und Verehrung für Sie, Herr Raimund, als durch ſeine Pülverchen und Pillen kurirt. Immer mußte er vom Theater erzälen; ich wendete das Geſpräch ſo, daß ſtets Raimund und abermals Raimund der Hauptgegenſtand der Unterredung wurde.

Und erfuhr D. Lichtenfels, daß Toni und ich — —

Gott bewahre! Das blieb das tiefſte Geheimniß.

Das wundert mich!

Sie glauben, weil ein altes Weib nicht reinen Mund halten könne? O, wir alten Weiber können ſchon ſchweigen, wenn wir nur wollen, aber wollen müſſen wir!

Und ich hatte keine Ahnung von Antoniens Krankheit!

Was hätte es genützt! Sie waren ja noch kränker als Toni, Sie verheirateten ſich ja, und verheirateten ſich ſogar unglücklich, wurden zwar wieder beſſer, und ließen ſich ſcheiden, aber „kehre die Hand um“ wurden Sie rezidiv, und wollten ſich wieder mit Ihrer Frau vereinigen! — Die gute Toni hat Alles erfahren! Endlich wünſchte D. Lichtenfels, daß Toni aufs Land kommen ſolle, da ſchickten ſie ihre Eltern zu ihrer verheirateten Schweſter nach Mähren, und dort — erſt als ſie lange, lange, nichts mehr von Raimund hörte, als dort Niemand von ihm ſprach, als ſie ihn für immer aufgab, kam ſie wieder nach Wien zurück. Jetzt ging ihr das Herz auf, und ſie entdeckte der Mutter Alles. Was war die Folge? — Die Eltern beklagten ihren Starrſinn; jetzt möchten ſie dem Raimund zurufen: Nimm unſer Kind, damit es nicht neuerdings bis auf den Tod erkrankt, aber es iſt zu ſpät! — Ich aber, die geſchwiegen, und wie es noch Zeit geweſen wäre, Toni und Raimund mit einander zu verbinden, immer noch ſchwieg, wurde meines Dienſtes entlaſſen.

Alſo ſind Sie eigentlich Schuld, daß ich Toni nicht zur Frau erhielt? daß ich mich unglücklich verheiratete?

Gewiſſermaßen Ja, aber blos um Toni nicht zu verrathen, um nicht geſtehen zu müſſen, daß Toni unglücklich ſei, — um den Eltern keine Gewiſſensbiſſe zu verurſachen!

Sie unglückſelige Perſon! — Wer hilft mir nun aus dieſem Jammer! Meine Geſchichte iſt der des Romeo nicht unähnlich! Ich bin für Antonie verloren, weil ich wähnte, ſie ſei für mich verloren!

Ich bin nur glücklich, daß ich in Ihrem Hauſe bin. Ich hörte kaum, daß D. Lichtenfels eine Pflegerin für einen Kranken ſuche, ſo eilte ich zu ihm. Der Kranke waren Sie! Ich danke dem heiligen Johannes, daß er mich zu Ihnen geführt hat.

12. Liebeserklärung der Krones.

Raimund erholte ſich in Gutenſtein ſichtbar.

Frau Suſanna pflegte ihn mit aller Aufmerkſamkeit.

Damals ſchon entſtand in ihm der Wunſch, ſich in jener reizenden Gegend ein „Sorgenfrei“ zu gründen. Er ſah das ſchöne Haus, das ſpäter (im Jahr 1834) ſein Eigenthum wurde, das ihm aber von einem Wiener Bürger ſo zu ſagen, „ausgekauft“ wurde.

Antonie war während Raimunds Rekonvaleszenz ſein einziger Gedanke; nur von ihr fantaſirte er, nur von ihr träumte er, aber ſein liebſter Wunſch, ſie zu ſehen, ſie zu ſprechen, blieb unerfüllt.

Je mehr er mit Frau Suſanna von Antonien ſprach, deſto mehr verliebte er ſich in ſie, in dieſen Engel an Sanftmuth und Güte.

Die Ausflüge der Wiener hatten begonnen.

Die Parthien von „Baden“ aus, über „Pottenſtein,“ den „Hals“ nach „Gutenſtein,“ in die „Oedl“ zogen Tauſende in jene ſchönen Gegenden.

Damals gab es noch keine Eiſenbahnen. Eine Fahrt nach Gutenſtein glich einer kleinen Reiſe, aber für die Wiener war dies kein Hinderniß; an den Pfingſtfeiertagen pilgerten Schaaren nach Pernitz, nach dem Höllenthale, zu der „Sennerin“ und auf den Schneeberg. Gutenſtein war für alle Freunde der ſchönen Natur der Zielpunkt. Im Wirthshauſe zu Gutenſtein fand ſich Alles zuſammen.

Es war auch ein Wirthshaus darnach.

Raimund wohnte in dieſem renommirten Wirthshauſe.

Die erſte Perſon, welche Raimund in ſeinem Sansſouci aufſuchte, war Thereſe Krones.

Sie machte die Parthie mit einer Familie, welche im Sommer alljährlich, in Baden wohnte und in den „Feiertagen“ (Loſungswort der Wiener in der ſchönen Jahreszeit für Landausflüge) ſich nach dem wunderſchönen Gutenſtein ſehnte.

Thereſe durfte bei den „Exkurſionen“ dieſer Familie nie zurückbleiben.

Der Chef derſelben war ein ehemaliger Gold- und Silberdrathzieher, ein Mann von ſehr großem Vermögen, der, obgleich erſt fünf und vierzig Jahre zählend, ſo ausſah, als hätte er erſt fünf und dreißig Jahre zurückgelegt. Er hatte ſich von ſeinem höchſt lukrativem Geſchäfte zurückgezogen, um — noch im Beſitze ſeiner vollen Mannskraft — das Leben zu genießen.

Seine Frau war vierzig Jahre alt, aber noch immer ſchön und anziehend, (ſie hätte für die ältere Schweſter ihrer Kinder gelten können,) auch die Frau hatte die gleichen Anſichten von Genußfreuden, und die Söhne, 19 und 20 Jahre, und die Tochter 18 Jahre alt, waren echte Wiener Kinder, in Wolhabenheit erzogen, für alle Freuden empfänglich, zu welcher Jugend, leichter Sinn, heiteres Gemüth, Reichthum und Sucht nach Zerſtreuung berechtigen.

Daß die Familie Baumacker, welche vor 32 Jahren in Wien unter dem Namen der „Fidelen," in allen Kreiſen bekannt war.

Anſtöſſig erſchienen dieſe Leute durchaus nicht. Höchſtens wurden ſie prahleriſch und prunkſüchtig genannt. Als Perſonen, welche ſich vor Niemand genirten, ſchilderte man ſie etwas vorlaut, aber wie man in Wien oft dem widerwärtigſten Patron die tollſten Thorheiten verzeiht, wenn er nur Geld hat, ſo hatte man auch gegen dieſe Leute nichts, beſonders, da man wußte, daß ſie das beſte Herz für Nothleidende beſaßen, und keinen Armen, ohne ihn zu beſchenken, von ſich laſſen konnten.

In dieſer Geſellſchaft befand ſich Thereſe Krones, von welcher Geſellſchaft Vater und Mutter, die Söhne und die Tochter, jedes auf andere Weiſe, völlig verliebt in die Künſtlerin waren.

Thereſe ging allein zu Raimund.

Meine Freunde, dachte ſie, will ich ihm erſt vorſtellen, wenn er geneigt iſt, Fremde zu empfangen. Raimund iſt ein Sonderling, und zwar Einer, der noch dazu Launen hat, der an Leuten, welche ſeine Stücke nicht beinahe auswendig wiſſen, oder ihn als Schauſpieler für den größten Künſtler Wiens halten, oder ſich nicht beſonders gewandt auszudrücken wiſſen, keine Freude hat.

Zwar hatte Thereſe den Drathzieher Baumacker und die Seinen hinlänglich inſtruirt, was zu ſagen ſei, aber bei dem Mangel an eigentlicher Bildung dieſer Perſonen, befürchtete Krones, daß ihnen Etwas Unpaſſendes oder Ungeſchicktes entſchlüpfen könnte.

Krones verband aber mit dieſer Viſite bei Raimund noch Etwas Beſonderes.

Es flog ſie auf einmal eine große Neigung für den Meiſter Ferdinand an.

War es Eitelkeit oder Eroberungsſucht, ſie wußte es ſelbſt nicht; aber es würde ihr geſchmeichelt haben, wenn ſie auch den gefeierten Dichter und Bühnenkünſtler in ihren Liebesbanden hätte zappeln ſehen.

Thereſe war damals gerade ohne eigentliche Liaiſon; Raimund ſehnte ſich zwar nach ſeiner Antonie, allein bei der Ehrbarkeit und ſittlichen Reinheit der Geliebten konnte er an keine Verbindung mit derſelben denken, und ſo hoffte Thereſe das Interregnum im Herzen Raimunds zu benützen, und, wenigſtens auf kurze Zeit, ſich einen Sitz im Herzen Ferdinands zu verſchaffen.

Thereſe betrat die Wohnung Raimunds, und fand ihn gerade mit der Vollendung eines Gedichtes: „An Gutenſtein," beſchäftigt, das er in der „Theaterzeitung" abdrucken ließ, und welches damals mit großem Beifalle geleſen wurde.

Thereſe ſchlich ſich an den Dichter heran, und applizirte einen alten Spaß, indem ſie ihre Hände über ſeine Augen hielt, und mit veränderter Stimme rief:

„Wer iſt es?“

Raimund befühlte die Hände Thereſens und ſagte:

Der Landner!

Ei, pfui! antwortete Krones mit natürlicher Stimme und zog ihre Hände zurück: habe ich denn Pfoten wie das Mondkalb, der Landner?

Raimund lachte aus vollem Herzen und antwortete:

Ich habe Sie augenblicklich durch die vielen Ringe an Ihrer Hand erkannt.

Deſto ſchlimmer! verſetzte Thereſe, da hätten Sie ja Gelegenheit gehabt, mir ein recht hübſches Kompliment zu ſagen, und etwa ausrufen können die „mediziniſche“ Venus oder Venus die „frottirte“ (aphroditte) (zwei Späße, welche Krones oft im Munde zu führen pflegte).

Was Venus! erwiederte Raimund, Venus iſt eine Hexe gegen Sie; beſonders wie Sie heute ausſehen! — Beſucht man denn in einer ſolchen Toilette das Land? Sie erſcheinen ja als wenn Sie einen Ball betreten wollten.

Wenn man Eroberungen zu machen beabſichtigt, entgegnete Krones, ſo kann man ſich nicht genug putzen. Ich habe heute ſchon drei Mal den Spiegel zu Rathe gezogen; zuerſt in Baden, wo ich bei der Familie Baumacker wohne, dann auf dem Berge „Hals,“ nachdem mich der Wind ein wenig zerzauſte, und hier neben an, Nr. 17, 18, 19, in den Paſſagierzimmern, welche die Familie Baumacker für die beiden Pfingſtfeiertage gemiethet hat.

Alſo ſind Sie meine Nachbarin? Ich bewohne

Nr. 15 und 16, das iſt ja allerliebſt! — Doch Eroberungen wollen Sie machen? Was wollen Sie denn in Gutenſtein für Eroberungen machen? Etwa unſern Amtsſchreiber Heidig? Der iſt wohl die einzige „ledige" Perſon in dieſem Thale, aber der vermag nicht zu heiraten, weil er den Dampf hat!

Heiraten! Wer denkt ans Heiraten! entgegnete Thereſe, der Mann, den ich erobern will, kann mich, wenn ich auch wollte, ebenſo wenig heiraten als der Amtsſchreiber.

Hat er vielleicht auch den Dampf?

Etwas viel Schlimmeres! Er hat eine Frau und keine Frau, iſt ein Witwer und kein Witwer, iſt ledig und doch nicht ledig!

Dieſer Menſch hat alſo mein Schickſal!

Freilich! Weil Sie es ſelbſt ſind!

Warum nicht gar!

Auf Ehre!

Mich wollen Sie erobern?

Wäre es vielleicht nicht der Mühe werth?

Dies zu beantworten verbietet mir meine Beſcheidenheit. Aber machen Sie keine Späße!

Wenn ich einem Manne mein Herz antrage ſpaße ich nie!

Was ſoll denn da heraus kommen?

Fragen Sie doch nicht wie Einer, der erſt geſtern in der Welt angelangt iſt! — Iſt's Ihnen denn nicht ſelbſt ſchon eingefallen mit mir einen kleinen „Techtelmächtel" anzufangen? — Mir fiel es ſchon bei der Probe vom „Diamant des Geiſterkönigs" ein: Mariandel ſagte ich zu mir, dieſer Florian iſt wirklich nicht übel! —

Raimund lachte laut auf.

Dieſer Florian, ſagte ich ferner, iſt nie treu geliebt worden. —

Und dieſes Glück, erwiederte Raimund, ſoll mir durch Sie zu Theil werden?

Gewiß!

Wenn Sie mir dieſe Verſicherung in irgend einer Szene auf dem Theater geben würden, ſo lachte das Publikum, daß es nicht zu ſich käme.

Das Publikum traut mir weder Treue, noch Beſtändigkeit zu, ich weiß es; „aber ich bin beſſer als mein Ruf.“

Ich muß mir unſer Geſpräch aufſchreiben; ich bringe es nächſtens an. —

Raimund, wir ſind allein! So lange ich dieſes Mal in Gutenſtein bleiben kann, wird mir die Freude nicht mehr zu Theil, mit Ihnen unter vier Augen ſprechen zu können, denn meine Geſellſchaft hängt ſich an mich wie Kletten, daher frage ich Sie und bitte um ſchnelle Antwort: wollen Sie mir die Kour machen?

Die Kour mache ich Ihnen gerne; Sie gefallen mir ſchon längſt, aber mein Herz wird nicht viel davon wiſſen; ich fürchte Sie zu ſehr! Sie ſind ja eine Parodie aller ſentimentalen Liebe, und wenn Sie keine Venus ſind, ſo ſind Sie doch eine Diana, und zwar jene Jagdgöttin, die nur Hirſchgeweihe in ihrem Köcher hat!

Uiberzeugen Sie ſich vom Gegentheil!

Ich bin noch Patient und ſehr ſchwach, doch nicht ſo ſchwach, daß ich Ihren Scherz nicht erkennen ſollte. Ich danke Ihnen. Sie haben mich höchſt angenehm zerſtreut. — Uiber das Gedicht, das ich gemacht, hatte ich mich ohnehin in zu ernſte Gedanken vertieft. Ich hätte es nicht thun ſollen; mein Arzt hat mir jede geiſtige Anſtrengung verboten; ich bin

Ihnen daher verbunden, daß Sie mich von meiner poetiſchen Brütmaſchine befreit haben.

Aber ſo laſſen Sie doch mit ſich reden! Was muß ich denn thun, daß Sie mir glauben? — Soll denn ein Herz wie das Meine, nicht auch einer wahren Liebe fähig ſein?

Sie hätten früher anfangen ſollen einer beſtimmten Fahne zu folgen; jetzt ſind Sie das Deſertiren ſo gewohnt, daß Ihnen kein Werber mehr glaubt und nicht das geringſte Handgeld riskiren will!

Raimund mußte abermals lachen.

Ein herrliches Geſchöpf, die Krones! ſagte er. geſchaffen, um ſich bis zum Wahnſinn in ſie zu verlieben und —

Und? —

Raimund lachte neuerdings.

Endlich ſagte er:

Ich werde mir's überlegen! — Ich muß vorerſt meinen Doktor fragen, ob die Liebe der Krones eine homöopatiſche oder allopatiſche iſt; ob ich in ihren Banden nicht wieder in tiefe Melancholie verfalle.

Plötzlich wurde die Thür aufgeriſſen und hereinſtürzte ganz athemlos Frau Suſanna.

Herr Raimund! rief ſie, die Toni iſt da! mit ihren Schweſtern und ihren Eltern iſt ſie da! Sie ſind von Neuſtadt herüber gekommen, wo ſie Verwandte haben; der Landkutſcher hat mir Alles erzält. Toni und ihre Familie bleiben über die Pfingſtfeiertage in Gutenſtein!

Geſchwind! rief Raimund in höchſter Freude. Meinen blauen Frack und meinen weißen Hut! Ich muß hinab, ich muß trachten, ſie zu ſehen!

Erlauben Sie, verſetzte Krones, Sie brennen ja völlig! Wollen Sie nicht vorher Ihren Doktor fragen, ob dieſe Flamme homöopatiſch oder allopatiſch ſei? — Ich glaube, Sie haben ſich hidropatiſch, mit kaltem Waſſer behandeln zu laſſen, ſonſt verzehrt Sie die Liebesbrunſt!

Nehmen Sie es nicht übel! bat Raimund, aber ich muß fort, ich muß zu ihr! Leſen Sie indeß mein Gedicht: „An Gutenſtein.“ Wenn ich meine Toni geſehen und geſprochen habe, dann komme ich wieder! Verzeihen Sie, verzeihen Sie, liebe Krones, aber ich muß zu ihr!

Raimund ſtürzte fort.

Frau Sandel und Mamſell Toni hätte der Blitz nicht ungelegener herbeiführen können! rief Krones unwillig aus. Sagen Sie mir, Frau Suſanne, was haben Sie denn die Ankunft dieſes zimpferlichen Fräuleins zu melden gehabt? Sie verderben ja dem Doktor Lichtenfels die ganze Kur! — Raimund ſoll ſich nicht aufregen, und nun verſetzten Sie ihn in eine völlige Fieberhitze! Dies werde ich dem Doktor ſagen! Sind Sie eine homöopatiſche Krankenwärterin? Statt einer „Verdünnung“ reichen Sie ihm eine „Verdickung,“ denn dick iſt Fräulein Toni, daß man aus ihr drei Krones machen könnte!

Mein Gott! klagte Frau Suſanna, ich habe ja nicht ahnen können, daß Herrn Raimund gleich der Kopf brennen würde. —

Was, der Kopf! verſetzte Krones; das Herz brennt ihm! Und das iſt, wie bekannt, nicht zu kuriren durch die Homöopatie! Fragen Sie Doktor Lichtenfels! Er wird es Ihnen erklären. — Warum bin denn ich nach Gutenſtein gekommen, als um Raimund zu kalmiren! Ich machte die Reiſe gleichſam als „niederſchlagendes Pulver,“ doch Geduld, Madame! Morgen kommt der Doktor; ich gehe ihm bis Pernitz entgegen; er kann es nicht zu früh erfahren, was er für eine gewiſſenloſe Pflegerin ſeinem armen Patienten empfohlen hat; dann ſollen Sie zum längſten bei Raimund geweſen ſein!

Wenn ich aber Alles gut mache?

Wie wäre denn dies möglich!

Wenn ich zu Raimund ſage, Herr, täuſchen Sie ſich nicht mit vergeblichen Hoffnungen; bedenken Sie, daß Toni Sie nie beſitzen kann! Daß Toni weit mehr von Ihnen geſchieden iſt als Ihre Frau. —

Das wäre Etwas!

Wenn ich ihm, ſtatt von Toni zu ſprechen, von andern Dingen vorreden würde.

Das wäre wieder Etwas!

Laſſen Sie mich nur machen. Bis morgen ſoll Raimund umgewandelt ſein! Doch verſprechen Sie mir, daß Sie mich nicht bei dem Doktor anklagen wollen.

Ich werde ſehen!

Nein, verſprechen Sie es mir!

Gut, aber nur gegen eine Bedingung.

Ich erfülle jede.

Wirken Sie dahin, daß Raimund morgen mit mir und meiner Geſellſchaft in das „Höllenthal" fahre, geſchieht dies nicht, ſo ſollen Sie die Hölle auf der Welt haben.

Er ſoll ins Höllenthal.

Ich gehe zu meiner Geſellſchaft, auf Nr. 19. — Wo ſpeiſt Raimund?

Auf ſeinem Zimmer.

Nicht im Speiſe-Salon?

Gott bewahre! Dort hat man nur allopatiſche Bewirthung!

Richtig! Dies beruhigt mich!

Nun, freue Dich, Raimund! ſagte Krones, indem ſie ihre Geſellſchaft aufſuchte, ſo leicht gebe ich Dich nicht auf! Es wird von meiner Seite noch ein

Sturm auf Dich verſucht; wankſt Du nicht — dann habe ich das Meinige gethan! Ich überzeuge mich dann, es ſolle nicht ſein! — Auch gut!

14. Zwei Tage in Gutenſtein.

Raimund eilte auf die Straße, aber er fand von Antonien und ihrer Familie keine Spur.

Er lief in das Wirthshaus zurück, ſuchte den Kutſcher auf, der Antonie von Neuſtadt nach Gutenſtein gebracht; der Kutſcher war nach der „Oede" gefahren, und wohin die Familie den Weg genommen, davon wußte im Wirthshauſe niemand etwas zu ſagen.

Krones ſtand am Fenſter ihres Zimmers, erblickte Raimund und rief ihm zu:

Verziehen Sie fünf Minuten und ich helfe ſie Ihnen ſuchen.

Raimund machte dieſer Antrag ſtutzen.

Ein ſonderbares Ding! ſagte er für ſich. Vor einer halben Stunde machte ſie mir eine förmliche Liebeserklärung und jetzt will ſie mir meine Herzensflamme aufſuchen helfen!

Krones kam mittlerweile herab aus ihrer Wohnung, hing ſich an Raimunds Arm, und ſagte:

Herr Baumacker erzälte mir, daß er eine Familie aus Wien nach dem Trappeliſchen Hauſe haben fragen hörte. Nach der Beſchreibung war Toni dabei; ein kleines, rundes Mädchen mit allerliebſten ſchwarzen Augen und mit einem Schweizerhute, ferner mit zwei Schweſtern, mit einem Papa, etwas bedächtig und einer Mama, ein bischen ſchlimm. Das ſind die Perſonen, welche wir finden müſſen, und das Trappeliſche Haus dazu!

O das Trappeliſche Haus kenne ich perfekt, erwiederte Raimund, das wollte ich mir ſelbſt kaufen, aber ich kam zu ſpät!

Raimund wollte im Dupplirſchritte vorwärts, doch Krones hielt ihn zurück.

Sie werden ſich doch keine Lungenſucht an den Hals laufen wollen? ſagte ſie. Sie ſchwanken ja noch, als wenn Sie erſt geſtern aus dem Spitale gekommen wären! —

Sie wollen ihr Herz von Innen und Außen erhitzen, fuhr ſie fort, das geht nicht! Zudem brennt die Sonne in dieſem Thale ſo heiß, daß ſie in Oſtindien nicht heißer brennen könnte; endlich wäre es auch beſſer, Fräulein Antonie ganz wie zufällig zu begegnen, als ſie in einem fremden Hauſe aufzuſuchen. Was können wir denn als Vorwand angeben, um bei Herrn Trappel einzudringen? Und wer iſt denn Herr Trappel?

Herr Trappel iſt ein reicher Bäckermeiſter von Wien, übrigens wie ich erfahren habe, ein ſehr braver, guter, artiger Mann, bekannt unter dem Namen: „Der ſtarke Bäck" weil er Kräfte wie ein Bär beſitzt. Da nun Herr Trappel ein guter Mann iſt, weshalb ſollten Krones und Raimund nicht bei ihm Gaſtrollen ſpielen dürfen? — Wir wollen ihn kennen lernen, und ſein Haus bewundern; iſt das etwas Schlechtes?

Schlecht iſt es nicht; aber gut iſt es auch nicht! Sie werden die arme Toni nur in Verlegenheit ſetzen. Wenn Sie eintreten, wird ſie über und über roth werden; die Eltern werden dies bemerken, und wer weiß, was das für Folgen hat.

Haben Sie die Meinung, daß Toni nur in einem Zimmer roth werden könne? O ſie wird es unter Gottes freiem Himmel auch, davon habe ich mich ſchon überzeugt.

Das iſt ganz Etwas anderes! das kenne ich beſſer!

Sind Sie denn ſchon ein Mal roth geworden?

Ja! Es iſt freilich ſchon ſehr lange, ich war damals ein ganz kleines Mädchen, neun Jahre alt. — Und über was wurden Sie denn roth?

Uber einen Huſaren-Officier, der mich in die Wange kneipte und fragte: Wie heißt Du denn, Du kleines, neckiſches Ding?

Und ſeit jener Zeit ſind Sie nicht wieder roth geworden?

Ich kann mich nicht erinnern.

Während dieſes Geſpräches kamen Raimund und Krones dem Trappeliſchen Hauſe immer näher.

Ein Herr kam mit zwei Damen einher.

Der Herr lachte ganz ausgelaſſen; die Damen machten ihm ungemein viel Spaß; die drei Perſonen benahmen ſich überhaupt mit einer Frechheit und Ungenirtheit, die ſelbſt auf dem Lande, wo man ſich allerdings weniger Zwang anlegt, höchſt unangenehm auffiel.

Die Weiber, die da kommen, kenne ich von Wien aus, ſagte Krones, die eine iſt eine gewiſſe Madame Loth, wegen ihres Schlaraffenlebens „Lothe Weib“ genannt, die andere iſt ihre Schweſter.

Und den Herrn, verſetzte Raimund, kenne ich; das iſt der, aus dem Zuchthauſe, wo er wegen falſcher Wechſel zur Kettenſtrafe verurtheilt ſaß, entlaſſene Herr Lawinger. Für Einen, der fünf oder ſechs Jahre mit Eiſen an den Füßen herumſprang, iſt dieſer Patron kreuzfidel! — Ich habe ihn einmal beim Sperl nach einem Balle durchgeprügelt. Vielleicht erinnert er ſich noch!

Und ich habe die dicke Frau Loth wegen Betrug bei der Polizei verklagt, verſetzte Thereſe; kniefällig bat ſie mich, ſie nicht unglücklich zu machen. Frau Loth iſt die ſchamloſeſte Wucherin der Welt.

Sie hat mir plattirte Leuchter für ſilberne verkauft. Ich bin neugierig, ob dieſes ſchändliche Weib noch ferner lachen wird, wenn ich ihr näher komme.

Herr Lawinger, Frau Loth und ihre Schweſter kamen nun ganz nahe an Krones und Raimund heran.

Mit einer Unverſchämtheit ohne gleichen, ſchrie Lawinger:

„Der Florian und die Mariandl!“

Frau Loth und ihre Schweſter lachten über dieſen ſchlechten Spaß.

Ich habe geglaubt, Er iſt krank! ſagte die Schweſter der Loth ganz laut.

O nein, Er iſt geſund! erwiederte Frau Loth, denn es gehört ein geſunder Magen dazu, mit dieſer Perſon ſpazieren zu gehen!

Das war Raimund zu viel.

Den Spaß mit „Florian und Mariandl“ hätte er vielleicht dem Schufte Lawinger verziehen, oder ſich ſo benommen als hätte er ihn nicht gehört, aber ein Frauenzimmer beleidigen zu laſſen, welches er am Arme führte, die Krones beſchimpfen laſſen, welche er als Künſtlerin hochſchätzte, das vermochte er nicht.

„Ihr Lumpenpack!“ herrſchte Raimund dem unſaubern Kleeblatt zu, „was erlaubt Ihr Euch, uns auf offener Straße zu beleidigen! —“

Ereifern Sie ſich nicht! Monſieur Florian, erwiederte Lawinger, wir wußten nicht, daß Sie Ohren haben, welche ſo weit reichen, um uns hören zu können. —

Schuft! tobte Raimund, nicht Florian, ſondern Raimund heiß ich, und Gott ſei Dank! Ich habe es nicht nöthig, meinen Namen zu verläugnen, wie vielleicht Du, den man nicht nennen kann ohne an das

Zuchthaus erinnert zu werden, das Dich, Elenden, viel zu früh entlaſſen hat.

Lawinger ſprang über dieſe Worte wie ein Wüthender auf Raimund zu. Er ſchwang ſeinen Knotenſtock.

Das ſoll Dir, dem ich noch vom Sperl her, Etwas ſchuldig bin, jetzt vergolten werden, brüllte Lawinger, verwünſchter Komödiant!

Lawinger hätte den kranken Raimund ſehr leicht überwältigen und mißhandeln können, wenn nicht ein kräftiger Mann im Fluge einhergekommen wäre, Lawinger den Stock aus der Hand geriſſen und weit fortgeſchleudert hätte.

Mittlerweile kam eine ganze Geſellſchaft herbei und unter dieſer Toni mit ihrem Vater, ihrer Mutter und ihren Schweſtern.

Andere Leute liefen ebenfalls herzu.

Da Lawinger in ſeiner Wuth immer wieder auf Raimund eindrang, ſo packte ihn der kräftige Mann bei der Bruſt, und legte ihn wie einen Kegel, den die Kugel umgeworfen, ins Gras, Lawinger ganz ruhig fragend:

Wollen Sie jetzt ruhig ſein oder ich werfe Sie da in den Bach, und bei dem Hochwaſſer ſollen Sie gewiß nicht mehr heraus kommen, wenn Sie nicht ſchwimmen können.

Der alſo ſprach und Beſitzer von ein paar Fäuſten war, mit denen man in die Veſte Gutenſtein hätte eine Breſche ſchlagen können, war der Bäckermeiſter Trappel, genannt „der ſtarke Bäck.“

Lawinger entwand ſich Trappels Händen und ſtand auf.

Ich will ruhig ſein! ſagte er, aber meiner Rache entkommt er nicht. Kommen Sie Frau von Loth und Fräulein Lotti. — Monſieur Raimund! rief er, merken Sie ſich's! Ich habe jetzt über zwei Dinge mit Ihnen quitt zu werden! Ich werde es ſicher!

Lump! ſagte Raimund, wäre ich von meiner langen Krankheit nicht noch entkräftet, ſo hätte ich bei Dir die Lektion vom Sperl hier wiederholt!

Lawinger und ſeine Begleiterinnen gingen die Wieſe, auf welcher ſich dieſe Szene zutrug, und dem Bache entlang, fort.

Thereſe ſtand ſprachlos.

Antonie begab ſich zu ihr und redete ſie an.

Ich danke Ihnen, ſagte Raimund zu Trappel: Sie haben mich vor Mißhandlungen geſchützt.

Was war denn die Veranlaſſung zu dieſem Auftritte? fragte Antoniens Vater. Ich glaubte der Zuchthäusler Lawinger würde ſich nie mehr unter honnette Menſchen wagen?

Wie könnte er denn ſonſt ſeine Wuchergeſchäfte, die er jetzt mehr denn je betreibt, ausüben, wenn er ſich vor der Welt zurückzöge, antwortete Trappel. Jetzt erſt iſt er vollendeter Schurke geworden, und die Frau Loth und ihre Schweſter ſind ſeine Helfershelferinnen. Ich kenne dieſes Geſindel, das jetzt noch mehr die Leute „ausraubt" denn je!

Raimund erzälte nun den ganzen Hergang, aber ziemlich konfus.

Er ſah Toni wieder.

Lawinger war ſchnell vergeſſen; die Beleidigungen, welche ihm Lawinger zugefügt, waren vergeſſen, Raimund drängte ſich an Toni, unter dem Vorwande, Thereſe ſeine Theilnahme zu bezeigen, deßhalb ſagte er:

Krones, Sie haben recht viel Angſt gehabt um mich, und ich um Sie, denn hätte mich der Hallunke überwunden, ſo wären in dieſem Augenblicke auch ſeine beiden Kebsweiber über Sie hergefallen; das wäre dann ein unvergeßlicher Pfingſtſonntag geworden.

Wohin begeben ſich Herr Raimund und Fräulein Krones? fragte Antoniens Vater.

Ins Wirthshaus zurück nach Gutenſtein.

Das iſt auch unſer Weg! verſetzte Trappel. — Ich bin noch nicht ganz heimiſch in meinem Hauſe; es fehlt mir noch das Nöthigſte, die Küche, und ich muß meine heutigen Gäſte ins Wirthshaus führen. — Herr Raimund und Fräulein Krones, wollen Sie ebenfalls an meinem Tiſche vorlieb nehmen? Ich bin ein Wiener Bürger, und von dieſen weiß man ja, daß ſie niemals auf Gaſtfreundſchaft vergeſſen.

Ich danke Ihnen, erwiederte Raimund, ich muß leider nach dem Speiszettel meines Arztes ſpeiſen, dies geſchieht auf meinem Zimmer, aber in dem Augenblicke, in welchem ich mein frugales Mahl eingenommen habe, ſetze ich mich an Ihre Tafel, und freue mich, in dem Kreiſe ſo edler Menſchen verweilen zu dürfen.

Und ich, erwiederte Krones, bin ſchon invitirt. — Aber meine Geſellſchaft muß ihren Tiſch in die Nähe dieſer Geſellſchaft bringen laſſen; dann wollen wir ſo konverſiren, als wenn wir alle eine Verſammlung ausmachten.

Krones ſchloß ſich wieder an Antonie. — Sie hoffte, Raimund würde ſich dem Vater derſelben und Meiſter Trappel anſchließen, aber Raimund eilte zu der Angebeteten. Der Zug wanderte nach dem Wirthshauſe in Gutenſtein.

Von ſeiner Liebe vermochte Ferdinand mit Antonien nicht zu ſprechen; er hätte ſie mit jedem Worte in die größte Verlegenheit geſetzt, da Thereſe ſehr ängſtlich zuhörte, aber mit Blicken ſagte er ihr, was er fühle, und ſie verſtand ihn.

Man trat in den Speiſeſaal in Gutenſtein.

Thereſe eilte zu ihrer Geſellſchaft, und erzälte jetzt unter Lachen ihre und Raimunds Abenteuer.

Thereſe machte die Familie Baumacker mit der Familie Trappel und Antoniens Eltern und Geſchwiſtern bekannt, und ruhte nicht eher, bis der Wirth in Gutenſtein einen Tiſch für ſechzehn Perſonen decken ließ, an welchem alle Platz hatten, die ſich ſo ſchnell zuſammengefunden.

Krones that noch mehr.

Sie erſuchte den Wirth, wenn etwa Herr Lawinger und ſeine Konkubine im Speiſeſaale ſich einfinden ſollten, ihnen die Aufnahme zu verweigern.

„Herr Lawinger beſtellte ein Eſſen auf ſeinem Zimmer,“ entgegnete der Wirth. „Es iſt daher nicht nöthig, ihm den Eintritt in den Saal zu verweigern.“

Man ſpeiſte um ein Uhr.

Nie verſchlang Raimund ſeine Malzeit auf ſeinem Zimmer ſo ſchnell, als an dieſem Tage.

Um zwölf Uhr ſetzte ihm Frau Suſanna ſeine Suppe, ein halbes Poulard und Kompot vor. — Um viertel auf ein Uhr war er damit fertig.

Er wollte den Platz neben Antonien erobern.

Es gelang ihm ohne Mühe.

Wollten wir dieſes fröhliche Mahl beſchreiben, wir müßten, um die humoriſtiſchen Einfälle, die unverſiegbare Laune Thereſens zu ſchildern, unſere Mittheilungen um ein paar Druckbogen erweitern.

Thereſe elektriſirte die ganze Geſellſchaft durch ihren Witz.

Die übrigen Gäſte des Wirths in Gutenſtein, welche ſich an andern Tiſchen befanden, und deren Anzahl ſehr namhaft war, kamen nicht dazu, ſich gegenſeitig zu beſprechen.

Der Wirth war der Schwager des Hofſchauſpielers Weber aus Wien.

Weber und eine Kotterie junger, heiterer Leute war mit ihm anweſend.

Die Freunde Webers waren als gute Geſellſchafter bekannt. In der Nähe Thereſens verſtummten ſie und hörten nur ihr zu.

Manchmal wurde das Gelächter ſo allgemein, ſo unaufhaltſam, daß Meſſer und Gabel, Löffel und Gläſer ganz unbeachtet blieben; man aß und trank nicht, man fand nicht Zeit hiezu, man hörte zu und mußte lachen.

Raimund war glücklich.

Ueber Thereſe Krones vergaß man ihn und Antonien.

Heimlich ſprachen dieſe mit einander.

Was ſie ſich geſagt, weiß der Verfaſſer dieſer Erzählung nicht anzugeben; wenn auch nicht Liebe, ſo gelobten ſie ſich doch Freundſchaft — Freundſchaft bis zum Tode.

Die große Tafelrunde, aus ſechzehn Perſonen beſtehend, beſchloß, ſich an den beiden Pfingſtfeiertagen nicht zu trennen.

Für den Nachmittag wurde eine Partie nach dem Mariahilfer-Berge verabredet.

Für den andern Tag ein Ausflug nach dem Höllenthale und ein Mittageſſen bei dem ſogenannten „Höchbauer.“

Der zweite Pfingſtfeiertag ward ebenſo heiter zugebracht.

Raimunds Glück war ſo groß, daß es auf ſeine Geſundheit den beſten Einfluß übte.

Bei dem „Höchbauer“ konnte Raimund nicht auf homöopatiſche Weiſe bewirthet werden; er machte ſich alſo einen eigenen Speiſezettel, und traf es recht gut.

Erſt ſpät Abends kehrte die Geſellſchaft nach Gutenſtein zurück.

Als Antonie, welche im letzten Wagen mit ihren Eltern fuhr, im Wirthshauſe in Gutenſtein abſtieg, bemerkte ſie, — obgleich es ſchon ſehr dunkel geworden, — einen langen magern Mann mit zwei Kerlen, die Flinten auf dem Rücken hatten, im Geſpräche.

Der lange, magere Mann machte die Kerle (es waren Wildſchützen) auf Raimund aufmerkſam.

Werdet Ihr ihn Euch jetzt merken? fragte Lawinger (denn er war es) die Schützen.

Wir kennen ihn ohnehin! antwortete der Eine.

Er geht ja alle Tage auf die Brettermühl hinaus! ſetzte der Andere hinzu.

Um fünf Uhr Morgens, ergänzte Lawinger. Daß er täglich Morgens, um ſechs Uhr, ſeinen Spaziergang antritt, das habe ich dem Hausknecht des Wirths entlockt. — Seht Ihr Raimund vom weiten kommen, ſo benehmt Euch ſo, als wenn Ihr Händel mit einander hättet. Ringt um eine Flinte, und wendet ſie ſo, daß ſie losgeben muß, wenn er in Euere Nähe kommt. Nur in die Füſſe ſchießt ihn, mehr verlange ich nicht; gebt ihm eine Ladung Schrott in die Schenkel! — Dafür bezahle ich Euch hier 50 fl. und habt Ihr gut getroffen, ſo holt Euch im Wirthshauſe zu Pottenſtein noch 50 fl., vielleicht gebe ich Euch noch mehr. —

Toni gerann das Blut zu Eis.

Was Lawinger noch mit den beiden Spitzbuben abkartete, auf welche Weiſe ſie das Handgeld der Hölle, nach der Schandthat, erhalten ſollten, vernahm ſie nicht, denn ſie wankte mehr als ſie ging, in ihr Zimmer. Da angekommen, ergriff ſie ein Blatt Papier und ſchrieb den banditenmäßigen Anſchlag auf Raimund, unter Thränen nieder.

Was haſt Du? fragte die Mutter. —

Ich werde es Ihnen mittheilen, wenn wir von Gutenſtein fort ſind, erwiederte Toni. Jetzt erheiſcht es die Vorſicht, daß ich ſchweige. —

15. Das Attentat.

Die Zeilen, welche Toni ſchrieb, waren für Raimund beſtimmt. Sie enthielten eine Warnung vor Lawinger. Antonie ſchilderte das Attentat, das gegen ihn verabredet wurde.

Der Vater bemerkte die Heimlichkeiten Tonis mit Raimund. Er wollte dem Verſtändniſſe ein Ende machen, und hatte beſchloſſen, ſchon um vier Uhr am andern Morgen aufzubrechen und nach Wien zu fahren.

Es war ſonach Gefahr im Verzuge.

Toni konnte Raimund nicht mehr ſprechen. Sie ſuchte deshalb Frau Suſanna auf und bat ſie, ihren Brief Raimund, aber erſt am andern Morgen, wenn er zum Fortgehen bereit ſei, zu übergeben.

Sie wollte Raimund keine ſchlafloſe Nacht bereiten.

Am andern Morgen nach den Pfingſtfeiertagen, begab ſich die Familie Toni's um vier Uhr Morgens, auf den Weg nach Wien.

Als im Wagen, Toni ihren Eltern den frevelhaften Anſchlag Lawingers entdeckte, zankte der Vater mit ihr.

Du hätteſt mir geſtern noch die ſchändliche Abſicht des Elenden mittheilen ſollen, ſagte er. Wie leicht kann ein unglücklicher Zufall, Deine Warnung vereiteln. — Ich kann mich darüber nicht hinausſetzen; wir wollen, da wir auf unſerm Heimwege an Trappels Haus vorüber müſſen, Trappel von dem ſträflichen Vorhaben in Kenntniß ſetzen. Er kennt die obrigkeitlichen

Perſonen von Gutenſtein. Ehe noch der abſcheuliche Verſuch gemacht wird, müſſen die Leute, die ihn ausführen ſollen, ſammt ihrem Anſtifter verhaftet werden.

Der Vater Toni's war ein Profet.

Die alte Suſanna, eingeſchüchtert durch die Drohungen Thereſens, hatte nicht den Muth, ihrem Herrn den Brief Antoniens zu übergeben, und ſo verließ Raimund am Morgen um ſechs Uhr, nach den Pfingſtfeiertagen, ſein Zimmer in der doppelten Abſicht, Toni noch ein Mal zu ſehen, und dann ſeinen gewöhnlichen Spazierweg nach der Schneidmühle anzutreten.

Toni war bereits abgereiſt mit ihrer Familie.

Raimund erklärte ſich wol die Urſache. Er bemerkte es ſehr gut, daß die Eltern und namentlich der Vater, dem Herzensbündniß zwiſchen ſeiner Tochter und Raimund entgegen treten werden, aber es ſchmerzte ihn dennoch; daß er die Geliebte nicht mehr ſehen, und ſprechen konnte.

In ſich verſunken und mit Antoniens Bilde beſchäftigt, trat er den Weg nach der Mühle an.

Indeß wurde es lebendig im Wirthshauſe zu Gutenſtein.

Herr Baumacker und Familie rüſteten ſich ebenfalls zur Reiſe.

Thereſe drang darauf, zeitlich nach Wien zu kommen, weil ſie am Pfingſtdinstage die Hauptrolle in „Herr Joſef und Frau Waberl" zu ſpielen hatte. Thereſe ſelbſt rief noch dem Kutſcher und trieb ihn an, den Wagen bereit zu halten.

Als ſie zu dem Ende ein Fenſter im Korridor des Gaſthauſes öffnete und mit lauter Stimme

„Chriſtof, einſpannen!"

ſprach, kam Frau Suſanna aus ihrer Stube und theilte Thereſen mit:

Da ſehen Sie, wie gewiſſenhaft ich Ihre Wünſche befolge! — Sie haben mir aufgetragen, Raimunds Neigung zu Fräulein Toni nicht zu begünſtigen. Ich befolgte Ihren Auftrag. Dieſen Brief von Antonien an ihn, habe ich zurück behalten. Ich liefere denſelben Ihnen aus. Nun werden Sie mich doch nicht bei Doktor Lichtenfels anklagen.

Der Brief iſt offen; haben Sie ihn nicht geleſen?

Da müßte ich erſt leſen gelernt haben! verſetzte Suſanna.

Thereſe warf einen Blick in den Brief.

Heiliger Gott! rief ſie. Dieſen Brief muß Raimund ſogleich leſen! Der verfluchte Schurke Lawinger! — Wo iſt Raimund?

Wie alle Tage, iſt er ſchon um ſechs Uhr ausgegangen.

Wohin? Wohin? fragte Thereſe mit ſteigender Angſt.

Nach der Schneidmühle, wohin er ſich täglich begibt.

Schon lange?

Vor einer Viertelſtunde!

Mein Himmel! Wenn es nur nicht ſchon zu ſpät iſt! Ich muß ihm nach! Ich muß ihn retten!

Was iſt denn vorgefallen?

Ich eile; Ihnen ſage ich nur, daß Sie die bornirteſte Perſon ſind, welche je auf der Welt gelebt hat!

Krones ſtürzte wie eine Wahnſinnige fort, den Brief in der Hand haltend.

Herr von Baumacker und Sohn ſahen Thereſe über die Stiege eilen. Sie riefen ihr zu; aber ſie hörte nicht, und lief wie ein aufgeſcheuchtes Reh.

Was iſt denn geſchehen? fragte Vater Baumacker.

Weiß ich's! antwortete Frau Suſanna. Die

Mamſell Krones iſt ja ganz verrückt! — Als ſie ehevorgeſtern von Wien hier ankam, und Raimund eine Viſite machte, zankte ſie mich aus und machte mir Vorwürfe, daß ich Raimunds Neigung zu Fräulein Toni begünſtigte. Bei ſeinem Arzte, ſagte ſie, wolle ſie mich verklagen, und meinen Dienſt ſolle es mich koſten! — Nun wollte ich anders handeln; das Verſtändniß der Liebenden nicht mehr begünſtigen, zu welchem Zwecke ich einen Brief Tonis an Raimund nicht übergab, ſondern dem Fräulein Krones einhändigte. Dies war auch wieder nicht recht. Sie nannte mich die bornirteſte Perſon von der Welt, geberdete ſich wie eine Beſeſſene, endlich lief ſie fort, als wenn ſie die Tarantel geſtochen hätte.

Fräulein Krones las dieſen Brief? fragte Vater Baumacker.

Ja. Uiber ſeinen Inhalt erſchrack ſie heftig.

Gewiß enthält er etwas Gefahrdrohendes für Raimund.

Wahrſcheinlich! erwiederte Suſanna, weil Krones ausrief: Dieſen Brief muß Raimund ſogleich leſen! Dabei ſagte ſie: Der verfluchte Lawinger!

Indeß ſchlich Lawinger aus ſeinem Zimmer, und wollte allein, ohne ſeine beiden Damen, fort. Er hatte ſich einen ſogenannten Steirerwagen durch den Hausknecht beſtellen laſſen, welcher Wagen aber nicht auf die Minute eintraf, worüber Lawinger ganz außer ſich gerieth.

Vater, ſagte der Sohn heimlich zu Baumacker, gewiß hat dieſer Herr, Etwas gegen Raimund im Sinne; Thereſe erzälte, daß er ihm mit ſeiner Rache gedroht.

Baumacker betrachtete Lawinger.

Lawinger hielt die Blicke Baumackers nicht aus. — Er rief dem Hausknecht ungeſtüm.

Lump! ſchrie er über das Fenſter in den Hof, befolgſt Du auf ſolche Weiſe meine Befehle?

Ich kann nichts dafür, daß ſich der Bauer mit dem Wagen verſpätet, antwortete der Hausknecht, der Bauer kommt von der Schneidmühle! Ich will ihm entgegen gehen!

Nein, nein! tobte Lawinger. Von der Schneidmühle einen Wagen zu dingen, unterſagte ich Dir ausdrücklich!

Bei der Schneidmühle muß Raimund eine Gefahr drohen! ſagte Suſanna Herrn Baumacker ins Ohr.

Ich will mir das Reitpferd des Wirths ausborgen, lärmte Lawinger. Hausknecht, laſſe es mir ſchnell ſatteln. Ich folge Dir auf dem Fuße.

Halt! rief Baumacker. Ihr Dringen nach der Abreiſe kommt mir verdächtig vor. Herr Lawinger, ſagte Baumacker, ich laſſe Sie nicht fort bis ich über Raimunds Schickſal beruhigt bin. Von jener Mühle droht ihm Gefahr. Sie hatten geſtern Streit mit ihm; Sie ſchwuren ihm Rache! — Sie kommen mir nun nicht von der Stelle!

Lawinger kam außer ſich.

Was kümmert mich Raimund! tobte er. Ich habe Geſchäfte! Ich laſſe deshalb meine Damen zurück, weil ich wiederkommen werde, und dafür, daß Sie mich verdächtigen, werde ich Sie zu finden wiſſen!

Ich bin bereits zu finden, und damit ich Sie auch wieder finde, behalte ich Sie gleich hier. Hausknecht! rief Baumacker über das Fenſter: des Wirths Pferd wird nicht geſattelt! Sollte der beſtellte Steirerwagen ankommen, ſo wird er weggeſchickt. Ich verantworte es. —

Was unterſtehen Sie ſich! fuhr Lawinger auf.

Gegen Sie? — Gegen einen Elenden, wie Sie ſind, kann man ſich Alles unterſtehen! — Und jetzt machen Sie mir keine Geſchichten, oder ich packe Sie wie der Bäckermeiſter. Ich habe auch ein paar tüchtige Fäuſte. Augenblicklich begeben Sie ſich auf Ihr Zimmer. Ich werde es abſperren und Sie bewachen laſſen wie einen Arreſtanten.

Folgen Sie meinem Vater und reizen Sie ihn nicht zum Zorne! ſagte der junge Baumacker. Er raunt Ihnen ſonſt ein paar Worte ins Ohr, daß Sie blaß werden ſollen wie eine Mauer!

Ja, Ihnen und Ihren Damen, verſetzte Vater Baumacker, werde ich eine Geſchichte von einem verſetzten Schmucke erzälen, die Sie noch ein Mal dahin bringen ſoll, wo Sie unlängſt waren.

Lawinger entfärbte ſich.

Meinen Namen werde ich Ihnen ebenfalls mittheilen, dann werden Sie wol begreifen, daß wenn ich gegen Sie auftrete, daß Sie verloren ſind.

Lawinger entfernte ſich wie vernichtet.

Baumacker ſperrte die Thüre hinter Lawinger ab und ſteckte den Schlüſſel zu ſich.

Uiber das Fenſter wird er mir nicht entkommen, verſicherte Vater Baumacker. Ich biete das ganze Wirthshaus gegen ihn auf. Ich laſſe das Hofthor ſchließen. Komm' mit mir, Eduard, wir wollen dem gewiſſenloſen Schurken beweiſen, daß er gegen uns nicht aufzukommen vermag.

* * *

Raimund nahm, während dieſe Szenen im Wirthshauſe vorgingen, ſeinen Weg, ohne Etwas Böſes zu ahnen, zur Mühle.

Dort erblickte er wie ein Geſpenſt bleich und ängſtlich Toni, welche ihm zurief:

Nicht weiter, Ferdinand! Um Gottes willen, nicht weiter!

Raimund wollte in freudiger Uiberraſchung auf Toni zu eilen.

Fliehen Sie! rief Antonie, fliehen Sie!

Raimund wich zurück.

Mein Gott! Mein Gott! Haben Sie denn meinen Brief nicht erhalten? fragte Antonie.

Einen Brief? Nein — nein!

Dann fliehen Sie! ſogleich fliehen Sie! Ich beſchwöre Sie beim allmächtigen Gott! bat Antonie händeringend.

Im Hauſe des Herrn Trappel ſehen wir uns! Fliehen Sie dahin!

Während Raimund noch mit ſich kämpfte, ob er umkehren oder ihr folgen ſollte, eilte Toni fort von ihm, und gerade an den Ort, an welchem ihm, wie es ſchien, Gefahr drohte. Er ſah ihr nach.

Toni winkte ihm, ihr nicht zu folgen. Plötzlich ertönte ein ſo ſtarker Schuß, daß das Echo im Walde erbebte.

In dieſem Augenblicke ſtürzte Krones ganz athemlos auf Raimund zu.

Sie war ſo erſchöpft, daß ſie nicht ſprechen konnte, Sie hielt Raimund den Brief entgegen und ſank dann ermattet, auf dem Raſen vor ihm nieder.

Mein Gott! Mein Gott! rief Raimund, was geht denn hier vor?

Er ſprang Thereſe bei.

Laſſen Sie mich! ſagte ſie mit beinahe gebrochener Stimme. Ich werde mich erholen! Leſen Sie dieſen Brief von Toni, und retten Sie ſich dann ungeſäumt! Die Mörder haben ſchon geſchoſſen! Gott weiß es, wen ſie getroffen. Raimund, entfernen Sie ſich, man trachtet nach Ihrem Leben!

Raimund las den Brief!

Schändlich! rief er, ſchändlich! Da aber der Anſchlag auf mich entdeckt zu ſein ſcheint, ſo werde ich ja keine Gefahr mehr beſorgen dürfen?

Indeß erhob ſich ein fürchterliches Geſchrei.

Ein Haufe Holzknechte wälzte ſich heran; die Jäger der Herrſchaft umgaben den Troß, in deſſen Mitte man die beiden Wildſchützen gefeſſelt bemerkte, welche gegen Raimund gedungen waren.

„Es war die höchſte Zeit!“ ſagte der Verwalter von Gutenſtein, der mit dem Bäckermeiſter Trappel und Antoniens Vater den beiden Arreſtanten folgte, daß wir kamen. Noch fünf Minuten, und Raimund hätte ſicher den Punkt erreicht, auf welchem er ein Opfer der Banditen geworden wäre. Sie hatten ihn kaum von Ferne bemerkt, ſo befolgten ſie auch ſchon das angeordnete Manöver. Wenn ihm eine Ladung von den Schrotten, wie dieſe Wildſchützen führen, durch den Leib gegangen wäre, ſo hätte er ſicher ausgelebt.

Steht! befahl der Verwalter den Jägern und den Holzknechten.

Die Truppe ſtand.

Herr Raimund, ſagte der Verwalter, indem er ſich ihm näherte, ich muß Ihnen doch die Galgenfiſiognomien der Mörder zeigen, die ausgeſendet wurden, Sie zu tödten.

Der Verwalter ließ die Wildſchützen vor Raimund hintreten.

Wir wollten Herrn Raimund nicht tödten, ſagte der Eine; nur ein wenig anſchießen, davon ſtirbt man nicht!

Scheuſal! wüthete der Verwalter, hätteſt Du dies, nach der Inſtruktion jenes Schurken, der Deinen Banditen-Arm mietete, berechnen können? — Fort mit ihnen! Setzt Jeden in ein anderes Loch unter der Erde. Vielleicht hat man auch den Schurken Lawinger und ſeine Kebsweiber bereits aufgegriffen; dieſes Geſindel will ich in ganz eigene Käfige ſperren! — Vorwärts!

Der Zug bewegte ſich mit dem Verwalter nach dem Gerichtshauſe.

Antoniens Vater und Trappel blieben bei Raimund zurück, welcher ſich von ſeinem Entſetzen noch nicht erholt hatte. Auch Thereſe lag noch faſt bewußtlos auf dem Raſen.

Herr Trappel! ſagte Antoniens Vater; die die ganze Expedition hätte vielleicht unglücklich ausfallen können, wenn Ihre Geiſtesgegenwart, Ihre Unerſchrockenheit und Ihre körperliche Stärke nicht ſchnell der Sache ein Ende gemacht hätte.

Ja, ſagte Trappel, ich fand die Maßregeln des Verwalters etwas unſicher. Er wollte, daß die Jäger und Holzknechte auf ein Mal aus dem Walde hervorbrechen ſollten. Da hätten wir ein Unglück erleben können; denn ſolche freche Buſchklepper, wie dieſe ſind, laſſen ſich nicht ſo leicht ergreifen; ſie hätten ganz ſicher Feuer gegeben, und Einer oder der Andere der Jäger oder der Holzknechte hätte einen Schuß in das Geſicht, in die Bruſt oder in den Unterleib erhalten können. Ich ſchlug ein anderes Manöver vor. Ich allein, ſagte ich, werde die Mörder unſchädlich machen. Ich ſah mich erſt nach den beiden Wilddieben um und ſpähete nach ihnen hinter den Bäumen. In dem Augenblicke, als ſie des Herrn Raimund vom weiten anſichtig wurden, thaten ſie, als wenn ſie mit einander ſtritten und um den einen, ihrer Stutzen rauften. Dieſen Moment benutzte ich, ſtürzte auf die Schufte los, und mit beiden Fäuſten ſchlug ich links und rechts auf ihre Köpfe. Meine Hiebe fielen ſo gewaltig aus, daß ſie ganz betäubt zu Boden ſtürzten. Der Stutzen ging freilich los, aber der Schuß traf eine Eiche.

Jetzt fielen die Holzknechte aus dem Geſtrüppe hervor, und die Jäger hielten ihnen die Läufe ihrer Gewehre auf die Bruſt, bis die Spitzbuben gebunden waren. — So war es beſſer!

Was ſoll ich ſagen! ſprach Raimund. Wie ſoll ich danken! Mein Himmel, rief er, bin ich es denn werth, daß ſo viele gute Menſchen ſich mit ſolcher Liebe um mich annehmen!

Raimund hatte Thränen in den Augen.

Werth ſind Sie es allerdings! verſetzte Krones, welche ſich erholt hatte und ſchon wieder heiter war.

Herr Trappel, bat ſie, reichen Sie mir Ihre ſtarken Hände, daß ich ſie küſſe.

Warum nicht gar! erwiederte Trappel, mir die Hände küſſen! Was fällt Ihnen ein! Ja, wenn ich einen Kuß verdienen könnte, ſo würde ich noch ein halbes Hundert ſolcher Kerle niederſchlagen.

Die gute Toni! rief Raimund, wenn nur die hier geblieben wäre, ihr müßte ich vor Allen zu Füßen fallen!

Dort ſteht ſie ja! rief Krones. Gewiß hat ihr der Papa verboten, mit auf die Mörderjagd zu gehen, doch die Angſt ihres Herzens hat ſie nicht ruhen laſſen.

Wettermädel! rief ihr Vater. Biſt Du uns doch nachgeſchlichen! Komm her, Toni, Raimund muß Dir ja danken! Ich ſelbſt gebe meinen Segen dazu, wenn er Dir in der Freude ſeiner Seele ein Dutzend Küſſe gibt!

Toni ſprang auf Raimund zu.

Er umarmte ſie; er küßte ſie.

Mein gütiger Himmel! ſagte Raimund, du biſt nicht ſehr freigebig mit deinen Engeln für dieſe Welt, mir aber haſt du doch einen beſchieden, einen guten Engel, einen Schutzengel!

Mich hat man ſchon oft einen Engel geheißen! ſagte Krones, aber wenn ich mich mit Toni vergleiche, ſo muß ich bekennen, daß die Leute mich zum beſten hatten!

10. Die Abreiſe.

An dem einen Arme Toni, an dem andern Arme Thereſe führend, begleitet von Trappel und dem Vater der Geliebten, trat Raimund ſeinen Weg nach dem Gaſthauſe an.

In dem „Thale der guten Leute,“ wie Raimund, Gutenſtein nannte, machte der ruchloſe Anſchlag einen gewaltigen Eindruck. — Der Transport der Gefangenen durch die herrſchaftlichen Jäger und die Holzknechte lockte alle Bauern herbei.

Der Verwalter, der faſt gleichzeitig Befehle gegeben hatte, Lawinger und ſeine Kebsweiber aufzugreifen, war ſehr erfreut, von dem Wirthe, der ihm entgegen kam, zu vernehmen, daß der Patron bereits von dem Bürger Baumacker feſt genommen, und in ſeinem Paſſagierzimmer eingeſchloſſen ſei.

Und die Weiber? fragte der Verwalter.

Die habe ich nicht aus dem Hauſe gelaſſen, erwiederte der Wirth. Sie geberdeten ſich zwar wie wahnſinnig, aber ich ließ ſie dennoch nicht entſchlüpfen, obgleich ſie mir eine namhafte Summe boten, wenn ich ihnen die Thore öffnen würde.

Da wir am Wirthshaus vorüber müſſen, bemerkte der Verwalter, ſo nehmen wir den Galgenſchwengel Lawinger und ſeine Genoſſinnen gleich mit.

Man kam bei dem Wirthshauſe an.

Die vielen Gäſte, welche über die beiden Pfingſtfeiertage daſelbſt übernachtet hatten, verzögerten ihre

Abreiſe, und ſtanden theils vor dem Hauſe oder an den Fenſtern, die Dinge abwartend, die da kommen könnten, oder nach Raimund ſpähend, dem ſie bei ſeiner Rückkehr ihre Theilnahme bezeigen wollten.

Herr Baumacker und Sohn begrüßten den Verwalter und meldeten ihm, daß ſie den Mordanſtifter in Gewahrſam gebracht, und nun ausliefern würden. Zu dieſem Ende überreichte auch Vater Baumacker nicht nur den Stubenſchlüſſel, ſondern auch einen andern Schlüſſel von einem Vorhängſchloſſe, das er zur beſſern Vorſicht am Zimmer Lawingers angelegt hatte.

Es wurden die Schlöſſer aufgeſperrt.

Wenn ſich der Schurke kein Leid angethan, ſagte Baumacker, ſo wird er Ihnen, Herr Verwalter, kaum ſo ühe machen, ihn fortzubringen, denn ich habe ihn Mgeängſtigt, daß er gewiß ruhig folgen wird.

Die Thüre wurde geöffnet, aber das Zimmer war leer. Lawinger war verſchwunden.

Der Kerl iſt entwiſcht! rief Baumacker ganz außer ſich.

Er kann aber weder durch die Fenſter, noch durch den Ofen entkommen ſein; bemerkte der Verwalter; die Fenſter ſind gut verſchloſſen, der Ofen iſt unverſehrt.

Ein großer Kleiderſchrank ſtand im Zimmer.

Man unterſuchte ihn genau.

Man fand Lawinger nicht.

Eine Thüre ging in das anſtoſſende Zimmer; ſie war aber von beiden Seiten ſehr gut abgeſperrt.

Man wanderte durch das ganze Haus; von Zimmer zu Zimmer; man viſirte den Dachboden, die Heukammer, das Holzgewölbe, den Keller, die „Schupfen,“ die Wagenremiſen, den Stall.

Es war keine Spur von Lawinger aufzufinden.

Frau Loth und Schweſter befanden ſich im Erdgeſchoße in dem Zimmer des Hausknechts. Dieſer bewachte ſie wie der Hund im Märchen den Schatz des Zephius; die beiden Metzen heulten, daß ein Stein über ihr Gejammer hätte berſten mögen, allein der vierſchrötige Hausknecht hatte kein Erbarmen, er ließ die Konkubinen Lawingers nicht aus den Augen.

Indeß kam Raimund mit allen den Perſonen, welche ſich an ihn angeſchloſſen hatten. — Darunter befand ſich auch der Wirth. Von ihm hätte man erwarten können zu erfahren, auf welche Weiſe es Lawinger gelungen ſein mochte, zu entkommen.

Er wußte es eben ſo wenig als die Uibrigen.

Man erſchöpfte ſich in Vermuthungen.

Lawinger entkam am hellen Tage aus einem wolverſchloſſenen Zimmer, entkam aus einem Hauſe, deſſen Thore verſperrt waren. Es blieb Allen ein Räthſel, auf welche Weiſe dies möglich geworden.

Der Verwalter ſendete ſogleich Gerichtsdiener, Jäger und Holzknechte nach allen Richtungen aus. Er beſtimmte eine Belohnung von 50 fl. demjenigen, welcher den entflohenen Verbrecher aufgreifen würde.

Der ausgeſetzte Preis brachte ein Hundert Späher auf die Beine. Mittlerweile wurden die Kebsfrauen Lawingers und die beiden Wildſchützen nach dem Amtshauſe gebracht.

Als Raimund in ſeinem Zimmer angekommen war, wendete ſich Krones an ihn und beſchwor ihn nicht länger in Gutenſtein zu verweilen.

Der ſchändliche Lawinger iſt frei, ſagte ſie. Gewiß brütet er auf eine andere Gelegenheit, ſich an Ihnen zu rächen. — Reiſen Sie mit uns nach Wien. Ihre Geſundheit iſt hergeſtellt; kürzen Sie Ihren Urlaub ſelbſt ab. Nur in Wien ſind Sie vor neuen frevelhaften Anſchlägen auf Ihr Leben ſicher.

Raimund ſah dies ſelbſt ein. Zudem wollte er noch zeitlich, die überaus ſchwierigen Dekorationen und Maſchinen zu ſeinem neueſten Stücke „das Mädchen aus der Feenwelt oder der Bauer als Millionär“ anfertigen, das Koſtüm zu dieſem, mehrere hundert Perſonen beſchäftigenden Stücke, ordnen und die Muſik vom Profeſſor Drechsler, nach eigenen Angaben, komponiren laſſen. Er nahm alſo den Vorſchlag an, nach Wien zu gehen, welches für ihn um ſo mehr anziehend erſchien, als ihm Tonis Vater ſagte:

Reiſen Sie mit meiner Frau, mit Toni und Fräulein Krones in einem Wagen; Herr von Baumacker und Familie, ich und meine Töchter folgen in den andern Wagen; in Baden finden wir uns im Gaſthofe zum „Adler“; da ſpeiſen wir und ſind dann gewiß um ſechs Uhr in Wien.

Nicht vor zehn Uhr nachts! erwiederte Raimund. Das wird für Fräulein Krones höchſt unangenehm werden. Was würden Sie anfangen, Thereſe, fragte er ſie, wenn Sie erſt nach dem Theater eintreffen könnten?

Wenn ich nicht um ſechs Uhr in des Direktors Wohnung bin, verſetzte ſie, ſo ſpielt Mamſell Gärber meine Rolle. Das habe ich ſchon ſo ausgemacht!

Deſto beſſer! meinte Herr Baumacker, dann bleiben wir in Baden über Nacht, und brauchen unſere Pferde nicht zu ſehr anzuſtrengen.

Von Herrn Trappel und ſeiner Familie wurde herzlich Abſchied genommen; dem Herrn Verwalter dankte Raimund noch einmal; auch erhielt derſelbe die Verſicherung, daß die ganze Geſellſchaft auf jedesmaligen Wunſch zu den nöthigen Vernehmungen ſich in Gutenſtein einfinden werde.

Frau Suſanna blieb vor der Hand noch in Gutenſtein. Der Wirth machte ſich anheiſchig, ſie nach Wien zu bringen, ſobald ihn Einkäuſe dahin führen würden.

Der Weg über den prachtvollen Berg „Hals,“ deſſen Gipfel eine Ausſicht bietet, wie ſie in der Schweiz nicht reizender geſehen werden kann, gab den Reiſenden Gelegenheit, die Wagen anhalten zu laſſen, und eine Strecke zu Fuſſe zu gehen.

Wir wollen die Pferde ſchonen, ſagte Raimund; ſie werden den ſteilen Weg mit den leeren Wagen leichter zurücklegen; in dieſer Sonnenhitze würden die armen Thiere zu ſehr leiden.

Als die Geſellſchaft auf dem höchſten Punkte des Berges ankam, rief Raimund:

„Ich bitte hier zu verweilen! Hier genießt das Auge einen Anblick, wie vielleicht kein ähnlicher mehr zu finden! — Wenn es einen „Alpenkönig“ gäbe, ſo müßte er hier reſidiren! Auf dieſem Punkte habe ich mir, als ich zuerſt hieher kam, den Plan zu einem Stücke geſchaffen, welches „der Alpenkönig“ betitelt ſein wird. — Dieſe wundervolle Fernſicht auf einen „Wald von Alpenſpitzen,“ ſoll meinem Stücke zur ſchönſten Dekoration verhelfen.“

Als Raimund wieder einige Schritte vorwärts gegangen war, verweilte er neuerdings, hingeriſſen von der entzückenden Ausſicht, und ſagte folgende, höchſt merkwürdigen Worte:

„Wenn je ein Leichenzug über dieſen Berg ſich bewegen ſollte, und es läge Einer im Sarge, der im Leben ſo gedacht und gefühlt wie ich; der von dem Anblicke dieſer Zaubergegend ſo hingeriſſen worden wäre, wie ich; der müßte, wenn ihm Gott Gnade verleihen würde, den Sargdeckel aufſprengen, ſich erheben, das geſchloſſene Auge öffnen und dieſe Herrlichkeiten noch ein Mal ſchauen, dann aber erſt wirklich ſterben, dem Allmächtigen dankend, daß er ihm dieſe Herrlichkeiten, vor ſeinem Hinſinken in die Grube, noch ein Mal zu erblicken vergönnte!“

(Buchſtäblich wahr)

(Am 8. September 1836 bewegte ſich der Trauerwagen mit Raimunds Leichnam wirklich über dieſelbe Stelle.)

In Pottenſtein angekommen, ſtieg die Geſellſchaft ab; ſie ſpeiſte in demſelben Zimmer, in welchem Raimund 10 Jahre ſpäter, ſeinem Leben durch einen Schuß ein Ende zu machen ſuchte und an den Folgen dieſes Schußes ſtarb.

* * *

Als die Wagen durch die Straßen der Stadt Baden rollten, blickte Raimund nach dem Theaterzettel.

Es wurde „der Barometermacher auf der Zauberinſel“ zum erſten Mal aufgeführt.

Mein Stück? rief Raimund, das muß ich doch ſehen!

Die ganze Geſellſchaft drängte ſich ins Theater.

Es waren nur noch zwei Logen zu haben.

Herr Baumacker nahm dieſe Logen bei der Kaſſa in Empfang und die Freunde Raimunds und er und Krones theilten ſich darein.

Baumacker wünſchte, daß Krones und Raimund die oberſten Plätze einnehmen möchten.

Die Anweſenheit beider Künſtler erfreute das Publikum ſehr. Als aber die Badner Schauſpieler erfuhren, wer ſich heute unter ihren Zuſchauern befand, da wurden dieſe Schauſpieler außerordentlich befangen, beſonders ein Herr Wieſinger, welcher den Barometermacher und eine Mamſell Weigl, welche die Zofe ſpielte.

Der Direktor Hoch kam zu Raimund in die Loge, ſagte ihm viel Artiges, berichtete aber auch, daß die Angſt ſeiner Mitglieder, beſonders ſeiner beiden erſten, ſo groß ſei, daß ſie ſo zaghaft geworden wie in jener Zeit, in welcher ſie zum erſten Male die Bühne betraten.

Da wollen wir die Herren und Damen auf dem Theater beſuchen! erwiederte Thereſe, und wollen ſie bitten, uns als gute Kollegen zu betrachten, welche ſich nicht beruhigen könnten, wenn ſie uns für hämiſche, feindliche Leute anſehen würden.

Ja, das wollen wir, erwiederte Raimund, und augenblicklich ſtanden Raimund und Krones auf der Badner Bühne.

Was muß ich denn von meinen lieben Kollegen erfahren, redete Raimund die Schauſpieler an. Meine Anweſenheit im Theater genirt Sie? — Auch wenn Fräulein Krones nicht hier wäre, geſchähe Ihnen eine Gefälligkeit? — Sollen wir denn nicht die Freude haben, den Barometermacher zu ſehen? — Ich beſonders, der ich ihn noch mein lebelang nicht geſehen habe!

Und ich erſt, ſagte Krones, welche dieſe Zofe nächſtens ſpielen wird!

Spielen Sie! Spielen Sie! bat Raimund. Wir ſehen mit Freuden zu. Es thut uns unendlich wol, daß wir auch ein Mal ein Publikum vorſtellen können.

Und applaudiren werden wir, ſetzte Krones hinzu, daß das Badner Publikum ein Vergnügen an unſerm Vergnügen haben ſoll.

Die Schauſpieler waren ganz glücklich über dieſe freundliche Ermunterung; ihre Befangenheit verſchwand und die Vorſtellung begann.

Das Theater war ſehr voll, und alle Augen waren auf Raimund und Krones gerichtet.

In der Szene mit Tutu erlaubte ſich Herr Wieſinger ein Kompliment an Raimund zu extemporiren.

Tutu war ſo gefällig, zu ſagen:

„Fremdling, warum zitterſt Du?

„Vor Dir nicht! extemporirte Wieſinger, Dir bin ich vielleicht gut genug; aber es iſt heute ein anderer Barometermacher da; wenn Du dieſen zu ſehen wünſcheſt, ſo bin ich verloren!

Das ganze Haus applaudirte.

Krones ſelbſt klatſchte in die Hände.

Nun hatte es Herr Wieſinger gewonnen.

Er ſpielte wirklich recht hübſch und ſang ſehr gut. Auch Mademoiſelle Weigl war lebhaft und heiter. Beide wurden öfter vorgerufen.

Der Aktſchluß war matt! ſagte Raimund. Weßhalb nimmt denn Wieſinger den kleinen Huſaren nicht auf den Arm? das macht ſich gerade komiſch, wenn der Barometermacher nicht ſelbſt ſicht, ſondern mit einem kleinen fechtenden Huſaren in die Schlacht geht! — Ich muß ihm dies ſagen!

Als Raimund gegen den Eingang des Theaters kam, bebte er zurück. Es war eine finſtere Nacht und Baden damals ſchlecht beleuchtet; es brannte auf dem Theaterplatze nur eine Laterne und dieſe war erbärmlich.

Da kam es Raimund vor, als erblickte er die hagere Geſtalt Lawingers. Raimund hatte Geiſtesgegenwart genug, nichts merken zu laſſen. —

Er eilte auf das Theater und verweilte da wol ſechs Minuten, dann kam er wieder herab.

Die hagere Geſtalt kam näher.

Es war wirklich Lawinger.

Raimund, dem es nie an Muth fehlte, ſprang herzhaft auf Lawinger zu.

Bandit! rief er, habe ich Dich ein Mal! Jetzt ſollſt Du mir nicht mehr entrinnen!

Raimund packte den Elenden mit der Kraft, welche nur Einem, der um ſein Leben ringt, gewährt iſt, raſch an beiden Armen, drückte ihn an die Mauer und ſchrie ſo laut als möglich:

„Nun ſollſt Du einen Anſchlag auf mein Leben gewiß nicht mehr unternehmen können!“

In dieſem Augenblicke ſtürzten auch alle Theater-Arbeiter, Director Hoch an der Spitze, Baumacker und Sohn, dann der Stadtwachtmeiſter mit ſeinen Wachen auf den Meuchler los.

Er wurde gebunden und fortgeführt.

Raimund hatte die Zeit auf dem Theater benützt, Hoch von dem in Kenntniß zu ſetzen, was ihm in Gutenſtein bedrohte und was jetzt Lawinger gegen ihn auszuführen im Schilde führen könnte.

Hoch, ein bekannter braver, dabei beherzter Mann, ſendete augenblicklich den Theaterdiener nach dem Stadtwachtmeiſter und ſeinen Leuten; — Hoch ſelbſt nahm ſeine Theaterarbeiter zur Hand, und ſtellte ſich mit ihnen auf die Lauer.

Hoch hatte ſich nicht geirrt, als er ſich gegen Raimund äußerte:

Ich glaube nicht, daß der Bandit eine Piſtole bei ſich hat, um Ihr Leben damit zu bedrohen. Auf welche Weiſe hätte er ſich dieſe auf ſeiner Flucht verſchaffen können! Auch würde ein Schuß für ihn verderblicher werden, als für Sie; aber ein Meſſer wird er bei ſich haben, einen Stich wird er Ihnen beizubringen ſuchen; daher packen Sie ihn nur herzhaft an beiden Armen, umfaſſen Sie ihn mit aller Kraft, die Sie beſitzen, beſorgen Sie nichts; ich und meine Leute fallen ſo ſchnell als Sie ſelbſt über ihn her.

Die Ergreifung Lawingers gelang vollkommen.

Als Lawinger in das Gefängniß geführt wurde, ließ ihm der Sindikus Kicker von Baden, Eiſen anlegen und ihn auf das ſorgfältigſte bewachen.

Nun wurden Alle, die mit **Raimund** von **Gutenſtein** nach Baden kamen, im Magiſtratshauſe vernommen.

Toni zuerſt, dann **Krones**, **Tonis** Vater, **Baumacker** und Sohn u. ſ. w.

Der Sindikus fragte **Raimund**:

Beſitzen Sie noch den Brief mit der Warnung des Fräuleins **Antonie**, welchen Brief das Fräulein in **Gutenſtein** an Sie geſchrieben?

Ich beſitze dieſen Brief und werde ihn ſogleich produciren.

Raimund öffnete ſeine Brieftaſche und ſuchte unter den vielen Papieren und Notaten, mit welchen die Schreibtafeln vieler Dichter gewöhnlich verſehen ſind, ein Papier hervor und legte es auf den Gerichtstiſch.

Der Sindikus **Kicker** las es.

Dies iſt kein Brief, dies iſt ein Theater-Artikel, welcher Sie in Schutz nimmt und deſſen Abdruck ich vor mehreren Monaten in einem Wiener Journal geleſen zu haben, mich erinnere. —

-Ich bitte um Entſchuldigung, verſetzte **Raimund**; in meiner Haſtigkeit irrte ich mich. Hier iſt der Brief. —

Der Sindikus durchblickte ihn. Ihr Irrthum iſt verzeihlich, bemerkte **Kicker**; es iſt dieſelbe Handſchrift, welche den Theaterartikel geſchrieben.

Raimund erſtaunte.

Er verglich die Züge beider Schreiben.

Bei meiner Ehre! rief **Raimund**, dieſelbe Schrift! — Alſo **Sie** waren es, **Antonie**, welche vor fünf Monaten meine Ehre und nun mein Leben beſchützte?

Antonie ſprach kein Wort und ſchlug die Augen nieder.

Lohne es Ihnen Gott! ſagte **Raimund**. Nur mit meinem Leben ſoll meine Verehrung und Dankbarkeit für Sie enden!

Der Sindikus ließ ſich durch dieſe kleine Epiſode nicht irre machen und diktirte die Ausſagen aller Zeugen ſeinem Aktuar.

Erſt nach zwei Uhr Nachts wurden die Protokolle geſchloſſen; mittlerweile hatte Direktor Hoch, im Gaſthofe „zum Adler“ die Zimmer beſtellen laſſen.

Am andern Morgen, um ſieben Uhr fuhr die Geſellſchaft nach Wien ab.

Um halb eilf Uhr vormittags traf ſie in Wien ein.

Was mit Lawinger geſchehen, auf welche Art es ihm gelang, aus dem Wirthshauſe in Gutenſtein zu entkommen; was ſeine Genoſſen für ein Schickſal hatten, erzälen wir in einem der nächſten Capitel.

13. „Das Mädchen aus der Feenwelt.“

Wir überſpringen abermals einen Zeitraum von fünf Monaten und beginnen mit dem 10. November 1825, als mit dem Tage, an welchem Raimunds „Feenmädchen“ zum erſten Male gegeben wurde.

Seine Krankheit und die Fata, welche ſich daran geknüpft, verzögerten die erſte Darſtellung um ein ganzes Jahr.

In ſeiner, vom ihm ſelbſt geſchriebenen Biografie (Theaterzeitung, Jahrgang 1836) ſagt er über dieſes Stück Folgendes:

Als der „Diamant des Geiſterkönigs“ ſo glücklichen Erfolg hatte, wurde ich ſchon kühner und erfand mir ſelbſt einen Stoff. Es war der zum „Feenmädchen“ oder „Der Bauer als Millionär,“ in welchem ſich viele läppiſche Kleinigkeiten befinden, welche ich aber nur angebracht habe, weil ich fürchtete, das Publikum möchte meinen Stoff zu ernſthaft finden."

Toni war die erſte Perſon, welcher Raimund dieſes Stück vorzuleſen wünſchte.

Sie beſitzen umfaſſende Bühnenkenntniſſe, ſagte Raimund. Sie haben mir dies bewieſen. Wer vom Theater ſo viel weiß wie Sie, ſo gut ſchreibt wie Sie, kann mir auch ſagen, was an meinem Stücke gut oder ſchlecht iſt.

Ich Bühnenkenntniſſe? fragte Toni. Ich ein einfach erzogenes, bürgerlich gebildetes Mädchen?

O ſprechen Sie nicht von Ihrer einfachen Erziehung, erwiederte Raimund. Ich weiß zu gut, woher ſie Ihre literariſche Bildung haben. Seit jener Zeit, in welcher ich Sie zum erſten Male ſah, verlegten Sie ſich auf das Studium aller guten Schriften über die Schauſpielkunſt, ſtudierten die Werke der Dramaturgen, der berühmten Kunſtrichter; von Leſſing bis auf Tieck laſen Sie Alles, was die beſten kritiſchen Schriftſteller ſchrieben; Sie laſen die Theatergeſchichte aller Nationen; es gibt kein gutes Journal, das ſich nicht auf Ihrem Schreibtiſche befände. — Ihre Schweſtern erſtaunen über den Eifer, mit welchen Sie Ihre Studien betreiben. — Sie ſind nicht nur im Stande ein gründliches, Sie vermögen auch ein geiſtvolles Urtheil zu fällen. Daher geſtatten Sie, daß ich Ihnen mein „Feenmädchen" vorleſe.

Ihre Meinung von meinen unbedeutenden Kenntniſſen, bringt mich in die größte Verlegenheit, erwiederte Toni. Meine Schweſtern haben mir einen höchſt unangenehmen Dienſt erwieſen, daß Sie über die Lektüre, welcher ich mich widmete, ein Wort verloren. Meine Schweſtern leſen Shakeſpeare, Schiller, Goethe u. ſ. w. ſo emſig wie ich; warum ſprechen meine Schweſtern nur von mir?

Ihre Schweſtern behaupten, daß ſie Shakeſpeare und andere Klaſſiker nur halb verſtehen würden, wenn ſie von Ihnen nicht den vollſtändigſten Kommentar erhielten. Beſtreiten Sie daher nicht länger die Anſichten Ihrer liebenswürdigen Schweſtern und meine Meinung über Ihr äſthetiſches Urtheil, und geſtatten Sie, daß ich mein Stück Ihnen vorleſe.

Leſen Sie es, bat Antonie; wenn ich aber ein Urtheil darüber fällen ſoll, ſo kann dieſes nur von meinem Gefühle, nicht von meinem Geiſte, der hiezu nicht fähig iſt, ausgehen.

Raimund las nun den erſten Akt ſeines Stükkes vor.

Antonie unterbrach ihn nicht, weder mit einem Worte des Lobes, noch des Tadels.

Als Raimund mit ſeiner Vorleſung zu Ende war, ſah er Antonie fragend an.

Als ſie kein Urtheil ausſprach, ſagte Raimund:

Soll ich fortfahren? Wollen Sie erſt das ganze Stück vernehmen, ehe Sie Ihre Meinung darüber äußern?

Heute leſen Sie mir nichts mehr vor, bat Antonie. „Der erſte Akt erdrückt mich! ich erſuche Sie, mich erſt ſammeln zu laſſen!“

Raimund wußte nicht, wie er ſich dieſen Ausſpruch deuten ſollte. Er war ſo befangen, daß er auf keine nähere Erklärung drang, ſondern ſein Manuſkript zuſammenrollte und mit den Worten von Antonien ſchied: alſo ein ander Mal, ein ander Mal erlauben Sie mir, Ihnen den zweiten Akt vorzuleſen.

Mit dieſen Worten verließ er Antonien.

Raimund konnte ſich nicht beruhigen.

„Der erſte Akt erdrückt ſie!“ ſprach er für ſich. — Iſt mein erſter Akt unklar, oder zu reich an Handlung und Ideen! Ich verſtehe ſie nicht.

Raimund kam ganz verſtimmt auf die Probe.

Wol erging es auch den Schauſpielern beinahe ſo wie **Antonien**; auch ſie erdrückte dieſes Zauberſpiel.

Korntheuer meinte:

„Das ſind ja ſechs Zauberſpiele in **Einem**!“

Die Proben zeigten das Schwierigſte, was je einer Schaubühne aufgebürdet wurde; die renommirteſte Oper, das größte Ballet, das komplizirteſte Spektakelſtück boten keine ſolchen Schwierigkeiten wie dieſes Zauberſpiel; die Schauſpieler, die Choriſten, der Kompoſiteur, das Orcheſter, der Dekorateur, der Maſchiniſt, der Theatermeiſter, die Arbeiter auf dem Theater, Alles wurde gejagt wie die verſchiedenſten Truppen in einer Schlacht; **Raimund** kommandirte wie ein General; aber ein General hätte noch leichtes Spiel gegen ihn; denn ein General führte wolexerzirte Truppen ins Gefecht, **Raimund** aber mußte jeden Statiſten erſt abrichten und jedem einzelnen Handlanger hinter den Kouliſſen, erſt einprägen, was er zu beobachten habe.

Und der arme **Requiſiteur**, welcher die hundert und hundert kleinen Behelfe, die verſchiedenen Geräthſchaften, die zahlloſen Nebendinge zu beſorgen hatte, der arme Requiſiteur, was mußte dieſer ausſtehen!

Er war ein Böhme, welcher ſchlecht deutſch ſprach, und tauſend deutſche Worte nicht verſtand.

Requiſiteur! rief **Raimund**, notiren Sie ſich den „Dolch“ für den Zauberer „Piſtorius,“ den „Gürtel“ für „Ajaxerle,“ die „Blumen“ für die „Jugend,“ den „Stab“ für das „hohe Alter,“ die neun „goldenen Kegel“ bei der Zauberbahn u. ſ. w.

Mein Gott! mein Gott! rief der Böhme, ſagen ſe mär nur drei Utenſili auf böhmiſch, was haſt (heißt) me „Gürtel,“ was haſt me „Stab,“ was haſt me

„Ajarerle!" Weiß ich ja gar nicht, wie ſulchene Sachen ausſchauen!

Wie viele tauſend „Eſel!" Raimund auf dieſen armen Mann niederregnen ließ, läßt ſich nicht angeben.

Wo iſt der Direktor? fragte Raimund im höchſten Zornesausbruche.

Hier! antwortete Sartory aus einer finſtern Loge, in welche er ſich bei Raimundſchen Stücken immer flüchtete, um ſeinem Unwillen nicht zu verfallen.

Wie können Sie einen ſolchen „Heuochſen" als Requiſiteur anſtellen? fragte Raimund den Direktor, der da glaubt, der Zauberer Ajarerle ſei ein Requiſit!

Dieſer Mann iſt ſchon zehn Jahre Requiſiteur, erwiederte Sartory, und hat noch immer genügt.

Ja, Ihnen mag er genügt haben, aber mir genügt er nicht! Doch ich werde mir ſchon helfen! — Sie werden für die Requiſiten ſorgen, Sie, Herr Direktor, Sie haben ohnehin nichts zu thun!

So ging es bei der erſten Probe her. Es fanden aber mehr als ein Dutzend Proben ſtatt.

Als das Stück aus der Zenſur kam, waren nur fünf Worte geſtrichen. Dies machte einen freudigen Eindruck auf die Mieglieder der Adminiſtration des Theaters, und ſie gratulirten hiezu dem Dichter.

Dennoch gaben dieſe fünf Worte Veranlaſſung, Raimunds Empfindlichkeit neuerdings zu zeigen.

Am Tage der Vorſtellung begegnete Caſtelli dem Theaterſekretär Bäuerle.

Haſt Du nicht erfahren können, fragte Caſtelli den Theaterſekretär, ob unſerm Raimund in ſeinem „Feenmädchen" von der Zenſur viel geſtrichen wurde?

Fünf Worte, antwortete Bäuerle, nichts weiter!

Mittags ſpeiſten Caſtelli und Raimund bei einem ihrer Freunde.

Mit großer Befriedigung habe ich erfahren, ſagte Caſtelli zu Raimund, daß Dir nur fünf Worte geſtrichen wurden.

Davon weißt Du? erwiederte Raimund höchſt verwundert. Wer hat Dir dies geſagt?

Bäuerle, erwiederte Caſtelli.

Raimund war wie vernichtet.

Abends bei der Vorſtellung ſtand Bäuerle auf dem Theater hinter einer der erſten Kouliſſen.

Nach den beiden Szenen der „Jugend“ und des „hohen Alters“ war der Beifall ſo enthuſiaſtiſch, daß Raimund drei Mal gerufen wurde.

Er ging in derſelben Kouliſſe ab, hinter welcher Bäuerle ſtand.

Ich wünſche Dir vom Herzen Glück, ſagte dieſer. In einer ſolchen Begeiſterung habe ich das Publikum noch nicht geſehen!

Gehorſamer Diener! verſetzte Raimund und warf grimmige Blicke auf Bäuerle.

Wenn das Publikum ſchon jetzt in ſolchen Applaus ausbricht, fuhr Bäuerle fort, was wird es erſt nach den Szenen des Aſchenmannes anfangen!

Gehorſamer Diener! wiederholte Raimund noch grimmiger.

Was haſt Du?

Nichts! Nichts!

So ſprich doch!

Wenn Du es durchaus wiſſen willſt, ſo ſag' ich es Dir. Es hat mich nämlich ſehr geſchmerzt, daß Du Caſtelli die fünf geſtrichenen Worte der Zenſur mittheilteſt.

Die geſtrichenen fünf Worte?

Ja! — So Etwas ſchadet einem Stücke außerordentlich! Caſtelli kann dies weiter erzälen; er ſpricht zwar nur von fünf Worten, der Zweite, der es wieder erzält, behauptet es wären zehn Worte geweſen, der Dritte ſpricht von zwanzig; — bis es der Hundertſte weiter verbreitet, ſind es ſchon zwanzig Seiten, die mir geſtrichen wurden, und am Ende glaubt das Publikum, mein Stück habe gar keinen Sinn, weil die Zenſur Alles herausgeſtrichen!

Aber das Publikum ſieht ja Dein Stück, und daß es den tiefen Sinn desſelben auffaßt, bemerkſt Du ja heute!

Nun heute, heute, haſt Du wol Recht, aber wenn ich wieder ein Stück ſchreibe, ſo bitte ich Dich: theile es nur keinem Menſchen mit, wenn mir die Zenſur auch nur eine Silbe ſtreichen ſollte!

Nach dem „Aſchenliede,“ in welchem die fünf Worte, welche geſtrichen wurden, vorkamen, und welches Lied wie bekannt, eine Senſation erregte, wie nicht bald ein Volkslied, kam Raimund wieder auf Bäuerle zu.

Jetzt kannſt Du mir Deine Freundſchaft beweiſen, ſagte er. Haſt Du bemerkt, was mir geſchehen iſt?

O ja!

Ich habe „die unglückſeligen fünf Worte“ geſungen, die mir geſtrichen wurden und habe die dafür hingeſetzten, weggelaſſen. Ich hatte meine fünf Worte ſo im Kopfe, ſie rutſchten mir heraus, ich weiß nicht wie, ich kann nichts dafür! — Der Polizeidirektor wird nun augenblicklich aufs Theater kommen und mich zurechtweiſen.

Raimund ſah ſich um.

Ach mein Himmel! da iſt er ſchon!

Ich bitte Dich, bat er Bäuerle, entſchuldige mich! — Ich muß wieder auf's Theater.

Der Polizeidirektor wendete ſich an Bäuerle mit den Worten:

Das Publikum iſt ganz bezaubert! Dieſes Stück wird hundert Vorſtellungen erleben! Was ſagt Raimund hiezu? Iſt er recht vergnügt?

Der Beifall, den er heute erntet, macht ihn ganz betäubt! — Erſt in einigen Tagen, wenn er ſich wieder geſammelt hat, wird er über die Eindrücke ſprechen können, die er empfangen.

Das Aſchenlied! Das Aſchenlied iſt herrlich! Raimund hat zwar die Worte geſungen, die ich ihm geſtrichen, aber —

Er bedauert unendlich, erwiederte Bäuerle, aber er hatte ſich dieſe Worte ſo eingeprägt, daß ſie ihm, hingeriſſen von der Muſik, aus dem Munde ſchlüpften, er weiß ſelbſt nicht, wie es geſchah.

Er ſoll ſie nur immerhin ſingen, verſetzte der Polizeidirektor und lachte. Sagen Sie ihm dies. Ich legte dieſen Worten einen ganz andern Sinn unter als ſie haben; durch den Vortrag bemerkte ich erſt, wie ſie gemeint ſind.

Der Polizeidirektor verließ die Bühne.

Als der Vorhang fiel, ſchlug es ein Viertel auf eilf Uhr auf dem nahen Johannisthurme, aber es ſchlug auch drei Viertel auf eilf Uhr und das Publikum war noch immer im Theater. Es ließ den Schlußchor einige Male wiederholen und rief am Ende Raimund und alle Hauptperſonen gewiß ein Duzzend Mal hervor.

Nun konnte ſich Bäuerle erſt des Auftrages des Polizeidirektors entledigen.

Die Zenſur, ſagte er, hat Dir nun gar nichts geſtrichen. Dies werde ich doch Caſtelli mittheilen dürfen?

Ich bitte Dich, es zu thun! Theile es aller Welt mit! — Meine Freude iſt grenzenlos! „Ich bin der „einzige Dichter in Wien, welchem die Zen-

„ſur nichts ausſtreicht! Meine Stücke könnte „man ohne Zenſur geben."

Man hätte glauben ſollen, daß Raimund am andern Tage, nach der Vorleſung des erſten Aktes ſeines Stückes wieder zu Antonie geeilt und ihr auch den zweiten Akt vorgeleſen haben würde, aber dies that er nicht! Er ließ ſich entſchuldigen. Erſt nach der Aufführung, zu welcher er ihr eine Loge geſendet, begab er ſich zu Antonie.

Nun, ſagte er, Fräulein Antonie, wie äußern Sie ſich jetzt? Erdrückt Sie noch immer mein erſter Akt?

Sie haben ein gigantiſches Stück geſchrieben, verſetzte Antonie. Ich muß es öfter ſehen. Heute kann ich Ihnen nur meine Bewunderung „für die gelungenen Einzelnheiten" darbringen. Vieles blieb mir nicht im Gedächtniſſe, manches überhörte ich. Bringen Sie mir Ihr Stück, damit ich es mit Muße leſen könne, dann will ich es wieder ſehen und mein Erſtaunen über Ihre rieſige Fantaſie auszuſprechen ſuchen!

18. Nach der Aufführung des „Feenmädchens.

Nach dem Theater fand im Saale zum „Erzherzog Karl," auf Veranlaſſung des Doktor Manquet, ein großes Souper ſtatt, zu welchem die erſten Mitglieder der Leopoldſtädter Bühne geladen wurden.

Raimunds Freunde benützten dieſes „Feſteſſen" ihn mit einer „Gedächtnißmünze," welche ſie während ſeiner Krankheit hatten prägen laſſen, zu überraſchen.

Raimund nahm dieſen Beweis freundſchaftlichen

Wolwollens dankbar an, allein die Medaille erfreute ihn nicht, ſie war mesquin und die Art der Uiberſendung war ſo ordinär, daß ſie Raimund mehr anwiderte als auszeichnete.

Zu dieſem Souper drängte ſich eine große Anzahl von Perſonen, welche dem Theater nicht angehörten.

Manquet hätte den großen Saal im Redoutengebäude miethen können, um alle die Theatergönner unterzubringen, die ſich meldeten.

Er mußte eine Auswahl treffen.

Unter den Freunden fielen ein polniſcher Graf auf, welcher für die Auszeichnung neben Thereſe Krones ſitzen zu dürfen, fünfzig Bouteillen Champagner überſendete, und ein Gelehrter aus Breslau, der bekannte Dr. Grattenauer, der für den Sitz an Raimunds Seite ein Hundert Dutzend Auſtern (im November an einem lauen Herbſtabende) bot, welche aber nicht angenommen wurden.

Raimund fand ſich ſehr geſchmeichelt, daß der berühmte Kunſtrichter einen förmlichen Preis darauf ſetzte, neben ihm zu ſitzen, aber im Verlaufe des Abends ſchien Raimund mit dem Breslauer Leſſing nicht allzuſehr zu harmoniren, und als ihn Gräfin Vitzay invitirte, an ihrer Seite Platz zu nehmen, folgte er der Einladung.

Grattenauers Benehmen war abſtoßend, ſein Ton ſchneidend und ſcharf. Emil Devrient hat ihn als Prototipus eines arroganten, norddeutſchen Gelehrten in dem Schwank „die Leibrente“ auf das Theater gebracht und dadurch lächerlich gemacht.

Wer Emil Devrient in dieſer Bluette ſah, wird durch die gelungene Kopie Grattenauers ſich das widerliche Organ dieſes giftigen Rezenſenten vorſtellen können.

Als Raimund in den berühmten Kunſtrichter drang, ihm ein freimüthiges Urtheil über ſein „Feenmädchen“ zu ſagen, verſetzte dieſer:

Die Szene, in welcher die „Jugend“ von dem Bauer als Millionär Abſchied nimmt, und jene, in welcher das „hohe Alter“ ihn begrüßt, dann die Szene des „Aſchenmannes“ ſind ſo genial, daß Ihr Stück ſchlecht ſein könnte und ich würde es gut nennen. — Indeß nehme ich Ihnen doch Manches übel. — Sie haben Mythologie, Feerie, Allegorie und den chriſtlichen Mythos äußerſt bunt unter einander gewürfelt. — Dadurch ſchufen Sie ein Unding, brachten ſich um die poetiſche Einheit und Klarheit, und dies beklage ich.

Ich wähnte, erwiederte Raimund, daß in einem Zauberſpiele Alles erlaubt ſei.

Inkongruenzen und Inkonſequenzen können nur einer Farce verziehen werden, einem poetiſchen Gebilde, welches doch Ihr Stück ſein ſoll, nie.

Raimund fiel aus ſeinem Himmel; er war aber klug genug, nichts zu erwiedern.

Grattenauer beſprach nun den Plan des Raimundſchen Stückes. — Er iſt nicht verſtändig und nicht verſtändlich, ſagte er. Ihr „Bauer als Millionär“ kommt mir vor wie ein Reiſender, welcher nicht genug für ſeine Ausflüge in den Reiſekoffer ſtecken kann, um ſich nur ja recht zu belaſten. Ihr „Bauer“ führt einen ganzen Trödelmarkt bei ſich. Welch ein Wuſt von Häßlichem und Schönem, von Abgeſchmackten und Erhabenem, von Flachem und Tiefgedachten. — Dann der Ballaſt von ſchwäbiſchen, kroatiſchen, türkiſchen Zauberern, mit einer Fee aus Karlsbad! Endlich die bequemen Allegorien, den Haß als Haß, den Neid als Neid, die Zufriedenheit als Zufriedenheit hinzuſtellen. Aufrichtig geſagt, Herr Raimund, gegen Ihren „Diamant des Geiſterkönigs“ haben Sie einen Rückſchritt gemacht.

Raimund war ganz perplex.

Zum Glücke brachte Manquet einen Toaſt auf Raimund aus, in welchen die ganze Geſellſchaft einſtimmte und Raimund Veranlaſſung bot, mit ſeinem Champagner-Glaſe in der Hand, ſich zu erheben und zum erſten Male in ſeinem Leben vor einer Dame anſtoßend zu erſcheinen.

Gräfin Vitzay reichte ihm nämlich ihr Glas entgegen und Raimund ſtieß mit ſeinem Glaſe an. Hierauf ließ die Gräfin den gefeierten Dichter nicht mehr aus ihrer Nähe und befreite ihn ſonach von der Geſellſchaft des alten, grämlichen Ariſtarchen aus Breslau.

Zunächſt Raimund galten die Lebehochs der Krones.

Auch Raimund brachte Trinkſprüche aus, und zwar auf das Wol der beiden Darſtellerinnen der „Zufriedenheit“ und der „Jugend.“

„Der ewigen Jugend, ſprach er und der ewigen „Zufriedenheit ſoll dieſes Glas gelten; leben dieſe „Beiden ewig, dann wird jeder Menſch ſchon ſeinen „Himmel hienieden finden!“

Dieſer Toaſt wurde mit Akklamation aufgenommen.

Raimund liebte es bei ſolchen Toaſts die Runde an der Tafel zu machen.

Seine Tour führte ihn auch zu Thereſen.

Lieber Raimund, redete Krones ihn an, den Liebesantrag, welchen ich Ihnen in Gutenſtein ans Herz legte, nehme ich zurück. Ich bitte mir meine vollkommene Freiheit aus, denn der Herr Graf, den ich Ihnen hier vorzuſtellen die Ehre habe, überhäuft mich mit ſo zärtlichen Erklärungen, daß ich meine Herzenkammern vollkommen frei haben muß, im Falle ich ihn bei mir einziehen laſſen würde!

Ich betrachtete Ihre Worte von jeher als Scherze, verſetzte Raimund, und kann mich, da ich jetzt erfahre, daß Ihre Neigung zu mir nur Scherz geweſen, nicht grämen; ich wünſche aber, daß auch Sie ſich nie grämen mögen! Thereſe Krones und Gram paſſen nicht zuſammen.

Der ſogenannte Graf, den Thereſe, Raimund vorſtellte, war Severin von Jaroſinsky.

Das Souper dauerte bis drei Uhr Morgens.

Die Geſellſchaft trennte ſich und fuhr nach Hauſe.

Raimund ſchlief wenig. — Grattenauers freimüthiges Urtheil raubte ihm den Schlaf.

Aber dieſes „Feenmädchen" ſollte ihm noch manche ſchlafloſe Nacht koſten.

Da ſelbſt viele ſeiner ehrlichſten und klügſten Freunde mit Raimund in vertrauter Unterredung beklagten, daß der Plan des „Feenmädchens" verworren, und daß ihn kein Wiener Journal faßlich und deutlich erzält habe, fand ſich Raimund gedrungen, den Plan ſeines Stückes in der „Wiener Theaterzeitung" ſelbſt, und zwar mit ſeiner Namensunterſchrift umſtändlich mitzutheilen. Die Sache wurde hiedurch nicht beſſer. Der Plan des „Feenmädchens" blieb immer unklar.

Deſſen ungeachtet gefiel das Stück fort und fort. — Der Zudrang des Publikums war ſo ungeheuer, daß die beiden andern Vorſtadttheater, ſie mochten darſtellen, was ſie wollten, kaum auf einigen Antheil rechnen konnten.

Jetzt erſt zeigten ſich die Uiberſchätzungen Raimunds von der burleskeſten Seite.

Wer im Dezember 1825 an manchen öffentlichen Orten widerſprochen hätte, daß

Raimund der neue Shakeſpeare ſei, würde von Glück haben ſprechen können, wenn er aus den meiſten Kaffeehäuſern mit geraden Gliedern hätte herauskommen können.

In Jünglings Kaffeehaus ereignete ſich Folgendes:

Eine Geſellſchaft junger Leute hatte ſich am heiligen Dreikönigstage 1826 hier eingefunden.

Jeder, der zufällig in die Abtheilung trat, in welcher Raimunds Apologiſten verſammelt waren, wurde mit wilder Haſtigkeit gefragt:

Welche Meinung haben Sie?

Halten Sie Raimund für den zweiten Shakeſpeare oder nicht?

Man kannte dieſe Herren.

Um den Unſinn, den ſie ſchwatzten, ungeſtört anhören zu können, einen Unſinn, welcher häufig Stoff zu großem Gelächter gab, antwortete Jeder der Leopoldſtädter Bürger, welcher in dieſen Zirkel trat:

Der zweite Shakeſpeare iſt Raimund! wer könnte es denn ſonſt ſein als er!

Nehmen Sie Platz in unſerm Zimmer, hieß es dann. Trinken Sie Ihren Kaffee bei uns! Sie ſind unſer Mann!

Da betrat an jenem 6. Jänner 1826 auch der Richter der Vorſtadt Leopoldſtadt, Herr Rott, dieſe Stube.

Herr Rott (ſchon ein Mal war in dieſem Roman von ihm die Rede), war ein einfacher Mann, ſeines Zeichens ein Seilermeiſter, aber ein ſehr braver Mann, welcher Raimund wahrhaft achtete, und nichts über ihn kommen ließ. — Dabei hatte Herr Rott, eingedenk ſeiner Würde als Gemeinde-Vorſtand, keinen geringen Dünkel. Er hielt ſich für unantaſtbar bei ſeinen Ausſprüchen.

Als Herr Rott von den jungen Leuten gefragt wurde, „ob Raimund der zweite Shakeſpeare ſei?“ glaubte er, der noch nie den Namen Shakeſpeare hatte nennen hören, dieſe Benennung ſei eine Beleidigung für ſeinen Freund Raimund.

Was iſt das für eine Dummheit? fragte der Richter barſch. Der Raimund iſt der Raimund, mit dem kann er zufrieden ſein, und als dieſer iſt er der Erſte! Punktum! Wer ihn noch ein Mal den zweiten Shakeſpeare nennt, der iſt ein Eſel! das ſag' ich als Richter. Aus iſt es!

Die jungen Leute kamen nun völlig außer ſich.

Es wagte nicht nur Jemand, einer anderen Meinung zu ſein, als der ihrigen, es unterfing ſich auch dieſer Jemand, die jungen Enthuſiaſten „Eſel“ zu nennen.

Hinaus! riefen die Jünglinge. Hinaus mit dem Kerl!

Kerl? kreiſchte der Gemeindevorſtand. Ich als Richter der Leopoldſtadt ein Kerl? — Nun wartet, Ihr Lotter-Buben! — Und mit dem, mit einem goldenen Knopf gezierten, ſpaniſchen Rohr, verſetzte er den Raimund-Shakeſpeareanern ſchnell ein paar Hiebe über die hohlen Schädel, daß es ſo dumpf klang, als wären ein paar Kürbiſſe getroffen worden.

Die jungen Leute fielen augenblicklich über den alten Herrn her.

Der Richter iſt in Gefahr! ſchrie ein Bürger ſeinen Freunden zu, welche im Nebenzimmer ſaßen.

Eder, ein Fleckſieder, Meyerhahn, ein Schmiedmeiſter, Laſſingleithner, ein Schiffmeiſter, Auer, ein Maſchinentiſchler drangen herein. Ihnen ſchloſſen ſich noch fünf ſechs handfeſte Kämpen, darunter Oekonom und der Schauſpieler Abweſer an.

Oekonom rief dem Marqueur zu:

Mach' die Doppelthüre auf!

Und ehe man noch Drei zählen konnte, lagen die Shakeſpeareaner im Schnee vor dem Jünglingſchen Kaffeehauſe.

Jüngling verlor 21 Gäſte an einem Tage. Sie kamen nicht wieder.

Sie beſuchten von nun an Schmierers Kaffeehaus am Petersplatz, in welchem ſich ohnehin die Eſſenz der Raimund-Vergötterer befand.

Raimund ſelbſt wagte ſich nie in das Kaffeehaus am Peter. Er fürchtete die übertriebene Zuneigung ſeiner Freunde, und oft ſagte er: Das ſind die Bären in der Fabel. Ein ſolcher Bär ſchleudert Steine nach den Fliegen, die ſeinen Freund quälen, und wirft ihm dabei Löcher in den Kopf!

* * *

Es wurde vor dreißig Jahren in Wien an öffentlichen Orten, über nichts anderes geſprochen, als über das Theater.

Die Leopoldſtädter Bühne ſtand in der vorderſten Reihe des Tagsgeſpräches, und Raimund à la Tête.

Die Liebe zu Raimund war ſo ungeheuer, ja bei Vielen, beſonders in einigen Vorſtädten, ſo übertrieben, — daß ſie völlig fabelhaft erſchien.

Oekonom, welchen die Leſer ſchon in dem Romane „Thereſe Krones," als einen eben ſo luſtigen als ſchalkhaften Patron kennen lernten, trat eines Tages in das ſogenannte „wällſche Bierhaus," vis à vis vom Leopoldſtädter Theater.

Dort ſaßen die Raimundianer zehn Mann hoch, und ſprachen von ſonſt nichts, als von Raimund.

Ja, der Raimund! ſagte Oekonom, das iſt ein Genie! Der könnte jetzt ſein Glück machen! Aber er will nicht.

Soll er von hier fort? fragte der Wachsboſſirer aus dem Prater.

Miniſter ſoll er werden! erwiederte Oekonom; das Auswärtige ſoll er übernehmen! Auf Metternichs Platz kann er jede Stunde kommen!

Aber er bleibt bei uns, in der Leopoldſtadt?

Er bleibt dem Theater getreu! verſetzte Oekonom mit Wehmuth. Ach, was könnte dieſer Mann leiſten!

Wahr iſt's! erwiederte der Dürrkräutler. Aber weniger Verantwortung hat er jetzt!

Es lebe der Raimund! riefen Alle.

Wenn man nur ſein Finanzprojekt ausführen möchte! fuhr Oekonom fort.

Hat er ein Finanzprojekt? fragte der Schneidermeiſter.

Und was für Eins! — Er will ein Steuer-Theater errichten. — Jeder, der eine Steuer bezahlt, bekommt ein Freibillet! Raimund will das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden!

Und dies ſetzt er nicht durch?

Man weiß noch nichts Gewiſſes, erwiederte Oekonom. Raimund ſelbſt würde aus eigenen Mitteln das Steuer-Theater erbauen.

Hat er ſo viel Geld? fragte der Tabakkrämer.

Ich will's glauben! gab Oekonom zurück. So oft Raimund eine Einnahme erhält, trägt er ſie zu „Geymüller“ aufs Komptoir. 200,000 fl. hat er ſchon beiſammen!

Das iſt ein Kreuzkopf! ſagte der Stärkmacher.

Er lebe! jubelten alle Gäſte des wälliſchen Bierhauſes.

Und der Herr von Oekonom ebenfalls! hieß es, der uns von unſerm lieben Raimund gar ſo viel Schönes erzält!

Geben wir hinüber ins Theater! forderte der Peitſchenmacher die „wälliſchen“ Gäſte auf, und rufen wir Raimund heraus, weil er das Widerwärtige-Auswärtige nicht übernehmen will!

IV. Kriminal-Geſchichten.

Als Raimund ſich überzeugte, daß Krones mit dem ſogenannten Grafen Jaroſinski zu einem innigen Liebesverhältniſſe ſich verband, verbarg er ſeinen Unwillen darüber nicht.

Dieſer ſogenannte Graf erregte häufig Störungen im Theater.

Er trat bei den übervollen Häuſern, welche das „Feenmädchen“ unausgeſetzt fand, in das Parterre erſt im zweiten Akte, kaum vor der Szene, welche Thereſe als Jugend erſcheinen ließ, drang mit Brutalität durch die dichten Maſſen, ſprach laut, lachte unverſchämt, ſelbſt bei Szenen, welche hiezu keinen Anlaß gaben, ſchrie auf eine dummbreiſte Weiſe der Krones mitten in ihrem Vortrage des Liedes „Brüderlein fein,“ „Brava!“ zu; applaudirte ſo derb und toll, daß das Publikum über ſeine Unziemlichkeiten ziſchte, verließ nach der Szene der Krones ſeinen Sperrſitz eben ſo geräuſchvoll und ungeſchliffen, brachte, während die Vorſtellung des zweiten Aktes noch ſtattfand, die ärgerlichſte Störung hervor, fing faſt mit jedem, der ſich ſein ungeſtümes Drängen nicht gefallen ließ, Händel an, und riß oft ſo undelikate Witze, wenn er an Damen vorüber ging, daß er ſich ſtets die derbſten Zurechtweiſungen gefallen laſſen mußte.

Raimund war darüber entrüſtet.

Er beſchwerte ſich über dieſen „ſtockhaarigen

Grafen,“ wie er Jaroſinsky nannte, bei Thereſen.

Unterſagen Sie ihm doch ſein brüsques Benehmen, bat Raimund. Das Publikum iſt empört über ihn; und täglich wiederholt er ſein ärgerliches Eindrängen und wieder Hinauseilen während der Vorſtellung. Wenn er nur nach dem erſten Akte erſt kommen und nach dem zweiten Akte wieder weggehen möchte, ſo wäre alles gut, aber bei ſo ungeheuer vollen Theatern wird das impertinente Durcharbeiten eines doch für anſtändig gelten wollenden Mannes, äußerſt läſtig. Warum nimmt ſich denn der Herr Graf keine Loge? Er ſoll ja reich ſein, wie man wiſſen will.

Er bekommt keine Loge, erwiederte Krones; die Logen ſind ja, wie bekannt, ſtets für zwanzig, dreißig Vorſtellungen genommen. Gewiß iſt es nicht Geiz oder Schmutz von ihm, da er täglich den Sperrſitz Nr. 7 mit 5 fl. bezahlt. Graf Jaroſinski iſt die beſte Kundſchaft des Kaſſiers.

Numero Sieben ambitionirt der Graf? bemerkte Raimund. Eine verfluchte Nummer! Abergläubiſche Leute nennen die Sieben die Galgennummer! In Gottes Namen! Es gibt verſchiedene Paſſionen. Sagen Sie ihm doch, die Sieben bleibt ihm ja nicht aus, wenn er auch noch ſo ſpät kommt!

Der Graf hat die Marotte, fuhr Thereſe fort, immer auffallen zu wollen. Neulich erzälte er mir, daß er in Warſchau beinahe ein Duell gehabt hätte, weil er im dortigen Theater das Publikum ebenfalls täglich durch ſein ſpätes Kommen genirte. — Der Graf reiſte lieber ab, als daß er früher ins Theater kam.

Ach! ſeufzte Raimund, wenn er nur auch von Wien ſchon abreiſen möchte!

Dies wünſche ich nicht! verſetzte Thereſe. Er ſchwärmt immer von einer Reiſe nach Italien.

Reden Sie ihm zu, daß er nach Italien geht! Bis zur Spinnerin am Kreuze, will ich ihn mit Freuden begleiten.

Krones nannte Raimunds Späße unzart.

Was haben Sie denn an dieſem burſchikoſen Bengel? fragte Raimund Er iſt ja häßlich! Iſt das ein Geſicht für einen „erſten Liebhaber?“ Wenn dieſer Graf ſich heute bei unſerm Theater engagiren laſſen wollte, würde ich ihm den Viehhändler in „Herr Joſef und Frau Waberl“ zutheilen. Und wie dieſer Menſch hochmüthig, hochfahrend, hochnaſig thut! Wenn man einen Kavalier, wie ſie in Wien zu Hauſe ſind, ihm entgegen hält, ſo iſt das gerade wie ein Seidenſammt und ein Kotzentuch!

Ach in der Liebe ſucht er ſeines Gleichen!

Das mag ſein, aber unſers Gleichen gewiß nicht.

Er kann auch ſchwärmen!

Ja bei einer Flaſche Whoutki!

Sprechen Sie nicht ſo beleidigend von ihm!

Ich kann ihn einmal nicht leiden! Ich weiß nicht, was mir ihn ſo zuwider macht! Schuſter und Korntheuer ergeht es wie mir. Ich muß Korntheuer immer abhalten, daß er auf dem Theater nichts von einem „Stier aus Podolien“ extemporirt.

Es iſt entſetzlich! betonte Krones, welche Feinde dieſer gute Graf bei unſerm Theater zählt und blos darum weil er ungenirt iſt und ſehr viel Geld beſitzt.

Hörens auf! — Da müßte man jeden reichen Mann anfeinden! Die Reichen geniren ſich nirgends, aber die reichen Leute, welche unſer Theater beſuchen, ſind wohlerzogene Menſchen, ſind Freunde der Kunſt, kommen zu uns, ſich zu erheitern, beweiſen uns ihre Zuneigung und betreten unſer Schauſpielhaus nicht aus gemeinen Nebenzwecken! — Nichts für ungut, Fräulein Krones! Sagen Sie Ihrem Grafen dies nur wieder! Ich bin zwar nicht reich, aber einem Manne, ohne Erziehung gegenüber, genire ich mich auch nicht.

Raimund entfernte ſich.

* * *

In der Zeit in, welcher die Vorſtellungen des „Mädchens aus der Feenwelt“ den allergrößten Zudrang fanden, trat eine Ferienzeit für Theaterproben ein. Man dachte an kein neues Stück, und es genirte ſonach Raimund nicht im Geringſten, als er häufig ſeine Vormittage im Kriminal-Gerichtshauſe zubringen mußte, um gegen Lawinger auszuſagen, welcher mittlerweile nach Wien geliefert worden war, um mit ſeinen gedungenen Mördern hier verurtheilt zu werden.

Es intereſſirte Raimund, endlich zu erfahren, auf welche Weiſe Lawinger aus dem verſperrten Paſſagierzimmer des Wirthshauſes in Gutenſtein entkommen.

Er erfuhr es.

Lawingers Entkommen ging ganz natürlich zu.

Bei dem großen Andrange von Fremden, während der Pfingſtfeiertage in Gutenſtein, und bei dem Mangel an Unterkunft, mußte der Wirth ſeine eigenen Wohnzimmer an die Paſſagiere abtreten, und Lawinger erhielt eines davon, und zwar gerade das, in welchem ſich die Einſchreibbücher des Wirths, die eingeſchraubte eiſerne Kaſſatruhe, die ſämmtlichen Schlüſſel und die Hauptſchlüſſel zu allen Zimmern des Hauſes, befanden.

Hätte der Wirth ahnen können, welch einen gefährlichen Gaſt er beherberge, er hätte ihn gewiß nicht aufgenommen.

Obgleich des Wirths Kaſſa wohl verwahrt und mit guten Schlöſſern, zu welchen der Wirth die Schlüſſel in der Taſche trug, verſehen war, ſo hätte er den Gauner gewiß abgewieſen, allein die Gewinnſucht verleitete ihn, auch dieſes Zimmer pr. 5 fl. für die beiden Feiertage abzulaſſen, und gegen den „propre" gekleideten Herrn und ſeine beiden geſchmackvoll geputzten Damen, die für zwei andere komfortable eingerichtete Zimmer in der Nähe Lawingers den Preis von 5 fl. für den Tag nicht zu hoch fanden, kein Mißtrauen zu hegen.

Lawinger hatte die Hauptſchlüſſel in dieſem Zimmer bald ausfindig gemacht.

Er bediente ſich ihrer, ſchloß nach gemachtem Gebrauche die Haupt- und Doppelthür, die in ein Nebengemach führte, gehörig ab; fand in dem Nebenzimmer den Kittel und den Hut eines Kutſchers, bediente ſich desſelben, und entkam noch früher, als das Hausthor verſchloſſen wurde.

In Pernitz ſetzte ſich Lawinger auf einen Bauernwagen und fuhr bis Gutenbrunn. Dort warf er ſeine Verkleidung von ſich und eilte Abends nach Baden, wo er nur eine Nacht verweilen, und am andern Morgen über Wien, in weiterer Verkleidung, nach Ungarn entkommen wollte.

In Baden wartete Lawinger in der Nähe des Theaters auf einen Freund aus Peſt, den er um einen ungariſchen Anzug erſuchen wollte, der aber leider dem „Barometermacher" beiwohnte.

Lawinger lawirte auf dem Theaterplatze, bis ſein Freund etwa das Schauſpielhaus verlaſſen würde.

Da erblickte ihn Raimund.

Lawinger verſicherte in ſeinen Ausſagen, daß er Raimund nicht geſehen als er auf dem Theaterplatze in Baden erſchien, und daß, wenn er ihn geſehen, er alſogleich aus Baden entflohen wäre. Als Raimund von der Bühne des Badner Theaters herabgekommen, ſagte Lawinger ferner, hätte er denſelben nicht erkannt, ſei aber unwillkürlich ihm näher getreten, im Falle dieſer ein Schauſpieler oder ein Choriſt Hochs geweſen, er ihn habe erſuchen wollen, ſeinen Freund (Gröpplein hieß dieſer) aus dem Parterre herauskommen zu laſſen.

Lawingers Entſetzen ſei grenzenlos geweſen, behauptete er ferner, als Raimund plötzlich vor ihm geſtanden. Lawinger ſei darüber ſo erſchrocken, daß er ſich unmöglich bei ſeiner Ergreifung habe zur Wehre ſetzen können.

Einen Mordverſuch habe Lawinger nicht im Sinne haben können, da er Raimund nicht in Baden vermuthet, auch weder ein Meſſer, noch ein Stilet, noch eine Piſtole bei ſich gehabt.

Daß Lawinger das Unglück hatte, ſchwache Augen zu beſitzen, war bekannt. Bei der Nacht, in einiger Entfernung ſah er ſammt den Brillen, die er trug, nicht gut.

Dieſe Ausſage wurde als wahr angenommen.

Daß Lawinger die Raubſchützen als Mörder gedungen, leugnete er hartnäckig, ſo wie er leugnete, die beiden Banditen je geſehen zu haben.

Lawingers beide Konkubinen, Frau Loth und ihre Schweſter, von welchen es ſich herausſtellte, daß ſie von dem Attentat auf Raimund nichts wußten, wurden wegen Mangel an Beweis eines Antheils an dem Anſchlage entlaſſen.

Als Raimund, ſeiner Ausſagen wegen, häufiger als ihm angenehm war, das Gerichtshaus auf dem „Hohen Markte“ betreten mußte, beſuchte er auch den Kriminalrath Schweydler, der in dieſen Mittheilungen ſchon einmal vorgekommen.

Raimund bat Schweydler einſtens, daß, wenn einmal ein Raubmörder zum Tode verurtheilt werden ſollte, ihm der Rath Schweydler, während der letzten drei Tage eines ſolchen Delinquenten, Gelegenheit geben möchte, den Unglücklichen ſehen und vielleicht gar mit ihm ſprechen zu können.

Rath Schweydler überraſchte Raimund, als dieſer eines Vormittags in ſein Bureau trat, mit den Worten:

Nun vermag ich, lieber Raimund, Ihrem Wunſch, einen zum Tode Verurtheilten, in ſeinen letzten Tagen zu ſehen, zu entſprechen. —

Ein gewiſſer Georg Plißtiak, erzälte der Kriminalrath, aus Mähren gebürtig, neunundzwanzig Jahre alt, ein Taglöhner, hat, um ein zweiundachtzig Jahre altes Weib, welches 6 fl. 39 kr., in ihren Unterrock eingenäht hatte, zu berauben, die Greiſin erdroſſelt. Dieſe That verübte er auf grauſame Weiſe. Er wird nach drei Tagen hingerichtet.

Das iſt ja ein Ungeheuer! rief Raimund. Wie ſieht denn dieſer Kerl aus?

Sie können ihn ſchon morgen ſehen, erwiederte der Rath, morgen, wenn ihm das Todesurtheil vorgeleſen wird!

Und da kann ich auch mit ihm ſprechen?

Was wollen Sie mit einem ſolchen Menſchen ſprechen?

Das weiß ich noch nicht, aber ich rede ihn an. Das iſt für mich die Hauptſache!

Sprechen können Sie ihn morgen nicht. Erſt wenn er im Ausſetzzimmer ſich befindet und da können Sie ihm höchſtens Troſtesworte ſagen. Uiber ſeine That dürfen Sie nicht mit ihm reden!

Wann ſoll ich kommen, Herr Rath?

Für Sie, da Sie wahrſcheinlich pſichologiſche Betrachtungen machen wollen, wäre es wol am geeignetſten, in der letzten Nacht vor des Unglücklichen Tode ihn zu ſehen. — Kommen Sie daher nächſten Mittnoch Nachts um eilf Uhr in meine Wohnung; holen Sie mich ab; ich führe Sie zu ihm!

Ich kann es nicht erwarten, erwiederte Raimund. Ja, Herr Rath, ich werde kommen! Einen zum Tode Verurtheilten werde ich ſehen, in der letzten Nacht vor ſeinem Ende! Es wird „ſchauerlich intereſſant“ ſein! Ein Dichter muß Alles ſehen, und ein Schauſpieler nicht minder! Vielleicht ſchreibe ich einmal ein Stück und bringe einen Delinquenten hinein! So Etwas packt das Publikum und ich bin ein Freund von gewaltigen Effekten!

20. In der Ausſetzſtube des Delinquenten.

Raimund erſchien mit dem Kriminalrath Schweydler in der Nacht um halb zwölf Uhr in der Ausſetzſtube des Delinquenten.

Ehe Beide eintraten, fragte Schweydler den Obergefangenwärter in der Vorſtube:

Wie benimmt ſich denn der Unglückliche?

Er iſt gefaßt. — Vor einer Stunde wünſchte er noch ein Mal zu beichten. — Er beichtete. Jetzt verzehrt er ſein letztes Abendbrot.

So ſpät? fragte Raimund.

Plißtiack wies früher Speiſe und Trank zurück. Er hat aber plötzlich Hoffnung geſchöpft, daß er begnadigt werde. Die Liebe zum Leben machte ſich geltend; er verlangte zu eſſen und zu trinken.

Kann er begnadigt werden? fragte Raimund den Rath.

Des Kaiſers Milde vermag Alles, allein ich zweifle. Jetzt müßte der Gnadenakt ſchon herab gelangt ſein. — Es iſt auch kein Grund vorhanden, zu glauben, daß für dieſen Mörder irgend ein Schritt zu ſeinem Gunſten gemacht worden ſei.

Sprechen Sie nicht etwa mit ihm darüber, daß er vielleicht nicht hingerichtet werden würde, wendete ſich Schweydler an Raimund. Eine ſolche Täuſchung wäre entſetzlich!

Gott bewahre! verſetzte Raimund.

Schweydler führte Raimund in die Armenſünderſtube.

Da ſaß Plißtiack und aß mit ziemlichem Appetite.

Ein Kapuziner befand ſich neben ihm und betete.

Als die beiden Herren eintraten, riß der Unglückliche ſeine Augen weit auf.

Mein Gott! mein Gott! ſagte er, bringen Sie mir vielleicht Pardon?

Raimund beengte es die Bruſt, daß er nicht ſprechen konnte.

Er ſtarrte den Delinquenten an und verbarg, ſo gut es ſein konnte, ſeine Gemüthsbewegung.

Schweydler antwortete: Wir ſind gekommen, Dich zu ſehen, und freuen uns, zu vernehmen, daß Du Dein Schickſal mit männlicher Entſchloſſenheit erleiden wirſt.

Ich werde vor Gott Gnade finden, antwortete Plißtiack. Der ehrwürdige Geiſtliche hat mir dies zugeſagt. Da nun Gott mich begnadigen wird, werden es die Menſchen wol auch! — Ich habe ein entſetzliches Verbrechen begangen; ich habe einem achtzigjährigen Mütterlein die Lebenstage verkürzt, aber Tags vorher, als ich ſie ſprach, und ſie noch keine Ahnung hatte von dem, was ihr bevorſtand; als ich ſie fragte, ob ſie gerne lebe, antwortete ſie mir: „Mein Leben iſt mir zur Laſt, und ich bin der Welt zur Laſt. Je eher Gott mich abruft, deſto lieber iſt es mir!" — Das wird man hohen Orts gelten und mich nicht hinrichten laſſen.

Ich habe Dir ſchon geſagt, mein Sohn, erwiederte der Kapuziner, daß die Unglückliche, wie Du ſelbſt behaupteſt, ausgerufen: „Je eher Gott mich abruft, deſto lieber iſt es mir:" Gott hat das alte Mütterchen aber nicht abberufen, Deine frevelhafte Hand griff Gottes Rathſchlüſſen vor! Du haſt Dich an dem Allmächtigen ſchwer verſündigt, Du haſt Deine Nebenmenſchen beleidigt und das Geſetz zur Rache aufgefordert.

Ich erleide ſeit drei Tagen die Todesangſt, ehrwürdiger Herr, ich bitte um Gnade.

Raimund konnte ſich nicht mehr zurückhalten.

Und das Gewiſſen? fragte er, Ihr Gewiſſen, ſchweigt dies? Vermögen Sie denn noch zu leben, wenn Sie einen Mord begangen?

Der Delinquent fing plötzlich heftig zu weinen an.

Ach! klagte er, daran darf ich nicht denken. Als ſich die alte Frau zu wehren ſuchte und mir zurief: „Du willſt Geld, nimm es, aber laß mich leben!" Da ſchrie ich: „Daß Du mich verrathen könnteſt?" -- Hierauf würgte ich ſie neuerdings, ſchlug ihren Kopf heftig an die Baumwurzeln, kniete mich auf ſie, und ließ nicht eher ab, ſie zu mißhandeln, bis ſie verſchied! — Ja, ja, ſterben! ſterben iſt für mich das beſte! — Euer Hochwürden, ſagen Sie mir noch ein Mal Ihr erhebendes Gebet vor. Ich will es noch ein Mal beten und dann ſterben!

Der Vater betete laut.

Der Delinquent ſprach das Gebet nach.

Raimund wurde ſo ergriffen, daß er ebenfalls betete.

Dem Rathe Schwendler traten Thränen in die Augen.

Als der Sünder gebetet hatte, ſchlug es auf der Hausuhr des Kriminalgebäudes, zwölf Uhr.

Noch ſechs Stunden habe ich zu leben, jammerte Blißtiack.

Gehen wir, ſagte Schweybler zu Raimund. Sie haben den Arreſtanten geſehen und geſprochen; laſſen wir ihn mit ſeinem Prieſter allein.

Noch einen Augenblick! bat Raimund.

Willſt Du jetzt nicht verſuchen einige Stunden zu ſchlafen? fragte Schweybler den Verurtheilten.

— Ich, und ſchlafen? Sollten Sie mir ſelbſt Pardon bringen, Herr, ſo würde ich nicht ſchlafen können; wenigſtens dieſe Nacht nicht — und wol keine Nacht meines Lebens mehr, ſo wie ich einſt ſchlief!

Sage mir jetzt einmal aufrichtig, fragte Schweybler, warum haſt Du, die Blutthat, die Du begangen, ſelbſt noch geleugnet, als Du überführt wurdeſt?

Weil mir ein Mitgefangener in meinem Arreſte tagtäglich zugerufen: „Und wenn zehn Zeugen bei Deinem Morde zugegen geweſen wären, ſo leugne! Wenn Dein Geſtändniß fehlt, ſo kannſt Du nicht gehangen werden!“

Dann aber ließeſt Du Dich eines Morgens plötzlich bei Deinem Richter melden. Du erſchienſt vor ihm und geſtandeſt die That mit allen Nebenumſtänden. Was änderte Deinen Entſchluß?

Dieſer Herr, antwortete Blißtiack, indem er auf Raimund wies, hat es genannt, dieſes Ding, von dem der Menſch nicht weiß, wo er es ſitzen hat, und das ihn mehr quält als jede fiſiſche Qual, welches ſchreit ohne Stimme, bis ins innerſte Mark verwundet, ohne Dolch und Meſſer und mit Millionen Hieben peitſcht ohne Knute und Geißel.

Dieſer Menſch ſoll ein Taglöhner geweſen ſein?

fragte Raimund den Rath. Ein Burſche ohne Bildung und Kenntniſſe?

Ein Taglöhner, ja, ja ein Taglöhner! erwiederte der Delinquent. Taglöhner ſind wir alle auf der Welt. Vom Niederſten bis zum Höchſten. Jeder arbeitet für den Taglohn. Was Einer Morgens leiſtet, muß ihm Abends vergolten werden. Bei mir findet eine Ausnahme ſtatt. Was ich an jenem Abende vollbracht, dafür erhalte ich am Morgen den Lohn!

Wird dieſer Unglückliche plötzlich inſpirirt? fragte Raimund den Kapuziner.

Er iſt ein Anderer geworden, verſetzte der Kapuziner. Was Sie von ihm hören, ſind meine Worte. Ich beklage dieſen Armen innig.

Hätten meine Eltern mich in meiner Jugend einem ſo würdigen Prieſter anvertraut, wie dieſer ehrwürdige Vater iſt, ich ſäße nicht hier. Meine Eltern ließen mich aber nie unterrichten. Ich durfte keine Schule beſuchen; ich wurde nicht zur Kirche angehalten; — der Hund, der mich auf die Weide begleitete, erhielt mehr Unterricht als ich. Ihn lehrte mein Vater Wachſamkeit, Anhänglichkeit, Treue, Furcht vor Strafe und den Trieb, ſeine Obliegenheiten zu erfüllen. Als ich mit dem Hunde und der Herde nach Hauſe zurückkehrte, wußte „Pack“ genau, ob eines der Lämmer fehle; er ruhte nicht, bis er es fand; ich vermochte die Lämmer nicht zu zählen, denn ich hatte es nicht gelernt. Ich erfand mir daher, ſie Paar und Paar zu ordnen; blieb eins über, wußte ich, daß eins fehle. Fehlten aber zwei, ſo vermißte ich keines. Pack allein wußte dies.

Das iſt ein ganz neuer Charakter! rief Raimund. Dieſer Menſch macht mich konfus! — Die Art und Weiſe, wie er ſich ausdrückt, kann ihm nicht angeflogen ſein! — Nehmen Sie es nicht übel, wendete ſich Raimund an den Delinquenten, aber ich glaube es nicht, daß Sie keine Bildung erhielten. Sie erhielten ſie durch den Umgang mit gebildeten Menſchen. Sie haben viel geleſen. —

Ich kann nicht leſen; ich habe es nicht gelernt.

Gehen wir, gehen wir, ſagte Schweydler zu Raimund. Der Pater will mit Plißtiack beten.

Noch einen Augenblick! bat Raimund.

21. Vor der Exekution.

Ich muß Sie dringend erſuchen, den Delinquenten mit mir allein zu laſſen, wendete ſich der Pater an Raimund. Der arme Sünder bedarf der Ruhe, und keiner weiteren Aufregung. — Er iſt durch Ihre Fragen veranlaßt, offenbare Lügen auszuſprechen, aber der Lüge ſoll er in den letzten Stunden ſeines Lebens nicht mehr verfallen.

Raimund wollte noch Etwas ſagen, aber Schweydler zog ihn haſtig fort.

Wenn ich nur wüßte, ſagte Raimund, als er mit dem Kriminalrathe die Treppe erreichte, was es mit dieſem Menſchen für eine Bewandtniß hat. —

Wenn ich hätte ahnen können, in welche Gemüthsbewegung Sie dieſer Unglückliche verſetzt, erwiederte Schweydler, ſo würde ich Sie um keinen Preis hieher geführt haben.

Im Gegentheile, erwiederte Raimund, ich bin Ihnen ewig dafür dankbar. Nur das Räthſelhafte an dieſem Menſchen quält mich. Es gefällt ihm wahrſcheinlich, diejenigen, die ſich ihm nahen, zu miſtifiziren. Was er war, in welchen Verhältniſſen er lebte, muß ja die Unterſuchung herausgeſtellt haben!

Ich werde morgen ſeinen Richter, den Magiſtratsrath

Beck, darum befragen. Ich will Ihnen genaue Mittheilungen machen. Heute weiß ich ſelbſt nicht Beſcheid. Als ſein Prozeß in der Sitzung vorkam, war ich abweſend. Jetzt aber verlaſſen Sie dies Haus. Ich habe noch Rapporte zu erhalten. Sie wiſſen es, daß ich Haus-Kommiſſär bin. Schlafen Sie wol, Herr Raimund

Ich gehe nicht ſchlafen! verſetzte Raimund, das wäre auch ein ſchöne Nacht! Ich könnte kein Auge zubringen. Ich danke Ihnen verbindlichſt, Herr Rath, daß Sie mich hieher geführt. Morgen beſuche ich Sie in Ihrem Bureau; vielleicht können Sie mir morgen ſchon, über das „logogrifiſche Ungeheuer“ von einem Delinquenten Aufſchluß geben.

Als Raimund auf dem Wege von dem Hohenmarkte nach dem „rothen Thurme,“ den „Fiſchhof“ paſſiren wollte, ſah er das Wirthshaus daſelbſt, glänzend beleuchtet, und der Tumult froher Zecher drang ihm ins Ohr.

So eben fällt mir ein, ſagte Raimund für ſich, daß ich noch nicht zu Abend gegeſſen habe! Vielleicht erhalte ich hier noch einen Imbiß.

Raimund trat in das Wirthshaus.

Der Wirth, Herr Liſt, kam ihm entgegen.

An einem Tiſche befanden ſich die ſogenannten Stammgäſte, welche Raimund alle kannten, und ihm willkommen hießen.

Sie rückten zuſammen.

Raimund mußte an ihrem Tiſche Platz nehmen.

Meine Herren, ſagte Raimund; ich komme gerade vom Delinquenten. Ich muß geſtehen, dieſer Menſch hat mich ſo verwirrt, betäubt und beſtürzt gemacht, daß ich mich ſehr glücklich fühle, hier eine Geſellſchaft zu finden, die mich wol aus meiner Verblüffung reißen wird.

Raimund erzälte nun Alles was er durch den „ausgeſetzten“ Mörder erfahren.

Hahá! lachte Doktor Scribanek, (ein geachteter Juriſt, der ſich ebenfalls an dieſem Tiſche befand,) — ſo gibt der Unglückliche, ſeine Neigung, den Myſtagogen zu ſpielen, noch nicht auf! — Während der Unterſuchung verfiel er häufig in dieſe Gewohnheit. Gewiß hofft er auf Begnadigung, weil er ſeinem alten Hang wieder fröhnt.

Der Kerl ſpricht aber Dinge, die ſo lange die Welt ſteht noch kein Taglöhner geſprochen hat! rief Raimund.

Taglöhner war er ja erſt ſeit einem Jahr, erwiederte der Doktor. Plißtiack mußte Taglöhner werden, weil er in keiner anderen Eigenſchaft ſein Unterkommen gefunden hätte.

Was war er denn?

Buchbinder!

Da muß er ja leſen können?

Freilich! Und er hat viel geleſen! Nur zu viel! Zum Unglücke ſehr ſchlechte Bücher! Der Patron ſtahl die guten Bücher und verkaufte ſie, die ſchlechten ſtahl er zwar auch, aber er eignete ſich zuerſt ihren Inhalt an. Der Magiſtratsrath Beck, ſein Unterſuchungsrichter, hat mir dieſes Mittelding zwiſchen Wiſſen und Unwiſſenheit genau geſchildert.

Der verwünſchte Kerl! rief Raimund. Ei! Jetzt muß ich ihn mir noch ein Mal anſehen!

Sie werden doch nicht noch ein Mal in die Ausſetzſtube zurück gehen wollen?

Gewiß nicht! entgegnete Raimund. Aber ich ſehe den Burſchen an, wenn er ausgeführt wird.

Um ſieben Uhr beſteigt er den hohen Wagen.

Da dürfen Sie ſich nicht verſchlafen, meinte der Wirth. Es geht ſchon auf zwei Uhr.

Ich lege mich gar nicht nieder! verſetzte Raimund.

Dann machen Sie es wie die Herren an jenem Tiſche, erwiederte der Wirth, indem er auf einen Tiſch in der ſogenannten Schwemme wies. Die Herren ſind aus den entfernteſten Vorſtädten, von Matzleinsdorf, Margarethen, Gumpendorf, nach der Stadt gekommen; ſie wollen hier bleiben bis vier Uhr Morgens und dann ſich den beſten Platz am Schrannengebäude erobern, damit ſie dem Delinquenten ſo nahe ſind, daß ſie ihn jeden Augenblick bei der Hand nehmen können.

An dieſe ſchließe ich mich an! betheuerte Raimund.

Und wollen die ganze Nacht aufopfern? fragte der Seidenhändler Elſer, einer der ſtandhafteſten Gäſte des Fiſchhofes. — Da mache ich Ihnen einen anderen Vorſchlag. Ich wohne in dem Hauſe, das an das Kriminalgerichtsgebäude anſtößt; in dem Durchhauſe, in welchem ſich die Leinwandhandlung zum „breiten Stein“ befindet. Meine, dem Schauplatze am nächſten liegenden Zimmer habe ich zwar an einem italieniſchen Grafen vermietet, aber der Graf wird mir ſchon ein Fenſter für Sie ablaſſen; — wo lebte denn ein Fremder oder ein Einheimiſcher, welchem Raimunds Namen nicht bekannt wäre, und der ihm nicht mit Freuden irgend eine Aufmerkſamkeit erzeigen möchte! — Das Fenſter links in meiner Wohnung, das jetzt dem Grafen gehört, iſt ſo nahe, daß man den Balkon, von welchem das Todesurtheil vor drei Tagen abgeleſen wurde, wie zu demſelben Hauſe gehörig betrachten kann, und heute den Delinquenten, bei dem Ausführen, vor ſich hat, wie die Flaſche Gumpoldskirchner, die mir ſoeben der Kellner auf den Tiſch ſtellt.

Ich nehme Ihre Einladung an! verſetze Raimund. Gehen wir ſogleich!

Warum nicht gar! lachten alle.

Sie haben ja Ihren Braten noch nicht verzehrt, bemerkte Skribanek.

Sie müßten nur bei mir noch ein paar Stunden ſchlafen wollen, warf Elſer ein, wenn Sie jetzt fortwollen. — Das kann auch geſchehen! Ein Gaſtbett, und noch dazu ein ſehr nettes, ſteht Ihnen zu Dienſten.

Schlafen, meinte Raimund, könnte ich nicht! Den Delinquenten bringe ich vielleicht, vier Wochen nicht aus meinem Kopfe! Seine ſtieren Augen werden mich in meiner Fantaſie noch lange anglotzen, ſeine eingefallenen, todtengelben Wangen, werde ich nie vergeſſen!

Wenn dies iſt, ermahnte Skribanek, ſo laſſen Sie ſich's nicht einfallen, etwa gar zur Richtſtätte hinaus zu fahren, und dem Akte des Freimanns beizuwohnen. — Ich war vor fünf und zwanzig Jahren Auditor. Damals mußte ich einem armen Soldaten das Todesurtheil unterm Galgen verleſen, und mußte aushalten, bis er geendet hatte! — Noch jetzt ſehe ich den Unglücklichen vor mir! —

Noch eine Bouteille Weidlinger, Herr Wirth, ſetzte D. Skribanek hinzu, ich will mir die Erinnerung us dem Gedächtniſſe trinken.

Im Rothgäſſel, an der Ecke des Fiſchhofes, wurde s ſehr lebendig.

Geſchrei, dumpfes Gemurmel, lärmendes Vorüber-hreiten wurde immer hörbarer.

Brennt es? Iſt ein Unglück geſchehen? fragte Rai-aund, und horchte. —

Gott bewahre! verſetzte Herr Liſt. Das ſind lau-er Neugierige! Das ſind blos die Delinquentenbe-hauer aus der Leopoldſtadt, aus der Jägerzeile, vom abor und vom Spitz! — Durch das Rothgäſſel al-in ziehen einige Tauſend Menſchen, den armen Sünder zu ſehen. Daraus mögen Sie ſchließen, welche Maſſen aus den übrigen dreißig Vorſtädten und aus der Stadt ſelbſt, zuſammenſtrömen.

Und dieſe ſtellen ſich alle auf dem „Hohenmarkte“ auf? fragte Raimund.

Was immer der Hohemarkt zu faſſen vermag, ſtellt ſich gewiß hier auf; die übrigen vertheilen ſich auf den Lichtenſteg, in die Biſchofsgaſſe, den Stephansplatz u. ſ. w., bis zur Spinnerin am Kreuze. Eine halbe Million Menſchen hat auf dieſem Wege wol Raum!

Es iſt eine alte Geſchichte, daß an Tagen, an welchen ein „armer Sünder“ ausgeführt und gerichtet werden ſoll, an öffentlichen Orten ſchwerlich von etwas Anderem die Rede iſt, als von demſelben. Da kommen die Schreckenshiſtörchen von allen den Unglücklichen wieder aufs Tapet, die vor ihm hingerichtet wurden. Alle möglichen Gehängten, Geköpften und Geräderten müſſen die Revue paſſiren.

So war es auch hier.

Ein Leinwandhändler, Gröller hieß er, deſſen Vater, den Magiſtratsſecretär Zahlheim im Jahre 1786, am 10. März, „ausführen,“ „zwicken“ und „rädern“ ſah, ſchilderte die Qualen des Verbrechers ſo umſtändlich, daß Raimund beinahe „übel“ geworden wäre.

Er war der Letzte, welcher unter Kaiſer Joſef die Todesſtrafe erlitt, bemerkte Skribanek.

Und als unter Kaiſer Franz die Todesſtrafe wieder eingeführt wurde, ergänzte ein fürſtlicher Beamter, der ſich ebenfalls in dieſer Geſellſchaft befand, war Anton Luger (bekannt unter dem Namen der „Stärkmacher Tonerl“) der Erſte, welcher, und zwar am 16. Mai 1805, gerichtet wurde.

Was haben dieſe Beiden verbrochen? fragte Raimund.

Jeder, dieſer Entſetzlichen, erwiederte der Leinwandhändler, hat ſeine Geliebte grauſam ermordet und beraubt.

Und die Greißlerin, Thereſia Karrer, erzälte der Wirth, hat gar ihren Ehegatten im Schlafe erſchlagen!

Sie iſt am 16. März 1809 gehangen worden, bekräftigte der Leinwandhändler. Ich ſehe ſie noch. — Als ſie auf die Leiter hinaufgezogen wurde, verlor ſie ihren Schuh, und rief: „Scharfrichter! Geben Sie mir meinen Schuh wieder!“

Iſt dies wahr? fragte Raimund.

Ja, ja! antworteten Alle. Das iſt wahr! Das hat ſie geſagt, zwei Minuten vor ihrem Ende!

Das war ja ein gräßliches Weib!

Seit hundert Jahren, ergänzte der Leinwandhändler, war dies das einzige Weibsbild, das in Wien gehängt wurde!

Und war es ſauber?

Bildſauber! Erſt 23 Jahre alt, in Atzgersdorf geboren, nur zwei Monate verheiratet!

Dieſe beiden hat der Tod ſchnell getrennt! verſetzte Raimund.

Und nun erſt Johann Georg Graſel, Jakob Fähding, Ignaz Stangel, welche am 31. Jänner 1818 auf dem Glacis, am Samſtag vor dem Faſchingſonntag gehängt wurden, wobei zu bemerken, daß in dieſem Jahre der allerkürzeſte Faſching fiel!

Sie wiſſen ja Alles auf den Tag! bemerkte Raimund.

Ich beſitze, erwiederte der Leinwandhändler eine vollſtändige Sammlung aller Todesurtheile ſeit Kaiſer Karl VI. Regierung bis auf heute.

Da können Sie ja den „öſterreichiſchen Pitaval“ herausgeben! verſetzte Raimund.

Wer weiß, was noch geſchieht! antwortete der Leinwandhändler.

Indeß wurde es immer lärmender im Rothgäſſel.

Unter ähnlichen Geſprächen verfloß die Zeit. —

Es ſchlug drei auf der Thurmuhr des nahen Kriminalgerichtshauſes.

Brechen wir auf! wendete ſich Elſer an Raimund.

Ja, ja! verſetzte dieſer, ſonſt können wir in Ihr Haus nicht mehr hinein!

Wir müſſen uns auf jeden Fall von rückwärts (in der Landskrongaſſe) aufſperren laſſen.

Die Geſellſchaft trennte ſich.

Elſer und Raimund mußten wirklich ihren Weg durch die Landskrongaſſe nehmen.

Bis Elſer und Raimund ſich halbwegs heimiſch finden konnten, war es vier Uhr geworden.

Der Tag graute bereits.

Die Dienſtleute Elſers waren alle auf den Beinen.

Sogar Elſers Frau ſchlief nicht mehr.

Sie kam in einem eleganten Negligé in das Zimmer ihres Gatten.

Elſer ſtellte Raimund ſeiner Frau vor.

Ich bin doch wol nicht Urſache? fragte Raimund, daß Sie, gnädige Frau, Ihr Schlafgemach verließen?

Gewiß nicht! verſetzte Frau Elſer. Die italieniſche Gräfin, welche ſeit einigen Tagen bei uns wohnt, hat mich aus meiner Ruhe gebracht. Ihr Gatte wurde geſtern zu einem Souper geladen, und iſt bis jetzt noch nicht nach Hauſe gekommen. Die arme Frau iſt in beiſpielloſer Angſt. — Ich habe unſere beiden Diener nach ihm geſendet. — Die Gräfin fürchtet, daß ihrem Gemal irgend ein Unglück zugeſtoßen. Er war nie in Wien, ſein Diener auch nicht, und nun dieſe Menſchenmaſſe auf allen Plätzen und — —

Man hörte die Hausglocke läuten. .

Jetzt wird er kommen! rief Frau Elſer aus.

Ja, ja! er iſt es! Seine Frau eilt ihm ſchon entgegen.

„Dove sei stato si lungo tempo?“

hörte man eine Dame im Vorzimmer fragen.

Hierauf riß die Dame die Thüre auf, führte ihren Gatten herein und ſagte:

Gott ſei Dank! mein Alberto iſt zu Hauſe!

Raimund traute ſeinen Augen und Ohren nicht.

Emmi ſtand vor ihm.

22. Emmi.

Emmi wurde glühend roth als ſie Raimund erblickte. Sie faßte ſich aber augenblicklich und ſtellte Raimund ihrem Gemale vor, indem ſie ſagte:

„Signore Raimund il celebre e rinomato, del guale io ti parlao a più volte già.“

Raimund verneigte ſich.

Der Graf reichte dem Künſtler die Hand und grüßte ihn ſehr herzlich.

Das wird eine hübſche Converſation werden, murmelte Raimund. Der Graf verſteht nicht deutſch und ich kann nicht wälliſch!

Wir haben uns lange nicht geſehen, ſagte Emmi. Ich habe wol ſehr viel von Ihnen geleſen, auch in italieniſchen Journalen, und mich vorzüglich darüber erfreut, daß Sie auch als Dichter eine ſo außerordentliche Anerkennung fanden. — Das Verlangen, eines Ihrer renommirten Stücke zu ſehen, wurde bei mir zur Begierde. — Auf unſerer Reiſe nach Wien, ſah ich Ihren „Barometermacher“ in Laibach; Ihren „Diamant des Geiſterkönigs“ in Gratz, und Ihr „Mädchen aus Feenwelt“ bei meiner Ankunft in Wien. —

Ich würde mein Urtheil für befangen halten, welches Ihre Stücke für die genialſten, geiſtreichſten anerkennt, welche je für die Volksbühne geſchrieben wurden, ich ſage für befangen, wenn mein Urtheil allein daſtände; ich habe mich aber überzeugt, daß daſſelbe nur ein Echo von den unzähligen Stimmen iſt, welche in Wien, in den Provinzen und im Auslande zu Ihrem Ruhme ſich erheben.

Raimund verneigte ſich, ohne Etwas zu erwiedern.

Endlich ſagte er:

Der Herr Graf, Ihr Herr Gemal, ſpricht nicht deutſch? Verſteht wol auch kaum einige deutſche Worte?

Emmi lächelte.

Mein Gemal ſpricht nicht deutſch. Auch wenn er die deutſche Sprache ſo vollkommen in ſeiner Macht hätte, wie Sie und ich, ſo könnten Sie vor ihm mit mir ſprechen, was Ihnen immer gefiele, ſelbſt von unſerm früheren innigen Liebesverhältniſſe. Er weiß Alles, ich habe ihm nichts verſchwiegen. Er achtet mich meiner Grundſätze wegen ſo hoch, daß Sie mich in ſeiner Gegenwart umarmen könnten; — er würde an meiner Treue zu ihm nicht zweifeln.

Es iſt aber ein Italiener! verſetzte Raimund. Mit dieſen iſt nicht zu ſpaßen!

Wenn die Italiener argwöhniſch ſind, mögen Sie recht haben. Wenn Sie aber Zutrauen gefaßt und ſich überzeugt haben, daß ſie ein ehrliches, innig liebendes Weib, oder einen ehrlichen, erprobten Freund beſitzen, dann gleicht nichts ihrer Anhänglichkeit, und ſie bleiben anhänglich und vertrauungsvoll bis zum Grabe.

Das iſt ſchön! das iſt herrlich! ſagte Raimund und unwillkürlich reichte er dem Grafen die Hand und drückte ſie.

Der Graf wiederholte den Händedruck herzlich, ohne zu wiſſen, weshalb ihm Raimund mit ſo ſeelenvollen Blicken ins Auge ſchaute.

Sagen Sie ihm doch, daß ich ihn verehre, bat Raimund — theuere Emmi — nein, nein; verehrte Frau Gräfin, korrigirte ſich Raimund.

Er wird unſer Geſpräch erfahren. Noch einen Beweis ſeines Vertrauens zu mir, kann ich Ihnen dadurch geben, daß der Graf und ich Sie morgen in Ihrer Wohnung aufgeſucht hätten. —

Sie ſind alſo ſehr glücklich verheiratet? fragte Raimund.

Sehr glücklich! erwiederte Emmi.

Ihre Ehe iſt, wie ich gehört habe, geſegnet?

Ich habe drei Kinder.

Mein Gott! Drei Kinder! ſeufzte Raimund. Sind ſie auch ſo ſchön wie die Mutter? Oder ſehen ſie dem Herrn Grafen ähnlich?

Sie wollen mir zu verſtehen geben, daß mein Gemal nicht hübſch ſei? Nicht wahr, die häßliche Narbe, welche ſich vom linken Auge bis zum Mundwinkel zieht, entſtellt ihn?

Folgen eines Duells? fragte Raimund.

O nein. Mein Gemal diente unter Napoleon. Ein öſterreichiſcher Huſaren-Offizier verwundete ihn in der Schlacht bei Leipzig. Ein Graf Eſterházy. Mein Gatte fand ihn in Mailand wieder. Der Graf Eſterházy befindet ſich jetzt in Wien, und wir ſind heute zum Thee bei dem Grafen geladen.

Ihr Gemal ſpeiſt bei dem, der ihm beinahe den Kopf geſpalten?

Mein Gemal verehrt in dem Grafen Eſterházy einen der tapferſten Offiziere der kaiſerlichen Armee. Beide, der Graf und mein Gemal, wurden die wärmſten Freunde, denn als mein Albert gefährlich verwundet vom Pferde ſank, übergab Graf Eſterházy den unglücklich Bleſſirten zweien ſeiner Huſaren Er ließ ihn aus dem Kriegsgetümmel bringen und ſendete einen der geſchickteſten Armee-Chirurgen zu ihm Graf Eſterházy ſorgte für ſeine Heilung, und da meinem Gatten nicht nur das Leben, ſondern auch da Auge erhalten wurde, war Graf Eſterházys Werk

Gott ſei Dank! Gräſin, daß Sie mir von edle Menſchen erzälen; ſeitdem ich Sie nicht mehr geſehen habe ich, mit wenig Ausnahmen, nur ſchlechte Menſche kennen gelernt.

Nun fing Raimund ſeine traurigen Erlebniſſe z ſchildern an.

Emmi hörte ihm mit geſpannter Aufmerkſamkeit zu.

Raimund erwähnte auch ſeiner unglücklichen Verheiratung.

Emmi ſchien ſeine Ehegeſchichte nur flüchtig z würdigen.

Endlich ſagte ſie:

Wie glücklich hätte ich mich geprieſen, wenn Si mit Ihrer Gattin ſo herzlich ſimpathiſirt, wie ich mi meinem Gemale. —

Nun berührte Raimund ſeine Neigung zu Ton und ſetzte bei: Nachdem ich Sie, hochgeliebte Emm verloren, hätte mir Gott nur durch Tonis Hand Erſatz leiſten können. Tonis Eltern wieſen mich zurüc Nun denken dieſelben freilich anders, aber es iſt z ſpät! — Ich kann Toni nicht beſitzen!

Herr Elſer nahete ſich Raimund. In einige Minuten ſchlägt es ſieben Uhr, ſagte er; Herr Raimund, wenn Sie den Delinquenten jetzt ſehen wollen ſo kommen Sie! — Der Hochgerichtswagen iſt bereit vor dem Hauſe des Kriminal-Gebäudes aufgefahren — der arme Sünder tritt ſeinen Weg zum Tode an.

Ach, mein Himmel! fuhr Emmi mit Entſetzen auf

Dieſelbe Einladung machte Herr Elſer an den Grafen in italieniſcher Sprache.

Der Graf ſtand auf und ging in das Nebenzimmer an's Fenſter.

Ich gehe nun nicht, um den Aermſten zu ſehen! entgegnete Raimund. Sie auch nicht, verehrte Frau Gräſin? Nicht wahr?

Ich würde ohnmächtig zuſammenſinken, ſagte Emmi.

Und ich Thor! erwähnte Raimund, ließ mich verleiten, den Unglücklichen dieſe Nacht in ſeinem Ausſetzzimmer zu betrachten, und mit ihm zu ſprechen! — Seit ich nun Sie geſehen, verehrte Gräſin, iſt der Geiſt der Milde wieder über mich gekommen! Ich ſchäme mich, meiner ordinären Neugierde wegen.

Das Geſchrei, das Drängen, das tolle Gewoge auf dem Hohenmarkte deutete jetzt an, daß der Zug ſich in Bewegung ſetze.

Man hörte das Pferdegetrappel, das Rollen des Wagens, das Schnalzen des ſogenannten „Fliegenſchützens“ (eines Fuhrmanns, der die drei Roſſe leitete, welche den „Armenſünder-Karren“ zogen).

Emmi verhüllte ſich Augen und Ohren.

Raimund blieb ſtumm und ſtarr vor Emmi ſitzen.

Herr Elſer kam mit dem Grafen zurück.

Der Delinquent, meldete Elſer, beſtieg ziemlich gefaßt den Wagen. Die beiden Kapuziner ſetzten ſich ihm gegenüber. Als aber die Freimannsknechte ihre Stricke um ſeine Arme ſchlangen, da brach der Sünder zuſammen. — — Daß einen ſolchen Menſchen vor Entſetzen und Angſt kein Schlagfluß tödtet, begreife ich nicht. Ich muß meine Frau benachrichtigen, daß die Schreckensſzene vorüber iſt. Sie hat ſich mit den Kindern in die abgelegenſten Zimmer eingeſchloſſen.

Herr Elſer ging.

Der Graf ſagte ſeiner Frau einige Worte, reichte Raimund die Hand zum Abſchiede und entfernte ſich ebenfalls.

Er hat nicht geſchlafen, entſchuldigte Emmi den Grafen. Morgen wollen wir im „römiſchen Kaiſer" ſpeiſen. Um drei Uhr erwarten wir Sie! —

Vermögen Sie es, mich ſo kalt zu entlaſſen? fragte Raimund.

Die Gräfin trat einige Schritte zurück und fragte befremdet:

Wie verſtehen Sie dies? Herr Raimund.

Sie ſagen mir kein Wort, daß Sie meiner ſeit unſerer Trennung auch nur einmal gedacht?

Sie ſagen mir kein Wort, entgegnete die Gräfin, daß Sie ſich ſeit unſerer Trennung auch nur einmal an mich erinnerten?

Ich wußte, daß Sie ſich vermält hatten. —

Ich bin noch immer vermält, und ſehr glücklich vermält. — Sie wußten ſich aber zu zerſtreuen. Bald war es Frau Walla, bald eine Andere. Mir folgte ſchnell Ihre geliebte Antonie. Dagegen hätte ich nichts einzuwenden. Antonie ſoll, wie ich höre, ein engelgutes, vortreffliches, höchſt moraliſches Mädchen ſein. — Endlich verheirateten Sie ſich! — Zuletzt aber war es ſogar Fräulein Krones! — Ich weiß Alles! Ich erfuhr Alles!

Durch den Herrn Onkel, der beſaß ja die Kunſt, jeden Schritt, den ich that, zu erforſchen. —

Mein guter Onkel iſt ſeit zwei Jahren todt; meine Tante lebt in Mailand. — Ich hatte ganz andere Kundſchafter! Eben recht! — Eine Auskunft bin ich Ihnen noch ſchuldig. — Der kleine Ferdinand Raimund wurde von ſeiner Mutter gerichtlich reklamirt. Die Reklamation wurde mir nach Mailand geſendet. Das Kind, das ich nach Oberſteiermark ſendete und in gute Hände gab, das ich erziehen ließ als wäre es mein eigen, mußte ich nach Mainz an ſeine Mutter, welche jetzt Madame Hellborn iſt, und nach dem Tode ihres Mannes den Badeinſpektor von Wiesbaden geheiratet hat, überliefern laſſen.

Emmi, ſagte Raimund, welch ein Kontraſt! — Als Sie mich wieder ſahen, welche Herzlichkeit! Selbſt in Gegenwart Ihres Herrn Gemals! — Und jetzt, welche Gleichgiltigkeit!

Eben, weil mein Gatte zugegen war, konnte ich mit Ihnen ungenirter ſprechen. — Morgen, im „römiſchen Kaiſer," wollen wir uns wieder an die frühern Zeiten erinnern, und recht heiter ſein!

Sie reichte Raimund die Hand.

Er küßte ihre Hand.

Die Gräfin verließ Raimund.

Ich bin ein unglücklicher Mensch, ſprach Raimund, als er allein war. Was ich nicht durch mein Bischen Talent der Frau Fortuna abringe, alles Übrige ſchlägt mir fehl! Liebe, Zuneigung, Freundſchaft, ſind für mich Hirngeſpinſte. — Welcher Hoffnung ich mich auch hingebe, ich werde immer getäuſcht! — Jetzt träumte ich mir wieder einen Himmel! einen Himmel durch den Umgang mit Emmi! Mein Gott! Ich dachte ja nicht daran, ſie in den Pflichten einer ehrbaren Gattin irre zu machen — an das Glück wollte ich mich nur klammern, von der, die ich ſo innig liebte, als ein warmer Freund beachtet zu werden; da tritt ſie mir wieder entgegen mit ihrem eiſernen Charakter! — Unter allen weiblichen Weſen, die ich je kennen gelernt, iſt dieſes das liebenswürdigſte, aber auch das grauſamſte Geſchöpf!

Raimund ging aus der Stube, ſuchte Herrn und

Frau Elſer auf, und dankte für die freundliche Aufnahme in ihrem Hauſe.

Als er auf die Straße trat, riefen ihm die Weiber, welche mit „Todesurtheilen“ Handel treiben, entgegen:

„Das ſchöne Todesurtheil habe ich da von dem armen Sünder, der heute gerichtet wurde und reumüthig geſtorben iſt, und das Lied, das er im Kerker ſelbſt gedichtet hat, drei Stunden vor dem Ausführen, in Ketten und Banden geſchrieben!“

Gib mir die Frau das Urtheil und das Gedicht, ſagte Raimund, und warf ihr einen Zwanziger hin.

Iſt der arme Menſch wirklich reumüthig geſtorben? fragte Raimund.

O ja! verſetzte das Weib. Es haben ihn auch alle Menſchen bedauert!

Ich bin ein ehrlicher Mann! verſetzte Raimund, und kein Miſſethäter, und mich bedauert Niemand!

Raimund las das Gedicht.

Wie ſind denn dieſe Verſe? fragte ihn ein Vorübergehender.

Wenn ſie wirklich ein, zum Galgen Verurtheilter gemacht hätte, antwortete Raimund, ſo wären ſie zu entſchuldigen, aber es hat ſie irgend ein Kreuzerdichter fabrizirt, dem der Gerichtete ein paar Gulden für des Schmierers unglückſelige Exiſtenz abwerfen ſoll! — Hören Sie:

„Nur weg'n Raubluſt muß ich ſterben,
„Welch ein ſchändlicher Gewinn!
„Statt ein Geld mir zu erwerben,
„Zieht es mich zum Galgen hin!“

(Auszug aus dem Armen-Sündergedichte. Wien, 1825, gedruckt bei Schmiedbauer im Bürgerſpitale.)

23. In Baden.

Raimund folgte am andern Tage der Einladung. Die Unterhaltung an der Tafel konnte nicht beſonders lebhaft werden.

Die Gräfin überſetzte ihrem Gemale faſt jedes Wort, das Raimund ſprach.

Es iſt ein großes Unglück, bemerkte Raimund, wenn man ſonſt keine andere Sprache ſpricht, als die Mutterſprache. Wenn ich nur ſo viel franzöſiſch oder italieniſch gelernt hätte, um den Grafen mit meinen Sprachſchnitzern zu unterhalten!

Emmi überſetzte auch dieſe Worte ihrem Gatten, der herzlich lachte und Raimund mittheilen ließ: Wer in ſeiner Sprache ein guter Dichter iſt, der kann ſich damit tröſten, daß er ſeinen Überſetzer finden wird; er vermag dann doch mit andern Nationen zu ſprechen. Hierauf ließ der Graf durch Emmi ſich erkundigen: Welche dramatiſche Arbeit Raimund unter der Feder habe?

Raimund nannte „*die gefeſſelte Fantaſie.*" Ich ſchreibe dieſes Stück, erzälte Raimund, „um Gelegenheit zu haben, meinen Feinden von der Bühne herab zu beweiſen, *daß man auch ohne ein Gelehrter zu ſein*, ein unſchuldiges Gedicht erſinnen könne." *)

Hierauf erzälte Raimund den Plan ſeines Stückes.

Emmi und dem Grafen, nachdem Letzterer ſich dieſen Plan durch ſeine Gemalin übertragen ließ, gefiel der

---

*) Raimunds eigene Worte, in ſeiner von ihm ſelbſt verfaßten Biografie. Theaterzeitung 1836.

Plan ſehr, aber die Unterhaltung wurde dadurch nicht lebhafter.

Um vier Uhr war das Diner zu Ende.

Emmi theilte Raimund mit, daß ſie in kurzem ihre Kinder in Wien erwarte, daß ihr Gemal ein Haus mit einem großen Garten in der Vorſtadt Landſtraße anzukaufen beabſichtige, daß er und Emmi ſodann immer in Wien zu bleiben gedächten, und Raimund recht oft in ihrem Zirkel zu erſcheinen geladen ſei.

Als Raimund nach Hauſe kam, ſetzte er ſich an ſeinen Schreibtiſch.

Es bleibt mir nichts über als den Muſen anzugehören, ſagte er; ſo lange mir dieſe noch treu bleiben, werde ich nicht ganz unglücklich ſein.

Raimund ſchrieb an ſeiner „gefeſſelten Fantaſie," aber ſeine Fantaſie war in der That gefeſſelt.

Raimund war ein Selbſtquäler. Wer ihn nur oberflächlich beobachtete, mußte bemerken, daß es nicht bald einen Menſchen gegeben, der ſich aus Laune, Reizbarkeit, übelverſtandenem Ehrgeiz ſolche Peinigungen und Martern auferlegte als er.

Zu dieſem kam noch ſein Mißtrauen gegen Jeden, der ihn nicht augenblicklich mit Lob überſchüttete.

Eine ſtille Bewunderung kam ihm als eine Mißachtung vor. Diejenigen, welche nicht an die Bruſt ſchlugen vor Verehrung, erſchienen ihm als Feinde und Widerſacher. Er grämte ſich, wenn ſelbſt ſeine wärmſten Verehrer nicht jeden Moment benützten, ihm das dampfende Weihrauchfaß an den Kopf zu werfen.

Ein Beiſpiel, das den tiefſten Blick in die Art bietet, wie er ſich ſelbſt folterte, und ſeine Freunde unangenehm berührte, iſt Folgendes:

Der Dichter Meyerhofer, ein geiſtreicher Mann, ging häufig mit Raimund um. Meyerhofer achtete Raimund wahrhaft, und bewies ihm dies dadurch, daß er ſeine vielen Schwächen überſah.

Eines Tages fragte er dieſen:

Was beachten Sie an mir mehr, mein Dichter- oder mein Schauſpieler-Talent?

Ich ſtelle Sie als Dichter höher, antwortete Meyerhofer.

Alſo wäre ich als Schauſpieler nichts? fragte Raimund, und ließ ſich nicht eher beruhigen, bis Meyerhofer erklärte:

Raimund ſei als Dichter und Schauſpieler gleich ausgezeichnet.

Den bekannten Kritiker, Dichter und Kompoſiteur Kanne fragte Raimund einſtens:

Welches von meinen beiden Stücken, „der Diamant des Geiſterkönigs“ oder „das Mädchen aus der Feenwelt,“ ſtellſt Du höher?

Den „Diamant des Geiſterkönigs“ ſtelle ich höher, verſetzte Kanne. Das iſt nicht nur ein echtes Märchen, es iſt auch ſchön durch ſeine Einfachheit und durchaus anziehend durch ſeine Heiterkeit.

Raimund fühlte ſich auf das tiefſte verletzt, gekränkt und gereizt. Er fuhr auf: „Dann geht das „Feenmädchen“ über Deinen Horizont!“

Und doch hätte es den Dichter eben ſo verletzt, wenn Kanne dem „Feenmädchen“ den Vorzug über den „Diamant“ eingeräumt hätte.

Bei ſolcher Selbſtquälerei, die ſich Raimund täglich neu bereitete, iſt es nicht zu wundern, daß er, als er noch mit Gedanken an Emmi beſchäftigt war, nicht viel am Schreibtiſche auszurichten vermochte. Er kaute an der Feder, endlich fiel ihm ein:

Daß er von Emmis Gatten doch kein Urtheil über ſein Dichtertalent, noch über ſein Schauſpielertalent erfahren habe. Er hat mich ja geſehen, ſagte er, wenn er auch nicht deutſch verſteht, ſo iſt doch aus dem Spiele eines Künſtlers zu entnehmen, was an ihm iſt, und was meine Stücke betrifft, ſo hat ihm den Inhalt derſelben ſeine Frau mittheilen müſſen, und hieraus hat er ein Urtheil ſchöpfen können! Aber weder meine Stücke noch ich haben ihm gefallen. Ein recht fader Patron dieſer Graf, der nicht einmal deutſch kann!

Raimund ſprang vom Schreibtiſche auf.

In Wien, ſagte er, werde ich wol ſchwerlich an meiner „gefeſſelten Fantaſie" ſchreiben können! Wien iſt nicht der Ort, poetiſch denken und fühlen zu können. Ich gehe aufs Land; die Krankheit der Krones kommt mir gerade recht!

Die ſchöne Jahreszeit lockte ihn wieder nach Gaden.

Dort beſitze ich einen Freund, dachte er, den jungen Bauingenieur Acks, der in Gaden in ſeinem Berufe der herrlichen Gegend lebt, und bei welchem ich den größten Theil meines „Feenmädchens" geſchrieben; den will ich aufſuchen. Füge Gott, daß mich bei ihm die Freundſchaft und die ſchöne Frühlingsluft zu einem Stücke begeiſtern mögen, welches den Beifall des Publikums eben ſo findet, wie jenes „Feenmädchen," deſſen gelungenſten Theil ich unter Acks Augen geſchrieben.

Am andern Tage war Raimund ſchon bei ſeinem Freunde Acks in Gaden.

Freudig überraſcht ging ihm dieſer entgegen.

Ich bin gekommen, redete Raimund ſeinen Freund an, bei Ihnen zu dichten und was ich gedichtet, Ihnen vorzuleſen. Sie werden mich gewiß gut aufnehmen. Sie haben mir Ihre Freundſchaft ſchon oft bewieſen. Mein „Feenmädchen" dankt Ihnen größtentheils ſein Gelingen; die Idee: „die Jugend von „Wurzel" Abſchied nehmen und das hohe Alter bei ihm erſcheinen zu laſſen, ſind mir hier in Ihrem ſchönen Landaufenthalt eingefallen; hier bei Ihnen zeigte ſich meine Fantaſie feſſellos, es wird alſo die „gefeſſelte Fantaſie" Glück haben.

Acks ſorgte für Raimunds Unterkunft und da der Abend gar ſo lieblich war, lud Acks ſeinen dichtenden Freund ein, mit ihm einen Spaziergang nach Sparbach zu machen.

Indeß wird Ihr Zimmer geordnet, ſagte Acks. Tinte, Feder und Papier ſind in Maſſen vorhanden. Raimund braucht ja ſonſt nichts! Alles Uibrige, woraus ein Stück wird, hat er im Kopfe!

Die beiden Freunde ſchlugen den Weg nach Sparbach ein.

Anfänglich war Raimund ſehr geſprächig, erzälte viel, ließ ſich erzälen, aber plötzlich wurde er einſilbig und ging ganz lautlos einher.

Ich glaube gar, Sie werden mir auf dieſem herrlichen Wege melancholiſch! ſagte Acks. Was iſt Ihnen denn plötzlich?

Raimund ſchritt immer wie ein Taubſtummer neben Acks.

Sie werden noch in den Graben, der neben unſern Weg ſich hinzieht, hineinfallen, erinnerte Acks, wenn Sie ſo ſtarr vor ſich hinblicken und nicht Acht haben!

Laſſen Sie mich, bat Raimund.

Betreten Sie doch wenigſtens den Wieſenweg. Es kommen uns mehrere Reiter entgegen. Sie können niedergeritten werden!

Sie ſind aber ein kindiſcher Menſch! betonte Raimund. Merken Sie denn nicht, daß ich gerade mit dem erſten Akte meines Stückes beſchäftiget bin?

Wie kann ich denn dies merken?

Ja, ja, ſagte Raimund. Auf dieſe Art muß es gehen. Der Aktſchluß iſt fertig! Geſchwind jetzt Papier und Bleiſtift her! Von dem, was ich geſchaffen, darf auch nicht ein Semikolon fehlen.

Ohne Papier und Bleiſtift geht ein Ingenieur nie ins Freie, ſagte Acks.

Acks überreichte ſeinem Freunde beides und dieſer ſetzte ſich auf einen Baumſtrunk am Wege und ſchrieb den Aktſchluß nieder.

Wenn ich nur jetzt ein Klavier hätte! ſagte Raimund.

Kehren wir um, erwiederte Acks. In Gaben ſchaff' ich Ihnen ein Spinnett. Zu was gebrauchen Sie es?

Hab ich nicht mein „Brüderlein fein“ bei Ihnen komponirt? Muß ich jetzt nicht wieder meine Lieder in Muſik ſetzen? Ich habe bereits eine Melodie.

Raimund ſang ſie.

Seien Sie ſo gut, ſagte er, und merken Sie ſich dieſes Tonſtück bis wir nach Hauſe kommen. Zu Hauſe bei dem Spinnett ſchreib ich die Melodie nieder.

Acks lachte.

Da kämen Sie ſchön an! ſagte Acks. Ich merke mir kein Lied mit einem Text, ein Lied ohne Text bleibt mir nicht fünf Minuten im Kopfe.

Wiſſen Sie, was Sie thun können? Singen Sie mein Lied, bis wir nach Hauſe kommen, in einemfort. Ich dichte indeß die erſten Szenen des zweiten Aktes.

Acks mußte unaufhörlich lachen, brummte aber wirklich die Melodie des Liedes für ſich hin.

Acks behielt die Melodie auf dieſe Weiſe im Kopfe, bis er mit Raimund nach Hauſe kam.

Dort angekommen, rief Acks haſtig und ängſtlich:

Um Gottes willen! ſchreiben Sie jetzt geſchwind die Melodie nieder; ich fühle es, ſie will mir entſchwinden.

Acks ſang mit großer Rapidität noch einmal das Lied.

Da haben Sie es! rief er. Aber nun laſſen Sie mich aus mit Ihren muſikaliſchen Anliegen. Ich bin ja keine Noten-Regiſtratur!

Alles recht, erwiederte Raimund, wenn Sie nur jetzt nicht ſo falſch geſungen hätten!

Ei was! verſetzte Acks, Sie haben mich falſch gemacht. Eine ſo verfluchte Kommiſſion hat mir ja noch kein Menſch auf der Welt zugemuthet!

Die Melodie wurde zu Papier gebracht.

Die erſten drei Szenen des zweiten Aktes ſchrieb Raimund auch noch nieder, dann ſagte er:

Genug für heute! — Acks, haben Sie morgen Zeit?

Ich werde mir Zeit nehmen, wenn es ſein muß.

Ja, ja! Nehmen Sie ſich Zeit! Ich finde, daß ich Sie herrlich verwenden kann. Sie ſind mir lieber, als Grohovski vom Leopoldſtädter Orcheſter. Der merkt ſich meine Kompoſitionen lange nicht ſo gut wie Sie! — Morgen gehen wir wieder nach Sparbach. Ich ſing' Ihnen ein Duett vor, das müſſen Sie ſich abermals merken! Ich finde, Sie ſind der Mann hiezu!

Ich werde Ihnen den Schullehrer von Gaden engagiren, erwiederte der heitere Acks unter beſtändigem Lachen! der Schullehrer ſoll ſeine Geige mitnehmen und Ihre Kompoſitionen ſpielen. — Wenn es gut geht, verfertigen Sie noch eine ganze Oper auf unſern Spaziergängen, und verlangen, daß mein Kopf die Partitur behalte!

24. „Die gefeſſelte Fantaſie" — „Moiſaſurs Zauberfluch."

Raimunds Aufenthalt in Gaden trug ihm die erſprießlichſten Früchte.

An der Seite eines ſolchen Freundes wie Acks, ſchritt er mit jedem Tage mit ſeinem Stücke weiter.

Freilich mußte Acks die Eigenheiten Raimunds mit Geduld ertragen, und ſo manchen Abſonderlichkeiten ſich fügen.

Hiezu gehörte, daß Raimund, wie man zu ſagen pflegt, mit den Hühnern ſchlafen ging und mit dem erſten Hahnenruf wieder aufſtand.

Was er da dichtete, mußte Acks augenblicklich vernehmen.

Oft lag der junge Ingenieur, der ermüdet von ſeinen Ausmeſſungen der Gadenergegend, heimgekehrt war, und nachts noch an ſeinem Kataſter gearbeitet hatte, im weichen Bette, um ſich eines erquickenden Schlafes zu erfreuen, aber es half ihm nichts; Raimund weckte ihn, und erheben mußte ſich Acks und die Szenen, welche Raimund geſchrieben, die Verſe, die er gedichtet, die Lieder, die er komponirt, mußte er hören.

Als Acks eines Morgens, die Sonne war kaum aufgegangen, ſich des Schlafes nicht erwehren konnte, rief ihm Raimund zu:

Sie ſind aber doch ein ſonderbarer Menſch! — Ich habe bereits einen halben Akt geſchrieben, und Sie ſind nicht einmal im Stande, eine Szene, ohne wieder einzuſchlafen, anzuhören.

Ich bin zu ermüdet von meinen geſtrigen Exkurſionen, erwiederte der Ingenieur, aber leſen Sie nur. Ich höre zu!

Nein, dann ſchlafen Sie wieder, Sie müſſen aufſtehen!

Acks raffte ſich auf, zog ſeinen Schlafrock an und ſetzte ſich vor den Dichter hin.

Raimund las ſein Werk vor. Er ging noch weiter; er ſpielte auch die intereſſanteſten Szenen wie wenn er auf dem Theater ſtände. Die Szene in der „gefeſſelten Fantaſie,“ welche im Wirthshauſe vorgeht, und in welcher er wie ein Raſender gegen diejenigen eifert, die da nicht glauben wollten, daß er ſeine Stück ſelbſt geſchrieben und ſeine Lieder ſelbſt gedichtet, gab er mit einer ſolchen Wahrheit, einem ſolchen Feuer, daß Acks ausrief:

Um Gottes willen, ereifern Sie ſich nicht gar ſo ſehr! Schreien und poltern Sie nicht ſo laut; — die Bauern in Baden könnten glauben, ich wolle Sie umbringen!

Glauben Sie, daß dieſe Szene Effekt machen werde?

Ganz gewiß.

Daß das Publikum, welches durch meine Feinde und Neider irregeführt werden ſoll, Partei für mich nehmen werde?

Ganz gewiß.

Sagen Sie doch nicht immer „ganz gewiß!“ dieſes „Ganz gewiß“ beruhigt mich nicht! Da ſteckt noch immer ein halber Zweifel dahinter!

So ſage ich Ihnen denn, daß das Publikum Ihnen enthuſiaſtiſch ſeine Simpathien bezeigen, ja, daß ich meinen Kopf einſetze, man werde Ihnen die beiſpielloſeſte Anerkennung zollen; kein Menſch in ganz Wien wird mehr zweifeln, daß Sie die Stücke, welche bisher unter Ihrem Namen erſchienen, wirklich geſchrieben!

So höre ich es gerne; ſo hätten Sie gleich ſprechen ſollen! Geduld! Jetzt leſe ich Ihnen die Wirthshausſzene noch ein Mal vor. Ich bin neugierig, was Sie jetzt dazu ſagen.

Raimund marterte Acks mit ſeinem Vorleſen; aber Acks war ein ſo warmer, aufrichtiger Freund des Dichters, daß er ihn gerne gewähren ließ.

Als „die gefeſſelte Fantaſie“ zur Aufführung kam, hatte Acks in der That die Wahrheit geſagt, die beſprochene Szene fand enthuſiaſtiſchen Anklang, aber das Stück ſelbſt, ſo vortrefflich auch Krones die „Fantaſie“ ſpielte, ſo reich an komiſchen Nuancen auch Raimund den Harfeniſten darſtellte, ſo vermochte ſich doch das Publikum nicht recht mit dieſem „Zwitterbilde von Poeſie und Gemeinheit“ zu befreunden und Publikum und Kritik fällten kein günſtiges Urtheil darüber.

Es wurde dieſer Zauberſchwank wol einige zwanzig Male aufgeführt; die Direktion brachte denſelben aber nur aus Artigkeit für Raimund auf das Repertoir; der Theaterbeſuch war immer karg.

Raimund ſchrieb in ſeiner Biografie über „die „gefeſſelte Fantaſie“: „Dieſes Stück wurde „zwar belobt, konnte ſich aber keines Zulaufs erfreuen. „Was ich ſchon früher befürchtete, traf hier ein. Es „war dem Publikum nicht komiſch genug und die Idee „nicht populär.“

Raimund ſchrieb nun ſchnell ein anderes Stück. Es hieß „Moiſaſurs Zauberfluch,“ welches zwar noch ernſter, aber poetiſcher gedacht und beſſer gemacht war. Es gefiel, weil er, wie er ſelbſt in der oft bemerkten Biografie ſagte, die Vorſicht gebraucht hatte, es im Theater an der Wien aufführen zu laſſen.

Die Veranlaſſung, dieſes Zaubermärchen dem Direktor Carl für das Theater an der Wien zu überlaſſen, iſt zu originell, als daß ſie hier nicht erzält werden ſollte.

Carl ſprach ſich immer äußerſt günſtig über Raimund aus.

Bei einem Feſte, das Carl im Theater an der Wien, in ſeiner Wohnung gab, und zu welchem auch Raimund und Krones geladen waren, äußerte ſich Carl höchſt günſtig über dieſes Künſtlerpaar.

über Raimund als Dichter, erſchöpfte ſich Carl in Lobeserhebungen und verſprach, wenn ihm Raimund einſt ein Stück ſchreiben ſollte, ihn wie ein König zu belohnen.

Wie ein „Theater-König," ſcherzte Raimund. Wenn der Vorhang gefallen, ſo ſieht man erſt wie man getäuſcht wurde.

Sie würden nicht getäuſcht werden, verſicherte Carl, und da Sie nicht ſelbſt in Ihren Stücken bei mir ſpielen dürfen, nachdem Sie im Leopoldſtädter Theater engagirt ſind, ſo würde ich die Rolle, die Sie etwa für ſich ſchreiben, übernehmen und ſie mir von Ihnen einſtudiren laſſen, wie ein Anfänger.

Topp! ſagte Raimund, wenn Sie dies wollen, ſo ſchreibe ich Ihnen ein Stück. Es muß aber noch vor der Hand, ein Geheimniß bleiben. —

Wirklich hielt Raimund Wort und brachte ſein Manuſkript nach ungefähr zwei Monaten dem Direktor Carl.

Hier iſt mein Stück, ſagte Raimund. Ich werde es Ihnen vorleſen. Gefällt es Ihnen, ſo laſſen Sie es ſchnell in Szene ſetzen; ich leite alle Proben und ſtudiere nicht nur Ihnen, ſondern allen Ihren Schauſpielern die Rollen ein.

Carl ſagte Alles zu, was Raimund forderte.

Wir ſind einig! verſetzte Raimund. Jetzt werde ich anfangen zu leſen, aber ich bedinge mir noch Eins: Ihre Frau Gemalin muß zugegen ſein, wenn ich leſe. Ihre Frau Gemalin muß ebenfalls ihre Anſicht ausſprechen, denn vor dem Urtheile dieſer geiſtvollen Frau, habe ich die größte Hochachtung. Nicht nur, daß ſie als Schauſpielerin zu den Erſten in Deutſchland gehört, ſo ſteht ſie auch als dramatiſche Dichterin und Erzälerin oben an. Ihr Urtheil, und ſollte ſie ſelbſt mein Stück verwerfen, würde mich ehren und auszeichnen.

Carl, welcher ſelbſt dem Urtheile ſeiner Frau die höchſte Anerkennung zollte, bat dieſelbe, der Vorleſung beizuwohnen.

Frau **Margaretha Carl** erſchien und die Vorleſung begann.

Wir werden in dieſen Mittheilungen nicht die Eindrücke beſchreiben, welche **Raimunds** Stück auf Herrn und Frau **Carl** hervorbrachten.

Bald wurden der Direktor und ſeine Gattin ſo ergriffen, daß ihnen Thränen in die Augen traten, bald wurden ſie ſo erheitert, daß ſie laut auflachten.

Die Meinung, welche Herr und Frau **Carl** darüber ausſprachen, beglückte den Dichter.

Es wurde raſch an das Einſtudiren des Stückes: „**Moiſaſurs Zauberfluch**“ geſchritten.

Damals war noch **Rott**, welcher gegenwärtig im königlichen Hoftheater in Berlin engagirt iſt, ein Mitglied des benannten Theaters. **Rott** ſpielte in **Raimunds** Zaubermärchen den „Genius der Vergänglichkeit.“

„**Moiſaſurs Zauberfluch**,“ welcher am 25. September 1827 zum erſten Male aufgeführt, wurde überhaupt durch lauter ausgezeichnete Schauſpieler dargeſtellt.

Die weibliche Hauptrolle gab Fräulein **Zeiner**, jetzt k. k. Hofſchauſpielerin in Wien, mit außerordentlichem Erfolge; Herr **Carl** ſpielte den Bauer „Gluthahn,“ welchen **Raimund** für ſich ſelbſt geſchrieben hatte. Der beliebte Schauſpieler **Kunſt**, damals im vollen Beſitze ſeiner ſchönen Mittel, ſtellte den Hoanghus dar. Herr **Baſſon**, ſpäter ebenfalls königlich preußiſcher Hofſchauſpieler, ſpielte den Moiſaſur; Madame **Pann** den Genius der Tugend, und die beiden heitern Landleute wurden von Herrn Schmidt, jetzt k. k. Hofſchauſpieler, und Frau Kneiſel, der leider zu früh verſtorbenen Künſtlerin, dargeſtellt.

Das Stück gefiel außerordentlich. Es gehört zu den beſten des Dichters, welcher am erſten Abende der Vorſtellung von dem begeiſterten Publikum fünf Mal gerufen wurde.

Wie Raimund ſich bedungen hatte, ſo geſchah es auch. Dort, wo ihm die Künſtler zu hoch ſtanden, um ihnen die Rollen förmlich einzuſtudiren, begnügte er ſich, ihnen ſeine Anſichten mitzutheilen.

Nur mit dem gegenwärtig kögnil. preußiſchen Hofſchauſpieler Rott hatte er einen ſchweren Stand. Rott geſtattete dem Dichter kaum leiſe Andeutungen. Rott erklärte geradezu: er benöthige der Unterweiſungen nicht. Was die Rolle geſtatte, werde er daraus zu machen wiſſen.

Rott entſprach Raimunds Anforderungun vollkommen und ſpielte meiſterhaft.

„Moiſaſurs Zauberfluch“ verwandelte ſich für Raimund in einen wahren Zauberſegen. Nicht nur daß Raimund von dem Publikum und der Kritik ausgezeichnet wurde, ſo führte ihm dieſes Stück auch wieder ein Herz zu, ein zwar räthſelhaftes Herz, aber ein Herz, das Raimund über Alles ging, das Herz ſeiner noch immer unvergeſſenen Emmi.

Sie war im Theater.

Am Schluße des Stückes kam ſie mit ihrem Gatten auf die Bühne.

Emmi war ſo hingeriſſen von ihres Freundes poetiſcher Begabung, daß ſie nur die umherſtehenden Schauſpieler hinderten, ihn zu umarmen.

Emmi lief auf Raimund zu. In freudiger Aufwallung ſagte ſie:

„Ihr Talent und der Ruhm, den Sie ernteten, waren es ſchon vor Jahren, welche mich zu Ihnen hinzogen. Ihr Talent und Ihr Ruhm haben nun auf eine Art an Weihe zugenommen, daß ich heute eben ſo fühle, wie damals, als ich Sie zum erſten Male ſprach. Ich muß Ihnen dies geſtehen, ich muß und freue mich beinahe, daß mein Gatte nicht deutſch verſteht! Meine Verehrung für Sie könnte ihn eiferſüchtig machen! — Ferdinand! kommen Sie morgen zu mir! Kommen Sie, daß ich Ihnen meine Bewunderung noch beſſer bezeigen kann: Kommen Sie! Ich erwarte Sie!

Mit dieſen Worten wollte ſie das Theater verlaſſen, doch Director Carl kam ihr entgegen.

Kaum erblickte Emmi den Direktor, ſo wendete ſie ſich mit eben ſolcher Begeiſterung an Carl. Sie dankte dem Direktor für den Genuß, den er ihr und dem Publikum bereitet, und bat ihn, Raimund noch recht viel Freundliches zu ſagen. Recht viel Freundliches ſagen Sie ihm! bat Emmi.

Hierauf verließ ſie in wahrer Aufregung die Bühne.

Carl, welchem die ſchöne, lebhafte Dame ſehr wol gefiel, beſtürmte Raimund ihm zu ſagen, wer ſie ſei.

Raimund, durch Emmi freudig überraſcht, und ſich noch glücklicher fühlend als durch den Beifall des Publikums, erzälte dem Direktor von Emmi.

Einem Glücklichen geht das Herz weit auf.

Raimund verſchwieg dem Direktor nichts von dem, was zwiſchen ihm (Raimund) und Emmi vorgefallen. Endlich ſchloß Raimund mit den Worten:

Iſt ein Frauenherz nicht ein Räthſel und iſt dieſes Frauenherz nicht das allerräthſelhafteſte?

Carl lachte.

Guter Raimund, verſetzte Carl, in der Naturgeſchichte der Frauen habe ich erkleckliche Studien gemacht. Auch ſolche Sfinxe ſind mir ſchon vorgekommen! — Ich wünſchte, ich wäre an Ihrer Stelle! — Iſt es Ihnen nicht eingefallen, daß Sie bei dieſer Dame noch nicht den rechten Ton angeſchlagen? — Dieſe Gräfin iſt ja noch, bis auf den heutigen Tag, faſt wahnſinnig in Sie verliebt? — Dieſe Gräfin hat aber ihre Viertel, in welchen ihre Liebe wie der Mond abnimmt oder zunimmt. Heute iſt ſie klar und durchſichtig wie der Vollmond. Wenn Sie, Herr Raimund, in einem ſolchen Viertel nicht mondſüchtig werden, ſo ſind Sie zu bedauern!

Ich liebe Emmi ätheriſch, ſeufzte Raimund.

Das iſt das Wahre! erwiederte Carl. Im reinen Aether ſchwebt Luna! — Ich mache Ihnen einen Vorſchlag, Raimund. —

Sie haben mir den Bauer Gluthahn in Ihrem Stücke einſtudirt. Ich habe ihn Silbe für Silbe ſo geſprochen, und Nüance für Nüance ſo geſpielt, wie Sie gewünſcht! — Ich möchte mit Ihnen quitt werden! Laſſen Sie ſich von mir den Gluthahn bei dieſer Gluthenne einſtudiren. Ich wette, Sie werden gefallen!

Setzen Sie mir nichts in den Kopf, Herr Direktor! verſetzte Raimund. Sie wünſchen mich konfus zu machen!

Geben Sie mir nur Gelegenheit, mit Emmi bekannt zu werden! — Wäre es gewagt, die Gräfin und den Grafen zu der Tafel einzuladen, die ich Ihnen, Herr Raimund, zu Ehren, am nächſten Sonntage in meinem Hauſe veranſtalte?

Darüber will ich nachdenken, erwiederte Raimund.

25. Eine Uiberraſchung.

Am andern Tage begegnete Raimund ſeinem Freunde Acks.

Ich gratulire Ihnen, ſagte Acks. Das war geſtern ein Abend!

Ja wol! verſetzte Raimund.

Das Publikum war enthuſiasmirt.

Und ich glücklich! —

Das begreife ich.

Ach, Sie wiſſen nicht Alles!

Raimund erzälte ſeinem Freunde von Emmi.

Iſt das die ſchöne Gräfin? fragte Acks, von der Sie mir ſo manches mitgetheilt? Eine eben ſo reizende, als geiſtvolle und tugendhafte Frau, welche Sie zwar oft völlig rabiat gemacht hat, aber welche Sie deſſen ungeachtet wie ein überirdiſches Weſen verehren.

Dieſelbe! — Aber hören Sie, Acks, mir iſt Etwas in den Kopf geſetzt worden! Direktor Carl, der die Gräfin auf dem Theater ſah und — wie man überall hört, ein famoſer Weiberkenner ſein ſoll, Direktor Carl glaubt nicht, daß ſie überirdiſch iſt, er glaubt ſie ſei irdiſch, ſehr irdiſch!

Das glaubt dieſer Direktor von Jeder, und iſt deshalb ſchon oft übel angekommen. — Ich kann es nicht leiden, wenn man über die Frauen ſo leichtſinnig aburtheilt. Es iſt dies eine Beleidigung, nicht nur für die Frau, welche gerade verdächtigt wird, ſondern für alle braven Frauen.

Sehen Sie, Acks, das gefällt mir von Ihnen, das iſt ſchön, daß ſie die Frauen vertheidigen! So habe ich mir Sie gedacht! Emmi iſt brav, nicht wahr?

Ich kenne ſie zwar nicht, aber ich zweifle keinen Augenblick. Was ich noch immer von ihr gehört, ſpricht für ihre unbegrenzte Ehrbarkeit!

Der Direktor meint: Ich hätte nur noch nicht den rechten Ton getroffen. —

Ich ſage Ihnen, daß der Ton, den Sie anſchlugen, gerade der rechte war, denn wären Sie fähig einen andern Ton anzuſtimmen, ſo würde Gräfin Emmi Ihnen ihre Zuneigung ſchon längſt entzogen haben.

Das glauben Sie wol ſelbſt, daß Emmi — eine — wie ſoll ich denn ſagen? — nun ja — eine Zuneigung zu mir gefaßt hat. .

Allerdings! Sie waren ja Ihre erſte Liebe!

Ich meine jetzt wieder eine Zuneigung, nachdem ſie ſchon verheiratet iſt — eine nachträgliche Zuneigung. —

Ohne Zweifel! Eine freundſchaftliche Zuneigung. Die Frauen ſind ſo! — Ein berühmter Mann gefällt ihnen immer beſſer, als ein blos ſchöner Mann. Sei der Mann nun berühmt als Staatsbeamter, Soldat, Künſtler oder als Bürger. Einer, der ſich durch bürgerliche Tugenden hervorthut, gefällt braven Frauen nicht minder.

Ein Mann, wie Sie zum Beiſpiel!

Ich bin noch jung, ich muß mir erſt Ruhm erwerben.

Wiſſen Sie, Acks, um wieder auf Emmi zu kommen, ſo wäre ich doch neugierig, ob ſie nicht vielleicht doch — — Sie verſtehen mich ſchon! — — Ich bin heute bei ihr eingeladen. — Ich werde die Gräfin prüfen.

Da nehmen Sie ſich in Acht, daß Sie bei dieſer Prüfung nicht ſelbſt übel wegkommen! Es wäre mir leid um Sie!

* * *

Raimund folgte der Einladung Emmis.

Er ließ ſich melden.

Die Gräfin ging nicht, ſie flog Raimund entgegen.

Selbſt auf die Gefahr hin, von Ihnen als eine überſpannte Frau betrachtet zu werden, ſagte Emmi, muß ich Sie umarmen! — Ferdinand, welch ein wunderbares Talent beſitzen Sie! Welche Tiefe des Geiſtes haben Sie in Ihrem Werke geoffenbart. — Welch eine filoſofiſche Anſchauung der Menſchen und ihrer Leidenſchaften, welche Originalität in Ihren Gedanken und Bildern! — Ich beſuche das Theater an der Wien heute noch ein Mal und morgen wieder, und will Ihr Stück ſehen, ſo oft es gegeben wird. Die herrlichen Sentenzen, welche der „Genius der Vergänglichkeit“ ſpricht, müſſen Sie mir ſchriftlich mittheilen, ich will ſie auswendig lernen.

Raimund war über Emmis Ausſprüche ſo entzückt, daß er ihre Hände in einem fort an ſeine Lippen drückte und ſie küßte.

Wie iſt Ihnen denn zu Muthe, Sie, berühmter Mann! Ach, theilen Sie mir doch Ihre Empfindungen mit! Sie müſſen ja ſelbſt ſtaunen, daß ein ſolcher Geiſt in Ihnen wohnt! Verwundern Sie ſich nicht oft über die gigantiſchen Ideen, die in Ihnen ſchlummern, und die nun alle erwachen, wenn Sie den Zauberſtab Ihrer Poeſie zur Hand nehmen? —

Liebe Emmi, erwiederte Raimund, ich darf Sie doch unter vier Augen, noch ſo nennen?

Mein theurer Ferdinand, erwiederte die Gräfin, ich würde mich unglücklich fühlen, wenn Sie minder herzlich und vertrauungsvoll mit mir ſprächen. Das iſt der rechte Ton, in dieſem Tone ſollen Sie mit mir reden. —

Der rechte Ton? dachte Raimund. Mein Gott! Wenn das Carl wüßte, endlich habe ich ja doch den rechten Ton angeſchlagen.

Aber dieſer Ton wird mich zu kühn machen, ſagte Raimund. Es iſt mir ſo, als wenn Sie wieder ganz ſo wären wie damals; als wenn das Schickſal keinen — Grafen — keinen Gemal zwiſchen uns geſtellt hätte.

Raimund, ſagte Emmi, was ficht Sie an?

Können Sie mir zürnen, fuhr Raimund fort, wenn ich bei ſolcher Liebe, die Sie mir erweiſen, das Unglück vergeſſen will, daß Sie mir entriſſen wurden? — Emmi, ehe ich Ihnen noch danke für die Huld, die Sie mir durch Ihr Urtheil zuwenden, — gewähren Sie mir einen Augenblick, ignoriren Sie, daß Sie einen Gatten beſitzen; — vollenden Sie mein Glück und erwiedern Sie —

Es ging die Thüre auf und herein ſprangen die drei Kinder der Gräfin.

Arthur, der älteſte Knabe meldete:

Mama, wir waren im Prater und hätten ſo gerne noch eine längere Fahrt gemacht, aber Fritz fing zu weinen an; er langweilte ſich und ſo befahl die Bonne dem Kutſcher, nach Hauſe zu fahren. —

Meine Kinder! ſagte die Gräfin und ſtellte Raimund die Kleinen vor. Arthur, mein älteſter Sohn, ſechs Jahre alt; Hedwig fünf Jahre und Fritz drei Jahre alt.

Mein Gott! Was ſind das für ſchöne, liebe Kinder! ſeufzte Raimund, dieſe Kinder könnten alle Drei mir gehören, wenn das Schickſal nicht ſo heimtückiſch an mir gehandelt hätte!

Emmi ſah Raimund ernſt an und ſchwieg.

Und wo befindet ſich der Herr Graf, fragte Raimund, den der ernſte Blick Emmis aus der Faſſung brachte.

Mein Albert iſt in unſerm Garten, antwortete ſie, in unſerm Garten, den Sie ſogleich ſehen ſollen. Auch unſer Haus müſſen Sie beſchauen. Es wird Ihnen ſehr gefallen; es bietet uns jeden Komfort, den wir wünſchen können.

Ach! ſeufzte Raimund, ich hätte ſo gerne noch länger unter vier Augen mit Ihnen geſprochen;

nun ſind Sie nicht mehr Emmi, ſondern Gräfin, ſind Gattin und Mutter und ich freute mich auf Emmi ſo ſehr!

Emmi ſtand von dem Sofa auf, auf welches ſie ſich niedergelaſſen, ergriff den Arm Raimunds, nahm Fritz an die Hand und ſprach:

Arthur und Hedwig geht voraus. Wir ſuchen den Papa auf. Wir nehmen den Weg durch die Bildergallerie.

Arthur und Hedwig hüpften vor der Mutter her.

Als die Gräfin in die Bildergallerie gelangte, führte ſie Raimund an eine Staffelei.

Wen ſtellt dies Bild vor? fragte Emmi?

Raimund ſtaunte.

Das iſt ja Thereſe Krones, ſagte Raimund, wie ſie leibt und lebt! — Wer hat das Bild gemalt?

Mein Gemal. Es iſt zu bewundern, wie er Krones höchſt ähnlich wieder gab, ohne daß ſie ihm je geſeſſen!

Dann iſt ja der Herr Graf ein außerordentlicher Künſtler!

Und wer iſt dies? fragte Emmi, und wies auf ein Bild, das am Fenſter hing.

Mein Himmel! Das bin ja ich! Und wie gut getroffen! So ähnlich, daß ich ſelbſt darüber erſtaune. Und der Herr Graf hat mich ebenfalls gemalt?

Nachdem er Sie einige Mal geſehen, überraſchte er mich mit Ihrem Bilde. Er hat mir dadurch eine außerordentliche Freude gemacht. — Nun ſehen Sie dieſes Porträt an. —

Gräfin, das ſind Sie! Ach Emmi, Sie leben ja auf dieſem Bilde! — Der Herr Graf iſt der größte Meiſter, den ich kenne.

Ich muß geſtehen: mein Gemal hat es in der Malerkunſt zu einer Vollkommenheit gebracht, die wirklich Bewunderung verdient. Wenn er und ich einſtens verarmen ſollten, — ſo würde ſeine Kunſt uns ernähren.

Ich komme nicht zu mir vor Entzücken über Ihr Bild!

Es iſt Ihnen beſtimmt, lieber Raimund, ſprach Emmi.

Da ich Raimund das Original entriſſen, ſagte der Graf, als er das Bild vollendet hatte, ſo ſoll er wenigſtens die Kopie beſitzen.

Einen ſolchen edlen, hochherzigen Gatten ſoll ich ſein Kleinod rauben wollen, dachte Raimund, da müßte ich ja ein Ungeheuer ſein!

Gräfin, ſagte Raimund, führen Sie mich zu Ihrem Herrn Gemal, ich muß ihm danken, und Sie ſollen ihm meinen Dank in ſeine Sprache überſetzen. Gräfin, darf ich dem Herrn Gemal um den Hals fallen? Ich armer Schauſpieler beſitze ja ſonſt keine beredtere Pantomime als dieſe!

Der Graf kam wie gerufen.

Raimund eilte auf ihn hin, ergriff des Grafen Hand und legte ſie an ſein Herz.

Die Gräfin theilte ihrem Gemale mit, was Raimund zu dieſer Exaltation bringe.

Der Graf lächelte, führte Raimund zu dem Bilde der Gräfin und ſagte in italieniſcher Sprache, daß er das Porträt ſeiner Gattin für Raimund gemalt, und daß es ihm großes Vergnügen gewähre, wenn dieſes Bild ihn erfreue.

Wenn ich nur jetzt ſo viel italieniſch ſpräche, um dem Grafen meine Verehrung auszuſprechen.

Hierauf umarmte Raimund den Grafen, umarmte die Gräfin, umarmte die Kinder, nahm dann den kleinen Fritz auf den Arm, und tanzte mit ihm in dem Saale umher, wie ein Trunkener.

Der Graf war ſo bewegt wie Raimund.

Jetzt, Frau Gräfin, ſagte Raimund, führen Sie mich in den Garten. In dem geſchloſſenen Raume wird es mir zu enge.

Der Graf führte Raimund zu dem Bilde der Krones, und ſah ihr Porträt mit traurigem Blicke an.

Der Graf fragte Raimund in italieniſcher Sprache, wie die Aermſte ſich befinde.

Es war kaum ein Monat vergangen, daß Jaroſinski ſeinen Tod auf der Richtſtätte gefunden.

Raimund erwiederte:

Krones iſt wieder ſo heiter, als wenn nichts vorgefallen wäre. Das Publikum hat ſich mit ihr ausgeſöhnt; Krones ſpielt wieder mit demſelben Humor, wie früher, und in Geſellſchaft iſt ſie vielleicht ausgelaſſener denn je. Ihr Leichtſinn iſt ihr Glück. Wenn ich mich in ihrer Lage befunden hätte, wäre ich vom Schlage berührt worden.

Die Gräfin überſetzte dieſe Aeußerung Raimunds ihrem Gatten.

Eben recht, daß ich mich erinnere, ſagte Raimund. Ich habe von einer Geſellſchaft geſprochen, welche Krones erheitert, eine ſolche wünſcht die Ehre zu haben, die Frau Gräfin und den Herrn Grafen zu fetiren. Direktor Carl gibt mir zu Ehren ein Feſteſſen. Er fragt durch mich an, ob er auf die Auszeichnung rechnen dürfe, das gräfliche Paar in ſeinem Hauſe zu ſehen? Krones iſt ebenfalls geladen, dann alle erſten Mitglieder der Carl ſchen Bühne, auch einige andere höchſt reſpektable Perſonen. — Wenn der Graf und die Frau Gräfin nicht abgeneigt ſind, an dem Feſte, das Carl mir zu Ehren gibt, Theil zu nehmen, ſo wird der Direktor ſelbſt bei Ihnen erſcheinen und ſeine Einladung machen.

Emmi überſetzte dem Grafen dieſe Rede.

Der Graf nahm ſie mit Freuden auf und Emmi bemerkte:

Längſt hätte ich ſchon gewünſcht, in eine Geſellſchaft zu kommen, in welcher ſich ſo viele ausgezeichnete Künſtler befinden, beſonders die heitere Krones. Dieſe auch außer dem Theater kennen zu lernen, wird mir große Heiterkeit gewähren.

Während dieſes Geſprächs war man in den Garten gekommen.

Raimund nannte dieſen Garten ein Paradies. Er bewunderte eben ſo die Anlage als die herrlichen Geſträuche und Blumen.

Endlich empfahl ſich Raimund und verfügte ſich nach ſeiner Wohnung.

Wie erſtaunte er, als er über ſeinem Sofa das Bild Emmis bereits vorfand. Der Graf hatte es geſendet und hiezu ganz unbemerkt Befehl gegeben.

Raimund ſtarrte das Bild an.

Emmi, ſagte er, räthſelhaft bleibſt Du mir immer, doch iſt es mir einleuchtend, daß, wenn ſelbſt eine Frau lockere Grundſätze hätte, und einen Gatten wie Emmi beſäße, es unmöglich wäre, einen ſolchen Gatten zu kränken.

Herr Direktor Carl, dachte Raimund, hier wird Ihre Menſchenkenntniß auf eine ſchwere Probe geſtellt. Herr Direktor Carl, ich bin auf Ihren Ausſpruch begierig.

⁂

Das Feſteſſen wurde leider für lange Zeit hinaus geſchoben.

Bald ward Raimund unwol, bald Krones krank, endlich wurde auch Emmi durch die Krankheiten ihrer Kinder, die alle drei an den Maſern darnieder lagen, abgehalten, an dem Diner Theil zu nehmen.

Es verging der Herbſt und der Winter des Jahres 1827. Das Feſteſſen konnte noch immer nicht ſtatt finden.

Zu Anfang des Jahres 1828 thürmten ſich ſchwere Gewitterwolken über die Häupter der Adminiſtratoren der Leopoldſtädter Bühne.

Ein Käufer des Theaters, meldete ſich, ein Herr Rudolf Steinkeller. Er manövrirte mit ſeinem Anwalt ſo geſchickt und dabei ſo geheimnißvoll, daß den Leopold Huberſchen Gläubigern, als Nachfolger im Pachte, — das Theater aus den Händen gewunden wurde. Eines ſchönen Morgens waren, der wackere Doktor Manquet, der ehrliche Nußböck ſammt dem Direktor Sartory ihrer Poſten entſetzt, und der genannte Herr Steinkeller wurde der Schauſpieler-Geſellſchaft, als Eigenthümer dieſer Kunſtanſtalt vorgeſtellt.

Herr Steinkeller war ein Ignorant, ein Menſch, der nicht ſo viel verſtand, um einen Statiſten zu beurtheilen, allein er hatte einmal durch ſein Geld oder vielmehr durch das Geld ſeines Bruders, des wahrhaft geachteten Banquiers Peter Steinkeller in Warſchau, ſich das Theater angeeignet, und ſo ſtellte ſich denn Herr Rudolf an die Spitze mit all der, nur ihm eigenen Frechheit, Keckheit, Unwiſſenheit und was das Aergſte war, Roheit und Härte.

Nur die Behörde konnte noch einigermaßen helfen, und ſie that es, indem ſie dieſem Manne nicht freie Hand bei der techniſchen Leitung des Theaters ließ, ſondern Ferdinand Raimund dafür aufſtellte.

Raimund übernahm die Stelle eines Direktors im Frühjahr 1828, und ſein Name als ſolcher figurirte am 17. April in demſelben Jahre zum erſtenmale auf der Theateraffiche.

Dieſe Direktorſtelle bereitete dem guten **Raimund** den herbſten Kummer. In welche Konflikte ſein Verſtand mit der graſſen Dummheit des Herrn **Steinkeller**, ſein Herz mit der beiſpielloſten Tirannei, ſein wolwollendes Benehmen mit der zurückſtoßendſten Brutalität gerieth, wiſſen noch alle, welche vor 27 Jahren um das Leopoldſtädter Theater ſich bekümmerten und noch am Leben ſind.

Einen Mann wie **Rudolf Steinkeller** hat es nie gegeben, und wird es wol nie wieder geben. Dieſem Manne hat nur unumſchränkte Gewalt und die Macht über Leben und Tod gefehlt. Hätte er dieſe Macht beſeſſen, ſo würde er hinter jede Couliſſe eine kleine Guillotine geſtellt haben.

Raimund nannte ihn ſcherzweiſe den „**Caligula**“ von der Weichſel, und ſeinen Sekretär den „**Sir Kocke**“ vom Alſerbach.

26. Eine enſetzliche Szene aus dem Leben Raimunds.

Rudolf Steinkeller war alſo Beſitzer des Leopoldſtädter-Theaters und **Raimund** Direktor; leider ein ſehr ohnmächtiger Direktor.

Er vermochte nichts gegen einen eben ſo dummdreiſten als halsſtarrigen, herz-, gewiſſenloſen und rohen Menſchen auszurichten!

Was **Raimund** immer für die Ehre des Kunſtinſtitutes unternehmen, was er Rühmliches, Lobenswerthes und dem Publikum Erfreuliches einführen wollte, **Steinkeller** trat dagegen auf.

„Ich bin der Herr!“ polterte **Steinkeller**, „ich bezahle den Direktor und die Geſellſchaft! Direktor und Geſellſchaft müſſen tanzen, wie ich pfeife!"

In dieſen Anſichten wurde der Idiot Steinkeller durch ſeinen Theaterſekretär, Sir Gottlieb Koke, wie Raimund den Schleicher und Tukmäuſer zu nennen pflegte, noch auf das nachdrücklichſte unterſtützt.

Das erſte, was der „Caligula von der Weichſel" unternahm, war, daß er die unter der früheren Direktion den Künſtlern eingeräumten Benefizen und freien Wohnungen einzog; die Gagen ſchmälerte und das Perſonal reducirte.

Der Sekretär hatte das Sprüchwort:

Es müſſen ganze Bruten ausgerottet werden!

Es gelang den beiden Ehrenmännern vollkommen, denn binnen achtzehn Monaten verließen dieſes Theater:

Johanna Huber, Katharina Ennöckl, Thereſe Krones, Louiſe Kupfer, Ignaz Schuſter, Johann Lang u. ſ. w.

Andere Mitglieder wurden in ihren Gagen ſo zurückgeſetzt, daß ſie mehr als die Hälfte verloren; unter dieſen der ehemalige Direktor Johann Sartory, Joſef Fermier, Wenzel Müller, Paul Rainoldi und Frau u. ſ. w.

Begünſtigt wurden von Steinkeller nur die Schauſpieler: Schaffer, weil dieſer, ſo zu ſagen, ein Schwager des Theaterſekretärs war, dann Tomaſelli und Landner, weil beide die rohen Späſſe des Herrn Eigenthümers, die in Püffen, Kneipen, Durchbläuen mit einem ſpaniſchen Röhrchen u. ſ. w. beſtanden, duldeten.

Schon in dem Romane „Thereſe Krones" wurde die Wirthſchaft beſchrieben, welche in den

Jahren 1828 und 1829 das Theater in der Leopoldſtadt durch Steinkeller und ſeinen Sekretär, ſo herabbrachte, daß es, mit ſehr wenigen Ausnahmen, dem Joſefſtädter-Theater in der letzten Zeit (unter Herrn Megerles und dann unter Swobodas Leitung) gleichkam.

Wol machte Raimund Rieſenanſtrengungen; er ſchrieb zwei Stücke, „die unheilbringende Zauberkrone,“ welche aber wirklich nur Unheil brachte, und dem Verfaſſer die Dichterkrone nicht erwarb, und den „Alpenkönig,“ der allerdings mit außerordentlichem Beifalle gegeben wurde, aber doch nicht den Sturz des Leopoldſtädter Theaters aufzuhalten vermochte, welcher ſo gewaltſam erfolgte, daß Herr Rudolf Steinkeller, vor dem Grimme ſeiner vielen Gläubiger und dem Haſſe des Publikums fliehend, ſich in einer Verkleidung aus Wien retten mußte; ein, nur zu wolverdientes Schickſal für einen Menſchen, deſſen abſcheuliches Treiben es gleichſam nicht anders gewollt hatte.

„Es müſſen ganze Bruten ausgerottet werden!“ war das Motto des engherzigen und bornirten Theaterſekretärs, des „Sir Gottlieb Koke vom Alſerbach!“ Ja wol! Schade nur, daß nicht früher Rudolf Steinkeller und Kompagnie, als die abſcheulichſte Brut, ausgerottet wurden; die Leopoldſtädter-Bühne hätte noch lange ſeine erſten Mitglieder und ſeinen Glanz erhalten.

Raimund ſelbſt verließ Steinkeller ein Jahr vor des letzteren ſchimpflicher Krida.

Man denke ſich den Zuſtand jenes Theaters ohne Raimund, Schuſter, Korntheuer, Huber, Ennöckl, Krones, Kupfer! Man denke ſich die Entrüſtung des Publikums. — Das Lieblingstheater der Wiener war zur Kreuzerbude herabgeſunken.

Raimund ſpielte im Jahre 1830 im Theater an der Wien. Er trat dreiundvierzig Mal in ſeinen Stücken auf, und erſt in dieſer Zeit konnte das längſt projektirte Diner im Hauſe des Direktors Carl ſtatt finden, zu welchem auch Emmi und der Graf ſo lange invitirt waren.

In der Zwiſchenzeit beſuchte Raimund die geliebte Emmi recht oft, aber trotz allen Vornehmens, bei ihr den „rechten Ton“ zu treffen, wollte ihm dies doch nie gelingen.

Raimund wünſchte gewiß nichts, was Emmis Ehrbarkeit und ſeine eigene Rechtlichkeit hätte verlezzen können, aber recht innig vertraut wäre er ſo gerne mit der einſtigen Geliebten geworden!

Dies gelang ihm nicht.

Emmis Liebe zu Raimund galt nur ſeinem Ruhme; der „nicht berühmte“ Raimund hätte nie vor ihren Augen erſcheinen dürfen.

Als Carl die ſchöne Gräfin in ſeinem Hauſe ſah; als er bei Tiſche faſt ausſchlieſſend mit ihr ſprach; als Carl ſogar häufig mit Raimund in des Grafen Hauſe erſchien, und faſt immer durch ſeine gewandte Konverſation die Gräfin zu den unbefangenſten Aeußerungen veranlaßte, da mußte er bekennen, daß dieſe Frau einen Charakter beſaß, wie ein Mann, Grundſätze, welche weder durch die brillanteſten Redensarten, noch durch irgend einen Sinnenrauſch anzutaſten geweſen wären.

„Dieſer Frau,“ ſagte Carl zu Raimund, „habe ich viel abzubitten. Dieſe Frau beſitzt die Gabe, in dem Momente, in welchem man bereits einen Sieg über ſie erkämpft zu haben glaubt, eine unſichtbare Scheidewand aufzuſtellen. Ein Weib, wie dieſes, erzieht ſich ihren Mann; ſie hat den Grafen ſo liebenswürdig geſtaltet, daß er allen Männern zum Vorbilde dienen könnte. — Einem Othello würde ſie die Eiferſucht unmöglich machen, einem Blaubart Vertrauen einflößen.“

Ja, ſie iſt brav! erwiederte Raimund. Ermeſſen Sie nun mein Unglück, daß ich ein ſolches Weib verloren!

* * *

Das Jahr, in welchem Raimund, nachdem ſein Kontrakt mit dem Leopoldſtädter-Theater zu Ende, und er daſſelbe, Herrn Steinkellers und ſeines Satelliten wegen, verlaſſen, brachte ihn in Situationen, die ganz jenen ähnlich, welche ſeinen entſetzlichen Tod herbeiführten.

Nach zahlloſen fiſiſchen und moraliſchen Leiden, nach tauſend Kränkungen und Mühen, ſehnte ſich Raimund nach einem Ausfluge in die herrlichen Gegenden des Salzkammergutes, und engagirte hiezu einen Freund, den gegenwärtig bei dem Wiener Hoftheater angeſtellten Schauſpieler Schmidt.

Die Reiſe wurde beſprochen, der Tag des Aufbruches feſtgeſetzt.

Kurz vorher begegnete Toni, Herrn Schmidt, und da ſie ſich ſtets mit warmer Freundſchaft um Raimund bekümmerte, ſo erfuhr ſie auch, daß Raimund plötzlich einer Melancholie verfallen ſei, welche Schlimmes befürchten laſſe.

„Ich vermag nicht ſelbſt um Raimund zu ſein, ſagte Toni zu Schmidt; ich bin alſo nicht im Stande zu ergründen, welchen Urſachen ſein ſchweres Seelenleiden zuzuſchreiben iſt; aber Sie, lieber Schmidt, werden hiezu auf der Reiſe nach Salzburg Gelegenheit finden; Sie ſind klug, umſichtig, dabei heiter und ein guter Geſellſchafter, ſind ein Freund Ihres Freundes! — Wenden Sie alſo Alles an, ihn von ſeiner Hipochondrie zu heilen. Bringen Sie ihn geſund, und an Leib und Seele geſtärkt nach Wien zurück. Ich lege ſein Schickſal in Ihre Hände und bin überzeugt, Raimund wird am beſten bewahrt ſein. Grüßen Sie mir Raimund herzlich, und geben Sie mir bald Nachricht, daß Ihnen die Heilung Raimunds gelungen."

Schmidt gelobte, den Wünſchen Tonis zu genügen.

Die Reiſe begann.

Die erſten Stationen auf der Straße nach Linz legten die beiden Freunde ganz gut zurück.

Von der dritten Station angefangen, verfiel Raimund in einen Trübſinn, welcher ſeinem Freunde ſchwer aufs Herz fiel.

Was haben Sie? fragte Schmidt, Sie werden ja plötzlich ſo ſchwermüthig und trübſinnig, daß ich mich vor Ihnen fürchte? Und wie Ihre Mundwinkel zittern! Raimund, ſprechen Sie, ſind Sie krank? — Wir kommen jetzt nach St. Pölten, dort gibt es geſchickte Aerzte, ſoll ich einen derſelben zu Rathe ziehen?

Nein, nein, ſagte Raimund; es wird vorüber gehen. Laſſen Sie mich nur, wenn ich auch trübe Gedanken habe!

Die Freunde kamen in St. Pölten an.

Raimund ſprang aus dem Wagen. Er erſuchte Schmidt einige Augenblicke zu verziehen, weil er im Gaſthofe ſich erſt erkundigen wolle, ob er, da es ſchon vier Uhr geworden, noch ein ordentliches Mittagsmal erhalten könne.

Schmidt verweilte im Wagen.

Raimund blieb ziemlich lange aus.

Plötzlich kam er, ſtellte ſich an den Wagenſchlag und weinte wie ein Kind.

Schmidt eilte aus dem Wagen.

Um Gottes willen! rief Schmidt, was iſt geſchehen! Sie müſſen mir Ihr Herz aufſchließen! Ich beſchwöre Sie, theilen Sie mir Ihren Gram mit. — Ihrer Erholung wegen, unternahmen Sie dieſe Reiſe, und ſtatt dieſe zu erreichen, verſenken Sie ſich immer mehr in Ihren Kummer.

Ich will es Ihnen vertrauen, verſetzte Raimund, kommen Sie; gehen wir aufs Feld hinaus; ſchlagen wir dieſen abgelegenen Weg ein, damit uns niemand belauſche.

Schmidt und Raimund gingen zwiſchen zwei Getreidefeldern einher.

Plötzlich blieb Raimund ſtehen und umſchlang ſeinen Freund mit beiden Armen. Die Thränen quollen ihm dabei unaufhörlich aus den Augen.

Ich bin verloren! ſagte er. Nicht einmal Gott kann mir helfen! — Hören Sie, was mir geſchehen iſt, aber entſetzen Sie ſich nicht, ſondern ſchenken Sie mir Ihr innigſtes Mitleiden.

Schmidt ſtand ſprachlos vor Raimund.

Ich muß etwas ausholen, ſagte Raimund; ich muß Ihnen eine Geſchichte erzälen, eine ſchreckliche Geſchichte, eine Geſchichte, die mich in wahre Verzweiflung verſetzt.

Hören Sie!

Sie wiſſen, wie lieb ich meinen Hund hatte!

O ja, das treue, gute Thier! Beſitzen Sie dieſen Hund nicht mehr?

Wenn ich ihn noch beſäße! Ich war an ihn ſo attachirt, wie noch an kein ähnliches Thier. Wenn ich aß, ſaß er neben mir, wenn ich ſchlief, ſchlief er zu meinen Füſſen; war ich manchmal ſo menſchenſcheu, daß mir jedes Geſicht zur Qual wurde, — das kluge Geſicht meines ehrlichen Hundes wurde mir nicht zur Qual; ich liebkoste ihn. Seine Anhänglichkeit, ſeine

Treue erfreuten mich. Er verſtand mich, er fühlte, daß mich irgend ein Kummer peinige; er zeigte mir ſeine Theilnahme, ja, er zerſtreute mich ſogar, und ſah er mich wieder heiter, ſo bewieſen mir ſeine frohen Sprünge, daß ſeine Freude über meine Heiterkeit, keine Grenzen kenne.

Und iſt Ihnen dieſer Hund geſtohlen worden, oder iſt er dem Abdecker verfallen?

Sie ſollen Alles erfahren!

Dieſer Hund frühſtückte vor einigen Tagen, wie immer, mit mir. Das heißt, ich gab ihm von meinem Kaffee, von der erſten Schale meines Frühſtückes die Hälfte und dann machte es mir Spaß, eine Semmel mit ihm zu theilen. — Das letzte Mal als ich ihn ſah, machte ich es eben ſo; da nahm er wol die Semmel in ſeine Schnauze, warf ſie aber wieder von ſich und verkroch ſich hinter mein Bett.

Du haſt heute keinen Appetit! ſagte ich zu meinem Hunde. Dieſe Semmel ſollſt du mir ſchon noch freſſen! Ich will ſie dir aufheben.

Landner beſuchte mich.

Er erzälte mir von Steinkeller. Von ſeiner ſchimpflichen Flucht, und wie Steinkeller um ſeinen Gläubigern und dem Polizeihauſe zu entrinnen, nach der Brigittenau ſich begeben, wie ihn, von dort, Edelbauer in einer Verkleidung durchgeholfen, u. ſ. w.

Ich goß mir die zweite Taſſe mit Kaffee voll, griff von einem Stück Semmel zum andern und erwiſchte unglückſeliger Weiſe, auch das Stück Semmel, das meinem Hunde aus dem Maule gefallen war.

Das iſt freilich nicht ſehr angenehm! erwiederte Schmidt.

Allein die Semmel hatte ich bereits verzehrt und ich dachte nicht weiter daran.

Ich verließ meine Wohnung mit Landner und ging der Jägerzeile entlang, ſpaziren. Meinen Hund ließ ich zurück.

Ich machte meine gewöhnliche Morgenpromenade, und beſuchte mehrere Freunde. Mittags ſpeiſte ich bei der Gräfin Emmi.

Als ich Abends nach Hauſe kam, war der Hund nicht da.

Er iſt fortgelaufen! ſagte mein Bedienter, gewiß hat er Sie geſucht, er begibt ſich an alle Orte, wo er Sie vermuthet. — Er wird ſchon nach Hauſe kommen.

Der Hund kam nicht.

Am andern Morgen läßt ſich ein Kerl mit dem Halsbande des Hundes bei mir melden, auf welchem mein voller Name und die Adreſſe meiner Wohnung in Meſſing gravirt, zu leſen iſt.

Ich frage den Burſchen, wie er zu dem Halsband gekommen?

Ganz einfach, antwortete der Burſche. Ich bin ein Knecht des Abdeckers. **Ich mußte Ihren Hund vertilgen, weil er wüthend war. Hier bringe ich ſein Halsband.**

Ich ward über dieſe Nachricht ſo leichenblaß, fuhr Raimund fort, daß es dem Burſchen, der ſie mir hinterbrachte, auffiel.

Ich habe Sie erſchreckt, ſagte er, mir iſt leid; Sie haben den Hund gewiß ſehr lieb gehabt, aber er mußte getödtet werden. Wenn er Sie gebiſſen hätte, was für ein Unglück wäre da erfolgt; denken Sie an den Prinzen von Naſſau!

Was iſt dieſem geſchehen? fragte ich mit einem Angſtgefühl, das Sie ſich erklären können.

Geſchehen, erwiederte der Abdecker, iſt ihm nichts, aber er war reſoluter als Sie. Ich habe auf ſeinen Befehl, alle ſeine Hunde, neun an der Zahl, welche doch nicht wüthend waren, erſchlagen müſſen, und blos darum, weil ein wüthender Hund in die Caſerne gekommen war, in welcher der Prinz wohnte. Die Hunde tödtete ich alle, ohne daß ſich hierüber der Prinz entfärbt hätte wie Sie, wegen eines einzigen.

Bin ich denn darüber erſchrocken, daß mein Hund todt iſt? Ich habe ja ein Unglück durch den Hund gehabt. —

Sind Sie von ihm gebiſſen worden?

Nein, aber — — und nun erzälte ich dem Burſchen, was ich Ihnen ſo eben erzälte.

„Da müſſen Sie abwarten,“ verſetzte der Abdecker, „was geſchehen wird; der Fall iſt mir neu. Wenn Sie aber neun Tage, neun Wochen, und neun Monate überſtehen, ohne daß Sie die Waſſerſcheu ergreift, ſo geſchieht Ihnen nichts; darauf können Sie ſich verlaſſen!“ In vier Tagen ſind es neun Tage, ſoll ich nun nicht in Verzweiflung gerathen?

Es geſchieht Ihnen nichts, antwortete Schmidt, Sie werden ſich überzeugen.

Vielleicht nicht in neun Tagen, aber wohl in neun Wochen! Indeß tödtet mich die Angſt oder ich lege Hand an mich! An der Hundswuth werde ich nicht ſterben, das dürfen Sie mir glauben.

Haben Sie denn keinen Arzt befragt?

Wozu? Ein Doktor kann mir ebenfalls antworten, der Fall iſt neu!

Warum nicht gar! Ein Arzt, namentlich ein geſchickter Arzt, wird anders ſprechen; reiſen wir ſogleich zurück nach Wien Doktor Lichtenfels wird Sie von Ihrer Angſt befreien.

Nein! nein! Wir gehen nach Salzburg; von da nach Hellbronn in den Garten des Erzbiſchofs, dort ſind zahlloſe Fontainen, Waſſerſpiele und Waſſerkünſte; wenn dieſe alle ihre Waſſerſtrahlen auf mich werſen, und ich werde nicht waſſerſcheu, dann will ich mich beruhigen, bis die neunte Woche herankommt.

Schmidt drang wiederholt in Raimund mit ihm nach Wien zu reiſen; Raimund hörte ihn nicht, alles was Raimund that, war, daß er mit Schmidt ins Wirthshaus ging und mit ihm ſpeiſte.

Bei Tiſche trank Raimund außerordentlich viel Waſſer.

Noch kann ich es trinken ohne Ekel, ſagte Raimund, aber am neunten Tage! Am neunten Tage! ach, Gott! ach, Gott! — Am neunten Tage werde ich kein Waſſer mehr ſehen können; Sie werden ſich überzeugen!

Schmidt wendete ſeine ganze Beredtſamkeit an, beſchwor abermals Raimund, in St. Pölten einen Arzt zu Rathe zu ziehen. Raimund wollte nicht, und ſo machten ſich denn die Freunde auf den Weg, und kamen endlich in Linz an.

Auch in Linz wollte Raimund keinen Arzt annehmen.

Die beiden Freunde kamen nach Vöklabruck.

Dort mußten ſie im Wirthshauſe eine Zeit bleiben, weil der Reiſewagen brach.

Raimund fand in der Wirthsſtube ein altes Buch, unter dem Titel: „Der erfahrene Rathgeber in allen Lebensgefahren, Krankheiten, Unglücksfällen“ u. ſ. w.

Raimund fiel über dieſen vergilbten Hausſchatz her mit einer Gier ohne Gleichen. Er durchflog die Kapitel I: „Wenn man ſich verbrennen thut;“ II: „Wenn man ſich quetſchen thut;“ III: „Wenn man einen Leibſchaden erhalten thut;“ IV: „Wenn man einen Ertrunkenen retten will;“ V: „Wenn man einen Erhängten retten ſoll;“ VI: „Wenn man einen mit der Hundswuth Befallenen findet“ u. ſ. w.

Raimund verſchlang dieſes Kapitel mit Heißhunger. Allein Mittel gab das Buch gegen die gräßlichſte aller Krankheiten nicht an, ſondern nur Andeutungen über die Simptome.

„Vor Allem," hieß es in dem Buche, „beobachte man, ob dem Patienten ein Grauen überfällt, wenn er irgend eine Flüſſigkeit ſehen thut."

Raimund ſah ſich ſogleich nach einer Flüſſigkeit um. Er fand hinter dem Ofen einen Krug, mit Tinte angefüllt.

Er ſtarrte hinein.

Das iſt nichts, ſagte er, das iſt Tinte! Solche Flüſſigkeit kann nicht gemeint ſein.

Er las weiter.

„Milch, Bier, Wein, Alles erzeugt bei Einem, den ein wüthender Hund gebiſſen, Ekel."

Raimund rief dem Kellner: „Schnell, bring' mir „Milch, Bier und Wein! Schnell! Schnell!"

Wie viel Milch, wie viel Bier, wie viel Wein?

So viel Du willſt, je mehr, deſto beſſer! Nur um Gottes willen! eile!

Raimund las abermals in dem Buche:

„Am auffallendſten iſt aber bei einem ſolchen Patienten, der Abſcheu vor dem Waſſer. Ob Waſſer in einer Pfütze, in einer „Lacke," in einer Quelle, einem Bache oder Fluſſe, der Patient entſetzet ſich immer; ja, Waſſer, noch ſo gering, in einem Gefäſſe, erfüllet ihn mit Zuckungen, und ſträubet ſein Haar empor."

Raimund lief in den Hof zu dem Brunnen und ſchöpfte eine dort ſtehende Kufe voll.

Er ſtarrte in dieſelbe, er nahm mit der hohlen Hand Waſſer heraus und führte es zum Munde. Er bemerkte keinen Abſcheu.

Indeß kam der Kellner mit einem Brett, auf welchem ſich ein Glas mit Milch, ein Glas mit Bier und eine Bouteille Wein befanden.

Raimund ließ faſt ſeine Augen in dieſen Flüſſigkeiten ſtecken, dann trank er Milch, Bier und Wein in raſchen Zügen ſchnell nach einander.

Es iſt nichts! ſagte er. Es iſt nichts, aber es iſt ja auch noch nicht der neunte Tag!

So quälte er ſich fort, bis der Wagen reparirt war und er mit ſeinem Freunde Schmidt nach Salzburg kam.

Beide fuhren nach Hellbronn.

Es war bereits der neunte Tag angebrochen.

Raimund befand ſich mitten unter den Waſſerkünſten; ſtatt Hoffnungen zu ſchöpfen, da der neunte Tag herangekommen, wurde er nur noch kleinmüthiger, und fantaſirte von den Gefahren des zehnten Tages, endlich von den Gefahren der neunten Woche.

Schmidt wußte ſich mit dem Unglücklichen nicht mehr zu helfen.

Reiſen wir nach Wien zurück. Ich beſchwöre Sie noch ein Mal. Sie haben nun ein Mal zu keinem andern Arzte Zutrauen, als zu Doktor Lichtenfels. Ihrem Zuſtande muß ein Ende gemacht werden. Ich ruhe nun nicht eher, bis Sie wieder im Wagen ſitzen und mit mir nach Wien fahren.

Raimund fiel ſeinem Freunde an den Hals. Er weinte heftig und ſagte unter lautem Schluchzen:

Ja, ja, nach Wien! nach Wien! zu meinem Doktor! — Ich wollte ſchon in St. Pölten umkehren, ſcheute mich aber, Ihnen dies zu bekennen, weil ich Ihnen die Freude, Salzburg zu ſehen, nicht rauben wollte.

Es wurden alſogleich Anſtalten zur Abreiſe getroffen.

Vorher kaufte Raimund noch einen Becher, um, wie er ſagte, auf dem Heimwege aus jedem Brunnen, aus jeder Quelle, aus jedem Fluſſe u. ſ. w. trinken und beobachten zu können, ob bei ihm die Waſſerſcheu noch nicht ausgebrochen ſei.

Was Schmidt durch die immer höher ſteigende Angſt ſeines Freundes litt, läßt ſich nicht beſchreiben. Obgleich Raimund den Kutſcher unaufhörlich antrieb, ſchneller zu fahren, ſo hielt er ihn doch jeden Augenblick wieder an. Wo er einen Waſſerquell vermuthete, ſtieg er aus, ſpähte darnach, und fand er Waſſer, ſo trank er davon. Auch bemerkte Schmidt, daß Raimund mit ſelbſtmörderiſchen Gedanken umging. Erblickte Raimund irgendwo einen Abhang, einen ſteilen Pfad, einen Abgrund, ſo eilte er auf dieſen zu; Schmidt mußte immer hinter Raimund her ſein, ſonſt hätte er ſich gewiß ein Leid angethan. Dazu kam noch, daß der Kranke in der Einbildung, große Strecken zu Fuß ging und bei Strengberg ſeinen Wagen aus den Augen verlor.

Das muß mir auch noch geſchehen! ſagte Raimund, daß mein Kutſcher nirgends zu finden iſt. Jede Minute geht mir ab!

Endlich entſchloß ſich Raimund, die Poſt zu nehmen, um ſchneller nach Wien zu kommen.

Nach entſetzlichen Nächten und qualvollen Tagen trafen die Reiſenden wieder in St. Pölten ein.

Da fanden ſie einen Schriftſteller aus Wien, einen Freund Raimunds.

Sie mietheten im Gaſthofe zwei Zimmer.

In dem erſten Zimmer ſchliefen Schmidt und der Schriftſteller, in dem zweiten Zimmer Raimund.

Die Verbindungsthür blieb offen.

Hier ereignete ſich etwas Tragiſch-Komiſches.

Der Schriftſteller aus Wien war ein Schlafwandler.

Es war eine herrliche Nacht.

Der Vollmond prangte im ſchönſten Glanze und warf ſein Zauberlicht durch die Fenſterſcheiben.

Weder Raimund noch Schmidt ahnten, welch ſonderbaren Gaſt ſie in ihren Zimmern aufgenommen.

Raimund klagte über beiſpielloſe Müdigkeit und Schmidt hoffte, daß Raimund endlich ein Mal eine Nacht werde ruhig ſchlafen können.

Man begab ſich zur Ruhe.

Raimund, der ſich nie auf eine Reiſe begab, ohne ein paar ſcharfgeladene Terzerole mitzunehmen, eine Gewohnheit die er ſich ſo ſehr aneignete, daß er in ſpäteren Jahren nicht einmal in Wien aus dem Hauſe ging, ohne ſeine beiden Schießwaffen; Raimund hing ſeine Terzerole neben ſeine Taſchenuhr an die Wand, an welcher ſein Bett ſtand.

Man ſchickte ſich zum Schlafen an.

Um eilf Uhr wurde Schmidt durch ein Geräuſch aufgeweckt.

Er blickte um ſich.

Der Schriftſteller war aufgeſtanden, er ergriff den auf dem Boden liegenden Stiefelknecht und mit dieſem bewaffnet, wanderte er im ſomnambülen Zuſtande gegen die Eingangsthür.

Schmidt hatte die Thüre verſchloſſen.

Als der Schlafwandler nicht durch dieſelbe gehen konnte, kehrte er um und nahm ſeinen Weg nach dem Zimmer Raimunds.

Dieſer gerade wieder brütend, ob er ſich erſchießen oder den Ausbruch der Wuth abwarten ſolle, ſaß im Bette und quälte ſich mit ſeinen entſetzlichen Befürchtungen.

Plötzlich ſah er eine Geſtalt gleich einem Geſpenſte auf ſich zuſchreiten.

Raimund erſchrack heftig und ſchrie:

Was iſt das? Steh, Beſtie, oder ich ſtrecke dich todt zu meinen Füßen nieder!

Schmidt ſprang aus dem Bette und bat:

Um des Himmels willen, Raimund, ſchießen Sie nicht. Unſer Freund iſt es! Er iſt ein Nachtwandler. Wenn ich dies hätte ahnen können, ſo hätte ich die Fenſterladen geſchloſſen; der Vollmond hätte dann keine Macht über ihn gehabt.

Raimund noch immer die beiden Terzerole, mit geſpannten Hähnen in der Hand, rief den Nachtwandler beim Namen und dieſer aus ſeinem Zuſtande aufgeſchreckt, ſtieß einen Schrei aus und ſtürzte am Bette Raimunds wie vom Schlage gerührt nieder.

Raimund und Schmidt eilten dem Bedauernswerthen zu Hilfe.

Sie brachten ihn zu ſich, und endlich in ſein Bette.

Sie verſchloſſen die Fenſterbalken, und nun erſt vermochten ſie zu ſchlafen.

Auf Raimund machte dieſe Szene momentan eine gute Wirkung. Er beſchäftigte ſich mit dem Schlafwandler und ſeinen Fantaſien, vergaß auf ſein eigenes Leiden, und ſchlummerte endlich ein.

Zum erſtenmal nach zwölf Tagen, ſchlief Raimund acht Stunden ohne aufzuwachen; er ſchlief von Mitternacht bis gegen neun Uhr Morgens.

Die Freunde ſchickten ſich zur Reiſe an.

Sie nahmen den Schlafwandler in ihre Poſtkaleſche auf, und nachmittags um halb drei Uhr, traf Raimund mit ſeinen Reiſegefährten in Wien ein.

Schmidt begleitete Raimund ſogleich zu Doktor Lichtenfels.

Dieſer ließ ſich den Zuſtand des Patienten beſchreiben.

Warum ſind Sie denn nicht augenblicklich, als Sie die Semmel, welche der Hund weggeworfen, und die Sie ſodann gedankenlos verzehrten, zu mir gekommen? fragte Lichtenfels. Beinahe vierzehn Tage, welche Sie in der beiſpielloſeſten Todesangſt verlebten, hätten Sie ſich erſparen können. Es iſt noch kein Beiſpiel vorhanden, daß ein, auf ähnliche Art, mit einem wuthkranken Thiere in Berührung gekommener Menſch, von der Waſſerſcheu ergriffen worden wäre! — Wenn Sie nicht ſo viel gelitten hätten, müßte ich Sie auslachen! — Ich beklage Sie! — Ich lache nicht, ich bedauere Sie der Selbſtqual wegen, welche Sie ſich ſchon wieder aufgebürdet! Guter Raimund, finden Sie denn noch immer kein Ende, ſich das Leben zu verbittern? — Ich werde Ihnen einige homöopathiſche Gaben reichen, Ihr Blut zu kalmiren, dann aber begeben Sie ſich zu Bette, und gönnen Sie ſich wenigſtens Ruhe, ſonſt ergreift Sie eine Nervenkrankheit!

Ich habe alſo nichts zu fürchten?

Sie haben nur ſich ſelbſt zu fürchten! Ihre krankhafte Einbildung! Ihre Sucht, ſich unaufhörlich Gram, Kummer und Unruhe zu bereiten! Eine andere Furcht, die Sie haben könnten, kenne ich nicht!

Raimund ging wie neugeboren aus dem Hauſe des Doktors Lichtenfels.

Er dankte ſeinem Freunde Schmidt für ſeine Opfer, ſeine Theilnahme und Liebe.

Schmidt aber denkt ſo lange er lebt, an die Reiſe nach Salzburg.

* * *

Nach einigen Tagen beſuchte Acks ſeinen Freund Raimund.

Acks hatte von dem unglücklichen Wahne Raimunds gehört und konnte ſich nicht zurückhalten, Raimund über ſeine immerwährenden thörichten Hirngeſpinnſte eine derbe Zurechtweiſung zu geben.

Zanken Sie mich nur nicht aus! entgegnete Raimund, ich bin ohnehin unglücklich genug.

Weil Sie unglücklich ſein wollen, erwiederte Acks. — Sie ſetzen ja ein wahres Verdienſt darein, ſich Martern aller Art zu bereiten. —

Sie haben leicht reden! bemerkte Raimund, aber der Gedanke, daß ich einſt durch den Biß eines tollen Hundes ſterben werde, peinigt mich ſeit meinen Kinderjahren! — Schon in der Zeit, in welcher ich im Joſefſtädter Theater engagirt war, biß mich mein Pudel. Schon damals ſtand ich Höllenqualen aus. Ich ſchickte jedoch meinen Hund zur Beobachtung ins Thierſpital und gewann bald die Uiberzeugung, daß der Hund vollkommen geſund war. — Dennoch werde ich meinem Schickſal nicht entgehen!

Sie ſind ein Narr! fuhr Acks auf.

Warum werden Sie denn unartig?

Weil man auf einem andern Wege mit Ihnen nichts richtet. Sie ſind ein verzogenes Kind; Ihre dummen Freunde haben Sie auf dem Gewiſſen; dieſe ziehen den Hut vor Ihren größten Albernheiten; ich aber ſage Ihnen die Wahrheit und wiederhole, daß Sie ſich oft wie ein Verrückter benehmen. Es muß ſich anders mit Ihnen geſtalten, wenn Sie nicht ein Opfer Ihrer — — Uiberſpannung werden ſollen.

Seien Sie nur wieder gut, lieber Acks; Sie werden ſehen, daß ich mich ändere; ich ſehe ein, daß mich mein unglückſeliges Temperament noch zu Grunde richten wird. So zum Beiſpiele bilde ich mir ein, daß ich in Wien nicht mehr recht gefalle; ich habe im Theater an der Wien, drei und vierzig Mal mit großem Zulaufe Gaſtvorſtellungen gegeben; ich hätte gerne noch ſieben Rollen, um gerade fünfzig Mal auftreten zu können, geſpielt, aber gegen das Ende meines Gaſtſpiels wurde das Publikum ſo gleichgiltig, daß ich mir dachte: es iſt beſſer, ich höre auf, ſonſt werde ich nicht einmal mehr vorgerufen.

Reiſen Sie ins Ausland! Sie haben ja ganze Schubladen voll Einladungsbriefe; ſpielen Sie in München, Berlin, Hamburg, kommen Sie dann wieder nach Wien zurück. Noch beglückt durch den Applaus des Auslandes, werden Sie bei Ihrer Zurückkunft in Wien gewiß wieder die frühere Anerkennung finden.

Ich folge Ihnen, verſetzte Raimund. Ich ſehe ein, daß mir eine Kunſtreiſe von großem Nutzen ſein wird; ich werde augenblicklich nach München ſchreiben und die Intendanz unterrichten, daß ich unverzüglich in München eintreffen wolle.

37. Raimund in München.

Es verzögerte ſich die Reiſe Raimunds nach München aber noch bis zum 1. Februar 1831.

Er erfuhr, daß Emmi mit ihrem Gatten den Karneval in München bei den Verwandten des Grafen zubringen werde. Er richtete ſich daher ſeine Gaſtſpiele ſo ein, daß ſie mit Emmis Aufenthalt in der baieriſchen Haupt- und Reſidenzſtadt, zuſammen fielen; noch mehr, es gelang ihm ſogar mit dem Grafen und ſeiner Gemalin in einem Hotel zuſammen zu wohnen.

Dagegen hatte der Graf kein Bedenken, aber Raimunds Exaltation für die ſchöne Gräfin nahm an jedem Tage mehr zu und ſo fand denn doch der Graf eines Tages Veranlaſſung ein, nicht ganz unbegründetes Mißtrauen zu hegen. Wir werden darauf zurückkommen.

Raimund gefiel in München außerordentlich. Wenn wir hier ſeinen Biografen in der „Theaterzeitung" ſprechen laſſen, ſo geſchieht dies nur, um die Sache kürzer zu bringen und den Roman nicht durch eine breite Theatergeſchichte langweilig zu machen.

Der Biograf ſchreibt:

„Raimund ſpielte vom 1. bis zum 20. Februar 1831 faſt ununterbrochen in allen ſeinen beliebten Stücken. Aber er mochte ſich, auf der ihm ganz fremden Bühne, unter durchaus fremden Schauſpielern und fremden Verhältniſſen zu ſehr angeſtrengt haben; — ſein immer reizbares Nervenſiſtem wurde heftig angegriffen; ſeine Kräfte ließen nach, ſein Spleen nahm zu, dazu geſellte ſich noch eine Herzensangelegenheit, die ihn vollends erſchütterte."

Eines Abends ſollte „das Mädchen aus der Feenwelt" gegeben werden. Obgleich die Generalprobe vortrefflich zuſammenging, Logen und Sperrſitze ſchon mehrere Tage vorher genommen waren und das königl. Hoftheater bereits in allen Räumen überfüllt war, ſo ließ Raimund doch die Vorſtellung um halb ſieben Uhr abſagen, weil er — ſich krank fühlte.

Seine plötzliche Erkrankung war jedoch Folge einer Gemüthsbewegung.

Emmi, welche Raimunds Ruhm in München, noch mächtiger anzog, ſo oft ſie Gelegenheit fand, Zeugin von der Anerkennung zu werden, die ihm geſchenkt wurde, verfiel wieder in ihre, ſchon einige Male in unſerer Schilderung, bemerkte Uiberſchwenglichkeit und eilte, als er nach der Darſtellung ſeines „Alpenkönigs" in ſein Hotel trat, freudig aus ihrem Zimmer ihm entgegen. Sie umarmte ihn und wünſchte ihm auf eine ſolche innige, herzliche Weiſe Glück, daß Raimund ſich nicht mehr zurückzuhalten vermochte, und Emmi am Kopfe faßte und ſie ſo feurig küßte und drückte wie damals, als ſie in ihrem Wagen vor dem Polizeihauſe, nach ſeiner Befreiung auf ihn wartete, und ihn an der Seite ihres Onkels, in ihre Wohnung führte.

Unglückſeligerweiſe kam der Gemal Emmis zu dieſer Szene. Er redete Raimund, was dieſen über allen Begriff konſternirte, in deutſcher Sprache an.

Mein Herr, ſagte der Graf, ich glaubte einen Ehrenmann vor mir zu haben, der um keinen Preis mein Vertrauen mißbrauchen und den Ruf meiner Frau kompromittiren würde. Wohl fiel es mir auf, daß ſie nicht im Oktober am Thereſienfeſte, wie es anfänglich beſtimmt war, Ihr Gaſtſpiel in München begannen, ſondern dasſelbe um vier Monate verzögerten. Jetzt ſehe ich klar. — Sie machten ein Manöver! Die Begeiſterung meiner Gemalin für Ihren Ruhm an einem fremden Orte wollten Sie benützen, um auf dieſem Wege Ihrer ſträflichen Leidenſchaft deſto leichter Eingang zu verſchaffen. Ich werde morgen abreiſen und ſo lange Sie leben, wird meine Frau Sie nicht mehr ſehen!

Der Graf ſprach dies, nahm die Gräfin am Arm und führte ſie in ihr Zimmer.

Raimund war wie vernichtet.

Das erſte Wort, das er auszuſprechen vermochte, war:

Der Graf ſpricht deutſch! Er ſpricht deutſch, gut deutſch! denn mehr deutſch und mehr deutlich kann man nicht ſein! — Was beginne ich jetzt? — Soll ich zu ihm und mich entſchuldigen? — Ich kann mich nicht entſchuldigen, ich habe es zu derb gemacht, ich habe ſie am Kopf gefaßt und abgeküßt, ja ſo derb geküßt, wie noch kein Frauenzimmer auf der Welt.

Raimund ſchlich ſich in ſeine Wohnung.

Was er hier für Monologe hielt, wiſſen wir nicht; daß er aber wieder eine ſchlafloſe Nacht durchlebte, iſt uns bekannt. Endlich tröſtete er ſich mit Emmi und hoffte, bei der großen Gewalt, welche ſie über den Grafen übe, werde ihr es gelingen, dieſe Unbeſonnenheit zu entſchuldigen und Emmi und ihr Gemal dürften vielleicht nicht von München abreiſen.

Von dieſen Hoffnungen erfüllt, ging Raimund zur Generalprobe ſeines „Feenmädchens.“

Als Raimund von dieſer heimkehrte, es war drei Uhr Nachmittags, waren Graf und Gräfin wol noch in München, aber um halb ſechs Uhr trat Raimunds Bedienter bei ihm ein und meldete:

So eben ſind der Graf und die Gräfin in ihrem, mit vier Poſtpferden beſpannten Reiſewagen, nach Wien abgereiſt.

Dieſer Schlag traf Raimund ſo hart, daß er ſich auf ſein Bett warf und ſich ganz ohnmächtig fühlte.

Um halb ſieben Uhr Abends ließ er die Vorſtellung abſagen.

Er war wirklich höchſt unwol. Es packte ihn ein Fieber, er verſpürte in ſeinem Kopfe ein Toben und Pochen als ſtünden ihm apoplektiſche Anfälle bevor.

Er ließ einen Arzt rufen, nahm Eisumſchläge u. ſ. w.

Da ereignete ſich Folgendes, welches wir einer Erzälung Spindlers entnehmen, der darin ſeine Bekanntſchaft mit Raimund ſchildert.

Spindler ſchreibt:

Raimund kam nach München. „Der Bauer als Millionär“ wurde angekündigt. Eine halbe Stunde vor der Vorſtellung ließ ſich Raimund zu nicht geringer Verlegenheit der Direktion krank melden.

Der Intendant ſchickte den Schauſpieler Urban zu Raimund und ihn begegnete ich (Spindler). Urban hatte den Auftrag, Raimund auf jede mögliche Weiſe zum Spiele zu bewegen. Urban erſuchte mich, mit ihm zu gehen und meine Beredſamkeit ebenfalls anzuwenden. — Da ich den Künſtler noch nicht perſönlich kannte, ſo folgte ich, den freiwilligen Parlamentär zu machen.

Raimund lag im Bette bis an den Hals zugedeckt. Auf dem Kopfe hatte er Eisumſchläge und ſo lag er da mit einem deſperaten weinerlichen Geſichte.

Ich ſtelle Ihnen, Herr Raimund, Herrn Spindler vor, der es recht ſehr bedauert, Sie heute nicht ſpielen zu ſehen, nahm Urban das Wort.

Sind Sie, Herr Spindler, der berühmte Romandichter? fragte Raimund mit plötzlich lebhafter Freundlichkeit. Mich freut es ſehr, Sie kennen u lernen.

Ich bedauere aber ſehr, Sie nicht ſpielen zu ſehen, s hätte mich ſehr intereſſirt.

Wirklich! Würde Sie das intereſſiren?

Mich und das ganze Publikum.

Ich bin aber krank. Sie ſehen ja!

Nun, Ihr Auge iſt klar. Ihr Ausſehen nicht krank!

Gewiß, ich bin krank, wenigſtens werde ich es ſein, wenn ich die Bühne betrete. Es quält mich im Innern. Ich kann die traurigen Gedanken nicht los werden, die mich martern. Ich werde ſicher krank ſein.

Nun ſind Sie es nicht! — Beherrſchen Sie Ihre Stimmung.

Ja, das iſt ein Unglück! — Und Sie hätten mich gerne ſpielen geſehen? — Aber jetzt iſts jedenfalls zu ſpät.

Urban benützte den Zweifel Raimunds und erklärte ihm raſch, daß es zwar gleich ſieben Uhr ſei, aber durch die Ouvertüre eine kleine Zwiſchenzeit gewonnen würde. Es wäre ſonach noch möglich.

Gut, erwiederte Raimund, ſo will ich ſpielen, dem Herrn Spindler zu Liebe, weil er mich ſo gerne ſpielen ſehen möchte, und das freut mich herzlich. — Aber eine Bedingung, ſonſt ſpiele ich nicht. —

Jede gehen wir ein, erwiederten die beiden Herren.

Sie müſſen mir verſprechen, nach dem Theater in mein Hôtel zu kommen, mit mir zu ſpeiſen, wo wir dann ungenirt ſprechen und herzlich beiſammen bleiben können.

Raimund ſpielte eine Stunde ſpäter den Fortunatus Wurzl mit überſprudelnder Laune und hinreißender Virtuoſität. Das Publikum, deſſen Liebling er während ſeines Gaſtſpiels geworden, jubelte ihm entgegen.

„Nach dem Theater fanden ſich die Herren, beſprochener Weiſe in dem Hôtel, in welchem Raimund wohnte ein, und trennten ſich erſt nach Mitternacht.“

So weit Spindler.

Raimund vermochte jedoch ſeine Gaſtrollen in München nicht fortzuſetzen. Die Szene mit dem Grafen, die Abreiſe Emmis machten ihn ſo unglücklich, daß er ſein Gaſtſpiel wirklich unterbrach, und eine Reiſe ins bairiſche Hochgebirge unternehmen mußte, um nicht wieder ſeiner finſteren Melancholie zu verfallen. Dort zerbrach er ſich den Kopf über den Grafen Daß dieſer plötzlich deutſch mit ihm geſprochen, vermochte er ſich nicht zu erklären. Hat er es in der kurzen Zeit in Wien gelernt, oder es längſt gekonnt und ſich verſtellt? — Wenn dies der Fall, ſo iſt er falſch, und ein falſcher Menſch iſt zu Allem fähig! Dann iſt er in einer Maske vor Emmi und mir erſchienen. Er hat jetzt die Maske abgeworfen, und ſteht nun als Ungeheuer vor dem engelguten Weibe! — Daran darf ich nicht denken!

Raimund ſchrieb nach Wien an D. Lichtenfels. Er bat ihn, ſich Aufſchlüſſe über Emmi und den Grafen zu verſchaffen.

Nach zwölf Tagen erhielt Raimund Antwort.

Dieſe lautete ſehr beruhigend für ihn.

Lichtenfels ſchrieb: „Der Graf und die Gräfin „leben im höchſten Frieden. Er bereitet ihr den Himmel auf Erden. Sie lebt nur für ihn und ihre Kinder! „Die deutſche Sprache hat der Graf in Wien gelernt.“

Er quält ſie alſo nicht durch Eiferſucht und Rache! ſagte Raimund, — der Himmel ſei geprieſen. Vielleicht ſehe ich ſie doch wieder, wenn ich nach Wien komme; vielleicht verſöhne ich den Grafen.

Die Beruhigung, welche Raimund durch Lichtenfels Brief erlangte, wirkte auf ſein Gemüth. Raimund erholte ſich ſichtbar und kehrte bald nach München zurück, ſein Gaſtſpiel fortzuſetzen.

Die Aufnahme, welche Raimund nun in München fand, war jetzt noch enthuſiaſtiſcher. Anfänglich ſollte er ſechs Gaſtrollen geben, er mußte ſie aber auf vierzehn ausdehnen. Die guten Münchner hatten den herzlichen Raimund auch im Leben lieb gewonnen. Von ſeinem Unwolſein unterrichtet, entließen ſie ihn mit bangen Sorgen, und freuten ſich nun doppelt als er friſch und munter wieder auf ihrer Bühne erſchien.

Die ſämmtlichen Hofſchauſpieler gaben ihm ein Feſt, und Eßlair benahm ſich mit ſolcher Liebe und Achtung gegen Raimund, ſpielte ſo wunderſchön in deſſen Stücken, daß Raimund niemals den Namen Eßlair ausſprach, ohne mit der innigſten Verehrung ſeiner zu gedenken.

Am Joſefstage 1831 reiſte Raimund nach Wien ab.

In ſeiner Poſtkaleſche dachte er wenig an die in München gepflückten Lorberen; er dachte nur an Emmi, und wie er es einzuleiten habe, ihren Gatten zu beruhigen und ſie wieder zu ſehen.

Lichtenfels, der auf Raimunds Empfehlung

Hausarzt des Grafen geworden, muß helfen! ſagte er. Er muß mir helfen! Ich ſterbe ſonſt an einer Gemüthskrankheit.

Mit dieſen Worten ſetzte **Raimund** ſeine Reiſe fort und kam nach **Braunau**.

Dort beſchloß er, da er mittags ankam, den Nachmittag zu verweilen und abends ins Theater zu gehen.

Er hatte von den Schauſpielern in München, gar ſo viel Drolliges, ja Pudelnärriſches über die Truppe in **Braunau** gehört, daß er höchſt neugierig war, einer Vorſtellung beizuwohnen. Ein ehemaliges Mitglied des **Lipperl-Theaters** in **München**, ein Herr **Karpfen**, führte die Direktion, und ſetzte ein eigenes Verdienſt darein, Trauerſpiele von **Shakeſpeare**, **Schiller** und **Goethe** durch die Darſteller parodiren zu laſſen.

Wenn es Ihnen gelingt, ſagte **Urban** zu **Raimund**, „Kabale und Liebe,“ „die Räuber,“ oder gar „Othello“ zu ſehen, ſo erhalten Sie einen Spaß, über welchen Sie viele Jahre noch lachen werden.

Raimund hielt am Poſthauſe, ſtieg dort ab, und, welche Freude: mit großen Buchſtaben blickte ihm dort der Theaterzettel entgegen und verkündigte:

„Othello,
„der Mohr von Venedig,
„oder
„Tod aus Eiferſucht eines Schnupftuchs wegen.

„Herr Ferdinand Raimund, aus Wien, wird
„auf ſeiner Kunſtreiſe von München nach ſeiner
„Vaterſtadt, die Ehre haben, als Jago ſeine dritte
„Gaſtrolle zu geben. Er empfiehlt ſich der Gnade
„des verehrungswürdigen Braunauer = Publikums.“

Raimund traute ſeinen Augen kaum.

Ich trete hier auf? ſagte er. Leſe ich denn auch recht? —

Herr Poſtmeiſter! rief er dieſen an. Heute iſt ja der 21. März und nicht der erſte April. Enthält dieſer Theaterzettel einen Puff? — Wer tritt hier auf?

Raimund aus Wien, ſprach der Poſtmeiſter.

Raimund aus Wien?

Ganz gewiß. Er gefällt hier ſchrecklich. Geſtern hat er den „Pachter Valentin" gegeben; morgen ſpielt er den „Roſenfarbnen Geiſt." Ich ſage Ihnen, dieſer Raimund iſt ein Genie; Luſtigkeit und Traurigkeit, Edelmuth und Bosheit, Barbiererſchnack und Fürſtenwürde, Alles hat er in einem Sacke! Wenn Sie heute über ihn weinen, müſſen Sie morgen über ihn lachen! Ich höre, er ſoll ein Jud' ſein, aber das macht nichts, die Juden ſind die größten Genies! —

Mir iſt es recht! ſagte Raimund. Kann man noch eine Loge haben?

Eine Loge? O ja! Bei uns im Poſthaus werden Logen und Sperrſitze ausgegeben. Im Parterre koſtet eine Loge für vier Perſonen 48 kr. Reichswährung, im erſten Stock 1 fl. —

Geben Sie mir eine Loge im erſten Stocke, ſagte Raimund. Ich mag jedoch nicht allein darin ſitzen. Wollen Sie nicht Ihre Frau, und wenn Sie Töchter oder Söhne haben, dieſe mit mir eintreten laſſen? — Ich ſetze mich dann zurück; ich prange nicht gerne im Vordergrunde einer Loge.

Recht haben's! erwiederte der Poſtmeiſter. Für einen Mann ſchickt es ſich auch nicht! In Braunau ſehen Sie in den Logen nur Damen: die „Lederin," die „Glaſerin," die „Fleiſchhackerin," die „Bräumeiſterin," die „Lohgärberin" un heute die „Poſtmeiſterin!"

Das iſt charmant! ſagte **Raimund**. Wer ſpielt denn die Desdemona?

Auch eine Wienerin! Eine Lebzelterin aus der Joſefſtadt.

28. Der falſche Raimund.

Raimund ging ins Theater.

Er ſetzte ſich rückwärts in die Loge. Die dicke Poſtmeiſterin ſaß vor ihm und verdeckte ihn hinlänglich.

Die Darſtellung des „Othello" war wirklich ſo burlesk wie **Urban** in München ſie geſchildert hatte.

„**Othello**" ward zur Parodie.

Raimund lachte, wie er noch nie, ſelbſt in der luſtigſten Poſſe nicht gelacht hatte.

Jago, dargeſtellt durch den **falſchen Raimund**, war ſchauderhaft.

Der gute Mann kopirte **Ochſenheimer** auf einem Umwege, das heißt, er kopirte **Raimund**, wenn dieſer **Ochſenheimer** kopirte, und Desdemona war die Lebzelterin von der Joſefſtadt, welche die Leſer aus unſeren Mittheilungen bereits kennen. Sie ſpielte ſo hirnlos, daß **Raimund** ſich wunderte, wie man bei ſolcher Liebe zur Kunſt, ſich ſo wahnſinnig an ihr verſündigen könne.

Während der Vorſtellung wendete ſich die Poſtmeiſterin öfter an **Raimund** und fragte ihn: Wie ihm die Vorſtellung gefiele? —

Ausnehmend gut, replizirte **Raimund**. Solche Künſtler habe ich hier nicht vermuthet!

Nicht wahr? erwiederte die Poſtmeiſterin. Unſer Fleiſchhacker, der alle Montage nach Linz fährt und dort Kälber einkauft, und bei dieſer Gelegenheit das Theater beſucht, verſichert, daß ſie in Linz keine ſolchen Künſtler beſitzen.

Heute haben Sie ein beſonderes Glück, fuhr die Poſtmeiſterin, an Raimund ſich wendend, fort, heute ſehen Sie den Othello ſchwarz angeſtrichen, ſonſt gibt ihn der Direktor immer mit ſeinem gewöhnlichen weißen Geſicht.

Nicht möglich! fuhr Raimund auf.

So iſt es! bekräftige die Poſtmeiſterin. Die Urſache war, daß unſer Direktor an einem abſcheulichen Ausſchlag litt, und ſich nicht ſchminken, auch keine Mohrenlarve oder eine Florverhüllung um das Geſicht nehmen durfte. Wir haben deshalb immer einen weißen Mohren gehabt. Dies hat uns jedoch nicht genirt.

Mich intereſſirt am meiſten die Frau, welche die Desdemona ſpielt.

Nicht wahr? Ein „Mordſtuck?“ Sie iſt die Geliebte Raimunds. Wie es heißt, nimmt er ſie mit auf ſeine Kunſtreiſen.

Iſt dieſe Dame, Frau oder Witwe?

Witwe! Ihr Mann iſt in Wien geſtorben. Sie war vor Jahren ſchon in Braunau. Sie ſoll ein Mal viel Geld gehabt haben, hat aber beim Theater Alles „verpußt.“

Witwe? — Warum heiratet ſie Herr Raimund nicht, da ſie ſeine Geliebte iſt?

Das geht nicht! Taufen laßt er ſich nicht, und ſo befinden ſie ſich denn in einem ſehr freundſchaftlichen Verhältniß.

Und wo wohnt dieſe Frau?

Im „rothen Haſen“ im Wirthshaus.

Wenn ich nur nicht fortreiſen müßte, ſagte Raimund, dann würde ich die Künſtlerin morgen beſuchen.

Beſuchen können Sie ſie ja heute noch, nach dem

Theater. Sie finden da auch Herrn Raimund. Raimund und Frau Trur ſoupiren mit einander.

Man wird mich abweiſen.

Sagen Sie nur ich, die Poſtmeiſterin, ſendet Sie. O, auf mich und meinen Mann halten die hieſigen Schauſpieler große Stücke; wir gehen in alle Benefizvorſtellungen und bezahlen immer um zwölf Kreuzer mehr für unſere Loge.

Das Theater ging zu Ende.

Das Publikum von Braunau, applaudirte wie beſeſſen.

Alles wurde gerufen. Auch Jago.

Er dankte mit den bekannten Ochſenheimerſchen Worten:

„Ich bin oft in der Lage, Gefühle zu äußern, die ich nicht habe, heute bin ich aber in der ſchönen Verlegenheit, ein Gefühl zu haben, das ich nicht äußern kann.“

Ein vertrackter Kerl! dachte Raimund, auch dieſe Worte hat er von mir gehört!

Nach der Vorſtellung ging Raimund in das Wirthshaus zum „rothen Haſen,“ verweilte da in der Gaſtſtube ſo lange bis Desdemona und Jago zum Souper ſich eingefunden hatten, was Raimund genau beobachten konnte, da ſich Desdemona und Jago zwei Portionen Lungenbraten und eine Maß Regensburger aus dem Wirthshauſe, auf ihr Zimmer bringen ließen.

Als Desdemona und Jago es ſich gerade am Beſten ſchmecken ließen, pochte Raimund an ihre Thüre.

Herein! ſagte Jago.

Raimund trat ein und bekomplimentirte das Künſtlerpaar.

Iſt es erlaubt, ſagte Raimund, daß ein alter Bekannter ſeine Aufwartung mache?

Jago war im Begriffe aufzuſtehen; als er Raimund erblickte, fiel er beinahe vom Stuhle und ſchlug bei dieſer Gelegenheit ſein Deckelglas um.

„Wer hat denn's Bier umg'ſchütt?“

hätte man jetzt ſingen können.

Jeſus, Marie! rief die Lebzelterin, der Herr von Raimund!

Wie heißt? — fragte Jago in einer Konſternation ohne gleichen.

Wie können Sie mich denn Raimund nennen? fragte Raimund. Ich heiße ja Wegeles, bin aus Iglau, und habe mit Raimund ſonſt nichts gemein, als daß ich ihn auf dem Theater kopire. Ich wollte Gaſtrollen in Braunau ſpielen, da aber der ächte Raimund hier iſt, ſo komme ich ſchlecht an. Die Bewohner Braunaus würden mich unbarmherzig auspfeifen.

Herr Raimund, Sie ſind grauſam gegen mich! erwiederte Wegeles. Dieſe Ironie iſt ärger als Ohrfeigen! Verzeihen Sie, verzeihen Sie! Wenn Sie jedoch ein Wort in Braunau fallen laſſen, daß ich Wegeles bin, Wegeles von Iglau, dann darf ich nicht mehr auftreten; mein Honorar für die Gaſtrollen, das mir der Direktor noch nicht bezahlt hat, meine Einnahme iſt hin und der Sindikus, der ohnehin zweifelte, daß ich Raimund aus Wien ſei, ſetzt mich hin in ein grauſames Kerkerloch bei Waſſer und Brot!

Ich weiß nicht was Sie faſeln? erwiederte Raimund. Sie werden doch nicht glauben, daß ich meinem Vorbilde Etwas Unangenehmes zufügen wolle? — Ich bin Wegeles und Sie ſind Raimund, ſo bleibt es. Als Abraham Wegeles werde ich mich auch in den Fremdenzettel eintragen, davon werden Sie ſich morgen im Poſthauſe, wo ich abgeſtiegen bin, überzeugen. Und nun beenden Sie Ihr Souper, ſonſt laufe ich augenblicklich fort, und laſſe mir den Gedanken nicht nehmen, daß Sie den Abraham Wegeles für einen ſchlechten Patron halten.

Gott! welche Dolchſtiche! ſeufzte Jago.

Und nun, ſchöne Frau, ein Wort zu Ihnen! — Als Sie noch in der Joſefſtadt, im Hauſe Ihres Gatten lebten, da wurde es mir ſehr gut bekannt, daß Sie auf den blonden Ferdinand Raimund ein Auge hatten! — Jetzt iſt er zwar, wie ich ſehe, ſchwarz geworden, aber Sie lieben ihn noch immer, das freut mich am meiſten. Es geht nichts über treue Liebe! Wie würde ſich erſt Kindler freuen, wenn er wüßte, wie ſehr Sie noch immer an ſeinem Freunde Raimund hängen!

Herr von Raimund, endigen Sie Ihren Spott, bat Desdemona, Sie ſehen ja, in welcher peinlichen Verlegenheit wir uns befinden.

Auf Ehre! Endigen Sie Ihre Perſifflage. Meine Einnahme in Braunau, trete ich Ihnen ab, wenn Sie endigen Ihre Perſifflage! Wir haben gefehlt gegen Sie. — Ich habe gefehlt, daß ich geſagt, ich ſei Ferdinand Raimund; ſie, die Frau Trur, daß ſie bekräftigt, was ich behauptet.

Verzeihen Sie uns! flehte Desdemona. — Ich wollte anfänglich nicht in Herrn Wegeles Anſinnen, ihn für Sie auszugeben, eingehen, aber er ſtellte mir ſo überzeugend vor, welch ein Gewinn daraus für uns Beide entſtünde, welche volle Häuſer der Name Raimund dem Direktor verſchaffen müßte, und welches Glück es für mich wäre, wenn dieſer Raimund in meinem Beneſiz ſpiele. Herr Wegeles kopirt Sie überdies ſo meiſterhaft, daß Sie ſich ſelbſt zu ſehen glauben, wenn er ſpielt. —

Ich habe das Vergnügen gehabt, verſetzte Raimund und lachte.

Herr Wegeles bemerkte ferner, fuhr Frau Trur fort, daß bei den Theatern es ja eine bekannte Sache ſei, daß man unter andern Namen ſpiele; ob man ſich nun Schuſter, Meyer, Hirſch, Schneider oder Raimund nenne, das ſei egal.

Bei Gott! betheuerte Wegeles. In Neunkirchen ſah ich einen Taddädl-Darſteller, der ſich Talma nannte. Talma in Paris hat ſich nicht aufgehalten.

So denk' ich auch! verſetzte Raimund. Ich wende nichts dagegen ein.

Und nun kommt mein Benefiz! ſagte Frau Trur. Wenn Sie, Herr Raimund, meines Freundes Nimbus zerſtören, ſo bringen Sie mich um 60 fl. Reichswährung. Ich gebe den „Bauer als Millionär" zu meiner Einnahme.

Was? rief Raimund, und ſprang von ſeinem Stuhle auf.

Ja, ja, ſagte Frau Trur, Herr Wegeles ſpielt den Wurzel. —

Das war Raimund zu viel. — Als Schauſpieler hätte ſich Raimund gerne preisgegeben, aber als Dichter durch eine erbärmliche Darſtellung blamirt zu werden, dies brachte er nicht über's Herz.

Wo haben Sie mein Stück her? fuhr Raimund, wuthentbrannt, auf. Mein Stück iſt nicht gedruckt, es iſt nur im Manuſkript vorhanden, es kann daher nur geſtohlen ſein!

Was reden Sie von geſtohlen! Gottes Wunder! Wer wird ſtehlen ein Manuſkript! Habe ich doch ehrlich gekauft von dem Souffleur in Oedenburg den „Barometermacher," den „Diamant des Geiſterkönigs," den „Bauer als Millionär" um zwei Gulden!

Wo ſind die Stücke?

Ich hab' ſie!

Wo ſie ſind, dieſe Stücke? frag' ich.

Ich bewahre ſie! verſetzte Frau Trur.

Auf der Stelle geben Sie meine drei Stücke heraus, oder ich bin in fünf Minuten bei dem Sindikus! Meine Stücke wollt Ihr auch noch parodiren? Ihr gewiſſenloſen Leute? Kehren ſich nicht ohnehin Shakeſpeare, Schiller und Goethe im Grabe um, wenn Ihr Komödie ſpielt, und ich ſoll mich noch bei lebendigem Leibe umkehren? — Heraus mit meinen Stücken, oder ich mache einen ſolchen Spektakel in Braunau, daß die Stadt glauben ſoll, es brenne an allen vier Enden.

Gib ſie heraus! ſagte Wegeles. Welch ein Geſerres! — Habe ich doch die „Teufelsmühle" um 7 kr. gekauft, und Leopold Huber hat eine Freud' gehabt, wie ich ſie in Meidling zu meinem Benefiz gegeben.

Hier ſind die Stücke! ſagte Frau Trur.

Da ſind 6 fl. dafür, für jedes 2 fl. — Was iſt's mit der Partitur?

Partitur? Wie heißt Partitur! ſagte Wegeles. Was braucht man zu dem Liede „Brüderlein fein," zu dem Liede „Ein Aſchen!" zu dem Liede „Mariandl iſt ſo ſchön," eine Partitur. Jeder Leierkaſten ſpielt dieſe Lieder! — Ich hätte ſie geſungen aus dem Kopfe, ohne Orcheſter, ohne Klavier; gebrummt hätte ich die „Mariandel," geſumſt das „Brüderlein fein," da haben Sie die Partitur!

Ihr ſeid ein nichtswürdiges Pack. Ich will mit Euch nichts mehr zu thun haben. Sie, Herr Wegeles, kenne ich von dem Probeſpiele im Leopoldſtädter-Theater. Als Sie meine Rollen probirten, ſagte ich Ihnen, daß Sie mich nicht kopirten, ſondern ausſpotteten! Mit Ihnen habe ich nichts zu reden. Aber Ihnen, Madame, ſage ich, daß ich

Sie bedauere. — Ihre Wuth, Schauſpielerin um jeden Preis, Schauſpielerin ohne Talent, ohne Beruf, ohne Verſtand ſein zu wollen, hat Sie in die jammervollſte Lage verſetzt. — Als Ihr Mann ſtarb, waren Sie reich! Jetzt haben Sie nichts! — Sie haben Ihr Geld verſpielt, mit dem Komödienſpiel haben Sie es verthan! — Sie haben weder Organ, noch Geſtalt, noch eine genügende Haltung für die Bühne, aber aufdringen mußten Sie ſich dem Publikum, und wäre es nur das Publikum einer kleinen Stadt geweſen! Was Sie für ein Ende nehmen werden, weiß ich nicht; es wird jedoch eine Zeit kommen, in welcher Sie ſich glücklich fühlen dürften, könnten Sie noch in der Joſefſtadt in der Piariſtengaſſe am Kirchweihfeſte lebzelterne Kinder und Reiter, Wiegen von Lebzelten, „Schiffeln" und Marzipan verkaufen.

Mit dieſen Worten verließ Raimund die beſtürzte Desdemona und den verblüfften Jago.

Am andern Morgen um vier Uhr ſaß er wieder im Poſtwagen und befand ſich auf dem Wege nach Wien.

29. Raimund in Hamburg.

So viele Mühe ſich Raimund und ſein Arzt nach ſeiner Ankunft in Wien auch gaben, eine Verſöhnung mit Emmi und deren Gemale zu Stande zu bringen, ſo ſcheiterten doch alle Verſuche.

Emmi ſelbſt, ſo ſchien es dem Doctor, hielt ſich abſichtlich von Raimund entfernt.

Es iſt nichts mit ihm anzufangen, ſagte Emmi eines Tages zu Dr. Lichtenfels. Jede Bewunderung, die ich ſeinem Talente zolle, hält er für eine Liebeserklärung an ſeine Perſon. Er kann ſich ein Weib, das ihm freundſchaftlich huldigt, nicht anders als verliebt denken; wäre ich wirklich in ihn verliebt geweſen, auf eine Weiſe verliebt wie in meinen Gemal, ſo hätte ich Raimund meine Hand gereicht und hätte ich darüber bettelarm werden müſſen.

Seinetwegen darf ich Raimund nicht mehr ſprechen, und wenn ich ihn zufällig auf der Reiſe durch Deutſchland, welche ich im nächſten Jahre mit meinem Gemale an den Rhein, von da nach Preußen und dem Norden Deutſchlands antreten werde, in einer Stadt irgendwo finde, in welcher er Gaſtrollen ſpielt, ſo werde ich das Theater beſuchen, mich über ſeine Triumfe freuen, ihn wieder bewundern, aber mich ihm gewiß nie nähern. Sollte er zufällig von meiner Anweſenheit Nachricht erhalten, oder mir gar irgendwo begegnen, ſo gebe ich mein Wort, daß ich mit meinem Gemale augenblicklich abreiſen werde. — Ich wiederhole, es iſt mit Raimund nichts anzufangen! Er iſt zu leidenſchaftlich! Er brennt immer lichterloh! Will man ſich an ſeinem Feuer nicht verſengen, ſo iſt es nothwendig ſich ſo fern als möglich von ihm zu halten!

Doktor Lichtenfels berichtete ſeinem Freunde Raimund getreulich, was er gehört hatte.

In des Himmels Namen! rief Raimund. Emmi will mich nicht mehr ſehen, ſie will nicht einmal, daß ich ihr und dem Grafen meine Unbeſonnenheit abbitte. Ich kann mich darüber auch nicht wundern; weshalb ſoll mir plötzlich ein Glück, das mein Herz betreffen würde, zu Theil werden; iſt es mir doch ſchon bei meiner Wiege vorgeſungen worden, daß es beſſer geweſen wäre, wenn ich gar kein Herz auf die Welt gebracht.

Raimunds Mutter ſang nämlich das bekannte Wiegenlied:

Schlaf, Kindlein, ſchlaf!
Dein Vater iſt kein Graf,
Dein Vater iſt ein ſchlichter Mann,
Er hat's der Mutter angethan.
Das Herz, macht' er ihr ſchwer,
Ach hätt'ſt kein Herz du mehr!
Schlaf, Kindlein, ſchlaf,
Dein Vater iſt kein Graf!

* * *

Der Ruf, den Raimunds außerordentliches Talent als Schauſpieler und Dichter errang, brach ſich Bahn durch ganz Deutſchland.

Die Bühnen von Hamburg, Berlin, Frankfurt, Karlsruhe, Stuttgart, Leipzig, Dresden u. ſ. w., ſendeten Briefe über Briefe, um den ausgezeichneten Künſtler ebenfalls als Gaſt zu empfangen.

Raimund, den ſein Selbſtgefühl antrieb, Wien ſo ſchnell als möglich zu verlaſſen, um aus dem Geſichtskreis Emmis, die ihn, wie er ſich äußerte, höchſt lieblos behandelte, zu verſchwinden, reiſte noch im Auguſt 1831 nach Hamburg, und trat dort am 1. September als Wurzel im „Bauer als Millionär“ auf.

Zum erſten Male alſo, vor einem norddeutſchen Publikum, das gegen das Münchner und Wiener, in der Weiſe, wie es ſeinen Beifall auszuſprechen pflegt, bedeutend verſchieden iſt.

Aber die wahre Kunſt kennt keine Landsmannſchaften. Raimund gefiel in Hamburg ſo außerordentlich, ſo allgemein, daß ſeit Iffland kein Gaſt mit größerem Beifalle erſchienen war.

Intereſſant iſt die Szene, welche zwiſchen Raimund und Lotz, dem erblindeten Redakteur der „Originalien,“ im Hauſe des Letzteren, ſtattfand.

Lotz wünſchte Raimund zu ſprechen. Kaum erfuhr dies der Künſtler, ſo eilte er zu ihm, dem geachteten Manne ſeine Achtung zu bezeigen.

Ich hätte Ihnen längſt meinen Beſuch machen ſollen, ſagte Raimund, und Ihnen danken für die freundlichen, liebevollen Urtheile, die Sie in Ihrer geachteten Zeitung über meine Gaſtvorſtellungen in Hamburg, abdrucken ließen.

Sie waren nur ein Echo des ſchönen Eindrucks, verſetzte Lotz, den ſie in mir erzeugten. Obgleich ich blind bin, ſo ließ ich mich doch, ſo oft Sie ſpielten, ins Theater führen, und über Ihren „Alpenkönig“ diktirte ich das Urtheil, das Sie in meiner Zeitung geleſen haben werden. — Herr Raimund, weshalb ſchreiben Sie nur Zauberſpiele? Sie beſitzen doch ein ſo treffliches Talent für das Luſtſpiel, wie Ihr „Alpenkönig“ in ſeinen gelungenſten Szenen, darlegt?

Der Wiener Geſchmack veranlaßt mich hiezu.

Ei, Sie müſſen dieſen Geſchmack verbeſſern.

Dann bieten Zauberſpiele der Fantaſie einen höheren Spielraum. Bedenken Sie, daß ein Volkstheater den Sinnen ſchmeicheln muß; Dekorationen-Pracht, glänzendes Koſtüme, Tanz und Evolutionen laſſen ſich nur in fantaſtiſchen Märchen anbringen. —

Ich bin ein blinder Mann, und ſehe dieſen Firlefanz nicht; aber gewiß könnten Sie ihn entbehren, wenn Sie wollten. Sie werden mir zugeſtehen müſſen, daß nur die Szenen, welche Sie dem wirklichen Leben entnahmen, Ihrem Werke die großen Eindrücke verſchafften, die es in allen Städten fand. — Ich bin nicht dagegen, zu Zeiten ein Märchen auf die Bühne zu bringen, aber in einemfort, blos des blendenden Effektes wegen, beſonders, wenn man ein ſo entſchiedenes Talent beſitzt, wie Sie, finde ich nicht gut.

Und nun, fuhr Lotz fort, erzälen Sie mir von Wien. — Ach in Wien hätte ich gar ſo gerne eine Zeit zugebracht! Mein Neffe Toepfer theilte mir ſo viel von Ihrer herrlichen Kaiſerſtadt mit! — Sein Aufenthalt daſelbſt iſt ihm unvergeßlich. Er ſchwärmt davon wie ein Liebender von ſeiner Braut! — Leider hat das heitere Wien einen herben Verluſt erlitten. Eine ſeiner ſchönſten Repräſentantinnen, die geniale Krones iſt geſtorben! — Lieber Herr Raimund, das hat Sie gewiß recht tief betrübt.

Ich geſtehe, daß mir ihr Tod ſehr nahe gegangen iſt. Für das Genre, das ſie ſich, ſo zu ſagen, ſelbſt geſchaffen, kommt ſchwerlich eine ſolche Darſtellerin mehr! Sie war der perſonifizirte Humor. „Leider lebte ſie ſo geſchwind, darum ſtarb ſie auch ſo geſchwind.“

Man muß nichts thun, um ſeinen Tod herbeizurufen. Der Tod ſchwingt leider ſeine Senſe mit der größen Unbarmherzigkeit. Vor einer Stunde war mein Arzt hier und berichtete mir, daß in der heutigen Nacht, im Hoſpitale hieſiger Stadt 49 Menſchen an der Cholera geſtorben ſind.

Iſt es möglich? fragte Raimund. So gräßlich wüthet die Cholera in Hamburg, und ich weiß nichts hievon? Im Direktionsbureau des Theaters verſicherte man mich, daß die Cholera äußerſt glimpflich auftrete. Sie ſei nur ſporadiſcher Natur. —

So wünſcht es das Theater und beſonders zur Zeit eines ſo beliebten Gaſtes wie Sie! Soll ſich die Direktion ſelbſt, durch ihre Angſt vor der epidemiſchen Seuche, das Publikum verſcheuchen?

Epidemiſch tritt die Cholera in Hamburg auf?

Gewiß. In den engeren Straßen richtet ſie ja förmliche Niederlagen an. Sie kennen vielleicht die Orte nicht einmal, an welchen hier die ärmeren Klaſſen wohnen, die Kneipen, Boutiken, in welchen die Matroſen hauſen, die feilen Dirnen ſich befinden, und die Hefe des Volkes hantirt! — Leſen Sie den Rapport über die Todten! — In ſieben Tagen ſind 320 Menſchen geſtorben. Das Uibel greift immer weiter. Ich ſelbſt würde zittern für mein Leben, wenn mir an meinem Leben Etwas läge! — Ob aber ein alter blinder Mann heute oder morgen aus der Welt geht, das iſt ganz gleichgiltig!

Hätte Lotz, Raimunds Züge ſehen können, er würde den ſchrecklichen Eindruck bemerkt haben, den dieſe Worte auf ihn hervorbrachten. — Raimund entfärbte ſich; er fing zu zittern an, haſchte nach einem plauſiblen Vorwande, ſich zu entfernen und eilte ſchnell in das Theater-Bureau, um anzuzeigen, daß er ſeine Gaſtrollen, die für ſechs und dreißig an der Zahl kontrahirt waren, mit der achten ſchließen wolle.

Der Direktor war untröſtlich. Er bot Alles auf um Raimund zu halten, aber vergebens; Raimund reiſte von Hamburg ab und traf zu Anfang October in Wien ein.

Als er aus ſeinem Reiſewagen ſtieg, war Toni die erſte Perſon, die er ſah.

Sie hatte in den Zeitungen geleſen, welche Verwüſtungen die Cholera in Hamburg anrichtete und war, wie alle ſeine Freunde, in großer Beſorgniß um ihn.

Die Freude des Wiederſehens war groß.

Toni lud Raimund in das Haus ihrer Eltern ein. Dort ward er wie ein Sohn aufgenommen. Er beſuchte alle Abende den Kreis dieſer biederen Familie und dachte den ganzen Winter nicht an das Theater. Er lebte wie er ſelbſt häufig erwähnte, in dem Hauſe von Tonis Eltern und Geſchwiſtern die ſchönſten Tage ſeines Lebens. Nur an einem Abende zeigte er ſich dem Publikum. Er ſpielte am 24. Febr. 1832 zum Beſten brotloſer Familien in Wien in der 118. Vorſtellung ſeines „Diamants des Geiſterkönigs.“

Das Theater in der Leopoldſtadt war in der Zwiſchenzeit in die Hände des Franz Edlen von Marinelli, eines Sohnes des Erbauers des Leopoldſtädter-Theaters, übergegangen und — wenn auch Franz von Marinelli kein Genie war, ſo war er doch ein braver herzlicher Mann, der das Publikum achtete und ſeine Theatermitglieder wie ein Vater ſeine Kinder behandelte. —

Die Rollen Raimunds ſpielte in jener Zeit der Komiker Weiß vom Lemberger Theater.

Der Komiker Weiß, Gatte der berühmten Frau, welche mit ihrem Kinderballete, Europa und Amerika durchreiſte, und in zwei Welttheilen den größten Beifall errang, ſich mit ihren graziöſen Kleinen nicht nur Ruhm, ſondern auch ein anſehnliches Vermögen errang; dieſer Komiker Weiß ſpielte Raimunds Rollen mit ſo großem Erfolge, den „Florian,“ den „Wurzel,“ den „Barometermacher,“ den „Rappelkopf“ u. ſ. w., mit ſo entſchiedenem Glücke, daß ihn Raimund ſelbſt, der ihn mit großem Vergnügen in allen ſeinen Darſtellungen ſah und belobte, als ſeinen beſten Nachfolger bezeichnete. Dazu kam noch, daß Weiß ein vortrefflicher Sänger war, Raimunds Lieder trug er mit hinreißender Innigkeit vor.

„Die treffliche Stimme, ſagte Raimund, hat Weiß noch vor mir voraus. Weiß iſt ein Talent ohne gleichen; einen ſolchen begabten Nebenbuhler laſſe ich mir gefallen! Es kopiren mich zwar viele, aber „eigentlich ſpotten ſie mich nur aus.“ Meine kleinen Angewohnheiten eignen ſie ſich an und wähnen dann, jetzt wären ſie ſchon „lauter Raimunds.“ Viele davon ſind nicht beſſer als Herr Wegeles in Braunau.“

Wir nehmen unſere Zuflucht wieder zu dem Biografen Raimunds in der „Theaterzeitung." Dieſer ſchreibt:

Raimund lebte bis zum 15. März 1832 in einer Art Letargie, in Wien, aus welcher ihn nur das Hoftheater in München zu wecken vermochte. Die Intendanz des königl. Hoftheaters ruhte nicht, bis Raimund zum zweiten Male eine Reihe von Gaſtvorſtellungen zuſagte.

Der Künſtler ging nach München und ſpielte neuerdings mit dem glänzendſten Erfolge.

Nun konnte er auch der auszeichnenden Einladung des Königſtädter Theaters in Berlin nicht länger widerſtehen.

Er reiſte von München, nach fünf und dreißig, mit Enthuſiasmus aufgenommenen Darſtellungen, direkte nach Berlin, und erſchien zum erſten Male, am 4. April, als Florian im „Diamant des Geiſterkönigs."

Obgleich das Berliner Publikum von ungeheuren Erwartungen erfüllt war, und bekanntlich im Beſitze ſehr beliebter und talentvoller Komiker iſt, ſo konnte das dortige, etwas kritiſche Parterre, doch nur einen halben Akt, mit prüfender Kälte beobachten. — Kaum war aber die Expoſition des Stückes vorüber, als auch das Eis der Befangenheit der Berliner Tonangeber im Theater zu ſchmelzen anfing, und nach Raimunds zweiter Szene, ein Beifallsjubel losbrach, welcher ſelbſt Schmelka, dem damaligen Abgott des Berliner Volkes, nicht rauſchender hätte gezollt werden können.

Nun fingen auch die kritiſchen Blätter Feuer, und die „Voſſiſche Zeitung," der „Berliner Figaro," „der Geſellſchafter," die „Haude- und Spenerſche Zeitung" und „der Freimüthige,“ bemerkten ziemlich einſtimmig, „die Wiener Journale hätten Raimund viel zu wenig gelobt, ja, Herr Gubitz vermeinte ſogar, „die Bewohner der Kaiſerſtadt wüßten gar nicht, was ſie an Herrn Raimund für ein Talent beſäßen!!!“ — Auch Herr Oettinger verlautbarte Etwas in dieſem Sinne. Ob man einen Künſtler mehr preiſen kann, als ihn die Wiener Journale prieſen, ob man ihn und ſeine Stücke mehr applaudiren und auszeichnen kann, als dies das Wiener Publikum that, wird zu erörtern nicht nöthig ſein.

Raimund ſpielte ſiebzehn Mal in Berlin bei ſtets überfüllten Häuſern. Die meiſten ſeiner Stücke hatte man zwar ſchon früher geſehen, da ſie aber Raimund ſelbſt in die Szene ſetzte, und hierdurch einen eigenen Geiſt in ſeine Schöpfungen brachte, auch die Hauptrollen ganz anders ſpielte, und mit ſeiner ſüdlichen Glut Publikum und Schauſpieler erwärmte, ſo entſtand hieraus für die Berliner ein ganz neuer Reiz.

Raimund hätte in Berlin noch dreißig Mal auftreten können, er würde ſtets vor vollen Theatern geſpielt haben und bewundert worden ſein, aber es drängte ihn, Deutſchland zu durchreiſen, und ſo ging er denn im Sommer 1832 an den Rhein.

80. In Wiesbaden.

Raimund beſuchte auch Wiesbaden.

Er ſtieg in dem erſten Hôtel ab und wunderte ſich nicht wenig, daß er von einem elegant gekleideten jungen Mann ſehr höflich gegrüßt und im öſterreichiſchen Dialekte angeredet wurde.

Raimund hörte auf ſeiner Reiſe den öſterreichiſchen Dialekt faſt gar nicht ſprechen.

Die „heimatlichen Klänge“ überraſchten ihn alſo um ſo mehr, als ſie mit den herzlichen Worten begannen:

Ach lieber Herr von Raimund, Sie ſind auch da? — da hätt i mir doch eher den Tod einbüldt als Sie hier z'ſehn.

Raimund faßte den jungen Mann ins Auge. Er erkannte ihn nicht.

Endlich ſagte er ebenfalls echt Wieneriſch:

Ja, ſtöll'ns Sie ſich vor i bin wirklich da, und freu mi, daß i einen Landsmann ſeh, aber i kenn' Sie nicht.

I bin ja der Poldel! Herr von Raimund, der Poldel vom Muſſi Dolliner (einem bekannten Theater-Maler des Leopoldſtädter-Theaters). Wiſſens, der Poldel, der Ihre Bäume im „Alpenkönig“ alle z'dunkel gemalt hat.

Der Poldel! ſagte Raimund, aber Sie ſahen ja damals aus wie ein Stiefelputzer, und jetzt ſind Sie angezogen wie ein Graf! Sie haben gewiß eine Erbſchaft gemacht!

Gott bewahr'! Ich hab mein Glück auf eine andere Art gefunden. — Ich bin, wie Sie vielleicht noch von Wien aus, wiſſen werden, ein gelernter Kartenmaler, bin als ſolcher zu zwei fremden Herren, welche im „goldenen Lamm“ in der Leopoldſtadt einlogirt waren, recommandirt worden, dieſe haben einen Kartenmaler geſucht, und mich in ihren Dienſt genommen. Dieſe Fremden waren Spieler von Profeſſion, ich habe ihnen Karten mit beſonderen Kennzeichen machen müſſen; ich bin dann mit ihnen nach Füred und Mehadia gereiſt, dort habens unerhört's Geld g'wonnen und jetzt ſind ſie in Wiesbaden, wo ihr Geſchäft noch beſſer geht!

Alſo dient der Poldel bei einem Paar' Hallunken?

Ja man könnt's ſchon ſo nennen; ſie betrügen die Leute ſchändlich, beſonders im „Halberzwölfe-Spiel," aber was gehts mich an! Ich werde gut bezahlt, ich verdiene alle Tage vier Dukaten; ich tauſch mit keinem Staroſten.

Aber, wenn der Betrug aufkommt?

Unmöglich! Die Kerle ſind zu fein! Jetzt ſieden ſie gerade wieder einen reichen Marcheſe ab. Dieſer hat binnen drei Tagen gewiß 2000 Friedrichsd'or verloren. Sie möchten den Marcheſe gar ſo gerne bewegen, daß er „va banque!" rufe, da ziebeten ſie ihn ganz aus (da würden ſie ihn ganz ausziehen).

Den Marcheſe ſoll man warnen.

Warum nicht gar! Er ſoll nur Haar laſſen, warum iſt er ein Adelicher wor'n (geworden).

Kann man denn eine ſolche Spielbank nicht ſehen?

O ja! Sie iſt hier im Hauſe. Im großen Saal, im zweiten Stock. Ich führe Sie hinauf. — Ich bitte Sie aber um Gottes willen, ſpielen Sie nicht! Sollten Sie aber durchaus ſpielen, ſo legen Sie viel Geld heraus, da laſſen Sie die Bankhalter drei — vier Mal g'winnen, ſie rechnen darauf, daß Sie immer höher ſetzen werden. Wie Sie etwa 20, 30 Friedrichsd'or ſetzen, macht der Banquier „halber zwölf," und Sie verlieren das Doppelte. Geben Sie nur acht!

Wie kennt man denn die falſchen Karten?

Neun, Zehn und Aß haben auf dem Rücken dunkle Punkte; eine Figur hat in jedem Eck (in jeder Ecke) zwei Sterne neben einander. Ich bringe Ihnen ein Spiel Karten mit 52 Blättern, das ich gefälſcht habe und explizire Ihnen die ganze Manipulation.

Ich dank Ihnen, lieber Poldl und werde Ihre Warnung benützen.

Kommen Sie, Herr von Raimund, zuerſt in mein Zimmer, und dann in den Spielſaal, aber, wenn Sie Ihr Geld lieb haben, ſo ſpielen Sie nicht, das iſt das Allerbeſte!

Raimund verfügte ſich zu Poldl, ließ ſich die betrügeriſchen Karten zeigen, und ging dann in den Saal.

Da ſaſſen Herren um einen ovalen grünen Tiſch. Andere Herren bildeten eine Gallerie hinter den Sitzenden und ſtanden. Die Banque der falſchen Spieler war wieder im Glücke. Ein Berg von Gold war aufgehäuft.

An den blaſſen, verſtörten Geſichtern, erkannte Raimund ſogleich, welche ſchreckliche Folgen das Spiel auch hier gehabt.

Raimund ſtellte ſich hinter dem Banquier, der mit dem Geſichte gegen die Thüre gewendet ſaß. Raimund ſah dem Treiben eine Weile zu.

Die Croupiers hatten alle Hände voll zu thun. Sie konnten mit ihren Spielkrücken nicht genug Gold einſtreichen.

Raimund gegenüber ſtand ein junger Mann, der blaß wie ein Geſpenſt auf den Abzug jeder Karte ängſtlich lauerte, der gewiß ſein letztes Häuflein Gold auf eine Figur geſetzt hatte, und als der Banquier rief:

Onze et demi!

wie ein Verzweifelter vom Spieltiſche fort ſtürzte, und zur Thüre hinaus wollte.

„Halt!“ rief ein Croupier, ein ſcheußliches Geſicht mit einer durch ein Laſterleben ruinirten Stimme; „Halt! mein Herr, Sie müſſen erſt bezahlen, was Sie verloren! Ihr Einſatz genügt nicht!“

Ich habe Alles, was ich beſeſſen, hingegeben, ſchrie er: 800 Friedrichsd'or! begnügen Sie ſich damit!

Va-t-en! rief der Banquier.

Der junge Menſch ſtürzte zum Saale hinaus.

Raimund war raſch hinter dem Unglücklichen her.

Mein Herr! rief Raimund. Auf ein Wort!

Der junge Menſch blieb auf dem Korridor des Saales ſtehen.

Laſſen ſie mich! ſprach der junge Mann mit dem Tone der Verzweiflung.

Wo wollen ſie hin!

Ich beſchwöre Sie, laſſen Sie mich!

Sie wollen ſich ein Leid zufügen!

Der junge Menſch ſchwieg.

Sie haben 800 Friedrichsd'or verloren? — Sie ollen ſie wieder erhalten! Ich ſchaffe ſie Ihnen. —

Herr, Sie retten mir das Leben, die Ehre und die Freiheit!

Ich ſchaffe Ihnen Ihr Geld, aber kehren Sie ruhig in den Spielſaal zurück, begeben Sie ſich unter die Zuſchauer. Sprechen Sie mit Niemanden von Ihrem Verluſte. Wenn ich Sie brauche, werde ich Sie finden.

Indeß ſtürzte wieder ein Geplünderter aus dem Saale, rief ſeinem Bedienten, gab dieſem ſeinen Schlüſſel, und befahl ihm, ſeine Chatouille in den Saal zu bringen.

Den rette ich auch! ſagte Raimund. Nun wartet, Straßenräuber! Euerem Treiben werde ich ein Ende machen!

In dieſem Momente huſchte eine weißgekleidete Dame, dicht verſchleiert, an Raimund vorüber.

Sie kam faſt athemlos über die Treppe herauf. Sie lte auf die Thüre des Saales zu, warf einen lanen, prüfenden Blick hinein, und zog ſich dann wieer zurück.

Sie ſchien Jemand zu ſuchen.

Raimund ging auf ſie zu.

Kann ich Ihnen einen Dienſt erweiſen? ſagte Raimund; ich bin bereit. —

Die Dame erſchrack heftig, machte eine Bewegung mit der Hand, als wenn ſie ſagen wollte:

Ich danke Ihnen.

Treten Sie ein in den Saal, und bezeichnen Sie mir, wen ich herausrufen ſoll — oder iſt es Ihnen lieber, wenn ich Ihnen den Saal-Diener ſende?

Nein, nein, ſagte die Dame, ich wollte nur — —

Großer Gott! rief Raimund, Gräfin Emmi! — Iſt der Graf in dieſer Räuberhöhle?

Wie, Sie wiſſen?

Ich weiß, daß hier Jeder, der ſich dieſen Gaunern nähert, ausgezogen wird. —

Ach, mein Albert verliert, ſeit wir hier ſind, enorme Summen! Leider ließ er ſich nicht zurückhalten. Durch einen Croupier ſendete er mir einen Zettel, ich möchte ihm ſein Portefeuille mit den preußiſchen Kaſſenanweiſungen ſenden, verliert er auch dieſe noch, ſo können wir nicht von hier abreiſen; all das bare Geld, das wir von Berlin mitgenommen, iſt fort!

Ich ſchaffe es wieder!

Unſere Vermögensumſtände erleiden durch dieſe Verluſte keine Erſchütterung; die Verluſte ruiniren uns nicht, aber es macht mich unglücklich, daß mein Gemal der Leidenſchaft des Spiels ergeben, daß es ihn drängte von Berlin, wo wir uns befanden, abzureiſen, um die Spielbanken in den deutſchen Bädern aufzuſuchen.

Faſſen Sie ſich, Gräfin. Die Summe, die Ihr Gemal hier verloren, ſoll er wieder erhalten. — Sagen Sie ihm kein Wort, daß Sie mich geſprochen. Was ich hier unternehme, ſoll dem Grafen und allen jenen zu Gute kommen, die hier durch falſches Spiel betrogen wurden; die Beweiſe werde ich liefern.

Ach, Raimund, wie würden Sie meinen Gemal und mich verpflichten! —

Das will ich nicht! Liebe Emmi, ich werde Ihnen zeigen, daß man ſich an meinem Feuer nicht verſengt, und wenn man mir auch noch ſo nahe kommt! Dann aber, liebe Emmi, werde ich Ihnen auf Ihrem Lebenspfade nicht mehr begegnen. Ich werde Ihnen aus dem Wege gehen. Es wird nicht nöthig ſein, daß Sie aus irgend einer Stadt abreiſen, in der ich mich befinde! Ich werde mich entfernen.

Der Bade-Kommiſſär erſchien auf dem Korridor.

Raimund eilte auf ihn zu und ſagte ihm einige Worte. Hierauf verneigte ſich Raimund gegen Emmi, bot ihr ſeinen Arm und geleitete ſie in die Belle étage in den Konverſations-Saal.

Der Bade-Kommiſſär folgte Raimund.

* * *

Die Gräfin fühlte ſich durch Raimunds Benehmen ſehr verletzt.

Nie ſah ſie ihn in ſolcher Aufregung und Verſtimmung. Wol kannte ſie Ferdinands Empfindlichkeit, aber in einem ſo ſchneidenden Tone ſprach er mit ihr nie.

Gräfin Emmi wollte deſſenungeachtet Raimund nicht verurtheilen, wußte ſie doch nicht, was ſonſt auf ihn eingeſtürmt. Sie glaubte, Raimund habe an der Spielbank ebenfalls verloren, und ſein Verluſt habe ihn ſo unwirſch gemacht.

Indeß die Gräfin im Leſezimmer des Konverſationslokales ſich aufhielt, bemerkte ſie, daß Raimund mit dem Bade-Kommiſſär im eifrigen Geſpräche blieb. Endlich ſah ſie, daß derſelbe einen ſchriftlichen Befehl ausfertigen ließ, dem zufolge ſich vier Gendarmen augenblicklich einfanden.

Raimund ging zu Emmi.

Jetzt gilt es! ſprach er. Vielleicht in einer Viertelſtunde ſchon, bin ich im Stande, eine Bande Gauner den Gerichten zu überliefern. Den Raub ſollen ſie herausgeben müſſen; dafür ſtehe ich!

Raimund verfügte ſich allein nach dem Spielſaale.

Während dies im Konverſations-Saale vorging und ein großer Coup gegen die Diebshölle beſchloſſen wurde, brachte das falſche Spiel den Bankhaltern fort und fort Glück.

Die Goldſtücke häuften ſich auf dem grünen Tiſche und heſſiſche, preußiſche, franzöſiſche und engliſche Bankbillets flogen umher, als hätte ſie ein Wirbelwind in die Kaſſa der falſchen Spieler aus allen Enden hingetragen.

Raimund ſuchte ſich ein paar der unglücklichen Pointeurs aus, die am meiſten geplündert wurden.

Der Eine wurde ihm als ein Weinhändler aus Frankfurt am Main bezeichnet, Kopps war ſein Name; der andere war ein königl. ſächſiſcher Hofſchauſpieler, deſſen eigentlicher Name nicht hieher gehört, weil er noch lebt, den wir Ferſt nennen wollen.

Beide hatte die Banque in Wiesbaden im Sinne des Worts faſt zu Bettler gemacht.

Kopps, ein robuſter, großer Mann, war dunkelroth im Geſichte, ſein kolleriſches Temperament ſteigerte ſeinen Unmuth um ſo mehr zur Wuth, als er der Banque eine Anweiſung auf 40 Körbe Champagner einlegen wollte, wenn man ihn auf Kredit weiter ſpielen laſſen würde, was nicht angenommen wurde.

Dieſer Mann fluchte in ſeinem Frankfurter Dialekte, daß die Wände des Saales, zitterten.

Ferſt war ganz das Gegentheil von dem Kolleriſchen. Er war ein ſtiller, eher flegmatiſcher als hitziger Mann, ſchmächtig, fein im Benehmen, aber der Teufel behalte ſein Flegma und ſein feines Benehmen

enn man in einigen Stunden die reichen Honorare
n einigen ſiebzig, mit Glück durchgeführten Gaſtrol-
n, dargeſtellt auf drei großen Hoftheatern, in wenigen
tunden verliert. Sein Urlaub war zu Ende, kein
eller war mehr zu verdienen und Frau und Kinder zu
auſe, freuten ſich auf die brillanten Bezahlungen, von
lchen er ihnen bereits in der Freude ſeines Herzens
ſchrieben hatte. Was er für die Familie verdient, hat-
n in Wiesbaden zwei Damen, die Coeur-Dame und
e Carro-Dame in den Schlund der Spielhölle ge-
hrt.

Zwiſchen dieſe beiden unglücklichen Spieler pflanzte
h Raimund hin.

Auch er nahm ſein reiches Honorar, das er in Ber-
n, für 17 Mal 25 Friedrichsd'or erhalten und noch
nz beiſammen hatte, aus ſeiner Börſe, und legte 425
oldſtücke vor ſich hin.

Der Chef der Spielhölle, ein Kerl, der auf beiden
ugen ſchielte, warf ſeine Blicke auf den neuen Gaſt.
Wolle Sie ſich auch rupfe laſſe? fragte der Wein-
ndler.

Rupfen? erwiederte Raimund. Ich bin ja kein
gel, am wenigſten ein Gimpel. Wo ich noch immer
elte, Notabena unter ehrlichen Leuten, hatte
zum mindeſten kein Unglück. Es wird mich Frau
rtuna auch hier nicht verlaſſen.

Darf ich mir von der Nobleſſe der Bank eine „Da-
e“ ausbitten? fragte Raimund.

„Wie die Karten fallen,“ antwortete der Ban-
er.

Auch gut! verſetzte Raimund. Ich glaubte einen
genblick, ich ſei der Schiffsbarbier Bims, und müßte
vas Extra haben!

Raimund flog eine Figur zu.

Charmant! ſagte Raimund.

Er ſetzte 30 Friedrichsdor auf ſeine Karte.

Das Spiel ging herum.

Raimund erhielt eine Neun.

Der Banquier ſchlug ebenfalls eine Figur auf.

Dieſer Kartenfigur folgte eine Zwei, darauf folgte eine Neun.

Onze et demi!

ſagte der Banquier.

Raimund bezahlte 60 Friedrichsdor der Spielkaſſa.

Höre Sie! ſagte der Weinhändler zum Banquier, mache Sie heute nichts anders als „halber Zwölfe?“

Es ſcheint! verſetzte der Banquier, mit verächtlicher Gleichgiltigkeit.

Wer noch Geld zu verlieren hatte, verlor es.

Raimund warf einen Blick auf Emmis Gatten und bemerkte, wie dieſer 500 Thaler in preußiſchen Kaſſenſcheinen dem Croupier hinſchob.

Wieder wurden die Karten herumgegeben.

Raimund erhielt wieder eine Figur.

Er legte 60 Friedrichsdor auf die Karte.

Nehmen Sie ſich in Acht! ſagte der ſächſiſche Hofſchauſpieler. Was ſich hier ein Schauſpieler durch ſein Spiel an hundert Abenden verdient, das nimmt dieſes Spiel an einem Abende.

Wir wollen ſehen! erwiederte Raimund, ich werde noch 40 Friedrichsd'or zulegen!

Indeß war der Kommiſſär in den Spielſaal getreten, und ſtellte ſich dicht hinter dem Banquier.

Vier große Männer in blauen Uiberröcken traten unbemerkt mit dem Kommiſſär ein und begaben ſich zwei und zwei neben dem Banquier und dem Banquier vis-á-vis.

Das Spiel wurde fortgeſetzt.

Raimund erhielt eine Drei dann eine Sieben.

Der Banquier hatte ebenfalls eine Figur.

r ſchlug eine Aſſe auf.

in Schrei des Unwillens flog durch den Saal.

Das iſt unmöglich! verſetzte der Weinhändler. „Hal-
zwölfe“ wurde bis jetzt mit vier Spiel-Karten ge-
it; dieſe haben 16 Aſſe. Dies Aß iſt aber das
zehnte! — Ich habe genau Acht gegeben; zählen
, meine Herren, die Aſſe hier auf dem Tiſche!

Der Banquier warf einen verächtlichen Blick auf
Weinhändler.

in Croupier wollte nach den weggeworfenen Kar-
greifen.

Niemand rühre ein Blatt an! herrſchte der Kom-
är den Spielern und Croupiers zu. Niemand be-
e ſich!

ie Gendarmen holten unter ihren Uiberröcken die
ken Säbel hervor, und kreuzten ſie über die
kkaſſa.

m Namen des Geſetzes! rief der Kommiſſär. Ich
afte die Banquiers und Croupiers als falſche
eler!

Was? rief der Banquier. Wer erfrecht ſich, dies
uſprechen?

a, falſche Spieler! Schufte ſeid Ihr! rief der
nhändler. Alle, die hier ſind, habt Ihr ausgeraubt,
Gauner!

s entſtand ein fürchterlicher Tumult.

Dieſen wollte der Chef der Bank benützen, und ei-
Theil des Goldes retiriren.

Man will uns plündern! ſchrie er. Dieſe Geſchichte
bgekartet.

in Gendarme gab dem Spieler-Chef einen ſo ar-
Stoß, daß er die Goldbeutel liegen ließ; aber der
quier erfand ein anderes Manövre; er ſtreifte mit

einem Rucke alle Karten, die vor ihm lagen, unter den Tiſch.

Cartouche! rief ihm Raimund zu. Vergebens ſuchſt Du die Karten zu changiren! Wir bedürfen ihrer nicht, da wir Deinen Fabrikanten Dir entgegen halten können.

Herr Leopold! rief Raimund.

Der Kartenmaler erſchien.

Hier, Gauner, donnerte Raimund dem Banquier zu, ſteht Dein Fälſcher! Kannſt Du noch läugnen? — Oben in ſeiner Kammer, wo er die markirten Karten anfertigen mußte, iſt bereits Alles verſiegelt; willſt Du Betrüger aus Spaa, und wollen Deine Genoſſen aus Füred und Mehadia noch mehr erfahren? Euer Lohn ſoll nicht ausbleiben.

Gebe Sie mir die Kerle Preis, bat der Weinhändler den Kommiſſär; ich füttere meine Küfer, lauter Sachſehäuſer, mit ihnen. In acht Minute thut ihnen kein Bein mehr weh!

Die Banque iſt aufgehoben, das Geld wird vorläufig deponirt, ſagte der Kommiſſär. Jeder der von dieſem Geſindel betrogenen Herren ſoll ſein, ihm geſtohlenes Eigenthum wieder erhalten. Ich laſſe den Saal ſchließen.

Laſſe Sie die Spitzbube auch gleich ſchließe! verſetzte der Weinhändler.

Die Betrüger wurden fortgeführt, das vorgefundene Geld vor Zeugen gezählt und darüber ein Protokoll aufgenommen. Hierauf wurden in der Wohnung der Bankhalter die Kaſſa mit Beſchlag belegt.

Nachdem ſich die ſämmtlichen Spieler entfernt hatten, ging der Graf, Emmis Gemal, auf Raimund zu.

Sie retten mir nicht nur die Summen, die ich verloren, redete der Graf, Raimund an; Sie retten auch mich ſelbſt aus der Gefahr, je wieder zu ſpielen. — Ich hatte keine Ahnung, daß man auf eine ſolche Weiſe an öffentlichen Spielbanken betrogen werden könne; nie mehr werde ich in derlei Häuſern mich zerſtreuen. — Herr Raimund, als wir uns zum letzten Male ſahen, ſchied ich mit Groll im Herzen von Ihnen. Heute wollen wir unſere Freundſchaft erneuern. Herr Raimund, begleiten Sie mich zu meiner Emmi. Sie ſoll ihren Dank mit dem meinigen vereinen; ſie ſoll Zeugin von der Erklärung ſein, die ich Ihnen vom Herzen gebe, daß ich Ihnen zu ewigem Danke verpflichtet bin.

Keinen Dank! erwiederte Raimund. Ich habe nur als ein honnetter Mann gehandelt, und gewiß nicht anders als Sie, wenn Sie mich in ähnlicher Lage getroffen hätten! — Vor Ihrer Frau Gemalin kann ich in dieſem Leben nicht mehr erſcheinen. Dem Doktor Lichtenfels hat ſie mich als ein Ungeheuer bezeichnet, das die Abſicht zeigt, dem Rufe ehrbarer Frauen gefährlich zu werden. — Wenn Gräfin Emmi dieſelben Worte auch nicht geſagt, ſo liefen die ihrigen doch auf denſelben Sinn hinaus. Jetzt, da ich mir, wie Sie ſagen, ein Verdienſt um Ihre Freundſchaft erworben haben ſoll, darf ich Ihre Frau Gemalin nicht mehr ſprechen; — das geringfügigſte, aber im herzlichen Tone ausgeſprochene, Wort könnte als ein Attentat auf die Tugend Ihrer Gemalin gedeutet werden. — Nein, Herr Graf, in eine ſolche Gefahr begebe ich mich nicht. Weder Emmi, die ich einſt liebte, und die mir geſtattete, ſie lieben zu dürfen, noch ihren Gemal, noch ſein Haus darf ich je wieder ſehen. Sie ſollen die vollſte Uiberzeugung erhalten, daß Ferdinand Raimund ein Ehrenmann iſt, obgleich Sie mir in München dieſe Benennung ſtreitig machen wollten.

Der Graf war ſehr bewegt.

Raimund verabſchiedete ſich von ihm, und ſuchte den Bade-Kommiſſär auf.

Schon nach wenigen Stunden ließ der Kommiſſär im Konverſationſaale des Badehotels verlautbaren, daß die Bankhalter, die Erklärung abgegeben hätten, ſie ſeien erbötig, denjenigen Badegäſten, welchen ſie durch betrügeriſches Spiel Geld abgenommen, und aus welchen ſie mehr denn dreißig näher zu bezeichnen im Stande wären, die Summen zurück zu erſtatten, nur möchten ſie ſie nicht ferner verfolgen, und ihre perſönliche Freiheit nicht gefährden.

Die Spieler gingen bis auf den Weinhändler hierauf ein.

Die Stunde, in welcher die Beträge zurückgeſtellt werden ſollten, wurde feſtgeſetzt.

Raimund verwendete ſich, daß der junge Mann, der um 800 Friedrichsd'or geplündert wurde, dieſe zuerſt erhielt. Hierauf empfing der ſächſiſche Hofſchauſpieler ſein Geld zurück, dann der Weinhändler und ſo fort Alle. Der Graf, welcher nach preußiſchem Gelde das meiſte, wie es ſich erwies, über 30,000 Thaler, eingebüßt hatte, war der letzte.

Welchen Dank Raimund von den ſo arg betrogenen Badegäſten erntete, läßt ſich nicht beſchreiben.

Der junge Spieler, den ſein Unglück bald zum Selbſtmörder gemacht hätte, wäre Raimund nicht ſein Retter geweſen, ſtürzte zu ſeinen Füßen nieder, und ſo dankte ihm jeder in ſeiner Art auf die rührendſte Weiſe.

Der Weinhändler ſchüttelte Raimund die Hand.

„In ganz Deutſchland ſoll man von Ihnen rede,“ ſagte er, „wie vom Erzengel Michael, der den Drache erlegt hat; ich laß' Ihre Edelthat in die „Didaskalia“ und in die „Frankfurter Oberpoſtamtszeitung“

einrücke, und in meinem großen Keller in Frankfurt
m Main, zwiſche dem Hundert-Eimerfaß aus Hoch-
eim und dem Hundert-Eimerfaß aus Rüdesheim,
aß' ich Ihne, auf einem Hundert Eimerfaß aus Jo-
annisberg ein Monument errichte. So lange Sie
ebe, erhalte Sie alle Jahre an dieſem Tage
inen Korb Liebfrauenmilch „franko Wien.“ —
Insbeſondere mach' ich Ihnen aber noch eine Freud';
ebe Sie nur acht! — Sie wiſſe, ich bin der Ein-
ige, der nicht dafür geſtimmt hat, daß die Spitzbu-
e, die falſche Spieler, rein ausgehen ſolle, und es
nöge damit abgethan ſein, wenn Sie nur das geſtoh-
ene Geld zurückgeben.“ —

Ich weiß es, erwiederte Raimund.

„Ich weich' davon auch nicht ab, daß die Böſewichte
twas abbekommen ſollen,“ fuhr der Weinhändler fort.
Sie ſolle zwar nicht verarritirt werde, ſonſt habe
ir ſammt und ſonders, eines Kriminalprozeſſes wege,
in halb Jahr der Zeugenausſage wege, hier zu ver-
leibe, aber dafür ſolle die Spitzbube ihre „Merks“
rhalte. — Meine Küfer ſind in Wiesbade. Sie
abe Wein hieher befördert. Es ſind Kerle, Fäuſte
abe ſie wie die Rieſe; in der hohlen Hand kann jeder
ine Maß Wein einfange, es wird kein Tropfe da-
ebe gehe. Die ſechs Kerle laſſe ich mit den Räubern
irthſchafte! Herr Raimund, das wird ärger als
ine Feſtungsſtraf' ſein! Die ſchurkiſche Hände laſſe
h ihne ſo arg zerſchlage, daß ſie binnen Jahr und
ag keine Karte mehr in die Hand nehme ſolle.

Darüber hat der Kommiſſär zu entſcheiden, ſagte
aimund. Zu dieſer Linch-Juſtiz gebe ich meine
uſtimmung nicht.

Dann, ſagte der Weinhändler, habe ich darauf an-
etragen, daß der Kartenmaler, der den Betrug, auf
hr Zuthun, aufgedeckt hat, belohnt werde. Wir Bade-

gäſte habe eine Kollekte veranſtaltet. Der Graf allein gab 1000 Thaler, im Ganzen bekommt der Kartenmaler über 1500 Thaler und von mir extra noch 20 Flaſche Markabrunner.

Dies hat meinen vollen Beifall, erwiederte Raimund. Ich nehme dann den Monſieur Leopold mit mir nach Wien und werde über ihn wachen, damit er nie mehr auf Abwege gerathe.

31. „Der Verſchwender.“

Raimunds Benehmen an der Spielbank in Wiesbaden erwarb ihm tauſend Segnungen.

Man wird ſich erinnern, daß im Jahre 1832 eines der Dampfſchiffe, welches den Rhein befuhr, den Namen „Ferdinand Raimund“ erhielt. Es iſt mit Gewißheit anzunehmen, daß das ſegenvolle Auftreten des gefeierten Dichters an dem grünen Tiſche, zu dieſer Taufe des Schiffes Veranlaſſung gab.

Die projektirte Linch-Juſtiz des Weinhändlers fand nicht ſtatt. Die falſchen Spieler fielen der Juſtiz in die Hände. Dieſe beſtrafte ſie nach dem Geſetze. Das geraubte Geld wurde den Betrogenen zurück erſtattet.

Raimund ging von Wiesbaden nach Karlsruhe, Mannheim, Stuttgart, begab ſich hierauf nach Preußen zurück, verweilte eine geraume Zeit in Warmbrunn, reiſte im Herbſte zum zweiten Male nach Hamburg, trat vierzehn Mal mit eben ſo glänzendem Succeß wie das erſte Mal dort auf, und kehrte am 14. November 1832 nach Wien zurück.

Kaum erfuhr der wackere Stöger, gegenwärtig (1855) Direktor des Prager Theaters, damals Pächter des Theaters in der Joſefſtadt, daß der unvergleichliche Künſtler wieder ſeine Vaterſtadt begrüßt habe, ſo eilte er zu ihm und machte ihm wahrhaft glänzende Anträge für eine Reihe von Gaſtrollen im Theater in der Joſefſtadt.

Stöger, der ſich ſtets als ein Direktor erwies, welcher das wahre Verdienſt und das ausgezeichnete Talent anzuerkennen verſtand, bot Raimund ein ſo brillantes Honorar, daß dieſer verwundert ausrief:

Was fällt Ihnen ein, lieber Direktor! Was Sie mir da bieten, iſt ja viel zu viel! — Bei einem ſolchen Honorare bliebe ja Ihnen nichts von allen meinen Gaſtſpielen. Ich werde Ihre Generoſität nicht mißbrauchen; es iſt die Hälfte von dem genug, was Sie mir antragen, nur müſſen Sie mir noch Ruhe gönnen; zwei Monate möchte ich ſo gerne für mich leben, aber dann will ich auch auf Ihrem Theater fortſpielen, ſo lange ich dem Publikum gefalle, und Sie Ihre Rechnung finden!

Raimund ſpielte wirklich zwei Monate nicht. Er lebte nur ſeinen freundſchaftlichen Verhältniſſen und brachte die größte Zeit im Hauſe von Tonis Eltern zu, welche den wackern Raimund wie einem Sohne zugethan waren.

Da lernte er erſt einſehen, welch eine Perle er an Toni verloren. Ihr Herz, ihr Geiſt, ihr ſanftes Benehmen ließen ihn erkennen, wie glücklich ſein Los ſich geſtaltet hätte, wenn Toni ſeine Gattin geworden wäre. —

Toni entſchädigte ihn durch ihre Freundſchaft, ihre Anhänglichkeit, ihre Theilnahme und, verfiel Raimund zu Zeiten ſeinen hypochondriſchen Anfällen, ſo verſcheuchte ſie ſeinen Trübſinn und erheiterte ihn durch ihre geſunden Anſchauungen der Zeitverhältniſſe, und der Menſchen, welche Raimund umgaben.

Toni war ſein Seelenarzt und mit Innigkeit hing er an ihr.

Am 10. Jänner 1833 betrat er endlich als Wurzel im „Bauer als Millionär“ das Joſefſtädter-Theater unter Stögers Direktion.

Stöger ſetzte dieſes Stück mit außerordentlicher Pracht in die Szene.

Es erſchien dem Publikum wie ein neues Stück; der Beifall, den es wiederholt erntete, war ſo rauſchend, ſo enthuſiaſtiſch, wie an jenem Tage, an welchem es zum erſten Male auf der Leopoldſtädter Bühne zur Aufführung kam.

Denſelben günſtigen Erfolg fanden auch Raimunds übrigen Stücke, welche, beſonders „der Alpenkönig,“ mit wahrer Munifizenz von Seite Stögers zur Darſtellung gebracht wurden.

Die Aufnahme und der Antheil, welchen Raimund als Schauſpieler und Dichter erhielt, übertraf ſeine kühnſten Erwartungen und begeiſterten ihn dergeſtalt, daß er ein neues Stück ſchrieb: „Der Verſchwender,“ welches am 20. Februar 1834 zum erſten Male, zur Aufführung kam.

Der „Verſchwender“ war ſein Schwanengeſang.

Welchen Eindruck dieſes Stück gemacht, welche Würdigung es in allen Ständen gefunden, wie hoch es den Enthuſiasmus für Raimund ſteigerte, davon war ganz Wien Zeuge.

Es gehörte ſelbſt noch bei der dreißigſten Vorſtellung, eine Art Protektion dazu, am Tage der Vorſtellung eine Loge zu erhalten. Für zwanzig Vorſtellungen waren die Sperrſitze immerfort pränumerirt. Man behauptete damals, daß der Logenmeiſter des Joſefſtädter Theaters, bei dem Logen- und Sperrſitz-Verkauf, einen größeren Gewinn gehabt, als Direktor Stöger.

Dieſer Logenmeiſter war eine eigene Erſcheinung.

Grob, wie nicht bald Jemand in einer untergeordneten Stellung, roh und ungeſchliffen gegen das Publikum, das er ſo zu ſagen brandſchatzte, und keck, ſelbſt gegen Perſonen von Anſehen.

Und Alles ließen ſich die Leute gefallen, wenn ſie nur Raimunds „Verſchwender“ ſehen konnten.

Eines Tages kam ein Geſandtſchaftsrath zu dieſem ungehobelten, intereſſanten Menſchen.

„Sie haben mir ſeit acht Tagen eine Loge zugeſagt. Kann ich ſie endlich haben?“ fragte der Geſandtſchaftsrath.

„Es iſt keine da!“ ſchnarchte der brutale Patron den Rath an.

Ich weiß, mein Herr, verſetzte dieſer, daß man Ihnen mehr bezahlen muß als der Preis iſt. Wie viel muß man Ihnen bezahlen, wenn man endlich eine Loge erhalten will?

Das weiß ich nicht! das müſſen Sie wiſſen, erwiederte der Logenmeiſter, wo möglich noch ungeberdiger.

Sind fünf Gulden als Douceur genug?

Fünf Gulden? — Ich hätte heute ſchon zehn Gulden mehr für eine Loge haben können — ich war nicht zu Hauſ’! (Das heißt, ich ging nicht darauf ein.)

Sie ſollen fünfzehn Gulden als Geſchenk erhalten. Iſt das genug?

Kommen Sie in acht Tagen wieder! Vielleicht habe ich eine Loge für Sie!

In dieſer Weiſe ging der Logenmeiſter mit dem Publikum um.

Man hätte für den Mann fürchten ſollen, daß ſeine Schmutzereien ihn um den Platz als Logenmeiſter bringen würden; es war auch einige Male nahe daran; Direktor Stöger wollte ihn, als er dieſe freche Uibervortheilung des Publikums erfuhr, fortjagen; aber da kamen ſogleich wieder gutmüthige Perſonen, die um Gnade für ihn baten, welche dem herzensguten Director vorſtellten, ſein Logenmeiſter ſei Familienvater, er möchte ihn doch nicht verſtoßen; ſelbſt Raimund legte zu des verhaßten Mannes Gunſten Fürbitte ein, und ſo blieb der Logenmeiſter immer wieder, und blieb der plumpe, grobe, ungehobelte Mann wie vorher.

Am Ende wußte ſich Stöger nicht anders zu helfen, als daß er die Vormerkungen für Logen und Sperrſitze durch ſeine Theaterkanzlei überwachen ließ, da hörte der Wucher mit Theaterplätzen auf, aber es mußte zu dieſem Zwecke eine eigene Ankündigung erlaſſen werden.

Das gab bei den Vorſtellungen des „Verſchwenders“ zu anderen Uibervortheilungen Anlaß.

Allerlei Spekulanten ſchufen ſich eine eigene Erwerbsquelle.

Es fanden ſich Leute, welche ſich mit den größten Beſchwerlichkeiten bei der Eröffnung der Theaterkaſſa Eintrittskarten verſchafften, welche ſie ſodann um das Dreifache verkauften. Dadurch wurde der „Verſchwender“ auf dem Theater, ſo wie mancher Verſchwender im Leben, eine Erwerbsquelle für Viele.

Die Journale lobten Raimunds neueſtes Werk einſtimmig.

Es mochte daſſelbe hier und da faſt überſchwenglich gelobt worden ſein, aber dort, wo das Publikum ſo enthuſiaſtiſch ſich zeigte, war es nicht gerathen, gegen den Strom zu ſchwimmen.

Dies hinderte indeß einen unbefangenen und dabei geiſtvollen Kritiker (Braun von Braunthal) nicht, ein unparteiiſches Urtheil abzugeben.

Man las in den „Feierſtunden“ am 4. April 1834 Folgendes:

Auch ein Wort über Raimunds „Verſchwender.“

Von Braun von Braunthal.

„Es hat Alles zwei Seiten, warum nicht auch ein Theaterſtück? — Was unter der Sonne wandelt, hat ſeine Licht- und Schattenpartien, warum nicht auch ein Theaterdichter? — Fehlt es einem Goethe nicht an Fehlern, ginge man nicht fehl, wenn man einen Raimund für unfehlbar hielt? — Unfehlbar! —

„Die Lichtſeite der letzten dramatiſchen Arbeit unſers beliebten Komikers iſt unmittelbar nach ihrer Erſcheinung ſo emporgehoben und vorgeſchoben worden, daß dem Publikum die Augen übergingen vor Glanz und Herrlichkeit; jetzt aber, nachdem ſich das allgemeine Urtheil zu klären angefangen, bin ich ſo frei, auch die Schattenſeiten dieſes Produkts ins rechte Licht zu ſtellen; denn, was will die Lampenbeleuchtung ſagen, die Alles in roſigem Schimmer zeigt? —

„Mir iſt leid, daß inmitten der Enthuſiaſten ein Talent ſteht, wie Raimund, den ich als Autodidaktor, als Naturdichter liebe und gerne ſchonen möchte; allein, das iſt nun ſchon nicht anders; der Wetterſtrahl, der eine ganze Landſchaft wolthätig erſchüttert, entzündet oft die kleine Habe des Einzelnen und verarmt ihn; nach jenem ewigen Naturgeſetze, das in alle ungeregelten Strömungen und Schwingungen zuletzt Gleichgewicht bringt und primitive Ordnung.

„Enthuſiasmus, du verderblichſter aller Schmeichler, weil du der beredteſte biſt! was willſt du mit Raimund, auf deſſen Haupte ohnedieß der Bann „Ingenium sine arte“ ſchmerzlich laſtet, willſt du ihn verblenden? — Hat er es, in ſeinem liebenswürdigen Eifer, mit ſeinen kindlichen

„Kunſtbeſtrebungen verdient, durch deine Extravaganzen ein Gegenſtand öffentlichen Geſpöttes zu werden? — Muß der Stern, unter deſſen Einfluß du raiſonnirſt, ihm ein feindlicher werden? — Wenn ſeine Muſe, eine ſonnige Alpenhöhe bewohnt, iſt dieſe ſchon einer der Gipfel vom „Himmalaia-Gebirge“ paradieſiſcher Kunſt? — Weißt du, Süßzunge, daß du Raimund ſchon geſchadet haſt? — Dies, ſein neueſtes Stück mag es beweiſen, ſowol der Idee als der Form nach. —

„Dieſes Produkt iſt ein Stillſtand, folglich ein Rückſchritt.

„Der „Verſchwender“ iſt ſein „Bauer als Millionär“ en fraque, nichts ſonſt; nur ein Seitentableau zu dieſem, ohne demſelben an intenſiver und extenſiver Kraft, d. i., weder durch Weltanſchauung und Charakteriſtik, noch an poetiſcher Wirkung gleich zu kommen. Wie der Bauer ſeine gute Zeit, vergeudet der Verſchwender ſein gutes Geld; dem Bauer fällt das Alter mit der Thür' ins Haus, dem Verſchwender die Armuth: derſelbe Ideengang!

„Dies von der Idee im Allgemeinen.

„Aber man nenne mir im „Verſchwender“ eine Szene, die jener an Schönheit und Eindruck nur nahe käme, da den Bauer „Brüderlein fein“ die Jugend verläßt, oder wie er als Aſchenmann von der Eitelkeit alles Irdiſchen ſingt?

„Zudem iſt der Gedanke, den Verſchwender nicht untergehen zu laſſen, ein ſchwächlicher. — Daß Raimund für einen eigenen Kreis von Zuſchauern gearbeitet, rechtfertigt Gemüthsſchwäche nicht: der Dichter ſei ein Richter, das Gedicht, ein Gericht! — Dieſer Verſchwender muß zu Grunde gehen, und ſeine moraliſche Stellung allein

„wäre in Bezug auf theatraliſche Gerechtigkeit genügend
„geweſen. — Das Fantom des Bettlers
„endlich zerſtört durch ſein materielles Eingreifen
„in die Speichen des Schickſalrades, den geiſtigen Nexus
„zwiſchen Urſache und Wirkung, ja lähmt ſogar
„die Gewalt der Ahnung und macht nüchtern. —

„Fehlt es der Idee, wie ich hier geſagt, an Neuheit,
„an Originalität (den einzigen wahren Kennzeichen
„des Genies), ſo iſt die Form dieſes Stückes ganz veraltet.
„Steht nicht der ganze Inhalt dieſes Dramas
„auf dem Theaterzettel? Man leſe doch! Wer ſchürzte
„und löſ'te da nicht im Voraus den Knoten der ganzen
„Handlung? —

„Ja bequem iſt eine ſolche Arbeit freilich!

„Erſte — zweite — dritte Abtheilung (gleichwie in
„„Dreißig Jahre aus dem Leben eines Spielers“); in
„der erſten jung, in der zweiten von beſten Jahren, in
„der dritten alt; — Nr. I reich; Nr. II herabkommend,
„Nr. III herabgekommen und — wieder emporkommend,
„und wodurch, weßwegen? — Von
„Feen wegen! —

„Saubere Moral noch obendrein: daß man, bei
„halbwegs gut erhaltenem Herzensgute, am Ende doch
„noch gut fahren könne, wäre man mit ſeinem Gelde
„noch ſo übel gefahren!

„Iſt ein Stück ſchon moraliſch, wenn es nur
„keine Zoten enthält? — Wem endlich leuchtet es nicht
„ein, wie ein leichtes Stück Arbeit ein Stück ſei, in
„welchem Alles Stück iſt und kein Ganzes? — Oder
„macht der glänzende Goldramen der Zauberei
„allein das Bild aus? — Ein gutes Bild bedarf gar
„keines Namens. —

„Genug! —

„Raimund überſchätze ſich nicht, und wir werden
„ihn ſchätzen. —

„Er reiße ſich endlich ein Mal los von
„dieſem geſchmackloſen, abgedroſchenen
„Genre, verlaſſe dieſes flachgetretene Feld, das nur
„Mohnblumen trägt, und wende ſich dem eigent-
„lichen „Volksleben“ zu, wie es iſt, welches
„in aller Einfachheit unendliche Mannigfaltigkeit der
„Auffaſſung und Darſtellung zuläßt, und wofür ihn
„die Natur begabt zu haben ſcheint.

„Ich aber habe es gewagt, in den „Augias-
„Stall“ der Kritik wieder einmal den Strom des
„unbefangenen Urtheils zu leiten.“

Raimund las dieſe Kritik.

Sie traf ihn hart.

Er fühlte die großen Wahrheiten, die ſie enthielt, tief und mächtig.

Allein ſeine wahnſinnigen Uiberſchätzer drängten ſich jetzt mehr als je an ihn, und verwiſchten durch ihren unſinnigen Lobqualm bald die Eindrücke, welche Braunthals geiſtvolles Urtheil auf Raimund hervorgebracht hatte.

Es regnete alſobald in den Wiener Journalen Antikritiken, immer eine alberner als die andere; auch das Lied „von dem neuen Shakeſpeare“ wurde wieder angeſtimmt. Nur eine der vielen Debatten zu Gunſten Raimunds und ſeines Verſchwenders von Dr. Sigmund Schleſinger war würdig, unbefangen, ohne Kriecherei vor dem Tagesgötzen, geſchrieben; ſie erſchien in derſelben Zeitſchrift (am 14. April 1834).

Dieſe Debatte gefiel ſogar den Gegnern Raimunds. Sie ſchloß mit den Worten:

„Daß der „Verſchwender„ auch fühlbare Mängel
„habe, iſt nicht zu läugnen. Die fremdartige Geſtalt
„des Bettlers, (welcher Raimundſchen Eigen-

„thümlichkeit zu Liebe) noch obendrein wie ein voll„kommener Doppelgänger des Bettlers Flott„well ausſehen muß, iſt eine mißlungene Erſcheinung; „ein treuer Freund, oder eine Geliebte, hätten dieſel„ben Dienſte, und obendrein noch effektvoller leiſten „können. Noch Manches iſt nicht, wie es ſein könnte, „aber das Ganze iſt hinreißend ſchön, und ich möchte „es nicht verantworten, einen Dichter zu ähnlichen „Schöpfungen entmuthigt zu haben.“

Indeß wurde der „Verſchwender“ immer fort und fort mit gleichem, ungewöhnlichem Zulaufe gegeben.

Eine Apotheoſe ſeines Stückes erlebte Raimund leider nicht. Man kann die Beſetzung der Hauptrollen des „Verſchwenders“ durch den k. k. Hofſchauſpieler Löwe, welcher den Flottwell, und die k. k. Hofſchauſpielerin Wildauer, welche die Gattin des Tiſchlers, zu einem wohlthätigen Zwecke, im Jahre 1844 am 18. April, als eine förmliche Todtenfeier des unvergeßlichen Dichters auf dem Joſefſtädter Theater darſtellten, wol ſo benennen. —

Hätte Raimund dieſe Freude erlebt, ſo würde er wol Alles verſchmerz' haben, was über ſein Lieblingsſtück Ungünſtiges, mündlich und in Journalen gedruckt, verlautbart wurde.

An jenem Abende ſtellte Herr Wallner die Rolle Raimunds dar. — Derſelbe legte, nach der Melodie des Hobelliedes, rührende Strophen auf den tiefbetrauerten Liebling des Wiener Publikums ein. Löwe, die Wildauer und Wallner ſpielten ſo wunderſchön, daß die Erinnerungen an jenen herrlichen Abend noch für alle Jene, welche Zeuge davon waren, zu den ſchönſten gehört, welche Raimunds Genius geboten.

38. Das Haus Raimunds.

Raimunds Vorliebe für das ſchöne Thal in Gutenſtein zog ihn, ſo oft er ſich von Wien fortbegeben konnte, dahin.

Im Auguſt wollte er von einer Reiſe von Maria-Zell, wo er zur Zeit der Wallfahrten Toni mit ihrer Familie traf, in Geſellſchaft derſelben über Gutenſtein nach Wien zurückkehren.

Zwiſchen Gutenſtein und Pernitz liegt die ſchöne Beſitzung, welche Raimund ſo wol gefiel.

Der Dichter konnte nicht vorüber, ohne hier einzutreten. Wie der Leſer weiß, gehörte dieſe ſchöne Beſitzung einem Herrn Trappl, der ſich in der Geſchichte mit Lawinger (welcher mittlerweile zu einer wiederholten Zuchthausſtrafe verurtheilt wurde) ſo freundſchaftlich um Raimund angenommen. Raimund wünſchte daher Herrn Trappl wieder zu ſehen, um ihm ſeinen Dank für ſeinen ritterlichen Beiſtand noch einmal auszudrücken.

Allein Herr Trappl war geſtorben. Seine Witwe kam Raimund und Toni, und ihren Eltern mit Thränen in den Augen entgegen.

Sie meldete ihnen den Tod des theueren Hingeſchiedenen.

Sie haben, Herr Raimund, fuhr Frau Trappl fort, nachdem ſie die Beileidsbezeigungen empfangen hatte, einige Male den Wunſch geäußert, dieſes Haus, ſammt Allem, was dazu gehört, mit Wieſen, Waldungen und anderen Grundſtücken, zu kaufen. Wenn Sie hiezu noch Luſt haben, ſo biete ich Ihnen mein Beſitzthum an. Ich kann nicht länger hier bleiben, denn jedes Zimmer, das ich betrete, jeder Strauch, den ich betrachte, jede Blume, die ich in unſerem Gärtchen erblicke, erinnert mich an ihn. — Ich will mit meinen Kindern nach Wien und dieſes Haus für immer meiden.

Raimund, deſſen Herz an dieſem Beſitzthume hing, beſah dasſelbe noch ein Mal.

Hinter dem Hauſe, führte ein Pfad nach einem bewaldeten Berge. Raimund lud Toni ein, mit ihm dieſen Berg zu beſteigen. Raimund beſah die ganze Beſitzung an der Hand der geliebten Freundin, und als er mit Toni zu Frau Trappl zurückkehrte, rief er:

Es bleibt ſchon dabei! Ich kaufe dieſes Haus. Ich bezahle es baar. Ich eile nur nach Wien um Geld zu holen. Ich hoffe, über den Preis werden wir uns einigen.

Der Hauskauf fand ſtatt.

Am 5. September 1834, drei Viertel nach drei Uhr nachmittags, alſo an demſelben Tage und in derſelben Stunde, in welcher Raimund zwei Jahre ſpäter, in der Nähe ſeiner Beſitzung verſchied, zahlte er der Frau Trappl den Kaufſchilling baar aus.

Wer hätte damals ahnen können, daß dieſes Haus, das ihm ſo wohl gefiel, das er ſo lieb gewann, das er ſein Aſyl, ſein Sansſouci nannte — die indirekte Veranlaſſung ſeines Todes werden würde! —

In dieſes Haus wollte er ſich im ſpäteren Alter, in ſtiller Zurückgezogenheit begeben; hier wollte er ſich von den Mühen ſeines Lebens erholen; das „Thal der Zufriedenheit“ finden, das er in ſeinem „Mädchen aus der Feenwelt“ ſo poetiſch beſchrieben; — welch ein Thal und welch eine Beſitzung wäre hiezu geeigneter geweſen, als dieſe! —

Die romantiſche Lage des Hauſes, die ſteilen Berge rings umher; das üppige Grün der Wieſen, der ſpiegelklare Bach, der dort die Fluren in runden Strömungen durchſchneidet; die reine ſtärkende Luft; Alles vereinigte ſich hier, dieſen Aufenthalt zum reizendſten zu erheben. Maler und Dichter, Hand in Hand, könnten kein ſchöneres Tempe erfinden. —

Hier wollte Raimund mit ſeiner ewig blühenden Fantaſie, noch viele, viele ſchöne Schöpfungen ſeines reichen Geiſtes ins Leben rufen; — das Schickſal wollte es anders. Dieſes Thal gab gewiſſermaßen Veranlaſſung zu ſeinem Tode, in dieſem Thale befindet ſich ſein Grab.

Als Frau Trappl, Raimund die Schlüſſel zu ſeinem Beſitzthum übergab, ſagte ſie, in Gegenwart von Toni und ihren Eltern, welchen es Freude gewährte, den neuen Hausherrn gewiſſermaßen zu inſtalliren:

„Was Sie hier ſehen, iſt Ihr Eigenthum; das Haus ſammt allen Einrichtungsſtücken, der Garten, die Felder und Wieſen, das Gehölz, der kleine Wald — Alles habe ich Ihnen verkauft, nur Eines nicht, den getreuen Haushund an der Kette. — Ich habe nicht gewagt, Ihnen ein Hausthier, von dem ich nicht vorausſetzen kann, daß Sie es als nützlich anerkennen werden, aufzubringen. — Ich wäre aber beinahe verſucht, Ihnen dieſen Hund zu empfehlen. Er wird ſeine Fütterung verdienen. Er iſt wachſam, und wenn Sie ihn nachts von der Kette loslaſſen, ſo bin ich überzeugt, daß Sie keinen beſſeren Vertheidiger Ihrer Habe finden können als Hektor, dies iſt ſein Name.“

Einen Hund muß ich haben! erwiederte Raimund. Die Gegend iſt einſam, in der Nacht durchziehen ſie Gauner. In Pernitz wurde erſt neulich im Gaſthauſe eingebrochen; hätte der Wirth einen tüchtigen Fanghund gehabt, ſo würde er nicht beraubt worden ſein! — Iſt der Hund böſe?

Sehr böſe, erwiederte Toni. Wenn meine Mutter, als ſie vor einer Stunde, an der Hundshütte zufällig vorüberging, ſich von ihm nicht ſo ſchnell entfernt hätte, oder wäre die Kette, an welche der Hund angehängt iſt, nicht ſo kurz, ſo würde meine Mutter gewiß irgend eine bedeutende Verletzung davon getragen haben.

Es ſind eben nur die neuen Geſichter, die ihn böſe machen, erwiederte Frau Trappl. Wenn er Sie öfters ſieht, ſo iſt er der zuthunlichſte Hund, den es gibt.

Ich würde ihn immer fürchten, äußerte ſich Toni.

Frau Trappl nahm Raimund am Arme.

Ich werde Sie dem Hektor ſogleich aufführen, ſagte ſie ſcherzweiſe. Kommen Sie, Fräulein Toni, mit uns! Hektor wird bald Ihr intimſter Freund werden.

Frau Trappl rief Hektor.

Der Hund kam aus ſeiner Behauſung hervor.

Hektor! ſagte Frau Trappl, gib dieſem Herrn deine Pfote, und dem Fräulein hier, küſſe die Hand.

Der Hund that, wie ihm geheißen wurde.

Wir wollen ihn einige Male ſelbſt füttern, ſagte Raimund zu Toni und ihn recht kajoliren, dann wird er uns ſchon zugethan werden. Und Ihre Mutter und Ihre Geſchwiſter müſſen dem Hunde auch ſchön thun, wendete ſich Raimund an Toni, dann wird er ſich ſchon an ſie gewöhnen, damit, wenn Ihre Familie einmal mit Ihnen auf einige Tage, zu mir hieher kommt, Sie auch bei dieſem Hausgenoſſen eine gute Aufnahme finden.

Raimund ging mit Toni und ihren Eltern nach Wien zurück. Er traf ſogleich Vorkehrungen, ſein Beſitzthum recht komfortabel einzurichten.

Er ließ in ſeinem Hauſe, von außen und innen Alles renoviren, ſendete neue, ſchöne Meubles dahin, bereicherte ſeinen Speiſeſaal mit vortrefflichen Stahlſtichen, behing ſein Arbeitszimmer mit Künſtlerportraits, ſchaffte ſchöne Luſters und Kandelabers an, ließ den Garten erweitern, die Zufahrt bequemer machen, kurz, er that Alles, ſich ſeinen Landſitz recht anziehend umzugeſtalten.

Er bewohnte ſodann, nachdem alle ſeine Wünſche realiſirt wurden, ſein Haus bis zum 15. October 1834.

Vom 23. Oktober 1834 bis Ende April 1835, erſchien Raimund wieder als Gaſt auf dem Leopoldſtädter Theater.

Er trat auf demſelben 96 Mal in allen ſeinen und andern beliebten Stücken bei übergroßem Zulauf und ſtürmiſchem Beifalle auf. Im „Verſchwender“ allein ſpielte er 45 Mal.

Bei dieſen Gaſtrollen geſchah es, daß Raimund und Schuſter zum erſten Male in einem Stücke zuſammen auftraten. Es wurde „der Diamant des Geiſterkönigs“ gegeben. Ignaz Schuſter ſpielte Korntheuers Rolle, den Longimanus und Raimund den Florian. — Der alte Direktor (Sartory) und der frühere Eigenthümer des Leopoldſtädter Theaters, Steinkeller, hatten keinen Einfluß mehr; die Gegner Schuſters waren beſonnener geworden, und ſo bot denn dieſe Vorſtellung einen eigenen Reiz, und verſchaffte der Theater-Kaſſa eine enorme Einnahme.

Hierauf reiſte Raimund zum dritten Male nach München. Er brachte ſeinen „Verſchwender“ auch dort zur Aufführung, und gaſtirte in München abermals an acht und zwanzig Abenden mit rauſchendem Beifalle.

Von München nach Wien zurück gekehrt, ſpielte Raimund im Jänner 1836 zehn Mal als Gaſt auf der Leopoldſtädter Bühne.

Bald hierauf reiſte Raimund nach Prag, in welcher Stadt er einen ſolchen Beifallsſturm erntete, daß ſich kein Bewohner daſelbſt, an brillantere Erfolge, die ein dramatiſcher Künſtler dort je gehabt, erinnern konnte.

Hatte ſich ſchon einmal unter Stögers Direktion (als er noch in Wien dem Joſefſtädter Theater vorſtand), der Fall ereignet, daß mit dem Verkaufe von Logen und Sperrſitzen, ein ungebührlicher Handel getrieben wurde, ſo erneuerte ſich dieſer, unter denſelben Umſtänden in Prag noch auffallender.

Abermals mußte Stöger gegen den unſtatthaften Verkauf ſeiner Kaſſen-Anweiſungen öffentlich einſchreiten.

Wie ſehr dies beweiſet, daß Raimund ſich in allen Städten, in welchen er gaſtirte, und ſeine Stücke zur Aufführung brachte, aller Klaſſen von Zuſchauern bemächtigte, bedarf wohl keiner Verſicherung.

Als Raimund zum letzten Mal das Prager Theater betrat, war er über die außerordentlichen Beweiſe von Liebe und Wolwollen jenes Publikums, das ſonſt nicht ſo freigebig mit ſeinem Enthuſiasmus iſt, und ein ſehr feines Urtheil zu fällen im Stande iſt, tief bewegt.

Als die Gaſtrollen in Prag, zu Ende geſpielt waren, machte Raimund bei Stöger ſeinen Abſchiedsbeſuch.

Ich habe, äußerte ſich Raimund gegen Stöger, ſowol in Wien als auf meinen Reiſen, viele Bühnenvorſtände kennen gelernt, aber gewiß keinen, der mich mit größerer Liebe und freundſchaftlicher Zuvorkommenheit behandelt hätte wie Sie. — Ich bringe Ihnen meinen Dank, meinen herzlichen Dank dar! Das vortreffliche, eben ſo hochgebildete, als geiſtvolle Publikum Prags und der biedere Direktor Stöger werden mir unvergeßlich bleiben! —

Noch in Prag erging an Raimund eine erneuerte Einladung für einen dritten Gaſtrollen-Ziklus von dem Stadttheater in Hamburg.

Raimund reiſte deshalb von Prag direkte nach Hamburg.

Er trat neuerdings ſechzehn Mal auf dem Hamburger Theater auf, und ſetzte ſeinen „Verſchwender“ auch dort in Szene. Die Aufnahme dieſes Stückes war ſo glänzend, der Beifall, den Raimund erhielt, eben ſo ſtürmiſch als in Wien.

Hamburg ſah am 10. Mai 1836 Raimund zum letzten Mal ſpielen. Das Publikum Hamburgs hörte das allerletzte Wort Raimunds, welches er auf der Bühne ſprach.

Wie von einer traurigen Vorahnung ergriffen, ſang er die Strofe des Liedes

„So leg' ich denn den Hobel hin
„Und ſag' der Welt Ade!“

mit Thränen in den Augen.

Das Publikum gerieth durch die tiefe Wehmuth Raimunds in eine eben ſo trübſinnige Stimmung, die ſich noch ſteigerte, als Raimund am Schluſſe gerufen, wiederholte:

„So leg' ich denn den Hobel hin
„Und ſag' der Welt Ade!“

* * *

Als Raimund von Hamburg nach Wien zurückkehrte, beſchäftigte er ſich mit der Abfaſſung ſeines Teſtamentes.

„Ich weiß nicht, äußerte er ſich gegen ſeine Freunde, welche bange Gefühle mich beſchleichen! — Es iſt mir, als ob eine innere Stimme mich mahne, an meinen Tod zu denken, der mich gewiß früher als meine Lebenskraft erſchöpft iſt, erreichen wird.“

„Als ich ſchnell nacheinander, den Hintritt Wenzel

Müllers (am 3. Auguſt 1835), und den Tod Ignaz Schuſters (6. Nov. 1835) erfuhr, welche der Johanna Huber, der Thereſe Krones und dem Joſef Korntheuer überraſchend früh folgten, da war es mir, als ob auch ich, der ſiebente im Bunde von Jenen, welche die Leopoldſtädter Bühne, in den vorderſten Reihen zum Vergnügen des Publikums wirken ſah, folgen müſſe. Ich ſterbe noch in dieſem Jahre, verſicherte er ſeine Freunde; — Ihr werdet Euch überzeugen, daß meine bangen Ahnungen in Erfüllung gehen!“

D. Lichtenfels, welcher von dieſem neuen Anfalle ſchwarzer Melancholie ſeines Freundes erfuhr, bot Alles auf, ihn von ſeinen trüben Gedanken zu befreien. — Da Raimund den Vorſtellungen ſeines Arztes kein Gehör ſchenkte, verfügte ſich Doktor Lichtenfels zu Tonis Familie, und bat dieſe, ſich, welche ohnehin alljährig einige Monate auf dem Lande zubrachte, mit Raimund auf ſeine Beſitzung bei Gutenſtein zu begeben, und ihn der Einſamkeit, die ihn dort noch hipochondriſcher machen würde, zu entreißen.

Dies geſchah.

Am 20. Mai fuhr Raimund mit dieſer vortrefflichen Familie auf ſeinen Landſitz.

Als er dort abſtieg, kam ihm ſeine Haushälterin, die, den Leſern wohl bekannte Frau Suſanna, welche auch im Winter Raimunds Beſitzthum überwachte, mit den Worten entgegen:

Sie kommen wie gerufen, Herr Raimund!

Gräfin Emmi und ihr Gemal ſind hier und wollen Ihre Beſitzung ſehen!

„Da ſteige ich gar nicht ab! antwortete Raimund. Ich will mit Emmi und ihrem Gemale in keine Verbindung mehr kommen!“

„Ei! So ſeien Sie doch nicht ſo feindſelig! rief Emmi, welche Raimund mit ihrem Gemale entgegen kam. Endlich könnten Sie doch Ihren Unwillen gegen mich unterdrückt haben! Indem Sie mir grollen, grollen Sie auch meinem Albert, der ſich unglücklich fühlt, wenn er ſich dem Manne nicht mehr nähern darf, welchem er zu ſo großem Danke verpflichtet iſt.

Raimund führte den Grafen und ſeine Gemalin in ſein Haus.

Toni, ihre Mutter und Schweſtern folgten.

„Wenn wir hätten ahnen können, ſagte Emmi, daß Sie heute ſchon, Ihren ſchönen Landſitz beſuchen würden, ſo hätten wir es nicht gewagt, hieher zu kommen. — Wir waren in der „Reichenau,“ waren in den „Atlitz-Graben,“ beſuchten die Veſte Klamm und geriethen nach Gutenſtein. — Daß keiner der Bewohner Wiens hieher kommt, ohne Raimunds Haus zu beſichtigen, iſt Ihnen zu wol bekannt; vergönnen Sie alſo auch uns die Freude, Ihr Tempe zu beſehen. Wenn wir Ihnen aber unangenehm ſind, wollen wir uns augenblicklich wieder entfernen.

Schöne Gräfin, erwiederte Raimund, Ihnen, in Ihrem gegenwärtigen Zuſtande, etwas zu verſagen, wäre eine Sünde. Beſehen Sie mein Haus, verweilen Sie hier ſo lange Sie wollen. Es kann mir nur zur Ehre gereichen, wenn Sie ſelbſt den ganzen Sommer hier bleiben. Wenn ich die Uiberzeugung erhalte, daß Sie kein Gedächtniß für das Vergangene mehr haben, und daß Ihr Herr Gemal mich nicht mit Mißtrauen betrachtet, wenn er der Uiberzeugung ſich hingeben kann, daß ich kein hinterliſtiger Freund bin, der heimlich nach ſeinem koſtbarſten Gute Verlangen trägt, ſo kann mich Ihre und des Herrn Grafen Geſellſchaft, nur beglücken. Ich bitte Sie daher, an einen baldigen Aufbruch von hier, nicht zu denken.

Der Graf reichte Raimund die Hand und drückte ſie.

Und nun fuhr Raimund fort, erlauben Sie mir, daß ich Ihnen eine Familie vorſtelle, welche mich wie einen Sohn und wie einen Bruder behandelt. —

Er ſtellte Toni und ihre Angehörigen der Gräfin und dem Grafen vor.

Hier ſagte Raimund, Fräulein Toni, ein eben ſo geiſtvolles als fein fühlendes Weſen; hier ihre Mutter, ihre Fräulein Schweſtern, die ſich für mich opfern wollen in dieſer Einſamkeit, die ſich gelobten, mich von meiner ſchwarzen Hipochondrie zu heilen, welche mich ſchon wieder befallen hat, und welche mich jetzt weit mehr noch quält als in meinem ganzen Leben.

Wie kommen Sie dazu, jetzt noch der Hipochondrie zu verfallen, fragte der Graf. Reiſen ſind ſonſt das beſte Mittel gegen Gemüthskrankheiten. —

Und ſind noch Reiſen wahre Triumfzüge, wie die Ihrigen, ſetzte Emmi bei, ſo ſollte Ihnen ja das Leben roſenfarb ſtatt ſchwarz erſcheinen.

Wenn Sie hier verweilen, Frau Gräfin und Herr Graf, erwiederte Raimund galant, ſo werden gewiß die trüben Tage, die mich ängſtigen, ſich bald in helle und ſonnige verwandeln. — Und nun erlauben Sie mir darauf zu rechnen, daß Sie meine Gäſte bleiben. Wo ſind Sie abgeſtiegen?

In Pernitz.

Ich werde ſogleich Ihren Wagen, Ihre Pferde, Ihre Dienerſchaft, und was Sie für Ihre Reiſe mit genommen, hieher bringen laſſen und Toni und ihre lieben Schweſtern, welche mit freundlicher Fürſorge die Hauswirthinnen hier vorſtellen, werden Ihnen ein paar Zimmer öffnen, in welchen Sie mehr Bequemlichkeit finden ſollen als in allen Gaſthöfen von Gloggnitz bis Wien.

Toni fühlte ſich glücklich, daß dies ſo gekommen.

Er wird ſich zerſtreuen, ſagte ſie ihrer Mutter. Ich danke dem Himmel, daß er den Grafen und die Gräfin hieher geführt!

Sie werden Raimunds beſter Arzt ſein, Frau Gräfin, fuhr ſie fort. Schon jetzt zeigt Raimunds Auge, daß ſein Gemüth ſich erheitert. O wie danke ich Ihnen!

Erlauben Sie, daß ich ſogleich die geſchäftige Hausfrau vorſtelle und vor Allem für die Tafel ſorge. So eben fährt der Wagen in Raimunds Haus, der uns von Baden das überbringt, was Gutenſtein nicht bietet. Nehmen Sie vorlieb, Frau Gräfin und Herr Graf, bedenken Sie, daß Sie auf dem Lande ſind!

Ei! verſetzte Raimund, ſo gut wie an der gräflichen Tafel werden Sie bei mir nicht ſpeiſen, aber es wird gerade auch nicht ſchlecht ſein! — Was eben ein armer Schauſpieler und ein noch ärmerer Dichter zu bieten vermag, werde ich bieten. Mehr als ſatt ſollen Sie werden! Ja, ich wünſche ſogar, daß ſich Graf und Gräfin übereſſen möchten. Da könnte ich denn ein eigenes Experiment zeigen. Wenn man nämlich hier ſo viel ſpeiſet, daß man ſich kaum mehr bewegen kann, ſo macht man in meinem Speiſeſaale nur die Fenſter auf, da ſtrömt die Gutenſteiner Luft herein; die zehrt ſo, daß man augenblicklich wieder hungrig wird, und vom neuen eſſen kann. — Kommen Sie, Frau Gräfin, kommen Sie, Herr Graf, ich führe Sie vor Allem in mein Tuskulum. Wenn Gott mir den Wolkenſchleier von meinem Haupte nimmt, ſo ſchreibe ich hier ein Stück, deſſen Plan ich ſchon fertig habe „der Spiegel der Zukunft“ ſoll es heißen. Leider wird es wieder ein Zauberſtück, ob es den Herrn Braunthal in Wien und Herrn Lotz in Hamburg recht iſt oder nicht; ich kann ihnen nicht helfen! Ich werde ſchon einmal auch Etwas Anderes ſchreiben.

Raimund führte ſeine Gäſte in ſeiner kleinen Beſitzung umher, und wurde immer heiterer.

Als der Graf und die Gräfin in den Hof des Hauſes kamen, ſprang der böſe Hund wie raſend aus ſeiner Hütte. Er ſprang auf Emmi zu, packte ſie am Kleide und riß ein Stück aus demſelben. Emmi erſchrack ſo heftig, daß ſie einen Schrei ausſtieß und ſich ängſtlich an den Arm des Grafen anklammerte.

Hektor! verfluchte Beſtie! rief Raimund. Sogar in meiner Gegenwart unterſtehſt du dich!

Der Hund kroch ſcheu in ſein Haus zurück.

Ich bitte um Gottes willen um Verzeihung, ſagte Raimund. Mein Himmel, Gräfin, Sie werden ja beinahe ohnmächtig! — In dieſem Zuſtande! Mein Gott! mein Gott! — Hektor, dich erſchieß ich, verdammtes Thier!

Wir wollen ins Haus! mahnte der Graf, und Emmi ſich erholen laſſen!

Waſſer! Waſſer! rief Raimund. Die Gräfin iſt mehr todt als lebendig!

Man brachte Emmi in das Zimmer, das zu ihrem Schlafgemache beſtimmt war.

Der Graf ließ ſie auf einem Ruhebette nieder.

Raimund war in wahrer Verzweiflung.

Tonis Mutter kam mit Waſſer, mit engliſchem Salz und Eſſig.

Was iſt denn geſchehen? fragte die alte Frau.

Helfen Sie! helfen Sie! — Der Hektor, die Beſtie! Wo iſt denn Frau Sandel? — Am Ende brauchen wir wol gar eine Hebamme! Und in ganz Gutenſtein und Pernitz iſt keine zu finden. Alle Frauen, welche in dieſer Gegend eine ſolche Doktorin nöthig haben, müſſen ein paar Monat vorher, nach Neuſtadt oder Baden wandern.

Emmi erholte ſich.

Der Beiſtand, den ſie erhielt, war von den beſten Folgen.

Hoffen wir, daß es vorübergehen werde! ſagte der Graf. —

Ich fahre in die Oed', ſagte Raimund; ich jage ein paar Pferde todt, ich hole einen Arzt! Es fällt mir ſo eben ein, daß ſich dort Doktor Meyer befindet, dieſer hilft allen Frauen weit und breit. —

Es iſt mir beſſer! ſagte Emmi mit ſchwacher Stimme.

Ich gehe hinaus! erwiederte Raimund, es ſchickt ſich nicht, daß ich hier bleibe. Ich ſchieße indeß den Hektor todt.

Raimund nahm ein Gewehr aus einem Schranke.

Um Gottes willen! rief der Graf, keinen neuen Schreck.

Raimund hing das Gewehr wieder in den Schrank und ſchlich ſich zur Thüre hinaus.

Wie befinden Sie ſich jetzt, Frau Gräfin? fragte Tonis Mutter.

Emmi! wünſcheſt Du die Hilfe eines Arztes?

Nein, nein, verſetzte Emmi. Ich fühle es, die Gefahr geht vorüber! Wo iſt Herr Raimund? — Ich will nicht, daß er ſeinem Hunde etwas zu Leide thue! — Was kann ein ſo armes Thier dafür, daß ich, eine Fremde, ihm zu nahe gekommen. Der Hund hat mir ja auch nichts zugefügt! Er hat mir das Kleid zerriſſen, das iſt Alles. Ich erſchrack nur heftig.

Ja, das iſt aber eben das Gefährliche! ſagte Tonis Mutter.

Der Graf fragte die Gräfin ganz leiſe über Etwas.

Nein, antwortete die Gräfin.

Gewiß nicht?

Nein, wiederholte ſie.

Willſt Du Dich zu Bette legen?

Die Gaſtbetten in dieſem Hauſe ſind vortrefflich, meldete Tonis Mutter. Raimund ſetzt ſeinen Ehrgeiz darein, daß alle, die er hier aufnimmt, beſſer bedacht werden, als er ſelbſt.

Es iſt mir ſchon wieder ſo wol, daß ich augenblicklich eine Promenade machen könnte, verſicherte Emmi.

Warum nicht gar! entgegnete der Graf. Du bedarfſt noch immer der Ruhe.

Laß mich nur an dieſes Fenſter gehen! Ich will mich auf jenen Stuhl ſetzen, die Ausſicht iſt zu himmliſch!

Der Graf führte ſeine Frau ans Fenſter.

Emmi ſah aus dem Fenſter.

Herr Raimund, rief ſie, der unter dem Fenſter ängſtlich horchte, mir iſt ſchon wieder wol!

Gott ſei Dank! entgegnete Raimund, und mit einem Satze ſprang er durch das offene Fenſter ins Zimmer.

Emmi mußte lachen.

Ach, ſagte Tonis Mutter. Sie ſind doch gar zu heftig! Jetzt hätte die Gräfin wieder erſchrecken können.

Gott bewahre! verſetzte Raimund. Glauben Sie, die Gräfin habe hier nichts zu thun, als zu erſchrecken? — Jetzt gehen wir in den Speiſeſaal. Es wird bald aufgetragen werden. Toni kocht ja ſo ſchnell, wie eine Feenköchin! Gräfin, verzeihen Sie mir den Schreck! Morgen kommt der Abdecker und holt den Hektor!

Emmi nahm den Arm Raimunds an, den er ihr bot, hing ſich dann auch in den Arm ihres Gatten, und wurde zur Tafel geführt.

Toni und ihre Schweſtern hatten eine vortreffliche Mahlzeit bereitet.

Emmi, welche ſich ganz erholt hatte, belobte den guten Tiſch.

Auf das Wol der ſchönen Feen-Köchin! rief der Graf.

Toni mußte den Dank des Grafen und der Gräfin annehmen.

Die Freuden der Tafel ſteigerten ſich immer mehr.

Raimund wurde ſo aufgeweckt, daß Toni freudig ausrief:

Noch acht ſolche Tage, verſteht ſich mit Ausnahme des Ungemachs, das der verehrten Frau Gräfin zugefügt wurde, und Raimund iſt von ſeinem Trübſinn geheilt!

Seien Sie mein Arzt, Frau Gräfin, bat Raimund; bleiben Sie die acht Tage, welche, wie Toni bemerkte, mich von meiner Melancholie heilen können hier. Gott wird es Ihnen lohnen, wenn ich durch Sie meine Gemüthsruhe wieder erhalte!

Wir fürchten, Ihnen beſchwerlich zu werden! erwiederte der Graf.

Beſchwerlich mir? verſetzte Raimund; bleiben Sie jahrelang in meinem Hauſe, Sie machen mich glücklich!

33. Der Hund Raimunds.

Raimunds Wunſch ging in Erfüllung.

Emmi und ihr Gemal blieben wirklich acht Tage ſeine Gäſte.

Die Stunden flogen wie Sekunden hin.

Für Emmi und Raimund waren dieſe acht Tage höchſt wolthätig. Emmi erholte ſich vollkommen und Raimund gewann ſeine Heiterkeit wieder.

Als das gräfliche Paar von der Villa Raimunds Abſchied nahm, um nach Wien zu reiſen, mußte dasſelbe das Verſprechen geben, nach der Geneſung Emmis, wieder bei Raimund einzutreffen und in Gutenſtein bis Ende Oktober zu verweilen.

Raimund blieb einige Wochen noch in ſeiner Villa, machte ſpäter noch einige Fußwanderungen in die Gebirge, beſtieg den Schneeberg, ſchrieb mehrere Gedichte, ſah Freunde aus Wien, bewirthete ſie, machte Ausflüge nach Wien, Baden, Neuſtadt und Gloggnitz, bereiſte Steiermark und erwartete mit jedem Tage die Ankunft des Grafen und der Gräfin, welche letztere bereits eines Knaben geneſen war.

Gräfin Emmi erholte ſich jedoch nicht ſo ſchnell von ihrem Wochenbette und ihr Gemal theilte Raimund brieflich mit, daß er vor Ende Auguſt nicht reiſen könne, daß aber, da ſeine Gemalin ſich bei ihrer Entbindung nach Maria-Zell verlobte, ſie ſich jedenfalls früher an dieſen „Gnadenort“ begeben würde um nach erfülltem Gelöbniß, in Gutenſtein einzutreffen. Er lud Raimund ein, nach Maria-Zell zu kommen und im Poſthauſe Quartier zu beſtellen.

Raimund erſuchte nun Toni und ihre Familie, ihn nach Maria-Zell zu begleiten, und da den Grafen und die Gräfin zu erwarten.

Die Zeit wurde hiezu feſtgeſetzt, der Tag rückte heran.

Die neue Reiſe Raimunds konvenirte jedoch ſeiner alten Haushälterin durchaus nicht.

Frau Sandel war mürriſch geworden, ſie ennuyirte ſich und wollte auf keinen Fall mehr einen Winter in Gutenſtein zubringen.

Sie wurde immer unverträglicher und eines Tages äußerte ſie ſich gegen Raimund ganz unverholen:

Sie fliegen alſo wieder aus, ſagte ſie, unterhalten ſich und laſſen mich allein in dieſem langweiligen Neſte! Ich danke Ihnen und gebe Ihnen die Verſicherung, daß ich den nächſten Winter nicht mehr hier bleibe. Der Schnee liegt in dieſem Thale mannshoch; man kann keinen Fuß vor die Thüre ſetzen, und hat man ſich nicht hinlänglich mit Proviant verſehen, ſo riskirt man, wie ein Lebendigbegrabener, auf die elendeſte Weiſe umzukommen.

Hat es Ihnen je an Etwas gefehlt? fragte ſie Raimund. Sorge ich nicht für Sie wie für eine Mutter? Bezahle ich Sie nicht gut? Und vergelte ich Ihnen nicht jeden kleinen Dienſt, den Sie mir erzeigen insbeſondere. Endlich wiſſen Sie ja recht gut, daß ich Sie in meinem Teſtamente bedacht habe, und Sie durch meine Anordnungen verſorgt bleiben, ſo lange Ihre Augen offen ſtehen.

Wenn Sie nur von Ihrem Teſtamente nicht ſprechen wollten, entgegnete Frau Sandel; Sie leben ja zehn Mal länger als ich! — Auch handelt es ſich nicht darum, was mein Schickſal ſein wird, ſobald Sie geſtorben ſind, ſondern was mit mir geſchieht, ſo lange Sie leben. Jetzt will ich beſſer bedacht ſein! Ich will nicht immer leben wie eine Abgeſchiedene. Der „Einſiedler von Täufing" hat es beſſer als ich; der bringt alle Winter in Graz zu, indeß ich hier zu einem Eiszapfen zuſammen friere, und vor langer Weile häufig mit ſelbſtmörderiſchen Gedanken umgehe.

Ich kann Ihnen nur Brod geben, wenn Sie mein Haus auch im Winter bewohnen. Uibrigens ſtehen Sie hier nicht einſam. Der Bauer Klaus mit Weib und Kinder leiſten Ihnen Geſellſchaft, der Wirth in Pernitz läßt jeden Tag nachfragen, ob Ihnen nichts zugeſtoßen, ob Sie keinen Wunſch haben; ich ſelbſt komme im Winter einige Male hieher. Sie können ſich alſo nicht beklagen.

Haha! lachte die Alte. — Um mich nicht zu beklagen, müſſen Sie mich nach Wien mitnehmen, Wien iſt der Ort, wo ich mich wol befinde, und dies müſſen Sie mir zugeſtehen, ſonſt laufe ich Ihnen, während Sie in Maria-Zell ſind, auf und davon.

Dieſe ſchonungsloſe Art, ſich auszudrücken, dann die große Undankbarkeit von einer Perſon, für welche Raimund ſo ſehr beſorgt war, daß er ihr ſogar nach ſeinem Tode, eine anſtändige Penſion in ſeinem Teſtamente ausgeſetzt hatte, kränkte ihn ſehr.

Er würde ihr die Indiskretion ſehr zu Gemüthe geführt haben, aber es kamen wieder einige Fremde nach Gutenſtein, wünſchten Raimund und ſeinen Sommeraufenthalt kennen zu lernen, und Raimund war gefällig genug, die Fremden freundlich zu empfangen, und ſie in ſeinem kleinen Luſtſchloſſe herum zu führen.

Da geſchah es, daß abermals eine Dame, welche dem Haushunde zu nahe kam, von demſelben ergriffen und niedergeworfen wurde.

Zum Glücke wurde auch ſie von dem heimtückiſchen Thiere nicht verletzt, aber deſto größer war ihr Schreck, und ſie vermochte ſich kaum von der ausgeſtandenen Gefahr zu erholen.

Da gerieth Raimund außer ſich. Er erfaßte mit der einen Hand, den im Hofe neben der Hundshütte liegenden Prügel, griff mit der andern Hand nach dem Hunde, um ihn aus der Hütte, in welche er ſich wieder verkrochen hatte, hervorzuziehen und ihn derb zu züchtigen. Das häßliche Thier fletſchte jedoch die Zähne und als Raimund es am Halsbande ergreifen wollte, ſchnappte es nach Raimunds Hand, welche dieſer aber ſehr ſchnell zurück zog, nicht ſogleich bemerkend, daß ſie heftig blute.

Da haben wir's! ſagte Frau Sandel, welche herzu gekommen war, ganz ſchadenfroh, der Hektor hat Sie gebiſſen! Das haben Sie davon, daß Sie die Beſtie nicht, wie Sie ſich doch vorgenommen hatten, dem Abdecker überließen.

Gebiſſen, hat er mich nicht! verſetzte Raimund, und betrachtete ſeine Hand, ich muß mich an einem Splitter der Hundshütte verletzt haben! —

Das iſt ein Biß! verſicherte Frau Sandel, dieſe Wunde rührt von dem ſcharfen Zahn der Beſtie her! Ich bringe Ihnen ſogleich Waſſer, reinigen Sie die Wunde und verbinden Sie ſie. In ein paar Tagen iſt wol Alles gut, aber jetzt müſſen Sie mit Waſſer und Arnika bei der Hand ſein, ſonſt ſchwürt der Biß des Hundszahn, und Sie können den Arm wochenlang in der Binde tragen.

Die Fremden, nachdem die Dame ſich von ihrem Unwolſein erholt hatte, verließen mittlerweile die Villa Raimund, herzlich bedauernd, daß der „giftige Hund" ſolches Unheil angerichtet hatte.

Raimund badete ſeine Hand in Waſſer und Arnika; Frau Sandel verband bald darauf die Wunde, und Raimund reiſte mit Toni und ihrer Familie in nicht geringer Beſtürzung nach Maria-Zell ab.

In ein paar Tagen heilte die Wunde, und Raimund dachte nicht weiter daran.

In Maria-Zell wartete Raimund vergebens auf den Grafen und ſeine Gemalin.

Plötzlich kam ein Brief aus Wien an Raimund in das Poſthaus nach Maria-Zell, in welchem der Graf meldete, daß ſeine Frau neuerdings unwol geworden, daß das Kind geſtorben und daß der Arzt glaube, der Schreck, welchen ſeine Gemalin in Raimunds Haus durch den „biſſigen Hund“ ausgeſtanden, habe ſowol auf den Tod des Kindes als auf die Nerven der Mutter Einfluß geübt.

Bei den Worten „biſſiger Hund“ fiel Raimund ſeine eigene Verwundung aufs Herz.

Wenn er mich doch in die Hand gebiſſen hätte! ſagte Raimund. Wenn er wüthend wäre, da er alle Menſchen anfiel, und ſogar gegen mich ſeine Wuth ausließ — — — ſeine Wuth! wiederholte er, und kalter Schweiß trat ihm auf die Stirne.

Er theilte Toni, ihrer Mutter und ihren Schweſtern ſeine ſchrecklichen Beſorgniſſe mit, aber Toni erwiederte:

Wir haben ja ſelbſt die Verletzung geſehen! So ſieht der Biß eines Hundes nicht aus! An einem Splitter der Hütte haben Sie ſich verletzt; fallen Sie nur nicht, wie ſchon einmal, Ihrer verzweiflungsvollen kranken Einbildung zum Opfer! — Und wenn Sie der Hund ſelbſt geritzt hätte, ſo iſt er nicht wüthend; er verſchlang das Trink-Waſſer, das ihm täglich gereicht wurde, mit wahrer Gier. Sie können ſich hievon ja leicht überzeugen! Wir reiſen nach Gutenſtein ſo ſchnell als möglich zurück, Sie laſſen den Abdecker kommen, den Hund unterſuchen, und alſobald werden Sie ſich überzeugen, daß Ihre Furcht ungegründet iſt.

So ſchnell als die Equipage Raimunds von Maria-Zell nach Gutenſtein fuhr, iſt noch kein Kourierwagen gefahren.

Raimund kam mit ſeiner Geſellſchaft in Gutenſtein an.

Er ſprang aus dem Wagen.

Frau Suſanna kam ihm entgegen.

Wo iſt der Hund? rief er ihr zu.

Dieſes niederträchtige Thier, antwortete ſie, es hat abermals ein Mädchen gebiſſen. Das Vieh war wüthend, ich habe es müſſen erſchießen laſſen!

Heiliger Gott! ſchrie Raimund, und ſtürzte, wie vom Blitze getroffen, an der Pforte ſeines Hauſes nieder.

Man brachte ihn zu ſich.

Man führte ihn in ſeine Wohnung.

Er erholte ſich, dann fragte er:

Wer hat es behauptet, daß der Hund wüthend war?

Der Jäger, der ihn erſchoſſen, wird es doch wol beurtheilen können?

Hat er ihn unterſucht?

Gott bewahre! Wer wird ein ſo gefährliches Vieh anrühren! Der Jäger hat ihn nur von ferne betrachtet, dann hat er ausgerufen: Der Hund iſt toll! Hierauf hat er ſeine Flinte von der Schulter genommen, und in einigen Sekunden war kein Hektor mehr!

Was iſt hierauf geſchehen?

Als der Hund todt war, hat ihn der Jäger von der Kette gelöſet, bei den hinteren Füßen genommen und in den Wald geſchleppt, dort hat er ihn in ein tiefes Loch verſcharrt. Mehr weiß ich nicht.

Raimund ſchickte ſogleich nach dem Jäger.

Dieſer wiederholte die Ausſage der Haushälterin, aber die Stätte, wo er den Hund verſcharrte, fand er nicht mehr; man konnte den Kadaver nicht mehr erhalten.

Nun gab Raimund jede Hoffnung auf.

Meine Todesahnung wird erfüllt! ſprach er. Aus iſt es mit mir, und ich werde an der entſetzlichſten Krankheit ſterben, welche je über einen Menſchen gekommen iſt!

Faſſung! Faſſung! bat Toni, eilen wir augenblicklich nach Wien. In Wien gibt es die geſchickteſten Aerzte. Im Kaiſerlichen Univerſal-Spitale wurden ſchon Hunderte gerettet, welche wirklich von waſſerſcheuen Thieren gebiſſen waren, und Hektor war nicht waſſerſcheu, hat Sie auch nicht gebiſſen; Sie haben ſich an einem Holzſplitter geritzt, ſchaffen Sie ſich doch nicht muthwillig ſolche entſetzliche Qualen!

Fort! Fort! rief Raimund, aber nicht ins Spital ſondern zu Doktor Lichtenfels fahren wir!

Lorenz! rief er ſeinem Kutſcher: Einſpannen! Wir eilen ſogleich nach Wien.

Mit denſelben Pferden? Unmöglich! erwiederte der Kutſcher. Ich muß dem Himmel danken, wenn heute Nacht keines über das beiſpiellos ſchnelle Fahren, von Maria-Zell bis hieher, verendet.

So ſchaff' andere! Der Wirth oder der Schmied in Pernitz werden Dir Pferde geben. Hundert Gulden bezahle ich für die Pferde nach Wien:

Aber bei dieſem entſetzlichen Gewitter! entgegnete der Kutſcher. Es blitzt ja und der Donner rollt, daß die Berge zittern; wir können ja das gräßlichſte Unglück haben, wenn die Pferde ſcheu werden!

Kein größeres als hier! ſagte Raimund. Mach fort oder ich kutſchire ſelbſt! Nach Wien muß ich, und wenn Millionen Blitze einſchlagen.

Inzwiſchen wurde der Verwalter gebeten, auf Raimunds Koſten, dem Jäger durch Bauern bei dem Nachſuchen nach dem Leichname des Hundes, beizuſtehen, und würde der Hund gefunden, denſelben ärztlich unterſuchen zu laſſen, ob er an der Waſſerſcheu erkrankt geweſen oder nicht.

34. Die Fahrt nach Pottenſtein.

Der Wagen erſchien vor Raimunds Hauſe. Raimund begab ſich haſtig in denſelben.

Toni und die Ihrigen ſetzten ſich zu ihm.

Das Gewitter wurde immer heftiger.

Die Dämmerung nahm immer mehr zu.

Fürchterliche Blitze durchkreuzten das Firmament.

Die Pferde fuhren bei jedem Wetterſtrahle ſcheu empor. Der Kutſcher mußte abſteigen und die Pferde am Zügel führen.

„In dieſem engen Wagen wird es mir zu ängſtlich!“ ſagte Raimund. „Ich ſetze mich auf den Bock!“

Das können Sie nicht! bat Toni. Es regnet in Strömen.

Schon recht! erwiederte Raimund, da kann ich am beſten beobachten, wenn bei mir die Waſſerſcheu ausbricht.

Raimund kroch aus der Kaleſche, welche mit ſchweren Lederdecken, des Regens wegen, verſchloſſen war.

Der Wagen kam an den Berg „Hals.“

Der Kutſcher ſtieg ab, um den Pferden bei der Bergfahrt die Laſt zu erleichtern.

Raimund brach in Verwünſchungen aus.

Jetzt ſteigt der Kerl ab! tobte Raimund. Wenn er neben dem Wagen hergeht, kommen wir gar nicht weiter!

Es fuhr gerade ein Blitz in einen Baum, daß dieſer entzwei borſt. Ein gräßlicher Donnerſchlag begleitete ihn.

Die Pferde zitterten vor Angſt. Sie blieben wie eingewurzelt ſtehen. Ihre Mähnen ſträubten ſich, als witterten ſie Wölfe.

Steig' auf! rief Raimund dem Kutſcher zu, und treibe die Mähren mit der Peitſche an; Du ſiehſt ja, daß ſie nicht von der Stelle wollen.

Es geht den Pferden wie mir, entgegnete der Kutſcher. Ich will auch nicht weiter!

Alſo ſollen wir hier anhalten, bis das Gewitter vorüber?

Umkehren ſollen wir! antwortete der Kutſcher. Nach Hauſe fahren müſſen wir! Bei dieſen Höllenblitzen und Donnerſchlägen bring' ich die Pferde nicht über den hohen Berg!

Sie müſſen hinüber! das will ich doch ſehen!

Raimund ſprang vom Bocke und ergriff das Sattelpferd.

Führe Du das Handpferd! herrſchte er dem Kutſcher zu. Gib mir die Peitſche! Ich werde die faulen Thiere ſogleich antreiben.

Raimund und Lorenz führten die Pferde.

Es ging aber nur Schritt für Schritt.

Ein neuer entſetzlicherer Blitz fuhr hernieder und noch eine Unzahl ähnlicher folgten raſch. Die ganze Atmosfäre ſchien brennenden Schwefel zu athmen. Der Donner raſte.

Die Pferde ſchnaubten.

Als Raimund die Peitſche zu Hülfe nahm, fingen ſie an, heftig auszuſchlagen. Dadurch erlitt der Wagen eine ſo gewaltige Erſchütterung, daß die Frauen in demſelben vor Angſt aufſchrieen.

Um Gottes willen! hörte man Tonis Mutter rufen. Die Pferde werden noch ſcheu werden und uns in einen Abgrund ziehen!

Toni und ihre Schweſtern beteten und weinten laut.

Raimund beachtete dies nicht. Er und der Kutſcher packten die Roſſe neuerdings und trieben ſie an.

Es ging vorwärts, aber höchſt langſam.

Raimund und ſein Kutſcher wurde von dem heftigen Regen ſo durchweicht, beſonders Raimund, der weder Mantel noch Ueberrock angezogen hatte, daß ihm Lorenz zurief: Nehmen Sie meinen Mantel, Sie werden ja auf den Tod krank, Sie bekommen ein Nervenfieber!

Vorwärts! fluchte Raimund, den Gipfel des Halſes werden wir ſogleich erreicht haben!

Er wäre wol bald erreicht und auch überſchritten worden, wenn das heilloſe Unwetter nur etwas nachgelaſſen. Noch iſt keine Hoffnung, daß es zu raſen aufhören werde.

Es zerſchmetterte faſt jeder Blitzſtrahl einen oder mehrere Bäume; das Echo der Berge gab die Donnerſchläge hundertfach zurück.

Die Pferde bäumten ſich.

Der Kutſcher klammerte ſich an ſie an, um ſie zu halten, dann warf er ihnen ſeinen Mantel um die Köpfe, damit ſie die entſetzlichen Blitze nicht ſehen ſollten.

Endlich wurde die Spitze des Berges erreicht.

Setzen Sie ſich auf, Herr Raimund, ſagte der Kutſcher, ich ſetze mich ebenfalls auf. Es geht bergab. Ich bekomme auf dem Bocke die Pferde beſſer in die Hand! — Wenn nur die Teufelsblitze aufhörten, die Pferde ſind gewiß blind geworden!

Nach langen, und eben ſo bangen Anſtrengungen wurde der entſetzliche Weg über den „Hals“ zurückgelegt.

Potenſtein war erreicht.

Hier ging beinahe ein Wolkenbruch nieder.

Die Blitze formirten ſich zu einem völligen Feuerregen. — Der Donner raſte ſo ſchauerlich, als ſollte er das Ende der Welt verkünden.

„Keinen Schritt fahre ich weiter!“ rief der Kutſcher. Das iſt ja eine Nacht, als hätte ſich der Himmel in die Hölle verwandelt! — Hier im Wirthshaus zum „Hirſchen“ kehre ich ein, und Sie, Herr Raimund, laſſen ſich mit den Frauen ein paar Zimmer aufſperren. —

Um keinen Preis! lärmte Raimund. Nach Wien! nach Wien! Um Gottes und aller Heiligen willen, nach Wien!

Sie bringen die Roß' nicht bis Baden! bemerkte der Kutſcher. Die Roß' bleiben auf der Straße liegen!

Geben Sie doch nach! bat Tonis Mutter. Wir ſchwimmen ja in der Kaleſche! Der Regen iſt von allen Seiten eingedrungen! Erbarmt Ihnen denn Toni nicht?

Die wenigen Stunden, fuhr der Kutſcher fort, welche Sie hier verweilen, bringen wir morgen doppelt ein. Sie und die Frauen brauchen Ruhe; die Pferde brauchen Ruhe. Sie, Herr Raimund, und die Frauen müſſen Ihre naſſen Kleider vom Leibe bringen; aus Ihrem Rock ſtrömt ja der Regen wie aus einer Dachrinne, und ich tropfe wie ein Schleifſtein!

Lorenz hat vollkommen Recht! rief Toni aus dem Wagen. Wir ſitzen hier wie in einer Badwanne.

Wer heute bei Ihnen auf eine Antwort warten wollte, verſetzte der Kutſcher, müßte auf die Ewigkeit warten! — Ich thue, was ich nicht laſſen kann.

Lorenz lenkte in das Thor des Wirthshauſes zum „Hirſchen" ein.

Jetzt erſt erwachte Raimund aus ſeinem ſtarren Hinbrüten.

Raimund ſprang vom Bocke, und half ſeinen Damen aus dem Wagen.

Der Wirth lief geſchäftig herzu.

Gerechter Himmel! Herr Raimund, ſagte der Wirth, wie konnten Sie denn in dieſer Nacht von Pernitz herüber kommen! Seit Menſchengedenken hat es noch keine ſolchen Gewitter gegeben. Das kommt vom Semmering herüber! Die Steirer haben unſern Herr Gott einmal wieder recht böſ' gemacht! — Und Sie ſind vom Hauſe weggefahren! Warum denn?

Sperren Sie uns drei Zimmer auf! bat Tonis Mutter.

Der Wirth leuchtete nach dem erſten Stocke.

Raimund und die Damen folgten.

Die Zimmer wurden aufgeſperrt.

Lichter wurden gebracht.

Raimund erblickte zwei große Waſſerflaſche

Er fiel darüber her.

Er goß das Waſſer in ſich mit einer Gier, als wolle er ſich erſäufen.

Ziehen Sie ſich doch um! mahnte Tonis Mutter. Im Koffer ſind andere Kleider.

Der Hausknecht brachte den Koffer.

Tonis Mutter nahm Raimunds Kleider heraus, und verſorgte ihn mit Wäſche.

Wir wollen uns zurückziehen und ebenfalls umkleiden, ſagte Toni. Man könnte den Tod von dieſer Sündfluth haben!

Die Frauen packten ihre Kleider aus, und entfernten ſich damit.

Und ich werde Ihren Kammerdiener machen! verſetzte der Wirth, und zog Raimund den Rock vom Leibe

Sie „ſchnappern“ ja, als wenn Sie aus einer Eisgrube kämen! Herr Raimund, ich laſſe Ihnen Kamillen-Thee machen, oder verlangen Sie ein Glas Punſch?

Nur friſches Waſſer! rief Raimund.

Dem Hausknecht wurde befohlen, Waſſer zu bringen.

Das Gewitter fing neuerdings zu toben an.

Es war dieſe Nacht im Wirthshauſe zu Pottenſtein ſo ſchrecklich, der Aufruhr in der Natur ſo grauenvoll, die Luft ſo drückend und erſtickend, daß Perſonen, welche vom 28. auf den 29. Auguſt 1836 in dieſem Hauſe, ſich befanden, noch heute mit Entſetzen an die hier verlebten Stunden denken.

So erzält ein Geiſtlicher, dem würdigen Orden der Piariſten angehörig, welcher Raimund kannte, und in jener Nacht, das Zimmer neben Raimund bewohnte, Folgendes:

35. Die Nacht in Pottenſtein. Raimunds Tod und Teſtament.

„Ich ſchlief bereits, aber ein Donnerſchlag, wie ich noch keinen gehört, weckte mich. — Ich meinte, in dem Wirthshauſe müſſe es eingeſchlagen haben. — Ich horchte. — Ich fürchtete, Feuerlärm zu vernehmen, aber ich hörte nur aus dem Erdgeſchoſſe herauf das Geſchrei eines Raſenden.

Es befand ſich in der Gaſtſtube ein betrunkener Mann, der mit Mordgedanken umging, und unabläſſig ſchrie:

„Ein Meſſer! gebt mir ein Meſſer, damit ich es dem Schurken ins Herz ſtoſſe!“

Dabei vernahm ich in dem Zimmer nebenan Jemanden in größter Aufregung.

Dies Alles hörte ich unter unaufhörlichen Blitzen und betäubenden Donnerſchlägen.

Der Kerl im Erdgeſchoſſe wurde immer ſchrecklicher durch ſeine Drohungen. Seine Mordgedanken ſteigerten ſich. — Er alarmirte das ganze Haus. — Endlich kam der Wirth. — Der Mann, welcher die Mordgedanken ausſtieß, wurde gebändigt und entweder auf die Straße geworfen oder fortgeführt, dies konnte ich, des allzugroßen Tumultes wegen, nicht erkennen.

Die heftigen Reden meines Nachbars, der noch immer mit haſtigen Schritten in ſeinem Zimmer herumging und das laute Weinen eines Frauenzimmers lenkten meine Aufmerkſamkeit dahin.

Sie werden ſich überzeugen, ſagte der Mann, der ſo unruhig und aufgeregt war und den ich alſobald an ſeiner Stimme als den berühmten Schauſpieler Raimund erkannte; Sie werden ſich überzeugen, noch eher als der Morgen anbricht, überfällt mich die Waſſerſcheu; ich nehme ſchon alle Anzeichen derſelben wahr; dieſe fliegenden Hitzen, dann der unheimliche Froſt, der mich überfällt, endlich fängt das Waſſer an, mir ekelhaft zu werden!

Das will ich glauben, erwiederte das Frauenzimmer, welches Raimund, Toni nannte. Wiſſen Sie, fuhr Toni fort, daß dies die eilfte Flaſche iſt, welche Sie vor ſich haben? — Ich bin dem verdächtigen Hunde nicht in die Nähe gekommen, ich fühle nicht die Angſt, welche Sie quält, würde aber Abſcheu vor jedem Tropfen empfinden, den ich über zwei Flaſchen zu mir nehmen müßte.

Und ich, ſprach eine andere Stimme, die einer ältlichen Frau anzugehören ſchien, würde todtkrank werden, wenn ich mir den Magen ſo überſchwemmt hätte wie Sie!

Begeben Sie ſich zur Ruhe mit Ihren Töchtern, verſetzte Raimund, ich beſchwöre Sie darum! Sie machen mich noch ängſtlicher! — Es wird mir gewiß leichter um's Herz, wenn ich allein bin.

Ich weiche nicht von Ihnen, verſicherte Toni.

Die ältliche Frau, und wie ich glaube, noch zwei Damen, entfernten ſich.

Raimund ſchenkte ſich noch ein Glas mit Waſſer voll und leerte es.

Trinken Sie nicht ſo entſetzlich viel!

Davon können Sie mich nicht abhalten, bemerkte Raimund, Waſſer kann man eimerweiſe trinken, wenn man nicht waſſerſcheu iſt. Lichtenfels hat einen Branntweinſäufer bloß durch die Waſſerkur geheilt; dieſer mußte täglich 20 Maß trinken. Der Kerl verſchlang ſie mit dem größten Behagen.

Während Raimund ſo ſprach, ſtürzte er wieder einige Gläſer hinunter.

Brr! wie friert mich jetzt! Dabei toben meine Pulſe! Mein Gott, mein Gott! — Jetzt kommen dieſe unausſtehlichen Hitzen wieder. Ich fühle es, wie das Hundegift ſich allen meinen Blutgefäßen mittheilt! — Allmächtiger Gott! Laß' mich an einem Schlagfluße ſterben, ehe die Wuth bei mir ausbricht!

Raimund betete laut.

Toni wußte ſich nicht zu helfen.

Sie redete ihm zu.

Sie beſchwor ihn, zu bedenken, daß er ſich ſchon einmal, eben ſo grundlos, geängſtigt habe. —

Ach! erwiederte er, das war damals ein ganz anderer Fall! Ich aß nur ein Stück Semmel, das ein wüthender Hund im Maule gehabt, mein Magen verdaute das Gift, das auf ſolchem Wege nicht gefährlich iſt, aber diesmal, diesmal drang der Geifer der tollen Beſtie gerade ins Blut. — Ich fühle es, wie Tropfen für Tropfen in mir vergiftet wird — dann wird die Wuth mir ins Gehirn dringen; ich werde wahnſinnig; die gräßlichſten Konvulſionen werden mich ergreifen. — Ich werde in der entſetzlichſten Raſerei vielleicht noch drei Tage leben, und dann ſterben, den gräßlichſten Tod ſterben, den es gibt. Nein, nein, dieſen Jammer werde ich nicht abwarten, ich will früher ein Ende machen!

Ich will ein Fenſter öffnen, ſprach Toni, es iſt ſo ſchwül im Zimmer. Auch das entſetzliche Unwetter wirkt nachtheilig auf Sie. Ihre Einbildung ſteigert ſich. Sie ſtacheln Sie durch ihre kranke Fantaſie immer mehr auf.

Raimund hatte indeß wieder einige Gläſer Waſſer geleert.

Sie überzeugen ſich ja, beſchwichtigte Toni, daß Ihnen das Waſſer nicht zuwider wird.

So ſcheint es Ihnen, weil ich mich hiezu zwinge.

Zwingen Sie ſich lieber, Ihrem Wahne nicht nachzuhängen! Morgen Mittags ſind wir in Wien, morgen haben Sie bereits die Uiberzeugung, daß Ihre ſchreckliche Selbſtquälerei ſo unnütz war, wie auf jener Reiſe nach Salzburg. — Ferdinand, bei Allem, was Ihnen auf dieſer Welt heilig iſt, bei Ihrem Ruhme, bei der Beliebtheit, welcher Sie ſich im In- und Auslande erfreuen, bei Ihrem Ehrgeize, bei Ihrem Talente, bei der Achtung des Publikums beſchwöre ich Sie: nur für einige Stunden gönnen Sie ſich Ruhe! Entſchlagen Sie ſich Ihrer übertriebenen Angſt! Suchen Sie zu ſchlafen; ein erquickender Schlaf wird Ihre fürchterlichen Beſorgniſſe verſcheuchen. —

Ich? Schlafen? — Vermögen Sie zu ſchlafen, wenn Sie wie ein „Ausgeſetzter" leiden? — Was ſage ich! — Ein Ausgeſetzter iſt ein Glücklicher gegen mich! Ein Ausgeſetzter kann noch begnadigt, er kann noch gerettet werden, wenn ihn der Scharfrichter bereits unter den Händen hat — mich aber begnadigt Niemand, mich rettet Niemand; — der Kaiſer bei all ſeiner Macht und Hoheit, kann mir nicht helfen!

Aber Gott kann Ihnen helfen, und Gott wird Ihnen helfen, wenn Sie durch Ihre Verzweiflung ſeinen göttlichen Rathſchlüſſen nicht zuwiderhandeln!

Was wird die Welt dazu ſagen? fuhr Raimund auf. Was werden die Bonmotiſten in Wien für Witze reißen, wenn ich an der Wuth ſterbe! Und meine Feinde, meine zahlloſen Widerſacher! — O, ich höre ſie ſchon! Wüthend iſt Raimund plötzlich geworden? wird man fragen; — das war er ja ſchon lange, wird man antworten! „Uibergeſchnappt“ iſt er von dem Augenblicke, als er Stücke geſchrieben, wird Meisl behaupten, und gebiſſen hat er ja bei jeder Probe, werden die Schauſpieler beiſetzen! O es wird ſo boshafte Bemerkungen, ſo niederträchtige Sarkasmen regnen, daß jeder dieſer Giftpfeile hinreichend ſein würde, mich toll zu machen.

Sie ſind erfinderiſch in der Selbſtqual!

Ich werde allen dieſen fürchterlichen Aeußerungen zuvorkommen!

Ja, Sie werden ſich morgen durch Ihren Arzt überzeugen, daß Sie einem lächerlichen Wahne verfielen! — Jetzt hat das entſetzliche Ungewitter nachgelaſſen; der Sturm in der Natur hat ausgetobt — endigen Sie nun auch den Sturm, der in Ihrem Innern tobt.

Toni, bat Raimund. Ich habe nicht einen Tropfen Waſſer mehr! — Seien Sie ſo gütig, und bringen Sie mir aus dem Zimmer Ihrer Mutter eine Flaſche mit Waſſer. Ich will die Leute im Hauſe nicht mehr alarmiren.

Toni ging zu ihrer Mutter nebenan.

In dieſem Augenblicke fiel ein Schuß.

„Ich ſprang aus meinem Bette,“ erzälte der Prieſter, „warf mich in meine Kleider, und lief in das Zimmer Raimunds.

Das ganze Haus gerieth in Alarm.

Der Wirth und die Hausleute eilten herbei.

Toni war, als ſie von dem Schuſſe aufgeſchreckt, zurückeilte und wahrgenommen hatte, was geſchehen, am Bette Raimunds wie todt hingeſtürzt.

Raimund ſaß auf dem Bette.

Er ſprach noch.

Das iſt ein Unglück! waren ſeine Worte. Hierauf ſank er um.

Ein Strom von Blut bedeckte ihn.

Raimund hatte ſich mittelſt eines Terzerols, deren er immer zwei bei ſich trug, eine Kugel ins Gehirn geſagt.

Das Terzerol hielt er noch krampfhaft in der Hand.

Man ſchickte ſogleich nach Aerzten.

Bald erſchien auch der Pfarrer von Pottenſtein.

Man verſah den Unglücklichen mit den Sakramenten der Sterbenden.

Toni wurde endlich wieder zur Beſinnung gebracht.

Ich fürchtete für ihren Verſtand.

Ihre Mutter und Schweſtern wollten ſie aus Raimunds Nähe bringen, allein Toni klammerte ſich feſt an Raimund und wich nicht von ſeiner Seite. Ihr Weheklagen war herzzerreißend.“

Soweit die Mittheilungen des Geiſtlichen, welcher in jener Nacht neben Raimund im Wirthshauſe in Pottenſtein wohnte.

Raimund hatte ſich, wie bemerkt, mittels des Terzerols zu tödten verſucht; er ſchoß ſich durch den Mund, aber die Ladung war zu ſchwach, die Kugel drang nicht durch, ſie blieb im Hintertheil des Kopfes ſtecken.

Raimund lebte noch ſieben Tage.

Ein unerhörter Fall!

Man ließ aus der nahen Stadt Baden den berühmten Arzt D. Rollet rufen.

Rollet wendete augenblicklich das Zweckdienlichſte an.

Die häufigen Eisumſchläge wirkten am meiſten.

Raimund erhielt ſeine Beſinnung wieder.

Er war auf der rechten Seite gelähmt. Er verſuchte zu ſprechen, aber man verſtand ihn nicht. Er begehrte Feder, Tinte und Papier. Hierauf ſchrieb er mit der linken Hand:

„Bei Gott für mich beten!“

Am andern Mittage kam der Verwalter von Gutenſtein, und brachte die Meldung:

„Der Hund iſt aufgefunden worden. In Ge-
„genwart des Kreiswundarztes wurde er von
„dem Abdecker unterſucht. Es fand ſich keine
„Spur von Waſſerſcheu. Auch das Mädchen,
„das er wirklich gebiſſen, befindet ſich voll-
„kommen wol.“

(Dieſes Mädchen, jetzt eine Frau, Klara Wernsfloth, exiſtirt noch (1855). Sie hatte nie die entfernteſte Mahnung von Tollheit.

Raimund lebte wie bemerkt, noch ſieben Tage.

Er hatte Tage, an welchen er ſich ſo erholte, daß er ſcherzte.

Am 1. September 1836 beſuchte ihn der Schriftſteller D. Weidmann aus Wien.

Raimund reichte ihm die Hand und ſagte, freilich etwas unverſtändlich: „Sei mir willkommen!“

Hierauf wollte er ſich in ſeinem Bette erheben. Er bat Toni, ihm hiezu die Hand zu reichen. Sie verſtand ihn nicht ſogleich, und Raimund raffte ſich ohne Hülfe raſch auf.

Darüber erſchrack Toni.

Raimund lachte.

Ein leicht zu erſchreckendes Kind, die Toni! ſagte er. Wie ſie zuſammen gefahren iſt!

Der Arzt hoffte immer die Kugel werde ſich, nachdem ſie ſich geſenkt hatte, ſo glücklich wenden, daß er ihr hätte beikommen können. Dies war nicht der Fall.

Am 4. September fing Raimund an zu fantaſiren.

Die Hoffnung ihn zu retten, wurde gleich anfangs aufgegeben.

Am 5. September 1836 um drei Viertel auf drei Uhr Nachmittags ſtarb er.

* * *

Emmi und ihr Gemal begaben ſich, als ſie die erſchütternde Nachricht erfuhren, nach Pottenſtein.

Am Leben fanden ſie den unglücklichen Dichter nicht mehr, aber ſie hörten aus Tonis Munde, treuer, umſtändlicher, verläßlicher, als dies irgend Jemand zu geben vermocht hätte, die Schilderungen der letzten Tage des armen Mannes mit dem reichen Geiſte, mit dem edlen Herzen, welcher einem Wahne, einem entſetzlichen Wahne zum Opfer fiel.

Daß Toni nicht ſchwer erkrankte, nicht ihrer Sinne beraubt wurde, hat Gott gnädig gefügt.

Was die theilnehmende Freundin in den letzten ſieben Tagen ſeines Lebens, gelitten, geduldet, phyſiſch und moraliſch ertragen, beſchreibt keine Feder.

Raimund mußte mit dem Entſchluße ſich zu tödten, ſchon von ſeiner Beſitzung abgereiſt ſein.

Man fand ſein Teſtament in der Bruſttaſche ſeines Frackes.

Er hatte dasſelbe nicht, wie es anfänglich hieß, in Gutenſtein, ſondern bei ſeiner Erkrankung in München in gehöriger Form abgefaßt.

Uiberſchrieben iſt es:

Raimunds Teſtament.

„Im Namen der allerheiligſten Dreifaltigkeit!

„In der Uiberzeugung, daß das Ende unſeres „irdiſchen Lebens, den göttlichen Rathſchlüſſen heim-

„gegeben iſt und um für dieſen Fall alle meine welt-
„lichen Angelegenheiten vollkommen geordnet zu wiſ-
„ſen, habe ich **Ferdinand Raimund aus Wien**,
„dermalen mich zu München in Baiern aufhaltend,
„beſchloſſen, meinen letzten Willen, und zwar nach
„dem, der Stadt München, hinſichtlich den Te-
„ſtaments-Gezeugen, zuſtehenden, altherkömmlichen
„Privilegio und mit der ausdrücklichen Anordnung
„zu verfaſſen, daß derjenige oder diejenige, welche
„in dieſem Teſtamente lukrativ bedacht iſt, und da-
„gegen irgend einen Streit, eine Beanſtändigung
„oder ein Hinderniß zu erheben, gewillt ſind, ohne
„weiteres deſſen, womit ſie bedacht geweſen wären,
„ein für allemal beraubt und verluſtig ſein ſollen.

„Ich verordne demnach aus meinem freien, voll-
„kommenen, ſelbſteigenen Willen und bei vollkom-
„men ungehindertem Gebrauche meiner Vernunft
„und meines Gemüthes wie folgt:

„**Erſtens**: Ich will, daß man meinen Leib drei
„Tage nach meinem Hinſcheiden, nach den Gebräu-
„chen meiner Kirche, der römiſch-katholiſchen, ein-
„fach, ohne Gepränge zur Erde beſtatte.

„**Zweitens**: Ich will, daß mein Erbe, das heißt
„meine Erbin an die Armen der Stadt Wien ein
„Legat ausbezahle von Ein Hundert Gulden
„Wiener Währung.

„**Drittens**: Was die Erbeinſetzung, als die
„Hauptſache meines Teſtaments betrifft, ernenne ich
„hiermit zu meiner Haupt- und Univerſal-
„erbin, klar und ausdrücklich, die Demoiſelle
„**Antonia Wagner**, eheliche Tochter des wohllöb-
„lichen Kaffetier, Wagner und deſſen Ehegattin
„Thereſia Wagner in Wien in der Leo-
„poldſtadt, nächſt der Schlagbrücke, in deren ei-
„genen Behauſung wohnhaft, und will, daß beſagte

„Erbin, dieſen, meinen letzten Willen, in allen Punkten getreu und redlich vollziehe.

„Viertens trage ich beſagter Haupt- und Univerſal-Erbin hiermit auf, daß dieſelbe pünktlich und unverkürzt ausbezahle die nachfolgenden Legate als, nämlich:“

„Erſtens, meiner von mir gerichtlich getrennten Ehefrau: „Louiſe Raimund, geborne Gleich, ein Legat von fünf Hundert Gulden Conventions-Münze, welches ich ihr als ein Andenken hinterlaſſe.

„Zweitens ſoll mein Schwager, der bürgerliche Schneidermeiſter Beneſch in Wien, welcher meine verſtorbene Schweſter, Nannette Raimund zur Ehefrau genommen, ein Legat haben von drei Hundert Gulden Conventions-Münze und eben ſo ſollen:

„Drittens: Den Kindern, welche der eben benannte Beneſch, während ſeiner Ehe mit meiner Schweſter, erzeugt hat, ein Legat von fünf Hundert Gulden Conventions-Münze, und zwar jedes derſelben, eine ſolche Summe ausbezahlt, erhalten.

„Viertens befehle ich meiner Haupt- und Univerſal-Erbin, daß ſie auf die Lebensdauer der Witwe des bürgl. Friſeurs Anna Ränſchl [*]), dieſelbe zum Zeichen meiner Dankbarkeit mit Wohnung, Kleidung und Ernährung wohl verſorge, und derſelben nebſtbei noch ein Legat von drei Hundert Gulden Conventions-Münze ausbezahle.

„Ich habe dieſen, meinen letzten Willen salvo clausula codizillari eigenhändig geſchrieben, unter-

---

[*]) Kommt im Roman als Frau Suſanne vor.

„ſchreibe dieſen eigenhändig und habe als Teſta„ments-Gezeugen, nach Münchener Stadtrecht und „mit dem Eröffnen des Gegenwärtigen, meinen „wahren und unumſtößlichen letzten Wil„len enthaltend, eigens erbeten, den königlich baie„riſchen Oekonomie-Rath und Ritter des Zivil„Verdienſtordens der baieriſchen Krone, dann Lizen„tiaten beider Rechte, Herrn Heinrich Spengel, „ſo wie Doktor beider Rechte und Fiskal der könig„lichen Ludwig Maximilian-Univerſität zu München, „Herrn Simon Heinrich von Spengel, und habe „von beſagten Gezeugen gegenwärtiges Teſtament, „in meiner Gegenwart eigenhändig unterſchreiben „laſſen.“

„So geſchehen zu München in Baiern am 8. „Monatstage Dezember des Jahres nach Chriſti „Geburt Ein Tauſend acht hundert und ein und „dreißig.“ „Ferdinand Raimund m. p.“

„Als eigens erbethener „Teſtaments-Gezeuge und „unterrichtet, daß Gegen„wärtiges des Herrn Fer„dinand Raimund aus „Wien, wahren und letz„ten Willen enthalte.“

Datum wie Oben.

(L. S.)

F. L. von Spengel m. p.

„Als eigens erbethener „Teſtaments-Gezeuge und „unterrichtet, daß Gegen„wärtiges des Herrn Fer„dinand Raimund aus „Wien, wahren und letz„ten Willen enthalte.“

Datum wie Oben.

Dr. S. H. Spengel m. p.

„Dieſes, von Herrn Dr. Bach senior, Johann „Ritter von Katharin und Thereſia Wagner, „heute in einem verſiegelten Umſchlag zu Gericht „gebrachte und ſogleich kundgemachte Teſtament auf„zubehalten und auf Verlangen, Abſchriften zu er„theilen.“

Vom Wiener Magiſtrate

Wien, am 9. September 1836.

Weixelbaum.

38. Das Leichenbegängniß Raimunds.

Als die Nachricht von dem Unglücke Raimunds nach Wien kam, wurde ſie nicht geglaubt.

Erſt als mehrere Wiener, welche eigens nach Pottenſtein gefahren waren, und ſich von der Wahrheit des betrübenden Gerüchtes überzeugt hatten, als D. Lichtenfels, D. und Profeſſor von Wattmann, D. Seipert, die nach Pottenſtein berufen wurden, und tiefbetrübt zurückkehrten, da ſie dem Aermſten keine Hilfe gewähren konnten, als die „Wiener Theaterzeitung“ den erſten umſtändlichen und verläßlichen Bericht von D. Weidmann, brachte, da zweifelte niemand mehr an dem erſchütternden Ereigniß, und die Trauer um den guten, ehrlichen, trefflichen Raimund war allgemein.

Marinelli, Direktor des Theaters in der Leopoldſtadt, wollte an dem Tage, an welchem die Nachricht von dem Hinſcheiden Raimunds nach Wien gelangte, keine Vorſtellung geben, aber es war gerade das Benefiz eines Schauſpielers angekündigt, und ſo wurde das Theater nicht geſchloſſen.

Für den 8. September wurde Raimunds Leichenbegängniß feſtgeſetzt.

Wien ſtellte ſein Kontingent, aber ſonderbar! von all den Enthuſiaſten Raimunds, von all den Laffen und lächerlichen Vergötterern, die ihm durch ihre wahnſinnigen Lobhudeleien nur geſchadet nie genützt hatten, von all den Kaffeehaus-Gönnern vom Petersplatze, von den albernen Vivatſchreiern aus Jünglings Kaffeehauſe u. ſ. w., welche mit fanatiſcher Wuth jeden verfolgten, der nicht vor dem zweiten Shakeſpeare in die Knie geſunken wäre, fand ſich kein Einziger ein.

Es war dies auch ſehr weiſe! Welche Rolle hätten dieſe Laffen denn bei einem ſo feierlichen Akte ſpielen ſollen; ein „Jux“ wäre ja nicht mehr zu machen geweſen; Ignaz Schuſter war ſchon geſtorben; wem hätten ſie alſo noch beleidigen und zu Gunſten Raimunds beſchimpfen ſollen!

Die „Spaßmacher bei der Leiche,“ wie ſolche Leute in Wien ſehr bezeichnend titulirt werden, fehlten; — lauten Dank noch heute dafür!

Aus Wien, Baden, Neuſtadt und der Umgebung von Gutenſtein fanden ſich in Pottenſtein wohl mehrere Tauſend Perſonen ein.

Raimunds echte, wahre Freunde, die ihn aufrichtig liebten, die ihn achteten, ſein Talent wahrhaft würdigten, fehlten nicht.

Der k. k. Hofſchauſpieler Ludwig Löwe, einer der wärmſten, innigſten Schätzer Raimunds, war Einer der erſten am Sarge des tief Betrauerten.

Da lag er im Gaſthofe in Pottenſtein, der Sargdeckel noch nicht zugemacht, in ſeinem ſchwarzen Kleide, aufgebahrt.

Der Verfaſſer dieſer Schilderung trat mit Löwe gleichzeitig ein.

Noch einmal wollten ſie den trefflichen Raimund ſehen.

Sie wollten die theueren Geſichtszüge noch ein Mal betrachten; doch was erblickten ſie? —

Raimund lag ohne ſein Hinterhaupt im Sarge! Die Hälfte des Kopfes fehlte.

Löwe und der Verfaſſer dieſer Mittheilungen, ſtießen einen Schrei des Entſetzens aus.

Was iſt hier geſchehen? Wer hat dieſen Frevel begangen? Wer hat die Leiche auf ſolche Weiſe verſtümmelt und beraubt?

Niemand konnte Auskunft geben. Nicht einmal

Toni wußte hievon! Sie, die Beklagenswerthe, welche ohnehin ſo viel gelitten, mußte auch dieſen Schlag noch erleben! Während ſich Toni, die letzten ergreifenden Eindrücke bei dem Anblick des geliebten Todten zu erſparen, in ihr Zimmer zurückgezogen, ihrem Schmerze beinahe erlag, und ſich in Thränen auflöſte, die peinlichſten Anordnungen ihren Verwandten überlaſſend, ſtahl man Raimund das Hinterhaupt, und wie man ſpäter erfuhr, der Seltenheit wegen, um in Spiritus „das Gehirn aufzubewahren, in welches eine Kugel eingedrungen war und den Tod nicht augenblicklich, ſondern erſt nach ſieben Tagen veranlaßte!“

Es hieß: Im Intereſſe der Wiſſenſchaft hätte man Raimunds Haupt geplündert, und der Herr Doktor von Baden hätte ſich das erlaubt. Raimunds Gehirn ſei jedoch gut aufgehoben, es hinge bereits ſeit 48 Stunden in einem Glasgefäße mit Spiritus!!

Es wurde augenblicklich nach Baden ein Bote geſendet und der Herr Doktor aufgefordert, herauszugeben, was dem Grabe angehöre, allein der Herr Doktor verſtand ſich nicht dazu.

Es mußte eine förmliche Klage bei dem k. k. Kreisamte eingereicht werden; das Kreisamt mußte den Herrn Doktor zur Verantwortung ziehen und befehlen, Raimunds Gehirn auszuliefern. Als dies geſchehen, welches aber am Begräbnißtage nicht möglich war, wurde der Grabdeckel von Raimunds Gruft wieder gehoben, und ſein Hinterhaupt verſenkt.

Anfänglich glaubte man, ein Freund Raimunds hätte ſich dieſe Eigenmächtigkeit geſtattet; der Dichter Wieſt, der ebenfalls in Pottenſtein am 8. September anweſend war, behauptete, Marinelli habe das Gehirn Raimunds ſtehlen laſſen, um vielleicht aus demſelben noch einige der geiſtvollen Gedanken für ſein Volkstheater zu erbeuten — doch, wie geſagt, nichts von allem Dem, ein Herr Doktor ſpielte den Leichenräuber!

Die Entrüſtung über dieſen Frevel ſprach ſich unter den Leidtragenden unverholen aus.

Man entriß zum Glücke bald den Verehrern Raimunds den entſetzlichen Anblick.

Um halb zwölf Uhr wurde der Sarg geſchloſſen, und in der Kirche zu Pottenſtein feierlich eingeſegnet.

Hierauf bewegte ſich der Trauerwagen, mit vier Pferden beſpannt und von mehr denn Einhundert Wagen gefolgt, von all den theilnehmenden Freunden und Kunſtgenoſſen (der Direktor des Leopoldſtädter Theaters erſchien dabei mit ſeiner geſammten Schauſpieler-Geſellſchaft, aus 200 Perſonen beſtehend), über den ziemlich ſteilen Berg „Hals.“

Auf dem Gipfel des Berges bot ſich ein Anblick dar, wie ihn noch kein Leichenzug geboten.

Der Weg über den Berg, um ihn minder ſteil zu machen, windet ſich bekanntlich in bequemen Abſchnitten. Wenn man nun vom Gipfel herabblickte, ſo ſah man die ſämmtlichen Trauerwagen wie eine lebendige Guirlande um den Berg ſich ſchlingen. Eine ſchwarze Boa um den grünen „Hals!“

In Pernitz, bei der dortigen Pfarrkirche, wurde Raimunds Leichnam von der Geiſtlichkeit empfangen und noch ein Mal eingeſegnet.

Von da ging der Zug durch das arkadiſche Thal nach Gutenſtein.

Hier wurde der Sarg bei der Kapelle vom Wagen gehoben, die ehrwürdigen Väter aus dem Orden der Servitten, ihr achtzigjähriger Prior an der Spitze, vom „Mariahilfer-Berge“ herabkommend, verfügten ſich zum Leichenbegängniſſe, an das ſich die ſämmtlichen

Schauſpieler des k. k. priv. Theaters in der Leopoldſtadt mit ihrem Direktor, Herrn Franz Edlen von Marinelli, dann mehrere Künſtler der übrigen Theater in Wien und die Mitglieder des Theaters in Baden, ſodann eine Anzahl von Freunden und Verehrern des ſo frühe aus dieſer Welt gegangenen Dichters, endlich eine unabſehbare Menge von Landleuten anſchloſſen, welchen letzteren der Hingeſchiedene oft als ein wahrer Retter in großer Noth erſchien, da viele aus ihnen von ihm die reichſten Wohlthaten empfangen hatten.

Es iſt nicht möglich, daß irgendwie ein Trauergeleite einen rührenderen, ergreifenderen Eindruck zu machen im Stande geweſen wäre.

Die Ruhe des Feiertages, die Stille der Landſchaft, der mit Wolken umſchleierte Himmel, die feierlichen Anzüge der Leidtragenden, der Sonntagsſtaat der Thalbewohner, die Wehmuth in allen Mienen der Sargbegleiter, der ergreifende Trauergeſang der Bauernmädchen von ſanfter Muſik begleitet, das fahle Licht von tauſend fackelnden Kerzen, der dumpfe Klang der Kirchenglocken, — es hätte ein Herz von Stein ſein müſſen, wenn es hier nicht bewegt worden wäre.

Rührung und Schmerz zeigten ſich auch allenthalben.

Ganz fremde Menſchen, welche aus den Thälern um Gutenſtein herbeigekommen waren, ſelbſt die Kinder der Fabriksarbeiter, der Taglöhner und der Bauern, die ſich hier einfanden, Alles ſchien in Thränen aufgelöſt.

Der Zug wallte zur Kirche.

Hier wurde das Todtenamt feierlich abgehalten.

Von da bewegte ſich das Leichenbegängniß zu dem auf einem ziemlich hohen Bergabſprung liegenden Friedhofe, in welchem das ausgemauerte Grab den Tiefbeweinten erwartete.

Der k. k. Hofſchauſpieler, Ludwig Löwe, wollte, da der Sarg in die Erde geſenkt wurde, dem Andenken ſeines Freundes eine Rede der Liebe und Verehrung widmen, allein vom Schmerze ſo ergriffen, daß er vor Schluchzen kaum ſprechen konnte, vermochte er nur zu ſagen:

> „Ferdinand Raimund, den wir Alle ſo
> „innig geliebt, der als Künſtler und Menſch im
> „In- und Auslande die höchſte Achtung genoſſen,
> „Du, der Du nach dem Kranze der Anerkennung
> „im Leben ſo oft geſtrebt, empfange ihn hier im
> „Tode!"

Als er dieſe Worte geſprochen, legte er einen Kran auf Raimunds Sarg, mußte ſich aber einem Nebenſtehenden vor Wehmuth in die Arme werfen, ſo ergriffen war Löwe.

Emmi und ihr Gemal ſtanden am nächſten.

Emmi beherrſchte ſich anfänglich ſehr, aber als ſie Löwe dem Eindrucke des Grames gleichſam erliegen ſah, wandelte ſie eine Ohnmacht an. Man brachte ſie aus dem Gedränge.

In dieſem Augenblicke ſtimmte der Sänger-Chor des k. k. priv. Theaters in der Leopoldſtadt eine, vom Herrn Theaterdirektor von Marinelli in Muſik geſetzte Himne an, und die von den Thränen der Leidtragenden befeuchtete Erde, rollte auf den Sarg, welcher die theueren Ueberreſte in ſich ſchloß.

Ein Jahr nach ſeinem Tode, am 8. Septembe 1837, konnte erſt ſein Monument geſetzt werden. Die Künſtler, welche es anfertigten, vermochten es nicht früher zu vollenden.

Toni (Antonia Wagner) ließ es auf großartige Weiſe errichten.

Raimunds Büſte (von Dialer, akademiſchen Künſtler, der Guß derſelben aus Kanonen-Metall, von Köhler), mit der Unterſchrift:

FERDINAND RAIMUND,
dramatischer Dichter und Schauspieler,
geboren den 1. Juni 1790,
gestorben den 5. September 1836.
Von seiner Freundin A. W.
(Antonie Wagner.)

ziert es.

In Gutenſtein befindet ſich ſein Grab, wie er es gewünſcht, denn in ſeinem „Gedicht an Gutenſtein," geſchrieben am 1. Mai 1827, heißt es ausdrücklich:

— — — — — — — —
— — — — — — — —
„Und ſchließt mich einſt die Kunſt aus ihrem Tempel aus,
„Verbirg mein graues Haupt in deinem grünen Haus,
„Dann mag ſich meine Lebensſonne neigen,
„Dann will ich in dein kühles Brautbett ſteigen,
„In deinem Schooſe ruhe mein Gebein
„Mein Grabmal ſei in Gutenſtein!"

Zum Schluſſe unſeres Romanes, in welchem wir auch den Charakter, die Eigenthümlichkeiten, die Begegniſſe des vielbewunderten Dichters und Schauſpielers mit großer Treue und Wahrheit zu ſchildern bemüht waren, führen wir noch an, was einer ſeiner beſten Beurtheiler im „Morgenblatte" Dr. Vogl über ihn geſchrieben. Dort heißt es:

Solche Menſchen, wie Raimund war, dürfen nicht mit dem Zollſtabe der Alltäglichkeit gemeſſen werden, und kein Filiſter hat das Recht, ſeine winzige Individualität als Tipus für die Menſchheit aufzuſtellen. Wenn wir übrigens mit wehmüthiger Rührung Raimunds freudenleeres Leben, ſein Dulden und Kämpfen betrachten, müſſen wir uns doch damit tröſten, daß wir vielleicht gerade dieſen Duldungen und Leiden die Entſtehung ſeiner herrlichen Dichtungen verdanken, denn v. Holtei ſingt eben ſo ſchön als wahr:

Wie aus der Muſchel, wo ſie leidet
Tief in des Meeres Thränenſchoos
Sich die begehrte Perle ſcheidet,
Macht ſich das Lied vom Dichter los,
In wunder Bruſt empfangen,
Von Thränen angeſchwellt;
Dann täuſcht's mit rothen Wangen
Entzückend alle Welt!

Ende des Romans.

Wien vor zwanzig Jahren,

oder:

Baron Rothſchild und die Tiſchlerstochter

Roman

von

Adolf Bäuerle,

Verfaſſer der »Thereſe Krones«.

Erſter Theil.

Peſt, Wien und Leipzig, 1855.
Hartleben's Verlags-Expedition.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Erſtes Capitel.

Baron Rothſchild und die Tiſchlerstochter.

Es ſind über zwanzig Jahre ſeit nachſtehende Begebenheit ſich zugetragen.

Es war an einem Feiertage im Monat September.

Eine Menge von Equipagen fuhr in das Hotel zum römiſchen Kaiſer auf der Freiung. Dort wohnte in der zweiten Etage Baron Salomon Rothſchild.

Der Baron gab ein großes Diner. Hiezu hatte er viele ſeiner Freunde eingeladen.

Es ſchlug vier Uhr und noch waren ſeine Gäſte nicht alle verſammelt.

Der Baron ſtand am Fenſter, und warf zeitweiſe einen Blick nach der Straße.

Gegenüber, am gräflich Schönbornſchen Hauſe, befand ſich ein junges, anſtändig und geſchmackvoll gekleidetes Mädchen.

Das Mädchen bemerkte den Baron am Fenſter. — Er blickte zufällig nach dem lieblichen Kinde, und dieſes nickte ihm freundlich zu, legte die Hände bittend zuſammen, und gab dem Baron deutlich zu verſtehen, daß es mit ihm ſprechen wolle.

Der Baron ſtutzte.

Das Mädchen winkte immer wieder mit dem Kopfe, und wiederholte ſeine Zeichenſprache.

»Doctor,« ſagte der Baron zu einem ſeiner Freunde, »treten Sie doch hieher zu mir ans Fenſter. Sehen Sie dahin, am Schönborn'ſchen Hauſe befindet ſich ein junges Frauenzimmer, daß telegraphirt unaufhörlich zu mir herauf. — Ich glaube wenigſtens, daß die Zeichen dieſes Frauenzimmers mir gelten! — Das Kind will mich ſprechen! — *Sehen Sie doch, wieder winkt es mit dem Kopfe,* und macht die Pantomime des Bittens. — Doctor, lieber Doctor, gehen Sie doch hinunter zu dem Mädchen, und fragen Sie es, ob ihre Zeichen wirklich mir gelten, und was es von mir will.«

»Warum ſollen die Zeichen dieſer Unbekannten Ihnen nicht gelten? Sind Sie doch eben ſo reich als großmüthig!« verſetzte der Doctor.

»Ohne alle Bemerkungen! Gehen Sie, lieber Doctor, ſchnell zu dem Mädchen!«

Der Doctor ging und ſprach mit dem Mädchem; hierauf eilte er zu dem Baron zurück und meldete:

»Die Kleine will in der That mit Ihnen ſprechen. Sie war, wie ſie mir ſagte, ſchon ſechsmal in Ihrem Vorzimmer, und immer hat ſie der Kammerdiener abgewieſen. Es blieb ihr nun nichts übrig, als durch Zeichen mit Ihnen zu reden. Sie verſichert, ſie ſei keine Bettlerin, ſie bedürfe keiner Unterſtützung. Sie habe ein ganz anderes Anliegen, und der edle Baron werde ihr Anliegen hören und ihren Bitten Gewährung ſchenken.«

»Das Mädchen macht mich neugierig,« ſagte der Baron. »Sie haben es doch ſogleich mitgebracht?«

»Das Mädchen befindet ſich im Vorzimmer, dem mißgünſtigen Kammerdiener zum Trotze.«

»Laſſen Sie es eintreten.«

Das allerliebſte Kind trat ein.

Als das Mädchen die vielen Herren ſah — bebte es ſcheu zurück, wurde über und über roth und ergriff die Thürklinke.

»Erſchrecken Sie nicht,« redete der Baron die Kleine an. »Sie wollen mich ſprechen? Reden Sie ungeſcheut; dieſe Herren ſind lauter gute Freunde.«

Das Mädchen ſprach nicht.

»Es iſt wohl ein Geheimniß?«

Das Mädchen nickte mit dem Kopfe.

»Wenn es ein Geheimniß iſt, mein Kind, dann taugt freilich meine Geſellſchaft nicht dazu. Kommen Sie in mein Bureau und ſchütten Sie Ihr Herz vor mir aus.«

Der Baron nahm die Kleine liebreich bei der Hand und führte ſie in ſein Bureau.

»Ach, Herr Baron, Sie ſind gut, das ſehe ich ſchon aus der Weiſe, wie Sie mir entgegenkommen. Ich faſſe Muth, aber Sie dürfen mir meine Bitte nicht abſchlagen.«

»Was der Baron Rothſchild erfüllen kann, das erfüllt er gewiß, ſeien Sie davon im Voraus überzeugt.«

»Sie können es! Sie können es!« erwiederte die Kleine. »Hören Sie mich nur an, aber ich muß viel mit Ihnen reden.

»Ich heiße Marie Schindler. Ich bin eine Tiſchlerstochter. Mein Vater iſt ein reicher Bürger, beſitzt vier Häuſer in der Vorſtadt, ich bin ſein einziges Kind und doch ſehr unglücklich.«

»Unglücklich?«

»Ja, ja, unglücklich! ſehr unglücklich! — Ich bin achtzehn Jahre alt und — ich weiß nicht, wie das geſchehen iſt — ganz außerordentlich verliebt.«

»Da müſſen Sie den, den Sie ſo ſehr lieben, heirathen.«

»Das iſt's eben! Der Vater will nicht, weil mein Georg ein armer Teufel iſt, aber was macht denn dies? Mein Vater hat Geld, ſehr viel Geld, zu was braucht denn mein Georg Geld?«

»Wer iſt denn der Monſieur Georg?«

»Nun, wer kann er denn ſein? ein Tiſchlergeſelle iſt er, aber geſchickt und brav, und gut, wie Sie, Herr Baron, nur jünger und nicht ſo reich wie Sie!«

»Was ſoll ich thun? Soll ich dem guten Georg Geld geben?«

»Gott bewahre! das wäre Bettelei, dies würde ſeinen Stolz beleidigen und den meinigen.«

»Was alſo denn?«

»Seine Geſchicklichkeit ſollen Sie in Anſpruch nehmen. — Ich will es Ihnen nur kurz ſagen, mein Georg iſt der berühmte Menſch, der die Holzmoſaik ſo meiſterhaft anfertigt. Er iſt der talentvolle Georg, der Blumen ins Holz macht, wie ſie in den Glashäuſern nicht ſchöner wachſen. Von dem berühmten Tiſch mit dem blühenden Bouquet, der in der kaiſerlichen Burg ſich befindet, werden Sie ſchon gehört haben? Dieſen Tiſch hat mein Georg gemacht. Sie müſſen dieſen Tiſch geſehen haben! Gewiß, Sie haben ihn geſehen! Sie kommen ja auch in die Burg. Mein Vater ſagt, Sie kämen ſogar zum Kaiſer!«

»Den Tiſch habe ich wirklich geſehen. Das Bouquet in Holzmoſaik iſt ein Meiſterſtück; ich hielt es für eine Arbeit aus Paris.«

„Ei was aus Paris! Mein Georg beſchämt alle Pariſer. Wir haben in Wien auch geſchickte Leute, und mein Georg iſt der geſchickteſte.“

„Was ſoll ich mit dieſem geſchickten Georg anfangen?“

„Hören Sie, Herr Baron, was ich mir ausgeſonnen habe. — Mein Vater hat den Georg, weil mein Vater hinter unſer Liebesverhältniß kam, abgedankt. — Am nächſten Samſtage muß er unſer Haus verlaſſen. Geſchieht dies, ſo thue ich mir ein Leid an. Herr Baron, Herr Baron, dies müſſen Sie verhüten.“

„Recht gerne! Aber wie? Ich kenne Ihren Vater nicht, und wenn ich ihn kennte, ſo hätte ich kein Recht, mich in ſeine Familienangelegenheiten zu miſchen.“

„Das wäre auch nicht gut; ſo große Stücke mein Vater auf Sie hält, ſo ließe er ſich doch nichts einreden. Die Sache muß pfiffiger angepackt werden!“

„Ich bin dabei,“ verſetzte Baron Rothſchild und lachte.

„Hören Sie mich! — Sie müſſen einen eben ſo kunſtreichen Tiſch beſtellen, wie man bei Hofe beſitzt; Sie müſſen meinen Vater kommen laſſen und ihm ſagen, Sie hätten gehört, er, der Vater, hätte den Tiſch gemacht, und Sie wünſchten einen eben ſo ſchönen Tiſch, wo möglich einen noch ſchöneren.“

„Das will ich ſehr gerne!“

„Geduld, Herr Baron, damit iſt's noch nicht zu Ende.“

„Sagen Sie mir Alles, ich werde mich ganz genau darnach richten,“ erwiederte der Baron unter fortwährendem Lächeln.

„Wenn mein Vater den Auftrag erhält, Ihnen einen ſolchen Tiſch anzufertigen, wird er in nicht geringe Verlegenheit kommen. Er hat das ſein Leben lang nicht gelernt, was mein Georg gelernt hat; einen Tiſch kann mein Vater wohl zu Wege bringen, aber die Blumen darauf, die prächtigen Blumen, die Holzmoſaik — davon hat mein Vater keine blaſſe Idee! — Nun muß er meinen Georg in der Arbeit behalten, natürlich, ſonſt könnte er ja Ihrer Beſtellung nicht genügen, und bleibt mein Georg nur erſt wieder im Hauſe, ſo ſind wir ſchon geborgen.«

»Gut, mein Kind, den Tiſch will ich beſtellen. Geben Sie mir nur die Adreſſe von Ihrem Vater.«

»Ich habe ſie mitgebracht.«

»Aber, wenn dieſer Tiſch nun fertig und abgeliefert wird, und Ihr Vater ſchickt den Georg dann wieder fort?«

»O, das dauert drei Monate, bis ein ſolcher Tiſch vollendet iſt — und iſt er auch vollendet, ſo kann Ihnen das keinen Kummer machen, Herr Baron; Sie beſtellen flugs noch einen Tiſch, und wieder einen, und noch einen.«

»Da bekäme ich ja eine ganze Tiſch-Niederlage in's Haus.«

»Da weiß ich wieder Rath! Man erzählt von Ihnen, daß Sie gerne werthvolle Geſchenke machen. Hier haben Sie die beſte Gelegenheit, Sie verſchenken alle Tiſche, welche Sie beſtellen; etwas Schöneres können Sie gar nicht verſchenken.«

Der Baron lachte noch mehr.

»Es ſoll mir auf ein Dutzend ſolcher Tiſche nicht ankommen!« erwiederte der Baron. — »Nun, mein Kind, können Sie mich voll Beruhigung verlaſſen. Ich habe Gäſte. Ich muß zu meiner Geſellſchaft.«

»Ich gehe, Herr Baron, und danke Ihnen herzlich für Ihre gütige Aufnahme und wohlwollende Zuſage. Ein Duzend Tiſche wollen Sie anfertigen laſſen? Nun, da ſieht man's recht, daß Sie nicht geizig, nicht knauſeriſch, nicht knickeriſch ſind!«

Ein Baron Rothſchild geizig, knauſeriſch, knickeriſch! Das wäre ja ein Schandfleck für das Haus!

Zweites Capitel.

Vielleicht eine Abenteuerin.

Im Jänner 1833 wohnte in Wien, auf der Freiung, eine junge Dame von ausgezeichneter Schönheit. Sie hatte ihre Mutter im Geleite, eine Kammerjungfer und einen alten mürriſchen Bedienten.

Sie mußte wohl ſehr reich ſein, denn es fiel in der Nachbarſchaft ungemein auf, daß weder die Mutter, die Kammerjungfer, noch der Bediente je Etwas einkauften, ohne eine Tauſend-Gulden-Banknote hinzugeben. Oft ſetzten ſie die Kaufleute in nicht geringe Verlegenheit, welche nicht immer im Stande waren, ſolche große Banknoten in kleinere umzuſetzen.

Die vielen Tauſend-Gulden-Banknoten erregten große Aufmerkſamkeit, und ein mißtrauiſcher Specereihändler lief eines Tages mit einer ſolchen in die Bank, die Note prüfen zu laſſen.

Allein der Bankzettel war echt, ſo wie alle die »Tauſender« echt waren, welche von dieſer Dame herrührten. Schnell erzählte man ſich, eine der reichſten Erbinnen aus Frankfurt am Main befinde ſich in Wien, eine Iſraelitin, und ſie ſei nur nach Wien gereiſt, um ſich hier taufen zu laſſen und dann eine annehmbare Partie zu finden.

Eine Unzahl junger und alter Herren ſpeculirten ſogleich auf die ſchöne Iſraelitin. Reich, ſchön, jung, höchſt liebenswürdig, fein gebildet und im Beſitze des makelloſeſten Rufes, außerdem mit den ſeltenſten Kenntniſſen geſchmückt; ſie ſprach franzöſiſch, italieniſch, engliſch, deutſch, ja ſogar ſpaniſch und ungariſch. Ueberdies ſang ſie vollendet, wie die Sonntag, ſpielte Clavier, daß Liszt hätte ihr Schüler ſein können, und war Virtuoſin auf der Harfe. Wer hätte von einem ſolchen Weſen nicht bezaubert ſein ſollen!

Ihr vorgeſtellt zu werden, gehörte zu den größten Auszeichnungen, die ein Sterblicher wünſchen mochte, ihren Salon beſuchen zu dürfen, zu den glänzendſten Errungenſchaften für ein, für Schönheit und Tugend, für die höchſte Intelligenz und Bildung ſchwärmendes Männerherz.

Theolinde Süßmann machte ein großes Haus. Faſt täglich empfing ſie Geſellſchaft. An jedem Dinſtage und Sonnabende gab ſie große Soiréen. Theolinde Süßmann war mit einem Worte ein Engel und ganz Wien ſprach von ihr.

Nur Eins fiel auf. Wer immer von Frankfurt nach Wien kam, hatte nie von ihr gehört, nie ſie in Frankfurt geſehen. Im Hauſe Rothſchild wurde häufig nach ihr Anfrage geſtellt. Man hatte ihren Namen nie vernommen.

»Wohl eine Abenteuerin!« meinte ein junger Frankfurter, »und eine Abenteuerin, die ſich mit dem Scheine der Solidität umgibt.«

Der junge Frankfurter, der dem Hauſe Rothſchild empfohlen war, und ſo geſprochen, nahm ſich vor, der Schönen nachzuforſchen.

Vor Allem bemühte er ſich, in die Cirkel der holden Theolinde eingeführt zu werden, aber er bemühte ſich vergebens.

»Eine Jüdin iſt ſie nicht!« ſprach er eines Tages zu ſeinen Freunden. »In vier Wochen werde ich wiſſen, was ſie noch ferner nicht iſt! Ich mache eine Wette, daß ich in vier Wochen genau weiß, wer Wien myſtificirt.«

»Du? Ein Fremder?« warf einer ſeiner Freunde ein.

»Ja, ich, der Fremde, bekomme es heraus. Derlei Dingen auf den Grund zu kommen, gehört zu meinen Paſſionen. Laßt mich nur machen, Ihr werdet mit mir zufrieden ſein!«

Drittes Capitel.

Ein Mord.

»Da bringen ſie ihn! da iſt er! Platz für die Träger!«

»Zurück, Ihr Leute! Ihr könnt ihn ja doch nicht ſehen!

»Und dankt dem Himmel, daß Ihr ihn nicht ſehen könnt! Seine entſetzliche Geſtalt würde Euch nicht mehr aus dem Gedächtniß kommen!«

So ſchrien Volk und Einzelne bunt unter einander, als man den blutigen Leichnam eines jungen Kaufmanns nach der Leichenkammer des Univerſalſpitals trug.

Halb Wien war auf den Beinen, um wenigſtens das Haus zu betrachten, in welchem ein ſo gräßlicher Mord geſchehen war.

Die Träger drangen mit dem Leichnam durch die Menſchengruppen.

Eine Unzahl von Gaffern zog ihnen nach.

Der Unglückliche war am früheſten Morgen ermordet worden.

Zu der Zeit, in welcher die That geſchehen, wird in Wien kein Hausthor geöffnet. Der Hausmeiſter mußte alſo wiſſen, wen er in den erſten Morgenſtunden ein- und ausgelaſſen hatte.

Der Hausmeiſter wollte bis Morgens feſt geſchlafen haben. Er ſagte aus, daß um vier Uhr Jemand heftig an der Hausglocke gezogen. Er ſei aufgeſtanden, um zu öffnen, hätte jedoch Niemand bemerkt. Er dachte, ein Spaßvogel, der vorübergegangen, hätte ihn geneckt. Derlei paſſirt den Hausmeiſtern in Wien häufig. Der Hausmeiſter verſicherte das Thor wieder geſchloſſen, und ſich abermals zur Ruhe begeben zu haben. Kaum hätte er ſich aber in ſein warmes Bett gehüllt, ſo ſei noch heftiger angeläutet worden. Er ſei wieder aufgeſtanden, habe wieder geöffnet und wieder Niemand bemerkt. Derſelbe Spaß hätte ſich noch einmal wiederholt. Nun habe der Hausmeiſter, da es mittlerweile fünf Uhr geworden, das Thor offen gelaſſen, um den Neckereien ein Ende zu machen. Dieſen Moment müſſe der Mörder benützt haben und in das Haus geſchlüpft ſein.

Man hielt dieſe Ausſage für eine verdächtige und zog den Hausmeiſter ein.

Seine Verhaftung wurde vom Volke erwartet. Seine Ablieferung in das Gerichtshaus machte das Gedränge nur noch dichter.

Es bildeten ſich noch mehrere Gruppen in der Straße, in welcher der Mord geſchehen, und in den Nebengaſſen und auf den Plätzen.

»Es iſt unbegreiflich,« ſagte ein Mann, »daß wenn auch der Hausmeiſter der Mörder geweſen, wie er in das Zimmer Wagmann's gelangte. Man weiß doch welch' ein Sonderling der unglückliche Kaufmann war. Er ließ Niemanden ein, nicht ſeinen beſten Freund. Wenn des Morgens nicht ſchon das ganze Haus lebendig geworden, durfte nicht einmal der Kleiderputzer ſein Zimmer betreten.«

»Der Kleiderputzer war der Thäter!« rief ein Anderer aus den Verſammelten.

»Ja, ja, der Kleiderputzer!« wiederholten die übrigen Gruppen.

»Ich ſpeiſte täglich im Gaſthofe »zum Lamm« mit ihm,« ſetzte der Erſtere der Verſammelten bei: »ich kannte ihn genau, Wagmann« (ſo hieß der Ermordete) war ein wunderlicher Menſch. Er hatte Eigenheiten, die oft lächerlich erſchienen. Wenn ihm ein Leichenwagen begegnete, wurde er blaß wie ein Todter, und lief ſo ſchnell als er es vermochte in eine Nebenſtraße. Vom Sterben durfte Niemand mit ihm reden. Einmal ſagte er, es ſei ihm prophezeit worden, er werde von verruchter Hand fallen, daher kam auch ſeine Todesfurcht, wenn er allein war. Er ging nie des Nachts ohne Begleitung ſeiner Freunde über die Straße, und betrat er ſeine Wohnung, ſo verriegelte und verſperrte er alle Thüren.«

»Und er war ein Mann von bedeutendem Vermögen,« ſprach ein Zweiter aus der Gruppe. »Ich weiß, daß er vom Hauſe aus reich war. Er hat auch vor zwei Jahren das große Loos gewonnen.«

»Dieſes läugnete er immer, wenn er darüber befragt wurde.«

»Wieder aus Angſt, er möchte beraubt und ermordet werden.«

»Und doch fiel er als Opfer eines Raubmordes,« rief ein Dritter.

»Glauben Sie dies nicht.« fiel ein Vierter ein. »Wagmann endete durch die Streiche eines Nebenbuhlers. Es fehlt ja nicht ein Heller von ſeinem Vermögen. Haben Sie denn nicht gehört, daß er Bräutigam war? Am nächſten Sonntage hätte er getraut werden ſollen. Seine Braut iſt ſchön wie ein Engel, und hatte früher ſchon manchem Manne den Kopf verrückt. Geben Sie Acht, mein Herren, wenn man unter den Anbetern der ſchönen Marie herumſucht, man findet den Thäter.«

»Ei! was Sie reden!« entgegnete der Erſte aus den Verſammelten. »Ein Raubmord wurde an Wagmann begangen. Es fehlt ja ſein Portefeuille und es fehlen ſeine koſtbaren Ringe, und eine Nadel mit einem koſtbaren Solitär wird vermißt und weiß Gott was noch mangelt.«

»Ein Nebenbuhler hat ihn getödtet, ſage ich,« verſetzte der, welcher dies ſchon einmal behauptete. »Es wird ſchon an den Tag kommen!«

Mit dieſen Worten verließ derjenige, der zuletzt geſprochen, die Gruppe.

Die Uebrigen ſprachen noch Vieles, dann entfernten ſie ſich; aber der Mann, der von dem Nebenbuhler geſprochen, war indeſſen zu einer andern Gruppe getreten und ſprach auch dort ſeine Vermuthungen aus.

Da kam Einer aus dem Hauſe, in welchem Wagmann wohnte. Er war ſein Nachbar. Dieſer Nachbar ſah ganz verſtört aus.

Einer, der ihn kannte, rief ihn beim Namen. »Herr Sehring,« rief er, — »Sie wohnen ja dem Unglücklichen gegenüber — erzählen Sie uns doch auch Etwas!«

»Ach laſſen Sie mich,« antwortet Sehring. »Der Schreck ſteckt mir noch in allen Gliedern. Als der Kleiderputzer zu Wagmann kam und ihm dieſer auf vieles Klopfen nicht die Thüre öffnete, da wandte er ſich an meine Köchin und fragte ſie, ob ſie nicht wiſſe, wohin ſein Herr ſo früh gegangen? — — Dieſe antwortete, daß ſie ſeinen Herrn mit keinem Blicke geſehen. — Da ſtieß der Kleiderputzer den kleinen Eiſenverſchluß an der Hausthüre auf, welcher eine Oeffnung deckte, um durch dieſe die Perſon zu bemerken, welche etwa geklopft oder angeläutet hatte. Der Zimmerputzer that kaum einen Blick in die Wohnung, ſo ſtieß er einen Schrei aus. »Jeſus, Maria, Joſeph!« rief er, »da drin liegt mein Herr in ſeinem Blute. Heiliger Gott! Er iſt ermordet worden!« — Die Köchin ſah auch durch die Lücke und ſchrie noch entſetzlicher. Ich wurde gerufen. Ich ſchickte ſogleich nach der Polizei. — Die Polizei kam ſo ſchnell wie die Windsbraut. Ein Schloſſer wurde geholt. Ich ging mit den beiden Commiſſären und ihren Amtsdienern in die Wohnung. Mittlerweile wurde auch ein Wundarzt gerufen. Da lag Wagmann im Hemde. Er hatte keine Kleider an. Man ſah, daß er Jemand, der ihn geweckt, ſelbſt die Hausthüre geöffnet, und ſich wahrſcheinlich wieder zu Bette begeben wollte. Allein der Mörder hatte ihm hiezu, wie es ſchien, nicht Zeit gelaſſen, ſondern ihm ſogleich einen Hieb, allem Vermuthen nach, mit einem großen Jagdmeſſer oder Hirſchfänger gegeben. Wagmann ſtürzte auf das Geſicht, wie man bemerken konnte, und von rückwärts hat ihm der Mörder, dem Anſchein nach, die ſchreckliche Waffe durch die linke Seite in den Leib geſtoßen. Der Mörder hatte es aufs Herz berechnet und nicht fehl getroffen. Nun ſuchte man nach den Habſeligkeiten, aber Niemand weiß, was Wagmann eigentlich beſeſſen. Alles Geld konnte der Mörder nicht gefunden haben, weil der Kleiderputzer ausſagte, daß Wagwann Tags vorher ſich geäußert, er ſei recht vergnügt, d ein fremdes bei ihm liegendes Capital von ihm abgeh worden. — Doch fehlte das Portefeuille des Unglückliche es fehlten ſeine Ringe und ein Solitär, — ſonſt wurde k Raub an ihm begangen.«

Der Mann, der einen Nebenbuhler als Thäter bezei nete, ſtand auch bei dieſer Gruppe, aber nun wa er nicht mehr ſeine Behauptung auszuſprechen.

»Wenn nur Wagmann's Bruder in Wien wäre,« ſa der Nachbar, »der iſt gewiß von den Vermögensumſtänd des Unglücklichen am beſten unterrichtet. Auch ſeine Bra könnte darüber Auskunft geben. Die Behörde hat an Bei geſchrieben, ſie müſſen ſchnell in Wien eintreffen. Der Br der iſt in Brünn; die Braut in Kornenburg. Beide m der Eilwagen bringen.«

Die Herren, welche dieſe Erzählung von dem Na bar Sehring erfahren, wurden davon ſo erſchüttert, d ſie nicht ferner mehr in den Berichterſtatter drangen.

Sie hatten des Entſetzlichen genug und gingen.

Aber was ſie von dem Nachbar gehört, das ging w ein Lauffeuer durch die Stadt. Jeder, welcher Zuhörer ſein Erzählung war, gab ſie, während er nach Hauſe ſich ve fügte, einem Dutzend von Bekannten zum Beſten.

Jeder dieſer wieder ſo vielen.

Jeder, der dieſe vervielfältigten Ausgaben zum B ſten gab, wollte ſie ſelbſt von Sehring, dem Nachbar, g hört haben, ſo daß bis Mittag wenigſtens hunderttau ſend Menſchen den nämlichen Bericht erſtatteten, und al mit dem Bemerken: Sehring, mein Freund, der Nachba der erſte Entdecker der Unthat, erzählte mir dies.

Der gute Sehring, ein einfacher ſtiller Mann, der zurückgezogen lebte, den kaum ſeine Mitbewohner im eigenen Hauſe genau kannten, hatte auf einmal hunderttauſend Freunde, die ſeinen Namen ausposaunten und beiſetzten, „dieſem Ehrenmanne kann man glauben, er weiß die Umſtände genau!“

Viertes Capitel.

Ein Verdächtiger.

In einem Wirthshauſe auf der Wieden, beim „goldenen Dachel,“ ging es an demſelben Tage recht luſtig her.

Ein junger Menſch, der Sohn eines Fleiſchermeiſters vom Lande, von dem man ſonſt nichts wußte, als daß er zeitweiſe kein Geld hatte und dem Kellner ſchuldig blieb, kam auf einmal mit einer vollen Brieftaſche.

Er hatte ſich ganz neu gekleidet, ſogar ſein Hemd war neu, noch ganz ſo wie man es bei einem ſogenannten Pfaidler kauft, der am liebſten die Leinwand, wie ſie von dem Weber kommt, beläßt, ohne ſie waſchen zu laſſen!

Dieſer junge Menſch kam in die Wirthsſtube und rief ſo laut, daß es alle Gäſte hören konnten:

„Endlich iſt Geld angekommen, Herr Wirth, ich bezahle jetzt meine Schulden, und Gott ſei Dank, ich habe ſo viel, daß ich vor Jahr und Tag nicht nöthig habe, einen Heller aufſchreiben zu laſſen.“

„Das iſt ſchön,“ ſagte der Wirth, „da können Sie auch ſo lange Ihr Zimmer im erſten Stocke behalten, als Sie wollen. Es wäre mir bald zu lang geworden, daher müſſen Sie ſchon verzeihen, daß ich Ihnen geſtern das Zimmer kündigte und Ihre Koffer in mein Magazin transportiren ließ.«

»Kleinigkeit!« entgegnete der Metzgersſohn vom Lande der ſich gerne Herr von Schnaub nennen ließ. »Nun marſchiren meine Koffer wieder zu mir zurück. Ich hätte die Kleider, welche darin ſind, ohnehin nicht mehr gebraucht — da ſehen Sie her, Alles neu, Alles von Gunkel! Dieſen Frack kann ein Prinz tragen — dieſes Beinkleid vom feinſten Tuche, dieſes Gilet mit Seide geſtickt, dieſer Ueberrock mit Croiſée gefüttert, dieſer Hut von Hardmuth, und noch ſchönere Sachen kommen nach. 1000 fl. habe ich heute ſchon in der Stadt ſitzen laſſen, eine Uhr mit goldener Kette habe ich mir auch gekauft, und eine goldene Doſe von Nr. 3 Gold! Zwar ſchnupfe ich nicht — aber es iſt doch nobel, wenn man ſo etwas Werthvolles aus dem Sack zieht.«

Dabei klopfte er auf den Deckel ſeiner Doſe und wartete im ganzen Zimmer Jedem mit Spaniol auf.

»Der Herr Vater hat alſo ſeine Caſſa aufgeſchloſſen?« fragte der Wirth.

»Laſſen wir das!« ſagte Herr von Schnaub; »ich habe Geld, und weiß, daß es mir jetzt nicht mehr ausgehen wird.«

»Aber heute Nacht,« warf der Kellner ein, »haben Sie doch unſer Gaſthaus nicht beſucht. Ihr Bett blieb leer.«

»Ja,« warf der junge Fleiſchersſohn leichtfertig hin, »ich ſchlief in einem andern Wirthshauſe. Ich läugne nicht, daß ich mich nach der geſchehenen Pfändung meiner Koffer geſchämt habe, hieher zu kommen. Du haſt mir auch geſagt,« wendete er ſich an den Kellner, »daß Du mir kein Seitel Wein mehr borgen würdeſt; da mußte ich denn an einen andern Ort wandern, um nicht zu verdurſten. Und nun

Wein her! Heute ſind alle dieſe Herren meine Gäſte, und was ſie Mittags und Abends verzehren, das geht auf meine Rechnung! Ich bin beſonders fidel, weil man heute Morgen einen Menſchen todtgefunden hat, der mein ärgſter Feind war — der mich um meine erſte und einzige Liebe gebracht hat. — Es iſt grauſam, wie man ihn ermordete, mitten durchs Herz — aber mich hat er auch mitten durchs Herz geſtochen, als er mir meine Marie abwendig machte, als er mich einen Lumpen nannte — da liegt er nun draußen im Spital mauſetodt — der Lump aber lebt und iſt kreuzwohlauf!«

»Erlauben Sie, Herr von Schnaub,« nahm jetzt ein alter Herr von einer Tiſchgeſellſchaft, die ſich täglich im »goldenen Dachel« einfand, das Wort, »es iſt doch zu abſcheulich, wie Sie von dieſem erſchütternden Vorfall ſprechen. Ich will Ihnen zugeben, daß wenn Ihnen Wagmann eine Geliebte entriſſen hat, Sie ihn nicht beweinen werden, aber in einer ſolchen Weiſe eine Sache zu berühren, die in ganz Wien mit der tiefſten Betrübniß vernommen und mit Entrüſtung beſprochen wird, iſt doch gar zu lieblos! — Trinken Sie daher Ihren Wein nur ſelbſt! Wer mit ſo rohem Triumph eine ruchloſe Unthat, an einem rechtſchaffenen Menſchen verübt, berühren kann, mit dem mag ich keine Flaſche leeren.«

»Nun ſo laſſen Sie's bleiben und trinken Sie meinen Wein nicht!« verſetzte der Fleiſcher. »Wenn ich Ihnen erzähle, was mir dieſer ſaubere Herr Wagmann ſeit zwei Jahren gethan hat, wie er nicht zufrieden war, daß ich meine Marie aufgeben, ſondern durch ſeine Bosheit veranlaßt, noch mein väterliches Haus und den Ort, wo ich geboren, verlaſſen mußte — da wird es ſehr darauf ankommen, ob Sie noch mit dem rechtſchaffenen Mann trinken würden, wenn er gleich mit ſeinem ganzen Reichthum lebendig zur Thüre herein käme.«

»Alſo war er wirklich ſehr reich?« fragte Einer, der von dem vorgeſetzten Weine trank, ohne ſich um die Anſichten des ältern Herrn, der erſt geſprochen, zu kümmern.

»Sehr reich, ſag ich Ihnen — durch ſein Geld iſt es ihm auch gelungen mich zu ſtürzen. Sie wiſſen ja, wer Geld hat, iſt ſolid — wer Geld hat, dem glaubt man Alles, und wer keines hat, muß ein Lump ſein, ſo urtheilen die Menſchen. Und ſo haben ihm auch der Bürgermeiſter in meinem Orte, meine Eltern und ſelbſt meine Marie geglaubt. Doch ich kann mir nicht helfen, Gott hat gerichtet zwiſchen mir und ihm! So! jetzt iſt's heraus, jetzt rede ich nichts mehr. Ich will den alten Herrn hier nicht böſe machen.«

»Aber vielleicht ſöhnt ſich Ihre Marie jetzt wieder mit Ihnen aus.«

»Die? darauf wett' ich, daß dieſes geſchieht — zwar hat ihr der Wagmann 40000 fl. als Erbe beſtimmt — aber das macht nichts. Sie wird doch nicht ſtolz ſein. Ich habe jetzt auch Geld — ſehr viel Geld — Morgen reiſe ich nach Hauſe, und ſtelle mich meiner Marie vor. Sie muß nun mein werden. Sie mag wollen oder nicht! da wird ſich's dann ſchon zeigen.«

Die Geſellſchaft ſchritt nun zum Trinken, und trank viel. Nur der alte Herr trank nichts und verwendete kein Auge von dem jungen Menſchen.

Fünftes Capitel.

Baron Rothſchild und der Tiſchlermeiſter.

Baron Rothſchild gedachte des Verſprechens, das er der ſchönen Marie gegeben.

Er ließ ihren Vater zu ſich einladen.

Der alte Schindler erſchien pünktlich.

»Lieber Meiſter,« redete ihn der Baron an, »ich habe neulich in der kaiſerlichen Burg einen Tiſch mit eingelegten Blumen aus Holz geſehen, mit Blumen in Holzmoſaik, welche meine volle Bewunderung erhielten. Man hat mir geſagt, daß Sie der Künſtler ſind, welcher dieſe Blumen anfertigt. Ich bitte Sie nun, mir einen eben ſo ſchönen Tiſch zu liefern. Der Baron Rothſchild wird Ihnen dafür bezahlen, was Sie fordern.«

»Herr Baron,« verſetzte der Tiſchlermeiſter, »ich finde mich ſehr geehrt, daß Sie mich mit einem ſolchen Auftrage betrauen, ich muß ihn aber leider zurückweiſen; ich bin nicht im Stande, eine ähnliche Arbeit zu übernehmen.«

»Und weshalb?«

»Ja, da müßte ich viel erzählen und Sie langweilen, Herr Baron, am Ende aber doch darauf zurückkommen, daß ich nicht im Stande bin, eine ähnliche Arbeit zu übernehmen.«

»Wenn ich aber die Urſache wiſſen will?«

»Die Urſache liegt in allerlei Verhältniſſen.«

»Sie haben wahrſcheinlich verſprechen müſſen, zweites Exemplar zu ſchaffen?«

»Keineswegs!«

»Sie befürchten etwa, dieſes Kunſtwerk wäre mi theuer?«

»Was wäre dem Baron Salomon Rothſchil theuer, wenn er die Kunſt damit unterſtützen kann!

»Was iſt's alſo?«

»Muß ich es ſagen?«

»Ich erſuche Sie, es zu thun!«

»Ich habe dieſen Tiſch nicht ſelbſt gemacht.«

»Was liegt mir daran, wer ihn gemacht hat! Ihrer Werkſtätte iſt er hervorgegangen; an Sie ich mich wenden, um einen ähnlichen zu erhalten.«

»Dieſen Tiſch hat mein erſter Geſelle gemacht.«

»Gut, ſo ſoll er mir einen zweiten machen.«

»Mein erſter Geſelle iſt aber der letzte M in meinem Hauſe; er wird bald gar nicht mehr in nem Hauſe ſein. Am nächſten Samſtage ſind ſeine » zehn Tage« zu Ende. Am Samſtage entlaſſe ich ihn.

»Iſt er ein liederlicher Menſch?«

»Nein, er iſt ein braver, eben ſo geſchickter als ar ſamer Menſch, aber er muß fort.«

»Er war vielleicht im Gefühle ſeiner Geſchicklic vorlaut, hat ſich gegen Sie übernommen?«

»Gott bewahre! Er iſt faſt zu beſcheiden, aber .

»Nun?«

»Er hat meiner einzigen Tochter den Kopf verd und das kann ich nicht brauchen. Ich kann keinen Sch gerſohn annehmen, der nichts iſt, nichts hat, nichts zuweiſen verſteht, als das »Biſſel« Geſchicklichkeit, und ſonſt auch gar nichts.«

»Da kann ich nun nicht weiter in Sie dringen. — Ich muß abwarten, in welche Werkſtatt dieſer Geſelle kommt. Ich muß mich dann an jenen Meiſter wenden; freilich werde ich dann Jedermann ſagen müſſen, daß nicht Sie der Schöpfer des Kunſtwerks ſind, ſondern Ihr geweſener Geſelle, und daß man nun bei einem andern Meiſter ſolche Tiſche beſtellen könne.«

Dieſe Worte des Barons wirkten.

»Herr Baron,« fragte der Tiſchler, »müſſen Sie denn ein ſolches Möbel haben?«

»Ob ich es haben muß, lieber Meiſter, darauf kann ich Ihnen antworten, daß man nicht ſtirbt, wenn man es nicht hat; wenn aber alle meine Freunde, welche bei Hofe dieſes Meiſterſtück bewunderten, mir ſagen: »Wie kommt es, daß der kunſtſinnige Baron Rothſchild in ſolcher Künſtlerarbeit nichts beſitzt? der Baron Rothſchild, der ſo viel für fremde Kunſtſchöpfungen ausgibt, für einheimiſche aber nichts zu thun ſcheint,« dann muß ich einen ſolchen Tiſch mir anſchaffen. Dies meine Antwort.«

»Herr Baron,« erwiederte der Tiſchler, »Sie ſollen einen ſolchen Tiſch erhalten; Ihnen zu Liebe, aus Hochachtung für Sie, ſoll mein erſter Geſelle wieder in meinem Hauſe bleiben. — Ich muß aber dafür meine Marie aus dem Hauſe geben, — auf eine andere Art geht es nicht.«

Dem Baron kam dieſe Wendung ſehr unangenehm.

»Verwünſcht!« dachte er, »da wäre dem Mädchen nicht geholfen!«

Nach einer Pauſe ſagte er zu dem Meiſter:

»Ihr Kind wollen Sie aus dem Hauſe thun? Und das meinethalben? — Nein, lieber Meiſter, da behalten Sie Ihren Tiſch, jagen Sie Ihren geſchickten Geſellen fort. Mit ſolchen Geſchichten dürfen Sie mir nicht kommen!«

»Meine Tochter muß ja doch einmal aus dem Hauſe.«

»Aber meinetwegen nicht.«

»Wenn ſie heirathet, und heirathen wird ſie bald, ich habe ſchon einen Mann für ſie.«

»Den ſie liebt?«

»Das wird ſich finden!«

»Nein, das findet ſich nicht.«

»Es iſt ein reſpectabler Mann.«

»Was die Väter reſpectiren, reſpectiren nicht immer die Kinder! Die Töchter ſchon gar nicht, die haben ihre eigenen Köpfe.«

»Den Kopf meiner Marie werde ich brechen.«

»Und das Herz dazu? Endigen wir unſer Geſpräch, lieber Schindler, wir haben verſchiedene Anſichten. Eines Tiſches wegen, und wenn Sie ihn ſelbſt machten, möchte ich nicht der Störefried des häuslichen Glückes Ihrer guten Tochter ſein. — Ich bedauere, daß ich Ihnen die Zeit geraubt. Adieu, lieber Schindler!«

»Der Herr Baron ſind ungehalten?«

»Gewiß nicht!«

»Ich ſehe es Ihnen an, Ihre heitern, menſchenfreundlichen Züge ſind plötzlich ganz verändert.«

»Es wird vorüber gehen, lieber Meiſter.«

»Sie erhalten ja den Blumentiſch!«

»Unter ſolchen Bedingungen danke ich.«

»Der Geſelle Georg bleibt im Hauſe.«

»Das iſt mir ganz gleichgiltig!«

»Und meine Marie bleibt auch im Hauſe.«

»Das iſt etwas Anderes!« verſetzte der Baron.

»Aber Herr Baron, Sie müſſen mir eine Gegengefälligkeit erweiſen.«

»Eine Gegengefälligkeit, für was? Für eine Arbeit, die ich Ihnen bezahle, und höchſt ſplendid bezahle, oder eine Gegengefälligkeit dafür, daß ich wünſche, Sie möchten ein guter Vater ſein?«

»Nein, nein, ich habe mich ſchlecht ausgedrückt. Ich wollte ſagen, eine Gefälligkeit möchten mir der Herr Baron erzeigen, da ich jetzt das Glück habe, von Ihnen gekannt zu ſein.«

»Und dieſe Gefälligkeit beſteht?«

»In einer Auskunft, die mir Niemand beſſer geben kann als Sie. — Kennen Sie, Herr Baron, einen gewiſſen Meyer Hirſch? jetzt Hirſchmeyer geheißen.«

»Ich habe in meinem Leben noch nicht dieſen Namen nennen gehört.«

»Hirſchmeyer ſagt, er käme täglich zu Ihnen, er ſpeiſe bei Ihnen, und alle ſeine Geſchäfte mache er durch Sie.«

»Durch mich? Der Mann muß mindeſtens ein Prinz ſein, wenn er ſeine Geſchäfte durch mich machen läßt.«

»Aber er ſpeiſt doch in Ihrem Hauſe?«

»Hier im »römiſchen Kaiſer? Es iſt möglich! Im Erdgeſchoß iſt ein Wirthshaus.«

»Er behauptet, er habe ſein Geld bei Ihnen liegen.«

»Ich laſſe ihn erſuchen, er möchte es abholen laſſen.«

»Herr Baron, Sie werden ſich nicht an Jeden erinnern, der ſeine Capitalien bei Ihnen angelegt hat.«

»Sagen Sie mir, weßhalb fragen Sie denn mit ſolcher Aengſtlichkeit nach dieſem Hirſchmeyer oder Meyer Hirſch? — Iſt er ihnen etwas ſchuldig?«

»O nein! Aber ich bin ihm etwas ſchuldig. Ich habe ihm meine Tochter verſprochen.«

»O weh!«

»Er hat unmenſchlich viel Geld! Er kann mein Kind glücklich machen.«

»Glücklich? Ei da will ich mich doch nach ihm erkundigen.«

Der Baron zog die Glockenſchnur.

Ein Comptoiriſt erſchien.

»Kennen Sie einen Herrn Hirſchmeyer oder Meyer Hirſch?«

»Nein, Herr Baron.«

»Fragen Sie doch den Caſſier, — oder beſſer einen der Scottiſten, dieſe kennen ja ſo viele Leute, die ich nicht kenne.«

Der Comptoiriſt fragte nach.

In einigen Minuten kam er zurück und ſagte dem Baron einige Worte ganz leiſe.

Der Baron lachte.

»Herr Baron, Sie erſchrecken mich!« ſagte der Tiſchler

»Beſſer ich erſchrecke Sie,« erwiederte der Baron, »al es erſchreckt Sie Herr Hirſchmeyer.«

»Kann er mich erſchrecken?«

»Wenn Sie ihm Ihre Tochter zur Frau geben, gewiß Ich will nichts geſagt haben. Laſſen Sie ſich von dieſem Herrn (der Baron wies auf ſeinen Comptoiriſten) das Nähere mittheilen. Nur Eins ſage ich Ihnen, Geld hat Her

Meyer Hirſch in meinem Hauſe nicht liegen, an meiner Tafel ſpeiſt er nicht und ſeine Geſchäfte macht er nicht durch mich, ſeine Geſchäfte muß er ganz allein machen und auch ganz allein dafür einſtehen! Adieu, lieber Meiſter! Geben Sie Ihre Tochter lieber Ihrem Georg, der iſt doch brav, arbeitſam, geſchickt und beſcheiden, wie Sie ſelbſt ſagen. — Adieu, lieber Meiſter!«

Der Baron ging in ſein Bureau.

Schindler, ganz conſternirt, ging mit dem Comptoiriſten.

Sechstes Capitel.

Die Kartenlegerin.

In Margarethen, in der Gärtnergaſſe, befindet ſich ein kleines Haus. Darin wohnen ganz arme Leute. Wer ſchon von der Straße aus bemerken will, daß die Küchen daſelbſt wenig in Anſpruch genommen ſind, darf nur des Mittags oder Abends vorübergehen und er wird entdecken, daß die Schornſteine höchſt ſpärlich Rauch ausſtrömen. Die Stuben zeigen eben ſo von Noth und Dürftigkeit. Sie ſind nieder und feucht, die Fenſter ſo klein, die Scheiben ſo ſchmutzig und düſter, daß man Noth hat, des Nachts, wenn man vorüber kommt, Licht zu erblicken, und wenn auch ein Dutzend Kerzen dahinter brennen würden.

Deſſenungeachtet fuhren vor dieſem Hauſe doch Fiaker auf. Nicht der Beſitzerin wegen, von der man wußte, daß ſie wohlhabend ſei, da ſie auf Pfänder lieh, und den dürftigen Arbeitern aus der Umgegend, die bei ihr die wenigen Habſeligkeiten verſetzten, das Blut ausſaugte, nein, die

Miethwagen fuhren einer alten Kartenlegerin zu Liebe hieher, die ſelbſt von vielen reichen jungen Frauen und Mädchen beſucht wurde; die häßliche Sibylle mußte ihnen einen Blick in den Spiegel der Zukunft geſtatten.

Seit mehreren Monaten kam auch ein ganz ſtattlicher Mann zu der weiſſagenden Frau. Er ließ ſich immer aus den Karten prophezeien, honorirte ihre Orakelſprüche, ob angenehmer oder unangenehmer Art, ſtets mit einer Fünfgulden-Banknote, bezahlte auch noch mehr, wenn die Frau Aphra recht redſelig wurde, wenn ſie ihm von ihren Kunden erzählte, von den hübſchen Ehefrauen mit ihm plauderte, die über die Treue ihrer Liebhaber Auskunft verlangten oder erfahren wollten, ob ihre Gatten nicht Repreſſalien gebrauchten und etwa ebenfalls ein Liebchen beſäßen u. ſ. w.

Der reſpectable Herr hörte von ſolchen Dingen für ſein Leben gern, auch von den armen dürftigen Nachbarn und Nachbarinnen ließ er ſich gerne erzählen. Wenn er von ihrem Elend gerührt wurde, und dies geſchah häufig, ſo ſprang er oft in dem kleinem Hofe herum, klopfte an allen Thüren an, von welchen er hörte, daß ſie in die Höhlen des Kummers und des Elends führten, und ſtellte den Dürftigen einige Gulden zu.

Dies geſchah ſo oft, daß er in dieſem Hauſe als ein Retter in der größten Noth, als ein Engel des Himmels geprieſen wurde. Er bezahlte ſogar für eine unglückliche Familie, welche die habſüchtige Hausfrau, weil dieſe Familie den Zins nicht zu entrichten vermochte, auf die Straße werfen wollte, einige vierzig Gulden; dies machte die geizige Hausbeſitzerin auf ihn aufmerkſam, und ſie, die in ihrem Leben noch kein freundliches Geſicht gemacht, grinzte ihn an, und erlaubte der Kartenſchlägerin einen eiſernen Ofen zu ſetzen, ohne Zinserhöhung, weil ſie einen ſo »noblen Herrn« ins Haus gezogen.

Die Hausfrau wollte von der Kartenſchlägerin erfahren, wer denn der generöſe Herr ſei — aber dieſe wußte es ſelbſt nicht.

»Nun,« ſagte ſie eines Tages zur Mutter Aphra, »wenn ſie Verborgenes aufdecken kann, ſo ſchlage ſie mir auf, wer denn der Unbekannte iſt?«

»Ja, wenn ich das wüßte!« meinte Aphra, »aber ſo oft ich die Karten um Aufſchluß angehe — ſo liegt immer die verwünſchte Carreau-Sieben neben, über oder unter dem Herzkönig.«

»Nun — und die Carreau-Sieben?«

»Bedeutet ewig ein Geheimniß!«

»Wenn man nur des Unbekannten Geſicht ausnehmen könnte!«

»Das iſt es ja eben! Dieſer Mann beſitzt den größten Backen-, Schnurr- und Judenbart, den ich noch je an einem Menſchen geſehen!«

»Und Augengläſer trägt er auch!«

»Als ich ihn zum erſten Male ſah, glaubte ich, ein Hebräer komme zu mir; doch ein ſolcher kann er nicht ſein, erſtens ſpricht er nicht jüdiſch, zweitens erkundigte er ſich zu oft nach unſerm Herrn Pfarrer, und lobt ſeine Predigten. Ein Jude geht nicht in unſere Kirche.«

»Wo er wohl wohnen mag?«

»Dies hab' ich herausbekommen!«

»Auf welche Art denn?«

»Ich habe mir die Stadt als Coeur-Aß, die Wieden als Coeur-Zehn, die Leopoldſtadt als Carreau-Zehn und die Roßau als Treff-Aß gedacht. Nun hab' ich meine Karten gelegt und dreimal nacheinander iſt der Herz-König bei dem Treff-Aß, der Fremde alſo in der Roßau, gelegen.«

»In der Roßau wohnt er? Aber wo?«

»Auch das haben mir die Karten geſagt, nicht weit vom Waſſer in einem Wirthshaus.«

»Da könnte man nachfragen! Kommt er heute noch zu Ihnen?«

»Ich werde ſogleich ſehen, ob er mir ins Haus ſteht.«

Sie warf einen Blick in die Karten.

»Da haben wir ihn ſchon!« ſagte ſie. »Da iſt der Herz-König und das in's Haus. Was ſeh' ich? — da liegt das Carreau-Aß, das iſt ein Brief — oder ein Eckſtein — Victoria! die Herz-Sieben zeigt mir, daß er gerade über »das Eck« der Griesgaſſe geht. Er geht geſchwind, das ſehen Sie an dem »Pick-Achter,« den Duplirſchritt! — Herein! — Er hat geklopft; da iſt er ſchon!«

In der That trat der Fremde haſtigen Schrittes zur Thüre herein und ſtutzte nicht wenig, die Hausfrau hier zu finden.

»Ich ſtöre doch nicht,« ſprach er, »ich kann auch ein andermal kommen.«

»O nein,« verſetzte die Frau des Winkelverſatzamtes, »wir unterhielten uns gerade mit Ihnen. Frau Aphra iſt eine Teufelsfrau! Sie hat auf die Minute aus den Karten geleſen, wann Sie kommen. Sie hat geſehen, wie Sie über »das Eck der Griesgaſſe« ſchritten.«

»O ich weiß, daß Frau Aphra das beſte Orakel iſt. — Was ſie mir noch geſagt, iſt pünktlich in Erfüllung gegangen. Laſſen Sie ſich, liebe Hausfrau, immer auch die Karten von ihr legen — Sie werden nicht getäuſcht werden.«

»Ich aber will nicht läſtig ſein und mittlerweile noch ein Stündchen herumſpaziren.«

»In dieſer Jahreszeit?« entgegnete die Hausfrau.

»Ich ſcheue nicht Kälte und Froſt.«

»Ich werde mich entfernen,« ſprach die Hausfrau; »ich laſſe mir, um *mein* Schickſal zu wiſſen, *nie* die Karten aufſchlagen. Meine *Zukunft* kann ich erwarten; meine *Gegenwart* weiß ich ohnehin!«

Damit ging ſie.

»Ich wollte mir heute eigentlich nur aufſchlagen laſſen,« ſprach der Fremde, »ob mir nicht bald ein Brief aus Szegedin zukommen werde. Seit ſechs Monaten habe ich keine Nachricht vom Hauſe.«

»Sogleich werde ich mein Orakel fragen,« verſetzte Aphra.

Sie legte die Karten.

»O weh! o weh!« ſchrie ſie auf. »Welch ein Greuel zeigt ſich mir.«

»Sie erſchrecken mich!«

»Unglück über Unglück! Aus dieſen Karten leſe ich einen ganzen Roman, aber einen, von dem *Sie* ſich keine zweite Auflage wünſchen werden. O weh! Es kommt immer gräßlicher!«

Siebentes Capitel.

Die Soiréen der Frau von Blümlein.

Wir führen den Leſer in den Salon einer jungen Witwe. Sie nennt ſich Frau von Blümlein.

Frau von Blümlein war eine große Freundin und Beſchützerin der ſchönen Künſte. Alles was in Wien auf dem Theater, in Concertſälen gefiel, mußte ihren Salon beſuchen.

Es wurde bei ihr muſicirt, declamirt, geſungen und getanzt.

Frau von Blümlein ſelbſt declamirte allerliebſt, ſang auch vortrefflich, ſpielte das Clavier, tanzte die Cachucha ſo bezaubernd wie die Elßler, und war beſonders reizend, wenn ſie bei einem Tableau mit ihrer junoniſchen Geſtalt die Gattin Jupiters vorſtellte.

Die Tableaux, welche in dieſem Salon an der Tagesordnung waren, rangirte ein ehemaliger Tanzlehrer, in früheren Jahren Figurant des Kärntnerthor-Theaters, bewandert in der Mythologie und nicht ungeſchickt als Zeichner und Maler.

Der Salon der Frau von Blümlein war in vielen Beziehungen ſehr anziehend.

Es beſtand hier die Einrichtung, daß Jeder, welcher Zutritt fand, irgend eine Stadtneuigkeit zum Beſten geben mußte. Während Caffee und Thee ſervirt wurden, mußten die Stadt Wien und ihre vierunddreißig Vorſtädte

Stoff für allerlei Ereigniſſe bieten. Frau von Blümlein hörte für ihr Leben gerne auffallende Geſchichten, Vorfälle in häuslichen Cirkeln, Familienangelegenheiten, hörte gerne die Angelegenheiten guter, am liebſten aber ſchlimmer Art von bekannten Perſonen erzählen, und rapportirte irgend Jemand etwas von einem Manne, der auf Abwegen ging, oder von einer Frau, die ihren Ruf nicht beobachtete, ſo erfreute dies Frau Blümlein aufs Höchſte.

Es fehlte alſo an keinem Jour fix an zahlreichen pikanten Hiſtörchen.

Ein Journaliſt, der eine reiche Ausbeute aus Klatſchereien hätte erhalten wollen, würde in dem Salon der Frau von Blümlein ſeine Rechnung gefunden haben.

Frau von Blümlein wendete viel Geld an ihre Soiréen. Ihre Thees, ihre Spielcirkel waren ſehr gewählt, ihre Soupers ſehr fein, und gab ſie im Carneval zuweilen Bälle, oder in der warmen Jahreszeit Aſſembléen in Baden, wohin ſie jeden Sommer ſich verfügte, oder arrangirte ſie Landpartien, ſo boten dieſe das Höchſte, das man wünſchen konnte.

Frau von Blümlein war alſo ſehr reich?

Keineswegs, aber ſie hatte viele Gönner, die ſich bei ihr gerne unterhielten, und welchen es nicht darauf ankam, die ſchöne Frau bei ihren auserleſenen Unterhaltungen zu unterſtützen, ihre großen Auslagen durch ſplendide Beiträge in etwas zu mindern, kurz, ihr die Laſten zu erleichtern, welche die Gaſtfreundſchaft ihr aufbürdete.

Aber Alles in Ehren! Denn ehrbar war Frau von Blümlein wie keine zweite junge ſchöne Witwe, die gerne in der großen Welt lebt und nicht gerade jährlich 30000 fl. zu verzehren hat, die man auch bei einem großen Hauſe, das man macht, und bei hohem Luxus, dem man huldigt, gewiß wie Eis zum Champagner nothwendig hat.

Die Leute wollen freilich wiſſen, daß Frau von Blümlein ungeheure Schulden habe, allein was wiſſen die Leute! Nahm auch Frau von Blümlein zeitweiſe gegen hohe Procente und Wechſel Geld auf, oder blieb ſie dem Schmuckhändler, der Modiſtin, dem Schneider, irgend einem Kaufmanne u. dgl. Etwas ſchuldig, ſo wurde doch jeder Heller in Kurzem prompt bezahlt. Ihre Reſſourcen waren unerſchöpflich, ihr Credit ſehr bedeutend.

Das kommt daher, wenn man Freunde und Feinde in allen Ehren zu cultiviren verſteht.

Auch waren es nicht immer Freunde, welche für die anmuthige Frau einſtanden, auch Freundinnen drängten ſich heran, wenn Frau von Blümlein manchmal in eine momentane Verlegenheit kam. Man unterhielt ſich in ihrem Hauſe zu gut, ihre Soiréen waren zu beliebt, ſie ſelbſt zu anziehend, als daß man ſie hätte je in irgend eine Calamität gerathen laſſen können.

Da war beſonders ein altes Fräulein, die ſich mit aller Liebe an die holde Frau anſchloß.

Dieſes alte Fräulein hatte viel Geld und konnte noch über weit mehr disponiren.

Das alte Fräulein war in ihrer Jugend einmal blond geweſen. In den allerliebſten Tableaux, welche der ehemalige Tänzer des Kärntnerthor-Theaters arrangirte, ambitionirte Fräulein Dattelblüh die Venus.

Für das Glück, noch im 56. Jahre eine Venus vorſtellen zu können, öffnete Fräulein Dattelblüh ihre Caſſe ſo weit, daß die breiteſte Tauſend-Gulden-Banknote bequem herausgenommen werden konnte. Fräulein Dattelblüh gewann dabei die Ausſicht, als reizende Liebesgöttin einen Mann zu angeln, und ihn ſchnurſtracks vom heidniſchen Opfertiſch zum chriſtlichen Traualtar führen zu können.

Da war ferner eine recht hübſche Frau, die einen grämlichen Gatten beſaß.

Der Gatte war ein reicher Kaufmann und hatte ſonſt für nichts Sinn, als für Ziffern und was man am liebſten mit Ziffern ſchreibt. Dieſe recht hübſche Frau, gelangweilt bei ihrem trockenen Gemal, riß ſich von ſeiner abgeſchmackten Kettenrechnung los, und ſchloß ſich dafür an die Roſenkette des Humors der Frau von Blümlein an. Auch ſie ſtellte ihr Contingent oder verlor bei hohen Spielen an die ſtolze Gemalin Zeus, nur um in der Letzteren Cirkel weilen, und zeitweiſe als keuſche Diana in einem Tableau figuriren zu können.

Da war auch noch ein alter Graf, dieſer war gar die »gute Stunde.« Er war übertrieben generös, immer Cavalier aus der guten alten Zeit, Mäcen und Protector alles Schönen, Freund der Künſte. Er ſtellte bei den Tableaux den Pluto vor. Er war reich wie Pluto, und wäre aus der Rolle gefallen, wenn er mit ſeinen Schätzen hätte kargen müſſen.

Da war ferner noch ein Mann, von dem man nicht recht wußte, gehörte er dem alten oder neuen Teſtamente an, oder ſtelle er, wie der geiſtreiche Mendelsſohn einmal bemerkte, das weiße Blatt Papier zwiſchen dem alten und neuen Teſtamente vor. Dieſer reſpectable Mann erſchien faſt ſo freigebig als der alte Graf. Er widmete ſein Geld der lieblichen Blümlein auf eine eigenthümliche Weiſe. Er zog nämlich, wenn ſie mit ihm am Spieltiſche ſaß, eine Hand voll Ducaten aus der Taſche, fragte:

»Gnädige Frau: Gerade oder ungerade um die Goldfüchſe, die ich hier halte?«

Es mochte nun Frau von Blümlein ſagen, was ſie wollte, ſo rief er immer:

»Ich habe verloren!« und ſchob ihr das Häuflein Ducaten zu, das ſie mit ſichtbarem Vergnügen acceptirte.

Es war eines Tages wieder Soirée bei Frau von Blümlein.

Die Geſellſchaft war ſehr zahlreich.

Während des Thees wurden die beliebten Stadtgeſchichten aufgetiſcht.

Der Mord, von dem wir ſchon geſprochen, wurde verhandelt.

Der reſpectable Mann, von dem wir bemerkt, daß man nicht wußte, ob er dem alten oder neuen Teſtamente zugehörte, und der »Herr von Hirſchmeyer« angeredet wurde, meinte, für einen Cirkel, in welchem ſo viele fein fühlende Damen weilten, ſollte man eine »blutige That« nicht beſprechen.

»Ich ſehe nicht ein,« verſetzte die Frau vom Hauſe, »warum man nicht gerade eine Mordthat, beſonders einen Raubmord, recht ausführlich beſprechen ſollte. Fürs Erſte gibt es nichts Intereſſanteres als etwas recht Schauerliches; fürs Zweite folgt darauf meiſtens eine Hinrichtung, die mich unaufhörlich afficirt, welches mir aber gar nicht-unangenehm iſt; fürs Dritte kommen derlei craſſe Verbrechen nur ſelten vor, ſind alſo ſchon der Seltenheit wegen ſehr geeignet für eine intereſſante Converſation.«

»Dieſer Meinung bin ich auch,« bemerkte Fräulein Dattelblüh; »ich habe vor dreißig Jahren, ich will ſagen vor dreizehn Jahren, als ich noch ein Kind war, einen

Huſaren, einen bildſaubern Menſchen, der ſeine Geliebte aus Eiferſucht mit ſeinem »Sarras« in tauſend Stücke gehauen hatte, »ausführen« ſehen; ich ſehe noch heute den bildſaubern Huſaren vor mir.«

»Eiferſucht,« verſetzte Hirſchmeyer, »das iſt ein poetiſches Motiv; das geht noch an; aber Raub, das iſt proſaiſch; es iſt die gemeinſte Proſa. Ich liebe nur Poeſie.«

»Hat man den Miſſethäter bereits, der den Handlungsagenten mordete?« fragte der alte Graf.

»Man glaubt es,« antwortete ein Herr aus der Geſellſchaft. »Der Verhaftete iſt ein Fleiſchersſohn vom Lande, der auch ſehr verdächtig iſt. Iſt's dieſer Fleiſcher, ſo iſt das Motiv Rachemord und Raubmord zugleich, alſo nach Herrn von Hirſchmeyers Anſicht, Poeſie und Proſa beiſammen.«

»Was Sie ſagen! — Ja, ja, Rachemord wird das Motiv ſein! Der Ermordete hatte eine ſchöne Braut; ich habe es gleich geſagt am Hauſe, wo die That geſchehen, habe ich es am Tage des Verbrechens geſagt: es iſt ein Mord aus Rache und Eiferſucht; aber man wollte mich nicht hören.«

»Ein Fleiſchersſohn,« fuhr Hirſchmeyer fort, »iſt der Thäter. Wahrſcheinlich! Höchſt wahrſcheinlich! So ein Menſch bebt weniger vor dem Blutvergießen zurück als ein Anderer; ein Fleiſcher iſt ordinäre Proſa. Tauſend gegen Eins, man hat den Thäter bereits.«

»Wie ſieht er aus? wie alt iſt er?« fragte Fräulein Dattelblüh.

»Er ſoll dreiundzwanzig Jahre alt und ein ſehr hübſcher Menſch ſein.«

»Es wird alſo ſchon wieder ein ſchöner Menſch gehängt?« ſagte das Fräulein. »Das iſt doch ſchrecklich, daß das Gericht kein Einſehen hat. Junge, ſchöne Leute ſollte man ſtets pardonniren.«

»Oder man ſoll es ſo machen wie vor hundert Jahren,« warf der alte Graf ein. »Damals war es hie und da üblich, daß wenn ein Delinquent zum Tode geführt wurde, und ein lediges Frauenzimmer trat vor und ſprach:

»Ich will den Delinquenten heiraten!«
ſo konnte ihn das Frauenzimmer ſogleich mit nach Hauſe nehmen, und er wurde ihr Mann auf der Stelle.«

»Und hat man dieſe löbliche Einrichtung abgeſchafft?« fragte Fräulein Dattelblüh.

»Freilich!«

»Das iſt ſchändlich! Ich hätte auf der Stelle einen ſo bildſaubern Menſchen gerettet.«

»Und auch geheiratet?« fragte Frau von Blümlein.

»Den Huſaren gewiß!«

»Heute auch noch, wenn er lebte?«

»Heute nicht mehr! Denn Sie wiſſen ja, wem ich mein Herz geſchenkt habe! — Bin ich nicht roth geworden jetzt, da ich dies vor der ganzen Geſellſchaft ſagte?«

»Man kann es nicht bemerken,« antwortete der Graf. »Sie haben heute ungemein viel Farbe.«

»Und ſonſt gibt es nichts Neues?« fragte Frau von Blümlein.

»Eine eheliche Verbindung iſt auf eine höchſt fatale Weiſe geſtört worden.«

»Eine eheliche Verbindung geſtört auf höchſt fatale Weiſe?« rief Blümlein.

»O, erzählen Sie doch! Und wem iſt dies begegnet?« fragte die Kaufmannsgattin.

»Sie haben doch von einer gewiſſen Mamſell Niette gehört?«

»O ja - - das iſt die —?«

»Die Perſon, welche Geld beſaß und einen Mann ſuchte, der ihr einen andern Namen geben ſolle.«

»Hat ſich ein ſolcher gefunden?«

»Ja, ein Krämer, ein Menſch, der Geld brauchte, und nicht ſcrupulös war. Allein Niette war ſcrupulös. »Ich weiß, daß Sie mich blos meines Geldes wegen nehmen,« redete ſie den Freier an. »Allein dies genügt mir nicht. Ich will nicht, daß die Welt Schlimmes von Ihnen ſage. Sie müſſen daher Geld auftreiben. Ein paar tauſend Gulden müſſen Sie wenigſtens haben! Dieſe müſſen Sie bei einem Advocaten niederlegen als Heiratsgut. — Schaffen Sie ſich dieſes Geld, dann bin ich die Ihrige. Bedenken Sie, daß ich 30,000 fl. beſitze und Sie zu einem ordentlichen Kaufmann machen kann.« — Dem Brautwerber ging das im Kopfe herum. Er wußte, daß ihm Niemand zweitauſend Groſchen borgen würde. Als er ſo in tiefſter Zerrüttung in ſeinem Gewölbe ſtand, tritt eine Dame bei ihm ein und verlangt Tiſchzeuge zu ſehen, die ſie kaufen wolle. Der Krämer breitet ſeinen Vorrath vor der Dame aus. — Sie wählt, ſie fragt nach dem Preiſe. Der Handel wird geſchloſſen. Die Dame zieht eine Brieftaſche hervor, in welcher ein ganzes Packet von Hundertgulden-Noten lag. Schnell fragte ſie: »Haben Sie auch feine Caffeetücher?« — Der Krämer bringt dieſe. Die Caffeetücher entſprechen nicht; der Krämer nimmt dieſe vom Ladentiſch. — Nun will die Dame ihre Brieftaſche ergreifen und die Tiſchzeuge bezahlen. — Die Brieftaſche war verſchwunden. — Die Dame geräth außer ſich. Sie behauptet: »Hieher legte ich mein Portefeuille.«

Der Krämer behauptet, nichts geſehen zu haben. Die Dame beſchuldigt den Krämer geradezu: er habe ihr die Brieftaſche geſtohlen! — Es entſteht eine furchtbare Scene. Die Dame wendet ſich an die Gerichte. Mann kennt die mißliche Lage des Krämers. Man kennt die Ehrenhaftigkeit der Dame. Sie beſchwört ihre Angabe und ihren Verluſt. — Der Krämer wird eingezogen. — Riette iſt außer ſich und die eheliche Verbindung iſt unterbrochen.«

»Und iſt der Krämer der Dieb?«

»Dies ſoll die Unterſuchung zeigen. Ich glaube nicht, daß er unredlich handelte, allein der Verdacht der Unredlichkeit haftet auf ihm.«

»Ich bin begierig, wie dies enden wird!« bemerkte Frau von Blümlein. »Ich kenne den Krämer; ich würde bedauern, wenn er die Brieftaſche der Dame vom Ladentiſche escamotirt hätte, um ſich zu helfen.«

»Und welche Summe enthielt dieſe verhängnißvolle Brieftaſche? Und wer war die Dame?« fragte Fräulein Dattelblüh.

»Die Brieftaſche enthielt 2600 fl., und die Dame war Frau von Goldborn.«

»O die könnte den Bettel verſchmerzen!« meinte Frau von Blümlein.

»Die verſchmerzt nichts, nicht einen Gulden verſchmerzt dieſe, ſo reich ſie iſt; ihren eigenen Mann, von dem ſie getrennt iſt, will ſie einſperren laſſen, weil er ihr die jährlich zugewieſenen 4000 fl. nicht bezahlt. Ein ander Mal mehr hievon. Dies iſt ja auch eine *Stadtgeſchichte*.«

»Die wir Alle kennen!« bemerkte Frau von Blümlein.

»Das leidige Geld!« verſetzte der Graf. »Welch eine abſcheuliche Zeit, in der wir leben! Geld und nur Geld iſt die Loſung. Alle Bande erſcheinen locker, wenn ſie das Geld nicht befeſtigt. Das war zu meiner Zeit anders. Damals liebte man noch ohne Eigennutz, damals gab es noch Werther und Lotten die Menge; damals trennte Mann und Frau nur der Tod; damals ſpeculirten Kinder nicht auf die Erbſchaft der Eltern; damals verfolgten ſich Geſchwiſter nicht wegen Mein und Dein; damals gab es noch aufopfernde Freunde, damals war ein Wort, ein Handſchlag weit mehr als heutzutage ein Schuldbrief und ein Wechſelbrief mit den beſten Giranten. Heute iſt dies anders! Die Worte »Liebe und Freundſchaft« ſind blos Worte, »Anhänglichkeit, Dankbarkeit, Kindestreue, Gattenliebe« ſind nur Nullen. Vermögen, Eltern, Ehemänner, Ehefrauen, ein Geliebter, eine Geliebte, ein Freund nicht Zahlen zu den Nullen hinzuzuſetzen, welche ein Capital ausmachen, ſo ſind ſie leerer Schall. O pfui über dieſe erbärmliche egoiſtiſche Zeit!«

»Herr Graf,« entgegnete Hirſchmeyer, »Sie ſprechen ein wahres Wort; die göttliche Poeſie iſt längſt geſtorben und nur die ekelhafte Proſa lebt noch; die Poeſie war ſchon nicht mehr auf der Welt, als Sie noch jung waren. Ihnen kam nur das Leben poetiſch vor, eben weil Sie es in Ihrer Jugend noch nicht kannten, aber ſeit undenklichen Zeiten ſind die Menſchen verdorben; Habſucht, Eigennutz, Falſchheit regieren länger als alle Könige der Erde; nur ſo raffinirt in der Schlechtigkeit waren die Menſchen nicht wie gegenwärtig, ſo ungeſchminkt zeigten ſie ihre abſcheulichen Laſter nicht wie heute. Schändlicher Egoismus herrſchte ſchon zur Zeit Adams und Evas.«

»Ei! ei!« fiel Frau von Blümlein dem Redner ins Wort; »Sie machen Ihre Zeitgenoſſen ganz beſonders ſchlecht. Sollten Sie allein kein Egoiſt ſein? Denken Sie doch ein bischen nach! Man erzählt, Sie ſeien Bräutigam, Bräutigam eines Bürgermädchens, das jedoch vier große Häuſer zu erben hat, indeß eine andere, weit ſchönere, weit gebildetere Perſon von Ihnen gemieden wird, weil ſie von ihrem verſtorbenen Onkel nichts erbte! — Iſt dies nicht auch Egoismus und noch dazu ein ſehr verwerflicher?«

»Wer ſagt Ihnen dies, gnädige Frau?«

»Sie wiſſen, in meinem Salon wird alles beſprochen, was in Wien, einigermaßen von Intereſſe, vorgeht. Sie, ſonſt ſtolz und beſtrebt, nur eine Braut aus einem einflußreichen Hauſe zu wählen, werfen mit einem Male Ihre Augen auf eine ſimple Tiſchlerstochter aus der Vorſtadt. — Ich bin doch ſehr begierig, wie dieſe die Honneurs in Ihrem Salon machen wird.«

»Ei, das iſt nur Gerede,« entgegnete Hirſchmeyer.

»O nein; der Vater des Mädchens ſelbſt nennt Sie ſeinen Eidam, indeß das Mädchen faſt deſparat iſt, weil ſie ſchon eine Neigung nährt.«

»Ich weiß es, und zwar zu einem — mit Reſpect zu ſagen — Tiſchlergeſellen! Wenn es mir Ernſt wäre, würde ich dieſen Hobelſpanhelden ſchnell aus dem Sattel heben.«

»Da höre ich ja ganz etwas Neues!« fiel der Graf ein. »Nennt ſich der Vater des Mädchens nicht Sebaſtian Schindler? Hören Sie! Herr von Hirſchmeyek, den erſten Geſellen und deſſen Geliebte kränken Sie mir nicht! — Da habe ich beſondere Pläne! — Ich habe erfahren, daß der Alte die Liebenden trennen will, weil der Geſelle kein Geld hat; Geld habe ich! Geld ſo viel, um mit Ihnen zu concurriren! Ich werde die Kleine in meinen Schutz nehmen, und da wollen wir ſehen, ob Sie oder ich reuſſiren.«

»Verwünſcht!« dachte Hirſchmeyer. »Herr Graf,«

ſprach er dann laut, »da meine Neigung zu dem Mädchen verrathen iſt, ſo will ich auch ein Geſtändniß machen. Nicht das Geld, das dieſe gute Marie einſt zu erben hat, iſt es was mich an ſie feſſelt, es iſt ihr Herz, ihr liebliches Weſen, ihre Einfachheit, es iſt ihre Sittenreinheit. Treten Sie nicht feindlich zwiſchen uns.«

»Zwiſchen Sie und Marien?« fuhr der Graf auf. »Sie ſprechen, als wenn ſchon ein Verſtändniß, ja ein Liebesverhältniß beſtünde, und mein Kammerdiener hörte aus verläſſigem Munde, Marie könne den Mann, den ihr der Vater beſtimmte, nicht nennen hören, ohne den herbſten Unwillen zu äußern. Wenn Marie Sie liebt, Herr von Hirſchmeyer, werde ich mich nicht in dieſe Angelegenheit miſchen, wenn Sie aber einen Andern, wenn ſie den Georg Flöß liebt, und nur Ihren Intriguen zum Opfer fallen ſoll, dann werde ich auftreten. Für Sie, Herr Meyer Hirſch, habe ich etwas im Hintergrunde, das Sie zwingen wird, den alten Tiſchler aus Ihren Schlingen zu laſſen.«

»Im Hintergrunde haben Sie Etwas? Herr Graf,« fuhr Frau von Blümlein auf. »O guter Graf, was haben Sie im Hintergrunde? Sagen Sie mir es heimlich.«

»Mir auch!« bat Fräulein Dattelblüh.

»Mir auch!« flehte die Kaufmannsfrau.

»Geduld, meine Damen,« lachte der Graf — »Damen, und wenn ſie noch ſo liebenswürdig ſind, eignen ſich nicht für Geheimniſſe.«

»Wenn Herr von Hirſchmeyer mich nicht auffordert, weiter zu ſprechen, wenn ſein Gewiſſen es nicht erlaubt, mich zu veranlaſſen, daß ich meinen Worten größere Deutlichkeit gebe, ſo will ich erſt abwarten wie er ſich benehmen wird.«

Der Bediente der Frau von Blümlein trat ein u meldete:

»Eine Gerichtsperſon ſucht Herrn von Hirſchmey und läßt ihn bitten, er möchte ſich zu ihr in das Vorzi mer bemühen.«

»Mich ſucht man?« fragte Hirſchmeyer ganz betrete

»Ja, es iſt mir nicht unterſagt worden, die Drin lichkeit Ihres Erſcheinens bei dem Criminalgerichte zu meld Sie ſollen dem Abgeſendeten ſogleich folgen.«

»Ich nehme nicht Abſchied,« erwiederte Hirſchmeyer m ſichtbarer Bekämpfung ſeines Gemüthszuſtandes, »denn – ich kehre ſogleich wieder zurück.«

»Ich wünſche es,« bemerkte der Graf.

»Ja, eilen Sie,« verſetzte Blümlein. »Wir benöthig Sie zu unſerem neuen Tableau. Sie müſſen ja »den ſterbe den Fechter« darſtellen.«

Hirſchmeyer hatte ſich bereits empfohlen.

»Der wird bald ausgefochten haben!« verſetzte der Gra

»Was hat er denn gethan?« fragte die ganze Geſellſch wie aus einem Munde.

»Der Heuchler!« erwiederte der Graf. »Ich hätte i geſchont, aber ſeine große Verſtellungskunſt empört mich.– Ich werde jetzt um keinen Preis mittheilen, was ich von ih weiß; indeß nur ſo viel zu Ihnen, Frau von Blümlein: We Sie dieſem Herrn den ferneren Zutritt in Ihren Salon ve ſagen wollen, ſo thun Sie ſehr wohl daran, vorausgeſet daß er von ſeinem Gange zum Criminalgerichte zurü kommt.«

Die Herren ſteckten die Köpfe zuſammen, die Dam vermochten ſich kaum zu faſſen vor Neugierde.

Endlich platzte Frau von Blümlein mit den Worten heraus:

»Wiſſen Sie, Herr Graf, daß es gegen die Statuten unſerer Geſellſchaft iſt, eine Neuigkeit uns vorzuenthalten?«

»O was ich weiß, iſt nichts Neues, ſondern etwas Altes.«

»Auch das Alte kann neu ſein, wenn es noch nicht bekannt iſt.«

»Möglich!«

»Herr Graf, Sie müſſen ſagen, was Sie wiſſen.«

»Müſſen?«

»Ich als Vorſteherin des Neuigkeitsvereins fordere Sie hiezu auf.«

»Schöne Frau, ein ander Mal!«

Der Graf verneigte ſich und verließ den Salon.

»O weh!« rief Fräulein Dattelblüh, »Sie haben den Grafen böſe gemacht, man darf ihn nicht fortlaſſen.«

»Das wäre noch ſchlimmer! Er wird nicht lange grollen. Ich freue mich zu ſehr ſeiner Gunſt.«

»Was hinter dieſem Geheimniß ſtecken mag!« bemerkte ein Herr, der Böſelberg hieß.

»Ein Verbrecher iſt Hirſchmeyer nicht,« äußerte ſich ein anderer Herr.

»Gewiß nicht!« ſetzte ein Dritter hinzu. »Aber irgend eines Vergehens mag er ſich ſchuldig gemacht haben.«

»Ich weiß es,« ſprach Fräulein Dattelblüh. »Ich habe ſchon einmal gehört, daß Hirſchmeyer einer der kühnſten Contrabandiers ſei. Sein Geld ſoll vom »Schwärzen« herrühren. In Böhmen hat er an der ſächſiſchen Grenze ein Haus, dort ſollen die Ausländerwaaren in großen Sendungen hingebracht, und von da in alle Theile der Monarchie verſchickt werden.«

»Wiſſen Sie dies gewiß?«

»Ich habe es einige Male gehört.«

»Das wäre freilich ſchlimm, aber Schwärzerangelegenheiten gehören nicht vor das Criminalgericht.«

»Vielleicht haben ſeine Helfershelfer einen Grenzwächter erſchlagen, vielleicht wurden ſie ergriffen und ſagen nun auf ihren Chef aus.«

»Er wurde leichenblaß, als der Bediente die Vorführung zu Gericht meldete.«

»Euer Gnaden ſollten doch den Bedienten referiren laſſen,« ſprach ein Herr, welcher ſich Buſch nannte.

Frau von Blümlein läutete ihrem Diener.

Dieſer trat ein.

»Jacob,« redete ihn Frau von Blümlein an, »was gab es denn? — Sprach der Mann vom Gerichte ſonſt nichts, als was Du ausgerichtet?«

»O ja! Der Mann war ſehr unwillig. Zweimal wurde Herr von Hirſchmeyer vorgerufen, und nie erſchien er. Nun ward er geſtellt. Sein Bedienter gab an, daß ſein Herr hier ſei.«

»Sagte der Gerichtsdiener ſonſt nichts?«

»Er war müde und ärgerlich, daß der ſchändliche Mord, der vorgefallen, ihm und ſeinen Amtsgenoſſen ſo viele Laufereien mache.«

»Ja, iſt denn Herr von Hirſchmeyer auch in die Mordgeſchichte verwickelt?«

»Gewiß! Vor der Thüre ſtanden noch drei Amtsdiener, welche den Herrn von Hirſchmeyer förmlich arretirten.«

»Großer Gott!«

»Vor dem Hauſe befand ſich ein Fiaker. Man hob Herrn von Hirſchmeyer in den Wagen. Zwei Herren ſetzten ſich zu ihm, ein Dritter placirte ſich zum Kutſcher; der Vierte ſtellte ſich rückwärts auf. Herr von Hirſchmeyer war ſo weiß wie eine Leiche.«

»Mein Gott! mein Gott!« riefen alle Frauen.

»Warum rapportirteſt Du denn mir nicht ſogleich dieſen entſetzlichen Vorgang?«

»Euer Gnaden haben mir es ja unterſagt.«

»Ich? — Ich ſprach Dich ja nicht.«

»Nicht heute, neulich.«

Alle horchten hoch auf.

»Neulich? Ich verſtehe Dich nicht.«

»Euer Gnaden ſollten ſich nicht erinnern? — Ich mag nicht ſprechen.«

»Ei, Du entſetzlicher Menſch! mit deinen ſonderbaren Reden verdächtigſt Du mich ja ſelbſt! Ich befehle Dir ungenirt heraus zu ſagen, was ich Dir verboten über Hirſchmeyer zu ſprechen?«

»Euer Gnaden,« erwiederte der Bediente, »Euer Gnaden ſcheinen ganz verwirrt! — Nein, ich ſage es nicht. Wenn ich ſo dumm wäre, hier vor der Geſellſchaft zu plaudern — Euer Gnaden müßten mich aus dem Dienſte jagen. — Nein — nein — ich rede nichts!«

Mit dieſen Worten entfernte ſich der Bediente.

⁂

Der alte Graf war ein herzensguter Mann. Wie ſchon angedeutet wurde, ein Cavalier, wie Wien einſtens mehrere beſeſſen.

Mit ſeinem vielen Gelde wirkte er nur Gutes; er war ein Wohlthäter der Armen, er bot unglücklichen Kaufleuten und Gewerbsleuten ſeine rettende Hand, und wer den Grafen recht ſeelenvergnügt machen wollte, mußte ihm irgend ein Liebespaar namhaft machen, das durch unbarmherzige Eltern, Verwandte oder Vormünder getrennt werden ſollte, — der Graf brachte die Liebenden gewiß ans Ziel. —

Nur erntete er ſelten Dank für ſeinen Edelmuth. Seine Großmuth, welche er mancher ſchönen Braut zu Theil werden ließ, wurde ganz andern Motiven zugeſchrieben; dieſe traurige Erfahrung machte er unzählige Male, aber die Verleumdung, mit welcher die böſe Welt den Grafen lohnte, hinderte ihn nicht, immer wieder unglücklich Liebenden beizuſpringen, und durch Rath, That, Geld: Einfluß und Verwendung ſie jedes, noch ſo arge Hinderniß überwinden zu laſſen.

Der ungünſtige Ruf, in welchem der Graf ſtand, mochte wohl von ſeinem ungeſtümen Jugendleben herrühren. Vor 30—40 Jahren kannte er vielleicht keine Rückſichten. Enorm reich, unabhängig, unverheiratet, einer der angeſehenſten Familien angehörend, kümmerte er ſich wenig um das Urtheil der Welt; er huldigte jedem Vergnügen, jeder Zerſtreuung, und hatte Glück bei den Frauen, welchen er ſchon durch ſeine feinen Manieren, ſeine immer roſige Laune, ſeine Herzensgüte und ſein chevalereſkes Weſen ſehr gefiel.

Aber ſeit dem er alt geworden, wollte er nur Andere froh und heiter ſehen.

Oft ſagte er zu ſeinen Freunden: »Ich muß wieder gut machen, was ich in der Jugend verbrochen; manchem ſchmachtenden Seladon habe ich ſein Liebchen abwendig gemacht; manches thörichte Elternpaar auf meine Seite gebracht, und tauſend Scenen der Eiferſucht und des Grolles veranlaßt, und manches liebende Paar auseinander gehetzt — jetzt muß ich Ehen ſtiften, Liebesleute aufſuchen, welche mißliche Verhältniſſe, Familien-Intriguen, Geldverlegenheiten, elterliche Caprizen nicht heiraten laſſen wollen, damit mir der Himmel meine Jugendſtreiche verzeihe.«

Sein Kammerdiener war derjenige, den er beauftragte, ihm Liebespaare auszukundſchaften, welche im Kampfe mit des Schickſals Macht auf dem Puncte ſtanden, zu unterliegen.

Die ſchöne Marie und ihren Georg empfahl Schall, der Kammerdiener, dem Grafen aufs Wärmſte.

»Das wunderliebliche Mädchen müſſen Eure gräfliche Gnaden nur erſt ſehen, und ihre holden Augen mit Thränen benetzt, wenn ſie über die Härte ihres Vaters weint, erblicken, um ſogleich Alles aufzubieten, ſie ihrem rechtſchaffenen Georg zuzuführen.«

»Iſt ſie im Ernſte ſo ſchön?« fragte der Graf.

»Wie ein Engel! — Ich kenne gar nichts Lieblicheres und Reizenderes. Wenn eine ſolche Geſtalt als erſte Liebhaberin auf irgend einem Theater erſchiene, ſo machte ſie ein Parterre mit achtzigjährigen Greiſen halb verrückt.«

»Hoho!« meinte der Graf. »Mosje Schall verfällt wieder in ſeine alte Gewohnheit Alles zu übertreiben.«

»Geruhen Euer gräfliche Gnaden dieſes Mädchen nur einmal zu ſehen!«

»Wie kann ich dies?«

»Jeden Sonntag geht die holde Marie in die »Elfuhr-Meſſe« zu den Paulanern auf der Wieden. Euer gräfliche Gnaden ſtellen ſich huldreichſt bei der Pforte auf. Ich weile an Hochdero Seite. Wie Marie aus der Kirche kommt, mache ich Eure hochgräfliche Gnaden aufmerkſam. Doch weshalb hätte ich dies nöthig! Der Herr Graf finden ſich ſelbſt nur ganz allein bei der Kirchenthüre ein. Niemand braucht Sie aufmerkſam zu machen, die Schönſte iſt's, die aus hundert ſchönen Mädchen herausleuchtet; die iſt's, bei der Euer hochgräfliche Gnaden unwillkürlich ausrufen werden: Eine ſolche Schönheit iſt noch nie erſchaffen worden! Und dann ſagen Hochdieſelben noch, daß ich übertreibe!«

Der Graf überzeugte ſich und fand Marie wirklich ſchön, aber noch weit lieblicher und anmuthiger als ſchön.

Nun ließ ſich der Graf erzählen, in welchen Verhältniſſen das Mißgeſchick Mariens beſtehe! — Man ſchilderte ihm, was der Leſer ohnehin weiß; nur erfuhr der Graf nicht, daß ſich Marie bereits einen Ritter ſelbſt geſucht, und daß der edle **Baron Salomon Rothſchild** dieſer Ritter ſei.

Der Graf dachte auch nicht daran, dem Mädchen ſeinen Schutz anzutragen; ihren Geliebten wollte er zu dieſem Behufe zu ſich kommen laſſen. Dies wußte auch Schall, der Kammerdiener, und belebte die Delicateſſe ſeines Herrn, hatte aber dabei keine andere Abſicht, als auf Koſten ſeines Cavaliers, Marien ſich zu nähern und vielleicht im Trüben zu fiſchen, wenn es geſchehen könne.

Als der Graf aus dem Salon der Frau von Blümlein nach Hauſe kam, rief er Schall.

»Es iſt die höchſte Zeit,« ſagte er zu dieſem, »die liebliche Tiſchlerstochter muß bald mit ihrem Georg verbunden werden. Es iſt da ein Herr Meyer Hirſch, den Du von dem Betruge aus kennſt, den er ſich gegen die Gräfin Sillmann erlaubt hat.«

Ich weiß die Geſchichte, ſie betrifft einen verpfändeten Schmuck.«

»Dieſem Herrn Meyer Hirſch ſoll das holde Mädchen geopfert werden, und obgleich ich weiß, daß dieſer Meyer Hirſch Marien nicht heiraten wird, wenn ich gegen ihn auftrete, oder wenn er, wegen andern ſchlechten Streichen, eingeſperrt wird, — ſo iſt doch dem alten Tiſchlermeiſter nicht zu trauen. In ſeiner Begierde, nur einen reichen Schwiegerſohn zu angeln, iſt der alte Filz im Stande, und ſucht ſeiner Tochter einen andern abgeſchmackten Geldmenſchen aus, und Marie erhält ihren Georg doch nicht. Dies muß verhindert werden. — Schaffe mir daher den Tiſchlergeſellen ſo bald als möglich. — Vor Allem muß ich mit ihm ſprechen und ihn genau kennen lernen.«

»Ich werde ihn zu Euer Gnaden noch heute beſcheiden.«

»Thue es.«

Schall ging.

Er dachte: »Der Burſch ſoll zum Grafen, aber das Mädchen zu mir. Sie iſt nicht die Erſte, um die ſich der Graf bemüht, damit ſie mir in die Falle gehe!«

Es war in der Feierſtunde, in welcher Georg bei dem Grafen gemeldet wurde.

Georg, der ſchüchternſte Tiſchlergeſelle, der noch je einen Hobel dirigirte, trat bei dem Grafen ein.

Er hatte noch nie mit einem Grafen geſprochen. Es befiel ihn alſo eine Angſt ſondergleichen.

Er ſprach zu ſich: »Ach, wenn ich nur nicht etwa dummes Zeug rede! So ein Graf ſpricht nicht wie unſer Eins! So ein Graf hat ganz andere Redensarten; ſo einem Grafen ſtehen Worte zu Gebote, die ich mein ganzes Leben noch nicht nennen hörte. Es kann wohl geſchehen, daß ich ihn, und daß er mich nicht verſtehen wird.«

Der Graf empfing den Tiſchler ſehr freundlich.

»Kommen Sie näher, lieber Georg,« ſprach ihn der Graf an. »Setzen Sie ſich zu mir hieher.«

»Ich küſſe die Hand,« verſetzte der Tiſchler, »ich bin nicht müde.«

»Nicht müde?« entgegnete der Graf, »das wäre wunderbar! Mein Kammerdiener ſagte mir, von ſechs Uhr Morgens bis ſieben Uhr Abends ſtünden Sie in Ihrer Werkſtatt und arbeiteten mit eiſernem Fleiße, da wird man gewiß müde, und wenn man auch ſo ſtark und rüſtig iſt wie Sie. — Setzen Sie ſich immerhin, guter Georg.«

»Damit ich den Schlaf nicht austrage!« verſetzte der Tiſchler und ließ ſich auf der Leiſte eines Armſeſſels nieder.

»Hat Ihnen mein Heinrich geſagt, was ich für Sie und Ihre Geliebte zu thun im Sinne habe?«

»O Euer gräflichen Gnaden, Alles hat er mir geſagt. Ich danke Ihnen, gnädigſter Herr Excellenz, tauſendmal, aber es wird nicht gehen. Meine Marie bekomm' ich nicht!«

»Sie müſſen nicht den Muth verlieren. Vor Allem ſagen Sie mir, wie viel Geld müſſen Sie haben, um Meiſter zu werden?«

»O dazu gehört wenig! Aber wenn ich auch ſo viel hätte, wie Herr Sebaſtian Schindler, ſo wär' dies dem ſtolzen Mann viel zu gering. Ein Tiſchler ſoll überhaupt ſein Kind nicht bekommen. Seitdem eine Tiſchlerstochter von der Joſephſtadt einen Kaufmann geheiratet hat, ſoll Marie auch einen Kaufmann bekommen, und dann wie jene Tiſchlerstochter von der Joſephſtadt in einer Equipage fahren und im Sommer in Döbling wohnen, Alles wie die Tiſchlerstochter von der Joſephſtadt.«

»Das ſind Narrenspoſſen! Der alte Meiſter iſt verrückt. Ehrgeiz iſt dies nicht, das iſt Hochmuth. Da weiß ich etwas Beſſeres! Sie ſollen Meiſter werden, ſich durch mich etabliren; mein Haus in Baden ganz neu einrichten, durch mich bei dem geſammten Adel in Wien empfohlen werden, Arbeit vollauf erhalten und — in ein paar Jahren Hof-Tiſchlermeiſter werden. Ein ſolcher kann auch in einer Equipage fahren — Was ſagen Sie hiezu?«

»Hof-Tiſchlermeiſter!« rief Georg freudig aus. »Mein Gott! mein Gott!« ſetzte er ganz ergriffen hinzu, »das wäre freilich Etwas, worüber der alte Schindler ſtutzen würde. Hof-Tiſchlermeiſter wäre er ſelbſt gerne ſchon lange geworden, aber er ſetzte es nicht durch. Er hat die Vorſteher zu Feinden und das ganze Mittel, das er durch ſeinen Geldſtolz in einem fort beleidigt.«

»Wie iſt er denn gegen Sie?«

»Gut! — Wenn ich die Marie nicht ſehe, ſie nicht ſpreche und nicht zu Tiſch gehe, ſondern in der Werkſtatt eſſe, ſo iſt er der beſte Mann der Welt. Er gibt mir ſogar ſchöne Worte, weil ich jetzt für den Baron Rothſchild einen Tiſch mit einer Blumenmoſaik verfertigen muß. Dieſe Beſtellung iſt förmlich aus der Luft geflogen. Hätte ſie der Baron nicht gemacht, ſo wäre ich ſchon aus des Meiſters Hauſe.«

»Was koſtet denn ein ſolcher Blumentiſch, und haben Sie ſchon einen gemacht?«

»Freilich, für die Induſtrieausſtellung.«

»Der war von Ihnen?

»Ja. Der Hof hat ihn damals angekauft.«

»Und man wußte, daß Sie dieſen Tiſch gemacht?«

»Niemand wußte es. — Der Tiſch wurde auf Herrn Sebaſtian Schindler's Namen aufgeſtellt. Er hat dafür die goldene Medaille erhalten.«

»So iſt dies? — Ei, da ſtehen ja Ihre Angelegenheiten nicht ſo ſchlecht. Beruhigen Sie ſich, guter Georg. Ich ſtehe Ihnen dafür, Sie werden Ihre Marie erhalten! Wie das zu machen, weiß ich in dieſem Augenblicke nicht, aber in ein paar Tagen ſollen Sie um dieſe Stunde wieder zu mir kommen. Bis dahin arbeiten Sie ruhig fort und ſprechen Sie mit Niemanden, auch mit Marien nicht, über meine Abſichten.«

»Ich kann Marien nicht ſprechen. Sie darf nicht in die Werkſtatt, ich nicht in ihr Zimmer. Alle Geſellen und ſogar die Lehrjungen, dann die alte Wirthſchafterin müſſen aufpaſſen, daß ich Marie nicht ſehe. Wenn ich ſie nicht öfter ſingen hörte, wüßte ich gar nicht, daß ſie im Hauſe iſt.«

»Sie iſt alſo guten Muthes?«

»O, ſie ſingt den ganzen Tag!«

»Singen Sie auch?«

»Jetzt kann ich nicht; mir iſt es, als wenn ich Holznägel im Halſe hätte!«

»Singen Sie doch! Geben Sie Marien ein' Zeichen, daß auch Sie guten Muthes ſind!«

»Einmal haben wir immer mit einander geſungen. — Kennen Euer Excellenz gräfliche Gnaden das ſchöne Lied

Leb' wohl, Nanni, ich muß wandern,
Nanni, denk' nur an kei'n Andern,
Nanni, ſchau', wie bricht dann's Herz'

und die Nanni antwortet:

Lorenz, das wär' ganz vermeſſen,
Könnt ich je Dich, Schatz, vergeſſen,
Wären meine Schwüre Scherz!

Unwillkürlich ſang Georg dieſes bekannte Handwerkslied und ſprach dann ganz erſchrocken:

„O Euer hochgräflichen Gnaden, jetzt habe ich in Gedanken an meine Marie in dieſem göttlichen Salen geſungen — ich bitte tauſendmal um Verzeihung! O mein Gott, was wird ſich Euer hochgräflichen Gnaden geſchätzter Pintſch denken, daß ich dieſe Keckheit gehabt hab' — er knurrt ſchon!“

Der Graf lachte aus vollem Herzen und ſagte:

„Es freut mich, daß Sie ſangen! Singen Sie nur auch zu Hauſe. Das wird Marien erfreuen! — Ich finde, daß Sie eine recht hübſche Stimme haben.“

„O, Euer gräfliche Gnaden, damals, als der Alte noch nicht merkte, daß ich in ſeine Tochter verliebt bin, da ſang ich ſchön, man nannte mich nur den wilden „Wild!“ — aber ſeit jener Zeit iſt mir der Stimmſtock umgeſchnappt. — Ich küſſe tauſendmal Euer Gnaden die Hand! So gut war mir ſchon lange nicht! Ach, was kann einen armen Menſchen ein Graf glücklich machen, wenn er gut iſt! — Hoftiſchler, Euer gräfliche Gnaden, und gräflicher Tiſchler dazu! Da fahr' ich nicht in einer Equipage, da fahr' ich aus der Haut vor Freuden! Millionen Dank, Euer gräfliche Gnaden Excellenz! Ich ſpring', ich tanz' vor Vergnügen, ich finde nicht über die Stiegen hinab vor Glück! Die Marie mein, und ich Hoftiſchler! — Euer gräfliche Gnaden, erlauben Sie, daß ich von hier bis nach Hauſe ſingen dürfe?“

„Nur zu geſungen!“

Georg ſang:

Herz, was thuſt du gar ſo hammern,
Iſt dein Kummer ſchon vorbei?
Morgen wirſt du wieder jammern,
Biſt du nicht von Sorgen frei!
Schickt dir nicht der gute Gott
Einen Retter in der Noth!

Georg küßte dem Grafen die Hand und man hörte ihn noch auf der Straße ſingen.

Achtes Capitel.

Verdacht und nur Verdacht!

Der räuberiſche Meuchelmord, der an Wagmann verübt wurde, machte trotz des Umſtandes, daß ſchon einige Tage ſeit der Unthat verfloſſen waren, noch immer große Senſation. Noch war der Mörder nicht entdeckt, noch trug man ſich mit zahlreichen Vermuthungen umher, wer der Ruchloſe geweſen ſein könnte, noch fanden zu den Gerichten zahlreiche Vorforderungen verſchiedener Perſonen ſtatt; noch hörte man von Verhaftungen Verdächtiger ſprechen, aber Alles dieſes hatte kein anderes Reſultat, als das Gerede in der Stadt zu erhöhen.

Wagmann's Braut und ſein Bruder waren mittlerweile angekommen.

Sie wurden gerichtlich vernommen.

Sie ſprachen ſich aus, wer der Thäter ſein konnte. Sie nannten zwei Perſonen, die ihnen ſehr verdächtig erſchienen.

Aber keine der beiden Perſonen konnte der That bezichtigt werden. Die Eine war gar nicht in Wien, und die

Andere wies jede Viertelſtunde jenes Morgens und der verhergegangenen Nacht aus, wo ſie geweſen.

Man konnte dieſe Leute nicht verhaften.

Der Schleier, welcher über den Frevel gebreitet war, wurde immer dichter.

»Und wenn der, den ich meine,« ſagte Peter Wagmann zu Thereſen, der Braut ſeines Bruders, als ſie von dem Criminalgebäude ſich entfernten, »zehntauſendmal ſich ausweiſet, daß er zur Zeit der That nicht in Wien, ſondern in Korneuburg geweſen, und noch hundert Zeugen ſtellt, daß er nicht eine Viertelſtunde ſich aus dem Gaſthofe, den er bewohnt, entfernte, ſo war er doch der Mörder. Wie er ein Alibi auszuweiſen im Stande war, weiß ich nicht, aber dieſes Alibi iſt falſch. Dieſer Schurke hat meinen Bruder ermordet, und ich ruhe nicht, bis ich es herausbringe.«

»Und ich behaupte,« verſetzte Thereſe, »daß ihn der ruchloſe Menſch tödtete, deſſen Namen ich bereits genannt; dies weiß ich ſo gewiß, als ich eine Mutter gehabt. An den Tag muß es kommen, und ſollte ich darüber der ewigen Nacht verfallen.«

»Ich forſche dem Elenden nach, den ich im Auge habe.«

»Und ich dem Entſetzlichen, der mir, mit einem blutigen Meſſer in der Hand, in allen meinen Träumen erſcheint.«

»Was iſt es mit dem Fleiſchersſohne, der einſt um Ihre Hand anhielt? Er läugnet fortwährend!«

»O, der iſt ſo unſchuldig wie ich und Sie, und man hätte ihn nicht verhaften ſollen.«

»Seine unbeſonnenen Reden brachten ihn in dieſes

Mißgeſchick. Seine tolle Freude über die Schandthat, das viele Geld, das er plötzlich in ſeinen Beſitz bekam, und der Umſtand, daß er in Sie verliebt iſt, und den Mord aus Rache und Eiferſucht begangen zu haben verdächtig wurde, verurſachten ſeine Arretirung.«

»Dies iſt Alles wahr, aber ſo ſchlimm es mit ihm hinſichtlich ſeiner Vermögensverhältniſſe ſteht, ſo wird er doch nie ein Verbrechen begehen.«

»Und das viele Geld, das man bei ihm fand?«

»Vom Spiele wird er es haben. Er war ſtets ein Spieler, und reiſte ſogar häufig über die ungariſche Grenze, um verbotene Hazardſpiele zu ſpielen.«

»Er kann ſich nicht ausweiſen, wo er zu jener Zeit geweſen.«

»Das will nichts ſagen! Die beiden Gravirten, die wir meinen, vermögen über jede Minute Rechenſchaft zu geben, und doch iſt Einer von ihnen ganz gewiß der Mörder.«

»Wer bringt Licht in dieſes Dunkel?«

»Mein unglücklicher Bruder!« ſeufzte Peter.

»Mein unvergeßlicher Bräutigam!« weinte Thereſe.

Die arme Braut zerfloß faſt in Thränen.

»Faſſen Sie ſich,« ſagte Peter. »Ihr Schmerz bringt uns der Entdeckung des Mörders nicht näher; im Gegentheile, Ihre Gemüthsſtimmung lähmt Ihren Muth, mit mir gemeinſchaftlich dem Thäter nachzuſpüren.«

»Haben Sie ſchon einen Plan entworfen?«

»Noch nicht. Ich will erſt noch einmal mit dem Unterſuchungsrichter ſprechen. Ich will ihm meine Anſichten mittheilen und ſeinen Rath hören.«

»Ich bedarf ſeines Rathes nicht,« verſetzte Thereſe, »da ich meinen eigenen Weg gehe. Erſtaunen Sie nicht, wenn ich Ihnen plötzlich aus den Augen gerückt werde und in einer Verkleidung einem Manne als Magd diene, der mir meinen Wagmann ſo ſicher aus der Welt geſchafft hat, als Sie jetzt vor mir ſtehen.«

»Thereſe, was wollen Sie thun? Welcher Gefahr ſetzen Sie ſich aus, dieſem Wüſtling ſich zu nahen!«

»O er ſoll mir kein Haar krümmen!«

»Welch' üble Nachrede für Ihren Ruf, wenn man erfährt, daß Sie bei einem einzelnen Manne im Hauſe ſein werden.«

»Die Welt wird erfahren, daß ich dort einen Miſſethäter geſucht, und ihn gefunden.«

»Und Sie wiſſen es ſo gewiß, daß Sie in ſeine Dienſte kommen?«

»Seine eigene Schweſter hat mich ihm empfohlen.«

»Unter Ihrem Namen?«

»O nein, unter dem Namen Clara Schmied.«

»Und wie verſchafften Sie ſich das Zutrauen ſeiner Schweſter?«

»Das iſt vor der Hand mein Geheimniß. Grollen Sie nicht, wenn ich es noch bewahre. Theile ich Ihnen mit, wie ich meine Fäden ſpann, und ſie auslaufen ließ, um einen der größten Banditen zu umgarnen, ſo mache ich Sie unruhig, und Sie machen mich am Ende irre oder ängſtlich.«

»Thereſe, ich ſtaune Sie an,« erwiederte Peter. »Woher haben Sie dieſe Schlauheit, dieſes Raffinement? Ich hielt Sie für ein einfaches, ſchüchternes Mädchen, erzogen auf dem Lande, umgeben von Perſonen, die von der Welt ſo wenig wiſſen als ein Kind.«

»Ihr Bruder hat mir oft vorgeworfen, daß ich in meiner Einſamkeit zu viel geleſen. Ich las viel, es iſt wahr, aber ich las nur Bücher, die meinen Geiſt bildeten. Es wird ſich jetzt zeigen, ob ich mit Nutzen geleſen.«

»Noch Eins,« fuhr Thereſe fort, »wenn Sie gefragt werden, wohin die Braut Ihres Bruders gekommen, da ich jetzt als Thereſe verſchwinde und als Clara erſcheine, ſo ſagen Sie, ſelbſt Ihren intimſten Freunden, ich hätte in Wien nicht mehr bleiben wollen, ich ſei zu meinem Onkel nach Steiermark, auf ſeinen Eiſenhammer gereiſt; dort weilte ich, bis die Zeit meinen Schmerz über den Ermordeten verwiſcht.«

»Wenn Ihrer aber das Criminalgericht bedarf? Wenn Sie noch einige Male vorgeladen werden?«

»Ich habe dafür geſorgt, daß mir jede Vorladung zukommt. Leben Sie wohl, der Himmel verleihe Ihnen die Gunſt, den Ruchloſen zu finden, den Sie ſuchen; ich werde den Entſetzlichen ſicher entdecken, der nach meiner Anſicht die Schreckensthat begangen hat; habe ich die Ueberzeugung erlangt, daß er es iſt, und ſeine Verhaftung iſt erfolgt, dann erſcheine ich wieder öffentlich in meiner wahren Geſtalt.«

»Wenn Sie ſich aber irren, und der Mann, den ich meine, der Mörder iſt?«

»Dann bin ich in einem Hauſe, in welchem man dies zuerſt erfährt, zuerſt erfahren muß, und ſchnell verlaß ich daſſelbe, um Ihnen an den Hals zu fliegen, Sie freudetrunken zu umarmen, daß Sie es waren, der meines Wagmann's Blut ſühnen wird.«

Thereſe nahm innig Abſchied von dem Bruder ihres Unvergeßlichen und ging in ihre Wohnung.

Peter Wagmann ſah ihr voll Erſtaunen nach.

»Ein räthſelhaftes Weſen! Wer weckte dieſen Geiſt in dem Mädchen! Eine Romanheldin iſt ſie nicht. Die Romanheldinnen bilden ſich, um zu dulden, aber nicht, um zu handeln, aus. Sie iſt ſicher auf einer falſchen Fährte, doch wer vermöchte ein ſo exaltirtes Geſchöpf zurückzuhalten, wenn es ſich einer fixen Idee hingibt! Verderben kann ſie mir bei meinen Nachforſchungen nichts; denn ſie geht ja einen ganz andern Weg.«

* * *

Im Wirthshauſe »zum ſilbernen Dachel« ſaßen die Stammgäſte wie alle Abende wieder beiſammen.

Der alte Herr, welcher den Fleiſchersſohn wegen ſeiner ungeſtümen Aeußerungen verdächtigte, und ſeinen Argwohn bei Gericht ausſprach, worauf die Verhaftung des Unbeſonnenen erfolgte, ſagte gerade wieder ein Langes und Breites über den armen Gefangenen, und daß er auch ganz unfehlbar der Mörder ſein müſſe.

»Wenn er es aber nicht iſt!« redete ihn der Lotterieſchreiber, der in der Nachbarſchaft des Wirthshauſes wohnte, an; »wenn er es aber nicht iſt!« wiederholte er, »dann möchte ich mit Ihnen nicht theilen, Herr von Schlimmredinger. So ein junger, an ſeiner Ehre verunglimpfter Menſch kann dann erſt zum Mörder werden, und wenn er in Sie hineinſticht wie die Finanzwächter in einen Mehlſack, und Sie abſchlachtet wie eine Köchin ein Huhn, ſo kann man ſich darüber nicht entſetzen.«

»Darüber laſſe ich mir kein graues Haar wachſen,« erwiederte Herr von Schlimmredinger.

»Er läugnet fort und fort!« bemerkte ein anderer Gaſt, der ein alter Buchhalter war, und ſchon neunundzwanzig

Jahre bei dem runden Tiſch im »ſilbernen Dachel« auf dem obern Platze, der Thüre gegenüber, auf einem und demſelben Seſſel ſaß, und ſeit neunundzwanzig Jahren alle Abende acht Halbe »Hütteldorfer Bier« aus einem und demſelben Stutzen trank.

»Soll läugnen!« ſagte Schlimmredinger, »ſoll immer läugnen, deſto länger bleibt er ſitzen, deſto mürber wird er, deſto gewiſſer geſteht er am Ende. Es hat der Jaroſinsky fünf Monat geläugnet, fünf Monat hat kein Menſch etwas aus ihm herausgebracht. Endlich hat man ihm von »rückwärts« zugeredet, weil man von vorn nichts erfahren hat. Jetzt hat er zum Beichten angefangen; ei, der Rath Haslinger hat noch jeder Zeit den beſten Rath gegeben.«

»Der Jaroſinsky iſt nicht mit einem Haslinger, ſondern mit einem »Scheckel« zum Geſtändniß gebracht worden,« bemerkte der Wirth, der, ſo oft von einem Mörder geſprochen wurde, immer an der Seite ſeiner Gäſte mehr Bier vertilgte, als alle zuſammen.

»Gut, alſo der Rath Scheckel wird den Fleiſchhauer zum Sprechen bringen. Es kommt am Ende auf Eins hinaus.«

»Wenn er aber doch nichts geſteht!« rief der Lotterieſchreiber, »wenn er nichts zu geſtehen hat — was dann? Und ſetzen wir den Fall, der wirkliche Mörder wird erſt eingebracht und wird ſchnell überwieſen, und der junge, unglückliche, auf einen falſchen Verdacht hin malträtirte Menſch kommt plötzlich da zur Thüre herein?«

»Dann ſteht's erſt noch dahin, ob er weiß, wer ihn denuncirt hat,« verſetzte Schlimmredinger. »Muß ich es gerade geweſen ſein, der ihn angegeben?«

„So? Wer denn?“ fragte der Lotterieſchreiber. „Sollen wir uns dafür anſchauen laſſen?“

„Ei was! Ich läugne Alles!“

„Dann wird der Fleiſchhauer mit dem Rath Scheckel kommen und Ihnen die „Beſtehſchläg“ appliciren!“ verſetzte der Collectant.

„Meine Herren, es wird nicht lange währen, ſo kommt der Fleiſchhauer wirklich zur Thüre herein. Er iſt ſchon heute Nachmittag um vier Uhr als unſchuldig entlaſſen worden!“ redete von einem Seitentiſche ein Fremder die Geſellſchaft an, „und ich warte hier auf ihn, weil er in meinem Auftrage noch einige Gänge zu machen hat!“

Die Geſellſchaft vom runden Tiſche hörte voll Verwunderung den Sprecher an.

„Herr von Schlimmredinger, wie wird Ihnen?“ fragte der Lotterieſchreiber.

„Kellner! Zahlen!“ ſtotterte Schlimmredinger. „Meine Frau iſt unpäßlich. Ich muß es heute bei ſieben „Halben“ bewenden laſſen.“

„Bleiben Sie nur!“ ſagte der Fremde zu dem geängſtigten Manne. „Der Fleiſcher, und wenn er es ſelbſt wüßte, daß Sie ihn angegeben, legt Ihnen nichts in den Weg. Es hat ihm gar nicht geſchadet, daß er für ſeine frevelhaften Aeußerungen gebüßt hat; ſo unüberlegt und keck ſpricht man nicht an öffentlichen Orten. Dies hat ihm der Criminalrath, dies' hab ich ihm geſagt, und er wird ſich in Zukunft in Acht nehmen und nicht ſo gefährliches Zeug ſchwätzen.“

„Nun ſo bleibe ich denn noch, um den ehrlichen Menſchen zu bewillkommnen. Kellner! Bring' gleich noch zwei Halbe auf einmal! Die Freude, die ich über das glückliche Wiederſehen einer Unſchuld hab', muß ich doppelt feiern.«

In dieſem Augenblicke riß auch der Fleiſcher ſchon die Wirthshausthüre auf und ſtürzte herein.

»Da bin ich!« rief er ganz fröhlich. »Da bin ich wieder! Sehen Sie mich an, meine Herren, ſehe ich aus wie ein Räuber und Mörder? und doch hat man mich für einen gehalten! Aber mein Freund hier,« er ging auf den Fremden los und drückte ihn in ungeſtümer Freude an die Bruſt, »der hat ein Wort geſagt und frei bin ich werden, auf der Stelle frei. Ach, warum iſt es mir nicht eingefallen, mich im erſten Augenblicke meiner Verhaftung auf Sie zu berufen!«

»Wir gratuliren Ihnen Alle, daß Sie wieder frei geworden,« ſagte der Lotterieſchreiber. »Ich habe nie an Ihrer Unſchuld gezweifelt.«

»Ich auch nicht,« verſicherte Herr von Schlimmredinger.

»Setzen Sie ſich her zu uns,« bat der Lotterieſchreiber, »und der fremde Herr ſoll ſich auch hierher ſetzen.«

»Zuſammenrücken!« herrſchte Schlimmredinger den übrigen Gäſten zu.

Es geſchah.

Der Fleiſcher und der Fremde ſetzten ſich an den runden Tiſch.

»Und jetzt erzählen Sie uns, was Sie ausgeſtanden haben!« ſprach der Wirth. »Sind Sie unter recht viel Raubmördern geſeſſen, und wann wird denn wieder ein Bekannter gehängt?«

Wir laſſen die Gäſte und den Wirth »zum goldenen Dachel« nach Herzensluſt mit einander ſchwätzen, den Flei ſcher ſeine Fata erzählen, und wenden uns Thereſen zu, welche unter dem Namen Clara Schmied bereits als Magd in das Haus jenes Mannes getreten war, den ſie für den Mörder ihres Bräutigams hielt.

Und wen hielt ſie für den Mörder? Niemand Andern als Hirſchmeyer, den aalglatten Heuchler, den Mann, der um die Hand der Tiſchlerstochter warb, der im Salon der Frau von Blümlein den feinen Weltmann ſpielte, den der alte Graf als nichtswerthen Patron ſchilderte, aber den in Bezug des Reichthums und Wohlſtandes, deſſen er ſich erfreute, wohl Niemand als einen blutigen Räuber bezeichnet hätte.

Was Thereſe bewog, ſo feſt an dem Gedanken zu hängen, daß Hirſchmeyer das entſetzliche Verbrechen begangen, werden wir im Verlaufe unſerer Erzählung mittheilen. Wir wollen nur vorläufig das erſte Geſpräch bringen, das Thereſe mit Hirſchmeyer hielt.

Sie trat, wie ſie ſelbſt angegeben, in einer Verkleidung bei Hirſchmeyer ein.

Ihre Verkleidung war vortrefflich. Thereſe war wirklich unkenntlich. Statt ihres ſchönen blonden Haares trug ſie eine ſchwarze Tour, ihre Augenbrauen waren gefärbt, ein ſchwarzes breites Sammtband machte ihre Stirne um die Hälfte kleiner; ſie ſchminkte ſich etwas älter; ihre eigene Mutter würde ſie nicht erkannt haben.

Als ſie bei Hirſchmeyer eintrat, machte ſie einen linkiſchen Knix und überreichte ihm ein Schreiben ſeiner Schweſter.

»Ei! Du biſt das Mädchen, daß mir meine Sophie empfohlen. Küß' mir die Hand, ich liebe dies!«

Thereſe küßte ihm die Hand.

„Wie heißt Du?“

„Clara Schmidt.“

„Richtig! So ſteht es auch in dieſem Briefe. Wie alt biſt Du?“

„Dreißig Jahre.“

„Zum Geier! ſchon dreißig Jahre; Du haſt aber noch ſehr junge Augen.“

„Ich habe die Augen meiner Mutter, die iſt ſechsundfünfzig Jahre alt und hat einen eben ſo friſchen Blick.“

„Komm näher und laß Dich betrachten!“

Thereſe trat näher.

„Du biſt wirklich hübſch! Küß mir noch einmal die Hand, damit kannſt Du Dich bei mir ſehr einſchmeicheln.“

„Haſt Du einen Liebhaber?“

„Gott bewahre!“

„Ein ſo hübſches Mädchen?“

„Mir darf kein Mann nahe kommen. Ich haſſe und verabſcheue alle Männer.“

„Was Du mir ſagſt! Ich glaube es nicht, und will mich ſogleich überzeugen. Gib mir einmal einen Kuß!“

„Um keinen Preis!“

„Ei, das will ich ſehen! Du mußt!“

„Müſſen? Da würden Sie mich kennen lernen.“

„Was geſchieht mir denn, wenn ich Dich zwinge?“

„Wenn Sie mich zwingen? Da ſpricht die Nachbarſchaft ein halbes Jahr von uns Beiden. Ich ſetze das ganze Haus in einen ſolchen Aufruhr, daß Sie mich gewiß zufrieden laſſen. Doch dazu wird es nicht kommen! Ihre Frau Schweſter hat mir bei Ihnen eine anſtändige Behandlung garantirt, daher glaube ich, daß Sie mich nur prüfen wollten, ob ich ein ehrbares Mädchen ſei.“

»So iſt es auch!« verſetzte Hirſchmeyer höchſt ärgerlich; darauf ſagte er mit gezwungener Freundlichkeit: »Meine Schweſter ſchreibt mir, daß Du nie in Wien geweſen, das freut mich! daß Du alſo auch Niemand in Wien kennſt, daß Du eingezogen und ſtille, eine Feindin jedes Geſpräches mit Nachbarn ſeieſt, und was mir das Allerliebſte, nicht einmal leſen und ſchreiben gelernt hätteſt.«

»Es iſt ſo! Ich ſchäme mich, daß ich weder leſen noch ſchreiben kann, aber ich werde es nachholen. Auf dem Weiler im Gebirge, wo ich geboren, gibt es keine Schule, meine Eltern waren zu arm, um mir einen Lehrer zu halten; ich wurde von Kindheit an zum Arbeiten angeſtrengt. Beten hat mich mein Vater gelehrt, ſtricken, flicken, nähen meine Mutter.«

»Warum lehrten ſie Dich nicht auch leſen und ſchreiben?«

»Weil ſie es ſelbſt nicht gelernt hatten.«

»Du kennſt doch deine Verrichtungen bei mir?«

»Ich habe für Reinlichkeit in Ihrer Wohnung zu ſorgen, muß Ihre Wäſche in Ordnung halten, muß, wenn Sie nicht zu Hauſe ſind, den Perſonen, die Sie beſuchen wollen, Beſcheid ſagen, muß Ihre Briefe in Empfang nehmen, muß das Haus hüten, damit bei Ihnen nichts entwendet wird, und muß Ihr Frühſtück bereiten, das iſt Alles.«

»Und mußt manchmal mir Briefe nach der Poſt tragen und allerlei Gänge verrichten.«

»Damit wird es mir ſchwer ergehen, denn ich weiß nicht eine einzige Gaſſe in Wien zu nennen, und habe hundertmal fragen müſſen, bis ich hierhergefunden. — Was habe ich jetzt zu thun?«

»Das kleine Zimmerchen nächſt der Küche iſt das deinige. In dieſes läuft der Glockenzug. Ich erwarte einen Freund. Er nennt ſich Jobſt. Er wird Dir ſeinen Namen ſagen. Dieſen läßt Du zu mir ein, ſonſt Niemand als dieſen; ich bin auch gewiß, daß heute Niemand kommt als Herr Jobſt.«

»Jobſt! Jobſt! heißt dieſer Mann, gut — den Namen werde ich mir merken.«

»Nun gehe, Du ſpröde Schöne! Apropos küſſe mir noch einmal die Hand.«

Thereſe gehorchte.

»Mit einem Kuſſe iſt es alſo nichts?«

Thereſe ſah Hirſchmeyer mit Entrüſtung an und ging.

Hirſchmeyer ſagte für ſich:

»Zum Teufel, was hat mir da meine Schweſter für eine Närrin geſchickt! Will mich meine Schweſter zum Beſten haben! — Doch Geduld, Mamſell Clarâ, noch haben Sie mir nicht imponirt. Sie werden mir ſchon noch pariren müſſen, darauf können Sie rechnen.«

Thereſe beſah ſich ihr Stübchen.

»Da wäre ich nun und hätte Poſto gefaßt in dem Hauſe eines Menſchen, deſſen Hände das Blut meines Bräutigams vergoſſen, der auch mich kalt und voll Beſonnenheit hinſchlachten würde, hätte er eine Ahnung, wer ich bin! — Erkennen kann er mich nicht; es kann mich Niemand erkennen. Ich ſelbſt würde mich für eine Andere halten, erblickte ich mich zufällig im Spiegel! — Wer der Jobſt ſeyn mag! Dieſer Jobſt, warum durchzuckte mich ſo plötzlich ein ſonderbares Gefühl, als ich dieſen Namen hörte?

»Ich höre leiſe die Glocke ziehen. Dies wird Jobſt ſeyn. Ich bin begierig.«

Thereſe öffnete die Thüre.

»Ich bin Jobſt,« ſagte der Fremde.

»Treten Sie ein!« antwortete Thereſe.

Sie blickte dem Manne ins Geſicht und fuhr ſcheu zurück, doch faßte ſie ſich.

Jobſt bemerkte das Mädchen nicht, und ging raſch zu Hirſchmeyer in die Stube.

»Das iſt ja Chriſtoph Bernecker, der Fleiſchersſohn aus meinem Orte!« ſagte Thereſe. »Und der iſt wieder frei? Seine Verdachtloſigkeit alſo erwieſen? Wie kommt er zu dem Namen Jobſt und hierher? Darauf muß ich kommen!«

Sie lauſchte, ſie legte ihr Ohr an die Thüre.

»Man verſteht kein Wort!« ſagte ſie.

»Herr Hirſchmeyer ſpricht leiſe,« fuhr ſie fort.

»Nun poltert Bernecker nach ſeiner Weiſe! — Von Dankbarkeit! Ergebenheit! Anhänglichkeit! ſpricht er.«

»Ich höre Geld zählen.«

»Dreihundert Gulden!« ſpricht Bernecker, »und die Inſtruction!« — Welche Inſtruction?«

»Ei was!« ſagte Thereſe. »Ich trete raſch ein. Erſchrecken ſie, ſo haben ſie Schlechtes im Sinne.«

Thereſe erſchien unverſehens vor den Beiden.

Sie fuhren ſcheu auseinander.

»Sie haben mich gerufen!« ſprach Thereſe. »Was wünſchen Sie?«

»Dich gerufen?« erwiederte Hirſchmeyer. »Was fällt Dir ein! Ich werde Dich nie rufen, merke Dir dies; ſondern werde, wenn ich Dich benöthige, dieſe Glockenſchnur ziehen.«

»Dann bitte ich um Entſchuldigung. Mir war ſo!«

Sie wollte gehen.

»Da Du ſchon hier biſt,« verſetzte Hirſchmeyer, »ſo laſſe Dir gegen dieſe Tauſendgulden-Banknote zehn Hunderter da drüben in der Specereihandlung geben. Schnell, Du ſollſt ſchon wieder hier ſeyn!«

»Ich eile.«

»Schließe die Thüre hinter Dir ab und nimm den Schlüſſel mit.«

Thereſe ging.

»Was für ein hübſches Mädchen haben Sie da?«

»Vom Lande, mir empfohlen, durch meine Schweſter.«

»Ei! Ei! Ein lediger Herr!«

»Sie ſind nicht klug!«

Fahren Sie fort, mir zu ſagen, was ich zu thun habe.«

»Sie müſſen dieſe Nacht noch nach dem »Preßbaum.«

»Wo ich neulich war?«

»Wo Sie neulich waren.«

»Erhalte ich wieder Uhren?«

»Nein, diesmal empfangen Sie Spitzen. Spitzen im Werthe von zwanzigtauſend Gulden. Die Expedition der Spitzen iſt weit leichter. Bei dem Bauer Kalter finden Sie die Kleidung eines Förſters und ein Reitpferd. Sie ziehen die Kleidung an, beſteigen das Pferd, verbergen die Spitzen theils unter dem Sattel, theils in den Piſtolenhalftern.«

»Wenn man mich aber anhält und unterſucht.«

»Es wird Sie Niemand anhalten und Niemand unterſuchen.«

»Und komme ich glücklich zurück, ſo habe ich die Spitzen hierher zu bringen?«

»Gott bewahre! nach Mariahilf, bei dem Kaufmann Klover haben Sie ſie abzugeben, wie neulich die Uhren. — Sie müſſen jetzt jede Nacht Ausflüge machen. Durch Ihre ärgerliche Verhaftung haben Sie mir einen ungeheueren Schaden zugefügt.«

»Sie haben mich gerettet! Ach ſagen Sie mir doch, wie Sie es angefangen?«

»Wie ich es angefangen? Ich habe gar nichts hierzu gethan. Man fand im Hauſe des Gerichts die Brieftaſche Wagmann's, ſeinen Solitär und andere ihm gehörige Gegenſtände hingeſchleudert in den Hof. Dieſe Sachen konnte nur der Mann beſeſſen haben, welcher den Mord begangen. Daraus ſchloß man, daß der Thäter noch frei und alle, welche eingezogen wurden, unſchuldig ſein müßten. Man entließ Sie, und noch vier Verhaftete, den Hausmeiſter, den Barbier, den Stiefelputzer und einen Bedienten, der im Hauſe unterſtandslos aufgefunden wurde. Ich that nichts in Ihrer Sache, als daß ich Sie abholte und dem Gerichte angab, daß ich Sie als einen rechtſchaffenen Menſchen kenne, dem ich Geld anvertraut, wie Sie auch ſelbſt ausgeſagt hatten.«

Thereſe kam zurück.

Sie legte zehn Stück in Hundertguldennoten auf den Tiſch.

»Der Spezereihändler vermochte nicht zu wechſeln,« ſagte ſie. »Ich mußte an mehreren Orten verſuchen, die große Banknote umzuſetzen. Endlich gab mir der Wirth »zum römiſchen Kaiſer« das Gewünſchte.«

»Du weißt nun, wo das Hôtel »zum römiſchen Kaiſer«

ſich befindet? Das iſt mir lieb! Kehre ſogleich wieder dahin zurück. Beſtelle ein Diner für uns Beide, die Perſon zu drei Gulden; bringe das Eſſen mit. Herr Jobſt wird mein Gaſt ſeyn. — In das Wirthshaus »zum goldenen Dachel« laſſe ich Sie nicht mehr zurück,« wendete ſich Hirſchmeyer an Jobſt, »der Wirth und ſeine Gäſte ſind mir zu naiv!«

»Befehlen Sie, daß ich vielleicht noch eine Tauſendguldenbanknote wechſeln laſſe?« fragte Thereſe.

»Noch eine? — O ja! Sieh, Du biſt ein kluges Mädchen! Hier haſt Du noch eine, man kann nicht genug kleinere Noten haben.«

Hirſchmeyer nahm ein Packet mit Banknoten aus ſeinem Secretär, und zog eine Note von tauſend Gulden daraus hervor.

Thereſe faßte das Packet feſt ins Auge.

Hirſchmeyer gab ihr die Banknote.

Thereſe nahm ſie.

»Er iſt der Mörder!« ſprach Thereſe für ſich. »Es iſt daſſelbe Packet, das ich bei Wagmann geſehen!«

Sie lief in größter Aufregung fort.

Neuntes Capitel.

Im Hauſe des Tiſchlermeiſters.

Marie, die Tiſchlerstochter, ſang den ganzen Tag über die munterſten Lieder; Georg ſang in ſeiner Werkſtatt in allen Tönen, die er aus der Kehle zu bringen vermochte. Sie hörten ſich, ſie überboten ſich.

Die Geſangsluſt wurde in dieſem Hauſe ſo allgemein, daß auch die andern Geſellen davon ergriffen wurden, und nun erklangen vom frühen Morgen bis zum Abende ſo viele Lieder und Chöre, daß der alte Schindler häufig ſein eigenes Wort nicht hörte, wenn er mit ſeiner Haushälterin ſprechen oder ſeine Lehrjungen auszanken wollte.

»Es iſt ja gerade ſo, als wenn ich im Komödienhaus wäre!« ſagte eines Tages Schindler zu ſeiner Walburga.

»Die Leute in der Werkſtatt ſind rein verrückt,« erwiederte dieſe, »und Mamſell Marie iſt es mit ihnen; Mamſell Marie beginnt mit allen Geſängen der Madame Kneiſel vom Theater an der Wien, und der Geſelle Georg ſecundirt ihr, darauf fällt der Chor der Geſellen ein. Das iſt ſo viel, als wenn Marie und Georg mit einander ſprächen, denn ich bemerke immer, daß ſie ganz andere Texte ſingen, als man im Theater hört.«

»Ich werde meiner Tochter das Singen verbieten.«

»Lieber dem Geſellen Georg,« meinte Walburga.

»Das kann ich nicht, der Geſang in der Werkſtatt iſt ein Gewinn für den Meiſter, denn ſingen die Geſellen, ſo geht ihnen die Arbeit flinker aus den Händen.«

»Der Jungfer Marie dürfen Sie's nicht einſtellen. — Ich muß es Ihnen nur ſagen, es hat ſich ein junger, ſchöner Graf in ihre Stimme verliebt.«

»Was Dir einfällt!«

»Gewiß und wahrhaftig! Er läuft des Tages wohl zehnmal hier vorbei, und bleibt immer voll Bewunderung ſtehen, wenn er ſie ſingen hört.«

»Das wird ein gewöhnlicher Wiener Pflaſtertreter ſein!«

»Gott bewahre, das iſt ſo gewiß ein Graf, als Sie ein Tiſchler ſind. Neulich ſah ich ihn in einer prachtvollen Equipage bei der Paulanerkirche vorfahren. Er ſaß an der Seite ſeines alten Papa's. Rückwärts auf dem Wagen ſtand ein Livreejäger ganz in goldene Treſſen eingewickelt. Ein Graf iſt es! Ich fragte den Kutſcher, als Vater und Sohn ausſtiegen: »Wem gehört denn die prachtvolle Equipage?« und der Kutſcher antwortete: »Dem Grafen Pallberg. O, wenn der Graf nach Hofe fährt,« ſetzte der Kutſcher hinzu, »hat er eine noch weit ſchönere Equipage.« Da ich den jungen Grafen ſchon einige Male ſeine Blicke nach unſerer Marie richten ſah, ſo ging ich ſogleich wieder in die Kirche zurück, und betete andächtig zur heiligen Maria, daß ſie unſere Marie eine Gräfin werden laſſe!«

»Sie iſt wohl nicht bei Sinnen, Frau Walburga!«

»O recht gut! Und wäre es nicht beſſer? Sie haben mir ſelbſt geſagt, daß der Baron Rothſchild ſich höchſt zweideutig und bedenklich über Herrn von Hirſchmeyer geäußert, daß Sie über dieſen Herrn Hirſchmeyer auf dem Comptoir des Barons eine ſehr ungünſtige Auskunft erhielten, daß Hirſchmeyer ein Schwindler, ein Schwärzer, ein Mann ſei, der ſchon einige Male Crida gemacht habe, und die Börſe nicht mehr beſuchen dürfe, weil er viele Perſonen daſelbſt betrogen; wäre es alſo nicht beſſer, Sie dächten nicht mehr an dieſen Herrn und gäben dafür andern hübſchen, reichen und angeſehenen jungen Männern Ausſicht auf die Hand der ſchönen Tochter?«

»Den Hirſchmeyer laſſe ich nicht mehr in's Haus,« verſetzte Schindler; »ich habe ihm dieſes ſo eben ſchriftlich kund gemacht; ich habe ihm ganz kategoriſch geſchrieben; aber daraus folgt noch nicht, daß da gleich ein Anderer um ſie anhalten wird, — ein Graf ſchon gar nicht! Ja, ſo zum Spaß vielleicht, weil das Kind hübſch und jung iſt, aber für den Spaß iſt der Vater zu ernſt und die Tochter zu rechtſchaffen.«

»Nicht Spaß, nicht Scherz, Herr Schindler, Ernſt — der ernſthafteſte Ernſt, den ein ernſthafter Menſch machen kann. Der junge Graf hat ſchon mit mir geſprochen.«

»Was hör' ich da!« fuhr der Tiſchlermeiſter auf. »Mit Ihr, Frau Walburga, hat er geſprochen? Ein Graf mit Ihr über meine Tochter; nun ſoll doch gleich — —«

»Fahren Sie nur nicht ſo auf! Sie wiſſen ja nicht, was er mit mir geſprochen hat. Er hat die redlichſten Abſichten, er will Ihr Kind glücklich machen, ſehr glücklich! Er wünſcht nur ins Haus kommen zu dürfen, nicht nur Mariens, auch Ihre Freundſchaft zu gewinnen. Ach, es iſt ja der liebenswürdigſte Graf von der Welt.«

»Das kennen wir ſchon! Ein Graf und eine Tiſchlerstochter; weiches ordinäres Holz und Politur darauf; das ſieht ſein Leben nichts gleich. — Nichts da! — Ich gebe in keine Falle, mich führt kein Graf, kein Fürſt, kein Herzog an der Naſe herum! Sag' Sie dies dem Herrn

Grafen, ſonſt ſag' ich es ihm, ich ſag' es ihm aber nicht fein, ſondern derb mit der Holzraſpel, das ſetze ſie ihm bei.«

»Das iſt ſchrecklich, wie Sie ſich im Lichte herumgehen!«

»So? Ich glaube, daß bei ſolchen gräflichen Liebſchaften mit der Tochter eines Handwerkers von einem Lichte gar keine Rede ſein könne; bei ſolchen Affairen löſcht man am liebſten die Lichter aus; ja unſere ſchlechten Straßenlaternen in der Vorſtadt brennen manchem Cavalier bei ähnlichen Beſuchen noch zu hell! — Baſta! Kein Wort weiter! Und daß Sie nicht etwa meiner Marie Fledermäuſe in die Ohren ſetzt, nichts von dieſem Grafen mit ihr ſpricht, und mir das Mädel nicht verrückt macht, ſonſt hat ſie es mit mir zu thun.«

»O weh! Ich habe ihr bereits Alles geſagt.«

»Da ſoll Sie ja ſogleich der Teufel »quintelweis« zerreißen.«

»Aber ich meine es ja gut!«

»Schlecht meint Sie es! Sie hat mir das Kind vielleicht ſchon mit dem Hochmuthsdünkel angeſteckt, darum ſingt ſie den ganzen Tag wie beſeſſen!«

»Da ſehen Sie hinaus, da ſteht er wieder vor dem Fenſter!«

»Wer? der Graf?«

»Ja, der Graf, der liebe ſchöne Graf; ſchauen Sie die noble Phyſiognomie an, dieſe »ariſtokravatiſchen« Züge, dieſes »Tournier;« der Graf iſt gewachſen wie eine Tanne.«

»Der iſt's?«

»Dieſes »Naſerl« betrachten Sie, wie von einem Adler, dem König der Vögel, und dieſe ſchwarzen Augen wie von Ebenholz.«

»Und vielleicht dumm wie ein Kienſtock.«

»Darf ich ihn hereinrufen?«

»Darf ich Sie hinauswerfen?«

»Mein Gott, er geht gerade auf unſern Tiſchlerladen zu — er kommt herein!«

»Da iſt er ſchon!«

Schall trat wirklich ganz keck bei dem Meiſter ein.

»Ich muß um Entſchuldigung bitten,« ſagte er. »Ich gehe doch recht zu dem Meiſter Sebaſtian Schindler?«

»So heiß' ich,« antwortete der Tiſchler barſch, »ſo ſteht mein Name auf meinem Schild über meiner Werkſtatt. — Wen habe ich die Ehre vor mir zu ſehen?«

»Hat Ihnen Ihre Frau Wirthſchafterin nichts von mir geſagt?«

»Ja, ſie hat mir Etwas »vorgeſchwabelt« — was Sie jedoch von mir wünſchen, möchte ich aus Ihrem Munde hören.«

»Sie beſitzen eine ſchöne Tochter.«

»Geht das Sie etwas an?«

»Allerdings, inſoferne Jugend und Liebreiz die ganze Welt erfreuen.«

»Wie ein Sonnenaufgang, aber nur von ferne zu bewundern.«

»Der Graf Pallberg hat Gutes mit Ihrem Fräulein Tochter im Sinne.«

»Ich auch und bin kein Graf.«

»Er wird für ſie väterlich ſorgen.«

»Das Mädel hat bereits einen Vater, der ſich aber jede fernere väterliche Einmiſchung verbietet.«

»Hören Sie mich erſt an. Sie wiſſen ja nicht, was ich wünſche.«

»O ſehr gut, aber Sie wiſſen nicht, was ich wünſche.«

»Sprechen Sie es aus.«

»Daß Sie nämlich ſo ſchnell als möglich da hinausſpaziren möchten, ſonſt möchte ich von meinem Hausrecht Gebrauch machen.«

»Sie ſind ja unhöflich!«

»Ungehobelt, ſollten Sie ſagen! Wir Tiſchler ſind meiſtens ſo. Wir hobeln zwar unſer Holz, aber uns laſſen wir im Naturzuſtande. In dieſem Zuſtande erkläre ich Ihnen, daß Sie hier nichts zu ſuchen haben. — Da iſt die Thüre, bei der Sie hereingekommen ſind, und bei der Sie ſogleich wieder hinausgehen wollen.«

»Mein Herr, wiſſen Sie wer ich bin?«

»Vis-à-vis von einem ehrlichen Manne, von einem unbeſcholtenen Bürger, von einem rechtſchaffenen Hausvater, deſſen höchſtes Glück die Ehre ſeines Kindes iſt, ſind Sie der Niemand, und nun gehen Sie, oder ich kürze Ihnen den Weg ab, und Sie kommen geſchwinder hinaus, als Sie vermuthen.«

»Sie ſollen an mich denken!«

»Verlangen Sie, daß ich Sie vergeſſe, für Sie iſt dies das Beſſere.«

Schall ging ſchnell aus dem Laden.

»Aber Herr Meiſter,« ſagte Frau Walburga, »Sie ſind doch gar zu furios, Sie haben den Herrn Grafen nicht einmal ſprechen laſſen.«

»Hätte ich dies gethan, ſo wäre er hinausgeflogen, ehe er noch ſeine Abſicht verrathen.«

Der gute Meiſter hatte ſich geärgert, aber es ſollte noch beſſer kommen.

Hirſchmeyer ſchoß pfeilſchnell zu ihm in den Laden.

Er grüßte nicht, ſondern ging wüthend auf den Meiſter los.

»Herr!« ſchnaubte er, »was für einen abſcheulichen Brief haben Sie mir geſchrieben! Wer iſt der Elende, der mich bei Ihnen ſo ſchändlich verleumdet hat? — Nennen Sie mir ihn, ich muß Genugthuung haben, oder — —«

»Ich habe über Sie Auskunft in einem Hauſe erhalten, in welchem Sie Ihre Gelder liegen haben, welches Ihre Geſchäfte für Sie beſorgt, und in welchem Sie häufig zu Tiſche gebeten ſind. — Holen Sie ſich dort die Genugthuung, mir iſt es recht.«

»Sie haben dort mir nachgeforſcht?«

»Ja, ich war ſo frei.«

»Sie hatten die Stirne, über mich Erkundigungen einzuziehen?«

»Ja, ich hatte die Stirne und gehe noch weiter, ich ſage Ihnen nämlich auf den Kopf zu, daß Sie mein Kind nicht erhalten, und wenn Sie Millionen beſitzen. Rechtſchaffenheit iſt meine erſte Bedingung, eine tadelloſe Nachrede meine zweite und ein ehrlicher Erwerb meine dritte. Greifen Sie ſich ans Herz, vermögen Sie nur eine dieſer Bedingungen zu erfüllen?«

»Haha!« lachte Hirſchmeyer, »was ſoll dieſes Gefaſel?«

»Daß Sie mein Haus meiden, und an meine Tochter, ſo lange Sie leben, nicht mehr denken ſollen.«

»Ihre Tochter wird aber an mich denken!«

Der Tiſchler lachte. »Da iſt ſchon wieder Einer, der was zu denken gibt! Dem ich ſo eben Füße machte, — haben Sie nicht einen Laffen begegnet, welchem ich die Thüre wies?« ſagte er. »Der ſchwur, ich ſolle an ihn denken! Sie ſagen, meine Tochter möge an Sie denken! Sie wird an Sie denken! Sie wird an Sie denken, wie an Einen, der ſie elend machen wollte, und dem ſie glücklicherweiſ entronnen iſt.«

»Elend? Sie ſollen Recht haben, elend ſoll ſi durch mich werden! Fürchten Sie meine Rache!«

»Die ſoll exemplariſch werden, darum reize ich Si hier noch auf's Höchſte. Walburga!« rief Schindler, »mac Sie die Thüre auf!«

»Sie iſt ſchon offen!« verſetzte Walburga voll Freud und rieb ſich ſchadenfroh die Hände.

»Eins, zwei, drei!« ſprach der Meiſter und expedir den Mosje Hirſchmeyer hinaus.

»Jetzt!« donnerte er ihm nach, »jetzt, erbärmlich Wicht, räche Dich! Ich erwarte deine ſchlechten Streiche!

Die Vorübergehenden lachten, als plötzlich aus de Laden des Tiſchlers ein Geck herausflog, wie eine Kug aus einer Kanone.

»Nun wollen wir uns zu Tiſche begeben,« ſagte d Meiſter. »Auf eine ſo gute Motion werden die Knöd ſchmecken! Laſſe Sie anrichten, und hole ſie meine Mari Ich muß ihr doch erzählen, wie ich mich heute ſchon für ſ geplagt habe!«

Zehntes Capitel.

In der Gärtnergaſſe.

Wir haben in dem ſechſten Capitel unſeres Romans die famoſe Kartenlegerin in der Gärtnergaſſe der Vorſtadt Margarethen bei dem Unbekannten, der ihre Orakelſprüche hören wollte, zurückgelaſſen. — Sie rief über die Lage der Karten erſchreckt aus: »Unglück über Unglück! Aus dieſen Karten leſe ich einen ganzen Roman, aber einen, von dem Sie ſich keine zweite Auflage wünſchen werden. O weh! Es kommt immer ärger!«

Was erblickte ſie in den Karten?

Der Fremde erſchrack, bemeiſterte jedoch ſeinen Schreck, ſah nach den Karten und ſagte dann mit anſcheinender Ruhe:

»Welche böſen Ereigniſſe ſtehen mir bevor?«

»Auf Ihnen ruht ein ſchwarzer Verdacht! — Eine Frauensperſon verfolgt Sie und bedroht Ihre Freiheit.«

»Narrenspoſſen!« erwiederte der Unbekannte.

»Nein! keine Narrenspoſſen! Da ſehen Sie her. Der Coeur-König ſind Sie, und da unter Ihnen liegt die Pik-Dame, das iſt die, welche Ihnen ſo gefährlich iſt. — Mein Gott! mein Gott! da iſt das Treff-Aß — das Treff-Aß bedeutet ein Verbrechen oder einen Todesfall, einen gewaltſamen Todesfall, einen Selbſtmord, ja auch das Hochgericht; hier liegt dicht neben dem Treff-Aß: Carreau-Sieben!

Nehmen Sie ſich in Acht, Sie ſollen entweder ermordet werden, oder Sie wiſſen von einer Mordthat!«

»Werfen Sie die Karten zuſammen, ich werde ſie nicht honoriren für ſolche Albernheiten.«

»Sie haben doch abgehoben!«

»Ich habe nicht abgehoben.«

»So heben Sie jetzt ab; wenn Sie nicht abgehoben haben, ſo haben die Karten auf Ihr Schickſal keine Beziehung.«

»Miſche ſie.«

»Es iſt geſchehen. Coupiren Sie.«

»Sogleich. — Jetzt lege ſie die Karten!«

»Es fangt ſchon wieder traurig an. — Die Pik-Dame iſt die erſte Figur. — Sie ſteht Ihnen ins Haus. — Sie erhalten ſehr bald von ihr einen Beſuch. — Sie laßt Sie nicht aus den Augen. — Sie will von Ihnen ein großes Geheimniß ergründen. — Seyen Sie vorſichtig. — Sie iſt ſchlau.«

»Wirf Sie die Karten zuſammen. Ich weiß genug. Jetzt ſage Sie mir etwas Anderes, aber nicht aus den Karten. Iſt Sie in der Nachbarſchaft bekannt?«

»Ich kenne alle Leute in ganz Margarethen.«

»In der Stärkmachergaſſe befindet ſich eine Frau, deren Name Franciſca Finter iſt.«

»Ich kenne ſie ſehr gut. —«

»Von was lebt ſie?«

»Das weiß kein Menſch! Sie wohnt in ihrem eigenen Hauſe, das aber keinen Zins trägt; ſie läßt Niemand hinein. Es verlangt ſich auch Niemand zu ihr.«

»Weshalb?«

»O das iſt ein unheimliches Weib. Die gemeinen Leute fürchten ſie wie eine Hexe. Sie iſt wohl gefährlicher als eine Hexe. Sie thut der ganzen Welt Böſes. Sie hat nur Freude, wenn einem Menſchen ein Unglück geſchieht, wenn Jemand ſtirbt, wenn Jemand Hab und Gut verliert, da frohlockt ſie. Sie geht ſo weit, daß ſie zur Unterhaltung die Hunde und Katzen der Nachbarn vergiftet.«

»Kommt Niemand zu ihr?«

»Das müßten nur Räuber und Diebe ſeyn, und dieſe müßten in der Nacht Zutritt bei ihr haben.«

»Es iſt wohl unmöglich, ſie in der Nacht beobachten zu laſſen.«

»Das könnte nur die Polizei, ſonſt wagt ſich kein Menſch in ihre Nähe.«

»Iſt ſie Witwe?«

»Es weiß Niemand, ob ihr Mann noch lebt oder geſtorben iſt, vielleicht hat ſie ihm auch einen vergifteten Schwamm beigebracht. Zwar behaupten Leute, ſie hätten ihren Mann vor Kurzem noch begegnet, auf dem Platze in Margarethen, und zwar ſehr zeitlich in der Frühe. Er ſey mit einem Herrn eilig daher gekommen, aber dieſe Leute müſſen ſich getäuſcht haben.«

»Kann ſie ihre Karten nicht über dieſes Weib und ihren Mann befragen?«

»Wie wäre dies möglich! Die Karten antworten nur der Perſon, welche ſich »aufſchlagen« läßt und eigenhändig abhebt.«

»Will ſie ſich fünfzig Gulden verdienen?«

»O Gott! Fünfzig Gulden! Das wäre für mich eine kleine Million.«

»Sie muß aber den Auftrag, den ich ihr gebe, außerordentlich ſchlau ausführen.«

»Vom Herzen gerne!«

»Sie muß dieſe Frau unter irgend einem Verwande beſuchen.«

»Um kein »G'ſchloß« (Schloß). Sie dürften mir wirklich das Schloß (ein großes Haus in Margarethen, das ſo genannt wird) ſchenken, zu dieſer Hyäne gehe ich nicht.«

»Vielleicht weiß ſie Jemand, der mehr Muth hat als ſie.«

»In Margarethen iſt Niemand.«

»Ich wünſchte nur zu wiſſen, ob ſie ein Quartier, wenn noch ſo klein, vermiethet?«

»Gehen Sie doch ſelbſt hin.«

»Das kann ich nicht.«

»Man müßte Jemand zu ihr ſchicken, der in dieſer Gegend ganz unbekannt iſt, — doch der bekommt keine Auskunft. Wer ſich nur ihrem Hausthor nähert, — ſie hat ein Seitenfenſter, aus dem ſie jeden Menſchen, der auf ihr Haus zukommt, ſchon von Weitem erblickt, — dem wirft ſie gleich Schimpfworte entgegen, und hält er ihr an, ſo macht ſie einen ſolchen Spectakel, daß die ganze Nachbarſchaft zuſammenläuft. Auf dem Grundgericht hält man ſie für verrückt und ſelbſt unſere »Wachter« gehen ihr aus dem Wege.«

»Ich weiß genug. Ich danke ihr. Für Ihre Hiobsposten, die Sie mir hinterbracht, ſind wohl zehn Gulden genug?«

»Das iſt zu viel, Euer Gnaden! Das nächſte Mal prophezeie ich Ihnen nur Gutes.«

»Ich will keine Lügen. Adieu! Ich komme bald wieder.«

Der Fremde ging.

* * *

Das Weib in der Stärkmachergaſſe in Margarethen war wirklich ein entſetzliches Weib.

Franciſca Finter hielt ihren eigenen Mann in langjähriger Gefangenſchaft. Er mußte ihr pariren, durfte ſich nicht muckſen. Sie wußte wahrſcheinlich ein entſetzliches Verbrechen von ihm, das er in ſeiner Jugend begangen. Hätte er mit einem Worte ſich geäußert, daß er nicht in dem Loche bleiben wolle, das ſie ihm angewieſen, ſie würde ihn vielleicht dem Hochgerichte überliefert haben. Er verlangte ſich auch ſeine Freiheit nicht. Sie fütterte ihn gut, gab ihm Branntwein, ſo viel er trinken mochte, entzog ihn auf dieſe Weiſe allem Anſcheine nach den Augen der Gerechtigkeit und ſo ſich geborgen fühlend, dem Nichtsthun ergeben, dem Trunke verfallen, lebte er in Stumpfheit dahin, einen langen ſchweren Traum zwiſchen Wachen und Schlafen.

Niemand wußte, daß dieſer Mann im Hauſe; Niemand vermißte ihn, Niemand dachte an ihn.

Frau Finter erhielt ihren Mann, wie geſagt, in einer faſt ununterbrochenen Trunkenheit. War er nicht bewußtlos durch den Branntwein, ſo war es durch eine Schlafſucht, welche dem Tode glich. Daß er einſt gar nicht mehr erwachen würde, darauf rechnete ſie. »Er muß ſchon wegen Mangel an Bewegung an einem Schlagfluſſe ſterben,« ſagte ſie einſtens zu Jemand, den ſie ihres Vertrauens würdigte.«

* * *

Wir kehren nun zur Tiſchlerfamilie zurück.

Dem alten Schindler, als er ſich zum Mittagma ſetzte, war ſo wohl wie ſchon lange nicht.

Er erzählte ſeiner Tochter, welche abſcheuliche Le er ihr vom Halſe geſchafft.

Marie jubelte beinahe vor Freude, als ſie erfu daß ſie nun mit den Anträgen des zudringlichen, ihr verhaßten Hirſchmeyer verſchont bleiben würde.

„Was den Grafen betrifft,“ ſagte ſie, „ſo habe ſchon der Frau Walburga erklärt, daß ich, wenn ein ſ cher Herr ſelbſt die redlichſten Abſichten auf mich hä ich auf dieſe nicht eingehen würde. Ich bin bürgerlich zogen, wünſche nichts als einen Bürger, und würde m unglücklich fühlen, wenn ich einem Manne über m nem Stand die Hand reichen müßte.“

„Nun, über deinen Stand mußt Du jedenfalls rathen,“ erwiederte Schindler. „Ein Kaufmann wäre der Liebſte, aber ich gebe Dich auch einem Docto de. Medicin nemlich, nur einem Advocaten nicht, d dieſe ſind mir zu fein und zu ſtreitſüchtig. Wollen imm Recht haben. Fangen ſelbſt mit Weib und Kindern ceſſe an, und pfänden im Nothfalle ſelbſt den eige Schwiegervater. Das vertrüg' ich nicht.“

„Ein Tiſchlermeiſter, Vater, wäre mir der Liebſ

„Fängſt Du ſchon wieder an? — Nichts da! habe Dir ſchon geſagt, dein künftiger Mann muß me ſein als ich, muß in einer Equipage fahren. Anders ich es nicht! — Wie ſchön iſt das zum Beiſpiel, w plötzlich eine Equipage am Hauſe hält und ein angeſe ner, hochverehrter Mann ſteigt aus.“

In dieſem Augenblicke hielt wirklich eine ſch

Equipage vor dem Hauſe des Tiſchlers und ein hochverehrter, angeſehener Mann ſtieg aus.

Es war aber kein Bräutigam, kein Freiwerber, nicht einmal ein Liebhaber, ſondern der wackere, allgemein geſchätzte Baron Salomon Rothſchild war es, der da nachſehen wollte, wie weit die Arbeit an ſeinem beſtellten »Blumentiſch« vorgerückt, und nebenbei Marien beweiſen, daß er ſie nicht vergeſſen habe.

Eilftes Capitel.

Baron Rothſchild und die Tiſchlerstochter.

»Ach!« ſagte der Baron bei ſeinem Eintritte, »Sie ſitzen noch bei Tiſche — ich bitte um Entſchuldigung, ich werde wieder kommen.«

»Herr Baron, um keinen Preis laſſe ich Sie fort,« erwiederte Schindler, »und wenn ich drei Tage nichts gegeſſen hätte, ſo würde ich vom Tiſche aufſtehen, und dankend für die Ehre, welche Sie mir und meinem Hauſe erweiſen, Ihnen entgegenkommen. — Wir haben zum Glücke ſchon geſpeiſt, und ſind alſo nicht im mindeſten geſtört.«

»Iſt das Ihre Mamſell Tochter?« fragte der Baron.

»Ja, die Junge iſt's!« erwiederte Schindler, »damit Sie ſie nicht mit der Alten hier verwechſeln, die ſich da hervordrängt.«

»Ach, was iſt Ihre Tochter für ein liebliches Kind!«

Marie wurde über und über roth.

»Ei, Du darfſt deshalb nicht roth werden,« ſagte Schindler. »Es iſt keine Lüge, Du biſt recht lieblich, wenn Du nur mehr folgen möchteſt.«

»Daran wird es nicht fehlen!« entgegnete der ron, »ein ſolches Mädchen kann dem Vater nur Fr machen.«

»Und nun, wie ſteht es mit meinem Tiſche? ich ſchon etwas ſehen? — Apropos, bekomm' ich Copie von dem Tiſche in der Burg, bekomme ich di den Blumen, oder Blumen nach einer andern Z nung?«

»Herr Baron,« verſetzte der Tiſchler, »Sie bekom ganz etwas Appartes. Sie bekommen ein Bouquett rothen und weißen Camelien. Etwas ſchöneres werden noch nicht geſehen haben?«

»Befriedigen Sie doch meine Neugierde! Iſt ſ Einiges an dem Tiſche ſelbſt zu ſehen? wo nicht, ſo gnüge ich mich mit der Zeichnung.«

»Frau Walburga!« befahl Schindler. »Geſchwi gehen Sie mir in die Werkſtatt; Georg ſoll den und die Zeichnung ſenden.«

»Ei! ſoll ich denn den geſchickten Menſchen ſelbſt kennen lernen?«

»Auch das! Aber dann muß mein Mädel in Zimmer.«

»Weshalb?« fragte der Baron.

»Nun,« erwiederte Schindler und winkte dem ron. »Sie wiſſen ja,« — ſetzte er leiſe hinzu.

»Ja ſo! Doch was liegt daran! Sie ſind ja da, wenn der Geſelle kommt. Gar ſo ängſtlich muß nicht ſein.«

»Dem Herrn Baron zu Ehren mag Marie blei aber Du ſtellſt Dich zum Fenſter, und betrachteſt die Ec page des Herrn Baron und ſiehſt Dich nicht um!«

Georg erſchien mit dem Tiſche und der Zeichnung.

»Georg,« redete ihn Schindler an, »Ihm widerfährt eine große Ehre! Das iſt der Herr Baron Salomon Rothſchild, der bekannte edle Herr, vor dem Reich und Arm den Hut abzieht, und deſſen Herz bei Gott noch mehr gilt, als bei den Menſchen ſeine Millionen. Der Baron will ſeine Arbeit ſehen. Zeig Er her!«

Der Baron warf einen Blick darauf.

»Fürwahr! Wunderſchön! Ueberraſchend ſchön!« betheuerte der Baron. »Iſt das Perzellain, woraus die Vaſe gemacht iſt?«

»Holz, Herr Baron, Holz iſt es, wie Alles, ich habe mir das Holz ſo präparirt, daß es wie Porzellain ausſieht.«

»Ich muß geſtehen,« bemerkte Rothſchild, »daß dieſes Kunſtwerk meine Erwartungen, und ſie waren nicht gering, noch weit übertrifft. — Was bringen Sie hier an? Hier iſt noch viel leerer Raum.«

»Herr Baron,« antwortete Georg, »hieher kommt eine Guirlande von allen möglichen Blumen, welche ſich über die Vaſe hinaufſchlingen und bis an die Camelien ſich erheben.«

»Sehr hübſch!«

»Hier die Zeichnung!«

»Allerliebſt!«

»Ich ſehe, daß Sie ein eben ſo geſchickter Zeichner als Moſaikarbeiter ſind. — Die Zeichnung iſt doch auch von Ihnen?«

»Freilich, Herr Baron,« verſetzte Georg. »Hätte ich nicht zeichnen gelernt, würde ich nie eine ſolche Arbeit zu machen im Stande ſeyn.«

»Thun Sie mir noch einen Gefallen,« ſagte der Baron zu Georg. »Aendern Sie mir zu Liebe die Guirlande. Heben Sie mir die Lilien rechts heraus, dieſe verſinnlichen die Unſchuld; bringen Sie einen grünen Kranz an, das iſt die Hoffnung; hier bitte ich Sie um Kornblumen, die blaue Farbe bezeichnet die Beſtändigkeit: die Unſchuld hofft und kommt durch beſtändige Liebe ans Ziel.«

Marie hätte dem Baron um den Hals fallen mögen. Sie verſtand den Sinn ſeiner Worte ſehr gut.

»Ich danke Ihnen, lieber Meiſter,« fuhr der Baron fort. »Ich werde einen Prachttiſch erhalten. Ich danke dem braven Georg ebenfalls. Er ſoll meine Erkenntlichkeit ſchon kennen lernen. Adieu, ſchöne Marie; Sie ſind eigentlich die ſchönſte Blume hier, und ich wünſchte, der geſchickte Georg möchte mir dieſe Roſenknoſpe in den Kranz meiner grünen Hoffnung flechten.«

Der Baron grüßte herzlich. Schindler, Marie, Georg begleiteten ihn bis zum Wagen.

Marie, ihres Gefühls nicht mehr mächtig, ergriff die Hand des Barons und wollte ſie küſſen.

Der Baron zog die Hand raſch zurück und lies ſie liebreich auf Marien ruhen.

Georg ſah dies und durchbohrte faſt Marie mit ſeinen Blicken.

Leichenblaß bebte Marie zurück.

Schindler hob den Baron in den Wagen.

Zwölftes Capitel.

Eiferſucht.

Georg lief wie ein Wahnſinniger in ſeine Werkſtatt.

Er ſtellte den Tiſch auf ſeinen Arbeitsplatz ſo ungeſtüm hin, daß er ſtöhnte.

Die Zeichnung warf er auf die Erde und trat ſie mit Füßen.

Die andern Geſellen meinten, es hätte ihn die Tarantel geſtochen.

»Der hat ſich gewiß ein gutes Trinkgeld verhofft, und hat nichts bekommen,« ſagte ein Bruder Brandenburger zu einem Bruder Meklenburger.

»Oder dem alten Baron hat die Arbeit nicht gefallen,« ſagte ein Bruder Deſſauer zu einem Bruder Naſſauer.

»Oder der Baron wähnt eine ſolche Arbeit ließe ſich zaubern, und iſt ungeberdig geworden, von wegen der langen Dauer,« ſagte ein Bruder Frankfurter zu einem Bruder Schweinfurter.

»Ich rühre kein Werkzeug mehr an!« rief Georg. »Ich ziehe mich jetzt an und gehe, gehe weiter als mich der Wind trägt. Lebt wohl! den Tiſch da möchte ich lieber mit meiner Säge zerſchneiden, mit meinem Hammer zerſchlagen! aber das Holz gehört dem Meiſter, und für das, was ich bisher gemacht, hat er mich bezahlt. — Da habt Ihr die Zeichnung! Ich hab' ſie zwar mit Füßen getreten, thut aber nichts. Sie iſt noch immer gut genug! Macht Ihr Euch an die Moſaik! Einer von Euch wird's doch treffen! Ich habe eine andere Moſaik im Kopfe! Mich ſeht Ihr nicht mehr!«

»Nun was ſoll denn dies vorſtellen?« fragte ein Bruder Stuttgarter Georg. »Was iſt denn Dir über die Leber gelaufen? Von uns Einer ſoll die Holzmoſaik ausführen? — Von uns Einer? kann's Keiner!«

»So ſoll ſich's der Baron ſelbſt machen. Ich arbeite nichts für ihn; ſagt dies dem Meiſter! Ich gehe.«

Er ſprach dieſe Worte und eilte in wilder Haſt zur Thür hinaus, ohne daß noch ſo dringende Zurufe ihn hätten zurückhalten können.

»Man muß glei den Meiſter hole, und muß ihm dies melde,« verſetzte der Schwabe.

»Der Meiſter wird weiter nicht wüthen, wenn er dies erfährt,« meinte ein Würzburger. »Auf die Kundſchaft des Baron Rothſchild hat er ſich ſo viel eingebildet, und nun läßt ihn der Georg im Stiche.«

»Das iſt eine Schande, und eine Schmach für die ganze Werkſtatt.«

»Eine Schande für's ganze Mittel!«

»Eine Schande für ganz Wien!«

»Eine Schande für ganz Deutſchland!«

»Warum nicht gar!« verſetzte der Schwabe, »in London gibt's genug Tiſchler, welche daſſelbe können, was Georg kann.«

»Gehört denn London zu Deutſchland?« fragte der Brandenburger.

Indeß waren die Lehrjungen ſchon zum Meiſter geeilt und hatten ihm rapportirt.

Der Meiſter kam augenblicklich in die Werkſtatt.

»Was muß ich hören?« fragte der Meiſter ganz entſetzt. — »Die Zeichnung hat Georg mit Füßen getreten, den Tiſch ſo heftig hingeſtellt, daß er beinahe aus dem Leim gegangen wäre, und fort iſt er? fort? Ja, wohin denn?«

»Wenn wir es wüßten,« meinte der Brandenburger. »Ich an ſeiner Stelle hätte mich ins Schnappshaus begeben; aber er, der Sentimentale, iſt gewiß in eine Apotheke gegangen, und gießt ſich ein Gläschen Himbeerſaft in die Kehle.«

»Geſellen, ich kann Euch nicht helfen, Ihr müßt mir ihn aufſuchen; geht überall hin, wo Ihr ihn vermuthet, ich werde erkenntlich ſein. Derjenige, der mir ihn zurückbringt, erhält einen ganzen Eimer Bier.«

»Meiſter, ein Regensburger Bier?« fragte der Würzburger.

»Ja, ein Regensburger, einen ganzen Eimer Regensburger; bringt ihn nur! Wenn ich nur wüßte, was dieſen ſtillen Menſchen zu ſolchen raſenden Geſchichten veranlaßte.«

»Meiſter,« verſetzte der Brandenburger, »der Baron Rothſchild wird von aller Welt als ein wahrer Mäcen geſchildert. Er hat Dinge an ſich wie ein König. Er iſt großmüthig wie ein König. Wenn er ſich nun herabläßt, einen armen Tiſchler vor ſich kommen zu laſſen, ſo muß dieſer denken, er werde ihn wie ein Herzog belohnen. Gewiß hat der Georg auf eine goldene Doſe oder auf ein Paar brillantene Ohrgehänge, oder wie die Birch-Pfeiffer in Berlin auf ein Collier gerechnet; nun gab aber der Baron nur ſchöne Worte, Meiſter, ſo Etwas wurmt! Mir hätte man ſo nicht kommen dürfen; ohne ein Diadem von Brillanten hätte ich den Baron nicht aus dem Hauſe gelaſſen.«

»Red' Er nicht ſo einfältig! An dergleichen denkt

Georg nicht! Nie war er eigennützig oder ſchmutzig. Es muß etwas Anderes ſein!«

»Ich ſuche ihn im Krebſenkeller,« ſagte der Brandenburger; »iſt er nicht da, ſo warte ich ſo lange, bis er kommt. Kommt er nicht, ſo trink' ich bis morgen Früh in meinem Unmuthe; indeß findet ihn ein Anderer und meine Sendung iſt vollbracht.«

Die Geſellen ſtürmten fort.

»Ich könnte es ſchon erfahren, was es iſt,« ſprach der Tiſchler für ſich. »Marie war auch dabei, als der Baron mit Georg ſprach, dieſe hat gewiß Etwas gemerkt, aber die kann ich nicht fragen; es wäre ja gerade ſo, als wenn ich ſie aufforderte, auf dieſen Menſchen Acht zu geben.«

Marie kam verſtört in die Werkſtatt.

»Iſt es wahr,« fragte ſie verlegen und in ſichtbarer Angſt, »daß Georg davongegangen iſt?«

»Er wird ſchon wieder kommen!« erwiederte der Meiſter.

»Wenn er aber nicht kommt! Wer verfertigt den Tiſch?«

»Ich nicht,« antwortete der Meiſter; »ich hätte mich nie darum annehmen ſollen, nun habe ich es, warum habe ich den Taugenichts nicht aus dem Hauſe gejagt?«

Marie brach in Thränen aus.

»Du wirſt doch nicht wegen dem Lumpen weinen, der mich in ſo grenzenloſe Verlegenheit ſtürzt?«

Marie ſchluchzte und gab keine Antwort.

»Wie Du wegen dieſem Vagabunden weinſt, ſo gib ich Dich nach Böhmen hinein, zu deiner »Mahm.«

»Ich weine ja nicht wegen ihm! Ich weine wegen Baron Rothſchild.«

»Da erlaub' ich Dir zu weinen.«

»Er hat es ſo gut gemeint!«

»Ja, das hat er!«

»Und nun fährt ein abſcheulicher Strich durch ſeine Rechnung.«

»Und durch die meinige auch!«

»Der Undankbare, Unüberlegte, Kurzſichtige, Mißtrauiſche.«

»Wie denn mißtrauiſch? das verſteh ich nicht.«

»Nun — ich — ich — meine — Georg hätte dem Baron nicht mißtrauen ſollen. Der Tiſch wäre gewiß Georgs Schaden nicht geweſen.«

»Ich mein' es auch!«

»Und nun, was wird der Baron ſagen?«

»Ja und was wird er thun? Wenn ich nur wüßte, warum Georg plötzlich ſo rabiat geworden iſt.«

Marie platzt heraus: »Aus Eiferſucht!«

»Wie? was?« rief Schindler, »aus Eiferſucht? Höll' und Teufel! jetzt geht mir ein Licht auf! — Der Baron war überaus freundlich mit Dir, und das war dem Burſchen nicht recht. Er hat alſo noch immer Abſichten auf Dich?«

»Freilich!«

»Du unglückſeliges Kind! ſoll denn mein Kummer über Dich nie enden?«

Marie weinte abermals.

»Zu flennen hör' auf oder ich erſteche Dich mit dieſem Schnitzer wie der alte Odoardo ſeine Emilie.«

»Nur zu, Vater! Eine Roſe geknickt, ehe ſie der Sturm entblättert.«

»Ich weiß jetzt, was ich zu thun habe. Ich gehe zu Baron Rothſchild, ich melde ihm den ganzen Vorgang. Er iſt ein zu trefflicher Mann, als daß er auf die Anfertigung des Tiſches bringen ſollte. — Er muß ſeinen Auftrag zurücknehmen, und der Georg kommt nicht mehr in mein Haus, und wenn er mir von hier bis auf die Herberge auf den Knien nachrutſchen ſollte.“

Wieder hielt eine Equipage vor Schindler's Hauſe.

Sie war noch ſchöner als die des Barons.

Graf Ballberg ſtieg aus.

Ein Jäger und ein Huſar liefen vor ihm her, und riſſen die Thüre zur Werkſtatt auf.

„Wohnt hier Herr Schindler?“ fragte der Jäger.

„Der bin ich!“ antwortete dieſer.

„Mein hochgeborner Herr Graf wünſcht mit Ihnen zu ſprechen.“

Der Graf trat ein.

Schindler macht ſeine Referenz.

„Sie ſind der geſchickte Meiſter, der die herrliche Holzmoſaik anfertigt.“

„Was iſt nun das wieder?“ ſprach Schindler für ſich.

„Ehe ich mit einem Auftrage herausrücke, ſage ich Ihnen, daß ich der größte Gönner und Protector der öſterreichiſchen Induſtrie bin. Ich wende einen großen Theil meiner Einkünfte daran, Oeſterreichs Gewerbſleiß zu unterſtützen; wenn Oeſterreichs Induſtrielle wollen, ſo brauchen wir weder Frankreich noch England mehr. In vielen Gegenſtänden ſind wir dieſen Ländern vor. Wir bauen eben ſo ſchöne und treffliche Claviere, wie die Engländer und Franzoſen, der Name Böſendorfer iſt in Amerika weit rühmlicher bekannt, als irgend ein Meiſter an der Seine und Themſe; unſere Caroſſen ſind eleganter, geſchmackvoller und weit billiger, als die von London und Paris, Koller's Wagen werden in England geſucht. Wiener Hüte übertreffen die Pariſer; Jacquemar's Handſchuhe ſind in London und Paris beliebt. Meyerhofer's Silber- und Plattirwaaren haben längſt die engliſchen überflügelt! der Name Schindler ſoll in ganz Europa genannt werden. Fertigen Sie mir zwei Blumen-Moſaik-Tiſche für die Induſtrie-Ausſtellung in Paris an; ich bezahle Sie ſogleich. Ich ſende ſie auf meine Koſten nach Paris. Sie ſollen nicht nur großen Gewinn, ſondern Ruhm und Ehre davon haben, und alle Journale Frankreichs, Englands und Deutſchlands ſollen Ihren Namen unſterblich machen.«

»Gerechter Himmel!« ſprach der Tiſchler für ſich, »welche Ausſichten, und der Spitzbube, der Georg iſt davongegangen!«

»Sie beſinnen ſich?« ſagte der Graf, »Sie nehmen Anſtand? — Sie werden meinem Wunſche doch entſprechen?«

»Hochgeborner Herr Graf,« ſtotterte der Meiſter, »Ihre Gnade überraſcht mich ſo freudig, daß ich mich erſt ſammeln muß. — In dieſem Augenblicke dem ehrenvollen Auftrage zu entſprechen, wird mir unmöglich werden.«

»Unmöglich? für Ihren Ruhm etwas zu thun? — Für die Ehre der vaterländiſchen Induſtrie zu wirken iſt Ihre Pflicht.«

»Ganz gewiß, Herr Graf, oder darf ich ſagen: Excellenz?«

»Ich bin keine Excellenz.«

»Ich habe jedoch die Excellenz bemerkt, in dieſem Augenblicke —«

»Wer ſpricht von einem Augenblicke! die Pariſer Ausſtellung iſt im Mai des nächſten Jahres, bis dahin können Sie ein Dutzend ſolcher Moſaikarbeiten vollenden.«

»O dutzendweiſe läßt ſich ſo Etwas nicht anfertigen! — Ich bitte um drei Tage Bedenkzeit.«

»Drei Tage ſind keine Ewigkeit, aber nach drei Tagen muß ich eine bejahende Antwort haben.«

»Gut, Herr Graf. Wohin ſoll ich die Antwort bringen!«

»Mein Name iſt Graf Wallberg, mein Jäger überliefert Ihnen die Adreſſe.«

»Graf Wallberg? haben Hochdieſelben einen Sohn?«

»Ich habe keinen Sohn.«

»Gibt es noch einen Herrn Grafen Wallberg?«

»Mehrere. Ich habe Brüder und Neffen.«

»Ein Herr Neffe hat mir heute ſchon die Ehre erzeigt, mich zu beſuchen.«

»Wünſchte dieſer auch etwas von Ihrer Arbeit?«

»Ja, ein Familienſtück! — Ich kann es ja ſagen, er ſcheint Abſichten auf meine Tochter zu haben.«

»Was Sie mir ſagen! Ehrliche Abſichten?«

»Ehrliche oder nicht ehrliche; ich glaube, er hat unehrliche. Ich war daher ſo frei, ihm die Thüre zu weiſen und — dafür hat er mir Rache geſchworen.«

»So? — da wäre ich doch begierig zu wiſſen, welcher von meinen Neffen ſich ſolche Kühnheit geſtattete.«

»Er heißt Benjamin mit ſeinem Taufnamen,« verſetzte Marie.

»Ich kenne nur einen Benjamin — und dieſer iſt — mein Kammerdiener.«

»Er ſieht keinem Kammerdiener gleich. Nach ſeinem Anzuge könnte er ſchon ein Graf ſeyn.«

»Ich werde dahinter kommen. Wenn Sie mich beſuchen, Meiſter, ſoll Ihnen dieſer Benjamin vor Augen geſtellt werden, bis dahin ſprechen Sie darüber mit Niemand. —

Uebrigens muß ich Ihnen ſagen, daß Sie eine ſehr ſchöne Tochter beſitzen. Würden in Paris die ſchönſten Frauenzimmer ausgeſtellt, ſo würde dieſes Familienſtück den Preis erhalten. Adieu, Herr Schindler, ich hoffe Sie ſicher nach drei Tagen bei mir zu ſehen. Adieu, ſchönes Engelskind. Gott verleihe Ihnen einen braven Mann. Treffen Sie eine gute Wahl. Sehen Sie auf das Herz eines Mannes und auf ſeine Geſchicklichkeit. Geld und Schönheit ſind vergänglich.«

Der Graf ging.

Der Meiſter begleitete ihn zum Wagen.

Marie ſprach für ſich:

»Aus den letzten Worten kann ſich mein Vater Etwas herausnehmen; aber es geht alles ſpurlos an ihm vorüber. Ich bin nur neugierig, was Georg jetzt zu hoffen hat! Wir wären durch die neue Beſtellung noch näher am Ziele, und der Unmenſch läuft fort, einer Grille wegen fort! — Ach, wenn er ſich etwa gar ein Leid zufügen ſollte!«

Dreizehntes Capitel.

Thereſe.

Hirſchmeyer verließ ſein Quartier, um, wie er Thereſen bedeutete, ſeine Geſchäftsgänge zu beſorgen.

Thereſe konnte den Augenblick nicht erwarten, die Wohnung desjenigen in allen Räumen zu durchſtöbern, der ihr ſo verdächtig war. Sie durchſuchte jeden Winkel, ſie forſchte nach jedem Streifen Papier. Endlich warf ſie einen Blick auf ſeinen Schreibtiſch; der Schlüſſel ſteckte, ſie drehte ihn um, eine Menge Briefe, Wechſel, ein ganzer Pack

Schriften fielen ihr in die Augen. Schon wollte ſie in ungeſtümer Heftigkeit die Briefe, Wechſel und Schriften durchfliegen, da fiel ihr ein, daß ſie kein Blättchen in Unordnung bringen dürfe, wollte ſie nicht verrathen, daß ſie hier eine förmliche Unterſuchung gehalten.

Mit ängſtlicher Bedächtigkeit nahm ſie ein Stück um das andere aus dem Schreibtiſche, betrachtete es von allen Seiten, las jede Zeile, jedes Wort und legte es wieder auf denſelben Ort, brachte es wieder in dieſelbe Lage, in welcher ſie es gefunden.

Jetzt geſchah ein ſtarker Riß an der Hausglocke.

Thereſe fuhr heftig zuſammen. Ihr Herz pochte ſo laut, als wenn ſie ſelbſt über einem Verbrechen ertappt worden wäre.

Sie warf das Rouleau des Schreibtiſches zu, horchte in ſichtlicher Spannung und ſuchte Faſſung zu gewinnen.

Wieder ertönte die Thürglocke.

Thereſe ging in das Vorzimmer und öffnete.

Ein abſcheuliches, wild ausſehendes Weib ſtand vor ihr.

»Herrn Hirſchmeyer ſuche ich,« ſagte die Alte und muſterte Thereſen mit zwei ſo ſtechenden Blicken, daß dieſer ganz ängſtlich wurde.

»Er iſt nicht zu Hauſe,« antwortete Thereſe.

»Hat er vergeſſen, daß heute der 16. iſt?« verſetzte das häßliche Weib.

»Ich weiß es nicht. Ich bin erſt zwei Tage in ſeinem Dienſte. Was ſoll ich ihm ſagen?

»Das werde ich ihr nicht hier, zwiſchen Thür und Angel offeriren,« erwiederte die Alte; »laſſe ſie mich in ihres Herren Stube, und ein wenig verſchnaufen, ich komme weit aus der Vorſtadt her, und will ausruhen.«

»Kommen Sie herein,« verſetzte Thereſe, »nehmen Sie

Platz auf dem Sopha; ich ſehe es Ihnen an, Sie ſind ſehr echauffirt.«

Das Weib folgte Thereſen in die Stube.

Dort warf ſich das Weib ungeſtüm auf das Sopha.

»Und gar keine Nachricht, keine Weiſung hat er für mich zurückgelaſſen?«

»Er ging eilig fort und ſagte, wenn Jemand kommt, ſo ſprich, ich wäre erſt morgen Abends zu finden.«

»Ei der Tauſend! Er ſchläft wohl gar nicht zu Hauſe?«

»Das weiß ich nicht.«

»Oder er hält ſich nur meine Perſon vierundzwanzig Stunden vom Halſe?«

»Sie müſſen nicht in ſolcher Aufgeregtheit mit mir ſprechen, da ich an Ihrem Unwillen nicht Schuld bin.«

»Wer ſind wir denn?«

»Ein Dienſtmädchen.«

»Was ſie mir ſagt! Vielleicht auch etwas mehr.«

»Ich verbiete mir jede Anzüglichkeit!«

»Und ich gebiete ihr, jede Anzüglichkeit anzuhören, ſonſt koſtet es mich nur ein Wort, und ſie iſt in vierundzwanzig Stunden außer dem Hauſe.«

»Sind Sie meines Dienſtgebers Mutter?«

»Immer impertinenter! Ich bin vierundfünzig Jahre alt, Ihr Dienſtgeber zweiundvierzig — da müßte ich wie die Hottentottinnen mit 12 Jahren ein Kind geboren haben.«

»Oder ſeine Gattin?«

»Mehr als dieſe, merk' ſie ſich das!«

»Mein Gott! Ich kenne Sie ja nicht, was ſprechen Sie denn immer in einem ſo gereizten Tone mit mir?«

»Weil es mich empört, ein ſo junges Geſchöpf hier zu finden. Ich habe Ihrem Dienſtherrn eine betagte Frau für ſeine Wirthſchaft empfohlen; aber die hat er nicht angenommen; ich weiß nun gut, warum? — die hätte mir jeden ſeiner Schritte rapportirt, von ihr erfahre ich aber nichts, denn ſie iſt ſeine Zuhälterin.«

»Ich habe Ihnen auf ſolche Schmähungen nichts zu antworten. Bleiben Sie hier ſo lange es Ihnen beliebt, ich gehe in mein Zimmer.«

»Dageblieben!« donnerte die Fremde. »Sie wird ſich durch Ihre Empfindlichkeit bei mir nicht weiß brennen.«

Die Fremde beſah ſich nun das Zimmer.

»Und da ſteckt ja ſogar der Schlüſſel am Secretär! — Nun hör' ſie, da muß ſie ja ſehr vertraut mit dem Herrn von Hirſchmeyer ſein. Er ſcheint gar keine Geheimniſſe vor ihr zu haben! — Sie weiß vielleicht mehr von ihm als ich! — He, Mamſell — gib ſie Antwort!«

»Ich weiß nichts, Madame.«

»Schön geſprochen, ehrſame Jungfer! Nun werde ich ihr aber Etwas ſagen, damit ſie ſieht, daß ich ihr Vertrauen verdiene. — Sag' ſie Ihrem Dienſtgeber, Unterſtandsmann, Liebhaber oder was er ſonſt iſt, ich laß ihm berichten: »Die Frau neben dem wilden Manne« ſei dageweſen; heute ſei der 16., heute ſeien die zweiten tauſend Gulden fällig. Bis zwölf Uhr Nachts höchſtens müßten ſie bei mir erlegt ſein! — Da helfe kein Zögern! Am 17. und wenn er nur eine Viertelſtunde nach dem 16. noch zum heutigen Tage rechnen möchte, würden dieſe zweiten tauſend Gulden nicht mehr angenommen. Er ſoll mich nicht reizen, ſonſt — — das ſag' ſie ihm. Aus ſeinem Geſichte wird ſie entnehmen, daß ich ſein Satan bin, und ſein Satan bleibe, ſo lange ich athme. — Nun leb' Sie wohl!«

»Aber wenn Herr Hirſchmeyer erſt um ein Uhr nach Hauſe kommt, wie kann er denn da zu der »Frau neben dem wilden Manne« um zwölf Uhr kommen?«

»Das wird Ihre Sorge ſein! Suche ſie ihn auf. Sie wird als ſeine — Vertraute, vor welcher er ſelbſt ſeinen Kaſten nicht verſperrt, am beſten wiſſen, wo er ſich aufhält.«

»Mein Gott! mein Gott! In welche Angſt verſetzen Sie mich!«

»Merkt ſie, daß es ihm an den Hals gehen kann? — Schon ſeines Verhältniſſes wegen mit ihr würde ich mich freuen, ihn zappeln zu ſehen! — Haha! wie ſich das Täubchen fürchtet, weil es den Geier über ſeinem Haupte ſchweben ſieht! — Nun warte; Hirſchmeyer, ich werde Dir deine Herzensflamme auslöſchen!«

Damit eilte ſie zur Stube hinaus und ſchlug die Thüre grimmig zu.

»Die weiß um den Mord!« ſchrie Thereſe laut auf. »Wie vermöchte ſie ſonſt auf ſolche abſcheuliche Weiſe zu ſprechen! Mich hält ſie für eine Mitſchuldige! — Hu, mir ſchauert die Haut! — Die »Frau neben dem wilden Manne,« was ſoll das bedeuten? Iſt der wilde Mann figürlich zu verſtehen? iſt der wilde Mann ein Hausſchild? — Das Weib hat mich ſo eingeſchüchtert, daß ich ganz verwirrt bin. — Ich muß hier noch nachſehen, da der Schlüſſel ſteckt. Hurtig ans Werk, das iſt ja die Hauptſache!«

Wieder ging ſie, nachdem ſie die Hausthüre verſchloſſen, an den Secretär und durchſtöberte die Papiere.

»Da iſt das Packet, aus welchem Hirſchmeyer die 1000 fl. genommen. Da finden ſich ja eine Maſſe ſolcher Banknoten. Die Aufſchrift des Packets vermag ich nun beſſer zu betrachten. Was ſeh ich! Die Handſchrift meines Franz! »26.000 fl., meinem Freunde Hirſchmeyer gehörig!« — Ich habe mich geirrt, es iſt das Eigenthum Hirſchmeyer's! — Ha! eine Adreſſe!«

»Margarethen, Stärkmachergaſſe, neben dem wilden Manne.«

»Dieſer Fund iſt unbezahlbar! Endlich habe ich eine Spur!«

Es wurde jetzt noch heftiger an der Glocke gezogen.

Thereſe erſchrack neuerdings.

Sie warf wieder das Rouleau des Pultes zu.

Sie fühlte an ihr Herz, das heftig ſchlug.

Man läutete förmlich Sturm.

Thereſe eilte, um ſchnell zu öffnen.

Hirſchmeyer ſtand vor ihr.

»Ich habe meinen Schlüſſel vergeſſen,« ſprach er.

Er eilte auf ſeinen Schreibtiſch hin, riß ihn auf un blickte ängſtlich in ſeine Papiere.

»Clara, haſt Du Dich dieſem Pulte genähert?« fragt Hirſchmeyer.

»Mit keinem Schritte,« ſtotterte dieſe.

»Du zitterſt ja!«

»Vor Angſt! Eine böſe, ſehr böſe Frau war hier Sie führte fürchterliche Drohungen im Munde, weil Si nicht zu Hauſe waren. — Mich beſchimpfte ſie als Ihr Zuhälterin. Wenn Sie nicht längſtens bis zwölf Uhr Nacht bei ihr wären, »bei der Frau neben dem wilden Manne,« ſo wären Sie verloren!«

»Die Entſetzliche!« rief Hirſchmeyer, verſperrte ſei Pult, zog den Schlüſſel ab und ſtürzte fort.

»Er geht zu ihr!« rief Thereſe, »ich eile ihm nach! Dieſer Weg wird mir Licht bringen!«

Vierzehntes Capitel.

Frau von Blümlein und der Graf.

Wir wollen es nur herausſagen, Frau von Blümlein benützte die Herzensgüte des alten Grafen nur zu ſehr. Wie wir ſchon den Leſern angedeutet, war die junge Witwe ſehr ſchön, ſehr reizend, ſehr liebenswürdig und der Greis gefiel ſich in ihrem Umgange.

Nebenbei machte ſie dem Grafen glauben, ſie ſei in ihn verliebt, er gefalle ihr weit beſſer, als jeder junge Mann, der ſie umflatterte, und der Graf war ſo eitel, ſo kurzſichtig, ſo thöricht, dies zu glauben.

Frau von Blümlein koſtete dem Grafen ein ſchweres Geld. Er gab mit vollen Händen, aber Alles was er gab, reichte nicht zu; es verging oft kaum ein halbes Jahr, ſo mußte er für die ſchöne Frau enorme Schulden bezahlen.

Er legte bares Geld in die Hände der Angebeteten und bezahlte ihre Schulden. Für eine ſolche Munificenz hätte ſie wohl dankbar ſein können, aber ſie war es nicht, ſie hinterging den Grafen unaufhörlich. Endlich mußte er es merken. Er traf ſogar die Liebhaber ſeiner »Theueren,« aber ſie betheuerte, er irre ſich. Die Beſuche gälten nicht ihr, ſondern ihrer Kammerjungfer, ſagte ſie, die, nebenbei bemerkt, faſt ſo ſchön als die Frau ſelbſt war.

Der Graf ließ ſich beſchwichtigen. Wenn er ſchmollte, ſo war dies der ſchlauen Dame am liebſten; die Verſöhnung trug ihr dann die reichlichſten Geſchenke ein.

Frau von Blümlein hatte unter ihren Courmachern Einen, welchen ſie am meiſten favoriſirte. Er war ein junger Muſiker, ein Virtuoſe auf dem Piano, dabei Sänger und Compoſiteur.

Dieſer Menſch brauchte unendlich viel Geld, denn er liebte eine Figurantin des Kärnthnerthortheaters, die ihn nur bevorzugte, wenn er für ſie reichlich ſorgte, und die Figurantin beſaß ebenfalls eine Flamme, einen Studirenden der Medicin, den ſie zu unterſtützen hatte; der Studirende der Medicin hatte aber ſeine Augen auf die Kammerjungfer der Frau von Blümlein geworfen, bei welcher das Geld, das er ihr widmete, gut angewendet war, denn dieſe Kammerjungfer war eine ſpeculative Perſon, und ließ ihrer Gebieterin unter einem andern Namen bedeutende Summen. Sie ließ ſich dafür das Doppelte verſchreiben, welches von dem Grafen immer wieder mit großer Bereitwilligkeit bezahlt wurde.

(Buchſtäblich wahr.)

Bei einer Summe von vierundzwanzigtauſend Gulden, welche der Graf Frau von Blümlein ſchenkte, gab dieſe zwanzigtauſend Gulden ihrem Virtuoſen; dieſer ſchenkte ſiebzehntauſend Gulden der Tänzerin; dieſe überreichte vierzehntauſend Gulden dem Studenten; der Student brachte der Kammerjungfer zwölftauſend Gulden, und dieſe hielt dieſe zwölftauſend Gulden für ihre Gebieterin bereit.

Die Gebieterin kam auch ſchon in einigen Wochen in die Lage, die Kammerjungfer um Geld anzuſprechen.

„Emilie,“ ſagte Frau von Blümlein, „Du mußt deinen gefälligen Geldgeber, der mir ſo oft Summen geliehen, wieder anſprechen, damit er mir auf einen Wechſel zwölftauſend Gulden gibt. Was er mir bisher durch Dich borgte, hat der Graf auf die Stunde bezahlt; was der Geldgeber an Intereſſen berechnet, wird zu dem Capital geſchlagen und bis auf den letzten Heller bar berichtigt.«

»Herr Kuleſch,« ſo wurde der fingirte Wucherer genannt, »hat ſo eben zwölftauſend Gulden liegen,« antwortete die Kammerjungfer. »Er wird ſich ein Vergnügen daraus machen, Ihnen zu dienen, aber die Geſchichte wird hoch kommen. Er hat neulich ſchon gegen mich erwähnt: Wenn er von Ihnen nicht zweimal ſoviel zurückbezahlt erhält, als er Ihnen darleiht, ſo will er lieber kein Geſchäft machen.«

»Aber weshalb denn gar ſo hohe Intereſſen?«

»Aufrichtig geſagt, Herr Kuleſch iſt in unaufhörlicher Angſt, des Grafen Freundſchaft für Sie könne plötzlich aufhören.«

»Warum nicht gar!«

»Ja, ja, es wäre möglich! Am Ende könnte der Graf doch dahinter kommen, daß Sie das viele Geld, das Sie ausgeben, nicht ſelbſt, ſondern für Herrn Würbi, den Virtuoſen, brauchen; dieſer Menſch iſt aber unerſättlich. An Ihren zerrütteten Verhältniſſen iſt nur dieſer Menſch Schuld.«

»Mamſelle Jeannette!« fuhr Blümlein auf, »ich erſuche Sie, ſich in meine Angelegenheiten nicht zu miſchen.«

»Es würde mir nicht einfallen, dies zu thun, wenn Sie mich nicht gefragt hätten, weshalb Sie ſo hohe Intereſſen zahlen müſſen, und wenn es nicht wahrſcheinlich wäre, daß der Graf ſich einſtens von Ihnen zurückziehen könnte — was dann?«

»Der Graf wird ſich von mir nie zurückziehen, der iſt an mich ſo gewöhnt, daß er eher ſterben würde, müßte er ſeine Abende an einem andern Orte als bei mir zubringen; dies weißt Du ſo gut wie ich. Doch genug hiervon;

Ich brauche Geld, brauche heute noch Geld. Ich bitte Dich alſo, eile ſchnell zu deinem Geldmanne. Ich will einen Wechſel auf ſechs Monate ausſtellen.«

»Auf ſechs Monate! O, auf ſo lange Zeit gibt Herr Kuleſch keinen Heller! Was kann in ſechs Monaten Alles geſchehen? Euer Gnaden vergeſſen immer, daß wir in einer Zeit leben, die, wie keine frühere, Flügel beſitzt, gegen welche, die Schwingen eines Adlers Sperlingsſchwingen ſind. In ſechs Monaten kann der Graf ſterben, können Sie ſterben, kann der Himmel einſtürzen, kann die Welt zu Grunde gehen! Was dann?«

»Mit deinem ewigen »Was dann?« Auf jedes Wort, das ich ſage, kommſt Du mit deinem »Was dann?« Wann die Welt zu Grunde geht, geht der Wucherer auch zu Grunde; **„was dann“** geſchieht, kann mir, ihm und Dir gleichgiltig ſeyn!«

»Auf ſechs Monate gibt er kein Geld.«

»Alſo auf vier Monate!«

»Keine Idee! Ja, auf ſechs Wochen!«

»Und wie viel muß ich verſchreiben?«

»Ich habe es ſchon geſagt: das Doppelte!«

»Wie? für zwölftauſend Gulden: vierundzwanzigtauſend Gulden?«

»Ganz ſicher. Zweimal zwölf iſt vierundzwanzig.«

»Das iſt himmelſchreiend!«

»Himmelſchreiend? Fräulein Solan verſchreibt das Dreifache auf einen Monat. — Meine liebe, gnädige Frau, Leute, welche mit lebensluſtigen Damen Geſchäfte machen, müſſen viel verdienen, ſie riskiren zu viel.«

»Nun in Gottes Namen!«

»Und was alteriren Sie ſich denn? — Sie haben ja dieſe Summe nicht zu bezahlen, ſondern der Graf bezahlt ſie, und dieſem iſt's doch gleichgiltig, ob er ſie in ſechs Wochen oder in ſechs Monaten hergibt.«

»Es wird wieder ein Donnerwetter geben!«

»Haha! Darauf folgt dann immer der heiterſte Himmel.«

»Es werden dem Grafen die Zahlungen gar zu ſchnell aufgebürdet. Für den Fall, daß die Gelder von ſeinen Herrſchaften nicht ſo prompt einlaufen — ſo wird er bei all ſeiner Herzensgüte murren. Er iſt im Stande und läßt mich einmal »zappeln.«

»Oh! Ehe er Sie einſperren läßt, wird er ſchon Mittel machen.«

»Einſperren? Mich einſperren?«

»Nun ja.«

»In den Schuldenarreſt?«

»Freilich, wohin denn ſonſt?«

»Gepfändet bin ich wohl oft worden, aber mich einſperren zu laſſen, das iſt Niemand eingefallen.«

»Wer auf Wechſel Geld leiht, dem fällt Alles ein, beſonders, wer ſo große Summen herleiht. — Das Pfänden der Möbel iſt auch verflucht langweilig; man nimmt die Perſon, welche ſchuldig iſt, als Pfand, das führt ſchneller zum Ziele.«

»Du machſt mich völlig ängſtlich!«

»Gut, ſo laſſen Euer Gnaden die zwölftauſend Gulden weg. Seyen Sie einmal aufrichtig mit Herrn Würbl. Sagen Sie ihm, was er von Ihnen fordere, ginge über Ihre Kräfte; erklären Sie ihm, daß, wenn er Sie nur mit ſeiner Freundſchaft beglücke, weil Sie ihm Geld geben, ſo möge er Ihren Salon meiden.«

»Lieber ſterben als ihn verlieren!«

»Wegen dem »Handvoll« Clavierſpielen und wegen dem »Mundvoll« Geſange!«

»Ach, ſein Geſang dringt zum Herzen!«

»So ſchön ſingt ein Anderer auch!«

»Nein, nein, Keiner! Auf dieſen Punct darfſt Du mich nicht bringen. Da verſchreibe ich lieber ſechsmal ſo viel, als ich dieſen Virtuoſen aufgebe. Den Wechſel für ſechs Wochen ſollſt Du ſogleich haben. Wann bekomm' ich das Geld?«

»Vor drei Tagen nicht.«

»Martere mich nicht.«

»Vor drei Tagen iſt's unmöglich, Herr Kuleſch iſt in Preßburg.«

»Nimm die Poſt und fahr' zu ihm.«

»Er trägt das Geld nicht im Sacke herum. Er muß wieder nach Wien und vor drei Tagen ſind ſeine Geſchäfte in Preßburg nicht beendet.«

»Ich muß heute wenigſtens dreitauſend Gulden haben.«

»Ich kann ſie nicht ſchaffen!«

»Laufe zu allen unſeren Freunden. Suche die Mäkler Schabeles und Küppeles auf.«

»Dieſe Mäkler wiſſen keine anderen Geldquellen als die meinigen.«

»Das iſt ſchlimm!«

»Verkaufen Sie den ſilbernen Service, den Sie vom Grafen bekommen haben.«

»Das iſt unmöglich! Der Graf läßt ſich alle Augenblicke zum Diner oder Souper anſagen. Da muß das Service auf die Tafel kommen.«

»Sprechen Sie Fräulein Solau an, dieſe hat vor Kurzem von ihrem Baron zum Geburtstag tauſend Ducaten erhalten, auf drei Tage kann ſie gewiß dreitauſend Gulden entbehren.«

»Glaubſt Du, daß ſie mir gefällig ſein wird?«

»Ganz gewiß! — Sie harmonirt ja mit Ihnen in allen Dingen, lebt ſo wie Sie, kleidet ſich ſo wie Sie, hat in Allem denſelben Geſchmack, iſt eine Freundin der Muſik wie Sie, ja, man kann ſagen, Sie dienten ihr zum Vorbild.«

Ein Bedienter trat ein und meldete Fräulein Solau.

»Ich bin zu ihren Dienſten,« erwiederte Frau von Blümlein.

Der Bediente ließ ſie eintreten.

»Die kommt wie gerufen!« liſpelte Jeannette ihrer Gebieterin zu.

Frau von Blümlein umarmte die Solau.

»Das iſt eine Ueberraſchung! Du kommſt zu mir und ich wollte ſo eben Dir eine Viſite machen.«

»Ach, liebe Freundin, mich bringt ein dringendes Anliegen hieher. Kann ich mit Dir allein ſprechen?«

Blümlein gab Jeannetten ein Zeichen.

Jeannette entfernte ſich.

Im Fortgehen ſagte ſie für ſich:

O weh! Die braucht ſelbſt Geld! Da kommt meine Frau übel an.«

»Wir ſind allein,« ſprach Blümlein. »Was haſt Du? Du biſt ja ganz conſternirt.«

»Ach, liebe Freundin, ich habe eine grobe Bettiſe begangen. Ich habe einen Schmuck gegen dreitauſend Gulden verſetzt, der mir nicht gehört. Nun ſoll ich ihn zurückgeben, auf der Stelle zurückgeben und ich kann für den Augenblic nicht über dreitauſend Kreuzer verfügen.«

»Iſt denn dein Bräutigam, der Baron Froſch, nich bei Caſſa?«

»Ach, mein Bräutigam! der heirathet mich vielleich erſt am jüngſten Tage. Liebe Blümlein, es gibt kein größeres Unglück, als wenn man einen Liebhaber beſitzt, de nicht ſelbſtſtändig iſt.«

»Ich dächte doch wohl mit einigen dreißig Jahren könnte man ſchon auf eigenen Füßen ſtehen.«

»Allerdings, aber da iſt eine Mama, welche den »kleinen Carl« noch immer mit einem Fallbunde und mit einem »Weisbändchen« herumgehen läßt. Mein Carl hat fünfzigtauſend Gulden Schulden gemacht, die Mama hat ihn nun wieder zu ſich genommen, und zu Ende iſt meine Herrlichkeit. — Meine Lage iſt zum verzweifeln! Ich dachte, e würde immer ſo fortgehen, nun verſiegt meine Quelle, und durch meinen Leichtſinn und meine Unbeſonnenheit ſteht meine Freiheit auf dem Spiele. Blümlein, ich bitte Dich um Gottes willen, hilf mir und gib mir die dreitauſend Gulden, um den verwünſchten Schmuck auszulöſen, nur auf drei Tage.«

Blümlein lachte laut auf. »Ich ſoll Dir dreitauſend Gulden auf drei Tage geben? So eben wollte ich zu Dir, um Dich ebenfalls um dreitauſend Gulden auf drei Tage anzuſprechen. Frage meine Kammerjungfer, die mir rieth, mich an Dich zu wenden.«

»Heiliger Gott! Könnte wohl dein Graf —?«

»In dieſem Augenblicke? Theure Freundin, den Grafen kann ich nicht einmal für mich anſprechen. Auf dieſen

Acker kann ich nicht bauen. Ich muß ihn für ſechs Wochen ganz brach liegen laſſen.«

»Verſetze von deinen Habſeligkeiten etwas.«

»Ich habe bereits ganze Päcke Verſatzſcheine; ich habe meine beſten und werthvollſten Sachen »ſtudiren« laſſen. Warum willſt Du Dich nicht von deinen Juwelen und Perlen trennen?«

»In der Dorotheergaſſe ruhen ſie bereits von den Mühſeligkeiten des Lebens ſeit vollen drei Monaten aus. — Wenn Du mir nicht beiſtehſt, weiß ich mir nicht zu helfen. Ich war ſchon bei einem Dutzend Wucherern, bei dreißig Geldmäklern, wenn die Mutter des Barons nicht acceptirt, ſo könnten ſie mir kein Geld geben.«

»Vielleicht weiß meine Jeannette Rath — ich möchte Dir gerne dienen.«

Jeannette wußte wirklich Rath.

Kaum erfuhr ſie, um was es ſich handle, kaum ward ſie in Kenntniß geſetzt, daß die beiden Damen im Beſitze vieler »Verſatzzettel« ſeyen, ſo verſprach ſie auch ſchon Hilfe zu ſchaffen.

»Wie hoch belaufen ſich die Summen, welche auf den Pfandſcheinen vorkommen?« fragte ſie ihre Gebieterin und Fräulein Solau.

»Ich habe meine Prätioſen für 3500 Gulden verſetzt,« antwortete Blümlein.

»Und ich die meinigen für 4800 Gulden,« ergänzte Solau.

»Das macht zuſammen 8300 Gulden,« bemerkte Jeannette. »Zu welcher Zeit ſind dieſe Kleinodien verſetzt worden?«

»Im Faſching,« erwiederten die Damen wie aus Einem Munde.

»Das iſt gut!« ſagte Jeannette. »Im Faſching gibt das Verſatzamt, wegen zu großem Andrange an Geldſuchenden, nur den vierten Theil vom Werthe. Da iſt es leicht möglich, daß ich von der berühmten Winkelverſetzerin im »abgebrannten Hauſe« auf der alten Wieden noch 4000 fl. herausreiße.«

»Aber das ſind erſt 4000 Gulden, wir brauchen zuſammen 6000 Gulden.«

»Ja, da müſſen Sie ſich ſchon behelfen, meine Damen.«

»Ich kann mir nicht helfen unter 3000 Gulden,« meinte Blümlein.

»Und ich noch weniger unter der bezeichneten Summe. Bei mir ſteht Ehre und Freiheit auf dem Spiele.«

Blümlein ſagte leiſe ihrer Kammerjungfer ins Ohr, um was es ſich handle.

»Einen Schmuck haben das Fräulein verſetzt, der nicht Ihnen gehört?« wendete ſich Jeannette an Solau. — Das iſt freilich ganz etwas Anderes. Bei wem denn? Auch im Verſatzamt?«

»Nein, ich gab ihn der Verſetzerin Körber im Bürgerſpital.«

»Dieſer? Nun, die hat ihn auch auf die Wieden ins abgebrannte Haus getragen. Da iſt ja eine noch beſſere Ausſicht geboten! Ich bitte jetzt nur ſchnell um die Verſatzzettel; in anderhalb Stunden bringe ich 3000 Gulden bar und den Schmuck dazu. Ich nehme einen Fiaker und jage mit dieſem zur »Helferin in der Noth« im raſendſten Galopp.«

»Jeannette! göttliche Jeannette! wenn Du im Stande biſt, uns zu retten?«

»Sie müſſen mir nur unbedingte Vollmacht zu dieſem Geſchäfte geben.«

»Unbedingte Vollmacht und ein brillantes Douceur,« erwiederte Blümlein; »Du haſt Dir immer meine Broche mit den kleinen Brillanten gewünſcht, ich ſchenke ſie Dir.«

»Ich ſchenke Ihnen meine Uhr mit Edelſteinen beſetzt. Nehmen Sie ſie ſogleich.«

»Victoria!« rief Jeannette. »Nun ſollen Sie meine Zauberkraft kennen lernen.«

»Ich hole meine Verſatzzettel,« verſicherte Blümlein, und begab ſich in ihr Boudoir.

»Und ich ſchreibe zwei Zeilen an meine Kammerjungfer,« ſetzte Solau bei. »Ich kann nicht nach Hauſe gehen, weil ich jeden Augenblick befürchten muß, daß mich die Frau überfällt, welche den Schmuck zum Verkaufe mir anvertraut hat.«

Sie ſchrieb einige Worte auf ein Blatt Papier und gab dieſes Jeannetten.

Blümlein kam mit ihren Pfandſcheinen und händigte dieſe ihrer Kammerjungfer ein.

»So!« ſagte dieſe. »Jetzt habe ich Alles! In anderthalb Stunden bin ich zurück. Vergeſſen Sie nicht, daß ich zu dieſem Geſchäfte unbedingte Vollmacht haben muß.«

»Wir geben ſie!« riefen beide Damen.

Jeannette flog davon.

»Weißt Du,« ſprach Solau zu Blümlein, »daß deine

Kammerjungfer ſehr viel Geld beſitzt, und daß ſie allein uns beiden hätte helfen können?«

»Meine Jeannette, Geld? Da irrſt Du Dich!«

»Ganz gewiß hat ſie ein Capital vielleicht von zehntauſend Gulden, und dies hat ſie ſich in deinem Hauſe erworben.«

»Ich glaube, Du faſelſt!«

»Ich habe mir hievon Ueberzeugung verſchafft.«

»Wie könnte ſie ſich zehntauſend Gulden bei mir erworben haben? Die Geſchenke, die ſie erhält, ſind unbedeutend. Wenn ſie ſeit fünf Jahren alle Jahre hundert Gulden zurückgelegt hat, ſo beſitzt ſie höchſtens fünfhundert Gulden.«

»Ganz recht, mit Fünfhundert Gulden fing ſie an, Dich unter fremdem Namen zu bewuchern. In dieſem Augenblicke ſind dieſe fünfhundert Gulden zu zehntauſend Gulden angewachſen.«

»Das bringt man ihr auf.«

»Ich will nichts geſagt haben.«

»Woher haſt Du deine Nachrichten?«

»Von dem Advocaten Weileck, der iſt ihr Rechtsfreund, der erzählte es unlängſt meinem »kleinen Carl.« Weileck pfändete Dich ja ſogar im vorigen Herbſte wegen zweitauſend Gulden.«

»Ja, im Namen des Wucherers Kuleſch.«

»Der ſoll erſt geboren werden! Einen Kuleſch gibt es nicht! Deine Jeannette iſt Herr Kuleſch.«

»Unmöglich! Sie führte mir ja einen Mann als Kuleſch auf.«

»Nicht wahr, einen Kerl mit einer hohen Schulter und einem ſchielenden Auge?«

»Ja.«

»Der Mann heißt Gärtner, und iſt ein armer Zimmermaler. Dieſer muß, wenn es Noth thut, Herr Kuleſch ſeyn; dafür bekommt er jedesmal einen Gulden, wenn er unter dieſem Namen erſcheint.«

»Ich kann deine Angaben nicht glauben.«

»Die Sache iſt nicht einmal neu. Jeannette ahmt nur die Finten und Kniffe des Bedienten vom jungen Bernfield nach, der ſeinem leichtſinnigen Herrn ſo lange unter fremdem Namen Geld zu ungeheuren Procenten lieh, bis der Herr ein Bedienter und der Bediente ein Herr würde.«

»Es kann doch nicht ſein.«

»Beobachte deine Kammerjungfer, ohne ihr das Geringſte merken zu laſſen. Als Dich Weileck pfändete, und Du dieſe Pfändung befürchtend, deinen Schmuck der Jeannette übergabſt, die ihn im Camine verſteckte, ging der Solicitator mit dem Gerichtsdiener, ohne ſich in deiner Wohnung erſt umzuſehen, gerade auf den Camin los und holte das Käſtchen mit den Juwelen. Wie hätte er denn gewußt, wo deine Kleinodien lagen?«

»Du haſt Recht! Es fallen mir nun die Schuppen von den Augen. Gut, ich werde behutſam ſein. Dieſer Nichtswürdigkeit ſoll ſie gedenken.«

Jetzt trat Jeannette in das Zimmer.

»Biſt Du noch nicht fort?« fragte ſie Frau von Blümlein.

»Ich bin ſchon wieder zurück,« antwortete dieſe. »Ich habe die Verſetzerin bei ihrer Tochter im Trattnerhofe aufgeſucht, und war ſo glücklich, das Geſchäft ſogleich abzumachen, und vorläufig dreitauſend Gulden zu erhalten. Den

Schmuck, Fräulein, bringt ſie in einer Stunde zu mir. S können darauf zählen.«

»Wo ſind die dreitauſend Gulden?« fragte Blüm lein.

»Hier.«

»Und den Schmuck erhalte ich verläßlich?« wen dete ſich Solau an Jeannette.

»So ſicher als ich meiner Gnädigen ſo eben ihr Gel aufzähle. Aber die Bedingungen ſind hart. Ich habe ſ dennoch zugeſtanden, da ich hiezu Ihre Vollmacht erhielt.

»Laſſen Sie hören!« ſagte Solau.

»Für die Mühewaltung, für die ſchnelle Beſorgun und Zinſen ſind dreihundert Gulden zu bezahlen. Die hat die Verſetzerin ſogleich von den dreitauſend Gulden abgezogen, Euer Gnaden erhalten daher nur zweitauſendſiebenhundert Gulden bar. Die Pfandſcheine des Verſatzamte müſſen binnen drei Tagen im Betrage von ſechstauſenddreihundert Gulden eingelöſt werden, ſonſt ſind die Verſa zettel verfallen.«

»Mein Gott!« rief Solau.

»Und weshalb denn noch dreihundert Gulden?« frag Blümlein. »Mir wurden ja ſchon dreihundert Gulden abgezogen.«

»Ja, Ihnen, aber Fräulein Solau kann doch eine ſolchen Dienſt nicht umſonſt verlangen?«

»Es iſt ſchrecklich!« klagte Solau. »Wenn ich in dr Tagen nicht dreitauſenddreihundert Gulden erlege, ſo kan ich Pfandſcheine von Schmuckſachen im Werthe von meh als zwanzigtauſend Gulden verlieren.«

»Auf andere Art war das Geſchäft nicht zu machen

Es iſt immer beſſer,« ſetzte Jeannette biſſig hinzu, »als — Ehre und Freiheit zu verlieren.«

»Wir ſind in guten Händen!« rief Blümlein.

»Ja,« meinte Jeannette; »wer ſchnell Geld braucht, muß Opfer bringen. Werde ich aber auch unter »den guten Händen« verſtanden, ſo will ich von der ganzen Geſchichte nichts wiſſen. Geben Euer Gnaden das Geld her, ich mache Alles rückgängig.«

»Um Gotteswillen nicht!« erwiederten beide Damen zugleich.

»Dann erlauben Sie, daß ich mich in mein Zimmer begebe. Ich muß zu finden ſeyn, wenn der Schmuck geſendet wird, ſonſt läuft mir die Verſetzerin wieder fort, denn ſie hat heute alle Hände voll zu thun. Sie muß noch einer Großhändlersgattin, dann einer ſehr ſchönen Sängerin, welche die Damen recht gut kennen, und endlich einer Müllermeiſterin, die auf einem großen Fuße lebt, Geld auf Prätioſen ſchaffen. Die Frauen brauchen heutzutage mehr Geld als die Männer. Die Großhändlersgattin hat zweitauſend Gulden im Pharo verſpielt, muß ſie als eine »Ehrenſchuld« bezahlen, ihrem Gemal darf ſie ſich nicht entdecken. Sie ſehen alſo, welche Noth unter den Leuten herrſcht.«

Jeannette eilte in ihr Zimmer.

»Bemerkſt Du, daß Mamſell Jeannette eine durchtriebene Perſon iſt! Dieſes ganze Geſchäft macht ſie ſelbſt. Wie könnte ſie ſo ſchnell zweitauſendſiebenhundert Gulden aufbringen?«

»Es wird mir immer einleuchtender, daß Du Recht haſt. Aber was iſt zu thun, wenn man in ſolcher Geldverlegenheit iſt, wie wir beide?«

Jetzt trat der Virtuoſe ein.

Es war ein ſchöner, nett gekleideter Mann, mit einem blaſſen Antlitz, feurigen ſchwarzen Augen, langen Augenwimpern, mit ſchwarzem Kopfhaare, mit einer römiſchen Naſe. Tiefe Schwermuth lag in ſeinem Geſichte. Er ſah einem Italiener ähnlich. Mit einem thränenfeuchten Blicke näherte er ſich Blümlein, küßte ihr die Hand, grüßte Solau artig, und that, als zerdrücke er eine Zähre.

»Was haben Sie?« fragte Blümlein ängſtlich.

»Ich komme Abſchied zu nehmen.«

»Abſchied? Um Gotteswillen, was ſoll das heißen?«

»Ich habe Ihnen geſagt, daß ich ohne Anſtellung in Wien nicht leben könne. — Ich muß Etwas ſein, ich muß mein Talent geltend machen. Ich muß meine Kenntniſſe verwerthen. Vergebens bemühte ich mich, in Wien einen Poſten als Capellmeiſter, oder Profeſſor der Muſik, oder als Sänger zu erhalten. Es war unmöglich. Nun hat man mir in Jaſſy eine Concertmeiſtersſtelle mit einem jährlichen Gehalte von ſechshundert Ducaten angeboten. Ich habe ſie angenommen, und morgen reiſe ich ſchon dahin ab.«

»Sie erſchrecken mich!« rief Blümlein. »Sie ſagten mir ja kein Wort, daß Sie fortwollten.«

»Ich ſprach oft davon. Durch Ihre Protection hoffte ich in Wien placirt zu werden, aber Sie nahmen ſich meiner nicht an!«

»Ich war unermüdet, ich ſetzte alle meine Freunde in Bewegung, für Sie zu wirken, aber immer erhielt ich zur Antwort, es ſei Alles beſetzt.«

»Deshalb wandere ich fort.«

»Warten Sie doch noch ab! Der Graf Pallberg hat mir verſprochen —«

»Ach dieſer Graf verſpricht viel!«

»Er wird ſelbſt ein Orcheſter engagiren und Sie an die Spitze ſtellen.«

»Ihm könnte ich nicht dienen. Sie wiſſen recht gut, weshalb? — Ich werde ihm, der mir ſo vielen Kummer macht, durch meine Muſik nicht die Grillen vertreiben.«

»Sie eifern mit dem Alten? Das wäre thöricht!«

»O theuere Mathilde, ich will Sie entweder allein beſitzen oder nicht leben. Ich habe den Contract nach Jaſſy unterſchrieben.«

»Unterſchrieben?«

»Ich bin dem Hospodar der Moldau verfallen. Wenn ich den Contract nicht erfülle, habe ich tauſend Ducaten bei ſeinem Agenten Ben-Jeſſid zu erlegen. Dieſer läßt mit ſich nicht ſpaßen!«

»Ich erlege die tauſend Ducaten!« rief Blümlein haſtig aus.

»Sie?« ſprach Würbi leiſe zu Frau von Blümlein. »Mir droht ein Wechſelarreſt wegen elenden dreitauſend Gulden, und ich kann dieſe Bagatelle von Ihnen nicht erhalten.«

»Zweitauſendſiebenhundert Gulden beſitze ich ſchon!« liſpelte Blümlein ebenſo leiſe ihrem Geliebten zu. »Kommen Sie mit mir! Dieſe gebe ich Ihnen augenblicklich! — Die tauſend Ducaten ſollen Sie in höchſtens vier Tagen haben. — Kommen Sie!«

Frau von Blümlein zog Würbi in ein anderes Zimmer.

»Vergiß, Freundin,« ſagte Blümlein zur Solau; »ich habe nur eine Kleinigkeit abzumachen.«

Würbi verneigte ſich und ging mit Blümlein.

»O thörichte Leidenſchaft!« rief Solau aus. »Dieſer Mann hat das arme Weib ſchon um ſo Vieles gebracht, und plündert ſie noch immer. Er wird die Aermſte an den Bettelſtab bringen. Wenn ſie dann nichts mehr hat, ſieht er ſie nicht mehr an! Es iſt dies eine Geſchichte, welche allen verliebten Weibern begegnet, aber keine will daran glauben. Jede wähnt, ſie allein werde ihrer ſelbſt wegen geliebt! — Unglückliche Blümlein! Ich bedauere Dich!«

Fünfzehntes Capitel.

Eine Ueberraſchung.

Was Jeannette zugeſagt, geſchah pünktlich.

Sie brachte den Schmuck dem Fräulein Solau.

Zugleich producirte Jeannette eine bündig abgefaßte Verkaufsſchrift. Darin ward feſtgeſetzt, daß Fräulein Solau achtunddreißig Pfandſcheine (die Pfänder waren alle einzeln benannt) gegen einen Betrag von dreitauſenddreihundert Gulden CM. an Frau Barbara Wienzinger verkaufte, und den Betrag dafür baar empfangen habe, daß aber drei Tage feſtgeſetzt werden, nach welchen, wenn es Fräulein Solau oder Frau Wienzinger reuen ſollte, den Kauf gemacht zu haben, derſelbe rückgängig werden könne; daß aber in dieſem Falle fünfhundert Gulden CM. als Reugeld von der, den Kauf rückgängig »machenden« Perſon bezahlt werden müßten.

Fräulein Solau las dieſen Vertrag und rief aus:

»Noch fünfhundert Gulden! Es iſt ſchändlich, was man ſich heut zu Tage erlaubt!« ergriff aber die Feder und unterzeichnete.

Jeannette war damit noch nicht zufrieden, ſie eilte in das Vorzimmer, in welchem ſich zwei Männer, ein »Hausmeiſter« und ein ſogenannter »Bretſitzer« befanden, welchen ſie einen Wink gab, und die als Zeugen ſich unterſchreiben mußten.

Für Frau Barbara Wienzinger unterzeichnete Jeannette, und wies zu dieſem Behufe eine, in aller Form Rechtens ausgeſtellte Vollmacht vor.

Solau riß die Futterale, in welchen die Kleinodien eingehüllt waren, auf, warf einen flüchtigen Blick darauf, und athmete nun leichter, als ſie endlich wieder beſaß, was ihr ſo viel Kummer bereitete.

»Fräulein Solau erkennen dieſen Schmuck als denjenigen, den Sie gewünſcht haben? Ich frage Sie hier abſichtlich, da noch die Zeugen zugegen ſind,« wendete ſich Jeannette an das Fräulein.

»Ja, ich erkenne ihn für den Schmuck, den ich gewünſcht.«

»Es fehlt daran nichts? Betrachten Sie den Schmuck noch einmal.«

»Es fehlt nichts.«

»Gut,« verſetzte Jeannette, »nun mögen ſich die Herren Zeugen entfernen. Ich danke Ihnen für Ihre Gefälligkeit.«

Die Zeugen entfernten ſich.

»Ich will ebenfalls fort,« bemerkte Solau. »Die Zurückkunft der Frau von Blümlein warte ich nicht ab. Es iſt Herr von Würbi bei ihr. Sie hat wohl vergeſſen, daß ich hier bin. Entſchuldigen Sie mich, Jeannette, und nehmen Sie meinen Dank für Ihre Bemühungen. Sollten Sie mit der Uhr, die ich Ihnen als Douceur überlaſſen, nicht zufrieden ſein, ſo wird ſchon noch ein Geſchenk nachkommen.«

»O vollkommen zufrieden!« entgegnete Jeannette und küßte dem Fräulein die Hand! Sie öffnete die Thüre.

Fräulein Solau verließ die Wohnung ihrer Freundin.

Jeanette folgte ihr.

Bald hierauf trat Frau von Blümlein mit Würbi aus dem Cabinete.

»Sie haben mir Ihr Ehrenwort gegeben, daß Sie nicht nach Jaſſy reiſen!« ſagte Blümlein.

»Ich gab es Ihnen und werde es halten. — Ich habe Ihnen aber auch geſagt, weshalb ich die Gelegenheit ſo haſtig ergriff, Wien zu verlaſſen. Meine Beſchäftigungsloſigkeit auf der einen, auf der andern Seite die Nothwendigkeit, in meiner Stellung als Künſtler und als ein Mann, den beſſern Ständen angehörend, und von allen erſten Familien geladen, nicht als mauvais sujet erſcheinen zu dürfen, zwangen mich, ſeit den anderthalb Jahren meiner Unthätigkeit, nicht unbedeutende Schulden zu contrahiren. Die Unmöglichkeit, dieſe Schulden zu bezahlen, ſah ich mit jedem Tage mehr ein; ich fand nun keinen andern Ausweg, als meinen Gläubigern zu entfliehen. — Sie wollen meine Schulden bezahlen, Mathilde, Gott ſegne Sie dafür!«

»Ja, lieber Theodor, ich bezahle Ihre Schulden, aber nur bedinge ich mir, daß dies nicht ſo ſchnell geſchehen dürfe. Sie verſichern, die Wechſelforderungen, welche Sie zu tilgen haben, betrügen achttauſend Gulden — gut, ich will alle Monate tauſend Gulden bezahlen.«

»Alle Monate wollen Sie tauſend Gulden bezahlen?« Ach gnädige Frau, ſo lange warten mir die Leute nicht! Ich habe ja Wechſelgläubiger! Sollten Sie nicht wiſſen, daß ein Wechſel ein Schwert iſt, daß im »Hebräiſchen« Wechſel und Schwert dasſelbe Wort beſitzen, und daß man mit einem fälligen Wechſel einen Menſchen eben ſo gut vernichten kann, wie mit einem gezückten Schwerte?«

»Ich weiß Alles! Aber was zu thun?«

»Stellen Sie meinen Gläubigern neue Wechſel und zu etwas höheren Summen aus, dann werden ſie Ihnen Zeit gönnen, aber mir warten ſie nicht eine Woche länger.«

»Gut! gut! ſenden Sie mir dieſe Leute, ich werde ſie contentiren.«

»Und ich werde meine Wechſel ſodann aus Ihren Händen zurück empfangen?«

»Ganz gewiß!«

»O Mathilde, Sie ſind ein Engel!«

»Aber nun entfernen Sie ſich! — Ich fürchte den Grafen, dies iſt die Stunde, in welcher er mich zu beſuchen pflegt. Die zweitauſendſiebenhundert Gulden haben Sie doch verwahrt?«

»Sie ruhen auf meinem Herzen! Adieu, Mathilde, Gott lohne Ihnen, was Sie für mich thun!«

Würbi wollte fort.

Jeannette ſtürzte herein.

»Um's Himmels Willen!« rief Jeannette, »der Graf kommt! Sie können nicht fort.«

»Geſchwind, da hinein!« ſagte Blümlein ängſtlich.

Würbi entſchlüpfte.

Der Graf trat ein.

»Ich bin ein unglücklicher Mann, Madame,« ſagte der Graf; »ich kann ohne Sie nicht leben. — Ich hatte es mir zum hundertundfünfzigſten Male vorgenommen, Sie einmal vier Wochen zu meiden, es geht nicht!«

»Mein guter Graf,« erwiederte Blümlein, und ſah dabei den Grafen mit einem Blicke an, wie Julie ihren Romeo, »wie erhebt mich dieſe Ihre Zuneigung! Ich hatte Sie böſe gemacht, Sie verließen unwillig meinen Salon. Als Sie fort waren, wollte ich Ihnen nacheilen, aber da hielt mich ein falſches Schamgefühl ab, es zu thun; nun wollte ich heute zu Ihnen und Sie tauſendmal um Vergebung bitten. Sie ſind mir zuvorgekommen. Ich umarme Sie dafür.«

Der Graf ſchloß ſie in ſeine Arme.

»Wenn ich mich durch ſchlimme Vorſätze an Ihnen verſündige,« ſagte der Graf, »ſo ſtrafe ich mich auch dafür. Neulich baten Sie mich, Ihnen Ihre Wohnung ganz neu herſtellen zu laſſen. Ich ſtand an, Ihnen auf der Stelle zu willfahren. Ich habe mich jetzt anders beſonnen. Heute noch ſoll mit der neuen Ausſchmückung Ihrer Wohnung angefangen werden. Ich habe den Hoftapezierer Stöger mitgebracht. Er hat mehre ſeiner Gehilfen geſendet. Erlauben Sie, daß Stöger Ihr Appartement beſehe und Ihnen dann einen Entwurf vorlege, wie dasſelbe auf das Geſchmackvollſte und Eleganteſte herzurichten ſei. Wie Ihr Schlafzimmer, Ihr Boudoir, Ihr Badecabinet eingerichtet werden ſollen, dazu hat er bereits Zeichnungen mitgebracht. Wünſchen Sie es à la Gräfin Chambord oder Prinzeſſin Beaufort? Herr Stöger harrt Ihres Winkes. Ich laſſe ihn eintreten.«

»Jetzt will Herr Stöger eintreten? Das wäre doch zu ſchnell! Laſſen Sie ihn wiſſen, er möge morgen kommen.«

»Stöger? Morgen? Liebe Mathilde, Sie haben wohl keine Idee, wie dieſer Mann in Anſpruch genommen iſt. Man muß ſich glücklich ſchätzen, ihn erobern zu können, Ein ſolcher Künſtler iſt heute zu haben und vielleicht in einem halben Jahre nicht wieder.«

Der Graf öffnete die Thüre.

»Herr Stöger!« rief der Graf, »kommen Sie; beſehen Sie ſich ſämmtliche Zimmer. Laſſen Sie Ihre Leute eintreten, laſſen Sie die Wände abmeſſen, um die Möbels darnach zu ordnen. Kommen Sie!«

Der Hoftapezierer trat mit ſeinen Leuten ein und verneigte ſich anſtändig vor Frau von Blümlein.

»Haben Sie denn Zeit, Alles dies ſo ſchnell zu verrichten, wie der Herr Graf wünſcht?« fragte Blümlein.

»Heute habe ich zufällig Zeit. Auch habe ich meine vorzüglichſten Gehilfen mitgebracht. Wir werden Euer Gnaden nicht lange incommodiren. — Dies iſt der Salon, den will ich ſelbſt übernehmen. Aus einem Salon mit vier Fenſtern und breiten Pfeilern läßt ſich ſchon Etwas ſchaffen. Meine Draperien ſollen Meiſterſtücke werden, aber alle die Möbles, welche ſich hier befinden, muß ich verwerfen; ſelbſt die Spiegel, die Uhren, die Candelabres und die Bronze-Lüſtres; ſie ſind ſämmtlich nach den Muſtern vor zwei Jahren; ſeither hat der gute Geſchmack Rieſenfortſchritte gemacht.«

»Bravo, Meiſter Stöger!« verſetzte der Graf, »huldigen Sie nur ſtets dem Fortſchritte, und was Sie hier ſchaffen, muß öſterreichiſch ſein; Sie ſind ja auch einer der braven Männer, die uns London und Paris überflüſſig machen. — Nun beordern Sie den geſchickten Menſchen aus Ihrer Möbelfabrik, der das Boudoir der Comteſſe Eſterhazy einrichtete.«

»Das iſt Heinrich Vollmann,« antwortete Stöger. »Er ſteht vor Ihnen, Herr Graf.«

»Hurtig, da hinein,« verſetzte der Graf. »Herr Heinrich Vollmann, ich erſuche Sie, in das Boudoir zu treten und mir zu ſagen, ob Sie hier nicht noch etwas Schöneres zu ſchaffen im Stande ſind, als bei der Gräfin Eſterházy.«

Heinrich wollte in das Boudoir treten.

Blümlein ſtellte ſich raſch vor die Thüre.

»Mit Erlaubniß,« ſprach ſie. »In das Gemach einer Dame kann man ſich nur erſt begeben, wenn ſie hiezu die Genehmigung gibt.«

»Was haben Sie?« fragte der Graf. »Zieren Sie ſich doch nicht! Ich habe Ihnen ja mitgetheilt, daß Herr Stöger und ſeine Leute nicht alle Tage zu haben ſind.«

»Ich bedauere, aber ehe ich es ſelbſt betreten habe, kommt kein Mann hinein.«

»Was ſoll das heißen, es kommt kein Mann hinein? Ich werde doch einen Blick in dieſes Heiligthum werfen dürfen?«

»Sie am wenigſten,« herrſchte Frau von Blümlein in ihrer Angſt dem Grafen zu. »Was unterfangen Sie ſich in Gegenwart dieſer Fremden in einem Tone mit mir zu ſprechen, als wenn wir auf einem vertrauten Fuße lebten?«

Der Graf, welcher fühlte, daß er unbeſonnen geweſen, antwortete:

»Madame, Sie haben Recht! Meine Aeußerung war unklug. Herr Stöger und ſeine Leute könnten Uebles von uns denken. Ich bitte Sie um Verzeihung, gnädige Frau; gehen Sie immer zuerſt in Ihr trauliches Cabinet, ordnen Sie dasſelbe und dann beſtimmen Sie, ob —«

Man hörte Jeannette von außen ſprechen.

»Ei, das iſt infam! Das iſt eine beſchimpfende Anklage! dieſe laſſe ich nicht auf mir ſitzen!«

»Was gibt's da?« fragte der Graf.

Frau von Blümlein ſtand noch immer vor der Thüre und rief:

»Jeannette, was haſt Du?«

»Ach, Fräulein Solau,« antwortete dieſe und trat ein, »beſchuldigt mich, ich hätte ihr aus ihrem Schmuck einen Solitär entwendet.«

»Dies habe ich nicht geſagt,« verſetzte Solau und folgte Jeannetten auf dem Fuße, »aber ſchlecht iſt es von Jeannetten, meine Angelegenheit hieher zu ziehen. Sie will mich dadurch zwingen, meine Beſchuldigung fallen zu laſſen; das kann ich aber nicht; es iſt eine Polizeigeſchichte daraus geworden. Wenn ich mich nicht rechtfertige, kann ich verhaftet werden. — Ein Polizeicommiſſär und zwei ſeiner Leute laſſen mich nicht aus den Augen. — Mein Gott! da ſind ſie ſchon!«

Solau ſank auf einen Stuhl.

Der Commiſſär und zwei Vertraute traten ein.

Der Graf erhob ſich und ging dem Commiſſär entgegen.

Während dies geſchah und die Verwirrung und das Erſtaunen von allen Seiten herrſchte, entſchlüpfte Würbi.

Sechzehntes Capitel.

In der Nacht.

Wir kehren zu Thereſen zurück, die wir lauſchend an dem Hausthore des eben ſo räthſelhaften als furchtbaren Weibes in der ſogenannten Stärkmachergaſſe in der Vorſtadt Margarethen verlaſſen haben.

Thereſe wußte, daß Hirſchmeyer in dem Hauſe »neben dem wilden Manne« ſich befinde. Wie aber in der Nacht, da das Hausthor verſchloſſen, hineinkommen?

Thereſe eilte an dem Hauſe vorüber.

Im Erdgeſchoſſe brannte Licht.

Die Fenſter ließen nur nothdürftig die Strahlen einer einzeln leuchtenden Kerze durchſchimmern.

Thereſe ſchleppte eine Maſſe bei einem im Bau begriffenen Hauſe liegender Ziegelſteine herbei, legte dieſe auf einander, ſchwang ſich darauf und richtete ihre Augen durch das Glasfenſter; aber dies war vom Schmutze ſo undurchdringlich, daß ſie auch nicht das Geringſte, was in der Stube vorging, bemerken konnte.

Es war ihr, als wenn drei Geſtalten ſich hinter den düſteren Scheiben bewegten; eine dicke, eine hagere und eine kleine, gedrungene Geſtalt; mehr konnte ſie nicht unterſcheiden. Schon wollte ſie von ihrem Piedeſtal herabſteigen, als ſie ein Weib bemerkte, das wahrſcheinlich von gleicher Neugierde geſpornt, ebenfalls Bauſteine herbeitrug und ſich an einem zweiten Fenſter ein Poſtament baute, das ihr als »Lugeck« dienen ſollte.

Die Unbekannte bemerkte Thereſe nicht.

Thereſe ließ dieſe ungeſtört ihre Betrachtungen anſtellen; endlich ſagte ſie zu der Fremden leiſe:

»Man kann nichts ſehen!«

Die Fremde erſchrak, faßte ſich aber ſogleich und fragte:

»Sind Sie auch hier, um den ausgeſetzten Preis zu gewinnen?«

»Welchen Preis?«

»Nun, man hat mir ein hübſches Sümmchen geboten, wenn ich erſpähe, wer in der Nacht in dieſes Haus kommt!«

Thereſe verließ ihre aufgeſchichteten Bauſteine und ging auf die Unbekannte zu.

»Steigen Sie herab,« ſprach ſie Thereſen an. »Wer heute Nacht in dieſes Haus gekommen iſt, wer da drin ganz geheim verkehrt, kann ich Ihnen ſagen; Sie haben dafür den ausgeſprochenen Preis nicht zu theilen, ſagen Sie mir nur, wer hier wohnt.«

»Einen Augenblick laſſen Sie mich noch hier,« verſetzte die Fremde. »Ich entdecke hier eine helle Stelle in der Glastafel. — Gott im Himmel! ſo lebt Er doch noch!«

»Wer? Wer?« fragte Thereſe, und wollte ſich auf das Steingerüſte der Unbekannten ſchwingen.

»Sie werden mich herabwerfen!« liſpelte dieſe Thereſen zu. — »Ich habe genug geſehen. Ich komme zu Ihnen.«

»Aber ich habe nicht geſehen, was ich ſehen wollte.«

Thereſe ſtieg hinauf.

»Ha! Hirſchmeyer,« rief ſie, »und ein Kerl bei ihm, wie ein Räuber, und das häßliche Weib, das mich ängſtigte!«

Thereſe kam herab und ſchloß ſich an die Fremde.

»Sagen Sie mir,« ſprach ſie, »wer iſt dies Weib, und wer iſt die ſtarke, gedrungene Geſtalt neben dieſem Weibe? Die dritte Perſon kenne ich.«

»Kennen Sie?«

»Gewiß!«

»Genau?«

»Wie mich ſelbſt.«

»Ei, da können wir uns gegenſeitig nützlich ſein!«

»Ich ſage Ihnen wer die dritte Perſon iſt.«

»Und ich Ihnen wer das ſaubere Ehepaar iſt, das Sie nicht kennen.«

»Ein Ehepaar? der widerliche Mann iſt der Gatte des entſetzlichen Weibes?«

»Ihr Mann, von dem ſie erzählt, daß er todt ſei.«

»Weshalb behauptet ſie dies?«

»Ich will Ihnen meine Vermuthungen ſagen.«

»Wir wollen von hier fort.«

»Sie haben Recht. Das Hausthor möchte ſich öffnen. Es möchte Jemand herauskommen und uns erblicken. Wiſſen Sie was uns da bevorſtünde?«

»Sie erſchrecken mich.«

»Man würde uns in dieſes Haus hineinziehen und uns zu Tode ängſtigen. Das Weib, das hier hauſt, wäre im Stande, vor einem Morde nicht zurückzubeben, wenn es in ihrem Intereſſe läge!«

Während dieſer Unterredung gingen die Beiden nach der »Bräuhausgaſſe.«

Als ſie ſich ſicher fühlten, that Thereſe noch einige Fragen an die Unbekannte. Die erſte Frage war, wer ſie ſei?

Die Fremde antwortete:

»Ich bin eine Kartenlegerin und wohne in der Gärtnergaſſe Nr. 78 im Hofe zu ebener Erde.«

Thereſe, welcher beifiel, daß ſie, bevor Hirſchmeyer nach Hauſe kommen würde, in ſeiner Wohnung ſein müſſe, bekämpfte ihre Neugierde und erklärte:

»Ich werde Sie morgen zwiſchen ein und zwei Uhr Mittags beſuchen. Sorgen Sie dafür, daß wir allein ſind, wir können in Ihrer Wohnung ungeſtörter ſprechen. Sie müſſen mir auch die Karten legen. Ich werde Ihnen dafür ſo viel bezahlen, als Ihre beſten Kunden. Leider muß ich jetzt fort. Damit Sie jedoch ſehen, daß Sie Ihr Vertrauen keiner Undankbaren zugewendet haben, nehmen Sie dieſe Banknote, ich habe für den Augenblick nicht mehr bei mir.«

Thereſe gab der Fremden fünf Gulden und eilte, was ſie konnte, nach der Stadt.

Glücklich erreichte ſie, noch ehe Hirſchmeyer ſeine Wohnung betrat, dieſelbe.

Bald darauf trat Hirſchmeyer ein.

Er war ſichtlich verſtört.

»Clara,« ſprach er, »wenn ich noch Wein haben könnte, wäre mir dies ſehr lieb. — Wagſt Du Dich ſo ſpät noch auf die Straße? Irgend ein Weinhaus wird doch noch offen ſeyn! Bringe mir zwei Flaſchen vom Beſten; bringe mir drei,« ſetzte er hinzu. »Es ſchläft ſich beſſer, wenn man ſich ein Räuſchchen trinkt.«

»Und zu ſpeiſen verlangen Sie nichts?«

»Wenn es möglich iſt, ſo bringe mir kalten Kalbsbraten, Schinken und dergleichen. Haſt Du Geld?«

»Keinen Heller!«

»Nimm dieſe zehn Gulden und ſpute Dich!«

Thereſe ging.

»Verfluchtes Weib!« ſagte Hirſchmeyer und knirſchte mit den Zähnen. »Doch Geduld, dein Maß iſt voll! Du ſollſt am längſten gelebt haben! Wenn ich mit ihrem Manne nur fünf Minuten allein ſprechen könnte! Aber die nichtswürdige Beſtie bewacht ihn, daß er nicht eine Secunde allein iſt! Gewiß hat ſie ihm, als ſie ſich von ihrem Hauſe entfernte und in meiner Wohnung war, einen Schlaftrunk gereicht und ihn in den Keller geſperrt. — Wenn ich die gräßliche Furie nur eine Viertelſtunde vom Hauſe entfernen könnte — ich würde — — — aber wenn es mir auch gelingt, das Weib zu entfernen, ſo finde ich den Mann entweder ſo betrunken oder ſo bewußtlos, daß ich mit ihm nicht ſprechen kann.

»Wenn ich! — halt, ſo geht es!

»Kann ich mich nur dem Saufbold nähern, ſo ſchleppe ich ihn mit mir fort, laſſe ihn in irgend einem Wirthshauſe auf dem Lande ſeinen Rauſch ausſchlafen, und iſt er nüchtern, dann pactire ich mit ihm. — Dazu gehört freilich Zeit und eigentlich noch eine dritte Perſon, die in meinem Namen handelt. Ich muß ja der Frau wegen zu Hauſe zu finden ſein.

»Was bemühe ich mich einen Dritten zu finden! Ich habe einen Mann, der mir zu Gebote ſteht! — Der ſtumme und taube Schloſſer, welchen Frau von Blümlein meinem Mitleid empfehlen hat. Dankbarkeit feſſelt ihn an mich. Ich ſchreibe ihm auf, was er zu thun hat. Er iſt verläßlich, er iſt auch ſtark und geſund. Würde der Trunkenbold entfliehen wollen — mein Schloſſer würde ihn mit einer Hand bewältigen! Zuerſt wird der Schloſſer Geld zeigen, damit der Säufer parire, — würde dies nichts helfen, ſo ſind des Schloſſers Bärenfäuſte hinreichend, das Ungethüm zu bändigen.“

Thereſe kam mit Wein und kalter Küche.

„Der Wein vom Beſten und die kalte Küche betragen vier Gulden. Hier ſind ſechs Gulden zurück.“

„Für deinen Gang in ſpäter Nacht magſt Du die ſechs Gulden behalten!“

„Sie bezahlen meine Dienſte ohnehin! Dieſes Geld kann ich nicht annehmen.“

„Nimm es nur!“

„Ich nehme es nicht. Für einen ſo geringen Dienſt iſt es zu viel! Das iſt ja mehr als ich für einen halben Monat Lohn bekomme.“

„Für beſondere Dienſte habe ich noch alle meine Leute beſonders bezahlt. — Du ſollſt nun noch mehr Gelegenheit erhalten, mir zu dienen, und da ſollſt Du meine Freigebigkeit erſt recht kennen lernen.“

„Was Sie mir immer auftragen zu thun, wenn es etwas Ehrbares und Rechtſchaffenes iſt, bin ich immer bereit zu erfüllen; nur bitte ich Sie um eine Gefälligkeit, bringen Sie mich mit der abſcheulichen Frau nicht mehr in Colliſion, die heute hier war.“

„Gerade mit dieſer! Ich war bei ihr und ſie war unverſchämt genug, mir unverholen zu ſagen, wie ſehr ſie Dich kränkte.“

„Und Sie? Was haben Sie ihr erwiedert?“

„Ich habe ſie derb zurechtgewieſen, aber damit iſt mir nicht gedient. Ich muß mich an ihr rächen und dazu mußt Du mir die Hand bieten.“

„Ich? Ein Dienſtmädchen! — Ich habe ihr längſt verziehen; nur ſehen und ſprechen will ich ſie nicht mehr.“

»Nur ein einziges Mal noch! — Ich muß ſie vom Hauſe fortlocken und hieher. Ich werde in der Straße, in welcher ſie wohnt, auf der Lauer ſein. In dem Augenblicke, in welchem ſie ihre Wohnung verläßt, ſuche ich in ihr Haus zu kommen. Ich ſpiele ihr da einen Schabernack, an den ſie ewig denken ſoll. Du hältſt ſie nur wenig Minuten auf, denn indeß dies Weib nach der Stadt geht, fahre ich denſelben Weg, und bin überzeugt, meine Nachhauſekunft wird früher erfolgen als ihr Eintritt bei mir.«

Thereſe überlegte.

»Du bedenkſt Dich?«

»Ich würde ſogleich einwilligen, wenn ich gewiß wüßte, daß Sie noch früher als das Weib hier ſein werden.«

»Und wenn mich der Fiaker hundert Gulden koſten ſollte!«

»Aber wenn das Weib von hier wieder nach Hauſe kommt, und den Schabernack, den Sie ihr ſpielen werden, entdeckt, wird ſie nicht da gleich Verdacht ſchöpfen, wird ſie nicht zurückkehren? Wird ſie Ihnen dann nicht ärger als eine Megäre entgegentreten?«

»Was kann ſie mir beweiſen? — Wir beide müſſen bei ihrem Stürmen und Wüthen ganz unbefangen ſein, und ruhig und gelaſſen ihr ſagen, daß wir nichts von ihrem Unglücke wüßten.«

»Ein Unglück ſoll ſie treffen?

»Ein Glück wird es für ſie nicht ſein! Du wirſt ja nicht einmal in meinem Zimmer ſein, wenn ſie in ihrer Verzweiflung hieher kommt.«

»In einer Verzweiflung?«

»Ja, es wird nicht anders ausfallen! Ich werde dieſe Verzweiflung noch ſcheinbar theilen. Laß mich nur machen.

Es ſoll eine Komödie geſpielt werden, wie keine effectvollere noch je im Theater aufgeführt worden.«

»Ich ergreife die Flucht, wenn dieſes Ungethüm das Haus allarmirt.«

»So weit kommt es nicht! Und nun ſetze Dich zu mir, und iß und trink mit mir.«

Er ſchenkte zwei Gläſer mit Wein voll.

»Stoß an! Auf das Gelingen meines Planes!

»Auf das Gelingen Ihres Planes trink' ich nicht. Er mißfällt mir, aber auf das Gelingen meines Planes ſtoße ich an.«

»Haſt Du auch einen Plan?«

»Welches Mädchen hätte keine Pläne!«

»Ei! ſo laß hören! Du biſt vielleicht verliebt, und haſt den Plan, Dich bald zu verheirathen, mich zu verlaſſen, und am Ende gar der Megäre zu verrathen, daß ich ihr einen Streich geſpielt.«

»Daver ſind Sie ſicher! Was Sie mir heute anvertraut haben, geht mit mir ins Grab, ich habe nicht im Sinne, Sie zu verlaſſen, ich bin nicht verliebt, ich bin nicht geſonnen zu heirathen, ich habe einen andern Plan; führe ich dieſen aus, ſo finde ich mein Glück auf einem guten Wege, auf einem Wege, über welchen jeder brave und ehrliche Menſch über mich ſich freuen wird. Darauf ſtoße ich mit Ihnen an!«

»Ich ebenfalls!«

In dieſem Augenblicke warf Jemand ein Steinchen an das Fenſter.

Hirſchmeyer erſchrak.

Es flogen mehre Steinchen an das Fenſter.«

»Gilt das mir?«

»Gewiß Ihnen! Es wohnt ja ſonſt Niemand in dieſer Etage!«

»Ich will das Fenſter öffnen.«

Er that es.

Ein großer Stein flog in das Zimmer, an welchem ein Zettel befeſtigt war.

»Zum Teufel!« rief Hirſchmeyer. »Das iſt eine ſonderbare Correſpondenz!«

Hirſchmeyer blickte aus dem Fenſter.

Er ſah Niemand.

»Keine Seele befindet ſich auf der Straße.«

»Von wem mag dieſer Zettel herrühren?«

Hirſchmeyer entfaltete den Zettel und las:

»Nehmen Sie ſich in Acht! Sie haben eine verſchmitzte Perſon im Hauſe!«

»Was der Tauſend!« Er reichte Thereſen den Zettel hin.

»Das geht Dich an! Damit biſt Du gemeint!«

»Ich? — Mich kennt in ganz Wien kein Menſch, als Sie. Das rührt von dem ſaubern Weibe her, an dem Sie ſich rächen wollen. Ich bin ihr ein Dorn im Auge.«

»Dieſes Weib ſchreibt keine ſolche Hand. — Ei! ich kenne ja dieſe Züge! — Das hat Frau von Blümlein geſchrieben!«

»Frau von Blümlein? Nie habe ich dieſen Namen nennen gehört. Sind dieſe Zeilen fähig, Sie mißtrauiſch gegen mich zu machen, ſo will ich noch in der Nacht Ihr Haus verlaſſen!«

»Närrchen! Ich weiß ja, wie dies zuſammenhängt; nun biſt Du mir erſt recht werth, da dieſe Frau mit Dir eifert.«

»Eifert? Ich bin ja nicht Ihre Geliebte.«

»Jetzt ſollſt Du es werden! Dieſer ränkevollen Blümlein zum Trotze!«

»Stoß an!«

»Davor möge mich Gott ſchützen!« rief Thereſe. Sie lief aus dem Zimmer und verriegelte ihr Stübchen.

Siebzehntes Capitel.

Am andern Morgen.

Als Thereſe am andern Morgen dem Herrn Hirſchmeyer das Frühſtück ſervirte, kam ſie mit den Worten zu ihm:

»Ich wiederhole, was ich Ihnen bereits ſagte: Sind die Zeilen, welche Sie geſtern Nachts durch einen Steinwurf erhielten, fähig, Sie mißtrauiſch gegen mich zu machen, ſo will ich augenblicklich Ihr Haus verlaſſen. Ich will es auch, wenn Sie noch einmal von Liebe mit mir ſprechen! — Geben Sie mir hierauf Antwort, ich beſtehe darauf.«

»Ei, wie decidirt! — Mißtrauiſch können dieſe Zeilen mich nicht machen. — Du biſt mir von meiner Schweſter empfohlen. Ich halte darauf ſo große Stücke, daß Du mir wirklich etwas zufügen könnteſt, was Dich als eine verſchmitzte Perſon bezeichnete, ſo würde ich Dich nicht dafür gelten laſſen. Darauf meine Verſicherung! — Was deine zweite Bedingung betrifft, daß ich mit Dir nie mehr von Liebe ſprechen dürfe, ſo ſollſt Du auch darin deinen Willen haben. Du biſt aber eine Thörin, Du bringſt Dich um die koſtbarſten Geſchenke.«

»Halten Sie ein! Es empört mich, ſolche Worte zu hören!«

»Nun, wie Du willſt! Ich ſprach auch nur von Liebe mit Dir, weil ich die Blümlein ärgern wollte.«

»Hat ſie denn Rechte auf Sie?«

»Sie nicht auf mich, ich aber habe Rechte auf ſie. Sie iſt mir ſchuldig und weiß nicht, daß ich ihr Gläubiger bin. Ich habe unter fremdem Namen, da ſie ihre Wechſel nicht einlöſte, einen Perſonalarreſt auf ihre Perſon erwirkt; — wenn es mein Vortheil erheiſcht, werde ich ihr in der »Siebenſterngaſſe« ein Quartier anweiſen.«

»Was iſt das für ein Quartier in der Siebenſterngaſſe?«

»Dort befindet ſich das Polizeihaus und in dieſem der Schuldenarreſt. Ei, dort wohnen die reſpectabelſten Leute! — Dort befindet ſich die fidelſte und faſhionabelſte Geſellſchaft. Ich ſelbſt habe ein paar ganz artige Herren eingeſteckt. Ich beſuche ſie ſogar zuweilen; ich werde von ihnen zu manchem ſplendiden Diner geladen, und das Luſtigſte iſt, daß ſie nicht einmal ahnen, daß ich ihr Gläubiger bin, daß der, den ſie tractiren, ſie unter Schloß und Riegel feſthält.«

Hirſchmeyer lachte bei dieſen Worten wie über einen Witz.

»Aber iſt denn dies möglich in Wien? Bei uns auf dem Lande kennt jeder Schuldner ſeinen Gläubiger.«

»Ja, bei Schuldſcheinen beſteht dieſe ſchlechte Einrichtung auch in der Hauptſtadt, aber bei Wechſelbriefen iſt das ganz anders. Wenn ich die Summen hätte, welche auf erfundenen Namen eincaſſirt oder eingeklagt, oder mittelſt allen Torturen von Executionen eingebracht werden, könnte ich den dritten Theil der Stadt Wien kaufen. So ein Wechſel, den man giriren kann, an wen man will, auf alle Namen, die in irgend einem Wörterbuch vorkommen, iſt eine prächtige Erfindung. — Da kauft ein liederliches Weib unter einem andern Namen einen Wechſel auf ihren

Gatten. Sie weiß, daß er nicht bezahlen kann, ſie läßt ihn alſo auf ein Jahr einſperren, weil der Mann ſie im Hauſe genirt, und der Liebhaber auf keine andere Weiſe ins Haus kommen kann. Da kauft mancher zärtliche Papa unter einem fremden Namen Wechſel auf ſeinen Herrn Sohn. Er läßt ihn einſperren, damit er wenigſtens ein Jahr lang keine neuen Schulden macht; da kauft unter fremdem Namen ein Geſchäftsmann einen Wechſel auf einen andern Geſchäftsmann, weil ihm dieſer im Wege iſt und er ſeine Rivalität fürchtet.«

»Das iſt niederträchtig!«

»Ja, es mag ſein, aber deſſenungeachtet nicht gegen die Geſetze. Wer Wechſel ausſtellt, wird demjenigen ganz gleichgeſtellt, der ſich dem Teufel verſchreibt. Der Gläubiger Teufel kann mit ihm machen, was er will, bis auf's Rädern und Köpfen kann er Alles thun, weil ſich dies ein armer Schuldner nicht ſelbſt zuzufügen vermag; aber zum Aufhängen oder zum Herabſtürzen von irgend einer ſchwindelnden Höhe, zum Erſäufen, Erſticken, Erſchießen kommt es zahllos oft. — Die Gläubiger und Advocaten ſetzen nemlich einem ſo armen Menſchen, der das Unglück hat, eine Wechſelſchuld nicht augenblicklich bezahlen zu können, ſo lange zu, bis der Schuldner in Verzweiflung ſeinem Leben ein Ende macht. Das iſt die Todesſtrafe, die wie bei einem Morde auf die Nichteinlöſung eines Wechſels erfolgt.«

»Und ſolche Gläubiger, ſolche Advocaten gibt es in Wien?«

»Zweifelſt Du? — Ich habe einen Advocaten, der Vater und Mutter von den Kindern wegreißt, und wäre die Zahl der Kinder ein halbes Dutzend! Mein Advocat hat den Vater und die Mutter von acht Kindern wegſchleppen und in den Schuldenarreſt werfen laſſen, von Kindern, deren älteſtes ſieben Jahre und das jüngſte noch an der Mutterbruſt lag!«

»Und dieſer Mann heißt?«

»Seinen Namen werde ich ein anderes Mal nennen. Genug! — Mir dient er gut; was die Welt von ihm ſpricht, iſt ihm gleichgiltig; mir auch! — — Dort liegt noch der anonyme Zettel, gib ihn doch noch einmal her. Ich will ihn am Tage beſichtigen, geſtern las ich ihn nur beim Kerzenlichte.«

Er nahm den Zettel in die Hand.

»Ja, ja,« ſagte er. »Es iſt die Schrift der Blümlein, nun, bald wird ſie aus dem Polizeihauſe ähnliche Buchſtaben an ihren unbekannten Wohlthäter ſchreiben. Ich werde ſie Dir leſen laſſen.«

»Sie ſagten vorher: »Das iſt die Todesſtrafe, die, wie bei einem Morde, über die Nichteinlöſung eines Wechſels verhängt wird.« Iſt die Todesſtrafe über jeden Mörder verhängt?«

Hirſchmeyer ſchrack ſichtbar zuſammen, dann faßte er ſich und ſagte ganz dumpf:

»Ja, wenn der Mörder das Geſtändniß ſeiner That abgelegt.«

»Wenn man den Mörder aber noch nicht entdeckt hat, da lebt er doch wohl ſo, als wenn er dem Henker ſchon verfallen wäre?«

»Du machſt ſonderbare Fragen! Wie kommſt Du auf dieſes Thema?« erwiederte Hirſchmeyer mit einem Ton, wie wenn er ſchon zum Galgen geführt würde.

»Sie ſelbſt ſingen davon an!«

»Ich?«

„Nun ja, Sie ſagten ja, daß Gläubiger und Advocaten —“

„Ich erinnere mich! — — Laß uns abbrechen! Es fällt mir eben ein, daß ich an meinen Plan zu denken habe. Bald muß ich das Weib zu mir beſtellen. Es iſt die höchſte Zeit! Vorher noch einen Gang zu meinem —“ Schloſſer wollte er ſagen, aber er verſchlang dies Wort, nahm ſeinen Hut und ging wie ein von Gewiſſensangſt Gepeitſchter fort.

Thereſe ſah ihm nach und ſprach: „Du würdeſt vor Dir ſelbſt erſchrocken ſein, hätteſt Du Dir ſo ins Antlitz ſehen können, wie ich es that! — Er iſt fort! Ich kann die Stunde nicht erwarten, die mich zu der Kartenſchlägerin führt. Was werde ich von dieſer erfahren!“

* * *

Zwiſchen zwölf und ein Uhr, zur Zeit, in welcher Hirſchmeyer in einem Gaſthauſe zu Mittag ſpeiſte, verfügte ſich Thereſe nach Margarethen in die Gärtnergaſſe, in das bezeichnete Haus.

Sie verſah ſich mit einem hübſchen Sümmchen von Banknoten.

Sie trat bei der alten Sibylle ein.

Dieſe wartete bereits auf ihre neue Kundſchaft.

„Ehe ich Ihnen noch Zeit raube,“ wendete ſich Thereſe an die Kartenlegerin, „bezahle ich Ihre Dienſte. — Hier ſind fünfzig Gulden. Mehr noch ſoll nachkommen, wenn Sie mir nichts verſchweigen von dem, was ich wiſſen will. Zuerſt geben Sie mir Auskunft über das Ehepaar, das wir geſtern beobachteten.“

„Ach mein Gott!“ rief das Weib, „das ſind ja ſo böſe, ſchlechte Menſchen, wie weit und breit keine ähnlichen zu finden ſind. Von dem Manne erzählt man Dinge, bei deren Anhören man das Herzklopfen bekommt. Er ſoll ein Brandleger, und vom Spielberge entſprungen ſein! — Sein Weib gibt ihn deshalb für geſtorben aus, damit die Nachforſchungen nach ihm aufhören. — Neulich ſchon hieß es, man habe ihn am früheſten Morgen mit einem zweiten Manne auf dem Wege nach ſeinem Hauſe begegnet.«

»Am früheſten Morgen?« unterbrach Thereſe die Alte. »Wann geſchah dies? An welchem Tage, um Gotteswillen! Geben Sie mir hierüber genaue Auskunft!«

»Ach, mein Himmel, wie kann ich dies? Ich weiß nicht einmal mehr, wer dies erzählt hat. — Ich will mich aber bei allen Nachbarn erkundigen.«

»Und bis wann kann ich hierüber Auskunft erhalten?«

»In einigen Tagen, vielleicht bis morgen ſchon.«

»Wer iſt denn in Ihrer Vorſtadt am früheſten Morgen auf der Straße? Es werden dieſelben Leute zu ſehen ſein, die überall zuerſt aus den Federn ſchlüpfen oder in dieſe zurückeilen: Milchweiber, Fuhrleute, Barbiere u. dgl., oder Nachtwächter, Nachtſchwärmer, Spieler — auch Leute, die Schulden halber vor Tags aufſtehen und ſich vor ihren Gläubigern flüchten.«

»Sie bringen mich da auf eine Spur! Ja, ja, Herr Neller wird an jenem Tage dem Brandleger begegnet haben, mir kommt vor, Herr Neller wurde mir genannt.«

»Herr Neller? Wer iſt Herr Neller?«

»Er lebt vom Einſperren anderer Perſonen. Er iſt ein Schreiber bei einem Advocaten, und hat kein anderes Geſchäft, als Schuldner aufzuſpüren, welche ſich verbergen. Er reißt oft um Mitternacht einen ſaumſeligen Zahler aus ſeinem Bette und ſchleppt ihn in den Arreſt — wenn es ihm nur ein paar Groſchen abwirft.«

»Das muß ein edler Menſch ſein, der hält es vielleicht gar mit Räubern und Mördern, wenn es ihm Gewinn bringt.«

»Er iſt wohl ein Schuft! Neulich hat er einen Schuldner durch drei Gärten, deren Planken dieſer überſteigen mußte, verfolgt, dabei hätte ſich Herr Reller bald den Fuß gebrochen.«

»Das Genick zu brechen hätte dieſer Unmenſch verdient!«

»Das Schönſte war, daß Herr Reller, als er von der letzten Planke in einen Küchengarten niederfiel, von dem Beſitzer des Gartens tüchtige Prügel erhielt.«

»Gott ſegne den Mann, der die Prügel gab.«

»Der Schuldner entwiſchte und kann bis heute nicht mehr aufgefunden werden!«

Thereſe lachte.

»Wie wäre es,« ſagte Thereſe, »wenn man dieſen Herrn Reller, der für ein paar Groſchen ſich einem ſolchen Schandgeſchäfte hingibt, für viel Geld auch zu einem ehrlichen Geſchäfte beſtimmen könnte. Er ſoll mir an die Hand gehen, einen Raubmörder zu entdecken; doch ein Kerl, der nur ehrliche Leute hetzt, wird hiezu ſeine Hand nicht bieten.«

»Für Geld thut er Alles! Aber ich fürchte etwas Anderes. Hat er die Ausſicht, daß er von dem Raubmörder mehr bekommt, als von Ihnen, ſo wird er dieſen warnen.«

»Verſuchen Sie es. Wir wollen ſehen! Sagen Sie mir nun, woher kennen Sie Herrn Hirſchmeyer? Der Mann, der Ihnen unbekannt war, führt dieſen Namen.«

»Er iſt meine Kunde. Er kommt häufig zu mir und läßt ſich die Karten legen. Ich habe ihm leider immer nur ſchreckliche Dinge prophezeien müſſen.«

Hier erzählte die Sibylle die letzten Scenen mit Hirſchmeyer, welche dem Leſer bereits bekannt ſind.

Thereſe hörte mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit zu.

Als die Kartenlegerin mit ihrer Schilderung zu Ende war, ſagte Thereſe:

»Sie müſſen ihm die Hölle noch heißer machen. Sie müſſen ihm geradezu ſagen: Der Galgen ſtünde ihm bevor!«

»Mein Gott! So verdächtig mir dieſer Mann ſchon längſt erſchien, ſo kann ich doch nicht Dinge aus den Karten leſen, die nicht darin geſchrieben ſtehen!«

»Halten Sie denn Etwas auf dieſen »Hokus Pokus?«

»Ich halte nicht mehr darauf, als die Leute ſelbſt, welchen ich die Karte lege. Was ich beim Beginne jeder Production bei neuen Kunden ſage, ſind allgemeine Dinge. Erſt aus den Fragen meiner Abergläubigen bemerke ich, was ſie wiſſen wollen, darnach richte ich mich. Herr Hirſchmeyer lenkte mich ſelbſt auf eine maßloſe Angſt, die ihn beſchleiche, auf eine gräßliche Gefahr, die ihn bedrohe, darauf ging ich nun ein. Was er mir nicht ſagte, las ich auf ſeinem Geſichte. Ich wende nie ein Auge von ihm, wenn ich ihm meine Orakelſprüche offenbare. Ich wünſchte, daß Sie nur einmal Zeuge ſein könnten, wenn er bei mir iſt.«

»Zu welcher Stunde beſucht er Sie gewöhnlich?«

»Das iſt nicht beſtimmt. Ich bemerkte aber oft, daß er nur dann kommt, wenn er wieder in große Furcht geräth. Er muß Etwas auf dem Gewiſſen haben, was ihn drückt.«

»Ja wohl! ja wohl!«

»Wenn ich ihm ſo recht ſchauderhafte Sachen ſage, ſo wechſelt er die Farbe wie ein Fieberkranker. Ich ſah ihn ſchon ſo blaß wie eine Leiche, dann wieder ſo dunkelroth wie Einen, den der Blutſchlag treffen ſoll.«

»Da haben Sie noch fünfzig Gulden. Sprechen Sie vom Galgen mit ihm! Leſen Sie aus den Karten, daß er bei ſeinem ſchauderhaften Verbrechen einen Helfershelfer habe, und daß ihn nichts retten könne, als eine ſchnelle Selbſtanklage bei Gericht.«

»Mein Himmel! So gewaltig darf ich dieſen Gewiſſenspatienten nicht anpacken.«

Man hörte jetzt drei leiſe Klopfer an der Thüre.

»Das iſt das Zeichen Hirſchmeyer's!« rief die Sibylle. »Er iſt da! — Schnell gehen Sie in dieſe Kammer! — Ich werde laut mit ihm ſprechen, damit Sie jedes Wort hören können.«

»Sie erhalten noch hundert Gulden, wenn Sie ſich in meinen Willen fügen.«

Thereſe verbarg ſich in der Kammer.

Hirſchmeyer trat ein.

Achtzehntes Capitel.

Ein Blick in ein Gewiſſen.

»Schnell! Schnell!« ſagte Hirſchmeyer zu ſeiner Sibylle. »Lege ſie mir die Karten. Eine Frage an das Schickſal ſteht Jedem frei! — Vermag ſie mir durch ihre Orakelſprüche zu verkünden, daß ich auf dem rechten Wege wandle, daß mir mein Vorhaben, das ich ausführen will, gute Früchte bringt, ſo will ich Sie reichlich belohnen.«

»Ich bin glücklich, daß Sie mich beſuchen,« antwortete die Kartenlegerin. »Sie haben Zutrauen zu meiner Kunſt, dies erhebt mich wieder.«

»Wurde ſie denn gedemüthigt?«

»Beinahe! — Eine Frau war bei mir und fragte mich, ob ich denn auf meinen Hokus-Pokus Etwas hielte? Ob ich denn ſelbſt an die Weiſſagungen des Cœur-Königs, der Cœur-Dame, des Treff-Buben und der Pik-Dame glaube? — Auf Abergläubige, ſetzte ſie hinzu, ſei meine Kunſt berechnet, und Charlatanerie nannte ſie alle meine Prophezeihungen.«

»Dieſer Frau ſind gewiß Dinge geſagt worden, welche ihr unangenehm waren?«

»Nein, nur Angenehmes wußte ich ihr zu verkünden, aber ſie ſchien eine Aufgeklärte zu ſein, und lachte mir ins Geſicht. Sonſt ſind die Frauen und Mädchen diejenigen, welche auf das Wahrſagen aus den Karten bauen, und die Männer diejenigen, welche die ſchwarze Kunſt verhöhnen; aber hier iſt es gerade umgekehrt. Sie, mein Herr, ſchenken meinen Verkündigungen Credit; dies flößt mir wieder Muth ein.«

»Ich habe ihre Ausſprüche ſo oft ſchon bewährt gefunden, daß ich mich wahrhaft darnach ſehne. Dann läugne ich nicht, daß ich ſchon von früheſter Jugend her an gewiſſe übernatürliche Dinge und geheimnißvolle Vorgänge glaubte. Ich habe dies von meiner Mutter. Ich halte auf Ahnungen, Viſionen und Träume; ich bin überzeugt, daß ſich aus den Linien der Hand eines jeden Menſchen ſein ganzes Schickſal herausleſen laſſe. — Wüßte ich nur eine Zigeunerin, ich würde ſie aufſuchen, und wäre ſie hundert Meilen von hier. Ich halte ſogar Erſcheinungen aus der andern Welt für möglich, und habe darüber viel geleſen. Bei Allem, was ich thue, frage ich das Schickſal; ich bilde mir gewiſſe Organe, die ich im Namen meines Schutzgeiſtes ſprechen laſſe. Ich gebe zum Beiſpiel mit dem Vorſatze aus, hierher zu kommen. Ich beſtimme, daß wenn die erſte Perſon, die mir begegnet, ein Kind iſt, daß ich mein Beginnen ausführen dürfe. Ich ſchlage irgend ein Buch auf, und ſehe auf die Seitenzahl. Kommt eine Sieben darin vor, ſo werde ich eine unruhige Nacht haben, finde ſich keine Sieben, ſo ſchlafe ich gut. Dies habe ich ſeit Langem bewährt gefunden. Leider ſchlage ich mir ſeit mehreren Wochen nur Zahlen mit Sieben auf. Da betrinke ich mich dann und ſchlafe ebenfalls gut.«

»Als Sie ſich heute zu mir bemühten, iſt Ihnen da ein Kind begegnet?«

»Nicht eines, zwei Kinder fand ich auf dem Wege. Ich bin nun begierig, was die Karten mir ſagen werden.«

Die Sibylle ließ Hirſchmeyer abheben und legte die Karten.

»O weh!« ſagte ſie, »die Kinder haben Sie getäuſcht! Ich finde dieſelben Zeichen wie neulich!«

»Miſche ſie die Karten zuſammen und frage ſie ihr Orakel um etwas Anderes. — Nicht um das, was geſchehen iſt, will ich Auskunft; ich will wiſſen, ob mir das gelingen wird, was ich vorhabe! — Miſche ſie! — So! — Darf ich dreimal abheben?«

»Wenn Sie beſondere Dinge wiſſen wollen, ſo müſſen Sie auch beſonders abheben.«

Hirſchmeyer hob dreimal ab.

Die Frau legte die Karten.

»Sie gehen auf Menſchenraub aus,« bemerkte Sibylle.

»Wie?« fragte Hirſchmeyer, »dies ſagen ihr die Karten?«

»Ja, ja — da ſehen Sie her. Sie haben eine Entführung vor.«

»So iſt es,« murmelte Hirſchmeyer vor ſich hin. »Wird ſie gelingen?« fragte er dumpf.

»Gelingen?« dehnte Sibylle.

Sie ſchüttelte den Kopf.

»Sie werden auf unerwartete Hinderniſſe ſtoßen.«

»Auf Hinderniſſe? Welche Hinderniſſe können dies ſeyn?«

»Ein Todter ſtellt ſich dazwiſchen.«

»Ein Todter? — Wahnſinn! Wie kann ein Todter dazwiſchen treten?«

»Doch! Ich kann nicht deutlich ausnehmen, was dies für ein Todter iſt — doch halt! Hier liegt das Treff-Aß, dicht unter dem Todten, das bedeutet einen Todten, der nicht auf natürliche Art geſtorben iſt.«

Die Kartenlegerin ſah bei dieſen Worten Hirſchmeyer mit durchdringenden Blicken an.

Er bebte zurück und ſank auf einen Stuhl.

Es entſtand eine lange Pauſe.

Hirſchmeyer ſuchte ſich zu ſammeln.

Ein kalter Angſtſchweiß befiel ihn.

Er nahm ſein Taſchentuch und trocknete ſich mit demſelben ab.

Endlich ſagte er:

»Lege ſie die Karten zuſammen. Ich will nichts mehr hören!«

Sie that es.

»Sie erſchweren mir meine Kunſt,« ſagte ſie. »Ich war ja noch nicht zu Ende mit meinem Orakelſpruche.«

»Genug! Genug!« ſtöhnte Hirſchmeyer.

»Ich will andere Karten holen.«

»Die Karten können geändert werden, aber mein Schickſal wird deshalb kein anderes.«

»Gnädiger Herr,« erwiederte die Sibylle. »Sie ſind nicht aufrichtig gegen mich. Sie beziehen vielleicht Dinge auf ſich, welche gar nicht auf Sie zu beziehen ſind. Oft geſchieht es im Leben, daß man mit dem Schickſale eines Andern, ja eines Dritten ſo zuſammengekettet wird, daß man ſich davon nicht mehr trennen kann.«

»Andere Karten!« tobte Hirſchmeyer und ſprang von ſeinem Stuhle auf. — »Habe ich das Recht,« fragte er, »mir eine andere Figur, die meine Perſon vorſtellen ſoll, auszubitten, als den Coeur-König?«

»Alle Figuren ſtehen Ihnen zu Gebote, dann wird der Coeur-König die Karte vorſtellen, die Sie wählten: nur den Pickbuben dürfen Sie nicht beſtimmen, und nicht die Pick-Sieben, denn der Pick-Bube iſt der Scharfrichter und die Pick-Sieben der Galgen oder das Schaffot.«

»Verfluchtes Weib!« kreiſchte Hirſchmeyer, »welcher Teufel ſpricht aus Dir? Was willſt Du mit dem Todten ſagen, der nicht auf natürliche Weiſe geſtorben iſt? — Was willſt Du mit dem Scharfrichter und dem Schaffot?«

»Ich will die Karten, welche Sie ängſtigen, herauswerfen und bei Seite legen.«

»Die mich ängſtigen?« entgegnete Hirſchmeyer. »Mich ängſtigen?«

Hirſchmeyer raffte ſeinen ganzen Muth zuſammen und ſchrie:

»Mich ängſtigt nichts! Hörſt Du, nichts! Aber ich will Dir Karten aufſchlagen und Dir von einem Todten, der aus ſeinem Grabe aufſteht, erzählen, daß er Dir entgegen tritt, und dann will ich Dich fragen, ob Du dies anhören kannſt, ohne erſchüttert zu werden. — Ich will Dir vom Henker und vom Galgen vorreden, und Dich dabei anſehen, ob Du ein Geſicht dazu machſt, als ſtünde Dir, alte Hexe, noch ein hübſcher, junger Freier mit einmalhunderttauſend Gulden bevor!«

»Schlagen Sie mir mein Schickſal auf; was die Karten weisſagen, werde ich ruhig hinnehmen.«

»Wenn ich die Kunſt verſtünde, würde ich Dich die Probe beſtehen laſſen.«

»Legen Sie die Karten; ich werde ſie erklären.«

„Und mich belügen.“

„Dies iſt unmöglich!“ Hier haben Sie das „ſchwarze Buch,“ aus dem ich meine Kunſt erlernt. Schlagen Sie jedes Blatt nach, das Sie auf den Tiſch legen. Leſen Sie rückwärts die mehr denn tauſend Beiſpiele, nach welchen die Karten zu deuten ſind. — Wenn ich Sie hintergehe, dann kommen Sie nie mehr zu mir, Herr; das iſt eine große Bedingung, ja für mich eine Lebensfrage, weil mich Niemand ſo gut bezahlt, wie Sie!“

„Wohlan! Ich miſche die Karten.“

„Nehmen Sie das andere Packet!“

„Nein, dieſe, gerade dieſe, aus welchen Du den Todten, der nicht auf natürliche Weiſe geſtorben, den Scharfrichter und das Schaffot ausſcheiden wollteſt.“

„Wie es Ihnen beliebt.“

Hirſchmeier miſchte die Karten.

„Heb' ab, Braut des Scheiterhaufens!“ herrſchte Hirſchmeyer dem Weibe zu.

„Hexe von Endor wurde ich auch ſchon genannt.“

Sie hob ab.

„Dreimal! dreimal!“

„Dreimal bringt Glück,
Siebenmal Mißgeſchick.“

„Heb' ſiebenmal ab! Hekate! Ich will deinen Untergang haben.“

„In des Himmels Namen!“

Sie coupirte ſiebenmal.

„Sprich nicht vom Himmel! Großmutter des Belzebubs! Rufe lieber die Höllengeiſter an, daß dieſe Dich noch eine Weile ungeſchoren laſſen.“

Hirſchmeyer legte die Karten.

»Das ſage ich Dir,« ſprach er, »die Herz-Dame darf Dich, Scheuſal, nicht vorſtellen, ſondern die Pick-Dame, der Du am ähnlichſten ſiehſt, ſoll dein Conterfei ſein!«

»Dann muß die Coeur-Dame die Pick-Dame vorſtellen.«

Hirſchmeyer überblickte die Karten.

»Nun, altes Ungethüm, was ſagſt Du zu dieſer Beſcherung?«

Die Sibylle ſah in die Kartenblätter.

»Ei, gar ſo ſchlecht ſteht es mit mir, trotz des ſiebenmaligen Abhebens nicht!« erwiederte ſie. — »Es ſteht mir zwar viel Ungemach bevor. — Die Polizei iſt mir auf der Spur! — Sie verhaftet mich nächſtens in der Nacht.«

»Ich wünſchte, ſie hätte Dich ſchon!«

»Geduld, gnädiger Herr. Ich kann ihr nicht entwiſchen.«

»Sie wird Dich verurtheilen, der ſchmähligen Kunſt wegen, die Du treibſt.«

»Nein, ſie wird mich blos einziehen, weil ein Raubmörder bei mir ein- und ausgeht und die Polizei der Meinung iſt, ich hätte Theil an ſeiner ruchloſen Handlung.«

»Wo ſteht das, ſchändliche Lügnerin?«

»Hier bin ich, die Pick-Dame! Hier iſt das Haus, in dem ich wohne. Dieſe zwei Karten, ſchlagen Sie nach im ſchwarzen Buche, bedeuten Gerichtsdiener — hier iſt der Raubmörder — ſchlagen Sie nach.«

»Gut, gut. Ich will es glauben.«

Hirſchmeyer kämpfte ſichtbar mit ſich.

Endlich rief er, indem er ſeine Geiſtesgegenwart zuſammennahm:

»Alſo haſt Du Verkehr mit Räubern und Mördern?«

»So ſcheint es.«

»So ſcheint es?«

»Ich weiß aber nichts davon! Ich habe Ihnen ſchon geſagt, es kommt ſonſt kein Mann zu mir als Sie und Sie ſind meine beſte Kunde, Sie ſind ſo reſpectabel, daß Sie ein ſo grobes Verbrechen unmöglich begangen haben können.«

»Bin ich auch unter dieſen Blättern?« fragte Hirſchmeyer nach einer neuen Pauſe.

»Freilich,« antwortete die Sibylle. — Sie bleiben der Herz-König für mich unter allen Umſtänden.«

»Und wie ſteh' ich zu Dir?«

»Als mein grimmigſter Feind!«

»Weiter!«

»Sie wollen mir eine Grube graben?«

»Ich falle aber ſelbſt hinein.«

»Was ficht Sie an?«

»Rede ich nicht in allgemeinen Ausdrücken?«

»Es reut Sie wieder, mich ſo ſchnöde behandelt und beſchimpft zu haben.«

»Nie!«

»Sie möchten mich lieber um Verzeihung bitten, aber Sie ſind zu viel mit Ihrem eigenen Schickſal beſchäftigt. — Das was Ihr Gewiſſen drückt, läßt Ihnen keine Ruhe.«

»Mein Gewiſſen?«

»Ja, das Coeur-Aß iſt das Gewiſſen, auch das menſchliche Herz, der Gedanke eines Menſchen. Ihr Herz hängt an einem Todten. Sie finden auch nicht eher Ruhe, bis Sie dem Gerichte geoffenbart, was es mit dieſem Todten für ein Bewandniß hat!«

»Ha! verfluchtes Weib!« ſchrie Hirſchmeyer auf. »Jetzt ſehe ich, daß Du alle dieſe Dinge ſagſt, weil Du mich mit einem niederträchtigen Verdacht zuſammenbringſt. Du ſtehſt im Solde der Polizei, die auskundſchaften ließ, daß ich zu Dir komme! — Einmal ſchon beſchimpfte mich das Gericht mit einer ſchrecklichen Beſchuldigung. — Ich wies genau nach, daß ich zu jener Zeit, als in Wien ein Mord geſchah, nicht hier geweſen; deſſenungeachtet werde ich noch immer verdächtigt und Du biſt das erbärmliche Werkzeug, das gebraucht wird, mich zu verderben! Ja, ich will ein Mörder ſeyn, aber an Dir, Scheuſal. Empfiehl deine Seele dem Satan! Ich erwürge Dich!«

Hirſchmeyer ſtürzte wie wüthend auf die Alte los und wollte ſie am Halſe faſſen.

Sie entwand ſich ſeinen Händen und retirirte ſich in die Kammer, die ſie hinter ſich ſchnell verriegelte.

»Verfluchte! Du ſollſt mir nicht entkommen. Ich ſtoße die Thüre ein.«

Die Alte rief: »Verſäumen Sie Ihre Zeit nicht, Herr von Hirſchmeyer! In der Stärkmachergaſſe holen Sie Ihre Stärke erſt; hier reichen Ihre Kräfte nicht aus. Gehen Sie ruhig fort, ſonſt beſchleunigen Sie nur Ihren Untergang.«

»In der Nacht komme ich wieder!« keuchte Hirſchmeyer.

»Sie haben mir ja durch die Karten geweisſagt, daß mir die Polizei ins Haus ſteht; wenn dieſe in der Nacht ſchon im Hauſe wäre!«

»Entſetzliches Beſt!« knirſchte Hirſchmeyer. — »Höre mich noch einmal an. Ich will Dir nichts in den Weg legen. Komm heraus! Laß uns nicht in Feindſchaft ſcheiden. Du ſagteſt ja ſelbſt, daß in deine beſte Kundſchaft ſei. Viel Geld habe ich Dir bereits gegeben, noch mehr ſollſt Du haben. Komm heraus und erkläre mir nur, daß Du nicht im Solde der Polizei ſtehſt.«

»Ich erkläre Ihnen dies, und ſchwöre darauf einen feierlichen Eid.«

»Woher weißt Du meinen Namen?«

»Sie verloren neulich eine Adreſſe hier.«

»Komm heraus und gib mir dieſe Adreſſe wieder.«

»Dort am Fenſter ſteckt ſie. Nehmen Sie ſie ſelbſt!«

»Komm heraus! Zum Zeichen, daß Du verſöhnt biſt!«

»Wenn ich vorher um Hilfe rufen darf.«

»Du wirſt mich nicht opfern?«

»Wollte ich Sie opfern, hätte ich die Fenſterſcheiben zertrümmert und die Nachbarn um Beiſtand angerufen.«

»Ich bin Dir noch ein Honorar ſchuldig.«

»Wir ſind quitt! Ich habe Ihnen und Sie haben mir die Karten gelegt.«

»Wie kamſt Du dazu, mir von der Stärkmachergaſſe vorzureden?«

»Ich wollte den Preis gewinnen, den Sie feſtſetzten, wenn ich Ihnen ſagen könnte, wer in der Nacht in dieſes Haus kommt. Ich ſah Sie in jenem Hauſe — Zahlen Sie mir den Preis!«

»Verflucht!« ſagte Hirſchmeyer für ſich. »Doch nur mit Geld ködere ich ſie. — Bleibe in deiner Kammer! Ich lege das Geld, das ich Dir verſprach, hierher.«

Er zählte das Geld auf.

»Darf ich wieder kommen?« fragte er.

»Wenn Sie eingeſehen haben werden, daß Sie mir Unrecht gethan.«

Hirſchmeyer entfernte ſich.

Die Sibylle blieb noch einige Minuten in der Kammer.

Dann trat ſie heraus.

Sie überzeugte ſich, daß er fortgegangen.

Man hörte einen Fiaker fortrollen.

Thereſe kam nun auch in die Stube.

»Ich weiß genug!« rief ſie. »Das war eine ſchreckliche Situation; wenn er die Thüre erbrochen und mich entdeckt hätte!«

»Am Leben wäre uns nichts geſchehen!«

»Am Leben? Ich hatte ſchon das Fenſter nach dem Hofe geöffnet, und wäre hinausgeſprungen. Mir lag nur daran, daß er mich nicht erblicke. Ich fürchte ohnehin, daß er, von den Furien der Angſt gepeitſcht, aus Wien fliehen wird.«

»O nein! Er fußt darauf, daß er nachweiſen könne, wo er in jener Mordnacht geweſen.«

»Ich muß fort! Wenn er auch jetzt erſt zu Tiſche geht, ſo muß ich doch eilen, nach Hauſe zu kommen. Er wird ſeinen Plan ausführen! Er braucht mich hiezu. — Hier der Betrag, den ich Ihnen verſprochen. Sie ſind ein geſcheidtes Weib. Sie haben ihn furchtbar in die Enge getrieben.«

»Ich befolgte nur Ihren Wunſch. Eins aber ſage ich Ihnen, ſo verdächtig dieſer Mann auch iſt: er iſt kein Mörder!«

Neunzehntes Capitel.

Wiener Gaſtfreundſchaft.

Die Wiener, welche ſich noch an die Vergnügungen erinnern, welche ihnen vor zwanzig Jahren geboten wurden, werden auch des ſchönen Gartens auf der Landſtraße zum Gaſthofe der »goldenen Birn« gedenken, in welchem Capellmeiſter Strauß ſeine herrlichen Feſte gab.

Dieſer, einem Parke ähnliche Garten gehörte der Gräfin Orelly, und die Dame vermiethete ihn nur unter der Vorausſetzung an den Gaſtwirth Stipperger, ihrem Nachbar, daß er den Wienern einen Feſtort öffne, desgleichen ſie keinen ſchöneren, paſſenderen und anziehenderen zu finden vermöchten.

Herr Stipperger erfüllte dieſe Bedingung.

Damals war es noch recht gemüthlich in Wien. Wo man hinblickte, gab es harmloſe Menſchen; die Maſſen dachten nicht an Politik, der Egoismus bemächtigte ſich nicht der Menſchen wie heute, herzlich und traulich näherte ſich Einer dem Andern, Geſelligkeit und Freude war allenthalben zu finden. Es war reizend in Wien.

Der Fremde nannte Wien ein Paradies; er fand in der Kaiſerſtadt, was er nirgends in der Welt fand, echten Humor, ungeheuchelte Gemüthlichkeit und wahren Frohſinn, endlich zog die Fremden eine Gaſtfreundſchaft an, wie ſie nirgends zu finden.

Ein Beiſpiel aus vielen.

Im Jahre 1834 kam der Berliner Theaterdichter und Regiſſeur der Berliner Hofbühne, Herr Blum, Verfaſſer vieler wirkſamen Dramen und picanter Luſtſpiele, die alle mit entſchiedenem Glücke gegeben wurden, nach Wien.

Er beſah ſich die Stadt nach allen Richtungen, beſuchte die öffentlichen Orte, lernte alle Sehenswürdigkeiten kennen, ging in alle Theater, machte die Bekanntſchaft aller Wiener, die ſich durch irgend ein Verdienſt, ein Talent, eine Virtuoſität hervorthaten, bekümmerte ſich um alle Eigenthümlichkeiten, Neigungen, Gewohnheiten der Reſidenzbewohner, lernte den Volkscharakter und Volkswitz kennen, und gewann hiedurch Wien ſo lieb, daß er viel darum gegeben, hätte er ein Wiener ſein können.

Eines Sonntags im Mai ſchlenderte er zur Mittagszeit mit Caſtelli und dem alten Hofſchauſpieler Schwarz nach dem Lerchenfelde.

»In einem der hübſchen Gärten im neuen Lerchenfelde wollen wir ſpeiſen,« ſagte Caſtelli. »Im Lerchenfelde ſollſt Du erſt das Wiener Volk kennen lernen; Du wirſt ſehen, wie es ſich hier amuſirt, wie es angenehm lebt! Bei Euch in Berlin,« ſetzte Caſtelli ſcherzhaft hinzu, »ſpeiſt man nicht in einem Jahre ſo viel Braten, wie in Wien in einer Woche!«

Blum lachte und Schwarz meinte, daß Neulerchenfeld zur Sommerszeit mehr Wein und Bier verbrauche, als Preußens Hauptſtadt und Charlottenburg dazu.

»Und die Gaſtfreundſchaft der Wiener,« ergänzte Caſtelli, »über ihre Gaſtfreundſchaft geht nichts. Dem Wiener ſchmeckt kein Knödel, wenn er es nicht mit einem Freunde theilen, und kein Glas Grinzinger, wenn es nicht ein Camerad mit ihm trinkt.«

»Ja, Ihr Beide ſeid gaſtfrei,« antwortete »und die Banquiers, bei welchen ich meine Empfe briefe abgab, ſind es, — aber ſonſt habe ich noch Gaſtfreundſchaft bemerkt.«

»So?« verſetzte Caſtelli. »Davon will ich Dich doch ſogleich überzeugen! Es ſchlägt gerade zwölf Uhr auf der nahen Piariſtenkirche. Die Leute, die hier in der Vorſtadt Joſephſtadt wohnen, gehen eben zu Tiſche. Hier in den Wohnungen zu ebener Erde wird aufgetragen. Laſſe die Leute ihr Tiſchgebet verrichten und dann ſprich durch das Fenſter: »Ich wünſche guten Appetit!« Ich mache eine Wette, ehe Du dieſe Worte geſagt, biſt Du ſchon höflich gebeten, mitzuhalten, Du gar mit deinem Ausländer-Dialekt! Einem Fremden kommt man bei uns beſonders aufmerkſam entgegen.«

»Das will ich doch verſuchen!« erwiederte Blum.

»Noch Eins!« ſagte Schwarz, »wenn ſie Dich einladen, ſo erwiedere: Ich bin nicht allein, ich habe noch ein paar Freunde bei mir, und ich wette, wir Beide werden ebenfalls gebeten.«

»Hoho!« verſetzte Blum, »warum nicht gar ein halbes Regiment!«

Die drei Herren kamen gerade an dem Laden eines Gelbgießers vorüber.

Der Meiſter, ſein Weib, ſeine Kinder und ein halbes Dutzend Geſellen ſaßen um dampfende Schüſſeln, Wein und Bier in großen Flaſchen auf dem Tiſche.

»Ich wünſche guten Appetit!« rief Blum durch das offene Fenſter.

»Auch ſo viel!« antwortete die Meiſterin.

»Wollen Sie es ſo gut haben und miteſſen?« verſetzte der Meiſter, »dann bemühen Sie ſich herein und greifen Sie zu!«

»O ſo war's nicht gemeint!« antwortete Blum.

»Aber wir meinen es ſo!« entgegnete der Gelbgießer. »Kommen Sie nur! Meine Frau wird Ihnen ſagen, was Sie kriegen.«

»Kraut mit Selchfleiſch! eine Gans mit Salat und einen Gugelhupf! In einem Wirthshaus iſt's ſchwerlich beſſer!«

Blum ſah ſeine beiden Freunde voll Verwunderung an, welche rückwärts ſtanden.

»Ich glaube gar!« rief der Meiſter, »Sie ſind nicht allein? Ich habe da noch ein paar Köpfe geſehen. Kommen Sie nur alle Drei herein: wo ein Dutzend Menſchen zu eſſen haben, können auch noch drei ſatt werden!«

Dabei ſtand der Meiſter auf, öffnete die Thür ſeines Ladens und nöthigte die Herren, einzutreten.

Die Meiſterin und ein Geſelle ſchleppten ſchnell drei Stühle herbei; die Magd brachte drei Gedecke, und zu Tiſche ſetzen mußten ſich Blum, Schwarz und Caſtelli, da half kein Sträuben.

»Meine Lungenſtrudel,« ſagte die Meiſterin, »müſſen Sie eſſen! Die Wirthin bei den »drei Hackeln« kocht nach meinem Recept, aber »meine Hand« hat ſie nicht!«

Caſtelli griff zu.

Blum und Schwarz folgten.

»Delicat!« verſetzte Caſtelli. »Solche Lungenſtrudeln hat der König von Preußen nicht auf ſeinem Tiſche.«

»Was, der König von Preußen!« verſicherte Schwarz; »der Kaiſer von Oeſterreich und der Kaiſer von Rußland haben keine ſolchen Lungenſtrudel auf ihrer Tafel.«

„Und jetzt geben Sie auf das Rindfleiſch Acht!“ ſagte der Gelbgießer. „Das iſt eines mit einem Springbrunnen!“

„Mit einem Springbrunnen?“ fragte Caſtelli.

„Freilich! Wenn man mit der Gabel hineinſticht, ſo macht der Saft des Fleiſches einen Bogen. An ſolchem Fleiſche hat man zu eſſen und zu trinken. Doch weil ich gerade vom Trinken ſpreche — Sebaſtian!“ rief er ſeinem Lehrjungen, „ſchenk ein! — Schaffen die Herren Wein oder Bier?“

„Wenn ich bitten darf,“ antwortete Blum, „ſo bitte ich um Wein, in einem Weinlande muß man Wein trinken.“

„Nu, Du bitteſt auch um Wein,“ ſagte Caſtelli zum Hofſchauſpieler Schwarz, „Du kannſt ja dein Geſicht nicht Lügen ſtrafen.“

Der Meiſter lachte und meinte:

„Darauf iſt nicht immer zu gehen, wir haben im Kloſter daneben einen Geiſtlichen, der iſt noch weit kupfriger als dieſer Herr, und trinkt das ganze Jahr nur Waſſer.“

„Sie fragen nicht einmal wer wir ſind, und bewirthen uns ſo freigebig,“ bemerkte Caſtelli.

„Meine Gäſte ſind Sie,“ verſetzte der Gelbgießer, „das iſt mir genug. Ich kann vielleicht auch einmal Ihr Gaſt werden; ich werde es dann nicht abſchlagen.“

„Herr!“ erwiederte Caſtelli, „Sie ſollen noch heute uns bereit finden, Sie und Ihre Familie zu bewirthen. Vorher will ich Ihnen erzählen, wie es kam, daß wir Ihre freundliche Einladung erhielten. Ich ſprach von der Gaſtfreundſchaft meiner Landsleute.“

Hierauf erzählte Caſtelli, was der Leſer ohnehin ſchon weiß.

Darüber freute ſich der Gelbgießer und ſeine Frau ſehr.

»Wir verlaſſen Sie jetzt,« fuhr Caſtelli fort, »denn wir ſind keine indiscreten Leute! Wir eilen ins neue Lerchenfeld zur »Bretze.« Dieſem Fremden, einem Berliner, muß ich das Leben da draußen zeigen. Uebrigens müſſen Sie Meiſter und Meiſterin und die Kinder »zur Jauſe« uns beehren. — Ich und da der »rothe Moor« ſind aus Wien, mein Name iſt Caſtelli, dieſer Herr iſt der Hofſchauſpieler Schwarz und dies iſt der Dichter Blum aus Berlin. Unſere Namen haben Sie gewiß ſchon oft auf allen möglichen Komödienzetteln geleſen; dies muß Sie aber nicht veranlaſſen zu glauben, daß unſere Dankbarkeit für Ihre Gaſtfreundſchaft eine Komödie ſei. Somit gingen ſie.«

Zwanzigſtes Capitel.

Im neuen Lerchenfeld.

Das Gaſthaus »zur Bretze« war, wie gewöhnlich, überfüllt mit Gäſten.

Lanner ſpielte mit ſeinem trefflichen Orcheſter. Wie dem Capellmeiſter Strauß zogen die Wiener auch dem Capellmeiſter Lanner in Schaaren nach.

Lanner hatte ſich ganz beſonders der untern Claſſen bemächtigt.

Schon die Titel ſeiner neueſten Compoſitionen zeigten, daß er auf den Antheil des gemeinen Volkes ſpeculire.

Strauß nannte eine ſeiner Walzerpartien »Das Leben ein Tanz;« Lanner componirte flugs ähnliche Tänze, welche er »Wuadler« nannte, ein Titel, der vielleicht außer den Bezirken von Lerchenfeld, Schottenfeld, Fünfhaus, Sechshaus ꝛc. ꝛc. von keinem Wiener verſtanden wird.

Als Caſtelli, Schwarz und Blum in den Garten »zur Bretze« gelangten, kam das Orcheſter gerade mit den »Wuadlern« zu Ende.

Die Lerchenfelder applaudirten wie Wahnſinnige.

»Da capo!« riefen die überglücklichen Bretzenbeſucher.

»Lanner hoch!« erſcholl es von allen Seiten, und nun begann ein Strampfen, Schlagen, Klopfen mit einigen hundert Spazierſtöcken, als ſollte der Erde ein Loch durch und durch geſtoßen werden, und ſollten die Gegenfüßler ebenfalls Zeugen von dem Jubel, den Lanner erntete, werden.

»Welch ein Spectakel!« ſagte Blum. »Weshalb pocht man den geſchickten Meiſter aus?«

»Das iſt kein Zeichen des Mißfallens,« antwortete Caſtelli, »das iſt auszeichnender Beifall. Das Toben mit Stöcken haben gewiſſe Zierbengel für Lanner und Strauß erfunden, um ſich nicht die Hände wundſchlagen zu dürfen. Mit ähnlichem Getöſe beleidigen ſie aber auch die Ohren der beſſern Zuhörer im Caſino zu Hietzing und im Volksgarten.«

Mittlerweile hatte ſich Schwarz um drei Plätze umgeſehen.

Es war Alles beſetzt.

Schon wollten die Herren einen andern Garten in Lerchenfeld, um dort zu ſpeiſen, aufſuchen, und ſich entfernen, als ihnen der Kellner zurief:

»Meine Herren, wenn es Ihnen beliebt, im untern Garten, mit der Ausſicht nach dem Felde, ſteht noch ein einſchichtiger Tiſch; es ſitzt zwar ein einſchichtiger Herr dabei, aber Sie werden ſo gut bedient, wie hier. Die Muſik hören Sie ebenfalls ſo gut wie hier.«

Die drei Herren machten »Linksum« und marſchirten dem Kellner nach.

Sie fanden das Plätzchen allerliebſt und rangirten ſich.

»Wer iſt der Herr, der ſo melancholiſch bei ſeinem Glas Bier ſitzt und vor ſich hinſtiert wie ein Unglücklicher?« fragte Caſtelli den Kellner.

»Ich kenne ihn nicht,« antwortete dieſer. »Er kommt ſchon ſeit drei Tagen hierher, läßt ſich Bier einſchenken und trinkt es nicht, läßt ſich Braten geben und ißt ihn nicht. Mein Herr glaubt, dieſer Menſch werde ſich nächſtens ein Leid anthun, und hält ihn für einen reiſenden Selbſtmörder!«

Hierüber lachten die drei Herren ſo laut, daß der Unbekannte aufmerkſam wurde, ſich von ſeinem Sitze erhob und den Garten verlaſſen wollte.

»Ei!« ſagte Schwarz, »ſo war es nicht gemeint. Wir verſcheuchen Niemand. Bleiben Sie, mein Herr; unſer Lachen galt nicht Ihnen, ſondern dem Kellner, der uns einen komiſchen Einfall zum Beſten gab.«

Der Fremde ſetzte ſich wieder.

Oben im Garten dauerte der Tumult fort.

»Lanner da capo!«

»Die Wuadler da capo!«

»Lanner, die Wuadler!« ſchrie man bunt unter einander.

»Was heißt das die Wuadler?« fragte Blum.

»Jetzt verſteht dieſer das ſchöne hochdeutſche Wort nicht!« bemerkte Schwarz.

»Und wie er es ausſpricht!« ſcherzte Caſtelli. »Die Wu-Adler! da ſieht man's, was daraus entſteht, wenn man ein Preuß' iſt! Wuadler mußt Du ſagen! Wenn Dich Adelung hören könnte, er drehte ſich im Grabe um!«

»Ne Brüderchen,« erwiederte der Berliner, »dieſes Wort ſteht nicht im Adelung, darauf kannſt Du Gift nehmen!«

»So werde ich es hineinſchreiben!« war Caſtellis Antwort. »Dieſes Wort verdient es.«

»Aber was heißt es denn?«

»Ja, das iſt ſchwer mit einem rein deutſchen Wort zu erklären.«

»Ich glaube, es will das Gewühl in einem Menſchenhaufen bezeichnen,« äußerte ſich Schwarz. »Ich bin zwar kein Oeſterreicher, aber ich kenne dieſes Wort; meine Köchin braucht es immer, wenn ſie unter ihren Herd blickt und da einige hundert ſchwarze Inſecten ſich luſtig bewegen ſieht. In Wien nennt man dieſe Inſecten Schwaben.«

»Richtig,« bemerkte Caſtelli, »ein Gewühl bedeutet dieſes Wort. Lanner wählte es, um das Gewühl des Tanzes zu bezeichnen. Uebrigens ſind die Wuadler hübſche Tänze, und verdienten wohl einen beſſern Titel als den im gemeinſten Fiaker-Deutſch.«

Lanner wiederholte ſeine lieblichen Weiſen, und Caſtelli, Schwarz und Blum ſtimmten mit in den Applaus der Gartengäſte ein.

»Ihnen gefällt Lanner's Muſik nicht,« wendete ſich Schwarz an den Unbekannten.

Der Unbekannte ſeufzte tief. Endlich ſagte er: »Ich höre ſie kaum an!«

»Sie haben wohl Kummer?« fragte Schwarz. »Halten Sie uns nicht für gefühllos. Als wir zuvor lachten, bezogen Sie unſer Lachen auf Ihre Verſtimmung. Wir bitten Sie jetzt, unſer Mitleiden anzunehmen. Iſt Ihnen etwas zugeſtoßen, was durch Theilnahme gelindert, durch einen Rath beſſer werden, oder durch thätige Hilfe gehoben werden kann, ſo ſprechen Sie! Wir wollen Ihnen redlich beiſtehen.«

Der alte Hofſchauſpieler Schwarz war ein gefühlvoller Menſch. Er konnte Niemand traurig ſehen. Er unterſtützte Arme ſtets ſo freigebig, daß er ſich häufig Selbſtentbehrungen aufbürden mußte. — Dienſtfertiger war kein Menſch als er. Wohlhabenden fremden Künſtlern diente er bei ihrem Aufenthalte in Wien als Cicerone, arme, brodloſe Schauſpieler zog er an ſeinen Tiſch, gab ihnen Geld, machte für ſie Collecten und verſchaffte ihnen auch ein Engagement.

»Mir kann Niemand helfen!« antwortete der Unbekannte. — Ich ſehe, die Herren ſind herzensgut und werden einen Menſchen nicht verlachen, der unglücklich liebt.«

»Unglücklich liebt?« verſetzte Blum. »Herr, da hat Ihnen der Himmel zwei Aerzte, an mir und dieſem Herrn,« er zeigte auf Caſtelli, »zugewendet. Wir ſind zwei Theaterdichter und leben von der unglücklichen Liebe. Wir haben in unſern Stücken die unglückliche Liebe auf hunderterlei Art dargeſtellt, und immer ein Mittel gefunden, das Unglück in Glück zu verwandeln. Stemmt ſich Ihrer Liebe ein Vater, eine Mutter entgegen! Quält Sie ein hartherziger Onkel, eine keifende Tante, ein giftiger Vormund, ſagen Sie es heraus. Wir verſtehen es, wie man Vätern, Müttern, Onkeln, Tanten, Vormündern entgegenwirken muß, damit der Peter die Pauline erhält; ſehen Sie unſere Luſtſpiele an;

wir bringen Alles unter die Haube, und ohne Heirat laſſen wir nie den Verhang fallen.«

»Oder haben Sie kein Geld, und lieben vielleicht ein reiches Mädchen? Darin habe ich ſchon Erkleckliches geleiſtet. Martert Sie etwa gar Eiferſucht? Freund, da wenden Sie ſich an mich. Die Eiferſucht radical zu curiren iſt meine Force.«

»Reden Sie,« ergänzte Schwarz, »Sie müſſen aber aufrichtig ſein und unſere Fragen, nicht als aus Neugierde, ſondern als Theilnahme entſtanden, betrachten.

Der Fremde faßte ein Herz und ſprach:

»Ach, ich habe eine verwickelte Geſchichte! Nach meiner Idee war ich ſchon ganz nahe am Ziele. Ein reicher Graf nahm mich in ſeinen Schutz, da kam ein noch weit reicherer Baron und zertrümmerte meine ſchönen Ausſichten.«

»Was Tauſend! Barone und Grafen ſpielen bei Ihnen mit? Wer ſind Sie denn alſo, vielleicht gar ein verwunſchener Prinz?

»O mein Herr, ſcherzen Sie nicht,« erwiederte der Fremde. »Ich bin nur ein armer Geſelle, ein armer Tiſchlergeſelle, aber ich liebe ſo innig und ehrlich wie vielleicht kein Prinz in der Welt.«

Der Leſer wird wohl bemerkt haben, daß der beklagenswerthe junge Mann kein Anderer war, als Georg, der aus der Werkſtatt Schindler's in verliebter Desperation entwichen und nun ſeit drei Tagen im Neulerchenfelde ſich herumtrieb, um ſich nicht auffinden zu laſſen.

Die drei Herren drangen in Georg, ihnen ſeine Geſchichte zu erzählen.

Georg that es umſtändlich. Als er aber mittheilte, daß er Baron Rothſchild im Verdacht habe, und die Meinung äußerte, dem Baron geſiele die ſchöne Marie eben ſo gut als ihm, Georg; da ſagte Caſtelli:

»Aber Freund Tiſchler, da biſt Du ja auf dem Holzwege! Wie kann man denn einem anerkannt braven Manne unedle Abſichten zumuthen? Ich bin überzeugt, daß Baron Rothſchild nur aus dem Grunde bei deinem Meiſter einen Tiſch mit Blumenmoſaik beſtellte, um dieſem Meiſter zu beweiſen, was für einen geſchickten Gehilfen er an Dir habe, und nichts Beſſeres thun könne, als Dir, mein Freund, die Tochter ſammt dem Gewerbe an den Hals zu werfen. — Ich will doch morgen gleich dem Baron Rothſchild eine Viſite machen und ihn fragen, ob ich nicht Recht habe?«

»Können Sie denn ſo leicht zu ihm?« verſetzte Georg.

»Dichter können mit den Königen gehen,« ſchrieb der größte aller Dichter,« erwiederte Blum, »ein Baron gibt es noch billiger!«

»Und Sie wollten für mich ſprechen?« fragte Georg neuerdings.

»Caſtelli nicht allein, auch wir beide wollen zu Rothſchild,« bekräftigte Schwarz.

»Ja,« ſagte Caſtelli, »Schwarz iſt ſogar ein Verwandter von ihm. In ſeinem Geſichte bemerkt man es ſchon, daß er ein Rothſchild iſt.«

»Und was habe ich indeß zu thun?«

»Morgen mit dem Früheſten gleich zu Meiſter Schindler in die Arbeit zu gehen.«

»Aber was ſage ich ihm? Womit entſchuldige ich mich?«

»Der Plan des Luſtſpiels wäre fertig,« meinte Blum, »nun kommt es auf den Dialog an.«

»Nichts Leichteres als dieſer Dialog,« verſetzte Caſtelli. »Da bin ich wieder!« ſind die erſten Worte.

»Aber der Meiſter wird fragen:

»Wo war Er?«

»Im Lerchenfeld,« iſt die Antwort. Meiſter, wird dazu geſetzt, wenn man Blumen machen ſoll, muß man ſie auf dem Felde ſtudieren, und ſingen die Lerchen dazu, ſo gelingt die Arbeit noch einmal ſo gut, daher mußte ich ins Lerchenfeld. Heda! Wo iſt mein Tiſch, jetzt vollende ich ihn, und ſollen Barone und Grafen aus Norden und Süden kommen, und ſie müſſen verſichern, daß ſie noch nichts Schöneres geſehen haben werden, als die Lerchenfelder Blumen!«

»Aber der Meiſter wird toben!«

»Gott bewahre! Man iſt grob mit Dem, den man nicht brauchen kann; mit dem Geſchickten ſchmollt man nicht.«

»Und meine Marie! Wenn die mich unter vier Augen erwiſcht, ſo kratzt ſie zwei davon aus, und das ſind die meinigen!«

»Gott bewahre!« verſetzte Blum, die drückt ihre zwei Augen zu, um ſie dann deſto mehr aufzureißen, und dem wieder gefundenen Geliebten deſto zärtlicher in ſeine Augen ſehen zu können.

»Ach, Du lieber Gott! Wie danke ich Dir,« ſagte Georg, »daß Du das neue Lerchenfeld erſchaffen haſt, wo ſo liebe Herren hinkommen! — Meine ganze Beklommenheit iſt verſchwunden. — O, Sie ſind doch recht brave Herren! Und Dichter ſind die Herren?«

»Ja, der da ſchildert die preußiſchen Verliebten und ich die öſterreichiſchen.«

»Und der alte Herr, der ein gar ſo gutes Herz mir gezeigt hat?«

»Ich bin ein zärtlicher Vater,« antwortete Schwarz; »die Liebenden, welche die beiden Herren zuſammenbringen, ſegne ich ein.«

»Segnen Sie meine Marie und mich auch?«

»Das verſteht ſich!«

»Aber Freund Georg,« ſagte Caſtelli, »nun ſollteſt Du Dir doch ein anderes Bier geben laſſen! In dieſes ſind ſchon zehn Fliegen hineingefallen; Du haſt es nicht einmal bemerkt.«

»Ja, ja, ein anderes Bier!« rief Georg ganz luſtig.

»Hera, Kellner, ein anderes Bier, ein friſches, ein Bier ohne Fliegen!«

»Und Etwas zu eſſen!« ſetzte Schwarz hinzu. »Georg iſt mein Gaſt.«

»O zärtlicher Vater!« ſagte Georg und drückte dem Hofſchauſpieler die Hand.

»Und noch einmal die Wuadler!« rief Caſtelli. »Die »Wuadler« für den Verliebten hier, der ſich nun in den Eheſtand hinein »wuadeln« wird!

Lanner ſpielte die »Wuadler« zum dritten Mal.

Georg war trunken vor Freude.

Der Kellner machte große Augen, als er mit der friſchen »halbe Bier« kam und den »reiſenden Selbſtmörder« in ſo heiterer Stimmung fand.

»Gott ſei Dank!« ſagte der Kellner zu Schwarz, der für ſeinen neuen Freund ein recht anſtändiges Mittagseſſen beſtellte. »Gott ſei Dank, der bringt ſich nicht um!«

Jetzt mußte Georg von der vollen Schüſſel mit Backhühnern nehmen, welche Caſtelli für ſeine Geſellſchaft beſtellt hatte, und der junge Mann, der aus Liebesgram drei Tage faſt nichts gegeſſen hatte, ließ ſein Herz in den Hintergrund und ſeinen Magen in den Vordergrund treten, und ſchmauſte nach Herzensluſt.

»Nun, Berliner,« wendete ſich Caſtelli an Blum, »Dir ſchmecken ja die »g'backnen Händeln« auch ganz gut!«

»Ganz gut?« antwortete Blum. »Sie ſchmecken mir vortrefflich! Was würde ich darum geben, könnte ich in Berlin ſolche Hühner verſpeiſen!«

»Was macht Ihr Euch denn alſo in Preußen immer über uns luſtig, und ziehet bei jeder Gelegenheit über die Wiener los, wenn ſie »Backhühner« eſſen? Wir haben ſie nun einmal! und Ihr habt ſie nicht; das iſt die Urſache, daß Ihr ſchmäht.«

»Hühner haben wir wohl.«

»Aber zu bereiten verſteht Ihr ſie nicht; laßt Euch doch Köchinnen aus Wien kommen, damit Ihr auch einmal auf gut Wieneriſch eſſen lernt, und dann zieht uns nicht mehr mit unſern »Leibſpeiſen« auf.«

»Dieſe Wiener Backhühner haben einmal einer Schauſpielerin in Berlin eine brillante Stellung verſchafft,« verſetzte Blum. »Laßt Euch dies von mir erzählen!«

»Der Director des Königſtädter-Theaters, Herr Cerf,« begann Blum, »engagirte vor einigen Jahren eine Demoiſelle Schmierer aus Wien. Herr Cerf ſchloß mit ihr für ſeine Bühne ab, ohne ſie geſehen zu haben. Mamſell Schmierer kam nach Berlin und ſtellte ſich ihrem Director vor. — Hilf Himmel! Wie war dem Manne da zu Muthe, als er ſeine neue Acquiſition von Angeſicht zu Angeſicht kennen lernte. Eine kleine dicke Geſtalt mit verzwickten grauen Augen und einer ungeheuren Naſe, mit einem aufgedunſenen Geſichte und wahrſcheinlich mit Sichelbeinen, denn ſie ging wie eine Ente.«

»Ich habe die Ehre die Schmierer zu kennen,« lachte Caſtelli; »in Wien wurde ſie »das Mittel gegen di Liebe« genannt.«

»Und es war doch kein Frauenzimmer ſo verliebt, wi dieſe »Johanna vom Tandelmarkt«, wie ſie Korntheuer ſchalt, als ſie die »Jungfrau« ſpielte,« ergänzte Schwarz.

»Cerf wollte ſchier in Ohnmacht fallen, doch ſein Regiſſeur tröſtete ihn und verſicherte, ſie wäre eine ſehr brave Schauſpielerin, man könne es mit ihr ſchon probieren. — Sie trat auf. — Als das Publicum dieſe Zwergin erblickte (die Unglückliche hatte die Lady Milfort zu ihrem erſten Debu gewählt), brach es in ein lautes Gelächter aus. Aus Schiller's Trauerſpiel wurde ein Luſtſpiel. Cerf wüthete. »Ic laſſe ſie nicht mehr auftreten!« ſagte Cerf. »Herr Kindler, Ihre Anempfehlung ſoll der Teufel holen! Sie und di Schmierer jage ich fort! Mamſell!« herrſchte er ihr zu. »Ihren Contract halte ich nicht, gehen Sie dorthin, w der Pfeffer wächſt. Ich will von Ihnen nichts wiſſen!« — Die kleine, dicke Jeannette weinte ſich die Augen aus. Si hatte andere Rollen, die ihrer Individualität beſſer zuſagten, komiſche Rollen, in welchen ſie wirklich excellirte. Cer hörte ſie nicht!

»Da erzählte Kindler ſeiner Landsmännin, daß Cer vor Kurzem in Wien geweſen, daß er in Wien Backhühne gegeſſen, und daß er ſeiner Frau und ſeiner Tochter nich genug von dieſen Leckerbiſſen erzählen könne. »Sie haben eine Wiener Köchin mitgebracht,« ſprach Kindler zu Demoiſelle Schmierer, »ſchreiben Sie dem Director, daß Sie von ſeiner Sehnſucht nach den Backhühnern unterrichtet worden wären, und laden Sie ihn und ſeine Familie zu einem Souper mit »Wiener Backhühnern« ein.«

»Die Schmier befolgte dieſen Rath.

»Cerf und die Seinen erſchienen bei der Schauſpielerin.

»Kindler wurde ebenfalls zu dem Souper geladen.

»Nun muß bemerkt werden, daß die Köchin der Schmierer wirklich eine Meiſterin in ihrem Fache war.

»Die Hühner wurden ſervirt, und Cerf fand ſie noch delicater als die, welche er in Wien gegeſſen.

»Mamſell Schmierer!« ſprach der Director die Schauſpielerin an, »wann wollen Sie wieder auftreten? Ich höre, im Komiſchen ſind Sie ganz eminent, ſpielen Sie doch gleich morgen die Schwäbin im »Freund in der Noth.«

»Schmierer war überglücklich.

»Sie ſpielte die Schwäbin und gefiel ſehr.

»Nun gab die Schmierer noch ein Souper mit Backhühnern.

»Cerf und Familie wurden abermals invitirt.

»Die Schmierer erhielt neuerdings Gelegenheit, aufzutreten. Wieder war es eine komiſche Rolle, und ſie reuſſirte ſo vollkommen, daß ſie mit Beifall überhäuft wurde.

»Nach dem Wortlaut des Contractes hätte Schmierer mit achthundert Thalern Jahresgehalt ihr Engagement antreten ſollen, allein ſie war ſchlau genug, Herrn Cerf zu erklären, daß ſie ſeine, im Zorne mündlich ihr zugerufene Erklärung, nämlich dorthin zu gehen, wo der Pfeffer wächſt, annehme, und nach Breslau, wo zwar kein Pfeffer wachſe, ſofort abzureiſen bereit ſei.

»Cerf tobte.

»Schmierer beſtand auf ihrem Entſchluß.

»Endlich rief Cerf: »Sie ſollen vierhundert Thaler Zulage erhalten, wenn Sie bleiben und Ihre Köchin mir wöchentlich zweimal Wiener Backhühner und zwar in meinem Hauſe bereitet.«

»Ich bin es zufrieden,« verſetzte die Schmierer.

»Es muß ein neuer Contract gemacht werden!« rief Cerf. »und die Köchin muß ihn mit unterſchreiben!«

»Dies geſchah auch. Wer den bornirten Cerf kannte, wird dies aufs Wort glauben.

»Dir, Caſtelli, erzähle ich dieſe Geſchichte zum Troſte!« ſagte Blum. »Du ſiehſt hieraus, daß es in Berlin allerdings Leute gibt, welche den »Wiener Backhändeln« Gerechtigkeit widerfahren laſſen.«

Als Blum kaum mit ſeiner Erzählung zu Ende war, hörte man in dem obern Garten einen Schrei.

Die Geſellſchaft blickte auf und ſah daß ein Frauenzimmer in Ohnmacht fiel.

Aber die Ohnmacht dieſes Frauenzimmers hätte bald auch einem jungen Manne das Bewußtſein gekoſtet.

Georg befiel ein kleiner Schwindel, denn diejenige, welche auf einem Raſenplatz niederſank, war Marie, die Tiſchlerstochter, die heißerſehnte und ſeit drei langen Tagen nicht mehr geſehene Geliebte des guten Georg.

Mit einem Satze, wie ihn kein Leopard flinker zu machen im Stande iſt, war Georg oben bei der Erwählten ſeines Herzens.

»Marie!« rief er, »Marie! ſchlag' doch die Augen auf, Marie, ſtirb mir nicht, Du ſiehſt, ich lebe ja! Marie! Marie! Um Gotteswillen, Marie!«

Marie lag in ſeinen Armen.

Marie wurde von ſeinen Küſſen erwärmt.

Marie ſchlug die Augen auf und umarmte ihren Georg.

»Ach, Geliebte!« ſagte Georg, »wie kommſt Du hieher? Und ſprich, Engel, ſprich, theueres Weſen, biſt Du allein?«

»Allein?« donnerte eine Stimme ſo hohl wie ein Hammerſchlag auf einer Kiſte. »Allein? Das wäre Dir gerade recht, Vagabund!«

Es war dies die Stimme des alten Tiſchlers, Mariens Vater.

»Alſo darum triebſt Du es ſo, ins Lerchenfeld zu kommen; darum ruhteſt Du nicht, bis ich einen Fiaker nahm, um ſchnell genug hieher zu fahren! — — Laſſe den Schlingel los, oder ſo viele Menſchen hier zugegen ſind, ſo gebrauche ich meine väterliche Autorität und meine väterliche Gewalt mit dieſem Stocke.«

»Mit was für einem Stock?« fragte Schwarz und wand dem alten Schindler das ſpaniſche Rohr aus der Hand.

»Hier haben nur gute Väter Sitz und Stimme!« verſetzte Caſtelli. »In meines Vaters Garten, da blüht kein Haſelſtrauch.«

»Vater!« ſchluchzte Marie, »Georg iſt wieder da! Sie ſelbſt ſehnten ſich nach ihm, Sie ſelbſt ließen ihn ja ſuchen, o ſeien Sie doch zufrieden, daß Sie ihn gefunden! Jetzt ſoll er nicht mehr fort! Vater, nehmen wir ihn ſogleich mit nach Hauſe.«

»Nein, jetzt ſoll er erſt recht fort! auf ewig fort!« kreiſchte der Tiſchler. »Seit ich gehört, daß Ihr Euch duzt, verwünſch' ich ihn und Dich dazu. Willſt Du keinen Spe tafel erleben, rath' ich Dir noch einmal, ſo trolle Di augenblicklich davon — Marie, bei meiner Seele, ich ve geſſe mich ſonſt!«

Caſtelli machte ſich an den Tiſchler und redete ihm z Blum wendete ſeine ganze Beredſamkeit an. Es half All nichts. Der ganze Garten war in Aufruhr.

»Was gibt's denn?« fragte Eines das Andere.

»Ein Liebespaar ſoll getrennt werden,« erzählte C ſtelli den Neugierigen. »Ein Paar brave, junge Le ſollen ſich nicht haben. Der Vater iſt ein Tyrann!«

»Wer iſt er denn?«

»Ein Tiſchler!«

»Darum iſt er ſo ungehobelt.«

»Fort! fort!« tobte Schindler. »Vor dem Thore wa tet der Fiaker, fort oder — — —«

»Herr,« rief jetzt Schwarz, »wenn Sie den Spe tafel nicht enden und ſich ruhig an Ihrem Tiſche nied laſſen, ſo erzähle ich der Welt, wie man Präſident wird

»Was Präſident!« donnerte der Tiſchler.

»Wie man Moſaik-Tiſchler wird, will er ſagen ergänzte Caſtelli; »wie man Blumen in Holz fabricirt u Renommé dafür erhält, und nicht im Stand iſt, d Stiel einer Tulpe zu zeichnen.«

»Ja, ja,« fügte Blum hinzu, »dieß ſoll Alt- u Neulerchenfeld erfahren, und Potsdam und Charlottenbu dazu. Ich laſſe es in der Haude- und Spenner'ſchen Zeitu drucken.«

»Was mein Kind die fremden Herren kümmert, möc ich wiſſen!« grollte der Tiſchler.

»Wir ſind nicht fremd,« entgegnete Caſtelli. »W ſind bekannte Leute, und dafür angeſtellt, Liebenden das Wort zu führen.«

»Eigenſinnige Väter dem Geſpötte preiszugeben,« fügte Blum hinzu.

»Und geſtörte amouriſche Verhältniſſe wieder zu ordnen,« ſprach Schwarz. »Mehr denn tauſend unglücklich Liebende habe ich ſchon verbunden und zwar häufig im Angeſicht der allerhöchſten Perſonen.«

Schindler glotzte die drei Fremden an.

Die Leute im Wirthshausgarten, von welchen viele Caſtelli und Schwarz kannten, und recht gut begriffen, was ſie ſagen wollten, ſchrien laut:

»Das iſt wahr! Wir waren ſelbſt davon Zeuge. In der kaiſerlichen Burg hat der alte Herr unendlich viel Liebende zuſammengebracht, und das ganze Publicum war davon Zeuge.«

Der Tiſchler bemerkte, daß Alles gegen ihn war.

»Gute Miene zum böſen Spiel zu machen, iſt hier geboten,« murmelte er, »aber warte nur,« drohte er ſeiner Tochter, »komme ich nur nach Hauſe!«

»O, wir laſſen Sie nicht nach Hauſe,« verſicherte Caſtelli.

»Nicht nach Hauſe?«

»Nein, nicht einen Schritt kommen Sie hier fort. Wir werden Ihnen lehren, hier eine ganze reſpectable Gartengeſellſchaft durch Ihre Privatangelegenheiten zu ſtören. Wiſſen Sie, was Ihnen geſchieht, wenn ich dieſe Scene vor das Forum der Oeffentlichkeit bringe? Ausgeziſcht werden Sie, und Georg und Marie werden unter jubelndem Applaus gerufen!«

»Gut, ich will meiner Tochter kein »unbeſchaffenes Wort« mehr geben. Ich ſetze mich mit ihr an dieſen Tiſch, und Georg ſoll ſich wieder da hinunter ſetzen.«

»Komm, Georg,« ſprach Schwarz, »ſteig hinab auf deinen alten Platz: Wer ſich erniedrigt, ſoll erhöht werden!«

»Morgen,« meinte Caſtelli, »ſollſt Du neben dem Grafen Pahlheim und Rothſchild ſitzen. Von Grafen und Baronen ſollſt Du gefeiert werden!«

Caſtelli nahm Georg unter dem Arm und führte ihn an ſeinen frühern Platz.

Die Liebenden warfen ſich ein paar Blicke zu, als würden ſie durch den Nord- und Südpol von einander getrennt.

»Wenn ich nur wüßte, wer dieſe drei Herren ſind!« ſagte Schindler. »Sie müſſen etwas Großes ſein. — Wenn ich nur wüßte, wer der iſt mit den Augengläſern (er meinte Caſtelli), der redet Einem ja bis in das Mark hinein, und ſchaut Einen dabei an, wie wann er in das Herz blicken wollte! Dann der Andere, der Alte, der ſchon ſo viel Liebende zuſammengebracht hat.«

»Kennen Sie ſie nicht?« ſagte Lanner, welcher von ſeinem Orcheſter herabgeſtiegen war und den Vorgang mitangeſehen. »Der mit den Augengläſern hat die »Bären« geſchrieben; ganz Wien achtet und eſtimirt ihn. Wenn er Sie in ſeine »Bären« hineinbringt, ſo zeigt ganz Wien mit den Fingern nach Ihnen, und der Andere iſt der Abbé de l'Epée.«

»Ein Abbé?«

»Zeitweiſe.«

»Da kennt ſich der Teufel aus!« rief der Tiſchler. »Bären und ein Abbé! Was in der Welt Alles zuſamm' kommt!«

Einundzwanzigſtes Capitel.

Von Neulerchenfeld nach Ottakring.

Georg und Marie hatten nun neue Freunde gefunden und dennoch ſtellten ſich ihrer Verbindung durch den Starrſinn des alten Tiſchlers unüberſteigliche Hinderniſſe entgegen.

»Gerade darum, weil Alles auf mich einſtürmt, gebe ich nicht nach,« ſagte der alte Tiſchler zu ſeiner Tochter. »So lange meine beiden Augen offen ſtehen, kommt mir der Vagabund nicht mehr ins Haus!«

»An dem Ruhme, daß ich die Moſaik in ſolcher Art, wie ſie der Burſche anfertigt, zu ſchaffen nicht im Stande bin,« fuhr er fort, »liegt mir nichts! Ich bin ein alter Mann, meine Augen ſind ſchwach, was kümmert's mich, ob die Welt mich für einen »Blumenmacher« hält oder nicht, und an den Drohungen des Herrn mit den Augengläſern, und wenn er alle ſeine »Bären« losläßt, liegt mir auch nichts; endlich der Abbé, der zeitweiſe ein Abbé ſein ſoll und zeitweiſe wieder nicht, der kann mir geſtohlen werden. Ich habe Geld, viel Geld, und kann mich über Alles hinausſetzen!«

»Das wäre neu,« eiferte Schindler ferner, »daß in Wien ſich fremde Leute in die Familienangelegenheiten eines rechtſchaffenen Bürgers miſchen dürften! Das wäre ärger als in der Türkei, wo ein Vater auch alles Mögliche riſkirt, wenn er eine hübſche Tochter hat. — Nichts da! Aber einſperren werde ich Dich wie in der Türkei! In der »Schartenkammer« ſollſt Du mir bei Waſſer und Brot ſitzen, auf der »Hobelbank« ſollſt Du ſchlafen und mit einem »Tiſchlerladen« Dich zudecken, da werden Dir ſchon die Liebesgedanken vergehen!«

»Verlaſſen wir dieſen Ort, Vater,« verſetzte Marie; »Sie regen ſich immer mehr auf und ich habe wahrlich keine Freude, wenn Sie ſich erzürnen.«

»Kann ich denn fort?« fragte Schindler etwas zaghaft. »Der mit den Augengläſern ſchaut ja immer nach mir! Was liegt einem ſolchen Menſchen daran, der der ganzen Welt Bären anbindet, mich zu ängſtigen.«

»Was fällt Ihnen ein! Rufen Sie dem Kellner, begehren Sie Ihre Rechnung und wir entfernen uns, ohne uns um die Fremden zu bekümmern. Ich bleibe nicht mehr! Ich eile mit Ihnen fort! Ich habe an einem Orte keine Freude, wo mein Vater Aerger hat, und wenn tauſend Georgs hier wären!«

»Du biſt doch ein gutes Kind!« ſagte Schindler. »Aber ich will Dir auch den Nachmittag nicht verderben. Wir haben unſern Fiaker hier; wir fahren nach Ottakring.«

»Nichts! nichts! wir fahren nach Hauſe.«

»Nach Ottakring fahren wir! Beim Schwind bekommen wir die guten »Rieſenknödel«, die ich ſo gerne eſſe. Du wirſt bemerkt haben, daß ich vor Verdruß noch keinen Biſſen zu mir genommen, dann bekomme ich bei Schwind auch ein Glas »Elfer«, wie ihn der Prälat von Kloſterneuburg nicht beſſer hat.«

»Ihnen zu Liebe will ich auch nach Ottakring,« erwiederte Marie.

Schindler bezahlte ſeine Zeche und ganz geräuſchlos begab er ſich fort; unbeachtet ſtieg er mit ſeiner Tochter in den Wagen und fuhr davon.

Als Georg nach einigen Minuten einen verſtohlenen Blick nach ſeiner Marie warf, war dieſe und ihr Vater nicht mehr zu ſehen.

Georg klagte ſeinen Schmerz.

Caſtelli bemerkte: »Nun, einmal muß er doch fort, ſo wie wir fort wollen; Neulerchenfeld hat Freund Blum bereits kennen gelernt, wir wollen jetzt noch Ottakring beſuchen, und zur Jauſe die renommirten »Rieſenknödel« verkoſten. In Ottakring gibt es wieder Spaß für einen Fremden; dort ſpielt der Harfeniſt Gruber mit ſeiner Geſellſchaft, dort improviſirt der Volksſänger Ganſerl, dort ſpielt der Linzergeiger Zwickerl ſeine Tänze. In Ottakring iſt wieder ein neues Leben! Heda, Kellner, die Rechnung!«

»Und ich,« erwiederte Georg, »ſchleiche trübſelig nach Hauſe, ſchlafe heute Nacht wieder in des Meiſters Werkſtatt und warte ab, ob er mir morgen die Thüre weiſt, oder mich wieder zu Gnaden aufnimmt!«

»Warum nicht gar nach Hauſe! Du gehſt mit uns, Tiſchler,« erwiederte Caſtelli; »Du brauchſt heute doppelte Zerſtreuung. Bleib' nur bei uns! — In Ottakring brauchen wir Einen, der Hände hat, ſo groß wie ein Spieltiſch; dort wird gewöhnlich gerauft, Tiſchler, Du mußt unſere ſchwere Cavallerie vorſtellen; wenn wir Händel bekommen, ſo mußt Du einhauen!«

»In Ottakring!« ſeufzte Georg. »Da war ich noch vor Kurzem mit Marie und ihrem Vater! Es war noch die ſchöne Zeit, in welcher der Vater nicht merkte, daß Marie und ich uns lieben. — Der Alte geht gerne zu dem Wirth, wo man die Rieſenknödel bekommt, und einer meiner Cameraden will bemerkt haben, daß Schindler mit der Schweſter des Wirths gewiſſe Heimlichkeiten habe.«

»Vielleicht iſt der Alte verliebt,« ſagte Blum. — »Iſt dieſe Schweſter hübſch?«

»Vor zwanzig Jahren muß ſie wohl recht hübſch geweſen ſein. Sie iſt jetzt ſechsunddreißig Jahre alt, aber für einen ſo alten Bürger wäre ſie noch immer eine annehmbare Partie.«

»Da müſſen wir dahinter kommen!« rief Caſtelli. »Auf, nach Ottakring! zur Rieſenflamme und zum Tiſchlerknödel!«

Die Geſellſchaft brach auf.

Lanner erwies ſeinen Gönnern noch ſchnell eine Aufmerkſamkeit und ſpielte den von ihm componirten Marſch des »zweiten Bürgerregiments«.

»Ehe wir ſcheiden,« ſagte Caſtelli, »will ich mir doch die einzelnen Gruppen an den Tiſchen beſehen; es wäre möglich, daß der Gelbgießer aus der Joſephſtadt meiner Einladung folgte, dann müßten wir hier bleiben und ſeine Gaſtfreundſchaft vergelten.«

Sie beſahen ſich alle Gruppen im ganzen Garten und in den Nebenzimmern, aber es war kein Gelbgießer zu finden.

Die Geſellſchaft brach auf.

* * *

Ottakring, der zweite Theil von Neulerchenfeld, war vor zwanzig Jahren ſchon ſo beliebt wie heute.

Nur war Ottakring für Geſellen und Handlanger noch anziehender. Man bewegte ſich da ungenirter, und der »Heurige« floß in Strömen in jedem Hauſe, denn jedes Haus war eine Kneipe, und bei jedem Fenſter hing ein grüner Kranz von Weinlaub heraus; in jedem Winkel ertönte Muſik, und Leierkäſten erklangen in allen Höfen und Schupfen.

Dort, in einer Schupfe, fanden die animirteſten Bälle ſtatt.

Die Fabriksarbeiterinnen gingen dorthin ohne männliche Begleitung. Sie ſahen von der Straße in die offenen Fenſter der Tanzböden, und konnten ſicher ſein, daß die tanzluſtigen Cavalleriſten, Infanteriſten, Artilleriſten, die ſich zu Hunderten einfanden, und noch bis auf den heutigen Tag mit Vorliebe ſich in Ottakring amüſiren, im Fluge eine nette Spulerin, Seidenwinderin, Taffetmacherin u. ſ. w. ergreifen und nach den Klängen einer ſchreienden Clarinette, einer verſtimmten Geige oder heiſern Drehorgel walzen würden.

»Beliebt's?« fragte ein munterer Grenadier. »Die Muſik bezahle ich,« ſagte der Kriegsmann.

»Und das Bier beſtreite ich!« erwiederte die Schöne, »und nun war auch der Contract ſchon geſchloſſen, und getanzt und getrunken ward bis zum lichten Morgen.«

»Kanonier!« zog ein Jäger ſeinen Freund auf, »Du tanzeſt noch immer nicht! Gewiß warteſt Du wieder auf deine Schielende vom Michaelbeuriſchen Grund? Die kommt heute nicht! Sie hat keine Späne (Geld).«

»O, ſie kommt gewiß!« erwiederte der Kanonier. »Sie hat es mir verſprochen! Das Geld geht dieſer auch nie aus. Ihre Mutter iſt eine Saukräutlerin (Sauerkrauthändlerin), die hat Geld wie Miſt. Es iſt der Mühe werth, daß ich mit ihr tanze. Sie laßt ſich nicht ſpotten! Wein und Braten ſetzt ſie mir bis zum Ueberfluß vor, und wenn ich ſie nach Hauſ' begleite, führt ſie mich auch noch in ein Kaffeehaus!«

»Halt's Eng z'ſamm!« rief ein Bräuerknecht im Bierhaus »zum Stiefel,« und flugs warf er ein Paar, die mit einander Streit hatten, auf die Straße hinaus.

»Halt's Eng z'ſamm!« erwiederte Caſtelli. »Der Kerl iſt witzig! Die liegen im Graben, und ſollen ſich noch zuſammen halten!«

»Was haben denn die Herren angeſtellt,« fragte Caſtelli, »daß ſie mit der Eilpoſt befördert wurden?«

»Ei nichts!« antwortete der Eine. »Dem Bräuknecht iſt's nicht recht, wenn man ihm vortanzt, und ich kann es auch nicht leiden; ich habe es dem Herrn hier, der noch im Graben liegt, unterſagt, da hat er mit mir geſtritten; dem Bräuerknecht war der Streit zuwider, und er hat uns beide hinausgeworfen.«

»Komm, Schneider, komm wieder herein! Wir haben unſere ſechs Kreuzer für die Muſik erlegt, dieſes Geld müſſen wir heraustanzen, hernach meinetwegen kann der Bräuknecht mit uns thun, was er will.«

Sie gingen wieder hinein, wurden aber augenblicklich wieder hinausgeworfen.

»In Gottes Namen!« ſagte der Schneider. »Der Bräuknecht »leid't uns nit.« — Tapezierer, haſt Du noch ein Sechſerl für die Muſi (Muſik), dann probiren wir's bei der Artiſchocken!«

Blum und Schwarz mußten ſich an eine Mauer lehnen, ſonſt wären ſie umgeſunken vor Lachen.

»Werden denn die Herren immer hinausgeworfen?« fragte Caſtelli mit ſeinem unübertrefflichen Phlegma.

»Meiſtens,« antwortete der Tapezier. »Ich bin ſo unglücklich, den Leuten immer unter die Füße zu tanzen, und der Schneider rennt alle Augenblicke durch ſein verfluchtes Vortanzen ein Paar nieder. Da werfen's uns dann hinaus, aber das macht nichts.«

»Wir werden die Ehre haben,« verſetzte Caſtelli, »bei der Artiſchocken Sie fliegen zu ſehen! — Recht gute Unterhaltung!«

Die Geſellſchaft Caſtelli's ging weiter.

Plötzlich hielt ſie vor einem Hauſe an, aus welchem ein erſchreckender Jubel ertönte.

Die Hebamme von Ottakring feierte mit einem zweiten Gemale ihre Hochzeit.

»Alle Kinder, welche Frau Karpfenfanger ſchon in die Welt befördert hat und noch befördern wird, ſollen leben!«

»Und alle Patienten, die ihr Gemal, der Chirurg, ſchon ins Jenſeits geſchickt hat und noch ſchicken wird, ſollen ebenfalls leben!« ertönte es wieder.

»Tuſch!« ſchrie die Geſellſchaft.

Ein dreifaches Intrade mit Trompeten und Pauken bekräftigte den Toaſt.

»Erlauben Sie,« ſagte der Bräutigam. »Das kommt ſo heraus, als wenn ich als Bader blos die Leute umbrächte! Laſſen Sie Diejenigen leben, die ich curirt habe.«

»Die ſind alle todt,« verſetzte der Gerichtſchreiber.

»Erlauben Sie!« entgegnete der Bader.

»Nichts wird erlaubt! Sie haben heute eine Frau mit einem Vermögen von 1200 fl. geheiratet, Sie müſſen ſich Alles gefallen laſſen.«

»Erlauben Sie!« ſagte der Bader. »Ich bringe ihr aber eine bare Widerlage von 2500 fl. — das iſt noch mehr!«

»Hätten Sie nicht ſo viele Menſchen unter die Erde gebracht, ſo könnten Sie 20,000 fl. haben, aber die Todten bezahlen keine Krankenviſiten.«

Allgemeines Gelächter wurde hörbar.

»Erlauben Sie!« verſetzte der Bader.

»Setzen Sie Ihren Hut auf, Herr Bader,« befahl der Mehlmeſſer.

»Warum denn?«

»Ich will es haben! Sie ſind heute ein Mann von 3700 fl. barem Capital. Sie müſſen Ihren Hut aufſetzen!«

»Ich gehorche!« antwortete der Bader und ſetzte ſeinen Hut auf.

»So recht!« rief der Mehlmeſſer »und jetzt geben Sie Acht!«

Darauf führte der Mehlmeſſer einen ſo ſtarken Fauſtſchlag auf den Seidenhut des Bräutigams, daß dem Bader der Hut bis über das Kinn herabſtürzte.

»Jetzt verſchreibens ein Recept!« ſcherzte der Mehlmeſſer.

Drei Männer hatten zu thun, den Hut wieder über das Geſicht des Bräutigams hinauf zu ziehen. Der Seidenhut ſah aus, als wenn ein ſchwerer Wagen darüber gegangen wäre.

»Erlauben Sie!« bemerkte der Bader.

Aber kaum ſagte dieſer: Erlauben Sie! ſo goß ein anderer Hochzeitsgaſt dem armen Manne eine Maß Bier in das Genick.

»Erlauben Sie!« ſchrie der Bader.

»Heute iſt Alles erlaubt!« verſetzte der Bierverſplitterer. »Wer in Ottakring heiratet, muß ſich »ſekiren« laſſen.

Wie ich copulirt wurde, hat man mir gar eine Flaſche an den Kopf geworfen. Spaß muß ſein!«

»Gehen wir!« verſetzte Schwarz, »ſonſt inſultiren uns dieſe Witzbolde ebenfalls; die Leute in Ottakring haben einen Humor, der mehr zu fürchten iſt, als die Cholera.«

Die Herren gingen, aber bald blieben ſie an einem Fenſter ſtehen, bei welchem eine ſtille Geſellſchaft zu beobachten war, die nach einer Streichzither tanzte. Es ſchien hier Alles ganz ſolid zuzugehen. Es wurde nicht gejohlt, nicht geſtrampft, nicht gelärmt, ſondern anſtändig gewalzt. Auf dem Schilde war zu leſen: Beim ſtillen Wirth!«

»Da gehen wir hinein!« ſagte Blum. »Dieſe Anſtändigkeit gefällt mir!«

Die Herren betraten die Stube.

Augenblicklich ſchwieg die Muſik, die Tänzer hielten inne und der Wirth trat den Fremden entgegen.

»Was wollen Sie hier?« redete der Wirth die Herren an.

»Wir wünſchen gutes Bier zu erhalten.«

»Da gehen Sie weiter um ein Haus!« war die Antwort. »In Ottakring gibt's Bier genug! Ich brauche keine Gäſte, ſchauen Sie, daß Sie fort kommen.«

»Dann ziehen Sie Ihren Schild ein!« fuhr Schwarz auf.

»Den Schild ſoll ich einziehen?« wetterte der Wirth. »Jetzt heben Sie die Füße auf oder ich laſſe meine Hunde aus.«

»Das iſt der ſtille Wirth!« ſagte Caſtelli. »Kommt, wir wollen den lauten Wirth aufſuchen, vielleicht iſt der höflicher.«

»Sie müſſen ſchon verzeihen,« nahm einer der Tänzer das Wort, »aber wir ſind eine geſchloſſene Geſellſchaft.«

»Dann wünſche ich Sie auf dem Spielberg zu finden,« entgegnete Caſtelli und ging mit ſeinen Freunden fort.

Das vierte Haus zeigte auf dem Hausthore das Rieſenknödel, welches unſere Wanderer ſuchten. Sie traten in den Garten ein, aus welchem ihnen die luſtigen Lieder des Harfeniſten entgegenſchallten, und Zwickerl, de Linzergeiger, dieſe unvergeßliche Carricatur der Wiener Saalgeiger, ihnen entgegentrat. Mit einem Anſchlagzettel vier Schuh hoch und drei Schuh breit, kam er heran, un machte ſeine Einladung zu einer

»muſikaliſch-declamatoriſchen, plaſtiſchen, gymnaſtiſchen, infernaliſch-beſtialiſchen Akademie, in welche Zwickerl als Teufel mit der Höllengeige, ſeine Tochte aber als Engel mit der Wunderharfe mitwirken werden Die Akademie pr. 4 kr.

»Das Schattenſpiel, in welchem Belzebub den Zwickerl in die Unterwelt ſchleudert, 2 kr.

»Während des Zwiſchenſpiels werden die Rieſenknödel à 3 kr. das Stück herumgegeben.«

»Den gänzlichen Beſchluß macht griechiſches Feuer mit natürlichem hölliſchen Pechgeruche.

»Die Decoration von Zwickerl, das Coſtüm neu de Francisca Zwickerl. Der Mondſchein über dem Höllenpfuhl vom Klampferermeiſter Chriſtoph Karleithner in Fünfhaus.«

Zweiundzwanzigſtes Capitel.

In Ottakring beim Rieſenknödel.

Wer von dem heitern Wiener Zwickerl, dem unnachahmlichen Geiger oberöſterreichiſcher Tänze, nie gehört und ſeine tollen Späße nicht vernommen, hat ſich um viel Vergnügen gebracht. In Schaaren zogen die Wiener ihm nach, er mochte geigen, wo er wollte und ſeine Poſſen in noch ſo entlegenen Orten aufführen, alle luſtigen Leute gewannen den komiſchen Kauz lieb, und applaudirten aus Herzensluſt, wenn er, wie Keiner vor ihm noch nach ihm, mit ſolcher Virtuoſität ſeine »Tanz« aufſpielte.

Zwickerl war wirklich als ſogenannter Linzergeiger ein Virtuoſe; er war auch ſehr gut muſikaliſch, denn er bildete ſeinen Sohn zu einem tüchtigen Violinſpieler aus, der unter dem eigentlichen Namen Meyer ſich im Theater an der Wien als Soloſpieler mit dem größten Beifall hören ließ, und noch immer eines der beſten Theaterorcheſter ziert.

An dem Abende, an welchem Caſtelli und ſeine Freunde das »Rieſenknödel« in Ottakring beſuchten, war die Production beſonders anziehend.

Der beliebte Harfeniſt Gruber trug die ausgewählteſten Volkslieder vor.

Der witzige Improviſator bot des Ergötzlichen viel.

Zwickerl figurirte als Spadiſankerl.

Seine Tochter als Unſchuld, und zuletzt wurde der Vater der Unſchuld vom Teufel geholt.

Blum verſicherte Caſtelli, daß wenn man ihm die Genüſſe, die ihm hier geboten wurden, um vieles Geld hätte abkaufen wollen, er das Geld zurückgewieſen haben würde.

Zwickerl bemerkte kaum Caſtelli, den er ſehr gut kannte, ſo ließ er ihn auch nicht mehr los.

»Herr Doctor,« redete Zwickerl den Dichter an; »ich danke meinem Schöpfer, daß Sie hier ſind; Sie und nur Sie allein können mich unſterblich machen! Schreiben Sie über mich! Tadeln Sie mich, reißen Sie mich, mit Reſpect zu ſagen, meinetwegen herunter, aber unterzeichnen Sie Ihre Beurtheilung mit Ihrem Namen, und ich tauſche nicht mit dem Violinſpieler Ernſt, mit dem Claviervirtuoſen Liszt, nicht mit Beriot, Ole Bul und Paganini.«

»Was werden wir denn heute zu hören bekommen?« fragte Caſtelli.

»Das Programm hab' ich drucken laſſen,« antwortete Zwickerl.

»Hören Sie:

»Erſte Scene: In der Hölle. Dem Teufel wird die Zeit lang, natürlich, eine friſche Seele bekommt er nicht mehr; der Teufel verzweifelt bereits. Vor Gift und Galle raſet er, tritt ein Dutzend infernaliſche Feuerbrände in ſeiner Wuth aus, und verbreitet einen ſo abſcheulichen Geſtank, daß ſich ſeine hölliſchen Geiſter ſelbſt die Naſen zuhalten.

»Zweite Scene: Eben allda. Der Teufel läßt Zwickerl holen. »Lump!« redet er ihn an, »ſoll ich Dich noch länger umſonſt füttern, und Dir täglich, weil Du in der unterirdiſchen Hitze ſo großen Durſt haſt, einen Eimer

Bier austrinken laſſen? Geh hinauf in die Oberwelt, nimm die Wundergeige, ſpiele deine »Tanz« auf, bringe durch raſenden Galopp, wüthende Polka und wahnſinnige Walzer ein paar hundert junge Jungfern ins Grab; verkleidete Teufel laſſe ich als »Numeros« mit Gefrornem und Limonade erſcheinen, damit ſie den Tod aus tauſend Quellen ſaufen! Hurtig, Wurm, vollziehe meine Befehle! Das ſag' ich Dir aber,« fügt Belzebub hinzu, »wenn Du nicht wenigſtens hundert **Jungfern** mir ſchaffſt, ſo laß ich Dich an einem Spieß braten wie einen Haſen!

»Dritte Scene: Auf der Oberwelt. Zwickerl geht kopfbeutelnd ab. Zwickerl kommt auf dem »Galiziberg« bei Wien aus einem Maulwurfshaufen auf der Oberwelt an. — Niemand kennt ihn. Er hat keine Aufweiſung. Er kann von jedem Weinhüter gepfändet, von jedem Feldhüter eingepackt, von jedem Fleiſchhacker niedergeſchlagen werden. Er hat ſonſt nichts als ſeine Geige. — Dieſe ergreift er und ſpielt darauf los, daß es einen Stein erbarmen könnte. Bauern, ſehr dumme Bauern, hören ihn, und ſo dumm die Bauern ſind, werden die Bauern von Zwickerl erbaut.

»Sapperment!« ſagte der eine Bauer, »den nehmen wir mit nach Ottakring, dort iſt der Kirchtag. Dieſer Kerl ſoll uns zuerſt einen »ſtaden,« dann einen »lauten« aufſpielen.«

»Zwickerl und die Bauern kommen in Ottakring an.

»Zwickerl geigt in Ottakring, und o Wunder! zweihundert Jungfern eilen aus den Häuſern von Ottakring und fliegen auf den Tanzboden. Zweihundert Jungfrauen auf einem Fleck! Seit Menſchengedenken iſt dies nicht wahrgenommen worden.

»Aber der Genius der Unſchuld ſpielt die Harfe, un die Ottakringer Jungfern beben zurück.

»Zwickerl geigt wie ein Desperater; die Jungfer wanken nicht; — die Bauern tanzen wie die Eſeln — die Jungfern wanken nicht.

»Endlich ruft die Hauptunſchuld, meine verheiratet Tochter Franciſca: »Zurück, frecher Höllengeiſt! Du knick hier keine Blume; fahre hinab in deinen glühenden Pfuhl dem ewigen Verderben verfallen, und ſage deinem Belzebuben, der Dich geſendet, in Ottakring ſei ſein Reich zu Ende; wo die Unſchuld thront, hat die Hölle keinen Spielraum!«

»Es entſteht ein unhörbares heimliches Getöſe, unſichtbare Blitze durchzucken den Himmel; es ſtinkt in ganz Ottakring, daß man es nicht aushalten kann. Die ganze Gegend verfinſtert ſich ſo, daß der Wirth ſeinen Gäſten in das Maul greifen kann und ſie bemerken es nicht.

»Zwickerl verſinkt unter ſchändlichem Krachen.

»Die Rieſenknödel erſcheinen.

»Ende des Trauerſpiels.«

* * *

»Ich gebe Ihnen drei Zwanziger für dieſes gedruckte Programm!« rief Blum.

»O, ich bitte Euer Gnaden, drei Zwanziger iſt zu viel, es koſtet nichts.«

»Es iſt unbezahlbar!« verſetzte Schwarz.

»Wenn ich es nicht gedruckt in der Hand hätte,« verſetzte Caſtelli, »ich glaubte nicht, daß ſo etwas exiſtire.«

»In Wien hätte ich es auch nicht durchgeſetzt, ich habe dem Cenſor einen Streich geſpielt und mein Manuſcript nach Znaim geſendet; dort herrſchen keine Vorurtheile.«

»Wann beginnt das Trauerſpiel?« fragte Caſtelli.

»Wie ein Feuerwerk, wenn es die Witterung zuläßt, nach Endigung des Tages.«

Caſtelli, Schwarz und Blum warfen Zwickerln einige Zwanziger in den Hut, und dieſer entfernte ſich dankend mit der Entſchuldigung, nun in ſein Teufelscoſtüm kriechen zu müſſen. »Euer Gnaden,« ſagte Zwickerl, »nächſten Sonntag geben Sie mir in Klederling die Ehre. In Klederling erſcheine ich als Meyer-Bär (Beer). Meyer heiß ich und einen Bärenkopf ſetze ich auf. Sie werden Ihre blauen Wunder ſehen!«

Indeß hatte ſich Georg im Garten umgeſehen, und welche Freude für ſein Herz, Marie an der Seite ihres Vaters erblickt.

Georg theilte ſeine Entdeckung den Herren mit.

»Hat ſie Dich auch geſehen, Georg?« fragte Caſtelli.

»O ſie hat mich ſogleich bemerkt, aber nichts dergleichen gethan!«

»So thue Du auch nichts dergleichen!«

»Ziehen wir uns zurück!« gebot Schwarz, »ſonſt erleben wir hier wieder einen Scandal.«

»Ich werde auf den Alten aus einer eigenen, ihm nicht bemerkbaren Batterie feuern laſſen. Begeben wir uns hier in das Gartenhaus. Wir können von hier aus den Tiſchler und ſeine Tochter bemerken, ohne daß beide uns ſehen. Kommt!«

Sie begaben ſich in das Gartenhaus und riefen den Kellner.

Der Harfeniſt Gruber ſang die luſtigſten Lieder.

Ein raſender Applaus begleitete jeden dieſer Geſänge, beſonders das Lied gegen die Hausherren, das damals ſo beliebt war, und wenn es jetzt geſungen würde, noch mehr Furore machen müßte.

Nun trat der Improviſator auf.

Er wurde mit allgemeinem Applauſe bewillkommt.

Es war derſelbe Improviſator, der ſpäter im Elyſium ſo viele Gönner fand, und über den oft herzlich gelacht wurde.

Er bat um ein Thōma (Thema).

Einer aus der Compagnie des Harfeniſten Gruber ging mit einer Schüſſel herum und ſammelte die Themata.

Der Improviſator las alle; verwarf viele, acceptirte einige. Endlich wandte er ſich an ſeine Hörer mit den Worten:

»Um uns das Leben zu verſüßen,
Werden Sie heute Knedel genießen;
Ich werde dazu improviſiren,
Dies darf aber Niemand geniren
Wer keinen Spaß verſteht,
Für den iſt's gut, wenn er gleich geht!«

»Bravo!« riefen die Verſammelten, und ſchlugen in die Hände, als hätte die Catalani geſungen.

»Erſtes Thōma!«
rief der Improviſator.

»Refrōn (Refrain): Nimmſt Du was mit!
»Ich bitte um das Wort!«

»Stille! St! St!« ertönte es im Garten.

Der Improviſator begann:

„Nimmſt Du was mit? will ich den Geizhals fragen.
Der ſcharrt und ſcharrt und Schätz' auf Schätze häuft.
Der keine Suppe gönnt dem armen kranken Magen
Und wie ein Räuber nur nach Silber greift.
Der Häuſer baut, erweiternd ſein Gebiet.
Wenn Du einſt ſtirbſt, Du Geiz'ger, nimmſt Du was mit?

Nimmſt Du was mit? will den Eroberer fragen
Der Tauſende von Menſchen blind erwürgt.
Dem jede Schlacht ſoll eine Krone tragen.
Der Frieden ſchließt, doch keinen Frieden bürgt.
Du, dem ſein Heer heut ſingt ein Jubellied.
Doch wenn Du ſtirbſt, nimmſt Du was mit?

Du Vater, dem ein einzig Kind geſchenket.
Das aber Du aus ſchnödem Wahne kränkſt.
Das Du nicht lieben läßt, wie es zu lieben denket.
Das lieben ſoll, wie Du als Unhold denkſt.
Wenn dieſes Kind aus Unmuth vor Dir flieht.
Und ohne Kind Du ſtirbſt, nimmſt Du was mit?“

„Schindler, das geht auf Dich!“ rief eine Stimme.

Schindler ſprang auf und wollte auf den Improviſator hin.

Er wurde zurückgehalten.

„Auch hier derſelbe Spuk wie im Lerchenfelde!“ rief Schindler.

Er eilte fort, Marie ihm nach.

Dreiundzwanzigſtes Capitel.

In der Tiſchlerwerkſtatt.

In ſeinem Unmuthe lief der alte Tiſchlermeiſter nach ſeinem Fiaker, Marie ihm nach und Georg hinterdrein.

Der Meiſter und ſeine Tochter ſetzten ſich in den Fiaker, Georg, ohne von der Geliebten und ihrem Vater bemerkt zu werden, ſchwang ſich rückwärts auf und nach Hauſe jagte der Alte, als wollte er ſein eigenes Kind entführen.

Georg war ſo klug, früher noch, als der Wagen an Schindler's Hauſe hielt, abzuſteigen und durch ein Durchhaus zu eilen, wodurch es ihm möglich war, Vater und Tochter am Hauſe zu erwarten, was den Anſchein gewann, als ſey Georg in Ottakring gar nicht geweſen.

»Da wartet der Menſch auf uns! Ich habe ihm alſo Unrecht gethan,« ſagte Schindler zu ſeiner Tochter, »ich meinte der Spuk rühre von ihm und dem Herrn mit den Augengläſern her; nun deſto beſſer für ihn! Hätte er ſich auch an dieſer Nichtswürdigkeit betheiligt, ich würde die Polizei gebeten haben, den Burſchen abzuſchaffen.«

Marie ſprach kein Wort.

Der Wagen hielt an. Schindler und Marie ſtiegen aus.

Georg zog ſeinen Hut und bot ſeinem Meiſter ehrfurchtsvoll einen guten Abend.

»Auch ſo viel!« brummte der Meiſter.

Marie ſchlüpfte ins Haus.

»Darf ich wieder in Arbeit kommen?« fragte Georg ganz zerknirſcht.

»Nein,« antwortete Schindler barſch.

»Nun denn in Gottes Namen!« rief Georg, »dann ſchnür ich meinen Bündel und wandere aus. Der Tiſchlermeiſter Hornbek ſucht Geſellen, die nach Amerika gehen ſollen. Ich ſchließe mich den ſechzehn Burſchen an, die nächſten Dinſtag nach Hamburg reiſen.«

»Recht hat er,« erwiederte Schindler. »Vielleicht macht er in New York oder Philadelphia ſein Glück, ich vergönne es ihm vom Herzen.«

»Dann bitte ich mir nur ein Zeugniß aus, Herr Schindler. Von dem erſten Meiſter Wiens ein Recommandationsſchreiben zu beſitzen, war ſchon lange mein Wunſch: ſo eine Anweiſung iſt mir mehr als ein Paß. In jede Werkſtatt, ſelbſt weit über dem Meere, kann ich dann eintreten, denn der Name Schindler hat einen guten Klang. Er ſteht im Handwerker-Lexikon von Buſch; dieſes Werk iſt ins Engliſche und Franzöſiſche überſetzt worden.«

»Wo ſteht mein Name?«

»Im Handwerker-Lexikon.«

»Schindler in Wien ſteht darin?«

»Ja, Sie und Leiſtler ſind die einzigen Tiſchler, über die aus Wien berichtet wird.«

»Da weiß ich ja kein Wort, und neben Leiſtler bin ich genannt?«

»Ganz gewiß! Ich bin ſelbſt im Beſitze dieſes Buches, und kann es Ihnen heute noch zeigen.«

»Komm er doch herein! Und bringe er mir das Buch.«

Georg ging mit Schindler in die Werkſtatt und übergab Buſch's Handwerker-Lexikon. »Hier, Meiſter, Seite 377. Rubrik: Oeſterreichiſche Kunſttiſchler: Leiſtler und Schindler! Leſen Sie dieſe Seite nach.«

»Warum hat er mir denn dies nicht ſchon längſt geſagt?«

»Es iſt von der Holzmoſaik die Rede, und da hätte der Meiſter glauben können, ich wollte mich durch das Lob, das dieſer Arbeit geſpendet wird, erheben.«

»Iſt denn er genannt?«

»Gott bewahre! Nur der Meiſter.«

»So, ſo! Nun das iſt doch beſcheiden von ihm. Laſſe er mir dieſen Aufſatz einmal leſen! Warte er, ich hole nur meine Brillen.«

Der Meiſter holte die Brillen und las den Aufſatz.

»Sapperment!« ſagte er, »das iſt gut geſchrieben. Der Mann verſteht es. Wer iſt denn der Buſch?«

»Ein gelehrter Mann, der ſchon viele techniſche Werke herausgegeben hat, und der auch das Buch: Deutſcher Kunſtfleiß, in Quedlinburg bei Baſſe erſcheinen ließ, in dieſem kommt Schindler in Wien wieder vor, da aber ...«

»Teufel, da muß ich ja an den Herrn Quedlinburg ſchreiben und mich bedanken.«

»Nicht an Quedlinburg, an Herrn Doctor Buſch müſſen Sie ſchreiben. Quedlinburg iſt die Stadt, wohin die Briefe zu adreſſiren ſind.«

»Iſt mir auch recht! Hör' er, ich kaufe ihm dieſes Buch ab.«

»Ich würde es dem Meiſter verehren, wenn ich nicht ein ſo armer Teufel wäre, und jetzt zu meiner Reiſe nach Amerika jeden Groſchen benöthigte. Ich habe ohnehin großen Schaden, da ich jetzt fort muß, und den guten Arbeitslohn für den Tiſch zurücklaſſen muß.«

»Nun weiß er was? Bringe er ſeine Arbeit zu Ende. Ich will ihn nicht verkürzen, aber nur unter folgenden Bedingungen . . .«

»Alles gehe ich ein!«

»Wenn ich morgen in die Werkſtatt komme, ſo bitte er mich vor allen Geſellen um Vergebung, daß er mich ſo ſchnöde verlaſſen hat; dann erzähle er Niemanden von dem, was in Neulerchenfeld vorgefallen (in Ottakring, dachte Schindler, war Georg nicht, alſo braucht er von Ottakring auch nichts zu verſchweigen), und drittens ſuche er mir den Herrn, in deſſen Geſellſchaft er heute bei der »Bretze« war, auf, und beſchwadire er ihn, daß er mich nicht in ſeine verfluchten »Bären« bringt. Wie heißt denn der Bärenſchreiber?«

»Caſtelli.«

»Und wo logirt er denn?«

»In der Bärenmühle.«

»Und ſpeiſt er nicht vielleicht auch Bärenzucker, weil jedes dritte Wort ein Bär iſt?«

»Das weiß ich nicht! Aber Herr von Caſtelli iſt ein ſehr guter Herr!«

»Das glaubt der Teufel! Er war ja bärengrob mit mir! Nun es iſt vorbei! — Aber es wäre mir doch lieb, wenn er dieſes Buch dem Herrn Raſtrelli, oder wie er heißt, leſen ließe, und dem zeitweiligen Abbé auch, der mir ebenfalls ſo auf den Leib ging.«

»Alles will ich thun, Meiſter.«

»So, und nun lege er ſich zeitlich nieder. Es wird Ihm auch wohl thun, wenn er wieder in ſein ehrliches Bett kommt. Sag' er mir, wo hat er denn während der drei Nächte geſchlafen?«

»In einem Wirthshaus in Lerchenfeld.«

»Und wie hat denn meine Tochter erfahren, daß er bei der »Bretzen« zu finden iſt? Sei er aufrichtig! Lüg' er mich nicht an! Hat er ſeinen Aufenthalt meiner Marie bekannt gegeben?«

»Gott bewahre! das hätte ich mich gar nicht unterſtanden; ich war mehr überraſcht als der Meiſter … als ich ſie ſah.«

»Ich will es indeß glauben, bis ich dahinter komme.« Georg wollte ſich entfernen.

»Noch Eins! Er ſieht, daß ich anders geſtimmt bin; daß meine Wuth gegen ihn ſich gelegt hat; bring er mich nicht noch einmal in Harniſch; laß er die Marie in Ruhe! Sing er auch nicht mehr, ich kenne ſchon dieſe muſikaliſchen Telegraphen. — Wenn er thut, was ich will, werde ich für ihn ſorgen; er weiß, der alte Tiſchler Raſpelgruber iſt geſtorben, ſeine Witwe ſoll er haben! Sie hat ein Haus im Ratzenſtadel, hat vielleicht um ſechstauſend Gulden Nuß-, Kirſchbaum-, Ahorn- und Mahagony-Holz vorräthig. Sie beſitzt zwar dreizehn lebendige Kinder, aber lauter Tiſchlergeſellen für's Geſchäft; die alte Raſpelgruberin ſoll er haben, da wird er Meiſter und Hausherr in einem Augenblick!«

»Ich gehe nach Amerika, Meiſter, und auch noch weiter! Vergeſſen Sie das nicht! Wenn man auswandert, muß man *allein* ſeyn! . . . Gute Nacht, Meiſter! Gute Nacht!«

Georg ging.

»Ein dummer Menſch!« brummte Schindler. »Er muß aber bei der Raſpelgruberin noch anbeißen. Ich laß' nicht nach! . . .«

»Was das für ein ſchrecklicher Sonntag war!« ſagte Schindler und warf ſich auf einen Stuhl. »Der verfluchte Improviſator! — Und der Spitzbube, der gerufen hat: *Schindler, das geht auf Dich!*«

»Alſo bei den Harfeniſten circulirt ſchon mein Familienunglück! . . . »*Nimmſt was mit?*« hat mir der Hallunke zugerufen, und wenn Du dein *einziges* Kind verlierſt, »*nimmſt was mit?*« . . . Meine Tochter will mir freilich glauben machen, das wäre eine ganz zufällige Aeußerung geweſen, und daß Einer gerufen habe: Schindler, das geht auf Dich! hätte ich mir eingebildet!

»Nein, nein, ich habe es mir nicht eingebildet, ich hörte es ganz deutlich!

»Jetzt heißt es geſcheidt ſeyn! Da ich in der Geſchwindigkeit keinen Mann für mein Mädel habe, muß der Georg heiraten. — Die dreizehn Buben der Raſpelgruberin ärgern ihn! Wenn dieſe Kerls aus dem Hauſe wären, da würde Georg vielleicht zugreifen.

»Ich weiß ſchon, was ich thue, ich ſtecke mich hinter den Meiſter Hornbeck, welcher Tiſchlergeſellen für Amerika ſucht, er ſoll dieſes Dutzend und Einen darüber, fortſchicken, denn Georg geht nicht übers Meer, das macht er mir nicht weiß. Ich kenne ihn beſſer!«

Schindler ging in ſein Schlafzimmer, vorher fragte er noch nach Marien. Als er hörte, daß dieſe ſchon ſchlafe, ſuchte er auch ſeine Lagerſtätte auf und verfiel bald in einen geſunden Schlaf.

Er mochte eine Stunde geſchlafen haben, ſo geſchah ein furchtbarer Riß an der Hausglocke.

Schindler taumelte aus ſeinen Träumen.

Er hörte die Hausmeiſterin das Thor aufſperren.

»Wohnt hier der Tiſchlermeiſter Schindler?« hörte er fragen.

»Ja,« antwortete die Hausmeiſterin.

»Aufwecken! Aufwecken!« rief die Stimme.

»Er hat ſich kaum niedergelegt,« verſetzte die Hausmeiſterin.

»Heraus mit ihm!« antwortete die Stimme.

»Sind Sie von der Polizei?«

»Das wäre ein Glück für Herrn Schindler.«

»Ein Glück? Alſo ſind Sie gar vom Criminalgericht?«

»Das wäre noch ein größeres Glück für den alten Mann! doch frage die Frau nicht ſo viel. Heraus mit dem alten Tiſchler!«

Schindler, den dieſer Tumult beunruhigte, ſtand auf, öffnete das Fenſter und rief:

»Was wollen Sie von mir? Hier bin ich!«

»Waren Sie in Ottakring?«

»Ja!«

»O Gott, o Gott, o Gott!«

»Was ſoll das dreimal betonte: „O Gott, o Gott!“ bedeuten?

»Sie waren in Ottakring?«

»Nun ja doch!«

»Kommen Sie heraus, und gehen Sie mit mir, und zeigen Sie mir in Ottakring den Platz, wo Sie geſeſſen haben! Der Improviſator iſt wahnſinnig geworden, und bildet ſich feſt und unwiderlegbar ein, durch ſein Gedicht hätte Sie der Schlag getroffen. Ich muß den Mann überzeugen, daß Sie noch leben, damit er wieder ſeinen Verſtand erhält.«

»Gehen Sie zum Teufel! Was liegt mir an dem Wahnſinn des Improviſators!«

»So? Sie werden gleich anders ſprechen, wenn Sie hören, daß er die ganze Zeit nur von Ihnen improviſirt.«

»Von mir?«

»Ja, von Ihnen, ganz Ottakring hört ihm zu. — Haben Sie denn eine Tochter?«

»Ja.«

»Eine einzige Tochter?«

»Ja.«

»Gewiß eine einzige Tochter?«

»Ja, in Henkers Namen!«

»Von dieſer improviſirt er, Sie hätten ſie umgebracht, weil ſie ſich Ihrer Hartherzigkeit nicht gefügt.«

»Hol der Geier Sie und den Improviſator, und jetzt ſchauen Sie, daß Sie fortkommen, ſonſt hole ich die Wache.«

Der Unbekannte eilte fort.

Schindler ſuchte in höchſter Aufregung ſein Lager, doch kaum hatte er ſich hingeſtreckt, ſo ertönte wieder ein Sturmläuten am Hausthor.

Die Hausmeiſterin öffnete wieder.

Jetzt ſtanden zwei Fremde vor ihr und fragten:

»Wohnt hier Meiſter Schindler?«

»Ja.«

»Aufwecken, um Gottes willen aufwecken! Es ſteht die Ehre und das Leben auf dem Spiele! Heraus mit ih Schindler! heraus! Schindler, wie kann man schlafen b solchem Jammer?«

Schindler öffnete abermals das Fenster.

»Wer spectaculirt denn schon wieder?« fragte er.

»Sind Sie Herr Schindler, der berühmte Tischle meister?«

»Schindler heiße ich, Tischlermeister bin ich; ob berühmt müssen andere Leute entscheiden.«

»Bei Ihnen hat Baron Rothschild einen Tisch mi Blumen-Mosaik bestellt?«

»So ist es.«

»Wir kommen aus der Soirée des Barons. Es sin bei ihm drei bis vier Millionärs zum Souper geladen. Si spielen eben Gerade oder Ungerade mit ungefaßten Brillanten. Der Baron gewinnt, wie er immer gewinnt, er ma anfangen was er will. Ich bin so gut gelaunt, sagte de Baron, daß mich nichts in meiner Heiterkeit zu stören vermag. — Wer weiß! entgegnete ein indischer Prinz, de ebenfalls geladen ist. — Ich habe eine Nachricht für Sie die Sie erschüttern wird. — Nichts erschüttert mich, entgegnete Rothschild, und wenn Sie mir selbst den Stur des Hauses Stieglitz und Compagnie in Petersburg melden sollten. — Doch! doch! versetzte der indische Prinz. Hören Sie, und fallen Sie in Ohnmacht! den kostbaren Blumentisch aus Meister Schindler's Atelier bekommen Sie nicht!

»Der Baron erlitt sogleich ein Herzklopfen, so laut, daß es sein Kammerdiener im Vorzimmer vernehmen konnte. Der Indier fuhr fort: Meister Schindler's erster Geselle ist durchgegangen, und keine Spur iſt von ihm aufzufinden! — Der Baron fiel in Ohnmacht.

„Uns Beide ſendet nun der Prinz, um von Ihnen, Herr Schindler, irgend eine Beruhigung zu erhalten. Der Baron muß zu ſich gebracht werden, koſte es was es wolle. Der Prinz gibt tauſend Schiffsladungen Paliſanderholz, wenn er dem Baron Rothſchild in die Ohren rufen kann: Sie bekommen Ihren Tiſch, der Geſelle Georg iſt wieder bei Meiſter Schindler; ich war falſch berichtet; wachen Sie zu neuem Leben auf!“

„Der Baron Rothſchild kann auch zu neuem Leben erwachen! Georg iſt da; morgen arbeitet er wieder in meiner Werkſtatt.“

„Sie lügen!“

„Auf Ehre nicht!“

„Laſſen Sie mich ſelbſt mit Georg ſprechen.“

„Kennen Sie ihn denn?“

„Ich kenne ihn nicht, aber ich will ihn ſehen.“

„Hausmeiſterin! Den Georg aufwecken. Auf der Stelle ſoll er kommen!“

„Hausmeiſterin, iſt Georg wirklich im Hauſe?“

„Gewiß, Euer Gnaden.“

„Dann laſſe ſie ihn ſchlafen. Er iſt im Hauſe, dies allein wollte ich wiſſen. Ruhſame Nacht, Meiſter!“

„Leben Sie wohl! — Apropos, gehen Sie jetzt wieder zum Baron?“

„Ich gehe nicht, ich fliege.“

„Wer iſt der andere Herr, der bei Ihnen iſt?“

„Das iſt der Secretär des indiſchen Prinzen.“

„Meine Empfehlung an den Baron Rothſchild, und meinen Reſpect an Seine Durchlaucht aus Indien!“

»Gute Nacht! gute Nacht!«

Sie gingen.

Schindler ſchloß ſein Fenſter.

»Gott, wie dank' ich Dir,« ſagte er, »daß ſogar indiſche Prinzen von mir reden, und daß beinahe den Baron Rothſchild der Schlag getroffen hätte, wenn Georg nicht im Hauſe geweſen wäre! — Der Himmel hat es mir eingegeben, den Georg nicht wieder fortzuſchicken! — Er ſoll auch meine Großmuth kennen lernen; die reiche Tiſchlerswitwe ſoll ſein Weib werden!«

Mit dieſen Worten ſuchte Schindler zum dritten Mal ſein Nachtlager auf, ſchlief bald ſehr feſt ein, und träumte vom indiſchen Prinzen und vom Baron Rothſchild.

Vierundzwanzigſtes Capitel.

Todesangſt:

Wir kehren zu Hirſchmeyer zurück, der mittlerweile die von ihm angegebenen Einleitungen traf, die böſe, ſchlimme Frau in der Stärkmachergaſſe in Margarethen von ihrem Gatten wegzulocken.

Die Alte verließ ihr Haus und wanderte, wie verabredet wurde, nach der Stadt.

Hirſchmeyer wartete in einiger Entfernung.

Als er das Weib vorwärtsſchreiten, und ſchon die Mündung der Ziegelofengaſſe paſſiren ſah, eilte er an das Haus neben dem »wilden Manne,« winkte dem ſtummen Schloſſer, und dieſer zog raſch einen Hauptſchlüſſel hervor und verſuchte das Thor aufzuſperren.

Die Riegel des Schloſſes wichen nicht.

Der Schloſſer ſuchte mit aller Gewalt den Schlüſſel umzudrehen.

Der Schlüſſel verſagte den Dienſt.

Endlich kam der Schloſſer auf die Idee, das Thor müſſe gar nicht verſchloſſen ſein. Er drehte die Klinge und ſiehe da, das Thor ging auf.

»Sie hat vergeſſen zuzuſperren!« ſagte Hirſchmeyer für ſich. »Nun, deſto beſſer!«

Er zog den Schloſſer ins Haus, machte geräuſchlos das Thor zu und eilte mit ſeinem Begleiter vorwärts.

Hirſchmeyer trat in die Wohnung ſeiner Peinigerin.

Niemand war da.

»Jetzt in den Keller!« ſprach er, »dort finde ich den Mann, welchen ich ſuche.« Er gab dem Schloſſer ein Zeichen und machte dann die Geberde, daß es jetzt gälte, ſeine Kraft und ſeinen Muth zu zeigen.

Der Schloſſer holte ein paar Dietriche hervor, um die Kellerthüre aufzuſperren. Auch dieſe war nicht verſchloſſen, ſogar zwei große eiſerne Riegel waren zurückgeſchoben.

»War das Weib betrunken?« ſprach er, »daß es forteilte, ohne die gewöhnlichen Vorſichtsmaßregeln anzuwenden? — Oder ſind Diebe im Hauſe, welche hier alle Thore und Thüren erbrochen haben?«

Der Schloſſer zog eine kleine Blendlaterne aus ſeiner Blouſe und machte Licht.

Hirſchmeyer ergriff die Laterne und eilte vorwärts.

Der Schloſſer ſchwang ſeinen ſchweren Hammer, gleichſam anzeigend, daß dies ſeine Waffe ſei. Beide durchſchnitten nun einen kurzen unterirdiſchen Gang, ſtiegen eine ſteile Treppe, die in einen zweiten Keller führte, hinab und ſie ſtanden endlich vor der verhängnißvollen Thür, die den Trunkenbold, den ſie ſuchten, barg.

Auch dieſe Thüre war offen.

Hirſchmeyer ließ den Lichtſchein ſeiner Laterne in das Gemach fallen; er blickte hinein, das Gemach war ſchon durch eine andere Laterne erhellt. Hirſchmeyer bebte zurück. Er hätte einen Schrei ausgeſtoßen, aber Schrecken und Entſetzen lähmten ihm die Zunge.

Er taumelte an die Wand des feuchten Kellerganges und hielt den Athem an ſich. Er wagte es nicht, ein Lebenszeichen von ſich zu geben.

Der Schloſſer betrachtete Hirſchmeyer mit Staunen; endlich nahm er ihm die Blendlaterne aus der Hand und leuchtete ebenfalls in das dunkle Gewölbe.

Auch der Schloſſer wurde von dem Anblicke, der ſich ihm darbot, ergriffen. Er riß Hirſchmeyer am Arme und machte eine Bewegung wie zur Flucht.

Hirſchmeyer ſchien wie verſteinert. Er konnte ſich nicht bewegen.

Als er ſeiner Sinne wieder mächtig wurde, hörte er in dem Gewölbe ſprechen.

»Die Todesangſt hat Dich nüchtern gemacht,« ſagte eine dumpfe Stimme, »Du haſt mich erkannt, Mörder, Du ſiehſt Den, welchen Du grauſam hingeſchlachtet, vor Dir, Du biſt ſtarr vor Grauen; Du meinteſt, ich ſei längſt begraben? Auch die Grüfte geben ihre Todten heraus, wenn es gilt, einen blutigen Frevel zu rächen! Erhebe Dich von deinem Lager und folge mir! Sonſt faſſe ich Dich, und wenn ich Dich tödte, wirſt Du nicht mehr zum Leben erwachen.«

»Gnade! Gnade! Um Gottes Barmherzigkeit willen! Gnade!« erwiederte der Andere. »Ich war nur ein Werkzeug des eigentlichen Mörders, zu der Schreckensthat ward ich gezwungen.«

»Auf! verlaſſe dein Lager! Säume nicht! die Zeit iſt koſtbar! Ich darf mich hier nicht überraſchen laſſen, ſonſt verfalle ich neuerdings den mörderiſchen Streichen! Raffe Dich auf, Meuchler, nichtswürdiger Miſſethäter!«

Mit ſtarkem Arme riß der Unbekannte den Mörder von ſeinem Lager empor, ſchleppte ihn aus dem Gewölbe und verſchwand mit demſelben mit Blitzesſchnelle.

Hirſchmeyer war noch immer leblos vor Angſt. Er hatte ſein Licht ausgelöſcht, ſich mit dem Schloſſer in eine Mauerhöhlung verborgen, und wagte erſt wieder zu athmen, als die grauenvollen Geſtalten an ihm vorüber waren.

Eiskalter Schweiß floß Hirſchmeyer von der Stirne; er zitterte, wie wenn er zum Hochgerichte geführt werden ſollte.

Der Schloſſer glaubte ein Geſpenſt geſehen zu haben, und war nicht minder von der Erſcheinung erſchüttert. Endlich erholte ſich Hirſchmeyer von ſeiner Erſchöpfung.

»Faſſung, Faſſung!« rief er ſich zu. »Mir kann nichts mehr helfen, als die ſchleunigſte Flucht! — Die Beſtie hat ihn ſchlecht getroffen! — Er lebt, hat ſeinen Mörder entdeckt, und ſtellt ihn nun vor das Gericht. In der nächſten Stunde greift der Arm der Gerechtigkeit nach mir! Ach hätte ich Flügel, daß ich über das Weltmeer fliegen könnte, in ein Land, wo es keine Geſetze gibt!«

Er preßte den Schloſſer in ſeiner Verzweiflung an ſich und Beide wollten fort von dem Orte des Entſetzens.

Der Schloſſer zündete abermals die Kerze in der Blendlaterne an und nun ſuchten Beide den Ausgang des Kellers zu gewinnen.

Aber neuer Schrecken ſollte ſie ergreifen.

Die Thüre nach dem unterirdiſchen Gewölbe war verſchloſſen, die Eiſenriegel vorgeſchoben, und kein Rütteln, kein Stemmen gegen die Eichenpfoſten war im Stande die Pforte zu öffnen.

»Gefangen! gefangen!« kreiſchte Hirſchmeyer. »Verloren, vernichtet auf ewig!«

Der Schloſſer machte die größten Anſtrengungen; es half kein Schlagen mit dem ſchweren Hammer, kein Heben und Bewegen; Beide arbeiteten mit einer Verzweiflung, wie wenn ſie lebendig begraben worden wären und die Sargdeckel ſprengen wollten.

Die Thüre hielt wie Eiſen; ſie widerſtand allen Anſtrengungen.

»Nur noch eine Hoffnung bleibt!« ſchrie Hirſchmeyer. »Das entſetzliche Weib muß ja heimkehren! ſie muß nachſehen, was ihr Mann treibt, ſie muß herabſteigen in den Keller, um dem Unhold ſein Abendeſſen zu bringen; ſie wird dieſe Jammerhöhle öffnen und ich werde dann entfliehen!

»Entfliehen? Wenn es die Furie nur zugibt! Und wie ſie ſich rächen, wie ſie in ihrer wilden Wuth ſich gegen mich geberden wird! — Es wird ſo gräßlich für mich ausſchlagen, als packten mich bereits meine Henker! — Aber muß ſie nicht gleich mir auf Flucht bedacht ſein! Geht es ihr nicht auch an den Hals?

»Wenn ſie nur ſchon zurück wäre! Gewiß kommen ſonſt noch früher die Gerichtsbüttel, halten hier eine Hausunterſuchung und finden Den, welchen ſie ſchon lange ſuchen!«

Indeß arbeitete der Schloſſer noch immer daran, die Thüre zu ſprengen.

Es gelang ihm durch Schlagen, Klopfen und Stemmen einen Riegel los zu machen. Nach einer Seite ließ ſich der Thürflügel etwas heben, aber der andere Riegel ſaß deſto feſter.

Plötzlich hörte Hirſchmeyer ein Geräuſch im Hofe des Hauſes; hierauf folgte ein Angſtgeſchrei.

Es wurden zwei Stimmen vernehmbar.

»Nein, Mamſell, Sie kommt mir nicht mehr an das Tageslicht!« rief eine Weiberſtimme. »Hinab da in den Keller, ſchlechte Creatur! Ich habe ſchon noch Gemächer für Leute, die ich aus dem Wege geräumt wiſſen will.«

»Aber Sie begehen ja ein ſchreckliches Unrecht!« erwiederte eine zweite, und zwar eine weinende Stimme.

»Ein Unrecht? Wir wollen ſehen!«

Das Weib zog das unglückliche Mädchen nach der Kellerthür, ſchob den Riegel zurück und bebte vor Entſetzen zuſammen, als ſie die beiden Männer ihr entgegen treten ſah, Hirſchmeyer wie Einer, der dem Grabe entſtiegen, bleich, von Angſt gepeitſcht, von Gewiſſensbiſſen gefoltert, der Schloſſer, blutroth von der Anſtrengung, ſchnaubend vor Wuth, den fürchterlichen Hammer ſchwingend.

Das Weib wurde ſtarr. Sie ſtierte Hirſchmeyer an, und fragte ihn, auf den Schloſſer hinweiſend:

»Hat dieſer etwa meinen Mann erſchlagen müſſen?«

Hierauf flog ſie in den Keller hinab, den Kerker ihres Mannes aufſuchend, um ſich zu überzeugen, ob er noch lebe.

Ihre Zurückkunft warteten Hirſchmeyer, Thereſe und der Schloſſer nicht ab. Der Schloſſer verriegelte die Thüre und lachte dazu.

Alle Drei entfernten ſich raſch von dem Orte, an welchem ſie ſo viele Angſt erlitten.

Ende des erſten Theiles.

Druck und Papier von Leop. Sommer in Wien

Wien vor zwanzig Jahren,

oder:

Baron Rothſchild und die Tiſchlerstochter.

Roman

von

Adolf Bäuerle,

Verfaſſer der „Thereſe Krones“.

Zweiter Theil.

Peſt, Wien und Leipzig, 1855.
Hartleben's Verlags-Expedition.

I
u
a
zi
ie
ei
ic
J
G
de

h
B
ei
ni
w
ich

je
ſie

we

Erſtes Capitel.

Die Flucht.

Um den Transport des »wilden Mannes« in der Stärk-
achergaſſe zu veranlaſſen, und dann ſelbſt ſo ſchnell
s möglich nach der Stadt zu fahren, hatte Hirſchmeyer
ei Fiaker gemiethet. Der eine hielt an der Ecke der be-
gten Gaſſe, der andere nächſt dem »goldenen ABC«,
nem bekannten Gaſthauſe in Margarethen. Hirſchmeyer
ob den Schloſſer in den erſten Fiaker, der bereits ſeine
ſtruction, ſelbſt für den Fall, daß die beabſichtigte
tführung nicht gelingen ſollte, erhalten hatte, und in
n andern Fiaker ſetzten ſich Hirſchmeyer und Thereſe.

»Ich kann mit Dir nicht nach Hauſe fahren,« ſprach
rſchmeyer zu Thereſen; »ich bin als Schmuggler den
hörden verdächtig worden, und muß mich deshalb für
e Zeit von Wien entfernen, bis meine Angeber ver-
htet ſind; Du darfſt mich aber nicht verrathen, und
r auch immer nach mir fragen möge, dem ſagſt Du,
ſey verreiſt.«

»Fort wollen Sie? Fort? Mich der Wuth des ent-
lichen Weibes neuerdings ausſetzen? Wiſſen Sie, was
mir gethan hat, als Sie nicht nach Hauſe kamen?«

»Was ſie Dir gethan hat? Laß mich vorerſt fragen,
s ſie Dir hätte thun können!«

»Sie hätte mich erwürgen, erdolchen können, wenn mich nicht meine Geiſtesgegenwart gerettet hätte! Als ſie in Ihre Wohnung eintrat und Sie nicht fand, wüthete ſie. Ich erſuchte ſie, nur einige Minuten zu verziehen, Sie würden bald nach Hauſe kommen, aber davon wollte ſie nichts wiſſen.

»Warum hat er es denn ſo dringend gemacht, daß ich auf der Stelle zu ihm kommen mußte?« tobte ſie. »Wollte er mich narren? Oder ſteckt da irgend eine Finte dahinter? — Wenn ich auf eine Schlechtigkeit dieſes Patrons komme, wenn ein Verrath mir droht, dann bring ich ihn an den Galgen!«

»Ich beſchwichtigte ſie, und bat ſie recht freundlich, zu warten.

»Sie wartete wirklich eine halbe Stunde, zwar unter immerwährenden Flüchen und Verwünſchungen, aber ſie wartete. — Endlich aber riß ihr die Geduld. Sie brach in gräßliche Beſchimpfungen aus. Nicht einer der ſchändlichen Namen, die ſie Ihnen gab, wird über meine Lippen kommen, aber es waren Bezeichnungen unter dieſen Namen, welche man nur Miſſethätern beilegt.«

»Gräßliches Weib!« ſprach Hirſchmeyer dumpf für ſich hin.

»Es iſt klar,« ſchrie ſie endlich, »man hat mich von meinem Hauſe entfernt, um darin irgend eine Schandthat zu begehen, und ſie, Creatur,« ſetzte ſie hinzu, »hat die Hand dazu geboten; ſie iſt beauftragt worden, mich aufzuhalten, um einen Gewaltſtreich gegen meinen Mann ausführen zu können, einen Gewaltſtreich, welcher dem ruchloſen Hirſchmeyer ein Nagel zu ſeinem Sarge werden oll, wenn ein ſolches Scheuſal, wie dieſer Hirſchmeyer ſt, nach ſeinem Tode in einen Sarg gelegt werden könnte.«

»Ihr, erbärmliche Helfershelferin, werde ich ſo- leich meine Rache empfinden laſſen! Sie erdroßle ich, nd verſuche ſie es nicht, mir entrinnen oder um Hilfe ufen zu wollen. Ich ſtoße ihr dieſes Meſſer,« dabei zog ſie in großes Meſſer aus ihrem breiten Faltenkleide, »in den als, dann röchle ſie um Hilfe, aber ſie wird bald aus eröchelt haben. Heraus mit der Sprache, was ſoll ich ier? Nur wenn ſie ehrlich mir angibt, was ſie von der Sache weiß, will ich ſie ſchonen; wie ſie mich aber be- ügt, oder mir verhehlt, was man mit mir vor hat, ſo oll ſie einen Martertod ſterben, wie noch kein Chriſt er itten hat unter den Heiden.«

»Ich weiß nichts,« ſtammelte ich.

»Wo iſt Hirſchmeyer?« herrſchte ſie mich an.

»Ich weiß es nicht,« betheuerte ich. »Madame,« igte ich hinzu, »ich kann Ihnen einen feierlichen Ei hwören, daß Sie mich falſch beſchuldigen.«

»Einen Eid,« lachte die Entſetzliche, »was iſt für e und mich ein Eid! ſchämt ſie ſich nicht, daß ſie mir it ſolchen Dingen kommt? — Sie iſt die Geliebte eines erbrechers, iſt mit ihm im Einverſtändniſſe und wähnt, inem Eide, den ſie ſchwören will, könne man glau- en? — Maitreſſe eines Banditen, ſchweige ſie.«

»Ich fing heftig zu weinen an.

»Thränen hat ſie auch? Wenn ich ihren Eid zurück- eiſe, ſo werde ich doch ihren Thränen keinen Credit henken? Sie ſtirbt, ſag ich ihr, ſie ſtirbt von meiner and; möge ihr blutiger Leichnam ihrem Geliebten ſa- en, mit welcher That ich meine Rache begonnen, mit welcher That ich ſie endigen werde, wird ihm ſein Gewiſſen melden.«

»Hierauf ſprang ſie auf mich los. Ich flog wie ein Ball im Zimmer umher; es gelang ihr nicht mich zu faſſen. Ihre Schwerfälligkeit hinderte ſie mich zu ergreifen. Es wäre mir gewiß möglich geweſen, in das Vorhaus oder in das Nebenzimmer zu entſchlüpfen, aber ſie hatte raſch den Schlüſſel der Thüre umgedreht und denſelben zu ſich geſteckt. Ach, was hätte ich darum gegeben, wenn Jemand an der Hausthüre geklopft oder an der Hausglocke geläutet hätte! — Ich glaubte, Sie müßten jede Minute kommen, aber Sie erſchienen nicht, und ich erſah hieraus deutlich, daß Sie mich opfern wollten. Ich ſchrie in wahrer Verzweiflung dem Ungeheuer zu:

»Schonen Sie ſich und mich, Madame, ich mache Ihnen einen Vorſchlag. Wir wollen einen Fiaker nehmen und zu Ihnen nach Hauſe fahren. Was in Ihrem Hauſe vorgeht, dies ängſtigt Sie gewiß doch am meiſten! Warum wollen Sie Rache an mir nehmen, bevor Sie noch wiſſen, ob Ihre Rache mich treffen ſoll. Finden Sie in Ihrem Hauſe Alles ſo, wie Sie es verlaſſen, dann werden Sie einſehen, daß Sie mir unrecht gethan und den Frevel, den Sie in Ihrer gräßlichen Aufregung an mir begehen wollen, den Sie, wenn Sie auch die heftigſte Reue darüber empfänden, nicht mehr gut machen könnten, werden Sie nicht zu bereuen haben.«

»Ich konnte ſo mit ihr ſprechen, denn vor Wuth und Erſchöpfung war ſie auf ein Sopha hingeſunken. Sie befand ſich in einem Zuſtande, als wäre ſie von einem Schlagfluſſe befallen worden.

»Ich nahm ein Glas Waſſer, das auf dem Schranke ſtand und labte ſie.«

»Hätteſt Du ſie verenden laſſen,« ſtöhnte Hirſchmeyer; »eine ſolche Furie muß man ſterben laſſen, nicht ſie ins Leben zurückführen.«

»Sie ſchlug die Augen, die ſie ermattet ſinken ließ, wieder auf, ſie holte tief Athem, endlich ergriff ſie mich bei der Hand, aber nicht heftig, nicht im Zorne, ſondern, ſo ſehr es in ihrer Gemüthsſtimmung möglich war, ſchonend und ruhig.

»Darauf will ich eingehen,« ſagte ſie. »Ich will mit ihr in mein Haus zurück. Aber das ſage ich ihr, wenn ich Unrath merke, oder wenn ich zu befürchten habe, daß ſie im Wagen um Hilfe zu rufen verſucht, dann ſchneide ich ihr die Kehle entzwei, ſo wahr ich dieſes Meſſer in der Hand halte! Bilde ſie ſich nicht ein, daß ich vor einem Mord zurückbebe, noch vor dem ſtrafenden Arm der Gerichte erſchrecke. Ueber kurz oder lang ereilt mich mein Schickſal; ein Verbrechen mehr oder weniger: eine Blutſchuld oder mehrere! An zwei Galgen iſt noch kein Delinquent gehangen worden; ſelbſt für tauſendfachen Todtſchlag gibt es nur ein Hochgericht.«

»Sie raffte ſich auf, befahl mir, ſie zu führen, ſchärfte mir ein, die Wohnung ſorgfältig zu verſchließen; als Alles geſchehen, mietheten wir einen Wagen und ſchnell wie der Sturm brauſt flogen wir davon.

»Wir hielten an.

»Sie zog ihren Hausſchlüſſel hervor und drehte ihn im Schloſſe einmal herum. — Das Thor flog ſogleich auf.

»Was iſt das?« kreiſchte ſie. »Ich habe den Schlüſſel zweimal umgedreht, als ich zugeſperrt, das Thor iſt jetzt nur einmal verſchloſſen! Hier iſt Jemand eingedrungen. Herein da, Mamſell!« ſchrie ſie und ſtieß mich in den Hofraum, darauf packte ſie mich mit ihren nervigen Händen und riß mich an die Thür ihrer Wohnung. Dieſe Thür war nur zugelehnt. Als das ſcheußliche Weib dies bemerkte, ſchnaubte ſie vor Wuth; ſie betrachtete den Fußboden, eine Diele klaffte wie ein aufgeriſſener Schlund uns entgegen; hierüber erhob ſie ein Zetergeſchrei.

»Hirſchmeyer war da!« tobte ſie. »Hirſchmeyer hat ſich hier geholt was ihn verderben konnte, und meinen Mann, meinen Mann hat er davongeführt. Ich will doch,« ſetzte ſie hinzu, »ich will doch — —« Sie konnte nicht weiter ſprechen, Wuth und Rache erſtickten ihre Stimme. Sie ergriff mich bei den Haaren und zog mich in den Keller. — Das Uebrige wiſſen Sie!«

Welche Empfindungen Hirſchmeyer bei dieſen Mittheilungen beherrſchten, wird der Leſer ſich vorſtellen. — Hirſchmeyer erfuhr Dinge, die ihm ganz unbekannt waren. Daß eine Diele in jenem verrufenen Hauſe Dinge verbarg, die ſelbſt ihm ein Geheimniß blieben, dies war ihm neu und erſchütterte ihn faſt eben ſo ſehr, als die Erſcheinung im Kellergewölbe. Er ſank faſt beſinnungslos in den Wagen zurück.

Thereſe beobachtete ihn lange und genau. Gerne hätte ſie jetzt gefragt, was Hirſchmeyer in dem Hauſe gemacht, wie er hier gleichſam in eine Falle gerathen und eingeſchloſſen wurde. Um keinen Argwohn zu erregen, ſchwieg ſie aber und begnügte ſich, ihn in ſeiner erſchütternden Gemüthsbewegung zu belauſchen.

Der Fiaker hatte während dieſer Mittheilungen die ſteinerne Brücke erreicht. Thereſe befürchtete, früher dort anzukommen, wo der Fiaker zu halten den Befehl hatte, als ſie wünſchte.

Sie unterbrach die Selbſtpein Hirſchmeyer's damit, daß ſie mit ſanfter Stimme fragte:

»Was ſoll jetzt geſchehen? Der Wagen wird augenblicklich durch das Kärnthnerthor fahren; Sie ſagten, daß Sie, des Schmuggels angeklagt, fliehen müßten. Wohin wollen Sie fliehen?«

Hirſchmeyer fuhr wie aus einem böſen Traume auf.

»Ganz recht,« ſprach er, »fort muß ich, fort! — Wie konnte ich nur einen Augenblick an etwas Anderes denken!«

»Ich will hier den Wagen halten laſſen, Clara,« ſagte er, »ich will Dir nur einige Verhaltungsvorſchriften geben, dann ſteigſt Du aus und gehſt nach Hauſe. Auf welchem Wege ich Nachrichten von Dir empfangen will, was in meiner Abweſenheit geſchehen, wird Dir in vierundzwanzig Stunden auf geeignetem Wege mitgetheilt werden!«

»Wie,« entgegnete Thereſe, »ich ſoll mich alſo wirklich von Ihnen trennen? Ich ſoll zurückbleiben? Allein bleiben in Ihrer Wohnung? Wenn das Ungethüm ſich aus ihrem Kellergefängniß frei macht oder befreit wird, ſoll ich ihr dann zum Opfer fallen? — Nein, mein Herr, ein ſo ſchreckliches Schickſal dürfen Sie mir nicht bereiten; ich habe ohnehin genug Angſt und die entſetzlichſten Beſorgniſſe für mein Leben ausgeſtanden; Sie entlaſſen mich augenblicklich meines Dienſtes, oder nehmen mich auf Ihrer Flucht mit; in Ihrem Hauſe bleibe ich nicht einen Augenblick.«

»Ein Menſch, der ſich flüchtet, zumal ein Mann, kommt leicht durch; eine Flucht mit einem Weibe iſt gefährlich.«

»Wie Sie wollen. Geben Sie mir meinen Lohn, ich reiſe noch heute.«

»Daß Du plaudern könnteſt,« fuhr Hirſchmeyer auf, »daß Du meiner Schweſter eine Mittheilung machen möchteſt, von der ſie den Tod haben müßte. Bleibe in des Himmels Namen, bleibe bei mir; bleibe ſo lange als meine Flucht nicht bemerkt wird; ſobald ich aber annehmen kann, daß man mir nachforſcht, ſo laſſe ich Dich in Männerkleidern erſcheinen. — Darüber ſpäter!

»Doch jetzt die Hauptſache! Der Wagen wird ſogleich anhalten. Du ſteigſt aus, eilſt nur für einige Augenblicke in meine Wohnung. Hier der Schlüſſel zu meinem Secretär, Du findeſt in der dritten Schublade einen Schlüſſel, mit dieſem ſperrſt Du meine Caſſe auf. Du breiteſt ein großes Tuch auf; Du legſt in daſſelbe alle Banknoten, Ducaten und Staatspapiere, die Du findeſt. Du ſperrſt dann die Caſſe wieder zu und ſteckſt den Schlüſſel zu Dir. Sodann findeſt Du auch in einer Schublade meines Secretärs — die nur dann ſichtbar wird, wenn man eine links angebrachte Säule dreht — eine blecherne Büchſe, dieſe nimmſt Du ebenfalls zu Dir. — Haſt Du Alles, ſo bringſt Du es ſicher in dieſen Wagen; vergiß nichts, eile, ich werde indeß den Fiaker unterrichten, wohin er uns zu führen hat.«

Mit der Verſicherung die Aufträge Hirſchmeyer's pünktlich zu erfüllen, entfernte ſich Thereſe und eilte in die Wohnung ihres Dienſtgebers.

Sie beſtellte Alles auf das Pünktlichſte. Sie ſchloß die Caſſe auf, raffte das ganze bare Vermögen und die

Staatspapiere Hirſchmeyer's zuſammen, fand die Büchſe aus Blech, verſchloß wieder das Quartier und flog auf die Straße.

Es war indeß ſehr dunkel geworden.

Als Thereſe in der Mitte der Straße angekommen war, trat ihr ein Mann in einen Mantel gehüllt entgegen.

Er nannte Thereſe bei ihrem Namen.

Sie hielt an.

»Ich habe den Mörder bereits,« ſagte der Mann.

»Ich habe ihn,« entgegnete Thereſe.

»Sie ſind auf einer falſchen Fährte,« erwiederte der Mann. »Sie haben den Dolch gefunden, ich aber die Hand, die ihn führte.«

»Ich beſitze den Schützen, der den Pfeil abſchoß, Sie nur den Pfeil,« erwiederte Thereſe und lief dem Fiaker zu.

Sie legte die Schätze in den Wagen und ſtieg ein.

Der Fiaker fuhr den Weg nach der Taborſtraße.

Zweites Capitel.

Gefahr über Gefahr.

Der Wagen, in welchem Clara und Hirſchmeyer ſich beſanden, nahm allerdings den Weg nach der Taborſtraße, aber er verfolgte ihn nicht. Bei dem Eingange nach der Augartenſtraße befahl Hirſchmeyer links zu fahren, den Weg nach der neuen Gaſſe einzuſchlagen und über die neue Brücke gegen die Joſephſtadt und Kaiſerſtraße, und von dieſer über die Schönbrunnerſtraße nach dem »Preßbaum« zu kutſchiren.

»Das iſt ein weiter Weg!« wendete der Fiaker durch das Wagenfenſter ſprechend, ein.

»Aber mein Geld liegt nahe!« verſetzte Hirſchmeyer »Du forderſt deinen Lohn und ich bezahle ihn.«

»Euer Gnaden, unter dreißig Gulden fahre ich nicht,« erwiederte der Fiaker. »Bedenken Euer Gnaden, es iſt jetzt Nacht. Vor ein Uhr Früh komm ich nicht nach dem »Preßbaum,« und da muß ich Gott danken, wenn mir von meinen maroden Pferden keines unterwegs liegen bleibt.«

»Du ſollſt fünfzig Gulden haben, aber fahre ſchnell.«

Der Fiaker war überraſcht von ſolcher Freigebigkeit, und hieb ſeine armen Pferde, daß ſie zu galoppiren anfingen.

»Wo wollen Sie hin?« fragte Thereſe.

»Jetzt kann ich es ſagen, zu Jobſt will ich, den Du bereits bei mir geſehen haſt.«

»Und was wollen Sie bei dieſem?«

»Das Geld holen, das er für mich in Händen hat. — Ich habe Dir ſchon geſagt, daß ich des Schmuggels wegen angeklagt bin; nun ja, ich bin ein Schmuggler, und flüchte deshalb; aber die große Summe, für die durch Jobſt eingeſchmuggelten Spitzen, die zwanzigtauſend Gulden beträgt laſſe ich nicht zurück. Jobſt wartet mit dieſer Summe bei dem Bauer Kalter am »Preßbaum« auf mich. Habe ich dieſen Betrag, dann ſieht mich Oeſterreich nicht mehr.«

»Jobſt wartet auf Sie? Das iſt derſelbe Mann, der neulich in der Nacht zu Ihnen kam, und dem zu genügen ich eine Banknote von tauſend Gulden in zehnhundert Gulden umſetzen laſſen mußte.«

»Derſelbe!«

»Ach, mein Gott!« ſprach Thereſe für ſich.

»Was ſagſt Du?«

»Ich meine, daß es gut iſt, wenn Sie dieſen Mann wieder finden.«

»Er iſt ganz verläſſig. Ich habe ihn bereits erprobt. Ich werde ihn nur ungern zurücklaſſen, wenn ich weiter reiſe.«

»Und mich werden Sie wohl auch zurücklaſſen?«

»Ich habe Dir ſchon geſagt, es wäre mir lieb, wenn Du mich verließeſt, denn ich gehe weit, übers Meer. Zudem willſt Du ja meine Geliebte nicht ſein. — Ich will Dir daher auf dem »Preßbaum« eine Summe für deine treuen Dienſte geben, und Du fährſt morgen mit demſelben Fiaker, der uns jetzt führt, nach Wien zurück, betrittſt mein Quartier nicht mehr, und reiſeſt noch an demſelben Tage zu meiner Schweſter.«

»Auf dem »Preßbaum« wollen wir noch mehr davon ſprechen,« verſetzte Thereſe, und fuhr nicht ohne Herzklopfen in Nacht und Nebel mit einem der gefährlichſten Menſchen fort.

»Du findeſt auf dem »Preßbaum« noch einen Freund von mir. Einen Mann, der zwar ſtumm iſt, aber von deſſen Neigung und Anhänglichkeit ich vollkommen überzeugt bin.«

»Ein Stummer? was nützt Ihnen dieſer?«

»O viel mehr als Einer, der noch ſo beredt iſt.«

»Iſt der auch ein Schmuggler?«

»Etwas dergleichen. Schade, daß der Streich nicht gelang, den ich mit ihm beſchloſſen hatte.«

»Der hätte Ihnen wahrſcheinlich den Mann der böſen Frau in Margarethen entführen ſollen?«

»Du haſt es errathen!«

»Was iſt's mit dieſem Manne?«

»Ach, liebe Clara, darüber laſſe mich ſchweigen. Wenn ich daran denke, ſo fehlt nicht viel, mich — wahnſinnig zu machen.«

Thereſe drang nicht weiter in Hirſchmeyer.

Er verfiel wieder in ſeine düſtere Stimmung.

Thereſe bemerkte, daß er tief Athem holte. So kalt es war und ſo ſchneidend der Wind pfiff, ſo öffnete Hirſchmeyer doch ein Fenſter im Wagen.

Hirſchmeyer ſtarrte in die Nacht hinaus.

Der Fiaker fuhr, ſo ermüdet auch ſeine Pferde waren, ziemlich raſch.

Endlich hielt der Wagen an.

Er hielt am »Preßbaum.«

Hirſchmeyer ſtieg aus und ſuchte nach einem niedern

Hauſe mit einer langen Hofmauer nächſt dem Wirthshauſe.

Er tappte im Finſtern umher.

Plötzlich that Hirſchmeyer einen gellenden Pfiff.

Eine Thüre öffnete ſich in dem geſuchten Hauſe.

Man erblickte ein Licht, das in einer Laterne brannte.

Eine hohle Stimme ließ ſich vernehmen.

„Drei Eichen?“ fragte die Stimme.

„Drei Eichen und eine Buche,“ war die Antwort.

Die verabredete Parole der Schmugglerbande.

Hirſchmeyer nahm dem Manne, der die Laterne trug, dieſe aus der Hand und leuchtete in den Wagen.

Thereſe packte ihren Bündel zuſammen.

Hirſchmeyer nahm Thereſe am Arme und führte ſie in das Bauernhaus.

Hierauf wurde das große Thor aufgemacht.

Der Fiaker fuhr in den Hof.

Als Hirſchmeyer mit Thereſen in die Stube trat und noch ein Licht angezündet wurde, ſah Thereſe einen Mann, der eilig von einer Ofenbank ſich erhob und ſeinen Rock anzog.

Der Mann war Chriſtoph Bernecker, genannt Jobſt.

„Nun,“ ſagte Chriſtoph, „ſo habe ich mich doch nicht geirrt. Da iſt ja das Mädchen wieder! Sie reiſt ja ſogar mit Ihnen in der Nacht.“

„Narrenspoſſen!“ antwortete Hirſchmeyer. „Das iſt ein ſprödes, dummes Ding. Morgen ſchicke ich ſie mit Ihnen nach Wien zurück. Verſuchen Sie mit ihr Ihr Glück. Ich habe nur Körbe erhalten.“

Thereſe that, als wenn ſie kein Wort gehört hätte.

Sie warf ſich auf einen Stuhl und klagte über Erſchöpfung durch die lange Fahrt.

»Wenn ich mich da auf die Bank am warmen Ofen hinſetzen darf, ſo ſchlafe ich augenblicklich ein,« ſagte ſie.

»Ich bringe einen Polſter!« erwiederte der Bauer, »aber wenn Sie es noch beſſer haben wollen, ſo wecke ich meine Tochter; es ſoll dieſe auf der Ofenbank ſchlafen und Sie legen ſich in das gute Bett meiner Hanni, das Bett iſt vortrefflich; es hat auch ſchon einige Male eine vornehme Frau aus Wien darin geſchlafen.«

»Nimm dieſen Antrag an, Clara,« ſagte Hirſchmeyer.

»Ich will ihn annehmen,« verſetzte Thereſe. »Ich will das Mädchen aber nicht um die Ruhe bringen; wir wollen uns behelfen. Wenn ich mich nicht ſo unwohl fühlte, würde ich um keinen Preis dieſe Störung verurſachen.«

Thereſe nahm ein Licht und begab ſich in die Kammer.

Kalter ging und ſagte zu Hirſchmeyer:

»Jetzt wecke ich den Schloſſer.«

Hanni war durch das Geräuſch erwacht und redete Thereſe ſogleich an.

»Kommen Sie nur,« rief Hanni. »Die Kammer iſt zwar kalt, aber das Bett iſt warm. Scheuen Sie ſich nicht bei mir zu ſchlafen; ich bin ein ferngeſundes Mädchen und bin glücklich, daß ich in dieſer Nacht, die wieder ſehr unruhig ſeyn wird, nicht allein bleiben darf.«

»Wieder ſehr unruhig?« betonte Thereſe. »Was geht denn da vor, wenn eine ſolche Nacht ſehr unruhig iſt?«

»Ach,« meinte Hanni, »ich kann nicht ſprechen.«

»Ich werde doch in keine Räuberhöhle gerathen ſein, in welcher ich für mein Leben beſorgt ſein muß?« fragte

Thereſe. »Da will ich lieber die ganze Nacht auf dieſem Stuhle zubringen.«

»Reden wir leiſe! — Nur ſo viel, daß ich bei meinem Vater nicht acht Tage mehr im Hauſe bleibe; ich fürchte das größte Unglück.«

Es wurde die Thüre der Kammer plötzlich zugemacht.

»Herr Hirſchmeyer will nicht, daß wir ihn mit meinem Vater und mit Jobſt ſprechen hören, aber ich höre doch jedes Wort. Ich lege mein Ohr an die Thüre und von all den böſen Anſchlägen, die Herr Hirſchmeyer im Sinne hat und gegen meinen Vater äußert, entgeht mir ſelten einer!«

»Mein Kind, Du erſchreckſt mich.«

»Seien Sie nur ruhig und verrathen Sie ſich nicht, und wenn Sie auch das Schrecklichſte hörten.«

Die beiden Mädchen, nachdem ſie leiſe den Riegel vor die Thüre geſchoben, vernahmen nun folgendes Geſpräch, von welchem ihnen zwar Manches entging, weil es zu leiſe geſprochen wurde, doch das was ſie hörten, war hinlänglich die fürchterliche Lage zu bezeichnen, in der ſie ſich befanden.

»Ich merke ſchon,« ſagte Chriſtoph (Jobſt), »daß Ihre Magd zu viel weiß, als daß dies gleichgiltig ſein könnte. Wäre ſie Ihre Geliebte, könnte man ſich darüber hinausſetzen, und ihr Schweigen wäre möglich, aber . . .«

»Sie iſt mir von meiner Schweſter empfohlen worden.«

»Daß ſie ehrlich iſt, daß ſie Sie nicht beſtehlen und beſtehlen laſſen wird, dies wird Ihre Schweſter empfohlen haben, doch . . .«

Hirſchmeyer erwiederte hier Etwas, aber ſo leiſe, daß man es in der Kammer nicht verſtand.

»Dies laſſe ich bleiben!« hörte man Chriſtoph ſagen. »Zweimal ſo viel gebe ich Ihnen.«

»Sogleich?«

»Sogleich!«

»Geben Sie das Geld her!«

»Hier iſt das Geld. Zählen Sie es nach.«

»Es iſt richtig.«

»Ich kann mich auf Sie verlaſſen?«

»Wie auf Ihre eigene Perſon. Hängt doch auch meine Sicherheit davon ab!«

»Mein Gott! mein Gott!« wimmerte Thereſe.

»Seien Sie doch ſtille!« liſpelte Hanni. »Ich rette Sie.«

»Wäre es nicht beſſer gleich in der Nacht?« fragte Hirſchmeyer.

»Hat uns nicht Kalter den Spaß verdorben? Wozu hat er ſie bei ſeiner Tochter einquartirt. — Laſſen Sie mich nur machen. Morgen Früh!«

Nun hörten die Mädchen Kalter in die Stube kommen. Er brachte den tauben Schloſſer mit und nun erfuhren Thereſe und Hanni erſt Dinge, welche entſetzlich waren.

Hirſchmeyer mußte zwar dem Tauben jedes Wort aufſchreiben, was er ihm mittheilen wollte, aber aus den Ausrufungen Chriſtophs und Kalter's vernahmen die Mädchen, daß Dinge verhandelt wurden, über welche ſie ſchauderten.

»Wenn es Tag wird!« ſprach nun Hanni Thereſen ins Ohr, »und man etwa darauf dringt, daß Sie von hier fort ſollen, ſo ſagen Sie nur, Sie ſeien krank und könnten das Bett nicht verlaſſen. Für das Uebrige werde ich ſorgen.«

»Ach! iſt dein Vater nicht ebenſo entſetzlich wie Hirſchmeyer und Jobſt? Ich habe keine andere Hoffnung mich zu retten als durch den Fiaker.«

»Man läßt Sie nicht mit dem Fiaker wegfahren. Der Vater ſchickt ſeinen Knecht mit dem Steirerwagen. Ich kenne ſchon ſeine Weiſe. — Ich allein, ich ganz allein kann Sie und werde Sie retten. Ich rette Sie und mich zugleich! — Vertrauen Sie mir nur!«

Drittes Capitel.

Die Gefahr nimmt zu.

Die ſchreckliche Nacht, welche Thereſe durchwachte, zu beſchreiben, würde den raſchen Gang, mit welchem wir bisher unſere Schilderungen mittheilten, nur hemmen.

Thereſe und Hanni entwarfen tauſend Plane und verwarfen ſie wieder. Der Einfall Hanni's, wenn die Schmuggler und Gauner ſich zur Ruhe begeben haben würden, in den früheſten Morgenſtunden zu entfliehen, ſcheiterte an dem gräßlichen Wetter, das plötzlich eingetreten war, an dem heftigen Regen, der vom Himmel fiel und die Gegend des Preßbaumes in einen See verwandelte.

»Ich höre, daß ſich dicht neben dem Gehöfte deines Vaters ein Wirthshaus befinde,« ſagte Thereſe; »könnte ich denn nicht bei dem Wirthe ein Unterkommen finden?«

»Und meinen Vater verrathen? Nein, dazu vermag ich nicht meine Einwilligung zu geben.«

»Aber ich bin nicht eine Stunde mehr vor Jobſt ſicher Du haſt gehört: er müſſe mich nach dem Walde bei Purkersdorf führen, und dort — — — ach, mir vergehen die Sinne, wenn ich daran denke!«

»In einer Stunde iſt dies unmöglich! — Haben Sie nicht vernommen, wie ſie zechten und dann berauſcht kaum ihr Lager fanden? Jobſt betrank ſich am meiſten; er wird vor vier Stunden nicht erwachen, dann iſt es Tag.«

»O, er wird mich in ein Gehölz ſchleppen, in welchem es, beſonders bei ſolchem Unwetter, immer Nacht bleibt. — Zudem kenne ich Chriſtoph, dieſen Wüſtling.«

»Chriſtoph? Wer iſt dieſer Chriſtoph?«

»Chriſtoph iſt Jobſts eigentlicher Name.«

»Sie kennen ihn?«

»Wie man den böſen Feind kennt.«

»Woher kennen Sie ihn?«

»Ich will es Dir nur ſagen. Dieſer Menſch iſt der Sohn des Fleiſchhauers in dem Orte, in welchem ich bisher lebte. Er wollte mich heiraten, aber ſein rohes, wüſtes Leben flößte mir einen ſo heftigen Abſcheu gegen ihn ein, daß ich ihn floh wie einen Räuber.«

»Und was ſagte er, als er Sie wieder ſah?«

»Er erkannte mich nicht.«

»Unmöglich!«

»Ich habe mich durch falſche Haare und meinen Wuchs verbergende Kleider und durch andere Hilfsmittel ſo entſtellt, daß ich ſelbſt erſtaunte, als ich mich in meiner Umſtaltung zum erſten Male im Spiegel ſah.«

»Und warum thaten Sie dies?«

»Dies Dir zu erzählen wäre zu weitläufig. Ich that's eines großen heiligen Zweckes wegen! Eines nur bereue ich, daß ich nemlich hierher ging; aber hätte ich Hirſchmeyer verlaſſen, wäre mein großer heiliger Zweck vereitelt werden!«

»Und nun?«

»Und nun wird er auch vereitelt und mein Leben geht zu Grunde. Mir erſcheint kein Retter!«

»Noch einmal, weigern Sie ſich ſtandhaft aufzuſte-
n; ſagen Sie, ſie lägen im Fieber! Ich bitte den Herrn
rſchmeyer, daß er nach dem Arzte in Purkersdorf ſendet.
it gewonnen, Alles gewonnen!«

Indeß dauerte das Unwetter fort. Der Wind heulte
chterlich. Die Bäume wurden ſo grauſam vom Sturme
peitſcht, daß die größten berſten und die kleineren wie
chtes Schilfrohr zuſammenknackten.

Hirſchmeyer, den weder ſein Gewiſſen noch der heu-
nde Orkan ſchlafen ließ, richtete ſich auf ſeinem Lager auf,
ttelte Chriſtoph aus dem Schlafe und ſprach:

»Wie kann man in einer ſolchen Nacht ſo ruhig
lafen?«

Chriſtoph erwachte mühſam und ſprach ſchlaftrunken:

»Was gibt es denn? — Brennt es?«

»Brennt es! Es iſt ärger als wenn es brennte. Die
nze Natur liegt im Aufruhr. Hören Sie nicht wie der
urm brauſt? Wir ſind nicht einen Augenblick ſicher, daß
s Dach abgetragen wird und die vom Winde geſpaltenen
äume dieſe Hütte zertrümmern. Stehen Sie doch auf von
r vermaledeiten Ofenbank! Sie liegen da, als wäre Ihnen
reichſten Federpfuhl gebettet worden.«

»Hört der Sturm zu toben auf, wenn ich nicht auf der
ank liege?«

»Das nicht, aber der Gefahr können wir entrinnen,
enn wir auf den Beinen ſind.«

»Wie denn? Wenn wir einen Fuß aus dem Hauſe ſe-
n, ſo ſchlägt uns ein herabſtürzender Baumaſt todt.«

Es geſchah ein furchtbarer Schlag vor dem Fenſter des
auſes.

»Da haben Sie's! Da liegt wenigſtens eine drei

Schuh dicke Buche vor dem Hauſe. Und wenn es jetzt Tag wäre, und der ſchönſte Tag dazu, ſo kann weder der Fiaker noch der Steirerwagen aus dem Thore. Um den rieſigen Baum, welcher ſo eben zuſammengebrochen, wegzubringen, gehört ein halber Tag dazu und ein halbes Dutzend Holzknechte müßten helfen!«

»Verfluchte Geſchichte! Und was wir verabredet, ſollte geſchehen. Ich bin keine Stunde ſicher. Iſt ſelbſt die Natur gegen mich und will ſie mir die Wege zur Flucht verrammeln?«

»In einer Beziehung wäre das Unwetter wohl gut.«

Chriſtoph ſprach jetzt einige Worte auffallend leiſe und wies auf die Kammer, in welcher Thereſe ſich befand.

»Ei freilich!« verſetzte Hirſchmeyer.

»Aber wie ſie hinausbringen?«

»Man könnte dann ſagen, ein Baumaſt hätte ſie erſchlagen.«

»Jeſus, Marie und Joſeph!« ſchrie Thereſe.

Die beiden Schurken bebten zurück

»Sie hat uns gehört!« ſagte Hirſchmeyer.

»Ei was!« polterte Chriſtoph. »Weiß ſie denn, daß ſie gemeint wurde?«

»Sie wird uns geſtern ſchon belauſcht haben.«

»Deſto ſchneller müſſen wir zu Ende kommen. Ich will Kalter wecken, er muß ſeine Tochter aus der Kammer bringen und dann —«

»Und dann,« ſchrie Hanni, welche heraustrat, »werdet Ihr Unmenſchen dieſem Mädchen kein Haar krümmen. Ich werfe Feuer in die Schupfe, daß die Nachbarn zu Hilfe eilen, damit alle Schmuggelwaaren verbrennen, dann begeht einen Mord, Ihr Bluthunde!«

Sie riß, noch ehe ſich die beiden Gauner faſſen konnten, einen Brand aus dem Ofen und ſtürzte damit zur Zimmerthüre hinaus. -

Hanni ſtürzte hinaus, Chriſtoph ihr nach.

Hanni beſtieg das Dach des Heuſchobers und ſchwang den glühenden Brand, den ſie in das Bodenloch zu ſchleudern drohte, wenn Chriſtoph nur einen Schritt wagen würde, ſie von ihrer Abſicht abzuhalten.

»Ich werde Euch lehren, Ihr Mörder, daß es nicht ſo leicht ſei, ein junges Frauenzimmer hinzuwürgen, dem ich Gaſtfreundſchaft zugeſchworen.«

»Um Gottes willen! Hanni, Du biſt ja im Irrthume, wenn Du wähnſt, daß wir gegen das Leben Clara's etwas vorzunehmen die Abſicht hätten.«

»Clara heißt ſie nicht, ſondern Thereſe, Herr Chriſtoph!« eiferte Hanni. »Klappern Dir die Zähne, Ruchloſer, wenn ich Dir Thereſens Namen ins Gedächtniß rufe?«

»Heiliger Himmel!« rief Chriſtoph.

»Ja, rufe nur den Himmel an! Und nun, ſag ich Dir, bedarf ich des Feuerbrandes nicht mehr! Ich werf ihn hier in dieſe Pfütze und ſteige hinunter zu Dir. Dor öffnet der Fiaker den Stall, er kommt ſo eben auf mein Geſchrei heraus; ich will doch ſehen, ob auch der mit Di und deinem Spießgeſellen hält! — Heda! Kommt näher werft dieſen Schurken nieder und verhütet einen Mord!«

»Aber, Hanni!« ſtöhnte Chriſtoph. »Du biſt ja wi eine Wahnſinnige.«

»Wie eine Wahnſinnige? Soll man nicht wahnſinni werden, wenn zwei Mörder von dem Hinſchlachten eines wehrloſen Frauenzimmers ſprechen, als gälte es ein Huhn?

»Da kommt dein Vater, der wird Dir den Mun ſtopfen.«

»Mein Vater? wir wollen hören, ob mir es nicht beſſer gelingt, ihn zum Schweigen zu bringen, als ihm, mir den Mund zu ſtopfen.«

»Komm ins Haus herein!« tobte Kalter.

»Nur wenn der Fiaker mit eintritt.«

»Komm ins Haus herein! befehle ich Dir, in Teufels Namen! oder ich erwürge Dich mit meinen eigenen Händen.«

Der Regen floß während dieſer Scene noch immer in Strömen.

»Ich komme und freue mich auf den Augenblick, in welchem ich von eurer Hand ſterben werde.«

Indeß kam der Fiaker näher und fragte ruhig:

»Aber was wollt Ihr denn eurer Tochter thun, daß Ihr ſie, während eine ganze Sündflut uns Alle zu erſäufen droht, aus dem Hauſe treibt.«

»Gebt gute Worte,« flüſterte Chriſtoph dem Bauer zu. »Trachtet Hanni in die Stube zu bringen.«

»Geh, Hanni,« ſagte Kalter zu ſeiner Tochter, »Du kannſt auf den Tod krank werden, komm herein; zieh andere Kleider an; Du ſiehſt ja aus wie aus einem Brunnen gezogen.«

»Ich folge. Aber der Fiaker ſoll auf ſeiner Hut ſein! Wie er einen Angſtſchrei hört, ſoll er zu Hilfe kommen.«

»Ich ſetze mich hier eine Weile ins Vorhaus,« antwortete der Fiaker, »es ſoll Dir nichts geſchehen, Mädel.«

Es war ungefähr fünf Uhr Morgens und noch ſo rabenfinſter, als wäre es Mitternacht.

Kalter führte ſeine Tochter ins Haus.

Chriſtoph folgte wie ein Verzweifelter.

Als ſie in das Zimmer traten, kam ihnen Hirſchmeyer wüthend entgegen.

»Da iſt ſie ja die Entartete!« rief Hirſchmeyer.

»Ja, da bin ich!« erwiederte Hanni. — »Wo iſt das Frauenzimmer, das in meiner Kammer war? Habt Ihr ſie indeß umgebracht?«

Chriſtoph eilte auf Hirſchmeyer zu und ſagte ihm einige Worte heimlich.

»Wo iſt ſie?« wiederholte Hanni.

Sie ging auf die Thür los und fand ſie verſchloſſen.

Thereſe öffnete und kam heraus.

»Ich habe mich eingeſchloſſen. Ich habe gehört, was Du, gutes Mädchen, für mich gewagt haſt. Du haſt mich genannt, Du haſt dieſem Scheuſal meine Verkleidung entdeckt. Nun muß mein Tod gewiß ſein, denn Hirſchmeyer weiß nun wen er vor ſich hat; er weiß nun, daß Wagmann's Braut ihn umgeben, daß Wagmann's Braut jetzt genau weiß, wer ihr den Geliebten getödtet. Wohlan, ziehe dein Meſſer, Chriſtoph, oder ſchwinge dein Beil, ich bin deiner Mordluſt doppelt verfallen.«

»Nie! nie!« ſtammelte Chriſtoph und taumelte ganz betäubt auf einen Stuhl.

»Haſt Du dieſen gedungenen Mörder verloren, Hirſchmeyer, ſchnell, ſuche Dir einen andern, Du biſt ja nicht verlegen um Leute, die für Dich den Todesſtreich führen. Der ſollte nun hier ſein, den Du in Margarethen ſuchteſt, doch Du haſt ja noch zwei Mörder in der Nähe, den Stummen hier und den Bauer dort. Befiehl ihnen doch, mich niederzuſtoßen!«

Hirſchmeyer wollte zur Thüre hinaus.

Chriſtoph ſprang auf, packte ihn an der Bruſt und ſchleuderte ihn mitten in die Stube.

»Da geblieben, Teufel! tückiſcher Unhold! der meinen Leichtſinn und meine Armuth benützte, mich zu beſtricken. — Thereſe,« rief er kläglich, »vermöchteſt Du zu glauben, daß meine Liebe zu Dir verſchwunden, daß ich, wenn ich Dich erkannt hätte, Dich auch nur mit einer Geberde hätte kränken können? — Wohl bin ich Deiner unwürdig, aber ich will gut machen, was ich verbrochen! Dieſes Scheuſal liefere ich den Gerichten aus und mich dazu, mögen dann die Geſetze über mich verhängen, was da wolle.«

Der Schloſſer, der von dem allen nichts verſtand, machte Miene, Hirſchmeyer beizuſtehen.

Thereſe ergriff eine Kreide, die auf dem Tiſche lag, und welcher ſich Hirſchmeyer bedient hatte, um ſich mit dem Schloſſer zu verſtändigen, und ſchrieb:

»Wagmann's Mörder! Wer hat den Muth einem ſo Verworfenen beizuſtehen?«

Der Schloſſer las und wich vor Hirſchmeyer ſcheu zurück.

»Kalter!« rief Chriſtoph, »wenn Ihr nicht wie ein Meuchelmörder vor dem Criminalgerichte wollt behandelt werden, ſo bindet dieſen Elenden, winkt eurem Knechte, daß er den Steirerwagen bereit halte, und wir liefern ihn ſogleich, trotz des Unwetters, an das Gericht in Purkersdorf aus.«

»Mein Gott! mein Gott!« wimmerte Kalter, »er war mein Wohlthäter! ihm verdanke ich, was ich beſitze!«

»Vater, euer Wohlthäter iſt ein Räuber!« rief Hanni.

»Die paar tauſend Gulden Heiratsgut, die ich Dir beſtimmt, verdanke ich ihm.«

»Ich bedarf dieſes Sündengeldes nicht.«

»Ich erſetze Dir, was Dir entgeht,« ſagte Thereſe.

»Wenn Ihr nicht Hand an ihn legen wollt,« fuhr Chriſtoph fort, »ſo werde ich ihn allein binden, allein ſeinen

Transport verſuchen. Der Fiaker wird mir zu Dienſte ſtehen.«

»Barmherzigkeit!« flehte Hirſchmeyer, »mein ganze Vermögen theil' ich unter Euch, laßt mich nur entrinnen Thereſe,« ſagte er, »Thereſe, ſeyen Sie menſchlich! Die entſetzliche That iſt geſchehen, und gewiß habe ich ſie nich vollführt. Noch mehr kann ich ſagen, Wagmann lebt, ic ſah ihn ſelbſt, ich hörte ihn ſprechen, er war es, der de eigentlichen Mörder in jenem Hauſe aufſuchte und ihn mi ſich fortſchleppte.«

»Ein Wagmann war es, aber nicht der Ermordete Sein Bruder war es, der dem Ermordeten ähnlich ſieht wie nur immer Zwillinge ſich gleichen! — Gott ſei Dan daß er mir ſelbſt, ehe wir hierher fuhren, auf der Straß zurief, er habe den Mörder ergriffen. Ich ſehe nun de Zuſammenhang klar, und ich hatte Recht als ich ſagte, ic habe die Hand und er den Dolch!«

Hirſchmeyer ließ ſich ruhig binden.

»Ruft euren Knecht,« wiederholte Chriſtoph, »laſ euren Wagen kommen! Der Regen hat nachgelaſſen, de Sturm ſchweigt, wir können es nun wagen.«

»Ich werde ſelbſt das Pferd leiten,« antwortete Kalter; »ich habe mich anders beſonnen, ich werde den Verbrecher zum Landgericht führen, und der Schloſſer ſo meine Aſſiſtenz ſein!«

Kalter winkte dem Schloſſer.

Dieſer ging mit ihm hinaus.

Bei dem Hinauseilen Kalter's hätten Thereſe und Chriſtoph aus einem Blicke, den Kalter dem Hirſchmeyer zuwarf, entnehmen können, daß der Bauer das Schickſ

Hirſchmeyer's in die Hand zu bekommen ſuche, aber Thereſe und Chriſtoph bemerkten dieſe Augenſprache nicht.

Thereſe drückte Hanni an ihr Herz.

»Retterin meines Lebens!« rief Thereſe, »nie mehr ſollſt Du von meiner Seite kommen! Verlaſſe dieſe Gegend und vertraue Dich mir. Ich werde für Dich ſorgen. Du ſollſt nicht allein ſtehen!«

»Mein armer Vater!« ſchluchzte Hanni.

»Er wird mit einer geringen Strafe davonkommen; er wird höchſtens als Schmuggler behandelt.«

»O es werden ganz andere Dinge an den Tag kommen! Ich fürchte ...«

»O fürchte nichts,« verſetzte Chriſtoph. »Die Schlägerei mit den Grenzwächtern, an der ich mit Kalter betheiligt wurde, koſtete kein Menſchenleben.«

»Aber der eine Grenzwächter verlor den Arm!«

»Das iſt noch nicht der Kopf!« erwiederte Chriſtoph. »Der Arm wurde ihm entzweigeſchlagen, dergleichen geſchieht auch bei jedem Kirchweihfeſte. Ich fürchte die Gerichte nicht. Aber Vater und Tochter werden ſich lange nicht wieder ſehen. Eine ſolche Verhaftung dauert eine geraume Zeit; eine ſolche Unterſuchung kann ein Jahr währen, und dann kommt erſt die Verurtheilung. Zwei, drei Jahre können darüber vergehen! So lange,« ſetzte Chriſtoph wehmüthig hinzu, »werde ich auch Sie, Thereſe, nicht ſehen! — Und werde ich dann wieder frei, ſind Sie wohl längſt verheiratet; ach, ich wollte auch dieſes Unglück für mich verſchmerzen, wenn Sie mir nur verzeihen, wenn Sie mir nur nicht fluchen, daß ich ſo entartet war, ein Verbrechen an Ihnen begehen zu wollen!«

»Ich verzeihe Ihnen, und wer verzeiht, hat keinen Fluch auf den Lippen!«

Kalter trat ein.

»Pferd und Wagen,« ſprach er, »ſtehen in Bereitſchaft!«

Chriſtoph wurden die Augen naß.

»Thereſe!« rief er, »Thereſe! für die ich mein Leben gegeben, die ich liebte, wie noch kein Menſch geliebt hat; — Thereſe, reichen Sie mir die Hand, zum Zeichen, daß Sie keinen Groll im Herzen haben! — Bemitleiden Sie mich als einen Unglücklichen, als einen Menſchen, dem Alles fehlſchlug, was er je unternommen, — das Entſetzlichſte, was mir aber begegnet, iſt die Bekanntſchaft mit dieſem Menſchen.«

»Leben Sie wohl!« verſetzte Thereſe und reichte Chriſtoph die Hand.

Dieſer küßte ſie.

»Vorwärts!« rief er Hirſchmeyer zu. »Vorwärts! Zum Galgen hätteſt Du, Scheuſal, mich gerne gebracht. Jetzt bringe ich Dich dahin!«

Er führte ihn hinaus.

Thereſe ſah durchs Fenſter und beobachtete, wie die Abfahrt ſich rangirte.

Kalter kutſchirte nicht, ſondern ſaß rückwärts, neben ihm der Schloſſer. Auf einem Sitze vor dieſen beiden ſaß Chriſtoph mit Hirſchmeyer.

Der Knecht leitete das Pferd.

Die Fahrt ging behutſam vorwärts.

Bald hörte man aber den Wagen ſchneller fahren.

Thereſe wendete ſich an Hanni.

»Wir wollen folgen und uns ebenfalls bei dem Landgerichte in Purkersdorf melden. Ich muß ja die Schätze Hirſchmeyer's übergeben, ſie gehören zum Raube!«

»In meines Vaters Stalle,« verſetzte Hanni, »liegt viel Geld verborgen.«

»Nimm es zu Dir.«

»Ich weiß den Ort genau, wo es liegt.«

»Ich will indeß mit dem Fiaker ſprechen.«

Sie winkte den Fiaker in die Stube.

»Soll ich etwa auch ſchon fortfahren?« fragte er. »Ich habe da mein Bedenken! — Heute Nacht hat es Knüppel geregnet, das heißt der Sturm hat ſo viele Aeſte von den Bäumen gebrochen und ſo viele alte Stämme entwurzelt, daß man wohl mit einem Steirerwagen und mit einem Pferde darüber weg kann, aber mit einem Wagen wie ich beſitze, unmöglich; es müßten nur ein paar Knechte vorauslaufen, und das herabgefallene Holz auf die Seite ſchaffen.«

»Welch eine Zumuthung!«

»Nun, ſo muß ich mich erkundigen. Im Wirthshaus daneben iſt der Waldbereiter angekommen, der kann mir ſchon Auskunft geben. Ich muß ohnehin frühſtücken, ein Schweinernes und eine Halbe Kometenheurigen. Indeß werden meine Pferde fertig mit ihrem Dejeuner à la Heumarkt! Ich bin gleich wieder da!«

Hanni trat verſtört in das Zimmer.

»Das Geld iſt fort!« ſagte ſie.

»War es viel?«

»Sehr viel!«

»Es wird Hirſchmeyer's Geld geweſen ſein, und dein Vater wird es ihm übergeben haben.«

»Geſtern Abends war es noch da.«

Thereſe ging in die Kammer.

Sie that einen Schrei.

In ſichtbarer Angſt trat ſie heraus.

»Die Banknoten, die Ducaten, die Staatspapiere, die
h mitgebracht, ſind ebenfalls fort. Das Fenſter iſt offen!
Was ich in einen Bündel gepackt, iſt geraubt!«

»O mein Gott!« ſagte Hanni, »da iſt Verrath im
Spiele! Mein Vater hat den Knecht mitgenommen. Jetzt
nd es mit dem Schloſſer und Hirſchmeyer Vier gegen Jobſt!
obſt wird überwältigt, Hirſchmeyer befreit!«

»Gerechter Himmel, verfüge dieſes Unglück nicht!«

Der Fiaker kam zurück und rief zur Thüre herein:

»Der Wirth erzählt juſt, daß in den »Harzgraben« bei
er Denkſäule ein Menſch acht Klafter tief in den Ab-
rund geſtürzt wurde. Der Wirth und ſeine Leute ſind mit
eitern und Stricken hin, dem Unglücklichen zu helfen, wel-
er noch lebt!«

»Das iſt Chriſtoph, der im Abgrund liegt!« ſchrie
hereſe laut auf.

Viertes Capitel.

Frau von Blümlein.

Wenn ein Weib liederlich iſt, ſo verpraßt ſie in einem Monate mehr als ein liederlicher Mann in einem Jahre. Iſt ein ſchönes Weib liederlich, der es an Zuflüſſen aller Art von Liebhabern und Anbetern nicht mangelt, ſo richtet ſie ſich nicht nur ſelbſt, ſondern alle die Kurzſichtigen und Wahnſinnigen zu Grunde, die ſo thöricht ſind, ihr den Hof zu machen.

Wien und jede große Stadt war zu allen Zeiten reich an ſolchen Frauen, auch an leichtfertigen Mädchen fehlte es nicht, und es könnte ein dickes Buch über die gewiſſenloſen Geſchöpfe geſchrieben werden, welche mehr als Börſen- und Kartenſpiel, Völlerei, Trunkſucht. Hang nach einem müßigen Leben u. ſ. w. zahlloſe Familien an den Bettelſtab brachten.

Wo die Wucherbrut ein ſolches Geſchöpf wittert, da umgibt ſie dasſelbe mit tauſend Netzen. Es gibt keine beſſere Beute für Betrug und Wucher als ein unbeſonnenes aber ſchönes Weib oder Mädchen. Sicher, daß die Reize einer Gefeierten eine köſtlichere Hypothek für Geldverleiher abgeben als Hausſätze und Werthpapiere, Schmuckſachen und dergleichen, bieten ſie durch Mäkler und Zubringerinnen mit vollen Händen, berechnen unbarmherzige Zinſen und verlangen ſonſt nichts, als daß ein kleines Wechſelchen acceptirt werde.

Wie lockend iſt dies!

Eine ſchöne Frau, ein anmuthiges Mädchen wünſcht
hnell eine beliebige Summe. Der Geliebte iſt ein Graf,
in hochangeſtellter Herr, ein Banquier, ein Millionär, ein
entier, oft nur ein Brauer, Fleiſcher u. ſ. w.; der Wu-
herer hat hiervon genaue Kunde; er hat ſeine Spione,
elche das Liebesbarometer des Verehrers genauer ſtudiren
ls Stuwer das Wetterglas; eine Geldmäklerin, ein Geld-
ubringer ſind flugs bei der Hand; die Schöne bedarf einer
umme von tauſend Gulden, es koſtet ſie nichts als die
orte „Acceptirt“ und Pauline oder Nina und den Fami-
ennamen, und tauſend bare Gulden ſind in ihren Händen.
reilich hat ſie am Verfallstage das Doppelte und Dreifache
entrichten, aber dieſer Verfallstag iſt erſt in drei Mo-
aten, und was kümmert dieſer Verfallstag die Holde, hat
doch einen Grafen, einen Banquier, einen Rentier, einen
rauer, einen Fleiſcher — als einen intimen Freund,
r bezahlt, ja bezahlt oft noch zehnmal größere Sum-
en nur für ein freundliches Lächeln und einen ſanften
ändedruck.

Vor zwanzig Jahren befanden ſich in Wien drei Wu-
erer, welche ſonſt keine anderen Geſchäfte betrieben, als
it leichtſinnigen Weibern. Dieſe drei Wucherer unternah-
en zwar jeder für ſich ſeine eigenen Kaperaffairen, aber
Auswerfen ihrer Netze hielten ſie zuſammen und ſpra-
en ſich auch täglich, um ſich gegenſeitig Bericht zu er-
tten.

Jeder dieſer Ehrenmänner wohnte in einem andern
tadtviertel, allein im Centrum, in einem Kaffehhauſe
Mittelpunkte Wiens, trafen ſie immer zuſammen.

Dieſes Kaffehhaus war ihnen auch darum ſo lieb, weil dort von Müßiggängern, Spielern und Stadtklatſchern die Chronik ſcandaleuſe ſo recht im Großen und Kleinen verhandelt wurde. Mitten unter dieſe Scandalverkündiger drängten ſich die drei Wucherer und ſpitzten ihre Ohren und ordneten ihre Manövers und forſchten und lauſchten, und beſtimmten darnach den Credit der verſchwenderiſchen Frauen, der indiſcreten Maitreſſen und leckern Märchen des Wiener Weibermarktes.

Wir müſſen dieſe drei Erzſchelme von Wucherern doch näher bezeichnen. Sie ſind zwar alle drei geſtorben, zwar nicht am Hanf, der eigens für ſie hätte gebaut werden ſollen, doch an Krankheiten, welche für dieſe Leute nicht bezeichnender hätten ſein können.

Ihre wahren Namen wollen wir nicht nennen, aber die falſchen, die wir ihnen beilegen, werden nicht verhindern, daß man einen oder den andern dennoch erkenne.

Wir werden genaue Porträte geben von dieſen Herren; gut getroffene Porträte machen es aber überflüſſig, daß man darunter ſchreibe, wen ſie vorſtellen.

Der Eine dieſes Kleeblattes ſoll den Namen Geyer haben; er ſtarb am Wahnſinn.

Der Andere ſoll Hay heißen; er, deſſen Herz Stein war, und der den häufig von ihm hintergangenen Leuten Sand in die Augen ſtreute, ſtarb an Sand und Stein.

Der Dritte ſoll Strick heißen; er erſtickte in ſeinem Fette, ein Schlagfluß kam dem Scharfrichter zuvor.

Dieſe drei liebreichen Männer hatten auch unter ſich eine eigene Wucherpolizei.

Die Chronik ſcandaleuſe im Kaffehhauſe erſchien ihnen nicht immer ganz verläſſig.

Herr Geyer patrouillirte Abends zu allen Hausmeiſtern

ner Häuſer, in welchen die Damen wohnten, welchen er
eld vorſtreckte. Die Hausmeiſter mußten genau rapporti-
n, wer bei ſeinen Kunden ein- und ausging, welche Gaui-
ngen am Hauſe hielten, welche Spiele, Gaſtereien ſie
ngirten, wie oft und wann ſie auf Bällen und in den
heatern erſchienen, und ob nicht etwa ungeſtüme Gläu-
ger zu bemerken ſeien.

Herr Han hatte alle Dienſtleute ſeiner Clienten im Solde.
ie Kammerjungfern, Stubenmädchen, die Bedienten muß-
n aufpaſſen, ob die bekannten Liebesverhältniſſe nicht
wa eine ſchnelle Veränderung erlitten, ob die Liebes-
ammen noch gleich günſtig brennten, und ob nicht etwa
on irgend einer Seite eine dringende Abreiſe
rohe.

Herr Strick hatte die Mäkler zu überwachen. Ihm
ußten dieſe genau, und auf Leben, Ehre, in ſo ferne ein
äkler eine Ehre hat, und auf Seligkeit, wenn es
der Hölle eine Seligkeit gibt, verſichern, wie viele Wech-
ſeiner Opfer in Umlauf kommen, ob ſie ſtark angeboten
rden. Bei den Gerichten mußten dieſe Mäkler auch zu
orſchen ſuchen, ob Wechſelklagen eingereicht, ob Pfän-
ngen, Feilbietungen der »Fahrniſſe« (ein herrliches
ort der Advocaten) drohten, ob Perſonalarreſte im Zuge
er etwa gar, zum Schrecken und Entſetzen eines Wuche-
rs, Concurſe zu befürchten ſeien. Auch mußten die Mäk-
, die unter ſich wie die Diebe in einem gewiſſen ſchmäh-
hen Einverſtändniſſe leben, die nahe Verfallszeit ſolcher
echſel melden, welche ſich nicht in den Händen der drei
renmänner à la Grasl, Stangel und Fäding befanden.

Man ſieht hieraus, der Wuchererbund war gehörig erganiſirt, und es konnte ſeinen edlen Mitgliedern nichts entgehen, was ihnen zu erfahren nothwendig erſchien.

Im Kaffehhauſe angekommen, drehten ſich die Geſpräche der drei Corſaren gewöhnlich um folgende Dinge:

Hay trat ein, fand die andern bereits ihren Kaffeh ſchlürfend und redete ſie an:

»Hat die Frau von Sellein heute bezahlt?«

»Pünktlich!«

»Was iſt es mit dem Fräulein Holler?«

»Die hat vor drei Tagen ſchon um eine Prolongation für drei Monate gebeten.«

»Haben Sie ſie zugeſtanden?«

»Könnte mir nicht einfallen!«

»Weßhalb nicht? Sie haben ja ein »raſendes« Geld bei ihr verdient, Sie könnten wohl ein Auge zudrücken!«

»Da müßte ich ein Narr ſein! So eben erfahre ich von Herrn Geyer ganz zufällig, daß die Holler »nicht inoculirt« wurde, daß die bösartigen Blattern in ihrem Hauſe graſſiren. Wird ſie davon befallen, geht die Schönheit zum Teufel; ſo ſieht ſie ihr Marquis nicht mehr an, ihr Baron läßt ſie ſitzen, und der reiche Fleiſchhacker aus der Vorſtadt weicht ihr aus wie einer kranken Kuh; — da könnte ich mir meine fünfzehnhundert Gulden ſuchen. Nichts da! Zahlen muß ſie, ſonſt wird ſie eingeſperrt, und wenn »Laub und Gras« für ſie bitten.«

»Wie ſteht es mit Frau von Leyden?«

»Die rumpelt ſchön hinein! die trägt ſchon ſelbſt hundert Procent an. — Ich gebe ihr aber immer noch Geld.«

»Ihr Mann zahlt ja nichts mehr für ſie.«

»O, es zahlt ſchon ein Anderer; da iſt Einer aus Rotterdam angekommen, das iſt der Erklärte! Der gibt mit vollen Händen, dieſe ſchlechte Frau iſt jetzt wieder vollkommen gut.«

Gewöhnlich wurden dieſe Geſpräche belauſcht, und von irgend einem Spaßvogel, der die Wucherer gerne quälte, unterbrochen.

Da war ein junger Beamter, Pippermann hieß er und ganz Wien kannte ihn wegen ſeiner heitern Laune dieſer konnte die Bluthunde nicht leiden und marterte ſie, ſo oft er ſich ihnen nahte.

»Herr von Geyer,« redete er eines Tages den Mann an, der ſpäter wahnſinnig wurde, »haben Sie von der Frau von Blümlein Wechſel in Händen?«

»Wer läßt fragen?«

»Ich. Wenn Sie nicht antworten wollen, iſt es mir auch recht. Leben Sie wohl.«

»Was iſt's mit der Frau von Blümlein?«

»Wer läßt fragen?«

»Sie rächen ſich und geben mir meine Frage zurück.«

»Ich räche mich nicht, ich bezahle nur mit gleicher Münze. Sie müſſen überhaupt artig reden mit einem Manne wie ich bin. Ich bin Ihnen nichts ſchuldig, und werde Ihnen nie was ſchuldig werden.«

»Nu, fahren Sie nur nicht auf!«

»Ich laſſe mich nur herab, wenn ich manchmal mit Ihnen ſpreche, denn wenn mein Departementschef erfährt daß ich Sie kenne, ſo avancire ich mein Leben nicht. Noch iſt jeder meiner Collegen präterirt worden, der einen Wucherer gegrüßt hat.«

»Halten Sie Ihre Zunge im Zaume, ich bin kein Wucherer.«

»Nein, aber ein Blutegel.«

»Ruhig, meine Herren, wir ſind in einem öffentlichen Kaffehhauſe,« verſetzte Strick. »Was iſt es mit der Frau von Blümlein?«

»Nichts iſt es mit Ihr! Graf Pahlau iſt mir heute auf dem Kohlmarkte begegnet, und hat mir unaufgefordert erzählt, daß er nichts mehr von ihr wiſſen wolle; daß ſie ihn auf eine zu gemeine Art betrogen habe, denn einem Muſikmeiſter, Würbi iſt ſein Name, hängt ſie die Summen an, die ihr der Graf ſo freigebig auswirft. Der Graf nannte die Blümlein eine undankbare Creatur, und verſicherte, daß er ſie durch ſeinen Jäger aus ſeinem Palais habe hinausweiſen laſſen. Dasſelbe hat der Graf auch dem Hauptmann Mohrenſchwert mitgetheilt. Dort ſteht der Hauptmann, fragen Sie ihn, wenn Sie mir nicht glauben.«

Die drei Wucherer flogen ſchnell auf den Hauptmann hin, fragten dieſen nach dem Schickſal der Blümlein und erfuhren die Beſtätigung des Geſagten.

»Marqueur, zahlen!« rief Hay.

»Marqueur, zahlen!« ſagte Strick.

»Marqueur, zahlen!« brüllte Geyer.

»Wo wollen die Herren denn ſo ſchnell hin?« fragte Pippermann.

»Der Mäklerin Kepperles dreh ich den Hals um!« keuchte Hay. »Dieſe iſt ſchuld, daß ich jetzt mit zweitauſend Gulden in der Patſche ſitze!«

»Ich morde ihr Stubenmädel,« verſetzte Hay, »die hat mir geſchworen, das Verhältniß der Blümlein mit dem Grafen dauere ewig.«

»Und ich bringe den Solicitator Specht um; dieſer hat mir erzählt, der Graf könne ſich von der Blümlein nie trennen, er ſei durch ewig feſſelnde Bande an ſie gebunden.«

Pippermann lachte laut.

»Sie haben leicht lachen,« bemerkte Hay, »Sie haben Geld bei ihr,« und ſtürzte fort.

»Nicht wuchern, Herr von Hay!« rief Pippermann nach.

»Bei mir ſtehen viertauſend Gulden auf dem Sprunge!«
erte Geyer und eilte aus dem Kaffehhauſe.

»Machen Sie keine halsbrecheriſchen Geſchäfte!«
ederte Pippermann.

»Ich verliere dreitauſend Gulden bei der Blümlein
ernte am Ende noch Schande und Spott!« eiferte
ck.

Er folgte ſeinen Collegen.

»Schand und Hohn
Wucherlohn!«

zte Pippermann, dann wandte er ſich an den Haupt-
n und ſagte:

»Ich habe die Wette gewonnen, das Kaffehhaus habe
geſäubert von dieſen drei Schmeißfliegen. Jetzt warte
noch auf die beiden Brüder Syrupberg, dieſe beiden
aus allen Wucherern in Wien die allergewiſſenloſeſten,
rſchämteſten und dummfrechſten; mit dieſen habe ich
n eignen Spuk vor Davon ſoll die ganze Stadt ſpre-
Zwei ſolche bodenlos ſchlechte Subjecte zu züchtigen
zu blamiren ſoll mein Streben ſein. Ich habe ein
es Bändchen Anekdoten aus dem Leben dieſer »Men-
ſchinder,« dieſe Anekdoten laſſe ich in Leipzig drucken.«

Von dem, was Pippermann den drei Gaunern, Strick,
und Geyer, über Frau von Blümlein und den Grafen
lau erzählte, war jedes Wort der Wahrheit getreu.

Der Graf war über die Aufführung der Blümlein ſo entrüſtet, daß er wirklich ſeine Hand von ihr, wenigſtens für einige Zeit, abzog. Jeannette, das Kammermädchen, ward zur Verrätherin ihrer Frau.

Auf welche Weiſe dies geſchah, ſoll im nächſten Capital ausführlich erzählt werden.

Das iſt das Schickſal liederlicher Frauen. Ihr unbeſonnener, unſittlicher Lebenswandel zwingt ſie ihre Dienſtleute zu Vertrauten zu machen; dieſe ſündigen dann auf die Geheimniſſe, welche ſie von ihren Herrſchaften erfahren haben, und maltraitiren die Herrſchaft.

Dadurch werden die Domeſtiken die Gebieter und die Gebieter werden zu untergeordneten Perſonen. Die Kammerjungfern, Stubenmädchen, Bedienten in manchem Hauſe, beherrſchen oft die ganze Familie. Es gibt Familien, in welchen Herr und Frau vor der Dienerſchaft ſich nicht muckſen dürfen, ſonſt werden ſie blamirt.

Jeannette war eine ſolche Creatur, die ſich übernahm. Frau von Blümlein durfte ihr keine ſchiefe Miene machen, ſo artete ſie aus; ſie beſtahl und hinterging, bewucherte und betrog ihre Dienſtgeberin, und dieſe mußte noch dankbar und ergeben jede Uebervortheilung hinnehmen. Jeannette ging noch weiter. Sie beſtahl auch im Hauſe der Blümlein noch fremde Perſonen, wie jenes Fräulein Solau; darüber riß der Blümlein die Geduld, ſie machte Jeannetten Vorwürfe, ſie mußte aber dieſe Vorwürfe theuer bezahlen.

Fünftes Capitel.

Frau von Blümlein, Sclavin ihres Stubenmädchens.

Die Leſer werden ſich aus dem zweiten Capitel des eiten Theiles unſerer Mittheilung erinnern, daß Fräun Solau in nicht geringer Beſtürzung über den durch annette ausgelöſten Schmuck bei Frau von Blümlein erſchien.

Die Urſache war folgende:

Als Fräulein Solau den Schmuck an die rechtmäßige genthümerin zurückſtellen wollte, entdeckte dieſe, daß ein oßer Brillant herausgenommen worden ſei.

Die Eigenthümerin erhob hierüber eine förmliche klage.

Fräulein Solau, um den Verdacht von ſich abzuwäl, als hätte ſie den Stein unterſchlagen, mußte angeben, s mit dem Schmuck geſchehen.

Dies Bekenntniß bei der Polizei abzulegen, war für entſetzlich, allein ſie beſaß den Schmuck, gab ihn zuk, der Vorwurf einer Veruntreuung fiel weg, — ſie tte ſich nur über den fehlenden Solitär zu verantworten.

Sie nannte Jeannette, aus deren Händen ſie den Schmuck pfing.

Ein Commiſſär und zwei ſeiner Leuten ließen das äulein nicht aus den Augen; ſie traten mit Solau faſt ichzeitig bei der Blümlein ein.

Jeannette läugnete von dem herausgenommenen Juwel etwas zu wiſſen und erſchien ganz aufgeregt und entrüſtet vor ihrer Herrin.

Graf Pahlau war, wie in jenem Capitel bereits angedeutet wurde, im Hauſe ſeiner Geliebten.

Als der Commiſſär in die Wohnung der Frau von Blümlein trat, kam ihm der Graf entgegen.

Der Commiſſär unterrichtete den Grafem von der Urſache ſeines Beſuches.

Fräulein Solau wurde hierdurch neuerdüngs beſchämt und gedemüthigt.

Frau von Blümlein richtete nun die wenigen Worte an Jeannette:

»Was haſt Du denn gemacht?«

Dieſe fuhr aber ſogleich wie eine Furie auf, alle Achtung vor ihrer Frau vergeſſend und antwortete:

»Was ich gemacht habe? Euer Gnadem wiſſen es ja ohnehin! Ihre Freundin habe ich aus einer namenloſen Verlegenheit, bei welcher ſie Ehre und Freiheit riſkirte, geriſſen, und nun ſoll mein Lohn ſein, daß ich als Diebin angeklagt werde. — Ich bin aber keine Diebin, vielleicht ſind andere Leute Diebinnen, welche es minder genau mit fremdem Eigenthum nehmem — ich wenigſtens habe nie anvertrautes Gut verſetzt!«

»Um Gotteswillen, Jeannette,« erwiederte Blümlein, »bewache doch deine Läſterzunge.«

»Nein, ich bewache ſie nicht! Wer meine Ehre angreift, nimmt mir mein koſtbarſtes Gut. Eher ſterbe ich, als ich meine Rechtſchaffenheit antaſtem laſſe.«

»Ruhig,« ſagte der Graf, »wer taſtet denn Ihre Ehre an?«

»Die da,« erwiederte Jeannette mit wegwerfendem Tone, indem ſie mit der Hand nach dem Fräulein Solau wies. »Sie ſoll läugnen, wenn ſie es vermag, ob ich ſie nicht ausdrücklich fragte: »Fräulein Solau, erkennen Sie dieſen Schmuck als den Ihrigen?« — Hierauf antwortete ſie: »Ja, ich erkenne den Schmuck, den ich gewünſcht.« — Hierauf fragte ich: »Es fehlt daran nichts? — Betrachten Sie den Schmuck noch einmal,« und dieſe Mamſell antwortete: »Es fehlt nichts!« — Iſt dies wahr oder nicht? Reden Sie!«

»Was unterſtehſt Du Dich in dieſem beleidigenden Ton mit meiner Freundin zu ſprechen!« ſagte Frau von Blümlein.

»Sie ſchweigen für immer, ſonſt rede ich mit Ihnen noch nachdrücklicher,« tobte Jeannette gegen ihre Gebieterin.

»Das iſt arg!« verſetzte der Graf. »Eine im Zorne ſo roh auffahrende Perſon iſt mir noch nicht vorgekommen.«

»Mäßige ſie ſich,« befahl der Commiſſär. »Fräulein Solau,« fragte er hierauf dieſe, »was haben Sie zu bemerken?«

»In meiner Freude, den Schmuck wieder zu erhalten,« verſetzte Solau, »und in der Zuverſicht, der Schmuck werde ganz ſo ſein, wie ich ihn übergab, warf ich nur einen flüchtigen Blick darauf. Ob ich gerade die Worte, welche dieſe unartige Perſon von mir gehört zu haben vorgibt, geſagt, weiß ich nicht mehr.«

»So,« fuhr Jeannette noch wüthender auf, »ſo will ich Sie denn ſogleich Lügen ſtrafen. Haben Sie vergeſſen, daß ich Zeugen habe? Daß ich einen Hausmeiſter und einen Bretſitzer eigens hierher kommen ließ, um zwei Zeugen in der Verhandlung mit Ihnen zu beſitzen, weil ich wohl wußte, wie vorſichtig man mit gewiſſen Perſonen zu Werke gehen müſſe. Soll ich den Hausmeiſter und den Brotſitzer hierher rufen laſſen?«

»Ja,« verſetzte der Commiſſär.

»Nur einen Augenblick,« erwiederte der Graf. »Wir wollen den Scandal nicht noch weiter treiben. In meinen Augen beweiſen dieſe Zeugen nichts. Der Stein kann herausgefallen ſein, der Stein kann ſogar nicht einmal, als er in die Hände des Fräuleins kam, vorhanden geweſen ſein, denn er war ſo verſteckt an einem Blatte der Brillantguirlande angebracht, daß man ſeinen Abgang nur bemerkt, wenn man darauf aufmerkſam gemacht wird. — Ich wünſche den unangenehmen Vorgang aus Achtung für die Frau vom Hauſe abgekürzt. Ich erbiete mich, den Schaden zu erſetzen. Wiſſen Sie nicht, Fräulein Solau, was die Eigenthümerin des Schmuckes dafür begehrt?«

»Unerhört viel,« entgegnete das Fräulein, »fünfhundert Gulden für einen ſo geringen Brillant.«

»Gut, ich bezahle dieſe fünfhundert Gulden,« erwiederte der Graf. »In einen Stunde ſende ich dieſes Geld Ihnen, Herr Commiſſär; mögen Sie die Eigenthümerin damit befriedigen und möge die Anklage dann wegfallen.«

»Da die Klägerin nur bares Geld wünſcht,« verſetzte der Commiſſär, »ſo iſt die Sache abgethan.«

Der Commiſſär ging mit ſeinen Leuten.

»Und nun, Mamſell Jeannette, bitten Sie zuerſt Ihre Frau und dann Fräulein Solau um Verzeihung. Eine ſo gemeine Weiſe, ſich zu expectoriren, hätte ich von Ihnen nicht erwartet.«

»Ich — dieſe Beiden? Weshalb denn? Von Frau von Blümlein laſſe ich mich nicht zurechtweiſen, wenn es eine Ehre gilt, und was dieſe Perſon betrifft, die einen chmuck verſetzte, der nicht ihr gehörte, und einen Stein ngirte, um ein ehrliches Dienſtmädchen zu verdächtigen d in ein großes Unglück zu bringen, ſo ſoll ſie mich Verzeihung bitten; doch unſere Affaire iſt noch nicht zu de, wir kommen ſchon noch zuſammen.«

Mit dieſen Worten ſtürzte Jeannette zur Thüre hinaus.

Eine impertinente Perſon!« rief der Graf.

»Sie häuft Beleidigungen auf Beleidigungen,« klagte lau, »und ich muß ſchweigen, weil ſie gegen mich im rtheile iſt. O das ſchmerzt tief! Meine Lage iſt ſchrecklich!«

»So ergeht es uns armen Geſchöpfen, wenn wir zu chen miſerablen Perſonagen unſere Zuflucht nehmen iſſen! Herr Graf, Ihnen danke ich, daß Sie dieſe fatale ſchichte ſo edelmüthig ausgeglichen haben. Tauſend Dank, ter, lieber Graf! — Dir, Blümlein, bringe ich mein dauern dar, daß ein ſolches entartetes Weibsbild in nen Dienſten ſteht!«

Sie verneigte ſich gegen den Grafen und Blümlein d entfernte ſich.

»Dieſe Ihre Kammerjungfer müſſen Sie ſogleich aus n Hauſe weiſen,« ſagte der Graf zur Blümlein.

»Ach,« ſeufzte dieſe, »wie gerne thäte ich es, aber ich ſo an ſie gewöhnt.«

»Gewöhnt, an einen Drachen, an eine nichtswür- e, rückſichtsloſe Perſon?«

»Sie iſt das beſte Mädchen von der Welt, und nur te war ſie ſo alterirt.«

»Alterirt?«

»Sie hat ein gutes Herz und bereut gewiß ſchon ihr nehmen.«

»Sie werden ſie alſo nicht aus dem Hauſe jagen?«

»O bedenken Sie doch, daß ſie aus gekränkter Ehre ſich vergaß. Sie ſoll als eine Diebin ſich bezeichnen laſſen und dabei ruhig ſein?«

»Und ich ſage Ihnen, Frau von Blümlein, Jeannette hat den Stein geſtohlen, ich werde dies noch herausbekommen. Wer ſo frech ſich gegen eine Anſchuldigung vertheidigt, einen Verdacht mit Brutalität abwälzen will, hat kein reines Gewiſſen! Schon der Umſtand, daß ſie Zeugen mitbrachte, als ſie den Schmuck übergab, macht ſie mir bedenklich. Endlich konnte ſie weder Ihnen, noch mir, noch dem Commiſſär in die Augen ſehen; ſie tobte ins Blaue hinein und ſchmähte! — Gut, behalten Sie dieſe elende Perſon in Ihrem Dienſte; laſſen Sie ſich von ihr maltraitiren; laſſen Sie ſich von ihr behandeln, als wenn Sie die Magd und die Magd die Frau wäre. Wenn ich aber je wieder in Ihr Haus kommen ſoll, ſo ſorgen Sie dafür, daß Jeannette mir nicht unter die Augen tritt. Adieu, Madame, fallen Sie nun Ihrer Zofe zu Füßen und bitten Sie um Gottes willen um Verzeihung, daß ihr in Ihrem Hauſe ein unangenehmes Ereigniß begegnet iſt.«

Der Graf ging in großer Verſtimmung fort.

Frau von Blümlein gerieth in arge Verlegenheit, ſie kämpfte ſichtbar mit ſich. Sie mußte dem Grafen beiſtimmen, aber ſie lag in den Banden ihres Ungethüms.

Endlich zog ſie die Glocke.

Jeannette erſchien.

»Sie wünſchen?« fragte ſie ihre Gebieterin auf eine Weiſe, welche den größten Hohn verrieth.

»Sag' mir, was iſt Dir eingefallen mich ſo reſpectwidrig vor dem Grafen zu behandeln?«

»Reſpectwidrig? verdienen Sie Reſpect?«

»Bin ich nicht deine Brotgeberin?«

»Muß ich mir mein Brot bei Ihnen nicht ſauer verdienen? Zu welchen Aufträgen bin ich da? — Bald muß ich Sie vor dem Grafen beſchönigen und Ihnen lügen helfen, bald Sie vor den Gläubigern verläugnen und wieder lügen helfen. Bald Geld auftreiben, bald alles Mögliche für Sie verſetzen und verkaufen, bald die heimlichen Liebhaber überwachen, und zu allen Ihren Intriguen die Hand bieten. Und für alles dies habe ich an Ihnen nicht einmal eine Vertheidigerin! — Ich hätte gedacht, Sie würden eher für meine Ehre raufen, als mich beſchimpfen laſſen; doch wer ſelbſt keine Ehre hat, kann freilich für die Ehre Anderer nicht einſtehen!«

Frau von Blümlein ſtand ſtarr vor Entrüſtung, als ſie Jeannette in dieſem Tone ſprechen hörte.

Sie kämpfte ſichtbar mit ihrem Grimme, und hätte gerne die unverſchämte Kammerjungfer durch ihren Bedienten aus dem Hauſe werfen laſſen, wenn Jeannette die Blümlein nicht völlig in der Hand gehabt.

Endlich ermannte ſich die Gebieterin und ſprach:

»Jeannette, Du biſt ſchrecklich in deinen Aeußerungen! Woher dieſe Aufregung? Woher dein Haß? — Du feindeſt mich an, daß ich Dir das Wort nicht geredet, und Du warſt es doch, welche die Achtung vor mir ſo ſehr bei Seite ſetzte, daß der Graf, der ſo gut iſt und Dir ſo wohl will, ganz betreten war, als er Dich ſo wegwerfend von meiner Freundin, und dies noch dazu in ihrer Gegenwart, und eben ſo beleidigend von mir ſprechen hörte. — Ich will deinen Unmuth gegen mich nicht noch mehr reizen, aber verhehlen kann ich es nicht, daß Du undankbar biſt. —

Ich habe Dich als ein armes Mädchen ins Haus genommen. Deine Eltern ſtarben, deine Tante verſtieß Dich; Du wußteſt nicht wohin Du dein Haupt legen, woher Du ein Mittagmahl nehmen ſollteſt, und gekleidet warſt Du wie ein Bettelkind. — Deine Noth ging mir nahe. — Ich ſorgte für Dich wie für eine Schweſter. Ich ließ Dich in allen weiblichen Arbeiten unterrichten; ich ließ Dir ſo viel lehren, daß Du bei jeder Dame als erſte Kammerjungfer eintreten konnteſt. — Du biſt nun Jahre lang bei mir. Du haſt alles, was ich habe, Du haſt eine Garderobe wie keine deines Gleichen, Du beſitzeſt ſogar Schmuck und werthvolle Spitzen. Alles von mir! — Ja, man ſagt mir, daß Du Dir ein namhaftes Capitälchen bei mir gemacht — — und doch dieſer ſchwarze Undank! — Sprich, habe ich dies verdient?«

Jeannette ſchwieg einen Augenblick, dann entgegnete ſie:

»Es iſt wahr, Euer Gnaden haben mir viele Güte erwieſen, aber ich habe Ihnen dafür Treue- und Anhänglichkeit bezeigt.«

»Treue und Anhänglichkeit? Dies iſt nicht wahr! — Treue und Anhänglichkeit haben Dienſtboten ſchon lange aus ihrem Katechiſmus geſtrichen, Verrath und Verläugnung, das iſt's, was ſie im Auge haben! Mit wenig Ausnahmen möchten die jetzigen Domeſtiken ihre Herrſchaften lieber verderben, als ihnen beiſtehen! Die ſchlechteſte Dienerſchaft hat aber immer der beſte Dienſtgeber. — Genug! Ich mache Dir keine Vorwürfe mehr. Nur Eins bedinge ich mir, wenn der Graf wieder hieherkommt, ſo vermeide es, ihm unter die Augen zu kommen. Er iſt über dein Benehmen ſo aufgebracht, daß er Dich nicht ſehen will.«

Jeannette hätte ſo gerne wieder nach ihrer frechen brutalen Weiſe geantwortet; ſie wurde dunkelroth, als ſie dieſe Worte hörte, aber ſie verbiß ihren Aerger und ſprach nur die wenigen Worte:

»Ganz wohl, Euer Gnaden!« verneigte ſich kalt und eilte aus dem Salon ihrer Gebieterin.

»Geh',« ſagte dieſe; »ich weiß recht gut, was Du denkſt, aber Du weißt nicht, was ich denke, was ich gegen Dich unternehmen werde. — Es ſoll Dir ſchon heimkommen, ſchlechtherzige, rückſichtsloſe Perſonage!«

Ein Bedienter trat ein und meldete die drei Wucherer Hay, Strick und Geyer.

»Was wollen dieſe?« ſagte Frau von Blümlein für ſich. Dann wendete ſie ſich an den Bedienten mit den Worten:

»Die Herren mögen eintreten!«

Die drei Gläubiger polterten zur Thüre herein.

»Was gibt es, meine Herren? Mit welcher Haſtigkeit, mit welcher Aufgeregtheit treten Sie bei mir ein?«

»Da ſind Sie ja noch! Gott ſei Dank!« lärmte Hay.

»Was ſoll das heißen?«

»Das ſoll heißen, daß Sie noch nicht durchgegangen ſind, daß uns alſo noch ein proviſoriſcher Arreſt etwas nützen kann.«

»Was erfrechen Sie ſich mir hier zu ſagen?«

»Gar keine Frechheit! frech ſind nur jene Perſonen, welche Schulden machen, ohne je die Abſicht zu haben, ſie wieder zu bezahlen.«

»Wir wiſſen ſchon Alles!« verſetzte Geyer. »Mit Ihrer Herrlichkeit iſt es aus. Der Graf Pahlau hat die Hand von Ihnen abgezogen. Er kommt nicht mehr zu Ihnen.«

»Ja,« tobte Strick, »weil Sie ihn auf die mechanteſte Weiſe betrogen haben, weil Sie ihm, mit Hilfe eines Herrn Würbi, ſolche Hörner aufſetzten, daß er bei keinem Stadtthore mehr hereingehen, in keinem zugemachten Wagen mehr fahren und nur in einer Caleſche ſeine Promenade machen kann.«

»Meine Herren, Sie treiben Ihre Impertinenz auf's Aeußerſte! — Was berechtigt Sie in dieſem Tone mit mir zu reden?«

»Was uns berechtigt?« erwiederte Strick. »Wir haben Wechſel von Ihnen in den Händen, Wechſel, die noch nicht bezahlt ſind, und das werden Sie wohl ſchon erfahren haben, daß derjenige, welcher von Jemanden einen Wechſel beſitzt, einen Wechſel, für den kein Geld zu hoffen nach unſern Geſetzen mit dieſem Jemand machen kann, was ihm beliebt.«

»Ich laſſe Sie zwicken à la Zahlheim,« eiferte Han.

»Und ich Sie rädern à la bairiſchen Hieſel,« ſetzte Gever hinzu.

Frau von Blümlein ſtand wie eine Statue, bleich und ſtarr. Endlich ſprach ſie:

»Was wollen Sie denn? Ihre Wechſel ſind ja nicht einmal fällig.«

»Ja, wenn ſie fällig wären!« rief Strick, »und nicht bezahlt würden, da lebten Sie ja gar nicht mehr! Da hätte Sie ja mein Advocat, der Doctor Reißer, ſchon längſt vernichtet, der hat ſchon gegen 20,000 Pfändungen, 18,000 Feilbietungen, 15,000 Concurſe und ſo viele Perſonalarreſte verhängt, daß — ſäßen die Schuldner alle, die er ſeit Jahren einſperren ließ, in einem Hauſe, ſo wäre der Spielberg ein Monatzimmer dagegen!«

»Vor Allem muß ich Ihnen ſagen, daß es nicht wahr iſt, daß mein Verhältniß mit dem Grafen Pahlau nicht mehr beſteht. — Im Gegentheile, nie war ſeine Freundſchaft für mich größer als in dieſem Augenblicke.«

»Ueberzeugen Sie uns hievon!«

»Sie werden doch nicht wähnen, daß ich über eine ſolche delicate Sache mit dem Grafen in Ihrer Gegenwart verhandeln könne?«

»Warum nicht?« antwortete Hay, »uns genirt dies nicht im mindeſten.«

»O, wir werden oft in Dinge eingeweiht,« verſetzte Geyer, »wovon ſich die menſchliche Philoſophie nichts träumen läßt.«

»Mit einem Wechſel in der Hand dringen wir bis in die Hölle, wenn es ſein muß, und pfänden den Satan um ſeinen letzten Stoß Holz. Mein Advocat, der Doctor Reißer, hat ſchon neugeborne Kinder ausgezogen.«

»Wenn Ihre Wechſel fällig ſind, unterwerfe ich mich der bekannten empörenden Grauſamkeit Ihres Advocaten.«

»So lange warten wir nicht! Wir haben Beweiſe, daß Sie Wien verlaſſen wollen.«

»Das iſt nicht wahr!«

»Wahr oder nicht,« bemerkte Strick, »wir alle Drei beſchwören es, daß Sie durchgehen wollen. Wir dringen auf Sicherſtellung; mittlerweile auf proviſoriſchen Arreſt, einem Wechſelgläubiger wird Alles bewilligt, — ja, wenn ich ſelbſt einen falſchen Wechſel von Ihnen in Händen hätte, ſo kann ich Sie einklagen und einſperren laſſen, das iſt ja eben das Köſtliche bei den Wechſeln, daß kein Menſch gefragt wird, biſt du dieſe Summe wirklich ſchuldig und haſt du das geſchrieben, nein, bezahlt muß werden, dann erſt kann man ſein Recht geltend machen; darin liegt der Witz!“

„Wollen Sie dieſer Procedur ſich nicht ausſetzen, ſo geben Sie uns drei Accepte vom Herrn Grafen. Wenn Sie ſo gut ſind mit ihm, ſo iſt dieß ein Kinderſpiel für Sie.“

„Nie werde ich dieß! Und nun ſage ich Ihnen, verlaſſen Sie mich mit Ihren impertinenten Zumuthungen oder ich rufe meine Bedienten.“

„O dieſe Kerls thun uns nichts, die ſind uns ſelbſt ſchuldig.“

„Ich habe von Ihrem Ignaz eine Tratte für 14 Maß Bier in Händen.“

„Hier iſt die Thüre und nun entfernen Sie ſich gutwillig — oder — oder es wird mir die Polizei beiſtehen.“

„Die Polizei,“ ſagte Strick, „ein verwünſchtes Wort. Der Polizei bin ich all mein Leben ausgewichen wie dem gelben Fieber. Kommt, Freunde, gehen wir zu Doctor Reißer, der weiß gewiß Rath. Der hat für dieſen Fall ſicher ein Auskunftsmittel in petto.“

„Mir fällt Etwas ein!“ ſagte Hay ganz heimlich zu ſeinen Freunden. „Wir haben ja von einem Wechſel vom vorigen Jahre, der zwar ausgeglichen wurde, eine Zahlungsauflage auf die Blümlein. Nur noch 2 fl. 30 kr. haften im Rückſtand für Gerichtskoſten; wir begehren auf den Reſt von 2 fl. 30 kr. den Perſonalarreſt; er wird bewilligt wie Alles! — Empfehlen uns zu Gnaden!“

Damit gingen die drei Ehrenmänner.

„Es iſt zu viel!“ ſagte Blümlein. „Ich halte es nicht mehr aus! Das arme Weib, das da unten am Hausthore das Holz ſägt und in den Keller ſchafft, iſt glücklicher als ich, die in Seide und Sammt einherrauſcht und in einer koſtbaren Equipage fährt. — O welch ein Elend bedrückt mich! Die wenigen vergnügten Stunden, die mir zu Theil werden, — tauſendfältig werden ſie mir durch Kummer, Noth und Sorge vergällt! Das arme Weib da unten, wenn es Abends zu den Ihrigen heimkehrt, ſie feiert ſie ſchönere Stunden als ich, und wenn ich bei zahlloſen Kerzen ſpiele, mit lautem Applaus eine Arie ſinge, oder im heitern Tanze mich bewege! — Geht die Arme zu Bette, ſo ſchläft ſie von der Arbeit ermüdet ſüß; mich flieht der Schlaf bis gegen Morgen, und ſuche ich da einzuſchlafen, ſo lärmen mich die Gläubiger auf. — Und ich kann meine Leiden nicht beenden, ich habe mich zu tief in mein Unglück geſtürzt. — Ich ſehe keinen Ausweg! — Wenn der Graf noch einmal mich retten möchte! — Heilig und ernſt würde ich ihm mein Wort halten, und einen vernünftigen Lebenswandel führen. — Ich will an ihn ſchreiben, herzlich will ich ihm ſchreiben, ich will ihn um Gottes willen bitten, mich nicht umkommen zu laſſen, mich aus den Händen der Wucherer für immer zu befreien, und will beiſetzen, er möge mich dann verſtoßen, wenn ich noch einmal in eine ſolche Lage komme!“

Ein Bedienter trat ein.

„Von dem Herrn Grafen Pahlau ein Brief.“

Der Bediente übergab ihn und entfernte ſich.

Frau von Blümlein öffnete das Schreiben.

„Was iſt das?“ rief ſie.

Sie las den Brief und las ihn noch einmal.

„Mein Gott!“ ſagte ſie. „Wer muß mir dieſen Todesſtreich verſetzt haben! Vielleicht die Solan? — Sie hat ja jetzt keine Liaiſon. — Längſt hat ſie mich um den reichen, freigebigen Cavalier beneidet. — Unter dem Vorwande, dem Grafen zu danken, weil er 500 fl. für den entwendeten Stein bezahlte, hat ſie ſich ihm genähert, hat zugleich ihr Netz ausgeworfen! — Hübſch iſt ſie! — Dann hat ſie mich verrathen! Niemand weiß ja von Würbi ſo viel als ſie! — Es iſt entſetzlich! In dieſem Augenblicke muß mich ein ſolcher Schlag treffen, in welchem ich des Grafen Liebe ſo ſehr in Anſpruch nehmen wollte. — Ich muß hin zu dem Grafen, ich muß den boshaften Streich abwenden, noch ehe er mich für immer trifft.«

Sie wurde durch das Erſcheinen Würbi's aus ihren Betrachtungen geriſſen.

»Ich komme — Dir zu danken! Nun bin ich durch deinen Edelmuth von meinem Elende befreit.«

»Ach, Würbi, Dir wurde ein Stein vom Herzen gewälzt und mir dafür eine Felſenlaſt aufgebürdet; lies dieſen Brief.«

Würbi ergriff den Brief und ſagte:

»Vom Grafen Pahlen?«

»Von ihm!«

Würbi las:

»Madame.

»Die nichtswürdige Weiſe, mit der Sie mich behandeln, muß ihr Ziel finden! Während ſich der Tapezierer neulich bei Ihnen befand, verbarg ſich ein Galan in Ihrem Cabinete! Er entſchlüpfte in dem Augenblicke der Verwirrung, welche Jeannette und die Solan verurſachten. — Ich höre aus zuverläſſiger Quelle, daß das viele Geld, welches Sie mir entreißen, in eines jungen Muſikers bodenloſen Säckel fließt, ja, daß Sie mich ausſaugen, um den Anbeter zu bereichern. — Dazu kann ich mich nicht ferner beſtimmen laſſen. Möge ein Anderer Ihr Dupe ſein! — Madame, mich ſehen Sie nie wieder. Meine Bedienten ſind unterrichtet, Sie weder bei mir vorzulaſſen, noch einen Brief von Ihnen anzunehmen.

Graf Pahlau.«

»Das wäre ein allerliebſter Brief,« verſetzte Würbi, und warf denſelben von ſich, »wenn Du — —«.

In dieſem Augenblicke öffnete Jeannette leiſe eine Tapetenthür und ließ den Grafen eintreten.

Jeannette machte eine Bewegung mit der Hand, als wenn ſie dem Grafen Behutſamkeit anempfehlen wollte.

Der Graf blieb im Hintergrunde des Salons ſtehen, und regte ſich nicht.

»Wenn,« fuhr Würbi fort, »Du nicht ſchlau genug wärſt, den Gimpel nicht flattern zu laſſen!«

»Ach, ich fühle mich ſehr unglücklich,« erwiederte Blümlein. »Jetzt, jetzt trifft mich dies Mißgeſchick, zu einer Zeit, wo Zahlungen auf Zahlungen herandrängen.«

»Und ich noch wenigſtens tauſend Ducaten brauche!«

»Noch mehr Geld?« fragte Blümlein ängſtlich.

»Begreifſt Du das nicht, Schätzchen? — Daher mußt Du Dich mit dem Alten ſo ſchnell als möglich verſöhnen. Ich benöthige ſein Geld.«

»Unverſchämter Bube!« erwiederte der Graf und trat ervor. »Im Zuchthauſe hole Dir Unterſtützung. Beutelſchneider! Madame, man hat Sie bei mir nicht verleumdet. Es bleibt bei dem, was ich Ihnen geſchrieben.«

Der Graf ging.

Blümlein verhüllte ſich das Geſicht und ſank wie ohnmächtig in die Kiſſen des Sophas zurück.

Würbi biß ſich vor Wuth und Beſchämung in die Lippen.

Sechstes Capitel.

Eine Folterkammer.

»Wohin führen Sie mich?« fragte der Mann von Margarethen den furchtbaren Menſchen, den er für den aus dem Grabe wiedergekehrten Wagmann hielt.

»In ein Branntweinhaus gewiß nicht,« antwortete Wagmann. »Ich führe Dich an einen Ort, an welchem Du ewig nüchtern bleiben ſollſt. Und jetzt ſchweige, oder ich mache Dich für immer verſtummen. Da ſieh hin, Elender! ein Wagen ſteht an jener Ecke; in dieſen Wagen ſteigſt Du gutwillig, ohne eine Miene zu machen, mir entfliehen zu wollen, oder ich mache Dich mit einem Paare kleiner Sackpiſtolen bekannt, die, ſo klein ſie ſind, deinen Hirnkaſten in zwei Theile ſcheiden ſollen.«

»Herr, ich ſpreche nicht, aber mir klappern die Zähne, wenn Sie dieſes Zuſammenſchlagen meiner Kinnladen für Sprache halten, ſo bin ich verloren.«

Indeß erreichten beide den Wagen, der wie ein Todtenwagen ausſah, aber im Grunde nichts Anderes war, als ein ſogenannter Waarenwagen, wie man ſie zum Transporte für Kaufmannsgüter noch immer ſieht.

Der Mann von Margarethen ſchlüpfte hinein

Wagmann folgte.

»Der iſt es!« ſagte Wagmann, als er den Verbrecher brachte, zu zwei ſtarken Männern, welche ſchon auf den Mörder gefaßt waren, und ihm augenblicklich Eiſen an die Hände und an die Füße legten.

»Mein Gott! mein Gott!« ſagte der Mann, den wir Paul nennen wollen.

»Haſt Du einen eigenen Gott, den Du anrufſt?« fragte Wagmann, »denn der große, allgütige, allweiſe Gott, den wir anbeten, kann doch unmöglich dein Gott ſein, ſonſt hätteſt Du unmöglich ſolche ruchloſe Thaten begehen können.«

Indeß rollte der Wagen fort.

»Wohin werde ich gebracht?«

»Das wirſt Du ſchon ſehen.«

»Sehen, in dieſer rabenfinſtern Nacht?«

»Dir wird ein eigenes Licht aufgeſteckt werden.«

»Gnade! Barmherzigkeit!«

»Geh doch, Paul, und mache keine Späße! Von wem könnteſt Du Gnade und Barmherzigkeit erwarten?«

»Werde ich vielleicht heimlich hingerichtet?«

»Warum nicht gar! Einen ſolchen außerordentlichen Mann heimlich hinrichten! Nein, Dir muß die letzte Ehre öffentlich erzeigt werden.«

»In der Nacht?«

»Glaubſt Du, einen ſolchen Mann wie Du, ſchickt man ohne Verhör aus der Welt? — Nein, mein ſüßer Freund, Du mußt erſt ordentlich beichten, und lügſt Du, ſo bedenke, daß Du an den Lügen noch eher erſticken ſelbſt, als an dem Stricke, der Dir beſtimmt iſt; verlaſſe Dich darauf.«

Es entſtand eine lange Pauſe.

Der Delinquent ſchwieg.

Der Wagen rollte immer fort.

Paul merkte, daß ſeine Reiſe nicht vor die Linien Wiens gehen könne, denn, dachte er, an der Linie müßte ein ſo ſonderbarer Wagen angehalten werden, oder man müßte ihn nur für einen Leichenwagen anſehen.

Auf einmal hielt der Wagen.

Paul horchte. Es kam ihm vor als würde ein großes Thor aufgeriſſen.

Der Wagen nahm eine bemerkbare Reihe und fuhr in das Thor.

Zum zweiten Mal hielt der Wagen an.

Man öffnete den Schlag des Wagens.

Paul wurde herausgehoben und über eine Stiege geführt, die mäßig beleuchtet war.

Darauf trat man in ein Zimmer, in welchem ein paar alte Herren und ein junger Menſch, letzterer als ein Schreiber, ſaßen.

Ein ſtark geheizter Camin warf ein rothes Feuer in die Stube.

Man ſah eine Zange im Feuer glühen.

Endlich ſah Paul allerlei Werkzeuge im Zimmer herumliegen. Was dies für Werkzeuge waren, konnte Paul nicht entſcheiden.

Der Mann, den Paul für den ermordeten Wagmann hielt, nahm den oberſten Platz am Verhörtiſche ein.

Er redete den Verbrecher mit folgenden Worten an:

»Du ſtehſt hier vor keinem Gerichte, das von der Regierung eingeſetzt iſt. Es iſt ein Gericht, beſtehend aus den Familiengliedern des unglücklichen Mannes, den Du Scheuſal grauſam ermordet und beraubt haſt. — Aber eben weil wir keine von der Regierung authoriſirte Behörde ausmachen, binden wir uns auch nicht an geſetzliche Vorſchriften. Wir nehmen, um Dich zu Geſtändniſſen zu bringen, die Tortur zu Hilfe, wie ſie noch vor achtzig Jahren in Oeſterreich üblich war. Wir fordern Dich nun auf, uns die Wahrheit zu ſagen; belügſt Du uns, verſchweigſt Du uns irgend einen Umſtand, verhehlſt Du die geringſte Sache, ſo kannſt Du gewiß ſein, daß wir Dich alle Qualen der Folter empfinden laſſen, die je ein Mörder und Räuber empfunden hat. — Sprichſt Du aber die Wahrheit, hilfſt Du uns ein für unſere Familie höchſt verderbliches Geheimniß zu lüften, ſo ſoll Dir von uns kein Haar gekrümmt werden.«

»Die Tortur!« antwortete Paul, »die Tortur! Sie können mich da aus bloßer Laune, und zwar ſo lange quälen laſſen, als es Ihnen beliebt.«

»Wir werden nicht anders vorgehen, wie Leute deinesgleichen. Wenn Ihr es angemeſſen findet, bei euren Raub- und Mordzügen und bei den armen Opfern, die Ihr Euch auserleſen, die Folter anzuwenden, ſo thut Ihr dies auch ſo lange als es Euch beliebt. — Ihr wißt z. B. eine einſam liegende Mühle, einen Pfarrhof, ein Bauernhaus; deinesgleichen ſuchen die günſtigſte Gelegenheit auf, die hilfloſen Bewohner zu überfallen. Sie brechen herein, die Unglücklichen weichen der Gewalt der Räuber, die Räuber forſchen nach Geld und Geldeswerth, man bringt das was die Gauner ſuchen, nicht ſogleich; die Räuber mißhandeln nun die Bedauernswerthen; die Räuber drängen die Bedrohten, ihre verborgenen Koſtbarkeiten herbeizuſchaffen, die armen Leute verläugnen ſie, oder beſitzen nicht einmal etwas Werthvolles, und nun ſchreitet der Mörder zu den gräßlichſten Martern: er renkt den Opfern die Glieder aus, er brennt ſie mit flammenden Spänen und glühenden Eiſen — bis er empfängt, was er wünſcht, oder bis er ſich überzeugt, daß er ſich getäuſcht; — dies verübt der Räuber, der Mörder, kurz ein Schurke wie Du, an ehrlichen Leuten, und wir ehrlichen Leute ſollten Dir, Du Bandit, nicht mit ähnlichen Qualen auf den Leib gehen? — Nein, Patron, ſo gut ſoll es Dir nicht werden! Du wirſt gefoltert, bis Du beichteſt, und ſollſt mit allen Höllenqualen gepeinigt werden, bis Du geſtehſt!«

»Gott ſei meiner armen Seele gnädig!«

»Ja Gott ſei ihr gnädig! Bei mir haſt Du kein Erbarmen zu hoffen! — Nun, Elender, gib Antwort auf die Fragen, welche Du jetzt vernehmen wirſt? — Weshalb haſt Du meinen Bruder ermordet?«

»Weil Hirſchmeyer mich zu dieſem Morde gedungen.«

»Was hat er Dir hiefür bezahlt?«

»Das Blutgeld hat mein Weib erhalten.«

»Dies iſt nicht wahr, Du haſt es Dir genommen.«

»Nein, ſie hat die Schreckensthat accordirt; ſie hat den Lohn dafür erhalten.«

»Ich frage Dich noch einmal, haſt Du nichts für dieſen Mord empfangen?«

»Nicht das Geringſte!«

»Heda, kitzelt den Hallunken ein wenig mit einem Dutzend brennender Wachslichter unter den bloßen Armen; wir wollen ſein Gedächtniß etwas auffriſchen.«

Ein Paar wüſte Kerle riſſen Paul die Kleider vom Leibe und trennten ihm die Hemdärmel bis zur Schulter auf.

Ein Dutzend zuſammengebundener Kerzen wurde angezündet.

Die rohen Menſchen, die hier Henkersdienſte verſahen näherten ſich Paul mit den flammenden Lichtern.

»Ich will bekennen,« ſagte Paul. »Mein Lohn ſollt in dem baren Gelde beſtehen, das ſich in einer ſchwarze Brieftaſche befand, aber ich fand dieſe Brieftaſche nicht.«

»Doch, doch! Du haſt ſie gefunden, beſinne Dich — Hurtig! Haltet doch die Kerzen etwas näher! Leuchte dem Banditen unter die Arme, nur fünf Minuten! Dieſe Kerzenlicht wird die Nacht ſeiner Unthat ſchon erhellen.«

»Ich bleibe bei meiner Ausſage.«

»Und ich bei meinem Ausſpruche.«

Die Folterknechte drangen auf Paul ein und brannten ihn tief in die Armgrube.

»Barmherzigkeit!« ſtöhnte Paul. »Ja, ich habe die ſchwarze Brieftaſche gefunden, darin lagen —«

Paul konnte nicht ſprechen vor Schmerz.

»Laßt dem Schurken Zeit, daß er ſich erhole. Er darf ja ſeine Kräfte nicht ſogleich einbüßen, er hat ja noch mehr auszuſtehen.«

»Ich will Alles ſagen!« ſagte Paul. »Ich habe in der ſchwarzen Brieftaſche eine Brillantnadel und vierhundert-ierzig Gulden gefunden. Das Geld nahm ich; die Brief-aſche und die Nadel warf ich in demſelben Augenblicke von nir, als ich bei der Sicherheitsbehörde vorgerufen wurde; ert hat man die Nadel und Brieftaſche gefunden.«

»Was raubteſt Du für Hirſchmeyer?«

»Kein bares Geld!«

»Beſinne Dich!«

»Kein bares Geld. Ich ſuchte darnach. Ich fand den Schlüſſel zu Wagmann's Caſſe in ſeinen Kleidern, ich ſperrte ie Caſſe damit auf, ich fand ſonſt nichts als 40,000 fl.

in Wechſeln, acceptirt von Hirſchmeyer, dieſe nahm ich zu mir, weil ich hiezu den Auftrag erhielt; alles Andere, was noch in der Caſſe lag, ließ ich liegen.«

»Erinnere Dich, ob Du dies thatſt?«

»Ich rede die Wahrheit, ſo gewiß mir — —«

»So gewiß Dir der Teufel helfen ſoll! — Die Daumſchrauben!« befahl jetzt Wagmann. »Quetſcht ihm die Finger zu Brei zuſammen,« tobte Wagmann, »die verruchten Finger, welche das Mordinſtrument gegen meinen Bruder faßten. Geduld! Schurke, Du ſollſt gleich anders ſprechen!«

Paul betrachtete die entſetzliche Nagelpreſſe und ſtieß ſie von ſich.

»Ich will angeben, was ich fand,« ſagte er; »2000 fl. fand ich.«

»Wo kamen dieſe hin?«

»Ich mußte ſie meinem Weibe geben.«

»Die Daumſchrauben!« herrſchte Wagmann ſeinen Knechten zu. »Legt ſeine Finger hinein und ſchraubt zu! Schraubt die Maſchine, bis die Daumen ſo dünn wie ein Kartenblatt werden.«

Paul ſprang auf und flüchtete ſich.

Die Knechte packten ihn und warfen ihn nieder.

Paul raffte ſich auf und ſchleuderte die Knechte in wilder Verzweiflung von ſich; hierauf wagte er einen kühnen, behenden Sprung durch ein Fenſter; er ſchlug zwei Doppelſcheiben durch und verſchwand aus dem Zimmer wie ein Blitz.

Siebentes Capitel.

Eine unterirdiſche Stimme.

Wagmann, ſeine Freunde und Diener ſtürzten ſogleich über die Treppe, in den Hof, in den Garten des Hauſes, ſie beſetzten alle Ausgänge, ſie ließen einen ungeheueren Hund von der Kette, ſie machten förmlich Jagd auf den entſprungenen Verbrecher.

Es war keine Spur von ihm aufzufinden.

»Er iſt wieder in das Haus nach Margarethen zurückgekehrt, rafft dort ſein Blutgeld zuſammen,« ſagte Wagmann, »und flüchtet dann über die Grenze; wir wollen in ſein Haus; wir müſſen ihn wieder finden und wenn er ſich bis in den Mittelpunkt der Erde vergraben hätte.«

Es wurde ein Fiaker herbeigeſchafft, Wagmann und ſeine beiden »Folterknechte« ſetzten ſich zu ihm und wie der Wind ſauſte der Wagen nach Margarethen.

Es war ein Uhr, als die Verfolger anlangten

Anfänglich lavirten ſie vorſichtig.

Es war Alles ſtille und öde.

Nun verſuchte Wagmann mit einem Schlüſſel, deſſen er ſich ſchon einmal, um in dies Haus zu kommen, bedient hatte, das Schloß des Hauſes aufzuſperren.

Der Schlüſſel verſagte den Dienſt.

»Dieſes Schloß iſt nicht mehr das frühere!« äußerte ſich Wagmann. — »Das Haus iſt nicht hoch! Wir wollen das Dach erklettern und durch ein Bodenfenſter in das Haus gelangen.«

»Das iſt lebensgefährlich!« warf einer der Begleiter Wagmann's ein. »Der Schurke lauert wahrſcheinlich auf ſeine Verfolger und ſtreckt jeden nieder, der ihm zu nahe kömmt.«

»So will ich allein den Unhold aufſuchen,« entgegnete Wagmann. »Ich bin hinlänglich mit Waffen verſehen, um mit dem Mörder anzubinden!«

»Aber warum wollen Sie durchaus nicht die Gerichte zu Hilfe nehmen?«

»Weil ich es mir, meinen Verwandten und der Braut meines ſeligen Bruders gelobt, ohne gerichtliche Hilfe den Uebelthäter aufzugreifen, die Blutſchuld zu rächen, und iſt dies geſchehen, den Mörder dem Hochgerichte zu überliefern.«

»Was Sie vorhaben, kann Ihnen eine ſchwere Verantwortung zuziehen und auch uns eine arge Strafe bereiten.«

»Ich werde mich der ſchweren Verantwortung mit Vergnügen unterziehen, und was Euch betrifft, werde ich Euch vertreten und für das, was Ihr als Strafe erleiden ſolltet, mit vielem Gelde entſchädigen. Wollt Ihr aber durchaus nicht in dieſes Haus dringen, bleibt zurück, ich allein will vollführen was ich mir vorgenommen.«

Er kletterte raſch an einem eiſernen Gitter empor, ſchwang ſich auf das Dach, ſtieg in ein Bodenfenſter und verſchwand.

»Bei meiner Seele! Er iſt ſchon oben,« rief der erſte der beiden Begleiter Wagmann's.

»Allein können wir ihn nicht laſſen! Sammt ſeinen

Waffen könnte er überwältigt werden. Dann ſähe es aus, als wenn wir feige geweſen wären! Vorwärts!«

Beide folgten Wagmann auf demſelben Wege.

Der Eine nannte Wagmann's Namen.

Es erfolgte keine Antwort.

»Der iſt vielleicht ſchon in eine Oeffnung des Bodens geſtürzt und hat ſich todt gefallen,« ſagte der Andere.

»Die verfluchte Finſterniß!« erwiederte der Erſte. »Man kann keinen Schritt vorwärts thun, ohne ſich an-uſtoßen.«

»Wenn ich nur die Bodenthüre fände; ich tappe herum und entdecke keinen Ausgang.«

»Da, durch dieſe Lücke blitzt mir ein Licht entgegen.«

»Eine Geſtalt ſchreitet durch den Hof.«

»Wir wollen von oben herab ein wenig Lärm erheben, amit die Räuber, welche hier hauſen, den Muth verlieren, nſern braven Herrn anzutaſten!«

»Holla ho!« ſchrien Beide.

»Holla ho! Ihr Spitzbuben rührt Euch nicht, oder ir ſtecken das Haus in Brand und begraben Euch unter inen Ruinen.«

»Seid Ihr da?« rief der Mann mit der Laterne im ofe. »Täuſcht Euch doch nicht! Ich bin es, Wagmann in ich, den Ihr hier ſeht. — Das Neſt iſt leer! Alles ſſen! Alles ausgeflogen! — Zum Glück fand ich Feuer-ug und eine Laterne. — Es war ein Glück, daß ich Be-heid hier weiß und ſchon ſeit Langem das Terrain reco-nosciren ließ. Wartet! Ich komme zu Euch und hole Euch erunter, dann wollen wir zuſammen jeden Winkel durch-chen. Macht keinen Schritt ohne Licht. Ihr könntet Hals nd Beine brechen!«

Wagmann erſchien hierauf bald mit der Laterne.

Er gebot ſeinen Begleitern ſich feſt an ihn zu ſchließen.

Hierauf führte er ſie vorſichtig in eine Vorhalle, von da in die Stube, die offen ſtand, und von da in eine zweite und dritte.

Nirgend war ein lebendiges Weſen zu ſehen.

»Das ſchreckliche Weib des Mörders hat ſich vor der Polizei geflüchtet!« ſagte Wagmann, »und der Mörder ſelbſt iſt wohl ſo ſchlau geweſen, nicht hierher zu kommen. Er weiß recht gut, daß er hier nicht ſicher iſt. Jetzt, Freunde, wollen wir noch einige Kerzen anzünden und in den Keller ſteigen: hat ſich dort Niemand verborgen, ſo iſt hier nichts mehr zu thun.«

Sie zündeten einige Kerzen, die ſie in einem Kaſten fanden, an und wollten ihre Wanderung beginnen.

Plötzlich blieb einer der Begleiter Wagmann's ſtehen.

»Nur einen Augenblick!« ſprach er.

»Was gibt es?« fragte Wagmann.

»Wir wollen hier ganz ruhig bleiben,« ſagte der Mann, der ſoeben geſprochen hatte. »Es war mir, als ob ich Jemand ſeufzen gehört hätte!«

»Seufzen? Warum nicht gar!« entgegnete Wagmann. »In dieſem Hauſe könnte man wohl fluchen hören, aber nicht ſeufzen.«

Es entſtand eine Pauſe.

»Bei meiner Seele!« ſagte derſelbe Mann wieder. »Es ſeufzt hier Jemand.«

»Ich höre nichts!«

»Ich auch nicht!«

»Ich höre es aber,« fuhr der Mann fort; »nur weiß ich nicht, kommt dieſer Ton von oben, von unten oder aus der Wand her.«

»Du haſt feine Ohren!« lachte der Zweite der beiden Männer. »Ich glaube, Kerl, Dich packt Geſpenſterfurcht, und Du möchteſt mich gerne beſtimmen, daß ich ein Hafenfuß würde wie Du!«

»Jetzt mußt Du es auch hören!« verſetzte der Erſte der beiden Männer. »Jetzt höre ich nicht mehr ſeufzen, ſondern ſtöhnen.«

»Beim Himmel! Jetzt höre ich es auch,« rief Wagmann.

»Es kommt von unten herauf!«

»Jetzt gilt es!«

»Nur vorſichtig!« bat Wagmann, legte den Finger auf den Mund und horchte.

»Iſt hier ein Keller?« fragte einer der Männer.

»Stille, um Gotteswillen ſtille!« befahl Wagmann. »Da iſt ein Bubenſtück geſchehen.«

»Oder man will eines vollbringen und uns verlocken!«

»Mein Gott! mein Gott, wer rettet mich?« örte man jetzt ganz deutlich ſprechen.

»Wer da?« rief Wagmann.

»Um des Himmels Erbarmen! öffnet mein Grab oder h erſticke.«

»Klopfe oder gib ein anderes Zeichen, wo Du Dich efindeſt! — Es klingt ja im ganzen Zimmer ſo hohl wie n einer Gruft.«

Man hörte an der Stelle, an welcher die drei Perſoen ſtanden, ein leiſes Klopfen.

»Zum Teufel! Unter dieſer Diele?« rief Wagmann. Dieſe Diele habe ich ja geſtern ſchon einmal erbrochen und wichtige Papiere darin gefunden! Und nun ſteckt ein Menſch hier? Unmöglich!«

»Walter, geh in die Küche und ſuche ein Beil oder etwas Aehnliches.«

Walter, ſo hieß der erſte der beiden Männer, nahm ein Licht und ging in die Küche.

»Herr,« ſprach der zweite Mann, der Berner hieß, Wagmann an, »geben Sie mir eine Ihrer Piſtolen, ich wittere eine Hinterliſt.«

»Von der Perſon, die hier wie in einem Grabe eingepfercht iſt?«

»Man kann nicht wiſſen!«

Während dieſes Geſprächs kam Walter aus der Küche mit einer großen Holzhaue.

»Hoho!« erinnerte Wagmann, »das iſt ja ein Inſtrument, welches, wenn es unglücklich geführt wird, dem da unten den Kopf ſpalten kann. Sucht doch eine kleinere Hacke, ein Beil — ich fand, als ich das erſte Mal hier war, ein Beil unter dem Herde. — Gebt das Licht her, ich weiß noch gut wo ich es hingeworfen, als ich es gebraucht hatte.«

»Es ſtirbt der Kerl da unten!« ſagte Berner, »ehe wir ihn ausgraben.«

»Ei, das iſt ja kein Mann,« meinte Walter; »das iſt ein Weib.«

»Ein Mann iſt es!«

»Heda! Rührt Euch doch wieder! Lebt Ihr noch? Seid ihr ein Mann oder ein Weib?«

Es erfolgte keine Antwort.

»Der oder Die iſt ſchon todt!« ſagte Walter. »Das iſt nun eine hübſche Beſcherung! Während wir zur Rettung alle Anſtalt machen, verendet der, welcher gerette werden ſoll.«

»He holla!« rief Wagmann. »Kommt heraus in di Küche! Da ſeufzet auch Jemand und ruft »rettet mich!« und klopft und ſtöhnt.«

»Es ſpukt hier, oder man bereitet uns einen Abgrund,« ſagte Berner.

»Geh Du hinaus in die Küche, und reiße Du mit dem Herrn das Steinpflaſter auf!« verſetzte Walter. »Ich haue indeß mit der großen Hacke dieſe Dielen entzwei, mir gleichgiltig, ob ich der Beſtie da unten den Kopf ſpalte oder nicht!«

Berner ging in die Küche.

Walter führte einen Hieb; er klang dumpf, wie ein gewaltiger Schlag auf eine leere Kiſte.

Die in der Küche riſſen das Steinpflaſter auf.

Sie fanden nichts.

Walter zerſchmetterte den Fußboden; er fand eine Vertiefung, aber kein Menſch verbarg ſich darin.

»Sind wir geäfft oder nicht?« fragte Berner. »Piſtolen her! Wir wollen auf unſerer Hut ſeyn!«

Wagmann reichte Berner eine Piſtole und Waltern benfalls eine.

»Ich ſchieße jetzt in dieſes Loch!« rief Walter. »Wenigſtens ſoll das ſpukende Volk hier im Hauſe ſehen, daß ir mit uns nicht ſpielen laſſen!«

Er drückte die Piſtole in die Vertiefung los.

»Jeſus, Maria und Joſeph!« rief die Stimme.

»Aha! Geſpenſt von Fleiſch und Bein,« tobte Walter, »hab' ich Dich feſtgebannt?

»Heraus mit Dir! Und ſteckt ein Dutzend Spukgeiſter da d'rin, heraus mit euch allen! Gebt auch die zweite Piſtele her! Ich verdopple die Portion. Auf dieſe Art kommt Ihr da unten bei mir nicht durch!«

»Nicht voreilig!« verſetzte Wagmann. »Wir wollen erſt ſehen, wen die erſte Kugel traf, bis die zweite verſendet wird.«

Er ſtieg in die Verſenkung.

Er leuchtete beherzt hinein.

»Ein Weib liegt da d'rin!« ſprach er. »Es regt ſich nicht! Wir müſſen die übrigen Dielen ebenfalls aufreißen, ſonſt bringen wir das Weib nicht heraus! Greift an!«

»Der ganze Fußboden bis hinaus in die Küche iſt unterminirt!«

Sie riſſen alle Dielen auf.

Endlich hoben ſie ein Weib heraus

Ein Bild des Entſetzens.

Bleich war das Weib, ſeine Züge erſchienen, wie wenn man die Aermſte lebendig begraben hätte.

Ihre Augen waren gebrochen, wild hingen ihr die Haare ins Antlitz.

Die Kugel hatte ſie an dem rechten Arme geſtreift; ſie blutete heftig.

»Waſſer! Waſſer!« ſchrie Wagmann. »Waſſer! um ſie zu laben und das Blut abzuwaſchen.«

Werner holte Waſſer aus der Küche.

»Feuer!« ſchrie Walter und drückte die zweite Piſtele in der Höhlung ab.

»Was thut Ihr?«

»Falls noch eine ſolche Hexe da d'rin wäre, ſo will ich ihr auch einen Vorgeſchmack geben.«

Das Weib ſchlug die Augen auf.

Das Waſſer, welches ihr Berner reichte, erquickte die Unglückliche.

Wer war ſie?

Der Leſer kennt ſie; der Leſer denkt aber vielleicht nicht mehr an ſie.

Das arme Weib, welches in einem ganz bewußtloſen Zuſtande aus dem unterirdiſchen Behältniß herausgeſchafft wurde, war niemand Anderer, als die alte Kartenlegerin, welche dem Leſer aus unſeren Mittheilungen bereits bekannt iſt.

Wie kam die Aermſte in dieſes Grab? Denn ein Grab war doch das Behältniß, in welches ſie geſteckt wurde.

Sie vermochte lange nicht zu ſprechen.

Ihre Erſchöpfung war ſo groß, daß ſie einer ſchweren Ohnmacht glich.

Wagmann rieb ihr die Schläfe, beſpritzte ſie unaufhörlich mit Waſſer.

Walter fand in der Küche etwas Eſſig. Man träufelte dieſen auf ein Tuch und ließ ſie den Geruch einſaugen.

Endlich kam ſie zu ſich.

Wagmann wollte ſie durch vieles Reden nicht anſtrengen. Er that nur gleichgiltige Fragen an ſie; endlich erholte ſie ſich.

Als ſie ſich vollkommen erſtarkt fühlte, worüber wohl anderthalb Stunden dahinfloſſen, begann ſie, zwar noch immer mit matter Stimme, doch zuſammenhängend und verſtändlich, ihre Leidensgeſchichte zu erzählen.

„Gott hat mich verlaſſen!“ ſagte ſie, „als ich geſtern dieſes Haus betrat. — Ich ging hier vorüber und mir war, als hätte ich um Hilfe rufen gehört.

»Längſt ſchon hätte ich gerne dieſes geheimnißvolle Haus betreten. Ich verſuchte das Thor zu öffnen und es ging auf.

»Ich trat in den Hof.

»Alles war ſtille; die Stimme, welche um Hilfe rief, war verſtummt. Ich ſah ringsumher. Ich wollte ſchon wieder aus dem Hauſe eilen, weil ich, ich verhehle es nicht, die Eigenthümerin desſelben fürchtete. Ich that einen ſcheuen Blick nach der Wohnung des böſen Weibes und entfernte mich dann nicht ohne Angſt.

»Plötzlich hörte ich ein furchtbares Klopfen und Rütteln an einer Thüre und wieder einen Hilferuf.

»Ich horchte.

»Neuer Tumult.

»Ich hörte die Worte: Wer mich aus meinem Kerker befreit, dem ſchenke ich eine große Summe. Frau, Frau! ſetzte die Perſon, welche ſo geſprochen hatte, hinzu, ich ſehe Sie; bleiben Sie doch! Entfernen Sie ſich nicht. — Ich bin im Kellergewölbe eingeſperrt, kommen Sie doch hieher. Hier bin ich! Schieben Sie den Riegel von der Eiſenthüre zurück und ich bin frei.

»Ich eilte dies zu thun.

»Die Frau von dieſem Hauſe, die ich gut kannte, ſtieg aus ihrem Grabe.

»Sie erblickte mich.

»Statt mir für ihre Rettung zu danken, fiel ſie mich an.

»Verfluchte Wahrſagerin!« ſchrie ſie, »habe ich Dich einmal in meiner Gewalt!«

»Sie eilte auf ihr Hausthor zu, ſchloß es und ſteckte den Schlüſſel zu ſich.

»Du ſollſt mir nicht mehr entkommen!« hierauf packte ſie mich mit ihren rieſigen Armen, zerrte mich in ihre Wohnung und ehe ich es noch verſah, warf ſie mich nieder.

»An allem dem Unglücke, das ich durch Hirſchmeyer erlebt, biſt Du Schuld. Du haſt ihm ſo lange Entſetzliches und Gräßliches prophezeit, bis er alle Beſonnenheit verlor. Glaubſt Du, daß er mir nicht geſagt, welches Schauderhafte Du ihm aus deinen verfluchten Karten herausgeleſen? — Nun warte, Dir ſoll das Wahrſagen vertrieben werden.«

»Ich wollte mich losringen, ich vermochte es nicht; ich wollte um Hilfe rufen, ſie drückte mir die Kehle zu.

»In dem entſetzlichen Zimmer, in welches ſie mich geſchleppt, war eine lange Diele aufgeriſſen. Darunter die Grube, aus der Sie mich befreit. Sie ſtieß mich da hinein. Durch die ſchweren Verletzungen, die ſie mir am Halſe beigebracht, verlor ich mein Bewußtſein. — Als ich wieder zu mir kam, fand ich mich in einer hohlen Gruft. — Ich fühlte wohl, daß das unterirdiſche Gemach, was die Länge betraf, über ſechs Klafter beſitzen müſſe, ich konnte aufwärts und abwärts kriechen, aber ich fand keinen Punkt, in welchem es möglich geweſen wäre, mit aller Anſtrengung meine Freiheit zu gewinnen. So lag ich wie eine Eingemauerte. Das entſetzliche Weib hörte ich fort und fort geſchäftig hin- und hereilen. Ich bemerkte, daß ſie bemüht war, ihre Habſeligkeiten fortzuſchaffen und ihr Haus zu verlaſſen.

»Ich hörte ſchwere Männertritte über mein Grab ſchreiten.

»Sie wußten, daß ich da unten lag, denn ſie riſſen die unverſchämteſten Witze.

»Ich hörte auch einige Male einen Ort nennen, wohin die Flucht ging, wohin die Helfershelfer dieſes Räuberneſtes die Sachen, welche fortgeſchleppt wurden, zu bringen hätten.

»Wie heißt dieſer Ort?« fragte Wagmann.

»Ach, mein Gott, den Namen, der nie in mein Ohr drang, hab ich rein vergeſſen.«

»Ich will Ihnen mehre Orte nennen, an welchen dieſe Gaunerbande ſich zu verſammeln pflegte. Hörten Sie den Ort Preßbaum ausſprechen?«

»Dieſen Ort kenne ich; ich hätte ihn nicht vergeſſen.«

»Vielleicht ein Ort an der öſterreichiſchen Grenze, ein Ort in Oberöſterreich? in Mähren, in Ungarn.«

»Es iſt ein Ort mit einem deutſchen Namen, an welchem Orte in einiger Entfernung ſich ein einzeln ſtehendes Haus, ein Pachthof, eine Mühle oder ein Jägerhaus befindet, denn ich hörte deutlich ſprechen: durch das Dorf ſelbſt dürfe der Wagen mit den Habſeligkeiten nicht fahren, ſondern außen herum, und es müſſe die Fahrt-ſo eingeleitet werden, daß bis zum Eintreffen in dem bezeichneten Hauſe die Nacht hereingebrochen — Wal—, Wel—, ach, mein Gott, mit W fängt das Wort an—

»Wolfsau —«

»Wal —«

»Walberg! Walberg wird es ſeyn.«

»Walberg — es wäre möglich! Iſt dort ein Wald und ein Fluß, oder ein See . . «

»Ein See iſt dort. Drüben in Baiern liegt dieſer Ort . . .«

»Ja, ja, drüben in Baiern! Ich beſinne mich nun. Der Ort heißt Walberg, Walberg in Baiern.«

»Dieſes Walberg ſollen ſie nicht erreichen!« rief Wagmann, »ich will ſchnell Poſtpferde beſtellen und den Schurken den Weg abſchneiden.«

»Aber wir haben ja den Mann nöthiger als das Weib!« verſetzte Walter.

»Der Elende hat ſich ebenfalls dahin geflüchtet!« entgegnete Wagmann.

»Wenn ſich aber die Frau Wahrſagerin irrt,« meinte Berner.

»Sie irrt ſich nicht! Wir brechen dahin auf.«

»Nehmen Sie doch wenigſtens zu dieſer Expedition gerichtliche Aſſiſtenz mit!« erinnerte Berner. »Wir ſtoßen vielleicht mit einem ganzen Räuberneſt zuſammen!«

»Und wenn ein ganzes Piquet Spitzbuben uns entgegentritt, ſo fürchte ich ſie nicht. Ich nehme nur einen Mann noch mit, denſelben, der Jahre lang mit dieſem Geſindel in Gemeinſchaft lebte, den ich für mich gewonnen, an deſſen Verrath ſie nicht denken, deſſen Bekanntſchaft mit mir ſie nicht ahnen, und von welchem ich alle die Nachweiſungen habe, die mir ſo gute Dienſte thun.«

»Habt Ihr aber nicht Muth oder nicht Luſt, mit mir zu gehen,« fuhr Wagmann fort, »ſo ſcheut Euch nicht, mir dies zu ſagen. Ich finde für mein Geld Leute genug, die mit dem Teufel ſelbſt anbinden, wenn es Noth thut. Sprecht nur ein Wort, ich bezahle eure bisherigen Dienſte ſogleich und bezahle mehr, als Ihr erwartet, und ſcheide dann von Euch ohne Groll.«

»Herr, was Einer in der Welt zu leiſten vermag, leiſte ich auch,« ſagte Walter.

»Und ſtößt noch ein Vierter zu uns, etwa der wüſte Kerl mit dem ſchwarzen Barte und der Binde um das linke Auge, den ich oft bei Ihnen geſehen.—«

»Derſelbe.«

»So haben wir ein Dutzend Spitzbuben nicht zu fürchten. Das Geſindel iſt ja nicht auf unſern Ueberfall gefaßt; wir nehmen es auf mit einer ganzen Rotte, nur muß Jeder ein Paar Doppelpiſtolen erhalten und . . .«

»Eine ganze Waffenkammer ſteht Euch zu Gebote. Wir müſſen nur in meine Wohnung zurück, mein Wagen muß gepackt werden und Poſtpferde müſſen wir haben. Vorerſt will ich auch nachſehen, ob von Thereſen kein Schreiben an mich eingelangt.«

»Und jetzt, Herr,« fragte Walter, »was geſchieht jetzt? Nehmen wir denſelben Weg wieder über das Dach zurück, den wir eingeſchlagen, als wir hieher kamen? . . . Oder ſprengen wir das Hausthor auf? Und was geſchieht mit dieſer Frau, wenn wir das Thor nicht öffnen, ſoll dieſe auch durch das Bodenfenſter kriechen?«

»Ich hebe die Thorſtangen aus,« erwiederte Wagmann, »öffne das Thor von innen und Ihr geht durch dasſelbe fort. Dann ſenke ich die Thorſtangen wieder ein, das Thor iſt wieder verſchloſſen und ich bin in fünf Minuten bei Euch; ich mache den Weg über das Dach.«

»So wollen wir denn ans Werk!« verſetzte Berner.

»Nur einen Augenblick! Dieſer armen, lebendig Begrabenen will ich vorher ein Geſchenk geben.«

»Herr, Sie haben mir das Leben gerettet,« entgegnete das Weib, »ich kann von Ihnen nichts nehmen.«

»Dafür danken Sie dem Allmächtigen, der mich hieher geſendet, mir aber nicht . . . Da, gute Frau, nehmen Sie dieſe Banknote, es iſt eine Banknote von hundert Gulden, mehr ſoll nachkommen! . . . Hier meine Adreſſe, ſuchen Sie mich auf, in acht Tagen längſtens bin ich wieder in Wien und meine Sendung iſt vollbracht. Komme ich aber nicht in acht Tagen zurück, dann bin ich, wie mein Bruder, den Mördern zum Opfer gefallen, dann . . . dann . . . beten Sie für mich!«

»Was uns bevorſteht, kann ja die Frau ſogleich wiſſen,« meinte Berner, »das iſt ja eine Wahrſagerin.«

»Iſt dies wieder Waſſer für deine Mühle,« fiel ihm Walter ins Wort, »Du abergläubiſche Seele! . . . Möchteſt Du Dir nicht etwa Karten aufſchlagen laſſen, jetzt, wo wir ſchon über alle Berge ſein ſollten?«

Wagmann war indeß hinausgegangen, um das Thor zu öffnen.

»Löſcht die Lichter behutſam aus, damit wir nicht eine Feuersbrunſt veranlaſſen,« ſagte er.

Berner führte die Wahrſagerin hinaus.

Walter löſchte die Lichter behutſam aus und folgte.

Das Thor war bereits offen.

Walter und Berner führten das Weib auf die Straße.

Die Arme war noch immer ſehr erſchöpft und wankte mehr als ſie ging.

In einem Nu ſchloß Wagmann das Thor wieder. In wenigen Minuten war er auf dem Boden des Hauſes und urch das Dachfenſter auf der Straße.

Man beſtieg den Fiaker.

Die Frau wurde bis zu ihrem Hauſe gefahren, das ie dem Fiaker angab.

Sie ſtieg aus.

Der Fiaker jagte mit Wagmann, Walter und Berner ach der Stadt.

Achtes Capitel.

Chriſtophs Rettung.

Im dritten Capitel des dritten-Theils unſeres Romans erzählten wir den Leſern, daß ein Menſch in der Gegend des Preßbaumes in einen Abgrund geſtürzt wurde.

»Das iſt Chriſtoph, der im Abgrunde liegt!« rief Thereſe aus. Ihre Ahnung hatte ſie nicht betrogen.

Wirklich war es Chriſtoph.

Die Unmenſchen, unter welchen Kalter der Unbarmherzigſte war, langten kaum am »Harzgraben« an, ſo überfielen ſie den argloſen Chriſtoph, befreitem Hirſchmeyer von ſeinen Banden, würgten Chriſtoph, daß er das Bewußtſein verlor, und ſtürzten ihn dann in eine Schlucht, von deren Tiefe ſie hoffen konnten, daß ſie dem Unglücklichen zum Grabe dienen werde.

Allein der Himmel hatte es anders beſchloſſen. Es wucherten in dem Abgrunde ſo viele Wurzelm von den umherſtehenden Bäumen, es wuchs an den Wänden der Grube eine ſolche Maſſe von Geſträuchen, und unten war der Boden von dem heftigen Regen ſo weich und zu einem kleinen See geworden, daß Chriſtophs Fall ſehr gemäßigt wurde, da er mehr kollerte als ſtürzte.

Die Leute, welche vom »Preßbaum« her zu Hilfe kamen und Leitern, Seile und eine förmliche Winde, den Unglücklichen heraufzuziehen, mitbrachten, waren ungemein thätig

Der Wirth, der mit der Leiter zuerſt in die Gruſ
ſtieg, rief, als er bei dem Aermſten ankam:

„Er lebt, er lebt, ſchafft Waſſer und Eſſig herbe
damit ich ſeine Wunden waſchen und ihn verbinden kan
dann laßt an der Winde das Querholz herunter, damit i
ihn aus dem Sumpfe bringen und der modrigen ungeſun
den Luft, die hier herrſcht, entziehen kann!“

Es ſtieg auch der Waldbereiter in die Schlucht. Di
ſer und der Wirth zogen den Unglücklichen aus dem M
raſte, befeſtigten ihn an das Querholz der Winde, gab
nach oben ein Zeichen und Chriſtoph wurde emporz
zogen.

Sein Anblick war gräßlich.

Er hatte ſich zwar nicht lebensgefährlich verletzt;
hatte auch nicht Arme noch Beine gebrochen, aber das G
ſicht und die Hände waren jämmerlich zerkratzt und d
Moraſt der Pfütze bedeckte ſeine Haare, ſeine Kleider, ſe
Geſicht ſo abſcheulich, daß er faſt nicht zu erkennen war.

Als Chriſtoph gerettet war, vereinigten ſich alle A
weſenden ſchnelle Hilfe zu leiſten.

Einige Bauern machten aus den vom Sturme abg
riſſenen Aeſten eine Tragbahre; Chriſtoph, dem man eili
das Geſicht gereinigt und ihn vom Blut und Schlamme b
freit hatte, wurde auf die Bahre gelegt und in das Wirth
haus geſchafft.

Noch vermochte Chriſtoph nicht zu ſprechen; aber
fing an leichter zu athmen, und als man ihm ein
Suppe und Wein eingeflößt hatte, begann er ſich allmäl
zu erholen.

Thereſe und Hanni waren bereits im Wirthshauſe a
gekommen.

Thereſe eilte auf Chriſtoph zu und fragte mit zärtlicher Theilnahme, ob er bedeutenden Schaden genommen. Sie legte ihre Hand auf ſein Haupt, das noch immer blutete, breitete in Waſſer getauchte Leinwandlappen auf ſeine Wunden, neigte ſich zu ihm und ſprach theilnehmend und liebreich:

»Armer Chriſtoph! Welch ein Tod war Ihnen beſtimmt! — Ach, äuſern Sie ſich doch, wenn Sie es vermögen, damit ich vernehme, daß Sie nicht lebensgefährlich verletzt wurden.

Chriſtoph öffnete die Lippen.

»Ich kann nicht angeben,« ſagte er, »ob ich nicht im Innern verletzt bin, denn ich fühle die heftigſten Schmerzen am ganzen Körper, dabei verzehrt mich ein brennender Durſt. Ich bitte um Waſſer, um mich zu erquicken.

»Iſt kein Arzt in der Nähe?« fragte Thereſe beſorgt. »Ein Arzt! ein Arzt muß geſchafft werden.

Augenblicklich entſendete der Wirth ſeinen Knecht mit einem Wagen nach dem Bezirksarzte in Purkersdorf.

»Die entſetzlichen Menſchen!« fuhr Chriſtoph fort, »haben mich ſo recht banditenmäßig gepackt, und ehe ich mich noch zur Wehre ſetzen konnte, gewürgt; der Schloſſer und Kalter preßten mir die Kehle zu.«

Nach einer Pauſe fuhr Chriſtoph fort:

»Ich bin gewiß nicht ſchwach an Kräften. Als ein gelernter Fleiſcher habe ich Vortheile mir eigen gemacht, mittels welchen ich es wohl mit den beiden Mördern hätte aufnehmen können, aber die Schändlichen ſchnürten mir die Halsbinde mit einem Stück Holz zuſammen; der Schloſſer hieb dabei mit ſeinen Eiſenfäuſten auf meinen Kopf ein, ich ward in wenig Augenblicken betäubt. Nun ward die

inde wieder gelüftet, ich ward vom Wagen gehoben und
die Schlucht geſchleudert, ſo vermuthe ich es wenigſtens,
enn mein Bewußtſein kehrte erſt in der Waſſerpfütze zurück,
der ich lag.

»Ich ſuchte mich emporzuringen. Ich war zu ermat-
t, es gelang mir nicht. Ich wollte um Hilfe rufen, ich
ermochte keinen Ton aus der Kehle zu bringen. Erſt nach
ner Viertelſtunde gelang es mir durch meine Klagetöne
nd mein Angſtgeſtöhne gehört zu werden. Dies vermuthe
nemlich, da mir Hilfe ward.«

Thereſe bat Chriſtoph, ſich durch ſein Sprechen nicht zu
hr anzuſtrengen. Neuerdings wuſch ſie ihm mit Eſſig und
Baſſer die Schläfe und die Stirne und ſuchte das Blut an
inen zerſchundenen Händen zu ſtillen.

Chriſtoph wollte fortwährend ſprechen, aber Thereſe
uldete es nicht.

»Bis der Arzt geſehen und ſich geäußert hat, was
it Ihnen geſchehen ſoll, laſſe ich Sie nicht ſprechen,«
gte ſie.

»Ich dächte,« verſetzte der Waldbereiter, »wir bräch-
n den Patienten in ein gutes Bett, trachteten ihm Ruhe
verſchaffen, vielleicht erquickt ihn ein Schlaf, indeß
ommt auch der Doctor und unterweiſt uns, was noch zu
eſchehen hat.«

»Aber allein können wir ihn doch nicht laſſen!«
ef Thereſe ängſtlich aus.

»Ich bleibe bei ihm,« erwiederte der Wirth, »und
ößt ihm etwas zu, ſo habe ich ja eine kleine Hausapotheke
i der Hand! Ich verſpreche, daß ich kein Auge von ihm
enden will.«

Chriſtoph winkte mit der Hand, daß er damit einverſtanden ſei. Er warf noch Thereſen einen dankbaren Blick zu.

Thereſe nahm herzlich von Chriſtoph Abſchied.

Alle, bis auf den Wirth, gingen in ein Nebenzimmer.

* * *

»Ich wünſchte wohl Aufſchlüſſe, was hier früher, als dieſe ſchändliche Handlung begangen wurde, vorgefallen,« ſagte der Waldbereiter zu Hanni. »Gewiß hat der Vater auch bei dieſer ruchloſen Geſchichte ſeine Hand im Spiele. Sprich, unglückliches Kind, was ging hier vor? Du vermagſt deinen Vater doch nicht vor dem Arme der erzürnten Gerechtigkeit zu ſchützen.«

Hanni weinte heftig.

»Ach, Herr Ferſch,« ſchluchzte ſie: »es bleibt doch immer mein Vater.«

»Ja, ja! dein Vater, dein Rabenvater,« erwiederte der Waldbereiter. »Weißt Du, daß ich nur ſo früh in dieſes Revier kam, um die Jäger hier zu erwarten, die deinen Vater feſtnehmen ſollten? Wo iſt er hin? Wo kann er hingeeilt ſein mit ſeinen Spießgeſellen, denn daß er wieder mit Wildſchützen und Dieben, Räubern und Mordbrennern im Bunde war, iſt mir zu ſehr klar geworden! Und wer iſt der junge Mann, den Kalter und ſeine Genoſſen in die Schlucht am Harzgraben ſtießen?«

»Ein Fleiſchersſohn, den ich kenne,« antwortete Thereſe, »der wohl leichtſinnig und arbeitsſcheu, aber keineswegs ſo ſchlecht iſt, um einem ſo ſchrecklichen Bunde, wie ein gewiſſer Hirſchmeyer aus Wien, ein Schwärzer, Räuber und Todtſchläger, organiſirte, bleibend anzugehören.«

»Herr Waldbereiter,« fuhr Thereſe fort, »ich will Ihnen hierüber die genaueſten Aufſchlüſſe geben. Helfen Sie nur auch, den Hauptverbrecher Hirſchmeyer aufzufinden. Sie erwarten Jäger? Sind dies Militärjäger oder Jäger aus dem Forſte?«

»Militärjäger ſind hierher beordert.«

»O, dann veranlaſſen Sie doch, daß dieſe aufbrechen und die Wildſchützen, Schwärzer und Mörder einholen. Hanni hat mir den Ort entdeckt, an welchen ſie fliehen. Sie verabredeten ihr Aſyl ſchon längſt. Es iſt über der bairiſchen Grenze, Walberg iſt's genannt.«

»Mein Gott!« klagte Hanni. »Was ich Ihnen unter vier Augen mittheilte, verrathen Sie nun, Sie opfern dadurch meinen Vater! Iſt das mein Dank, daß ich Ihnen das Leben rettete?«

»Das Leben rettete!« fuhr der Waldbereiter auf. »Wie iſt dies zu verſtehen? Stand Ihr Leben auf dem Spiele? Wer hat es gefährden wollen? — Wer ſind Sie? Wie kommen Sie hieher? Welch' eine Sendung konnten Sie in dieſer Geſellſchaft haben? Ich bitte Sie mir ungeſäumt die Aufſchlüſſe zu geben, zu welchen Sie ſich bereit erklärten.«

Es kam nun zu Erörterungen, die den Waldbereiter mit Schrecken und Staunen erfüllten; er ſprang auf, fertigte augenblicklich einen Boten nach Purkersdorf ab und ließ die Vorgänge ſo dringend und gefahrdrohend melden, als ſie ſich gezeigt hatten.

Mittlerweile erſchien der Arzt und wurde an das Lager des Kranken geführt.

Der Arzt fand die Verletzungen ungefährlich, aber ordnete die umſichtigſte Pflege an, da inzwiſchen Chriſtoph von einem heftigen Fieber heimgeſucht worden war.

„Es wird bald vorübergehen,“ ſagte der Arzt zu Thereſen.

„Der junge Mann iſt ſtark,“ fuhr der Arzt fort, „er erfreut ſich einer guten Conſtitution und hat mehr einer Erkältung, die er in der Regennacht erlitten, dann dem ausgeſtandenen Schrecken, in der wilden Waldesſchlucht verkümmern zu müſſen, als ſeinen Wunden ſeine Erkrankung zuzuſchreiben. — Die Quetſchungen und Hautbeſchädigungen werden bald geheilt ſein. Im Innern hat er keine Leiden; er athmet leicht und Bruſt und Lunge ſind frei. — Er muß acht Tage das Bett hüten, dann ſtehe ich dafür, daß er wieder ſo geſund wird, als er war.“

„Acht Tage?“ fragte Thereſe ängſtlich. „Das iſt eine Ewigkeit! Acht Tage ſoll er hier bleiben und es ſind keine acht Stunden zu verſäumen. — Herr Doctor,“ flehte ~~Marie~~, „laſſen Sie den Patienten doch ſchnell ſein Lager verlaſſen. Sie ſagten ja ſelbſt, der junge Mann iſt ſtark, er erfreut ſich einer guten Conſtitution! Sie ſetzten bei, ſeine Quetſchungen und Hautverletzungen werden bald geheilt ſein und im Innern habe er keine Leiden. Wenn es ſo iſt, ſo könnte er ja ſogleich wieder von hier fort. Ich an ſeiner Stelle würde mich nach ſolchen beruhigenden ärztlichen Ausſprüchen um keinen Preis zurückhalten laſſen.“

„Aber die Folgen,“ erwiederte der Arzt. „Er hat ein Fieber, wiſſen Sie welche Gefahren ein Fieber mit ſich führen kann? — Es kann augenblicklich umſchlagen und ein Nervenfieber daraus werden.“

»O, Chriſtoph hat Nerven wie von Eiſen. Er hat
ne ſolchen Folgen zu befürchten.«

»Wir wollen ſehen,« verſetzte der Doctor. »Morgen
nme ich wieder. Indeß mache ich den Wirth verantwort-
, daß er mir den Kranken weder aus dem Bette noch
dem Hauſe läßt.«

Plötzlich wurde es lebendig in der Gegend des Preß-
ms.

Die Jäger kamen an.

Der Waldbereiter ging ihnen entgegen und ſprach an-
gentlich mit dem Oberjäger, der die Mannſchaft com-
ndirte

Thereſe eilte indeß zu Chriſtoph und theilte ihm ihre
orgniſſe und ihr Geſpräch mit dem Doctor mit; auch die
terredung mit dem Waldbereiter erfuhr Chriſtoph aus-
rlich.

»Wenn wir einen guten Wagen und ein Paar rüſtige
rde vom Wirth erhielten,« meinte Chriſtoph, »ſo bin ich
einer Stunde nicht mehr hier.«

»Die Jäger, es ſind acht Mann,« entgegnete The-
, »müſſen ebenfalls zu Wagen transportirt werden und
t uns fort.«

»Victoria!« rief der Waldbereiter, der zu Chriſtoph
ntrat. »Meine Sorgen ſind verſchwunden; der Ober-
er, der mit ſeinen Leuten zur Verfolgung des Schwär-
und Gaunergeſindels commandirt wurde, hat die Ordre
alten, ſeine Verfolgungen nicht eher einzuſtellen, bis er
Paſcher aufgebracht, und wenn darüber acht Tage ver-
en ſollten. Ich habe Wagen für die Mannſchaft requiri-
laſſen. Ich ſelbſt ziehe mit. — Wie ſteht es, Patient,
nen Sie die Fahrt mitmachen?«

»Das verſteht ſich,« antwortete Chriſtoph. »He da! Herr Wirth!« rief er. »Sie haben mir andere Kleider verſprochen. Hier iſt Geld! Ich bezahle ſie wie neue.«

»Ich ſtehe zu Dienſten,« verſetzte der Wirth. »Meine Sonntagskleider ſind bereit! Aber der Doctor hat mir aufgetragen, Sie weder aus dem Bette noch aus dem Hauſe zu laſſen!«

»Hier iſt noch mehr Geld! Kann ich jetzt fort?«

»O, von mir aus ſteht Ihnen nun kein Hinderniß mehr im Wege!«

Nach einer halben Stunde war Alles reiſefertig.

Hanni weinte wieder. »Mein armer Vater!« rief ſie.

»Geh mit,« ſagte Thereſe. »Vielleicht kannſt Du etwas für deinen Vater thun.«

Hanni ſchloß ſich der Expedition an.

⁂

Der Leſer wird nun den Ausgang dieſer Expedition zu errathen glauben. Er wird nicht mit Unrecht ſchließen, daß in Walberg alle die hübſchen Leute zuſammenkommen, welche an Wagmann's Mord ſich betheiligten: Hirſchmeyer, der Mann aus Margarethen und ſein entſetzliches Weib, dann Kalter und der Schloſſer; Walter, Berner, endlich die Verfolger der drei Erſteren: Wagmann's Bruder, Thereſe, Chriſtoph, der Waldbereiter, die Jäger und ſo weiter. Aber was in Walberg geſchah, daran denkt der gütige Leſer gewiß nicht. Wenn er wähnt, die Mörder würden an der baieriſchen Grenze ergriffen, ſo irrt der gütige Leſer. In Walberg hat ſich etwas ganz Anderes, etwas Unerwartetes zugetragen.

Neuntes Capitel.

Wieder etwas von der Tiſchlerstochter.

Georg arbeitete fleißig an ſeiner Moſaik für den Baron Rothſchild.

Wie einem geſchickten Gärtner die Blumen gleichſam unter den Händen wachſen, ſo entkeimten dem kunſtfertigen Tiſchler die ſchönſten Bouquets aus dem Holzboden.

Meiſter Schindler war ſelbſt darüber erſtaunt, lobte aber den wackern Geſellen nicht allzuſehr, hatte er doch immer noch Groll gegen ihn im Herzen, da er Marien nicht entſagte, und was den Vater noch mehr erzürnte, da Marie nicht von Georg ließ.

Eines Tages kam Baron Rothſchild wieder in die Werkſtatt, um nachzuſehen.

Der Baron war entzückt über die Meiſterarbeit und hatte ſich vorgenommen, noch einen Sturm auf das Vaterherz des alten Schindler zu machen; Schindler war aber nicht zu Hauſe.

Der Baron wollte ſich wieder entfernen, da fiel ihm ein, daß er Marie tröſten müſſe, und er ging zu ihr.

Ach, mit welchen Gefühlen ging ihm Marie entgegen!

Kleinlaut, ja man kann ſagen ſchwermüthig empfing ſie den Baron.

»Sie ſehen aus, als wenn Sie geweint hätten!« redete ſie Rothſchild an.

»Guter Herr Baron, ich weine immer! — Mein froher Sinn iſt dahin; ich weiß ſchon lange nicht mehr was ein erquickender Schlaf iſt; ich eſſe nichts; es erfreut mich nichts; ach, Herr Baron, meinem ärgſten Feinde möchte ich kein ſolches Leben wünſchen.«

»Man ſieht es Ihnen an,« verſetzte der Baron, »daß Sie ſich abhärmen; Sie ſehen blaß aus und Ihr Auge iſt ermattet. — So weit ſoll es nicht kommen! Ich gebe Ihnen mein Wort, der Vater wird nachgeben, muß nachgeben; ich ruhe nicht, und werde gewiß noch einen Coup gegen den eigenſinnigen Alten ausführen, der ihn auf andere Gedanken bringen ſoll. Sie müſſen mir vertrauen und müſſen Ihrem Kummer nicht unterliegen, ſonſt machen Sie mir den gröbſten Strich durch die Rechnung.«

»Ich ſoll meinem Kummer nicht unterliegen! So kann nur Baron Rothſchild ſprechen, der nie einen Kummer gehabt hat, auch keinen Liebeskummer, denn wie Sie in Ihrer Jugend heiraten wollten, da machten alle Väter die Thüren weit auf; da gab es keinen Meiſter Schindler, der Ihnen feindlich entgegentrat wie meinem armen Georg. — War es nicht ſo? Geben Sie mir eine aufrichtige Antwort, Herr Baron.«

»Es war auch in meiner Jugend nicht Alles ſo roſig, wie Sie ſich's vorſtellen, doch ſtieß ich nicht auf ſo arge Schwierigkeiten wie Ihr Georg.«

»Hierüber habe ich ſchon einmal mit meinem Vater geſprochen, aber er ſagte mir, in den Kreiſen der Millionäre würde bei Heiraten nicht auf das Herz geſehen. Eine Heirat zwiſchen Reichen würde nur zwiſchen Geldſäcken geſchloſſen, und mein Vater könne gar nicht begreifen, wie Baron Rothſchild nicht auf des Vaters Seite ſein könne,

och kein Banquier aus Liebe, ſondern immer nur aus
abſichten geheiratet.«

»Da iſt Herr Schindler übel berichtet, wenn er dies
ot! Gerade ich heiratete aus Neigung, und wurde
ich durch das Herz meiner Frau.«

»Sagen Sie dies meinem Vater!«

»Er ſoll es, ſobald ich ihn ſehe, hören. Wo iſt er?«

»Er iſt zu Gericht gerufen worden. Es iſt ſchon das
Mal, daß er dahin muß. Er kann aber eben ſo wenig
in anderer Meiſter den Anforderungen des Gerichtes
en, und Georg läßt er nicht dahin kommen, weil er
einen Ruhm vergönnt.«

»Was wünſcht denn das Gericht?«

»Etwas Leichtes für den, der es verſteht, etwas
eres für alle, welche keinen Begriff hievon haben. —
Gericht verfolgt einen gefährlichen Menſchen, welcher
hen, und hat mittlerweile ſeine Wohnung durchſucht.
eßen die betreffenden Commiſſäre auch auf einen Kaſten.
s iſt eine geheime Schublade darin, dies weiß man
, und keiner von all den geſchickten Meiſtern, die
berufen wurden, vermochte ſie zu finden. — Zer-
n will man den Kaſten nicht, ja darf man nicht,
uf eine andere Art iſt es nicht möglich, das künſtlich
gene Schubfach aufzufinden. — Dieſer Kaſten, dieſes
hpult oder dieſer Schreibſecretär ſoll in England ge-
worden ſein, und kein hieſiger Meiſter ſoll noch etwas
iches geſehen haben. Ich bat meinen Vater, Georg
s Gerichtshaus zu nehmen und Georg mit der Auf-
u betrauen. Georg, ſagte ich, hat ſchon einmal an
ähnlichen Kaſten geheimes Behältniß aufgefunden, er
mir erzählt. — Als ich dieſe Worte ſprach, da fuhr

mein Vater zornig auf — er — — ich ſchäme mich faſt, es zu ſagen — gab mir häßliche Namen und gelobte, lieber der letzte Meiſter der Stadt heißen zu wollen, als dieſem — hergelaufenen Burſchen — Gelegenheit zu geben ſich hervorzuthun. — Herr Baron, hierüber zerfloß ich in Thränen; ich bat den Vater kniefällig, doch nicht gar ſo hart zu ſein. — Er ſtieß mich von ſich und tobte zur Thüre hinaus.«

»Es hätte ja einen Ausweg gegeben! Wenn der Vater gewünſcht, man möchte ihm den Schrank ins Haus ſchicken, im Hauſe würde er bei größerer Muße die Schublade finden, da hätte Georg unter vier Augen ſeine Kunſt zeigen und Schindler den Ruhm laſſen können.«

»Mein Vater geht hierauf nicht ein, und doch möchte er ſich bei dem Magiſtrate ein Verdienſt erwerben, um die ſtädtiſche Arbeit, welche jährlich viele Tauſende einbringt, zu erhalten; aber lieber verzichtet mein Vater auf Verdienſt und reichen Lohn, als er ſeinen Starrſinn aufgibt.«

»Ich weiß genug,« entgegnete Rothſchild. »Jetzt werde ich Georg dem Bürgermeiſter empfehlen. Georg wird das gewiſſe Schubfach finden, Georg ſoll Meiſter werden, und daß er dann die ſtädtiſche Arbeit erhält, will ich verbürgen.«

»Mein Vater kommt!« rief Marie, nachdem ſie einen Blick nach der Straße geworfen hatte. »Wie verſtört er ausſieht, gewiß hat er Verdruß gehabt!«

Schindler polterte in die Stube.

Er ſah den Baron nicht, da dieſer in den Hintergrund des Zimmers getreten war.

»Die Schande für die ganze Zunft!« rief Schindler aus. »Weil wir Keiner ſo ſchnell den Mechanismus des verfluchten Kaſtens aufzufinden vermochten, will man den Theatertiſchler vom Leopoldſtädter Theater, den Gliffort, dieſen Gewerbeſtörer, blos weil er in England geweſen, kommen laſſen; dieſen Stümper will man zu Rathe ziehen, uns allen zur Beſchämung!«

»Was haben Sie, Herr Schindler?« fragte Rothſchild und trat vor.

»Ihr Ergebenſter, Herr Baron!« verſetzte Schindler. Er erzählte nun, was Rothſchild bereits wußte.

»Das iſt freilich traurig,« erwiederte der Baron. »Aber da Niemand in Wien die Kunſt, die gefordert wird, zu verſtehen ſcheint, ſo muß man wohl zu einem Ausländer ſeine Zuflucht nehmen.«

»Ich trage bei dem Mittel an, daß dieſer Gliffort als Gewerbſtörer von Wien abgeſchafft werde.«

»Dies wird Ihnen nicht gelingen. Für's Erſte iſt Gliffort kein Theatertiſchler, ſondern ein Theatermaſchiniſt, und dann weiß ein privilegirtes Theater ſeine Leute ſo zu beſchützen, daß ihnen der Zunftneid nichts anhaben kann.«

»Der Zunftneid?« fuhr Schindler auf, faßte ſich jedoch ſogleich und ſagte ruhig: »der Zunftneid? Es wird ſehr darauf ankommen, ob ein Kerl wie Gliffort, der nichts iſt, nichts hat, der da aus der Fremde hergelaufen iſt, noch zu beneiden iſt?«

»O ja! Seiner Geſchicklichkeit wegen! Weshalb wollten Sie ihn denn von Wien wegſchaffen laſſen, wenn er Ihnen und Ihren Collegen nicht gefährlich wäre! Und was heißt das: Hergelaufen? Soll dies bezeichnen, daß er nicht in Wien geboren? — Da müßte ich auch ein hergelaufener Patron ſein! — Ich bin auch nicht in Wien geboren, und Sie ſelbſt, Meiſter, ſind kein Wiener! — Ich ertappe Sie bereits ſchon zweimal auf dem Worte »Hergelaufen.« Den armen Georg nannten Sie einen Hergelaufenen und nun muß auch Gliffort ein Hergelaufener ſein! — Ich bin nicht gekommen, Ihnen eine Lection zu geben, aber zu Ihrem Beſten will ich Ihnen rathen, wenn kein Hergelaufener Ihnen gefährlich werden ſoll, ſo machen Sie durch Ihre eigene Geſchicklichkeit alle Hergelaufenen entbehrlich, und dieſe werden dann eben ſo ſchnell wieder fortlaufen, als Sie hieherliefen!«

Schindler war ganz verblüfft und ſtotterte: »So war es nicht gemeint, Herr Baron!«

Der Baron brach ſchnell das Geſpräch ab und ſagte:

»Ich bin eigentlich hierhergekommen nachzuſehen. Ich bin erſtaunt, wie wunderſchön und ich könnte ſagen genial Georg für mich arbeitet. Ich habe ſchon wieder eine Beſtellung für ihn. Er muß mir, wenn ein junges, ſchönes Mädchen von meiner Bekanntſchaft über die Härte ihres Vaters am gebrochenen Herzen ſtirbt, einen Sarg machen, einen Sarg, mit zahlloſen Blumen eingelegt! — Laſſen Sie Georg ſchon jetzt an dieſe Arbeit gehen, denn bis der alte Vater ſein Unrecht einſieht, geht ſein einziges Kind gewiß zu Grunde; laſſen Sie Georg heute noch anfangen, Herr Meiſter, die ſchreckliche Kataſtrophe iſt gewiß nicht mehr ferne.«

Der Baron grüßte Schindler kalt, aber wendete ſich freundlich an Marie, nickte ihr zu und ging.

Schindler taumelte vor Wuth und Entſetzen auf einen Stuhl.

»Der fährt einem mit der Scheibtruhen über die Naſe und glaubt, man merke es nicht, wo er hin will! — Und juſtament nicht!« ſchrie Schindler und ſprang vom Stuhle auf, »und juſtament nicht! — Je mehr der Baron ſich gegen mich ſtemmt, deſto weniger thu' ich ſeinen Wi len! — Du kommſt jetzt gar fort von Wien!« ſagte er z Marien. »Nach Sibirien, zu den Eisbären, ſollſt Du m eher, als ich nachgebe. Einen Eskimo, oder wie dieſe Ta diebe heißen, ſollſt Du lieber zum Mann bekommen al dieſen Georg.

»Und was dieſer Baron vom Sterben, von eine Sarge, von einem ſtarrſinnigen Alten, vom gebrochene Herzen ſpricht! Schickt ſich das für einen Millionär daß er vom Tode red't? — Arme Leute können vom To reden, dieſen iſt es zu verzeihen, aber den Reichen! — Potz Tauſend! Der Baron ſoll ſich ſchämen, daß er nicht Anderes weiß, als vom Sterben zu discuriren!

»Und mein einziges vielgeliebtes Kind! — Ein Sar mit Blumen! — Mir läuft es eiskalt über den Rücken, un Georg ſoll den Sarg machen! Dieſer — ach, ich darf ih nichts mehr heißen! — Marie, geh her zu mir und ſie mich an! — Ich glaube gar Du weinſt! — Den Kop hebe in die Höhe! — Heiliger Gott! Wie blaß das Kin ausſieht! — Gleich, auf der Stelle ſieh gut aus! Rot werde, ich befehle es Dir! — Härmſt Du Dich denn ſ um den Kerl, ich will ſagen, um den Menſchen — «

»Ach Vater, lieber Vater!«

»Nur keine Phraſen! — Ob Du Dich um dieſen Menſchen ſo härmſt, will ich wiſſen — «

»Ich darf ja nicht ſprechen, ohne Sie zu erzürnen — «

»Nu, nu, reden kannſt Du ſchon, aber nur nicht von ihm! verſtehſt Du, nicht von ihm! Rede von was Du willſt, nur denke nicht an ihn und ſprich nicht von ihm! ſonſt erlaube ich Dir Alles! Mein Gott! Erbarme ich Dir denn nicht? ſiehſt Du denn nicht ein, daß ich den

Gedanken nicht denken kann, daß mein blühendes Gewerbe, mein ſchönes Geld, meine prächtigen Häuſer einſt in Hände kommen ſollen, die kein Gewerbe, kein Geld und keine Häuſer haben?«

An der Thüre wurde geklopft.

Schindler rief: »Herein!«

Wer trat in die Stube?

Die drei Herren, welche Schindler im neuen Lerchenfelde kennen lernte.

»Ich komme vom Herrn Baron Rothſchild,« ſprach der Erſte, »und frage an, ob der Meiſter die neue Beſtellung dem Geſellen Georg bereits aufgetragen hat?«

»Nein!« fuhr Schindler grimmig auf, »und ich werde ſie ihm nie auftragen. Alle Achtung für den Herrn Baron, aber er möge mich mit ſolchen Aufträgen verſchonen.«

»Ich komme ebenfalls vom Herrn Baron Rothſchild,« verſetzte der Zweite, »und frage an, ob Meiſter Schindler nicht dem Bürgermeiſter der Reſidenzſtadt Wien den beſtellten Tiſch, welchen Georg in Arbeit hat, ſo weit er fertig iſt, ſenden wolle. Der Herr Bürgermeiſter hat den herrlichen Tiſch in der kaiſerlichen Burg geſehen, und wenn es ſich bewährt, was man erzählt, daß der Geſelle Georg ein Künſtler iſt, der ſolche Arbeit liefern kann, ſo will der Bürgermeiſter der Haupt- und Reſidenzſtadt Wien dem geſchickten Georg ſogleich das Meiſterrecht verleihen und ihn zum Bürger erheben.«

»Mich trifft der Schlag!« tobte Schindler.

»Und ich komme ebenfalls vom Herrn Baron von Rothſchild,« ſagte der dritte Herr, »und frage an, ob der Meiſter den Geſellen Georg nicht augenblicklich in das ſtädtiſche Gerichtshaus ſenden könne? Dort befindet ſich ein

Kaſten, der wie das Schloß am Stock im Eiſenplatze unaufſperrbar iſt, das heißt, der eine heimliche Schublade enthält, welche einen zweiten Martin Mocks erheiſcht. — Der Baron hat ſich verbürgt, daß nur Georg dieſer Mann ſei! — Zugleich will der Baron durch beſagten Georg dem Meiſter einen Stein vom Herzen wälzen, indem er verhindert, daß der verhaßte Gliffort das bewußte Geheimniß im Kaſten lüfte, und das Verdienſt einem Inländer, dem bewußten Georg, zufalle!«

»Unſere Sendung iſt vollbracht. Können alle drei Punkte in Erfüllung gehen?«

»Ich habe es ſchon geſagt, die erſte Forderung iſt unmöglich zu erfüllen, denn in meinem Hauſe darf noch in hundert Jahren von keinem Sarge die Rede ſein. Meine Tochter ſtirbt nie wie der Sänger Piſchek und ich lebe nur in ihr, alſo leben wir beide ewig!

»Was den zweiten Punkt betrifft, daß Georg ſeinen Blumentiſch dem Herrn Bürgermeiſter überbringen ſoll, der ihn dafür zum Bürger und Meiſter machen will, ſo liegt dies ganz in der Macht des Herrn Bürgermeiſters, und ich bring' endlich den Georg ſammt ſeinem Tiſch vom Halſe. Denn ein Bürger und Meiſter wird nicht bei einem Bürger und Meiſter als Geſelle im Hauſe bleiben.

»Was den dritten Punkt anbelangt, ſo gebe Martin Mocks der Zweite hin, an dem oft genannten Kaſten ſein Meiſterſtück zu machen. Ich wünſche ihm Glück und ein ſchönes Wetter, und will endlich Ruhe haben.«

»Ruhe?« fragte der dritte Herr. — »Es wird nicht ſein können. Sobald Georg im Stande iſt, das Geheimniß im Secretär zu entziffern, ſo erhält Georg als Bürger und

Meiſter der ehrſamen Tiſchlerzunft die ſtädtiſche Arbeit. Dies iſt der Preis, der darauf geſetzt iſt.«

»So?« kreiſchte Schindler wüthend auf. »Meine Herren, die ich vom Lerchenfeld noch zu kennen die Ehre habe, wenn dies kein Puff iſt, und der Baron der Mann iſt, dies Alles durchzuſetzen, ſo richten Sie ihm fein höflich aus: Eines ſetze er aber doch nicht durch, ſo lange meine zwei Augen offen ſtehen, meine Tochter nämlich bekommt Georg nicht! Juſtament nicht! Jetzt juſt, juſt, juſtament nicht, und wenn ich verarmen und Hobelſpäne eſſen müßte! — Des Menſchen Wille iſt ſein Himmelreich! ſage ich.

»Komm, meine Tochter! Ich habe ja mehrere Häuſer, ich muß ja mit Dir nicht gerade hier bleiben!«

Er nahm Marie am Arme und zog ſie fort.

»Das alte Stemmeiſen ſtemmt ſich,« ſagte der dritte Herr. »Es wird aber vergebens ſein!«

Zehntes Capitel.

Ein Wechſelarreſt.

Die drei Wucherer wollten der Frau von Blümlein
irklich arg auf den Leib rücken, wollten einen Arreſt um
eden Preis bewilligt haben, aber Doctor Reißer verſtand
ch nicht dazu. Er wußte etwas Beſſeres.

Er beſaß einen Wechſel, für welchen die Perſonalexe-
ution bereits erwirkt wurde. Der Gläubiger drang nur
icht darauf ſie auszuführen.

Dieſer Wechſel gehörte eigentlich Jeannetten an, wurde
ber auf den Namen jenes Mannes eingeklagt, der ſich ge-
en ein paar Gulden Recompens dazu hergab, die Feuer-
ange des edlen Doctors Reißer zu werden.

Frau von Blümlein erfuhr was ihr bevorſtand und
ar auf ihre Flucht bedacht.

Dazu drängten ſie auch andere traurige Ergebniſſe.

Ein Unglück kommt nie allein.

Was ſie am meiſten erſchütterte, war, daß der Graf
e aufgab. Dieſer Schlag traf ſie hart. Dann hatte ſie ein-
undert Gulden im Hauſe, das war für ſie, die entfliehen
ollte, nicht minder entſetzlich. Endlich betraf ſie der Ver-
uſt des Werthvollſten, das ſie noch beſaß.

Es wurde ihr all ihr ſchönes Silber, das ihr der
raf in einer großen koſtbaren Chatouille verehrt hatte, ge-
ohlen.

Sie, welche dieſes Kleinod ſelbſt in der größten Noth nicht veräußerte, mußte es jetzt durch diebiſche Hände vermiſſen.

Der Verluſt war namhaft, denn außer dem reichen Silber lagen noch Deſſertteller von Gold dabei.

In ihrer Verzweiflung ſchrieb Frau von Blümlein an den Grafen.

Es erfolgte keine Antwort.

Frau von Blümlein ging ſelbſt in die Wohnung des Grafen.

Er ließ ſie nicht vor.

Sie wendete ſich an den Secretär des Grafen.

Sie beſchwor dieſen, ihr nur ein einziges Mal noch eine Zuſammenkunft mit ſeinem Herrn zu verſchaffen. „Nur ſeinen Rath will ich hinſichtlich der entwendeten Chatouille,“ ſagte Frau von Blümlein.

Der Secretär verfügte ſich zu dem Grafen.

Der Graf ließ ſich bewegen, mit Frau von Blümlein zu ſprechen.

Sie trat bei ihm ein.

„Madame, was Sie von mir wünſchen,“ ſagte der Graf, „weiß ich. Sie geben an, Sie wollten meinen Rath in Anſpruch nehmen. Dies iſt aber nicht wahr; Sie wollen mein Geld in Anſpruch nehmen. Mein Rath war Ihnen von jeher gleichgiltig; hätten Sie ihn befolgt, ſo ſtünde es beſſer mit Ihnen. — Doch keine Vorwürfe! Die Chatouille, welche Ihnen geſtohlen wurde, hat dieſelbe Perſon entwendet, welche den Brillant aus dem Schmucke des Fräulein Solau nahm.“

„Herr Graf, Ihr Verdacht trifft eine Unſchuldige,“ verſetzte Blümlein; „Sie halten Jeannette für eine ſchlechte Perſon, Sie fügen ihr ein großes Unrecht zu . . .“

Der Graf lachte.

„Madame,“ ſagte er, „Sie ſind, was Jeannette be-
afft, dergeſtalt mit Blindheit geſchlagen, daß Ihnen dieſe
ach dem Leben trachten könnte, und Sie würden ſie noch
rtheidigen. Aber ich kenne Jeannette beſſer, als Sie ſie
nnen, und ſo ſage ich Ihnen demnach Alles, was ſie ge-
an hat:

„Seit dem Augenblicke, in welchem ſie in Ihre Dienſte
at, hat ſie Sie betrogen und beſtohlen. Als ſie die Ma-
övres wahrnahm, welche ſich Wucherer mit Ihnen erlaub-
n, und bereits ein hübſches Sümmchen in Ihrem Dienſte
i Seite geſchafft hatte, begann ſie ſelbſt Ihnen unter frem-
m Namen gegen unverſchämte Zinſen auf Wechſel Geld zu
ihen und Sie alſo zu bewuchern. Die letzten wirklich
auderhaften Geſchäfte mit den Pfandamtsſcheinen, „Ver-
zetteln,“ wie man ſie nennt, hat nicht ein Dritter mit
hnen und Fräulein Solau, ſondern Jeannette allein mit
rem erwucherten Vermögen gemacht. Madame, Sie ſind
den ſchrecklichſten Händen. — Noch mehr, Jeannette iſt
, die Sie heute Nacht in den Schuldenarreſt führen läßt.
ie iſt die Beſitzerin jenes Wechſels, über welchen Doctor
eißer die Execution gegen Sie mit dem ganzen Ingrimme,
it der maßloſen Gehäſſigkeit und der abſcheulichen Härte
hren wird, welcher dieſer unmenſchliche Advocat, aus
len ſchlechten Advocaten der Welt der ſchlechteſte, nur
hig iſt.“

„Unmöglich!“

„Unterbrechen Sie mich nicht mit Ihrem „Unmöglich!“
 werde Ihnen ſogleich den Staar ſtechen und Ihnen ſa-
n, was Ihrer Favoritin Alles möglich iſt. — Daß
 mit Ihnen für immer gebrochen habe, iſt ebenfalls das

Werk Ihrer Kammerjungfer. Sie ſchrieb mir, wenn ich Sie, Madame, über Ihrer affronter Untreue ertappen wolle, ſo möchte ich auf der Stelle zu Ihnen kommen. Jeannette ſchob mich dann durch die Tapetenthür in dem Momente in Ihr Zimmer, als gerade der girrende Seladen, ein ebenſo entartetes Weſen wie Ihre Kammerjungfer, im vertraulichſten Geſpräche bei Ihnen war und neue Angriffe auf meine Caſſe mit Ihnen verhandelte.«

»Gott im Himmel, welch eine Schändlichkeit!«

»Ja, Madame, und dennoch iſt die Jeannette Ihr Liebling.«

»Nimmermehr! — Sie muß aus dem Hauſe.«

»O nein!« ſagte der Graf. »Sie werden ja vor Ihren Gläubigern fliehen, und da muß die liebe Jeannette dabei ſein, damit ſie dem Advocaten Meißer ſchreiben könne wo er Sie auf der Flucht ergreifen ſoll.«

»Mit welcher Verblendung war ich behaftet! Sie muß! Sie muß auf der Stelle fort und ich fliehe allein.«

»O, damit bin ich nicht zufrieden! Zwar wähnt Fräulein Jeannette, ſie hätte ſich mir verpflichtet, allein ſie irrt! Man liebt den Verrath und haßt den Verräther, und ich haſſe dieſe Perſon ganz beſonders, weil ſie mich mit ſolcher Schonungsloſigkeit behandelte, weil ſie mich auf eine ſo plumpe Weiſe um einen glücklichen Wahn brachte. — Ich bin ein alter Mann, und es ſchmeichelte mir, von einer jungen ſchönen Frau geliebt zu ſein! Doch wozu ſage ich Ihnen dies, bin ich doch nun ſo grell vom Gegentheil überzeugt worden.«

»Verzeihung, lieber Graf,« verſetzte Blümlein und ſchluchzte. »Vergebung, meiner Unbeſonnenheit wegen. Ich beging ein Verbrechen gegen Sie nur aus Eitelkeit. Der edanke, daß Würbi vor mir knie, der noch vor keinem eibe gekniet, hat mich berückt.«

Der Graf, ſo bewegt er war, lachte laut auf. »Was?« gte er. »dieſer Wicht kniete ſonſt vor keinem andern Weibe, s vor Ihnen? Vor der alten Scheuerfrau im Hof kniet , wenn ſie ihm zehn Gulden zu erhaſchen in Ausſicht ellt.«

»Ich will ihn meiden! Er ſoll mir nie mehr vor die ugen kommen!«

»Dies wäre etwas, wenn Sie Wort hielten,« verſetzte er Graf.

»Wie kann ich Ihnen beweiſen, daß es mein heiliger rnſt iſt?«

»Fliehen Sie auf meine Herrſchaft in Ungarn?«

»Ja.«

»Bleiben Sie da, ſo lange ich es wünſche?«

»Ja.«

»Indeß wird mein Anwalt Ihrer Jeannette näher rü- en. Die Diebin muß entlarvt werden.«

»Es iſt ja nichts zu beweiſen. Meine Hausleute un- erſuchten während Jeannettens Abweſenheit ihr Zimmer; on der Chatouille war keine Spur.«

»O, ſie wird ſie ſchon an einen Ort haben bringen aſſen, an den Niemand denkt.«

»Aus dem Hauſe iſt mein Silber nicht gebracht wer- en. Das weiß ich ſicher, alſo ...«

»Alſo hält Jeannette ſie noch verborgen?«

»Irren Sie nicht! Die Chatouille wurde mit Stricken urch das Fenſter herabgelaſſen.«

»O, ſie wird ſie ſchon herausgeben müſſen, dies wird meine Sorge ſein.«

„Aber fliehe ich aus dem Hauſe und jage ich vorher noch die Schändliche davon, ſo fehlt mir jede Nachweiſung.“

„Dies darf nicht geſchehen! Nein, die ſaubere Mamſell muß ſtatt Ihnen in den Schuldthurm wandern, ſie muß ihre eigene Arreſtantin werden.“

„Das wäre ja herrlich!“

„Ich werde Ihnen mittheilen, wie dies einzuleiten.“

„Und wenn es gelingt, werden Sie mir wieder gut ſein?“

„Wenn Sie auf meinen Gütern bleiben und dem geräuſchvollen Leben der Kaiſerſtadt entſagen, ſo will ich vergeſſen, was Sie mir gethan!“

„Da haben Sie meine Hand, Graf, und das feierliche Verſprechen, daß ich Wien und Würbi meiden will. Ich füge mich Allem, was Sie anordnen, um dieſe ſchändliche Kammerjungfer zu demüthigen.“

„Kommen Sie, mein Anwalt ſpeiſt heute bei mir. Seien Sie ebenfalls mein Gaſt! Wir wollen unſere Verſöhnung feiern. — Leben Sie dann wirklich ſo zurückgezogen, wie ich es wünſche, ſo werde ich Ihre Schulden auch dieſes Mal bezahlen. — Auf meinen Gütern ſollen Sie dann keine Gelegenheit finden, neue Schulden zu contrahiren.“

Der Graf reichte Frau von Blümlein den Arm und führte ſie in den Speiſeſaal.

* * *

Als Frau von Blümlein das Diner verließ und nach Hauſe kam, rief ſie Jeannette.

„Ich will Dir doch zuerſt die freudige Nachricht mittheilen, daß ſich der Graf mit mir wieder ausgeſöhnt hat.“

„Wieder ausgeſöhnt?“ dehnte Jeannette. „Dacht' ich's doch! Wenn er Sie wieder geſehen hat, ſchwindet ſein Groll. Er hat Ihnen ja ſchon viele kleine Galanterien nachgeſehen.“

„Nicht wahr? Der gute Graf!“

„Das wird ein Feſt für Ihre Gläubiger ſein!“

„Ich weiß nicht ob dieſe jubeln werden! Der Graf wird zwar für mich bezahlen, aber nicht ſogleich.“

„Nicht ſogleich? Wie iſt dies zu verſtehen?“

„Du weißt, daß ich vor Dir kein Geheimniß habe. Der Graf bezahlt meine Schulden, aber erſt, wann ich nicht mehr in Wien bin.“

„Dann „handelt er ab,“ wie man in ſolchen Fällen zu ſagen pflegt.“

„Nein. Es erhält Jeder ſein volles Geld, aber ich muß heute noch fort.“

„Noch heute?“ fragte Jeannette betreten. „Sie nehmen mich doch mit?“

„Nein, Du bleibſt hier und wirſt meine Flucht decken. Du wirſt Frau von Blümlein vorſtellen.“

„Aber wenn ein Wechſelarreſt über Sie verhängt wird?“

„Dann wirſt Du auf kurze Zeit ins Polizeihaus wandern. — Dies thuſt Du doch mir und dem Grafen zu Liebe?“

„Davor werde ich mich hüten!“

„Du wirſt wenig Arreſte zu befürchten haben. Höchſtens heute Nacht.“

„Wie, heute Nacht?“

„Ja, heute Nacht zwiſchen zwölf und ein Uhr gedenkt der Advocat Reißer mich aus dem Bette holen zu laſſen. Da biſt Du Frau von Blümlein und folgſt willig!«

»Um kein Rittergut!«

»Doch! — Wenn Du mir nicht hilfſt und meine Perſon nicht vorſtellſt, wenn Du die Plane des Grafen durchkreuzeſt, ſo haſt Du ſeine Rache zu fürchten.«

»Was thut mir denn der Graf, wenn ich mich um keinen Preis dazu verſtehe?«

»Viel thut er Dir und nur Unangenehmes. Liebe Jeannette, bringe den Grafen nicht auf.«

»Aber ich weiß gar nicht wie Sie mir vorkommen, gnädige Frau! — Glauben Sie, es iſt ein Spaß, für einen Anderen in den Arreſt zu gehen?«

»Dies iſt ja nicht einmal neu! In der »Bürgſchaft« von Schiller findeſt Du noch einen höheren Grad von Aufopferung.«

»Ich will mich aber nicht aufopfern.«

»Du wirſt müſſen.«

»Müſſen? Den möchte ich ſehen, der mich hierzu zwingen könnte.«

»Es wird der Graf ſein, der Dich zwingt. — Sieh, gute Jeannette, es thut mir wehe, daß ich Dinge berühren muß, welche Dich aufbringen, oder mindeſtens kränken werden, aber ich muß es, deinetwegen!«

»Da bin ich neugierig, was dies für Dinge ſein werden.«

»Sieh, Jeannette! — Es belauſcht uns doch Niemand! — Der Graf iſt der Meinung, ja er weiß es ſogar gewiß, er hat nämlich Zeugen, daß Du mir, als ich neulich in der Nacht in einer Soirée mich befand — daß Du mir meine Chatouille mit dem Silber und den goldenen Deſſerttellern geſtohlen haſt!«

»Jeſus, Maria und Joſeph!«

»Erſchrick nicht! Es iſt ſo, es kann es auch ſonſt kein Menſch gethan haben!«

»Was ſagen Sie? Sie behaupten es auch? Ei, das iſt ja infam und niederträchtig!«

»Ja wohl!«

»Da muß ich ja ſogleich den ſchändlichen Verleumder, den Grafen, bei Gericht verklagen, und Sie dazu, gnädige Frau, und auf die höchſte Genugthuung dringen.«

»Ja, ja, aber Alles ſpäter! Denn früher läßt Dich der Graf in den Criminalarreſt führen!«

»Das möcht' ich ſehen!«

»Das wirſt Du auch ſehen! — Ich habe ſchon geſagt, es ſind Zeugen da.«

»Die ſind bezahlt, ſind falſche, meineidige, niederträchtige Zeugen.«

»Der Bediente Michael ſah Dich wie Du ein, in ein breites Frauentuch eingehülltes großes ſchweres Käſtchen über den Gang in dein Zimmer ſchleppteſt.«

»Der Schurke iſt immer betrunken, wer weiß was ihm da geträumt hat!«

»Bald kam ich hierauf nach Hauſe. Du warſt nicht zu bewegen mich auszukleiden, Du ließeſt ſagen, Du wäreſt unwohl. Du ſchickteſt mir das Stubenmädchen, und dennoch warſt Du die ganze Nacht auf, es brannte Licht in deinem Zimmer, Du ſtandeſt in einem fort am Fenſter und erſt nach drei Uhr Morgens gingſt Du zu Bette. — Deinen Geliebten ſah man vor dem Hauſe patrouilliren.«

»Was beweiſt das?«

»Das beweiſt, daß man Dich und deinen Liebhaber verhaften wird.«

»Allmächtiger Gott!«

»Es iſt möglich, daß deine Unſchuld an den Tag kommt, bis dahin ſitzeſt Du und dein Herzensfreund vielleicht ein ganzes Jahr. Ich an deiner Stelle würde lieber den Grafen nicht aufs Aeußerſte reizen und auf einige Tage für meine gute Frau im Schuldenarreſt mich opfern und einen ſchändlichen, gefoppten Wucherer auslachen, als die Ehre und die Freiheit auf lange Zeit zu verlieren!«

»Wenn ich es recht betrachte,« verſetzte Jeannette und unterdrückte ihre gräßliche Angſt, die kalten Schweißtropfen ſtanden ihr auf der Stirne, »wenn ich's recht betrachte, ſo iſt's ja nur ein Spaß!«

»Freilich, ein Hauptſpaß!«

»Es dauert nur einige Tage, wie Sie ſagen?«

»Nicht länger.

»Dauert es länger, ſo kannſt Du ja die Geſchichte abkürzen. Du nennſt Dich, Du ſagſt und beweiſeſt, daß Du nicht Frau Blümlein biſt, daß der Sollicitator, der Dich nicht kannte, Dich wohl dafür genommen, daß Du für deine Frau Dich geopfert; ſagſt Du das, ſo wirſt Du noch bewundert und biſt auf der Stelle frei.«

»Darauf gehe ich ein!«

»Du edles Geſchöpf, Du!«

»Und der Graf, wird dann dieſer auch zufrieden ſein?«

»Und wie zufrieden!«

»Bekomme ich keine Entſchädigung von Ihnen, gnädige Frau?«

„Dein Bewußtſein bleibt Dir! Ich aber hole Dir doch ein Geſchenk, das Dir höchſt nothwendig iſt und mir — nichts nützt!“

„Was ſoll ich beginnen?“ ſagte Jeannette, als ſie allein war. „Ich weiß, daß alle Dienſtleute mich als Diebin bezeichnen. Sie ſagen laut, es ſei Niemand in das Zimmer, in welchem das Silber lag, gekommen als ich. Man hat auch in meiner Abweſenheit mein Zimmer genau durchſucht, aber nichts gefunden. Dies hebt aber den Verdacht nicht auf. Mein verfluchter Student, wenn man nur den auf der Straße nicht geſehen hätte!

„Ich meinte es mit dem Grafen ſo gut,“ fuhr ſie in ihrem Selbſtgeſpräch nach einer Pauſe fort. „Ich verrieth ihm die Untreue ſeiner Geliebten, aber ich merkte es auch ſogleich, daß er mir meine Denunciation übel nahm. . . . Als ich ihn fragte: Nun, Herr Graf, habe ich Sie belogen? rief er: Geh ſie zum Teufel, und ſtatt mir, wie ich vermuthete, ſeine volle Brieftaſche zuzuwerfen, fuhr er entrüſtet auf und ſchrie: Ihr danke ich nicht! Wer ſeine Herrſchaft verrathen kann, iſt ein infames Subject! Gehe ſie mir aus den Augen!“

„Da haſt Du dein Geſchenk,“ ſagte Blümlein, welche wieder kam. „Es befindet ſich in dieſem Futteral, aber vor mir darfſt Du es nicht öffnen.“

„Ich küſſe die Hände,“ verſetzte Jeannette und wollte ſich entfernen.

„Ich reiſe nach Höpfen in Ungarn, reiſe auf der Stelle und Du trittſt deinen Arreſt heute Nacht an.“

„Wenn aber die Bedienten im Hauſe, die offenbar geweckt werden, wenn der Gerichtsdiener und Sollicitator Sie ſuchen und die Hausleute angeben, daß ich nicht Frau von Blümlein ſei . . .«

»O, ſorge Dich nicht, die Leute ſind gehörig inſtruirt; ſie vergönnen Dir, die Du immer ſo hochmüthig und unverträglich warſt, daß Du einmal auch ein wenig Ungemach erleideſt, und dem Hauptwucherer, der den Arreſt über mich verhängt, vergönnen ſie, daß er verhöhnt werde.«

Frau Blümlein ging. Sie ſetzte ſich in einen Fiaker und fuhr nach Fiſchament. In Fiſchament nahm ſie die Poſt und eilte nach Höpfen.

Als Jeannette allein war, betrachtete ſie das Futteral und ſagte: »Was hat ſie mir denn gegeben, das ich vor ihr nicht anſehen darf?«

Sie öffnete das Futteral und fand darin den Schlüſſel zu der geſtohlenen Chatouille.

»Das iſt hämiſch,« ſprach ſie für ſich. »Ich ſchenke Dir etwas, bemerkte ſie, das Dir höchſt nothwendig iſt und mir nichts nützt!«

»Nun warte, das ſoll Dir vergolten werden, bin ich nur erſt aus dem Jammer heraus.

»Aus zwei Uebeln mußte ich das kleinſte wählen,« ſagte ſie nach einer Pauſe. »Es iſt beſſer in den Schulden- als in den Criminalarreſt zu ſpaziren. Das Luſtigſte iſt nur, daß ich mich ſelbſt in den Schuldenarreſt ſtecken laſſe, denn ich bin ja eigentlich der grimmige Gläubiger, der meine Frau ſo unbarmherzig verfolgt.«

⁂

Die Nacht brach heran.

Jeannette ging, um die Täuſchung zu erhöhen, in das Schlafzimmer ihrer Gebieterin.

Als es ein Uhr ſchlug, kam wirklich das Executions-

Commando heran, aber nicht ganz ruhig und jedes grelle Aufſehen vermeidend, ſondern mit allem Eclat, wie Doctor Reißer derlei zu vollführen beliebte. Erſtens ließ er ſchon mehr als ein Dutzend Perſonen ſeiner Kanzlei mit ausrücken, um eine wehrloſe Frau in den Schuldthurm zu ſchicken, dann ließ er auch noch die Gaſſe, in welcher Frau von Blümlein wohnte, oben und unten beſetzen, und commandirte vierzehn Perſonen, als ginge er darauf aus, eine Rotte Verſchwörer, Räuber oder Mörder zu verhaften.

»Bei dieſem Perſonalarreſte laſſen ſich enorme Expenſen berechnen,« ſagte Reißer zu ſeinem Sollicitator. »Zwei Fiaker müſſen bereit ſein, einer für Frau von Blümlein, der in das Haus, in welchem ſie wohnt, zu fahren hat, der andere für mich, um den Transport von ferne zu begleiten, um mich zu überzeugen, daß Frau von Blümlein glücklich unter Schloß und Riegel gebracht wurde.«

Außerdem inſtruirte Doctor Reißer den Sollicitator:

»Sollte Frau von Blümlein zu mir geführt werden wollen, um einen kleinen Aufſchub oder menſchliche Rückſicht zu verlangen, ſo bitte ich ihr zu ſagen, daß ich nicht zu Hauſe, überhaupt für einen Bedrängten nie zu ſprechen ſei, denn »Jammer iſt mein Beruf und Rache mein Gewerbe!«

»Ganz wohl!« verſetzte der Sollicitator.

Der Sollicitator kam bei dem Hauſe der Frau von Blümlein an.

Er zog die Glocke des Hausthors.

Der Hausmeiſter öffnete daſſelbe, aber wie erſchrak er, als er vierzehn Männer auf einmal eintreten ſah.

Der Hausmeiſter hätte um Hilfe gerufen, aber er erkannte die Gerichtsperſon und bezeigte dieſer alle Achtung.

»Was gibt es denn?« fragte der Hausmeiſter.

»Die Blümlein wird in den Schuldenarreſt geführt,« antwortete der Sollicitator.

»Und dazu braucht man eine ganze Herberge von Schreibern?«

»Damit dieſe Frau nicht entſpringen, auch ſich nicht zur Wehre ſetzen kann.«

»Dieſe ſtille, gutmüthige Frau, zur Wehre? Es iſt zum Lachen!« ſagte der Hausmeiſter.

»Ja, man kann nicht wiſſen,« erwiederte der Sollicitator; »meine Frau zum Beiſpiele würde mir und meinem Doctor die Augen auskratzen, wenn ich ſie einſperren wollte. Die Weiber ſind manchmal fürchterlich!«

»Spaziren Sie nur hinauf,« verſetzte der Hausmeiſter; »machen die Herren aber keinen Spectakel, im zweiten Stocke wohnt ein Bojar, deſſen Frau im Nervenfieber liegt. Es iſt deshalb auch, um das Wagengeraſſel zu dämpfen, Stroh im Hofe und auf der Straße aufgeſtreut worden. Wird die Kranke erſchreckt, ſo hätten die Herren aus der grimmigen Kanzlei es mit dem Bojaren und ſeinen Leuten zu thun, und da könnten wohl einige Naſenſpitzeln und Ohrläppchen auf dem Platze bleiben.«

»Ich dulde keinen Scandal,« verſicherte der Gerichtsdiener; »ich bin ohnehin außer mir, daß Doctor Reißer ſolche infame Manövers anordnet.«

»St!« liſpelte der Sollicitator. Dann wandte er ſich an ſein Kanzleiperſonal.

»Hurtig!« commandirte er.

»Zwei müſſen ſchnell hinauf auf die Bodenſtiege;

ei auf die Kellerſtiege, Zwei in den vierten Stock, Zwei
den dritten Stock, Zwei in den zweiten Stock . . .«

»Zu dem Bojaren?« fragte ein Schreiber ängſtlich
ch gehe nicht dahin, ich habe ein Weib und vier Kin-
. . .«

»Jeder kriegt acht Groſchen,« wetterte der Sollicitator,
er in den zweiten Stock hinauf geht. Will keiner? —
eiwillige heraus!«

Endlich ſchlichen ſich zwei ausgemergelte Subjecte heran,
obten aber ſogleich zu entfliehen, wenn bei dem Bojaren
etwas regen ſollte.

Nun trat der Solicitator ſeinen Weg an.

Er zählte dreiundzwanzig Stufen in den erſten Stock.
konnte ſich nicht irren. »Links die Thüre, ein meſſinge-
Glockenzug!« So lautete die Inſtruction.

Der Sollicitator zog den Glockenzug.

Es wurde augenblicklich geöffnet.

»Iſt Frau von Blümlein zu Hauſe?« fragte der Solli-
tor. »He! Nicht verläugnen! Ich laſſe augenblicklich
Zimmer aufſperren und ſuche ſie ſogar unterm Herd!
bin vom Doctor Reißer, der läßt die Kinder im Mut-
eibe in Schuldenarreſt ſperren.«

»Ein herrliches Metier!« verſetzte der Bediente.
ch werde Sie ſogleich melden!«

»Bſt! nicht melden! Ich habe die Inſtruction, Frau
Blümlein bei Nacht und Nebel zu überfallen und ſie
Geierkrallen aus dem Schlafe zu reißen, wenn ſie
archen ſollte.«

»Sie ſitzt ganz ruhig noch beim Souper!«

»Beim Souper? Hat ſie vielleicht noch ein Meſſer auf
Tiſch? . . . Freiwillige heraus!«

»Sie thut Ihnen nichts,« erwiederte der Bediente, »gehen Sie nur ganz ruhig hinein. Sie wird ſich's zur Ehre ſchätzen, noch ſo ſpät eine ſo angenehme Viſite zu erhalten.«

Der Sollicitator trat mit dem Hute auf dem Kopfe ein.

Jeannette ſtand auf und ging ihm entgegen.

Der Sollicitator nahm ſein ganzes Rednertalent in Anſpruch.

»Vom Herrn Doctor von Reißer!« ſagte er. »Wechſel, Verfallzeit, Execution, Perſonalarreſt! Doctor Reißer, grauſame Unnöthigkeit!«

»Ich verſtehe, mein Herr, und bin bereit zu folgen.«

»Bereit?«

»Ich folge mit Vergnügen!«

»Mit Vergnügen? . . . Ich bin ganz baff! Ich rechnete auf ein paar Ohrfeigen, wie ſie mir neulich in einem Wirthshausgarten zu Theil wurden, in welchem ich den Muſikdirector wegen Schulden vom Orcheſter herabriß und einſtecken wollte, aber vom Publicum, welches Eintrittsgeld für die Soirée bezahlt hatte, blau geſchlagen wurde. Ich erſtaune daher über dieſe Liebenswürdigkeit und Zuvorkommenheit, und nehme vor dieſer meinen Hut ab.

»Wie dies Herrn Doctor von Reißer freuen wird,« fuhr der Sollicitator fort, »daß ihm auch einmal eine Execution ohne Scandal gelingt, das vermag ich nicht zu ſchildern! . . . Gnädige Frau,« ſetzte der Sollicitator mit einer Freundlichkeit hinzu, aus der man hätte Eſſig machen können, »Sie ſollte man von Rechtswegen verbrennen und Ihre Aſche allen Jenen eingeben, die durchaus nicht Vivat rufen wollen, wenn Reißer und Collegen ihre

Force in dem ſtolzen Bewußtſein finden, bedrängte Menſchen unglücklich zu machen.«

»Darf ich um den Arm bitten?« fragte der Sollicitator Jeannette.

»Mit Vergnügen,« antwortete dieſe und ließ ſich zu dem Wagen führen.

»Abgelöſt!« commandirte der Sollicitator bis zum Boden und zur Kellerſtiege.

Die Schergen verſammelten ſich.

Die Satelliten verließen ihre Poſten.

Der Sollicitator und Gerichtsdiener ſetzten ſich zu Jeannetten in den Wagen.

Zwei Schreiber poſtirten ſich auf den Bock.

Drei Schreiber ſtanden rückwärts auf dem Wagen.

Neun Schreiber liefen neben dem Wagen her.

»Sehen Sie,« ſagte der Sollicitator zum Gerichtsdiener, »es iſt für Alle Platz!«

Als der Wagen über eine Ecke bog, ſchrie ein Herr aus einem Fiaker, der dem Zuge entgegenfuhr:

»Haben Sie ſie ſchon?«

»Und wie!« antwortete der Sollicitator.

»Mit Exceß? Kein Aug' eingeſchlagen worden? Es koſtet eines fünf Gulden! . . . Keine Zähne eingeſtoßen? Fünfundvierzig Kreuzer das Paar! Setzen Sie Alles unter die Expenſen!«

»Nichts, gar nichts iſt vorgefallen, was unangenehm wäre,« erwiederte der Sollicitator mit Devotion. »Es herrſchte die größte Ruhe. Ich ſelbſt beobachtete den feinſten Anſtand; es iſt mir ſauer genug geworden.«

»Dreißig Gulden für die Ruhe und vierzig für den Anſtand ſind in der Expensnota aufzuführen.«

Der Herr, der alſo ſprach, war der berühmte Doctor von Reißer, der edle Mann, der ſich jedesmal verläugnen ließ, wenn er einen hämiſchen Streich gegen unglückliche Menſchen ausübte.

»In die Sterngaſſe mit ihr!« herrſchte der Herr Doctor von Reißer ſeinem Sollicitator zu. »Mich aber, Fiaker, bringſt Du in die Mehrung.«

(Ein bekanntes Bierhaus nächſt der Sparcaſſe in der Spenglergaſſe.)

Eilftes Capitel.

Im Schuldenarreſt.

Wie die Leſer unſerer Mittheilungen bereits erfahren haben, war auch Graf Pahlau ein Beſchützer des Liebesverhältniſſes Georgs und Mariens.

Der Graf hatte einen eigenen Plan, den guten Jungen Georg zu Glück und zu Ehren zu bringen.

Er ließ Georg rufen und theilte ihm ſeine Plane mit.

Georg war überſelig.

»Was ich für Sie zu thun Willens bin, und womit ich ganz ſicher reuſſire, fordert jedoch einen Gegendienſt. Sie müſſen mir eine Gefälligkeit erweiſen. Mein Kammerdiener iſt nicht in meinem Hauſe. Ich habe den Nichtswürdigen entlaſſen, weil er gerade gegen Ihre Geliebte ſich frech und anmaßend benahm. Ich kann von meinem Kammerdiener nie mehr Notiz nehmen, auch von ihm keine Auskunft verlangen, obgleich mir in dieſem Augenblicke Alles an einer Auskunft, die nur er mir zu geben im Stande iſt, gelegen iſt. — Die Sache, welche mir am Herzen liegt, iſt

lgemde: Ich habe vor einem Jahre einer Dame ein com-
letes ſilbernes Tafelſervice und hiezu eine koſtbare Chatouille
nfertigen laſſen. Ein Tiſchler hat dieſe Chatouille gelie-
rt. Mein Kammerdiener hat dieſen Meiſter mir aufgetrie-
en und ein Meiſter war er, denn in ſchönerer Poulearbeit
t in Wien noch nichts geliefert worden. Um Ihnen etwas
avon zu ſagen, ſo war auf dem oberen Theile der Cha-
ouille eine Elſter abgebildet, welche einen ſilbernen Löffel
n ihr Neſt trug. — Ich habe nie etwas Täuſchenderes ge-
ehen. Der Vogel, die Jungen im Neſte, die Geſträuche
uf dem Moſaikgemälde waren ſo wahr und lebendig, daß
nan wähnte, die Elſter lebe. Mein Kammerdiener ſagte
nir, ein Poulearbeiter aus England hätte dieſes Meiſter-
lück gemacht. — Haben Sie nie etwas von dieſer wahrhaf-
en Kunſtſchöpfung gehört?«

»O ja!«

»Sie erfreuen mich mit dieſer Nachricht. Kannten Sie
en Arbeiter aus England?«

»Er war nicht aus England.«

»Nicht aus England? Woher war er denn? Wiſ-
ſen Sie ſeinen Namen? und befindet er ſich noch in
Wien?«

»Allerdings. Er hat das Glück vor Ihnen zu ſte-
hen.«

»Wie, Sie! Sind Sie denn auch Poulearbeiter?«

»Ganz gewiß. Das bin ich eigentlich mehr als Kunſttiſchler! Die Poulearbeit habe ich am vorzüglichſten erlernt und durch dieſe verſchaffte ich mir die Aufnahme in Meiſter Schindler's Hauſe.«

»Sie überraſchen mich! Ja, Sie entzücken mich! Beſitzen Sie noch die Zeichnung zu jener Chatouille?«

»Ich beſitze nicht nur die Zeichnung, ich kann Ihnen auch eine ganz ähnliche ſchaffen. Ich mußte damals für meinen Meiſter zwei in derſelben Größe anfertigen. Die erſte für eine Dame, Frau von Blümlein, glaub' ich, heißt ſie, die andere für meinen Meiſter zu einer beabſichtigten Induſtrieausſtellung.«

»Und beſitzt Ihr Meiſter dieſe Chatouille noch?«

»Ganz gewiß. Er hat ſie in ſeinem Magazine aufgeſtellt, verkauft ſie aber nicht.«

»Weshalb?«

»Aus Eitelkeit! Auch von dieſer meiner Arbeit behauptet er, er habe ſie gemacht, und zeigt ſie, um ſeine Geſchicklichkeit zu beweiſen.«

»Wird er ſie nicht gegen ein namhaftes Geldgeſchenk auch nur auf wenige Stunden ausleihen?«

»Unter den gegenwärtigen Umſtänden gewiß nicht. Er würde wähnen, dieſe Chatouille möchte ebenfalls dazu dienen, mir das Meiſterrecht zu verſchaffen, und dazu wird Herr Schindler die Hand nicht bieten.«

»Aber ich muß die Chatouille haben! Nur für einen Vormittag. Dafür bezahle ich, was man fordert.«

»Es wird unmöglich ſein. Ja, wenn Marie wollte; dieſe könnte die Chatouille ſenden. Sie kann jeden Augenblick in das Magazin ihres Vaters kommen, aber Marie wird nicht zu bewegen ſein, etwas hinter dem Rücken des Vaters wegzunehmen.«

»Wenn es dazu dient, Ihnen Renommé zu ſchaffen? Wenn ich dieſe Chatouille nach Hofe bringe und darauf die Hoffnung gründe, Sie als Hoftiſchler oder als Hofpoulearbeiter auszeichnen zu laſſen?«

»

»Ja dann! Aber Marie weiß, daß ihr Vater ſich für
en Schöpfer dieſer Arbeit ausgibt.«

»Ich werde die Sache ſo einleiten, daß eine hohe
erſon dieſe Chatouille zu ſehen wünſchen wird. Da wird
och kein Anſtand mehr erhoben werden?«

»Verſuchen Sie es, Herr Graf, wenn aber der Alte
ievon erfährt, ſo verläugnet er entweder den Beſitz der
hatouille oder behauptet, er hätte ſie längſt verkauft.«

»Wir wollen ſehen! — Wie ſteht es mit Ihren Aus-
hten?«

»Was meine Exiſtenz betrifft, ſo habe ich die beſten
usſichten, aber was Mariens Hand anbelangt, ſo bin
e weiter vom Ziele als je. Durch Baron Rothſchild em-
ohlen, bin ich zum Magiſtrat berufen worden, um in
nem Schranke eine wahrhaft künſtlich verborgene Schublade
entdecken, ihres Inhalts wegen. Alle erſten Meiſter Wiens
mühten ſich bereits fruchtlos, keiner fand ſie. Mir gelang
auf der Stelle. — Ich entdeckte die geheimnißvolle Feder
d wie ein Pfeil flog das Schubfach heraus.«

»Was enthielt dasſelbe?«

»Zu meinem Entſetzen, außer Papieren, die für den
agiſtrat von höchſter Wichtigkeit ſein mußten, denn ſie
rden augenblicklich dem Präſes des Criminalgerichts über-
cht — enthielt ſie auch Briefe von Meiſter
chindler. Dies erregte großes Erſtaunen. Ein Magi-
atsrath bemerkte: »Nun weiß ich warum Schindler dieſe
hublade nicht öffnen konnte oder wollte; er ſtand mit
em der größten Verbrecher in Correſpondenz!« Hierauf
ſpelte ein anderer Magiſtratsrath dem, der ſo eben geſpro-
n, einige Worte ins Ohr, Beide ſahen mich bedenklich
, endlich wendete ſich der Vicebürgermeiſter an mich und

ſagte: Sie werden Ihrem Meiſter nicht Ein Wort ſagen von dem, was Sie hier gehört und geſehen haben; ſollten Sie ihm etwas hievon mittheilen, ſo können Sie nie Meiſter in Wien werden, und ſollen mit Schimpf und Schande von Wien fortkommen. — Ich gelobte feierlich, meinem Meiſter nie etwas mitzutheilen, wozu ich auch keine Gelegenheit fände, weil mich mein Meiſter aus ſeinem Hauſe geſtoßen und nie mehr von mir etwas wiſſen will.«

»Iſt dies wahr?«

»So wahr ich vor Ihnen ſtehe, Herr Graf!«

»Und die Briefe, was enthielten ſie?«

»Dies konnte ich nicht erfahren.«

»Wem gehörte der verdächtige Schrank?«

»Einem — Raubmörder.«

»Einem Raubmörder? Sie haben falſch gehört.«

»Gewiß, einem Raubmörder, und zwar demjenigen, welcher den Kaufmann Wagau meuchleriſch tödtete. Die Amtsdiener ſprachen ungenirt davon.«

»Das wäre ja ſchrecklich für den alten Schindler!«

»Und ſchrecklich für Marie! Ich bin zwar überzeugt, daß dieſer greiſe Mann, der wohl wunderlich, eigenſinnig, geldſtolz und geldgierig, aber grundehrlich iſt, keine Gemeinſchaft mit Spitzbuben hat.«

»Aber weshalb verbarg der Mörder dieſe Papiere in einem geheimen Fache? — Wären ſie gleichgiltigen Inhalts, ſo hätte er ſie gewiß nicht verſchloſſen.«

»Die arme Marie hat hievon keine Ahnung. Wüßte ſie, daß ihr Vater mit einem Mörder correſpondirte, ſo würde ſie den Tod davon haben.«

»Ich will mich genau erkundigen, was jene Briefe enthalten. Bis dahin wollen wir Beide recht verſchwiegen ſein und Niemand von dieſer Correſpondenz das Geringſte erzählen. Morgen erwarte ich Sie wieder zu derſelben Stunde bei mir. Bis morgen werde ich auch ſchon im Beſitze der Chatouille ſein. Auf Wiederſehen, lieber Georg!«

Georg empfahl ſich dem Grafen.

* * *

Wir überſpringen in unſerer Erzählung einige Tage, die, wollten wir die gleichgiltigen Dinge, die in dreimalvierundzwanzig Stunden vorfielen, mittheilen, unſern Roman nur langweilig machen müßten.

Wir vermeiden in demſelben überhaupt alles Breite und Weitſchweifige. Wir gehören nicht zu denjenigen Schriftſtellern, welche bei Nebenſachen ſich aufhalten, etwa n drei Spalten beſchreiben, wie der Schrank ausgeſehen, en Meiſter Schindler nicht aufzuſperren vermochte; wir vermeiden zu melden, was Marie für eine Schürze trug, welche Draperien in des Grafen Zimmer hingen, oder was die Schlucht für Erdarten in ſich faßte, in welche Chriſtoph geſchleudert wurde. Derlei Beſchreibungen halten die Hand- ung auf, ermüden den Leſer und werden nur von Auto- en eingeflochten, die Romane dürftig an Stoff und arm an Handlung liefern. Um Dinge anzuführen, welche nur dazu dienen, die gehörige Bogenzahl auszufüllen, haben wir zu viele Rückſicht für unſere Leſer, und wollen ihnen nicht zumuthen, daß ſie ganze Seiten überſchlagen ſollen.

Es werden unſeren Romanen manche Vorzüge mangeln, es werden zehnfach beſſere geſchrieben, aber Eines werden ſie beſitzen, ob ſie nun gut oder ſchlecht ſind: Inte- eſſe, Spannung, Situationen und lebenswahre Charaktere;

dieſe Eigenſchaften werden ihnen auch allenthalben nicht beſtritten, und wir erfahren am beſten mit welchem Antheile ſie geleſen werden, wenn wir kleine »Fortſetzungen« liefern, oder etwa für einen oder zwei Tage mit den Mittheilungen ausſetzen. Das Letztere wird beſonders übel genommen; es muß aber zuweilen geſchehen, da der ſchreibſeligſte Autor manchmal ruhen muß.

* * *

Es waren alſo drei Tage vergangen und Jeannette ſaß noch im Schuldenarreſte.

Wie ſie ſelbſt erzählte, ſo vermißte ſie ihre Freiheit nur wenig. Sie hatte Geld, konnte ſich manches Angenehme verſchaffen, ſah ihren Studenten alle Tage zweimal, gab ihren Mitgefangenen förmliche Kaffee- und Theegeſellſchaften, und ſchäkerte und lachte den ganzen Tag.

Dem Doctor Reißer kam dieſes Wohlbefinden einer Perſon, die er doch zu malträtiren befliſſen war, höchſt ärgerlich vor.

»Es iſt zum Raſendwerden!« ſagte er, »dieſe lebensluſtige Blümlein macht durchaus keinen Verſuch, ihre Freiheit wieder zu erlangen; ſie nimmt auch die Alimente, die ich ihr beſtimmte, nicht an; ſie ſchreibt keine demüthigen Briefe an mich: ſie macht keine »Anſtalten« zu bezahlen, am Ende bleibt ſie ein ganzes Jahr ſitzen: das wäre doch eine verfluchte Geſchichte! — Vergeben kann ich mir auch nichts, und kann ihr nicht ſelbſt die Freiheit antragen! — Ich will ſie beſuchen, am Ende hat ſie hübſche Kleider auf dem Leibe oder gar eine Uhr oder Ohrringe, dieſe Dinger pfände ich ihr dann und martere ſie noch mit der Ausſicht auf einen nächſtens zu eröffnenden Concurs. Nun warte, ſtolzes Vögelein, Du ſollſt gleich anders pfeifen!«

Doctor Reißer erſchien im Schuldenarreſte in der weiblichen Abtheilung.

Ein ſo berüchtigter Mann wurde von den übrigen Frauen mit dem Reſpecte aufgenommen, der ihm gebührte.

Eine Wirthin, die er ebenfalls einſperren ließ und von ihren ſechs kleinen Kindern wegriß, nachdem er ihren Gatten ſchon früher hatte einſperren laſſen, ſo daß die Kinder weder Vater noch Mutter mehr beſaßen und aus Mitleid von Nachbarn verpflegt werden mußten; dieſe Wirthin kam ihm zuerſt entgegen und ſagte ihm Dinge, über welche ein Mühlſtein hätte roth werden müſſen, die aber dieſen Ehrenmann nicht rührten.

Doctor Reißer hatte nur ein Ziel. Frau von Blümlein wollte er ſehen, bis in das Mark verwunden und ſich erquicken an ihren Qualen.

Er hatte Frau von Blümlein nie geſprochen; ſie ihn auch nicht. Dieſe beiden an Geſinnung und Herzensadel, an Rechtſchaffenheit und Uneigennützigkeit ſo verwandten Seelen kannten ſich nicht. Wie beklagenswerth!

Jeannette ſaß gerade am Thee- und Kaffehtiſche und amüſirte ihre Geſellſchaft, als der Menſchenſchinder eintrat.

Unter den armen Frauen, welche ſpitzbübiſchen Gläubigern zum Opfer fielen, war die vermeinte Blümlein eine Fürſtin. Sie wurde vergöttert, ſie erleichterte ja das Los ihrer Mitgefangenen, ſie erquickte ſie durch einen guten Tiſch und vortrefflichen Thee und Kaffeh. Ob ſie dies aus gutem Herzen oder um der Frau, die ſie vorſtellte, es hoch anrechnen zu können, that; ob ſie ſich oder

Frau von Blümlein glänzen laſſen wollte, wiſſen wir nicht, aber ſie glänzte als Brillant unter den Glasſcherben des Proletariats im Polizeihauſe, und gefiel ſich, die Hochherzige und Großmüthige zu ſpielen.

»Euer Gnaden,« ſagte eine arme Schneiderswitwe zu Jeannette, welche wegen nicht bezahlten ſieben Gulden und dreißig Kreuzer von einem Specereihändler in einer Vorſtadt ſchon eilf Monate wie angewachſen auf einen Fleck gebannt wurde; »Euer Gnaden,« ſagte die Schneidersfrau, »der Doctor Reißer, das berüchtigte Scheuſal iſt da, um mit Ihnen zu ſprechen; Euer Gnaden werden doch dieſem verhaßten Advocaten ein paar Worte ſagen, daß er ſein Leben daran genug hat.«

»Laſſen Sie mich nur machen,« erwiederte Jeannette, die keinen geringen Groll gegen den Expenſenritter im Herzen hatte, da er doch ohne eigentlichen Auftrag den Arreſt vornehmen ließ und ihr dadurch keine geringe Verlegenheit bereitete, »laſſen Sie mich nur machen,« wiederholte Jeannette, »Sie werden Ihre Freude haben, wie ich den Patron abfertigen werde!«

»Ei, da geht es ja kreuzfidel zu!« rief Reißer, als er näher trat. »Wenn man im Polizeihauſe ſo lebt, ſo laſſe ich mich auch einſperren.«

»Ja, aber in eine andere Abtheilung!« ſagte die Wirthin.

»Welche von Ihnen iſt denn Frau von Blümlein?«

»Ich,« antwortete Jeannette. »Weshalb fragen Sie?«

»So? Ich ſoll nicht fragen? Bin ich nicht Doctor Reißer, der Advocat, der die Execution gegen Sie führte?«

»Was wünſchen Sie hier?«

»Nachſehen, ob Sie nicht zahlen wollen!«

»Gott bewahre mich dafür!« antwortete Jeannette.

»Alſo werde ich Sie hier dünſten laſſen, bis Sie braun werden.«

»Da mir hier nichts abgeht, werden Sie mich verlinden.«

»Abgehen ſoll Ihnen aber Alles, ich werde Ihnen Alles pfänden, jede Schale Kaffeh, jedes Kipfel, jeden Gugelhupf!«

»Und ich werde ſagen: Tiſchlein, deck' dich, und was Sie mir hier rauben, wird in fünf Minuten wieder da ſtehen!«

»Da wäre ich begierig.«

»Wo iſt die Feldwebelsgattin, die uns bedient?« fragte Jeannette.

»Hier.«

»Seien Sie ſo gefällig, Alles, was hier auf dem Tiſche ſich befindet, in die Kanzlei des Herrn Doctor Reißer zu ſchaffen. Er iſt hungrig, der edle Doctor und legt in ſeinem Magen unſerem Kaffeh »die enge Sperre« an.

»Sie verhöhnen mich noch!« ſagte Reißer und wurde blutroth.

»Sie verhöhnen alle Welt!« verſetzte Jeannette. »Sie ſind ein Advocat, deſſen ſich alle andern in Wien ſchämen. Nur mit Verachtung ſprechen Ihre Collegen von Ihnen. Sie müſſen ſich meine Verhöhnung gefallen laſſen.«

»Das ſoll Ihnen theuer zu ſtehen kommen.«

»Ich weiß es, in der Expenſennote!«

»Sie kommen mir vor Jahr und Tag nicht aus dieſen düſtern Mauern.«

»Sie ſind nur ſchrecklich, wenn Sie hier weilen.«

»Ich laſſe den Concurs über Ihr Vermögen eröffnen.«

»Ueber mein Vermögen! Sie lächerlicher, gefoppter Advocat, das ſind Sie nicht im Stande.«

»Nicht im Stande? Sie ſollen es bald erfahren!«

»Blaſen Sie ſich nicht ſo auf! Sie werden ja ausgelacht! Welches Gewicht geben Sie ſich denn, und wie lange kann denn Ihre Tyrannei dauern? So lange Ihre Partei nicht bezahlt iſt, ſpielen Sie den Schrecklichen; iſt aber dieſe bezahlt, ſo ſind Sie eine ganz gewöhnliche Perſon, welche kein Menſch fürchtet und kein Menſch ſcheuet. Ihre Herrlichkeit kann in fünf Minuten zu Ende ſein, wenn der eingeklagte Wechſel berichtigt wird.«

»Und meine Expenſen!«

»Das verſteht ſich, der Expenſen wegen ſind Sie ja eben ſo unverſchämt! Doch Sie calculiren ſchlecht! Es liegt keine Klugheit in Ihrem Benehmen. Sie vergeſſen, daß der Unbedeutendſte ſich zu rächen vermag, und ich räche mich an Ihnen, das ſchwör' ich.«

»So? Wie denn?«

»Das wird meine Sache ſein! Was ereifere ich mich gegen Sie! Ich kann Sie ſo mit einem Worte verblüffen, daß Sie nicht mehr zu ſich kommen.«

»Laſſen Sie hören!«

»Weſſen Gefangene bin ich eigentlich hier?«

»Das ſteht auf dem gerichtlichen Act, der Ihnen zugeſtellt wurde, deutlich zu leſen.«

»O ja, der Name eines Menſchen, der nur figurirte für die eigentliche Gläubigerin, dieſe aber iſt Jeannette, die Kammerjungfer der Frau von Blümlein — und dieſe Kammerjungfer bin ich!«

»Was ſagen Sie?«

»Ja, ja, Frau von Blümlein iſt nach Ungarn entflohen, ich habe ihre Flucht gedeckt, und Ihr Sollicitator hat mich für Frau von Blümlein hierher gebracht.«

»Abgeſchmackter Spaß! Beweiſe.«

»Sie kennen ja meine Schrift. Ich habe Ihnen, da Sie mich vertraten, zahlloſe Briefe geſchrieben.«

Jeannette ſchrieb ſchnell einige Zeilen auf ein Blatt Papier.

»Iſt dies Jeannettens Schrift?« fragte ſie. »Sie werden ausgelacht, edler Rechtsfreund!« fuhr Jeannette fort, »ausgelacht in der ganzen Stadt.«

Alle Frauen, die Zeuge dieſer Scene waren, lachten laut.

»Höll' und Teufel!« rief Reißer, »wenn Sie Jeannette ſind, ſo ſind Sie ja frei!«

»Allerdings! Heute, nach dem dritten Tage bin ich es auch! für ſo lange habe ich mich bereit erklärt, den Arreſt zu dulden! Heute, nach dem dritten Tage iſt auch Frau von Blümlein geborgen.«

»Aber Sie ſelbſt wollten ja, daß Frau von Blümlein eingeſperrt werde?«

»Dies iſt nicht wahr! Hierzu hatten Sie von mir keinen Auftrag! Sie benützten nur einen bereits erwirkten Arreſt, um drei Wucherer zu verpflichten, die auf eine andere Art Frau von Blümlein nicht verfolgen konnten. Ueber dieſe Ihre Eigenmächtigkeit werde ich bei dem hohen Appellationsgericht eine Eingabe machen, dann ſoll mir dieſes Geſchichtchen auf's Theater gebracht werden und ganz Wien ſoll darüber lachen.«

»Verflucht!« rief Reißer. »Das Letztere ging mir noch ab! Ich erinnere mich, daß Gewey im »ſeltenen Prozeſſe« einen Collegen von mir an den Pranger ſtellt es war ſchrecklich! Der Collega wurde ſo beſchämt, daß e ſeine Advocatie niederlegen mußte.«

»Seien Sie ein Menſch und kein reißende Thier; ſeien Sie kein Auswürfling unte den wackern Männern Ihres Standes, dann haben Sie auch keine Beſchämung zu erwarten!«

Reißer ſchlich ſich davon, als wenn er von der hohen Appellation eine Zurechtweiſung erhalten.

Ein neues Gelächter der verſammelten Frauen begleitete ihn

Zwölftes Capitel.

Eine Jüdin oder keine?

Im zweiten Capitel des erſten Bandes unſerer Mittheilungen ſchilderten wir unter der Aufſchrift: »Vielleicht eine Abenteuerin« eine Dame, welche im Jahre 1833 in Wien lebte. — Sie gab ſehr viel Geld aus, ſie fiel durch ihre gewählten Soiréen auf und es hieß, ſie ſei eine reiche Jüdin aus Frankfurt am Main. Unter dem Namen Theolinde Süßmann verſammelte ſie ein großes Heer von Anbetern um ſich, ihre Bildung, ihre reichen Kenntniſſe, ihre Gewandtheit in allen Sprachen, welche Perſonen der höheren Geſellſchaft mit Geiſt und Feinheit ſprechen, zu converſiren, ihre muſikaliſche Virtuoſität erwarben ihr eine Unzahl von Bewunderern.

Im Hauſe des Baron Salomon Rothſchild erſchien täglich ein junger Frankfurter, der Sohn eines Banquiers aus der berühmten Handelsſtadt. Sein Name war Heinrich Herzer. Auch er lernte Fräulein Süßmann nicht ohne viele Bemühungen kennen, beſtritt aber dann noch mehr als früher, wo er ſie nur flüchtig geſehen, daß ſie eine Frankfurterin und eine Jüdin ſei.

Wie die Leſer ſich noch erinnern werden, gelobte er ſeinen Freunden, genau zu wiſſen, wer Wien unter dem Namen Theolinde Süßmann myſtificire, und dem jungen Manne gelang dies vollkommen.

Aber ſein Scharfſinn brachte dies nicht heraus, wohl aber ſein Geiz.

Wir müſſen den Leſer vor Allem unterrichten, daß noch nie ein ſchmutzigerer Banquier aus Frankfurt in Wien verweilte, und daß er über ſeine ekelhafte Filzigkeit von dem generöſen Baron Salomon Rothſchild die bitterſten Vorwürfe anhören mußte.

»Wie, mein Herr,« ſagte Baron Salomon zu ihm, »Ihr Haus gebietet über Millionen, Ihr Credit iſt in ganz Europa anerkannt, und Sie ſchämen ſich nicht zu knauſern wie ein Betteljunge? . . . Was wird Ihr braver Vater zu Ihrem gemeinen Geiz ſagen, was die Welt von Ihrem Charakter halten? Ich höre, daß, wenn Sie nicht bei mir oder bei einem Freunde, an den Sie empfohlen, ſondern im Hôtel ſpeiſen, daß Sie Ihr Couvert nicht höher als mit vier Zwanziger bezahlen; daß Sie den Garçon erſuchen, er möge Ihnen den Reſt für das nächſte Diner zurechtſetzen; ich höre ferner, daß Sie weder im Gaſthofe noch in den Häuſern, in welche Sie geladen werden, die Dienerſchaft beſchenken, daß Sie, der Mann von Millionen, in den Theatern die letzten Plätze beſuchen, und nie, weder in einer Loge, noch auf einem Sperrſitze geſehen würden. — Junger Mann, Sie ſchänden ja durch dieſen Geiz Ihr rühmlich bekanntes Haus, beſudeln durch Ihr ſchofles Benehmen Ihre glänzende Firma; ich halte es daher für geboten, Ihr Betragen Ihrem Vater zu melden, damit er Sie zurückberufe und der Name Heinrich Herzer nicht zum Geſpötte der Wiener diene.«

Heinrich Herzer hörte Baron Salomon Rothſchild ruhig und ohne zu erröthen an.

»Herr Baron,« ſagte er, »auf Ehre! Ihre Strafpredigt kommt mir ganz originell vor. Sonſt leſen die Freunde der Väter den Söhnen der letzteren nur dann den Text, wenn ſie Verſchwender ſind; bei Ihnen iſt es gerade umgekehrt. . . . Nie hätte ich erwartet, daß Sie mich über meine Oeconomie zurechtweiſen würden.«

»Ihre Oeconomie! nennen Sie das doch nicht Oeconomie, was Filzigkeit iſt! Ich will nicht, daß Sie Ihr Geld zum Fenſter hinauswerfen ſollen, aber laſſen Sie Ihr Geld nicht auch die einzige Luſt Ihres Lebens ſein. — Ihr Vater weiſt Ihnen jährlich fünfzigtauſend Gulden an, und Sie geben nicht tauſend aus! Würde Ihr Vater wünſchen, daß Sie ein Knicker ſein ſollen, ſo würde er Ihnen monatlich dreißig bis vierzig Gulden beſtimmen, er würde Sie zu Hauſe behalten und nicht Ihnen eingeflößt haben, daß Sie wie der Sohn eines der erſten Millionärs der Welt leben ſollen. — Endlich geben Sie nie einem Armen einen Heller! Pfui! ſchämen Sie ſich, und wenn Sie mich lieb haben, ſo reiſen Sie ab, denn ein ſo knauſeriger Millionär paßt nicht in eine Reſidenz!«

Mit einer Unverſchämtheit, die nur dem eingefleiſchten Schund zur andern Natur geworden, entgegnete Heinrich Herzer:

»Ich bitte Sie, Herr Baron, machen Sie mir doch keine ſo argen Vorwürfe! Muß ich doch hereinbringen, was mein Vater zu viel hat ausgegeben; muß ich doch den Armen nichts ſchenken, weil dieſen mein Vater zu viel geſchenkt hat; muß ich doch darum ein kleines Haus machen, weil mein Vater ein zu großes gemacht hat; Geld und wieder Geld muß ich ſammeln; meinem Vater muß ich mit einem guten Beiſpiele vorangehen und ihm zeigen, wie man wirthſchaften ſoll, wenn man reich geworden, daß man auch reich bleibe, ſo lange man lebt. — Was gilt es, Herr Baron, wenn ich zu meiner Familie nach Frankfurt zurückkehre, ſo ſetzt man meinen Vater ab . . . und ich werde . . . mein Vater!«

Der Baron wollte den filzigen, herzloſen Jungen keiner Antwort mehr würdigen, aber dieſer ließ nicht nach und fuhr fort:

»Und bringt mir meine Oeconomie nicht den größten Nutzen? Abgeſehen daß ich mir von den Zuflüſſen meines Hauſes in fünf Jahren mehr als zweimalhunderttauſend Gulden zurückgelegt und damit ſo glücklich gewirthſchaftet habe, daß ich eine halbe Million mit nach Hauſe bringe, ſo habe ich mir für zwei Millionen Menſchenkenntniß erworben. — Dem Geizigen ſagt man Alles, dem Freigebigen nichts. — Zu mir haben die Leute Vertrauen, ſie laſſen mich in die tiefſte Spalte ihres Herzens ſehen, warum? Weil ich ruhig und verſchloſſen bin, weil ich ſpiele den Unglücklichen, dem ein tiefer Gram das Herz zerfleiſcht. Der Freigebige erſcheint aber als ein Leichtſinniger, dieſem vertraut man nichts: man bettelt ihn höchſtens an, das iſt Alles!«

»Ei,« antwortete der Baron, »Sie rächen ſich ja allerliebſt für die Reprochen, die ich Ihnen machte! Sie glauben alſo, ich wäre leichtſinnig, weil ich Dürftige nicht im Elend laſſe? Doch Sie belehren zu wollen, wäre nutzloſe Mühe. Indeſſen ſagen Sie mir, welchen Nutzen hat Ihnen außer dem Geldnutzen Ihre Filzigkeit denn ſchon gebracht?«

»Zahlloſen. Ich muß Ihnen nur geſtehen, man hält mich für einen Wucherer.«

Der Baron lachte und erwiederte: »Ein großes Compliment!«

»Einen Wucherer will man aber mit der Ausſicht auf Gewinn ködern. Mich wollte Theolinde Süßmann ködern! Herr Baron, die ſchöne, feine Theolinde wollte mich ködern! Faſſen Sie dies, Herr Baron?«

»Wahrſcheinlich will ſie Sie zum Gatten haben!«

»Wie wäre dies möglich! Iſt ſie doch eine Chriſtin!«

»Eine Chriſtin?«

»Auf Ehre! . . . Aber ſie gibt ſich für eine Jüdin aus.«

»Das iſt neu!«

»Wie heißt neu? Ich ſag Ihnen, es iſt alt! Auf dem Theater können Sie dies hundertmal ſehen, daß ſich Chriſtinnen für Jüdinnen ausgeben, und das Publicum glaubt es, daß ſie Jüdinnen ſind; warum ſoll dies im Leben nicht auch vorkommen? Die Theater-Jüdinnen täuſchen die Chriſten, hier iſt einmal eine Chriſtin, welche die Juden täuſcht. Theolinde und ein Mann, der mit ihr im Bunde und ebenfalls ein Chriſt iſt, treiben dies Manöver. Das iſt ein Herr Hirſchmeyer, ebenfalls ein Chriſt, der den Juden ſpielt, um für ſich und ſeine Genoſſin die Juden zu gewinnen.«

»Ich ſehe nicht ein, wozu das führen könnte!«

»Herr Baron, Sie werden doch bemerkt haben, daß der Jude für nichts mehr in der Welt Sympathie hat, als wieder für den Juden. . . . Wenn ein Jude dem andern helfen kann, ſo thut er es gewiß mit Freuden. In dieſem Punkte könnten die Chriſten von uns lernen, aber dieſe leben vom Auseinanderhalten, während wir vom Zuſammenhalten leben! — Wenn ein Chriſt ſeinem Nebenmenſchen etwas zu Leide thun kann, iſt er gleich dabei! Wenn er ihn kann verkleinern, verſchwärzen, an ſeinem Erwerb ſchmälern, iſt es dem Chriſten eine Luſt. Daher begreife ich nicht, weshalb die Chriſten uns Juden für ihre Feinde halten, wozu brauchen wir ihre Feinde zu ſein, da ſie ſich ſelbſt Feind ſind?«

»Weiter, weiter, kommen Sie zur Sache.«

»Alſo die vermeinte Jüdin wollte mich ködern. »Herr von Herzer,« ſagte ſie, »wenn Sie wollen hundert Procent gewinnen, ſo halten Sie zu mir!«

»Wie heißt: Halten Sie zu mir?« fragte ich. »Ich halte zu Ihnen . . . was habe ich davon?«

»Hören Sie,« fuhr ſie fort, »ich decouvrire mich Ihnen ganz.«

»Decouvriren Sie ſich!« verſetzte ich.

»Herr von Herzer,« hub ſie von Neuem an, »kennen Sie einen gewiſſen Hirſchmeyer?«

»Hirſchmeyer?« ſagte ich. »Ich werde ihn indeß kennen, bis ich weiß, was Sie mit ihm wollen, dann kenn' ch ihn wieder nicht!«

»Dieſer Hirſchmeyer iſt plötzlich verloren gegangen.«

»Laſſen Sie ihn ausläuten, wie in Frankfurt die Pintſcher.«

»Ach,« meinte ſie, »man darf kein Aufhebens von ihm machen, ſonſt fahndet auf ihn die Polizei.«

»Wieſo die Polizei?«

»Er iſt anrüchig.«

»Gottes Wunder!«

»Er iſt ein Schwärzer, wie es noch keinen gegeben. Er iſt aber ein Schwärzer von großem Talent, ein Schwärzer von Genie. Wollen Sie, daß er einen Felſen aus der Brühl ſchwärzen ſoll, er ſchwärzt ihn bei der Matzleinsdorfer-Linie herein und bringt Ihnen den Felſen in Ihr Schreibzimmer.«

»Was thu' ich damit?«

»Er ſchwärzt Alles: Spitzen, Shawls, Uhren, Schmuck, Lyoner Seide, Pariſer Tücher, engliſche Pferde hat er ſogar geſchwärzt. . . . Was er geſchwärzt, hab' ich in Wien verkauft. Hundert Procent haben wir gewonnen! Nun iſt's aus! Hirſchmeyer hat ſich ſelbſt geſchwärzt. Und mein Vermögen iſt mit ihm davon. Ich bin unglücklich.«

»Was geht das mich an!«

»Ich habe noch einen ſolchen Patron wie dieſen Hirſchmeyer,« ſagte Theolinde. »Eben ſo geſchickt, ſo verſchmitzt, ſo gewandt, ſo verwegen. . . . Ich muß wieder zu meinem Gelde kommen. Ich ſchicke ihn nach Brüſſel. Ich laſſe mir um zehntauſend Gulden Spitzen bringen. Der Gewinn iſt enorm.«

»Wenn Sie aber keine zehntauſend Gulden haben?«

»So haben Sie zehntauſend Gulden.«

»Ich? Wie heißt: ich habe ſie!«

»Sie müſſen zehntauſend Gulden an meine Speculation ſetzen, den Gewinn theilen wir.«

»Und das Capital?«

»Das laſſen Sie in der Speculation, in vier Wochen werden wir oſtindiſche Shawls aus London beziehen.«

»Und wenn man den Schwärzer erwiſcht, und wenn er dann auf uns ausſagt?«

»Man wird ihn nicht erwiſchen!«

»Man wird ihn ja erwiſchen! Laſſen Sie mich aus mit einer Speculation, bei welcher der Kopf wackelt.«

»Wenn man meinen neuen Schwärzer erwiſcht, ſo wird er uns nicht verrathen. Ich bin ſeiner gewiß!«

»Iſt er auch ein Jude?«

»Nein!«

»Dann wird er nicht mit Ihnen halten.«

»Für ihn werde ich eine Chriſtin ſein.«

»Aufrichtig geſagt: Sie ſind auch eine.«

»Nein!«

»Sie wollen, daß ich Ihnen vertraue und ſind falſch? Sie ſind auch nicht aus Frankfurt . . . Verſtellen Sie ſich nicht länger. Was liegt mir daran, ob Sie Chriſtin oder Jüdin ſind. Leute, die vom unerlaubten Gewinn leben, ſind alle von Einer Confeſſion.«

»Ja! Ich bin eine Chriſtin,« verſetzte Theolinde, »aber daß ich für eine Jüdin mich ausgebe, hat mir zahlloſe Vortheile gebracht. Die jüdiſchen Frauen haben mir meine Waaren abgenommen, die jüdiſchen Herren mir die Cour gemacht. Da haben Sie mein Glaubensbekenntniß, aber nun theilen auch Sie mir das Ihrige mit.«

»Ich glaube gar nichts. Ich glaube nicht, daß zehntauſend Gulden in der Hand eines Schwärzers ſicher ſind; ich glaube nicht, daß der glücklichſte Schwärzer immer gut durchkommt. Endlich glaube ich weder, daß Sie eine Chriſtin, noch daß Sie eine Jüdin ſind; Sie haben gar keine Religion! . . . Nur Eines dürfen Sie mir glauben, daß ich Sie über das, was Sie mir vertraut, nicht angebe, ich werde Sie nicht unglücklich machen . . .«

»Während ich dies ſprach, trat der Bediente des Fräuleins Theolinde Süßmann herein und meldete zwei Herren; es traten aber ſechs Herren herein und verhafteten Fräulein Süßmann. Mich hätten ſie auch mitgenommen, wenn ich nicht geſagt: Accreditirt im Hauſe Rothſchild!«

Der Baron fuhr auf:

»Ei, zum Geier! Wie komme ich dazu, hier genannt zu werden?«

»Es war mein Glück, daß ich es that, man ließ mich augenblicklich fort. Sie, Herr Baron, werden ſchon für mich einſehen und meiner Ungefährlichkeit das Wort reden.«

»Sie werden verdächtig ſein, weil Sie ſchmutzig ſind«

Während noch Baron Rothſchild mit dem jungen Banquier über die vermeinte Jüdin Theolinde Süßmann ſprach und der Baron ſeinem Aerger Luft machte, daß ſein Name in einer ſo verdächtigen Geſchichte genannt werde, ließ ſich ein Commiſſär aus der »Contraband-Examinatur« melden.

Der Baron ließ ihn bitten einzutreten.

Der Commiſſär erſuchte den Baron um eine Unterredung unter vier Augen.

Heinrich Herzer entfernte ſich.

»Ich komme,« ſagte der Commiſſär, »Sie, Herr Baron, um einige Auskünfte über einen Herrn aus Frankfurt, welcher Ihrem Hauſe empfohlen iſt, zu erſuchen. Sein Name iſt Heinrich Herzer.«

»Ich werde Ihnen jede Auskunft, die Sie wünſchen, bereitwilligſt geben,« verſetzte der Baron.

»Herr Heinrich Herzer,« fuhr der Commiſſär fort, »iſt in einer abſcheulichen Schmugglergeſchichte compromittirt.«

»Compromittirt?« fragte der Baron. »Inwieferne compromittirt? Herr Heinrich Herzer iſt kein Schmuggler.«

»Man kann nicht wiſſen.«

»So viel mir bekannt, iſt Herr Herzer ein unbeſcholtener Mann.«

»Er wurde in dem Hauſe eines Fräulein Süßmann getroffen. Dies hätte zufällig geſchehen können, allein dieſe Süßmann ſagt gegen Heinrich Herzer aus. Sie behauptet, er habe zu dem Ankauf von Contrabandwaaren die Vorſchüſſe geleiſtet, und ſie, nämlich Fräulein Süßmann, ſei nur ein Werkzeug in der Hand des Herrn Herzer geweſen.«

»Dieſe Mamſell Süßmann iſt eine unverſchämte Lügnerin,« fuhr der Baron auf.

»Woher wiſſen Sie dies, Herr Baron?«

»Ganz ſicher weiß ich es, weil ich ſowohl Nathan Herzer, den Vater, als Heinrich Herzer, den Sohn, genau kenne, weil ihre Rechtlichkeit mir längſt ſchätzbar iſt, und weil endlich Vater und Sohn ein ſo ungeheueres Vermögen beſitzen, daß ſie beide nicht nöthig haben, dasſelbe auf eine unrechtmäßige Weiſe vermehren zu wollen.«

»Das mag ſein,« erwiederte der Commiſſär, »der Vater iſt auch nicht verdächtig, aber der Sohn; der Sohn, Herr Heinrich, ſoll ein ſo abſcheuliches Subject, zuſammengeſetzt aus Geiz und Schmutz ſein, daß ihm jede unredliche Handlung, wenn ſie nur Geld einbringt, vollkommen ähnlich ſieht.«

»Dieſem muß ich widerſprechen,« eiferte der Baron »Man kann das Geld lieben, ohne deshalb welches zu ſtehlen, man kann ein Geizhals ſein, ohne deshalb ein Spitzbube werden zu wollen. Genügt Ihnen, Herr Commiſſär, meine Bürgſchaft für Heinrich Herzer?«

»Allerdings.«

»Ich bürge für ihn, daß er ein vollkommen rechtlicher Mann iſt, der gegen kein Geſetz der Welt, am wenigſten aber gegen die weiſen Geſetze in Oeſterreich verſtoßen wird, möchten dieſe nun in Bezug auf den Schleichhandel oder auch in anderen Beziehungen gegeben worden ſein. — Die Abenteuerin Süßmann wird am Ende ſelbſt ihre nichtswürdigen Lügen zurücknehmen und der betreffende Unterſuchungsrichter wird ſich hiervon wohl bald Ueberzeugung verſchaffen.«

»Bis dies geſchehen, Herr Baron, hat Herr Heinrich Herzer in Wien zu bleiben und Sie bürgen wohl auch dafür, daß er ſich von hier nicht entferne?«

»Ganz gewiß. Er ſelbſt wird auf Genugthuung dringen, wenn er erfährt, daß er verdächtig geworden. Ich will ihn ſogleich rufen laſſen. Er ging ſo eben von mir; Heinrich Herzer war nämlich der junge Mann, den Sie bei mir ſahen. Er erzählte mir kurz vor Ihrem Beſuche, daß Theolinde Süßmann ihn um zehntauſend Gulden Vorſchuß zu einem Schwärzergeſchäfte angeſprochen hatte, weil ihr Compagnon, ein Herr Hirſchmeyer, von Wien entwichen.«

»Ganz recht, dieſer Hirſchmeyer wird ſteckbrieflich verfolgt. — Er ſteht nicht nur an der Spitze einer weit verzweigten Schleichhändlerbande, ſondern wird auch als ein

Mörder oder wenigſtens als der Anſtifter eines Mordes bezeichnet. Zum Glücke iſt man dem Verbrecher auf der Spur.«

»Soll ich Heinrich Herzer rufen?«

»O nein, er wird ſchon von uns vorgeladen werden.«

»Ich auch?«

»Dies iſt nicht geboten. Männer Ihres Ranges, Ihrer Stellung, Ihres Einfluſſes, Ihrer Geſinnung vernimmt man auf anderem Wege. Was Sie mir geſagt, genügt. Baron Salomon Rothſchild ſteht zu geachtet da, als daß man ihn als Zeuge in Schmugglerangelegenheiten einem »Verhöre« unterziehen ſollte! Ich empfehle mich Ihnen, Herr Baron.«

Der Commiſſär ging.

»Der verwünſchte Geiz, die in der Stadt bekannte Filzigkeit dieſes jungen Mannes bringt ihn nun in dieſe Colliſion!« ſagte der Baron für ſich. — »Aber wie dieſe fatale Geſchichte zu Ende, ſoll er mir fort. Seine infame Knauſerei ſoll er zu Hauſe ausüben; dort, wo man den Namen Rothſchild nennt, ſoll kein abſcheulicher Filz mitgenannt werden.«

Der Baron wollte in ſein Comptoir, um Heinrich Herzer noch zu treffen und ihm mitzutheilen, in welches Unglück ihn ſein Geiz geſtürzt habe, da ließ ſich der alte Schindler anmelden und polterte auch alſogleich zur Thüre herein.

»Ich komme nur mich zu bedanken,« ſchnaubte Schindler, »für die Güte, welche Sie für mich gehabt haben, Herr Baron! Nicht nur daß Sie Ihre Plane ſo fein anlegten, daß Georg meine Werkſtatt verlaſſen mußte, ſo haben Sie ihm auch Gelegenheit gegeben, ſich vor dem Ma-

giſtrate der Haupt- und Reſidenzſtadt Wien auszuzeichne
ja ſich ſogar Verdienſte zu ſammeln. In Folge Ihrer Fü
ſprache, Herr Baron, iſt Georg bereits Bürger und M
ſter geworden, und wie ich ſoeben gehört habe, hat er a
ſchon den Bürgereid abgelegt! — Gott ſegne S
Herr Baron, für den Schlag, den Sie mir dadurch verſe
haben! Dieſer Georg wird nun nichts Dringenderes zu th
haben, als mir meine Kundſchaften abzufiſchen! Aber
ſei ihm Gott gnädig! So grau ich bin, und ſo ehrenv
ich ergraute, ich werde zum Banditen an dieſem Undankb
ren! Mein langes ſcharfes Hohleiſen jage ich ihm mitt
durch's Herz, das gelob' ich, ſo wahr ich ein rechtſchaffen
Mann bin!«

»Rechtſchaffen und ein Mörder!« rief d
Baron aus. »Was machen Sie mir überhaupt für ung
reimte Vorwürfe! — Iſt Georg Bürger und Meiſter,
dankt er dies nicht mir, ſondern nur ſeiner Geſchicklich
keit! — Das Mittel wird über Georg urtheilen, ſag
mir der Bürgermeiſter, als ich für Georg ein freundlich
Wort ſprach; nun, das Mittel hat entſchieden und der Ma
giſtrat war nicht dagegen.«

»Ja, weil das ganze Mittel von der Protection d
Baron Rothſchild gehört hat!« erwiederte Schindler. »Mein
Einſprache hat man ja gar nicht angenommen, man h
mich nicht einmal angehört.«

»Natürlich, weil Haß und Leidenſchaft aus Ihne
ſprachen.«

»Mir haben Sie, Herr Baron, mir hat das Mitte
mir hat Georg wehe gethan! — Doch das macht nichts
Meine Tochter bekommt Georg doch nicht, un

wenn ſich alle Barone der Welt und alle Mittel dazu ins Mittel legten!«

»Das mögen Sie halten wie Sie wollen. Sie ſind Vater und Herr über ihr Kind!«

»Und noch eines bekommt Georg auch nicht!« ſetzte Schindler bei; »die prächtigen Holzvorräthe des Holzhändlers Schleifer in der Roßau bekommt er nicht! Das herrliche Mahagony, das Ebenholz, die wundervollen Paliſſander-, Eſchen-, Nußbaum- und Kirſchbaumhölzer, die er auf Credit kaufen wollte, kriegt er nicht; ich habe den Holzhändler Schleifer bewogen, daß er dem Georg den Credit verſage, nun mag ſich jetzt der neue Tiſchlermeiſter beim »Berchtoldsgadner« ſeine Vorräthe beſtellen.«

»Ich weiß es,« erwiederte der Baron. »Georg hat es mir mit Thränen in den Augen geklagt, wie feindlich Sie gegen ihn verfuhren und ſogar ſeinen ehrlichen Namen verdächtigten; aber ſo leid es mir thut, ſo muß ich Ihren Unmuth gegen mich dennoch ſteigern und Ihnen geradezu ſagen, daß ich auch hier wieder geholfen; ich habe nämlich Georg für zehn Jahre ſechstauſend Gulden ohne Intereſſen vorgeſchoſſen; in zehn Jahren, meine ich, wird Georg doch bei ſeiner ſeltenen Geſchicklichkeit ſechstauſend Gulden zurückbezahlen können.«

»Mich trifft der Schlag! Dieſes Geld haben der Herr Baron dem Georg gegeben ohne irgend eine Bürgſchaft?«

»Ohne Bürgſchaft von irgend Jemand, blos auf Georgs ehrliches Geſicht und redlichen Charakter. Ein ſimpler Schuldſchein iſt alles, was ich forderte!«

»Und ich! und ich! Wann ich Geld brauchen ſollte, was bekäme dann ich von Ihnen?«

»Was Sie wünſchen! Geld ſo viel Sie wollen.«

»Ich glaube es, bei den ſchuldenfreien Häuſern, die ich beſitze, und bei den enormen Holzvorräthen, die ich aufgeſpeichert habe, wäre dies auch leicht! — Aber ich brauche nichts, Herr Baron, Gott ſei Dank! Ich brauche nichts! — So wie der »Billionär« Baron Rothſchild auf der weiten Gottes Erde keinen Menſchen braucht, ſo braucht auch der reiche Tiſchlermeiſter Schindler keinen Menſchen, der ihm Geld geben ſoll. Ich bin auch ein Rothſchild in meiner Sphäre, verſtanden, Herr Baron, und nun nichts für ungut, wenn ich mir von heute nichts mehr aus Ihnen mache! Leben Sie wohl, Herr Baron! Auf »Nichtmehr Wiederſehen!«

Schindler wollte zur Thüre hinaus.

»Halt!« rief der Baron, »ſo wollen wir nicht ſcheiden! — Ich laſſe Niemanden von mir mit Groll im Herzen, Sie, Meiſter, am wenigſten. —„Sie ſagen: auf »Nimmerwiederſehen!« Ich erwiedere Ihnen: auf »baldiges, frohes Wiederſehen!« Sie verſicherten neulich wiederholt, Georg bekomme Ihre Tochter nicht? ich verſichere Sie, er bekommt ſie! — Sie wiſſen nicht was ich weiß und wovon Sie keine Ahnung haben! Ja, ſehen Sie mich an, als ob Sie an meinem Verſtande zweifelten, was ich Ihnen jetzt ſage, iſt die Wahrheit: Marie wird dennoch Georgs Frau!«

Schindler lachte laut auf.

»Lachen Sie; ich werde auch lachen, aber nicht ſo unartig wie Sie; es iſt meine Weiſe nicht. Ich werde lachen, wenn Sie Georg, ich will nicht ſagen, recht dringend erſuchen, aber doch es ihm ans Herz legen werden, Ihre Tochter zur Frau zu nehmen.«

»Herr Baron,« fuhr Schindler auf, »Millionärs wie

Sie, treiben oft Späße, daß einem die Haare zu Berge ſteigen, und man muß ſich noch eine Gnade daraus machen, aber ich mache mir aus dieſem Spaß keine Gnade, ja ich verbitte mir ihn. Und nun rufen Sie mich nicht mehr zurück, wenn ich ſage, wir haben ausgeredet, ausgeredet für's ganze Leben! Noch einmal, nichts für ungut, Herr Baron!«

Mit dieſen Worten flog Schindler wie ein Pfeil zur Thüre hinaus.

Der Baron lachte und ſprach für ſich: »Wenn Du eine Ahnung hätteſt, guter Alter, was dir bevorſteht, du würdeſt ſchon jetzt deine Tochter dem verhaßten Georg zuführen! Du wirſt dich wundern, Schindler, was für ein Donnerwetter ſich über dein Haupt zuſammenzieht, deſſen einziger Blitzableiter nur Georg ſein kann.«

Dreizehntes Capitel.

Eine Vorladung.

Als Schindler in ſein Haus trat, kam ihm Marie entgegen.

»Vater,« ſprach ſie, »hier iſt eine Vorladung zum Criminalgericht. Sie ſollen unausbleiblich erſcheinen. Der Amtsdiener machte die Sache ſehr dringend. Er behauptet, er hätte Ihnen ſchon geſtern eine ſolche Vorladung zugeſtellt und ſie ſeien nicht erſchienen. Er ſetzte hinzu, wenn Sie wieder nicht dem Befehle des Gerichts folgten, ſo würden Sie durch die Wache abgeholt.«

»Was?« tobte Schindler, »einen Bürger, einen Hausdenn von ſo vielen Häuſern will man durch die Wache holen laſſen? Das wäre ſchön!«

»Aber weshalb gehen Sie nicht hin?«

»Weil ich auf die Vorladung vergeſſen habe und weil ich ganz andere Dinge im Kopfe trage, als dort verhandelt werden. Ich weiß überhaupt nicht was man von mir will! Ich habe nichts geſtohlen, und mir iſt auch nichts geſtohlen worden. Und hat irgend ein Tiſchlergeſelle etwas angeſtellt, ſo ſollen ſie den Vorſteher rufen laſſen, der gibt Auskunft, der iſt zum Auskunftgeben da!«

Schindler erbrach die Vorladung.

Er las:

»Derſelbe hat als Zeuge am 17. d. M. Nachmittags unausbleiblich zu erſcheinen.«

»Als Zeuge!« murrte Schindler, »als Zeuge! Was für ein Zeuge ſoll ich denn ſein! Ich kann nichts bezeugen, weil ich nichts weiß, ich habe nichts geſehen, nichts gehört, war bei keinem Exceß, bei keiner Rauferei, bei keinem Morde, keinem Diebſtahl, keinem Duell! Ich kenne überhaupt gar keinen ſchlechten Kerl in ganz Wien! Was will alſo das Criminalgericht von mir!«

»Denken Sie nach, lieber Vater, vielleicht fällt Ihnen doch etwas ein! Sie waren neulich beim »Hirſchen« im Gaſthauſe. Vielleicht iſt dort etwas vorgefallen, oder vor Kurzem im Neulerchenfeld oder in Ottakring.«

»Nichts! nichts! Im »Hirſchen« ging es ſehr ordentlich zu, ich erinnere mich an nichts, als daß der »Klampferer« hinausgeworfen wurde, weil er ſo arg betrunken war. Doch wollte man in Wien, wenn einer in einem Wirthshauſe hinausgeworfen wird, immer alle Zeugen zum Criminalgericht citiren, ſo wäre dies ein Gedränge bei dem

Gerichtshauſe wie in einem Freitheater. — Und im Neulerchenfelde und in Ottakring? — Da warſt Du ja dabei! Da iſt nichts geſchehen, als daß dein ehrwürdiger Vater deinetwegen von drei fremden Männern iſt abſcheulich behandelt worden; man ſollte alſo Dich, die Veranlaſſerin, nicht mich, den gutmüthigen Dulder der Beleidigungen, verrufen. — Apropos, da fährt es mir juſt wieder durch den Sinn! — Die Kränkungen und Beſchämungen, die Blamagen und Neckereien wegen Dir und Georg hören noch immer nicht auf! — Wenn ich nur wüßte, was denn den Baron Rothſchild deine Herzensangelegenheiten angehen, was er denn ewig und ewig immer mit Dir und Georg will! — Soeben komme ich wieder von ihm! Abermals der alte Tanz! Immer wieder Du und Er! — Meiner Seel', ich bin ſchon recht grob geworden mit dem Baron, weil er mir gar keine Ruhe läßt! — — Und weißt Du was er geſagt hat? — Er hat geſagt: Ich würde Georg noch ordentlich bitten müſſen, daß er Dich zum Weibe nimmt! Ich, der reiche Tiſchlermeiſter, den — den — den — ! — Glaubſt Du, daß ich je den Georg bitten werde, daß er Dich nimmt?«

»Das glaub' ich nicht, Vater; das würde nie geſchehen, und ich würde Georg von mir weiſen, wenn ich ſeinen Beſitz einer Demüthigung meines Vaters verdanken müßte.«

»Und wenn die ganze Welt »aus dem Leim« gehen müßte, ſo würde ich mich zu einer ſolchen Beſchimpfung nicht verſtehen! Er ſoll mir kommen dieſer Georg! Ja, wenn ihn der Baron Rothſchild an Kindesſtatt annimmt und ihm auf der Stelle einen Mantel aus Tauſendguldennoten machen und inwendig mit lauter Rothſchild'ſchen Loſen füttern läßt; wenn er ihm an jedes Haar einen Ducaten hängen läßt, — Dich bekommt Georg nicht, ſo lange meine Augen offen ſtehen!«

»O, denken Sie doch, lieber Vater, nicht ans Sterben! — Ehe ich eine ſolche Redensart auch nur hören ſoll, will ich lieber nie heiraten! Was wäre auch das für eine Heirat, wenn mich Ihr Segen nicht beglückte! Nein, nein, lieber Vater, ich ſehe ein, es iſt am beſten, ich bleibe ledig! Ich bleibe bei Ihnen, dann ſollen Ihre Augen offen bleiben, bis die meinigen ſich ſchließen.«

»Du biſt und bleibſt doch meine gute Marie,« ſprach Schindler; »komm her, Du braves Kind, und laß Dich an mein Herz drücken! Ich habe es Dir ſchon einmal geſagt, als alte Jungfer wirſt Du nicht ſterben; ich verſchaffe Dir ſchon einen braven Mann, heißt er auch nicht »Georgi« ſo kann er doch »Michaëli« heißen.«

Schindler drückte Marie an ſein Herz und dabei glänzten ihm Freudenthränen in den Augen.

Marie weinte mit, denn ſie liebte ihren Vater innig und mit ungeheuchelter Ehrfurcht.

Vater und Tochter hielten ſich aber nur kurze Zeit in den Armen.

Die Thür ging raſch auf und herein trat der erſte Vorſteher der bürgerlichen Tiſchlermeiſter von Wien.

»Schindler!« rief der Vorſteher, »ich komme wohl ungelegen?«

»Gott bewahre, lieber Gſchwandtner!« verſetzte Schindler, »Du biſt mir immer willkommen! Aber was ſeh' ich, Du biſt ja völlig verſtört? — Was haſt Du denn? — Iſt Dir etwas zugeſtoßen?«

»Mir nicht,« erwiederte der Vorſteher, »aber Dir kann etwas Unliebes geſchehen. Du haſt eine Vorladung zum Criminalgerichte erhalten?«

»Schon die zweite! Was iſt mit dieſer Vorladung? Weißt Du davon? Dann ſag mir was ſie zu bedeuten hat?«

»Laß deine Tochter hinausgehen, und ich werde Dir »ein Licht anzünden.«

»Großer Gott!« preßte Marie aus der beengten Bruſt hervor. »Vater, lieber Vater...«

»Geh! Der Vorſteher ſpricht nicht vor Dir...«

Marie ſchlich voll Angſt in ihr Zimmer.

»Nun ſprich, Gſchwandtner,« ſagte Schindler.

»Es iſt eine wilde Geſchichte!« hob der Vorſteher an. »Ich weiß nicht wie ich Dir das Zeug vorbringen ſoll. Wenn ich wüßte, daß Du ein gutes Gewiſſen haſt, dann hätte ich es leicht!«

»Haſt denn Du,« fragte der Vorſteher den Meiſter Schindler, als ſie beide allein waren, »haſt denn Du mit dem Raubmörder, welcher den Kaufmann Wagmann ſo ſchändlich aus der Welt ſchaffte, eine intime Bekanntſchaft gehabt?«

»Ich? — Mit einem Raubmörder? Was fällt Dir ein, wie kommſt Du zu einer ſolchen Vermuthung?«

»Und doch wird es ſo ſein! Es ſind höchſt verdächtige Briefe von Dir in des Mörders Schreibkaſten gefunden worden.«

»Von mir? Ich glaube gar, Du biſt übergeſchnappt!«

»Ja, Du ſollſt ihn ja gar zu deinem Schwiegerſohn beſtimmt haben!«

»Du ſprichſt irre! Ich werde einen Doctor holen laſſen.«

»Erinnere Dich doch; Du erzählteſt mir ja einmal ſelbſt, daß Du deine Marie einem gewiſſen Hirſchmeyer zur Frau geben wollteſt.«

»Nun, und was liegt daran, wenn ich die Abſicht hatte, mein Kind reich zu verheiraten?«

»Ja, aber dieſer Hirſchmeyer iſt ja gerade der Mörder des Wagmann.«

»Höre auf, Du faſelſt!«

»Nein, ich faſle nicht. Es ſpricht ja die ganze Stadt davon. Sollteſt Du allein nichts von der Geſchichte erfahren haben?«

»Daß der Kaufmann Wagmann ermordet wurde, erfuhr ich wohl, aber wer ihn umgebracht, dies wußte mir Niemand zu ſagen.«

»Endlich iſt es an den Tag gekommen. Man nennt eigentlich zwei Mörder, aber das iſt Nebenſache. Hirſchmeyer war die Veranlaſſung, der Anſtifter, denn ein Anderer verübte die That. Es iſt ſchon Alles bekannt, nur hat man die Schurken noch nicht eingebracht.«

»Wenn Du Dich wegen Hirſchmeyer nur nicht irrſt!«

»Wie kann ich mich irren, wenn ich den Steckbrief geleſen habe!«

»Auch eine Namensähnlichkeit iſt möglich.«

»Da lies ſelbſt! Da haſt Du den Steckbrief und darin deines projectirten Schwiegerſohnes geſchriebenes Porträt!«

Schindler las den Steckbrief und rief dann aus: »Bei meiner armen Seele! Es iſt der Menſch, der um meine Tochter ſich bewarb, wie er leibt und lebt, nicht einmal die kleine Narbe an der Stirne iſt vergeſſen!«

»Merkſt Du nun, weshalb Du zum Criminalgericht vorgeladen biſt?«

„Nein! Die Heirat mit meiner Tochter wurde ja ab-
ebrochen. Ich erfuhr, daß Hirſchmeyer ein ſchlechter Ba-
ron ſei und wies ihm die Thüre.“

„Aber deine Briefe haſt Du nicht zurückgefordert?“

„Ei was, die dummen Briefe! Ich weiß gar nicht
nehr was ich dieſem Hallunken geſchrieben habe!“

„Man wird Dir ſchon das Gedächtniß auffriſchen! —
u ſchriebſt ja ſogar einen Tag vor dem Morde: „Herr von
irſchmeyer verſichere ich hiermit ſchriftlich, wenn die
eabſichtigte, in jeder Beziehung gefährliche Expedition ge-
ingt, ſo gebe ich ihm meine Tochter Marie zur Frau, aber
ompromittirt darf ich nicht werden; ich weiß von nichts,
vill von nichts wiſſen!“

Schindler packte ſich am Kopfe und rieb ſich heftig
e Stirne.

„Es iſt wahr,“ ſagte er, „dies ſchrieb ich, aber das
alt ja einer beinahe ganz unbedenklichen Sache.“

„Ich will es glauben, ich kenne Dich dreißig Jahre,
u warſt immer ein ehrlicher Mann. Aber in einer Sache,
e ein zweideutiger Menſch auszuführen hatte, das
nzige Kind als Preis auszuſetzen, das gibt
ir eine Ohrfeige vor der ganzen Welt.“

„Ich ſehe es ein! — Wie, zum Teufel, hat man denn
eſen Brief gefunden?“

„Dieſen Brief und vielleicht einen noch weit unüber-
gteren von deiner Hand in jenem verbotenen Schubfache
s Secretärs, das Du bei dem Magiſtrate hätteſt auffinden
llen!“

„Verwünſchte Geſchichte! Jener Schreibkaſten gehörte
ſo Hirſchmeyer?“

„Ja, und Du erklärteſt, als Du ihn unterſuchen ſollteſt: »Ich will mich nicht plagen mit dieſem Möbel; meines Erachtens enthält es kein verborgenes Fach!« — Dieſe deine Erklärung legt man nun aus, als wenn Du um die verſteckten Briefe gewußt, und ſie nur nicht hätteſt finden wollen. Man ſagt auch, daß Du deshalb deinen geſchickten Geſellen Georg nicht zum Magiſtrate geſendet, damit nur ja das Geheimniß unentdeckt bleiben möchte.«

»Was nicht noch! Du warſt ja zur Unterſuchung des Schrankes ebenfalls aufgeboten und haſt auch nichts gefunden!«

»Ei, ich bin kein Kunſttiſchler!«

»Gott im Himmel! Was werden ſie mir jetzt für Fragen geben! Ich war vor mehreren Jahren als »äußerer Rath« Gerichtsbeiſitzer im Criminalhauſe, da hab' ich meine blauen Wunder gehört, wenn die Juſtiz verdächtige Leute durch ihre Kreuzfragen in die Enge trieb! — Ich bin manchmal ganz perplex geworden, und war doch nur ein unbefangener Zuhörer.«

»Was wirſt Du bei Gericht ſagen?«

»Ich weiß von nichts!«

»Wie wirſt Du deine dummen Briefe, wie Du ſie ſelbſt nennſt, geſcheid auslegen, ſo geſcheid nämlich, daß Du nicht, und dein ehrliches Kind nicht, aus dieſer Sache ſchimpflich hervorgehen? Ich höre in dem andern Briefe haſt Du ſogar geſchrieben, um den Spitzbuben für ſeine Klage, über die Kälte Mariens gegen ihn zu beruhigen: »Marie ſei in ihn ſterblich verliebt, ſie hätte Dir dies geſtanden, und er möchte nur nicht von der Heirat zurücktreten, ſie mache dein Glück aus!«

»Verflucht! Du weißt Alles! Wer hat Dir denn dies geſagt?«

»Wer? Der Gerichtsbeiſitzer Waſchhuber, der dem Unterſuchungsbureau zugetheilt iſt, in welchem dieſer Prozeß verhandelt wird. Du weißt ja, dieſer plaudert Alles, was er bei den Commiſſionen hört, oder was der Rath und die Actuare unter ſich ſprechen. Waſchhuber hat die Criminalgerichtsbeiſitzersſtelle nur darum angenommen, um alle Abende im Wirthshaus zum »Straußen« etwas Intereſſantes ausſchwätzen zu können.«

»Mein Gott! mein Gott! Wenn der Waſchhuber meine Briefe geleſen hat, ſo wiſſen ihren Inhalt bereits alle alten Weiber in ganz Wien.«

»Geh zu einem Advocaten und berathe Dich, auf welche Art Du Dich benehmen, was Du angeben ſollſt.«

»Wenn ich zu einem Advocaten gehen ſoll, ſo iſt mir die Zeit zu kurz; heute um drei Uhr muß ich ja ſchon zu Gericht.«

»Laſſe Dich unpäßlich melden. Zeit gewonnen, Alles gewonnen. Sende jemand Verläßlichen und Geſcheiden in das betreffende Bureau.«

»Ich habe, ſeit Georg bei mir ausgetreten iſt, keinen geſcheiden Menſchen im Hauſe.«

»So will ich hingehen und Dich entſchuldigen. Ich als Vorſteher will Dich vertreten.«

»Ich wünſchte, man möchte Dich auch ſogleich verhören ſtatt mir! Mir ſchwindelt völlig! — Ich fürchte, mich trifft vor Angſt der Schlag!«

»Da hat man's und ſieht wieder recht deutlich, was ein Mann, der ſich bisher eingebildet, mit ſeinem Gelde könne er Alles durchſetzen, was ſo ein Mann für ein beklagenswerthes Suk[illegible]ſt, wenn er in eine Lage kommt, in der das Geld n[illegible]ſt!«

»Ach, mein Gott! Ich wollte gerne mein kleines Haus in der Schiffgaſſe darum geben, wenn ich aus dieſer Patſche wäre!«

»Sei etwa ſo dumm und ſprich bei Gericht ſolches Zeug, oder verſuche etwa gar eine Beſtechung anzutragen, ſo ſperren ſie Dich ſogleich in den Arreſt, der auf deinen vermeinten Schwiegerſohn wartet.«

»Freund Gſchwandtner,« flehte Schindler, »willſt Du wirklich ſo gut, ja ſo gnädig ſein und mich heute bei Gericht entſchuldigen und für mich die Bitte einlegen, daß ich erſt morgen erſcheinen dürfe.«

»Mit Freuden! Aber Du mußt ſogleich einen Advocaten aufſuchen, doch einen der erſten, der umſichtigſten Advocaten.«

»Den Doctor Reißer!«

»Ei, das iſt ja ein Ignorant, der kann ja nichts als die Leute pfänden und in den Arreſt ſchicken! Dieſer Menſch verſteht nur zweierlei Schriften zu machen, eine Wechſelklage und ein Pfändungs- oder Arreſtgeſuch! Der erwirkt nie ein anderes, für ſeine Partei günſtiges Urtheil, als ein Contumazurtheil; nein, nein, in die Hände eines ſolchen bornirten und ſchlechten Mannes darfſt Du dein Schickſal nicht legen!«

»So will ich zu dem Doctor Mühlbach mich verfügen —«

»Ja, das iſt ein Ehrenmann, dieſer iſt ein Advocat, vor dem Alles die Hüte abzieht; dieſer geniale Mann hat ſchon Tauſende aus Bedrängniſſen gerettet mit ſeinem Geiſt, ſeinem Scharfſinn, ſeiner Umſicht, ſeiner tiefen Geſetzkenntniß, ſeinem Rednertalente, mit ſeiner Geiſtesgegenwart hat er den größten Juriſten etwas aufzulöſen gegeben; dieſer iſt ein Mann von Kopf und Herz, wie er ſein ſoll, der wird verehrt! Gleich Napoleon gewinnt er jede Schlacht auf dem juridiſchen Felde, und gleich dem unſterblichen Arzte Doctor Frank wird er zu jedem juridiſchen Conſilium berufen, und dort, wo der Tod ſchon ſeine Senſe ſchwingt, das heißt, wo der Richter bereits den moraliſchen Tod verkünden will, bringt er Leben und Rettung und Glück!«

Der Vorſteher hätte ſich ſo gerne noch enthuſiaſtiſcher über Doctor Mühlbach ausgeſprochen, aber Marie ſtürzte herein.

»Vater,« ſprach ſie, »iſt es wahr, was die Leute ſagen, ich hätte die Braut eines Mörders werden ſollen? und Sie ſelbſt hätten dieſem Mörder geſchrieben, daß ich zum Sterben in ihn verliebt ſei!«

»Wer hat Dir dies geſagt?«

»Die Magd, als ſie für den Vater Wein aus dem Wirthshauſe holte; im Wirthshauſe zum »Hirſchen« erzählen es alle Gäſte; im Wirthshaus zum »Strauß« ſoll es ein Criminalgerichtsbeiſitzer ſchon geſtern Abends verkündet haben.«

»Da haben wir die Beſcherung!« verſetzte der Vorſteher, »das iſt Waſchhuber's Werk!«

»Ich habe es ja geſagt,« bemerkte Schindler, »daß nun die ganze Stadt dieſe Geſchichte »austratſchen« wird!«

»Aber wie hätte ich denn die Braut eines Mörders werden können, dem Sie ſelbſt, Vater, geſchrieben haben ſollen, daß ich in ihn bis zum Sterben verliebt ſei?«

»Beruhige Dich, mein Kind; ich werde Dir ſchon erzählen.«

»Ach! Ich liebte ja Niemand als Georg; dies wiſſen Sie, Vater, ſo aufgebracht Sie auch immer über meine Liebe waren, und Georg — Georg, der redliche, brave, herzensgute Georg iſt doch kein Mörder!

»Es iſt ein Mißverſtändniß, liebe Marie.«

»Aber die Leute in den Wirthshäuſern zum »Strauß« und zum »Hirſchen« nennen meinen Namen, und läſtern den Vater und läſtern mich! — Wir müſſen ja Beide in dieſe Wirthshäuſer eilen und die böſen Zungen zum Schweigen bringen! — Vater, um Gotteswillen, Vater, haben Sie denn je einen Brief geſchrieben, daß ich in einen Mörder verliebt ſei?«

»Laß mich!« antwortete Schindler; »die Sache iſt anders!«

»Alſo iſt doch etwas an der Sache? Sprechen Sie doch, klären Sie mich darüber auf! — Sie wiſſen, guter Vater, da drüben wohnt eine Krämerswitwe, dieſe hat drei Töchter, dieſe Töchter ſind nicht brav, ſie leben auch in üblen Verhältniſſen und ſind nicht hübſch; mich beneiden ſie um jedes Band, das ich trage, um meine Jugend und den Wohlſtand, in dem ich lebe, am meiſten; Vater, wenn dieſe häßlichen Mädchen von dieſem Gerede hören, ſo verhöhnen ſie mich; ſie zeigen mit Fingern nach mir, ſie jubeln laut, daß ich in ein böſes Gerede gekommen und ſetzen auch Dinge noch hinzu, die mich zum gemeinſten Geſchöpfe machen.«

»Sie werden ſich nicht unterſtehen,« verſetzte Schindler, »es wird ja Alles vorher, noch eher, nur Geduld — morgen — gewiß — ach, Marie!«

Schindler gerieth in eine ſolche Verlegenheit, daß er nicht zuſammenhängend ſprechen konnte.

Marie ſtarrte ihren Vater wie wenn ſie vom Wahnſinn befallen wäre an.

Plötzlich klopfte man ans Fenſter.

Schindler ging und öffnete das Fenſter.

Vor demſelben ſtand die böſe Witwe mit den drei Drachen von Töchtern.

»Ei, es iſt ja nicht wahr,« ſagte die Witwe, »daß die Mamſell eingezogen wurde, da ſitzt ſie ja!«

»Was nicht iſt, kann noch werden!« lachte die eine Krämerstochter.«

»Das iſt hübſch, was man von Ihnen hört, Mamſell Hochmuth!« rief die andere.

Einen Bräutigam à la Grasl haben Sie, Fräulein Tiſchlerstochter? — Nun, wir werden ihn ja kennen lernen, wenn er ausgeführt wird! — Werden Sie die Landpartie mitmachen zur Spinnerin am Kreuze? *)« verſetzte die Dritte.

Marie ſtieß einen Schrei aus und ſtürzte zuſammen.

Schindler und der Vorſteher eilten ihr zu Hilfe.

Vierzehntes Capitel.

Marie Schindler und ihr Arzt.

Schindler's Lage war eine verzweifelte.

Er fühlte ſehr gut, was er angerichtet.

Sein Vorſatz, das einzige Kind nur einem reichen Manne zur Gattin zu geben, hatte ihn in dieſe großen Verlegenheiten geſtürzt.

---

*) Der Richtplatz bei Wien.

Er hätte ſich ſelbſt züchtigen mögen, ſo aufgebracht war er über ſeine tollen Unbeſonnenheiten.

Marie erkrankte vor Kummer.

Die Beſchämung und Beſchimpfung, die ſie erlitt, zogen ihr ein heftiges Fieber zu. Marie phantaſirte, als ſie zu Bette gebracht wurde.

Ein Arzt wurde gerufen; dieſer machte eine ſehr bedenkliche Miene und ſprach große Befürchtungen über das Seelenleiden der Armen aus.

Schindler befand ſich in einem Gemüthszuſtande, den er noch nicht erlebte. Doctor Mühlbach mochte ihm ebenfalls ſeine Meinung ganz unumwunden geſagt haben. Schindler fühlte nun doppelt, wie unrecht er gehandelt.

Die Nacht, in welcher Marie in ſchweren Träumen dahin lag, war für Schindler eine ſchlafloſe.

»Was ich bei Gericht ausſagen ſoll,« ſprach Schindler für ſich, »weiß ich wohl; Doctor Mühlbach hat mir eingeprägt, ich ſoll die Wahrheit ſagen, mit der Wahrheit, meint er, werde ich durchkommen; Lügen, Verdrehungen würden mich in Widerſprüche verwickeln und mich erſt recht verdächtig machen, ſo ſprach Doctor Mühlbach; aber, was ich thun ſoll, was ich wegen Marien vornehmen ſoll, um den Leuten die Mäuler zu ſtopfen und mein Kind geſund zu machen, das weiß ich nicht! . . . Es gäbe freilich ein Mittel . . . doch nein, nein und tauſendmal nein; dieſes Mittel wende ich nicht an . . . Man ſagt ja, die Zeit heile jedes Uebel, gut denn, ſo ſoll die Zeit auch der Arzt meiner Tochter ſein.«

Es ſchlug zwölf Uhr.

Der Doctor, den Schindler rufen ließ, hatte verſprechen, um Mitternacht Marien noch einmal zu beſuchen, um zu ſehen, ob ſich ihr Zuſtand nicht verſchlimmere.

Der Arzt erſchien pünktlich.

Schindler führte ihn ans Krankenbett.

»Sie liegt in einer Agonie dahin,« ſprach der Arzt. »Das arme Kind muß einen ſchweren Kummer haben! Sie wimmert und klagt, ſie ſchluchzt und ſeufzt. Sie ſpricht noch immer irre! . . . Wenn ſie ein Nervenfieber befällt, ſo befürchte ich das Schlimmſte. Die Nervenfieber ſind heuer gefährlich.«

»Laſſen Sie es nicht dahin kommen, Herr Doctor,« flehte Schindler.

»Sagen Sie mir nur, was die Veranlaſſung zu dieſer Abſpannung iſt,« fragte der Doctor.

Frau Walpurga, die alte Haushälterin des Herrn Schindler, welche als Krankenwärterin ihre Thätigkeit zeigte und ab und zu ging, hörte dieſe Frage des Doctors und antwortete:

»Es iſt viel zuſammengekommen, Herr Doctor; am Ende ſtirbt das gute Weſen am gebrochenen Herzen; ſie iſt verliebt, der Vater iſt dagegen; man hat auch der Tochter Ehre angetaſtet, und der Vater gibt ihr keine Genugthuung dafür, oder kann ihr keine geben. Da ſitzt das Uebel!«

»Halte ſie ihr Maul!« rief ihr Schindler zu.

»Ei was,« verſetzte Walpurga, »ein Doctor muß Alles wiſſen! . . . Das Leiden, welches das arme Mädchen befallen, könnte der Vater am beſten heben. In der Apotheke iſt das Mittel dagegen nicht zu finden, aber zu verſchreiben iſt es, und ich ſchaffe es heute noch, wenn

Sie, Herr Doctor, den Vater nur dazu bringen könnten, daß er es ihr noch heute gibt.«

»Schweig ſie, ſag ich noch einmal!«

»Gott bewahre! Ein Doctor muß Alles wiſſen! . . . Das Mittel, das ich ſchaffe, und das man nicht in der Apotheke erhält, heißt Georg, und es iſt auf einmal zu nehmen, nicht was man mit fünf Fingern halten kann, ſondern was eine ehrliche Männerhand darreicht, das Herz und den ganzen Menſchen dazu.«

»Ich werde ſie aus dem Hauſe jagen!« wüthete Schindler.

»O, wann Marie ſtirbt, bleib ich ohnehin nicht bei Ihnen, und ſterben wird ſie, wenn Georg ſie nicht heiraten darf. Schneiden Sie mir Geſichter, wie Sie wollen, Herr Schindler, der Doctor muß Alles wiſſen!«

»Aber Sie ſprachen auch von einer Ehrenkränkung,« ſagte der Doctor, »welche Ehrenkränkung?«

»O,« antwortete Walpurga, »wenn ich Ihnen von dieſer Ehrenkränkung erzähle, ſo brauchen Sie ſelbſt ein niederſchlagendes Pulver.«

»Sie wird doch nicht dem Herrn Doctor mit dieſen Lappalien quälen?«

»O ja, ſie wird, ja ſie muß den Herrn Doctor mit dieſen Lappalien quälen, denn ein Doctor muß Alles wiſſen! . . . Haben Sie nicht ſchon davon gehört, Herr Doctor,« fuhr Walpurga fort, »daß hier in Wien ein reicher Tiſchlermeiſter lebt, der, blos weil er nicht genug Geld ſehen kann, ſein einziges Kind einem Spitzbuben verheiraten wollte, nur weil der Spitzbube für reich galt? Daß dieſer Spitzbube ſogar ein Raubmörder wurde und dadurch das einzige Kind in ein Gerede brachte, daß einem die Haare gegen Berg ſteigen, wenn man nur darum weiß? Nun, dieſer reiche Tiſchlermeiſter ſitzt hier, das arme Kind liegt da und der Spitzbube hängt nächſtens dort, wo ſchon Viele gehängt wurden . . . Heraus iſt es, denn ein Doctor muß Alles wiſſen!«

»Mein Gott!« ſprach der Arzt, »ich hörte ja von dieſer Sache ſprechen. Ach, Herr Schindler, wie bedauere ich Sie und wie bedauere ich noch weit mehr Ihre arme Tochter!«

»O, ſie wäre nicht arm, wenn dieſes Unglück nicht geſchehen wäre; ein Mädel, das einmal dreihunderttauſend Gulden mitbekommt, iſt nicht arm, aber ſie muß einen andern Vater haben, als dieſer da iſt . . .«

Schindler ſprang vor Wuth auf und wollte Walpurga aus dem Zimmer führen.

»Juſtament geht ſie nicht!« erwiederte die Haushälterin, »ein Doctor muß Alles wiſſen, und ich ſage noch mehr, wenn Sie mich toll machen, denn ein Doctor muß Alles wiſſen!«

»Ich weiß genug,« erwiederte der Arzt, »und ich erſuche Sie, Herrn Schindler nicht weiter zu erzürnen; Sie ſind beide heftig und leicht könnte die Kranke, von Ihrem Zanke erſchreckt, noch gefährlicher werden. Sehen Sie doch! . . . Sie bewegt ſich! . . . Sie ſcheint ſprechen zu wollen! . . . Wir wollen hören was ſie ſpricht!«

Marie liſpelte:

»Georg! Georg, glaube kein Wort von dem, was die böſen Leute ſagen . . . mein Vater . . . ſchrieb, ich liebte einen Andern . . . es iſt eine Lüge! Georg, ich liebe nur Dich . . . Georg, gib mir die Hand zum Zeichen, daß Du an meiner Liebe nicht zweifelſt . . . gib mir die Hand!«

Der Doctor reichte Marien die Hand.

»Sehen Sie, Herr Doctor, daß ich Recht hatte!« betonte Walpurga. »Herr Doctor, jetzt iſt die Kriſis . . . Da haben Sie Feder, Tinte und Papier zu einem Recepte, Herr Doctor, ſchreiben Sie darauf Georg, und ich hole den Georg und das Kind iſt ſo friſch und geſund, wie es nie war.«

Marie ſchlug die Augen auf und erblickte zuerſt ihren Vater.

»Iſt es wahr,« ſagte ſie, »daß Georg kommen darf?«

»Sagen Sie Ja, ſagen Sie Ja,« herrſchte ihm die Haushälterin zu, »ſonſt wird ſie recidiv!«

»Ja,« ſagte Schindler mit ſchwerem Herzen, »ja, . . . wenn Du geſund wirſt, ja!«

»Ach mein Gott!« liſpelte Marie, »und ich darf mit ihm ſprechen?«

»Das verſteht ſich,« verſetzte Walpurga, »und ich werde ihn ſogleich herbeiſchleppen.«

»Jetzt nicht!« bat der Doctor, »auch die Freude könnte eine nachtheilige Wirkung hervorbringen, aber morgen, morgen mag Georg kommen!«

»Iſt noch Jemand da?« fragte Marie und hob ihr Köpfchen.

»Ja, der Herr Doctor,« bemerkte Schindler, »Du hältſt ihn ja bei der Hand.«

Marie ſtierte den Doctor an und ließ ſchnell ſeine Hand los.

»Der Herr Doctor? Was für ein Herr Doctor? . . . Bin ich denn krank?«

»Freilich, recht ſehr,« erinnerte Walpurga; »nun iſt es aber ſchon wieder gut! . . . Der Vater gibt nach!

Der Georg darf wieder kommen, der Georg, ich will ſagen, der Herr Georg iſt jetzt gar viel, er iſt Bürger und Meiſter . . . der Vater iſt auch nicht mehr als Georg.«

»Wie?« fragte Marie.

»Ja, ja, Bürger und Meiſter, und kann nun heiraten; er kann nun Mamſell Marie heiraten. Nicht wahr, Vater Schindler?«

»Ich bringe ſie um, ſie vorlaute Schwätzerin!« brummte Schindler.

»Gerade hat er es wieder bekräftigt,« erwiederte Walpurga, »der edle, gute Vater! Ach, was thut ein ſo rechtſchaffener Vater nicht, wenn er dadurch ſein inziges Kind vom Tode zu retten im Stande iſt!«

Schindler ſpielte alle Farben vor Wuth, ſprang vom Stuhle auf und lief ans Fenſter.

Der Arzt fühlte Mariens Puls.

»Jetzt bin ich mehr mit Ihnen zufrieden als zuvor!« agte der Doctor, »jetzt zeigt mir der Puls, daß Sie wie-er Luſt haben zu leben; noch vor einer halben Stunde war ch ſehr um Sie beſorgt.«

»Dies dank' ich meinem lieben Vater, meinem lieben, ieben, guten Vater,« ſagte Marie mit Freudenthränen im Auge; »o kommen Sie doch her zu mir, theurer Vater und arren Sie nicht in die Nacht hinaus, wenn es in dem erzen Ihrer Tochter Tag wird!«

»Da haſt Du eine über das ganze Geſicht!« verſetzte Walpurga frohlockend gegen Schindler gewendet.

Schindler ging wieder an das Krankenlager ſeiner ochter und blickte ihr herzlich ins Auge.

»Wann darf Georg wieder kommen?« bat Marie.

»Morgen Früh um acht Uhr,« antwortete Walpurga, »zum Kaffeh!«

»Und wie lange darf er bleiben?« fragte Marie.

»Bis zum Mittag, bis zum Eſſen, da ſpeiſt Georg dann hier, und bis Abends um neun Uhr, wenn der alte Herr ins Wirthshaus geht, und dann bleibt der Herr Georg auch noch da, bis der alte Herr wieder zu Hauſe kommt!«

»Ich weiß nicht was ſie immer für Beſcheide zu geben hat,« wüthete Schindler. »Wenn ſie nicht ſchweigt,« ſprach er leiſe, »ſo laſſe ich den Burſchen gar nicht kommen . . .«

»Burſchen? Wie, den Burſchen!« rief Walpurga. »Er iſt Bürger und Meiſter; er iſt das was Sie ſind! Den gehörigen Reſpect bitt' ich mir aus für Ihresgleichen.«

»Morgen um acht Uhr,« unterbrach der Doctor, »möge Georg kommen. Da werde ich auch hier erſcheinen.«

»Schön, Herr Doctor,« erwiederte Walpurga, »trinken Sie auch ein Schalerl Mocca, o der alte Herr trinkt keinen andern und ißt Butterbrot dazu!«

»Es wird mich freuen, einen ſo wackern jungen Mann kennen zu lernen, wie Herr Georg iſt,« verſetzte der Doctor, »ich werde ihm herzlich die Hand drücken.«

»Sagen Sie auch etwas dergleichen!« rief Walpurga dem Vater zu.

»Jetzt aber, da ich Sie recht gut finde, und ſogar die flüchtigen Hitzen, die Ihren Kopf einnahmen, verſchwunden ſind, verlaſſe ich Sie,« ſprach der Doctor. »Wenn Sie Durſt haben, trinken Sie eine leichte Limonade. Sie werden das Bett morgen wieder verlaſſen können.«

Der Doctor empfahl ſich.

»Dieſem Doctor können Sie einige zwanzig Ducaten geben,« ſagte Walpurga. »Das iſt ein Doctor, der verſteht's; aber er konnte nur etwas anordnen, als ich ihm Alles ſagte, was er wiſſen mußte.«

»Sie kommt aus dem Hauſe!« brüllte Schindler voll Wuth. »In vierzehn Tagen muß ſie fort ſein, ſonſt werf' ich ſie hinaus.«

»Iſt nicht nothwendig, dieſes Werfen!« erwiederte Walpurga. »Ich folge ohnehin der jungen Frau in ihr neues Quartier . . . In vierzehn Tagen iſt ſie verheiratet, mit Georg verheiratet, und ich bin bei ihr.«

»Hol' ſie der Teufel!« tobte Schindler.

»Marie, ſchlafe geſund,« ſprach er zu ſeiner Tochter, »morgen Früh ſehen wir uns, da wirſt Du ſchon geſund ſein.«

»Ja, beim Frühſtück,« ſetzte Walpurga hinzu. »Der Meiſter muß morgen neben dem Schwiegerſohn ſitzen und ich neben dem Doctor! . . . Alle guten Dinge ſind . . . fünf! . . . Schöne, ruheſame, angenehme, kohlſchwarze Nacht, Meiſter!«

»Eine Nacht auf dem Blocksberg für ſie!« polterte der Meiſter und ging in ſein Zimmer.

Fünfzehntes Capitel.

Das Verhör.

Als Schindler am andern Morgen vor dem Criminalgerichte erſchien, da pochte ihm das Herz gar gewaltig.

Die erſten Fragen des Richters betrafen ganz gewöhnliche Dinge, das Alter, den Stand, die Religion u. ſ. w., aber die Fragen wurden immer wichtiger, endlich fragte der Richter:

»Kennen Sie, Herr Schindler, einen gewiſſen Hirſchmeyer?«

»O, ich wünſchte, ich hätte ihn nie geſehen,« antwortete Schindler.

»Wie und wo haben Sie ihn kennen gelernt?«

»Hirſchmeyer handelt mit ausländiſchen theueren Hölzern; Mahagony und Paliſſander beſitzt Niemand von ſolcher Schönheit und zu ſo wohlfeilen Preiſen.«

»Erklären Sie dies näher.«

Schindler wurde nun weitläufig. Am Ende ſprach er die Vermuthung aus, Hirſchmeyer müſſe ganz beſondere Wege kennen, dieſes ſo theuer Holz ſo billig nach Wien ſtellen zu können.

»Ich kaufte ihm ſehr viele Vorräthe ſeltenen Tiſchlerholzes ab,« äußerte ſich Schindler; »ich bezahlte immer bar und wurde bei dieſer Barzahlung ſehr discret behandelt, dies nahm mich für Hirſchmeyer ein. — Er erzählte mir von ſeinen Geſchäften und ſagte mir, daß er ſich durch ſeine

Thätigkeit, durch ſeine Handlungsverbindungen Credit und Vermögen erworben und daß er ſchon jetzt über zweimalhunderttauſend Gulden disponiren könne. Er zeigte mir auch Wechſel auf berühmte Handlungshäuſer in namhaftem Betrage, dann brüſtete er ſich mit Summen, die er im Hauſe Rothſchild liegen habe, und behauptete daß er bei Baron Rothſchild wie ein Kind in der Familie aufgenommen ſei, bei Rothſchild aus- und eingehe und ſpeiſe, und in die Soirées geladen werde. — Hirſchmeyer fuhr in einer prachtvollen Equipage zu mir und verblendete mich auf dieſe Weiſe ſo ſehr, daß ich ihn für noch reicher hielt, als er ſich zeigte. Endlich warb er um die Hand meiner Tochter, die ihn aber nicht ausſtehen konnte, ſonſt wäre ſie gewiß ſeine Frau geworden. — Da führte mich ein Geſchäft zu Baron Rothſchild,“ fuhr Schindler fort. „Ich benützte die Gelegenheit und erkundigte mich nach Herrn Hirſchmeyer. Ich erfuhr über ihn die nachtheiligſten Dinge. Die Leute des Barons nannten ihn ein verdächtiges Subject, einen Schmuggler, einen Betrüger in der Handelswelt und einen gewiſſenloſen Cridatar. Ich wies Hirſchmeyer, als er wieder zu mir kam, die Thüre.“

Es wurde Alles zu Protokoll genommen, was Herr Schindler angab, endlich kam auch die Frage auf die beiden Briefe.

Herr Schindler antwortete ehrlich und aufrichtig.

„Ja,“ ſagte er, „ich habe an Hirſchmeyer geſchrieben, daß meine Tochter mir das Geſtändniß gemacht, daß ſie Hirſchmeyer liebe, was jedoch nicht wahr geweſen und was ich nur ſagte, um einen ſo reichen und vielvermögenden Schwiegerſohn nicht zu verſcheuchen.“

»Und was bewog Sie,« fragte der Rath, »dieſem Hirſchmeyer Folgendes zu ſchreiben:

»Herr von Hirſchmeyer, ich gebe Ihnen hiermit zu Ihrer Beruhigung die Verſicherung, daß, wenn Ihnen die mir mitgetheilte, aber höchſt gefährlich geſchilderte Expedition gelingt, daß ich Ihnen meine Tochter Marie zur Frau gebe, doch bemerke ich Ihnen, daß ich nicht compromittirt werden dürfe. Wenn Ihr Unternehmen verunglückt, ſo will von nichts wiſſen u. ſ. w.«

»Sie werden hiermit aufgefordert,« ſagte der Rath, »offen und der Wahrheit gemäß zu erklären, was die als »höchſt gefährlich bezeichnete Expedition« betreffen, in was die Compromittirung, die Sie befürchteten, beſtanden, und weshalb Sie ſchrieben, daß Sie bei einem Mißglücken des Unternehmens hiervon nichts wiſſen wollten?«

Schindler traten dicke Schweißtropfen auf die Stirne; er ſchwieg einige Augenblicke, er ſtotterte einige Worte, dann ſchwieg er wieder. — Er trocknete ſich mit ſeinem Taſchentuch das Geſicht und fuhr dann endlich unruhig auf ſeinem Stuhl umher.

Der Richter wiederholte ſeine Frage, dann ſagte er:

»Offenbar hat Ihnen Hirſchmeyer ein Verbrechen, das er zu begehen beabſichtigte oder wirklich begangen hat, mitgetheilt. Beantworten Sie mir meine Frage genau, wenn Sie ſich nicht mit der Theilnahme an einem Verbrechen verdächtig machen wollen.«

Nach einer neuen Pauſe fand endlich Schindler Worte.

»Es betraf allerdings etwas Unerlaubtes,« ſagte er, »ob aber dieſes Unerlaubte ein Verbrechen ſei, weiß ich nicht. — Hirſchmeyer ſagte mir nämlich, daß er mir aus-

diſche Holzgattungen und zwar noch weit wohlfeiler
ffen könne als bisher, wenn ich die auf Schleichwegen
geführten Hölzer kaufen und wenn ich das nicht wollte,
nigſtens in meinen Magazinen ſie aufſpeichern und von
iner Maſchine zu Fournierhölzern ſchneiden laſſen wollte.«

»Und gelang dieſe Expedition?«

»Sie gelang nicht. Die betreffenden Hölzer wurden in
ieſt aufgegriffen und der Mann, der dafür einſtand, ar-
irt. — Er hat aber, wie ich erfuhr, Hirſchmeyer, der
 Unternehmen leitete, nicht verrathen.«

»Iſt dies die Wahrheit? Unter der beſagten Expedition
rde gewiß nichts Anderes verſtanden?«

»Nein.«

»Wußten Sie, daß in jenem Schranke, deſſen ver-
rgenes Schubfach zu finden Sie ſich unfähig erklärten,
re beiden Briefe ſich befanden?«

»Nein. Ich dachte auch nicht mehr an dieſe Briefe.
ie wenig Gewicht ich auf ſelbe legte, geht daraus hervor,
 ich ſie von Hirſchmeyer nicht zurückforderte, auch nicht
mal, als ich ihn ziemlich unſanft aus meinem Hauſe
gte, ſie begehrte. Er ſchwur mir und meiner Tochter
ache. Ich lachte ihn aus.«

»Können Sie Ihre Ausſagen beſchwören?«

»Augenblicklich.«

Der Herr Rath ließ ſogleich die vor einem Crucifixe
findlichen Kerzen auf dem Rathstiſche anzünden und nahm
chindler einen feierlichen Eid auf die Wahrheit ſeiner An-
ben ab.

Als dies vorüber, bemerkte der Rath:

»Sie können gehen, müſſen jedoch auf jede folgende

Verladung augenblicklich erſcheinen und dürfen ſich nicht von Wien, ohne Erlaubniß des Gerichtshofes, entfernen. Für heute ſind Sie frei.«

»Für heute, nur für heute?«

»Für heute ſind Sie frei. Ich trage Ihnen übrigens auf, Ihre Tochter auf morgen um drei Uhr in mein Bureau zu beſtellen. Wollen Sie dies nicht, ſo werde ich ihr eine eigene Verladung zuſchicken.«

»Um Gotteswillen, Herr Rath,« ſagte Schindler ganz niedergeſchmettert, »meine Tochter ſoll ebenfalls verhört werden? — Dies bringt meinem Kinde den Tod; ſie iſt krank, der Arzt befürchtete geſtern ein Nervenfieber. Ein ſchändliches Gerücht, das über ſie und mich im Umlaufe iſt, als wäre ſie die Braut des Raubmörders Hirſchmeyer, warf ſie darnieder.«

»Dies können Ausflüchte ſein,« meinte der Rath. »Sie wollen Ihre Tochter nichts ausſagen laſſen. — Ich habe kein Motiv zu glauben, daß Ihre Tochter bis morgen Nachmittags nicht erſcheinen könne. Ich werde den Gerichtsarzt zu ihr ſchicken und von dieſem erfahren, was an der Sache iſt; findet er Ihre Tochter geſund, dann laſſe ich ſie hierher »ſtellen,« wenn ſie nicht freiwillig kommt.«

»Ach, du mein gütiger Himmel!« ſtammelte Schindler, »ſo ſeien Sie doch ſo barmherzig, Herr Rath, dieſes ſchüchterne, geängſtigte Kind in dieſer ihrer ſchrecklichen Gemüthsſtimmung nicht hierher zu beſcheiden. Sie fällt ja hin wie ein Stück Holz, wenn ſie vor dem Criminalgerichte erſcheinen ſoll.«

»Was gibt es da Fürchterliches?« erwiederte der Rath. »Ein gutes Gewiſſen tritt hier wie eine Braut in die Kirche.

aube, daß meine Zumuthung, bei Gericht eine Aus-
zu geben, weit weniger ſchrecklich iſt, als die Beute
Menſchen zu werden, der allem Anſcheine nach auf
Hochgericht ſterben wird.“

„Aber das habe ich ja nicht ahnen können, daß dieſer
meyer ein Raubmörder werde.“

„Hätten Sie ſich früher nach ihm erkundigt, als Sie
ie Hand Ihrer Tochter zuſagten und Sie ſie ihm ge-
maßen als eine Belohnung zuſicherten, wenn ein Ver-
gelänge, ſo ſtünden Sie nicht hier; allein Sie ver-
eten ſeine Großſprechereien, Sie verblendete ſein erlo-
Reichthum! Pfui, Herr Schindler, Sie ſollen ſich
en, des elenden Mammons wegen ein Kind zu opfern
daſſelbe ſogar noch zur Lockſpeiſe für einen Zollfrevel
achen! Sie ſind einer der reicheren Bürger Wiens, dan-
em Staate alles was Sie beſitzen, und gängeln Schmugg-
nd Freibeuter ſelbſt auf Koſten Ihres Familienglückes?
men Sie ſich, Herr Schindler!“

Der Rath nahm die Acten und ging damit in ein
nzimmer.

Schindler ſchlug die Augen zu Boden und war wie
chtet.

Auf einmal tönte eine bekannte Stimme an Schind-
Ohr.

Es war die des Gerichtsbeiſitzers Waſchhuber, der, ſo
deutend er war, ſich doch ein Anſehen geben und dem
ücklichen Familienvater einen Stoß auf's Herz ver-
wollte.

„Wir ſind ein wenig gar zu dumm, ich will nicht ſa-
ſchlecht geweſen,“ hub Waſchhuber an; „mit ſo vielem

Gelde, das wir beſitzen, mit einem bekannten Spitzbuben uns in ein intimes Verhältniß einzulaſſen! Wir können jetzt in ein rechtes Malheur hineinrennen, wenn Gott ſich unſer nicht erbarmt. Er wird ſich aber unſer nicht erbarmen, weil wir dümmer als dumm ſind! — Wir haben, wie wir hören, dreimalhunderttauſend Gulden im Vermögen, hätten wir damit nicht zufrieden ſein können? Wär' dies nicht genug geweſen, um unſer Kind glücklich zu machen? Hätten wir mit dieſem Vermögen nicht einen Gatten für unſere Tochter finden können, der reich an Tugenden, hoch an Ehren und ſtark an Rechtſchaffenheit geweſen wäre? — Nein, wir Rhinozeros ziehen einen Dieb als Schwiegerſohn vor, geben uns in das Geſpötte der Leute, bringen unſer einziges Kind ſo ins Gerede, daß dasſelbe nicht einmal ein hergelaufener Kerl mehr nimmt. — Geben wir uns jetzt alle möglichen Namen, nennen wir uns jetzt Dummkopf, Schwachkopf, Tollhäusler, Narr und Tölpel, und gehen wir jetzt nach Hauſe zum Eſſen, denn es hat bereits zwölf Uhr geſchlagen.«

Mit dieſen Worten ging Waſchhuber zur Thüre hinaus.

Der Actuar war theilnehmender als der Beiſitzer.

»Herr Schindler,« ſprach er, »kommen Sie. Das Bureau wird zugeſperrt.«

Er nahm Schindler am Arme und führte ihn fort.

Schindler's Schritte ſchwankten. Er wäre beinahe zuſammengeſtürzt, wenn ihn der Actuar nicht unterſtützt hätte.

Auf der Straße in der freien Luft erholte ſich Schindler wieder.

»Das ſtößt mir das Herz ab,« ſagte er. »Wenn dieſe Torturen noch acht Tage ſo fortdauern, ſo kann ich mir ſelbſt meinen Sarg machen, und ein Kreuz für mein Grab und eine Grabſchrift dazu.

»Alſo gibt es doch etwas, wogegen das Geld nichts iſt? Alſo lerne ich doch Leute kennen, die mich trotz meines Reichthums nicht eſtimiren! Wozu bin ich denn hernach reich? Für was hab' ich mich denn geplagt und zuſammengeſcharrt und meine Intereſſen nicht verzehrt, und die Parteien in meinen Häuſern geſteigert, und die theuerſten Conti meinen Kundſchaften geſchrieben, um Spott und Hohn davon zu haben? — Der Teufel hole mein Geld, wenn es mir nichts nützt, wenn es mich in Bedrängniſſen nicht ſchützt, aus Gefahren nicht rettet! — Da iſt ja der Bettler eben ſo d'ran wie ich! — Dafür dank ich!«

Schindler ging in ſeinen Betrachtungen fort und bemerkte nicht, daß ihm der Actuar zur Seite blieb.

»Iſt Ihnen etwa nicht wohl, Herr Schindler?« fragte der Actuar. »Ich will Ihnen einen Fiaker rufen.«

»Ich danke Ihnen,« verſetzte Schindler, »es wird mir jetzt ſchon beſſer! — Ich muß Ihnen bekennen, daß mich das was mir der Herr Rath geſagt, lange nicht ſo touchirt hat, als was mir der Gerichtsbeiſitzer vorgehalten. Sagen Sie mir, Herr Actuar, muß ich denn leiden, daß dieſer Waſchhuber, der doch auch nur ein Bürger iſt wie ich, mich Rhinozeros, Schafskopf, Tollkopf, Narr und was alles noch nennen darf?«

»Der Herr Rath dürfte es nicht wiſſen,« antwortete der Actuar, »er würde dieſem Herrn den Kopf waſchen.«

»Sagen Sie es ihm doch, Herr Actuar, ich bitte recht ſchön!«

»Ich werde es dem Herrn Rathe mittheilen und Sie ſollen Genugthuung erhalten.«

»Sagen Sie dem Herrn Rathe auch, daß dieſer Waichhuber Abends im Wirthshauſe alles wieder erzählt, was er bei dem »Verhörtiſche« gehört hat. Meine unglücklichen Briefe kann er auswendig und hat ſchon vor mehreren Tagen im Extrazimmer beim »Straußen« jedes Wort erzählt, das ich geſchrieben und das er in Ihrem Bureau erfahren hat.«

»Das wäre ja abſcheulich!« fuhr der Actuar auf. »Das wäre ja gegen ſeinen Eid!«

»Freilich! Ich habe Zeugen, daß er es that.«

»Zeugen? rufen Sie die Zeugen zu dem Herrn Rath. Er jagt den geſchwätzigen Aſſeſſor ſogleich zu allen Teufeln.«

»Ich thue es, ich thue es, ich bringe ſchon morgen die Zeugen.«

»Der Rath wird Ihnen dankbar ſein!«

»Und ich bin Ihnen auch dankbar, Herr Actuar. — Sagen Sie mir, möchten Sie nicht heiraten?«

»Heiraten? weshalb?«

»Ich meine, wenn Sie ein reiches Mädchen bekämen, wenn es auch nur eine Tiſchlerstochter wäre, würden Sie das Mädchen nehmen?«

»Warum nicht, wenn das Mädchen brav, hübſch und jung iſt.«

»So hübſch wie Sie, ſo brav wie Sie, aber um zehn Jahr jünger.«

»Das wäre allerdings eine annehmbare Partie.«

»Nun alſo! Ich führe Sie bei meiner Tochter auf. Sie liebt zwar Einen, aber dem gebe ich ſie nicht. Juſt nicht! Sie würden ihr gewiß gefallen, denn Sie haben etwas Gutes, Nobles, Wohlwollendes in Ihnen, ſind dem

Gerichte und könnten mich ſchützen, wenn ich wieder in ſolche Verlegenheiten komme wie heute.“

„Alles recht, aber …“

„Sie ſind nicht reich?“

„Dies wohl, ich habe mein eigenes Haus und kein unbedeutendes Vermögen, aber …“

„Hören Sie mit dem „Aber“ auf!“

„Ich bin ſchon verheiratet!“

„O weh!“ ſagte Schindler.

Sechzehntes Capitel.

Schindler in höchſter Verzweiflung.

Georg wurde wirklich in das Haus des Tiſchlermeiſters beſtellt und Schindler empfing ihn mit auffallender Freundlichkeit.

»Sie ſind nun Bürger und Meiſter wie ich,« redete ihn Schindler an, »und ich grüße Sie herzlich als meinen Zunftgenoſſen. — Ich habe Sie immer als einen honnetten Mann bewährt gefunden, Sie waren ein honnetter Geſelle, und wer ein honnetter Geſelle war, wird auch ein honnetter Meiſter ſein. Meine Tochter iſt krank und verlangt nach Ihnen. Man ſagt mir, ſie werde geſund, wenn ſie Sie ſehen und mit Ihnen ſprechen kann. Ich müßte ein ſchlechter Vater ſein, wenn ich dieſes Hausmittel nicht anwendete. — Ich werde Sie zu meiner Tochter führen, ſprechen Sie mit ihr, von was Sie wollen, nur bilden Sie ſich nicht ein, daß das geſchieht, was das Mädel ſich in den Kopf ſetzt!«

»Dies iſt unter den gegenwärtigen Umſtänden auch nicht möglich,« erwiederte Georg.

»Wie verſtehen Sie dies?«

»Ich glaube, daß Sie hierüber keiner Erklärung bedürfen. Ich bin jetzt Bürger und Meiſter. Durch die Großmuth und Güte des Baron Rothſchild habe ich ſo viel Geld erhalten, daß ich jede namhafte Beſtellung übernehmen kann. Er hat mich dem Banquier Schlipper empfohlen.

Dieſer läßt ſechzehn Zimmer ſeiner Wohnung ganz neu meubliren. Graf Pahlau hat mir eine noch größere Arbeit zugewieſen. Der Baumeiſter Brandinger hat mir die geſammte Tiſchlerarbeit in dem neuerbauten gräflich Caroliniſchen Hauſe verſchafft; das neue Hôtel habe ich ebenſalls, und zwar in hundertzwanzig Paſſagierzimmern und zwei großen Speiſeſälen einzurichten. Ich kann nicht genug Geſellen auftreiben und beſtürme deshalb täglich die Herberge, um jeden geſchickten Arbeiter, der aus der Fremde kommt, zu gewinnen. Sie ſehen, mir iſt eine glänzende Zukunft geboten; magiſtratiſcher Bau- und Möbeltiſchler bin ich auch geworden. Nun ſtehen mir alle Thüren offen. Drei hieſige Bürger, reiche Männer, haben mir die Ausſicht eröffnet, mich um eine ihrer Töchter bewerben zu können; da fällt es mir nun nicht ein, Mamſell Marie mit meiner Liebe zu beläſtigen und ihre Hoffnung auf meine Hand zu nähren. — Ich bitte daher mich mit dem Anſinnen, Mamſell Marie in ihrer Krankheit zu beſuchen, zu verſchonen.«

Schindler ſtand wie verſteinert.

»Wie?« ſprach er, »wenn Sie Marie jetzt ſelbſt als Ihr Weib heimführen könnten, ſo würden Sie es nicht thun?«

»Um keinen Preis! Erſtens bin ich viel zu ſtolz, um nach der Braut eines Andern zu geizen; zweitens wurde ich ja von Marien nie geliebt. Sie ſelbſt ſchrieben an Herrn Hirſchmeyer, daß Marie nur ihn liebe. Dem Vater muß man doch zutrauen können, daß er die Wahrheit ſage.«

Schindler konnte hierauf nichts antworten. Er war von den Aeußerungen Georgs ſo ergriffen, daß er auf einen Stuhl ſank.

»Ich habe Marie geliebt,« fuhr Georg fort, »geliebt, wie ein ehrlicher Menſch mit einem jugendlichen Herzen nur immer ein Mädchen lieben kann, aber wenn man ſo grauſam getäuſcht wird wie ich, dann muß die heftigſte Liebe erkalten. Ich läugne nicht, daß ich wahrhaft liebeskrank war, doch jetzt bin ich geſund.«

»Aber das iſt es ja eben,« ſtammelte Schindler, »was Ihnen Marie ſagen will. Sie will Sie aus Ihrem Irrthum reißen. Es iſt ja gar nicht wahr, daß ſie Hirſchmeyer liebte.«

»So? Weil es ſich nun gezeigt hat, daß dieſer Hirſchmeyer ein Schuft iſt, der bald einem Strick, ſtatt einem andern Bande, ſtatt dem Bande der Ehe, angehören wird; weil es ſich gezeigt, daß Marie in ganz Wien kein rechtſchaffener Menſch heiraten wird, weil alle Welt auf Vater und Tochter mit Fingern weiſe, und in jeder Kneipe von der ſchönen, reichen Tiſchlerstochter, die in einen Raubmörder verliebt iſt, geſprochen wird; jetzt wäre ich gut; jetzt würde ich ſogar von dem ſtarrſinnigen, geldſtolzen Vater eingeladen, die Tochter zu beſuchen; jetzt hätte ich Hoffnung, ſein Schwiegerſohn zu werden. — Ich danke recht ſchön, ich muß nicht von Allem haben; auch wenn ich noch der arme Geſelle wäre, dieſe ſchöne Schüſſel von der Tafel des Ueberfluſſes ließe ich an mir vorübergehen. Ich möcht' mir den Magen verderben.«

»Aber dies kann ich ja meiner Tochter nicht wieder ſagen,« verſetzte Schindler. »Sie hören ja, daß ſie auf den Tod krank iſt. Dieſe Ihre Aeußerungen würden ihr ja das Herz abſtoßen.«

»O der betrogene Georg ſtößt ihr nicht das Herz ab, da gibt es ganz andere Leute, welche dies thun. Uebrigens hat ſie auch einen ſehr geſcheiten Vater, einen Vater der ſehr wundervolle Briefe ſchreibt, dieſer Vater mit ſeinen dreimalhunderttauſend Gulden wird ſein Kind ſchon tröſten! Leben Sie wohl, Herr Schindler, ich gehe jetzt meinen Geſchäften nach. Ich laſſe die Tiſchlerhölzer in meine Werkſtatt bringen, die auf Credit zu erhalten Sie mir den Weg verrammelten. Ich bezahlte dieſe Hölzer nun bar; dagegen können Sie wohl nichts haben. Oder darf ich dies vielleicht auch nicht?«

Schindler wollte antworten, aber Georg war bereits fortgegangen.

Schindler lief wie ein Verzweifelter in ſeiner Stube herum.

»Es iſt zu viel!« ſprach er. »Es iſt zu arg, wie man mit mir umſpringt. Dieſer Georg, dieſer Burſche, der vor mir völlig im Staube ſich wand, dieſer hergelaufene Menſch ſetzt ſich jetzt auf's hohe Pferd und thut gerade ſo, als wenn er, wie ich, dreimalhunderttauſend Gulden, ja wenn er ſechsmalhunderttauſend Gulden im Vermögen hätte! — Es war noch gar nicht die Rede davon, daß ich ihm jetzt meine Tochter an den Hals werfen möchte, und er ſetzt mir, ohne noch meine Geſinnung zu wiſſen, den Stuhl vor die Thür'! — Nun warte, Gelbſchnabel, das ſoll Dir nicht unvergolten bleiben. Es wird mir gewiß etwas einfallen, Dir dein rückſichtsloſes, ja unbarmherziges Betragen gegen mich und meine Tochter zu vergelten.«

Frau Walpurga kam jetzt raſch zur Thüre herein.

»Aber was iſt denn das,« ſchnaubte ſie den Meiſter an, »Mamſell Marie hat durch ihr Fenſter Georg ins Haus treten ſehen, und nun iſt er nicht mehr da! Gewiß haben Sie, Herr Schindler, ihm wieder ſolche Bitterkeiten geſagt, daß der arme Menſch davonlief? Um Gottes willen, was haben Sie angerichtet! Sie riskiren ja, daß das arme Kind den Verſtand verliert; Sie ſind ja ſchlechter als der Hirſchmeyer, der hat doch nur fremde Leute umgebracht, aber Sie morden das eigene Fleiſch und Blut!«

»Laß ſie mich ungeſchoren, ſie alter Hausdrache, ſie iſt auch auf die Welt geſetzt werden, mir die Welt zur Hölle zu machen.«

»Ei? Ich mache Ihnen die Welt zur Hölle? — Sie thun dies! Sie ſind der Unglückliche, der beſeſſen vom Geldteufel, Hochmuthsteufel, Geizteufel, vom Zankteufel, vom Teufel des Unfriedens und dem Teufel des Neides, dieſes friedliche Bürgerhaus in die Wohnung des Satans verwandelt hat! — Wenn jetzt Mariens Mutter aus dem Grabe aufſtehen und ſehen könnte, wie abſcheulich, wie heimtückiſch ihr geliebtes Kind behandelt wird! — Haben Sie vergeſſen, was Sie Ihrer Seligen auf dem Sterbebette verſprochen, gelobt und zugeſchworen haben? — Schindler, ſprach ſie, das Leben und das Glück unſerer Marie leg ich Dir ans Herz, und Sie jagen Marie in Elend und Tod?! — Können Sie denn bleiben in dem Zimmer, in welchem das Porträt Ihrer unvergeßlichen, tugendhaften, engelsguten Frau iſt? — Da ſchauen Sie hin, was ſie Ihnen für Blicke zuwirft! Schindler, ſcheint ſie zu ſagen, auf dieſe Art hälſt Du dein Wort? Auf dieſe Art löſt Du deinen Schwur? Schindler, ich verklage Dich bei Gott! Schindler, geh in Dich, oder fürchte die Strafe des Allmächtigen!«

„Hör' ſie auf mit ihren entſetzlichen Reden, oder ich
laſſe ſie und mein Kind und wandere aus. Mit mei-
n Gelde werde ich überall willkommen ſein.“

„Mit Ihrem Gelde! Das dritte Wort immer
der das Geld, das noch in keines Menſchen Hand ſo
l Unheil angerichtet hat, als in der Ihrigen! — Ich
nſchte, Sie wären ein Bettler, dann wären Sie doch
Menſch geblieben, indeß Sie jetzt ein Bär, eine
yäne, ein Tiger ſind! Doch weshalb vergleiche ich
e mit dieſen edlen Viehern? Der Bär, die Hyäne, der
ger lieben ihre Jungen und ſorgen für ſie, indeß Sie
rzloſer, gefühlloſer Schakal nur beklagen, daß Sie
r Junges nicht zerfleiſchen und aufzehren können!“

Schindler fuhr auf die Haushälterin los und wollte
im höchſten Grimme am Halſe packen.

„Wie Sie mich angreifen, rufe ich die Krämerswitwe
it ihren drei Töchtern zu Hilfe! — Doch ich ſehe den
octor kommen, den ſchickt unſer Herrgott; dem Doc-
r ſage ich Alles, denn ein Doctor muß Alles wiſſen!“

„Mich ſeht Ihr nie wieder,“ tobte Schindler und
ürzte zur Thüre hinaus, raſch an dem Arzte vorüber
lend.

Die Beſtürzung war nicht gering, als Frau Walpurga
ſolcher Aufregung Herrn Schindler aus dem Hauſe
len ſah.

„Was iſt geſchehen?“ fragte der Doctor. „Herr Schind-
r hat mich ja faſt über den Haufen gerannt?“

„Ach, ich bin doch wohl zu weit gegangen!“ verſetzte
ie Haushälterin. „Ich fühle es, in meiner Liebe zu Marien,
ie ich groß gezogen, an der ich Mutterſtelle vertrat, konnte
h mich nicht mäßigen.“

»Dies bemerkte ich ſchon geſtern,« verſetzte der Doctor. »Sie haben den alten Herrn gewiß dadurch am meiſten gereizt, daß Sie ihn verhöhnten.«

»Es iſt dies leider meine Weiſe.«

»Was ſagte er, als er ging?«

»Anfänglich ſagte er, daß er ſein Geld nehmen und auswandern wolle; das verſetzte mich in den höchſten Zorn, und als ich hierauf etwas ſehr Kräftiges erwiederte, ſchrie er: Ihr ſollt mich nicht mehr ſehen! — Er wird ſich doch nicht ins Waſſer ſtürzen?«

»Warum nicht gar!«

»Er hat einen ſelbſtmörderiſchen Gedanken ſchon einmal gehabt. Vor fünfzehn Jahren ſtanden bei einem Baumeiſter fünfzehntauſend Gulden auf dem Sprunge, da wollte er ſich aufhängen. Man konnte ihn nicht allein laſſen. Tag und Nacht war Jemand um ihn. Er war völlig wahnſinnig Erſt als er ſein Geld gerettet ſah, kam er wieder zur Beſinnung.«

»Aber wenn Sie wiſſen, welch ein exaltirter Menſch Herr Schindler iſt, warum hetzen Sie ihn ſo?«

»Ach, Herr Doctor, ich habe ſchon geſagt, ein Mann wie Sie müſſe Alles wiſſen, ſo entdecke ich Ihnen denn, daß ich der Meinung war, Herr Schindler werde mich nach dem Tode ſeiner Frau, heiraten; er that es aber nicht!«

»Ich habe mir dergleichen wohl gedacht!« verſetzte der Doctor.

»Er hätte mich wohl geheiratet. Wenn mein Bruder, der eine reiche Frau genommen und keine Kinder hat, Witwer geworden, wäre ich bereits Schindler's Frau. Von meinem Bruder hätte ich viel geerbt, aber da ſtarb mein Bruder, und von ſeiner Witwe habe ich nichts zu erwarten.«

Man hörte Marie laut den Namen Walpurga rufen

»Wir wollen zur Kranken,« ſprach der Doctor.

»Aber was ihr ſagen? Georg iſt nicht zu ihr gekommen, der Vater iſt auf und davon!«

»Ich werde erſt ſehen, ob ſie ſich vollkommen erholt hat, iſt dies der Fall, dann können Sie ihr nach und nach beibringen, was Marie zu wiſſen nöthig hat.«

Der Doctor und Walpurga traten in die Krankenſtube.

Marie ſaß im Bette, hatte Toilette gemacht und ſang ein Liedchen.

»Das höre ich gerne!« ſagte der Arzt. »Wenn die Patienten ſingen, muß der Doctor ſich verneigen und Abſchied nehmen, denn da hat er nichts mehr zu thun.«

»Ach, Herr Doctor, mir iſt ſehr wohl,« ſprach Marie, »mir iſt ſo leicht ums Herz, als wenn ich neu geboren wäre!«

»Sie überraſchen mich!«

»Ein Traum hat mich erquickt, ein ſchöner, herrlicher Traum! Mir träumte, Georg hätte mir geſchrieben: »Ich weiß ſchon Alles. Ich klage Dich nicht an, was kannſt Du für die Unbeſonnenheit deines Vaters! — Marie, Du wirſt mein Weib, und wenn dann Jemand deine Ehre angreift, dann hat dieſer es mit mir zu thun.« Iſt dies nicht ein ſchöner Traum.«

»Wenn er nur ausginge,« ſagte Walpurga. »Nicht einmal in die Lotterie kann man ihn ſetzen!«

»Wo iſt mein Vater?« fragte Marie. »Er war ja zu Hauſe! — Wie iſt es ihm bei Gericht ergangen?«

»Er hat nichts davon erwähnt! Georg war auch da.«

»So —?« dehnte Marie ziemlich gleichgiltig.

»Hören Sie: Sie haben jetzt das »So?« ausgeſprochen, als wenn ich geſagt hätte, der Rauchfangkehrer war auch da! Es ſcheint,« ſetzte Frau Walpurga hinzu; »der Herr Papa hat Georg wieder einige Bitterkeiten geſagt, und hat den guten Menſchen abermals verſcheucht.«

»Das wäre wohl möglich,« verſetzte Marie eben ſo kalt.

»Sie haben ja heute ein Phlegma, wie unſere alte Hausmeiſterin, welche den ganzen Tag ſchläft.«

»Und iſt mein Vater fortgegangen?«

»Ja,« antwortete der Arzt. »In Folge eines Rencontres mit Frau Walpurga.«

»Ich habe ihn toll gemacht,« ſagte Walpurga.

»Schon wieder?« fragte Marie.

»Ich läugne nicht, ich bin ihm etwas dick gekommen. Ich habe mich geärgert, daß er Georg nicht zu Ihnen ließ.«

»Aber mein Gott, Walpurga, das geht Sie ja nichts an!«

»Nichts an? Wer ſoll denn hernach reden für Sie, wenn ich es nicht thue?«

»Ich danke Ihnen nicht dafür, wenn Sie meinen Vater rabiat machten.«

»Ei der Tauſend! Er hat es nicht beſſer verdient. Ich habe ihm aber die Wahrheit ſo gezeigt, daß er wie ein Wüthender zur Thüre hinaus iſt: Mich ſollt Ihr nicht wieder ſehen! rief er, und ſtürzte fort.«

Marie ſtieß einen Schrei aus und ſank in ihr Kiſſen zurück.

»O mein Vater!« rief ſie. »Es iſt zu viel, was ihm ehen! Schlag auf Schlag! Der alte Mann kann das t ertragen! — Herr Doctor, laſſen Sie mich aus dem te, ich ſuche meinen Vater! — Gott ſei Ihnen gnädig, u Walpurga, wenn ich meinen Vater nicht finde!«

Siebenzehntes Capitel.

Das Vorzimmer des Baron Rothſchild.

Wo eilte Schindler hin? Wollte er ſich ein Leid an- n? — Wollte er durch die Angſt, in welche er ſeine chter und die böſe Zunge von Haushälterin verſetzte, dieſe f andere Gedanken bringen?«

Schindler rannte wie ein Beſeſſener fort.

Sein Weg führte ihn nach der Stadt, in dieſer eilte durch mehre Straßen, man möchte ſagen, wie ein ge- ztes Wild, bis er endlich von Jemand am Arme gepackt d ihm zugerufen wurde:

»Nun, Herr Schindler, wie ſtehen die Sachen bei ericht? Wie hat der Criminalrath Ihre Angaben aufge- ommen?«

Der alſo ſprach, war der Doctor Mühlbach, derſelbe vocat, den Schindler in ſeiner mißlichen Lage zu Rathe ezogen hatte.

Schindler gewann erſt nach einigen Secunden Faſſung.

»Herr Doctor,« ſagte er, »mir iſt es bei Gericht ſchlecht rgangen, noch ſchlechter aber, als ich wieder nach Hauſe kam.«

»Ich kann Ihnen hier auf der Straße nicht viel ſagen,« erſetzte Mühlbach. »Was ich Ihnen mitzutheilen habe, erfordert, daß wir ruhig und ungeſtört mit einander ſprechen. Würden mich meine Geſchäfte nach Hauſe führen, ſo müßten Sie mich begleiten. Ich habe aber einen dringenden Gang abzumachen. Baron Rothſchild hat mich erſuchen laſſen, zu ihm zu kommen. Kommen Sie deshalb Abends zu mir, guter Herr Schindler.«

»Zu Baron Rothſchild müſſen Sie, Herr Doctor? da beſuchen Sie ja einen meiner heftigſten Feinde. Sie werden ſehen, kommt die Rede auf mich, ſo wird Sie der Baron ganz gewiß gegen mich ſtimmen.«

»Der edle Rothſchild Ihr Feind,« entgegnete Mühlbach. »Was bilden Sie ſich ein! Dieſer treffliche Mann iſt keines Menſchen Feind, am wenigſten der Feind eines braven Mannes und gebeugten Familienvaters wie Sie!«

»Alles recht! aber der Baron hält es mit meiner Tochter und mit meinem geweſenen Geſellen Georg.«

»Täuſchen Sie ſich nicht?«

»Gewiß nicht.«

Schindler erzählte nun ſeinem Rechtsfreunde Alles, was er mit dem Baron Rothſchild verhandelt, und auch die letzte Zuſammenkunft mit ihm, und ſchilderte die barſche Weiſe, mit welcher Schindler ſich von dem Baron verabſchiedete.

»Sie waren unartig, Herr Schindler,« erwiederte Mühlbach, »auf ſolche Weiſe benimmt man ſich nicht gegen Ehrenmänner. Aus dem, was ich jetzt vernommen, geht nicht hervor, daß der Baron Ihr Feind iſt, im Gegentheile, er nimmt den wärmſten Antheil an Ihrem Familienglücke.«

»An meinem Familienglücke,« verſetzte Schindler.

inen ſaubern Antheil! Mir gerade ins Geſicht zu ſagen,
müßte den verhaßten Georg noch förmlich bitten,
ß er meine Tochter heirate! Spricht ſo ein Freund, ein
ann, der einen gekränkten Vater vor ſich hat? Nein, ſo
richt ein Feind; ein bitterböſer Feind, ein ſchadenfroher
iderſacher, ein Gegner auf Leben und Tod!«

Während dieſes Geſpräches ging Schindler mechaniſch
ben Mühlbach her und merkte es nicht einmal, daß er
f die Freiung gerathen und geradezu vor das Haus zum
römiſchen Kaiſer«, in welchem, wie der Leſer weiß, Ba-
n Rothſchild wohnte.

»Kommen Sie mit herauf zu dem Baron,« ſagte der
ector, »ſobald ich des Barons Angelegenheit beſprochen,
ill ich Ihrer Beſorgniſſe erwähnen, und Rothſchild wird
ie bei ihm eintreten laſſen und Sie gewiß überzeugen,
aß Sie ihm Unrecht thun.«

»Ich mit dem Baron ſprechen? dem ich geſagt, daß
r und ich nun miteinander ausgeredet hätten! Was müßte
ich der Baron von mir denken! Er müßte denken: Ich ſei
gekommen, um ſo zu handeln, wie er wünſcht, und dafür
oll mich der Himmel bewahren?«

»Nun, ſo reden Sie nicht mit dem Baron, laſſen
Sie ſich nur ſo lange ich bei ihm bin, im Vorzimmer nie-
der, ruhen Sie aus; Sie ſind ganz echauffirt! Sobald ich
meine Geſchäfte beendet, begleiten Sie mich in meine Kanz-
lei und Sie erhalten dann Inſtructionen, wie Sie ſich zu
benehmen haben, damit Ihr häuslicher Jammer einmal en-
det, und Sie wieder Ihren Frieden finden können.«

Schindler ließ ſich ins Vorzimmer des Barons führen
und verſprach dort zu warten.

Als Doctor Mühlbach mit Schindler eintrat, fanden beide das Vorzimmer gefüllt mit Herren und Frauen, welche hier gleichſam antichambrirten.

Der Kammerdiener Müller eilte, als er den Doctor Mühlbach erblickte, auf ihn zu und rief:

»Es iſt gut, Herr Doctor, daß Sie ſchon hier ſind, der Herr Baron wünſcht, daß Sie ſogleich bei ihm eintreten möchten. Die Angelegenheit iſt höchſt dringend.«

Doctor Mühlbach begab ſich in das Bureau des Barons.

Schindler ließ ſich auf einem Stuhle neben dem Ofenſchirm nieder, und betrachtete ſich die Herren und Frauen, die hier eintraten.

Da gab es Perſonen aus allen Ständen, ſogar ein katholiſcher Pfarrer vom Lande war zugegen. Den Pfarrer hatte der Baron zu ſich beſtellen laſſen, um ihm für eine, durch Feuer verunglückte Gemeinde eine reiche Spende einzuhändigen.«

»Gottes Wunder!« rief ein Mann, der ebenfalls hier wartete, »was iſt der große Baron für ein großer Baron! — Herr Kammerdiener Müller, haben Sie ſchon jemals gedient einem edleren Menſchen, als dem großen Baron Rothſchild? Lahm will ich werden, blind, taub und ſtumm, meine Füße ſollen ausſehen, wie die Füße eines Schlachtpferdes, das alle vier Hufe verloren bei der Schlacht von Waterloo, wenn ein zweites Exemplar wie Baron Rothſchild in der Menſchheit des ganzen Continentes zu finden iſt! — Herr Kammerdiener,« ſetzte der Mann hinzu, »da ich nun den großen Baron gelobt, wie einen großen Baron, Herr Kammerdiener, ſo laſſen Sie mich zu ihm hinein, zu dem großen Baron!«

„Das kann jetzt nicht ſein,“ verſetzte Müller. „Sie wiſſen ja, wer ſo eben bei meinem Herrn eingetreten iſt. Wenn ſein Rechtsfreund bei ihm iſt, darf ich Niemand melden.“

„Wie heißt Niemand? Wer iſt der Niemand? Wie heißt Rechtsfreund! Was kann ſo ein Rechtsfreund bei ihm wollen? Nutzen ſchafft er dem Baron keinen, aber ich bring' Nutzen! — Gehen Sie hinein und melden Sie mich, und ſagen Sie, ich ſei mehr als ein Rechtsfreund, ich ſei mehr als ein Miniſter, ich ſei mehr als ein König; hören Sie wohl zu, was ich ſage, melden Sie dem Herrn Baron: der Schwager von unſerm Herrgott ſei da!“

„Wer ſind Sie?“ fragte der Kammerdiener.

„Der Schwager von unſerm Herrgott, und für diesmal genug.“

„Ich werde es dem Baron ſagen,“ verſetzte Müller, lachte und ging in das Bureau.

Baron Rothſchild kam alſobald heraus.

„Den Schwager von unſerm Herrgott darf ich nicht warten laſſen,“ ſagte der Baron zu dem Manne, den ihm der Kammerdiener bezeichnete. „Wie kommen Sie dazu, ſich dafür auszugeben?“

„Herr Baron,“ verſetzte der Angeſprochene, „ich habe Ihnen ein Geſchäft vorzuſchlagen, ein Geſchäft, das zweihundert Procent abwirft. Auf Ehre!“

„Ich will nichts von einem Geſchäft wiſſen,“ antwortete der Baron, „ich will wiſſen, wie Sie dazu kommen, ſich für den Schwager von unſerm Herrgott auszugeben?“

»Herr Baron,« erwiederte der Mann, »es iſt die reine Wahrheit, ich bin wirklich der Schwager von unſerm Herr Gott. Wollen Sie wiſſen, wieſo ich der Schwager bin, ſo werde ich es Ihnen erklären: Es waren zwei Schweſtern,« hub der Mann an, »die Eine habe ich genommen, die Andere hat Gott genommen, daher bin ich ſein Schwager! — Iſt es wahr oder nicht?«

»Sie ſind ein Bonmotiſt, der das Heiligſte nicht ſchont,« verſetzte der Baron. »Solche Leute ſind mir unausſtehlich! Laſſen Sie ſich in meinem Hauſe nicht mehr ſehen!«

Der Baron kehrte in ſein Bureau zurück und ließ den Unverſchämten ſtehen.

»Nun ſage mir Einer!« rief der Mann mit dem unanſtändigen Witze, »was man thun muß, daß Einem der Baron anhält! — Man ſoll hohe Verwandte haben, will man hier Geltung erhalten, und ſoll einflußreiche Männer kennen! Nun bin ich der Schwager vom Allerhöchſten und für den großen Baron noch zu wenig. Wehe geſchrien über den großen Baron! — Vier Wochen habe ich geſtudirt über dieſen Witz. Gemacht habe ich ihn in achtundzwanzig Nächten! Was iſt nun zu thun? — Ich geh zu dem kleinen Lämmel, vielleicht goutirt dieſer meinen kühnen Gedanken.«

Er ging.

Nun trat eine Frau herein mit einem kleinen Mädchen.

»Kann ich den Baron ſprechen?« fragte die Frau.

»Was wünſchen Sie von ihm,« erwiederte der Kammerdiener.

»Ich möchte den Baron bitten, dieſes mein Kind, ein

Wunderkind, anzuſehen und anzuhören. Meine Sali iſt fünf Jahre alt, und weiß bereits zweiundſiebzig Gedichte auswendig. Dieſe Gedichte declamirt ſie, alle zweiundſiebzig nacheinander ohne Souffleur, macht mit den Füßen Stellungen dazu, und ſtrickt, während ſie die zweiundſiebzig Gedichte herſagt, einen Kinderſtrumpf.«

»Der Herr Baron hat keine Zeit.«

»So wird ſie nur ſechsunddreißig Gedichte herſagen, und nur einen halben Kinderſtrumpf ſtricken. Melden Sie mich.«

Der Kammerdiener erſuchte die Frau ein anderes Mal zu kommen.

Jetzt erſchien ein Mann und ließ den Baron bitten, bei dem Kinde, das ſeine Frau geſtern geboren, zu »Gevatter« zu ſtehen.

»Sie ſcheinen nicht zu wiſſen,« bemerkte der Kammerdiener, »daß dies unmöglich iſt. Der Herr Baron gehören nicht dem chriſtlichen Glauben an.«

»Dies hat nichts zu ſagen,« antwortete der Mann, »daraus mache ich mir nichts.«

»Ich will nicht daran zweifeln, daß Sie ſich hieraus nichts machen,« verſetzte der Kammerdiener. »Aber ein Nichtchriſt wird in der katholiſchen Kirche als Pathe nicht angenommen, darf nicht angenommen werden.«

»Ich laſſe den Herrn Baron bitten, dennoch dieſes »chriſtliche Werk« auszuüben und ſeinen Caſſier als Taufpathen zu ſenden. Verſtehen Sie, den Caſſier, dieſer wird doch ein Chriſt ſein?«

»Ich werde Ihr Anſuchen melden.«

Der Kammerdiener kam zurück und überbrachte dem Manne fünfzig Gulden.

»Der Herr Baron überſendet Ihnen dies für die Wöchnerin und laßt Sie erſuchen, einen andern Gevatter zu wählen.«

»Fünfzig Gulden nur,« bemerkte der Mann, »fünfzig Gulden als Pathengeſchenk vom Baron Rothſchild! — Da hat mir im vorigen Jahre der Großhändler Werthheimſtein achtzig Gulden gegeben. Ich finde Baron Rothſchild wird immer geiziger!«

Er ſteckte die fünfzig Gulden in ſeine Brieftaſche und ging ganz ärgerlich fort.

»Das Vorzimmer des Barons Rothſchild,« ſagte Schindler, »iſt doch höchſt intereſſant. »Beſonders wenn man mit eigenen Augen ſieht, und mit eigenen Ohren hört, welche Maſſe von Leuten auf ſeine Großmuth losſtürmen, welch' ein indiscretes Geſindel auf ihn ſpeculirt! Wenn man ſieht,« ſetzte Schindler hinzu, »*daß ſich dies Alles wirklich ereignet hat*, und daß die Unverſchämtheit in der Anmeldſtube den höchſten Grad erreicht, ſo begreift man, welchen Unwillen die Reichen öfter gegen die Bettler empfinden müſſen.«

Neuerdings ging die Thür auf und herein traten Marie und — Georg, von der Haushälterin begleitet.

Schindler traute ſeinen Augen kaum.

Die drei ſo eben Angekommenen bemerkten Schindler nicht.

Schindler machte hinter dem Rücken derſelben gegen den Kammerdiener eine bittende Geberde, daß er ſeine Anweſenheit nicht verrathen möge. Er legte den Finger auf den Mund und ſah den Kammerdiener mit Blicken an, die ſeinen Wunſch ausſprachen. Hierauf drückte ſich Schindler hin-

n Ofenſchirm und horchte ängſtlich auf das, was Ma-
d Georg ſprechen würden.

„Iſt mein Vater nicht hier?“ fragte Marie mit Thrä-
n den Augen.

„In dieſem Momente ſehe ich ihn nicht,“ antwortete
r.

„Ich bin todkrank,“ ſagte Marie, deſſenungeachtet
ich mich aus dem Bette gerafft mit unſerer Haushälte-
In allen Häuſern, in welchen mein Vater bekannt iſt,
ich ihn bereits geſucht. Auf der Stiege begegneten wir
g, Er und ich fragen Sie, Herr Müller, um Gottes-
n, was iſt mit meinem Vater vorgegangen?“

Sie ſank erſchöpft auf einen Stuhl.

Achtzehntes Capitel.

In Waldberg.

Das achte Capitel des dritten Theiles unſeres Romanes ſchloſſen wir mit den Worten: „Wenn der gütige Leſer vermeint, in Walberg an der bairiſchen Grenze, würden Wagmann's Mörder ergriffen, ſo irrt der gütige Leſer, in Walberg hat ſich etwas ganz Anderes zugetragen.“

So war es auch. Als Thereſe, Wagmann's Bruder, Chriſtoph und die Jäger des Streifcommandos dort ankamen, fanden ſie allerdings die beiden Verbrecher, aber ſie fanden ſie in ihrem Blute, ſie fanden ſie todt, gefallen den einen von des andern Hand, den letzteren durch einen Selbſtmord getödtet.

Paul, der Mann des böſen Weibes, welches in Margarethen hauſte, hatte auf der langen Flucht keinen Branntwein getrunken; er war nüchtern geblieben und ſein Gewiſſen, das der Trunkenbold durch betäubende Getränke zum Schweigen gebracht, erhob nun ſeine Stimme um ſo lauter und ſchrie ihm das entſetzliche Wort Mörder unaufhörlich zu. Alle ſeine Verbrechen hielt ihm ſeine innere Stimme vor und am gräßlichſten die Blutthat an Wagmann, die ſicher ſeine ſcheußlichſte war.

Anfänglich ſuchte er ſein Verbrechen vor ſich ſelbſt zu beſchönigen. Er ſprach zu ſich: „Wohl war ich der Mörder

glücklichen, aber nicht aus meinem Willen ging der
tenſtreich hervor; Hirſchmeyer ſtachelte mich durch mein
hiezu auf. Mein entſetzliches Weib empfing den Lohn,
r den Fluch, den Fluch der Sünde.«

Als der Mörder von den Furien des Gewiſſens und
Angſt gepeitſcht, gejagt wie ein ſchweißtriefender
, — bei einem Gewitter, wie ſeit Menſchengedenken kein
icheres gehauſt, durchnäßt und von Kälte erſtarrt, in
ähe von Walberg ankam, mußte er in einem einſam
den Wirthshauſe Schutz vor dem gräßlichen Unwet-
chen. Er vermochte nicht einen Schritt weiter zu thun.

Die ſchmutzige Stube wimmelte voll Menſchen, die
hier Unterſtand fanden. Ein peſtialiſcher Tabakqualm
te den unheimlichen Ort ſo düſter, daß man die eigene
vor den Augen nicht hätte erkennen können.

»Zuſammenrücken!« herrſchte der Wirth einer Truppe
ern zu. »Zuſammenrücken oder nach Hauſe gehen; Ihr
ſchon ſeit zwei Uhr Mittags, jetzt wird's ſogleich Mit-
cht und keiner rührt ſich von ſeinem Platze; ich dächte
, daß Ihr Euch fortpacken könntet; Ihr ſeid vom näch-
Dorfe, indeß die Reiſenden von weit und breit herkom-
und in dieſem Grenzorte nirgends ein Obdach finden
en als bei mir.«

»Nach Hauſe gehen wir nicht,« ſagte einer der Bauern,
müſſen noch jeder ein paar Maß Bier zu Grunde rich-
aber Platz wollen wir dem Fremden machen, wenn er
vorlieb nehmen will.«

»Gebt mir ebenfalls Bier!« ſagte Paul zum Wirth,
hängt meinen Rock zum Ofen, damit der Regen abläuft
der Rock trocknen kann.«

Der Wirth nahm den Rock und die Mütze Pauls und hing beides an den Ofen.

»Habt Ihr denn häufig ſolche Gewitter in euren Bergen?« fragte Paul die Bauern.

»O ja,« verſetzte einer der Angeredeten; »der Regen iſt bei uns nichts Neues, aber heute iſt ein Wolkenbruch niedergegangen und Blitz und Donner ſind ſo entſetzlich wie noch nie. Ich hab' ein ſolches »Remiſſori« in dieſer Gegend noch nicht erlebt.«

Der Bauer endete kaum ſeine Rede, als wieder ein Blitz den Himmel ſpaltete und ein Donnerſchlag folgte, als ſollte die Erde mitten entzwei berſten.

Die ganze Stube ſtand mehrere Secunden wie in einem Flammenmeere.

»Jeſus Maria!« rief eine Weiberſtimme.

Wagmann's Mörder horchte hoch auf und ſtarrte nach dem fernen Ecke der Stube, aus der die Stimme tönte. Wieder folgte ein eben ſo entſetzlicher Blitz und gräßlicher Donnerſchlag. Paul ſtarrte nach der Ecke der Stube und ſagte für ſich:

»Meiner Seele, mein Weib ſitzt dort, und der Schurke Hirſchmeyer ſitzt bei ihr! Ich will mich nicht ſehen laſſen, ſonſt vereitle ich meine Anſchläge!«

Er verbarg ſich hinter den Bauern, die ihn mit ihren breiten Hüten ganz verdeckten, und nahm unbemerkt ein großes Meſſer vom Tiſche, mit welchem die Bauern ihr Brot geſchnitten hatten.

Nun ertönte ein Geräuſch wie von Waffen.

Alle Perſonen, welche vom Preßbaum aufgebrochen ren, traten herein. Die Jäger mit ihren Stutzen hinter nen.

Hirſchmeyer erblickte kaum die Eintretenden, ſo ſtand auf und ſuchte die Thüre zu gewinnen. Paul bemerkte ne Abſicht, packte ihn bei der Bruſt und herrſchte ihm : „Steh, Elender! bevor wir mit einander fertig ſind, llſt Du keinen Schritt aus dieſer Stube weichen!“

Neunzehntes Capitel.

Jeannette geht in die Falle.

Georg eilte, bevor er in das Haus Rothſchild trat, noch in das Palais des Grafen Pahlmann und überbrachte dieſem die, von dem letzteren geforderte Chatouille, welche, wie der Leſer ſich erinnern wird, der Chatouille der Frau von Blümlein wie ein Ei dem andern ähnlich war.

Wie Georg ſich den Beſitz des Silber- und Goldbehältniſſes, welches doch in dem Magazine des Herrn Schindler war, zu verſchaffen verſtand, wiſſen wir zur Zeit noch nicht, aber ohne Zweifel wird Georg es ſelbſt ſagen.

Als der Graf die Chatouille durch Georg erhielt, war er hoch vergnügt. Er wiederholte noch einmal, daß er dieſer Meiſterarbeit höchſten Orts Eingang zu verſchaffen bemüht ſein wolle, und verſprach für Georgs Glück väterlich zu ſorgen.

Schon früher ließ er Jeannetten wiſſen, daß, ſobald ſie aus dem Schuldenarreſte entlaſſen ſein würde, ſie nicht in die Wohnung der Frau von Blümlein zurückkehren, ſondern ihn, den Grafen, beſuchen möchte, da ja ohnehin Frau von Blümlein verreiſt ſei.

Jeannette ging auch aus dem Polizeihauſe directe zu dem Grafen.

»Er wird mich für den ausgeſtandenen Schuldenarreſt

ſchädigen,“ dachte ſie, als ſie im Vorzimmer wartete:
er Graf wird ſeinen Unwillen gegen mich vergeſſen ha-
n, und ich werde recht großmüthig belohnt werden.“

Der Graf ließ Jeannette in ſeinen Salon eintreten.

Der Graf ſaß im Lehnſeſſel und ſchien überaus heiter
r freundlich.

„Meine liebe Jeannette,“ ſagte der Graf, „ich habe für
eine Perſon eigentlich nichts mit Ihnen zu ſprechen. Ich
n nur der Bevollmächtigte der Frau von Blümlein und
be von dieſer Ihnen den Dank für das ausgeſprochene
pfer darzubringen, die Verhaftung im Polizeihauſe aus-
gleichen und Ihnen anzukündigen, daß Frau von Blüm-
in auf Ihre ferneren Dienſtleiſtungen nicht weiter re-
ctire.“

„Auf meine Dienſtleiſtungen nicht weiter reflectire?“
iederholte Jeannette ganz betreten, „mein Gott, da wäre
h ja entlaſſen?“

„Es iſt ſo,“ verſetzte der Graf. „Frau von Blümlein
at bereits eine andere Kammerjungfer aufgenommen, und
eſe iſt auch ſchon mit der Poſt ihr nachgereiſt.“

„Aber mir hätte doch gekündigt werden ſollen.“

„Sobald Sie, liebe gute Jeannette, einen halben Mo-
at bezahlt erhalten, kann von einer Kündigung nicht die
ede ſein.“

„Alſo vierzehn Tage nur, wie ein gemeiner Dienſt-
ote? Kammerjungfern, wenn ſie wegen Abreiſe der Herr-
haft ſchnell entlaſſen werden, erhalten einen Viertel-
ahrslohn.“

„Darüber müßte ich mich im Dienſtbotenamte erkun-
igen. So lange mir keine ämtliche Weiſung zugekommen,

muß ich mich ſtrenge an die Aufträge von Frau von Blümlein halten.«

»Aber dieß können ja Euer gräfliche Gnaden nicht zugeben.«

»Was kann ich nicht zugeben?«

»Daß ich ſo infam behandelt werde.«

»Infam? Auf welcher Seite iſt die Infamie?«

»Nun, ich will doch meinen, auf der Seite der gnädigen Frau? . . . Ich bin jetzt ſchon ſo lange in ihrem Hauſe, habe viel thun müſſen, wozu ich eigentlich nicht aufgenommen wurde, war ſehr häufig der Sündenbock der gnädigen Frau, habe tauſend Lügen erfunden, habe alle ihre Intriguen ausführen müſſen, welches mir am meiſten auf's Herz fiel, wenn ich die Rückſichtsloſigkeit mit anſehen mußte, mit der Euer gräfliche Gnaden von Frau von Blümlein behandelt wurden.«

»Weiter im Texte!« erwiederte der Graf, »ich will alle Ihre Verdienſte um Frau von Blümlein erfahren, meine gute, ehrliche, delicate Jeannette.«

»Euer gräfliche Gnaden ſind ſchon wieder empfindlich!« fuhr Jeannette fort; »ich bemerke es aus dem ſchneidenden Tone, mit welchem Euer gräfliche Gnaden die letzten Worte betonten; ich kann mir aber nicht helfen, ich muß wieder auf das Thema, daß Sie von Frau von Blümlein ſchmählich betrogen wurden, zurückkommen.«

»Ich habe der Frau von Blümlein verziehen, was ſie mir zugefügt, und wenn ich einmal verziehen, ſo trage ich nichts nach; auch iſt Frau von Blümlein jung und eine Witwe, und ich bin alt und muß mir Manches gefallen laſſen. Ich bin von Weibern getäuſcht worden, als ich noch vierundzwanzig Jahre alt war, weßhalb ſoll ich mir jetzt, da ich ein Greis bin, über irgend eine Flatterhaftigkeit einer Schönen Gram bereiten . . . Ein anderes Thema, liebe, *zartfühlende*, *charmante* Jeannette, ein anderes Thema! Welche Verdienſte haben Sie noch um Frau von Blümlein?«

»Wo komme ich denn jetzt her, Euer gräfliche Gnaden?«

»Aus dem Polizeihauſe.«

»Wie bin ich denn in das Polizeihaus gekommen? Und auf welche Veranlaſſung?«

»Die Veranlaſſung war ein nicht bezahlter Wechſel, oder eigentlich der *Reſt* eines nicht bezahlten Wechſels, den der Abſchaum aller Advocaten, ein bekanntes, verworfenes, anrüchiges Subject, benützte, ſein Müthchen an Frau von Blümlein zu kühlen und dabei drei Gauner und Wucherer zu verpflichten.«

»Aber war ich denn auf dem Wechſel unterſchrieben, hatte *ich* denn den *Reſt* dieſes *nicht* bezahlten Wechſels zu tilgen?«

»Gewiß nur Frau von Blümlein.«

»Ich wurde aber eingeſperrt?«

»Sie ließen ſich *ſelbſt* einſperren, gute Jeannette, oder glauben Sie, ich wiſſe nicht, wer der Gläubiger der Frau von Blümlein geweſen? . . . *Sie waren es*, Mamſell, und ſind noch im Beſitze mehrer Wechſel auf Ihre Herrſchaft, welche Sie mit Wohlthaten überhäufte, die Sie zum Danke dafür in die gröbſten Wuchernetze lockten und endlich *ſelbſt* den unerhörteſten Wucher mit ihr trieben?«

»Das iſt nicht wahr!«

»So ſpricht man nicht mit mir!«

»Das iſt nicht wahr! Ich fordere Beweiſe.«

»Soll ich den Doctor Reißer kommen laſſen und ihr, ſie unverſchämte Perſon, ins Geſicht ſagen laſſen, was ſie mit ihrer Frau für ſchändliche Dinge getrieben? . . . Sogleich wird Doctor Reißer hier eintreten, deſſen elendem Treiben ich ein Ende gemacht, und der als Begünſtiger des Wuchers, Rabuliſt und Veruntreuer wohl am längſten wird Advocat geweſen ſein.«

»Und wenn ich ſo klug war,« antwortete Jeannette mit einer Frechheit, die nur ihr eigen war, »wenn ich ſo klug war, von dem Gelde, das Frau von Blümlein jahraus jahrein, in die Taſchen der Wucherer zu ſpielen bemüht war, auch ein kleines Sümmchen in meinen Säckel zu leiten, kann man mich darüber zur Rede ſtellen? Sie ſoll nur klagen dieſe liederliche Madame, wir werden ſehen, wer die Lacher auf ſeiner Seite hat!«

»Jetzt, Verworfene, iſt dein Los gefallen!« tobte der Graf und ſprang vom Stuhle auf. »Ich wollte auf gutem Wege mit Dir fertig werden, aber wo ein weibliches Weſen ſo entartet iſt wie Du, da ſind Gnade und Nachſicht übel angewendet, und nun, Diebin, mache Dich auf das Aergſte gefaßt.«

»Diebin! Wem habe ich etwas geſtohlen? Und wenn Sie ein Herzog wären, Herr Graf, ſo leide ich eine ſolche Beſchimpfung nicht von Ihnen. Diebin! Diebin! nehmen Sie dies Wort zurück, oder Sie haben ein Paar Augen zu viel!«

»Es iſt alles entdeckt!« tobte der Graf. »Während Du, elende Creatur, im Polizeihaus ſaßeſt, kam ich der geſtohlenen Chatouille auf die Spur. Kennſt Du ſie noch?«

Der Graf zog an einer Glockenſchnur, und in dieſem Augenblicke trat ein Commiſſär ein und mit ihm zwei Domeſtiken des Grafen, welche die von Georg dem Grafen überbrachte Chatouille auf den Tiſch ſetzten, den Deckel der Chatouille aufriſſen und Jeannette einen Blick auf das reiche Silber werfen ließen, das hier aufgeſpeichert lag.

Jeannette ſtieß einen Schrei aus und ſank auf einen Stuhl.

„Haben Sie die Güte, Ihr Amt zu handeln,“ ſagte der Graf und verließ den Saal.

Ein Actuar trat ein.

Die Bedienten entfernten ſich.

Als Jeannette ſich wieder erholte, begann der Commiſſär die üblichen Fragen, welche Jeannette mit ſteigender Angſt und heftigem Weinen beantwortete. Endlich fragte der Commiſſär:

„Wann hat ſie den Diebſtahl begangen?“

Sie beichtete ganz offenherzig.

Der Actuar ſchrieb jedes Wort nieder.

Endlich fragte ſie der Commiſſär:

„Und wo verbarg ſie den Raub?“

„In meinem Zimmer.“

„Und wo dann ſpäter?“

„Da Sie die Chatouille gefunden haben, ſo wiſſen Sie ohnehin ſchon Alles!“

„Nein, ſie muß jeden Umſtand genau angeben. Sie muß ein offenes Geſtändniß ablegen. Ihre Sache iſt es, die reine Wahrheit zu ſagen, wenn ſie ſich ihre Lage nicht noch verſchlimmern will.“

Jeannette war nun ſehr umſtändlich.

„Als ich die Chatouille einmal in meinem Zimmer hatte,« ſagte ſie, »ſo war es mir ein Leichtes ſie fortzubringen. Nach dem Plane meines Geliebten, der auf der Straße wartete, bis Alles im Hauſe und vor dem Hauſe ruhig war, öffnete ich das Fenſter, holte ein paar feſte Stricke herbei, die ich mir früher ſchon zurechtgelegt hatte, und ließ die Chatouille vom Fenſter auf die Straße hinabgleiten, auf welcher ſie mein Geliebter in Empfang nahm. Er und ſein Bruder trugen ſie in einen bereitſtehenden Wagen und fuhren damit nach der Alſervorſtadt in eines der niedern Häuſer, welche ſo viele Gaſſenladen beſitzen. Sie ſchafften die Chatouille dort in das Quartier eines Maurers, bei dem der Bruder meines Geliebten ſich aufhält . . . Es war ſchon Alles vorbereitet. Aus der Mauer, auf welcher der Kachelofen aufgeführt iſt, waren die nothwendigen Ziegelſteine herausgenommen, die Chatouille in die gemachte Oeffnung hineingeſchoben und die Oeffnung wieder zugemauert.«

»Für heute genug,« ſagte der Commiſſär. Er ließ das Protokoll ſchließen und gebot dem Actuar, die Verbrecherin nach dem Polizeihauſe zu führen.

Jeannette wand ſich auf der Erde vor Verzweiflung. Sie ſchob den ganzen verbrecheriſchen Anſchlag auf ihren Geliebten und ſeinen Bruder. Sie bat um Gnade, ſie flehte den Commiſſär an, den Grafen noch einmal ſprechen zu dürfen.

Der Commiſſär war unerbittlich.

Jeannette wurde fortgeführt.

Als Jeannette das gräfliche Palais verlaſſen, trat der Graf bei dem Commiſſär ein.

»Nicht wahr,« ſagte der Graf, »meine Liſt iſt gelungen. Nun wiſſen wir wo die Chatouille ſteckt?«

»Ihnen, Herr Graf, gereicht es nicht zum Vorwurfe, daß Sie der Diebin dieſe Falle legten, aber dem Gerichte wäre dieſer Weg, ein Geſtändniß zu erlangen, höhern Orts ſtrenge verboten werden. Die Geſetze geſtatten nicht, durch eine Täuſchung der Wahrheit auf den Grund zu kommen.«

»Das iſt mir gleichgiltig,« erwiederte der Graf. »Wenn nur die Wahrheit an den Tag kommt. Ich habe die ganze Ausſage der Verbrecherin vernommen und bitte Sie um Erlaubniß, Zeuge von der Ausmauerung des Schatzes ſein zu dürfen. Ich fahre mit hinaus nach der Alſervorſtadt.«

»Dies kann ich nicht verweigern,« verſetzte der Commiſſär. »Nur bemerke ich Ihnen, daß ich mit einer gehörigen Anzahl von Polizeidienern und Polizeiſoldaten jenes Haus in der Alſervorſtadt umſtellen und beſetzen laſſen muß, ich hoffe dort ein wahres Diebsneſt aufzufinden, vielleicht komme ich auch dem Geliebten der Verbrecherin und deſſen Bruder auf die Spur.«

»Warum fragten Sie das Mädchen nicht, wo der Geliebte ſich aufhalte?«

»Da hätte ſie ja entdeckt, daß wir ihn noch nicht haben; ſie aber muß glauben, daß er früher, und daß erſt durch ihn die Chatouille aufgefunden wurde.«

»Sie haben Recht.«

Die nöthigen Wagen fuhren vor.

Auch der Graf wählte einen Fiaker.

Die Expedition wurde mit aller Vorſicht eingeleitet.

⁂

Als der Commiſſär mit dem Grafen in der Alſervorſtadt ankam, verfügten ſich Beide vorher zur Bezirksdirection. Es wurden noch ein paar Commiſſäre und die nöthige

Anzahl von Amtsdienern und von Mannſchaft der ſogenannten neuen Wache, dann zwei Maurer, welche der Bezirkscommiſſär beorderte, mitgenommen und das Diebsneſt gehörig umſtellt.

Der Commiſſär und der Graf traten zuerſt ein.

Der Maurer, ſein Weib, ſeine Tochter und — der Bruder von Jeannettens Geliebten ſaßen gerade bei Tiſche.

Der Commiſſär ließ ſchnell die Wache eintreten, welche die vier Verdächtigen ergriff, den Maurer augenblicklich ſo wie den jungen Mann am Tiſche trotz alles Sträubens feſſelten, in zwei Wagen abgeſondert ſetzten, und mit ihnen nach der Stadt fuhren; die Weiber wurden einzeln zur Bezirksdirection geführt, von welchen die junge auf der Stelle zu beichten anfing und ihrer Mutter zurief:

»Mutter! Jetzt haben wir das Unglück! Was hab' ich immer geſagt, die Geſchichte kommt auf! Sie kommt auf!«

Der jungen Perſon wurde geboten zu ſchweigen. Sie ließ ſich ruhig führen, die alte ſpectaculirte ſehr und konnte nur auf nachdrückliche Weiſe zur Ruhe gebracht werden.

Als die verdächtigen Leute arretirt waren, ließ der Commiſſär die Mauer unter dem Kachelofen aufreißen, nicht eine Ziegeldicke ſtark war das Scheingemäuer, die Chatouille kam zum Vorſchein und der Schatz ward gehoben.

»Nun Gott ſei Dank!« ſagte der Graf, »die Schwere des Kaſtens zeigt mir an, daß nichts oder ſehr wenig daran fehlt. Nun erbarmt mir beinahe die Diebin, die ich durch Liſt zum Geſtändniß brachte. Ich werde bei Gericht für ſie tten, daß ſie nicht mit einer zu ſchweren Strafe belaſtet ird.“

„Die Art wie ſie in die Falle gelockt wurde, wird n mildernder Umſtand für ſie ſein. Statt auf fünf Jahre ird ſie auf drei Jahre ins Zuchthaus kommen.“

„Großer Gott!“ rief der Graf, „das raubt mir meine uhe und ich mache mir die bitterſten Vorwürfe, einen Menſchen unglücklich gemacht zu haben.“

Während dieſer Worte verfügten ſich die Anweſenden n ihre Wagen.

Die Diebsherberge wurde abgeſperrt.

Der Graf, der Commiſſär und die Aſſiſtenz trennten ſich auf verſchiedenen Wegen.

Zwanzigſtes Capitel.

In Walberg.

Wir kehren für einige Augenblicke nach Walberg an der bairiſchen Grenze zurück, um dort das große Trauerſpiel zu beendigen, von welchem der Leſer bereits Kenntniß genommen.

Paul faßte den verhaßten Hirſchmeyer ins Auge und hielt ihm ſeine Verbrechen vor.

»Du biſt der entſetzliche Mörder,« ſagte er, »nicht ich. Du haſt mich durch mein Weib zu der Blutthat dingen laſſen: Du haſt mich hierauf in einen völlig bewußtloſen Zuſtand verſetzt und ſo meinen Arm geleitet, das Herz deines Freundes zu durchbohren. Geld, Geld, Elender, raubteſt Du freilich nicht, das viele Geld, das Wagmann beſaß, hatte dieſer Tags vorher, wie von einer Ahnung getrieben, aus dem Hauſe gegeben, aber die Wechſel, die Du nicht einlöſen wollteſt, im Betrage von vierzigtauſend Gulden, dieſe fandeſt Du, und das war dein Raub. Fahre zur Hölle, Scheuſal!«

Es iſt ſchon erzählt worden, daß Paul den elenden Hirſchmeyer niederſtach und ſich dann ſelbſt eine ſo ſchwere Wunde beibrachte, daß auch er nach einigen Minuten ſtarb.

Dies Alles geſchah ſo ſchnell, daß die von Schrecken und Entſetzen erſtarrten Zeugen dieſer Scene ſie nicht zu verhindern vermochten.

Auf dem Fußboden liegend und mit dem Tode ringend wendete ſich Paul an ſein Weib:

»Dich tödte ich nicht,« ſprach er, »Dir erzeuge ich nicht die Ehre, Dich vor dem ſchimpflichen Tode am Galgen zu retten. Du eingefleiſchter Teufel! Du entartetes Geſchöpf, dem die Hölle ſo viel Gift in das Blut ſpie, daß Du damit Alles zu vergiften im Stande biſt, was ſich Dir naht . . . Mich haſt Du zum Säufer gemacht und mich in der Trunkenheit zu deinen ſchändlichſten Anſchlägen benützt! Möchteſt Du dafür verzweifeln und in deiner Verzweiflung durch den Scharfrichter dein Ende finden!«

Paul, der dieſe Worte nur mit der größten Anſtrengung und in abgeriſſenen Sätzen zu ſprechen vermochte, ſank erſchöpft in ſich zuſammen und ſtarb unter den furchtbarſten Zuckungen.

Der Wirth drang auf Entſchädigung für das Blutbad, das in ſeinem Hauſe angerichtet wurde; er behauptete ſeine Schenke nicht wieder eröffnen zu können, weil ſelbſt Wilddiebe und Schmuggler ſich ſcheuen möchten, bei ihm einzukehren.

Wagmann's Bruder entſchädigte ihn reichlich.

Die Kneipe wurde Tags darauf wirklich verlaſſen, und noch bis heute iſt kein anderer Wirth gekommen, der den Muth gehabt hätte, dieſe Herberge zu beziehen.

Als die übrigen Verbrecher, die Gauner von Preßbaum abgeführt wurden, machte es keine geringe Mühe, das entſetzliche Weib von Margarethen zu bändigen, das Weib, das ſo viel Unheil anrichtete, und nun wohl fühlte, daß der rächende Arm der Gerechtigkeit ihre blutigen Frevel auf die entſetzlichſte Weiſe ſtrafen würde.

Anfänglich verſuchte ſie es, ſich den Kopf an der Wand zu zerſchellen, dann trachtete ſie entfliehen zu wollen, endlich drängte ſie ſich an Thereſen und hätte dieſer ſicher ein Leid zugefügt, wenn Chriſtoph die Furie aus den Augen gelaſſen und Thereſe nicht geſchützt hätte. Endlich gelang es, das entſetzliche Weib zu binden und gleich einem wilden Thiere auf einen Wagen zu werfen und fortzubringen.

Thereſe, Wagmann's Bruder und Chriſtoph reiſten zuſammen von Walberg ab.

Thereſe zerfloß in Thränen und betete.

»Geiſt meines grauſam hingeſchlachteten Bräutigams!« ſprach ſie, »dein entſetzlicher Tod iſt gerächt, dein Bruder und ich haben den Schwur, den wir für Dich geleiſtet, gelöſt. Blicke liebevoll auf uns nieder, dein Schatten ſei verſöhnt.«

Thereſe heiratete nicht, obgleich ihrer Schönheit und ihrer Herzensgüte wegen, ſich viele Freier meldeten, obgleich Chriſtoph nach Jahr und Tag um ihre Hand warb.

Sie reiſte in ihren Geburtsort und lebt dort noch bei ihren Verwandten zurückgezogen, den Freuden der Welt entſagend und nur mit ihrem Grame für den Geliebten vertraut.

Chriſtoph ließ ſich bei den Küraſſieren anwerben. In einem Kampfe gegen die Ungarn ſoll er geblieben ſein.

Wagmann's Bruder iſt Kaufmann und hat eine brave Frau genommen.

Dies die Geſchichte von Wagmann, ſeiner Braut, ſeinem Bruder und ſeinen Mördern.

Wir haben nur noch über »die Tiſchlerstochter« zu

chten, die wir im Vorzimmer des Baron Rothſchild zu-
ließen. Unſere Schilderung hat viele düſtere Bilder ent-
rſen und nur heiter war zuweilen das Gemälde aus dem
en des halsſtarrigen Schindler und ſeiner Marie.

Vielleicht gelingt es uns die Leſer mit dem Schluſſe
ſeres Romans in eine heitere Stimmung zu verſetzen.
r wünſchen es.

Einundzwanzigſtes Capitel.

Baron Rothſchild und die Tiſchlerstochter.

Die Erſchöpfung Mariens und die Angſt um den Vater verſetzten Müller in eine große Verlegenheit. Er wurde von Schindler gebeten, ſeine Anweſenheit nicht zu verrathen und dennoch hätte er ſo gerne geſagt, daß Schindler ſich in demſelben Zimmer befände. Er kämpfte ſichtbar mit dem Entſchluſſe, was er beginnen ſolle.

Als Marie ſich wieder erholt hatte, trat Georg zu ihr.

»Ich mache mir Vorwürfe,« ſagte Georg, »daß ich den alten Mann zu ſehr kränkte. Ich hätte ihm nicht ſagen ſollen, daß ich Dich verſchmähe. Du warſt als ich Dich früher als deinen Vater beſuchte, ohnehin nicht dafür, deinem Beſitz, namentlich auf ſolche Weiſe, zu entſagen; ich aber folgte Dir nicht und gehorchte nur meinem Kopfe. — Nun muß ich dafür büßen! Ich werde Dich auf jeden Fall verlieren und dein Vater wird mir fluchen. Er wird mich den undankbarſten Menſchen unter der Sonne nennen und hat Recht! Eigentlich verdanke ich ihm doch alles was ich bin. Er gab mir Gelegenheit mich hervorzuthun; er wies mir die koſtbaren Arbeiten zu und die Chatouille, welche ich dem Grafen überbrachte und dieſen dadurch zu großer Erkenntlichkeit verpflichtete, nahm ich ohne ſeine Zuſtimmung aus ſeinem Magazin; dies war ſchlecht von mir und dieſe Eigenmächtigkeit werde ich mir nie verzeihen.«

„Ei was!“ erwiederte die Haushälterin, „den Magazinſchlüſſel habe ich dem Alten ſtipitzt und was die Chatouille betrifft, die doch nur Sie gearbeitet haben, ſo bekommt ſie ja Herr Schindler wieder zurück. Wie könnte ich mir denn über ſolche Dinge Vorwürfe machen!“

„Ich mache ſie mir dennoch und mit Recht. In meinem ganzen Leben habe ich nichts gethan was ſich nicht gebührt hätte, und hier habe ich mich, um dem Grafen Pahlmann gefällig zu ſein, zu einem Schritte verleiten laſſen, den ich tief bereue. Was werden wir nun beginnen, Marie, wohin ſollen wir uns wenden, um deinen Vater zu finden?“

„Zur Polizei gehen wir und zeigen an, daß Schindler auf und davon iſt,“ erwiederte die Haushälterin.

„Warum nicht gar!“ verſetzte Georg. „Sollen wir den Greis auch noch bei der Behörde compromittiren? Nichts da! Herr Müller wird uns bei dem Herrn Baron melden und was der Baron uns rathet, das werden wir thun.“

Nun trat Waſchhuber in dem Vorzimmer des Barons ein.

„Die Frau Haushälterin hat uns den Auftrag gegeben,“ berichtete Waſchhuber, „mit beizutragen, daß Herr Schindler aufgefunden werde und das Reſultat dem Herrn Baron zu hinterbringen.“

„Wie? Ihnen, Herr Waſchhuber?“ fragte Marie ganz conſternirt.

„Ja, uns,“ verſetzte Waſchhuber, „aber wir kehren ſo geſcheid zurück, als wir ausgegangen ſind; obgleich wir es uns haben Geld koſten laſſen, gefällig zu ſein, ſo haben wir doch nichts ausgerichtet. Wir haben ſogleich ein Duzend Leute ausgeſchickt und die Ufer der Donau inſpiciren laſſen, haben nachgefragt, ob ſich da nicht irgend ein rabiater Tiſchler ertränkte; wir haben den Prater, die verſchiedenen Auen, ja ſogar das Gatterhölzel viſitiren laſſen, ob beſagter rabiater Tiſchler ſich nicht erhängte, ja ſogar im Stadtgraben waren wir und zwar dort, wo die Baſteien am höchſten ſind, ob kein Schindler von einer Baſtien auf den Kopf gefallen; — keine Spur! Ja, eine Wäſcherin iſt beim Schanzel in den Canal geſtürzt und ertrunken, aber was thun wir mit der Wäſcherin? wir ſuchen einen ſich ſelbſt entleibt habenden Tiſchler.«

»Aber um Gottes willen! Herr Waſchhuber, Sie haben ja meinen Vater auf das ſchrecklichſte compromittirt. Ich kenne Ihre Weiſe.«

»Herr!« nahm Georg das Wort, »wer gab Ihnen das Recht einen der beſten und achtbarſten Bürger Wiens auf ſolche Weiſe ins Gerede zu bringen? — Wenn wir nicht an einem fremden Orte wären, ich würde Sie über Ihr vorlautes, boshaftes Benehmen auf eine Art zurechtweiſen, welche noch mehr Aufſehen machen müßte als Ihr wahnſinniges Betragen!«

»Hoho!« entgegnete Waſchhuber, »was ereifern wir uns denn? Im Herzen wären wir doch froh, wenn der Alte in jenes Land hinübergegangen wäre, wo ein Tiſchler weder eine Wiege noch einen Sarg zu zimmern hat!«

»Nein, Herr, über Ihr Treiben komme ich außer mir. Obgleich gehaßt, verfolgt und verachtet vom Vater Schindler, möge Gott doch nicht zugeben, daß ihm ein Leid, eine Kränkung, ein Unfall begegne! — Ja, ihn wieder mit Marie vereinigt zu ſehen, ihn wieder in ſeinem Hauſe und froh und wohlgemuth bei ſeiner Arbeit zu wiſſen, dies wäre mein höchſter Wunſch.«

»Ei! Was der Tauſend! Sie entſagen ja förmlich der Marie? Nun wir wollen es glauben! Der Hochmuthsteufel ſitzt ſchon in uns, weil wir ſeit heute Hoftiſchler geworden und den kaiſerlichen Adler auf den Schild unſerer Werkſtatt malen laſſen dürfen.«

»Was ſagen Sie?« fragte Marie.

»Hoftiſchler wäre ich geworden?« ſetzte Georg hinzu, »Sie ſpaßen!«

»Hören Sie auf und thun Sie nicht ſo, als wenn Sie nichts wüßten! Das Decret iſt ja ſeit geſtern ſchon ausgefertigt; wir wiſſen Alles, haben überall unſere Ohren. Jetzt iſt Ihnen freilich eine ganz gewöhnliche Bürgerstochter nicht genug, wir müſſen eine hoffähige haben. Ich empfehle Ihnen die Hofſchloſſerstochter, dieſe hat auch noch ein Haus am »Hof.«

»Wenn dies wahr iſt, Herr, ſo lege ich auch ehrfurchtsvoll mein Decret dem allerhöchſten Hofe zu Füßen, ja Geſelle will ich neuerdings werden, wenn Marie ihren geliebten Vater wieder findet!«

Jetzt ging die Thür des Bureaus auf. Doctor Mühlbach trat heraus und Baron Rothſchild begleitete ihn.

»Herr Schindler iſt hier, ſagten Sie, Herr Doctor,« begann der Baron. »Ich ſehe ihn nicht. Wo iſt er hingekommen, lieber Müller?« fragte er den Kammerdiener.

»Dort hinter dem Schirme befindet er ſich und verſteckt ſich vor ſeiner Tochter.«

»Wie, Marie iſt auch hier?«

Marie lief auf den Schirm hin, riß ihn vom Ofen weg und da ſaß nun Herr Schindler mit einem großen, von Thränen feuchten Schnupftuch in der Hand und weinte und ſchluchzte wie ein Kind.

„Sei geprieſen, allmächtiger Gott!“ rief Marie, „ich habe meinen Vater wieder!“

Sie ſank freudig vor ihm auf die Knie nieder.

„Er hat jedes Wort gehört!“ liſpelte die Haushälterin Herrn Waſchhuber zu.

„Pfui Tauſend!“ erwiederte Waſchhuber, „nun wird es Grobheiten regnen und ich habe kein Parapluie bei mir.“

„Herr Schindler, was haben Sie?“ fragte Rothſchild. „Sie regen ſich nicht? Sie ſind ſo ergriffen, Ihre Augen ſchwimmen in Thränen!“

„Ich kann kaum ſprechen vor Rührung und Freude,“ ſagte Schindler, „aber dieſer da! dieſer da!...“

Er wies auf Georg.

„Dieſer da!“ wiederholte Schindler, „iſt ein Menſch, wie der Himmel nicht alle Tage einen auf die Welt ſetzt; komm her, Hoftiſchler.“

„Halt!“ ſagte der Baron, „das Uebrige muß in meinem Bureau abgemacht werden; dort hat der Roman mit dem „Baron und der Tiſchlerstochter“ begonnen, dort ſoll er auch beendigt werden.“

Der Baron ließ Schindler mit ſeiner Tochter eintreten, Georg folgte, die Haushälterin ſchloß ſich an, Waſchhuber wollte ſich auch herandrängen.

„Nicht weiter!“ ſagte Müller und ſtellte ſich vor die Thüre; „ich wüßte nicht was Sie da drin zu thun hätten; wollen Sie denn den alten Mann noch mehr demüthigen?“

„Erlauben Sie,“ verſetzte Waſchhuber, „wir ſind hierher beſtellt worden, Auskünfte zu geben, man wird uns hören wollen; wir ſind auch nicht ungehalten, wenn man uns über unſere Bemerkungen den Kopf waſcht und Stichreden verſetzt, welche einen juchtenen Stiefel verletzen könnten, aber wir müſſen dabei ſein und alles wiſſen und alles hören was vorgeht.«

Schindler wurde über die Aeußerung Waſchhuber's aufmerkſam und bat den Baron:

»Ich erſuche Sie, Herr Baron, dieſen Mann eintreten zu laſſen. Ihm dank' ich es, daß ich einen Blick in das Herz Georgs werfen konnte.«

»Sehen Sie,« verſetzte Waſchhuber, zu dem Kammerdiener gewendet, »unſere Verdienſte werden anerkannt, alſo bewegen Sie ſich weg, Sie lebendiger Schlagbaum an der Pforte Rothſchild's; wir gehören zu den Begünſtigten dieſes Hauſes, wir kommen in das Innerſte der Gemächer.«

Waſchhuber trat ein.

Müller zog die Thür des Bureaus zu.

Als die Geſellſchaft allein war, ſprach Schindler:

»Herr Baron, Sie haben geſagt, ich würde Georg noch bitten müſſen, daß er meine Marie zur Gattin nehme. Ich bitte ihn zwar nicht, weil er ſie ohnehin nimmt, aber könnte er ſich nur einen Augenblick beſinnen, ſo würde ich keinen Anſtand finden, ihm dieſe Genugthuung zu geben. Komm her, Marie, und umarme den kreuzbraven Menſchen als deinen zukünftigen Gatten in meiner Gegenwart. Wenn er auch noch keine dreimalhunderttauſend Gulden beſitzt, ſo iſt er auf dem Wege ſie zu erwerben, und wird ſie noch früher beiſammen haben, als ich ſie zuſammenbrachte; er hat die Protection des mächtigen Baron Rothſchild und ich bleibe nicht zurück; Marie, Du erhältſt fünfzigtauſend Gulden Heiratsgut und . . .«

»Nicht einen Heller, lieber Schwiegervater, nehme ich an,« erwiederte Georg. »Ich bin jetzt ſchon ſo geſtellt, daß ich eine Frau reichlich ernähren kann; — gibt mir Gott ſeinen Segen, ſo will ich mir Alles ſelbſt verdanken, und Sie möge der Allmächtige ſo lange erhalten, bis wir unſere goldene Hochzeit feiern!«

»Das iſt brav, lieber Georg,« erwiederte der Baron. »Sie zeigen bei jedem Anlaſſe Ihre honnetten Geſinnungen. Nun, Marie, reut es Sie, daß Sie ſich an mich zur Vermittlung gewendet haben?«

»Wie? meine Tochter hat ſich an Sie gewendet, Herr Baron?«

»Freilich, einen Blumentiſch bei Ihnen für mich zu beſtellen, war Mariens glücklicher Gedanke. Nur habe ich nicht einmal den beſtellten Tiſch erhalten, das iſt das Allermerkwürdigſte.«

»Herr Baron, ſeit acht Uhr Morgens,« verſetzte Georg, »befindet ſich der beſtellte Tiſch in Ihrem Geſellſchaftsſaal. Daß Sie dieſen Saal noch nicht beſuchten, iſt mir leid genug.«

»Welche Ueberraſchung!« rief der Baron.

Er ließ die werthvolle Kunſtarbeit bringen.

Die Bewunderung, die ſie fand, war allgemein.

»Das iſt keine Moſaik,« rief der Baron, »die Blumen leben; die Zeichnung iſt ſo wahr, die Farben ſind ſo glühend wie in der Natur!«

Der Kammerdiener meldete den Grafen Pahlmann.

Der Baron ging ihm entgegen.

»Ich komme, lieber Baron,« ſprach der Graf, »einen wackern Mann hier bei Ihnen aufzuſuchen, von deſſen Hausleuten ich erfuhr, daß er bei Ihnen ſei.«

»Georg,« fuhr der Graf fort, indem er ſich an denſelben wendete, »mit Ihrer Meiſterarbeit von einer Chatouille haben Sie zwei gute Werke geübt. Sie haben Frau von Blümlein zu dem Beſitze ihres entwendeten Goldes und Silbers wieder verholfen und als ich höchſten Orts Ihre treffliche Kunſtleiſtung vorzeigen zu dürfen ſo glücklich war, erhielt ich für Sie das Decret, das Sie zum Hoftiſchler erhebt. Ich ſelbſt überbringe es Ihnen.«

»O mein gnädiger Herr Graf,« rief Georg, »wie kann ich Ihnen je für dieſe Auszeichnung meinen Dank darbringen! und Ihnen, hochherziger, großmüthiger Herr Baron, wie vermag ich Ihnen zu vergelten, was Sie für mich gethan!«

»Machen Sie Marien glücklich!« erwiederte der Baron, »und Sie haben mir reichlich meine kleinen Aufmerkſamkeiten für Sie vergolten.«

»Was hab' ich Ihnen geſagt?« drängte ſich Waſchhuber hervor und betonte: »Waren wir ein Lügner, als wir verkündeten, Sie ſeien Hoftiſchler geworden? Wir wiſſen Alles, wir erfahren Alles, wir ſind in Alles eingeweiht.«

»Wer iſt dieſer Herr?« fragte der Graf, als er die Carricatur von einem Spießbürger bemerkte.

»Criminalgerichts-Beiſitzer und äußer Rath, Armenvater, geweſener Cholerainſpicient, Hausbeſitzer auf dem Michelbairiſchen Grund und der Gemeinde-Schotteraufwerfungs-Commiſſion Mitglied,« meldete Schindler.

»Criminalgerichts-Beiſitzer?« fragte der Graf. »Kennen Sie zufällig das Stubenmädchen der Frau von Blümlein?«

»Wie mich ſelbſt! Ich habe die Ehre ſie bei jedem Verhör zu ſehen. Eine charmante Perſon, ſie hat zwar geſtohlen, aber ſonſt höchſt liebenswürdig!«

»Da Sie Alles wiſſen, kommt vielleicht in Ihrem Bureau auch der Proceß einer Frau oder eines Fräulein Süßmann vor?«

»Ich habe ebenfalls die Ehre ſie perſönlich zu kennen. Sie iſt geſtern erſt wieder beim Verhör geweſen; äußerſt anziehend, aber abgedreht, geſteht nicht das Geringſte und hat die Caprice, daß ſie mich nie anſieht. — Geſtern kam ſie in große Schwulitäten, ſie wurde mit einem ſichern Herrn Herzer confrontirt; dieſer ſagte ihr Dinge, daß ſie gerne in den Boden geſunken wäre, wenn es nur möglich geweſen. Sie iſt auch in den Hirſchmeyer'ſchen Proceß verwickelt; Hehlerei, Diebſtahl, Schwärzergeſchichten, falſches Spiel, aber immer liebenswürdig, ſolid, delicat, acht Jahr Zuchthaus, durchaus diſtinguirt!«

»Und Heinrich Herzer?«

»Ein Jud, Herr Baron, aber voll Politeſſe. Unſchuldig wie ein neugebornes Kind, aber wie ein ſchmutziges neugebornes Kind. Als ſein Verhör zu Ende war und der Herr Rath ihm andeutete: er habe ſich vollkommen gerechtfertigt, wollte er einen Gulden fünfzig Kreuzer für den Fiaker von dem Criminalſenat haben, den er des Regenwetters wegen aufgenommen und warten ließ. — Uebrigens ein humaner Mann, hat auch mich gegrüßt und dem Amtsdiener ganz herablaſſend erklärt, daß er nach Frankfurt abreiſe, da er wegen ſolchen Affairen nicht nach Wien gekommen ſei.«

Der Baron und der Graf lachten über die Mittheilungen Waſchhuber's. Hierauf lud der Baron die Geſellſchaft zur Tafel ein.

Es wurde noch ein Stündchen im Salon des Barons converſirt und der Tag der Hochzeit Mariens mit Georg feſtgeſtellt. Bald hierauf trat der Tafeldecker des Barons ein und meldete:

»Daß aufgetragen ſei!«

Die Geſellſchaft verfügte ſich in den Speiſeſaal.

Der Baron hatte wie immer eine Anzahl bekannter Perſonen eingeladen, Dichter, Schauſpieler, Maler u. ſ. w.

Marie erhielt den Ehrenplatz neben dem Baron, Georg ſaß ihr zur Seite.

In welcher Umgebung ſaß Schindler?

Schindler ſaß zwiſchen Caſtelli und Schwarz, vis-à-vis von ihm erblickte er Blum.

»Hier iſt es mir lieber als im Lerchenfelde und in Ottakring,« ſagte Schwarz.

»Und ein braver Schwiegerſohn iſt mir lieber als der Improviſator,« meinte Blum.

»Und dieſes Diner ziehe ich allen Rieſenknödeln der Welt vor,« bemerkte Caſtelli. »Ehe wir noch von andern Dingen ſprechen,« ſetzte Caſtelli hinzu, »bringe ich ſchon bei der Suppe den Toaſt aus:

»Es lebe der Baron Rothſchild und die Tiſchlerstochter!«

»Hoch! hoch!« rief die ganze Geſellſchaft.

Ende.

Druck und Papier von Leop. Sommer in Wien.

Die
Dame mit dem Todtenkopfe
in Wien.

Roman

von

Adolf Bäuerle,

Verfaſſer des „Komiſchen Theaters“ in 6 Bänden und der „Thereſe Krones“.

Erſter Theil.

Peſt, Wien und Leipzig, 1855.
Hartleben's Verlags-Expedition.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bibliot
München

Erſtes Capitel.

Im Jahre 1798 machte die Ankunft einer jungen Dame in Wien, ihres enormen Reichthums und des Umſtandes wegen, daß Niemand ihr Antlitz ſehen konnte, ein außerordentliches Aufſehen.

Sie ſtieg im Gaſthofe »zum wilden Manne« in der Kärntnerſtraße ab, miethete daſelbſt ſechs Zimmer, wovon zwei die Ausſicht auf die Straße boten, und bezog dieſe mit ihrer Dienerſchaft.

Sie war den Tag über, und ſogar wenn ſie ſich zur Ruhe begab, in der Nacht, verſchleiert, und weder Wirth noch Wirthin, weder Zimmerkellner noch Stubenmädchen, wenn dieſe auch unvermuthet in ihr Zimmer traten, erblickten ſie ohne Schleier.

Am 20. December 1798 erhielt der Wirth »zum wilden Mann« von ſeinem Schwager, welcher Poſtmeiſter in Krakau war, folgenden Brief:

»Ich höre, daß die verſchleierte Dame aus Warſchau in Deinem Gaſthofe abgeſtiegen iſt. Ich wünſche Dir Glück zu dieſer Einquartierung. — Dieſe Dame iſt außerordentlich reich, lebt auf einem großen Fuße, iſt ungemein generös; ſie gibt ihr Geld mit ſo leichtem Herzen hin, als würden ihr die Ducaten zum Fenſter hereingeſchneit. — In meinem Poſthauſe verweilte ſie acht Tage, und täglich hat ſie mit ihrer Dienerſchaft fünfzig Ducaten verausgabt. — Dies iſt jedoch nicht merkwürdig, denn reiche Leute mit großem Gefolge verzehren oft noch mehr; aber merkwürdig iſt, daß ſie kein Menſchengeſicht, ſondern einen Todtenkopf auf dem Rumpfe hat und heiraten will, ſo entſetzlich auch ihr Anblick iſt. — Woher ich dies weiß, will ich Dir mittheilen:

»In einer Nacht, in welcher ſie ſich mit Schreiben viel beſchäftigte, kam ſie mit ihrem Schleier dem Lichte zu nahe. Der Schleier ging in Flammen auf. Sie erhob ein ſchreckliches Angſtgeſchrei. Meine Frau und ich ſchliefen in einem Zimmer dicht neben ihr. Wie es in Gaſthöfen gewöhnlich der Fall iſt, daß die Paſſagierzimmer mit einander durch Thüren, die, wenn verſchiedene Reiſende einkehren, nur durch das Verſchließen dieſer Thüren getrennt werden, — ſo hörten wir das Angſtgeheul. Wir öffneten die Verbindungsthür in die Wohnung der Fremden, traten raſch ein, und ſahen nun das Grauenvollſte, das wir je geſehen. Die Dame lag auf dem Boden und wälzte ſich mit ihren brennenden Kleidern, wahrſcheinlich um die Flammen auszulöſchen. Wir ſchafften ſchnell Waſſer herbei und begoſſen ſie; aber ihr Geſicht ſchien uns bereits verkohlt; es war, wie wir vermeinten, in einen Todtenkopf verwandelt, der vor Schmerz die Zähne aneinander ſchlug und deſſen Augenhöhlen fürchterlich anzuſehen waren. — Nur mit Abſcheu näherten wir uns der Dame, hoben ſie, nachdem wir ihr die zu Zunder verbrannten Kleider vom Leibe riſſen, vom Boden auf und legten ſie zu Bette. Jetzt erſt kam ihre Kammerfrau, die im zweiten Stock wohnte, zur Hilfe herbei, verfiel aber in keinen geringen Schrecken, als ſie uns bei ihrer Herrin antraf.

»Dieſe ſchien ſich aber im Bette bald von ihrem Jammer zu erholen; die Brandwunden an ihren Händen und dem ganzen Körper, der, nebenbei geſagt, ſehr ſchön iſt, erklärte ſie für unbedeutend; — ſie verhüllte ihr Geſicht, wenn man ein Todtenantlitz ſo benennen darf, mit einem Kiſſen, dankte uns für die ſchnelle Hilfe und befahl uns, ſie zu verlaſſen. Wir gingen durch dieſelbe Thür in unſere Wohnung zurück.

»Es währte nicht zehn Minuten, ſo klopfte die Kammerfrau an der eigentlichen Pforte unſeres Quartiers, die ſich auf dem Gange unſeres Hauſes befindet. Ich öffnete und die Kammerfrau trat ein.

»Herr Poſtmeiſter und Frau Poſtmeiſterin,« redete ſie uns an, »ein eben ſo unglücklicher als tückiſcher Zufall hat Sie ein Geheimniß entdecken laſſen, von dem, außer mir, kein menſchliches Weſen in der Welt eine Ahnung hat, — Meine Gebieterin, von junoniſcher Geſtalt, außerordentlich reich (ſie hat jährlich ein Einkommen von zweimalhunderttauſend Ducaten), eine Dame von höchſter Bildung, hat den Jammer, mit einem Todtenkopfe geboren worden zu ſein. — Sie ſahen ſie in ihrer ſchrecklichen Geſtalt, und Sie können ſie unglücklich machen, wenn Sie irgend Jemand ein Wort hierüber mittheilen. — Sie wünſcht Ihr Schweigen zu erkaufen und ſendet Ihnen zu dieſem Behufe eintauſend Ducaten durch mich. — Sollte Ihnen dieſe Summe zu gering ſein, ſo kann auch noch mehr erfolgen.«

»Wir begnügten uns mit dieſem Betrage, gelobten Verſchwiegenheit und beherbergten die Dame noch acht Tage, ſo lange noch, als ihre Brandwunden der Heilung bedurften. — Am neunten Tage reiſte ſie nach Prag. — In Prag hat aber der Wirth »zum Engel« ihren Todtenkopf ebenfalls zufällig entdeckt: die Dame ſtürzte nämlich über die Treppe und verlor ihren dichten Schleier; ſeit jenem Tage wiſſen Viele das Geheimniß, und ich halte mich ſonach nicht mehr für verpflichtet, es für mich zu behalten, am wenigſten bei meinem Schwager, der hieraus großen Nutzen ziehen kann, wenn er klug genug iſt, dasſelbe zum Vortheile ſeines Gaſthofes zu benützen. Sei nur klug und ſchöpfe Gewinn aus der Anweſenheit der »Dame mit dem Todtenkopfe.«

»Dein Dich liebender Schwager
Ladislaus Kolbinski.«

Nachdem der Wirth »zum wilden Manne« dieſen Brief geleſen und wieder geleſen und ſich von ſeinem Erſtaunen erholt, hatte er nichts Eiligeres zu thun, als die verſchleierte Dame betrachten zu wollen.

Er eilte in die Stiegenhalle, verweilte dort bis ihm irgend ein dienſtbarer Geiſt der wundervollen Erſcheinung aufſtoßen würde; — es währte auch nicht lange, ſo kam ein Bedienter aus ihrer Wohnung und trug ein koſtbares ſilbernes Waſchbecken, das er auszugießen hatte.

»Wie befindet ſich die Gräfin?« fragte der Wirth. »Hat ſie ſich nicht geäußert, ob es ihr in meinem Hauſe gefällt? — Iſt ſie mit den Zimmern, der Küche, mit den Hausleuten zufrieden?«

»Vollkommen zufrieden mit dem Allen, was Sie nannten,« verſetzte der Bediente; »nur beklagt ſie das Wagengeräuſch in der Kärntnerſtraße und bedauert, daß Sie keinen beſſeren Champagner im Keller haben.«

„O, Champagner ganz vortreffliche Sorten," erwiederte der Wirth, „nur möge die gnädige Dame eine andere Sorte verſuchen. Ich ſetzte ihr bisher ſogenannten „Vin de Fehde" vor, der ihr wahrſcheinlich zu ſüß vorkommen wird; ich werde heute eine ſtärkere Sorte auftragen laſſen, welche jetzt am beliebteſten iſt. Was das Geräuſch in der Straße betrifft, ſo laſſe ich die Frau Gräfin bitten —"

„Meine Dame iſt keine Frau; ſie iſt unvermält."

„So laſſe ich die Comteſſe bitten," fuhr der Wirth fort, „ein Hofzimmer zu wählen; Nr. 7 iſt vortrefflich eingerichtet, und nebenan auch ein Cabinet für die Kammerfrau."

„Ich werde es melden," antwortete der Bediente und ging, das Lavoir zu beſorgen.

Der Wirth blieb noch auf dem Corridor.

Der Bediente kam zurück.

„Fährt die Comteſſe heute aus?" fragte der Wirth den Bedienten.

„Augenblicklich. Sie beſucht täglich eine andere Vorſtadt und erfreut ſich an dem bunten Gewühle der Bewohner Wiens."

„Kann ſie denn durch den dunkeln Schleier etwas ſehen? Sie iſt ja immer ſo dicht vermummt."

„Daß Sie dieſe Bemerkung gemacht, darf ich ihr nicht ſagen, ſonſt verläßt ſie augenblicklich Ihr Hôtel."

Der Bediente ging und ließ den unbeſcheidenen Wirth ſtehen.

„Es iſt richtig," ſagte dieſer. „Jetzt zu meiner Frau! dieſer wird Alles haarklein erzählt, dann eilen wir Beide unter das Hausthor und warten bis die Comteſſe in ihren

Wagen einſteigt, vielleicht verſchiebt ſich der Schleier und wir erblicken den Todtenkopf! — Brr! — Mir läuft es ſchon eiskalt über den Rücken!«

Zweites Capitel.

Die Wirthin im »wilden Mann« war eine Frau, welche ihr Geſchäft aus dem FF zu führen verſtand.

An dem Tage, an welchem der Brief des Schwager-Poſtmeiſters von Krakau einlief, fiel gerade ihr Namensfeſt. Noch hatte ſie von dem Gatten ihr Angebinde nicht, als ſie aber die Neuigkeit, die wichtige Neuigkeit von der Dame mit dem Todtenkopfe erfuhr, erließ ſie ihrem Ehegeſpons das Geſchenk, das er ihr zugedacht hatte und in nichts Geringerem beſtehen ſollte, als aus einem »Halſe voll Kropfperlen«, wie man ſich damals in Wien auszudrücken pflegte.

»Deine Nachrichten und dieſer Brief,« ſagte ſie, »ſind mir lieber als die Perlen der Kaiſerin von Rußland! — Laß mich nur machen, die Dame mit dem »Todtenkopfe« ſoll uns ein Haus eintragen.«

»Was willſt Du thun?« fragte der Gatte.

»Zuerſt ſchicke ich alle unſere Lohndiener zu den ſämmtlichen Linien Wiens. Den Aufſehern an den Mauthſchranken ſende ich jedem zwei Gulden. — Dafür haben ſie nichts Anderes zu thun, als jedem Paſſagier, der nach Wien fährt, die Geſchichte der Grafentochter mit dem Todtenkopfe zu erzählen; da wirſt Du dann ſehen, die Fremden in unſerm Gaſthofe einkehren! — Wir werden freilich zu wenig Zimmer haben; das thut jedoch nichts zur Sache. Wir nehmen nur Diejenigen auf, welche vierſpännig kommen, den Uebrigen ſagen wir: Es iſt ſchon Alles beſetzt! — Dann erzähle ich dieſelbe Geſchichte im Speiſeſaale, im Extrazimmer, in der »Schwemme« und im Kutſcherzimmer, allen Badner Fuhrleuten und laſſe dieſe Geſchichte bekannt machen in allen Kaffehhäuſern von ganz Wien. Da gib Acht, wie unſer Haus von Neugierigen beſtürmt wird; auf der Kellerſtiege, im Hofe und unterm Hausthore werden Tiſche hingeſtellt; es wird ſo toll bei uns hergehen, daß wir ſelbſt keinen Seſſel und keinen Tiſch haben werden, ſondern uns auf den Herd ſetzen müſſen, wenn wir eſſen wollen. — Dann müſſen unſere vier Buben, von welchen ein jeder eine andere Claſſe bei St. Anna frequentirt, die Geſchichte in der Schule mittheilen; die geſammte Jugend muß ſie ihren Eltern zum Beſten geben; dadurch bringen wir die Sache mit einem Schlage in alle Vorſtädte; gib Acht, welch eine Maſſe von Leuten unſerm Wirthshaus zuſtrömt; in ein paar Tagen kann kein Wagen mehr durch die Kärntnerſtraße fahren: die Paſſage ſtockt, aber unſer Geſchäft kommt in den beſten Gang.«

»Du biſt ein köſtliches Weib, laß Dich umarmen.«

»Aber lügen müſſen wir! Wir beide müſſen der Welt erzählen, — natürlich ganz im Vertrauen und bei Angelobung des höchſten Stillſchweigens, — daß wir den Todtenkopf wirklich geſehen, mit eigenen Augen geſehen, und daß es vielleicht manchem Gaſt gelingen könne, ihn auch zu ſehen, doch gehöre Geduld dazu, und daß man Tag und Nacht bei uns im Hauſe ſein müſſe, weil nur ein glücklicher Zufall die Dame ohne Schleier erblicken laſſen könne.«

Man hörte jetzt den Hausknecht einen Schlag an die Thüre des Wirthes machen.

»Jetzt kommt ſie, um in ihren Wagen zu ſteigen,« rief der Wirth; »ich habe dieſes Zeichen verabredet. Eilen wir unter das Hausthor nächſt der Stiege.«

Wirth und Wirthin begaben ſich dahin.

Ein paar Bediente eilten ihrer Herrſchaft voraus.

Sie gaben dem Kutſcher, der auf einer prächtigen Carroſſe im Hofe harrte, einen Wink.

Die Pferde trabten heran.

Der eine der Bedienten wollte den Kutſchenſchlag öffnen.

Der Wirth und die Wirthin ſtießen den Diener auf die Seite.

»Dieſe Ehre kommt uns zu,« ſagte der Wirth. »Wir müſſen der Comteſſe zeigen, daß wir zu leben wiſſen . . .«

Man hörte die ſchweren ſeidenen Kleider über die Stiege rauſchen.

Die Dame mit dem Todtenkopfe erſchien in Begleitung ihrer Kammerfrau; beide dicht verſchleiert.

Als die Dame den Wirth und die Wirthin ſo geſchäftig, ſie zu empfangen, bemerkte, ſagte ſie mit ſanftem Tone und einem Wohlklange der Stimme, der ſich nicht beſchreiben läßt:

»Ei wie artig! Welche Aufmerkſamkeit! — Wie erfreut mich dieſe Zuvorkommenheit!«

»Unſere Schuldigkeit, gräfliche Gnaden,« erwiederte die Wirthin und bemühte ſich, den Schleier durch eine Bewegung mit der Hand etwas zu verſchieben.

Die Dame ergriff den Schleier, ſetzte ſich in den Wagen und fuhr fort.

„Haſt Du etwas geſehen?“ fragte der Wirth die Wirthin.

„Nein,“ antwortete ſie. „Aber den Todtengeruch habe ich verſpürt!“

Die Wirthin verzog bei dieſen Worten ihr Geſicht auf eine Weiſe, welche Ekel und Abſcheu verrieth.

„Die unglückliche Perſon verbreitet einen Geruch gerade wie eine Gruft, die acht Tage nach einem Begräbniß geöffnet wurde.“

„Mir iſt nie ein ſolcher Geſtank in die Naſe gekommen!“

„Und dieſe Perſon will heiraten! Welcher Mann wird ein ſolches Weib nehmen! Selbſt wenn Sie alle Viertelſtunde zweihunderttauſend Ducaten zu verzehren hätte, ſo nimmt ſie Keiner.“

„Glaube Du derlei Dinge nicht! — Da unſere heutigen Männer nur Geld ſuchen, und es ohne Geld keine Neigung mehr gibt, ſo bekommt die Dame eher zehntauſend Freier als keinen. Laſſe die Geſchichte nur unter die Leute kommen; Alte und Junge, Schöne und Häßliche, Geſcheidte und Dumme werden regimenterweiſe hier aufmarſchiren. Es werden Heiratsanträge ſchockweiſe hier eintreffen; die Poſt wird nicht genug Briefe befördern können, und wo die Dame mit dem Todtenkopfe hinblickt, wird ein Freier knien und um ihre Hand bitten, ja Mord und Todtſchlag wird geſchehen; es wird Männer geben, die ihre Weiber umbringen, um Witwer zu werden und ein Skelett heiraten zu können.“

Drittes Capitel.

Die Manövres der Wirthin. viele Gäſte in ihr Haus zu ziehen, waren von der beſten Wirkung. Noch an demſelben Tage, an welchem die mündlichen Lärmtrommeln durch die Stadt und Vorſtädte flogen, ſtrömten Gäſte herbei. Abends war ſchon im Speiſeſaale alles voll Neugieriger, die Wirthsſtube wimmelte voll Menſchen, welche von dem Stadtwunder hören wollten. Es war ein Gewoge wie in einem Freitheater. Wein zu einem geringeren Preiſe als zu 20 kr. ſchenkte der Wirth nicht aus. Wer zum Nachtmahl Kalbsbraten verlangte, wurde nicht gehört. Dreimal mußte friſch gekocht werden, und dreimal wurden Kapaunen und Poulards, Faſanen und Haſen u. ſ. w. ganz vergriffen. Der Chocolademacher vis-[illegible]is, der Witzbold des Kärntnerviertels, machte den Vorſchlag, den Gaſthof »zum wilden Manne« von nun an »zur wilden Frau« zu nennen; der franzöſiſche Sprachmeiſter, der in der »Mehlgrube« wohnte, meinte, »zur verſchleierten Dame« wäre artiger. Die Meinungen der übrigen Gäſte theilten ſich. Es entſtand ein förmlicher Zank unter ihnen.

Plötzlich trat die Wirthin ein.

»Ein Freier iſt ſchon da!« meldete ſie. »Er iſt zwar nur mit einem zweiſpännigen Poſtwagen gekommen, aber ich habe ihn doch nicht abgewieſen. Er fragte zu allererſt um die Dame aus Warſchau, dann, als ich ihm ſagte daß eine ſolche bei uns abgeſtiegen, hat er zwei Zimmer, das eine für ihn, das andere für den Bedienten, begehrt. — Ich habe ihm die Zimmer zugeſagt. Hierauf fragte er:

»Iſt die Dame, welche bei Ihnen logirt, verſchleiert und immer verſchleiert?

»Ja, ſagte ich.

»Kann ich kein Zimmer haben, das dicht an das ihrige grenzt?

»Ich beſann mich.

»Ich bezahle dafür, was Sie immer fordern mögen, aber ganz nahe muß ich neben ihr wohnen.

»Mein Gott, erwiederte ich, ich könnte wohl dienen, allein das Zimmer Nr. 8 will durchaus ein Engländer beziehen. Er bietet dafür täglich acht Ducaten.

»Ich bezahle zwölf, verſetzte der Fremde, aber es muß mir ſogleich angewieſen und ſo lange belaſſen werden, bis die Dame abreiſt.

»In Gottes Namen, ſagte ich. Doch den Verdruß, den ich von meinem Manne, des Engländers wegen, auszuſtehen habe, müſſen Sie auf ſich nehmen!

»Hole der Teufel den Engländer! fuhr der Herr auf. Führen Sie mich augenblicklich in das Zimmer Nr. 8.

»Ich ließ acht Wachskerzen auf unſeren beiden ſilbernen Candelabern anzünden, und ging mit ihm auf Nr. 8. Als die Kerzen ihr glänzendes Licht ausſtrömten, ſah ich mir den Fremden an. — Ach, du mein gütiger Himmel, was iſt das für ein ſchöner Menſch! Kaum ſechsundzwanzig Jahre alt, zwar blaß und ſchwermüthig, aber voll ſo herrlicher, ebenmäßiger Züge, mit Augen, als wenn der Blitz darin wohnte, und Wimpern, ſo lang und fein, als wären ſie aus Seide gemacht. Ich behaupte, der liebe Gott hat nur wenige ſolcher ſchöner Menſchen erſchaffen, und der ſchönſte wohnt auf Nr. 8.«

»Hoho!« ſagte der Wirth, »verliebe Dich nur nicht in ihn!«

»Wer weiß was noch geſchieht!« verſetzte die Wirthin. »Darauf,« fuhr die Wirthin fort, »brachte der Bediente und der Lohndiener die Sachen des Fremden aus dem Wagen, eine Chatouille, an welcher ſie beide zu ſchleppen hatten, ſie brachten ferner einen großen ledernen Reiſekoffer, einen Zobelpelz, wie der ruſſiſche Botſchafter keinen prächtigeren beſitzt, einen Dolch, mit Edelſteinen ausgelegt, einen Säbel, zwei Piſtolen, und dann einen viereckigen ſchwarzen Kaſten, auf welchem ein Todtenkopf abgebildet iſt.«

»Schon wieder ein Todtenkopf!« riefen die Gäſte halb erſtaunt, halb ärgerlich.

»Ja, ein Todtenkopf aus Perlmutter,« erwähnte die Wirthin; »mir wurde ebenfalls unheimlich, als ich dieſen grauenvollen Kopf ſah.

»Wollen Sie mich jetzt wohl allein laſſen? fragte mich der Fremde.

»Augenblicklich, erwiederte ich und verneigte mich.

»Noch Eins! ſagte er; wollen Sie mir wohl öſterreichiſches Geld geben, ich muß den Poſtillon bezahlen.

»Sogleich, verſetzte ich. Wie viel befehlen Sie?«

»Zweihundert Gulden, in verſchiedenen Münzſorten, aber ſchnell.«

»Und Du haſt ihm das Geld gegeben?« fragte der Wirth.

»Deßhalb bin ich hier, um es von Dir zu holen,« entgegnete die Wirthin.

»Aber was ſchwätzeſt Du denn ſo lange? Der Fremde, wird ja ungeduldig werden! Da nimm dieſen Schlüſſel und gib ihm, was er verlangt.

»Dieſer Mann ungeduldig!« erwiederte die Wirthin, »dieſer ſanfte, ſeine ſtille Mann ungeduldig, unmöglich!«

Die Thüre ging auf und der blaſſe Fremde trat ein.

»Frau Wirthin,« ſagte er, »haben Sie meine Bitte überhört? Der Poſtillon will fort!«

»Millionen Mal bitte ich um Vergebung!« entſchuldigte ſich die Wirthin. »Kommen Euer Gnaden, all unſer Geld ſteht Ihnen zu Dienſten.«

Der Fremde ging mit der Wirthin aus der Stube.

»Bei meiner Seele!« rief der Chocoladefabrikant, »dieſer Mann iſt ſchön. Wenn mir einmal ein Mann gefällt, ſo muß er einem Apollo gleichen. — Sollte dieſer Herr auch den Todtenkopf heiraten wollen, ſo müßte ich ihn tief bedauern.«

»Was fällt dem Herrn Hirner ein,« warf der Bettfedernhändler vom »goldenen Kegel« ein; »geht nicht aus Allem, was die Frau Wirthin geſagt hat, hervor, daß er reich iſt, und ein Reicher wird doch kein Skelett freien!«

»Ein Vagabund und Gauner iſt er!« rief eine Stimme aus dem Hintergrunde des Zimmers. »Ich kenne ihn. Er wollte ſchon in Prag die verſchleierte Dame heiraten, wurde aber abgewieſen. Herr Wirth, laſſen Sie Ihre Frau nicht zu tief in die Caſſa greifen; Sie würden Ihr Geld nie wieder ſehen!«

Darauf drängte ſich der Mann, der ſo geſprochen, durch die erſtaunten Gäſte, warf dem Kellner ein paar Zwanziger hin, knöpfte ſeinen Pelzrock zu, rückte eine ſchwarze Mütze bis an die Augen und entfernte ſich.

Der Wirth erſchrack.

»Da muß ich doch meinem Weibe einen Wink geben,« ſagte er und wollte fort.

»Der Kerl verleumdet den Fremden!« bemerkte der Juwelier vom Schwan in der Kärntnerſtraße. »Ich habe weniger auf ſein Geſicht geſehen, als auf die Brillantnadel, mit der er ſein Halstuch befeſtigt hat. — Das iſt ja ein Solitär, welcher zweitauſend Gulden werth iſt. Fünfzehnhundert Gulden gebe ich auf der Stelle dafür.«

»Bleiben Sie da, Herr Grünfeld,« ſagte der Chocolademacher zum Wirth, »nichts übereilen und einen ſolchen Gaſt nicht beleidigen! Für den wollte ich mich verbürgen. So ſieht kein Gauner und kein Vagabund aus.«

Indeß kam die Wirthin wieder zurück.

»Wie viel haſt Du dem Fremden Geld gegeben?« fragte der Wirth ängſtlich. »Mehr als 200 fl.?«

»Gott bewahre! Nicht zwanzig! Sein Bedienter ſagte, daß er morgen Früh in das Comptoir von »Ochs und Geymüller« gehen und ein paar hundert Stück ruſſiſcher Goldſtücke auswechſeln laſſen wolle.«

»Alſo er iſt ein Ruſſe?« fragte der Juwelier.

»Nein,« erwiederte die Wirthin, »er war aber in Rußland, wie ſein Bedienter dem Lohnlakei mittheilte; doch das werden wir morgen aus dem Meldzettel entnehmen. Ich habe es ihm ſchon übergeben, damit er es unterſchreibe. Das war es aber nicht, was ich erzählen wollte. Als ich ſo bei dem Fremden ſtand und mein Bedauern ausſprach, daß er unſere Bereitwilligkeit, ihm zu dienen, nicht beſſer in Anſpruch nehme, da hörte er plötzlich die Dame Clavier ſpielen und ſingen, und nun rief er aus: *Ja, ja, ſie iſt es! ſie iſt es! — O, Frau Wirthin, wie glücklich haben Sie mich gemacht!* Vor Freuden fiel er mir um den Hals.«

»Was?« eiferte der Wirth, »und Du haſt es gelitten?«

»Soll ich *Dir* einen Gaſt vertreiben?«

»Hierauf perlten Freudenthränen aus ſeinen ſchönen Augen und er lief wie ein Wahnſinniger aus dem Zimmer hinaus.«

»Er wird auch wahnſinnig ſeyn!« meinte der Wirth. »O weh! o weh!« jammerte er, »ich ſehe es ſchon kommen. Eine Unzahl Narren, Abenteurer und Vagabunden wird uns die Dame auf den Hals ziehen, und zuletzt haben wir noch mit der Polizei Verdruß!«

Wieder erſchien ein Unbekannter.

Er trat ziemlich barſch ein.

»Iſt es wahr,« ſagte er, »daß hier *eine Dame mit einem Todtenkopfe* wohnt?«

»So heißt es,« antwortete der Wirth.

»Wie? So *heißt* es!« ſprach der Unbekannte, »ſo iſt es, ſo *muß* es ſeyn! ſo wie ſie heiratſüchtig und enorm reich ſeyn *muß*.«

»Möglich!« verſetzte die Wirthin.

»Sind Sie von der Polizei, daß Sie hierüber von uns Auskunft verlangen?« fragte der Wirth.

»Nein, aber ich möchte es wiſſen.«

»Ich möchte es auch wiſſen,« erwiederte der Wirth, »aber es ſagt mir es Niemand.«

»So frag' ich ſie ſelbſt. Führen Sie mich zu ihr.«

»Nicht am Tage, viel weniger in der Nacht. Die Fremde iſt in meinem Gaſthof, ſteht unter meinem Schutz; wenn ſie Ihnen und Sie ihr nicht bekannt ſind, ſo kommen Sie nicht zu ihr, darauf können Sie ſich verlaſſen.«

»Mehr Reſpect, Herr, vor mir, Sie wiſſen nicht wer ich bin.«

»Daß Sie kein Gaſt von uns ſind,« nahm die Wirthin das Wort, »wiſſen wir, und was Sie noch ſind oder nicht ſind, iſt uns gleichgiltig.«

»Ich werde Sie für dieſe Brutalität belangen.«

»Nach Belieben!«

»Sie führen mich zu der Dame, oder der »Todtenkopf« wird abgeſchafft.«

»Das wäre uns das Liebſte, der »Todtenkopf« mag gehen. wenn nur ſie bleibt.«

Es trat noch Einer in das Zimmer.

»Nun, wie iſt es?« fragte Dieſer; »iſt ſie da?«

»Allerdings.«

»Kann man ſie ſehen?«

»Nein, Wirth und Wirthin bewachen ſie wie Höllenhunde. Doch nur Geduld, dieſe Nacht noch ſind wir bei ihr, und dann ſeht zu, ob Ihr ſie morgen noch beherbergt!«

Sie ſtürzten Beide aus der Stube.

»Das haſt Du von deinem Lärmſchlagen!« ſagte der Wirth zur Wirthin. »Das waren auch Fremde, da Du nicht genug Fremde ſehen kannſt!«

Viertes Capitel.

In der Vorſtadt Lichtenthal, in dem Hauſe, an deſſen Stelle im Jahre 1779 der Pulverthurm ſtand, der mit furchtbarer Exploſion in die Luft ſprang und gräßlichen Schaden anrichtete, welches Haus damals mit Nr. 199 bezeichnet war, wohnte ein unanſehnliches Weib, das als die »reiche Bettlerin« bekannt war und in Lumpen einherging.

Den Namen »die reiche Bettlerin« hatte ſie von der Art und Weiſe, wie das Weib lebte. Dasſelbe hatte eine äußerſt nett eingerichtete Wohnung, zwar nur eine Stube und eine Kammer, aber es waren dieſe mit allem Möglichen zur Bequemlichkeit verſehen, hübſch gemalt, reinlich geſcheuert und Kaſten und Schränke, Tiſche und Seſſel, Betten und Sopha, Spiegel und Wandleuchter waren, für die damalige Zeit, ſo elegant und zierlich, daß auch ein wohlhabender Bürger ſich dieſer Möblirung nicht zu ſchämen gebraucht hätte.

Dieſe Bettlerin hatte eine Köchin, welche ihr täglich Mittags vier Speiſen, Abends drei Speiſen, auf delicate Weiſe gekocht, auf den Tiſch ſetzen mußte; ihre Mahlzeiten hielt ſie in Geſellſchaft eines Mannes, Hanns Wirbel, der vor achtzehn Jahren (unſer Roman datirt ſich vom Jahre 1798) bei der Exploſion des Pulverthurms beide Arme einbüßte, und den ſie bei ihrem Almoſeneinſammeln mit herumſchleppte.

Die alte Frau hieß Anna Kukielwski, und erbettelte wohl ein Erkleckliches mit dem Manne ohne Arme in der reichen Kaiſerſtadt; aber ſo viel Geld als ſie und ihr Genoſſe verpraßten, erhielten ſie doch nicht als Armenſpenden, und die Nachbarn hatten Recht, wenn ſie behaupteten, Frau Anna Kukielwski müſſe noch ganz andere Zuflüſſe haben

So war es auch.

Frau Anna Kukielwski hatte einen Sohn.

Der Burſche hatte nichts gelernt, war ein Müßiggänger, ein Schwelger, ein Roué, aber er war ein hübſcher, ramaſſirter Bengel. Er lebte von liederlichen Weibern, die ihn förmlich unterhielten und ihn als „männliche Maitreſſe" mit Geld und ſchönen Kleidern, feiner Wäſche und Bijouterien überhäuften.

Dieſer junge Mann hatte alle möglichen ſchlechten Eigenſchaften: er war ein Spieler, ein Säufer, ein Krakeler, ein Nachtſchwärmer, ſogar ein Betrüger und Räuber, aber er war ein guter Sohn, er liebte ſeine Mutter. Ob er ſie nun liebte, — weil er wirklich ein Herz für ſie gefaßt, oder weil ſie ihm eingeprägt: „Zu was haſt Du nothwendig, dummer Junge, durch Kopf- oder Händearbeit etwas zu verdienen, oder mühſam dein Brot zu erwerben, da es entartete, nichtswerthe Weiber in Hülle und Fülle gibt, welche einen jungen kräftigen Mann für die Gabe, ſie zu amüſiren, beſſer bezahlen, als irgend ein Staat ſeinen erſten Miniſter. Lerne nichts und Du wirſt auch fortkommen."

Alſo dieſer Sohn ſchickte ſeiner Mutter von Zeit zu Zeit viel Geld.

Es ärgerte ihn wohl, daß ſie das Bettlerhandwerk betrieb, und wie ihr Miethsmann Hanns Ohnearm n zerlumpten Kleidern herumging; aber der Sohn that nichts, ſie daran zu hindern, — kannte er doch ihre Manie, die Reichen zu moleſtiren und bei ſolchen Gelegenheiten Gott weiß was zu erſpähen, vielleicht auch gar Manches in ihren Schubſack zu practiciren, was unbewacht vor ihren Blicken lag.

Frau Anna Kukielwski beſchäftigte einen ſogenannten Hauslehrer aus der Vorſtadt Lichtenthal als ihren Privatſecretär. Dieſer hatte nichts Anderes zu thun, als Bittſchriften an die vornehmen und reichen Fremden zu ſchreiben, welche ſich in Wien einfanden. Zwar gab es in der Kaiſerſtadt im Jahre 1798 noch keine Zeitungen, welche die Reiſenden anmeldeten, aber es gab Leute, welche die Fremden auswitterten und in die Kaufmannshäuſer, zu Fabrikanten, Putzhandlungen u. ſ. w. geſchriebene Fremdenliſten ſchafften, zu welchen Lohnbediente, Zimmerkellner, Stubenmädchen Adreſſen lieferten, und annehmbare Douceure erhielten, wenn ſie die Ankunft ſolcher Einkehrenden meldeten, auf welche mit Glück zu ſpeculiren war.

Der Kaufmann zum »goldenen Fiſch« auf der Brandſtatt hielt ſich einen ſolchen geſchriebenen »Fremdenanzeiger.« Seine liederliche Frau nannte den jungen Ladislaus Kukielwski ihren Anbeter, dieſer erbat ſich täglich von ſeiner Gönnerin den »Wirthshauscourier,« wie dieſes geſchriebene Fremdenbulletin damals hieß, und ſo erhielt die Bettlerin Kunde von der reichen Gräfin aus Warſchau.

Frau Anna erſchien mit ihrem Krüppel im »wilden Manne.«

Die verſchleierte Dame wollte ſo eben in ihren Wagen ſteigen, da warfen ſich Frau Anna und ihr Begleiter vor ihr nieder. Frau Anna überreichte die Bittſchrift, und an der Angelruthe der »Menſchenliebe« blieb der Fiſch »Mitleid« hängen.

»Mein Gott! mein Gott! Beide Arme hat der unglückliche Mann verloren!« ſagte die Gräfin, und nöthigte die dabei Knienden aufzuſtehen. »Ach, welch ein unausſprechlicher Jammer!«

Sie ließ ſich nun ausführlich erzählen, wie die Gräuelſcene durch die Pulverexploſion ſich zugetragen, und war ſichtlich ergriffen von der Schilderung, welche ſie vernahm.

»Geben Sie den Armen ſechs Ducaten,« befahl ſie ihrer Begleiterin, und zu den Bittenden gewendet ſagte ſie:

»Kommen Sie wieder! Kommen Sie oft! Ich werde den bedauernswerthen Mann noch beſſer unterſtützen. Wenn er etwa auf meine Güter ſich verfügen wollte, ſo würde ich ihn, ſo lange er lebt, verſorgen.«

Hierauf ſetzte ſich die Gräfin in ihren Wagen und fuhr mit ihrer Begleiterin nach dem Judenſpitale in die Roßau, von welchem ein Theil durch eine Feuersbrunſt eingeäſchert wurde, um auch dort eine milde Spende niederzulegen, und zum Wiederbau der niedergebrannten Krankenzimmer ihr Schärflein beizutragen.

»Wer iſt dieſer Engel der Menſchenliebe?« fragte Hanns Wirbel mit Thränen der dankbarſten Rührung im Auge. »Warum verſchleiert ſich die Dame ſo ſehr? Warum ſoll man ihr nicht in das milde Antlitz blicken können?«

»Was hat ſie Euch geſchenkt?« fragte die Wirthin, die nie fehlte, wenn die Gräfin ausfuhr.

»Sechs Ducaten!« antwortete Wirbel.

»Nun, da geht doch gleich in die Stephanskirche und betet für ſie!« verſetzte die Wirthin. »Betet daß Gott ihre Wünſche erfülle! — Sie iſt ſammt ihrem Reichthum unglücklicher als Ihr. Euch fehlen beide Arme, das iſt ein großes Elend — der Gräfin fehlt aber das Angeſicht, ſtatt deſſen ſie — einen gräßlichen Todtenkopf beſitzt. Die Bedauernswerthe will einen Gatten finden! — Betet bei St. Stephan, daß ſie glücklich werde. Sie verdient es!«

Mit dieſen Worten eilte die Wirthin in ihre Küche.

»Wie?« rief Frau Anna, »einen Todtenkopf hat dieſe Gräfin? Ei, das muß ich ja gleich meinem Ladislaus mittheilen! Einen Mann ſucht ſie? Mein Sohn heiratet ſie, und wenn ſie auch noch Bocksfüße verunzieren. Komm, Hanns; wir wollen in den alten »Ramhof« zu meinem Sohne.«

Sie ging mit ihrem Begleiter dahin.

Ladislaus Kukielwski wohnte hier wie ein Fürſt. So häßlich und abſcheulich der alte Ramhof jetzt ausſieht und ſeine Beſitzer veranlaſſen möge, auf dieſem geräumigen Platze bald ein neues und ſtattliches Haus erbauen zu laſſen, — etwa eine Paſſage à la Bazar nach der Himmelpfortgaſſe — ſo gehörte dieſes Gebäude vor ſechzig Jahren doch nicht zu den ſchlechteſten Wiens und ein eleganter Miethsmann konnte allerdings darin wohnen. So waren z. B. die Zimmer im erſten Stocke nach der Weihburggaſſe gar nicht ſo übel; ſie waren geſchmackvoll decorirt und nahmen ſich ſehr propre aus.

Als Frau Anna und Hanns Ohnearm den Glockenzug in Bewegung ſetzten und der Bediente die Bettler erblickte, ſo ſchlug er ihnen die halbgeöffnete Thür vor der Naſe zu ſie heftig anſchnarrend:

»Weiter um ein Haus! Hier wird nichts ausgetheilt!«

Sie läuteten noch einmal an und als der Bediente nun wieder öffnete, drängten ſich Anna und Wirbel raſch ins Vorzimmer und erſtere grollte:

»Hoho! Monſieur Grobian, nicht ſo haſtig! Er iſt gewiß der neue Bediente, der mich noch nicht kennt. Gehe Er zu ſeinem Herrn und ſage Er ihm: die Frau aus dem Lichtenthale ſei hier mit dem Manne ohne Arme, — da wird Er ſehen, wie behende ſein Herr ſein wird, uns beide zu empfangen!«

»Daß ich ein Narr wäre!« lärmte der Bediente, »und daß ich das Vorzimmer verließe! Da liegen meines Herrn Kleider noch und ſein ſilberner Kaffehſervice ſteht hier! Wen wollt Ihr denn hier fortbringen, um ungehindert ſtehlen zu können, Ihr ſchlechtes Volk?«

»Da haſt Du einen Fußtritt, Spitzbube!« verſetzte Hanns, »weil ich keine Hände habe und Dir keine Ohrfeige geben kann! Wir ſind keine Diebe, und wenn Du uns deine Roheit nicht ſogleich abbitteſt, ſo trete ich Dich todt!«

Der Diener hatte einen ſo tüchtigen Merks bekommen, daß er kaum zu ſprechen vermochte; dies benützte Frau Anna und wollte ſchnurſtracks in das Empfangszimmer ihres Sohnes dringen.

Dieſer aber, von dem Geräuſch aufgeſchreckt, kam aus der Thür.

»Ihr ſeid's —« ſagte er ganz verlegen. »In dieſer Stunde? — Ein ander Mal; ich habe gerade einen Beſuch, bei welchem mich der eurige ſehr geniren würde!«

»Das Lumpengeſindel war grob!« klagte der Diener,

»der Kerl hat mich mißhandelt, ich werde ihn aber mit dieſem Stocke« — er ergriff einen Stock und ſchwang ihn — »ſo durchprügeln, daß er an mich denken ſoll.«

»Unterſtehe Dich!« verſetzte Ladislaus. »Dieſe Frau und dieſer Mann haben bei mir immer Zutritt, nur wenn Jemand in meinem Cabinete iſt, dann bitte beide ein ander Mal zu kommen. Und nun packe Dich in dein Zimmer, ich habe hier allein zu reden!«

»Schon gut!« verſetzte der Bediente, »aber — —«

Er ſprach eine Drohung ziemlich vernehmlich aus und entfernte ſich zornig.

Als der Bediente fortgegangen, nahm Frau Anna das Wort:

»Es iſt etwas Dringendes,« ſagte ſie.

»Nur nicht ſo laut!« unterbrach ſie Ladislaus, »ſprecht leiſe! ſehr leiſe,« bat der Sohn.

»Eine reiche Gräfin,« liſpelte die Mutter, »eine Dame von unermeßlichem Vermögen, aber eine Mißgeburt, iſt hier —«

»Die Dame mit dem Todtenkopfe meint Ihr? Ich weiß ſchon Alles —«

»Du weißt Alles?«

»Sie will heirathen.«

»So iſt es.«

»Ich heirathe ſie.«

»Kennſt Du ſie denn ſchon?«

»Noch nicht. Aber —«

»Aber?«

»Sie wird dennoch mein. Geſtern wollte ich ſchon mit einem Freunde zu ihr dringen, aber die verfluchten Wirthsleute vereitelten es. Wie hätte mir auch die Kunde von dem Todtenkopfe nicht ſogleich zu Ohren kommen ſollen, ſpricht man doch in allen Kaffehhäuſern von nichts Anderem. Bei »Milano« auf dem Kohlmarkt (jetzt Daums Kaffehhaus) und bei Tarroni auf dem Graben (jetzt Schlegel's Kaffehhaus) macht man bereits Wetten, daß die Dame eher tauſend Freier finden werde, als keinen, daher eilte ich; leider konnte ich, wie geſagt, nicht vorkommen.«

»Da habe ich es beſſer getroffen!« erwiederte Wirbel; »ich kann zu ihr, wann ich will — ſie hat mich ſogar eingeladen, ſie zu beſuchen, ſie will mich auf ihren Gütern lebenslänglich verſorgen.«

Im Salon des Herrn Ladislaus hörte man plötzlich den Ton einer Glocke.

»Mein Beſuch wird ungeduldig!« bemerkte Ladislaus. »Mutter, Ihr könnt ungefähr wiſſen, wer mich beehrt hat.«

»Baronin Theolinde?«

»So iſt es, darum geht, geht, liebe Mutter, ſonſt kommt ſie hieher und erblickt Euch, und ich will nicht, daß ſie Euch je in meinem Hauſe ſehe; euer Anzug, euer ganzes Benehmen! Entfernt Euch ſchnell, ich bitte, kommt aber morgen um 8 Uhr Früh wieder, da iſt Niemand bei mir. Hanns, Ihr könnt mir vielleicht einen Dienſt erweiſen, kommt mit! Mutter, Euch werde ich wieder Geld ſenden; ich habe abermals ein Säckchen mit Ducaten geſammelt — Ihr ſollt es haben!«

»Man hörte die Glocke wieder ertönen!«

»Nun in des T—s Namen fort! Geht doch fort! Ich beſchwöre Euch!«

Er ſchob ſeine Mutter und Hanns zur Thür hinaus und eilte zu ſeiner Dame.

Der Bediente ſchlich ſich in das Vorzimmer.

Er hatte gehorcht. Man konnte dies in ſeinem Geſichte leſen.

»Was iſt das?« fragte er ſich. »Die Alte iſt ſeine Mutter? Ein Bettelweib iſt ſeine Mutter, und er nennt ſich Freiherr? — Seine Mutter ein Bettelweib und er fährt in einer Equipage? — Da wäre ich ja ſchon wieder in den Dienſt eines Schwindlers gerathen? — Dahinter muß ich kommen!«

Fünftes Capitel.

Indeß ging es im Gaſthofe »zum wilden Mann« in der Kärntnerſtraße immer toller her.

Man wollte die Dame mit dem Todtenkopfe durchaus ſehen, wenn auch nur verſchleiert, man wollte ſie ſehen! Am neugierigſten waren die Frauen.

Der Hof des Wirthshauſes wurde förmlich belagert.

Wirth und Wirthin mußten noch ein halbes Dutzend Hausknechte anſtellen, die nichts Anderes zu thun hatten, als die Gaffer zu vertreiben.

Endlich gelang es einem Kaufmanne, der ſeine Niederlage auf dem Stock im Eiſenplatze beſaß, der Unbekannten ſich nicht nur nähern, ſondern auch mit ihr unter vier Augen ſprechen zu dürfen. Er kam aber ſehr übel weg.

Im Jahre 1798 wurde in dem Schikaneder'ſchen Theater im Freihauſe auf der Wieden eine Oper unter dem Titel: »Der Spiegel von Arkadien« aufgeführt, darin trat eine junge ſchöne Sängerin aus Mainz, Demoiſelle Wipfel, auf. Sie verſtand es ſich vortrefflich zu kleiden, un trug in einer Scene als Wienerin ein Kleid aus geflammtem Seidenzeuge, der Grund canariengelb, die Flammen purpurroth und azurblau, Demoiſelle Wipfel hatte dieſes Kleid bei dem Kaufmanne Spechtmeyer zur »blauen Flaſche« auf dem Stock im Eiſenplatze gekauft. — Die Dame mit dem Todtenkopfe erfuhr dies und wollte um jeden Preis ein ähnliches Kleid beſitzen. Sie ſendete zu dem Kaufmanne.

Der Kaufmann beſaß nur noch ein ſolches Kleid.

»Ich hatte nur ſo viel Stoff aus Paris von dieſem Muſter erhalten,« ſagte er, »um zwei Kleider daraus zu machen. Ich zeigte die beiden Kleider allen unſern vornehmen Damen. Sie nannten den Geſchmack barock, und keiner gefielen die Farben. Unwillig darüber ſchenkte ich der Demoiſelle Wipfel, welche ich an der Tafel meines Onkels Schikaneder kennen lernte, bei dem ich alle Sonntage ſpeiſe, eines dieſer Kleider. Demoiſelle Wipfel ließ ſich einen Anzug für's Theater machen. Kaum erblickten ihn unſere, im Bereiche der Mode tonangebenden Schönen, im »Spiegel von Arkadien«, ſo beſtürmten ſie mich mit ihren Beſtellungen. Ich vermochte nicht zu genügen, weil ich, wie geſagt, nur noch ein Kleid beſaß. Um keine hohe Perſon durch Bevorzugung einer andern zurückzuſetzen, gab ich keine Elle mehr von meinem Reſte ab. — Da aber das Begehren nach ähnlichen Kleidern ſo allgemein iſt, werde ich meinen Buchhalter im nächſten Monate nach Paris ſchicken, und von dieſem bewunderten Taffet hundert Kleider bringen laſſen.«

»Das würde meiner Gebieterin zu lange währen,« verſetzte die Kammerfrau, »auch bleibt ſie nicht ſo lange in Wien. Endlich würde ſie im nächſten Frühjahre unmöglich an einem Kleide Gefallen finden, das mit ihr hundert Damen beſäßen. Verkaufen Sie mir dieſes. Ich habe den

Auftrag, Ihnen ſo viele Ducaten dafür zu bezahlen, als Sie Gulden dafür fordern.«

»Das wäre allerdings ein acceptables Geſchäft, aber alle meine vornehmen Kunden würde ich disguſtiren.«

»Meine Dame iſt eine Fremde. In Wien würde ſie dies Kleid nicht tragen.«

»Darf ich fragen wie die Dame ſich nennt?«

»Es iſt kein Geheimniß. Sie nennt ſich Gräfin Wolzanitzka. Sie wohnt im Gaſthofe »zum wilden Mann.«

»Das iſt wohl gar die ſeltene Frau, welche immer verſchleiert iſt, und von der man erzählt, daß ſie —«

»Sprechen Sie nicht weiter. Es iſt dieſelbe!«

»Gut,« erwiederte der Kaufmann, »ich gebe dieſer Dame das gewünſchte Kleid, verlange mir auch keine ſo hohe Bezahlung, bedinge mir jedoch, daß ich es ihr ſelbſt überbringen und mit ihr ſprechen dürfe.«

»Dieſe Bedingung erfüllt ſie nicht.«

»Warum nicht? Es ſprechen ſie ja viele Leute. Wirth und Wirthin im »wilden Mann«, Zimmerkellner, Stubenmädchen, ja ſogar Bettler haben ſie geſprochen.«

»Das geſchah und geſchieht zufällig; wer aber mit der Abſicht kommt, ſie zu beobachten, aus Neugierde etwa, den weiſt ſie ab.«

»Sie will ſich verheiraten?«

»Ja, ſo ſagt man; mir hat ſie dies nie vertraut.«

»Wie kann ſie denn aber einen Gemal erhalten, wenn ſie keinen Mann in ihre Nähe läßt.«

»Wollen Sie um ihre Hand werben?«

»Warum nicht! Ich bin Witwer, möchte gern reich heiraten und ſehe nicht auf Schönheit.«

»Kommen Sie und bringen Sie das Kleid mit. Ich werde meine Gebieterin von Ihrem Wunſche unterrichten.«

»Wird Sie mich verlaſſen?«

»Vielleicht, wenn ich ihr die Verſicherung geben kann, daß Sie ſich ihr auf die beſcheidenſte Weiſe nähern wollen.«

»Melden Sie mich! Verſchaffen Sie mir nur eine Unterredung! Was immer Ihre Gräfin mir für das Kleid bezahlen läßt, es ſoll Ihnen als Douceur beſtimmt ſein.«

Die Kammerfrau entfernte ſich.

Der Kaufmann ſchien entzückt von dem Gedanken, die ſeltene Unbekannte ſehen und ſprechen zu dürfen. Ihr Geld lockte ihn. Seine Umſtände erheiſchten dringende Abhilfe.

»O,« ſagte er, »bin ich nur erſt bei ihr, dann bitte ich ſie ſo lange, bis ſie mir erlaubt, den Schleier zu lüften, der ihr Haupt umhüllt. Zum Teufel, ich bin ja ein ſchöner Mann und weiß mit Damen umzugehen! Man rühmt mich ja wegen meinen feinen Manieren! Schmeicheln kann ich wie Niemand: die Prüdeſten weiß ich zu kirren! Zwar iſt dieſe eine Gräfin, und es iſt wohl nothwendig, daß ich ſehr delicat zu Werke gehe, aber — ſie hat einen Todtenkopf! darf alſo nicht ſtolz ſein!«

Der Kaufmann ergriff ſeinen Seidenſtoff, umhüllte ihn mit feinem, duftendem Papier, und eilte damit in den Gaſthof »zum wilden Mann.«

Die Wirthin ſtand ſchon am Thore.

»Sie Glücklicher!« rief ſie ihm entgegen; »Sie dürfen zu ihr, die Kammerfrau erwartet ſie ſchon. — Wenn Sie von der Gräfin entlaſſen werden, dann kommen Sie zu mir! — Machen Sie ſie recht verliebt, ſinken Sie vor ihr auf die Knie, bitten Sie ſie um einen Kuß! Einem ſo ſchönen Manne wie Sie kann ſie unmöglich widerſtehen. Dann ſchildern Sie mir Alles! Ich bitte Sie, Moſje Spechtmeyer, gehen Sie nicht aus unſerem Hauſe, ohne mir Rapport abgeſtattet zu haben.«

Der junge Kaufmann verſprach Alles, was die Wirthin wünſchte, zu thun, und ſtieg nicht ohne Herzklopfen die Treppe hinauf.

Die Kammerfrau, die ihn erwartete, redete ihn an:

»Haben Sie den Stoff mitgebracht?«

»Ja,« erwiederte der Kaufmann.

»Geben Sie mir denſelben — Kommen Sie hier herein! Warten Sie in dieſem Zimmer. — Ich bitte nur den Anſtand nicht zu verletzen. Sie würden es bitter bereuen.«

Die Kammerfrau ging in den Salon der Gräfin.

»Zum Geier,« ſagte der Kaufmann, »ich habe mich da in etwas eingelaſſen, das ich mir hätte beſſer überlegen ſollen! Wenn der Todtenkopf nicht den Schleier vom Geſichte zieht, was habe ich dann von meiner Viſite? — Kann ich dieſes Geſicht nicht ſehen, ſo genau ſehen, wie ich es wünſche, nicht den Todtenkopf ſehen, ſo werde ich ausgelacht, und in Wien ausgelacht werden, iſt doch gar zu entſetzlich; da lacht heute die ganze Stadt und morgen lachen alle Vorſtädte, vom Thury bis Margarethen, von Gumpendorf bis zur Leopoldſtadt, und wenn die Leute an meinem Gewölbe vorüberziehen, ſo lachen Sie mir durch die offene Thür ins Geſicht, und meine Commis lachen hinter meinem Rücken. — Ich muß den Todtenkopf ſehen, und ſollte ich der Dame den Schleier mit Gewalt vom Geſichte reißen müſſen.«

Es ertönte [illegible] eine ſehr hübſche Muſik.

»Ei der Tauſend!« ſagte der Kaufmann, »was iſt denn das? — So klingt kein Clavier und auch keine Harfe. Was iſt denn das für ein Inſtrument?«

Man hörte eine wundervolle Stimme ſingen.

»Das klingt ja ſo zauberiſch wie in einer Oper.« ſagte Spechtmeyer. »Singt die Dame ſo ſchön, ſo iſt ſie eine Sirene! — Eine ſolche Stimme hab ich noch mein Leben nicht gehört! Ich wünſchte mein Onkel Schikaneder wäre hier, der engagirte dieſe Sängerin auf der Stelle als erſte Sopraniſtin. Sie beſitzt ja eine Höhe wie die Königin der Nacht! — Ach mein Gott mit einem Todtenkopfe iſt ſie ja ſchon eine geborne Nachtkönigin.«

Jetzt verſtummte der Geſang, die Muſik ſchwieg.

Die Thür öffnete ſich, die Kammerfrau trat heraus und winkte dem Kaufmanne einzutreten.

Welch balſamiſcher Duft herrſchte hier! Alle Wohlgerüche der Welt ſtrömten ihm entgegen.

Die Dame ſtand vor einem Spiegel und ordnete ihren Schleier.

Der Kaufmann machte ein Dutzend Verbeugungen.

Endlich wendete ſich die Dame nach dem Kaufmanne, neigte ihr Haupt und ſprach mit einem ſo weichen, zum Herzen dringenden Tone, daß Spechtmeyer ganz hingeriſſen wurde:

»Sie haben mir mit dem Kleide, das Sie mir gebracht, ein unendliches Vergnügen gemacht. Als Geſellſchaftsanzug wird dieſer Stoff ſich höchſt brillant ausnehmen. Im Salon wird er noch ſchöner erſcheinen als auf dem Theater, das noch dazu ſehr ſchlecht beleuchtet iſt! — Sind einhundert Ducaten zu wenig für dieſes Kleid? Begehren Sie mehr! Mit Freuden bezahle ich, was Sie fordern!«

»Mein Gott,« wiſpelte der Kaufmann für ſich, »dieſe Engelsſtimme und ein Todtenkopf! — Es iſt unbegreiflich.«

Endlich faßte ſich Spechtmeyer ein Herz und ſagte:

»Gnädigſte Gräfin, wenn dieſes Kleid Euer Gnaden Vergnügen gewährt, ſo bin ich glücklich. Ich würde es Ihnen zum Geſchenk machen, aber ich befürchte Sie damit zu beleidigen. So viel Geld, als Sie mir bieten, nehme ich auf keinen Fall an. Das Kleid koſtet zwölf Ducaten, das iſt der Preis; ich bin ein Wiener Kaufmann und prelle meine Kunden nicht.«

»Das kann nicht Prellerei genannt werden, was der Käufer ſelbſt freiwillig gibt. — Das Kleid gehört nun mir und was ich dafür bezahlen werde, müſſen Sie acceptiren.«

»Ach meine hochgnädige Gräfin,« erwiederte der Kaufmann, »wie bezaubern Sie mich durch den melodiſchen Ton Ihrer Stimme! — Iſt es unbeſcheiden zu fragen, ob Sie es waren, welche ſo himmliſch geſungen?«

»Wenn Sie ſo galant ſind, meinen Geſang himmliſch zu nennen, den ich ganz gewöhnlich finde, — ſo geſtehe ich Ihnen, daß ich geſungen.«

»Gewöhnlich? Eine ſolche Stimme hat kein Menſch auf Erden — und dieſe Methode.«

»Verſtehen Sie ſich hierauf?«

»Freilich! Ich hätte ja Theaterſänger werden ſollen. Teyber war mein Lehrer, aber meine Mutter hätte ſich in den Tod gelegt — ach!« flehte der Kaufmann, »ich bitte um Gottes willen um Verzeihung, daß ich in Ihrer Gegenwart vom Tode geſprochen!«

Die Dame erhob ſich entſetzt vom Sopha, auf welches ſie ſich niedergelaſſen.

»Euer gräflichen Gnaden ſind wohl ſehr ungehalten, daß mir dieſes Wort entſchlüpft iſt?«

»Darüber nicht, daß Sie aber durch Ihre Entſchuldigung mich an mein unglückliches Angeſicht mahnen, das verletzt mich tief.«

»Alſo iſt es doch wahr?«

Die Dame ſeufzte.

»Beruhigen Sie ſich, gnädigſte Gräfin,« betonte der Kaufmann, »deſſenungeachtet können Sie doch glücklich werden. Es gibt zum Beiſpiele Damen, welche von den Pocken zerriſſen und zerfleiſcht, blind auf einem Auge wurden, und dennoch brave Männer erhalten haben. Nun erſt Sie, Gräfin, Sie ſind gebaut wie Hebe, beſitzen eine Geſtalt wie Juno und ſind liebenswürdig wie Aglaja. Sie werden den ſchönſten Mann mit dem edelſten Herzen den Ihrigen nennen, notabene wenn es nicht gerade ein Fürſt oder ein Graf ſein muß.«

Die Dame ſprach leiſe: »Ach!«

»Und dieſe wundervolle Hand,« fuhr Spechtmeyer immer kühner fort, »dieſe Arme, ſo weich, ſo mollig, ſo lind. Ich beſitze keinen Sammt in meinem Gewölbe, der ſo lind wäre! Gräfin, Sie ſind gnädig gegen mich; Gräfin, Sie würdigen mich der Huld, Ihnen dieſes ſagen zu dürfen! Ach, erhabene Frau, erlauben Sie mir doch auch, dieſe göttlich ſchöne Hand küſſen zu dürfen.«

»Ich erlaube es Ihnen,« liſpelte die Gräfin.

Der Kaufmann drückte die runde, weiche Hand an ſeine Lippen.

»Gnädige Gräfin!« rief er ungeſtüm, »ſelbſt auf die Gefahr hin, daß Sie mich einen Frevler nennen, daß Sie mich durch Ihre Domeſtiken fortſchaffen laſſen, bitte ich Sie — beſchwöre ich Sie — um Ihnen zu beweiſen, daß es nicht darauf ankommt, das Antlitz einer Venus zu beſitzen — Gräfin, bitte ich Sie, geſtatten Sie, daß ich Sie —«

»Küſſe?« fuhr die Dame auf. »Unglücklicher, wollen Sie vor Entſetzen ohnmächtig werden?«

»Nein, nein, kein Entſetzen!« rief Spechtmeyer exaltirt aus; »ich höre nur Ihre Stimme, ich ſehe nur Ihre ſchöne Geſtalt, ich fühle nur die Zartheit dieſer Arme! — Hier auf meinen Knien bitte ich demüthig, bitte wie ein Verurtheilter um ſein Leben bittet — Gräfin, Gräfin, einen Kuß!«

»Wohlan denn,« erwiederte die Dame mit ſtarker Stimme, »ich gewähre Dir einen Kuß.«

Die Gräfin riß den Schleier vom Angeſichte.

Der Kaufmann warf einen Blick darauf; er ſah den ſcheußlichen Todtenkopf.

»Heiliger Gott!« ſtöhnte er und ſank zurück.

Die Dame lachte teufliſch.

»Wahnſinniger!« rief ſie ihm zu. »Ich wußte es wohl, daß Du mir Verehrung nur heuchelteſt! Meine Rache iſt ewig! Vergiß dieſes fletſchende Antlitz, wenn Du kannſt.«

Sie verließ den Kaufmann in größter Entrüſtung.

Zwei Diener traten auf den Wink der Kammerfrau ein und ſprangen dem ohnmächtigen Kaufmann bei.

Herr Spechtmeyer wurde in die Wohnung des Wirthes gebracht.

Er war vor Entſetzen ſo unwohl, daß er kaum zu ſprechen vermochte.

Man ließ ihn auf einem Divan ruhen.

Die Wirthin wich nicht von ſeiner Seite.

»Sie werden einen Arzt rufen laſſen müſſen,« ſagte ſie. »Es ſcheint, daß Sie aus Entſetzen einer Blutentleerung bedürfen. Ich werde nach dem Chirurgus Kölbinger auf den neuen Markt ſchicken; der laßt Ihnen zur Ader, ſchröpft Sie, ſetzt Ihnen Egel. Er iſt ſehr geſchickt.«

»Es wird vorübergehen!« erwiederte Spechtmeyer mit ſchwacher Stimme. »Wenn ich nur das ſcheußliche Geſicht vergeſſen könnte! Ein wirklicher Todtenkopf iſt nichts gegen dieſe Fratze! Das ganze Geſicht beſteht zwar nur aus einem Knochengehäuſe, aber die Farbe! die Farbe! Die giftigſte Kröte ſieht nicht ſo ekelhaft aus. — Dieſe Perſon will einen Mann? Nicht Einer, der zum Rade verurtheilt iſt und ſich durch ihre Hand retten könnte, wird ſie wählen!«

Der blaſſe Fremde, welcher der Dame mit dem Todtenkopfe nachgereiſt war, trat ein.

»So eben erzählt mir mein Bedienter,« ſagte er, »daß ſich ein Herr bei Ihnen befinde, welcher die hier im Hauſe wohnende fremde Dame ohne Schleier geſehen und geſprochen; iſt dies wahr?«

»Ja, mein Herr,« erwiederte die Wirthin. »Der Mann, der dies Abenteuer beſtand, befindet ſich hier auf dem Divan.«

»O, erzählen Sie mir,« bat der Fremde.

Spechtmeyer, welcher ſich mittlerweile geſammelt hatte, begann:

»Ich war in der That ſo unglücklich, den entſetzlichen Todtenkopf zu ſehen! — Wie mich dieſer Anblick niedergeſchmettert, vermögen Sie aus meinem troſtloſen Zuſtande zu erkennen. — Möge es keinem Manne mehr einfallen, aus Neugierde oder in der Abſicht, ſeine Lage zu verbeſſern, dieſe Perſon heiraten und daher ſehen zu wollen. — Ich habe Bilder von Höllenbreugel in der kaiſerlichen Gallerie betrachtet; die ſcheußlichſten Geſtalten ſind Ideale von Schönheit gegen dieſen Todtenkopf! — Noch entſetzlicher iſt der Geruch, welchen dieſer grinſende Schädel verbreitet. In dem Augenblicke, in welchem der Unhold von einem Frauenzimmer den Schleier hebt, entſtrömt ein Geſtank, den keine Cloake, kein Aas und keine noch ſo ſchmutzige Pfütze auszudünſten vermögen. Dieſer peſtilenzialiſche Geſtank war es auch, der mich zu Boden warf. Ich wurde ohnmächtig. Mehr kann ich Ihnen nicht ſagen.«

Der Fremde ſtand einige Augenblicke ſprachlos da, dann ſagte er:

»Hat es Ihnen viele Mühe gemacht, die Dame dahin zu bringen, daß ſie den Schleier hob?«

»Nein! — Ich hatte ſie durch einige unbeſonnene Worte gereizt. Sie wollte ſich dafür an mir rächen. Sie geſtand mir dies auch!«

»Ich danke Ihnen für Ihre Mittheilungen und erlaube mir noch eine Frage: Hätten Sie die Dame um ihre Hand gebeten, wenn ſie Ihnen minder abſcheulich vorgekommen wäre?«

»Ich läugne nicht, daß ich eine ſolche heilloſe Idee gefaßt hatte. — Aber dafür, daß ich ein Scheuſal als Gattin heimführen wollte, wurde ich gräßlich beſtraft. Ich halte ſie durchaus nicht für ein menſchliches Weſen. Sie beſitzt höchſtens die Formen eines Frauenzimmers, das Geſicht — wenn ich die fürchterliche Larve ſo nennen darf, und ihr Inneres gehören der Hölle an. — Als ſie ſich mir gezeigt, änderte ſie plötzlich den Ton. Sie, die vorher ſo ſanft und melodiſch geſprochen, erhob ihre

Stimme ſo hohl und ſchauerlich, als käme ſie aus einem Grabe. — Mein Herr, tragen Sie kein Verlangen, ſie zu ſehen; obgleich Sie mir fremd ſind, ſo hege ich doch die innigſte Theilnahme für Ihr Schickſal und warne Sie; warne Sie wie ein Bruder den andern; nähern Sie ſich ja nicht dieſem unheimlichen Weſen!«

»Sie warnen mich, Sie verſichern mich Ihrer Theilnahme. Sie ſprechen mit einer Offenheit mit mir, als wenn Sie mein Bruder wären? — So ſage ich Ihnen denn ebenfalls offen wie ein Bruder dem andern, daß ich dieſen Unhold zum Weibe nehme und wenn er noch tauſendfach ſcheußlicher iſt, als Sie mir ihn ſchildern. Seit einem Jahre reiſe ich dieſem Todtenkopfe nach. In allen Gaſthöfen, in welchen derſelbe ſich einfindet, wohne ich dicht neben ihm; zahllos oft habe ich den Unhold brieflich beſchworen, mich anzuhören, mir einen Beſuch zu geſtatten, immer erhielt ich eine heftige, ja oft unartige Zurückweiſung. — O, dieſe Dame kennt mich ſehr gut. Sie hat mich oft geſehen. In Warſchau fand ſie ſich veranlaßt auf einem Maskenballe zu erſcheinen. Ich wich nicht von ihrer Seite, obgleich ſie ſich an den Ballcommiſſär wendete, ſie vor meinen Zudringlichkeiten zu ſchützen. Allein meine Zudringlichkeit wird ſie erſt noch kennen lernen. Sie wird davon nur befreit, wenn ſie mit mir an den Altar tritt . . .«

»An den Altar!« rief die Wirthin unwillkürlich aus. »An den Altar? Das möge der Allmächtige verhüten, daß ein ſo ſchöner junger Mann wie Sie eine Mißgeburt zur Frau nehme! Sie ſind ja ſelbſt ein Graf und reich, ſehr reich, wie ich erfahren habe, was könnte Sie beſtimmen, ſich mit einem ſolchen Weſen zu vermälen!«

»Dahin kann es gar nicht kommen!« verſetzte der Kaufmann. »Ich behaupte, in eine Kirche kann dieſes Geſchöpf nie gelangen, einem Altar ſich nie nähern; es iſt dieſes Weib — wenn es noch ein Weib iſt — eine Creatur Belzebubs. Ich gehe eine Wette ein, daß, wenn ein Prieſter in ihre Nähe kommt, daß ſie vor dieſem flieht. Die Hölle hat ſie ausgeſpien!«

»Meine holde Gräfin!« ſagte der Fremde und lachte, »in fünf Minuten erhalten Sie von mir wieder ein Schreiben. Bisher gelang es mir nicht, einen Menſchen zu finden, dem Sie freiwillig Ihr Antlitz gezeigt, ich werde Sie nun beſtimmen, daß Sie auch mir eine ähnliche Gunſt gewähren. Ich werde Ihnen ſchreiben, daß, wenn Sie mir wieder eine Annäherung verweigern, daß ich Sie für feig halte; — ich werde beiſetzen, daß Sie ſich vor mir fürchten, daß ich in Ihren Augen der einzige Mann auf der Welt ſey, der Ihnen Stand hält! Dies, holde Gräfin, werden Sie von mir in einem Schreiben vernehmen müſſen! — Ich eile meinen Brief zu verfaſſen!«

Der Blaſſe dankte dem Kaufmanne noch einmal herzlich für ſeine Mittheilungen, grüßte die Wirthin und entfernte ſich.

»Jetzt kann es angehen!« ſagte die Wirthin. »Herr Spechtmeyer, was ſagen Sie zu dieſem Grafen? Er will die Teufelsbraut um jeden Preis heiraten, er bebt nicht zurück vor ihrem Höllengeſichte.«

»Er hat ſie noch nicht geſehen!« erwiederte der Kaufmann. »Sollte er nicht bis auf den Tod vor ihr erſchrecken, ſo iſt er ſelbſt ein Satansgeſpenſt! Ich läugne Ihnen nicht, daß mir dieſer Graf unheimlich vorkommt; ſeine Bläſſe, ſein bleichgelbes Geſicht und ſeine Augen wie glühende Carfunkel — ich behaupte, Frau Wirthin, Sie haben zwei böſe Geiſter im Hauſe!«

»Gott ſey meiner armen Seele gnädig!« jammerte die Wirthin.

Jetzt trat der Wirth ein.

»Da haben wir's!« ſagte er; »was ich immer befürchtete, iſt geſchehen! Das Aufſehen, das der »Todtenkopf« in unſerem Hauſe gemacht hat und nun erſt recht machen wird, da Herr Spechtmeyer nicht verfehlen kann, der ganzen Welt zu erzählen, was er geſehen; dieſes Aufſehen des Todtenkopfes hat die Polizei böſe gemacht und zwei Commiſſäre ſind ſoeben bei mir geweſen, ſich ausführlich nach der ſchauderhaften Unbekannten zu erkundigen. Ich habe ihnen Alles geſagt was ich wußte; ich habe es der Hexe vom Blocksberg nicht geſchenkt und ſie weislich angeſchwärzt; — ich habe auch nicht verfehlt, zu bemerken, daß es mir ſehr lieb wäre, wenn ſie abgeſchafft würde, notabene, wenn ſie vorher Alles bezahlt hat, was auf ihrem Conto ſteht.«

»Kann ihr denn die Polizei etwas anhaben, wenn ihre Päſſe in Ordnung ſind?« fragte die Wirthin.

»Ein Paß iſt kein Freibrief für Scandalmacherei. Der Scandal, den ſie in Wien erregt, wird ſie fortbringen. — Ich werde jubeln! — Dieſe Perſon brächte am Ende mein Haus noch ſo in Verruf, daß kein ehrlicher Menſch mehr hier einkehren möchte. — Die reiche Fruchthändlerin, welche im zweiten Stocke über der Hexe wohnte, iſt mit ihrem Sohne geſtern ſchnell abgereiſt. Sie hat mir bei Leib und Leben geſchworen, daß der Teufel alle Nacht zu der polniſchen Gräfin durch den Rauchfang komme und des Morgens wieder davonfliege. Es ſoll ja bei ſeinen Viſiten geſtunken haben wie in einem Schwefelpfuhl. — Warte nur, Gräfin, die Polizei, welche in Wien den Teufel nicht fürchtet, wird deinem Rumoren ſchon ein Ende machen.«

»Wohin haben ſich denn die Herren Commiſſäre verfügt?«

»Zur Gräfin,« antwortete der Wirth. »Ich habe ſie bis zu ihrer Thür begleitet.«

»Und Du biſt nicht mit hineingegangen? Das hätte ich mir als Hausherr um keinen Preis nehmen laſſen!«

»So, damit die Gräfin merke, daß es mir angenehm iſt, wenn ſie aus Wien gewieſen wird und mir von meiner Rechnung Abzüge macht?«

Der Zimmerkellner trat ein.

»Herr Wirth,« meldete er, »die Herren Commiſſäre fragen nach Ihnen.«

»Hier bin ich,« erwiederte der Wirth und eilte ihnen entgegen.

»Herr Grünfeld,« nahm der eine Commiſſär das Wort, »die Frau Gräfin iſt mit der größten Achtung zu behandeln. Sie iſt vom Großfürſten von Rußland an hohe Perſonen empfohlen. Ihre Papiere ſind in der größten Ordnung. Dem lügenhaften Geſchwätze über die Dame ſuchen Sie zu widerſprechen, dann wird dasſelbe bald verſtummen.«

»Erlauben die Herren,« geſtattete ſich Spechtmeyer zu bemerken, »iſt das lügenhaft, was ich ſelbſt geſehen? Die Dame hat einen Todtenkopf, einen ſcheußlichen Todtenkopf — mit meinen eigenen Augen ſah ich ihn und liege noch an allen Gliedern gelähmt von dem ausgeſtandenen Schrecken darnieder.«

»Sie ſind nicht recht geſcheid!« ſagte der Commiſſär.

»Ich verbiete Ihnen, dergleichen Märchen unter die Leute zu bringen. — Adieu!«

Die Commiſſäre entfernten ſich.

»Das iſt allerliebſt!« verſetzte der Kaufmann. »Märchen nennt er das, was Einem die Haare wie Borſten emportreibt! — Gott weiß was dieſe Schändliche der Polizei vorgelogen hat! — Einen hohen Empfehlungsbrief beſitzt ſie? Ein Blendwerk der Hölle iſt dies! — Doch es wird ſchon aufkommen.«

»Mir iſt es recht!« bemerkte der Wirth. »Ich bin ein Wiener Bürger und füge mich in den Willen der Behörde; aber aufpaſſen will ich, und überzeuge ich mich von irgend etwas, das Entſetzen erregt, dann mache ich die Anzeige.«

Die Kammerfrau ſuchte die Wirthin auf.

»Frau Grünfeld,« ſprach die Kammerfrau, »Sie haben den Herrn Spechtmayer, nachdem ihm bei uns ein Unfall zuſtieß, in Ihrer Wohnung aufgenommen. Meine hohe Gebieterin erkundigt ſich nun nach ſeinem Befinden und bedauert herzlich, daß der wackere Mann ſo plötzlich unwohl geworden. — Ei, da iſt ja Herr Spechtmeyer! Sie ſind doch wieder hergeſtellt?«

»Gott ſei Dank!« verſetzte der Kaufmann. »Da der Himmel mir beigeſtanden, ſo konnte mir die Hölle nichts anhaben!«

»Das wird meine Gräfin außerordentlich freuen. — Hier ſendet ſie Ihnen die hundert Dukaten für das ſchöne Kleid und insbeſondere noch ihren herzlichen Dank!«

»Ich nehme dieſes Geld nicht! — Ich weiß nun wen ich vor mir hatte! Ich bin ein Chriſt und will nichts mehr zu thun haben mit dieſer Dame!«

»Sie auch nicht mit Ihnen! Sie will aber auch das

Kleid nicht zurückgeben, daher Sie Ihnen die Bezahlung ſendet.«

»Dieſe Bezahlung iſt ein Handgeld des Satans.«

Die Kammerfrau lachte und ſchüttelte den Inhalt der Goldbörſe vor dem Kaufmanne aus.

»Bezahlt die Hölle mit ſolchem Golde?« ſagte ſie. »Es ſind hundert Kremnitzer-Ducaten mit dem Mutter-Gottes-Bilde! — Schämen Sie ſich, Herr Spechtmeyer, Ihrer Albernheit!«

Sie ging.

Sechſtes Capitel.

In der ſogenannten Schwemme im Wirthshauſe »zum wilden Mann« ſpielte der blinde Harfeniſt »Poldl,« der vor ungefähr ſechzig Jahren ein ebenſo beliebter Volksſänger war wie jetzt Moſer. *

Alles was ſich in Wien Auffallendes ereignete, trug Poldl in luſtigen Liedern vor; zwar war er nicht wie Moſer ſo begabt, ſich ſelbſt witzige Couplets zu ſchreiben, dafür beſaß er aber ein Dutzend recht gewandter Dichter, und dieſe brachten ihm Alles in Reime, was im luſtigen Wien häufig ſehr ungereimt vorkam.

Heute gefiel Poldl ganz ausnehmend.

Er trug neue Lieder vor, unter andern auch ein Lied:

Von der Dame mit dem Todtenkopfe.

Es war dies nicht etwa eine Verunglimpfung, es war ein Lob auf die vielbeſprochene Unbekannte, auf ihre unendliche Herzensgüte, auf ihre, den Armen zufließenden reichlichen Wohlthaten, nebenbei ging es auch derb über ſolche Männer her, die ſich nicht entblöden, ſelbſt ein Todtengerippe ehelichen zu wollen, wenn es nur Geld beſitzt.

»Um Geld freit heut ſo mancher Tropf.
Und trüge das Weib ſelbſt ein'n Todtenkopf!«

Dies war der Refrain. Er wurde jedesmal rauſchend beklatſcht. — Das Lied war hübſch, und die verſchleierte Dame hätte ſelbſt zuhören können; es würde ſie der Text desſelben nicht beleidigt haben.

Im Hauſe des Todtenkopfes ein Todtenkopflied zu ſingen, nahm jedoch ein junger Mann ſehr übel; zwar äußerte er ſeinen Unwillen darüber nicht laut, als aber Poldls Weib den Teller herumreichte, um die Harfeniſten-Gelder einzuſammeln, da konnte ſich der junge Mann nicht enthalten, der Alten zuzuflüſtern:

»Schickt es ſich, ein ſolches Lied hier im Erdgeſchoß zu ſingen, wenn im erſten Stock Diejenige wohnt, von der man erzählt, daß ſie einen Todtenkopf beſitze?«

Dies hörte ein Schreiber, welcher als vorlauter Menſch bekannt war, und dieſer erwiederte ſogleich:

»Freilich ſchickt es ſich! — Was dem Publicum Stoff zu Gloſſen gibt, gehört in das Bereich der Harfeniſten; nur iſt dieſes Lied viel zu ſchonend. Da habe ich ein anderes gemacht und den »Poldl« veranlaßt, daß er es auswendig lerne. Nach Mitternacht, wenn die größere Anzahl der Gäſte ſich bereits fortbegeben, wird mein Lied angeſtimmt, und da wollen wir einmal ſehen, wie dies packen wird.«

»Wenn es eine Beleidigung auf die Dame im Hauſe enthält,« fuhr der junge Menſch auf, »ſo darf es nicht geſungen werden! Die Dame legt Niemanden etwas in den Weg, iſt eine Fremde; es würde daher der Gaſtfreundſchaft der Wiener ein ſchlechtes Compliment gemacht werden, wenn man die Fremde hier aus Bosheit eines Einzelnen beſchimpfen ließe.“

Darüber entſtand ein Streit.

Der Schreiber wurde grob.

Der junge Menſch wurde hitzig.

Es bildeten ſich Parteien.

Die eine Partei forderte „Poldl“ auf, das Lied gegen die Dame mit dem Todtenkopfe zu ſingen.

Die andere Partei unterſagte es.

Endlich wurde man gegenſeitig ſehr anzüglich.

Die Stammgäſte, welche für die Gräfin waren, warfen mit „Geſindel!“ herum.

Die andern Gäſte, ein von der Gaſſe zuſammengelaufenes Volk, welches nur der Harfeniſt ins Wirthshaus gezogen hatte, ſchrien:

„Hinaus mit den Spießbürgern!“

„Patrouille herbei!“ riefen die Bürger.

„Die Stuhlfüße in die Hand!“ riefen die Andern.

Es entſtand ein fürchterlicher Tumult.

Wirth und Wirthin, Lohnlakeis, Kellner und Hausknechte miſchten ſich ins Gefecht.

Der Tumult ſteigerte ſich noch mehr.

Endlich wurde nach der Wache geſendet.

Während man noch immer ſpectaculirte, und ſogar nach den Gläſern und Flaſchen griff, um ſie ſich gegenſeitig an die Köpfe zu werfen, riß die Kammerfrau der Gräfin die Thür auf, ſtürzte in die Gaſtſtube und ließ einen ſo furchtbaren Hilferuf ertönen, daß die Parteien ſchnell zur Ruhe gelangten, und bei dem entſetzenerregenden Anblick des hilfeſuchenden Weibes ängſtlich aufhorchten.

»Um Gottes willen! Diebe! Räuber!« rief die Kammerfrau. »Man will meine arme Gräfin ermorden!«

Die Beherzteſten darunter, es waren dies lauter Wiener Bürger, eilten ſchnell hinauf in die Wohnung der Gräfin.

Da lag ſie auf dem Bette, den Kopf mit Tüchern verhüllt, ſchwer athmend.

Die Schränke waren erbrochen und ausgeraubt.

»Zu ſpät! zu ſpät!« ſtöhnte die Kammerfrau und ſtürzte auf ihre Herrin hin.

Der blaſſe Fremde war in der Stube.

»Es iſt der Gräfin nichts geſchehen,« verſicherte er. »Ich vernahm im Nebenzimmer das Attentat, ich warf mich in meine Kleider. Ich vermochte ſonſt nichts zu verhindern, als vielleicht einen Anſchlag auf ihr Leben. — Die Räuber drangen auf mich ein, als ich die Thür einſtieß, verwundeten mich und eilten davon. Die Räuber müſſen aber noch im Hauſe ſeyn, man durchſuche alle Gänge, Stiegen und Keller.«

Der Wirth und ſeine Leute durchſtöberten ſogleich das Haus, aber es wurde niemand Verdächtiger gefunden.

Die Kammerfrau begab ſich zur Gräfin.

Dieſe erholte ſich langſam und athmete noch immer ſchwer.

Die Neugierigen drängten ſich an die Dame.

»Wenn ich bitten darf!« ſagte die Kammerfrau, »ſo kommen Sie nicht näher! Schonen Sie die arme Dame.«

Die Kammerfrau ſprach leiſe mit der Gräfin

Die Gräfin redete in großer Aufregung mit ihrer Duenna.

»Gerechter Himmel!« rief die Kammerfrau.

»Es waren drei Räuber, welche in dieſes Zimmer gedrungen ſind,« berichtete die Gräfin.

»Einer kam aus dem Nebengemache, zwei durch das Vorzimmer!«

»Der aus dem Nebengemache kam, iſt noch hier!« rief die Gräfin mit ſtarker Stimme.

»Dieſer iſt es!« ſagte ſie und wies auf den blaſſen fremden Mann. »Meine Chatouille muß ſich noch in ſeinem Zimmer befinden!«

Der blaſſe Fremde ſchrie laut auf:

»Gräfin! Beſinnen Sie ſich! Um aller Heiligen willen! Welche Beſchuldigung! Gräfin, welch ein Wahn beſtrickt Sie!«

»Geben Sie meine Chatouille heraus, elender Räuber!« herrſchte die Dame dem Fremden zu.

Der Wirth und zwei Bürger gingen durch die offene Thür, welche zwei Paſſagierswohnungen mit einander verband, aber früher verſchloſſen war, und brachten eine Chatouille, worauf ein Todtenkopf abgebildet war.

»Iſt's dieſe?« fragte der Wirth.

»Nein,« verſetzte die Wirthin, »dieſe gehört dem Herrn, er brachte ſie bei ſeiner Ankunft mit ins Haus.«

»So wird es dieſe ſeyn,« ſagte der Wirth und zeigte eine andere.

»Dieſe iſt es!« hauchte die Gräfin und barg ihren Kopf in die Kiſſen ihres Bettes.

Indeß rückte die Patrouille ins Haus, welche des Tumults in der Gaſtſtube wegen gerufen wurde.

Die Bürger erzählten dem Corporal den Vorfall.

Der Corporal befahl den „blaſſen Mann“ zu verhaften.

Die Wachen umringten ihn.

Ehe er ſich noch entfernte, wendete ſich der Fremde an die Gräfin.

„Sie begehen ein himmelſchreiendes Verbrechen,“ ſagte er, „daß Sie mich als einen der Räuber bezeichnen! Ich kam zu Ihrer Hilfe herbei und rettete Ihre Chatouille! Hatte Sie denn die ausgeſtandene Angſt ſo betäubt, daß Sie dies nicht bemerkten? Sie ſchweigen? Sie wollen mich verderben? Doch triumphiren Sie nicht zu frühe! Wird man die Uebelthäter erforſchen, dann wird man auch meine Unſchuld erfahren! — Gräfin, iſt Ihre Rache noch nicht geſättigt? — Gott verzeihe Ihnen, was Sie mir jetzt zufügen! Bisher beſtritt ich es, daß Sie ein Scheuſal ſeyen, heute habe ich mich hiervon überzeugt.“

Er wurde fortgeführt.

Die Kammerfrau dankte den herbeigekommenen Leuten für ihren Beiſtand.

Sie erſuchte jetzt die unglückliche Dame allein zu laſſen.

Wirth, Wirthin, Hausleute und Gäſte entfernten ſich.

Als die Dame mit ihrer Duenna allein war, ſagte dieſe und ſah dabei ihre Gebieterin bedeutungsvoll an:

„Wenn Er unſchuldig wäre!“

»Er iſt es nicht! — Er iſt mit den Räubern im Bunde! Sehen Sie nach, Sie werden die Caſſette mit meinem Schmucke nicht finden!«

»Die Caſſette fehlt in der That!«

»In der Caſſette, die meinen Schmuck enthält, liegt mein Geheimniß. Dies iſt mir geraubt worden! — findet man es, ſo bin ich verloren! — Ich darf meinen Schmuck nicht einmal der Polizei beſchreiben; ich muß ihn verlieren; ich muß wünſchen, daß die Diebe damit glücklich entkommen! — Für mich gibt es keine andere Rettung als ſchnell abzureiſen.«

»Aber was geſchieht, wenn Er nicht ſchuldig iſt?«

»Werde ich geopfert, ſo ſoll er ebenfalls geopfert werden. Er hat es um mich verdient.«

»Er ſoll ſterben um Ihretwillen! Sterben in Gottes Namen! aber die Ehre ſoll ihm bleiben.«

»Kein Wort weiter!«

»Sie befinden ſich in einer Aufregung, die ich an Ihnen noch nie bemerkte.«

»Sorgen Sie morgen mit dem Früheſten für Poſtpferde.«

»Gräfin! Gräfin! Sie ſind gräßlich in Ihrem Haſſe!«

»Schweigen Sie, ſonſt ſollen Sie ebenfalls meinen Haß empfinden.«

»Nehmen Sie mir die Tücher vom Haupte, ich erſticke vor Hitze!«

»Der entſetzliche Todtenkopf!« jammerte die Kammerfrau; »ach, Gräfin, wie dauern Sie mich! — Ich kann Sie nicht ſehen, ohne zu weinen!«

Siebentes Capitel.

»Es war weit klüger, dem »Todtenkopfe« die Caſſette mit dem koſtbaren Schmucke zu ſtehlen, als um die Hand der Schauderhaften zu werben,« ſagte Ladislaus Kukielwſki zu ſeinem Spießgeſellen.

»Allerdings,« gab dieſer zurück, »aber wenn wir erſt die Chatouille bekommen hätten! Der Spitzbube, der aus dem Nebenzimmer herbeikam, jagte ſie uns ab; aber ich habe ihm mit meinem Meſſer einen Stich in die Bruſt verſetzt, der ihm einen ewigen Bluthuſten zuziehen ſoll. Wer mag der Schurke ſeyn?«

»Wer anders als ein Freiwerber um ihre Hand. — Als ich neulich im »wilden Mann« zu Mittag ſpeiſte, ſagte man mir, daß er der polniſchen Gräfin ſeit langer Zeit in jede Stadt nachreiſe, in welcher ſie ſich aufhalte. Er müſſe ſie als Gattin heimführen, erzählte man mir. Vielleicht bekommt er ſie jetzt. Er hat ſich ja ein Verdienſt um ſie erworben!«

»Aber eine Angſt befiel ſie, als wir plötzlich vor ihrem Bette ſtanden! Das Erſte war, was ſie that, daß ſie ſich das ſcheußliche Haupt verhüllte. — Ich war ihr dafür ſehr verbunden, denn als ich ihr mit der Blendlaterne ins Geſicht leuchtete, war ſie ſo vermummt, daß ich nichts von ihrem Todtenkopfe ſehen konnte.«

»Der Schrei, den ſie nun ausſtieß, war durchdringend: ich wollte ihr ſchon mit dem Hirſchfänger etwas unſanft den Hals berühren — da drang der Schurke ein. Es ſey ihm nicht geſchenkt! Dieſer Hirſchfänger ſoll nun an ihm ſeine gute Schneide bewähren.«

»Laß uns nun jetzt den Schmuck betrachten.«

»Sind wir denn hier auch ſicher?«

»Sehen müſſen wir doch, was wir erhaſcht haben! — Die Caſſette können wir ja auf keinen Fall behalten, dieſe muß in Stücke zerſchlagen und vertilgt werden.«

Die beiden Gauner öffneten die Caſſette.

»Hölle und Teufel!« rief Ladislaus, »das zahlt ſich aus! — Betrachte dieſe Perlen! Zwölf Schnüre größer als die größten Erbſen! Und dieſe Diamanten! dieſes Diadem iſt zwanzigtauſend Gulden werth! die prachtvollen Armbänder und Croiſetten! — Victoria, in dieſer Schublade liegt auch eine Maſſe Ducaten, das ſind gewiß ein paar tauſend Stücke.«

»Wohin mit dieſen Schätzen?«

»Das baare Geld kommt gerade recht! damit können wir eine Reiſe machen, etwa nach Holland, und die Schmuckſachen dort verkaufen.«

»So? An die Steckbriefe denkſt Du aber nicht! dieſe werden gewiß heute ſchon gedruckt und in die weite Welt verſendet!«

»Da iſt noch ein Behältniß in der Caſſette; darin iſt vielleicht noch mehr Gold.«

Das Behältniß wurde geöffnet.

Ueber ſeinen Inhalt vermochten ſich die beiden Räuber nicht zu faſſen.

Sie ſahen einander ſprachlos an.

Sie betrachteten den Fund genau.

Ihr Erſtaunen wuchs aufs Höchſte.

»Das iſt das Koſtbarſte!« rief Ladislaus entzückt. »Ein Talisman, der uns vor aller Verfolgung ſchützt. Sei ruhig, Freund, jetzt iſt es uns nicht mehr nothwendig, daß wir uns flüchten. Ueber dieſen Raub werden keine Steckbriefe verlautbart. — Dieſer Fund iſt mehr werth als der ganze Schatz! Dieſer Fund wird uns zu reichen Männern machen.«

»Wie verſtehſt Du das?«

»Biſt Du ſo kurzſichtig? Haſt Du keine Idee von dem, was ſich an dieſes Kleinod knüpfen läßt? Betrachte Dir das Ding doch etwas genauer! Oder biſt Du zu bornirt, um hierauf nicht die größte Speculation zu gründen? — Millionäre können wir werden!«

Man hörte jetzt dreimal an die Thüre klopfen.

»Weg mit der Caſſette!« rief Ladislaus, »lege behutſam die Sachen in die Fächer.«

Es geſchah.

»Hier in dieſen Wandſchrank ſchiebe die Caſſette!«

»So!«

»Wer iſt es?« fragte nun Ladislaus.

»Die alte Frau mit dem Manne ohne Arme iſt da.«

Ladislaus öffnete die Thür.

»Laſſe ſie eintreten,« ſagte er.

Die Mutter und der Mann ohne Arme traten ein.

Der Bediente erhielt ein Zeichen ſich zu entfernen.

Als er hinausgegangen war, ſagte Ladislaus zu ſeiner Mutter:

»Sie, Mutter, hat ein guter Geiſt hierher geführt! Jetzt endlich werden Sie Ihrem abſcheulichen Handwerk entſagen müſſen. — Sie ſind zu etwas Anderem beſtimmt! Wie eine Fürſtin werden Sie leben und wohnen! Mutter!

keine Einwendungen! Nie bekämpfte ich Ihre entſetzliche Marotte. Diesmal ſtemme ich mich mit aller Gewalt dagegen! Sie müſſen mir zu Willen ſeyn, ſonſt — kündige ich Ihnen meine kindliche Liebe auf und laſſe Sie ohne Unterſtützung!«

»Ich weigere mich nicht, mein Sohn, Dir zu folgen. Ich habe das Betteln ohnehin ſatt, dieſes ewige Herumvagiren ekelt mich an! — Nach dem was mir und Hanns Ohnearm heute geſchehen, habe ich mich beſtimmt, nie mehr als Bittende an den Thüren reicher und vornehmer Leute zu erſcheinen.«

»Ihr und Hanns ſeht ja ganz verſtört aus! Was iſt denn vorgefallen?«

»Ach, mein Gott!« berichtete Hanns, »wir hätten beide arretirt werden ſollen.«

»Weshalb?« riefen die beiden Gauner aus.

»Wir wollten zu der edlen Dame im »wilden Manne« uns begeben. Sie beſtellte uns auf heute, weil ſie uns das letzte Mal nicht vorlaſſen konnte. Sie wollte uns wieder ein Geſchenk machen. Als wir in den Gaſthof eintraten, ſchlug der Hausknecht das Thor hinter uns zu und verſchloß es. Hierauf ſchleppte er uns in das Zimmer eines Polizeicommiſſärs, der ſeit geſtern förmlich im »wilden Mann« wohnt. Die Wirthin befand ſich bei dem Commiſſär.«

»Da ſind die beiden verdächtigen Bettler, hub die Wirthin an, die ich als Spione bezeichnet habe, welche die Gräfin einige Male vorließ und beſchenkte. — Nur dieſe kamen in ihr Appartement, ſonſt keine lebende Seele. Dieſe haben Wachsabdrücke von den Schlüſſeln gemacht und ſie ihren Helfershelfern mitgetheilt, wodurch es allein möglich wurde, geräuſchlos drei Thüren zu öffnen und bis in das

Schlafcabinet der Gräfin zu dringen. Die falſchen Schlüſſel befanden ſich ja noch in den Schlöſſern! — Dieſes ſchlechte Volk hat die Hand dazu geboten; ich lege einen Eid darauf ab, und bitte den Herrn Commiſſär daher, dieſe Leute verhaften zu laſſen.«

»Holt einen Fiaker! befahl der Commiſſär ſeinen Dienern, bindet dem Kerl die Füße, damit er nicht entſpringe, und das Weib knebelt; zwei Mann Wachen haben ſich zu beiden in den Wagen zu begeben, der ſie raſch in das Criminalgerichtshaus auf dem Hohenmarkte zu bringen hat.

»Ich warf mich vor dem Commiſſär nieder,« fuhr Hanns in ſeiner Erzählung fort, »ich flehte um Gottes willen um Barmherzigkeit. Wie wäre ich im Stande, ſagte ich, Wachsabdrücke von Schlüſſeln zu machen, ich unglücklicher Mann ohne Arme!

»Keine Worte, fuhr der Commiſſär auf. Ich kenne die Bettler in Wien. Es ſind größtentheils Ausſpäher der Räuber und Diebe! Fort mit ihnen! — die Gräfin ſoll auf der Stelle unterrichtet werden, daß wir die wahrſcheinlichen Vermittler des Raubes bereits aufgegriffen. Frau Wirthin, laſſen Sie ihr dieſen Vorgang wiſſen. Ich will ihr auch die Bettler vorführen laſſen, damit ſie ſie ſehen und beſtätigen könne, daß dies das Geſindel iſt, welches ihre Wohlthaten mit ſolchem großen Undank belohnt.

»Die Wirthin eilte zur Gräfin.«

»Nun warf ich mich dem Commiſſär zu Füßen und bat um Schonung,« ergänzte Ladislaus' Mutter. »Ich betheuerte meine Unſchuld.

»Gerade Du warſt es, welche die Schlüſſelabdrücke beſorgte! ſchrie der Commiſſär. Den Mann ohne Arme ſchleppſt

Du herum, um Mitleid zu erregen; Du ſchleichſt Dich in alle vornehme Häuſer ein. Oh, es werden jetzt ſchon mehrere Schandthaten von Dir und deinem Genoſſen an den Tag kommen! — Bindet ſie! befahl er ſeinen Amtsdienern.

»Die Amtsdiener ſchnürten mir die Arme auf dem Rücken zuſammen.

»In dieſem Augenblicke erſchien die Gräfin.

»Sie war wo möglich noch dichter verſchleiert als früher.

»Nicht doch, Herr Commiſſär, ſagte die Gräfin, dieſen armen Menſchen geſchähe Unrecht. Ich bürge für ſie! Der bedauernswerthe Mann iſt nicht im Stande, Dieben in die Hände zu arbeiten, und die Frau iſt zu gottesfürchtig, um mit Verbrechern in Gemeinſchaft zu leben. In der Kirche zu Mariahilf ſah ich ſie zweimal andächtig ihr Herz zur gebenedeiten Gottesmutter erheben. Wer ſo innig beten kann, trägt keine Schlange im Buſen. Laſſen Sie die armen Leute frei! Ich bitte darum.

»Auf Ihre Gefahr, Frau Gräfin! erwiederte der Commiſſär.

»Ich wurde losgebunden.

»Geht, rief uns nun der Commiſſär zu. Zu ſpät aber für ihren Verluſt wird die gutherzige Dame ihr übel angebrachtes Mitleid einſehen. — Geht, — aber ich ſchärfe Euch ein: wenn ich je wieder von Euch erfahre, daß Ihr in irgend einem Hauſe in Wien, um Almoſen bettelnd, getroffen worden, ſo entgeht Ihr der Verhaftung nicht — das ſchwöre ich Euch!

»Empfangt von mir die letzte Gabe, ſagte die Gräfin. Sie beſchenkte uns. Ich will nicht veranlaſſen, daß Ihr an *meiner* Thüre arretirt werdet.

»Wir küßten der Dame die Hand und entfernten uns.«

»Gott ſey Dank,« äußerte ſich Ladislaus, »daß Ihr dieſer Schmach entronnen. Ich ſorge nun dafür, daß Ihr in keine ähnliche Lage mehr gerathet.«

»Werde ich auch verſorgt?« fragte Hanns. »Die Ausſichten, zu der Dame auf ihre Güter zu kommen, habe ich jetzt verloren.«

»Dafür kann ich nicht,« entgegnete Ladislaus, »Ihr ſollt aber von mir Unterſtützung erhalten, Ihr müßt fort von Wien. In der Nähe meiner Mutter könnt Ihr nicht bleiben. Ihr, Hanns Ohnearm, würdet ſie nur verdächtigen.«

»Ich? Ihre Mutter verdächtigen? Bin ich denn ein ſchlechter Menſch?«

»Das nicht! Aber wenn meine Mutter in der unkenntlichſten Verkleidung irgendwo erſchiene, ſo müßten die kleinſten Jungen rufen: Das iſt die Bettlerin aus dem Lichtenthale und Hanns Ohnearm!«

»In Gottes Namen!« verſetzte Hanns, »gebt mir nur ſo viel, daß ich einen Menſchen aufnehmen kann, der mir zu eſſen gibt und mich an- und auskleidet.«

»Ihr ſollt ein Plätzchen im Spitale zu Ybbs erhalten,« warf Ladislaus' Freund hin. »Dort gibt es allerlei Krüppel. Dort werdet Ihr Koſt, Wohnung und Bedienung finden. Dahin hättet Ihr ſchon längſt kommen ſollen!«

Hanns Ohnearm traten die Thränen in die Augen. Er ſchluchzte laut und wollte zur Thür hinaus.

»Wohin?« fragte Ladislaus.

»Ins Vorzimmer!« antwortete Hanns. »Draußen bei dem Bedienten will ich mich ausweinen. Die Livréeleute haben in vielen vornehmen Häuſern mehr Mitleid als die Herrſchaften.«

»Ausſchwätzen willſt Du was Du gehört? meinem Schlingel von Lakei erzählen, daß dieſe alte Frau meine Mutter iſt, nicht wahr? Nein, Herr Krüppel, Du gehſt da in die Kammer, die nach dem Hofe führt! Dort kannſt Du mit den vier Wänden plaudern. Wenn ich Dich brauche, werde ich Dich rufen. — Mache keine Umſtände, ſonſt überliefere ich Dich auf andere Weiſe meinem Bedienten; der hat es nicht vergeſſen, daß Du ihn mißhandelt haſt. Auf das Mitleid dieſes Menſchen darfſt Du nicht rechnen.«

Ladislaus führte den Ohnearm in die Kammer und verſchloß die Thür.

Hierauf wurde der große Plan der beiden Diebe mit Ladislaus' Mutter verabredet.

* * *

Wir verlaſſen die Gaunerfamilie für kurze Zeit und wenden uns dem Kaufmanne zur »blauen Flaſche« zu, der mittlerweile nicht müde wurde, ſein Abenteuer mit der Dame mit dem Todtenkopfe zum Beſten zu geben, und trotz des Verbotes des Polizeicommiſſärs ſeine Kunden mit ſeinen ſchauerlichen Erzählungen zu amuſiren.

Wer immer die entſetzliche Geſchichte vernehmen wollte, dem ſtand Herr Spechtmeyer zu Gebote. Aber er erzählte nichts ohne Eigennutz; kaufen mußte man etwas in ſeinem Gewölbe, und wäre es nur eine Elle Band geweſen, ſonſt konnte man nichts erfahren.

In jener Zopfzeit wurden vielleicht in ganz Wien nicht ſo viele Zopfbänder verkauft, als in dem einzelnen Gewölbe zur »blauen Flaſche.«

Durch acht Tage vermochte man kaum in die Niederlage zu dringen.

Ein junger Menſch kam faſt zu allen Stunden des Tages, kaufte bald einen Stoff für ein Gilet, bald einen Zeug zu Beinkleidern, bald eine ſeidene Halsbinde, bald elegante Schnupftücher, immer bat er aber, das ſchon ſo oft Gehörte wieder vernehmen zu dürfen, welches ſodann der gefällige Kaufmann immer mit neuen Ausſchmückungen zum Beſten gab. — Der junge Menſch fiel ſchon im Gaſthofe zum »wilden Mann« als ein Ritter der unbekannten Dame auf.

Einer der eifrigſten Zuhörer bei den Berichten des Kaufmanns war auch ſein Onkel, Herr Emanuel Schikaneder, Director, Schauſpieler und Dichter des Theaters im Freihauſe auf der Wieden.

»Berthold,« ſagte Schikaneder eines Tages zu Spechtmeyer, »dein Abenteuer wird mir zu einem Caſſaſtücke verhelfen. Ich habe bereits den Plan entworfen; »die Dame mit dem Todtenkopfe« ſoll mir ſo viel eintragen wie »der dumme Gärtner« oder »die beiden Anton.« Sieben Theile habe ich von dieſer Piece geſchrieben, und ich würde noch ſieben Theile zu derſelben fabriciren, wenn mir die neue Geſchichte nicht noch hundertmal lieber wäre als die alte. Berthold, Du wirſt Dich überzeugen, aus dieſem »Todtenkopfe« »quetſche« ich (ein bekannter Lieblingsausdruck Schikaneder's) ein Dutzend Fortſetzungen heraus. In dem neuen Theater, das ich mit Zitterbarth ſo eben an der Wien erbaue, bringe ich ein Repertoirſtück für ein paar Jahre zuwege.«

»Wer ſoll ſie denn ſpielen die Dame mit dem Todtenkopfe?«

»Wer anders als die Wipfel! Die Wipfel beſitzt ja eine herrliche Stimme, iſt groß und ſchlank, und was die Hauptſache iſt, hat ſie das gelb-, roth- und blaugeflammte ſeidene Kleid wie ſie! — Laß mich machen, Neffe, Dich bringe ich auch in mein Stück, und die Raub- und Wirthshausſcenen bring' ich an, und den blaſſen Grafen bringe ich hinein, und die Wirthin, den Wirth, ſogar den Harfeniſten Poldl bring' ich vor; Poldl muß in Perſon auf meinem Theater erſcheinen! — Das wird ein Zugſtück werden!«

»Und welche Rolle werden Sie ſich zutheilen, Onkel?«

»Ich? — Ich ſpiele den Wunderdoctor, denſelben, von dem es heißt, daß er am Rheine jetzt ſolche außerordentliche Curen vollbringt. Ich trete mit dem vielbeſprochenen »Zauberbalſam« auf. — Ich verſchaffe mittelſt dieſes Balſams der Dame das ſchönſte Antlitz; aus Dankbarkeit reicht ſie mir dann als ihrem Retter am Schluſſe des Stückes die Hand. Es endigt dann mit einem polniſchen Tanze. Fünfzig Paar Kinder müſſen Mazurka tanzen. Endlich producire ich einen Blumenregen, transparente Bäume, Gruppen, Tableaux, türkiſche Muſik und chineſiſche Beleuchtung. So viel Geld die Dame mit dem Todtenkopfe immer beſitzen mag, ſo wird doch zweimal ſo viel in meine Caſſa kommen. Du heiratheſt dann die Wipfel, damit Du auch etwas davonträgſt. Und Alles ſchließt zu allgemeiner Luſt.«

»Mamſell Wipfel iſt ja Ihre Schöne!«

»Ich mag ſie jetzt nicht mehr. Ich habe mein Herz der Mamſell Sommer gewidmet. Neffe, die Wipfel wird Dich glücklich machen!«

Achtes Capitel.

Als das Gaunervolk ſeine Plane ins Reine gebracht, ließ man Hanns Ohnearm aus ſeiner Kammer kommen.

»Wir haben Alles wohl überlegt, was mit Dir anzufangen ſei,« redete ihn Stanislaus an. »Wir wollen Dich nicht in ein Verſorgungshaus bringen, wir wollen Dich ſo belaſſen wie jetzt; Du ſollſt das Quartier meiner Mutter behalten; es wird Dir auch ein Mann beigegeben, welcher Dich bedient, aber weder Du noch der Mann, welcher Dir zu Seite bleiben wird, darf das Quartier verlaſſen. — Freilich, das flotte Leben bei meiner Mutter fällt jetzt weg. Du erhälſt täglich 6 kr., damit kannſt Du auskommen; deinen Verpfleger bezahlen wir auch! — Mehr thun wir nicht!« —

Hanns ſchwieg.

»Wir haben bereits nach dem Manne geſendet, der dein Gefährte ſein wird, ſo wie wir einen Wagen beſorgten, der Dich nach Hauſe bringen ſoll.«

»Es wird mir alſo die tägliche freie Bewegung in der Luft benommen? Wenn ich den ganzen Tag in einer Stube hocken muß, ſo ſterbe ich!«

»Du ſtirbſt nicht; im Gegentheile Du wirſt recht gut leben. Und jetzt wirf mir keine Bedenklichkeiten mehr entgegen.«

»Frau Anna Kukielwska,« betonte Hanns ſehr auffallend, »können Sie zugeben, daß Ihr Sohn gegen mich ſo hart verfahre?«

»Nach dem, was ſich jetzt ereignen wird,« verſetzte Frau Anna, »vermag ich meines Sohnes Plane nicht zu durchkreuzen. Vielleicht kommt auch für Euch eine beſſere Zeit.«

»Schweigen Sie, Mutter, mit Ihrer beſſern Zeit! — Sie haben wahrlich nicht Urſache, dieſen Tölpel auf künftige beſſere Tage zu vertröſten.«

Der Bediente trat ein.

»Der Mann aus der Vorſtadt Weißgärber iſt da!« meldete er.

»Laß ihn eintreten,« ſagte Stanislaus.

Es kam ein Kerl herein, deſſen widerwärtiges Ausſehen auf Hanns einen höchſt peinigenden Eindruck machte. Eine ſolche Galgenphyſiognomie hatte er noch nie geſehen.

»Du haſt meinen Brief erhalten?« redete ihn Ladislaus an.

»Ja, ich habe das lange Gewäſch empfangen, und geleſen,« verſetzte Koppi, ſo hieß der Mann, ganz mürriſch. »Zu was wurde denn ſo viel geſchrieben? »Dieſer Mann iſt zu behandeln wie jener, dem ich vor einem Jahre Geſellſchaft leiſtete!« — das hätte genügt.«

»Dieſer Mann iſt anders zu behandeln, lies nur deine Inſtructionen genau. Und nun übernimm ihn und packe Dich mit ihm! — Ich erwarte Beſuche und will endlich die Luft rein haben. Vor dem Thore hält doch wohl ein Wagen?«

»Ja.«

»Der iſt für Dich und deinen neuen Freund.«

»Wer bezahlt den Wagen?«

»Du.«

»Dazu muß mir Geld gegeben werden.«

»Hier haſt Du 20 kr., mehr koſtet keine Fahrt nach der Vorſtadt.«

»Allons,« ſagte Koppi zu Hanns. Er faßte ihn an der Schulter und eilte mit ihm über die Treppe.

Als er am Thore angelangt war, ſagte Koppi zu Hanns:

»Dieſer Fiaker ſteht hier lange gut, vertrinken wir lieber den Zwanziger! — Im Bierhauſe in Fähndrichshofe finde ich einige Freunde, mit dieſen muß ich noch ſprechen. Im Bierhauſe wirſt Du mir auch zeigen, wie ich Dir zu eſſen und zu trinken geben ſoll. Komm nur mit!«

Hanns ging mit ihm.

Als beide in der Blutgaſſe ankamen, ſagte Hanns:

»Hört einen Vorſchlag! — Wir wollen in der Singerſtraße einen Fiaker nehmen und in das Quartier fahren, das ich bisher bewohnte. Dort habe ich 80 fl. Geld. Ich zeige es Euch, wo es liegt. Es iſt mein Geld, mir von guten Menſchen geſchenkt; auch habe ich hier in meinem Rocke in der Seitentaſche einen Beutel mit Geld ſtecken, das mir die Frau Kukielwska in die Taſche ſchob, als ich es heute von einer Gräfin erhielt. — Jene 80 fl. und was ich hier in der Taſche habe, ſoll zur Hälfte euer ſein — laßt mich aber entfliehen. —«

»Da würde ich ſchlecht ankommen!«

»Wie ſo?«

»Herr Kukielwski verſteht keinen Spaß! — Er würde mir's entgelten laſſen!«

»Was kann er Euch thun?«

»Der Menſch iſt im Stande und trachtet mir nach dem Leben.«

»Hier in Wien?«

»Das iſt dieſem ſchlechten Manne gleichgiltig, wo er ſeine Rache auszulaſſen hat, dieſer Schurke begeht einen Mord am Hochaltar.«

»Wenn Ihr aber behauptet, ich ſei Euch ausgeriſſen?«

»Ausgeriſſen?«

»Ich habe zwar keine Arme, aber meine Füße ſind beſſer als die eurigen!«

»Ich laufe hinter Euch her und rufe: Haltet ihn auf!«

»Dann werde ich aufgehalten, das iſt wohl wahr! Ihr aber auch. Wir werden beide zur Polizei geführt. Wenn ich dort angebe, daß Ihr den Auftrag habt, mich gewiſſermaßen wie einen Gefangenen zu behandeln, ſo werden wir beide eingeſperrt, und dann wird es ſich zeigen, wer von uns beiden länger ſitzen wird, Ihr oder ich!«

»Ich will euern Vorſchlag annehmen, aber wo wollt Ihr denn hin?«

»Ich will ſo weit als mich meine Füße tragen —«

»Fort von Wien?«

»Das iſt natürlich!«

»Kommt, wir wollen in euere Wohnung, dort das Geld theilen, auch das Geld, welches Ihr im Sacke habt, theilen, und dann verſucht euer Glück in der Flucht!«

Die Beiden mietheten einen Fiaker, fuhren nach dem Lichtenthale und ſtiegen dort ab.

Hanns Wirbel ließ ſich 40 fl. von ſeinem Gelde in die Taſche ſtecken; in dem Beutelchen, das die Gräfin ihm ſchenkte, ſteckten 6 Ducaten, davon nahm ſich Koppi drei und ſteckte die übrigen drei ebenfalls dem Krüppel zu. Hierauf ließ Hanns den Fiaker nach Mariahilf fahren, dann erſuchte er Koppi noch zwei Zwanziger aus ſeiner Taſche zu nehmen und den Fiaker zu bezahlen.

Hanns ging in die Kirche, Koppi in ein Wirthshaus.

Der Fiaker fuhr nach der Stadt zurück.

Hanns Ohnearm ging in die Kirche zu Mariahilf. Er drängte ſich an den Meßner.

»War die verſchleierte Dame heute ſchon hier?« fragte er.

»Sie iſt noch da und betet im Oratorium. — Wollt Ihr ſie um ein Almoſen bitten?«

»Ja.«

»So wartet da an der Thür der Sacriſtei. Sie geht nie von hier, ohne den Armen, die ſich da aufſtellen, Almoſen zu reichen.«

»Unter vielen Armen möchte ich ſie nicht anſprechen.«

»So ſtellt Euch zur Kirchenthür und wartet bis ſie in ihren Wagen ſteigt —«

»Ach, mein Gott! dies macht mir viel zu viel Aufſehen! —«

»Nu, ich dächte doch, ein Mann wie Ihr, der ſchon tauſendmal an der Kirchenthür gebettelt hat, brauchte doch wohl nicht plötzlich den Schüchternen zu ſpielen?«

»Ich will nicht betteln; ich will der Dame einen Dienſt erweiſen. Greift da in meine Taſche. Ueberzeugt Euch, daß ich Geld genug habe, ja mehr als ich brauche, und darunter Geld von ihr, das ſie mir heute geſchenkt hat. — Es iſt auch nur die Dankbarkeit, die mich hieherbringt.«

»Davon will ich die Kammerfrau unterrichten. Wartet hier am Beichtſtuhle.«

Der Meßner verfügte ſich ins Oratorium.

Nach einer halben Viertelſtunde kam der Meßner zurück.

»Die Dame will nicht mit Euch reden! — Ihr wüßtet wohl warum,« ſagte die Kammerfrau.

»Mein Gott! mein Gott!« ſeufzte Hanns, »es iſt ſo dringend! Ruft doch die Kammerfrau! Berichtet ihr, was ich zu ſagen, wäre höchſt wichtig! wichtig für die Dame, nicht für mich! ſetzt bei, die Dame könne augenblicklich nach der Wache ſenden und mich arretiren laſſen, wenn ich ihr nicht wahrhaft Wichtiges mittheile, und meine Zudringlichkeit etwa eine verſteckte Bettelei beträfe!«

»Gut, gut,« ſagte der Meßner. »Das will ich auch noch thun!«

Wieder vergingen zehn Minuten, bis der Meßner zurückkam.

Er brachte die Nachricht:

»Die Dame wünſcht, daß ich Euch zum Herrn Pfarrer führe, dort will ſie Euch ſprechen.«

»Gott ſei Dank!« rief Hanns freudig aus.

Der Meßner führte den Ohnearm zum Pfarrer.

Bald darauf erſchien die Gräfin mit der Kammerfrau.

Hanns fiel der Gräfin zu Füßen.

»Euer gräflichen Gnaden,« ſagte er, »haben mir die Ehre und die Freiheit gerettet! Ich kann Ihnen Ihren

Edelmuth jetzt vergelten. Ein ſchrecklicher Anſchlag iſt heute gegen Sie gemacht worden. — Ich war ſo glücklich, eine Schändlichkeit, die man angezettelt hat, um Ihnen Ihr Vermögen und ſelbſt Ihr Leben zu rauben, zu belauſchen. Euer gräflichen Gnaden müſſen entweder in Ihrem Dienſte einen ſchwatzhaften Menſchen oder einen Verräther beſitzen. — Euer gräflichen Gnaden wollen heute abreiſen, reiſen Sie nicht, wenigſtens reiſen Sie nur pro forma und bleiben Sie verſteckt in Wien, denn Sie ſind umgarnt von einer ganzen Bande von Räubern. — Das alte Weib, das mit mir bisher bettelte, beſitzt einen Sohn, und dieſer ſteht an der Spitze einer Räuberbande. — Um Gottes willen, Euer Gnaden, retten Sie ſich! Milde, huldreiche, gnädige Gräfin, retten Sie ſich!«

Die Gräfin antwortete nicht ſogleich, endlich ſagte ſie:

»Iſt nicht dies vielleicht die Falle, welche mir gelegt werden ſoll? Oder wähnt Er vielleicht, ich ſolle Ihm vertrauen, Ihm, der mit dem verdächtigen Weibe gemeinſchaftliche Sache machte? Der Polizeicommiſſär hatte alſo Recht, als er behauptete, ich hätte eure und des alten Weibes Arretirung nicht verhindern ſollen? Die Wirthin hatte alſo Recht, welche angab, durch dieſes Weib wären die Schlüſſel zu meinem Zimmer in Wachs abgedrückt worden?«

»In meiner Gegenwart ſind die Schlüſſel nicht in Wachs abgedrückt worden; doch bewahren Euer gräflichen Gnaden dieſes Mißtrauen und ſenden Sie nach der Wache. Ich beſchwöre Sie, mich verhaften zu laſſen. Sie erweiſen mir in dieſem Augenblicke eine Wohlthat, denn entdeckt das Räubervolk, daß ich ihm entſprungen — ſo bin ich gleich einem »Ausgeſetzten« zu betrachten.«

Hanns erzählte nun Alles.

Als er geendet, wendete ſich die Gräfin an den Pfarrer.

»Euer Hochwürden,« ſagte ſie, »kann ich mit Ihnen unter vier Augen ſprechen?«

Der Pfarrer erſuchte die Gräfin, ihn in die Pfarrkanzlei zu begleiten.

Die Kammerfrau folgte der Gräfin und dem Pfarrer.

Der Pfarrer rief dem Meßner und befahl ihm, bei dem Manne ohne Arme zu verweilen.

Nach einer halben Stunde erſchien der Pfarrer wieder in ſeiner Wohnung.

»Die Frau Gräfin,« redete der Pfarrer den Mann ohne Arme an, »ſchenkt ſeinen Angaben vorläufig Glauben. — In einer Stunde wird ſie nicht mehr in Wien ſein. Wohin ſie ſich begibt, weiß ich nicht.

»Was Ihn betrifft, wird die Gräfin nicht anſtehen, für Ihn zu ſorgen. — Er kann durch mich alle Wochen einen Unterſtützungsbetrag in Empfang nehmen. Da Er die Beſorgniß ausgeſprochen, von denſelben ſchlechten Menſchen verfolgt zu werden, welche den Anſchlag auf das Leben und die Chatouille der Gräfin verabredeten, ſo werde ich Ihn bei meinem Meßner unterbringen. Dieſer wohnt im Pfarrhofe, und beſitzt unter andern auch ein Zimmer, deſſen Ausgang nach dem Garten führt, welcher geräumig genug iſt, Ihm täglich Bewegung in freier Luft zu gewähren. Dort halte Er ſich verborgen. Beſtätigen ſich Seine Angaben in allen Theilen, ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß Er auf den Gütern der Gräfin, ſo lange er lebt, ſeine Verſorgung finden wird. Die Gräfin hat Ihm dies ſchon früher zugeſagt. Sie wird Wort halten.

»Jetzt theile Er mir mit allen Nebenumſtänden mit, auf welche Weiſe er dazu gekommen, den neuen Anſchlag auf das Leben und die Barſchaft der Gräfin zu erfahren, damit ich, wenn ich die Gerichte um Beiſtand für die Gräfin anrufe, keinen wichtigen Umſtand anzuführen unterlaſſe.«

»Ich wurde,« berichtete Hans Wirbel, »als ich das letzte Mal mit Anna Kukielwska, bei ihrem Sohne erſchien, der mit mir roh und erbarmungslos umging, und wie ich erfuhr, auf immer aus dem Wege zu bringen trachtete, in eine abſeitige Kammer verwieſen und dort eingeſperrt. In dieſer Kammer erſtaunte ich nicht wenig, als ich den Bedienten des Herrn Kukielwski vorfand, der ſich im Camine verborgen hatte. — Der Bediente erſchrack, als ich plötzlich vor ihm ſtand.

»Herr, ſagte er, wenn Sie es meinem Dienſtgeber melden, daß ich ihn und ſeine Genoſſen behorcht habe, ſo bin ich verloren. — Zwar weiß ich, daß Sie mich haſſen. Ich habe Sie, als ich Sie das erſte Mal ſah, unhöflich behandelt; ich kannte Sie damals nicht — ich wußte aber auch nicht, welch einem entſetzlichen Herrn ich diene. — — Nun weiß ich Alles. Ich weiß auch, was man gegen Sie vorhat. Wollen Sie nun ſelbſt erfahren, in welchem ruchloſen Hauſe Sie ſich befinden, ſo verbergen Sie ſich in demſelben Camine, den ich ſo eben verlaſſen. — Legen Sie Ihr Ohr an den Ofen. — Es wird Ihnen kein Wort von Dem entgehen, was jene höchſt gefährlichen Menſchen ſprechen. Es wird freilich nothwendig ſein, daß Sie mir mittheilen, was Sie erfahren, ſo wie ich Ihnen mittheilen werde, was ich bereits vernommen habe. Wenn Sie mir vertrauen, werde ich Ihnen vertrauen.«

»In dieſem Augenblicke hörte der Bediente ſeinen Herrn die Glocke ziehen.

»Mein Herr bedarf meiner, ſagte er; ich kann Ihnen in dieſem Augenblicke nichts mehr erzählen. Wir werden uns aber wiederſehen, wenn auch nicht hier, ſo doch an einem andern Orte. Ich werde gewiß Gelegenheit haben, Sie wieder zu finden.

»Der Herr läutete noch einmal und zwar heftig.

»Der Diener eilte fort, indem er mich bedeutungsvoll anſah und den Finger auf den Mund legte, mir gleichſam Schweigen gebietend.

»Ich begab mich nun in den Camin und horchte.

»Ich vernahm jedes Wort, das die ſaubere Compagnie ſprach.

»Euer Hochwürden dürfen mir glauben,« fuhr Hanns Wirbel in ſeinem Rapporte fort, »daß in der kommenden Nacht das Attentat auf die Gräfin verſucht wird. — Reiſet ſie ab, ſo wird an einem verabredeten Orte in der Nacht ihr Wagen angefallen; bleibt ſie, ſo geht im Gaſthofe »zum wilden Mann« an allen Ecken Feuer auf. — Im Stalle, im Wagenſchoppen, in der Heukammer, im Holzgewölbe, auf dem Boden des Hauſes, ſelbſt in den Paſſagierzimmern, neben der Wohnung der Gräfin, werden Feuerbrände gelegt. Die Abſicht iſt, im Gaſthofe Alles in Furcht und Schrecken zu verſetzen, um in der Verwirrung um ſo ſicherer den ſchurkiſchen Anſchlag ausführen zu können. — Es wird Alles daran geſetzt, die Chatouille zu rauben und vorzüglich den jungen Mann zu ermorden, welcher der Gräfin als ein Retter in der großen Gefahr jener verhängnißvollen Nacht beigeſprungen.«

„Dieſer junge Mann war alſo kein Helfershelfer
Räuber?“ fragte der Pfarrer.

„Auf keinen Fall,“ antwortete Hanns, „daher
Rache der Räuber. — Wäre dieſer Mann nicht herbei
eilt, ſo hätten die Schurken das Geld der Gräfin in
Hände bekommen.“

„Fahr Er fort, mir zu berichten. — Geb' Er
was die Banditen mit der geraubten Caſſette begin
wollen?“

„Sie werden die Geſchmeide aus ihrer Faſſung brech
die Juwelen verkaufen. Sie fanden außer dem Schmucke
vielen Goldſtücken noch ein Kleinod. Sie nannten es ni
Der Mutter Kukielwski's ſoll dieſes Kleinod zufallen,
für die Räuber unſchätzbar ſein.“

„Was geſchah hierauf?“

„Bald nach ihrer Verabredung hörte ich das Sch
von jener Kammer, in welcher ich eingeſperrt war, a
ſchließen. Ich eilte aus dem Camine. — Das Uebrige b
ich bereits mitgetheilt.“

„Es iſt keine Zeit zu verlieren,“ verſetzte der Pfarr
„Hanns Wirbel, geh' Er nun mit dem Meßner.
Meßner wird Ihn auf einem verborgenen Wege in ſeine n
Wohnung führen.“

Hanns Wirbel entfernte ſich mit dem Meßner.

Der Pfarrer fuhr aber augenblicklich nach dem Ga
hofe „zum wilden Mann.“

Dort fand er noch den Polizeicommiſſär.

Von der Gräfin mit einem hinreichenden Begla
bigungsſchreiben verſehen, nahm er die Chatouille, die Ko
und anderen Habſeligkeiten der Gräfin in Empfang.

Nach der Mittheilung, welche der Pfarrer dem lizeicommiſſär machte, wurden die Bedienten der Gräfin und der Zimmerkellner verhaftet.

»Die Gräfin wird in dieſen Gaſthof nicht wiederkehren,« äußerte ſich der Pfarrer gegen den Wirth. »Ich habe den Auftrag, ihre Rechnung zu bezahlen. — Die Gräfin iſt nach Paris gereiſt.«

Neuntes Capitel.

Die Abreiſe der »Dame mit dem Todtenkopfe« erregte im Gaſthofe »zum wilden Mann« nicht nur bei dem Wirthe und der Wirthin, ſondern auch bei den Stammgäſten die größte Beſtürzung.

»Ein Engel der Wohlthätigkeit iſt verſcheucht worden,« äußerte der Chocolademacher.

»Das Laſter hat die Tugend vertrieben!« bemerkte der Sprachmeiſter; ſogar der Kaufmann »zur blauen Flaſche,« der doch, ſeines ärgerlichen Abenteuers wegen, auf die Gräfin nicht gut zu ſprechen war, bedauerte herzlich ihre Abreiſe. »Sie hat mir doch ein ſchönes Stück Geld verdienen laſſen,« ſagte er; »vielleicht hätte ſie noch manches bei mir gekauft und ſich wieder mit mir verſöhnt!« Am unglücklichſten fühlte ſich Schikaneder, der ebenfalls in den Gaſthof gekommen war, Erkundigungen über die Fremde einzuziehen.

»Mein Stück, meine Speculation iſt beim Teufel!« jammerte Schikaneder. »Ich finde nun keinen geeigneten Schluß zu meiner Komödie! Auch hätte ich die Dame gar ſo gern geſehen, wenn auch nur verſchleiert, und ſingen gehört! Ich hätte auch Mamſell Wipfel in ihre Nähe gebracht, damit dieſe Gang, Haltung und Sprache an der Dame hätte ſtudiren können. Nun iſt mir Alles vereitelt! Der Nachtheil, den hierdurch mein Theater erleidet, iſt unberechenbar.«

Der junge Mann, von dem ſchon einige Male in dieſen Schilderungen die Rede, war aber am troſtloſeſten.

Er vermochte ſich nicht zu faſſen.

»Ich habe es mir wohl gedacht,« wendete ſich die Wirthin an den jungen Mann, »daß Sie am meiſten über die Abreiſe der Gräfin beſtürzt ſein werden, denn Sie gingen wohl zwanzigmal des Tages an ihren Fenſtern vorüber, und erkundigten ſich eben ſo oft nach ihr in unſerem Hauſe. Sagen Sie mir nur, haben Sie ſie denn heiraten wollen?«

»Das können Sie doch wohl glauben!«

»Haben Sie ſie denn je geſehen?«

»Allerdings! In Warſchau und Krakau habe ich ſie nicht nur verſchleiert, ich habe ſie auch ohne Schleier geſehen.«

»Nicht möglich! Und empfanden keinen Abſcheu, und zogen ihr noch nach?«

»Ich ziehe ihr ſo lange nach, bis ſie ſich endlich von meinen Liebesſchwüren rühren läßt und mir ihre Hand reicht!«

»Sie fielen alſo nicht in Ohnmacht, als Sie der ſchreckliche Geruch berührte?« fragte der Kaufmann. »Sie bebten nicht zurück, als Sie den ſcheußlichen Todtenkopf erblickten und der ekelhafte Modergeruch die Luft verpeſtete?«

»O nein! Wer wahrhaft liebt, ſetzt ſich über die abſtoßendſten Eigenſchaften der Geliebten hinweg. Todtenkopf und Leichengeruch ſind nichts gegen Laſter und Sünde, und dennoch gibt es Männer, welche die ſündhafteſten und laſterreichſten Weiber lieben. — Die Gräfin iſt aber die Tugend ſelbſt, und mir darum das Höchſte auf dieſer Welt! Den Todtenkopf abgerechnet, iſt ſie wunderſchön! Nennen Sie mir ein Weib, deſſen Wuchs, deſſen Formen, deſſen majeſtätiſche Haltung den Wuchs und die Formen dieſer Dame überträfen. — O, Lodoiska würde mich glücklich machen, glücklicher als Eine, welche das ſchönſte Frauenantlitz und dabei ein Herz wie ein Ungeheuer beſitzt!«

»Sie ſprechen wohl ſo,« ſagte Schikaneder, »weil die Gräfin reich iſt.«

»O reich iſt ſie kaum noch ein Jahr. Hat ſie keinen Mann gefunden, ehe ſie ihren vierundzwanzigſten Geburtstag antritt, ſo verliert ſie ihre Beſitzungen, und erhält nur einen unbedeutenden Gnadengehalt. So hat es ihr Onkel beſtimmt zur Strafe für ihre Eitelkeit, die keine Grenzen kannte, als ſie noch ihr Engelsantlitz beſaß.«

»Sie war alſo einmal ſchön?«

»Schön wie Venus! Hier ihr Porträt. Ich trage es Tag und Nacht auf meinem Herzen! So ſah ſie aus als ſie ſechzehn Jahre alt war!«

Das Portrait wurde von allen Anweſenden mit Ausbrüchen wahrer Bewunderung angeſtaunt.

»Fürwahr das ſchönſte Geſicht, das ich noch in meinem ganzen Leben geſehen!« rief Schikaneder.

»Mit einem ſolchen Geſichte konnte man leicht eitel ſein!« meinte die Wirthin.

»Ja,« verſetzte der junge Mann, »aber nur mit Maß und Ziel. Comteſſe Lodoiska übertrieb es leider! Ein halbes Dutzend junger Männer aus den erſten Familien ſchlugen ſich wegen ihr; ein ruſſiſcher Fürſt verlor den Verſtand; ein polniſcher Staroſt erſchoß ſich vor ihren Fenſtern. Ihre Mutter ſtarb aus Gram über ſie. Da ſie den Vater in ihrer früheſten Jugend verloren hatte, ſo kam ſie in das Haus ihres Onkels, eines wilden, harten Mannes. — Empört über die Grauſamkeit der Comteſſe gegen die auserleſenſten Freier, erboſt über ihre abſcheulichen Launen und die Tyrannei gegen ihre Anbeter, führte er ihr eines Tages zu Gemüthe, daß ſie ſich in ihren Geſinnungen ändern müſſe, ſonſt werde er ſie fürchterlich beſtrafen. Zugleich brachte er ihr einen Freier, dem ſie ihre Hand reichen müſſe, oder ſein Zorn würde ſie züchtigen. — Der Freier war — der blaſſe Graf, ſein Name iſt Stewinski — derſelbe, der hier im Hauſe wohnte. — Mit dieſem Freier ging ſie noch grauſamer um; ſie brachte ihn durch ihre Härte und ihren Stolz geradezu in Verzweiflung. — Dies erbitterte den Onkel aufs Aeußerſte. Er verhängte über ſie eine der entſetzlichſten Strafen. — Er übergab ſie zweien ſeiner Leibeigenen; dieſe verſchwanden mit ihr in eine einſame Gegend. Dort in einem abgelegenen Schloſſe wurde Lodoiska's Geſicht — — — ich mag es nicht beſchreiben, nicht einmal andeuten, was man mit ihr vornahm, alle Perſonen, welche mir hier zuhören, würden vor Entſetzen ſich abwenden — genug, als Lodoiska wieder nach Warſchau zurückkam, hatte ſie ſtatt ihres reizenden Antlitzes einen Todtenkopf. Als ſie vor dem Onkel erſchien, rief er ihr zu: »Nun, Entartete, ſtifte noch länger Unheil durch deine Schönheit! — Dennoch mußt Du einen Gatten bis zu deinem vierundzwanzigſten Geburtstag gewählt haben, ſonſt enterbe ich Dich — höchſtens ſoll ein ſparſam zugemeſſener Jahresgehalt Dir dein erbärmliches Leben friſten!«

»Gräßlich! Gräßlich!« jammerte die Wirthin.

»Aber der Todtengeruch! Woher kam der Todtengeruch, den ihr Schädel verbreitet?«

»Das weiß Niemand,« erwiederte der Erzähler. »In Warſchau iſt man der Meinung, daß dies das Werk eines Arztes ſey, der ihr Inneres zerſtörte. Der grauſame Onkel habe dies ausdrücklich von dem Arzte gefordert.«

Ein halbgedeckter Reiſewagen mit vier Pferden beſpannt hielt in dieſem Augenblick am Gaſthofe.

Zwei Diener in polniſcher Kleidung ſprangen vom Bocke.

Der junge Mann, als er die polniſch gekleidete Dienerſchaft bemerkte und das große gräfliche Wappen am Kutſchenſchlage, ſtreckte den Kopf aus dem Fenſter des Gaſthofes, zog ihn aber auch ſogleich wieder ſcheu zurück.

»Himmel!« rief er, »der grauſame Onkel der unglücklichen Gräfin iſt in Wien angekommen. Jetzt kann ſie ſich glücklich preiſen, daß ſie nicht mehr hier iſt! Gewiß hat der furchtbare Graf neue Quälereien erſonnen, und kommt nun, ſie auszuführen!«

Die Gäſte des Wirthshauſes eilten theils an die Fenſter, theils liefen ſie auf die Straße.

Schikaneder und ſein Neffe waren die Neugierigſten. Sie drängten ſich ganz nahe an den Wagen, um die Erſten zu ſein, welche den Grafen empfingen.

Der Graf war ein hagerer, hoher Mann. Er ließ ſich mit großer Behutſamkeit von ſeinen Lakeien aus dem Wagen heben.

Als er auf den Beinen ſtand, denn von dem langen

Jahren angegriffen, ſchwankte er mehr als er ging, begafften ihn die Leute, die ihn umgaben, und der Graf ſagte ganz laut:

»Bin ich denn ein ſeltenes Thier, daß man mich ſo anſtaunt?«

Schikaneder zog ſeinen Hut und grüßte höflich.

»Er iſt gewiß der Wirth,« redete er Schikaneder an, »weil Er einen ſo dicken Bauch hat?«

»Entſchuldigen Sie,« erwiederte Schikaneder; »in dieſem Hauſe bin ich nur ein Gaſt, aber der kleine Mann dort mit der grünen Sammtkappe iſt der Wirth.«

Der Wirth trat näher und machte eine Anzahl devoter Bücklinge.

»Es ſind vier Zimmer für einen Reiſenden aus Dresden beſtellt worden,« ſagte der Graf. »Wo ſind dieſe?«

»Im zweiten Stocke,« erwiederte der Wirth.

»Führ' Er mich hinauf! Ich bin der Reiſende aus Dresden. Sollten aber Seine Zimmer nicht jede Bequemlichkeit bieten, ſo nehme ich ſie nicht, und ſpreche im »Schwan« ein.«

»Euer Gnaden,« verſicherte der Wirth, »in dieſen Zimmern hat vor acht Jahren der Feldmarſchall Baron Laudon gewohnt und mir die Verſicherung gegeben, er habe hier angenehmer campirt, als vor Belgrad.«

Der Graf ſah den Wirth ernſt an und bemerkte:

»Ich glaube gar Er macht Späße! Dies laſſe Er ſich bei mir vergehen!

»Wer iſt der Koloß dort am Thore, der mich begrüßte?« fragte er.

»Der Schauſpieldirector Schikaneder,« antwortete der Wirth, »der Verfaſſer der »Zauberflöte« der berühmte Darſteller des Papageno.

»Wie?« verſetzte der Graf, »dieſer Mann iſt Schikaneder? Erſuche Er ihn, daß er mich beſuche. Es würde mich freuen, Schikaneder's Bekanntſchaft zu machen.«

Der Wirth führte den Fremden in ſeine Zimmer, mit welchen der Graf ziemlich zufrieden ſchien.

Des Grafen Diener ſchafften nun die Gepäcke dahin, und der Kammerdiener bemühte ſich dem Grafen die Reiſekleider auszuziehen, ihm einen Schlafſeſſel heranzurücken, und ihn in einen reichen türkiſchen Schlafrock zu hüllen.

Als dies geſchehen, ſagte der Graf:

»Ich wünſche ein äußerſt ſplendides Diner für drei Perſonen; ich wünſche, daß bei meinem Diner weder ein Kellner aus dem Hauſe, noch der Wirth und die Wirthin zugegen ſeien. Im erſten Stocke wohnt die Gräfin Lodoiska und ihre Kammerfrau; dieſe ſeien meine Gäſte. — Er, Hauswirth, wird ſich augenblicklich zu ihr verfügen und ihr dieſe Karte überbringen; daß ich angekommen bin, wird Er melden. Iſt Gräfin Lodoiska zu Hauſe, dann erſuche ich ſie, ſogleich zu mir zu kommen.«

»Ganz wohl,« verſetzte der Wirth in merklicher Verlegenheit, »augenblicklich, allein, aber — ich habe —«

»Was aber,« fuhr der Graf zornig auf. »Will Er gehen, oder will Er nicht? Will Er dieſe Karte der Gräfin Lodoiska überbringen und ſie zu mir beſcheiden, oder nicht? Daß ſie im Hauſe wohnt, ſchrieb ſie mir ſelbſt! Und nun mache Er, daß Er fortkommt, oder ich hebe Ihm die Füße!« Dabei ſchlug der Graf mit ſeinem ſpaniſchen Rohre ſo heftig auf einen, neben ihm ſtehenden Credenztiſch, daß die Gläſer klirrten.

Der Wirth eilte voll Beſtürzung zur Thür hinaus.

»Dieſem Jähzornigen das Unglück mitzutheilen, welches die Gräfin in meinem Hauſe betroffen, ihm zu ſagen, daß ſie ſich deshalb von Wien flüchten mußte, wage ich nicht! — Der Herr Graf will Schikaneder ſprechen, möge dieſer es ihm vorbringen.«

* * *

Im Extrazimmer »zum wilden Mann« konnte man den Wirth nicht ſchnell genug herbeiwünſchen.

Die Neugierde, was wohl der tyranniſche Onkel geſagt haben möge, als er die unglückliche Nichte nicht mehr vorfand, theilte ſich Allen mit.

Am meiſten zitterte der junge Fremde für die Gräfin, wenn es dem Alten einfallen ſollte, ihr nachzureiſen. Er zitterte aber auch für den Wirth und die Wirthin. In ihrem Hauſe geſchah das Attentat.

»Ach, Frau Wirthin,« bemerkte er, »ſtünde der »wilde Mann« in Warſchau, ſo würde der wilde Graf in ſeinem Grimme dies Haus demoliren laſſen.«

Endlich kam der Wirth.

Mit Angſt ging ihm ſeine Frau entgegen.

»Lebſt Du noch?« fragte ſie ihn. »Hat er Dich nicht bei der Nachricht, daß ſeine Nichte aus unſerem Hauſe, in ihrer Furcht hier ermordet zu werden, entfliehen mußte, in Stücke zerriſſen?«

»Ja, wenn ich ihm die traurigen Ereigniſſe hätte hinterbringen können; aber er ließ mich nicht ſprechen. — Herrn Schikaneder wolle er kennen lernen, ſagte er. Ich bitte deshalb Herrn Schikaneder zu dem Grafen hinaufzugehen. Er ſcheint ein großer Theaterfreund zu ſein, und wünſcht ſeine intereſſante Bekanntſchaft zu machen.«

»Meine Bekanntſchaft?« fragte Emanuel, »ich danke höflich! Hiezu fühle ich keinen Beruf. — Ich bemerkte, daß der Herr Graf ſehr hochmüthig und dabei ſehr brutal ſind; — nach der Freundſchaft ſolcher Leute ſehne ich mich nicht. — Ich bitte mich höflich zu entſchuldigen. Ueberdies habe ich heute Abend eine neue Rolle zu ſpielen, dazu brauche ich meine Laune und kann ſie mir nicht verderben laſſen. Ja, wenn ich des Grafen Nichte ſprechen, wenn ich dieſe wieder hieher zaubern könnte, da würde ich den groben Onkel gerne mit in den Kauf nehmen, aber ohne Nichte habe ich nichts bei ihm zu thun.«

Der Wirth war in Verzweiflung.

»So will ich denn den Polizeicommiſſär anſprechen,« ſagte der Wirth, »damit dieſer dem Grafen die Hiobspoſt beibringe. Eine Perſon von der Obrigkeit muß er anhören. Ich will den Commiſſär ſogleich bitten.«

Der Wirth wollte zu dem Commiſſär, doch der Commiſſär kam ſelbſt in die Wirthsſtube.

»Ich bin ganz conſternirt,« ſprach der Commiſſär den Wirth an. »Sie haben, Herr Wirth, ſo gut wie ich erfahren, daß die Gräfin nach Paris abgereiſt iſt; ein ehrwürdiger Prieſter, mit den Vollmachten der Dame verſehen, ein glaubwürdiger, ehrenwerther Mann, hinterbrachte dieſes, doch täuſchte er uns; ob mit oder ohne ſein Wiſſen iſt mir nicht bekannt, aber die Gräfin hat ſich nicht aus Wien entfernt; ſie hält ſich auch nicht verborgen; im Gegentheile, ſie zeigt ſich ſogar ungenirt. Bisher ſahen ſie zwar nur Frauen, die bei ihrem Anblick eben ſo ohnmächtig wurden, wie die Männer, die ſie früher geſehen. — Die Dame mit dem Todtenkopfe hat ſich nämlich in der Vorſtadt Wieden einquartirt. Sie wohnt im Freihauſe, im Hofe nächſt dem Obſtmarkt, im zweiten Stocke, vierte Stiege, Thür Nr. 27.«

»Da wohne ich ja auch!« verſetzte Schikaneder. »Ich wohne Nr. 25 im erſten Stock. — Das Quartier, das die Gräfin inne hat, iſt das meines Schauſpielers Helmböck.«

»Ganz recht!« erwiederte der Commiſſär. »Die Meldung, welche ich erhielt, ſagt ausdrücklich, daß der Schauſpieler Helmböck der Gräfin Lodoiska drei Zimmer ſeiner Wohnung abgetreten habe.«

»Da muß ich zu ihr! Helmböck muß mir bei ihr Zutritt verſchaffen.«

»Sie hören ja, daß ſie nur Damen vorläßt,« unterbrach der Commiſſär.

»Mag ſie das halten, wie ſie will, ich komme doch zu ihr! Neffe, begleite mich! — Wenn ſie mir auch nicht geſtattet, mit ihr zu ſprechen, ſo muß ſie doch der Sängerin Wipfel eine Audienz gewähren!«

Schikaneder ging eilig mit ſeinem Neffen nach dem Freihauſe.

»Ich kann Lodoiska nicht begreifen,« ſagte der junge Fremde. Es wird ihr nicht helfen, daß ſie nur Damen vorlaſſen will. Gauner dringen ja nicht öffentlich ein, ſie laſſen ſich auch nicht melden. — Herr Commiſſär, entziehen Sie der Gräfin Ihren Schutz nicht, ſonſt iſt ſie verloren.«

»Dieſes neue Ereigniß,« ſagte der Wirth, »will ich dem Grafen, ihrem Onkel, melden. Das wird er ohne

Groll gegen mich vernehmen. Er ſoll ſie dann in mein Haus zurückführen. In meinem Hauſe iſt ſie jetzt ſicher.«

Es kamen nun einige andere Gäſte in die Wirthsſtube.

»Haben Sie es ſchon gehört?« ſagte der Eine, ein Glashändler aus der Kärntnerſtraße. »Die Dame mit dem Todtenkopfe befindet ſich im Freihauſe auf der Wieden.«

»Soeben,« ergänzte der Apotheker zum »Salvator,« hat man eine Baronin ohnmächtig von der Schreckensgeſtalt weggetragen. Der Todtenkopf hatte durch Zauberkünſte den Geliebten der Baronin abwendig gemacht. Die Baronin ging zu der Entſetzlichen, um ihren Verehrer zu reclamiren. Der Todtenkopf entſchleierte ſich. Ein Peſtgeruch erfüllte das Zimmer; die Baronin fiel in Ohnmacht; ſie mußte zu dem Chirurgus im Freihauſe gebracht werden, wo ſie noch krank darniederliegt.«

»Kommen Sie mit mir, Herr Apotheker,« erſuchte der Wirth; »auch dies wollen wir dem Grafen mittheilen.«

»Es iſt entſetzlich!« rief die Wirthin. »Im Freihauſe wohnt ſie. Der Wirth daſelbſt macht nun die guten Geſchäfte, die uns gebühren! Ich will zu ihr; ich rutſche vor ihr auf den Knien, damit ſie wieder in unſer Haus zurückkehre.«

»Ich gehe mit Ihnen!« rief der junge Fremde. »Ein paar Schritte von hier finden wir einen Fiaker. Ich führe Sie hinaus zu Lodoiska. Eilen wir, noch ehe der Onkel zu der Unglücklichen gelangt.«

Ein Amtsdiener der Polizeibehörde trat herein. Er brachte dem Commiſſär ein verſiegeltes Schreiben.

Der Commiſſär erbrach es und las es mit großem Erſtaunen.

„Bleiben Sie,“ ſagte er zur Wirthin und dem jungen Manne.

„Niemand aus dieſem Hauſe darf „die Dame mit dem Todtenkopfe“ auf der Wieden beſuchen! Wer dagegen handelt, wird verhaftet!“

„Herr Wirth, ich mache Sie dafür verantwortlich. — Ich aber eile, Herrn Schikaneder und ſeinen Freund einzuholen. Auch dieſe beiden Herren dürfen ſich ihr nicht nähern. Schnell einen Fiaker herbei!“

Der Commiſſär und der Mann, der ihm das Schreiben überbrachte, verließen eilig den Gaſthof.

Zehntes Capitel.

Wer das Freihaus in der Vorſtadt Wieden kennt, wird wiſſen, daß es einer kleinen Stadt zweiten Ranges gleicht.

Wer in dieſem Rieſenhauſe mit ſeinen koloſſalen Höfen wohnt, hat nicht nothwendig, ſich aus ſeinem Bereiche zu entfernen, um Einkäufe jeder Art zu machen, er findet darin Alles, was ein Städter braucht; es gibt keinen Handwerker, keinen Gewerbsmann, keinen Kaufmann, keinen Krämer, keinen Künſtler, keinen Gelehrten, der in dieſem Hauſe nicht vertreten würde. In der Zeit, in welche unſere Mittheilungen gehören, hatte das Freihaus auch noch ein Theater, eine Leihbibliothek und einen Muſikſaal. Theater, Muſikſaal und Leihbibliothek beſitzt manche reſpectable Stadt mit dreißigtauſend Einwohnern nicht; das Freihaus hat zehntauſend Einwohner. Um einen Begriff zu geben, wie alle Geſchäfte darin betrieben ſind, ſo muß bemerkt werden, daß allein ſechzig Schneider und vierzig Schuhmacher darin wohnen.

In dieſer Stadt einer Vorſtadt befand ſich eine abenteuerliche, geheimnißvolle Perſon, eine Perſon, die mit Millionen herumwarf und, wie man wußte, ſtatt eines Geſichtes ein Todtenantlitz beſaß; die Bewohner des Freihauſes im Jahre 1798 hätten keine Krähwinkler ſchon ſein dürfen, ſie hätten ſie jetzt werden müſſen.

Schaarenweiſe rotteten ſie ſich zuſammen und dachten und ſprachen an nichts Anderes und von nichts Anderem, als an und von der gräßlichen Gräfin und theilten ſich Geſchichten mit, fabelhafter und unglaublicher, als die von Warſchau bis nach Wien circulirten.

Der Mann, der am meiſten zu erzählen wußte, war Monſieur Jean, der Friſeur. Damals waren noch die Friſeurs die lebendigen Zeitungsblätter Wiens; Wien ſelbſt hatte nur eine Zeitung, die „Wiener-Zeitung," und dieſe erſchien nur jeden Mittwoch und Samſtag; die Friſeure erſchienen aber täglich bei ihren Kunden, und Monſieur Jean, der „Moniteur des Freihauſes," erſchien ſogar als Morgen- und Abendblatt und manchmal auch als Extrablatt, wenn ſich beſonders wichtige Ereigniſſe einſtellten.

Monſieur Jean lief gerade zu dem berühmten „Geiſtbrenner" Marſano, der ebenfalls mit ſeiner chemiſchen Küche im Freihauſe wohnte und Herrn Jean ein beſonderes Douceur verſprochen hatte, wenn er wenigſtens Früh und Abends über die Dame Rapport erſtatte.

Monſieur Jean berichtete:

»Nach Allem dem, was ich von der verzauberten Perſon erfahren, ſo lange ſie noch in der Stadt im »wilden Mann« wohnte, hat ſie ſich jetzt ganz geändert. — In der Stadt zog ſie Männer an und es war von nichts Anderem die Rede, als daß ſie heiraten wolle; jetzt will ſie das Gegentheil. Ein Mann darf nicht in ihre Nähe. Die Dienerſchaft muß jeden Mann für immer abweiſen, dafür aber Mädchen und Frauen zu ihr kommen laſſen, und ihr einziges Geſchäft iſt, Ehen zu verhindern oder zu trennen. Die arme Baronin, welche vor ein paar Tagen auf den Tod erkrankt bei unſerem Chirurgen Weinauer in ſeiner Officin ärztliche Hilfe erhielt, hat ſchrecklich viel Geld entrichten müſſen, damit ihr der Geliebte erhalten bleibe; jetzt iſt eine Kaufmännin aus der rothen Thurmſtraße bei ihr, welche hinter dem Rücken ihres Mannes einen Geliebten beſitzt, dieſe Kaufmannsfrau muß dem »Todtenkopfe« beſonders viel bezahlen, ſonſt zerſtört der »Todtenkopf« das liebende Verhältniß.«

»Von wem wiſſen Sie dieſe Geſchichten?«

»Von dem Quartierherrn der Dame, dem Schauſpieler Helmböck.«

»Ich habe erfahren, daß dieſer kein Wort von der Dame erzählen dürfe; nicht nur ſein Director, Herr Schikaneder, ſondern auch die Polizei hat es ihm auf's Strengſte unterſagt . . .«

»Er erzählte auch mir nichts von der geſpenſtigen Dame, aber er vertraute es ſeiner Frau, dieſe vertraute es der meinigen, dieſe mir und ich vertraue es Ihnen.«

Herr Marſano ließ ſich von der Stadttrompete, dem Friſeur, verleiten, in den Hof des Hauſes zu kommen, und, gleich ſo vielen hundert Neugierigen, unter den Fenſtern der Räthſelhaften zu ſpähen und zu lauſchen.

Sie ſtanden kaum fünf Minuten, umringt von einem neugierigen Haufen, ſo kam ein Mann ohne Arme herbei und fragte nach der Wohnung der polniſchen Gräfin.

»Da droben im zweiten Stocke, an deſſen Fenſtern die herrlichen Blumen ſtehen, campirt ſie,« ſagte der Friſeur. »Will der Herr vielleicht zu ihr hinauf und ſie um eine milde Gabe anſprechen? — Dieſes Ungeheuer gibt keiner »ſchreienden Katze eine Maus preis,« der Herr würde höchſtens unartig abgewieſen werden, beſonders da er ein Mannsbild zu ſein ſcheint!«

»O, mich nimmt ſie mit offenen Armen auf,« verſetzte der Mann ohne Arme. »Sie iſt mir zu ſehr gewogen; ſie hat mir zu viele Wohlthaten erwieſen; mich läßt ſie vor, und wenn ſie verhindert ſein ſollte, ſo geſtattet ſie, daß ich mit ihrer Kammerfrau ſprechen dürfe.«

»So?« erwiederte der Friſeur, »die Kammerfrau! Dieſe ſoll erſt des Teufels ſein! Frau Helmböck ſchildert ſie als die boshafteſte Hexe, welche je gelebt hat.«

»Auch dieſe Kammerfrau iſt *mir* gegenüber ein Engel. — Ich gehe hinauf, ich werde vorgelaſſen!«

Er verfügte ſich zur Dame mit dem Todtenkopfe. Er wurde wirklich vorgelaſſen, aber er kam nicht mehr mit heiler Haut davon, wie wir gleich hören werden.

Vergebens erwarteten ihn die neugierigen Bewohner des Freihauſes an der Treppe, die zur polniſchen Gräfin führte, bis ſpät in die Nacht. Der Mann ohne Arme blieb unſichtbar. Um Mitternacht begehrte ein Fiaker, der einen verſchloſſenen Wagen mit ſich führte, Einlaß ins Freihaus. Der Hausmeiſter öffnete das Thor. Der Wagen fuhr zur rierten Stiege. Zwei Mohren kamen aus der Wohnung der Gräfin und führten einen Mann herab, von dem der Hausmeiſter gehört haben wollte, daß er in einem fort „Barmherzigkeit! Barmherzigkeit! Gnade!“ gerufen. Einer der Mohren habe hierauf dem Hilferufenden den Mund verſtopft und beide Mohren hätten den Mann ohne Arme in den Wagen gehoben, worauf der Wagen ſo ſchnell mit dieſen drei Menſchen davongefahren ſei, daß der Hausmeiſter kaum die Richtung wahrnehmen konnte, welche der Wagen einſchlug.

„Die Dame mit dem Todtenkopfe läßt die Männer ermorden!“ ſagte am andern Morgen der Friſeur im Laboratorium des Geiſtbrenners Marſano, als er dieſen friſirte.

„Der arme Invalide iſt gewiß ſchon todt! Wiſſen Sie, was dieſem geſchehen iſt? der Hausmeiſter hat mir heute Morgens um fünf Uhr ſchon erzählt, was das für ein Spectakel heute Nacht geweſen, als zwei Mohren das arme Schlachtopfer, trotz ſeines Hilferufs, entführten. Ich kann unſern Hofrichter nicht begreifen, der dieſes Todtenkopf-Volk ſo gewähren läßt! Heißt unſer Haus deshalb das Freihaus, daß hier Hexen, Zauberer und Mohren freie Hand haben dürfen, zu thun, was ihnen beliebt? Leider friſire ich den Herrn Hofrichter nicht, ſondern mein Collega, der Pierre, und dieſer Pierre hat keine Courage, mit dem Hofrichter offen zu ſprechen; aber ſollte mir einſt der Hofrichter in die Hände fallen, ſo ſoll er ſich wundern, wie ich ihm den Kopf zurechtſetzen werde!“

Doch nicht nur Monſieur Jean wußte des Unheimlichen viel von der Dame zu erzählen, auch der Theaterdiener Schikaneder's, Hurt hieß er, der, ſo oft er dem Schauſpieler Helmböck eine Rolle zuſtellen oder abfordern, eine

Probe an- oder abſagen mußte, des Abſonderlichen viel erſchnappte, und von einem der Mohren, deren die polniſche Dame ein halbes Dutzend im Solde hatte, einmal eine ſolche Ohrfeige bekam, daß ihm Hören und Sehen verging.

»Du Lump!« ſagte der Mohr in ganz gutem Deutſch zu dem Theaterdiener; »ich bemerkte Dich bereits ſchon zweimal an unſerer Thüre in horchender Stellung; laß Dir dies noch ein drittes Mal einfallen, ſo kitzle ich Dich mit dieſem Dolche, daß Du Dich todt lachen ſollſt.«

»Schuft!« erwiederte der Theaterdiener und packte den Mohren ſo kräftig am Halſe, daß dieſer aufſchrie, »wenn ich wiederkomme, bringe ich ein paar geladene Piſtolen mit und jage Dir dein ſchwarzes Gehirn aus dem Schädel, dann kannſt Du auch mit einem Todtenkopf herumgehen!«

Hierauf machte ſich der Theaterdiener aus dem Staube, weil die anderen Mohren herbeikamen. Als aber Hurt ſeine Hände betrachtete, ſo waren dieſe ganz ſchwarz, der Mohr hatte ſich abgefärbt; es war alſo klar, daß die Mohren der Dame ihre, dem Ebenholze ähnlichen Hälſe und Geſichter nur angeſtrichen, alſo nur ſchwarz gefärbt hatten.

* * *

Mittlerweile ſchrieb Schikaneder Tag und Nacht an ſeinem Stücke »die Dame mit dem Todtenkopfe« und ließ auch Süßmeyer zu ſich kommen, damit dieſer die Muſik hiezu liefere.

»Xaverl,« redete Schikaneder ſeinen Freund Franz Xaver Süßmeyer an, »Xaverl, ich habe Dich zum zweiten Mozart gemacht, deine Muſik zum »Spiegel von Arkadien« hat Dich mit dem Compoſiteur der »Zauberflöte« auf gleiche

Stufe geſtellt, deine Unſterblichkeit verdankſt Du alſo, wie einſt Mozart, nur mir; Xaverl, zeige Dich dankbar und ſchreibe nun zu meinem neueſten Werke eine ganz gleiche herrliche Muſik wie zum »Spiegel von Arkadien.« Hier haſt Du den erſten Act der »Dame mit dem Todtenkopfe,« lies ihn, mache Dich dann bald daran; in dem Augenblicke, in welchem die polniſche Gräfin in Wien ihren Gatten gefunden, reiſt ſie ab und wir kommen mit unſerer Dame mit dem Todtenkopfe auf dem Theater an. Die erſte Vorſtellung iſt zum Vortheile der Mamſell Wipfel, welche in der Hauptrolle Furore machen wird.«

»Ich höre,« erwiederte Süßmeyer, »daß die Dame mit dem Todtenkopfe nur polniſche Lieder ſinge.«

»Ganz recht,« verſetzte Schikaneder, »ich aber bin im Beſitze dieſer Lieder, Du richteſt ſie für die Stimme der Wipfel ein, inſtrumentirſt ſie brillant; den deutſchen Text hiezu habe ich bereits gemacht.«

»Man erzählt,« fuhr Süßmeyer fort, »daß Du »die Dame mit dem Todtenkopfe« als Zauberſpiel auf die Bühne bringen willſt.«

»Warum nicht gar! Es geht Alles natürlich zu. Nur laſſe ich ihre Hochzeit nicht in Wien, ſondern in Warſchau feiern. Das polniſche Coſtüme iſt mir unentbehrlich, die polniſchen Tänze ſind höchſt theatraliſch und die polniſchen Lieder ſo anmuthig, daß hierin ein Zauber liegt, der jeden andern Zauber, beſonders den, welchen ſonſt die Zauberſtücke bieten, ganz entbehrlich macht. Willſt Du alſo für mich dieſe Oper componiren, ſo mache Dich ans Werk.«

»Du weißt, daß ich ſeit drei Jahren Hoftheater-Capellmeiſter bin und die Verpflichtung eingehen mußte, für ein Vorſtadttheater nichts mehr zu ſchreiben.«

»Laſſe deinen Namen weg, zweiter Mozart! Deshalb wird man Dich doch aus jedem Tacte erkennen, den Du componirſt!«

»Ohne meinen Namen ſoll ich ſchreiben?«

»Für mich kannſt Du dies wohl thun. Ich habe Dir den Namen gemacht, auf den Du jetzt ſtolz biſt! Als ich auf dem Theater als Vipernhändler im »Spiegel von Arkadien« ausrief: »Großer Meiſter Mozart, freue Dich im Grabe über deinen Nachfolger Süßmeyer!« da applaudirte das ganze Haus, und in wenig Wochen darauf erhieltſt Du dein Decret als kaiſerlicher Capellmeiſter.«

»Ich weiß es — und werde es Dir nie vergeſſen.«

»Freilich,« äußerte ſich Schikaneder, »mußte ich in den elenden Broſchüren, die man gegen mich ſchrieb, viel erdulden. Man zerfleiſchte mich und Dich, aber, Xaverl, wir leben dennoch, »der Spiegel von Arkadien« macht noch immer Glück, und wenn meine und Deine Feinde Dich auch nicht als Mozart's ebenbürtigen Nachfolger gelten laſſen wollen, ſo ſage ich, Du biſt es doch, biſt doch der zweite Mozart, und was Emanuel ſagt, das gilt!«

»Mein Name wird vielleicht in dreißig Jahren vergeſſen ſein, indeß der Name Mozart ewig leben wird!«

»Sei nicht zu beſcheiden, Xaverl, die beſcheidenen Leute bringen es zu nichts!«

»Und nun noch Eins,« ſagte Süßmeyer, »haſt Du die Dame mit dem Todtenkopfe wirklich ſingen gehört?«

»Auf Ehre! ich habe ſie gehört.«

»Wo?«

»Das iſt noch ein Geheimniß! Du weißt ja, daß die Polizei in dieſem Augenblicke es nicht gerne ſieht, daß man ſich mit ihr beſchäftigt.«

»Und bei ſolchen Anzeichen glaubſt Du, daß dein Stück wird aufgeführt werden dürfen? Der Regierungsrath Hägelein wird es verbieten.«

»Er wird es nicht verbieten. Ich wette Hundert gegen Eins, daß es paſſirt wird!«

Dieſes Geſpräch wurde unterbrochen.

Schikaneder's Bedienter meldete: »Der polniſche Graf Stowinſki, den Herr Director zu Tiſche eingeladen haben, ſteigt ſoeben ab.«

»Willkommen!« ſagte Schikaneder und ging dem Grafen bis ins Vorzimmer entgegen.

»Xaverl!« rief Schikaneder, »dieſer Graf iſt eine Hauptperſon in meinem Stücke! Sein Part iſt der des Baſſiſten! Er iſt der »blaſſe Unbekannte,« der von der grauſamen Polin als der Räuber ihrer Chatouille bezeichnet und hierauf verhaftet wurde; der aber auf glorreiche Weiſe ſeine Unſchuld bewieſen hat, und ſeine Freiheit wieder erhielt. Sebaſtian Meyer wird ſeine Rolle ſpielen. Bei Tiſche mehr hiervon. Xaverl, Du biſt ja ebenfalls mein Gaſt!«

»Wen haſt Du noch eingeladen, Emanuel; doch nicht meinen Feind, den Abbé Stadler?«

»Tapperl! noch drei Damen: die Wipfel, dann mein jetziges »Herzbünkerl« die Sommer, endlich die erſte Pamina in der »Zauberflöte,« die Gottlieb! Xaverl, gib Acht, wie dieſe drei Weiber Champagner ſaufen werden; jede von ihnen vernichtet drei Bouteillen!«

Der blaſſe Graf trat ein.

Eilftes Capitel.

Eine Tafel bei Emanuel Schikaneder bot nicht nur eine Auswahl des Vorzüglichſten, das die Saiſon brachte, ſie bot auch ungemein viel Erheiterndes durch den unverſiegbaren Humor des trefflichen Gaſtfreundes.

Schikaneder war der amüſanteſte Geſellſchafter, beſonders wenn er ſeine Erlebniſſe als Schauſpieler und Director erzählte, oder gar ſeine Liebesabenteuer ſchilderte, die größtentheils wahrhaft komiſch waren.

Außer Theater- und Liebesgeſchichten wußte Schikaneder durchaus nichts zu erzählen; ihn kümmerten überhaupt die Vorgänge in der Welt nur dann, wenn er ſie als Stoff für die Bühne benützen konnte. Von den Ereigniſſen auf dem Welttheater wußte er nicht mehr als ein Schulknabe. Napoleon Bonaparte, der damals ſchon eine höchſt bedeutende Rolle ſpielte, kannte er kaum dem Namen nach. Er nannte jeden Franzoſen einen Jacobiner, und hätte er im Jahre 1798, als Bernadotte, damals franzöſiſcher Geſandter in Wien, in ſeinem Geſandtſchaftshôtel in der Wallnerſtraße durch Aufſtellung dreifarbiger Fahnen einen ärgerlichen Exceß verurſachte, hätte Schikaneder damals ein entſcheidendes Wort zu ſprechen gehabt, ſo hätte Bernadotte hingerichtet werden müſſen.

»Ich wollte es ihnen ſchon abgewöhnen das »Kriegmachen« und »Revolutionanzetteln,« ſagte er; »nur auf hängen dieſe Jacobinerbrut, dann wird gleich Ruhe werden in der Welt!«

Erzherzog Carl war für ihn der größte Mann des Jahrhunderts. »Erzherzog Carl,« ſagte Schikaneder, »vermöchte mit zehntauſend Mann ganz Frankreich zu erobern. — Mit dieſen Worten waren ſeine politiſchen Anſichten erſchöpft. Wenn Jemand nicht hierauf einging, ſagte er: »Laſſen Sie mich aus, Sie »Tapperl,« mit Ihrer Meinung! So iſt es, wie ich Ihnen ſage; Sie werden es ſchon ſehen, daß es nicht anders iſt!«

Den »ſchönſten Moment ſeines Lebens« nannte Schikaneder den, als Erzherzog Carl den großen Sieg im Auguſt 1796 über Jourdan erfocht und dieſen zwang, in wilder Flucht über den Rhein zu gehen.

In Wien erſchien ein Extrablatt um halb acht Uhr Abends, das dieſen Sieg verkündete. Im Theater im Freihauſe wurden an dieſem Abende: »Die Oſtindier vom Spittelberge,« Poſſe von Schikaneder, gegeben, in welcher der Verfaſſer einen patriotiſchen Rauchfangkehrermeiſter ſpielte, der in einem Wiener Kaffehhauſe erſcheint.

Schikaneder ließ ſich das ausgegebene »Extrablatt« aufs Theater bringen, und las dieſes dem Publicum vor.

Im Extrablatte hieß es, daß ſechshundert Franzoſen in den Rhein geſprengt worden und dort ertrunken wären. Dem Patrioten Schikaneder war dies eine viel zu geringe Zahl; er las, 6000 Franzoſen wären ertrunken, und als das von Vaterlandsliebe begeiſterte Parterre rief:

»Schikaneder! Die Siegesnachricht noch einmal vortragen!«
las ſie Schikaneder noch einmal, nannte aber 60,000

Franzoſen, die in den Rhein geſprengt worden und ertrunken ſeien! — Er ſetzte bei: »Was nicht ertrank, wurde gefangen genommen! — Ein Lebehoch unſerm Kaiſer und dem tapfern Erzherzog Carl!«

Daß das Publicum in ſeinem Entzücken über einen ſolchen Sieg jauchzte und Schikaneder nach dieſer Scene hervorgerufen wurde, läßt ſich denken.

»Ich feiere heute den ſchönſten Tag meines Lebens,« ſagte Schikaneder, als er wieder vor dem Publicum erſchien. »Sollte ich jedoch in meiner Freude um ein paar Nullen zu viel geleſen haben, ſo verzeihen Sie mir's! Ich habe mir gedacht, es können nie genug Feinde Oeſterreichs zu Grunde gehen, und Sie ſind gewiß derſelben Meinung!«

Nun war der Jubel noch größer. Schikaneder wurde abermals gerufen.

»Mein Caſſier meldet mir ſoeben,« ſprach Schikaneder das Publicum an, »daß die heutige Einnahme 756 fl. betrage, ich widme ſie den verwundeten kaiſerlichen Soldaten und rufe noch einmal: Hoch lebe der Kaiſer und Erzherzog Carl!«

Nach dem Theater brachte das Orcheſter ſeinem Director eine Nachtmuſik, an welcher ſich das Publicum betheiligte, und ihn dreimal an das Fenſter ſeiner Wohnung rief, um ihm ſeine Anerkennung für ſeinen Patriotismus zu bezeigen.

»Ich bleibe dabei,« rief Schikaneder vom Fenſter herab: »der heutige Tag bleibt der ſchönſte meines Lebens!«

So war Schikaneder; ein Menſch voll Herz und Gemüth; als ſolcher erwarb er ſich auch viele Freunde. Seine Gaſtfreundlichkeit war außerordentlich, und wie bemerkt, waren ſeine Tafeln ſplendid; aber Frauenzimmer mußte er um ſich haben, je mehr, deſto beſſer. Bei dieſem Gaſtmahle waren nur drei, aber gerade diejenigen, welche er am meiſten favoriſirte.

Er ſprach natürlich viel von ſeinem neuen Stücke, theilte den Plan desſelben mit und beſprach den Schluß, den er ſich nicht anders denken konnte, als daß der »blaſſe Graf« die dunkle Gräfin als Gemalin heimführen werde.

Stowinski widerſprach dieſer Meinung.

»Sie haßt mich,« ſagte er; »ſie würde eher ſterben, als mich wählen. Erſparen Sie ſich dieſen Schluß, Herr Schikaneder, der Schluß dieſer tragiſchen Geſchichte wird ein ganz anderer ſein, als Sie ſich ihn und ich zu denken vermögen!«

Nun erzählte Schikaneder, auf welche Weiſe er die Bekanntſchaft des Onkels der Gräfin gemacht, wie dieſer ſeine Nichte vermocht, daß ſie vor ihm geſungen; wie Schikaneder, hingeriſſen von der reizenden Stimme, ſie gebeten habe, ihr die Hand küſſen zu dürfen; daß ſie dies geſtattet, und Schikaneder, hingeriſſen von der wunderſchönen Hand, ihren Arm ergriffen und auch dieſen geküßt habe, worauf die Gräfin gelacht und ſich geäußert habe, ſie hätte ihren Arm zu küſſen noch keinem Manne geſtattet, doch verzeihe ſie es, ihrem Onkel zu liebe, damit dieſer ſich überzeuge, daß ſie auch freundlich gegen Männer ſein könne, darunter vorzüglich gegen Einen, der ſie durch ſeine Dichtkunſt unſterblich machen wolle.

»Aber wann und wo iſt denn dies geſchehen?« fragte die Schauſpielerin Sommer. »Hier im Freihauſe ſind Sie nicht zu der räthſelhaften Fremden gelangt, dies weiß ich gewiß; ſie ſelbſt hat, ſo lange ſie in dieſem Hauſe wohnt, ihr Quartier nicht verlaſſen, wo könnten Sie ſie alſo geſehen haben?«

»Hierauf muß ich antworten,« ſagte Emanuel, »was ich Freund Süßmeyer bereits mittheilte, daß dies ein Geheimniß iſt; ich habe mein Ehrenwort dem alten Grafen-Onkel und der Polizei verpfändet, kein Wort davon zu ſprechen.«

»Ein Ehrenwort,« bemerkte der Graf Stowinſki, »muß man beachten!«

Der Bediente trat ein und meldete:

»Ein Mohr iſt im Vorzimmer. Die Gräfin Lodoiſka, unſere Nachbarin aus dem zweiten Stockwerke, empfiehlt ſich dem Herrn Director. Sie läßt anfragen, ob ſie nicht die Ehre haben könne, mit dem Herrn Director zu ſprechen. Könnte dies geſchehen, ſo würde ſie Herrn Schikaneder morgen um eilf Uhr Vormittags in ihrer Wohnung erwarten. Sie möchte gar ſo gerne der Ehre theilhaftig werden, den Mann perſönlich kennen zu lernen, der ſie, wie ſie mit Beſtimmtheit erfahren, nächſtens zur Heldin eines Theaterſtückes machen wolle.«

Schikaneder gerieth in auffallende Verlegenheit.

»Emanuel,« ſagte Süßmeyer, »ich glaube, Du haſt uns ſoeben einen Bären angebunden —«

»Wo iſt der Mohr?« fragte Schikaneder.

»Im Vorzimmer.«

»Ich will doch ſogleich ſelbſt mit ihm ſprechen —«

Schikaneder begab ſich in das Vorzimmer.

Süßmeyer lachte laut auf.

»Freund Emanuel iſt jetzt in eine hübſche Verlegenheit gerathen!« ſagte er. »So geht es, wenn man Märchen erzählt und ſich dann ertappen läßt, daß man gelogen —«

»Daß er ſie ſingen gehört, habe ich ihm unbedingt geglaubt,« bemerkte der Graf; »daß er ihr die Hand geküßt, iſt mir unwahrſcheinlich vorgekommen; daß er ihr aber den Arm geküßt, iſt nicht denkbar, den Arm hat er ihr gewiß nicht geküßt, dafür verpfände ich mich mit meinem Leben!«

»Ich habe nie gehört, daß Schikaneder zu lügen im Stande ſei,« verſetzte Mamſelle Sommer, »oder auch nur im Scherze Lügen vorbringe, zu welchen kein Grund vorhanden. Ob er die verſchleierte Dame ſingen gehört oder nicht, ihr die Hand geküßt oder nicht, iſt höchſt gleichgiltig. Es hat ihn von uns Niemand veranlaßt, derlei Dinge zu extemporiren.«

»Dies geſchah meinethalben!« verſetzte Süßmeyer. »Er will, daß ich die Muſik zu ſeinem Stücke ſchreibe; um mich nun zu beſtimmen, dies zu thun, brüſtete er ſich mit der Vertrautheit der Dame, die er zum Vorwurf ſeiner Oper macht! Wie kindiſch!«

»Ich kenne Schikadener viele Jahre,« bemerkte die Wipfel; »ich habe ihn aber nie auf einer Unwahrheit ertappt, im Gegentheile hat er ſich ſtets als Feind jeder Unwahrheit gezeigt, und haßt den Schauſpieler Winter nur deshalb, weil er ſo gerne lügt. Er nennt ihn auch nie anders als den »neuen Münchhauſen.«

Schikaneder trat wieder in den Speiſeſaal.

Er war leichenblaß.

Er ſah ſo verſtört aus, daß die Geſellſchaft über ihn erſchrack.

»Was iſt Ihnen?« fragten die Damen.

Die beiden Schauſpielerinnen Wipfel und Sommer ſprangen von ihren Sitzen auf und eilten auf ihn zu.

»Iſt Ihnen ein Unfall begegnet?«

»Hat Ihnen der Mohr etwas Unangenehmes geſagt? Sie ſind bleich wie das Tiſchtuch!«

»Nichts! nichts!« antwortete Schikaneder. »Wenn ich bleich ausſehe, ſo liegt dies vielleicht darin, daß ich dem Champagner zu viel zuſetzte —«

»Du haſt nicht zwei Gläſer zu Dir genommen,« warf Süßmeyer ein, »und trinkſt Du manchmal mehr als gewöhnlich, ſo wirſt Du eher roth als blaß!«

»Sagen Sie uns,« bat der Graf, »was iſt Ihnen begegnet?«

»Mir iſt begegnet,« verſetzte Schikaneder und bemühte ſich ſeine vorige Heiterkeit wieder zu gewinnen, »daß ich zu wenig Champagner getrunken habe. Ich will daher recht viel Champagner trinken; Freund Xaverl ſoll nicht behaupten können, daß ich nur zwei Gläſer zu mir genommen!«

»Heda! Balthaſar!« rief Schikaneder ſeinem Bedienten, »ſchenk' ein und ſorge dafür, Balthaſar, daß immer friſche Flaſchen im Eiſe ſtehen!«

»Herr Director,« verſetzte Balthaſar, »der Mohr iſt von Ihnen geradezu zur Frau Gemalin hinübergegangen. Er wird doch die gnädige Frau nicht auch erſchrecken?«

»Zu meiner Frau?« verſetzte Schikaneder. »Da ſoll dem Schurken doch ſogleich der Teufel das Licht halten!«

»Haben Sie eine Frau?« fragte der blaſſe Graf. »Iſt ſie krank? Warum erſchien ſie nicht bei Tiſche?«

»Sie iſt kerngeſund!« erwiederte Schikaneder, »allein ſie genirt mich nicht, und ich genire ſie nicht! Ich habe meine Gäſte, ſie hat die ihrigen; ſie wohnt rechts, ich links — im Uebrigen leben wir in größter Eintracht.«

Die Thür flog auf und Frau Schikaneder watſchelte herein.

Bekanntlich war die Frau Schikaneder noch wohlbeleibter als ihr Gatte.

Ihr ungeheurer Buſen wogte wie Meereswellen.

Sie grüßte die Geſellſchaft nicht.

Sie ſah nur ihren Gatten.

»Emanuel,« redete ſie ihn in ihrem Dialekte an, »trachte, daß wir das »Mohrenweibl« aus dem Hauſe kriegen, oder ich mache Dir zum erſten Male in meinem Leben einen Mordſpectakel! — Du weißt, ich ſage das ganze Jahr kein Wort zu deinen tollen Geſchichten; ich ſchweige, daß Du täglich mit einer Anzahl Damen tafelſt; ich lächle, zu deinen Liebesabenteuern und ärgere mich nicht, daß Du, nun bald fünfzig Jahre alt, noch immer den girrenden Seladon, einem jeden glatten Geſichte gegenüber, ſpielſt; aber wage dein Leben deiner lächerlichen Abenteuer wegen nicht; — Du Don Juan der Wiedner Vorſtadt, begnüge Dich mit Frauenzimmern, die lebendigen Menſchen gleichen, und laſſe die Todten in Ruhe, ſonſt ergeht es Dir wie dem wirklichen »Don Juan,« ein Knochengeripp wird Dir nächſtens inmitten deiner Bacchanalien das Genick brechen! — Da, lies dieſen Brief und frevle noch ferner!«

Frau Schikaneder warf ihrem Gatten ein Schreiben vor die Füße, und verließ in höchſter Aufregnng ihren Gatten und die Geſellſchaft.

Süßmeyer hob den Brief auf und überreichte denſelben Schikaneder.

Dieſer las ihn und erblaßte wo möglich noch mehr.

»Die Geſellſchaft möge ſich nicht ſtören laſſen,« entſchuldigte ſich Schikaneder; »ich entferne mich nur für einige Augenblicke!«

»Balthaſar!« rief er ſeinem Bedienten, »eile zu dem Regiſſeur Winter, ſage ihm: heute wird »Lumpen und Fetzen« nicht gegeben, ich fühle mich unwohl; ich kann nicht Komödie ſpielen; Winter möge ſchnell ein anderes Stück zur Aufführung bringen!«

Schikaneder entfernte ſich.

Die Geſellſchaft ſtand von der Tafel auf und verließ das Speiſezimmer in Beſtürzung.

Zwölftes Capitel.

Den Leſer in die Wohnung der »Dame mit dem Todtenkopfe« zu führen, gebietet der Verlauf unſerer Geſchichte.

Wir finden ſie von ihren Mohren umgeben, und die Art, wie ſie hier agirt, iſt eine ganz andere.

Sie iſt das Entſetzen aller Frauen, welche im unerlaubten Umgange mit anderen Männern als den ihrigen leben; welche ihre Liebhaber förmlich unterhalten und nicht nur ihre Pflichten und Gelöbniſſe gröblich verletzen, ſondern auch noch an dem Vermögen ihrer Gatten zu Verbrecherinnen werden.

Die Dame mit dem Todtenkopfe wußte die Geliebten ſolcher ehrvergeſſenen Weiber auszuforſchen, dieſe Soutenirten durch Verſprechungen von Geld und Schätzen an ſich zu ziehen, und entweder dieſe Männer oder die Frauen durch Liſt und Verſpiegelungen in ein Netz zu führen, aus welchem ſie ſich nur durch große Opfer zu befreien vermochten.

Zu allen Zeiten hat es nicht nur in Wien, ſondern in allen größeren und kleineren Städten Taugenichtſe gegeben, die ſich unmoraliſchen Weibern verdingten, die ſich ihnen verkauften, und gegen die Zuſicherung, bei ſtetem Müßiggange flott leben zu können, förmlich verſchrieben. Wien beſitzt ſolcher ſchamloſen Burſche noch eine Unzahl, und Frauen gibt es vielleicht noch mehr, welche, jeder Moral und guten Sitte Hohn ſprechend, dergleichen Patrone füttern. — Was mancher brave Hausvater für ſeine Familie erſtrebt, erringt, erwirbt, wandert durch ein ſchlechtes Weib in den Schlund eines Auswürflings, und häufig verſinkt ein ehrenwerther Ehemann in Armuth, weil die Frau ſein Vermögen mit einem Galan vergeudet, oder weil er für das treuloſe Weib Schulden bezahlen muß, die ſie blos eines Nichtswürdigen wegen contrahirte.

Alſo auf derlei gewiſſenloſe Weiber ſah es die „Dame mit dem Todtenkopfe“ im Freihauſe auf der Wieden ab, und ſie calculirte ganz richtig.

Die geldſüchtigen Männer wurden zu ihr gelockt.

Sie eröffnete ihnen Ausſichten auf ihre Hand.

Der Ruf von ihrem außerordentlichen Reichthume kam ihr hiebei trefflich zu Statten.

Sie gelobte den männlichen Maitreſſen das Zehnfache, was Sie jetzt von ihren Dulcinäen bezogen, wenn ſie ihre Hand annehmen würden. — Die Herren dieſes Gelichters ſagten ohne Anſtand zu. Dann aber zeigte die Dame ihr fürchterliches Todtenantlitz, und die Herren bebten entſetzt vor dem Scheuſale zurück.

Die Dame, den Abſcheu, den ſie einflößte, wohl kennend, bot nun den Freiern Bedenkzeit, nie aber ohne die Drohung auszuſprechen, daß, wenn ſie ihr Wort zurücknehmen würden, oder die Bewerbung blos unternommen hätten, ihr Einkommen bei den bisher unterhaltenen Liaiſons zu verbeſſern, daß ſich die Dame ſchrecklich rächen würde.

Entſetzt über den ſchauderhaften Anblick wankten die Bethörten, nicht ſelten halbohnmächtig, aus dem mit einem abſcheulichen Modergeruche verpeſteten Boudoir der Dame und ſuchten ſo ſchnell als möglich aus ihrer Nähe zu kommen.

Dann näherte ſich ihnen die Kammerfrau.

Mit anſcheinender Theilnahme trat ſie ihnen entgegen.

»Was iſt Ihnen?« wurde ein ſolches Opfer gefragt.

Wenn das Opfer dann dahingebracht wurde, unverhohlen ſeinen Abſcheu und Ekel vor dem Todtenſchädel auszuſprechen, dann rückte die Kammerfrau mit ihrem guten Rathe hervor.

Wir ſetzen eine ſolche Scene hieher, wie ſie durch die Ausſagen eines, auf dieſe Weiſe bethörten Menſchen und ſeiner noch weit mehr betrogenen Geliebten bekannt geworden.

Die Gattin eines Magnaten liebte den Jäger ihres Gemals.

Der junge Mann war auffallend ſchön, ſtark, groß und voll ſtrotzender Jugendkraft.

Sein Name war Sorovits.

Die Gemalin des Magnaten liebte dieſen anziehenden Mann mit heißer Zuneigung.

Die Dame mit dem Todtenkopfe erfuhr das Liebesverhältniß von ihren Spähern ganz genau.

Sorovits ward zu ihr beſchieden.

Sie erklärte ihm, daß ſie ihn oft geſehen habe und ſich glücklich fühle, wenn er ſie zur Gattin wählen würde. Sie eröffnete ihm, wie glänzend ſein Los ſich geſtalten und welche Zukunft ſich ihm öffnen müßte.

Die Dame beſtrickte ihn ſo ſehr, daß er Alles, was er von der Scheußlichen erfahren, vergaß und ihr zu Füßen ſiel, gelobend, ſie zum Altare zu führen.

»Keine Uebereilung!« bat die Dame, »nehmen Sie noch Ihr Wort zurück; habe ich mich Ihnen einmal gezeigt, dann würde ich die Schmach, mich verſchmäht zu ſehen, nie vergeſſen. Mit einem Kuſſe müſſen Sie unſer Bündniß beſiegeln; vermögen Sie dies nicht, dann ſchwöre ich, daß Sie meiner ewigen Rache verfallen; nur mit Ihrem Leben werden die Qualen enden, die ich Ihnen bereite!«

Sorovits beſtand auf ſeiner Zuſage.

Die Dame ſchlug den Schleier zurück.

»Nein!« rief er mit ſchauderhafem Entſetzen, »auf dieſen Anblick war ich nicht gefaßt! — eher den Tod —«

Die Dame ließ ihn nicht zu Ende ſprechen.

»Den ſollſt Du erleiden,« ſprach ſie mit fürchterlichem Grimme und eilte aus dem Gemache.

Sorovits ſtürzte außer ſich in das Vorzimmer, in welchem ihn die Kammerfrau bereits erwartete.

»Alſo auch Sie verſchmähen meine Gebieterin? —« redete ſie ihn an, »dachte ich's doch! Meine arme Gräfin wird nie einen Gatten finden! Sie wird unverheirathet bleiben bis zu ihrem nahen Geburtstage, dann wird ſie arm, ſehr arm, und die Vorausſicht auf ihre Armuth wird Sie zur heftigſten Rache gegen Sie treiben.«

»Wie kann ich ihrem Zorne entgehen?«

»Tragen Sie bei, daß — wenn meine Gräfin dem Fluche ihres Onkels verfällt, der ſie, ſollte ſie keinen Gatten finden, verſtößt und enterbt, — ſie nicht in Dürftigkeit gerathe. — Nur namhafte Geſchenke vermögen meine Herrin von der Ihnen angedrohten Strafe für Ihren Rücktritt abzulaſſen. Bringen Sie ihr eine anſehnliche Summe, oder beſtimmen Sie die Baronin, welcher Sie bisher Ihre Huldigung darbrachten meiner Gräfin ein bedeutendes Aequivalent zu überreichen und die Sache iſt abgethan. Geſchieht dies nicht, ſo können Sie bis übers Meer flüchten: der Ausführung ihrer Drohung iſt noch Keiner entgangen. Von einem Kaufmanne in Wien, der ſie ebenfalls ehelichen wollte, werden Sie wohl gehört haben. Der Unglückliche wurde, als er ſich nach Peſth begeben wollte, zwei Meilen von Wien, auf der Straße nach Ungarn, in ſeinem Wagen durch eine Kugel getödtet.«

Der arme geängſtigte Herrſchaftsjäger, wohl wiſſend, daß ſeine Baronin eher ihr Leben als ihn verlieren würde, fragte die Kammerfrau, welche Summe der Dame genügen könnte, ihn vor ihrer Verfolgung zu ſchützen.

Die Kammerfrau antwortete:

»Weniger als eintauſend Stück Ducaten ſind nicht anzubieten!«

»Eintauſend Stück Ducaten!« meinte Sorovits; »ich werde ſie ſchaffen!«

Sorovits eilte zu ſeiner Geliebten.

Voll Zerknirſchung beichtete er ihr, was er in ſeiner

Verblendung begangen. Tief ergriffen flehte er ihre Verzeihung und Hilfe an, mit heiligen Schwüren gelobend, ſich von ſeiner Theueren nie mehr abzuwenden, ihr treu zu bleiben bis zum Tode.

Die Frau Baronin ging hierauf nicht ein.

»Tauſend Ducaten!« entgegnete ſie, — »wenn ſie noch Dir zufielen — mit Freuden würde ich ſie darbringen, — aber dieſem Ungeheuer — — nimmermehr! — Ich will ſelbſt zu der polniſchen Gräfin; — mich gelüſtet's, ein Wörtchen mit ihr zu ſprechen! — Ich fürchte ſie nicht. — Ich will Ihr Dinge ſagen, daß ſie Dich loslaſſen muß; hörſt Du, ſie muß Dir entſagen!«

Vergebens ſtellte Sorovits die Gefahren im Hauſe des Scheuſals vor.

»Ich kenne nur Eine Gefahr,« erwiederte die Baronin, »und dieſe beſteht darin, Dich zu verlieren! — Ich fliege zu der Verworfenen. — Wir wollen ſehen, ob ich reuſſire oder ſie. Und wenn ſie von einem ganzen Kirchhofe von Todtengerippen umlagert iſt, wenn dieſe Gerippe alle ihre dürren Arme nach mir ausſtrecken, und tauſend Todtenſchädel mich angrinſen, — mich ſchreckt nichts! — Die tauſend Ducaten ſollſt aber Du erhalten!«

Die beherzte Frau ging zu dem Todtenkopfe.

Zuerſt ſprach ſie mit der Kammerfrau.

Dieſe konnte ein mitleidiges Lächeln nicht unterdrücken.

»Wenn Sie den Muth haben, dies der Gräfin ſelbſt zu ſagen,« erwiederte die Kammerfrau, »ſo treten Sie bei ihr ein.«

Die Kammerfrau öffnete die Thür und ließ die Baronin eintreten.

Die Dame mit dem Todtenkopfe ſaß mit einem dichten ſchwarzen Schleier verhüllt auf einem Sopha.

Sie erhob ſich und ſchritt auf die Eintretende zu.

»Was wünſchen Sie?« fragte ſie.

»Was ich wünſche, wird Ihnen mein Name ſagen,« antwortete dieſe. »Mein Name iſt Albertine Baronin Holovary.«

»Die Gattin des Magnaten?«

»Die Gattin des Magnaten.«

»Den Sie betrügen?«

»Madame —« entgegnete Albertine ganz entrüſtet.

»Den Sie betrügen, wiederhole ich, aber ich mache dem Scandal, den Sie ſich geſtatten, ein Ende. Den Mann, mit welchem Sie ein grauſames Spiel treiben, entreiße ich Ihnen. Er hat um meine Hand geworben; ich heirate ihn. Dem ſchmählichen Leben, das Sie führen, ſetze ich ein Ziel.«

»Uebernehmen Sie ſich nicht, Madame,« verſetzte die Baronin, — »Sorovits heiratet Sie nicht. Er wird ſeine Exiſtenz nicht an ein Weſen ketten, von dem man nicht weiß, ob es ein Menſch, ein Geſpenſt oder ein Teufel iſt.«

»Dies ſoll er mir ſelbſt ſagen, wenn er die Stirne dazu hat.«

»Es handelt ſich hier um eine Art Reugeld, Madame,« fuhr die Baronin fort; »Sie wollen ihn ſeiner Bewerbung entlaſſen, wenn er bare tauſend Ducaten erlegt, oder wenn ich dieſe für ihn erlege; — nicht einen Heller, Madame; — nicht einen Heller erhalten Sie! — Eine Perſon, welche ein ſo elendes Gewerbe betreibt wie Sie, eine Perſon, welche mittelſt ihrer Reichthümer unerfahrene Männer beſtrickt und dann namhafte Summen verlangt, wenn dieſe Männer dem Netze entkommen wollen, das Sie gewoben, erhält nichts, nicht einen Heller, nicht ein gutes Wort, und ob Sie nun Gräfin oder eine gemeine Perſon ſind, ſo ſollen Sie erröthen — — doch, was muthe ich Ihnen zu, in Ihr Antlitz kann kein Blut, alſo auch keine Schamröthe bringen.«

»Frau Baronin,« erwiederte die Dame, »Sie befinden ſich in einem großen Irrthum. Nicht tauſend Ducaten, ſondern dreitauſend Ducaten hat Ihr Galan zu entrichten, wenn ich ihn ſeiner Zuſage entbinde, und Sie bezahlen dieſe dreitauſend Ducaten, bezahlen ſie in vierundzwanzig Stunden, ſonſt vernichte ich Sie und den Elenden, in deſſen Namen Sie hier ſind.«

Die Frau Baronin lachte laut auf.

»Sie ſetzen ſich dort an meinen Schreibtiſch und unterzeichnen einen Schuldſchein, laut welchem Sie dreitauſend Ducaten in vierundzwanzig Stunden bezahlen, ſonſt kommen Sie nicht lebendig von hier fort.«

»Das möchte ich ſehen!«

»Dies werden Sie ſehen, und noch mehr!«

Sie zog an einer Glocke.

»Mein Secretär ſoll kommen!«

Ein Mohr beeilte ſich den Secretär herbeizurufen.

»Ich laſſe augenblicklich einen Brief an Ihren Gemal ſchreiben,« fuhr die Dame fort, »entdecke ihm Ihr Verſtändniß mit einem Lakei, mit einem Burſchen, der die Livrée trägt und nun der Nebenbuhler eines Mannes iſt, den Rang und Orden zieren; ich entdecke Ihrem Gemal die Schlupfwinkel, in welchen Sie mit dem erwählten Herrſchaftsjäger zuſammenkommen, die elende Gelegenheitsmacherin nenne ich Ihrem Gemal, welche Ihnen Zuſammenkünfte verſtattet — — wir wollen dann ſehen, Frau Baronin, welche von uns beiden zu erſchrecken hat, Sie oder ich.«

Die Baronin ſtand ſprachlos da.

Endlich ſagte ſie:

»Wir wollen uns vergleichen, Frau Gräfin. Ich erlege die tauſend Ducaten.«

»Nein,« fuhr der Todtenkopf auf, »Sie erlegen nicht tauſend, nicht zweitauſend, Sie erlegen bis morgen um dieſe Stunde dreitauſend Ducaten. — Daß Sie mir dieſe Summe gewiß überbringen werden, weiß ich. Wenn Sie jedoch zögern, wenn Sie nicht pünktlich Folge leiſten, dann werden Sie am längſten die Gattin eines Magnaten geweſen ſeyn.«

Der Secretär trat ein.

»Führen Sie dieſe Dame in Ihr Cabinet. Sie hat eine Urkunde zu unterzeichnen, daß ſie morgen bis vier Uhr Nachmittags dreitauſend Stück Ducaten erlegen wird. — Eilen Sie mit dieſer Dame; es iſt keine Zeit zu verlieren; ſie hat binnen vierundzwanzig Stunden eine große Aufgabe zu löſen. — Adieu, Madame.«

Die Dame mit dem Todtenkopfe verließ ihr Gemach.

Die Baronin unterzeichnete wie Eine, welche auf dem Punkte ſteht, ihren Verſtand zu verlieren, die Urkunde.

Am andern Tage um vier Uhr erlegte ſie die dreitauſend Ducaten.

Ein Factum.

Es dauerte nicht lange, ſo hatte die verſchleierte Dame eine höchſt bedeutende Summe zuſammengebracht. Der Leſer mag dies nicht unwahrſcheinlich finden, denn ähnliche Dinge ereignen ſich noch heute. Frauen dieſes Schlages werden noch immer gebrandſchatzt und in die Enge getrieben. Es ſind heutezutage nicht „Todtenköpfe,“ welche ſie bedrohen, es gibt auch ganz gewöhnliche Köpfe, welche ihnen Daumſchrauben anlegen. — Ein leichtſinniges Weib, welches befürchten muß, daß ihr abſcheuliches Leben entdeckt wird, unternimmt Alles in ihrer Verzweiflung, hierauf rechnete auch die verkappte Betrügerin, aber einmal kam ſie doch übel weg und hätte ihren Frevel bald arg büßen müſſen.

Dreizehntes Capitel.

Der Fall, welcher die Dame mit dem Todtenkopfe in die Enge trieb, war folgender:

Wieder hatte ſie einen Burſchen aufgefunden, den die Gattin eines Banquiers unterhielt.

Die Dame erfuhr die Verhältniſſe genau.

Die Dame wußte es zu veranlaſſen, daß er ihren Verlockungen ſein Ohr lieh.

Die Geſchichte glich der mit dem herrſchaftlichen Jäger und der Baronin auf ein Haar.

Auch dieſem Menſchen, er war der Sohn eines tapferen, aber mittelloſen Officiers, der auf Ehre hielt wie Alle ſeines Standes.

Die Dame konnte daher zwei harte Drohungen ausſprechen, da auch dieſer junge Mann, als er die ſchreckliche Geſtalt erblickte, zurücktrat. Erſtens vermochte ſie dem rigoroſen Vater ein Verhältniß, das ſeinen Sohn beſchimpfte, mitzutheilen, dann den Ehemann in Kenntniß zu ſetzen, daß er ein treuloſes Weib beſitze.

Als der junge Mann ſeinen Abſcheu vor der Todtenbraut ausſprach, drohte dieſe damit, und forderte noch zweimal mehr Geld von der reichen Banquiersgattin als von der Baronin.

Der junge Mann eilte in der größten Beſtürzung zu der Geliebten. Er flehte ſie an, ihn zu retten.

Die bedrohte Frau gab keine Antwort. Sie faßte ſogleich einen Plan. Sie beſchied den Geliebten auf den kommenden Tag.

Am andern Tage kam ſie mit dem alten Militär, dem Vater des Geliebten, einem Manne, der, hätte die Hölle beſtürmt werden ſollen, vorangegangen wäre, in die Wohnung der Gräfin.

Die Banquiersgattin wollte man vorlaſſen, den penſionirten Hauptmann nicht.

Die Frau, wir wollen ſie Günther nennen, zeigte ſich ſo ſubmiß, der Hauptmann ſo gebeugt, daß die Gräfin endlich einwilligte, beide zu empfangen.

Frau Günther und Hauptmann **** traten ein.

»Ein junger Mann,« redete der Hauptmann die Gräfin an, »machte Ihnen vorgeſtern einen Beſuch. Von der Idee ergriffen, durch eine reiche Heirat ſein Glück und das ſeiner armen Famile zu gründen, ließ er ſich verleiten, um Ihre Hand zu werben. Sie ſelbſt veranlaßten ihn hiezu durch die Ausſicht auf enorme Reichthümer, welche Sie ihm vorſpiegelten. Als Ihnen ſeine Verblendung gelungen und Sie ſeine Zuſage gewonnen hatten, zeigten Sie ihm Ihr Antlitz. — Er that, was vor ihm auch Andere gethan — er erſchrack, er bebte vor Ihrem Antlitze zurück, er erklärte

Ihnen, daß er ſein Wort zurücknehme; Sie aber ſchwuren ihm, hierüber in höchſte Wuth gerathend, unerhörte Rache, und ſelbſt ſein demüthiges Flehen um Gnade und Verzeihung ſeines Rücktrittes wegen rührte Sie nicht. — Ein getäuſchtes Frauenherz iſt fürchterlich in ſeinem Zorne, ich weiß dies, aber dann vermag auch nichts ein ſo heftig gekränktes Weib zu verſöhnen, am wenigſten eine Abfindungsſumme, außer ſie wäre eine — Phryne.«

»Mein Herr . . . .« erwiederte die Dame mit großer Entrüſtung.

»Sie bedrohten das Leben des jungen Mannes; Sie drohten auch ſeine Ehre und die Ehre ſeines Vaters beſudeln zu wollen. Dieſer Vater bin ich —«

»Dieſen Vater hat der Sohn zu bedenken, nicht ich —«

»Doch! doch! Sie drohten meinem Sohne, daß ſeine Wohlthäterin, weil ſie mütterlich für ihn ſorgt, denn er dient auf dem Comptoir dieſer Frau, Ihrer Rache anheimfallen ſolle, und forderten das Löſegeld von ihr. — Wir ſind nun beide hiehergekommen, die Gattin des Banquiers und ich, um Sie zu fragen, ob Sie noch auf dem Löſegeld beſtehen, oder meinem Sohn entſagen, alſo ihm ſein übereiltes Gelöbniß zurückgeben wollen.«

»Auf keinen Fall.«

»Sie beſtehen alſo auf der ausgeſprochenen Summe?«

»Ja. Da man mir von Ihrem Ehrgeize falſche Nachrichten hinterbracht hat und Sie gute Miene zum böſen Spiele zu machen ſcheinen,„obgleich Ihr Herr Sohn ein unehrenhaftes Verhältniß mit der Gattin ſeines Chefs unterhalten —«

»Ich laſſe Sie zu Ende ſprechen und höre Ihre Beleidigungen ruhig an.«

»So bleibt mir für meine Rache nur noch übrig, daß ich dieſer Dame auf den Leib rücke, und entweder die ausgeſprochene Summe erhalte, oder ihren Gemal von dem Lebenswandel in Kenntniß ſetze, den Sie bisher geführt.«

»Dies wird nicht möglich ſein, denn ihr Gemal iſt vor vier Tagen in Prag geſtorben, und ſie wird meinen Sohn ehelichen.«

Die Dame mit dem Todtenkopfe bebte einen Moment zurück, dann ſprach ſie:

»Beweiſe, mein Herr, ich will Beweiſe.«

»Madame,« verſetzte der Hauptmann, »Sie machen ſich lächerlich! Erſtens iſt man Ihnen keinen Beweis ſchuldig, dann iſt auch jeder Beweis überflüſſig, da Ihre Drohungen nicht mehr gefürchtet werden. — Sie könnten nur noch auf die Erfüllung des Eheverſprechens meines Sohnes dringen, ihn zwingen wollen, daß er ſein Wort halte. — —«

»Dies will ich auch, mein Herr, ich will, daß er mich heirate; ich entſage ihm nicht; ich dringe darauf, daß er ſeinem Verſprechen genüge.«

»Da Sie dies wollen, ſo haben Sie an mir einen Alliirten.«

»Und an mir,« ſetzte Frau Günther hinzu. »Ich entſage ihm.«

»Nun, Frau Gräfin, wann ſoll die Hochzeit ſein? In der Vorausſicht, daß Sie meinen Sohn nicht aufgeben werden, habe ich einen Notar hierher beſtellt. Wahrſcheinlich wird er ſich ſchon in Ihrem Vorgemache befinden. Geben Sie Befehle, daß er eintrete.«

»Und Ihr Herr Sohn?« fragte die Dame, deren Verlegenheit ſichtbar wuchs.

»Mein Sohn iſt mein Sohn und ich bin, wenn Sie auch daran zweifeln, ein Mann von Ehre, ein Feind jedes Wortbruches, ich werde meinen Sohn zwingen, daß er Ihre Hand annehme, am Ende nimmt er ſie ja doch nur der ungeheuren Schätze wegen, die Sie beſitzen.«

»Sie werden Ihren Sohn zu einer ehelichen Verbindung auch noch zwingen, wenn Sie mein Antlitz geſehen haben?«

»Allerdings, und möchte aus Ihrem Todtenkopfe meinem Sohne ſelbſt der Tod kommen! — Vermögen Sie als ein halbes Gerippe zu leben, ſo wird mein Sohn mit Ihnen auch leben können. Schlagen Sie immer den Schleier zurück, Frau Gräfin, ein Mann, der wie ich Tauſende von Verſtümmelten auf den Schlachtfeldern und in Militärſpitälern geſehen — fällt nicht in Ohnmacht über einen Todtenkopf!«

»Ich entſage Ihrem Sohne,« verſetzte die Dame, »warnen Sie ihn aber — nie mehr leichtfertig —«

»O meine gute Frau Gräfin,« gab der Vater zurück, »denken Sie nicht daran, meinen Sohn warnen zu laſſen; nehmen Sie lieber von mir eine Warnung an. — Gehen Sie vorſichtiger mit den jungen, leicht zu bethörenden Männern um, die Sie verlocken. Es könnte ſich doch einmal einer ſich Ihnen nähern, der auf Ihrem Beſitz beſtände. — Ich kenne Einen, Sie haben freilich ausſtreuen laſſen, Sie hätten ihn, ſeines Meineids wegen, da auch Er Ihre Hand ausgeſchlagen, auf ſeiner Reiſe nach Peſt durch eine Kugel aus der Welt geſchickt; allein dieſer Eine, ein Kaufmann, iſt nicht nach Peſt gereiſt; er befindet ſich noch in Wien, verborgen, vor ſeinen Gläubigern ſich fürchtend, ſein Waarenlager hat man gepfändet, ſeine Freiheit iſt bedroht.

Um ſich zu retten, wird er zu Ihnen kommen; er wird Sie auf den Knien bitten, daß Sie ihn zum Gatten wählen. Von ihm werden Sie nicht ſo leicht loskommen wie von meinem Sohne! — — Wir verlaſſen Sie jetzt, Frau Gräfin. — Eines nur geſtatten Sie mir noch zu ſagen:

»Ich weiß genau, daß Sie nicht daran denken zu heiraten. — Sie ſind nicht einmal reich! Sie werden ſich auch nicht mehr lang in Wien aufhalten! — Aufrichtig geſagt, ſind Sie für Ihre Abenteuer ſchon zu lange in Wien! Vergeben Sie dieſe Offenheit einem alten Soldaten!«

Er reichte Frau Günther den Arm, beide verneigten und entfernten ſich.

Die Dame war ganz conſternirt. »Wo hat dieſer Mann dies her?« ſagte ſie für ſich. »Er durchblickt mein Treiben.«

Sie klingelte heftig.

Ein Mohr trat ein.

»Schnell,« ſagte ſie, »ruft den Secretär und die Kammerfrau.«

»Sogleich,« erwiederte der Mohr, »nur hören Sie, was geſchehen? — Der Kaufmann von der »blauen Flaſche« iſt im Vorzimmer. Er geberdet ſich wie ein Wahnſinniger. Er läßt ſich nicht abweiſen!«

»Um keinen Preis laß ich ihn vor!«

»Er will auf Ihrer Thürſchwelle ſterben, wenn Sie ihn nicht annehmen! Er iſt ſo aufgeregt, daß man befürchten muß, er thue ſich ein Leid an.«

»Den Secretär! Schafft den Secretär herbei!«

Der Secretär trat ein.

»Ich weiß Alles,« ſagte er. »Es bleibt uns nichts über, als ſchnell abzureiſen. Man ſucht den Mann ohne Arme bei uns —«

»Sorgen Sie dafür, daß er heute noch frei werde.«

»Sobald wir im Poſtwagen ſitzen.«

Die Kammerfrau trat ein.

»Schaffen Sie Rath, den Kaufmann zu entfernen,« ſagte ſie. »Er allarmirt das ganze Haus.«

»Der Mann iſt nicht fortzubringen,« erwiederte die Dame, »außer es wird ihm Geld gegeben, damit er ſich zu retten vermöge.«

»Geld,« verſetzte der Secretär, »nicht einen Heller! Das Geld, das wir erworben, brauchen wir für uns.«

Man hörte einen fürchterlichen Lärm im Vorzimmer.

»Hören Sie den Raſenden! Dieſer Menſch wird uns verderben! Laſſen Sie ihn ein!«

»Hierher kommen laſſen, daß er über uns Bericht erſtatten könne? — Nimmermehr! — Lieber will ich ihm Geld geben, eine kleine Summe! Ich will ihn hinhalten! Nur nicht hierher darf er kommen!«

Der Secretär eilte zu dem Kaufmanne ins Vorzimmer.

»Wir ſind zu weit gegangen,« bemerkte die Kammerfrau. »Ich habe immer gewarnt, aber mich alte Frau hat man nie gehört.«

Der Secretär trat wieder ein.

»Es iſt entſetzlich,« meldete er. »Wenn dieſer Kaufmann nicht wenigſtens tauſend Ducaten heute noch erhält und das Uebrige morgen, ſo ruft er die Polizei zu Hilfe. Er wiſſe jetzt ſehr gut, wen er vor ſich habe. — Am meiſten ſcheint ihn ſein Onkel Schikaneder gegen uns aufzuſtacheln! — Es iſt klar, daß man uns jetzt nicht mehr fürchtet.«

Der Secretär nahm tauſend Ducaten in vier Rollen aus einer Chatouille und eilte damit zu dem Kaufmanne.

»Man macht es uns, wie wir es Andern gemacht,« bemerkte die Dame, »und der Hauptmann, was dieſer mir geſagt — wie genau dieſer Mann unſer Treiben beobachtet! »Sie denken gar nicht daran zu heiraten,« redete er mich an; »Sie ſind nicht einmal reich! — Sie werden ſich nicht lange in Wien aufhalten, aufrichtig geſagt, Sie ſind für Ihre Abenteuer auch ſchon zu lange in Wien!«

»Der Kaufmann iſt mit dem Gelde fort,« meldete jetzt der Secretär. »Ich eilte ihm nach. Wohin ging er? Gerade in die Wohnung in das erſte Stockwerk zu Schikaneder. — Die Goldſtücke, welche er mit fortſchleppte, bringt er nicht nach Hauſe. Darauf kann er gefaßt ſein!«

»Keine neuen Unbeſonnenheiten,« bat die Kammerfrau.

»Schweigen Sie,« herrſchte ihr der Secretär zu. »Wir vermögen nicht hundert Ducaten zu miſſen! Unſere Reiſe koſtet Geld; wir müſſen alle unſere Leute und zwar auf verſchiedenen Wegen fortbringen.«

Ein Moor trat ein.

»Ein junger, wunderſchöner Menſch iſt im Vorzimmer. Er beſitzt ein Schreiben von der Gräfin Lodoiska. Er müſſe vorgelaſſen werden.«

»Keine neue Bekanntſchaft mehr,« bat die Gräfin. »Abweiſen! Abweiſen!«

Vierzehntes Capitel.

»Weshalb abweiſen?« zürnte der Secretär. »Noch ſind wir hier, noch läßt ſich etwas unternehmen; ob wir einen Gimpel mehr auf der Leimruthe fangen oder weniger, iſt ganz gleichgiltig. Das Gewicht unſerer Strafe, wenn wir der Polizei in die Hände fallen ſollen, wird dadurch weder ſchwerer noch geringer.«

»Nein, nein, abweiſen muß man dieſen Menſchen!« eiferte die Dame. »Ich werde nicht umſonſt von einer ſchrecklichen Ahnung beunruhigt. Zudem ſagte der Fremde, er habe ein Schreiben von der Gräfin Lodoiska zu übergeben. Hören Sie, von der Gräfin Lodoiska!«

»Narrenspoſſen!« erwiederte der Secretär. »Sie haben wieder einmal nicht recht gehört: an die Gräfin, ließ der junge Mann ſagen. Haſſan,« wendete ſich der Secretär an den Mohren, »an die Gräfin lautete deine Meldung, nicht wahr?«

»Ich weiß es jetzt nicht mehr genau,« ſagte er, »von der Gräfin oder an die Gräfin. — Ich will den jungen Mann fragen —«

Der Mohr wollte ſich entfernen.

»Dageblieben, Dummkopf!« tobte der Secretär; »dies würde die Sache nur verdächtig machen. — Geh' hinaus und laſſe den Menſchen eintreten, das iſt das Klügſte.«

»Ich gehe aus dem Hauſe und laſſe mich nicht mehr ſehen!« betheuerte die Kammerfrau.

»Gehen Sie zum Teufel! Sie feiges, einfältiges Weib!«

»Ich bin weder feig noch einfältig,« gab dieſe zurück, »aber ich fürchte die Folgen.«

Sie wollte das Gemach ſehr ſchnell verlaſſen.

»Nicht da hinaus!« rief der Secretär. »Da hinein begeben Sie ſich, und wenn Sie uns ſchon verlaſſen wollen, ſo laſſen Sie ſich die Wohnung unſeres Quartierherrn Helmböck öffnen und trachten Sie über die andere Treppe fortzukommen.«

Die Kammerfrau befolgte dieſen Rath.

Die Dame machte nun abermals Vorſtellungen, den jungen Mann abzuweiſen; ſie berief ſich wiederholt auf ihre Angſt, aber der Secretär fuhr ſo roh gegen ſie auf, wurde ſo heftig, ſo drohend, daß ſie ſich endlich fügte.

»Sie haben Ihre Inſtructionen für alle Fälle, die Ihnen vorkommen können. Zudem verlaſſe ich Sie nicht, ich verberge mich hinter jenem Alcoven. Wer ſich Ihnen auch immer nahen möge, ich bin zu Ihrem Schutze hier.«

Der Secretär befahl dem Mohren, den jungen Mann einzulaſſen.

Dann ziſchelte er dem Schwarzen einige Worte in die Ohren.

Der Secretär verbarg ſich in den Alcoven.

Haſſan öffnete die Thür.

Die Dame warf ſich auf ein Sopha.

Der junge Mann trat ein.

Zuerſt ſah er ſcheu im Gemache umher.

Jetzt erblickte er die Dame.

Er ſtürzte auf ſie zu, ſank zu ihren Füßen nieder, bedeckte ihre Hand mit Küſſen und ſagte mit bewegter Stimme:

„Endlich, endlich, Gräfin, darf ich in Ihre Nähe! Ach, Lodoiska, was habe ich Ihretwegen gelitten! — Nun aber iſt Alles verſchmerzt, Alles vergeſſen, weil ich Sie nur wieder beſitze! — Ach, wie wurden Sie gequält, ich habe Stunde für Stunde erfahren, wie man Sie moleſtirte; ich habe erfahren, wie oft Sie von Unverſchämten und Zudringlichen gepeinigt wurden! Sie haben ſtandhaft Jeden zurückgewieſen; nicht wahr, Lodoiska, dies thaten Sie meinetwillen, weil Sie wohl wußten, daß mich der Gram tödten würde, vermöchten Sie Ihre ſchöne Hand jemand Andern zu reichen als mir? — Es wurde mir von der Polizei aus unterſagt, zu Ihnen zu kommen. Ich hätte der Polizei auch gehorcht, wenn Ihnen nicht eine große Gefahr bevorſtünde! Ihr Onkel ſelbſt iſt mit der Sicherheitsbehörde im Bunde. — Dies mußte ich Ihnen zuflüſtern, daher ich der Gefahr Hohn ſprach, die mir droht, wenn man mich bei Ihnen entdeckt. Doch kann Alles gut werden, wenn Sie Ihrem böſen Onkel aus dem Wege gehen und fliehen, mit mir fliehen, ſo weit es möglich. — Ich vermag Ihnen nun ein glückliches Leben anzubieten. — Ich bin nicht mehr der arme Geſangslehrer, als den Sie mich in Warſchau kennen lernten; mein Vater hat ſich mit meiner Mutter verſöhnt, er hat ſich auf dem Sterbebette mit Marie Tonaldi vermält, mich als ſeinen Sohn anerkannt; ich bin Marcheſe. — Fliehen Sie mit mir zu meiner Mutter nach Venedig und entſagen Sie dem Mammon Ihres Onkels, der Sie, gerade dieſes Mammons wegen, ſeit acht Jahren ſo unbarmherzig quält! — Lodoisca, Sie haben kein Wort für mich? — Sie ſchweigen? — Zweifeln

Sie an dem was ich Ihnen mittheile? an der Wahrheit meiner Angaben? — Ich kann Sie durch Documente überweiſen, daß ich Sie nicht hintergehe. — Lodoiska, bei dem Inhalte dieſes Briefes, den Sie mir aus Warſchau ſchrieben, in welchem Sie mir Ihre Zuneigung geſtanden, beſchwöre ich Sie, geben Sie mir ein Zeichen, daß Sie mir glauben; ſprechen Sie nur ein Wort, nennen Sie mich nur bei meinem Taufnamen, und aus dem Ton Ihrer Stimme werde ich erkennen, daß Sie mir noch ſo gut ſind wie einſt, oder daß Sie mich verläugnen und ich elend ſeyn ſoll für immer!«

Die Dame rang ſich aus den Armen des liebenden Jünglings, der ſie feſt umſchlungen hatte, ſtand auf, befahl ihm durch eine Geberde, daß er ſich von dem Teppiche, auf dem er noch immer kniete, erheben möchte, gab ihm durch ein Zeichen zu verſtehen, daß er bleiben möge, und verſchwand im Alcoven.

»Was iſt das?« fragte ſich Luigi. »Iſt ſie ſtumm? Hat ſie ein Gelübde abgelegt, mit mir nicht zu ſprechen? Soll ich den Ton ihrer ſüßen Stimme nicht mehr vernehmen? — Ich darf ſie jedoch hier erwarten! — Weshalb nun dieſes räthſelhafte Verſchwinden? Fürchtet ſie belauſcht zu werden? Was hat ſie vor? — Ich faſſe es nicht.«

Luigi betrachtete ſich abermals das Gemach.

»Wie ſonderbar es hier ausſieht! — Kein muſikaliſches Inſtrument in dieſem Zimmer. — Vielleicht befindet ſich nebenan ihr Flügel, ihre Harfe, ihre Guitarre? — Kein Buch in dieſem Gemache! — Sie, die ſich nie von geiſtiger Erholung entwöhnte, nie ohne Lectüre auch nur die kürzeſte Zeit verweilen mochte. — Sonderbar! — Ich vermag ſie nicht zu faſſen. — Und dieſes Zimmer ohne

Spiegel? Lodoiska, die nicht zu leben ſcheint, wenn ſie nicht an jeder Wand das reizende Glas entdeckt, das ihre Geſtalt im treueſten Bilde wieder gibt — ? — Wer löſt mir dieſe Räthſel?«

Luigi kam bei ſeinen Betrachtungen dem Alcoven näher.

Der Secretär, der darin verbergen, ſtand vor ihm.

»Mein Herr,« redete der Secretär den jungen Mann an, »meine Gebieterin, Gräfin Lodoiska, hat Ihr plötzliches Erſcheinen in ihrem Hauſe ſo bewegt; ſie iſt von Ihrer unwandelbaren Liebe ſo ergriffen, daß ſie heute, in dieſem Augenblicke am wenigſten, im Stande iſt, Ihnen zu ſchildern, was in ihr vorgeht. Es hat ſie auch der Edelmuth gerührt, mit welchem Sie, nun ſelbſt reich, ſo äußerten Sie ſich wenigſtens, Ihr Vermögen, Ihre Zukunft ihr widmen wollen. Allein ſie iſt ſo oft von Männern getäuſcht worden —«

»Von Männern getäuſcht?« fragte Luigi.

»Nun ja! Iſt es nicht Täuſchung, wenn man das Treiben ſo vieler Freier beobachtet, welche nur nach Geld und Schätzen jagen und das beſte Herz verſchmähen. — Sie ſetzt alſo in die Worte eines Mannes ſo wenig Vertrauen, daß Sie ſich erſt überzeugen will, ob denn dies auch Alles ſo wahr ſey was Sie angaben, ob ſie wirklich über die Veränderung ihrer Lage ſich freuen könne. — Sie haben ihr Beweiſe verſprochen, übergeben Sie dieſe Beweiſe mir.«

»Mit Vergnügen,« erwiederte Luigi. »Hier eine gerichtlich vidimirte Abſchrift des Documents, die Anerkennung meiner Geburtsrechte enthaltend; hier eine gerichtlich vidimirte Abſchrift des Teſtaments meines Vaters; hier die Einwilligung meiner Mutter, daß ich mich mit Gräfin Lodoiska vermälen, und ſie als meine Gattin auf unſeren Familienſitz Valdagno führen dürfe.«

»Alles hinlänglich belegt!« bemerkte der Secretär. »Nur erlauben Sie mir noch eine Frage: Sind Sie auch im Beſitze von barem Gelde, um eine ſo koſtſpielige Reiſe zu unternehmen?«

»Ich beſitze hier einen Creditbrief auf das Haus Brentano und Comp. von ſechzigtauſend Lire, von welchem ich in Wien ein Drittel, in Trieſt ein Drittel zu erheben vermag.«

»Erlauben Sie mir, dieſe Documente und den Creditbrief nur für wenige Minuten, um ſie meiner Gräfin zu zeigen. Ich bin ſogleich wieder hier.«

»Bringen Sie der Gräfin dieſe Documente. Je ſchneller Sie ſie von der Echtheit meiner Angaben überweiſen, deſto glücklicher machen Sie mich.«

Der Secretär begab ſich mit den genannten Papieren zu ſeiner Dame.

Es währte kaum fünf Minuten, ſo kam er damit wieder zurück.

»Gräfin Lodoiska iſt entzückt,« meldete er. »Ihre Liebe zu ihr erfreut ſie ſo ſehr, daß ſie in Ihre Arme ſinken würde, vermöchte ſie in dieſem Augenblicke vor Ihnen zu erſcheinen.«

»Wie? — Sie will mich nicht mehr ſehen?«

»Jetzt nicht, aber ſie will noch dieſe Nacht mit Ihnen reiſen. — Erheben Sie ſo ſchnell als möglich die erſte Rate Ihres Creditbriefes; ſorgen Sie für Päſſe und den Reiſewagen; laſſen Sie Ihren Paß auf Ihren und den Namen Ihrer Gemalin ausſtellen.«

»Noch iſt ſie es ja nicht —«

»Es geſchieht, um ſie den Verfolgungen ihres Onkels zu entziehen.

»Ich verſtehe.«

»Und nun eilen Sie, die Zeit drängt ungemein. Um Mitternacht beſtellen Sie die Poſtcaleſche zur Paulanerkirche. Das Gepäcke der Gräfin wird den Wagen nicht ſehr erſchweren.«

»Und die Dienerſchaft? — Ich bemerkte ſo viele Leute.«

»Für dieſe ſorge ich.«

»Und mit wem reiſen Sie?«

»Mit meiner Gräfin und Ihnen, wie es meine Schuldigkeit iſt.«

»Ein Lebewohl darf ich meiner Braut doch noch ſagen?«

»Nein, nein, Herr Marcheſe, ſie iſt zu leidend, Sie dürfen ſie jetzt nicht ſprechen.«

»Ihre Hand laſſen Sie mich küſſen.«

»Nein, nein!«

»Ich muß ihr mein Adieu bringen. — Lodoiska! Lodoiska! wo ſind Sie?« rief Luigi.

Er ſuchte vergebens nach der Thür von dem Gemache, in das ſich die Dame begeben.

»Stören Sie die Gräfin nicht!« bat der Secretär.

Luigi aber rief immer noch:

»Lodoiska! Lodoiska!«

Endlich erſchien die Dame im Alcoven und reichte Luigi die Hand.

Luigi küßte die Hand der Dame, umarmte ſie heftig und eilte fort.

Als er von der Dame über die Treppe kam, nahte ſich ihm ein Polizeicommiſſär, erſuchte ihn in einen Fiaker zu ſteigen und kündigte ihm an, daß er ſein Arreſtant ſei.

Fünfzehntes Capitel.

Als Berthold Spechtmeyer, der Kaufmann, bei ſeinem Onkel Schikaneder eintrat und ihm die Beute mittheilte, welche er bei der „Dame mit dem Todtenkopfe“ gemacht, war dieſer ganz außer ſich.

„Nicht nur daß Du dieſes Geld auf eine Weiſe, welche ich von Dir nie erwartet hätte, erpreßt haſt, ſo haſt Du auch gegen den ausdrücklichen Willen des Commiſſärs gehandelt. In dem Augenblicke, als Du mich verläßt, wirſt Du verhaftet, und Jeder wird verhaftet, der im „wilden Manne“ die Verhältniſſe der polniſchen Gräfin erfahren, die Geſchichte des dort begangenen Raubes genau zu ſchildern weiß und — trotz des Verbotes hieher läuft. — Du haſt mir deine Geldverlegenheit geſchildert; ich habe mich zu deinem Hauptgläubiger begeben, ihm einen Theil deiner Schuld bezahlt, und für das Uebrige habe ich mich verbürgt. Dein Verkaufsgewölbe wird morgen wieder eröffnet, deine Freiheit wird nicht mehr bedroht, — zu welchem Ende machteſt Du alſo dieſen abſcheulichen Coup? — die Summe, die Du von der Dame hier im Hauſe erhalten, darfſt Du nicht für Dich verwenden; ſie muß der Behörde übergeben werden, was haſt Du nun gewonnen?“

„Ich war in Verzweiflung und wußte mir nicht anders zu helfen. Ich habe nicht einen Gläubiger, ich habe deren ein Dutzend, einen immer härter und unerbittlicher als den andern. Wenn meine Gläubiger Geduld haben, bezahle ich alle, nur bis zur Faſchingszeit, Gerald — meine Gläubiger wiſſen es auch, daß mein Geſchäft im Carneval florirt, und daß wenn ſie mir Friſt gönnen, ich ſie ehrlich befriedigen kann; weil aber ein ſolcher Vampyr ſein Capital lieber opfert, als ſeine hirnloſe Wuth, mich zu drängen, aufgibt, ſo kommt es häufig dahin, daß die beſten Geſchäftsleute ſtürzen, und dann Gläubiger und Schuldner, die erſteren ihr Geld, die letzteren ihre Mittel die Schulden zu zahlen, verlieren.«

»Du wirſt doch nicht Concurs anſagen wollen?«

»Gewiß nicht, aber retten will ich mich. Ich hätte mich auch gerettet, wäre es mir nur gelungen, mit der polniſchen Dame ſprechen zu können.«

»Wie? Du haſt nicht mit ihr geſprochen?«

»Nein, Sie ließ mich nicht vor!«

»Und dennoch haſt Du Geld erhalten?«

»Weil ich mich wie ein Verzweifelter geberdete. Ich habe ihre geſammte Dienerſchaft in Angſt und Schrecken verſetzt. Sie ſendete mir vorläufig die Summe, um mich nur loszubekommen. Ueberhaupt bemerkte ich —«

»Was bemerkteſt Du?« fragte Schikaneder höchſt geſpannt.

»Daß ſowohl die Gräfin als ihre Leute in der peinlichſten Lage ſein mußten. — Es herrſchte in ihrem Vorzimmer eine Verwirrung, ein Hin- und Herlaufen, eine Beängſtigung wie vor dem Ausbruche eines Gewitters.«

»O ja, eines ſchrecklichen Gewitters! Es wird ſich bald entladen, es wird ſich ſchrecklich entladen, es wird ihr und ihren Helfershelfern heimkommen wie noch keinem Menſchen, welcher von Betrug und Raub lebt. — Dieſe

Dame ſoll an Wien denken, ſo lange ſie lebt — zum Glück wird ſie nicht lange leben!«

»Sie haben mir noch nicht erzält, Onkel, wie Sie von ihr loskamen!«

»Sehr gut, denn ich ging nicht zu ihr. Als ſie mich auf eine ſolche brutale Weiſe zu ſich beſchied, und ſogar meine Frau ängſtigte, als ſie Drohungen gegen mich ſchleuderte, wenn ich ſie auf das Theater bringen würde — da wendete ich mich an den Commiſſär und fragte ihn, was ich beginnen ſolle, da er mir und Dir doch ſo decidirt unterſagte, mit ihr zu verkehren. Er befahl mir, der ſchändlichen Perſon keine Antwort zu geben, keinen Schritt zu ihr zu machen, und ſollte ſie mir hundert Briefe ſenden, ſie alle unerbrochen zurückzugeben — ja, jedem ihrer Abgeſandten möchte ich durch meine Leute die Thür weiſen laſſen. Die Dame machte viele Verſuche; ich wußte jedem auszuweichen. Zuletzt nahm ſie zur »Klepperpoſt« ihre Zuflucht. Hier liegt noch ein Brief von ihr unerbrochen. — Stelle Dir vor, ſie hat ſich ein eigenes Petſchaft »mit einem Todtenkopfe« ſtechen laſſen, mit dieſem iſt ihr Brief geſiegelt!«

»Brechen Sie den Brief auf, Onkel! Es wäre doch intereſſant zu erfahren, was ſie ſchreibt —«

»Um keinen Preis! dieſen Brief erhält der Commiſſär.«

»Da die Dame verdächtig iſt, ſo kann ich nicht begreifen, weshalb die Polizei ſie ſo lange gewähren läßt.«

»Weil die Polizei eine ganze Bande zu verhaften hat; wäre ſie dieſer ſchon gewiß, die Madame da droben ſäße ſchon lange unter Schloß und Riegel. Und nun, lieber Neffe, ſchreibe hier nieder, was Du mir erzählt haſt. Gib an, und bekräftige deine Angabe mit der Angelobung eines Eides, daß Du dieſe Frau nicht geſprochen; ſchließe die erhaltene Summe in Gold deinem Schreiben bei. Ich überſende Alles dem Commiſſär und glaube überzeugt zu ſein, daß Du dann nicht verhaftet wirſt.«

»Mein Gott! mein Gott! Wenn ich dieſe tauſend Ducaten, die ich mir ſo mühſam verſchafft, der Sicherheitsbehörde übergeben muß, ſo droht mir eine Verhaftung von anderer Seite.«

»Ich würde Dich gerne von allen deinen Schulden befreien, aber jetzt bin ich ſelbſt nicht bei Caſſa. — Ich kann Zitterbarth nicht immer um Geld kommen; die Erbauung des neuen Theaters an der Wien koſtet ein enormes Geld; auch habe ich mich anheiſchig gemacht, die äußerſt koſtſpieligen Decorationen zum zweiten Theil der »Zauberflöte,« »das Labyrinth« mit Muſik von Winter — Decorationen und Coſtumes kommen über 12,000 fl. zu ſtehen,—aus meinen Mitteln zu beſtreiten; dies erſchöpft meine Fonds; doch will ich Dich meinem Advocaten, dem Doctor Vincenz Meyer, empfehlen; das iſt ein Ehrenmann, der wird deine Gläubiger kommen laſſen und ſie zu Terminen bewegen. — So wollen wir es machen, und jetzt ſetze Dich dort hin und ſchreibe deine Anzeige, das unrecht erworbene Gut würde Dich ſonſt auf der Seele brennen.«

Spechtmeyer ſetzte ſich an den Schreibtiſch und verfaßte ſeine Anzeige.

Mittlerweile ließ ſich Perinet anſagen. Er kam mit einem Manuſcripte zu Schikaneder.

»Herr Director,« redete Perinet Schikaneder an, »ich bin mit dem Texte zu der Oper »Orion« fertig. Ich bringe ihn hier. Wenn Sie ſo viele Zeit gewinnen, ihn zu leſen, ſo erfreuen Sie mich. Uebergeben Sie meine Arbeit nur nicht Ihrem Secretär, Sie wiſſen ja ſelbſt, dieſer Secretär war einmal Schreiber bei einem Oelhändler und verſteht den Teufel von einem Opernſujet. Dem Compoſiteur habe ich reichliche Gelegenheit geboten. Es ſind achtundzwanzig Nummern darin.«

»Was fällt Ihnen ein! achtundzwanzig Nummern, das ſind ja um ſechs Nummern mehr als im »Stein der Weiſen.«

»Streichen Sie weg, was Ihnen gefällig iſt.«

»Dann iſt es Schade um die Mühe, die Sie ſich genommen — die vielen Verſe.«

»An Verſen habe ich nie Mangel, nur wenn Sie mir Proſa ſtreichen, müßte ich weinen; Sie wiſſen, ich ſchreibe immer in Verſen, ich ſchreibe alle meine Briefe in Verſen; ich bitte um Vorſchüſſe in Verſen, ich bekenne, daß ich die Vorſchüſſe nie zurückbezahlen könne, in Verſen; ich ſchreibe an meine Gläubiger in Verſen, ja ich ſchreibe ſogar in Verſen an den Magiſtrat; ich bin um die Leihbibliothek in Verſen eingekommen, welche mir zum Glück in Proſa bewilligt wurde.«

»Eine ſchöne Leihbibliothek!« lachte Schikaneder, »welche aus vierzig Bänden beſteht — und nicht ein neues Buch enthält!«

»Wird jetzt ungemein vermehrt! Sie leihen mir Ihre ſämmtlichen theatraliſchen Werke; Buchhändler Doll leiht mir ſeine neueſten Romane, Gerold ſeine Reiſebeſchreibungen, Schrämbl ſeine deutſchen Claſſiker und der alte Binz ſeine wiſſenſchaftlichen Sammlungen.«

»Die Buchhändler müſſen Ihnen dieſe Bücher leihen?«

»Verſteht ſich! Darum heißt ſie Leihbibliothek! Ich leihe die Bücher wieder Anderen, dieſe natürlich müſſen dafür bezahlen, und ſo iſt mir und meinen Leſern geholfen. Von der »Landbibliothek,« die bei Pauligenius, von den »Plaiſanterien« und »Legenden,« welche bei Oehler erſchienen, habe ich bereits Alles; jetzt bekomme ich den Kotzebue, Original-Nachdruck bei Kurzböck und die Hoftheaterſtücke, Wien, zu haben beim Logenmeiſter; Summa Summarum tauſendſechshundert Piecen zu leihen, daran hat das Publicum im »Freihauſe« zwei Jahre zu leſen; indeſſen werden meine ſämmtlichen Werke edirt, Poeſien: 118 Bände, Proſa: 42, Theaterſtücke: 26, Knittelreime: 208 Bände, dieſe leihe ich mir ſelbſt. Nicht Schalbacher hat eine größere Bibliothek als ich!«

»Und was bezahlt der Leſer täglich?«

»An Wochentagen 1 kr., an Sonntagen 2 kr. — Wer augenblicklich für ein ganzes Jahr bezahlt, kann für 5 fl. leſen was er will. Der Einſatz für ein Buch iſt 2 fl. — Es wird aber jeder Abonnent gebeten, das ausgeliehene Buch nicht zurückzuſtellen. Zwei Gulden für jedes Buch gibt ein immenſes Geſchäft! — Darf ich Sie bitten, Herr Director, ſogleich 7 fl. zu erlegen, als Unterſtützer, Beförderer und Protector des Inſtituts; ich trage Sie ſodann in mein Protokoll mit großen Buchſtaben ein.«

»Gut!« ſagte Schikaneder, »hier ſind 5 fl für ein Jahr und 2 fl. Einſatz.«

»Edler Mäcen!« rief Perinet. »Wie dankbar bin ich Ihnen! Heute noch erhalten Sie 200 Lobgedichte. Zugleich bitte ich, mir für den »Oberon« mein Honorar auszuzahlen. Eine Oper in drei Acten, jeder Act accordirter Maßen 3 fl., macht für 3 Acte: 9 fl. — Wenn mir dieſes Honorar noch heute ausbezahlt wird, ſpeiſe ich mit Demoiſelle Kilzer, der lieblichen Soubrette, morgen im Prater und trinke die Geſundheit meines Principals, bis ich und die Kilzer unterm Tiſche liegen.«

Schikaneder mußte über Perinet lachen.

Er bezahlte das Honorar.

(Nebenbei muß bemerkt werden, daß dieſe ganze Scene wahr iſt, und daß ſie Perinet in ſeinem Theateralmanach (Wien 1800 bei Löſchenkohl erſchienen) ſelbſt mittheilte. Auch die Angabe des Honorars von 3 fl. für den Act eines Theaterſtückes iſt wahr. Von Hensler erhielt Perinet für eine Parodie, welche den ganzen Abend ſpielte, nur 7 fl. und für das Singſpiel: »Liebe macht kurzen Proceß,« oder »die Heirat auf eine gewiſſe Art« in drei Acten: 5 fl. 30 kr.)

Als Perinet Schikadener's Neffen ſchreiben ſah, fragte er den Director:

»Wahrſcheinlich ein neuer Theaterdichter? von dem aber kein Stück zu erhaſchen iſt, wenn er nicht bei dem Director in ſeinem Zimmer zum Schreiben verhalten wird.«

»Nein, nein, kein Dichter; mein Neffe, der Kaufmann zur »blauen Flaſche.«

»Der mit dem »Todtenkopf« das Abenteuer gehabt?«

»Derſelbe.«

»Ich bitte um ein Freibillet, Herr Director, damit ich Dero Herrn Neffen gratis betrachten könne! — Das wäre ein Fang für mein Benefice! — Wenn ich annonciren dürfte: »Der Bräutigem des Todtenkopfes wird in einer Loge der Vorſtellung beiwohnen.«

»Machen Sie keine Späße!«

»Warum nicht! das könnte dem Theater nur nützen, doch Sie ſchreiben ja ſelbſt ein Stück: »Die Dame mit dem Todtenkopfe;« da möchte ich nicht vorgreifen. Die Geſchichte dieſer Dame wird immer verwickelter. Wenn Sie, Herr Director, nur den dritten Theil von den Anecdoten anbringen, welche in Wien über dieſe Dame circuliren, ſo ſpielt Ihr Stück von Weihnachten bis Pfingſten! — Marinelli im Kaſperltheater bringt ebenfalls eine »Dame mit dem Todtenkopfe;« Eberl ſchreibt Tag und Nacht an dieſer Poſſe! — Zwei Damen mit zwei Todtenköpfen in Wien, das wird völlig ſchauerlich werden!«

Sechzehntes Capitel.

Als Spechtmeyer ſeine Anzeige geſchrieben hatte, las er ſie ſeinem Onkel vor.

Schikaneder war damit zufrieden. Er legte die tauſend Ducaten bei; rief den Theaterdiener Hurt, deſſen Verläßlichkeit er oft erprobt hatte, deſſen Haß er gegen die Dame im Freihauſe und ihre Dienerſchaft kannte, und trug Hurt auf, Schreiben und Geld dem betreffenden Polizeicommiſſär ungeſäumt zu überbringen.

»Du warteſt,« befahl Schikaneder, »bis der Commiſſär die Anzeige zu Ende geleſen hat; bitteſt dann um eine Empfangsbeſtätigung über die hier mitfolgenden tauſend Ducaten, dann um einen ſchriftlichen Beſcheid auf die Bitte, welche mein Neffe an den Commiſſär richtete. — Du meldeſt ferner, daß mein Neffe ſich bei mir befinde und nicht eher mein Haus verlaſſe, bis er hiezu von dem Herrn Commiſſär die Erlaubniß erhalten.«

»Mache deine Sache gut, Hurt,« ſetzte Schikaneder bei, »Du biſt ja in allen Dingen ein exacter Menſch; Du wirſt Dich als ſolcher auch hier bewähren.«

Hurt eilte den erhaltenen Auftrag zu vollziehen.

»Mein lieber Neffe,« ſagte jetzt Schikaneder zu Spechtmeyer, »Du haſt nun auf eine oder zwei Stunden bei mir Hausarreſt. Ich darf Dich nicht eher, als bis Antwort kommt, fortlaſſen; die Zeit ſoll Dir jedoch nicht lange werden. Du bleibſt bei mir beim Souper. Ich habe einen Theil meiner Geſellſchaft eingeladen. — Kotzebue beſucht heute mein Theater. — Wie Du weißt, iſt Kotzebue als Theaterdichter und Dramaturg am Hoftheater engagirt. Es werden die »Poſtknechte,« Poſſe aus meiner Feder, gegeben. Kotzebue hat einen Sperrſitz im Parterre, und jedes Wort, das er über mein Stück äußert, wird mir wieder geſagt. Ich habe den Pfarrer der »Paulaner« neben ihn poſtirt; der zieht ihn in ein Geſpräch und rapportirt mir dann, wie der berühmte Dichter ſich ausſpricht. — Kotzebue wird wohl in der »Wiener-Zeitung« nichts über meine Poſſe verlauten laſſen, da ihm ein Vorſtadttheater viel zu gering für ſeine Kritik erſcheint; er zerfleiſcht lieber die Dichter des Hofburgtheaters und ſeine Schauſpieler; aber mündlich wird er mein Stück läſtern und thut er dies, dann laſſe ich ihn durch Perinet lächerlich machen.«

»Wenn er Sie aber lobt, Onkel —«

»Dann lade ich ihn zum Speiſen ein und Perinet muß, ihn zu ehren, ein Carmen dichten, das ich öffentlich vortragen laſſe. — Lieber Neffe, Du wirſt Dich gewiß heute unterhalten. — Das Theater wird augenblicklich zu Ende ſeyn. — Meine Gäſte ſind der Pfarrer der Paulanerkirche; die berühmte Sängerin Campi, geborne Michalowicz, eine Polin, welche bei mir als Königin der Nacht auftreten wird, und die ich für das neue Theater an der Wien engagirt habe, dann die Demoiſellen Sommer und Wipfel, die Schauſpieler Winter, Neukäufler, Giſecke, Kettner, Schallmann und Kurzböck, dann der Tenoriſt Hiller und der Hofcapellmeiſter Süßmeyer. Es ſoll ein recht vergnügter Abend werden.«

Es währte nicht lange, ſo rollten Equipagen und Miethwagen mit großem Geräuſch durch den großen Hof des Freihauſes, in welchem Schikaneder wohnte.

»Jetzt iſt die Komödie zu Ende!« bemerkte Schikaneder; »meine Gäſte werden ſogleich eintreten. Ich kann den Pfarrer nicht erwarten und das Urtheil, das Kotzebue über mein Stück gefällt hat.«

Der Pfarrer trat mit Giſecke ein.

Schikaneder ging ihm entgegen.

»Nun, was bringſt Du, alter Freund, Leben oder Tod?«

»Leben, viel Leben!« antwortete der Pfarrer. »Kotzebue hat ſich ſehr gut unterhalten. Er hat viel gelacht, beſonders über deine beiden Komiker, und als ich wie zufällig bemerkte: die Situationen im Poſthauſe, die Scenen zwiſchen der Poſtmeiſterstochter und ihrem heimlichen Liebhaber ſeyn an ſich ſchon drollig, da erwiederte Kotzebue: »Sehr drollig ſind ſie; Schikaneder kennt das Theater durch und durch, und weiß was Effect macht; ſeine Charaktere ſind richtig gezeichnet, nur iſt ſein Dialog —«

»Weiter, weiter, ſtocke nicht; was iſt mein Dialog —«

»Beſonders wenn er ernſt ſeyn ſoll,« fuhr Kotzebue fort, »oft widerſinnig und undeutſch.«

»Der dumme Sachſe, was verſteht der!« verſetzte Schikaneder.

»Kotzebue lobte deine heitern Einfälle, die er manchmal nur zu derb fand. Endlich nannte er Dich einen ungeſchliffenen Diamant.«

»Alſo keinen böhmiſchen Stein?«

»In den Actſchlüſſen, ſagte er, wärſt Du ganz originell.«

»Nun, es iſt doch nicht ſo übel, was er geſagt hat! Ich werde ihm eine Viſite machen, und zu meinem beſten Stücke »der redliche Landmann,« eine Loge ſenden.«

»Den »redlichen Landmann« hat er ſchon geſehen.«

»Hat er ihm ebenfalls gefallen?«

»Nicht ſo ſehr wie die »Poſtknechte.«

»Dann iſt er ein Eſel!«

»Es ſind ihm zu viele verbrauchte Coups darin.«

»Verbrauchte Coups? Nun wird er nicht zu mir eingeladen!«

»Dafür aber lobte er Dich als Schauſpieler; Du ſpielteſt mit großer Natur und Wahrheit, ſagte er.«

»Ich werde ihn doch einladen.«

»Lade ihn immerhin ein! Kotzebue iſt dein Feind nicht; gegen die Broſchüren von Schwaldoppler hat er ſich heftig ausgeſprochen und Vulpius, der für Weimar deinen Text zur »Zauberflöte« umſchrieb und andere Verſe machte, hat Kotzebue einen Narren genannt, der nichts von Muſik verſtehe, da der Text von Vulpius von den Sängern gar nicht zu ſingen ſey.«

»So urtheilte Kotzebue?«

»Ich hörte es ſelbſt,« beſtätigte Gieſecke, »ich ſaß hinter ihm!«

„Ich bin glücklich!“ rief Schikaneder. „Ich beſuchte dieſen geiſtvollen Mann ſchon morgen mit Tagesanbruch, und danke ihm. Heute aber ſoll der Champagner zu wenig werden, zu Ehren des großen Dichters Kotzebue.“

Die übrigen geladenen Gäſte fanden ſich ein.

Madame Campi wurde mit großer Auszeichnung empfangen.

Der Tenoriſt Hiller führte ſie am Arme in den Saal.

In eine ausführliche Converſation in deutſcher Sprache vermochte man Madame Campi nicht zu ziehen, da ſie zu jener Zeit dieſe Sprache noch radebrechte und nur polniſch und italieniſch ſprach. Sie fühlte auch ſehr gut, daß ihr die Mittel fehlten, eine Geſellſchaft auf andere Weiſe, als durch ihren Geſang zu unterhalten, und erſuchte deshalb noch vor dem Souper ſingen zu dürfen, weil nach einer Mahlzeit ſie immer indisponirt ſey.

Schikaneder ſetzte ſich ans Clavier.

Madame Campi wünſchte die große Arie der Königin der Nacht vortragen zu dürfen, welches Schikaneder und ſeine Gäſte mit Acclamation annahmen.

Madame Campi ſang dieſe Arie. Wie ſie darin reuſſirte, wiſſen Wien, Prag und München. Madame Campi war, als ſie ſelbſt in ſpäterer Zeit in München auf der Bühne erſchien, damals ſchon ſechzig Jahre alt, aber noch immer ausgezeichnet. Es gibt vielleicht in Deutſchland noch keine Sängerin, welche als „Königin der Nacht“ oder als „Donna Anna“ mit ihr in die Schranken zu treten vermocht hätte.

Die Geſellſchaft brachte ihr die lauteſten Huldigungen dar.

»Es iſt nur zu beklagen!« ſagte Schikaneder, »daß Freund Süßmeyer noch nicht hier iſt. Sein Dienſt im Hofoperntheater nimmt ihn gar zu ſehr in Anſpruch. Heute haben ſie wieder ſeine Oper »Soliman II.« oder »die drei Sultaninnen« aufführen müſſen. Bis er nun nicht die »drei Sultaninnen« nach Hauſe begleitet hat, von welchen die eine in der Kumpfgaſſe, die andere auf dem Hofe, die dritte in der Jägerzeile wohnt, kommt er nicht zu uns.«

Der Bediente meldete, daß aufgetragen ſey.

Schikaneder reichte der Madame Campi, Winter der Demoiſelle Sommer, Giſecke der Demoiſelle Wipfel den Arm.

Man ging in den Speiſeſaal.

Man ſetzte ſich zur Tafel.

Doch hatte man ſich kaum fünf Minuten am Souper betheiligt, ſo erſchien der Bediente Schikaneder's und ſprach leiſe mit ihm.

Schikaneder bat die Geſellſchaft um Entſchuldigung, daß er ſich für einige Augenblicke entfernen müſſe.

Er ging in ſein Vorzimmer, trat hierauf aber bald wieder in den Speiſeſaal.

»Freue Dich, Neffe,« rief Schikaneder dieſem zu. »Mein Rath hat gute Früchte getragen. Der Commiſſär hat Dir dein unbeſonnenes Betragen verziehen.«

Hierauf erzählte Schikaneder ſeinen Gäſten die Abenteuer ſeines Neffen mit der Dame, genannt der »Todtenkopf.«

»Ich kenne dies Dam' ſehr gut von Krakau,« ſagte Madame Campi. Sie ſein mein Landsmann. — Ich ſang mit ihr in der Panna-Mary-Kirche. Sie ſang wie Mara. — Sie ſein von Unglück. — Sie ſein enorm viel Vermögen. Sie ſein ſehr edel, aber ſie ſein Feindin von jedem Mann, und will heiraten weil müſſen. Sie ſein häufig in Thränen. Sie ſein zu bedauern ſehr.«

»Sie wohnt hier im Hauſe,« bemerkte Fräulein Wipfel.

»Hier im Hauſe ſie ſein?« — O ich ſie beſuch — morgen — ſie ſein gewiß vergnügt, wenn ſie mich ſeh. — Dies Armband ſie ſein ein Douceur von ihr.«

Schikaneder miſchte ſich in dieſes Geſpräch nicht und bereute, von der unbekannten Dame geſprochen zu haben.

Madame Campi fuhr fort:

»Herr Director, Sie ſein gewiß in dem Hauſe der Gräfin Lodoiska Wolzanitzka ſehr bekannt; o, Sie ſein ſo gut und führ' mich morgen zu ihr!«

Capellmeiſter Süßmeyer erſchien endlich im Speiſeſaal.

»Ich bitte um Verzeihung, daß ich ſo ſpät komme,« ſagte er.

»Sind deine »drei Sultaninnen« bereits ſchlafen gegangen?« fragte Schikaneder. »Für einen ſolchen Dienſt würde ich mich bedanken, der mich noch nach dem Theater eine Stunde aufhält.«

»Ich bin ſchon vor zehn Uhr an den Pforten des Freihauſes geweſen,« berichtete Süßmeyer, »aber vergebens habe ich Einlaß verlangt. Die Hausmeiſter des Fürſten von Starhemberg hatten den Auftrag, keines der großen und kleinen Thore zu öffnen und wenn ſelbſt Feuer ausbrechen ſollte.«

»Was ſpielſt Du da?«

»Keine Faſelei! Wahrheit! Alle Thore ſind beſetzt. Es ſind mehr Polizeimänner in und außer dem Hauſe, als ich je auf einem Flecke beiſammen geſehen habe. Niemand darf aus noch ein. — Es wird eine große Arretirung vorgenommen. Eine ganze Bande von Gaunern hat ſich hier eingeniſtet. — In dieſem Hofe müſſen ſie ſtecken! Vergebens ſtellte ich vor, daß ich von Director Schikaneder geladen ſei. Man möge mir eine Wache mitgeben, die ſich überzeugen könne, wohin ich gehe. — Es half nichts. Ich wurde nicht eingelaſſen. — Endlich kam der Polizeicommiſſär Schmutki. Dieſer erkannte mich und ließ mich paſſiren. — Nun thürmten ſich neue Hinderniſſe. — Dieſe Stiege ſollte ich um keinen Preis betreten. — Ich bat den Commiſſär Schmutki abermals zu rufen. Er kam und führte mich hieher. Sage mir doch, Emanuel, was für eine Räuberbande hat ſich hier verborgen?«

Der Bediente Schikaneder's trat beſtürzt ein.

»Der Schauſpieler Helmböck iſt im Vorzimmer,« meldet der Diener. »Er bittet den Herrn Director um Gotteswillen, daß er ihn retten möge. Helmböck hat vor ungefähr zwei Stunden über die andere Stiege ſeiner Wohnung die polniſche Dame und ihr Gefolge entwiſchen laſſen. Durch den Laden des Friſeurs flüchteten ſie aus dem Hauſe.«

»Das iſt ſchrecklich!« ſagte Schikaneder. Er ſtand von der Tafel auf und eilte zu dem Commiſſär, der im Vorzimmer mit Helmböck weilte.

Siebenzehntes Capitel.

Vergebens war die Verwendung für den Schauſpieler Helmböck, umſonſt die Verſicherung, daß dieſer ein braver Mann ſei, und gewiß nicht die Abſicht gehabt habe, verdächtige Leute dem Arme der Gerechtigkeit zu entziehen; — Helmböck wurde feſtgenommen, und konnte noch von Glück ſprechen, daß man nicht auch ſeine Gattin eingezogen. Seine Gattin hätte es aber verdient. Sie war es, welche ihre Ohren überall hatte, welche Alles, was ſie von ihrem Manne und Andern Nachtheiliges gegen die Dame erfuhr, derſelben wieder ſagte, ihr Rapport über das, was die Polizei vornahm, hinterbrachte, die Dame warnte und ſie zur Flucht beredete, auch ihr den Ausweg, durch den Laden des Friſeurs, der in der entgegengeſetzten Seite des Freihauſes, gegen die ſogenannte Schleifmühlgaſſe lag, verſchaffte.

Als man ihren Gatten arretirte, da ſah ſie freilich die Folgen ihres Leichtſinns ein, doch jetzt ein reumüthiges Bekenntniß zu machen, hütete ſie ſich wohl. Sie hätte das viele Geld, das ſie für ihren Verrath von der Dame erhalten, zurückgeben müſſen und das wäre ihr unmöglich geweſen; erſtens hatte ſie dieſes theils ſchon verbraucht und ihrem Geliebten, dem Schauſpieler Reif, an den Hals geworfen, theils bewahrt, um ſich deſto leichter von ihrem Mann, den ſie haßte, trennen zu können, dann hätte ſie die Ausſicht auf größere Summen, die ihr verheißen wurden, verloren. Sie mußte ſich nemlich anheiſchig machen, in immerwährendem Rapport mit dem Secretär zu bleiben, ihm zu berichten, welche weiteren Schritte zur Verfolgung der Gaunerbande gemacht wurden, was ſie auch gelobte.

Die Dame war alſo entflohen, und wie der Friſeur ausſagte, allein, eben ſo entflohen einzeln der Secretär und die Mohren. — Da der Friſeur an der Dame keinen Todtenkopf bemerkte, ſondern ein ſehr ſchönes, volles, rundes Geſicht, auch keinen Mohren unter den Flüchtlingen ſah, ſo nahm er keinen Anſtand dieſe Menſchen als unverdächtig entſchlüpfen zu laſſen. — Auf welche Weiſe der Secretär geflohen, wußte er nicht anzugeben, durch ſeinen Laden, verſicherte er, ſei er nicht entkommen.

Es war daher ſehr ſchwer, dieſer Bande auf die Spur zu kommen. Man hatte ſie nur in Masken bemerkt; wie ſie eigentlich ausſahen, wußte Niemand, und jede Beſchreibung von ihnen wäre unnütz geweſen.

Schikaneder war über dieſe neue Wendung der »Todtenkopfgeſchichte« untröſtlich. — Schon zweimal hatte er ſein Stück geändert, nun erwartete dasſelbe wieder einen andern Ausgang und vielleicht in weite Ferne gerückt. Er wußte nicht was er anfangen ſolle.

Da kam eines Tages der Pfarrer der Paulaner zu Schikaneder.

Es war dies derſelbe Pfarrer, von welchem es hieß, daß er die Stücke, welche unter Schikaneder's Namen aufgeführt wurden, ſchreibe, namentlich aber den Text der Oper »die Zauberflöte« verfaßt habe, dem man in den »Neunziger« Jahren in Wien einen außerordentlich tiefen Sinn unterlegte, und ſogar in Flugblättern beweiſen wollte, daß »Saraſtro und ſeine Prieſter« nichts anderes als Freimaurer wären, und Tamino, als er durch Feuer und Waſſer marſchiren muß, eine »Freimaurerprobe« zu beſtehen habe!«

Eine ſolche ſublime Idee, meinten die Weiſen Wiens, könne auf Schikaneder's Acker unmöglich gewachſen ſein; ein Anderer müſſe dieſes geiſtvolle Gedicht, worin zum Beiſpiele vorkommt:

»Saraſtro weilet hier!
Dies iſt mir ſchon genug!«

geſchaffen haben; aber welcher Rieſengeiſt aus Schikaneder's Umgebung?

»Perinet? Giſecke? Richter?
Dies waren ja drei Poſſendichter!«

Da ſchrieb Eberl ſeinen »Commentar« zur »Zauberflöte« und nannte als den eigentlichen Verfaſſer Thomas Peter Wimmer, den Pfarrer bei den heiligen Schutzengeln auf der Wieden (Paulanern), und noch heute gibt es Leute, welche dies glauben.

Vergebens ließ Schikaneder eine Erklärung um die andere drucken, vergebens bezeugte Mozart, was dieſer auch am beſten wiſſen konnte, daß nur Schikaneder der Verfaſſer ſei!

Schikaneder, Mozart und Wimmer ſind alle drei Freimaurer, hieß es, und ſtecken alle unter einer Decke!

Alſo dieſer Pfarrer Wimmer kam eines Tages zu ſeinem Freunde Schikaneder, und brachte ihm die Neuigkeit, daß der Pfarrer von Mariahilf bei ihm geweſen, und ihm mitgetheilt habe, die Dame mit dem Todtenkopfe im Freihauſe ſei nicht die echte Dame mit dem Todtenkopfe, ſondern eine Betrügerin, und die echte ſei wieder in den Gaſthof »zum wilden Mann« eingekehrt, wo ſie jedoch ganz zurückgezogen lebe, keine Beſuche annehme, nicht mehr ans Freien denke, blos mit ihrem alten Onkel zuſammen ſei und vor Jedermann verläugnet würde.

»Freund Pfarrer,« erwiederte Schikaneder, »das wußte ich ſchon längſt, aber ich mußte geloben zu ſchweigen. Ich ſelbſt ſprach mit ihr, ſie ſang mir ein polniſches Lied vor, ich küßte ihr die Hand, ja ſogar den Arm, aber man glaubte mir nicht, und ich war beglückt, daß man mir nicht glaubte, weil ich ſchon zu viel geplaudert hatte. — Nun aber ſpricht der Pfarrer von Mariahilf davon, Du ſprichſt davon, die Gaunerin, welche ihre Geſtalt annahm, iſt entwiſcht, es gibt nun kein Geheimniß mehr.«

»Doch, doch,« verſetzte Wimmer, »und zwar das Geheimniß, daß der echte Todtenkopf wieder in Wien iſt und um keine Welt bekannt geben will, daß dieſe Jammergeſtalt hier weile. — Ihre Abſicht würde vereitelt, ihr Plan durchkreuzt; von ihrer Verheiratung iſt nicht mehr die Rede, ſie hätte beinahe das Leben verloren durch ruchloſe Menſchen; ſie reiſet deshalb mit ihrem Onkel auf ſeine Güter zurück, ſeinem Zorne ſich überlaſſend, und wäre vielleicht ſchon abgereiſt, wenn die Gauner, zu deren Criminalproceß ihre Gegenwart nöthig iſt, nicht mittlerweile entflohen wären.«

»Und der Onkel wird ihr nie verzeihen?«

»Nie. Die einzige Bedingung wäre, daß ſie den Grafen Stowinski, in Wien bekannt unter dem Namen der »blaſſe Graf«, ihre Hand reiche; aber lieber will ſie ſterben, als dieſem Manne angehören, dem ſie all den

Jammer, der ſie ſeit ihrem ſechzehnten Jahre betroffen hat, zuſchreibt.«

»Da iſt es dann vorbei mit meinem Stücke.«

»Ei, denke doch nicht immer an dein Stück! Eine ſo traurige Geſchichte paßt nicht für die Bühne, und ein beruhigender Schluß iſt für ein ſolches Stück nicht abzuſehen, ſo lange der alte Graf Wolzanitzki lebt.«

»Ich bring ihn um.«

»Wie?«

»Ich bring ihn um, den Kerl! dann wird die Geſchichte gleich gut ausgehen.«

»Faſelſt Du?«

»Keine Faſelei! Ich laß ihn aber nicht durch Gift, Dolch oder eine Kugel ſterben, nein — großartig laß ich ihn enden, von den Furien des Gewiſſens gepeitſcht, im Wahnſinne laß ich ihn ſterben.«

»Ja ſo — im Theaterſtücke!«

»Verſteht ſich, meinethalben kann er leben, ſo lange er will, aber Gewiſſensfolter wird doch endlich ſeinen Tod herbeiführen. Ein ſolches Ungeheuer kann nicht auf anderem Wege zu Grunde gehen.«

Der Schauſpieler Reif ließ ſich melden.

»Du haſt Geſchäfte! Ich verlaſſe Dich, bitte Dich noch einmal, kein Wort über die echte Gräfin zu ſprechen.«

»Wenn ich das wollte, wüßte ich noch weit mehr zu erzählen als Du; — ich bin noch tiefer in die Sache eingeweiht worden, aber ich habe bisher das »Schloß des Papageno« vor dem Munde gehabt, ich werde es auch nur ablegen, wenn die Polizei und der alte Graf es erlauben.«

»Der alte Graf, den Du umbringen willſt in deinem Stücke?«

»Derſelbe. Er iſt zwar ein ſchlechter, unbarmherziger Patron, aber ich habe ihm zugeſagt, nichts zu verrathen; man muß manchmal ſelbſt dem Teufel Wort halten.«

»Iſt er ein Teufel, dispenſire ich Dich davon.«

»Es iſt kein Teufel, der mich holen kann, aber er kann jemand Anderen holen, und das wäre mir höchſt unangenehm!«

»Laß nun den Schauſpieler Reif eintreten.«

»Ja richtig!«

»Ich gehe.«

»Bleibe. Dieſer Herr Reif iſt auch ein Teufel! — Dieſer Kerl hat ſeit Kurzem ſehr viel Geld und chicanirt mich wo er kann. Er legt es darauf an, daß ich ihn ſeines Contractes entlaſſe, dies aber vermag ich nicht; er iſt faſt in allen Stücken beſchäftigt, iſt beliebt und ich habe keinen Andern für ihn.«

»Vielleicht will er Zulage?«

»Gott bewahr! Der Patron gibt mehr Geld aus als ich; er hat vielleicht auch mehr.«

Der Bediente trat ein.

»Herr Reif läßt den Herrn Director fragen, ob er vorkommen könne oder nicht?«

»Er ſoll kommen.«

Herr Reif trat ganz brüsk ein.

»Herr Schikaneder,« ſagte er, »die Kluft zwiſchen uns öffnet ſich täglich weiter.«

»Eine Kluft zwiſchen uns? — Wie ſoll ich dies verſtehen?«

»Wie Sie es verſtehen ſollen? — Sie werden doch wohl ſeit einiger Zeit bemerkt haben, daß ich höchſt ungern in Ihrem Engagement verweile?«

»So? — Ich bemerkte es nicht.«

»Ich kam zu Proben abſichtlich ſpäter, memorirte ſchlechter.«

»Ich bemerkte es wirklich nicht.«

»So werde ich dann noch ſpäter zu den Proben kommen, noch ſchlechter memoriren.«

»Wenn es der Regiſſeur duldet und das Publicum Sie nicht auspfeift, mir recht!«

»Ihnen recht?«

»Ganz gewiß! — Aber der Regiſſeur wird Sie ſtrafen, Sie werden Gagenabzüge haben.«

»An der Gage liegt mir nichts. Sie können ſie ganz erſparen. Entlaſſen Sie mich.«

»Sie haben noch zwei Jahre Contract.«

»Ich kaufe Ihnen dieſe zwei Contractjahre ab.«

»Ei der tauſend! — Was iſt Ihnen denn geſchehen, das Ihnen das Engagement bei meiner Bühne gar ſo läſtig macht?«

»Um es gerade herauszuſagen, die Behandlung meiner Schweſter.«

»Was lege ich ihr in den Weg?«

»Sie geben ihr keine Rollen.«

»Sie iſt eine zu große Anfängerin.«

»Immerhin! aber ſie iſt ſchön, wenigſtens ſagt es alle Welt!«

»Ihre Schweſter iſt ſchön, ſie iſt aber auch brav und unbeſcholten und ich will ſie in keinen üblen Ruf bringen.«

»Wie wäre dies möglich?«

»Die böſe Welt ſagt mir nach, die hübſchen Frauenzimmer hätten vor mir nicht Ruhe! Stelle ich Ihre Schweſter, bei ihrer poſitiven Talentloſigkeit — welche Sie ſelbſt zugeben müſſen — für erſte Rollen an, dann ſagt die böſe Welt: »Schikaneder hat ſchon wieder eine neue Geliebte!« Dies ſchadet Ihrer Schweſter! Ich mag wohl manche Favoritin bei meinem Theater beſitzen, aber den Ruf einer Tugend habe ich nie untergraben! — Dies iſt es auch nicht, was Sie unwillig macht, ſondern Madame Helmböck iſt es, welche Sie durchaus engagirt wünſchen. Ich habe es Ihrem Gatten abgeſchlagen, ich muß es Ihnen als Liebhaber abſchlagen. Madame Helmböck hat noch weniger Talent als Ihre Schweſter.«

»Wie kommt es, Herr Schikaneder,« fragte Reif, »daß Sie Frau Helmböck als meine Geliebte bezeichnen?«

»Weil Sie ſie ſelbſt als dieſe annoncirten. Man ſieht Sie nur mit ihr auf allen Spazirgängen, an allen öffentlichen Orten. Neulich als ich meinen Schauſpielern, an meinem Geburtstage, ein Diner bei Jahn im Augarten gab, ließen Sie ſich entſchuldigen, daran nicht Theil nehmen zu können, erſchienen aber im Augarten mit Madame Helmböck an einem Nebentiſche. Sie kränkten den Gatten Ihrer Schönen, der in meiner Geſellſchaft war, und beleidigten mich, der ich Sie zu meiner Tafel geladen hatte.«

»Ich fand, daß Madame Helmböck am meiſten gekränkt wurde, denn ſie ward von Ihnen bei dem Feſteſſen ausgeſchloſſen.«

»Ich bewirthete nur meine Mitglieder. — Nun können Sie aber ungenirt mit dieſer Frau diniren, denn ihr armer Mann wird wohl ſobald nicht frei werden. — Rührt denn Madame Helmböck nicht das traurige Schickſal ihres Gatten?«

»Ich weiß es nicht.«

»Wenn ſie ihn auch nicht liebt, ſo könnte ſie ihn doch wenigſtens bedauern.«

»Das thut ſie gewiß, aber weinen wird ſie nicht um ihn. Als er ſie heiratete, hat er ſie betrogen. Er verſprach ihr, ihr ein Engagement bei Ihnen zu verſchaffen; er that es nicht.«

»Und darum haßt ſie ihn? — Machen Sie mir doch nichts weiß! — Wenn Madame Helmböck ſich mit ihrer ſchönen Geſtalt hätte auf dem Theater zeigen können, würde ihr Mann noch ganz andere Hörner erhalten haben. Sie wollte Schauſpielerin ſein, um geſehen zu werden. Der reiche Bojar aus der Moldau, der täglich unſer Theater beſucht, war ihr Magnet. — Die Damen, welche dem »Spiegel von Arcadien« ſo viel Luſtre verſchafften, hatte er der Reihe nach für ſein Serail erkoren. Sie glaubte ebenfalls einen Platz darin zu finden, denn Madame Helmböck bedarf großer Summen für ihre Toilette und der Nabob ſollte dieſe Summe bieten.«

»Auch ohne den Bojaren ſind ihre Bedürfniſſe gedeckt.«

»Ich habe mich nicht in Privatangelegenheiten zu mengen. Es ſcheint, daß nun Sie es ſind, dem bedeutende Summen zu Gebote ſtehen.«

»Ich habe eine Erbſchaft gemacht. Dies ſetzt mich in die günſtige Lage, Ihnen den Reſt meiner Contractjahre abzukaufen. Ich biete Ihnen zweihundert ruſſiſche Imperiale und erlege ſie Ihnen ſogleich.«

Reif legte zwei Rollen Goldſtücke auf den Schreibtiſch des Directors, brach die Goldrollen auf und leerte den Inhalt aus.

»Damit hoffe ich Sie für meinen Verluſt zu entſchädigen,« ſagte er. »Sehen Sie dieſe glänzenden Münzen! So glänzt mein Talent nicht wie dieſes Gold.«

Schikaneder betrachtete die Goldmünzen.

Wie ein Blitz durchzuckte ihn der Gedanke, woher dieſe Imperiale gekommen. Er faßte ſich und erwiederte:

»Allerdings lockend! Aber noch immer keine Entſchädigung für einen Mann, deſſen plötzlicher Austritt mein Repertoir weſentlich ſtören würde. Da Sie nun die Mittel beſitzen, mich zu entſchädigen, ſo müſſen Sie mir wenigſtens die doppelte Summe entrichten.«

»Auch dies vermag ich. Ich will auf rechtliche Weiſe von Ihnen loskommen. Ein Anderer in meiner Lage wäre Ihnen wahrſcheinlich durchgegangen.«

»Sie wiſſen recht gut,« entgegnete Schikaneder, »daß ich Papiere von Ihnen in Verwahrung habe, die Sie compromittiren würden. Da Sie fünf oder ſechs Bühnenvorſtänden davonliefen, ſo erbat ich mir Ihre Urkunden, ſonſt hätte ich Sie nicht engagirt.«

»Eben dieſe Papiere erbitte ich mir bei der Löſung meines Contractes zurück. Bis um vier Uhr bringe ich Ihnen noch zweihundert ſolcher Goldſtücke. Ich nehme dann meine Papiere dafür in Empfang.«

Herr Reif ging ohne ſich zu empfehlen.

»Jetzt weiß ich wer dem Todtenkopfe durchgeholfen!« ſagte Schikaneder zu ſeinem Freunde, dem Pfarrer. »Nicht Herr Helmböck, ſondern Frau Helmböck hat dies Meiſterſtück vollbracht. Von ihr rührt das Geld her, und der preußiſche

Deſerteur, Herr Reif, auch Pollwitz, Salberg, Ronemann genannt, hat den Einſchlag dazu gegeben. Dieſe Goldſtücke haben in der Caſſette gelegen, welche der Gräfin Wolzanitzka im »wilden Mann« geraubt wurden.«

Hurt trat ein und meldete ſeinem Director Folgendes:

»So eben wurde Madame Helmböck verhaftet.«

»Auch verhaftet?« ſagte Schikaneder. »Deſto beſſer, ſo erſpare ich eine Anzeige.«

»Aber ihren Liebhaber,« bemerkte der Pfarrer, »ſollte man doch auch mit ins Gebet nehmen.«

»Herr Reif,« rapportirte Hurt, »wurde in dem Augenblicke feſtgenommen, als er die Wohnung des Herrn Directors verließ.«

»O, die Wiener Polizei iſt doch höchſt umſichtig,« ſagte Schikaneder, »ſie überſieht nichts. Eile ſchnell,« befahl Schikaneder ſeinem Diener, »unterrichte hiervon den Regiſſeur Winter. Sage ihm, er ſoll »das abgebrannte Haus« und die Pantomime »der grüne Hut« zur Aufführung bringen. Samät's »Feuerbär,« in welchem Reif den Kanzler ſpielt, kann nicht gegeben werden, dann — laſſe einſpannen. Ich fahre nach der Stadt und bringe dieſe Imperialen dem Gerichte.«

⁂

Wir überſpringen einen Zeitraum von vierzehn Tagen, um zu melden, daß Frau Helmböck und Herr Reif keine Geſtändniſſe machten. Er bekannte, das viele Gold von Madame Helmböck erhalten zu haben, aber nicht in bedenklicher Weiſe, ſondern als Honorar, weil er ſie in der Schauſpielkunſt unterrichtet. Sie gab an, daß ihr die

Dame mit dem Todtenkopfe eine Summe von fünfhundert Goldſtücken geſchenkt, weil ſie Mitleid mit ihrer Lage gehabt, und dann aus Dankbarkeit für ihre Pflege während einigen, in ſchwerer Erkrankung an ihrem Bette zugebrachten Nächten. — Zu ihrer Flucht, ſetzte Frau Helmböck bei, ſei ſie nicht behilflich geweſen. Sie vermöge ſich's nicht zu erklären, wie ihr dieſe gelungen.

Der Unterſuchungsrichter nahm dieſe Ausſagen für das was ſie waren, für Lügen, aber Madame Helmböck beſtand auf dieſen Lügen, und als ihr vorgehalten wurde, wie es möglich ſei, daß acht oder zehn Menſchen durch ihr Schlafzimmer ſich begeben hätten, ohne von ihr bemerkt worden zu ſein, antwortete ſie, daß ſie an jenem Abende im Theater geweſen, daß die Dame mit ihren Leuten ſich eigener Schlüſſel bedient haben müßte u. ſ. w., daß endlich der Herr Commiſſär, der ihren Gatten verhaftete, ſie geſehen, wie ſie vom Theater nach Hauſe gekommen, alſo in ihrer Abweſenheit nicht die Hand zur Flucht geboten haben könnte.

Das Gericht nahm indeß Anſtand, Herrn und Frau Helmböck und Herrn Reif zu entlaſſen, obgleich es nahe daran war. Plötzlich ereignete ſich etwas ganz Unerwartetes.

Es kam ein Italiener aus Venedig nach Wien.

Er hieß Fantini.

Er führte ein großes Wachsfigurencabinet von einer Stadt zur andern.

Er hatte dieſes auch in Gratz gezeigt und großen Zuſpruch gefunden.

Fantini's Affichen meldeten eine Gallerie, dergleichen in Europa noch keine intereſſantere vorgekommen.

Sie enthielt nicht nur die täuſchenden Nachbildungen aller gekrönten Häupter, aller großen Staatsmänner und Helden, ſondern auch eine Reihe anderer berühmter und ſogar berüchtigter Perſonen, ſo den „bairiſchen Hieſel mit ſeinem Hunde,“ den „Raubmörder Zahlheim,“ und was natürlich am meiſten Aufſehen erregen mußte,

„Die Dame mit dem Todtenkopfe,“

dem Originale getreu nachgebildet.

Als der Mann befragt wurde, wie er zu dieſer Abbildung gekommen, erzählte er, er habe die Abbildung in Laibach von einer Dame gekauft und dafür einhundert Stück Ducaten in Gold bezahlen müſſen. Er hätte von dieſer Dame auch die Verſicherung erhalten, daß wenn er, Fantini, damit nach Wien reiſen würde, er unerhörte Einnahmen machen müßte. Er verſicherte, daß die Verkäuferin ſelbſt in Wien mit dieſem Todtenkopfe Geſchäfte machen, daß man ihr aber, da ſie die lebende Dame mit dem Kopfe darſtellen wollte, dies verweigert, ihr aber dafür die Verſicherung gegeben habe, in einer Gallerie von Wachsfiguren würde eine ſolche Aufſtellung geſtattet werden. In Gratz wenigſtens hatte die Behörde nichts dagegen gehabt, und der Zuſpruch ſei wirklich ſo außergewöhnlich geweſen, daß nur die ungünſtige kleine Localität, in welcher die Gallerie aufgeſtellt war, Urſache geweſen ſei, Gratz zu verlaſſen und ſo ſchnell als möglich nach Wien zu reiſen.

Daß Herr Fantini keine Erlaubniß bekam, die „Dame mit dem Todtenkopfe“ in ſeiner Gallerie aufzuſtellen, war natürlich; aber alle übrigen Figuren durfte er zeigen. Er wählte den Saal zur „Mehlgrube“ zu ſeinem Schauplatze, und erfreute ſich durch das Anziehende ſeiner Wachsbilder, durch die Aehnlichkeit und Reichhaltigkeit derſelben, durch die Pracht vieler Coſtüme u. ſ. w. großen Zuſpruches; auch durfte er, nachdem er einige Wochen in Wien ſich befunden, gegen beſondere Erlaubnißſcheine der Behörde, hochſtehenden und diſtinguirten Perſonen, »mit Ausnahme von Damen,« das vielbeſprochene »ſchaudervolle Schreckbild« produciren.

Da kam eines Tages auch ein junger Mann zu Fantini.

Er hat keinen Erlaubnißſchein von der Polizei, die verpönte Wachsfigur zu ſehen.

Er bat aber ſo innig, ihm dieſelbe zu zeigen, verſprach dabei ſo heilig, Niemanden mitzutheilen was er geſehen, daß Fantini ſchon Miene machte, ihn in die abgeſonderte Kammer zu führen. Da ſprang aber ſeine Frau wie eine Furie herzu und eiferte heftig dagegen, daß es nicht geſchehen möge.

Der junge Mann gab bereits alle Hoffnung auf, ſeinen Wunſch befriedigt zu ſehen.

»Dieſen Menſchen hat vielleicht die Polizei abgeſendet,« lärmte Frau Fantini, »uns zu prüfen, ob wir ihre Befehle genau vollziehen. Gib ihm nur nach und willfahre ſeiner Bitte,« ſagte ſie zu ihrem Manne, »und wir ſind vielleicht in vierundzwanzig Stunden nicht mehr in Wien!«

»Madame,« entgegnete der Fremde, »wenn ich ein Abgeſandter der Polizei wäre, ſo würde ich nicht eine hohe Summe bieten, um den Todtenkopf betrachten zu können.«

»Gleichviel!« erwiederte ſie. »Ihr Geld würden Sie ja, wenn Sie ein Spion ſind, wieder zurück erhalten. Nein, nein, entfernen Sie ſich! Sie ſollen uns nicht verleiten, unſere bei der Commiſſion für öffentliche Schauſtellungen eingegangene Verpflichtungen nicht zu erfüllen.«

»Verſchaffen Sie ſich einen Erlaubnißſchein von der Behörde,« meinte Herr Fantini.

»Die Polizei gibt mir ihn nicht,« erwiederte der Fremde.

»Wenn Sie nicht blos ein Neugieriger oder Verdächtiger ſind, werden Sie ihn erhalten.«

»Nie! Sie irren überhaupt, wenn Sie glauben, daß die Polizei allein auf ſolche Erlaubnißſcheine Einfluß nimmt; da iſt noch jemand ganz Anderer, der befragt wird, und erfährt dieſer meinen Namen, erfährt er, daß ich in Wien bin, dann iſt es um mich geſchehen! Uebrigens ſollen Sie nicht ſo hart und nicht ſo mißtrauiſch gegen mich ſein; ich bin Ihr Landsmann, bin ein Venetianer wie Sie — mein Name iſt —«

Der junge Mann nannte ſeinen Namen.

Erfreut hierüber ließen Herr und Frau Fantini ihr Mißtrauen fallen und führten den jungen Mann in das Cabinet.

Der junge Mann warf kaum einen Blick auf die Wachsfigur, ſo fing er zu zittern an.

Er ermannte ſich, um die Wachsfigur genauer zu betrachten. Endlich faßte er den Schleier derſelben, er zog ihn völlig krampfhaft vom Geſichte und ſank dann wie vom Schlage gerührt zu den Füßen des Bildes nieder.

Ende des erſten Theiles.

Druck und Papier von Leop. Sommer in Wien.

Die
Dame mit dem Todtenkopfe
in Wien.

Roman

von

Adolf Bäuerle,

Verfaſſer des „Komiſchen Theaters“ in 6 Bänden und der „Thereſe Krones“.

Zweiter Theil.

Peſt, Wien und Leipzig, 1855.
Hartleben's Verlags-Expedition.

Erſtes Capitel.

Wenn etwas in Wien recht Aufſehen machen ſoll, ſo muß es zuerſt der ſogenannten ſtillen Beſprechung überlaſſen werden. Die Wiener müſſen ſich einbilden, daß jeder von ihnen ganz allein ein gewiſſes Geheimniß erfahren, das ihm von ganz unbedenklichem Munde unter vier, ja unter drei und zwei Augen mitgetheilt wurde, und daß der Freund, der bisher ganz allein und außer ihm Niemand auf der Welt im Beſitze dieſes Geheimniſſes ſei, daſſelbe weder ſeinem Vater, ſeiner Mutter, ſeinem Bruder, ſeiner Schweſter, am allerwenigſten aber ſeiner Frau mittheilen würde. Wenn irgend eine Sache in Wien der ſtillen Beſprechung überlaſſen wird, dann kann man darauf wetten, daß tauſend Trommeln und eben ſo viele Glocken und zehntauſend Ausrufer und Zeitungsblätter nicht im Stande ſind, eine ſolche Sache ſo zu verlautbaren, als die Menſchen mit der ſtillen Beſprechung.

Seitdem die Dame mit dem echten Todtenkopfe wieder im »wilden Mann« eingekehrt war, und dort abgeſchieden und verborgen bei ihrem Onkel wohnte, wurde ſie noch mehr Gegenſtand der Neugierde als früher.

Niemand ging an dem Gaſthofe vorüber, ohne für ſich zu ſagen:

»Vergebens verhüllſt Du Dich, polniſche Dame, in dein myſteriöſes Dunkel, vergebens wendet dein Onkel mittelſt Geld, Verſprechungen und Bitten Alles an, daß man nichts von Dir erfahre, — ich weiß dennoch Alles, was bei Dir und um Dich vorgeht, ich allein weiß es und ſonſt Niemand als Du ſelbſt!«

Hirner, der Chocolademacher in der Kärntnerſtraße, ſtand unter der Thür ſeines Ladens und verwendete kein Auge von dem Thore des vielgenannten Grünfeld'ſchen Hôtels.

Der Bettfedernhändler vom goldenen Kegel ſtand neben ihm.

Beide ſprachen kein Wort, keiner wollte zuerſt mit dem, was ihm das Herz wie ein Felſenſtein beſchwerte, hervorrücken.

Da trat der Juwelier vom Schwan näher. Auch er hatte etwas mitzutheilen, aber er wagte es nicht; er geſellte ſich ganz geräuſchlos zu ſeinen Freunden und ſtarrte ebenfalls nach dem Schilde des Wirthshauſes, auf welchem der Mann mit einer Keule halb nackt, mit ſtruppigem Haare, mit einem Bärenfelle und mit einem Geſicht, als hauſe darin ein Feld voller Teufel, abgebildet war.

»Was gibt es Neues heute?« liſpelte endlich der Juwelier.

»Die Bettfedern werden mit jedem Tage theuerer,« antwortete der Mann, der damit handelte. »Ich habe heute einen Centner »Gänsfludern« kaufen wollen, das Pfund koſtet jetzt ſchon ſechs Groſchen; es iſt nicht mehr zu erſchwingen.«

»Ich kenne Jemand,« erwiederte der Juwelier, »der bald von den Federn aufs Stroh kommen wird.«

»Wer denn?« fragten die beiden Andern.

»So fragt man die Kinder aus! Wenn Sie es nicht wiſſen, meine Herren, wen ich meine, ich ſage es gewiß nicht.«

»Und ich kenne Jemand,« erwiederte der Chocolademacher, »der nicht einmal aufs Stroh, ſondern auf den — Dünger kommen wird, aber ich ſage es auch nicht.«

»So behaltet euer Geheimniß,« grellte der Bettfedernhändler; »ich weiß auch etwas, vielleicht etwas Wichtigeres als Ihr; aber eher ſoll mir die Zunge aus dem Halſe faulen, als ich Euch etwas entdecke, Ihr albernen Geheimnißkrämer!«

»Wiſſen Sie etwas vom »wilden Manne?« fragte Hirner.

»Ja und nein,« antworteten die andern Beiden.

»O Gott das!« meinte Hirner.

»Was?« fragte der Juwelier.

»Nun das!«

»Der Himmel bewahre!« betheuerte der Bettfedernhändler; »etwas ganz Anderes. Ich habe vorgeſtern ein Torturbett liefern müſſen.«

»Ein Torturbett?« fragten die beiden Uebrigen. »Was iſt das?«

»Das iſt ein Bett, worauf kein Menſch eine Viertelſtunde ſchlafen kann, und wenn er drei Monate kein Auge zu dem andern gebracht hätte.«

»Aus was beſteht es?«

»Aus lauter ſteifen Borſten! Wer darauf liegt, dem iſt, als wenn er auf zehntauſend Igelhäuten läge. Unter Kaiſer Carl dem Fünften wurden die Raubmörder auf ſolchen Betten angeſchmiedet, wenn ſie nicht geſtehen wollten; der gräßlichſte Kerl hat es nicht eine halbe Stunde auf dieſen Stachelmatratzen ausgehalten, ſondern hat eher drei Mordthaten bekannt, als eine, und wenn er auch ſo unſchuldig geweſen wäre wie ein neugebornes Kind.«

»Gräßlich!« rief der Juwelier aus.

»Und für wen mußten Sie dieſes Bett anfertigen?«

»So fragt man die Kinder aus!« erwiederte der Bettfedernhändler.

Nun kam auch der Sprachmeiſter von der Mehlgrube herzu.

»Sie fahrt aus! Sie fahrt aus!« rief er ſeinen Freunden zu.

»Wer? Wer?« fragten die Andern.

»Nun wer denn? Wer iſt denn in der Kärntnerſtraße jetzt intereſſant? Doch nicht die Tandlerin, welche die 1000 fl. im Glückshafen gewonnen hat? — ſo ein dummes Glück haben nur dumme Leute! — Die Gräfin meine ich! die polniſche Gräfin!«

»St!« riefen die Drei.

»Warum St? Sind die Herren auch ſo dumm, daß Sie ſich um das Verbot kümmern, das da lautet, man dürfe nicht von dem Todtenkopfe ſprechen? — Mir ſoll man kommen mit ſolchen Alfanzereien! — Sind die unglückliche Perſon, und ihr verrückter und impertinenter Onkel eine Autorität für uns Wiener? Er ſoll nach Hauſe reiſen mit ſeiner Mißgeſtalt. Und die Protection, die er beſitzen ſoll, um die bekümmere ich mich gar nicht!«

»Sie reden ſich um den Kopf!«

»Sie ſind nicht einmal ein Wiener Bürger!«

»Als Sprachmeiſter nicht einmal hausgeſeſſen!«

»Haha!« erwiederte derſelbe. »Sie meinen, ich könne abgeſchafft werden? Sie ſollen es probiren, dann geb' ich in zwei Sprachen eine Broſchüre gegen das Gerippe heraus!

Wer etwas gelernt hat, iſt nicht wie ein Greißler auf den Fleck gebunden, wo er Schachtelhalm und Zinnkraut verkauft — dem gehört die weite Welt! Doch thun Sie den Wiener Behörden nicht unrecht, denn dieſe ſind zu liberal, um wegen einer Privatperſon, welche in Wien nur Scandal gemacht und zu Scandal Anlaß gegeben hat, die freie Meinung ſelbſt eines Holzhauers zu beſchränken. Daß man nicht von der Polin ſprechen ſoll, rührt überhaupt nur von den Wirthsleuten im »wilden Mann« her; die wiſſen aus Angſt, daß ihnen die reichen Paſſagiere fortziehen könnten, nicht, was ſie Alles verbreiten ſollen; doch zur Zeit, in welcher der Todtenkopf in Wien angekommen, da waren es gerade dieſe Wirthsleute, welche mit einem förmlichen Schellengeläute durch die Stadt gezogen ſind, und das größte Spectakel von der Ankunft dieſer Fremden gemacht haben.«

»Da kommt der Wagen der Gräfin!«

»Sehen Sie nur, die Fenſter ſind in grüne Verhänge völlig eingehüllt!«

»Er fährt wieder gegen das Kärntnerthor.«

»Was die Dame doch auf der Wieden immer zu thun haben mag?«

»Es iſt Markttag; das Gewoge iſt fürchterlich, hundert Wagen rollen hin und her! Der Phaëton der Gräfin kommt nicht weiter!«

»Haha! Der Bierwagen, der ihr entgegenfährt, ſperrt die Paſſage noch mehr!«

»Und der Mehlwagen, der vom neuen Markt herankommt, macht die Verwirrung noch größer!«

»Der verteufelte Fiaker ſtößt mit der Deichſel gerade in den Wagen der Polin!«

»Klar! Da liegt ihr Wagen!«

Man hörte jetzt einen Angſtſchrei; der Sprachmeiſter lief hinzu, riß den Wagenſchlag an der Equipage der Polin auf, reichte ihr die Hand und hob ſie heraus.

»Sie ſind heftig erſchrocken!« ſagte der Sprachmeiſter.

»Wollen Sie nicht für einige Augenblicke bei mir eintreten und ſich hier erholen?« ſetzte der Chocolademacher hinzu.

Mit großer Höflichkeit bot ihr der Juwelier den Arm, und führte die Gräfin Wolzanitzka in das Verkaufslocale.

Die Gräfin war dicht verſchleiert.

Der Chocolademacher bat ſie, ſich auf einem Sopha niederzulaſſen.

Die Kammerfrau, welche mit ihr im Wagen ſaß und ſie begleitet hatte, fragte:

»Es iſt Ihnen doch durch den Sturz des Wagens kein Leid geſchehen?«

Die Gräfin, die ſich erſt ſammeln mußte, antwortete:

»Nicht das Geringſte, aber gewiß hätte ich durch die Glasſplitter des Wagenfenſters arg beſchädigt werden können, wenn mich der Schleier nicht geſchützt hätte!«

Hierauf wendete ſie ſich an die Herren und dankte ihnen herzlich für ihre Theilnahme.

»Es iſt nicht angenehm, in der Kärntnerſtraße zu wohnen,« ſagte ſie. »Die lebendigſte und längſte Straße Wiens iſt ſo enge, daß man überfahren zu werden befürchten muß, wenn man zu Fuße geht, und befindet man ſich zu Wagen, ſo kann man ebenfalls Unglück haben — wie es ſich ſo eben gezeigt hat! Der Wagen wurde förmlich zu Boden geſchmettert! — Der arme Kutſcher, die armen Pferde, wenn ſie nur keinen Schaden genommen!«

Der Bettfedernhändler, der nach dem Wagen geſehen hatte, rapportirte:

»Der Wagen hat ſehr gelitten. Die eine Seite iſt faſt zerſchmettert. Der Kutſcher blutet; er wurde vom Bocke geſchleudert, den Pferden iſt nichts geſchehen; aber den Wagen aufzuheben, gelang bis jetzt nicht, die Kutſchen und ſchweren Fuhrwerke ſind ſo arg in einander gefahren, daß vielleicht noch in einer Stunde nicht daran zu denken iſt, ſie auseinander zu bringen. Wollten die Frau Gräfin in Ihr Hôtel, ſo müßten Sie auf der einen Seite der Straße bis nach dem Stephansplatze hinauf, und auf der andern Seite eben ſo weit herabgehen.«

»Sie ſcheinen mich zu kennen?« fragte Lodoiska etwas betreten.

»Wie ſollten wir unſere holde Nachbarin nicht kennen?« verſetzte der Sprachmeiſter, »welche den Armen ſo viel Gutes erwies, welche ſolche erſchütternde Schickſale in Wien erlebte und uns zu großem Mitgefühle hinriß.«

»Sie befinden ſich hier in Geſellſchaft von vier Männern,« tröſtete der Chocolademacher, »welche Ihnen ſtets die herzlichſte Theilnahme widmeten.«

»Ich bin Ihnen alſo nicht nur ſeit heute, ſondern ſeit dem Tage meiner Ankunft verpflichtet? — Wie freut es mich, Ihnen meinen Dank ausſprechen zu können!«

»Haben Sie einen Wunſch, ſagte der Sprachmeiſter, »ſo äußern Sie ihn unverhohlen, wir ſchätzen es uns zur höchſten Ehre, ihn erfüllen zu können.«

»Ach,« antwortete die Gräfin, »einen Wunſch hätte ich wohl, ich bin jedoch einer Indiscretion nicht fähig.«

»Wir beſchwören Sie, uns Aufträge zu ertheilen,« bat der Juwelier; »wir werden ſie gewiſſenhaft beſorgen!«

»Nun denn, ſo geſtatten Sie mir, hier einige Zeilen zu ſchreiben und einen Boten zu beſtellen, der dieſe Zeilen Herrn Schikaneder, dem Theaterdirector, überbringe.«

»Dieſer Bote werde ich ſeyn!« verſicherte der Sprachmeiſter, »einen verläßlicheren werden Sie ſchwerlich finden können.«

»Wie gut ſind Sie!« ſprach die Gräfin.

Der Chocolademacher führte ſie in ſein Schreibzimmer und legte ihr Briefpapier hin.

Die Gräfin ſetzte ſich um zu ſchreiben.

Indeß ſah die Kammerfrau nach der Straße, um etwas von dem Schickſale des Wagens zu erfahren, fuhr aber ſchnell von dem Ladenfenſter zurück und eilte zu ihrer Herrin.

»Aha,« ſagte der Sprachmeiſter, »die hat den alten Grafen geſehen, der da drüben hin- und herläuft und ſeine Nichte ſucht, da man ihm gewiß das Malheur, das ſie betroffen, rapportirt hat! — Da ſehen Sie, Herr Weiher, wie der Alte raſt! Das muß ein ungeſtümer Mann ſeyn! Hören Sie, welche häßliche Worte er dem Kutſcher in ſeiner Wuth zuruft. Nun kommt der blaſſe Graf auch noch dazu! — Das wollen wir doch unſerer Dame mittheilen.«

Der Sprachmeiſter eilte in das Schreibzimmer zu Lodoiſka.

Die beiden andern Bürger blieben am Fenſter ſtehen und verwendeten kein Auge von dem alten Grafen.

»Ich glaube der Kutſcher iſt befragt werden, wohin ſich die beiden Damen begeben haben?«

»O verläugnen Sie uns!« flehte die Kammerfrau, welche die letzten Worte gehört und das Schreibzimmer verlaſſen hatte. »Der Onkel der Comteſſe iſt ein fürchterlicher Mann. — Zum Unglück hat ſie ſich heute ohne ſeine Zuſtimmung vom Hauſe wegbegeben; es würde nun, fände er die Gräfin hier, eine Scene ſtattfinden, welche bei dem Jähzorn des alten Grafen die ganze Nachbarſchaft allarmiren müßte.«

»Er ſoll ſich unterſtehen und da hereinkommen!« drohte der Juwelier. »Mein Freund Hirner fragt den Teufel nach einem Dutzend jähzorniger Leute.«

»Sehen Sie doch,« bemerkte der Bettfedernhändler, »die beiden Grafen laufen die andere Seite hinauf, um über die Straße und hierher zu kommen, die Comteſſe zu ſuchen.«

»Ja zu ſuchen,« ſagte der Chocolademacher, der jetzt ſein Schreibzimmer verlaſſen hatte und herausgekommen war, »ja, um zu ſuchen und um die Gräfin und ihre Kammerfrau nicht zu finden. Meine Niederlage hat einen Ausgang nach dem Hofe; — das ſogenannte Spitalhaus, in welchem wir uns befinden, hat nach dem neuen Markte ein zweites Thor; ein Fiaker wird geholt und die Damen werden ſich deſſelben bedienen. — Wohin ſie ſich begeben wollen, werden ſie ſchon beſtimmen.«

»Ich eile, den Fiaker zu rufen!« verſetzte der Juwelier und ging durch das Schreibzimmer nach dem neuen Markte.

Indeß hatten ſich die verſchiedenen Wagen und Fuhrwerke in der Kärntnerſtraße vorwärts bewegt. Es wurde zwar langſam aber dennoch Raum gewonnen. Den Phaëton der Gräfin hatte man wieder auf die Räder geſtellt und die Paſſage begann.

»O weh!« klagte der Bettfedernhändler, »nun wird das Herüberkommen auf dieſe Seite der Straße wieder leichter.«

»Herr Hirner!« mahnte der Sprachmeiſter, »nun iſt keine Zeit zu verlieren. Ich ſchaffe die Damen ſchnell fort. Sonſt tritt das Ungethüm hier ein, und Alles iſt zu riskiren!«

»Ja, ja, fort! fort! fort!« bat die Gräfin.

»Noch einmal tauſend Dank!« ſagte ſie ihren Freunden. »Da d'rin liegt noch ein Brief, um deſſen Beförderung ich bitte.«

Lodoiska faßte den Arm des Sprachmeiſters und dieſer führte ſie und die Kammerfrau durch die Hinterthür fort, während bei der Hauptthür, wie vom Sturmwind gejagt, die beiden Grafen eintraten.

Hirner ging ihnen raſch entgegen.

»Was wünſchen Sie?« ſagte er und ſchlug den Ladentiſch hinter ſich zu, wodurch er das ſchnelle Eindringen in ſein Schreibzimmer verhinderte.

»Was wünſchen die Herren? Was iſt geſchehen, daß Sie da in mein Gewölbe ſo hereinpoltern, wie Bauern in eine Schenke?«

»Ich ſuche meine Nichte!« tobte der alte Graf.

»Ich habe nicht die Ehre, Ihr Fräulein Nichte zu kennen.«

»Ich bin der Graf Wolzanitzki.«

»Möglich!« entgegnete Hirner.

»Mein Kutſcher hat mir geſagt, daß meine Nichte und ihre Begleiterin ſich in das Chocoladegewölb geflüchtet hätten!«

»Ihr Kutſcher? Iſt das der Dummkopf, der hier umgeworfen hat, wodurch zwei Damen beinahe lebensgefährlich verwundet wurden?«

»Ja, derſelbe.«

»So ſagen Sie dieſem Burſchen, der ſelbſt vom Bocke wie ein Haferſack plumpte und unter den Pferden ſeines Wagens lag, daß er höchſtens geſehen haben könne, daß er nicht mehr auf dem Bocke ſaß, aber wohin ſeine Damen geriethen, das ſah er nicht!«

»Wohin ſind ſie gerathen?« fragte der blaſſe Graf.

»Wiſſen wir's?« verſetzte der Bettfedernhändler. »Sie verſchwanden unter dem Gedränge der herbeieilenden Leute.«

»Ich werde dieſes Gewölbe unterſuchen!« ſchnaubte der alte Graf.

»Sie? mein Gewölbe! Da dürfte der Ober- und Untervorſteher der bürgerlichen Chocolademacher mit Ihnen hieherkommen, ſo würde ich dies nicht zugeben. Bei einem ehrlichen Manne unterſucht man nichts! Höchſtens dürfte dies die Obrigkeit, und dieſe moleſtirt den Bürger Hirner nicht, weil ſie wohl weiß, daß ſie einen rechtlichen Mann vor ſich hat.«

»Fahren Sie nicht ſo auf! Ich bin Graf.«

»Ich ſehe nichts Gräfliches an Ihnen, und nun machen Sie, daß Sie fortkommen, ſonſt gebrauche ich mein Hausrecht. Unterſuchen mein Gewölbe!« grollte Hirner. »Ein wildfremder Menſch mein Gewölbe unterſuchen! Ein ſolcher Affront iſt mir noch nie begegnet!«

Hirner öffnete die Thür ſeines Ladens.

»Ich erſuche Sie, mich zu verlaſſen, ehe die Keckheit, die Sie ſich herausnahmen, mir noch mehr zu Kopf geht!«

»Er Flegel!« tobte der Graf. »Ich werde ihn belangen.«

»Schimpfen auch noch? Sie wagen es, einem Wiener Bürger einen beleidigenden Namen zu geben?«

»Gehen wir,« ſagte der blaſſe Graf, »ſetzen wir uns keinen Inſulten aus.«

»Ja, beſſer iſt's!«

»Er ſoll mich kennen lernen!«

»Ich verlange mir dieſes Glück nicht.«

Die beiden Grafen eilten aus dem Gewölbe.

Zweites Capitel.

»Wohin begeben wir uns?« fragte Lodoiska die Kammerfrau, als der Fiaker, deſſen ſie ſich bedienten, den Weg durch das Kärntnerthor nahm.

»Wir fahren nach dem Freihauſe in die Wohnung Schikaneder's. — Er wird rathen, er wird helfen.«

»Dort ſind wir nicht ſicher.«

»Wir laſſen den Fiaker links von der ſteinernen Brücke, an der Carlskirche vorüber, nach der Landſtraße fahren. Im »Hahn« wohnt Herr Luigi.«

»Um Gottes willen, was muthen Sie mir zu! —

Ich, zu dieſem jungen Manne, mit ſeiner ungeſtümen Liebe!«

»Ich bin bei Ihnen.«

»In ſeiner blinden Leidenſchaft würde er ein Piquet von Soldaten nicht beachten. — Nein — nein! In den »Skizzen von Wien« las ich, daß der Gaſthof zum Elephanten in der Leopoldſtadt, vielleicht ſcherzweiſe, ein Aſyl für Liebende genannt wurde. — Dort wollen wir einſprechen. — Der Wirth ſoll ein guter, theilnehmender Mann ſein, Pezzl, der Verfaſſer der »Wiener Skizzen,« ſchreibt von ihm, daß er mehr Heiraten vermittelt, als der Hofprediger Ulrich Megerle unter Kaiſer Leopold I.«

»Wollen Sie denn heirathen? wirklich heirathen?«

»Ja.«

»Wen?«

»Sie werden es erfahren.«

»Sie machen mir Angſt, Comteſſe!«

»Sprechen Sie nicht ſo viel. Befehlen Sie dem Fiaker, daß er nach der Leopoldſtadt, aber nicht durch die Stadt, ſondern den Vorſtädten entlang, fahre.«

Die Kammerfrau befahl dies dem Fiaker.

Der Wagen war ſchon zu weit über die Wiedner Hauptſtraße gekommen, und mußte nun durch die Paniglgaſſe ſeinen Weg nehmen.

»Mir wird jetzt wohler ums Herz!« rief Lodoiska, »zwar bin ich in dieſem Augenblicke eine Bettlerin, ich habe heute meinen vierundzwanzigſten Geburtstag angetreten, beſitze noch keinen Gatten, bin daher enterbt und verſtoßen, aber ich bin frei — frei! — und wenn ich als Dienſtmagd meinen Unterhalt gewinnen müßte, wenn ich im Taglohn arbeiten ſollte, ich bin glücklich, denn ich bin dem größten Tyrannen, den die Erde trägt, entronnen.“

„Ihr Onkel iſt ein Tyrann, es iſt wahr, aber nur weil er geſchworen, daß Sie dem Grafen Stowinski Ihre Hand reichen werden, und wenn er Sie bei den Haaren zum Altar ſchleppen müßte.“

„Dem Grafen Stowinski, dem Elenden, dem Herzloſen, der mich der Erbſchaft meines Onkels wegen freien will, der jede niedere Intrigue benützte, um mich zu erringen; — wäre ich dann ſeine Gattin, würde er mich eben ſo behandeln wie ſeine erſte Frau, die er, der Schändliche, ſchon acht Tage nach der Hochzeit mißhandelte, weil ihr Brautſchatz um zehntauſend polniſche Gulden geringer war, als er erwartet hatte. Einen Bettler kann man wählen, wenn er ein edles Herz beſitzt, aber einen Menſchen, der ein Weib blos darum nimmt, weil ſie eine reiche Mitgift beſitzt, einen Schändlichen, der ein Geſchäft daraus macht, auf eine fette Ausſteuer zu ſpeculiren, um dann die Weiber ſyſtematiſch umzubringen und wieder ein neues Heiratsgut zu angeln — nie! nie! — Herr Schilaneder möge mich als Choriſtin engagiren; da ihm mein Geſang gefällt, ſo kann er dies — ich will verſchleiert, ich will hinter der Couliſſe ſingen, ich will die geringſte Gage nehmen, nur ſo viel, daß ich leben kann, dann will ich nebenbei von weiblichen Arbeiten mein Daſein friſten, nur Gräfin Stowinski will ich nicht werden.“

„Sie ſagten ja vorhin, daß Sie heiraten wollten. Sie können ja doch nicht den erſten Beſten nehmen? Verſchleiert können Sie auch nicht immer bleiben. Und da Sie jetzt arm ſind, wie Sie ſelbſt ſagen — ſo —“

„So wird mich der zur Gattin wählen, den ich heiß und innig liebe, und wenn ich zwei Todtenköpfe auf dem Rumpfe hätte.«

»Luigi?«

»Nun ja denn!«

»Und dennoch wollen Sie nicht zu ihm! Wir fahren ſo eben an der Vorſtadt »Landſtraße« vorüber, wenn wir hier rechts einbiegen — —«

»Seien Sie doch nicht ſo kurzſichtig! Sahen Sie mich nicht einen zweiten Brief ſchreiben? — an wen hätte ich in Wien zu ſchreiben, — als an ihn!«

»Und Sie glauben nicht, daß Ihr Onkel eine Ahnung habe, daß Luigi in Wien ſei?«

»Gewiß iſt er davon unterrichtet, drei ſeiner Briefe fing er auf! — Der Bediente, der mich an die Räuber verrieth, die Schlüſſel meiner Zimmer in Wachs abdrückte, der ſchändliche, eigennützige Burſche verrieth mich auch an den Onkel, und fing ebenfalls zwei Briefe von Luigi an mich auf, dennoch erfuhr ich, daß Luigi in Wien ſei, ich ſah ihn auch vom Fenſter, und ſeinen Wohnort erfuhren Sie.«

»Aber er iſt arm!«

»Seine Kunſt wird ihn reichlich ernähren.«

»Schon in Warſchau wollte er Sie entführen.«

»Hätte ich ihm folgen können — ich wäre nun ſchon glücklich!«

»Ihn entſetzte Ihr Geſicht nicht. Er ſah Sie —«

»Ihm gefiel ich und wenn ich mich noch ſcheußlicher gezeigt. — Er küßte mein Antlitz, das ſelbſt mein Onkel nicht ohne Entſetzen ſehen konnte.«

»Er liebte das Herz und den Geiſt Lodoiska's und dann auch die wundervolle Geſtalt, die Sie beſitzen; ſolcher zauberiſcher Formen wie Sie erfreut ſich kaum noch ein zweites Weib; ich wenigſtens ſah noch keines, das Ihnen gliche.«

Unter ähnlichen Geſprächen fuhr der Wagen in den Gaſthof zum »Elephanten« in die »Neugaſſe.«

Die Kammerfrau ſtieg aus und forderte vom Wirthe zwei Zimmer.

Der Wirth ſchloß die ſchönſten auf, welche er beſaß. Sie gewährten die Ausſicht nach dem kaiſerlichen Augarten.

Die Kammerfrau beſtellte ein Diner.

Der Wirth verſprach das Beſte zu bieten, was er aufzubringen vermöge.

Vor ungefähr ſechzig Jahren waren die Gaſthöfe in Wien größtentheils in einem pitoyablen Zuſtande.

Reiſende von Diſtinction und ſolche, welche aus Frankreich, aus den Rheingegenden u. ſ. w. nach Wien gelangten, konnten ſich über die elende Bewirthung nicht genug wundern. Von der franzöſiſchen Küche hatte ein Wiener Wirth keine Idee; man reichte größtentheils derbe Hausmannskoſt, und glaubte das Höchſte geboten zu haben, wenn man Backhühner auf die Tafel brachte, Backhühner und wieder Backhühner, wenn auch die Hühner ſchon ſo groß geworden, daß man ſie für fett gefütterte Kapauner hätte ausgeben können. Daher kommt es auch, daß ſich die Fremden, beſonders die Preußen und Sachſen, noch immer über die Wiener Backhühner luſtig machen; ſie verzehren ſie zwar in Wien mit großem Appetit, aber ſie ſpotten dennoch, und wenn ſie beſonders witzig ſein wollen, ſo laſſen ſie drucken:

»Dem Wiäner geht »halter« nix iber ſaine back'nen Hiendeln!«

Aber hätten ſie »halter« (!) nur die back'nen Hiendeln (!!) ſie würden ſie ſchon eſſen; ſie ſchmecken immer beſſer als das elendeſte Gericht der Welt, das in Wien kein Bettler in der größten Noth verzehren würde, »kalte Schale« und »Butterbämmchen!«

Wollte Jemand vor ſechzig Jahren in Wien fein und gewählt ſpeiſen, ſo mußte er die Küchen des Hoftraiteurs Jahn in der Himmelpfortgaſſe, in Schönbrunn oder im kaiſerlichen Augarten aufſuchen. Bei dem alten Jahn ſpeiſte man exquiſit; — alle hohen, vornehmen und reichen Perſonen erſchienen hier zum Diner, und Jahn ſteht noch jezt bei den älteren Wienern im beſten Andenken.

Von dem alten Jahn, von dem Hoftraiteur, welchem Kaiſer Joſeph die Reſtauration im Augarten verlieh, weiß man noch heute eine Menge Anecdoten.

Dieſer Mann war im höchſten Grade naiv und ſagte Alles heraus, was er auf dem Herzen hatte, ſogar den allerhöchſten Perſonen.

Als Kaiſer Joſeph den 30. April 1775 dem Publicum den Augarten als einen:

»Allen Menſchen gewidmeten Erluſtigungsort von ihrem Schäzer«

öffnete, begab ſich der Kaiſer Tags vorher in den Augarten, beſah die Speiſeſäle und ließ Jahn vor ſich kommen.

»Ich habe deinen Wunſch erfüllt,« ſagte der Kaiſer. »Du biſt Hoftraiteur. Die Reſtaurationen im Augarten, in Schönbrunn und in den Redoutenſälen ſind Dir überlaſſen. Du haſt nicht einen Heller Pacht zu bezahlen, aber ich bedinge mir dafür eine auserleſene Bewirthung des Publicums.«

„Fragen Euer Majeſtät den Herrn Prälaten von Seitenſtätten, wie herrlich ich meine Tafeln beſorge. Der Herr Prälat ſpeiſt mit ſeinen Freunden, ſo oft er nach Wien kommt, bei mir, und iſt ſtets ausnehmend zufrieden. Dies will viel ſagen, Euer Majeſtät, denn der Herr Prälat iſt heiklicher als der Kaiſer!"

Nachdem der Augarten eröffnet ward, beſuchte Kaiſer Joſeph denſelben täglich. — Den Kaiſer erfreute der Zudrang, welchen der Augarten fand, und großes Vergnügen gewährte es dem Monarchen, daß ſeine Bürger ſich reichlich in den Speiſeſälen verſammelten.

Der Kaiſer durchſchritt dieſe Säle; — natürlich ſtand Alles, was hier dinirte, von ſeinen Sitzen auf, wenn er vorüberging, ſo daß der Kaiſer häufig mahnte, ſich nicht ſtören zu laſſen; allein die Bürger ließen Schüſſel und Teller ruhen und jubelten dem Kaiſer entgegen.

Jahn ging jedes Mal hinter der Majeſtät einher, und horchte auf jede Aeußerung derſelben.

Sobald der Kaiſer die Speiſeſäle verließ und den Garten betrat, begleitete ihn Jahn bis vor die Thür.

„Es geht ja vortrefflich," ſagte der Kaiſer, „Du haſt, lieber Jahn, beſonders an jedem Sonntage, drei- bis vierhundert Gäſte zu bewirthen; das freut mich."

„Euer Majeſtät," erwiederte Jahn, „es kämen noch mehr Gäſte. Aber da ſo viele Bürger erfahren haben, daß Euer Majeſtät die Speiſeſäle beſuchen, ſo geniren ſie ſich und bleiben weg. Mir wäre es lieber, Euer Majeſtät kämen vor Mittag, wenn noch Niemand da iſt, mein Schaden iſt ſonſt zu groß!"

„Ich bringe Dir Nachtheil?" fragte der Kaiſer und lachte. »Dies will ich nicht! Ich werde von nun an nicht mehr kommen.«

Im Jahre 1779 kam eine ungariſche Deputation nach Wien.

Sie beſtand aus achtundzwanzig Perſonen.

Die Herren Deputirten ſpeiſten bei Jahn im Augarten.

Jahn fragte ob die Herren, — Ungar- oder Oeſterreicher Weine trinken wollten?

»Wer wird denn Oeſterreicher-Wein trinken!« rief einer der Herren.

»Warum nicht!« erwiederte Jahn, »der Oeſterreicher-Wein, den ich Ihnen vorſetze, iſt vorzüglich —«

»Zum Einkühlen!« verſetzte dieſer Herr, »ja, ſtatt Brunnenwaſſer wollen wir ihn haben; ſchaffen Sie in die Kühlwannen Oeſterreicher-Wein, in dieſe werde der Ungarwein eingekühlt.«

Es geſchah wie befohlen wurde.

Vierzig Bouteillen Ungarwein wurden in vierzig Maß Oeſterreicher, welche in Kühlwannen gegoſſen wurden, ſervirt.

Als die Geſellſchaft das Diener beendet hatte, verlangte man die Rechnung.

Jahn überbrachte ſie und fragte ſich an: »Ob die Herren mit dem Ungarwein zufrieden geweſen?«

»Vortrefflich!« riefen alle wie aus einem Munde.

»Was koſtet er?«

»Nicht einen Heller!« antwortete Jahn. — »Der Ungarwein hat keinen Werth! — Aber der Oeſterreicher, den Sie leider als Kühlwaſſer gebraucht haben, der hat Werth, der koſtet 40 fl.; ein ſo koſtbares Getränk kann man nicht vergeuden!«

Die Herren der Deputation bedauerten, daß ſie den ehrlichen Jahn, einen echten Oeſterreicher, beleidigt, ſie bezahlten was er forderte und gingen ziemlich beſchämt fort.

Der Leſer möge dieſe Abſchweifung verzeihen, aber es ſind dies drei kleine Mittheilungen aus den Memoiren des Verfaſſers, welche vielleicht wenig bekannt ſein dürften.

* * *

Das Diner, das der Wirth zum »Elephanten« ſervirte, war unter aller Kritik.

Eine wahre miſerable Vorſtadtkoſt, wie man ſie jetzt kaum mehr in einer Kneipe auf dem Thury finden wird, allein die Gräfin mußte zufrieden ſein; im Augarten hätte ſie doch nicht zu ſpeiſen vermocht, ſie hätte ja den Schleier ablegen müſſen und das wäre unmöglich geweſen, auch hätte ſie geſehen werden und ihr Onkel von ihrem Aufenthalt benachrichtigt werden können; das mußte ſie vermeiden.

Für die kurze Zeit ihrer Zurückgezogenheit begnügte ſie ſich alſo mit der elenden Bewirthung und ſtand vom Tiſche mehr hungrig als geſättigt auf.

Plötzlich wurde an die Thür geklopft.

Lodoiska verhüllte ſich ſchnell in ihren dichten Schleier.

»Oeffnen Sie,« erſuchte ſie die Kammerfrau.

Dieſe öffnete

Der Wirth trat herein.

»Ich bitte um Entſchuldigung,« ſagte der Wirth, »daß ich einen Herrn melde, der nach zwei Damen ſich erkundigt, wovon die eine nie ohne Schleier ſich zeigen ſoll —«

»Der Herr fragt nach uns?« erwiederte Lodoiska; »laſſen Sie ihn kommen.«

Luigi trat ein.

Der Wirth entfernte ſich.

»Sperren Sie das Schloß wieder ab,« erinnerte die Gräfin.

Es geſchah.

Luigi ſank zu den Füßen Lodoiska's nieder und war ſo bewegt, daß er kaum zu ſprechen vermochte und ihm Thränen aus den Augen quollen.

»Sind Sie es denn auch, Lodoiska?« ſagte er endlich, »ſind Sie es gewiß, oder äfft mich wieder ein Trugbild?«

»Ich bin es, Luigi,« antwortete die Gräfin. »Die Entſetzliche, die ſich einer Maske bediente, um auf meinen Namen ein abſcheuliches Spiel zu treiben, wird weder Sie noch irgend einen Menſchen hienieden mehr täuſchen.«

»Mich hat Sie fürchterlich getäuſcht; doch nichts mehr von ihr, da ich nur Sie wiederſehe, Lodoiska, da ich Ihre Stimme wieder höre, ſei Alles vergeſſen! — Und wie gut Sie ſind! — Sie ſchrieben an mich! Ihren Brief erhielt ich vor einer Stunde; ich flog hieher, dem Allmächtigen ſei gedankt, daß ich Sie ſo bald gefunden.«

»Ich nannte ja genau dieſen Gaſthof.«

»Ja, aber in der Eile vergaßen Sie die Vorſtadt, in welcher er zu ſuchen, dazuzuſetzen.«

»Luigi,« fragte Lodoiska und betaſtete mit Theilnahme ſein glühendes Geſicht; »Luigi, ſind Sie denn zu

Fuße hiehergeeilt? Sie ſind ſo erſchöpft, erhitzt, Sie athmen ſo ſchwer! Sind Sie krank?«

»Ach nein, ach nein, das iſt die Freude, Sie zu ſehen, das kommt von der Sehnſucht nach Ihnen.«

»Nun, Luigi, wenn Sie mich wirklich lieben, wenn Sie keinen Abſcheu vor mir haben; -- dann ſage ich Ihnen, daß jetzt die Stunde gekommen, in welcher ich Ihre Gattin werden kann. — Heute bin ich vierundzwanzig Jahre alt. Zwar bin ich noch nicht vermält, und hätte Sie auf keinen Fall wählen dürfen, aber ich bin frei und will die Ihrige ſein, noch heute, in wenigen Minuten, wenn Sie geneigt ſind; — kommen Sie, es iſt Alles vorbereitet, der Pfarrer in Hietzing wird uns trauen!«

Luigi ſprang auf und umarmte Lodoiska.

»Sie werden mich wahnſinnig machen vor Freude!« ſagte Luigi. — »Mein Wagen iſt bereit.«

»Auch der meinige hält unten im Hofe — aber ehe wir noch dieſe heilige Handlung vor dem Altare beginnen, muß ich Ihnen Alles ſagen. — Ich bin arm, ſehr arm — ich bin meinem Onkel entwichen. — Nicht nur daß ich ihn durch meine Flucht empörte, ſo habe ich ihn auch compromittirt: ſein Plan, mich mit dem Grafen Stowinski zu verbinden, ſcheitert für immer. Er flucht mir und wird mir ewig fluchen.«

»Habe ich Sie je Ihrer Schätze wegen geliebt? Und bedarf ich dieſer? — Ich habe Ihnen ja geſchrieben, welch ein Glück mir geworden.«

»Ich habe kein Schreiben von Ihnen erhalten, alle Ihre Briefe wurden aufgefangen.«

»So hören Sie denn, was ich leider auch Ihrer Doppelgängerin mittheilte, daß mein Vater mich auf ſeinem

Sterbebette anerkannt, daß ich im Beſitze großer Reichthümer bin, daß meine Mutter Sie als Ihre Tochter auf ihren Gütern erwartet.«

»Weh' mir!«

»Was haben Sie?«

»Sie ſind reich? — Nun werden Sie mir Ihre Hand nicht reichen! — Gewiß ſind Sie, wie ſo Viele in Wien, von dem Wahne befangen, daß ich nicht ſo unglücklich ſei, einen Todtenkopf zu beſitzen; man ſagt, ich hätte mich nur einer Maske bedient, — und jene Maske, die ich getragen, wäre in der Caſſette verborgen geweſen, welche mir geraubt wurde.«

»Ich läugne nicht, daß ich dies gehofft, da ich jene Maske im Wachsfigurencabinet geſehen.«

»Nicht wahr? dieſe Hoffnung zog Sie zu mir? — So verlieren Sie denn dieſe Hoffnung und verlieren Sie mit dieſer Hoffnung auch mich! — Jene Elende verſchaffte ſich eine Nachbildung meines ſchauderhaften Antlitzes, — aber das Original ſteht vor Ihnen.«

Lodoiska ſchlug den Schleier zurück.

Der ſcheußliche Todtenkopf grinzte eben ſo gräßlich wie früher Luigi an, und der abſcheuliche Gräbergeruch verbreitete ſich.

Luigi blieb ſtark und wankte nicht.

Er ſtarrte Lodoiska lange an, dann umarmte er ſie.

»Ich habe es geſagt, Du wirſt mein Weib!« rief er, »und wenn ſich alle Gräber der Erde öffnen, Du wirſt mein Weib! — Laſſe fallen den Schleier und eile mit mir in die Kirche. Weder deine Armuth, noch dein Todtenkopf halten mich ab, Dir zu gehören, ſo lange ich lebe, ja bis mein Haupt dem deinigen gleicht!«

Drittes Capitel.

Der Graf Wolzanitzki und der Mann, welchem die Hand ſeiner Nichte förmlich vertragsmäßig zugeſichert wurde, hielten eine Art Hausviſitation faſt in allen benachbarten Gewölben der Kärntnerſtraße.

Durch ihr ungeſtümes brutales Benehmen kamen ſie größtentheils übel an.

Als ſie fruchtlos das Hôtel »zum wilden Mann« wieder betraten und ganz troſt- und rathlos dem Wirth und der Wirthin den Auftrag gaben, durch ihre Lohnbedienten und anderen Hausgenoſſen weitere Nachforſchungen unternehmen zu laſſen, fanden ſie auch hier Widerſtand.

Vorzüglich war es die Wirthin, welche die Zumuthung ſehr entrüſtete.

»Verzeihen Sie, Herr Graf,« ſagte ſie, »meiner Aufrichtigkeit, allein Hochdieſelben haben ja Ihre Comteſſe Nichte aus dem Hauſe gehetzt. Sie hat, ſeitdem ſie wieder in unſer Haus zurückgekehrt iſt, Tag und Nacht geweint, daß es einen Stein hätte erbarmen müſſen. Glauben Sie denn, daß wir dies nicht bemerkt haben?«

»Schweige,« ſagte der Wirth, »das geht uns nichts an! Unſere Paſſagiere können ſo viel weinen als ſie wollen, wenn nur wir lachen.«

»Wir können aber nicht lachen! — Der harte Holzhändler, ein butterweicher Mann, iſt des ewigen Flennens, Schluchzens und Stöhnens der Comteſſe wegen von uns weg und zu unſerm Feind, dem »Ochſenwirth« auf den neuen Markt, gezogen. Des unaufhörlichen Scheltens, Fluchens und Polterns des Herrn Grafen halber hat die Gräfin Kuniewska uns das Quartier aufgekündigt und zieht in den »Schwan«. So verlieren wir alle Paſſagiere, und haben ſonſt nichts dafür als zwei geizige Herren, welche wegen jedem Löffel Suppe mit dem Kellner raufen, da ſie gerne Alles umſonſt haben möchten.«

»Nicht umſonſt,« erwiederte der junge Graf, »nur nicht ſo unverſchämt theuer.«

»Sie reden gar nichts,« verſetzte die Wirthin. »Als Sie hier einkehrten, waren Sie die Generoſität ſelbſt; durch Nobleſſe und Freigebigkeit wollten Sie der Comteſſe gefallen; ſeitdem Sie erfahren, daß ſie Ihnen um keinen Preis ihre Hand gibt, wenden Sie Ihren Schmutz heraus! So ein ſchöner Mann, ſo reich und ſo filzig, es iſt infam!«

»Schweig',« ſagte der Wirth. »Schmutzige Paſſagiere muß es auch geben«

»Nur nicht auf unſere Koſten,« verſetzte die Wirthin. »Die Comteſſe hat vollkommen Recht, daß ſie Ihnen durchgegangen iſt. Ich habe es wohl bemerkt, was ſie vor hatte, aber ich habe nichts verrathen. — Iſt das erlaubt, dieſe engelsgute Dame wie eine Negerſclavin zu behandeln? — Die ſchwarzen Weiber in Amerika haben es beſſer, ſagen die Gäſte in der Wirthsſtube! - - Das wird heute Abend ein Jubel werden, wenn ich erzähle, daß Gräfin Lodoiska ihren Peinigern entflohen iſt, da wird gelacht werden, und ich lache am meiſten.«

»Schweig,« ſagte der Wirth und lachte heimlich; »ich lache mit Dir!«

»Ihr Unverſchämten,« tobte der alte Graf, »wenn Ihr nicht zu Willen ſein wollt, ſo ziehe ich ebenfalls aus eurem Hauſe.«

»Das wäre geſcheidt,« verſetzte die Wirthin. »Sie wollen ja ohnehin aus unſerm Hauſe eine Mördergrube machen! In Polen haben Sie, wie wir genau wiſſen, die Comteſſe völlig ſcalpiren laſſen, und hier möchten Sie ſie gerne ſchinden! Ich werde ſchon reden am geeigneten Orte. O es ſoll Ihnen heimkommen! — Doch Ihre Herrlichkeit iſt bald zu Ende. Heute iſt der Comteſſe vierundzwanzigſter Geburtstag! — Ihre Macht über ſie hat heute ein Ende. Sie ziehen zwar Ihre Hand von ihr ab — allein eine andere Hand hat ſie jetzt ſchon ergriffen. Sie iſt vielleicht in dieſem Augenblicke ſchon verheiratet, und dann wird Ihnen ihr Gemal zeigen, wie weit Ihre Rechte auf ſie ausreichen.«

»Wie?« fuhr der alte Graf auf, »Lodoiska iſt vielleicht ſchon verheiratet! — Woher wiſſen Sie das?«

»O dergleichen vertraut man keinem Gaſt, der den Senf zum Rindfleiſch vom Greisler holen läßt, weil er ihm im Gaſthaus zu theuer iſt.«

»Frau,« ſagte der Graf, »ich gebe Dir einhundert bare Ducaten, wenn Du beichteſt.«

»Ihnen beichten? Da könnte mich höchſtens der Gottſeibeiuns abſolviren! Möchten Sie Ihre Martern wieder von neuem anfangen, und dieſem verhaßten blaſſen Chevalier, der ſchon vier Frauen unter die Erde gebracht hat — die arme Comteſſe preisgeben?«

»Schweige,« verſetzte der Wirth; »ich weiß nur von einer Frau, die er umgebracht hat.«

»Tauſend Ducaten gebe ich,« wüthete der alte Graf, »wenn ich die Heirat meiner Nichte noch verhindern kann.«

»Wir ſind keine Seelenverkäufer,« erwiederte die Wirthin. »Im Gegentheile, wir retten eine arme Seele aus den Klauen des Teufels. Komm,« ſagte die Wirthin zu ihrem Manne; »wir werden für das, was wir thun müſſen, Gottes Lohn haben! — Ich gehe zur Gräfin Kuniewska, und werde ihr melden, was geſchehen; das iſt auch eine Polin, aber eine edle, hochherzige Polin, eine Polin, welche den niedern Schmutz und Geldgeiz verachtet; dieſe treffliche Dame wird ſich freuen, und da ſie erfahren, daß Gräfin Lodoiska gerettet, ſo wird ſie unſer Haus nun nicht mehr verlaſſen wollen.«

»Schweig',« ſagte der Wirth, »und erzähle der Gräfin Alles!«

Die Wirthin eilte fort.

Der Wirth wollte das Zimmer ebenfalls verlaſſen.

Der junge Graf hielt ihn zurück.

»Ihre Frau iſt eine Furie,« ſagte Stowinski.

»Ja,« ſagte er, »wenn einer ihres Geſchlechts eine Grauſamkeit zugefügt wird, da iſt mit ihr nicht zu ſpaßen.«

»Laſſen Sie mit ſich reden,« bat Stowinski. »Sie hören, welche Summe Graf Welzanitzki Ihnen bietet, wenn Sie ihm an die Hand geben, die Comteſſe ſo ſchnell als möglich aufzufinden.«

»Natürlich,« verſetzte der Wirth, »Sie geben nichts her, um die Dame wieder zu erlangen, Sie wiſſen ſchon warum.«

»Auch ich gebe — ich lege ebenfalls eine Summe zu.«

»Vielleicht acht Groſchen.«

»Sprechen Sie nur,« bekräftigte der alte Graf, »Sie ſollen eintauſendzweihundert Ducaten haben, Sie ſollen dieſes Geld ſogleich bar erhalten.«

»Eintauſendzweihundert Ducaten! Nicht übel!« verſetzte der Wirth, »allein — ich weiß nichts.«

»Sie wanken — Sie überlegen? Sie ſollen eintauſendfünfhundert Ducaten bekommen.«

»Ich weiß noch immer nichts.«

»Eintauſendſechshundert Ducaten!«

»Schämen Sie ſich,« erwiederte der Wirth, »daß Sie licitiren, als wollten Sie wie ein »Tandler« eine alte Zimmereinrichtung erſtehen.«

»Zweitauſend Ducaten gebe ich Ihnen, wenn Sie mir eine Mittheilung machen, eine Mittheilung, die mir hilft, die angedrohte Verheiratung zu verhindern.«

»Zweitauſend Ducaten! Hole der Teufel den ehelichen Frieden!« rief der Wirth aus. »Vor meinem Weibe werde ich zwar, ſo lange ich lebe, keine ruhige Stunde mehr haben, aber ſei es darum.«

»Sprechen Sie.«

»Nun denn, die Conteſſe befindet ſich mit ihrer Kammerfrau in der Wohnung des Herrn Schikaneder.«

»Hölle und Teufel!«

»Da iſt keine Zeit zu verlieren! — Warnte ich Sie doch, Graf, vor dieſem falſchen Freunde,« bemerkte Stowinski.

»Ueberfallen wir dieſen Elenden!«

Der Graf Wolzanitzki griff nach ſeinem Hute und Stocke und eilte zur Thür hinaus.

»Erlauben Sie mir,« ſtöhnte der Wirth, »meine zweitauſend Ducaten.«

»Es iſt keine Zeit zu verlieren,« entgegnete der Blaſſe. »Bis man Ihnen zweitauſend Ducaten aufzählt, kann nicht ein Paar, es können zwanzig Paare getraut werden.«

»Das geht mich nichts an,« wüthete der Wirth. »Bei ſo unmenſchlich geizigen Leuten wird man mißtrauiſch. »Wenigſtens laſſe ich Sie nicht fort, — bis ich mein Geld habe.«

»O ich bleibe recht gerne,« verſetzte Sirowinski. »Mir kann es ganz gleichgiltig ſein, ob Gräfin Lodoiska aufgefunden wird oder nicht. Die Summe, welche mir ihr Onkel verſchrieben, wenn ſie bis zum heutigen Tage nicht mein Weib wird, iſt auf jeden Fall ſo erheblich, daß ich mich nach dieſem »Todtenkopfe« nicht ſehne.«

»Weh mir!« rief der Wirth. »Ich höre mein Weib. Jetzt wird es angehen! Vor allen Dingen verbinde ich mir die Augen.«

»Sie werden doch nicht ſo dumm ſein und ihr ſagen, daß Sie geplaudert haben?«

»Sie wird es mir gleich anſehen!«

»Lügen Sie ihr etwas vor.«

»O, auf meine Lügen kommt man mir ſogleich! Ich habe neulich meinen Gäſten den ſechzehn Kreuzer-Wein für einen vierundzwanzig Kreuzer Wein vorſetzen wollen, auf der Stelle ſind ſie mir daraufgekommen.«

Die Wirthin raſte bei der Thür herein.

»Nun,« ſagte ſie, »weshalb bliebſt Du denn hier?«

»Soeben wollte ich Dir nachgehen.«

»Was hatteſt Du denn hier noch zu thun?«

»Mein Gott! Wir haben noch von Dieſem und Jenem geſprochen, — ein Wort gibt das andere.«

»Warum biſt Du denn ſo verlegen?«

»Verlegen, ich? — das müßte erſt ſeit Kurzem ſein.«

»Freilich ſeit Kurzem! Seit dem ich mich von hier fortbegeben — ich glaub' gar, Du haſt geplaudert! — Grünfeld, um des Himmels willen, wenn Du ſo niederträchtig hätteſt ſein können; Grünfeld, wenn Du im Stande geweſen wäreſt, ein unglückliches Frauenzimmer noch unglücklicher zu machen; wenn durch deine Unbeſonnenheit oder etwa gar durch deine Geldgierde, Du zu einem ſchmachvollen Verräther hätteſt werden können — dann würde ich meine Kinder nehmen und aus deinem Hauſe ziehen, nie mehr würdeſt Du mich wieder ſehen. — Wo iſt denn der alte Graf? — Der iſt fort?«

»Ich weiß nicht wo er hingekommen iſt,« ſtockte der Wirth, »kann ich einem alten Grafen verbieten, daß er ausgeht, das wäre etwas Neues!«

»Ich werde Dir ſogleich auf deine Schliche kommen.«

»Und Sie, Herr Graf,« wendete ſich die Wirthin an Stewinski, »was lachen Sie denn ſo heimlich und triumphiren ſo verſchmitzt? Sie können es ja gar nicht bergen, ſich zu freuen, daß Ihnen mein dummer Mann etwas vertraut hat.«

»Ich lache über dieſe luſtige Eheſtandsſcene und triumphire, daß ich während meiner Verheiratung kein ſolcher Pantoffelmann geweſen, wie Herr Grünfeld.«

»Das will ich glauben! Wer vier Frauen in das kühle Grab maltraitirt hat, dem ward freilich kein »Simandelpatent« aus Krems beſchieden.«

»Ich weiß nicht was Sie immer mit meinen vier Frauen wollen; ich war nur einmal verheiratet und höchſt unglücklich, denn ich glaubte eine geſunde, friſche, lebensfähige Gattin zu erhalten, und empfing ein hectiſches Geſchöpf, das ſich zu Tode huſtete.«

»Erzählen Sie dies doch der Gräfin Kuniewska! Dieſer erzählen Sie Ihre Geſchichte von der hectiſchen Frau. Vor dieſer Dame werden Sie ſich aber wohl hüten! — Sagen Sie auch Ihrem Freunde, dem Grafen Wolzanitzki, daß er ſich vor ihr hüten möge. Dieſe Dame wird Ihnen beiden noch einen Spuk machen, der fürchterlich ſein wird! Sie wartet nur die Ankunft ihres Gemals ab — dann freuen Sie ſich! — Es iſt Alles aufgekommen, merken Sie wohl, was ich ſage — Alles!«

Stowinski, der bisher mit erheuchelter Ruhe auf einem Sopha geſeſſen hatte, ſprang plötzlich auf:

»Was iſt aufgekommen?« ſagte er. »Madame,« ſetzte er hinzu, »Sie geſtatten ſich eine Sprache gegen mich, welche impertinent iſt, eine Wirthin gegen einen Gaſt — ein Bürgersweib gegen einen Cavalier.«

»Gegen einen Cavalier,« lachte die Wirthin. »Es wird ſich ſogleich »ausgecavaliert« haben! — Allons,« herrſchte ſie ihrem Manne zu, »armer Sünder, Du gehſt mit mir! Wehe Dir, wenn ein Wort zum Nachtheil der Gräfin Lodoiska über deine Lippen kam. — Ich habe bereits einſpannen laſſen! Du fahrſt mit mir!«

Sie riß ihren Mann mit Haſtigkeit aus dem Zimmer und ſchlug die Thür hinter ſich zu.

»Ein verfluchtes Weib!« ſagte der Blaſſe. »Jetzt heißt es raſch an das Ziel dringen! Die verwünſchte Gräfin Kuniewska! — Wie kann dieſe hinter unſere Geheimniſſe gekommen ſein und es ſcheint, daß ſie hinter Manches gekommen iſt. Sie erwartet ihren Gatten in Wien, einen der mächtigſten, einflußreichſten Männer von Warſchau! Ein Staroſt, deſſen Würde und Reichthum ihm in der ganzen Welt Anſehen verſchaffen. Der alte Wolzanitzki ahnt vielleicht nicht, welche Gefahren ihm drohen. — Ob ich ihn davon unterrichte? Nein! Er ſoll durch mich nichts hievon erfahren! — Ich muß jetzt nur wünſchen, daß Lodoiska ſchon verheiratet ſei; wenn ihr Vormund ſie dann findet, muß er mir raſch die bedungene Summe bezahlen; ich reiſe nach Paris und mein Vaterland ſieht mich nie wieder.

»Wo den Grafen Wolzanitzki jetzt aufſuchen? — In das »Freihaus« wage ich mich nicht. — Zugleich muß ich verhindern, daß Grünfeld und Frau in die Wohnung Schikaneder's kommen und dort etwa mit Wolzanitzki zuſammentreffen! — Die Wirthin in ihrer tollen Erbitterung könnte ihm von der Gräfin Kuniewska dasſelbe vorſchwätzen, was ſie mir vorgeſchwätzt hat, dann wäre Alles verloren! Ich will, unter dem Vorwande, dem Wirthe und der Wirthin Mittheilungen zu machen, welche der Gräfin Lodoiska von Nutzen ſein können, beide von einem Beſuche außer dem Hauſe abhalten.«

Stowinski wollte ſich in die Wohnung des Wirthes begeben.

Plötzlich hörte er einen Poſtillon blaſen.

Ein Reiſewagen mit vier Pferden fuhr in den Gaſthof »zum wilden Mann.«

Stowinski blickte aus dem Fenſter.

Er erkannte auf dem Wagenſchlage das Wappen des Grafen Kuniewski.

Scheu zog er den Kopf zurück.

Viertes Capitel.

Schikaneder ſaß an ſeinem Schreibtiſche.

Perinet ſtand neben ihm.

Der Capellmeiſter Teyber befand ſich am Clavier und ließ eine Arie, die er für Mamiell Wipfel componirt hatte, von dieſer vortragen.

»Charmant!« ſagte Perinet, als Demoiſelle Wipfel mit ihrem Geſange zu Ende war, »charmant! Compoſition und Vortrag ſind gleich ausgezeichnet; nur finde ich, wenn ich mit meiner Bemerkung dem Herrn Compoſiteur nicht zu nahe trete, die Arie etwas zu lang.«

»Warum nicht gar!« brauſte Teyber auf, der bekanntlich immer mehr Noten ſchrieb als nöthig waren. »Warum nicht gar zu lang! Ich ſage, die Arie iſt viel zu kurz; ſie ſollte um ein paar Dutzend Tacte mehr enthalten.«

»Perinet hat Recht,« bemerkte Schikaneder, »die verdammten Repetitionen, die ich bei einer tragiſchen Oper größtentheils ermüdend finde, ſind bei einer komiſchen vollends unleidlich. Die Verſe:

»Weile nicht, zögere nicht,
Spute Dich von dannen!«

laſſen Sie achtmal wiederholen, Herr Capellmeiſter, das iſt gerade zu abſurd! — Bis dieſe Verſe zu Ende geſungen ſind, könnte der Knappe Alzindors aus dem Kampfe wieder zurück ſein Dieſe ewigen Wiederholungen werden hier lächerlich.“

„So laſſen wir dieſe Arie lieber ganz weg,“ verſetzte Teyber empfindlich. „Ich kann keinen Tact ſtreichen.“

„Wie Sie ſchon wieder gekränkt ſind!“ verſetzte Schikaneder: „warum denn die Arie ganz weglaſſen? Sie iſt gut, ſie wird gefallen, aber „caſtrirt“ muß ſie werden. Geben Sie den Rothſtift her! Dieſe Paſſagen müſſen ausbleiben: von dem langen Eingange genügt die Hälfte, und von dem endloſen Schweiſe, nachdem die Arie ihren Schluß gefunden und der die Muſik nur ſchleppend macht, müſſen zwei Drittel weg!“

„Sie rauben mir ja die beſten Gedanken! Sie ſtreichen mir ja meinen ganzen Melodienreichthum!“

„Wenn es ein Reichthum iſt, ſo heben Sie ihn auf. Sie werden noch viele Opern componiren, dann iſt es gut, wenn Sie etwas herzunehmen haben. — So! — Jetzt erſuche ich Sie, Mamſell Wipfel, die Arie noch einmal zu ſingen, und ſie wird ein ganz anderes Geſicht haben.“

Die Arie wurde geſungen.

„Der Effect iſt unverkennbar!“ ſagte die Wipfel.

„Nicht wahr?“ bemerkte Schikaneder. „Herr Capellmeiſter, hatte ich Unrecht?“

„Meiner Seele! Sie hatten Recht!“

„Sind wir jetzt fertig?“ fragte Teyber.

„Ja, Sie können gehen, Herr Teyber, aber Mamſell Wipfel kann ich nicht fortlaſſen; ſie muß jetzt die polniſchen Lieder am Clavier probiren. Capellmeiſter Süßmeyer wird ſogleich hier ſein!“

Teyber empfahl ſich.

„Darf ich zuhören?“ fragte Perinet.

»Mit Vergnügen. Aber Sie müſſen ſchweigen können.«

»Stumm wie ein Fiſch.«

»Sie müſſen nicht nur verſchweigen was Sie hören, ſondern auch was Sie ſehen werden.«

»Was ich ſehen werde? Bekomme ich denn außer Demoiſelle Wipfel noch etwas zu ſehen? Ich kann mich zwar an ihrer Schönheit nicht ſatt ſehen — aber —«

»Ihre Schönheit wird ſogleich verſchwinden,« entgegnete Schikaneder.

»Dafür werde ich mich bedanken,« erwiederte die Wipfel, »ich habe ohnehin nichts als das bischen Geſicht —«

»Und von Ihrem Wuchs ſprechen Sie nicht,« gab Perinet zurück.

»Königin der Muſen,
Von Ihrem Buſen?
Von dieſen Grübchen im Arm'
Daß es Gott erbarm'!«

»Ja wohl, daß es Gott erbarm', wenn man ſolche Reime hört!« verſetzte die Wipfel. »Ich verſpreche Ihnen, daß ich ebenfalls ſchweigen und keinem Menſchen ſagen will, welche ſchauderhafte Knittelreime Sie wieder gemacht haben.«

Jetzt erſchien Süßmeyer.

»Biſt Du fertig?« redete ihn Schikaneder an.

»Ja, Du wirſt zufrieden ſein.«

»Ich werde zum Kinde vor Freude!«

»Jetzt zum Clavier, Mamſell Wipfel,« ſagte Süßmeyer. »Ich rechne nun auf Sie. Mit dieſen Liedern werden Sie Furore machen. Sie enthalten die reizendſten polniſchen Melodien, welche ich noch je gehört habe.«

Süßmeyer legte ſeine Compoſition auf das Notenpult.

»Geduld!« ſagte Schikaneder, »dieſe Lieder müſſen im Coſtüme geſungen werden. Die Dame iſt verſchleiert. Verſchleiert, ganz ſo wie das Original adjuſtirt. Selbſt unterm Schleier und was noch dazu gehört, müſſen die Lieder Effect machen. Mamſell Wipfel, bemühen Sie ſich in das Nebenzimmer; meine Garderoberin, Madame Segatta, erwartet Sie. Sie wird Sie mit dem getreu nachgebildeten Coſtüme der Gräfin und mit Allem was zu Ihrer Toilette vorgeſchrieben, verſehen. Wenn Sie ſich umgekleidet haben, möge die Probe beginnen.«

Mamſell Wipfel begab ſich in das Cabinet.

»Du wirſt noch ein Narr!« ſagte Süßmeyer zu Schikaneder. »Die Gräfin Lodoiska iſt deine fixe Idee. Wenn Dir dein Stück nicht erlaubt wird, was thuſt Du dann?«

»Dann reiſe ich damit nach München, Frankfurt, Stuttgart. Ich nehme die Wipfel mit und nehme Perinet mit, der den alten Grafen ſpielt; auch der Tenoriſt Hiller muß mit mir, der den Liebhabertenor zu ſingen hat. Perinet ſpricht prächtig polniſch, der wird Furore machen. Und mit Geld reich beladen kehren wir zurück.«

»Und die Direction deines Theaters und das neue Schauſpielhaus an der Wien?«

»Haſt Du vergeſſen, daß — ehe ich das Theater im Freihauſe übernahm — meine Frau daſſelbe dirigirte und ſo gut wie ich, ja noch weit ökonomiſcher als ich? Für drei Monate ſoll meine Frau wieder Directrice ſein. — Was den Bau des neuen Schauſpielhauſes betrifft, iſt dies die Sache Zitterbarth's, des Baumeiſters Jäger und ſeines tüchtigen, erfahrenen Vaters. Vor einem Jahre werden die Maurer- und Zimmermeiſterarbeiten nicht zu Stande kommen, das

Theater ſelbſt iſt das letzte, bis dahin bin ich wieder in Wien.«

Hurt trat ein.

»Herr Director,« meldete er, »es iſt ein polniſcher Graf im Vorzimmer, der ſich nicht abweiſen läßt, und ſo brutal iſt, daß — wäre er kein Graf, — ſo hätte ich ihn bereits über die Stiege expedirt. Er zieht jämmerlich über Sie los und behauptet, Sie hätten ſeine Nichte hier verſteckt! Wenn Sie ſie nicht herausgeben, ſagte er, ſtürme er Ihnen die Wohnung!«

»Iſt der Mann verrückt? Laß ihn herein!«

»Das wird der polniſche Graf, Onkel und Vormund des Todtenkopfes ſein!« rief Periner. — »Den nenne ich ich willkommen, ich will mir den Ton ſeiner Sprache, ſeine Geſtalt einprägen und ihn getreu copiren!«

Hurt öffnete die Thüre.

Graf Wolzanitzki ſtürzte herein wie eine Tigerin, welcher man ihre Jungen geraubt hat.

»Wo iſt ſie, Sie Meineidiger! Wo haben Sie ſie verborgen?« ſchrie er. »Sie haben mein Vertrauen mißbraucht! — Ich zog Sie, weil ich Sie für einen Mann von Ehre hielt, in mein Geheimniß — und nun ſtecken Sie mit meiner Nichte unter einer Decke —«

»Ich wünſchte es wäre ſo,« verſetzte Schikaneder.

»Keine Witze! Ich weiß Alles! Meine Nichte iſt hier. Geben Sie mir ſie heraus, oder ich vergreife mich an Ihnen.«

»Oho!« ſagte Süßmeyer, »da wären wir auch dabei. Moderiren Sie ſich, Herr Graf, ſonſt laſſe ich Sie zurecht weiſen. — Iſt Herr Director Schikaneder ſo geduldig, Ihr Geſchrei und Ihre rohen Ausbrüche ruhig hinzunehmen, ſo ſind wir es nicht. Sie ſtören uns durch Ihr Toben in unſerem Berufe; wir haben eine Muſikprobe vor. Sie verhindern dieſe. Wir dulden keine Unterbrechung!«

»Reizen Sie ihn recht zum Zorne,« ſagte Perinet zu Süßmeyer heimlich, »das iſt eine prächtige Caricatur, den copire ich bis auf den letzten Athemzug.«

»Herr Schikaneder muß geduldig ſein,« wüthete der Graf fort. »Seine Schuld gegen mich drückt ihn zu Boden.«

»Hat er Dir Geld geliehen?« fragte Süßmeyer ſeinen Freund leiſe.

»Keinen Kreuzer!«

»So wird er hinausgeworfen!« verſetzte Süßmeyer.

»Einen Augenblick,« mahnte Schikaneder, »hören Sie mich ruhig an, Herr Graf. — Wenn Sie glauben, daß ich Ihre Nichte hier verborgen habe, ſo irren Sie. — Ich weiß nichts von ihr!«

»Nichts?« lärmte der Graf, »nun ſo hat mich der Wirth im »wilden Mann« belogen, und ich züchtige ihn dafür; doch Ihr Neffe hat mich gewiß nicht belogen, der mich, ehe ich noch zu Ihnen herausfuhr, auf der Straße anhielt und mir mitgetheilt hat, daß Sie eine ganze Intrigue zu Gunſten meiner Mündel eingeleitet, ganz eigene Wege zu ihrem Vortheile eingeſchlagen haben: ihr geſagt, ſie könne mich bis zu ihrem vierundzwanzigſten Geburtstag hinhalten und mir dann entweichen. Sie möchte dann zu Ihnen ſich begeben und hier verborgen bleiben bis nach ihrer Verheiratung mit einem gewiſſen Marcheſe. Daß heute um ſechs Uhr Abends in Hitzing die Vermälung ſein ſoll, merken Sie wohl, daß in Hietzing die Copulation ſtattfinden ſoll, hat mir Ihr Neffe ebenfalls verrathen!«

»Mein Neffe hat Ihnen dies geſagt? Wenn er dies gethan, iſt er ein infamer Bube!«

»Möglich! Sie waren auch infam gegen ihn! — Sie haben ihn um tauſend Ducaten gebracht, die ihm die falſche Lodoiska gegeben. Gegen Erſatz dieſes ſeines Verluſtes hat er mir Ihre ganze Intrigue, Ihre ganze Infamie, Ihre ganze Niederträchtigkeit enthüllt! — Heraus nun mit meiner Nichte, ſonſt durchſuche ich Ihr Quartier vom Keller bis zum Boden! Ihr Theater vom Malerſaal bis zur Beleuchtungskammer! und wenn ich ſie nicht finde, dann fahre ich zu dem Pfarrer nach Hietzing, und weiche nicht von ſeiner Seite. Ich will dann ſehen, auf welche Weiſe er meine Anverwandte in meiner Gegenwart copuliren wird.«

»Sie wollen nach Hietzing zum Pfarrer fahren?« fragte Schikaneder.

»Ja, ſobald ich Ihre Wohnung und Ihr Theater durchſucht habe.«

»Göttlich!« ſagte Perinet zu Süßmeyer, »dieſe Scene allein gibt ein Luſtſpiel.«

Süßmeyer, der hierauf ſogleich einging, ſagte mit ſcheinheiliger Treuherzigkeit zu Schikaneder:

»Da Du dieſen würdigen alten Herrn, der ſelbſt in ſeiner Wuth liebenswürdig iſt, offenbar getäuſcht haſt — einen Mann getäuſcht haſt, der als Muſter aller Onkel und Vormünder daſteht, von dem ich ſchon ſo viele edle Züge erfahren habe, ſo gehe in Dich —«

»Und ſind Sie in ſich gegangen,« ſetzte Perinet hinzu, »ſo gehen Sie auch noch weiter und gehen Sie in jene Kammer und holen Sie die Comteſſe aus ihrem Verſtecke, und führen Sie ſie dem Onkel, dem hochherzigen, weichherzigen und treuherzigen Onkel in die Arme!«

„Nun gut,“ ſagte Schikaneder, „ich will es, aber nur unter einer Bedingung.“

„Reden Sie,“ polterte der Graf, „es ſoll mir nicht darauf ankommen, die Sache in Frieden abzumachen. Welche Bedingung ſoll ich eingehen? Soll ich Geld geben? — Ich werde nun ſchon einmal geplündert in Wien — in Gottes Namen, ich laſſe mich plündern.“

„Ich bin nicht wie mein Neffe,“ bemerkte Schikaneder, „der fürs Geld Alles zu thun fähig iſt. Nein, Herr Graf, ich verlange von Ihnen kein Geld, ſondern nur einige Zeilen, und zwar des Inhalts, daß in dem Augenblicke, in welchem ich Ihnen die Dame, welche ſich hier in meinem Nebenzimmer befindet, entgegenführe, Sie weder jetzt noch nachher Groll gegen mich äußern und meine Wohnung nie mehr betreten, auch wo Sie mich finden ſollten, mich weder zur Rechenſchaft ziehen noch anfeinden wollen. Endlich, daß Sie Ihrer Nichte Alles verzeihen was vorgefallen. — Dies müſſen Sie ſchriftlich von ſich geben. Dann hole ich die verſchleierte Dame aus jenem Zimmer. Herr Hofcapellmeiſter Süßmeyer und der Herr Dichter und Schauſpieler Perinet werden ſich bei Ihrer Erklärung als Zeugen unterzeichnen.“

„Geben Sie mir Tinte, Feder und Papier. Ich ſchreibe ſogleich die Erklärung.“

Schikaneder verfügte ſich in das Cabinet.

Als der Graf die Erklärung geſchrieben, zeigte er ſie Süßmeyer und Perinet.

„Iſt meine Erklärung ſo recht?“ fragte der Graf die beiden Herren.

„Ganz recht,“ erwiederten beide.

Der Graf unterzeichnete.

Die beiden Herren ſchrieben ihre Namen als Zeugen hin.

»Iſt die Schrift ausgefertigt?« fragte Schikaneder, indem er aus der halbgeöffneten Cabinetsthür herausſprach.

»Ja,« antworteten die beiden Zeugen und der Graf

»So erbitte ich mir die Erklärung.«

Perinet übergab ſie Schikaneder.

Schikaneder las ſie und ſteckte ſie zu ſich.

Dann machte er die Cabinetsthür weit auf und führte die Dame heraus.

Die Dame war gekleidet wie Lodoiska.

Gang, Haltung, Bewegung hatte man ihr einſtudirt.

Der Graf wollte in ſeinem Grimme auf ſie zu.

Schikaneder wehrte ihn mit der Hand ab.

»Kein undelicates Betragen, Herr Graf!« ſagte Schikaneder; »gedenken Sie Ihres ſchriftlichen Verſprechens; keine unhöfliche Begegnung, ſonſt folgt Ihnen dieſe Dame nicht. — Sie dürfen nicht überſehen, daß ſie nur auf mein außerordentliches und dringendes Bitten und Zureden, nur meinen Vorſtellungen zu liebe, Sie begleitet. — Wenn Sie ihr ein unanſtändiges Wort ſagen, wenn Sie ſich eine rohe Aeußerung geſtatten, ſo werden Sie eine Scene erleben, die Sie nicht erwarten, eine Scene, nach welcher Sie ſich glücklich preiſen, wenn dieſe Dame wieder zu mir zurückkehrt!«

»O ſie kann mir Scenen ſpielen ſo grell als es ihr beliebt, ich laſſe ſie nicht mehr von mir. — Morgen mit dem Früheſten ſind wir ſchon auf dem Wege nach Warſchau.«

»Da haben Sie Recht!« ſagte Perinet, »und da wir im Hauſe des Verfaſſers der »Zauberflöte« ſind, ſo erlauben

Sie vor Allem, ein paar Texte aus dieſer Oper anzuwenden. Sie gehen nach Warſchau?

„Dazu ſinge ich:

„Zum Ziele führt Dich dieſe Bahn,
Doch, Jüngling, mußt Du männlich ſiegen!“

„In dem Augenblicke, als Sie wieder Ihre Wohnung betreten, trage ich vor:

„In dieſen heil'gen Hallen
Kennt man die Rache nicht!“

Und wenn Sie Alles anders finden, als Sie hoffen, dann gelte das Lied:

„Weiß iſt ſchön, ich muß ſie küſſen,
Mond verſtecke dich dazu!“

„Komm', Lodoiska,“ ſagte der Graf mit einer Süßigkeit, als wenn er Terpentin im Munde hätte, „komm und verſöhne deinen alten Onkel! — Du ſiehſt, gegen mich kommſt Du nicht auf, darum füge Dich in dein Schickſal.“

Er führte ſie gravitätiſch fort.

Perinet warf ſich auf ein Sopha und lachte, daß er nicht zu ſich kam.

„Ein Luſtſpiel! ein Luſtſpiel!“

„Eine Oper!“ rief Süßmeyer.

„Ein wirkſamer Schluß zu meinem Volksſtücke!“ betheuerte Schikaneder.

Alle Drei lachten ausgelaſſen.

„Jetzt fahren wir nach Hietzing und rapportiren der echten Lodoiska, was geſchehen; die Copulation wird wohl ſchon vorüber ſein!“ waren Schikaneder's Worte.

„Und die falſche Lodoiska,“ fragte Süßmeyer, „wird ſie nicht aus der Rolle fallen?“

»Sie wird noch nie ſo gut geſpielt haben wie dieſes Mal. Wir werden ſie applaudiren und vorrufen, ſobald ſie wieder im »Freihaus« erſcheint.«

Fünftes Capitel.

Im Gaſthofe zum »wilden Mann« hatten Wirth und Wirthin vollauf zu thun. Bald flogen ſie hinauf zu dem, ſoeben aus Warſchau angekommenen Grafen Kuniewski und ſeiner Gemalin, welchem ſie jede Kleinigkeit, die Gräfin Lodoiska betreffend, ausführlich erzählen mußten; bald mußten Wirth und Wirthin in der Wirthsſtube die Schilderungen der Flucht der Gräfin aus dem Chocolademachergewölbe vornehmen, welche die Bürger, die ihr fort halfen, mittheilten, bald mußten ſie zu erfahren ſuchen, ob der blaſſe Graf keine Miene mache, ſich ebenfalls zu Schikadener ins Freihaus zu begeben, wozu dieſer aber nicht entſchloſſen ſchien, weil, ſeitdem Graf Kuniewski in Wien eingetroffen, es ihm nicht mehr in den Sinn kam, die Dame mit dem Todtenkopfe zu heiraten.

Außerdem hatten die Lohnlakeis aufzupaſſen, wann und ob Graf Wolzanitzki mit Lodoiska im »wilden Manne« wieder erſcheinen werde.

Den alten Grafen in der Wohnung Schikadener's aufzuſuchen, unterſagte Kuniewski.

»Es iſt mir recht lieb, wenn er ſie zurückbringt,« verſicherte Kuniewski; »ſie mög' ihm immerhin folgen, doch an den Grafen Stowinski wird Wolzanitzki Lodoiska nicht verheiraten, dafür ſtehe ich.«

Mittlerweile mußte der Wirth nicht nur von ſeinem

Weibe, ſondern auch von ſeinen Gäſten, ſeines Verrathes wegen, außerordentlich viel leiden.

»Wenn Du noch die zweitauſend Ducaten bekommen hätteſt,« rief ihm die Wirthin zu, »ſo würde ich Dich entſchuldigen; aber eine Schlechtigkeit begehen, die nicht einmal etwas einträgt, ſchlecht und dumm zugleich ſein, dies verdient, daß Du Dich ſelbſt vom Wirth zum Kellnerjungen degradirſt, daß ich Dich von nun an als einen dummen Jungen behandle.«

»Ei, glauben Sie es doch nicht, Frau Wirthin,« eiferte der Juwelier, »daß Herr Grünfeld nichts bekommen hat. Er trägt die zweitauſend Stück Ducaten im Sacke herum; er will nur Ihnen nichts davon zukommen laſſen.«

»Freilich!« beſtätigte der Chocolademacher; »die zweitauſend Ducaten braucht er für jemand ganz Anderen. Dieſe goldenen Füchſe trägt er nach und nach auf die Mehlgrube in den Tanzſaal. — Die hübſchen Nymphen, welche alle Sonntage dort den Hexenſabbath feiern, gefallen ihm. Die Damen in der Mehlgrube wollen flott tractirt werden, und Herr Grünfeld iſt der Mann, der ſie tractirt!«

»Jeſus, Maria und Joſeph!« ſchrie die Wirthin »Grünfeld! Grünfeld! mir geht ein Licht auf. Darum biſt Du der dickſte Freund des Wirthes auf der Mehlgrube?«

»Aber Weib!« erwiederte Grünfeld, »Du wirſt doch von mir eine ſolche Niederträchtigkeit nicht glauben. Wenn ich meinen Freund Möraus beſuche, dieſen anerkannten Ehrenmann, ſo gehen weder ich noch er in den Tanzſaal zu den leichtfertigen Dirnen. Er duldet ſie in ſeinem Saale, weil er muß. Er iſt ein Wirth, der einen Ballſaal unterhält, da ſeit ſechzig Jahren auf der Mehlgrube Bälle abgehalten werden. Wollte er jede Tänzerin fragen: Mamſell, ſind Sie auch unbeſcholten und rein wie Bergkryſtall, ſo würde er ſein Publicum verſcheuchen und dem Wiener Magiſtrate den hohen Pachtzins umſonſt bezahlen.“

Um den jüngern Leſern zu erklären, weshalb die Wirthin über die Behauptung des Chocolademachers ſo ſehr erſchrack, und weshalb der Wirth über die ausgeſprochene Behauptung des Chocolademachers ſich ſo entrüſtet zeigte, muß der Saal zur Mehlgrube auf dem neuen Markte, in welchem ſich jetzt das renommirte Hôtel Munſch und ſein ſchönes Caſino befindet, genauer beſchrieben werden.

„Dieſes Gebäude,“ ſagt Schimmer in ſeiner Häuſerchronik, „kommt ſchon in den früheſten Zeiten als magiſtratiſches Eigenthum vor, und diente zum Mehlniederlagsorte. Schon in der Abbildung dieſes Gebäudes von Delſenbach im Jahre 1713 ſieht man die Aufſchrift: „Mehlgrube, ein der Stadt Wien zum Ausmiethen gehöriges Haus.“ „Hier ſeynd vor dieſem, die allgemeinen Faſtnachttänze gehalten worden.“ — Ein Beweis, daß die obern Localitäten dieſes Gebäudes ſchon vor langer Zeit als Beluſtigungsort dienten. — Küchelbecker ſagt darüber, Seite 671: „Die Mehlgrube am neuen Markte, welches eines der ſchönſten Gebäude der Stadt und vom Magiſtrat der Stadt zu einer öffentlichen Auberge erbaut worden iſt.“ Ferner Seite 419: „Der vornehmſte Ball der Stadt wird auf dem, von dem Stadtmagiſtrate erbauten prächtigen Hauſe, die Mehlgrube genannt, von dem Garderobe des Prinzen Eugenii gegeben, welchem jede Perſon einen Ducaten zahlet, und erſcheinet daſelbſt ordentlich der »große Adel« von Wien, allwo auch andere admittiret werden.“ Ferner wird auf dieſer ſogenannten Mehlgrube während dem Faſching das »Wienerkinderfeſt,“ wie man es mit Recht nennet, abgehalten. Es beſteht ſolches im Nachfolgenden:

Vornehme Eltern, welche ihren Kindern eine geziemende Luſt machen wollen, beſtellen vors Geld bei eben demjenigen, ſo die andern Bälle gibt, eine Luſtbarkeit mit Eſſen, Trinken und Muſik, da denn gegen Abend eine große Menge Kinder beiderlei Geſchlechts, unter der gewöhnlichen Aufſicht, in ſchönſter Kleidung erſcheinen, und ſich mit Eſſen, Trinken und Herumtanzen divertiren, bis gegen neun oder zehn Uhr, da ſie ſich dann wiederum nach Hauſe begeben. »Dann,« ſetzt Küchelbecker hinzu, »ſetzen es die Großen fort, wo es die Kleinen gelaſſen hatten und continuiren mit Tanzen und Spielen bis gegen Morgen.«

Die neueren Schickſale der Mehlgrube als eines öffentlichen, einſt im übelſten Rufe geſtandenen Beluſtigungsortes ſind bekannt.

In den üblen Ruf gerieth der Ballſaal zur Mehlgrube in den Jahren 1796 bis incluſ. 1806 durch die vielen höchſt unmoraliſchen Frauenzimmer, die in Horden die dort abgehaltenen Bälle, ohne Begleitung eines Mannes, ohne ihre Mütter und Verwandte, wie es ehrbaren Mädchen geziemt, beſuchten. — Dieſe »Hetären« erſchienen in den frechſten Kleidern, führten die unverſchämteſte Sprache und verließen den Ballſaal vielleicht zehnmal in einer Nacht und kamen immer wieder, ſo oft ſie nemlich in ihrer Liederlichkeit einen von den unzähligen, ihnen ebenbürtigen Geliebten gefunden.

Daß eine ehrbare Frau ihren Gatten in ſolche Geſellſchaft nicht wünſchen konnte, daß ein braver Ehemann unter ſolche Dirnen nicht gelangen mochte, war natürlich, daher die Entrüſtung des Herrn und der Frau Grünfeld, um welche ſich jedoch ihre Gäſte nicht kümmerten, ſondern um den Wirth für ſeine Verrätherei an der Gräfin Lodoiska zu züchtigen, immer mehr hetzten.

Der Sprachmeiſter, welcher in der »Mehlgrube« wohnte, trieb es vollends arg.

Er behauptete geradezu, er hätte Herrn Grünfeld mit einer der allerberüchtigtſten Phrynen, welche damals unter dem Namen »die Rattenkönigin« bekannt, weil ſie die Tochter eines Canalräumers war, tanzen ſehen.

Als die arme Frau dieſe, mit anſcheinendem Ernſte ausgeſprochene Ausſage vernahm, gerieth ſie außer ſich.

»Jetzt iſt es aus mit uns!« ſagte ſie; »jetzt will ich von Dir nichts mehr wiſſen, Du erbärmlicher, ehrvergeſſener Wicht! Jetzt hole ich meine drei Buben und fordere ſie auf, ihren Vater zu verläugnen!«

Die Gäſte wollten über dieſe Aeußerung in ein heftiges Gelächter ausbrechen, allein die arme Frau wurde von dem Abſcheu gegen ihren Mann ſo ergriffen, daß ſie Krämpfe bekam, worauf der Bettfedernhändler zum Einlenken mahnte, und Frau Grünfeld bat, doch Scherz zu verſtehen, und nichts Uebles von ihrem Gatten zu glauben, den die Gäſte bei ihr nur anſchwärzen wollten, um ihm für ſeine Schwatzhaftigkeit eine recht derbe Züchtigung zu bereiten.

Nur mit vieler Mühe gelang es den Gäſten, die Wirthin zu beruhigen, und ſie dahin zu bringen, daß ſie bei ihrem Gatten wieder blieb.

Aber geſchmollt hätte ſie doch noch gerne, wenn nicht einer der Lohnlakeien, die zum Aufpaſſen beſtimmt waren, athemlos in die Wirthsſtube geſtürzt wäre und die Nachricht gebracht hätte:

„Der alte Graf kommt ſchon! Er hat die Gräfin Lodoiska bei ſich im Wagen, und zwar ganz ſo gekleidet, wie ſie von hier weggefahren, in ihrem ſchwarzen Anzuge und mit ihrem ſchwarzen, mit Gold geſtickten Schleier! Der alte Graf hat ſie aufgefunden, ohne daß ſie ſich noch zur Trauung vorbereiten konnte! Das prächtige Hochzeitkleid, das ich vom Schneider heute Morgens abgeholt habe, und zu Herrn Schikaneder in die Wohnung bringen mußte, hat ſie wahrſcheinlich nicht anziehen können, weil ſie der Graf allzu ſchnell überfallen.“

Wirth und Wirthin und die Gäſte waren conſternirt.

Sie eilten aus der Stube.

Der alte Graf ſtieg in dieſem Augenblicke aus dem Wagen, trat in das Haus und führte ſeine Dame über die Treppe.

Er warf den neugierigen Gaffern einen verächtlichen Blick zu.

„Madame,“ ſagte er zur Wirthin, „ich triumphire über Sie!“

Sechſtes Capitel.

Es gibt noch Manches zu erzählen, das bisher noch in ein geheimnißvolles Dunkel gehüllt blieb. — Sollten die Gauner, in deren Mitte ſich die Dame mit dem Todtenkopfe im Freihauſe befand, nicht ermittelt werden? Sollte die Sicherheitsbehörde keinen Fingerzeig erhalten, wie dieſe Räuberbande, die ſie umgab, aufzuſpüren ſey? — Geduld! einer umſichtigen, thätigen, erfahrenen Polizei iſt nichts unmöglich, wie es ſich auch hier bewährt hat.

Hanns Ohnearm war in die Hände der Räuber gerathen; was fingen ſie mit ihm an?

Als er in dem Wahne, ſeine Wohlthäterin, die wirkliche Gräfin Lodoiska, befinde ſich im Freihauſe, unter die Gauner gelangte, erkannten ſie ihn ſogleich.

Die Kammerfrau der verkappten Gräfin war ja niemand Anderer, als die Mutter Ladislaus' und der Secretär war Ladislaus.

Als Hanns Wirbel bei ſeiner ehemaligen Stuben- und Bettelgenoſſin eintrat, um ſich durch ſie bei der Dame, die er zu finden hoffte, melden zu laſſen, ſtieß Ladislaus' Mutter einen Schrei aus.

»Unglücklicher!« rief ſie ihm zu, »wie kommſt Du hieher? Eile ſchnell fort, ehe mein Sohn heim kommt, ſonſt biſt Du verloren! — Du biſt dem Manne, dem er Dich übergab, entflohen, Du haſt die Gräfin gewarnt! — Mein Sohn hat geſchworen, Dich zu tödten, wo er Dich findet. Fliehe — fliehe! Ich will nicht Schuld an deinem Unglück ſeyn!“

„Aber wo bin ich denn? Wer wohnt denn hier?“

„Ich darf es nicht ſagen. — Daß ich Dich warne, iſt von mir unrecht, aber Johann, ob Du mir es nun zutrauſt oder nicht, ſo habe ich noch immer ein Herz für Dich, eingedenk jener Zeit, in welcher wir noch beide jung geweſen; daher höre mich und verlaſſe ſchnell dieſen, für Dich höchſt gefährlichen Ort; werde aber nicht wieder zum Verräther, ſonſt ſtürzeſt Du mich in einen Abgrund, aus welchem mich keine menſchliche Macht zu retten vermag.“

Hanns Wirbel wollte nur einige Aufklärung haben, aber Ladislaus' Mutter drängte ihn, ſich zu entfernen, endlich war er ſelbſt ängſtlich und ſuchte das Weite zu gewinnen.

Doch in dieſem Augenblicke erſchien Ladislaus.

Er hatte bereits von ſeinen, in Mohren verwandelten Spießgeſellen erfahren, daß der Mann ohne Arme bei ſeiner Mutter ſich befinde.

Mit Blitzesſchnelle riß er die Thüre auf und ſtürzte wie ein Geier auf ſeine Beute auf Wirbel los.

„Haſt Du Dich verlocken laſſen, Schurke!“ donnerte er ihm entgegen. „Dachte ich es doch, daß Du ins Garn gehen würdeſt! — Nun will ich das Netz Dir am Halſe ſo feſt zuziehen, daß Du gewiß den Schrei eines Verräthers nicht mehr wagen ſollſt.“

„Du willſt ihm wirklich ans Leben?“ fragte die Mutter entſetzt.

„Ja, das will ich!“ verſetzte Ladislaus.

Er fiel wie ein Wüthender über ihn her.

Hanns Wirbel retirirte an eine Mauer, um den Rücken frei zu bekommen

Er wehrte ſich.

Er ſtieß mit ſeinen ſtarken Beinen ſo heftig gegen den Entſetzlichen, daß dieſer zurücktaumelte und auf einen Augenblick von ihm abließ, aber nun nach dem Meſſer griff, das er immer bei ſich trug.

»Wie Du einen Mord begehſt!« herrſchte ihm ſeine Mutter zu, »reiße ich ein Fenſter auf und ſchreie auf die Straße um Hilfe!«

Auf den Tumult kam die Dame aus dem Seitenzimmer, und es traten vier der Helfershelfer Ladislaus' ein.

»Um Gottes willen!« ſchrie die verſchleierte Dame, »welchen tollen Unbeſonnenheiten gibſt Du Dich wieder hin, Ladislaus! — Sollen wir denn alle deiner wahnſinnigen Wuth zum Opfer fallen? — Bildeſt Du Dir ein, wir wären in den Urwäldern Amerika's, in welchen ein Mord ohne Ahndung der Gerichte geſchehen kann? Augenblicklich lege das Meſſer aus der Hand, oder ich mache dem Spuke ein Ende. Reize mich nicht, oder deine hirnloſe Wuth ſoll Dir zum größten Verderben werden!«

»Bindet ihn!« rief er ſeinen Henkersknechten zu

»Kommt mir nur zu nahe,« kreiſchte Hanns, »dann ſollt Ihr zu Krüppeln werden wie ich, und an euren Leibern Schaden leiden, als hätten Euch die Hufe ſchwerer Pferde getroffen.«

Es entſtand ein Ringen, das ſchauerlich zu ſehen war.

Einer der verkappten Mohren, welcher der erſte war, ſo auf Hanns eingedrang, erhielt von dem Fuße des Unglücklichen einen ſolchen Stoß auf die Bruſt, daß er ſogleich Blut ſpie. Ein zweiter Angriff wurde ebenſo zurückgeſchlagen. — Der Schurke, welcher Hanns am Kopfe packen wollte, empfing mit dem Abſatz ſeines Stiefels einen Schlag in die Bauchgegend, daß er wie ohnmächtig hinſtürzte; auch Ladislaus wurde ſchwer getroffen, aber endlich wurde Hanns doch überwunden, niedergeworfen, ihm der Mund verſtopft, die Füße gebunden und in einen ſtarken Sack geſteckt.

»So!« ſagte Ladislaus, indem er vor Wuth ſchnaubte, »laßt ihn in dieſem Sacke, werft ihn einſtweilen in das Holzbehältniß nebenan. — Um Mitternacht ladet ihn auf, bringt ihn in den Wagen, den ich ſchaffen werde, und dann führen wir ihn an die Donau und verſenken ihn dort wie einen todten Hund.«

Hanns wurde weggebracht.

»Du haſt ihn mit den Worten, welche Du jetzt ausgeſprochen, wohl nur ängſtigen wollen?« fragte die Dame.

»Ja,« verſetzte Ladislaus, »vor der Hand wollte ich ihn ängſtigen, dann aber werde ich ihn auch gewiß ertränken. Sein Blut werde ich nicht vergießen,« ſetzte er hinzu, »davor werde ich mich hüten!«

Die Dame ging, ohne ein Wort zu ſagen, in ihr Zimmer.

Ladislaus' Mutter wandte ſich an ihren Sohn.

»Weißt Du was Theophila jetzt thut?« fragte ihn die Mutter. »Sie kleidet ſich um, ſie geht zu Gericht, gibt Dich an, und Du biſt verloren!«

»Sie ſoll es wagen und uns verlaſſen, dann geſchieht ihr daſſelbe, was dem Schufte geſchieht, den ich binden und knebeln ließ.«

»Und mir wahrſcheinlich auch, denn ich gehe mit ihr. Haſt Du den Muth, auch deiner Mutter mit einer ſolchen Drohung entgegen zu treten?«

Ladislaus ſchwieg.

»Oder bildeſt Du Dir vielleicht ein, die Leute in deinem Vorzimmer gehorchen Dir, wenn Du ihnen befehlen ſollteſt, Theophilen ein Leid anzuthun? — Da irrſt Du! — Sie beherrſcht deine Diener mehr als Du, weil ſie milde und freigebig iſt, indeß deine Härte, deine Grauſamkeit, und vor Allem deine ſchmähliche Knauſerei, Dich ihnen längſt verhaßt machte. — Verſuch' es; befiehl deinen »falſchen Mohren,« den Ohnearm zu tödten, wenn Theophila es nicht duldet, ſie ſchleudern ſie Dich eher in die Fluten, als ſie gegen den Willen dieſer Frau handeln. — Das ſind die Folgen der Hartherzigkeit und des Schmutzes, wo ſie immer vorkommen, ob unter ehrlichen oder unehrlichen Menſchen! — Du wirſt Dich überzeugen!«

Theophila kam aus ihrem Zimmer. Sie hatte ſich umgekleidet.

»Ich halte mein Wort,« ſagte ſie ruhig und gelaſſen. »Ich mache meine Drohung wahr. — Du haſt Dich erfrecht, meine Aufforderung an Dich zu verhöhnen. — Ich habe Dir ſchon einmal bewieſen, daß Du mir nicht entgegenhandeln darfſt. — Da Du ein ſo kurzes Gedächtniß haſt, ſo will ich Dir meine Warnung nun tiefer einprägen.«

»Soll ich mich von dem elenden Krüppel verrathen laſſen?« antwortete Ladislaus. »Soll ich mich, Dich, die Mutter und uns alle als [illegible]

»Dieſer Mann bleibt am Leben! befehle ich, und kein Haar darf ihm gekrümmt werden.«

»Er bringt uns auf die Feſtung, wenn er frei wird!«

»Er bleibt am Leben, und kein Haar darf ihm gekrümmt werden, wiederhole ich. — Wie es zu machen, daß er uns nicht gefährlich werde, ſey meine Sorge. Deinen Leuten werde ich die nöthigen Aufträge geben, was mit ihm zu geſchehen hat; hörſt Du — ich werde ihnen die nöthigen Aufträge geben; — Du laſſeſt ſie ſogleich hereintreten, meine Befehle zu hören; weigerſt Du Dich, ſo ſollſt Du geopfert werden, Du allein! Ich werde gewiß den Starrſinn und die blinde Wuth brechen, mit welcher Du — ein ſo arger Sünder — mir imponiren willſt. — Laſſe deine Satelliten kommen; zögerſt Du, ſo werfe ich dieſen Stein durchs Fenſter, das Papier, welches ihn umgibt, wird dann dein Paß zum Hochgericht werden.«

»Verfluchtes Weib!« kreiſchte Ladislaus; »wohlan Du ſollſt deinen Willen haben, aber wir werden noch abrechnen.«

»Mir drohſt Du?« erwiederte Theophila. »Wäre deine Mutter nicht, ſo würde ich Dich ſchon längſt dorthin gebracht haben, wohin Du gehörſt.«

Die Leute, welche Ladilaus dienſtbar waren, wurden gerufen.

»Hinſichtlich des Mannes ohne Arme,« redete Ladislaus ſie an, »wird Euch Theophila die nöthigen Aufträge ertheilen —«

»Die Ihr pünctlich zu befolgen habt,« ſetzte Theophila hinzu. »Um Mitternacht wird ein Fiaker in das Freihaus fahren. In ſeinen Wagen wird der Mann gebracht.—

Daß er ſich ruhig von Euch wird transportiren laſſen, dazu werde ich ihn bewegen; mir wird er vertrauen, denn ich werde ihn von ſeinen Banden befreien und von dem grauſamen Knebel, den Ihr ihm in den Mund geſteckt habt. — Geſchehen darf ihm nichts, weder durch Worte noch durch irgend eine rohe Behandlung; der Mann, welcher ſodann den Johann Würbel übernimmt, wird zu mir beſtellt; ich werde ihm die nöthigen Inſtructionen ertheilen und mich täglich überzeugen laſſen, wie es ihm ergeht. Dafür, daß Ihr ihn menſchlich und rückſichtsvoll behandelt, gebe ich jedem von Euch vier Thaler. Daſſelbe erhält auch jeder von Euch, wenn Würbel mir wiſſen läßt, daß Ihr ſchonend mit ihm umgegangen ſeid.«

»Das nennt man das Geld zum Fenſter hinauswerfen,« ſagte Ladislaus mit unterdrückter Wuth.

»Wenn Du noch eine Sylbe einwendeſt, Ladislaus, dann,« erwiederte Theophila, »ſoll jeder von dieſen Leuten das Dreifache erhalten.«

»Nun geht und befolgt meine Aufträge genau. Ich rechne auf Euch. Verſprecht mir noch, ehe Ihr Euch entfernt, daß ich mich auf Euch verlaſſen könne.«

»Wir verſprechen,« verſetzten Alle wie aus einem Munde.

»Die Thalerſtücke werde ich Euch in wenigen Minuten überbringen.

Die Leute verließen die Stube.

»Mutter,« redete Theophila die alte Frau an, »nun wollen wir den bedauernswerthen Mann von ſeinen Banden befreien. Sie, welche ſeit langen Jahren ſeine Pflegerin waren, ſollen ihn wieder pflegen, mit Speiſe und Trank ſollen Sie ihn erquicken, und aus Ihrem Munde ſoll er den Troſt empfangen, daß er nichts mehr zu befürchten hat. Nur möge er keinen Verſuch machen zu entfliehen, ſonſt würden wir unſere Hände von ihm abziehen.“

„Mir wird er glauben,“ verſicherte die Mutter. „Erfährt er wie gütig und menſchenfreundlich Sie an ihm gehandelt haben, wovon ich ihn getreulich unterrichten will, ſo wird er Ihnen ſein volles Vertrauen zuwenden.“

Die beiden Frauen begaben ſich zu Würbel.

Ladislaus blieb allein zurück.

Es war ihm aber, als ob tauſend Teufel auf ihn einſtürmten.

Er gerieth ſo ſehr außer ſich, die Wuth, welche ſich ſeiner bemächtigt hatte, und die er doch unterdrücken mußte, welche aber mit erhöhter Kraft losbrach, war ſo fürchterlich, daß er die Fäuſte ballte und ſich nach einem Gegenſtand umſah, ſeinem entſetzlichen Grimme Luft zu machen.

Auf dem Ofen ſtand die Büſte Schikaneder's, welche jeder Schauſpieler des Theaters im Freihauſe beſitzen mußte, alſo auch Helmbeck.

(Schikaneder war ſo eitel, daß er jedem Choriſten jenen Gypsabguß in ſeinem Zimmer aufzuſtellen befahl, — freilich ſchenkte Schikaneder allen Mitgliedern des Theaters ſeine Büſte, aber lächerlich blieb die Marotte doch. Dieſe Schwäche Schikaneder's iſt bekannt. Der berühmte Gypsmodelleur Fiſcher im Freihauſe mußte für Schikaneder unabläſſig Büſten anfertigen, welche er ſplendid bezahlte.)

Dieſe Büſte alſo zerſchlug Ladislaus, ſo daß über den Lärm, den das Herabſtürzen der Gypsfigur verurſachte, die Mohren ins Zimmer eilten und nach der Urſache des Geräuſches forſchten.

Als Ladislaus die Mohren erblickte, rief er ihnen zu: „Was wollt Ihr, Ihr Schurken, die Ihr im Begriffe ſeid, gegen meinen Willen zu handeln? — Hat es Euch vielleicht gereut, daß Ihr Euch durch dieſes freche Weib bethören ließet? Wo nicht, ſo ſeid Ihr in meinen Augen Dummköpfe, Schufte, elende Gauner, die nicht einſehen, daß uns der erbärmliche Krüppel alle verderben wird. — Ich will Euch einen Rath geben. Nehmt das Geld immerhin an, das Euch Theophila ſchenken wird, thut aber dennoch, was ich Euch befehle. Wenn Ihr den Krüppel im Wagen habt und in der Nacht in eine einſame Gegend bringt, ſo verſtopft ihm den Mund, werft Euch auf ihn, erdroſſelt ihn und nehmt ihm das Geld, das er bei ſich trägt. Koppi, dem er entronnen, hat mir mitgetheilt, daß Würbel ein hübſches Sümmchen in ſeinem Wammſe hat; habt Ihr dieſes Geld, dann ſchleudert ihn in die Donau. Er wird nach der Roßau geführt, — dieſe Weiſung wird der Fiaker von mir erhalten —

»Dann können wir den Fiaker auch gleich erdroſſeln und in den Fluß werfen,« verſetzte einer der Mohren. »Der Fiaker wird nicht blind und taub ſein, wenn ein Menſch in ſeinem Wagen ermordet und dann ſein Leichnam ins Waſſer geworfen wird.«

»Ihr Kurzſichtigen,« eiferte Ladislaus, »wißt Ihr denn nicht, wie man da zu Werke zu gehen hat? muß ich Euch das noch lehren? — Ihr wollt Banditen ſein? — Dumme Jungen ſeid Ihr!«

Die Scene wurde unterbrochen.

Theophila und Ladislaus' Mutter traten mit Würbel ein.

Theophila erblickte mit Erſtaunen die Gruppe.

»Haſt Du Dich vielleicht erfrecht,« redete Theophila Ladislaus an, »dieſen Leuten eine andere Inſtruction zu geben als ich? — Sprecht.« wendete ſie ſich an die Mohren, »was gab es hier? — Wer iſt von Euch ſo ehrlich, mir die Wahrheit zu ſagen?«

Sie beriethen ſich unter einander.

Endlich ſagte der Eine:

»Ei was! Ich ſag's heraus! — Ich lade keinen Menſchenmord auf mein Gewiſſen.«

»Und wir auch nicht,« ſetzten die Uebrigen hinzu.

»So alſo handelſt Du ſchändlicher, heimtückiſcher Menſch!« ſagte Theophila zu Ladislaus, indem ſie ihn mit durchdringenden Blicken betrachtete. »Gedenke dieſes Augenblickes; ich vergelte ihn Dir! — Merke es wohl! — Entfernt Euch,« befahl ſie den Dienern.

An Ladislaus wendete ſie ſich:

»Entweder verläſſeſt Du jetzt dieſes Zimmer, oder ich und deine Mutter verlaſſen es und nehmen Würbel mit uns.«

Ladislaus glich einer Leiche. Er wurde blaß vor Entrüſtung. — Er verließ das Zimmer.

Als er ſich entfernt hatte, klagte Würbel:

»Ich Unglücklicher werde alſo doch geopfert! Koppi theilte mir bereits mit, welch ein entſetzlicher, rachgieriger, grauſamer Menſch der Sohn meiner alten Freundin ſei! Wollt Ihr mich retten, ſo laßt mich ſogleich, laßt mich noch am Tage fort; laßt mich allein fort! — Ich will einen heiligen Eid ſchwören, ich will meine Seele der Hölle verpfänden, wenn ich auch nur mit einem Worte an Euch zum Verräther werde.«

»So weit geht meine Güte nicht,« verſetzte Theophila. »Beruhigt Euch! Befürchtet nicht einen Augenblick die geringſte Gefahr. Ein Anderes iſt es, Euch zu retten, ohne uns zu verderben und ein Anderes, Euch zu retten und uns preiszugeben! Ihr dürft jetzt nicht fort!«

»Du kannſt mir vertrauen,« ſetzte die Mutter hinzu; »wenn ich Dir verſichere —«

»Verſichere doch Du mir deinen Schutz nicht,« erwiederte Würbel, »Du haſt mich unlängſt rathlos gelaſſen; Du kannteſt deinen Sohn und ließeſt ihn dennoch gewähren — ich wäre vielleicht ſchon todt, wenn ich nicht entkommen wäre.«

»Jetzt iſt es anders,« betheuerte Theophila. »Solltet Ihr aber dennoch den geringſten Argwohn ſchöpfen, ſo wird Euch die Mutter Ladiſlaus' begleiten. In ihrer Gegenwart dürft Ihr keine Furcht haben. — Und nun kommt in mein Zimmer; ich habe Euch eine Mahlzeit bringen laſſen; die Mutter wird Euch die Speiſen reichen, kommt!«

Die beiden Frauen führten Würbel in ihr Speiſezimmer.

* * *

Als Würbel ſich geſtärkt, als ihn auch der Wein erquickt hatte, als ihm die beiden Frauen Muth einſprachen, als er bemerkt, wie beſorgt beide für ihn waren, beruhigte er ſich.

Der Nachmittag verging ihm an der Seite ſeiner Schutzgeiſter, der Abend brach heiter heran und als Würbel wieder bei der Mahlzeit ſaß und abermals durch die Mutter gut geſpeiſt und durch wohlſchmeckenden Wein erfriſcht ward, — ging plötzlich die Thür auf und herein ſchritt ein neuer Tiſchgenoſſe. Dieſer ſetzte ſich ruhig an Würbel's Seite nieder und trank ganz zutraulich aus ſeinem Glaſe.

Würbel ſah den Mann mit großen Augen an. Er rückte dann ſeinen Stuhl ängſtlich von ſeiner Seite und ſtarrte ihn wieder ſcheu und mit unheimlichen Blicken an.

»Fürchteſt Du Dich vor mir?« ſprach der Fremde. »Ich habe Dir gewiß nichts zu Leide gethan, im Gegentheile habe ich Dir meine Zuneigung in einem ſo hohen Grade bewieſen, daß mir meine Liebe zu Dir — wäre deine Mutter und Frau Theophila nicht geweſen — bald — den Hals gekoſtet hätte.«

Der alſo ſprach war Koppi, der ſchon einmal Würbel's Gefangenwärter hätte ſein ſollen, der aber, wie der Leſer ſich erinnern wird, gegen eine kleine Abfindungsſumme den Mann ohne Arme entwiſchen ließ.

»Ich glaubte Euch gerade dadurch zu beruhigen,« verſetzte Theophila, »daß ich Euch dieſen Mann, den Ihr ſchon kennt, hierher beſtellte. Er hat Euch ſchon einmal ſeine Gutmüthigkeit gezeigt.«

»Mit ihm wirſt Du Dich entfernen,« ſetzte die Mutter bei. »Er wird Dich zwar den Augen der Welt entziehen, er wird in einer großen Einſamkeit mit Dir leben, aber nicht lange, gewiß nicht lange, denn, mein Sohn, ſeine Leute und beſonders deine Wohlthäterin Theophila werden in Wien nicht lange mehr weilen. Was mit mir geſchieht, weiß ich noch nicht, vielleicht ſuche ich Dich auf, wenn ich ohne Gefahr hier bleiben kann, vielleicht entferne ich mich ohne meinen Sohn. Auf keinen Fall laſſe ich Dich hilflos.«

»Erhalte ich nur wieder meine Freiheit,« entgegnete Würbel, »in der Umgegend Warſchau's werde ich verſorgt, das weiß ich.«

An der Abendtafel ſprach man dem Weine wacker zu.

Würbel wurde immer heiterer und zutraulicher, endlich küßte er Koppi und nannte ihn ſeinen braven Landsmann.

Als Würbel ſeinen Peiniger Ladislaus nicht mehr ſah, beruhigte er ſich vollkommen, und als endlich die Stunde ſchlug, in welcher man ihm meldete, der Wagen ſei da, da nahm Würbel recht herzlich Abſchied von Theophila, dankte ihr innig für ſeine Rettung, küßte ſogar ſeine alte Geliebte und ſchickte ſich an, in den Wagen zu ſteigen, der indeß ins Freihaus gefahren war. — Aber als Würbel die Mohren wieder ſah, erſchrack er heftig. Er fing zu zittern an und wollte um Hilfe rufen.

»Sei kein Narr!« mahnte Koppi, »und verdirb Dir die Geſchichte nicht! — Dieſe Mohren,« ſetzte er hinzu, »welche keine Mohren ſind, begleiten uns deinetwegen und meinetwegen, deinetwegen, weil man Dich fürchtet, weil Du, im Fall als Du Dich zur Wehre ſetzteſt, überwältigt werden müßteſt — und meinetwegen, weil man, aufrichtig geſagt — weil man mir nicht zutraut, daß ich Dich bis an den Ort bringen werde, der uns für eine Zeit verborgen halten ſoll. — Wozu alſo dein Mißtrauen? Würde man Dich umbringen wollen, ſo hätte man mich nicht gebraucht, Du wäreſt wie ein Stück Vieh gebunden zur Schlachtbank geführt worden! — Combinire nun ein wenig ſelbſt und Du wirſt Dich überzeugen, daß man Dich zwar für den Augenblick unſchädlich, aber nicht aus dem Wege räumen will.«

»Wohin ſchafft man mich denn?«

»Schweige,« antwortete Koppi. »Aus der Welt geht es nicht und Noth wirſt Du auch nicht leiden, Du hörſt ja, ich bleibe bei Dir und was ich habe, wirſt Du auch haben!«

Indeß rollte der Wagen immer weiter fort.

Es war eine ſo rabenſchwarze Nacht und was die Fahrt unheimlich machte, war, daß der Regen in Strömen niederfiel.

Da die Beleuchtung mehrer Vorſtädte Wiens vor ungefähr ſechzig Jahren erbärmlich war, ſo erblickte Würbel auch nicht den Schein einer Laterne.

„Werde ich außer die Linien Wiens gebracht?“ fragte Würbel, als der Wagen ſchon länger als eine halbe Stunde unter Weges war.

„Warum fragſt Du?“ erwiederte Koppi.

„Möchteſt wohl gerne bei irgend einem Mauthſchranken um Hilfe rufen? Nein, mein Freund, ſo klug als Du biſt, ſind wir auch. Dort, wo Polizeiwachen und Mauthſoldaten ſich befinden, haben wir nichts zu thun. Und nun ſprich nicht mehr. Die Mohren haben lange Ohren! Verlaſſe Dich auf mich! Es geſchieht Dir nichts.“

Endlich hielt der Wagen.

Neben dem Kutſcher auf dem Bocke mußte noch ein Menſch geſeſſen haben. Es ſprang nemlich ein Kerl plötzlich vom Wagen, langte eine Blendlaterne aus ſeinem Mantel und fragte Koppi:

„Wie oft ſoll ich anläuten, einmal oder dreimal?“

„Einmal,“ antwortete Koppi. „Halte Dich nur nicht ſo lange auf, verfluchter Afrikaner! Es wäſcht Dir ſonſt der Regen deinen Teint ab und Du kommſt als Europäer ins Freihaus zurück!“

Der ſchwarzgeſchminkte Mann, der auf dem Bocke geſeſſen, läutete einmal an.

Ein eiſernes Thorgitter knarrte in ſeinen Riegeln. Der Wagen fuhr in den Hofraum.

»Seid Ihr einmal da?« fragte eine heiſere Weiberſtimme. »Mein Mann und ich vermeinten ſchon Ihr hättet Contreordre, und der Gefangene hätte eine andere Beſtimmung erhalten.«

»Dummes, ſchwatzhaftes Weib!« ſchmollte der traveſtirte Afrikaner, »haltet euer Maul wenigſtens ſo lange bis ich den Fiaker bezahlt habe.«

Er langte aus ſeiner Taſche drei Zweiguldenſtücke hervor, gab ſie dem Fiaker und ſagte:

»Hier haſt Du dein Geld und nun trachte, daß Du weiter kommſt.«

»Nichts da! Sechs Zweiguldenſtücke erhalte ich, nicht drei. Macht nur keine Späße mit mir! — Sonſt fahre ich ins Freihaus zurück und mache einen Mordſpectakel — Ihr kennt den »Siebenunddreißiger« noch nicht, das iſt kein ſo dummer Laffe wie der »Vierundſechziger!«

Der Mohr gab noch drei Thalerſtücke.

Würbel wurde aus dem Wagen gehoben und in ein kleines düſteres Zimmer geführt, das mittelſt eines winzigen Stümpchens Licht eine klägliche Beleuchtung erhielt.

»Siebenunddreißig und vierundſechzig,« dachte Würbel, »dieſe beiden Nummern muß ich mir merken!«

Koppi befahl Würbel ſich niederzuſetzen.

»Recht gerne!« erwiederte dieſer, »wenn ich nur einen Stuhl ausnehmen könnte.«

»Da ſteht ja einer, gerade vor deiner Naſe!« rief eine rauhe Stimme.

»Ich ſehe kaum meine Hand vor dem Geſichte!«

»Warte, wir werden Dir heute noch eine Illumination anſtellen und deine Herrlichkeit beleuchten, wie es ſich gebührt!«

»Das müßt Ihr auch!« betonte Koppi. »Ihr ſcheint zu vergeſſen, daß ich den »Mann ohne Arme« gebracht habe, den Ihr mit Aufmerkſamkeit zu behandeln habt.«

»Ja ſo!« verſetzte der Mann mit der rauhen Stimme, und lachte. — »Das wußte ich ja nicht! — Dieſer Kerl wird auch kein Prinz ſein, und wenn auch, mir iſt dies Wurſt! — Ich bin gegen die ganze Welt grob, und grob bleib ich; dies iſt mir Bedürfniß. — Dennoch will ich noch ein Licht anzünden und mir den Patron betrachten! — Keine Arme hat er?«

Er zündete noch ein Licht an und hielt ihm dasſelbe unter die Naſe.

»Das iſt ja ein unnützer Brotfreſſer!« fuhr der Mann fort. »Der Kerl kann nicht einmal ein Dieb werden! Ich bedauere ihn!«

»Wer iſt denn der reſpectable Menſch?« fragte Hanns ſeinen Freund Koppi, »der mich bedauert, daß ich nicht einmal ein Dieb werden kann?«

»Hier iſt er Hausinſpector, die Leute, welche er bewachen muß, nennen ihn Gefangenwärter.«

»Alſo ſind noch mehrere da, welche mein Schickſal haben?«

»Ja, dies iſt Herrn Ladislaus' Privatſtrafanſtalt. Ein kleines Zuchthaus für diejenigen ſeiner Banda, die ihm nicht pariren.«

»Werde ich in dieſem Loche einquartirt?«

»Gott bewahr! Du bekommſt ein nettes Zimmer. Ich wohne bei Dir.«

»Eure Betten werden erſt gemacht,« ſetzte der ſogenannte Gefangenwärter hinzu. — »Euch wird eine Extrawurſt gebraten, gebt nur Acht!«

Das Weib des Cerberus trat ein.

»Ihr könnt jetzt in euer Loch ſchlafen gehen!« ſagte die Alte.

»Ich bin ja kein Hund,« entgegnete Hanns. »Ich merke ſchon was ich hier zu erwarten habe!«

»In ein Loch wollt Ihr uns ſtecken?« fuhr Koppi auf. »Hat Euch nicht Frau Theophila befohlen, daß —«

»Um fünf Uhr ſchrieb ſie uns,« gab der Gefangenwärter zurück, »daß wir Hans Würbel gut zu verſorgen hätten, um acht Uhr kam aber ein Brief von ihm, und der lautete anders.

»Nu warte!« drohte Koppi. »Dir Unmenſch will ich eine Suppe bereiten. Leider müſſen wir uns für dieſe Nacht fügen, aber morgen um ſechs Uhr in der Früh ſoll der Rapport ſchon im Freihauſe ſein!

Der Cerberus lachte wieder, nahm mehrere Schlüſſel zu ſich, gab ſeinem Weibe eine Laterne in die Hand, welche eine Kerze in derſelben anzündete und vorausleuchtete.

Koppi und Hanns folgten.

Das Weib ſtieg drei Stockwerke hinauf.

Ihr Mann und die beiden Angekommenen gingen mit ihr.

Endlich hielt ſie an einer eiſernen Thür und ſchloß dieſe auf.

Der ſogenannte Gefangenwärter ſchob Koppi und Würbel in die Thür.

Darauf ſchlug er die Thüre zu und verſperrte ſie.

»Kreuzſackerment!« fluchte Koppi, »leuchtet uns doch wenigſtens ſo weit, damit wir ſehen können, wo unſere Liegerſtatt iſt.«

»Ihr habt ein Paar Hände,« höhnte der Cerberus, »damit könnt Ihr im Finſtern herumtappen. — Habt Ihr euer Lager gefunden, dann zieht den Cameraden zu Euch und legt ihn neben Euch! — Eines Lichtes bedürft Ihr nicht!«

Der Unhold und ſein Weib lachten nun ausgelaſſen, ſchoben noch ein paar Riegel vor und gingen.

Langſam verhallten ihre Tritte.

»Es iſt klar,« ſagte Hanns. »Hier werde ich geopfert und Ihr ſeid damit einverſtanden.«

»Einverſtanden?« wüthete Koppi. »Das werde ich Dir morgen beweiſen, daß ich nicht einverſtanden bin. — Ich weiß jetzt auch recht gut wo ich mich befinde. — Wir ſind auf dem Boden des ehemaligen Trautſohnhauſes. Hier war einmal eine Getreidekammer. Ich erinnere mich an die ganze Localität! — Hanns, wimmere nicht! Es geſchieht Dir nichts! Du wirſt Dich überzeugen!«

»Ich wimmere nicht,« verſetzte Hanns, »ich bete. Den morgenden Tag werde ich ſchwerlich erleben!«

Koppi bemühte ſich vergebens den Aermſten zu tröſten.

Während ſie noch ſprachen, war es ihnen als ob plötzlich neben ihnen ein Menſch ſchwer ſeufzte.

»Wer da?« rief Koppi.

Das Geſtöhne wurde heftiger.

»Iſt Jemand da?« fragte Koppi.

»Seid Ihr Menſchen und ſo unglückliche Menſchen wie ich, ſo laßt mich zu Euch hinüber.«

»Zu uns herüber?« fragte Koppi. »Da müßte ja ein Loch in dieſer Mauer ſein und das iſt wohl nicht der Fall.«

»Doch! doch! Ich ſelbſt habe ein Loch in die Mauer gegraben,« antwortete die Stimme. »Meine Lagerſtätte befindet ſich an derſelben Mauer, wo die eure ſteht. Unter dieſen beiden Bretergerüſten fand ich einen Weg. Verrathet mich nicht, wenn ich durch die Oeffnung krieche, die ich gemacht.«

»In Gottes Namen komm' herüber!« verſetzte Koppi, »aber was willſt Du hier machen?«

»Mich weiter durchgraben. Euer Behältniß führt nach der Stiege; bin ich dort, ſo bin ich frei; ja ich mache Euch ebenfalls frei, wenn Ihr mir die zweite Mauer zu durchbrechen helft. — Ich bringe eine Eiſenſtange mit, damit wollen wir arbeiten.«

»Wer biſt Du denn? Wie heißt Du denn?«

»Kral!«

»Kral!« rief Koppi aus. »Ei, ich weiß nun Alles! Komm nur!«

»Mit dieſer Eiſenſtange,« wimmerte Hanns, »werde ich erſchlagen! Mir wird nun Alles klar!«

Es dauerte nicht zwei Minuten, ſo ſtand der Mann mit Namen Krall in der Abtheilung des Hausbodens, in welcher die beiden Männer ſich befanden.

»Da bin ich!« rief er. »Reicht mir eure Hände. Folgt dem Schalle meiner Stimme. — Hier ſteh' ich!«

»Ich kann Dir meine Hand reichen!« verſetzte Koppi, »aber mein Camerad nicht; der Aermſte hat keine Arme!«

»Keine Arme?« wiederholte Krall, »ſo kann er uns auch nicht arbeiten helfen. — In Gottes Namen! Deſto rüſtiger wollen wir beide ſein! — Wie heißt Du, der Du mir helfen kannſt?«

»Koppi.«

»Ich kenne Dich ſchon! Steh auf, Koppi! Wiſſe vor Allem, was man hier verhat. — Wenn der Regen aufhört, der noch gleich einem Wolkenbruche ſich ergießt, ſo wird man das Dach dieſes Hauſes in Brand ſtecken. — Ich weiß es gewiß, daß dies geſchieht! — Es wäre vielleicht ſchon geſchehen, wenn der Himmel ſeine Schleußen nicht ſo furchtbar geöffnet hätte!«

Koppi ſprang auf.

»Niederträchtiger Ladislaus!« tobte er. — »Gib her die Eiſenſtange,« ſagte er zu Krall. »Du haſt Dich wahrſcheinlich ſchon marode gearbeitet! — Führe mich an den Punct, wo ich die Mauer durchbrechen ſoll.«

»Hier! hier!« ſagte Krall. »Du kannſt die ſtärkſten Schläge gegen dieſe Wand führen, die Beſtien, die uns bewachen, liegen im Vordertracte! Sie hören uns nicht! — Arbeite rüſtig! Schon höre ich den Regen matter auf das Dach fallen! — Eile! eile! — Mit meinen Händen räume ich den Schutt weg!«

»Ach!« wimmerte Würbel, »wenn ich Euch nur helfen könnte!«

»Aber woher weißt Du, daß man uns bei lebendigem Leibe verbrennen will?« fragte Koppi.

»Frage jetzt nicht und arbeite, — bedenke, daß jede Minute koſtbar iſt.«

»Nur das Eine ſage mir, wer ſoll denn Feuer anlegen?«

»Das Weib unſeres Peinigers. Auf dem Vorboden liegen ſchon die brennbaren Stoffe, Stroh, Pech, Späne und Kienhölzer! — Arbeite herzhaft fort! — Hörſt Du wie das Plätſchern des Regens verſtummt?«

Koppi führte ſo ſchnelle und ſo ſichere Schläge gegen die Mauer, er arbeitete ſo große Steine heraus, daß es ſchnell vorwärtsging. Krall ſchaffte raſch den Schutt weg. — Nach ihrer Meinung kennte es nicht lange mehr währen, ſo mußte das Loch durchgegraben ſein.

Die beiden Menſchen arbeiteten mit der Kraft, welche wahre Verzweiflung verleiht.

Endlich zeigte ihnen ein Windſtoß an, der durch den Mauerſpalt pfiff, daß ihr Werk gelungen ſei.

»Die Oeffnung haben wir erreicht!« frohlockte Koppi.

»Ja!« verſetzte Krall, »aber um durchzukriechen, iſt ſie noch zu enge! — Gib mir das Eiſen! — So! — Siehſt Du? — Ich habe mehr Vortheile! — Da fällt ein Stein! — Hier einer! — Da iſt noch ein Stück Mauer, das fort muß. — Jetzt iſt's gelungen! — Nun krieche Du zuerſt durch, Koppi! — Biſt Du draußen?«

»Ja.«

»Ich hole jetzt den Mann ohne Arme, den ſchieben wir durch! — Er hilft mit den Füßen nach! — Komm!« ſagte Krall zu Hanns, »ich führe Dich! — Es iſt geſchehen! — Victoria! Wir ſind alle Drei gerettet!«

»Heilige Jungfrau!« betete Würbel; »Du haſt mein Flehen erhört! — Ich danke deiner Gnade mein Leben!«

»Was aber nun?« fragte Koppi. — »Wohin ſollen wir fliehen?«

»Wir ſuchen die Stiege!«

»Hanns Ohnearm,« bat Koppi, »rühre nur Du Dich nicht vom Flecke, Du könnteſt unvorſichtig in deiner Freude einen fürchterlichen Sturz über die Stufen machen.«

»Stille,« ſagte Krall. »Ich höre die untere Stiegenthür aufſchließen!«

»Es wird das Weib des Schurken ſein, der hier Henkersdienſte verrichtet.«

»Ich ſehe den Schein einer Laterne,« ſagte Koppi leiſe.

»Gib mir die Eiſenſtange. Dieſes ſchändliche Weib tödte ich auf einen Streich!«

»Ich höre ſprechen.«

»Es ſind ihrer Zwei —«

»Das Weib kommt mit ihrem Ungeheuer von einem Manne, herauf.«

»Jetzt gilt's!« rief Koppi.

»Mein Gott! mein Gott!« rief Würbel, »daß ich den Schurken nicht unter meine Füße bekommen kann!«

Man hörte den Schergen mit ſeinem Weibe heraufkommen.

»Haſt Du die Eiſenſtange?« fragte Krall.

»Ich ſchwinge ſie bereits.«

»Beide müſſen auf einen Hieb fallen!«

»Haſt Du die Pechpfannen?« fragte der Mann ſein Weib auf der Stiege.

»Zünde ſie an.«

Der Büttel und ſein Weib ſtiegen die letzte Stufe herauf.

Der Büttel und ſein Weib hatten kaum die letzte Stufe erreicht, kaum die Laterne, die ſie trugen, niedergeſtellt, ſo traf ſie auch ein ſo gut geführter Schlag, daß ſie kopfüber die Treppe hinabſtürzten.

»Jeſus, Maria und Joſeph!« hörte man die Alte rufen.

»Heiliger Gott! ſie ſind todt!« klagte Hanns.

»Ich wünſche es!« verſetzte Koppi; »aber es iſt nicht ſo arg, ich habe ſie abſichtlich nicht auf die Köpfe, ſondern nur auf ihre Rücken treffen wollen. Uebrigens verreckt ein ſolches Geſindel nicht ſo bald!«

Krall nahm die Laterne und ſah nach.

Die Alte hatte einen Strick, der zum Erſteigen der Treppe diente, ergriffen; ſie rettete ſich dadurch vom Hinabſtürzen, aber der ſchlechte, bösherzige Kerl, ihr Mann, war einen ganzen Stock tief hinabgefallen.

»Lebſt Du noch, Hallunke?« fragte ihn Krall, »dann bitte ich mir die Schlüſſel zum Hausthor aus. Wenn ich, dann Koppi und der Mann ohne Arme uns gerettet haben, dann zünde das Neſt meinetwegen an. Ich frage den Teufel darnach!«

»Anzünden?« rief Koppi, welcher mit dem Manne ohne Arme in den zweiten Stock hinabgeklettert war; »anzünden, damit andere Menſchen, die vielleicht hier wie die »Schwaben« ausgebrannt werden ſollen, zu Grunde gehen? — Das wäre nicht übel! — Nein, nein, Mord und Brand muß verhütet werden! — Wir wollen unſere Freiheit und ſonſt nichts erreichen! — Wo haſt Du die Schlüſſel, Schurke?« redete er den Büttel an. »Rede — oder ich gebe Dir noch eine Mahnung mit der Eiſenſtange, welche Dir die Zunge gewiß löſen ſoll.«

Die Alte, welche ſich indeß etwas erholt hatte, warf die Schlüſſel von oben herab, und traf dabei den armen Würbel ſehr empfindlich auf die Füße.

»Die Beſtie lebt noch!« wüthete Würbel. »Ich will ihr nun den Garaus machen.«

»Nicht doch!« mahnte Koppi. »Laß ſie! Wir haben die Schlüſſel; wir ſperren auf und eilen fort. Was mit dem Volke geſchieht, kann uns gleichgiltig ſein.«

Sie liefen alle Drei über die Treppe.

Als die drei Flüchtlinge ſich entfernt hatten, ſagte das Weib zu ihrem Manne:

»Scherf — Scherf! iſt Dir ein Unglück geſchehen? haſt Du Dir etwa einen Fuß oder einen Arm gebrochen?«

»O Gott!« hauchte Scherf, »der Schlag hat mir wenig gethan, aber der Sturz. Ich muß gräßlich zerſchunden ſein! — Ich weiß nicht, ob ich aufſtehen kann.«

»Ich komme zu Dir hinunter. — Der Schlag hat mich auch nicht hart getroffen; der Kerl wollte uns nicht tödten, das iſt klar! aber durch den Schreck hat er uns gelähmt! — Wie müſſen dieſe Schufte ſich befreit haben?«

Das Weib kam mittlerweile zu dem Manne herab.

»Wie ſie ſich befreit haben?« erwiederte Scherf. »Sind Sie denn auch frei? — Wenn ſie an das Thor kommen, zerreißen ſie die Hunde.«

»Sie haben ja die Eiſenſtange!«

»Einer! Einer kann ſich wehren! Und der Andere, und der keine Arme hat, wie wehrt ſich der?«

»Dann ſuchen ſie uns auf und zwingen uns, die Hunde an uns zu locken — das Beſte wäre, wenn wir durch die kleine Thüre des Gartens entwiſchen könnten, — denn wenn ſie uns finden, weh uns!«

»Ich kann keinen Fuß heben. Ich habe gewiß Schaden genommen, ich fühle es, ich blute ſogar.«

»Strenge Dich an hinabzukommen, — ich bitte Dich. Ich bin in Todesangſt, wenn dieſe Mörder zurückkehren!«

Das Weib half dem Manne.

Mühſam brachte ſie ihn in den Garten.

Man hörte nun ein furchtbares Gebell der Hunde.

Endlich ein wildes Geſchrei.

Scherf und ſeinem Weibe gelang es durch den Garten zu entkommen.

Die Hunde hatten die drei Männer angefallen.

Koppi erſchlug den, welcher ihn attakirte, und erſchlug auch den Hund, welcher Würbel unter die Beine fuhr.

Aber die andern zwei Hunde machten Krall deſto mehr zu ſchaffen.

Koppi kam mit der Eiſenſtange herbei. Die Beſtien ließen nicht los. — Er ſchlug unaufhörlich nach ihnen.

Die Hunde hatten ſich in einen Arm und Fuß Krall's förmlich verbiſſen.

Plötzlich wurde außer dem Hauſe ein Pfiff gehört.

Darauf wurde raſch an der Hausglocke geläutet.

Die Hunde ließen, als ſie den Pfiff hörten, ihr Opfer los.

Koppi ſprang herbei und erſchlug die beiden Hunde.

„Wer iſt da draußen und verlangt Einlaß?“ fragte Koppi.

„Macht auf,“ rief eine Männerſtimme.

„Kann geſchehen!“ antwortete Koppi, „doch wenn Ihr Uebles mit uns im Sinne habt, ſo kommt Ihr nicht mit dem Leben davon.“

„Macht auf!“ befahl nun eine Frauenſtimme.

„Mein Gott!“ ſagte Koppi, „das iſt die Stimme Theophila's!“

„Ich mache augenblicklich auf!“ rief er.

Keppi öffnete das Thor.

Theophila und zwei Männer traten ein.

„Gott ſei Dank!“ waren Theophila's erſte Worte. „Ihr lebt! Ich kam nicht zu ſpät.“

„Ja, wir leben!“ ſagte Würbel. „Aber nur durch die Gnade des Himmels.“

Theophila verlangte in die Wohnung des Erdgeſchoſſes geführt zu werden.

„Es iſt ſchauerlich kalt und naß hier,“ ſagte ſie. „Der entſetzliche Regen hat die ganze Gegend in einen See verwandelt.“

Theophila trat in das Zimmer, in welchem bisher Scherf und ſein Weib ihren Unterſtand fanden.

„Das Gewiſſen des unglückſeligen Menſchen, welcher den Brandbrief hiehergebracht,“ nahm Theophila das Wort, „iſt aus ſeinem Schlummer gerüttelt worden; er hat mir gebeichtet und ich bin hieher geflogen, Euch zu retten. In der ſchrecklichen Nacht war kein Wagen aufzutreiben; — zu Fuße bin ich mit dieſen Männern hiehergeeilt. — Ladislaus hat keine Ahnung, daß ich dieſen Weg gemacht! — Zum Glück brach der Morgen an und der Weg war leichter zu verfolgen. — Berichtet mir nun ſchnell was geſchehen iſt und wie es kam, daß der teufliſche Anſchlag auf euer Leben vereitelt wurde!“

Keppi erzählte ausführlich Alles.

Indeß ſahen Krall und Würbel nach den Wunden, welche ihnen die Hunde beigebracht hatten.

Krall und Würbel waren arg verletzt; die Kleider waren ihnen in Stücken vom Leibe geriſſen worden.

Als Koppi ſeinen Bericht geendet, welchen Theophila mit Entſetzen angehört hatte, wendete ſie ſich an Krall

»Was haſt Du denn verbrochen,« fragte ſie, »daß auch Dir ein ſo ſchreckliches Los beſchieden wurde? — Ich kenne Dich nicht.«

»O, Sie werden noch Viele von uns nicht kennen, die ſich hier nach jedem Raube verſammeln, und die entwendeten Güter hieherbringen mußten, um ſie aufbewahren zu laſſen. — Was ich gethan, fragen Sie? — Als ich das letzte Mal gefänglich eingezogen wurde, geſtand ich wohl, daß ich dabei geweſen, wie man den Poſtmeiſter von Hainburg ausgeraubt hatte, ich verrieth aber den »Herrn« nicht, welcher den Raub geleitet. Hätte ich ihn verrathen, dann wäre der »Herr« bis auf die heutige Stunde wohl nicht frei geblieben.

»Als ich dann aus dem Gefängniſſe von Hainburg entwich und mich in Wien meldete, um Unterſtützung zu bitten, da ſchickte mich der »Herr« hieher, und kündigte mir an, daß ich elendiglich hier umkommen müßte, weil ich ein Verräther ſei

»Als der Brief mit der über mich und Koppi und den Mann ohne Arme verhängten Strafe anlangte, war ich an meinem Fenſter. Ich behorchte Scherf und ſein Weib und hörte wie ſie ſich beriethen, auf welche Art der Brand anzulegen ſei, damit dieſer ja nicht weiter greifen könne, als beabſichtigt worden.«

»Der Wahnſinnige!« rief Theophila entſetzt.

»So abgelegen dieſes Haus iſt,« fuhr ſie fort, »ſo wäre das Feuer doch in der Nacht bemerkt und Hilfe hieher geſendet, ſonach das Neſt hier entdeckt worden. — Doch das hätte den Ruchloſen nicht gekümmert. Nur ſeine Rache wollte er fühlen, wenn er dadurch gleich ſelbſt ſeinen Untergang gefunden; es würde ihn nicht beirrt haben. — Wo iſt nun das gräßliche Ehepar? dieſer ſchändliche Scherf und ſein Weib?«

»Sie liegen vielleicht noch auf der Treppe des dritten Stockwerkes,« verſetzte Koppi.

»Todt?«

»Der Himmel bewahre! Er mag ſich wohl Arm und Bein gebrochen haben, aber ihr iſt gewiß nichts geſchehen; — ich habe es ſchon ſo eingerichtet, daß der Schlag, den ich gegen Beide führte, nicht zu gefährlich ausfiel.«

»Man muß ſie aufſuchen und hieherbringen,« befahl Theophila.

Die Männer, welche ſie begleitet hatten, vollzogen ihren Auftrag.

»Nun aber ſind wir doch frei?« fragte Würbel.

»Nein,« antwortete Theophila. »Dich, Würbel, kann ich noch nicht ohne Aufſicht laſſen. — Koppi wird die Stelle des Hauswärtels hier übernehmen, und Du, mein Freund, wirſt bei ihm bleiben. — Krall mag ſeinen Weg nehmen, wohin er will. Die Beſorgniß, die ihn leiten muß, ja nicht wieder in die Hände des Gerichts zu fallen, wird ihn behutſam machen. Krall wird Wien und Oeſterreich für immer verlaſſen. Um dies zu können, ſtelle ich ihm Unterſtützung zu. — Nimm dies, Unglücklicher, und mache Dich auf den Weg.«

»Ich danke Ihnen,« ſagte Krall. »Die Eiſenſtange aber nehme ich mit. Eine Waffe muß ich haben!«

Er eilte fort.

»Iſt denn noch nicht mein Leiden zu Ende!« rief Würbel aus. »Koppi,« ſagte er zu ſeinem Freunde, »gehorchſt

Du denn dieſem Ausſpruche und bleibſt hier? — Haſt Du nicht ebenſo wie ich das Schrecklichſte zu beſorgen von einem Manne, deſſen Rache jetzt noch gräßlicher ſein wird?«

»Was für eine Rache vermag er zu nehmen?« fragte Koppi. »Kann er in dieſes Haus kommen, wenn ich die Aufſicht darüber führe? Werde ich denn ſeine Befehle vollziehen? — Ich werde aus dieſem Hauſe eine Feſtung bilden und hier Niemand Einlaß gönnen, als Theophilen.«

Die Männer, welche Scherf und ſein Weib ſuchten, kamen mit der Meldung zurück, daß ſie Niemand gefunden, wohl aber eine offene Thür im Garten gegen das Feld entdeckt hätten, durch welche Scherf und ſein Weib entflohen ſein müßten.

»So hatten ſie doch noch ganze Glieder!« rief Koppi aus. »Deſto beſſer für ſie. — Daß ſie hinausgekommen, beruhigt mich, daß ſie nicht wieder hereinkommen, darüber werde ich wachen.«

»Koppi's erſtes Geſchäft ſei,« erinnerte Theophila, »daß er, da es bereits ſchon Tag geworden, das ganze Haus durchſuche. Sollte irgendwo noch Einer, welcher der Rache Ladislaus verfallen, unter Schloß und Riegel ſich befinden, ſo werde er frei. — Vielleicht vermag ich in einigen Tagen ſchon auch Koppi und Würbel zu befreien. Ladislaus und ich flüchten nach Venedig. Koppi möge ſich durch die Habſeligkeiten, welche hier verborgen ſind, entſchädigen. Würbel wird durch Koppi nicht zu kurz kommen.«

Theophila verließ mit ihren Leuten das Haus

Koppi verrammelte das Thor, verſchloß das Thürlein im Garten, durch welches Scherf und ſein Weib entflohen, dann grub er eine Grube, warf die Hunde hinein und verſcharrte ſie.

Endlich durchſuchten Koppi und Würbel das Haus.

Was ſie hier fanden und entdeckten, war für ſie von großem Intereſſe.

Im nächſten Capitel ſollen es unſere Leſer erfahren.

Siebentes Capitel.

Koppi und Wirbel durchſuchten zuerſt das Haus — wie Diogenes mit der Laterne, — um — Menſchen zu finden.

Sie fanden zwar nur Einen und dieſen in einem Kellergewölbe, in welchem er — da Scherf und ſein Weib, die allein von ſeinem einſamen Arreſte wußten und ihm täglich ſeine Atzung bringen mußten, entflohen waren, verhungert wäre, wenn Koppi und Würbel ihn nicht entdeckt hätten; — aber dieſer Eine fiel in die, mit Schandthaten überfüllte Wagſchale Ladislaus' ſo ſchwer, daß alle ſeine übrigen Verbrechen vor dem ewigen Richterſtuhle hätten Erbarmen finden können, nur dieſes Verbrechen nicht, das ein Teufel nicht teufliſcher hätte erfinden können.

Als Koppi und Wirbel alle Gewölbe unter der Erde aufſchloſſen und an jeder Thür, jeder Mauer klopften und mit lauter Stimme riefen:

»Iſt hier Jemand verborgen, verſteckt oder gefangen, ſo melde er ſich; er erhält ſeine Freiheit,«
da umgab ſie allenthalben Grabesſchweigen, bis ſie am Ende eines langen, finſteren Ganges an eine winzig kleine eiſerne Thür gelangten, nicht größer als die Oeffnung an einem Backofen.

»Da d'rin,« ſagte Koppi, »ſteckt kein Menſch, iſt doch der Eingang ſo niedrig und ſchmal wie an einem Hundeſtalle.«

»Wer weiß es!« erwiederte Wirbel; »mir iſt ſogar als hörte ich ein ſchwaches Stöhnen.

Koppi legte ſein Ohr an die Eiſenthür und hörte zu ſeinem Entſetzen ein klägliches Gewimmer.

»Bei meiner Seele!« rief Koppi, »da d'rin befindet ſich ein lebendes Weſen!«

Er nahm den Schlüſſelbund, den er in Scherf's Stube gefunden hatte, und probirte alle Schlüſſel, aber keiner paßte zu dem Schloſſe.

»Bleib hier und ſprich den Unglücklichen an,« ſagte Koppi zu Würbel. »Rufe ihm Worte des Troſtes zu; ich hole Werkzeuge, um dieſes Schloß aufzuſprengen. Ich bin ſogleich wieder hier.«

Wirbel kniete vor dem Kellerloche nieder und ſprach mit lauter Stimme:

»Du, der Du da drinnen gefangengehalten wirſt, verzage nicht! In wenig Augenblicken wirſt Du frei.«

»Ach laß mich ſterben!« antwortete es dumpf aus dem Kerker. »Es wird bald mit mir zu Ende gehen; Ihr werdet nichts von mir erfahren, und wenn Ihr mir auch augenblicklich die Freiheit ſchenkt!«

»Ich gehöre nicht zu deinen Peinigern,« verſetzte Würbel. »Ich und mein Freund Koppi ſind ſtatt des ſchändlichen Scherf und ſeines Weibes hier, welche bisher dieſes Haus bewachten. Vertraue uns! Wir werden Dich retten!«

Es erfolgte keine Antwort.

Würbel erhob ſeine Stimme noch einmal und rief dem Unglücklichen noch eindringendere Worte zu.

Wieder erfolgte keine Antwort.

„Der Aermſte iſt vielleicht ſchon todt!“ klagte Würbel; „man hat ihn gewiß abſichtlich zu Tod hungern laſſen, wenigſtens klang der Ton ſeiner Stimme ſo hohl und ſchauerlich wie der Ton eines Sterbenden.“

Koppi kam zurück.

Er hatte einen ſchweren Hammer, eine Zange, ein Brecheiſen und noch eine Laterne mitgebracht.

„Nun, wie iſt es?“ fragte Koppi, „wer ſteckt da drin? — Haſt Du es ſchon erfahren?“

„Ich fürchte, der Beklagenswerthe iſt ſchon todt.“

Würbel theilte die Aeußerung des Eingeſchloſſenen mit, er wiederholte was Würbel hierauf erwiederte und bemerkte, daß der Gefangene weiter keine Antwort gegeben habe.

„Da iſt keine Zeit zu verlieren!“ verſetzte Koppi. „Dieſes Schloß muß geöffnet werden, nirgends iſt zwar ein Schlüſſel zu finden, aber ich habe Hammer, Zange und Brecheiſen mitgebracht, dieſe müſſen Dietrichdienſte vollziehen, und der arme Menſch muß das Tageslicht wieder erblicken.“

Koppi führte mit dem Hammer einen gewaltigen Hieb auf das Verhängſchloß, das ſogleich aufſprang, doch fand ſich an der Eiſenthür noch ein Riegel, der aufgeſprengt werden mußte; Koppi wendete das Brecheiſen an und aus den Fugen wich das unheimliche Thürlein.

Koppi leuchtete hinein.

„Heda!“ rief er, „meldet Euch! Gebt ein Lebenszeichen! Euer Kerker iſt offen!“

Es erfolgte wieder keine Antwort.

»Ich bin zu breitſchultrig,« ſagte Koppi, »ich kann nicht hineinkriechen. Ich kann höchſtens mit dem Eiſen die eine unſerer Laternen ſo tief in den Hintergrund dieſes Behältniſſes ſchieben, um daſſelbe zu beleuchten, aber bis in die Nähe des Bejammernswerthen vermag ich nicht zu gelangen.

»Würbel, Du kannſt leichter als ich in dieſes Behältniß ſchliefen, Du biſt dünner als ich, verſuch's und gib mir Nachricht, ob der Aermſte noch lebt.«

Würbel warf ſich auf die Erde und nachdem die Laterne in die ſchauerliche Höhle geſchoben wurde, kroch Würbel wie eine Schlange nach.

»Er athmet! Er lebt noch!« rief Würbel. »Aber die Füße ſind ihm zuſammengebunden, die Hände auf dem Rücken, ſo liegt er da!«

»Mit deinen Zähnen, Würbel, löſe ihm die Stricke von den Händen!« bat Koppi.

»Wenn mir das gelänge!« verſetzte Hanne.

Es entſtand eine Pauſe.

Man hörte Würbel ſprechen.

»Deine Arme ſind frei! Gib Dich nicht ſelbſt auf, wenn wir Dich nicht aufgeben! Umklammere mich! — Umfaſſe meine Schultern! — Ich bringe Dich aus deinem Grabe!«

Wieder entſtand eine Pauſe.

»Endlich,« rief Würbel, »gibt er meinen Vorſtellungen Gehör! — Koppi, hilf! Packe mich an den Füßen, Koppi, zieh mich hinaus, ich bringe dann den Unglücklichen, der mich feſt umſchlungen hält! Zieh doch, Koppi, aus Leibeskräften! Der Gefangene ſieht in uns ſeine Retter! Die Liebe zum Leben erwacht in ihm! Er hilft mit zu ſeiner Befreiung.«

Koppi wendete alle ſeine Stärke an.

In einigen Minuten war der Unglückliche frei aber ſo ermattet, daß er wie todt vor ſeinen Befreiern lag.

Würbel war nicht minder erſchöpft.

»Erholt Euch,« ſagte Koppi. »Ich benöthige ebenfalls ein wenig Ruhe; in einigen Minuten iſt wohl die Ermattung vorüber, dann trage ich den armen Mann in die friſche Luft und er wird wieder zu ſich kommen.«

In nicht länger als einer halben Viertelſtunde hatte Koppi den armen Lebendigbegrabenen in den Hof des Hauſes geſchafft und ihn auf eine Bank geſetzt.

Die Stricke an ſeinen Füßen löſte Koppi.

Koppi holte friſches Waſſer herbei und netzte des Erſchöpften Schläfe und Pulſe.

»In der Stube des Schurken Scherf,« bemerkte Würbel, »ſah ich einen Krug mit Wein. Ich hole ihn.«

»Du?« fragte Koppi. »Wie wäre dies möglich!«

»O, ich habe eine Gewandtheit mit meinen Zähnen etwas zu faſſen, welche mir oft die Arme erſetzen.«

Würbel lief fort und brachte wirklich den Krug, den Henkel desſelben mit ſeinen Zähnen haltend.

Dem Unglücklichen wurden einige Tropfen Wein eingeflößt.

Er ſchlug die Augen auf.

Er athmete minder ſchwer.

»Gott ſei Dank!« ſagte Koppi, »wir geben ihn dem Leben zurück.«

»Ach, mein Gott! Wie er ausſieht!« jammerte Würbel. »Ein Leichnam! ein lebendiger Leichnam! Wie

Einer, der im Spitale auf dem Secirtiſch liegt, ſo liegt er hier! — Als ſie mir vor zwanzig Jahren die beiden Arme amputirten, ſah ich beſſer aus als er. Seht ihn nur an!«

Koppi gewann jetzt erſt Zeit den Unglücklichen zu betrachten.

Er ſtrich ihm die Haare aus dem Geſichte.

Er ſtarrte ihn lange an. Koppi bemerkte, daß er dieſe Züge ſchon einmal geſehen.

»Du kennſt alſo dieſen Mann?« fragte Würbel.

»Laß mich alle meine Erinnerungen wecken,« verſetzte Koppi. »Wenn er nur einmal ſprechen wollte, vielleicht würde der Ton ſeiner Stimme meinem Gedächtniſſe zu Hilfe kommen!«

»Iſt er einer von den Genoſſen jenes Furchtbaren?«

»O nein! o nein!« erwiederte Koppi, »da hätte ich ihn entweder oft oder nie geſehen. In erſterem Falle wäre er mir nie aus dem Gedächtniſſe gekommen, in letzterem mir nicht aufgefallen. — Nein, nein, ich ſah dieſen Menſchen einmal, höchſtens zweimal! aber wo? wo? Ich weiß es nicht. — Es iſt mir als ob ein Schleier vor meinen Augen ſchwebte — ich kenne dieſe Züge und weiß nicht woher! Wohl haben ſie Elend, Noth, Qualen aller Art, unaufhörliche Todesangſt fürchterlich entſtellt; aber dieſe Geſichtszüge rufen mir zu: Denke doch zurück! Laſſe alle Phyſiognomien, die Dir je aufgefallen, an Dir vorüberziehen: dieſer Phyſiognomie biſt Du ſchon einmal begegnet!«

»Wenn wir ihn zu Bette brächten! Lade ihn mir auf die Schultern. Ich trage ihn ins Haus. Er hat ſich ja ſchon einmal an meinen Hals geklammert, er ſoll's wieder thun!«

„Wozu? Tragen kann ich ihn ja auch, und ſicherer als Du! Aber ich fürchte, der Aermſte iſt wieder ohnmächtig geworden.“

„Flöße ihm abermals Wein ein und reibe ihm die Schläfe und Pulſe damit.“

„Vielleicht ſchläft er.“

„Eine warme Suppe wäre ihm am zuträglichſten! Der Himmel weiß wie es mit dem Magen des Armen ſtehen muß! Er iſt gewiß ſchlechter gefüttert worden als die Hunde, die uns bald zerriſſen hätten!“

„Das Lumpenpack im Hauſe muß ſich doch etwas gekocht haben! Vielleicht finde ich Fleiſch im Hauſe. Wir ſieden es dann. — Eine Suppe wird gewiß zu bereiten ſein!“

„Sieh nach! — Ich lade den Bejammernswerthen indeß auf meine Schultern. Im erſten Stocke befinden ſich beſſere Zimmer, darunter das, in welchem Ladislaus, ſo oft er hierher kam, übernachtete; Ladislaus hat ſich nie eine Bequemlichkeit verſagt! Sollten dieſe Zimmer ebenfalls verſchloſſen ſein, ſo werde ich ſie zu öffnen wiſſen.“

Würbel ging nach der Küche.

Keppi nahm den Unglücklichen auf ſeine Schultern, trug ihn ins Haus und legte ihn auf Scheri's Lagerſtätte, dann ging er in das erſte Stockwerk, unterſuchte die Thüren, welche feſt verrammelt waren, holte ein Beil aus dem Erdgeſchoſſe und ſprengte damit die Hauptthür auf.

Da fand er dann freilich eine bequeme Wohnung.

Er fand nicht ein, ſondern drei bequeme Betten.

Er fand Waffen, Piſtolen, Hirſchfänger und Säbel.

Die Wohnung war auch noch mit vielem Linnen verſehen, was ſehr erwünſcht kam.

»Die geraubten Sachen, die unzähligen Gegenſtände, welche ſeit Jahren zuſammengeſtohlen und als ſchwer zu zu veräußern hier aufbewahrt wurden, ſind freilich nicht da!« bemerkte Koppi; »ſie werden ebenfalls in Behältniſſen unter der Erde ſtecken, aber ich werde ſie finden! — Die Hauptſache iſt jetzt den armen Mann zu retten, und ſeinen kranken, geſchwächten Körper geſund zu machen.«

Koppi ſchlug die Gardinen eines Bettes zurück.

Er erblickte ein Bild.

»Das iſt das Bild Theophila's!« ſagte er. »Vielleicht das Bett, in welchem ſie ſchlief, wenn ſie hieher kam — alſo gewiß das weichſte und bequemſte Bett! — Es ſoll jetzt dem Unglücklichen gehören.«

Er eilte über die Treppe.

Würbel kam ihm entgegen.

»Die Speiſekammer,« ſagte er, »habe ich entdeckt. Sie iſt ganz ſo eingerichtet wie die Speiſekammer von Ladislaus' Mutter. — Da ſind genug Dinge vorhanden, um eine ſehr gute Mahlzeit ſchnell zu bereiten. — Dieſe Speiſekammer ward wahrſcheinlich für die erſten Mitglieder der Räuberbande eingerichtet; es ſind Würſte, Schinken, Käſe, Butter und Bouillon vorhanden! Bouillon, an dieſer fehlte es meiner Ergeliebten auch nie!«

»Dann ſind wir geborgen. — Ich habe prächtige Betten entdeckt; in das weichſte bringe ich den Patienten. Sobald er untergebracht iſt, verſuchen wir unſere Kochkunſt. Ein Topf mit Waſſer iſt bald gehitzt, Bouillon kommt dazu. Die Mahlzeit wird propre werden!«

Koppi ſtieg hinunter, den unglücklichen Mann zu holen.

Da lag er wie ein Verklärter. Der Unbekannte war vielleicht einige dreißig Jahre alt, aber Gram, Verzweiflung und Elend verliehen ihm das Anſehen eines Sechzigers. Seine Augen, die, wenn er ſie aufſchlug, allein noch durch das Feuer, das ſie ausſtrahlten, das ſchönſte Mannesalter verriethen, lagen tief in ihren Höhlen, die Wangen waren fahl, die Naſe eingefallen, der Mund krampfhaft verzogen. Der Bart, welcher gewiß länger als ein Jahr nicht geſchoren wurde, bedeckte die ſchmerzhaft zuſammengepreßten Lippen und reichte bis auf die Bruſt herab. Seine Kleider, obgleich ſie den Mann aus den beſſeren Ständen verriethen, waren morſch und feucht. Große Unreinlichkeit bedeckte ihn, und es war dringend geboten ihn zu ſäubern.

Nachdem ihm die ſchmutzigen Lappen vom Leibe gezogen wurden, wuſch ihn Koppi.

»Wo ſo viel für die Bequemlichkeit des Herrn Ladislaus vorbereitet wurde,« ſagte Koppi zu Würbel, »wird auch Wäſche zu finden ſein.«

Es wurde nachgeſucht und man fand Hemden, Strümpfe, Leinen u. ſ. w.

Koppi zog dem Leidenden ein weißes Hemd an, dann trug er ihn in das friſchgemachte Bett.

Der arme Mann ließ Alles mit ſich vornehmen wie ein Todter.

»Wenn nur zu ſeinem Zuſtande ſich kein Fieber geſellt!« ſagte Koppi, »wenn er nur keines Arztes bedarf, dann wollen wir uns keine Mühe verdrießen laſſen, ihm beizuſtehen; aber wenn ein Arzt kommen und dieſes verdächtige Haus betreten müßte, dieſes Haus, das ſo abgelegen iſt, das ſo einſam iſt, daß es ſelten ein Menſch bemerkt hat, dann würde Alles entdeckt, und wir beide würden auf Jahr und Tag eingeſteckt: und einer peinlichen Unterſuchung verfallen.«

Der Unglückliche empfand bald die Wohlthaten, welche ihm Reinlichkeit, Bequemlichkeit und eine erquickende Lagerſtätte gewährten.

Sein Blut begann wieder in geregeltere Circulation zu treten; er ſprach einzelne Worte, er ſchaute um ſich; endlich hob er das Haupt und betrachtete das Gemach. Plötzlich fiel ſein Blick auf Koppi und Würbel.

Er ſtarrte ſie an.

Dann richtete er ſeine Augen nach dem Inneren ſeines Bettes.

Er erblickte das Bild Theophila's.

»Allmächtiger Gott!« rief er. »Theophila's Bild?!«

Eine neue Ohnmacht befiel ihn.

Er ſank in die Kiſſen ſeines Bettes zurück.

Als Koppi und Würbel den tiefen Eindruck wahrnahmen, welchen das Bild Theophila's auf den Unbekannten hervorbrachte, ſagte Erſterer:

»Nun werden wir bald erfahren wer der Unglückliche iſt!«

»Ganz gewiß, aber in dieſer Ohnmacht können wir ihn nicht ohne Hilfe laſſen; wir müßten fürchten, daß er ihr unterliegt. Waſſer! Waſſer! Koppi! Friſches Brunnenwaſſer!«

Koppi holte Waſſer herbei.

»Wenn wir nur in der Küche Eſſig fänden!«

Koppi ſuchte darnach und fand bald ein Fläſchchen, mit dem er ſich an das Bett des armen Leidenden begab.

Es gelang ihm denſelben abermals zur Beſinnung zu bringen.

»Wir wollen das Bild bei Seite ſchaffen,« ſagte Koppi, »ſonſt riskiren wir, ſo oft ſein Blick darauf fällt, eine ähnliche Geſchichte.«

Der Unbekannte fing zu ſprechen an.

Er ſah nach der Stelle hin, an welcher er das Bild geſehen.

»Träumte ich?« fragte er.

Er wendete ſich an Koppi.

»Ihr habt mich aus meinem Kerker befreit,« ſagte er. »Ihr und dieſer brave Mann! — Wenn Ihr mich nicht zu neuen Grauſamkeiten aufbewahren wollt, ſo ſagt mir, wo ich mich befinde? — Sagt mir, ob ich träumte oder ob es Wahrheit geweſen, daß ich hier ein Bild geſehen, — ein Bild, deſſen Original mir das Theuerſte auf dieſer Welt iſt.«

»Es war wohl ein Bild hier,« erwiederte Würdel.

»Aber wir befürchteten,« ſetzte Koppi bei, »daß es auf Euch einen zu ſchmerzlichen Eindruck machen könnte. Ich nahm es weg.«

»O laßt mich dieſes Bild wieder ſehen, die theueren Züge meiner innig geliebten Theophila!«

Koppi brachte das Bild.

Der arme Mann fing heftig zu weinen an.

»Nicht doch! nicht doch! gebt Euch nicht eurem Schmerze hin,« ſagte Würdel, »faßt Euch! Ueberlaßt Euch bei euren körperlichen Leiden nicht auch noch moraliſchen Leiden!«

Koppi wollte das Bild wegnehmen, aber der Unbekannte umklammerte es und verlor ſich in dem Anſchauen deſſelben.

Endlich ſagte er:

»Bin ich ferne von der Theueren, deren Conterfei ich hier vor mir habe?«

»Zu welchem Zwecke wollt Ihr dies wiſſen?«

»Es iſt Theophila, mein Weib, meine mir vom Prieſter angetraute Gattin, die mir der entſetzlichſte Böſewicht, den je die Erde getragen, raubte und mich dann aufgreifen und hierherbringen ließ, um mich bei lebendigem Leibe zu begraben.«

Würbel wendete ſich entſetzt ab.

»Wie nennt ſich das Ungeheuer,« fragte Koppi, »welches dieſe Schandthat beging?«

»Ladislaus von Kutielwski.«

»Sein Maß iſt voll,« verſetzte Koppi.

»Und iſt Theophila unterrichtet von dieſem entſetzlichen Verbrechen?«

»Nein. — Sie hält mich für todt! — Der entartete Menſch hat ihr dies glauben gemacht. Er ſelbſt theilte mir ſeine Miſſethat mit, um ſich an meiner Verzweiflung zu weiden.«

»Und aus welchen Gründen hielt er Euch hier, gleich einem Verbrecher, verborgen? Warum tödtete er Euch nicht, da Ihr ihm doch im Wege waret?«

»Um von mir herauszubringen, wo ich mein Geld aufbewahrt. — Hätte ich ihm dies bekannt, würde mich ein Dolchſtoß, eine Kugel gewiß bald hingeſtreckt haben, oder der entſetzliche Menſch Scherf und ſein abſcheuliches Weib, welche mir täglich Nahrung brachten, mich aus meinem Loche herauszogen und mir zu eſſen und zu trinken gaben, und mich täglich fragen mußten, ob ich noch nicht bekennen wolle, wohin ich mein Vermögen geſchafft, und mich dann wieder in meinen Kerker ſtießen, der furchtbare Scheri und ſein Weib, ſage ich, hätten mich erdroſſelt.«

»Strengt Euch durch das Reden nicht zu ſehr an,« ſagte Koppi. »Eure Aufregung wird eure Geneſung zurückhalten. — Ihr habt gewiß ſeit geſtern nichts zu Euch genommen. Ich bringe Euch eine gute Suppe; dann ruht. — Auch andere Nahrung werde ich Euch reichen.«

Koppi begab ſich wieder in die Küche.

»Wie lange iſt es ſchon, daß Ihr in die Hände dieſes Unmenſchen gefallen?« fragte Würbel.

»Ich weiß nicht mehr wie ich jetzt an der Zeit bin; wenn man nicht mehr ſieht ob es Tag oder Nacht wird, wenn man kaum bemerkt ob der Winter begonnen hat oder das Frühjahr herannahte, weil in meiner gemauerten Höhle unter der Erde es faſt immer gleich kalt und feucht war, dann kann man nicht angeben, ob ein Jahr oder mehre Jahre in den beiſpielloſeſten Qualen dahinfloſſen. — Als man mich ergriff und hierherſchleppte, ſchrieb man 1797 und feierte das heilige Stephansfeſt, es war der 26. December, mein Namenstag!«

»Alſo neunzehn Monate lebt Ihr wie ein Dachs in ſeinem Baue!«

»Ein Dachs vermag ſich durchzugraben, ich aber! — Am Ende mußte man befürchtet haben, ich könnte in Verzweiflung einen Verſuch machen und mich befreien wollen; man ſchnürte mir drei Nächte hindurch Hände und Füße mit Stricken zuſammen! Laßt mich nicht mehr daran denken ſondern erzählt mir von meiner Gattin und ſagt mir, wo ich bin und was mit mir geſchehen ſoll —«

»Ihr ſeid leider noch in demſelben Hauſe, in welchem Ihr ſeit neunzehn Monaten einem ſo entſetzlichen Loſe verfallen — in welchem Euch aber kein Unheil mehr bedroht. — Ueber eure Gattin mögt Ihr Koppi befragen, der ſie ſeit längerer Zeit kennt. Eure Gattin iſt in Wien. — Nun nennt mir euren Namen. Koppi kennt Euch, doch weiß er nicht woher —«

»Mein Name iſt Stephan von Uſevy, ich bin ein Edelmann aus Debreczin.

Koppi trat ein und brachte dem Kranken die Suppe.

Er hörte dieſen Namen.

»Ach, mein Gott,« ſagte Koppi. »Nun weiß ich es. Ich war ja der Unglückliche, den Ladislaus ausſendete, euren Aufenthalt in Szolnok auszukundſchaften und zu erfahren, wann Ihr nach Wien reiſen würdet — ich — ich gewiſſenloſer Menſch, habe mich zu dem ſchmählichen Auftrage hergegeben. Ihr wurdet auf meine Angabe in dem Hauſe des Poſtmeiſters zu Hainburg aufgegriffen. Man verbreitete, Ihr wärt im Kampfe mit den Räubern, die dort einbrachen, gefallen, indeß — ach Gott! ach Gott! — man Euch fortſchleppte und das viele Geld, das man vermuthete, nicht einmal bei Euch fand. — Doch laßt mich mein Verbrechen ſühnen. — Ich danke dem Allmächtigen, der mich zu eurer Rettung beſtimmte, ich werde meine Schuld auszugleichen ſuchen.

»Und ich werde gerettet? — Aus dieſem Hauſe gerettet, das jenes Ungeheuer beherrſcht?«

»Ja, da wir nun wiſſen wer Sie ſind, können wir Sie nicht mehr mit »Euch« anſprechen. So hören Sie denn, Sie werden nicht nur gerettet, ſondern auch immer von Ihrem furchtbaren Feinde befreit. Es muß nun unſere höchſte Sorge ſein, Ihre Herſtellung zu erreichen. Sie müſſen wieder ſtark und kräftig werden, dann muß der abgefeimte Schurke, der ſo viel Elend über Sie gebracht hat, dem ſtrafenden Arme der Gerechtigkeit überliefert werden.«

»Um mein geliebtes Weib in meine Arme ſchließen zu können.«

Koppi und Würbel ſahen ſich bedeutungsvoll an.

Die Genoſſin ſo vieler Schandthaten eines Banditen, möchte wohl Jeder dieſer Beiden bei ſich denken, wird der unglückliche Edelmann wohl ſchwerlich mehr zu ſich nehmen.

Uſedom verzehrte ſeine Suppe mit großem Behagen.

Als die Suppe gegeſſen, verfiel er in tiefen Schlaf.

»Die Natur fordert ihre Rechte,« ſagte Koppi. »Laſſen wir ihn ſchlafen. — Dieſer Schlaf wird ihn mehr erſtarken als die beſte Arznei. — Wir aber wollen nach der Speiſekammer ſehen und uns ebenfalls erquicken. — Der Himmel weiß es, wir bedürfen der Pflege unſeres Leiblichen eben ſo ſehr als dieſer, bis zum Tode mißhandelte Edelmann. — Komm, Hanns,« mahnte Koppi den Mann ohne Arme, »ich werde Dir zu eſſen und zu trinken geben.«

Sie verfügten ſich in das Erdgeſchoß.

Sie ſetzten ſich an einen Tiſch und begannen ihr Mahl.

»Zuerſt ſollſt Du von mir wie ein Vöglein im Neſte geatzt werden, dann erſt will ich an mich denken! — Hanns,« fügte Koppi dieſen Worten bei, »wir haben noch viel zu thun.«

»Was wird mit den Habſeligkeiten geſchehen, die hier verborgen ſind?«

»Wir rühren nichts davon an! Wir wollen keine

Theilnehmer an der Beute werden, die hier aufgeſpeichert liegt. — Ich habe ohnehin ein großes Sündenpäckchen zu tragen und muß mich glücklich preiſen, wenn es mir gelingt, einen Theil meiner Sünden gut zu machen, deren ich mich in Gemeinſchaft mit dem ruchloſen Verbrecher Ladislaus ſchuldig gemacht habe. Das Beſte wäre freilich,« fuhr Koppi fort, »wenn wir Beide augenblicklich zu den Gerichten uns verfügten und eine Anzeige von dem erſtatteten, was hier geſchehen: allein wir machen die Sache nicht beſſer, wir verderben Theophila, die wir retten müſſen, und werden ſelbſt unnachſichtlich in einen tiefen Kerker geworfen und als Mitſchuldige beſtraft. — Uſedy iſt noch ſo elend und ſchwach, daß ihn jede Attaque auf ſeine Nerven tödten könnte. — Auch kann es nicht mehr lange währen, ſo erfahren wir, daß Ladislaus und Theophila ſich flüchteten. Wohin ſie ſich begeben werden, iſt mir ziemlich bekannt. — Bis dahin iſt Uſedy geneſen. Mit ihm verfolgen wir Ladislaus. Wie ein Geſpenſt der Rache ſoll der unglückliche Gatte dem Buhlen erſcheinen.«

»Aber wie hat er Theophila ihrem Gatten abwendig gemacht?«

»Er hat ſie mit Satanskünſten beſtrickt, die nur ihm eigen ſind. Theophila iſt nicht das einzige Weib, das er verblendete. Anfänglich gab er ſich für reich aus und ſtand der unglücklichen Witwe als ein wahrer Wohlthäter bei. — Als er ſie in ſeine Netze verſtrickt hatte, lüftete er immer mehr und mehr ſeine Maske. — Theophila war in den Entſetzlichen ſo verliebt, daß ſie in ihrer namenloſen Verblendung auch dann nicht von ihm ließ, als er ſich in ſeiner ganzen Scheußlichkeit ihr zeigte. — Zuerſt galt es, ſie in ein Verbrechen mit zu verwickeln, — dieſes erreichte er in dem Momente, in welchem ſie ſich herbeiließ, „die Dame mit dem Todtenkopfe“ vorzuſtellen. — Freilich gingen ihr ſchnell die Augen auf, aber es war zu ſpät. — Ladislaus vernichtete das arme Weib ſyſtematiſch; zuerſt mußte ſie arm werden und glauben, ſie hätte weder einen Gatten noch ein Vermögen mehr; dann mußte ſie ſeinen ſchändlichen Gelüſten verfallen; nun — da ſie klar ſieht — tritt ſie ihm freilich mit aller Erbitterung eines getäuſchten, moraliſch mißhandelten Weibes entgegen, aber ſie vermöchte ihn nur in Verzweiflung zu opfern, indem ſie ſich ſelbſt geopfert ſieht. Ich werde den beſten Ausweg finden. — Ich ſage ihr, daß ſie weder Witwe noch Bettlerin iſt. — Ob der Gatte ihr verzeiht oder ſie zurückſtößt, ich weiß es nicht; — doch wird er ſie nicht in Armuth laſſen, dies hoffe ich. Sollte er in der erſten Erregtheit eines ſolchen Entſchluſſes fähig ſein, ſo werde ich ihn dahin zu bringen wiſſen, daß er großmüthig ſei. Es wird mir auch gelingen, bin ich doch ſo wie Du ſein Lebensretter. Komm', wir wollen jetzt zu ihm und nachſehen, ob er ſich bereits erholt hat; wir wollen ihm Wein und Speiſen vorſetzen; und vor Allem wollen wir ihn von jeder Gemüthsbewegung ferne halten.“

Als ſie die Treppe hinaufſtiegen, wurde an dem Hausthore gepocht.

„Holla! Was gibt es?“ fragte Koppi.

Würbel öffnete eine Fenſterſpalte und guckte nach dem Eingange der Pforte.

„Ladislaus, Scherf und das Weib des letzteren ſtehen vor dem Hauſe,“ meldete Würbel.

»Wir öffnen nicht und wenn das ganze Haus in Trümmer geht,« ſagte Koppi.

»Wollen die Elenden mit Gewalt eindringen,« erwiederte Würbel, »ſo nimm die Gewehre zur Hand, die wir hier beſitzen, und ſchieße ſie nieder wie tolle Hunde.«

Achtes Capitel.

»Aufgemacht!« polterte Ladislaus, »laßt uns ins Haus, Verräther!«

»Wir öffnen das Thor nur auf Befehl Theophila's!« rief Würbel durch das Fenſter.

»Wo iſt Koppi? Wagt dieſer es ebenfalls, meinen Befehlen zu trotzen?«

»Er iſt bei Stephan von Uſedy, den wir befreiten —«

»Höll' und Teufel!« wüthete Ladislaus, »dies ſoll Euch theuer zu ſtehen kommen —«

»Nicht ſo theuer wie Ihnen! — Ihnen, Herr, kann es den Hals koſten; daher rathe ich Ihnen, halten Sie ſich hier nicht lange auf. Wir haben bereits die Anzeige nach dem Spitale geſendet; — in jedem Augenblicke können ein Arzt zu dem todkranken Edelmanne, ein Polizeicommiſſär und Polizeiſoldaten hierherkommen und Sie hier finden —«

»Das iſt nicht wahr!« entgegnete Scherf's Weib. »Während mein Mann nach dem »Freihaus« ging, und Herrn Ladislaus in Kenntniß ſetzte was hier geſchehen, und ihn um Beiſtand bat, hielt ich mich in der Nähe des Hauſes verborgen und ſpähte unausgeſetzt nach demſelben. Es kam Niemand hierher; es entfernte ſich auch Niemand aus dieſem Hauſe.«

»Macht auf, Ihr Hunde!« wüthete Ladislaus.

»Hunde ſind nicht mehr hier,« verſetzte Würbel. »Koppi hat ſie alle erſchlagen.«

»Macht auf! befehle ich Euch zum letzten Male, oder ich erklettere die Mauer; ich ſteige auf dieſes Gitter und ſchwinge mich auf den Erker —«

»Verſucht's! Der Fenſterſtein iſt bereits losgemacht; ich ſtoße ihn auf Euch hinab, daß Ihr darunter lebendig begraben werden ſollt, wie es Stephan von Uſedy war.«

»Ziehen wir ab,« ließ ſich Ladislaus vernehmen, »aber Ihr ſollt es mit eurem Leben bezahlen müſſen.«

»Ich werde es ausrichten,« erwiederte Würbel.

Ladislaus, Scherf und ſein Weib verließen in größter Entrüſtung das Gebäude.

»Jetzt gilt es!« rief Würbel.

»Koppi,« ſagte er zu ſeinem Cameraden, »weißt Du, was die jetzt vorhaben?«

»Ich weiß es gut,« verſetzte Koppi. »Ladislaus verſucht nun ſein Glück bei dem Gartengitter, dort aber ſoll er noch größeren Widerſtand finden. Einen Säbel und einen Hirſchfänger habe ich mir bereits umgegürtet, ein Paar Piſtolen habe ich zu mir geſteckt und zwei Doppelſtutzen ergriffen. — Erblicken die Schurken dieſes Arſenal, ſo ſollen ſie noch ſchneller Reißaus nehmen müſſen als vor dem Fenſterſteine. — Iſt dieſer wirklich los?«

»Noch nicht ganz. — Bis jedoch Herr Ladislaus wieder hierherkommt, werden ihn meine Füße ſo locker gemacht haben, wie eine Lawine, die nur eines Luftdruckes bedarf, um zu ſtürzen. — Doch eile, eile jetzt, Koppi, an die Gartenthür, ſonſt kommen ſie früher als Du.«

Koppi eilte nach der bezeichneten Thür.

Als er dort ankam, ſtellte er ſich, bis an den Mund bewaffnet, an die eiſerne Gitterthür, ſo daß man ihn mit einem Blicke ſammt ſeinem ganzen Zeughaus wahrnehmen konnte.

Koppi horchte.

Er hörte den Boden kniſtern.

„Haha!“ lachte er, „ſie ſchleichen ziemlich geräuſchlos hierher. Sie wollen ihre Sache recht gut machen; — gut, — ſie ſollen überraſcht werden.“

Koppi hörte jetzt deutlicher ſeine Feinde herannahen.

Das Gebüſch um die Gartenmauer war bedeutend. Um auf einem näheren Weg an das Gitter zu gelangen, mußten ſie durch das Gehölz brechen.

Koppi nahm ſehr gut wahr wie ſie ſich durch dichte Zweige einen Weg bahnten, wie ſie Sträuche und junge Bäume brachen.

Koppi nahm einen Doppelſtutzen, den andern lehnte er an die Gartenmauer.

Er ſpannte den Hahn an beiden Läufen und legte an.

Die drei ehrenhaften Perſonen erſchienen plötzlich vor dem Gitter.

„Guten Abend!“ ſagte Koppi. „So klug Ihr ſeid, bin ich auch,“ rief er ihnen zu. „Ihr glaubt auf dieſem Wege könntet Ihr ins Haus kommen? — Verſucht's. Euer erbärmliches Lebenslicht ſoll bald ausgeblaſen ſein. Ihr hättet die Mohren nicht im Freihauſe laſſen und wenigſtens einen kleinen Kanonenpark mitnehmen ſollen. Mit deiner Armee, Ladislaus, beſtehend aus einem waffenloſen Räuber, einem decrepiden Spitzbuben und einer alten Giftmiſcherin, gelingt es Dir nicht. Packt Euch ſchnell oder ich ſchieße Euch an wie Wilddiebe. Du, Scherf, ſollſt eine Ladung in deinen Bauch, die alte Hexe in die Lenden und der Chef der dummen Spitzbuben einen Schuß in die Füße bekommen, daß ihm auf ewig das Klettern vergehen ſoll.«

Ladislaus vermochte vor Wuth nicht zu ſprechen, endlich preßte er folgende Worte hervor:

»Koppi, ich war doch immer mehr dein Freund als dein Gebieter.«

»Was Sie mir da erzählen!«

»Koppi, nimm Raiſon an. Ich ſchenke Dir Geld, viel Geld; ich ſchenke Dir Alles was Du im Hauſe wegtragen kannſt.«

»Ich trage nichts weg. Dies wird die Polizei thun.«

»Koppi, woher ſo plötzlich dein Widerſtand?« War ich nicht ſtets dein Wohlthäter? Habe ich nicht jeden Dienſt, den Du mir geleiſtet, edelmüthig, ja großmüthig gelohnt?«

Koppi mußte über dieſe Aeußerung laut lachen.

»Koppi,« begann Ladislaus, »habe ich Dich, als Du noch einer Bande von Wilddieben angehörteſt, als die Jäger Dir auf der Spur waren, und Du Dich, von der Brigittenau herüberkommend, in dieſes Haus geflüchtet hatteſt, nicht den Späherblicken der Jäger entriſſen?«

»Ja,« erwiederte Koppi, »um mich als ein Mitglied zu deiner Bande, welche ſtatt auf Hirſche auf Menſchen Jagd machte, zu werben.«

»Du vergißt,« fuhr Ladislaus fort, »daß Du, ehe es Dir gelang einer meiner Leute zu werden, in der kläglichſten Lage warſt; Du geſtandeſt mir ſelbſt, daß Du oft Monate lang kein warmes Eſſen zu Dir nahmſt, daß Du gleich den Wilden in den Urwäldern auf Bäumen ſchlieſſt, daß Du im Prater, in der Grieau, in der Taborau wie ein Geächteter herumirrteſt, da Dir das Forſtperſonale Tag und Nacht nachſtellte.«

»Was ich damals Böſes gethan, dafür wäre ich mit leichtem Arreſte beſtraft worden; was Ihr mir aber jetzt zumuthet, würde ich es nur verüben, müßte mir durch lebenslangen Kerker vergolten werden. — Ihr ſelbſt gabt mich längſt auf, weil ich hunderte eurer ſchändlichen Anträge zurückwies. — Daher war ich Euch auch gleich anfangs ein Dorn im Auge, und Ihr ließet mich nur geringfügige Dinge verrichten, ſtelltet mich als Aufpaſſer, Spion und höchſtens als euren Boten an, wenn Ihr in Wien den vornehmen Herrn ſpieltet und auf dem Lande euren Leuten Plünderung und Raub zu begeben befahlt.«

»Laß uns nicht hadern, Koppi, die Zeit iſt zu kurz, der Augenblick zu wichtig; — Koppi, ich beſchwöre Dich noch einmal, laſſe mich ins Haus, und ſollteſt Du mich fürchten —«

»Ich Euch fürchten? — Einen Menſchen fürchten, auf welchen faſt in aller Herren Ländern Büttel und Henker lauern?«

»Laſſe mich nur zu Ende ſprechen; ſollteſt Du fürchten für deine Perſon, daß ich oder Scherf, wären wir nur erſt eingedrungen, Dir einen Dolch in das undankbare Herz ſtoßen könnten, welches uns verderben will, — ſo bleibe von uns ferne; laſſe uns nicht ein — aber gib mir den Edelmann heraus, den gib mir, und Alles was im Hauſe ſich befindet, ſei dein!«

»Ei, Du abgefeimter Schurke, was mutheſt Du mir zu? — Hätteſt Du den Muth, ehe die Hölle Dich in Empfang nimmt, noch einen Mord zu begehen? — Jetzt, Bandit, zieh von hinnen, oder ich begehe eine That, die ich nie begangen, ich vergieße Menſchenblut, ich jage Dir eine Kugel durch dein Gehirn, daß Dir die Banditenſtreiche für immer vergehen ſollen.“

„Dieſe Erbitterung, dieſer unerhörte Haß, dieſe tief eingewurzelte Rachſucht! Was habe ich Dir gethan?“

„Was Du mir gethan haſt? Erinnere Dich doch ein wenig! Elender Schuft! Hatteſt Du nicht meinen Tod beſchloſſen? Wollteſt Du mich nicht bei lebendigem Leibe verbrennen laſſen, mich und Würbel und den Unglücklichen, den Du eines Verrathes bei dem Raube in Hainburg bezüchtigteſt? — Wenn ich noch zögere Dich zuſammenzuſchießen wie einen tollen Hund, Dich und den erbärmlichen Schurken, welcher dein Gehilfe aller Schandthaten in dieſem Hauſe war, ſo geſchieht dies nur, weil ich dem Scharfrichter nicht in ſein Amt greifen will. — Ich rathe Dir, Auswurf der Menſchheit, zum letzten Male, ziehe ab — treibe mich nicht aufs Aeußerſte, ſonſt zünde ich das Haus an, in welchem mehr Brennmaterial liegt, als in dem alten Schüttboden, der mir zum Holzſtoße dienen ſollte. — Fliehe augenblicklich, Verworfener, fliehe oder ich jage Dir und deinen Spießgeſellen, ehe Ihr noch drei zählt, einige Ladungen Hirſchſchrote in den Leib, die, wenn Euch auch nicht das Lebenslicht ausblaſen, doch zu Boden ſtrecken ſollen.“

Er legte auf ſie an

Sie flohen eiligſt.

Koppi blieb noch in ſeiner drohenden Stellung und horchte.

Die Tritte der Fliehenden verhallten.

Koppi hörte jedoch hinter ſeinem Rücken plötzlich Tritte.

Er ſchaute um ſich.

Wen erblickte er?

Neuntes Capitel.

Koppi vermochte ſein Erſtaunen nicht zu mäßigen

Er erblickte, als er um ſich ſah, eine leichenbleiche Geſtalt, ein Geſpenſt vom Anſehen; um jede weitläufige Beſchreibung des Mannes zu erſparen, der ſich an Koppi herangeſchlichen hatte, wird es genügen zu ſagen, daß es Stephan war — — Stephan von Uſedy; obgleich bis zum Sterben ſchwach und elend, hatte er ſich in den Garten begeben, mit einer Kugelbüchſe auf der Schulter, deren Laſt ihn beinahe erdrückte.

»Um Gottes willen!« rief Koppi, »welch ein Wagſtück unternehmen Sie! — Sie, welcher ſich kaum aufrecht zu halten vermag, — kommen hierher? Nicht einmal bekleidet, ſchwankend und kraftlos, einem Leichnam ähnlich.«

»Um meinen Henker niederzuſtrecken, hätte mir der Himmel gewiß hinlänglich Kraft verliehen — dann wäre ich gerne geſtorben.«

Koppi nahm dem unglücklichen Uſedy das Gewehr ab und führte ihn auf dem kürzeſten Wege ins Haus zurück.

»Ich habe von Würbel eine genaue Schilderung der Gefahr vernommen, in welcher wir ſchwebten. — Für den Fall, als unſere Feinde dennoch an irgend einer Stelle die Gartenmauer hätten überſteigen können, wäre, ſo elend ich bin, doch ein Mann mehr im Kampfe geweſen, und hätte ich in meiner Aufregung und Verzweiflung auch nur einen Schuß abgefeuert, der, auf den ich gezielt, würde ein Opfer meiner Wuth geworden ſein. Kulkielwſky oder Scherf, einer von Beiden wäre ſicher gefallen.«

»Es wird dieſen Beiden nicht mehr gelüſten, uns zu beunruhigen; ſelbſt wenn ſie, bis die Nacht hereinbricht, mit ihren Angriffen zögern und dann mit Verſtärkung und mit Waffen verſehen heranrücken ſollten, werden ſie uns nichts anhaben können, denn — ſie werden uns hier nicht mehr finden.«

»Wir werden alſo fliehen?«

»Fliehen ſo ſchnell als möglich! Ich werde Würbel nach einem Wagen ſenden. — Sie, Herr von Uſedy, müſſen in Sicherheit gebracht werden; wir fliehen zu einem alten Freunde, der bei Neuſtadt eine Mühle beſitzt, vorher aber ſende ich noch eine Anzeige an die Polizei, damit ſie dieſes Haus beſetzen laſſe, das, was Räuber hierher ſchafften, in Empfang nehme und den Banditen auflauere, die gewiß dieſe Nacht hierherkommen, um uns zu tödten und ihre Beute wegzuſchaffen.«

Während dieſer Mittheilung waren Uſedy und Koppi in das Zimmer, in welchem erſterer geſchlafen, eingetreten.

Würbel hatte ſie ſchon von weitem erblickt und kam zu ihnen.

»Für den Augenblick iſt Waffenſtillſtand,« bemerkte Würbel. — »Ich ſah ſie von meiner hohen Warte raſch fortgehen, aber — ſie werden wieder kommen.«

»Dies fürchte ich auch,« verſetzte Koppi, »daher räumen wir ihnen das Feld. — Du, Würbel, haſt Dich ſchnell um einen Wagen umzuſehen; bringe den erſten beſten, nur keinen offenen — accordire zu jedem Preis.«

»Und wohin ſoll uns der Wagen bringen?«

»Vor der Hand zur Matzleinsdorfer Linie, dort treibe ich einen andern Wagen auf; ſind wir nur von hier fort, dann —«

»Haſt Du denn Geld?«

»Geld, um bis nach Philadelphia zu reiſen. Es wäre ſehr traurig, wenn man ſchon einem ſolchen entſetzlichen Menſchen wie Ladislaus gedient hat, ohne Geld bliebe.«

»Und ich,« erwiederte Uſedy, »bin reich — laßt mich erſt in Sicherheit, laßt mich nur erſt wieder hergeſtellt ſein und mein geliebtes Weib beſitzen, dann ſollt Ihr ſehen wie ich Euch belohnen werde.«

Würbel machte ſich auf den Weg, den Wagen zu ſchaffen.

Koppi ſperrte ihm das Thor auf und verſchloß es wieder.

Nun befiel Uſedy eine große Angſt.

»Ach, mein Gott,« ſagte er, »ich werde auf einmal ſo unruhig. — Mir iſt als ob eine neue Gefahr uns drohte! — Wenn die ſchändlichen Menſchen uns etwa in der Au auflauerten — dieſes Haus ſteht ſo allein — wenn ſie Würbel anfielen —«

»Dreißig Schritte von hier befindet ſich das »Schlauer'ſche Badhaus« (jetzt das Haus Nr. 34 in der Geſtättengaſſe, damals die eigentliche Roß-Au), nein, nein, Würbel hat auf ſeinem Wege nichts zu fürchten. Aengſtigen Sie ſich nicht unnütz! — Ich bringe Kleider und einen Mantel; es ſind freilich nur Winterkleider, aber für die Reiſe [illegible] für einen Patienten ſehr gut! — Ich werde Ihnen beiſtehen, wenn Sie ſich anziehen!«

»Ich werde es ſelbſt verſuchen.«

»Durchaus nicht! Sie haben ſich ohnehin zu viel ermüdet. Ich bringe die Reiſetoilette des Herrn Ladislaus. Hier verbarg er alle Masken, wenn er bald als Forſtmeiſter, bald als Bauer, bald als Amtmann und ſo weiter zu Verkleidungen ſeine Zuflucht nahm.«

»Dann, Freund, bringt mir den Anzug eines Forſtmannes, in dieſem finde ich mich am beſten zurecht.«

In einer Stunde ſtand der Forſtmeiſter fix und ferm da — allein er ſtand nur wenige Augenblicke, ſeine Schwäche zwang ihn ſchnell wieder in einen Lehnſtuhl zu ſinken.

»Es wird noch eine geraume Zeit dauern,« bemerkte Koppi, »bis Sie wieder Ihre Kräfte ſammeln —«

»Wenn die Angſt von mir gewichen, wenn mein Herz wieder ruhiger ſchlägt.«

»In einer Stunde ſollen Sie wenigſtens aus dem Revier ſein, in welchem Sie ſo namenloſe Qualen erlitten.«

»Ich fürchte blind zu werden; meine Augen haben in jenem feuchten Loche ſchrecklich gelitten, und das grelle Licht, dem ich nun ausgeſetzt bin —«

»Da iſt eine Mütze mit einem Schirme,« verſetzte Koppi; »dieſe Mütze drücken Sie ſich tief ins Geſicht, ſo kann Ihnen die Tageshelle nicht gefährlich werden.«

»So! Jetzt halten Sie ſich ruhig! Ich ſchreibe nun die Anzeige an die Polizei und gebe ſie bei dem Briefſammler ab. — Bis dieſe ſchlechte Stadtpoſt mein Schreiben an die Behörde bringt, ſind wir ſchon lange fort.«

Koppi ſetzte ſich und ſchrieb ſeine Anzeige.

»Das Concipiren geht bei mir verflucht langſam,« bemerkte Koppi, »und mein Bericht muß ausführlich werden.«

»Schreiben Sie nur die Hauptſachen,« warf Uſedy ein. »Verſprechen Sie die nöthigen Ergänzungen nachzutragen! — Schreiben Sie nur das nieder, was zur Habhaftwerdung der Ruchloſen dient und vor Allem bitten Sie um Schutz für mein armes, gekränktes Weib! — Daß ich Ihre Anzeige mit unterſchreibe, laſſen Sie nicht unbeachtet.«

»Ja, ja — dies gibt der Sache den beſten Nachdruck.«

»Es wäre freilich beſſer, wenn ich mich gleich ſelbſt zu Gericht ſtellte.«

»Dahin müßte ich Sie bringen und aber auch gleich mich ſelbſt ausliefern, nein, nein — das geht nicht.«

Es wurde hierüber noch viel debattirt, endlich aber beſchloſſen gemeinſchaftlich zu fliehen, die Flucht, — wenn Uſedy's Zuſtand es geſtatte — bis nach Venedig fortzuſetzen, weil Theophila angedeutet, daß ſie mit Ladislaus dahin gelangen würde.

Koppi ſchrieb nun ſeinen Bericht und als er damit zu Ende, las er ihn Uſedy vor.

Dieſer fand ihn gut und unterzeichnete ihn.

Jetzt ertönte ein Schlag an das Hausthor.

Uſedy erſchrack heftig.

»So fahren Sie doch nicht ſo zuſammen,« ſagte Koppi. »Der Wagen wird angekommen ſein; Würbel gibt das Zeichen.«

»Machen Sie ja nicht früher auf, bis Sie ſich überzeugt, daß Würbel Einlaß begehrt.«

»Wenn ich nur wüßte weshalb Sie ſich ohne Urſache ängſtigen! Würbel iſt es.«

»Sie können wohl ruhiger ſein als ich! Ihre Nerven wurden durch maßloſe Qualen und unaufhörliche Todesangſt nicht ſo erſchüttert wie die meinigen; bei mir genügt ein Schrei, daß ich zuſammenſchrecke.«

Es wurden nun ein paar noch heftigere Stöße auf das Hausthor gehört.

»Dies waren Würbel's Fußtritte,« lachte Koppi. »Er trommelt mit den Abſätzen!«

»Nehmen Sie den Doppelſtutzen mit,« bat Uſedy.

Koppi lachte wieder. »Warum nicht gar! In den Wagen werde ich ihn mitnehmen und noch andere Waffen, aber nicht um damit Würbel zu ſalutiren.«

Koppi eilte an das Thor.

»Allbarmherziger Gott!« betete Uſedy, »Du haſt mich bisher wunderbar erhalten! Durch deine große Gnade haſt Du nicht zugelaſſen, daß mein Leben gefährdet wurde! — Schütze mich auch noch ferner! — Ich war immer ein braver Mann, treu Dir ergeben, mein himmliſcher Vater; wende auch jetzt nicht dein Antlitz von mir und laſſe die ſchwere Prüfung zu Ende gehen, die Du über mich verhängt haſt! — Laß mich mein geliebtes Weib wieder ſo finden, wie ich es verlaſſen! Sie allein iſt mein Glück auf dieſer Welt! Allmächtiger, laſſe mich meine Theophila wieder ſo finden, wie ich ſie verlaſſen!«

Das Hausthor wurde mittlerweile geöffnet.

Der Wagen fuhr in den Hof.

Würbel trat raſch in das Zimmer, in welchem Uſedy ſich befand.

»Da bin ich wieder,« ſagte er, »unverſehrt, wohlgemuth und zeige mich Ihnen, da mir Koppi mitgetheilt, daß Sie ſich um mich geängſtigt. — Der Wagen iſt da! Ein bequemer Wagen, gezogen von zwei rüſtigen Pferden;

dem Schmiedmeiſter in der Roßau gehörig, der uns bis Traiskirchen bringen läßt.«

»Mein Himmel, wenn dieſer unſere Flucht verräth!«

»Wem ſoll er ſie denn verrathen? Dem ſchändlichen Ladislaus gewiß nicht, denn von der Exiſtenz dieſes Ruchloſen hat er keine Ahnung. Und der Polizei? — Die Polizei wird ja von uns aufgefordert die Räuberbrut zu verfolgen.«

»Sie blicken nicht ſo tief wie ich! — Wenn auch ich jeden Schutz von der Sicherheitsbehörde zu erwarten habe, ſo bedenken Sie Koppi und bedenken Sie ſich ſelbſt —«

»Koppi und ich werden noch Belobungsdecrete erhalten.«

Koppi trat ein.

»Es iſt Alles beſorgt,« ſagte er. »Kommen Sie, Herr von Uſedy, wir bringen Sie in den Wagen!«

»Das wird eine Reiſe werden!« ſcherzte Koppi. »Ich ſitze mit zwei Paſſagieren zuſammen, von welchen der eine keine Arme und der andere wohl Arme und Füße hat, die aber nicht viel beſſer ſind, als hätte er ſie nicht!«

Uſedy wurde hinabgeführt und in den Wagen gehoben, hierauf unterſtützte Koppi ſeinen Freund Würbel bei dem Einſteigen, ließ den Wagen aus dem Thore fahren, verſperrte dasſelbe ſorgfältig und ſteckte den Hausſchlüſſel zu ſich.

Hierauf geſellte er ſich zu ſeinen Freunden in den Wagen.

In zehn Minuten hielt der Wagen nächſt der Servitenkirche.

Der Kirche gegenüber, bei dem Specereihändler Grabmeyer, befand ſich eine Briefſammlung, von welcher die

»Klepperpoſt« Packete und Briefe für den Bezirk Roßau abzuholen und weiter zu befördern hatte.

Koppi ſtieg aus dem Wagen, verfügte ſich zu dem Specereihändler und erſuchte ihn, einen wichtigen Auftrag zu vollziehen.

»Hier ein Schreiben an die Oberpolizeidirection in Wien,« ſagte Koppi, »und hier ein Schlüſſel, der ihr verläßlich zugeſtellt werden muß. — Ueber beides muß ich ein Recepiſſe haben. Das Porto für die Zuſtellung bezahle ich gerne zehnfach, aber ich muß auf Pünctlichkeit rechnen können.«

Koppi legte einen Silberthaler auf den Ladentiſch und ließ ſich nichts davon zurückgeben.

Herr Grabmeyer fertigte das Recepiſſe aus, gelobte die größte Pünctlichkeit und dankte für das hohe Porto.

Hierauf ſetzte ſich Koppi wieder in den Wagen und dieſer rollte dem Glacis entlang bis zur ſteinernen Brücke und von da über die Wieden nach der Matzleinsdorfer Linie, dann in ſcharfem Trabe nach Traiskirchen.

* * *

Wir ſind mit einem Theil der Ergänzungen zu unſerer Mittheilung zu Ende.

Wir haben unſeren Leſern nachträglich erzählen müſſen, was mit dem Manne ohne Arme geſchehen, als man ihn in der Nacht aus dem Freihauſe transportirte.

Würbel's Erlebniſſe nehmen in unſerer Schilderung umſomehr einen bedeutenden Platz ein, als ſie das Innere jenes verdächtigen Hauſes an der Donau enthalten, von welchem die älteren Beſchreibungen von Wien noch Manches zu erzählen wiſſen.

Im Jahre 1689 ſoll dieſes Haus nach Küchelbäcker ein Forſthaus geweſen ſein, zur Zeit der zweiten großen Peſt in Wien (1713) wurde es zu einem Peſtſpital verwendet, und als die Seuche erloſchen, nicht mehr bewohnt, ja ſogar ſo gemieden, daß ſich Niemand dieſem Hauſe nähern wollte.

Die Bewohner der Roßau erzählten, daß es in dieſem Hauſe geſpukt habe, da ein Sohn ſeinen Vater in dieſes Haus gelockt, um ihn durch die Peſt aus der Welt zu ſchaffen, was ihm auch gelang.

Später diente dieſes Haus Schmugglern und Wilddieben zum Aufenthalte. Im Jahre 1799 wurde es niedergeriſſen, die Au, in welcher es ſich befand, ausgehauen und zu Bauplätzen benützt. — Es iſt gegenwärtig (1855) die Gegend, in welcher das einſame Haus geſtanden, noch ziemlich ſparſam mit Gebäuden verſehen.

Eilftes Capitel.

Auf dem Wege nach Venedig flüchteten in zwei Abtheilungen Theophila und Ladislaus mit einigen ihrer vertrauteſten Diener, dann Koppi, Würbel und Uſedy.

Erſtere hätten gewiß einen großen Vorſprung gewinnen können, wären auch ſicher zu Schiffe nach der Türkei entkommen, welches ihre Abſicht geweſen, wenn nicht auch hier die beiſpielloſe Habſucht und der gemeine Schmutz des erbärmlichen Räubers ihn beſtimmt, einige Tage in Trieſt zu verweilen, und dort Theophila zu bewegen, die meiſterhaft angefertigte Maske, deren ſie ſich als »falſche Dame mit dem Todtenkopfe« bediente, an den Unternehmer eines

Wachsfigurencabinets zu veräußern. Auch wollte Ladislaus die Koſtbarkeiten und Schmuckſachen, welche er in der Caſſette Lodoiska's fand, in Trieſt verwerthen, weshalb er, um nicht damit allzuſehr aufzufallen, die Kleinodien aus ihrer Faſſung brach, und Brillanten und andere Edelſteine bei mehreren Juwelenhändlern zum Verkaufe anbot.

Auch in Trieſt mußte Theophila die Rolle einer Gräfin ſpielen.

In Lodoiska's Caſſette befanden ſich Documente auf ihren Namen lautend. Es gewann Glaubwürdigkeit, daß eine reiche polniſche Dame auf ihrer Reiſe nach Conſtantinopel einen Theil ihrer Schätze veräußern wolle; es mußte jedoch der höchſte Preis dafür errungen werden, einmal um keinen Verdacht zu erregen, und dann um im Sinne des geldgierigen Gauners die größtmöglichſte Summe zu erhalten.

Im Jahre 1798 befand ſich ein Gaſtwirth aus Baiern in Trieſt. Er hieß Steinitz.

Die Fremden, beſonders die Deutſchen, Franzoſen und Engländer, kehrten mit Vorliebe bei ihm ein, vor Allem der deutſchen und franzöſiſchen Küche wegen, mittelſt welcher Steinitz ſeine Gäſte bewirthete, dann aber auch der großen Reinlichkeit und des Comforts ſeines Hôtels halber, das allen übrigen Gaſthöfen als ein »Stern« vorleuchtete, deshalb es auch den Namen »Stella grande« mit Recht verdiente.

In dieſem »Stern« hatte ſich Theophila und Ladislaus mit ihrem Gefolge eingefunden.

Der Erlös für die zum Verkaufe ausgebotenen Bijouterien war ſchon größtentheils in ihren Händen, nur für Perlen hatten ſie noch eine Summe von dem Juwelier

Capello zu erhalten, der aber in ſeinem Landhauſe zu Servola wohnte, in welches ſich Ladiſlaus begab.

Die Stunde der Abreiſe war bereits beſtimmt, da machte Theophila noch eine kleine Probefahrt auf dem Meere, um ſich zu überzeugen, inwieferne ihr die Seekrankheit beſchwerlich fallen werde oder nicht.

Die Seekrankheit befiel ſie jedoch bedeutend.

Sie beeilte ſich ſchnell ans Land zu kommen. Als ſie die Barke verließ, klagte ſie noch immer über anhaltendes Unwohlſein, ſelbſt als ſie wieder feſten Boden gewann, mußte ſie ſich, um ſich zu erholen, bei einem der ſchönen Cafés niederlaſſen, mit welchen Trieſt ſo reichlich verſehen iſt.

Der Cafétier, der ihr Unwohlſein bemerkte, rieth ihr ſüßes Eis zu nehmen.

Sie ließ ſich einen Becher Eis geben. Sie bemerkte, daß er ihr wohl bekomme. Als ſie einen zweiten Becher mit Eis begehrte, und dieſer nicht ſchnell gebracht wurde, rief ſie ungeduldig nach einem der Garçons, welche eine Maſſe von Damen und Herren mit Erfriſchungen zu verſehen hatten.

Auf einmal ſchien es ihr als ob aus dem Gewoge der vielen Spazirgänger eine blaſſe, abgezehrte Geſtalt, mit Augen wie glühende Kohlen, unabläſſig nach ihr hinſtarre.

Die Züge der Geſtalt ſchienen ihr bekannt, doch waren ſie ſo unheimlich, daß ſie ſich ängſtlich nach ihrer Begleiterin, der Wirthin vom »großen Sterne« hinwendete, dieſe bat ſchnell mit ihr nach Hauſe zu eilen, weil ſie hier ein Mann beunruhige, der ſie unaufhörlich fixire.

»Nicht wahr, der blaſſe, kranke Mann?« fragte ſie die

Begleiterin. »Er iſt mir ſelbſt ſchon aufgefallen! — Sehen Sie nur wie er Sie in's Auge faßt! — Jetzt winkt er Ihnen! — Kennen Sie dieſen Menſchen? — Er ſieht aus, als wenn er aus dem Hoſpitale entflohen — mein Gott! es wird doch nicht der unglückliche Kaufmann ſein, der vor ein paar Tagen der Irrenanſtalt des Doctors Sommere entſprungen, und deſſen Narrheit ſehr gefährlich ſein ſoll, da er aus Liebe wahnſinnig geworden und nun faſt jede junge Dame für ſeine treuloſe Braut hält?«

»Er winkt mir wieder!« rief Theophila. »Mein Gott! mein Gott! Am Ende iſt dieſer Mann nicht einmal ein lebendes Weſen. Es ſind die Züge meines geſtorbenen Gemals!«

»Was fällt Ihnen ein!«

»Gewiß! Gewiß! — Er zürnt, daß ich zögere zu ihm zu kommen. — Er droht mir! — Jetzt verſchwindet er im Gedränge!«

»Mein Himmel!« verſetzte Frau Steinitz, »mir kommt dieſes Weſen ſelbſt geſpenſterhaft vor. Eine ſolche fahle Phyſiognomie habe ich noch nie geſehen.«

»Ich fürchte in das Hôtel zurückkehren zu müſſen! Mein Secretär iſt nach Servola in Geſchäften; ich bin gewiſſermaßen allein.«

»Ei kommen Sie nur!« beruhigte Frau Steinitz. »Mein Gatte wird Sie ſchützen; mein Gatte glaubt nicht an Geſpenſter, und iſt dieſer Mann der entflohene Wahnſinnige — ſo — — —«

In dieſem Augenblicke eilte ein Matroſenknabe auf die beiden Damen zu, und übergab Theophilen ein zuſammengefaltetes Papier. Der Knabe legte den Finger auf den Mund und verſchwand.

Theophila öffnete das Schreiben und las

»Ich bin nicht todt!

»Ladislaus Kukielwski hat Dich mit der Nachricht, daß ich geſtorben, hintergangen.

»Mache Dich los von deiner Begleiterin, weil ich Dir Dinge von der höchſten Wichtigkeit mitzutheilen habe.

»Eile in das Hôtel »Crociato«, Du findeſt mich und treue Freunde.

»Sei behutſam und theile dieſe Zeilen Niemand mit.

Dein

»Stephan von Uſedy«

Theophila war einer Ohnmacht nahe.

Sie entfärbte ſich.

Sie vermochte kein Wort zu ſprechen.

»Was iſt Ihnen?« fragte Frau Steinitz.

Theophila wollte den Platz verlaſſen.

Sie erhob ſich, ſank aber ſogleich wieder auf den Stuhl zurück, den ſie eingenommen.

»Sie ſind ja ſo betroffen, als wenn Ihnen Ihr nahes Ende prophezeit worden wäre —«

»Laſſen Sie mich nur einen Augenblick!«

»Was enthält dieſes Billet?«

»Ach! Ich darf es nicht mittheilen!«

»Vielleicht ein Myſtification? — In Trieſt erlauben ſich die Männer allerlei Mittel, um eine ſchöne Frau zu verlocken.«

»Nein! nein!«

Theophila las das Billet noch einmal, dann faßte ſie ſich, ſprang auf, bat die Wirthin, den Garçon zu bezahlen und ehe Frau Steinitz noch eine neue Frage an Theophila richten konnte, eilte dieſe fort, durch die Menſchenmaſſen der Promenirenden ſich drängend.

* * *

Theophila ſerichte nach dem bezeichneten Gaſthofe.

Der Matroſenknabe, welcher den Zettel übergeben, ſchien auf ſie gewartet zu haben.

Er näherte ſich ihr und führte ſie auf dem kürzeſten Wege in das Hôtel.

Als ſie in die Hausflur trat, war es Koppi, der auf ſie zuſchritt und ſie über die Treppe führte.

Theophila konnte ihr Erſtaunen nicht mäßigen.

Endlich trat ſie in ein Gemach, in welchem ihr Gemal ſie erwartete.

Freude und Ungeduld, das geliebte Weib wieder an ſein Herz drücken zu können, dann die Folgen ſeines neunzehn Monate währenden Leidens hatten ihn ſo ſehr erſchüttert und ergriffen, daß er in eine Art Lethargie verfiel, aus der er ſich kaum zu erheben vermochte.

Er war auf ein Sopha geſunken und ſo erſchöpft, daß er ſeiner Gattin kaum die Worte:

»Theophila, meine theuere Theophila!«

zuzurufen vermochte.

Die arme Frau befand ſich in einer ähnlichen Gemüthsbewegung.

Sie ſank an der Seite ihres Gatten auf das Sopha hin.

»Mein Gott,« ſagte ſie nach einigen Minuten, in welchen ſie Freude und Schmerz, Angſt und Erwartung, Ueberraſchung und Glück und Unglück verkündende Ahnungen beſtürmten; wer ſagt mir ob ich träume oder wache? — Koppi, Koppi! Bin ich wirklich an der Seite meines Gemals? — Iſt dieſe abgehärmte, mit dem Tode im Kampfe liegende Geſtalt wirklich Stephan von Uſedy?«

»Es iſt Stephan, Ihr todtgeglaubter Gatte! — Doch wollte ich Ihnen die Geſchichte dieſes unglücklichen Mannes erzählen, Alles, Alles, was ihm begegnet, Ihnen mittheilen, ſo müſſen Sie vorher vom Himmel Stärke für Ihr Herz erflehen und den Allmächtigen bitten, daß er Ihren Verſtand beſchütze.«

»Es kann mir nichts Gräßlicheres enthüllt werden, als ich bereits ahne; Koppi, theile mir Alles mit, Alles!«

Hierauf ließ ſie ihre Blicke auf Uſedy ruhen und brach in einen Strom von Thränen aus.

»Hat man Dich lebendig begraben, armer Stephan, und Dich erſt jetzt deiner Gruft entſteigen laſſen? — Ein ſolches Bubenſtück ſieht dem verruchten Kukielwski ähnlich! Ach mein armer, armer Mann!«

Sie warf ſich auf ihn, bedeckte ihn mit ihren heißen Küſſen und weinte unaufhörlich.

Stephan ſchlug die Augen auf, ergriff die Hand ſeiner Gattin und führte ſie an ſeine Lippen.

Nach einer Pauſe fing Koppi an die ſchauderhafte Behandlung zu ſchildern, deren Uſedy unterzogen wurde.

Theophila vernahm jedes Wort mit einer Geberde, als wenn ſie ſagen wollte:

»Ueberraſchen kann mich keine Unthat, die Kukielwski verübt haben könnte; da mein Gatte lebt, und in dieſem Zuſtande lebt, ſo mußte dies Alles geſchehen ſein, was ich jetzt erfahren habe.«

Als Koppi geendet, ſprang Theophila auf.

»Rache!« ſtöhnte ſie, »Rache — Rache! Nicht durch das Gericht, nein, durch meine Hand ſoll Ladislaus fallen. Die Gerichte ſind barmherzig! In Oeſterreich gibt es keine Todesſtraſe mehr! — Folter, Schwert und Rad wären auch eine viel zu gelinde Strafe für ſolche Frevel! — Nein, Koppi, für die Verbrechen dieſes Ungeheuers müſſen eigene Qualen erſonnen werden — und ich — ich — werde ſie erſinnen.«

»Zu ſpät kommen deine Vorſätze. Während wir hier ſprechen, iſt Kukielwski ſchon der Gerechtigkeit verfallen. Die Polizei wurde in dem erſten Augenblicke, als wir in Trieſt ankamen und Nachrichten von ſeinem Aufenthalte erhielten, durch eine genaue Anzeige über den entſetzlichen Banditen unterrichtet; ſie wußte bereits, daß er ſich nach Servola begeben, in Servola wird er aufgegriffen und dem Arme des Geſetzes überliefert.«

Endlich gewann Uſedy ſo viele Kraft, daß er ſprechen konnte.

»Theophila,« ſagte er, »es iſt Wichtigeres zu thun, als an Rache zu denken. Das Wichtigſte iſt deine Sicherheit! Du mußt fort, ſchnell fort, denn in dem Augenblicke, in welchem Kukielwski in die Arme der Gerechtigkeit fällt, beginnen ſeine Ausſagen und von dieſen kannſt Du nur befürchten, daß er all das Schändliche, das er begangen, auf deine Schultern wälzen werde. Von Dir, wird er erzählen, ſeien die Anſchläge auf mein Leben ausgegangen, Du hätteſt ihn verleitet, mich langſam zum Tode hinſchmachten zu laſſen.«

Theophila wollte ſprechen.

Uſedy ließ ſich nicht unterbrechen.

»Du mußt Dich retten, ebenſo Koppi, Koppi muß Dich begleiten. Ich ſende Euch nach Ungarn, aber auf keine meiner Beſitzungen, Ihr müßt heute noch abreiſen. So wehe es mir thut, Dich in dieſem Augenblicke, in welchem ich Dich kaum wieder gefunden, zu verlieren — ſo mußt Du fort.«

»Du bedarfſt ja mehr als jeder andern Pflege der Pflege deiner Gattin. Trenne mich nicht von Dir!«

»Ich muß bleiben, ich muß als der wichtigſte Zeuge gegen das Ungeheuer auftreten, und wird Kukielwski nach Wien geliefert, muß ich nach Wien. — Dort vermag ich vielleicht dahin zu wirken, daß man Dich — als eine — Mitſchuldige — des Ruchloſen nicht verhafte. — Ich hoffe dies zu erſtreben.«

»O ich verdiente gleich dem Entſetzlichen eingekerkert zu werden!«

Theophila ſank bei dieſen Worten zu den Füßen ihres Gatten nieder und brach abermals in einen Strom von Thränen aus.

Uſedy verſuchte Theophila zu ſich emporzuziehen.

»Laß mir den ſchönen Glauben, daß Du nichts zu beweinen haſt, als *mein* Unglück,« ſagte er. »Keine Geſtändniſſe! — Biſt Du nicht mehr wie Du warſt, ſo laſſe mir wenigſtens den *Wahn*, Du hätteſt nie aufgehört, mein *treues* Weib zu ſein!«

Der Mann ohne Arme trat ein.

»So eben hat man von Servola,« meldete er, »Ladislaus von Kukielwski, mit Ketten belaſtet, eingebracht. Man hat ihn hinter dem alten Theater in das Kerkerhaus geführt.«

Zwölftes Capitel.

Ladislaus Kukielwski wurde nach Wien transportirt und dem Criminalgerichte überliefert.

Seine Diener wurden ebenfalls verhaftet.

Schon nach dem erſten Verhör des Verbrechers ſuchte die Unterſuchungsbehörde in Trieſt Theophila von Uſedy; aber Theophila war ſpurlos verſchwunden.

Uſedy und Würbel reiſten nach Wien, weil ſie in dem Proceſſe gegen Ladislaus die Hauptzeugen waren.

Mittlerweile hatte auch die Polizei in Wien ihr Amt gehandelt; — ſie hatte das geheimnißvolle Haus beſetzt.

Die Polizei ging ſehr vorſichtig zu Werke.

Sie bemächtigte ſich dieſes Hauſes, ohne daß irgend Jemand von den Genoſſen Kukielwski's, Kenntniß hievon erhielt.

In der erſten Nacht, welche auf die Entfernung Koppi's, Würbel's und Uſedy's folgte, ſchlichen ſich um das Haus Scherf, ſein Weib und einige der als Mohren geſchminkten Gauner, welche Ladislaus zurückgelaſſen hatte, um das Verbrecheraſyl wahrſcheinlich in der Abſicht zu betreten, um von den geraubten Schätzen etwas an ſich zu bringen, denn daß das Neſt leer und die Vögel, Koppi und die Seinen, ausgeflogen waren, hatten ſie wohl erſpäht.

Aber ihr Verſuch, von dem aufgeſpeicherten Raube etwas an ſich zu bringen, bekam ihnen übel.

Von allen Seiten drangen Wachen aus der Au hervor, und keinem der Vagabunden gelang es, zu entkommen.

Scherf und ſein Weib wollten ihre entſetzliche Lage nicht verſchlimmern.

Sie waren die Erſten, welche ein reumüthiges Geſtändniß ablegten; namentlich das Weib, das in ſeiner Angſt mehr ausſagte, als das Gericht zu erfahren hoffte.

Das Haus wurde genau unterſucht. Man fand ſo viele geſtohlene und geraubte Waaren und andere werthvolle Gegenſtände, daß der Transport auf Wagen einen ganzen Tag in Anſpruch nahm.

Das Haus blieb noch mit Wachen und Polizeidienern beſetzt, als die Räuber längſt ſchon mit ihrem Chef abgeurtheilt waren.

* * *

Das Hôtel »zum wilden Mann« bot mittlerweile mehrere theils komiſche theils ernſthafte Scenen.

Der alte Graf und ſein vermeinter Schwiegerneffe wurden wirklich, wie Perinet ganz richtig bemerkte, in eine Luſtſpielſcene verwickelt.

An ſich ſchon komiſch war es, daß, als Stowinski die Nachricht erhielt, Gräfin Lodoiska ſei mit ihrem Onkel aus dem »Freihauſe« angekommen, ſich Stowinski wie ein Narr geberdete.

Als ihm die Wirthin mittheilte:

»Es ſei nicht zu ſpät geweſen, Lodoiska ſei noch imner frei und ledig und Wolzanitzki vermöge ſein Wort zu löſen.«

traf den ſchmutzigen Freiwerber dieſe Kunde wie ein Donnerſchlag.

Es wäre ihm, wie die Sachen jetzt ſtanden, wie ſie durch die Gräfin Kuniewska und durch die plötzliche Ankunft ihres Gemals geſtalteten, weit lieber geweſen, der alte Vormund hätte ſich mit dem ſtipulirten Reugeld abgefunden.

Allein der Alte drang auf die Heirat.

Das Erſte, was Graf Wolzanitzki that, war, daß er ſeine vermeintliche Nichte auf ihr Zimmer führte.

»Da bleibſt Du,« ſagte er, »in dieſe Stube ſperre ich Dich ein; Du ſollſt mir nicht eher dieſe vier Mauern verlaſſen, bis Stowinski Dich zum Traualtar führt! — Ich rechte mit Dir nicht, Ungerathene, dies würde mir zu viel Zeit rauben; aber die Qualen und die Angſt, welche Du mir bereitet haſt, ſind Dir nicht geſchenkt! — Ich werde mir von deinem Gatten förmlich bedingen, daß Du noch vierundzwanzig Stunden nach der Trauung meiner Gewalt anheimgegeben bleibſt, dieſe vierundzwanzig Stunden werde ich benützen, mich an Dir zu rächen, und deine Widerſpenſtigkeit und deinen Ungehorſam züchtigen, wie Ungehorſam und Widerſpenſtigkeit von einem beleidigten, entrüſteten Onkel noch nie gezüchtigt worden ſind.«

Die verſchleierte Dame brach über dieſe Aeußerung in ein ſolches Gelächter aus, daß der alte Graf vor Entſetzen außer ſich kam.

Er ſprang in ſeiner Wuth auf ſie los.

Allein die Dame erhob ſich und trat ihm ſo würdevoll und ernſt entgegen, daß er zurückprallte und von ſeinem rohen Benehmen abließ.

An der Thür des Zimmers, in welchem ſich Wolzanitzki und die verſchleierte Dame befanden, wurde plötzlich gepocht.

»Wer da?« ſchrie Wolzanitzki in dem Tone eines Soldaten, der auf Vorpoſten ſteht und Verrath fürchtet.

»Gut Freund!« antwortete die Wirthin, denn dieſe war es, welche geklopft hatte.

Herr Schikaneder,« ſagte ſie, »iſt gekommen um ſich zu erkundigen, wie Gräfin Lodoiska behandelt werde. Herr Schikaneder und ſeine Freunde ſind zu der Gräfin Schutz hier und dulden nicht, daß man ihr ein Haar krümme.«

»Herr Schikaneder und ſeine Freunde ſollen zum Teufel gehen!« tobte der alte Graf. »Ich kümmere mich den Henker um ihn! Nicht ein Haar, alle Haare meiner Nichte werde ich krümmen! dies richten Sie ihm aus, und wenn er etwa ſelbſt hierherkommen und ſich noch ferner in die Angelegenheiten meiner Nichte miſchen wolle, ſo hätte ich hier ein Paar türkiſche Piſtolen, deren Läufe ich ihm ins Geſicht halten werde.«

Die Wirthin lachte noch ausgelaſſener als die verſchleierte Dame und ging.

»Beſtie!« rief der alte Graf ihr nach, »doch wir werden dem Spuke ſogleich ein Ende machen!«

Er ſperrte die verſchleierte Dame in ihr Zimmer und flog vor Wuth ſchnaubend zu Stowinski.

»Sie iſt da! ſie iſt da! Ich habe ſie gebracht! — Sie mußte mir folgen! — Lodoiska iſt wieder in meiner

Gewalt! — Sie iſt in ihrem Zimmer!« tobte er dem Grafen Stowinski entgegen.

»Jetzt nehmen Sie ſie mir vom Halſe oder ich vergreife mich an ihr!«

»Thun Sie mit ihr, was Sie wollen,« antwortete Stowinski. »Mir iſt die Luſt zum Heiraten vergangen, ich ziehe die Abfindungsſumme vor.«

»So? Und weshalb denn?« fragte Wolzanitzki wuthentbrannt.

»Weil — Graf Kuniewski in der That ein polniſches Donnerwetter mitgebracht hat, das ſich fürchterlich über Ihrem Haupte entleeren wird, und deſſen Keile auch Den treffen werden, der zu Ihnen ſich hält.«

»Ei! — Fürchten Sie dies? — Da Sie dies fürchten, ſo erkläre ich Ihnen, daß Sie nun die Hand meiner Mündel nicht erhalten ſollen, das Abfindungsgeld aber eben ſo wenig bekommen werden, denn Sie treten von der Verbindung zurück, nicht ich.«

»Gut denn, ſo erklären Sie, daß Sie den Grafen Kuniewski in ſeiner Stellung nicht zu fürchten haben, daß er Sie in keiner Beziehung zu irgend einer Verantwortung verhalten könne, und daß Sie ihn in dem Augenblicke in Ihre Wohnung invitiren, in welchem Sie mir Ihre Nichte als Braut zuführen wollen.«

»Mit Vergnügen, ich will ihn auf der Stelle zu dem feierlichen Act bitten. — Haben Sie vergeſſen, daß wir in Wien ſind, daß der Graf Kuniewski hier nichts zu gouverniren hat, und daß eine vor dem Altare von einem katholiſchen Prieſter vollzogene Trauung, die noch dazu mit Bewilligung des Vormunds geſchieht, ihre Giltigkeit behält, und wenn zehntauſend Advocaten dagegen ſtreiten würden?«

»Wenn dieſe Heirat aber dennoch ungiltig iſt, oder wenn die Trauung gar nicht ſtattfinden könnte und dürfte?«

»Dann ſprechen Sie die Abfindungsſumme an.«

»Gut! Ich bin bereit! — Führen Sie mich zu meiner Braut!«

»Ich führe Sie zu ihr und mache zugleich auch meine Invitation bei dem Grafen und der Gräfin Kuniewski.«

Sie gingen.

Auf dem Gange fanden ſie Schikaneder, Berinet und Süßmeyer.

Die drei Herren ſprachen mit der Wirthin.

Das Geſpräch war ſehr heiter.

Es tönte den beiden Grafen ein ſchallendes Gelächter entgegen.

Der alte Graf fuhr heftig auf, als er die Wirthin erblickte.

»Iſt Ihr Solo-Lachen,« redete er Frau Grünfeld an, »in ein Quartett übergegangen? — Gilt dieſes Gejohle ebenfalls mir? — Was wollen denn Sie hier, Herr Schikaneder? Hier gibt's keine Komödie zu dirigiren!«

»Wer kann das wiſſen?« verſetzte Schikaneder. »Iſt nicht Alles in der Welt Komödie? — Auch waren ja der hochgeborne Graf nicht dagegen, als ich Sie bat, mir die Erlaubniß zu ertheilen: »Die Dame mit dem Todtenkopfe« auf das Theater bringen zu dürfen. Sie luden mich ſogar ein, Gräfin Lodoiska zu ſehen, ſie ſingen zu hören, ſie ſprechen zu können. — Ich bin nun hier, mich um den Ausgang der Geſchichte zu erkundigen, denn einen guten Schluß muß jede Komödie haben, und der beſte iſt und bleibt ewig — eine Heirat.«

»Sie ſollen Zeuge von dieſer Heirat ſein, Sie und dieſe Herren! Es ſoll mich erquicken, Ihren Aerger wahrzunehmen, wenn die verſchleierte Dame dem Manne ihre Hand reichen muß, den gerade Sie, Herr Schikaneder, und Ihre Freunde ihr nicht vergönnen.«

»Sie ſind im Irrthum, Herr Graf,« verſetzte Schikaneder, »wenn Sie glauben, wir vergönnten der Dame den von Ihnen beſtimmten Bräutigam nicht! Es iſt das Gegentheil, wir vergönnen dem Bräutigam die Dame nicht. — Da ich nun die Ehre habe, mit Ihnen über mein Stück zu ſprechen, ſo melde ich Ihnen, daß ich bereits einen Mäcen für dieſes Luſtſpiel gefunden, Graf Kuniewski war ſo großmüthig, die Zueignung anzunehmen. So eben komme ich von ihm.«

»Sie kommen von ihm? Sie kennen alſo den Grafen Kuniewski ebenfalls?«

»Ich kenne den Herrn Grafen von Krakau aus. Werfen Sie einen Blick auf dieſen koſtbaren Ring! Dieſen Ring verehrte mir Graf Kuniewski für die Dedication meiner »Dame mit dem Todtenkopfe!«

»Ich gratulire,« verſetzte der alte Herr ärgerlich und verneigte ſich, übergab dem Grafen Stowinski den Schlüſſel zu Lodoiska's Wohnung, und ging in das Appartement des Grafen Kuniewski.

Schikaneder und ſeine Freunde ſchloſſen ſich dem Graſen Stowinski an und betraten das Zimmer der verſchleierten Dame.

Die Dame ſaß auf einem Sopha, als die Herren eintraten.

Stowinski ging auf ſie zu.

»Gräfin,« ſagte er, »mein guter Stern will es, daß Sie, trotz des Widerwillens, den Sie gegen mich empfinden, doch meine Gemalin werden ſollen. Rechten Sie darüber mit Ihrem Herrn Onkel und Vormund. — Ich wollte Ihnen entſagen. Er nahm meine Entſagung nicht an. Er beſtand darauf, daß ich Sie zum Altare führen ſolle. Folgen Sie mir und bekämpfen Sie endlich Ihre große Abneigung gegen mich, Sie werden ſich überzeugen, daß Ihr Widerwillen nur in Ihrem Starrſinne ſeinen Grund findet. Ihr Haß wird ſchwinden, wenn Sie mich näher kennen gelernt haben. — Oft ſind diejenigen Ehen die glücklichſten, in welchen die Liebe erſt ſpäter erwacht.«

Die Dame ſchwieg.

»Sie haben noch immer die, meinen Character beſchimpfende Meinung nicht verloren, es feſſelten Eigennutz und Habſucht mich an Sie. Ich will Ihrem Onkel die Erklärung geben, daß ich auf die Summen verzichte, die er Ihnen als Mitgift beſtimmt hat —«

Die Dame wendete Stowinski ihre Aufmerkſamkeit zu.

»Ich bin ſelbſt reich, das wiſſen Sie. Ich will Ihnen Beweiſe geben, daß die Geldgierde, welche Sie mir vorwarfen, nicht meine Sache iſt.

»Lodoiska, Sie haben mir namenlos wehe gethan. Sie haben ſich ſogar erlaubt, mich eines Verbrechens anzuklagen, ſtatt mir zu danken, daß ich Ihnen das Leben gerettet, daß ich in jener entſetzlichen Nacht, in welcher Räuber und Banditen Sie mit dem Tode bedrohten und ich zu Ihrem Schutze herbeieilte, mich als Ihren Befreier zu preiſen, beſchuldigten Sie mich des Einverſtändniſſes mit den Ruchloſen und ließen mich ins Gefängniß führen.

»Lodoiska, wer einen ſolchen Frevel an Ehre und Freiheit verzeiht, der muß lieben wie noch kein Menſch geliebt hat; Gräfin, erwägen Sie dies wohl.«

Die Dame ſchien in heftiger Bewegung zu ſein, aber ſie ſchwieg noch immer.

»Gräfin,« fuhr Stowinski fort, »ich weiß ſehr gut, was ſich ſo feindlich zwiſchen mich und Sie ſtemmt. — Jener junge obſcure Menſch, der Ihnen in Muſik und im Geſange Unterricht gab, iſt es, dem Sie mit ſchwärmeriſcher Zuneigung anhängen.

»Nie wird Ihr Onkel und Vormund ſeine Zuſtimmung zu einer Verbindung mit dieſem Laffen geben. Auch wird dieſer junge Menſch ſelbſt von Ihnen ablaſſen, wenn er ſich überzeugt, daß Sie wirklich ſo ausſehen, wie die Welt von Ihnen wiſſen will.

»Der Verblendete redet ſich ein, daß Sie eine Maske tragen, daß Sie die Geſchichte Ihres unglücklichen Antlitzes nur erſonnen, um zu beweiſen, daß die heutigen Männer ſelbſt ein Monſtrum heiraten, wenn dieſes Monſtrum nur reich ſei; endlich aber, um zu erfahren, daß Sie trotz eines abſchreckenden Bildes nicht auch einen Mann finden könnten, der Sie Ihrer geiſtigen Vorzüge und Ihres Herzens wegen wählen würde. Zu den letzteren Männern gehöre ich.

»Ich bin der Mann, den nur Ihre geiſtigen Vorzüge eingenommen haben.

»Ich nehme Sie zu meiner Gattin Ihres Verſtandes und Ihrer ſchönen Seele wegen.

»Ich verzichte auf die reichſte Mitgift. Mögen Sie ausſehen ſo abſchreckend wie der Tod oder ſo häßlich wie das Laſter. Ich führe Sie an den Altar und bebe nicht zurück, wenn Sie den Schleier zurückſchlagen.«

Die Dame winkte Schikaneder zu ſich und ſagte ihm einige Worte ins Ohr.

»Die Dame,« ſagte Schikaneder zu Stowinski, »wünſcht, daß Sie dieſes ſo eben gemachte Verſprechen ſchriftlich abgeben möchten.«

»Mit Vergnügen,« erwiederte Stowinski. »Ich eile dieſe meine feierliche Erklärung zu Papier zu bringen.«

Stowinski ſetzte ſich an ein Schreibpult.

Während Stowinsky ſchrieb, ſprach Schikaneder leiſe mit der verſchleierten Dame.

»Was wollen Sie thun?«

»Ich will ihn heiraten,« erwiederte die Dame. »Er gefällt mir. Er ſoll ſchriftlich feſtſetzen, daß er mich zur Frau nimmt, ich möge wie immer geſtaltet ſein. Ich reiche ihm mit Vergnügen meine Hand.«

»Ich weiß nicht,« erwiederte Schikaneder, »zu was dies führen ſoll.«

»Vielleicht zu meinem Glücke.«

»Stowinski iſt ein Heuchler. Es iſt nicht wahr, daß er dem Gelde entſagt; er hat ſich die Mitgift von dem alten Gatten ſchriftlich zuſichern laſſen.«

»Laſſen Sie ihn die Erklärung in dem Sinne ſchreiben, wie er ſie ſelbſt angegeben. — Heiratet er mich dann nicht, dann habe ich nur verloren was ich nicht gewonnen.«

»Ich lege Ihnen indeß einen Entwurf meiner Erklärung vor,« ſagte Stowinski, nachdem er geſchrieben.

Die Dame las ihn.

Sie machte ein Zeichen, daß ſie ſelbſt ſchreiben wolle.

»Es dürfen in der Erklärung weder Titel noch Verwandtſchaft berührt werden,« ſchrieb ſie. »Ich muß allein ſtehen, und als die Dame, die ſich verſchleiert in dieſem Zimmer befindet, bezeichnet werden. Keine Folgerungen, keine Beziehungen.

»Ich will in dieſer Erklärung weder als Gräfin noch als Lodoiska bezeichnet werden, noch darf von meinem Onkel und Vormund die Rede ſein. Ich bin großjährig, ſelbſtſtändig, Herrin meiner Hand und meines Herzens, und als dieſe freie Dame muß ich bezeichnet werden.«

»Sie haben Recht,« bemerkte Stowinski, als er dieſe Erklärung geleſen. »Sie ſind von heute an großjährig, Sie ſind von heute an Herrin Ihrer Hand und Ihres Herzens, und daß Sie weder von einem Onkel noch Vormund jetzt noch etwas wiſſen wollen, finde ich natürlich; Ihr Onkel und Vormund hat es darnach gemacht.«

Stowinski ſchrieb nun die Erklärung nach den erhaltenen Andeutungen und händigte ſie der Dame ein.

Graf und Gräfin Kuniewski, von dem Grafen Wolzanitzki geführt, traten ein.

»Wie weit ſind Sie mit meiner Nichte?« fragte der alte Graf.

»Wir ſind einig,« antwortete Stowinski. »Sie wird mein. Zeigen Sie dem Grafen meine Erklärung,« bat er die Dame. »Zum Zeichen, daß Sie mich nicht haſſen, geſtatten Sie, daß ich Sie hier als meine Braut umarme.«

Die Dame ſtand auf und eilte auf Stowinski zu.

Stowinski umarmte ſie.

»Euer Excellenz ſind nun überzeugt,« ſagte der alte Graf zu Kuniewski, »daß ich meiner Nichte keinen Zwang angethan. Sie wird Gräfin Stowinski. Welche Bedenken Euer Excellenz auch immer erheben könnten, ſo fallen ſie weg, weil ich über meine großjährige Nichte von heute an nur ihrem Gatten Rechenſchaft ſchuldig bin.«

»Ich fürchte,« erwiederte Kuniewski, »daß Graf Stowinski noch immer nicht der Gatte Ihrer Nichte wird.«

»Das möchte ich ſehen!« wollte der alte Graf auffahren, beſann ſich aber ſogleich und ſetzte gelaſſen hinzu:

»Ich werde meinen Secretär nach der Kirche ſenden und den Herrn Pfarrer bitten laſſen, die Stunde der Trauung ſo ſchnell als möglich zu beſtimmen.«

»Vorher noch Eins!« bemerkte Graf Kuniewski. »Da die Verbindung des Brautpaares ſchon ſo nahe iſt, ſo muß ich als Präſes der Obervormundſchaft in Warſchau und ſpeciell aufgeſtellt, mich um Lodoiska Gräfin Wolzanitzka anzunehmen und für ihr Glück zu ſorgen, mich von der Identität derſelben überzeugen. Es iſt ſo Manches vorgefallen, welches mir auffällt, namentlich ihre plötzliche Sinnesänderung. Ihr Widerwille gegen den Grafen Adam Stowinski, die harte Behandlung ihres Onkels veranlaßte ſie, einen Brief an meine Gattin zu ſchreiben, dieſe um Gottes willen zu bitten, mich zu bewegen, daß ich nach Wien zu ihrem Schutze herbeieilen möge; meine Gemalin trat den Weg nach der Kaiſerſtadt ſogleich an, ich folgte ihr um vierundzwanzig Stunden ſpäter, und nun da wir beide hier ſind, ſie zu ſchützen und ihr beizuſtehen, finden wir Lodoiska ganz umgewandelt; — kaum eine Stunde genügte, um ihren Haß gegen den Grafen Stowinski in Liebe zu verwandeln, ſie bedarf plötzlich meines Einfluſſes zur Begründung ihres Glückes nicht mehr; — was aber noch auffälliger iſt, ſie richtet keine Sylbe weder an mich noch an meine Gemalin, ſie entſchuldigt ſich nicht, uns zu einer ſo weiten Reiſe nutzlos bewogen zu haben. — Dies veranlaßt mich zu glauben, daß Gräfin Lodoiska entweder durch Drohungen dennoch gezwungen wird, wider ihren Willen dieſe Verbindung einzugehen, oder daß Graf Wolzanitzki, ihr Vormund und Onkel, eine andere Dame untergeſchoben und vielleicht gar die wirkliche Gräfin Lodoiska beſeitigt habe, welches bei den früheren Grauſamkeiten, die er ſich erlaubt hatte, nicht unmöglich wäre.«

»Eure Excellenz gehen zu weit!« rief Wolzanitzki auf das Empfindlichſte verletzt aus. — »Wenn meine Nichte den Herrn Präſidenten und Obervormund hinter meinem Rücken mit einem Schreiben beläſtigt hat, wenn ſie der gemeinen Handlung fähig war, mich bei Euer Excellenz und Ihrer hochverehrten Frau Gemalin zu verleumden, und nicht auf der Stelle ihre Anklage zurücknimmt, nicht reuevoll um Verzeihung bittet, daß Sie Hochdieſelben nach Wien zu reiſen bewogen, ſo liegt dies in ihrer Zerknirſchung, aber ſie wird und muß ihre Anklagen zurücknehmen und dies auf der Stelle.«

»Lodoiska, ich befehle Dir,« fuhr Wolzanitzki fort, »Se. Excellenz und die Gemalin Sr. Excellenz deiner Lügenhaftigkeit wegen um Verzeihung zu bitten und zugleich beizuſetzen, daß ich Dich nicht durch Drohungen veranlaßt, dem Grafen Adam Stowinski deine Hand zu reichen. Sprich nun, Unwürdige, und nimm den grauſamen Verdacht von mir.«

Die Dame ſchwieg.

»Ich ermahne Dich noch einmal,« ſagte Wolzanitzki, »erkläre laut, daß Se. Excellenz durch Dich getäuſcht wurde.«

Die Dame ſchwieg.

Wüthend ſtürzte jetzt Wolzanitzki auf ſie los, packte ſie wie toll am Arme und rief in ſeiner brutalen Heftigkeit:

»Ich werde Dir die Zunge löſen, wenn Du das Sprechen verlernt zu haben affectirſt.«

Die Dame ſtieß, über die rohe Behandlung des Grafen entrüſtet, einen Schrei aus und flüchtete zu Schikaneder und ſeinen Freunden.

»Halt!« rief Schikaneder, »was iſt dies für eine Manier, mit Damen umzugehen! — Wo ſind Sie? — Bilden Sie ſich ein, Sie wären auf Ihren Gütern und hätten eine Leibeigene vor ſich? — Sie ſind in Wien, und in Wien dürfen Sie keine Negerſclavin ſo wie dieſe Dame behandeln.«

»Was haben Sie zu ſprechen,« ſchnaubte Wolzanitzki, »Sie Komödiantenvater?«

»Was einem Theatertyrannen gegenüber nothwendig iſt; ſind Sie doch ſelbſt nichts Anderes als eine Art Couliſſen-Intriguant, der mit Schande und Verſpottung vom Schauplatze abtreten wird, von dem Hohne der Zuſchauer begleitet, und verſchwände er durch den Erdboden wie durch eine Verſenkung.«

»Euer Excellenz,« wendete ſich Schikaneder an den Grafen Kuniewski, »als dieſer impardonnable Herr bei mir wie ein Räuber eindrang, und dieſe Dame, als ſeine Nichte, von mir forderte, geſtattete ich, daß ſie ihm nur gegen die hier Euer Excellenz zur Einſicht dienende Erklärung folgen dürfe.«

Schikaneder übergab dem Grafen Kuniewski die, dem Leſer bekannte Erklärung.

»Deſſenungeachtet,« fuhr Schikaneder fort, »erfrecht ſich der Herr Graf Wolzanitzki auf ſolche gemeine Weiſe vorzugehen. Er wird ſich aber wundern wie die Geſchichte enden ſoll.«

»Mir drohen?« keuchte Wolzanitzki. »Mir?«

»Ja, ja, Ihnen drohe ich mit Fug und Recht. — Ich erſuche Sie, mir keine ſolchen Geſichter zu ſchneiden wie der Golo in der »Genovefa,« oder ich führe einen Coup gegen Sie aus, der Sie in den ſteinernen Gaſt in »Don Juan« verwandeln ſoll.«

»Hierher, Richte! Hierher zu mir!« tobte Wolzanitzki.

»Euer Excellenz ſprachen von der Identität der Gräfin Lodoiska?« fuhr Schikaneder fort. »Ich bitte Hochdieſelben, ſich von dieſer Identität zu überzeugen; ſchlagen Sie den Schleier zurück, »Dame mit dem Todtenkopf.«

Die Dame that es.

Der ſcheußliche Todtenkopf wurde ſichtbar.

»Singen Sie Ihr polniſches Lieblingslied,« bat Schikaneder. »Hier ſteht ein Clavier. Capellmeiſter Süßmeyer wird Sie begleiten.«

Die Dame ſang mit bezaubernder Stimme.

Als ſie geſungen, rief Graf Wolzanitzki triumphirend aus:

»Nun, Excellenz, iſt dies Gräfin Lodoiska, oder iſt ſie es nicht? Habe ich Euer Excellenz getäuſcht?«

»Sie haben Se. Excellenz nicht getäuſcht,« entgegnete Schikaneder, »aber ich habe mir die Freiheit genommen, den Grafen Wolzanitzki zu täuſchen. — Herab mit dem Todtenkopfe!« ſagte Schikaneder zu der Dame.

Die Dame entledigte ſich der Maske.

Die Schauſpielerin Wipfel ſtand vor den Verſammelten.

Graf Wolzanitzki und Graf Stowinski waren wie verſteinert.

»Hölle und Teufel!« rief Wolzanitzki aus, »was iſt dies für ein Gaukelſpiel?«

»Kein Gaukelſpiel,« erwienerte Schikaneder, »eine ganz einfache Geſchichte. Sie ſuchten mit der Brutalität, die nur Ihnen eigen iſt, Ihre Nichte bei mir. Sie nahmen auf meine Vorſtellungen, daß ſie nicht bei mir ſei, keine Raiſon an; — wir hatten gerade Probe von dem, mit Ihrer Zuſtimmung von mir geſchriebenen und nun zur Aufführung kommenden Stücke: »Die Dame mit dem Todtenkopfe.« Fräulein Wipfel hatte ſich ſo eben für die Hauptrolle coſtumirt; da Sie Wüthender mein Haus mit allen möglichen Inſulten bedrohten, ſo nahm ich mir die Freiheit, Ihnen ſtatt der echten die falſche Gräfin Lodoiska vorzuführen: ich war aber vorher ſo vorſichtig, mir die Erklärung zu erbitten, welche jetzt in den Händen Sr. Excellenz ſich befindet.«

»Ich vergreiſe mich an Ihnen!« lärmte Graf Wolzanitzki in höchſter Aufregung. »Sie können mich für die Impertinenz, welche Sie ſich gegen mich erlaubten, durch nichts verſöhnen, als wenn Sie mir augenblicklich den Aufenthalt meiner Nichte angeben.«

»Ich ſah ſie mit keinem Auge.«

»Das iſt nicht wahr! Sie ſind mit ihr gegen mich im Complotte! Sie ſind ein elender, erbärmlicher Menſch!«

»Ein Mann, der ſich ſo lächerlich gemacht hat wie Sie, kann mich nicht beſchimpfen.«

»Herr Graf,« ſagte Stowinski zu Wolzanitzki, »Sie werden jetzt doch wohl einſehen, daß Gräfin Lodoiska für mich verloren iſt und daß Sie nun ganz gewiß die Abfindungsſumme an mich bezahlen müſſen.«

»Den Teufel auch!« herrſchte der alte Graf Stowinski zu. »So lange meine Nichte nicht aufgefunden iſt, gebe ich Ihnen keine Antwort.«

»Zwei Frauen werden Sie nicht heiraten dürfen,« ergriff Fräulein Wipfel das Wort. »Sie ſind mein Bräutigam. Oder mißfalle ich Ihnen vielleicht? — Auch ich habe ſchwarz auf weiß ein bindendes Verſprechen. Soll ich Sie als Cavalier dadurch blamiren, daß mein Director in ſeinem Stücke dieſe Wendung in ſein Luſtſpiel bringe?«

»Fräulein,« antwortete Stowinski, »ich bin in dieſem Augenblicke nicht in der Lage, Ihnen eine Antwort zu geben, welche Sie zu befriedigen vermöchte.«

»Der Teufel hole alle Komödianten!« tobte der alte Graf. »Wir ſind in die Hände von Leuten gerathen, welche mit den heiligſten Gefühlen Scherz treiben. — Welche frechen Theaterkniffe, in die man uns verwickelt! — Ich durchſchaue Alles! — Um mich von den ferneren Verfolgungen meiner Nichte abzuziehen, brachte man mich in dieſe Conflicte. — Euer Excellenz, beherzigen Sie dies; fällen Sie kein vorſchnelles Urtheil über mich.«

»Mein Urtheil über Sie iſt längſt gefällt,« verſetzte Graf Kuniewski. »Sie vermögen ſich auf keine Weiſe mehr zu retten. Ihre Nichte, welche Sie hätte retten können, wenn ſie einen Gatten, etwa den Grafen Stowinski gewählt, haben Sie ſchmählich betrogen, indem Sie das

Teſtament ihres Vaters unterſchlugen und ſie als arme Waiſe bezeichneten.«

Wolzanitzki ſtand wie vernichtet da, dennoch wollte er ſprechen.

Kuniewski ließ ſich nicht unterbrechen.

»Mit dieſer ſchlechten Handlung waren Ihre eigennützigen Plane noch nicht befriedigt, Sie häuften Verbrechen auf Verbrechen gegen die Tochter Ihres einzigen Bruders; Sie brachten ſie in eine Lage, in welcher es ihr faſt unmöglich war, einen andern Mann zu wählen, als einen, welcher, wenn Ihr Betrug mit dem Teſtamente entdeckt worden wäre, mit Ihnen einverſtanden, keine Vormundſchaftsrechnungen verlangen würde. — »Die Geſchichte mit dem Todtenkopfe« ſetzt aber Ihren Greueln die Krone auf. — Ich könnte Sie kraft meiner Würde und meines Berufes verhaften laſſen. Ich füge Ihnen aber dieſe Schmach nicht zu, befehle Ihnen aber weder Wien noch dieſe Ihre Wohnung zu verlaſſen, bis ich Ihnen mitgetheilt was zu geſchehen hat. Da Sie einſtweilen mein Gefangener ſind, ſo erſuche ich die Geſellſchaft, Sie zu verlaſſen und mich in meine Wohnung zu begleiten.«

Graf und Gräfin Kuniewski verließen die Zimmer Wolzanitzki's; ihnen folgten die Uebrigen.

Dreizehntes Capitel.

Die Criminalunterſuchung gegen Ladislaus und Conſorten nahm einen raſchen Verlauf. Es waren ſchon früher ſolche umfaſſende Erhebungen gepflogen worden, die Mitglieder der Bande des verwegenen Räuberchefs machten ſo erſchöpfende Geſtändniſſe, daß der Verurtheilung der Hauptperſon wenig mehr im Wege ſtand. Es fehlten nur noch die Vernehmungen Lodoiska's und Theophila's. Dieſe beiden Damen waren jedoch nicht zu ermitteln.

Von der Erſteren konnte man ſonſt nichts erfahren, als daß ſie nach ihrer Verehelichung mit Luigi, welche in Hitzing ſtattfand, abgereiſt ſei, und von Theophila theilte der Gemal derſelben mit, daß er ſie zu Gericht zu ſtellen ſich bemühen werde, wenn ihr vollkommene Strafloſigkeit zugeſichert werden könnte.

Das Gericht ließ ſich hierzu nicht herbei, im Gegentheile es beſtand darauf, Theophila zu veranlaſſen, daß ſie unbedingt der Vorladung folge, bei ſonſtiger ſchwerer Verantwortung, welche der Gemal ſelbſt zu erleiden hätte.

Ebenſo half kein Vorwort, um Koppi der Ahndung der Geſetze zu entziehen.

Endlich bewog das Criminaltribunal den unglücklichen Gatten, ſich zu verpflichten, Theophila und Koppi binnen vier Wochen zu einer Reiſe nach Wien zu beſtimmen und der Gerechtigkeit ihr Amt handeln zu laſſen.

Für den »Mann ohne Arme«, welcher nicht verhaftet wurde, verwendete ſich das Gericht, daß er in eine Verſorgungsanſtalt wenigſtens für ſo lange gebracht, bis Lodoiska ſich ſeiner annehmen werde, auf welche er noch immer mit aller Zuverſicht zählte.

Aber die Criminaluntersuchung untergrub das Glück von Theophila's Gemal auf furchtbare Weiſe.

Wohl erſtarkte er phyſiſch, jedes körperliche Leiden wich von ihm, aber die moraliſchen Leiden, die ihn betrafen, nagten an ſeinem Herzen.

Es wurde nur zu bald notoriſch, in welchem ſträflichen Verhältniß ſeine Gattin mit jenem ruchloſen Banditen lebte.

Vergebens ſuchte Uſedy das Weib ſeines Herzens zu entſchuldigen. Er mochte aber die Verführungskünſte des Roués noch ſo ſehr zur Geltung bringen, immer mehr überzeugte er ſich, daß Theophila doch nur eine gemeine Sünderin geweſen, und daß eine Frau von moraliſchen Grundſätzen nimmermehr in ſo abſcheuliche Schlingen, am wenigſten, ſelbſt wenn ſie wirklich Witwe geworden, auf ſo arge Weiſe und in ſo kurzer Zeit hätte gerathen können; endlich machte ihn der Gedanke beinahe wahnſinnig, daß Theophila den ſchändlichen Character Ladislaus längſt durchſchaut und dennoch nicht von ihm gelaſſen, ja ſogar noch die Hand zu ſeinen abſcheulichen Handlungen geboten. Und aus welchen Gründen? — Aus keinen anderen, als weil der Verführer den erbärmlichen Vorzug vor dem Gatten beſaß, daß er der gemeinen Liebe beſſer zu fröhnen verſtand als der unglückliche Gemal, der einem Weibe eine höhere Stelle anwies, als ſein ſchmachvoller Nebenbuhler.

In einer ungeheuern Aufregung ſchrieb er ſeiner Gemalin einen Brief, der ihr Herz auf das Fürchterlichſte zerfleiſchte. Er machte ihr Vorwürfe, über welche ſie außer ſich gerieth — dazu geſellten ſich ihre heftigen Gewiſſensbiſſe. Um mit wenig Worten den Ausgang dieſes Dramas zu ſchildern, muß hier berührt werden, daß Theophila nicht nach Wien reiſte, ſondern Koppi allein ſendete, welcher einen Brief überbrachte, worin mit wenig Worten angedeutet wurde, daß das unglückliche Weib, um der unaufhörlichen Herzensqual und den Ahndungen der Juſtiz zu entrinnen, ihrem Leben ein Ende mache, und in dem Teiche zu Boſed, ſo hieß der Zufluchtsort, nach welchem Theophila und Koppi ſich geflüchtet, Erlöſung von ihren Bedrängniſſen finden wolle.

So war es auch.

Es kam bald noch ein Schreiben von Theophila, in welchem ſie ihren Gatten reumüthig um Nachſicht anflehte und bei der Barmherzigkeit des Himmels beſchwor, ihr zu verzeihen. Auch meldete ein Comitatsſchreiben dem Criminalgerichte in Wien, daß Theophila's Leiche im Boſeder Teiche aufgefunden, daß ſie alſo die Aufforderung ihres Gatten (den betreffenden Brief ſendete ſie vor Ausführung ihres Entſchluſſes dem Vicegeſpan), ſich dem Gerichte zu ſtellen, durch Selbſtmord vereitelt hätte.

Uſedy gerieth hierüber in Verzweiflung.

Er reiſte augenblicklich von Wien ab, und nie mehr hat man von ihm Nachricht erhalten.

Ladislaus wurde zu einer lebenslänglichen Kerkerſtrafe nach Munkats, ſeine Mutter, welche in Wien aufgegriffen wurde, zu zehn Jahren auf den Spielberg, Koppi, in Erwägung ſo vieler mildernder Umſtände und in Betracht, daß er ſich um die Rettung Uſedy's wirklich verdient gemacht, als ehemaliger Genoſſe eines Räubers, zu einem Jahre Kerker verurtheilt.

* * *

Nach vierzehn Tagen, welche auf die letzten Scenen im »wilden Manne« folgten, und welche fruchtlos mit Nachforſchungen, um Lodoiska aufzufinden, hinfloſſen, die Wolzanitzki ſchier zu Verzweiflung brachten, da er immer in ſeinem Hausarreſte zu verbleiben gezwungen war, die dem Grafen und der Gräfin Kuniewski eine Ewigkeit erſchienen, nach vierzehn Tagen, in welchen dieſe Scene, beſonders aber in dem Stadttheile, worin der »wilde Mann« liegt, zu den abſurdeſten Gerüchten Anlaß gaben, wurde plötzlich vernehmbar, »die Dame mit dem Todtenkopfe« ſei im Hôtel »zum Schwan« abgeſtiegen; ſie ſei verheiratet, die Mutter des Gatten der Gräfin Lodoiska ſei mit nach Wien gekommen und mit ihr eine Menge Dienerſchaft; auch umgebe ſie noch mehr Pracht, als in der Zeit, in der ſie im »wilden Mann« einlogirte. — Sie ſei übrigens ganz ſo gekleidet wie früher, ebenſo dicht verſchleiert wie früher, und der Juwelier im »Schwan«, der ſie geſehen, habe ſie geſprochen. Der Juwelier erzählte auch, er habe der Gräfin die Hand geküßt, er habe ſogar ihren Schleier berührt und bemerkt, daß durch dieſen, der häßliche Modergeruch ſich noch immer ſo verbreite wie früher.

Die Wirthin im »wilden Manne« erfuhr natürlich dieſe Nachricht zu allererſt.

Die Wirthin, welche mehr Stadttrompete war als der Thürmer von Sanct-Stephan, eilte mit dieſer Kunde zu dem Grafen und der Gräfin Kuniewski.

Dieſe beſchäftigten ſich ſo eben mit einem Briefe, den ſie erhielten, und in welchem Lodoiska ſelbſt das hochgeachtete Ehepaar von ihrer Ankunft unterrichtete und auf die ſubmiſſeſte Weiſe um Vergebung bat, daß ſie mit ihrem Gemale nicht früher in Wien eingetroffen.

Lodoiska ſchrieb:

»Euer Excellenz!

»Ihrem hohen Befehle gemäß habe ich mich nach der Trauung mit meinem Gemale nach Trieſt begeben, und dort die Ankunft ſeiner theuren Mutter abgewartet.

»Sie war ſchon früher von unſerer Reiſe unterrichtet, und kam uns mit mütterlicher Zärtlichkeit entgegen.

»Ew. Excellenz haben mir und meinem Gatten ausdrücklich unterſagt, daß wir im »wilden Manne« abſteigen.

»Wir haben es auch nicht gewagt und harren daher der ferneren Befehle, welche Ew. Excellenz uns zugehen laſſen werden.

»Da wir keine Worte finden, Ew. Excellenz und Ihrer Excellenz der Frau Gräfin ſo zu danken, wie wir es im tiefſten Herzen fühlen, erlauben wir uns beizufügen, daß die Mutter meines Gemals, die Frau Marcheſe von Belvagno, den Augenblick nicht erwarten kann, Hochdenſelben zu ſagen, daß ſie in Ew. Excellenz und Hochdero Frau Gemalin die Gründer des Glückes ihrer Kinder verehre und dies nur mit Thränen des Dankes verkünden könne.

»Im Namen meines Gatten und ſeiner Mutter

»Ew. Excellenz

»ewig dankbare
»Lodoiska Gräfin Wolzanitzka,
»verehelichte Marcheſe von Belvagno.

»Wien, am 27. October 1799.«

Nach Durchleſung dieſes Briefes verfügte ſich Graf Kuniewski zu ſeinem Gefangenen.

„Leſen Sie dieſes Schreiben,“ redete er Wolzanitzki an.

Wolzanitzki las es.

Er entfärbte ſich.

„Ihre Vormundſchaft iſt zu Ende,“ bemerkte Kuniewski. Lodoiska iſt nun Marcheſe Veldagno. — Wären wir nicht in Wien, ſo hätte Ihrer Härte, Ihrem Starrſinne und Ihrer Rachgier früher ein Ziel geſetzt werden können. In Warſchau würde eine Verhaftung Ihrer Perſon genügt haben, Ihren Einfluß auf das Schickſal der Gräfin Lodoiska zu vernichten. Wir ſind, wie bemerkt, in Wien, in einer fremden Stadt. Die hieſigen Gerichte würden Anſtand nehmen, in einen Proceß gegen Sie einzugehen. Auch würde Ihre Verwandtſchaft mit einer in Wien hochgeſtellten diplomatiſchen Perſon, die noch dazu Ihren Namen trägt, die Behörden veranlaſſen, Sie mit der größten Schonung zu behandeln. Es mußte daher ein anderer Weg eingeſchlagen werden, um Gräfin Lodoiska ſchnell ans Ziel zu führen; ich mußte geſchehen laſſen, daß Liſt gegen Bosheit operire. — Für Sie iſt dieſer Ausgang der beſſere; auch ich ſchone den Namen, den Sie führen, ſchone ihn aber nicht einen Augenblick länger, wenn Sie nicht gut machen, was Sie verbrochen haben.“

„Die Heirat iſt ungiltig,“ ſchnaubte Wolzanitzki voll Wuth. „Da Euer Excellenz ſchon des Teſtamentes meines Bruders erwähnen, über welches ſich ſo Manches ſagen läßt, und das ich nicht unterſchlagen habe, wie Dieſelben ſich auszudrücken belieben —“

»Ich erſuche Sie, Ihre Unverſchämtheit in dieſer Sache nicht fortzuſetzen, oder ich bringe Beweiſe zum Vorſchein, welche Sie vernichten.«

»Ereifern ſich Eure Excellenz nicht; darüber können nur die Behörden in Warſchau, als die allein competenten, entſcheiden.«

»Und der Geſandte in Wien, deſſen Autorität Sie wohl anerkennen werden. Ich wiederhole noch einmal, daß ich Sie, Ihrer Familie wegen, ſchonen will, wenn Sie ſich willig fügen.«

»Ich habe nichts gut zu machen, mich in nichts zu fügen,« fuhr Wolzanitzki in gereiztem Tone fort. »Die Heirat meiner Nichte iſt ungiltig, wiederhole ich, und wie das Teſtament, deſſen Euer Excellenz erwähnen, immer lauten möge, ſo habe ich ein Teſtament in meinen Händen, das ausdrücklich beſagt, Lodoiska dürfe nie ohne meine Einwilligung heiraten, ſonſt fällt ihr Vermögen — wenn ſie noch eines beſitzt — meiner Tochter zu. — Ihr Vater hat Lodoiska nur zu gut gekannt; er wußte welch ein Eigenſinn in ihrem ſtolzen Köpfchen ſpukte; er kannte ihre Coketterie und ihren Hang zum Abenteuerlichen, deshalb räumte er mir ſogar ein —«

»Das ſchöne Antlitz der Comteſſe in einen Todtenkopf zu verwandeln? — Dieſe Niederträchtigkeit, Herr Graf, wird Sie wahrſcheinlich veranlaſſen, den langen Arm des Warſchauer Criminalgerichtes nicht bis nach Wien greifen zu laſſen, um Alles das zu bewilligen, was ich vorſchreibe.«

»Lodoiska wird über ihren »Todtenkopf« am beſten Auskunft geben können.«

»Sie zählen wahrſcheinlich auf den Eid, den Sie ihr abgenommen, und bauen nebenbei auf Lodoiska's hohe Religioſität und Gottesfurcht, mit welcher ſie nie einen Eid verletzen wird, und wenn er auch ein erzwungener geweſen wäre?«

»Ich wiederhole, Lodoiska wird am beſten Auskunft geben können.«

»Und jene Männer wahrſcheinlich auch,« erwiederte Kuniewski, und faßte Wolzanitzki ſcharf ins Auge, »welche die edlen Geſichtszüge der Comteſſe verderben mußten. — Wähnen Sie, dieſe beiden Männer werden auch den von Ihnen erpreßten Eid nicht brechen, beſonders wenn ein [illegible] geſehener Geiſtlicher ſie desſelben entbindet?«

»Euer Excellenz ſind grauſam gegen mich.«

»Ich bin nicht grauſam. Sie ſind es! Sie waren entſetzlich grauſam gegen Ihre Nichte und ſind fürchterlich und grauſam gegen ſich ſelbſt.«

»Euer Excellenz,« entgegnete Wolzanitzki, »ich laſſe es auf's Aeußerſte ankommen. Ich kann mein Leben aufgeben, aber nicht —«

»Ihre tollen Plane! — Nur Geduld! Das unterſchlagene Vermögen werden Sie herausgeben, dann aber auch Ehre und Freiheit auf ewig verlieren müſſen. Die beiden Handlanger Ihrer Schändlichkeit ſind in Wien. — Ich habe ſie hieher bringen laſſen; — wollen Sie mir noch entgegentreten?«

»Ich laſſe es auf's Aeußerſte ankommen, Euer Excellenz, ich fürchte nichts und habe nichts zu fürchten.«

»Sie ſind wahnſinnig! — Wir wollen ſehen, ob es kein Mittel gibt, Ihr Gewiſſen zu wecken. Sie werden ſich jetzt unverzüglich mit mir zur Marcheſe Beldagno begeben.«

»Zu meiner Nichte? Zu Lodoiska Comteſſe Wolzanitzka, denn ihre Vermählung erkenne ich nicht als giltig an.«

Graf Kuniewski verließ die Wohnung des unheilvollen Mannes.

Dieſer folgte ihm.

* * *

Im Gaſthofe »zum Schwan« in den Appartements der Marcheſe Veldagno fand ſich eine große Verſammlung ein.

Die junge Marcheſe empfing zahlreiche Beſuche.

Der ehrwürdige Pfarrer von Mariahilf war zugegen und hatte den Hanns Ohnearm mitgebracht; — die wackern Bürger, welche den Gaſthof »zum wilden Mann« beſuchten, und der unglücklichen Gräfin mit aller Liebe ergeben waren, erſchienen; Wirth und Wirthin vom »wilden Mann« fehlten nicht; Schikaneder, Süßmeyer, Perinet, ſelbſt die Schauſpielerin Wipſel fanden ſich ein; alle waren gekommen, der Gräfin Lodoiska und ihrem Gemal ihre Glückswünſche darzubringen.

Lodoiska und Luigi fühlten ſich überglücklich, dennoch aber pochte das Herz der jungen Gattin gewaltig; ſie wünſchte ein glückliches Ende ihrer Leidensgeſchichte und vor Allem, daß der Bruder ihres Vaters ſtraflos aus dem Kampfe mit ſeinem Gewiſſen hervorgehen möchte, daß er nicht der Gerechtigkeit in die Hände falle; um dieſe große Gnade bat ſie in allen ihren Briefen den Grafen und die Gräfin Kuniewski.

Noch kam ein Beſuch.

Derſelbe Polizeicommiſſär, welcher im »wilden Mann« in jener Nacht und an dem darauffolgenden Tage, an welchem durch Ladislaus und Conſorten der frevelhafte Einbruch geſchah, die Ueberwachung des Hauſes übernommen, trat ein und überbrachte, was von dem Raube noch gerettet wurde, die Brillanten und Perlen und eine Maſſe Goldſtücke, welche in der oft genannten Caſſette ſich befanden, und bei der Verhaftung des Banditen Ladislaus in Trieſt ermittelt wurden.

Es fehlte freilich Manches. Der Verluſt, welchen Gräfin Lodoiska erlitt, war immer ein namhafter, aber das Werthvollſte ward doch gerettet, und ſomit der Nachtheil, der die Comteſſe traf, zu verſchmerzen.

Lodoiska dankte dem Commiſſär für ſeine Obſorge herzlich. Sie ſuchte ihn jedoch bald zu entfernen, weil ſie keine Gerichtsperſon in dem Augenblick bei ſich ſehen wollte, in welchem ſie ihren ſtrafbaren Onkel erwartete.

Luigi begriff die Angſt ſeiner Gattin nur zu ſehr, und führte den Commiſſär ſchnell in ein Seitenzimmer, aus welchem ſich der Commiſſär bald entfernte.

Nun traten Graf und Gräfin Kuniewski mit dem böſen und immer noch verſtockten Verbrecher, dem Vormunde, ein.

Nach den erſten Begrüßungen nahm Kuniewski das Wort.

»Frau Marcheſe Beldagño,« ſagte er, »empfangen Sie vor Allem meine Glückwünſche zu Ihrer Vermälung, und auch Sie, Herr Marcheſe! — Sie haben Beide lange gerungen und gekämpft, bis Sie an Ihr erſehntes Ziel gekommen, doch werden Sie jetzt deſto glücklicher ſein, da ich beinahe überzeugt zu ſein glaube, daß auch Ihr Herr Onkel —«

»Nichts von mir! Nichts von mir!« tobte Wolzanitzki. »Ich bin Euer Excellenz gefolgt zu dieſer ehre- und pflichtvergeſſenen Perſon, aber ich habe ausdrücklich geſagt, daß ich gegen dieſe Ehe proteſtire, trotz eines Teſtamentes, das —«

»Wenn Sie ſich nicht ſelbſt ſchonen,« verſetzte Kuniewski, »ſo ſchonen Sie die Geſellſchaft, die Sie hier finden.«

»Wir wollen uns entfernen,« bemerkte Schikaneder.

»An dieſer Geſellſchaft liegt mir nichts!« wüthete Wolzanitzki. »In dieſer Geſellſchaft iſt keine einzige Perſon, welche nicht zu meinen Feinden gehörte.«

»Ich bin keines Menſchen Feind,« erwiederte der Pfarrer.

»Mein Feind ſind Sie auf jeden Fall,« entgegnete Wolzanitzki, »denn auch Sie haben es mit meiner Nichte gehalten, bei Ihnen erhielt ſie geiſtlichen Troſt und Beruhigung, Sie flößten ihr Zuverſicht ein, ich habe Alles erfahren.«

»Ich bin für die Gerechten,« verſetzte der Pfarrer, »erbarme mich der Leidenden und nehme die Verfolgten in meinen Schutz.«

»Jetzt ſoll die Verfolgung erſt recht angehen!« tobte Wolzanitzki.

»Gegen wen? — Gegen meine Gemalin?« verſetzte Luigi.

»Einem Muſikanten werde ich nicht Rede ſtehen!«

»Aber mir!« betonte Kuniewski mit einem heftigen Tone.

»Gnade! Verſöhnung! theurer Onkel!« flehte Lodoisca und warf ſich ihm zu Füßen.

»Vormund!« ſagte ſie, »bisher habe ich geduldet und ertragen, was Sie immer in Ihrer Härte über mich verfügten, — doch enden Sie einmal die Grauſamkeiten, mit welchen Sie mich behandeln. Ich habe die ſchwere Bedingung erfüllt, die Sie über mich verfügten; ich habe trotz des Fluches, der meine Jugend begleitet, einen Mann gefunden, der mich meiner ſelbſt, ungeachtet meiner verrufenen Häßlichkeit zur Gemalin nahm; einen Mann, der Ihnen ebenbürtig und reich iſt — meine Mündigkeit habe ich erreicht, Herr Onkel und Vormund, verſagen Sie mir nicht Ihren Segen.«

»Meinen Fluch ſollſt Du haben, und elend ſollſt Du werden und bleiben, bis an das Ende deiner Tage!«

»Onkel! Um Gottes willen! fluchen Sie mir nicht!«

»Ja, ich fluche Dir, und werde Dir noch auf meinem Sterbebette fluchen! — Du haſt meine liebſten Plane zerſtört, haſt, indem Du mir zuwider handelteſt, deinen Vater im Grabe beleidigt und beſchimpft, der Vater, der deine Wohlfahrt in meine Hände legte, und die Wahl deines Gatten mir übertrug.«

»So enterben Sie mich! Mein Gatte und ich entſagen dem Mammon, der nur Ihr Glück ausmacht, nehmen Sie Ihren Fluch zurück!«

»Gehen Sie nicht zu weit, Graf Wolzanitzki!« fuhr Kuniewski auf.

»Knie nicht vor dieſem Manne!« rief Luigi und hob ſeine Gattin zu ſich empor.

»Zum letzten Male!« ſagte Kuniewski, »wollen Sie gut machen, Wolzanitzki, was Sie verbrochen?«

»Ich habe nichts gut zu machen!«

»Nun denn!« erwiederte Kuniewski, »da Sie auf ein Teſtament pochen, das Sie ſelbſt fabricirten, ſo ſoll der Notar eintreten, den Sie beſtachen, daß er das echte vernichte und der nun von Gewiſſensbiſſen gefoltert, ſich an mich wendete, dieſes himmelſchreiende Vergehen zu ſühnen; ſo ſollen die Leibeigenen hereinkommen, die Sie dingten, das Antlitz dieſer beklagenswerthen Dame in ein Todtenantlitz zu verwandeln, ſo ſoll Lodoiska's Kammerfrau Ihnen gegenübertreten, und hier laut und öffentlich die ſchändlichen Inſtructionen wiederholen, die Sie ihr mitgaben, als Lodoiska ihre Reiſe antrat, und die ſo weit gingen, ſelbſt wenn ein Mann, der ſich ihr zu nähern und ſie ihres Herzens, ihres Geiſtes wegen zu wählen vermöchte, Lodoiska zu verunglimpfen und ihren Ruf zu verdächtigen!«

Kuniewski eilte auf das Vorzimmer zu, riß die Thür auf und herein traten der Notar, zwei leibeigene Diener des Grafen und die Kammerfrau.

»Soll ich Sie in Ihrer größten Nichtswürdigkeit darſtellen, und die Ausſagen dieſer Perſonen Ihnen ins Geſicht ſchleudern laſſen?«

»Stehen Sie noch an, Ihren Fluch zurückzunehmen?« fragte Luigi.

Wolzanitzki warf wilde Blicke auf die vier Leute, welche gegen ihn auftraten.

»Die abgenommenen Eide ſind es, auf welche Sie ſich ſtützen,« fuhr Kuniewski fort, »der ehrwürdige Pfarrer, der ſich hier befindet, vermag jeden gewaltſam abgenommenen Eid zu löſen und als nicht bindend zu bezeichnen; aber Sie, verblendeter Mann, könnten wähnen, weil dieſer ehrwürdige Prieſter ein Pfarrer aus Wien, ſo vermöchten ſeine Worte auf Perſonen aus Warſchau nicht zu wirken; hier aber iſt der biſchöfliche Erlaß aus Warſchau; leſen Sie das Schreiben Sr. Excellenz des Biſchofs Grafen Mantinski aus unſerer Stadt.«

»Den Fluch nehme ich nicht zurück, und wenn ich darüber ſterben ſollte. — Wenn Lodoiska mein Fluch verfolgt auf allen Wegen, ſo ſoll mich dies erquicken, ſo wie es mich erquickt und erhebt, daß Ihre Schönheit zerſtört wurde.«

»Pan,« ſagte der eine der Leibeigenen, »wir haben der Comteſſe Schönheit nicht zerſtört.«

»Pan,« ſetzte der andere hinzu, »uns hat erbarmt das junge Blut, die ſchöne Gräfin.«

»Pan, wir haben Sr. Excellenz dem Grafen Kuniewski angezeigt den entſetzlichen Befehl, und Excellenz hat nicht geduldet die Grauſamkeit und hat anfertigen laſſen Maske.«

»Höll' und Teufel!« tobte der Graf.

Luigi hob ſeiner Gemalin den Schleier vom Haupte, ſie ſtand vor der Verſammlung ſchön wie ein Engel da.

Luigi ſchloß ſie in ſeine Arme.

Wolzanitzki ſtürzte außer ſich fort.

Nachtrag.

Schikaneder verſuchte es, ſein Stück, das denſelben Titel führte wie unſer Roman, zur Aufführung zu bringen.

Der damals in Wien als Cenſor angeſtellte Regierungsrath von Hägelin war dagegen.

Schikaneder's „Gelegenheitsſtück“ durfte nicht zur Aufführung kommen.

Hägelin hielt es nicht für ſchicklich, eine Geſchichte auf der Bühne zur Darſtellung gelangen zu laſſen, in welcher zwei polniſche Adelige nicht die ſchönſten Rollen ſpielten.

In der Bibliothek des Theaters an der Wien dürfte ſich dieſes Opus noch vorfinden. — Unter Palffy's Direction wollte es der Regiſſeur Küſtner zu ſeinem Benefice in die Scene ſetzen, aber es hatte das frühere Schickſal; es wurde verboten.

Schikaneder war von der Geſchichte Lodoiska's ſehr gut unterrichtet; die Gräfin ſelbſt erzählte ihm ihre Schickſale ausführlich.

Aus ihren Mittheilungen ging hervor, daß Luigi nur zu gut unterrichtet war, daß der Todtenkopf eine Maske geweſen, ſo wie Schikaneder ganz genau erfuhr, daß das Verhältniß der räthſelhaften Gräfin mit ihrem Geſangmeiſter kein ſo edles geweſen, als der Roman darſtellt.

Das geheime Verſtändniß führte zu nichts Gutem.

Gräfin Lodoiska genas eines Knaben, und dies war es, welches ihren Vormund ſo hart und rachgierig gegen ſie machte.

Er verbannte ſie. Er gab in ſeiner Entrüſtung ſeinen vertrauteſten Dienern den Befehl, Mutter und Kind durch Gift aus der Welt zu ſchaffen. Die für den Mord gedungenen Leute ſträubten ſich gegen die Vollziehung dieſes Auftrages.

»Nun denn,« herrſchte ihnen der Graf zu, »nehmt ihr das Kind und bringt es mir; der Mutter aber raubt die Schönheit, entſtellt ſie, macht ſie unkenntlich; kein Mann ſoll ihr mehr nahen können, in ein Scheuſal ſoll ſie verwandelt werden!«

Die Vertrauten des Grafen gelobten nach ſeinem Befehle zu handeln, das Kind raubten ſie aber der Mutter nicht; ſie gaben vor, es ſei geſtorben, und producirten einen falſchen Todtenſchein, der dies beſtätigte.

Nach einem Jahre ungefähr wurde der Graf milder, ihn reute ſein grauſames Verfahren.

Er begab ſich auf ſein abgelegenes Stammſchloß, wohin er Lodoiska hatte bringen laſſen.

Er wollte ſein Unrecht einigermaßen gut machen. Er ließ ſeine Nichte kommen.

Sie erſchien vor ihm; eine abſcheuliche Todtenfratze grinſte ihn an.

Die Comteſſe hatte ſich aus Paris nicht eine, ſondern mehre ſolcher Larven kommen laſſen, im Falle irgend ein Ungefähr ihr das Wachsgeſicht zerſtören ſollte, damit ſie dann nicht in Verlegenheit gerathen könnte.

Der entſetzliche Geruch, den ſie verbreitete, wenn ſie unter ihrem Schleier ein Büchschen öffnete, war's vielleicht, der mehr Ekel erregte, als der Anblick des Todtenkopfes. Dieſer gräßliche Geſtank ſoll auch den alten Grafen jedes Mal, wenn Lodoiska den Aasgeruch ausſtrömen ließ, einer Ohnmacht nahe gebracht haben.

Der Graf erklärte ſeiner Nichte, daß er ſich mit ihr verſöhnen wolle. Sie könne ſeine Erbin werden, bemerkte er, aber nur müſſe ſie, ſo lange er lebe, in tiefſter Zurückgezogenheit und Verborgenheit bleiben.

»Dies wirſt Du gerne eingehen,« meinte der Graf, »da Du Dich deiner Abſcheulichkeit wegen, ohnehin nicht zu zeigen vermagſt.«

Lodoiska antwortete dem Grafen:

»Trotz meiner ſchrecklichen Entſtellung werde ich doch einen Gatten finden; laſſen Sie mich in die Welt treten, Onkel, und Sie werden ſich überzeugen, daß mich irgend ein braver Mann, meiner ſelbſt wegen, zum Altare führen wird.«

»Meines Geldes wegen?« replicirte der Graf.

»Nein, meines Herzens wegen. Machen Sie bekannt, daß ich arm ſei, ja behalten Sie ſogar das Erbe meines Vaters als ein Pfand zurück, ſtreichen Sie mich aus Ihrem Teſtamente, wenn ich nicht bis zu meinem vierundzwanzigſten Geburtstage einen Gemal beſitzen ſollte.«

»Mit Ausnahme deines Verführers, dieſen Bürgerlichen, den ich ſchon noch auffinden und ſtrafen will, nehme ich deinen Vorſchlag an.«

»Ein Bürgerlicher wird nicht mein Gatte werden,« gelobte Lodoiſka. »Würde ich einem Bürgerlichen meine Hand reichen, dann verhängen Sie über mich, was Ihrer Grauſamkeit beliebt.«

»Eine Frau, die ich erwählen werde,« bemerkte der Graf, »ſoll Dich begleiten und Dich genau überwachen, doch bedinge ich mir Eins:

»Graf Stowinſki, den ich Dir zum Gemale beſtimmte, und den Du, deines Buhlen wegen, auf ſchmachvolle Art zurückwieſeſt, dieſen Grafen Stowinſki wirſt Du heiraten, wenn Du in deinem vierundzwanzigſten Jahre keinen Gemal beſitzeſt.«

»Dieſer Graf wird mich verabſcheuen, ſchon darum, weil ich die Frau eines Andeern geworden, ohne Prieſterſegen, und dann — wenn er mein Antlitz ſieht und einen Todtenkopf erblickt, — wird er entſetzt vor mir zurückweichen.«

»Du irrſt, Stowinſki wird Dich ſelbſt dann noch zur Gemalin nehmen, wenn Du ganz zum Gerippe und Mutter von vielen Kindern, auch ohne einen Mann zu beſitzen, geworden wärſt.«

So lauten die Ueberlieferungen, die von der Dame mit dem Todtenkopfe bekannt wurden, und welche Schikaneder bei ſeinem Stücke benützte.

Das Uebrige ergänzt der Roman.

Viele unſerer Leſer wollen erfahren, welchem Schickſale — der entſetzliche Vormund, Graf Wolzanitzki, verfallen.

Er entging ſeiner Strafe nicht. Sein abſcheulicher
nuß brachte ihn in die Hände der Gerichte. Er ſtarb
rker.

Hanns Wirbel erhielt eine Verſorgung durch Lo-
.

Ladislaus kam auf Lebenszeit ins Gefängniß.

Damit iſt Alles geſagt, was noch zu ſagen war

Ende.

yeriſche
tsbibliothe
München

Druck und Papier von Leop. Sommer in Wien.

Die

Enkelin des Freimanns.

Roman
aus dem Jahre 1772 in Wien.

Von

Adolf Bäuerle,

Verfaſſer des „Komiſchen Theaters“ in 6 Bänden und der
„Thereſe Krones.“

Erſter Theil.

Peſt, Wien und Leipzig, 1855.
Hartleben's Verlags-Expedition.

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

[illegible]
Bibliothek

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

I.

„Es iſt ſehr traurig,“ ſagte der Scharfrichter Hartmann zu dem Sohne des Criminalgerichtsrathes Schweighofer, „daß ich wie ein Dieb in der Nacht zu Ihnen kommen muß, um mit Ihnen zu reden, indeß ich am hellen Tage mit Sr. Majeſtät dem Kaiſer in öffentlicher Audienz ſprechen durfte, und der Kaiſer mich huldreich vor mehr denn hundert Perſonen anhörte, über zahlloſe Dinge befragte und vor einer halben Stunde mich nicht entließ.“

„Glauben Sie,“ erwiederte der junge Schweighofer, „daß ich ein Vorurtheil gegen Ihren Stand im Herzen berge? o nein, Meiſter Hartmann, ſo befangen bin ich nicht, aber es iſt mein Vater, der mich hindert, mit Ihnen zu verkehren. Ihr Haus hat er umſtellen laſſen, um zu erſpähen, ob ich nicht zu Ihrer Enkelin ſchleiche, da er nie zugeben wird, daß ich Agnes heirate, und wenn mir das Herz darüber brechen ſollte.“

„So meiden Sie denn mein Kind.“

„Das iſt leicht geſagt.“

„Sie hat ohnehin zu Ihnen keine Zuneigung.“

„Daran ſind Sie Schuld, weil Sie mich ihr als einen Modegecken ſchilderten, als einen charakterloſen Menſchen, der nur von dem erſten beſten Eindrucke abhänge, als einen der nur unbeſonnen handle, mit Mädchen nur Spaß treibe, heute liebe, was er morgen verabſcheue, und es nie ehrlich mit der Enkelin eines Mannes meinen könne, deſſen Gewerbe ein — verachtetes iſt.«

»Ja, das hab ich geſagt, weil es die Wahrheit iſt.«

»Es iſt nicht die Wahrheit! Ich liebe Ihre Agnes wie noch kein Menſch ein weibliches Weſen geliebt hat, aber Sie ſind gegen mich, und Agnes ſelbſt liebt einen Andern, der, wie ich höre, ein Schwindler iſt, und der ganz gewiß nur ſchlechte Abſichten hegt. Wer iſt dieſer Menſch?«

»Eigentlich nichts. Er lebt von ſeinem Gelde. Ich kenne ihn nur aus ſeinen Briefen, geſehen habe ich ihn noch nicht. Er will ein Bräuhaus kaufen oder pachten und ein Braumeiſter werden. Seit einem halben Jahre läßt er leider nichts von ſich hören. Agnes iſt darüber beinahe krank geworden.«

»Er hat ſie verlaſſen, verrathen, vergeſſen.«

»Sie will mir das nicht glauben. Er hat ihr 2000 Stück Ducaten zur Aufbewahrung gegeben, ſo viel Geld läßt man nicht in den Händen ſeiner Braut, wenn man ſie nicht zu heiraten gedenkt.«

»Seiner Braut?«

»Ja ja, ſeiner Braut! Was wollte ich machen, ich gab endlich nach. Auf ſeinen letzten Brief aus Preßburg, in welchem er mir einen förmlichen Vermögensausweis einſendete, auf welchem ſich zwei Kaufleute in jener Stadt für die Wahrheit ſeiner Angaben verbürgten, gab ich nach. Meiner Agnes Thränen und Klagen vermochte ich keine Härte mehr entgegen zu ſetzen, und ſo wurde dann das Bündniß geſchloſſen. — Als ich endlich »Ja« geſagt, hat ein Stein von meinem Herzen. Ich warf mich in der Kirche »Maria-Stiegen« demüthig vor dem Altare nieder. »Allmächtiger, betete ich, ich danke Dir, daß Du es gefügt, daß die Enkelin eines Freimanns nicht wieder einen Freimann heiraten dürfe, und daß endlich der Fluch der Unehrlichkeit, der auf unſerm Stande laſtet, nicht fortgeerbt werde.«

»Der Pöbel nennt Ihren Stand unehrlich.«

»Leider gehört, was dieſen Punkt betrifft, Alles noch zum Pöbel.«

»Ich nicht. — Endlich muß Sie es doch erheben, daß der Kaiſer . . .«

»Der Kaiſer! der aufgeklärte Monarch iſt ſeiner Zeit um hundert Jahre vorausgeeilt.«

»Ueber welche Dinge ſprachen Se. Majeſtät, wenn es kein Geheimniß iſt?«

»Ueber die Tortur! — der Kaiſer ließ ſich Alles erklären. Beſonders wollte Er wiſſen, ob die Gerichtsperſonen mit kaltem Blute dieſen entſetzlichen Martern zuſehen, ob ſie kein Mitleid empfänden.«

»Sie nannten meinen Vater, der kein Mitleid kennt.«

»Ich nannte ihn nicht. Ich nannte keinen der Criminalräthe, welchen es eine Luſt gewährt, die Qualen eines armen Teufels zu erhöhen, und welchen das Geheul und das Geſtöhne eines Opfers der Juſtiz ein Ohrenkitzel iſt. Ich hätte Manchen dem Monarchen als einen Teufel ſchildern können; ich that es nicht. Ich lobte den menſchenfreundlichen Gerichtsarzt Doctor Schäffler, der bei jeder verdoppelten Grauſamkeit den Freileuten ein Halt zuruft, damit die Unglücklichen nicht auf der Folter ihren Geiſt aufgeben.

»Der Monarch hat ſchon jetzt Milderung anbefohlen. Die Tortur wird bald gänzlich aufgehoben.«

»Gott ſei Dank!«

»Geſchieht dies, ſo verlieren Sie jährlich eine bedeutende Summe.«

»Ich verabſcheue das Blutgeld, das mein entſetzliches Gewerbe einbringt. Ich erzählte Sr. Majeſtät von dem letzten Delinquenten, den ich vor fünf Monaten torquiren mußte. Der Friſeur vom Salzgries, der morgen hingerichtet wird, erlitt alle Qualen, die das Scheuſal, das die Folter erfand, zu erſinnen wußte.«

»Der Friſeur hat den Mord geſtanden.«

»Ja, den Mord an dem Mädchen; wo er aber das geraubte Geld hingethan, das verſchwieg er ſtandhaft. Ihr Herr Vater war darüber ſo erboſt, daß er die ſpaniſchen Stiefel und die Daumſchrauben zu gleicher Zeit anzuwenden befahl: dergleichen iſt unerhört! Da drohte Doctor Schäffler mit einer Anzeige bei dem Kaiſer. Ihr Herr Vater befahl einzuhalten und der Folter wurde der Mörder nicht mehr unterzogen.«

»Weshalb der Mörder den Ort, an welchem er das geraubte Geld verborgen, nicht angeben will? Morgen ſtirbt er unter dem Rade, was hat er davon?«

»Er hofft ſich zu retten. Schon ein Mal iſt er einer Hinrichtung durch die Flucht entgangen, er rechnet wieder auf eine ähnliche glückliche Wendung ſeines Schickſals.«

»Wie wäre eine Flucht möglich!«

»Ich halte ſie ebenfalls für unmöglich, aber wer kann wiſſen, was geſchieht.«

»Wir ſind von unſerem Geſpräche abgekommen. Was habe ich zu hoffen, wenn der Bräutigam Ihrer Enkelin

„Dann ſprechen Sie mit Ihrem Vater, doch dieſer verweigert Ihnen mein Kind. Nie wird er eine ſolche Heirat zugeben. Sein Reichthum, ſein Stolz, ſeine beiſpielloſe Härte.“

„Wiſſen Sie, was ich ihm ſage: Wenn Sie mir Agnes Hartmann nicht zum Weibe geben, will ich ihm zurufen, ſo verzichte ich auf Ihr Vermögen und werde ſelbſt Scharfrichter.“

„Hoho! Sie ſpaßen.“

„Im vollen Ernſte!“

„Ich aber ſage Ihnen: einem Scharfrichter gebe ich mein Kind nicht; der Fluch in unſerer Familie muß aufhören. Gute Nacht!“

Hartmann ging.

Jetzt trat der Bediente herein und deckte den Tiſch.

„Speiſet mein Vater nicht zu Hauſe?“

„Nein, Sie müſſen allein eſſen, der Herr Vater iſt bei einem Mahle eingeladen, welches die „Armenſünderbruderſchaft“ heute zu Ehren des Herrn Rathes gibt, weil er einen Verbrecher zum Rade verurtheilte, deſſen Execution morgen ſtattfindet, und bei deſſen Leichenbegängniß die ganze Brüderſchaft ſich einfinden wird.“

„Dieſe Heuchler!“ erwiederte Richard. Dann wandte er ſich an den Bedienten und fragte:

„Was ſetzeſt Du mir vor?“

„Eine Suppe, eine Ente, Salat, Tiſchwein, eine Torte und zum Schluſſe Tokayer. Der Herr Vater läßt Ihnen ſagen, Sie möchten es ſich wohl ſchmecken laſſen; den Tokaier ſende er Ihnen, um ihn zu Ehren der Armenſünderbrüderſchaft zu trinken, die ihn geſpendet.“

„Laß mich jetzt allein. Du weißt, ich kann nicht eſſen, wenn man mir, wie Du, jeden Biſſen, jeden Trunk in den Hals hinein neidet. Ich werde Dir ſchon Etwas über laſſen. — Wenn mein Vater nach Hauſe kommt, ſo melde es mir.«

»O den muß ich abholen! Der kann heute allein nicht gehen. Der bringt heute einen Haarbeutel mit, ſo groß wie ein Haus. Bei der Armenſünderbrüderſchaft kommt keiner ohne Hieb davon.«

»Erſpare Dir deine Bemerkungen und gehe.«

Der Bediente zog ſich zurück.

Als Richard allein war, fing er an die Suppe haſtig zu eſſen und dann über die gebratene Ente mit wahrem Heißhunger herzufallen.

»Nicht übel!« ſagte er; »die Suppe war ſehr kräftig, und die Ente iſt vortrefflich gebraten. Ich werde der Köchin Ehre machen und davon ſo viel verzehren als möglich. Ich bin neugierig, ob ich die Ente ganz bezwinge! — So! — Nun wollen wir den Weidlinger vom Jahre 1764 verkoſten. Dieſer iſt meines Vaters Lieblingsgetränk, und er iſt blos darum heute ſo freigebig damit, weil er bei den »Armenſündern« dreimal beſſern Wein findet, als er ſelbſt im Keller hat. — Wenn ſich mein Vater nur nicht gar ſo gern betränke! Er ſagt, er ſchlafe nicht gut, wenn er dem Rebenſaft nicht tüchtig zugeſetzt. Ich glaube es; bleibt er nüchtern, ſo weckt ihn ſein Gewiſſen! Er ſieht in allen Ecken ſeines Schlafzimmers die jammervollen Geſtalten, die ſeine Unbarmherzigkeit hingeopfert. Jenen armen Weber, den des Vaters Härte und Befangenheit auf das Schaffot brachte, und deſſen Unſchuld vier Wochen ſpäter an den Tag kam! Ich möchte meines Vaters Gewiſſen nicht beſitzen! — Wenn ich Gelegenheit finde, ſeine Ungerechtigkeiten, ſeine Grauſamkeiten nur in irgend einer Sache auszugleichen, ſo will ich es thun! Mein Herz treibt mich hiezu!«

Als Richard ſo für ſich ſprach, hörte er plötzlich ein Geräuſch im Camine.

Er horchte.

Es löſten ſich einige Mauerſtücke vom Rauchfange los. Endlich fiel ein Ziegelſtück von der Höhe des Schornſteins und kollerte mit unheimlichem Getöſe bis in Richards Zimmer.

»Teufel!« rief Richard, »was iſt das? Es wird ſich doch kein Sturmwind erhoben haben!«

Er ſprang auf, nahm ein Licht und leuchtete in den Camin.

Neue Mauerſtücke fielen zu ſeinen Füßen nieder.

Nun entſtand ein Geklirr, wie von Ketten.

Richard ſtarrte wie verſteinert in den Camin.

Eine Pauſe trat ein.

»Aus dem nahen Criminalgerichtshauſe hat ſich wahrſcheinlich ein Gefangener über das Dach geflüchtet,« ſagte Richard, »und findet nun keinen Ausweg zu entkommen. Er verſucht durch den Rauchfang in unſerm Hauſe ein anderes Terrain zu gewinnen. Bei mir wird er übel ankommen! Ich werde ſogleich meinen Bedienten nach der Wache ſenden!«

Während Richard ſo ſprach, ſtürzte ein ſchwerer Körper unter ängſtlichem Geſtöhne nieder.

Es war in der That ein Gefangener. Er trug ſchwere Ketten an Händen und Füßen.

»Heiliger Gott!« rief Richard, »dieſer Menſch hat einen unglücklichen Fall gethan. Er blutet entſetzlich!«

Richard ſprang herbei. Er nahm beide Lichter vom

Tiſche und ſtellte ſie auf den Boden, um den Unglücklichen beſſer betrachten zu können, dann holte er eine Flaſche Waſſer, beſpritzte den Ohnmächtigen damit, wuſch ihm die Stirne, welche er ſich am meiſten beſchädigt hatte, und flößte ihm etwas Wein ein.

Der Unbekannte kam zu ſich.

»Wo bin ich?« fragte er.

»Unglücklicher!« antwortete Richard, »verlangen Sie nicht zu erfahren, wo Sie ſind. Der Name des Mannes, der dieſe Wohnung beſitzt, würde Sie erſtarren machen; ich bin ſein Sohn und kann nichts für Sie thun!«

»Und wenn Sie des Criminalrathes Schweighofer Sohn ſind, ſo haben Sie Mitleid mit einem Menſchen, der morgen um dieſe Stunde bereits todt und auf das Rad geflochten ſein ſoll. Erbarmen Sie ſich eines Delinquenten, der für die Frevel, die er allerdings verübt, durch die Tortur in allen Graden zehnfach gebüßt hat.«

»Sie ſind der Friſeur vom Salzgries, der entſetzliche Mörder?«

»Ja, mein Herr, dieſer bin ich. Liefern Sie mich meinem Henker nicht aus!«

»Das muß ich. Ich bin Schweighofer's Sohn; ich werde Diejenigen nicht retten, welche mein Vater zum Tode verurtheilte.«

»O mein Gott! mein Gott!« wimmerte der Unglückliche. »So hat denn Vater und Sohn dasſelbe Tigerherz!«

»Ich höre Geräuſch,« ſagte Richard. »Ich glaube, man ſucht Sie bereits.«

»Geben Sie mir ein Meſſer von Ihrem Tiſche, ich will es mir in das Herz ſtoßen! So viel Erbarmen haben Sie wenigſtens mit mir! Man kommt! Geben Sie mir ein Meſſer, ich will ſterben, zu Ihren Füßen will ich ſterben!«

Richard kämpfte ſichtbar mit ſich, endlich ſagte er:

»Halten Sie ſich ruhig. Ich will den Eiſenſchuber am Camine ſchließen; bis Ihre Verfolger wieder abgezogen ſind, bleiben Sie hier. Stöhnen Sie nicht! wimmern Sie nicht! die Gefahr wird bald vorüber gehen.«

Der Verbrecher drückte ſich an die innere Mauer des Camins. Richard ſchob den Eiſenſchuber vor, ſtellte die beiden Lichter wieder auf den Tiſch und warf ſich, ſo unbefangen als er es vermochte, in ſeinen Stuhl.

Der Bediente ſtürzte herein.

»Die Büttel des Criminalgerichtes,« ſprach er, »folgen mir auf der Ferſe. Der Kerl, der morgen mit dem Früheſten ausgeführt, auf dem Hohenmarkte und auf der Freiung mit glühenden Zangen gezwickt und dann vor dem Schottenthore von Unten auf gerädert werden ſoll, iſt über das Dach entkommen, und kann ſich ſonſt nirgends als in unſerem Hauſe herabgelaſſen haben. Wiſſen Sie nichts von ihm?«

»Was, ſoll ich von ihm wiſſen? Bin ich Einer, der da aufgeſtellt iſt, über Mörder zu wachen, daß ſie nicht entſpringen? Wo ſind die Fahrläſſigen, die ihn entkommen ließen, damit ich ſie zurechtweiſe?«

Die Büttel, den Gefangenwärter an der Spitze und eine Schaar Rumorknechte drangen ungeſtüm herein.

»Was gibt es, Ihr Schlingel?« redete ſie Richard an. »Iſt das die Manier, mit welcher man bei mir eintritt? Die Hüte herunter, Ihr Flegel, oder ich ſchlage ſie Euch vom Kopfe!«

»Entſchuldigung, Euer Geſtrengen,« ſagte der Gefangenwärter. »aber wir ſind in Amtsangelegenheiten hier.«

»In meinem Zimmer? In der Wohnung des Criminalrathes Schweighofer, hier ſucht Ihr Pflichtvergeſſenen einen Delinquenten? Hier bei dem Sohne eures Vorgeſetzten? — Jacob, hole doch ſogleich meinen Vater nach Hauſe, damit er dieſe fahrläſſigen Schurken verhaften laſſe und ſie ſelbſt als Verbrecher beſtrafe.«

»Gnade! Gnade!« flehte der Gefangenwärter, »aber die Vorſicht gebietet uns, jede Wohnung zu unterſuchen.«

»Auch die des ſtrengen Rathes Schweighofer?«

»Eben wir,« ſagte einer der Büttel, »ich habe es ja gleich geſagt, hier einzudringen, ſollen wir uns nicht vermeſſen.«

»Ja, geht Ihr Pflichtvergeſſenen, die Ihr eben ſo ſchlecht als dumm ſeid! — Hieher kommt Ihr und vergeudet die Zeit und bedenkt nicht, daß der Flüchtling längſt durch ein Kellerloch im Hauſe auf die Straße entkommen ſein kann? Nun denkt an dieſe Stunde und an die Prügel, die Euch mein Vater zumeſſen laſſen wird; Jahr und Tag ſollt Ihr unter der Erde bei Waſſer und Brot eingeſperrt werden, dazu will ich mein Möglichſtes beitragen, und geht es nach meinem Sinne, ſo ſollt Ihr gehängt werden, wenn Ihr den Delinquenten nicht ſchafft; ich werde Euch für den Galgen empfehlen.«

Zerknirſcht ſchlichen ſich die Leute davon. Der Bediente ging mit ihnen.

»Kommen Sie nun aus Ihrem Verſtecke,« ſagte Richard zu dem Flüchtling.

Er kroch aus dem Camine.

Richard verriegelte mittlerweile ſeine Zimmerthür.

„Die verfluchten Ketten!“ ſagte Richard. „Das Geklirr derſelben wird Sie am meiſten verrathen!“

„Geben Sie mir eine Zange, ich mache mich los.“

„Wo ſoll ich eine Zange hernehmen!“

„Geben Sie mir den Haken, an welchem Ihr Mantel hängt.“

Richard riß ihn aus der Mauer.

Der Verbrecher faßte den Haken mit Gewandtheit; er ſprengte damit die Eiſenbanden an den Händen, eben ſo ſchnell entledigte er ſich der Feſſeln an den Füßen.

Nach dieſer Anſtrengung fiel der Delinquent erſchöpft auf einen Stuhl.

„Ich habe ſeit geſtern Abends nicht einen Biſſen gegeſſen.“

„Iſt es nur das? — Da nehmen Sie, was ſich hier vorfindet. — Vor Allem ein Glas Tokayer?“

„Gott lohne es Ihnen!“

„Ich will Ihnen beweiſen, daß ich kein Tiger bin.“

Der Flüchtling aß mit Begierde und ſtürzte eben ſo ſchnell ein paar Gläſer Tokayer hinunter.

„Was nun?“

„Setzen Sie Ihrer edlen Handlung die Krone auf, geben Sie mir andere Kleider.“

„Auch dies! — Nun erkläre ich Ihnen, daß wenn mein Vater an Ihnen die Folter nicht mit ſo großer Härte hätte anwenden laſſen, ich kein Erbarmen mit Ihnen haben könnte. Sie ſind ein Raubmörder, ein grauſamer Raubmörder. Es ſoll der zweite Mord ſein, den Sie verübten! Ich begehe ein Verbrechen, daß ich Sie zu retten ſuche. — Und werden Sie wieder ergriffen und Sie verrathen, daß ich Ihnen beigeſtanden, ſo komme ich, als der Sohn Ihres Richters, der gegen den Beruf des eigenen Vaters handelte, gegen die Geſetze verſtieß und die menſchliche Geſellſchaft neuerdings mit einem Ungeheuer verſieht, auf Jahre hin ins Gefängniß.«

»Nie, nie werde ich Sie verrathen. Sie wiſſen nicht, in welch' ein Verhängniß ich gerieth, jene Blutthat zu vollbringen. Auch habe ich keinen andern Zweck, als meine Geliebte noch einmal zu ſehen, dann überliefere ich mich ſelbſt dem Gerichte wieder. Mit meiner Schuld belaſtet, von den Furien des Gewiſſens gepeitſcht, verwünſcht und verflucht von der menſchlichen Geſellſchaft, will ich und kann ich nicht länger leben! Ich ſelbſt verdamme mich zum Tode.«

»Es ſei! — In dieſem Schranke finden Sie Kleider.«

Man hörte auf der Treppe einen argen Spectakel.

»Mein Vater kommt nach Hauſe! Wenn er in mein Zimmer geräth . . .«

»Ich nehme mir die abgetragenſten Kleider, wenn Sie es geſtatten.«

»In Gottes Namen! Ich ſchließe Sie hier ein und gehe meinem Vater entgegen. Wenn ich zurückkomme, müſſen Sie umgekleidet ſein!«

»Aber wie komme ich aus dem Hauſe?«

»Rückwärts, durch das Thor, gegen die kleine Gaſſe.«

Richard ging, verſchloß ſein Zimmer und der Flüchtling öffnete den Schrank, um ſich Kleider auszuwählen.

II.

Der Criminalgerichtsrath kam ſehr berauſcht nach Hauſe. Nur mit großer Mühe vermochte ihn der Bediente über die Stiege hinauf zu bringen.

Richard ging dem Vater entgegen, küßte ihm ehrerbietig die Hand und wollte ihn ebenfalls am Arme führen.

»Ich weiß nicht was Ihr wollt!« herrichte der Rath ſeinem Sohne und dem Bedienten zu. »Ihr thut gerade ſo, als wenn ich be—betrunken wäre! Laßt mich los, oder ich verſetze Euch mit meinem ſpaniſchen Rohre Eins hinter —die — die — Oh — ren!«

Sie ließen ihn los, und da lag Se. Geſtrengen gerade an der Pforte ſeiner Wohnung. Hut und Perrücke flogen ihm vom Haupte.

Richard und Jacob ſprangen herzu und halfen ihm auf.

»Haben Sie Schaden genommen, Herr Vater?« fragte Richard.

»Den Teu — Teufel hab' ich! Der Schu — Schuft von Bedienten hat mir den Fuß untergeſetzt. Warte Schu — Schuft, Du ſollſt mir ins Loch!«

Wankend und ſchwerfällig wie eine Kanone, wurde Schweighofer in ſein Schlafzimmer geführt. Er ſank auf ein Sopha, löſte die Halsbinde auf, warf ſeinen geſtickten Gallarock bei Seite, und klagte über unleidliche Hitze.

»Friſches Waſſer, Jacob!« befahl Richard dem Diener. »Vater, trinken Sie ein paar Gläſer, das wir[illegible]hnen gut thun.«

»Ich will kein Wa — Waſſer!« ſchri[illegible] Schweighofer »Wei — Wei — Wein will ich. Jacob[illegible] zwei Bouteillen

Weidlinger; der Weidlinger ſoll mir den uralten »Mauerer,« den ich geſe — getrunken, zur Raiſon bringen.«

»Ich will den Herrn Rath ſogleich nüchtern machen,« verſetzte der Bediente, »ich werde ihm hinterbringen, daß ſein Delinquent echappirt iſt, da werden Sie ſehen, Herr Richard, wie ſchnell er zu ſich kommt.«

»Jetzt nicht! jetzt nicht! Es iſt noch zu früh. Laß ihn erſt Waſſer trinken, laß ihn ruhiger werden, dann hinterbringe ihm die Nachricht. In ſeiner Aufregung eine ſolche Hiobspoſt! Es könnte ihn der Schlag treffen!«

Jacob ging, um friſches Waſſer zu holen.

»Was habt Ihr für Heim — Heimlich — Heimlichkeiten? Ich will ſie wiſſen, Jacob, ſprich.«

»Jacob iſt hinausgegangen.«

»Hinaus — hinausgegangen ohne meine Erlaubniß? — Wenn mir der Kerl — der Kerl nur eine Uhr ſtehlen möchte, daß ich ihn hängen laſſen könnte!«

»Richard, rede dem Jacob zu, daß er mir eine Uhr ſtiehlt, dann muß er baumeln. — Heda! Wo iſt mein Weidlinger?«

»Sogleich, Herr Vater.«

»Indeß ſage — ſage mir, was es Neues gibt? Was iſt geſchehen, während ich nicht zu Hauſe war?«

»O weh!« ſagte Richard für ſich.

»Es muß Etwas geſchehen ſeyn! In Wien geſchieht immer etwas! — Bald bricht Feuer aus, bald wird ein Hund ausgetrommelt, bald wird geſtohlen, bald geſchieht ein Selbſtmord, oder ein Raubmord, das Letz — Letztere iſt mir das Liebſte! — Bald entſtehen Händel auf der Straße, bald beſäuft ſich ein Lump! Nun beſoffen wird ſich doch Einer haben? In Wien gibt es fünfhundert Weinhäuſer und tauſend Bierhäuſer, die werden doch einen — einen — Be — Beſoffenen aufzuweiſen haben.«

»Die größten Räuſche werden in Privatcirkeln angezecht.«

»Richtig, Du haſt Recht, Richard. — Mir ſcheint, ich habe auch einen Privatrauſch — wir ſind allein, Richard, ich — ich will Dir Etwas anvertrauen, ich glaube, glaube, ich habe auch einen Privatrauſch, aber nichts ſagen vor dem — vor dem Bedienten, ſo ein Hallunke verliert gleich den Re — Reſpect.«

»Legen Sie ſich zu Bette, Herr Vater. Schlafen Sie; es iſt ohnehin ſpät! — Sollten Sie auch zu viel getrunken haben, ſo gleicht ein geſunder Schlaf Alles aus.«

»Schlaf? Ja, der Schlaf iſt für den Benebelten das Beſte. Ich, ich bin auch — ſchlä — ſchläfrig! Zieh mich aus, Richard, ich — ich bitte Dich — ich — ich will den Jacob nicht mehr ſehn, bis — bis er — gehängt iſt.«

Richard entkleidete ſeinen Vater und trug ihn ins Bett.

Jacob trat mit einer Flaſche Waſſer ein.

»Der Vater will Dich nicht mehr ſehen; geh'! Setze die Flaſche mit Waſſer hin und entferne Dich ſchnell!«

»Weiß er ſchon von der Flucht des Delinquenten?« fragte Jacob leiſe.

»Morgen Früh,« antwortete Richard eben ſo leiſe, »wollen wir ſie ihm melden. — Er kann ja heute doch nichts mehr verfügen; in dieſem Zuſtande ſchon gar nicht. Indeß finden die Rumorknechte gewiß den Flüchtling.«

»Ja,« erwiederte Jacob, »bei den Stadtthoren kann er nicht mehr hinaus. Der Herr Oberlandrichter hat ſogleich Ordonnanzen abgeſchickt und gemeſſene Befehle gegeben.«

»Dann iſt der arme Teufel verloren!« dachte Richard.

»Sehen Sie, junger Herr,« ſagte Jacob, »der Herr Rath ſchläft ſchon, er ſchnarcht, daß man es von hier bis auf den Lichtenſteg hören kann.«

»Laſſen wir ihn ſchlafen; ich will mich auch zu Bette legen. Du bleibſt aber im Vorzimmeer, im Falle meinem Vater Etwas zuſtoßen ſollte! Gute Nacht, Jacob, gib auf meinen Vater gut Acht! Ich gehe.«

Richard ging.

»Es wird ſich nicht ins Vorzimmer gelegt, ſondern hierher auf das Sopha,« ſagte der Bediente. »Auf dieſes Sopha habe ich ſchon lange eine Paſſion, dies wird heute mit meinen Stiefeln recht ſchmutzig gemacht und morgen muß es der Herr Rath ſelbſt gethan haben! Warte, alter, böſer Mann, der meinen Bruder, blos auf einen leiſen Verdacht hin, martern und bei Waſſer und Brot ſieben Monate lang hinſetzen ließ, ich werde Dir auch Etwas thun, wenn auch nur vor der Hand einen unbedeutenden Schabernak, aber ein Schabernak wird Dir zugefügt. — Dann werden die beiden Bouteillen Weidlinger, die Du mir zu holen befahlſt, ausgeſtochen und die leeren Flaſchen zum Bette hingeſtellt; dieſe mußt Du ebenfalls getrunken haben, Du magſt wollen oder nicht. Und endlich und hauptſächlich und inſonderheitlich, Unmenſch, Tyrann, Satan und Bluthund, wenn Du erwachſt und mich rufſt, und nach mir verlangſt, und mir wieder alle Schimpfnamen der Welt zurufſt, werde ich Dir ſagen, dein Delinquent iſt über alle Berge, die Verhöhnung der ganzen Stadt wartet auf Dich, während Du Dich betrinkſt in fremden Häuſern, flüchten ſich deine, zum Tode Verurtheilten in dein Haus! ſchlechte Aufſicht, erbärmliche Untergebene, Anzeige des Oberlandrichters bei Sr. Majeſtät! Abſetzung auf allerhöchſten Befehl! Vielleicht, Unbarmherziger, trifft Dich da ein Schlagfluß! Mit Trunkenbolden geht es ja meiſtens ſchnell vorüber.«

Jacob entkorkte eine Bouteille Weidlinger, ſchenkte ſich ein und trank mit raſchen Zügen.

»Spitzbube!« ſagte der Rath.

Jacob horchte auf.

»Er ſpricht mit ſich ſelber,« bemerkte Jacob.

»Hallunke, willſt Du geſtehen!«

»Haha! Er verhört ſchon wieder einen armen Teufel!«

»Steckelknechte! führt den Gauner in die Folterkammer.«

»Nun warte, ich werde Dich auch foltern, wache nur auf.«

Der Rath ſprach nichts mehr.

Jacob leerte die Flaſche und machte ſich dann über die andere her. Er trank aus Herzensluſt. Endlich ſchlief Jacob ebenfalls ein.

Laſſen wir den Herrn und den Diener ſchlafen.

* * *

Mittlerweile war Richard zu ſeinem Flüchtling zurückgekehrt.

Richard ſtaunte nicht wenig, als er den Verbrecher in den Kleidern ſeines Vaters vor ſich ſah.

»Zum Geier!« rief Richard, »was iſt das? Sie haben meines Vaters Kleider angezogen?«

»Ich fand ſie hier im Schranke.«

»Es ſind meines Vaters abgelegte Bureau-Kleider, ſogar eine ſeiner Perrücken eigneten Sie ſich an und ſeinen Hut!«

»Es ſind noch zwei Perrücken und noch zwei Hüte hier! Laſſen Sie mich ſo fort, ich entkomme in dieſen Kleidern um ſo ſicherer.«

»Ach mein Gott!« verſetzte Richard, »zu welch einen Vergehen hab' ich meine Hand geboten! Sie ſind im Stande, zehn Schritte von hier wieder einen Raub zu begehen, oder gar einen Mord zu verüben!«

»Ohne Waffen! — Und einen Raub trauen Sie mir zu? — Herr, ich habe Geld, viel Geld, und will nur darüber verfügen, dann ſtelle ich mich, ſo wahr ich vor Gott Gnade finden will, dem Gerichte wieder. Mein Sünderleben ekelt mich an! Ich will ſterben; nur mit meinem Gelde will ich ein gutes Werk üben! Noch mehr, lieber Herr, von dem, was ich beſitze, will ich die Hälfte Ihnen geben. Kommen Sie mit, Sie ſollen es ſogleich erhalten.«

»Reden Sie nicht aus, Ihre Aeußerungen empören mich!«

»So laſſen Sie mich fort, ſo lange noch die Nacht meine Flucht begünſtigen kann.«

»In meines Vaters Kleidern?«

»Iſt das nicht alles Eins, ob in den Ihrigen oder in den Seinigen? Und tragen nicht alle Criminalräthe im Amte gleiche Farben?«

»Wenn Sie ergriffen werden, was werden Sie ſagen, von wem Sie dieſen Anzug erhielten?«

»Ich raubte ihn in Ihrem Hauſe. Den Raub wird man mir glauben, und laſſe ich nicht mein Wams, meine Gefängnißtracht, ja ſogar die Ketten zurück? Iſt dies nicht genug Beweis, daß ich hier eingebrochen?«

„Sie kommen nicht durch! Alle Stadtthore ſind beſetzt."

„Ich will nicht aus der Stadt. Ich will nur mein Geld holen, dieſes meiner Geliebten ſchenken, dann verfüge der Himmel über mich, was ihm beliebt!"

„Kommen Sie! Ich habe mich bereits zu weit mit Ihnen eingelaſſen. Meine Gutmüthigkeit hat mir wieder einen entſetzlichen Streich geſpielt. Kommen Sie!"

In dieſem Augenblicke hörte man an das Hausthor furchtbar anſchlagen.

Richard erbebte.

„Weshalb erſchrecken Sie?"

„Gewiß kommen die Büttel, die Rumorknechte, der Gefangenwärter wieder zurück. Fruchtloſe Nachforſchungen führen ſie wieder hierher! Sie müſſen, da man überall nach Ihnen gefahndet und Sie nirgends entdeckt hat, vermuthen, daß Sie noch hier ſind. Man wird jetzt erſt jeden Winkel durchſpähen und Sie und ich ſind verloren."

Man hörte jetzt noch ſtärker den Thorklöppel bewegen.

„Haben Sie einen Hausſchlüſſel?"

„O ja!"

„Geben Sie mir ihn!"

„Sind Sie toll?"

„Ich öffne. Während die Wachen ins Haus dringen, ſchleiche ich hinaus. Ich bin's ja der der Gefahr entgegen geht, nicht Sie."

Der Lärm am Hausthore wurde immer ärger.

Der Flüchtling trat raſch ans Fenſter, öffnete dasſelbe und rief auf die Straße:

„Was gibt es denn?"

„Der Herr Oberlandrichter iſt in Perſon hier.

ſelbſt leitet die Hausſuchung! Aufgemacht! Aufgemacht oder die Stadtzimmerleute, die mitgekommen, hauen das Thor ein.«

»Alle Hochachtung für den Herrn Oberlandrichter,« verſetzte der Flüchtling. »Ich öffne ſogleich! Ich komme ſchon!«

»Gott lohne Ihnen Ihren Edelmuth!« rief der Flüchtling, nahm ein Licht, um über die Stiege hinab und das Schlüſſelloch am Hausthor zu finden; als dies geſchehen, blies er das Licht aus, öffnete das Thor, zog den Schlüſſel ab, ließ den Herrn Oberlandrichter und ſein ganzes Gefolge ein. Als alle dieſe Perſonen an ihm vorüber waren, entwiſchte er, geſchützt durch die pechfinſtere Nacht und die erbärmliche Straßenbeleuchtung, verſchloß das Thor von Außen, ſchob den Schlüſſel unter dem Thore ins Haus und eilte fort.

Der Oberlandrichter ließ ſich durch einen der Rumorknechte, deren mehrere Laternen trugen, in das Haus leuchten.

»Zuerſt ſeht in den Kellern nach, beſetzt die Stiegen in beiden Stockwerken und vertheilt Euch beſonders im zweiten Hofe. Ich höre, dort gibt es ſo viele kleine Holzgewölbe; dorthin wendet eure ganze Aufmerkſamkeit. Ich will im vorderen Tracte jeden Winkel durchſpähen.«

»Du, mein Neffe Conrad, gehe zu deinem Freunde Richard, ſorge für Schreibmaterial, ich vernehme noch in der Nacht alle Einwohner.«

»Und was geſchieht mit dem Rathe Schweighofer?«

»Zu dieſem verfüge ich mich ſelbſt. Man hat mir gemeldet, in welchem Zuſtande er von der Armenſünderbruderſchaft nach Hauſe gekommen. Ich will ſtrenge mit ihm ins Gericht gehen.«

Die Hausunterſuchung begann.

Conrad verfügte ſich zu Richard.

Indeß hatte Jacob, von dem Lärmen am Hausthor geweckt, ebenfalls den Kopf zum Fenſter hinausgeſtreckt und ſehr gut gehört, was geſchehen.

»Jetzt iſt es Zeit!« dachte Jacob, »die Bombe los zu brennen. Warte, alter Wütherich! Dir ſoll die Hölle heiß werden. Ehe noch der Oberlandrichter Dich ängſtigen wird, will ich Dich ängſtigen! Du ſollſt ein kleines Pröbchen empfinden, wie einem auf der Folter iſt.«

Jacob ſtürzte ungeſtüm auf das Bett des Criminalrathes hin.

»Stehen Sie auf!« ſchrie er ihm in die Ohren! »Das jüngſte Gericht iſt da, es macht kurzen Proceß mit den alten Sündern.«

»Aufhängen! köpfen!« lallte Schweighofer.

»Verdient hätten Sie es,« erwiederte Jacob. »Hören Sie, entwinden Sie ſich doch Ihres thieriſchen Schlafes. Sie ſollen gehängt werden!« brüllte er dem Alten in die Ohren.

»Wie, ich?« fragte Schweighofer noch immer ſchlaftrunken.

»Wiſſen Sie denn nichts? Ich donnere es Ihnen ja ſchon eine Stunde in die Ohren.«

»Ei Du verfluchter Kerl! Du, ſchändlicher Jacob, biſt es? Jetzt ermanne ich mich erſt!«

Schweighofer ſetzte ſich im Bette auf und gab ſeinem Bedienten einen heftigen Stoß.

»Stoßen Sie nicht!« wüthete Jacob, »denn Sie werden ſogleich vom Oberlandrichter einen Stoß bekommen.

der Sie vom Rathstiſch weg in die Verdammung ſtoßen wird.“

Jacob ſchrie: „Der Delinquent, der morgen um ſieben Uhr ausgeführt werden ſoll, iſt entflohen, und Sie ſind Schuld daran!“

„Der Delinquent“ — dehnte der Criminalrath, „entflohen? Schurke, Du lügſt!“

„Ja, entflohen iſt er; während Sie betrunken nach Hauſe taumelten, ſuchte er das Weite.“

„Ei Du unverſchämter Bube!“ wüthete Schweighofer, „ich laſſe Dich in der Nacht noch verhaften.“

„Mich laſſen Sie verhaften? Hoho! Der Oberlandrichter iſt mit dem halben Rathsgremium im Hauſe und Sie werden verhaftet! Hören Sie den Tumult? Und ich trete als Zeuge gegen Sie auf und beſchwöre, daß ich Sie betrunken nach Hauſe geſchleppt.“

Dem Rathe war zu Muthe, als ſollte er ſelbſt zum Tode geführt werden.

Er ſprang aus dem Bette, warf ſich in ſeine Kleider und eilte dem Oberlandrichter entgegen.

Dieſer aber ſtand ſchon vor der Thüre als der Rath ſie öffnete.

„Eine ſchöne Beſcheerung,“ ſprach der Oberlandrichter. „Der Mörder iſt entflohen! Ganz Wien iſt morgen ſchon beim Grauen des Tages auf den Beinen. Von allen Vorſtädten und vom Lande ziehen Menſchen herbei, Alles will den greulichen Verbrecher richten ſehen — und kein Verbrecher iſt zu finden!“

„Ich weiß kein Wort von dieſer Flucht,“ ſtammelte Schweighofer.

„Das glaub' ich,“ verſetzte der Bürgermeiſter. „Sie haben geſtern etwas Anderes zu viſitiren gehabt als ein Gefängniß! ein Weinkeller, dachten Sie, befindet ſich auch unter der Erde! — Herr Rath Wanner, Herr Actuar Solbett, nehmen Sie ein Protocoll auf, das iſt ein Fall, der dem Kaiſer vorgelegt werden muß. Er macht zu viel Aufſehen.«

III.

Nachdem der Oberlandrichter den Rath Schweighofer befragt, was er bei ſeiner Entfernung aus dem Gefangenhauſe dem Gefangenwärter, den Bütteln, den Wachen für Befehle gegeben, um den Delinquenten nicht aus den Augen zu laſſen, mußte Schweighofer bekennen, daß er Nachmittags nicht mehr in ſein Bureau gekommen, ſondern nachdem er bei einem Collegen zu Mittag geſpeiſt, in Milano's Caffeehauſe auf dem Kohlmarkte bis acht Uhr Schach geſpielt, und dann zu dem Gelage der »Armenſünderbruderſchaft« ſich verfügt und dort bis zwölf Uhr Nachts geblieben ſei.

»Ich ſuspendire Sie, Kraft meiner Oberlandesrichterwürde, vom Amte,« verſetzte der Chef des Gerichts, »und Sie dürfen Ihre Wohnung bis auf Weiteres nicht verlaſſen. — Was noch über Sie verhängt wird, weiß ich nicht, aber ein Mann, welcher keinen günſtigen Ausſpruch über eine Unterſuchung, die, geſtützt auf die grauſamſten Folterqualen, einen Unſchuldigen zum Tode condemnirte, zu erwarten hat, hätte ſich nicht wieder Etwas zu Schulden kommen laſſen ſollen.«

Schweighofer ſtand vernichtet.

Indeß kamen die Meldungen von allen jenen Personen, die zur Hausſuchung beordert waren, zu dem Oberlandrichter zurück.

„Nirgend eine Spur von dem Verbrecher.

Vorſichtshalber wurde das Haus mit Wachen beſetzt.

Rath Schweighofer erhielt Hausarreſt.

Zwei Stadtſoldaten wurden vor ſeine Thür geſtellt.

Der Oberlandrichter und ſeine Leute verfügten ſich in das Zimmer Richards.

* * *

In dem Zimmer Richards ging es aber noch ängſtlicher her, als bei ſeinem Vater.

Kaum war Conrad, der Neffe des Oberlandrichters, bei ſeinem Freunde eingetreten, um dort ebenfalls Erhebungen einzuleiten, ſo bemerkt er an Richard eine Befangenheit, Beklommenheit und Angſt, die Conrad auffiel.

Richard und Conrad waren die wärmſten Freunde, ſie waren ein Herz und ein Sinn, und ſo muthwillig, heiteren Muthes und voller Schnacken und Schelmereien der Neffe des Oberlandrichters auch immer war, ſo verſtimmte ihn doch die Schwermuth Richards, und er fragte ihn:

„Was für ein wehmüthiges Geſicht ſchneideſt Du? Ich glaube gar, Du weißt ſchon, was deinem Vater bevorſteht; aber darüber ſollſt Du den Kopf nicht verlieren.“

„Ach, Du weißt nicht was —“

„Wohl weiß ich es. Einer, der Morgen hätte gerädert werden ſollen, iſt auf und davon; dem boshaften Geſindel, das gerne zwicken, ſpießen, köpfen, hängen und aufs Rad flechten ſieht, iſt ſeine grauſame Schauluſt verdorben, und das freut mich. Es ärgert mich nur, daß ich dem Kerl nicht fortgeholfen; Gott weiß es, ich hätte es mit Freuden gethan, denn den Pöbel in Wien um eine Execution zu bringen, das wäre meine höchſte Luſt.«

»Ein ſolcher Unbeſonnener, der dies gethan hat, ſteht vor Dir.«

»Wie? Du haſt dem Kerl durchgeholfen?«

»Ja, ich that's, ich weiß ſelbſt nicht, wie ich mich dazu hinreißen ließ, nun aber mache ich mir ſchreckliche Vorwürfe . . .«

»Vorwürfe? Warum nicht gar! Ich umarme Dich dafür.«

»Man wird jetzt mein Zimmer durchſuchen. Hier im Camine liegen des Delinquenten Kleider und ſeine Feſſeln; in einem der Anzüge meines Vaters huſchte er in dem Augenblicke aus dem Hauſe, in welchem dein Onkel und Du und euer Gefolge eintraten. Der Delinquent war es, der das Thor Euch öffnete.«

Conrad lachte hierüber aus vollem Herzen.

»Ei, das muß ja ein köſtlicher Kerl ſein, dieſer Friſeur!« bemerkte Conrad. »Ich könnte ihm meine Freundſchaft ſchenken, wenn er nicht ein Verbrecher wäre!«

»Ich werde mich angeben.«

»Da müßteſt Du ein Narr ſein! Wo ſind ſeine Feſſeln, wo ſind ſeine zurückgelaſſenen Kleider?«

»Hier.«

»Alſo wozu deine Verzweiflung! Haſt Du ihm deine Thür geöffnet?«

»Nein! er kam durch den Rauchfang.«

»Haſt Du ſeine Feſſeln ihm abgefeilt?«

»Nein, er ſprengte ſie mit einem Eiſenhaken aus jener Mauer.«

»Haſt Du ihn umgekleidet?«

»Nein, er nahm aus dem Schranke dort von den alten Kleidern, die ihm paßten, was ihm beliebte; er nahm nicht einmal meine Kleider, ſondern die des Vaters.«

»Alſo! Was kann man Dir anhaben?«

»Wenn man ihn aber wieder einfängt und er ausſagt, daß ich mit ihm geſprochen, ihm Wein zur Stärkung gegeben, ihn nicht gehindert, zu entfliehen.«

»Du Narr, dem widerſprichſt Du! Du ſagſt, der Kerl wolle den Sohn des Mannes aus Rache ins Unglück ſtürzen, der ihn verurtheilt. Haſt Du noch nicht ſo viel in deiner juridiſchen Praxis weg und begriffen, daß nichts leichter ſei, als ein X für ein U zu machen? — Zudem iſt es ein zum Tode Verurtheilter! Ein ſolcher Menſch darf ſagen, was er will, er hat immer unrecht; er wird blos gefangen genommen, neuerdings zum Tode vorbereitet, ausgeführt, gezwickt und gerädert. Du kommſt in gar keine Colliſion.«

»Freilich war ich nicht immer in meinem Zimmer. Als mein Vater nach Hauſe kam, ging ich zu ihm.«

»Wie lang dauerte dies?«

»Eine halbe Stunde.«

»Sah dich Jemand bei dem Vater?«

»Jacob, der Bediente.«

»Victoria! In dieſer halben Stunde kam der Burſche durch den Rauchfang, entledigte ſich ſeiner Feſſeln, kleidete ſich um! Victoria, Alles geht wie gewünſcht.«

»Nun mache ich Lärm! Nehme ein Protocoll auf, erwerbe ein Belohnungsdecret, habe Millionen Spaß, rette Dich und lache noch ein Jahr über dieſen Jux!«

„Du nimmſt die Sache ſo leicht!“

„Was, leicht? Sie iſt leicht und kommt mir gerade recht! Wieder iſt ein öffentlicher, mit Grauſamkeit und Tyrannei verbundener Act vereitelt, wieder iſt Gelegenheit geboten, daß Sonnenfels gegen die Tortur und andere Menſchenquälereien, gegen das Gefängnißweſen, gegen die Willkür der Richter zu eifern vermag. Unſer Criminalgerichtsweſen iſt morſch, noch ein paar ſtarke Angriffe, und der alte Bau fällt über den Haufen.“

„Und mein Vater?“

„Der fällt noch eher, als das Gericht, dem er dient.“

„Seine Fahrläſſigkeit wird beſtraft.“

„Dieſe ließ er ſich zu Schulden kommen, noch ehe Du dem Mörder aus dem Hauſe halfſt.“

„Mein Vater wird abgeſetzt.“

„Des armen Webers wegen! Die Kaiſerin und der Kaiſer ſind Beide über deines Vaters graſſe Ungerechtigkeit außer ſich.“

„Mein Vater ſtirbt vor Gram, wenn er ſeine Würde verliert.“

„Er ſtirbt nicht! Dein Vater iſt zu reich, um ſich zu grämen. Im Anfange wird er zerknirſcht ſein, dann werden ihn aber ſeine Ducaten wieder aufrichten. Und nun ende ein Mal deine Einwürfe. Mein Onkel wird augenblicklich hier ſein, um zu erfahren, was ich hier ausgerichtet. Ich höre ihn ſchon kommen. Um die Sache recht wahrſcheinlich zu machen, will ich ihm mit Freudengeſchrei entgegen gehen.“

Conrad öffnete die Thür und ſprach mit ſtarker Stimme zu Richard:

„Komm nur mit und melde Du ſelbſt, was wir entdeckt haben, das iſt ja unbezahlbar.“

Der Oberlandrichter trat ein und fragte:

„Was habt Ihr entdeckt?“

„Die Art, wie der Delinquent es gemacht, daß er entkommen. Hier ſehen Sie, Herr Onkel Oberlandrichter, die Feſſeln des Flüchtlings, ſeine Kleider; im Camine fanden wir Alles! Durch den Rauchfang, den er in dieſem Hauſe durch die Flucht aus dem Bodenfenſter des anſtoßenden Criminalgebäudes erreichte, kam er hieher. Hier ließ er ſich herab, begab ſich ſodann in Richards Stube, plünderte den Schrank, zog des Rathes Schweighofer abgelegte Kleider an, ſtahl den Hausſchlüſſel und entfloh, begünſtigt durch die Nacht!“

„Wo befand ſich Richard mittlerweile als dies geſchah?“ fragte der Oberlandrichter.

„Bei ſeinem Vater, der in dem Augenblicke nach Hauſe gekommen, in welchem die Flucht geſchah.“

„Das iſt nicht wahr!“ wetterte der Oberlandrichter. „Der Verbrecher entfloh noch in der Dämmerung und Schweighofer kam erſt nach Mitternacht heim.“

„Das iſt ſehr möglich,“ erwiederte Richard. „Der Verbrecher mag auch wohl einige Zeit auf dem Hausboden nebenan und auf dem Dache dieſes Gebäudes herum geirrt ſein, bis er es für gerathen hielt, ſich durch den Rauchfang herab zu laſſen.“

„Wie entdeckten Sie die Kleider und die Feſſeln des Delinquenten?“ fragte jetzt der Oberlandrichter Richard.

„Er entdeckte ſie nicht,“ verſetzte Conrad, „mir gelang dies, und ich bilde mir etwas darauf ein, daß es mir gelang.“

„Ich weiß nicht, was Du in einem fort antworteſt, wenn ich Richard frage,“ ſprach der Oberlandrichter. „Er bedarf doch wohl nicht deiner Zunge, um mit mir zu reden.“

„Alſo ſprechen Sie, Herr Richard, wenn Sie die Kleider und die Feſſeln des Delinquenten nicht entdeckten, wie war es möglich, daß der Delinquent hier herabkommen konnte, ohne Ihre Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen. Ich ſehe hier Mauerſtücke, die mit dem Delinquenten in den Camin und in Ihr Zimmer ſtürzten; des Delinquenten Ketten, ſein Sturz ſelbſt, von dieſer Höhe, muß Lärm gemacht haben, — wie kam es, daß dieſer Lärm Ihnen nicht auffiel? —“

„Der Herr Onkel Oberlandrichter hören ja, daß Richard nicht in ſeinem Zimmer war.“

„Du ſprichſt ſchon wieder! Doch der Sache wollen wir bald ein Ende machen. Es iſt hier etwas Dringenderes geboten als ein Protocoll mit Richard und Dir aufzunehmen. Richard, ſetzen Sie ſich hin und beſchreiben Sie die Kleider genau, in welche ſich der Verbrecher geworfen. Das Nothwendigſte iſt jetzt, eine neue Perſonbeſchreibung, einen neuen Steckbrief zu erlaſſen, und dieſen in der ganzen Stadt ſo ſchnell als möglich zu verbreiten.“

„Ich will meines Vaters Kleider genau beſchreiben,“ verſetzte Richard, und ſchickte ſich an, dieſes am Schreibtiſche zu thun.

„Du haſt ihm nicht über die Schulter zuzuſehen, was er ſchreibt,“ rief der Oberlandrichter ſeinem Neffen zu. „Hieher komme, ans Fenſter! —“

„Ich weiß nicht, Herr Onkel, was Sie bewegt, mich und Richard mit ſolchem Mißtrauen zu quälen?“

„Ihr ſeid Freunde, beide Schüler des Profeſſors Sonnenfels, Beide, wie euer Lehrer, Philantropen. Euer

Profeſſor und Ihr mit ihm, predigt gegen die Tortur, gegen die Todesſtrafe; in euren Augen iſt der Scharfrichter eine überflüſſige Perſon! — Mir kommt die ganze Geſchichte höchſt verdächtig vor, um ſo mehr, als mir gemeldet wurde, daß ſchon vor einer Stunde der Gefangenwärter, die Büttel und die Rumorknechte in Richards Zimmer waren, eine Hausſuchung unternehmen wollten, welcher ſich jedoch Richard mit aller Macht widerſetzte.«

»Ich bin fertig,« meldete Richard. »Hier, Herr Oberlandrichter, iſt die gewünſchte Beſchreibung.«

»Gut!« erwiederte der Oberlandrichter. »Ich befehle Ihnen nun, ebenſo wenig dies Zimmer zu verlaſſen, [illegible] Ihr Vater ſein Zimmer verlaſſen darf; auch Sie haben Hausarreſt. Zwei Mann Wache bleiben vor Ihrer Thüre; Niemand darf mit Ihnen ſprechen. Ein ſehr ſtrenger Gerichtsrath wird morgen Früh bei Ihnen erſcheinen und Sie vernehmen.«

»Oh weh!« ſagte Conrad für ſich.

»Du folgſt mir!« herrſchte der Oberlandrichter ſeinem Neffen zu. »Du bringſt in meinem Bureau deinen Rapport zu Papier.«

Richard wurde ganz bleich.

Conrad ging an der Seite ſeines Onkels wohlgemuth von dannen.

Weib in den Studenten geſchoſſen iſt, und daß ſie vor Liebe zu ihm weder hört oder ſieht.«

»Bekomme ich alſo einen Platz oder bekomme ich keinen?« fragte der Fiſchhändler. »Nein oder ja? Heißt es »Nein«, nehme ich Abſchied von dem Wirth und den Gäſten. Ich gehe »zum großen Chriſtoph«, und gewöhne mir das Weintrinken an; mein Doctor ſagt ohnehin, vom Biertrinken könnte ich fett werden und das wäre mir nicht geſund.«

Als der Wirth hörte, der Fiſchhändler wolle ſich das Weintrinken und noch dazu bei einem verhaßten Nachbar angewöhnen, rief er dieſem zu:

»Bleiben Sie, Herr Höpfinger. »Mir fällt etwas ein. Ich hebe die Thür von meiner Käſekammer aus und ſtelle Ihnen da ein »Tiſchel« und einen breiten Stuhl hin, da ſehen Sie auf uns heraus und hören ein jedes Wort.«

»Aber in der Käſekammer ſtinkt es ja abſcheulich!«

»Wegen einmal macht es nichts. Es wird ohnehin ſtark geraucht, da kann ſich »der Käs« nicht ſehr alteriren.«

Der Fiſchhändler fand ſeinen Platz. Er prangte in der Käſekammer, einem hölzernen Verſchlage, wie in einer Loge; er erhielt eine eigene Unſchlittkerze und gleich vier halbe Bier auf einmal.

»Der wäre glücklich, der morgen gerädert wird,« ſagte der Schneider, »wenn er ſein ganzes Leben unter dem ſtinkenden Käs zubringen könnte.«

»Ja wohl,« verſetzte der Zinngießer.

»Was macht er denn?« fragte der Fiſchhändler mit dumpfem, durch den abſcheulichen Käſegeruch gedämpften Ton. »Wie war er denn heute den ganzen Tag geſtimmt? War er reumüthig? Weinte er? Lachte er? Iſt er feig oder beherzt? Betet er oder flucht er? War wieder ein rechtes Gedränge, um ihn zu ſehen? Um wieviel Uhr wird denn das rothe Tuch morgen ausgehängt? Iſt es wahr, koſtet ein Fenſter im erſten Stocke auf dem hohen Markte zwei Siebzehner? Zu welcher Stunde wird er denn g'zwickt!«

„Haben Sie keine Fragen mehr?« verſetzte der Schneider. „Wenn Sie ſich nur abgewöhnen könnten, ſo viel auf einmal zu fragen! Der Teufel kann Ihnen Alles auf einmal beantworten.«

Der Wirth, der ab- und zuging, kam jetzt aus dem Extrazimmer rechts unterm Thorweg, und meldete:

„Meine verehrten Gäſte,« ſprach er, »die beiden Herren Criminalräthe Froſchauer und Söllenweger laſſen Sie erſuchen, über den Delinquenten nicht zu ſprechen. Es ſei in dem gegenwärtigen Augenblicke unpaſſend.«

»Unpaſſend,« ſchrie der Fiſchhändler. »Warum unpaſſend? Warum wird denn der Delinquent morgen gerädert? Aus keiner anderen Urſache, als daß man heute von ihm reden ſoll. Herr Wirth, ich bitte, den beiden Kriminalräthen zu ſagen, das Reden laſſen wir uns nicht verbieten! Es iſt nichts Unrechtes! Dagegen beſteht kein Geſetz. Uebrigens, wenn mich die Herren Räthe darüber belangen wollen, ſo bin ich zu finden; ich habe im tiefen Graben ſieben Häuſer und an der Donau neben dem »Fiſchtrühel« auch eins! Ich bezahle meine Steuern, habe einen Sohn beim Militär, der Feldwebel iſt, und werde mich ſchon vertheidigen, wenn mir etwas vorgehalten wird.«

»Schon recht,« ſagte der Wirth leiſe zum Fiſchhändler, »wenn heute hier nicht vom Delinquenten geſprochen werden darf, ſo geht die Hälfte der Gäſte fort.«

»Wir laſſen es uns auch nicht verbieten,« ſagte der

Schneider, »von dem unglücklichen Friſeur zu reden. Ich kenne ihn noch, wie er nach Wien kam. Aus Baiern iſt er.«

»Aus Baiern?« fragten Alle.

»Ja, aus Baiern! Sein Vater war Perrückenmacher in Regensburg, und als Perrückenmachergeſell iſt er nach Wien gekommen.«

»Aber er hat ja ſchon einen Mord begangen.«

»Beſchuldigt ward er in Altöttingen eines Mordes. Hätte auch gerichtet werden ſollen, iſt aber aus dem Gefängniß ausgebrochen. Ich weiß die Geſchichte ſeiner Flucht.«

Der Wirth kam wieder aus dem zweiten Zimmer und berichtete:

»Die Herren Räthe laſſen jetzt erſuchen, von dem Mörder nicht zu ſprechen, aus Rückſicht für ſie möge es unterbleiben; ſie müßten ſonſt augenblicklich das Extrazimmer verlaſſen.«

»Sonderbar,« ſagte der Schneider, »das iſt das erſte Mal, daß dergleichen unterſagt wird.«

»Nun, das ſollte noch aufkommen!« meinte der Fiſchhändler, »daß man von einem Delinquenten nicht reden dürfte! — Da ſchenke ich das ganze Landgericht her, wenn ich von einem armen Sünder ſprechen darf.«

Jetzt trat ein neuer Gaſt ein.

Es war der Spengler Trummer.

»Guten Abend, meine Herren,« ſagte er. »Was muß denn heute vorgefallen ſeyn? Ich komme von der Leopoldſtadt. In die Stadt darf man, aber nicht hinaus! Und die »Stadtguard«, die »Rumorknechte«, die landgerichtlichen Amtsdiener ſchießen herum, als wenn der Teufel ſeinen Einzug hielt. Alle Häuſer auf dem hohen Markt ſind mit Wachen beſetzt; beim breiten Stein ſteht ein ganzes Pikett. Unſer Student iſt mir begegnet, ihn hab' ich gebeten, ein wenig zu lawiren. Er wird gleich da ſein!"

Als der Spengler ſo ſprach, trat der Student auch ſchon ein.

Alles ſchaute neugierig nach ihm.

„Das iſt eine rare Begebenheit," ſagte der Student. „Morgen findet keine Hinrichtung ſtatt."

Der Student lachte.

„Wegen plötzlichem Verſchwinden des Delinquenten," ſprach er, „kann dies Stück nicht aufgeführt werden!"

Der Student lachte wieder.

„Sechstauſend Köchinnen, viertauſend Stubenmädel zehntauſend Extramädel legen ſich in den Tod!"

„Machen Sie keine Späße," bellte der Fiſchhändler aus ſeinem Käſezimmer heraus.

Der Student erblickte den Dickwanſt kaum in ſeinem Kämmerchen, ſo lachte er noch unbändiger.

„Ich glaube gar," ſagte er, „Sie haben einen Sperrſitz auf einem Laib Schweizerkäs!"

„Bleiben Sie bei der Sache, und reden Sie, was iſt es mit dem Delinquenten?"

„Nun, was wird es ſein! Durchgegangen iſt er mit ſammt den Ketten, die achtunddreißig Pfund ſchwer ſind, und ſammt dem Armenſündergewande, das doch ſo kenntlich iſt. Um 8 Uhr war er noch im Ausſetzzimmer, zwei Franziskaner waren bei ihm. Er bat die Geiſtlichen, ihn, den Delinquenten, nur auf eine Stunde in ſeinen Arreſt zu führen und dort ſchlafen zu laſſen. Die Franziskaner gingen mit ihm. Doch da verſchwand er plötzlich vor ihren ſichtlichen Augen!"

»Der Teufel hat ihn geholt,« wetterte der Fiſchhändler.

»Nein, in einen Camin iſt er geſchlüpft,« verſetzte der Student, »durch den Rauchfang iſt er auf's Dach geklettert, und von da, auf und davon!«

»Jetzt weiß ich's, warum die Herren Räthe nicht erlauben wollten, daß man von dem Delinquenten ſpreche!« rief der Fiſchhändler. »Sie ſchämen ſich, daß der arme Sünder ihnen abgefahren iſt.«

Alle lachten.

»O ſie werden ihn ſchon wieder bekommen!« meinte der Wirth.

»Ja, aber wann!« rief der Student. »Mich freut es nur, daß dieſer Streich dem Menſchenſchinder Schweighofer geſpielt wurde. Sein Delinquent iſt es. Nun dieſer Bluthund wird jetzt ſchön ausgelacht werden.«

Die beiden Criminalräthe, die an der Thür gehorcht hatten, traten nun haſtig aus dem zweiten Zimmer.

»Herr Student,« ſagte der Eine, »halten Sie Ihr loſes Maul im Zaume.«

»Und reden Sie nicht ſo deſpectirlich von einem Mitgliede unſeres Senates,« verſetzte der andere Rath, »ſonſt ...«

»Was ſonſt?« fragte der Student. »Dulden Sie keine ſolchen Mitglieder bei Ihrem Senate; doch dieſes Mitglied verlieren Sie, das ſag' ich Ihnen, dieſes Mitglied war zum letzten Mal Criminalrichter.«

»Weil ihm ein Miſſethäter davon gegangen?«

»Nein, weil ſein ruchloſes Treiben Sonnenfels in einer eigenen Schrift Ihrer Majeſtät der Kaiſerin Maria Thereſia und Sr. Majeſtät dem Kaiſer Joſeph anzeigte. Der Rath Schweighofer iſt auch ſchon ſeines Poſtens enthoben, der Herr Rath, der ſo dumm und ſchlecht iſt, daß er nur durch die Tortur Geſtändniſſe herausbrachte und einen armen Weber dem Schaffot opferte, deſſen Unſchuld nun an den Tag kam, hat nichts mehr zu rathen! — Gehen Sie nun wieder in Ihr Extrazimmer, meine Herren, und blamiren Sie ſich nicht, indem Sie ſich um einen ſolchen Collegen annehmen!“

„Unverſchämter Student!“

„Von heute an Concipiſt bei dem Regierungsrath Sonnenfels.“

„Wir werden uns an den Herrn Regierungsrath von Sonnenfels wenden und um Genugthuung für Ihre Beleidigungen anſuchen.“

„Thun Sie dies. Er will mit Ihnen ohnehin ſprechen. Er will die Herren kennen lernen, welche die Todesurtheile verfaſſen, deren Styl und Fehlerhaftigkeit den Kaiſer empören. Wer hat z. B. dies neueſte abgefaßt?“

Er zog ein Todesurtheil aus der Taſche.

„Dieſes Todesurtheil, das morgen hätte ausgegeben werden ſollen, wenn der Delinquent nicht entflohen wäre, und worin es heißt:

„Dieſer Joſeph Z***** ſolle auf den hohen Wagen geſetzet, auf dieſem, gleich nach Ableſung ſeines Urtheils ſoll ihm in die rechte Bruſt ein „Zwick“ mit glühenden Zangen, ſodann auf der Freiung „eben ein gleicher Zwick“ in die linke Bruſt gegeben werden, ſofort ſoll er auf die gewöhnliche Richtſtätte geführt und von „Untauf“ gerädert werden!“

„Haben Sie ein Recht, hier im Bierhaus, an uns Männer vom Rathe der Stadt Wien, ſolche Fragen zu richten?“

„Sie benehmen ſich mit der Arroganz der Jugend
d glauben, weil Sie, wenn es noch wahr iſt, der
err Regierungsrath von Sonnenfels angeſtellt hat, daß
ie uns hofmeiſtern können wie Er, der alle Welt hof-
eiſtert und mit ſeinen unaufhörlichen Neuerungen, Ver-
ſſerungen und Aufklärungen ganz Wien confus ma-
en will.“

„Dieſe Ihre Aeußerung werde ich ihm getreulich hin-
zbringen,“ erwiederte der Student.

„Wir werden uns ebenfalls nach Hofe verfügen,“ ſprach
r eine der Räthe. „Die große Kaiſerin Maria Thereſia
ird uns hören!“

„O ja, die huldvolle Monarchin hört Jeden. Be-
hweren Sie ſich aber über den Regierungsrath Sonnen-
ls, ſo . . .“

„Wir wollen von Ihnen nichts mehr wiſſen,“ ſpra-
en die Criminalräthe. „Wir haben ausgeredet. Herr Wirth,
nſere Zeche! Wenn Sie dieſem — Studenten nicht Ihr
aus verbieten, ſo bleiben alle Ihre Gäſte aus; uns Beide
hen Sie nie mehr.“

Die Herren gingen.

V.

Als die Herren vom Criminale in ihrem Aerger fortgegangen waren, trat der Wirth voll Entrüſtung auf den Studenten hin.

»Der Teufel ſoll Sie holen!« wüthete der Wirth, »und wenn Sie zehntauſend Mal Concipiſt geworden ſind, ſo ſoll Sie der Teufel ſammt Ihrem Concept holen! Nicht nur, daß Sie täglich hier aufſchreiben laſſen und mir keinen Heller bezahlen und wenn ich Sie hundert Mal mahne, ſo vertreiben Sie mir auch noch Gäſte von ſo hohem Range, daß mich jeder Wirth in ganz Wien um dieſe Gäſte beneidet. Scheren Sie ſich zum Henker! Ich ſchenke Ihnen die zweiundfünfzig Kreuzer, die Sie mir ſchuldig ſind und laſſen Sie ſich nie mehr in meinem Hauſe ſehen!«

»Hoho!« lachte der Student. »Da werden Sie, wenn ich hieher nicht mehr komme, alle Gäſte in dieſem Zimmer einbüßen. Wie ich die Herren kenne, ſo folgen ſie mir alle zu dem neuen Wirth am Bailerthor.«

»Ja, wir bleiben alle aus,« ſchrien die Gäſte, »und ziehen dem Studenten nach.«

»Da aber ein honetter Menſch ſich nie von einem groben Wirth Etwas ſchenken läßt,« ſetzte der Student hinzu, »ſo empfangen Sie hier einen Ducaten, wechſeln Sie ihn und ziehen Sie ſich Ihre lumpigen zweiundfünfzig Kreuzer für ſchuldige zwölf Maß Bier und achtzehn Paar Würſtel und das hier verzehrte Brot ab. — Kommen Sie, meine Herren,« ſagte der Student, »was ich vom Wirth herausbekomme, verzehren wir beim Pailerthor. Sie haben ſchon ſo oft für mich bezahlt, daß es nun an mir iſt, einmal auch für Sie zu bezahlen.«

»Das nehmen wir nicht an,« warf der Fiſchhändler ein.

»Sie müſſen es annehmen,« erwiederte der Student. »Meine Umſtände haben ſich geändert. Ich habe vierhundert Gulden Beſoldung und um mich aus meinen Schwulitäten zu retten, hat mir der Herr Regierungsrath von Sonnenfels ſechs Ducaten vorgeſchoſſen; da ſehen ſie her, lauter Kremnitzer, ich bin jetzt ein reicher Mann!«

Nun kam der Wirth ganz höflich herbei.

»So war es ja nicht gemeint!« ſagte er. »Bleiben Sie doch mein Gaſt und nehmen Sie Ihren Ducaten wieder! Meinetwegen laſſen Sie aufſchreiben bis zum jüngſten Tag!«

»Ei! Weil ich jetzt vierhundert Gulden Beſoldung habe?«

»Nein, weil Sie jetzt ganz beſtimmt mein Schwager werden. Sie haben meiner Suſi, der Schweſter meiner Frau, geſagt, daß Sie, wie Sie eine Anſtellung erhalten, heiraten wollen. Ich ſegne Sie und gebe Ihnen und der Suſi freien Tiſch Mittags und Abends. Ich will ebenfalls für das junge Ehepaar etwas thun.«

»Das läßt ſich hören!« verſetzte der Fiſchhändler.

»Ich brauche nichts von Ihnen,« erwiederte der Student. »Wenn ich heiraten werde, bin ich im Stande mich und meine Frau ſelbſt zu ernähren. Mit vierhundert Gulden kauf ich den »guten Hirten« und da bleibt mir immer noch ſo viel über, ein ſolches Schaf von Wirth entbehren zu können.«

Die Wirthin mußte in ihrer Küche Etwas von dem Zanke gehört haben. Sie kam wie eine Furie in die Gaſtſtube.

»Was höre ich,« ſprach ſie, »Du haſt Dich mit Herrn Eduard überworfen und mit allen unſeren reſpectablen Gäſten ebenfalls? — O Gott! O Gott! wir ſind verloren, wenn dieſe Geſellſchaft ausbleibt. Vier Eimer Bier bleiben uns dann täglich im Keller und zweihundertfünfzig Würſteln mit Kren kann ich ins Spital ſchicken!«

»Wir werden uns wieder verſöhnen!« beſchwichtigte der Wirth.

»Ich mich mit Ihnen nie!« eiferte der Student. »Mich darf kein Graf beſchimpfen, geſchweige denn ein Menſch, der ſtatt eines Wappens einen »Vierzeiger« über dem Hausthor hat.«

»Herr Eduard,« bat die Wirthin, »mir zu liebe vergeſſen Sie, was mein häßlicher Mann Ihnen in ſeiner Dummheit geſagt hat.«

»Mir vorzuwerfen, vor der ganzen ehrſamen Geſellſchaft, daß ich zweiundfünfzig Kreuzer für gemachte Zeche ſchuldig bin!«

»Das iſt infam!« verſetzte die Wirthin.

»Ich habe ja ſchon einen Strich darüber gemacht.«

»Wieder eine Beleidigung!« fuhr Eduard auf. »Wollen Sie, meine Herren, mit mir ziehen, ſo entſchließen Sie ſich ſogleich. Bezahlen Sie, was Sie verzehrten. Wir gehen zum Bailerthor. Dort erfahren wir auch, ob der Delinquent ſchon aufgefunden iſt oder nicht, denn dorthin kommt der Viertelmeiſter vom Wimmerviertel, der ſagt mir Alles!«

»Herr Wirth, wir wollen bezahlen,« riefen die Gäſte ungeſtüm untereinander.

Der Wirth gerieth in Verzweiflung, die ſich dadurch noch ſteigerte, daß ſein Weib ihm ins Ohr raunte:

»Wie der Student unſer Haus verläßt, ſo verlaſſe ich es auch!«

»Rufe die Suſi herein! dieſe, ſeine Geliebte, ſoll ihm zureden.«

»Seine Geliebte!« lachte die Wirthin ſataniſch. »Biſt Du verrückt? Laß ſie kommen, die Suſi, er hört ſie gar nicht an. — Du mußt ihn gewinnen, ich habe Dir geſagt, was geſchieht!«

»Herr Wirth! Herr Wirth! unſere Zeche,« riefen die Gäſte neuerdings.

»Nehmen Sie Raiſon an, Herr Eduard!« flehte der Wirth.

In dieſem Momente trat Conrad ein.

Er flog auf den Studenten zu, flüſterte ihm Etwas in die Ohren.

Eduard hörte ihm voll Erſtaunen zu.

»Der Neffe unſeres Herrn Oberlandrichters!« bemerkte der Wirth voll Devotion.

Conrad redete immer eifriger mit Eduard.

Eduards Erſtaunen wuchs.

Die Gäſte ſammt und ſonders platzten vor Neugierde.

Nachdem das heimliche Geſpräch eine Weile gewährt, fragte Conrad laut:

»Haſt Du mich verſtanden?«

»Vollkommen.«

»Willſt Du mir beiſtehen?«

„Augenblicklich!“

„Haſt Du nichts überhört?“

„Kein Wort!“

„Haſt Du dein Anſtellungsdecret bei Dir?“

„Ich bewahre es auf meinem Herzen.“

„So gehe und entledige Dich deines Auftrages; es iſt Dir Gelegenheit geboten, Dich auszuzeichnen.“

„Ich gehe!“ rief Eduard.

„Sollen wir Sie begleiten?“ fragten die Bürger.

„Nein, meine Herren, ich habe mich anders beſonnen. Was ich ſoeben erfahren veranlaßt mich, das heißt was mich betrifft, den „guten Hirten“ nicht zu verlaſſen. Ich gehe auch nur auf ein Stündchen fort und komme wieder. Wollen Sie ebenfalls Gäſte des „guten Hirten“ bleiben, ſo wird es mich freuen.“

„Wo Sie ſind, ſind wir auch,“ riefen die Bürger.

„Ich ſehe die Geſellſchaft bald wieder,“ verſicherte Eduard und eilte zur Thüre hinaus.

„Gott ſei Dank!“ preßte der Wirth aus dem von ſeinem Kummer befreiten Herzen hervor.

Conrad ſprach:

„Kann ich ein Glas Bier haben und unter dieſen wackeren Männern auf meinen Freund hier warten?“

„Platz! Platz!“ rief der Wirth. „Herr Schneidermeiſter, geben Sie gefälligſt ins „Käszimmer,“ damit der junge Herr von Oerl Ihren Schutz erhält.“

„Mit Vergnügen!“ erwiederte der Schneider und begab ſich zu dem Fiſchhändler.

„Darf ich mit ſaubern Würſteln und delicatem Kren aufwarten?“ fragte die Wirthin.

»Ja, ja,« antwortete Conrad, »viel Würſteln und viel Bier!«

Wirth und Wirthin machten ſich geſchäftig.

»Wenn es nicht unbeſcheiden iſt,« ſagte der Stadtbaumeiſter Wenger, »ſo ſtellte ich die ergebene Frage an den verehrlichen Neffen unſers geſchätzten Oberlandrichters: Iſt man dem entflohenen Candidaten des Rabenſteins ſchon auf der Spur?«

»Wenn dies kein Amtsgeheimniß iſt,« ſetzte der Stadtbaumeiſter hinzu, »ſo bitten wir nur um wenige Andeutungen.«

Conrad beſah ſich die Geſellſchaft.

Alles war aufgeſtanden und drängte ſich, ſo gut dies in dem kleinen Raume möglich war, herbei.

Conrad, den wir den Leſern bereits als einen Schalk ſchilderten und der ſo gerne den neugierigen, auf jede Execution erpichten Wienern eine Lection geben wollte, konnte ſeinen Muthwillen nicht unterdrücken; er nahm eine geheimnißvolle Miene an und ſagte:

»Meine Herren,« ſprach er mit einem Ernſte, der für jeden Andern höchſt komiſch geweſen wäre, nur für dieſe Leute nicht, »meine Herren, wenn ich hier Ihren Wunſch erfülle, Ihnen einige Andeutungen zu geben, wer verbürgt mir, daß Sie ſchweigen können?«

»Wir bürgen alle für Einen und Einer für Alle,« rief der Fiſchhändler aus ſeinem Käſemagazin.

»Ja, ja,« ſchrien Alle laut untereinander.

»Gut, meine Herren, aber ich gebe Ihnen auch nur Andeutungen, die Geſcheidten unter Ihnen werden ſchon wiſſen, was ich ſagen wollte und doch nicht ſage.«

„Wir verſtehen, Sie werden in Hieroglyphen ſprechen,“ bemerkte der Schneider.

„So hören Sie!“

„Stille! Ruhig!“ herrſchten ſich die Neugierigen zu.

„Der Delinquent,“ hob Conrad an; „aber Ihr Ehrenwort muß ich haben, daß das, was ich Ihnen hier vertraue, Keiner von Ihnen ſeiner Frau erzählen wird.“

„Nicht mit ſich ſelber darf Einer darüber ſprechen!“ betheuerte der Stadtbaumeiſter.

„Nun ſo vernehmen Sie!“

Es herrſchte in dieſem Momente eine Stille im Bierhauſe wie um Mitternacht auf einem Kirchhofe.

„Der Delinquent iſt bereits gefangen, aber — er weiß es nicht.“

„Ich bitte dies zu erklären!“ bat der Fiſchhändler.

„Aber haben Sie denn nicht gehört, daß Sie nur Andeutungen erfahren dürfen,“ ſagte der Schneider.

„Dem Geſcheidten iſt dies genug,“ meinte der Stadtbaumeiſter.

„Eben ſo ergeht es ihm mit ſeiner Hinrichtung.“

„Er wird alſo hingerichtet und weiß es ebenfalls nicht?“ fragte der Fiſchhändler.

„Aber, Herr Höpfinger, begehren Sie doch nicht mehr als bloße Andeutungen,“ eiferte der Schneider.

„Und wird er eben ſo auch ausgeführt?“ fragte der Spengler.

„Ausgeführt und weiß es auch nicht!“ erwiederte Conrad, „doch, meine Herren, ich bitte, ich beſchwöre Sie, ſagen Sie nichts weiter. Ich habe mich ſchon zu viel über dieſen Gegenſtand ausgelaſſen. Wenn mein Onkel, der Oberlandrichter, von dieſer meiner gewiſſenloſen Schwatzhaftigkeit Etwas erführe, ſo ſetzte er mich auf Lebenszeit bei Waſſer und Brot ins Gefängniß.“

„Hier, Euer Geſtrengen, iſt das Bier, ſo kalt, als wenn es auf Eis gelegen wäre,“ ſagte der Wirth und ſchenkte ein, daß der Schaum wie ein Thurm aus dem Glaſe ſtieg.

„Und hier, Euer Geſtrengen, ſind die Würſteln, ſo heiß, daß man ſie wie glühendes Eiſen ſchmieden könnte, wenn ſie nicht von Fleiſch wären. Und dieſer Kren! Beim „Klagbaum“ auf der Wieden, wo man die Männer und Weiber findet, welche bei den Leichenbegängniſſen für die lachenden Erben weinen müſſen, haben ſie keinen ſolchen Kren, um den Augen die Thränen maßweiſe zu entlocken.“

„Wenn ich nur die Andeutungen verſtünde!“ ſagte der Fiſchhändler zum Schneider.

„Nein, dieſe Schande, Mosje Höpfinger!“ fuhr der Schneider auf, „dieſen heimlichen Sinn nicht ſogleich herauszubringen! — Sie haben doch ein Hirn im Kopfe?“

„Mehr als ein Hecht!“ betheuerte der Fiſchhändler.

„Nun alſo?“

„Nun alſo verſtehe ich es doch nicht! Wie iſt denn das möglich, daß man Einen fängt und er weiß es nicht; daß man Einen ausführt und er merkt es nicht; daß man Einen rädert und er ſpürt es nicht?“

„Figürlich! figürlich! figürlich!“ ſchrie der Schneider. „Waren Sie denn noch nie im Theater? — Haben Sie noch kein allegoriſches Stück geſehen? — Haſner's Farce: „Hanswurſt als Delinquent?“

„Ei hören Sie auf! Das Rädern iſt ja keine Comödie!“

»Figürlich! figürlich!« eiferte der Schneider. »Meine Herren,« redete er dann die Geſellſchaft an, »ich wende mich aber nur an die Geſcheidten, haben Sie die Andeutungen des Herrn Conrad Oerl verſtanden?«

»Vollkommen!« riefen Alle, denn Jeder wollte für geſcheidt gelten!

»Gott im Himmel!« betheuerte der Fiſchhändler. »Einen »Scharn« von einem halben Centner wollte ich darum geben, wenn ich nicht ſo dumm wäre!«

Die Wirthin machte dem jungen Oerl auffallend den Hof. Ihre Dankbarkeit riß ſie hin, da er ihrem Hauſe den Studenten erhielt.

»Ich habe ein »Händerl« am Spieße,« ſagte ſie, »und einen Pomeranzenſalat mit »Zwetſchken,« der Kaiſer Joſeph hat nichts Delicateres auf ſeinem Tiſch. Darf ich aufwarten?«

»Nur immerhin! Aber wo iſt Suſi! — Soll ich nicht zu ihr?«

»O, ſie ſieht ſich völlig die Augen aus dem Kopfe und Sie blicken nicht einmal nach der Küche!«

»Iſt ſie in der Küche? Ich fliege zu ihr! Frau Wirthin, Sie ſind ſchön! man muß es ſagen, ſchön, wie die ſchönſte Frau in Wien, aber die Suſi, die Suſi iſt noch ſchöner.«

Conrad eilte in die Küche.

»Gott ſei Dank!« rief der Fiſchhändler. »Er iſt fort! Jetzt bitte ich um Ausdeutung der Andeutung. Ich bitte die Geſcheidten, weil ich ſo dumm bin, um eine Erklärung. Herr Schneidermeiſter, der Sie mich ausgelacht und verhöhnt haben, erklären Sie mir nun, wie kann Einer gefangen werden, ohne daß er es weiß.

ausgeführt, ohne daß er es merkt, und gerädert werden, ohne daß er es ſpürt! Ich bitte um Aufſchluß! Ich bezahle ſechs Eimer Bier, wenn ich klug werde!“

VI.

„Es iſt ſchwer, mit einem Manne zu ſprechen, wie Sie ſind, Herr Höpfinger,“ antwortete der Schneidermeiſter. „Durch die Blume kann man ſich mit Ihnen nicht verſtändigen, weil Sie ein Fiſchhändler ſind und von Blumen nicht das Geringſte verſtehen, ja nicht einmal wiſſen, wie eine Waſſerlilie ausſieht.“

„Was Blumen! Ich brauche keine Blumen, ich will erfahren, was das heißen ſoll, was Herr Oerl vom Delinquenten gefaſelt hat!“

„Um Gottes willen, reden Sie ſich nicht um den Kopf, wenn Sie das Faſelei nennen, was der Sprößling des hohen Gerichts uns anvertraut hat.“

„Um den Kopf? Soll er mir vielleicht abgeſchlagen werden, wenn ich mich nicht foppen laſſe? — Doch Sie Alle, meine Herren, hat der Herr Oerl gefangen, weil er geſagt hat, die Geſcheidten würden ihn ſchon verſtehen; keiner will nun dumm ſein, und keiner will zugeben, daß er eben ſo dumm iſt, wie ich. Wer dies verſteht, was Herr Oerl gemeint hat, wer das für möglich hält, was Herr Oerl angegeben, der rede hier, der erkläre ſich, der belehre mich. — Ich habe es ſchon geſagt, einen Scharn von fünfzig Pfund ſpendire ich, und Bier, ſo viel die Geſellſchaft trinken will, aber wenn ich keine Aufklärung empfange, ſo bin ich ſo frei, die ſämmtlichen Perſonen hier für ſechsmal dümmer zu bezeichnen, als ich bin, denn Sie haben ſich zum Narren halten laſſen, was ich nicht gethan."

„Ich muß geſtehen," nahm jetzt der Baumeiſter das Wort, „ich weiß mir auch nicht das auszulegen, was ich gehört, und habe nur aus Höflichkeit ſo gethan, als wenn ich die ſogenannte Andeutung begriffe!"

„Mir geht es auch ſo!" rief Einer um den Andern.

„Nun alſo," tobte der Fiſchhändler, „nun alſo, Herr Schneidermeiſter, was ſagen Sie jetzt? Ich bitte Sie, bekennen Sie ebenfalls, daß Sie nicht geſcheidter ſind, als wir, und pflichten Sie mir bei, daß ich dem jungen Gecken die Leviten leſen dürfe über ſeine Frechheit, uns zu narren, ob er nun ein Sprößling des Gerichts iſt oder nicht!"

„Nicht vorlaut!" rief der Schneider. „Geiſtvoll hat uns Herr Oerl geſagt was zu ſagen war; ich werde es beweiſen, und beweiſe ich es nicht, ſo bezahle ich einhundert Eimer Bier — ich deponire das Geld bei dem Wirthe."

„Durch die Blume wollen Sie ſprechen," erwiederte der Fiſchhändler. „Das iſt noch confuſer! Wir hören Sie gar nicht an!"

„Nein, nichts da! Anhören müſſen wir ihn," riefen Alle zuſammen.

„So vernehmen Sie denn," replicirte der Schneider, „ſo vernehmen Sie denn eine alte Geſchichte, welche Ihnen „die neue erklären wird. — Haben Sie je Etwas gehört von dem großen Räuber, genannt der ſchwarze Peter? — Er hat die Gegend um Wien bis zur Teufelsmühle unſicher gemacht."

„Was iſt es mit dieſem?" entgegnete der Fiſchhändler, „der iſt im Jahre 1750 aus dem Gefängniß entkommen. Ich denke die Geſchichte heute noch, als wenn ſie geſtern geſchehen wäre.“

„Derſelbe Fall vor zweiundzwanzig Jahren wie heute! Was that damals das hohe Gericht? — Es verfolgte den ſchwarzen Peter mit Steckbriefen; wo er hinkam, ward er ſignaliſirt; er vermochte nur in Höhlen unter der Erde ſich aufzuhalten; er war alſo gefangen und wußte es nicht! — Als man ſeine Schlupfwinkel in Jahr und Tag nicht entdeckte, malte man ſein Bild; ſetzte daſſelbe auf den Galgenwagen und führte es auf die Gänsweide, dem damaligen Richtplatze. Er wurde alſo förmlich ausgeführt und merkte es nicht! — Darauf ergriff der Scharfrichter dieſes Conterfei, flocht es auf das Rad und richtete einen Galgen mit einem herabhängenden Stricke darüber auf; der ſchwarze Peter wurde alſo gerädert und ſpürte es nicht! — Erſt nachdem dieſes geſchehen, fand man den ſchwarzen Peter im Walde an einem Baume erhängt, er hatte ſich ſelbſt entleibt. Man ſchnitt ihn von dem Aſte ab, an dem er hing, räderte ihn jetzt erſt recht und der ſchwarze Peter ſpürte abermals nichts! — Begreifen Sie jetzt die Andeutung, und hat Sie der Neffe des Landrichters gefoppt, als er Ihnen ſeine Mittheilung machte? Ich glaube nicht, und wenn Sie allerſeits nicht auf den Kopf gefallen ſind, ſo werden Sie mir Recht geben.“

„Meiner Seel'!“ erwiederte der Baumeiſter, „wie dies der Herr Schneidermeiſter jetzte auseinander ſetzte, ſo iſt es nicht ohne …“

„Ja, ja, ſo iſt es zu verſtehen!“ äußerte ſich der Spängler.

„Schneider, komm her, Du biſt ein Mordkerl,“ verſetzte der Fiſchhändler. „Ich danke für die Aufklärung; ja, ja, ſo iſt es! — Ich bringe den verſprochenen Fiſch und bezahle das Bier dazu.«

Die Geſellſchaft wurde nun ſehr luſtig. Sie beſchloß, ſobald der Neffe des Landrichters wieder die Stube betreten würde, ihn mit Vivats zu begrüßen, aber Conrad kam nicht ſobald; er lag in den Armen der ſchönen Suſi, die ebenfalls in Wonne ſchwamm an der Seite des Geliebten.

Es ſchlug zwei Uhr und im Bierhauſe »zum guten Hirten« ging es noch immer fidel her.

Da traten die Rumorknechte, an ihrer Spitze der Stadtwachtmeiſter Rüffler ein und geboten Feierabend zu machen.

»Meine Herren, Mitternacht iſt ſchon längſt vorüber!« bemerkte Rüffler, »die Stunde, in welcher alle Kaffee-, Wein- und Bierhäuſer auf hohen obrigkeitlichen Befehl geſchloſſen werden müſſen, iſt auffallend überſchritten worden; danken Sie es dem entſprungenen Delinquenten, deſſen Ausforſchung uns hinderte, früher Patrouilledienſte zu verrichten, aber nun ſind wir deſto ſtrenger und augenblicklich muß die Kneipe geſchloſſen werden.«

»Alſo haben Sie den Kerl doch wieder erwiſcht?« fragte der Fiſchhändler und reichte dem Stadtwachtmeiſter einen Humpen Bier hin, der ſo groß war, daß er ihn nur mit zwei Händen aufzuheben vermochte.

»Ja,« antwortete Rüffler, »einen Kerl, der in des Rathes Schweighofer's altem Amtskleide aus dem Stubenthor entkommen wollte, hat man, Dank dem trefflich abgefaßten Steckbriefe, aufgegriffen.«

»Und wie benahm er ſich?«

»Er läugnete der Delinquent zu ſein, aber man kennt dies ſchon! Der Gefangenwärter, dem er entflohen, rief ihm ſogleich entgegen: Läugne Du, Kerl, ſo viel Du willſt, weil ich nur jetzt wieder einen Delinquenten habe; Du wirſt morgen ausgeführt, gezwickt und gerädert, magſt Du ſein wer Du willſt.«

»Haha, das wäre neu!« verſetzte der Fiſchhändler, »jetzt, wo wir einen Verbrecher in Wien brauchen, wie zur Zeit der Hungersnoth einen Laib Brot, behauptete der Menſch, er wäre nicht der Rechte. Nur zwicken, er wird hernach ſchon der Rechte ſein!«

»Meine Herren,« erinnerte der Stadtwachtmeiſter: »ich bitte noch einmal um Feierabend. Wo iſt der Wirth? Er muß die Boutique ſchließen.«

»Herr Wachtmeiſter,« flüſterte der Spängler, »bei dem Wirthe und ſeiner Schwägerin befindet ſich jetzt Seine Geſtrengen der Herr Conrad Oerl, da müſſen Sie ein Auge zudrücken.«

»Immerhin!« ſagte Rüffler; »Herr Aſſeſſor Oerl hält ſich jedoch in des Wirths Wohnung auf; ich aber befehle, im Gaſtzimmer Feierabend zu machen.«

Conrad trat jetzt ein.

»Da iſt der Herr Neffe des Landrichters,« bemerkte der Schneider; »er iſt hier Gaſt wie wir. Er hat hier auch noch ſein gebratenes Huhn zu verzehren; können Sie dies verbieten?«

»Was gibt es hier?« fragte Conrad.

»Die Patrouille, Herr Gerichts-Aſſeſſor,« antwortete Rüffler, »iſt hier. Um zwölf Uhr ſollte die Kneipe geſperrt werden, nun iſt es zwei Uhr.«

»Reſpect vor dem Geſetz!« rief Conrad, »und Achtung vor den braven Männern, die es handhaben! Herr Wirth, auf meine Rechnung Bier, ſo viel die Mannſchaft trinken mag, und dem wackern Stadtwachtmeiſter geben Sie mein Huhn, das gewiß noch am Spieße ſteckt. — Laßt es Euch ſchmecken, achtſame Sicherheitswachen. Euer Eifer ſoll belohnt werden.«

»Heyßa! Da bleiben wir noch eine Stunde beiſammen!« ſchrie der Spängler.

»Schweigen Sie,« herrſchte Conrad dem Spängler zu, »merken Sie nicht, daß ich der Geſellſchaft zu liebe dieſe Wendung nahm, damit die Wirthsſtube länger offen bleibe? — Und mir zu liebe,« ſetzte Conrad für ſich hinzu, »der verwünſchte Eduard kommt noch nicht. Ich bin ſehr in Angſt, und muß hier auf ihn warten.«

Nun trat Eduard ein.

Er war echauffirt.

Conrad ging auf ihn zu.

»Endlich!« rief Conrad. »Wie ging es? ſprich! Du bliebſt lange aus! Weshalb verweilteſt Du ſo anhaltend?«

»Weshalb? Es ging Alles gut, nur traf ich einen Begriffsſtützigen, doch meine Ueberredungsgabe ...«

»Und er ging darauf ein?«

»Ganz nach Wunſch. Es gibt einen Hauptjux!«

Beide lachten und ſprachen dann für ſich.

»Ich habe zu melden,« nahm Nüffler mit einem halben Huhn im Munde das Wort, »daß wir mit Hilfe unſeres Scharfſinns, unſeres unermüdeten Forſchens, den echappirten Delinquenten am Stubenthor aufgegriffen haben.«

»Was hör' ich!« verſetzte Conrad ganz erſtaunt.

»In den Kleidern des Landraths Schweighofer ſtak er. Er läugnet zwar, daß er der Entflohene ſei.«

»Faule Fiſche!« verſetzte der Fiſchhändler, »nur zwicken, dann wird er es ſchon ſein.«

„Und will er es noch nicht ſein, nur rädern!“ meinte der Spängler, „bei dem erſten Stoß mit dem Rade widerſpricht er nicht mehr! — Dies ſind meine Andeutungen.“

„Morgen muß die Execution ſtattfinden und wenn es Gratz gilt. — Mein Bruder kommt eigends mit Frau und Kindern von Neuſtadt nach Wien.“

„Die Reiſe kommt über zwei Gulden zu ſtehen. So ein grimmiges Geld kann man nicht umſonſt ausgeben!“

„Wenn Ihr aber doch den Unrechten eingebracht hättet?“ fragte Conrad.

„Gott bewahre!“ antwortete Rüßler. „Fünf Schuh zwei Zoll groß! Schwarze Haare, ſechsunddreißig Jahre alt, Amtskleider des Herrn Raths Schweighofer, kerzengrader Gang, — im Steckbrief ſteht freilich gebückte Haltung, durch die Leiden der Tortur blaß und abgehärmt, — der Delinquent ſieht jedoch robuſt aus und hat ein kupfriges Geſicht wie ein Weinhüter; aber das iſt Verſtellung. Er ſieht nur gut aus, damit man ihn nicht erkennen ſoll.“

„Die haben einen Unrechten gepackt!“ flüſterte Eduard ſeinem Freunde Conrad zu und lachte.

„Vielleicht den penſionirten Rath Sonnauer. Auf den paßt die Beſchreibung.“

„Das wäre herrlich!“ ſprach Eduard; „das ſetzte den Hirſchauerſtreichen die Krone auf.“

Nun trat ein neuer Gaſt ein.

„Ich kann nicht weiter vor Müdigkeit und Durſt!“ ſprach er.

Dieſer neue Gaſt trug eine herrſchaftliche Huſaren-Livrée, einen rothen Czako und eine rothe Säbeltaſche, ein langer Sarras hing an ſeiner Seite. Er hatte einen ſchwarzen Schnurbart, der ihm das Geſicht auffallend verdeckte.

„Bier, Bier!“ ſprach er im gebrochenen ungariſchen Deutſch.

„Hier darf nichts mehr verabreicht werden,“ herrſchte der Wachtmeiſter dem Wirthe zu. „Es iſt bereits Feierſtunde.“

„Aus Mitleid!“ flehte der Huſar. „Den ganzen Tag geritten, von Preßburg kommen, nichts gegeſſen! — Strengen Herrn haben, Grafen Olesházi. Heute noch nach Nußdorf müſſen, Pferd gefallen und bei keinem Thor hinaus können, um in Leopoldſtadt bei dem Juden Hirſch ein neues Pferd zu kaufen.“

„Gebt dem armen Mann Bier und Braten,“ ſagte der Fiſchhändler. „Er ſinkt ja völlig zuſammen vor Schwäche.“

Der Spängler ſtand auf und ließ den Huſaren auf ſeinen Platz ſetzen.

Der Wirth brachte Bier.

Der Huſar trank mit langen Zügen.

Der Wirth reichte einen kalten Braten dar.

Der Huſar griff zu.

„Wie heißt der Graf, dem Ihr dient?“ fragte Conrad.

„Olesházi,“ antwortete der Gefragte.

„Und in Preßburg lebt er?“

„Bei Preßburg.“

„Was macht Ihr heute noch in Nußdorf?“

„Gräfin erwarten! Kommt morgen mit Schiff von Regensburg.“

Conrad fixirte den Huſaren ſcharf.

Der Huſar merkte dies und ſagte:

»Ach, wie habe ich mich geſtärkt!«

»Habt Ihr denn Geld, um ein Pferd in der Leopoldſtadt zu kaufen?«

»Jud kennt mich! Jud gibt mir für Grafen auf Credit.«

Der Huſar griff in die Taſche, um die Zeche zu bezahlen.

»Das geht mich an,« verſetzte der Fiſchhändler. »Ihr war't mein Gaſt.«

»Tauſend Dank! Nun entferne ich mich.«

»Bei dem rothen Thurm könnt Ihr jetzt ſchon hinaus,« verſetzte der Stadtwachtmeiſter. »Die Thorſperre iſt aufgehoben, den entflohenen Delinquenten haben wir.«

Der Huſar unterdrückte eine große Gemüthsbewegung.

»Kommt mit uns,« verſetzte der Spängler, »wir gehen ebenfalls in die Leopoldſtadt, wir führen Euch.«

»Ich nehme es dankbar an,« verſetzte der Huſar.

»Wo ſehen wir uns morgen nach der Hinrichtung?« fragte der Schneider die übrigen Gäſte.

»Hier! Hier!« riefen Alle.

»Adieu, adieu!« hieß es von allen Seiten.

Die Gäſte ſtrömten auseinander.

Der Huſar entfernte ſich mit den Uebrigen.

Chriſtoph wendete ſich an Eduard und ſprach:

»Dieſer Huſar — ich weiß nicht, aber dieſer Huſar iſt eher der Delinquent als der, den man am Stubenthor gefangen hat. Sein Gang, ſeine Haltung, ſein abgehärmtes Geſicht verkünden große Leiden. Auch gibt es keinen

Grafen Oleshäzi. — Ich aber mache keinen Menſchen unglücklich!“

„Ich auch nicht. Zudem ſind wir ja auch keine Schergen.“

VII.

Wir haben den Leſern noch zu berichten, wie es dem Delinquenten Joſeph Z***** (Joſeph Zeininger) auf ſeiner Flucht erging.

Er entkam glücklich in den Kleidern des alten Rathes Schweighofer. Wie er ganz richtig gegen Richard bemerkt, ſo verſchaffte ihm ſein Anzug noch allgemeine Beachtung.

Im Liliengäßchen, damals „Galgengäßchen“ genannt, weil die zum Galgen Verurtheilten, vom Amtshauſe in der Rauhenſteingaſſe, wo ſie gefangen ſaßen, durch daſſelbe ihren Weg nach dem hohen Markte zur „Schranne“ nehmen mußten, alſo im Liliengäßchen wurde der Delinquent ſogar von einem Schergen angehalten und demſelben erzählt, daß ein zum Rade Verdammter geſucht werde.

Zeininger verlor keinen Augenblick ſeine Faſſung. Er hörte den Schergen, der ihn für eine Perſon des Gerichtes hielt, ruhig an, und richtete dann die bemerkenswerthen Worte an ihn:

„Wie kann Er mir Dinge erzählen und mir Nachrichten mittheilen, die ich, als Gerichtsrath, ohnehin ſchon weiß; thu' Er ſeine Pflicht, viſitire Er alle Branntweinſchenken; bei dem goldenen „Kandl“ (Kanne) in der Schottengaſſe durchſtöbere er jeden Winkel. Dort halten ſich alle Verbrecher auf, weil der Wirth ſelbſt ein Verdächtiger iſt und blos von Dieben und Gaunern lebt.“

Der Scherge war ganz verblüfft über den Verweis, den er erhielt. Er entſchuldigte ſich mit ſeinem Dienſteifer. Hierauf eilte er ſchnurſtracks nach der Schottengaſſe.

Zeininger verfolgte nun ſein Ziel raſch.

Sein Ziel war — des „Freimanns“ Wohnung, denn Agnes, die ſchöne Agnes, des Freimanns Enkelin, war ſeine Braut.

Der gute Richard, hätte er ahnen können, welchem Menſchen er zur Freiheit verhelfen, wer der Geliebte ſeiner Angebeteten ſei — er wäre entweder vor Entſetzen ſtarr geworden, oder hätte kein Mitleid mit dieſem gräßlichen Menſchen gezeigt.

Vielleicht war vor und nach des Delinquenten Erſcheinen in der Kaiſerſtadt, noch kein verwegenerer Räuber und Mörder in einem Gerichtshauſe in Wien.

Zeininger war ein zweiter Cartouche.

Dieb, Gauner, Fälſcher und Bandit im vollkommenſten Grade.

Als ein nettes Männchen von Geſtalt, mit einem freundlichen Geſichte, ſchönen flammenden Augen und einem bewegten, innigen Tone, gewann er alle Herzen. Er war ein ſolcher Heuchler, er konnte ſo beſcheiden und ſchüchtern ſich benehmen, daß er Jeden, dem er ſich nahte, für ſich gewinnen mußte. Dabei war ſeine Bildung durchaus nicht vernachläſſigt; zwar nur ein Friſeur, hatte er doch ſo viel Routine durch hohe Kunden ſich erworben, daß wenn er im modernen Anzuge jener Zeit in bürgerlichen Kreiſen erſchien, er ſich recht gut ſogar für einen Menſchen aus einem vornehmen Stande hätte ausgeben können

Das Verbrechen, das ihn in die Hände der Gerechtigkeit lieferte, war ein Mord an einem jungen Mädchen, das als eine arme Anverwandte im Hauſe eines Geiſtlichen in Dienſten ſtand.

Bei dieſem Geiſtlichen wurden zu einer frommen Stiftung zweitauſend Ducaten deponirt.

Hiervon erhielt Zeininger Kunde, und ſogleich beſchloß er den Raub, und ſollten darüber auch der Pfarrer und ſeine Nichte ſterben müſſen.

Ein guter Stern ſchützte den Geiſtlichen. Derſelbe war, um einem Kranken mit den Tröſtungen der heiligen Religion beizuſtehen, außer dem Hauſe, aber das Mädchen war daheim, und dieſes fiel auch als Opfer.

Mit ſüßen, einſchmeichelnden Worten bewog er das arme Kind zum Oeffnen der Hausthüre.

Er gab vor, in einer Gewiſſensſache den Pfarrer zu Rathe ziehen, und da der Pfarrer ausgegangen, ſo lange verweilen zu wollen, bis er heimkehre.

Als Zeininger aber kaum die Wohnung betreten, ſo wechſelte er die Rolle. Wie ein Tiger über ſeine Beute, fiel er über die Unglückliche her. Mit einem eigens zu ſeiner Blutthat mitgenommenen Meſſer verſetzte er ſeinem Opfer ſolche gewaltige Stiche, daß dasſelbe augenblicklich zu Boden fiel; jetzt zerfleiſchte er das arme Geſchöpf ſo unbarmherzig, daß der dritte Theil der Verwundungen genügt hätte, dasſelbe für ewig ſtumm zu machen. Als das Mädchen ausgelitten, brach er die Schränke auf und fand den Schatz, den er ſuchte. Mit dieſem wollte er entweichen, aber da kam der Pfarrer, begleitet von einem kaiſerlichen Hauptmanne, in ſeine Wohnung zurück, und Beide bemerkten den fremden Mann.

Im erſten Augenblicke, auf einer dunkeln Stiege dem Mörder begegnend, und nichts Böſes ahnend, ließen der

Pfarrer und der Hauptmann ihn vorüber; der Ruchloſe wäre ſicher entkommen, wenn ihn der Hauptmann nicht zufällig erkannt hätte.

„Zum Geier!“ ſprach der Hauptmann, „wie kommt mein Friſeur in ſo ſpäter Stunde in Ihr Haus? Iſt er vielleicht der Geliebte Ihrer Nichte? der Teufelsmenſch wirft nach allen hübſchen Mädchen ſeine Netze aus.“

Der Pfarrer wollte eben antworten, da fand er ſeine Vorthüre unverſchloſſen. Der Pfarrer und der Hauptmann traten in die Wohnung, und nun ſahen ſie ein Bild des Entſetzens, über das Beide lautes Geſchrei ausſtießen.

„Gott im Himmel!“ ſagte der Hauptmann, „hier iſt ein Raubmord geſchehen und der Friſeur war der Mörder!“

Sogleich wurden alle möglichen Vorkehrungen getroffen, den Verbrecher aufzugreifen, aber erſt nach zwei Tagen kam man ihm auf die Spur, und zwar durch einen Trödler, bei dem er ſich Kleider verſchaffen wollte, die ihn unkenntlich machen ſollten. — Der Friſeur läugnete anfänglich die That, aber mittelſt der Folter preßte man ihm bald das Geſtändniß heraus; nur wo er die zweitauſend Stück Ducaten hingebracht, geſtand er trotz allen möglichen Martern nicht.

Die zweitauſend Stück Ducaten hatte er der Enkelin des Scharfrichters übergeben, und zwar nicht nur um bei dieſer und ihrem Großvater als ein reicher Mann zu gelten, ſondern auch weil den Raub im Hauſe des Freimanns Niemand ſuchen würde.

Dieſe zweitauſend Ducaten jetzt, da er wieder frei war, und ſomit ſeine Flucht weiter fortſetzen wollte, von Agnes zu erhalten, war ſein Vorſatz.

Er führte ihn auch glücklich aus.

Als er gegen Mitternacht vor die Wohnung des Scharfrichters kam, ſah er das ganze Haus beleuchtet.

In der Amtstracht, die er angelegt, erhielt er Auskunft, was die Beleuchtung zu bedeuten habe. Man ſagte ihm:

Seit undenklichen Zeiten iſt das ſo der Brauch, daß, wenn ein armer Sünder hingerichtet wird, darf in der, der Execution vorhergehenden Nacht keine zur Familie des Freimanns gehörige Perſon ſchlafen, das Geſinde muß auf den Beinen bleiben, weil man nicht wiſſen könne, was der Criminalſenat plötzlich anordnen und vorbereiten werde. Zudem, berichtete man Zeininger, ſei der Freimann mit ſeinen Knechten nicht zu Hauſe. Sie richten, hieß es, in der Nacht auf dem Richtplatze das Schaffot auf und treffen alle Vorbereitungen zur Execution.

Dies war dem Frevler ein willkommenes Ereigniß.

Er begehrte Einlaß in des Freimanns Haus.

»Abgeſendet vom hohen Senat komme ich mit hohen Aufträgen. Iſt der Freimann nicht zu Hauſe,« ſprach er, »ſo will ich wenigſtens mit ſeiner Frau oder ſeiner Tochter ſprechen.«

»Nur eine Enkelin iſt im Hauſe,« antwortete man ihm.

»So führt mich zu dieſer,« erwiederte Zeininger.

Er ward zu Agnes geführt.

Er ſetzte ſeine Perrücke tiefer ins Geſicht, drückte den Hut in die Stirne.

»Laß mich allein mit der Jungfrau ſprechen,« erſuchte Zeininger.

Die Magd entfernte ſich.

Kaum mit Agnes allein, gab er ſich zu erkennen und Agnes flog an ſeinen Hals.

»Mein Gott, mein Gott!« rief ſie aus, »ſo lebſt Du doch noch! Ach, Joſeph! welche Angſt habe ich Deinetwillen erlitten! — Und wie elend Du ausſiehſt! warſt Du krank?«

»Krank, ſehr krank,« antwortete Zeininger. »Ein hitziges Fieber hat mich niedergeworfen; beinahe ein halbes Jahr ſiechte ich auf dem Krankenbette; ich konnte nicht an Dich ſchreiben, weil in dem Kreiſe meiner Familie ich es nicht verrathen wollte, welchem Stande meine geliebte Agnes angehöre. Nun bin ich aber wieder geſund und komme, Dich zu benachrichtigen, daß unſerer Verbindung nichts mehr im Wege ſteht. Das Bräuhaus, von dem ich deinem Großvater ſchrieb, habe ich gekauft. Ich bin gekommen, das Geld zu empfangen, das ich Dir in Verwahrung gab; ich muß morgen frühzeitig den Kaufſchilling entrichten, ſechsunddreißigtauſend Gulden beträgt er; es geht mir knapp; — die Ducaten, die ich Dir gegeben, benöthige ich ſehr.«

»Mein Großvater hat ſie verwahrt.«

»Dein Großvater kommt, wie ich höre, vor morgen Mittags nicht nach Hauſe; dies würde mich in greuliche Verlegenheit bringen. In welchem Schrank befindet ſich das Geld? — Ich bin ſo preſſirt, daß ich den Schrank erbrechen muß. Ich kann nicht weichen, bis ich mein Geld habe. Gib mir ein Beil, der Schrank wird ſogleich offen ſein.«

»Um Gottes willen! Was fällt Dir ein!«

»Zögere nicht! Ich bin ganz außerordentlich gedrängt. Ich verliere das prächtige Bräuhaus, wenn ich morgen mit dem früheſten das Geld dafür nicht erlege. — Sprich, ſprich, in welchem Kaſten befindet ſich das Geld.«

»Entſetze Dich nicht! Um es gut zu verwahren, hat es mein Vater in die Kammer ſeiner Marterwerkzeuge verſteckt. Dort, wo die Torturbehelfe liegen, befindet es ſich.«

Bei den Worten »dort, wo die Torturbehelfe liegen!« bebte Zeininger ſcheu zurück, doch faßte er ſich ſchnell.

»Es iſt mir gleichgiltig,« bemerkte er, »wo ich mein Geld finde und ſteckte es in der Taſche eines auf dem Rabenſteine mit dem Rade Gerichteten, ich holte es mir!«

Agnes führte ihn in eine dunkle Kammer, brannte eine Pechfackel an, und leuchtete dem Geliebten, indem ſie ſagte:

»In den »ſpaniſchen Stiefeln« ſtecken die zweitauſend Ducaten, mit welchen Stiefeln der Unglückliche gemartert wurde, der morgen ſein Leben verbüßt.«

Zeininger ſchlug ein fürchterliches Lachen an und nahm das Geld aus dem gräßlichen Folterwerkzeuge, das er nur gar zu gut kannte.

In dieſem Augenblicke kam die Magd herein.

»Jungfer Agnes!« rief ſie, »es iſt ein Mann in ungariſcher Kleidung gekommen. Er läßt ſich nicht abweiſen. Er will den Strick, mit welchem der neulich hingerichtete Dieb gehangen wurde, kaufen; er gibt dafür, was immer gefordert werden mag.«

»Weiſe ihn ab,« erwiederte Agnes haſtig, »Du weißt, der Großvater verkauft derlei Sachen nicht. Sie werden nur von Abergläubiſchen geſucht, und gewiß iſt dieſer Ungar Willens ein Verbrechen zu begehen und glaubt ſich durch den Strick eines Gehängten unſichtbar zu machen.«

»Was kümmert das Dich!« verſetzte Zeininger, »wenn es Dir Geld trägt, was haſt Du nach fremdem Aberwitz zu fragen? — Verkaufe ihm dieſen Strick. Wo befindet ſich derſelbe?«

»Da hängt er in dem Galgenſchranke,« erwiederte die

Magd, »der Name des Miſſethäters ſteht darauf geſchrieben. —«

»Laß den Ungar kommen!«

»Mir trägt der Kauf auch Etwas ein!« rief die Magd freudig und eilte zu dem Fremden.

»Was ficht Dich an?« fragte Agnes in großer Angſt. »Du wirſt von mir doch nicht verlangen, daß ich gegen den Befehl meines Großvaters handeln ſoll?«

»O ja, aber nur nicht gegen meinen Befehl darfſt Du handeln und ich will, daß Du dieſen Strick verkaufeſt, ich dein künftiger Gatte will es, hörſt Du!«

Agnes fiel bei dieſen Worten Zeiningers der entſetzliche Ton auf, mit welchem er ſprach, und die drohenden Augen, welche er auf ſie richtete.

Sie nahm den Strick mit Entſetzen aus dem abſcheulichen Schranke und reichte ihn dem Ungethüm mit den Worten hin: »Ich werde dem Großvater ſagen, daß Du mich verleitet, ſeine Befehle zu verletzen, mit Dir möge er rechten, nicht mit mir!«

Indeß kam der Ungar von der Magd herein geführt.

»Wir wiſſen euer Anliegen,« redete ihn Zeininger an. »Hier iſt die gewünſchte Wundergabe; aber ſie koſtet viel! Habt Ihr Geld, ſo könnt Ihr ſie haben.«

»Dreißig Thaler will ich geben.«

»Das iſt zu wenig.«

»Vierzig.«

»Zu wenig!«

»Ich kann nicht mehr entbehren.«

Zeininger betrachtete den Ungar und rief plötzlich:

»Hört mich an, wir wollen einen andern Handel ſchließen: gebt die vierzig Thaler und tauſcht mit mir die

Kleider. Ich muß eine Reiſe nach Ungarn machen, tief hinein ins Ungarland, in eurem Anzuge reiſe ich beſſer.«

»Du mußt eine Reiſe nach Ungarn machen?« fragte Agnes; »Du bleibſt ja hier und kaufſt —«

»Laß mich gewähren!« fuhr Zeininger das Mädchen ſo roh an, daß dieſes abermals über ſeinen beleidigenden Ton erſchrak.

»Wie geſagt, in eurem Anzuge reiſe ich beſſer und ſicherer, und Euch kann es gleichgiltig ſein, wie Ihr nun ausſeht, da Euch der Strick des Gehängten ohnehin unſichtbar macht.«

»Ich gebe Euch meine Kleider. Hier empfangt auch die vierzig Thaler und nun kleiden wir uns um, denn ich habe Eile.«

Der Ungar riß ſeine Kleider ſo raſch vom Leibe, daß Agnes ſich förmlich flüchten mußte, da ihre Scheu vor einem Manne, der ſich bis auf das Hemde auszиehen wollte, ihr nicht länger zu bleiben erlaubte.

Als Agnes fortgegangen war, metamorphoſirte ſich Zeininger eben ſo ſchnell.

In fünf Minuten war der Ungar ein Rathsherr und Zeininger ein Huſar, und Beide verließen, ohne Agnes noch einmal zu ſehen und ihr Adieu zu ſagen, das Haus.

Die Beſtürzung der Braut Zeiningers ſtieg auf den höchſten Grad, als ſie wieder das Gemach betrat und den Geliebten nicht mehr fand.

Schon die Art, wie er mit ihr geſprochen, fiel ihr ſchwer aufs Herz; nie fand ſie ihn ſo rauh, ſo barſch, ſo verſtört. Sein wüſtes Ausſehen, ſeine kranke, ſieche Geſtalt vermochte ſie ſich nicht zu deuten.

»Wenn ein Menſch auch von einer Todeskrankheit geneſet, ſo kann er doch nicht ſo gebrochen ausſehen, wie Joſeph," ſagte ſie für ſich. „Seine Geſtalt iſt die eines Mannes, der — heiliger Gott! rief ſie, nein, nein! ich vermag den Gedanken nicht zu faſſen."

Sie fing heftig zu weinen an und begab ſich in ihr Zimmer.

Auf der Gaſſe vor dem Freimannshauſe wurde es nun ſehr lebendig.

Berittene Soldaten ſprengten raſch bald hinauf bald hinunter.

„Heda!" rief der Eine mit einer Stimme, die bis in ein Grab gedrungen wäre, „heda! dort oben, wo das Fenſter offen iſt, ſteckt die Köpfe heraus und laßt mit Euch ſprechen."

„Was gibt es!" rief Agnes den Reiter an.

„Iſt der Freimann zu Hauſe?"

„Nein," antwortete Agnes, „was wünſcht Ihr von ihm?"

„Sendet nach ihm, ich habe Befehl vom Oberlandrichter. Es findet keine Execution ſtatt. Iſt das Hochgericht ſchon aufgeſchlagen, ſo muß es augenblicklich abgebrochen werden. Der Delinquent iſt entflohen! Meldet das dem Freimanne und ſagt ihm, er möchte unverzüglich zu dem Herrn Oberlandrichter kommen. Beſorgt ſchnell dieſe Aufträge, ich kann mich nicht länger aufhalten."

„Ich bin allein im Hauſe, eine Magd habe ich wohl noch hier, aber dieſe darf ich nicht fortſchicken, und ich darf auch nicht das Haus verlaſſen; ſeid ſo gut und ſendet einen eurer Reiter vor das Schottenthor, mein Großvater, der Freimann, iſt mit ſeinen Leuten dort beſchäftigt, das Schaffot aufzuſchlagen. Unterrichtet ihn von eurer Sendung, ich kann keine Aufträge von Euch übernehmen.«

Der Reiter fluchte, ſah aber ein, daß er ſich wirklich ſelbſt zu dem Freimanne begeben müſſe und ſprengte davon.

Agnes ſchloß nun ihr Fenſter, aber es dauerte nicht lange, ſo wurde ſie wieder dahin gerufen.

Ein ganzes Rudel alter Weiber kam heran und rief ihren Namen.

»Jungfer Agnes! Jungfer Agnes!« riefen die Weiber.

Agnes erſchien am Fenſter.

»Jungfer Agnes,« nahm die Hausmeiſterin vom »Küßdenpfennig« das Wort, zu jener Zeit als Kartenlegerin, Lotterprophetin und Wahrſagerin beliebt:

»Sie haben mich neulich glücklich gemacht. Sie haben mir die Nummern des letzten Delinquenten geſagt. Die Nummern ſind alle drei gezogen worden. Die ſämmtlichen Hausmeiſterinnen haben dies erfahren, und kommen nun mit mir bittend, auch die Nummern von dem armen Sünder, der morgen gerichtet wird, zu verkünden.«

»Es wird kein armer Sünder gerichtet,« erwiederte Agnes, »er iſt entflohen.«

»Deſto beſſer! Da iſt ſchon Glück vorhanden! Wie heißt er? Wie alt iſt er? In welchem Jahr iſt er geboren?«

»Er heißt Joſeph — ſetzt neunzehn,« entgegnete Agnes; »er iſt ſechsunddreißig Jahre alt und —« plötzlich ſtieß Agnes einen Schrei aus und ſank zuſammen.

»Was hat ſie?« riefen die Hausmeiſterinnen. »19, 36 und ſetzen wir 34 dazu, die Hausnummer vom Freimann.«

VIII.

In der Bognergaſſe Nr. 220 nach der erſten Häuſernumerirung in Wien, jetzt in Nr. 315 mit dem Schilde „zum Todtenkopſe,“ lebte im Jahre 1772 ein Geigenmacher Namens Ferdinand Ringler, ein ſehr drolliger Kauz. Nach ſeiner Meinung war die Geigen- und Lautenmacherkunſt die größte Kunſt auf der Welt, und er ſah Jedermann über die Schulter an, der nicht Geigen- und Lautenmacher war, oder zum mindeſten nicht die Geige oder Laute zu ſpielen verſtand.

Er beſaß vier Söhne und acht Töchter, alle zwölf Kinder waren Geigen- und Lautenmacher, und man behauptete in jener Zeit, daß ſeine Töchter eben ſo geſchickt arbeiteten wie der Vater, beſonders ſeine jüngſte Tochter Gertrude, welche, nebenbei geſagt, auch ſehr ſchön war.

Der alte Ringler betrog ſeine Kunden nie, denn würde er dies über's Herz gebracht haben, ſo hätte er in die Geigen und Lauten, welche ſeine übrigen eilf Kinder anfertigten, nur den Namen Getrude Ringler einzeichnen laſſen dürfen und ſie würden außerordentlich bezahlt worden ſein und reißenden Abgang gefunden haben. Gertrudens Geigen wurden allen Geigen der Welt vorgezogen und ſogar in Italien mit Vorliebe gekauft.

In Wien exiſtirt noch ein Liebhaber ſeltener Streichinſtrumente, Hellupp iſt ſein Name, der eine Violine von Gertrude Ringler (Wien 1770) beſitzt, die er nicht gegen die beſte Cremoneſer vertauſcht, und welche er im Jahre 1821 von dem berühmten Violinſpieler Franz Clement für 600 fl. gerade zu jener Zeit kaufte, in welcher Clement die Reiſe mit Angelica Catalani nach Baiern und Würtemberg antrat, und das herrliche Inſtrument ſo für ſich behalten hätte, wenn er nicht Geld gebraucht und den Muth gehabt, von Angelica Catalani einen Vorſchuß zu begehren.

Rinzler ſagte:

„Solche Geigen, wie Gertrude ſie baut, ſieht Gott ſelbſt mit Wohlgefallen an, und ſpielt ſie Croyß in der Peterskirche, ſo hören die lieben Engelein im Himmel zu und lächeln Beifall.“

Gertrude war ſelbſt eine ſehr virtuoſe Violinſpielerin, eine Milanollo ihrer Zeit. Sie hatte das Glück, vor Ihren Majeſtäten, der Kaiſerin Maria Thereſia und dem Kaiſer Joſeph, ein Concert ſpielen zu dürfen, erhielt die Bewunderung der allerhöchſten Perſonen und wurde von der großen Monarchin mit einer Schnur koſtbarer Perlen beſchenkt.

Die Freude, welche Rinzler darüber empfand, war nicht zu beſchreiben. Gertrude durfte die ſchönen Perlen nicht einen Augenblick vom Halſe nehmen, und wer immer das Geigenmachergewölbe beſuchte, dem wurde das kaiſerliche Geſchenk gezeigt.

Dabei entwickelte Rinzler einen Hochmuth ohne Grenzen. Joſeph Haydn, welcher in jener Zeit Capellmeiſter bei dem Fürſten Eſterházy war, empfahl dem Fürſten die Rinzleriſchen Inſtrumente, und unter dieſen die von Gertrude. Haydn pries dem Fürſten die liebliche Violinſpielerin, die mit ihrem Vater nach Eiſenſtadt kommen und dort ſich hören laſſen mußte, wofür Gertrude ein koſtbares Fermoir von Brillanten und Rinzler für gelieferte Inſtrumente mehr als vierhundert Ducaten erhielt.

Der alte Geigen- und Lautenmacher war alſo nicht nur auf ſeine Kunſt, er war auch auf die Geſchicklichkeit ſeiner Tochter, beſonders aber auf die Ehren und Auszeichnungen, die ſie vom Hofe und von dem Fürſten Nicolaus Eſterházy erhielt, ſehr ſtolz. Es wurde ihm das Glück zu Theil, mit Kaiſer Joſeph in einer ihm gnädigſt bewilligten Audienz ſprechen zu dürfen: dieſe Gnade des Kaiſers machte ihn beinahe verrückt.

Der Kaiſer äußerte ſich, daß Er ſich ſehr darüber freue, daß ein Wiener Bürger es in der Geigenmacherkunſt eben ſo weit gebracht als die erſten Meiſter Italiens, und daß Er für die Hofcapelle, auf die Anempfehlung Salieri's zwölf Violinen und zwei Bratſchen, zwei Violoncelles und einen Contrabaß wünſche, dann eine vorzügliche Violine von Gertrude, Rinzlers Tochter.

Nach dieſer Audienz war mit Rinzler nicht mehr zu ſprechen. Ohne Zuſtimmung des Kaiſers legte er ſich den Titel „Hofgeigenmacher“ bei, und wenn er Abends in den Weinkeller des Schottenſtiftes kam, ſprach er von nichts Anderem als von ſeiner Audienz und „Ich und der Kaiſer, die große Maria Thereſia und meine Wenigkeit, ich und der Fürſt Nicolaus, meine Gertrude und die Fürſtin,“ folgten jedem dritten Worte. Rinzler theilte förmlich Protectionen aus. Er ging in ſeinem Wahne ſo weit, daß er, als in jener Zeit der Schottenprälat ſtarb, dem Pater Hofmeiſter des Schottenſtiftes vertrauungsvoll ſagte: Wünſchen Euer Hochwürde Prälat zu werden“? Sagen

Sie nur ein Wort, ich ſpreche mit dem Kaiſer und Sie ſind es!«

Wir haben ſchon bemerkt, daß Gertrude ſehr ſchön war. Sie zu ſehen und mit ihr zu ſprechen, war der Wunſch von zahlloſen jungen und alten Herren, allein Rinzler war ſtrenge; wer bei ihm keine Geige, keine Laute beſtellte, nichts kaufen oder nichts repariren ließ, durfte nicht in ſeinen Laden. Mit Gertrude zu ſprechen, geſtattete er nur beſonders angeſehenen Perſonen; es mußten zum mindeſten Grafen, und dabei — geſchickte Violinſpieler ſein.

Dieſe Grille des Vaters benützte ein junger Mann, Sohn eines reichen Bürgers.

Er fuhr in einer prachtvollen Equipage vor, ließ ſich als einen Grafen Buchwald ankündigen, begehrte eine theuere Violine, bezahlte dieſe in Gold, beſtellte eine zweite von Gertrude, und verſprach eben ſo viel Ducaten dafür zu geben, als in dem Bauch einer gewöhnlichen Geige Raum haben würden.

»Das iſt ein Anbot,« rief Rinzler, »das eben ſo neu als generös iſt. Sie ſollen etwas Beſonderes haben! Kommen Sie in meine Wohnung und ſpielen Sie mir und meiner Tochter etwas vor; damit wir ihre Spielweiſe hören; damit wir beobachten, ob Sie ein geſchickter Adagioſpieler; ſind Sie dies, ſo ſollen Sie eine Violine erhalten, die da ſingt wie eine Sirene. Gertrude ſoll Ihnen ein Inſtrument anfertigen, welches die Menſchenſtimme beſchämt.«

Zum Glücke war der junge Mann wirklich ein ſehr guter Violinſpieler. Er nahm den Antrag an und producirte ſich.

»Göttlich!« rief der alte Geigenmacher, »da ſieht man es, daß Sie ein Graf ſind; das ſind adelige Töne, welche Sie dem Inſtrumente entlocken. Weiß es der Kaiſer, daß Sie ein ſolcher Virtuoſe? Sollte er es nicht wiſſen, ſo muß er es durch mich erfahren, ich bin im Stande und ſage es dem Monarchen, Sonntags nach der heiliger Meſſe, oder ich warte mit dieſer Nachricht bis der Kaiſer mich zu Tiſche einladet, da läßt ſich derlei am Beſten vorbringen."

Dem vergeblichen Grafen Buchwald wäre damit ein ſchlechter Dienſt geſchehen, wenn der Geigenmacher mit dem Kaiſer von ihm geſprochen hätte, daher antwortete er:

„Se. Majeſtät wiſſen es bereits, daß ich die Violine nicht ganz übel behandle. Der Monarch hat mich in Prag ſpielen gehört; ich will aber dieſes Glück nicht zum zweiten Mal erhalten; ich bin zu ſchüchtern und habe in Prag vor Angſt kaum einen ſichern Bogenſtrich zuwege gebracht; in Wien würde es mir noch ſchlimmer ergehen."

Das half aber Alles nichts, der alte Geigenmacher beſtand darauf, Kaiſer Joſeph müſſe den Grafen Buchwald hören. „Macht Sie blos der Hof, die Umgebung des Monarchen ſo ſchüchtern, gut, der Monarch ſoll Sie nicht in der Burg hören, ich darf nur ein Wort ſagen, ſo kommt Kaiſer Joſeph zu mir. Ja, ſtaunen Sie mich an, wie Sie wollen; der Kaiſer kommt zu mir! Wir ſtehen auf einem beſonders freundſchaftlichen Fuße zuſammen! Ich und der Kaiſer Joſeph ſind „Specis'!"

Gertrude machte den Aufſchneidereien ihres Vaters ein Ende und ſagte mit einem Tone, ſo ſüß klingend, wie ihre Violine:

„Wenn der Herr Graf vor Sr. Majeſtät nicht ſpielen will, ſo wollen wir nicht darauf dringen, lieber Vater. Ich ſehe es dem Herrn Grafen an, daß er ſeine Kunſt aus Liebhaberei betreibt und nicht, um mit ihr bei Hofe zu glänzen.«

»Auch gut!« verſetzte Rinzler, »ſo werde ich auf eine andere Art Ihnen bei dem Monarchen dienen; beſitzen Sie den Kammerherrn-Schlüſſel? —— Nicht? — Sie beſitzen ihn nicht? Nun Sie ſollen ihn haben! vielleicht verſchaffe ich Ihnen dieſen Schlüſſel nächſten Sonntag ſchon. Was ich will, will auch der Kaiſer. Wir ſind ein Herz und eine Seele!«

»Sie ſind mir gut, dies merke ich wohl,« erwiederte Buchwald, »da Sie mir nun gut ſind, ſo machen Sie mich auf eine andere Art glücklich.«

»Sprechen Sie, Herr Graf, mit Vergnügen, wollen Sie den Thereſien-Orden?«

»Ich bin kein Officier.«

»Alles Eins!« erwiederte der Geigenmacher. »Ich ſetze ihn auch für einen Civiliſten durch.«

»Nicht ſo hoch verſteigen ſich meine Wünſche,« antwortete Buchwald; »ich habe ein anderes Glück im Auge; geſtatten Sie Ihrer Jungfer Tochter, daß Sie mir zu Ehren das Violinconcert ſpiele, das ſie beim Hofconcert geſpielt hat.«

»Das Hofconcert? Es iſt ſchade, daß die Hofgeige, auf der ſie ſpielte, ſammt den Hofnoten noch bei Hofe in der Hofkammer liegen; aber meine Tochter würde auch auf einer Geige, die ein Tiſchler gemacht hat, famos ſpielen; Gertrude, nimm die Geige von deinem Bruder Vincenz und ſpiele dem Herrn Grafen dein Hofconcert. Du wirſt nicht zu Schanden werden.«

Gertrude ergriff die Geige und ſpielte.

Der vorgebliche Graf war entzückt.

»Empfangen Sie dieſen Brillantring,« rief er, »für
Genuß, den Sie mir verſchafft!«

»Sapperment!« erwiederte Rinzler, »dieſer Ring iſt
chätzbar. Herr Graf, das iſt zu viel! Gertrude, bedanke
h! — Du bekommſt ja einen ganzen Kaſten voll Klei-
ien und Schmuckſachen.«

»Herr Graf,« ſagte Gertrude, »einen Ring von einem
ngen Mann anzunehmen wird ſich wohl nicht ſchicken.«

»Nicht ſchicken!« rief der Geigenmacher. »Weshalb
t ſchicken? — In Gegenwart ihres Vaters darf eine
hter Alles annehmen. — Wie Du den Ring aber nicht
lſt, ſo nehme ich ihn. Ich ſoll zwar auch nichts von
em jungen Manne annehmen, aber ich weiß mir zu hel-
, ich ſage heute Abend, wenn ich den Ring in den
ottenkeller bringe, ich habe ihn vom Kaiſer Joſeph
alten. Da fällt der Haarpudermacher vom Bailerthor in
nmacht und der Bäcker aus dem Strauchgaſſel ſtirbt; er
geſtern »geſchupft« worden, hat die Ungnade des
narchen, und ich habe eine Auszeichnung! — Nicht
hr, Herr Graf, ich darf ſagen, dieſer Ring komme von
Majeſtät?«

»Sagen Sie, was Ihnen beliebt!« erwiederte Buch-
ld, »wenn Ihnen dieſer Ring nur Freude macht.«

Nun trat einer der Söhne Rinzlers in die Wohnung
Vaters.

»Vater,« ſprach er, »der Herr Director der Kaiſer-
hen Kammer-Muſik, Herr Salieri, befindet ſich im
den. Er hat noch ſechs Violinen für die Hofcapelle be-
llt und verlangt mit Ihnen zu ſprechen.«

Ei, ich verſtehe! Neue Aufträge vom Kaiſer Joſeph!

— Herr Graf, entſchuldigen Sie, allein wenn der Monarch winkt, ſo muß ich zu Befehl ſein! So gut wir auch mit einander ſind, ich und Joſeph, ſo muß ich doch ſchnell zu Dienſten ſein! Nichts ſoll unſere Harmonie ſtören.«

Rinzler eilte mit ſeinem Sohne in den Laden.

»Anton! was haben Sie gewagt?« ſagte Gertrude mit vorwurfsvollem Tone zu Buchwald. »Sich für einen Grafen auszugeben! Wenn mein Vater dahinter kommt, wer Sie eigentlich ſind, ſo iſt jede Ausſicht, mich zu beſitzen, verloren.«

»Blieb mir ein anderer Ausweg? — Seitdem Ihr Vater in die ſo günſtige Lage kam, vom Hofe bemerkt, von hohen Perſonen begünſtigt zu werden, iſt ihm jeder Bürgerliche ein Greuel. — Ins Haus zu Ihnen zu kommen und Sie täglich ſehen zu dürfen, iſt mein einziges Glück, ich mußte alſo. —«

»Aber wenn meines Vaters Hochmuth unſer Glück zerſtört?«

»Meine Freigebigkeit ſoll ihm vergeſſen machen, daß ich ein Bürgerlicher bin. Ich will durch mein Geld für ihn ein Graf ſeyn.«

»Sie verſchwenden Ihr Geld, das kann ich nicht zugeben.«

»Im Gegentheile, liebe Gertrude, ich treibe Wucher. Kleine Summen lege ich aus, um einen großen Schatz zu gewinnen. — Gertrude, grollen Sie nicht! — Es wird Alles gut gehen.«

»Alles gut? — Wenn mein Vater erſt erfährt, welchem Stande Sie angehören! Und beſäßen Sie Millionen, bei dem Dünkel, der meinen Vater befallen, wird er nie meine Hand in die Ihrige legen.«

»Welchem Stande ich angehöre! — Ich gehöre
m ehrenhaften Stande an! — Oder bin ich Ihnen
leicht auch zu gering?«

»O gewiß nicht! Bin ich denn höher geſtellt als Sie,
mein Vater mehr als der Ihrige?«

»Sie werden Ihre Geſinnungen nie gegen mich ändern?«

»Nie!«

»Auch wenn mein Vater ſein Geſchäft nicht aufgibt, und
h zwingt, dasſelbe zu betreiben?«

»Ich werde Sie nie aufgeben!«

»Sie wiſſen, mein Vater hat wie der Ihrige einen
ßen Wahn. Er bildet ſich auf ſein Geld eben ſo viel ein,
Ihr Vater auf ſeine hohen Connexionen. Ich muß
nem Vater aber zu Willen ſein, ſonſt verſtößt er mich
lieb er mich hat.«

»Es iſt mir unbegreiflich, wie er Ihnen eine ſolche feine
iehung geben laſſen konnte und Sie dennoch einem
lchen Stande anzugehören zwingt.«

»Meine theuere Gertrude, ſprechen Sie nicht weiter,
betrüben mich!«

»Betrüben will ich Sie nicht! Ich will Ihnen
Leben heiter machen!«

»Gewiß? — O, meine geliebte, meine ſüße Braut!«

Bei dieſen Worten ſtürzte Rinzler zur Thüre herein.

Er hörte die letzten Worte.

»Braut!« ſchrie er, »Braut. Herr Graf, wie iſt
zu verſtehen?«

Die Liebenden fuhren furchtſam auseinander.

»Ich fordere Sie auf, Herr Graf, mir zu erklären,
ich das deuten ſoll, was ich ſoeben gehört habe? Und
r, Gertrude, befehle ich mir zu ſagen, wie es kommt,

daß der Herr Graf in den wenigen Minuten, in welchen ich Dich mit ihm allein ließ, er Dich ſeine Braut nennen konnte! — Haſt Du den Herrn Grafen ſchon früher gekannt? Haſt Du ein geheimes Liebesverhältniß mit ihm hinter dem Rücken deines Vaters? — Sprich, oder ich ſchnüre Dir den Hals zuſammen und mache aus Dir eine Geige, in welcher der Stimmſtock zerbrochen iſt.«

»Vater, ich will Alles ſagen.«

»Heraus damit, ohne eine Lüge!«

»Laſſen Sie mich ſprechen,« fiel Buchwald ein. — »Ich liebe Ihre Tochter und ich bitte um ihre Hand, weil ich ohne ſie nicht leben kann.«

»Sie wollen aber wahrſcheinlich ſich »auf die linke Hand« trauen laſſen, wie dies jetzt unter den Cavalieren, wenn ſie von der Höhe herabſteigen, ſo Mode iſt. Ich erkläre Ihnen, daraus wird nichts! Wirkliche Gräſin muß meine Tochter werden, eine Gräſin, die eben ſo gut das Wappen auf dem Schlag ihres Wagens hat, wie alle wirklichen Gräſinnen in ganz Wien.«

»Mein Gott! Sie werden doch auf ſolche Nebenſachen nicht beſtehen; Sie werden wohl die Hauptſache Ihres Kindes ins Auge faſſen, eine brillante Verſorgung, eine Heirat, die ihrem Herzen zuſagt und das Glück ihres Lebens gründet.«

»Nichts da! nichts da! Wenn ich, ein Mann in meiner Stellung, Liebling des Kaiſers, eine Heirat mit einem Grafen zugebe, ſo muß das eine Heirat ſein, die meinem Ehrgeize ſchmeichelt, ſonſt werfe ich meine Tochter lieber dem erſten beſten Bürgerlichen an den Hals; ich werde ohnehin von meiner Schweſter gepeinigt, daß ich mein Kind dem einzigen Sohne des reichen Schneiders Bichler geben ſoll, der von ſeinem Vater einſtens die ganze Wipp- ingerſtraße erbt, da ihm in der Wipplingerſtraße alle Häu- er bis zur »hohen Brücke« gehören; aber eher ſtürze ch mein Kind über die »hohe Brücke« in den »tiefen Graben,« daß ſie dort augenblicklich das Genick bricht, he ich ſie einem — Schneider gebe und ſollte mir darüber ie geſammte Schneiderherberge den Krieg erklären.«

»So habe ich denn nichts zu hoffen!« ſagte Buchwald ganz außer ſich.

»Warum nichts zu hoffen? Alles haben Sie zu hoffen. Machen Sie mein Kind zur wirklichen Gräfin, geben Sie ihr beim Altare die rechte Hand, laſſen Sie ſie n Ihrem Palais wohnen wie eine geborne Gräfin, und Sie ſollen ſie haben! — Ich müßte mich ja der Sünde fürchten, wenn meine Tochter wie eine verſtoßene, etwa wie die unglückliche Gräfin, wie heißt ſie denn geſchwind, ſie wohnt im »Stoß im Himmel,« mit ihren Kindern abgeſondert leben müßte, indeß ihr Gemal, der Graf, bei ſeinen Eltern in der Teinfaltſtraße logirt. — Haben Sie vielleicht auch ſolche Eltern, die ſo hochmüthig ſind, daß ſie die Frau nicht zu dem Manne laſſen und die Kinder derſelben nicht ſehen wollen, weil ſie von einer Bürgerlichen herrühren? Ich weiß, was ſolche ſtolze Schwiegereltern angeben, ſie behaupten nämlich, daß eine Frau aus dem untern Stande und wenn ſie einen Fürſten heiratet, nie hoffähig werden könne. Sollten dies Ihre Eltern ebenfalls behaupten, ſo antworten Sie Ihren Eltern, daß meine Tochter bereits hoffähig iſt, daß ſie in einem Hofconcerte vor der Kaiſerin, dem Kaiſer und allen Erzherzogen ſich hören ließ und daß der Vater der Freund des Kaiſers Joſeph ſei, dies ſagen Sie Ihren gräflichen Eltern und ſie werden Reſpect bekommen vor einem ſolchen Schwiegervater und einer ſolchen Schwiegertochter!«

»Wir wollen es der Zeit überlaſſen, Sie auf andere Gedanken zu bringen.«

»Der Zeit? Wie meinen Sie das mit dem Worte Sie? Auf Beides laſſe ich mich nicht ein! mich bringt kein Gott auf andere Gedanken und Ihre Eltern müſſen ſogleich auf meine Wünſche eingehen, ſonſt geſtatte ich Ihnen nicht, mein Kind nur ein einziges Mal wieder zu ſehen! Ja, ich ſperre mein Kind ein; Gertrude darf mir nicht mehr vor die Thüre, weder zu ihrer Tante, noch zu ihrer Pathin, nicht einmal in die Kirche! Ich werde mich ſchon bei dem Herrn Pfarrer am Peter verantworten, weshalb ich meine Tochter nicht mehr in die Kirche laſſe!«

»Ihre Vorſätze ſind ſchrecklich!« fuhr Buchwald auf.

»Vater,« bat Gertrude, »laſſen Sie den Geliebten mich in Ihrer Gegenwart beſuchen; er hat vor der Hand keinen andern Wunſch; die Zeit bringt Roſen!«

»Ich brauche keine Zeitroſen, dieſe verwelken nur zu geſchwind.«

»Ich gebe Ihnen das feierliche Verſprechen,« verſetzte Buchwald, »daß Jungfer Gertrude meine Gattin wird, daß ſie meine rechtmäßige Gattin wird — daß meine Eltern auch nicht das Geringſte gegen ſie einwenden werden — und daß, wenn Sie nicht dagegen ſind, wir ſchon in einem Monate Mann und Frau ſind!«

»Wie bürgerlich! »Mann und Frau!« ſo würde ein Schneider ſich ausdrücken! — Gemal und Gemalin, Graf und Gräfin, wirkliche Gräfin müſſen Sie ſagen!«

»Was habe ich aber für Garantien,« eiferte Kinzler.

ſert, »daß Sie Wort halten? — Werden Sie den Muth haben, in Ihrer ſchönen Equipage mit mir und meiner Tochter nach dem Luſtſchloß Schönbrunn zu fahren? Werden Sie Muth haben, dort im Garten am Tage des Hoffeſtes ſpazieren zu gehen und wenn die Kaiſerin und der Kaiſer uns zufällig anſprechen ſollten, meine Gertrude als Ihre Braut vorzuſtellen?«

»Wenn die beiden Majeſtäten uns zufällig anſprechen ſollten, werde ich es thun.«

»Wenn uns Ihre Eltern begegnen, werden Sie dasſelbe ſich geſtatten?«

»Mit Vergnügen!«

»Von der linken Hand wird nie die Rede ſein!«

»Nur von der linken Seite, weil da mein Herz ſchlägt!«

»Gertrude wird nach der Trauung in Ihrem Palaſt wohnen?«

»Wenn es auch gerade kein Palaſt iſt, ſo wird ſie doch dort wohnen, wo meine Eltern wohnen. Mein Vater und meine Mutter im erſten Stockwerke, Gertrude und ich im zweiten.«

»Und die Kinder, mit welchen Sie dereinſtens der Himmel ganz gewiß ſegnen wird, werden dieſe Kinder ganz ſo heißen wie Sie! Nicht einen andern Namen führen, oder etwa Rinzler genannt werden, weil die Mutter eine geborne Rinzler iſt?«

»Unſere Kinder werden eben ſo heißen wie ich und meine Frau. Dies ſchwöre ich Ihnen feierlich zu.«

»Gut! Eingeſchlagen! Jetzt bin ich beruhigt. Herr Graf-Schwiegerſohn, die Hand her, die rechte Hand! Das Bündniß iſt geſchloſſen! — Aber kommen Sie nie ohne Equipage zu Ihrem Schwiegervater und laſſen Sie die Equipage lange vor meinem Hauſe warten; je länger Sie den gräflichen Wagen vor meinem Gewölbe paradiren laſſen, meinetwegen von ſechs Uhr Morgens bis Abends zehn Uhr, deſto lieber iſt es mir! — Bleiben Sie jetzt noch hier! — Ich muß meinem Herzen Luft machen und meinen Kindern und meinen Geſellen und meinen Dienſtleuten das Glück verkünden, das meinem Hauſe bevorſteht. Haben Sie die Güte, Herr Graf, geben Sie in meiner Gegenwart der geliebten Braut das erſte gräfliche »Buſſel.«

Buchwald und Gertrude umarmten ſich.

»So! Bravo! — Nun mir auch einen Kuß!«

Buchwald küßte Ringler.

»Sapperment!« ſagte der Geigenmacher, »was ſo ein adeliger Kuß für eine Elektricität entwickelt! Ein ganzes Ahnenregiſter fährt einem in die Glieder. Ich glaube, wenn Sie mir noch einen Kuß geben, ſo werde ich ſchon Ritter und noch einen, ſogar Baron.«

Buchwald küßte Ringler herzlich und innig noch zwei Mal.

»Genug! genug!« rief Ringler. »Mehr als Baron möchte ich gar nicht werden! Leben Sie wohl, Graf-Schwiegerſohn! Ich gehe; indeß ſetzet Beide die Stunde der Hochzeit feſt. Ich komme bald wieder zu Euch!«

Ringler entfernte ſich.

»Wohin führt Sie Ihr Leichtſinn?« fragte Gertrude.

»Wohin führte Sie die Liebe? wollten Sie mich fragen.«

»Wie bald werden die Täuſchungen offenkundig werden und wir dem gerechten Zorne des hintergangenen Vaters verfallen.«

»Ich rechne auf die Tante.«

»O, dieſe richtet nichts mit dem Vater!«

»Ich rechne auf einen Retter höherer Art. Derſelbe erhabene Herr, von dem Ihr Vater unaufhörlich ſpricht, ſoll mir helfen. Ich wende mich an den Kaiſer.«

»Was kann der Kaiſer hier befehlen?«

»Mein Vater iſt, wie Sie wiſſen, Hofſchneider. So oft mein Vater dem Monarchen eine neue Uniform überbringt, ſpricht des Kaiſers Majeſtät gnädig mit ihm. Der gütige Herrſcher kennt mich. Er hat mich auf ſeine Koſten reiſen laſſen, ja noch mehr — als meine Mutter mich am Chriſttage im Jahre 1751 geboren, befahl er der huldreichen Verfügung des Hofes gemäß, daß der Graf Althan in des Monarchen Namen mein Pathe ſei. Nie hab' ich noch auf dieſes Glück reflectirt. Jetzt werde ich es geltend machen.«

»Damit könnte uns freilich geholfen werden.«

»Ihr Vater kommt zurück. Welch ein Gepolter auf der Treppe!«

»Ich glaube, er ſchleppt die Bewohner des ganzen Hauſes hieher. Nun wird die Verwirrung angehen! Wenn der Vater den Handlungsagenten aus dem zweiten Stockwerke mitbringt, dieſer kennt alle Leute in Wien, kennt alſo auch ſicher Sie; wenn durch dieſen Mann entdeckt wird, wer Sie ſind, dann Adieu ihr goldenen Träume!«

»Wie nennt ſich dieſer Agent?«

»Aichler, er iſt ein ſehr unangenehmer Menſch; ich kann ihn nicht ausſtehen! Ein ſchadenfroher, ausrichteriſcher

Patron, der aller Welt nur Böſes zufügt, alle Menſchen unter einander hetzt, an dem Beſten kein gutes Haar läßt.«

Rinzler trat ein, ſeine übrigen eilf Kinder kamen hinter ihm her, die Einwohner ſeines Hauſes folgten, der böſe, hämiſche Aichler war unter ihnen.

Buchwald erblickte ihn kaum, ſo entfärbte er ſich.

»Meine Herren und Frauen, meine lieben Kinder und Hausfrauen,« hub Rinzler an; »ich habe Sie hieher geführt, um Zeugen eines Glückes zu ſein, das mich völlig wahnſinnig macht. Vor Allem ſtelle ich Ihnen hier den Herrn Grafen von Buchwald vor.«

»Den Grafen Buchwald?« fragte Aichler, »wo iſt er?«

»Dieſer charmante Cavalier iſt es!« erwiederte Rinzler, indem er auf den Bräutigam ſeiner Tochter wies.

»Machen Sie mich nicht unglücklich!« flüſterte Gertrude dem Nachbar Aichler zu.

»Verſtehe!« erwiederte Aichler leiſe.

»Vernehmen Sie es mit der höchſten Freude, daß Graf Buchwald mein Schwiegerſohn wird. So eben hat er um die Hand meiner Tochter angehalten.«

»Empfangen Sie meine wärmſten Glückwünſche,« ſagte Aichler mit verhaltenem Lachen.

»Auch wir gratuliren!« riefen die Inwohner des Hauſes wie aus einem Munde.

»Schweſter,« ſagten die übrigen Kinder, »Schweſter, ſieh, wie die Freude über dein Glück aus unſern Augen leuchtet.«

»Es iſt auch ein Glück!« prahlte der Geigenmacher, »aber es war zu vermuthen, daß es ſo kommen werde. — Jetzt iſt an Euch die Reihe, Agathe, Eva, Barbara, Aloiſia, Crescentia, Ludmilla und Anna. Zwar iſt eure Schweſter die Jüngſte, aber dies thut nichts zur Sache, deſto ſchneller wird dasſelbe Glück zu Euch hinaufſteigen, da es bei der Niedrigſten, nemlich bei der Jüngſten, begonnen. Unter einem Baron iſt keine von Euch zu vergeben, und Ihr, meine Söhne, Ulrich, Lorenz, Vincenz und Sebaſtian, müßt mir wenigſtens Fürſtentöchter ehelichen. Nur Geduld! Wien weiß bereits, was ich bei dem Kaiſer gelte; man wird ſich nun um meine Kinder herandrängen, um ſein Glück zu machen.«

»Hausherr!« rief einer der Inwohner, ein **Kürſchner**, »da Sie Frau Fortuna ſo ſehr begünſtigt, ſo üben Sie aus Freude über dieſes ſchöne Ereigniß ein Werk der Wohlthätigkeit aus. Laſſen Sie mir Etwas vom Zins nach: dreißig Gulden jährlich für mein Gewölb in der Bogner-Gaſſe, iſt doch zu viel, da ein Gewölb auf dem Graben im Freyſingerhof nur vierzig Gulden koſtet!«

»Inwohner! Eben recht, das Sie mich hieran erinnern. Sie ſehen wohl ein, daß der Glanz meines Hauſes auch auf meine Miethsleute fällt. Sie zahlen zur Feier dieſes Augenblickes — ſechszig Gulden jährlich für das Kürſchnergewölb und verpflichten ſich, nur Hermelin in Ihre Auslage zu hängen! — Ebenſo bezahlt der Glaſer, der Zuckerbäcker, der Lebzelter und der Riemer jeder um dreißig Gulden mehr; die Inwohner dürfen nicht vergeſſen, daß der Schwiegervater eines Grafen ſeine Revenuen verbeſſern muß.«

»Und werden wir auch geſteigert, die wir in den Stockwerken wohnen?« fragte Aichler.

»Im dritten Stocke bezahlt jede Partei um fünf Gulden, im zweiten um zehn Gulden, im erſten um zwanzig Gulden mehr; ſo verlangt es der Nimbus meiner Realität.«

„Nun warte!“ flüſterte Aichler ſeinen Nachbarn zu, „nun ſollſt Du es entgelten. Zum Geſpötte der ganzen Stadt ſollſt Du werden!“

„Als ich Euch verließ, liebe Kinder, liebe Gertrude und lieber Graf-Schwiegerſohn,“ ſagte der Geigenmacher, „ſprach ich den Wunſch aus, Ihr möchtet die Stunde eurer Vermälung feſtſetzen. — Seit Ihr bereits einig?“

„Den erſten Sonntag nach vier Wochen halten wir für den zweckmäßigſten,“ erwiederte Buchwald.

„Recht haben Sie, Graf-Schwiegerſohn! Wie heißen Sie mit dem Taufnamen?“

„Den wiſſen Sie nicht?“ bemerkte Aichler boshaft, „Anton heißt der Herr — Graf.“

„Anton? Ein göttlicher Name! der erſte Geigenmacher unter Carl dem Fünften hat auch Anton geheißen. — Alſo Recht haben Sie, Graf-Schwiegerſohn-Anton; zu den glorreichen Hochzeit-Vorbereitungen braucht man mindeſtens einen Monat, ſchon darum, um bis dahin ebenbürtige Beiſtände zu erhalten. Wer wird Ihr Beiſtand ſein, Graf-Schwiegerſohn-Anton? — Ich empfehle Ihnen den Fürſten Nicolaus Eſterházy; für meine Tochter muß es der Kaiſer Joſeph ſein! Da kann ich dem Kaiſer nicht helfen! Mein Freund, der Kaiſer, muß bei der Trauung zugegen ſein, und in einem ſechsſpännigen Hofwagen muß meine Tochter nach St. Peter fahren.“

„Und die Hochzeit,“ fragte Aichler, „wo iſt dieſe? Wahrſcheinlich beim Bock auf der Wieden.“

„Wie gemein! Heiratet denn Gertrude einen Schneider? — Der Redoutenſaal wird gemiethet, damit der Hof uns in der Nähe hat, und getanzt und gejubelt ſoll werden die ganze Nacht! Es wäre doch wirklich ſehr traurig, wenn bei der Hochzeit einer Hofgeigenmacherstochter nicht der Himmel voll Geigen hinge. Meine lieben Inwohner ſind hiezu ſammt und ſonders invitirt.«

»Vielleicht werden wir Tags darauf wieder geſteigert!« ſagte Aichler.

»Somit iſt das Cermoniel der Vorſtellung von Braut und Bräutigam zu Ende,« bemerkte Rinzler. »Ich empfehle mich aller Seits und danke für die Theilnahme. Dürfte ich noch einen Wunſch ausſprechen, ſo wäre es der: dem glücklichen Hausherrn vom Todtenkopf »ein Lebehoch!« darzubringen!«

»Etwa für die Steigerung?« fuhr die Frau eines Goldarbeiters auf. »Ein Hausherr, der ſeine Inwohner nicht leben läßt, verdient nicht, daß man ihn leben läßt. Ich empfehle mich!«

»Die muß ich noch um fünf Gulden ſteigern,« verſetzte Rinzler.

»Hausherr,« nahm ein Uhrmacher das Wort, »wir haben uns eben abgeredet und ſind entſchloſſen, Alle auszuziehen. Das Pfund Rindfleiſch koſtet ſeit dem Erſten zwei und einen halben Kreuzer, hundert Eier ſechs Pfennige, die Maß Milch einen halben Kreuzer, das Bret iſt ſo klein, daß man für ſechs Geſellen täglich einen Groſchen-Laib braucht, und bei dieſer Theuerung noch Zinserhöhung, das wäre nicht zu erſchwingen. Wir ziehen Alle aus! Unſere Gratulation für das gräfliche Brautpaar nehmen wir zurück! — Nichts für ungut.«

Die Inwohner vom Hauſe zum Todtenkopf entfernten ſich mit Murren, nur Herr Aichler blieb und ſammelte ſich Daten, um Herrn Rinzler in der ganzen Stadt lächerlich machen zu können.

Ringler rief ſeinen Inwohnern nach:

»Es iſt mir ein Vergnügen, wenn mein Haus von dieſem Volke rein wird! Im erſten Stock darf mir nur ein Herzog wohnen, im zweiten Stock ein Marquis; ich laſſe jetzt lauter große Quartiere aus den kleinen machen. Den dritten Stock verlaß ich nur an einen Baron, und in die Gewölbe nehme ich nur Juweliers. Das verlangt der Glanz meines Hauſes!«

»Nun, meine Kinder und Ihr Geſellen und Dienſtleute, gehet mit mir wieder an das Geſchäft. Ich habe das Gewölbe für eine halbe Stunde zugeſperrt, ich ſchließe es wieder auf. Es könnte Jemand vom Hofe, ja der Kaiſer ſelbſt vorüber gehen, und der Kaiſer würde ſich allerhöchſt den Kopf zerbrechen, wenn Er meinen Laden verſchloſſen fände. Der Monarch könnte auf den Gedanken verfallen, ich hätte Crida gemacht; ich glaube, der Kaiſer legte ſich in den Tod, wenn Er ſo Etwas denken müßte!«

Ringler und ſeine Kinder und Hausleute verließen die Wohnung.

Als Aichler mit dem Brautpaare allein war, ſagte er:

»Wie zum Geier! Herr Vichler, iſt es Ihnen eingefallen, ſich für einen Grafen auszugeben? Ich kenne Sie als einen rechtlichen jungen Mann, der ſehr reich iſt, wie kommen Sie zu ſolchen Windbeuteleien?«

»Ach! es hat mich wohl ſchon gereut, allein, da Niemand ſich Gertruden nahen darf, ohne einen hohen Rang zu begleiten, ſo nahm ich zu einer Maske meine Zuflucht und hoffe, daß, wenn ich ſie vom Geſichte ziehen muß, mein künftiger Schwiegervater ſchon für mich gewonnen ſein wird.«

»Ich danke Ihnen herzlich,« ſprach Gertrude, »daß Sie Anton nicht verrathen und beſchämt haben!«

»Ja, aber Einer muß doch beſchämt werden,« erwiederte Aichler, »und dieſer Eine iſt, nehmen Sie es nicht übel, Jungfer Gertrude, — Ihr Vater.«

»Mein Gott!«

»Seien Sie ganz ruhig! die Beſchämung geſchieht zu ſeinem Glücke! Auf einem andern Wege läßt ſich ſein Hochmuth und Dünkel nicht curiren, und curirt muß er werden, ſonſt macht er ſeine ganze Familie unglücklich. Iſt es verzeihlich, daß dieſer Mann ſich geberdet, als wenn ihn die Tarantel geſtochen hätte? — Deshalb, weil des Kaiſers Majeſtät in Ihrer unerſchöpflichen Huld gnädig mit Ringler geſprochen, bei ihm, um den Wiener Kunſtfleiß zu ermuntern, ein paar Dutzend Inſtrumente beſtellt hat, und die Tochter bei Hofe ſich hören laſſen durfte, benimmt ſich Ringler ſo, als wenn er mit dem Monarchen auf dem vertrauteſten Fuße lebte! — Wenn dies der Kaiſer erfährt, wenn dem Kaiſer nur die Hälfte von den Großſprechereien zu Ohren kommt, die Ringler auf ſolche familiäre Weiſe extemporirt, ſo iſt es um ihn geſchehen! — Das kann nicht ſo bleiben! Mir kommt die Geſchichte gerade recht; ich werde den Mann, der überzuſchnappen droht, heilen, und Ihr Glück, Anton, das Glück Gertrudens und Ihrer Geſchwiſter ſoll meine Cur gründen.«

»Aber Sie werden meinen Vater nicht ſchonungslos behandeln,« bat Gertrude, »Sie werden nichts unternehmen, was ihn in den Augen der Welt herabſetzt und ihn zum Geſpötte macht?«

»Ich wünſche, daß er ſich nicht durch ſeine Lächerlichkeiten herabſetze und zum Geſpötte mache.«

»Haben Sie bedacht, Jungfrau Gertrude, was geſchehen kann, wenn Ihr Vater nicht auf einen andern Weg gebracht wird? — Er kann bei ſeiner Thorheit, des Bürgerſtandes ſich zu ſchämen und ſeine Kinder nur an Perſonen von hoher Geburt zu verheiraten den Vorſatz faſſen, ſelbſt den Adeligen, den hohen Herrn ſpielen zu wollen; er kann ſein Geſchäft, das ihm goldene Früchte trägt, verſchmähen, aufgeben und am Ende verarmen. Nein, ſolchem Wahnſinn muß man ſteuern, der großen Familie wegen, welche Ringler beſitzt, ſteuern, und ich bin der Mann dazu, der ihn rettet, ich habe ſchon manchem Narren wieder zu Verſtand verholfen.«

»Mein armer, verblendeter Vater!«

»Was habe ich zu thun, Herr Aichler, ſoll ich ihn über meinen wahren Stand aufklären?«

»Dies wäre in dieſem Augenblicke nicht gut. Es darf nichts Gewaltſames gegen Ringler vorgenommen werden. Nach und nach muß er zur Ueberzeugung kommen, daß er auf einem Abwege iſt. Laſſen Sie mich machen, ich bürge für den beſten Erfolg.«

Ringler hatte mittlerweile keine Ruhe.

Er ſchrie jedem Vorübergehenden an ſeinem Laden zu, welch ein Glück ſeine Tochter machen werde.

Er fragte einen Nachbar, der bei Hofe Futterſchreiber war und im »ſchwarzen Kamehl« in der Bognergaſſe wohnte, ob er, der Hoffutterſchreiber, es nicht der Kaiſerin und dem Kaiſer mittheilen wolle, daß ſeine Tochter Gräfin werde, und ob es nicht möglich ſei, daß ſich Ringler als alter Graf tituliren laſſen dürfe.

»Ich glaube, Sie ſind verrückt,« erwiederte der Hoffutterſchreiber. »Ich rathe Ihnen, mit ſolchen Thorheiten die kaiſerlichen Majeſtäten nicht zu behelligen. Sie haben ſich für den „Hofgeigenmacher" ausgegeben und ſind es nicht. Solche Eigenmächtigkeiten nimmt der Kaiſer ſehr übel, wenn Er davon unterrichtet wird. — Kommen Sie bei Hofe um die Auszeichnung ein, ſich Hofgeigenmacher nennen zu dürfen, ſie wird Ihnen gewiß bewilligt werden, aber legen Sie ſich keinen Titel bei, der Ihnen nicht gebührt. Dies rathe ich Ihnen, der ich zwar eine unbedeutende Stelle im Dienſte des Hofes begleite, aber deſſenungeachtet genau weiß, was allerhöchſten Ortes unangenehm auffällt und nachtheilige Folgen haben kann."

Ringzler ſah dies nicht ein. Er ſagte:

„Wer für den Hof Handſchuhe macht, iſt Hofhandſchuhmacher; wer für den Hof Hüte fabricirt, iſt Hofhutfabrikant; wer für den Hof Kleider anfertigt, iſt Hofſchneider; ich habe für den Hof Geigen gemacht, mache ſie noch, daher bin ich Hofgeigenmacher."

„Sie ſind Hof-Narr!" antwortete der Hoffutterſchreiber, und verließ Ringzler.

„Der Kerl ſollte Hofflegel werden," meinte Ringzler. Es ging ihm aber doch im Kopfe herum, was er von dem Futterſchreiber gehört hatte, und er beſchloß dem Kammer-Capellmeiſter Salieri eine Viſite zu machen und dieſen um ſeine Meinung zu fragen.

Als er ſo ſtand und mit ſich ſelbſt ſprach, kam Anton aus dem Hauſe zum Todtenkopfe heraus. Er hatte ſich bei Gertruden empfohlen und wollte nun ſeinem künftigen Schwiegervater in ſeinem Gewölbe ebenfalls Adieu ſagen.

„Graf-Schwiegerſohn-Anton!" rief ihm Ringzler entgegen, „es iſt gut, daß ich Sie vor Tiſche noch ſehe; Ihr-

Equipage hält noch immer vor meinem Hauſe; Ihre Pferde ſind bereits müde vom Stehen.“

„Um wie viel Uhr ſpeiſen Sie bei Ihren gräflichen Eltern?“

Anton wollte ſchon der Wahrheit gemäß antworten:

„Um zwölf Uhr!“

Da fiel ihm aber ein, daß dies eine ungräfliche Eßſtunde wäre, und er ſagte:

„Um vier Uhr!“

„Das iſt herrlich!“ verſetzte Kinzler, „da nehmen Sie mich in Ihrem Wagen mit; Sie haben noch Zeit! Führen Sie mich in das „Haſenhaus“ in die Kärntnerſtraße (1772 hatte es die Nummer 1082, jetzt Nr. 1073 zu den drei Löwen); dort wohnt Salieri, mit dieſem habe ich dringend zu ſprechen. Laſſen Sie aber, lieber Graf-Schwiegerſohn-Anton, Ihren Kutſcher einen kleinen Umweg machen, laſſen Sie ihn durch die Tuchlauben, über den Hohenmarkt, den Lichtenſteg, durch die Biſchofgaſſe, über den Stephansplatz in die Kärntnerſtraße fahren, damit mich viele Leute ſehen und mich in der gräflichen Equipage für einen alten Grafen halten!“

IX.

Wir laſſen die häuslichen Angelegenheiten des Geigenmachers Ringler für einige Fortſetzungen unſerer Mittheilungen unberührt und gedenken der ferneren Flucht des verwegenen Zeininger, der, nachdem er ſich in die Livrée eines Huſaren geworfen, mit dem Unbekannten, der ſich durch den Strick eines Gehängten unſichtbar machen wollte, aus der Wohnung des Scharfrichters geeilt war, um das Weite zu ſuchen.

Um den Unbekannten ſicher zu machen und ihn zu irgend einer Mittheilung zu bringen, redete ihn Zeininger folgendermaßen an:

„Wir ſind wohl in gleicher Lage,“ ſagte er. „Wir haben beide den Tag zu ſcheuen und den langen Arm der Gerechtigkeit zu fürchten, aber ich bin unglücklicher als Ihr, ich kann mich nicht unſichtbar machen wie Ihr.“

„Ihr hättet es aber wohl gekonnt,“ verſetzte der Angeredete. „Im Hauſe des Scharfrichters ſteht Ihr, wie ich merke, auf gutem Fuß. Ihr habt mir ja den Strick verkauft und das Geld dafür zu Euch geſteckt; ſeid wohl gar der Auserwählte der Freimanns-Tochter, oder was ſie ſonſt iſt, ſonſt hättet Ihr nicht ſo herriſch mit ihr ſprechen dürfen.“

„Ich läugne nicht, daß es ſo iſt, aber eben deßwegen hätte ich den Strick für mich nicht erhalten können. Sie gab mir etwas für mich weit Wichtigeres, das Hemd des Gehängten. Von einem ſolchen Hemde wird es Euch wohl bekannt ſein, daß es Denjenigen, der es trägt, vor allen Gefahren ſchützt und ihm jedes Unternehmen gelingen läßt.«

»Was Ihr ſagt?«

»Nur darf Derjenige, der ein ſolches Hemd am Leibe hat, nicht einen zweiten Talisman von einem Gerichteten beſitzen. Der zweite würde die Wirkung des erſten aufheben.«

»Was gedenkt Ihr nun zu beginnen?«

»Ich habe ſchon geſagt, ich reiſe nach Ungarn. Dort ſuche ich eine Räuberbande auf, mit der ich vor einem halben Jahre in Verbindung ſtand, die mich aber, weil ich ein Deutſcher bin, um meinen Antheil betrogen hat. Ich fordere nun dieſen, geſtützt auf mein Zauberhemd, und es wird mir gelingen. Die grauſamſten Mörder vermögen mir nichts anzuhaben. Was habt Ihr vor?«

»Da Ihr aufrichtig ſeid, ſo will ich es auch ſein. Ich beabſichtige einen Einbruch in dieſer Nacht in Erdberg, bei dem dort wohnenden Amtsverwalter. Er kommt erſt morgen nach Hauſe, und da ich weiß, wo ſeine Caſſe ſteht, ſo dringe ich unſichtbar ins Haus und ſtehle ſie.«

»Dazu gratulire ich Euch. Iſt viel in dieſer Caſſe?«

»Ueber vierundzwanzigtauſend Gulden in lauter Gold. Es ſind drei Beutel und in jedem ſind zweitauſend Ducaten.«

»Und woher wißt ihr dies?«

»Von ſeiner Köchin, die meine Geliebte iſt. Sie wartet auf mich um halb drei Uhr Morgens an der Mauer des »Rüdenhauſes« (liegt ein Privatgebäude Nr. 364 in der

Gärtnergaſſe). Meine Köchin führt mich gerade in das Schloß. Iſt die That gelungen, bleibt die Köchin noch acht Tage im Hauſe und reiſt mir ſodann bis Temeswar nach, von wo aus wir vereint in die Türkei entfliehen."

„Mögt Ihr ein glückliches Beginnen haben!" verſetzte Zeininger; „ich entferne mich jetzt und trete noch in dieſer Nacht meinen Weg nach Ungarn an."

Die beiden Räuber trennten ſich.

Wie es dem Einen mit dem Stricke ergangen, wiſſen die Leſer bereits. — Sein Talisman, der ihn hätte unſichtbar machen ſollen, nützte ihm nichts; obgleich er ihn an dem bloßen Hals befeſtigte, wie der Aberglaube ihn lehrte, ſo hielten ihn doch die Späher am Stubenthor an, verglichen den, ſo eben erhaltenen Steckbrief mit ſeiner Perſon und Kleidung und führten ihn für den entſprungenen Delinquenten anſehend, ins Gefängniß.

Zeininger irrte noch einige Straßen umher, weil er ſich zu keinem Stadtthor hinauswagte, bis er ermüdet und erſchöpft in das Bierhaus auf der Fiſcherſtiege gelangte, in welchem er die Verhaftung ſeines Doppelgängers und die Nachricht erfuhr, daß nun die Paſſage nach den Vorſtädten wieder frei ſei.

Mit den Bürgern, die mit ihm gingen, glückte es ihm auch ſehr leicht aus der Stadt zu gelangen.

Die Bürger, in ihrer Herzensgüte, begleiteten ihn bis zu dem Roßkamm, den er ſuchte; dort verabſchiedeten ſie ſich von ihm und ſchenkten ihm auch noch einiges Geld zur Wegzehrung.

Der Roßkamm ſchlief ſchon; da aber Zeininger von einer ſehr namhaften Bezahlung und von einem Geſchenke an ſeine Leute ſprach, ſo wurde Moiſes Gables, einer der beſten Pferdehändler aus jener Zeit, geweckt und ihm das Anliegen eines herrſchaftlichen Huſaren mitgetheilt.

Gables ſchlüpfte ſchnell in ſeinen Pelz und kam Zeininger entgegen.

„Das beſte Pferd, das Du im Stalle haſt, Jude,“ ſprach Zeininger, „mußt Du mir verkaufen. Ich bin im Dienſte des Grafen Olesházy und habe den Auftrag, Dir für dein Roß ſo viel zu bezahlen, als Du vernünftiger Weiſe fordern kannſt; aber ſchnell muß ich das Pferd haben und geſattelt muß es in wenigen Minuten vor mir ſtehen, ſonſt gehe ich zu deinem Bruder, der mich gut kennt, dem mein Graf viele Pferde abgekauft hat und deſſen Wohnung auf dem „obern Werd“ (jetzt Roßau) mir nur zu entlegen iſt.“

„Iſt ein prachtvoller Fuchs, ein Pferd, das früher der Graf Leopold Palffy ritt. Euch um vierzig Ducaten zu theuer?“

„Schaffe das Pferd her und geſattelt ſtelle es mir vor, und die vierzig Ducaten will ich Dir ſogleich aufzählen.“

In weniger als einer Viertelſtunde ſtand das Pferd geſattelt da; Zeininger zählte das Geld dafür auf, beſtieg das Pferd und galoppirte damit aus dem Hofe des Roßkamm.

Ein anderer als dieſer freche Räuber hätte das Weite augenblicklich geſucht, allein Zeininger wußte, daß der Mann, der mit ihm die Kleider getauſcht, verhaftet worden, daß dieſer Mann alſo unmöglich den Raub in Erdberg ausführen könne. Zeininger gab ſonach ſeinem Fuchs die Sporen und flog nach Erdberg.

Das „Rüdenhaus“ war dem deutſchen Cartouche wohl bekannt. Wer, der damals in Wien lebte, hatte davon gehört? — In dieſem Rüdenhauſe wurden die Jagdhunde des Kaiſers bewahrt; es befand ſich in dieſem Hauſe auch eine Schießſtätte, und an Sonntagen hatte der Jäger, der hier die Aufſicht führte, die Erlaubniß, für die Beſucher der Schießſtätte, Bier auszuſchenken. Zeininger war oft auf der Schießſtätte; er fand ſich alſo an der langen weißen Mauer, welche das Haus umgab, ſchnell zurecht und entdeckte auch bald die beſagte Köchin, die auf ihren räuberiſchen Liebhaber bereits wartete.

Anfänglich wollte ſie entfliehen vor dem Manne, der da ſo hastig mit ſeinem Pferde heranſprengte, allein Zeininger rief ihr zu, beruhigte ſie, ſchwang ſich vom Pferde und ſagte, daß der Geliebte verhindert ſei zu kommen, daß er im Lazareth liege, daß er aber ihn (Zeininger) beauftragte, das Geſchäft, das keinen Aufſchub leide, abzuthun, und das Geld ihm zu bringen. Das Mädchen möge dann Sonntags ins Lazareth zu den Barmherzigen Brüdern kommen, wo ſie den Geliebten ſprechen und das Weitere erfahren werde.

„Du darfſt nicht mißtrauiſch ſein, Köchin,“ ſetzte Zeininger hinzu. „Ich erſcheine in deines Liebhabers Kleidern, ich habe ſeinen Säbel, ſeine Stiefeln, ſeine Sporen, Alles dieſes muß ich tragen, Dich zu überzeugen, daß ich von ihm geſendet werde. Blicke die Kleider deines Liebhabers an, der Mond ſcheint helle genug. Du mußt den Anzug erkennen.“

„Und biſt Du unſichtbar, wenn Du in das Schloß trittſt?“ fragte die Dirne.

„Freilich!“ antwortete Zeininger. „Ich habe ja den Strick des Gehängten vom Scharfrichter gegen vierzig Tha-

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

ler eingehandelt. Sobald ich dieſen Strick anlege, ſiehſt auch Du mich nicht!“

Die Zweifel des Mädchens ſchwanden, dasſelbe wiſpelte:

„Folge mir!“

Zeininger führte ſein Pferd am Zügel.

Die Dirne inſtruirte ihn gehörig, ſie beſchrieb ihm genau, wie er zur Caſſa gelangen könne, und reichte ihm eine kurze Eiſenſtange, mit welcher ſie aufzuſprengen ſei.

Zeininger ließ ſein Pferd bei der Diebsgenoſſin zurück.

Er befolgte pünktlich, was ihm geſagt wurde.

Er fand ein Fenſter offen, er ſtieg ein, er kam aus einem Zimmer in eine Kammer; er zog ſeinen Säbel, damit er ſich wehren könne, wenn er überfallen würde; aber die Köchin hatte Alles ſo gut eingeleitet und vorbereitet, daß bis auf das Geraſſel, welches das Aufſprengen der Caſſa verurſachte, nicht das geringſte Geräuſch hörbar wurde.

Zeininger horchte einen Augenblick um zu erſpähen, ob nicht jetzt vielleicht irgend Jemand vom Schlafe aufgeſchreckt worden wäre.

Es regte ſich nichts.

Zeininger machte einen kühnen Griff. Die drei großen Beutel mit Geld fielen ihm in die Hände; er raffte ſeinen Raub zuſammen, ſchwang ſich wieder aus dem Fenſter und ſtand im Nu vor der Magd.

„Ich habe, was ich geſucht,“ ſagte er, „Gib mir dein Vortuch, damit ich dieſe Beute auf das Pferd binden kann.“

Das Mädchen machte die Schürze los.

Die drei Beutel wurden dem Roſſe anvertraut.

Zeininger beſtieg daſſelbe.

„Vergiß nicht,“ rief er der treuloſen Magd zu:

„Sonntags bei den Barmherzigen!“

„Grüßt mir Iſtván!“ rief die Dirne.

„Ich werde ihn grüßen!“ antwortete Zeininger und fort flog er wie ein Reiter des wilden Heeres, denn jetzt erſt dachte er an ſeine Flucht.

Wie die Magd nach Hauſe gekommen, welche Folgen der Einbruch gehabt, wollen wir unſeren Leſern zur gehörigen Zeit mittheilen, nur ſo viel, daß Zeininger ohne Raſt fortſprengte, bis er auf dem Wege nach Fiſchamend (denn ſein Ziel war in der That Ungarn) vor gänzlicher Erſchlaffung und Angſt und innerer Aufregung bei einem Kornfelde vom Pferde ſank, nichts mehr mit einiger Kraft zu faſſen vermögend, als den Zügel ſeines Fuchſen.

Es war indeß die Sonne ziemlich hoch am Horizont erſchienen.

„Was beginnen?“ ſeufzte er für ſich hin. „Frei bin ich, ein Pferd, ein gutes Pferd beſitze ich und gewiß mehr denn achttauſend Ducaten, und ich kann nicht mehr weiter. — Ich vermag nicht länger auf den Füßen mich zu halten, meine Glieder ſind wie abgeſchlagen, meine Knochen wie morſches Holz, die lange Gefangenſchaft, die entſetzlichen Torturqualen, die ausgeſtandene Todesangſt — wenn ich jetzt hier ſterbe, ſo iſt nichts Wunderbares dabei! Ein Bär müßte zu Grunde gehen, wenn er empfinden müßte, was ich empfinde. — So viel Geld beſitze ich und bin doch der ärmſte Menſch auf Gottes Erde!“

Thränen traten ihm in die Augen, aber gewiß nicht Thränen der Reue über ſeine Schandthaten, nein, Thränen über ſein phyſiſches Unvermögen. — Seine Augen netzten ſich aus Verzweiflung, weil er geraubt, geſtohlen, gemordet hatte, und die Beute ſeiner Bluthat nicht genießen konnte.

So lag er hier am Wege, fürchtend entweder hier verſchmachten zu müſſen, oder aufgegriffen zu werden.

Plötzlich kam ein einſpänniges Fuhrwerk daher.

Ein hübſches, rüſtiges Weib ſaß darauf, hatte mehrere Gefäße mit Milch aufgeladen und lenkte den Gaul nach Art der meiſten Milchverkäuferinnen, die ihren Verrath nach Wien führen.

Als ſie den Huſaren in dieſer deſperaten Lage auf dem Boden liegen ſah und das Pferd neben ihm ruhig weiden, rief ſie dem Manne zu:

»Iſt Euch ein Unglück geſchehen? Ihr ſeht ja aus wie ein Todter!«

»Ach, mein Gott!« wimmerte Zeininger, »wenn ich auch noch nicht todt bin, ſo fühle ich, daß ich doch bald ſterben werde.«

»Warum nicht gar!« antwortete das Weib, »ſterben? man ſtirbt nicht ſobald!«

Das Weib ſtieg von dem Wagen und ſagte:

»Wartet! Ich gebe Euch etwas Milch zu trinken, das erfriſcht, das labt! — Ich will Euch auch die Schläfe mit Milch waſchen, da ich kein Waſſer habe. Ihr ſeid gewiß die ganze Nacht geritten und nun ſo marode, daß Ihr nicht weiter könnt! — Vermögt Ihr Euch denn nicht ein Bischen zu erheben und auf meinen Wagen zu ſteigen? — Ich nehme Euch dann mit nach Wien.«

»Nach Wien?« ſtöhnte Zeininger. »Da komme ich ja gerade her. Ich ſoll nach Ungarn und bin ſo krank, daß ich viel dringender eines Geiſtlichen als eines Arztes bedürfte.“

„Das iſt ſehr ärgerlich,“ erwiederte das Weib. „Ich ſoll nach Wien, aber hol's der Geier! ich kehre mit Euch um und führe Euch nach Fiſchamend, denn auf der Straße könnt Ihr nicht liegen bleiben. Ich quartiere Euch bei meiner Mutter ein, das iſt ein gutes, theilnehmendes Weib, ich hol' Euch dann einen Bader und meine Mutter pflegt Euch. Aber tragen kann ich Euch nicht in meinen Wagen; ſo ſtark ich bin, ſo wäret Ihr mir doch zu ſchwer.“

„Der Himmel lohne es Euch!“ erwiederte Zeininger, „ich kann eure Hilfe aber auch ſelbſt belohnen, ich bin nicht arm . . .“

„Arm oder reich, Ihr ſeid krank! Ihr müßt Hilfe haben! — Sonſt führt der Teufel alle Augenblicke über dieſe Straße ein paar ungariſche Bauern daher, und nur heute läßt ſich keine Menſchenſeele ſehen, die mir beiſtehen könnte.“

„Ich binde indeß euer Pferd an meinen Wagen; verſucht es nur ein wenig aufzuſtehen. — So, das Pferd iſt angebunden! Nun gebt mir euren Arm! — Schwingt Euch ein wenig! — Es geht ſchon! — Nun ſetzt Euch auf meinen Wagen! — Jetzt ſchiebt Euch beſſer hinauf! — Gott ſei Dank, aufgeladen habe ich Euch! Jetzt halten wir unſern Einzug in Fiſchamend! — Meine Mutter wird ſchauen, wenn ich ihr einen Huſaren ins Haus bringe! — Schimmel,“ ſagte ſie zu ihrem Pferde, „wir kehren um, es geht wieder heim.“

Das junge Weib lenkte das Pferd nur im Schritte, damit der Wagen nicht allzuſehr gerüttelt werde.

»Ich werde Euch noch etwas Milch reichen,« ſprach die barmherzige Samaritanin.

»Wenn Ihr ſo gut ſein wollt,« erwiederte Zeininger. »Die Milch hat mich ſehr erquickt!«

»Trinkt ſo viel Euch beliebt. Wir haben ſechs Kühe und dieſe geben Milch vollauf.«

»Wie weit iſt es noch nach Fiſchamend?«

»Zum Fahren noch eine halbe Stunde, vielleicht drei viertel Stunden, weil ich das Pferd nicht antreibe.«

»Ihr ſeid unverheiratet?«

»Ja, unverheiratet, weil mein Mann vor zwei Jahren geſtorben iſt. Nicht wahr, für eine Witwe ſeh ich noch ziemlich gut aus?«

»Nur ziemlich gut? — Ihr ſeid ſehr ſchön.«

»Warum nicht gar!«

»Auf Ehre! Habt Ihr denn keinen Spiegel!«

»Das wohl, wenn man ſich aber alle Tage im Spiegel ſieht, kommt man ſich *alltäglich* vor und gefällt ſich nicht mehr. — Seid Ihr auch ledig?«

»Ledig wie der Vogel in der Luft.«

»Und wer ſeid Ihr denn?«

»Herrſchafts-Huſar.«

»Iſt das viel?«

»Gott bewahre! Nicht viel beſſer als ein Bedienter.«

»Ihr habt aber geſagt: Ihr wäret nicht arm.«

»Das bin ich auch nicht. Mein Bruder und ich haben in Wien eine Erbſchaft gemacht. — Mein Pferd trägt viel Geld und in meiner Säbeltaſche ſteckt auch eine hübſche Summe!«

»Mein Gott! Wenn das viele Geld Euch geſtohlen würde!«

»Ich habe ſchon Acht darauf.«

»Sagt mir, wie iſt Euch denn jetzt?«

»Um vieles beſſer! — Ich weiß nicht, hat eure Theilnahme mir geholfen, oder iſt es die Milch.«

»Wenn Soldaten auf dem Marſche ſo müde werden, daß ſie kaum weiter können, ſo reicht ein Glas Milch hin, ſie mehr zu ſtärken als Wein und Branntwein. Unſer Amtmann gibt ſeinen Jagdhunden Milch, wenn er ſie beinahe zu Tod gehetzt hat und ſie werden augenblicklich munter.«

»Ach, ein ſolcher Jagdhund war auch ich!«

»Wenn ich Euch glücklich nach Fiſchamend bringe, müßt Ihr in meines ſeligen Mannes Bett ſchlafen. Das ſteht im Bodenzimmer in unſerem Haus. — Der Bader wird ſodann geholt. — Ihr trachtet einige Stunden zu ſchlummern, und Ihr werdet geneſen.«

»Sagt mir, kann man in dieſem Bodenzimmer verborgen bleiben?«

»Warum?«

»Nun ſeht, ich habe viele Bekannte, viele Brüder Liederlich.«

»Seid Ihr auch ein Bruder Liederlich?«

»O nein.«

»Was iſt es alſo mit den andern Brüdern?«

»Ich fürchte dieſe! — Sie haben erfahren, daß ich volle Geldſäcke beſitze; ſie werden mir nun nacheilen auf dem Wege nach Ungarn. Erforſchen ſie mich in Fiſchamend, ſo iſt es um mich geſchehen; ſie werden über mich herfallen und mich plündern.«

»So ſagen wir's halt Niemand, daß wir einen Huſaren bei uns haben.«

»Das wäre gut! — Lange falle ich Euch gewiß nicht zur Laſt. Nur ſo lange, bis ich mich erholt habe, dann reiſe ich in der Nacht weiter."

„Wieder zu Pferde?"

„Vielleicht mittelſt eines Wagens."

„Zwei Stunden weit könnte ich Euch führen. O, der Schimmel kann ſchon laufen."

„Ihr ſeid gar ſo gut! — Aber ſagt mir, wenn ich da ſo öffentlich nach Fiſchamend fahre, ſo ſehen mich ja alle Leute?"

„Ei! wir fahren hinter der Mühle, über den Feldweg; dort ſieht Euch keine Katze. Ihr macht Euch im Wagen klein, ich decke die Pferdekotze über Euch. Ich ſchwärz' Euch ins Haus meiner Mutter."

„Und mein Pferd?"

„O mein Himmel, wie oft bring ich ein Pferd nach Haus, das ich rückwärts an meinen Wagen anhänge. Mein Vetter iſt Curſchmied auf der Schwechat, der ſchickt faſt alle Wochen ein durch ihn geheiltes Pferd durch mich nach Fiſchamend."

„Mir fällt eine Centnerlaſt vom Herzen."

„Nun legt Euch hin. Fiſchamend ſchaut uns ſchon entgegen."

Zeininger that, wie ihm befohlen.

„Nun kommt der Kotzen," ſagte das Weib.

Sie deckte ihn mit der Pferdedecke zu.

„Jetzt wird der Feldweg eingeſchlagen," ſprach ſie. „Wenn ich nur jetzt ein wenig geſchwinder fahren dürfte."

„Immerhin! Mir iſt merklich beſſer und der Schlaf ſcheint mich zu überfallen."

„Man hat mich noch nie langſam nach Hauſe fahren ſehen! — Ich darf ja nichts thun, was auffällt. Es iſt wegen Euch.«

Sie trieb ihr Pferd an und bald erreichte ſie ihr Haus.

Sie fuhr durch das Thor, das auf das Feld hinausging.

Die Mutter der Milchfrau ſtand im Hofe.

»Wie, Sepherl, Du kommſt ſchon nach Hauſe? Was hat das zu bedeuten?« rief die Mutter.

»Bſt,« winkte Sepherl. »Ich habe ein gutes Werk auf dem Wagen! Mutter, einen kranken Huſaren! — Nicht wahr, das iſt nichts Unrechtes?«

»Ein geſunder Huſar wäre wohl für ein junges Weib etwas Unrechtes, aber ein kranker!«

»Mach' die Mutter das Thor zu, dann zeig' ich ihn her.«

»Es iſt ſchon zu.«

»Iſt Niemand im Hauſ'?«

»Alles in der Scheuer.«

»Da liegt er! Mein Gott! Er ſchläft! — Jetzt frag' ich doch unparteiiſch, ob man etwas Hübſcheres ſehen kann, als einen ſchönen Menſchen?«

Das junge Weib zog bei dieſen Worten leiſe die Decke von Zeiningers Geſicht.

»Was thun wir denn mit ihm?«

»Ich hab' ihn auf dem Wege gefunden, er war einer Ohnmacht nahe; der Mutter hätte er auch erbarmt.«

»Mir erbarmt jedes Mannsbild.«

»Ich glaube, wir behalten ihn, bis er ſich erholt hat, und hat er ſich erholt, ſo behalten wir ihn auch noch.«

»Wer iſt er denn?«

»Nun ein Huſar! — Mutter, er hat Geld, er hat eine Erbſchaft gemacht; er will unſere Dienſte bezahlen, aber wir nehmen nichts, nicht wahr, Mutter, wir nehmen nichts!«

Zeininger, der wirklich vor Ermattung eingeſchlummert war, ſchlug jetzt die Augen auf.

»Wie iſt Euch denn, Herr Huſar?« fragte die Mutter.

»Bei ſo guten Menſchen wird mir bald wohl ſein.«

»Könnt Ihr allein herunter vom Wagen?« fragte die Tochter.

»Ich will es verſuchen.«

Er erhob ſich und ſtieg mit Hilfe von Mutter und Tochter vom Wagen.

»Ich habe es noch in allen Gliedern; — ich bin zuſammengebrochen, als käme ich aus dem Spitale.«

»Kommt, wir werden Euch führen. Oben befindet ſich das gute Bett, von dem ich Euch geſagt; dann hole ich den Bader, den Herrn Zimmermann, der iſt geſchickt! Er iſt ſchon vierzehn Tage in Fiſchamend. Es iſt ihm noch Niemand geſtorben!«

»Nur den Bader nicht,« flehte Zeininger. »Ich habe ja gebeten, daß mich Niemand ſehen möge!«

»Richtig!«

»Ruhe und Zurückgezogenheit werden mir helfen! — Ich fühle es, daß ich nur eines geſunden Schlafes bedarf, um bald zu geneſen.«

Während dieſer Worte ſchleppten die Weiber Zeininger in das Bodenzimmer.

»Jetzt hole ich das Geld, das auf das Pferd gebunden iſt,« ſagte die junge Frau und eilte in den Hof.

»Und ich koche Euch eine nahrhafte Suppe,« bemerkte die Mutter, »dann geht zu Bette und ſchlaft meinetwegen bis morgen Früh.«

Die Mutter entfernte ſich.

Zeininger ſank auf das Bett. Er war nicht im Stande, den Säbel loszumachen, ſo ſehr überfiel ihn der Schlaf.

Wir laſſen ihn ſchlafen und erzählen den Leſern, was im Hauſe des Scharfrichters geſchehen, nachdem Zeininger dort die zweitauſend Ducaten gewaltſam geholt.

X.

Agnes ſah bald klar genug, daß ſie die Geliebte eines Miſſethäters ſei.

Seine Aeußerungen fielen ihr ſchwer aufs Herz; ſein wildes, freches Benehmen gaben ihr die Ueberzeugung, daß ihr Bräutigam ein Verbrechen begangen oder mindeſtens auf dem Wege ſei, ein ſolches zu vollführen.

Ihr Großvater, welcher veranlaßt wurde, ſein entſetzliches Amt nicht auszuüben, kam nach Hauſe.

Sie hörte ihn kommen. Schon das Geraſſel der entſetzlichen Wagen, mehrerer zweirädriger Karren, mit hohen, durch ihre Magerkeit widrigen Roſſen beſpannt, überzeugten ſie, daß der Scharfrichterzug heimkehre.

Dabei das unheimliche Geſchrei der Freimannsknechte, dieſer entarteten, gottloſen, jedes menſchliche Gefühl verſpottenden Blutkunde, die, weil ſie verachtet und als unehrlich erſchienen, ihren Stolz darein ſetzten, Jeden, der vor, während und nach einer Execution ihnen in die Nähe kam, zu verunglimpfen; das häßliche Gelächter derſelben und die ſchmählichen Witze, die ſie riſſen, empörten Agnes auf das Heftigſte.

Dieſe Lumpe kamen durch das Abſagen der Hinrichtung um den ſogenannten „Galgentrunk,“ der ihnen nach jedem „Abthun eines armen Sünders“ zu Theil wurde und hier wegfiel; man kann ſich daher vorſtellen, welche Wuth dieſes ſchändliche Geſindel befiel.

„Wir müſſen es heute wieder machen wie neulich,“ ſagte Michael, der Oberfreiknecht, „als der Schneider, welcher hätte gerichtet werden ſollen, Pardon bekam; wir müſſen Müſſiggänger, die uns nachziehen, durch Stricke einfangen und keinen loslaſſen, der uns nicht ein Löſegeld gibt. Wir drohen, Jeden zu umarmen und die Weiber zu küſſen, wenn ſie nicht tüchtig blechen! — Gebt Acht, da ſteht ein Häuflein von gewiß ſechzig Gaffern beiſammen. Peter, faſſ das eine Ende vom Seil an, ich nehme das andere, und tanzen wir um das Volk herum und halten wir es in unſern Schlingen, bis ſie zahlen und uns ſchadlos für den Galgentrunk halten, den wir heute einbüßen.“

Wie geſagt, ſo geſchah es; die beiden Scheuſale zogen ein Seil um eine Maſſe ehrbarer Leute und ließen das ausgeſpannte Seil nicht los, ſo ſehr ſich auch dieſe Leute darüber entſetzten.

„Was ſoll dies?“ rief ein anſtändig gekleideter junger Mann den Unholden zu.

„Das ſoll Euch zwingen, uns Geld zu geben,“ erwiederte der Erzlump Michael, „ſonſt wird Jeder von Euch von uns berührt und Ihr ſollt dann ſo unehrlich ſein, wie wir es in euren Augen ſind. Und jedes Weib und jedes Mädchen unter Euch ſoll von uns umarmt werden, damit, wenn das Weib einen Mann beſitzt, dieſer ſich ſcheiden läßt, und beſitzt ein Mädel noch keinen Mann, damit dasſelbe gewiß keinen bekommt.“

Agnes wollte ſich im Gefühle ihrer Schuld, die ſie durch die Uebertretung der Befehle ihres Großvaters auf ſich geladen, vor ſeinem ſtrengen Blicke zurückziehen, als ſie aber von ihrem Fenſter das Treiben der Schandgeſellen mit eigenen Augen ſah, und als ſie hörte, was vor ihrem Hauſe geſprochen wurde, da lief ſie auf die Straße, eilte an den Menſchenhaufen heran und rief:

»Wollt Ihr wohl das Seil ſogleich loslaſſen und die geängſtigten Leute befreien, oder ich rufe meinen Großvater und melde ihm, was Ihr für Schufte ſeid, beſonders Du, geldgieriger Michael.«

Die Henkersknechte wichen ſcheu zurück.

»Ihr Elenden!« fuhr Agnes fort, »ſtatt, daß Ihr Alles aufbieten ſollt, den unglücklichen Stand eines Freimanns und ſeiner Leute ſo wenig als möglich verabſcheuungswerth und nur als eine traurige Nothwendigkeit darzuſtellen, ſo erhöht Ihr noch ſeine abſtoßende Aeußerlichkeit und thut Euch etwas darauf zu Gute, daß man Euch Ihrles nennt? Augenblicklich tretet hinein ins Haus und erwartet die ſtrengſte Züchtigung, die mein Großvater über eure Frechheit verhängen wird.«

Die Burſchen zogen ganz zerknirſcht ab und auch Agnes wollte fort, allein der laute Dank der verſammelten Leute hielt ſie noch einige Augenblicke zurück.

»Nehmt meine Erkenntlichkeit,« ſprach ein Weib, das guter Hoffnung war. »Ich wäre vor Schrecken umgekommen, wenn ein ſolches Scheuſal mich berührt hätte.«

»Ich bin Braut,« ſetzte ein Mädchen hinzu, »und würde von meinem künftigen Gatten verſtoßen worden ſein, hätte mich ein ſolcher Schandbube umarmt.«

»Und ich,« rief der junge Mann, der die Henkersknechte mit den Worten: »Was ſoll dies« angeredet hatte, »ſoll morgen als Hausarzt bei dem bairiſchen Geſandten eintreten; die Frau des Geſandten iſt eine Dame voller Vorurtheile; um meine Anſtellung wäre es geſchehen geweſen, wäre ich mit einem ſolchen Unhold in einen Conflict gekommen.«

»Uns trieb auch nicht Neugierde hierher,« ſagte die Braut, die bereits geſprochen, »wir wollten uns nach der Kirche in die Roßau begeben, um dort uns einer Proceſſion anzuſchließen. Wir gingen hier nur zufällig vorüber.«

»Beten Sie für dieſe Verirrten!« erwiederte Agnes, »damit ſie die heilige Gottes-Mutter erleuchte und auf einen beſſern Weg führe!«

»Wie heißen Sie, ſchönes Kind,« fragte der Arzt, »und wie kommen Sie unter dieſe entſetzlichen Menſchen?«

»Ich bin die Enkelin des Freimanns,« verſetzte Agnes ſichtbar erröthend, »und mein Großvater iſt ein Mann, der tief betrauert, daß ihn ſein Vater zu dieſem verrufenen Stande erzog. Verachten Sie deshalb weder ihn noch mich!«

Mit dieſen Worten eilte Agnes ins Haus.

Worte der herzlichſten Zuneigung folgten ihr.

»Wie bedauere ich das ſchöne, holde Mädchen!« rief die Frau, welche guter Hoffnung war, aus; ähnliche Acclamationen folgten auch von Andern, dann ordnete ſich der Zug der zu einer Proceſſion ſich anſchickenden Leute nach der Roßau. Es verſchwanden alle Leute vor dem Hauſe des Freimanns, nur der junge Doctor blieb noch zurück.

»Was gäbe ich darum,« ſprach er für ſich, »wenn dieſer Engel von Schönheit und Herzensgüte einem andern Vater angehörte! Nie habe ich noch ein Geſchöpf geſehen, das mich für den erſten Augenblick ſo angezogen hätte, wie dieſes! — Es läßt mich gar nicht fort von dieſem Hauſe. Ach mein Himmel, da erſcheint ſie wieder am Fenſter! Sie bemerkt mich! Ich will ſie grüßen.«

Er grüßte Agnes.

»Ach, ſie dankt mir herzlich! — Aber was ſoll das Schnupftuch, mit dem ſie ſich die Augen trocknet. Mein Gott! Sie weint, weshalb weint ſie? Ich will doch hinauf und ſie fragen, weshalb ſie weint. Dies kann ſie mir nicht übel nehmen.«

Der Doctor, ſein Name war Albert Oertler, wollte ins Haus, da kam ihm der Freimann entgegen, der gerade ſeinen Weg zum Oberlandrichter, wie ihm aufgetragen wurde, nehmen wollte.

»Zu wem wollen Sie, mein Herr?« fragte der Freimann.

»Zu wem? Hören Sie mich an. Ich bin kein falſcher Menſch, kein Schwindler, kein Abenteurer, ich ſage es gerade heraus, ich will zur **Enkelin des Freimanns**.«

»Der Freimann bin ich, was wollen Sie bei meiner Enkelin?«

»Ach, Herr,« erwiederte Albert, »ich ſah ſie am Fenſter und bemerkte, daß ſie weine, ich wollte ſie fragen, weshalb Sie weine.«

»Kennen Sie denn meine Agnes?«

»Agnes heißt ſie? o wie danke ich Ihnen, daß ich jetzt ihren Namen weiß!«

»Sie haben alſo nie mit ihr geſprochen?«

»O ja, vor wenigen Minuten.«

»Wo?«

»Vor Ihrem Hauſe,« und nun erzählte Albert Alles, was vorgegangen, und vergaß auch nicht hinzuzuſetzen, was Agnes über den Stand ihres Großvaters ſagte.

»Ich habe ein gutes Kind,« erwiederte der Freimann, »aber . . .«

»Was aber?« rief Albert. »Sie haben Etwas zu bemerken?«

»Es iſt nicht gut, daß ſie hübſch iſt.«

»Weshalb?«

»Ich fürchte, ſie zieht die Blicke der Männer zu ſehr auf ſich. Mich deucht, auch Sie ſchenken Ihre Aufmerkſamkeit meinem Kinde, blos weil es hübſch iſt!«

»Ja, Herr, weil Ihr Kind nicht nur hübſch, ſondern ſchön, wahrhaft ſchön iſt; und weil es in ganz Wien kein zweites Mädchen gibt, das bei einer ſo einnehmenden Geſtalt auch durch ihre Innigkeit, Herzensgüte und ihren Verſtand — denn Verſtand, viel Verſtand liegt in ihren Worten, — ſo für ſich einzunehmen vermöchte. Wenn Sie mich hinauf laſſen zu ihr, ſo will ich ihr dies ſelbſt ſagen, ja, noch weit mehr will ich ihr ſagen.«

»Zu was würde das führen?«

»Gewiß zum Guten! — Ich würde dann Agnes näher kennen lernen, ſie würde mich näher kennen lernen.«

»Und dann?«

»Ja, dann — dann — das weiß ich jetzt noch nicht, was dann geſchehen würde. — Ich will Ihnen nur ſagen, Herr, daß ich eine gute Anſtellung habe; ich bin nemlich Doctor der Medicin und Arzt im Hauſe des bairiſchen Geſandten. Ich habe jährlich ſechshundert Gulden, darf auch noch Patienten außer dem Hauſe annehmen, beſitze eine Mutter, welche mir einſt viel Geld hinterläßt, aber dieſes »Einſt« möge Gott noch für hundert Jahre verſchieben.«

»Ich muß Ihnen hierauf eben ſo ehrlich und offen antworten, daß meine Agnes bereits Braut iſt.«

»Braut?«

»Ja, ja, Braut! — Hätten Sie alſo auch die redlichſten Abſichten, die Hand meines Kindes iſt ſchon vergeben.«

Dieſe Nachricht traf Albert wie ein Donnerſchlag.

»Braut?« — erwiederte er, »dann iſt es ſchlecht von mir, ſie ſprechen zu wollen; ich würde unrecht an ihr, an ihrem Bräutigam und an mir handeln. — Nehmen Sie es nicht übel, Herr, daß ich Ihnen ſo viel vorſchwätzte! Sagen Sie Ihrer Agnes nichts hievon! — Daß ich ſie beſuchen wollte, ſagen Sie ihr auch nicht! — Sie zu fragen, warum ſie weinte, könnte ſie mir als eine Zudringlichkeit auslegen. Nein, nein, mein Herr, ſagen Sie ihr nichts und vergeben Sie mir!«

Albert grüßte den Alten und ging bewegt fort.

»Weshalb Agnes weint,« ſagte der Freimann für ſich, »weiß ich ſehr gut. — Ihre Thränen gelten dem Bräutigam, der nichts von ſich hören läßt. — Ich wünſchte, der junge Mann, der Doctor, wäre ihr Bräutigam, ſeine Offenheit, Ehrlichkeit, Treuherzigkeit gefällt mir! — Wenn ich nicht dringend zum Oberlandrichter müßte, ich kehrte ſogleich zu meinem Kinde zurück, trocknete ihre Thränen und tröſtete ſie, daß, wenn auch ihr Geliebter treulos geworden oder gar geſtorben iſt, ich außer dem jungen Schweighofer noch einen dritten Verehrer gefunden, der ſo brav zu ſein ſcheint, daß ich ihn ſelbſt heiraten möchte, wenn ich ein Mädchen wäre.

„Das iſt ein merkwürdiger Tag!“ fuhr der Freimann im Weiterſchreiten nach dem Amtshauſe fort. „Ein guter, ein geſegneter Tag! Der entflohene Verbrecher hat mir eine traurige Pflicht erſpart, wofür ich dem Allmächtigen innig danke; möge dem Sünder ſeine Strafe durch eine andere Hand zu Theil werden. Der heutige Tag hat mir ferner einen Blick in das Herz meines Kindes werfen laſſen, eines Kindes, das Gott mir geſendet, um mich für meinen ſchweren Beruf zu entſchädigen!

„Es ſoll jetzt auch der Oberlandrichter erfahren, daß ich mein Amt niederlege. Mein Kind wird verſorgt ſein auf die eine oder die andere Art. Allmälig ſchwindet in den Herzen der jungen Welt das Vorurtheil gegen meinen Beruf. Agnes wird heiraten und ich werde meine ſpätern Tage bei ihr in Ruhe zubringen, ohne ihr zur Laſt zu fallen. Nach meinem Tode wird ſie durch meinen Reichthum glücklich werden. Aber daß ich reich bin, ſage ich ihr erſt, wenn ſie verheiratet iſt, erſt, wenn ſie einen Mann gefunden hat, der ſie ihrer guten Eigenſchaften, nicht ihres Geldes wegen genommen.“

So ſprechend, ſtieß der Freimann gerade, als er in das Amthaus treten wollte, auf den Stadtwachtmeiſter, den der Leſer als Anführer der Patrouille im Bierhaus zum guten Hirten auf der Fiſcherſtiege kennen lernte.

„Gott ſei Dank," rief der Wachtmeiſter, „daß Sie kommen; ſoeben ſendet mich der Oberlandrichter mit dem Auftrage nach Ihnen, Sie möchten doch endlich bei ihm erſcheinen."

„Es wird doch nicht brennen," erwiederte der Angeredete, „der Delinquent iſt ja entflohen;"

„Ja, entflohen, aber wir haben ſchon wieder einen Andern, und hätten dieſen gar ſo gerne gerädert, obgleich er nicht der Rechte iſt, blos um die Bevölkerung der Stadt Wien nicht um ein intereſſantes Schauſpiel zu bringen. Doch dieſer Kerl hat gar keine Rückſicht für die fünfzig Tauſend, welche ſehnſüchtig auf ſeinen Tod warten; er hat ſo lange geſchrien, gewüthet, geweint, geflennt, bis der Oberlandrichter ſelbſt zu ihm gekommen iſt und ſich überzeugt hat, daß er nicht der verurtheilte und flüchtig gewordene Zeininger iſt."

„Das hätten ja der Rath Schweighofer und ſein Actuar beſtätigen können."

„Dieſe Beiden ſitzen ſelbſt feſt; das iſt eine wilde Geſchichte, aber eine noch wildere, die wildeſte, die der Oberlandrichter, das ganze Landgericht, das Amthaus, die Stadt Wien und ich erlebt haben, iſt in Ihrem Hauſe, Herr Scharfrichter, vorgegangen. Ihre Enkelin wird wahrſcheinlich eingezogen werden und Sie ſelbſt werden ſie, wenn ſie nicht geſteht, auf die Folter ſpannen müſſen, denn ſie iſt mit dem Raubmörder Zeininger einverſtanden, ja noch mehr, ſie iſt ſeine Geliebte und hat ihm zur Flucht verholfen. Iſt Ihnen dieſe Geſchichte wild genug? Herr Scharfrichter, ich bitte zu antworten."

„Ich glaube, Er iſt ſchon wieder betrunken!" verſetzte der Freimann.

»Gott bewahre! Klar nüchtern! Spazieren Sie nur hinauf zum Herrn Oberlandrichter; ſuchen Sie aber ſogleich den feſten eichenen Rathstiſch zu gewinnen, an dem ſie ſich feſthalten können, damit Sie nicht umfallen, wenn Sie die wildeſte aller wilden Geſchichten erfahren.«

»Ein Tollhäusler iſt vernünftiger als dieſer Trunkenbold!« dachte der Freimann als er vor der Thüre des Oberlandrichters ſtand und dort beſcheiden anklopfte.

»Nur herein!« donnerte der Amtsverſtand.

Der Freimann trat ein.

»Sie haben Ihre Stelle niederzulegen und das betreffende Geſuch an mich ſogleich zu ſchreiben.«

»Mit Vergnügen!« verſetzte der Freimann.

»Sie haben ſich lange Zeit gelaſſen, bis Sie auf meinen Befehl hieher gekommen.«

»Mein Gott, ich kam vom Hochgerichte kaum nach Hauſe, ſo kleidete ich mich um und ging hieher.«

»Welche Inſtructionen haben Sie Ihrer Enkelin gegeben?«

»Heute?«

»Ja heute!«

»Ich ſah ſie nicht.«

»Belügen Sie mich nicht! — Sie ſind ein alter Mann, wollen wahrſcheinlich ſo ſterben wie Sie lebten, ehrlich, rechtſchaffen, chriſtlich.«

»Das hoffe ich.«

»Was hörten Sie von Ihrer Enkelin?«

»Mein Himmel, nichts Unrechtes! Als ich mein Haus verließ, ſagte mir ein Fremder auf der Straße, daß er meine Enkelin am Fenſter und dieſelbe weinen geſehen habe.«

»Weshalb weinte Ihre Enkelin?«

»Vermuthlich weil ſie Braut iſt und ſeit einem halben Jahre von ihrem Bräutigam nichts gehört hat.«

»Wer iſt ihr Bräutigam?«

»Ein reicher Mann, der ſich ein Bräuhaus kauft. — Sein Name iſt ..«

»Sein Name iſt Zeininger, derſelbe, der als Raubmörder dem Hochgerichte entflohen, dann auf ſeiner Flucht in die Kleider des Rathes Schweighofer ſich geſteckt hat, heute Nachts bei Ihrer Enkelin geweſen, dort einen andern Gauner in einer Huſarenlivrée gefunden, dieſen bewogen hat, die Kleider mit ihm zu wechſeln und nun in der Huſarentracht abermals eſchappirt iſt.«

»Das ſind doch wohl nur Märchen, Herr Oberlandrichter?«

»Keine Märchen!« fuhr der Oberlandrichter barſch auf. »Und Ihre Enkelin muß Ihnen hievon erzählt haben. Sie verkaufte ja den Strick eines Gehängten an den einen Gauner und gab dem andern, dem Geliebten, das Hemd desſelben am Galgen Geſtorbenen, weil der Strick unſichtbar mache und das Hemd gegen jede Gefahr ſchütze!«

»Meine Enkelin?«

Der Freimann lachte.

»Alle Hochachtung für Sie, Herr Oberlandrichter,« ſagte er, »aber Sie ſind heute beſonders gut gelaunt, weil Sie mir nur Märchen erzählen!«

»Sei Er nicht unverſchämt!« tobte jetzt der Oberlandrichter.

Der Oberlandrichter titulirte den Freimann mit allem Nachdrucke »*Er*,« um ihm ſeine volle Verachtung zu bezeigen.

»Bisher,« fuhr der Amtsvorſtand fort, »habe ich *Ihn* mit aller Schonung behandelt; Er iſt mir durch mehr als vierzig Jahre als ein *rechtlicher* Mann bekannt; aber nun merke ich, daß Er es mit der Dirne hält, welche die ...«

»*Dirne*?« kniriſchte der Freimann.

»Ja, *Dirne, mit der Dirne*, hab' ich geſagt, mit der *Dirne, die es mit einem Räuber und Mörder hält* und welche die ganze Strenge der Geſetze empfinden ſoll.«

»Darf ich nicht fragen,« erwiederte der Freimann mit unterdrückter Wuth, »welche *Beweiſe* in Ihren Händen ſind, um mein braves, ehrliches, frommes Kind auf dieſe Art anklagen zu dürfen?«

»Erhebungen.«

»*Welche* Erhebungen?«

»Die Ausſagen des Mannes, der in den Kleidern des Rathes Schweighofer ergriffen wurde.«

»Ein Gauner klagt die Tugend und Unſchuld an und der findet Glauben!«

»Sei Er nicht verlaut! Sonſt ...«

»Oho! Herr Oberlandrichter, ich bin nicht der Mann, der eine Drohung fürchtet. — Sie können mich und mein Kind einſperren laſſen, Sie haben die Macht dazu, auch den Herrn Rath Schweighofer können Sie wieder in Gnaden aufnehmen, weil der am Grauſamſten die Folter anwendet, den Rath Schweighofer, *der auch Unſchuldige zum*

Tode verurtheilt, — aber Alles dies ſind für mich keine Gründe, mich und meine Agnes moraliſch demüthigen zu dürfen. Und wenn es auf der Stelle meinen Kopf gilt, ſo ſage ich Ihnen, man hat Ihnen Märchen erzählt, und auf Märchen hin laß ich mein Kind nicht verunglimpfen, von Niemand verunglimpfen, Herr Oberlandrichter, und wenn er noch zehnmal mehr wäre als Sie, Herr Oberlandrichter.«

»Nun denn, ſtolzer Greis, wir wollen ſogleich ſehen, wie weit ſeine Verblendung noch geht!«

Der Oberlandrichter zog an der Glocke.

Ein Amtsknecht erſchien.

»Iſt die Enkelin des Freimanns ſchon verhaftet?«

»Sie befindet ſich im Vorzimmer. Der Herr Landrath Hürer hat bereits ein kurzes Verhör aufgenommen.«

»Man bringe mir das Protocoll.«

Der Amtsknecht überbrachte die Acten.

Der Oberlandrichter warf einen Blick darauf.

»Da ſteht ja ſchon das Geſtändniß,« ſagte er. »Nun wollen wir gleich ſelbſt hören, was das brave, fromme, ehrliche Kind noch vorzubringen hat! — Laßt das Mädchen eintreten!«

Die Thüre wurde aufgemacht.

Agnes wankte herein.

Als ſie ihren Großvater erblickte, warf ſie ſich vor ihm auf die Knie.

»Ich habe deine Befehle übertreten, guter Großvater,« rief ſie unter Thränen, »aber ich habe nicht...«

Lautes Schluchzen unterbrach ihre Worte.

»Nur eine Frage beantworte mir!« ſagte der Freimann

„Er hat hier nichts zu fragen,“ donnerte der Oberlandrichter.

„Doch! Weshalb hätten Sie denn mein Kind hiehergerufen, als mich von ihrer Schuld zu überzeugen.“

„Frage Er! Dieſen Act von Mitleid will ich noch üben!“

„Beantworte mir: War der entſprungene Mörder wirklich dein Bräutigam?“

„Er war es, aber ich wußte es nicht, daß er und Zeininger eine und dieſelbe Perſon ſind.“

„Victoria! Nun mein Kind, laß Dich ruhig ins Gefängniß führen! Es ſoll Dir kein Haar gekrümmt werden, dafür ſteh' ich!“

„St!“ ſagte der Oberlandrichter.

Er winkte den Schergen.

Agnes wurde fortgeführt.

„Was geſchieht mit mir?“ fragte der Freimann.

„Er ſchreibt dort ſein Geſuch um Enthebung von ſeinem Poſten.“

„Augenblicklich.“

Der Freimann ſchrieb und als er die Supplik geendet, überreichte er ſie dem Oberlandrichter.

„Er verdankt ſeiner vierzigjährigen untadelhaften Aufführung, daß Er ſeine Freiheit behält, auch laſſe ich es Ihm nicht entgelten, was er in ſeiner Aufregung, in ſeinem Vaterſchmerz, in ſeiner Kränkung über — das entſetzliche Verbrechen ſeiner Enkelin faſt beſinnungslos geredet. — Wenn er aber Miene macht, die Stadt zu verlaſſen, ſo ſetze ich Ihn bei Waſſer und Brod hin.“

„Sorgen Sie nicht, Herr Oberlandrichter. Ich bleibe in Wien. Ich werde mich ſogar an einem Orte aufhalten, wo ſie mich morgen ſchon treffen können. Ich werde im Centrolorgang zu finden ſein!«

Der Freimann verneigte ſich und ging.

»Das wußte ich! Alles droht mit dem Kaiſer! Alſo auch Du drohſt mit ihm? Dies wird jedoch den Gang der Unterſuchung nicht aufheben und dieſe wird ſtrenge ſein! In den Augen der Bevölkerung muß ich die Ehre der Behörde wieder herſtellen, welche durch einige Individuen, durch die Flucht des Verurtheilten und durch die Enkelin des Freimanns ſo ſchwer compromittirt wurde.«

Ein Gerichtscommiſſär trat ein.

»So eben,« meldete der Commiſſär, »iſt wieder ein abſcheuliches Verbrechen angezeigt worden. — In Erdberg, im Schloſſe, in der Nähe des Rüdenhauſes, iſt geſtern Nachts, gegen Morgen ein Einbruch in der Caſſa des Amtsverwalters verübt worden. Das Gold, ſechstauſend Ducaten in drei Beuteln, iſt geraubt. — Der Amtsverwalter gibt an, daß ſeine Köchin die einzige Perſon im Hauſe ſei, welche von dem Vorhandenſein dieſer Summe Kenntniß erlangt hatte. Sie hat die Kanzlei in dem Augenblicke betreten, in welchem die Ducaten abgewogen und in drei großen Beuteln verwahrt wurden. — Dieſe Magd iſt verhaftet und ſagte aus, daß ein in ungariſcher Kleidung erſchienener Mann, der zu Pferde angekommen, den Einbruch vollbracht habe. — Nach der Beſchreibung iſt dies Zeininger.«

»Hölle und Teufel!« rief der Oberlandrichter und ſtampfte mit dem Fuße. »Was wird dieſes Ungeheuer noch verüben, bis es neuerdings ergriffen wird! — Hat man noch keine Spur, wohin ſich Zeininger begeben? Erhöben Sie den Preis, der auf ſeinen Kopf ſteht, von hundert Ducaten auf zweihundert, ja auf vierhundert Ducaten; aus meiner Caſſe lege ich zweihundert Ducaten zu. — Ich höre, Se. Majeſtät ſind höchſt aufgebracht über die Handhabung der Criminaljuſtiz in Wien.«

Ein Secretär trat ein.

»Der Herr Regierungsrath von Sonnenfels im Auftrage Ihrer Majeſtät der Kaiſerin.«

Der Oberlandrichter ging ihm entgegen.

Der Regierungsrath von Sonnenfels trat ein.

Sonnenfels bekannt, daß er gegen die häßlichen Mißbräuche ſeiner Zeit in ſeinen Schriften heftig auftrete, außerdem die Aufmerkſamkeit der großen Kaiſerin Maria Thereſia und ihres erhabenen Sohnes, des weiſen Kaiſers Joſeph, auf ſich gelenkt hatte, auch ſehr oft die Auszeichnung genoß, vor den beiden Majeſtäten erſcheinen und ſeine ſchriftlichen Vorſtellungen mündlich erörtern zu dürfen, war bei den alten Beamten jener Epoche keine angenehme Erſcheinung; aber da ſie ſeinen Einfluß kannten und fürchteten, ſo ließen ſie ihren Widerwillen gegen ihn nicht merken, im Gegentheile, ſie überhäuften ihn mit Lobeserhebungen ins Geſicht, läſterten ihn aber deſto mehr in ihren Cirkeln und ſuchten allen ſeinen Vorſchlägen bei Hofe entgegen zu arbeiten.

Der Oberlandrichter war gerade keiner von den hinterliſtigen jener in ihren Anſichten und auf den üblichen Schlendrian beharrenden Amtsvorſtehern; er war nicht fähig den abſcheulichen Intriguen, die damals häufig vorkamen, die Hand zu bieten, aber er grollte dem Neuerer und betrachtete ihn als ſeinen gefährlichſten Feind, der mit nichts Anderem umgehe, als ihn nächſtens über den Haufen zu werfen, oder wenigſtens ſeine Exiſtenz gewaltſam zu erſchüttern.

»Ich komme,« ſagte Sonnenfels, »von Ihrer Majeſtät der Kaiſerin geſendet. Die allergnädigſte Landesmutter will durch mich aus Ihrem Munde erfahren, was an den ärgerlichen Gerüchten eigentlich ſei, welche der Kaiſerin von ſo vielen Seiten zu Ohren kommen. In Wien herrſcht eine große Beſtürzung. Zum Tode verurtheilte Mörder entfliehen wenig Stunden vor der Hinrichtung; — derſelbe Verbrecher, welcher entflohen, verübt noch ſchnell vor ſeiner gänzlichen Flucht einen frevelhaften Einbruch; — des Scharfrichters Enkelin iſt die Braut des Miſſethäters und iſt noch behilflich zur Flucht.«

Der Oberlandrichter vermochte ſein Erſtaunen nicht zu bemeiſtern.

»Wie!« rief er aus, »Ihre kaiſerliche Majeſtät wiſſen alle dieſe Vorfälle ſchon und ohne meine unterthänigſte Anzeige hievon erhalten zu haben? Ich muß geſtehen, Herr Regierungsrath, daß die Polizei, die Ihnen zu Gebote ſteht, faſt ſchneller iſt als die meinige.«

»Mir ſteht keine Polizei zu Gebote,« antwortete Sonnenfels. »Was ich Ihnen hier mittheile, habe ich von Ihrer Majeſtät ſelbſt erfahren. Von wem die allerhöchſte Frau dieſe Nachrichten erhalten, weiß ich nicht. Es kommt mir auch nicht zu, Ihre Majeſtät um ihre Quellen zu befragen; — es handelt ſich nur allein darum: ſind die Angaben, die ich Ihnen ſoeben mittheilte, wahr oder falſch? Ihre Majeſtät will hievon genau unterrichtet werden.«

»Es iſt leider Alles wahr!« verſetzte der Oberlandrichter; „es haben ſich ſo viele unglückliche Ereigniſſe in wenigen Stunden zugetragen, daß ich darüber äußerſt betreten bin . . . aber . . .“

„Sie haben die ſtrengſten Maßregeln getroffen, daß Aehnliches nicht mehr geſchehen könne, daß ſich kein Verbrecher der Strafe zu entziehen vermöge? Sie haben auch die beſten Einleitungen getroffen, daß der Räuber Zeininger nicht die öſterreichiſche Grenze zu überſchreiten vermöge und nicht neues Unheil von ihm zu fürchten ſei?“

„Gewiß, Herr Regierungsrath. Ich bitte dieſes Ihrer Majeſtät zu melden, ſo wie auch, daß die Mitſchuldigen an der Flucht des Mörders ihrem verdienten Schickſale nicht entgehen werden.“

„Was iſt es mit dem Rathe Schweighofer?“

„Ich habe ihn und ſeinen Actuar verhaften laſſen. — Ich habe auch ſeinen Sohn einer ſtrengen Unterſuchung unterworfen, aber er hat ſich vollkommen von jedem Verdachte, als hätte er zu dem Entkommen Zeiningers beigetragen, gereinigt, und ſo wurde er nicht weiter einer Unterſuchung unterzogen.“

„Ich werde hievon Ihre Majeſtät genau unterrichten und Allerhöchſtdieſelbe zu beruhigen ſuchen. Die Kaiſerin iſt wahrhaft beſorgt. Sie fürchtet nicht nur, daß der Flüchtling fort und fort bis zu ſeiner Ergreifung Verbrechen verübe, ſondern daß auch die Gefängniſſe im Amtshauſe überhaupt nicht am Beſten verwahrt ſein dürften.“

„Doppelte Wachen habe ich aufſtellen laſſen. Wir haben ja noch einen Miſſethäter, der für den Nachrichter reif iſt. — Er ſoll unverzüglich den Tod finden. Ich kenne die Wiener; ſehen ſie ein anderes Opfer fallen, ſo vergeſſen ſie das erſte bald.“

»Und was iſt das für ein anderes Opfer? — Auch ein Mörder?«

»Nein, es iſt ein verſchmitzter Dieb, der berüchtigte Fleiſchhauerknecht Benedict Lachner. Er wird nächſten Montag öffentlich ausgeſetzt und da er ſchon jetzt erklärt hat, daß er keinen Geiſtlichen ſehen und ſich nicht bekehren wolle, ſo habe ich, ohne ihm hievon etwas mitzutheilen, verfügt, daß wenn er nicht bereuen und Gott und die Menſchen ſeiner ſchweren Vergehen wegen um Verzeihung bitten ſollte, daß er noch drei Tage auf »den Tod« ſitze, ja ſelbſt neun Tage in der Ausſetzſtube zu verbleiben habe, keine Stunde wiſſend, wenn er dem Freimann verfallen. Dies wird den Wienern gewiß lieb ſein, da ſie faſt nichts mit größerer Begierde betrachten, als einen Verurtheilten.«

(So war es auch. Benedict Lachner wurde zum Tode verurtheilt und ihm ſein Urtheil am 29. März 1772 öffentlich kundgemacht. Er befand ſich am 29., 30. und 31 März im ſogenannten »Ausſetzzimmer,« wies aber hartnäckig jeden religiöſen Beiſtand zurück, ſo daß Lachner, wie Schlager in ſeinen Skizzen, neue Folge, 2. Band, Seite 144, berichtet, noch drei Tage, alſo im Ganzen ſechs Tage ausgeſetzt blieb. Erſt am letzten Tage nahm er die Prieſter an, »machte Reue und Leid,« betete, beichtete und communicirte, ging reumüthig zum Tode und fand dieſen durch den Strang am 4. April 1772 auf dem Rabenſteine in der Roſſau. — Was ſich bei und nach ſeiner Hinrichtung Merkwürdiges ergeben, wird dieſer Roman mit hiſtoriſcher Treue zur Charakteriſirung jener Zeit mittheilen.)

Als Sonnenfels aus des Oberlandrichters eigenem Munde erfuhr, daß er den Verbrecher ſo lange im »Armen-

Sünderſtübchen" halten, daher die Todesangſt fort und fort verlängern wolle, bis ſich der Verbrecher bekehre, ſchwieg der Regierungsrath, nahm ſich aber vor, zur gehörigen Zeit darüber zu ſprechen.

Nun lenkte Sonnenfels ſein Geſpräch auf die Tortur. Er forderte den Oberlandrichter auf, da er, Sonnenfels, unabläſſig daran arbeitete, dieſer grauſamen Procedur ein Ende zu machen, daß der Amtschef, wenn Ihre Majeſtät die Kaiſerin von ihm, dem Oberrichter des peinlichen Gerichtes, ein Gutachten abverlangen ſollten, ebenfalls auf Abſchaffung der Tortur antragen und im Namen der Menſchlichkeit ein anderes Verfahren möchte eingeführt wiſſen.

Hierüber fuhr der Oberlandrichter heftig auf.

„Nein," rief er, „zu dieſer Neuerung werde ich nie meine Zuſtimmung geben. Ich werde genau darüber wachen, daß die Tortur nie willkürlich ausgeübt werden dürfe, daß ſie nur in ſolchen Fällen anzuwenden ſei, in welchen der Beweis eines Verbrechens bereits hergeſtellt und nur noch das Geſtändniß und die genaue Angabe von wichtigen Umſtänden nöthig iſt, aber aufheben, ganz aufheben, darf man die Tortur nie, das hieße die Verſtocktheit und Verruchtheit ermuntern und in hundert Fällen das richtige Ausmaß der Strafe verhindern."

„Das hieße," fiel Sonnenfels dem Oberlandrichter ins Wort, „noch mehr Unſchuldige auf's Schaffot bringen, noch mehr Grauſamkeiten ausüben, als der grauſamſte Mörder erſinnen könnte; das hieße doppelt, ja hundertfach ſtrafen: zuerſt durch die Martern der Folter und dann durch den Tod am Schaffot ſelbſt! — Iſt Ihnen denn das Verſpiel, das andere Regierungen uns geben, kein Fingerzeig, auch bei uns der Humanität Eingang zu gönnen? Preußen hat ſchon im Jahre 1754 die Tortur abgeſchafft, Baden 1767, Mecklenburg 1769, Dänemark 1770, Schweden und Sachſen 1772, und Oeſterreich ſoll noch länger ein ſolches barbariſches Geſetz beſitzen? — Nein, Herr Oberlandrichter, ſolchem Frevel können Sie nicht länger das Wort führen!“

„Es iſt kein Frevel! Die Tortur muß ſein! — Und laſſen Sie ſich nur nicht einfallen, Herr Regierungsrath, mich in dieſer Angelegenheit noch in irgend einer andern bei Ihren Reformen als Ihren Alliirten zu betrachten; im Gegentheile, ich werde ſowohl Ihrer Majeſtät der Kaiſerin Maria Thereſia, deren peinliche Halsgerichtsordnung die Tortur in allen Graden beſtimmt hat, auseinanderſetzen, wie weiſe Ihr Geſetz gegeben und wie überhaupt das Strafverfahren und namentlich das Gefängnißweſen zu keiner Zeit beſſer beſtanden als jetzt.“

„Das Gefängnißweſen? Was verſtehen Sie darunter?“

„Das ganze Verfahren gegen die Gefangenen, von ihrer erſten Verhaftung bis zu ihrer Verurtheilung, ihre Behandlung im Kerker, ihre Verpflegung und Bewachung.“

„Ihre Bewachung?“

In dieſem Augenblicke trat der Amtsknecht herein.

„Herr Oberlandrichter,“ meldete er, „es iſt ein neues Unglück geſchehen. Die Enkelin des Freimanns iſt aus ihrem Gefängniß verſchwunden; es iſt als ob ſie der Erdboden verſchlungen hätte. Nirgends eine Spur!“

Sonnenfels betrachtete den Oberlandrichter, der wie eine Salzſäule da ſtand.

»Wenn Ihnen alle Verbrecher entwiſchen, dann behalten Sie nur die Tortur! Sie werden keine Gelegenheit haben, ſie auszuüben!«

Sonnenfels entfernte ſich.

Der Oberlandrichter blieb ſprachlos.

XI.

Wir überſpringen einen Zeitraum von acht Tagen.

Wien war in großer Bewegung.

Seit undenklichen Zeiten war den Wienern nichts ſo ſehr ans Herz gewachſen als eine Hinrichtung.

Es iſt wohl noch ein großes Drängen in der öſterreichiſchen Hauptſtadt, wenn ein Miſſethäter zum Tode geführt wird, aber wie in den Jahren 1750 bis 1786 gewiß nicht. Es gehörte damals völlig zum guten Tone, einer Execution beizuwohnen.

In dem Luſtſpiele »die ſchöne Wienerin,« das im Jahre 1772 auf dem Hoftheater nächſt der Burg aufgeführt wurde, verſichert ein Graf, daß er bis zum Richtplatze geritten und daß ihm dort eine junge Dame ſein Herz geſtohlen; eine Dame, die ſich am Hochgerichte aufgehalten und dem Hängen zugeſehen! Am Schluſſe des Luſtſpieles heiratet der junge Graf dieſe Dame. Heutzutage würde es einen Bürgerlichen anekeln, bei einer Execution eine Liebſchaft anzufangen.

Alſo Wien war in großer Bewegung.

Der Fleiſchhauerknecht Benedict Lachner, von welchem der Oberlandrichter dem Regierungsrathe Sonnenfels (im letzten Capitel unſers Romans) erzählte, daß Lachner wegen eines beſonders qualificirten Diebſtahls am Galgen enden müſſe, ward zum Hochgericht ausgeführt. Wirklich hatte ſich der Verbrecher die erſten drei Tage ſeines »Ausſetzens« nicht bekehrt, und das weiſe Gericht condemnirte ihn alſo zu noch drei Tagen »Todesangſt;« am letzten, am ſechſten Tage erſt, that der Sünder Buße.

Die erſten drei Tage brachte Lachner, wie Schlager aus der »Chronik« berichtet, in wilder Verzweiflung zu. Am vierten fluchte er, am fünften weinte er, am ſechſten begann er die Bekehrung. Man kann ſich alſo wohl vorſtellen, was dieſer Miſſethäter den Leuten zu reden gab. Alles wollte ihn im »Ausſetzſtübel« ſehen. Der Zudrang zu dem Amthauſe war ſo ungeheuer, daß der wachhabenden Mannſchaft der Stadtguarde Arme und Beine entzwei gedrückt wurden; der Laufer des Grafen Althan, der das Unglück hatte, im Gewühle auf die Erde zu ſtürzen, wurde todt getreten, und auf dem Hohenmarkte genaſen drei Frauen dreier geſunder Kinder mitten im furchtbarſten Gedränge! Die Frauen voll guter Hoffnung wagten ſich aus ſchmählicher Neugierde in die größte Gefahr. Zum Glücke geſchah dies in der Gegend des Fiſchhofes und der Wildwecker- jetzt Wipplingerſtraße; es konnte dieſen Frauen beigeſtanden, ſie konnten aus dem Menſchenhaufen herausgeholt werden, ſonſt wären ſie ſammt den neugebornen Kindern jämmerlich umgekommen.

Als Lachner auf dem Rabenſteine ſtand, ſchreibt Schlager in ſeiner »Skizzen« Seite 145, hat er das in mehr als Hunderttauſenden herbeigeſtrömte Volk: »ſeinem Leichenbegängniſſe beizuwohnen!«

Er erſuchte das Volk, ſeine offene Beichte am Richtplatze mit anzuhören, hielt unter dem Galgen eine Bußrede und gab dann unter dem Geſange:

„O wie ſchön ſteht mir der Himmel offen,
Da meine Seel' trachtet hinein,
Weil ich heut' muß ein Kind des Todes ſein!“

ſeinen Geiſt auf.

Schlager meldet ferner:

»Der Zudrang der Neugierigen war bei dieſer Execution, zu welcher die Mutter des Delinquenten einen wunderſchön verzierten, mit einem koſtſpieligen, ſogenannten Ueberthan verſehenen Sarg ſpendete, ſo groß, daß einige hundert Mann hierzu commandirter Reiter von einem kaiſerlichen Cavallerieregimente nicht im Stande waren, die Ordnung herzuſtellen.«

Als der arme Sünder durch die Freiknechte vom Galgen abgenommen und in den prachtvollen Sarg gelegt wurde, ſetzte ſich der Leichenzug in Bewegung. — Die ſogenannte Armenſünderbruderſchaft in ſchwarze Kutten gehüllt, mit ſchwarzen Capuzen, welche das ganze Antlitz verhüllten und in welche »Augenlöcher« geſchnitten waren, damit der Sündenbruder« nicht genöthigt war, wie ein Blinder zu wandeln, rangirte das Leichenbegängniß.

Dreihundertachtundvierzig auf ſolche Art Vermummter eröffneten die Proceſſion.

Hierauf kam der Sarg von ſechzehn »Sündenbrüdern« umgeben, die abwechſelnd je acht den Miſſethäter trugen.

Nach dem Sarge kamen zwei Auguſtinermönche, welche allein das Befugniß hatten, im Namen der geſammten Armenſünderbruderſchaft bei Hinrichtungen zu erſcheinen.

An die geiſtlichen Herren ſchloß ſich das Volk. An der Spitze erſchien die Mutter des Miſſethäters, welche mit allen Ehren behandelt wurde und in die tiefſte Trauer gekleidet, einherſchritt.

Nun kam Alt und Jung. Zuerſt die Männer, dann die Frauen, die Mädchen, ja ſogar Kinder ſchloſſen ſich dem Zuge an.

Bei dem Leichenbegängniſſe des „gehängten Fleiſcherknechtes“ dauerte der Zug länger als anderthalb Stunden bis er ſein Ende erreichte.

Er ging von der Richtſtätte in der Roßau über die Fahrſtraße den Vorſtädten Alſervorſtadt, Joſephſtadt, Platzl, Laimgrube, Wieden entlang, bis zur Carlskirche, in deren Nähe ſich der ſogenannte Armeſünder-Gottesacker befand.

Kein Wagen, kein Reiter, kein Fußgeher durfte den Zug unterbrechen; Alles mußte mit entblößtem Haupte auf der Straße verweilen und demüthig dem Leichenbegängniſſe zuſehen.

Da fügte es ſich, daß auch der Kaiſer Joſeph in einem zweiſpännigen offenen Wagen von der Favorita kommend, dieſem merkwürdigen Leichenbegängniſſe begegnete.

Der Kaiſer ließ anhalten.

Er ſah gegen eine Stunde dem ſonderbaren Geleite zu.

Endlich fragte der Monarch.

„Wer wird denn hier begraben?“

„Ew. Majeſtät,“ hieß es, „der arme Sünder, der heute am Galgen ſeine ſchweren Verbrechen verbüßt hat, wird zur Erde beſtattet.«

»Iſt es möglich!« rief der Kaiſer, »einem Diebe, der gehängt wurde, erweiſt man ſolche Ehren!«

Augenblicklich befahl der Kaiſer ſeinem Kutſcher durch eine andere Straße nach der Burg zu fahren; dort angekommen, konnte ſich der Monarch nicht beruhigen.

»Ich werde dem Unfuge ein Ende machen!« rief der Kaiſer.

Auf der Stelle befahl er die ſogenannte Armenſünderbruderſchaft aufzuheben. Ich will die Namen dieſer Heuchler wiſſen, welche das Leichenbegängniß anordneten. — Nennen dieſe Menſchen Diebe und Mörder Brüder und feiern ſie ihren Austritt aus dieſer Welt mit ſolcher Oſtentation, ſo ſollen ſie es für ſich thun, aber nicht ganz Wien dazu einladen und ſolchen Scandal veranlaſſen.

Alle Bruderſchaften mit Ausnahme der, der Liebe des Nächſten, ſie mochten mit denen in Rom in Verbindung ſtehen oder nicht, wurden aufgelöſt.

Seitdem haben ſich mehrere Leichenvereine in den Vorſtädten Wiens gebildet, welche aber auf die Leichen der Hingerichteten keinen Einfluß nehmen, nachdem ſchon nach dem Codex Joſephs II., Artikel XXII., des Verbrechers Körper, ſobald er durch zwölf Stunden zum abſchreckenden Beiſpiele hängen geblieben, neben dem Richtplatze einzuſcharren war.

* * *

Der Wirth und die Gäſte »zum guten Hirten« auf der Fiſcherſtiege, von welchen, zu ihrer Ehre ſei es geſagt, kein Einziger der Armenſünderbruderſchaft angehörte, ſtanden dem Wagen ganz nahe, in welchem Kaiſer Joſeph ſich befand.

Man wollte wiſſen, daß der Student es geweſen, der nachmalige Secretär Sonnenfels', welcher auf die Frage des Kaiſers:

»Wer wird denn hier begraben?«, antwortete.

Die Gäſte aus dem Bierhauſe zum »guten Hirten« bemerkten den Unwillen des Monarchen. Sein ſchönes Auge flammte, ſeine Wangen rötheten ſich, und ſeine Stimme war dumpf, und verrieth den gerechten Zorn.

Als der Kaiſer vorüberfuhr, verneigten ſich alle Umſtehenden ehrerbietig.

»Geben wir,« ſagte der dicke Fiſchkäufler, »wir haben jetzt mehr geſehen und gehört, als die Hunderttauſende, welche den Kaiſer offenbar in den höchſten Unwillen verſetzten. Ich danke Gott, daß ich mich an dieſer Narrenbruderſchaft nicht betheiligte, dieſe Dummköpfe werden es jetzt ›kriegen'«

Der Wirth führte ſeine Gäſte durch das Stubenthor, den nicht mit Gaffern, Heuchlern und anderm Geſindel beſetzten Weg.

Der Wirth bezeichnete die ſechs Tage, an welchen der Fleiſchhauer auf den Tod ſaß, zu den glücklichſten; ununterbrochen war ſein Bierhaus mit Gäſten angefüllt, und noch für ſechs Tage war er geborgen, denn was es noch hinterher zu beſprechen gab, verbürgte dem Wirthe mindeſtens einen Abſatz von hundert Eimern Bier.

Natürlich kamen auch alle anderen Tagesgeſchichten wieder auf's Tapet, beſonders die Flucht der Freimannsrechter, welche, nach dem Urtheile des Fiſchkäuflers und des Brunnenmeiſters, eine Hexe ſein mußte, die der Teufel am helllichten Tage über das Dach des Gerichtshauſes entführt haben ſollte.

»Weshalb muß ſie denn eine Hexe ſein?« fragte der Schneider. »Es hat ihr halt Jemand geholfen! Es hat ſich Jemand um ſie angenommen, der in dem Gerichtshauſe gut Beſcheid weiß; gibt es doch Winkel, Ausgänge, Stiegen, Gänge u. ſ. w. in dem verrufenen Hauſe genug, um ſich darin zu verbergen und bei günſtiger Gelegenheit daraus zu entkommen! Wie hat es denn der Friſeur gemacht, der iſt ſammt den ſchwerſten Eiſen durch den Rauchfang auf und davon!«

»Und durch den Rauchfang iſt auch die Hexe Agnes abgefahren,« erwiederte der Fiſchkäufler. »Sie braucht nur einen Beſenſtiel in irgend einem Camine entdeckt, ſie braucht ſich nur darauf geſetzt zu haben, und auf dem Blocksberge kommt ſie ſo gewiß an, als ich heute noch achtundzwanzig Halbe Bier trinke.«

»Verſteht ſich,« höhnte der Baumeiſter; »im Gerichtshauſe werden ſie ihr gleich eine Hexenſalbe hingeſtellt haben, und ohne Hexenſalbe iſt ein Beſenritt unmöglich!«

»Iſt ſie nicht das Kind eines Scharfrichters?« eiferte der Fiſchkäufler, »beſitzt ein Scharfrichter nicht alle Zaubermittel der Welt? Kommt nicht der Teufel alle Nacht zu ihm und nennt ihm die Leute, welche er nächſtens richten muß?«

»Das iſt wieder ein Discurs, daß man ſich ſchämen muß, ihn von anſtändigen Leuten zu hören,« bemerkte der Student. »Aberglauben, Unglauben, Aberwitz, dieſe werden noch lange nicht bei Euch auszurotten ſein! — Das

Verſchwinden des Freimanns Tochter hängt mit ganz andern Dingen zuſammen. Ich halte es noch nicht für gut, meine Meinung zu ſagen; aber dieſes Ereigniß iſt auf bedeutſame Folgen berechnet; wir werden davon noch ſprechen.«

Jetzt traten zwei Bürger ein.

»Meine Herren, eine Neuigkeit,« meldete der Eine, der ein Meſſerſchmied war; »der Scharfrichter, nicht der von Krems, der heute den Fleiſchhacker gerichtet hat, ſondern der abgeſetzte Scharfrichter, der Wiener Freimann, iſt wegen der Flucht ſeiner Enkelin eingeſperrt worden.«

»Ja,« ſagte der andere Bürger, der mit eingetreten war, ein Seifenſieder, »das iſt vollkommen wahr; aber der Wiener Freimann iſt auf Befehl des Kaiſers nach vierundzwanzig Stunden wieder frei geworden, und — — ich wage kaum zu erzählen, was ich noch und zwar aus verläßlicher Quelle gehört habe.«

»Nun, wenn es aus verläßlicher Quelle kommt, was gibt es denn zu bedenken?«

»Heraus mit der verläßlichen Neuigkeit!« riefen Alle.

»Ich habe nämlich gehört: Der Herr Oberlandrichter ſei in Ungnade. Die ſchlechte Verwahrung der Gefangenen habe die Kaiſerin Maria Thereſia empört; der Oberlandrichter müſſe bis auf Weiteres ſeine Anſtellung aufgeben. Der Landrath Hubmeyer hat die proviſoriſche Oberleitung des Criminalgerichtes übernommen.«

»Was habe ich geſagt?« bemerkte der Student, »dieſes Ereigniß mit der Flucht der Enkelin des Freimanns iſt auf bedeutſame Folgen berechnet.«

Die Bürger ſtaunten den Studenten an.

»Reden Sie deutlicher,« tobte der Fiſchkäufler. »Die verflucht dumme Manier der g'ſtudirten Leute beſteht jetzt darin, nichts als „Rathſel" aufzugeben; in einer Geſellſchaft, wo ich bin, „Rathſel!" Soll ich vielleicht wieder Bier bezahlen, wenn ich die Auflöſung dieſes „Rathſels" hören will? Nichts da! Jetzt werde ich boshaft! Hier muß Alles ſo klar gegeben werden, wie das Bairiſche, das ich trinke, ſonſt bleib ich aus."

„Das bringt dem Wirth Schaden, mir nicht," verſetzte der Student.

Man hörte jetzt die Feuerglocke bei St. Stephan.

Man hörte trommeln.

Ein großer Tumult wurde auf der Gaſſe vernommen.

„Was gibt es denn?" rief der Wirth einen Vorübergehenden an.

„Im alten Amthaus in der Himmelpfortgaſſe brennt es!"

„Das Räthſel wird immer leichter, um es aufzulöſen," verſicherte der Student.

Er nahm ſeinen Hut und eilte fort.

„Sechs Eimer Bier," rief der Fiſchkäufler, „wenn mich Einer geſcheidt macht!"

Die Gäſte liefen alle auf die Straße.

XII.

»Wohin führen Sie mich?« fragte Agnes den jungen Schweighofer, der ſie aus dem Gefangenhauſe im größten Wirrwar des Brandes mit einem Männerhute und einem dunklen Mantel bekleidet, herausführte und in einen bereit ſtehenden Wagen bringen wollte.

»Zu Ihrem Großvater.«

»Täuſchen Sie mich nicht!«

»Sprechen Sie nicht ſo laut, ſonſt ſind wir Beide verloren! Sie ſehen ja, daß es uns nur durch die Verwirrung des Brandes gelang, zu entkommen. Begeben Sie ſich ſchnell in den Wagen. Es rücken Wachen von allen Seiten an. Man wird uns die Pferde ausſpannen und die Waſſerwägen damit verſehen. Fort! Fort! Kutſcher, fahre ſo ſchnell Du kannſt, Du haſt deine Ordre.«

Agnes zitterte, als wenn ſie zum Hochgericht geführt würde.

Der Wagen rollte raſch fort.

»Iſt es nicht ſchändlich!« rief der junge Schweighofer aus, »einen Engel, wie Sie, ein Mädchen, auf dem nicht der geringſte Makel haftet, ins Gefängniß zu ſchleppen! aber es ſoll dem Oberlandrichter heimkommen; es ſoll ihm heimkommen, was er Ihnen, was er mir, was er meinem Vater zugefügt hat. Meinem Vater wirft er Mißbrauch der Amtsgewalt vor? Meinen Vater nennt er grauſam und pflichtvergeſſen? Der Oberlandrichter iſt es noch zehn Mal mehr!«

»Wohin eilt der Wagen? Er biegt den Weg nach der Kärntnerſtraße ein!«

»Seien Sie ruhig! In Ihrer Wohnung iſt Ihr Vater nicht. Soll er ſich auch verhaften laſſen? — Er iſt entflohen und ich habe ihm verſprechen müſſen, Sie zu ihm zu führen. — Agnes, Sie wiſſen, daß ich Sie liebe, daß ich Sie anbete! — Können Sie glauben, daß ich eine böſe Abſicht gegen Sie habe?«

»Eben darum, weil Sie mir ſo oft nachſtellten, fürchte ich Sie. Allein kann ich mit Ihnen nicht eine Minute mehr bleiben! Laſſen Sie mich auf der Straße, laſſen Sie mich aus dem Wagen, beſſer im Gefängniſſe als bei Ihnen.«

»Sehen Sie nicht, welch ein Gewoge die Straßen durchzieht? Feuerſpritzen, Waſſerwagen, Cavallerie und Fußvolk eilen dem Brande zu. Wenn Sie einen Schritt auf die Straße machen, ſo riskiren Sie, überfahren oder zuſammengetreten zu werden. Begehen Sie doch keine Unbeſonnenheit und bedenken Sie, daß, wenn man Sie verhaftet, ſo verhaftet man mich auch. Ich aber muß ſterben für die gute Abſicht, Sie retten zu wollen.«

»Sterben? Weshalb ſterben?«

»So erfahren Sie denn. Ich habe Feuer in die Regiſtratur geſchleudert, um die Acten zu verbrennen, die gegen meinen Vater zeugen; ich habe den Brand angefacht, um Sie aus dem Gefangenhauſe zu führen, denn die Folterkammer, in der ich ſie in Eile verborgen, wäre doch am Ende auch durchſucht worden und man hätte ſie gefunden.«

»Unglücklicher! welche Frevel haben Sie ſich erlaubt!«

»Keine Vorwürfe! Die Liebe hat mich kühn gemacht; die Liebe zu Ihnen, die Liebe zu meinem Vater; ihn habe ich unglücklich gemacht, ihn mußte ich retten. Erfahren Sie denn auch noch das Schrecklichſte! Ich ließ mich hinreißen, Zeininger's Flucht nicht zu vereiteln, in meiner Macht ſtand es, ihn verhaften zu laſſen, ich unterließ es, und nun wurde mein Vater ſeines Amtes entſetzt und er ins Stadtgefängniß abgeführt.«

»In daſſelbe Gefängniß, dem ich nun entronnen?«

»Nein, in das Stadtgefängniß nächſt dem Peilerthore.«

»Ich ſehe es ein. Sie ſind verloren, wenn man Sie bei mir findet; ſo fliehen Sie denn allein, ich will mich angeben. Mir kann kein Leid zugefügt werden; ich habe nichts verbrochen, ich bin unſchuldig! Retten Sie ſich! Ich beſchwöre Sie! — Sehen Sie; nun rollt der Wagen aus dem Kärntnerthore, was ſoll ich auf dieſem Wege?«

»Nach Ungarn ſollen Sie, wohin ſich Ihr Großvater geflüchtet hat.«

»Nach Ungarn? — Eine Lüge! Mein Großvater hat nichts verſchuldet, um ſo weit entfliehen zu müſſen.«

»Er iſt nach Preßburg! Wir kommen noch dieſe Nacht zu ihm!«

»Nein, nein! Sie täuſchen mich nicht!«

»Ich will Ihnen die Handſchrift Ihres Großvaters zeigen, ein Billet, in welchem er Sie beſchwört, mir zu folgen.«

»Zeigen Sie mir dieſes Billet.«

»Hier iſt es. Es iſt ſchon ſehr dunkel, Sie können dieſe Zeilen nicht leſen.«

»Dort brennt eine Laterne an einem Wirthshauſe;

laſſen Sie mich ausſteigen; ich ſchwöre Ihnen, daß ich wieder in den Wagen zurückkehre, wenn ich die Handſchrift meines Großvaters erkannt habe.«

»Halt' an, Kutſcher!« rief Schweighofer zum aufgeriſſenen Wagenfenſter hinaus.

Er ſprang aus dem Wagen, hob Agnes aus demſelben und führte ſie an eine Laterne.

Agnes las:

»Liebes Kind, folge dem Herrn Schweighofer, deinem und meinem Retter. Er bringt Dich noch dieſe Nacht zu mir!«

»Mein Gott! es iſt wirklich meines Großvaters Hand!« ſprach Agnes. »Ich gehorche,« ſagte ſie zu Schweighofer, »aber unter einer Bedingung! — Sie nehmen Ihren Platz neben dem Kutſcher außer dem Wagen. Ich bleibe allein im Wagen.«

»Sie wollen entſpringen?«

»Wenn ich den Befehl meines Großvaters vollziehen ſoll?«

»Ich will Ihnen glauben, aber dann erwägen Sie meine Lage. Es iſt der Anfang des Aprils. Dieſer Tage hat es in den Gebirgen furchtbar geſchneit; die Nacht iſt grimmig kalt, ich bin leicht gekleidet.«

»Dann nehmen Sie dieſen Mantel; im Wagen bedarf ich ſeiner nicht! Hüllen Sie ſich darin ein. Auf andere Weiſe bringen Sie mich nicht von hinnen!«

»In Gottes Namen!«

Schweighofer hob Agnes in den Wagen.

Er ſelbſt ſchwang ſich auf den Bock.

Der Wagen fuhr, wo möglich, noch ſchneller.

Erſt in Fiſchamend hielt er an, weil die Pferde ſo ermüdet waren, daß der Kutſcher nicht weiter wollte.

»Was ficht Dich an? Du hältſt hier mitten in der Nacht? Wir können nicht ſäumen!«

»Beſſer, ein paar Stunden raſten, als ein paar Pferde hinfallen ſehen, wie die Mücken, und gar nicht mehr weiter können. Steigen Sie nur hier ab; wo ich Sie hingefahren habe, ſind Sie gut aufgehoben.«

Er klopfte an ein Fenſter.

»Steh' die Mahm auf!« rief er, »der Mathias von Wien iſt da!«

Man hörte eine Stimme ſagen:

»Ich komme ſogleich.«

In der That flog das Hausthor bald auf und der Wagen fuhr in den Hof.

»Ich benöthige einen Stall für meine Pferde.«

»Und wir benöthigen zwei Zimmer, wenn es möglich iſt,« ſagte Schweighofer, indem er Agnes aus dem Wagen hob. »Eines für das Frauenzimmer, das eine Reiſe nach Ungarn unternimmt, und eines für mich, der ich ſie begleite.«

»Mit den Zimmern,« erwiederte die Weibsperſon, welche das Thor geöffnet hatte, »kann ich nicht dienen. Wohl haben wir Oben ein Zimmer, aber darin befindet ſich bereits ein Gaſt. Er will, da er wieder geſund iſt, — er lag krank bei uns darnieder — morgen wieder abreiſen; ich bedauere alſo ſehr, daß Sie um 24 Stunden zu früh bei mir einſprechen.«

»Das iſt ſehr traurig,« verſetzte Schweighofer. »Wohin könnten wir uns jetzt wenden? In der Nacht?«

»Ei, weshalb denn?« entgegnete Mathias. »Die Jungfrau ſchläft bei der Tochter meiner Mahm. Ihre

Nacht iſt keine, und der junge Herr ſchläft im Wagen. Sobald meine Pferde ein paar Stunden geruht haben, geht es ja ohnehin wieder weiter, und kommen wir in Preßburg an, ſo gibt es dort Wirthshäuſer genug, welche eine gute Unterkunft bieten.“

Der Vorſchlag des Kutſchers wurde angenommen.

Agnes folgte der Muhme Mathias' ins Haus; Schweighofer ſetzte ſich wieder in den Wagen, welchen die Pferde in eine ſogenannte Schupfe zogen. Mathias führte ſeine müden Thiere in den Stall, und bald wurde es wieder ſtille und ruhig im Hauſe.

Der Leſer wird wohl ſchon errathen haben, in welchem Hauſe ſich Agnes und Schweighofer befanden. Es war daſſelbe, welches Zeininger beherbergte, der auch von dem Geraſſel des Wagens aufgeſchreckt, an ſein Fenſter eilte und horchte, welche Gäſte die Nacht herbeigeführt hatte, ob nicht vielleicht gar die Gerichte auf ſeine Spur gekommen und ihn hier überfallen würden.

Zum Glücke beunruhigten ihn die Geſpräche, die er vernommen, nicht im Geringſten. Obgleich es ihm nicht angenehm war, daß Fremde eingelaſſen wurden, die ihn doch zufällig bemerken könnten, ſo legte ſich doch wenigſtens ſeine Angſt.

Er beſchloß ſobald als möglich ſich aufzumachen. Noch bevor die ſoeben angekommenen Gäſte die Reiſe fortſetzen würden, beſchloß er das Weite zu ſuchen und jeder Begegnung auszuweichen.

Während der zehn Tage, welche Zeininger krank im Hauſe der beiden Witwen zubrachte, gelang es ihm, dieſe für ſich zu gewinnen. Es iſt in dieſen Mittheilungen ſchon geſagt worden, wie heuchleriſch ſich Zeininger zu benehmen verſtand. Bei den Weibern war er immer glücklich, und in dem Hauſe in Fiſchamend legte er es ſo klug an, daß er die Gunſt von Mutter und Tochter in gleichem Maße errang. — Mittelſt ſeines Geldes, ſo uneigennützig auch die beiden Witwen ſich zeigten, gelang es ihm doch, ihnen einige Aufmerkſamkeiten zu erzeigen. Er bat nämlich die junge Witwe, ihm in Wien ganz neue Kleider, einen Hut, einen kleinen ungariſchen Staatsſäbel und was er noch wünſchte, einzukaufen zugleich beſtellte er auch hübſche Frauenkleider, und gab vor, zwei Schweſtern in Ungarn zu beſitzen, welchen er nur das Schönſte aus Wien mitzubringen habe. — Die Weiber in Fiſchamend, ſagte Zeininger, hätten den Wuchs ſeiner beiden Schweſtern, und ſo kaufte denn die jüngere Fiſchamenderin recht feine Dinge ein, die Zeininger als Andenken zu behalten erſuchte.

Zeininger warf ſich ſchnell in ſeinen neuen Staat; er hatte den Anzug eines reichen ungariſchen Edelmannes gewählt; ein violettfarbenes Kleid mit einem koſtbaren Pelz zierte ihn, ein tiefer prächtiger Kalpak ſaß auf ſeinem Haupte, ein ſchöner Säbel, an einem prächtigen, reich mit Gold geſchmückten Gehänge ſchwang ſich um ſeine Hüften. Er ſah wirklich ſehr gut aus und Niemand würde in ihm ſo leicht den entſetzlichen Banditen vermuthet haben. Zudem kam auch noch, daß er ſich die Poſt außer Fiſchamend beſtellen ließ, den Poſtknecht durch reichliches Trinkgeld für ſich gewann, der ihm nun ganz zu Willen war.

Aber wie aus dem Hauſe kommen? Wie früher aufzubrechen als ſeine Beſchützerin erwachte, und wie ſchon um vier Uhr Morgens den Poſtillon finden, der erſt um fünf Uhr beſtellt war?

Es ſchlug auf dem Kirchthurme in Fiſchamend vier Uhr.

Zeininger fand keine Ruhe mehr. Vollkommen angezogen in ſeiner neuen Kleidung erſchien er im Hofe und war ſchon auf dem Punkte, das Thor von Innen zu öffnen; behutſam umherblickend, ob ihn nicht Jemand bemerke, lauſchte er.

Plötzlich ſtand Schweighofer vor ihm.

Zeininger hätte unter das Rad des Scharfrichters gelegt werden können, ſeine Lage würde nicht fürchterlicher geweſen ſein.

Zeininger erkannte Schweighofer augenblicklich, doch dieſer ſah in ihm nur einen Fremden.

„Sie machen ſich auch ſchon früh auf den Weg,“ redete Schweighofer den Banditen an. „Ich habe erfahren, daß Sie ebenfalls heute weiter reiſen.“

Zeininger ſuchte ſeine Stimme zu verſtellen und antwortete nur einſylbig:

„Ja wohl!“

„Zu einer Reiſe haben wir gutes Wetter. Zwar etwas kalt, aber die Sonne wird nicht lange auf ſich warten laſſen.“

„Ja wohl!“ erwiederte Zeininger.

Mathias, der Kutſcher, führte die Pferde aus dem Stalle. Er ſpannte ſie an den Wagen.

Indeß wurde von der Hausfrau das Thor aufgeſchloſſen.

Ihre Tochter nahm Agnes mit ſich und führte ſie an den Wagen.

„Sie hätten bei uns frühſtücken ſollen,“ meinte die junge Witwe.

„In Preßburg ſoll es geſchehen,“ erwiederte Agnes.

„Dieſer Herr,“ bemerkte Schweighofer, indem er auf Zeininger wies, „reiſet ebenfalls nach Ungarn.“

Agnes ſah ganz zufällig nach Zeininger. Sie erkannte ihn, ſtieß einen Schrei aus und ſtürzte wie leblos zur Erde.

„Um Gottes willen! Was iſt geſchehen?“

Mutter und Tochter, Schweighofer und Mathias bemühten ſich, der Ohnmächtigen beizuſtehen.

Zeininger benützte die Verwirrung und entſprang.

Nach einigen Minuten ſchlug Agnes die Augen wieder auf, ſie kam zur Beſinnung. Sie ſtierte nach dem Orte, an welchem ſie den entſetzlichen Menſchen geſehen.

„Wo iſt er? wo iſt er?“ rief ſie aus.

„Wen meinen Sie?“

„Den Mann, den Reiſenden, meine ich,“ erwiederte Agnes, und fuhr ſich mit beiden Händen, wie nach einem Traume, über das Antlitz. „Es war Zeininger, der Fremde war Zeininger!“

„Nicht möglich!“ ſagte Schweighofer.

„Zeininger!“ jauchzte Mathias. „Da ſind vierhundert Ducaten zu verdienen!“

Er lief aus dem Thorweg. Er ſpähte nach dem Verbrecher, auf welchen ein Preis geſetzt war.

„Dort läuft er!“ bemerkte Mathias. „Kommen Sie mit, Herr Schweighofer. Er ſoll uns nicht entrinnen.“

Beide liefen in verſchiedenen Richtungen nach dem Felde.

XIII.

Die beiden Weiber von Fiſchamend und Agnes ſtanden einander ſprachlos gegenüber.

»Sepherl,« ſagte die Mutter, »was für einen verdächtigen Menſchen haſt Du mir ins Haus gebracht?«

»Was hat er denn verbrochen?« fragte Sepherl.

»Was er verbrochen?« entgegnete Agnes, »das Schrecklichſte! Er iſt ein Mörder und Räuber; es iſt derſelbe Verbrecher, der zum Tode verurtheilt, wenige Stunden vor der Hinrichtung entflohen iſt. Ihr habt gewiß davon gehört?«

»Jeſus, Maria und Joſeph!« rief die Mutter aus, »meiner Tochter hat er das Heiraten verſprochen!«

»Ein ſo ſchöner, guter Menſch,« verſetzte Sepherl, »ein Mörder? Ich kann es nicht glauben; ich habe, ſo lange ich lebe, noch keine ſo lieben, ſanften Augen geſehen, als dieſer Mann beſitzt; nein, nein, mit ſolchen Augen iſt man kein Verbrecher!«

»So dachte ich auch,« erwiederte Agnes; »auch mich bezauberte er, ich will es nur bekennen, auch mich beſtrickte er und dennoch . . .«

Agnes vermochte ihre Thränen nicht mehr zurück zu halten, ſie ſchluchzte laut.

»Mein verrathenes Herz und die Schande!« fuhr ſie fort, »die Schmach, welche mir mein ganzes Leben anhängen wird! — Mir bleibt nichts übrig, als in ein Kloſter zu gehen, wenn man mich in einem Kloſter nur aufnimmt.«

»Was haben Sie denn angeſtellt, daß Sie dies befürchten?«

»Ach, mein gütiger Gott! Ich habe nichts verbrochen und dennoch bin ich in den Augen der Welt gebrandmarkt. »Ich bin die Tochter eines Freimanns, mein Großvater iſt ein Freimann, und Freileute waren alle meine Voreltern.«

Sepherl und ihre Mutter ſchreckten zuſammen.

»Heilige Mutter Anna!« ſchrie Sepherls Mutter. »Eines Freimanns Kind – da ſind wir ja verloren!«

»Und ich bin unehrlich,« fügte Sepherl hinzu. Ich habe mit ihr in einem Bette geſchlafen, mir kann der Pfarrer dieſe Schande nicht abnehmen. Mutter, Mutter! Eilen wir in die Kirche, beten wir,“ daß uns der Fluch, mit einer ſo verworfenen Perſon in Berührung gekommen zu ſein, nicht an Leib und Seele ſchade!«

»Aber, ſo laßt Euch doch nicht von ſo abſcheulichen Vorurtheilen beherrſchen! was kann ich dafür, daß ich . . .«

»O Ihr könnt dafür! — Wenn ich das Unglück gehabt hätte, einer Freimanns-Familie anzugehören, ich wäre als Kind dem Hauſe meiner Eltern entflohen! Aber aushalten bei ſolchen ſchrecklichen Menſchen iſt Ehrloſigkeit und iſt Gleichgiltigkeit gegen die Meinung der Welt. — Geht aus unſerem Hauſe, geht ſchnell fort, und kommt mein Vetter Mathias, ſo muß er mit mir zum Amtmann, daß der Vetter beſtraft werde für den Schimpf, den er uns zugefügt hat.«

»Und jetzt glaub' ich es gar nicht,« ergänzte Sepherl, »daß der hübſche Menſch, den wir beherbergten, ein Räuder und Mörder iſt! Ihr bringt ihm dieſes nur auf, weil er Euch verlaſſen hat.«

»Aus dem Hauſe, aus dem Hauſe!« tobte Sepherls Mutter. »Und weiche von uns, Satan in Geſtalt eines Weibes, weiche von uns, oder wir rufen die Nachbarn, die Euch bald vertreiben ſollen.«

In dieſem Augenblicke ſtürzte Zeininger athemlos herein. »Helft mir zur Flucht!« flehte er; »die ſchändlichen Feinde haben meine Spur verloren, ich verbarg mich in einem Geſtrüppe beim Eingang in die Au. Sie drangen nun in die Au und ſuchen mich dort. — Wo iſt mein Pferd? — Habt Mitleid mit mir und entzieht mich meinen Verfolgern!«

»Dieſe Perſon,« fuhr die Mutter auf, »bezeichnet Sie als einen Räuber.«

»Als einen zum Tode verurtheilten Mörder.«

»Die Schändliche!« ſchrie Zeininger wie ein Verzweifelter auf. »Weil ich nicht die Tochter eines Henkers heiraten wollte und ich ihr dies geſagt habe, verdächtigt ſie mich nun; hetzt mir elende Menſchen auf den Hals! — Um Gottes willen! mein Pferd, ſonſt verfalle ich meinen Feinden, den Genoſſen dieſer Elenden!«

»Kommt, armer, unglücklicher Mann! Euer Pferd ſollt Ihr haben!«

Sepherl führte ihn raſch in den Stall, machte das Pferd los, das geſattelt war; Zeininger ſetzte ſich darauf und ritt durch das Thor, das nach der Poſtſtraße ging, ſuchte den Poſtwagen auf, der mittlerweile ſchon auf ihn wartete, flog an den Ort, welchen ihm der Poſtillon bezeichnete, band ſein Reitpferd an das Sattelpferd, warf ſich in den Wagen, und rief dem Pferdelenker zu:

„Nun fahr', als wenn der Teufel hinter Dir wäre, zwanzig Ducaten ſchenk' ich Dir, wenn ich bis neun Uhr in Kittſee bin."

Der Poſtillon fuhr ſo raſch, daß der Wagen ſo ſchnell dahin gezogen ward, als wäre er mit feurigen Drachen beſpannt.

„Ach," ſeufzte Zeininger auf, „ich wäre den ſchändlichen Verfolgern auf anderem Wege entkommen, wenn ich das viele Gold nicht bei mir, und hätte laufen können wie einſtens. — Poſtillon! Laß deine Mähren rennen, für jede erhältſt Du hundert Ducaten, wenn ſie Dir fallen ſollten; Poſtillon! führe die Peitſche geſchickt, das Handpferd ſtachle auf, es ſchleicht ja ſo langſam wie eine Kuh!"

Der Poſtillon raſte wie das wilde Heer dahin. Der Staub flog in ſo dichten Maſſen auf, daß man Roß und Wagen kaum mehr ſehen konnte.

Indeß wurde Agnes aus dem Hauſe der beiden Witwen förmlich hinausgeſtoßen.

Die Aermſte ſtierte mit thränenumflorten Blicken vor ſich hin, nicht wiſſend, was ſie beginnen ſollte; allein, verlaſſen, verhöhnt, verachtet, mit ſich ſelbſt zerfallen, tief bereuend, daß ſie Schweighofer gefolgt, innig wünſchend, daß ſie wieder in ihrem Gefängniſſe am Rauhenſteine ſich befinden möge.

So ſtand ſie im ſichtbaren Kampfe, ob ſie Schweighofer hier erwarten oder zu Fuß nach Wien wandern ſolle. Aber ihr Großvater hatte ihr geſchrieben, ſie möge ſeinem und ihrem Retter folgen, und ſo entſchied ſie ſich für das Erſtere.

Endlich kamen Schweighofer und der Kutſcher aus der nahen Au nach fruchtloſem Suchen über das Feld daher.

Als ſie Agnes von Weitem erblickten, verdoppelten ſie ihre Schritte.

„Vergebens! Vergebens war unſer Verfolgen!“ rief Schweighofer. „Der Ruchloſe ſteht mit böſen Geiſtern im Bunde, dieſe entführten ihn durch die Erde oder durch die Luft. Wir wiſſen nicht, wo er hingekommen.“

„Aber ich weiß es!“ erwiederte Agnes, und nun erzählte ſie Alles, was ſie geſehen und gehört, ſchilderte die Kränkungen und Beſchimpfungen, welche ſie erduldet, wie man ſie aus dem Hauſe geſtoßen und wie ſie ſich unglücklicher fühle als im tiefſten Kerker.

Schweighofer kam außer ſich; aber noch entrüſteter war Mathias.

„Kommen Sie nur mit mir!“ rief er, „Sie ſollen eine Genugthuung haben, wie Sie ſich keine beſſere wünſchen können.“

Agnes konnte um keinen Preis dazu bewogen werden, das Haus der beiden Furien zu betreten.

„So bleiben Sie hier,“ ſagte Mathias zu Agnes, „die beiden Weiber müſſen zu Ihnen auf das Feld herauskommen und Sie kniefällig um Verzeihung bitten.“

Schweighofer und Mathias gingen in das Haus der Witwen.

„Wo iſt Jungfer Agnes?“ redete Mathias die Weiber an.

„Des Freimanns Kind?“ erwiederte Sepherl, „fort haben wir ſie gejagt; — wir werden keine unehrliche Perſon in unſern Mauern behalten.“

„Das Bett, in dem ſie geſchlafen, laſſen wir verbrennen," ſagte die Mutter, "vom Pfarrer laſſen wir einen Spruch thun, daß er den Fluch, der durch die Anweſenheit dieſes gottloſen Weibsbildes auf unſerm Hauſe laſtet, banne, und Dich, Vetter, warnen wir, nie mehr unſer Haus zu betreten, weil Du uns eine ſolche Perſon hieher gebracht."

"So?" antwortete Mathias, "und was ſoll ich denn Euch ſagen? — Ein gottesfürchtiges, frommes Kind habt Ihr verjagt, und einen der gräßlichſten Verbrecher habt Ihr nicht nur beherbergt, ſondern ihm auch noch, nachdem Ihr gewußt, was er gethan, zur Flucht verholfen! Ihr verbietet mir euer Haus. Nehmt Abſchied von dieſem Haus, denn Ihr ſollt es nie wieder ſehen. Obgleich ich euer Vetter bin, ſo zeige ich Euch doch bei dem Amtmanne in Fiſchamend an; er, wie der Pfarrer, haben bereits Kenntniß von dem Steckbriefe, der bei der Flucht Zeininger's erlaſſen wurde. Ihr habt einem Mörder und Räuber durchgeholfen; Ihr ſeid ſeine Mitſchuldigen, Ihr ſollt der härteſten Strafe nicht entgehen."

"Ich habe einen ſolchen Steckbrief bei mir," ſetzte Schweighofer hinzu. "Hier ſeht her und vernehmt, als was für ein Ungeheuer der flüchtige Herrſchaftshuſar, um den Ihr Euch angenommen, geſchildert wird: Als ein dem Tode durch das Rad verfallener räuberiſcher Meuchelmörder! — Fünf Jahre ſchwerer Kerker, heißt es hier, trifft Diejenigen, die ihm auf ſeiner weiteren Flucht förderlich ſind. Euch iſt geſagt worden, daß dieſer Menſch ein Scheuſal iſt, und dennoch ſtandet Ihr ihm bei; ich gehe nun hin und gebe Euch an."

"Und weshalb habt Ihr dies gethan? weil der ruchloſe Burſche ein glattes Geſicht hat; deshalb habt Ihr dem braven Mädchen, die Euch die Augen öffnete, nicht geglaubt, ſondern ſie zum Hauſe hinausgeſtoßen; geht hin zu eurem Pfarrer und fragt ihn, ob es wahr iſt, daß eines Freimannes Weib oder ſeine Kinder unehrlich ſeien; er wird Euch ſagen, daß Ihr gehirnkrank, doch das Gefängniß wird Euch ſchon geſund machen.«

Mathias that, als wolle er auf's Amthaus.

Sepherl trat ihm entgegen, ihre Mutter riß ihn zurück.

»Um Gottes Barmherzigkeit willen!« rief Sepherl, »macht uns nicht unglücklich! Mein Gott, mein Gott! wir wußten ja doch nicht, wir glaubten auch nicht . . .«

»Ach, Herr,« ſagte die Mutter, und wendete ſich an Schweighofer, »ſeid doch ein Menſch und ſtürzt mich und meine Tochter nicht ins Verderben!«

»Wollt Ihr die Enkelin des Freimanns, die Ihr ſo nichtswürdig behandelt, wieder in euer Haus zurückrufen und ſie um Vergebung bitten?«

»Um Vergebung bitten? Ja, ja, draußen auf dem Felde, aber hier im Hauſe nicht. Ehe Sie der Herr Pfarrer nicht als unbeſchaffen erklärt, darf ſie nicht mehr hier herein, und wenn dies mein größtes Unglück ſein ſollte! Im ganzen Markte Fiſchamend iſt kein Menſch, der anders denkt als wir.«

»Gut, ſo bittet Agnes vorerſt daußen auf dem Felde um Vergebung. Der Pfarrer wird Euch ſchon belehren! Wir können uns nicht länger mehr aufhalten und müſſen eilen, an die ungariſche Grenze zu kommen, wo man den Flüchtling ſicher ſchon ergriffen hat.«

»Wo iſt die ungariſche Huſarenlivrée, die der Verbrecher gewiß bei Euch zurückgelaſſen hat?«

»Er hat uns gebeten, ſie, ſobald er von uns fort ſei, zu verbrennen.«

»Und das fiel Euch nicht auf?«

»Meine Tochter war in den Menſchen ſo verliebt, daß er, weiß Gott! was von ihr hätte begehren können, und ſie hätte keinen Argwohn geſchöpft.«

»Hör' die Mutter auf!« fiel Sepherl ihr in die Rede, »die Mutter war noch mehr in ihn »geſprengt«, als ich.«

»Wo iſt der Huſarenanzug?«

»In der Kammer oben, im Strohſack verſteckt.«

»Wir nehmen ihn mit.«

»Und nun geht Beide aufs Feld und bittet Agnes herzlich um Vergebung. Du, Mathias, nimmſt deine Stelle wieder ein auf dem Bocke und ich ſetze mich zu Dir. — Agnes fährt im Wagen. Kommt!«

»Und Sie geben uns nicht an?« fragte Sepherl.

»Bittet Agnes um Verzeihung, und dann verfügt Euch zum Pfarrer und laßt Euch von eurer Thorheit hinſichtlich der Unehrlichkeit einer Freimanns-Familie curiren.«

Als Schweighofer und die beiden Weiber aufs Feld traten, fanden ſie Agnes mit dem Pfarrer im vertraulichſten Geſpräche.

Der Pfarrer nach ſeinen Aeckern ſehend, machte einen Morgenſpaziergang.

Er fand die arme Agnes verlaſſen und in Thränen.

Liebreich redete der Pfarrer ſie an.

Agnes ſchilderte dem ehrwürdigen Geiſtlichen ihr demüthigendes Schickſal.

Er hörte dem armen Kinde mit großer Theilnahme zu.

Der Pfarrer befragte Agnes genau über die Art und Weiſe ihrer Flucht.

Endlich ſagte der Pfarrer, als er Schweighofer kommen ſah, zu dieſem:

„Herr, Sie ſind ein Gewiſſenloſer! Sie haben die geängſtigte Jungfrau durch ſchlechte Vorſpiegelungen und eine nachgeahmte Handſchrift ihres Großvaters bethört. Ich war geſtern in Wien. Ich ſah Hartmann den Scharfrichter in Wien. Er wird heute im Controlor-Gange bei der Audienz des Kaiſers erſcheinen. Die Verzweiflung des alten Mannes über das Verſchwinden ſeines Kindes iſt fürchterlich. Noch geſtern Nachts erfuhr der Kaiſer Alles. Sie wurden ſogleich als der Entführung dieſes Mädchens verdächtig beſchuldigt. — Was Ihnen bevorſteht, wenn Sie ergriffen werden, weiß ich nicht! — Aber die Enkelin des Freimanns bleibt in meinem Schutze, noch heute führe ich ſie in die Arme ihres Großvaters. Reiche mir die Hand, mein Kind. Ich bringe Dich in das Haus des Amtmannes. Bei ſeiner Frau und ſeinen Töchtern ſollſt Du wie ein eigenes Kind gehalten ſein.“

Ende des erſten Theiles.

Druck und Papier von Leop. Sommer in Wien.

Die

Enkelin des Freimanns.

Roman

aus dem Jahre 1772 in Wien.

Von

Adolf Bäuerle,

Verfaſſer des „Komiſchen Theaters“ in 6 Bänden und der „Thereſe Krones.“

Zweiter Theil.

Peſt, Wien und Leipzig, 1855.
Hartleben's Verlags-Expedition.

I.

Nachdem, was Schweighofer von dem ehrwürdigen Pfarrer gehört, blieb ihm nichts übrig, als auf die Rettung ſeiner Perſon zu denken.

Dem Pfarrer zu widerſprechen, die nachgeahmte Handſchrift Hartmann's noch ein Mal für echt auszugeben, hatte er den Muth nicht, denn es war nicht zu läugnen, daß er des Freimanns Enkelin in ſeine Hände bekommen wollte, um ſie zu bethören und zu verführen.

Er ſchlich ſich alſo ganz beſchämt davon, winkte Mathias, und ließ ihn über Stock und Stein fahren. Es ging Schweighofer wirklich an den Hals.

„Hochwürdiger Herr," redete Agnes den Pfarrer an; „ſie mögen aus meiner innern Bewegung entnehmen, zu welchem unauslöſchlichen Danke ich mich für Sie verpflichtet fühle. Sie haben mich aus den Händen eines Mannes gerettet, gegen den ich gleich anfangs Mißtrauen hegte, deſſen wilde Leidenſchaften mir bekannt waren, und der mir eine Reihe von Freveln, die er begangen, mittheilte, die mir den tiefſten Abſcheu gegen ihn einflößten. — Ich ſträubte mich, ihm zu folgen, und gehorchte ihm nur, als er mich mit der nachgeahmten Handſchrift meines Großvaters täuſchte. — Ach, wie unglücklich bin ich, daß ſich mir nur Verbrecher nahten. — Es bleibt mir nichts übrig, als mich in Kloſtermauern zu begeben; ich bin nicht geſchaffen für dieſe Welt voll Sünde und voll Greuel.“

Der Pfarrer tröſtete das arme Kind, das ſich in Thränen aufzulöſen ſchien.

„Ich begreife deinen tiefen Schmerz, meine gute Tochter,“ erwiederte der Pfarrer. „Der Allmächtige ſucht Dich mit ſchweren Prüfungen heim, aber Du wirſt ſie alle beſtehen, und rein aus deinen Bedrängniſſen hervorgehen, wie die Sonne bei ihrem Aufgange aus den Wolken.“

„Mein Gott, Dich drückt ja dein Leid völlig darnieder,“ fuhr der Pfarrer fort, nachdem er Agnes genau betrachtet, deren Gang immer unſicherer wurde, und die zuſammenzuſinken drohte.

„Es wird vorübergehen!“ erwiederte Agnes, und klammerte ſich krampfhaft an des Pfarrers Arm.

„Es geht nicht ſo leicht vorüber!“ verſetzte der Pfarrer. „Mein gutes Mädchen, Du fieberſt. Eine entſetzliche Röthe deckt dein Geſicht. Mein Gott, wir ſind nur noch wenig Schritte vom Amthauſe entfernt; wenn ich Dich dort nur ſchon geborgen wüßte! Wäre ich jung und ſtark, ich würde Dich auf meinen Armen dahin tragen.“

„Ich — ich — werde — mich zwingen, den kurzen Weg — zu — zurück zu — leg — zu legen,“ preßte Agnes aus der geängſtigten Bruſt hervor.

Das Fieber ſchüttelte ſie fürchterlich, es ſchlug ihr die Zähne ſo gewaltſam zuſammen, daß ſie kaum zu athmen vermochte; aber ſie that ſich Zwang an, ſtützte ſich auf den Arm des Pfarrers, und in einigen Minuten trat ſie in der Wohnung des Amtmanns ein.

Der Amtmann, ſeine Frau und Töchter ſaßen beim Frühſtücke.

Als ſie den Pfarrer eintreten ſahen, und auf den erſten Blick gewahrten, daß er eine Leidende, eine Erkrankte mit ſich führe, eilten ſie auf das unglückliche Mädchen zu, und ſtanden bei, dasſelbe auf ein Sopha zu führen.

»Barmherzigkeit für dieſes leidende Geſchöpf!« bat der Prieſter. »Die Aermſte iſt plötzlich ſehr heftig erkrankt; bringen Sie ſie in ein gutes Bett — ſie iſt —«

»Ei! wir brauchen nicht zu wiſſen, was ſie iſt und wer ſie iſt,« fiel des Amtmanns Gattin dem Pfarrer in die Rede. »Maria, Magdalena, laßt ſie nur auf dem Sopha! die Knechte ſollen ſie hinüber in das Gartenzimmer bringen, der Vater ſchreibt dem geſchickten Arzte Doctor Hochmann in Kaiſer-Ebersdorf ein paar Zeilen, dieſer kommt, ordnet an, was geſchehen ſoll, und wir pflegen ſie ſodann. Was der Arzt anordnet, das allein wünſchen wir zu wiſſen, alles Andere iſt Nebenſache.«

Die Amtmännin traf ſogleich die beſten Einleitungen; in fünf Minuten war Agnes in dem ſogenannten Gartenzimmer und lag in einem weichen Bette; in wieder fünf Minuten hatte der Amtmann an Dr. Hochmann einen Brief nach Kaiſer-Ebersdorf geſchrieben und einen Boten zu ihm geſendet.

Als dies Alles beſorgt war, machte der Pfarrer dem Amtmann erſt über Agnes ſeine vertraulichen Mittheilungen. Jetzt erſt erfuhr der Amtmann, welch eine merkwürdige Perſon er in ſeinem Hauſe habe.

»Nun begreife ich vollkommen,« bemerkte der Amtmann, »daß das arme Mädchen erkranken mußte; wen ſolche entſetzliche Ereigniſſe erſchüttern, den muß es niederwerfen. Wenn ſie ihrem Jammer nur nicht erliegt?«

»Dies wollen wir nicht fürchten!« verſetzte der Pfarrer. »Sie iſt gut in der Religion unterrichtet, hat ein unerſchütterliches Vertrauen zu Gott, dies habe ich gleich, als ſie mir ihr Schickſal erzählte, bemerkt; gläubige Seelen haben einen ſtarken Geiſt. Sie wird geneſen.«

»Ich glaube nicht,« bemerkte der Amtmann, »daß noch je ein junges Mädchen ſolche Gefahren und Drangſale ausgeſtanden. Das Leben dieſes Kindes gäbe ja beinahe Stoff zu einem Romane. — Wenn Stephanie der Jüngere dieſe Abenteuer erfährt, ſo macht er ein Drama daraus, und wir ſehen dieſe Geſchichte auf dem National-Theater in Wien aufführen.«

»Wenn nur dieſe Abenteuer, wie Sie ſie nennen, nicht ſo tragiſch wären. Die Freimanns-Enkelin ſelbſt will ein ganz anderes Ende nehmen, als ein Theaterdichter ihr zuweiſen dürfte: ſie will in ein Kloſter gehen!«

»Warum nicht gar!«

»Ich kann ihr dieſen Vorſatz nicht ausreden.«

»Natürlich, weil Sie ein Geiſtlicher ſind.«

»Nein, nicht deshalb, ſondern weil ich wirklich nicht einſehe, was das Mädchen in der Welt für eine andere Rolle ſpielen ſolle: — ihre unglückliche Geburt tritt ihr bei den häßlichen Vorurtheilen der Welt hindernd entgegen; die gräßlichen Erfahrungen, die ſie gemacht, erwecken ihr Mißtrauen gegen jeden Mann; auf der andern Seite wird ein rechtlicher Mann ſich ſcheu von ihr zurückziehen; — wer möchte die Enkelin eines Scharfrichters, die von einem Verbrecher in die Hand des andern übergegangen, wer möchte die Auserwählte eines Betrügers und die Braut eines Raubmörders ehelichen?«

»Das ſehe ich nicht ein!« erwiederte der Amtmann, »wäre ich jung und unverheiratet, ich machte dem ſ[illegible] Kinde gleich den Hof. Weiber mit intereſſanten Leb[illegible] ſchichten waren von jeher meine Paſſion, und meine Alte habe ich blos deshalb geheiratet, weil ſie ſich vor dreißig Jahren von mir entführen ließ.«

»Ich kenne dieſe Geſchichte! Dieſe Entführung war vor dreißig Jahren gar nicht nothwendig. Ihre brave Frau war damals ja ſchon Ihre Braut und kein Hinderniß vorhanden, ſie zum Altare zu führen; aber Sie wollten, Sie ſuchten, ja Sie ſchufen ſich Hinderniſſe, und ſo that Ihre Braut Ihren Willen.«

»Und noch führe ich ſolche Streiche aus! Alle Jahre zur Zeit unſers Bekanntwerdens ſtehe ich mit einer Laute vor ihrem Fenſter. In meiner Phantaſie iſt ſie dann, obgleich Frau von zweiundfünfzig Jahren und Mutter von vier Kindern, eine Jungfrau. Wir ſchwärmen für einander, bekommen einander wieder, gehen in die Kirche, — nun das wiſſen Sie ja, hochwürdiger Herr, — knien vor dem Hochaltare nieder; es fehlt ſonſt nichts, als daß Sie uns aufs Neue trauen. — Hierauf feiern wir unſere Hochzeit, unſere Töchter ſind die Kranzjungfern, unſere Söhne die Beiſtände, darauf kommen die Flitterwochen, da ſind wir wie die Turteltauben und ſchnäbeln den ganzen Tag. — Das macht uns die Ehe und das Leben angenehm und ich bin überzeugt, wenn alle Ehepaare es [illegible] machten, wie meine Frau und ich, ſo gäbe es lauter glückliche Ehen auf der Welt!«

»Einverſtanden!« ſagte der Pfarrer.

»Und iſt meine alljährliche Brautwerbung nicht auch abenteuerlich?«

»O ja, es ſind dies aber Abenteuer, die keine betrübende Beimiſchung haben.«

»Das iſt alles Eins, Hochwürden, wenn es nur ein Abenteuer iſt. Blos der Abenteuerlichkeiten wegen verhöre ich als Criminalrichter die Räuber, die aus Ungarn heraufkommen, und in der Umgebung und in Fiſchamend ſtehlen und einbrechen, ſo gerne. Jetzt habe ich einen, der hat mich, als ich neulich in der Nacht nach Hauſe ging, angefallen, und mir die Uhr und mein baares Geld mittelſt abſcheulicher Püſſe abgenommen; es iſt dies ein prächtiger Kerl! —«

»Sie belohnen ihn wohl gar und laſſen ihn ohne Strafe davon?«

»Gott bewahre! Er bekommt zehn Jahre Kerker in ſchweren Eiſen, das iſt wieder intereſſant, eine koloſſale Geſchichte!«

Jetzt trat die Amtmännin herein. »Hochwürden,« ſagte ſie, »ich bringe keine guten Nachrichten. — Das Mädchen phantaſirt.«

»Phantaſirt?« rief der Amtmann, »das iſt herrlich! Wenn ich nur zuhören könnte!«

»Ihr Fieber nimmt in hohem Grade zu, geiſtlicher Herr,« bemerkte die Amtmännin, »ich glaube es wäre nothwendig, das arme Kind mit dem »Hochwürdigen« zu verſehen.«

»Mein Gott!« erwiederte der Pfarrer, »da wäre ja große Gefahr vorhanden, und der Arzt iſt noch nicht da!«

»Laſſen wir doch den von Fiſchamend einſtweilen holen,« meinte der Amtmann.

»Warum nicht gar!« eiferte ſeine Frau, »damit ſie ſicher ſtirbt.«

»Ich will ſchnell in die Kirche,« bemerkte der Pfarrer, »und mit dem Meßner wieder kommen. Ich will meine heilige Pflicht erfüllen, Gott wird das Uebrige thun!«

Der Pfarrer entfernte ſich.

»Höre, lieber Freund,« ſagte die Amtmännin zu ihrem Manne, »die Unglückliche ſpricht entſetzliches Zeug in ihren Phantaſien. Vom Schaffot, von Ketten, vom Freimanne, von

Mord und Brand u. ſ. w. Unſere Mädchen fürchten ſich beinahe.“

„Gutes Clärchen, laß mich zuhören!“

„Das ſchickt ſich nicht.“

„So ſchickt es ſich für unſere Kinder noch weniger.“

„Da kommt endlich Chriſtoph mit dem Doctor.“

„Nun, mit dem Doctor zur Kranken hineinzugehen, wird ſich doch ſchicken?“

Der Doctor trat ein.

Der alte Doctor Hochmann fand Agnes gerade im größten Fieber-Paroxysmus.

„Die Krankheit iſt höchſt bedenklich!“ ſagte er. „und ich bedauere herzlich, daß ich die Patientin nicht für die Folge übernehmen kann. Ihre Majeſtät die Kaiſerin haben mein Geſuch, als Landes-Protomedicus nach Oberöſterreich überſetzt zu werden, allergnädigſt zu gewähren geruht, und ich muß ſchon morgen nach Linz abreiſen. Ich ſende aber einen geſchickten Arzt aus Wien, einen nahen Verwandten, für deſſen Tüchtigkeit ich zu bürgen vermag. Er iſt beſonders glücklich in der Behandlung hitziger Fieber. Als er noch im Spitale aſſiſtirte, ſtarb ihm kein einziger ſeiner Patienten. Dieſer praktiſche Arzt wird meine Stelle vertreten. Ich werde Sorge tragen, daß er ſchon morgen, recht frühzeitig erſcheine, indeß will ich heute noch Anordnungen treffen, damit die Kranke wenigſtens heute Nacht, ſo gut als möglich iſt, ruhig werde.“

Er ließ die Patientin in Senfteige völlig einhüllen, verſchrieb ein ſchweißtreibendes Mittel und ſetzte ſich ſodann zu ihr an das Krankenbett, um ſie genau zu beobachten.

Agnes ſprach noch immer irre.

„Aus dem, was ſie ſpricht, bemerke ich,“ ſagte der

Doctor, daß ſie ein tiefes Seelenleiden drückt. Sie ſpricht vom Kloſter, vom Sterben, ſie ſpricht Dinge, welche nur auf böſe und ſchwere Träume ſchließen laſſen. — Ich erſuche die Frau Amtmännin, mein Recept ſchnell in die Apotheke zu ſenden, und mit den Senfteigen auf den Nacken und auf die Arme zu eilen.

„Der Herr Pfarrer wird ſogleich hierher kommen, um die Unglückliche mit dem Hochwürdigen zu verſehen."

„Es iſt dringend nöthig, weil man nicht wiſſen kann, welche Wendung die Krankheit nimmt. Vielleicht ſteckt ein bösartiger Frieſel in ihr, für dieſen Fall wünſchte ich, daß die jungen Perſonen vom Hauſe ſich im Krankenzimmer nicht aufhalten möchten."

„O wir laſſen es uns nicht nehmen, die Kranke zu pflegen, wir ſcheuen uns nicht," erwiederten die Töchter des Amtmanns. „Die Mutter muß ſich ſchonen, wir wollen wachen!"

Nun hörte man das Glöckchen, das den Beſuch des Herrn anmeldete.

Wie dies allenthalben auf dem Lande gebräuchlich, ſo ſchloß ſich auch in Fiſchamend der größte Theil der Bewohner an, und harrte betend vor der Thüre.

Die Familie des Amtmanns Felſenrieder, ſo hieß der wackere Mann, dann der Arzt, entfernten ſich aus der Stube und ließen den Pfarrer mit der Kranken allein.

Wie durch überirdiſche Einwirkung ward Agnes plötzlich ruhig, und kam zur vollen Beſinnung. Der ehrwürdige Geiſtliche machte ſie mit der Urſache ſeines Beſuches bekannt, und die Leidende ergriff dankend die Hand des Prieſters, betete mit ihm, beichtete und empfing die Communion.

„Ich muß mich erſt beſinnen, wo ich mich befinde," ſagte Agnes, als die heilige Handlung vorüber war. „Ach, hochwürdiger Herr, welche ſchwere Schickſale haben mich betroffen, und mein theurer, tief gekränkter Großvater, wird er mir nicht fluchen?“

Der geiſtliche Herr tröſtete Agnes. Durch ſeine ſalbungsreichen Worte richtete er die Gebeugte wieder auf; dann ermahnte er ſie, ihrem Herzensleid nicht allzuſehr nachzugeben, nur mit Gott ſich zu beſchäftigen, und alle die böſen Erinnerungen aus ihrem Gedächtniſſe zu verſcheuchen.

„Soll ich zum neuen Leben erwachen, ſoll meine Geneſung möglich werden,“ erwiederte Agnes, „ſo müſſen zwei meiner ſehnlichſten Wünſche in Erfüllung gehen. Ich muß meinen Großvater bald wieder ſehen; ich muß ſeine Verzeihung erhalten und — Euer Hochwürden müſſen ſo liebevoll ſein, mir den Eintritt in ein Kloſter zu ermöglichen.“

„Beides verbürge ich,“ verſetzte der Prieſter; „an den Großvater, den ich kenne, und der mich recht gut kennt, habe ich bereits geſchrieben. Ich habe ihn beruhigt, ich habe durch meinen Brief auf ſein Herz zu wirken geſtrebt, und hindert ihn die, über die erſchütternden Vorfälle in Wien, eingeleitete Unterſuchung nicht, ſo erwarte ich ihn morgen ſchon bei mir. Ich führe ihn dann zu Dir, meine Tochter, und die Freude über ſeine fortdauernde Liebe zu Dir ſoll Dich mehr auf den Weg der Geneſung führen, als jede Arznei.“

Agneſens Augen entquollen reichliche Thränen.

„Weine nicht, mein Kind,“ bat der Pfarrer. „Ein fortdauernder Gram würde deine Geneſung nur verzögern. Nun habe ich noch eine Bitte an Dich, deren Erfüllung Du mir nicht verſagen mögeſt. — Die beiden Frauen, bei welchen Du die vergangene Nacht zubrachteſt, waren bei mir und erſuchten mich, ihnen deine Verzeihung zu erwirken. Sie ſind Kinder meiner Gemeinde; ſie ſind nicht böſe, aber von häßlichen Vorurtheilen befangen, woran ihre Erziehung Schuld iſt. Ich habe ſie zurechtgewieſen und belehrt. Sie bereuen aufrichtig die ſchnöde Weiſe, mit welcher ſie Dich behandelten; ſie beklagen ihren Unverſtand und beſchwören Dich, Du möchteſt keinen Grell in deinem Herzen gegen ſie haben.«

»O nein, wäre ich dies im Stande,« erwiederte Agnes, »wenn ich durch Sie, Hochwürden, erfahre, daß dieſe Frauen nicht böſe Herzen, wohl aber böſe Vorurtheile haben? Sie ſollen zu mir kommen, ich will ihnen die Hände drücken; es wird mich erquicken, zwei Feindinnen in Freundinnen verwandelt zu ſehen.«

»Ich danke Dir, meine Tochter; ich werde dieſe Frauen durch die gute Nachricht beglücken, aber ſo lange Dich der Arzt nicht für ſtark genug hält, viel ſprechen zu dürfen, ſollen die Frauen nicht an deinem Bette erſcheinen. Es ſoll dies erſt geſchehen, wenn Du daſſelbe verlaſſen darfſt.«

Der Prieſter ſprach ſeinen Segen über die Kranke, betete dann noch ein Mal mit ihr, und ging mit der Verſicherung, gegen Abend Agnes noch einmal beſuchen zu wollen.

Der Arzt trat wieder ein. Er verwunderte ſich über Agneſens Beſſerbefinden, bemerkte aber, daß er gut wiſſe, daß dieſes Beſſerbefinden, dieſe moraliſche Stärke, welche Agnes errungen, nur den Tröſtungen der heiligen Religion zuzuſchreiben ſei.

»Ich fürchte die Nacht ſehr, und fürchte beſonders, daß das Fieber mit erneuter Kraft zurückkehren werde, auch meine Beſorgniß, daß ein Frieſel oder ein anderer gefährlicher Ausſchlag zum Vorſchein kommen könne, iſt noch nicht gehoben. Ich wiederhole die Bitte, daß die beiden Töchter des Hauſes nicht im Krankenzimmer verweilen möchten, und daß es beſſer ſei, für eine oder zwei Wärterinnen zu ſorgen.«

»Eine oder zwei Wärterinnen,« äußerte ſich der Amtmann, »ſind ſchon da. Ich habe ſie geworben; die beiden Witwen, bei welchen Agnes die letzte Nacht zubrachte, haben ſich beinahe aufgedrungen. — Sie ſagen, ſie hätten bei der Patientin viel gut zu machen.«

»Nehmen Sie die Wärterinnen an,« erwiederte der Doctor. »Haben ſie ſchon ſolche Dienſte geleiſtet?«

»O dieſe Weiber kenne ich,« ſagte die Amtmännin. »Sie haben die reiche Müllerin Hofer im vorigen Jahre redlich gepflegt, deren Verwandte dieſe Frauen ſind.«

»Ich will ihnen genaue Inſtruction geben.«

»Und ich will ſie gut bezahlen,« verſicherte der Amtmann. »Meiner Frau ſchlafloſe Nächte und meinen Töchtern eine anſteckende Krankheit zu erſparen, dafür iſt mir keine Auslage zu groß.«

So blieb es. Der Amtmann und ſeine Familie verließen die Stube und die beiden Frauen traten ein.

Der Doctor gab ſeine Unterweiſung, aber der Eindruck, den beide Frauen auf Agnes hervorbrachten, war kein günſtiger.

Vielleicht waren die Frauen auch zu ungeſtüm. Sie ſtürzten auf die Leidende ſo haſtig zu und liebkoſten ſie.

Das Fieber kehrte augenblicklich wieder, Agnes brach in wilde Phantaſien aus, allein der Arzt, die Urſache nicht errathend, ſchrieb dem herannahenden Abend die wiederkehrende Exaltation zu, und erneuerte ſeine Inſtructionen.

Wir wollen die Leſer mit der Krankengeſchichte der armen Freimannstochter nicht ermüden und nur in Kürze melden, daß dieſe Nacht für die Kranke eine ſehr gefährliche war.

Agnes verfiel in einen ſolchen Paroxysmus, daß nur zwei ſo robuſte Frauenperſonen dazu gehörten, wie dieſe waren, die Fieberkranke im Bette zu erhalten.

»Laßt mich fort!« ſchrie ſie einmal über das andere Mal. »Man wartet ſchon auf mich! — der arme Sünder wird zum Tode geführt, ich, ich muß ihm einen Blumenſtrauß mit auf die Reiſe geben;« dann riß ſie plötzlich die Augen auf und ſah ſtier nach einer Stelle. »Wie das Volk mich angafft!« rief ſie; »wie es mich läſtert und verhöhnt! habe ich Feuer in die Actenkammer geſchleudert? — klagt ihn an, ihn, der es gethan hat!« hierauf wiederholte ſie Bruchſtücke aus ihrer Beichte und betete laut.

Der Arzt kommt noch einmal, ordnet neue Ableitungsmittel an. Erſt gegen Morgen wurde Agnes ſtille. Ein Schlaf ſtellte ſich ein.

Als der Doctor ſich ihr näherte, fand er die Bruſt und die Arme wie mit Neſſeln gegeißelt. Der rothe Frieſel war herausgetreten.

»Nun gilt es die höchſte Vorſicht!« ſagte er zu den Wärterinnen; »tritt dieſer Ausſchlag zurück, ſo haben wir eine Leiche!«

Der gute biedere Doctor war ſo beſorgt um ſeine Patientin, daß er nicht von ihrem Leidenslager wich, bis der Arzt aus Wien ankam und ſich an den Ort der Gefahr begab.

Ein heftiger Durſt quälte ſie.

Agnes hatte ſich mit dem Geſichte gegen die Wand gekehrt. Als der neue Arzt eintrat, ſah er nur ihre Geſtalt und hörte Agnes klagen.

Die Frauen gaben Agnes zu trinken. Ein Lichtſtrahl in dem dunklen Gemach fiel auf ſie.

„Mein Gott,“ rief der junge Arzt, „das iſt ja — das iſt ja Agnes Hartmann, die Freimanns-Enkelin aus Wien?“

„Du kennſt ſie?“

„O ja, Onkel! Ich habe ſie zwar nur einmal geſehen, habe ſie aber nicht vergeſſen. Onkel, daß Sie mich hierher riefen, vergelte Ihnen der Himmel! — Reiſen Sie nun ganz unbeſorgt an den Ort Ihrer neuen Beſtimmung! Dieſes Mädchen rette ich; ihre Cur wird mir gelingen, und ſtünde ſie ſchon mit einem Fuße im Grabe, ich rette ſie.“

„Ei!“ meinte der Onkel. „Nun, zeige deine Kunſt. Die Geſchichte des Freimanns-Kindes macht in Wien Senſation! Alt und Jung ſpricht davon. Ernteſt Du hier Ehre ein, ſo wirſt Du der Mann des Tages, denn hundert beſſere Curen erregen oft nicht eine ſolche Senſation, als die glückliche eines Einzelnen, wenn von dieſem Einzelnen eine große Stadt ſpricht.“

„Daran denk' ich nicht; ich denke *nur an ſie*. Ich will mich auch ihr nähern und ſehen, ob auch ſie mich erkennt.“

„Klagen Sie noch immer über Durſt?“ fragte der junge Arzt und ergriff Agnes bei der Hand.

„Ich fürchte zu verſchmachten,“ erwiederte Agnes mit matter Stimme.

„Nehmen Sie von dieſem Himbeerwaſſer,“ verſetzte der Doctor. „Ich will es Ihnen einflößen.“

Er hob ihren Kopf etwas empor.

Agnes ſtarrte ihn an.

„Sie haben mich ſchon einmal geſehen. Erinnern Sie ſich noch an mich?“

„O ja,“ ſagte Agnes. „Es war [illegible]

„[illegible]ilten zu meiner Rettung herbei, ſonſt hätten mich böswillige Burſchen verunglimpft. — Ich bin gekommen, Ihnen Ihren Liebesdienſt zu vergelten. Ich bin ein Arzt aus Wien. Dies iſt mein Onkel, und da er Sie, leider! ſeines Berufes wegen, verlaſſen muß, ſo hat er mich empfohlen. Können Sie Vertrauen zu mir faſſen, obgleich ich jung bin?“

„Ich vertraue auf Gott! Ohne ihn werden Sie mir nicht helfen können.“

„Ich habe nie Etwas unternommen, ohne Gott um Beiſtand anzuflehen!“

„Ich vertraue Ihnen.“

„Nun, die Jungfrau gibt mich recht leicht auf!“ verſetzte der Onkel. „Neffe, es wird Dir gelingen. Ich ſcheide jetzt mit leichterem Herzen. Leben Sie wohl, liebe Agnes! Mein Neffe wird mich vollkommen erſetzen.“

„Gott lohne Ihnen, was Sie an mir gethan!“ ſagte Agnes.

„Ohne Abſchied,“ bat der Onkel, „in vierzehn Tagen komme ich wieder zurück, um meine Frau und meine Kinder nach Linz zu führen, und mein Haus in Kaiſer-Ebersdorf zu verkaufen; bis dahin muß Agnes vollkommen hergeſtellt ſein! — Gott wache über Sie, holdes Mädchen! Gott wache über Dich, Neffe!“

Damit entfernte ſich der Doctor.

Als der junge Arzt ſich wieder dem Bette der Kranken näherte, ſagte ſie ziemlich vernehmlich:

„Herr Doctor, wenn Sie mir meine Geſundheit wieder geben, ſo retten Sie ein Geſchöpf, dem am Leben nichts gelegen wäre, wenn dieſes Geſchöpf nicht eine Braut wäre.“

„Eine Braut?“ fragte der Doctor mit auffallender Befremdung.

„Ja, eine Braut,“ wiederholte Agnes. „Ich bin eine Braut Chriſti, und meine Heirat wird das Kloſter ſein.“

„Sie phantaſirt!“ ſagte der Doctor für ſich. „Ich werde ihr Eis auf den Kopf appliciren.“

II.

Als Schweighofer, der ſich mit einem guten Paſſe verſehen hatte, an der ungariſchen Grenze ankam, war es ſeine angelegentliche Sorge, nach Zeininger zu forſchen. Er beſchrieb den Beamten und Aufſehern genau die ungariſche Tracht, in welcher derſelbe entflohen, aber Niemand vermochte eine Nachweiſung zu geben, Niemand hatte einen Reiſenden bemerkt, auf welchen die Beſchreibung gepaßt hätte.

Damals war es ein Leichtes, in der Kleidung eines ungariſchen Edelmannes nach Ungarn zu entkommen. Es wäre nicht rathſam geweſen, einen Mann, den man ſeines Anzugs wegen für einen adeligen Magyaren hielt, als verdächtig zu bezeichnen, und kam ein ſolcher auf einem andern Wege, als auf der Poſtſtraße, ſo gab es für dieſen gar kein Hinderniß.

Schweighofer eilte nach Preßburg, von da nach

Ofen und Peſth: nirgends fand er von Zeininger eine Spur.

Er fuhr nach allen Richtungen, er reiſte endlich wieder nach Preßburg zurück. Es war jeder Verſuch, den Flüchtling zu finden, vergebens.

Schweighofer war troſtlos.

„Es wird nicht lange währen,“ äußerte ſich Schweighofer zu Mathias, „ſo werden auch von mir Steckbriefe erſcheinen. Agnes wird nach Wien gebracht, ſie wird dort ausſagen, was ſie von mir gehört, was ich gethan; ich werde als Brandleger verfolgt und mein Los wird ein ſchreckliches ſein! — Vermöchte ich den flüchtigen Verbrecher aufzufinden und der Obrigkeit zu überliefern, ſo würde man mir dies vielleicht als ein Verdienſt anrechnen und mich minder hart beſtrafen.“

„Dieſer Meinung bin ich nicht,“ verſetzte Mathias; „ich bin zwar nicht ſtudirt und weiß den Teufel von den Geſetzen, aber Sie werden verloren ſein mit oder ohne Zeininger, und ich dazu! Wenn ich nur wüßte, ob Sie hinlänglich mit Geld verſehen ſind, da fände ich ſchon Rath.“

„An Geld fehlt es mir nicht.“

„Auch um ein Jahr und darüber auszukommen?“

„O ja, auch zwei Jahre! Ich habe mein ganzes Vermögen, das ich von meiner Mutter geerbt, mitgenommen. In der Chatouille, welche Du im Wagen feſtſchraubteſt, befindet es ſich.“

„Dann wenden wir uns in die Türkei, nehmen dort den türkiſchen Glauben an und . . .“

„Dem Chriſtenthum ſoll ich abſchwören? Nimmermehr! Eher ſterben.“

»Ei nur zum Schein! Glauben Sie denn, daß je ein Chriſt, den die Nothwendigkeit gezwungen, ein Türke zu werden, im Herzen ein Türke war?«

»Auch nicht zum Schein verläugne ich meine Religion.«

»Dann weiß ich keine Rettung!«

»Ohe! Mit dem Gelde in der Hand iſt man überall willkommen. Es handelt ſich nur darum, daß wir in Ungarn in Gegenden kommen, in welchen man ſich um einen öſterreichiſchen Flüchtling nicht kümmert. Es gibt genug ſolche Orte. In meiner Anſtellung bei dem Criminalgerichte haben mir Verbrecher, die wieder ein Gelüſte hatten, nach Wien zurückzukehren und dann ergriffen wurden, viel hiervon erzählt: reiſen wir z. B. nach Mehadia unter fremden Namen; ich erſcheine als Kaufmann.«

»Dieſer Vorſchlag iſt nicht übel.«

»Haſt Du in Preßburg ein Quartier beſorgt?«

»Im Gaſthofe zum Hirſchen. Ich habe die Pferde und den Wagen bereits dort untergebracht. Sie bedürfen hier keines Paſſes, und können heute noch den Kaufmann vorſtellen, der nach Mehadia reiſt. — Kommen Sie, Ihre Zimmer ſind bereit.«

Schweighofer ließ ſich in ſeine Wohnung führen.

Ermüdet von der Reiſe, geängſtigt von der Flucht, warf er ſich auf ein Sopha und dachte über ſein Geſchick nach.

»Könnte ich jeden Leichtſinnigen in mein Herz ſehen laſſen, er müßte ſchaudern vor den Abgründen, welche ich mir ſelbſt geöffnet! Es iſt mir, als wenn ein böſer Geiſt mich verlockt; — unaufhaltſam zog es mich fort, immer toller und unüberlegter zu handeln, und endlich gar ein Verbrechen zu begehen! — Und meine thörichte Neigung zu Agnes! — Was bewog mich, dieſe zu entführen, nur mein Leichtſinn und wieder meine thörichten Leidenſchaften . . .«

»O ich könnte mir eine Kugel durch das Gehirn jagen, durch dieſes Gehirn, das mir ſeine Dienſte verſagte und mich wie einen Wahnwitzigen handeln ließ. — Und meine Freunde, welche mir in jener Nacht, in der ich zum Hausarreſt verurtheilt wurde, riethen, was ich zu ſagen hatte, damit ich jener fatalen Unterſuchung entging! — Soll ich Ihnen danken? — Wäre es nicht beſſer geweſen, ich hätte mich damals nicht von der ärgerlichen Beſchuldigung gereinigt und wäre der gerechten Strafe verfallen, hätte dadurch vielleicht meinen Vater gerettet? — O meine Freunde, ich verwünſche ſie, und wenn ſie mir auch jetzt wieder beiſtehen wollten, ich würde ihre Dienſte zurückweiſen.«

Während Schweighofer in dieſer Weiſe ſein Selbſtgeſpräch fortſetzte, brach der Abend herein.

Er rief dem Kellner.

Dieſer erſchien.

»Bringen Sie mir Lichter!«

»Sogleich.«

»Ihr Kutſcher hat dem Wirthe mitgetheilt, daß Sie ein Kaufmann von Prag wären und ſchon morgen nach Mehadia reiſen wollten. Um wie viel Uhr wollen Sie morgen frühſtücken? Und was wünſchen Sie heute noch zum Abendeſſen?«

»Ich hätte beinahe vergeſſen, daß ich Hunger habe.«

erwiederte Schweighofer. »Bringen Sie mir, was in Ihrer Küche fertig iſt.«

»Wünſchen Sie auf Ihrem Zimmer zu ſpeiſen, oder unten im Saale?«

»Auf meinem Zimmer.«

»Dann wollen Sie geſtatten, daß ein fremder Herr Ihnen eine Viſite machen dürfe, der etwas Dringendes vorzubringen hat.«

»Ein Fremder,« ſagte Schweighofer nicht ohne Beklommenheit. »Wie komme ich dazu, einen Fremden zu ſprechen? Kennt er mich? — Was will er von mir?«

»Das weiß ich nicht. Er befindet ſich unten im Speiſeſaale, in welchem heute beſonders viele Gäſte verweilen, Reiſende aus ganz Ungarn; Preßburg wimmelt von Edelleuten; morgen wird hier der neue erbliche Obergeſpan, Graf Joſeph Franz Palffy, inſtallirt. Die Feierlichkeiten werden groß ſein, Preßburg ſammt dem Schloßberge werden beleuchtet.«

Schweighofer hörte den Kellner kaum und fragte:

»Wie ſieht der Fremde aus?«

»Es iſt ein ſtattlicher Mann in ungariſcher Kleidung. Er hat Dienerſchaft bei ſich. Gewiß ein Edelmann!«

»Iſt er groß oder klein?«

»Groß, ſehr groß!«

»Laß ihn kommen!«

Der Kellner ging.

»Groß iſt der Mann von Perſon? — Wer mag er ſein?«

Der Fremde trat ein.

»Bleiben Sie mir zehn Schritte vom Leibe,« ſagte der Fremde. „Ich kann mit Ihnen auch in der Entfernung ſprechen. Daß uns Niemand behorchen wird, dafür ſtehe ich. — Ich habe ſchon meine Leute vor der Thüre.“

„Mein Herr, ich begreife nicht.“

„Geduld. Sie werden mich ſogleich begreifen. — Was haben Sie in Ungarn zu ſuchen, Herr Schweighofer?“

„Wie?“ erwiederte Schweighofer ganz verblüfft. „Sie wiſſen meinen Namen?“

„O noch mehr! — Ich bitte mir zu antworten: Was haben Sie in Ungarn zu ſuchen, Herr Schweighofer?“

„Was haben Sie für ein Recht, mich hiernach zu fragen?“

„Das Recht des Stärkeren. Ich bin nicht vom Comitat abgeſendet, Sie zu vernehmen. Ich bin auf eigene Fauſt hier und dieſe Fauſt, mit einer Piſtole oder einem Säbel bewaffnet, will ich Ihnen zeigen.“

„Zum Teufel! Damit kann ich auch aufwarten. Glauben Sie, daß Sie mich einſchüchtern?“

„Doch, doch! Ich ſage Ihnen nur einige Worte. Sie ſuchen Zeininger. Es hat Sie gereut, daß Sie ihn in Wien gerettet. Sie möchten ihn gerne wieder haben, um ihn zu verderben! — Sie ſind ihm bereits auf allen Wegen nachgezogen, überall haben Sie ſich nach ihm erkundigt! — Geben Sie dies Manöver auf, oder in der nächſten Stunde wird Ihnen das Lebenslicht ausgeblaſen. — Bilden Sie ſich nicht ein, daß Zeininger allein ſteht! — In Ungarn iſt er nicht verlaſſen, mein Herr! Sie werden ſich hievon leicht überzeugen! Setzen Sie nur Ihre Jagd nach dieſem Menſchen fort! In Ungarn werden Sie die Männer finden, welche den Bedrängten zu ſchützen wiſſen, und Sie, Herr Schweighofer, werden auf eine Art verſchwinden, daß Sie ſelbſt nicht wiſſen, wohin Sie gekommen ſind!“

„Dieſe Männer, auf welche Ihr Schützling ſich ſtützt, ſind wahrſcheinlich Räuber und Mörder, wie er und Sie?“

„Ich bin das Oberhaupt einer großen Bande und ſcheue mich gar nicht, dies Ihnen zu bekennen. Oder glauben Sie vielleicht, Sie imponiren mir durch die Unverſchämtheit, mit der Sie mit mir zu ſprechen wagen?“

„Die Unverſchämtheit iſt doch wahrlich nur auf Ihrer Seite!“

„Wir wollen keine Worte machen. Nur eins noch! Ich verlange Ihr Verſprechen, daß Sie Zeininger nicht weiter verfolgen.“

„Wenn ich dieſes Verſprechen verweigere?“

„Dann — doch keine Drohung! Schon jetzt ſind Sie ein hilfloſer Mann. Wenn ich will, ſo erhalten Sie morgen kein Frühſtück mehr in dieſem Hauſe.“

„Bin ich in einer Diebsherberge?“

„O nein, Sie ſind im erſten Gaſthofe Preßburgs, aber auch in einem Gaſthofe, der dem Fremden nicht einen Heller creditirt. — Sie ſind ein Bettler, denn Ihre Chatouille haben meine Leute vor einer Stunde ſchon von Ihrem Reiſewagen losgeſchraubt.“

Schweighofer traf dieſe Nachricht wie ein Blitz.

„Wirkt dies, Herr? — Dies war indeß nur der Anfang. Reiſen Sie nach Mehadia als vorgeblicher Kaufmann und betteln Sie ſich durch bis zu jenem Badeorte! Fahnden Sie nach meinem Freunde immerhin! — Schon zehn Schritte außer Preßburg liegen Sie todt niedergeſtreckt von meiner Kugel.«

»Sie beſitzen die Gabe, Ihre Feinde von mehr als einer Seite zu Grunde zu richten.«

»Hören Sie! — Zeininger iſt Ihnen Dank ſchuldig. Ohne Sie lebte er nicht mehr. Er will nicht, daß Sie ein Bettler werden! Sie geloben feierlich, daß Sie ihn nicht verrathen, Sie mögen ihn ſehen und begegnen wo es immer ſei. Sie verbürgen ſich für Ihren Domeſtiken, daß auch er nicht mit einem Worte, mit einer Bewegung, einem Winke, zum Angeber Zeiningers werde und in fünf Minuten iſt Ihre Chatouille unverſehrt, ohne daß das Schloß mit einem Nachſchlüſſel berührt worden wäre, in Ihren Händen.«

Schweighofer beſann ſich.

»Machen Sie kein ſo wichtiges Geſicht, als ob Sie noch unentſchloſſen wären! — Wo iſt Ihr Edelmuth hingekommen, der Sie damals beſtimmte, einen unglücklichen Menſchen nicht aufs Schaffot zu bringen. Sind Sie jetzt ein anderer Menſch geworden? Ja oder Nein, mein Herr! machen Sie es kurz.«

»Ich gebe auf Ihren Vorſchlag ein.«

»Sie ſchwören, Zeininger nie zu verrathen, Sie mögen ihn ſehen, oder von ihm hören, wo es immer ſei!«

»Ich ſchwöre es.«

»Sie ſchwören, daß wenn Sie ſelbſt von irgend einer Behörde gezwungen würden, gegen ihn auszuſagen, daß Sie dies um keinen Preis thun würden?«

»Halt, mein Herr, darauf ſchwöre ich nicht. — Begnügen Sie ſich mit meinem erſten Schwure.«

»Gut! Iſt es einmal ſo weit, hat man Sie einmal bei einer Behörde und ohne Zeininger, ſo ſind Sie ja ohnehin ſchon unglücklich und können nicht mehr gefährlich werden; den zweiten Schwur erlaſſe ich Ihnen, aber dafür bürgen Sie für Ihren Domeſtiken.“

„Ja, daß auch dieſer Zeininger nicht verrathe, er möge ihn ſehen oder von ihm hören, wo es immer ſei. Sind Sie jetzt zufrieden?“

„Vollkommen.“

Der Fremde öffnete die Thür.

Zwei finſtere Männer traten ein.

Sie ſetzten die geraubte Chatouille auf den Tiſch.

„Herr,“ ſagte der Fremde, „in der Welt, in der Sie zu Hauſe ſind, iſt es Geſetz, daß Derjenige, welcher einen falſchen Eid ſchwört, auf eine Feſtung kommt; in der Welt, in welcher wir leben, Zeininger und ich und noch einige Dutzend reſoluter Männer, gibt es andere Geſetze, die wir gemacht haben und nach einem dieſer Geſetze wird Derjenige mit dem Tode beſtraft, der einen geleiſteten Eid bricht, oder ihm einen andern Sinn unterlegt, als den er ausgeſprochen. — Zeininger glaubt, da er Ihnen Ihr Vermögen wieder gibt, das er hätte behalten können, er ſei mit Ihnen quitt. Ich glaube es auch. — Gute Nacht.“

Der Fremde entfernte ſich mit ſeinen beiden Satelliten.

III

Der Brand im alten Gerichtshauſe in der Rauhenſteingaſſe, die Flucht der Enkelin des Freimanns, dann die ſchon früher erfolgte Flucht Zeiningers, ſein kühner Einbruch im Rüdenhauſe, die Unterſuchung, welcher der alte Schweighofer unterzogen wurde, endlich das Verſchwinden des jungen Schweighofers, erregten in Wien eine Senſation, dergleichen in jener Zeit keine noch vorgekommen. Rechnet man hiezu die Suspendirung vom Amte des wirklich in hohen Ehren und Anſehen ſtehenden Oberlandrichters, ſo kann man ſich das Gerede, welches über dieſe Vorfälle in allen Kreiſen der Geſellſchaft herrſchte, wohl vorſtellen.

Sonnenfels wurde damit betraut, Alles, was authentiſch über dieſe Vorfälle bekannt wurde, in einen Bericht zuſammen zu faſſen, und dem Hofe nebſt einer Schilderung von den damaligen Zuſtänden der Criminal-Juſtiz vorzulegen.

Der Kaiſer, ohnehin indignirt über die Mißbräuche, welche herrſchten, gab dem Berichte ſeines Regierungsrathes eine nachhaltige Wirkung, und Maria Thereſia erhielt einen ſo großen Abſcheu gegen das Wiener Gerichtsverfahren, die Mißhandlung der Gefangenen, und gegen die Martern der Folter, daß ſie ſchon damals die Tortur für immer in ihrer Staaten abgeſchafft, hätte die Tortur nicht, ſelbſt in höhern Kreiſen, ſo gewichtige und leidenſchaftliche Vertreter gefunden.

Auch bei Denjenigen in den untern Claſſen, welche ſo zu ſagen, eine völlige Luſt an öffentlichen Martern empfanden, und z. B. das Zwicken der Miſſethäter mit glühenden Zangen als ein Volksſchauſpiel willkommen nannten, welchen das ſogenannte „Bäcker-Schupfen“ eine wahre Augenweide war, bezeigten ihren Abſcheu vor der Folter, wozu ein unſchuldig gemarterter Mann, der nach der Hand wieder frei wurde und als Krüppel herum vagirte, auf allen Promenaden zu treffen war, weil er dort bettelte, nicht wenig beitrug.

Die Geſchichte jenes unglücklichen Mannes war folgende:

„Er war als Aufſeher bei den Harnberg'ſchen großen Ziegelöfen auf der Badnerſtraße angeſtellt.

„Sein Hauptgeſchäft beſtand darin, den Heizern der Harnberg'ſchen Oefen nachzuſehen. Die Ziegelknechte verſchleppten damals ſehr viel Holz und waren ſo gewiſſenlos, in Traiskirchen mit den geſtohlenen Scheitern einen förmlichen Handel zu treiben. Der Aufſeher hielt genaue Nachforſchungen, war überall, controlirte die Leute ſtrenge, und war endlich ſo glücklich, die Holzdiebe durch länger als ein Vierteljahr von ihrem frevelhaften Treiben abzuhalten.

„Wöller, ſo hieß der Aufſeher, war den Ziegelarbeitern ein Dorn im Auge.

„Anfänglich beſchloſſen ſie, ihn des Nachts, wenn ein Mal eine günſtige Gelegenheit ſich fände, aus dem Wege zu ſchaffen, aber ſie fürchteten, des Mordes verdächtig, eingezogen zu werden, und ſo erſannen ſie eine andere Rache.

„Sie fielen einen Reiſenden an. Sie kannten dieſen. Es war ein Getreideſpeculant, welcher die Mühlen in der Nähe der Badnerſtraße beſuchte, ſein Getreide da verkaufte, und häufig in der Nacht, mit vielem Gelde beladen, heimkehrte.

»Dieſer Mann war ein Jude.

»Wöller war bekannt als einer der größten Judenfeinde.

»Wenn Wöller ſeine nächtlichen Viſitationen antrat, ſo war er gewöhnlich mit einem ſchweren Eiſenſtocke bewaffnet. Dieſen Stock entwendeten ihm die Ziegelknechte, erſchlugen den Juden, beraubten ihn und warfen Wöllers Stock auf die blutige Leiche. Gewöhnlich fuhr der Jude in einem offenen Wagen und lenkte die Pferde ſelbſt. In der Nacht, in welcher die Ziegelarbeiter die Schandthat verübten, war es wieder ſo: die Böſewichter trieben daher nach geſchehenem Morde die Pferde an, und dieſe, des oft zurückgelegten Weges kundig, eilten nach Wien, blieben am Schlagbaum der Matzleinsdorfer Linie ſtehen, an welcher ſie auch bemerkt wurden. Zugleich nahmen die Ziegelarbeiter die geraubte Tabakspfeife; einen, dem Juden abgenommenen Geldſack (die übrigen Geldſäcke behielten ſie für ſich und theilten ſie), und trugen beides in die Wächterhütte des Aufſehers. Dort verſteckten ſie den Raub in den Strohſack Wöllers.

»Die herrenloſen Pferde und der Wagen gaben ſogleich der Vermuthung Raum, daß hier ein Unglück geſchehen.

»Die Linienbeamten erſtatteten die Anzeige an die Sicherheitsbehörden, mittlerweile brach der Tag an und man fand die blutige Leiche.

»Der erſte Verdacht fiel auf die Ziegelſchläger.

»Man hielt eine genaue Nachforſchung. Keiner beſaß Etwas, das ihn hätte verdächtigen können. Der aufgefundene ſchwere Eiſenſtock leitete die Spur auf den Judenhaſſer Wöller. Er ſelbſt erkannte dieſen Stock als ſein Eigenthum, gab aber an, daß er ihm einige Tage vor der grauenvollen That entwendet worden ſei. Man beachtete dieſe Angabe nicht, unterſuchte ſein Häuschen, und fand im Strohſacke ſeines Bettes einen vollen Geldſack und die Pfeife des Erſchlagenen.

„Wöller wurde augenblicklich verhaftet.

„Der peinliche Prozeß begann.

„Je mehr Wöller ſeine Unſchuld betheuerte, deſto mehr wurde er gemartert. Auf der „Leiter“ riß man ihm dergeſtalt die Gelenke auseinander, ſtreckte ihn ſo unbarmherzig, daß er vor Qual und Verzweiflung zu geſtehen verſprach. — Von der Folter befreit und eine kurze Friſt Erholung genießend, beſtand er wieder darauf, er ſei unſchuldig; ſeine Henker fingen daher die Qualen von Neuem an, und ſetzten nur darum damit aus, weil ſie befürchteten, er werde ihnen unter den Händen bleiben.

„Sein Unterſuchungsrichter hieß Anton Weinhart. Die Chronik hat ſeinen Namen, gleich dem alten Schweighofer aufgezeichnet, um beide Scheuſale, die eben ſo dumm als ſchlecht und erbarmungslos waren, noch in der ſpäteſten Zeit der allgemeinſten Verachtung preiszugeben.

„Während Wöller fürchterlicher litt, als gewiß kein noch ſo grauſam mißhandeltes Thier, ſchwelgten die eigentlichen Mörder, zeigten viel Geld, ſpielten, zechten, verließen ihre Arbeit und ſprachen in der Trunkenheit manches unbeſonnene Wort.

„Es wurde dem Gerichte hinterbracht. Jetzt erſt ließ Rath Weinhart Erhebungen bei den Müllern an der Badnerſtraße einleiten, er ließ erforſchen, wie viel Geld die

Müller dem Getreideſpeculanten für ſeine Lieferungen bezahlt, und da ſtellte es ſich denn heraus, daß er acht Säcke mit »harten Thalern« empfangen, indeß man bei Wöller nur einen Sack mit Thalern gefunden hatte.

»Weinhart jubelte vor Entzücken, daß er nun noch ſieben Verdächtige martern könne, aber ſie verdarben ihm die Freude; drei geſtanden die Theilnahme am Raube und Morde ſchon bei dem Vorzeigen der Marterwerkzeuge; die übrigen vier wurden kaum mit den Daumſchrauben bekannt, ſo ſchrien ſie, ſie wollten bekennen.

»Sie legten vollkommene Geſtändniſſe ab, gaben auch an, daß Wöller unſchuldig ſei, und daß ſie nur aus Rache, und um Wöller für immer bei ihrem Treiben ungefährlich zu machen, die Blutthat verübt.

»Das weiſe Criminalgerichts-Tribunal jener ſchmachvollen Epoche beſchloß nun Wöller frei zu laſſen, und um ihn für die Einkerkerung, die Qualen der Tortur und die ausgeſtandene Schmach zu entſchädigen, gaben ſie ihm die Erlaubniß: Betteln zu dürfen, wo, wann und wie es ihm gefällig ſei! —

»Dieſer Rathsbeſchluß iſt datirt vom 17. September 1772!«

Wöller bettelte nun, da er aber den gehörigen Gebrauch ſeiner Hände und Füße eingebüßt hatte, weil dieſe aus ihren Gelenken getrieben, wie leere Lederbeutel an ihm hingen, ſo kaufte ihm der Magiſtrat von Wien ein kleines Wägelchen und ein elendes Pferd, beſtellte einen Jungen als Kutſcher, und Wöller bettelte in einer »ſtädtiſchen Equipage!«

Es gibt noch Leute in Wien, die im Jahre 1796 Wöller, dieſes lebendige Pasquill auf die Wiener Juſtiz, dieſes wandernde Denkzeichen ſchändlicher Grauſamkeit, dieſes erſchreckliche Zeugniß bodenloſer Vernirtheit, an öffentlichen Plätzen, beſonders aber in den entlegeneren Vorſtädten, geſehen haben.

Um nach dieſer Epiſode auf die Stimmung der Wiener zu kommen, ſo empfanden ſelbſt die gemeinſten Naturen vor der Folter den größten Abſcheu, und als Weinhart eines Tages in einer ſchönen Equipage nach dem »Stadtgute« fuhr, dort Wöller in ſeinem Karren begegnete und dieſer ihn dem Volke als ſeinen Henker bezeichnete, da warf das Volk Steine nach dem erbärmlichen Wichte, und wäre ſein Kutſcher nicht ſo ſchnell gefahren, hätte er gewiß ſeine verruchte Seele ausgehaucht.

Der Hof nahm Sonnenfels Schilderung ſehr beifällig auf, befahl ſie fortzuſetzen, und ordnete die ſtrengſte Unterſuchung über alle einzelnen Fälle an.

Das größte Licht über die dunklen Thaten verbreitete der Brief des Pfarrers in Fiſchamend an den geweſenen Scharfrichter Hartmann. Hartmann lief damit zuerſt zu Sonnenfels, dann eilte er in das Amthaus; als er dort gemeldet, was zu melden war, begab er ſich nach Fiſchamend, um ſeine geliebte Agnes an ſein Herz zu drücken.

Wer wäre im Stande, den Moment zu ſchildern, welche Großvater und Enkelin feierten, als ſie einander in den Armen lagen! Dieſes Wiederſehen war zum Glücke für Beide wohlthätig; es hätte aber eben ſo gut zum Unglücke für Beide ausarten, Hartmanns Leben hätte ein Schlagfluß bedrohen, Agnes vor Freude wahnſinnig werden können.

Fünf Minuten lang vermochte weder Hartmann noch Agnes ein Wort hervorzubringen.

Der Doctor machte endlich der ergreifenden Scene ein Ende.

»Laſſen Sie mich Ihren Puls fühlen,« bat er Agnes. »Ich glaube, die Freude hat Sie curirt, und Sie bedürfen des Arztes nicht mehr!«

Nun lief der ganze Markt Fiſchamend zuſammen.

»Ein Scharfrichter aus Wien iſt angekommen, der ein Menſch iſt wie wir,« hieß es, »der weinen und ſich freuen kann wie wir; der ein Vaterherz beſitzt wie der beſte Vater, und dem eines Kindes Herz entgegen ſchlägt, wie das beſte Kind nur eines beſitzen kann.«

»Der Pfarrer hat Recht,« riefen Andere aus dem Menſchenhaufen, der ſich gebildet, »wer ſo liebt, ſo weinen kann, wer für die heiligſten Gefühle ſo empfänglich iſt, wie hier Großvater und Enkelin, der muß rechtſchaffen ſein, der muß geehrt werden, allen Vorurtheilen zum Trotze.«

Die Familie des Amtmanns war mit dem Pfarrer herbeigekommen.

Der Pfarrer hatte beabſichtigt, Hartmann möchte erſt ihm und dann an ſeiner Seite der Enkelin einen Beſuch machen; aber der Alte hatte hiezu keine Geduld; er lief ſchnurſtracks in das Haus, in welchem ſein theures Kind ſich befand.

Was war zu thun? Der Pfarrer ſchwelgte in der Freude der beiden ſich Wiederfindenden.

Die Amtmannin und ihre Töchter waren ſo ergriffen, daß ſie nicht ſprechen konnten.

Der Amtmann rief: »Dieſer Tag muß in meinem Hauſe celebrirt werden.«

»Klärchen,« ſagte er zu ſeiner Frau, »heute ſorgſt Du für eine ſplendide Tafel! Der Pfarrer und der Doctor ſitzen neben Dir, der Freimann aber an meiner Seite. Er muß mir ſeine Abenteuer erzählen, und ſollte ich bis Mitternacht zuhören müſſen.«

IV.

Der ruhige Seelenzuſtand der guten Agnes trug allerdings viel dazu bei, daß es mit ihrer Geneſung raſch vorwärts ging. Die Obſorge des geſchickten Arztes, die aufmerkſame Pflege im Hauſe des Amtmannes und die treue Wartung der beiden Witwen, wirkten Wunder; der Frieſel nahm den gewünſchten Verlauf und das Fieber wurde mit jedem Tage ſchwächer.

Hartmann fuhr oft nach Wien, blieb aber dort nur ſo lange als es die Unterſuchung, in welcher er als Zeuge eine bedeutende Rolle ſpielte, erheiſchte. Er kam dann immer wieder nach Fiſchamend zurück, zog es ihn doch dorthin wie mit eiſernen Banden. Agnes, ſein wiedergefundenes, theures Kind, war der Magnet.

Eines Abends betrat der Großvater ziemlich bewegt die Krankenſtube ſeines Kindes.

»Ich habe heute in Wien einen trüben Tag verlebt,« ſagte Hartmann, als ihn Agnes um die Urſache ſeiner düſteren Stimmung befragte. »Zuerſt berührte es mich höchſt unangenehm, daß der Unterſuchungsrichter heute mehr als früher darauf drang, Dich in der kürzeſten Zeit nach Wien zu bringen, um deine Ausſagen über die Art und Weiſe deiner Befreiung aus dem Gefängniſſe, deine Flucht und Entführung und was Dir von der Brandlegung in der Actenkammer bekannt iſt, zu vernehmen; nur Regierungsrath Sonnenfels gelang es, daß auf dein phyſiſches Leiden noch Rückſicht genommen wurde, und wahrſcheinlich werden nächſtens der Criminalrath, ſein Actuar und ein Paar Beiſitzer hieher kommen: dann aber ſteigerte ein anonymer Brief, den ich erhielt, meinen Unmuth auf's Höchſte. Sage mir aufrichtig, liebes Kind, haſt Du dein Herz verſchenkt? Und an wen?«

»Ich habe mein Herz an Niemand verſchenkt,« antwortete Agnes. »Unerfahren wie ich war und durch den Gedanken geängſtigt, daß ich nur einem Mann aus dem Stande meines Vaters dereinſt meine Hand reichen dürfte, nahm ich die Bewerbungen Zeiningers an, welcher der erſte Mann war, der ſich mir nahte und dem es daher ſo leicht gelang, mich zu täuſchen. — Für Schweighofer faßte ich nie eine Neigung, ſein ungeſtümes Benehmen ſtößte mir den größten Widerwillen ein, und dann warnteſt Du, guter Großvater, mich ſo oft vor dem unſoliden Manne, daß er mir ſelbſt nicht gefiel, als er ganz beſcheiden mich umgab.«

»Schon gut, mein Kind, es muß aber noch ein Dritter um deine Liebe werben! Ich glaube ſogar, dieſen Dritten zu kennen und ſchließen zu dürfen, daß er nicht ohne Hoffnung um Dich wirbt.«

»Ein Dritter,« erwiederte Agnes, »ich weiß von einem Dritten nichts.«

»Beſinne Dich, Agnes. Noch nie haſt Du mich belogen, belüge mich auch nicht in dieſem Falle; es würde mir höchſt ſchmerzlich auf's Herz fallen.«

»Ich weiß von einem dritten Bewerber nichts.«

»Ich aber weiß, daß der junge Arzt, der mit ſolcher Sorgfalt über deine Geneſung wacht, in Dich verliebt iſt.«

Agneſens Wangen überzog eine auffallende Röthe.

„Siehſt Du, das Blut, das Dir vom Herzen ins Antlitz ſtrömt, wird dein Verräther. Warum verſchweigſt Du mir was mir dein Auge erzählt?“

„Lieber Großvater, ich erröthe weil mich deine Worte überraſchen; ſollte mir der Doctor wirklich geneigt ſein, ſo hat es ſein Mund mir nie geſagt. Ich weiß wohl, daß er mich mit beſonderem Wohlwollen behandelt, daß er mir zeigt, daß ihm an meiner Herſtellung viel gelegen; ich ſchrieb dies aber ſeiner Menſchenfreundlichkeit zu und glaubte, daß er — ſeinem ſchönen Berufe gemäß — jeden Kranken mit gleicher Aufmerkſamkeit zu behandeln gewohnt ſei.“

„Ich aber weiß mehr von ihm. Sein erſtes Zuſammentreffen mit Dir; ſein Benehmen, als er mir hierauf gegenübertrat und zu Dir ins Haus wollte, um Dich noch einmal zu ſehen und zu ſprechen; dies zeigte mir, welchen tiefen Eindruck Du auf ihn gemacht haſt, der ſeither ſich gewiß nicht vermindert hat.“

„Dann muß ich ſeine Delicateſſe bewundern, da er auch nicht mit einer Sylbe von Liebe mit mir ſprach.“

„Offenbar wollte er die Kranke nicht mit einer Leidenſchaft bekannt machen, die, würde ſie erwiedert worden ſein, ſehr möglich auf den Gemüthszuſtand hätte nachtheilig wirken können. Ich lobe dies an dem jungen Manne.“

„Er weiß ja auch, daß ich mich dem Kloſter widme, ich habe es ihm geſagt, ich habe es ihm in dem fürchterlichen Fieber, das mich befiel, geſagt und bin nun glücklich, daß ich es geſagt.“

„Dergleichen ſpricht ein junges Mädchen auch nur im Fieber, doch laſſen wir dies. Ich komme auf den anonymen Brief zurück und will Dir dieſen vorleſen.“

»Mein Herr,« ſchreibt mir ein Unbekannter.

»Ich mache Sie aufmerkſam, Ihre wiedergefundene Enkelin ſcharf zu bewachen. Vielleicht befindet ſie ſich jetzt in einer größeren Gefahr als je. Der Arzt, der ſie umgibt, iſt einer der gefährlichſten jungen Männer, der ſeinen ſündhaften Neigungen Alles opfert, das Glück einer Unſchuld, die Ruhe edler Anverwandten, ja ſelbſt die eigene Exiſtenz. — Durch eine mühevoll errungene Protection erhielt er eine Anſtellung im Hauſe des bairiſchen Geſandten. — Statt mit inniger Dankbarkeit an dem edlen Greis zu hängen, der ſein Lebensglück gründen wollte, verführte er ihm die einzige Tochter! Mit Schimpf und Schande wurde er aus dem Hauſe geſtoßen und hat nun über keinen Heller zu verfügen, wenn Sie ihm die Cur Ihres Kindes nicht bezahlen. — Thun Sie dies bald. — Agnes iſt geneſen; jagen Sie nun den argliſtigen Doctor fort, ehe er Ihre theure Enkelin moraliſch zu Grunde richtet.«

»Das iſt ein abſcheulicher Brief!« verſetzte Agnes. »Ich glaube aber den Beſchuldigungen nicht, die hier zu leſen ſind.«

»Der Doctor kommt ſo eben,« verſetzte Hartmann. »Ich will ihn ſondiren.«

Der Doctor trat ein.

»Da es mit Ihnen bereits ſo glücklich vorwärts geht,« ſagte er, »hatte ich mir erlaubt auf vierundzwanzig Stunden nach Wien zu gehen. Ich benützte die vergangene Nacht hiezu, beſorgte in Wien meine Geſchäfte und bin nun wieder hier. — Wie befindet ſich meine gute Agnes? — Geſchwind, beruhigen Sie mich und ſagen Sie mir, daß es Ihnen recht gut geht, ſonſt mache ich mir die bitterſten Vorwürfe, daß ich Sie ſo lange verlaſſen.«

»Ich befinde mich recht wohl, Herr Doctor. Vom Fieber entdecke ich auch nicht die leiſeſte Mahnung.«

»Das iſt mir lieb. Sie ſollen morgen einen Verſuch machen, Ihr Krankenlager auf ein Stündchen zu verlaſſen. Morgen iſt der erſte Mai, der Neujahrstag aller Blumen, auch die ſchönſte Blume, Agneſe, ſoll dieſen Tag feiern. — Da ſehen Sie her, was ich Ihnen aus Wien mitgebracht. Einen Blumenſtrauß mit all den ſchönen Frühlingskindern, welche in vornehmen Gärten blühen; der Gärtner des bairiſchen Geſandten, deſſen Kind ich vor Kurzem vom Scharlach befreite, hat mir dieſes Bouquet gewidmet und ich bringe es Ihnen als Maigeſchenk.«

»Ach! wie gut Sie ſind und wie erquicken mich Ihre Blumen! Welch ein Duft! welch wunderſchönes Farbenſpiel! Ein ſchöneres Geſchenk hätten Sie mir nicht machen können.«

»Sie waren im Garten des bairiſchen Geſandten?« fragte Hartmann. »Wie reizend muß es da ſein, aber unſer Eins darf nie in ſolche Gärten.«

»Jetzt iſt es anders und ich ſchmeichle mir, daß ich hieran Schuld bin. Der Geſandte ſelbſt hängt an keinem Vorurtheile, aber die Gräfin, ſeine Gemalin, hat allerlei Grillen. Nun iſt ſie geheilt. Seitdem ich ihr erzählt, was für ein Ehrenmann Vater Hartmann iſt und welch ein Engel ſeine Agnes, denkt ſie ganz anders. Ich habe es ſo weit gebracht, daß ich Sie Beide, Sie Hartmann und Agnes, wie es die Umſtände erlauben nach Wien führen kann. Ich werde Sie Beide Ihrer Excellenz vorſtellen.«

»Wie? Sie ſprachen von uns?« fragte Agnes.

»Ja, lange und mancherlei. Denken Sie, der Graf und die Gräfin zankten mich aus, daß ich Sie, liebe Agnes, auf vierundzwanzig Stunden verlaſſen. Wir ſind alle geſund, ſagte die Gräfin, was wollen Sie denn hier?

„Ich will um einen neuen Urlaub auf acht Tage bitten, antwortete ich.

„Auf vier Wochen iſt er Ihnen bewilligt, entgegnete der Graf. Sollte jedoch in meinem Hauſe Jemand erkranken, ſo mag Sie ein reitender Bote, den wir Ihnen ſenden, augenblicklich zurückrufen.“

„Wie befindet ſich denn die Comteſſe?“ fragte Hartmann und ſtarrte dabei den Doctor mit einem durchdringenden Blicke an.

„Der Comteſſe ergeht es jetzt wieder wohl,“ antwortete der Doctor. „Aber ſie hat mir Angſt gemacht. Hätte ich bei ihr nicht volle Geiſtesgegenwart beſeſſen, ſo hätte mich der Zuſtand derſelben um meine Anſtellung bringen können, aber nun ſitze ich nur um ſo feſter in dieſer Familie. Durch die Comteſſe begründete ich mein Glück.“

„Sie werden wohl gar heiraten, Herr Doctor,“ warf Hartmann hin.

„Heiraten? Wie wäre dies möglich!“

„Nun, wenn Sie nun um ſo feſter in der Familie ſitzen und durch die Comteſſe Ihr Glück begründen?“

„Ha, ha,“ lachte der Doctor, „da müßte ich wenigſtens vierzehn Jahre warten, um Mathilde, ſo heißt die Comteſſe, heimzuführen und bis dahin wenigſtens ein Graf werden.“

„Weshalb denn noch vierzehn Jahre?“ fragte Agnes.

„Nun, weil die Comteſſe jetzt erſt drei Jahre alt iſt. Das arme Kind wurde von den Pocken ergriffen; es war dem Tode nahe, ich rettete es und rettete dem Kinde nicht nur das Leben, ſondern auch die Schönheit. So bösartig die Pocken auch waren, ſie haben keine einzige Narbe zurückgelaſſen."

„Der Herr Geſandte hat wohl noch mehrere Töchter?" fragte Agnes.

„Nein, das iſt es ja eben!" erwiederte der Doctor. „Mathilde iſt das einzige Kind einer vierjährigen Ehe. Wäre mir die Kleine geſtorben, zu Ende wäre es gegangen mit meinem Rufe. Es gibt nichts Gefährlicheres, als die Behandlung eines Kranken aus einem hohen Hauſe; verunglückt da die Cur, ſo kann man nichts Beſſeres thun als Europa zu verlaſſen — hier kommt ein Arzt, dem eine hohe Perſon oder ein Kind aus einer vornehmen Familie ſtirbt, auf keinen grünen Zweig mehr."

Hartmann ſprang auf.

„Herr Doctor," ſagte er, „wenn das Alles wahr iſt, was Sie ſoeben erzählten und ich zweifle nicht daran, ſo können Sie mit gutem Gewiſſen dieſen Brief leſen, der mir zukam."

Hartmann gab dem Doctor das Schreiben, das er Agnes vorlas.

Der Doctor las den Brief und wollte ſchon ausrufen:

„Schändlich! Niederträchtig!"

Doch er unterdrückte dieſe Worte, lachte laut auf und ſagte endlich:

„So ſchlecht auch das Subject iſt, das dieſen Brief geſchrieben, ſo bin ich doch dem Schreiber großen Dank ſchuldig. Er ſchrieb die unverſchämteſten und widerſinnigſten Lügen, aber auch eine große Wahrheit, zwar mit ſchmählicher Umhüllung, aber doch zu entziffern, und dieſe iſt, daß ich Agnes liebe, daß ich ihren Beſitz als mein höchſtes Glück preiſen würde, daß ich ſie um Gegenliebe bitte und gewährt ſie mir dieſe, ſo flehe ich ihren würdigen Großvater an, mir Agneſens Hand nicht zu verſagen. — Gott ſei Dank! Es iſt heraus! Reichen Sie mir Ihre Hand, Agnes, der Puls ſoll mir ſagen, ob ich auf dieſe Hand hoffen dürfe.«

Plötzlich fuhr ein Flügel eines Gartenfenſters auf, ein ſchallendes Gelächter ließ ſich hören.

Agnes erſchrak.

Der Doctor faßte ſich und ſprang durch das Fenſter in den Garten.

Man hörte einen Schuß, der das ganze Haus allarmirte.

Die Amtmännin und die Hausleute ſtürzten herein.

Man hörte den Amtmann rufen:

»Setzt ihm nach! Dort entſpringt er. Macht die Hunde los!«

Nun erfolgte wieder ein Schuß.

Endlich trat der Amtmann in das Zimmer Agneſens und führte den Doctor mit, welcher verwundet war.

»Es iſt nichts!« verſicherte der Amtmann. »Ein Streifſchuß, der höchſtens den Aermel beſchädigt haben kann, aber mein Amtsknecht hat dafür den Spitzbuben auf's Korn genommen. Herrlich iſt meine Einrichtung, daß wie der Abend heranbricht, meine Burſche mit geladenem Gewehr patrouilliren müſſen! Da gibt es Abenteuer!«

Der Amtmann ſah zum Fenſter hinaus.

»Aha!« ſagte er, »da ſehe ich ſchon eine Truppe über das Feld kommen, den Kerl haben ſie ſchon! Hieher! Hieher!«

Man führte den Gauner ans Fenſter. Der Amtmann leuchtete ihm ins Geſicht.

Niemand kannte ihn.

„In den Hungerthurm mit ihm,“ befahl der Amtmann.

Mittlerweile ſah der Doctor nach ſeiner Wunde.

Der Freimann rief:

„Gott ſei Dank, dieſer Schuß hat keine Bedeutung!“

Agnes athmete wieder auf.

„Haben Sie denn in Fiſchamend einen Hungerthurm?“ fragte der Doctor den Amtmann.

„Einen Thurm gerade nicht,“ verſetzte der Amtmann, „aber einen Keller, in welchem der Arreſtant nichts zu eſſen bekommt. Es iſt eigentlich ein Hungerkeller, aber ich bezeichne ihn romantiſcher und abenteuerlicher als Hungerthurm. Es macht einen großartigeren Eindruck.“

V.

Der Burſche, welcher vor den Fenſtern der Krankenſtube ſo hämiſch gelacht, dann auf den Doctor geſchoſſen hatte, war unſtreitig mit dem Schreiber des anonymen Briefes vertraut.

Der Burſche ſelbſt konnte nicht der Briefſteller geweſen ſein, er ſah wirklich nicht darnach aus.

Bei dem erſten Verhöre, welches der Amtmann mit ihm vornahm, gab er keine Antwort. Der Amtmann applicirte den bekannten Sprachmeiſter aus echtem Haſelnußholz.

Der Gauner ſprach dennoch nicht.

„Hier wären wohl „Daumſchrauben“ angezeigt,“ meinte der Amtmann, „aber in ganz Fiſchamend ſind keine aufzutreiben. Wie wäre es,“ ſagte der Amtmann für ſich, „wenn ich durch Schreck auf den Kerl wirkte! Der Wiener Scharfrichter iſt in Fiſchamend; ich werde den Verdächtigen mit dem Scharfrichter ängſtigen. Vielleicht löſt dieſer ihm die Zunge.“

Der Amtmann klingelte.

Der Delinquent wurde zu einem neuen Verhör geführt.

„Du Vagabund, Du!“ redete der Amtmann ihn an, „was glaubſt Du wohl, wenn wir Beide uns vornehmen, einander zu foppen, werde ich der Gefoppte ſein oder Du?“

Der Arreſtant machte eine leichtfertige Bewegung mit dem Kopfe.

„Den Haslinger laſſe ich nicht mehr auf deinem Hintertheile tanzen, aber Dich laß ich tanzen, an dem erſten beſten Baume tanzen, und der Wind ſoll die Muſik dazu machen.“

Der Arreſtant glotzte den Amtmann gleichgiltig an.

„Du Erzgauner, Du haſt auf einen Menſchen geſchoſſen, hätteſt ihn beinahe getödtet. — Auf einen verſuchten Mord ſteht der Galgen; ich werde mir die Freiheit nehmen, Dich nur auf eine Stunde aufhängen zu laſſen, dann kommſt Du ſchon wieder herab vom Stricke, doch viel zu ſpät für dein Geſtändniß. — Gib an, wer biſt Du? — Wo kommſt Du her? — Wer hat Dich gedungen? — Was für einen Zweck hatteſt Du bei dem Frevel den Du verüben wollteſt?“

Der Arreſtant ſchwieg hartnäckig.

„Kennſt Du den Freimann von Wien?“

Der Arreſtant machte eine tiefe Referenz und zeigte damit an, daß er ihn ſehr gut kenne.

„Das freut mich,“ erwiederte der Amtmann, „ſo erſpare ich mir die Mühe, Dich bei ihm aufzuführen. — Der Freimann wird ſogleich hier ſein; ich habe ſchon nach ihm geſchickt. — Heraus nun mit deinem Sündenregiſter! Wie Dich der Freimann einmal ergreift, kann ich nichts mehr für Dich thun."

„Herr Amtmann," nahm jetzt der Arreſtant das Wort, „was wollen Sie mir, als ein Juriſt, der Sie ſind, oder wenigſtens ſein wollen, einreden, Sie könnten mich hängen laſſen? Sie haben ja hierzu nicht die Macht; Sie müßten mich erſt nach Wien liefern! Und dann hängt Ihnen zu liebe der Wiener Freimann keinen Pudel, wenn er hierzu nicht von den Behörden und zwar von den höchſten Behörden autoriſirt wird, geſchweige einen Menſchen; endlich habe ich gar nichts gethan, worauf der Tod ſtünde! — Ich habe gelacht vor Ihren Fenſtern, weil ich eine Liebeserklärung angehört, und immer lachen muß, wenn ich ſolch fades Geſchwätz vernehme; darauf bin ich verfolgt worden; ich habe mich zur Wehre geſetzt und geſchoſſen auf meinen Verfolger; aber nicht Schrott oder gar eine Kugel, nein, die Piſtole war blind geladen und der Papierſtöpſel muß ſich noch in Ihrem Garten finden! — Herr Amtmann," fuhr der Arreſtant fort, „wir ſind allein; ich erlaube mir Ihnen etwas mitzutheilen unter vier Augen."

„Ich bin begierig," ſagte der Amtmann.

„Euer Geſtreng," ſetzte der Arreſtant hinzu, „ſind von Simmering bis Hainburg, und vom Neugebäude bis Wolfsthal bekannt, daß Ihnen noch nie ein Delinquent etwas geſtanden hat."

„Das iſt wahr, da hat Er Recht," erwiederte der Amtmann gutmüthig; „ich weiß nicht, woher das kommt."

»Das kommt daher, weil Diebe und Conſorten Alle abgerichteter ſind, als Sie.«

»Es iſt wohl möglich. Ich war nie Dieb und Conſorte.«

»Wenn man einmal in Wien erfährt, daß Sie Ihren Platz als Amtmann in Fiſchamend nicht glücklich ausfüllen . . . ꝛc . . .«

»Was glaubt Er, was mir geſchieht?«

»Sie werden abgeſetzt.«

»Hör er auf!«

»Auf Ehre!«

»Ich glaube es ſchon.«

»Ich will Ihnen helfen.«

»Er?«

»Gewiß!«

»Was hat er vor?«

»Aber es muß mir etwas eintragen.«

»Sag Er's heraus, es kommt mir nicht darauf an.«

»Hören Sie mich! — Wäre mir mein Streich gelungen, hätte ich dem Doctor nur ein Auge ausgeſchoſſen, und wäre ich Ihren Leuten entkommen, ſo hätte ich dreißig Gulden empfangen. Jetzt bekomme ich nichts.«

»Das iſt fatal!«

»Geben Sie mir ſechzig Gulden. Laſſen Sie mich frei, ich gehe dann nicht mehr nach Ungarn zurück, ſondern nach Znaim, dort finde ich Cameraden, und mich ſieht der Zeininger nicht mehr!«

Der Amtmann erſchrak bei dem Namen Zeininger. »Der Zeininger, ſagt Er? — Ja, ſteht denn Er mit dem Zeininger in Verbindung?«

»Das iſt es ja, was ich Ihnen geſtehen will!«

„Sapperment! Da könnte ich mich freilich unſterblich machen, wenn ich den bekäme!“

„Ei, bekommen können Sie ihn ſchwer, doch leicht ſeine Plane vereiteln.“

„Hat der Kerl Plane? welche Plane?“

„Erſt Geld, dann Verrath!“

„Zum Teufel! Ich habe kein Geld bei mir.“

„Sie haben ja einen Ring, eine Uhr, ſilberne Schuhſchnallen. Ich nehme Alles.“

„Das würde auffallen!“

Der Amtmann läutete.

Ein Gerichtsdiener erſchien.

„Parmeſan-Waſtel,“ ſagte der Amtmann, „da bring' Er meiner Frau dieſen Schlüſſel, und ſage Er ihr, ſie möchte mir aus der Caſſe ſechzig Gulden ſchicken.“

Der Gerichtsdiener ging.

„Nun äußere Er ſich; Er ſieht ja, daß ich Ernſt mache.“

„Ich mache auch Ernſt; erſt das Geld, dann die Worte.“

„Eines kann Er mir indeß ſagen; wo hält ſich denn der Zeininger jetzt auf?“

„Weit von hier!“

„Was Er ſagt!“

„Tief in Ungarn.“

„Wie tief?“

„Den Ort weiß ich nicht, aber er und die Bande, bei welcher er iſt, haben lange Arme.“

„Ich habe geglaubt, blos lange Finger.“

„O, die Bande iſt verzweigt bis hierher.“

„Da ſchau' ein Menſch!“

Der Gerichtsdiener trat wieder ein, überbrachte die ſechzig Gulden und den Schlüſſel.

»Marſch hinaus vor die Thüre,« commandirte der Amtmann und der Diener ging.

»Hier iſt das Geld,« ſagte der Amtmann.

Der Arreſtant nahm es zu ſich.

»Jetzt will ich geſtehen,« ſagte er. »Schreiben Sie ſelbſt, oder laſſen Sie Ihren Actuar kommen? Es wird beſſer ſein, daß ein Actuar ſchreibt, Sie beobachten ſodann die Form.«

»Er redet ja, als wenn er ſelbſt ſchon bei dem Criminalgerichte practicirt hätte.«

»Wenn man fünfunddreißig Mal verhaftet, ſiebenzehn Mal ſchwer beſtraft wurde, erlangt man eine Praxis ohne Gleichen, eine Geſchäftskenntniß wie ein Rath.«

Der Amtmann hatte mittlerweile nach ſeinem Actuar geſendet.

»Fünfunddreißig Mal arretirt, ſiebenzehn Mal ſchwer beſtraft,« wiederholte der Amtmann, »er muß ein abenteuerliches Leben geführt haben.«

»Ja, und einmal wurde ich ſogar zum Tode verurtheilt, ich ſtand ſchon unterm Galgen, und Sie fragen mich, ob ich den Freimann kenne?!«

»Wenn ich Ihn frei laſſe, ſo beſtellen wir uns irgendwo zuſammen. Er muß mir ſeine Lebensgeſchichte erzählen.«

Jetzt kam der Actuar.

»Herr Bretzenbart,« ſagte der Amtmann, »unſerm Markt widerfährt eine große Ehre! — Dieſer rechtſchaffene Mann will geſtehen. — Setzen Sie ſich hin, Herr Actuar. Schneiden Sie ſich erſt morgen die Federn, Herr Bretzenhart, und legen Sie übermorgen das Papier zuſammen, heute iſt keine Zeit zu verlieren.“

„Ich brenne vor Begierde, endlich ein Geſtändniß zu ſchreiben. Ich habe noch nie eines geſchrieben. Dictiren Sie, Herr Amtmann.“

„Ich dictire ſelbſt,“ verſetzte der Arreſtant.

„Ich heiße Lorenz Eiſenriegel, von Waidhofen an der Ybbs gebürtig, katholiſch, ledig, vierzig Jahre alt.“

„Hat er ſchon einen Anſtand gehabt?“ fragte der Amtmann.

„Niemals.“

„Aber wenn er ſchon unterm Galgen geſtanden?“

„Ei, das iſt ja kein Anſtand, das iſt ja höchſt unanſtändig. — Schreiben Sie fünfunddreißig Mal in Unterſuchung, ſiebenzehn Mal zu Kerkerſtrafen und ein Mal zum Tode verurtheilt, aber wegen zu großer Jugend pardonirt.“

„Wegen ſeiner Jugend?“

„Ja, ich fing mit ſechzehn Jahren gleich mit einem Todtſchlag an; wegen ſechs Groſchen hab' ich einen Juden mit einem Ziegelſtein — doch vorbei iſt vorbei. Später beſſerte ich mich und raubte blos ohne Mord.“

„Höchſt abenteuerlich, romantiſch und ſelbſt ſchauerlich!“ rief der Amtmann aus, und rieb ſich vergnügt die Hände. „Weiter! Weiter!“ ſagte er.

„Vor drei Wochen ſtieß ich im Bakonyer Walde zu Zeininger. Er und ſein Hauptmann ſpielten gerade in einer hohlen Eiche mit einander Schach. — Ich näherte mich ehrfurchtsvoll mit dem Hute in der Hand. Ein vacirender Räuber, ſagte ich, bittet um eine kleine Unterſtützung! Ah, rief der Hauptmann, Lorenz Eiſenriegel, der dümmſte der gegenwärtigen wirklichen Armenſünderbruderſchaft. Wie kommſt Du hierher? — Ich erzählte ihm meine Drangſale. — Nehmt mich auf, bat ich, ich habe keinen Unterſtand, keine Beſchäftigung, ich weiß nicht, wo ich mein Haupt hinlegen ſoll. — Du biſt nicht zu brauchen, herrſchte mir der Hauptmann zu. Du läßt Dich bei jedem Rübendiebſtahl ertappen! — geh zum Teufel! mit Dir hat man nur Unglück! — Ich flehte; endlich ſagte Zeininger: »Wenn er bei uns nichts lernt, ſo lernt er nie etwas! — Er ſoll ein Probeſtück machen. — Ich habe eine Commiſſion für ihn.

»Meine Freunde in Wien,« fuhr Zeininger fort, »ſchreiben mir von meiner Agnes die entſetzlichſten Dinge; ſie liegt krank in Fiſchamend und ihr Doctor wirbt um ihre Hand. — Eiſenriegel, Du mußt nach Wien, dem Freimanne über den ſaubern Doctor einen Brief, den ich ſchreiben werde, zuſtellen, dann nach Fiſchamend, dem Doctor auflauern, und kannſt Du ihn nicht aus der Welt expediren, ſo mache ihn wenigſtens zum Krüppel; ich werde dem Kerl lehren, in meinem Liebesgarten Blumen pflücken zu wollen! »Ich that wie mir geheißen, beſorgte Alles genau, aber es ſchlug fehl! — »Biſt Du aber tölpiſch, wie bisher,« ſetzte Zeininger hinzu, »mißlingt Dir Alles, wirſt Du etwa ertappt, ſo trag ich Dir deine Dummheit noch lange Jahre nach und erſchieße Dich, wo ich Dich finde. Kannſt Du meiner Agnes zurufen, daß ſie dennoch Zeininger's Weib werden muß, ſo erhältſt Du dreißig Gulden bei der Zurückkunft und eine lebenslängliche Anſtellung bei der Bande.«

»Alſo Zeininger gibt Agnes nicht auf?«

»Nein, und jetzt will ich die Hauptſache entdecken. Zeininger will nämlich am Peter- und Paulstag perſönlich kommen. Agnes beſucht alle Jahre in Horn die Schweſter ihrer Mutter. Dort ſoll ſie überfallen und geraubt werden. So — jetzt weiß das hohe Gericht Alles, jetzt bitte ich mir die Ketten abzunehmen und mir meine Freiheit zu geben!«

»Kann Delinquent dieſe Ausſage beſchwören?«

Der Actuar ſtieß den Amtmann an:

»Aber ich bitte Sie doch,« ſagte der Actuar leiſe: »Ein Arreſtant in Ketten, und ein Eid, den er ſchwören ſoll!«

»Es iſt wahr! Ich dachte nicht daran!«

Der Amtmann klingelte.

»Dem Delinquenten werden die Eiſen abgenommen,« ſagte er. »Er hat nur ſein Protocoll zu unterzeichnen und dann geht er frei aus.«

Eiſenriegel war frei. Er wollte gehen.

»Noch eine gute Lehre,« ſagte der Amtmann. »Bleibe Er auf dem Wege der Tugend; ſtelle Er nicht das Geringſte an, und laſſe Er ſich nie mehr erwiſchen. Ich glaube, Er hat genug Lehrgeld gegeben. Wenn Er in meine Nachbarſchaft kommt, beſuche Er mich, und erfährt Er, daß wir am Peter- und Paulitag den Zeininger bekommen haben, ſo gib Er mir die Ehre auf einen Löffel Suppe zu Mittag. Der Herr Actuar ſpeiſt auch bei mir.«

Eiſenriegel verneigte ſich und gewann das Weite.

»Haben wir einen Fang gemacht!« rief der Amtmann und umarmte voll Freude den Actuar. »Geben Sie Acht, Bretzenbart,« fuhr der Amtmann fort, »mich läßt die Oberbehörde nicht mehr in Fiſchamend; — ich komme nach Wien, ich werde Landesgerichtsrath, und Sie, Bretzenbart, erhalten meine Stelle und nehmen eine meiner Töchter zur Frau!«

»Aber wie haben Sie es gemacht, daß Eiſenriegel ſo willfährig geſtand? Geſtern war er noch ſtockhaarig; er ſprach nicht einmal.“

„Freundchen,“ ſagte der Amtmann ſelbſtgefällig, „vergeſſen Sie nicht meinen Scharfſinn, meine langjährige Praxis; ich bin ja abgedrehter als ein Dieb und Conſorten! — Jetzt müſſen Sie mit in den Kreis meiner Familie; Frau und Kinder, Doctor und Scharfrichter und Agnes müſſen unſere Triumphe theilen! Heute noch geht dieſes Verhör und mein Bericht an die höchſte Inſtanz nach Wien, und auf Peter und Paul haben wir den ruchloſen Banditen. Und durch wen fällt er? Durch meine Erhebung! Steigen, Purzeln, Menſchenſchickſal! — Ich ſteige, er ſtürzt; — das Schaffot iſt der Fußſchemmel, auf dem ich zu den höchſten Würden empor klimme! Kom[illegible] Sie!“

VI.

Nach der einmal ausgeſprochenen Liebeserklärung des Doctors war die Bahn gebrochen, welche ihn auf den Weg zu Agnes' Herzen führen ſollte. So lange Agnes gefährlich und häufig in Fieberträumen darnieder lag, verrieth er ihr aus zarter Schonung ſeine Neigung mit keiner Sylbe, nun erſchien ihm die Geliebte ſtark genug, ſeine Bewerbungen anzunehmen.

Durch die auffallende Theilnahme, welche Agnes ihm bewies, als Albert durch einen Streifſchuß verwundet wurde, durch die Freude, die ſie äußerte, als die Verwundung für eine höchſt unbedeutende erkannt, glaubte er ſchon am Ziele zu ſein, aber er irrte. Agnes verweigerte ihm ernſt und beſtimmt jede Hoffnung, und wiederholte ihm, was ſie ihm ſchon einmal geſagt, daß ſie ſich in ein Kloſter begeben und von der Welt nichts mehr wiſſen wolle.

Der Amtmann, in der Meinung, daß die Ausſagen des Unbekannten ſeinen Ruf erhöhen würden, erzählte ganz ruhmredig, was er zu Protocoll genommen.

Agnes benützte dieſe Mittheilung, um den Doctor von ſeinen Beſtürmungen auf ihr Herz abzubringen.

„Albert,“ ſagte Agnes, „ich beſchwöre Sie, geben Sie mich auf, entſagen Sie mir: Sie würden ſich und mich unglücklich machen. — Sie haben bereits die entſetzliche Wahrnehmung bemerkt, daß Sie gegen einen Feind zu kämpfen haben, deſſen Gefährlichkeit und Verwegenheit keine Grenzen kennt. Er wird Sie entweder tödten laſſen oder ſelbſt tödten, denn was liegt ihm an einem Menſchenleben, ihm, dem entſetzlichen Verbrecher, der da weiß, daß er nur ein Mal ſterben kann, ob er nun einen oder ein Dutzend Menſchen hingeſchlachtet.“

„Ich fürchte ihn nicht,“ erwiederte Albert; „ich bin nun gefaßt auf die Streiche ſeiner Rache; zudem bin ich es nicht allein, der auf ihn fahndet, die tauſendarmige Juſtiz eilt zu meiner Hilfe herbei.“

„Wenn die Juſtiz ſo beſchaffen iſt, wie bisher, wenn es noch mehrere ſolcher Amtleute gibt, wie in Fiſchamend Einer hauſet, Amtleute, welche ſelbſt Diejenigen frei ausgehen laſſen, die einen Mordverſuch wagen; wenn ſolche Juſtiz ſich begnügt, ſich auf die widerſinnigſte Weiſe von einem Gauner belügen zu laſſen, dann hat man von einem ſolchen Arme der Gerechtigkeit keinen Beiſtand zu erwarten.“

„Es war ein Schwabenſtreich ohne Gleichen, den Burſchen nicht wenigſtens noch vierundzwanzig Stunden feſtzuhalten, um von Ihnen oder Ihrem Großvater zu erfahren, ob es denn auch wahr ſei, daß Sie alle Jahre am Peter- und Paulstage Verwandte in Horn zu beſuchen pflegen.“

„Ich kenne Niemand in Horn und bin überhaupt nie aus meines Großvaters Haus gekommen, als das eine Mal durch meine Verhaftung und die Entführung Richard Schweighofers.“

„Mag die Juſtiz in Wien und auf dem Lande bisher gehandhabt worden ſein, zur Schmach der Geſetze, zum Nachtheil der öffentlichen Sicherheit; von nun an wird dies anders ſein. Ich weiß es von dem baieriſchen Miniſter, bei dem ich als Arzt angeſtellt bin, daß die Kaiſerin Maria Thereſia die Juſtiz in ganz andere Hände gelegt, und Sonnenfels durch ſeine Schriften erwirkt, daß ſchon jetzt eine Polizei gebildet iſt, bei der es den Verbrechern beinahe unmöglich wird, ihre Frevel mit der bisherigen Frechheit zu verüben. Wenn Sie mir Ihre Hand am Altare reichen, wenn ich Sie als mein geliebtes Weib heimführen kann, ſo wird uns gegen jeden Angriff eines Meuchelmörders das Haus des baieriſchen Geſandten ſchützen.“

„Ich kann nie Ihre Gattin ſein. Ich habe den feſten Vorſatz gefaßt, eine Braut Chriſti zu werden; beſtürmen Sie mich nicht weiter, guter Albert, wenn ich Ihnen werth bin.“

„Ich will Sie nicht beſtürmen, auch iſt Ihre Geſundheit nicht ſo feſt, um irgend eine heftige Gemüthsbewegung ohne nachtheilige Folgen zu ertragen; nur geſtatten Sie mir, Sie noch zu fragen, wenn Sie jenen, mich zur Verzweiflung bringenden Vorſatz nicht gefaßt hätten, würden Sie mir Ihre Hand reichen?“

»Ich habe mich mit der Kirche verlobt und kann keiner weltlichen Bewerbung mehr Gehör geben.«

»Welchem Kloſter haben Sie ſich verlobt?«

»Dem Kloſter der »Siebenbüchnerinnen.«

Albert brach nun das Geſpräch ab, bat Agnes um Verzeihung, daß er ſie durch ſeine neue Bewerbung in ſichtbare Aufregung verſetzt, und kam nun auf den noch immer leidenden Zuſtand der Kranken. Er ſprach davon, daß Agnes am andern Tage den Verſuch wagen möge, von ihrem Leidenslager auf eine kurze Zeit aufzuſtehen, vorausgeſetzt, fügte er hinzu, daß ſie ſich hiezu ſtark genug fühlen würde.

Hierauf verließ Albert ernſt und ſchweigend die Krankenſtube.

Agnes ſank in die Kiſſen ihres Bettes zurück.

»Ich habe ihn tief gekränkt,« ſagte ſie, »ich fühle es wohl, aber kann ich denn anders? — Habe ich mir nicht ſelbſt die ſchrecklichſte Buße auferlegt, eine Buße, welche mir um ſo härter erſcheint, als ich ihn wirklich liebe? Dennoch breche ich mein Gelübde nicht! — Als ich beinahe mit dem Tode ringend im heißen Gebete zur heiligen Jungfrau um mein Leben flehte, nicht meinetwegen, — ich wäre freudig hinübergegangen — aber meines theuren Großvaters wegen, dem das Herz brechen müßte, würde er mich verlieren; da wiederholte ich mein Gelübde noch ein Mal, ernſt, feierlich, und die heilige Jungfrau hat mein Gebet erhört; ich lebe wieder auf und gehe mit jedem Tage, meiner Geſundheit mehr entgegen; endlich lenkte die heilige Jungfrau das Herz meines Großvaters, daß er mir kein Wort des Vorwurfs ſagte, als ich ihn wieder ſah, und dieſes erſte freudige Wiederſehen mir meine volle Geneſung brachte. — Ich bleibe alſo dabei," — ſie erhob ſich jetzt im Bette und betonte mit ſtarker Stimme: „daß ich mein Gelübde nicht breche, und wenn ich darüber enden ſollte, ich beſtimme mich dem Kloſter!"

„Was haben Sie," ſagte eine der Witwen, die jüngere, welche im Nebenzimmer beſchäftigt war und Agnes erplötzlich laut ſprechen hörte, „was haben Sie, warum erheben Sie Ihre Stimme ſo laut? Heiliger Gott! haben Sie mich erſchreckt! Ich wollte ſchon wieder den Doctor zurückrufen, weil ich feſt der Meinung war, Sie fantaſirten ſchon wieder! Und was ſprechen Sie vom Kloſter? Sie werden ſich doch nicht lebendig vergraben wollen? Sie, welcher Gott ein neues Leben geſchenkt hat? Ach, mein Himmel, Sie weinen ja, weshalb weinen ſie denn? Sie bekommen ja den Doctor Albert Oertler zum Gatten; meine Mutter und ich haben es gehört, wie Sie mit einander darüber ſprachen; der Großvater und der Doctor wähnten ſich ganz unbelauſcht, aber wir horchten! Und viel Vermögen bekommen Sie mit, mancher Freiherr hat nicht ſo viel Geld, wie dieſer Freimann, und der Doctor hat eine Mutter, welche nicht ärmer iſt als Ihr Großvater! Mit ſolchen Reichthümern wollen Sie nun der Welt entſagen?"

„Ach, das iſt Alles irdiſch!" erwiederte Agnes. „Mein Herz hängt nicht an Geld und Gut!"

„Ja, lieben Sie denn Herrn Albert nicht —?"

„Ich darf ihn nicht lieben!"

„Lieben Sie vielleicht einen Andern?"

„Ich gehöre dem Himmel!"

„Dagegen habe ich nichts einzuwenden; ich gehöre ebenfalls dem Himmel an, und würde dereinſtens ein ſchöes Geſchrei erheben, wenn ich nicht in den Himmel käme. Oder glauben Sie vielleicht, daß Diejenigen verdammt ſind, welche keine Nonnen werden? Da ſind Sie im Irrthum! Fragen Sie unſern Herrn Pfarrer, der wird Ihnen dies gut auseinander ſetzen. Der Menſch kann überall fromm ſein und ein Gott gefälliges Leben führen, im Gegentheile, unſer Herrgott rechnet Einem das höher an, wenn man ſchön und jung iſt, in der Welt ehrbar bleibt und tauſend Anfechtungen widerſteht, als wenn man ſich einſperrt und nie in eine Gefahr begibt. Es iſt keine Kunſt, tugendhaft zu bleiben, wenn keine Verführungen möglich ſind.«

»Und bei einem ſolchen Vermögen,« fuhr die junge Witwe fort, »das Sie und der Doctor zuſammenbringen, was können Sie da alles Gutes und Wohlgefälliges ſtiften! Sie können eine Kirche bauen, ein Spital für Arme gründen, fromme Kinder erziehen laſſen. Iſt dies nichts?«

»Mit dem Vermögen meines Großvaters kann ich dereinſt auch im Kloſter Gutes leiſten.«

»Ja, wenn es Ihnen der Großvater vermacht! Aber da irren Sie ſehr! Auf Ihre Kloſtergedanken geht er nicht ein: er hat es ſchon dem Doctor merken laſſen. Dann ſagen Sie mir, aus welchem Grunde wollen Sie denn eine Nonne werden? Wegen dem Ungethüm Zeininger? Da müßte ich auch eine Nonne werden, mir hat der Zeininger auch gefallen. Oder, weil der Zeininger ein verworfener Menſch iſt? O, meine liebe Agnes, wenn in der Welt alle Frauenzimmer ins Kloſter gehen wollten, welche mehr oder minder verworfene Männer kennen lernten, da würden wenig Weiber auf der Welt herum gehen. Dies iſt meine Anſicht, jetzt möcht' ich die Ihre hören.«

»Ich habe ein Gelübde gethan.«

»Sind Sie ſchon eingekleidet?«

»Das gehört nicht hierher!«

»So? Weshalb gewährt denn das Kloſter eine gewiſſe Zeit, bis Sie Nonne werden können? Weshalb geſchieht denn dies? Blos nur darum, damit ſich Niemand übereile, damit kein ehrliches Herz in ſpäteren Tagen von Reue und Vorwürfen zerfleiſcht werde! Ich beſchwöre Sie, reden Sie doch mit dem Herrn Pfarrer. Indeß, wenn Ihnen kein Menſch Ihren Vorſatz aus dem Kopfe bringt, auch der Herr Pfarrer nicht, ſo ſag' ich Ihnen, daß Ihr Entſchluß Ihrem Großvater das Leben koſtet und dem Doctor vielleicht auch, dann haben Sie gewiß alle Nacht eine gute Geſellſchaft in Ihrer Zelle, wenn Ihnen die Ge[illegible]ſter Derjenigen erſcheinen, welche Ihr Starrſinn unter di Erde gebracht hat.«

Der alte Hartmann kam nun in das Zimmer ſeiner Enkelin.

»Wie befindeſt Du Dich, liebe Agnes?«

»Schlecht,« antwortete die Wärterin. »Es hat ſich ſchon wieder ein Fieber eingeſtellt. Ich werde meine Mutter bitten, daß ſie der Jungfrau neuerdings Sauerteig auf die Fußſohlen lege. Der Herr Doctor will die Patientin morgen aufſtehen laſſen; ich werde mich dieſer Anordnung widerſetzen. Die Jungfrau phantaſirt ſchon wieder! Jetzt ſpricht ſie in Einem fort vom Kloſter — vom Kloſter! Nun meinetwegen, reden mag ſie davon, daß ſie nicht hinein kommt, dafür wird der Großvater ſorgen.«

»Ich?« entgegnete der Freimann, »ich habe mir's überlegt; ich widerſetze mich nicht den Wünſchen meiner guten Agnes. Hat ſie Beruf, Nonne zu werden, ſo würde ich Unrecht handeln, ſie in ihrem Vorſatze zu ſtören. Geneſe nur erſt, mein gutes Kind, dann führe ich Dich ſelbſt zur Aebtiſſin und bitte ſie, daß ſie Dich aufnimmt. Und in welchem frommen Kloſter wünſcheſt Du aufgenommen zu werden?«

»Im Kloſter der »Siebenbüchnerinnen.«

»Gut, mein Kind, wir wollen deinen Arzt morgen fragen, wie lange Du noch auf dem Lande, hier im Hauſe der freundlichen Amtmannsfamilie zubringen mußt, dann wollen wir einen Beſuch in den heiligen Mauern vornehmen.«

»Ich falle in Ohnmacht!« rief die Wärterin aus. »Alſo auch Sie ſind einverſtanden? Dieſes junge Blut erbarmt Ihnen nicht? Sie haben ja Niemand mehr auf der Welt, als dieſes Kind! Wer wird Ihnen denn einſtens die Augen zudrücken?«

»Wenn Agnes in Ihrer ſtillen Zelle für mich betet, werde ich ruhig einſchlafen und dort, wo es kein Kloſter, keine finſtern Mauern gibt, die mich von meinem Kinde trennen, werden wir uns wiederſehen!«

Dem alten Manne traten Thränen in die Augen.

Er ging eilig zur Thür hinaus.

»Großvater!« rief Agnes tief bewegt.

»Den alten Mann kann der Schlag treffen!« ſagte die Wärterin. »Ich will ihm nachgehen! Glauben Sie, es ſei Gott wohlgefällig, daß Sie in Ihrem Eigenſinne, in Ihrem Wahne, in Ihrer Verblendung das Theuerſte, das Sie auf der Welt beſitzen, ſo mißhandeln? Warten Sie, jetzt ſende ich Ihnen meine Mutter, die wird Ihnen Dinge ſagen, daß Sie recidiv werden ſollen!«

VII.

Das Bierhaus zum guten Hirten auf der Fiſcherſtiege kam ſeit der Zeit, als man in Wien wußte, daß Zeininger auf ſeiner Flucht als Huſar verkleidet hier eingekehrt, immer mehr in die Mode. Der Wirth mußte auch das erſte Stockwerk ſeinen, in großer Anzahl herbeiſtrömenden neuen Gäſten einräumen, welches in der damaligen Zeit kein geringes Aufſehen machte, da die erſten Stockwerke durchaus nur zu Wohnungen verwendet wurden, eine Einrichtung, die heut zu Tage noch beſtehen ſollte, weil es ohnehin der bequem liegenden Quartiere allzu wenig gibt.

Das erſte Stockwerk diente zu einer Art Speiſeſaal. Doppler, der Wirth, ließ denſelben ſehr propre herſtellen. Er ſpendirte einen Spiegel in einem ſchwarzen Rahmen, eine Hänguhr und vier Wandleuchter, auf welchen je zwei ſogenannte »gegoſſene Kerzen« brannten; in der Mitte der Stube hing ein »Luſter«, ebenfalls mit gegoſſenen Kerzen geſchmückt, reine Unſchlittbeleuchtung, weil »Wachs,« wie der ſelige Tanzmeiſter Paurl behauptete, »ſtinke«.

Der Student, nunmehriger Secretär Sonnenfels, Eduard Stiegler, war die Hauptperſon in dem neu eröffneten Bier-Salon. Er bildete hier eine literariſche Geſellſchaft, in welcher ſich Johann Rautenſtrauch, Joſeph Franz Ratſchky, Leopold Haſchka, Alois Blumauer und ein Dutzend anderer lyriſcher und Theaterdichter einfanden; es war ein Kreis aufgeweckter Köpfe und das »Extrazimmer« des erſten Stockes im »guten Hirten« ganz gewiß die »Ludlams-Höhle« zu Maria Thereſias Zeiten; es ging nämlich damals bei dem Wirthe Doppler eben ſo luſtig her, es wurden eben ſo brillante Witze losgelaſſen, eben ſo viele Poſſen getrieben und dabei eben ſo viel Geiſtvolles gedichtet und vorgeleſen, als ſpäter in Wien in der Ludlams-Höhle, im Bierhaus zum Haidvogel, in welchem Caſtelli, Deinhardſtein, Jeitteles, Biedermann, der unvergleichliche Saphir u. ſ. w. die unſterblichſten Witze ſchufen.

Um ſich die Plebejer des Erdgeſchoſſes vom Halſe zu ſchaffen, welche anfänglich als Stammgäſte dem Studenten nachziehen wollten, beſtimmten die Dichter, daß Jeder, welcher in ihrem Kreiſe von Räubern, Mördern, Scharfrichtern, Freiknechten, von Torturen, Hinrichtungen u. ſ. w. ſprechen ſollte, vier Groſchen Strafe zu erlegen hätte; dies verurſachte, daß die Spießbürger alle das Extra-Zimmer im erſten Stocke wie ein Peſt-Spital mieden und den Studenten verwünſchten, der von ihnen abtrünnig geworden war.

Am meiſten ärgerte ſich der Fiſchhändler Höpfinger über die gelehrte Geſellſchaft. »Wenn ſie nicht von armen Sündern ſprechen, jetzt in dieſer Zeit, wo es ſo viele gibt, die gerädert, geköpft und gehängt werden, in der Zeit, in welcher tauſend Geſchichten von dem entſprungenen Räuber Zeininger circuliren, wenn ſie da oben nicht von ſolchen wichtigen Dingen reden, von was reden ſie denn ſonſt? — Herr Doppler,« wendete ſich Höpfinger an den Wirth, »Sie gehen ja ab und zu bei dieſen Herren, Sie bedienen ſie ja, ſo zu ſagen eigenhändig, geben Sie doch an, von welchen Gegenſtänden discurirt denn das dumme Volk, das ſich hier einniſtete, und wie vertreibt es ſich denn die Zeit?«

»Ja, wenn ich das verſtünde, was die Herren ſprechen,« antwortete der Wirth, »ſo gäbe ich viel darum. Der Herr Blumauer iſt beſonders luſtig, ich bemerke ſeine Luſtigkeit aus dem Gelächter der Andern und alle meine Speiſezettel ſchreibt er mit Verſen an; er macht die Verſe ſo ſchnell, wie meine Frau die »Fleckerln« für die Suppen ſchneidet, und vortrefflich müſſen dieſe Verſe ſein, weil Alles in lauten Beifall ausbricht, wenn er ſeine Verſe vorlieſt.«

»Der Blumauer iſt ein Eſel, wie die Andern,« zürnte der Fiſchkäuſler; »und das iſt noch ein milder Ausſpruch; aber ich zahle die hochmüthigen Federfuchſer doch noch aus, und zum Geſpötte der ganzen Stadt müſſen ſie mir werden.«

»Und wir halten Alle mit,« ergänzte der Baumeiſter, »wenn es darauf ankommt, den Studenten und ſeine Cameraden zu ärgern, ſind wir Alle dabei! Verläufig ſagen Sie den Herren da oben, ſie möchten ſich nur hübſch in Acht nehmen vor uns und beſonders höflich danken, wenn wir ſie grüßen, ſonſt ſchlagen wir ihnen die kleinen »Dreiſpitze«, die ſie tragen, ſo ſicher von den Köpfen, als die Dinger, worauf die Dreiſpitze ſitzen, eigentlich gar keine Köpfe ſind.«

»Ja, ja, das thun wir!« riefen Alle, »und nun, Herr Wirth, dies nur hübſch ausrichten, was wir beſchloſſen haben,« donnerte der Fiſchkäuſler, »ſonſt gehe ich hinauf und brülle ihnen die Sentenz zur Thüre hinein.«

»Und jetzt die Hauptſache!« hub Altmeyer, der Meſſerſchmied an; »ich ſetze den Fall, Zeininger, von dem man weiß, daß er ſich in tauſend Verkleidungen in Wien herumtreibt, von dem der Herr Stadtbaumeiſter Wenger behauptet, daß er ihn in der Roßau in der Dämmerung begegnet hat —«

»Ja, ich laſſe mir dies nicht nehmen,« erwiederte Wenger, »es war ſein ganzes Geſchau.«

»Ich ſetze den Fall,« fuhr der Meſſerſchmied fort, »daß Zeininger, der ſehr gut weiß, daß wir von ihm gerne ſprechen, wieder einmal die Luſt hätte, nach Mitternacht hieher zu kommen und uns mit ſeinem Zutrauen zu beehren, ſo kommt er jetzt gewiß nicht mehr fort, jetzt iſt ihm der »gute Hirt« ein böſes Zeichen, denn die G'ſtudirten im erſten Stocke muß er meiden, dieſe verläugnen ihn, ja, ſie wären im Stande ihn zu verfolgen, feſtzuhalten, auszuliefern, ein ſolches Genie von einem Räuber, gegen welchen der »ſchwarze Peter« ein armer Narr iſt.«

»Hat der Zeininger ſchon wieder etwas Großartiges unternommen?« fragte Höpfinger.

»Freilich,« antwortete Wenger. »Haben Sie's denn nicht gehört, was er in Erdberg bei der »ſchönen Sclavin« für einen Genieſtreich ausgeführt hat. In das benannte Wirthshaus kommt täglich der Richter, ein äußerſt ſtrenger Mann, und ſo oft von Zeininger die Rede war, rief er: »nur dumme Leute fürchten den Kerl und laſſen ſich von ihm beſtricken und beſtehlen, mir ſollte er unterkommen!« Dieſe und ähnliche Reden wiederholte der Richter oft. Vorgeſtern kommt der Richter wieder zur »ſchönen Sclavin«, ſchwört hoch und theuer, daß ihm der Zeininger nichts anhaben könne; da ſteht plötzlich ein Gaſt von einem Nebentiſche auf, ſieht den Richter ernſt an und fragt: »Herr Richter, wie viel haben Sie auf Ihrer Sackuhr?« der Richter will gefällig ſein und ſogleich auf ſeine Uhr ſehen. Was zieht er hervor? Einen runden Kieſelſtein ſtatt der Uhr und darauf ſtand geſchrieben: »Einen ſchönen Gruß von Zeininger!« Alles war wie verzaubert; als man nach dem Fremden ſich bekümmerte der da gefragt: »wie viel haben Sie auf Ihrer Uhr?« ſo war er verſchwunden. — Zeininger ſelbſt war der Fremde.«

»Mit dieſer Geſchichte,« mahnte der Fiſchkäufler, »gehen Sie hinauf, Herr Wirth, in den erſten Stock und erzählen Sie ſie den dummen Freigeiſtern und richten Sie dabei Alles aus, was wir hier geſagt. Dazu haben Sie jetzt die beſte Gelegenheit.«

»Ich werde mein Glück probiren,« verſetzte Doppler und ging hinauf in den erſten Stock.

Nun wußte ein Jeder der Gäſte etwas von Zeininger zu erzählen.

Der Eine hatte Dies gehört, der Andere Jenes; bald erſchien Zeininger den Bauern in Grinzing, bald ſaß er in Milano's Caffeehaus am Kohlmarkte und ſpielte Karten mit den Gäſten, bald ſpeiſte er bei einem Pfarrer, bei einem Doctor, kurz es wurden Abenteuer aufs Tapet gebracht, welche theils komiſch, theils ſchauerlich waren; auch die Viſite Zeiningers in Fiſchamend wurde beſprochen und des Räubers Schlauheit, Feinheit und Geiſtesgegenwart laut gelobt.

»Wenn er nur noch einmal hieher käme!« ſeufzte Höpfinger, »nur noch einmal möchte ich ihn ſehen! Fürchten würde ich ihn nicht, ſo wie ihn Keiner von uns zu fürchten hätte, wir ſind ja alle ſeine guten Freunde.«

Da trat plötzlich ein Mann in die Gaſtſtube.

Er hatte den Kragen ſeines Ueberrocks (Kirée nannte man damals dieſe Röcke) bis über die Ohren geſchlagen; ein dreieckiger Hut hing in breiten Krempen herunter, und ein dickes Tuch deckte ſeine Wangen.

»Bier, viel Bier!« brüllte er dem Kellnerjungen zu; »Durſt, viel Durſt!« ſetzte er bei und warf einen harten Thaler dem Jungen zu, der ſich ſcheu vor dem Fremden neigte.

Es fiel ſogleich auf, daß der Fremde ſich auf den nämlichen Platz hinſetzte, auf welchem Zeininger als Huſar ſich hingepflanzt, aber der Blick des Fremden war kein ſcheuer, ſondern ein feſter, man konnte ſagen, ein frecher Blick, er meiſterte die Geſellſchaft und faßte namentlich Wenger und Höpfinger ins Auge.

»Nun, was ſoll das, Ihr Herren!« wendete ſich der Fremde an die Geſellſchaft, »wie kommt es, daß Sie alle ſchweigen? Als ich da Außen zuhörte, war das Geſpräch ſehr lebhaft und nun verſtummt Alles; ein ſolches Benehmen könnte mich beinahe beleidigen.«

»Wir ſprachen von — von — von — « verſetzte der Fiſchkäufler und nahte ſich ehrfurchtsvoll dem neuen Ankömmling, ſeinen Krug Bier gaſtfreundlich ihm darbietend.

»Ich bedarf Ihres Bieres nicht!« rief der Fremde mit rauher Stimme. »Von wem Sie ſprechen und was Sie ſprechen, können Sie mir ſagen, wenn Sie nicht feig ſind, wie die kleinen Buben in dem Augenblicke als der »Nikola« unter ſie tritt.«

»Wir können es ja wiederholen, was wir geſprochen,« verſetzte der Schneider Walſer ganz beherzt. »Von Zeininger, dem kühnen Räuber ſprachen wir, und ein Jeder von uns erzählte von ihm eine intereſſante Geſchichte.«

»Welche wir Alle bewunderten,« ſetzte der Fiſchkäufler hinzu.

»So!« erwiederte der Fremde. »Will's glauben! — Wie viel Uhr iſt es denn jetzt?«

»Herr Gott, der hat bereits unſere Uhren expedirt!« ſprach der Stadtbaumeiſter leiſe.

Alle griffen mechaniſch nach ihren Uhren, um zu unterſuchen, ob ſie nicht verſchwunden.

»Wie viel Uhr es iſt, will ich wiſſen!« donnerte der Fremde. »Haben denn die Herren keine Uhren?«

Der Schneider fand die ſeine im Sacke, zog ſie hervor und rief:

»Es iſt gleich Mitternacht!«

»Wird man noch immer hier abgeſchafft, wenn es zwölf Uhr geſchlagen?« fragte der Fremde.

»Nach Umſtänden!« erwiederte Höpfinger. — »Wenn der Stadtwachtmeiſter Rieſler hier eine Maß Bier bekommt, ſo laßt er uns bis Eins ſitzen.«

»So bezahlen Sie ihm heute zwei Maß Bier, mir zu Ehren, verſtehen Sie —« meinte der Unbekannte.

»Mit Vergnügen!« verſetzte Höpfinger.

Der Stadtwachtmeiſter trat ein.

Sechs Mann mit Hellebarden folgten ihm.

»Heilige Walburga!« ſtöhnte der Stadtbaumeiſter, »wenn ſie ihn erkennen, ſo iſt er verloren.«

Der Fiſchkäufler zitterte ſtatt des Fremden.

»Vier Maß Bier!« ſtammelte er, »vier Maß Bier für Herrn Rieſler und die Mannſchaft!«

»Und zwölf Dutzend Würſteln für Rieſler und ſeine Leute,« ſagte der Fremde und warf noch einen Thaler hin.

»Für mich aber ein Stück Kreide!« ſetzte der Fremde hinzu, »und daß Keiner hieher blicke, ſo lange ich ſchreibe und im Zimmer bin.«

Der Kellnerjunge reichte die Kreide dar.

Der Fremde ſchrieb; doch was er ſchrieb, wollen wir unſern Leſern ſpäter erzählen.

VIII.

Einer der verwegenſten Einbrüche geſchah in Wien am 28. Mai 1772.

Der Dieb oder die Diebe mußten mit der Einrichtung des Hauſes und beſonders der Wohnung, in welcher der freche Raub geſchah, ſo bekannt geweſen ſein, als wenn ſie Jahre lang darin geweſen wären.

Das Haus zum „Todtenkopf“ bei dem alten Geigenmacher, welchen die Leſer bereits kennen, wo der Einbruch geſchah, hatte eine ſehr finſtere Stiege; ſie war am hellen Tage äußerſt ſchwer zu erklimmen, zur Nachtzeit, bei der damals beſtandenen ſchlechten Stiegenbeleuchtung — es wurde in jener Zeit überhaupt keine Stiege beleuchtet, da ſich faſt Jedermann mit einer Blendlaterne verſehen mußte — konnte die Treppe im „Todtenkopf“ nur ein Menſch beſteigen, der ſie wenigſtens ſchon hundert Mal betreten hatte. Dazu zierte jedes einzelne Quartier ein ſtarkes, eiſernes Gitter; die Schlöſſer an denſelben waren ſogenannte „Vexirſchlöſſer,“ angefertigt von dem berühmten Hofſchloſſer Sommhuber, deſſen auch Fuhrmann in ſeinem „Alt- und Neu-Wien“ erwähnt, und bei welchen Vexirſchlöſſern nicht einmal das Schlüſſelloch zu entdecken war, wenn man den Mechanismus nicht genau kannte.

Dieſes Alles hinderte aber den Dieb oder die Diebe nicht, ohne Licht, ohne Geräuſch, ohne bemerkt zu werden, etwa zwiſchen acht und neun Uhr in des Hausherrn ſchönſte Zimmer zu bringen, und dort Alles zuſammenzupacken, was werthvoll und koſtbar war, alles baare Geld, das Silber, die Prätioſen, ja ſogar das damals ſo beliebte „Roſenzinn- aus dem nahen Küchenzimmer zu ſtehlen, und eben ſo unbemerkt mit dem Raube wieder davon zu kommen, wie der Dieb oder die Diebe unbemerkt eindrangen.

Das Schwierigſte war, den kleinen Caſſenſchlüſſel des Hausherrn aufzufinden, von deſſen Verſteck nur ſeine älteſte Tochter Kenntniß hatte; denn dieſer Schlüſſel hing in einer völlig unbemerkbaren Niſche des Weihbrunnenkeſſels, und es gehörte eine beſondere Geſchicklichkeit dazu, dieſen Schlüſſel herauszunehmen, ohne das Weihwaſſer zu verſchütten.

Der Dieb oder die Diebe verurſachten auch nicht die geringſte Störung. Als ſie geraubt hatten, was ihnen gefiel, verſchloſſen ſie Kiſten, Kaſten, Schränke und Chatouille wieder ganz ſo, wie ſie früher verſchloſſen waren, hingen den kleinen Caſſenſchlüſſel wieder in die Niſche des Weihbrunnenkeſſels, ſetzten Alles wieder in denſelben Stand, wie es früher geweſen, und ordneten auch die Zeichen am Vexirſchloſſe in derſelben Weiſe, wie ſie der Hausherr bei der Entfernung aus ſeiner Wohnung geordnet hatte.

Man wird fragen: War denn von der großen Familie und den vielen Leuten des Geigenmachers Niemand zu Hauſe? — O ja, die Dienſtleute alle, bis auf den Geigenmacher, der im Schottenkeller ſich gütlich that, bis auf die Kinder dieſes Mannes, welche den Geburtstag einer Tante celebrirten, und hierzu in ihren Garten in der Roßau eingeladen waren.

Daß die ſämmtlichen Dienſtleute, die rechts und links in Nebenzimmern ſich befanden, nicht die geringſte Störung bemerkten, war vielleicht das Merkwürdigſte bei dem Einbruche.

Entdeckt wurde der Einbruchsdiebſtahl erſt am andern Morgen.

Der Vater und die Kinder kamen ziemlich ſpät nach

Hauſe, dieſen fiel nichts auf; als aber der Geigenmacher ſeiner Köchin Crescentia am andern Morgen den Schlüſſel zum Küchenzimmer und mit dieſem die Weiſung gab, das »Roſenzinn« vom etwaigen Staube zu reinigen, denn »blank geputzt« war es ohnehin, weil er Gäſte habe, da wurde der Raub des Zinngeſchirrs bemerkt.

Das ſogenannte »Roſenzinngeſchirr« ſtand vor hundert Jahren, ja vielleicht noch vor fünfzig Jahren in den Häuſern der reichen Bürger Wiens in eben ſolchem Anſehen, wie heut' zu Tage das theuerſte Porzellan. Sah man in einem Hauſe unſerer guten Altvordern kein Roſenzinn, ſo glaubte man, und wenn ſie noch ſo reich waren, an ihre Wohlhabenheit nicht. Wo es nicht gar hoch herging, mußte wenigſtens die Küche einige Schränke mit breitdurchbrochenen Gittern, mit ſolchem Zinn beſitzen, ging es aber in einem Bürgerhauſe hoch her, ſo mußte eine Roſenzinn-Kammer neben der Küche angebracht und das Gewicht des Geſchirrs auf der Thür derſelben angeſchrieben ſein. Dies gehörte zum guten Tone.

Das Roſenzinn war eine feinere, weißere Gattung des gewöhnlichen Zinns; Roſenzinn hieß es, weil es Ulrich Roſen, der erſte Zinngießer Wiens, erfand, und durchwegs mit einem großen Stempel, der eine Roſe vorſtellte, bezeichnete.

Damals waren noch gute Zeiten in Wien; das Zinn ſtand auf dem Tiſche und das Silber war in den Taſchen; man ſpeiſte in den untern Schichten noch nicht auf Porzellan, dafür wurden aber auch keine Teller und Schüſſeln und Krüge und Einſätze von ungeſchickten Dienſtleuten zerſchlagen; erhielt irgend ein Teller einen unliebſamen Bug, ein Grübchen oder dergleichen, der Zinngießer brachte alles wieder in Ordnung; mit Silberlöffeln ſpeiſten nur hohe

Herrſchaften; der Bürger nahm gar keine andern Löffel in die Hand als zinnerne, dafür aber trug er Knöpfe von Silber an ſeinen Weſten, die ſo groß waren wie jetzt eine Kreuzerſemmel, und Hoſen-, Schuh- und Bindeſchnallen ſo ſchwer und auffallend, daß man jetzt einen kleinen Caffeeſervice daraus gießen könnte. Damals waren gute Zeiten.

Als die Köchin in die Zinnkammer trat und bemerkte, daß das Roſenzinn nicht mehr vorhanden, ſtieß ſie einen Schrei aus.

»Heiliger Gott!« rief ſie, »Herr — Herr — was iſt das? Unſer koſtbares Roſenzinn iſt fort! Da ſehen'Sie her. Keine Kanne, kein Wärmteller, keine Schüſſel, ja ſelbſt kein Caffeelöffel iſt mehr vorhanden! Herr, haben Sie ſich einen Spaß mit mir gemacht, um mich zu erſchrecken? Herr, von ſolchen Späßen könnte man den Tod haben!«

Der Geigenmacher trat ſogleich näher, ſah, daß Alles fort war und blieb vor Entſetzen wie gelähmt ſtehen.

»Ich glaube, *Du*, Crescenz, haſt Dir einen Spaß gemacht und willſt *mich* ſchrecken, dies aber laſſe Dir vergehen; der Liebling des Kaiſers Joſeph verſteht keinen Spaß!«

»So wahr mir der Himmel gnädig ſein wolle, ſchwöre ich, daß ich nicht weiß, wo das Zinn hingekommen.«

»Rufe doch meine Töchter!«

Crescenz rief den halben Kalender weiblicher Taufnamen und die Töchter kamen heran. Keine wußte, wo das Zinngeſchirr hingerathen.

Der Geigenmacher rief ſeinen Söhnen.

Auch dieſe wußten nicht Beſcheid.

Endlich ſah der Geigenmacher etwas auf der Erde blitzen, ein Sonnenſtrahl fiel darauf; es war ein kleines

Diamant aus einem Ringe des Geigenmachers. Der Dieb, der ihn haſtig genommen, ſtieß wahrſcheinlich den Ring an Etwas an, und der Diamant fiel auf die Erde.

»Allbarmherziger Himmel! Bei uns wurde eingebrochen!« rief er.

Er öffnete den einen Schrank; — er öffnete den andern — Alles leer.

Er holte aus dem heiligen Gefäße den Caſſenſchlüſſel; er drehte das Schloß der Caſſe damit um, er riß den Caſſendeckel auf und — ſtarrte in die Truhe . . . Alles fort, Geld, Silber . . . Alles fort!

Die Familie fiel nach verſchiedenen Seiten in Ohnmacht. Es war ein Glück, daß Stühle und Canapee nicht geſtohlen wurden, denn ſonſt hätten der Geigenmacher und ſeine Kinder nach Körperlänge auf den Fußboden hinſinken und hier wie todt liegen bleiben können.

Der Geigenmacher erholte ſich zuerſt.

»Wir ſind Bettler, wir ſind zu Grunde gerichtet!« ſchrie er ohne Unterlaß. »Wer kann dieſen frechen Raub vollführt haben? Wer hier hereingekommen ſein? Wer hat das Gitterſchloß mit den Vexirbuchſtaben entziffert und geöffnet? Wer kann gewußt haben, wo ſich mein Caſſenſchlüſſel befunden? — Dies weiß ja außer mir Niemand als Du, meine älteſte Tochter!«

»Vater,« meinte einer der Söhne, »was nützt alles Fragen und Rathen; am nothwendigſten iſt es, dem Regierungsrath Sortſchan, dem Chef der Polizei, die Anzeige zu machen, und dies ſogleich; es iſt keine Zeit zu verlieren.«

»Ich kann nicht gehen,« erwiederte der Geigenmacher, »lauf Du hin zur Polizei auf den Franciscanerplatz in das

Baren Gybiſche Haus! Mir iſt der Schreck in die Füße gefahren und der Kopf wackelt mir vor Angſt, daß ich ihn kaum auf den Schultern zu tragen vermag. Mein Sohn, richte eine ſchöne Empfehlung von mir an den Herrn Regierungsrath aus.“

„Soll ich ſagen von dem Herrn Hofgeigenmacher?“

„Bei der Polizei laſſe dies weg.“

„Soll ich ſagen vom Liebling des Kaiſers Joſeph?“

„Bei der Polizei laſſe dies weg.“

„Soll ich ſagen, daß wir jetzt Bettler ſind?“

„Bei der Polizei laſſe dies weg, ſonſt glaubt man, wir wären eine Bagage.“

„Ei, das kann man nicht glauben; man kennt Sie ja und uns Alle als brave Leute!“

„Freilich! Freilich! Und Hausherr bin ich ja auch noch immer vom Todtenkopf. — So ganz arm bin ich noch nicht. — Gerade recht: vom Todtenkopf! Eins kannſt Du doch bemerken, daß nämlich, wenn die Räuber nicht entdeckt werden, mein eigener Kopf als Schild zum „Todtenkopf“ gelten wird, denn ich ſterbe gewiß aus Gram! Eine ſolche Verſicherung rührt die Polizei und ſie rührt ſich dann auch, um die Diebe zu entdecken!“

„Ja, ja Vater,“ ſagte der Sohn und wollte ſchon forteilen.

„Halt,“ befahl der Geigenmacher. „Bei der Polizei werden ſie Dich fragen, was denn für Sachen geraubt wurden: es muß ja jedes Stück beſchrieben werden! Leider weiß ich den zehnten Theil nicht von dem was wir beſeſſen haben! Kinder geht Alle mit zur Polizei. Jedem von Euch fällt etwas ein! Gebt zu Protocoll was Euch einfällt!“

„Und euer baares Geld, Vater?“

„Ach Gott! Jetzt muß ich das verrathen, was ich zuſammengeſcharrt... Nun denn! achthundert Stück Ducaten, zweitauſend Brabanterthaler, zweitauſend Kronenthaler, und in Zwanzigern mehr als fünfhundert Gulden. Um das Alles wegzubringen, und die zwei Zentner Zinn dazu, waren wenigſtens vier Kerle nothwendig! Gib dies auch zu Protocoll.«

»Und wenn ſie mich fragen, auf wen wir Verdacht haben?«

»Ich weiß es nicht! Auf Niemand! Oder habt Ihr Kinder irgend Jemand in Verdacht?«

»Niemand! Niemand!« riefen die Kinder.

»Und nun geht! Geht alle zur Polizei.«

»Nehmt auch die Crescenz mit, die ſoll recht lamentiren und die Hände ringen, das ergreift die Herzen! — Geht Kinder. — Noch eins: Dictirt zu Protocoll: »Meine beſte Geige gebe ich, wenn dieſer Raub aufkömmt!«

Die Kinder und die Magd eilten fort.

»Wenn der Kaiſer dieſe Geſchichte erfährt,« ſprach jetzt der Hausherr für ſich, »ſo wird er ſtutzen, dann wird er ſich entſetzen über die Frechheit der Diebe, und zuletzt verwundern über mein vieles Geld, und wie ich zu ſo vielem baaren Gelde gekommen! Man weiß zwar, daß ich geerbt, allein — allein. — Wenn der Kaiſer dennoch fragen ſollte: Wie iſt es denn möglich, daß ein Geigenmacher aus Holz und aus Schafdärmen ſolche Summen Geld und Silber hervorbringen konnte? — Die Wahrheit ſage ich nicht! Nein, ich kann ſie nicht ſagen!«

Es wurde jetzt heftig an der Thürglocke gezogen.

Der Geigenmacher, welcher allein im Hauſe war, machte die Hausthür auf.

Es war ein Fremder, welcher die Glocke gezogen und bei Ferdinand Rinzler, dem Geigenmacher, eingetreten war.

Der Fremde war ſehr elegant gekleidet, wenn wir ſagen elegant, ſo verſtehen wir die Eleganz der Siebziger-Jahre des vorigen Jahrhunderts, in welchem mit Stiefeln an den Füßen nur höchſt ordinäre Menſchen aus den unterſten Ständen, Hausknechte, Bauern u. ſ. w. erſchienen.

Der Fremde trug ein geſticktes Kleid aus Kaiſer-Augenblauem Atlas angefertigt, ein Beinkleid aus eben dieſem Stoffe und eine Weſte von Seidenzeug, er trug propre Seidenſtrümpfe, feine Schuhe mit goldenen Schnallen, einen Chapeau-bas und einen Degen an der Seite.

Rinzler glaubte einen Cavalier vor ſich zu haben und machte demſelben deshalb Referenze bis auf die Erde.

„Ein ſonderbarer Zufall führt mich zu Ihnen,“ ſagte der Fremde.

„Mein Name iſt Chriſtian Schmitt,“ fuhr er fort, „ich bin der Sohn eines reichen Bürgers aus Prag, und meine Familie und mich kennt der Kaufmann zum „Einhorn“ in der Biſchofgaſſe ſehr genau. Wenn Sie ſich nach mir und den Meinigen erkundigen, ſo wird der Kaufmann zum „Einhorn,“ Herr Tauber, ſogar Bürgſchaft für mich leiſten.“

„Wollen Sie von mir Geld zu leihen haben?“ fragte Rinzler. „Jetzt wäre es unmöglich, wenn Sie ſelbſt meinen Bruder ſich nennten, Ihnen Geld zu geben, denn ich bin grauſam beſtohlen worden.“

„Ich weiß es,“ erwiederte der Fremde.

„Sie wiſſen es? — ich ſelbſt weiß es erſt ſeit einer Viertelſtunde.“

„Es weiß Ihr Unglück die ganze Bognergaſſe. Während ich zufällig durch dieſe Gaſſe ging, erzählte es Ihre Magd unter unaufhörlichem Spectakel jeder Hökerin, jeder Krämerin, mit welchen die Häuſer in Wien reichlich geſchmückt ſind; bis ihre Magd die Polizeidirection, um den Einbruch dort anzuzeigen, erreicht hat, beſingen Ihr Mal-eur alle Spatzen auf den Dächern.«

»In Gottes Namen! wenn die Spatzen und Leute nur zu mir reden!«

»Sie werden noch mehr von Ihnen ſprechen, und r Geld, Ihre Juwelen und was man Ihnen geraubt, erden Sie zurück bekommen.«

»Ja, weiß man denn, wer meine geſtohlenen Sachen ſitzt?«

»Das heraus zu bekommen, wird meine Sorge ſeyn!«

»Ihre Sorge? Wer ſind Sie denn?«

»Ach, ich bin ein ganz kleiner Beamter des Regierungsrathes Sortſchan, des Chefs der Polizei, kann aber cht vorwärts kommen, weil Sortſchan noch nicht auf ich aufmerkſam wurde, die Kaiſerin hat Herrn Sortſchan ſt kürzlich mit dem hohen Poſten eines Polizeichefs betraut, kennt ſeine Beamten noch nicht alle, dann bin ich kein deliger, und meines Geldes wegen habe ich viel Neider, lich habe ich einen Hauptfehler an mir, ich bin oft vorut und habe beſonders meine Collegen ſcharf getadelt, e mich über ihre Fahrläſſigkeit, ihre Indifferenz, ja gar über ihren Mangel an Scharfſinn und eigentlicher lizeilicher Umſicht und polizeilichem Raffinement ausgeochen, welches mir meine Vorgeſetzten nie vergeſſen rden.«

»Das kann ich mir wohl denken, daß alte Leute ſich von jungen nicht hofmeiſtern laſſen werden, aber woher haben denn Sie ſo viele Polizeikenntniſſe?«

»Von den Spitzbuben ſelbſt, die ich verhörte. Mir hatte man nur die kleinen Diebe zugetheilt, aber aus dem Munde dieſer Vagabunden habe ich ſo Vieles erfahren, dieſe Burſche ſind ſo vertraut mit den Gaunern bedeutender Art, daß es nicht möglich iſt, tiefere Studien zu machen als ich bei ihnen machte.«

»Wenn man nur erſt wüßte, wer bei mir eingebrochen hat?«

»Ich habe Ihnen ja geſagt, dieſes zu erforſchen wird meine Sache ſeyn; erweiſen Sie mir nur die einzige Gefälligkeit, ſich zu Herrn Regierungsrath Sortſchan zu bemühen und ihn ausdrücklich zu bitten, er möchte mir die Polizeiunterſuchung über den Einbruch übergeben.«

»Wenn er es aber nicht thut?«

»Sobald der Beſchädigte ſelbſt um einen beſtimmten Unterſuchungs-Commiſſär bittet, ſo wird der Regierungsrath Ihr Geſuch nicht abſchlagen.«

»Wenn Sie aber die Thäter nicht entdecken?«

»Ich entdecke ſie. Ich habe eine andere Manipulation als meine Collegen. Ich warte nicht erſt ab, daß mir einer der geſtohlenen Gegenſtände in die Hände fällt, ich warte nicht auf die Veräußerung entwendeten Gutes, ich gehe geraden Wegs auf die Thäter los; was dieſe geraubt, wird mir dann ſchon in die Hände fallen.«

»Ich begreife Sie nicht, Sie thun gerade ſo, als hätten Sie die Thäter ſchon arretirt.«

»Ich habe keine Spur von ihnen und dennoch hoffe ich, ſie Alle zu bekommen.«

»Ihre Zuverſicht iſt ſo groß, daß ich faſt ſelbſt daran glaube. Gut, mein Herr, ich verfüge mich augenblicklich zu dem Herrn Regierungsrath Sortiſchan; ich bin nun ruhiger und gefaßter, aber noch vor einer halben Stunde war mir, als wenn ich Blei in den Adern hätte! Kommen Sie; ich erfülle Ihren Wunſch augenblicklich! —— Nur Eins noch! Was habe ich Ihnen für eine Vergütung zu leiſten, wenn Sie mir wieder zu meiner Habe verhelfen?«

»Mir? Mir haben Sie nicht einen Heller zu geben. Höchſtens bitte ich Sie, wenn meine Plane und Anſchläge gelingen, in einer Audienz im Controlorgange Sr. Majeſtät dem Kaiſer Joſeph zu erzählen, daß er unter den jungen Polizeibeamten auch einige gute Köpfe beſitze u. ſ. w. Mehr haben Sie für mich nicht zu thun.«

»Nur eine Frage noch,« ſagte der junge Mann. »Sie beſaßen ja vor mehren Jahren einen Hausmeiſter, der bei Ihrem Nachbar, dem Seidenhändler Wiesgrill, einen frechen Einbruch verübte; dieſer Mann wurde ergriffen und verurtheilt, was iſt es mit ihm?«

»Er ſitzt noch! Zwei Jahre zappelt er bereits in ſchweren Eiſen, und noch fünf Jahre hat er zu überſtehen.«

»Sie haben wohl nicht den Gedanken Gehör gegeben, daß dieſer Verbrecher mittlerweile frei geworden.«

»Das wäre unmöglich, denn er ſitzt im Amthauſe, zwei Stock unter der Erde, mit einem Dutzend ſeines Gleichen. Dieſer Kerl kommt ſo bald nicht aus ſeinem Kerker.«

»Ich weiß genug.«

»Sie wiſſen eigentlich Alles; wo haben Sie die Geſchichte meines Hausmeiſters erfahren?«

»Aus den Acten. Ich leſe alle Acten, die mir zu Gebote ſtehen. Die Ausſagen der Verbrecher ſind das beſte Lehrbuch für einen Polizeibeamten.«

Der Geigenmacher verſchloß ſeine Wohnung. Als er von dem Vexirſchloſſe den Schlüſſel abzog, ſagte der Commiſſär:

»Dieſes Schloß muß Ihnen der Schloſſermeiſter Sommhuber ändern. Sie müſſen überhaupt Ihr Eigenthum keinem Vexirſchloſſe, einer ſo abgeſchmackten Spielerei, anvertrauen, ſonſt kommen die Räuber nach Jahr und Tag wieder, und Sie bleiben ewig der Vexirte!«

* *
*

Rinzler trat bei dem Regierungsrathe Sortſchan ein, und machte dieſen mit ſeinem Anliegen bekannt.

Der Regierungsrath war bereits durch die Söhne und Töchter des Geigenmachers von dem Einbruche unterrichtet, und trat ihm mit der Bemerkung entgegen:

»Ich kann nicht begreifen, wie Sie, der die Geſchicklichkeit meiner Beamten unmöglich ſo genau zu kennen im Stande iſt, als ich, ſich von mir einen Commiſſär zur Unterſuchung des bei Ihnen begangenen Verbrechens erwählen können, den Sie ſelbſt kaum kennen gelernt und für ſeine Capacität noch keine Bürgſchaft haben. Seine Bureau-Chefs haben keine große Meinung von ihm. Er wird als ein vorlauter Menſch geſchildert, der ſeine Collegen unaufhörlich tadelt, und auf ſein Geld ſtolz, ſich Dinge herausnimmt, welche ſchon mein Vorfahrer auf das Strengſte an ihm gerügt hat.«

»Ja, ich weiß es, daß er große Feinde im Amte hat,« erwiederte der Geigenmacher; »er klagt ſich auch ſelbſt als die Urſache vieler mißlichen Dinge an, die ihn betroffen. Allein er ſcheint mir doch nicht ganz ohne Gefä-

bigung zu ſein, und er hat nun einen eigenen, und wie
es ſcheint, unfehlbaren Plan, die Diebe zu entdecken; ſohin
dächte ich, könnten es der Herr Regierungsrath mit ihm
verſuchen.«

»Ich habe bereits die Erhebungen einem tüchtigen
Polizeibeamten zugewieſen und vermag dies nicht mehr zu
indern.«

»So geſtatten Dieſelben, daß dieſer junge Mann unter
en Augen eines Obercommiſſärs wenigſtens mitwirken
ürfe, vielleicht — —. Mich würde es ſehr beruhigen,
enn mehrere gewandte Beamte die Unterſuchung leiteten;
m Ende bin ich doch die Hauptperſon, welche man ins
Auge faſſen ſoll, denn mir, nur mir, wurde ein bedeu-
ndes Vermögen geſtohlen.«

Dieſe ſehr unüberlegten Worte ſchienen den Regie-
ungsrath ſehr zu entrüſten.

»Die Hauptperſon ſind allerdings Sie, als Be-
ädigter,« erwiederte der Regierungsrath, »wenn Sie
er wähnen, daß Sie auch die Hauptſache bei dieſem Er-
gniß ſind, ſo ſind Sie im großen Irrthum. Die Haupt-
he iſt die öffentliche Sicherheit; dieſe auf die
echſte Art verletzt, iſt ins Auge zu faſſen, das beleidigte Ge-
zu ſühnen iſt die Aufgabe. Daß, wird dies erreicht,
ch Sie Genugthuung, und wohl auch wieder zu Ihrem
genthum kommen ſollen, verſteht ſich von ſelbſt.«

»Gut denn,« verſetzte Rinzler, »ſo mag Ihr Herr
ercommiſſär die Genugthuung für die verletzte öffentliche
cherheit und das beleidigte Geſetz erſtreben, mein Unter-
mmiſſär ſoll mir blos mein Geld und was mir ſonſt ge-
bt wurde, wieder verſchaffen. Ich bitte dringend und
eberſt um Willfahrung dieſes Anliegens. — Es würde

mir dieſes unterthänige Geſuch nicht der Kaiſer abſchlägig beſcheiden, wenn ich Ihn morgen im Controlorgange damit behelligen ſollte. — — Der Herr Regierungsrath wollen nun gleiche Huld üben.«

Der Herr Regierungsrath machte ein minder ſtrenges Geſicht und ſagte endlich:

»Ich muß Ihnen gefällig ſeyn, ſonſt — verklagen Sie mich wohl gar bei Seiner Majeſtät; doch bemerke ich Ihnen, wenn dieſer junge Mann in ſeinem unreifen Eifer ſich etwa einbilden ſollte, irgend Etwas unternehmen zu können, das, ſtatt der Unterſuchung zu nützen, ihr nachtheilig entgegenwirken dürfte, ſo bedeuten Sie ihm, daß er augenblicklich von ſeinem Poſten entfernt wird, und daß Sie jeden Schaden zu tragen haben, der aus ſeiner Manipulation Ihnen erwächſt. — Somit können Sie gehen; Sie können ſich ſogleich zu Ihrem Schützling verfügen und ihm meinen Entſchluß verkünden, ja Sie können auch morgen im Controlorgange Sr. Majeſtät unterthänigſt melden, was Sie von mir gehört haben. Es iſt leider ſehr beklagenswerth, daß der Kaiſer ſo Manches hören muß, was häufig viel zu geringfügig für Ihn iſt.«

Der Regierungsrath machte eine Bewegung mit der Hand, welche dem Geigenmacher andeutete, daß er ſich aus dem Bureau entfernen könne.

Der Geigenmacher verneigte ſich und ging.

Er war kaum zur Thüre hinausgeſchlichen, als er das Haupt wieder ſtolz empor hob.

»Der weiß es auch ſchon, daß ich der Liebling des Kaiſers bin!« ſagte Ringler für ſich. »Ja, das iſt ein Blitz, der überall einſchlägt, wo ich ihn anbringe, und überall zündet.«

Ringler flog ſchnell auf den jungen Commiſſär hin, der ſchon ſehnſüchtig auf ihn wartete.

„Nun wie ging's?“

„Etwas ſpießig!“ erwiederte Ringler, „aber ich ließ nicht nach. Endlich warf ich ein paar Worte hin, ſprach vom Kaiſer und drang durch.“

Ringler erzählte Alles, auch die Drohung.

Der Commiſſär erwiederte:

„Man wird es mir ſehr ſchwer machen, aber ſorgen Sie nicht, Herr Ringler, ich reuſſire, ehe drei Tage vergehen, habe ich die Thäter.“

„Und mein Geld und Gut ebenfalls?“

„Die Schurken werden wohl ſchon Etwas davon vergeudet haben.“

„Mich trifft der Schlag, wenn nur ein Zwanziger fehlt.“

Der Regierungsrath ſendete ſelbſt einen Diener an den Commiſſär.

„Haha!“ ſagte Schmitt, „jetzt beginnen die Martern ſchon. Es hat nichts zu bedeuten. Herr Ringler, verweilen Sie bis ich zurückkomme. Ich muß Sie noch um einige Mittheilungen bitten.“

* * *

Ringler, welcher nur darum für den jungen Mann ſo eingenommen war, weil dieſer ihn gebeten hatte, mit dem Kaiſer von ihm zu ſprechen, und es Ringler, ſchmeichelte, daß ein Beamter einen Bürger anging, ihn der Majeſtät gleichſam zu empfehlen, Ringler konnte den Augenblick kaum erwarten, in welchem ſein neuer Freund vom Regierungsrath zurückkommen würde.

Anfänglich durchmaß **Rinzler das Kanzleizimmer** mit langen Schritten, ohne **ein Wort** zu **ſprechen**, endlich wandte er ſich an den Kanzleidiener, **den der Regierungsrath** geſendet, und der **zurückgeblieben war**, **um einen Fremden** nicht allein in einer **Amtsſtube weilen zu laſſen.**

»Das muß ein geſchickter **junger Mann ſeyn!«** ſagte Rinzler zu dem Diener.

»Das will ich meinen!« **erwiederte dieſer.** »Unſere Bureau-Chef ſollten ihm **nur mehr Vertrauen ſchenken!«**

»Bei mir kann er ſich **auszeichnen.«**

»Der Himmel gebe ſeinen **Segen dazu! Der** gute Herr Schmitt wird ſo innig **geliebt und kann ſeine Geliebte** nicht zur Frau bekommen.«

»Warum? Er iſt ja reich!«

»Ja, das ſind die **Eltern der Geliebten auch**, und noch dazu ſind ſie **hochgeſtellt.«**

Der Amtsdiener ging **vertrauungsvoll zu Rinzler** hin und wiſpelte ihm **ins Ohr:**

»Der Herr Untercommiſſär **Schmitt liebt die einzige** Tochter des Herrn **Regierungsrathes Sertſchan.«**

»Oh weh!« ſagte Rinzler. **»Und weiß dies der Herr** Regierungsrath?«

»Er weiß es nicht.«

»Der Regierungsrath **iſt ſehr gegen Herrn Schmitt** eingenommen. Wenn er nur **Secretär würde, dann** ginge es!«

»Soll's durch mich **werden!« triumphirte Rinzler.** »Ich ſage ein Wort dem **Kaiſer, und er iſt's.**

Der Amtsdiener machte **ein ungläubiges Geſicht.**

Schmitt kam zurück.

„Der Herr Regierungsrath ließ ſich meine Abſichten und meinen Plan mittheilen. Er ging darauf ein. Er belobte mich ſogar! Er bezweifelt nicht, daß meine Anſchläge gelingen werden. Herr Ninzler,“ ſetzte Schmitt hinzu, „im Vorzimmer warten Ihre Kinder; jetzt erſt ſind ſie mit dem, was ſie von den geraubten Gegenſtänden anzugeben hatten, fertig geworden; führen Sie Ihre Familie in dem frohen Vorgefühle heim, daß Sie Ihr verlorenes Eigenthum wieder erhalten werden.“

IX

Agnes verließ ihre Krankenſtube, neu geſtärkt, aber deſſen ungeachtet noch immer krank, herzenskrank, denn ſie litt an einem Uebel, das ihr das Herz zu brechen ſchien.

Damals ging man nicht ſo leicht über Gelöbniſſe hinaus, welche man dem Himmel ablegte, wie heut' zu Tage. Ein Schwur: „So wahr mich Gott nicht verlaſſen möge!“ oder: „So wahr als Gott lebt!“ waren heilige Schwüre, und die Perſonen, welche dieſe Betheuerungen ausſprachen, hielten darauf, wie auf einen abgelegten Eid. Menſchen in Noth und in Krankheiten, wenn ſie ein Gelübde thaten, hielten daſſelbe, wenn Gott ihnen geholfen, und hätten ſie gelobt, barfuß nach Rom zu wandern, ſo hätten ſie es gethan. Heut' zu Tage iſt dies ganz anders — Gott wird jetzt größten Theils in der Abſicht, die Welt zu täuſchen, zum Zeugen angerufen; die größten Lügner und Betrüger berufen ſich auf den Allmächtigen, und befreit Gott ſolche Menſchen aus den ärgſten Bedrängniſſen, — iſt nur die Noth vorüber, ſo wird des Sch[illegible]es nicht mehr gedacht. Alles was Ihm verheißen und verſprochen, wird rein vergeſſen; Gott mit Undank zu lohnen, liegt im Geiſte der neueſten Zeit.

Agnes war noch ein gläubiges Kind. Hohe Religioſität und innige Gottesfurcht zeichneten ſie aus, und ihr Vorſatz, Nonne zu werden, ſtand ſo unerſchütterlich feſt, daß ſie den Tod jedem Bruch ihres Gelübdes vorgezogen hätte.

Mit dem Kampfe zwiſchen ihrer Liebe und ihrem Gelübde, zwiſchen ihrer Dankbarkeit gegen ihren Großvater und ihrer heiligen Pflicht, war ſie unaufhörlich beſchäftigt, endlich entſchloß ſie ſich, ihr Anliegen dem Pfarrer in Fiſchamend vorzutragen, welcher aber auch nichts Beſſeres zu ſagen wußte, als: „Was man Gott gelobt, müſſe man halten; wenn Gott ein Opfer nicht verlange, habe Er Mittel genug, dieſes durch auffallende Ereigniſſe kund zu thun."

Agnes ſaß mit feuchten Blicken im Garten des Amtmannes.

Sie erwartete ihren Arzt und zugleich ihren Großvater, der mit ihm nach Wien gefahren, und ihr Beſcheid bringen mußte, ob ſie in Wien bei Gericht die gewünſchten Ausſagen abzugeben habe, oder ob das Gericht ſeine Abgeordneten nach Fiſchamend ſenden werde.

Agnes hörte einen Wagen daher rollen und richtete ihre Blicke nach der Gegend der Fahrſtraße.

Da erblickte ſie einen Mann, in der Tracht eines ſteyriſchen Alpenjägers, dem Gartenzaune ſich nähernd.

Er ſteckte den Kopf neben einer großen Linde über die Gartenthür und rief Agnes bei ihrem Namen.

Der Mann hatte ein von der Sonne gebräuntes Geſicht und einen mit Federn geſchmückten Hut tief über die Augen ſitzen.

Agnes überkam eine bange Ahnung; ſie wollte ihren Sitz verlaſſen und in das Haus flüchten.

Der Jäger rief ihr zu:

»Nicht von der Stelle, bis ich mit Dir geſprochen, oder ich lege meine Büchſe an und erſchieße Dich!«

»Tödte mich, Entſetzlicher!« ſagte Agnes, »aber ſprich nicht mit mir.«

Der Jäger war Zeininger.

Mit einem Sprunge ſtand er im Garten, faßte Agnes an der Hand und riß ſie mit ſich fort in eine Laube.

»Du mußt mich hören,« rief er ihr zu. »Morgen wirſt Du gerichtlich vernommen: — wenn Du ausſagſt, wie ich Dich und wo ich Dich kennen gelernt, ſo tödte ich nicht Dich — denn Dir, verliebte Nonne, geſchähe wohl, wenn Du ſterben könnteſt, dann wäre dein Streit zwiſchen Cupido und Kloſter wohl zu Ende, aber ich tödte deinen Großvater vor deinen Augen, einen Tag nach deinen Ausſagen, und dies ſo wahr, als ich vor keinem Morde zurückbebe! Wähne nicht, daß mir eine Sylbe von dem, was Du bei Gericht zu Protocoll gibſt, verſchwiegen bleibt; ich erfahre Alles und warne Dich!«

»Gräßlicher Mörder!« flehte Agnes, »verlaſſe mich, oder ich rufe um Hilfe.«

»Wage es!« trotzte Zeininger. »Ein Dutzend Flintenläufe ſind gegen Diejenigen gerichtet, welche ſich mir nahen. Glaubſt Du, ich ſei allein, allein zu einer Zeit, in der in jeder Secunde dein liebender Arzt mit deinem Großvater heimkehren kann? — O, wir ſehen uns vor, verrätheriſche Dirne, und geben uns nicht ſo leicht preis. Wie

Du alſo das Geringſte unternimmſt, was meine Sicherheit gefährdet, ſo ſteht heute Nacht nicht nur des Amtmanns Haus, ſondern ganz Fiſchamend in Flammen!«

Agnes war einer Ohnmacht nahe.

»Daß Du Dich einem Kloſter verlobt haſt,« fuhr Zeininger fort, »dieſen Gedanken hat Dir Gott eingegeben; führe ihn ja aus, hörſt Du — ſonſt opfere ich Dich, deinen Arzt und den alten Hartmann einer Rache, wie noch keine gräßlichere erſonnen wurde. — Ich habe Dir Alles geſagt, was Du wiſſen mußteſt, jetzt verlaſſe ich Dich. Biſt Du im Kloſter, dann ſiehſt Du mich nie wieder; betrittſt Du dieſes nicht, ſo ſiehſt Du mich noch einmal, und zwar in dem Augenblicke, in welchem ich Dir das falſche Herz aus dem Leibe reiße!«

Zeininger eilte raſch fort, ſchwang ſich wieder über den Zaun und war verſchwunden.

Wie Agnes zu Muthe war, als ſie den furchtbaren Räuber wieder ſah und ihn ſo ſprechen hörte, bedarf wohl keiner Schilderung.

Sie ſank in der Gartenlaube zuſammen und glich eher einer Leiche als einem lebenden Weſen.

Stimmen, die ihren Namen riefen, erweckten ſie aus ihrer Ohnmacht.

Sie raffte ſich auf.

Sie wankte aus der Laube.

»Um Gottes willen! was iſt Ihnen zugeſtoßen?« fragte die Amtmännin, welche Agnes zuerſt erblickte.

Der Amtmann, ſeine Töchter und die beiden Wärterinnen folgten.

»Sind Sie wieder unwohl geworden?« fragte der Amtmann. »Dies wäre entſetzlich! Heute Abend begehen wir ja das Geneſungsfeſt, bei welchem Sie nicht fehlen dürfen.«

»Mir iſt nichts,« erwiederte Agnes. »Ein vorübergehendes Unwohlſein.«

»Das iſt mehr als ein vorübergehendes Unwohlſein,« verſetzte die Amtmännin. »Sie zittern, als wenn Sie das gräßliche Fieber befallen hätte. Ach nehmen Sie doch von meinen Tropfen, die wecken die Lebensgeiſter.«

Sie reichte ihre Tropfen der Leidenden.

»Habe ich es doch geſagt!« erwähnte der Amtmann, »man ſolle die Patientin nicht allein laſſen, aber da hieß es, ſie ſei wie ein Fiſch geſund, ein ſauberer geſunder Fiſch, der alle Augenblicke abzuſtehen droht.«

»Und weshalb blieb ſie allein?« fragte die Amtmännin ihren Gatten, nur Deinethalben. — Du requirirteſt alle Hände im Hauſe zu deinem Feſte: unſere Töchter, die beiden Wärterinnen, alle Hausleute mußten an deinem Transparent arbeiten, der Actuar mußte die Raketen ordnen, Amtsknecht, Gefangenwärter und Gerichtsbote die Lampen füllen und der Nachtwächter die Böller laden. — Da blieb denn freilich Niemand zur Geſellſchaft für die gute Agnes.«

»Gott ſei Dank!« bemerkte der Amtmann, »ſie iſt jetzt nicht mehr ſo blaß. Wie befinden Sie ſich? Hab ich Hoffnung, mein Feſt nicht verſchieben zu dürfen?«

»Sie dürfen es nicht verſchieben,« antwortete Agnes.

»Gib ihr noch von deinen Tropfen,« bat der Amtmann ſeine Frau.

Agnes nahm davon.

»Laſſen Sie gefälligſt den Herrn Pfarrer zu mir kommen,« bat Agnes.

„Den Herrn Pfarrer?“ fragte ganz ängſtlich der Amtmann.

„Ich will mit ihm ſprechen.“

„Blos ſprechen? — Das kommt ja ganz wie abgemacht! Er hat den Ehrenplatz an unſerer Tafel, und Sie ſitzen neben ihm.“

„Schon der Gedanke, daß ich mit dem Herrn Pfarrer ſprechen werde, macht mich wieder ruhig,“ verſicherte Agnes. „Ich folge Ihnen ins Haus.“

Der Amtmann reichte Agneſen den Arm und führte ſie in ſeinen Gartenſaal.

Die Uebrigen, welche mit Freude bemerkten, daß ſich Agnes erholt hatte, begleiteten ſie.

* * *

Endlich kamen auch Hartmann und der Doctor von Wien zurück.

Der Unfall wurde dem Doctor gemeldet.

Vergebens forſchte der Doctor nach der Urſache des Unwohlſeins. Agnes erwähnte derſelben mit keiner Sylbe.

„Es war eine Schwäche, die mich befiel,“ bemerkte ſie.

Der Pfarrer folgte nun auch der erhaltenen Einladung.

Kaum erblickte ihn Agnes, ſo eilte ſie auf ihn zu, zog ihn in eine Ecke des Tafelzimmers und ſprach mit ihm.

Der Pfarrer hatte nicht die Geiſtesgegenwart, über das, was ihm Agnes erzählte, ſein Erſtaunen, ſeine Entrüſtung zu unterdrücken.

„Was haſt Du?“ fragte Hartmann ſeine Enkelin, „Du ſprichſt da mit Seiner Hochwürden in einer Aufregung ohne Gleichen. Was iſt Dir geſchehen?“

Der Pfarrer gewann ſeine Ruhe wieder.

„Agnes,“ ſagte er, „hat mir einen häßlichen Traum mitgetheilt. Wenn ſie ihn nicht der Geſellſchaft erzählt, ſo liegt dies darin, daß Träume nicht immer amüſiren. Ich werde dieſen Traum zu deuten wiſſen, und nun nichts weiter davon. Wir Beide gehören der Geſellſchaft an und ſind bereit, an ihren Geſprächen Theil zu nehmen.“

„Was gibt es Neues in Wien?“ fragte der Amtmann.

„Morgen,“ antwortete Hartmann, „muß ich mein Kind nach Wien bringen, morgen hat Agnes ihre Ausſagen bei Gericht abzugeben.“

„Da möchte ich dabei ſein!“ bemerkte der Amtmann.

„Wenn dieſe Ausſagen gemacht ſind,“ ſagte die Amtmännin, „dann bringen Sie wohl Ihre Enkelin wieder zu uns?“

„Dafür bin ich nicht,“ bemerkte der Pfarrer. „Jungfrau Agnes ſoll nur in Wien bleiben. Sie will ja ohnehin ins Kloſter, und je eher dieſer Schritt gemacht werden kann, deſto beſſer iſt es für ſie.“

Eine ſichtbare Verſtimmung bemächtigte ſich der ganzen Geſellſchaft, doch wagte keines der Anweſenden, dem Pfarrer ein Wort einzuwenden.

Die Suppe wurde aufgetragen.

Die Geſellſchaft reihte ſich um den Tiſch.

Der Pfarrer betete laut.

Die Geſellſchaft betete ſtille.

Am Schluſſe des Gebetes ſprach der Pfarrer folgende Worte:

„Wir bitten Dich, allmächtiger Gott, laß dieſe Mahlzeit eine ſegensreiche ſein. Wir verbinden damit gleichſam die Wiedergeburt eines guten Kindes, das Du, Allbarmherziger, ſchon an die Pforten des Todes gerufen, dieſe aber nicht öffnen ließeſt, weil Du in deiner Weisheit wohl erkannteſt, daß dieſes fromme Kind noch viel Gutes üben werde. — Gewähre Agneſen ein ſchöneres, freudenvolleres Leben, als ihr bisher zu Theil wurde. — Du kennſt am Beſten ihr Herz, und weißt, welche Leiden ſie betrafen, und wie geduldig und ſtandhaft ſie dieſe ertrug. Allgütiger Vater im Himmel, Du haſt ſie geprüft; gewiß haſt Du Agnes deiner Gnade würdig befunden; ſchenke ſie ihr noch ferner, laſſe Roſen ſtatt Dornen auf ihrem Pfade ſprießen. Wir Alle bitten Dich darum, o Herr! Amen.«

Dieſes Gebet ergriff nicht nur Agnes, ſondern alle Anweſenden. Kein Auge blieb trocken.

»Amen!« ſagte die ganze Geſellſchaft.

»Herr Pfarrer,« rief der Amtmann, »dieſes Gebet ſchreibe ich mir auf. Ganz Fiſchamend ſoll es beten! Jetzt, Agnes, den Kopf in die Höhe, alle Leiden ſeien vergeſſen. Der gute Gott wird Sie ſichtbar in ſeinen Schutz nehmen, ſei es nun in oder außer dem Kloſter.«

Agnes küßte dem Pfarrer die Hände.

Ihre ganze Kraft fand ſich wieder ein. Sie erſchien ſogar heiter.

Die Mahlzeit war ſehr fröhlich.

Als Hartmann die erſte Geſundheit auf den Amtmann und ſeine Familie ausbrachte, knallten die Pöller, die auf der Wieſe hinter dem Garten aufgeſtellt waren.

Eine Tafelmuſik, von dem Schulmeiſter arrangirt, ließ ſich hören.

»Das iſt Ihr Werk, Herr Pfarrer,« ſagte der Amtmann.

»Ja,« erwiederte der Pfarrer, »ich liebe die Muſik, ich habe ſie beſtellt.«

„Ein Hoch! unſerm hochwürdigen Herrn Pfarrer!“ ſchrie der Amtmann.

Die Geſellſchaft ſtimmte mit ein.

Die Pöller knallten von Neuem.

„Agnes und ihr Doctor ſollen leben!“ rief die Amtmännin.

Agnes reichte ihm ihr Glas hin und ſtieß mit dem Doctor an.

Jetzt brach erſt ein rechter Jubel los.

„Und wenn ſtatt des Kloſters Jungfer Agnes den Doctor für ihr ganzes Leben erwählt, dann ſoll Fiſchamend auf meine Koſten beleuchtet werden, und jeder Bauer ſoll eine brennende Wachskerze auf den Hut ſtecken. Ich halte die Hochzeitsfeier aus, und ſollte es mich eine Jahresbeſoldung koſten!“

Der Jubel ſteigerte ſich.

Die Pöller krachten aufs Neue.

Der Doctor nahte ſich der Geliebten. Sie reichte ihm die Hand.

Dies hielt alles für eine freudige Vorbedeutung.

„Einen Tuſch!“ ſchrie der Amtmann zum Fenſter hinaus.

Trompeten und Pauken fielen ein.

„Pöller, Pöller!“ commandirte der Amtmann. „Ihr Schlingel, wenn Ihr ſchon euer Pulver verſchoſſen habt, ſo ſollt Ihr keinen Tropfen Wein bekommen!“

Abermals krachten die Pöller.

X.

Das Feſteſſen ging eben ſo fröhlich zu Ende, als es begonnen. Gegen den Schluß der Tafel ſetzte ſich der Doctor an Agnes' Seite und ſie ſprach herzlich und innig mit ihm.

„Ach, wie viele gute und edle Menſchen habe ich während meiner Krankheit kennen gelernt!“ ſagte ſie zum Arzte, „wie hat mich Gott entſchädigt für die Laſterhaften, die ſich mir näherten! Sie, theurer Herr Doctor, haben mir das Leben gerettet; ein Vater, eine Mutter und eine treue Schweſter waren mir die Perſonen der Amtmannsfamilie, und der Herr Pfarrer, ein Mann vom Himmel geſendet, war der gute Engel, der mich in dieſes Haus führte, meine Seele erhob und meinem Gemüthsleiden durch ſeinen geiſtvollen Troſt ein Ende machte. Nun hat er mir auch verſprechen, mich nach Wien zu begleiten und dort ſo lange zu weilen, bis die Aebtiſſin der Siebenbüchnerinnen mich in ihrem Kloſter aufgenommen hat.“

Der Doctor wollte ſprechen; die ſichtliche Zuneigung, welche ihm Agnes bewieſen, machte ihn ſo freudetrunken, daß er auf ihr Herz und ihre Hand die dauerndſten Hoffnungen ſetzte; die letzten Worte der Geliebten ſtürzten ihn plötzlich wieder in das tiefſte Elend. Er ſtand von der Tafel auf und ging in den Garten, weil er die Geſellſchaft nicht zu Zeugen ſeines Schmerzes und ſeines Grames machen wollte.

Als es dunkel wurde, befahl der Amtmann die Transparente beleuchten zu laſſen. Der Actuar, der einzige Dichter in Fiſchamend, hatte zierliche Verſe geſchrieben. Sie wurden mit großem Beifalle geleſen, beſonders das Gedicht an Agnes, welche er mit einer Roſe verglich, die unter felſigem Geſtein verwelken würde

Nachdem die Transparente bewundert waren, begann ein kleines Feuerwerk.

Der Amtmann hatte dasſelbe aus Wien verſchrieben; ein Italiener, Namens Girandolini, der Vorgänger Stuwer's (Urgroßvater unſeres in Wien lebenden Stuwer's), hatte Feuerräder, Raketen und Tourbillons geſendet und eine kleine Feuerdecoration, auf welcher zwei Herzen durch Blumenketten verbunden und darunter die Anfangsbuchſtaben von Agnes und des Doctors Namen zu ſehen waren.

Ganz Fiſchamend lief zuſammen, dies prächtige Feuerwerk anzuſtaunen.

Aber weder das Waſſer in den Augen ihres Anbeters, noch das Feuer in den kunſtreichen Fronten hatte Einfluß auf Agnes. Je mehr ſie den Wunſch ausſprechen hörte, ſie möchte der Welt erhalten bleiben, deſto beharrlicher ſprach ſie vom Kloſter.

Wäre der Amtmann nicht ein Bischen zu viel vom Weine erhitzt geweſen, ſo hätte er ſicher noch einen Sturm auf das Herz ſeiner Schutzbefohlenen gewagt, ſo aber ſagte er mit etwas ſchwerer Zunge: »Morgen, morgen wollen wir in Wien im Matſchakerhof, bei meinem Freunde, dem Wirthe Anton Ziegelmeyer, einkehren. (Anton Ziegelmeyer war im Jahre 1772 einer der berühmteſten Gaſtwirthe Wiens und Eigenthümer des Matſchakerhofes.) In Wien weht eine andere Luft als auf dem Lande, vielleicht bringt die Wiener Luft unſere Agnes auf andere Gedanken.«

»Und für heute wollen wir einen Schluß für unſer Feſt finden« ſetzte die Amtmännin hinzu. »Für eine Reconvalescentin hat Agnes ſchon des Guten zu viel gethan. Morgen mit dem Früheſten ſoll ſie ihre kleine Reiſe antreten, daher ihr heute ein erquickender Schlaf wohl thun wird.«

Die Geſellſchaft brach auf und jedes einzelne Mitglied derſelben ſuchte ſeine Schlafſtelle.

Der Doctor empfahl ſich ſtumm von der Geliebten.

Alle Andern wünſchten der Jungfrau eine recht ſanfte Nacht und ein freudenvolles Erwachen.

Da alle Perſonen, welche an dem Feſte Theil nahmen, verſprachen, Agnes und ihren Großvater nach Wien zu begleiten, ſo wurden drei Wagen beſtellt. Der Pfarrer fuhr mit Agnes, ihrem Großvater, und dem Doctor in ſeiner eigenen Caleſche, der Amtmann mit ſeiner Familie ebenfalls in ihrer eigenen und der Actuar und wer ſonſt noch zur Compagnie gehörte, in dem halbgedeckten Wagen des Poſtmeiſters; ſomit war die Caravane geordnet.

* * *

Wir werden weder die Träume der Heldin unſeres Romans noch die Träume der übrigen Perſonen deſſelben ſchildern. Am beklagenswertheſten blieb der Arzt, dieſer ſchlief nicht und hätte beinahe ſelbſt eines Arztes bedurft, ſo unwohl fühlte er ſich.

Endlich brach ein neuer Tag an und die Reiſeluſtigen machten ſich auf den Weg.

»Du ſtolze Kaiſerſtadt!« ſagte der Pfarrer, nachdem
r nach dreiſtündiger Fahrt des Stephanthurmes anſichtig
rurde, »du ſtolze Kaiſerſtadt, wie wirſt du uns aufneh-
nen! Werden wir glücklich in deinen Mauern ſein, oder
virſt du gefühllos wie deine ſteinernen Feſtungswerke in
Hoffnungen und Erwartungen unſerem Schickſale uns über-
aſſen? — Ich fürchte dich nicht, froſtige Häuſermaſſe, mö-
en alle deine Bewohner kalt und herzlos ſein wie dein
eſtein, zwei Herzen ſinde ich darin dennoch warm für
Renſchenleid und Menſchenſchmerz, zwei Herzen empfäng-
ch für Menſchenjammer und Menſchenharm, es ſind die
erzen der großen Kaiſerin Maria Thereſia und ihres erha-
enen Sohnes Kaiſer Joſeph. Vorwärts! Kutſcher, ſchlage
en Weg am Goldſpinnerhaus vorüber ein, fahre dem
Schwarzenberg'ſchen Palaſt entlang, über die Steinbrücke
m Roßmarkt hin, fahre an das Burgthor. Von dort aus
ollen wir nach der Stadt. Wenn wir nur die Fenſter er-
licken, wo die Kaiſerin und der Kaiſer wohnen, ſo ſind
ir ſchon geborgen.«

Die drei Wagen kamen auf einem großen Umwege in
n Matſchakerhof, aber der Pfarrer wünſchte es ſo.

Der Wirth zum Matſchakerhof ſtand gerade vor ſei-
m Hausthore, als die Reiſegeſellſchaft anrückte.

Die Chronik erzählt uns Manches von Anton Ziegel-
eyer, dem Matſchakerwirth: »Er war der drolligſte Kauz
ner Zeit. Er behauptete, Wien ſei nur durch den Wein,
n er ſchenke, berühmt, und alle Wirthe Wiens hätten
cht ſolchen Rebenſaft in ihren Kellern wie er. — Andere
eine wie Oeſterreicher ſchenkte er nicht. Wer von ihm
niſche oder franzöſiſche Weine, ja ſelbſt Rhein- und Mo-
weine gefordert, hätte derbe Grobheiten hören müſſen.

»Daß die Menſchen ſo ſchlechte Geſinnungen einſaugen,« behauptete er, »kommt von den vielen Ausländerweinen, die ſie trinken. Daß die Menſchen ihren ehrlichen Charakter nach und nach einbüßen, kommt blos von den Weinen aus Frankreich und Italien. Man kann es im Kleinen verſuchen,« proponirte er; »es trinke Einer eine Halbe Franzwein und er wird tanzen müſſen; eine Halbe Madeira und er wird ſich vor Hochmuth nicht auskennen; eine Halbe Ofner und er wird fluchen bis in die Nacht; nur beim Oeſterreicher Wein bleibt man vernünftig! — Trinkt Oeſterreicher, trinkt bei mir Oeſterreicher, der Kaiſer ſelbſt trinkt meinen Wein!«

Bei dieſem närriſchen Manne kehrte alſo die Geſellſchaft ein.

»Hochwürdiger Herr Pfarrer, geſtrenger Herr Amtmann,« lärmte Ziegelmeyer ſeinen Gäſten entgegen, »mit wie vielen Zimmern kann ich aufwarten und wie viele Halbe Gumpoldskirchner ſoll ich bringen?«

»Hat der Herr ſechs freie Zimmer?« fragte der Amtmann.

»Gerade ſind ſie noch da,« antwortete Ziegelmeyer.

»Oeffne ſie der Herr!«

»Und in jedes Zimmer zwei Halbe Oeſterreicher?«

»Wir gehören alle zuſammen,« antwortete der Pfarrer, »verlangen vier Halbe Petersdorfer, Krenfleiſch für ſieben Männer und Kaffeh für vier Frauenzimmer.«

»Augenblicklich ſollen Sie bedient werden; bemühen Sie ſich nur in das Extrazimmer an den runden Tiſch.«

Die Reiſenden traten ein.

»Ein Frühſtück ſchadet nicht,« meinte der Amtmann. Es wurde mit Freuden angenommen.

»Um zehn Uhr müſſen wir auf dem Amtshauſe ſein,« bemerkte Hartmann.

»Mit Erlaubniß,« erwiederte der Pfarrer, »bis ich nicht unter vier Augen mit meinem Vetter, dem Polizeicommiſſär Schmitt geſprochen habe, der in Wien Beſcheid weiß, bin ich nicht dafür, daß Agnes einem Verhör ſich unterziehe. Vater Hartmann möge allein auf das Amthaus ſich verfügen und ſeine Tochter noch immer leidend darſtellen; morgen ſoll ſie bei Gericht erſcheinen. Auf vierundzwanzig Stunden wird es nicht ankommen.«

»Ich habe die größte Verantwortung, wenn ich Agnes nicht um zehn Uhr bringe,« erwiederte Hartmann.

»Dann gehe ich mit Ihnen als Arzt und beſtätige, daß Agnes ihrer Krankheit wegen noch einiger Ruhe bedarf.«

»Angenommen!« ſagte Hartmann.

Beide gingen auch augenblicklich in das Amtsgebäude und zwar auf dem nächſten Wege durch das Haſenhaus und die Weihburggaſſe (damals Weinburggaſſe genannt) in die Rauhenſteingaſſe in das alte Gerichtshaus.

Die Herren Räthe verhörten gerade den Lorenz Altkirchner, den berüchtigten Kirchenräuber, der nie zu Protocoll vernommen wurde, ohne daß man ihm außer ſeinen gewöhnlichen Eiſen von vierunddreißig Pfund noch andere im Gewichte von achtundſechzig Pfund angelegt hätte. Die Herren Räthe meinten, durch einen Centner Eiſen würde der Criminalproceß gewichtiger.

Hartmann und der Doctor mußten eine ganze Stunde vor der Amtsſtube warten.

Endlich ſchob man den mit Ketten gepanzerten Mann aus dem Verhörzimmer. Zu gehen wie ein Menſch vermochte der Delinquent nicht, ſo ſehr waren ſeine Füße mit Eiſen belaſtet.

Hartmann und der Doctor durften eintreten.

Der Kirchenräuber hatte gerade ein wichtiges Geſtändniß abgelegt; die Herren Räthe waren außerordentlich vergnügt; es galt einen großartigen richterlichen Ausſpruch, zum mindeſten eine Verurtheilung zum Schwerte; Hartmann und der Doctor fanden eine freundliche Stimmung.

»Krank, noch immer krank!« ſagte der Rath Rammhuber, nachdem Hartmann und der Arzt ihre Angelegenheit vorgebracht. »Nun, nun, weil Zeugin nur in Wien iſt, ſo wollen wir die Vorladung nicht auf morgen, ſondern auf übermorgen verlegen; bis dahin wird ſie wohl geſund ſein.«

»Apropos, Hartmann,« nahm der zweite Rath, Herr Lingarn, das Wort, »wie ſeine Sachen jetzt ſtehen, könnte Er ja wieder in Activität kommen! Schreite Er doch bei dem hochweiſen Senate ein; ich will ſein Geſuch bevorworten. Er kann anführen, daß der Freimann von Preßburg zu alt, der von Brünn nicht verläſſig und daß alſo Er . . .«

»Ich danke ergebenſt,« entgegnete Hartmann, »ich preiſe Gott, daß ich entlaſſen wurde. Wie meine Agnes ihre Ausſagen gemacht und auch ich nicht mehr zu Protocoll vernommen werde, geht mein Kind ins Kloſter, wird Nonne bei den Siebenbüchnerinnen und ich vergrabe mich irgendwo auf dem Lande und ruhe aus von meinen Mühen.«

»Mit ſo vielem Gelde!« warf Rath Mallauer hin und lachte dabei über ſeinen unſterblichen Witz, »kann man ſchon ausruhen. Euch muß ja das Rädern, Köpfen u. ſ. w. eine unerhörte Summe eingetragen haben?«

»So?« erwiederte Hartmann etwas empfindlich. »Was bezahlt denn das hohe Gericht für eine Execution? Vierzehn Gulden — und dafür muß ich noch die Auslagen beſtreiten! — Nein, nein, mein Geld habe ich auf anderem Wege erhalten, aber auf ehrlichem, und darüber brauche ich hier, wie ich glaube, keine Auskunft zu ertheilen."

Hartmann und der Doctor verneigten ſich und gingen.

XI.

Als Hartmann und der Doctor nach dem Gaſthofe zurückkamen, trafen ſie den Pfarrer nicht mehr. Er verließ die Amtmannsfamilie und Agnes, um einige dringende Beſuche zu machen und ſeinen Neffen den Polizeicommiſſär aufzuſuchen.

Hartmann berichtete, daß Agnes erſt in achtundvierzig Stunden der „peinlichen Gerichtsvorladung" zu folgen habe; nebenbei erzählte er, daß er den frechen Kirchenräuber Lorenz Altkirchner geſehen, der auf eine Art mit eiſernen Ketten und Schienen belaſtet geweſen, wie ihm noch nie vorgekommen.

Der Amtmann war außer ſich, daß er nicht ebenfalls Zeuge geweſen von der Mißhandlung des Delinquenten, und bemerkte:

Ich begreife, weshalb man den Kirchenraub auf ſo grauſame Art in Eiſen ſchmiedet. Daumſchrauben, ſpaniſche Stiefel und die Folter dürfen jetzt nur in außerordentlichen Fällen angewendet werden; die Herren Räthe nehmen nun zu andern Martern ihre Zuflucht, die in der Torturkammer nicht vorkommen."

„Wir wollen unſere Zeit im Gaſthofe nicht verſchwähen,« verſetzte ſeine Frau. »Führe uns, lieber Mann, durch die Stadt. — Kaufe mir und deinen Töchtern einige Putzſachen ein; begleite uns zu unſern Verwandten, dann beſorge deine eigenen Geſchäftsgänge, und Nachmittags führe uns in den ſchönen Gaſthausgarten zum »Kühfuß« in der Jägerzeile, in welchem man den köſtlichen Weichſelwein ſchenkt. Agnes und ihre Wärterin, Sepherl, werden mit uns gehen, wenn der Großvater nichts dagegen hat.«

Der Amtmann gab den Wünſchen ſeiner Gattin nach. Die ſämmtlichen Perſonen aus Fiſchamend ſchickten ſich an, Wien zu beſehen, und nur Agnes, ihr Großvater und der Doctor blieben zurück.

Herr Ziegelmeyer trat ein.

»Befindet ſich der Arzt des bairiſchen Geſandten in dieſer Geſellſchaft?« fragte er.

»Dieſer bin ich,« erwiederte der Doctor.

»Sie ſollen ſich ſogleich in das Geſandtſchaftsgebäude verfügen,« verſetzte der Wirth, »die Frau Gräfin iſt erkrankt, hat einen Boten nach Fiſchamend geſendet, an welchem Orte derſelbe die Nachricht erhalten, daß Sie hier ſeien.«

»Ich folge dem Rufe,« antwortete der Doctor, empfahl ſich und ging.

»Und nun,« ſagte Ziegelmeyer zu Hartmann, »habe ich an Sie, mein Herr, eine Bitte. Zu meinem größten Erſtaunen habe ich ſo eben vernommen, daß Sie ein Scharfrichter ſind, und daß dieſe Jungfrau Ihre Verwandte iſt. — Noch haben hiervon meine Gäſte keine Kunde, nicht einmal meine Kellner haben hiervon eine Ahnung. — Wollen Sie meinen Gaſthof nicht in Verruf bringen und mich, nicht unglücklich machen, ſo verlaſſen Sie mit dieſem Mädchen ſo ſchnell als möglich mein Haus. Bei dem Herrn Pfarrer und dem Amtmanne werde ich mich ſchon entſchuldigen. Sie müſſen aber ſogleich fort, am rückwärtigen Thore meines Hauſes hält ein Wagen, der wird ſie in ein Wirthshaus in einer Vorſtadt führen, in welchem Sie Niemand kennt, und der Wirth daher bei ſeinen Gäſten nicht Gefahr läuft, in Nachtheil zu kommen.“

„Das iſt ja unerhört!“ erwiederte Hartmann. „In der ganzen Welt ſind alle Menſchen im Wirthshauſe und auf dem Kirchhofe gleich.“

„In Wien, wie Sie gut wiſſen, durchaus nicht. In meinem Einkehrwirthshauſe auf keinen Fall; und was den Kirchhof betrifft, ſo können Sie, wenn Sie heute ſterben, nur an der Kirchhofmauer begraben werden, und dies nur auf der „Schmelz.“ Gehen Sie daher, ich beſchwöre Sie, ſoll ich durch Ihre Widerſpenſtigkeit nicht meine Gäſte verlieren.“

Ohne eine Widerrede nahm Hartmann ſeine Agnes an den Arm und führte ſie fort.

„Rückwärts ſteht der Wagen?“ fragte Hartmann.

„Ja, der mit Schimmeln beſpannte erwartet Sie.“

„Und dem Herrn Pfarrer und dem Herrn Amtmanne werden Sie mittheilen, wo wir hingekommen ſind?“

„Ganz gewiß.“

Agnes fing heftig zu weinen an.

„Weine nicht, mein Kind,“ [illegible] Hartmann. „Es iſt leichter mit Windmühlen zu k[illegible] mit Vorurtheilen. Dir ſteht bald eine n[illegible]n, als dieſe alte, verderbte, grau[illegible] der alten

Bayeriſche Staatsbibliothek München

Mann wird in die beſſere Welt Gott dereinſt den Eingang nicht verſagen.«

Der Freimann führte ſeine Enkelin fort.

»Der Himmel ſei geprieſen!« rief der Wirth, »daß ich ihn ohne Aufſehen entfernte. Solche Gäſte könnte ich brauchen, welche für das Futter der Geier und Raben ſorgen! — Das ganze Zimmer riecht nach Menſchenblut; ich muß einen Wachholderrauch machen laſſen.«

Ein Fremder trat ein.

»Sind ſie fort?« fragte er.

»O viel ſchneller als ich dachte!«

»Ich habe Ihnen einen großen Dienſt erwieſen, mein Herr, daß ich Sie auf dieſe Geächteten aufmerkſam machte.«

»Ich danke Ihnen herzlich!«

»Nicht Urſache! Den größten Dienſt müſſen Sie ſich ſelbſt erweiſen.«

»Wie verſtehen Sie dies?«

»Sie müſſen Ihren Gäſten erzählen, daß Sie den geweſenen Freimann und ſein Kind aus dem Hauſe gewieſen. Dies wird Ihnen Ehre bringen. — Wohin haben Sie dieſe Leute transportiren laſſen?«

»Wie Sie mir gerathen, zum engliſchen Gruß in Mariahilf.«

»Dies müſſen Sie verſchweigen, ſonſt belangt Sie der Wirth zum engliſchen Gruß, und gibt an, Sie hätten ſein Geſchäft gefliſſentlich beeinträchtigen wollen. Sagen Sie Jedermann, Sie wüßten nicht, wohin dieſe Menſchen ſich gewendet.«

»Ganz wohl! Ich werde thun, was Sie mir angeben. — Und wenn der Pfarrer von Fiſchamend und der Amtmann mich auszanken?«

»Dieſe ſollen ſich ſo etwas beigehen laſſen! Pfarrer und Amtmann müſſen ſich glücklich ſchätzen, wenn Sie, Herr Wirth, gegen dieſe Beiden keine Klage erheben.«

»Ich danke Ihnen noch einmal. Wollen Sie mir nicht ſagen, wer Sie ſind; wer mir einen ſo großen Dienſt erwieſen?«

»Ich bin ein Fremder, ein Kaufmann, wohne nebenan im Gaſthofe zum goldenen Ochſen. Ich wäre bei Ihnen eingekehrt, hätte ich nicht einen Scharfrichter hier abſteigen ſehen. Ein ander Mal werde ich bei Ihnen wohnen. Leben Sie wohl!«

Der Fremde ging.

Bald darauf erſchien ein zweiter Fremder.

»Bei Ihnen iſt der Freimann von Wien und ſeine Enkelin abgeſtiegen.«

»Ja, aber nur eine Stunde ungefähr weilten ſie hier. Kaum hatte ich ſie erkannt, jagte ich ſie aus dem Hauſe.«

»Wohin begaben ſie ſich?«

»Weiß ich's? Sie nahmen einen vor dem Hauſe befindlichen Landkutſcher und fuhren davon.«

»Verwünſcht!« rief der Fremde. »War es der Landkutſcher von Kloſterneuburg?«

»Ich glaube ja!«

»Der Teufel ſoll Sie holen, Herr Wirth, daß Sie die Leute fortſchickten!«

Mit dieſen Worten flog der zweite Fremde fort.

»Dem iſt es wieder nicht recht, daß ich meinen Gaſthof vom Geſindel ſäuberte; dieſer zweite Fremde iſt gewiß Criminalrichter und braucht einen Freimann. Um die Scharfrichter geht es jetzt zu, wie um die Aerzte zur Peſtzeit!«

* * *

Als Hartmann mit ſeiner Enkelin aus der Stadt fuhr, hatte er gut reden. Sie ließ keines ſeiner Worte gelten. Hartmann vermochte ſie nicht zu tröſten.

»Das war Zeininger's Werk,« ſagte Agnes. »Er will mich ſpurlos verſchwinden laſſen; weder der Pfarrer noch der Doctor ſollten je erfahren, wo ich hingekommen. Die vielen Menſchen, die uns umgeben, erſcheinen dem Ungethüm gefährlich. Allein, unbeſchützt ſoll ich ſtehen.«

»Allein, unbeſchützt? Was faſelſt Du, mein Kind — Bin ich nicht bei Dir, kann ich nicht alle unſere Freunde zu Hilfe rufen? Wähnſt Du, daß der elende Wirth, weil er uns ſein Haus verweigerte, uns im Namen aller Wiener verſtoßen könnte? — Ich will ſogleich in das Haus des bairiſchen Geſandten, ich will den Doctor aufſuchen, durch ihn den Pfarrer und den Amtmann von unſerem Unfall unterrichten laſſen.«

»Ach, Sie wiſſen nicht, in welcher Gefahr ich und Sie ſchweben.«

Agnes erzählte ihrem Großvater jetzt erſt, welch eine entſetzliche Zuſammenkunft ſie mit Zeininger beſtanden. Sie erwähnte, daß der Pfarrer ihr ſtrenge unterſagt, auch nur einem Menſchen, außer ihm, von der Scene mit Zeininger ein Wort zu entdecken.

Hartmann fragte:

»Du ſollſt bei Gericht nicht entdecken, wo und wie Du Zeininger kennen gelernt? Du ſagteſt mir aber immer, bei deiner Muhme hätteſt Du ihn geſehen? War denn dies eine Lüge?«

»Nein, nein, keine Lüge! ach Gott, ach Gott!« klagte Agnes. »Zeininger wurde bei der Muhme durch einen gewiſſen Hurt eingeführt und dieſer Hurt wird es ſein, den ich nicht nennen ſoll.«

»Hurt! Hurt!« ſagte Hartmann; »mir iſt dieſer Name ſo bekannt; hilf mir doch, mein Kind, wo habe ich dieſen Namen zuerſt nennen gehört?«

»Von der Muhme ſelbſt! Sie wollte ihn ja heiraten, aber dann zerſchlug ſich dieſe Heirat, ich weiß nicht weshalb.«

»Weil er — jetzt erinnere ich mich,« verſetzte Hartmann, — »eine förmliche Diebsherberge auf dem Spitelberge unterhielt. Ich weiß nun die Geſchichte genau. — Ach, mein armes Kind, in welch fürchterliche Geſellſchaft biſt Du damals gerathen!«

Der Wagen hielt an.

Der Kutſcher half Hartmann und ſeiner Enkelin aus der Caleſche.

»Da ſind wir ſchon,« bemerkte der Kutſcher.

»Wer ſtand vor der Thüre des Gaſthofes?«

»Der Pfarrer.«

Der Pfarrer gab Hartmann und ſeiner Enkelin ein Zeichen.

Sie folgten dem Pfarrer in ein abgelegenes Zimmer im Hofe.

Darin ſaß der Arzt und der Polizeicommiſſär Schmitt, den Hartmann ſehr gut kannte.

Das Erſtaunen Hartmann's und ſeiner Enkelin wuchs auf den höchſten Grad.

Agnes traute ihren Augen kaum.

Der Pfarrer wendete ſich an Agnes mit den Worten:

»Sie werden wohl keine Angſt mehr auszuſtehen haben. Es iſt bereits dafür geſorgt, daß Sie nun ruhig ſein können. Hier wollten wir Sie haben, Gott ſei gedankt, Sie ſind hier!“

„Unſere Verwunderung iſt maßlos,“ ſagte Hartmann, als er diejenigen Perſonen vor ſich ſah, von welchen er und Agnes, wenn auch nur auf kurze Zeit getrennt zu ſein glaubten.

„Es iſt dies das Werk meines Neffen, des Polizei-Commiſſärs Schmitt,“ bemerkte der Pfarrer.

„Ja, ich war es, Herr Hartmann,“ verſetzte der Commiſſär, „welcher den Wirth gegen Sie hetzte, damit er Sie und Jungfrau Agnes aus ſeinem Hauſe weiſe; ich war es, welcher den Doctor in das Hôtel des bairiſchen Geſandten beſchied, und ich werde es ſein, der noch einen größeren Coup ausführen wird, Alles in der Abſicht, den verwegenen Zeininger in meine Hände zu bekommen. — Es kann Ihnen nicht entgangen ſein, daß der entſetzliche Räuber, den wir Alle verabſcheuen, und nichts dringender wünſchen müſſen, als daß er endlich wieder eingefangen und der verdienten Strafe zugeführt werde; es kann Ihnen nicht entgangen ſein, daß dieſer Räuber ein Heer von Spähern und Kundſchaftern in ſeinem Solde habe. — Ich bin überzeugt, daß er jedes Wort wieder erfährt, was gegen ihn ausgeſagt wird; auf welche Art ihm dies bisher gelungen und welche Schergen oder Büttel des peinlichen Gerichtes ihm dienſtbar ſind, iſt mir noch nicht bekannt, aber auch ſeine Helfershelfer werden entdeckt, ſo viel Geld dieſer Ruchloſe auch zuſammengeſtohlen und geraubt, und nun daran wendet, die Juſtiz zu äffen und den Geſetzen Hohn zu ſprechen. — In dem Gaſthauſe, in welchem Sie abgeſtiegen, wohnen ganz gewiß einige ſeiner Genoſſen. Jeder Schritt, den Agnes, und ihr Großvater vornehmen, wird ihm verrathen; Zeininger kennt alle Polizeibeamten und Agenten, und hätte er erfahren, daß Agnes das Polizeibureau betreten, oder daß ein Polizei-Commiſſär ſie beſucht, ſo würde er ſchnell ſeine Maßregeln darnach genommen haben. Seine Schlauheit iſt groß, ich aber hoffe, ihn an Schlauheit noch zu übertreffen. — Ich ſage Ihnen nichts von meinen Planen. Ich theile Ihnen nur mit, daß Sie, liebe Agnes, im Gerichtshauſe nicht ausſagen mögen, wo und wie Sie Zeininger kennen gelernt. Was Sie zu Protocoll zu geben haben, ſollen ganz unbedeutende Dinge ſein. Ich werde dafür Sorge tragen, daß man Sie nur um gleichgiltige Dinge fragen wird. Mir aber legen Sie eine aufrichtige Beichte über Zeininger ab. Begleiten Sie mich in das Nebenzimmer. Ich werde Ihre Ausſagen zu Protocoll nehmen. Kommen Sie.«

Agnes folgte dem Commiſſär.

* * *

»Wo werden wir dieſe Nacht bleiben?« fragte Hartmann.

»Hier,« antwortete der Pfarrer.

»Wird uns Zeininger nicht dennoch ausſpähen?«

»Unmöglich,« verſetzte der Pfarrer. »Mein Neffe hat ſich des Wirthes zum »engliſchen Gruß« verſichert.«

»Aber der Kutſcher, der uns hieher geführt?«

»Iſt augenblicklich mit Paſſagieren nach Bruck an der Leitha gefahren und kommt vor acht Tagen nicht zurück.«

»Und der Wirth im Matſchakerhofe?«

„Wird in dieſem Augenblicke von einem höheren Polizeibeamten inſtruirt wie er ſich zu benehmen hat. Die Gaſtwirthe in der innern Stadt Wien müſſen der Sicherheitsbehörde ſtrenge gehorchen, ſonſt iſt es um ſie geſchehen.“

„Wo werden wir die Amtmannsfamilie wieder ſehen? Wird dieſe nicht beſorgt um uns ſein?“

„Ich,“ antwortete der Pfarrer, „kehre in den Matſchakerhof zurück, und was ich dem Amtmann und den Seinigen mittheilen werde, wird ſie beruhigen.“

„Und der Doctor?“

„Ich,“ verſetzte dieſer, „begebe mich in das Hôtel des baieriſchen Geſandten, dort wohne ich ohnehin, und habe im Gaſthauſe eigentlich nichts zu thun. Außerdem iſt ja, wie der Wirth im Matſchakerhofe, auf allenfallſige Erkundigungen nach mir, erzählen wird, die Geſandtin erkrankt, die Geſandtin kann des Arztes nicht entbehren.“

„Seien Sie außer Sorgen,“ bemerkte der Pfarrer, „mein Neffe hat die Sache ſo klug eingeleitet, daß keine Ihrer Bedenklichkeiten erheblich werden kann.“

„Ich zweifle nicht,“ verſetzte Hartmann, „aber —“

„Noch eine Bedenklichkeit?“

„Die größte. Indem wir den Spähern Zeininger's und ihm ſelbſt entzogen wurden, laufen wir ihnen denn nicht doch wieder in die Hände? — Wir müſſen übermorgen um zehn Uhr im Gerichtshauſe erſcheinen. Daß wir von hier aus nach der Rauhenſteingaſſe ohne Gefahr gelangen, glaube ich, aber wie kommen wir wieder zurück? Ob wir hierher gehen oder fahren, man wird uns folgen, die Kundſchafter werden uns umgeben.“

»Auch dieſes Ihr Beſorgniß wird der Polizei-Commiſſär Schmitt zu heben wiſſen.«

»Gut denn, ich beſcheide mich.«

»Das Verhör mit Agnes dauert lange,« ſagte der Doctor.

»Da ſieht man den Verliebten,« bemerkte der Pfarrer.

»Was nützt mein Verliebtſein,« entgegnete der Doctor. »Agnes iſt für mich verloren.«

»Das will ich nicht glauben,« verſetzte der Pfarrer. »Können Sie wiſſen, was der Himmel beſchloſſen hat? Vielleicht nimmt Gott das Opfer des frommen Kindes gar nicht an!«

Der Commiſſär trat mit Agnes aus dem Nebenzimmer.

»Ich habe nun Alles erfahren, was ich zu erfahren wünſchte. Ich entferne mich jetzt. Wenn wir uns wiederſehen, bin ich wohl ſchon am Ziele.«

»Ein Bedenken hat Herr Hartmann ausgeſprochen, das Du ſelbſt beſeitigen magſt,« ſprach der Pfarrer zu ſeinem Neffen. »Wie kommen Hartmann und Agnes aus dem Gerichtshauſe, ohne daß ſie auf dem Heimwege »zum engliſchen Gruß« beobachtet werden?«

»Was nach der Vernehmung zu geſchehen hat, wird Herrn Hartmann und ſeiner Enkelin im Gerichtshauſe mitgetheilt. Es iſt nichts vergeſſen worden, was zur Erhaltung ihrer Sicherheit dienen könnte. — Ich nehme Abſchied von Ihnen, Herr Onkel, von Ihnen, Herr Hartmann, von Agnes und dem Doctor. Ich empfehle Ihnen die größte Verſchwiegenheit in dieſer Angelegenheit. Ein unbeſonnenes Wort kann meinen ganzen Plan verderben. Wenn Sie von Ihrer Krankenwärterin Joſepha Zeitz zufällig erfahren sollten, daß sie aus dem Kreiſe der Amtmannsfamilie verſchwand, ſo erſchrecken Sie nicht, Sie werden ſie dennoch bald und freudig wieder ſehen.«

Der Commiſſär ging.

Die letzten Worte des Commiſſärs machten auf Agnes einen neuen höchſt peinlichen Eindruck.

Weder Agnes noch ihr Großvater wußten ſich dieſe Worte zu deuten.

Sie erſchöpften ſich in Vermuthungen.

Wir werden dieſe Vermuthungen hier nicht mittheilen. Selbſt der Pfarrer und der Doctor wußten nicht, was der Commiſſär mit dem plötzlichen Verſchwinden der Joſepha Zeiß andeuten wollte.

Dem Leſer wird es nicht lange ein Geheimniß bleiben.

Wir gehen zu einem neuen Capitel über.

XII.

Wir führen den Leſer für einige Augenblicke nach der Wiener Vorſtadt „Magdalenengrund.“ Im Jahre 1772 war dieſelbe in einem kläglichen Zuſtande. Kaiſer Joſeph, als er einſt hier vorüber ritt und von dem nahen Wienufer Ratten caravanenweiſe ihren Weg nehmen ſah, nannte ſie **Rattenſtadtl**, welcher Name dem Magdalenengrunde noch im Munde des gemeinen Mannes geblieben iſt.

Dahin führen wir den Leſer.

Wie überall in Wien, ſo gab es auch hier viele Schenken und Kneipen. Die merkwürdigſte war „der goldene Greif“ in der Bergſteiggaſſe, damals Bettlerſteig benamſet.

Am Tage war dieſe Kneipe ziemlich unſchuldig, aber des Nachts, beſonders in dem Keller des Wirths, da verſammelte ſich hier ein Geſindel, welches die ganze Umgebung unſicher machte. Der Wirth (in der Chronik von Wien kommt ſogar ſein Name als Diebswirth vor, er hieß Erasmus Hauderer), lebte im beſten Einverſtändniß mit dem Gaunervolke; er verwahrte ihren Raub, war Hehler und Herbergsvorſteher, ging wohl ſelbſt mit aufs Stehlen aus, was daraus hervorgeht, daß ein Erasmus Hauderer am 7. Auguſt 1774 in Wien hingerichtet wurde, welcher gewiß derſelbe war. Der Wirth alſo ſah alle groben Verbrecher in ſeinem Keller. Auch Zeininger und ſeine Spießgeſellen fanden ſich bei ihm ein.

Zeininger und ſeine Rotte hielten ſich in einem beſondern Verſtecke auf. Sie zechten hier und ſpielten und waren gut aufgehoben.

An dem Vorabend des Tages, an welchem Agnes zum Verhöre gerufen wurde, war Zeininger auch da. Er hatte alle ſeine Anhänger verſammelt.

„Morgen,“ ſagte er, „habt Ihr zum letzten Male aufzupaſſen und vorzüglich Acht zu haben, wohin Agnes geführt wird, wenn ſie vom Verhör weggeht.“

„Aber Du biſt ja nicht mehr in ſie verliebt,“ fragte ihn Einer ſeiner Leute, „was haſt Du denn mit ihr?“

„Nichts, aber —“

„Verliebt biſt Du doch nur in die „Klarl“ von Mödling. Dieſe hat auch ein Kind von Dir; wende lieber deine Zeit und dein Geld dazu an, die Klarl aus dem Thurm von Mödling zu befreien, wozu wir Dir alle helfen werden.“

„Aus dem Thurme von Mödling kann die Klarl kein Teufel holen; die Mödlinger bewachen Tag und Nacht dieſen Thurm, weil auch die Badner Räuber darin ſitzen; wozu alſo unnütze Plagen? die Klarl entgeht mir nicht, in zwei Jahren, wenn ſie ihre Strafe überſtanden hat, muß ich ſie wieder kriegen, indeß es bei der Agnes eine Ehrenſache für mich iſt, daß mit ihr geſchieht, was ich ihr neulich geſchworen habe, entweder ſie geht ins Kloſter oder ſtirbt von meiner Hand.“

„Ich hätte ſie neulich ſchon in Fiſchamend, wäre ich an deiner Stelle geweſen, umgebracht,“ warf der Erſte dieſer Rotte hin, „ſie hat Dich ganz gewiß verrathen.“

»O nein, o nein,« ſagte Zeininger, »verrathen hat ſie mich nicht, verrathen könnte ſie mich nur, wenn ſie Hurt nennen und ſie dieſen im Schrannenhaus in Innsbruck nach mir ausfragen würden, aber ohne Hurt zu vernehmen, bekommen mich die Schnapphähne nicht. Hurt allein kennt meine Verbindungen. — Paßt mir zu liebe alſo auf, wo Agnes hingeht, wenn ſie vom Verhöre zurückkommt. Nennt ſie morgen Hurt, dann, weiß ich nur ihren Aufenthalt, mach' ich ihr den »Garaus,« und wenn ihr Großvater, der Freimann, an ihrer Seite ſein ſollte.«

»Ich kann Dich nicht begreifen.«

»Ich begreife mich ſchon. — Lange können wir uns überhaupt in Wien nicht mehr aufhalten. — Wegen des Einbruchs bei dem Geigenmacher haben ſie es ſcharf auf uns abgeſehen. Sie wiſſen zwar nicht, wo ſie uns ſuchen ſollen, und wiſſen nicht, wer wir eigentlich ſind, aber ſie ſetzen Alles in Bewegung, um unſere Spur zu erhalten. — Ich höre, die Ausforſchung haben ſie einem ganz jungen Commiſſär übergeben, der ſich einbildet, die Weisheit mit Löffeln gefreſſen zu haben, den ich aber auslache mit ſammt ſeinem Eifer! Deſſen ungeachtet leidet es mich nicht länger in Wien, und wir müſſen Alle fort, der Teufel könnte doch ſein Spiel mit uns treiben.«

»Wohin wollen wir?«

»In unſern beſten Verſteck. Zum Abdecker nach Weſſiz. Dort ſind wir der Grenze am nächſten. Haben wir im Ratzenſtadl durch den »Kailfreich« (ſo wird der Wirth in der Gaunerſprache genannt) Alles zu Geld gemacht, was wir »erwirthſchaftet« (an Habſeligkeiten, Waaren, Prätioſen u. ſ. w. geſtohlen), dann fort, und vielleicht nach Preußen, dort hat man die Tortur, oder nach der Pfalz, dort hat man die Todesſtrafe aufgehoben.«

»Recht haſt Du. In Wien wachſen der Polizei ohnehin allzuſehr die Flügel; dem Landesgericht haben ſie neue Brillen aufgeſetzt und die Gefängniſſe ſtecken ſie in Extra-Gefängniſſe und über die Ketten legen ſie jetzt Extra-Ketten. In Wien iſt es nichts mehr, ziehen wir fort, ſobald als möglich.«

»Und wird meine Klarl durch irgend einen Zufall frei, ſo wird ſie in Weſſitz inne, wo ſie mich zu ſuchen hat, bis Anfangs Juli, wenn ihr der Teufel jetzt helfen ſollte, habe ich ſie unterrichten laſſen, findet ſie mich auf dem Thurn bei dem Gelbgießer Staigner; — nach dem 4. Juli ſchon in Weſſitz. Mir träumt ja ſchon eine ganze Woche, ſie hätten mich wieder beim Kragen bekommen! — Wir müſſen fort!«

Der Wirth kroch ganz verdutzt in das Loch, in welchem die Bande beiſammen ſaß.

»Löſcht die Lichter ſchnell aus und eilt in eure Schlupfwinkel,« ſagte er. »Der Pfeil bringt jetzt die Nachricht, daß die Polizei in Gumpendorf ſtreifen läßt. Der neue Polizeidirector hat ſogar eine Stadtquarde zu Pferd errichtet. — Schändliche Zeit! Unſer Eins iſt gar nicht mehr ſicher! Daß Keiner mehr ein lautes Wort ſpricht,« fuhr der Wirth fort, »daß man keinen Athemzug hört, wenn ſie etwa dem »goldenen Greifen« eine Viſite machen. — Ich lege mich ins Bett und will ſo unſchuldig ſchnarchen, als wenn ich das beſte Gewiſſen hätte. Hört Ihr die Pferde daher ſprengen? Jetzt gilt's — Gute Nacht!«

XIII.

Im Hauſe des Geigenmachers wurde die Stimmung täglich trüber. Seit dem Einbruche ließ ſich Anton nicht mehr erblicken und Rinzler quälte ſeine Tochter Gertrude unaufhörlich mit den gröbſten Verdächtigungen ihres Geliebten.

»Alles nimmt Theil an unſerm Leid,« ſagte Rinzler, »ſelbſt Aichler, der in unſerm Hauſe wohnt und den Du nicht leiden magſt. Wo ich immer hinkomme, erfahre ich die innigſten Beileidsbezeigungen, nur Graf Anton meidet unſer Haus; ich glaube, dieſer Graf iſt auch ſo Einer, der eine Bürgerliche nur wegen des Geldes zur Gattin nimmt und fehlt dies, plötzlich ausbleibt und an eine Heirat nicht mehr denkt.«

»Sie beſchuldigen ihn mit Unrecht,« erwiederte die Braut Antons. »Es wird ihn ein Unfall betroffen haben und er wird gewiß bald Etwas von ſich hören laſſen. Für Anton bürge ich, daß er mich gewiß des geraubten Geldes wegen nicht verläßt. Dann ſind wir ja gar nicht ſo reich, um unſer Vermögen als Magnet für geldſüchtige Freier gelten zu laſſen.«

»Was? Nicht reich?« tobte Rinzler, »nenne mir einen Geigenmacher in der Welt, der ſo viel Geld beſaß als ich.«

»Ja, ja, Sie hatten ein hübſches Sümmchen zuſammengeſpart, für Sie, lieber Vater, ein ſehr namhaftes

Sümmchen, aber unter uns vielen Kindern vertheilt, was kommt denn auf Eines, und was kommt denn namentlich auf mich als Heiratsgut? — Nein, nein, Vater, des geraubten Geldes wegen zieht ſich Anton von uns nicht zurück.«

»Ich habe es ſchon bedauert, daß ich deine Hand einem Grafen zugeſagt habe. — Wäre Anton ein Bürgerlicher, könnte ich jetzt ungenirt zu ihm hingehen und meinen Kummer in ſeinem Herzen ausſchütten, aber mache den Verſuch bei einem ſo hochſtehenden Manne, in Noth und Gram eine Bitte zu wagen, der Portier läßt Dich gar nicht eintreten und kommſt Du auch durch das Thor ſeines Palaſtes und über die Stiegen ins Vorzimmer, ſo weiſen Dich die Bedienten zurück: ein Armer wird nicht angemeldet.«

Das Geſpräch wurde unterbrochen.

Ein Diener des kaiſerlichen Kammeramtes überbrachte ein Schreiben, producirte ein Zuſtellungsbuch, in welchem Rinzler den Empfang des Schreibens beſtätigen mußte und der Diener ſagte ganz trocken:

»Leſen Sie dies, es wird dazu dienen, Ihren Dünkel und Ihre Aufgeblaſenheit herab zu ſtimmen.«

Der Geigenmacher erſchrack heftig.

»Was iſt denn das für ein Schreiben mit dem großen kaiſerlichen Siegel?« fragte Rinzler ganz kleinlaut, »und was ſprechen Sie denn vom Dünkel und von der Aufgeblaſenheit? Kann man dünkelhaft und aufgeblaſen ſein, wenn man ſein ganzes Vermögen durch Diebe und Räuber verloren hat?«

»Wir haben bei Hofe davon gehört,« antwortete der kaiſerliche Kanzleidiener, »aber ein Unfall, der Sie betrofſen, ändert an der Sache nichts. Sie haben die Gnade Sr. kaiſ. Majeſtät verwirkt und verdienen kein Mitleid. Leſen Sie nun! — Adieu!«

Der Kanzleidiener ging.

»Was iſt das nun wieder!« rief Rinzler aus. »Was kann ich denn gethan haben, um die Gnade Sr. kaiſ. Majeſtät zu verwirken? Kann ich dafür, daß ich ausgeraubt wurde? — Da muß ich doch ſogleich zu meinem Gönner, dem Kaiſer Joſeph, mich verfügen und dringende Beſchwerde führen.«

Rinzler erbrach das Schreiben, las es und ließ es ganz entſetzt fallen.

Seine Tochter hob es auf und trug den Inhalt desſelben laut vor:

»Wiederholten glaubwürdigen Anzeigen und die Wahrheit derſelben durch viele Zeugen erhärtet, hat ſich der bürgerliche Geigenmacher, Ferdinand Rinzler, beigehen laſſen, ſich an öffentlichen Orten und in Privatkreiſen mit der Gunſt Sr. Majeſtät des Kaiſers Joſeph II. zu brüſten, in höchſt familiärem Tone von dem allerhöchſten Monarchen zu ſprechen und in ſeinem Wahne mit Gnadenbezeigungen und Auszeichnungen zu prahlen, welches nur ſeinem bekannten Aberwitze zugeſchrieben werden kann.

»Auch hat derſelbe die Frechheit gehabt, ſich als Hofgeigenmacher zu bezeichnen, welches er durchaus nicht iſt, und kein Grund zur Zeit vorhanden, ihn hiezu zu erheben.

»Es ergehet demnach an den beſagten Ferdinand Rinzler, Bürger und hieſigen Geigenmacher, die dringende Warnung, ſich ſolche kecke Anmaßungen nicht wieder zu Schulden kommen zu laſſen, anſonſten Ferdinand Rinzler zur Straſe gezogen, und ſeine Beſtrafung in dem k. k. Wien. Diarium öffentlich bekannt gemacht werden ſolle.

„Gegeben durch das k. k. Kammer-Amt.

„Sig. Wien, 22. Junius 1772.
„Karger, Secretär.“

„Vater,“ rief die Tochter, „das iſt ein härterer Schlag, als der Raub an Ihrem Eigenthum!“

„Mich ſelbſt wird ſogleich der Schlag rühren!“ rief Minzler und ſank auf einen Stuhl.

In dieſem Momente trat Aichler ein.

„Iſt es wahr,“ fragte er, „daß Ihnen das Hoflager verwieſen wurde? Wegen Anmaßung kaiſerlicher Huld und unerlaubter Aneignung einer kaiſerlichen Hofcharge ſind Sie in Ungnade gefallen!“

„Was fällt Ihnen ein?“ erwiederte Gertrude, „was faſeln Sie bei einem Geigenmacher vom Hoflager, von einer kaiſerlichen Hofcharge und Ungnade? Wie käme mein Vater hiezu? Da leſen Sie ſelbſt!“

Die Tochter reichte ihm das Decret hin.

Der Nachbar las.

„Dachte ich es doch!“ ſagte er. „Es war aber auch zu arg, was Sie ſich unterſtanden! — Daß Sie die ganze Stadt auslachte, wußte ich wohl! — Wenn ich nur daran denke, wie Sie ſich geberdeten, als Sie Ihren Einwohnern und Hausleuten Ihre Tochter als gräfliche Braut vorſtellten und um die Verlobung zu feiern, ſo unverſchämt waren, Ihre Zinsparteien zu ſteigern, ſo gerathe ich außer mir. Daß es aber ſo kommen werde, hätte ich nicht vermuthet — doch es iſt wohl verdient. Solche kecke Narrheit hätte noch eine ärgere Züchtigung nach ſich ziehen ſollen.“

»Sie ſind doch gar zu ſchonungslos, Herr Aichler,« fuhr Gertrude auf. »Sie ſehen, mein Vater iſt beinahe beſinnungslos, und Sie richten an ihn noch Worte, die ſo ſchneidend ſind, daß ſie ihm das Herz zerfleiſchen.«

»Ei was!« erwiederte Aichler, »Ihr Vater ſoll keine ſo wahnſinnigen Streiche treiben! Er iſt ein alter Mann und ſoll wiſſen, wie man ſich rückſichtlich des Hofes zu benehmen hat. Das kommt aber daher, wenn man ſich über ſeinen Stand erhebt, wenn man als Bürger ſich einer lächerlichen Schwindelei hingibt! — Nun ſuchen Sie ſich den Grafen, der Ihre Tochter heiraten ſoll, Sie eingebildeter Geck, der im Schottenkeller täglich von den Gäſten gefoppt wurde und es vor lauter Verblendung gar nicht merkte.«

»Ach, ſchonen Sie mich doch!« flehte Ringler, »ich bin von meinem Wahne ſchon curirt! — Gerade die Gäſte im Schottenkeller waren es, die mich in meinen ehrgeizigen Anſichten unaufhörlich beſtärkten.«

»Ja, weil ſie ſeit langer Zeit keinen beſſern Spaß haben konnten, als mit Ihnen. Der Bäckermeiſter, den Sie ſo verhöhnten, weil er die Strafe des »Bäckerſchupfens« erleiden mußte, der Bäckermeiſter hat ſich an Ihnen durch den »Jux«, den er anzettelte und mit Hilfe der Andern ausführte, am meiſten gerächt.«

»Und ehe ich meine Tochter einem Grafen gebe — eher . . .«

»O, ich bitte Sie, ſchwören Sie nicht, es nimmt ſie ohnehin kein Graf zur Frau!«

»Wenn jetzt Graf Anton einträte, ich würde ihm die Thür weiſen.«

Anton trat in der That ein.

„Ich bitte um Entſchuldigung,“ ſagte er, „daß ich einige Tage in Ihrem Hauſe nicht erſchienen bin, aber kaum von dem Unglücke unterrichtet, das Ihnen durch den frechen Einbruch widerfahren, ruhte ich nicht, bis ich mir nicht Licht in der Sache verſchafft hatte, und es iſt mir gelungen.“

„Wie? Man hätte die Diebe, Graf Anton?“ fragte Kinzler.

„Laſſen Sie den Grafen weg,“ verſetzte Anton, „und hören Sie mich.“

„Ich verfügte mich, bald nachdem Sie die Anzeige machten und mit dem Regierungsrathe geſprochen, zur Polizei. Ich erfuhr, daß Commiſſär Schmitt die Unterſuchung übernommen und begab mich zu ihm. — Ich trug mich ihm zu jedem Dienſte an; ich ſtellte eine Summe zu ſeiner Verfügung, um ſelbſt die bedeutendſten Auslagen nicht ſcheuen zu dürfen. — Der Commiſſär Schmitt iſt einer der umſichtigſten Männer, welche ich kennen gelernt. — Es gelang ihm auch den Thätern auf die Spur zu kommen. — Er forſchte zuerſt nach dem Hausmeiſter im „Todtenkopfe“, der vor Jahren in der Nachbarſchaft den Einbruch begangen und noch im Kerker ſich befindet. Der Commiſſär ließ ſich die Verzeichniſſe jener Verbrecher zeigen, die mit dem Hausmeiſter zu gleicher Zeit im Gefängniſſe ſaßen. Er fand den Namen Zeininger, der nach der Hand zum Tode verurtheilt wurde, aber durch die Flucht entkam. — Der Name Zeininger war ihm hinreichend. — Der Commiſſär ließ den Hausmeiſter aus ſeinem Kerker ſich vorführen.

„Zeininger,“ redete der Commiſſär den Hausmeiſter an, „der den kühnen Raub begangen, iſt ergriffen worden, und ſagt nun auf Dich aus und behauptet, Du hätteſt ihm die Localität deines ehemaligen Brotgebers Rinzler verrathen, das Vexirſchloß beſchrieben, und wäreſt ſonach die Veranlaſſung des Verbrechens. — Sprich die Wahrheit,« fuhr ihn Commiſſär Schmitt an, ſonſt ſollſt Du auf Lebenszeit angeſchmiedet bleiben!« — Der Kerl beichtete augenblicklich. »Ich habe ihn nicht zu dem Raube bei meinem früheren Dienſtgeber Herrn Rinzler verleitet,« ſagte er, »ich erzählte ihm nur, daß ich es bedauere, bei Rinzler nicht eingebrochen zu haben, da ich doch hier beſſer Beſcheid gewußt und baares Geld gefunden hätte, mit welchem ich mich leicht aus dem Staube machen konnte. — Hierauf forſchte mich Zeininger aus,« fuhr der Hausmeiſter fort. — »Ich wußte, daß er hingerichtet werde und daher aus meinen Angaben keinen Nutzen ziehen könne; ich ſagte ihm daher Alles. Ich beſchrieb ihm das Vexirſchloß und wie die Buchſtaben **Gute Nacht** bilden müßten, wenn das Schloß aufgehen ſollte, und theilte ihm mit, wo das Geld liege und das Silber u. ſ. w., ja ich gab ihm ſogar an, daß wenn ich Rinzler's Roſenzinn geſtohlen hätte, wo ich es dann hingebracht, weil ich im Ratzenſtadtl einen Wirth wiſſe, der es mir verkauft hätte.« — Als der Arreſtant dieſe Ausſage gemacht, wurde er in ſeinen Kerker zurückgeführt. Commiſſär Schmitt traf nun ſogleich ſeine Anordnungen. Zeininger war der Thäter und hat Spießgeſellen bei ſich gehabt. — Das Roſenzinn iſt heute Nacht auch im Ratzenſtadtl bei dem Wirth »zum Greifen« aufgefunden worden. Bei dem Wirthe lag es in einem Holzſchupfen. Der Wirth iſt verhaftet, leider wurde in ſeinem Diebsloche ſonſt Niemand gefunden, obgleich das ganze Haus durchſucht wurde. Doch wird Zeininger entdeckt werden, darauf ſchwört Commiſſär Schmitt, ſo gewandt und pfiffig der

Räuber ſich bisher auch allen Nachforſchungen zu entziehen wußte.«

»Und das Reiſezinn?« fragte Rinzler.

»Es befindet ſich bereits im Depoſitenamte des alten Amtshauſes. Ich ſelbſt war bei dem Transporte desſelben; auf meine Koſten ließ ich es von der Diebsherberge in das Amtshaus bringen.«

»Herr Graf Anton,« ſagte Rinzler, »wie vielen Dank bin ich Ihnen ſchuldig!«

»Kann mein Schwiegervater noch von Dank ſprechen? Iſt es nicht meine Schuldigkeit, daß . . .«

»Nicht weiter hievon, Herr Graf. Es ſind Dinge vorgefallen, welche mir die ſtolzen Gedanken, aus meiner Tochter eine Gräfin machen zu wollen, vertreiben. — Herr Graf, geben Sie mir mein Wort zurück; die einfache Tochter eines armen Geigenmachers iſt nicht für Sie! — Da, leſen Sie dies Decret. — Ich will nun dem allergnädigſten Kaiſer und der Welt zeigen, daß ich von meinem ſchlechtverſtandenen Ehrgeize ablaſſe. Mein Kind ſoll einen Bürger heiraten, bin ich ja auch nur ein Bürger!«

»Bravo!« rief Aichler, »nun glaube ich es, daß Sie curirt ſind.«

»Ich gehe noch weiter, Herr Graf,« fuhr Rinzler fort; »ich bitte Sie dringend, verlaſſen Sie mein Haus. — So viel Dank ich Ihnen ſchuldig bin, ſo eine große Zuneigung ich auch zu Ihnen habe, meiden Sie mein Kind. Verliebt ſie ſich einſtens in einen Bürger, ſo ſoll dieſer mein Schwiegerſohn werden. Nehmen Sie Abſchied von uns, guter Herr Graf, ich beſchwöre Sie.«

»Ja,« rief Anton freudig aus, »der Graf nimmt auf ewig von Ihnen Abſchied; für ihn tritt aber ein Bürger ein. — Ich bin kein Graf! Verzeihen Sie mir, verzeihen Sie aber auch meiner Liebe zu Gertruden, die mich die Täuſchung begeben ließ, als ein Graf vor Ihnen zu erſcheinen.«

»Kein Graf ſind Sie?« erwiederte Ringler. »Was ſind Sie denn ſonſt? — Sie haben ja eine Equipage wie ein Graf, ich ſelbſt bin ſtolz darin durch die Stadt gefahren; Sie müſſen ein Graf ſein.«

»Die Equipage macht es nicht aus,« verſetzte Anton, »der Hofbräumeiſter hat noch eine ſchönere Equipage als ich . . .«

»Ja, der iſt Etwas bei Hofe, hat einen Hoftitel.«

»Mein Vater hat auch einen Hoftitel und ich habe Hoffnung, daß dieſer Hoftitel auch auf mich übergehen wird.«

»Was iſt denn Ihr Herr Vater bei Hofe?«

»Hofſchneider!«

»Wie, der — der — von dem mir meine Schweſter immer vorgeredet hat? — Sie ſind ja ſehr reich?«

»Gott ſei Dank, ich bin reich! Und wenn Ihr Geld verloren, Ihr Silber unwiederbringlich wäre, ſo könnte ich Ihnen Alles erſetzen, ohne mir wehe zu thun.«

»Vater, Ihren Segen zu unſerer Verbindung!« flehte Gertrude.

»Kommt her, Hofſchneidermeiſterin,« ſagte Ringler und preßte ſeine Tochter und Anton an ſeine Bruſt.

»Seit fünfzig Jahren,« verſicherte Aichler, »treten mir heute wieder zum erſten Male Thränen in die Augen. Sobald das Roſenzinn wieder im Hauſe iſt, wird das Hochzeitmahl darauf ſervirt. Es lebe Ringler, der Bürger, es lebe Anton, der Bürger, es lebe Gertrude, die Bürgerstochter! Jetzt, Geigenmacher, hängt der Himmel voller Geigen!“

XIV.

Wer in der „Chronik“ über den „Gefangenenthurm in Mödling“ Schilderungen nachleſen will, ſuche im zweiten Bande, Wien 1774, das Capitel „Räuber, Gauner und Diebe in Baden“ nach; darin findet er Seite 284 folgende Details:

„Der Gefangenthurm ſteht auf dem Felſen „der Eichelkopf“ genannt, rechts auf dem Wege von Mödling in die Briel. Der Thurm gehört der Vorzeit an- und iſt ſeit den Ritterzeiten „als Hungerthurm“ bekannt. Mödling hat ein Landgericht, kann Todesurtheile ſchöpfen und zum Tode verurtheilte Miſſethäter, ſo in ſeinem Bezirke Raub und Mord begangen, durch den Freimann abthun laſſen.“ (Noch im Jahre 1823 wurde in Mödling ein Schrankenzieher, der ſeine Cameraden auf dem Wegmauthpoſten, bevor man zur Klauſe kommt, mit einem eiſernen Hammer zur Nachtzeit erſchlug, mit dem Strange hingerichtet.)

„Der Thurm von Mödling wurde im Jahre 1771 zum Gefangenthurm eingerichtet. — In dieſem und den vorhergehenden Jahren war das Räuberweſen in dieſer Gegend, namentlich vom Wienerberge bis zu dem Liechtenſteiner Kreuze ſo überhandnehmend, daß die Bauern von der ganzen Gegend allnächtlich mit Spießen und Säbeln bewaffnet, Streifzüge unternehmen mußten und nicht ſelten bei dieſen Viſitationen in Gräben, Schluchten, Weinbergen und Ziegelhütten an zwanzig bis dreißig Vagabunden, verſteckt ſich einzeln oder zu zwei und drei, aufſpürten und einbrachten. Am gefährlichſten erſchienen die Räuber von Baden. Sie bildeten eine große Bande, beſtehend aus vacirenden Müllerburſchen und Bräuknechten, aus Metzgergeſellen und einem abgewirthſchafteten Baderſubject, welcher einſtens in Neunkirchen behauſet war. Dieſes Baderſubject war ſehr verſchmitzter und außerdem ſo grauſamer Natur, daß er nicht nur raubte und mordete, ſondern ſich auch gegen Weiber und Mädchen die ſchändlichſten Mißhandlungen erlaubte. — Sein Name war Roman Griller und derſelbe war erſt ſiebenundzwanzig Jahre alt. Um nun die Roman Griller'ſche Räuberbande und ihn ſelbſt, »das Capo« zu ergreifen, waren die Mödlinger ſehr befleißigt. Sie zogen täglich größere Verſtärkungen an ſich; Bauern von Gumpoldskirchen, von Liechtenſtein, aus der Gegend der Teufelsmühle, geſellten ſich zu ihnen und der wegen ſeiner Rieſenſtärke bekannte Zimmermeiſter Martin Gadner von Traiskirchen, welcher den Roman Griller perſönlich kannte, übernahm das Commando über die Bauern. Martin Gadner wendete hiezu eine beſondere Liſt an. Er ließ auf der ganzen Badnerſtraße, in Baden, Mödling, Brunn und auch in Laxenburg u. ſ. w. verbreiten, der Pfarrer von Alland hätte eine große Erbſchaft gemacht und hole dieſe in Wien ab, um ſie nach Hauſe zu bringen. In der Nacht vom 14. auf den 15. November (1771) werde er ſein vieles Geld bei ſich führen, da aber die Straßen unſicher ſeien, ſo würden ihn vier handfeſte Inſaſſen mit ſtarken Knutteln, Handmeſſern und Sackpiſtolen begleiten. — Roman Griller erfuhr dieſes Gerücht im Wirthshauſe in Neudorf. Er äußerte ſich zu ſeinen Spießgeſellen:

»Nur vier und mit dem Pfarrer und Kutſcher ſechs ſind es? Wir ſind achtzehn Mann ſtark und werden der »Krippenreiter« leicht Meiſter. Wir haben Kugelſtutzen, haben Säbel, mit welchen auf einen Hieb drei ſolcher Kerle auf einmal fallen und fürchten den Teufel nicht. Die Räuber calculirten aber ganz falſch. Einige ſechzig Bauern lagen tüchtig bewaffnet in den Gräben und Hohlwegen der Badnerſtraße. In dem Wagen, in welchem der Pfarrer und ſeine Begleiter vermuthet wurden, ſaßen Strohmänner, ſelbſt der Kutſcher war eine ausgeſtopfte Figur; die Pferde ſtiegen mechaniſch nächſt der Meiller'ſchen Ziegelhütte den ſteilen Weg hinan und als die Bande über den Wagen herfiel, da ſchien es als ob die Bauern aus der Erde kämen; ſie feuerten aus ihren Stutzen, zwei Räuber blieben todt, acht wurden verwundet und zehn fielen unverſehrt in die Hände der Ueberwinder, unter welchen Roman Griller ſich befand, welchem der Zimmermeiſter von Traiskirchen, Martin Gadner, einen ſolchen entſetzlichen Fauſtſchlag verſetzte, daß ihm das Blut aus dem Munde und der Naſe ſo heftig drang, daß er das Bewußtſein verlor. Nun wurde das Geſindel nach Mödling gebracht. Aber wohin dasſelbe ſchaffen, da das gewöhnliche Gefängniß, der Kotter des Marktrichters und der Stadtkerker bereits überfüllt waren. — Der Thurm von Mödling wurde für die Räuber eingerichtet und da er nicht in dem beſten Zuſtande war, ſo wurde er Tag und Nacht bewacht und die Wachen hatten auch noch die Weiſung, Jeden zu erſchießen, der nur den geringſten Fluchtverſuch unternehmen würde.«

Dies vom Thurm in Mödling.

Später ließ das Landgericht den Thurm förmlich zu einem Kerker umgeſtalten. Im obern Theile desſelben wurden die weiblichen Verbrecherinnen aufbewahrt und in einer dieſer Abtheilungen ſaß auch Klarl, die Geliebte Zeininger's. Sie wurde als Brandlegerin gefangen gehalten. Sie wollte nämlich einen großen Diebſtahl begehen und zündete zu dieſem Behufe eine Mühle an, um während der hiedurch angerichteten Verwirrung das baare Geld des Müllers, von welchem ſie ſehr gut wußte, wo es verborgen war, ſtehlen zu können; allein der Raub wurde vereitelt und die Brandlegerin verhaftet. — Zeininger, als er kaum frei geworden, hörte durch ſeine Genoſſen bald das Unglück, das Klarl begegnete. Er machte Verſuche die Geliebte zu befreien, aber bei der außerordentlichen Wachſamkeit der Bauern von Mödling ſcheiterte jeder Befreiungsverſuch. Alles was Zeininger gelang, war, daß er der Geliebten in einem Brotlaibe einen Brief zuſchicken konnte, was ihm ein hübſches Stück Geld gekoſtet haben muß, da, wie geſagt, die Bewachung des Thurmes über alle Vorſtellungen ſtrenge war.

Eines Tages blickte Klarl wieder ſehnſüchtig durch ihr eng vergittertes Thurmfenſter, das gerade ſo groß war, daß ein Menſch durch dasſelbe hätte ſchlüpfen können, wenn es nicht wäre mit Eiſenſtangen verwahrt geweſen, nach der Richtung von Wien.

„Wenn ich jetzt in der ſchönen Reſidenzſtadt ſein könnte,“ ſagte Klarl zu den beiden Dirnen, die mit ihr gefangen ſaßen, „wie glücklich würde ich ſein! — Zeininger iſt in Wien, er iſt frei und beſitzt, wie er mir ſchreibt, außerordentlich viel Geld, alle ſeine Anſchläge gelingen ihm; er hat mehr Gold im „Gatterhölzl“ vergraben, als der kaiſerliche Münzmeiſter in ſeiner Caſſe beſitzt; ach Gott! ach Gott! wann wird die Stunde meiner Befreiung ſchlagen!

— Und was wird mein Kind machen!« ſetzte Klarl hinzu, »mein Pepi! Zeininger theilt mir mit, mein Pepi ſei auf dem »Thurn« bei ſeinem beſten Freunde in der Koſt! Ach, der Bube wird mich ſchon längſt vergeſſen haben und mich nicht mehr kennen, wenn er mich heute ſehen ſollte.«

Während Klarl ſo fort phantaſirte, wurden plötzlich die eiſernen Stangen der Pforte in der obern Abtheilung des Gefangenthurmes weggeſchoben, das Schloß aufgeſperrt, ein ſchwerer Riegel aufgeriſſen und ein junges Weibsbild mit den Worten in den Kerker geſtoßen:

»Da, Kindesmörderin, verrecke in dieſem Thurme, wenn Du nicht lebendig verbrannt werden willſt!«

Hierauf wurde mit eben ſo großem Geräuſch die Thür wieder verſchloſſen, wie ſie aufgemacht wurde.

Die Perſon, welche ſoeben im Thurme ankam, war von recht hübſcher Geſtalt; ſie ſah gar nicht aus wie eine Verbrecherin. Sie rief dem Kerkerknechte nach:

»Du Schandburſche! Wärſt Du nicht ſo ſchnell hinaus bei der Thür, ich würde Dir deine Schimpfworte mit meinen Fäuſten bezahlt haben!

Kindesmörderin!« ſagte ſie, »das muß mir das dumme Gericht in Mödling erſt beweiſen; es muß mir beweiſen, ob ich eine Kindesmörderin bin! Mein Kind iſt ohne mein Zuthun geſtorben!«

Hierauf ſah ſich das freche Weibsbild in ihrem Gefängniſſe um und betrachtete die Drei, welche hier ſaßen, mit einer großen Geringſchätzung.

»Mit wem hab' ich denn die Ehre,« ſagte das Weib, »hier auf dieſem Felſen, zwiſchen Himmel und Erde zu campiren? Sagt mir vor Allem, kriegt man nichts zu eſſen da? Ich bin ſehr hungrig!«

»Wenn Du Geld ha[illegible]« ſagte eine der Gefangenen, »ſo bringt Dir der Mann, der Dich hergebracht hat, Etwas. Haſt Du aber kein Geld, ſo mußt Du mit Waſſer und Brot vorlieb nehmen, wie wir hier.«

»Geld habe ich ſchon!« ſagte die Fremde; »das Weib des Schergen hat mich zwar genau unterſucht, aber bei mir nichts gefunden. Haha! An die Naſe werde ich meine Ducaten nicht binden.«

Sie lachte bei dieſen Worten laut auf.

»Da ſitzen die Muſikanten!« ſagte ſie und wies auf hr Mieder. »Sechs Kremnitzer hat mir mein Balthaſar geſchenkt und dieſe habe ich hier eingenäht!«

»Gib das Geld heraus und theile es mit uns,« ſagte Klarl, »oder wir zeigen Dich an und Du erhältſt noch Ruthenſtreiche.«

»Das möchte ich ſehen,« antwortete das freche Weibs-ild. »Den möchte ich kennen lernen, der mir auf den Leib ückt, den kitzle ich mit dieſem Meſſer, daß er auf ganz igene Art lachen ſoll.«

»Hergott!« ſagte Klarl, »ſie hat ein Meſſer! Wo atteſt Du denn das Meſſer verborgen, daß man es nicht efunden?«

»So fragt man die Kinder aus!« antwortete die kecke erſon. »Ich beſitze es einmal und damit Punctum. O, ich abe noch allerlei, was mir gute Dienſte leiſten ſoll, aber hr braucht es nicht zu wiſſen!«

»Du biſt ſehr kurz angebunden!«

»Nach Umſtänden! Doch hört, ich will mit Euch nicht Feindſchaft leben! Obgleich ich aller Wahrſcheinlichkeit ir kurze Zeit hier verweilen werde, ſo will ich doch gut it Euch ſein! Aber vom Theilen meiner Ducaten muß keine von Euch reden, da würde ich Euch ſchlecht bedienen, mein Geld will ich zu eurem Beſten ausgeben. Sagt mir, wie macht man's, daß der Pavian von einem Schergen Eſſen holt: ich habe es Euch ſchon geſagt, daß ich Hunger habe.«

»Schlage mit dieſem Klöppel an die Thür,« antwortete Klari, »da kommt der brutale Schlingel.«

»Das will ich ſchon thun,« verſetzte das Weib und ſchlug ſie gewaltig an die Thür, daß es im Thurme wiederhallte.«

»Das wird er gehört haben!« ſcherzte die Fremde. »Gebt Acht, er wird glauben, es brenne und wird ſogleich da ſein.«

Richtig hörte man ſchon auf dem Gange die Stimme des Kerkerknechtes.

»Wer lärmt denn da ſo entſetzlich! Soll ich den Ochſenziemer mitbringen?«

»Du Ochſe, Du,« verſetzte die Fremde, »lerne Lebensart! Mach den Schuber auf und frage freundlich, was ich befehle und es ſoll Dir Zinſen tragen.«

»Oho!« ſagte der Scherge und öffnete den Thürſchuber.

»Haſt Du, Mißgeſtalt, ſchon einmal in deinem Leben Ducaten geſehen?«

»O ja; die Diebe, die ich häufig viſitiren muß, wenn ſie eingebracht werden, haben manchmal Gold bei ſich.«

»Ich habe auch Gold bei mir, obgleich ich ebenfalls viſitirt wurde, aber verſteht ſich, ſehr ſchlecht viſitirt.«

»Das muß ich anzeigen!«

»[illegible]! Hätteſt Du da etwas davon? Du ziehſt vielleicht noch deinem Weibe Verdruß zu, die mich ſo leichtfertig durchmuſterte. Sei klug! Ich werde Dir einen Ducaten geben, vorläufig nur einen! Den läßt Du beim Wirth unten am Thurme wechſeln. Die Hälfte behältſt Du für Dich! Unhold, hörſt Du, die Hälfte; da machſt Du ein prächtiges Geſchäft und für die andere Hälfte bringſt Du uns Braten, Brot und Wein, aber ſo ſchnell als möglich!«

»Gebt her den Ducaten! Ich bin Euch zu Willen!«

Die Fremde kehrte ſich mit dem Rücken gegen den Schergen, trennte ihr Mieder auf und reichte dem Manne den Ducaten.

Dieſer entfernte ſich damit.

»Seht Ihr,« ſagte die Fremde, »es geht, man muß ſeine Leute nur zu packen wiſſen, ich gewinne Euch auch noch für mich; laßt mich nur erſt vierundzwanzig Stunden unter Euch ſein!«

»Sprich aufrichtig,« ſagte Klarl, »biſt Du wirklich eine Kindesmörderin?«

»Warum nicht gar! Weggelegt habe ich ein Kind und da iſt es umgekommen; was kann ich dafür, daß es die Leute nicht eher fanden, als bis es ſich zu todt geſchrien hatte, doch laſſen wir dies!«

»Wie heißt Du denn?«

»Lottl!«

»Und Du?«

»Klarl!«

»Und Du?« fragte ſie weiter.

»Vaberl!«

»Und Du?«

»Urſchel!«

»Ihr Beiden habt keine ſchönen Namen, aber das h nichts zu bedeuten. — Ihr ſeid wohl alle Drei wegen zu langen Fingern hier?«

»Gerathen!« verſetzte Klarl und lachte.

»Ich gehöre auch zu dieſer Compagnie,« erwiederte Lottl, »und beſitze überdies einen Liebhaber von gleichem Metier, mein Liebhaber iſt die Eſſenz aller Räuber! Habt Ihr nie vom Waldteufel gehört?«

»Gütiger Himmel!« rief die, welche Urſchel hieß, »auf dem Kopfe des Waldteufels ſteht ja ſchon ſeit zwei Jahren ein Preis von 600 Gulden, wenn man ihn kriegt und nach Baiern ausliefert!«

»Ja, wenn man ihn kriegt!« lachte Lottl. »Aber die dummen [illegible] fangen keinen Waldteufel!«

Der Scherge kam jetzt mit der Mahlzeit.

»Was haſt Du denn gebracht?« fragte Lottl den Schergen.

»Was in der Küche zu finden war,« antwortete derſelbe, »eine kalte, gebratene Gans, ein Stück Kalbsbraten, einige Portionen geſulzter Schweinsfüßchen, Semmeln und eine Maß Brunnergebirgswein.«

»Und das koſtet einen halben Ducaten?«

»Noch vier Groſchen darüber, die ich aus Eigenem beſtritten habe, dafür laßt mir aber an dem Weine Antheil nehmen und gebt mir ein Stück Kalbsbraten zum Imbiß.«

»Kann geſchehen, mein gutes Rhinozeros, aber ſorge nur noch für Meſſer und Gabeln, einige Teller und Gläſer, denn mit Dir aus einer Flaſche zu trinken, das wäre doch gar zu unappetitlich!«

»Meſſer und Gabeln darf ich nicht bringen; Ihr könntet Euch mit den Meſſern den Hals abſchneiden, oder mit den Gabeln einen Stich durch's Herz geben.«

Lottl lachte laut auf.

»Des grauſamen Gerichtes in Mödling wegen?« ſagte ſie. »Nein, mein theurer Freund, das fällt Keiner von uns ein! Marſch fort! bringe, was wir brauchen, dann ſollſt Du erhalten, was Du gewünſcht haſt!«

Der Scherge wollte gehen.

»Noch Eins!« rief Lottl. »Wende mir einen Augenblick den Rücken zu, ich will aus meinem Verſtecke noch einen Ducaten holen; bringe mir noch mehr Wein; — deiner rothen Naſe nach zu urtheilen vermagſt Du eine Maß auf einmal in den Schlund zu ſtürzen; ſchleppe ſo viel Wein herbei, als Du zu trinken vermagſt, ſo kommt doch wenigſtens der Wein auf uns, den Du ſchon gebracht haſt!«

»Wollt Ihr mich betrunken machen?«

»Weshalb, Diſtelvertilger! Glaubſt Du, wir wünſchen, daß Dir Etwas in den Kopf ſteige? — Du irrſt, wir wollen den Wein nicht in die Verlegenheit ſetzen, daß er ſich nach deinem Gehirne bemühe! Eile, Haifiſch, Du ſollſt ſchon hier ſein!«

»Darf ich auch von dieſem Ducaten die Hälfte für mich behalten?«

»Das verſteht ſich! — Ich theile ſelbſt mein Herz mit Dir, aber nur bemühe Dich, uns endlich gefällig zu ſein.«

Der Scherge ſchmunzelte und ging raſch fort.

»Schließ uns nur wieder ein,« rief ihm Lottl nach. »Wir könnten Dir geſtohlen werden!«

»Jetzt kann das Meſſer, das ich mitgebracht habe, gute Dienſte thun! — Ich will die Gans zerlegen und Ihr nehmt jede ein Stück davon.«

Die vier Weibsperſonen griffen haſtig zu.

»Da nehmt jede von den Semmeln und trinkt aus der Flaſche!« ſetzte Lottl hinzu. »O, man kann auch im Gefängniſſe gut leben! wenn man nur Geld hat.«

»Aber wenn Dir das Geld ausgeht?«

»So lange ich hier verweilen werde, komme ich mit den ſechs Ducaten ſchon durch.«

»Wenn Du es ſo fort machſt, biſt Du in drei Tagen fertig.« meinte Baberl.

»In drei Tagen?« lachte Lottl, »da bin ich ſchon längſt über alle Berge, alſo auch über den »Eichelkopf.«

»Haha!« verſetzte Klarl, »in drei Wochen kommſt Du nicht einmal zu einem Verhör!«

»Mich können ſie im Mond verhören! Ich flüchte mich. Heute noch in der Nacht!«

»Unmöglich!« riefen die drei Weibsperſonen.

»Ihr werdet ſchon ſehen, daß ich abfahre! Doch ſtille, man kommt. Ich höre die ſchweren Tritte des Schergen.«

Dieſer öffnete die Thür, brachte zwei ſehr große Flaſchen mit Wein, Gläſer, Teller, Meſſer u. ſ. w.

»Ei zum Teufel! Ihr habt ja ſchon tranſchirt und tüchtig eingehauen. Hier liegt ſogar ein Meſſer! Wie kommt dies hieher? das Meſſer confiscire ich.«

»Ob Du es ſogleich hinlegſt, wo Du es gefunden, oder ich ſchleudere Dir dieſe zwei großen Flaſchen mit Wein an den Kopf!«

»Gemach!« verſetzte der Scherge. »Ihr habt den Satan im Leibe! Ihr werft mir Blicke zu wie ein Baſilisk. — Da habt Ihr euer Meſſer! — Ich werde es dennoch kriegen.«

»Nichts kriegſt Du als eine Tracht Prügel von mir Da, Wallroß, trink und ſei damit zufrieden, wenn ich Dir nicht Feind werde.«

Der Scherge leerte ein Glas auf einen Zug; Letti ſchenkte ihm ſchnell ein, der Scherge trank wieder und hatte in einem Nu fünf bis ſechs Gläſer Wein im Leibe.

»Ich begreife,« ſagte Klarl der Letti ins Ohr, »Du willſt ihn betrunken machen, ihm die Schlüſſel entwenden und dann entfliehen!«

»Gott bewahre! — Laß mich nur!« Hierauf wendete ſich Klarl an den Schergen und ſagte: »Entdecke mir, alter Eisbär, wie war es möglich, daß Du ein Weib bekommen konnteſt? Mit dieſer Galgenphyſiognomie?«

»Je nun,« lallte der Scherge, »hübſch bin ich freilich nicht, aber ich hatte Geld!«

»Du und Geld? Und mit dem Gelde in der Taſche wurdeſt Du Scherge im Thurme von Mödling? — Was nennſt Du denn Geld beſitzen? Beſtand vielleicht dein Reichthum in acht baaren Groſchen?«

»O nein! Ich machte mir zweitauſend Gulden.«

»Auf ehrliche Art?«

»Wie man's nimmt! Ich nahm es nicht ſo genau. Ich gewann drei Preiſe, welche auf berüchtigte Räuber geſetzt wurden; ich fing ſie und ſtrich das Geld dafür ein!«

»Haſt Du auch den Waldteufel gefangen?«

»Den bekommt der Satan nicht! Der Spitzbube iſt wie überall und nirgends. Jetzt ſoll er im Bakonyerwalde hauſen.«

»Ei!«

»Was liegt mir daran! In acht Tagen mache ich Jagd auf den Zelninger, auf den ſteht ein noch größerer Preis als auf den Waldteufel. — Von dieſem weiß ich verläſſig, daß er ſich nach Wien begeben hat, dort greife ich ihn auf, und ſollte ich ihn im Mittelpuncte der Erde ſuchen.«

Klarl lachte ihm ins Geſicht.

»Ihr glaubt es nicht? Ich erfaſſe ihn ſo ſicher, als dieſer Wein kein Gift iſt, und ich ihn auf einen Zug im Halſe habe.«

Er trank neuerdings. Bald ſah man die Wirkungen des Weins, der Scherge wollte zärtlich werden.

»Bedenkt,« ſprach er, »ich habe meine »Lebtage« gehört, wenn Einem der Wein ſchmeckt, ſchmeckt Einem auch ein Kuß! — Mir iſt es jetzt Alles eins!« rief er mit ſchwerer Zunge, »ich küſſe auch eine Kindesmörderin!«

Er taumelte auf Lottl zu, dieſe gab ihm einen ſo derben Stoß und reichte ihm dabei eine ſo tüchtige Ohrfeige, daß ihm die Augen übergingen.

»Jetzt, Meerſchwein!« ſagte Klarl, »mache, daß Du fortkommſt.«

»O nein,« lallte der Scherge. »Ich bleibe heute über Nacht hier; ob ich Euch von »Außen« oder von »Innen« bewache, das kommt auf Eins hinaus. — Ich bleibe hier, bis der Hahn kräht.«

»Das wäre eine hübſche Geſchichte,« liſpelte Klarl der Lottl zu. »Der betrunkene Affe wäre in der That im Stande, hier zu bleiben! Wir müſſen ihn fortbringen.«

»Laßt mich nur machen!« erwiederte Lottl.

»Du Scherge,« ſagte ſie, »oder haſt Du auch einen eigenen Namen, ſo nenne ihn.«

»Wenzl Sajaczick heiße ich.«

»Den böhmiſchen Namen merke ich mir nicht; ich nenne Dich blos Wenzl. — Alſo Wenzl, lieber Wenzl, Du mußt fortgehen, ſogleich fortgehen, denn Du biſt betrunken und haſt alle Anlagen, unverſchämt zu werden.«

»Ich gehe nicht fort. Im Thurme bin ich Sultan und Ihr müßt meine Sclavinnen werden!«

»Morgen, lieber Wenzl-Sultan, aber heute nicht.«

»Ich liebe Dich ſchon heute!«

»Ich Dich auch! Aber ich fürchte dein Weib, deine Favorit-Sultanin, Wenzl.«

»Die weiß den Teufel, ob ich außer dem Thurme, oder im Thurme ſchlafe.«

»Ich aber würde es ihr wiſſen laſſen! Wenn Du nicht ſogleich gehſt, ſo mache ich mit dieſem Klöppl einen ſolchen Lärm, daß die wachehaltenden Bauern heraufkommen ſollen. Die Bauern ſollen dann dein Weib rufen. Wie es Dir ergehen wird, iſt mir gleichgiltig.«

Der Scherge klotzte Lottl an.

»Die Wahl iſt leicht! — Täglich einen ſolchen Schmaus, und täglich mindeſtens einen halben Ducaten und auf der Stelle fort, oder heute hier bleiben und morgen deine Entlaſſung vom Landgericht.«

»Ich riskire es und bleibe hier.«

»Alſo, Du willſt nicht anders? Auch gut. — Ich weiß nicht, ob es auch in dieſem Thurm ſo eingeführt iſt, aber in andern Gefängniſſen kommt die Ronde und ſieht nach, ob Niemand entflohen, oder Verſuche macht zu entfliehen.«

»Die Ronde bin ich. — Da habe ich nichts zu fürchten, daß ich verrathen werde.«

»Aber in andern Abtheilungen des Thurmes kann ein Fluchtverſuch gemacht werden. Es ſind ja die Räuber von Baden noch eingekerkert.«

»Halt! Sapperment! Da habt Ihr Recht! - - Wartet; ich trinke nur noch dieſen Wein aus und dann ſag' ich Euch Beſcheid.«

»Wir müſſen ihn fortbringen,« ſagte Lottl zu den Uebrigen. »Ich habe es Euch ſchon geſagt, ich werde dieſe Nacht noch durch meinen Liebhaber befreit.«

Der Scherge hatte ſich ſo angetrunken, daß er auf einen Stuhl ſank und ganz bewußtlos liegen blieb.

»Da haben wir's!« bemerkte Baberl, »da liegt er und ſtreckt alle Viere von ſich.«

»Verwünſcht!« rief Lottl. »Wie ihn nun hinausbringen?«

»Iſt auch nicht nothwendig!« verſetzte Klarl. — »Du willſt entfliehen? — Wie? Auf welche Art?«

»Hört mich an, ich will es Euch vertrauen. Wie dieſes Unthier hier betrunken iſt, ſo macht der Waldteufel heute Nacht alle Bauern, welche dieſen Thurm bewachen, betrunken. Er miſcht ihnen wohl gar einen Schlaftrunk unter den Wein. — In dem Augenblicke, in welchem keine Gefahr mehr zu beſorgen, ſteigt er auf einer Leiter bis an dieſes Fenſter herauf, feilt die Eiſenſtangen durch und bringt mich in Sicherheit.«

»Da nimmſt Du mich mit!« herrſchte Klarl ihrer neuen Freundin zu.

»Um keinen Preis!«

»Du mußt, oder ich verrathe deine Flucht.«

»Es hängt nicht von mir ab, Dich mitzunehmen. Waldteufel hat mir ausdrücklich geſagt, ich dürfe Niemand mit mir nehmen.«

»Du mußt, oder ich vereitle deinen Vorſatz, dann biſt Du und dein Liebhaber verloren.«

»Mein Gott! Ich kann und darf nicht.«

»Da ſchläft noch der Scherge. So betrunken er auch iſt, das Wort »Flucht« wird ihn wecken. Willige ein, oder ich rufe ihm dieſes Wort in die Ohren.«

»Wenn ich auch Dich meinem Geliebten aufdringe.«

»Ich muß mein Kind ſehen, beſinne Dich nicht!«

»Wenn ich auch Dich ihm aufdringe, ſo werden dieſe Beiden ebenfalls frei werden wollen, und dieſes iſt ſchlechterdings unmöglich! Welche Zeit würde da verloren gehen! In fünf Minuten muß Alles vorüber ſein.«

»Dieſe Beiden verlangen ſich nicht zu entfliehen. Baberl wird in acht Tagen frei; ihre Strafzeit iſt vorüber und die andere iſt ſo dick, daß ſie durch dieſes Fenſter nicht dringen könnte.«

»Ich bliebe ſtecken!« bemerkte Urſchel.

»Nimm mich mit! Ich flehe Dich an,« bat Klarl.

»Nun gut,« erwiederte Lottl nach einem ſichtbaren Kampfe. »Aber wie dieſen Kerl hinausbringen? Er ſchläft wie ein Sack!«

»Laß ihn ſchlafen!«

»Nein, nein, die Nacht bricht heran. Sind die Bauern unten am Thurme bewußtlos vom Trunke, ſo lehnt mein Liebhaber die Leiter an und befreit mich.«

In dieſem Augenblicke klopfte es am Thurmfenſter, gleich darauf hörte man eine Feile, die die Eiſenſtange berührte

»Gott im Himmel!« rief Lottl, »er iſt ſchon da! – «

»Stille!« erwiederte Klarl, »ſprich nicht laut. Der Scherge regt ſich, als wenn er erwachen wollte. Du Dicke wirf Dich auf ihn und erdroßle ihn, Zeininger wird Dir, kommſt Du einſt zu ihm, ſo viel Gold geben, als Du ſchwer biſt.«

Lottl hielt das Ohr nahe an das Fenſter.

»Eine Eiſenſtange iſt ſchon abgefeilt,« rief ſie freudig.

Wieder regte ſich der Scherge — und ſprach einige Worte.

»So erſtickt ihn doch!« herrſchte Klarl in großer Aufregung den Weibern zu.

»Ihr könnt ja ſagen, der Schlag habe ihn gerührt.«

»Er träumt!« erwiederte Baberl, »und ſpricht im Traume.«

»Jetzt feilt er die kleine Querſtange durch!« berichtete Lottl.

Bald darauf hörte man die Eiſenſtange brechen.

Mit einem Fauſtſchlage ging das Fenſter entzwei.

Der Waldteufel ſprang in das Gefängniß des Thurms.

Gleichzeitig fiel der Scherge vom Stuhle und erwachte.

XV.

Der paniſche Schrecken, welcher die Gefangenen im Thurme ergriff, als der betrunkene Scherge vom Stuhle fiel, und in dem Augenblicke von ſeinem Schlafe erwachte, in welchem der Befreier durch das Fenſter des Gefängniſſes herein brach, bedarf wohl keiner Schilderung.

Die vier Gefangenen warfen ſich mit wilder Haſtigkeit auf ihn, und ganz ſicher hätten ſie ihn erſtickt, wenn er nicht regungslos liegen geblieben wäre, und andere Worte als:

»Ich bin ein Sultan und will eine Sultanin beſitzen.« mit ſchwerer Zunge gelallt hätte.

»Noch iſt er nicht bei Beſinnung,« äußerte ſich Klarl.

Lottl flog auf ihren Vetter hin und unterrichtete ihn mit wenig Worten von dem, was geſchehen.

Der Mann, welcher an dem Thurme empor geklettert war und unter dem Namen der Waldteufel angekündigt wurde, für die Geliebte aber Balthaſar hieß, ſagte nur wenige Worte:

»Ich kenne dieſes Unthier,« ſprach er leiſe. »Er wird nicht ſobald erwachen; in ſeiner thieriſchen Betrunkenheit wird er nicht ſo leicht zu ſich kommen, doch iſt keine Zeit zu verlieren. Folge mir, Lottl, wir haben noch einen weiten Weg.«

»Balthaſar,« entgegnete Lottl, »mehr als den Schergen Wenzl habe ich eine meiner Mitgefangenen zu fürchten; es iſt dies ein entſchloſſenes Weib, die Geliebte Zeininger's; ſie hat mir gedroht, daß, wenn Du ſie nicht mit mir befreiſt, ſo wird ſie meine Flucht vereiteln. Nimm ſie mit; ich habe ihr zugeſagt, daß ſie durch Dich ebenfalls ihre Freiheit erhalten ſoll.«

»Nimmermehr,« verſetzte der Waldteufel. »Den ſteilen Thurm mit Dir hinabzuſteigen iſt ſchon höchſt gefährlich, nun erſt auch noch eine zweite Perſon abzuholen, unmöglich.«

»Ich werde nicht die zweite Perſon ſein,« bemerkte Klarl, die den Sprechenden näher getreten war und das Zwiegeſpräch gehört hatte; »ich muß die Erſte ſein, welche die Freiheit erlangt, ſonſt ſoll der ganze Plan ſcheitern und wenn wir Alle hier jämmerlich umkommen ſollten.«

»Mir recht,« verſetzte Balthaſar kaltblütig, »mich ſchreckt keine Drohung! Ich rette meine Lottl, hindert mich hieran irgend ein lebendes Weſen, ſo jage ich ihm dieſen Hirſchfänger durch den Leib!«

Er ergriff mit dieſen Worten die Geliebte und riß ſie an das Fenſter.

»Noch einen Augenblick,« flehte Klarl. »Seid nicht unbarmherzig. — Gewiß iſt Euch der Name Zeininger bekannt, gewiß iſt Euch zu Ohren gekommen, daß er Dienſte, welche man ihm erweiſt, nicht unbelohnt läßt.«

»Haha,« lachte Balthaſar, »Zeininger wäre mir der Rechte! Mit dieſem entſetzlichen Menſchen will ich nichts zu thun haben. Uebrigens könnt Ihr ſeine Geliebte nicht ſein, da er die Scharfrichterstochter von Wien heiraten will, und eine Thorheit um die andere begeht, dieſes Weibsbild zu beſitzen.«

»Das iſt nicht wahr,« erwiederte Klarl, »mich liebt er; mir iſt er mit aufopfernder Liebe zugethan; er iſt der Vater meines Kindes.«

»Möglich,« verſetzte Balthaſar, »aber in ſeinem Herzen haben auch noch andere hübſche Geſchöpfe Raum, und die Liebe zu Euch kann unmöglich ſo groß ſein, da ſeine verrückte Zuneigung zu der Freimannstochter ſo weit geht, daß er kaum mehr auf ſeine Sicherheit bedacht iſt. Ich war geſtern noch in Wien und habe genaue Kenntniß, daß er von der Polizei ſo ſchlau umgarnt iſt, daß er ihr nicht mehr entrinnen kann.«

»Das iſt ebenfalls nicht wahr,« wiederholte Klarl. »Und wenn an euren Angaben etwas Wahres ſein könnte, ſo hat er vielleicht irgend eine Abſicht, ſo zu leben, ich kenne ihn beſſer, ich kenne ſeine Weiſe zu handeln, die häufig ſelbſt Diejenigen irre führt, welche ihn umgeben.«

»Sagt, was Ihr wollt,« verſetzte der Waldteufel. »Ich laſſe mich nicht berücken. Ich will auch mit dieſem Kerl in keine Berührung kommen; habe ich doch ſelbſt mein Sündenpäckchen auf dem Rücken und keine Luſt, mit einem der ſcheußlichſten Ungeheuer die Laſt, welche auf ſeinen Schultern ruht, zu theilen.«

»So hört noch Eins. Befreit mich um eine Summe, die Ihr ſelbſt ausſprecht. Daß Zeininger Geld, viel Geld beſitzt, werden Euch eure Freunde und Kundſchafter wohl auch mitgetheilt haben.«

»O ja, daß weiß ich wohl. Zeininger iſt ſogar reich, indeß ich nicht über hundert Gulden zu gebieten habe.«

»Begehrt hundert Ducaten von ihm und er gibt ſie Euch.«

»Hundert Ducaten ſind mir zu wenig! – Ich will mit meiner Lottl nach Rußland flüchten. Hundert Ducaten iſt kein Reiſegeld.«

»Begehrt zweihundert Ducaten!«

»Was ſoll der Bettel? Sagt mir vierhundert Ducaten zu und ich nehm' Euch mit!«

»Ihr ſollt ſie haben!«

»Aber wer bürgt mir dafür, daß Zeininger mir ſie ausbezahlt?«

»Ich! Stoßt mich vor ſeinen Augen nieder, wenn Ihr nicht erhaltet, was Ihr bedungen.«

»O, ſo dumm bin ich nicht! Ich befreie Euch, Ihr führt mich zuerſt zu eurem Kinde, gebt dieſes meiner Lottl als ein Pfand, das Uebrige wird ſich finden. Außerdem kann Zeininger mit mir noch einen großen Coup ausführen! — Ich werde für ihn keine ſchlechte Bekanntſchaft ſein. — Ich bringe ihn zu einem Bräuer im Marchfelde, der einmalhunderttauſend Gulden baares Geld liegen hat: ich allein kann dieſe Summe nicht ſtehlen; ſteht er mir bei, — mein Plan iſt gut ausgedacht und unfehlbar, — ſo theilen wir, ja für dieſe Theilung laſſe ich ihm auch noch die vierhundert Ducaten.«

»Es iſt beſchloſſen,« erwiederte Klarl. »Noch ſchläft der Scherge wie ein Sack. Fort, fort!«

»Noch eins! Es ſind ja noch einige Gefangene da?«

Lottl beruhigte Balthaſar über dieſe.

»Kommt Beide,« ſagte Balthaſar. »Du, Lottl, kletterſt zuerſt über die Leiter; Du klammerſt Dich an jeder Sproſſe feſt an, ſondirſt ſorgfältig mit dem Fuße die nächſte, und raſteſt nicht eher bis Du den feſten Boden fühlſt. Du zählſt dabei achtundſechzig Sproſſen! — Sei beherzt, es geſchieht Dir nichts, wenn Du ruhig der Leiter folgſt; gerade, weil es Nacht iſt, haſt Du nichts zu befürchten; ein Schwindel kann Dich nicht unſicher machen. — Sobald Du den Boden erreicht haſt, bleibſt Du ſtehen und regſt Dich nicht. — Ich führe dieſes Weibsbild am Arme herab, ſie iſt ſchwer und ich fürchte, daß die Aufregung, in der ſie ſich befindet, ſie unſicher macht.«

Balthaſar hob Lottl auf das Fenſter.

»Steige hinaus und klammere Dich feſt an die erſte Sproſſe.«

Lottl that wie ihr geheißen.

»Nun langſam! Laſſe nicht eher eine Sproſſe los, bis dein Fuß ſicher weiter geſchritten. — Biſt Du beherzt?«

»Ich bin es.«

Balthaſar horchte eine Weile.

»Sie hat teufelmäßig Courage,« ſagte er. »An dem

Schwanken der Leiter bemerke ich, daß ſie rüſtig vorwärts ſchreitet.«

»Jetzt muß ſie zwölf Stufen überſchritten haben! — Jetzt,« ſagte er nach einer Pauſe, »zwanzig — jetzt dreißig! Sie iſt in der Mitte der Leiter angekommen! — Der Him- mel ſtärke ſie!«

Nach einer längeren Pauſe, nachdem er bemerkt, daß ie Leiter nicht mehr ſchwanke — rief er:

»Gott ſei Dank! Sie iſt gerettet! Sie hat den feſten Boden gewonnen.«

»Vorwärts! Geliebte Zeininger's! Sei ſo muthig wie er Vater deines Kindes! — Ich ſteige hinaus. — Reiche ir deine Hand! — Bleibe beſonnen. Es kann Dir nichts eſchehen, wenn Du dasſelbe befolgſt, was ich meiner etil eingeprägt!«

»Lebt wohl,« liſpelte Klarl ihren beiden Genoſſinnen n. »Nie vergeſſe ich eure Theilnahme an meinem Schick- le! Betet für mich! — Lebt wohl!«

Sie reichte Balthaſar die Hand.

Er führte ſie über die Leiter.

Die beiden Mitgefangenen der Entflohenen horchten n Fenſter.

Sie beteten wirklich für Klarl, damit ihr auf der ucht aus dem Thurme kein Unheil begegne. Nach einer iertelſtunde ungefähr bemerkten ſie, daß die Leiter vom nſter weggezogen und umgelegt wurde.

Ein heftiger Windſtoß drang durch das offene Fenſter.

Der Scherge erwachte und blickte um ſich.

»Kindesmörderin!« rief er, »gib mir einen Kuß!«

Der Scherge richtete ſich empor.

»Zum Teufel, lieg' ich denn auf der Erde?« fragte er.

Die Weiber ſchwiegen.

»Bin ich denn noch im Thurme?« fragte er wieder.

Es erfolgte keine Antwort.

Der Scherge raffte ſich auf und tappte umher.

Er gelangte an die Thür.

»Gott ſei Dank,« ſagte er. »Alles feſt verſchloſſen. Die Henkersdirnen hätten mir leicht die Schlüſſel ſtehlen und entwiſchen können, — doch ins Freie wären ſie nicht gelangt, denn unten iſt der Thurm erſt recht verrammelt. Kindesmörderin!« rief er, »höre mich! — Es iſt verflucht finſter! — Ich muß die hübſche Dirne küſſen! — Aber wie ſie finden! — Ich muß nur hinaus auf den Gang und mir eine Kerze anzünden.«

Er ſuchte wieder nach der Thür des Thurmes. — Er fand ſie. — Er holte ſeine Schlüſſel hervor und brachte ſie ins Schloß. — Er öffnete die Pforte. — Er gelangte auf den Gang, er zündete ſeine Laterne an und kam wieder in das Gefängniß.

Er leuchtete umher.

Die beiden Weiber thaten, als ſchliefen ſie feſt.

Der Scherge öffnete das Glas ſeiner Laterne. — Er nahm die brennende Kerze aus derſelben und brachte ſein Licht in alle Räume des Gemaches.

»Verfluchtes Blendwerk!« ſprach er. »Da liegen nur zwei auf ihrer Lagerſtätte und es ſollen vier ſein!«

Der Wind blies wieder zum Fenſter herein und löſchte dem Schergen das Licht aus.

»Was iſt das!« rief er. »Das Fenſter iſt offen! — Wie kommt es, daß das Fenſter offen iſt?«

Er lief wieder nach dem Gange, zündete ſeine Kerze neuerdings an, kam voll Ungeſtüm zurück, hielt die Hand vor ſein Licht und viſitirte ſein Fenſter.

»Herr Gott,« ſchrie er. »Die Eiſenſtangen fehlen! Zwei von den Weibsbildern haben ſich geflüchtet! — Wie var dies aber möglich! Mein Gott, mein Gott, ſtehe nir bei!«

Er ſtürzte auf die beiden Weiber hin und riß ſie auf.

»Auf, auf! Ihr Niederträchtigen!« ſchrie er. »Gebt lntwort, was iſt hier geſchehen?«

Die Dicke that, als wenn ſie zuerſt erwache.

»Was gibt es?« ſprach ſie wie noch ſchlaftrunken.

»Was es gibt? — Wo ſind die zwei andern Gefan- nenen hingekommen?«

»Welche Gefangenen?«

»Du,« ſagte der Scherge zur zweiten Arreſtantin, »er- ache ebenfalls und gib Auskunft.«

»Ach,« erwiederte dieſe, »laßt mich doch ſchlafen; ich be ſo viel Wein getrunken, daß es mir wie Euch ergan- n iſt, ich verlor mein Bewußtſein!«

»Der Teufel hole dein Bewußtſein! Ich bin mir blos wußt, daß ich vier Gefangene hatte, und nun ſind en nur zwei. — Ihr habt dieſer Beiden Flucht befördert! r wart mit ihnen einverſtanden. Ihr ſollt dafür büßen! r ſollt mit Ruthenſtreichen gezüchtigt werden, bis Ihr en hölliſchen Geiſt aufgebt.«

»Du Trunkenbold!« verſetzte die Dicke. »Du rühre h, ſo ſagen wir dem Landgerichte, was Du getrieben! Sind Klarl und Lottl wirklich auf und davon, wäh- d wir ſchliefen, ſo haſt Du ihnen zur Flucht verholfen.«

»Ja,« ſetzte die andere Dirne hinzu, »deshalb haſt ſo viel Wein herbeigeſchleppt, Du haſt uns Beide betrunken gemacht, um deſto leichter die Flucht befördern zu können.«

»Die Ducaten der Lottl haben Dich verblendet,« ſchrie die Dicke. »Es war Alles ein angeſponnener Handel, um nicht zum Fenſter hinaus, das wäre zu hoch — nein, bei dieſer Thür hinaus haſt Du ſie geführt; die Thür iſt ja noch offen!«

»Nun laſſe uns auch entfliehen, alter, ſchamloſer Sünder!« ſetzte die andere Weibsperſon hinzu, »oder wir lärmen ſo lange, daß es die wachhaltenden Bauern hören ſollen!«

»Entſetzliches Unglück!« verſetzte der Scherge. »Ich mag es überlegen wie ich will, ich komme nicht aus dem Jammer. Ich muß nur Alles zuſammen raffen, was an den Schmaus und das Trinkgelage erinnert.«

Er wollte ſchnell die Flaſchen, Gläſer, Teller, die Meſſer u. ſ. w. auf den Gang hinaustragen.

»Holt,« ſchrie die Dicke, »nichts darfſt Du anrühren! Dieſe Sachen ſind der Beweis gegen Dich! — Wie kam das Eßgeräth hierher, wenn Du es nicht herbei geſchleppt hätteſt!«

»Wie Du mich hinderſt, dieſe Sachen fortzutragen, ſo vergreife ich mich an Dir.«

»Verſuch es,« entgegnete die Dicke.

Er packte die Schüſſeln und Teller zuſammen und wollte ſie fortſchleppen.

Die Dicke verſuchte ſie ihm zu entreißen.

Beide wurden handgemein.

Während ſie mit einander rangen und ſich die Schüſſeln und Teller aus den Händen reißen wollten, gewann das andere Weibsbild die Thür, welche noch immer offen ſtand, eilte auf den Gang, ergriff den Strick zur Gefangenenglocke und läutete förmlich Sturm.

Die wachhabenden Bauern auf allen Gängen liefen herbei.

Es entſtand ein großer Tumult; auch die am Fuße des Thurmes durch Balthaſar betrunken gemachten Wachen ſtürzten herbei.

Es entſtand eine furchtbare Verwirrung.

»Was haſt Du gethan!« herrſchte die Dicke ihrer Genoſſin zu. »Nun wird man den Flüchtigen nachſetzen! Sie können ja kaum über Mörling hinausgekommen ſein!«

»Ei was,« erwiederte dieſe. »Es gilt unſere Haut; wir dürfen dem Gerichte nicht zum Opfer fallen!«

* * *

Lottl erreichte glücklich den Fuß des Thurmes. Ihrer Weiſung gemäß blieb ſie ruhig an dem Ende der Leiter ſtehen und klammerte ſich, ſelbſt als ſie feſten Boden gewann, mechaniſch an die untern Sproſſen ihrer luſtigen Stiege an. Bald bemerkte ſie, daß die Leiter abermals bewegt werde. Die Laſt, welche ſie jetzt tragen mußte, war vielleicht dreimal ſo ſchwer als unter Lottls Tritten; die Schwankungen vermehrten ſich bei jeder Bewegung ſo heftig, dabei krachte das morſche Holz ſo unaufhörlich, daß Lottl in die höchſte Angſt gerieth und jeden Augenblick vermeinte, Balthaſar und Klarl müßten von der Höhe herabſtürzen.

Sie lauſchte unter fortwährendem Herzklopfen; endlich hörte ſie Balthaſars Stimme.

»Fünfzig Stufen haben wir erreicht,« liſpelte er; »Muth! Muth und Beſonnenheit! bald ſind wir am Ziele.«

Klarl vermochte vor Angſt nicht zu ſprechen, aber Lottl hörte ſie kläglich wimmern.

Endlich erreichten die Flüchtlinge die Erde.

»Balthaſar!« hauchte Lottl.

»Stille, ſtille!« gebot er leiſe.

»Setzt Euch beide auf den Raſen,« ſagte er zu den Frauensperſonen; »ruht einen Augenblick! — Erſchreckt nicht, wenn jetzt einige fremde Männer nahen; ſie helfen mir die Leiter umlegen und entfernen ſich dann ſogleich wieder.«

Wirklich traten einige große ſtarke Burſche aus dem Geſtrüppe hervor, packten die Leiter mit Behendigkeit und ließen ſie langſam, ſicher und geräuſchlos auf den Boden hingleiten.

Hierauf verſchwanden dieſe Männer wieder ohne ein Wort zu ſprechen.

»Jetzt rafft Euch auf!« ſprach Balthaſar mit gedämpfter Stimme zu den Weibern. »Noch haben wir einen ſteilen Fußpfad zu durchſchreiten, bis wir unſern Wagen erreichen.«

»Einen Wagen!« rief Klarl, »Gott ſei geprieſen! meine Füße ſchmerzen mich ſo ſehr, daß ich dieſe Nacht unmöglich hätte nach Wien gelangen können.«

Balthaſar faßte Klarl an der Hand, Klarl reichte ihren Arm Lottl und ſo führte Beide ihr Retter vorſichtig und gewandt vorwärts.

In zehn Minuten erreichten ſie die Straße, auf welcher ſie auch aus dem Wiehern der Roſſe erkannten, daß der Wagen bereit ſtehe.

»Meine Damen,« ſcherzte Balthaſar, »ich bin ſo glücklich, Ihnen eine recht bequeme Equipage anbieten zu können. Geſtern gehörte ſie noch dem Pfarrer von Heiligenkreuz, heute iſt ſie mein Eigenthum. Steigen Sie ein!

— Mein Kutſcher iſt vielleicht geſchickter als der Kutſcher des Pfarrers, denn dieſer liegt todt im Graben von Sparbach und kutſchirt nicht mehr — indeß —«

»Horch!« rief Lottl. »Im Thurme hat man unſere Flucht bemerkt, man läutet die Sturmglocke!«

»Laßt ſie läuten und laßt ſie nach uns ſuchen!« verſetzte Balthaſar. »Bis ſie aus dem Thurme hierher gelangen, ſind wir ſchon über Stock und Stein.«

Er ſchob die Weiber in die Caleſche, ſchwang ſich auf den Vorderſitz, machte den Schlag zu, und der Kutſcher flog wie ein Blitz dahin.

»Haha!« lachte Balthaſar, »nun ſpüren ſie uns ſogar bei Fackelbeleuchtung nach. Die Bauern kommen heran wie zu einem Leichenzuge. Der Wind meint es aber ſehr gut mit uns und bläſt den Bauern die Lichter aus!«

»Vorwärts, Chriſtoph!« rief Balthaſar dem Kutſcher zu. »Da wir Beide dem Satan angehören, ſo fahre auch wie der leibhaſtige Satan.«

Klarl fiel es auf, daß, als der Wagen durch Mödling fuhr, der Schlagbaum des Mauthhauſes aufgezogen war.

»Vielleicht iſt das Mauthhaus ſammt Schlagbaum außer den Markt auf dem Wege nach Wien verlegt worden?« meinte Lottl.

»Mit Geld öffnet man alle Schlagbäume,« verſetzte Balthaſar. »Glaubt Ihr, daß ich mich nicht vorgeſehen?«

In zehn Minuten rollte der Wagen ſchon über die Badnerſtraße; die Flüchtlinge hatten einen ſo mächtigen Vorſprung gewonnen, daß Klarl ausrief:

»Nun verliert ſich meine Angſt und ich athme wie- er frei. Nimm meinen Dank, Lottl,« ſetzte ſie hinzu; Waldteufel!« ſprach ſie, »dieſe That ſoll Dir tauſendfach vergolten werden, ich werde mein Kind wieder ſehen, ich werde Zeininger wieder finden! Dafür ſollſt Du einen Lohn haben, der deine kühnſten Erwartungen übertreffen wird.«

»Wir wollen nun verabreden was geſchehen ſoll,« ſagt. Waldteufel.

»Wohin ſoll ich Dich führen, um zu deinem Kinde zu gelangen?« fragte er Klarl.

»Nach der Vorſtadt »Thury.« — Ich werde, ſind wir nur einmal dort, dem Kutſcher die Straße und das Haus genau bezeichnen.«

»Aber wird man Dich einlaſſen? In der Nacht? wird nicht das Haus verſchloſſen ſein?«

»Es iſt ein Wirthshaus, und ein geheimer Glockenzug vorhanden, der, wird er von Jenen, die ihn zu bewegen wiſſen, berührt, ſchnell die Bewohner aus dem Schlafe ruft. Aber ſie werden noch nicht ſchlafen, da die Hauptgäſte in dieſer Kneipe erſt nach Mitternacht zuſammen kommen.«

»Und wann wirſt Du mich mit Zeininger bekannt machen?«

»Vielleicht dieſe Nacht noch, vorausgeſetzt, daß Zeininger zu finden iſt. Iſt er nicht in dieſem Wirthshauſe, ſo weiß der Wirth genau, wo ich ihn zu ſuchen habe.«

»Zeininger, höre ich,« ſagte Waldteufel, »macht ungerne neue Bekanntſchaften. Vielleicht will er von mir nichts wiſſen; vielleicht ſendet er durch Dich meinen Lohn und geht auf eine Cameradſchaft mit mir nicht ein. — Mir recht! — Wenn ich nur Geld von ihm erhalte, um mit Lotti nach Rußland entfliehen zu können, dann bin ich auch zufrieden. Freilich müßte ich dann den Bräumeiſter im Marchfelde aufgeben, und den Verluſt von Schätzen, wie ſie dort aufgeſpeichert liegen, würde ich ſchwer verſchmerzen; aber ſei es, ich dringe mich Niemand auf.«

»Etwas fällt mir auf!« wendete Klarl ein. »Du willſt Zeininger zu deinem Genoſſen haben und beſitzeſt doch ohnehin deine Leute. Die drei oder vier Männer, welche Dir bei dem Umlegen der Leiter behilflich waren, gehören doch Dir an?«

»Dieſe dummen Teufel meinſt Du? Handlanger ſind es, Burſche der gemeinſten Art; Kerle, welche höchſtens gebraucht werden können, einen Poſtwagen anzufallen, ein Bauernhaus in Brand zu ſtecken und ein paar Pferde von der Weide zu ſtehlen, aber zu einem großen Coup ſind ſie nicht geeignet, ſie ſind ohne Talent, Feinheit, Geſchicklichkeit und Gewandtheit. Mit ſolchen Tölpeln möchte ich zu dem Bräuer nicht gelangen, da würden wir, und wenn wir unſer fünfzig wären, wie tolle Hunde todt geſchlagen. — Nein, mein Kind, bei dem Bräuer im Marchfeld iſt kein gemeiner Einbruch auszuführen; dorthin gelangt man nur, wenn man als Cavalier erſcheint. Zeininger und ich müſſen als reiche Fremde vorfahren; wir müſſen in der Nähe ſeines Hauſes die Achſe am Wagen brechen, wir müſſen um Nachtquartiere bitten, und bewilligt er dies, uns propre bewirthen laſſen; wir müſſen ſeine Eitelkeit kitzeln und ihm erzählen, daß wir ſeine Gaſtfreundſchaft zu rühmen wiſſen werden; wir müſſen ihm einen Sack mit Ducaten auf den Tiſch werfen und ihn bitten, daß er dieſen für die Zeit, welche wir bei ihm zubringen, in ſeiner Caſſe verſchließe; da wird er zutraulich; läßt uns in ſein Fremdenzimmer, das ich genau kenne und das dicht an ſein Schlafcabinet ſtößt, einquartieren. — In der Nacht, wenn er eingelullt iſt, ſchleichen wir zu ihm, machen mit einem ſichern Schnitt am Halſe ſeinem Leben ein Ende, und ſind ſie frei, unſere Ducaten zu holen, und was von des Bräumeiſters enormem Gelde in der Caſſe noch daneben liegt, gehört uns.«

»Und wie entkommen?«

»O, das iſt Alles vorbereitet! Der vergeblich gebrochene Wagen wartet am Ende des Dorfes wohlbeſtellt auf uns. Sobald der Schatz des Bräumeiſters gehoben, wird Feuer in ſeinen Stall geſchleudert. — Feuer! Feuer! rufen wir ſelbſt, und während Alles beſtürzt iſt und die Thore geöffnet werden, um Hilfe herbeizuſchaffen, gewinnen wir das Weite.«

»Das iſt Alles zu gewagt,« rief Klarl aus, »Alles zu unſicher, zu unüberlegt, darauf geht Zeininger nicht ein.«

»Wenn Zeininger einen ſicherern Plan ausheckt,« erwiederte Balthaſar, »deſto eher gelingt er. Deßhalb will ich mich ja mit ihm verbinden. An Einſicht und Schlauheit iſt er mir überlegen. Dir, Klarl, theilte ich nur den Entwurf meines Planes mit. Eins wollte ich vor Allem damit ſagen, daß nur zwei Männer, und dieſe nur in den eleganteſten Reiſekleidern in das Bräuhaus gelangen können, und daß auf eine andere Art der Coup unmöglich wäre.«

»Du, Waldteufel, ein Elegant! Du biſt ja, wie ich von Dir hörte und trotz der Nacht bemerke, ſo wild verwachſen im Geſichte, daß man nicht weiß, wo dein Barthaar anfängt und dein Kopfhaar aufhört.«

Waldteufel lachte laut auf.

»Sieh mich einmal an, wenn ich barbirt bin,« ſagte er; »wer weiß, ſtech' ich dann Zeininger in deinem Herzen nicht aus.«

Unter dieſen und ähnlichen Reden ging die Reiſe nach Wien immer rüſtiger vorwärts.

Plötzlich hielt ſich Waldteufel zum Wagen hinaus und rief: »Wir ſind wie eine Kanonenkugel geflogen, wenn ich nicht irre, ſo ſind wir bei der Spinnerin am Kreuze angekommen.«

»Ja,« wendete ſich Chriſtoph, der Kutſcher, um, »dort rechts liegt der Richtplatz.«

»Der Richtplatz!« rief Waldteufel aus. »Zwar nicht für alle Miſſethäter in Wien, und ich weiß noch heute nicht, welche Verbrecher hier gerichtet werden, welche in der Roßau und welche auf der Gänſeweide. Der Arm der Gerechtigkeit pflanzt ſeine Denkzeichen doch höchſt freigebig auf.«

»Ich will für die armen Unglücklichen ein Vaterunſer beten!« ſagte Lettl.

»Bete immerhin,« erwiederte Waldteufel, »bete, daß ihre armen Seelen Ruhe finden; bete, daß keine Unſchuldigen an dieſe Stelle gerathen, bete endlich, daß ihnen Gott verzeihe, einen Weg eingeſchlagen zu haben, der ſchlechterdings zum Galgen führte.«

»Ich dächte,« verſetzte Klarl, »Du, Waldteufel, hätteſt auch keinen Freibrief, hier oder irgendwo anders auf gleiche Art zu ſterben.«

»Ich werde mir Mühe geben,« verſetzte er, »meinen Tod auf beſſere Weiſe zu finden. Die dort ſtarben, waren doch gar zu dumm!«

Der Wagen rollte der Stadt immer näher.

Er gelangte zur Linie.

An der Linie wurde er angehalten.

»Woher?« fragte der Linienſchreiber.

»Von Baden,« antwortete Waldteufel.

»Und Sie ſind?«

»Der Forſtmeiſter von Gutenbrunn.«

»Und kehren ein?«

»Bei dem goldenen Greifen in der Kärntnerſtraße.«

»Paſſirt!« rief der Linienſchreiber.

Der Schlagbaum wurde aufgezogen.

Der Wagen fuhr haſtig über die Matzleinsdorfer Hauptſtraße.

»Wahrſcheinlich habe ich nun meine letzte Angſt ausgeſtanden!« bemerkte Klarl. »Ich glaubte ſchon, wir müßten ausſteigen und würden um unſere Päſſe gefragt. Ich fürchtete, der Linienſchreiber holte dann irgend einen Steckbrief hervor und betrachtete unſere Phyſiognomien!«

»Warum nicht gar! — Sag' mir, Klarl, iſt Zeininger etwa ſo ängſtlich wie Du?«

»Zeininger weiß nicht, was Angſt iſt, kennt das Wort Furcht nicht, und fürchtet auch wirklich nicht den Teufel und den Tod.«

»O den Tod fürchtet er ſchon! Sonſt wäre er aus ſeiner Armenſünderſtube nicht entflohen! — Es war ein vertrackter Streich, den er damals ausführte.«

»Jetzt bekommen ſie ihn nicht mehr!« betheuerte Klarl.

»Wer kann das wiſſen?!« erwiederte Waldteufel.

Ende des zweiten Theiles.

Druck und Papier von Leop. Sommer in Wien.

Die

Enkelin des Freimanns.

Roman
aus dem Jahre 1772 in Wien.

Von

Adolf Bäuerle,

Verfaſſer des »Komiſchen Theaters« in 6 Bänden und der
»Thereſe Krones«.

Dritter Theil

Peſt, Wien und Leipzig, 1855.
Hartleben's Verlags-Expedition.

I.

Die Geſellſchaft fuhr von Matzleinsdorf nach dem Thury in drei Viertelſtunden. — Die Pferde waren ſchon ermüdet und Balthaſar meinte, wenn ſie mittels der Peitſche zum Raſchfahren angetrieben würden, ſo könnte dies in der abgelegenen Vorſtadt, durch welche am Tage höchſtens mit Ochſen beſpannte Bierwägen paſſirten, zu viel Aufſehen erregen.

Das den Spitzbuben wohlbekannte Wirthshaus befand ſich in der Pfluggaſſe Nr. 37, jetzt Nr. 39, damals gehörte es einem Georg Engel, jetzt gehört es einem Johann Teufel. Wie die Zeiten und die Menſchen ſich ändern! Der Engel im Jahre 1772 war ein Teufel und wie die Nachbarn des gegenwärtigen Beſitzers ſich äußern, ſoll dieſer Teufel ein Engel ſein, nemlich ein herzensguter, braver, freundlicher und friedlicher Mann.

»Wir ſind am Ziele!« liſpelte Klarl. »Ich werde allein ausſteigen und das Thürlein öffnen laſſen.«

»Das iſt nichts!« erwiederte Balthaſar. »Biſt Du einmal in dieſem Hauſe, ſo bringt Dich kein Menſch mehr in meine Macht. Ich traue Dir nicht. Lottl muß mit Dir gehen und mir dein Kind bringen. Auf dieſem Pfande beſtehe ich.«

»Ja, ja,« erwiederte Klarl, »aber ſei nur menſchlich. Das Kind ſchläft jetzt. Laß es ſchlafen.«

»O Du wirſt das Kind vielleicht ſelbſt wecken; nach deiner Sehnſucht zu urtheilen, küſſeſt Du es wach, und iſt es einmal wach, ſo kannſt Du es der Lottl übergeben.«

»Auch dies! Du haſt mich gerettet, für Dich iſt mir kein Opfer zu groß.«

Klarl tappte an dem Hauſe umher, fand endlich den geheimnißvollen Draht, zog daran und bald öffnete ſich eine kleine Ladenthür. Eine Männerſtimme wurde hörbar.

»Nummer Achtzehn?« fragte die Stimme.

»Nein, Nummer Elf!« antwortete Klarl.

»Jeſus Maria!« rief die Stimme, »Klarl, Du biſt's?«

»Ja, ja! Gott ſei Dank! Ich bin frei; laß mich nur hinein ins Haus, ich will Dir Alles erzählen. Iſt Zeininger da?«

»Noch nicht!«

»Was macht mein Kind?«

»Komm! Komm! ich will nur ein Licht anzünden; wir haben einen neuen Eingang; Du könnteſt Dich nicht zurecht finden!«

»Komm, Lottl,« mahnte Klarl.

»Du haſt noch Jemand bei Dir?«

»Eine gute Freundin.«

»Eine Fremde darf ich nicht einlaſſen.«

»Ich bürge für ſie.«

»Es darf keine fremde Perſon ins Haus.«

»Sie hat mich ja aus dem Thurme gerettet, ohne ſie wär' ich nicht hier.«

»Wenn das iſt,« erwiederte der Mann, »ſo . . . Du magſt es aber bei Zeininger verantworten.«

Klarl und Lottl gingen in den Laden, aus deſſen Spalten man bald ein Licht blitzen ſah. Der Mann verſchloß den Laden. Das Licht verſchwand.

»Herr,« ſagte Chriſtoph zu Balthaſar, »wenn die darin etwa die Lottl umbringen?«

»Das werden ſie wohl bleiben laſſen! Klarl wird ſchon ſagen, daß wir auf der Straße ſind.«

»O ſie bringen uns auch um!«

»Klarl mag ein recht verworfenes Weibsbild ſein, aber einen Anſchlag auf das Leben ihrer Befreier, einen Anſchlag auf uns läßt ſie nicht zu. Undankbar iſt ſie gewiß nicht; ich glaube ſogar, daß ſie der Lottl ihr Kind übergibt, und daß dieſe es mir überbringt.«

Indeß ging die kleine Thür wieder auf.

Klarl brachte wirklich ihr Kind.

Lottl war nicht bei ihr.

»Du trauſt mir nicht!« ſagte Klarl, indem ſie auf den Wagen zuging; »ich traue Dir nicht! — Ich bringe Dir zwar mein Kind, weil ich es, wenn Zeininger hier eintritt, ſogleich wieder erhalte; die vierhundert Ducaten bekommſt Du, noch ehe Du es ahneſt, aber bis Zeininger kommt und Du mein Kind hier im Wagen ſchlafen läßt, gib wohl Acht auf mein armes Würmchen. Für mein Kind bleibt Lottl mein Pfand! Bedenke dies wohl!«

Balthaſar lachte. »Und wenn ich ſo unverſchämt wäre, Dich um dein Kind zu bringen, was geſchieht dann Lottl?«

»Dann bekommſt Du dieſe nicht wieder zurück, wenigſtens lebendig nicht.«

»Wann Zeininger hieher kommt und ſieht dieſen Wagen?«

»Sorge für etwas Anderes! Von dieſer Seite kommt Zeininger nicht.«

Klara ſchlürfte ins Haus.

»Die hat vielleicht einen andern Wechſelbalg aus dieſem Räuberwirthshaus geſchleppt,« ſagte Chriſtoph. »Und was das ſchon für ein »Lackl« iſt. Der Bankert muß bereits zwei Jahre laufen können.«

»Chriſtoph!« unterbrach Balthaſar ſeinen Kutſcher. »Ich habe eine ganz ſonderbare Idee. Zeininger kommt von einer andern Seite, alſo ſteht das Haus nach rückwärts in einem Garten. Fahren wir zu dieſem Garten.«

»Um kein Schloß!«

»Du wirſt Dich doch nicht fürchten? Vor einem einzelnen Menſchen fürchten? Wir ſind ja unſer Zwei, und ich habe Waffen.«

»Ich habe ein Meſſer, das einem Rieſen den Garaus machen könnte.«

»Nun alſo!«

»Dennoch bleibe ich hier! Es iſt mir zu finſter. Ich kenne mich in dieſer Gegend nicht aus; ich könnte in einen Graben gerathen. — Doch ſollten Sie es nicht erwarten können, den Zeininger zu ſehen, ſo gehen Sie allein hin, auf das Kind will ich ſchon Acht geben.«

In dieſem Augenblicke ſah man auf der andern Seite der »Pfluggaſſe« einen Mann in einem Mantel herumſchleichen.

»Herr!« rief Chriſtoph leiſe, »dort geht Einer!«

»Was kümmert's Dich? Er wird ſein Haus ſuchen und wahrſcheinlich aus einer Schenke kommen.«

»O nein! — Dieſer Menſch iſt ein Verdächtiger! —

Jetzt geht er ein paar Schritte zurück — jetzt wieder vorwärts! — Der will da ins Haus herein und ſcheut ſich!«

»Das könnte Zeininger ſein! Ich will ihn anreden.«

Balthaſar ſprang aus dem Wagen und eilte raſchen Schrittes auf den Fremden los.

Dieſer blieb ſtehen.

»Gut Freund!« ſagte Balthaſar.

»Vielleicht!« antwortete der Mann.

»Nummer Achtzehn?« fragte Balthaſar.

»Zum Geier! Wer ſeid Ihr?«

»Ein Mann, welcher Nummer Eilf aus dem Thurme von Mödling gerettet hat, Klarl iſt da drin! Durch mich wurde ſie frei.«

»Belügt dumme Leute!« erwiederte der Mann.

»Ich lüge nicht! — Geht hinein ins Haus. Man erwartet Euch zwar heute von der andern Seite.«

»Ihr ſeid der Kundſchafter des Teufels. — Aber ſo leicht ſollt Ihr mich nicht bekommen.«

»Habt Ihr Waffen? Behaltet ſie für Euch; ich habe auch Waffen, Waffen gegen Euch, die Euch ſo ohnmächtig machen, wie weder Dolch noch Schießgewehr es im Stande ſind. Zeininger, ich habe euer Kind hier im Wagen, und Klarl hat es mir ſelbſt gebracht. Da ſeht her, es ſchläft, zwar iſt es dunkle Nacht, aber auch ohne Laterne wird ein Vater ſein Kind erkennen!«

Zeininger trat mißtrauiſch zurück.

Chriſtoph kneipte ſchnell den ſchlafenden Buben, daß dieſer laut aufſchrie.

»Iſt denn der Teufel mit Euch im Bunde?«

Zeininger holte ſchnell ſeine Blendlaterne hervor und leuchtete in den Wagen.

„O wir ſind nur unſer Drei,“ bemerkte Balthaſar, „ich und mein Kutſcher und das Kind! — Da habt Ihr es! Wißt Ihr, wie es in meine Hände kam? Es iſt ein Pfand! Für die Befreiung Klarls bedingte ich mir vierhundert Ducaten oder das Kind ſo lange als ein Pfand, bis Ihr bezahlet.“

„Zum Henker! Wer ſeid Ihr denn?“

„Waldteufel nennt man mich!“

„Alſo mein Camerad! — Kommt ins Haus!“

Zeininger zog an der Glocke.

„Nummer Achtzehn?“ fragte die Stimme.

„Hol' Dich der Teufel!“ fluchte Zeininger und öffnete die Thür.

„Dieſer Wagen genirt mich!“ bemerkte Zeininger. „Kann dein Kutſcher nicht die Nacht über herumfahren? Muß er gerade hier halten? Weiß denn dein Kutſcher keinen Unterſtand?“

„O ja!“ betonte Waldteufel, „wenn er ohne mich fortfahren muß, ſo weiß er genau wohin. Im ſchlimmſten Falle,“ ſagte Balthaſar zur Chriſtoph, „weißt Du ja, wohin ich gerathen bin.“

„O fürchtet Euch nicht,“ verſetzte Zeininger. „Ihr habt mir meine Klarl gerettet; Ihr gebt mir mein Kind zurück, ohne das Löſegeld erhalten zu haben —. Ihr habt den wärmſten Antheil auf meine Dankbarkeit. Euch darf nicht ein Haar gekrümmt werden, verlaßt Euch darauf. — Aber das ſage ich Euch, wenn Ihr da hinein kommt, ſo ſtoßt Ihr auf entſetzliche Menſchen, gegen welche Ihr und ich noch gute Kinder ſind. — Die Beſtien in dieſem Hauſe werden es übel nehmen, daß ich Euch ganz ohne Vorbereitung in ihr Verſteck bringe, von welchem kein Menſch auf der

Welt Etwas ahnt. Doch kommt nur! — Euer Kutſcher iſt ſchon fort! — Sagt, ſchwätzt der Kerl nicht etwa?“

„Waldteufels Kutſcher ein Schwätzer? — Da hätte ich ihm ja ſchon längſt die Zunge aus dem Halſe geſchnitten.“

Die Beiden gingen in das Haus, das hinter ihnen verſchloſſen wurde.

II.

Das Haus Nr. 37 am Thury, ein Schlupfwinkel, ſo vieler berüchtigter Räuber und Diebe, machte in Wien im Jahre 1772 viel von ſich reden.

Damals war es gegen die Pfluggaſſe gebaut, freilich nur eine Baracke, aber von Innen, in dem Theile, welcher gegen den Garten zuging, war ein langer Keller angelegt, wohl dreißig Stufen tief, und ein unterirdiſcher Gang lief gegen das Feld hinaus, an deſſen Ende ſich wieder eine Thür befand, aus welcher das Geſindel ſich flüchten konnte, falls die Baracke von der Obrigkeit aufgeſpürt und überfallen werden ſollte.

Als Zeininger mit Balthaſar durch ein niederes Zimmer ging, ſagte er:

„Wartet hier, ich will Klarl unſer Kind wieder bringen und mir vorerſt erzählen laſſen, wie Ihr ſie gerettet.“

„Ihr wollt Euch überzeugen, ob ich Euch nicht belogen?“ bemerkte Balthaſar. „Ihr habt Recht! Man kann heutzutage nicht genug mißtrauiſch ſein, beſonders unter Leuten unſeres Schlages.“

Zeininger ging.

Balthaſar nahm die Laterne, die Zeininger zurückgelaſſen und beleuchtete ſich die Stube.

Dieſe bildete ein gewöhnliches Zimmer. — Tiſche, Bänke und Stühle, wie in allen ordinären Kneipen ſtanden umher; an den Wänden klebten ein paar ordinäre Kupferſtiche, auf den Tiſchen lagen alte, ſchmutzige, abgegriffene Trapplirkarten, überall fand man Spuren von den gemeinen Leuten, die ſich hier verſammelten. In der rechten Ecke dieſes Zimmers befand ſich das Schanklocale, und von dieſem aus bemerkte man eine Wendeltreppe, welche nach dem Handkeller führte.

Wer da, ohne bemerkt zu werden, hinunterſteigen dürfte, wer von dieſer Treppe aus die unterirdiſchen Räume betreten könnte, der würde ſich ohne viele Mühen überzeugen, daß hier gewiß manche Unthat begangen wurde! — »Welche ſchreckliche Menſchen mögen hier ſich verſammeln; Menſchen, welche ſelbſt Zeininger als entſetzliche Scheuſale bezeichnet — ich ſchaudere mit ihnen zuſammen zu kommen!«

Nach einer halben Stunde erſt trat Zeininger bei Balthaſar in der Wirthsſtube wieder ein.

»Ich habe mit Klarl geſprochen und ſie hat mir Alles das beſtätigt, was Du mir geſagt haſt. Sie dankt Dir ihre Rettung durch die Vermittlung deiner Geliebten; ich füge ihrem Danke den meinigen bei. Die von Dir für den erwieſenen Dienſt bedungenen 400 Ducaten vermag ich Dir aber jetzt nicht zu geben. In dieſem Hauſe beſitze ich kein Geld; Du ſollſt es aber morgen erhalten. Gib ſelbſt den Ort an, wohin es gebracht werden ſoll, es wird auf die Minute in deine Hände gelangen.«

»Ich bedarf des Lohnes nicht,« erwiederte Balthaſar

ſar; »ich habe etwas Anderes im Sinne, was mir mehr einbringt, ich will mit Dir einem Bräumeiſter eine Viſite machen.«

»Ich habe davon gehört, Karl hat mir Alles erzählt, aber ich gehe darauf nicht ein.«

»Weshalb?«

»Ein ſolches Unternehmen iſt mir zu gefährlich.«

»Biſt Du plötzlich ein Feigling geworden?«

»Ein Feigling nicht, aber — aber ich weiß nicht, ich habe, was mir nie begegnet und woran ich nie geglaubt Ahnungen, Träume und bange Vorgefühle, die mir unabläſſig zurufen: es iſt aus mit Dir, Du kannſt deinem Schickſale nicht mehr entgehen.«

»Narrenpoſſen! Faſeleien!«

»Nein, nein! — Ich will Dir nur Einiges mittheilen, was mir, ſeitdem ich einen Raub bei dem Geigenmacher Rinzler unternommen, im Schlafe vorgeſchwebt, iſt Alles in Erfüllung gegangen. Es träumte mir, daß ich durch dieſen Raub das Auge eines Polizeiofficianten auf mich ziehen würde, deſſen Schlauheit und Thätigkeit alle ſeine Collegen weit übertreffen würde; — dieſer Traum iſt zur Wirklichkeit geworden. Es träumte mir ferner, ich würde plötzlich die Spur der Freimannstochter von Wien verlieren, ich würde um alle meine Kundſchafter im Criminalgerichtshauſe, die mir jeden Anſchlag gegen mich verriethen, gebracht werden; wenige Stunden nach dieſem Traume erfuhr ich, daß alle meine Kundſchafter verhaftet wurden und mir nicht mehr beiſtehen könnten; dann träumte mir, das Gericht werde erfahren, daß ich im Gefängniſſe, als ich noch in Unterſuchung gefangen ſaß, einen Mann kennen lernte, der mir angab, auf welche Weiſe bei dem Geigenmacher ein Einbruch möglich ſei — auch dieſer Traum erfüllte ſich — der entſetzliche Polizeicommiſſär, Schmitt iſt ſein Name, entdeckte meinen Rathgeber, es war ein Hausmeiſter aus der Begnergaſſe und ſeine Ausſagen lieferten den Beweis, daß ich den Einbruch begangen.«

»Ich beweiſe Dir aber,« erwiederte Balthaſar, »daß Du dieſe Träume gar nicht gehabt haſt, daß Du Dir nur einbildeſt, ſie geträumt zu haben. Deine Gemüthsſtimmung, deine Furcht —«

»Du irrſt!« entgegnete Zeininger. »Jetzt eben kommt die Erfüllung meines wichtigſten Traumes. Heute in den Nachmittagsſtunden träumte ich dieſen. — Du kannſt denken, daß ich in der Nacht nicht ſchlafe, ſondern unter Leuten unſeres Schlages verweile, daß ich alſo am Tage in irgend einen Winkel mich verkrieche und dort Ruhe ſuchen muß. — Ich ſchlief in der Au nächſt Nußdorf, tief im Geſtrüppe, da ſchwebte mir deutlich vor: Klarl ſei frei geworden und ich dürfte ſie in meine Arme ſchließen.«

»Ich wählte die Nacht, um hierher zu kommen; ich finde Dich und durch Dich finde ich Klarl wirklich, finde ſie frei und gerettet! — Wiederhole nun noch, daß meine Träume nur Hirngeſpinnſte und Poſſen ſind.«

»Zugegeben, daß ein Traum ſeinen Ausgang gefunden, ſo war dies ein guter Traum, und die Verwirklichung dieſes letzteren ſoll Dich gerade ermuthigen.«

»Ermuthigen, ja ermuthigen zur Flucht! Fort aus Wien, aus Oeſterreich, wo tauſend Arme mich umfaſſen wollen. — Ich habe jetzt meine Klarl, ſie hat ihr Kind wieder — fort will ich nun mit Beiden. Sobald ich Dir deinen Lohn ausbezahlt habe, ſiehſt Du mich nicht mehr.«

»Zudem haben wir bei unſerer Bande einen Mann, deſſen Name Gander iſt; er iſt ein unbedeutendes Subject, aber uns unentbehrlich wegen ſeiner glücklichen Spürnaſe. — Dieſer Gander kam vor acht Tagen aus Ungarn zurück. — Weißt Du, was er mir für eine Neuigkeit mitgebracht hat?«

»Laß hören!«

»Ich muß vorausſetzen, daß Du bereits erfahren haſt, wie ich in der Nacht vor meiner bereits feſtgeſetzten Hinrichtung aus dem Gefängniſſe entkam.«

»Ich habe davon gehört.«

»Es geſchah durch die Flucht durch einen Rauchfang; ich gelangte durch den Camin in das Zimmer des Sohnes meines peinlichen Richters Schweighofer, dieſer junge Schweighofer ließ mich, in einer Anwandlung von Mitleid, entfliehen. Später reute es ihn, er verfolgte mich und gerieth nach Ungarn. Dort compromittirte er ſich aber auf andere Weiſe und konnte nicht mehr zurück. Aus ſeinem Verſtecke ſchrieb er nach Wien, daß, wenn das Gericht ſeine Vergehen ihm verzeihen wolle, ſo mache er ſich anheiſchig, mich aufzuſpüren und dem Gerichte zu überliefern. — Das Gericht ging darauf ein, Schweighofer reiſte nach Wien und nun iſt er es, der am eifrigſten nach mir forſcht. — Ein ſchlauer Menſch mehr, der ſeine Netze nach mir auswirft. Ich bin verloren!«

»Was kann ein Einzelner Dir anhaben? — Wohl bin ich ſelbſt der Meinung, daß in Wien für Dich nichts mehr zu thun iſt — aber eben deswegen unternimm noch einen Anſchlag: unternimm ihn mit mir! Ich fliehe dann mit Dir, denn wie hinter Dir die öſterreichiſche Sicherheitsbehörde jagt, ſo hetzt mich die baieriſche. An jedem Baume in den Wäldern hängt ein Steckbrief.«

Jetzt hörte man ein Geräuſch

Gander trat ein.

»Du haſt Geſellſchaft,« redete er Zeininger an, »und vergißt ganz, daß die Cameraden ſeit einer Stunde auf Dich warten. Wer iſt denn der da, der Dich von uns abwendig macht?«

»Ein neuer Camerad, dem ich zu Dank verpflichtet bin, der meine Klarl befreite. Geh' und melde, daß ich ihn den Cameraden aufführen werde. Sag' ihnen, der »Waldteufel aus Baiern« ſei hier.«

»Der Waldteufel!« bemerkte Gander, und betrachtete Balthaſar genau. Ihr ſeid der Waldteufel? Nun, es freut mich, Euch kennen zu lernen, aber ich hörte immer, Ihr wäret ſechs Schuh hoch und nun ſeid Ihr kleiner als ich. Da ſieht man's, auf die Größe kommt es nicht immer an. — Kommt bald nach, ich melde Euch.«

Gander ging.

»Wir wollen ihm folgen,« bemerkte Zeininger. — »Trage meinen Cameraden den Raub bei dem Bräumeiſter vor. — Du wirſt gewandte Burſchen finden!«

»Ich bedarf eines Menſchen, der ſich eine vornehme Haltung zu geben vermag,« erwiederte Balthaſar. »Gemeine Naturen würden Alles verderben.«

Zeininger nahm die Laterne und ging voraus.

Der Waldteufel folgte ihm.

* * *

Zeininger leuchtete durch einen finſtern Kellergang.

Er bog rechts, dann wieder links ein.

»Gib Acht!« wendete ſich Zeininger an den Waldteufel und drehte ſich dabei um, »jetzt kommen noch zehn Stufen, wenn wir dieſe überſchritten, ſind wir am Ziele.«

Ein häßlicher Geruch drang Balthaſar entgegen.

»Mein Himmel!« rief er, »da riecht es ja entſetzlich.«

»Fenſter gibt es in dieſem Loche nicht,« erwiederte Zeininger, »und der Tabakqualm, der hier Jahr aus Jahr ein ſich ſammelt, hat freilich mit Roſenduft keine Aehnlichkeit.«

Zeininger ſtieß mit dem Fuße eine Thür auf und Balthaſar überblickte nun eine Gruppe, bei welcher es ihm ganz unheimlich wurde.

Er trat ein paar Schritte zurück.

»Welche gräßliche Geſtalten!« ſagte er für ſich.

Wohl an dreißig Kerle ſaßen an einem langen ſchmutzigen Tiſche; elende Kerzen beleuchteten ſpärlich die Höhle.

Einige der Gauner ſchliefen, die andern tranken, ein Paar ſpielten, faſt jeder hatte eine häßliche Pfeife im Munde.

Einer ſtand auf und betrachtete Balthaſar.

»Der iſt der Waldteufel?« ſagte er. »Sieht nicht gerade aus, wie ein Teufel! Er hat Dir die Klarl gerettet? Das iſt ſchön, aber was ſoll er bei uns?«

»Ihr müßt ihn als Cameraden begrüßen.«

»Wir ſind ja ſchon vollzählig,« ſagte der, welcher gerade geſprochen und »Maus« genannt wurde. »Je mehr Ca meraden, je gefährlicher, und gelingt ein Mal ein Stückchen, je wird die Theilung deſto ſchwieriger.«

»Ich weiß einen Raub, der ſehr gelingen würde,« verſetzte Balthaſar, »ich habe Zeininger hiezu eingeladen, aber er will nicht.«

»Laß hören!« riefen Alle, »vielleicht ſind wir dabei.«

»Es iſt nur für Zwei ausführbar: für mich und Einen, der ſich das Anſehen eines Edelmannes geben kann.«

»Laß hören!« wiederholte der Chor.

Balthaſar erzählte nun ſeinen Plan und zwar ganz in der Weiſe, wie ihn Karl auf der Fahrt von Mödling nach Wien mitgetheilt hatte.

»Das iſt ein prächtiger Plan!« riefen Alle.

»Und wie viel Geld iſt da zu fangen?« fragte Gauder.

»Ich weiß es nicht recht genau,« verſetzte Balthaſar, »gewiß über 100.000 fl., es kann aber noch mehr ſein!«

»Und Du willſt nicht mithalten?« fragte Maus den Zeininger.

»Ich werde Euch die Gründe ſagen, weßhalb nicht,« verſetzte Zeininger.

»Hat Dir ſchon wieder Etwas geträumt?« fragte Maus. »Kerl, wenn Du nicht deinen Wahnwitz läßt, ſo gebe ich Dich an! Bei dieſem Anſchlag mußt Du den Edelmann ſpielen; dazu taugen wir nicht, aber theilen wollen wir den Fang und aufpaſſen in der Nähe des Bräuhauſes, damit, wenn Gefahr droht, wir bei der Hand ſind.«

»Ja, theilen wollen wir; wir haben ohnehin ſchon lange nichts verdient.«

Man hörte plötzlich eine helle Glocke läuten.

»Heiliger Gott!« rief Zeininger. »Was iſt das?«

Bald nach dem Glockenton ſtürzte der Wirth unter die Verſammelten.

»Fort! Alle fort!« rief er voll Angſt. »Stößer war da, er kam Euch zu retten. Von allen Seiten rückt Militär gegen die Pfluggaſſe. Militär und Stadtſoldaten zu Fuß und zu Pferd.«

Die Gauner liefen wild durcheinander und ſuchten ihre heimlichen Ausgänge auf.

»Wohin ſoll ich?« fragte Balthaſar den Zeininger. »Du wirſt mich doch nicht verlaſſen?«

»Schlage die Lichter vom Tiſche!« befahl Zeininger. »Klammere Dich an mich an. Ich führe Dich.«

»Aber Lettl und Klarl und dein Kind?«

»Für die iſt früher geſorgt worden als für uns!«

Balthaſar löſchte die Lichter aus, hielt ſich feſt an Zeininger und entſchlüpfte mit ihm.

III.

Wohin ſich die Geſellſchaft der Gauner wendete, als ſie durch den Kellergang das freie Feld gewann, kann nicht angegeben werden. Sie ſtob auseinander, wie eine Heerde verfolgter Thiere, in [illegible] Theile der Windroſe; nur Balthaſar ſchloß ſich feſt an Zeininger an und entkam mit dieſem über den Wall der Nußdorfer Linie. — Als ſie über dieſen ſich in Sicherheit befanden, zog Zeininger ſeinen neuen Freund in die Nähe eines Küchengartens, Beide überkletterten den Zaun desſelben und warfen ſich endlich erſchöpft bei einem Brunnen nieder, da Zeininger an dieſer Stelle ſicher zu ſein glaubte.

»Wohin werden die Weiber gerathen ſein?« fragte Balthaſar.

»Darüber ſei ruhig!« antwortete Zeininger, »ſie werden früher als wir mit meinem Kinde entflohen ſein. In Nußdorf im Wirthshaus zum »goldenen Löwen« finden wir ſie. — Es war unmöglich, uns im »Pfluge« aufzugreifen; wir haben dort Ausgänge und abſeitige Winkel genug um zu flüchten; nur Eins fällt mir auf, wie es überhaupt möglich war, in dieſem abgelegenen Winkel Wiens uns zu vermuthen. — Ich fürchte beinahe, daß dein Kutſcher ein unbeſonnenes Wort an irgend einem öffentlichen Orte geſprochen und daß unſer Aſyl durch ihn verrathen wurde.«

»Mein Kutſcher? unmöglich!« erwiederte Balthaſar,

»meines Kutſchers Treue und Verſchwiegenheit habe ich ſchon längſt bei andern Gelegenheiten erprobt. — Ich könnte Dir Stückchen von dieſem Menſchen erzählen, welche Dich auf ganz andere Ideen zu bringen vermöchten. — Ich habe ihn auch zu meinem Vertrauten bei dem Anſchlage im Marchfelde gemacht; nimm daran Theil, und Du wirſt Dich überzeugen, welch tüchtigen, verläſſigen Menſchen ich an ihm gewonnen habe.«

»Ich will jetzt mit Dir den Anſchlag auf den Bräumeiſter unternehmen!« verſetzte [illegible]nger in großer Aufregung. »Ich ſehe es deutlich, es ſoll ein guter Vorſatz in mir nicht zur Reife kommen. Die Polizei läßt mich nicht zur Ruhe kommen; ſie läßt nicht ab von ihren Verfolgungen, wenn ich auch nichts Arges von mir hören laſſe; ich will alſo noch einen tüchtigen Streich ausführen, gelingt er, ſo gelingt er großartig, und ich erhalte ſo viel Geld, um in jedem Lande der Welt ohne Nahrungsſorgen leben zu können; vielleicht werde ich in Preußen, wohin ich fliehen will, noch ein recht ſolider Mann ſein können.«

»Wir wollen gleich morgen nach dem Marchfelde. Für anſtändige Kleider für Dich und mich zu ſorgen ſei meine Aufgabe. — Wir wollen unſere Weiber in Nußdorf jetzt aufſuchen, dieſe mit unſeren Abſichten bekannt machen, dann für einen ſichern Ort, für eine Zuſammenkunft bedacht ſein und dann über die Grenze fliehen.«

»Haſt Du gehört, wie die ganze Bande auf deinen Vorſchlag einging? — Wir ſollen die Kohlen aus dem Feuer nehmen, meinten ſie und dann mit den Hallunken theilen? — O nein, wir Beide theilen allein den Raub; wir Beide allein ſetzen auch unſer Leben für den Erfolg ein!«

Zeininger raffte ſich auf — horchte, und als er die Nacht ſo ſtille und ruhig fand, daß man jedes Laub von einem Baume hätte fallen hören können, nahm er Balthaſar am Arme, Beide überkletterten wieder den Gartenzaun und wanderten nach Nußdorf.

Dort fanden ſie im Wirthshauſe »zum Löwen« wirklich Klarl mit ihrem Kinde, Lottl und einen Burſchen, der zu ihrem Schutze aus dem Wirthshauſe am Thury mit entwichen war.

Als Zeininger eintrat, flog ihm Klarl entgegen, ſie umarmte ihn und weinte Freudenthränen über das glückliche Wiederfinden.

Lottl, von welcher Klarl erzählte, daß dieſe auf der Flucht gefallen und ſich das Geſicht zerſchlagen habe, ſaß ganz vermummt da und reichte Balthaſar die Hand zum Willkomm.

»Es iſt ſchändlich, wie man uns hetzt!« rief Klarl entrüſtet aus. »Wären wir nicht zur Zeit gewarnt und aus unſerer Ruhe durch den Pflugwirth aufgeſcheucht worden, ſo wären wir jetzt neuerdings ein Opfer jener entſetzlichen Fanghunde der Gerechtigkeit, welche keinen andern Zweck haben, als Menſchen ins Verderben zu jagen. — Zeininger, Du mußt meine Todesangſt rächen, Zeininger, Du mußt den Häſchern einen neuen Streich ſpielen; Zeininger, Du mußt Waldteufel's Vorſchlag ausführen und durch einen abermaligen Raub den entſetzlichen Verfolgern zeigen, daß Du ihnen Hohn ſprichſt. — Lottl hat mir neuerdings Waldteufel's Plan auseinander geſetzt, führ' ihn aus; ich beſchwöre Dich! — Ich beſchwöre Dich bei den Drangſalen, die ich im Thurme zu Mödling ausgeſtanden, bei der Angſt während der Flucht in dieſer Nacht; bei der Furcht deines Kindes, die ich ihm eingeflößt, als es auf dem Wege hieher geweint, daß ich es in einen Graben legen wolle, wenn es nicht ruhig ſein würde; bei allem dieſem beſchwöre ich Dich, führe den Raub im Marchfelde aus!«

»Ich bin bereits entſchloſſen,« erwiederte Zeininger. »Hier ſind wir ſicher; hier kann ich meine Anſchläge auf den Bräuer ruhig überdenken und mit dem Waldteufel vollkommen beſprechen. — Es bricht der Tag bereits an. — Du, das Kind, mein neuer Freund, Lottl und ich haben ſeit geſtern nichts genoſſen; ich will bei unſerm Hauswirth ein gutes Frühſtück beſtellen und dann wollen wir wenigſtens bis eilf Uhr Mittags ſchlafen, denn Ruhe thut uns Allen Noth.«

»He da! Geraus!« rief Zeininger ſeinem Wirth, »ſchaffe, was uns erquicken kann. Ich bezahle zehnfach, was Du uns vorſetzeſt. Es gilt heute, wie es noch nie gegolten. Zeige deine Kunſt, ſei dieſe Mahlzeit nun für uns ein Freuden- oder ein Todtenmahl.«

Geraus, der Wirth, deckte ſchnell den Tiſch und ſetzte eben ſo ſchnell Wein, kalte Braten u. ſ. w. auf.

Indeß trat die Sonne immer ſchöner aus ihrem Nebelſchleier hervor.

Balthaſar ſah jetzt erſt Klarls Antlitz, welches ihm die Nacht ſowohl im Thurme als auf dem Wege von Mödling nach Wien entzogen hatte.

Balthaſar erſtaunte über die Schönheit dieſes Weibes.

Nicht die lange Gefangenſchaft im Thurme, nicht ihre ausgeſtandene Angſt, nicht die Mühſeligkeiten auf der Flucht, vermochten ihre ſchönen Züge zu zerſtören.

Klarl war ſechsundzwanzig Jahre alt. Ihre Geſtalt war edel. Ihr Geſicht zart und fein, ihre Blicke zwar feurig, aber dennoch ſo milde, daß Balthaſar unwillkürlich ſich abwenden mußte vor den Strahlen dieſer Augen. Sie hatte ihr Kind auf dem Schooße, küßte es unabläſſig und benetzte es mit ihren Thränen, welche über ihre langen Wimpern floſſen.

»Nie habe ich eine ſchönere, edlere, junoniſche Geſtalt geſehen,« ſprach Balthaſar für ſich, »und dieſes Weib gibt ihr Lebensglück einem Mörder in die Hände!«

Das Frühſtück wurde eingenommen. Lottl, vermummt bis an die Augen, verzehrte nur wenig, aber den Uebrigen behagte das Mahl um ſo mehr.

Während des Frühmahles überlegten Zeininger und Balthaſar ihren Plan noch reiflicher. Bald ward dieſer, jede Gefahr erwägend, ins Reine gebracht und die gehörige Verabredung getroffen.

Beide Männer ſetzten ſich beſondere Aufgaben. Zeininger nahm ſich vor, noch am Mittage ſich nach dem Gatterhölzl zu begeben, dort ſeine Ducaten auszugraben und bis acht Uhr Abends im Gaſthofe »auf dem Spitz« einzutreffen und Balthaſar zu erwarten; die Weiber ſollten nach dem »Biſamberge« geſchafft werden und daſelbſt bis nach vollbrachter That die Männer erwarten.

Balthaſar machte ſich anheiſchig, elegante Kleider aus Wien zu bringen, mit einem ſchönen Reiſewagen vorzufahren und daß ein Bruch am Wagenrade, gerade vor dem Bräuhauſe möglich ſei, zu bewerkſtelligen.

Es ſchlug vier Uhr auf dem Kirchthurme in Nußdorf.

Zeininger vermochte dem Schlafe nicht länger zu widerſtehen; er legte ſein Haupt auf ſeine Arme und ſchlief bald darauf feſt ein.

Lottl, welche ebenfalls lange nicht geſchlafen, nickte auch.

Klarl ſtand auf, legte ihr Kind auf ein in der Stube ſtehendes Bett, verwahrte dasſelbe gegen die Sonnenſtrahlen und betrachtete mit mütterlicher Zärtlichkeit ſeinen Schlummer.

Balthaſar ließ ſeine Blicke auf Klarl mit unendlichem Wohlgefallen ruhen. Endlich ergriff er ihre Hand und drückte ſie warm an ſeine Lippen.

»Was habt Ihr?« fragte Klarl leiſe, »ich glaube, Ihr ſetzt Eure Drohung, daß Ihr mich Zeininger abwendig machen wollt, in Erfüllung!«

Klarl lachte. »Nun, nun,« ſetzte ſie hinzu, »wenn Ihr den häßlichen Bart nicht mehr beſitzet, ſo laßt Euch einmal anſehen; wir wollen überlegen, was zu thun iſt!«

»Klarl,« verſetzte Waldteufel, »es wäre möglich, daß unſer Anſchlag im Bräuhauſe mißlänge, daß es vielleicht gar nicht dazu käme ihn auszuführen; ſollte ein unerwarteter Zwiſchenfall ſich ergeben, dann ſeid Ihr in Biſamberg nicht ſicher; ich will mit Euch verabreden, was dann zu geſchehen hat. — Kommen Zeininger und ich bis ein Uhr nach Mitternacht nicht nach Biſamberg, dann flieht raſch nach Stockerau, ich werde Euch Wagen und Pferde ſenden. — Bis dahin grollt mir nicht, und ſprecht mit Zeininger nicht, was ich Euch geſagt, es möchte ihn entmuthigen.«

»Wie ſoll ich dieſes verſtehen?«

»Im beſten Sinne. Klarl, ſchöne Klarl, im beſten Sinne. — Sprecht darüber ja nicht mit Zeininger.«

»Ihr ſeid ſo bewegt.«

»Bedeckt eure Augen mit einem Tuche. Ich vermag die Glut, welche aus ihnen leuchtet, nicht auszuhalten!« Klarl lachte.

»Wenn wir uns wiederſehen,« ſagte Balthaſar, »mehr von dem, was Ihr in meinem Innern angerichtet.«

»Nicht ſo laut!« bat Klarl. »Legt Euch hin und ſchlaft. Ihr müßt Euch zu eurem großen Werke ſtärken.«

»Seitdem ich Euch geſehen, kann ich nicht mehr ſchlafen. Ich mache mich jetzt ſchon auf und wandere nach Wien. Sagt Zeininger, um acht Uhr Abends treffe ich im Wirthshauſe am Spitz ein. — Wir Beide aber ſehen uns in Stockerau im »Adler«. Lebt wohl!«

Balthaſar preßte Klarl ungeſtüm an ſeine Bruſt und eilte aus der Wirthsſtube.

»Der macht Ernſt!« ſagte Klarl zu ſich und lachte. »Dort ſchläft ſeine Geliebte, hier mein Geliebter! Dies genirt ihn Alles nicht. — Ich ſoll Zeininger nichts von dem verrathen, was er mir geſagt — dieſe Gefälligkeit will ich ihm leicht erweiſen.«

In dieſem Augenblicke trat der Burſche herein, welcher Klarl, ihr Kind und Lottl in der Nacht vom Thury nach Nußdorf geleitet.

»Frau,« ſagte der Burſche, »gebt mir doch Etwas von eurem Frühſtücke, mich hungert ganz entſetzlich. Auf mich habt Ihr ganz vergeſſen.«

»Du armer Teufel!« erwiederte Klarl, »ſetze Dich hin und iß, aber mache kein Geräuſch; Du ſiehſt, wer hier ſchläft.«

»Ich will ſo ſtille eſſen, daß Niemand Etwas davon merkt als mein Magen.«

»Sei nur recht ruhig.«

»O, ich kann ſo ruhig ſein, wie Niemand auf der Welt, ruhig und verſchwiegen.«

»Verſchwiegen, das verſteht ſich, das hat Dir Zeininger eingeprägt.«

»Verſchwiegen für den Herrn, verſchwiegen für die Frau.«

»Verſchwiegen für mich? Weshalb für mich?«

»Nun, der da fortging iſt ja ein heimlicher Liebhaber der Frau!«

»Von mir? Du biſt wohl verrückt!«

»Ich hab' es ja geſehen, durch die Thüre hier geſehen, wie er die Frau an ſich drückte.«

»Du lügſt!«

»Ich ſage ja nichts! — Ich ſage auch nicht, daß er der Waldteufel nicht iſt.«

»Narr! Er iſt nicht der Waldteufel?«

»Freilich nicht. — Da ſeht her, da hat der Wirthskutſcher aus Regensburg ein Zeitungsblatt mitgebracht, da ſteht es deutlich: Am 10. Juni 1722 wurde in Straubing der furchtbare Räuber, Balthaſar Scheck, genannt der Waldteufel, gerädert und geviertheilt; leſet ſelbſt! Wie kann dieſer nun der Waldteufel ſein, wenn er am 10. Juni geviertheilt wurde, euer Waldteufel iſt aber ganz.«

Klarl, welche geleſen, fragte ganz geſpannt:

»Wenn dieſer aber nicht der Waldteufel iſt, wer iſt es denn?«

»Ein heimlicher Liebhaber der Frau, der Sie aus dem Thurme befreite, um . . .«

Zeininger erwachte plötzlich.

»Wo iſt der Waldteufel?« ſprach er haſtig und ſchaute ſich um, als wollte er ſich von einem böſen Traumbilde losringen. »Wo iſt er? — Es iſt ſchrecklich, welche entſetzliche Träume mich quälen!«

»Du ſchläfſt aber auch in einer ärgerlichen Lage! Den Kopf auf die Arme gelegt, das Blut muß Dir ins Gehirn dringen! Begib Dich zu Bette, Du wirſt gewiß freundlichere Träume haben!«

»Sagt mir nur, wohin der Waldteufel gerathen iſt?«

»Nach Wien iſt er. Er hat ja viel zu beſorgen. Punct acht Uhr trifft er im Spitzwirthshauſe am Tabor ein.«

»Der Waldteufel iſt mein Verderben, ſagte mir mein Traum.«

»Fängſt Du ſchon wieder mit deinen Träumen an?«

Der Burſche murmelte für ſich: »Träumſt Du ſchon vom Teufel? — Nun, gib nur Acht, daß er Dir nicht ſeine Hörner aufſetzt.«

IV.

Klari hatte lange zu ſprechen, um Zeininger über ſeine Träumereien Vorſtellungen zu machen, endlich gelang es ihr, ihn zu beſchwichtigen. Sie brachte das Geſpräch auf die bevorſtehende Flucht, und daß der Einbruch bei dem Bräuer gewiß der letzte ſein müſſe; endlich fragte ſie Zeininger, wie viel Geld er denn noch beſitze um, im Falle der Raub im Bräuhauſe unausführbar ſei, die Reiſe über die Grenze vornehmen zu können.

Zeininger war aufrichtig. Er geſtand der Geliebten, daß er bereits mehr als achttauſend Ducaten zuſammen gebracht, daß er aber, als er die Cameraden wieder aufgeſucht, mit dieſen viel Geld verſplittert; daß ihn ſeine unſelige

Leidenſchaft für die Scharfrichterstochter zu den tollkühnſten Streichen getrieben, daß er bald Liebe bald Haß für ſie gefühlt habe, und daß es ihm zuletzt vorgekommen, als zöge ihn eine unſichtbare Macht nach Wien, um dort noch eine Gewaltthat auszuführen, ob nun im glücklichen oder unglücklichen Sinne, das wiſſe er ſelbſt nicht anzugeben.

»Du haſt ja auch, wie mir der Wirth auf dem Thury erzählte, bei einem reichen Geigenmacher eingebrochen; dort fandeſt Du enorm viel Geld.«

»Von dieſem Raube kam ſehr wenig auf mich,« verſetzte Zeininger; »die Diebswirthe im »Ratzenſtadtl,« auf dem »Thury« und hier in »Nußdorf,« dann die niederträchtigen, habſüchtigen Raubgenoſſen, die mich umgaben, verſchlangen Alles. Von meinem früheren Gelde vergeudete ich ebenfalls große Summen an die Schergen im alten Gerichtshauſe, die meine Kundſchafter waren, jetzt aber verhaftet ſind. Ich beſitze in dieſem Augenblicke kaum mehr viertauſend Ducaten, die ich im »Gatterhölzl« vergraben habe, und heute noch holen muß.«

»Ich mache Dir keine Vorwürfe über deine Liebeleien,« erwiederte Klarl, »denn ſo lange Du lebſt, wirſt Du deine Blicke auf hübſche Weiber und Mädchen werfen, aber darüber mache ich Dir Vorwürfe, daß Du bereits eine ſo hohe Summe beſaßeſt, eine Summe, die Dich in den Stand geſetzt hätte, deinem gefährlichen Gewerbe für immer zu entſagen, um als ein Mann, der nicht mehr nothwendig hat, ſeine Freiheit und ſein Leben aufs Spiel zu ſetzen, dereinſt ſterben zu können. — Doch bleibt Dir noch immer genug übrig, in einer Gegend, in welcher Dich Niemand kennt, irgend ein Geſchäft zu unternehmen, und dein Wort endlich zu löſen und mich zu heiraten.«

»Dich zu heiraten?« fuhr Zeininger auf, »ich heirate nie. — Ich habe Dir es ſchon oft geſagt, ich laſſe mich nicht binden; ich habe Dich lieb, ich habe unſer Kind lieb, ich will mit Dir leben wie Mann und Frau, aber der Eheſtand ſei fern von mir.«

»Zeininger! bedenke, was ich für Dich ſchon gethan, was ich für Dich gewagt und gelitten habe.«

Zeininger ſprang unwillig auf. »Wo iſt mein Hut!« fragte er; »ich habe noch einen weiten Weg zu machen, und ſoll ich um acht Uhr Abends »auf dem Spitz« ſein, ſo muß ich jede Minute benützen. — Leb' wohl! Von einer Heirat ſprich nie mehr mit mir, hörſt Du, ſonſt trenne ich mich auf ewig von Dir! Damit Du aber ſiehſt, daß ich es nicht ſchlecht mit Dir meine, ſo will ich Dir nach vollbrachter Expedition im Bräuhauſe, falle dieſe blutig oder unblutig aus, ſo viel Geld von dem Raube geben, daß Du, ſollten wir uns einſt trennen, meiner nicht mehr bedarfſt!«

Mit dieſen Worten verließ er Klarl und ſtürmte aus dem Wirthshauſe in Nußdorf fort.

Klarl ſah ihm ſtarr nach.

»So wünſche ich denn,« rief ſie aus, »daß Dich endlich deine Stunde ereilen möge, undankbarer, wetterwendiſcher Menſch! — Ich werde jetzt dem Manne mein Ohr leihen, der ſich um meine Liebe ſo auffallend bewirbt. — Er iſt nicht der Waldteufel! Ich las es ſelbſt in dem Zeitungsblatte, das ich erhielt, ich las, daß der Räuber, welcher dieſen Namen beſaß, in Baiern hingerichtet wurde! Wer iſt dann aber dieſer geheimnißvolle Menſch, der ſich für ihn ausgibt? — Hier ſchläft Lottl, ich will ſie wecken; ſie muß mir entdecken, wen ich vor mir habe. — Wird etwa mir oder Zeininger ein Betrug geſpielt? — Dahinter muß ich kommen!«

»He, Lottl,« rief Klarl, »wach auf!«

Lottl erwachte.

»Vor Allem ſage mir, was deine Verwundungen für Folgen hatten, die Verwundungen, die Du Dir durch einen Fall auf der Flucht hieher zugezogen haben willſt? — Ich bemerkte zwar nicht, daß Du zu Boden ſtürzteſt, aber mit mir und meinem Kinde zu ſehr beſchäftigt, glaubte ich daran.«

»Mein Geſicht ſchmerzt mich noch immer!« antwortete Lottl.

»Nimm den Verband ab, laß mich ſehen, welchen Schaden Du genommen.«

»Schone mich! — Es wird gut werden, aber die Binde darf ich nicht wegziehen.«

»So thue ich es!« verſetzte Klarl und riß das breite Tuch von Lottl's Angeſicht.

»Haha!« lachte ſie, »Dir iſt ja nicht das Geringſte geſchehen. — Du vermummteſt Dich nur, damit man deine Geſichtszüge nicht erkenne; wahrſcheinlich wollteſt Du den Blicken Zeiningers verborgen bleiben! . . . Heiliger Gott!« ſchrie Klarl plötzlich auf, »Du biſt wohl gar die Scharfrichterstochter von Wien und haſt den Betrug im Thurme geſpielt, um mit einem Helfershelfer Zeiningers Aufenthalt zu erfahren?«

»Ich bin weder die Tochter noch die Enkelin des Scharfrichters,« erwiederte Lottl. »Es iſt wahr, ich vermummte mich, um Zeiningers Aufmerkſamkeit zu entgehen, weil er mich kennt.«

»Er kennt Dich? Alſo haſt Du ihn gewiß zu ſcheuen?«

»Nein und Ja.«

»Was heißt das?«

»Ich habe ihn nicht zu ſcheuen, weil ich ihm nur Gutes erwieſen, und habe ihn auch wieder zu ſcheuen, weil er mißtrauiſch iſt, und ſich wundern würde, daß gerade ich Waldteufels Geliebte ſei.«

»Ueber dieſen Waldteufel! — Sei einmal aufrichtig! — Was iſt das für ein Waldteufel? — Gibt es deren zwei? — Waldteufel iſt der gefürchtete Räuber Balthaſar Scheck aus Baiern, auch benannt der Schrecken der Wälder, Waldteufel iſt es, den tauſend Steckbriefe verfolgen.«

»Iſt es derſelbe, der in Straubing am 10. Juni 1772 geviertheilt wurde? Dann iſt er wirklich ein Teufel, denn wir ſchreiben heute den 30. Juni 1772, und er lebt noch, und befindet ſich vielleicht noch in Nußdorf bei Wien! — Wirf einen Blick auf dieſes Todesurtheil, ſchmachvolle Betrügerin,« fuhr jetzt Klarl auf, »und wenn Du noch ein Mal behaupteſt, daß dein Waldteufel der rechte iſt, ſo reiße ich Dir die Zunge aus dem Halſe.«

Lottl ſaß wie verſteinert da.

»Bekenne, Nichtswürdige,« tobte Klarl fort, »wozu diente dieſe Maskerade? Soll ich es Dir ſagen? — Du und der Geſelle, der Dich und mich aus dem Thurme befreite, ſeid Beide Werkzeuge der Polizei, mir blitzt es jetzt durch das Gehirn und ich durchſchaue die ganze Ruchloſigkeit! — Weil es faſt unmöglich war, Zeiningers Aufenthalt zu erſpähen, ſo wurde die ſchändliche Liſt erſonnen, mich befreien zu laſſen, mich zu verblenden und Euch Beide zu Zeininger zu führen. Leider gelang der Anſchlag und der maskirte Waldteufel iſt vielleicht Niemand Anderer, als der furchtbare Polizeicommiſſär Schmitt ſelbſt! Rede die

Wahrheit, erbärmliches Weib, oder ich rufe den Wirth zu Hilfe.«

»Ach, mein Himmel!« ſtöhnte Lottl.

»Du mußt wiſſen,« fuhr Klarl fort, »daß die geſammte Hausgenoſſenſchaft hier zu Zeiningers Bande gehört, daß ich ein Wort ſagen darf und ſie ermorden Dich!«

»Um Gottes willen! ſchone mein Leben, ich will Alles bekennen.«

»Ja, ja, bekenne! Wie Du mich aber ferner zu täuſchen wagſt, ſo bereite Dich zum Tode; von hier fort kommſt Du nicht mehr!«

»Ich bin ein Opfer meiner Gutmüthigkeit geworden,« ſagte Lottl. »Ja, es iſt wahr, es hat mich der Polizeicommiſſär Schmitt in Wien für ſeine Zwecke gewonnen, aber der Mann, welcher hier als Waldteufel erſcheint, iſt nicht der Commiſſär.«

»Wer iſt es denn?«

»Ich kenne ihn nicht!«

»Du kennſt ihn nicht? Spinneſt alſo dein Lügengewebe dennoch fort? — Es iſt in dieſem Augenblicke gleichgiltig, wer dein Genoſſe iſt! — Ich habe in dieſem Zeitpuncte etwas Wichtigeres, als Dich, heuchleriſche Creatur, anzuhören! Ich muß Zeininger ſogleich aufſuchen, ihn warnen, ihn retten! — Du aber entkommſt hier nicht. Deine Anſchläge und die Anſchläge des Buben, der Dich gedungen, ſollen vereitelt werden, das ſchwöre ich Dir!«

Klarl ſprang haſtig auf.

»Heda! Heraus! Hauswirth! Komme zu Hilfe! — Dieſes Weibsbild bindet, werft es in den Keller, verwahrt es auf das Aengſtlichſte, ſonſt ſind wir Alle verloren!«

Heraus kam augenblicklich in die Stube.

Er brachte einige handfeſte Burſche mit.

Klarl erzählte dem Wirth in wilder Aufregung den ganzen Vorgang.

Der Wirth und ſeine Leute geriethen in Wuth.

»Du Beſtie,« rief Geraud, »ſollſt es entgelten! Wir werden an Dir auf eine Art Rache nehmen, gegen welche die qualvollſte Tortur nur ein leichter Kitzel ſein ſoll!«

»Barmherzigkeit!« flehte Lottl. — »Ach Klarl, laß mir nichts an Leib und Leben geſchehen; bedenke doch, daß ich es war, welche Dich aus dem Thurme befreite!«

»Ja,« wüthete Klarl, »um mich aufs Rad zu bringen! — Und dein Schurke von Begleiter! — In mich ſtellte er ſich verliebt! Der abgefeimte Wicht wollte mich recht ſicher machen. Nun, ich will es ihm jetzt vergelten! Er ſoll ſich nun einer Umarmung von mir erfreuen, bei welcher ſein Herz aufhören wird, für mich zu ſchlagen!«

Der Wirth und ſeine Leute fielen jetzt über Lottl her, die ſich furchtbar wehrte und unaufhörlich ſchrie.

Sie wurde jedoch bald überwunden, ihr ein Knäul in den Mund geſteckt, dann wurde ſie geknebelt und in den Keller geworfen.

»Ueber Dich ſoll Zeininger Gericht halten!« rief Klarl, nahm ihr Kind, übergab es der Wirthin, und eilte auf der Straße nach Wien fort.

* * *

Für einige Zeit müſſen wir die Leſer in der Spannung belaſſen, welche wir in unſerer Schilderung zu erregen beabſichtigten.

Wir haben ſie jetzt nach Wien zu führen. Zuerſt wieder in das Wirthshaus zum »guten Hirten,« in welches ſeither viele neue Gäſte kamen, und nicht unwichtig in unſern Roman eingreifen, dann aber müſſen wir die »Enkelin des Freimanns« wieder in den Vordergrund ſtellen, welchen ſie auszufüllen ſo ſehr berufen iſt; endlich müſſen wir Licht in all das Dunkel bringen, in das ſo manche Capitel gehüllt wurden.

Der gütige Leſer wird ſich überzeugen, daß wir nichts unberührt laſſen, was zur vollkommenen Löſung unſerer Aufgabe gehört. Der Knoten iſt geſchürzt, und ſoll nun wieder auseinander gehen.

V.

Wir haben den Leſern noch nachträglich mitzutheilen, was der Fremde im »guten Hirten« auf den Tiſch ſchrieb, an welchem er ſich befand.

Es erregte die Neugierde der Bierhausgäſte im hohen Grade und Höpfinger war der Erſte, welcher ſeinen langen Hals ausſtreckte, um die geheimnißvolle Schrift zu entziffern.

»Das iſt ein verfluchtes Gekritzel!« rief er. »Ich habe trotzdem, daß ich fünf Jahre in der Schule ſaß, nie gut leſen gelernt, aber dieſes Geſchreibſel iſt mir ganz unmöglich zu buchſtabiren.«

Der Schneider Walſer ging hinzu und las:

»Ich bin der Teufel und ſuche den Zeininger. Von der Hölle abgeſendet ihn zu holen, kam ich hieher ihn zu ſuchen.

»Zeininger wird nicht gerichtet werden. Er wird von den Gerichten verfolgt noch einmal hier einkehren.

»Laßt ihn nicht fort, wenn er wiederkommt, denn in eurer Mitte muß ich ihn aufgreifen. Ihr ſeid die würdigen Männer, welche bereits alles Schauerliche mit Vergnügen geſehen haben: Hängen, Rädern, Köpfen, Spießen, Brandmarken und mit glühenden Zangen Kneipen, nur Eines nicht: Wie der Teufel einen armen Sünder holt.

»Dies wird morgen in der Mitternachtsſtunde geſchehen.

»Wien, im Mai 1772.

»Vitzliputzli,
»Halsumdreher.«

»Der Herr ſei uns gnädig!« rief der Fiſchkäufler und ſank vor Entſetzen auf ſeinen Stuhl.

»Das ſteht wirklich auf dem Tiſche aufgeſchrieben?« fragte Wenger.

»Leſet ſelbſt!« antwortete der Schneider und lachte.

»Wie kann man denn lachen!« bemerkte der Brunnmeiſter. »Die Haare ſtehen Einem zu Berg! — Da wir wirklich nichts Anderes, als von Torturen und Hinrichtungen ſprechen, ſo fällt dies ſogar dem »Gott ſei bei uns!« auf. Ich ſetze keinen Schritt mehr hieher.«

»Aber, Gevatter!« erwiederte der Schneider, »ſeid doch klug! Der Teufel wird gerade zu uns hieher kommen, um ſeine hölliſche Kalligraphie zu produciren!«

»Freilich hat er dies gethan!« ſagte der Fiſchkäufler, immer in großer Aufregung. »Hat der Teufel nicht auch in Auerbach's Keller in Leipzig dem Doctor Fauſt einen Denkſpruch auf ein Hundert-Eimer-Faß geſchrieben, und welcher Denkſpruch immer wieder zum Vorſchein kam, ſo oft ihn auch der Wirth wegzuwiſchen bemüht war?«

„Da ſollt Ihr doch ſogleich ſehen, daß dieſe Schrift, einmal vertilgt, nicht wieder zum Vorſchein kommt," verſetzte der Schneider. „Da ſeht her!"

Er wiſchte mit ſeinem Aermel die Kreidenſchrift weg.

„Narrenspoſſen ſind es!" fuhr der Schneider fort. „Einer von den Herren da oben hat ſich einen Jux mit uns gemacht! Der Herr Wirth hat rapportirt, was wir den Herren Naſeweis im erſten Stocke ſagen ließen und da kam denn Einer herunter und trieb ſeinen Spuk mit uns!"

Der Flickläuſter ging nun etwas beruhigt zu dem gefürchteten Tiſche hin, prallte aber ſogleich zurück:

„Ach!" ſeufzte er entſetzt, „die erſte Zeile ſteht ſchon wieder da; gebt Acht: jetzt kehren auch alle anderen Zeilen wieder!"

„Ja die erſte Zeile!" erwiederte der Schneider, „weil ich dieſe in der Eile nicht vertilgte. Es iſt mir auch lieb, daß dieſe Zeile noch ſtehen geblieben iſt! Die Schrift iſt mir ſo bekannt! — wartet, wartet! — Ich habe ja einen Brief von einer Kundſchaft bei mir; wir wollen doch die Schriftzüge mit einander vergleichen."

Er las:

„Ich bin zu einer Taufe gebeten und ſoll Zeuge bei derſelben ſein. Heute noch brauch' ich ein weißſeidenes Gilet. Meiſter Walſer, ſchafft mir eins. Neujahr bezahl' ich es.

Alois Blumauer."

„Vergleicht die beiden T," fuhr Walſer fort, „von den Worten: Taufe und Teufel, die beiden Z von den Worten: Zeuge und Zeininger, die beiden H von den Worten: Heute und Hölle! — — Der Blumauer war es, welcher die Teufelsdrohung geſchrieben! Schleicht Euch

Einer hinauf und horcht an der Thüre, wie ſie uns nun auslachen, daß es ihnen gelungen uns zu ängſtigen.«

»Da ſoll die Kerls ja wirklich der Teufel holen!« wetterte der Fiſchkäufler. »Ich ſchlage dem Blumauer die Rippen entzwei!«

»Pſt!« rief der Schneider, »das wäre eine dumme Rache! Wir müſſen die Sache anders anfangen; wir müſſen uns wirklich ſo ſtellen, als ob wir den Spuk glaubten. Der Fiſchkäufler muß hinaufgehen und den Vorgang alles Ernſtes erzählen, dann die Herren einladen, morgen Zeugen von dem Teufelsſpuk ſein zu wollen. Sie werden kommen. Sie werden ſich einen neuen Spuk machen wollen! Ich aber maskire alle meine Geſellen als Teufel und laſſe ſie über die Freigeiſter herfallen, die, ungeachtet mehrere von ihnen meine Kundſchaften ſind, ſolche blaue Flecke davon tragen müſſen, daß ſie lange an den Spuk denken ſollen.«

»Wir haben aber keinen Zeininger,« wendete der Baumeiſter ein. »Einen Zeininger müſſen wir haben!«

»Den ſpiel' ich,« erwiederte der Fiſchkäufler. »Dagegen bedinge ich mir, daß der Student morgen von den Geſellen die meiſten Schläge bekommt, denn der hat die Brut von Gelehrten ins Haus gebracht, die uns Allen ſo ſehr zuwider iſt.«

»Ja, ja, ſo ſei es!« riefen alle Anweſenden.

»Wir reden die Sache ſchon noch ab,« meinte der Schneider, »und nun, Gevatter Höpfinger, geht hinauf, berichtet den Vorfall, bittet um Rath und Beiſtand und ladet die Gelbſchnäbel feierlich zum Teufelstanze ein! Wir Uebrigen, alle hier Stammgäſte, geloben die höchſte Verſchwiegenheit und verrathen Niemanden, auch unſerer neuen

Geſellſchaft nicht unſern Plan. — Daß Zeininger morgen hieher kommt und daß ihn von hier aus der Teufel durch die Luft führen wird, das könnt Ihr allenfalls mittheilen; damit recht viele Leute zugegen ſind, welche die Prügelei mit anſehen!«

Höpfinger ſtolzirte in den erſten Stock, ſeinem Auftrage zu entſprechen.

Mittlerweile geſellten ſich immer mehr Leute in die Stube.

Seitdem Aichler dem Geigenmacher den Staar, ſeiner Freunde im Schottenkeller wegen, geſtochen, ging Letzterer nicht mehr dahin.

Rinzler wurde nun auch ein Gaſt vom »guten Hirten« und genoß der Auszeichnung, daß ihm der Wirth daſelbſt, da Rinzler ein Weintrinker war, täglich einen Stutzen »Sechſer,« das heißt die Maß zu ſechs Kreuzer, vorſetzte, welche Gattung Wein nur wohlhabende Bürger tranken und die damals weit beſſer war, als der Wein zu achtundvierzig Kreuzer Conventionsmünze im Jahre des Heils 1855 in unſern Weinhäuſern.

Als Rinzler eintrat, wurde er mit großem Antheile aufgenommen.

In den Kreiſen, in welchen Diebſtahl, Raub und Mord die ausſchließende Converſation bildeten, war Rinzler ein gefeierter Held des Tages. Alles erquickte ſich an ſeinem Anblicke.

»Endlich,« ſagte der Steinmetz, »geben Sie uns die Ehre, Herr Rinzler! Heute iſt es wieder ſpät geworden. Gewiß haben Sie neue Nachrichten über den Raub in Ihrem Hauſe.«

»Willkommen, Herr Rinzler!« rief der Schneider.

»Guten Abend, meine Herren,« verſetzte äußerſt leutſelig der Geigenmacher. »Ja, ich kann Ihnen heute ſchon ſehr viel Intereſſantes mittheilen.«

»Zum Beiſpiel!« unterbrach der Zinngießer.

»Ein Jude wurde eingebracht,« fuhr Rinzler fort, »bei welchem Juden man einen »meinigen« Silberlöffel entdeckt hat. Jetzt hat man doch endlich einen Mann, an den man ſich halten kann.«

»Was Sie ſagen!« bemerkte der Zinngießer. »Und von Ihrem ſchönen Roſenzinn hat man noch keine Spur?«

»Allerdings! Ein Salzfaß iſt auf dem »Tandelmarkt« vorgefunden worden; Jud und Tandler ſchmachten bereits ſechzehn Klafter tief unter der Erde!«

»Die Tortur!« rief der Brunnmeiſter.

»Nur Geduld!« verſetzte Rinzler. »Mein künftiger Schwiegerſohn, der Hofſchneidermeiſter-Nachfolger, wird ſogleich hier ſein.«

»Mein Collega!« meinte Walſer.

»Nun ja! So halb und halb!« verſetzte Rinzler, vornehm aber gnädig lächelnd; »als Schneider allerdings Ihr Collega, Herr Walſer, aber als Hofcharge, — Sie vergeben ſchon, Herr Walſer — kein Collega!«

»Kommt der Herr Hofſchneidermeiſter-Nachfolger vielleicht directe aus dem Gerichtshauſe hieher?«

»Directe!«

»Nun der wird uns Dinge erzählen!« jubelte der Brunnmeiſter.

»Wenn man nur die Thäter ſchon hätte,« meinte Walſer.

»Oder wenigſtens die geraubten Sachen,« ergänzte der Brunnmeiſter. »Ein ſilberner Löffel, ein zinnernes Salzfaß iſt ſo viel wie nichts.«

»So?« erwiederte Rinzler: »der Polizei iſt oft eine noch unbedeutendere Sache wichtig! Der Polizeicommiſſär Schmitt behauptet, ein einzelner Bindfaden führe aus dem Labyrinth! Hat man nur erſt die Hehler, ſo erwiſcht man ſchon auch die Stehler! — Aber ſapperment! Ich bin durſtig! Wo iſt denn heute der Wirth?«

»Wo anders,« antwortete der Brunnmeiſter, »als oben bei den geſtrengen Herren — bei den Herren Blumauer, Rautenſtrauch u. ſ. w.«

»Bei Herrn Rautenſtrauch?« eiferte Rinzler und wurde vor Aerger ganz roth im Geſichte. — »Nu mit dieſem werde ich einmal zuſammen wachſen! — Ich höre, dieſer Lump will mich auf's Theater bringen! Er will ein Seitenſtück zu ſeinem »Juriſt und Bauer« unter dem Titel: »Der Geigenmacher und der Graf« ſchreiben. Ich bin neugierig! — Einen Fidelbogen wie ein Ochſenziemer habe ich mir für ihn ſchon zurecht gelegt, dann kann er noch ein drittes Stück ſchreiben: »Der Dichter und die Karbatſche.«

Rinzler lachte außerordentlich über ſeinen Witz.

»Dieſes Stück können die Herren da oben vielleicht morgen ſchon zu ihrem Beneſice geben,« meinte der Zinngießer.

Der Schneider ſtieß ihn an und ſagte leiſe:

»Kann der Herr das Schwätzen nicht laſſen!«

Nun trat Anton ein.

Ein freudiges Gemurmel begrüßte ihn.

»Herr Collega,« rief ihm der Schneider entgegen. »Hieher! An dieſem Tiſche! Hier bei mir ſitzt der Papa Geigenmacher!«

»Guten Abend, lieber Vater!« verſetzte Anton. »Ich bringe eine freudige Nachricht. Der Hauptverbrecher iſt bereits entdeckt.«

»Wer iſt es?« riefen Alle.

»Zeininger!«

»Nicht möglich!«

»Gewiß! Ich weiß es vom Commiſſär.«

»Hat man ihn?«

»Ja, wenn man ihn hätte! aber man hat die Spur.«

»Nur feſthalten! nur die Spur nicht mehr verlaſſen!« rief der Brunnmeiſter.

»Und nun erzählen Sie, Hofſchneidermeiſter-Nachfolger Anton! Erzählen Sie! — Ganz Europa nimmt Antheil an meinem Unglücke! Erzählen Sie! Sie ſehen ja, wie ſich der geſammte »gute Hirte« herandrängt, zu hören, zu ſehen, zu bemerken! — Der Herr Zinngießermeiſter hat ſogar Thränen der Theilnahme in den Augen . . .«

»Ja,« verſetzte der Zinngießer, »der verfluchte Kren bei den »geſelchten Würſteln,« die ich ſoeben verzehre, preßt mir die hellichten Zähren der Rührung aus.«

Anton erzählte, was der Leſer bereits ſchon erfahren. Wie die Schlauheit des Commiſſärs durch den Hausmeiſter im Todtenkopfe, der mit Zeininger früher in einem Gefängniſſe beiſammen ſaß, den Thäter ermittelte.

»Das iſt ein Kreuzköpfel, der Commiſſär!« meinte der Brunnmeiſter.

»Wenn die Polizei geſcheidter iſt, als die Diebe ſind,« verſetzte der Zinngießer, »ſo möchte der Teufel — Dieb ſein!«

»Der Herr Gevatter wird ſehen, das Stehlen kommt noch ganz ab,« verſicherte der Baumeiſter.

Nun kam die Wirthin, legte ein Dutzend Silberlöffel auf den Tiſch und kündigte an:

»Meine Herren, eine prächtige Speckknödelſuppe laſſe ich herein bringen! Wie viele Portionen ſchaffen Sie?«

Es wurden 15 Portionen beſtellt.

Die Wirthin legte noch drei Silberlöffel auf den Tiſch.

Ein Mann, der in dieſem Bierhauſe noch nicht geſehen wurde, erbat ſich auch eine Portion Suppe; da man ihn nicht kannte, reichte man ihm einen Zinnlöffel.

Er machte ſich nichts daraus, aß mit großem Appetit, bezahlte und entfernte ſich dann.

Der Fiſchkäufler kam nun aus dem Extrazimmer des erſten Stockes in das Gaſtzimmer des Erdgeſchoſſes zurück.

»Die Herren müſſen einen andern Deputirten hinaufſchicken,« ſagte er. »Gegen die Leute da oben kann ich keine Bosheit ausüben.

»Anfänglich ging ich,« fuhr er fort, »auf das Beſte vorbereitet, zu den Herren Blumauer und Rautenſtrauch; ich wollte ſoeben meine Rede vorbringen, aber da die Herren gerade im Geſpräche waren, wollte ich nicht unterbrechen. — Ich horchte zu. Da hörte ich denn Dinge, über welche ich nicht zu mir kam.

»Da hat man's! dachte ich, wenn ſo viele geſcheidte Köpfe beiſammen ſitzen und discuriren, ſo kann man, wenn man zuhört, nur Mund und Ohren aufſperren, um jedes Wort zu verſchlingen.«

»Von was haben ſie denn geſprochen?« fragte der Zinngießer. »Gewiß von dem neuen Richtplatze?«

»Keine Sylbe! — Von der neuen Silberprägmaſchine; von der bevorſtehenden neuen Bauordnung; von der magiſtratiſchen Controlle der Bäcker und Müller; von des Kaiſers Beſuch in den hieſigen Armenhäuſern, und was der Kaiſer Tag für Tag Großes und Edles für ſeine Unterthanen ausführt. — Solche Geſpräche ſind freilich etwas Anderes, als wir führen. Sie haben Recht, daß ſie uns auslachen mit unſerm ewigen Armenſündergeſchwätz, nach welchem man manche Nacht vor lauter Blut und Leichen, Raub- und Mordgedanken nicht ſchlafen kann.«

»Das ſagen Sie, Herr Höpſinger?« fragte Schneidermeiſter Walſer.

»Ja, das ſag' ich! Man muß die Gelehrten da oben nur hören.«

»Wenn Sie nur auch Alles verſtanden haben,« warf der Zinngießer etwas boshaft hin.

»O ja, jedes Wort! Sie reden nicht ſo geſpreizt, wie man glaubt! — Endlich haben ſie mich erblickt.

»Nun, was gibt's,« redete mich Rautenſtrauch an. »Iſt der Zeininger vielleicht wieder ſichtbar geworden? Jetzt iſt ja noch ein berühmter Raubmörder angekommen. Der Waldteufel aus Baiern, welcher täglich zum Frühſtück ein Dutzend kleiner Kinder verſpeiſt! — Das iſt wieder ein Mann für die Gäſte im Erdgeſchoß zum guten Hirten. — Dieſer Waldteufel hat Zeiningers Geliebte befreit; eilen Sie doch ſogleich hinunter zu Ihren Freunden und erzählen Sie ihnen dieſe Neuigkeit, die ich verbürgen kann. — Geben Sie den Waldteufel und die Geliebte Zeiningers zum Beſten. An dieſer Hiſtorie hat Ihre Geſellſchaft ein halbes Jahr zu ſchwelgen!«

»Ich ſagte: O ich bitte, ſo arg iſt es nicht! Wir reden überhaupt nur von Dieben, weil wir von ehrlichen Leuten nichts wiſſen.

»Da lachten alle Herren.

»Drauf nahm der Blumauer das Wort und verſicherte, er wolle eine Ballade machen, unter dem Titel: »Der Thurm von Mödling und der Waldteufel.«

»Eine handgreifliche Lüge! wir ſollen noch einmal aufſitzen und wieder ausgelacht werden,« wendete der Zinngießer ein.

»Nein, das iſt Wahrheit!« bekräftigte Anton. »Der Commiſſär Schmitt hat mir dasſelbe erzählt.«

»Das iſt eine Neuigkeit, die ſich hören läßt!« riefen Alle.

»Wenn man darüber nur recht Ausführliches ſchon wüßte,« meinte der Brunnmeiſter. »Hätten Sie, Herr Höpfinger, doch um das Nähere ſich erkundigt!«

»Gott bewahre mich!« verſetzte der Fiſchkäufler, »ich bin curirt, ich will jetzt andere Dinge im Wirthshaus erfahren als »Gaunerſtückeln.« — Was ich von der neuen Stadtordnung gehört habe, von der Verbeſſerung des Zuchtweſens, von der Einrichtung der Jahrmärkte und was die Kaiſerin angeordnet hat, damit die Fabriken in Oeſterreich immer mehr aufblühen, das Alles intereſſirt mich mehr als Alles: von den Leuten da oben muß man Neues hören! da könnt' man mir jetzt zehn Zeininger und zwanzig Waldteufel zum Beſten geben, ſie rühren mich nicht mehr!«

»Und haben die gelehrten Perrücken den Herrn Fiſchkäufler nicht hinausgeſchafft, als er immer zugehört hat?«

»Gott bewahre! Sie waren ſehr charmant! Blumauer ſagte: wir haben uns ein wenig gerächt an den Herren Bürgern zur ebenen Erde, daß die im »obern Stübel« wenig Reſpect haben müſſen, da ſie uns, ohne Veranlaſſung, ſo derbe Grobheiten durch den Wirth ſagen ließen.«

»Sie haben es nicht anders verdient!« bemerkte der Brunnmeiſter.

»Ei!« meinte Höpfinger, »jetzt muß mit Ihnen Frieden geſchloſſen werden. Apropos, Herr Rinzler,« fuhr der Fiſchkäuſler fort, »für Sie haben ſie oben auch eine Neuigkeit erzählt, die Ihnen Freude machen wird. — Der Polizeicommiſſär Schmitt war geſtern im Controllorgang bei der Audienz Seiner Majeſtät des Kaiſers. Der Commiſſär hat Seiner Majeſtät einen ausführlichen Bericht über die neueſten Eingriffe an fremdem Eigenthum, und wie weit er bei der Entdeckung der Gauner gekommen, erſtatten müſſen; da kam auch die Rede auf Sie und den Diebſtahl in Ihrem Hauſe. Der Kaiſer ſagte: Es iſt mir doch recht leid um den alten Rinzler. Er hat ſchnell nach einander viel Unglück gehabt. Er iſt ſehr empfindlich beſtohlen worden, und faſt gleichzeitig hat er von dem Oberkammeramt einen Verweis erhalten, wegen Anmaßung eines Hoftitels. — Rinzler iſt ein braver Bürger. — Wenn es ihm ſo darum zu thun iſt, Hofgeigenmacher zu heißen, ſo ſoll er darum bittlich einſchreiten, ich habe nichts dagegen.«

»Iſt das wahr?« fragte Rinzler ganz freudetrunken.

»Gehen Sie hinauf zu Herrn Ratſchky, der hat es aus dem Munde des Commiſſärs, oder noch beſſer, gehen Sie zu dem Commiſſär und hören Sie es von ihm ſelbſt.«

»Es lebe der Kaiſer!« rief Rinzler und trank ſein Glas aus.

»Es lebe der Kaiser!« wiederholte die ganze Wirthsſtube.

Plötzlich trat der Wirth ein. »Meine Herren, jetzt bring' ich die größte Neuigkeit:

»Die Enkelin des Freimanns iſt aus ihrer Haft entlaſſen worden.«

»War ſie denn eingeſperrt?« fragte der Zinngießer.

»Freilich!«

»Warum denn?«

»Um ſie vor Zeiningers Rache zu ſchützen. Sie ſaß nicht im Gefängniſſe, ſondern in einem netten Zimmer und hatte alle Bequemlichkeiten.«

»Es wird ſie das nicht genirt haben,« meinte der Fiſchkäufler; »ſie geht ja ohnehin ins Kloſter.«

»Aber wiſſen Sie, was das zu bedeuten hat, daß ſie wieder ihre Freiheit erhielt?« fragte der Wirth ſeine Gäſte.

»Nun, was wird das zu bedeuten haben?« meinte der Stadtbaumeiſter; »daß ſie jetzt nichts mehr für ihr Leben zu beſorgen hat.«

»Und was folgt daraus? — Die Herren im erſten Stock haben es augenblicklich gewußt!«

»Nu, wir wollen's auch wiſſen!« eiferte der Fiſchkäufler.

»Es folgt daraus, daß man jetzt den Zeininger ſchon erwiſcht hat!«

»Warum nicht gar!«

»Was wollen Sie wetten, man hat ihn!«

»Einen Eimer Wein!« rief der Geigenmacher. »Ich wette einen Eimer Wein. Ich bezahle ihn gerne, wenn ich ihn verliere.«

»Es gilt!« erwiederte der Wirth. »Alle Gäſte ſind Zeugen!«

In dieſem Augenblicke geſchah ein ungeheurer Schlag an der Hausthüre.

Alle erſchraken.

Der Wirth lief auf die Straße.

Die Gäſte eilten ihm nach.

Es war Niemand zu ſehen.

»Was war das?« fragte der Wirth, »hat ſich Jemand auf der Straße den Spaß gemacht? Ich habe Niemand bemerkt.«

»Das wird wieder ein Witz von den Herren im erſten Stock geweſen ſein,« meinte der Zinngießer.

Wirth und Gäſte begaben ſich wieder in die Stube.

Der Schlag ans Hausthor wiederholte ſich und wo möglich noch heftiger.

Rautenſtrauch kam von oben herab.

»Meine Herren, was treiben Sie?« fragte er. »Das ganze Haus zittert. Kommt der Türke nach Wien, und kündigt er ſich durch Mauerbrecher an?«

»Wenn Niemand von Ihnen da oben dieſen Spuk machte,« meinte der Fiſchkäufler, »ſo weiß ich nicht, von wem dieſes fürchterliche Gepolter herrührt.«

»Wir machen unſere Späße mündlich, mit der Feder und höchſtens mit der Kreide, aber mit Pflöcken und Stierköpfen geben wir uns nicht ab.«

Es geſchah der Schlag zum dritten Male.

Mit einem Satze war Rautenſtrauch bei der Thür hinausgeeilt.

Man hörte ihn die Kellerthüre zuſchlagen und rufen:

»Den habe ich! Lichter her, in den Keller hinunter! — Warte, Bürſchchen! Den Jux wollen wir Dir vertreiben!«

Alles lief nach dem Keller, auch die Herren im erſten Stock kamen herab.

Der Keller wurde nach allen Richtungen unterſucht.

Während das Gaſtzimmer leer war, ſchlüpfte ein Kerl herein, packte die Silberlöffel zuſammen und ſchrieb auf den Tiſch:

»Einen ſchönen Gruß von Zeininger!«

Als die Geſellſchaft zurückkam, fand ſie die Beſcherung.

Allgemeine Verwirrung und Beſtürzung.

Der Geigenmacher las die aufgeſchriebenen Worte laut.

»Seht,« ſagte er, »den Zeininger haben ſie nicht, der Dieb war ſoeben da!«

»Mein Silber!« ſchrie der Wirth. »Ich bin ein ruinirter Mann!«

»Wir ſind Schickſalsbrüder!« verſetzte der Geigenmacher; »ich bin noch weit ärger beſtohlen worden als Sie, Herr Doppler. Reichen wir uns die Hand!«

VI.

Agnes wurde wirklich frei, das heißt, ſie wurde aus dem Gemache entlaſſen, in welches ſie ſich begeben mußte, um ſie Zeiningers Späherblicken und ſeinen Aufpaſſern zu entziehen.

Man bot ihr ein Aſyl im alten Gerichtshauſe an, mehr zu ihrer Beruhigung, als aus Beſorgniß, daß der verwegene Räuber irgend Etwas gegen ihr Leben, oder gegen ihre perſönliche Sicherheit unternehmen könnte.

Hartmann, der Freimann, holte ſie am hellen Tage aus dem Gerichtshauſe und führte Agnes wieder in den Matſchakerhof, in welchem mittlerweile der Pfarrer aus Fiſchamend und der Amtmann und ſeine Familie wieder eingekehrt waren.

Welche Freude für Alle, die geliebte Braut der Kirche wohlbehalten und ziemlich heiter wieder zu ſehen!

Auch der Doctor harrte der Geliebten, wurde von ihr aber ſehr kalt aufgenommen.

Der Doctor bat Agnes, ihm wenigſtens wie einem bewährten Freunde die Hand zu reichen. Sie verweigerte dies.

Als ihr der Großvater dieſe Liebloſigkeit verwies, erzählte Agnes, daß ſie, ſo lange ſie bei dem Obergefangenwärter und ſeiner Frau eine eigne Stube bewohnt, täglich einen Beſuch von einem Franciscaner-Prieſter erhalten; — daß dieſer, ihren Vorſatz, dem Kloſter ſich zu widmen, ſehr geprieſen und Worte an ſie gerichtet und bei ſpäteren Beſuchen häufig wiederholt hätte, die ihren Entſchluß mächtig ſtärkten.

»Mein Kind,« ſagte der Vater eines Tages, »Du kannſt keinen beſſern Entſchluß faſſen, als dein ganzes Leben der Entſagung zu widmen. — Du biſt dies Gott, der Welt und Dir ſelbſt ſchuldig. — Bedenke, welche Aergerniſſe Du, ohne es zu wiſſen oder zu wollen, gegeben. Du hatteſt einen Räuber und Mörder zum Geliebten. Wenn ſeine Ruchloſigkeit nicht an den Tag gekommen, ſo hätteſt Du ihn geheiratet, oder es wäre aus dieſem ſchmählichen Liebesverhältniß noch etwas Schlimmeres entſtanden, an welches ich gar nicht denken mag. — Die böſe Welt würde Dir dies nie verzeihen, daher mußt Du in eine gute Welt überſiedeln, und dieſe gute Welt voll Engel und frommer Menſchen iſt das Kloſter. — Das Kloſter der Siebenbüchnerinnen, als eines, welches ſeine Nonnen am ſtrengſten bewacht und ſie nicht einmal mehr mit Verwandten in Berührung bringt. — Es beruhigt mich auch, daß Du dein Gelübde nicht für ein Kloſter wie die »Eliſabethinerinnen,« »Saleſianerinnen,« »Urſulinerinnen« abgelegt haſt. Dieſe drei Orden, von welchen ſich der erſtere der Krankenpflege, der zweite der weiblichen Erziehung und der dritte dem Schulunterricht widmet, kommen mit der Außerwelt zu ſehr in Verbindung, und ich wünſche zu deinem Seelenheile nichts, als daß Du von der ſündhaften Außenwelt ſo abgezogen werden möchteſt, als lägeſt Du ſchon längſt im kühlen Grabe. — Nur dadurch wirſt Du glücklich und dem Himmel wohlgefällig werden. Dies verſprich mir auch, geliebte Tochter, ſo wie Du mir feierlich geloben mußt, daß der Mann, der um deine Hand geworden, ſich Dir niemals mehr nähern dürfe. — Solche zudringliche Männer ſendet die Hölle, und ſie haben keine andere Abſicht, als dem Himmel eine Braut zu entziehen.“

„Ich wagte zu antworten,“ ſagte Agnes: „Der Mann, der mich ehelichen wollte, hat keine ſchlechten Grundſätze, und er will mich als ſeine ehrſame Hausfrau fürs ganze Leben behandeln.“

„O ich kenne dies,“ antwortete mir der Prieſter, „weil Du ſchön, jung und tugendhaft biſt, ſollſt Du ihm angehören; doch beſitzt er Dich einmal, ſo ſoll Dir der Eheſtand zum Weheſtand werden, bald wird ſeine Verbindung mit Dir ihn gereuen, bald werden ihn ſeine Freunde aufmerkſam machen, daß er eigentlich nur die Braut eines Banditen geheiratet, daß er weit glänzendere Verbindungen hätte eingehen können, und nicht mit dem Enkelkinde eines Freimanns, dem jeder Menſch ausweicht und in der ganzen Welt Jedermann zu den Unehrlichen zählt.“

„Ich fing heftig zu weinen an,“ berichtete Agnes; „ich gerieth in eine ſolche fieberhafte Aufregung, daß ich faſt ohnmächtig wurde. Ich fühlte mich ſo gebeugt, ja völlig als eine Auswürflingin betrachtete ich mich, daß ich Gott laut und inbrünſtig anflehte, mich doch lieber ganz von der Welt zu nehmen, daß Gott noch eine ſchwere Krankheit über mich ſchicken und ſeinem Todesengel befehlen möchte, mich abzurufen; — da rührte ich den Vater und er erwiederte: „Den Todesengel ſollſt Du Dir nicht wünſchen, dies wäre ein Frevel; lebe, lebe, meine Tochter, und büße, denn nur Buße iſt dem Himmel gefällig.“

„Ich beſchwöre Sie daher zum letzten Male, Herr

Doctor,« wendete ſich Agnes an ihren Arzt, »verſuchen Sie es nicht mehr, mir auf irgend eine Art Ihre Neigung zu bezeigen, ich entſage Ihnen, und Sie müſſen mir entſagen. Wenn Sie je eine rechtſchaffene Geſinnung für mich im Herzen getragen, ſo meiden Sie meinen Anblick; ich beſchwöre Sie zum letzten Male.«

Ohne hierauf ein Wort zu erwiedern, ſah der Arzt Agnes ſtarr ins Auge. Man konnte wahrnehmen, daß er ſeinen Schmerz niederkämpfen wollte; er vermochte es aber nicht, Thränen traten ihm in die Augen. Um der peinlichen Situation ein Ende zu machen, ſtürzte er auf Hartmann hin, preßte den Greis in ſeine Arme, ſchluchzte dann laut und entfernte ſich.

»So ſei es denn!« ſagte Hartmann, dem ſchwere Thränentropfen an den grauen Wimpern hingen; »ſo ſei es denn!« wiederholte er, und holte dabei ſo ſchwer Athem, als hätte ein Felſenſtück ſein Herz beſchwert; »ſo vergrabe Dich denn im Kloſter,« betonte Hartmann, »ich werde deinen Entſchluß nicht wankend machen.«

»Ew. Hochwürden,« wendete ſich Hartmann an den Pfarrer von Fiſchamend, »waren Sie ſo liebevoll, uns Beide, mich und meine Enkelin bei der Aebtiſſin der Siebenbüchnerinnen anzumelden? Hat ſie genehmigt, daß wir ihr einen Beſuch machen dürfen?«

»Ich habe hiezu bereits die Bewilligung erhalten,« erwiederte der Pfarrer.

»Haben Sie der hochwürdigen Frau geſagt, daß ich ein Freimann bin, ein Ausgeſtoßener, ein Geächteter und Unehrlicher?«

»Ich habe geſagt, daß ſie ein Freimann ſind, aber die Aebtiſſin theilt die Meinung des Paters der Franciskanet nicht, denn ſie erwiederte: „Es wird mich freuen, einen Mann kennen zu lernen, welcher trotz ſeines verhaßten Standes einen ſo vortheilhaften Ruf beſitzt."

„Haben Ew. Hochwürden auch die Menſchenfreundlichkeit geübt, der Aebtiſſin zu hinterbringen, was für ein Anliegen Großvater und Enkelin bewegen, der hochwürdigen Frau beſchwerlich zu fallen?" —

„Ich habe es geſagt."

„Und ſie? Wie nahm ſie es auf? Kann die Aebtiſſin den Wunſch meiner Agnes erfüllen, oder iſt es nicht erlaubt, die Enkelin eines Scharfrichters als Nonne einzukleiden?"

„Es iſt erlaubt — — aber . . ."

„Was für ein Aber iſt dies, Herr Pfarrer? ſprechen Sie es aus."

Agnes horchte mit geſpannter Aufmerkſamkeit.

„Bei dem Worte Aber," fuhr der Pfarrer fort, „hielt die Aebtiſſin inne, und ſprach nur noch Folgendes:

„Bringen Sie mir Herrn Hartmann und ſeine Enkelin baldigſt hieher. Was ich Beiden zu ſagen habe, ſollen ſie aus meinem Munde hören; zwar habe ich vor Ihnen, Herr Pfarrer, keine Geheimniſſe, doch in einem beſonderen Falle will ich ſelbſt mit dem Mädchen ſprechen, welches ſich dem Kloſter der Siebenbüchnerinnen widmen will."

„Ich begreife," rief Agnes; „Ew. Hochwürden haben die Frau Aebtiſſin gebeten, ſie möchte mir meinen Vorſatz als übereilt vorſtellen, ſie möchte mir zureden, daß ich mich dem Kloſter nicht widme!"

„Was denken Sie von mir!" verſetzte der Pfarrer, „Ich, ein Prieſter, ſoll eine heilige Handlung hindern? Und die Aebtiſſin ſoll in ihrem Berufe die Hand dazu bieten? Nimmermehr! — Verfügen Sie ſich ſogleich mit mir und Ihrem Großvater an den Ort, den Sie für Ihr ganzes Leben erwählen wollen, und hören Sie, welche Hinderniſſe ſich etwa Ihren Wünſchen entgegen ſtemmen: ich ſelbſt habe keine Ahnung hievon.«

»Verweigert mir,« fuhr Agnes in ſichtbarer Erregtheit auf, »die Aebtiſſin der Siebenbüchnerinnen die Aufnahme in ihrem Kloſter, ſo wende ich mich an die Oberinnen des Königskloſters, der Nicolaierinnen, der Jacoberinnen oder der Dorotheerinnen. Eine von dieſen wird doch wohl mein »gottgefälliges Opfer annehmen!«

Nun nahm auch die Amtmännin, welche dieſem Geſpräche mit dem größten Antheile zugehört hatte, das Wort, und fragte:

»Und wenn keine der genannten Aebtiſſinnen und Oberinnen Sie aufnimmt, werden Sie ſich ſodann an die Klöſter der Saleſianerinnen, Eliſabethinerinnen, Urſulinerinnen wenden?«

»Nein,« verſetzte Agnes, »dann ſehe ich es als ein Zeichen vom Himmel an, daß er meinen Schritt nicht billigt; — ich will auch nur in einem Kloſter mein Leben zubringen, welches mit der Außenwelt weder durch Erziehung der weiblichen Jugend, noch durch Krankenpflege, noch durch Schulunterricht in Berührung kommt. Ich will nichts mehr hören und erfahren von den leidenſchaftlichen, bitterböſen Menſchen, die nur zu leben ſcheinen, um ſich das Leben zu vergiften.«

»Dann gehören Sie uns an!« rief die Amtmännin, »dann werden Sie keine Nonne, dann laſſen Sie nur ſobald als möglich den Doctor aufſuchen, damit Sie in vierzehn Tagen am Altare ein ganz anderes Gelübde ablegen können, als im Kloſter!«

»Was willſt Du damit ſagen?« fragte der Amtmann ſeine Frau.

»Was ich damit ſagen will? — Viel! Eine Ahnung habe ich, eine Ahnung, wie unſer Herr Gott dem Menſchen in ſeinen bedrängteſten Lagen oft eine troſtvolle Stimme im Innern ertönen läßt, die ihm zuruft, daß er nicht verlaſſen iſt. — Gehen wir ſogleich zu der ehrwürdigen Aebtiſſin; wir Alle, bis auf meinen Mann, der hat nichts dabei zu thun, aber wir, der Herr Pfarrer, Agnes, Herr Hartmann und ich. Wenn das »Aber« der Frau Aebtiſſin daſſelbe iſt, welches ich meine, dann, Agnes, eilen wir in die Putzhandlung zum »Spiegel« auf dem Graben, zu Herrn und Frau Eglauer, die ganz Wien mit Brautkleidern verſehen, und da kaufen wir, daß es eine Freude ſein ſoll.«

Sie ſchickten ſich alle vier an, ihr Abſteigquartier im Matſchakerhof zu verlaſſen. — Im Fortgehen ſagte die Amtmännin noch zu Agnes:

»Einen Brautſchleier ſollen Sie erhalten, vom Scheitel bis zur Zehe! — Und in Fiſchamend muß die Hochzeit ſein! — Wien, das Ihnen ſo viel Böſes gethan, ſo viel Herzenleid bereitet, Wien, wo man Sie und den Großvater ſo tief gekränkt und mißhandelt hat, — Wien ſoll gar nicht die Freude haben, die Geigen und Lauten, welche bei Ihrer Hochzeit aufſpielen werden, zu hören! — Und der Herr Pfarrer von Fiſchamend muß Sie copuliren, mein Mann muß Ihr Beiſtand und ich die Brautmutter ſein. — Nach der Hochzeit fahren wir aber alle nach Wien, und unſere erſte Viſite ſoll der Pater Franciscaner ſein, der Sie aus lauter chriſtlichem Eifer beinahe verwirrt gemacht hätte. Kommen Sie.«

Die Amtmännin nahm Agnes am Arme und führte ſie fort.

Der Pfarrer und Hartmann folgten.

Der Wirth vom »Matſchakerhof« trat herein.

»Was geht denn vor?« fragte der Wirth. »In meinem Zimmer ſitzt der Doctor und ſtiert vor ſich hin, als wenn ihm alle ſeine Patienten geſtorben wären? — Und hier iſt die Frau Amtmännin ſo voll Jubel, daß ſie mich beinahe über den Haufen gerannt hätte.«

»Ach, wäre der Doctor dageblieben,« erwiederte der Amtmann, »ſo brauchte er nicht vor ſich hinzuſtieren. — Meine Frau behauptet, ſie hätte eine freudige Ahnung, und auf ihre Ahnungen hält ſie etwas. In Fiſchamend hatte ſie letzthin auch eine Ahnung, daß mir plötzlich ein Dieb Etwas im Verhöre geſtehen würde. — Am andern Tage geſtand mir wirklich ein Dieb, daß er mir zwei Gänſe geſtohlen. — Ich hatte eine ſolche Freude darüber, daß ich dem Kerl die zwei Gänſe ſchenkte und die Freiheit dazu.«

»Was ſoll ich mit dem Doctor machen, Herr Amtmann?«

»O ſchicken Sie ihn her!«

»Da iſt er ſchon!«

»Herr Amtmann,« ſagte der Doctor, »nun ſehe ich, daß ich ganz verlaſſen bin. Von den Fenſtern des Wirths ſah ich Agnes, ihren Großvater und den Herrn Pfarrer aus dem Hauſe gehen. Auch die Amtmännin war dabei und redete meiner verblendeten Agnes unaufhörlich zu. Nun iſt die Frau Amtmännin auch auf der Seite des Kloſters; gewiß gehen Sie jetzt alle vier dahin, und mein Jammer iſt beſchloſſen! — Wer begreift mein Unglück; wer hat Mitleid mit meiner Verzweiflung?«

»Seien Sie nicht ſo kindiſch!« verſetzte der Amtmann. »Gerade jetzt ſtehen die Sachen ſehr gut. — Ich glaube Ihnen eine Ueberraſchung ankündigen zu dürfen. In was dieſe beſteht, weiß ich ſelbſt noch nicht, aber meine Frau hat eine Ahnung, und ſpricht nichts anders, als von Hochzeithalten, Brautſchleier, Geigen, Lauten, Beiſtand, Brautmutter und Vater Franciscaner. Sie, Herr Doctor, hieß es, ſollten aufgeſucht werden! Ich begreife es, denn zu einer Hochzeit iſt außer der Braut auch noch der Bräutigam außerordentlich nothwendig. — Bleiben Sie jetzt hier, Herr Doctor! Meine Frau und Agnes, der Herr Pfarrer und Herr Hartmann werden bald wieder zurück kommen. Meinetwegen können Sie ſich dann heute noch copuliren laſſen, ob hier oder in Fiſchamend, iſt mir gleichgiltig.«

»Aber ich verſtehe Sie ja nicht! Wer hat denn Agnes auf andere Gedanken gebracht? — Vor einer halben Stunde ſprach ſie noch ſo decidirt vom Kloſter.«

»Ich weiß nicht, wie ſich das Geſpräch gewendet hat; ich war in meinen Gedanken mit meinem letzten Dieb beſchäftigt, der, ohne daß ich ihm dafür Etwas hätte bezahlen müſſen, freiwillig geſtand, daß er mir zwei Gänſe geſtohlen; hierauf rief meine Frau, ſie habe eine Ahnung; — nun wiſſen Sie Alles!«

»Nichts weiß ich!« verſetzte der Doctor. »Ach mein Gott! Wenn es wahr wäre, daß Agnes mein Weib würde! — Was ſoll ich hoffen, was fürchten? mich tödtet die Ungewißheit! — Gehen wir doch auch in das Kloſter der Siebenbüchnerinnen.«

»Warum nicht gar! — Glauben Sie, daß man in ein Frauenkloſter nur ſo hineingehen kann, wie zum Kolſchützky ins Caffeehaus?«

»Vor der Pforte können Sie ſtehen bleiben,« meinte der Wirth, »bis Ihre Freunde herab kommen.«

»Nun ſo gehen wir zur Pforte, Herr Amtmann,« bat der Doctor, »ich beſchwöre Sie; ſchlagen Sie mir dieſe Bitte nicht ab.«

»Ich thue es ungern, denn meine Frau hat da eigene Anſichten.«

»Merkwürdig wäre es ſchon,« verſetzte der Wirth, »wenn ein Frauenzimmer, mit dem feſten Vorſatze in ein Kloſter zu gehen, um ſich dort einkleiden zu laſſen, bei dem Zurückgehen den Bräutigam finden müßte, der ſie heirathet. — Ich glaube von einer ſolchen abenteuerlichen Geſchichte würde Wien ſechs Monate reden, und über kurz oder lang käme die Geſchichte auch noch in die Chronik.«

»Abenteuerliche Geſchichte?!« jauchzte der Amtmann. »Ja, ja, abenteuerlich iſt dieſe Sache. Wenn ich aber von einem Abenteuer etwas erfahre, ſo leidet es mich hier nicht mehr. Kommen Sie, Herr Doctor, gehen wir dieſem Abenteuer entgegen.

VII.

Klarl, um unſern Bericht über ſie, nach der Scene mit Lettl fortzuſetzen, flog wie ein Pfeil aus dem Wirthshauſe in Nußdorf.

Sie kannte keinen andern Gedanken, als Zeininger im Gatterhölzl aufzuſuchen und ihn von der drohenden Gefahr zu unterrichten, in welcher er ſchwebte.

Der Weg von Nußdorf nach dem Gatterhölzl iſt weit; die Sonne ſtand ſchon hoch, aber dies hinderte ſie nicht, wie eine Raſende fortzulaufen, bis nahe an die Linie von Nußdorf, von der Linie rechts über die Felder und Wieſen, über die Schmelz, über drei Häuſel (jetzt Raindorf), nach Meidling.

Nach fünfviertel Stunden gelangte Klarl, wie ein gehetztes Wild, an den Eingang des Gatterhölzls.

Sie befand ſich an derſelben Stelle, welche Kaiſer Joſeph II., zwei Jahre ſpäter als unſere Geſchichte ſich ergab, allein, in Civilkleidern, überſchritt, und aus welchem Anlaſſe der Kaiſer ſein Incognito bald theuer, ja vielleicht mit ſeinem Leben hätte bezahlen müſſen.

Der Fall war folgender:

Der Kaiſer hatte viel von dem Gatterhölzl gehört. Selbſt am Tage ſei es unſicher, hieß es; der Kaiſer ſchenkte dieſen Gerüchten keinen Glauben: »So nahe bei Schönbrunn und bei ſo vielen volkreichen Ortſchaften; wer ſollte den Muth haben, hier den Spazirgänger anzufallen.«

Der Kaiſer ging, wie geſagt, dahin, verſah es, daß es ſchon ſieben Uhr Abends war, drang tiefer in das Wäldchen ein, und auf einmal befand er ſich in einem Dickicht, das ihm jeden Pfad verſchloß, und der Monarch nicht wußte, ſollte er links oder rechts einbiegen, vorwärts oder rückwärts gehen.

Dazu kam noch, daß es immer dunkler wurde, und ihn nur ein Zufall hätte aus den Irrwegen leiten können.

Plötzlich ſtand ein Kerl von auffallender Größe vor dem Kaiſer. Dieſer ſah aus wie ein Räuber, hatte ſeine Haare wild ins Geſicht hängen, ging in Lumpen einher und war mit einem ungeheuren Knittel bewaffnet.

Er trat ſehr frech an den Kaiſer heran und ſagte barſch

»Wohin denn ſo ſpät, wenn man fragen darf? — der Herr wird doch wiſſen, daß es am Tage im Gatterhölzl nicht geheuer iſt und der Herr geht am Abende hier herum! — Die Uhr, welche der Herr trägt, iſt ihm gewiß zu viel; nun ich will ſie ihm abnehmen, wenn dies der Fall iſt.«

Kaiſer Joſeph faßte ſich ſogleich und ſagte:

»An dieſer Uhr liegt mir nichts und ich will ſie Dir gerne überlaſſen, aber führe mich aus dieſem Walde hinaus, ich habe mich verirrt.«

»Sehr gerne,« ſagte der Mann, »doch gibt es hier verſchiedene Wege, welche aus dieſem Labyrinthe führen; welchen will der Herr denn einſchlagen?«

»Den Weg nach Schönbrunn.«

»Nach Schönbrunn? Bis wir dahin kommen, wird es wohl ſchon zu ſpät werden. Nach acht Uhr läßt man dort Niemanden mehr ein. Da rathe ich dem Herrn lieber einen andern Weg zu wählen; vielleicht nach Hetzendorf, wenn es Ihm beliebt.«

»Führe mich nur nach Schönbrunn,« antwortete der Kaiſer. »Ich will Dir außer meiner Uhr auch noch ein Geldgeſchenk machen, aber wähle den nächſten Weg nach Schönbrunn.«

»So gehen wir hier,« erwiederte der Mann und bog einige junge Bäume auf die Seite, damit der Kaiſer ſchnell einen andern Pfad gewann.

Dann ſagte der Mann zum Kaiſer:

»Iſt Er vielleicht gar in Schönbrunn angeſtellt? — Vielleicht ein Hofbedienter?«

»Ich bin in Schönbrunn zu Hauſe,« verſetzte Joſeph. »Wenn auch das Schloß und der Garten bereits verſchloſſen ſein ſollten, ich erhalte ſchon noch Einlaß.«

»Mir gleichgiltig,« erwiederte der Mann, »aber was wird Er mir denn außer der Uhr noch ſchenken? Ich meine wie viel Geld?«

»Es kommt mich auf ſechs Ducaten nicht an,« erwiederte der Kaiſer, »wenn es Dir genug iſt.«

»O, vielen Dank!« antwortete der Mann, »ſechs Ducaten genügen ſchon. Hör' Er, Er muß wohl viel Geld haben.«

»In Schönbrunn, o ja,« verſetzte Joſeph. »In der Taſche aber nicht, deshalb mußt Du mit mir bis ins Schloß gehen, wenn ich Dir die ſechs Ducaten bezahlen ſoll.«

»Legt Er mir vielleicht eine Falle, wenn ich Ihm folge?«

»Zu welchem Zwecke denn?« antwortete Joſeph. »Du haſt mir nichts Böſes gethan! Im Gegentheil, Du erweiſeſt mir einen Dienſt.«

»Nu, ich meine wegen der Uhr.«

»Die will ich Dir ſogleich geben; auch über dieſe habe ich mich mit Dir geeinigt, wenn Du mich nach Schönbrunn führſt.«

Der Mann erwiederte:

»Nu, da Er mir ein ganz raiſonnabler Mann zu ſein ſcheint, ſo behalte Er die Uhr und geb Er mir lieber in Schönbrunn den Werth derſelben in Geld dafür. Ich müßte das Ding auf jeden Fall verkaufen und wüßte nicht einmal Jemand, der ſie mir abnähme.«

Der Kaiſer und der Unbekannte wanderten noch eine Viertelſtunde mit einander, endlich rief der Mann:

»Dort ſeh' Er hin! Dort, wo die vielen Lichter brennen! — Dieſe brennen im Schloſſe von Schönbrunn! Wir wollen hier über das Feld und dann ſind wir an Ort und Stelle.«

»Ich danke Dir,« ſagte der Kaiſer, »Du haſt mich gut geführt; aber nun ſage mir, wer Du biſt?«

»Ach, Herr,« erwiederte der Mann, »ich bin ein armer Teufel, habe ein halbes Dutzend Kinder, ein krankes Weib, und weiß mir nicht zu helfen. — Da hab' ich mir gedacht, ich will mein Glück im Gatterhölzl verſuchen; in dieſes verirren ſich häufig viele Spazirgänger, beſonders Liebende, welche die Dunkelheit aufſuchen und dann den Ausweg nicht mehr finden. Solche, nahm ich mir vor, wenn ſie mir aufſtoßen ſollten, ein wenig zu ſchrecken und aus dem Schrecken einen kleinen Nutzen zu ziehen.«

»Mich wollteſt Du auch ſchrecken?«

»Ja, anfänglich wollte ich dies, aber der Herr erſchrak nicht, und das hat mich ſehr erfreut.«

Während dieſes Geſpräches ſtanden der Kaiſer und der Fremde bereits vor dem großen eiſernen Eingangsgitter von Schönbrunn.

In Schönbrunn herrſchte aber große Aufregung.

Von allen Seiten kamen Hofherren, Jäger und Lakeien mit Fackeln zu Fuß und zu Pferde aus dem Schloſſe.

Der Kaiſer war von ſeinem Spazirgange noch nicht zurückgekehrt: der ganze Hof gerieth in die größte Beſtürzung.

Die wachhabenden Offiziere ſtanden am Eingange des Gitters.

Als ſie den Monarchen erblickten, konnten ſie ihre Freude nicht unterdrücken. Trotz des Befehls, daß vor dem Kaiſer nach dem Zapfenſtreich nicht »ins Gewehr« gerufen werden dürfe, ſchrie der Mann auf dem Poſten doch ſein »Gewehr aus!« die Trommeln und Pfeifen ertönten und die Fahne wurde geſenkt.

»Heiliger Gott!« rief der Mann aus dem Gatterhölzl, »der Kaiſer! Ich habe den Kaiſer angehalten!« der Mann machte raſch einen Seitenſprung und wollte entfliehen.

»Halt!« rief Joſeph, »Du darfſt nicht fort! Du mußt dein Geld holen! Oder fürchteſt Du Dich? — Glaubſt Du, der Kaiſer Joſeph verlangt einen Dienſt umſonſt? Komm herauf zu mir; Du mußt mir mehr von Dir und deiner Lage erzählen, komm und ſei unbeſorgt; ich muß Dir ja auch meine Uhr abkaufen, und Dir insbeſondere ſechs Ducaten ſchenken, Alles wie wir es abgemacht! Komm nur!«

Dem Manne ſchlug das Herz gewaltig. Er folgte dem Kaiſer und als der Mann im Vorzimmer des Monarchen angelangt war, ſtürzte er demſelben zu Füßen.

»Ew. Majeſtät,« ſtammelte er, »Gnade! Gnade! Erbarmen ſich Ew. Majeſtät meiner ſechs Kinder!«

»Steh auf,« ſagte Joſeph. »Ich bin Dir vielen Dank ſchuldig. Weshalb bitteſt Du um Gnade! Wer weiß, wie es mir ergangen wäre, wenn ich auf einen Andern als auf Dich geſtoßen hätte. Ich glaubte es nicht, daß es im Gatterhölzl unſicher ſei und habe mich nun ſelbſt überzeugt. Ich werde Dir zwanzig Ducaten für die Uhr einhändigen laſſen, die Uhr iſt zwar viel mehr werth, aber Einhundert Ducaten will ich für deine Kinder beſtimmen, auch für ihre Erziehung ſorgen und Du — ich werde ſchon ſehen, was mit Dir zu machen, — ſollſt ein braver Menſch werden; — die ſechs Ducaten, die ich Dir verſprochen, bekommſt Du ebenfalls heute noch.«

Der Mann heulte vor Freuden und netzte das Kleid des Monarchen mit ſeinen Thränen.

»Damit es aber Dir,« fuhr Joſeph fort, »Dir und deines Gleichen nie mehr in den Sinn kommen könne, im Gatterhölzl die Wanderer bei einbrechender Dunkelheit zu erſchrecken, ſo laſſe ich dieſes Gatterhölzl umhauen. Morgen ſoll der Anfang damit gemacht werden! Nun gehe zu meinem Zahlmeiſter; er gibt Dir Geld, dann gibſt Du ihm deine Adreſſe an. Was ich Dir verſprochen, werde ich halten!«

Der Mann erhielt ſein Geld, ſeine Kinder verſorgte der Kaiſer, ihn ſelbſt, da der Monarch erfuhr, daß er blos ein unglücklicher und keineswegs ein ſchlechter Menſch geweſen, verlieh Joſeph eine Straßenaufſeherſtelle, welcher er auf rechtſchaffene Weiſe vorſtand.

Die Leſer wollen dieſe Abſchweifung von unſerer Erzählung entſchuldigen, aber dieſer edelmüthige Zug Joſeph II. iſt zu ſchön, als daß er hier, wo abermals das Gatterhölzl beſprochen wird, hätte unberührt bleiben ſollen.

* * *

Wir nehmen unſere Mittheilungen wieder auf und berichten. Klarl betrat denſelben Weg ins Gatterhölzl.

Auch ſie drang vorwärts, ohne zu wiſſen, wohin ſie gelange; auch vor ihr ſtand plötzlich Jemand oder beſſer mehrere Jemands, und zwar drei Herren in eleganter Jägeruniform.

Der Eine dieſer Herren ſtutzte nicht wenig, als er Klarl erblickte, faßte ſich aber ſogleich und redete ſie an.

»Wohin, mein ſchönes Kind, ſo eilig? das nennt man ja nicht ſpaziren gehen,« ſagte er. »Du haſt gewiß ein Stelldichein? Beſitzeſt wohl gar einen pflichtvergeſſenen Liebhaber, der ſich ſuchen läßt? Nimm mich ſtatt ſeiner an.« Dabei umſchlang er Klarl und zog ſie zärtlich an ſein Herz.

»Laſſen Sie mich,« verſetzte Klarl, »ich bin nicht aufgelegt für Ihre Scherze.«

Klarl wollte entſpringen, aber der zweite elegante Herr in Jägertracht trat ihr entgegen.

»Du biſt in unſerm Revier, mein Kind,« verſetzte der zweite Herr, »ſo leicht entkommſt Du uns nicht.«

»Um des Himmels willen!« flehte Klarl.

In Angſt und Verzweiflung nahm ſie ihre Zuflucht zu einer Lüge.

»Um Gottes Barmherzigkeit willen!« rief ſie, »laſſen Sie mich fort. Ich habe mit meiner Schweſter Streit gehabt; meine Schweſter iſt eine deſperate Perſon; ſie hat mir gedroht, ſich im Gatterhölzl ein Leid anzuthun, und ſo ſuch' ich ſie denn, um dies zu verhindern.«

»Da wollen wir Dir beiſtehen und Dir ſuchen helfen.«

»O nein! o nein,« verſetzte Klarl, »gehen Sie fort von hier, meine Schweſter iſt ſo ſchüchtern.«

Klarl machte einen Verſuch, unter den Bäumen zu verſchwinden, allein der dritte Jäger faßte ſie am Arme.

»Vergebens willſt Du Dich uns entreißen,« ſagte er, »wir laſſen Dich nicht! Wähnſt Du, ein ſo ſchönes Mädchen komme ſo wohlfeilen Kaufes von uns? — O nein!«

»Und da Du ſo echauffirt biſt,« ſagte der erſte Jäger, »ſo können wir Dir auch nicht glauben, daß Du eine Schweſter ſuchſt, ſondern einen Bruder, oder, noch beſſer geſagt, einen Liebhaber; deshalb bemühſt Du Dich auch vergebens, uns zu entrinnen. — Wir laſſen Dich jedoch unter einer Bedingung ziehen: Du gehſt mit uns nach Meidling, um dort mit uns zu frühſtücken. — Iſt das Frühſtück eingenommen, ſo gibſt Du Jedem von uns einen Kuß und wir ſind zufrieden.«

»Ach,« ſagte Klarl, »ich küſſe die Herren recht gerne, aber laſſen Sie mich nur fort! Ich werfe mich vor Ihnen auf die Knie und bitte ſie fußfällig, laſſen Sie mich fort! Ich muß ein gräßliches Unglück verhüten, darum laſſen Sie mich!«

»Ei, das glaubt der Teufel, daß Du ein Unglück verhüten ſollſt; wenn man ſo ſchön iſt, wie Du, ſo jung, ſo herrlich geformt, ſolche Augen beſitzt, eine ſolche Taille und ein ſo glänzend rabenſchwarzes Haar, ſo verurſacht man wohl manches Unglück, aber man verhütet keines. Uns drei würdeſt Du zum mindeſten ſehr unglücklich machen, wenn Du uns verſchmähteſt.«

»Und was für ein Unglück ſollteſt Du verhüten wollen?« wendete ein zweiter Herr ein. »Wollte ſich Einer hier erhängen, ſo iſt es ſchon geſchehen. Wollteſt Du Einem eine Zuſammenkunft mit einer Geliebten verleiden? dann wärſt Du thöricht, da räche Dich lieber und verliebe Dich in Einen von uns. Es wird ſehr darauf ankommen, ob dein Ungetreuer ſich mit uns meſſen könne! Schöner iſt er nicht, als wir, darauf wette ich! Und willſt Du Reichthum? — Was das Geld betrifft, wird ſich auch ſchwerlich Einer mit uns meſſen können.«

»Was ſoll ich thun?« fragte ſich Karl. »Dieſen Teufelsmenſchen entkomme ich nicht, und bleib' ich bei ihnen hier, ſo kommt am Ende noch Zeininger aus dem Gebüſche, trägt ſeinen Pack mit Ducaten und wird verdächtig! — Die Herren haben alle drei Gewehre und Hirſchfänger, Zeininger wäre verloren!«

Als Karl für ſich in Gedanken ſprach, ſagte Einer der drei Herren zu ihr:

»Du überlegſt was Du thun ſollſt? — Ich ermahne Dich, nichts zu überlegen. Beſinne Dich nicht einen Augenblick! Gehe mit uns nach Meidling. Im »Hirſchen« erwartet uns ein prächtiges Frühſtück! Es iſt bereits beſtellt.«

»Bilde Dir nicht etwa ein,« bemerkte ein anderer Herr, »daß uns im »Hirſchen« dein Liebhaber überraſchen könne. Das Zimmer, welches wir beſtellten, iſt das Zimmer der Wirthin; dieſes Zimmer hat ſie uns ſo heimlich abgetreten, daß ſelbſt ihre Hausleute nicht bemerken werden, daß wir dort verborgen ſind.«

„Gut,“ verſetzte Klarl nach ſichtbarem Kampfe; „ich folge Ihnen.“

Zu ſich ſelbſt ſprach ſie aber: „Wenn die Herren ihren Spaß mit mir gehabt haben, ſo werden ſie mich gewiß ziehen laſſen; ſie beſchenken mich wohl gar! Iſt dies nicht der Fall, ſo entkomme ich ihnen ſicher. Ich will es daher riskiren mit ihnen zu gehen.“

Sie ging.

Als ſie ungefähr fünfzig Schritte in Geſellſchaft der drei Herren gewandert war, wurde ihr ganz ſonderbar zu Muthe.

Es kamen immer mehr Jäger den Herren entgegen.

Jäger vom Militär, Jäger im Civile, Jäger in Livrée. Jeder dieſer Jäger hatte einen „Stutzen“ bei ſich.

Dieſe Jäger grüßten die drei Herren ganz ehrerbietig.

„Mein Gott!“ ſagte Klarl, „dieſe vielen Jäger! — Was hat dies zu bedeuten?“

„Ein Fuchs wird gehetzt!“ verſetzte der Erſte der drei Herren. „Komm' mit uns, Mädchen; zögere nicht; was kann Dir an unſerem Fuchs gelegen ſein. Die Jäger werden ihn finden auch ohne Dich!“

Es befiel Klarl eine große Angſt; doch ſie ließ nichts merken. Was hätte ſie auch beginnen ſollen? Sie mußte mit.

Zwei der Herren nahmen ſie artig unter ihre Arme und führten ſie.

Die Geſellſchaft kam in Meidling an.

Sie betrat das Zimmer der Wirthin im „Hirſchen.“

Ein Tiſch war bereits zierlich gedeckt.

Die Wirthin brachte Caffee.

Dann ſetzte ſie Braten und Wein, Confect und Liqueur auf den Tiſch.

Die Herren ermunterten Klarl, zu eſſen und zu trinken.

Klarl überwand ihre Scheu. Sie griff zu.

»Weißt Du,« ſagte der Eine der Herren zu Klarl, »daß Du jetzt noch weit hübſcher biſt, als in dem erſten Augenblicke, in welchem wir Dich ſahen! — Deine unnatürliche Röthe im Geſichte iſt verſchwunden! Du haſt deine natürliche Farbe wieder; Du erholſt Dich ſichtbar! — Was für ein reizendes und üppiges Mädchen biſt Du!«

»Ach,« ſagte Klarl, »wenn ich nur meinen überaus großen Kummer vom Herzen hätte, ich würde noch beſſer ausſehen!«

»Trink' von dieſem ſüßen feurigen Wein und dein Kummer wird ſogleich verſchwinden.«

Klarl trank.

»Mein Gott!« ſagte ſie, »was iſt das für ein Wein? Der iſt ja ſo mild und ſo ſüß wie Milch und wieder ſo feurig wie Glut.«

»Das iſt Tokayer! — Den hat unſer Herr Gott ſchon im Paradieſe wachſen laſſen; aber Adam war zu dumm, um nach den ſüßen Trauben zu greifen, lieber hat er in einen ſauren Apfel gebiſſen!«

Klarl leerte ihr Glas.

Es wurde wieder vollgeſchenkt.

»Sage mir, Mädchen, ſetzt Dir dein Liebhaber auch ſolchen Wein vor?«

»Nie!«

»Er wird ihn wohl ſchon getrunken haben?«

»Das weiß ich nicht!«

»Was iſt dein Liebhaber?«

»Auch ein Jäger!«

»Was Tauſend! Auch ein Jäger? Das trifft ſich ja prächtig! Die Jäger ſollen leben!«

Klarl ſtieß an und trank.

»Das Jägermädchen ſoll leben!« rief der zweite Herr.

»Sie, meine Herren, ſollen ebenfalls leben!« ſagte Klarl.

»Ei, darauf mußt Du ein volles Glas ausleeren. Wir ſind unſer drei; da käme auf Einen eine ganz kleine Geſundheit, wenn Wein im Glaſe bliebe.«

Klarl ſtürzte das volle Glas hinunter.

»Ich werde einen Rauſch bekommen!« ſagte ſie.

»Gott bewahre!« verſetzte der Herr. »Dieſen Wein können kleine Kinder trinken und er würde ihnen nicht ſchaden.«

Der Herr ſchenkte wieder ein.

Auch dieſes Glas trank Klarl aus.

»Wie heißt Du, Mädchen?« fragte der Zweite der Herren.

»Rathen Sie!«

»Thereſe,« ſagte der zweite Herr.

»O nein!«

»Anne,« meinte der Dritte.

»O nein!«

»Ich werde rathen,« verſetzte der erſte Herr.

»Rathen Sie!«

»Du heißt Klara,« ſagte der erſte Herr und faßte ſie abei bedeutungsvoll ins Auge.

Hätte Klarl nicht ſchon einen kleinen »Schwipps«

gehabt, ſo wäre ſie gewiß heftig erſchrocken, aber ſo ſagte ſie ganz treuherzig:

„Errathen!“

„Klara,“ ſetzte der erſte Herr hinzu, „gib mir einmal deine Hand; da ich deinen Namen errathen habe, ſo hoffe ich auch noch mehr errathen zu können.“

„Verſtehen Sie ſich auf's Wahrſagen?“

„Zuweilen!“

Klarl reichte dem Herrn ihre Hand hin.

„Klara,“ fuhr der Herr fort, nachdem er ihre Hand betrachtet, „Du erſchreckſt mich!“

„Durch meine Hand?“

„Ja! — Ich leſe hier curioſe Sachen!“

„Wie ſo?“

„Ach mein Himmel! Ich kann's gar nicht glauben Aus deiner Hand erſehe ich, daß Du einen entſetzlichen Liebhaber beſitzeſt!“

Klarl wurde unruhig.

„Du haſt ja einen Geliebten, den man heute ſcho im „Gatterhölzl“ geſucht hat und den man noch imme ſucht.“

Klarl wollte aufſtehen.

„Bleibe ſitzen,“ ſagte der Herr ziemlich ernſt. „D haſt einem Menſchen dein Herz geſchenkt, deſſen Name ganz Wien mit Abſcheu nennt.“

Klarl wiſchte ſich den Angſtſchweiß von der Stirne.

„Und dennoch hängſt Du dieſem Ruchloſen an, ja D willſt ihn ſogar warnen, daß er ſich nicht ergreifen laſſ deshalb kamſt Du in's „Gatterhölzl.“ — Sage ich d Unwahrheit, Klara?“

„Jeſus, Maria und Joſeph!“ rief Klarl und riß ih

Hand ſchnell aus der Hand ihres Fragers. »In welche Geſellſchaft bin ich gerathen?«

»In die beſte,« erwiederte der Herr. »Du kennſt mich ja ohnehin! Ich habe Dir ſogar ſchon einmal geſagt, daß wenn ich keinen Bart hätte, ſo wäre ich hübſcher als der Zeininger!«

Klarl ſchrie vor Schrecken auf und wollte aus der Stube.

»Bleib!« ſchrie der Waldteufel, denn er war es: »bleibe! Oder willſt Du in dein Verderben rennen? Du entkommſt uns nicht; ſo wie uns Zeininger nicht entkommt, ſei es nun im »Gatterhölzl,« oder wenn er hier nicht aufgefunden wird, heute Abend im »Spitzwirthshauſe!« — Jetzt bekenne, wie kamſt Du hieher? Was veranlaßte Dich, hier Zeininger zu ſuchen? Was wollteſt Du bei ihm?«

Klarl warf ſich auf die Knie.

»Ach, Gnade, Herr!« ſtammelte ſie.

»Ich habe Dich retten wollen,« fuhr der Herr fort, »deßhalb ſagte ich Dir, Du möchteſt Dich nach Stockerau begeben, aber Du hörteſt mich nicht und verachteteſt meine Winke. Das Schickſal jenes entſetzlichen Böſewichts liegt Dir mehr am Herzen als dein eigenes; ſo erwarte denn auch dein Schickſal, das derber für Dich ausfallen wird, als deine Gefangenſchaft im Mödlinger Thurme.«

»Bei der Erinnerung an dieſen Thurm beſchwöre ich Sie,« rief nun Klarl in Angſt aus, »bei dieſem Thurme beſchwöre ich Sie, liefern Sie mich nicht den Gerichten aus. Mit einer ſchrecklichen Liſt näherten Sie ſich mir in jenem Gefängniſſe und nur durch mich erfuhren Sie den Aufenthalt Zeininger's. Ohne mich hätten Sie nie ſeine Schlupfwinkel entdeckt und er und ich wären über die Grenze. —

Sie werden ihn heute noch ergreifen. Er wird ſeinem Schickſale nicht entgehen, er wird auf dem Rabenſteine ſterben. Begnügen Sie ſich mit der Vernichtung Zeininger's und ſtoßen Sie mich nicht auch noch in's Elend! Was habe ich denn eigentlich verbrochen,« ſprach ſie nun in geſteigerter Aufregung, »was das Gericht nicht ſchon an mir beſtraft hätte? Einer verſuchten Brandlegung wegen wurde ich zum Gefangenthurm verurtheilt. Ich würde meine Strafe ausgehalten haben, wenn Sie mich nicht daran gehindert, zu Ihren Zwecken gehindert, was wollen Sie alſo noch? Wollen Sie mich verdammen, daß ich den Vater meines Kindes zu retten ſuchte?«

»Ich will, daß Du bekennen ſollſt, wie es geſchah, daß Du meinen Plan zu vereiteln ſuchteſt.«

Klarl brach in Thränen aus.

Unter Schluchzen und Stöhnen erzählte ſie nun Alles, was ſich in Nußdorf ergeben.

»Die arme Lottl!« weinte ſie. »Ach, wie wird ſie der entſetzliche Wirth mißhandeln, deſſen Rache ich ſie überlaſſen.«

»Haha!« lachte der Herr, »dagegen iſt geſorgt worden. Während Militär das Gatterhölzl umzingelte, wurden auch die Wirthshäuſer am Thury und in Nußdorf von Wachen umgeben und von Polizeicommiſſären unterſucht. — Lottl wird aufgefunden und von den Feſſeln, welche ihr die räuberiſchen Scheuſale anlegten, bereits befreit worden ſein.«

»Und wenn man mich in Nußdorf aufgefunden?« fragte Klarl.

»Längſt biſt Du ebenfalls ſchon in Eiſen und Banden!«

»Gnade! Gnade! Herr Commiſſär!«

»Ich bin kein Commiſſär.«

»Mein Gott, was ſind Sie denn?«

»Für Dich der Waldteufel!«

»Sie ſind keine obrigkeitliche Perſon?«

»Du fragſt mich aus? Verworfene! — Ich bitte Sie nun, Herr Commiſſär Schmitt,« wendete ſich der vorgebliche Waldteufel an den Mann, den wir als den zweiten Herrn bezeichneten, »über dieſe Perſon zu verfügen. Es hat uns der Beſuch im Gatterhölzl großen Vortheil gebracht. die Warnung, welche dieſe Entartete dem Räuber zurufen wollte, haben wir vereitelt und ſie ſelbſt in unſere Hände bekommen.«

Klarl warf ſich nun dem Polizeicommiſſär Schmitt zu Füßen und weinte in wahrer Verzweiflung.

»Barmherzigkeit!« rief ſie, »meines armen Kindes wegen! Soll ich Strafe verdient haben, ſo ſtrafen Sie mich im Thurme von Mödling; nur erlaſſen Sie mir eine Unterſuchung in Wien, wo man jahrelang herumgezogen und mit allen Torturqualen der Hölle gemartert wird!«

»Barmherzigkeit ſollſt Du im Krötenloche in Meidling finden!« ſagte Waldteufel; »dort ſtirbt ein Menſch an der Unzahl von Ungeziefer, welche die Dorfgemeinde Meidling gleichſam füttern läßt, um ihre Gefangenen mehr als die Folter es vermag, ſo recht auf's Blut zu peinigen.«

Ein Corporal mit ſechs Mann trat ein.

»Im Gatterhölzl wurde Zeininger's Spur nicht entdeckt!« meldete der Corporal.

»Ich dachte es wohl!« verſetzte Schmitt.

»Dieſe,« befahl er und wies dabei auf Klarl, »ſetzt auf einen Leiterwagen. Bewacht ſie ſtrenge. Sie erhält leichte Eiſen und kommt in das Gefängniß am Pailerthore!«

Klarl wurde fortgeführt.

VIII.

Zeininger hatte wirklich ſeinen Weg ins Gatterhölzl genommen. Er hatte zur Hebung ſeines vergrabenen Goldes Hacke und Schaufel bei ſich. Aber ſchlau wie er war, jeden Schritt vorſichtig erwägend, ſchlich er an der, in der Nähe von Hetzendorf, damals beſtandenen Windmühle heran, die auf einer Anhöhe liegend, eine weite Fernſicht bot. Dort kroch er unter dem Geſtrüppe bis auf den Punkt, welcher ihm den beſten Anblick über die Gegend bot.

Sein erſter Blick fiel auf eine Maſſe Jäger-Militär, das theils von Hetzendorf kam, theils von Schönbrunn und Meidling auf das Wäldchen anrückte. Aus den Aufſtellungen einzelner Poſten, aus dem Einbrechen der Jäger in das Gehölze, aus den Zeichen, welche die Offiziere den Soldaten gaben, merkte er, daß das Manöver dem Gatterhölzl gelte.

»Holla!« dachte er, »es iſt nicht geheuer! Was man da unten vorhat, das möchte ich gerne wiſſen!«

Ein Junge, der ein paar Kühe auf die Weide trieb, kam ihm gerade recht.

Zeininger that, als ob er unter dem Geſträuche geſchlafen hätte; er ſtreckte die Glieder und fragte gähnend:

»Weißt Du nicht, Burſche, was die Soldaten im Gatterhölzl vorhaben?«

»Ich weiß kein Wort davon,« verſetzte der Junge. »Vater und Mutter ſagen, es müßte wohl dem Wolfen gelten, der geſtern Abends in Schönbrunn aus ſeinem Käfig entkommen iſt und in Hetzendorf wenigſtens zwanzig Schafe im Gemeindepferch erwürgt hat. — Der Vater hat unſere beiden Hunde von den Ketten gelöſt und bietet ſie den Jägern an, ſonſt geht der Wolf auch noch über unſere Schafe und das wäre ein großes Unglück.«

»Alſo eine Wolfsjagd,« ſagte Zeininger. »Bis zu den fünf Linden, wo mein Gold liegt, kommen ſie nicht, das merk' ich ſchon. Komm' her meine Hacke und meine Schaufel, wir wollen unſer Glück probiren. Bis die Jäger da herauf kommen, habe ich meine drei Beutel längſt und bin damit im Trockenen.«

Er nahm ſeine Hacke auf den Rücken, ſeine Schaufel in die Hand und ging über den Hügel hinunter, dem Wäldchen zu.

»Herr,« rief der Bube, »geht nicht hinunter! Ihr habt kein Gewehr, bedenkt, ein ſo grimmiges Thier, wie ein Wolf iſt!«

Zeininger, der einen Wams wie ein Bauer umgeworfen und einen breiten Hut trug, ging ohne zu antworten vorwärts, erreichte auch bald die fünf Linden und fing zu graben an. Plötzlich fiel in ſeiner Nähe ein Schuß.

Zeininger ſchaute um ſich.

Beinahe wäre er vor Schreck in den Boden geſunken. Es ertönte Geräuſch von allen Seiten; auch von der Seite des Dorfes Mauer über den Wieſenhügel, jetzt Roſenhügel genannt, kamen Jäger heran.

»Zum Teufel!« ſprach er, »hat gerade geſtern der verfluchte Wolf entkommen müſſen! — Da iſt nichts zu thun, als auf allen Vieren davon zu kriechen, ſonſt erſchießen die Jäger mich ſtatt des Wolfes.«

Er warf Spaten und Hacke bei Seite, legte ſich auf die Erde und kroch, ein wahrer Vorgänger Kliſchniags, davon, ſchnell, gewandt und jeden Strauch im Gatterhölzl kennend.

»Das wäre entſetzlich!« dachte er, »wenn mir jetzt der Wolf aufſtieße! Ich müßte mich ihm auf Gnade und Ungnade ergeben!«

In ungefähr zehn Minuten kehrte Zeininger wieder zur Windmühle zurück.

Der Burſche lag auf dem Raſen und hütete ſeine Kühe.

»Der verfluchte Wolf!« rief er dem Burſchen zu.

»Habt Ihr ihn geſehen?«

»Freilich.«

»Hat er Euch angefallen?«

»Ich warf ihm Schaufel und Hacke entgegen und nahm ſogleich die Flucht.«

»Ich hatte Euch gewarnt, aber Ihr hörtet nicht!«

»Jetzt warne ich Dich!« erwiederte Zeininger. »Treibe deine Kühe ins Haus, verwahre Dich! Ein ſolches Unthier könnte Dir leicht ein Unheil zufügen; ich laufe was ich kann, um ihm zu entkommen.«

Zeininger warf ſich in einen Graben, kroch dieſem entlang fort. Wie er ferner den Weg nahm, um aus dem gefährlichen Revier zu entkommen, dürfte dem Leſer gleichgiltig ſein; genug, er entkam und langte erſchöpft und ermüdet, in Schweiß gebadet, an der Ziegelhütte nächſt der Hundsthurmer Linie an; an derſelben Stelle, wo gegenwärtig das Gierſter'ſche Brauhaus ſteht.

»Ich weiß nicht, wo ich mich befinde,« ſprach er.

Er blickte umher.

»Das iſt eine unſichere Stelle!« ſagte er. »Da iſt der Linienwall! Soll ich mich über den Hundsthurm wagen? Ich muß wohl! Um zum Tabor zu gelangen, muß ich wohl Wien paſſiren, aber von Außen. In dieſer Verkleidung kann mich wohl Niemand erkennen.«

Plötzlich hörte er Stimmen neben ſich.

Ziegelknechte hatten ſich verſammelt und ſchritten der Linie zu.

»Der erſte Transport beginnt ſchon,« bemerkte Einer der Knechte. »Seht Ihr, daß ich Recht hatte! — Was die Jäger im Gatterhölzl Verdächtiges, Vagabundirendes gefunden, das transportiren ſie! Da kommt ein Wagen, auf dieſem ſitzen drei Kerle und ein Dutzend Jäger!«

»Ja, ja!« ſagte ein zweiter Knecht. »Den Forſtmeiſter hätten die Nachtvögel nicht anpacken ſollen, ſo ein Forſtmeiſter iſt eine halbe Obrigkeit. Ein geſcheidter Dieb hätte ſich ausgekannt und wäre einem ſolchen Menſchen ausgewichen!«

»Wenn es die Drei, die ſie da bringen, aber gar nicht geweſen?«

»Das iſt der hohen Obrigkeit Alles Eins! Wenn ſie einmal zum Arretiren Befehl gibt, ſo läßt ſie Alles arretiren, was ihr unterkommt.«

»Herr Gott!« rief ein dritter Ziegelknecht, »da bringen ſie ein Weibsbild, — die muß gefährlich ſein; zu der haben ſie ſechs Mann und einen Corporalen auf den Leiterwagen geſetzt! Aber die hat ſich verhüllt! die iſt ja wie ein neugebornes Kind eingewickelt. Die ſchämt ſich gewiß recht! Schade, daß man ſie nicht im Geſicht ſehen kann!«

Zeininger ſah ebenfalls nach der Frauensperſon.

Wenn er eine Ahnung gehabt hätte, daß Klarl im Gatterhölzl geweſen, ſo hätte er ſie an den Kleidern erkennen müſſen, aber ſo kam ſie ihm nicht auffallend vor. Er betrachtete ſie ganz gleichgiltig.

»Nehmen wir mit dem vorlieb was wir geſehen,« ſagte der erſte Ziegelknecht. »Dort kommt der Baumeiſter Hardinger, der muß heute das Bier bezahlen, das er uns verſprochen hat. Die hunderttauſend Ziegel ſind abgeliefert! — Er winkt uns zu! — Er hat die »Spendir-Säcke« bei ſich. Vivat, Herr Baumeiſter! Wir würden noch lauter ſchreien, wenn unſere Hälſe nicht ſo trocken wie Ziegelſtaub wären.«

Der Baumeiſter warf ihnen einen Beutel Geld hin und ging vorüber.

»Vivat!« riefen die Knechte. »Jetzt, Matz, gehen wir ins Brauhaus auf den Hundsthurm, jetzt wird geſoffen, ſo lange noch ein Heller in dieſem Beutel iſt.«

»Ach!« ſagte Zeininger, »nehmt mich mit! Ich verſchmachte völlig vor Durſt.«

»Brauchſt Du, Bauerntölpel, noch einen Führer?« fragte Matz. »Wenn Du Geld haſt, bedarfſt Du unſer nicht!«

»Er iſt vielleicht ein armer Teufel!« meinte ein anderer Ziegelknecht. »Eine Maß Weißbier will ich ſpendiren. Auf zwei Kreuzer kommt es mir nicht an!«

»Ich bezahle mein Bier ſelbſt und Euch auch noch einen Viertel Eimer, aber nur allein will ich nicht ins Brauhaus. Ich langweile mich!«

»Gut! Geh mit!« erwiederte Matz. »Geſellſchaft wollen wir Dir leiſten. Sage uns nur, ob Du lachen oder weinen willſt! Bezahlſt Du viel Bier und willſt Du lachen, ſo prügeln wir den Braukellner, willſt Du aber weinen, ſo prügeln wir Dich; komm nur mit!«

Zeininger miſchte ſich auf eine Weiſe in die Geſellſchaft, daß er den Linienweg paſſiren konnte, ohne dem Aufſeher in die Augen zu fallen; ebenſo unbemerkt kam er ins Brauhaus am Hundsthurm.

Es war die Gaſtſtube außerordentlich beſetzt.

Das »weiße Bier«, wie man es damals hieß, war ſehr beliebt, das Bier auf dem Hundsthurm renommirt. Es war in der Wirthsſtube faſt kein Platz zu erobern.

Die Gäſte, welche hier verſammelt, waren im eifrigſten Geſpräche begriffen. Von was war die Rede?

Vom Gatterhölzl und den Spitzbuben, welche dort geſucht, gefunden und arretirt wurden.

»Sprecht, was Ihr wollt,« ſagte der Tabakkrämer. »Es iſt jetzt nicht mehr der Rede werth, von Räubern zu reden. — Seitdem die Wiener Polizei ſo ſtrenge, die Aufſicht ſo groß, haben wir keine großen Hallunken mehr aufzuweiſen! Das geſammte Volk, das ſie im Gatterhölzl bekommen haben, ſind elende Strauchdiebe; ein Genie gibt es ja gar nicht mehr, ein Kerl, wie z. B. der Zeininger geweſen, iſt nicht mehr zu finden. Schade, daß er nicht mehr exiſtirt und den Herren Landesgerichtsräthen Etwas aufzulöſen gibt. Das war noch ein Räuber! Dieſer Friſeur hat es verſtanden, den »Perrückenhanſeln« die Köpfe zurecht zu ſetzen. Und die ganze Bevölkerung Wiens hat an ſeinen »Geſchichten« ſich ergötzt!«

»Weshalb ſagt denn der Herr Schmachhuber: ein Genie, wie der Zeininger war? — Er exiſtirt ja noch!«

»Ja, er exiſtirt, aber in Ketten und Banden! Sie haben ihn in der vorigen Woche in Währing erwiſcht. Seine Geliebte hat ihn angegeben. Sie hat den Preis von vierhundert Ducaten angeſprochen. Ich weiß es von dem Buchdrucker, der die Steckbriefe druckte. Es darf kein Steckbrief mehr über Zeininger ausgegeben werden!«

Die Geſellſchaft vernahm dieſe Mittheilung mit großem Intereſſe.

»Es iſt Alles wahr, was Herr Schmachhuber geſagt hat,« bekräftigte der Amtsſchreiber vom Hundsthurm. »Uns iſt es »ex officio« vom Polizeiamt zugeſtellt worden, auf beſagten Zeininger, vulgo Friſeurſeppel, nicht mehr zu vigiliren, wasmaſſen beſagter Maliſikant bereits aufgefunden und abermals dem peinlichen Halsgericht zur wohlverdienten Abthuung überwieſen wurde.«

»Man hat ſchon wieder einen Unrechten erwiſcht!« ſagte Zeininger für ſich. — »Nun deſto beſſer, ſo erreiche ich gewiß ſehr leicht die Grenze.«

Es trat jetzt noch ein Gaſt in die Bierſtube, den Alle kannten und ſehr freundlich grüßten.

Der Lotterieſchreiber vom Hundsthurm kam zur Thüre herein. Er kam aus der Stadt und war, ſo oft er von da kam, eine willkommene Erſcheinung. Er wußte immer Neuigkeiten, beſaß in der Stadt ſehr viele gute Freunde, darunter Amtsdiener vom Magiſtrat, Geſchworne von der Mauth, Gerichtsboten vom Criminalſenat, Gehilfen des Stadtprofoſen und Ausläufer vom Poſtamt. Er kannte auch die Meßner von St. Stephan, von St. Peter und St. Auguſtin. Wer, von ſolchen Perſonen, keine Neuigkeiten hätte erfahren können, der wäre gewiß ein Unwürdiger geweſen, und unwürdig für ſolche Mittheilungen war der Lotterieſchreiber vom Hundsthurm gewiß nicht!

»Geſchwind, was gibt's Neues, Herr Griesmehlinger?« rief ihm Alles entgegen.

»Vor Allem ein Plützerl Horner,« verſetzte Griesmehlinger. »Es hat heute eine »Viehhitze«, zuerſt trinken, dann reden.«

Man brachte dem Manne das verlangte Bier.

Als er ſeinen Durſt gelöſcht, ſagte er:

»Ich beginne zwar mit etwas Altem, welches die Herren gewiß ſchon erfahren haben, das ich aber noch einmal berühren muß, weil ich zu der alten Geſchichte eine Menge neue Details weiß. Alſo zuerſt die alte Neuigkeit: Man hat den Zeininger in Währing erwiſcht!«

»Wir wiſſen es!« riefen Alle.

»Ich konnte nicht wiſſen, daß Sie es wiſſen, aber nun die allerneueſten Nebenſachen! Zeininger wurde von ſeiner Geliebten verlaſſen.«

»Auch das wiſſen wir!«

»Aber gewiß nicht, daß ſie den Preis von vierhundert Ducaten nicht angenommen hat, eben weil ſie den Zeininger verrathen, ſie ſeine Quaſi-Gattin. Sie forderte ſechshundert Ducaten und hat dieſe ſechshundert Ducaten auch erhalten. Für dieſes Geld kauft ſie ein Haus, errichtet ein Bierhaus, wozu ihr das Schild »Beim Zeininger« bewilligt werden muß. — Der Barbier in der Rauhenſteingaſſe, der täglich das ganze peinliche Gericht einſeiſt, verſichert mich, daß dieſes Weibsbild die Erlaubniß, ihr Bierhaus »zum Zeininger« nennen zu dürfen, erhalten hat, und der Barbier muß es wiſſen, der barbirt auch den

Bürgermeiſter. Iſt dies eine Neuigkeit, meine Herren, ſonder gleichen!? — Ich bitte noch um ein Plützerl Bier.«

IX.

Zeininger wurde durch die Neuigkeiten, welche er im Brauhauſe am Hundsthurm erfahren, ſo muthig, daß er ſchnell ſeinen Beutel zog, ein paar Siebzehnkreuzerſtücke auf den Tiſch warf, das Bier, das die Ziegelknechte und er getrunken, damit bezahlte, und einen Kreuzer, den ihm der Kellner zurück zu geben hatte, demſelben ſchenkte.

Hierauf grüßte Zeininger die Ziegelknechte, dankte für geleiſtete Geſellſchaft und entfernte ſich.

Die Knechte ſahen das großmüthige Geſchenk Zeiningers an den Kellner mit Verwunderung an.

»Habt Ihr das geſehen?« fragte Max die Uebrigen. »Dieſer Bauer verſchenkt einen Kreuzer! Einen Kreuzer verſchenkt er als Trinkgeld! Von einem Kreuzer lebt unſer Eins einen ganzen Tag! — Da ſieht man's, wie viel übriges Geld die Bauern haben!«

(Es mögen über dieſe Aeußerung unſere Leſer nicht ungläubig lächeln. In der That war im Jahre 1772 ein Kreuzer kein geringes Trinkgeld an einen Kellner. Für einen halben Kreuzer erhielt man anderthalb Pfund Brot, für einen halben Kreuzer zwei Leberwürſte; dies reichte hin, einen Arbeiter zu ſättigen.)

Zeininger verließ das Brauhaus gegen Mittag.

Die Sonne brannte heftig. Auf ſeinem Wege fand

Zeininger wenig Schatten. Er wählte den Weg am Linienwall gegen Margarethen, bog dort gegen Matzleinsdorf ein, ging über die Siebenbrünnerwieſe,* um dort auf das Feld hinter das Belvedere zu gelangen, dann durch die „Haltergaſſe" nach Erdberg; dort, wo jetzt die Kettenbrücke ſteht, trachtete er über die Donau zu gelangen, um am Prater vorüber nach dem Tabor zu gehen.

Beſchrieben iſt der Weg wohl mit wenig Worten, aber um ihn zu Fuße zurück zu legen, gehören wenigſtens fünf Stunden für den rührigſten Fußgeher.

Zeininger dachte in einem fort über das Märchen nach, das über ihn im Hundsthurmer Brauhauſe erzählt wurde.

„Wen mögen ſie denn wieder als falſchen Zeininger eingefangen haben," ſagte er im Selbſtgeſpräche. „Ich dachte es gleich, daß ſie nach dem letzten Steckbriefe, den ſie über mich drucken ließen, und den ich wie alle übrigen zu Geſicht bekam, ein halbes Hundert Leute, die man eben ſo beſchreiben könnte, anhalten und für mich nehmen müßte

„Eins" möchte ich doch noch verſuchen! Außer dem Tabor befindet ſich eine Kneipe (wo jetzt das Wirthshaus zum Rehbock), in dieſer Kneipe möchte ich wohl einkehren, ich bin ohnehin ſchon wieder ſo hungrig und durſtig, daß ich kaum weiter komm'; vielleicht erfahre ich bei dem Wirthe Schiſtunñ (wie man dieſen Namen in ſpäterer Zeit auf ekelhafte Weiſe verunſtaltete, haben wir wohl nicht nöthig, unſern älteren Wiener Leſern zu ſagen) neuerdings Etwas über die Einbringung des „falſchen Zeiningers." Meldet man dieſe im Norden Wiens (am Tabor) wie im Süden (am Hundsthurm), dann läuft das Gerücht durch ganz Wien, und es denkt kein Menſch mehr daran, mich anzuhalten."

Zeininger ging in die Taverne am Tabor.

Der Wirth daſelbſt war ein merkwürdiges Stück aus dem alten Wien. Er war ein ſo arger Grobian, daß vor ihm und nach ihm, ſelbſt der ſogenannte »Narrendatel« und der jetzt ſo häufig genannte »Flegel von Hetzendorf« nur als ſeine Hofleute gegen ihn erſcheinen würden.

Er duzte Jeden, der in ſeine Taverne kam.

Jeder, der bei ihm einſprach, mußte auch das Geld, das er verzehren wollte, auf den Tiſch legen. Dann erſt fragte er, was er bringen ſolle.

Zeininger legte ein Siebzehnkreuzerſtück hin.

»Wer biſt Du?« fragte der Wirth, »vielleicht ein Dieb, weil Du ſo viel Geld haſt?«

»Ich bin der Bauer Feil von Großenzersdorf« antwortete Zeininger, »und kein Dieb.«

»Möglich!« verſetzte Schiſtunſt, »aber dem Geſicht nach biſt Du auf jeden Fall ein Hallunke. Nun mach's Maul auf, und gib an, was Du eſſen und trinken willſt.«

»Kalbfleiſch und Wein, ſo viel man für einen Siebzehner erhält.«

»Kalbfleiſch und Wein für einen Bauern? Haſt Du gewiß wieder die Stadtleute auf dem Markt recht betrogen? Nichts da! Du wirſt Beinfleiſch von einer Sau, Brot und Bier erhalten. Das koſtet zuſammen ſechs Kreuzer. Hier haſt Du eilf Kreuzer, die Du heraus bekommſt; iſt Dir das nicht recht, ſo ſcher' Dich zum Teufel!«

»Ich bitte um Saufleiſch und —«

»Den Teufel haſt Du zu bitten. Wie Du mit mir höflich ſprichſt, wirſt Du hinausgeworfen. Ich kann die höflichen Leute nicht leiden, es ſind meiſtens Spitzbuben.«

„So bring Er mir, alter Lümmel, was ihm beliebt, aber ſchnell, ſonſt werfe ich ihm einen Stuhl an den Kopf.“

„Das höre ich gerne!“ ſagte der Wirth und ging das Genannte zu holen.

Zeininger aß und trank nach Herzensluſt.

„Ich habe nicht viel Zeit zu verlieren!“ ſagte er für ſich. „Ich muß ſogleich zur Sache kommen.“

Er wandte ſich an ein paar Poſtillone, welche an einem Seitentiſche ſaßen, und ſagte zu dieſen:

„Woher des Weges?“

„Vom Spitz.“

„Was gibt es dort Neues?“

„Der Lederermeiſter Schleifer hat hundertzwanzig Ducaten in der Lotterie gewonnen; der Narr läßt heute Abend ſein Haus beleuchten.“

„Aus Freuden?“

„Nein, weil man den Zeininger in Währing eingefangen hat. Der Lederermeiſter ſagt: „Hätte man dieſen Einbrecher und Räuber noch nicht erwiſcht, ſo würde ich meine Freude für mich behalten, aus Furcht, Zeininger möchte mein Geld holen.“

„Still,“ ſagte der Wirth. „Von Zeininger darf in meinem Wirthshaus nichts geſprochen werden, ſonſt fliegt Jeder hinaus, der noch ein Mal den Namen Zeininger in den Mund nimmt.“

„Hinaus mit dem Wirth!“ rief Zeininger, „gerade hat er zwei Mal dieſen Namen genannt.“

Der Wirth lachte.

„Du gefällſt mir!“ äußerte ſich der Wirth.

„Ich will einem Eſel nicht gefallen,“ antwortete Zeininger.

„Immer beſſer,“ meinte der Wirth. „Aber Eins muß ich Dir ſagen, daß Du nämlich kein Bauer biſt. Du biſt etwas Anderes, oder warſt etwas Anderes. Die öſterreichiſchen Bauern ſind blos grob mit der Fauſt und nie mit dem Maul.“

„Mit der Fauſt kann ich ihm auch aufwarten! — Doch wozu ſo vieler Worte! Mir beliebt's von Zeininger zu ſprechen. Ich will etwas Neues von ihm hören und wer mich daran hindert, den kitzle ich mit dem Stuhlfuß hinaus. Wirth, vor die Thür, wenn Du nicht zuhören willſt! geh' gutwillig, alter Krippenreiter, oder Du haſt ein Paar Ohren zu viel!“

„So redet vom Zeininger, meinetwegen! Ich wünſchte, daß Ihr alle neben ihm gerädert würdet; wenn Ihr eben glaubt, man habe ihn ſchon, ſo irrt Ihr ſehr! Dummes Geſchwätz herricht über ihn. In Währing haben ſie Einen von ſeinen Leuten bekommen, aber nicht ihn. Die Polizei ärgert ſich, daß er geſtern Nacht über Schloßhof nach Ungarn echappirte und den Aufpaſſern das leere Nachſehen ließ.“

Zeininger hatte genug gehört.

Er trank ſein Bier aus, nannte den Wirth noch einen ſtrohdummen Tölpel zum Abſchied, und ging.

Zeininger dachte nun an ſein Rendezvous.

„Die Stunde rückt immer näher,“ ſagte er, „in welcher Waldteufel im Spitzwirthshauſe zu erſcheinen hat.“

„Ich weiß nicht,“ dachte er im Weitergehen, „was für eine geheime Stimme mir zuruft: „Ich ſolle dieſen Weg nicht fortſetzen. Die Gerüchte über mich differiren ſchon. Auf dem Hundsthurm erzählt man, daß ich verhaftet worden, hier, daß ich entkommen ſei; wenn ich noch einmal nachfrage, ſo heißt es vielleicht, daß ich von allen Seiten umgarnt und gefangen ſein werde, ehe ich mich's verſehe! Hätte ich nur einen Beutel mit Ducaten von meinem Gelde; nicht alle Geiſter der Hölle brächten mich in das Spitzwirthshaus. — Nein, nein, ich gehe auch nicht hin. Mich zieht's fort von hier, fort! — Ich will an der Donau hinauf gehen bis Korneuburg, dort in der Au ſchlafen und morgen das Weite ſuchen; komme ich auch hin, wo immer, nur nicht ins Spitzwirthshaus.

Als Zeininger links von der Straße abweichen wollte, rief ihm ein Mann zu.

»Halt! guter Freund! Wo geht der Weg hier ins Spitzwirthshaus?«

»Ich bin nicht von hier,« antwortete Zeininger, »und weiß es nicht.«

Wie der Mann die Stimme erkannte, ſagte er.

»Ei Zeininger! zum Teufel! Du mußt es ja wiſſen, wo das Spitzwirthshaus iſt, wir müſſen ja Beide dahin, der Wagen und die Kleider warten ſchon auf uns.«

»Wie ſiehſt Du aus!« fragte Zeininger, »Du haſt ja ein Kleid an wie ein polniſcher Jude.«

»Ja,« ſagte der Mann, »ich bin vorſichtig; aber willſt Du denn nicht in das Wirthshaus?«

»Nein, ich ſage Dir es offenherzig, nein, und nicht tauſend Pferde ziehen mich dahin.«

»Ich muß Dir offen bekennen, daß ich ebenfalls eine ſo große Scheu vor dieſem Hauſe habe wie Du! Wenn Du mich nicht auszankſt, laſſen wir den Brauer, wenigſtens für heute Nacht; wenn wir Beide eine ſolche Abneigung gegen dieſen Mord haben, ſo geben wir ihn auf.«

»Ich muß Dir jetzt entdecken, daß man heute Früh deine Klarl im Gatterhölzl verhaftet hat.«

»Die Klarl? Nicht möglich!«

»Gewiß. Sie ſuchte Dich dort, weßhalb? — ich weiß es nicht, aber ſie wurde mit ſechs Mann Jäger und einem Corporalen nach Wien geführt. — Obgleich ſie ſich verhüllte, erkannte ich ſie doch. Ich ſah ſie bei dem Kärntnerthore nach der Stadt fahren, ich ſah —«

»Mein Gott! da ſah ich ſie ja auch und hatte keine Ahnung.«

»Man erzählt in Wien, daß die Polizei Dich in Währing ergriffen hätte, aber dieſe Fabel hat die Polizei ſelbſt erſonnen, Dich ſicher zu machen, wenn Dir dieſe Fabel zu Ohren kommen ſollte.«

»Dacht' ich's doch! — Was nun beginnen? — Ich wollte an der Donau hinauf nach Korneuburg.«

»Es ſtreift das Militär dort nach Wilddieben und Schwärzern; gehen wir dahin, ſo ſind wir verloren.«

»Gehen wir in ein Bauernhaus.«

»Man nimmt uns nicht auf. — Ich will es im »weißen Kreuz« verſuchen, dort, wo die Marktleute einkehren. Es geſchieht nur, daß wir dieſe Nacht irgendwo unterkommen. Man wird uns auf den Heuboden verweiſen, weil hundert Krämer im Wirthshauſe dort ſchlafen.«

»In Gottes Namen! — Geh' aber voraus und ſieh' nach, ob dort Niemand iſt, der uns gefährlich werden könnte.«

Der Mann ging voraus.

Jeininger folgte.

»Ich ſetze den Fall,« ſagte der Mann, »wir würden doch erkannt und überfallen, — haſt Du keine Waffe bei Dir?“

„Ein Stilet im Stiefel!“ erwiederte Zeininger.

„Ich zwei Piſtolen!“ ſagte der Andere.

„Vorwärts!“

X.

Karl wurde in das Gefangenhaus am Pailerthor transportirt.

Es war dies ein Verwahrungsort für Verbrecher, welche keine ſchwere Strafe zu erwarten hatten. Größtentheils hielt man hier Vagabunden, Paßloſe, Nachtvögel, leichtfertige Dirnen, Trunkenbolde, Händelſucher und Weibsbilder, welche ſchamloſe Gewerbe unterſtützten, in Haft.

Für alle dieſe Arreſtanten gab es nur zwei Zimmer, und zwar von ungewöhnlicher Länge. Sie hatten jedes acht Fenſter nach dem Petersplatze hin und liefen in einem Hofe aus, an deſſen Stelle ſich jetzt das Sparcaſſegäßchen befindet. Dieſe Zimmer, eines für die Männer, eines für die Weiber, waren ſchmal und nieder, und da die von der Polizei dahin transportirten Perſonen dort höchſtens nur 24 bis 48 Stunden verwahrt blieben und dadurch ein ewiges Kommen und Gehen verurſacht wurde, ſo nannte man dieſe widrigen Locale „Laufzimmer,“ vielleicht auch darum, weil kein Stuhl zum Niederſetzen vorhanden war, und die armen Menſchen, welche hieher eingepfercht wurden, den ganzen Tag hin und her lauſen, oder wollten ſie dies nicht, ſich auf den Boden hinſtrecken mußten.

Klarl wurde in dieſem Gefängniß mit leichten Eiſen verſehen, welches unter den vielen Weibsperſonen, welche hierher gebracht wurden, kein geringes Aufſehen machte, da alle andern nicht gefeſſelt waren.

Die Neugierde dieſer erreichte den höchſten Grad, als Klarl eintrat.

Eine alte Perſon, welche ſehr gut gekleidet war, eilte auf Klarl zu.

Es war ebenfalls eine Arreſtantin, ihr Benehmen war aber ſtolz und herriſch; ſie wurde von den übrigen Verhafteten mit ſo auffallender Achtung behandelt, daß Klarl im erſten Augenblicke nicht wußte, was ſie aus dieſer Dame machen ſolle.

Alle Inhaftirten nannten ſie „gnädige Frau," welches um ſo mehr auffiel, als zur Zeit der erſten Regierungsjahre Joſephs II es noch nicht Sitte war, jede, ſelbſt jede ordinäre Perſon, wenn ſie nur nicht wie eine Hökerin gekleidet war, mit „Euer Gnaden" anzuſprechen. Dieſe Dame hatte einen franzöſiſchen Namen, ſie hieß Madame Vergon und drückte immer vornehm die Augen zu, wenn ſie mit Jemand ſprach.

Klarls Schönheit fiel der Madame Vergon auf.

„Comment?" rief ſie, „dieſe ſeltene Beauté in Ketten! was muß ſie verbrochen haben? — Mein Schatz, was haſt Du gethan, daß man Dich hieher in Feſſeln bringt? — Biſt Du vielleicht eine Giftmiſcherin? Haſt Du vielleicht einem deiner Verwandten nach dem Leben geſtrebt? — Ich würde Dich herzlich beklagen, denn Du beſitzeſt Reize, um welche Dich manche Fürſtin beneiden könnte."

Klarl antwortete wie alle Arreſtanten: „Ich bin unſchuldig, ich habe keine Ahnung, weshalb man mich hieher gebracht hat.“

„Hoho!“ erwiederte Madame Bergen, „unſchuldig! — Bei Gericht ſage ich dasſelbe, und ich bin es doch nicht! Ich weiß ſchon, was ich verbrochen habe, und mache unter den Arreſtantinnen kein Geheimniß daraus, daher mußt auch Du hier ſagen, was Du gethan; Alle öffneten mir ihr Herz, Allen ertheilte ich meinen Rath, und Alle werden gut dabei fahren, wenn ſie mir folgen, daher ſei auch Du aufrichtig und ſei verſichert, ich werde Dir nützen.“

Die übrigen Arreſtantinnen drangen in Klarl, offenherzig zu ſein, und bekräftigten, daß Madame Bergen allerdings die Frau ſei, welche einen Einfluß habe.

„Ich bin ſchon morgen wieder frei,“ verſicherte Madame Bergen. „Ich bin nur einer eiferſüchtigen Baronin wegen hier. Dieſe bornirte Perſon beſchuldigt mich, ich hätte ihrem Manne Gelegenheit gegeben, eine Geliebte bei mir zu ſehen; aber ihr Gemal wird ihr ſchon begreiflich machen, wie ſehr ſie mich verleumdete, und ich werde dann ſchnell entlaſſen werden. Käme aber auch im ſchlimmſten Falle die Baronin nicht zur Raiſon, ſo habe ich ſchon einige andere Cavaliere in Petto, die ſich in meinem Hauſe zu ſehr amüſirten, und ſich um mich annehmen werden.“

Klarl begriff ſogleich, wen ſie vor ſich habe. Längſt hatte ſie ſich nach einer ſolchen Freundin geſehnt. Viel hatte ſie von ähnlichen Damen, die in Wien ſehr flott leben, gehört, aber in ihren Umgebungen nie derlei Bekanntſchaften machen können. Klarl faßte daher ſchnell ein Herz zu dieſer Madame und fing an, ihre Geſchichte mitzutheilen, und dadurch ſo ſehr zu intereſſiren, daß ſie nicht nur die Theilnahme ihrer Stubengenoſſinnen, ſondern auch die der Madame Bergen in hohem Grade erreichte.

»Iſt das Alles?« fragte die Alte. »Du ſelbſt haſt nicht an deines Geliebten Verbrechen Theil genommen, und außer der verſuchten Brandlegung, über welche Du ſchon verurtheilt wurdeſt, haſt Du nichts begangen? Nun, laſſe mich nur machen, mein Kind; vierundzwanzig Stunden nach meiner Befreiung ſollſt auch Du frei werden. — Du ſchließeſt Dich dann an mich an. In Wien bleibe ich nicht mehr: ich ziehe nach Berlin, nehme Dich und noch ein Mädchen, das ich ebenfalls im »Laufzimmer« kennen gelernt, mit mir. In Berlin, wo mich die königlichen Kammerjunker, die jungen Kaufmannsſöhne und die Offiziere ſchon vor drei Jahren kennen lernten, und mich zu ſchätzen wußten, ſoll es Dir und der Perſon, mit welcher ich bereits einig geworden, an Nichts fehlen. Auch für prächtige Kleider ſorge ich; Ihr ſollt mir ausſehen, Mädchen, wie Prinzeſſinnen, laßt mich nur machen!«

Der Gefangenwärter trat ein, rief Klarl zu einer Vernehmung ins »Verhörzimmer« und kündigte unter Einem der Madame Bergon ihre Freiheit an.

»Packen Sie Ihre »ſieben Sachen« zuſamm', Madame,« ſagte der Gefangenwärter; »Sie ſind zwar frei, aber in drei Mal vierundzwanzig Stunden müſſen Sie von Wien fort ſein, ſonſt wird Ihnen ein Andenken auf den Rücken gebrannt, welches Sie nicht mehr herausbringen ſollen.«

»Unmenſch!« ſagte Madame Bergon. »Ich wäre ohnehin nicht in Wien geblieben. Seitdem dieſe Stadt den neuen Polizeidirector erhalten, kann es eine reputirliche Frau nicht mehr hier aushalten!«

Der Gefangenwärter lachte der Gelegenheitsmacherin ins Geſicht. »Kommen Sie nur mit zu dem Herrn Commiſſär Schmitt,« antwortete er, »der weiß ſchon mit ſolchen reputirlichen Frauen, wie Sie ſind, umzugehen.«

Er führte Madame Bergon und Klarl fort.

Wenn der Leſer wähnen ſollte, daß es im Jahre 1772 und die folgenden Jahre in Wien keine ſo verdorbenen Weiber wie Madame Bergon gegeben, ſo irrt er. Es gab deren mehr als jetzt und die Behörden, welche über die öffentliche Sittlichkeit zu wachen berufen waren, hatten einen ſchweren Stand.

Madame Bergon wurde in Wien von einflußreichen Perſonen protegirt. Sie trieb ihr Geſchäft ins Große, war bald hier, bald in Berlin, bald in München und ſchleppte immer ein kleines Serail mit ſich herum. Wien verſah ſie mit ſchönen Münchnerinnen, München mit ſchönen Berlinerinnen, und Berlin erfreute ſie mit reizenden Wienerinnen. Klarl, wie dieſe Mittheilungen ſchon oft erwähnt haben, von einer höchſt reizenden Geſtalt, war für ſie eine werthvolle Acquiſition. In einer Sache war Madame Bergon, wie auch Schlager berichtet, beſonders gewandt. In der Erziehung ihrer Geſchöpfe. Sie verſtand es nämlich, ihnen in kurzer Zeit ein ſo anſtändiges Benehmen, einen ſo feinen und züchtigen Ton einzuflößen, daß ſie für wohlerzogene, beſcheidene, ja ſogar für ſittliche Geſchöpfe gelten konnten; die Kunſt der Heuchelei, ja ſogar der Scheinheiligkeit wußte Madame Bergon ſo geſchickt einzuflößen, daß häufig der größte Roué mit dieſen abgefeimten Phrynen getäuſcht wurde.

Madame Bergen mußte im Vorzimmer des Commiſſärs ſo lange warten, bis Klarl ihre Ausſagen abgegeben hatte.

Klarl hatte wegen Zeininger zu viel gelitten, war von ihm, als ſie wiederholt davon geſprochen, daß er ſie heiraten möge, zu ſpröde behandelt worden, als daß ſie den ruchloſen Verbrecher hätte länger ſchonen ſollen. Als ihr Schmitt vorſtellte, daß es mit Zeininger vorbei ſei, daß ihn keine menſchliche Macht mehr zu retten vermöge, daß ſie durch ein unumwundenes Geſtändniß über Alles, was ſie von ihm und ſeinen Genoſſen wiſſe, ihre eigene Lage nur verbeſſern, ſeine aber nicht verſchlimmern könne, da beichtete Klarl offenherzig und verſchwieg auch nicht den kleinſten Umſtand, welcher Licht über ein langes, grauenvolles Verbrecherleben hätte geben können.

Der Commiſſär war ſichtbar zufrieden mit ihren Angaben und verſprach, da ſie zwar unwiſſend, aber doch ſo bereitwillig beigetragen, den Aufenthalt des Räubers zu entdecken, daß ihr der Reſt ihrer Strafzeit im Mödlingerthurme nachgeſehen werden, und ſie in Kurzem ihre Freiheit erlangen ſolle, aber in Wien dürfe ſie ſich nie mehr betreten laſſen, ſonſt würde ſie ſehr grauſam beſtraft werden.

Klarl zerfloß in Thränen, gelobte die beſte Aufführung, endlich bat ſie den Commiſſär um Nachricht von ihrem Kinde, und fragte, ob ſie dasſelbe nicht mehr ſehen dürfe.

„Dein Kind," verſetzte der Commiſſär, „befindet ſich wohl, und es hat dasſelbe eine ſehr brave Frau zu ſich genommen, welche es Dir in dem Augenblicke übergibt, in welchem das Gericht Dich als vollkommen frei erklärt.

Du kennſt dieſe Frau ſehr gut, und aus einer deiner Aeußerungen bemerkte ich, daß Du ſie auch wohl leiden magſt.«

»Iſt es vielleicht Lottl, die mein Kind bei ſich hat?« fragte Klarl.

»Sie iſt es.«

»Es iſt alſo Lottl in Rußdorf kein Leid widerfahren?«

»Kein anderes, als welches ihr die erſten rohen Ausbrüche des Wirths und ſeiner Leute zufügten. Ueberzeuge Dich ſelbſt,« ſagte der Commiſſär; er klingelte und Lottl trat mit dem Knaben ein.

Klarl ſtieß einen Schrei der Freude aus.

Sie ſtürzte auf beide Knie, zog das Kind an ſich und benetzte es mit ihren Küſſen und Thränen.

Dann ergriff ſie die Hand Lottls, bat dieſe, der ihr durch den Wirth in Rußdorf zugefügten Mißhandlungen wegen, um Verzeihung und beruhigte ſich nicht eher, bis Lottl ihr liebreich ſagte:

»Ich habe Alles vergeſſen und was mir Böſes geſchehen.«

»Aber wer biſt Du?« fragte Klarl.

»Wer ich bin, kann Dir gleichgiltig ſein. Ich bin nicht deine Feindin, ich bin Dir herzlich gut. Frage dein Kind, wie ich es behandelt und ihm gelehrt, es möge Dir Freude machen und den Kummer Dich vergeſſen laſſen, den Du um des Vaters willen erduldet. — Willſt Du aber meinen Namen wiſſen und erfahren, daß ich ein ehrliches Weib ſei, daß ich dein Kind ſo lange bei mir, ohne Gefahr für daſſelbe behalten dürfe, bis Du es ſelbſt übernehmen kannſt, ſo erkundige Dich bei dem Herrn Commiſſär, der wird Dir genügende Auskunft geben.«

»Für dieſen Augenblick iſt dies nicht nothwendig, aber daß Lettl eine brave Frau iſt, dafür bürge ich. — Laß dein Kind immer in ihrem Schutze, bald kannſt Du dann ſelbſt deine Mutterpflichten üben.«

Nun meldete ein Amtsdiener den alten Geigenmacher Rinzler.

»Laßt ihn eintreten.«

Rinzler erſchien.

»Herr Commiſſär,« ſprach der Alte, »habe ich jetzt Hoffnung, zu einem Theile meiner Habſeligkeiten zu kommen? Haben Sie bereits die gehörigen Nachweiſungen?«

»Wir haben die ganze Rotte Zeininger's aufgegriffen und der Spitzbube, den wir in Währing verhaftet, hat das genaueſte Geſtändniß abgegeben. Im »Ratzenſtadtl« in der Spelunke, in welcher auch Ihr Roſenzinn, Herr Rinzler, vergraben lag, haben wir den größten Theil Ihrer Habe gefunden, und ſoeben hat mir dieſe Perſon,« der Commiſſär wies auf Klarl, »welche mit dem entſetzlichen Menſchen auf vertrautem Fuße lebte, mitgetheilt, daß ihrer Meinung nach, eine Maſſe geraubten Gutes im Engelwirthshauſe auf dem Thurm unter dem großen Querbalken des Dachſtubles verborgen ſein müſſe. Zeininger und ſeine Genoſſen hätten dieſen Dachboden immer ihre Schatzkammer genannt.«

»Ich eile hin!« rief Rinzler. »Ich unterſuche jede Schindel.«

»Das wird die Sache des Gerichtes ſein,« erwiederte der Commiſſär.

Nun trat der Amtsdiener wieder ein und berichtete:

„Madame Bergon werfe ſich dem Herrn Commiſſär zu Füßen und laſſe anfragen, ob ſie Hoffnung habe, bald entlaſſen zu werden. In dem Augenblicke, in welchem ſie verhaftet werden, behauptet ſie, hätte ſie ihre Schränke nicht ſorgfältig genug zugeſperrt und könne daher den Moment nicht erwarten, in ihr Haus ſo bald als möglich zurück zu kehren und ſich nach ihrer Habe umzuſehen."

„Ihre Wohnung habe ich verſperren und bewachen laſſen," erwiederte Schmitt; „ſie kann daher ganz ruhig ſein und ebenſo ruhig warten, bis ich ſie rufen laſſen werde."

„Dann," ſagte der Amtsdiener, „hat ſie mich noch vertraulich befragt, wie es denn mit der Arreſtantin Klarl ſtehe, ob dieſe binnen wenigen Tagen entlaſſen werden könne, oder ob dies von beſonderem Einfluſſe abhinge."

„Die Unverſchämte!" rief der Commiſſär. „Ich werde ihr auf beſondern Einfluß Arreſt auf ein halbes Jahr verſchaffen."

„Wenn Klarl, ſagte Madame Bergon," fuhr der Amtsdiener fort, ſchon in zwei Tagen ihre Freiheit erlangen könnte, ſo wolle ſie Klarl auf ihrer Reiſe nach Berlin mitnehmen."

„Wie!" fuhr der Commiſſär auf.

„Ja," ſagte der Amtsdiener, „Madame Bergon ſei über dieſe Reiſe mit Klarl ſchon einig."

„Der Commiſſär ſprang aufgeregt von ſeinem Sitze auf und fragte Klarl ganz entrüſtet:

Das wäre alſo deine Beſſerung! Du, welche ihr Kind ſo herzlich liebt und nur Gott gefällig werden kann durch eine brave Aufführung, Du willſt Dich dieſem verworfenen Weibe anſchließen? weißt Du denn nicht, wer ſie iſt?«

»Ach Gnade, Herr Commiſſär,« verſetzte Klarl, »ich habe in meiner Verzweiflung vielleicht etwas beſchloſſen, das ich in dem Augenblicke, in welchem ich mein Kind wieder ſah, bereute. Ich will lieber arbeiten, daß mir das Blut aus den Fingern ſpritzt, als länger ein ehrloſes Leben führen.«

»Wenn ich mein Hab und Gut wieder erhalte,« bemerkte Rinzler, »ſo will ich dieſe Perſon in mein Haus nehmen.«

»Das geht nicht,« antwortete der Commiſſär. »Führt Klarl in das Zimmer im zweiten Stocke. Nehmt ihr die Eiſen ab. Führt ſie aber nicht durch das Vorzimmer. Die unſaubere Frau da draußen ſoll ſie nicht mehr ſehen. Fort! — Herr Rinzler, entfernen Sie ſich ebenfalls! Ich werde jetzt die Zeugen vernehmen, und dieſe ſoll an mich denken.«

XI.

Ringler zerfloß faſt vor Freude, daß er wieder zu ſeinem Eigenthum gelangen werde. Er eilte nach Hauſe zu ſeinen Kindern; er theilte ihnen ſeine Freude mit, und ſah auch Aichler, der ihn, ſeit er ſein Prahlen mit der Gunſt des Kaiſers aufgegeben, mit beſonderer Liebe behandelte.

»Dem Beſcheidenen hilft Gott,« bemerkte Aichler; »den Frechen läßt er ſinken. Da Sie von der Thorheit geheilt ſind, ſich für einen Liebling des Hofes zu halten, ſo ward auch des Kaiſers Majeſtät hievon unterrichtet. Nach der Bitte, welche Sie einreichten, ließ ſich der Monarch nach Ihnen näher erkundigen; der Bericht über Sie fiel günſtig aus, und Sie — ſind ſeit heute zum Hofgeigenmacher ernannt.«

Ringler ſtand ſtarr vor Entzücken.

»Nun aber benehmen Sie ſich dieſer Auszeichnung würdig, und vor Allem treiben Sie keine — Wuchergeſchäfte mehr . . .«

»Wie, Sie wiſſen?«

»Alles weiß ich. Aichler kommt überall hin, hat ſeine Ohren überall, hält ſeine Ohren an alle Schlüſſellöcher, ſchnüffelt in allen Vorzimmern herum, hat Freunde in allen Dicaſterien, führt ein Tagebuch über alle Stadtſcandale und belauſcht ſelbſt Dienſtboten und Hausmeiſter, um Neuigkeiten zu erfahren. Auf dieſem Wege erfuhr Aichler

Bayerische Staatsbibliothek München

auch, welche Wuchergeſchäfte Sie mit Ihrem Gelde trieben, und wie Sie dieſe fortſetzen wollen, ſobald Ihr Mammon nur erſt wieder im Hauſe ſein wird. — Ich aber warne Sie! — Wenn der Kaiſer erfährt, daß Sie zu fünfzehn und zwanzig Procent Geld ausleihen, wenn der Kaiſer erfährt, daß von den ſechs Kornſpeichern an der Donau drei Ihnen gehören, daß Sie dort das Getreide ſo lange zurückhalten, bis es auf den höchſten Gipfel der Theuerung gekommen, dann Adieu, Hofgeigenmacher, dann können Sie einen andern Titel erhalten, Sie können nämlich Hofgaſſenkehrer werden, das heißt: ein Mann, der aus Strafe den Platz »Hof« täglich in Ketten zu kehren hat . . .«

»Um Gottes willen, halten Sie ein!«

»Ei was!« fuhr Aichler fort, »Sie müſſen Alles erfahren, was Ihnen bevorſteht, wenn Sie auf dem Wege beharren, den Sie bisher eingeſchlagen. Wähnen Sie etwa, ich ſei der Einzige, der Ihr Treiben kennt? Haben Sie vielleicht die Meinung, Ihre Nachbarn beobachteten Sie nicht? die Leute wüßten nicht, daß Sie bei dieſer Theuerung mit Getreide unerlaubte Speculationen treiben? Dies weiß die ganze Nachbarſchaft, ſo wie die ganze Nachbarſchaft weiß, daß Ihr Hauptgeſchäft nicht im Geigenmachen beſteht, ſondern daß Sie am liebſten Pfeifen ſchneiden, weil ſie im Rohre ſitzen, oder, beſſer geſagt, ſo viel Getreide bei der herrſchenden Hungersnoth beſitzen, daß, wenn Sie damit losſchlügen und die Preiſe nur um zehn Procent ermäßigten, alle die Kornjuden und Getreidewucherer Wiens ihre Vorrathskammern öffnen müßten, und den Armen der Reſidenz der größte Segen zufließen würde.«

Ringler war ſo betroffen, daß er keine Worte fand, ſich zu entſchuldigen. — Er hatte keine Ahnung, daß irgend Jemand in Wien von ſeinem Treiben Kenntniß habe, und nun wußte Aichler ſein ganzes Sündenregiſter.

„Woher wiſſen Sie dies Alles, Herr Aichler?“ fragte Ringler.

„Woher ich es weiß? Von einer Quelle, die untrüglich iſt. — Sieht man Sie nicht mit all dem Geſindel umgeben, das auf die Körnerpreiſe einen ſo verderblichen Einfluß nimmt? Laufen ſich die Mäkler in Ihrem Hauſe nicht die Füße ab, welche bei Ihren ſchamloſen Geſchäften die Helfershelfer machen. Aichler braucht einen Menſchen nur einmal mit einem Mäkler ſprechen zu ſehen, ſo weiß er ſogleich, wen er vor ſich hat, entweder Einen, der Geld ausborgen, oder Einen, welcher Geld verborgen will. Bei Ihnen kann man nicht lange in Zweifel ſein, zu welcher Claſſe Sie gehören.“

„Ich bin ganz deſperat, daß Sie dies Alles von mir wiſſen.“

„Frohlocken Sie, daß ich es weiß, ich mache keinen böſen Gebrauch von dieſem Wiſſen, aber ändern, beſſern müſſen Sie ſich, ſonſt trag' ich meine Erfahrungen in den Controlor-Gang. — Punctum, Streuſand d'rauf.“

„Ich will mich beſſern.“

„Damit muß heute noch der Anfang gemacht werden. — Auf welche Weiſe? überlaſſe ich Ihnen. — Daß es mir nicht entgehen wird, wie bald Sie ein anderer Mann geworden, werden Sie mir zutrauen. — Nun verlaſſe ich Sie; ich gehe in das Kloſter zu den Siebenbüchnerinnen; die Aebtiſſin iſt meine Schweſter. Sie hat mich zu einem feierlichen Act eingeladen. — Wenn dieſer Act vorüber, beſuche ich Sie wieder. — Leben Sie wohl!«

Aichler ging; an der Thüre kehrte er wieder um.

»Apropos,« ſagte er, »das Quartier im zweiten Stocke Ihres Hauſes wird zu Michaeli leer. Haben Sie es ſchon wieder vermiethet?«

»Nein, noch nicht.«

»Das Quartier im zweiten Stocke mit ſieben Fenſtern nach der Bognergaſſe und ſieben Fenſtern nach der Naglergaſſe, mit ſechs Zimmern, zwei Cabineten, Vorzimmer, Boden, Keller und Holzlage, was koſtet es?«

»Siebzig Gulden jährlich!«

»Das iſt unverſchämt!«

»Aber bedenken Sie, es iſt der ganze zweite Stock mit der Ausſicht nach zwei Gaſſen.«

»Unverſchämt theuer!«

»Wollen Sie das Quartier miethen?«

»Nein, ich benöthige es für einen guten Freund.«

»Was ſoll ich dafür erhalten?«

»Fünfzig Gulden!«

»Topp! Damit Sie ſehen, daß ich kein Wucherer bin, ſo ſoll Ihr Freund dieſes Quartier für fünfzig Gulden haben.«

»Ich werde ſehen, was zu machen iſt.«

Aichler ging.

Rinzler kam zur Beſinnung.

»Aichler hat Recht!« ſprach er. »Von meinem bisherigen Treiben darf der Monarch nichts erfahren. Er, der eine eigene Reiſe machte, um der Hungersnoth in ſeinen Provinzen zu ſteuern, ſollte in Wien den Getreidewucher ungeahndet laſſen? Sogleich will ich meine Kornmagazine öffnen; einen Preis meiner Vorräthe bekannt machen, der alle meines Gleichen zur Beſinnung bringen ſoll. — Ich will augenblicklich ans Werk gehen.«

* * *

Die Stunde ſchlug, in welcher Agnes und ihr Großvater zur Aebtiſſin in das Kloſter der Siebenbüchnerinnen eingeladen waren. Der Pfarrer von Fiſchamend und die Frau Amtmännin begleiteten ſie und gingen, Agnes nicht ohne Herzklopfen, durch die enge häßliche Sterngaſſe. Dort, wo jetzt die Pforte zu dem Polizeihauſe ſich befindet, ſtand noch vor einigen ſiebzig Jahren die Pforte zum Kloſter der Siebenbüchnerinnen. Es war einſt dort ein poetiſcher Aufenthalt heiliger Büßerinnen, er iſt jetzt ein proſaiſcher Aufenthalt unheiliger Büßer und Büßerinnen.

Agnes ging ſchweigſam, in ſich gekehrt, neben dem ehrwürdigen Pfarrer. Sehr beredt war die Amtmännin, und als ſie ganz nahe an die Pforte kamen, ſagte ſie zu Agnes:

»Da betrachten Sie ſich dieſes Haus! — Sieht es nicht aus wie ein Gefängniß? oder noch beſſer wie ein Todtenaufenthalt? — Schon von Außen muß man ſchon zurück beben. Von Innen iſt es noch fürchterlicher. Ich hörte, in den verödeten breiten Gängen ginge es um; — die Nonnen, welche mit feſtem Entſchluß gelobten, in dieſen unheimlichen Mauern ihr ganzes Leben zubringen zu wollen und hierüber am gebrochenen Herzen ſtarben, wandeln als Geiſter einher und kommen in der Mitternachtsſtunde an die Zellen der armen Bethörten, welche ähnliche Gelübde ablegten.«

»Ich fürchte die Geiſter frommer Abgeſchiedener nicht,« erwiederte Agnes und klopfte herzhaft an die Pforte.

Die Pforte wurde geöffnet.

»Die hochwürdige Frau Aebtiſſin hat uns geſtattet, vor Ihr zu erſcheinen,« ſagte der Pfarrer zur Pförtnerin.

»Ich weiß hievon,« verſetzte die Pförtnerin. »Iſt dies Agneſe Hartmann?«

»Ich bin Agneſe Hartmann,« erwiederte dieſe.

»Willkommen im Hauſe des Herrn!« ſagte die Pförtnerin. Hierauf führte ſie die vier Perſonen zu einer großen breiten Treppe.

»Bemühen Sie ſich da hinauf,« ſagte die Pförtnerin. »Oben befindet ſich ein Gitter. An dem Gitter iſt eine Glocke angebracht; dieſe ſetzen Sie in Bewegung. Eine zweite Pförtnerin wird erſcheinen und Sie zur hochwürdigen Frau Aebtiſſin führen. Sprechen Sie nicht zu laut mit der hochwürdigen Frau. Sie liebt es nicht und nennt laute Anſprache weltliche Acclamation.«

Der Pfarrer ging voran.

An der großen Pforte wurde geläutet.

Wieder erſchien eine Pförtnerin, welche aber kein Wort ſprach, ſondern ſtille und wie auf den Zehen ſchleichend, die Angekommenen in einen düſtern Saal führte, dort ihnen pantomimiſch Stühle anwies und wie ein Schatten davon ſchwebte.

»Das muß eine Trappiſtin ſein.« ſagte die Amtmännin. »Wenn ſie der Meinung iſt, ich ſei auch eine Trappiſtin, ſo irrt ſie ſich; — ich rede und rede laut! Was gehen mich die Gebräuche in dieſem Kloſter an; — ich laſſe mich nicht einkleiden.«

Nun ging eine Thüre in der Wand auf, welche früher nicht zu bemerken war.

Die Aebtiſſin, eine hohe majeſtätiſche Frau, trat aus der Thüre.

Ihre Geſichtszüge waren lieblich, ihre Augen ſanft, ihr ganzes Weſen Achtung gebietend.

Der Aebtiſſin folgte der Beichtvater des Kloſters und Aichler, welcher, wie der Leſer bereits erfahren hat, der Bruder der Aebtiſſin war.

Die Aebtiſſin imponirte dermaßen durch ihre Geſtalt, daß die Amtmännin ſogleich von der Idee abkam, laut ſprechen zu wollen. Die Amtmännin fühlte, daß die Weihe der Erſcheinung kein profanirendes Betragen geſtatte.

Agnes ging ſchüchtern auf die hohe Frau hin, verneigte ſich tief und bat um die Begünſtigung, ihr die Hand küſſen zu dürfen.

»Ich bringe hier das Mädchen,« nahm der Pfarrer das Wort, »welches, wie ich der hochwürdigen Frau Aebtiſſin bereits meldete, dem innigſten Drange ihres Herzens folgend, ein Glied des heiligen Ordens werden will, deſſen ſtrenge Regeln ſie nicht abhalten, demſelben ihr Leben zu widmen. — Dies ihr Großvater und dieſe Frau die Amtmännin von Fiſchamend, welche Mutterſtelle bei dem Mädchen vertritt und dasſelbe wie ihre eigene Tochter liebt.«

»Die Schickſale der guten Agnes ſind mir wohl bekannt,« ſagte die Aebtiſſin mit ſanfter Stimme. »Nicht nur durch Sie, verehrter Herr Pfarrer, ſondern durch mehrere Geiſtliche, mit welchen ich über ſie geſprochen, beſonders aber durch die Schilderungen meines Bruders, des hier anweſenden Zeugen unſerer Unterredung. Ich begreiſe, daß ein jugendliches Herz, welches bei ſeinem erſten ernſteren Eintritte in die Welt mit ſo großem Trübſale und ſo vielen herben Leiden zu kämpfen hatte, die Sehnſucht nicht unterdrücken konnte, von einer ſo ſchnöden Welt nichts mehr wiſſen zu wollen. Ich bin nicht abgeneigt, Agnes Hartmann in unſern Orden aufzunehmen, wenn ſie Eines nicht abſchreckt, von welchem ſie bis jetzt noch keine Ahnung hat.«

»Was es auch ſei, hochwürdige Frau,« ſagte Agnes mit Entſchloſſenheit, »mich ſchreckt Nichts zurück. Ich widme mich dem Orden der Siebenbüchnerinnen und bitte um die Gnade, ſogleich hier bleiben und in die weltliche Geſellſchaft nicht mehr zurückkehren zu dürfen.«

»Auf wie lange Zeit?« fragte die Aebtiſſin.

»Auf immer! So lange ich lebe! — In dieſem Kloſter will ich ſterben.«

»Hier ſterben?« verſetzte die hochwürdige Frau, »dann müßte Gott, mein Kind, deinen Tod ſehr bald beſchloſſen haben.«

»Iſt es unbeſcheiden,« erwiederte Agnes, »hochwürdige Frau, wenn ich frage, wie ich dieſe Worte verſtehen ſoll?«

»Es iſt durchaus nicht unbeſcheiden, mein Kind,« antwortete die Aebtiſſin. »Ich werde Dir meine Worte ſogleich deutlich machen. Ich habe, wie alle Aebtiſſinnen, hohen Ortes einen Wink erhalten, keine Novizen mehr aufzunehmen. Seine Majeſtät der Kaiſer haben den Entſchluß gefaßt, alle Frauenklöſter, bis auf jene, in welchen junge Mädchen unterrichtet und erzogen, oder Kranke gepflegt werden, aufzuheben. Noch iſt zwar der allerhöchſte Entſchluß nicht publicirt werden und es dürften noch einige Jahre vergehen, bis es dahin kommt, aber es wird dahin kommen. — Was ſoll dann das Loos jener Geſchöpfe ſein, welche die heilige Weihe erhielten? Diejenigen, welche ſeit Jahren dem Kloſter angehören, werden der Welt zurückgegeben, die Nonnen, welche kürzlich hier eintraten, nicht minder. Wäre es daher nicht Unrecht, noch fort und fort Novizen für Klöſter zu gewinnen, da in Kurzem keine Klöſter mehr exiſtiren werden?“

Agnes wurde glühend roth, als ſie dieſe Worte vernahm.

„Gott ſei Dank,“ ſagte die Amtmännin etwas verlaut. „So wird Jungfrau Agnes doch ihres Gelübdes entbunden!“

„Vielleicht zu ihrem Glücke,“ erwiederte die Aebtiſſin. „Was würde aus ihr werden, wenn ſie hier ihre Jugendjahre verlöre und dann erſt der Welt zurückgegeben werden ſollte? Sehr leicht könnten, wie geſagt, noch einige Jahre vergehen, bis der Entſchluß Seiner Majeſtät an die Frauenklöſter herablangt, aber er beſteht jetzt ſchon, ich weiß es verläßlich. — Und würde ich nicht dem Wunſche des Kaiſers trotzen, wenn ich ſeinen Wunſch ignorirte? — Nein, mein gutes Kind, dazu kann ich mich nicht beſtimmen laſſen. Bleibe deshalb in deinen Kreiſen, fromme Tochter; Gott gefällig kannſt Du auch ohne Kloſter werden. Ich gebe Dir hierzu meinen Segen.“

Agnes kniete, tief bewegt, vor der Aebtiſſin nieder; dieſe ſegnete ſie.

Agnes küßte der ehrwürdigen Frau die Hände.

„Gott ſei mit Dir,“ ſprach die Aebtiſſin, und entfernte ſich mit dem Beichtvater des Kloſters und ihrem Bruder durch dieſelbe Thür, durch welche ſie gekommen.

Agnes blieb in kniender Stellung und betete.

Der Pfarrer, der Großvater und die Amtmännin beteten mit ihr.

Als ſich Agnes erhob, ſagte die Amtmännin:

»Ich habe ein Dankgebet verrichtet; ich hoffe, liebe Agnes, daß Sie ebenfalls ein ſolches gebetet. — Da ſehen Sie Ihren Großvater an, wie dieſer die Augen voll Thränen hat; ich wette, daß ich weiß, was ſein Herz ſpricht, ganz gewiß ſpricht es daſſelbe, was auch mein Herz empfindet:

»Es lebe Kaiſer Joſeph!« ruft mein Herz mit lauter Stimme.«

»Es lebe der Kaiſer Joſeph!« wiederholte Hartmann, ſchloß die geliebte Enkelin in ſeine Arme, die heiße Thränen an ſeinem Halſe weinte.

»Genug, genug!« ſprach die Amtmännin. »Halten wir uns nur nicht länger auf; hier haben wir nichts mehr zu thun! — Lebt wohl, ihr ſtillen Mauern, bald werdet ihr viele freudige Geſichter ſehen, denn daß viele von den Armen, welche hier eingeſchloſſen ſind, die Stunde nicht erwarten können, welche dieſe Pforten öffnet, das laſſe ich mir nicht nehmen.«

Sie ergriff die Hand ihres Schützlings und führte ſie raſch zur Thür hinaus, über die Treppe fort; die erſte Pforte wurde geöffnet, ſchnell darauf die zweite und in fünf Minuten ſtanden die weltlichen Beſucher des Kloſters in der Sterngaſſe.

»Gehen wir ſchnell!« ſagte die Amtmännin. »In dieſer düſtern Gaſſe iſt es mir viel zu enge, die Kloſterluſt weilt auch hier. Wenn ich nur ſogleich vor das Thor gelangte!«

»Welches iſt denn hier das nächſte? — Ich glaube das Fiſcherthor. Dahin wollen wir. Eine andere Luft, eine andere Luft!« rief die Amtmännin. »Hier iſt es zum Erſticken!«

Als Agnes und die Amtmännin in die Preßgaſſe einbiegen wollten, erblickten ſie an der Ecke derſelben den Amtmann und den Doctor, welche ſehnſüchtig auf die Rückkehrenden gewartet hatten.

»Da haben wir's,« ſagte die Amtmännin, »da ſteht wahrhaftig der Doctor und mein Gatte! Das iſt ja, als wenn der Himmel es ſo gefügt hätte!«

»Ja, wir konnten es nicht erwarten, zu erfahren, wie es abgelaufen,« verſetzte der Amtmann.

»Wie es abgelaufen,« erwiederte ſeine Gattin. »So iſt es abgelaufen: Der Doctor erhält Agnes zur Frau. — Wenn ich dieſe Freudenbotſchaft nicht mit dem gehörigen Nachdruck verkünde, ſo geſchieht es nur, weil zu viele Menſchen hier herum wandeln, denn ſonſt müßte ich ein Freudengeſchrei erheben, daß Alt und Jung zuſammen laufen würde.«

»Iſt es möglich?« fragte der Doctor.

»Ja, ja,« bekräftigte Hartmann, »es iſt möglich! Meine Agnes iſt ihres Gelübdes entbunden und wenn ſie erſt ruhiger geworden, wenn die Stürme in ihrem Innern ſich gelegt, ſo wird ſie Ihnen ſelbſt ſagen, lieber Doctor, daß ſie die Ihrige wird.«

Es kam jetzt ein Mann, der ebenfalls den Weg aus der Sterngaſſe nach der Preßgaſſe eingeſchlagen hatte, auf den Doctor zu.

»Das Quartier,« ſagte er zu dem Doctor, »für die jungen Eheleute iſt bereits beſorgt. — Sehen Sie es an mit Ihrer Braut. — Es befindet ſich in dem Hauſe des Geigenmachers Ringler. Ich wünſche Glück vom Herzen.«

So ſprach der Mann. Es war Aichler. Er ging ſchnell fort.

»Der Bruder der Aebtiſſin,« bemerkte der Pfarrer.

»Mein langjähriger Freund,« ſetzte der Doctor hinzu.

»Nun, geliebte Agnes,« ſprach er jetzt zu dieſer, »werde ich noch kein Zeichen von Ihnen erhalten, ob ich Hoffnung auf Ihre Hand hegen könne?«

Agnes ſah ihn mit ihren ſeelenvollen Augen an und liſpelte: »Dem Retter meines Lebens, mein Leben zum Danke!«

»Victoria!« rief die Amtmännin. »Wir ſind am Fiſcherthore angekommen; da draußen wollen wir unſeren Herzen Luft machen! Komm, Alter,« ſprach ſie zu ihrem Manne, »reiche mir deinen Arm und Sie, Doctor, führen Agnes. Der Herr Pfarrer ſchließt ſich an Herrn Hartmann an. Vor dem Thore wollen wir unſerm Herzen Luft machen!«

Sie wanderten vor das Thor. Unter den Bäumen am Donauarme wurden ſie laut.

Als ſie in den Matſchakerhof zurückkehrten, waren Agnes und der Doctor ſchon ziemlich einig. Was Agnes noch nicht vollkommen ausſprach, brachte die Amtmännin in Worte.

»Ich habe es geſagt,« äußerte ſich die Amtmännin, »in vierzehn Tagen iſt Hochzeit! Ich ruhe nicht, bis die Hochzeit vorüber.«

Im Matſchakerhof fand ein Verlobungsfeſt ſtatt, wie in dem alten Hauſe noch kein ſchöneres ſeit ſeiner Erbauung gefeiert wurde.

Agnes folgte nun jetzt ihren Gefühlen und beſchrieb dem Doctor den Kampf, den ſie gekämpft, den Schmerz, der ihr das Herz zuſammengepreßt und die Freude, welche ſie empfunden, als ihr die Aebtiſſin die Aufnahme in das Kloſter verweigerte.

»Ich glaubte vor Freude bewußtlos zu werden,« ſagte ſie; »ich nahm meine Zuflucht zum Gebete; ich ſank auf meine Knie; ich flehte zu Gott um Stärke. Er verlieh ſie mir. Nun flogen meine Gedanken zu Ihnen. Ich bat Gott, daß er es bald ſo fügen möge, Sie von meiner Lage zu unterrichten. Auch dies fügte der Allmächtige. Als ich die Sterngaſſe verließ, ſtanden Sie vor mir! — Gott iſt mir wahrhaft gnädig, denn er hat meine liebſten Wünſche erfüllt.«

Nachdem im Matſchakerhofe ziemlich viel getafelt wurde und Hartmann und ſeine Enkelin nach langen, langen trüben Stunden endlich einmal heiter wurden, kam auch Aichler und ſuchte ſeinen Freund, den Doctor, auf.

»Wenn die Geſellſchaft nichts Beſſeres nach Tiſche anzufangen weiß,« ſagte Aichler, »ſo ſollte ſie doch die Wohnung beſehen, welche ich für das künftige Ehepaar aufgenommen. Eine allerliebſte Wohnung, in eine gangbare Straße die Ausſicht bietend, und das Haus einem Manne angehörend, den derſelbe böſe Menſch ebenfalls durch ein Verbrechen arg berührte, der alle hier Verſammelten mehr oder minder tief verletzte.«

»Nennen Sie ſeinen Namen nicht,« bat der Pfarrer. »Er entſchwinde gänzlich unſerm Gedächtniſſe. Laſſen Sie uns ferner heiteren, wohlthätigeren Eindrücken angehören. Ich ſchlage ebenfalls vor, die künftige Wohnung der Verlobten zu beſehen und den wunderlichen Geigenmacher kennen zu lernen, von welchem ich ſchon ſo viel Sonderbares und oft Ergötzliches gehört.«

»Ja,« ſagte der Amtmann, »gehen wir hin zu ihm. Auch der Geigenmacher hat manches Abenteuerliche erlebt, das er mir mittheilen ſoll; gehen wir!«

Die Geſellſchaft brach auf und verfügte ſich in die Bognergaſſe.

Zuerſt führte ſie Aichler zum Hausherrn Ringler.

Ringler war nicht wenig erſtaunt, als ihm Aichler ſo viele fremde Perſonen vorſtellte.

Ringler war eben mit dem Durchleſen einer Zuſchrift beſchäftigt, welche ihn ſehr zu ängſtigen ſchien.

Nachdem er die Fremden begrüßt, ſagte er zu Aichler:

»Es freut mich, ſo viele intereſſante Herren und Damen bei mir zu ſehen und ich würde mich noch mehr freuen, wenn ich nicht ein Schreiben von der Polizei erhalten hätte, das mich einigermaßen beſtürzt macht. Sie werden von dem Diebſtahle gehört haben, der an meiner Habe begangen worden. Durch die Umſicht der Polizei erhalte ich bis auf unbedeutende Geldbeträge Alles zurück, und das Meiſte durch die Ausſage der Geliebten des Räubers, welcher ich bei Gericht in der Freude meines Herzens und aus Dankbarkeit für ihre Mittheilungen verſprach, — ſie in mein Haus aufzunehmen! — Sie hat bei der Polizei erfleht, daß Sie nicht von Wien fortgewieſen werde, und nimmt mich nun bei meinem Worte ihr Zuflucht zu gewähren. — Ich aber habe die Sache überlegt. Ich habe viele Töchter und die Geliebte Zeininger's, wenn auch nur als Magd in meinem Hauſe zu beherbergen, wäre entſetzlich. Ich weiß nun nicht, was ich thun ſoll?«

»Iſt das die abenteuerliche Perſon, welche aus dem

Thurme in Mödling auf ſo gefährliche Weiſe befreit wurde?« fragte der Amtmann.

»Dieſelbe,« antwortete Ringler.

»Und die wollen Sie nicht in Ihr Haus nehmen? — Eine ſolche Perſon iſt ja intereſſanter als ein Roman; eine ſolche Perſon kann einem ja die längſten Winterabende verkürzen; mit Ihrer Erlaubniß, Herr Ringler, nehme ich ſie auf der Stelle zu mir.«

»Vergeſſen Sie nicht, Herr Gemal,« verſetzte ſeine Gattin, »daß wir ebenfalls Töchter im Hauſe haben, für welche eine ſolche Geſellſchaft nicht taugen würde.«

»Ei, unſere Töchter ſind brav, dieſe würden aus dem Leben einer Verirrten nur abſchreckende Beiſpiele erhalten.«

»Ich proteſtire gegen dieſe abſchreckenden Beiſpiele. Hätten Sie nicht Luſt, Herr Gemal, dieſe Verirrte, wie Sie ſie zu nennen belieben, vielleicht gar als Gouvernante in unſerm Haus aufzunehmen?«

»Ein Kind hat ſie auch noch,« bemerkte Aichler, »einen jungen Zeininger, der ſchon als kleiner Spitzbube auf die Welt kam.«

»Nichts da!« eiferte die Amtmännin. »Von ſolchen Leuten will ich nichts hören und nun bitte ich Herrn Ringler, wenn es ihm beliebt, uns die Wohnung zu zeigen, welche Herr Aichler für das junge Ehepaar beſtimmt hat.«

Ringler rief ſeine Walpurga, ſtellte ſie der Geſellſchaft, nicht ohne von ihren Talenten ruhmredig zu werden, vor, und ſchloß mit den Worten:

»Auch meine Walpurga iſt Braut: ſie heiratet den Sohn des Hofſchneidermeiſters, welcher ſehr reich iſt und eine eigene Equipage hält.«

»Daß ja die Equipage nicht vergeſſen wird!« warf Aichler in ärgerlichem Tone hin. »Kann man nicht auch ein braver Mann ſein, wenn man zu Fuße herum läuft?«

»Alſo noch eine Hochzeit!« bemerkte der Pfarrer. »Wäre es nicht wünſchenswerth, daß beide Paare an einem Tage getraut würden?«

»Und beide Paare in Fiſchamend?« meinte Hartmann. »Fiſchamend iſt auch für Herrn Rinzler denkwürdig. War es doch eine Fiſchamenderin, welche durch ihre aufopfernde Hingebung für die gute Sache Alles aufbot, den Aufenthalt eines der größten Verbrecher zu entdecken.«

»Und iſt es nicht ein Fiſchamender,« ergänzte der Amtmann, »der die wackere Fiſchamenderin belohnen wird? — Ich bin der Teſtamentsexecutor ihres verſtorbenen Gatten; ich kann bis auf einen Pflichttheil ihr Vermögen zum Beſten der Armen einziehen, wenn ſie gegen meine Anſicht heiratet. Ich war bisher dagegen, daß ſie meinen Actuar ehelichte, der wohl brav, aber außer ſeiner Beſoldung auch nicht einen Heller beſitzt. Ich bin nun nicht mehr dagegen. Ich ſchaffe alſo noch ein Paar Brautleute, aber nur unter der Bedingung, daß unſer Herr Pfarrer in Fiſchamend ſeinen Segen über drei Paare ausſpreche.«

»Iſt es Dir recht?« fragte Rinzler ſeine Tochter, »und wird Anton nicht dagegen ſein? Wird Se. Majeſtät der Kaiſer nicht ſtutzen, wenn ſich die Tochter des Hofgeigenmachers mit dem Sohne des Hofſchneiders nicht in der Hofcapelle trauen läßt?«

»Fangen Sie ſchon wieder mit Ihrer lächerlichen Großſprecherei an?« fragte Aichler.

»Ich bin glücklich, lieber Vater,« erwiederte Walpurga, »wenn meine Vermälung nicht in Wien ſtattfindet. In Wien würde mich das Aufſehen unglücklich machen; die halbe Stadt würde zuſammenlaufen; ich kenne meine Landsleute; dieſes Aufſehen würde Anton eben ſo unglücklich machen wie mich. Er bat mich, mit ihm nach Atzgersdorf zu fahren, wo ſein Vater ein Haus beſitzt, und mich dort mit ihm trauen zu laſſen; nun wird ihm Fiſchamend eben ſo lieb ſein; in Atzgersdorf kennt uns keine Menſchenſeele!«

»Mich trifft der Schlag!« polterte Rinzler. »Leute, welche dem allerhöchſten Hofe angehören, ſcheuen das Aufſehen! Ein Brautpaar, dem eine koſtbare Equipage zu Gebote ſteht, will nicht in der Reſidenz zur Kirche fahren, ſondern ſucht ein abgelegenes Dorf auf!«

»Ei, ein Dorf! und noch dazu ein abgelegenes Dorf iſt wohl Fiſchamend nicht,« bemerkte der Pfarrer; »Fiſchamend liegt an der Poſtſtraße. Der geſammte ungariſche Adel, wenn er von ſeinen Beſitzungen nach Wien reiſet, kehrt dort ein. Als die große Kaiſerin Maria Thereſia zu dem letzten Landtage nach Preßburg fuhr, ſpeiſte ſie in Fiſchamend, und das ſchöne Bild am Hauptaltar, das ein Meiſterſtück iſt, hat Ihre Majeſtät die Kaiſerin unſerer Kirche verehrt.«

»So?« antwortete Rinzler, »das wußte ich nicht. So will ich bei ſolchen Umſtänden nichts weiter einwenden, aber der Herr Pfarrer muß die Trauung an demſelben Altare vornehmen, an welchem das kaiſerliche Bild ſich befindet; das Hochzeitsmahl muß in demſelben Zimmer eingenommen werden, in welchem die große Kaiſerin ſpeiſte, und Se. Hochwürden muß acht Tage vorher nach Preßburg ſchreiben und melden, was in Fiſchamend geſchieht, damit wenigſtens ein halbes Hundert ungariſcher Cavaliere zur Trauung kommen und die Cavaliere kommen, wenn ſie hören, daß ſich Jemand vom Hofe in Fiſchamend copuliren läßt.«

»Er iſt wieder der alte Narr!« ſagte Aichler zu Walpurgen. »Wenn ich ihm nicht noch einmal den Kopf zurecht ſetze, ſo ladet er Kaiſerin und Kaiſer noch nach Fiſchamend zur Hochzeit ein.«

»Ich will ein Ende machen,« ſprach Aichler laut.

»Herr Ringler, iſt es möglich,« fuhr er fort, »daß der Doctor und ſeine Braut und die Freunde derſelben das Quartier, das ihnen beſtimmt iſt, ſehen können?«

»Ja, ja,« antwortete Ringler. »Zu dieſem Beſuche rief ich ja meine Tochter. — Walpurga, führe die Geſellſchaft in den zweiten Stock und zeige die Zimmer.«

»Kommen Sie,« ſagte Walpurga. Sie führte die Fremden bis auf den Amtmann fort, der abſichtlich zurück blieb.

»Herr Ringler,« hub der Amtmann an, »ich bin zurückgeblieben, weil ich in meinem Leben Quartiere genug geſehen habe. Es ſieht immer eines dem andern ähnlich. Man ſieht Wände, ſieht Thüren, Fenſter, Oefen, eine Küche, einen Herd! Wen kann dies intereſſiren, höchſtens den, welcher einzieht. Und dabei iſt von Leuten, welche eine Wohnung nehmen, immer ein fader Discours zu hören; da heißt es: hieher kommen die Betten, hieher das Sopha, der Tiſch, da ein Paar Kaſten, ein Spiegel, eine Uhr, ſechs Seſſel; im Zimmer daneben ein Waſchtiſch, wieder ein Spiegel, wieder einige Seſſel! Es iſt zum Uebelwerden, wenn man ſolchen Eintheilungen und Vorſchlägen der Miethparteien zuhört, beſonders Brautleuten, von welchen der Bräutigam zuerſt von den Betten und zuletzt von den Betten ſpricht und die Braut zehnmal in fünf Minuten roth wird und am Ende doch ihre Meinung ſagt, wo die Betten aufgeſchlagen werden ſollen! — Ich aber habe etwas Wichtiges mit Ihnen zu ſprechen. Mir geht die Geliebte Zeiningers nicht aus dem Kopfe: ich muß ſie in Fiſchamend haben und ſollte es mich viel Geld koſten.«

»Nun, ſo ſagen Sie zu Ihrer Frau: Ich will es! Sie als Amtmann, als erſte Perſon in Fiſchamend, werden doch Herr im Hauſe ſein?«

»Das wohl! Aber wiſſen Sie, ich bin Herr mit eigener Einſchränkung. Mit einer Einſchränkung, die ich mir ſelbſt auferlegt habe! Sie müſſen mich recht verſtehen! Ich habe meine Frau aus Liebe geheiratet und heirate ſie gleich morgen wieder, wenn ſie mich nimmt. Bei ſo bewandten Umſtänden bin ich alſo mehr ihr Liebhaber als ihr Ehemann und für den Liebhaber ſchickt ſich das Dominiren nicht. — Sie können der Sache eine Wendung geben.«

»Ich? in wie ferne? Wünſchen Sie, daß ich Ihre Frau Gemalin überreden ſollte?«

»Dies würde nichts nützen! Sobald ſie mich in ihren Geſprächen mit »Sie« anſpricht, ſo richtet unſer Herr Gott nichts mit ihr. Aber wenn eine amtliche Perſon ſich einmiſchte, z. B. der Polizeicommiſſär Schmitt.«

»Und den ſoll ich hiezu beſtimmen? Und ich ſoll dies veranlaſſen? Nicht um alle Cremoneſergeigen der Welt!«

»Laſſen Sie mich ausreden! — Sie haben dem Commiſſär mich als Amtmann nur vorzuſchlagen! Sie ſind hiezu ja gleichſam gezwungen. Da Sie die beſagte Maleficantin nicht ins Haus nehmen wollen, obgleich Sie ſelbſt ihr den Antrag ſtellten, ſo müſſen Sie jemand Anderen vorſchlagen, ſonſt entbindet man Sie Ihres Wortes nicht. — Wenn Sie nun ſagen: der Amtmann von Fiſchamend iſt hier; dieſer würde die Geliebte Zeiningers nach Fiſchamend bringen, wenn man ihn ämtlich hiezu auffordert; wenn ein Commiſſär in ſein Abſteigquartier in den Matſchakerhof käme. Wenn Sie hinzuſetzten: beſagte Maleficantin bliebe da gewiſſermaßen unter ämtlicher Aufſicht, ſo würden Sie ſehen, es müßte gehen! Sie würden ſich ſogar noch einige Verdienſte um die Sache erwerben.«

»Aber Sie werden Verpflegungskoſten und Quartiergeld und einen Theuerungsbetrag berechnen?«

»Keinen Kreuzer! Mag mich das Weibsbild ſo hoch kommen als ſie will; es iſt meine einzige Paſſion abenteuerliche Geſichter um mich zu ſehen.«

»Aber in Ihrem Hauſe duldet Ihre Frau Gemalin das Weibsbild nicht, das auch noch ein Kind, wie ich höre, einen ordentlichen »Zolpel« mit ſich führt.«

»Ich habe ſchon einen Ort für ſie!«

»In des Himmels Namen! Ich will mein Glück bei der Polizei für Sie verſuchen. Ich will ſogleich hin. Kommt die Geſellſchaft indeß aus der Wohnung im zweiten Stocke zurück, ſo ſagen Sie, ich wäre eilig zur Polizei gerufen worden. Auf Wiederſehen, ich bin auf dem Wege.«

In dieſem Augenblicke klopfte es an der Thüre und herein trat ein Polizeidiener.

Er führte Klarl und dieſe ihr Kind herein.

Rinzler prallte zurück.

»Der Herr Commiſſär Schmitt,« meldete der Polizeidiener, »läßt Ihnen einen recht freundlichen guten Abend wünſchen und da er von Ihnen auf ſeine Zuſchrift keine Antwort erhalten, ſo vermuthet er, daß Sie Ihren Antrag in Betreff der, nun auf freiem Fuße ſich befindenden, Arreſtantin Klara Weißbirn, genannt Zeininger-Klarl, nicht zurück nehmen werden. Er ſtellt ſie alſo in Ihr Haus ſammt Kind. Ich bitte, die Beſcheinigung, daß ich Mutter und Kind richtig hieher abgeliefert, zu unterfertigen.«

»Das iſt jetzt eine ſaubere Geſchichte!« bemerkte Rinzler leiſe zu dem Amtmann. »Sie iſt jetzt im Hauſe ſammt ihrem »Fratzen.« Was thun wir jetzt? Ich muß ſie behalten, ſonſt bringe ich die ganze Polizei gegen mich auf.«

Der Amtmann, der kein Auge von Klarl wendete, hörte Rinzler nicht und rief völlig begeiſtert aus:

»Eine höchſt intereſſante Erſcheinung! Eine zweite Jungfrau von Orleans, nur viel ſchöner!«

»Hören Sie mich denn nicht?« fragte Rinzler. »Ich muß ſie jetzt behalten, ſonſt bringe ich die ganze Polizei gegen mich auf.«

»Wie heißen Sie, ſchönes Kind?« fragte der Amtmann Klarl, »und wie heißt der kleine Amor, der das Glück hat, eine ſolche Mutter zu beſitzen?«

»Mich ſollen Sie anhören,« tobte Rinzler dem Amtmanne in die Ohren. »Das iſt eine ſchöne Geſchichte, ſagte ich; ich muß jetzt die Maleficantin behalten, ſonſt bringe ich die ganze Polizei gegen mich auf.«

»Thun Sie dies nicht!« verſetzte der Amtmann. »Sie machen mich unglücklich! Mein muß ſie ſein, zuſammt dem Kinde.«

»Ich bitte um die Unterſchrift auf die Empfangsbeſtätigung,« drängte der Polizeidiener.

»Geben Sie her, ich unterzeichne,« erwiederte der Amtmann.

»Herr Rinzler hat die Uebergabe zu beſcheinigen,« ſagte der Polizeidiener.

»In Gottes Namen!« ſchrie Rinzler.

Er unterfertigte.

»Da haben Sie: Schwarz auf Weiß.«

Der Polizeidiener ging.

»Jetzt habe ich ſie auf dem Halſe!« kreiſchte Rinzler. »Wohin mit ihr!«

»So ſeien Sie doch delicat und reden Sie nicht ſo laut vor der ſchüchternen Perſon! Sehen Sie nicht ihre Verlegenheit? Bieten Sie ihr doch einen Platz auf dem Sopha an und warten Sie mit Caffee auf. Mutter und Kind ſcheinen einer Jauſe zu bedürfen.«

»Sie machen es gut!« grollte Rinzler, »ſoll ich ihr nicht auch noch mein ſchönſtes Zimmer einräumen?«

»Ehre dem Ehre gebührt!« verſetzte der Amtmann, »eine ſolche Celebrität! Sie müſſen nun einen raſchen Entſchluß faſſen. Gehen Sie jetzt ſchnell zur Polizei. Melden Sie das, was wir abgemacht haben. Bewegen Sie den Herrn Commiſſär Schmitt, daß er ſelbſt hieher komme und mir vor meiner Frau den Auftrag gebe, dieſe wichtige Perſon zu übernehmen. Ich bleibe indeſſen hier und unterhalte die Dame.«

»Ja, das will ich!« verſetzte Rinzler. »Aus meinem Hauſe muß ſie, ich mag es überlegen wie ich will. Adieu, ich bin ſogleich wieder hier.«

»Vergeſſen Sie nicht auf den Caffee! — Fort iſt er, doch wozu brauch' ich ihn! — Wenn ich wüßte, daß meine Frau ſobald nicht käme, ſo führte ich ſie ſammt der Nachkommenſchaft in ein Caffeehaus. Da ſteht eine Glocke; ich muß Auskunft haben.«

Der Amtmann läutete.

Ein junger Mann trat ein.

»Wer iſt Er?« fragte der Amtmann.

»Ein Geigenmacher aus der Werkſtatt des Herrn Rinzler.«

»Bravo! Alſo, lieber Geigenmacher, ſage Er mir, wenn Er es weiß, wo iſt die Geſellſchaft?«

»Nachdem ſie das Quartier im zweiten Stock beſehen, lud ſie Herr Aichler in ſeine Wohnung auf einen Caffee ein und da ſitzt die Geſellſchaft noch und iſt recht luſtig. — Die Hausmeiſterin hat ſchon zweimal Caffee aus dem Caffeehaus geholt und ich glaube, ſie wird den Weg dahin auch zum dritten Male machen müſſen.«

»Iſt das Caffeehaus weit von hier?«

»Im »Hahnenbeiß« auf dem Hofe.«

»Geigenmacher, Freund, Retter in der Noth! Erweiſe Er mir eine Gefälligkeit! Hier hat Er einen »Siebner.« Geh Er in's Caffeheaus, hol Er für vier Perſonen Melange und drei Kipfel. Dazu reicht der »Siebner« gerade aus, und hier hat Er noch einen »Siebner« für ſeine Mühe. Bring Er ſchnell den Caffee! Er ſollte ſchon zurück ſein!«

»In drei Minuten bin ich da,« ſagte der Geſelle und flog davon.

»Gott ſei Dank! Ich habe ſie jetzt!« jubelte der Amtmann. »Kommen Sie, holder Engel! Setzen Sie ſich hieher! — Ihr Kind iſt ſchläfrig. Geben Sie es mir; ich lege es dort in Herrn Rinzler's Bett — So, der Amor ſchläft! Ich nähere mich nun der Venus!«

»Ach!« klagte Klarl dem Amtmann, »ich fühle mich recht unglücklich. — Mein Erſcheinen in dieſem Hauſe erregt des Hausherrn Unmuth; er iſt entrüſtet und läßt mich dieſe Entrüſtung fühlen. — Hätte ich dies ahnen können, ſo wäre ich nicht hieher gekommen, aber der Hausherr war es ſelbſt, der mir bei der Polizeibehörde unaufgefordert ein

Unterkommen antrug. Weshalb ändert er jetzt ſeine Geſinnung?«

»Ich weiß Alles, meine Göttin,« erwiederte der Amtmann. »Dieſer Hausherr iſt dumm, wie ein Bund Stroh. Er weiß das Glück nicht zu ſchätzen, das ihm durch Ihre Gegenwart zu Theil wird. Ich werde dieſes Hausherrn Betiſen gut machen. — Sagen Sie mir: Wäre Ihnen denn ein Aufenthalt auf dem Lande nicht lieber, als ein Aufenthalt in der Stadt?«

»Wenn es nicht mein Geburtsort iſt, wohin ich kommen ſoll, an welchem die Leute mit Fingern nach mir weiſen würden, ſo will ich den unbedeutendſten Fleck auf der Welt nicht verſchmähen. — Nur müßte dort, wo ich meinen Aufenthalt nehmen ſoll, eine gute Schule ſich befinden. Mein Kind müßte Etwas lernen können, einen tüchtigen Religionsunterricht erhalten, nicht in Thorheiten aufwachſen, wie ich! Meine Mutter hat mir leider! nichts Anderes beigebracht, als *daß ich ſchön ſei, und der Schönheit die weite Welt offen ſtehe.* In den Gefängniſſen, in die ich gekommen, ſah ich, was mir in der weiten Welt offen ſtand!«

»O, Sie Unvergleichliche! Sie entzücken mich! Und mit ſolchen Geſinnungen waren Sie den Steinwürfen boshafter Leute ausgeſetzt? — Sie ſollen Genugthuung erhalten. — Ich bringe Sie zu Ehren. In Fiſchamend ſollen Sie gefeiert werden. Verlaſſen Sie ſich darauf!«

Der Caffee wurde gebracht.

»Erquicken Sie ſich!« bat der Amtmann. »Wenn Sie es geſtatten, ſo credenze ich Ihnen den Mokka-Trank? — Iſt der Caffee zu ſchwarz? — Geigenmacher,« rief er dem

Geſellen Rinzlers zu: „Bringe Er noch eine Maß kühwarmes Obers.“

„Ich danke Ihnen,“ erwiederte Klarl. „Ich finde den Caffee gerade ſo recht! Wollen Sie denn nicht auch eine Taſſe zu ſich nehmen.“

Klarl ergriff eine Kanne.

„Gott, dieſe Hand!“ rief der Amtmann. „Jeder Finger iſt ein Meiſterſtück der Schöpfung. — Und dieſe Hand trug Ketten? — Es iſt entſetzlich! — Verhülle dein Antlitz, Menſchheit, Zeitalter, ſtreiche das Jahr 1772 aus deinem Tagebuche! . . . Sie müſſen mir erzählen, was Sie in allen den Gefängniſſen, in welchen Sie ſchmachteten, ausgeſtanden haben, wie lange Sie in jedem Arreſt ſich aufhielten; vor Allem aber müſſen Sie mir ausführlich mittheilen, wo Sie Zeininger kennen gelernt, welche Worte er zuerſt an Sie ger[illegible]tet; wie es kam, daß er ſich Ihrer mit ganzer Seele ſo innig bemächtigte; wie es möglich wurde, daß Sie ſich trotz des Sprößlings von dieſem höchſt intereſſanten Menſchen trennen konnten, und jetzt, wie es verlautet, nichts von ihm wiſſen wollen. — Reden Sie, ſchließen Sie mir Ihr Herz auf; ich öffne Ihnen dafür meine Ohren. — Ich rücke Ihnen ganz wonnetrunken immer näher. Der Geigenmacher iſt fort; wir ſind allein; laſſen Sie mich einen Blick in ihr Gemüth werfen. Löſen Sie Ihre Zunge, ich belauſche jeden Ihrer Athemzüge.“

Der Amtmann ſetzte ſich ſehr nahe zu Klarl und blickte ihr ſchwärmeriſch ins Auge.

„Und die Augen, welche Sie beſitzen!“ rief er voll Begeiſterung; „in dieſen Augen liegt ein italieniſcher Himmel! Wo ſind Sie geboren, edle Neapolitanerin?“

„In Bichowitz bei Znaim!“

»Dacht' ich es doch! Schöne Bichowitzerin, gibt es bei Znaim noch mehrere ſolcher Augen? — Ich beſchwöre Sie, faſſen Sie die Caffeetaſſe nicht ſo graziös an, oder ich beiße hinein in dieſe Hand, wie in dieſen Gugelhupf, den ich vor mir habe!«

Der Amtmann ergriff die Hand Klarls und drückte ſie an ſeine Lippen.

Die Thüre ging auf.

Die Amtmännin trat raſch ein.

Ihr folgte die ganze Geſellſchaft.

»Ei, zum Geier! Herr Gemal,« kreiſchte die Amtmännin, »was ſoll das vorſtellen? Eine fremde Frauensperſon an Ihrer Seite? Auf dem Sopha? — Wer iſt dieſes Frauenzimmer?«

Der Amtmann ſprang in der größten Beſtürzung auf und machte in maßloſer Verlegenheit ſeiner Frau und der Geſellſchaft eine Menge Kratzfüße.

»Iſt dies auch eine Tochter des Herrn Rinzler?« fragte die Amtmännin.

»Ich glaube, die älteſte,« antwortete der Amtmann, mehr todt als lebendig.

»Dagegen muß ich proteſtiren,« verſetzte Walpurga. »Dieſe Perſon iſt nicht meine Schweſter.«

»Wer iſt ſie alſo denn?« keuchte die Amtmännin. »Vielleicht die Wirthſchafterin?«

»Mein Vater hat keine Wirthſchafterin.«

Die Amtmännin blickte zufällig auf das Bett Rinzlers.

»Himmel!« ſchrie ſie, »ein Kind iſt auch hier!«

»Ja,« ſtotterte der Amtmann, »das jüngſte Kind des Herrn Rinzler.«

»Schweigen Sie, Sie Unverſchämter!« herrſchte die

Amtmännin ihrem Gatten zu. — »Wer ſind Sie?« fragte ſie Klarl. »Gehören Sie in das Haus?«

»Ich wurde hieher gerufen.«

»Und dies Kind iſt Ihr Kind?«

»Es iſt mein Kind.«

»Ich weiß, wer dieſe Perſon iſt,« ſagte Aichler. »Das iſt Zeiningers Geliebte, und die Polizei hat ſie bereits bei Herrn Ringler einquartirt.«

»Kommen Sie, Großvater, kommen Sie, Herr Doctor,« ſprach Agnes, »hier kann ich nicht bleiben.«

Agnes eilte fort. — Hartmann und der Doctor folgten ihr.

»Zeiningers Geliebte!« preßte die Amtmännin voll Grimm aus der Bruſt, »und ſo traulich ſchloſſen Sie ſich an meinen Mann?«

»Ich kannte ihn ja nicht; ich wußte nicht, daß dieſer Herr eine Gattin beſitze.«

»So? — Elende Ausflüchte! O, das ſieht man meinem Manne auf tauſend Schritte an, daß er verheiratet iſt! — Doch was fragt eine ſolche Perſon darnach! — Und Sie, Herr Amtsvorſtand von Fiſchamend, correſpondiren Sie durch Ihre Blicke nicht immer mit dieſer Mamſell, oder ich vergeſſe, daß ich an einem fremden Orte bin.«

Bei dieſen Worten kneipte ſie den Gatten ſo heftig in den Arm, daß er einen Schrei ausſtieß.

»Dagegen deprecire ich,« ſtöhnte der Amtmann und rieb ſich den Arm. »Zwicken iſt verboten! In den Arm zwicken iſt polizeiwidrig.«

»Wo iſt Herr Ringler?« fragte die Amtmännin. »Ich fordere Genugthuung für die Beleidigung, die mir in ſeinem Hauſe widerfahren.«

Walpurga hörte, daß Jemand über die Treppe komme. Sie öffnete die Thüre und blickte nach der Vorhalle.

„Mein Vater kommt bereits!“ meldete Walpurga „und noch ein Herr mit ihm.“

„Jetzt freue Dich,“ ſagte der Amtmann. „Jetzt kommt meine Unſchuld an den Tag. — Der Polizeicommiſſär Schmitt wird gleich hier ſein. In dem Augenblicke, in welchem er hier eintritt, laß ich Dich krumm ſchließen.“

Rinzler und der Commiſſär traten ein.

Der Commiſſär begrüßte die Geſellſchaft.

„Herr Rinzler hat mir mitgetheilt,“ redete der Commiſſär die Verſammelten an, „daß er Klara Weißbirn nicht in ſeinem Hauſe behalten könne. Zugleich meldete er mir, daß der Herr Amtmann von Fiſchamend bei Herrn Rinzler ſich befinde.“

Der Amtmann trat vor und verneigte ſich.

„Und daß ich,“ fuhr der Commiſſär fort, „darauf rechnen könne, der Herr Amtmann werde beſagte Klara übernehmen und ſeiner Aufſicht in Fiſchamend unterziehen.“

Die Amtmännin riß ihren Mann ſo ungeſtüm auf die Seite, daß er beinahe umgefallen wäre.

„Was? Was höre ich?“ rief ſie.

„Laſſe den Herrn Commiſſär zu Ende kommen,“ ſagte der Amtmann. „Nur die Obrigkeit nie unterbrechen!“

„Der Antrag des Herrn Amtmanns,“ fuhr Schmit fort.

„Sein Antrag?“ tobte die Amtmännin.

„Der Antrag des Herrn Amtmanns iſt von meiner Behörde ſehr wohlgefällig aufgenommen worden. Nur ungern hätte dieſe die Klara Weißbirn in Wien belaſſen. Ich erſuche daher den Herrn Amtmann, Klara Weißbirn und ih

Kind zu übernehmen, und wenn möglich, gleich morgen nach Fiſchamend zu bringen und unter ſeine Aufſicht zu ſtellen.«

»Nun gib Antwort!« ziſchte die Amtmännin ihrem Gatten mit einer Geberde in die Ohren, daß er vor Angſt erblaßte, — »nun gib Antwort, haſt Du dieſen Antrag gemacht?«

Der Amtmann wußte nicht, was er ſagen ſollte.

Seine Frau ging wie eine Furie auf ihn los und ſchrie:

»Antworten ſollſt Du! Haſt Du dieſen Antrag gemacht?«

»Ich? — dieſen Antrag, wegen der bewußten Weißbirn? — Keine Idee! Es könnte mir nicht einfallen! — Wer ſprengt ſolche Gerüchte über mich aus?«

»Erlauben Sie,« verſetzte Ringler. »Sie beſchworen mich ja völlig, zu dem Herrn Commiſſär zu eilen und ihn von Ihren Abſichten zu unterrichten.«

»Abſichten haſt Du?« tobte die Amtmännin. »Abſichten auf dieſe Perſon?«

»Ich, Abſichten? — Da ſchämte ich mich zu tod. — Ich ſagte wohl, das heißt, ich warf ſo hin —«

»Was haſt Du hingeworfen?« fragte ihn die Amtmännin.

»Stoß mich nur nicht ſo!« jammerte der Gatte. »Mit deinem »geſpitzten« Ellenbogen bohrſt Du mir ja völlige Gruben in die Hüfte.«

Nun trat der Pfarrer heran und ſagte:

»Herr Commiſſär, um eine unglückliche Perſon zu erheben, eine Gefallene wieder aufzurichten, iſt es meines Bedünkens nicht gut, daß ſie von ſolchen Aeußerungen Zeuge ſei. — Sie haben hieran keine Schuld; denn daß die gute Meinung, welche zwei edelmüthige Männer für dieſe Bedrängte hegten, plötzlich eine ſolche Wendung nehmen würde, darauf waren Sie gewiß nicht gefaßt. — Herr Rinzler verſtößt die Aermſte; der Herr Amtmann nimmt ſein Wort zurück. Klarl iſt nun ſchlimmer daran als in ihrem Gefängniſſe. Dort fand ſie mit ihrem Kinde doch wenigſtens Verpflegung und Nachtlager, — hier wird ſie ausgeſtoßen und die härteſten Worte werden ihr ins Geſicht geſagt. Ich, als Prieſter kann dies nur mit Schmerz und Wehmuth bemerken; die chriſtliche Religion gebietet mir, Verlaſſene in meinen Schutz zu nehmen. — Ich werde Klarl daher mit ihrem Kinde in ein Haus auf dem Lande bringen — nicht nach Fiſchamend, dies bemerke ich zur Beruhigung der Frau Amtmännin — an einen andern Ort, in welchem Klarl für ſich und ihr Kind auf eine anſtändige Art wird behandelt werden, und da ſie jung und geſund iſt, bei Arbeit und guter Aufführung recht ſorgenfrei wird leben können. Da ihre Erziehung vernachläſſigt, ſo ſoll nicht nur die Mutter, ſondern auch ihr Kind, wenn es älter geworden, den gehörigen Religionsunterricht erhalten.“

„Hochwürdiger Herr Pfarrer,“ erwiederte der Commiſſär, „Sie verpflichten mich und meine Behörde zur lauteſten Anerkennung für Ihren edlen Antrag.“

„Ich werde Ihnen, Herr Commiſſär,“ fuhr der Pfarrer fort, „das Dorf anzeigen, wohin Klara Weißbirn gelangen ſoll, und Sie werden von Zeit zu Zeit von mir Nachricht erhalten über ihr Benehmen.“

„Ich muß mich Ihnen zu Füßen werfen und Ihre Knie umfaſſen,“ rief Klarl, „Hochwürdiger Herr, Sie retten eine arme gebeugte, in den Staub getretene Mutter und ihr Kind. — Gott lohne es Ihnen.«

Klarl benetzte die Hände des Pfarrers mit ihren Dankesthränen.

»Siehſt Du, Heidin,« ſagte der Amtmann, »wie ein Chriſt zu handeln verſteht.«

Seine Frau fühlte, daß ſie zu weit gegangen und ſchwieg beſchämt.

»Ich bitte Sie, Herr Commiſſär,« ſprach nun Klarl, indem ſie ſich aufraffte, »ſchicken Sie mich jetzt in meinen Arreſt zurück. Dort will ich ſo lange verweilen, bis mir der hochwürdige geiſtliche Herr mitzutheilen die Gnade hat, wo und wann mir ſein Schutz zu Theil werden ſoll.«

»Warum nicht gar in den Arreſt zurück!« rief Aichler. »Bis zu der Zeit, in welcher der Herr Pfarrer Klaren anweiſet, wohin ſie ſich zu ihrer Unterbringung zu wenden hat, bringe ich ſie zu meiner Schwägerin, einer braven menſchenfreundlichen Bürgerin, dort ſoll ſie mit ihrem Kinde gut aufgehoben ſein. Kommen Sie, Klara, und nehmen Sie ihr ſchlafendes Kind mit. Sie ſollen erfahren, daß es in Wien nicht an Menſchen fehlt, welche für den Bedrängten das innigſte Mitleid fühlen.«

Aichler nahm Klara an den Arm, dieſe trug ihr Kind, küßte dem Pfarrer die Hände, verneigte ſich vor den Uebrigen und wollte fort.

»Nur einen Augenblick,« ſagte die Amtmännin und wendete ſich an Klara.

»Wenn ich Sie gekränkt habe, ſo verzeihen Sie mir. — Ich hatte meinem Manne die Gründe geſagt, weshalb ich Sie nicht in meinem Hauſe aufnehmen könne; er achtete nicht darauf, und machte ein förmliches Manövre, mich zu hintergehen und ſeinen thörichten Willen durchzuſetzen. — Dies und die vertrauliche Weiſe, wie ich meinen Gatten neben Ihnen am Caffeetiſche fand, empörten mich. — Ich war ſchonungslos, ich fühle es, aber deshalb fehlt es mir nicht an einem guten Herzen. — Sie werden für Ihr Kind Manches benöthigen, welches Ihnen, bevor Sie ſich Etwas erwerben können, für den Augenblick abgeht. — Erlauben Sie mir, Sie mit einem kleinen Betrage zu unterſtützen. — Gib mir dreißig Gulden,« ſagte ſie zu ihrem Manne. »Wir wollen Frieden ſchließen, aber Du mußt die Kriegskoſten bezahlen.«

»Mit Vergnügen,« verſetzte der Amtmann und öffnete ſeine Börſe.

Klara empfing das Geld. Sie dankte der Amtmännin.

Aichler führte Klara fort.

Bei dem Abſchied ſagte Aichler zu Ringler:

»Auch an dieſer Confuſion ſind Sie Schuld, Sie werden doch nie klüger!«

Dem Amtmann gelang es, Ringler leiſe zuzurufen: »Trachten Sie zu erfahren, wo die Zeiningeriſche hinkommt. Wir ſuchen ſie dann auf, und ſie muß uns Geſchichten erzählen.« Hierauf nahm er ſeine Frau an den Arm und führte ſie fort.

XII.

Wir begeben uns wieder in die Gegend des Spitzwirthshauſes, dort haben wir Zeininger mit dem Manne zurückgelaſſen, der ſich in der Gaſtſtube, in welcher Marktleute verſammelt waren, um am andern Tage nach Wien zu gehen, zu ihm geſellte.

Der Freund Zeiningers trat ein. An der Thüre ſaßen ungefähr zwanzig Soldaten; ſie hatten ihre Gewehre bei ſich und ſahen aus, als wären ſie eben auf dem Marſche und hätten hier nur ihren Durſt löſchen wollen.

Als der Mann in der Verkleidung eines polniſchen Juden an dem Tiſche, an welchem die Soldaten ſaßen, vorüberkam, rief ihm der Corporal der Mannſchaft zu:

»Wie geht's, Mauſchel!«

»Wie ſoll's gehen!« antwortete dieſer, »gut geht's! ſehr gut!«

Darauf ging der Mann wieder zu Zeininger auf die Straße und meldete:

»Komm' nur herein! für ein Nachtquartier habe ich ſchon geſorgt. Wir nehmen nur eine Kleinigkeit zu uns, dann begeben wir uns auf den Heuboden und legen uns ſchlafen.«

»Es ſind aber ſehr viele Menſchen in der Kneipe.«

»Marktleute.«

»Auch Soldaten?«

»Es iſt möglich! Ich habe mich nicht genau umgeſehen. Ich ſprach mit dem Wirthe. Was kümmert uns das Militär; wir haben nur auf die Polizei zu ſchauen.«

»O, auf die Jäger auch!« verſetzte Zeininger.

»Weißt Du, was Du thun kannſt! Sieh' ſelbſt nach! Zieh' meinen polniſchen Talar an, ſetze meine Mütze auf und tritt hinein. Die Leute da drin glauben ſicherlich, der Jude käme noch einmal und haben daher keine neue Erſcheinung zu begaffen.«

»Das iſt ein guter Rath!« erwiederte Zeininger. »Laß uns die Kleider wechſeln. Wenn ich aber nur ein Geſicht erblicke, das mir nicht geheuer vorkommt, ſo hält mich kein Teufel in dieſem Wirthshaus zurück.«

Zeininger und ſein Freund wechſelten die Kleider.

Zeininger trat in die Gaſtſtube.

Als er eingetreten war, drängte ſich der Mann, der ihn zu dieſem Schritte bewogen, hinter ihm her, drehte raſch den Schlüſſel des Thürſchloſſes um, hierauf rief er:

»Dieſer iſt Zeininger! ergreift ihn!«

Die Soldaten ſprangen auf und warfen Zeininger augenblicklich zu Boden.

»Haltet ſeine Hände feſt!« rief derſelbe Mann; »er hat ein Stilet im Stiefel! Verwahrt Euch, damit er keinen von Euch verwunde.«

Zeininger wehrte ſich furchtbar. Er ſtieß mit den Füßen Jeden, der ſich ihm nahte. Das Stilet hatte er, trotz aller Vorſicht der Soldaten, dennoch aus dem Stiefel gezogen und focht damit wie ein Verzweifelter, allein ein Kolbenſchlag lähmte ſeinen rechten Arm. Zeininger ſank ſchwer getroffen zurück. Der Dolch entfiel ſeiner Hand.

Zeininger ſchäumte vor Wuth und brüllte daher wie ein wildes Thier.

Das ganze Wirthshaus war in Alarm.

Bauern und Marktleute, dann einige Bürger, ſelbſt der Wirth und die Kellner ſprangen auf die Bänke und Tiſche und ſahen ängſtlich dieſer Scene zu.

Zeininger wurde gebunden.

Jetzt erſt hob er ſeinen Kopf und ſchaute ſich nach dem falſchen Freunde um.

»Da biſt Du ja noch, Ungeheuer!« wüthete Zeininger. »Scheuſal, tauſendfach ſchlechterer Schurke, als je ein Schurke gelebt! Du haſt mich alſo verrathen, verlockt, verkauft! Bete zu Gott, Nichtswürdiger, damit dieſe Bande nicht brechen, ſonſt ſiehſt Du die Sonne nicht wieder aufgehen!«

»Herr Wirth, iſt der Wagen in Bereitſchaft?« fragte der falſche Freund Zeiningers.

»Der Polizeicommiſſär Schmitt,« verſetzte der Corporal, »hat uns die Ordre zugehen laſſen, daß der Delinquent in der Nacht nicht transportirt werden dürfe, ſondern mit dem Transporte bis morgen Früh um neun Uhr gewartet werden müſſe. Ganz Wien müſſe auf den Beinen ſein, wenn dieſer Räuber eingebracht wird, ſagte der Commiſſär; ganz Wien müſſe durch die öffentliche Einbringung Zeiningers beruhigt werden. Wir haben Befehl,« fuhr der Corporal fort, »Zeininger in einer der obern Stuben des Wirthes auf eine Pritſche zu legen und ihn gebunden wie er iſt, die Nacht hindurch zu bewachen.«

»Es iſt aus mit mir!« ſtöhnte Zeininger; »der Rabenſtein iſt mein Loos. Wenn ich aber hier nicht verſchmachten, nicht umkommen, wenn Wien die Genugthuung haben ſoll mich durch das Rad ſterben zu ſehen, ſo ſeid barmherzig und gebt mir einen Schluck Waſſer! Ich verſcheide ſonſt.“

Der Corporal brachte den Delinquenten in eine ſitzende Stellung und wollte ihm Wein einflößen.

„Gebt mir nur die Hand frei!“ flehte Zeininger. „Ich vermag nicht zu trinken, wenn ich nicht ſelbſt den Krug halten kann.“

„Macht ihm die linke Hand frei,“ ſagte der Verfolger Zeiningers. „Jetzt kann er uns nicht mehr entwiſchen. Hat er getrunken, ſo bindet ihn deſto feſter!“

Man machte die linke Hand Zeiningers von dem Stricke frei.

Zeininger langte gierig nach dem vollen Kruge, aber kaum hatte er dieſen erfaßt, ſo ſchleuderte er ihn mit einer ſolchen Kraft nach dem Kopfe ſeines Verräthers, daß dieſer mit einem Schrei niederſtürzte und furchtbar blutete.

Die Soldaten waren darüber außer ſich.

Sie hätten Zeininger mit ihren Kolben erſchlagen, wäre der Corporal nicht dazwiſchen getreten und hätte ihnen zugerufen:

„Für ſein Leben bin ich verantwortlich! Keiner füge ihm ein Leid zu!“

Man eilte dem Verwundeten zu Hilfe.

Er wäre von den Scherben des geborſtenen Trinkgefäßes noch mehr beſchädigt worden, hätte er nicht die dicke Perrücke auf dem Haupte und den wulſtigen Bart bis an die Augen im Geſichte gehabt. Er ſelbſt riß Perrücke und Bart vom Haupte, um die Wunden beſſer waſchen zu laſſen.

Zeininger, der kein Auge von ſeinem Feinde wandte, rief jetzt mit Entſetzen aus:

»Heiliger Gott! Iſt es möglich?! Schweighofer ſteckte unter dieſer Maske! Ach, warum gelang es mir nicht, ihn zu tödten?«

»Ja, Unhold!« rief Schweighofer, mit ſeinen Wunden beſchäftigt, aus. »Ja, Unhold! Ich bin Schweighofer und habe gelobt, gut zu machen, was ich verbrochen, daß ich Dich bei deiner Flucht nicht dem Henker überlieferte. Es iſt mir gelungen, ich habe Dich wieder! Ich habe gut gemacht, was ich wegen Dir verſchuldet.«

Indeß hatte der Wirth nach einem Chirurgen geſendet.

Dieſer erſchien, unterſuchte die Wunden Schweighofers und erklärte ſie für nicht gefährlich.

»Viel Blut iſt verloren gegangen,« ſagte er, »aber es iſt bald zu ſtillen. Ein guter Verband wird ſchnell helfen; bei der Jugendkraft des Verwundeten werden in Kurzem wenig Spuren zu entdecken ſein! — — Jetzt aber bitte ich um die Erlaubniß, den fürchterlichen Raubmörder Zeininger auch in der Nähe beſehen zu dürfen. So ſpät es auch heute ſchon iſt, ſo hat ſeine Ergreifung die Bewohner des »Spitzes« und der Umgebung alarmirt und Leute, welche ſchon im Bette lagen, auf die Beine gebracht. — Vor dem Wirthshauſe ſtehen Hunderte und wollen ihre Neugierde befriedigen. Iſt es geſtattet, Herr Corporal,« fuhr der Chirurg fort, »dieſem merkwürdigen Spitzbuben ins Geſicht leuchten zu dürfen? — Für den Verband an jenem Herrn verlange ich keinen Kreuzer, wenn ich dies darf.«

Der Chirurg nahm ein Licht von einem Tiſche und trat damit dem Zeininger näher.

»Wie?« rief er, »dieſe Galgenphyſiognomie hat ſo vielen Weibern gefallen? Da ſieht man's, was das andere

Geſchlecht für entſetzliche »Guſtos« hat! — Dies eine Adlernaſe? Ja, ein Geierſchnabel iſt es! — Dies ein Feuerauge? Ja, ein Auge wie von einem todten Fiſche! — Und die Stirne — — pfui!« wollte er ausrufen, aber Zeininger ſtieß ihn, obgleich ſeine Beine gebunden waren, mit ſolchem Ingrimm in den Wamms, daß der Chirurg zurücktaumelte und ihm der Leuchter aus der Hand ſank.

»Hallunke!« keuchte Zeininger, »verbinde Dich jetzt ſelbſt! Für deine Läſterung ſoll dieſer »Merks« nicht zu viel ſein.«

Nun wurden auch die Bauern wüthend, daß Zeininger ihren einzigen Arzt mißhandelte. Die Bauern griffen nach ihren Flaſchen und Gläſern, um die Mißhandlung ihres »Vaters« zu rächen.

Der Corporal gebot Ruhe.

Zeininger wurde gepackt und in ein Zimmer in den erſten Stock getragen.

Bald hierauf entfernten ſich die Bauern, verſchworen ſich aber, wenn Zeininger am andern Morgen nach Wien transportirt werden ſollte, ihn mit Steinen todt zu werfen.

Die Marktleute ſuchten endlich ihre Schlafſtellen auf.

Das Wirthshaus wurde nach und nach leer.

Der Chirurg erholte ſich nur langſam.

Er rieb ſich den Wamms unaufhörlich.

»Wenn er mir nur keinen »Bruchtheil« geſtoßen hat!« wimmerte der Chirurg.

»Unterſuchen Sie ſich doch!« ermahnte ihn Schweighofer.

»Ich unterſuche mich unaufhörlich!« erwiederte der Chirurg, »kann aber vor Schmerz nichts entdecken. »Ich werde es jetzt probiren, ob ich nach Hauſe gehen kann; ich wohne zum Glücke gleich über dem Wege! — Hanſel,« rief er dem Hausknecht zu, »führe mich.«

Hanſel ſprang herbei und geleitete den Chirurgen.

»Langſam! langſam!« befahl dieſer. »Zum Teufel! Es will nicht recht vorwärts. Ein paar Gedärme werden einen Leck bekommen haben. Ich werde ſehen, wie mir wird, wenn ich in's Bett komme! Der Straßenräuber, der Mörder und Dieb!« rief der Chirurg. »Nun warte, Beſtie! am Tage deiner Hinrichtung werde ich neben deinem Wagen herlaufen und Dir alle möglichen Läſterungen über deine Gauner-Viſage zurufen, dann ſtoße mich, wenn Du kannſt!«

Hanſel brachte den Bader nach Hauſe.

Bald hierauf hielt ein Wagen am Wirthshauſe.

Schmitt und noch ein Polizeicommiſſär, dann ein Amtsdiener ſtiegen ab.

Die Angekommenen betraten die Gaſtſtube.

Schweighofer, noch immer mit ſeiner Wunde beſchäftigt, lief auf Schmitt zu.

»Himmel! Wie ſehen Sie aus!« rief Schmitt.

»Sie ſehen mich als Opfer meiner Hingebung,« ſagte Schweighofer. »Zeininger hat mich ſo zugerichtet!«

»Aber die Ergreifung iſt doch gelungen?«

»Als wenn ſie auf dem Theater wäre einſtudirt worden.«

»Gott ſei Dank! Wie kamen Sie zu den Verletzungen, die Sie erlitten?«

Schweighofer erzählte Alles, was geſchehen.

»Sie Aermſter!« rief der Commiſſär, »wie beklag' ich Sie! Ich bedaure, daß — —«

»O, bedauern Sie nichts. Auch die Mißhandlung, die ich erlitten, erdulde ich gern; wird ſie mir doch auch zu Gute kommen, wenn ich die Verzeihung der Behörden über mein Vergehen anflehe.«

»Gewiß, gewiß! — Aber —«

»Sie tragen Bedenken? ich habe meine argen Verſündigungen an den Geſetzen, ſo ſehr es in meinen Kräften lag, gut gemacht. Ich habe ja die Liſt erſonnen, eine Perſon, die ſich für eine Verbrecherin ausgab, in den Thurm von Mödling zu bringen. Ich wagte bei der Befreiung der beiden Weiber über die ſchwindelnde Leiter mein Leben, weil ich Zeiningers Geliebte mehr tragen als führen mußte, ſonſt wären wir Beide in den Abgrund geſtürzt. Ich folgte dann jedem Winke, den Sie mir gaben und wagte dadurch abermals mein Leben. Sie hätten Zeininger ſchon in Wien ergreifen können, wenn Sie nicht zu vorſichtig geweſen, und ich wäre hier in der Nacht, in der Gegend der Au, leicht auf den Punct gekommen, wenn Zeininger mein Drängen plötzlich mißtrauiſch gemacht, durch ſein Stilet zu fallen.«

»Dies beurtheilen Sie falſch! Konnten Sie wiſſen, ob nicht noch mehrere Leute ſeiner Bande in der Nähe geweſen, die dann hervorgebrochen wären, wenn ſie Zeininger in Gefahr geſehen? In dieſes Wirthshaus mußte er gebracht werden, in welchem der Wirth, die Bauern und die Soldaten gleich muthvoll auf ihn eindringen und ſelbſt ſeine Leute, wenn er ſie etwa beordert, ergreifen konnten.«

»Zugegeben! Soll dies Alles aber mir nicht helfen, wieder nach Wien zurückkehren zu dürfen, ohne eine Strafe zu befürchten?«

»Es wird Ihnen zur Laſt gelegt, daß Zeininger nach ſeiner Flucht neue Verbrechen beging. Dies erſchwert Ihre

Sache — doch hoffe ich, daß der Polizeichef Sie der Gnade des Kaiſers empfehlen wird. — Fühlen Sie noch immer Schmerzen am Kopfe?«

»Jetzt mehr als im erſten Augenblicke. Ich wollte mich wieder an den Ortschirurgen wenden, aber wie ich Ihnen meldete, wurde er ſelbſt von dem Ungeheuer mißhandelt.«

»Ich will jetzt hinauf zu Zeininger und mit ihm ſprechen.«

»Mit ihm ſprechen? — Dann kommen Sie ihm nur nicht zu nahe, ſonſt verletzt er auch Sie. Der Schurke iſt voll Tücke. Ueber ſeine Bosheit erbittert, wollen ihn morgen die Bauern auf ſeinem Wege nach Wien mit Steinen todt werfen.«

»Das werden ſie wohl bleiben laſſen! Kommen Sie!«

XIII.

Der Commiſſär Schmitt und Schweighofer traten in das Zimmer, in welchem Zeininger ſich befand.

Zeininger lag gebunden auf dem Boden, vier Mann umgaben ihn als Wache. Der Corporal ſaß auf einem Stuhle und rauchte aus einer langen Pfeife.

Als der Corporal den Commiſſär Schmitt erblickte, ſtand er auf und legte die Pfeife auf die Seite.

Der Commiſſär trat an Zeininger heran.

»Er hat ſich ja infam betragen,« ſagte der Commiſſär. »Ich habe von der Ruchloſigkeit gehört, welche Er bei ſeiner Feſtnehmung ausübte.«

»Ich habe mich blos gerächt,« verſetzte Zeininger. »Ich habe die ſchändliche Falſchheit beſtraft, mit welcher Schweighofer ſich gegen mich benommen und ihn, für die niederträchtige Falle, die er mir gelegt, gezüchtigt. — Wie ich ſehe, habe ich ihm wenig gethan und ich bedauere nichts mehr als dies. — Was den Chirurgen betrifft, ſo hat mich dieſer auf die pöbelhafteſte Weiſe verhöhnt. Die Strafe, die ich zu erleiden habe, werde ich geduldig ertragen, aber ſo mir irgend etwas zugefügt wird, das die Geſetze nicht über mich verhängen, ſo wehre ich mich dagegen, und vermöchte mir ſelbſt der Scharfrichter ein beſchimpfendes Wort zuzurufen, ſo raufe ich mit ihm, und ſollte ich in Stücke zerhauen werden.«

»Dieſe Sprache ziemt ſich nicht für Ihn,« ſagte der

Commiſſär. »Ein Menſch in ſeiner Lage hat keine Drohungen auszuſtoßen.«

»Ein Menſch in meiner Lage ſtirbt auf dem Hochgerichte und mehr kann ja nicht geſchehen als dieß.«

»Bindet ihn los,« befahl der Commiſſär.

»Wie,« verſetzte der Corporal, »dieſen gefährlichen Menſchen ſoll ich von ſeinen Banden befreien?«

»Bindet ihn los,« ſage ich. »Er liegt da wie ein gefeſſeltes Thier! Er wird Niemand etwas zu leide thun, dafür ſtehe ich.«

Zeininger wurde losgebunden.

»Ihr habt ihm ja die Hände und Füße zuſammengeſchnürt,« fuhr der Commiſſär fort, »daß ihn der Schlag treffen könnte! — Reibt Euch die Glieder,« ſagte der Commiſſär zu Zeininger, »Ihr ſeid völlig ſteif. — Vermögt Ihr Euch zu erheben, ſo erhebt Euch und ſetzt Euch an dieſen Tiſch. — Ich werde Euch Wein bringen laſſen; ſtärkt Euch! — Wenn Ihr Hunger habt, ſo ſollt Ihr eine Mahlzeit erhalten. Habt Ihr gegeſſen und getrunken, ſo werdet Ihr ein gutes Bett finden. — Ich bin Keiner von Jenen, welche Einen, der ſeinem Richter überliefert wird, quälen laſſen.«

»Tauſend Dank!« erwiederte Zeininger. »Sie ſind ein edler Mann. — Geſtatten Sie mir nur eine Frage: Sind Sie der Herr Commiſſär Schmitt?«

»Dieſer bin ich.«

»Dann verdienen Sie den Ruf der Grauſamkeit nicht, der über Sie verbreitet iſt.«

»Ich bin ein Jäger,« verſetzte Schmitt. »Ich bin beſtimmt, das Wild zu verfolgen, aber nicht zu martern, wenn ich es aufgefunden. — Sorgt für Wein und eine Mahlzeit,« ſagte der Commiſſär zu dem Amtsdiener, der ins Zimmer kam. »Laßt auch der Mannſchaft Wein und Braten reichen. — Und Sie, Herr Schweighofer, bemühen Sie ſich in das Zimmer neben an, das ich für uns beſtellen ließ. Sie bedürfen ebenfalls der Stärkung und der Ruhe!«

Schweighofer entfernte ſich.

»Dafür, daß Sie dieſen tückiſchen, verrätheriſchen Schurken entfernt,« ſagte Zeininger, »danke ich Ihnen noch mehr, Herr Commiſſär, als dafür daß Sie mich von meinen Banden befreiten. Ich hätte weder eſſen noch trinken können, wäre dieſer Elende noch länger in meiner Nähe geblieben.«

Der Wirth brachte Wein, ein Stück Braten u. ſ. w.

Zeininger ſtürzte ein Glas Wein hinunter.

»Nehmt Euch in Acht,« bemerkte Schmitt; »berauſchen dürft Ihr Euch nicht; ich müßte Euch ſonſt neuerdings feſſeln laſſen.«

Zeininger trank wieder, aber mäßig; auch fing er an, von dem Braten zu eſſen. — Es fehlte ihm aber der Appetit und er ſtieß den Teller zur Seite.

»Eſſen kann ich nicht,« ſagte er; »es iſt mir, als wenn ich Sägeſpäne im Munde hätte! — Erlauben Sie mir, mehr zu trinken; der Wein erquickt mich; ich werde nicht zu viel trinken, dies gelobe ich Ihnen, auch werde ich keinen Rauſch erhalten; ich habe in meinem ganzen Leben keinen Rauſch gehabt.«

Er griff nach dem Glaſe und trank es aus.

»Schweighofer,« ſagte Zeininger, »hat ſchon in Fiſchament und in Ungarn mich verfolgt, und ich hätte ihm zweimal das Lebenslicht ausblaſen können, ſo nahe war er mir, aber ich that es nicht. Ich dachte, war doch Er es, der mir zu meiner Freiheit verhalf; — ich will nicht undankbar ſein. Seine Verfolgung geſchah damals offen und ich grollte ihm nicht; konnte ich mir doch vorſtellen, daß Er mich wieder einbringen müſſe, ſollte Er für ſeine Gutmüthigkeit, als ich nach meiner erſten Flucht in ſeine Hände fiel, nicht büßen; — daß ich aber nicht argwöhniſch wurde, daß ich unter dem Waldteufel nicht Schweighofer vermuthete, daß ich die Ueberliſtung meiner Klarl nicht durchſchaute, dem Erbärmlichen nicht die Perrücke vom Haupte riß, — das verzeih' ich mir nie, und noch unterm Rade werde ich mir Vorwürfe darüber machen.«

»Ihr hättet dann wahrſcheinlich noch einen Mord auf dem Gewiſſen.«

»Würde dies mein Schickſal verſchlimmern?«

»Auf dieſer Welt nicht, aber jenſeits!«

»Jenſeits! — Jenſeits!« erwiederte Zeininger, »Sie haben Recht, Herr Commiſſär. Jedes unterlaſſene Laſter wird bei Gott für eine Tugend angerechnet. — O, ich war auch einſt in der Schule, ich genoß einſtens auch einen guten Religionsunterricht; ich war auch einſt ein guter Menſch; . . . kein Wort mehr davon! Ich könnte ſonſt zum Kinde werden und weinen wie ein Kind!«

»Man ſagt von Euch, daß Ihr ſchon oft bei euren Verhaftungen eine ſolche Sprache geführt, daß Ihr aber das Laſter der Heuchelei eben ſo —«

»O, ich heuchle jetzt nicht,« unterbrach Zeininger den Commiſſär. »Ich äußere die Eindrücke, die ich empfinde, unverholen und geſtehe deshalb auch offen, daß mein Herz auch eine Freude durchſtrömt, eine Freude ſondergleichen.«

»Und dieſe Freude beſteht?«

„In dem Bewußtſein, daß die Schätze, welche ich geraubt, nie in die Hände Derjenigen wieder gelangen werden, um derentwillen ich ſterben muß. — In dieſer Welt, in welcher die Menſchen mehr am Gelde als am Leben hängen, gibt mir dies eine große Genugthuung.“

„Eine Genugthuung? — Redet Ihr im Wahnſinn? Denkt an jenſeits!“

„Ich habe mein Leben eingeſetzt für den Mammon, ſo ſoll dieſer Mammon mit mir für dieſe Welt auch verloren ſein, und keine Marter der Tortur ſoll mir das Geſtändniß erpreſſen, wohin ich das geraubte Gold gebracht!“

„Beſinnt Euch.“

„O ich habe mich beſonnen! Oder hätte ich die Qualen der Folter, auf welche mich der alte Schweighofer ſpannen ließ, umſonſt ausgehalten? — Ich ließ mich zerfleiſchen und gab nicht an, wohin ich die Ducaten gethan, welche ich einem Geiſtlichen genommen, deſſen Magd ich tödtete. — Ich werde auch jetzt nicht bekennen, wohin ich die neuen Schätze zuſammt den alten getragen und müßte ich alle Torturgrade zehnfach erleiden.“

„Da bedauere ich Euch,“ erwiederte der Commiſſär, „wenn Ihr ſonſt keine Freude mehr als dieſe für die kurze Zeit, die Ihr noch zu leben, zu genießen habt. — Wohin Ihr die geraubten Schätze verſteckt, wird Euch Niemand fragen. — Das Gericht beſitzt dieſelben bereits in ſeiner Verwahrung, denn wißt, Einer eurer Genoſſen verrieth das Verſteck auf dem Dachboden am Thurm und Ihr ſelbſt verriethet das vergrabene Gold im Gatterhölzl; Ihr ließet nämlich in jenem Wäldchen, als Euch die Jäger daraus verſcheuchten, Hacke und Spaten in der Nähe eures Mammons liegen, dies erregte Verdacht, die Jäger gruben nach und zum Vorſchein kam, was Ihr verbergen. Die Beraubten erhalten Alles, was vorgefunden wurde, zurück.«

Zeininger wurde ſprachlos, als er dieſes hörte.

»Ihr ſeht, daß die Vorſehung es nicht zuläßt, daß Ihr mit einer Freude über eine Schandthat aus der Welt ſcheiden ſollt. — Geht daher in Euch und bereut. — — Ihr habt euren Wein ausgetrunken,« ſagte der Commiſſär, »geht jetzt zu Bette. Morgen transportire ich Euch nach Wien; dort angekommen, laſſet ſo bald als möglich einen Prieſter zu Euch rufen. Beichtet, betet und verſöhnt Euch mit Gott! — Gute Nacht!«

Der Commiſſär zog ſich in ſein Zimmer zurück. Der Amtsdiener begleitete ihn.

Der Corporal, der mit den vier Mann Wache während dieſes Geſpräches im Zimmer geblieben, ging auf Zeininger zu und ermahnte:

»Wir werden Euch keine Feſſeln anlegen, obwohl es geſchehen ſollte. Der Herr Commiſſär wünſcht es nicht; — aber ſechs Mann werden Euch bis zum Anbruch des Tages umgeben, jede eurer Bewegungen bewachen und Euch gewiß verhindern, irgend einen Selbſtmord zu unternehmen. — Zieht Euch aus! — Legt Euch zu Bette, und verſucht es zu ſchlafen! — Es iſt jetzt alles eins, ob Ihr ſchlaft oder wacht — unſerer Beobachtung entgeht Ihr nicht!«

Zeininger antwortete keine Sylbe. Er warf ſeine Kleider von ſich.

Zeiningers Bett wurde in die Mitte des Zimmers gerückt.

Es wurden ſechs Kerzen angezündet und dieſe an verſchiedene Puncte des Zimmers geſtellt

Zeininger warf ſich auf ſeine Schlafſtelle.

Drei Mann Soldaten ſtellten ſich auf die rechte Seite, drei auf die linke des Bettes.

Der Corporal ſetzte ſich zu den Füßen des Delinquenten.

Zeininger ſchloß die Augen; — er ſchlief oder that wenigſtens ſo.

* * *

Am andern Morgen, nachdem der Commiſſär Vorſorge getroffen, daß die Bewohner des Ortes „Spitz“ bei dem Transporte des Delinquenten ruhig blieben, kam ein Leiterwagen mit ſechs Sitzplätzen für die Mannſchaft und einem Sitz für den Corporal und Zeininger.

Zugleich fuhr der Wagen des Commiſſärs aus dem Wirthshauſe, um dieſen, dann Schweighofer, noch einen Commiſſär und den Amtsdiener der Polizei aufzunehmen.

Es war eine Unzahl von Menſchen auf der Straße. Aus der Umgegend ſtrömten Maſſen herbei, und ſogar aus Wien kam eine lange Reihe von Caroſſen und andern Wagen, weil man in Wien ſehr gut wußte, daß der gefährliche Räuber und Mörder eingefangen und um neun Uhr ſeine Expedition nach der Stadt beginnen werde.

Daß die ſämmtlichen Gäſte des guten Hirten von der Fiſcherſtiege nicht fehlten, verſteht ſich von ſelbſt. Sie fuhren in ſechs ſogenannten „Zeiſelwagen“ nach dem Spitz und waren ſchon um ſechs Uhr des Morgens angekommen.

Der Fiſchkäufler, der Baumeiſter, der Schneider und der Spengler bivouaquirten vor dem Wirthshauſe, die Andern zerſtreuten ſich in verſchiedenen Kneipen und nahmen bei der „Caffeenanni“ aus Wien, die, wie Schlager erzählt, damals ein Caffeezelt auf dem Spitz aufgeſchlagen hatte, ein warmes Frühſtück ein.

Was die Wiener den Spitzern von Zeininger für Hiſtörchen erzählten, wollen wir nicht berühren.

Die Spitzer riſſen Naſen und Mund auf, als die Wiener Bericht erſtatteten, und umgekehrt verſchlangen auch die Wiener die Worte der Spitzer, als dieſe die Verhaftungsſcene, Zeiningers Frevel gegen Schweighofer und den Chirurgen, das Souper Zeiningers und was er geſprochen, welches Alles die Soldaten getreulich referirten, erfuhren.

Endlich ſchlug es neun Uhr.

Zehn Soldaten ſetzten ſich auf die Sitze des Leiterwagens; in der Mitte ließen ſie einen leeren Platz für Zeininger, der nun mit ſchweren Eiſen belaſtet, herbeigeführt, auf den Wagen gehoben und mittelſt einer beſondern Kette an dem Wagen ſelbſt befeſtigt wurde.

Der Corporal ſetzte ſich neben Zeininger; die Soldaten hatten alle geladene Gewehre, auch die zehn Mann, welche neben dem Wagen einhergingen.

Nun beſtiegen di[illegible]olizeibeamten mit dem Amtsdiener ihren Wagen und führten gleichſam den Zug an.

Hinter dem Leiterwagen des Delinquenten fuhren der Richter vom Spitz und der Chirurg, der mittlerweile ſich erholt hatte, mit dem Ortswächter in einer offenen Caleſche.

Die aus Wien gekommenen Caroſſen und andern Wagen ſchloſſen ſich in bunter Reihe dem Zuge an.

Der Wagen des Delinquenten bewegte ſich nur langſam. Man hatte auf die Soldaten Bedacht zu nehmen, die zu Fuß gingen.

Es war dies für ſo viele Neugierige ein wahres Feſt.

Sie konnten Zeininger ſo recht mit Muße betrachten und ſeine Phyſiognomie ſich einprägen.

Man kann ſich denken, daß die ganze Bevölkerung Wiens auf den Beinen war. Von der Taborlinie an ritt Cavallerie dem Zuge entgegen, geſellte ſich zu demſelben, eröffnete ihn und ſchloß ihn, ſonſt wäre es wohl auch unmöglich geweſen, in den engen Straßen der Stadt vorwärts zu kommen.

Um zwölf Uhr Mittags hielt der Zug am alten Gerichtshauſe in der Rauhenſteingaſſe.

In der Nähe des Gerichtshauſes wurde, wie auch die Chronik erwähnt, ein Weib erdrückt, es wurde einem Manne ein Arm im Gedränge gebrochen und ein Knabe todt getreten.

Zeininger war durchaus nicht befangen.

So oft er Geſchrei auf der Straße hörte, ſchaute er ſich ſtets nach den Leuten neugierig um, welche es ausſtießen.

Nachdem er vom Wagen losgeſchloſſen worden, ſprang er von demſelben herzhaft herab, grüßte das Volk und verſchwand im Eingange des Gefangenhauſes.

„Ein verfluchter Kerl!“ rief der Fiſchkäufler, welcher auch in der Nähe des Gerichtshauſes mit ſeinen Freunden den beſten Platz erobert hatte, „ein verfluchter Kerl! Er grüßt die Leute, als wenn er mit ihnen Bruder im Spiele wäre!“

„Ob er ebenfalls grüßen wird,“ bemerkte der Schneider, „wenn er beim Ausführen mit glühenden Zangen gezwickt wird?“

„Da wird ihm die Keckheit vergehen,“ meinte der Baumeiſter.

»Haben Sie den jungen Schweighofer geſehen, meine Herren?« fragte der Fiſchkäuſler.

»Der ſieht aus,« antwortete der Schneider, »als wenn er im Türkenkrieg geweſen wäre.«

»Haha,« lachte der Baumeiſter, »das hätte er ſich erſparen können. Sein Vater wird deshalb doch ſein Leben hindurch nicht mehr angeſtellt.«

XIV.

Als Agnes mit ihrem Großvater und ihrem Bräutigam in den Gaſthof »zum Matſchakerhof« zurück kehrte, war ſie wieder ſo aufgeregt, als in den bewegteſten Tagen ihres Lebens.

Sie hatte das Unglück, Zeiningers Geliebte und ſein Kind zu ſehen; ſie war hierüber ſo empört, es ergriff ſie ein ſo großer Abſcheu, dabei machte ſie ſich wieder ſo ſchreckliche Vorwürfe über die entſetzliche Neigung, die ſie einſt zu dem Ungeheuer faßte, daß Großvater und Bräutigam Alles anwenden mußten, ihren heftigen Acclamationen Einhalt zu thun.

Als Agnes in ihrem Zimmer im Gaſthofe angelangt, geberdete ſie ſich wie eine Wahnſinnige.

»Dieſe Scene hätte ich erſparen können,« ſagte ſie, »wären mir die Pforten des Kloſters nicht verſchloſſen worden. Ich fühle es, ich tauge nicht mehr für die Welt. — Wer ſolche Schmach erlebt, ſoll unter der Erde herumgehen, ſoll den Menſchen, welche ſeine Geſchichte mit erlebt haben, nicht mehr begegnen können; am beſten für mich wäre es, wenn ich nicht mehr lebte!«

»Du erhältſt einen braven Gatten,« erwiederte Hartmann. „Als Frau eines redlichen Mannes beginnſt Du ein neues Leben; das trübe, Dich bisher quälende Leben liegt weit hinter Dir: deine Zukunft wird ſo freudenvoll, daß die Vergangenheit Dich nicht mehr traurig machen kann. — Beruhige Dich. Von nun an wirſt Du von Zeininger nichts mehr hören und ſehen.“

„Und meine Liebe zu Dir fällt nicht in die Wagſchale?“ ſagte der Doctor. „Daß ich Dir meine Hand reiche und Dich in Kreiſe ziehe, welche Dich durch Achtung, Wohlwollen, Freundſchaft und Theilnahme erheben werden, iſt Dir dies nichts? Noch habe ich Dir nicht mittheilen können, welch glückliches Los wir haben werden, und wie angenehm ſich die Zukunft für Dich und mich geſtaltet. — Als ich meinem Grafen und der Gräfin mittheilte, daß ich Dich heiraten wolle und Beide um ihre Zuſtimmung zu meiner Verbindung bat, da erfreute ſich die Gräfin über meinen Entſchluß und ſetzte bei, „daß dies das erſprießlichſte Mittel ſei, einem unbeſcholtenen Mädchen wieder den Frieden des Herzens zu geben und eine gekränkte Jugend wieder zu erheben.“ Der Graf ſagte noch mehr. — Er eröffnete mir, daß ihn ſein Churfürſt von dem Geſandtſchaftspoſten in Wien abberufen und mit einer höhern Sendung und zwar mit dem Geſandtſchaftspoſten am königlich preußiſchen Hofe auszeichnen werde. — Wollen Sie Ihre künftige Frau in eine andere Stadt führen, in welcher ſie durch nichts mehr an ihren unverſchuldet erlittenen Jammer erinnert werden ſoll, ſo bleiben Sie unſer Hausarzt; ich werde Ihren Gehalt erhöhen und Ihnen dadurch einen Beweis von Dankbarkeit für Ihre Verdienſte geben, die Sie ſich durch die Rettung meines Töchterchens erworben haben.“

»Fort von Wien!« ſagte Agnes. »Ja! Ja! das iſt Etwas, das iſt Alles, was mich beruhigen kann. Wie ich meinen guten Großvater kenne, ſo zieht er mit uns, denn ihm iſt es ja in Wien auch nicht zu wohl ergangen.«

»In der letzten Zeit gewiß nicht, und in der frühern nur dadurch, daß ich mir ein hübſches Vermögen zu ſammeln vermochte durch meine Curen an kranken Pferden, in welchen ich es zu einer Art Renommée gebracht habe. Ich habe genug erworben, um von meinen Intereſſen, ſelbſt in Paris, angenehm leben zu können. Ja, Kinder, ich ziehe mit Euch und drücke ich einſt die Augen zu, ſo ſoll die Erbſchaft des Großvaters Euch und eure Kinder, wenn Gott Euch damit ſegnet, reichlich verſorgen.«

Agnes und der Doctor fielen dem wackern Greis in die Arme. Alle drei vergoſſen Thränen der Rührung und die liebende Braut gewann ihre Faſſung wieder.

»Wir wollen,« ſagte Agnes, »den Amtmann und ſeine Gattin, vor Allen aber den Herrn Pfarrer bitten, daß ſie ſich bald mit uns nach Fiſchamend begeben. — Wenn nur meine Joſephine, meine gute theilnehmende Wärterin in meiner Krankheit, wieder heim kehrte — ich ſehne mich nach ihr und kann nicht erwarten, ſie wieder zu ſehen.«

»Da bring' ich meine »Sepherl« wieder,« ſprach die Milchmeierin von Fiſchamend,« indem ſie ihre Tochter zur Thüre herein ſchob.

Agnes ſtürzte freudig auf ſie hin und umarmte ſie.

»Was ſie ausgeſtanden hat!« rief die Mutter, »das läßt ſich nicht beſchreiben. Gott weiß es! es war nicht der Mühe werth, daß ſich ein ehrliches Weib in ſolche Gefahren begibt, um einen Spitzbuben zu fangen.«

»Aber es iſt gelungen!« erwiederte Sepherl. »Den ausgeſetzten Preis von 400 Ducaten hat die Polizei mir zugeſprochen und auch ſchon ausbezahlt. Da Herr Schweighofer gleich anfangs auf den Preis verzichtete, ſo mußte ich ihn erhalten. Nun mag mir der Herr Amtmann ſeine Einwilligung in die Heirat mit ſeinem Actuar immerhin verweigern, ich habe jetzt mehr als die Erbſchaft meines ſeligen Mannes beträgt. Der Amtmann ſoll dieſe Erbſchaft nur nach dem Willen meines eigenſinnigen Mannes andern Zwecken zuwenden; ich beſitze jetzt 400 Ducaten; meine Mutter behält mich in ihrem Hauſe und nimmt meinen Zukünftigen ebenfalls auf. Ich brauche des Amtmanns Zuſtimmung nicht mehr!«

»Doch! doch!« rief der Amtmann, welcher mit ſeiner Frau und dem Pfarrer ſchon früher eingetreten war. »Du bedarfſt noch meiner Einwilligung, da ein junges Ehepaar nie zu viel Geld erhalten kann und 1000 Thaler unter allen Umſtänden nicht zu verſchmähen ſind. Du haſt bereits meine Einwilligung und Zuſtimmung zu deiner Heirat; ſei glücklich, Du entſchloſſenes, muthvolles Weib, welches ſeine Aufgabe ſo beſonnen und glücklich gelöſt hat, aber ſei dankbar dafür und erzähle mir die Geſchichte deiner Gefahren, deiner Abenteuer, deiner Erlebniſſe auf der Stelle.«

»Davon wollen wir,« verſetzte der Doctor, »der theuren Agnes zu liebe nicht Zeuge ſein. Komm, geliebte Braut,« fuhr der Arzt fort, »kommen Sie, Großpapa, und wenn ich Sie bitten darf, ſo kommen auch Sie mit uns, Herr Pfarrer, wir wollen uns indeß in die Zimmer des Herrn Amtmanns, wenn er nichts dagegen hat, begeben und noch Manches beſprechen, was recht dringend erſcheint.«

„Da bin ich auch dabei!“ verſetzte die Amtmännin, ſchloß ſich an die Braut und ihre Freunde an, und verließ die Stube.

„Setze Dich nieder, Sepherl,“ bat der Amtmann, „und Sie, Frau Mutter, ſetzen Sie ſich ebenfalls und nun ſtatte deinen höchſt intereſſanten Bericht ab; ich beſchwöre Dich, -- aber verſchweige mir ja keine deiner Gefahren, welche Dich bedrohten. Je mehr Gefahren, deſto lieber iſt es mir; je mehr ſchreckliche Scenen, deſto anziehender. — Für jede Gefahr, welche Dich bedrängte, gebe ich Dir zwei Gulden, für jede Schreckensſcene fünf Gulden, und beſchreibſt Du mir den Gang über die Leiter am Mödlingerthurme, und wie Dich die Räuber und Mörder in Nußdorf im Keller des entſetzlichen Wirths maltraitirten, beſchreibſt Du mir dies, recht ſchauerlich, ſo recht, daß meine Haare ſich dergeſtalt ſträuben, daß ſie mir die Perrücke vom Kopfe ſtoßen, ſo ſollſt Du einen Heiratsbeitrag von 50 Gulden empfangen. —- Außerdem will ich Dir auch die Hochzeit aushalten und Dir eine Wiege für dein erſtes Kind kaufen.“

Sepherl erzählte.

Der Amtmann verſchlang jedes Wort.

Sepherl hatte wirklich viele Gefahren und eine ſchreckliche Angſt in der Räubergeſellſchaft ausgeſtanden; die ſchreckliche Angſt, daß Zeininger im Wirthshauſe am Thurn ſie erkennen könnte, welches ihr ſehr leicht das Leben hätte koſten können, wenn ſie verrathen worden wäre.

„Am meiſten,“ ſagte ſie, „habe ich gezittert, als ein Zufall das Todesurtheil und die Nachricht von der Hinrichtung des wirklichen Waldteufels in Baiern in die Hände Klarls brachte. — Ich zitterte nicht für mich allein, ich zitterte für Schweighofer, denn hätte Zeininger dieſes To desurtheil zu Geſicht bekommen, wäre er zufällig nach Nußdorf zurückgekehrt, ſo wären ich und Schweighofer grauſam ermordet worden; hätte Karl den Räuber im Gatterhölzl aufgefunden, ſo wäre Schweighofer allein gefallen, da ich in Nußdorf bereits von meiner Gefangenſchaft durch das ſchnelle Einſchreiten der Wiener Polizei gerettet war.«

»Haben ſie Dich denn im Keller, als ſie Dich geknebelt hinunter ſchleppten, nicht umbringen wollen?«

»O, der Wirth! der entſetzliche Wirth, allerdings; aber ſein Weib rieth ihm, im Hauſe keinen Mord zu begehen, ſondern auf Zeiningers Zurückkunft zu warten, der mich in den Wald hinter Weidling am Bach ſchleppen, und mich dort erdroſſeln und eingraben ſollte.«

»Erdroſſeln und eingraben!« rief der Amtmann entſetzt.

Sepherl fuhr fort zu erzählen.

»Aber unſer Herrgott nahm mich in ſeinen ſichtbaren, gnädigen Schutz. Gerade in dem furchtbarſten Augenblicke, in welchem das grauſame Ehepaar meinen Tod berieth, rief auf einmal eine Stimme durch die Fallthür:

»Um Gottes willen! rettet Euch! Von allen Seiten drängt Militär und Polizei auf das Haus zu. Sie ſetzen über die Gartenplanke. Sie verhaften Jeden, der ihnen begegnet. Verkriecht Euch unter die Fäſſer!

»Die warnende Stimme verſtummte, aber das Militär wurde laut.

»Es drang in den Keller. Es fand mich. Es trug mich hinauf in den Garten und befreite mich von meinen Banden. Es befragte mich, was geſchehen? Ich erzählte Alles, ſo gut ich es in der Angſt, im Schrecken und dann in der Freude über meine Rettung zu erzählen vermochte. „Wirth und Wirthin befinden ſich im Keller unter den Weinfäſſern verſteckt!“ Dies vermochte ich noch hervorzubringen, dann fiel ich in eine Ohnmacht!“

„In eine Ohnmacht?“ fragte der Amtmann. „Es iſt ſchauerlich!“

„Als ich wieder zu mir kam,“ erzählte Sepherl, „lagen Wirth und Wirthin, Kellner, Hausknecht und noch einige verdächtige Kerle bereits in Ketten auf zwei Flechtenwagen, Militär und Polizei escortirten ſie; — ich wurde in eine Caleſche geſetzt und fuhr mit den Polizeicommiſſären nach Wien.“

„Gott ſei Dank!“ ſagte der Amtmann und wiſchte ſich den Angſtſchweiß von der Stirne.

„Nun, Herr Amtmann,“ fragte die Mutter, „iſt Ihnen dies ſchauerlich genug?“

„Ja, iſt denn die Geſchichte ſchon zu Ende?“ fragte der Amtmann.

„Freilich!“

„Schade! ich könnte Tag und Nacht zuhören; allein wenn es nichts mehr zu hören gibt, ſo halte ich mein Wort. Das verſprochene Honorar bezahle ich Dir, die Hochzeit halte ich aus, und die Wiege bekommſt Du, wie ich verſprochen.“

Die Amtmännin trat nun ins Zimmer.

„Morgen reiſen wir nach Fiſchamend!“ ſagte ſie. „Es iſt ſchon Alles geordnet. Wir ſind ohnehin lang genug in Wien. — Agnes bleibt nicht mehr in dieſer Stadt, und ſie hat vollkommen Recht! — So eben hat ſich der Herr Pfarrer wieder zu Herrn Ringler bemüht; er ladet ihn ein, ſobald als möglich ebenfalls nach Fiſchamend zu kommen, und ſeine ganze Familie mitzunehmen; Quartiere können ſie in der Obern-Mühle erhalten. Der Herr Pfarrer wird für Alles ſorgen. Wenn möglich, ſollen am nächſten Sonntage drei Paare getraut werden. Freue ſich die Frau Sepherl. Sie und der Herr Actuar ſind auch unter den Brautpaaren.«

»Und nun wollen wir in das Speiſezimmer. In dem Augenblicke, in welchem der Herr Pfarrer von Herrn Ninzler zurück kommt, beginnt das Souper, das letzte für diesmal in Wien.«

»Komm, Sepherl,« wendete ſich der Amtmann an die Frau, welche ihm ſo viel erzählt hatte; »Du ſitzeſt neben mir und mußt mir die ganze Zeit über deine ſchauerlichen Erlebniſſe noch ein Mal vortragen.«

»Nein, das darf nicht geſchehen,« ſagte die Amtmännin. »So lange Agnes am Tiſche ſitzt, darf kein Wort verlauten, welches ſie an die unglücklichen Ereigniſſe erinnern könnte.«

»Da ſpreche ich dann mit Sepherl ganz allein auf meinem Zimmer!« erwiederte der Amtmann.

»Das werde ich mir verbitten,« gab die Amtmännin zurück.

Amtmann, Amtmännin, Sepherl und ihre Mutter begaben ſich in das Speiſezimmer.

* * *

Am nächſten Sonntage wurden in Fiſchamend drei glückliche Paare getraut. Agnes mit dem Doctor, Walpurga Rinzler mit dem Hofſchneider Anton, und Seyberl mit dem Actuar.

Fiſchamend hat nie feierlichere Copulationen geſehen, als im Jahre 1772, und was dieſen einen beſonderen Glanz verlieh, war, daß der baieriſche Geſandte und ſeine Gemalin, der Graf und die Gräfin Teuffern, der Trauung beiwohnten. Sie fuhren in einem prachtvollen Poſtzuge mit glänzender Dienerſchaft nach dem Markte, dem wackern Hausarzte und ſeiner Braut ihre freudige Theilnahme zu bezeigen.

Rinzler ließ es ſich nicht nehmen, daß dieſe Ehre ſeinem Hauſe zugedacht worden, und daß Kaiſer Joſeph dies ſo eingeleitet hätte.

Schon nach drei Wochen reiſten Graf und Gräfin Teuffern nach Berlin, und der Hausarzt, ſeine Gattin Agnes und ihr Großvater Hartmann waren im Gefolge.

* * *

Von der Hinrichtung Zeiningers, welche am 5. December 1772 in Wien erfolgte, erfuhr Agnes nie ein Wort. — Wir wollen unſeren Leſern nur ſo viel davon melden, daß Zeininger reumüthig geſtorben iſt.

Schweighofer fand Gnade vor dem Kaiſer, aber ſeiner amtlichen Stellung wurde er entſetzt.

Sein Vater überlebte ſeine Entlaſſung vom Criminalgerichte nicht lange. Man erzählte damals in Wien, daß Gewiſſensbiſſe den alten Schweighofer, über ſeine grauenvolle Anwendung der Tortur, an ſeinem Leben genagt hätten — Seinem Sohne hinterließ er ein bedeutendes Vermögen.

Der junge Schweighofer ſchrieb zur Zeit der Preßfreiheit unter Kaiſer Joſeph II. mehrere Broſchüren ganz unſchädlicher Art. Gräffer nennt von ihm »Aufzeichnungen aus meinem Leben,« »Mehrere Gedichte« und die »Enkelin des Freimanns.« — Die wichtigſten Daten ſind in dieſem Roman aus Schweighofers Schriften entlehnt worden.

Ende.

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

Druck und Papier von Leop. Sommer in Wien.

Zahlheim.

Ein
Wiener Criminalroman.

Von
Adolf Bäuerle,
Verfaſſer des „Komiſchen Theaters“ in 6 Bänden und der
„Thereſe Krones“.

Erſter Theil.

Peſt, Wien und Leipzig, 1856.
Hartleben's Verlags-Expedition.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

I.

Zahlheim und ſeine Mutter. Zahlheim und die Wiener Handſchuhmacher. Zahlheim und die Wiener Juden.

„Man lebt nur einmal!“ ſchrie Franz ſeiner Mutter entgegen, als ſie ihm über ſeinen Hang zur Schwärmerei und ganze Nächte im Gelag mit liederlichen jungen Leuten und frivolen Dirnen hinzubringen, die bitterſten Vorwürfe machte. „Man lebt nur einmal, und wer nicht flott lebt, lebt gar nicht,“ ſetzte er hinzu.

„Das iſt kein chriſtliches Leben, welches Du führſt,“ erwiederte die Mutter; „Du untergräbſt deine Geſundheit, vergifteſt deine Gemüthsruhe, wirſt für dein Amt unthätig, ja ſogar unfähig, und ich fürchte, ich fürchte, der Bürgermeiſter läßt Dich nicht vorwärts; erſt neulich äußerte er ſich gegen deinen Onkel, daß Du die erledigte Secretärsſtelle nicht erhalten dürfteſt, weil Du oft Tage lang das Amt nicht beſuchteſt.“

„Das iſt lächerlich! Ich verſäume nichts. Ich arbeite, wenn ich ins Amt komme, für Drei. Was ſie mir immer in meiner Abweſenheit für Stöße von Actenſtücken auf meinen Tiſch aufthürmen, ich arbeite ſie auf bis zur nächſten Sitzung, nicht das unbedeutendſte Blatt laſſe ich unbeachtet.“

„Deine Geſchicklichkeit rühmt der Bürgermeiſter wohl, aber damit iſt's nicht gethan.“

„Beim Concept iſt's damit gethan; den Copiſten mögen ſie in die Kanzleiſtunden einzwängen, aber nimmermehr den Mann, der ſchafft, denkt, mit dem Kopfe arbeitet und nicht mechaniſch Buchſtaben malt, wie der Abſchreiber. Der Herr Bürgermeiſter ſoll es wagen und ſoll mich präteriren, ich arbeite im Bureau des Gewerbsreferenten, alle Handwerker ſtehen für mich ein. Sie werden eine Deputation ſenden und mein Avancement fordern; meine liebe Mutter, beruhigen Sie ſich; ich ſtehe nicht verlaſſen da!“

Die Scene wurde unterbrochen.

Die Vorſteher der bürgerlichen Handſchuhmacher traten ein.

„Herr von Zahlheim,“ redete der erſte Vorſteher den Magiſtratsconcipiſten an, „nächſten Sonntag iſt's ein Jahr, daß wir durch Sie erwirkten, daß die franzöſiſchen Handſchuhe nicht mehr eingeführt werden dürfen; daß die Pariſer Handſchuhmachergeſellen nicht mehr die Bewilligung erhalten, ſich in Wien anſäßig zu machen, daß wir franzöſiſches Handſchuhleder directe kommen laſſen können; wir feiern den Jahrestag dieſer Gewerbsbegünſtigung durch ein Feſt, das wir im Saale zum „ſchwarzen Bock“ nächſt dem Stubenthor begehen. Wir bitten Sie, dieſes Feſt, das wir gewiſſermaßen Ihnen zu Ehren geben, mit Ihrer Gegenwart zu beglücken, und laden hiezu auch Dero Frau Mutter ein.“

»Ich danke Ihnen. Ich werde mit meiner geliebten Mutter erſcheinen.«

»Iſt der Herr Bürgermeiſter ebenfalls invitirt?«

»Allerdings und kommt gewiß; auch die Herren Magiſtratsräthe: Seuermann, Lauthold, Maringer und Lengler kommen, und Ihr Herr Bureauvorſtand, Magiſtratsrath Gärber.«

»Das freut mich.«

»Dieſe ſämmtlichen Herren wiſſen, was Sie für uns gethan. Die kaiſerliche Fabriken-Inſpection war uns entgegen, aber der Bericht, den Sie verfaßten, gab den Ausſchlag. Se. Majeſtät der Kaiſer erkundigten ſich, wer denſelben ausgearbeitet und wer unſere Gewerbsintereſſen ſo gründlich dargeſtellt und ſo umſichtig beleuchtet habe; der Herr Bürgermeiſter nannte Sie als Secretärsſtellvertreter im Gewerbsdepartement. — »Ein fähiger Kopf, der eine gute Feder führt.« bemerkte der Kaiſer.«

»Was ſagen Sie nun, Mutter?«

»Wir aber, Obervorſteher und Vorſteher unſerer Innung, wollen unſern Dank noch insbeſondere bethätigen, indem wir Ihnen hier einen ſilbernen Pocal als ein ſchwaches Zeichen unſerer Anerkennung überreichen und Sie bitten, dieſes unbedeutende Geſchenk freundlich anzunehmen.«

»Meine Herren,« erwiederte Zahlheim, »Sie beſchämen mich; es freut mich, daß Sie erreicht, was Sie gewünſcht, aber ein Geſchenk für das, was meine Obliegenheit war, kann ich nicht annehmen.«

»Sie dürfen dasſelbe nicht zurückweiſen. Selbſt der Herr Bürgermeiſter iſt nicht dagegen. Sie können es aus der Aufſchrift entnehmen, die wir in den Becher graviren ließen und die wir nur der Mittheilung des Herrn Bürgermeiſters verdanken.“

Der Obervorſteher öffnete das Futteral, in welches der Pocal gehüllt war und Zahlheim las:

Dem Herrn Franz von Zahlheim,
Secretär des löblichen Magiſtrats
der k. k. Haupt- und Reſidenzſtadt Wien.
Die dankbare Innung
der bürgerlichen Handſchuhmacher.
Am 15. October 1784.

„Secretär?! Secretär?!“ rief Zahlheim. „Ich bin nicht Secretär, meine Herren.“

„Der Herr Bürgermeiſter befahl uns, die Denkſchrift auf dieſe Art anfertigen zu laſſen. Es freue ihn, ſagte er, wenn Sie durch uns von Ihrer Beförderung unterrichtet würden. Das betreffende Decret werden Sie heute noch erhalten.“

Der neue Magiſtratsſecretär traute ſeinen Augen kaum. Er las und las wieder und brachte keine andern Worte hervor als:

„Mutter, was ſagen Sie nun?“

„Empfangen Sie jetzt auch unſere Gratulation. Wenn Sie noch eine Zeit mit gleichem Erfolge Ihrem Berufe vorſtehen,“ meint der Herr Bürgermeiſter, ſo könnte Ihnen, bei der nächſtens zu erwartenden Vermehrung der Räthe der Stadtbehörde, die Erhebung zum Magiſtratsrathe nicht entgehen.“

Zahlheim hielt mit ſeiner Freude an ſich und ſprach:

„Wenn es ſo iſt, wie Sie ſagen, ſo nehme ich den Pocal dankbar aus Ihren Händen. Bei der Feſttafel, die

Sie zu geben gedenken, ſoll er zum erſten Mal mit Wein gefüllt werden, und ich will daraus auf das Wohl der wackern Handſchuhmacher von Wien trinken!«

Hierauf empfahl ſich die Deputation.

Zahlheim war mit ſeiner Mutter allein.

Er ſchloß ſie an ſein Herz.

Die alte Frau weinte vor Freude.

»Nun, Mutter,« ſagte er, »hatte ich Recht? Entſcheiden bei einem braven Beamten die Bureauſtunden? Kommt es darauf an, daß man wie ein Schuljunge Schlag neun Uhr auf ſeinem Stuhl ſitze, und ſich bis Schlag zwölf Uhr nicht vom Flecke rühre, oder entſcheiden die Leiſtungen, die man zu erfüllen verpflichtet iſt, und die man eben ſo erfüllen kann, wenn man um eilf Uhr ſeinem Berufe nachkommt und bis um drei Uhr arbeitet, oder häufig gar nicht das Amt beſucht, und dafür an andern Tagen das Dreifache, und mit dem beſten Erfolge, leiſtet?«

»Ich ſehe wohl ein, mein Sohn, daß Du einzubringen vermagſt, was Du verſäumſt, aber der Herr Bürgermeiſter hat ſich doch gegen deinen Onkel über Dich beſchwert.«

»Ei was! Pedanterie! Bin ich einmal Rath, dann richte ich mir es noch bequemer ein; da arbeite ich zu Hauſe und gehe nur in die Sitzungen. Die Schulfuchſerei iſt für kleine Geiſter, wer Etwas gelernt hat, läßt ſich nicht wie ein Abſchreiber behandeln.«

»Und nun, lieber Franz, wirſt Du doch daran denken, Dich zu verheiraten? Du erhälſt als Secretär achthundert Gulden Beſoldung und zweihundert Gulden Quartiergeld!«

»Heiraten? — Ich heiraten? Mutter, man lebt nur einmal! Und jetzt, da ſich meine Revenuen ſo bedeutend verbeſſern, will ich erſt recht flott leben.“

„Franz, Du haſt Schulden! — Ich meine nun ſo: Du ſollteſt Dich von den Schulden losmachen, und dann heiraten. In zwei Jahren kannſt Du deine Gläubiger vom Halſe haben. Bei mir haſt Du Koſt und Wohnung, Holz und Wäſche frei. Gib meinethalben alle Jahre zweihundert Gulden für deine Erheiterung aus, dann bleiben Dir noch achthundert Gulden über; in zwei Jahren eintauſendſechshundert Gulden, damit reißeſt Du Dich aus deiner ärgerlichen Lage, bekommſt die Wucherer vom Leibe, und wählſt Du dann Dorothea, des Steuereinnehmers einzige Tochter, zur Frau, die erbt einmal das ihres Vaters Namen führende ſogenannte „Kühtreiberhaus,“ dies Haus trägt eintauſendſechshundert Gulden jährlich, dann biſt Du ein gemachter Mann und glücklicher als der Bürgermeiſter.“

„Mutter, hören Sie mich an, wenn mir der alte Kühtreiber ſein Haus auf der Stelle gibt, und mich an die „Gewähre“ desſelben ſchreiben läßt, ſo daß ich mit dieſem Haus machen kann, was ich will — dann heirate ich ſeine Dorothea auf der Stelle.“

„Aber Dorothea iſt doch ein braves, ſchönes und unbeſcholtenes Mädchen, der Vater kann doch ein ſolches Kind nicht hingeben, als wenn er froh wäre, dasſelbe um jeden Preis anzubringen!“

„Ei was! Ich thue es nicht anders! Man lebt nur einmal! Und ſoll ich mein Leben mit einem Weibe theilen, ſo muß mir das vergütet werden! Jetzt bin ich dreißig Jahre alt, im ſchönſten Mannesalter, geſund wie ein Fiſch, frei wie ein Vogel und lebensluſtig wie ein Schmetterling, und ich ſoll ein fader Stubenhocker werden und bei einem Weibe guttbun! Nein, Mutter, zehn Jahre werden noch verjubelt, dann wollen wir hübſch den Stubenhocker ſpielen und uns zuſammennehmen, um einſt Bürgermeiſter zu werden.«

»Du willſt mit der flotten Babette dein Geld und deine Zeit verſchlagen.«

»Mit der flotten Babette, der kecken Fanny, der fidelen Reſi, der ſchnippiſchen Pepi! Ein Serail will ich haben.«

»Und deine Zechbrüder beſuchen?«

»Und lieben und ſpielen und trinken und küſſen, bis ich den »Schnalzer« gehört habe! — Man lebt nur einmal!«

»Dieſes dein verwünſchtes Sprichwort wird dich noch unglücklich machen! Ja, man lebt nur einmal, das iſt wahr, aber dieſes eine Mal ſoll man vernünftig leben! Nicht nur an Saus und Braus, Luſt und Zerſtreuung, an Vergeudung ſeiner Geſundheit, ſeiner Kräfte, ſeiner Zeit, ſeiner Ehre, ſeiner Pflichten denken.«

»Vergeudung meiner Ehre? Vergeudung meiner Pflichten? Hätte ich nicht meine Ehre und meine Pflichten bedacht, wäre ich jetzt ſchon mit dreißig Jahren Secretär? Der Vater wurde ſechsundſechzig Jahre alt und hatte es nicht zum Secretär gebracht. Und ich ſoll es nicht höher bringen? Dann, Mutter, müſſen Sie auch erwägen, daß ich fünfundzwanzig Jahre wie ein Karthäuſer lebte, fünfzehn Jahre mußte ich im Collegium büffeln, fünf Jahre gingen mir als Practicant verloren, der Vater hielt mich ſo ſtreng, daß ich nicht einmal wußte, wie ein Billard ausſah. Erſt nach ſeinem Tode bekam ich Flügel. Das muß eingebracht werden. Man lebt nur einmal!«

»Ich hoffe, daß deine neue Stellung auf deine Anſichten, auf deine Lebensweiſe Einfluß nehmen werde. Sobald

Du dein Decret erhalten haſt, wird der Bürgermeiſter Dich rufen laſſen. Beherzige, was er Dir ſagt. Bedenke, jeder Menſch iſt ſeines eigenen Glückes Schmied!“

Die Mutter verließ ihn.

Zahlheim nahm ſchnell den ſilbernen Pocal zur Hand.

„Er iſt ziemlich ſchwer,“ ſagte er. „Was kann er werth ſein? Wenn ich nur dreihundert Gulden dafür erhalten könnte! Dreihundert Gulden brauche ich nothwendig, ſonſt darf ich mich bei Frau von Lemnier nicht mehr ſehen laſſen! Und dieſes Haus zu verlieren iſt mir unmöglich!“

Ein Mann trat herein.

Es war der in der damaligen Zeit vielfach bekannte Jude Meyer Baſcheles.

Er verneigte ſich. „Heute iſt der Neunte,“ ſagte er.

„Leider!“ verſetzte Zahlheim. „Lieber Meyer, heute kann ich Dir kein Geld geben; Du mußt mir noch ein Vierteljahr Credit ſchenken. Du mußt mir noch eine neue Prolongation zugeſtehen —“

„Gottes Wunder! Was thu' ich mit der Prolongation? Prolongirt man mir? Morgen muß ich Eintauſendzweihundert Gulden an Iſak Bernach bezahlen. Ein Fanghund iſt nicht ſo gierig auf's Fleiſch, als Iſak auf's Geld.“

„Das iſt alles möglich, ändert aber in meinen Umſtänden nichts! Den heutigen fälligen Wechſel kann ich nicht bezahlen und Geld brauche ich insbeſondere! Ich will es Dir nur aufrichtig ſagen: Ich bin avancirt.“

„Avancirt?“

„Ich bin vorgerückt; ich bin mehr geworden.“

„Wie heißt mehr geworden?“

„Ich bin zum Magiſtratsſecretär ernannt.“

„Was hilft der Titel?“

»Ich habe vom Erſten nächſten Monats ſammt dem Quartiergeld eine jährliche Beſoldung von tauſend Gulden.«

»Gerechter Gott, iſt das viel Geld! Für was gibt man Ihnen tauſend Gulden?«

»Für meine Fähigkeiten, meinen Fleiß —«

»Fleiß? Auf dem Salzgries im Kaffehhaus ſpielen Sie Billard, mit der Kale ſehe ich Sie ſpaziren fahren, iſt das Fleiß?«

»Das wird von nun an nicht mehr geſchehen. Ich war thöricht, nun bin ich ein Beamter, der am Rathstiſche ſitzt.«

»Werden Sie ſich ſelber rathen?«

»Keinen Witz! Hilf lieber! In meiner neuen Stellung muß ich Geld haben!«

»Ich habe keines.«

»Elende Ausflucht!«

»Warum elende Ausflucht? Solche Kundſchaften wie Sie, hab' ich ein Dutzend. Vom 1. bis heute hätte ich alle Tage ein paar Wechſel eincaſſiren ſollen; glauben Sie, es hätte nur Einer bezahlt? Wo ich hingekommen bin zu geben, hat Jeder geſchrien: Prolongation! Prolongation! Wie kann ich alter Mann, mit einem Fuße im Grabe, fort und fort prolongiren? Leb' ich ewig? — Wird mir Gott meine Sterbeſtunde prolongiren?«

»Gewiß! Einen Mann, der wie Du ein Menſchenherz beſitzt, wird Gott ſchon darum nicht zu ſich rufen, weil er edel denkt und handelt.«

»Wie ſchmeicheln Sie, wenn Sie Geld brauchen, und wie grob können Sie ſein, wenn ich mein Geld fordere.«

»Ich war nie grob.«

»Was haben Sie doch für ein kurzes Gedächtniß! — Erinnern Sie ſich vor einem Jahre, als ich hatte zu fordern von Ihnen zweihundert Gulden und mit Klagen drohte, warfen Sie mich über drei Stiegen hinunter; wäre ich nicht geweſen ſo leicht wie eine Feder und ſo elaſtiſch wie ein Polſter und ſo weich wie Katzenpfoten, Arm und Beine hätte ich gebrochen und das Genick dazu.“

„Ich war ſo aufgeregt — vergib mir, guter Meyer.“

„Ihnen hat man viel zu vergeben. Ich will machen keine Vorwürfe, aber ich will auch nicht machen Vorſchüſſe. Den Wechſel will ich Ihnen wieder prolongiren auf acht Tage; bezahlen Sie nicht am 17. — klage ich am 18. und laſſe Sie am 19. einſperren.“

„Einen Beamten willſt Du einſperren laſſen?“

„Geht das nicht, ſo werde ich Sie klagen auf Concurs. Gott befohlen.“

„Meyer, ſei doch vernünftig.“

„Acht Tage will ich noch ſein unvernünftig, das heißt ſo viel, als ich werde unvernünftige Geduld haben, aber dann wird reißen die Geduld und die Vernunft wird zum Vorſchein kommen, und Sie werden bezahlen müſſen. — Adieu!“

„Noch einen Augenblick! — Ich habe hier etwas Koſtbares. — Meyer, reiß' die Augen auf! — Was iſt das?“

Zahlheim nahm den Pocal aus ſeiner Verhüllung.

„Das iſt ein großer ſilberner Pocal.“

„Was ſteht darauf geſchrieben?“

Meyer las die Aufſchrift.

Als er geleſen, ſetzte er den Pocal hin und ſagte:

„Wie, Herr, Sie ſind ein ſolcher Gewaltsmann, daß Ihnen eine ganze Corporation erweiſt ſolche Ehre? Sie haben ſo viel Einfluß, daß eine ganze Innung dankt für das, was Sie geleiſtet? — Gottes Wunder! die armen, verfolgten Juden ſind auch eine Innung. Machen Sie eine Schrift an den Kaiſer, daß er die bisherigen lähmenden Geſetze, den Zuſtand der Juden betreffend, aufhebe und die „Leibmauth“ einſtelle.“

„Das will ich, das werde ich, und bei dem erlauchten Monarchen wird es mir gelingen.“

„Werden Sie gut ſchreiben? Werden Sie wirken wie für die Handſchuhmacher? Einen goldenen Pocal ſollen Sie haben. Ich Meyer Baſcheles bürge Ihnen dafür.“

„Gut, gut! Ich will Alles thun.“

„Wann?“

„Morgen ſchon will ich mich informiren und dann eine Eingabe machen, die Hand und Fuß haben ſoll.“

„Warum morgen erſt? Heute noch ſollen Sie dies thun.“

„Auch heute ſoll es noch geſchehen.“

„Ich hole dieſe Eingabe bei Ihnen, wann ſoll ich kommen?“

„Ich muß mich erſt gehörig unterrichten, die beſtehenden Geſetze durchſehen, mit euren Vorſtehern und Rabbinern ſprechen. Wo wohnt Abraham Kohn, euer tüchtigſter Rabbi?“

„Am untern Werd (Leopoldſtadt) Nr. 6.“

„Gut. Ich werde bis zwei Uhr bei ihm ſein; ſage ihm, daß er zu Hauſe ſei, wenn ich komme; aber nun zieh' deine Börſe und leih' mir hundert Ducaten auf dieſen Pocal.“

„Hören Sie, ich gebe Ihnen fünfzig Ducaten und verlange kein Pfand. — Wie können Sie auch verſetzen, was Ihnen zur Ehre gereicht? — In Ihrem Schranke unter Glas muß das prangen, damit Jeder ſieht, was Sie für ein Mann ſind.“

„Ich danke Dir, Meyer. Du biſt doch ein nobler Menſch.“

„Sie haben Talent! Ein ſchönes Talent! Haben Sie ſchon einmal gehört, daß die Juden das Talent, das wahre Talent nicht geachtet? Der ärmſte Jude ſchätzt das Talent an einem Menſchen, ſei er nun ſeines Glaubens oder eines andern Glaubens. — Da haben Sie fünfzig Ducaten in einer Rolle. Einer Beſcheinigung bedarf ich nicht. Ich gebe einem Stadtſecretär, einem öffentlichen Beamten dies auf ſein Wort, daß er wird beiſtehen den armen unterdrückten Juden! — Halten Sie mir den Pocal in Ehren, das iſt ein Diplom geſchrieben auf Silber. Um zwei Uhr hole ich Sie ab. Wir machen zuſammen die Viſite bei Abraham Kohn.“

Meyer Baſcheles ging.

Zahlheim zählte ſeine Ducaten.

Es waren fünfzig Stück herrlich geränderter Kremnitzer.

„Geduld, Mauſchel,“ ſagte Zahlheim. „Ich werde Dich und deinen Rabbi gehörig ausbeuten. Heute müßt Ihr noch hundert Ducaten in meine Hände legen.“

II.

Ludmilla Fogger. Gecken in Wien in den Achtzigerjahren. Die Geſellſchaft der Weiberfreunde im Gaſthofe zur Ente.

Auf dem Spittelberge im ſogenannten Spaliermacherhauſe lebte eine alte Witwe, Eleonora Fogger, mit ihrer einzigen Tochter Ludmilla.

Dieſe Ludmilla hatte das vierzigſte Lebensjahr weit überſchritten und noch keinen Gatten, welches ihr den tiefſten Kummer bereitete.

Ludmilla war nicht männerſüchtig, obgleich ſie ſeit ihrem achtzehnten Jahre oft ein Gegenſtand der alten und jungen Wienerſtutzer war, welche damals im Staatskleide, mit Degen, Haarbeutel und Chapeau-bas die Kirchenthüren belagerten und ſodann nach der heiligen Meſſe in Reih und Glied vor den Pforten der Gotteshäuſer ſich aufſtellten und die ſchönen züchtigen Beamtenstöchter und Bürgermädchen die Revue paſſiren ließen, aber Ludmilla hätte gern geheiratet.

Die adeligen Damen, die lieblichen Comteſſen und Baroneſſen, unanſtändig zu begaffen oder gar anzureden, hüteten ſich die Gecken von damals wohl, denn erſtens erſchienen die Damen nie ohne ehrfurchtgebietende Begleitung und Dienerſchaft, dann war es überhaupt gefährlich, die Töchter aus ſolchen Häuſern zu fixiren, da ihre Anbeter, junge Cavaliere, ſtets in der Nähe waren und jedem auffallenden Begaffer die gehörige Züchtigung zuzuwenden wußten.

Der Sohn eines reichen Fleiſchhauers aus der Vorſtadt Weißgärber, ſein Name war Legler, mußte ſeinen Vorwitz, eine Comteſſe H**** einmal bei dem Austritte aus der St. Michaelskirche keck angeſprochen und ſie in ihren Wagen gehoben zu haben, ſchwer büßen.

Dieſer junge, überaus hübſche Menſch, auf ſeine Geſtalt ſtolz, auf ſein Geld ſich viel einbildend, hatte die Marotte, an Sonn- und Feiertagen in einem Staate zu erſcheinen, den man nur an jungen Adeligen zu ſehen gewohnt war. Die Feinheit des Tuches an ſeinem Rocke, die Stickerei desſelben, die Eleganz der Weſte und Beinkleider, die reiche Wäſche, Jabots und Manſchetten, die koſtbaren Seidenſtrümpfe, die Schuhe mit goldenen Schnallen und edlen

Steinen beſetzt, und der Hut, welcher ſogar mit Federn verbrämt war, gaben ihm das Anſehen eines Mannes aus den höhern Ständen, dazu kam noch, daß er auch eine Equipage beſaß, welche ſo propre als eine gräfliche war. Wenn er unter höhern Perſonen nie den Mund geöffnet, ſo hätten dieſe ihn vielleicht für Einen aus ihren Cirkeln nehmen können, wenn er aber nur zwei Worte über ſeine Lippen kommen ließ, fiel der Mangel an aller Erziehung auf, der rohe Fleiſchhauer aus der Vorſtadt zeigte ſich in ſeiner ganzen Blöße, und ſeine bodenloſe Gemeinheit ſtach um ſo mehr ab, als ſie mit ſeinem Anzug grell contraſtirte.

Dieſer Sebaſtian Legler bewegte ſich auch gerne in beſſeren Cirkeln.

Was heute in Wien das „Hôtel Munſch“, die „Stadt Frankfurt,“ das Hôtel „zum Lamm“ u. ſ. w. ſind, war damals der Gaſthof zur „Ente“ in der Schulerſtraße. Der reiche ungariſche Adel kehrte hier ein, in ſeinen Speiſezimmern im erſten Stocke dinirten und ſoupirten die faſhionablen Wiener, ſie führten ihre Frauen und Liebchen hin, und ſchmauſten und zechten tüchtig. Die luſtigen, jungen Elegants gaben ſich hier Rendezvous; an einem großen runden Tiſche verſammelten ſich die Söhne des ſogenannten „leoniſchen“ Adels, Doctoren, Beamte, reiche Großhändler, auch Zahlheim befand ſich in dieſem Kreiſe. Sebaſtian Legler drängte ſich täglich herzu.

Er war freilich das Stichblatt des Witzes der ganzen heitern Geſellſchaft; wegen ſeiner Unwiſſenheit wurde er unaufhörlich gehänſelt, ſeine pöbelhaften Manieren wurden verlacht, jedes Wort, das er ſprach, verhöhnt, aber Sebaſtian ertrug Alles geduldig, durfte er doch hier verweilen und ſich den Anſchein geben, als gehöre er auch der intelligenten Claſſe an.

Um nur geduldet zu werden, zeigte er ſich bei jedem Anlaſſe ſplendid. Er wußte alle Namenstage und Geburtstage ſeiner Freunde; an ſolchen Feſttagen tractirte er ſtets die ganze Geſellſchaft mit den leckerſten Speiſen und Weinen, und ließ den Champagner in Strömen fließen, der damals in den Gaſthöfen noch zu den Raritäten gehörte, und von welchem die reichſten Bürger nur ſprechen hörten, ihn aber nie tranken.

»Es wäre Alles gut und ſchön, Sebaſtian, was Du thuſt und wie Du Dich nobel und ſtets gaſtfreundlich zeigſt,« bemerkte Zahlheim, »wenn Du nur Eines laſſen könnteſt! — Wenn Du Dich nur in deiner verwünſchten Fleiſchbank auf dem Lichtenſteg verkriechen möchteſt, wenn Einer von Uns dort vorüber geht, vorüberreitet oder fährt! — Da hat Dich aber der Teufel immer bei der Hand! — Der Ritter von Salwein mit ſeiner ſtolzen Braut und ihrem hochmüthigen Vater, dem kaiſerlichen Zahlmeiſter Edlen von Senſter, paſſirten neulich den Lichtenſteg; flugs liefſt Du mit deiner blutigen Schürze und deinem ekelhaften Meſſer an der Seite dieſen ausgezeichneten Perſonen nach, und riefſt dem Ritter von Salwein zu: »Moriz, iſt das deine Braut? Sehr ſauber, ich gratulir! Tummle Dich, damit Du ſie bald kriegſt, ſonſt ſchnapp' ich ſie Dir vor der Naſe weg!«

»Nun, das iſt ja wahr!« erwiederte Sebaſtian, und glotzte dabei Zahlheim verwundert an, weil er das Unſchickliche in einem ſolchen Benehmen nicht fühlte — »ſie iſt ja »mudelſauber« und ein Geſchau (Augen) hat ſie wie ein junges Reh.«

»Du bleibſt ein Schafskopf, Sebaſtian, und wenn Du noch ein Dutzend Bouteillen Champagner auf die Tafel ſetzen läßt.“

„Das kommt mir nicht darauf an,“ verſetzte Legler und befahl dem Wirthe, noch zwölf Flaſchen herbei zu ſchaffen; „aber nun entdecke mir, Franzl, weshalb ich ein Schafskopf bin.“

„Ein Schafskopf biſt Du, weil Du nicht fühlſt, was ſich ſchickt und was ſich nicht ſchickt. — Weshalb drängſt Du Dich denn an uns, weil Du gut einſiehſt, daß das Leben unter deines Gleichen kein ſo feines iſt, als das Leben unter uns. — Dich ekeln die Sitten und Manieren der Fleiſchhauervorſtadt an; Du mit deinem Gelde ſiehſt ſehr gut ein, daß es höhere Genüſſe gibt, als man „unter den Weißgärbern“ bietet; Bierhaus, Kegelſtatt, Ochſentheilung und Hetz ſind nicht nach deinem Geſchmack.“

„Ei! Ochſentheilung und Hetz ſind wohl meine Paſſion,“ erwiederte Legler. „Auf den künftigen Sonntag wird wieder „der Löw'“ in die Eng' getrieben; ich und der „Rinderer-Natzel“ kommen jeder mit drei Fanghunden und lachen uns halb todt, wenn der Löw' alle unſere Hunde in kleine Stücke zerreißen wird.“

„Echt „weißgärberiſch,“ erwiederte Zahlheim; „die Gemeinheit wirſt Du noch lange nicht aus den Gliedern bringen.“

„Iſt denn die Hetz eine Gemeinheit? Die ſchönſten Damen ſitzen in den Logen und in den Hetzmeiſter Stadelmann ſind die jüngſten Weiber verliebt.“

„Das ſind auch Weiber darnach! Sebaſtian, begreifſt Du denn nicht, daß das Martern der Thiere nur rohen Herzen ein Vergnügen machen kann?“

„Nein, das begreif' ich nicht. Es iſt immer beſſer, ein

Vieh wird gehetzt als ein Menſch, und ein armer Mann, der wegen rückſtändigem Zins von ſeinem Hausherrn, ein unglücklicher Schuldner, der von ſeinem Gläubiger und einem ſchlechten Advocaten gehetzt wird, ein bedrängter Bürger, dem eine Hyäne von Wucherer das Blut ausſaugt, erbarmt mir weit mehr als der Auerſtier in der Hetz', und wenn ihm hundert Hunde an den Ohren hängen.“

„Da haſt Du ganz Recht: wenn es aber Hausherren, Gläubiger, Advocaten und Wucherer gibt, welche Hetzhunde ſind, ſo macht dies die Thierhetze noch nicht beſſer; im Gegentheile noch verabſcheuungswürdiger, weil das unvernünftige Thier ſich nicht gegen tyranniſche Einrichtungen wehren kann, der vernünftige Menſch aber zahlloſe Mittel beſitzt, ſich an einem hartherzigen Hausbeſitzer, ſchlechten Gläubiger, niederträchtigen Advocaten und ſchamloſen Wucherer zu rächen; wir alle, wie wir da ſitzen, laſſen uns von ſolchem Volke gewiß nichts gefallen.“

„Alſo ſoll ich die Hetz' nicht mehr beſuchen?“

„Nein.“

„Schade; für den Sonntag habe ich ſechs Logen beſtellt; ich wollte Euch Allen damit ein Vergnügen machen.“

„Das iſt kein Vergnügen für uns.“

„Es werden drei Damhirſche,“ fuhr Legler fort, „drei ungariſche Ochſen, der Bär eingewickelt in einen Kranz brennender Raketen, der Auerſtier mit Feuerkörpern an den Hörnern, und zuletzt der Löw' gehetzt. Wenigſtens vierzig Hunde gehen dabei zu Grunde.“

„Deine eigenen auch?“

„Da liegt nichts daran. Ich habe ſechs bairiſche Fanghunde im Hauſe, ſogenannte „Dienerhunde,“ welche auf de:

Menſchen abgerichtet ſind und in Regensburg dreſſirt wurden, im Hauſe.“

„Kerl,“ grollte Zahlheim, „Dich geben wir auf und bitten Dich, nicht mehr in unſern Kreis zu kommen.“

„Nun, nun, verbietet mir nur nicht euren Cirkel, ich will meine „Paſſionen“ ſchon nach und nach laſſen; im Ganzen predigt Ihr aber anders als Ihr handelt — denn mich hetzt Ihr das ganze Jahr, läſtert mich, verhöhnt mich, foppt mich, verſpottet mich ſogar vor den Kellnern, und habt nicht das geringſte Mitleid mit mir; dieſe Hetz, die Ihr täglich mit mir verhabt, thut mir oft mehr weh als dem Bären die Hundszähne.“

„Mach's wie der Bär und beutle die Biſſe ab; — wir meinen es ja gut mit Dir. — Du biſt ein roher Diamant, Du mußt geſchliffen werden; die ſcharfen Kanten und Ecken müſſen weg, die rauhe Hülle fort; zu dieſen gehört vorzüglich dein Benehmen in deiner blutigen Fleiſchbank, wenn Einer von uns an deiner Mördergrube vorübergeht. Wir ſind nun einmal in einer Stellung, in welcher wir Dich inmitten deines Reiches von geſchlachteten Kälbern, zervierteltem Rindvieh, Ochſenblaſen und dergleichen ignoriren müſſen. Mit einem Menſchen im ſchmutzigen Fürtuch, aufgeſchlitzten Hemdärmeln und dem Beil in der Hand wie ein Scharfrichter können wir nichts gemein haben.“

„Aber ich kann doch nicht in ſeidenem Frack, friſirtem Toupée und einem Chapeau-bas und einem Degen an der Seite, in der Fleiſchbank ſtehen?“

„Das verlangen wir nicht. Sei Du Fleiſchhacker im Sinne des Worts, es iſt dein Geſchäft; dies nährt Dich redlich, aber ſprich keinen von uns an, ſo lange Du deinem Metier angehörſt. Einem auf der Straße nachlaufen, der zu den höhern Ständen zählt und mit ſeiner Braut an deinem ſtinkenden Comtoir zufällig vorübergeht, mit einer Braut, welche wegen der Stellung ihres Vaters die Naſe höher hält, als der Steigbaum in der Hetze, und dieſen Freund familiär und frech anreden, das darfſt Du Dir nicht mehr erlauben, ſonſt haſt Du uns Alle auf dem Halſe und das Geringſte, was Du in einem Wiederholungsfalle ſolcher Impertinenz zu erwarten haſt, iſt, daß ich als Magiſtratsſecretär dahin wirke, daß Du bei der nächſten Recrutirung „einen weißen Rock“ bekommſt, trotz deinem Gelde, und trotz dem, daß dein Vater „äußerer Rath“ iſt.“

Sebaſtian ſank wie vernichtet zuſammen.

Zahlheim hatte den Nagel auf den Kopf getroffen.

Der Gedanke, ſich durch einflußreiche Bekanntſchaften vor dem Militärſtande zu ſchützen, war es vorzüglich, was den ehrlichen Fleiſchhauer veranlaßte, Freunde in einer Sphäre zu ſuchen, die weit über der ſeinigen ſtand.

Sebaſtian überkam eine Bangigkeit, welche ihn ſo bemeiſterte, daß er leichenblaß wurde und kein Wort mehr zu ſprechen vermochte.

Ein reicher Bürgersſohn, der wie ein Graf zu leben vermochte, dachte er, ſoll plötzlich Soldat werden, und vielleicht gar gegen die Türken marſchiren; das fiel ihm ſo ſchwer auf's Herz, daß ihm Thränen in die Augen traten.

Seine Freunde bemerkten ſeine Stimmung und Henner, ein Concipiſt der Regierung, rief tröſtend dem armen Sebaſtian zu:

„Nun, werde nur nicht kleinmüthig! Zahlheim droht Dir ja nur. Es geſchieht nicht, was er ſagte; er wollte Dir nur ernſtlich zu Gemüth führen, daß Du deine Unbeſonnenheit aufgeben ſelbſt, um Keinen von uns in Zukunft in fatale Verlegenheiten zu bringen.“

„O ich traue Zahlheim nun nicht mehr!“ erwiederte der Fleiſchhauer; „er hat mich einen Blick in ſein Herz thun laſſen, der mir Angſt macht. Solche Drohungen ſpricht kein guter Menſch aus! — Ich werde Euch verlaſſen, für immer verlaſſen. Wo der Zahlheim ſich befindet, da kann es mich nicht mehr freuen. Mein Vater hat mir oft geſagt, daß dieſe Geſellſchaft nicht für mich paſſe; ich käme ihm vor, ſagte mein Vater, wie eine Maus, welche mit Katzen ſpielen wolle — mein Vater hat Recht. Adieu, Adieu, Ihr Herren! Wo man einen guten Kerl ſo behandelt, wie Ihr mich; wo eine Katzenpfote eine arme Maus ſo tief verwundet, daß ſie beinahe ſchon ihren Tod fühlt, da iſt es beſſer, ſie retirirt ſich, ehe ſie ſich zerfleiſchen läßt! — Ich kann mich nur nicht genug wundern, daß Zahlheim, oder wie ich vielleicht beſſer mich auszudrücken habe, der Herr Magiſtratsſecretär Franz von Zahlheim, ſo ſehr gegen die Thierhetzen ſich ereifern und die armen Hunde bedauern kann, die der Löw' zerreißt, — mir hat er einen ſo ſchmerzhaften Schlag mit ſeiner gewaltigen Tatze gegeben, daß ich vor jedem erneuerten mich ſo ſchnell als möglich retiriren will.“

Er wollte fort.

„Bleib!“ rief ihm Zahlheim zu. „Du empfindlicher Fleiſchhacker! Ich meinte es nicht ſo. — Ich wollte Dir nur deine Frage beantworten, daß Du ein Schafskopf biſt, und bedauere nun, daß Du es noch immer nicht einſiehſt!“

„Punctum!“ ſcherzte Henner. „Sebaſtian darf nun nicht mehr gehänſelt werden. Er iſt unſer Freund, und aus dem, was er geſagt und wie er es geſagt, bemerke ich, daß er kein [illegible]gehirn beſitzt. — Zahlheim, reich ihm die

Hand und ſtoße einen jungen Mann nicht zurück, der es nicht verdient, hart behandelt zu werden."

Nachdem der Friede hergeſtellt war, fing die flotte Geſellſchaft an in ihrer heitern Weiſe zu converſiren.

Von welchen Dingen ſprechen junge Männer am liebſten, wenn ſie ſich ungenirt ſehen, wenn keine Damen in ihrer Nähe ſind, vor welchen ſie ganz untadelhaft zu erſcheinen Willens ſind? Von hübſchen Mädchen. — So auch hier.

Im Gaſthofe „zur Ente" im erſten Stocke, in dem großen Zimmer links, an dem großen runden Tiſche am Fenſter fanden ſich nur Wiener Don Juans, Wiener Bonvivants ein, und Zahlheim war ihr Capo.

In dem Hauſe in der Wollzeile Nr. 908 (jetzt Nr. 856), aber mit einer Gaſſenfronte nach der Schulerſtraße, wohnte in der erſten Etage eine junge Witwe, Madame Lemnier. Sie war nicht nur ſelbſt eine ſehr galante Dame, ſie hatte auch eine namhafte Anzahl wunderſchöner Mädchen in ihrem Hauſe, und noch weit mehr kamen zu ihr.

Männer und Frauen von lockern Grundſätzen ſprachen bei ihr ein, und manches nette Weibchen, welches einen kargen Gatten oder einen, welcher dem Luxus ſeiner Frau nicht zu genügen vermochte, beſaß, ſchlich ſich hieher, welches dadurch, daß das Haus Nr. 908 ein Durchhaus war, und zu der Wohnung der Frau Lemnier mehre Treppen führten, beſonders früh Morgens und ſpät Abends nicht all zu ſchwierig war.

Die Herren am runden Tiſche in der „Ente" ſchielten Mittags und Abends, beim Diner und Souper nach den Fenſtern des Angersfeld'ſchen Hauſes (unter dieſem Namen war Nr. 908 bekannt) und weideten ſich an den [illegible] gelsgeſichtern, damals ſpottweiſe die „Lemnier'ſchen Stiftfräulein“ genannt, welche von Zeit zu Zeit die Köpfchen nach der Straße richteten und lüſtern lauerten, ob kein Gimpel auf ihrer Leimruthe hängen bleiben wolle.

So eben guckten eine Brünette und eine Blondine gleichzeitig aus dem Fenſter, und die Herren durchzuckte es wie ein Blitz, als ſie dieſe Engelsköpfchen erblickten.

„Da iſt Natalia wieder!“ rief der Fleiſchhacker. „Zum Geier! die wird doch alle Tage ſchöner; nun werde ich es nicht länger mehr aushalten; ich muß hinüber, ich muß ihre nähere Bekanntſchaft machen.“

„Ich ſagte Dir ja, Sie laſſen Dich nicht ein,“ entgegnete ein Herr Lothar Erdweg, der Sohn eines reichen Kaufmannes, „und wenn Du dreimal ſo viel Geld daran wenden würdeſt, als die Taxe iſt! — Du mußt mindeſtens „Herr von“ ſein; einem Bürgerlichen wird die Thüre gewieſen.“

„Ich werde mich für einen Adelichen ausgeben.“

„Du? mit deinen Manieren und deiner Art zu ſprechen. Dir ſieht man den Fleiſchhauer an, wenn Du blos ein Compliment machſt.“

„Zahlheim, führe mich bei der Frau vom Hauſe auf!“ bat Sebaſtian, „die „dreihundert Gulden,“ die Du erlegen mußteſt, um in dieſen Cirkel aufgenommen zu werden, ſollſt Du von mir erhalten. — Gib mich für einen [illegible]edelmann aus.“

„Es geht nicht!“ erwiederte Zahlheim. „Wenn Dich eine der Damen einmal zufällig in deiner „Zuſchrott“ am Lichtenſteg erblicken ſollte, ſo würde ich ausgeſtoßen wie ein liederlicher Student aus dem Collegium.“

„Ein ſchönes Geld dreihundert Gulden, blos für den Eintritt, und dafür hat man nicht einmal etwas! Jeden

Handkuß, den man applicirt, muß man extra bezahlen,“ meinte Erdweg; „Franz, ſolche Geſchichten kommen verflucht doch!“

„Ei was!“ entgegnete Zahlheim. „Was ich da drüben für Vergnügen haben werde, müſſen mir die „Juden“ bezahlen. Einhundertfünfzig Ducaten habe ich ihnen ſchon „herausgeriſſen“ blos dafür, daß ich für ſie eine Bittſchrift verfaſſen werde.“

„Schreibſt Du ſie nicht?“

„Ei ja, und ſehr gut werde ich ſie ſchreiben. Daß der Kaiſer die ſchimpfliche „Leibmauth“ aufheben werde, getraue ich mir ſogar zu verbürgen, ſonſt aber nichts. Es iſt dies vor der Hand genug.“

„Dann werden die Juden Dir auch nichts mehr geben.“

„Sie müſſen! Ich gehe auf alle ihre Wünſche ein, ſchreibe ihnen meinetwegen tauſend Suppliken; wenn alle tauſend abſchlägig beſcheidet werden, geht es mich nichts an; aber bezahlt müſſen meine Arbeiten werden, gut bezahlt, und was ich dafür erwerbe, wandert da hinüber. Man [illegible] einmal; bei Frau Lemnier läßt ſich am beſten leben! — Macht nur eine Nacht in dieſem Hauſe mit, und Ihr werdet mir Recht geben, daß Ihr von ſolchen Genüſſen gar keine Ahnung gehabt habt. — Ein Ball unter dieſen Nymphen, ein Souper an ihrer Seite, und die eleganten Herren, lauter Cavaliere; die Bekanntſchaften, die ich bereits gemacht, gebe ich nicht für 1000 Ducaten! Mit Baron Schaal bin ich bereits Du; mit dem Ritter von Kehl ſpiele ich Pharao —“

„Und verlierſt dein Geld —“

„O, ich kann auch gewinnen. Und jedes der ſchönen Mädchen muß ſich meine Liebe gefallen laſſen; unter ihnen bin ich ein Baſſa; jeder von den Damen, ſelbſt der ſchönen Hausfrau, darf ich mein Schnupftuch zuwerfen!«

»Verfluchtes Malheur,« rief der Fleiſchhacker, »daß ich kein Adelicher bin! Iſt ein Bürgerlicher ein Hund, daß er ſich nicht unterhalten ſoll? Oder ſind die Damen da drüben vielleicht alle adelich?«

»Keine einzige,« entgegnete Erdweg. »Schön ſind ſie, und feine Manieren hat ihnen ihre — Vorſteherin eingeprägt. Die Schwarze, die Euch ſo gut gefällt, und die Blonde, welche wieder am Fenſter iſt, ſind Bürgersmädeln; die Schwarze iſt eine Buchbinderstochter von der Laimgrube, ſie heißt Gertrud, ich kenne ſie; da drüben nennt man ſie Heloiſe! Aber weder als Gertrud noch als Heloiſe darf ſie ihren braven Eltern je mehr unter die Augen.«

»Und die Blonde?« fragte der Fleiſchhauer.

»Die iſt gar etwas Gemeines. Die Tochter der Wäſcherin meiner Mutter!«

Alle lachten.

»Auf Ehre! — In Margarethen hat ſie den Spitznamen die ›Bügeleiſen-Nani.‹ — Jetzt heißt ſie Theodora und muß die Waiſe eines Geſandtſchaftsrathes von München ſein! — Dieſe Perſon hat München ihr ganzes Leben nicht geſehen.«

»Doch die Erziehung, welche Frau Lemnier ihren Mädchen gegeben! Was ſie denſelben lehren ließ! noch haben ſie alle möglichen Meiſter. Die dreihundert Gulden, welche man bezahlt, heißen deshalb Erziehungsbeitrag!«

»Ei, was liegt mir an der Erziehung!« verſetzte Sebaſtian. »Ich liebe ein ſchönes Geſicht.«

»Gemeine Seele!« rief Zahlheim, »daß Du Dich in einem ſolchen Kreiſe durch Geiſt, Witz, Humor doppelt angezogen fühlen könnteſt, verſchmähſt Du?“

„Hör' auf! Ein Wäſchermädel wird viel Geiſt und Witz beſitzen! — Die wird ihre Geburt ſo wenig verläugnen können als ich!“

Die Geſellſchaft erhielt Zuwachs.

Ein junger Arzt, Doctor von Lachenberg, trat ein.

„Wie? Du kommſt zu uns?“ riefen ihm Alle entgegen.

„Eduard, Du?“ fragte Zahlheim. „Junger Ehemann, Abtrünniger! Weiß deine Frau, daß Du hierher gingſt?“

„Gott grüße Euch Alle,“ erwiederte Lachenberg. „Meine Frau weiß keine Sylbe, daß ich hieher ging. Ich ließ mich von meinem Bedienten zu einem Patienten rufen, ſonſt wäre es mir unmöglich geworden, Euch zu ſehen! — Ich hielt es aber nicht mehr aus! Sechs Monate lebe ich außer eurem Kreiſe! — Mich bringt die Langweile um.“

„Du armer Ehemann!“

„Du biſt doch nicht unglücklich verheiratet?“ fragte Erdweg.

„Nein — aber —“

„Ein Aber?“

„Aufrichtig geſagt: ich habe ein ſehr koſtſpieliges Weib geheiratet! Ihr wißt, meine Praxis iſt nicht unbedeutend; ich verdiene mir ein hübſches Stück Geld, aber es reicht Alles nicht zu, dem Luxus meiner Frau zu genügen. — So lange ich ledig war, wohnte ich in der Naglergaſſe; als ich heiratete, mußte ich auf den Kohlmarkt ziehen. Auf dem Kohlmarkt, im zweiten Stocke, mit der Ausſicht auf die Straße, koſtet mich das Quartier gerade dreimal ſo viel als mein früheres. Als ich ledig war, eilte ich zu Fuß zu meinen Patienten; ſeit ich verheiratet bin, habe ich eine Equipage, muß aber größtentheils auch zu Fuße gehen, weil meine Frau mit meiner Schwiegermutter ſtets herum kutſchirt!«

»Eine Schwiegermutter haſt Du auch?«

»Und was für eine! — Doch genug! Ich ſehe Euch wieder, und verſpreche Euch, nun oft hieher zu kommen, denn beim Teufel! ich brauche Zerſtreuung! — Ich habe oft Gedanken, die mich höchſt trübſinnig machen!«

»Und was warſt Du für ein heiterer Kauz!«

»Es fällt mir gerade ein!« bemerkte Zahlheim, »zu dem Weiberclub da drüben haſt Du ja als Edler von Lachenberg auch dreihundert Gulden beigetragen!«

»Ich habe noch ein Vierteljahr gut! Gerade ein Vierteljahr vor meiner Heirat legte ich ein! Ein halbes Jahr bin ich Ehemann, alſo hätte ich bei Frau Lemnier noch für drei Monate freien Eintritt.«

»Komm mit!« ſagte Zahlheim. »Ich komme nun auch hin. Heute nach dem Theater iſt großes Souper. Das Couvert zwei Ducaten! Laß Dich von deinem Bedienten wieder an ein Krankenbett und zwar zu einem recht gefährlichen Patienten, in eine weit entlegene Vorſtadt oder gar aufs Land rufen, und amüſire Dich ein paar Stunden; es wird Dir gut anſchlagen.«

»Das will ich meiner Frau doch nicht zu Leid thun! Nein, ſie ſoll keine Urſache haben, über mich zu klagen.«

»Sie erfährt's ja nicht!«

»O wie leicht wäre dies! Meine Schwiegermutter hat ihre Ohren überall; die klatſcht und ſchwätzt den ganzen Tag! Wo die ihre Neuigkeiten vernimmt, wiſſen die Götter! Und von der Madame Lemnier weiß ſie eine Menge Dinge:

alte Weiber, wie meine Schwiegermutter, leben völlig von der Chronique scandaleuse.“

„Eduard,“ ſagte ein anderer Freund aus dieſem Kreiſe — ein Gerichtsaſſeſſor, Ritter von Fölling, „Eduard, Du weißt, ich frequentire ebenfalls das heitere Haus der Madame Lemnier; wir kauften uns gleichzeitig bei ihr ein; laſſe Dir daher etwas erzählen. — So leichtſinnig jene Mädchen auch ſind, auf eine, auf die kleine Henriette, machteſt Du doch einen ungeheuren Eindruck, ſie war wirklich in Dich zum Sterben verliebt, und weinte und geberdete ſich wie närriſch, als ſie erfuhr, daß Du Dich verheiratet hatteſt; — dieſe kleine Närrin verdient, daß Du ſie noch einmal ſiehſt und ſprichſt, ſie tröſteſt — komm' heute mit, zum Souper, das Mädchen machſt Du glücklich!“

„Gott ſoll mich bewahren! Dieſe Thorheiten liegen hinter mir!“ — Ich bitte Dich ſogar, Fölling, von mir mit ihr nicht zu ſprechen. — Ich weiß, daß ſie mir von ganzem Herzen gut war; ich beklagte ſehr oft das poſſierliche Ding, ſeines guten Herzens wegen, beklagte, daß es in jenes Haus gerieth; es war ſehr traurig, daß Henriettchen Madame Lemnier kennen lernte; — aber — genug! nichts weiter! Und nun erzählt mir, wie es Euch bisher ergangen! Dir, Zahlheim, gratulire ich, Du biſt Secretär geworden; es konnte Dir nicht fehlen; bei deiner Geſchicklichkeit, deinen Kenntniſſen ſollteſt Du ſchon Rath ſein; es kann Dir dieſe Stelle auch nicht lange ausbleiben, und dann, Franz, mache es wie ich, heirate — aber nimm Dir ein einfaches Weib; ein Weib, das nicht dem Luxus huldigt, und keine Schwiegermutter welche die Thorheiten ihrer Tochter noch fördert, dies wäre ein großer Jammer! Nimm auch kein Weib von blendenden Reizen, das iſt noch ärger, gedenke des bekannten Reimes:

„Verlang' Dir nie ein Glück zu groß,
Und nie ein Weib zu ſchön.
Der Himmel möchte Dir dies Los
Im Zorne zugeſteh'n!“

„O dafür,“ erwiederte Erdweg, „hat Zahlheim bereits geſorgt! — Jetzt wird er noch eine Weile auszutoben ſuchen, aber dann nimmt er ſeine alte, leider ſehr alte Flamme, Ludmilla Fogger, die liebt ihn wie eine — Mutter, und hat Geld, viel Geld, das muß ſie auch haben, denn wer ſich mit einem „halben Säculum“ trauen läßt, muß reichlich entſchädigt werden!“

„Ei hol' Dich der Teufel mit deinem Spotte!“ fuhr Zahlheim auf. „Du wirſt doch nicht wähnen, daß ich ein Weib erwählen werde, das jetzt ſchon eine Candidatin für die Fußwaſchung ſein könnte? — Geld mag Ludmilla haben, vielleicht viel Geld, ich kann es nicht recht erfahren, wie viel ſie hat: ſie iſt mir auch mit Leib und Seele zugethan; aber auf ihre Zärtlichkeiten verzichte ich, ſo wie auf ihre Thaler und Obligationen. Sie ſetzt einen zu hohen Preis auf ihr Vermögen, nemlich ihre Hand. — Unlängſt befand ich mich in einer momentanen Geldverlegenheit; ich ging zu ihr. Da ich weiß, wie ſie ihren Mammon lieb hat, ſo bewies ich ihr meine Zuneigung, daß ich mich jetzt noch vor mir ſchäme. — Als ich ſie ganz entzückt hatte, vor Verehrung und Liebe, bat ich ſie, mir fünfhundert Gulden zu borgen. — Da ſprang ſie ganz entſetzt vom Sopha auf. Geld? ſagte ſie, Geld wollen Sie von mir, Franz, Geld, ehe Sie mir noch ein Eheverſprechen gemacht, ehe Sie noch an eine Heirat mit mir gedacht haben? — Nein, mon cher François!“ ſie ſprach ſogar franzöſiſch! „Ehe Sie mich nicht zum Altar geführt haben, bekommen Sie keinen Heller.“

„Ich ſah ſie entſetzt an.

„Iſt das Ihre Aufrichtigkeit? erwiederte ich.

„Iſt dies die Ihrige?“ fragte ſie.

„Ja, ſagte ich. Ich bin aufrichtig; ich muß auf Ihren Beiſtand in meiner Lage zählen können; ich kann nicht heirathen, bevor ich nicht Magiſtratsrath bin.

„Ich bin jetzt zweiundvierzig Jahre alt, verſetzte ſie. Es kann zehn Jahre dauern, biſt Sie Rath werden. Dann nehmen Sie mich nicht mehr, dann habe ich auch kein Geld mehr, wenn ich Ihnen bis dahin beiſtehe.

„Haben Sie denn ſo ein großes Vermögen? fragte ich, daß Sie ſo ſtolz auf Ihr Geld ſind?

„Heiraten Sie mich, und Sie werden erfahren, was ich beſitze.

„Ich empfehle mich, erwiederte ich und ging.“

„Und mit dieſer geizigen, häßlichen Alten willſt Du mich aufziehen, Erdweg? Eher heirate ich die Scharfrichterstochter von Erdberg!“

Die Freunde lachten über dieſe Betheuerung.

„Am andern Tage ſchrieb mir Ludmilla,“ fuhr Zahlheim fort, „und [illegible] ſich herbei, mir zehn Gulden leihen zu wollen.

„Ich antwortete ihr: Ein Wucherer habe mir fünfhundert Gulden gegen eine Verſchreibung von tauſend Gulden geliehen: daß ich auf eine ſolche Weiſe in eine arge Bedrängniß gekommen, ſei ihr Werk. — Ihre Hartherzigkeit brächte mich nun in ein Labyrinth von Schulden, denn wer mit den Wucherern anfange, könne ſich nicht mehr retten!

„Auch dies rührte ſie nicht.

„Sie kam zu mir und gab mir gute Lehren!“

„Hole der Teufel die Alte!“ ſchrie Zahlheim auf, „und wenn ſie eine Million beſitzt.“

Das Geſpräch der Freunde bekam bald eine andere Wendung.

Der Wirth trat ein und brachte eine Neuigkeit.

„So eben erzählt der Hofrath Baron Sonnecker, im Extrazimmer,“ berichtete der Wirth, „daß Se. Majeſtät der Kaiſer Joſeph die Todesſtrafe aufgehoben habe.“

„Mir nichts Neues,“ verſetzte Zahlheim. „Geſtern ſchon hat es der Bürgermeiſter dem Rathsgremium officiell mitgetheilt.“

„Der Hofrath Baron Sonnecker meint jedoch,“ fuhr der Wirth fort, „daß die Unglücklichen, welche den Tod verdient und nun nicht gerichtet würden, hierüber nicht jubeln könnten, denn was ſtatt der Todesſtrafe jetzt verhängt werde, ſei zehnmal ärger. Ewige Gefangenſchaft in unterirdiſchen gräßlichen Zellen, Schiffzug, Brandmarkung, Anſchmiedung an feuchte Mauern unter der Erde, nach Befund des Verbrechens.“

„Alle Achtung vor dem Herrn Hofrath von Sonnecker und ſeinen Anſichten,“ verſetzte Zahlheim, „[illegible] die härteſte Gefängnißſtrafe, der Schiffzug und das Brandmarken ſind nichts gegen Rad, Schwert und Galgen. Der Verbrecher bleibt doch am Leben, und hat die Hoffnung auf endliche Befreiung. Der Kaiſer kann am Ende noch ein Motiv zur Begnadigung finden, wenn auch erſt nach langen Jahren; der Kaiſer kann mit der Zeit auch milderen Anſichten Gehör ſchenken, und vielleicht ſelbſt mit Tod abgehen; ein neuer Monarch öffnet aber gewöhnlich bei ſeiner Thronbeſteigung die Kerker, — die Gräber kann er nicht mehr öffnen.“

Der Diener des Doctors erſchien und rief ſeinen Herrn bei Seite.

„Herr Doctor," berichtete er, „nun hat wirklich ein ſehr ſchwer Erkrankter zu Ihnen geſendet. — Den alten Kaufmann Eglauer hat die Lungenentzündung in einem ſo heftigen Grade befallen, daß ſich Frau und Kinder nicht zu helfen wiſſen. Dreimal waren ſeine Leute in unſerem Hauſe, um Sie zu dem Patienten zu bitten; zuletzt kam der Sohn ſelbſt und bat flehentlich, Sie möchten kommen."

„Ich eile zu dem Kranken," rief der Doctor, und ergriff ſeinen Hut.

„Was haſt Du denn meiner Frau geſagt," fragte der Doctor den Bedienten, „wo Du mich finden würdeſt?"

„Die gnädige Frau und die Schwiegermama ſind gar nicht zu Hauſe," erwiederte der Bediente. „Der Herr Doctor hatten ſich kaum entfernt, ſo ließ die Frau Gemalin einſpannen und fuhr davon."

„Wohin?"

„Das ſagte ſie nicht einmal dem Kutſcher. „Fahr' Er nur ſchnell nach der Kärnthnerſtraße," befahl ſie dem Chriſtoph, „wohin ich kommen will, werde ich Ihm auf dem Wege ſagen."

„Sonderbar!" murmelte der Doctor mit ſichtbarer Verſtimmung.

Hierauf entſchuldigte er ſich bei ſeinen Freunden und verließ den Speiſeſaal.

III.

Im Hôtel des holländiſchen Geſandten. — Graf Schwörnhort. — Seine Liebesabenteuer.

Auf der Wieden, im ſogenannten Kaiſerhauſe, befand ſich, als Attaché bei dem holländiſchen Geſandten, ein junger Graf.

Sein Name war Schwörnhort.

Er war jung, ſchön, reich, aber ein Roué ſondergleichen.

Seinen Leidenſchaften opferte er Alles, Ruf und Ehre, Geld und Geſundheit.

Er vermochte ſeinen wilden Begierden leicht zu fröhnen, denn er war, wie bemerkt, ſehr reich, und in dem großen Wien fand er mit jedem Tage neue Gelegenheit, ſeinen unedlen Neigungen nachzugeben; aber ſeiner Stellung wegen hätte er doch den Becher der Luſt nicht ſo ungeſtüm leeren ſollen.

Der holländiſche Geſandte in der damaligen Zeit war Graf Degenfeld, ein Mann von ſtrengen Grundſätzen und reiner Moralität. Eben ſo tugendhaft war ſeine Gemalin.

Dem Grafen und der Gräfin wurden die abenteuerlichſten Geſchichten von dem Herrn Attaché erzählt. Es zerfleiſchte ihre Herzen, einen jungen Mann, aus einer ſo guten Familie, auf Abwegen zu wiſſen.

Der Geſandte und ſeine Gemalin machten dem Grafen Schwörnbort über ſeine Ausſchweifungen die bitterſten Vorwürfe, aber er beachtete ſie nicht.

Eines Tages ließ der Geſandte ſeinen Attaché in ſein Bureau rufen.

„Schwörnbert,“ redete ihn ſein Chef an, „Ihr leichtſinniges Betragen geht zu weit. Oft habe ich Sie ſchon gewarnt. Sie aber ſchlugen alle meine Ermahnungen in den Wind. — Selbſt meine Gemalin, die Freundin Ihrer Mutter, machte Ihnen über Ihren ärgerlichen Lebenswandel die eindringlichſten Vorſtellungen; auch die Worte meiner Gemalin fanden keinen Eingang. Nun kommen mir ſogar ſchriftliche Klagen über Sie zu; von Müttern, deren Töchter Sie bethört, von verlaſſenen Mädchen, um welche Sie ſich nicht mehr bekümmern; — die eine dieſer Unglücklichen ging ſogar ſo weit, daß ſie an der Pforte des Geſandtſchaftshôtel ein Kind ausſetzte und dazu die Worte ſchrieb:

„Dieſes Kind hat Heinrich Graf von Schwörnbert zu verſorgen.“

„Ich verſorgte dieſes Kind,“ erwiederte der Attaché ohne alle Befangenheit.

„Das iſt Ihre Schuldigkeit!“ eiferte der Geſandte, „aber deshalb bleibt der Scandal doch auf Ihnen haften.“

„Durch Geld kann man Alles ausgleichen.“

„Das iſt nicht wahr, und was die Scandale betrifft, ſo kann ich ſolche im Geſandtſchaftshôtel nicht dulden.“

„Ich werde wegziehen, Excellenz,“ verſetzte der Attaché.

„Dann erlauben Sie ſich, eines der berüchtigtſten Weider Wiens faſt täglich zu Ihnen hieher kommen zu laſſen. Es ſoll dies eine Madame Lemnier ſein. Ich kenne dieſes entartete Geſchöpf nicht, aber man ſagt mir, daß ſie jedes Haus in üblen Ruf bringe, das ſie betritt. — Meine Gemalin hat vier junge Frauenzimmer in ihrem Dienſte, deren Ehre ich nicht verdächtigen laſſen darf; der Himmel weiß, welche Abſichten man Madame Lemnier unterſchiebt, wenn man ſie hier erblickt. Wenn ſich daher dieſe Frau Lemnier noch einmal in meinem Hauſe ſehen läßt, ſo erhält mein Thürſteher den Auftrag, ſie auf die Straße zu führen und ſie der Polizei zu überliefern.“

„Ich werde aus dem Hôtel ſcheiden, Excellenz,“ erwiederte Schwërnhert, „ich werde mir eine Privatwohnung miethen, gewiß, Excellenz, dies werde ich, und heute noch.“

„Das heißt, Sie werden in Ihrem Sündenleben beharren? — Gut denn, da Sie ſo dreiſt ſind, mir dies zu erkennen zu geben, ſo ſollen von mir andere Maßregeln getroffen werden. Ich eile, dem holländiſchen Miniſterium anzuzeigen, daß ich Sie Ihres Poſtens enthebe, dem Sie ohnehin Schande machen, und das Miniſterium auffordere, Sie von Wien abzuberufen, ehe es zur Kenntniß Sr. Majeſtät des Kaiſers gelangt, an deſſen Hof ich accreditirt bin.“

Schwërnhert erſchrack heftig.

„Dies wäre ſchrecklich, Ew. Excellenz,“ ſagte er, „bedenken Sie meinen alten Vater, meine gute Mutter.“

„Ihre Eltern müſſen Sie bedenken.“

„Euer Excellenz, verzeihen Sie mir, daß ich Ihr Mißfallen auf mich lud, ich werde Ihnen aber kein Aergerniß mehr geben. Mein Gott, ich bin jung und die Zerſtreuungen in Wien reißen mich hin —“

»Wien iſt reich an anſtändigen Zerſtreuungen; ſcandalöſe ſind verpönt.«

»Gut denn, Euer Excellenz, ich werde keine ſcandalöſen Vergnügungen mehr aufſuchen.«

»Endlich,« fuhr der Geſandte fort, »bedenken Sie Ihre Ehre! In welchen Cloaken wälzen Sie ſich herum! Ich höre ſchauderhafte Dinge von Ihnen. Ihre Geſundheit haben Sie zerſtört! Als Sie nach Wien kamen, blühten Sie wie eine Roſe, und nun fangen Sie zu welken an, werden dürr und gelb wie die Blumen im Spätherbſte. Ich kann Sie nicht begreifen! Ein ſo junger Mann, der erſt zu leben anfangen ſoll, und nun beinahe ſchon zu Ende iſt.«

»Euer Excellenz, Verzeihung, ich werde mich ändern.«

»Beſſern müſſen Sie ſich.«

»Ich werde mich beſſern.«

»Das Hôtel dürfen Sie nicht verlaſſen —«

»Ich denke nicht mehr daran.«

»Nun gehen Sie —«

»Sprechen Sie das Wort »Verzeihen« aus, Excellenz, ich bitte demüthig —«

»Es ſei, aber zum letzten Male! Bei dem geringſten Rückfalle ſollen Sie von Wien abberufen werden; darauf gebe ich Ihnen mein Wort.«

Der Geſandte ging in ſein Bureau.

»Verwünſchte Geſchichte!« ſagte Schwörnhort für ſich. »Der Excellenz iſt die Geduld geriſſen! — Jetzt heißt es ſeine Intrigue in anderer Weiſe ausführen, ſonſt hält Degenfeld Wort und ſpedirt mich nach Hauſe. Das wäre entſetzlich! Wenn ich zu einer Zeit von Wien fort müßte, in welcher ich gerade ſo recht im Zuge bin, die anziehendſten Eroberungen zu machen, ich würde verzweifeln.«

Schwörnborn wollte in ſein Zimmer.

Da ſteckte ſein Kammerdiener den Kopf durch die Thüre.

„Herr Graf!“ liſpelte er.

„Was gibt's?“

„Herr Graf, ſie iſt da —“

„Wer?“

„Die junge hübſche Frau ſammt ihrer Mama —“

„Wo iſt ſie?“

„In Ihrem Appartement.“

„Jetzt ſchon? Früher, als ich vermuthete? Georg, in dieſer Stunde kommt ſie mir ungelegen.“

„Ungelegen, und gaben ſich doch ſo große Mühe, ſie hieherzubringen?“

„Es hat ſich etwas ereignet! — Der Geſandte!“

„Dacht' ich es doch!“

„Was dachteſt Du?“

„Die Kammerjungfer der Gräfin verſucht es ſchon ſeit einigen Tagen mich auszuholen.“

„So?“

„Erſt geſtern fragte ſie: „Georg, was ſoll ich denken? Zu Euch kommen faſt täglich verſchiedene Frauenzimmer. Kommen dieſe zu dem Kammerdiener oder zu dem Herrn?“

„Ich antwortete: „Zu mir; mein Herr lebt wie ein Einſiedler.“

„Die Kammerfrau lachte.

„Gewiß,“ betheuerte ich.

„Was wollen dieſe Frauenzimmer?“ fragte ſie weiter.

„Es ſind meine Verwandten.“

„Auch Madame Lemnier?"

„Dieſe iſt meine weitſchichtige Tante. Ihre Mutter hatte einen entfernten Vetter meines ſeligen, nun in Gott ruhenden Firmpathen geheirathet."

„Und was will ſie bei Ihnen?"

„Sie erzeigt mir Aufmerkſamkeiten, weil ich ihr einziger Verwandter auf dieſer Welt bin, und hofft mich einſtens zu beerben."

„Ich will es indeß glauben," ſagte die Kammerjungfer, und lachte wieder.

„Ich hätte auch gelacht," bemerkte Schwörnhert.

„Aber heute ging's nicht ſo gut," warf Georg ein.

„Nicht ſo gut? Was iſt geſchehen?"

„Die Gräfin begegnete heute Frau Lemnier."

„Kam dieſe auch zu mir?"

„Sie iſt noch da."

„Noch da?"

„Sie kam früher als die ſchöne Frau mit ihrer Mutter. Sie wartet ebenfalls in Ihrer Wohnung. Madame Lemnier, fürchte ich, wünſcht ein Honorar, weil ſie das Rendezvous mit der ſchönen jungen Frau einleitete."

„Und was ſagte die Gräfin?"

„Sie redete Madame Lemnier geradezu an."

„O weh!"

„Wer ſind Sie, Madame, und wen ſuchen Sie in meinem Hauſe?" fragte Gräfin Degenfeld.

„Mein Name iſt Lemnier," erwiederte dieſe ganz unerſchrocken.

„Lemnier," erwiederte die Gräfin, „was ſind Sie?"

„Witwe."

„Ich hörte oft den Namen Lemnier," verſetzte die

Gräfin, und ſah Frau Lemnier ſtarr an. „Sie ſind wohl eine Andere als die, welche man ſo oft in Wien, nicht ohne großen Reſpect nennt?“

„Madame Lemnier wurde verlegen und ſtotterte: „Ich bin eine Andere.“

„Was wollen Sie hier? Haben Sie in der Geſandtſchaftskanzlei zu thun?“

„Ja, bei — bei — bei dem Herrn Attaché,“ war die Antwort.

„Kennen Sie die andere Madame Lemnier,“ fragte die Gräfin, „nemlich die, welche Sie nicht ſein wollen?“

„Nein,“ flüſterte ſie.

„Das iſt mir leid,“ entgegnete die Geſandtin, „ſonſt hätte ich Sie gebeten, dieſer andern Madame Lemnier zu ſagen, daß, wenn ſie es ſich etwa beigehen laſſen ſollte, ein Haus zu betreten, welches ich bewohne, daß ihr dann ſtatt des Portiers die Polizei den Weg zeigen würde, welcher aus dieſem Hauſe führt.“

„Die Geſandtin iſt fürchterlich!“ ſprach der Attaché ganz entmuthigt. „Georg, ſchaff' nun Rath, wie ich Madame Lemnier und die zwei andern Frauen ſchnell aus dem Hauſe bringe!“

„Nichts Leichteres!“ antwortete dieſer, „der Herr Graf haben der Lemnier fünfzig Ducaten verſprochen, wenn ſie die ſchöne junge Dame hieher bringt? — Geben Sie ihr noch fünfzig und ſie bringt die junge Dame wieder fort.“

„Das geht nicht! Die junge Frau war ſchwer zu gewinnen. — Ich will ſelbſt mit den Damen ſprechen. Es iſt anſtändiger. Ich will mir nichts verderben! Die junge Frau kann ich nicht ſo leichtfertig aufgeben, und den Schritt, den ſie heute gemacht, macht ſie vielleicht kein zweites Mal. Ich eile zu ihr.«

* * *

Schwörnhort betrat ſeine Wohnung.

Die drei Damen, die ſchöne junge Frau, ihre Mutter und Madame Lemnier nahmen auf zierlichen Sophas und Divans ihre Plätze ein.

Madame Lemnier ſtand auf, als der Graf Schwörnhort eintrat, und ging auf ihn zu.

»Endlich! ſagte ſie, »kommen Sie; wären Sie noch fünf Minuten weggeblieben, ſo hätten Sie die Damen nicht mehr geſehen.«

»Ich bedaure,« erwiederte der Graf; »der Geſandte hielt mich auf; es kamen Depeſchen, welche augenblicklich an den Fürſten Kaunitz befördert werden mußten, und noch nicht ganz entledigt werden konnten, daher ich ſo unglücklich bin, die verehrten Damen an einem andern Orte um eine Zuſammenkunft zu bitten. — In einer Stunde ſtehe ich zu Befehl.«

Die junge Dame erhob ſich.

»Sie ſind doch nicht ungehalten, ſchöne Franciſca?« bat der Graf.

»Warum haben Sie uns hieher beſchieden?« fragte Franciſca's Mutter ganz pikirt. »Es hat mir und der Frau von Lemnier keine geringen Ueberredungskünſte gekoſtet, Franciſca hieher zu bringen, und nun —«

»An meiner Aufmerkſamkeit hat es nicht gefehlt,« erwiederte der Graf. »Daß ich unvermuthet wichtige Aufträge erhalten würde, lag außer meiner Berechnung, doch ändert dies nichts. Schöne Franciſca, Ihr Wunſch wurde erfüllt;

der Perlenſchmuck iſt in meinen Händen, empfangen Sie ihn hiermit, aber geſtehen Sie mir noch heute das Rendezvous zu, das mich glücklich machen ſoll.“

Franciſca nahm den Schmuck, betrachtete ihn mit Wohlgefallen, dann ſagte ſie:

„Ich danke Ihnen, Herr Graf, für dies koſtbare Geſchenk; es ſei mir ein theures Angedenken von Ihnen; — aber Sie heute noch zu ſehen, iſt mir unmöglich. Wann dies geſchehen könne, wird Frau Lemnier Ihnen mittheilen. Ich aber benütze dieſen Anlaß und entferne mich.“

Sie ergriff den Arm ihrer Mutter und ging.

IV.

Das Feſtmahl zu Ehren Zahlheim's. — Eine unheimliche Erſcheinung. — Eine fürchterliche Prophezeiung.

Mittlerweile fand das Feſt ſtatt, das die Innung der bürgerlichen Handſchuhmacher im Gaſthofe „zum Bock“ in der Wollzeil zu Ehren Zahlheim's veranſtaltete.

Die honnette Geſinnung des Juden Baſcheles war Urſache, daß der ſilberne Pocal noch in den Händen Zahlheim's ſich befand, und daher aus demſelben getrunken werden konnte.

Dieſes Feſt war ſehr erhebend, ſehr heiter, und da es die „Dankbarkeit“ feierte, herzlich und innig.

Nach Tiſche wurde eine große Kanne mit ſchwarzem Kaffeh auf die Tafel gebracht.

Der Kaffeh wurde ſervirt, allein er war ſo trübe, daß an den Wirth „zum Bock“ über dieſes Verſehen zur Rede ſtellte.

Der Wirth gerieth in große Verlegenheit.

„Mein Gott,“ rief er, „ſo läßt die verfluchte Hexe, die Hanne, nicht einmal bei ſolchen Gelegenheiten ihre Spukgeſchichten! — Doch dies ſoll ihr letzter Streich ſein. Auf der Stelle jage ich ſie aus dem Hauſe.“

Er wollte in der größten Entrüſtung nach der Küche ſtürzen.

„Eine Hexe haben Sie im Hauſe?“ fragte der Bürgermeiſter.

„Eine Hexe? eine wirkliche Hexe?“ riefen die Bürger.

„Es iſt nicht anders,“ erwiederte der Wirth. „Wir haben dieſe Perſon aus Mitleid ins Haus genommen. Sie wäre längſt verhungert, und nun vergilt ſie unſere Obſorge mit ihren Teufelskünſten.“

„Teufelskünſte?“ betonte der Bürgermeiſter. „Um trüben Kaffeh aufzutiſchen, dazu gehören keine Teufelskünſte; das iſt höchſtens Mangel an Aufmerkſamkeit, das trifft jede unachtſame Küchenmagd.“

„Ew. Geſtrengen,“ warf der Wirth ein, „die Perſon, welche ich Hexe nenne, hat den Kaffeh nicht gekocht, ſondern meine Frau. — Die Hexe durfte heute nicht einmal in die Küche, und doch hat ſie ihren Hokuspokus gemacht.“

„Sei der Herr doch deutlicher!“ rief der Bürgermeiſter.

„Die Hexe, die Hanne,“ fuhr der Wirth fort, „kann, ſo oft es ihr beliebt, den Kaffeh verzaubern. Wenn ſie will, ſo muß ſelbſt der Kaffeh, der durch die feinſten Siebe paſſirt, einen dicken Satz zurücklaſſen; dies hat ſie auch heute gethan, deshalb werfe ich ſie jetzt augenblicklich auf die Straße ſammt ihrem Kinde.“

„Ein Kind hat ſie auch?“

„Ja,“ ſagte der Wirth, „wie alle Zigeunerinnen.“

„Iſt ſie das?“

„Gewiß nichts Anderes.“

„Und was will ſie mit dem Kaffehſatze?“

„Sie will daraus wahrſagen, beſonders einer großen Geſellſchaft. Das ſoll ihr wahrſcheinlich etwas eintragen.“

„Ei,“ meinte Zahlheim, „das wäre ſo übel nicht, das gäbe tauſend Spaß. Erlauben Sie doch, Herr Bürgermeiſter, daß ſie kommen dürfe.“

„Gott bewahre!“ verſetzte der Bürgermeiſter. „Wir wollen ihr etwas ſchenken. Ich mache den Anfang; hier iſt ein Thaler, die arme Perſon hat ein Kind, ſie ſoll Unterſtützung erhalten, dann mag ſie ihre Alfanzereien für ſich behalten.“

„Wenn wir der Hexe etwas ſchenken ſollen,“ bemerkte einer der Bürger, „ſo ſoll ſie uns auch Zeugen ihrer Kunſt ſein laſſen. — Ich bitte ebenfalls, Herr Bürgermeiſter, daß ſie kommen dürfe.“

„Ich werde nicht beitragen,“ ſagte der Bürgermeiſter, „daß der Aberglaube befördert werde.“

„Wir verſprechen,“ verſicherte der Bürger, „ihrer Wahrſagerei keinen Glauben zu ſchenken.“

„Wir verſprechen, ſie auszulachen,“ ſetzte Zahlheim bei. „Ich will ihr ein Vierunddreißigkreuzerſtück widmen und ſie dafür vierunddreißigmal auslachen.“

„So möge ſie denn kommen, weil die Herren es wünſchen,“ erwiederte der Bürgermeiſter, „aber ich geſtatte es ungerne. Solche Leute ſollten eigentlich aus Wien fortgeſchafft werden.“

„Um es auf dem Lande noch ärger zu treiben und unden Bauern den Unglauben beſſer zu nähren,« warf ahlheim ein. »Geeigneter wäre es, ſie in ein Verſorgungs- us zu bringen und dort ihrem tollen Treiben ein Ziel zu zen.«

»Bringen Sie die Zigeunerin,« bat der Obervorſteher n Wirth.

Dieſer brachte ſie.

Hanni ſah durchaus keiner Zigeunerin ähnlich.

Sie beſaß eine recht hübſche Phyſiognomie, zwar eine blliche Geſichtsfarbe, pechſchwarze Augen und Haare, aber re Züge waren ebenmäßig. Sie hatte eine ſchön geformte aſe und einen eben ſo ſchönen Mund, nur ſchweifte ihr lick unſtät umher, und ihre Zähne zeigte ſie ſo widerlich, lches troß dem, daß dieſe voll und blendend weiß waren, angenehm auffiel.

Das Weib war übrigens reinlich gekleidet.

Ihre Haare hingen nicht etwa wüſt umher, ſondern ren in zierliche Zöpfe geflochten.

Was an ihr auffiel, war ein großer gelber Ring, den am Zeigefinger der linken Hand trug und den ſie zeitweiſe blickte und drehte.

Sie verneigte ſich anſtändig vor der Geſellſchaft.

Hierauf ging ſie auf den Bürgermeiſter zu und wollte n die Hand küſſen.

Der Bürgermeiſter verwehrte dies.

»Wer biſt Du?« fragte er ſie.

»Ich bin die Tochter eines Schweinhirten aus dem Ba- te,« erwiederte Hanni, »ein armes, verlaſſenes Geſchöpf, ausgeſtoßen in die Welt, unglücklich geworden durch einen ann, deſſen Schwüren ich glaubte, welcher Vater meines ndes iſt, den meine Mutter verfluchte und über deſſen

Schandthat, die er an mir verübte, ich nie mehr meinem Vater unter die Augen kommen darf.“

„Sind die Sauhirten im Banate ſo ſtrenge gegen Töchter, welche zu Falle kommen?“ fragte Zahlheim und lachte. „Ich dächte, es dürfte dort der größte Theil, gleich Dir von ihren Vätern geächtet, herumirren.“

„Du erzählſt uns wahrſcheinlich ein Märchen,“ bemerkte der Bürgermeiſter.

„O, kein Märchen!“ erwiederte Hanni. »Ich wünſchte, daß meine Leiden ins Gebiet der Fabeln gehörten, und daß ich und mein Kind von unſeren Leiden erlöſt würden.“

„Wer war denn der Verführer, der Dich ſo unglücklich machte?“ fragte der Bürgermeiſter. »Wahrſcheinlich ein Knecht von der Pußta?“

„O nein! Ein ſehr wichtiger Mann, der — der — ich wage es kaum zu ſagen.“

„Vielleicht gar ein Vicegeſpan oder noch mehr?“

„Nein, nein, ich will es nur geſtehen, mein Verführer war der Scharfrichter von Temeswar, Stephan Koroſſy.“

Der Bürgermeiſter fuhr auf.

„Du, Hexe,“ ſagte er, »verleumde mir keinen ehrlichen Mann. — Stephan Koroſſy aus Temeswar iſt gegenwärtig Scharfrichter in Wien.“

„Ich weiß es.“

„Ich kenne ihn als braven Mann,“ fuhr der Bürgermeiſter fort, „auf Stephan Koroſſy haftet kein Makel; er hat die beſten Zeugniſſe ſelbſt von dem Obergeſpan des Temeſer Comitats mitgebracht; der Bürgermeiſter Orház hat ihn aufs Wärmſte empfohlen. Koroſſy hat ſeit ſeiner früheſten Jugend ein exemplariſches Leben geführt, iſt nun glücklich verheiratet. Er würde auch nie des Fleiſchhauers von Temeswar Tochter zur Gattin bekommen haben, wenn er ſich nicht des beſten Leumunds erfreute.“

„Er iſt ein Heuchler, ein Gleißner,“ verſicherte Hanne; „er beſtrickt alle Menſchen, hoch und nieder, durch ſeine glatten Reden; — o ließe mich ſein Weib, das er ebenſo bethört hat wie mich, nur zu ihm, ich würde ihm ſeine elende Maske vom Antlitz reißen.“

„Verläugnet er Dich?“

„Er ſchwört, daß er mich nicht kenne, nie geſehen, nie geſprochen habe.“

„Haſt Du Verſuche gemacht, ihm ſeine ſchlechte Handlung vorzuhalten?“

„Zahlloſe, alle ohne Erfolg. Sein Weib hat endlich befohlen, die Hunde in ſeinem Hofe gegen mich zu hetzen, wenn ich mich ihm nähern ſollte. — Und dennoch werde ich mich ihm nähern und ihm ſein Kind entgegenhalten, wenn er zur nächſten Execution reitet und ſein entſetzliches Amt ausüben will — ich werde ihm zurufen: Meineidiger, Du richteſt heute einen Verbrecher, Du ſelbſt biſt Einer! Du haſt falſch geſchworen und dein Weib vor Gott und dein Kind verlaſſen!“

„Da kannſt Du lange warten,“ verſicherte Zahlheim, „bis Du ihm dies zuzurufen vermagſt. In den öſterreichiſchen Staaten iſt die Todesſtrafe aufgehoben; weder in Wien noch in irgend einer Stadt der kaiſerlichen Monarchie gibt es eine Hinrichtung mehr.“

„Doch, doch! Einer verblutet noch auf dem Schaffot, Einer noch, der Letzte; ich weiß es: aus den Prophezeiungen meiner Großmutter weiß ich es, die Prophezeiungen meiner Großmutter trügen nie.“

„Das Ding wird immer ſchauerlicher,“ meinte Zahlheim.

„Wer iſt deine Großmutter?“

„Der Name meiner Großmutter iſt bekannt im weiten Ungarland. Sorda heißt ſie. Sie iſt die berühmteſte Wahrſagerin aus der Hand, aus den Karten, ſie weiß was einem Menſchen bevorſteht, wenn ſie ſein Haupt befühlt. Die Kunſt aus dem Kaffehſatze Menſchenſchickſale zu weisſagen, hat ſie mir gelehrt. Was ich aus demſelben noch prophezeit habe, iſt eingetroffen. — Laſſen Ew. Geſtrengen den Wirth rufen, fragen Sie ihn, ob ich es ihm nicht enthüllt, wer in der vorigen Woche ſeine Silberlöffel geſtohlen, und wohin der Dieb ſie verbergen; fragen Sie den Hausmeiſter vom „ſchwarzen Bock,“ ob ich ihm nicht drei Tage vorher angezeigt, daß man auf dem Boden dieſes Hauſes Feuer anlegen wolle, und daß er die Brandſtifter bei der That zu ertappen vermöge, wenn er mir folge; fragen Ew. Geſtrengen, ob ich nicht wahr geſprochen, und ob er die Verbrecher ergriffen habe oder nicht. Fragen Sie —“

„Höre,“ verſetzte der Bürgermeiſter, »Du machſt mich völlig wirblich. Ich erſuche, mir den Wirth kommen zu laſſen,“ ſagte der Bürgermeiſter zu Zahlheim, »um denſelben zu befragen, ob die Dirne uns belügt.“

Der Wirth kam und beſtätigte alle Angaben.

»Es iſt leider wahr,“ ſagte er, »aber trotzdem, daß ich ihr dafür Dank ſchuldig bin, da ſie mir wieder zu meinem geſtohlenen Silber verholfen und eine Feuersgefahr von meinem Hauſe abgewendet, ſo kann ich dieſe Hexe doch nicht länger behalten. Sie macht mir mein Weib und die Dienſtleute confus; ſie beleidigt meine Gäſte in der Wirthsſtube, indem ſie unter ihnen einen Menſchen ſucht, der nächſtens hingerichtet werden ſoll. Ich habe ſie zwar ſchon beſchenkt, will ſie aber gerne noch einmal beſchenken, und dann fortſchicken, beſonders der Kühnheit wegen, mit welcher ſie ſich auch in den Kreis, welche Se. Geſtrengen, der Herr Bürgermeiſter ziert, zu drängen wußte.«

»Es wird Einem ganz unheimlich in ihrer Nähe,« bemerkte einer der zum Feſtdiner invitirten Magiſtratsräthe.

»Warum nicht gar!« ſcherzte Zahlheim. »Deshalb, weil ſie ein paarmal etwas errathen oder Dinge behauptet hat, von welchen ſie vielleicht zufällig unterrichtet war? — Solche Prophetinnen treiben die Kunſt der Charlatanerie auf eine ganz myſteriöſe Weiſe. Man muß ihnen nicht aufſitzen. Hexen im achtzehnten Jahrhundert, Wahrſagerinnen in einer Zeit, in welcher Kaiſer Joſeph regiert; Aberglaube in Tagen, in welchen Sonnenfels für die Aufklärung ſchreibt. — Es iſt zum Todtlachen! Ich will mir ſogleich von ihr etwas prophezeien laſſen, und wenn ſie verſichert, daß ich in fünf Minuten an einem Schlagfluſſe ſterben werde, ſo werde ich lachen und die Geſellſchaft bitten, recht herzlich mitzulachen.«

»Nu, nu, freveln Sie nur nicht, Sie Freigeiſt!« erinnerte der Magiſtratsrath, der ſo eben geſprochen hatte.

»Freveln,« entgegnete Zahlheim. »Iſt das Frevel, wenn man einem gewöhnlichen Menſchen keinen Blick in die Zukunft zutraut? wenn man negirt, daß irgend ein Geſchöpf auch nur zu ahnen vermöge, was das Schickſal über uns verhängen werde? — Komm' her, Hexe, Zigeunerin, Wahrſagerin, oder wie ich Dich nennen ſoll: — hier ſteht noch eine Kanne mit deinem verzauberten Kaffee! Enthülle mir aus dem ſchwarzen Bodenſatz desſelben, was mir bevorſteht.«

„Darf ich?“ fragte Hanni den Bürgermeiſter.

„In Gottes Namen,“ antwortete dieſer; „ich theile die Meinung des Herrn Secretärs Zahlheim; ungereimt, abgeſchmackt, widerſinnig iſt jede Schwarzkünſtelei. — Das Weib möge den Hokuspokus machen; es ſoll uns wie die Teufelsſchwänke Philadelphia's unterhalten.“

Kaum hatte das Weib die Erlaubniß des Bürgermeiſters erhalten, aus dem Kaffehſatze ihre Prophezeiungen ſchöpfen zu dürfen, ſo ergriff ſie haſtig die Kanne, goß die Flüſſigkeit in eine leere Flaſche, welche auf dem Tiſche ſtand, nahm dann den ſchwarzen Satz und ſchüttete ihn auf einem Teller aus.

Hierauf ſtierte ſie lange in denſelben, verſenkte ihre Blicke immer tiefer und tiefer, blickte anhaltend in die ſchwarze Maſſe, fuhr dann plötzlich zurück, ſah wieder in die Maſſe, ſtieß dann einen durchdringenden Schrei aus und taumelte zurück.

Der Wirth fing das Weib auf, ſonſt wäre es in Ohnmacht gefallen.

Alles erſchrack hierüber, ſelbſt der Bürgermeiſter.

Leichenbläſſe bedeckte des Weibes Stirne und Wangen.

Hanni ſtierte Zahlheim mit einem gräßlichen Blicke an.

„Was hat denn die Närrin?“ fragte Zahlheim, aber er ſagte dies mit einem Tone, der unverkennbar ſeine Befangenheit verrieth.

„Verlangen Sie es nie zu erfahren,“ ſtöhnte die Wahrſagerin, „nie — nie!“

„Ich will es aber wiſſen,“ erwiederte Zahlheim mit erkünſtelter Ruhe.

„Nein, nein!“ ſprach ſie, „nie werden Sie von mir hören, was hier prophezeit wird.“

Sie warf noch einen Blick in den verhängnißvollen Abſud, warf ſich dann auf einen Stuhl und verhüllte das Geſicht.

„Das iſt doch eine zu plumpe Komödie!“ rief Zahlheim; „magſt Du Dich immer an mir rächen, weil ich deine Kunſt verhöhnt und verachtet, magſt Du mich immerhin ängſtigen wollen, aber für die Geſellſchaft zeige Achtung, die an meinen Schickſalen Theil zu nehmen ſcheint; für den Herrn Bürgermeiſter habe Rückſicht, der es nicht dulden wird, daß Du deinen Scherz zu weit treibſt.“

„Scherz?! meinen Scherz?!“ ſchrie Hanne dumpf und ſchauerlich auf. „Bei dem Leben meines Kindes, das mir das Theuerſte auf dieſer Welt iſt, — bei der Rache, die ich dem Verräther, der mich elend gemacht hat, geſchworen, gelobe ich, daß ich hier weder Komödie ſpiele, noch einen Scherz treibe. — Ich kann nicht ſagen, was ich inne geworden. — Erfahren werden Sie durch mich nie, was Ihnen bevorſteht, was Ihrer für ein maßloſer Jammer wartet, aber ſagen will ich Ihnen: fliehen Sie, fliehen Sie ſo weit Sie können; fliehen Sie in ein Land, wo es keine Menſchen gibt, wo keine Geſetze walten, — in eine Einöde fliehen Sie, unter wilde Thiere, unter Tiger, Leoparden und Hyänen; nur in einem ſolchen Lande, wo es keine Menſchen gibt, vermögen Sie Ihrem Verhängniß zu entrinnen!“

Zahlheim lachte der Wahrſagerin ins Geſicht.

„Höre,“ ſagte der Bürgermeiſter zu dem Weibe, „Dir beliebt es geradezu anzudeuten, daß mein Secretär Zahlheim die Macht der Geſetze zu ſcheuen habe, dergleichen Verdächtigungen nimm zurück, oder ich laſſe Dich augenblicklich verhaften.“

„Immerhin,“ erwiederte das Weib; „laſſen Sie mich verhaften: ich beſtehe aber darauf, daß dieſer Herr meine Warnung beherzigen müſſe, ſoll er nicht namenlos unglücklich werden.“

„Und ich beſtehe darauf, daß Du hier ausſprechen ſollſt, was deine myſteriöſen Reden Entſetzliches verkünden wollen. Ich gelobe Dir, keinen Groll zu haben, was es auch ſei. — Ich habe Dich beleidigt, es thut mir leid, ich bitte Dich um Verzeihung, — nun aber ende dein Spiel. Ich kann es nicht länger mehr mit anſehen, daß meine Freunde ſich um mich ängſtigen. Ich habe Dir geſagt, ſelbſt wenn Du mir verkündigſt, daß ich ſchon nach wenigen Minuten zu leben aufhören werde, daß ich lachen — und meine Freunde bitten werde, mit zu lachen.“

„Wohlan denn — ſo vernehmen Sie:

„Am 10. März 1786 müſſen Sie ſterben, und zwar ſterben eines unnatürlichen Todes, und dieſer Tod kann Sie nur dort nicht ereilen, wo es keine Menſchen oder keine Geſetze gibt!“

Zahlheim lachte überlaut.

„Ich bitte Sie, Herr Bürgermeiſter,“ ſagte er, „ich bitte, meine Freunde, mit zu lachen.“

„Ich lache nie,“ bemerkte der Magiſtratsrath, welcher Zahlheim einen Freigeiſt nannte, „ich lache nie über einen Menſchen, dem man von ſeiner Sterbeſtunde vorredet, am wenigſten aber lache ich, wenn eines Menſchen Tod auf eine unnatürliche Art erfolgen ſoll.“

Die Geſellſchaft gerieth in ſichtbare Beſtürzung.

V.

Zahlheim als Spieler. — Zahlheim's Porträt. — Zahlheim und ſeine Mutter.

Vielleicht wurde in Wien, in jener Zeit, in welcher unſere Geſchichte vorgeht, noch mehr geklatſcht als jetzt.

Den Vorgang im Gaſthofe „zum Bocke“ telegraphirten ſogleich zweiunddreißig Handſchuhmacher, die bei dem Feſte gegenwärtig waren, in alle Vorſtädte Wiens.

Der Wirth und die Wirthin berichteten die „merkwürdige und ſchauerliche Prophezeiung der Wahrſagerin ihren Gäſten in der Wirthsſtube.“ Dieſe trugen die ſchauerliche Mähr' in alle Bier-, Gaſt- und Kaffehhäuſer von der Wollzeile angefangen bis zum Kärnthnerthore, vom Graben bis zum rothen Thurm, vom alten Fleiſchmarkte bis auf die Seilerſtätte. Eine Stunde war hinreichend, daß der Thurmwächter auf St. Stephan in der Höhe, und die Methſchänkerin im „ſüßen Löchel“ in der Tiefe ihres Kellers von nichts Anderem ſprachen, als von Zahlheim und ſeinem nächſtens zu erfolgenden unnatürlichen Tode.

Auch in den Salon der Frau von Lemnier drang dieſe Nachricht, war dieſer doch ganz in der Nähe, und machte dort um ſo mehr Aufſehen, als Zahlheim ein Mitglied der Geſellſchaft der Lemnier'ſchen „Damenſtiftung“ war.

„Ich kann die Geſchichte nicht recht glauben,“ bemerkte die Vorſteherin dieſer Anſtalt: irgend ein müßiger Kopf h wahrſcheinlich die Hiſtorie erfunden, um dem guten Zahlheim Eins anzuhängen. So geht es, wenn man ſich mit »Handſchuhmachern« einläßt; — in einer Coterie von Adeligen und »meines Gleichen« meinte Frau von Lemnier, »wäre ihm dies gewiß nicht begegnet. — Zum Glücke hat er ſich heute zum Souper anſagen laſſen, da wollen wir aus ſeinem eigenen Munde erfahren, was an dieſem Gerede iſt.«

Graf Schwérnbert wurde gemeldet.

Die erſten Worte des Grafen waren:

»Der arme Zahlheim! Wie bedauere ich ihn, daß er der Gegenſtand einer eben ſo dummen als boshaften Stadtklatſcherei iſt. Er wird jedoch Genugthuung erhalten. — Die ſaubere Wahrſagerin wurde verhaftet. — Wie ich vernommen, hat ſie bereits geſtanden, daß ſie von einem Collegen, der wegen des Avancements Zahlheim's präterirt, angeſtiftet wurde, dem talentvollen, geiſtreichen Manne den Spuk zu ſpielen; gemeine Rache ſchmiedete dieſe Cabale; aber ſowohl die infame Hexe als der ſchlechte Patron, der dieſen Spuk anzettelte, ſollen exemplariſch beſtraft werden.«

»Gott ſei Dank, daß es ſo iſt!« ſagte Frau von Lemnier, »und Gott ſei Dank« wiederholten die Damen ihres Hauſes, »wir ſind vom Herzen darüber vergnügt.«

Zahlheim ſtand ſowohl bei Madame Lemnier als ihren jungen Elevinnen in großer Gunſt. — Er war ungemein gentil, ſprach ſehr geiſtreich, erzählte allerliebſt, war immer höchſt geſchmackvoll gekleidet, erſchien als der beſte Tänzer und was die Hauptſache war, er warf ſein Geld mit beiden Händen weg. — Dabei zeigte er ſein Streben, es in allen Dingen den jungen Adeligen gleich zu thun, welche dieſen heitern Cirkel beſuchten.

Namentlich war Graf Schwörnhert ſein Vorbild.

Was dieſer leckere Cavalier that, that Zahlheim ebenfalls. Zahlheim hatte dieſelben Paſſionen wie der holländiſche Attaché. Er kleidete ſich wie dieſer und ahmte ſogar ſeinen Ton und ſeine Manieren nach.

Der Verfaſſer dieſes Romans beſitzt ein Bild Zahlheim's.

Sein Geſicht hatte zwar nichts Geiſtreiches, obgleich er viel Geiſt beſaß; ſein Geſicht war auch nicht ſchön; er hatte eine auffallend lange Stirne, die dadurch noch ſchroffer erſchien, daß er nach der damals beſtehenden Mode ein hohes Toupée trug. Natürlich fehlte auch nicht das Entſetzen der lächerlichen Tracht jener Zeit, ein ungeheurer Haarbeutel. Zahlheim trug vielleicht einen der größten Haarbeutel, die man ſehen konnte. Ein ſchwerer, dicker, plumper Haarſack am Hinterhaupte ſollte ſchön ſein und den vornehmen Mann charakteriſiren! —

Zahlheim beſaß eine unſchöne, aufgeſtülpte Naſe und ein breites Kinn. Da ſein Vorbild, der Graf, keine anderen als weiße, geſtickte Battenweſten trug, und Staatskleider von himmelblauem Atlas, auch manchmal zu Bällen von roſenfarbnem geſtickten Seidenſtoffe, ſo trug auch Zahlheim ähnliche Kleider. Natürlich durften ſchwarze ſeidene Beinkleider und weiße ſeidene Strümpfe nicht fehlen. Um die bizarre Tracht zu vervollſtändigen, paradirte an der Seite jeden Dandy's jener Epoche ein Stahldegen mit Perlen beſetzt, der wie ein Bratſpieß ſich ausnahm.

Ein Stutzer aus den Achtzigerjahren war der Inbegriff von Geſchmackloſigkeit und Lächerlichkeit.

Es hat nie häßlichere Carricaturen gegeben!

Dem Grafen Schwörnhert ſchmeichelte es ſehr, daß

Zahlheim ſein Affe war, und dieſer wieder pries ſich glücklich, die Gunſt eines Cavaliers errungen zu haben. Wie Zahlheim dabei zurecht kam, welche Folgen es haben mußte, einen reichen Grafen nachzuahmen, deſſen Revenüen unerſchöpflich ſchienen, kümmerte Zahlheim nicht.

„Man lebt nur einmal!“ war ſein Wahlſpruch. — Dieſem gemäß lebte und handelte er ſo, daß er auf dem Hochgerichte endete.

Die Nachricht, daß ein College ihn durch jene Wahrſagerin hatte verunglimpfen laſſen, war eine Lüge. Wohl ließ der Bürgermeiſter die ſogenannte Hexe verhaften und bald hierauf aus der Stadt ſchaffen, aber ſie ſagte nichts Anderes aus, als was ſie im Kaffehſatze geleſen haben wollte, daß dies in Erfüllung gehen werde. Zahlheim erfand daher das Märchen vom Anſtiften, und glücklicherweiſe wurde es geglaubt und nachgeſagt; am liebſten ſelbſt von den meiſten Angeſtellten des Magiſtrats, welchen es nicht gleichgiltig ſein konnte, ein Mitglied ihres Gremiums auf ſolche Weiſe verunglimpft zu wiſſen.

Als Zahlheim in den Salon der Madame Lemnier trat, wurde er mit einem wahren Jubel empfangen.

Man wünſchte ihm Glück, daß ſeine Feinde gedemüthigt würden.

Er ſcherzte über den „Poſſen,“ den man ihm ſpielen wollte, und pries laut den Bürgermeiſter, der ihm ganz unaufgefordert Genugthuung verſchafft, dann aber brach er ab, ſprach nicht weiter über dieſen Vorgang, und ſchäckerte mit den Mädchen und herzte und küßte ſie.

Er nannte den Vorgang mit der Zigeunerin eine Lappalie, welche nicht der Mühe lohne, ihrer weiter zu gedenken.

An jenem Abend war Zahlheim ausgelaſſen luſtig. — Er tanzte mit allen Damen und ſogar mit Madame Lemnier, mit welcher, da dieſe ſchlecht und ſchwerfällig tanzte, keiner der jungen Herren tanzen wollte. Zahlheim ſang und jubelte, und trank wohl auch etwas zu viel von dem köſtlichen Tokayer, der auf die Tafel kam, und von welchem er allein zwölf Flaſchen bringen ließ, wovon ihm jede zu einem Ducaten gerechnet wurde. — Zuletzt wurde „Pharao“ geſpielt; Zahlheim gewann hundert Ducaten und wurde aufgefordert, Bank zu halten, welches er bereitwillig that und noch dreihundert Ducaten gewann.

Jetzt kannte ſein Uebermuth keine Grenzen. Er fing nun erſt recht zu ſchwelgen an, blieb in dem verrufenen Hauſe bis gegen Morgen und ging gegen neun Uhr liebe-, wein- und ſchlaftrunken nach Hauſe.

Als er ſein Gold in ſeinen Schreibtiſch legte, bildete er ſich ein, jetzt könne es ihm nicht mehr fehlen. Er machte ſich Vorwürfe, daß er nicht ſchon längſt reiche und vornehme Geſellſchaften aufgeſucht und dem jungen Adel das Gold abgezapft habe. „Aber ſie ſollen ihr Metall mir ſchon noch abliefern müſſen,“ dachte er. — Der verblendete Mann wähnte, er hätte das Spiel erfunden und Frau Fortuna ihm zugeſchworen, ihn nie mehr zu verlaſſen.

Er taumelte in ſein Bett und ſchlief voll ſeliger Träume bis gegen Ein Uhr Mittag.

Als er erwachte, ſtand ſeine Mutter vor ihm.

Die alte Frau hatte Thränen in den Augen. Vor Kummer vermochte ſie kaum zu ſprechen.

„Wie viel Uhr iſt es?“ fragte Zahlheim ſeine Mutter.

„Es iſt Ein Uhr. Auch die Mittagsſtunde haſt Du verſchlafen."

„Sie werden doch nicht wähnen, daß ich wie ein ehrſamer Schneider um zwölf Uhr ſpeiſen wolle?"

„Davon iſt nicht die Rede! Um zwölf Uhr ſpeiſeſt Du ſchon lange nicht mehr, aber nun machſt Du ſogar den Tag zur Nacht und die Nacht zum Tage! Franz, wohin ſoll dies führen?"

„Zum Glücke! Schließen Sie dort meinen Schrank auf und werfen Sie einen Blick hinein."

Die Mutter that es.

Als ſie das viele Geld erblickte, erſchrack ſie.

„Franz," rief ſie ängſtlich aus, „wie kommſt Du zu dieſem Schatze? Franz, Franz, um Gottes willen, Du wirſt doch nicht —"

„Das Geld geſtohlen haben?" ſchrie er auf. „Nein, Mutter, zu dergleichen nimmt Ihr Sohn ſeine Zuflucht nicht, um reich zu werden."

„Haſt Du es von den Juden erhalten, für welche Du arbeiteſt? Und zu welchem Zwecke? — Du ſagteſt ja ſelbſt, daß Du für die Juden ſehr wenig würdeſt erreichen können. — Preſſen wirſt Du doch die Juden nicht, oder ihnen Erfolge verſchwindeln, welche zu gewinnen unmöglich? — Das wäre ſchlecht und würde Dich in deiner Stellung compromittiren."

„Zu was brauche ich die Juden! Ich will von ihnen nichts mehr wiſſen. Dieſes Geld, Mutter, habe ich der Kunſt zu verdanken, mit welcher man die Nacht zum Tage macht. — Ich bewege mich jetzt in Kreiſen, wo man keine Sonne braucht, um hell zu ſehen. Bei einer Beleuchtung von hundert Wachslichtern erwirbt man dort mehr als bei einer Million Sonnenſtrahlen.“

„Im Hauſe der Madame Lemnier?“

„Sie haben es errathen; doch, Mutter, woher wiſſen Sie, daß ich dorthin komme?“

„Die Magd hat mir dieſe entſetzliche Neuigkeit heute Morgens aus der Fleiſchbank mit nach Hauſe gebracht. — Dein Freund, Sebaſtian Legler, erzählte ſie dem Wirthe vom „ſchwarzen Bocke.“ — Eine andere Neuigkeit, Dich betreffend, worüber ich arme, alte Frau den Verſtand verlieren könnte, wenn mir Gott nicht gnädig bliebe, erzählte der Wirth dem Fleiſcher — Franz, eine entſetzliche Prophezeiung!“

„Alſo auch auf Dienſtbotengeklatſche hören Sie? — Was in Fleiſchbänken und vielleicht in den Brot- und „Greißler“-Laden geſchwätzt und gelogen wird, das hören Sie an?“

„Dein Freund Legler und der Wirth „zum Bocke,“ bei welchem das Feſtmahl in Gegenwart des Bürgermeiſters ſtattfand, ſchwätzten dies; die Magd ſtand nur dabei und hörte zu. — Sie erſchrack ſelbſt, die ehrliche Anne, die Dich liebt wie ich, da ſie Dich als Kind auf den Armen trug, und gleich mir zahlloſe Nächte durchwachte, als Du an den „bötern Blattern“ darniederlagſt.“

„Dem ſchamloſen Schwätzer Legler und dem unverſchämten Wirthe will ich es gedenken! Ich werde dem Fleiſchhauer ſicher eine Muſkete verſchaffen; er verdient es nicht beſſer — und der Wirth — der Wirth — der dem Bürgermeiſter verſprechen mußte, die dumme Geſchichte mit der Wahrſagerin nicht auszuſchwatzen, der ſoll mir auf vierzehn Tage ins „Bürgerſtübel;“ dahin will ich es ſchon bringen!“

„Alſo iſt doch etwas Wahres an der Prophezeiung?“

„Daß die Schanddirne ſie auszuſprechen gewagt hat, weil ich ſie gereizt und verſpottet hatte, weil ſie von einem Schurken angeſtiftet wurde, mich zu verunglimpfen, iſt wahr; aber wahr iſt es auch, daß ſie für dieſen Frevel büßt und im „Loche“ ſitzt.“

„Ach, mein Gott! mein Gott, Franz, welch eine gräßliche Geſchichte! Und daß man Dir, gerade Dir dies prophezeite, Dir — Dir — warum nicht einem Andern; der Bürgermeiſter ließ das verhexte Weib, wie ich hörte, ebenfalls hart an, und der Wirth wollte ſie aus dem Hauſe ſtoßen, und an Beiden rächte ſie ſich nicht; nur Dir ſagte ſie ſo ſchändliche Dinge! — Gleich darauf kommſt Du mit dieſem Haufen Geldes nach Hauſe! Franz, Du gehſt einem gräßlichen Abgrunde zu — Franz, Du ſtürzeſt Dich unaufhaltſam ins Verderben; um Gottes willen, kehre um; Franz, erbarme Dich meiner, wenn Du Dich nicht Deiner erbarmſt! Ich beſchwöre Dich bei dem allmächtigen Heiland, und der Mutter Gottes, der Gebenedeiten!“

„Sie werden ſchon wieder langweilig, Mama,“ brauſte Zahlheim auf. „Doch ich kann mir ja Ruhe vor Ihnen verſchaffen! Reich bin ich jetzt und bedarf Ihres Tiſches, Ihrer Wohnung nicht mehr! Ich bedarf aber noch weniger Ihrer faden Moralpredigt; ich verlaſſe Sie!“

„Franz, hat Dich die Hölle ſchon umſtrickt? Deine Mutter willſt Du verlaſſen, weil ſie Dich ermahnt, daß Du ein braver Mann ſein ſollſt? — Sprich, Unglücklicher, wo haſt Du dieſes Geld her? — Iſt dies ſchon das Handgeld des Satans?“

„Wenn es Sie beruhigt zu wiſſen, wo ich es her habe, ſo will ich es Ihnen ſagen. Bei Madame Lemnier habe ich es einer Geſellſchaft vornehmer Leute im Spiele abgewonnen. Dieſe werfen die Ducaten mit beiden Händen weg, iſt es ein Verbrechen, ſie aufzufangen?“

„Geſpielt haſt Du? Geſpielt mit reichen Leuten! Du, ein Armer! Werden ſie Dich nicht zur Revanche auffordern?“

„Das ſollen Sie! Ich werde wieder gewinnen.“

„Dann müßteſt Du falſch ſpielen, denn ein ehrlicher Spieler kann niemals wiſſen, wer gewinnt und wer verliert.“

„Die Leute, mit welchen ich zuſammenkomme, ſpielen kopflos, mit blinder Leidenſchaft, ohne Berechnung.“

„Spielen ſie Schach?“

„Gott behüte! ſie ſpielen Karten.“

„Karten? Und beim Kartenſpiel willſt Du berechnen, wie die Karten fallen ſollen? Franz, ſei doch nicht dein eigener Feind!“

„Sie, Mutter, verſtehen den Plunder vom Pharao!“

„Pharao? — Da iſt ja eines der gefährlichſten Hazardſpiele! — Der Kaiſer hat es auf das Strengſte verboten, weil man ſich dabei um Hab und Gut, Ehre und Exiſtenz bringen kann.“

„An öffentlichen Orten iſt es verboten, an Privatplätzen nicht. Cavaliere ſpielen es ohne Scheu.“

„Biſt Du ein Cavalier?“

„Ein Edelmann auf jeden Fall.“

„Und vielleicht nur darum ein Edelmann, um „Pharao“ zu ſpielen? — Hat dein Großvater darum ſich Verdienſte erworben und hat unter Carl VI. den Adel erhalten, damit Du, ſein Enkel, Pharao ſpielen kannſt und dieſem Adel Schande machſt?“

„Sie reden wie ein altes, albernes Weib! Laſſen Sie mich in Ruhe! — Ich habe Kopfſchmerzen und will noch ein Stündchen ſchlafen.“

Zahlheim warf ſich in ſeinem Bette auf die andere Seite, kehrte ſeiner Mutter den Rücken und zog die Decke über die Ohren.

„Du haſt es gewagt, mich ein albernes Weib zu nennen, mich, deine Mutter, die, ſo lange Du meine Rathſchläge befolgteſt, Dir nur Heil brachte? — Daß Du ein braver, ehrgeiziger Student geweſen, dankteſt Du nur meinen Ermahnungen; daß Du fleißig die erſten Jahre in deiner Anſtellung Dich gezeigt, war mein Werk; — plötzlich ſchlugſt Du um, und weil ich nun einſehe, daß dieſer Weg, den Du betreten, Dich elend machen wird, und Dich beſchwöre, den Pfad der Sünde zu verlaſſen; bin ich albern! — Gott verzeihe Dir den Schmerz, den Du mir bereiteſt. — Mögeſt Du es nie bereuen! Möge nie eine Zeit kommen, in welcher Du dieſer Stunde Dich erinnerſt, in welcher Du die Warnungen deiner Mutter verachtet haſt! Schlafe, Verblendeter, wenn Du zu ſchlafen vermagſt, und vermagſt Du es, ſo träume von der ſchauderhaften Prophezeiung, welche die Zigeunerin ausgeſprochen hat.“

Frau von Zahlheim verließ ihren Sohn.

Er aber ſprang aus ſeinem Bette.

„Komm her, du mein Gold,“ ſagte er, „und erquicke durch deinen Klang mein Ohr, das abgeſchmackte Moral und lächerliche mütterliche Aengſtlichkeit beleidigten. — Mit dir, mein Gold, will ich meine Unabhängigkeit ſichern. — Es bleibt dabei, ich verlaſſe meine Mutter und miethe die Wohnung im Kronberger'ſchen Hauſe auf der „Elendbaſtei.“ — Dort bin ich ungenirt, erfreue mich der herrlichſten Ausſicht in die romantiſchen Gebirge, indeß ich hier in der „Blutgaſſe“ kaum den blauen Himmel ſehe. — Das Quartier, das mir ſo gefällt, iſt unbewohnt; die nöthigen Möbel verſchafft mir der reiche Trödler Hannauer. Ich will ſogleich ans Werk ſchreiten.“

Er packte ſein Geld zuſammen, ſteckte es zu ſich und wollte ſchon aus ſeiner Mutter Wohnung ſchreiten, da fiel ihm ein, daß er doch von ſeiner beſten Freundin auf dieſer Welt Abſchied nehmen müſſe.

„Ich will Abſchied nehmen,“ rief er, „aber nicht mündlich, ſondern ſchriftlich. Ich bedarf keiner guten Lehren mehr; ich bin alt genug. Ich will ihr ſchriftlich Adieu ſagen.“

Er ergriff ein Blatt Papier und ſchrieb mit Bleiſtift darauf:

„Ich ziehe von Ihnen fort, Mutter. Wir harmoniren nicht mehr mit einander. Verfügen Sie über mein Zimmer. Ich werde Sie gelegenheitlich beſuchen, übrigens kümmern Sie ſich nicht um mich. Sollten Briefe an mich kommen, ſo ſenden Sie ſie in das Haus Nr. 1224 *), Elendbaſtei, in den zweiten Stock. Adieu!

Franz von Zahlheim.“

---

*) Dieſes Haus, in welchem Zahlheim ſeine neue Wohnung nahm und in welchem er zum Mörder wurde, beſitzt gegenwärtig die Nummer 1170 unweit vom Stabsſtockhauſe.

VI.

Zahlheim in ſeinem Hauſe. — Das Pharao. — Die erſte Lection.

Der Trödler Hannauer hatte in Wien in der Capuzinergaſſe auf dem Spittelberge die größte Niederlage von allen Gattungen Möbels, beſonders für Kunden aus der beſſeren Claſſe. Man muß ſich dieſen Mann nicht als einen gemeinen „Tandler“ denken, wie Wien gegenwärtig in den meiſten Vorſtädten eine Legion beſitzt.

In den Jahren 1785 u. ſ. f. gab es in Wien noch keine Tiſchler und Tapezierer, welche vorräthige Möbel zum Verkaufe ausſtellten: alles was an Zimmereinrichtungen benöthigt wurde, mußte beſtellt werden; Perſonen, welche ſchnell ihre Wohnungen möbliren laſſen wollten, mußten ſich daher an die Trödler wenden, und unter dieſen an Hannauer, wenn ſie Luſt hatten, ſich beſonders pracht- und geſchmackvoll einzurichten.

Hannauer kaufte nur das Schönſte in öffentlichen Feilbietungen. Wenn ein reicher Cavalier oder ein hoher Staatsbeamter plötzlich abreiſte, ſo erſtand Hannauer Alles, was feil geboten wurde. Auf dieſe Weiſe beſaß er Trumeauxſpiegel von außerordentlicher Größe, ſammtene und damaſtene Garnituren, Schränke, Candelaber, Luſter, Commodekaſten, Draperien, Betten, in welchen ein Herzog hätte ſchlafen können, Teppiche und Oelgemälde nicht ſelten von hohem Werthe.

Zahlheim verfügte ſich zu dem Trödler.

Da Hannauer Vorſteher ſeiner Gewerbsgenoſſen war, ſo kannte er den Herrn Magiſtratsſecretär ſehr gut.

Zu allen Zeiten achteten die Bürger Wiens die Beamten jener Behörden hoch, mit welchen ſie in unmittelbare Berührung kamen. — Der löbliche Magiſtrat der k. k. Haupt- und Reſidenzſtadt iſt diejenige Stelle, zu welcher die Bürger faſt täglich gelangen; der Bürgermeiſter, die Räthe und ihre Secretäre ſind ihre Orakel, und dies iſt gut, und ſoll auch ſo ſein.

Als Zahlheim in die Niederlage Hannauer's trat, begrüßte ihn dieſer wahrhaft ehrfurchtsvoll.

„Welche Ehre!“ rief der Trödler. „Womit kann ich dienen, Herr Secretär?“

„Ich wünſchte meine Wohnung, aus drei Zimmern beſtehend, auf der „Elendbaſtei,“ einzurichten. — Ich habe erfahren, daß Sie die ſämmtlichen Möbel im Gartenpalaſte des Grafen Althan, der auf ſeine Herrſchaft überſiedelt iſt, gekauft haben. Unter dieſen Möbeln müßte ſich viel Hübſches vorfinden.“

„Nicht blos Hübſches, Prachtvolles kann ich ſagen, und vom Größten bis zum Kleinſten, jedes Stück aus Paris. Fürſt Kaunitz beſitzt nichts Schöneres.“

„Das iſt mir lieb.“

„So wollen wir dieſe Sachen ſogleich beſehen,“ verſetzte Hannauer. „Ich beſitze fünf große Magazine, ganz angepfropft mit auserleſenen Gegenſtänden. Wenn der Herr Secretär ſich mit mir bemühen wollen, es wird die Mühe lohnen.“

Zahlheim folgte dem Trödler, und dieſer producirte ein wirklich ausgezeichnetes Waarenlager.

Der Secretär erſtaunte über die herrlichen Gegenſtände, welche hier aufgeſpeichert waren. Bronze, Alabaſter, Kryſtalle, Porzellane, niederländiſche Tapeten, Gobelins in faſt neuem Zuſtande.

„Ich will nur noch einige tauſend Ducaten gewinnen,“ dachte Zahlheim, „dann ein größeres Quartier miethen und Alles kaufen, was ich hier ſehe.“

Für drei Zimmer wählte Zahlheim nicht lange.

Er wählte ſehr gut — allein der Preis?

Mit einiger Angſt fragte er:

„Was koſten dieſe Sachen, die ich hier ausgeſucht habe?“

„Für jeden Andern 1500 fl. — für Sie 1200 fl. Und 1200 fl. gebe ich wieder dafür, wenn Sie der Kauf binnen einem Monate reuen ſollte.“

„1200 fl.,“ ſagte Zahlheim, „das iſt viel Geld! Ich verhehle Ihnen nicht, lieber Hannauer, daß 1200 fl. für den Moment meine Caſſe zu ſehr erſchöpfen würden.“

„Wie viel können Sie denn entbehren?“

„Höchſtens fünfzig Ducaten.“

„Das iſt wenig! Aber ſei es darum, Ihnen zu Liebe thue ich Alles; ich nehme die fünfzig Ducaten als Abſchlagszahlung, bedinge mir jedoch einen Schuldſchein auf die Zeit, welche Sie ſelbſt beſtimmen wollen; — vielleicht bezahlen Sie mir durch drei Jahre jedes Jahr einen gewiſſen Theil. — Um Ihnen gefällig zu ſein, ſtelle ich mich damit zufrieden.“

„Sie ſind ein Ehrenmann. Der Ruf ſagt nicht zu viel von Ihnen. Sie ſind eine Ausnahme aller Wiener Trödler.“

„Nur inſoferne eine Ausnahme, daß ich Leuten, welche ihre Habſeligkeiten mir anbieten und ſich in Bedrängniſſen befinden, nichts abdrücke; von Menſchen ſchamlos gewinnen zu wollen, die ohnehin in Noth ſind, kann ich nicht über's Herz bringen; die Armen zu plündern, vermag nur ein Schuft. Ich kenne einen Trödler, der vier Häuſer beſitzt, ſogar eine Equipage hält. — Die Weiſe, wie dieſer Mann ſich Geld macht, iſt nicht die meinige. — Wenn ich ihn an Sonntagen ſo ſtolz über die Straße fahren ſehe, denk' ich mir immer: Fahre nur zu! Aus dem Wege zur Hölle kannſt Du doch nicht hinausfahren; der Satan ſitzt ſchon längſt neben Dir in der Caleſche. — In dieſer Beziehung bin ich eine Ausnahme von den gewöhnlichen Trödlern.“

„Ich achte Sie, Herr Hannauer; ich danke Ihnen auch herzlich für den Credit, den Sie mir anbieten; aber für ſo lange Zeit bedarf ich deſſen nicht. Höchſtens für einen Monat, vielleicht nur für acht Tage; ich bin jetzt in einer Lage, in welcher ich ſicher ſchon in achtundvierzig Stunden die Schuld, die ich jetzt mache, an Sie bezahlen kann, daher genügt es, wenn ich Ihnen einen Schuldſchein für vier Wochen ausſtelle.“

Hannauer war hierüber ſehr zufrieden, und das Geſchäft wurde geſchloſſen.

Die angebotenen fünfzig Ducaten erlegte Zahlheim und für den übrigen Betrag ſtellte er einen Schuldſchein aus.

Unter den ausgeſuchten Gegenſtänden befanden ſich die ſchönſten Niederländertapeten.

Hannauer ließ durch ſeine Leute die Wände von Zahlheim's Wohnung damit zieren, ordnete die Möbel, und mußte ſich ſelbſt geſtehen, daß der reichſte Cavalier kein vornehmeres Appartement hätte beſitzen können.

Zahlheim ſchwamm in Wonne.

»Nun werde ich ein Souper geben!« ſagte er, »und ein Spielchen, und die kleine, allerliebſte Natalie muß mit Madame Lemnier daran Theil nehmen! Einige Herren, die reichſten und unbeſonnenſten Spieler, ſollen geladen werden. Es ſoll bei mir flott zugehen! Und Ducaten ſoll es in meine Chatouille regnen! Ducaten in Abondance.«

Es wurde ſehr bald bekannt, wie propre ſich Zahlheim etablirt hatte.

Seine Freunde aus dem Gaſthofe »zur goldenen Ente« in der Schulenſtraße beſuchten ihn alle; nur den Fleiſchhauer Legler invitirte er nicht.

Zahlheim vermochte den Groll, den er im Herzen hegte, nicht zu bekämpfen, obgleich er ſehr geneigt war, den Fleiſchhauer im »Phare« am meiſten zu rupfen, da dieſer der reichſte unter ſeinen Freunden war.

Der Abend nahte heran, an welchem Madame Lemnier und die geliebte Natalie, dann noch einige Mädchen aus dem Bereiche dieſer Madame, — Schwörnhort, ſechs andere Cavaliere und andere reiche Herren geladen wurden. Das Souper mußte der bekannte Hoftraiteur Jahn ins Haus ſchicken und ſeine Leute dazu, welche ſerviren mußten.

Das Ganze war ſo hübſch arrangirt, daß die Cavaliere in laute Bewunderung ausbrachen.

Ein Chevalier Teſſin, der ebenfalls geladen war, gerieth ganz beſonders in Entzücken und behauptete: Zahlheim müſſe ein Franzoſe von altem Adel ſein. So chevaleresk könne nur ein Marquis ſich bewegen, der am Hofe Ludwigs XIV. gelebt.

Wie in jener Nacht im Hauſe Zahlheim's geſchwelgt wurde, werden mir die Leſer zu beſchreiben erlaſſen. Vielleicht ging es noch toller zu als bei Madame Lemnier, nur fiel der Ball hinweg, weil die Wohnung hiezu zu klein war; aber dem Spiele wurde deſto mehr gehuldigt, und als die erſten Sonnenſtrahlen nach jener Nacht am Horizont erſchienen, hatte Zahlheim wieder gewonnen; er hatte über ſechshundert Ducaten gewonnen, und weit mehr waren ihm die Cavaliere auf Ehrenwort ſchuldig geblieben.

Die Cavaliere lachten zu ihrem Verluſte, verſprachen, ihm den Betrag ihrer Ehrenſchuld zu ſenden, und die Geſellſchaft trennte ſich, mit der gegenſeitigen Zuſage, Revanche zu verlangen, und zwar im Hauſe der Madame Lemnier.

Nur Einer blieb zurück.

Der Chevalier Teſſin.

Er war der Einzige, der nicht in einer Equipage verfuhr. Er blieb, wie er ſagte, um an den die ſchönſte Fernſicht bietenden Fenſtern in der Wohnung Zahlheim's den jungen Tag zu begrüßen.

»Sie haben entweder verteufelt viel Glück!« ſagte Teſſin zu Zahlheim, als dieſer ſein Gold in eine Schublade ſeines Schreibtiſches legte und dieſe abſperrte, »oder — Sie müſſen es mir ja nicht übel nehmen, was ich hier unter vier Augen ſage, oder Sie verſtehen die Kunſt, welche die Franzoſen »corriger la fortune« nennen.«

»Was heißt das?« fragte Zahlheim.

Teſſin lachte.

»Sie verſtehen dies nicht,« fragte Teſſin, »und ſind doch ein ſo gewandter Spieler? — Sie könnten in Paris und Spaa Bank halten, und würden den Anforderungen der eigenſinnigſten Peinteurs genügen; — machen Sie mir doch nicht weiß, daß Sie jenen Ausdruck nicht verſtehen.“

„Auf mein Ehrenwort! Ich verſtehe ihn nicht.“

„Mein Herr,“ fuhr der Franzoſe fort, „ich bin, unter uns geſagt, ſelbſt einer der geſchickteſten Kartenlenker. Ich habe nur das Unglück, daß man mich in keinem Spielzirkel Bank halten läßt. Man weiß, daß ich ſo zu manipuliren verſtehe, daß ich immer gewinnen muß; daher drängt es mich, von Ihnen zu lernen; denn von der Geſchicklichkeit, die Sie beſitzen, habe ich keine Ahnung. — Seien Sie offen mit mir. Wenn wir beide uns verſtehen, ſo gewinnen wir dem Großmogul ſeine Schätze ab.“

„Sie werden doch nicht wähnen, daß ich falſch ſpiele?“

„Falſch ſpielen! Was nennen Sie falſch ſpielen! Wenn ich die Kunſt beſitze, die Karten ſo zu miſchen und zu legen, daß ſie mir Glück bringen, iſt das ein falſches Spiel? — Wenn Sie eine Partie Billard übernehmen und mehr Berechnung haben als Ihr Gegner, ein beſſeres Auge beſitzen als er, die Ballen durch Ihre Geſchicklichkeit dahin bringen, daß Ihr Spiel Ihnen Vortheil und dem Gegner Nachtheil gewährt, iſt dies ein falſches Spiel?“

„Gewiß nicht! Und vermag man dies auch im Pharo?“

„Wie naiv Sie ſind!“

„Auf meine Ehre und bei dem Glücke, das mich bisher begünſtigte, ich habe keinen Begriff davon! — Ich meinte meiner Ruhe und Leidenſchaftsloſigkeit hätte ich meine Gewinnſte zuzuſchreiben. Sie werden mir doch zugeſtehen, daß die jungen Herren, welchen ich bisher Geld abgewann, völlig wie Wahnſinnige pointirten und Coups wagten, die ſchlechterdings verſagen mußten.“

„Ja wohl, aber eben deswegen! das Haar auf dem Kopfe müſſen dieſe Cavaliere verlieren und ſollen es verlieren, denn wem die Haare ſo ſchnell wieder nachwachſen wie unſern Freunden, für dieſe iſt es ein Vortheil, wenn ihr Haar immer wieder und ſtark beſchnitten wird.“

„Lehren Sie mich Ihre Kunſt, das Glück zu corrigiren.“

„Lehren Sie mich die Ihrige.“

„Ich beſitze keine Kunſt.“

„Laſſen Sie mich Ihre Karten einmal in der Nähe und recht genau betrachten.“

„Hier ſind ſie!“

„Hol' mich der Teufel! Es ſind ganz unſchuldige Karten!“

„Miſchen Sie.“

Zahlheim miſchte.

„Coupiren Sie.“

Zahlheim coupirte.

„Geben Sie aus.“

Er that es.

„Fünfzig Ducaten auf den König.“

Teſſin verlor.

„Ich biege ein Paroli!“ ſagte er.

Teſſin verlor.

„Ein Six-le-va!“

Er verlor wieder.

„Ein Sept-le-va!“

Er verlor immer wieder.

„Zum Henker!“ wüthete Teſſin, „Sie haben Glück, nichts als Glück! dummes, infames Glück! Glück wie ein Menſch, der die Nummern träumt, welche aus der Lotterie kommen! — Da nehmen Sie Ihre Ducaten; ich will nichts mehr von Ihnen wiſſen. Sie ſind wahrſcheinlich mit dem Teufel im Bunde. Gott möge Einem vor Ihnen bewahren!“

„Das bin ich nicht; indeß nehmen Sie Ihr Geld — nehmen Sie auch das, was ich heute Nacht von Ihnen gewonnen. — Wie viel beträgt es?“

„Fünfundſiebzig Ducaten!“

„Hier ſind ſie. Und nun lehren Sie mich die Kunſt, immer zu gewinnen, für den Fall, als mir Frau Fortuna einmal den Rücken kehren ſollte.“

„Wenn Sie mit mir gemeinſchaftliche Sache machen —“

„Mit Vergnügen.“

„Die Hand darauf und Ihr Ehrenwort, dann die größte Verſchwiegenheit.“

„Das verſteht ſich!“

Sie wurden einig und die Lection begann, aber ſie wurde bald unterbrochen, denn Zahlheim's Mutter trat ein.

VII.

Der verlorne Sohn.

Bei dem Eintritte der Mutter erſchrack Zahlheim heftig.

Er warf die Karten, mittelſt welchen ihm Teſſin eben „die Volte ſchlagen“ lehrte, von ſich und fragte äußerſt verlegen:

„Mutter, Sie kommen zu mir? — Was bringt Sie hieher?“

„Ich muß doch wohl meinen Sohn beſuchen und nachſehen, was er treibt und wie er ſich befindet! — Ich ſtöre doch wohl nicht?“

„Meine Mutter,“ ſagte Zahlheim zu Teſſin und ſtellte ſie ihm vor; „Ritter von Teſſin,“ ſprach er zu ſeiner Mutter.

„Ein Ritter?“ erwiederte die Mutter. „Das iſt ſchön. Doch wohl ein Ritter der neueſten Gattung; denn daß die alten Ritter „Pharo“ geſpielt hätten, habe ich nie gehört.“

„Mutter,“ flüſterte Zahlheim, „Sie werden doch nicht ſchon wieder zu moraliſiren anfangen.“

„Nein, nein,“ entgegnete die alte Frau, ohne ſich zu geniren, „ich werde in Gegenwart dieſes Herrn Ritters nichts ſagen, was Dir unangenehm ſein könnte. Ich will nur mittheilen, daß der Herr Bürgermeiſter ſchon zweimal nach Dir geſendet hat und anfragen ließ, ob Du krank ſeiſt. — Ich ſchwache Frau hatte nicht das Herz, zu erzählen, daß Du von mir weggezogen, ich ſagte: ja, Du ſeiſt unwohl und entſchuldigte Dich; auch waren der Rabbiner Kohn und der Negoziant Baſcheles bei mir; ſie gaben vor, mit Dir ſprechen zu müſſen. Ich berichtete ihnen ebenfalls, daß Du unwohl ſeiſt. — was ſoll ich dieſen Leuten aber ſagen, wenn ſie wieder kommen?“

„Ich werde ſie beſuchen.“

„Das wird nicht wohl angehen. Denn da ich dem Bürgermeiſter melden ließ, daß Du unwohl ſeiſt, ſo kannſt Du Dich nicht viel auf der Straße, zeigen, ſonſt wirſt Du geſehen und compromittirſt Dich und mich. — Ich werde die Juden hieherſenden, wenn ſie wieder kommen.“

„Nein, nein, um Gottes willen nicht hieher! — Mein Haus beſuchen nur Cavaliere; es würde ausſehen, als ob ich Schulden contrahirte, und deshalb zu Hebräern meine Zuflucht nehmen müßte; nein, Mutter, laſſen Sie die Juden, wo ſie ſind. — Ich ſoll dieſen Zudringlichen noch ein paar Suppliken an den Kaiſer verfaſſen, dies kann auch in der Wohnung des Rabbiners geſchehen.“

„Schulden wirſt Du freilich nicht haben,“ meinte die Mutter und ſah bedeutungsvoll im Zimmer umher. „Bei Dir muß es ja Gold regnen! — Da liegen Ducaten auf dem Boden, wie bei mir kaum Stecknadeln.“

Sie hob drei bis vier Ducaten auf und legte ſie auf den Tiſch.

„Die ſind mir auf die Erde gefallen,“ warf Teſſin leicht hin, „als ich an den Herrn Sohn heute Nacht ein hübſches Sümmchen verlor. — Ihr Herr Sohn, verehrte Frau, wird ein Cröſus werden. — Ein ſolches Glück habe ich noch nicht erlebt! — Er gewann heute Nacht einen

Berg von Ducaten, und über tauſend Stück ſind ihm noch ſeine Freunde ſchuldig geblieben.“

„Mein Gott! mein Gott!“ ſeufzte die Alte. „Erzählen Sie mir hievon nichts, ſonſt bricht mir das Herz.“

„Ich dächte, es ſollte Ihnen das Herz lachen,“ verſetzte Teſſin. „Ihr Sohn wird ein Millionär und zwar auf ganz moraliſchem Wege; es iſt nemlich Pflicht, die Thoren zu geißeln und die Sünder zu züchtigen, und wie kann man dies beſſer, als wenn man ihnen ihr Geld nimmt! Dies geſchieht, und ich werde Ihrem Herrn Sohn in dieſer Chriſtenpflicht redlich beiſtehen.“

Frau von Zahlheim ſah den Mann, der ſo geſprochen, bedeutungsvoll an und ſeufzte tief.

„Ich habe meinem Sohne zugeſagt,“ verſetzte ſie, „nichts zu ſagen, was ihm unangenehm ſein könnte, daher habe ich keine Bemerkung auf Ihre Behauptung, Herr Ritter. — Verzeihen Sie einer alten Frau, die noch Anſichten aus der früheren Zeit beſitzt. — Zu etwas Anderem! — Franz, geſtatte doch, daß ich deine ſchöne Wohnung beſchauen dürfe, von welcher deine Freunde ein ſolches Geſchrei erheben, als hätteſt Du die Zimmer eines Herzogs inne.“

Sie öffnete ein Nebenzimmer.

„Welche Pracht!“ rief ſie; „welche herrlichen Tapeten, welche wunderſchönen Spiegel und welche koſtbaren Bilder!“

„Es ſind nur Copien nach berühmten italieniſchen Meiſtern,“ entgegnete Franz; „ja, wenn ich ſo glücklich wäre, die Originale zu beſitzen!“

„Die Copie des „verlornen Sohnes,“ bemerkte Teſſin, die Sie in Ihrem Schlafzimmer hängen haben, iſt mir ſo lieb wie das Original.«

»Den »verlornen Sohn« beſitzeſt Du?« fragte die Mutter. »Zeige mir ihn doch!«

Zahlheim führte ſeine Mutter in ſein drittes Zimmer.

Der alten Frau traten Thränen in die Augen.

»Franz! Franz!« rief ſie. »Noch gebe ich Dich nicht auf! — Du haſt dieſes Bild vor Augen! dieſes Bild! Franz, umarme mich und laß mich hoffen!«

Sie weinte laut und preßte ihren Sohn an ihr Herz.

Teſſin ſagte:

»Recht rührend, aber langweilig.«

VIII.

Natalie.

»Ich werde gegen Abend wieder kommen,« ſagte Teſſin nach einer Pauſe. »Mutter und Sohn wollen ſich, wie ich bemerke, ohne Zeugen ſprechen.«

»Nein, nein!« rief Zahlheim, »bleiben Sie; wir ſind bereits zu Ende mit unſern ſentimentalen Angelegenheiten. — Daß dies Bild den »verlornen Sohn« vorſtellt, bemerkte ich nicht. — Hannauer hat es wahrſcheinlich mit einem andern, das ich wählte, verwechſelt. Ich muß geſtehen, daß ich meine Bilder noch kaum recht ins Auge faßte. Die Venus allein betrachtete ich mit beſonderer Aufmerkſamkeit; da nun der »verlorne Sohn« meiner Mutter Thränen erpreßt, ſo will ich ihn gegen ein anderes Bild vertauſchen.«

»Dann gibſt Du mir den Todesſtoß, Franz!« rief die

Mutter. „Wenn Du noch einen Funken Liebe für mich im Herzen nährſt, ſo behalte dies Bild.“

Sie umklammerte ihren Sohn noch inniger.

„Franz, behalte dies Bild,“ ſagte ſie; „ich beſchwöre Dich, und betrachte es, als ſei es ein Stück aus deinem eigenen Leben.“

„Madame Neuſeul auf dem Burgtheater,“ rief Teſſin, „vermöchte dieſe Scene auch nicht rührender zu ſpielen. Ich könnte weinen, wenn ich nicht zu Tiſche müßte. — Adieu, Zahlheim! — Um ſechs Uhr komm ich wieder. — Adieu!“

Er ging und lachte.

Frau Zahlheim war ſo bewegt, daß ſie auf ein Sopha ſank.

Zahlheim gerieth außer ſich.

„Mutter,“ ſagte er, „ich verbitte mir nun ein für alle Mal, dieſe abgeſchmackten Geſchichten bei mir aufzuführen; Sie behandeln mich, als ob ich noch im Knabenkleide vor Ihnen ſtünde; Sie machen mich zum Geſpötte der ganzen Stadt; — dieſer Teſſin läuft geradezu ins Speiſehaus „zum Greifen“ in der Kärntnerſtraße und reißt Witze über Sie und mich. — Begreifen Sie denn nicht, daß Sie meine Carriere geradezu unterminiren? — Sie haben ja Anſichten wie Ferdinand II. — Der meinte auch, nur durch Arbeiten und Beten könne man glücklich werden, und jagte ſeinen Leibarzt fort, weil er eine Spielgeſellſchaft in ſeinem Hauſe duldete. — Werden Sie doch einmal vernünftig! Was kann Sie es denn geniren, wenn ich reich werde? — Es kann Sie wohl betrüben, wenn ich verarmen ſollte, aber mein Wohlſtand, mein Glück kann Ihnen nie Kummer machen.“

Es wurde gepocht.

„Herein!“ rief Zahlheim.

Ein herrſchaftlicher Jäger trat ein.

„Mein Herr, der Baron Santoni, läßt Herrn von Zahlheim ſeine Hochachtung melden und überſendet hier die zweihundert Ducaten, welche er heute Nacht ſchuldig geworden. Er bittet um eine Empfangsbeſtätigung.“

Während Zahlheim die Ducaten in Empfang nahm und die Beſcheinigung darüber ſchrieb, pochte wieder Jemand.

Es war der Kammerdiener des Grafen Schwörnhort; dieſer überbrachte dreihundert Ducaten als Spielſchuld in derſelben Weiſe, und erbat ſich ebenfalls eine Beſtätigung des Empfanges, und ſo ging es fort, bis Zahlheim mehr als tauſend Ducaten auf ſeinem Tiſche liegen hatte.

Die Diener der Cavaliere hatten ſich entfernt.

„Nun, Mutter, bezweifeln Sie noch, daß Ihr Sohn dem Glücke im Schooße ſitzt?“

„Fortuna,“ ſeufzte die alte Frau, „ſteht auf einer Kugel, ſie ſchwankt unaufhörlich und wird Dich unverſehens von ſich ſchleudern.“

„Unmöglich!“ betheuerte Zahlheim. „Ich werde ihr Beſtändigkeit abtrotzen. Ich werde ſie zwingen, auf einem feſten Boden zu ſtehen: il faut corriger la fortune!“

Abermals wurde an der Thür gepocht.

„Es wird doch nicht noch mehr Geld kommen?“ lachte Zahlheim. „Mein Himmel, ich habe ja ohnehin keinen Raum mehr, es unterzubringen.“

„Herein!“ rief Zahlheim.

Es kam Niemand.

Zahlheim's Mutter ging nach der Thüre, um nachzuſehen.

„Eine ſchöne Dame iſt da,“ ſagte ſie zu ihrem Sohne.

„Mein Fräulein," ſprach ſie aus der Thüre, „treten Sie gefälligſt ein."

„Herr von Zahlheim iſt nicht allein," ſagte eine ſanfte Stimme.

„Es iſt Niemand bei ihm, als ich, ſeine Mutter."

„Seine Mutter!" rief die Dame. „Vor ſeiner Mutter ſcheue ich mich nicht."

Die Dame trat ein.

„Himmel! Natalie!" rief Zahlheim. „Sie ſind es?"

Er ging ihr entgegen.

„Wie kommen Sie hieher?" fragte Zahlheim. „Sie ſind ja ganz erſchöpft. Ruhen Sie doch aus."

Er nöthigte Natalie auf einem Sopha Platz zu nehmen.

„Iſt Ihnen etwas Unangenehmes zugeſtoßen?" fragte Zahlheim mit inniger Theilnahme.

„Mir nicht," erwiederte das Mädchen, „aber Ihnen könnte Schlimmes begegnen. Ich war Zeuge einer förmlichen Verſchwörung gegen Sie. Heute bei Frau von Lemnier, als die Cavaliere kamen, das Frühſtück bei ihr einzunehmen, ſprach man höchſt nachtheilig von Ihnen; ich mag es gar nicht wiederholen."

„Von mir? Nachtheilig? Ich war doch ſo gaſtfreundlich gegen die Herren."

„Das iſt's ja eben! — Dieſe Gaſtfreundſchaft," meinte einer der Cavaliere, „wäre nur ein Vorwand geweſen, ſie an den Spieltiſch zu ziehen — und — und — nein, nie ſoll die gemeine Beſchuldigung, welche ausgeſprochen wurde, über meine Lippen kommen."

Frau von Zahlheim ſah ihren Sohn bedeutungsvoll an.

„Man wird doch mein Glück nicht verdächtigen?"

„Ja, ja, dies geſchieht. Und Madame Lemnier, welche ſich ſehr beeinträchtigt glaubt, weil bei Ihnen geſpielt wurde, weil ihr dadurch das hohe Kartengeld, das ſie anrechnet, und das Souper, das ihr das Dreifache einträgt, entgeht, ſprach am erbittertſten gegen Sie. Madame Lemnier behauptet geradezu, Sie ſpielten mit markirten Karten."

„Mein Gott, ich habe mit den Karten dieſer Frau und in ihrem Hauſe eben ſo gewonnen."

„Daſſelbe warf ihr Graf Schwörnhort ein, allein Frau Lemnier behauptete unverhohlen: Sie verſtünden die Volta zu ſchlagen, und da Chevalier Teſſin heute Morgens bei Ihnen zurückblieb, da ſchwieg ſelbſt Graf Schwörnhort, als einige der Herren Cavaliere bemerkten, Sie ſteckten mit dieſem falſchen Spieler unter einer Decke. Teſſin, behaupten die Herren, habe nur zum Scheine gegen Sie verloren. Als er bei Ihnen zurückblieb, hätten Sie ihm das Geld, das Sie ihm abgenommen, nicht nur zurückgegeben, ſondern auch noch die ſiebzehnhundert gewonnenen Ducaten von den übrigen Pointeurs mit dem „Gauner," wie ſie Teſſin nannten, getheilt."

„Franz! Franz!" ſagte die Mutter, „was muß ich hören Franz, ſollten meine böſen Ahnungen doch keine Trugſchlüſſe ſein?"

„Ich ſchwöre Ihnen, Mutter, bei der Liebe, die Sie mir immer bewieſen, bei der Aſche meines Vaters, die mir heilig iſt, ich ſchwöre Ihnen, daß ich mich keines Vortheils im Spiele über die Herren, die an mich verloren, bediente. Iſt denn der Fall neu, daß ein Menſch ein auffallendes Glück habe? Ich ſelbſt kannte einen Schauſpieler, Czechtitzki hieß er, der in Preßburg in einer Nacht fünfmal die Spielbank ſprengte. Es war ebenfalls im Pharo. Es fiel Niemand ein, ihn eines Betruges zu zeihen, und noch ſpielt er mit gleichem Glücke in Warſchau. Warum ſpricht man von dieſem Manne nichts Ehrenbeleidigendes, ſondern nur von mir? — Sind die Cavaliere, die ihr Geld an mich verloren, ſo pauvre, daß ſie ergrimmt über den Verluſt zu ſolchen infamirenden Beſchuldigungen ihre Zuflucht nehmen müſſen? — Pfui, gemeiner können nicht Spieler in den Branntweinſchenken ſprechen! — Ueberdies forderten die Herren auch dieſen Morgen Revanche von mir. Ich bin bereit ſie zu geben. — Die Herren ſollen ihre eigenen Karten mitbringen und auf jeden meiner Finger ein Wachslicht kleben, damit ſie ja genau ſehen, daß ich keine Karte ins Spiel zaubere, die nicht darin iſt, und keine verſchwinden laſſe, auf welche ſie zählen.«

„Das wollen ſie auch,“ verſetzte Natalie, „und heute Nacht ſoll dies geſchehen. — Sie werden eine Einladung erhalten, bei Madame Lemnier zu erſcheinen. Man wird Ihnen auftragen, zweitauſend Ducaten in die Bank zu legen. — Es werden einige Herren geladen, welche zu täuſchen unmöglich iſt, und wenn man Ihnen auf irgend eine Uebervortheilung im Spiele kommt, ſo ſollen Sie mit Schimpf und Schande aus dem Saale gejagt und als falſcher Spieler dem Bürgermeiſter und dem ganzen Stadtrathe angezeigt werden.“

„Großer Gott!“ ſtöhnte Frau von Zahlheim, „mein Sohn ehrlos! Ich ſterbe bei dieſem Gedanken!“

„Beruhigen Sie ſich, Mutter, die Elenden ſollen heraufkommen, und jeden Finger controliren, jedes Kartenblatt viſitiren. Je ſtrenger man mich beobachten wird, deſto angenehmer wird es mir ſein. Verliere ich, ſo ſei es; — wie gewonnen ſo zerronnen, werde ich mir zurufen; gewinne ich aber, ſo mögen die Herren ja nicht wähnen, daß ich den

Großmüthigen vorſtellen und meinen Gewinn nicht ſalviren werde, nein, ich werde ihn triumphirend einſtreichen, aber noch eine fernere Revanche ſollen ſie nicht erhalten; — mit dieſen abſcheulichen Menſchen werde ich nie mehr ſpielen und das Haus der Madame Lemnier, ſo lange ich lebe, nicht mehr betreten.“

„Nicht mehr?“ rief Natalie freudig aus. „Sie werden das Haus der Madame Lemnier nicht mehr betreten? — Dieſen Gedanken hat Ihnen Gott eingegeben. — Auch ich werde keinen Schritt mehr in die Wohnung jenes verworfenen Weibes zurückmachen. — Ich entfloh ihr, um ſie nie mehr zu ſehen.“

„Sie, Natalie? Der Liebling der Madame, die Perle ihrer Geſellſchaft.“

„Eine Perle? Geweſen! — Ja, rein und edel war ich wie eine Perle, ehe ich dieſe ſchändliche Seelenverkäuferin kennen lernte. Auch ich wurde an ſie verhandelt, meine eigene Pflegemutter verhandelte mich an jenes Weib, das die Hölle ausgeſpieen hat. — Ich trete nun zurück in die Reihe der Ehrbaren, und ſollte ich mein Brot durch die beſchwerlichſten Arbeiten verdienen müſſen. Dem Schlaraffenleben in jenem Pfuhl des Laſters und der Schande entſage ich. Gott wird mir verzeihen; die Menſchen werden mir verzeihen, denn den reuigen Sündern ſteht der Himmel offen.“

„Natalie,“ rief Zahlheim aus, „wollen Sie von mir eine Unterſtützung annehmen, damit Sie Ihren Entſchluß ausführen, um, bis Sie etwas aufgefunden haben, das Sie redlich nährt, ſich vor jedem Rückfall ſichern zu können?“

„Ich erbitte mir nur ſo viel von Ihrer Huld, als nöthig iſt, um die Kleider, die ich trage, dieſe Spitzen, dieſe Seidenſtoffe, dieſen Flitter, dieſen Tand der erbärmlichen

Frau, die mich damit gleich einem Schlachtopfer behangen hat, zurückzuſenden, und mir einfache Kleider anzuſchaffen. Strecken Sie mir einige Gulden vor, um mir ein ärmliches Corſett, einen Rock, wie ihn die Büßerinnen zu tragen pflegen, zu kaufen, und mich in einer entfernten Vorſtadt bei armen aber ehrlichen Leuten einmiethen zu können. -- Ich will, wie die Gefangenen im St. Antons-Kloſter, Wolle ſpinnen und beten, nur in das Haus des Abſcheus will ich nicht mehr gerathen."

„Mutter," rief Zahlheim, „hier könnten Sie ein gutes Werk üben. — Nehmen Sie Natalie in Ihren Schutz; ich werde die Koſten beſtreiten. Mutter, Sie ſind eine tugendhafte Frau, Sie haben Milde und Barmherzigkeit nicht nur auf den Lippen, Sie haben Milde und Barmherzigkeit in Ihrer Seele. — Mutter, wenn Ihr Sohn durch dieſe reuige Sünderin zum Guten erweckt, ebenfalls auf einen andern Pfad geleitet werden ſoll, ſo haben Sie Mitleid mit dieſer Armen, und nehmen Sie ſie zu ſich, ich flehe Sie darum an."

„Komm', meine Tochter," ſagte Frau von Zahlheim, „komm' zu mir; gemeine Arbeit ſollſt Du nicht verrichten dürfen; ich habe bisher meinem Sohne den Tiſch gedeckt und ſeine Stube zurecht gemacht, Du ſollſt an ſeiner Stelle mein vielgeliebtes Kind ſein, und gelingt es uns beiden, bei Gott zu erbitten, daß mein Sohn wieder werde, wie er einſt geweſen, dann ſoll der Himmel Dir ſeine Beſſerung anrechnen, und Dir, nicht mir, vergelten, daß der Verſucher ſeine Beute verloren. Jetzt, Franz, gehe in dein Schlafzimmer und betrachte das Bild vom verlorenen Sohne. Jetzt wird dies Bild den gehörigen Eindruck machen."

Sie wollte Natalie mit ſich nehmen.

Zahlheim nahm eine Rolle Ducaten von ſeinem Tiſche und reichte ſie ſeiner Mutter.

„Dies,“ ſagte er, „liebe Mutter, nehmen Sie als Vorſchuß für den neuen Hausſtand.“

„Mit dieſem Sündengelde, mit dem Spielermammon verſchone mich,“ antwortete die Mutter und wies das Geld mit Abſcheu zurück. „Von deiner Beſoldung gib mir eine Kleinigkeit; an dem Betrage, den Dir dein Amt ausbezahlt, hängt kein Fluch. In einigen Tagen beziehſt Du deinen Gehalt; was ich indeß für Natalien auslege, nehme ich von der chriſtlich erworbenen Penſion, die ich deinem Vater verdanke, daran knüpft ſich Segen, an die Schätze des Pharo: nie!“

Die Mutter führte Natalie fort.

Zahlheim ſah ihr mit Wehmuth nach.

Er war ſichtbar ergriffen.

Es war ihm als ob ihm eine innere Stimme zurufe:

„Bis hieher und weiter nicht! Kehre um! Verlaſſe die Bahn, welche Dich zum Verderben führt. — Noch haſt Du nichts Böſes gethan, und ſchon wirft Dich die Welt zu den Schlechten! Kehre um, Franz, gedenke der Liebe deiner Mutter und ihrer tugendreichen Lehren!“

IX.

Natalie.

(Fortſetzung.)

Es erſchien wieder ein Beſuch.

Sebaſtian, der Fleiſchhauer, ſtand vor Zahlheim.

„Auf die Gefahr hin," redete ihn der Dandy aus der Weißgärbervorſtadt an, „daß Du mir die Thür weiſeſt, komme ich zu Dir und bitte Dich um Verzeihung, wenn ich Dich beleidigt habe. — Straſe mich nicht ſo hart, Franz, ſchließe mich nicht aus dem Kreiſe deiner Freunde; im Ganzen bin ich doch ein guter Kerl und was ich vielleicht in Unüberlegtheit geſprochen, ſagte ich nur aus Theilnahme für Dich."

„Du biſt ein altes Weib," grollte Zahlheim. „Nur dem Umſtande dankſt Du es, daß ich ſo eben Erfahrungen machte, die mich wieder zu meinen früheren Freunden zurückführen. — Beim Himmel, Legler, Du biſt um eine Million beſſer, zuſammt deiner Schwatzſucht. als alle die vornehmen Böſewichte, die ich kennen gelernt und die die Ehre eines Menſchen wie Straßenpflaſter mit Füßen treten. — Gib mir die Hand, Legler, wir wollen wieder Freunde ſein, ſage es auch Allen im Gaſthofe „zur Ente," ich gehöre wieder ihnen und will täglich bei ihnen ſein! — Du aber, Sebaſtian, verlange Dir nicht in das Haus der Madame Lemnier eingeführt zu werden, und wenn Du den Eintritt mit acht Groſchen erkauſen könnteſt!"

„Was iſt es denn mit dem Mädel?“ fragte Legler, „das ich ſo eben mit deiner Mutter begegnet habe?“

„Mit Natalie?“

„Ja, wie ſie heißt, weiß ich nicht — der Teufel merk' ſich die „geſchwollenen“ Namen, von welchen keiner im Kalender ſteht. Die Mama in jenem Hauſe iſt eine wahre Wiedertäuferin; ein jedes weibliche Geſchöpf kriegt von ihr einen andern Namen! — Neulich hat ſie die „Sandel“ vom Haarpudermacher aus der Wollzeile engagirt, dieſe Mamſell heißt jetzt Meluſine — auf Sandel hört ſie gar nicht mehr.“

„Es iſt gleichgiltig, wie Madame Lemnier ihre Seraildirnen benennt,“ verſetzte Zahlheim, „Natalie gehört nicht mehr dazu.“

„O Du Schlankel! Die haſt Du ihr abwendig gemacht! — Gerade die ſchönſte und nobelſte! Recht haſt Du, — wenn ſie Dir einmal nicht mehr gefällt, nimm ich ſie, ich habe ſchon lang eine Paſſion auf ſie!“

„Auf die rechne nie. Sie kehrt zur Tugend zurück.“

„Hörſt Du denn nicht auf!“

„Gemeiner Menſch! Wenn Du an den guten Vorſätzen dieſes Mädchens zweifeln kannſt, ſo bleibt es zwiſchen uns ſo, wie es vor deinem heutigen Beſuche war und Du magſt mich verlaſſen.“

„Aber Franz, ſo ſei doch geſcheid! — Du wirſt doch wegen einer Perſon, die —“

„Schweig, und verlaſſe mich, ich bitte Dich!“

„Ich will nichts weiter ſagen. Du ſcheinſt von ihr ganz gefeſſelt zu ſein! Macht nichts, Du wirſt ſchon anders denken!“

„Nie.“

„Wenn ſie Dir Hörner aufſetzt, ſo groß wie von einem Vierzehnender.“

„Das wird ſie nie!“

„Wenn ich Dich nicht ſo lieb hätte, würde ich Dir hierzu verhelfen.“

Zahlheim lachte überlaut.

„Lache nur! Hätte ich die Erlaubniß, der Nali oder wie ſie heißt, ein wenig die Cour ſchneiden zu dürfen — ich wollte ihr ſchon etwas ſagen —“

„Du? Was wollteſt Du ihr ſagen? Was kannſt Du einem gebildeten Frauenzimmer ſagen, daß ſie Dich nur anhört?“

„Mit ſolchen Frauenzimmern hat man gar nichts zu ſprechen, als mit der Brieftaſche oder dem Geldbeutel zu parliren.“

„Verſuch's, Erbärmlicher! Sie weiſt Dir die Thür.“

„Ich verſuch's, aber Du darfſt mir nicht grollen, wenn ſie mir Gehör gibt!“

„Du mußt mir aber Beweiſe geben, daß Du reuſſirteſt.“

„Nichts Leichteres! In vierzehn Tagen höchſtens wird ſie mit mir auf einem Mehlgrubenball erſcheinen.“

„Einhundert Ducaten, ſie ſpricht nicht einmal mit Dir!“

„Zweihundert Ducaten ſetze ich dagegen; ſie tanzt eine ganze Nacht auf der „Mehlgrube“ mit mir, gerade auf der „Mehlgrube“, auf dem verrufenen Saal tanzt ſie mit mir. Vergiß nicht, Zahlheim, daß ich das Geld nie anſchaue, wenn es gilt, ein Frauenzimmer, das mir gefällt, zu gewinnen. — Nur bedinge ich mir, daß Du ſie nicht ausdrücklich vor mir warnſt.“

„Das habe ich nicht nöthig!“

„Gib mir dein Ehrenwort, daß Du ſie nicht vor mir warnſt.“

„Mein Ehrenwort!“

„So will ich ſo ſchnell als möglich ans Werk ſchreiten. Wo wohnt ſie?“

„Bei meiner Mutter!“

„Fatal!“

„Findeſt Du das?“

„Es hindert mich dies durchaus nicht! — Lebe wohl, Franz, in vierzehn Tagen heißt deine neue Wohnung „beim Hirſchen“!

Zahlheim lachte.

„Was ſo ein gemeiner Kerl ſich einbildet, wenn ſein Vater Geld hat!“ ſagte er.

Teſſin trat ein.

„Endlich ſind Sie allein!“ rief Teſſin aus. „Ich komme früher, als ich verſprochen. Es hat ſich etwas ereignet, das Sie wiſſen müſſen. Die Meinung, daß Sie falſch ſpielen, entſtand nicht allein in mir, ſondern auch im Salen der Madame Lemnier herrſcht ſie einſtimmig.“

„Ich habe davon gehört.“

„Man wird Sie heute dahin invitiren; mich hat man ausgeſchloſſen, man glaubt, Sie wären mein Compère.“

„Sie gaben hierzu Veranlaſſung, Sie blieben heute Morgens allein bei mir zurück.“

„Was folgt daraus?“

„Dies weckte Verdacht —“

„Nicht dies, ſondern Ihr nie erlebtes, unerhörtes Glück! — Welche Karte auch immer beſetzt wurde, bis zum Douze-le-va. — Sie und nur immer Sie gewannen alle!«

»Zufall!«

»Ich will es glauben.«

»Wenn Sie, Herr Chevalier, zu mir gekommen ſind, Ihre Lectionen im Voltaſchlagen fortzuſetzen, ſo danke ich Ihnen; ich nehme im »falſchen Spiele« keine Lectionen mehr.«

»Und machen auch nicht mit mir Compagnie?«

»Im Glücke bedarf ich keines Compagnons; im Unglücke werden Sie ſich dafür bedanken.«

»Wie es Ihnen beliebt!«

»Da jede Minute die Einladung zu Madame Lemmier erfolgen und ich nicht wiſſen kann, wer dieſe Einladung mir überbringt, ſo würde es mich ſehr unangenehm berühren, wenn man Sie, Herr Chevalier, bei mir fände.«

»Das heißt wohl, ich möchte mich ſo ſchnell als möglich davon machen? — Auch gut! Nur finde ich, daß Sie ſich nicht ſehr delicat gegen mich benehmen —«

»Entſchuldigen Sie, nur die Angſt, daß man Sie bei mir treffen könne, preßt mir die Worte heraus, die Sie verletzen.«

»Hat nichts zu ſagen! — Der Meiſter muß ſeinem Schüler Nachſicht ſchenken.«

»Seinem Schüler?«

»Nun ja, mein Schüler bleiben Sie doch immer, wenn gleich die Lectionen unterbrochen wurden, und ein recht wackerer Schüler. Das Voltaſchlagen begriffen Sie ſehr gut. Nur noch einige Uebung und Sie können es wie ich.«

»Mein Herr Chevalier, ich begreife Sie nicht —«

„Sie werden doch nicht läugnen, daß ich Sie unterrichtete.“

„Sie begannen den Unterricht; meine Mutter unterbrach die Lection —“

„Ganz richtig! Sie unterbrach die Lection, aber wann ſie dieſelbe unterbrach? Ich behaupte erſt dann, als Sie ſchon die Kunſtgriffe ſich angeeignet.“

„Sie behaupten dies? Gegen wen wollen Sie dies behaupten?“

„Gegen Sie und alle Welt, wenn es nöthig ſein ſollte!“

„Das klingt ja ſehr feindlich.“

„Feindlich gegen den Feind!“

„Ich bin nicht Ihr Feind.“

„Wer nicht für mich iſt, iſt gegen mich.“

„Ich bin nicht gegen Sie.“

„Doch! Warum ſagen Sie ſich von mir los?“

„Ich habe es ſchon geſagt, ich will nicht die Volta ſchlagen lernen, ich will nicht falſch ſpielen.“

„Und nahmen doch Lection von mir! — Und honorirten mich dafür? Baſta! Nichts weiter! Entweder Sie bleiben mein Schüler und theilen dann mit mir, ob Sie nun in meiner Geſellſchaft oder ohne mich ſpielen, — oder ich wiſple der Frau von Lemnier ins Ohr, daß ich Sie im Spiele unterrichtet, dann ſehen Sie zu, was Ihnen begegnen wird.“

„Sie ſind entſetzlich. Ich ſehe es jetzt deutlich, wenn man ſich von dem Teufel auch nur an einem Ohre faſſen läßt, ſo gehört man ihm an auf ewig! — Mein Herr, ich werde gar nicht mehr ſpielen.“

„Heute gewiß!“

„Und was ich heute gewinnen ſollte, ſoll ich ebenfalls mit Ihnen theilen?“

„Unbeſtritten!“

„Und wenn ich verliere?“

„Sie werden nicht verlieren.“

„Wenn ich verliere!“ rief Zahlheim etwas ungeſtüm.

„Sie haben Geld genug gewonnen, mehr als dies können Sie nicht verlieren.“

„Mein Himmel! Ein Wagen hält an meinem Hauſe.“

Zahlheim eilte ans Fenſter.

„Graf Schwörnhort ſteigt aus. Er darf Sie nicht bei mir ſehen. Ueber die Treppe können Sie nicht mehr; er würde Sie begegnen. Treten Sie in mein Schlafzimmer. Ich ſchließe Sie ein.“

„Nicht eher bis Sie mir Ihr Ehrenwort gegeben, auch den Gewinn des nächſten Spieles mit mir zu theilen.“

„Ja, ja! ich theile mit Ihnen, Sie Schrecklicher! Entfernen Sie ſich nur!“

„Und jeden Gewinn bei jedem Spiele, an dem Sie ſich betheiligen.“

„Auch dies! Mein Gott! gehen Sie doch, der Graf iſt ſchon auf der Treppe!“

„Sie mögen in Wien oder außer Wien ſpielen!“

„Ja, ja! Quälen Sie mich nicht gar ſo ſehr! Verſchwinden Sie endlich! — Der Graf iſt ſchon an der Thür.“

Zahlheim ſchob den Chevalier in wahrer Verzweiflung in ſein Schlafzimmer, verſperrte dann die Thür und ſteckte den Schlüſſel zu ſich.

Graf Schwörnhort trat ein.

„Meiner betrübten Miene müſſen Sie es anſehen,“ ſagte der Graf, „welcher Kummer mich quält um Ihretwegen!“

„Um meinetwegen?“

„Gewiß! Sie beſitzen eine unbarmherzige Feindin an Madame Lemnier. Wodurch Sie ſie ſo ſehr gegen Sie aufgeſtachelt haben, weiß ich nicht; ſie hat aber auch alle die Herren, welche ihr Haus beſuchen, mit Ausnahme meiner Perſon, gegen Sie gereizt.“

„Beſchuldigt ſie mich einer Gemeinheit?“

„Hierauf habe ich keine Antwort. — Mögen Sie aus dem, was ich Ihnen mittheilen werde, entnehmen, um was es ſich handelt. Vor Allem eine Frage: Beſitzen Sie das Geld noch, das Sie an zwei Spielabenden gewonnen?“

„Allerdings.“

„Sollten Sie es nicht vollſtändig haben, ſo entdecken Sie mir, was daran fehlt. — ich werde es ergänzen.“

„Ich habe Geld genug, um Revanche zu geben.“

„Beträgt Ihr Fond zweitauſend Ducaten?“

„Mehr!“

„Faſſen Sie Alles zuſammen, rangiren Sie damit für heute eine großartige Pharobank. Spielen Sie damit ſo generös als möglich! Wenn Sie Alles verlieren, ſo liegt nichts daran. Ihre Ehre wird gewonnen!“

„Ich verſtehe. — Gut, Herr Graf, ich werde ſo ſpielen, wie Sie es nur immer wünſchen mögen. — Wenn ich aber dennoch gewinne?“

„Man wird es Ihnen ſchwer machen.“

„Dann müßte man falſch mit mir ſpielen. — Auch Pointeurs können betrügen!“

„Wie kommen Sie zu dieſer Bemerkung?“

„Ganz einfach! Aus dem, was der Herr Graf mir mit halben Worten ſagen und errathen laſſen, ſcheint man zu glauben, daß ich meine Spielgewinnſte einem Betruge zu danken habe; — ich bezahle mit gleicher Münze. Sollte ich verlieren, ſo werde ich zu verſtehen geben, daß man mich betrogen habe.“

„Mein Herr —“

„Herr Graf —“

„Sie bedienen ſich beleidigender Ausdrücke —“

„Keineswegs. Ich bin der Beleidigte, doch rechten wir nicht darüber. — Ich werde Bank halten; man wird mich ſcharf beobachten, ich werde die Spieler ebenfalls ſcharf beobachten. — Am Ende wird es ſich ja zeigen! — Mir kann nichts Unerwartetes geſchehen. — Es handelt ſich um die Kleinigkeit, daß ich zweitauſend Ducaten verlieren ſoll; das iſt gerade das, was ich gewonnen. Sollte mir aber das Glück gewogen ſein, ſo kann ich viertauſend Ducaten und mehr davon tragen! — Ich bin bereit, den Handel einzugehen!“

Jetzt ereignete ſich eine Scene, welche Zahlheim weit mehr in die Enge trieb als alle früheren.

Madame Lemnier trat wie eine Furie in ſein Zimmer. Sie ſuchte die ihr entflohene Mademoiſelle Natalie.

„Wo haben Sie ſie verſteckt, Sie Nichtswürdiger?“ ſchrie ſie.

„Madame, mehr Höflichkeit in meinem Hauſe, wenn ich bitten darf!“ herrſchte ihr Zahlheim entgegen. „Wen ſuchen Sie?“

„Wen ich ſuche? Thun Sie nicht ſo unbefangen! Ich ſuche die Undankbare, welche Sie verblendet, verführt, verleitet haben, daß ſie mich verlaſſen. Ich weiß Alles! Als

Natalie nicht am Mittagstiſche erſchien, examinirte ich ihre Geſpielinnen — “

„Geſpielinnen!“ lachte Zahlheim.

„Ja, Geſpielinnen oder Freundinnen — nennen Sie dieſe Mädchen, wie Sie wollen! — Und dieſe Geſpielinnen entdecken mir, daß Natalie einen unbeſchreiblichen Abſcheu gegen einen Bojaren, den ich ihr empfohlen, und eine eben ſo unbeſchreibliche Liebe zu Ihnen geäußert habe. Sie hat mich verlaſſen, um mit Ihnen, ganz allein mit Ihnen und für Sie zu leben.“

„Sehr ſchmeichelhaft!“

„Ich finde es niederträchtig! Sie, Herr, müſſen nun wiſſen, daß dieſes Mädchen, wie eine Negerſclavin, mein Eigenthum geworden, daß ich Natalie von ihrem Pflegevater förmlich gekauft habe; Sie müſſen wiſſen, daß Nataliens Pflegevater verloren geweſen, wenn ich ihn nicht gerettet hätte. Ihr Vater war Lotterieſchreiber, griff zu tief in die Geldcaſſe, entwendete ſechshundert Gulden, wäre dem Criminalgerichte übergeben worden, wenn ich nicht dieſe ſechshundert Gulden gegen die Bedingung ihm überlaſſen, daß ſein Pflegekind mein Eigenthum bleibe und ich mit demſelben machen könne, was mir beliebt.“

„Schändlich!“

„Was ſchändlich! Mich koſtet das nichtswürdige Weſen mein theures Geld und ich muß Natalie wieder haben und ſollte ich Ihr Quartier ſtürmen.“

„Das iſt ja eine infame Geſchichte, Madame,“ bemerkte der Graf; „davon wußte ich kein Wort! — Ihr Seelenkauf iſt gegen die Geſetze; Sie werden ſich ſchwere Verantwortung zuziehen, wenn dieſer ſchamloſe Menſchenhandel zur Kenntniß der Behörden gelangt.“

„Miſchen Sie ſich nicht in meine Angelegenheiten,“ fuhr Madame Lemnier auf, „und ſpielen Sie nicht etwa gar den Gewiſſenhaften! — Nicht wahr, Sie kaufen keine Menſchen? — Soll ich ſprechen? — Kauften Sie etwa nicht Frau von — —“

„Schweigen Sie!“ entgegnete der Graf.

„Schweigen auch Sie und machen Sie mich nicht wüthend durch Ihre Einwürfe, ich vereitle Ihnen ſonſt ein Rendezvous, das Ihnen gewiß höchſt unangenehm ſein wird. — Und jetzt, Herr von Zahlheim,“ wendete ſich Madame Lemnier an dieſen, „machen Sie ein Ende! Geben Sie mir Natalie heraus oder ich ſende Ihnen den Bojaren hierher, der Ihnen einen Flügel vom Leibe haut. — Herr von Zahlheim, ſpaßen Sie mit dem Bojaren nicht. — Ein ſolcher furchtbarer, rabiater Menſch iſt noch nicht geboren worden. In Bukareſt hatte er vor einem Jahre eine Liebſchaft mit einer Apothekerin. Der Mann wurde eiferſüchtig, er trat zwiſchen die Liebenden — ein Piſtolenſchuß genügte, den Apotheker aus der Welt zu ſchaffen. Wollen Sie auch eine ſolche Pille verſchlucken wie der Apotheker?“

„In meinem Hauſe iſt Natalie nicht!“

„Nicht? Das wollen wir doch gleich ſehen.“

Madame Lemnier riß ungeſtüm die Thür des Nebenzimmers auf.

„Da iſt ſie nicht,“ ſchrie ſie. „Aber da drin, in Ihrem Schlafzimmer ſteckt ſie.“

„Madame, was unterſtehen Sie ſich!“

„Ei was! Ich bin eine Hyäne, der man ihr Junges geraubt hat!“

Sie ſtürzte auf die Thür des Schlafzimmers los und wollte haſtig hinein.

Sie fand die Thür verſchloſſen.

„Da drin iſt ſie,“ tobte ſie. „Her mit dem Schlüſſel!“

Madame Lemnier wüthete an der Thür.

„Heraus, Mamſell, oder ich ſchlage die Thür ein! Ich alarmire die ganze Elendbaſtei. Vom nahen Stockhaus muß die Wachmannſchaft ausrücken. Den Schlüſſel! den Schlüſſel! den Schlüſſel! ſage ich, oder haben Sie ſich ſelbſt eingeſchloſſen, Mamſell, ſo öffnen Sie oder ich zertrümmere die Thür, die Fenſter, die Spiegel.“

Sie trommelte an der Thür wie eine Wahnſinnige.

„Geben Sie den Schlüſſel,“ bat der Graf. „Vermeiden Sie den Spectakel, Zahlheim; das Weib iſt wüthend, und in ihrer Tollheit compromittirt ſie uns Beide. Bedenken Sie, daß Sie öffentlicher Beamter ſind, und ich Geſandtſchaftsattaché. Wir Beide dürfen in keine ſcandalöſe Geſchichte verwickelt werden!“

„Ich kann nicht öffnen,“ erwiederte Zahlheim. „Daß Natalie hier nicht verborgen iſt, darauf gebe ich Ihnen mein Ehrenwort.“

„Madame,“ ſetzte Zahlheim bei, „nehmen Sie Raiſon an. Enden Sie das Aufſehen, das Sie angerichtet. Werfen Sie einen Blick aus dem Fenſter! Hunderte von Menſchen ſtehen vor dem Hauſe und weiſen mit den Fingern nach meiner Wohnung.“

„Um des Himmels willen!“ ſchrie Zahlheim plötzlich auf. „Seine Majeſtät der Kaiſer macht ſeinen gewöhnlichen Spazirgang über die Baſtei! Er erkundigt ſich nach dem Auflaufe. Er ſendet ſeinen Kammerherrn ins Haus — mein Gott! mein Gott!“

„Der Kaiſer!“ ſchrie das Weib. „Jeſus, Maria und Joſeph! Das wäre entſetzlich!“

Madame Lemnier entfloh.

Der Attaché folgte ihr in wilder Haſt.

Zahlheim ſchloß das Zimmer raſch auf.

„Heraus da! Herr Chevalier,“ ſagte Zahlheim. „Flüchten Sie ſich auf meinen Hausboden! Hier haben Sie den Schlüſſel! Im ſchlimmſten Falle verbergen Sie ſich in eine der Kiſten, welche der Trödler zur Verpackung der Bilder mir ins Haus ſendete.“

Der Chevalier entſchlüpfte.

Zahlheim lachte.

„Der Kaiſer mag mir verzeihen!“ ſagte er, „daß ich ſein Erſcheinen extemporirte. — Die Luft iſt rein! — Gott ſei Dank!“

X.

Sebaſtian, der Fleiſcher.

Madame Lemnier ſtürzte wie vom Sturme gejagt nach Hauſe.

Sie geberdete ſich wie eine Furie.

Sie erzählte was ihr begegnet.

„Der verwünſchte Zahlheim hat ein unerhörtes Glück,“ ſagte ſie. „Ohne es zu wiſſen, hat ihm der Monarch geholfen. — Das hätte übel ablaufen können. Der Kammerdiener des Grafen Roſenberg hat mir neulich geſteckt, daß ſein Herr bei der Tafel erzählte, der Kaiſer ſei mir ſehr ungnädig, und hege die Meinung, daß ich und meine Mädchen die jungen Cavaliere um ihr Vermögen brächten und ſie in Schulden ſtürzten. — Ich fürchte den Kaiſer und flüchte deshalb lieber, als der Polizei in die Hände zu fallen.“

„Wenn es ſo iſt,“ bemerkte eine der Nymphen, „ſo iſt Natalie ja völlig zu beneiden, daß ſie von uns fort iſt. Ich kann nur nicht begreifen, wie Sie, Madame, ſich hinreißen laſſen konnten, ein ſolches Spectakel in Zahlheim's Hauſe anzurichten.“

„Ich wollte Zahlheim einſchüchtern; ich meinte, er ſolle die ſechshundert Gulden entrichten, die mich Natalie gekoſtet, und die Garderobe und die Putzſachen mir erſetzen, die ſie mitgenommen.“

„Nun wird er merken, daß Sie den Kaiſer fürchten und Sie gar nicht mehr anhören.“

„Ich habe ſchon daran gedacht, doch Zahlheim kommt ja heute Abend zu uns. Ich werde noch einen Sturm auf ihn wagen.“

Ein anderes der jungen Geſchöpfe, welche Madame leibeigen beſaß, kam jetzt herzu und meldete, daß ſo eben Natalie durch einen eleganten Herrn ihre Kleider und ihre Putzſachen zurückſende und die ſechshundert Gulden dazu, welche Madame ihrem Vater gegeben.

„Durch einen Herrn? — Doch wohl durch Zahlheim?“

„Nein, es iſt nicht Zahlheim. Es iſt ein Herr, der mir ſehr bekannt iſt; da drüben, am Fenſter, im Gaſthofe „zur Ente,“ ſah ich ihn oft. Dieſer Herr wünſcht eine Beſcheinigung über das Ueberbrachte und eine Quittung über die Summe, und mit der ausdrücklichen Bemerkung, daß nun Madame nichts mehr zu fordern haben ſollen, und auf Natalie, wo ſie ſich auch befinden möge, kein Recht mehr beſäßen.“

„Ei der Tauſend!“ erwiederte Madame Lemnier, „laß den Herrn doch eintreten.“

Die Thür ging auf.

Wer trat herein?

Der Fleiſchhauer Sebaſtian Legler, in ſeiner Weiſe geputzt und geſchniegelt wie ein Cavalier.

„Endlich,“ ſagte er, nachdem er ein linkiſches Compliment gemacht, „bin ich ſo glücklich, in dieſes Haus zu kommen!“

Madame Lemnier verneigte ſich.

„Mein Herr,“ ſagte ſie, „wenn es Ihr Wunſch war, bei mir Eintritt zu erhalten, warum ließen Sie ſich nicht durch irgend Jemand vorſtellen?“

„Ich habe Niemand aufgetrieben, der mir dieſe Gefälligkeit erzeigt hätte.“

„Sie kennen vielleicht Niemand aus meinem Cirkel?“

„O ja, den Herrn von Zahlheim. Wir ſind die wärmſten Freunde; — ich erſuchte ihn einige Male, mich bei Ihnen aufzuführen; er ſchlug mir aber immer meine Bitte ab.“

„Warum?“

„Weil ich kein Edelmann bin.“

„Darf ich fragen, wer Sie ſind?“

„Sonſt nichts als ein junger Mann, der Geld hat; ich kann, ohne zu prahlen, ſagen, welcher „viel Geld“ hat. Ein halbes Dutzend von den Herren, die hierher kommen und die mir alle bekannt ſind, kaufe ich aus; es wird mir dann noch ſo viel übrig bleiben, daß ich, ſo lang ich exiſtiren werde, noch flott, ſehr flott leben kann.“

„Dazu gratulire ich. Sie haben gar keine Beſchäftigung?“

„O ja. Gerade meine Beſchäftigung bringt mir ſo viel ein, und hat meinen Eltern ein bedeutendes Vermögen verſchafft."

„Sie ſind?"

„Fleiſchhauer."

Die Mädchen lachten.

Madame Lemnier fuhr ſcheu zurück, nahm ein Riechfläſchchen heraus und ſchüttete einige Tropfen auf ihr Schnupftuch.

„Erlauben Sie," verſetzte Sebaſtian, „Sie haben keinen feinen Parfüm. — Kann ich aufwarten?"

Er zog einen großen Flacon mit einem goldenen Stöpſel heraus.

„Fleur de la reine," ſagte er, „der Geruch iſt ſtärker als von Eau de Levante. Ich parfümire gewöhnlich die Fleiſchbank damit, wenn gewiſſe vornehme Frauen „einkaufen" kommen; die gewiſſen vornehmen Frauen riechen oft abſcheulicher als Ochſenblut."

Madame Lemnier ſank über dieſe Derbheit vor Entſetzen auf ihr Sopha zurück.

„Sie kommen wahrſcheinlich im Auftrage des Herrn von Zahlheim, Ihres Freundes?" fragte ſie.

„Gott bewahr'! Ich bin gegenwärtig mit ihm etwas „über's Kreuz" gearbeitet."

„Geſpannt wollen Sie vielleicht ſagen?"

„Ja, wenn dieſer Ausdruck vornehmer klingt."

„Und weshalb?"

„Wegen der Mamſell Natalie."

„Sie kennen ſie?"

„Und wie! Ich habe ſie ja immer mit meinen Blicken verfolgt. Nun iſt ſie Ihnen davongegangen und hat ſich in den Schutz der Mutter Zahlheim's begeben. Zahlheim glaubt, Natalie liebe ihn. Ich aber habe ihm geſagt, dergleichen „Mädeln“ lieben einen Jeden, welcher Geld hat, und wer ſehr viel Geld hat, den lieben ſie am meiſten. Nicht wahr, geſchätzte Mamſellen?“ fragte er die Mädchen.

Dieſe lachten.

„Ich habe meinem Freunde geſagt, daß ich ihm die Natalie abwendig machen werde; er hat mit mir gewettet, daß dies unmöglich; ich habe dagegen gewettet, daß dies ſehr möglich ſei. Darauf habe ich mich ſogleich zur alten Frau Zahlheim verfügt. Sie kennt mich als Freund ihres Sohnes. Sie hat mich gut aufgenommen. Ich habe ſie gefragt, wie befindet ſich denn die entſprungene Mamſell?“

„Sie weint,“ hat die Alte geantwortet.

„Warum denn?“

„Es fällt ihr jetzt erſt auf's Herz, daß ſie eigentlich der Madame Lemnier, außer den Kleidern und Putzſachen, auch ſechshundert Gulden ſenden ſollte, um als eine rechtſchaffene Perſon von ihr zu ſcheiden. Meinem Sohn,“ ſetzte Frau Zahlheim bei, „kann ich nicht zumuthen, daß er die ſechshundert Gulden für Natalie entrichten möge; er müßte ſie von dem Gelde, das er im Pharao gewonnen, nehmen, und das muß er zurückgewinnen laſſen, ſonſt ruh' ich nicht; — auch bringt Geld, im Spiele erobert, kein Heil.“

„Da kann ich helfen,“ verſetzte ich. „Sechshundert Gulden profitire ich bei den nächſten Ochſen, die ich nach Wien treibe; ich gebe die ſechshundert Gulden hin. Und da ſind ſie! — So! Jetzt iſt die Natalie nichts mehr ſchuldig, als mir ihren Dank. Das Uebrige wird ſich finden.“

Madame Lemnier ſah ihre Leibeigenen an und lachte; dieſe lachten ebenfalls.

„Mich freut es, daß ich Ihnen Spaß mache,« bemerkte Sebaſtian. »Ich bitte jetzt nur um eine Empfangsbeſtätigung.“

Madame Lemnier kritzelte ein paar Zeilen auf ein Blatt Papier und übergab ſie an Legler.

„Ich könnte nun abmarſchiren,« ſagte er, »aber ich muß noch einmal fragen: Iſt denn keine Möglichkeit vorhanden, daß ich ein Mitglied Ihrer verehrlichen Societät werden könnte? Für die ſchönen Kinder würde ich gerne das Doppelte als ſogenannten »Erziehungsbeitrag« bezahlen, und insbeſondere zu allen möglichen Ergötzlichkeiten freigebig beitragen. Ich glaube, meine Thaler und Ducaten und Zwanziger und Siebenzehner haben auch kein anderes Gepräge, als die der Herren Grafen und Barone, und Ritter und Herrnvone. Nehmen Sie mich auf, es wird Sie nicht reuen.“

„Mein Herr,« verſetzte Madame Lemnier, »da Sie in Natalie ſo verliebt ſind —«

„Verliebt bin ich juſt nicht, ei, verliebt könnte ich nur in Eine ſein, in die „Fleiſchſelcher-Sepherl,« wenn Sie die Ehre haben, ſie zu kennen. — Herr Gott, iſt das ein „Trumm Weibsbild“, wie mein »Scheck« am einſpännigen Wagen; aber ihr Vater gibt ſie mir nicht, ich bin ihm zu wenig Fleiſchhacker und zu viel G'ſchwuf.«

„Um Sie, als Bürgerlichen, in unſern Cirkel zu bringen, müßte ich die Cavaliere, die hieherkommen, erſt um Genehmigung angehen. Beantworten Sie mir nur eine Frage: Würde es Herrn von Zahlheim unangenehm ſein, Sie hier zu finden?«

„Das will ich meinen! Er glaubt, nur er habe den feinen Ton und ich wäre ſo gemein wie ein »Kneip«, wiſſens, das iſt ein angehender Ochs.«

„Wenn Herr von Zahlheim durch Ihre Gegenwart unangenehm berührt würde, Sie hier zu ſehen, ſo werde ich es durchſetzen, Sie für uns zu requiriren. — Spielen Sie?“

„Wie meinen Sie?“

„Ob Sie ſpielen? Ich verſtehe darunter Kartenſpiele.“

„O ja, „Ramſchen,“ „Zwicken,“ „Labeten,“ „Häuſeln“ und das beliebte Fleiſchhackerſpiel: „Saunickeln.“

„Ich meine keine ſo gemeinen Spiele, ich verſtehe Hazardſpiele, Pharo zum Beiſpiel.“

„Ich werde es auch treffen.“

„Bringen Sie nur recht viel Ducaten mit.“

„Einen ganzen Weidling voll.“

„Schön. — Kommen Sie um neun Uhr. Ich werde Ihnen vorläufig für einen Abend Entrée zuſichern können.“

„Ich küß die Hand.“

„Thun Sie es und ſagen Sie es nicht nur.“

Sebaſtian küßte den ſämmtlichen Damen die Hand.

Als er damit fertig war, fing er die Tour von Neuem an und küßte wieder allen die Hand.

„Schon genug!“ rief Madame Lemnier und lachte.

„Sagen Sie mir, Madame,“ ſagte er, „wird auch Souper ſein?“

„Allerdings.“

„Für dieſen Fall laſſen Sie mich zwiſchen dem „blonden Schneckerl“ und dem „ſchwarzen Mauſerl“, die ich hier in die Wangen kneipe und ihnen ein Zwickerbuſſerl gebe, — ſitzen. Auf dieſe zwei Mädeln habe ich ſchon längſt eine „Viehpaſſion.“

Sebaſtian producirte wieder ſeine linkiſchen Complimente und wollte ſich entfernen.

„Mein Herr!“ rief Madame Lemnier dem Fleiſchhauer, »können Sie mir nicht Auskunft geben, ob Herr von Zahlheim die Kunſt verſteht, gewiſſe unerlaubte Kniffe im Spiele anzubringen?«

»Ja, ja. Ich habe einmal mit ihm »Brandeln« geſpielt, da hab' ich einen »Bettel« angeſagt und gleich die »Aichel-Sau« ausgeſpielt, da hat er mir im Aerger über meine Dummheit gewiſſe unerlaubte Püffe mit der Fauſt auf den Kopf gegeben.«

»Sie verſtehen mich nicht; ich meine, ob Herr von Zahlheim nicht manchmal falſch zu ſpielen pflege?«

»Falſch! O nein! Warum denn? Bei dem niederträchtigen Glück, das dieſer Menſch im Spiele hat, wäre falſch ſpielen ein dummer Uebermuth. Wenn der einſt mit dem Teufel um die Hölle ſpielen ſollte, ſo gewinnt er ſie ihm ab und der Teufel kann ſich um ein anderes Quartier umſehen. — Ich bin zwar mit dem Zahlheim »übers Kreuz,« aber etwas Schlechtes laſſe ich ihm nicht nachſagen. — Empfehle mich.«

»Ihren Namen, mein Herr, Ihren Namen erbitte ich mir.«

»Sebaſtian Legler.«

»Sebaſtian? — Pfui!«

»Sie können mich auch Waſtel heißen. Ich komme auch.«

»Das iſt noch abſcheulicher! — Dürfte ich Sie nicht Arthur nennen?«

»A toute! Wegen dem Kartenſpiel? Es iſt mir recht. — So eben fällt mir ein, womit wir den Zahlheim ärgern könnten. Er iſt ein Feind der Hetze; ich habe ſechs Logenbillete gekauft. Wenn die Damen etwa mit mir in die Hetze gehen möchten! Morgen, Sonntag, iſt Abonnement suspendu, der Bär hat ſeine Einnahme.«

»Der Bär?« fragen die Damen alle erſtaunt.

»Der erſte Hetzknecht heißt nemlich Bär, und da er vor vier Wochen von einem »meinigen« Ochſen iſt geſpießt worden, ſo findet morgen, als eine Art Schmerzensgeld, ſein Benefice ſtatt.«

Die Mädchen klatſchten freudig in die Hände.

»Mama! Mama!« riefen ſie, »da nehmen Sie uns mit!«

»Wird ein Wildſchwein gehetzt?« fragte Frau Lemnier.

»Zwei, und zwar durch fünfzig Hunde.«

»Das iſt mein höchſtes Vergnügen,« bemerkte Frau Lemnier. »Ich kann die Wildſchweine nicht leiden.«

»Ei, mit »Heſchepetſchſoß« ſind's nicht übel. — Alſo morgen, um vier Uhr Nachmittag, hole ich die Damen ab. Sechs Fleiſchhacker-Caleſchen werden vorfahren. Ich werde für die gehörige Anzahl blutrother Fahnen ſorgen, um den Auerſtier recht ſchiech zu machen. Gebildete Damen fahren dem Stier mit den Fahnen von den Logen aus unter die Naſe. Im Vieher ſekkiren bin ich Meiſter. — Heute in Gegenwart Zahlheim's wollen wir das Nähere beſprechen.

Er küßte noch einmal allen Damen die Hand und ging.

IX.

Im Salon der Madame Lemnier.

Die Verſchwörung gegen Zahlheim war nicht gering. — Die Herren verfolgten einen raffinirten Plan, ihn zu Grunde zu richten. Ob er nun mit Glück oder unerlaubten Mitteln ſpiele, gelobten ſie ſich, müſſe er verlieren. Wir wollen ſehen, inwieferne der Vorſatz, Zahlheim zu verderben, gelungen.

Die verhängnißvolle Stunde nahte heran.

Zahlheim erſchien in dem Kreiſe ſeiner Feinde ganz ruhig.

„Meine Herren,“ redete er ſie an, „es ſind mir Gerüchte zu Ohren gekommen, welche einen Andern als mich zwingen würden, Sie ſammt und ſonders wegen entehrenden Anſchuldigungen zu fordern. Damit würde jedoch die Sache nicht abgethan ſein. Sie ſcheinen nicht mein Blut, ſondern nur Ihr Geld zu verlangen. Ich bin erbötig, dies Ihnen anzubieten. Ich habe von Ihnen über zweitauſend Ducaten gewonnen. Hier ſind dreitauſend. Sie ſtehen Ihnen zu Dienſten.

„Doch bevor wir die verhängnißvollen Blätter, welche über mein moraliſches und pecuniäres Glück zu entſcheiden haben, berühren, bitte ich Sie, mir Karten, welche Sie wählen werden, vorzulegen;

„bitte ich Sie ferner, mich nicht länger als zwei Stunden Bank halten zu laſſen. Es verſteht ſich, daß, wenn die Bank früher geſprengt werden ſollte, das Spiel, an dem ich Theil zu nehmen habe, für immer aufhöre;

„bitte ich Sie endlich, wenn ich abermals einen namhaften Gewinn erhalten würde, keine fernere Revanche von mir zu fordern, die ich auch ſtandhaft verweigern müßte, denn mit Herren, obgleich durch Geburt und Erziehung ausgezeichnet, unter ſolchen gehäſſigen und dabei grundloſen Verdächtigungen weiter zu ſpielen, iſt mir unmöglich. Iſt Ihnen dies ſo genehm, ſo kann das Spiel beginnen.“

Die Herren ſchrien wild untereinander, theils „Ja,“ theils „Nein,“ die Anſichten waren getheilt.

Zahlheim bat:

„Meine Herren, verſtändigen Sie ſich erſt unter ſich, dann ſagen Sie mir Ihre Meinung. Ich will ja Alles thun, um Ihnen und mir Genugthuung zu geben, nur bezwingen Sie Ihren Unmuth, welcher in dieſer Angelegenheit nichts beſſer macht.“

Die Herren begaben ſich in ein Seitenzimmer, ſich unter einander zu berathen.

Dieſe Pauſe benützte Frau Lemnier, um mit Zahlheim zu ſprechen.

„Sie werden einen ſchweren Stand haben,“ ſagte ſie. „Wenn Sie heute auch dreimal ſo viel verlieren ſollten, als Sie gewonnen haben, ſo haben Sie außer Ihrem Gelde auch Ihre Freunde verloren.“

„Das wird kein Unglück ſein!“

„Doch! doch! Mehr als Sie ahnen können. Leider wird jetzt wieder die ſchreckliche Prophezeiung der Wahrſagerin aus jenem Gaſthofe zur Sprache gebracht. Die entſetzliche Hexe beharrt, wie Ihnen auch der Bürgermeiſter mitgetheilt haben wird, auf der Wahrheit ihres Ausſpruches. — Sie bat das Gericht, ſie nicht zu entlaſſen, ſie ein Jahr in ihrem Arreſte zu behalten, und ihr nicht eher die Freiheit zu ſchenken, bis ſich das Entſetzliche ihres Ausſpruches als Wahrheit darſtellen werde.“

„Ich bin verſucht zu glauben,“ erwiederte Zahlheim, „daß einige der Herren ſich an die ſchmähliche Perſon gewendet haben, mich fortan zu beſchimpfen und durch die ſchändlichſten Märchen zu demüthigen. — Ich weiß nicht womit ich dieſe Cavaliere ſo gereizt habe, daß ſie eine ſolche, ihrer unwürdige Rache ausüben.“

„Soll ich es Ihnen ſagen?“

„Immerhin.“

„Nicht Ihr Glück im Spiele, nein, Ihr Glück in der Liebe erbittert dieſe Herren.“

„Mein Glück in der Liebe? Davon weiß ich ja nichts.“

„Sie haben faſt alle Mädchen in meinem Hauſe verrückt gemacht.“

Zahlheim lachte.

„Lieben denn dieſe Dirnen auch?“ ſagte er. „Ich kann es nicht glauben.“

„Sie lieben nach ihrer Weiſe. Wenn das ſo fortgeht, wird mir eine nach der andern entlaufen.“

„Warum nicht gar!“

„Ich rathe Ihnen daher, bringen Sie Natalie zurück, und ich werde jeden ferneren Zwieſpalt ausgleichen.“

„Natalie iſt Ihnen ohne mein Zuthun entflohen. Es war ihr freier Wille; auch wenn ich ſie gewaltſam aus dem Hauſe meiner Mutter ſtoßen ſollte, wird ſie nicht mehr unter Ihren Schutz ſich ſtellen. — Sie hat einen unüberwindlichen Abſcheu gegen Ihr Haus und die Weiſe, wie hier gelebt wird. Sie bereut ihre Vergehen und will — Buße thun.«

Madame Lemnier lachte ſo unverſchämt, daß es Zahlheim empörte.

»Buße!« rief ſie. »O ja, ſie hat damit ſchon angefangen. In den Armen Ihres Freundes, des Fleiſchhauers, bereut ſie ihre Sünden. Dieſer brachte mir ihre Kleider, erlegte die mir ſchuldigen ſechshundert Gulden und beſitzt das Herz der ſchönen Abtrünnigen. Er iſt hier. Ich habe ihn in unſeren Kreis aufgenommen. Er wird es Ihnen ſogleich ſelbſt ſagen.«

»Herr Legler,« rief ſie in das Nebenzimmer, »kommen Sie doch einen Augenblick. Herr von Zahlheim bedarf Ihrer. Helfen Sie ihm doch aus ſeinen Träumen!«

Legler kam mit lächelnder Miene auf Zahlheim zu.

»Brüderl,« redete er ihn an, »ich bin hier ſo gut aufgenommen wie Du. Sei darüber nicht wunderlich. Das Glück, in dieſem Zirkel erſcheinen zu dürfen, habe ich Natalien zu verdanken.«

»Du haſt die ſechshundert Gulden für ſie erlegt?«

»Sechshundert Gulden für ſie, ſechshundert Gulden für mich. Der Spaß koſtet mich vor der Hand tauſendzweihundert Gulden, aber dies Geld reut mich keinen Augenblick.«

»Und Natalie? Ihr war es genehm, daß Du für ſie bezahlteſt?«

»Mit Thränen des Dankes fiel ſie mir um den Hals.

»Und meine Mutter?«

»Die wäre mir ſehr gerne ebenfalls um den Hals gefallen, allein ich ſagte ihr: »Es iſt ſchon ſo gut!« — Brüderl. Du wirſt ſehen, ich gewinne meine Wette, ich gewinne ſie noch früher; daher ſei nicht entgegen, daß das Mädel wieder hieher zurückkehrt! Bilde Dir nicht ein, daß Du auf der Welt der einzige Mann biſt, der Herzen bezwingt.“

„Gut,“ erwiederte Zahlheim, „ich will annehmen, daß Du ein großer Weibereroberer ſein kannſt, aber mit dieſem Mädchen muß ich doch vorher noch ſprechen. In die Falle, in die man mich hier verlocken will, begebe ich mich vor der Hand nicht.“

„Sie werden es bereuen, Herr von Zahlheim,“ ſagte Frau von Lemnier.

„Daß ich nicht in die Falle gehe?“

„Nein, daß Sie Natalie nicht in mein Haus laſſen.“

„Ich laſſe nun Alles über mich kommen, wie es das Schickſal will. Wahrſagerei, Spielergrimm, die Rache eiferſüchtiger Herren, die Wuth eines in ihrem unehrenhaften Erwerbe bedrohten Weibes, die Perfidie des eben ſo dummen als frechen Fleiſchhauers! Ich werde wie ein Fels im Ungewitter ſtehen.“

Dieſe Scene unterbrach der Bojar, der es auf Natalie am meiſten abgeſehen hatte.

Er trat ungeſtüm herein.

„Es iſt mir jetzt ſchon zu lang Unterhandlung mit Herrn da! — Was iſt's, Madame Lemnier? bekomm' ich Mädel, was ich hab' inbrunſtige Lieb' zu ihr, oder bekomm' ich Mädel nicht? — Erklärung, kurze, ungenirte, „Ja“ oder „Nein!“ Machen Sie Maul auf, Frau, oder geben Antwort, Sie, Herr, — Zahlheim, glaub' ich, heißen Sie? — Sie haben Mädel in Verſchluß? Geben Sie Mädel heraus, oder Sie haben Wahl, ob Sie durch Piſtolen, Säbel oder Dolch bedroht, thun wollen, was ich will.“

„Ich gebe Natalie nicht heraus!“ verſetzte Zahlheim. „Sie hat ſich in meinen Schutz begeben und unter meinem Schutze bleibt ſie, bis ſie dieſem ſelbſt entſagt. Baſta!“

„Nichts Baſta! Ich ſtehe nicht ab. Würde mir auch nicht darauf ankommen, Ihnen gleich hier Garaus zu machen, aber Sie müſſen vorher Bank halten! Wenn Sie verloren haben Alles, ſollen Sie durch mich verlieren auch Leben! — Wird für Sie jedenfalls beſſer ſein, Sie ſterben durch mich, als durch Scharfrichter am 10. März 1786, wie Zigeunerin prophezeit hat. — Verſtehen Sie dies?“

Zahlheim ſchrie vor Entſetzen laut auf.

ein Sopha.

Endlich ermannte er ſich.

„Ich durchſchaue das ganze Gewebe!“ ſagte er. „Meine Beſonnenheit will man mir rauben, um mich im Spiel deſto leichter zu überwinden.“

Er ſtampfte mit dem Fuße.

„Dies ſoll nicht gelingen, und wenn die Herren alle Hexen vom Blocksberge und des Teufels Großmutter ſelbſt zu Hilfe nähmen!“

Die Herren kehrten von ihrer Berathung in den Salon zurück.

Graf Schwörnbert, das ruhigſte und Zahlheim nicht feindlich geſinnte Mitglied der Spielergeſellſchaft, ergriff das Wort:

„Die Herren ſind übereingekommen,“ ſagte er, „Ihre Anträge zu genehmigen. Die drei Puncte, welche Sie ſich bedingten, werden angenommen.

„Nur erklären die Herren, wenn Ihnen das Glück wieder auf ähnliche Weiſe wie bisher beiſtehen ſollte, daß Sie Ihr Spiel noch früher, als die gewünſchten zwei Stunten vorübergehen, — unterbrechen, und Ihnen ein anderes Spiel als Pharo vorſchlagen dürfen, welches Sie dann anzunehmen hätten."

„Mit Vergnügen," erwiederte Zahlheim, „wenn es nur ein Spiel iſt, welches ich verſtehe."

„Es iſt das leichteſte aus allen Spielen. Kinder begreifen es."

„So wollen wir ans Werk gehen!" verſetzte Zahlheim. „Hier ſind dreißig Rollen Ducaten, eine jede enthält hundert Stück."

„Vorher noch ein Wort," ermahnte der Graf.

Es herrſchte große Spannung im Saale, und die ſämmtlichen Herren faßten Zahlheim ſcharf ins Auge.

„Sie werden ſich wohl überzeugt haben," fuhr der Graf fort, „daß in dieſem Zirkel ſich weder alberne, unaufgeklärte, noch abergläubiſche Perſonen befinden. — Dennoch machen die unſeligen Gerüchte, die über Sie im Umlauf ſind, ſelbſt Ihre wärmſten Freunde ſtutzen.

„Vor Allem antworten Sie, in welchen Beziehungen ſtanden oder ſtehen Sie zu dem abſcheulichen Weibe, das jene entſetzliche Prophezeiung ausſprach? — Sie werden uns zutrauen, daß wir Hexengeſchichten und Wahrſagerkünſte verachten und als abgeſchmacktes Zeug zurückweiſen; aber irgend ein Motiv muß doch vorhanden ſein, welches die häßliche Perſon veranlaßte, Ihnen, und nur Ihnen, ſolche entſetzliche Dinge zu prophezeien, und dabei noch auf ihren Behauptungen zu beharren, ſo ſcharf ſie auch das Gericht über ihren Frevel anließ."

„Darüber kann ich keinen Aufſchluß geben," erwiederte Zahlheim. „Ich ſah dieſes Weib nie, ich hörte von ihm nie; außerdem, daß ich mich gegen ihre lächerliche Anmaßung, eine Prophetin ſein zu wollen, ausſprach, und über ihren vergeblichen Scharfblick lachte und ſpottete, habe ich ſie nicht beleidigt; dasſelbe, was ich ihr ſagte, ſagte ihr auch der Bürgermeiſter, ja ſelbſt der Wirth, ich kann es daher nicht begreifen, weshalb ich nur das Opfer ihrer Schmähungen werden mußte.«

»Herr von Zahlheim,« hob der Graf neuerdings an, »Sie ſind Edelmann, nehmen eine würdevolle, öffentliche Stellung ein; vermögen Sie uns Ihr Ehrenwort zu verpfänden, daß Sie ſich nichts bewußt ſind, was jenes Weib bewegen konnte, eine Behauptung zu wagen, die am Ende keine andere Bedeutung hätte, als Ihr Gewiſſen zu erſchüttern?«

»Ich gebe mein feierliches Ehrenwort, daß ich mir keiner Verſündigung, keines Vergehens, noch weniger eines Verbrechens bewußt bin.«

»Genug! Wir ſind mit dieſer Erklärung zufrieden. Nur noch eine, die letzte Frage. In welchen Verhältniſſen ſtehen Sie zu Chevalier Teſſin?«

»In keinen andern, als Sie, meine Herren. Ich lernte ihn in Ihrem Kreiſe kennen. Er ſagte mir zwar, daß er die Kunſt beſäße, im Spiele Vortheile zu erringen, die ihn gewinnen laſſen müßten; ich wies ihn aber zurück, als er mir dieſe Vortheile lehren wollte.«

»Auch hierauf geben Sie Ihr feierliches Ehrenwort?«

»Mein feierliches Ehrenwort.«

»Haben Sie vielleicht früher ähnliche Unterweiſungen erhalten.«

»Nie! Ich hatte ſtets im Spiele Glück. Fortuna begünſtigte mich ſogar im Kegelſchieben. Ich glaube, wenn ich die Nummern 10, 17, 86, *) die Zahlen nemlich, welche die Wahrſagerin, als meinen Todestag zu bezeichnen, nannte, in der Lotterie beſetzen würde, ſo müßte ich bei meinem bisher unwandelbaren Glücke eine Terne gewinnen.«

„Reden Sie nicht immer von Ihrem Glücke!« polterte jetzt der Bojar. „Wer weiß, was Sie mit dem Worte Glück bemänteln wollen. Daß Sie gewiß durch mich Unglück haben ſollen, davon werden Sie ſich überzeugen.«

„Das Spiel beginne!« ſagte der Graf.

Die Bank wurde aufgelegt.

Die Karten wurden beſetzt.

Der Bojar wählte eine „Dame«.

„Va banque!« rief er.

„Mein Herr!« erwiederte Zahlheim, „es ſtehen dreitauſend Ducaten!«

„Va banque!« tobte der Bojar. „Entgegenſetze ich fünfzehntauſend Gulden in neuen Bancozetteln!« **)

„Angenommen!« erwiederte Zahlheim.

---

*) In der That wurden dieſe Nummern am Samſtage nach der Hinrichtung Zahlheim's in Wien gehoben. Der Wirth „zum Bocke« in der Wollzeile, der einen Kronenthaler daran wendete, gewann damit neuntauſendſechshundert Gulden und eine Ambe von vierundſechzig Gulden, welches Gräffer in ſeinen Schriften beſpricht. Die Ziehung in Wien, welche dieſe Nummern brachte, geſchah am 12. März 1786.

**) Die neuen Bancozettel wurden am 1. Juni 1785 ausgegeben. — Nachdem ähnliche unter Maria Thereſia zum erſten Male in den öſterr. Staaten zur Erleichterung des Verkehres im Betrage von zwölf Millionen in Umlauf kamen, wurden unter Kaiſer Joſeph neuere Sorten unter obigem Datum im Betrage von zwanzig Millionen edirt, Das Spiel begann.

Der Bojar verlor.

„Sie müſſen noch drei Damen haben,“ rief der Bojar. „Legen Sie die Karten auf. Wehe Ihnen, wenn die übrigen Damen alle auf die Seite des Banquiers fallen.“

Zahlheim legte die Karten auf. Die drei Damen fielen zu Gunſten des Pointeurs.

„Hätten Sie ein Paroli gebogen,“ rief Zahlheim, „bis zum Sept-la-va hätten Sie gewinnen müſſen!“

„Die Karten unter den Tiſch!“ rief der Bojar. „Neue Karten her!“

„Miſchen! Ich werde dreizehnmal abheben! Die Zahl Dreizehn iſt Gift für falſche Spieler.“

Zahlheim lächelte.

„Coupiren Sie, ſo oft es Ihnen beliebt!“ ſagte er.

Der Bojar warf die Karten unter den Tiſch.

„Neue Karten!“ ſchrie er.

Es wurden neue Karten gebracht.

Das Spiel begann von Neuem.

„Piquebube iſt Teufelsbube!“ tobte der Bojar. „Noch einmal va banque!“

„Werden Sie die Banque mit dreißigtauſend Gulden decken?“ fragte Zahlheim. „Dreißigtauſend Gulden ſind jetzt zu garantiren.“

„Mit mehr als zweimal ſo viel!“ verſetzte der Bojar.

„Wie es Ihnen gefällt,“ bemerkte Zahlheim. „Bei einer ſolchen Summe will ich meine Hand nicht im Spiele haben. — Mein Herr,“ bat er den Bojaren, „meliren Sie ſelbſt, und der Herr Graf Schwörnhort möge die Gewogenheit haben, zu coupiren.“

Es geſchah.

„Nun denn,“ ſagte Zahlheim, „Herr Bojar, da Sie einen Dolch in Ihrem Gürtel tragen, ſo erſuche ich Sie, mit der Spitze dieſes Dolches die Karten, ſtatt mit den Fingern, abzuziehen; ich nähere mich den Karten nicht! — Gott wolle, daß Sie gewinnen. Eine ſolche Summe einzuziehen, würde mein Herz beſchweren.“

Die Karten wurden auf die angedeutete Art abgezogen.

„Le Valet perd!“ rief Zahlheim. „Ich nehme die dreißigtauſend Gulden nicht. Herr Bojar, ſtreichen Sie ein. Ich will Ihr Geld nicht!“

„Der Teufel läßt ſich Etwas von Ihnen ſchenken!“ wüthete der Bojar. „Ein anderes Spiel.“

Neue Karten wurden gebracht.

„Keine Karten!“ ſchrie der Bojar.

„Würfel! Würfel!“ lärmte die ganze Geſellſchaft.

„Parfaite égalité!“ dominirte der Graf.

„Den Würfeltiſch herbei!“ riefen die Cavaliere.

Ein runder Tiſch, mit grünem Tuche überzogen, worauf die Zahlen 1, 2, 3, 4, 5, 6 geſtickt waren, wurde hereingebracht. In der Mitte befand ſich ein Viereck, welches Pair et impaire, petite paire et impaire enthielt.

Es regnete Geld auf die verſchiedenen Felder.

Der Bojar warf 15.

Die Cavaliere faſt alle eben ſo hoch. Niemand unter 11.

Zahlheim warf 17.

Er wollte das Gewonnene einſtreichen.

„Halt!“ ſchrie der Bojar, „Quitte à double und double im Passé das Dreifache!“

Der Bojar und der Graf warfen 17, die andern Herren 12, 14, 16 u. ſ. w.

Zahlheim rüttelte die Würfel:

„Meine Herren, wollen Sie die Einſätze retiriren?“ ſagte er; „ich will nichts gewinnen!“

„Der Teufel retirirt!“ tobten die Spieler, „aber kein honnetter Kerl!“

„Herr Bojar,“ bat Zahlheim, „ich wiederhole, daß ich nichts gewinnen will. Ich ſehe, daß mir auch heute Fortuna gewogen bleibt. — Herr Bojar, ich erſuche Sie, den Wurf für mich zu thun!“

„Ich würde 18 werfen,“ ſagte der Bojar, „drei Sechſer! Auch ich bin im Glücke mit Würfeln. — Werfen nur Sie ſelbſt, Sie ſauberer Glücksritter!“

„In Gottes Namen!“ erwiederte Zahlheim.

Er warf Achtzehn!

Alle ſtarrten die Würfel an.

Eine Pauſe entſtand.

„Er iſt ein Schwarzkünſtler!“ lärmte der Bojar.

„Frau von Lemnier,“ ſetzte der Bojar hinzu, „bringen Sie das ſilberne Crucifix, das ich hieher ſchaffen ließ; ſtellen Sie daſſelbe auf den Tiſch, und nun ſoll Zahlheim noch einmal werfen! Ich will ihm Satan ſogleich von der Seite treiben.“

„Keinen Frevel!“ warnte Zahlheim. „Laſſen Sie den Gekreuzigten nicht Zeuge eines Spieles ſein, das ihm nicht wohlgefällig ſein kann.“

„Es wird ihm wohlgefällig ſein, den Teufel bei Ihnen zu vertreiben.“

Das Crucifix wurde gebracht.

Der Bojar ſtellte es auf die Tafel.

„Werfen Sie jetzt, erbärmlicher Spieler!“ brüllte der Bojar.

„Ja, ja,“ ſchrien alle wild durcheinander, „wagen Sie Ihren Wurf.“

„Werfen Sie!“ lärmte der Bojar, „oder wir alle erklären Sie für einen Schuft, der mit böſen Geiſtern im Bunde ſteht.“

„In des Heilands Namen!“ rief Zahlheim, „der gottloſe Frevel komme über Sie!“

Zahlheim küßte das Crucifix, faßte dann den Becher krampfhaft an und warf die Würfel auf den Tiſch.

Er hatte abermals Achtzehn geworfen. „Allen Einſatz, welcher ſich auf dem Würfeltiſche befindet,“ rief Zahlheim, „widme ich der Kirche zu Unſerer lieben Frau bei den Schotten; — möge die Gebenedeite für uns bitten, damit uns Gott dieſe Verwegenheit verzeihe!. —

„Nun aber, Ihr Herren,“ fuhr Zahlheim fort, „jetzt ein Ziel! — Was ich im „Pharo“ gewonnen, bleibt mein Eigenthum. Das Geld auf dem Würfeltiſche — zählen Sie es — es ſoll kein Ducaten davon fehlen — gebe ich der Kirche; der hochwürdige Abt wird mir dieſe Spende beſtätigen, und ich werde Ihnen ſodann die Quittung darüber ſenden. — Sie aber, Zeugen und Theilnehmer dieſer Scene, bitte ich Buße zu thun! Beichten Sie Ihre Sünden! Ich will von Ihnen nichts mehr wiſſen!“

Er zählte das Geld vor Aller Augen.

Es waren eintauſendſiebenhundert Ducaten.

Darauf legte er ein großes Tuch auf den Tiſch, wickelte den ganzen Betrag, den er gewonnen, zuſammen, verneigte ſich und ging.

Die Herren waren von dieſem Act ſo ergriffen, daß ſie kein Wort ſprachen und Zahlheim ohne irgend eine Einwendung ſich entfernen ließen.

Nach einer ziemlich langen Pauſe, in welcher Alle conſternirt erſchienen, ſammelte ſich Graf Schwörnbort zuerſt.

„Eine hübſche Revanche!« ſagte er. „Sie, Herr Bojar, gingen in Ihrer Leidenſchaftlichkeit zu weit. Ich warnte immer vor blinder Erbitterung! Nun haben wir es: — Wenn Zahlheim ſo wild aufgeregt wäre, wie wir, ſo könnte er fordern, daß wir ihn um Verzeihung bitten müßten.«

„Um Verzeihung?« knirſchte der Bojar. „Ich werde ihn mahnen, daß er ſobald als möglich Gott um Verzeihung bitten möge, denn ſo wahr ich athme — Sie werden ſich überzeugen, daß ich Wort halte — ſo wahr ich athme, wird er mit ſeinem erbärmlichen Leben Anderen nicht mehr zur Laſt fallen. Schieß' ich ihn todt wie tollen Hund, wo ich ihn finde.«

„Ein Mörder wollen Sie werden?« fragte der Graf.

„Ein Mörder?« rief Legler. „Herr Bojar, dann erging es Ihnen ſchlecht. Wohl weiß ich, daß Sie ein großer Herr ſind, aber um Sie von einer Unthat abzuhalten, mache ich mir den Teufel aus Ihrem bojariſchen Anſehen! — Wenn Sie noch ein Wort vom Morde ſprechen, ſo packe ich Sie. — Betrachten Sie dieſe Arme, dieſe Fäuſte — es kann eine ganze Compagnie ſolcher Bojaren kommen wie Sie, — wenn ich den Zahlheim beſchütze, ſo zittert nicht einmal ſein Haarbeutel vor Ihnen!«

„Wer dieſer Menſch ſein?« fragte der Bojar.

„Vielleicht eine gute Kundſchaft von Ihnen. Sie ſind in der Moldau zu Hauſe wie ich erfahren. Mein Vater bezieht ſeine Ochſen aus der Moldau; er beſitzt einen Bojaren

Namens Kuzielsko zu ſeinem Lieferanten. Vielleicht ſind Sie dieſer Kuzielsko!“

„Ja, ich bin Kuzielsko!“

„Und ich der Legler, der Fleiſchhacker aus der Weißgärber-Vorſtadt.“

„Gemeiner Menſch!“

„Weshalb gemein? Sie leben von Ochſen; ich auch! Sie ziehen ſie auf, ich ſchlag' ſie nieder! Da ſeh ich keinen großen Unterſchied zwiſchen uns. Uebrigens können Sie auf keinen Fall ſehr nobel ſein. Wenn ich ein Mädel verliere, das mir gefällt, und von dem ich bemerk', daß ſie mich nicht liebt, ſo lache ich dazu und ſuch' mir eine andere, und wenn ich Geld im Spiel verlier', ſo bring ich deshalb Den noch nicht um, der mir es abgewinnt. Thut mir das Geld weh, das ich verliere — ſo ſpiel ich nicht; thut's mir aber nicht weh, ſo rede ich nicht davon. — Sie haben fünfundvierzigtauſend Gulden auf ein paar Karten geſetzt, das iſt der Betrag für 450 Ochſen. Denken Sie, die 450 Ochſen wären Ihnen auf der Reiſ' nach Wien umgeſtanden, — wenn Sie ſich dies einbilden, haben Sie noch einen Gewinn, ſie erſparen nemlich das Geld für den Transport!

„Uebrigens,“ fuhr der Fleiſcher fort, „gefällt es mir nicht beſonders in dieſer Geſellſchaft. Ich habe mir lauter noble Herren als Mitglieder gedacht, bis auf den Herrn Grafen — nehmen Sie meine Freimüthigkeit nicht übel — iſt gar nichts Nobles hier anweſend. Die Herren geberden ſich, als wenn ſie den Kopf verloren hätten, während ſie nur eine Handvoll Ducaten einbüßten. Ein Herr, der ſonſt auch täglich hier war, Teſſin iſt ſein Name, iſt ſogar ein falſcher Spieler! — Dann ſetzte der Herr Bojar das heilige Crucifix auf den Würfeltiſch und ſprach von Menſchenmord, wie ich vom Kälberabſtechen! Endlich die Madame hier und ihre Mamſellen — wenn man dieſe in der Nähe ſieht — ſieht man ſie kein zweites Mal mehr an. — Ich empfehle mich! — Die zwölfhundert Gulden, welche ich geopfert, reuen mich nun plötzlich; aber ſie machen mich nicht unglücklich. — Unglücklich könnte ich nur werden, wenn ich länger hier bliebe! — Herr Graf, Ihnen meine Hochachtung; den Uebrigen wünſche ich einen ſchönen guten Abend!“

Er ging.

XII.

Zahlheim als reicher Mann.

Nichts kann einen größern Einfluß auf einen Menſchen, der vorher mit Drangſal und Ungemach zu kämpfen hatte, ausüben, als plötzlicher Wohlſtand und der Gedanke, für immer von jedem Kummer geſchützt zu ſein.

Wenn Einer nach einem ſolchen Glücksfall nicht den Verſtand verliert, oder mindeſtens nicht recht viele dumme Streiche macht, ſo iſt dies faſt noch wunderbarer als das Glück ſelbſt.

Die meiſten Menſchen gerathen nach Erreichung eines großen Glückes in Extreme. — Entweder ſie werden unbeſonnene Verſchwender oder ſehr beſonnene Geizhälſe. — In der rechten Mitte erhält ſich ſelten Einer; häufig ſuchen ſie noch immer größeren Reichthum zu erringen. Habſucht iſt dann auch wieder für Viele das Grab ihres Wohlſtandes.— Es ergeht ihnen wie dem Hunde in der Fabel; indem ſie fortwährend nach neuen Schätzen ſtreben, verlieren ſie die, welche ſie ſchon beſitzen.

Zu welcher Sorte Zahlheim ſich bekannte, werden wir bald ſehen.

Er beſaß 2000 Stück Ducaten.

Wohl hatte er 3000 in die Bank gelegt, davon gehörten aber 1000 Ducaten dem ehrlichen Baſcheles, welche dieſer auf das Ehrenwort des Herrn Secretärs für vierundzwanzig Stunden hergeliehen hatte.

Zahlheim beſaß alſo 2000 Stück Ducaten im Betrage von 8000 fl., weil die Ducaten im Jahre 1785 nicht höher als zu 4 fl. angenommen wurden. Ferner beſaß er 45,000 fl. in Bancozetteln, Summa Summarum 53,000 fl.

In jener Zeit eine ungeheure Summe.

Sein erſtes Geſchäft, an das er dachte, war, die 1700 im Würfelſpiele gewonnenen Ducaten der Kirche zu der lieben Frau bei den Schotten, wie er verheißen, zu einer milden Stiftung zu übergeben und ſich eine Beſcheinigung darüber auszubitten; ſein zweites Geſchäft: den Juden Baſcheles kommen zu laſſen und nicht nur die 1000 Ducaten zurückzuſtellen, ſondern auch noch ſeine frühere Wechſelſchuld zu bezahlen.

Der Jude kam und nahm ſein Geld.

Zahlheim dankte ihm herzlich und machte ſich anheiſchig, Baſcheles' Gefälligkeiten reichlich zu vergelten.

Als der Jude ſich entfernen wollte, hielt ihn Zahlheim zurück.

„Baſcheles,“ ſagte Zahlheim, „ein Wort im Vertrauen will ich Dir noch ſagen und deinen guten Rath will ich mir erbitten.“

„Was wünſchen der Herr Secretär-Leben?“

„Baſcheles, ich bin plötzlich reich, ſehr reich geworden.“

„Wie heißt reich?“

„Baſcheles, ich habe ſo viel Geld, daß ich jeden Sonntag durch ein ganzes Jahr 1000 fl. zum Fenſter hinauswerfen könnte; und wäre das Jahr zu Ende, hätte ich doch noch 1000 fl.“

„Ich bitte Sie, Herr Secretär-Leben, werfen Sie jeden Sonntag 1000 fl. zum Fenſter hinaus, ich fange ſie auf; — iſt dann das Jahr zu Ende, bringe ich Ihnen wieder, was Sie weggeworfen, und Sie werden dann nichts mehr verwerfen.“

„Ich werde mein Geld auf keinen Fall verwerfen, aber was ſoll ich damit machen?“

„Haben Sie im Ernſte 53,000 fl. ?“

„Auf Ehre! Hier kannſt Du mein Capitälchen ſehen.“

„Gottes Wunder! Wenn mich aus Erſtaunen nicht der Schlag trifft, ſo geſchieht dies nur aus Verehrung für Sie. — Herr Secretär, haben Sie dem Staate eine Gefälligkeit erwieſen? Haben Sie eingereicht dem Kaiſer ein großes Project?“

„Nein.“

„Haben Sie den Juden die Emancipation verſchafft und ſind belohnt worden dafür, ohne daß ich etwas davon erfahren?“

„Nein.“

„Haben Sie geerbt?“

„Auch nicht.“

„Einen Schatz gefunden?“

„Auch nicht.“

„Mein Himmel, auf ehrliche Art werden Sie doch geworden ſein reich?“

„Ganz ſicher.“

„Haben Sie gemacht eine Speculation?“

„Verſtände ich dies nur.“

„Martern Sie mich nicht ſo lang' und ſagen Sie mir, was haben Sie gethan, zu bekommen den zwanzigſten Theil von einer Million?“

„Ich habe im Spiele gewonnen.“

„Wie verſtehe ich dies?“

„Durch Karten und Würfel habe ich dieſe Summe gewonnen.“

„Sie ſpaßen.“

„Weshalb ſoll ich dies?“

„Haben Sie geſpielt mit vernünftige Menſchen?“

„Ich ſollte es meinen.“

„Wie ſehen ſolche Menſchen aus, die ſo viel Geld ſetzen auf Karten und Würfel?“

„Beim Himmel, reſpectabler als wir beide.“

„Unmöglich.“

„Ja, Baſcheles, von reſpectablen Leuten habe ich dies gewonnen; von Cavalieren; auch ein Bojar aus der Moldau war unter ihnen, von dieſem gewann ich am meiſten.“

„Ich kann mich vor Verwunderung nicht erholen.“

„Baſcheles, was ſoll ich mit dieſem Gelde anfangen, damit es mir eine ſichere Rente abwirft?“

„Ich würde ſagen: Tragen Sie Ihr Geld zu dem reichen Grafen Fries hin, legen Sie es an in ſeiner mächtigen Großhandlung — aber ſo eben macht die ganze Stadt die Nachricht beſtürzt, daß man den edlen Mann hat gefunden todt in ſeinem Teich in Vöslau, hineingefallen iſt er, und Niemand hat gehört ſeinen Hilferuf.“

„Wann iſt dies geſchehen?“

„Geſtern, am 19. Juni 1785.“

„Schrecklich! Dieſes Unglück!“

„Vielleicht iſt auch ſchrecklich Ihr Glück.“

„Keine Abſchweifung. Was ſoll ich anfangen mit meinem Gelde?“

„Was anfangen? Kaufen Sie Obligationen. Vierpercentige; macht jährlich 2120 fl. Leben Sie ſparſam. Kaufen Sie von den Intereſſen wieder Obligationen. Legen Sie Zinſen von Zinſen an. Wenn Sie ſo alt werden ſein wie ich, haben Sie 100,000 Gulden.“

„Das geht mir zu langſam. In wenigen Tagen gewann ich eine ſo große Summe, in wenig Jahren will ich ſie ſchon verdoppelt ſehen.“

„Das iſt unmöglich!“

„Du weißt auch nichts, Baſcheles. Es gibt aber Juden, welche hundert Procent gewinnen; ſolche Juden will ich um Rath fragen.“

„Wollen Sie reskiren Ihr Geld? Wollen Sie wieder ſpielen? Ob Sie auf Karten, Würfel oder eine trügeriſche Speculation Ihr Geld ſetzen, es kommt auf Eins hinaus. Ueber Nacht können Sie arm werden.“

„Ich aber will nicht arm werden, ſondern reich; ich will ſchnell ſehr reich werden.“

„So redet nur ein Spieler. Ich beklage Sie. Brechen wir ab. Sie müſſen ruhiger werden. Heute hängt noch der Himmel voller Geigen. Wenn abgeſprungen ſein werden von dieſen Geigen ein paar Seiten, werde ich wieder kommen.— Apropos, wie ſteht es mit uns Juden? Mit unſern Bitten bei Sr. Majeſtät? — Die Leibmauth, daß dieſe aufgehört hat, hat Ihre Bittſchrift durchgeſetzt — werden Sie auch ſchreiben eine Bittſchrift, das wir können handeln mit Schlachtvieh?“

„Nein.“

„Warum nicht?“

„Es geht nicht durch.“

„Warum geht es nicht durch?“

„Weil nicht alle Juden ſind wie Du. Der Kaiſer iſt mißtrauiſch. Die polniſchen Juden haben Alles verdorben.“

„Wiſſen Sie wie mir die polniſchen Juden vorkommen? — Wie Sie! Heute haben ſie gemacht einen guten Rebach, morgen wollen ſie zwei gute Rebach. — Das geht nicht ſo ſchnell. — Und wer leidet darunter? — Die polniſchen Juden und Sie.“

Baſcheles ging.

„Nur keine verdächtigen Menſchen,“ ſagte Zahlheim. „Sie langweilen mich. — Heute will ich doch wieder in den Gaſthof „zur Ente“ und will mich erheitern. — Ueber mein Glück habe ich auf alle die Unbilden vergeſſen, welche mir das vornehme Geſindel zugefügt hat. — Dieſer Bojar! dieſer Bojar! Dieſer Elende hat aber ſeine Frechheit theuer bezahlen müſſen! 45,000 fl. koſtet ihn ſeine Impertinenz. — Eine ſolche Rache iſt die beſte. — Nun aber will ich doch zu meiner Mutter und zu Natalien. Meiner Mutter will ich mein Glück verkünden. Und Natalien will ich zur Rechenſchaft ziehen wegen ihres treuloſen Benehmens. Sollte ſie eine gemeine Dirne geblieben ſein, würde es mir doch leid thun um ſie. Sollte ſie wirklich einen Rückfall erhalten haben? Ei, dann ſoll ſie wenigſtens mir gehören und dem Fleiſchhauer nicht verfallen.“

Zahlheim fing an ſeine Zimmer zu verſchließen.

In das letzte ſeiner Zimmer brachte er ſein Geld.

Welche Qualen bereitete ihm dasſelbe!

Wo er es auch immer verbergen wollte, immer erſchien es ihm ſchlecht verwahrt.

Er betrachtete alle ſeine Schlöſſer und Schlüſſel.

„Was iſt doch ſo ein deutſches Thürſchloß für ein erbärmliches Machwerk?" ſagte er. „Ich kann mein Geld nicht in meinem Quartiere laſſen. Man weiß, daß ich gewonnen. Man wird ſich beeilen, bei mir einzubrechen und mich zu beſtehlen. — Es bleibt mir nichts übrig, als damit auf den Boden des Hauſes zu flüchten und dort mein Capital unter die Sparren des Daches zu legen. — Dort ſucht man es gewiß nicht."

Er wollte fort.

Er verweilte noch vor ſeiner letzten Thür auf dem Gang.

Plötzlich ſtand Teſſin vor ihm.

„Guten Abend," ſagte Teſſin. „Wohin ſo eilig?"

Zahlheim regte ſich nicht.

Es fiel ihm ein, daß der Elende gekommen war, um die Hälfte ſeines Gewinnes abzuholen.

„Was mußte ich hören?" ſagte Teſſin. „Ihr habt Euch anheiſchig gemacht, die 1790 Ducaten der Kirche zu den Schotten zu verehren, die Ihr im „Parfaite égalité" gewonnen? — Da hätte ich auch ein Wörtchen d'rein zu ſprechen. Halb Part! Herr Bruder, die Hälfte könnt Ihr hintragen zu den Schotten, doch meine Hälfte bleibt hier."

Zahlheim ſtarrte ihn an.

„Das war ein recht guter Witz von Euch der mit dem Crucifix! Ihr habt Talent zum Schauſpieler, Zahlheim; habt dem dummen Volke eine gute Komödie vorgeſpielt. — Wenn der Kaiſer Joſeph erfährt, wie täuſchend Ihr Empfindungen auszuſprechen vermögt, die Ihr nicht habt, engagirt er Euch an die Stelle Bergobzoomer's, der einen Ruf nach Berlin erhalten hat."

„Was ſprecht Ihr von einem Witz mit dem Crucifix, mit einem Komödienſpiele? — Freilich, ein Mann, wie Ihr ſeid, der keine Religion hat — der — —«

»Keine Religion! Männchen, wie denn? Da Geld mein Gott iſt, ſo habe ich die Geldreligion. Ich werde Euch ſogleich ins Gebet nehmen. — Wie mir Frau Lemnier erzählte, habt Ihr ein Rieſenglück gehabt. — Seht Ihr die Folgen meines Einfluſſes? — Haha! — 22,500 fl. kommen auf mich in Bancozetteln und 850 Ducaten insbeſondere. — Rückt aus!«

»Glaubt Ihr wirklich, daß ich mit Euch theilen werde?« fragte Zahlheim mit einer Entrüſtung, die ihm das Blut in die Wangen trieb, daß er dunkelroth wurde.

»Ganz gewiß!« lachte Teſſin. »Wir haben ja unſern Pact ſo geſchloſſen.«

»Mit dem Teufel ſchließt man Pacte, nicht mit Euch. Der Teufel muß dafür Geld bringen, nicht es holen wollen. — Packt Euch mit eurem Pact! Von mir erhaltet Ihr keinen Heller.«

»Spaßt nicht.«

»Mit Euch?«

»Gebt gutwillig das Geld her.«

»So? Gutwillig? Ihr droht wohl gar?«

»Bringt mich nicht dahin, daß ich drohe, noch weniger, daß ich meine Drohungen erfülle. — Zahlheim, Ihr würdet mich raſend machen.«

»Ich würde Euch wohl gar fürchten müſſen?«

»Ich verderbe Euch.«

»Nur zu.«

»Ich vergreiſe mich an Euch.«

»Ihr wollt mich etwa wie ein Räuber anfallen?«

»Ich erdroſſle Euch!«

„Und ich erwürge Euch!“

„Mein Geld!“ rief Teſſin und ſprang auf Zahlheim hin.

Teſſin wollte Zahlheim an der Bruſt faſſen.

Dieſe Gewaltthat fand, wie bemerkt, an der Eingangsthür Zahlheim's nächſt der Treppe ſtatt.

Zahlheim gab dem Schändlichen mit dem Fuße einen ſo gewaltigen Stoß, daß dieſer die zwei Treppen des Hauſes wie ein Ball hinunterflog.

Zahlheim hatte ſein ganzes Geld in ſeinen Rock geknöpft.

Er verſchloß ſeine Stubenthür.

„Ich höre nichts,“ ſagte er; „der Kerl hat ſich vielleicht todt gefallen.“

Zahlheim eilte über die Treppe.

Unten in der Hausflur lag Teſſin und konnte ſich nicht bewegen.

Er hatte ſich furchtbar zugerichtet.

Als Zahlheim bei Teſſin vorüberging, ſtöhnte dieſer.

„Wollt Ihr noch theilen?“ fragte Zahlheim.

Teſſin ſtöhnte: „Mein Kopf! mein Kopf!“

„Wohl bekomm's!“ rief Zahlheim und ging lachend davon.

XIII.

Im Hauſe der Mutter Jahlheim's.

Jahlheim trat bei ſeiner Mutter ein.

Sie beſaß eine jener kleinen Wohnungen, wie ſie im vorigen Jahrhundert durchgehends vorkamen.

Der Eingang war durch die Küche.

Die Küche war finſter wie die Nacht; die Stiegenhäuſer und die Stiegen waren finſter, Finſterniß herrſchte überall.

Man war zu jener Zeit in jeder Beziehung ein Feind des Lichtes.

Die Baumeiſter aus dem ſiebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert werden von Geuſſau in Schutz genommen.

„Sie verſtanden es nicht beſſer,“ ſchreibt er, „und hatten keine Muſter!“

Keine Muſter?

Die italieniſchen Baumeiſter hatten in jenen Tagen alle Hände voll zu thun.

Sie wurden von reichen und vornehmen Perſonen nach Wien beordert. Die herrſchaftlichen Paläſte erbauten faſt nur Italiener.

Ein Wiener Baumeiſter hätte damals nur einen flüchtigen Blick auf die Baupläne der italieniſchen Architecten werfen dürfen, und er würde geſehen haben, wie man zu

Werke geht, um ſchöne, bequeme Häuſer zu ſchaffen; allein dieſe erbärmlichen Wiener Bauführer hatten kein Auge dafür.

Eben ſo erbärmlich war die Baucommiſſion.

Was jene Dummköpfe ins Leben riefen, ſind nur Denkmäler ihrer Vernirrtheit.

Die noch in Wien beſtehenden alten Häuſer jener Art verdienten durch ein wohlthätiges Erdbeben verſchlungen zu werden, Notabene, wenn ſie leer ſtünden und kein Menſchenleben dadurch gefährdet würde.

Das Haus, in welchem Zahlheim's Mutter wohnte, iſt noch vorhanden.

Dem gegenwärtigen Beſitzer zu Liebe ſoll die Nummer dieſes Hauſes nicht genannt werden; aber es iſt eines der elendeſten Häuſer der innern Stadt. In einem Landſtädtchen würde es niedergeriſſen werden; in Wien macht es ſich breit! Nichts weiter über dieſe Barake!

Der Eingang in die Wohnung der Mutter Zahlheim's ging alſo durch die Küche. Da die Küche, wie in allen den ſchmählichen alten Häuſern, ohne Fenſter erbaut wurde, daher am hellen Tage ſo finſter wie ein Keller war, ließ der Hausbeſitzer ein Loch in die Zimmerthüre ſchneiden und dasſelbe mit einer Glasſcheibe verſehen.

Zahlheim blickte durch dieſe Scheibe.

Was ſah er?

Der edle Fleiſchhauer Legler lag auf den Knien vor Natalie und ſpielte den girrenden Seladon.

Zahlheim wollte ſchon die Klinke in die Hand nehmen und raſch die Thür öffnen; aber da fiel ihm ein, daß er damit nichts gewinnen würde; er hatte ja ſeinem Freunde Sebaſtian die Erlaubniß gegeben, um Nataliens Liebe zu werben; — um die Manövers Legler's handelte es ſich nicht, nicht darum, was er für Minen ſpringen laſſen würde, um an ſein Ziel zu kommen, wohl aber, wie Natalie ſeine Liebesbewerbungen aufnehmen werde. — Um dies zu erfahren, hielt Zahlheim den Athem an ſich, regte ſich nicht und legte ſein Ohr an die Thür.

Er hörte Legler ſprechen.

„Natalie,“ ſagte Legler, „laſſen Sie dieſen günſtigen Augenblick nicht vorübergehen. Der Himmel ſelbſt will, daß wir uns verſtändigen, denn er ließ es geſchehen, daß Frau Zahlheim zum Bürgermeiſter berufen wurde. Zögern Sie nicht, mit mir offen zu ſprechen. Es hört uns Niemand und ſollten Sie ſich meines Freundes Franz wegen ſcheuen, mir Ihre Zuneigung zu ſchenken, ſo kann unſere Verſtändigung ja heimlich geſchehen; ich werde es Niemand verrathen, daß Sie mir gut ſind.“

„Ich haſſe Sie nicht,“ erwiederte Natalie; „Sie ſind ein braver Mann, haben mir Ihre Freundſchaft in einem ſo hohen Grade bewieſen, daß ich dies nie vergeſſen werde. Sie haben mich eigentlich aus den Banden der ſchändlichen Madame Lemnier befreit; mein Dank für dieſe Ihre Huld wird in meinem Herzen nie erlöſchen; meine Freundſchaft nie erkalten — aber zu lieben vermag ich Sie nicht; ich liebe nur einen Mann, dies iſt — ich habe es Ihnen ſchon geſagt — Zahlheim. Ihm will ich angehören, alle andern Männer ſind für mich todt.“

„Was wollen Sie aber von Zahlheim erwarten? — Sie zu heirathen vermag er nicht; er wird Sie nie heirathen, beſonders jetzt, da er ein bedeutendes Vermögen erhalten; alſo in vollem Beſitz von Geldmitteln iſt, mit welchen er jetzt erſt recht frei und flott leben kann. Ich aber, liebe Natalie, heirathe Sie! Sehen Sie mich immer ungläubig an, ich heirathe Sie, und wenn ſich meine Eltern darüber auf den Kopf ſtellen ſollten.“

„Ihr Antrag iſt ſehr ſchmeichelhaft, ich kann ihn jedoch nicht annehmen.“

„Weil ich ein Fleiſchhauer bin? — Glauben Sie vielleicht, daß Sie, als meine Frau, wie meine Mutter in der „Fleiſchbank“ ſitzen, und mit den gemeinen Leuten verkehren, und den häßlichen Geruch einathmen ſollen, der den Fleiſchverkauf unerträglich macht? nein, Sie ſitzen zu Hauſe auf dem Sopha; — weder meine Wohnung, noch meine Equipage, noch unſere Hausleute ſollen Sie an mein Metier erinnern; es darf in Ihrer Gegenwart nicht einmal von meinem blutigen Geſchäft geſprochen werden.“

„Ich bin Ihnen für Ihre Aufmerkſamkeiten ſehr verbunden.“

„Noch mehr, das Haus in Erdberg, das ich von meiner Großmutter geerbt habe, es trägt ſechshundert Gulden Zins, verſchreib' ich Ihnen, ſo daß, wenn mich einmal ein Ochs ſpießen oder ein Hund ſtatt einer Sau zerreißen und ich ſterben ſollte, Sie anſtändig verſorgt werden, ſo lange Sie leben.“

„Das iſt Alles recht ſchön, für tauſend junge Mädchen recht annehmbar — aber —“

„Ich glaub' es, daß es annehmbar iſt,“ unterbrach ſie Legler, „ich bin auch ein ſauberer Mann, meine Mutter ſagt mir täglich: Sebaſtian, Du biſt „ſo viel“ ſchöner Menſch — Sebaſtian, laß nach in deiner Schönheit und werde nicht immer ſchöner!“

„Sie ſind wirklich ein hübſcher Mann, ſogar hübſcher als Zahlheim, aber ich kann nichts dafür, ich liebe nur ihn! Ich habe nie einen Mann ſo geliebt wie ihn! Und wenn er mich haſſen ſollte, ſo werde ich ihn lieben.«

Legler ſprang unwillig auf.

„Das iſt doch zu arg!« ſagte er. »Ich weiß nicht, was Sie an dem Menſchen mit ſeiner aufgeſtülpten Naſe für Reize finden! — Freilich iſt er Magiſtratsſecretär, das iſt ein ſchöner Titel; — das wird er aber nicht lange mehr ſein: er beſucht ſein Amt nicht, ſchwärmt als öffentlicher Beamter Tag und Nacht umher —«

„Ich werde ihn dazu bringen, daß er ſeinen Pflichten obliegt.«

„Damit dürfen Sie ihm nicht kommen, ſonſt verläßt er Sie, wie er ſeine Mutter verlaſſen hat; Zahlheim läßt ſich von ſeinem Bürgermeiſter nichts ſagen, nun erſt von Ihnen! Endlich dürfte es ſehr darauf ankommen, ob er Ihnen wirklich geneigt iſt! Ich glaube es nicht! — Sie ſind ſchon einige Tage in dem Hauſe ſeiner Mutter, und noch hat er ſich nicht um Sie umgeſehen.«

„Das kann aber jetzt geſchehen!« rief Zahlheim und trat plötzlich vor Legler und Natalie hin.

Natalie that einen Schrei der Freude.

Legler war etwas betreten.

„Du haſt gehorcht,« ſagte Legler, »das war nicht ſchön von Dir! Was ich geſprochen habe, darf Dich nicht beleidigen; ich habe nur geſagt, was ich ſagen mußte, um Mamſell Natalie für mich zu gewinnen; was dagegen Natalie geantwortet hat, kann Dich nur freuen. Die iſt in Dich ſo „geſchoſſen,“ Franzl, daß ſie nicht hört und ſieht; — ich gratulir' Dir.«

„Komm' an mein Herz, Mädel!« jauchzte Zahlheim, deine Neigung zu mir ſoll nicht unerwiedert bleiben. Und wenn Du Dich bewährſt, wie Du Dich jetzt zeigſt, — wer weiß, was geſchieht!«

»Du heiratheſt ſie vielleicht gar?«

»Wenn ich ihr es einmal ſagen werde, wird es mir gewiß mehr Ernſt ſein als Dir.«

»Mir iſt es Ernſt! — Mit ſolchen Sachen ſpaße ich nicht, ich bin chriſtlich erzogen, und würde mich der Sünde fürchten, ein Mädchen mit lügenhaften Zuſicherungen gewinnen zu wollen. Sie mag mich nicht; es thut mir weh, wird mich aber nicht närriſch machen, doch werde ich dieſe ſchöne Hexe ſchwer verſchmerzen können. Meiner Seele! Zahlheim, ich beneide Dich, aber ich grolle weder Dir noch ihr! — Und jetzt ſprich, was geſchieht? — Mich wirſt Du vielleicht nöthig haben. Dir und mir und Natalien wird die ſaubere Geſellſchaft gewiß Rache ſchwören. — Ich habe ſchon etwas wiſpeln gehört. — Du weißt, Zahlheim, eine Fleiſchbank iſt wie ein Kaffehhaus. — Wenn auch nicht anſehnliche Herren, ſo bringen unanſehnliche Dienſtboten die Tagsneuigkeiten auf's Tapet. — Die Köchin der Madame Lemnier hat meiner Mutter vertraut, daß der Bojar Mamſell Natalie entführen will. — Da heißt es aufpaſſen, beſonders zur Abendzeit. — Doch ſei ruhig, ich werde für eine Garde ſorgen, ich werde heute noch für eine Garde ſorgen, welche die ſchlechten Pläne vereiteln ſoll. Heiliger Gott, wenn der Bojar meinen Leuten in die Hände fiele! Die können zuſchlagen, daß ein Ochſe bei lebendigem Leibe zum Roſtbraten würde.«

»Ich will jetzt gehen, und ſogleich die nöthigen Anordnungen treffen.

»Apropos, den heutigen Abend ſollten wir zuſammen feiern. Natalie, Du, deine Mutter und ich; ſonſt Niemand! — Wir gehen in ein Gaſthaus in der Vorſtadt, und zwar zum „guten Hirten“ unter den Weißgärbern. Dort bin ich eine Art Halbgott. Wenn ich ein Eſſen beſtelle, ſo kocht die Wirthin ſo gut, als wenn ſich der kaiſerliche Hof bei ihr anſagen ließe. Schlage mir dies nicht ab, Franzl, ſonſt muß ich glauben, Du könnteſt mir meine Liebeserklärung von vorhin nicht verzeihen. Franzl, ſei mein Gaſt auf „gut bürgerlich!“

„Es ſei! Und meine Mutter muß dabei ſein!“

„Ich komme um neun Uhr Abends und hole Euch ab mit meinem Wagen.“

Er wollte fort.

„Legler,“ ſagte Zahlheim, „ich habe noch eine Bitte. — In dieſem Packet befindet ſich mein ganzes Vermögen. Was ich gewonnen, habe ich in dieſes Tuch gebunden; es ſind dreiundfünfzigtauſend Gulden. — Ich fürchtete, daß man mir dies Geld in meiner abgelegenen Wohnung vielleicht mittelſt Einbruch rauben, ja daß es auch hier bei meiner Mutter nicht ſicher ſein könnte.“

„Franzl, kauf' Dir für dies Geld ein Haus; unter den Weißgärbern bekommſt Du eine ganze Gaſſe dafür; eine Gaſſe voll Häuſer tragen tauſend Diebe nicht davon.“

„Dazu kann Rath werden! Vorläufig nimm mein Geld in Verwahrung und hebe mir es auf, bis ich weiter darüber verfüge.“

„Franzl, mir vertrauſt Du dein Vermögen an?“

„Warum nicht?“

„Soll ich Dir nicht eine Schrift darüber ausſtellen?“

„Warum nicht gar! Du biſt ein Wiener Bürger, wozu denn da eine Schrift?“

„Franzl; dieſen Beweis deines Vertrauens vergeſſe ich Dir nie!“

Legler nahm das Geld und eilte damit fort.

Zahlheim und Natalie waren nun allein.

Zahlheim preßte Natalie an ſein Herz.

„Ich habe Dich längſt ſchon geliebt,“ ſagte er, „aber nur ſo geliebt, wie man ein junges hübſches Mädchen liebt, das durch ſeine Reize einen Mann beſtrickt. — Natalie, was Du aber, ohne zu wiſſen, daß ich Dich behorchte, geſprochen, das hat mich vollends für Dich eingenommen, und ich will Dir angehören mit Leib und Seele!“

Natalie ſank an ſeinen Hals und weinte Freudenthränen.

„Franz!“ ſagte ſie, „Du ſollſt es nie bereuen, daß Du mir deine Zuneigung ſchenkeſt. Schon die Dankbarkeit feſſelte mich an Dich, wenn nicht auch die Liebe im höchſten Grade. Du haſt mich nicht zurückgewieſen, als ich meine Hände aus jenem Abgrunde, in welchem ich mich befand, nach Dir ausſtreckte. Mein ganzes Leben wird Dir nun beweiſen, daß ich es verdiente, von Dir gerettet worden zu ſein. Nur vergiß es, wo und wie Du mich kennen gelernt haſt.“

„Kein Wort weiter! — Wir wollen es Beide vergeſſen.“

Zahlheim und Natalie waren tief bewegt.

Sie lagen ſich lange in den Armen.

Erſt als die Mutter nach Hauſe kam, ermannten ſie ſich.

Zahlheim ging auf ſeine Mutter zu und küßte ihr ehrfurchtsvoll die Hand.

„Wie iſt mir denn?“ fragte die alte Frau. „Iſt dies wirklich mein Sohn Franz? — Dieſe Herzlichkeit habe ich ja ſchon längſt bei Dir vermiſſen müſſen. Nun, ſei mir willkommen, mein Sohn, Du biſt ja ganz verändert.“

„Mutter, auf mich hat das Glück, das mir zu Theil wurde, eine ganz andere Wirkung gemacht, als ich vermuthete.“

„Du ſollſt ja unmenſchlich gewonnen haben! Die ganze Stadt iſt voll davon, und beſonders darüber ſpricht man, daß Du der Kirche zu Unſerer lieben Frau bei den Schotten eine ſo große Spende dargebracht haſt. Der hochwürdige Prälat erzählte es dem Bürgermeiſter und dieſer theilte es mir mit. — Franz, ich läugne nicht, daß dein Spielerglück mir nicht recht zu Sinne will, auch dem Bürgermeiſter geht es nahe, daß Du in ſchlechte Geſellſchaft gerathen biſt; aber der Bürgermeiſter meint, Du hätteſt Dich gut aus der Affaire gezogen, er wolle ſogar über deine Verirrung ein Auge zudrücken; doch ein Spieler dürfteſt Du nicht bleiben, und mehr denn je müßteſt Du nun ein fleißiger Beamter ſein, ſonſt könne er Dich nicht mehr vor den vielen Feinden, welche Du in deinem Amte beſitzeſt, ſchützen. — Außerdem wäre der Kaiſer zu fürchten, der Kaiſer nehme nichts übler, als wenn Beamte ſich zügelloſen Leidenſchaften hingeben, ſei es das Spiel, die Trunkſucht oder andere Ausſchweifungen. Daher habe der Bürgermeiſter den Herrn Prälaten gebeten, die kaiſerliche Majeſtät zu unterrichten, was in jenem verworfenen Hauſe geſchehen, ferner wie Du Dich benommen, wie Du den abſcheulichen Frevel mit dem Crucifix geſühnt, damit der Monarch nicht etwa, durch feindliche Berichte getäuſcht, ein zu ſtrenges Urtheil über Dich fällen möchte.“

„Der edle Bürgermeiſter!“ rief Zahlheim aus. „Durch

Fleiß und tadelloſe Aufführung werde ich ſeine huldreiche Obſorge für mein Wohl vergelten.“

„Und wirſt Du nicht mehr ſpielen?“

„Nie.“

„Und dein Amt emſig frequentiren?“

„Ich werde meine Pflichten ſo genau wie der treffliche Stadtvorſtand erfüllen.“

„Was wirſt Du mit deinem vielen Gelde beginnen? Ein Sprichwort ſagt: „Wie gewonnen, ſo zerronnen!“ Franz, wenn Du nur nicht zum Verſchwender wirſt, und übermüthige, thörichte Dinge begehſt!“

„Ach, Mutter, ich fürchte, daß mich eher Geiz und Habſucht befallen als —“

„Das wäre eben ſo verwerflich.“

„Das Geld, das ich gewonnen, beſitze ich in dieſem Augenblick nicht einmal. Ich habe es ſo eben Legler mitgegeben; er war hier; ich bat Legler mein Geld in ſeinem Hauſe zu bewahren, damit mir in meiner Wohnung oder bei Ihnen, Mutter, kein Unfall damit begegne.“

„Legler iſt zwar ein ehrlicher Menſch,“ bemerkte Frau Zahlheim, „dabei iſt er ſelbſt ſehr reich, aber leichtſinnig! leichtſinnig iſt er wie Du! — Legler iſt kein Caſſaverwalter.“

„Er ſoll mein Geld auch nicht verwalten, er ſoll es nur verwahren.“

„Lege doch dein Geld in die Stadtcaſſe.“

„Soll ich mich bevormunden laſſen?“

„Wer denkt hieran?“

„Vielleicht kaufe ich mir ein Haus.“

„Berathe Dich mit dem Bürgermeiſter. Seine Meinung iſt gewiß die beſte. Dann meinte der Bürgermeiſter, daß es gut wäre, wenn Du Dich verheirathen möchteſt. Eine brave Frau ſchützt einen Mann vor hundert Thorheiten.“

„Wer weiß was geſchieht!“ rief Zahlheim und ſah dabei Natalie zärtlich in die Augen.

„Auch eine Frau, ſogar eine reiche Frau könnte Dir der Bürgermeiſter empfehlen.“

„Vielleicht des Stadtkämmerers Haumöller ſchielende Tochter, die erhält einmal drei Häuſer, aber dafür möchte ich mich bedanken. Nein, liebe Mutter, wenn ich heirathe, heirathe ich nach meinem Herzen. Und nun genug! — Sie ſind heute zu Gaſte gebeten, und Natalie, und ich auch!“

„So? Von wem denn?“

„Von Legler.“

„Der will mich doch nicht in die Saufgelage ſeiner Abendgeſellſchaften bringen?“

„Nein, zu einem einfachen bürgerlichen Mahle, nur für uns Vier, in ſeiner Vorſtadt, in ein ganz ſimples Wirthshaus, in das Wirthshaus zum „guten Hirten.“

„Zum „guten Hirten!“ Dahin ging dein ſeliger Vater ſo gerne.“

„Gehen Sie dem guten Vater zu Liebe heute mit. Es wird ſolid ſein. Ein echtes Familienmahl! — Die Mutter und ihr Sohn, des Sohnes herzliche Freundin und ſein Freund.“

„Ja, herzlich iſt Natalie, dies Zeugniß muß ich ihr geben. Sie verdiente ebenfalls Glück in der Ehe, ſie verdient einen braven Mann! Natalie geht täglich in die Kirche. Ich glaube, ſie will ſich einen Mann erbeten. Vielleicht hilft ihr Gott!“

Es trat die Magd herein.

„Schöne Geſchichten!“ ſagte ſie. „Die Hausmeiſterin war hier und erzählte voll Angſt, daß verdächtige Leute das Haus umſchleichen. Einer erkundigte ſich ſogar, ob bei Frau von Zahlheim Männer im Hauſe wären. — Die Hausmeiſterin ſagte nein. — Ob Herr von Zahlheim häufig zu ſeiner Mutter käme? Die Hausmeiſterin gab den Beſcheid: Herr von Zahlheim habe ſich, ſeit er weggezogen, nicht mehr hier ſehen laſſen. Darauf ſei der Fremde fortgegangen, ſtehe aber gerade in dieſem Augenblicke wieder mit vier handfeſten Kerlen vor dem Thore.

„Das gilt Natalien!“

„Ja, ja,“ verſetzte die Magd.

„Mutter,“ ſagte Zahlheim, „haben Sie meines ſeligen Vaters Mantel und Hut bei der Hand?“

„Wie Alles, was er zurückgelaſſen.“

„Geben Sie mir nur Hut und Mantel.“

Zahlheim hüllte ſich ein und ging eilig fort.

Er ließ nicht lange auf ſich warten. Nach zehn Minuten kam er wieder.

„Schnell, Natalie, kommen Sie,“ ſagte er, „gehen Sie mit der Mutter; ſeien Sie ganz unbefangen. Legler hat ebenfalls Wind bekommen und ſteht unten mit ſeinen Leuten in dem Hausthore vis-à-vis. Natalie, wenn Sie bei Ihrem Austritt aus dieſem Hauſe angefallen werden ſollten, ſo verſuchen Sie einen lauten Schrei, wollen Sie mitſchreien, Mutter, ſo iſt es mir lieb, ja es iſt um ſo beſſer!“

„Ich will mit Natalie lieber nicht auf die Straße gehen!“ erwiederte die Mutter. „Wozu eine Gefahr aufſuchen?“

„Dieſe Gefahr muß aufgeſucht werden!“ erwiederte Zahlheim. „Kommen Sie, Mutter; Natalie, Muth!“

XIV.

Die Entführung.

Frau von Zahlheim ging mit Natalien auf das Zureden ihres Sohnes ziemlich beſorgt über die Treppe.

Sie ſtand bereits auf der Hausflur.

Es war ſehr dunkel und die Stadtbeleuchtung, beſonders in den Seitengäßchen Wiens, ſchauderhaft.

Als ſie aus dem Thore treten wollte, öffnete plötzlich Jemand hinter dem Hausthore eine Blendlaterne. Ein Lichtſtrahl fiel auf Nataliens Geſicht.

„Angepackt!“ ſchrie eine Stimme.

Zwei Kerle ſprangen herbei.

Sie ergriffen Natalie.

Natalie ſtieß einen durchdringenden Schrei aus.

Ein dritter Kerl warf dem Mädchen ein Tuch über den Kopf.

Frau von Zahlheim ſchrie:

„Zu Hilfe! Zu Hilfe!“

Schon erſchien eine Sänfte, um Natalie hineinzudrängen, aber jetzt kamen von oben und unten des Gäßchens wenigſtens ein Dutzend vierſchrötiger Kerle, mit rieſenmäßigen Ochſenziemern herbei.

Sie fielen über die Banditen her.

Solche Prügel hat es noch nicht geregnet ſeit Erfindung der Prügel vor und nach der Sündflut.

Der Kerl, welcher die Blendlaterne in der Hand hatte und die Entführungsgeſchichte dirigirte, wurde am meiſten durchgehauen.

Er bäumte ſich nach jedem Hiebe.

Er bat um Gnade.

Keine Gnade.

Ein neuer Wolkenbruch von Karbatſchſtreichen fiel auf ihn hernieder.

Endlich ſtürzte der Patron halb ohnmächtig zuſammen.

„Einhalten!“ commandirte eine Stimme.

Frau von Zahlheim und Natalie wurden ungehindert zu einem Wagen geführt und davon kutſchirt.

Als das Schlachtfeld, bedeckt mit lahmgehauenen Schurken, von den Siegern verlaſſen war, ſchritt wohlgemuth und trillernd ein junger Mann einher.

Er hörte wimmern und ſtöhnen.

„Iſt Jemanden ein Unglück zugeſtoßen?“ fragte er theilnehmend.

„Todtgeſchlagen hat man uns!“ brüllte ein Mann, der auf der Erde lag.

„Ei, der Geier! — Herr Bojar, Sie ſind's? Was iſt denn geſchehen?“

„Sie kennen mich?“ fragte der Bojar, „wenn dies der Fall iſt, ſo helfen Sie mir.“

„Wie ſoll ich Ihnen helfen? — Diejenigen, welche Sie durchgewalkt haben, ſind entflohen und gegen die Herren, welche eben ſolche Hiebe erhielten wie Sie und eben ſo winſeln wie Sie, bedürfen Sie keines Beiſtandes.“

„Führen Sie mich zu dem Barbier im deutſchen Hauſe.

„Lieber auf die Polizei, ſammt dem Geſindel, das Sie gedungen!“

„Herr Gott!“ lärmte der Bojar, „jetzt erkenne ich Sie. Sie ſind ja der Fleiſchhacker.“

„Allerdings. Ich habe die Ehre, Ihnen zu melden, daß ich Sie und die andern Hallunken, die Sie dingten, durch meine Leute durchprügeln ließ. Ich will Ihnen lehren, mitten in Wien eine Entführung zu unternehmen. Wenn Sie ſich's noch einmal einfallen laſſen, werden Sie von meinen Leuten noch ärger bedient! Jetzt werde ich die Stadtſoldaten herbeirufen und Sie ſollen mit Ihren Spießgeſellen ins Loch kommen!“

„Heda! Holla! Herbei! Patrouille!“ ſchrie Sebaſtian.

„Um Gottes willen,“ bat der Bojar, „nur nicht die Patrouille.“

„Wollen Sie vielleicht noch einen ſolchen Entführungsverſuch machen, wie heute?“

„Nie mehr, nie mehr!“

„Gut, ſo ſollen Sie heute mit der Fleiſchhackerlection davonkommen. Ich will die Patrouille nicht rufen, aber die Lumpen will ich mir beſehen, die Ihre Helfershelfer waren.“

Er raffte die Blendlaterne, die auf dem Boden lag, auf und leuchtete den Leuten ins Geſicht.

„Wer ſeid Ihr denn, Ihr armen Teufel?“ fragte der Fleiſchhacker.

„Wir ſind Träger von der Mauth.“

„Nun ſo tragt eure Tracht Prügel ruhig nach Hauſe;

der dort aber, der wahrſcheinlich vier Wochen weder gehen, noch ſtehen, noch hören und ſehen wird können, der ſoll Euch gut bezahlen. Er hat Geld wie Miſt. Da er auf den Pickbuben dreißigtauſend Gulden verſpielen konnte, ſo kann er Euch, Ihr unglücklichen Burſchen, eine hohe, eine ſehr hohe Summe bezahlen; — will er nicht, ſo klagt ihn auf der Polizei. Auf Entführungen ſteht das Zuchthaus. — Sagt ihm dies.«

Der Fleiſchhacker lachte jetzt ausgelaſſen, fing abermals ein luſtiges Lied zu ſingen an und verſchwand in der dunklen abgelegenen Gaſſe.

XV.

Das Souper.

Ein Fiaker brachte Sebaſtian Legler im raſchen Fluge ſeiner Roſſe in das Gaſthaus „zum guten Hirten.“

Der Tiſch war gedeckt.

Zahlheim, ſeine Mutter und Natalie gingen ihrem Ritter und Retter mit freudigem Jubel entgegen.

„Es ging nicht ſo, wie ich es haben wollte,“ ſagte Legler. „Der Bojar hat zu wenig abgekriegt. — Ich wünſchte, daß er ſolche Hiebe bekommen hätte, daß er mit mir nicht mehr hätte ſprechen können.“

Legler erzählte nun ſeinen Privatſpaß mit dem Bojaren, und wie er ihn nicht nur mit der Patrouille geängſtigt, ſondern ihm auch noch ſeine Handlanger auf den Hals gehetzt, die er jetzt gewiß werde höchſt ſplendid bezahlen müſſen.“

„Solche Prügel,“ ſcherzte der Fleiſchhauer, „haben häufig eine unvergleichliche Wirkung. — Man hat keinen Begriff, was für Wunderdinge damit erzielt werden können. — In unſerer Vorſtadt lebte ein Säufer, der im Rauſche ſein Weib faſt täglich maltraitirte, das arme Weib erbarmte der ganzen Gemeinde. Der Richter und der Pfarrer machten dem Trunkenbolde Vorſtellungen. — Nichts half! — Da ließ ich dem Kerl eines Abends, als er wieder ſein Weib mißhandelte, von meinen Leuten die Haut tüchtig abgärben.

Bald wurde er nüchtern. Die Prügel dauerten fort. Endlich wurde ihm geſagt: Dieſe Lection wird Dir ſo oft verabreicht, als Du Dich betrinkſt und dein Weib brutal behandelſt — der Patron iſt jetzt ſo nüchtern wie ein neugebornes Kind. — Auch einem Wirthe habe ich die Gewohnheit, ſeine Gäſte grob zu behandeln, durch Prügel abgewöhnt. — Prügel für manche Leute ſind unbezahlbare Heilmittel. — Ich verdiente zwar auch ſehr oft Prügel, leider aber finde ich keinen, der ſo ſtark wäre, mir zu Zeiten eine derbe Lection auf den Rücken zu geben.“

„Der Bojar wird nun auf eine andere Rache denken,“ meinte die Mutter Zahlheim's, „und Natalie wird nie vor ihm Ruhe haben.“

„So lange ich lebe,“ verſicherte Sebaſtian, „wird der Patron Natalie gewiß ungeſchoren laſſen. Wenn er noch einen Verſuch macht, Natalie zu verfolgen, ſo fällt der Bojar meinen Fäuſten zum Opfer. Zwar verachte ich den Kerl aus dem Grunde meines Herzens, aber dennoch wünſche ich ihm von mir keine Züchtigung.“

Das Souper begann.

„Einfach, bürgerlich wird es ſein,“ ſagte Legler. „Nehmen Sie damit vorlieb. — Ich recommandire die Suppe. — Eine beſſere kocht der Hofkoch nicht, dann kommt ein Hecht, der ſo groß iſt, daß er einen Wallfiſch vorſtellen könnte, wenn er kein Hecht wäre; dann Eingemachtes. Auf die Kunſt, das ſogenannte Eingemachte beſonders delicat zu bereiten, könnte die Wirthin ein Privilegium nehmen; — dann kommt ein Indian, in welchem eine Ente und in der Ente ein Huhn, im Huhn eine Wachtel und in der Wachtel ein Kiebiz ſteckt. — Wer etwas Beſſeres je gegeſſen hat, dem ſchenke ich mein Haus in Erdberg. — Zum Schluſſe kommt eine Torte mit allen möglichen feinen Früchten. Auf der Torte befindet ſich eine Kugel von Zucker, auf dieſer ſteht Fortuna. Sie hält eine Fahne in der Hand. Auf der Fahne prangen die Worte: »Hoch Zahlheim und ſein Glück!« Daneben ſieht man den Schutzgeiſt Zahlheim's, wie er — der Wahrſagerin einen Fußtritt gibt. — — Punctum! — Was den Wein betrifft, ſo wird blos Oeſterreicher — vom Grinzinger angefangen bis zum Maurer, der vor Alter ſchon grau iſt, aufgetragen. — — So ißt und trinkt man „unter den Weißgärbern.“ Jetzt zugegriffen. Dann bringen wir eine Geſundheit mit den Worten aus: „Der Bojar ſoll leben!“ denn würde der Kerl ſterben, wen hätte ich dann noch zum Durchprügeln?“

Das Mahl war ſehr heiter.

Die Drolligkeit Legler's würzte dasſelbe.

Endlich brachte er einen Toaſt mit den Worten aus:

„Zahlheim und Natalie ſollen leben und bald ſoll Natalie Zahlheim's Frau werden.“

Die Mutter des guten Franz erſchrack über dieſen Trinkſpruch ſo heftig, daß ſie das Glas, welches ſie ſchon an den Mund gebracht hatte, voll Entrüſtung niederſetzte.

„Natalie? — meines Sohnes Gattin?“ fragte ſie. „Herr Legler, Sie ſcherzen wohl.“

„Scherzen? Warum ſoll ich ſcherzen! Die Leutchen lieben ſich; Natalie iſt ein Muſter von Schönheit, ein Engel an Herzensgüte.“

»Ja, ja,« erwiederte Frau Zahlheim, »ein Engel, — aber — aber —«

Sie wollte offenbar hinzuſetzen:

»Ein gefallener Engel.«

Sie hielt jedoch inne, dann ſagte ſie:

»Mein Sohn iſt noch zu jung zum Heiraten.«

»Zu jung?« fragte Legler. »Zahlheim iſt bald dreiunddreißig Jahre alt. Mit dreiunddreißig Jahren war mein Vater ſchon Großvater, nur wußte er es nicht!«

»Genug,« entgegnete Zahlheim und brach damit das Geſpräch ab. — »Wenn ich heiraten werde, ſoll es nicht ohne Zuſtimmung meiner Mutter geſchehen, obſchon ich längſt ſelbſtſtändig und großjährig bin.«

Aber auch dieſe Verſicherung beruhigte die Mutter nicht.

Sie war ſichtbar verſtimmt, dieſe Verſtimmung theilte ſich, wie natürlich, auch Zahlheim und Natalien mit.

Vergebens bot Legler alle ſeine Laune auf, vergebens wurde ein ganz vortrefflicher Punſch, den die alte Frau ſonſt gerne trank, credenzt — die Mutter nippte nur an ihrem Glaſe und mahnte zum Aufbruche, der ſich auch nicht länger verſchieben ließ.

»Sebaſtian,« flüſterte Franz ſeinem Freunde ins Ohr, »das war ein eben ſo voreiliger, als unzeitiger Scherz von Dir.«

»Vergib,« gab dieſer zurück, »ich habe es nicht ſo böſe gemeint. Deine Mutter iſt doch gar zu wunderlich.«

»Dieſe Frau muß auf eine eigene Art behandelt werden,« ſetzte Zahlheim hinzu: »wenn ich Natalie wirklich heiraten ſoll, ſo muß ich meine Mutter auf eine eigene Art dazu bringen; ich muß die Sache ſo einleiten, daß ſie ſelbſt darauf kommt, mir Nataliens Hand zu erbitten.“

„Du mußt die Mutter alſo überliſten?“

„Das nicht, aber ich muß es ihr einleuchtend machen, daß mein Glück auf keine andere Art zu gründen ſei, als durch dieſes Mädchen.“

„Deine Mutter ſcheint ſehr begriffſtützig; bis ſie ihre Einwilligung zu deiner Heirat gibt, können Jahre vergeben.“

Während die beiden Freunde ganz leiſe dieſes Geſpräch führten, wendete ſich Zahlheim's Mutter an Natalie.

Die Mutter fühlte, daß ſie das arme Mädchen gekränkt hatte. Sie wollte ihr Verſehen wieder gut machen.“

„Junge Freundin,“ ſagte die Mutter, „grollen Sie mir nicht, daß ich, überraſcht von dem Toaſte, auf ganz andere Weiſe mich geäußert, als Sie erwartet. — Erſtens wußte ich ja nicht, daß zwiſchen Ihnen und meinem Sohne ein Liebesverhältniß beſtehe und dann kann ja mein Sohn noch eine Weile Geduld haben, um in den Eheſtand zu treten, vielleicht bis er Rath geworden.“

Natalie hatte feuchte Augen und ſtarrte vor ſich hin.

„Hat Ihnen mein Franz ſeine Hand zugeſagt?“

„Nein.“

„Beſteht vielleicht ſchon lange ein zärtliches Verhältniß zwiſchen Ihnen und ihm?“

„Nein. — Ihr Herr Sohn ſchien mir wohl mehr Neigung zuzuwenden, als den andern Mädchen, welche er bei Madame Lemnier kennen lernte, aber ich faßte augenblicklich, als ich ihn das erſte Mal ſah, eine heftige Liebe zu ihm.“

„Wie kam es, daß Sie ſich an meinen Sohn wendeten, als Sie das Haus der abſcheulichen Frau verließen, da Sie ſeiner Gegenliebe nicht gewiß waren?“

„Sein Edelmuth,“ dachte ich, „würde mich nicht zurückſtoßen. — So war es auch. — Mein guter Genius ließ mich auch Sie, gnädige Frau, an ſeiner Seite finden. Ich wurde von Ihrem Herrn Sohne und von Ihnen gütig aufgenommen.“

„Dies berechtigt Herrn Legler aber noch nicht, mit ſolcher Beſtimmtheit Sie und meinen Franz für Braut und Bräutigam auszugeben.“

„Gewiß nicht. Ich denke hieran auch nicht, und will morgen, gnädige Frau, von Ihnen fortziehen, — einen Dienſt auf dem Lande aufſuchen und Ihren Herrn Sohn nie mehr ſehen, ihn, wenn ich kann, vergeſſen.“

„Dies will ich nicht,“ erwiederte Frau von Zahlheim.

Legler's Wagen war indeß vorgefahren.

Die Mutter, welche dieſer Vorgang in die größte Unruhe verſetzt hatte, ergriff Nataliens Arm und zog ſie nach dem Wagen.

„Ich begleite Euch,“ äußerte ſich Legler. „Man kann nicht wiſſen, ob der Bojar nicht noch einen Ausfall wagen wird. Man hat Beiſpiele, daß ſogar ſterbende Krieger auf ihre Feinde geſchoſſen haben.“

Man ſtieg ein.

Der Wagen ſetzte ſich in Bewegung.

An dem Hauſe, in welchem die Mutter Zahlheim's wohnte, hielt der Wagen, die Mutter und Natalie ließen das Thor öffnen.

Zahlheim wollte mit in die Wohnung der Mutter.

„Ich proteſtire, Herr Sohn," bemerkte dieſe. „Du haſt in der Nacht nichts bei mir zu thun. — Schone meine Ehre und die Ehre Nataliens, wenigſtens vor den Hausleuten."

„Ich bin nicht Madame Lemnier," fuhr die alte Frau fort, „welche in der Nacht ihre Thore öffnet, wenn Männer ihre jungen Mädchen beſuchen wollen."

Frau Zahlheim verſchwand mit Natalien im Hausthor, welches wieder geſchloſſen wurde.

„Das war ein Hieb über das ganze Geſicht," bemerkte der Fleiſchhacker. „Franzl, deine Mutter kann abſcheulich anzüglich ſein. — Fahre jetzt zu mir nach Hauſe. Es wird gut ſein, wenn wir ein wenig überlegen, was zu thun iſt."

XVI.

Das Hochzeitſhemd. — Ludmilla. — Natalie entflieht.

Viel mögen die beiden Freunde nicht zuſammen ausgeklügelt haben, denn die ſchlafloſen Nächte, welche ſie in der letzten Zeit verbracht, rächten ſich ſehr bald und der Schlaf überfiel ſie ſo gewaltig, daß, als der Morgen anbrach, die Sonne ſie noch in ihren Kleidern in den Armſeſſeln fand.

Um vier Uhr wurde es im Fleiſchhauerhauſe lebendig.

Die Knechte lärmten, die Fleiſchwagen wurden beladen, die Pferde eingeſpannt und das häßliche Geraſſel, welches dieſe Wagen noch heutigen Tages ſo unausſtehlich macht, ſchreckte Zahlheim aus ſeinem Schlummer auf.

Dazu kam noch, daß die Mutter Legler's den Kopf bei der Thüre hereinſteckte und mit ihrer widerlichen Stimme aus einem dicken Speckhalſe rief:

„Waſtl! verſchlaf' Dich nicht, ich fahre in die Bank! — Komm' bald nach!“

„Fahr' die Mutter allein,“ antwortete Waſtl, „ich bin noch ganz geſtrig; auch habe ich den Secretär Zahlheim als Gaſt im Hauſe, den kann ich unmöglich mit in die „Bank“ nehmen!“

„Iſt mir eine Ehr', Herr Secretär!“ verſetzte die Speckſtimme, „laſſen Sie ſich nicht ſtören! — Ich werde für ein prächtiges Frühſtück ſorgen. Einen Kaffeh werden Sie erhalten, ſtärker wie Gift, und ein Obers, eigene Fechſung, ſo dick, daß man eine Sag' (Säge) braucht, um es zu zertheilen.“

Sie ging und bald darauf hörte man auch das Fleiſchhauer-Galeſch mit einem donnerähnlichen Getöſe davonrollen.

Zahlheim verließ ſeinen Armſeſſel und betrachtete ſich.

„Wir haben uns nicht einmal ausgekleidet!“ ſagte er.

„Bei mir nichts Neues!“ erwiederte Legler. „Geh jetzt mit mir, Franzl, in unſer Badezimmer, da ſollſt Du jede Bequemlichkeit finden; dann ſteht Dir meine feinſte Wäſche zu Dienſten. — Man ſoll Dir gar nichts anmerken, daß Du in deinen Kleidern geſchlafen haſt. Mein Knecht Lorenz, der meinen Kammerdiener vorſtellt, wird Dich vortrefflich adjuſtiren, es kommt auch mein Barbier und mein Friſeur; — mein Friſeur wird Dir deine Haare ordnen wie einem Hofrath.“

Die beiden Freunde verfügten ſich in die Badeſtube. Nach einer Stunde kamen ſie neu geſtärkt in ihr Zimmer zurück.

Das Frühſtück war ſchon aufgetragen. — Nach dem Frühſtücke zeigten Barbier und Friſeur ihre Künſte; prachtvolle Wäſche brachte Lorenz herbei, die Wäſche war ſo fein, beſonders die Hemden, daß Zahlheim ſcherzend ausrief:

„Verwetterter Fleiſchhacker! Du trägſt ja Hemden aus Battiſtleinwand und weiß wie Schnee!“

„Ja,“ erwiederte dieſer, „ſchöne Wäſche iſt meine ſchwache Seite! Meine Hemden ſind ſo propre wie die Hemden des Fürſten Kaunitz, nur daß der Fürſt glaubt, ſeine Wäſche würde in Paris gewaſchen, indeß ſie ſein pfiffiger Kammerdiener zu meiner Wäſcherin „unter den Weißgärbern“ ſendet, jährlich ſechstauſend Livres dafür rechnet, und in Wien nicht mehr als dreihundert Gulden dafür bezahlt!“ *)

„Ein ſolches Hemd habe ich noch in meinen ganzen Leben nicht auf dem Leibe gehabt!“ rief Zahlheim. „Dieſes koſtbare Spitzen-Jabot! dieſe herrlichen Manſchetten!“

„Ich trage dieſe Hemden auch nicht für gewöhnlich,“ verſetzte Sebaſtian, nur bei beſonderen Gelegenheiten.“

„Wenn ich heirate, mußt Du mir ein ſolches Hemd zur Trauung leihen!“

„Behalte ſogleich dieſes, ich ſchenke es Dir!“

„Ich nehme es dankbar an. Es ſoll an meinem Ehrentage mich ſchmücken!“ **)

„An deinem Ehrentage!“ wiederholte Legler. „Die arme Natalie wird in dieſer Nacht wohl wenig geſchlafen haben. Deine Mutter hat ihr doch zu wehe gethan! Und was ſie dem armen Mädchen vielleicht noch geſtern Nachts geſagt haben wird.“

---

*) Ein Factum. Der Kammerdiener des Fürſten hatte den Auftrag, die Wäſche nach Paris zu ſenden. Wie hier erzählt, wurde ſie aber in Wien, in der Weißgärber-Vorſtadt, von einer Schrankenzieherswitwe gewaſchen.

**) Der unglückliche Zahlheim ahnte damals nicht, an welchem Tage er dieſes Hemd tragen würde, das Battiſthemd war ſein Sterbehemd. Am Tage der Hinrichtung ſchmückte es ihn. Als er mit glühenden Zangen am 10 März 1786 auf dem hohen Markte und auf der Freiung gezwickt, und dann vor dem Schottenthore gerädert wurde, trug er dies Hemd. (Hiſtoriſch.)

„Ich will nicht hoffen!“ fuhr Zahlheim auf.

„Ich fürchte,“ verſetzte Legler. „Zwar lobe ich die große Ehrbarkeit deiner Mutter, allein wir ſind alle Menſchen, und Menſchen fehlen. Der Gerechte fällt alle Tage neunmal!“ ſagt der Herr Pfarrer. „Deine Mutter ſollte an die „büßende Magdalena“ denken.“

„Du haſt Recht. Ich werde ihr dies ſagen.“

„Deine Mutter iſt gewiß der Anſicht, daß eine Tochter aus einem guten Hauſe für Dich beſſer paßte, bedenkt aber nicht, daß oft in den beſten Häuſern auch Natalien zu finden ſind, und nicht einmal büßende!“

„Wir wollen ſogleich zu meiner Mutter eilen.“

„Soll ich auch mit?“

„Geh' Du nur mit! Vielleicht kannſt auch Du meiner Mutter ein paar Worte ſagen, welche ſie andern Sinnes machen.“

„Gut, Franzl, ich begleite Dich!“

Beide machten ſich auf den Weg nach der Stadt.

Als ſie beim Rothenthurmthore ankamen, begegneten ſie Ludmilla, an welche ſich unſere Leſer noch aus dem zweiten Capitel unſerer Mittheilungen erinnern werden.

Als Ludmilla, das häßliche alte Fräulein, Zahlheim erblickte, ging ſie ganz exaltirt auf ihn zu.

„Was Tauſend! Herr von Zahlheim!“ ſagte ſie. „Leben Sie denn noch? Sie beſuchen mich und meine Mutter jetzt nicht mehr? Sind wir denn aus Ihrer Gnade verdrängt worden?“

„Mademoiſelle,“ antwortete Zahlheim, „wenn man einen Mann, dem man glauben machen will, man liebe ihn, in einer großen Bedrängniß laſſen kann, und doch reich, ſehr reich iſt, wie Sie mir bei jeder Gelegenheit und unaufgefordert zu verſtehen gaben, ſo hat man kein Herz und zeigt, daß der Mann, der ſich in ſeiner Bedrängniß an Sie gewendet, auch kein Herz für Sie haben ſoll. Ich beſchwerte Sie deshalb nicht mehr.“

„Ich wollte Ihnen ja Geld ſenden.“

„O ja — zehn Gulden! Zehn Gulden können Sie Ihrem Schuhmacher als Darleben anbieten, nicht mir! Ich empfehle mich Ihnen!“

„Ei, ſeien Sie doch nicht ſo hart!“

„Schmutzigen Leuten Höflichkeiten zu ſagen, iſt mir unmöglich!“

„Geniren Sie ſich doch vor dieſem Herrn, Ihrem Begleiter!“

„Dieſer Herr iſt mein Freund, und weiß ſo gut wie ich, daß Sie aus Geiz und Neid zuſammengeſetzt ſind.“

„Wenn ich geizig bin, ſo bin ich es, um mein Vermögen zu erhalten. Ich weiß recht gut, daß ich weder jung noch ſchön bin, wenn ich dabei noch arm wäre, ſo hätte ich keine Ausſicht, mich einſtens zu verheiraten. — Meine Mutter iſt in dieſem Augenblicke ſehr krank. Ich bin gerade auf dem Wege, den Doctor Wurm aus der Leopoldſtadt zu holen.“

„Dieſen kenne ich,“ verſetzte Legler, „der begehrt für eine Viſite nur ſieben Kreuzer.“

„Stirbt meine Mutter . . .“ fuhr Ludmilla fort.

„So erben Sie noch mehr,“ meinte Legler.

„So ſtehe ich ganz allein. Was wäre ich ohne Geld?“

„Ein armes „Haſcherl!“ bemerkte Legler.

„Man muß mich alſo nicht anfeinden, wenn ich ökonomiſch bin, man muß mich loben, man muß mich verehren, beſonders muß dies ein Mann, dem es ſehr wohl anſtünde, wenn er in ſeiner Stellung eine reiche Frau erwählte.“

„Sehr ſchön geſagt,“ erwiederte Legler, „wenn Sie aber Herrn von Zahlheim unter jenem Manne verſtehen, dem es ſehr wohl anſtünde, wenn er ſeiner Stellung wegen eine reiche Frau erwählte, ſo muß ich Ihnen mittheilen, falls Sie es zufällig nicht ohnehin ſchon erfahren haben ſollten, daß Herr von Zahlheim ſelbſt reich iſt.“

„Man hat dieſes Gerücht unter die Leute gebracht,“ höhnte Ludmilla, „ich aber glaube es nicht.“

„Iſt auch nicht nothwendig, daß Sie es glauben,“ gab Zahlheim zurück.

„Beſitzen Sie fünfzigtauſend Gulden?“ fragte Legler.

„Einen ſolchen Bettel? Ich beſitze mehr!“

„Ich gratulire,“ ſagte Zahlheim.

„Ich ſpreche nicht gerne von meinen Capitalien.“

„Und ich verlange nichts davon zu wiſſen,“ ſagte Zahlheim. „Wir empfehlen uns Ihnen. Schon zu lange haben wir Sie aufgehalten. Die kranke Mama ſehnt ſich gewiß nach dem Arzte und Sie verplaudern ſich hier.“

„Eilen Sie, Mamſell,“ bat Legler, „ſonſt treffen Sie den Wunderdoctor nicht mehr zu Hauſe. Um ſieben Uhr muß er täglich auf der „Wäſcherzillen“ (ein Schiff für Wäſcherinnen an der Donau) eintreffen, dort ordinirt er für drei Kreuzer per Perſon!“

Legler und Zahlheim lachten, machten eine leichte Verbeugung und gingen.

Ludmilla rief Zahlheim nach: „Kommen Sie doch bald zu uns! Meine Mutter ſehnt ſich nach Ihnen!“

Die Freunde ſahen ſich nicht mehr um. Sie ſchlugen raſch ihren Weg nach der Wohnung der Madame Zahlheim ein.

Sie erreichten ſie ſchnell.

Sie ſtiegen die Treppen hinauf.

Sie traten ein.

Die Magd kam ihnen entgegen.

„Iſt meine Mutter zu Hauſe?“

„Nein,“ erwiederte die Magd, und verbarg die Beſtürzung, in welcher ſie ſich befand.

„Iſt Natalie zu Hauſe?“

Die Magd ſchwieg.

„Vielleicht unwohl? Oder noch nicht aufgeſtanden?“

„Das nicht!“ gab die Magd zögernd zur Antwort. „Natalie iſt auch nicht zu Hauſe.“

„Wo iſt ſie?“

„Ja, wenn wir das wüßten!“

„Mein Gott! Was iſt geſchehen?“ fragte Zahlheim voll Angſt. „Iſt irgend ein Bubenſtück vollbracht worden?“

„O nein! o nein! Sie iſt ſelbſt fort! Vielleicht ſchon um vier Uhr Früh, als der Hausmeiſter das Thor aufſchloß. Weder Frau von Zahlheim noch ich bemerkten ihre Entfernung.“

„Heiliger Gott!“ rief Zahlheim.

„Da iſt ein Brief, den ſie hinterließ,“ ergänzte die Magd. „Dieſen Brief ſoll ich Ihnen übergeben.“

Zahlheim ſchlug den Brief auseinander und las:

„Verehrte Frau von Zahlheim!

Wenn Sie dieſen Brief erhalten, bin ich vielleicht ſchon weit von Wien fort. — Ich kann es nicht überwinden, Sie, vortreffliche Frau, bekümmert zu ſehen. — Aus dem, was ich von Ihnen vernommen, bin ich Ihres Herrn Sohnes unwürdig. — Ich fühle es ſelbſt, und will lieber aus Gram ſterben, als einem Manne meine Liebe zeigen, welcher nie der Meine werden kann. — Ich nehme von Ihnen für ewig Abſchied. — Nie mehr werden Sie, verehrte Frau, noch Ihr Herr Sohn, von mir hören! — Ich vermag nicht mehr zu ſchreiben, denn meine Thränen benetzen das Papier! — Gott ſei mit Ihnen und Ihrem mir ewig unvergeßlichen Sohne.

„Natalie, eigentlich Reſaura Eidiz.“

„Das iſt ſchrecklich!“ ſchrie Zahlheim auf. „Fort iſt ſie! Meine Mutter hat dies veranlaßt. Wo wird Natalie hingerathen ſein? Wenn ſie dem Bojaren in die Hände fällt!“

„Das iſt unmöglich!“ betheuerte Legler. „Der kann ein halbes Jahr lang an kein Frauenzimmer denken!“

„Wir müſſen ſie aufſuchen! Und wenn wir zwanzig Paar Pferde todtjagen. Wo iſt die Mutter?“

„Die läuft in alle Kirchen und ſucht ſie.“

„Wann habt Ihr den Brief gefunden?“

„Um ſechs Uhr!“

„Zwei Stunden wird Natalie in keiner Kirche beten!“

„Zahlheim,“ tröſtete Legler, „nun ſollſt Du meine Freundſchaft kennen lernen.“

„Was willſt Du thun?“

„Ich habe eine Idee, ſie zu finden.“

„Welche?“

„Ich ſage ſie nicht, denn ich muß das Verdienſt haben, Natalie zu bringen; Du kannſt Natalie heute nicht ſuchen; bedenke, Du mußt in dein Amt!“

„Ei was in mein Amt! Mein Amt lauft mir nicht davon, aber ſie, ſie iſt fort! — Sie that ſich vielleicht ein Leid an.“

„Gehe in dein Amt, bis Du es wieder verläßt, nemlich vor zwölf Uhr Mittags, bringe ich Dir Auskunft über Natalie, oder ich laſſe mich nie mehr vor Dir ſehen!“

Er ſtürzte fort.

„Was willſt Du thun?“ Fort iſt er,“ ſagte Zahlheim. „Ha, da kommt die Mutter!“

Frau Zahlheim betrat ihr Zimmer.

„Mutter, was haben Sie mir gethan!“ redete ſie Zahlheim an.

„Ach, mein Sohn, grolle mir nicht! — Natalie war zu empfindlich; — was ich geſagt, ſagte ich mit aller möglichen Schonung!“

„Den Teufel auch! Iſt das Schonung, da Sie bei dem Trinkſpruche Legler's völlig ohnmächtig wurden? — Sie hätten Ihre Geſichtszüge ſehen ſollen. Auf Ihren Lippen ſchwebte eher ein Fluch als ein Segen.“

„Einen Segen. — Einen Segen kann mein Sohn von mir nicht erwarten, wenn er eine eheliche Verbindung mit einem Frauenzimmer eingehen will, welches in dem Hauſe der Madame Lemnier geweſen.“

„Geweſen — geweſen!

„Spricht es nicht für ſie, daß ſie aus dieſem Hauſe geflohen? — Spricht es nicht für ſie wie ſie in jenes Haus gekommen?"

„Wie ſie dahin gekommen, weiß ich nicht; ich verlange es auch nicht zu wiſſen."

„Und Sie müſſen es wiſſen. Sie müſſen erfahren, daß man deshalb noch nicht ſittenlos iſt, wenn man mit ſittenloſen Menſchen zuſammenkommt, ſonſt dürften Sie kein Theater, keinen öffentlichen Beluſtigungsort, nicht die Straße, ja nicht einmal die Kirche beſuchen, weil es nur zu gewiß iſt, daß Sie dort mit mehr Sündern als mit Frommen in Berührung gerathen."

„Natalie," fuhr Zahlheim fort, „iſt ein Findelkind. Sie muß von reichen Eltern abſtammen, denn als man ſie vor der Thüre einer reichen Hebamme, Namens Eiviz fand, war ſie in feine Wäſche gewickelt und eine Anweiſung auf zweihundert Ducaten an ein Wiener Großhandlungshaus für die Verpflegung des Kindes lag mit dem Bemerken bei, daß eine ähnliche Summe alle fünf Jahre bezahlt werden ſollte. Wirklich wurden in fünf und wieder fünf Jahren und noch einmal fünf Jahren, jedesmal auf gleiche Weiſe, zweihundert Ducaten angewieſen. Erſt in dieſem Jahre, am zwanzigſten Geburtstage der unglücklichen Waiſe, blieb der Unterſtützungsbetrag aus. — Frau Eiviz ſtarb im vorigen Jahre und ihr Gatte, ein ruchloſer Menſch, konnte es nicht über ſich gewinnen, das verlaſſene Mädchen nur acht Tag über den beſtimmten Zahlungstermin zu behalten; er überhäufte ſein Pflegekind mit Schimpfworten, er drohte, es au dem Hauſe zu werfen; endlich machte ihm ein eben ſo verworfener Menſch wie er den Vorſchlag, das Mädchen a

Madame Lemnier zu überlaſſen, da das Mädchen ſchön und voll einnehmender Manieren ſei. Eiditz, ein gewiſſenloſer Schurke, hatte in ſeiner Lotteriecaſſa einen Abgang von ſechshundert Gulden; — er wäre dem Criminalgerichte übergeben worden, wenn das Geld zu erlegen unmöglich geweſen; er gab alſo für dieſe Summe die Pflegetochter hin. — Mehr habe ich Ihnen nicht zu ſagen. — In dem Hauſe der Schande vertheidigte Natalie ihre Ehre entſchieden, ſo ſchwer dies auch war, da Madame Lemnier ſie mißhandelte, weil ſie ſich nicht fügte. — Ich allein gewann das Herz dieſer Unglücklichen. — Es iſt wahr, Natalie blieb nicht wie ſie war, derjenige, welcher aber darüber zur Rede zu ſtellen iſt, bin ich. — Ehe ſie einen zweiten Mann liebte, entfloh ſie."

Zahlheim hielt hier inne.

Seine Mutter war ſichtbar bewegt.

Endlich gewann ſie ihre Faſſung.

„Du mußt gut machen, was Du verbrochen, Franz," ſagte die Mutter, „Natalie muß deine Gattin werden."

„Meine Gattin — und ſie iſt entflohen! Sie kehrt vielleicht nicht mehr wieder!"

„Gib die Hoffnung nicht auf, Franz."

„Man ſagte mir, Mutter, Sie hätten Natalie geſucht; Mutter, wo haben Sie Natalie geſucht?"

„Zürne mir nicht, mein Sohn, daß ich Natalie an einem Orte ſuchte, an welchen ſie ſich nach dem, was ich jetzt von ihr erfahren, unmöglich hinbegeben konnte."

„Sie wendeten ſich doch nicht an Madame Lemnier?"

„Leider! Ich befürchtete, daß ſie in Verzweiflung wieder jenes Haus der Sünde betreten."

„Waren Sie bei Sinnen, Mutter?“

„Ach, in meiner Angſt wußte ich nicht was ich that.“

„Und wie empfing man Sie?“

„Man verhöhnte mich, man beſchimpfte mich, aber ich jagte den Verworfenen Furcht und Schrecken ein; ich demüthigte die heilloſe Geſellſchaft ſammt dem entſetzlichen Weibe, das an der Spitze ſteht, daß ſie alle zuſammenbrachen, und mich um Gnade anflehten.

„Als ſie mich beſchimpften,“ ergänzte die Mutter, „ſchwieg ich, als ſie aber Dich verdammten und behaupteten, Du hätteſt Dich in ihre Verſammlung nur deshalb eingekauft, um die Perle, Natalie, zu gewinnen, und nebſtbei die jungen, unerfahrenen Cavaliere zu plündern; als ſie ſich vermaßen, zu ſagen, dein Lohn müſſe Dir werden: den 10. März würdeſt Du nur, um in Verzweiflung zu enden, erleben; als ſie ſich erdreiſteten zu bemerken, die Weiſe, nach welcher ich Dich erzogen, würde mir vergolten werden, ich würde Schande und Hohn an Dir erleben — da war es mir, als würde ich inſpirirt, dieſen weiblichen Scheuſalen einen Spiegel vorzuhalten und ſie als die Peſtbeulen Wiens zu bezeichnen. — Als ſie zuſammenbrachen in ihrer eigenen Nichtswürdigkeit und ich ihr Gewiſſen erſchütterte, als die Gelegenheitsmacherin des Laſters verſtummte, und ihre verworfenen Genoſſinnen zu heulen anfingen vor Zerknirſchung, da ſchleuderte ich ihnen noch die Drohung ins Geſicht, daß die Eltern der verführten Töchter, die Eltern der an den Bettelſtab gebrachten Söhne den Weg zum Throne finden würden, und die Rache der Geſetze anrufen müßten, damit das Sündenneſt zerſtört, und ich, als die gekränkteſte aller

Mütter, Genugthuung erhalten möge! — Da erſchracken ſie wie Räuber, deren Schlupfwinkel zerſtört werden; ſie baten mich, ſie nicht zu verderben — ich aber verließ ſie mit Flüchen auf den Lippen.“

„Und von Natalie konnten Sie nicht einmal die geringſte Nachweiſung erhalten?“

„Nein.“

Ein Amtsdiener trat ein.

„Wohnt hier Frau von Zahlheim, magiſtratiſche Regiſtrantenswitwe?“ fragte er.

„Ja. — Ich bin Frau von Zahlheim.“

„Sie werden erſucht, mit mir auf die Polizei zu kommen. Ein Mädchen, das vorgibt, bei Ihnen gewohnt zu haben, hat ſich heute Morgen in der Brigittenau in die Donau geſtürzt. Sie wurde zwar von den Schiffern gerettet, allein das Mädchen ringt mit dem Tode.“

„Mein Gott! Mein Gott!“ rief Zahlheim in wahrer Verzweiflung, „welch ein entſetzliches Unglück! — Natalie ringt mit dem Tode! — Mutter, ich gehe mit Ihnen.“

Ende des erſten Theiles.

Druck und Papier von Leop. Sommer in Wien.

Zahlheim.

Ein
Wiener Criminalroman.

Von

Adolf Bäuerle,
Verfaſſer des »Komiſchen Theaters« in 6 Bänden und der
»Thereſe Krones«.

Zweiter Theil.

Peſt, Wien und Leipzig. 1856.
Hartleben's Verlags-Expedition.

1.

In der Lotterie-Collectur.

Auf dem Stephansplatze, an der Ecke des Stockimeiſenplatzes, ſtand im Jahre 1785 nebſt mehreren andern Baraken, welche dieſen Platz verunzierten und die im Jahre 1792 abgebrochen wurden, auch das Trickenberg'ſche-Haus (damals mit Nummer 928 verſehen), worin ſich eine Lotterie-Collectur befand, welche auf dieſem gangbaren Platze großen Zuſpruch fand.

Damals war das Lottogefäll noch an einen Italiener, mit Namen Barara, gegen 12,000 fl. zu Gunſten der Armen verpachtet, aber die ungeheuren Vortheile, welche Barara zu Theil wurden, beſtimmten die Staatsverwaltung nach abgelaufener Pachtzeit, im Jahre 1788, die Erträgniſſe der ſogenannten kleinen Lotterie dem Staate zuzuführen, und den Armen die bisher ſtipulirten 12,000 fl. verſchiedenen Provinzen auf anderem Wege zu ſichern.

Es wurde damals ſehr ſtark geſpielt, und das Lottogewölbe auf dem Stephansplatze hatte die meiſten Gönner, namentlich weil der Lotto-Collecteur, Anton Sagler hieß er, die Kunſt verſtand, Träume auszulegen und die Nummern anzugeben, welche, wie er behauptete, unfehlbar gezogen werden müßten, wenn auch nicht heute, ſo doch ganz gewiß morgen.

Anton Sagler hätte ein reicher Mann werden können, weil er den Aberglauben nur zu gut auszubeuten verſtand, aber Anton Sagler war ein leichtſinniger Patron, verpraßte alles Geld, was er erwarb, und verſpielte ſelbſt unaufhörlich viel in der Lotterie, wodurch er, da er nie einen Heller gewann, ſehr oft ein Deficit in ſeiner Caſſa hatte.

Am 31. Mai war gerade wieder der Schluß des „kleinen Spiels.“ Die Lotto-Collectur war mit Menſchen überfüllt, vorzüglich belagerten dieſelbe ein Rudel alter Weiber mit ihren Träumen, welche Herr Anton Sagler ſämmtlich in Zahlen zu verwandeln erſucht wurde.

Aber auch andere Leute beſtürmten Herrn Anton Sagler mit ihren Einſätzen, wodurch derſelbe in ein ſolches Gedränge gerieth, daß er ſich kaum zu helfen wußte.

Ein fremder Herr machte das meiſte Aufſehen.

Er ſetzte auf die fünfundvierzig ungleichen Zahlen auf den erſten Ruf auf jede Zahl vier Ducaten, und auf jede ungleiche Zahl insbeſondere, „extratto“ in der Lotterieſprache genannt, vier Ducaten: Summa Summarum: dreihundertſechzig blanke Ducaten.

So viel Geld und in blankem Golde war ſeit dem Jahre 1751, in welchem das Lottoſpiel in Wien eingeführt wurde, nicht geſetzt worden.

Der Lotterieſchreiber machte ſo große Augen, daß ſie ihm beinahe aus dem Kopf quollen, und die alten Weiber bekreuzten ſich, weil ſie der Meinung waren, nur der Teufel könne ſo viel Geld verſpielen.

Dem Fremden wurden die Nummern eingeſchrieben und ein Einſatzſchein darüber ausgeſtellt.

Er machte aber deſſenungeachtet noch nicht Miene fortzugehen, was die alten Weiber ungemein ärgerte, da ſie ſich ſchämten, nur mit Groſchen ihre Zahlen beſetzen zu können.

„Befehlen der Herr Graf noch etwas?" fragte der Collectant, denn ein Graf, dachte er, müſſe der Mann wenigſtens ſein, der ſo viel Geld in ſeinem Beutel habe.

„Nichts," erwiederte der Unbekannte, „aber ich warte gerne, bis Lottogewölbe leer wird, weil ich mit Ihnen, Collecteur, noch etwas zu ſprechen habe."

„Augenblicklich werde ich zu Befehl ſein," gab Zagler zurück, „ich ſchreibe nur noch ſechsundneunzig Ternozettel ein. „Heute geht es bei mir zu wie im ewigen Leben, und das dumme Volk gewinnt doch nichts, weil es Einem ſeine Träume gar zu einfältig erzählt."

Das dumme Volk machte ſich eine Ehre daraus, von dem Lotterieſchreiber beſchimpft zu werden, den es für ein Orakel anſah und von ihm alle möglichen Grobheiten dankbar annahm.

Endlich wurde das Gewölbe leer.

„Herr Lotterieſchreiber," hub der Fremde an, „wo befindet ſich denn Ihre Frau?"

„O mein Himmel," ſeufzte dieſer, „meine gute Emerentia modert ſchon lange auf dem Matzersdorfer-Friedhof."

„Todt iſt ſie?"

„Todt, maustodt ſchon ſeit einem Jahre, am 3. Hornung, Abends um ſieben Uhr ſtarb ſie. Es thut ihr kein Bein mehr weh."

„Iſt mir leid, war brave Frau, war geſchickte Hebamme, hat ſie gewiß tauſend Kinder in die Welt befördert."

„Und ihr Bruder hat ſie wieder eingegraben."

„Lebendig eingegraben?"

„Nein, todt, wenn ſie nemlich geſtorben waren; ihr Bruder hat auch große Leute eingegraben, denn er iſt der „beliebteſte" Todtengräber in Wien; — wer halbwegs ein Mann von Erziehung iſt, laßt ſich von ihm begraben."

„Herr Lotterieſchreiber," hob der Fremde von Neuem an, „erinnern Sie ſich nicht an ein kleines Mädel, hübſch, wie wenig Kinder, welches Ihrer Frau vor zwanzig Jahren vor die Thür gelegt wurde?"

Der Lotterieſchreiber erſchrack.

Er wurde leichenblaß.

„Warum erſchrecken Sie?" fragte der Fremde. „Hat dies Kind vielleicht Ihr beliebter Todtengräber auch eingegraben?"

„Gott bewahr', Ew. Gnaden, dieſes ſchöne Kind lebt, iſt ſchon großmächtig; — zu Martini war es zwanzig Jahre."

„Wo iſt jetzt dieſes Kind, Roſaura iſt es getauft, und kann ich es nicht ſehen?"

„Ja, Euer Gnaden," ſtotterte der Lotteriſt, „mit dieſem Kinde iſt es eine eigene Sache. — Ich habe es nicht mehr im Hauſe."

„Nicht mehr im Hauſe?" fuhr der Fremde auf. „Wo iſt Roſaura? Sie iſt doch in Wien?"

„In Wien? Nein, Ew. Gnaden, ich müßt' es lügen — o nein, Ew. Gnaden, in Wien iſt Roſaura nicht — viel weiter als Wien, viel weiter als Paris."

„Wo denn? Wo denn?" tobte der Fremde.

„In Fünfkirchen, Ew. Gnaden, in Fünfkirchen, eine prächtige Gegend, ſchöner als Hernals, außer der Schwechat, links vom Pulverthurm, gerade aus, beinahe der Türkenſchanz' gegenüber."

„Wahrſcheinlich iſt etwas Niederträchtiges geſchehen mit dem Kinde! Ihre Verlegenheit ſteigert ſich ſo, daß Sie reinen Unſinn zuſammenreden. — Augenblicklich ſagen Sie mir, was dieſem Kinde begegnet. — Ich bin beauftragt, darnach zu forſchen und das Kind Ihnen abzufordern.“

„Seien Ew. Gnaden nicht gleich ſo rabiat! Ew. Gnaden rumpeln Einen ja an, wie der Portier vom marokkaniſchen Geſandten die Bettelleute. Zum Teufel auch! Es iſt auf Ehre nichts mit dem Kinde geſchehen, dasſelbe iſt eigentlich kein Kind, ſondern ein Mädel, ein erwachſenes Mädel.“

„Warum iſt es aus Ihrem Hauſe gekommen?“

„Ganz einfach. Was hätte ich damit machen ſollen? Durch viermal fünf Jahre wurde für das Kind und ſpäter erwachſene Mädel ordentlich bezahlt; als die fünften fünf Jahre anrückten, blieb das Geld aus — Hätte ich aus meinem Sacke dieſes Mädel mit allem Nöthigen verſehen ſollen, bei dieſen martervollen theuren Zeiten, das Pfund Rindfleiſch 2 kr. und ein Laib Brot, ſo klein wie mein Kopf, 1 kr.? — das probire ein Anderer, ich habe keinen Löffel dazu!“

„Aber Sie elender Wicht, Sie hätten ja nur den Brief durchleſen dürfen, der ſich bei dem Kinde, als es Ihrer Frau vor die Thür gelegt wurde, befand, und ſich vollkommen beruhigen können. In dieſem Briefe ſteht ja deutlich: ‚Sollte dieſes Kind nicht früher abgeholt werden, ſo wird dasſelbe ganz ſicher am 31. Mai 1785 reclamirt; iſt dasſelbe wohl und geſund und brav geblieben, dann folgen einhundert Ducaten als Douceur.‘“

„Von dieſem Briefe weiß ich nichts; dieſen Brief muß meine Frau bekommen haben und hat ihn wahrſcheinlich ins

Jenſeits mit hinüber genommen, denn ich weiß nichts von dieſem Brief.“

„Sie ſind ein Schurke und ſollen meiner Rache nicht entgehen. Augenblicklich geben Sie mir genaue Nachweiſung, wo ich das Mädel finde, oder ich bringe Sie auf den Spielberg oder zum Schiffzug. — Heraus mit der Sprache, wo iſt Roſaura?“

„Schreien Sie doch nicht ſo, da kommt gerade ein penſionirter Inſtructor und ſetzt 5, 19 Ambo-Solo! — Sogleich ſchreibe ich dieſe Zahlen ein, Herr Inſtructor.“

„Wo iſt Roſaura?“

„In Fünfkirchen. Ich habe es ja ſchon geſagt.“

„Bei wem iſt ſie?“

„Im Kloſter.“

„In welchem Kloſter?“

„Bei den Franciscanern.“

„Bei den Franciscanern, in einem Männerkloſter?“

„Nein, nein, ich habe mich verſprochen, bei den Urſulinerinnen wollt’ ich ſagen.“

Der Inſtructor empfing ſeinen Lotteriezettel und entfernte ſich wieder.

„Sie müſſen doch irgend etwas aufzuweiſen haben,“ redte der Fremde fort, „daß Roſaura ſich in Fünfkirchen befindet, Briefe, Beſtätigungen, ein Aufnahmscertificat?“

„Nichts, gar nichts. Ew. Gnaden können gar nicht glauben, wie faul die Kloſterfrauen ſind, wenn ſie ein paar Zeilen ſchreiben ſollen. — Da käme man ihnen recht! — Kein Menſch zu Haus.“

„Und wer brachte das Mädel hin?“

„Ich ſelbſt.“

„Ging ſie gern mit Ihnen?“

„Für ihr Leben gern. Nur ins Kloſter, ſagte ſie: Tag und Nacht: Kloſter, ſonſt gar nichts als Kloſter. Auf den Portiunculatag wird ſie eingekleidet im Kloſter.“

„Was!“ ſchrie der Fremde, „eingekleidet? Schon ſo bald? Nicht einmal ein Probejahr? Nun warte, Elender, das ſoll Dir theuer zu ſtehen kommen!“

Der Fremde ſtürzte wie ein Raſender fort.

Der Lotterieſchreiber fühlte, daß es ihm nun an den Hals gehe.

Was ſollte er thun? — Er wußte nicht wer der Fremde war. — Wenn er im Stande geweſen wäre, ihn aufzuſuchen, was ſollte er ihm ſagen? — Die Wahrheit? Um keinen Preis!

Gidiz hatte ſein Pflegekind förmlich verkauft. Er hatte daſſelbe Händen preisgegeben, welche eine Löwin, wenn ſie ihr Junges in ſolchen Klauen gewußt, wüthend gemacht haben würde.

Sollte der Collectant an Madame Lemnier ſich wenden? — Sie hatte das arme Kind gegen ſechshundert Gulden an ſich gebracht. — Wenn Gidiz auch im Stande geweſen, dieſe ſechshundert Gulden zurückzuſtellen, Madame Lemnier würde ſich nicht dazu verſtanden haben, Roſaura von ihr fortziehen zu laſſen, und für den Fall, als ſie ſich hiezu beſtimmt gefunden — würde das Mädchen verſchwiegen haben, wo es geweſen? — Ging Roſaura nicht mit dem größten Widerwillen in jenes Haus, wurde ſie nicht förmlich gezwungen, dort zu bleiben?

Gidiz mochte über ſein Geſchick nachdenken, wie er wollte, immer fand er ſich durch das Zuchthaus bedroht.

Er gerieth in wahre Verzweiflung.

„Zwar,“ ſagte Gidiz für ſich, „habe ich Zeit gewonnen. Der Fremde reiſet wahrſcheinlich jetzt nach Fünfkirchen oder ſchreibt dahin. In Fünfkirchen gibt es vielleicht gar kein Urſulinerkloſter. — Höchſtens in vierzehn Tagen iſt der Betrug entdeckt, indeß rette ich mich durch die Flucht: Aber zu einer Flucht muß ich Geld haben. Ich muß vielleicht zwei Ziehungen abwarten; die nächſte, in welcher wahrſcheinlich 12, 19, 54, die ich mit drei Gulden beſetzte, als mein Terno erſcheinen, oder, mache ich keinen Terno — muß ich die ſpätere Ziehung abwarten, welche als eine, auf einen geraden Tag fallende, von den Italienern am meiſten beſetzt wird. — Eintauſendſiebenhundert Gulden fließen gewöhnlich in meine Collectur, — mit dieſem Gelde ſuche ich dann das Weite.“

Solche Vorſätze hatte Eidlitz am 31. Mai 1785.

Innerhalb einer Zeit von vierzehn Tagen ereignete ſich die Scene mit Zahlheim im Hauſe der Frau Lemnier; Natalie, eigentlich Roſaura, entfloh. Der Pflegevater der Waiſe blieb noch immer in Wien. Er machte keine Terno, die Italiener, welche gewöhnlich ſehr hoch ſpielten, zogen auf's Land oder wählten eine andere Collectur, in welche ſie ihre Einſätze legten, — der Lotteriſt blieb mittellos, das heißt, es flogen ihm die Gelder nicht zu, auf welche er auf frevelhafte Weiſe ſeine Flucht baſirte; er konnte nicht fort und ſo brütete er vergebens auf neue Mittel, ſeinen Bedrängniſſen zu entgehen.

Um Nachweiſungen über Natalie zu erhalten, ſtürzte Legler, nachdem er von Zahlheim geſchieden, wie im vorigen Capitel gemeldet wurde, in Eidlitz's Collectur.

Er theilte dieſem Alles mit, was geſchehen.

Daß Natalie ſich in die Donau geſtürzt hatte und gerettet wurde, daß die Polizei wegen des verſuchten Selbſtmordes bereits eingeſchritten, wußte Legler nicht, denn er ging directe in die Collectur und drang in Civitz, ihm Nachweiſungen zu geben, wohin das arme Geſchöpf ſich wohl gewendet haben könnte, um dasſelbe aufzufinden.

Der Collecteur gerieth über dieſen Unfall in neue Beſtürzung.

„Ich kann über Roſaura keine Auskunft geben,“ erwiederte er. „Seitdem ſie in dem Hauſe der Frau Lemmier, bekümmerte ich mich nicht mehr um ſie, ſie aber auch nicht um mich; ich dachte mir Roſaura gut aufgehoben, verſorgt und einer angenehmen Exiſtenz angehörend.“

„Wenn Sie nichts von ihr wiſſen,“ verſetzte Legler, „ſo bleibt mir nichts Anderes übrig als die Polizeibehörde zu Hilfe zu rufen. — Ich muß Nataliens Zufluchtsort entdecken, um ſie zu Zahlheim's Mutter zurückzubringen; ich habe dies als ehrlicher Mann gelobt und werde mein Wort halten.

„Um aller Heiligen willen!“ flehte Civitz, „wenden Sie ſich nicht an die Polizei, vielleicht floh ſie zu meiner Schweſter in die Brigittenau, bei der ſie manchen Sommer verlebte. Meine Schweſter iſt die Frau des kaiſerlichen Jägers. Zu ihr wollen wir; im Forſthauſe werden wir Roſaura gewiß finden.“

Sie wollten ſich bereits anſchicken, mittelſt eines Miethwagens nach dem Jägerhauſe in die Brigittenau zu gelangen, da drang plötzlich ein Mann in die Collectur und hielt ſie zurück.

Dieſer Mann trug den linken Arm in einer Schlinge; der Kopf war verbunden; das Geſicht gelb und grün; er ſah aus, als hätte er einen gefährlichen Sturz gemacht und ſich elendiglich zugerichtet.

Als der Fremde den Fleiſchhauer erblickte, fuhr er ſcheu zurück, allein ſein Anliegen war zu dringend, als daß er ſich genirt hätte, damit herauszurücken. Er drang mit aller Haſt auf Gidiz ein, und warf ihm ein Dutzend Schimpfnamen ins Geſicht.

„Wie ich mir es gedacht," ſagte der Fremde, „ſo iſt es auch! Du niederträchtiger Gauner haſt mich hintergangen. — Roſaura befindet ſich nicht in Fünfkirchen. Mein Kammerdiener kommt ſo eben aus Fünfkirchen zurück. Die Behörden daſelbſt unterſtützten ſeine Nachforſchungen; von Roſaura iſt in jener Stadt keine Spur! — Nun, Spitzbube, bekenne, was haſt Du mit dem Mädchen angefangen?"

„Das iſt ja der Herr Bojar!" rief Legler aus, „ich erkenne ihn aus der Stimme. Herr Gidiz," redete er den Collectanten an, „dieſem Herrn werden Sie doch nicht Rede ſtehen, und Sie, Herr Bojar, werden doch endlich aufhören, Natalie zu verfolgen. — Beim Himmel! Sie könnten es, wenn Sie mir und meinen Leuten noch einmal in die Hände fallen, mit Ihrem Leben bezahlen."

„Der Teufel hole Sie und Natalie," ſchrie der Bojar, „ich ſuche Roſaura, nicht Natalie, ich ſuche meine Tochter, mein Kind, das ich vor zwanzig Jahren zu der Hebamme Gidiz in Koſt und Pflege gegeben, und ſo lange meine Frau lebte, als die Frucht eines verbotenen Umganges, nicht als mein Kind erklären konnte."

„Allmächtiger Gott!" preßte der Fleiſchhauer aus bewegter Bruſt hervor, „Herr Bojar, was ſagen Sie? Roſaura iſt ja Natalie! Roſaura und Natalie ſind ja ein und dieſelbe Perſon! — Sie unnatürlicher Vater," redete er den Bojaren an, „was hätte für ein Unglück geſchehen können, wenn Ihre ſchmachvolle Entführung gelungen wäre!"

Der Bojar ſtarrte Legler an.

»Reden Sie auch die Wahrheit?« fragte er.

»Die volle Wahrheit. Herr Eiditz wird Ihnen hierüber am beſten Auskunft geben können.«

»Herr Eiditz!« ſchnaubte der Bojar, »ſprechen Sie, oder ſo wahr ein Gott über uns lebt, es ſoll Ihr letztes Stündchen geſchlagen haben.«

»Es iſt leider Alles wahr!« ſtöhnte Eiditz. »Natalie und Roſaura ſind eine und dieſelbe Perſon!«

»Und wie kam mein Kind in jenes verrufene Haus?«

»Für ſechshundert Gulden hat dieſer Schändliche, Roſaura an Frau Lemnier verkauft,« antwortete Legler.

»Heilige Mutter Gottes!« ächzte der Bojar; »mein Kind! mein Kind!«

Er ſank vor Entſetzen wie vom Schlage gerührt zuſammen.

Nach einigen Minuten faßte er ſich.

»Verworfener!« ſagte er zu Eiditz, »nun ſollſt Du jämmerlich im Zuchthaus enden.«

Der Bojar riß die Thüre des Collecturgewölbes auf, um nach der Wache zu rufen.

Derſelbe Mann, welcher Frau Zahlheim zur Sicherheitsbehörde geführt, trat ein.

»Herr Eiditz,« ſagte er, »Sie haben mir, Ihrer Pflegetochter wegen, die ſich heute Morgens in der Brigittenau in die Donau geſtürzt hat, zum Glücke aber gerettet wurde, ſogleich zu folgen.«

»Natalie iſt gefunden und gerettet!« ſeufzte Legler. »Ich verfüge mich mit Ihnen zur Polizei. Ich kann die beſte Auskunft geben. — Gewiſſenloſer Vater!« donnerte der Fleiſchhauer dem Bojaren zu: »wenn Sie Muth haben, ſo gehen Sie mit!«

II.

Nataliens Ausſagen.

Bei der Polizeibehörde, welche ſich für die unglückliche Natalie mit einer Urbanität annahm, die der Behörde zum größten Lobe gereichte, kamen Dinge zur ämtlichen Kenntniß, die ein Gewebe von Schlechtigkeit, Machinationen und Unſittlichkeiten aufdeckten, welche die Beamten, für die doch derlei Scandale nichts Neues ſind, mit der größten Entrüſtung erfüllten.

Natalie, welche durch ärztliche Pflege bald wieder vollkommen hergeſtellt, wurde ausführlich vernommen. Sie ſetzte die Behörde von allen Unbilden in Kenntniß, die ihr zugefügt wurden; von der Behandlung im Hauſe des Pflegevaters angefangen bis zu ihrem Aufenthalte bei der Mutter Zahlheim's.

Auf die Frage, wie ſie zu dem Namen Givitz gekommen, antwortete ſie Folgendes:

„Von meiner Pflegemutter, welche in eben dem Grade eine brave Frau war, als ihr Gatte ein übelberüchtigter Mann, den wegen ſeines ſchlechten Betragens die Pflegemutter unaufhörlich tadelte und zurechtwies, erfuhr ich, daß ſie einſt in der Nacht in eine entfernte Vorſtadt gerufen wurde, um einer Dame dringenden Beiſtand zu leiſten. Die Dame genaß eines Mädchens. — Meine Pflegemutter wurde für ihre Dienſte ſehr großmüthig belohnt und mittelſt eines Fiaſers nach Hauſe gebracht, doch kaum eine Stunde in ihrer Wohnung angekommen, hörte ſie vor ihrer Thür wimmern und weinen. Sie ſprang herbei. In einem Korbe lag ein kaum gebornes Kind und dabei ein Zettel mit den Worten: „Sie haben das kleine Weſen in die Welt befördert, ſorgen Sie auch dafür, daß es der Welt erhalten bleibe. Das Kind, das Sie vor einer Stunde von der Mutter empfingen, iſt noch nicht getauft. — Laſſen Sie die heilige Handlung ſo bald als möglich vollziehen und laſſen Sie es — auf Ihren vollen Namen taufen: Roſaura Civitz. Für den Taufact liegen fünfzig Ducaten bei.“

Nun gab Roſaura auch noch den ferneren Inhalt des Briefes an, welchen die Leſer aus den früheren Angaben unſerer Mittheilungen bereits kennen und wir nicht wiederholen wollen.

„Dieſes Kind war ich,“ ſetzte Roſaura hinzu. „Vor einem Jahre ſtarb meine Ziehmutter; in der Erwartung, daß meinem Pflegevater an meinem zwanzigſten Geburtstage ein bedeutendes Geſchenk zufallen werde, behandelte er mich gut, obgleich er mich ſeit dem Tode meiner Erzieherin häufig darben ließ, da ſeine Verhältniſſe ſich von Tag zu Tag verſchlimmerten.

Als Niemand erſchien, der ſich um mich bekümmerte, jede Unterſtützung ausblieb, kein Brief anlangte, der meinem Pflegevater etwas Tröſtliches über mich mittheilte, ſo verwandelte ſich ſeine, wenigſtens in Worten beſtehende Freundlichkeit in die größte Härte. — Er verwünſchte mich, er fluchte mir und drohte mich aus ſeinem Hauſe zu werfen. — Ich weinte Tag und Nacht und entfloh ſeiner Liebloſigkeit nur darum nicht, weil ich die Hoffnung nicht aufgeben onnte, daß meine Eltern ſich ſicher bald nach mir bekümmern müßten. Wäre ich nicht mehr bei dem Pflegevater, ſagte ich mir, ſo wüßten ſie nicht, wo ſie mich aufzufinden vermöchten.

„Eines Morgens kam Herr Eiditz in mein Zimmer. — „Wenn Du klug biſt,“ redete er mich an, „ſo kannſt Du jetzt dein Glück machen. Eine eben ſo vornehme als reiche Dame will Dich ins Haus nehmen; mit mütterlicher Zärtlichkeit will ſie für Dich ſorgen; Du ſollſt ein Los haben, wie Du Dir nicht träumen läßt; nur mußt Du der Dame unbedingt folgen und in allen ihren Forderungen zu Willen ſein.“

„Werde ich ihr dienen müſſen?“ fragte ich, „werde ich ihr Kammermädchen vorſtellen?“

„Gott bewahre! Du ſollſt ſelbſt ein Kammermädchen beſitzen, Du ſollſt wie ein Fräulein behandelt werden, koſtbar Dich kleiden und an einer trefflichen Tafel ſpeiſen, dann in Equipagen fahren, Du ſollſt alle Vergnügungen erlangen, die Du nur wünſchen kannſt, Theater und Bälle beſuchen, mit einem Worte ein Leben führen, um das Dich Tauſende beneiden werden.“

„Ach mein Himmel,“ dachte ich, „ich komme zu meiner Mutter, von welcher mir Frau Eiditz erzählte, daß ſie ſehr reich ſein müſſe. Vor Entzücken fiel ich meinem Pflegevater um den Hals und fragte ihn unter Freudenthränen, ob er mich zu meiner Mutter führen werde.“

„Das wirſt Du ſchon erfahren,“ erwiederte er.

„Ich folgte ihm.

„Ich kam in ein Haus, in welchem ich ſchon in dem Empfangſaale den größten Luxus fand; ein in reiche Livrée gekleideter Diener meldete uns.

„Die Thür ging auf und eine in prachtvolle Kleidung gehüllte Dame trat aus derſelben.

„Ich eilte auf ſie zu, ich warf mich vor ihr nieder.

„Ich konnte nicht ſprechen vor freudiger Rührung.

„Was ſoll das?“ fragte die Dame kalt und gemeſſen.

„Die Närrin wähnt, Euer Gnaden wären ihre Mutter,“ ſagte mein Pflegevater.

„Dafür würde ich danken,“ verſetzte die Dame; „um eine ſolche Tochter zu haben, müßte ich um zehn Jahre älter ſein; nein, nein, mein Kind, deine Mutter bin ich nicht, aber ich will Dir mehr als deine Mutter ſein, die Dich verläugnet und ſich um Dich nicht bekümmert.“

„Hierauf ſah mir die Dame ins Geſicht und befahl mir aufzuſtehen und im Saale ein paar Schritte zu gehen.

„Recht hübſch,“ ſagte ſie. „Man kann ſagen, beinahe eine ariſtokratiſche Schönheit: feine Züge, wundervolle Augen und eine Geſichtsfarbe, die umſomehr anzieht, da das Mädchen doch etwas Schwermüthiges in ihrem Antlitze hat! Mein Kind, Du bleibſt ſogleich hier. Ich werde Dich meiner Kammerfrau übergeben, die für deine Toilette ſorgen ſoll. — Da wirſt Du denn erſt ſehen, wie ſchön Du biſt, denn in dieſer Roberonde, die Du trägſt, ſiehſt Du verteufelt ungeſtaltet aus. — Wie heißt Du?“

„Roſaura,“ antwortete ich.

„Fi donc!“ rief die Dame. „Welch ſchauderhafter Name! Nein, meine liebe Kleine, in unſerem modernen Kalender ſind die Namen aus der Vorzeit geſtrichen; Du wirſt Natalie heißen, nach einer Natalie habe ich ſchon längſt Verlangen.“

„Die Dame klingelte.

„Die Kammerfrau erſchien.

„Die Dame ſagte derſelben in franzöſiſcher Sprache einige Worte, und zu mir in deutſcher Sprache ſprach ſie:

„Liebe Natalie, folge dieſer Frau.“

„Ich wußte nicht, was ich ſagen ſollte.

„Ich ſah meinen Pflegevater an.

„Mein Pflegevater rief mir zu:

„Du biſt aufgenommen. Folge der Kammerfrau. Küſſe der gnädigen Frau die Hand. Dein Glück iſt gemacht.“

„Werde ich Sie nicht mehr ſehen, Vater?“ redete ich Herrn Giritz an.

„Alle Tage, alle Tage,“ erwiederte er. „Ei, ich komme ſchon und frage mich an, wie Du Dich befindeſt; — gehe nur!“

„Ich küßte der Dame, dann meinem Pflegevater die Hand und ging.

„Die Kammerfrau führte mich in ein Garderobezimmer.

„Welche prächtigen Roben ſah ich da! Welche Spitzen, welche herrlichen Coiffüren!

„Wir werden ſogleich etwas finden, das Ihnen ſehr gefallen ſoll,“ ſprach die Kammerfrau. „Wir wollen ein weißes reiches Seidenkleid und eine kaiſeraugenblaue Schleppe wählen. Wir haben heute große Tafel; es ſpeiſen wenigſtens zehn der reichſten Cavaliere hier, ſogar ein paar Envoyés; — Fräulein Natalie ſollen Alles verdunkeln, was hier im Hauſe iſt.“

„Ich einfaches Märchen ſoll in eine ſo vornehme Geſellſchaft kommen? Was ſoll ich denn da?“

„Die Kammerfrau lachte.

„Was Sie hier ſollen,“ ſagte ſie, „ei, das iſt doch gar zu drollig!“

„Ein Friſeur trat ein.

„Die Zeit iſt ſehr kurz," bemerkte der Friſeur. „Mit einer Coiffüre aus natürlichen Haaren werde ich, bis die Geſellſchaft kommt, nicht fertig. Mademoiſelle, ich bitte Sie, für heute eine Haartour à la Marie Antoinette zu wählen; Niemand wird erkennen, daß Sie falſches Haar tragen."

„Aber wozu denn? Derlei habe ich ja mein ganzes Leben nicht gebraucht!"

„Sie werden doch nicht einhergehen wollen wie ein Wiener Stubenmädchen?"

„Ich kann nichts Anderes vorſtellen wollen," antwortete ich.

„Da kämen Sie unſerer Dame recht," verſetzte die Kammerfrau. „Sie meint es mit Ihnen ſo gut! Sie würden ſie heftig erzürnen, wenn Sie ſich ihren Anordnungen nicht fügten!"

„Was hat man denn mit mir vor?"

„Sie glücklich zu machen," verſetzte der Haarkräusler.

„Man wird Ihnen beweiſen," fügte die Kammerfrau hinzu, „daß Sie zu etwas Beſſerem beſtimmt ſind, als in dem Hauſe eines armen Lotterieſchreibers zu verkümmern."

„Ich konnte mich noch immer nicht der Idee entſchlagen, daß dies Alles auf Befehl meiner vornehmen Eltern geſchehe.

„In Gottes Namen," dachte ich. „Was kann es mir ſchaden, wenn ich einmal eben ſo propre gekleidet werde, wie die vornehmen Comteſſen, die an meines Pflegevaters Laden vorüberfahren. Ich bin gewiß auch eine Comteſſe. Wie käme ich denn ſonſt in dieſes vornehme Haus?

„Ich ſetzte mich an einen großen Spiegel.

„Der Friſeur paßte mir eine Haartour an, in welcher Roſenknoſpen angebracht waren. Ich erkannte mich kaum ſelbſt, ſo reizend ſah ich aus.

„Der Friſeur war entzückt über die Metarmorphoſe, die er mit mir vorgenommen.

„Er betrachtete mich mit einigem Stolze auf ſeine Kunſt, dann empfahl er ſich und ſprach die Verſicherung aus, daß ich bezaubern würde.

„Nun verſah man mich mit einer Bouffante, warf mir ein koſtbares Seidenkleid über, ſorgte für eine prächtige Coiffüre, behing meine Ohren mit Brillanten und ſchmückte meinen Hals mit Perlen, zuletzt kam die herrliche kaiſeraugenblaue Schleppe mit ſilbernen Blumen geſtickt; ich ſah aus wie eine Prinzeſſin.

„So mußte ich vor der Frau vom Hauſe erſcheinen.

„Sie war ſo freudig von meinem guten Ausſehen überraſcht, daß ſie mich küßte.

„Natalie,“ ſagte ſie, „zum letzten Male dutze ich Dich. In dem Cirkel, in welchen ich Dich führe, hört zwiſchen uns jedes vertrauliche Wort auf. Nun rechne ich darauf, daß Du Dich ſehr geſcheid benehmen wirſt. Du ſollſt Senſation und den Neid deiner Geſpielinnen erregen. Mit dieſen ſei freundlich, laſſe ihnen nicht fühlen, daß Du ſie alle verdunkelſt. — Wenn ſich die Herren Dir nahen — ſie werden förmlich Jagd auf Dich machen — ſo ſei recht artig, aber behaupte Dich — verſtehſt Du — behaupte Dich. Die Herren ſollen wahnſinnig werden, wenn ſie Dich nicht erobern; ſei die ſtolze Spröde, aber nicht die ſtolze Blöde.“

„Gnädige Frau, ich verſtehe Sie nicht,“ verſetzte ich. „Was heißt das: Man werde förmlich Jagd auf mich machen? Die Herren ſollen wahnſinnig werden, wenn ſie mich nicht erobern?“

„Närrchen! Klügle nicht über meine Worte. — Es wird ſich Alles finden, nur rapportire mir genau, was jeder der Herren Cavaliere mit Dir ſpricht, und wenn Du Dich zufällig in einen oder den andern verlieben ſollteſt, ſo theile mir dies ebenfalls mit. Sei nicht unbehutſam, ich beſchwöre Dich. — Nun folge mir!“

„Madame Lemnier führte mich in einen großen Saal.

„Der Saal war mit jungen Fräuleins und Herren überfüllt.

„Die Herren begrüßten mich mit einem freudigen „Ah!“

„Die Fräuleins ließen ihre Augen in mir ſtecken, dann ziſchelten ſie einander in die Ohren.

„Es dauerte nicht zwei Minuten, ſo bildeten die Herren einen Kreis um mich. Sie brachen in Bewunderung über mich aus.

„Endlich ergriff einer der Herren das Wort und ſagte:

„Frau von Lemnier, Sie haben uns viel zu wenig von der Schönheit Ihrer holden Natalie geſagt.“

„Nicht wahr, ſie iſt ein Engel?“ rief Frau von Lemnier aus. „Nun, meine Herren, wer von Ihnen wird bei dem Diner neben ihr ſitzen?“

„Die Herren bewarben ſich alle um die Gunſt, neben mir zu ſitzen.

„Nur zwei Herren können heute in ihre Nähe kommen,“ ſagte Frau von Lemnier.

„Sie ſprach mit den Herren leiſe.

„Endlich,“ ſagte Madame Lemnier, „Fräulein Natalie, der Herr Baron von Sengli und Herr von Zahlheim werden Ihre Tiſchnachbarn ſein; nun aber erlauben Sie, meine Herren, daß ich Natalie ihren Freundinnen vorſtelle.“

„Sie nahm mich an den Arm und führte mich meinen ſogenannten Geſpielinnen zu, die mir einen Platz auf einem Divan anwieſen.

„Sie überhäuſten mich mit Freundlichkeiten und verſicherten mich ihrer Liebe und Zuneigung.

„So ſchön Sie auch ſind, Mademoiſelle,“ ſagte die Eine zu mir, die ich Flora nennen hörte, „ſo rathe ich Ihnen doch, halten Sie es mit uns und nicht mit der Madame; — Sie ſind ganz unerfahren, Sie kennen dieſe Madame nicht; ſie iſt ein entſetzliches Weib, thun Sie nichts ohne unſern Rath, ſonſt ſind Sie verloren.“

„Verloren?“ fragte ich. „Verloren? Wo bin ich denn eigentlich?“

„Wo Sie ſind? — Hat Ihnen die Madame vielleicht eingeredet, die Naive zu ſpielen?“ fragte Flora. „Sehr möglich! das iſt ihre Weiſe. Auch uns theilte ſie anfänglich ähnliche Rollen zu. — Spielen Sie, Mademoiſelle Natalie, immerhin die Unſchuldige im Cirkel der Männer; aber bei uns wäre dies Unſinn! — Wer hierher kommt, weiß recht gut, was er will. — Und wir wiſſen es auch!“

„Mir fiel es plötzlich wie Schuppen von den Augen.

„Mein Gott,“ ſagte ich und ſtand auf, „mein Gott, mich hat mein Pflegevater hierhergeführt.“

„Wir wiſſen es,“ bemerkte eine Andere, welche Cornelia genannt wurde; „wir wiſſen es recht gut; Ihr Pflegevater hat Sie für ſechshundert Gulden verkauft.“

„Ich ſtieß einen Schrei aus.

»Um Gottes Willen, beherrſchen Sie ſich!« bat Flora.

»Was iſt geſchehen?« fragte Madame Lemnier und kam ängſtlich auf mich zu.

»Nichts, nichts,« antwortete Cornelie; »Madame Adelaide, die ungeſchickte Kammerfrau, hat die Robe nach ihrer Gewohnheit mit fingerlangen Nadeln angeheftet, eine dieſer Nadeln iſt dem Fräulein, wie es ſich an den Polſter des Divans lehnte, in den Leib gedrungen; hier iſt die Nadel, nun iſt Alles wieder gut.«

»Madame Lemnier beruhigte ſich und begab ſich wieder in den Kreis der Herren.

»Kann ich nicht entfliehen?« ſagte ich zu den Mädchen.

»Entfliehen? Wohin? — Zu Ihrem Pflegevater? — Damit er Sie wieder ausliefere wie einen Deſerteur an ſein Regiment? — Bleiben Sie immerhin! Weiſen Sie jede Zumuthung der abſcheulichen Lemnier zurück. — Vielleicht iſt einer der reichen Herren, die Sie mit ihren Zärtlichkeiten belagern werden, ſo ritterlich, Sie aus dieſem Hauſe zu erretten?«

»Warum bleiben aber Sie, Mademoiſellen?« fragte ich.

»Wir können nicht fort,« antwortete Cornelie. »Wir haben unſer Geld bei Madame ſtehen und erhalten dasſelbe nicht eher, bis unſere Contractzeit zu Ende iſt. Uns würde ſie das Entfliehen nicht ſchwer machen, aber unſer Geld wäre verloren.«

»Ein Bedienter meldete, daß aufgetragen ſei.

»Wir gingen zum Diner.

»Herr von Zahlheim bot mir ſeinen Arm und führte mich auf meinen Platz zur Tafel.

»Ich vermochte nicht das Geringſte zu genießen.

»Herr von Zahlheim bemerkte meine Verſtimmung.

„Er drang in mich, ihm zu entdecken, was mein Herz ſo ängſtige.

„Sie beſitzen gewiß einen Geliebten, den Sie hier vermiſſen?"

„Ich verneinte es.

„Es wurde an der Tafel viel geſchwatzt, viel gelacht, es herrſchte große ungezwungene Heiterkeit.

„Herr von Zahlheim widmete der fröhlichen Geſellſchaft keine Theilnahme. Er ſprach nur mit mir und wendete Alles an, meinen Trübſinn zu verſcheuchen.

„Der andere Herr, der an meiner linken Seite ſaß, Herr Baron Sengli, der bisher nur den Schüſſeln und den Gläſern Rückſicht geſchenkt hatte, wendete ſich nun plötzlich — nachdem er ſehr viel gegeſſen und noch mehr getrunken hatte — an mich, und zwar mit Worten, vor denen ich erröthete, mit Anträgen, die mich empörten.

„Ich bitte die Herren Polizeicommiſſärs, mir zu erlaſſen, was der Inhalt ſeiner Worte und ſeiner Anträge war."

III.

Nataliens Ausſagen (Fortſetzung) und was weiter geſchah.

„Ich wies meinen Nachbar zur Linken mit Abſcheu zurück.

„Herr von Zahlheim bemerkte meine Entrüſtung.

„Er war ſo theilnehmend und herzlich, tröſtete mich ſo liebevoll, wurde ſo innig, daß ich auf Augenblicke vergaß, wo ich mich befand und ihm verſprach, der Geſellſchaft nicht das unangenehme Schauſpiel einer auffallenden Verſtimmung zu bieten.

»Es wurden Toaſte ausgebracht.

»Mir galt der erſte.

»Ich wollte ihn nicht erwiedern.

»Nehmen Sie doch Ihr Glas,« liſpelte Herr von Zahlheim, »und leeren Sie daſſelbe. Es iſt köſtlicher Champagner.«

»Ich that es.

»Man lobte mich, daß ich heiterer erſchien.

»Sie thaut auf,« ſagte ein Herr, der mir vis-à-vis ſaß und den man als einen reichen Bojaren aus der Moldau bezeichnete.

»Er ſaß neben der Frau vom Hauſe.

»Natalie,« rief Frau von Lemnier mir zu, »der Herr Bojar leert insbeſondere ein Glas auf Ihr Wohl. Er bittet Sie, daß Sie dies erwiedern möchten.«

»Ich dankte ihm.

»Nein,« ſagte er ſehr laut, »Fräulein Natalie müſſen mich ebenfalls leben laſſen.

»Herr von Zahlheim ſagte leiſe zu mir: »Thun Sie es, dies erfordert die Höflichkeit.«

»Ich erhob mein Glas und nippte daran.

»Austrinken müſſen!« ſchrie der Bojar. »Sonſt lebe ich ich nur »halben Theil.«

»Ich gehorchte.

»Ich bat nichts mehr trinken zu dürfen.

»Was, nichts mehr trinken?« tobte der Bojar. »Zweihundert meiner ſchönſten Ochſen gebe ich, wenn Sie Rauſch bekommen wie Haus. — Herr von Zahlheim,« wendete ſich der Bojar an dieſen, »Sie ziſcheln Fräulein immer ins Ohr:

nur wegen Ihnen wendet ſie ſich von uns. Fräulein iſt aber nicht für Sie allein, ſie iſt für uns Alle da.“

„Das Fräulein denkt an mich ſo wenig als an Sie,“ erwiederte Zahlheim. „Sie iſt heute zum erſten Male hier, und iſt wahrſcheinlich nicht geboren worden, irgend Jemand aus dieſem Cirkel anzugehören.“

„Die Frau vom Hauſe ſtand auf.

„Iſt's gefällig, ſich jetzt für den Ball oder für das Spiel zu beſtimmen?“

„Muſik ertönte im Nebenſaale.

„Die Damen flogen jede mit einem Herrn den Tönen der Muſik nach.

„Herr von Zahlheim bot mir wieder ſeinen Arm und führte mich in den Tanzſaal.

„Fräulein Natalie,“ ſagte er, „iſt es Ihnen unmöglich, den Reigen mit mir zu eröffnen, und wäre es auch nur, um Ihren Nachbar zur Linken und Ihren Nachbar vis-à-vis zu ärgern?“

„Ich ſoll tanzen?“ verſetzte ich. „O, mein Herr, Sie wiſſen nicht was mir geſchehen, wiſſen nicht, wie ich in dieſes Haus gekommen.“

„Ich weiß Alles,“ erwiederte Zahlheim. „Vielleicht war es nicht gar ſo übel, daß Sie Ihr Geſchick hierher brachte. Vielleicht gelingt es mir, Sie aus dieſem Hauſe zu befreien; verſprechen Sie mir, daß Sie nur wenige Tage hier ausharren. Ich werde Ihnen nichts geſchehen laſſen.“

„Ich wendete dem herzlichen Manne meine ganze Neigung zu.

„Leider wurde Herr von Zahlheim an den Spieltiſch gerufen, auch der Bojar und die anderen Herren begaben ſich zu den Karten.

„Flora und Cornelia ermahnten mich, Madame Lemnier zu bitten, unſere Schlafzimmer aufſuchen zu dürfen. „Sagen Sie ihr, daß wir nicht tanzen, da uns nicht wohl ſei.“

„Madame Lemnier erlaubte es.

„Wir entfernten uns.

„Kaum in unſerm Schlafzimmer angekommen, wollte ich einen Verſuch machen zu entfliehen.

„Man hielt mich zurück.

„Sie haben nicht nöthig fortzulaufen,“ ſagte Flora. „Wenn Sie die Widerſpenſtige ſpielen, ſo wird Madame Lemnier wüthen und in ihrer Wuth Sie fortſchicken. — Was ſoll Sie auch mit Ihnen, wenn Sie ſich hier nicht fügen?“

„Wie ich in jenem Hauſe die erſte Nacht zugebracht, kann ich nicht ſchildern, es fehlte nicht viel, ſo wäre ich wahnſinnig geworden. Ich weinte, ich betete. — Als der Morgen anbrach, lag ich noch ſchlaflos hinter den grünen Gardinen.

„Madame Lemnier trat zu mir herein.

„Sie erſchien wie eine Furie.

„Mamſell,“ wüthete ſie mir entgegen, „bei der Weiſe, wie Sie ſich in meinem Hauſe benehmen, kann es nicht bleiben. — Nicht nur daß Sie ſich ſo albern betragen, daß ich mich ſchäme, ſo waren Sie auch noch unartig gegen Baron Sengli. Was haben Sie für ein Recht, dieſen eleganten und reichen Cavalier ſchnöde zu behandeln?“

„Madame,“ erwiederte ich, „ich behandelte ihn nicht unartig, wohl aber war der Herr Baron unverſchämt.“

„Unverſchämt! Wie ungeſchickt drücken Sie ſich aus! Ich weiß genau, was er Ihnen geſagt hat. Er bat ſie um Ihre Liebe, wenn auch nicht in den gewählteſten Ausdrücken; das iſt aber alles eins. Liebe bleibt Liebe. Bei mir befinden ſich keine ſchwärmeriſchen Galans; die Romanausdrücke ſind aus meinem Salon verbannt, man phantaſirt hier nicht, man liebt in Wirklichkeit. Ich erſuche Sie, wenn wir Freundinnen bleiben ſollen, ſich in den Ton meines Hauſes zu finden."

„Nie," ſagte ich. „Ich weiß nur zu gut, welch ein Ton hier herrſcht. — Ich bleibe keine Minute hier; ich wollte Ihnen dies geſtern ſchon erklären, fand aber keine Gelegenheit."

„Fort wollen Sie, fort? — Sie wiſſen wahrſcheinlich nicht, daß Sie mir angehören, ſo lange es mir beliebt? Sie koſten mich ſechshundert Gulden, Mamſell; ich rettete mit dieſem Gelde Ihrem Vater Ehre und Freiheit — Mamſell, Sie werden ſich fügen!"

„Wir ſind nicht in der Türkei, wo man Sclavinnen hält," verſetzte ich. „Haben Sie meinem Pflegevater Freiheit und Ehre gerettet, ſo haben Sie dafür kein Recht, mir Freiheit und Ehre zu rauben."

„Sie werden nicht gefragt."

„Nicht gefragt? Das wollen wir doch ſehen."

„Ich ſperre Sie ein."

„Ich rufe um Hilfe," ſagte ich.

„Ich bringe Sie in ein Gemach, in welchem Sie vergebens Ihre Stimme erheben werden. Ich verwüſte Ihr Geſicht, ich laſſe Ihnen Ihr Haar abſcheren, ich entſtelle Sie fürchterlich."

„Verſuchen Sie es," erwiederte ich; „ich ſtürze mich aus jenem Fenſter auf die Straße. Eher ſterben, als Ihren ſchändlichen Abſichten mich ergeben."

„Ihren Pflegevater habe ich in der Hand," raſte Madame Lemnier. „Jene ſechshundert Gulden, welche ich in

Form eines Darlebens übergab, habe ich ihm gegen die ſchriftliche Erklärung überlaſſen, daß er die Lottocaſſa angegriffen und mit meinem Gelde ſie decken wolle. Dies bringt ihn nicht nur um ſeine Exiſtenz, ſondern bei der Strenge des Monarchen in Sachen der Defraudation auf den Spielberg.«

»Ich erſchrack.

»Das Schickſal meines Pflegevaters ging mir nahe.

»Obgleich er ſchmählich an mir gehandelt, ſo fühlte ich doch Erbarmen mit ihm. Seine Frau war mir eine wahre Mutter.

»Ich ſchwieg.

»Geben Sie nach,« flüſterte mir Flora zu, in deren Zimmer ich mich befand — »reizen Sie dieſes böſe Weib nicht allzuſehr; vielleicht findet ſich ein anderer Ausweg.«

»Ich will Ihnen folgen,« ſagte ich zu Madame Lemaier mit bewegter Stimme.

»Gut denn,« erwiederte ſie, »ſo will ich heute noch Nachſicht haben; — ziehen Sie ſich jetzt raſch an. Ich habe zum Frühſtück einige Herren geladen, Baron Sengli, den Bojaren und noch Einige. Seien Sie mit dieſen Cavalieren zuvorkommend freundlich; ich rathe es Ihnen, ſonſt erfülle ich meine Drohung.«

»Ich werde den Herrn Commiſſär,« fuhr Natalie fort, »nicht mit den häßlichen Scenen, welche ſich bei dem Frühſtücke ergaben, beläſtigen; ich bemerke nur, daß Sengli und der Bojar mir auf eine ſo abſcheuliche Weiſe ihre Neigung aufdrangen, daß ſie ſelbſt mit einander in ein grobes Zerwürfniß geriethen und ſich zuriefen, in der »Roverani-Gaſſe« wollen wir zuſammenkommen und dort uns ſchlagen!

„Das Duell fand wirklich ſtatt und Baron Sengii wurde in dem Arm verwundet.

„Mittlerweile ſah ich Herrn von Zahlheim häufiger; er ſchenkte mir ſeinen Rath, ſeine Theilnahme, verſprach mir, mich aus meiner Lage zu befreien. Ich lernte ihn lieben und ſchätzen, und liebe und ſchätze ihn noch. — Herr von Zahlheim wurde aber nur zu bald durch das Spiel mir entriſſen, ſo daß ich ihm nicht jeden Abend klagen konnte, wie ſehr mich Madame Lemnier dränge, die Liebesſchwüre des Bojaren, den ſie ſeines großen Reichthums wegen am meiſten protegirte, anzunehmen. Als die Stunde förmlich feſtgeſetzt wurde, in welcher mich Madame Lemnier dem Ungethüm aus der Moldau überliefern wollte, entfloh ich.“

Was hierauf Natalie dem Commiſſär noch mittheilte, die abſcheuliche Entführungsgeſchichte u. ſ. w. wiſſen die Leſer ohnehin; wir können ſonach dieſe Mittheilungen erſparen.

Natalie war von ihren Ausſagen, mehr aber noch von den Folgen ihres ſelbſtmörderiſchen Verſuches ſo ergriffen und erſchöpft, daß ſie den Commiſſär erſuchte, ihre Vernehmung für dieſes Mal aufzuheben, und ſie in das Haus der Madame Zahlheim zurückkehren zu laſſen.

„Madame Zahlheim kann Sie ſelbſt mit nach Hauſe führen,“ erwiederte der Commiſſär. „Ich habe ſie hieher beſtellen laſſen.“

Der Commiſſär befahl einem ſeiner Amtsdiener, Frau von Zahlheim vorzuführen.

Sie erſchien, und mit ihr der Sohn.

Wer beſchreibt die Scene des Wiederſehens, wer malt die Empfindungen, welche das Herz Nataliens durchſtrömten; ſie konnte ſich nicht zurückhalten; — ſie eilte dem geliebten

Franz in die Arme; ſie preßte ſeine Mutter an ihr Herz, ſie weinte heiße Thränen, und als die Mutter die Verſicherung ausſprach:

„Natalie, geliebte Tochter, nun ſoll Dich nichts mehr von mir und meinem lieben Sohne trennen,“ da war das Uebermaß der Freude des armen Kindes ſo groß, daß es keine Worte fand, ſeine Gefühle zu äußern.

Es war der letzte freudige Moment in dem Leben der unglücklichen Natalie. Von jetzt an brachen Leid und Jammer ſo rieſenmäßig über ſie herein, daß ſie den Todesengel nicht erwarten konnte, der ihrem namenloſen Kummer ein Ende machte. Minder ſchrecklich hätte er ſich ihr wohl nahen ſollen; ein ſo entſetzliches Ende hatte ſie nicht verdient.

Als Natalie mit Zahlheim und ſeiner Mutter ſich entfernen wollte, trat der Amtsbote herein und meldete:

„Nicht nur den Pflegevater der Roſaura Gitiz, ſondern auch ihren wirklichen Vater bringe ich. Letzterer dringt darauf, augenblicklich vorgelaſſen zu werden. Er verſichert, den Moment nicht erwarten zu können, ſein geliebtes Kind an ſein Herz zu drücken.“

Natalie glaubte nicht recht gehört zu haben.

„Meinen wirklichen Vater,“ rief ſie, „ſoll ich ſehen?! Wo, wo iſt mein Vater?“

Sie ſtürzte auf die Thüre zu.

Dieſe wurde geöffnet und herein trat der Bojar, der, ſeine Arme ausbreitend, auf Natalie zuflog.

„Was iſt das?“ ſchrie ſie und bebte zurück.

„Roſaura!“ rief dieſer und wollte ſeine Tochter umarmen.

„Der Bojar ihr Vater?“ ſagte Zahlheim. „Unmöglich! — Herr Commiſſär,“ wendete ſich Zahlheim an dieſen, „der Bojar iſt jener Mann, der all das Unglück über das arme Mädchen gebracht hat; gewiß hat er eine neue Finte erſonnen, um die Unglückliche in ſeine Gewalt zu führen."

Roſaura hatte ſich zu Frau von Zahlheim geflüchtet und ſah mit Schrecken den Bojaren an.

„Nein, nein!" ſagte ſie, „dieſer Mann kann mein Vater nicht ſein!"

„Doch, doch, mein geliebtes Kind; ich bin dein Vater, ich kann es Dir und dem Gerichte beweiſen. Deine Mutter wird es Dir durch die große Aehnlichkeit mit Dir darthun. — Ach, meine theuerre Roſaura, ich habe Dir viel abzubitten! Vor Allem ſieh' hier das Bild deiner Mutter, das ſie Dir ſendet, bis Du ſie ſelbſt ſiehſt! — Bei den theueren Zügen deiner Mutter beſchwöre ich Dich, verzeih' mir alle die Kränkungen, die ich Dir zugefügt habe."

Roſaura hörte ihn nicht und hing weinend an dem Halſe der Frau von Zahlheim.

„Ich fordere nun von Ihnen, Herr Commiſſär," nahm der Bojar das Wort, „ich fordere von Ihnen Genugthuung für das, was mir dieſer abſcheuliche Menſch" — er wies dabei auf Gidiz — „Schändliches gethan hat."

Er erzählte Alles.

Gidiz vermochte nichts zu erwiedern.

Gidiz ſtand in Zerknirſchung vor dem Commiſſär und erwartete ſein Schickſal.

„Die groben und gemeinen Verbrechen," bemerkte der Commiſſär, „welche hier zur Kenntniß des Gerichtes kommen, erheiſchen eine ſtrenge Unterſuchung. — Der Lotterie-Collectant Gidiz iſt zu verhaften."

Der Bojar forderte neuerdings ſeine Tochter.

Der Commiſſär entgegnete:

»Selbſt wenn Sie unwiderleglich darthun könnten, daß Roſaura, genannt Natalie, Ihre natürliche Tochter iſt, ſo könnte Ihnen die Behörde, nach dem was in dem Hauſe der berüchtigten Lemnier vorgefallen, dieſe Ihre Tochter nicht anvertrauen. — Wenn nur die Hälfte von dem wahr iſt, was gegen Sie ausgeſagt wurde, ſo ſind Sie einer der gefährlichſten Wüſtlinge, beſonders gefährlich, weil Sie Ihren frevelhaften Gelüſten durch Ihren Reichthum Erfolge zu ſichern ſuchen. Sie ſind ebenfalls Arreſtant!«

»Wie, ich? ich, der Mann, der eine Million commandirt?«

»Was kümmert ſich die Behörde um Ihre Million! Zuſammt Ihrer Million ſind Sie, Ihrer gemeinen Unſittlichkeit wegen, nichts werth. Fort mit dem Elenden!«

Der Bojar und der Collecteur wurden von Wachen umgeben.

»Herr Commiſſär,« tobte der Bojar, »bedenken Sie, was Sie thun! — Der türkiſche Geſandte wird ſich um mich annehmen. — Er wird [illegible]thuung begehren für einen Mann, der ein Schützling [illegible] Pforte iſt.«

»Ich werde ruhig abwarten, was mir für eine Satisfaction aufgetragen und für eine Strafe zuerkannt wird, da ich in Ihnen nur einen höchſt unmoraliſchen Mann und ſonſt nichts erblicke.«

»Frau von Lemnier iſt eine Frau,« fuhr der Bojar fort, »welche ſich großer Protectionen erfreut; einflußreiche Männer beſuchen ihr Haus täglich; der neue Ambaſſadeur beſchützt ſie. — Madame Lemnier wird ihre Wege finden, die Ungerechtigkeiten, welche Sie, Herr Commiſſär, ſich gegen mich erlauben, gehörigen Orts vorzubringen.«

So?" erwiederte der Commiſſär, „dann bedauere ich nur Sie und nicht mich, denn Madame Lemmier, die Frau, welche einflußreiche Männer beſuchen, und welche der neue Ambaſſadeur beſchützt, habe ich vor einer Stunde ſammt dem Serail, das ſie umgab, verhaften laſſen. Wenn Sie nun die Protection dieſer Frau bedürfen, ſo müſſen Sie ihr im Polizeihauſe eine Viſite machen, in welches ich Sie ohnehin ebenfalls bringen laſſe."

Als der Bojar Ernſt ſah, benahm er ſich wie ein Wüthender.

„Ha, ich durchſchaue Alles!" tobte er. „Dies geſchieht nur, um mich von meiner Tochter zu trennen, welche jener falſche Spieler, der ſich an meiner Verzweiflung weidet, umgarnt hat; mit dem Gelde, das Herr Zahlheim mir im betrügeriſchen „Pharo" abgenommen, manövrirt er jetzt gegen mich. Ich aber werde mich an den Kaiſer wenden. Kaiſer Joſeph der Weiſe, Kaiſer Joſeph der Gerechte wird mir beiſtehen. Ein bekümmerter Vater wird ihn um Hilfe bitten. Herr Commiſſär, hüten Sie ſich vor mir. Herr Zahlheim, triumphiren Sie nicht zu früh! Mein Kind, mein geliebtes Kind!" rief er noch vor der Thür.

Der Bojar knirſchte vor Wuth.

Trotz ſeines Sträubens wurde er abgeführt.

Roſaura wurde von dieſer Scene mächtig ergriffen. Die letzten Worte, welche der Bojar mit tiefer Bewegung ſprach, drangen ihr ſo wehmüthig ins Herz, daß ihr Thränen in die Augen traten.

„Herr Commiſſär," wendete ſich Roſaura an dieſen, „laſſen Sie dieſen Herrn nicht ins Gefängniß führen; wenn er wirklich mein Vater wäre, das Porträt der Dame, das er mir hier übergab, und welches das Porträt meiner Mutter ſein ſoll, das, wie ich ſelbſt fühle, eine große Aehnlichkeit mit mir beſitzt; die Worte, die er ſprach, und beſonders der Ton, mit welchem er dieſe letzten Worte bezeichnete, haben in meinem Herzen eine Ahnung erweckt, die mich ganz gewiß nicht trügt. — Ich beſchwöre Sie, Herr Commiſſär, ſchenken Sie dieſem Manne die Freiheit wieder.«

»Dies vermag ich nicht,« verſetzte der Commiſſär. — »Was ich von ihm gehört, iſt zu mechant, als daß ich ihn »auf freiem Fuße,« wie man dies in der Gerichtsſprache nennt, vernehmen könnte. Er iſt, wie er ſelbſt ſagt, verheirathet, deſſenungeachtet führte er ein ſo zügelloſes Leben. Gedenken Sie des Entführungsverſuches, der, wenn er nicht verhindert worden, über Sie ohne Zweifel ein Unglück gebracht hätte, an welches ich nur mit Entſetzen zu denken vermöchte. Entführungen ohne Einverſtändniß der Entführten, Entführungen, welche nicht eine Heirat bezwecken, werden nach unſern Geſetzen ſehr ſtreng beſtraft. Mit dem vielen Gelde, das dieſer Bejar beſitzt, würde er gewiß falſche Zeugen aufbringen können. Ich verſpreche Ihnen aber,« ſetzte der Commiſſär bei, »daß, ſobald dieſer Herr bewieſen haben wird, daß er Ihr Vater ſei, ich ihn ſogleich entlaſſen werde, doch dürfen Sie unter keiner Bedingung in ſein Haus; nur wenn Ihre Mutter nach Wien käme und Sie reclamirte, würde ich Sie Ihrer Mutter übergeben.«

»Wie unglücklich bin ich!« ſeufzte Roſaura. »Wenn der Beklagenswerthe mein Vater iſt und ich die unſchuldige Urſache ſeiner Verhaftung bin, ſo weiß ich mir vor Herzeleid nicht zu helfen.«

»Tröſten Sie ſich,« ſagte Frau von Zahlheim, »in meinem Hauſe ſoll Ihnen volle Theilnahme und für den momentanen Verluſt Ihrer Eltern Erſatz werden.«

„Auch Ihr Haus darf Roſaura Eidig nicht betreten," fiel der Commiſſär ein. „Frau von Zahlheim haben einen Sohn, der als Mitglied des Salons der Madame Lemaire für das Fräulein jedenfalls bedenklich iſt."

„Entſchuldigen Sie, Herr Commiſſär," unterbrach Zahlheim, „ich werde Fräulein Roſaura heiraten. Ich erkläre ſie ſchon hier für meine Braut."

„Das iſt immerhin annehmbar," entgegnete der Commiſſär, „aber über Ihre Heirat kann die Polizei nicht entſcheiden; das Fräulein iſt minderjährig, hängt daher von ihren Eltern ab. Sollte nun der Herr Bojar ihr Vater ſein, ſo glaube ich ſchwerlich, daß nach dem, was zwiſchen Ihnen und dem Herrn Bojaren vorgefallen, derſelbe je ſeine Einwilligung zu einer Verbindung mit Ihnen geben könnte."

„Wo ſoll ich hin?" rief Roſaura unter Thränen aus.

„In ein Haus, das ich Ihnen anweiſen werde, in das Haus des Stadtphyſicus Doctor Lachenberg, deſſen Gattin und Schwiegermutter Ihnen die größten Aufmerkſamkeiten erzeigen und für Ihr Glück und Wohl beſorgt ſein werden."

„Zu meinem Freunde!" rief Zahlheim aus. „Immerhin, Roſaura, nehmen Sie das Aſyl bei Doctor Lachenberg an. — Ich werde Sie dort ſo oft ſehen, als wenn Sie bei meiner Mutter wären."

„Möglich!" verſetzte der Commiſſär. „Es kommt nur darauf an, in wie ferne ſich Doctor Lachenberg an die Inſtruction halten wird, welche ihm die Sicherheitsbehörde geben wird."

Der Commiſſär klingelte.

„Dieſe Acten zu dem Herrn Polizeichef!" ſagte er dem Amtsdiener.

„Sie, Herr Secretär von Zahlheim, und Ihre Mutter ſind für heute nicht länger gehalten, hier zu verweilen.“

„Ich verſtehe,“ erwiederte der Secretär; „wir ſind hier überflüſſig, vielleicht ſogar läſtig; wir entfernen uns. Nur noch ein Wort zu Ihnen, Roſaura, ein Wort, das auszuſprechen mir keine Behörde der Welt wehren ſoll, es auch nicht wehren kann und darf; — ich kenne ebenfalls die Geſetze, ich bin ſo gut Juriſt wie Sie, Herr Commiſſär, daher erkläre ich, daß ich von Roſaura nicht laſſe, daß ſie meine Frau wird, ob ſich nun ihr Vater, wer er auch ſei, ihre Mutter und ſelbſt die Behörde, wozu ſie aber kein Recht hätte, ſtemmen würde. — Der Herr Commiſſär ſcheinen es ſcharf abzuſehen auf Jeden, welcher den Salon der Madame Lemmier betreten, — vielleicht ſind Sie zu ſtrenge. Wenn es aber Ihr Grundſatz ſein ſollte, Jene zu demüthigen und zu kränken, die in jenem Hauſe als heitere junge Männer geſpielt, getanzt und ein hübſches Mädchen geküßt haben, ſo kränken und demüthigen Sie auch Ihren Herrn Doctor, der plötzlich Roſaurens Vormund werden ſoll, denn dieſer ſpielte, tanzte und küßte dort, bis er ſich in den Eheſtand ſpielte, tanzte und küßte!“

Zahlheim verneigte ſich vor dem Commiſſär, küßte Roſaura herzlich, reichte ſeiner Mutter den Arm und entfernte ſich.

Der Commiſſär lächelte.

„Es iſt das traurige Loos der Polizeibeamten,“ ſagte der Commiſſär, „über all das angefeindet und verketzert zu werden, was ſie ihrer Pflicht gemäß verfügen müſſen. — Der gute Zahlheim! wäre er auf meinem Platze, würde er vielleicht eben ſo handeln wie ich. — Kommen Sie, Fräulein Girin nun mit zu meinem Chef. Ich will in Ihrer Gegenwart ihm referiren. billigt er meine Anordnungen nicht, läßt er mir wiſſen, daß ich zu ſtrenge oder zu ängſtlich geweſen, ſo will ich Sie ſelbſt in das Haus der Madame Zahlheim führen.“

IV.

Teſtin.

Als Zahlheim mit ſeiner Mutter das Haus der Polizeibehörde, damals im kleinen Landhauſe auf dem Minoritenplatze, verließ, ſtand vor dem Thore desſelben ein Mann in einem runden Hute mit einem Rocke nach engliſchem Schnitte und einer Pekeſchweſte, mit einem Halstuche, in welchem man das Kinn bis zur Hälfte verbergen kennte, mit glatt gekämmten Haaren und einem aufgeſchlagenen Zopfe.

Dieſe Tracht machte ſich zu jener Zeit nur an Fremden, meiſt Engländern, bemerkbar, ſie fiel aber um ſo mehr auf, als ſie gegen die ſteifen Staatsfracke, bis unter den Bauch reichenden Weſten, der, einem Stricke gleich, um den Hals geſchlungenen Binde, dem, einen halben Schuh hohen Toupet und dem ekelhaften Haarbeutel gewaltig abſtach.

Der engliſche Stutzer ging auf Zahlheim zu, grüßte ihn freundlich und ſagte:

„Ihr habt Euch ja vortrefflich gerächt. Das ganze Neſt der Madame Lemnier iſt zerſtört, die Henne und ihre Küchlein brüten im Polizeihauſe. — Ich gratulire Euch. — Gewiß werdet Ihr nun durch eueren mächtigen Einfluß mir auf den Leib geben und mich verhaften laſſen. Mit der Genugthuung, daß ich mir durch den Sturz über euere entſetzliche Stiege beinahe den Hals gebrochen, werdet Ihr Euch ſchwerlich begnügen!"

Der Mann, welcher Zahlheim mit dieſen Worten anſprach und den er ſeiner veränderten Kleidung wegen nicht ſogleich erkannte, war Teſſin.

Zahlheim warf dieſem einen verächtlichen Blick zu und entgegnete:

„Ihr thut ja gerade ſo, als wenn zwiſchen uns Beiden nichts vorgefallen wäre?"

„Ihr habt Recht, ich thue ſo. Darum laßt unſern Zwieſpalt unberührt. Ich fühle, daß ich Unrecht hatte. Ich war ſo thöricht, mit Euch von einer Theilung eures Gewinnſtes zu ſprechen; dies war von mir ſehr dumm. Wie konnte ich fordern, daß Ihr die Hälfte von dem mir geben werdet, was Ihr nur eurem Glücke verdanktet; wie lächerlich war ich! — Grollet deshalb nicht, daß Ihr mich auf eine Art zurechtwieſet, die mir bald den Hals gekoſtet hätte. — Der Himmel ſei geprieſen, daß ich eine ſo zähe Natur wie eine Katze habe. Ihr warft mich vom zweiten Stocke beinahe bis in den Keller, und ich ſtand wieder auf und ging nach Hauſe. Das macht mir einmal nach!"

„Was wollt Ihr von mir?"

„Nichts, nichts. Gott ſoll mich bewahren, daß ich von Euch je mehr etwas wünſchte, am wenigſten in der Nähe des Polizeihauſes, da habt Ihr gewiß Ruhe! — Aber Ihr ſollt etwas von mir haben, damit Ihr ſeht, daß ich keinen Groll gegen Euch hege. — Schafft Euch nur erſt das alte häßliche Weib, das Ihr da am Arme führt, vom Halſe; ſchickt ſie fort! In Gegenwart von alten Weibern zu ſprechen iſt mir unmöglich. Ich habe vor ſolchen Hexen einen größeren Abſcheu als vor Spinnen."

„Unverſchämter!“ erwiederte Zahlheim. „Dieſe ehrwürdige Frau iſt meine Mutter.“

„Aber doch immer ein altes Weib.“

„Der Teufel ſoll Euch noch heute holen, damit Ihr, elender Schuft, noch jung von der Welt kommt! — Nun geht eure Wege, oder ich laſſe Euch durch den erſten beſten Stadtſoldaten arretiren.“

„Brr! Wie das brauſet und auffährt! Kann Euch denn das beleidigen, was ich ſagen werde: Ich will Euch zu euren 53,000 fl. noch 53,000 fl. ſchaffen, und Ihr wollt mich dafür zum Danke verderben. — Laßt doch mit Euch reden. Anhören könnt Ihr mich ja. Wollt Ihr auf meine Ideen nicht eingehen, auch gut! — Wenigſtens lernt Ihr meine Liebe zu Euch kennen und hört vielleicht auf mich zu verfolgen.“

„Mein Sohn,“ bemerkte die Mutter, „Du haſt mit dieſem Herrn allein zu ſprechen. Ich finde den Weg in meine Wohnung ſchon ohne Dich. Wir ſind ja ſchon ganz nahe. — Ich will Dich nicht ſtören.“

„Nun, bleiben Sie, liebe Mutter,“ erwiederte Zahlheim laut, „gehen Sie nicht von mir. Ich benöthige eines Schutzgeiſtes, denn dieſes Scheuſal, den Sie für einen Herrn halten, iſt der Teufel; ich ſtelle ihn Ihnen als den Hauptabgeſandten der Hölle vor, es iſt wahrſcheinlich der Satan ſelbſt! Sehen Sie nur dieſes dämoniſche Geſicht, dieſe infernaliſchen Augen und dieſe Geiernaſe! Auf dem Bilde, „wie Martin Mecks vom Teufel geholt wird,“ finden Sie in der Fratze des „Gott ſei bei uns“ die nämlichen Züge!“

Teſſin lachte überlaut.

„Herrlich!“ ſagte er. „Ihr ſeid heute gut aufgelegt. Wenn Ihr dieſen Paſſus auf dem Theater vorbringen laſſet, ſo johlt die Gallerie.“

„Gnädige Frau,“ wendete ſich Teſſin an Frau Zahlheim, „ich habe ſo eben erfahren, daß mein Freund ſeine ehrwürdige Mutter am Arme führt; hätte ich dies ahnen können, ſo würde ich nicht ſo unhöflich geweſen ſein, vor Ihnen ihm in die Ohren zu ziſcheln. — Vergeben Sie mir, edle Frau. — Auch will ich meine Unhöflichkeit nicht weiter fortſetzen und mich entfernen. Ich habe zu große Achtung vor dem Alter, beſonders vor der Würde einer Matrone mit ſolchen edlen Zügen, aus welchen deutlich zu erſehen iſt, wie ſchön ſie in ihrer Jugend geweſen. — Geſtatten Sie mir, Ihnen ehrfurchtsvoll die Hand zu küſſen.“

„O Du heuchleriſcher Schuft!“ murmelte Zahlheim.

Frau von Zahlheim erwiederte:

„Wir ſind bei unſerem Gäßchen angelangt. Die paar Schritte mache ich ſchon allein. — Ich überlaſſe Ihnen meinen Sohn. Hieraus mögen Sie ſchließen, daß ich Sie für keinen Abgeſandten der Hölle halte.“

Sie grüßte freundlich und ging in ihr Haus.

„Eine liebe Dame!“ verſetzte Teſſin. „Ach, wenn ich auch noch eine Mutter hätte! — Es geht doch nichts über eine Mutter!“

„Abſcheulicher Gleißner!“ verſetzte Zahlheim.

„Endet einmal eure Feindſeligkeit,“ ſagte Teſſin, „und hört mich. Ihr müßt noch einmal ſpielen. So lange Ihr eurem Glücke im Schooße ſitzt, müßt Ihr es benützen. Ich mache Euch mit einer neuen Spielergeſellſchaft bekannt, Spieler, die noch toller hantieren als jene bei Madame in der Schulenſtraße. Lauter Ungarn! Es ſind Fruchthändler, Weinhändler, Wollhändler. Es ſind Kerle, die im Rauſche weder hören noch ſehen. Sie rennen mit den Köpfen an die Wand vor Leidenſchaft und Dummheit, und merken es nicht. An einem Abende verlieren dieſe Stockfiſche oft Hunderttauſende. Es klingt fabelhaft und iſt doch ſo! — Nun denkt Euch noch euer Glück! Ein Crösus müßt Ihr werden, wenn Ihr nur acht Tage mit ihnen ſpielt.“

„Warum ſpielt Ihr nicht ſelbſt mit ihnen? Raubt ſie aus! Ihr ſeid ja ein Meiſter darin.“

„Mit mir ſpielt Niemand. — Ihr wißt, daß ich leider ein ſo heilloſes Renommée als Bankhalter beſitze, daß Alles zittert, wenn ich die Karten nur von weitem betrachte. — Ihr dagegen ſeid wegen eures Glückes und eures durchaus bekannten Spieles ausgerufen. — Mit Euch ſpielt alle Welt. Jeder denkt ſich, vielleicht verliert Zahlheim doch einmal, und paßt gleichſam auf den Moment, in welchem Euch Fortuna den Rücken weiſt. Darauf können aber die Hazardirer lange warten. Ihr ſeid wirklich Czechtitzki der Zweite, Czechtitzki, der kein Ende fand im Glücke, und ſo ungeheuer gewann, daß er in ſeinen Ducaten ſtundenlang herumſchauſeln konnte wie in einem Gartenbeete, und ſo viele Kronenthaler beſaß, daß er und zwanzig Freunde mit ihm dieſe Kronenthaler in einem Monate nicht zu zählen vermochten, und wenn ſie Tag und Nacht nichts Anderes gethan hätten, als gezählt.“

„Ich hörte davon; aber gar ſo ungeheuer wird ſein Glück nicht geweſen ſein.“

„Ich ſelbſt glaube nur die Hälfte von dem, was man ſchwätzt; das iſt aber gewiß, daß Czechtitzki durch ſeine Geldbergwerke, welche er auf die Spieltiſche warf, alle Pointeurs verwirrte. Es war, als wenn er eine Million Lockvögel ausgeſtellt hätte; jedes einzelne Geldſtück brachte ihm hundert Geldſtücke ins Garn. — Macht es wie Czechtizki, baut ein goldenes Springhaus hin und die Gimpel fliegen darauf und fangen ſich.«

»Und wenn ich gewinne, was habt denn Ihr davon?«

»Ich? — Nun, hört, ſo weit werdet Ihr doch euren Undank und eure Indiscretion nicht treiben, daß Ihr mich ſitzen laſſet, wenn ich Euch den Teich zeigte, aus welchem Ihr tauſend Geldfiſche fangen könnt; daß Ihr mich mit langer Naſe abziehen laſſet, wenn Ihr meine Winke benützt hättet, da wäret Ihr jadoch ſchlechter als ein Dieb! Ein Dieb theilt mit jedem, der ihm beiſteht, ſogar mit dem, der ihm die Leiter hält, wenn er einſteigt. — Ich verlange mir nicht einmal den halben Theil; gebt mir ein Viertel, und ich werde noch immer reich genug. Und Ihr, Gott weiß es, Ihr habt es ſogar nothwendig, daß auch anderes Geld in euere Caſſa fließt, daß der verfluchte Bojar nicht in Einem fort herumſchreie: Euer Geld ſei ſein Geld! — Ihr hättet nur ihm euer Vermögen zu danken.«

Dies packte Zahlheim.

»Der verfluchte Bojar!« ſagte er.

»Ich habe Euch überhaupt den Vorſchlag machen wollen, einen Vertrag mit mir abzuſchließen, nach welchem ich Euch das ganze Jahr die Vögel zeige, die Ihr rupfen könnt; mir habt Ihr von ihren Federn ſonſt nichts zu geben, als was man Flaum nennt, ich werde mir damit vortrefflich betten. — Ich kenne zum Beiſpiel in Stockerau eine Compagnie reicher Bürger, dieſe ſpielen freilich ſonſt nichts als »Häufeln,« aber ſie verlieren, daß Einem das Herz im Leibe lacht.«

»Es muß doch irgend Jemand gewinnen?«

»Der eben die Bank hält, gewinnt. Wißt Ihr, daß Szagli, der beinahe ſchon auf den Hund gekommen war, ſich in Stockerau unter die Bürger miſchte und von ihnen an drei Abenden ſo viel gewann, daß er jetzt wieder ganz rangirt iſt, und Sengli vermochte zum Anfange nicht einmal mehr als hundert Ducaten preiszugeben; fragt ihn ſelbſt, was er beſitzt: dreitauſend Stück hat er an einem Abend heimgetragen. Er will nächſtens bei den Ungarn, von welchen ich Euch erzählte, ein gleiches Manövre machen. — Ich bitte Euch, kommt ihm zuvor.«

»Wo hauſen denn dieſe Ungarn?«

»In Simmering im Gemeindehauſe.«

»Gebt mir genaue Nachweiſung. Ich will vorläufig einmal hin und blos pointiren.«

»Das iſt klug! Man muß ſich die Leute erſt beſehen.«

»Bemerke ich, daß es Spieler ſind, welche etwas wagen, dann wage ich auch etwas. — Aber wer wird mich hinführen?«

»Niemand hat in jenem Cirkel mehr Zutritt, als euer Freund, der Fleiſchhauer. Dieſer ſpielt häufig da. Hat er Euch hievon nichts mitgetheilt, ſo that er es nur aus dem Grunde, weil er ein Egoiſt iſt, und Euch nicht vergönnt, daß Ihr im Großen dort erntet, wo er im Kleinen ſeinen Regen zieht.«

»Ich will ſo bald als möglich zu Legler. Wenn ich in der Geſellſchaft der Ungarn meine Rechnung finde, ſo ſollt Ihr davon haben, was Ihr bedungen.«

V.

Gute Vorſätze.

Zahlheim nahm ſich vor, wieder zu ſpielen. Hätte er noch gewankt, dieſen Entſchluß auszuführen, ſo würde Teſſin's Behauptung, daß der Bojar ſich allenthalben äußere, Zahlheim beſitze kein anderes Vermögen, als was er ihm, dem Bojaren, im Spiele abgenommen, ihn hiezu bewegen haben.

»Ich werde ſpielen,« ſagte Zahlheim zu ſich ſelbſt. »Ich werde Frau Fortuna's Gunſt noch einmal beſchwören. Ich werde mein Geld bei Legler in Empfang nehmen und zugleich für die Falſchheit danken, mit der Legler mir verhehlte, daß in Simmering und Stockerau von reichen Leuten unbeſonnen geſpielt wird, woran er Theil nimmt und gewiß nicht unbedeutend gewinnt. Vorher aber,« fuhr Zahlheim in ſeinem Selbſtgeſpräche fort, »muß ich mein Amt doch einmal wieder beſuchen. Abermals bin ich hieran verhindert worden. Am Ende würde ich noch ſuspendirt, dies wäre der härteſte Schlag, der mich treffen könnte.«

Zahlheim meldete ſich bei dem Bürgermeiſter.

Der Bürgermeiſter empfing ihn äußerſt kalt und mit Unwillen.

»Kommen Sie um Ihre Entlaſſung ein!« donnerte der Bürgermeiſter dem Secretär entgegen, »und dies ſo bald als möglich, damit Sie dem Schimpfe entgehen. Ihre Entlaſſung ren uns zu empfangen. — Ich habe mich anzuklagen, daß ich Sie bisher geſchützt und vertheidigt; meine Nachſicht mit Ihren tollen Streichen iſt aber jetzt erſchöpft; ich werde mich nicht ferner der Parteilichkeit beſchuldigen laſſen wegen Ihnen.“

„Herr Bürgermeiſter,“ erwiederte Zahlheim, „Sie vernichten mich.“

„Ich vernichte Sie nicht. — Sie vernichten ſich. Iſt es zu verantworten, welche Vergehen Sie häufen?“

„Vergehen?“

„Ja, ja, Vergehen,“ fuhr der Bürgermeiſter fort, „es gibt kein milderes Wort. — Wenn Sie ſich nicht erinnern, welche Pflichten Sie verletzen, ſo will ich ſie Ihnen nennen. Ich will damit anfangen, was Sie als Beamter unbeachtet laſſen, und damit aufhören, was Sie im Privatleben, in Ihrer bürgerlichen Stellung verabſäumen. — Sie laſſen ſich in Ihrem Bureau wochenlang nicht ſehen; die auf Ihrem Tiſche aufgehäuften Arbeiten mußten geſtern unter drei Ihrer Collegen vertheilt werden, damit ſie endlich Erledigung fanden. — Sie geſtatteten ſich als Secretär des Magiſtrates Winkelſchreiber der Judengemeinde zu ſein, und Se. Majeſtät den Kaiſer mit Bittſchriften, die nicht einmal an der Zeit waren, zu behelligen. Sie nahmen an verbotenen Spielen Theil, worauf allein die Caſſation ſteht, und dingten Leute zu einer gemeinen Schlägerei, zu einem Straßenſcandal in der Nacht, welcher, zur allerhöchſten Kenntniß gelangt, einer ſpeciellen Unterſuchung zugewieſen wurde. — Sie ſind ein Hauptmitglied eines verrufenen Hauſes; Sie ſpielen wie ein Wahnſinniger, und haben ſich dadurch den Ruf zugezogen, daß Sie unerfahrene Leute förmlich plünderten und junge Cavaliere an den Bettelſtab brächten. — Sie führen ein Schlaraffenleben mit leichtſinnigen Mädchen und brechen dabei das Herz Ihrer braven Mutter, und eines unbeſcholtenen, Sie hoch in Ehren haltenden Frauenzimmers, das Sie durch Ihre Hand und Ihr Vermögen aus dem Abgrund zu ziehen vermöchte, in welchen Sie ſich geſtürzt haben. Sagen Sie ſelbſt," ſetzte der Bürgermeiſter hinzu, „kann man einen Mann, der ſolcher Vergehen ſich ſchuldig gemacht, in ſeiner Stellung als öffentlichen Beamten belaſſen? — Nicht einem Acceſſiſten vermöchte ein Amtschef dergleichen zu verzeihen, geſchweige denn einem Secretär, der tadellos und rein daſtehen ſoll, weil ihn die ganze Stadt, die geſammte Bürgerſchaft genau beobachtet, die oberen Behörden ihn ins Auge faſſen, und ſogar des Kaiſers Majeſtät von ihm Notiz nehmen! — Dies ſind Ihre Vergehen als Beamter. — Im bürgerlichen Leben klage ich Sie noch ſchwererer Sünden an: Sie werden falſchen Spieles beſchuldigt, und treiben ungeſcheut Ihr falſches Spiel fort, weil es Sie nicht kümmert, wie man von Ihnen denkt; weil Ihnen an Ihrem Rufe weniger liegt als irgend Einem, der auf dem Wege des Laſters fortſchreitet, unbekümmert um die Abgründe, die ihm die Hölle mit Blumen bedeckt. — Ich, an Ihrer Stelle, würde eher ein Büßer geworden ſein, als ein Sünder! — Jene ſchauerliche Prophezeiung iſt, wie alle dergleichen Dinge, ſchnell verbreitet worden, ins Volk gedrungen, und da es mehrere Perſonen gibt, die Ihren Namen führen, ſo bezeichnet man Sie, wenn man von Ihnen ſpricht, nicht mit Ihrem Taufnamen, nicht mit Ihrem Character, nein, nur mit den Worten, „derjenige Zahlheim, der am 10. März 1786 eines — entſetzlichen Todes ſterben wird!"

Zahlheim ſtand wie vernichtet.

Er ſchwieg lange, doch endlich faßte er Muth, ſich zu vertheidigen.

Es wurde ihm ſeine Vertheidigung nicht allzu ſchwer, da der Bürgermeiſter auch mehrere Beſchuldigungen ausſprach, die grundlos waren, oder durch Zahlheim's Feinde ganz entſtellt dem Bürgermeiſter hinterbracht wurden.

„Herr Bürgermeiſter,“ hob Zahlheim an, „ich habe ruhig all die entſetzlichen Vorwürfe angehört, welche Sie mir mit den ſchonungsloſeſten Worten mittheilten. — Wenn ich vorausſchicke, daß der größte Theil jener ſchmerzlichen Vorwürfe unbegründet ſei, ſo werde ich dies nicht nur ſagen, ich werde es beweiſen. Es iſt wahr, ich habe mein Amt nachläſſig beſucht, ich habe meine aufgegebenen Pflichten nicht genügend beobachtet, ich habe für die Juden eine Suplik verfaßt, aber auch nur eine, und dieſer hat Se. Majeſtät Eingang zu verſchaffen geruht, und nicht gegrollt, als die Bittſteller auf die Frage: „Wer hat Euch dieſes Geſuch verfaßt, der Schreiber hat ſeine Sache verſtanden,“ antworteten: „der Secretär Zahlheim.“ — Außer dieſer Bittſchrift habe ich der Judengemeinde nicht mehr gedient, weil ſie unſtatthafte Anſuchen von mir forderte. Was die verbotenen Spiele betrifft, ſo nahm ich nicht in Kaffehhäuſern und Wirthsſtuben, ſondern in Privathäuſern daran Theil, welches, wenn reiche Leute ſpielen, nicht unterſagt iſt. — Der Straßenſcandal iſt nicht auf mein Zuthun geſchehen, welches die Unterſuchung, die darüber im Zuge iſt, darthun wird, und nach welcher der Veranlaſſer ſchwerlich beſtraft werden dürfte, da durch ihn ein weit ärgerlicherer Scandal verhindert wurde, der nemlich, daß ein Wüſtling ſeine eigene Tochter, die er als ſolche nicht kannte, entführen wollte. — Madame Lemnier und ihr verrufenes Haus anlangend, ſo iſt dieſes gerade durch die Scenen, welche in neueſter Zeit bei ihr ſtattfanden, und zwar auf meine indirecte Veranlaſſung aufgehoben werden. Ein Spielabend, an welchem ich Theil nahm, brachte durch mich ſogar ein gutes Werk zu Stande, ein chriſtliches Werk, das der Herr Prälat Ihnen, Herr Bürgermeiſter, rühmte, und mir Ihre Verzeihung erwarb. Mit falſchem Spiele endlich befaſſe ich mich nicht; ich hätte es auch nicht nothwendig, da mir das Glück lächelte; und ſchließlich das Frauenzimmer betreffend, der ich das Herz gebrochen haben ſoll, und das reich iſt und mir ihre Hand und Vermögen widmen will, ſo nehme ich mir die Freiheit zu bemerken, daß dieſes Frauenzimmer, Ludmilla Fogger iſt deſſelben Name, nie eine Liebeserklärung von mir erhalten hat, noch daß ich dieſer Ludmilla je Hoffnung gemacht hätte, ſie zu heiraten, und zwar, weil ſie mir nicht gefällt, um zehn Jahre älter iſt als ich und einen Character beſitzt, der mir widerſtrebt.

„Gewiß iſt es auch nur dieſe Ludmilla, die mich bei meinem hochverehrten Amtschef verleumdete, denn ſie ſetzt alle Hebel in Bewegung, mich zu beſtimmen, daß ich ſie heirate; — bedrängt ſogar meinen Herrn Oberamtschef, ihr das Wort zu reden; ich aber verabſcheue ſie und wahre mich vor ihr, wo ich nur immer kann. — Neulich bin ich ſogar auf offener Straße, in Gegenwart eines hieſigen Bürgers ihren Zudringlichkeiten entgegengetreten, aber es nützte mir nichts. — Wenn der Herr Bürgermeiſter es der Mühe werth halten, ſich zu überzeugen, ſo werde ich der mannstollen Dame, trotzdem daß ſie über 60,000 fl. Vermögen beſitzt, mittelſt welchem ſie mich ködern will, unumwunden erklären, daß ich ſie nie, nie liebte und nie lieben könne.“

„Dies iſt nicht nöthig,“ verſetzte der Bürgermeiſter, „ſie iſt ohnehin tief gekränkt: der Tod hat ihr die Mutter entriſſen.“

„Ich habe es erfahren. Eine Lungenentzündung befiel die arme Frau; der Arzt ordnete eine Aderlaſſe an, allein aus Geiz ließ die Tochter dies nicht geſchehen, die Aderlaſſe hätte dreißig Kreuzer gekoſtet. Dieſe dreißig Kreuzer wollte Ludmilla erſparen und darüber die Mutter verlieren. Docter Wurm gerieth über dieſe Kargheit außer ſich. Er erzählt die Liebloſigkeit der entarteten Tochter aller Welt. Es wird von ſelbſt gut, gab ſie dem Doctor zur Antwort; in der Nacht entſtand der Lungenbrand und die Matrone verſchied. — Daß man ein ſolches Geſchöpf, wie Ludmilla Fogger, nicht heiraten könne, dürfte dem Urtheile des Herrn Bürgermeiſters nicht entgehen. Endlich die Prophezeiung!“ fuhr Zahlheim fort, „dieſe abſurde Prophezeiung! — Vielleicht hat gerade dieſe Prophezeiung mich veranlaßt, nicht als ein Duckmäuſer zu leben. — Hätte ich Reu' und Leid gemacht, und mich wie ein Karthäuſer zurückgezogen, dann würde man geſagt haben: „Zahlheim muß ein großes Verbrechen begangen haben, da er Buße thut! Er fürchtet den 10. März u. ſ. w.“ — Nein, Herr Bürgermeiſter, die Prophezeiung iſt es nicht, was die Läſterer gegen mich wach ruft: das Geld iſt es, das ich beſitze. Ludmilla Fogger iſt es, welche mich angeln will, und die ich jetzt nur noch mehr haſſe, als früher.

„Ich habe mich eines einzigen Verſtoßes ſchuldig gemacht,“ begann Zahlheim nach einer Pauſe. — „Ich habe nicht augenblicklich mein Amt beſucht, als Sie, Herr Bürgermeiſter, mir durch meine Mutter neuerdings Ihre Gnade und Ihr Wohlwollen ankündigen ließen. Wäre ich geſtern vor Ihnen erſchienen, hätte ich Ihre Huld noch nicht verwirkt gehabt; ich mußte jedoch geſtern meine Mutter zur Polizeibehörde begleiten; die Ausſagen, welche dort abgegeben wurden, raubten mir die Zeit; daher bitte ich Sie, Herr Bürgermeiſter, laſſen Sie mich die unverſchuldete Verhinderung nicht zu ſchwer empfinden; geſtatten Sie, daß ich mein Bureau wieder beſuchen dürfe; weiſen Sie mir die ſchwierigſten Arbeiten zu, überhäufen Sie mich mit Aufträgen, die zu vollführen nicht einmal in mein Bereich gehören; ich werde ſie beſorgen, mein Fleiß, meine Geſchäftskenntniß haben mir noch immer Ihre Zufriedenheit erworben; ich werde ſie jetzt in erhöhtem Grade zu erwerben wiſſen.“

„Zum letzten Male,“ verſetzte der Bürgermeiſter, „will ich Gnade vor Recht ergehen laſſen, doch verſichere ich Sie, Herr Secretär, daß ich Sie von Ihrem Amte ſchonungslos entferne, wenn nur das Geringſte gegen Sie vorkommt, wenn Sie nur die kleinſte Ihrer Pflichten verletzen. Zugleich bedinge ich, daß Sie Ihrem Herrn Bureauchef in meiner Gegenwart den höchſten Eifer in Erfüllung Ihrer Pflichten geloben, und über das Verſäumte ſeine Verzeihung erbitten. Wenn Sie dies mir verſprechen, ſo führe ich Sie Ihrem Berufe wieder zu.“

Zahlheim verſprach es und der Bürgermeiſter hielt ſein Wort.

* * *

Zahlheim arbeitete in ſeinem Amte, daß es eine Luſt war, ihn zu beobachten.

Seine Geſchicklichkeit war in der That nicht gewöhnlich.

Er beſaß die genaueſte Geſchäftskenntniß, faßte ungemein ſchnell auf, und arbeitete mit einer Leichtigkeit, die ſogar ſeine Feinde an ihm rühmten.

Wenn er damals, an jenem Tage, als ihn der Bürgermeiſter ſeinem Bureauchef vorſtellte, und auch dieſer ihn mit Liebe behandelte, ſeinen Leichtſinn abgeſchworen hätte, — wie glücklich würde der Verirrte geworden ſein, allein — der Teufel des Spiels, der Teufel der Genußſucht, der Ausſchweifung und der Habſucht ließen Zahlheim nicht mehr los.

Der 10. März 1786 drang mit Rieſenſchritten heran.

* * *

Bis vier Uhr Nachmittags arbeitete Zahlheim in ſeinem Amte.

Es iſt bekannt, daß er an jenem Tage zweiundzwanzig Gegenſtände in Gewerbſachen zur vollen Zufriedenheit ſeines Chefs und des Bürgermeiſters ausarbeitete. Er arbeitete ſo umſichtig, daß ihm auch nicht eine Zeile verändert wurde, und unter ſeinen Arbeiten befanden ſich Stücke von der größten Wichtigkeit.

Nachdem ſich Zahlheim ſeiner Aufgaben entledigt, ging er in das Gaſthaus „zur Wildgans“ auf dem Hohenmarkte zu Tiſche, welches damals ein eigenes Speiſezimmer mit der Aufſchrift beſaß: „Hier kann man auch um vier und fünf Uhr Nachmittags ſpeiſen,“ und in welchem Gaſthauſe ſich die meiſten Beamten einfanden, welche über die gewöhnlichen Stunden in ihren Bureaux blieben.

Zahlheim war an jenem Tage ſo heiter, daß ihm die Zufriedenheit mit ſich ſelbſt aus den Augen leuchtete.

Er hatte ſich gelobt, ſeinem Berufe mit ganzer Seele obzuliegen, zwar ſein Geld von Legler abzuholen, aber ganz gewiß nicht mehr zu ſpielen, und in keine leichtſinnige Geſellſchaft mehr zu gelangen.

Er dachte an Roſaura.

Er machte die herrlichſten Plane, wie er ihren Beſitz erlangen könne. Er wollte Doctor Lachenberg, bei dem ſich Roſaura befand, zu Rathe ziehen; er hoffte von der Ankunft der Mutter ſeiner Geliebten Alles; er entwarf einen Plan, Roſaurens Vater aus ſeinem Arreſte zu befreien, der Einfluß des Bürgermeiſters ſollte ihm hiezu behilflich ſein. — Er wollte den Vater der Geliebten vor Allem verſöhnen und ſeine Zuneigung gewinnen.

Da trat plötzlich ſein böſer Geiſt in die Wirthsſtube; Teſſin ließ ſich an einem Tiſche vis-à-vis nieder.

Anfänglich bemerkte Teſſin ſein Opfer nicht. Er that wenigſtens ſo, als wenn er ihn nicht ſähe.

Zahlheim erſchrack heftig, als er ſeinen Widerſacher unerwartet erblickte.

Er ſchickte ſich bereits an, als Teſſin Zahlheim noch nicht bemerkte und ſich in den Speiſetarif vertiefte, ungeſehen davon zu kommen, aber Teſſin ſah plötzlich auf und rief ihn an.

„Zahlheim!“ ſagte Teſſin. „Ei zum Teufel! Ihr ſeid hier? Warum nicht in der „Ente?“ Ich hätte Euch in der „Ente“ geſucht, wo Ihr gewöhnlich diniret!“

„Mich ſieht die „Ente“ nicht mehr!“ gab Zahlheim zurück.

„Was Ihr mir ſagt! Hat man Euch dort beleidigt?“

„Nein, aber ich habe mich ſelbſt beleidigt. Ich habe meine Stellung unbeachtet gelaſſen. Ich werde jetzt nur meinem Berufe leben.“

„Wie verſtehe ich das?“

„Ich werde ein anderer Menſch werden.“

„Eurer Deviſe ungetreu: Man lebt nur einmal?“

„In dem Sinne, wie ich ſie bisher verſtanden, gewiß.“

„Das glaubt Euch der Teufel!“

„Ihr werdet Euch überzeugen!“

„Ihr wollt vielleicht gar ein Eremit werden?“

„So was dergleichen.“

„Ich wünſche Glück.“

„Ich werde nicht mehr ſpielen, Teſſin; vernehmt dies hier, weil ich Euch gerade treffe, und rechnet nicht auf mich bei euren Phare-Partien im Gemeindehauſe zu Simmering und bei den ſogenannten „Häufeln-Partien“ in Stockerau.“

„Mir recht! Ich finde bald einen Andern, der mit mir gemeinſchaftliche Sache macht.“

„Gewiß! gewiß!“

„Ihr rechnet wahrſcheinlich darauf, wenn Ihr ſo ſolid lebt wie ein Schulmeiſter, der jährlich nur vierzig Gulden Einkünfte hat, daß Euch dann der Bojar ſeine Tochter geben wird? — Ihr irrt. — So eben habe ich mit dem Bojaren geſprochen.“

„Iſt er denn frei?“

„Das will ich meinen. Der Polizeichef läßt ihn auf freiem Fuß ins Gebet nehmen. Heiliger Gott, iſt dieſer Bojar wüthend über Euch! Der gibt Euch ſeine Tochter nicht, und wenn Ihr der Prinz von Aſturien wäret. Hört, was er ſagte und dann entſcheidet, ob Ihr ſo leicht Ausſicht habt, Natalie oder eigentlich Roſaura heimzuführen.“

„Laßt mich's wiſſen.“

VI

Die Unterredung mit dem Bojaren

„Der Bojar kam wie ein Raſender auf mich zu,« referirte Teſſin. „Er kam gerade aus dem Polizeihauſe.

„Gott ſei Dank,« rief er, „daß ich Jemand begegne, gegen welchen ich mein Herz ausſchütten kann. *Mich* verhaftete man, *mich*! Einen Mann mit meinem Reichthum, mich, der ich zwanzigtauſend Ducaten als Caution hinterlegen kann, wenn man etwa befürchtete, daß ich zu echappiren vermöchte; aber zu helfen wußte ich mir. Ich ſendete augenblicklich in mein Banquierhaus „Ochs und Geymüller.« Der Chef des Hauſes verwendete ſich und ich wurde entlaſſen. — Nun aber will ich Rache nehmen, Rache, entſetzliche Rache, und ſollte ich dann auf hundert Jahre eingeſteckt werden.«

„An wem wollen Sie ſich denn rächen?« fragte ich.

„An wem? Vor Allem an Zahlheim.«

„Was hat denn dieſer Ihnen gethan?«

„Er, er allein iſt Schuld an der Schmach, die mir geſchehen. Er iſt Schuld, daß ich von rohen Händen dergeſtalt mißhandelt wurde, daß ich kaum aus meinen Augen herausſehen kann, daß ich meinen linken Arm nicht zu heben vermag, daß ich ins Polizeihaus ſpaziren mußte und eine ganze Nacht auf einer hölzernen Pritſche campirte, ich *geſchlagener* Mann, der ich ohnehin kein Glied zu regen vermag.«

„Aber Sie thun ja Zahlheim Unrecht,« entgegnete ich

„Nicht er, ſondern Legler vereitelte die unglückſelige Entführung, welche Ihnen noch von Seite der Behörde große Verantwortung zuziehen wird.“

„So? — das wäre neu! — Ein Vater kann ſein Kind entführen wie er will.“

„Damals wußten Sie noch nicht, daß Natalie — Reſaura ſei.“

„O ja! — Inſtinct ſagte mir das.“

„Die Polizei wird Ihnen den Inſtinct ſchon auseinanderſetzen.“

„Alles eins! Das wird meine Wuth gegen Zahlheim nur noch mehr ſteigern.“

„An Ihrem Arreſte iſt Zahlheim eben ſo wenig Schuld. Sie erregten einen abſcheulichen Scandal; dafür mußten Sie ſich die Verhaftung gefallen laſſen.“

„Wieder wegen Zahlheim! — Und dieſer Menſch will meine Tochter heiraten, wie mir der Commiſſär bei meiner Entlaſſung mittheilte. Eher erwürge ich ihn und mein Kind. Ein falſcher Spieler, ein Wicht, der meine Tochter verblendete, o, hätte ich ihn doch in Bukareſt, oder noch beſſer, unter meinen Viehheerden; von tauſend Ochſen ließ ich ihn ſpießen!“

„Sie ſind ſehr aufgeregt,“ verſetzte ich. „Wenn Sie ruhig nachdächten, was zu thun, ſo würden Sie ſtatt an Rache — an Verſöhnung denken. Ihr Fräulein Tochter wird, da ſie das Unglück hatte, in das Haus der Madame Lemnier zu gelangen, in Wien ſchwerlich einen Mann, wie Sie ihn wünſchen, erhalten.“

„Liegt nichts daran, nimmt ſie bei mir zu Hauſe ein Hoſpodar. — Herr, das iſt ein kleiner König!“

„Wenn er aber erfährt —“

„Nichts erfährt er.“

„Es gibt gefährliche Feinde —“

„Schlag' ich alle nieder.“

„Dann Ihre Frau —“

„Was iſt's mit meiner Frau?“

„Sie kommt nach Wien —“

„Erwart' ich ſie alle Tage.“

„Werden Sie die Tochter hindern, daß ſie ihr Herz vor der Mutter ausſchütte?“

„Darf ſie nichts ausſchütten.“

„Wenn Sie ihr den Geliebten verweigern, ſo wird ſie ſprechen.“

„Dreh' ich ihr den Hals um.“

„Wird's dadurch beſſer?“

„Niederträchtiger Zahlheim!“

„Und dennoch rathe ich Ihnen, dieſem Zahlheim Ihr Kind zu geben.“

„Iſt Spieler.“

„Sie auch.“

„Iſt liederlich.“

„Sie noch mehr. — Zahlheim iſt unverheirathet. Einem, der keine Frau und kein Kind beſitzt, verzeiht man eher eine Thorheit. Außerdem iſt Zahlheim noch ein junger Mann und Sie —“

„Bin ich kein alter.“

„Zahlheim iſt ungefähr dreißig, Sie ſind ſechzig —“

„Warum nicht gar! Erſt in einem Monat werde ich ſechzig.“

„Und ſind noch ſo ausſchweifend.“

„Ei was! habe ich Geld und Zahlheim iſt Bettler. — Wenn er mir zurückgibt, was er mir im Pharo und im

Würfeln geſtohlen, können Sie ihn auf den Kopf ſtellen, ſo kann er keinen Ducaten wechſeln.«

»Er wird Ihnen zurückgeben, was er von Ihnen gewonnen, nicht was er von Ihnen geſtohlen, und er wird noch weit mehr im Vermögen haben, als er im Spiele erworben.«

»Woher denn?«

»Das kann Ihnen gleichgiltig ſein. Endlich müſſen Sie nicht vergeſſen, daß er vom Adel iſt, wie Sie, und eine Anſtellung beſitzt, die ehrenwerth iſt und ihm die Ausſicht geſtattet, bei ſeiner Geſchicklichkeit immer mehr zu avanciren.«

»Was iſt er?«

»Secretär des Wiener Magiſtrats.«

»Beim Magiſtrat? Habe ich auch beim Magiſtrat zu thun. Kann er mir behilflich ſein zu einem guten Contract, der Stadt ſelbſt und nicht den Fleiſchhackern meine Ochſen zu liefern?«

»Gewiß. Das ſchlägt in ſein Fach, er iſt im Gewerbsdepartement angeſtellt, und ſollte die Conſumtion von Wien einem andern Referenten zugewieſen ſein, ſo weiß Zahlheim Rath wie Keiner; außerdem iſt er ſeiner Fähigkeit wegen ein Liebling des Bürgermeiſters.«

»Verfluchter Kerl der Zahlheim! — Fatale Geſchichte! — Meine Frau! — Roſaura! — Conſumtion! — Ochſenlieferung! — Hören Sie mich doch an. Will ich doch Menſch ſein, weil ich einmal Vater bin. — Ich will mich an Zahlheim nicht rächen, aber Geld muß ich heute noch zurückkriegen, was ich verloren hab' in Karten und in Würfel.«

»Geben Sie ihm Ihre Tochter, Zahlheim gibt Ihnen mit Freuden ſeinen Gewinn zurück.«

»Für das geb' ich noch nicht Tochter.«

„Was bedingen Sie denn?"

„Muß er mir das Geld zeigen, was er noch hat, und muß dies viel Geld ſein."

„Auch dies."

„Gib ich ihm aber noch nicht Tochter."

„Zum Teufel! Was muß er denn noch?"

„Ochſenlieferung muß er."

„Er muß Ochſen liefern?"

„Nein, nicht er, ſondern ich muß Ochſen liefern, der Stadt, nicht den Fleiſchhackern und mit Contract — dann — dann —"

„Nun dann?"

„Gib ich ihm erſt noch nicht Tochter."

„Ei, Sie ſind ja verrückt! Ich ſehe ſchon, ich muß Ihre Frau Gemalin abwarten und mit dieſer unterhandeln."

„Nein! nein! nichts Frau! gib ihm ſchon Tochter."

„Darf ich ihm dies ſagen?"

„Nein, bin ich zu ſtolz, um mit dieſem Menſchen in Berührung zu kommen. Gib ich ihm doch nicht Tochter! Reißt mich auch grad' wieder im Arm und geſpür' ich Contuſion im Kopf, dann ſticht's mich im Rucken — niederträchtige Schläg'! — Gib ich ihm auf keinen Fall Tochter!"

„Darauf entfernte ſich der Bojar von mir," berichtete Teſſin weiter, „aber ich gebe den Bojaren nicht auf. — Ihr werdet ſehen, Ihr erhaltet eure Geliebte. Ihr wißt nun, daß die Unterhandlungen begannen; wenn ſie ſich auch zerſchlugen, ich knüpfe ſie wieder an."

„Ihr habt zu viel angetragen! Wenn ich auch mit Freuden das Geld zurückgebe, das ich von Roſaura's Vater gewonnen; es ſind 45.000 fl.; dann bleiben mir nur noch 8000 fl., dieſe wird er einen Bettel nennen."

„Wer ſagt Euch denn, daß Ihr nur 8000 fl. haben werdet. Ihr werdet 60,000, 70,000, 80,000 fl. beſitzen, habt Ihr denn gar kein Gedächtniß?“

„Ihr denkt an's Spiel?“

„Freilich!“

„Wer bürgt mir aber dafür, daß ich gewinne?“

„Euer Glück.“

„Bin ich Cäſar?“

„Noch weit mehr. Verſucht's nur.“

„Wenn ich verliere?“

„Wagt nur eine Kleinigkeit. Ihr waret ja hiezu ſchon entſchloſſen. — Spielt mit den 8000 fl., die Ihr beſitzt, und greift die 45,000 fl. gar nicht an.“

„So will ich's machen.“

„Pointirt vorläufig!“

„Wenn es der Bürgermeiſter erführe!“

„Wie wäre dies möglich! da müßte er Bürgermeiſter von Simmering und nicht von Wien ſein.“

„Es ſei! Roſaura ſei mein Feldgeſchrei, wenn ich mich noch einmal auf dieſen Kampfplatz begebe.“

„Habt Ihr euer Geld ſchon im Hauſe?“

„Noch nicht.“

„Nun, ſo holt es doch endlich! Ich kann Euch nicht begreifen. Ich glaube, Ihr geht einher wie ein Bettler.“

„So viel hab' ich ſchon, daß ich Euch ein gutes Diner bezahlen kann.“

„Ich nehme es an.“

„Ihr ſpeiſet hier. Ich eile mittlerweile zu Legler; wenn ich ihn nur zu Hauſe finde.“

„Wenn Ihr ihn nicht findet, ſo ſprengt ſeinen Kaſten auf und ſtehlt euer Geld, das iſt kein Verbrechen. — Heute müßt Ihr noch nach Simmering. Heute ſind alle Hauptſpieler verſammelt, heute laſſen ſich Tauſende im Schlafe erobern. Bringt den Fleiſchhacker mit, damit er Euch im Gemeindehauſe Eintritt verſchaffe.«

»Es ſoll geſchehen.«

»Kellner!« rief Zahlheim. »Für dieſen Herrn ein gutes Diner! Bringe ihm eine Bouteill' Champagner vom Traiteur Jahn, da Ihr im Hauſe keinen ſolchen Wein beſitzet.«

Zahlheim warf zwei Ducaten auf den Tiſch und eilte fort.

Teſſin hob die beiden Ducaten raſch auf und ſteckte ſie ein.

»Kellner!« rief auch er; »Kellner, zum Geier! Wo ſteckt er denn?«

Der Kellner erſchien.

»Was befehlen Ew. Gnaden?«

»Ich hätte hier gerne geſpeiſt, aber jetzt iſt's zu ſpät — es herrſcht hier eine ſchauderhafte Nachläſſigkeit, eine niederträchtige Bedienung!«

»Ew. Gnaden ſprachen in einem fort mit dem Herrn Secretär von Zahlheim, da wollte ich nicht ſtören.«

»Ueber eure Kneipe muß mir Rautenſtrauch eine Broſchüre ſchreiben. Schändliche Bewirthung! Nichts zu haben! — Zwei Ducaten hätte ich verzehrt. — Ich hatte ſie ſchon zurecht gemacht.«

Er nahm ſie aus der Taſche und zeigte ſie dem Kellner.

»Ich gehe jetzt zu Jahn, und in dieſes Neſt komme ich mein Leben nicht wieder.«

Er ſetzte ſeinen Hut auf und ging.

„Dieſen Halunken kenne ich," ſagte der Kellner. „Der hat einmal im „Fiſchtrügerl" falſch geſpielt, und iſt hinausgeworfen worden. — Hier bläſt er ſich auf. Was unſer Herrgott doch für erbärmliche Koſtgänger hat!"

VII.

Zahlheim und Legler.

Zahlheim miethete einen Fiaker auf dem Lugeck.

Er fuhr wie der Blitz nach der Weißgärber-Vorſtadt.

Sehr gut und ſchnell zu fahren verſtanden auch zu Kaiſer Joſephs Zeiten die Wiener Fiaker aus dem Fundament, obgleich ſie damals ſehr plumpe und geſchmackloſe Wagen beſaßen. Die Wagen der Fiaker waren damals nicht viel kleiner als gegenwärtig die Hietzinger-Geſellſchaftswagen, für welche das enge Jungferngäßchen nächſt dem Petersplatze, wo ſie ihren Standort haben, viel zu enge iſt.

Als Zahlheim bei Legler's Hauſe ankam, ſagte er zu ſeinem Fiaker:

„Du mußt mir bis morgen Früh zu Gebote ſtehen. Ich fahre von hier nach Simmering. Was verlangſt Du?"

„Ew. Gnaden, bis morgen Früh?"

„Es iſt möglich, daß ich noch in der Nacht wieder zurückkomme."

„Es iſt dann alles Eins," meinte der Fiaker. „Ich glaube 17 kr., „ein halbes Kaſperl," *) wird, da

---

*) Das erſte Parterre im Leopoldſtädter-Theater koſtete damals 34 kr. (einen Viertelkronenthaler). Des Komikers Kaſperl wegen benannte man dieſe Geldſumme nach ſeinem Namen.

der Hafer ſo theuer iſt, für 13 bis 14 Stunden nicht zu viel ſein!"

„Du ſollſt einen Siebzehner haben, obgleich Du unverſchämt viel begehrſt, aber raſch mußt Du fahren."

„Ew. Gnaden, wie der Teufel, wenn er eine Seele in die Höll' führt!"

Zahlheim trat bei Legler ein.

Legler ſtand an einem Spiegel und legte ſich eine ſüperbe Halskrauſe um.

„Tauſend Element!" rief ihn Zahlheim an. „Du putzeſt Dich ja, als wenn Du auf Freiersfüßen gingſt."

„Es iſt auch ſo!" verſetzte Legler. „Ich ſehe heute eine gewiſſe Allerliebſte wieder, die mich ganz hingeriſſen hat. — Was bringt denn Dich zu mir, Franzl, und zu dieſer ungewöhnlichen Stunde?"

„Waſtl, ich will mein Geld holen."

„So? — Zu was brauchſt Du's denn?"

„Bin ich Dir Rechenſchaft ſchuldig?"

„Das nicht, aber —"

„Nun?"

„Du mußt nicht böſe ſein, aber deine Mama hat mich gebeten, ich möchte Dir dein Geld nicht geben. Du könnteſt es verſpielen."

„Allerliebſt! Welche mütterliche Zärtlichkeit!"

„Ich hab's der alten Frau auch verſprechen müſſen, daß ich Dir's verweigere; außer Du kaufſt Dir für dies Geld ein Haus, oder legſt es in Obligationen an."

„Biſt Du mein Vormund?"

„Vergiß."

„Deiner Dummheit und der albernen Eigenmächtigkeit meiner Mutter kann ich nur dann verzeihen, wenn Du keine Umſtände machſt, und mir mein Geld ſogleich einhändigſt.“

„Bring' mir's ſchriftlich von deiner Mutter, daß ich Dir's geben darf.“

„Ei, Du heilloſer Wicht, Du, das iſt zu arg! — Jetzt rücke aus, oder ich mache Dir einen Tanz, bei dem Du für dein ganzes Leben aus dem Tacte kommen ſollſt. — Ich glaube gar, das ſind Finten und bei Dir, Du Schuft, war mein Geld nicht ſicher.“

„Franzl! nenne mich nicht Wicht und Schuft, oder ich vergeß' mich.“

„Ich werde mich vergeſſen. Glaubſt Du, ich kenne deine Geſchichten nicht? Du ſpielſt in Simmering! Ha, ha, Du wirſt roth, Du wirſt verlegen wie ein Dieb, den man auf der That ertappt. — Du haſt mein Geld verſpielt, Du niederträchtiger Menſch!“

„Ehe ich Dir antworte, will ich Dir dein Geld vorzeigen, vorzeigen bei Heller und Pfennig, und wenn Du es geſehen, wollen wir abrechnen und zuſammenzählen, was auf den Wicht, Schuft und niederträchtigen Menſchen für Dich noch herauskommt.“

Legler riß eine Schublade ſeines Kaſtens auf.

„Da ſieh her,“ ſagte er zu Zahlheim, „aber tritt mir nicht näher, ſtrecke nicht etwa deine Hände nach dem Gelde aus, ſonſt laß ich Dir meine Fäuſte koſten, Du ehrabſchneideriſcher Kerl!“

Zahlheim ſah ſein Geld unverſehrt liegen, wie er es Legler übergeben hatte.

„Verzeih',“ ſagte er, „verzeih', aber Du brachteſt mich durch deinen Widerſtand in Wuth.“

„Und in deiner Wuth iſt Dir meine Ehre nur ein Spaß?“

„Verzeihe, verzeihe und gib mir mein Geld.“

„Ich frage Dich noch einmal, zu was benöthigſt Du es?“

Zahlheim knirſchte mit den Zähnen vor Unwillen.

„Deine Erbitterung ſchreckt mich nicht,“ ſagte Legler; „ich gebe Dir dein Geld nicht, wenn Du nicht ſagſt, zu was Du es benöthigſt.“

„Ich kann Roſaura zur Frau erhalten, wenn ich das Geld, das ich von ihrem Vater gewonnen, ihm zurückſtelle.“

„Iſt dies wahr?“

„Ueberzeuge Dich.“

„Darf ich den Bojaren darum befragen?“

„Das würde zu weitläufig werden. Gib mir nur mein Geld und überzeuge Dich dann.“

Legler gab keine Antwort.

„Sebaſtian,“ hob Zahlheim von neuem an, „reize mich nicht, Du biſt im Unrecht. Wenn Du mich noch länger hinhältſt, ſo zeige ich dein Verfahren der Polizei an; außerdem laſſe ich dein Spielerſchlupfwinkel in Simmering aufheben, und das ganze Geſindel im Gemeindehauſe, das dort zuſammen kommt, arretiren.“

„Halt!“ ſagte Legler. „Das wäre ſchrecklich! Da haſt Du dein Geld; wenn deine Mutter mir flucht, komme dieſer Fluch über Dich.“

„Ich werde ihn geduldig ertragen.“

Zahlheim ſteckte ſein Geld zu ſich.

„Jetzt ſage mir,“ ſagte Zahlheim, „was iſt's mit der Spielbank in Simmering? — Du ſpielſt dort. Was ſind das für Leute, die dort hin kommen?“

„Honnette Leute.“

„Gewiß?“

„Ich weiß es nicht anders.“

„Wer hält dort die Bank?“

„Wer gerade Luſt hat.“

„Wird hoch geſpielt?“

„Zu Zeiten.“

„Wie ſtark iſt gewöhnlich die Bankcaſſa?“

„Größtentheils viel höher als neulich bei der Frau in der Schulenſtraße.“

„Biſt Du dort glücklich?“

„Ueberaus.“

„Du gewinnſt?“

„Wenn ich auch verliere, gewinne ich doch.“

„Wie iſt dies möglich?“

„Ich ſehe ſie.“

„Wen?“

„Des Herrn Tuff, welcher das Spielcaſino hält, einzige Tochter.“

„Iſt ſie hübſch?“

„Deine Natalie, geborne Roſaura, iſt nur ein Schatten gegen ſie.“

„Führe mich hin.“

„Wenn ich ein Narr wäre! Du, mit deinem guten Redhaus, würdeſt mir das Mädl abwendig machen.“

„Da müßte ich ein Schuft ſein, wenn ich an einem Freund zum Verräther werden könnte. Auch laſſe ich von Roſauren nicht. Du wirſt Dich überzeugen, daß ſie mein Weib wird.“

„Sage mir, daß Du dein Amt wieder beſucht?“

„Das verſteht ſich. — Ich werde es jetzt fleißiger beſuchen denn je; ich werde ein muſterhafter Beamter ſein. In ein paar Jahren muß ich Rath werden.“

„Victoria! dann geht es ſchon zuſammen! Deine Mutter wird jubeln! — Nun, Franzl, da Du gut thun willſt, führ' ich Dich nach Simmering. — Leider mußt Du dort ein wenig ſpielen, aber Du brauchſt keine großen Einſätze zu machen. — Ich wagte gewöhnlich fünf bis ſechs Ducaten, habe dafür aber das Glück, daß ich neben meiner Judith ſitzen und ihr in die beiden Augen ſehen kann.“

„Sitzt dieſe Judith mit an der Spielbank?“

„Freilich! Sie dirigirt das Spiel.“

„Ich bin neugierig.“

„O Franzl, wenn ich ſo ſchön reden könnte wie Du!“

„Iſt dieſe Judith ein ſo gebildetes Mädchen, daß ſie beſonders gewählte Worte liebt?“

„O Gott, gegen die Judith ſind alle die geſcheiden Leute, welche Bücher ſchreiben, nichts. Die weiß Alles, die kennt Alles, die ſpricht alle Sprachen. Die redt ſo geſcheid, daß ich ſie gar nicht verſteh'! Komm mit, Franzl, aber mache mir meine Judith nicht abwendig.“

„Ich bin bereit,“ lachte Zahlheim. „Dir hat die Judith, wie einſt die Judith dem Holofernes, den Kopf genommen. Ich erkenne Dich gar nicht mehr.“

Beide Freunde eilten nach Simmering.

VIII.

Im Hauſe des Doctors.

Roſaura befand ſich ſeit einigen Tagen in dem Hauſe des Doctors von Lachenberg.

Er mochte mit ſeiner Frau und Schwiegermutter keinen geringen Kampf beſtanden haben, als er dieſe Einquartierung von Seite der Behörde in's Haus brachte.

Man kann einer jungen Frau nicht verdenken, wenn ſie mit ſcheelen Blicken ein junges Mädchen betrachtet, das noch dazu aus einem Cirkel kommt, der nicht im Geruche der Frömmigkeit ſteht.

Welche Mittel der Doctor anwendete, um ſeine Frau, beſonders aber die Schwiegermutter, zu beſchwichtigen, wiſſen wir nicht, vermuthen aber, daß er das reiche Geſchenk, das von dem Bojaren in Ausſicht ſtand, der putzſüchtigen Gemalin, über deren Hang zur Verſchwendung er ſich, wie die Leſer ſich erinnern werden, gegen ſeine Freunde, im Gaſthofe „zur Ente," beklagte, überlaſſen werde.

Der „jungen Bojarin," wie ſie die giftige Schwiegermutter zu nennen beliebte, ein Zimmer einzuräumen, ging minder ſchwer durch, aber ſie am Frühſtück-, Mittags- und Abendtiſche Theil nehmen zu laſſen, fand anfänglich großen Widerſpruch, endlich gelang auch dies, aber von der Equipage blieb ſie ausgeſchloſſen. Hiezu gaben Frau und Schwiegermutter um keinen Preis ihre Zuſtimmung.

Roſaura verlebte daher in des Doctors Hauſe die wenigen Tage, in welchen ſie ſich hier befand, wie in der Hölle.

Wenn der Doctor ſeine Krankenviſiten antrat, mußte Roſaura ſchnell auf ihr Zimmer.

„Sie müſſen es nicht übel nehmen,“ ſagte die Schwiegermutter, „daß wir Sie zu gewiſſen Stunden auf Ihr Cabinet verweiſen; zu meinem Schwiegerſohne als Arzt kommen hundert Beſuche; es würde gefragt, wer die neue Dame in unſerer Wohnung ſei, die Wahrheit zu ſagen verbietet der Anſtand, und käme zufällig irgend Jemand zu uns, der Ihre Geſchichte wüßte, ſo würden wir in große Verlegenheit gerathen; es iſt alſo immer beſſer, Sie machen ſich unſichtbar.“

Daß der armen Dulderin dergleichen Reden tief ins Herz ſchnitten, war natürlich. Roſaura, welche zu unaufhörlichen Kränkungen geboren ſchien, ertrug aber auch dieſe, konnte ſie doch hoffen, daß, wenn das Geheimniß ihrer Geburt endlich gelüſtet und etwa die Frau, welche als ihre Mutter angekündigt wurde, in Wien einträfe, daß ihr herbes Geſchick ſich dann in ein angenehmes verwandeln müßte.

Wenn ſie ſo allein ſaß in ihrem Kämmerchen, beſchäftigte ſie ſich am liebſten mit Zahlheim. Sie liebte ihn, wie ein jugendliches Herz den erſten Gegenſtand ſeiner Liebe nur immer zu lieben vermag. „Daß er mich nicht ſo liebt, wie ich ihn,“ ſagte ſie ſich oft, „iſt gewiß; er hat ſich noch mit keiner Sylbe nach mir erkundigt, dem Hauſe des Doctors noch mit keinem Schritte genähert; das Spiel, das unglückſelige Spiel zieht ihn von mir ab. Was würde er für ein Gatte werden, wenn ich einſt ſeine Hand erhalten dürfte, da er das Spiel und ſeine wüſten Geſellſchaften nicht aufzugeben vermag.“

Eines Mittags war die Verſtimmung an der Tafel ſehr auffallend.

Lachenberg kam zu ungewöhnlicher ſpäter Zeit nach Hauſe. Die Arreſtanten im ſtädtiſchen Gefangenhauſe, deſſen Geſundheitspflege ihm als Polizeiarzt oblag, hatten ihm ſeine beſte Zeit geraubt; er wurde am meiſten durch Frau Lemnier aufgehalten, die ſich krank meldete, um wahrſcheinlich hierauf ſich ſtützend, früher ihre Freiheit zu erhalten; die Geſpräche mit dieſer Frau hatten den guten Doctor um ſeine gute Laune gebracht, wenigſtens ging er von Frau Lemnier völlig betroffen und erſchreckt und in einen peinlichen Kummer verſetzt.

Während der Tafel ſprach Lachenberg, der doch ſonſt ſeine Tiſchgenoſſen erheiterte und ſeiner Frau tauſend Tagesneuigkeiten mittheilte, kein Wort; eben ſo waren ſeine Frau und ihre Mutter verſchloſſen, beide erſchienen im höchſten Grade verſtört und unruhig; Roſaura wußte ſich die Verſtimmung der Familie nicht zu erklären.

Da ſie aber täglich den Doctor fragte: „Ob er noch nichts in Bezug auf ihr Schickſal erfahren?“ ſo that ſie auch diesmal dieſelbe Frage, erſchrack aber nicht wenig, als dieſer antwortete:

„Nein,“ plötzlich aufſtand, nach ſeinem Hute griff und wie der Blitz davoneilen wollte.

„Herr Schwiegerſohn!“ rief ihm die Schwiegermutter zu, „beliebt es Ihnen denn nicht, Ihre Taſſe ſchwarzen Kaffeh zu ſich zu nehmen?“

„Nein,“ antwortete der Doctor.

„Was haſt Du?“ fragte ſeine Frau. „Du biſt ja heute ein Murrkopf ohne Gleichen? Was iſt Dir denn geſchehen?“

„Laß mich,“ erwiederte der Doctor. „Ich habe heute vor Tiſche ſo viele Zeit verloren, daß ich meine wichtigſten Patienten im Stiche laſſen mußte; den todkranken Gutsbeſitzer Baron Welſen in Weinhaus finde ich vielleicht gar ſchon im Sterben, wenn ich nicht eile. — Wenn Jemand von einem andern Kranken nach mir ſendet, vor acht Uhr Abends komme ich nicht heim. Sollte etwas Dringendes ſich ereignen, ſo möge mein Subſtitut, Doctor Hegen, ſtatt mir zu dem Leidenden ſich verfügen. Adieu!“

Doctor Lachenberg ſtürzte fort, als wenn das Haus hinter ihm brennte.

Roſaura bemerkte, daß ſich Mutter und Tochter bedeutungsvoll bei den Worten, die der Doctor geſprochen, anſahen, und daß die Tochter ans Fenſter eilte, um ihren Gatten wegfahren zu ſehen.

„Er läßt die Pferde antreiben,“ rief die Frau Doctorin am Fenſter, „als ob er Einen, der mit der Poſt entflohen iſt, einholen müſſe.“

„Deſto beſſer,“ verſetzte die Alte und lachte. „Er ſoll ſeinen Beruf nicht verſäumen.“

„Und nun, Mademoiſelle, bitte ich Sie, wieder Ihr Zimmer zu betreten,“ wendete ſich die Schwiegermama an Roſaura. „Sie haben ja ſelbſt gehört, daß mein Herr Schwiegerſohn von Kranken, die ihn beſuchen oder nach ihm ſchicken können, geſprochen. — Eilen Sie; Sie kennen unſere Anſichten über Sie.“

Roſaura verneigte ſich und betrat ihr Zimmer.

Kaum verweilte ſie hier fünf Minuten, ſo war ihr als höre ſie den Bedienten im Vorhauſe ſprechen.

„Sie ſchicken mich auf den Hundsthurm zur Wäſcherin,“ ſagte der Bediente, „und der Herr hat mir befohlen, keinen Schritt aus dem Hauſe zu machen, weil ich bereit ſein müſſe, in dringenden Krankheitsfällen ſeiner Patienten den Doctor Hagen aufzuſuchen.“

„Das wird das Stubenmädchen verrichten,“ erwiederte die Schwiegermutter.

„Das Stubenmädchen ließen Sie ja ſchon vor Tiſche zu ihrer Mutter nach St. Ulrich gehen.

„So wird die Köchin die Gänge beſorgen.“

„Die Köchin,“ lachte der Bediente, „die hatte kaum den Braten ſerviren laſſen, ſo lief ſie mit ihrem Liebhaber davon. Sie kochte heute in ihren ſchönſten Kleidern, weil ſie in zwei Pfarren geht, um ſich, da ſie heirathen wird, in die Kirchenbücher einſchreiben zu laſſen.“

„Dann, wenn Niemand zu Hauſe iſt, werde ich den Subſtituten meines Schwiegerſohnes zu finden wiſſen; geb' er nur, er könnte ſchon wieder zurück ſein; bringe er die Wäſcherin gleich mit, meine Tochter hat ihr dringende Aufträge zu geben.“

„In Gottes Namen,“ erwiederte der Bediente, „wenn mich der Herr Doctor aus dem Hauſe jagt, ſo können mich Euer Gnaden ſammt meinem Weibe und meinen Kindern verſorgen.“

Der Bediente ging.

Bald darauf ſchien es Roſaura, als wenn Jemand durch das Vorzimmer ſchlüpfte, und die Schwiegermutter vertraulich mit dieſem Jemand ſpräche.

Hierauf war Alles ſtill.

Nach neuen fünf Minuten hörte man an der Hausglocke einen furchtbaren Riß.

Die Schwiegermutter ſtürzte ins Vorzimmer und horchte.

An der Glocke wurde noch ungeſtümer gezogen.

Die junge Frau kam heraus und fragte mit ängſtlicher Stimme:

„Wer iſt denn da?“

Die Alte, welche mittlerweile durch die Thürſpalte geguckt hatte, ſchrie:

„Um Gotteswillen, Lachenberg!“

„Mein Mann? — Heiliger Gott!“

„Was beginnen wir?“

Ein dritter, noch ſtärkerer Riß an der Glocke geſchah.

Der Doctor, der draußen ſtand, begann förmlich Sturm zu läuten.

„Wohin mit dem Grafen?“

„Zu Roſauren,“ antwortete die alte Frau. „Laß mich nur machen. Alle andern Zimmer wird dein Mann durchſuchen.“

„Ich bin verrathen worden,“ hauchte die Tochter.

Indeß hatte die Alte den verſteckten Liebhaber aus dem Salon geholt und ſchob ihn in das Zimmer Roſaurens, ohne ein Wort zu ſprechen.

Als dies geſchehen, öffnete die junge Frau die Hausthür, und der Doctor ſtürzte wie ein ſchnaubender Eber herein und eilte zuerſt in den Salon.

Der Graf Schwörnhort flog auf Roſauren zu.

„Natalie!“ rief er, „wenn Sie mich verrathen, ſo machen Sie die Frau, welche Ihnen ſo herzlich ein Aſyl geboten, unglücklich. — Die Zeit iſt zu kurz, um Ihnen dieſes unſelige Zuſammentreffen zu ſchildern. — Laſſen Sie mich in einem dieſer hohen Kleiderſchränke verbergen; ich werde Ihnen das nie vergeſſen.“

Ohne Roſaurens Antwort abzuwarten, riß er eine der Thüren an dem großen Schranke auf, und zog die Thür nach ſich, ſo daß ſie ins Schloß klappte.

Roſaura wußte nicht wie ihr geſchah.

Sie ſchien in nicht minderer Angſt zu ſein, als der Graf und die beiden Frauen.

Sie ſah und hörte nichts.

Der Lärm, das Geſchrei des Doctors weckte Roſaura aus ihrer Apathie.

Das Erſte was er that, war, daß er die Hausthür verſchloß.

„Den Schlüſſel ſtecke ich zu mir!“ tobte er, „und nun ſoll mir der Schuft entwiſchen, wenn er es vermag!“

Roſaura hörte deutlich wie er nach der Küche eilte, dort Alles unterſuchte, dann in das Zimmer der Mägde, endlich in das Bedientenzimmer ging.

„Die Hausleute hat ſie alle fortgeſchickt,“ wüthete der Doctor; „ich werde die Frau fortſchicken, ſammt ihrer Mutter, der elenden Vertrauten ihrer Schändlichkeiten.“

Jetzt eilte Lachenberg auf das Cabinet Roſaura's los.

Er riß die Thür auf.

Er ſtarrte hinein.

„Nein,“ ſagte er, „dieſe Perſon, welche ſie ſo feindſelig behandelt, kann ſie nicht zu ihrer Vertrauten gemacht haben!“

„Verzeihen Sie,“ ſtammelte der Doctor vor Wuth, „ich ſuchte — —“

Roſaura zitterte, wie wenn ſie ein Verbrechen begangen hätte.

Sie ſtand auf.

„Ich ſuchte — ich ſuchte,“ fuhr der Doctor ſehr verlegen fort, „ich ſuchte Sie und wollte fragen, wie Sie ſich in meinem Hauſe zurecht finden?“

Roſaura vermochte vor Verlegenheit nicht zu antworten und ſank wieder auf ihren Stuhl hin.

„Da iſt auch Niemand!“ murmelte der Doctor, „entweder iſt der Störer meines häuslichen Friedens, während ich meinen Saal, mein Studierzimmer, das Schlafzimmer und das Zimmer meiner Schwiegermutter durchſuchte, entwiſcht, oder die boshafte Creatur, die Lemnier, hat mich genarrt, um mir die Anzeige zu entlocken, daß ſie aus Geſundheitsrückſichten in ihre Wohnung gebracht werden müſſe.“

Er entſchuldigte ſich nochmals bei Roſaura, ging zu ſeiner Frau zurück und tobte von Neuem.

„Warum ſind alle Dienſtleute aus dem Hauſe?“ fragte er.

Die Mutter nahm das Wort, denn die Frau war dergeſtalt erſchreckt und in Angſt, daß ſie nicht ſprechen konnte.

„Die Köchin heirathet,“ erwiederte die Schwiegermutter, „und iſt zu dieſem Zwecke in die Kirche gegangen, das Stubenmädchen hat ihren freien Tag und der Bediente mußte für mich zur Wäſcherin, die ich augenblicklich holen ließ, weil ſie Wäſche zurückbehalten, die ich nicht verlieren will.“

„Meine Frau betrügt mich, ich habe verläßliche Nachweiſungen,“ wüthete der Doctor; „es war Jemand da; ſo oft ich abweſend bin, ſchleicht dieſer Jemand in mein Haus; es iſt der Taugenichts von der holländiſchen Geſandtſchaft, ich weiß es gewiß; es iſt mir verrathen worden.“

„Er hat ihn nicht entdeckt,“ flüſterte die alte Frau der jungen Frau zu, „nun ſoll er's kriegen!“

„Wer hat Ihnen etwas Unrechtes von meiner Tochter geſagt,“ fuhr die Alte auf, „von meiner Tochter, dieſem

Tugendſpiegel, von meiner Tochter, die Sie gar nicht verdienen! — Die Ehre dieſer braven Frau wagen Sie zu verdächtigen? Sie — wer ſind denn Sie, um ein ſolches Engelsweib ungeahndet kränken zu dürfen? — Iſt das der Dank, daß ſie Sie zum Manne genommen und die reichſten, glänzendſten Partien ausgeſchlagen hat? — Das war auch der Mühe werth! — In Geld könnte ſich meine Tochter einwickeln, wenn ſie mir gefolgt, in Perlen und Brillanten könnte ſie ſich hüllen, wenn ſie den reichen Banquier Malkari oder den Baron Mellinger geheirathet, indeß ſie bei Ihnen kaum das Nothdürftigſte beſitzt und ich ſtets mit meinen heimlichen Groſchen herausrücken muß, um ſie halbwegs ſtandesmäßig zu ſchmücken. Und plumpe, dumme, meiner Tochter Ehre verunglimpfende Eiferſucht auch noch? Das ging mir ab, da nehme ich mein Kind lieber nach Hauſe und verſorge es, als daß ich es in ſolchen Händen laſſe.“

„Nehmen Sie Ihre alberne Drohung zurück; ich nehme meine Beſchuldigungen nicht aus der Luft! — Madame Lemnier hat mir geſagt, daß meine Frau in einem Einverſtändniſſe mit —“

„Wer iſt dieſe Lemnier? doch nicht das berüchtigte Weib, das jetzt im Polizeihauſe ſchmachtet? — Eine ſolche Perſon hören Sie, mit einer ſolchen Creatur ſtehen Sie im Verkehr? Nun warte, dieſer Madame will ich die Hölle anzünden; augenblicklich wende ich mich an den Polizeichef und will dort ein Ungewitter aufſteigen laſſen, daß die ganze Stadt davon reden ſoll.“

Lachenberg wollte etwas erwiedern; neuerdings ertönte die Hausglocke, der Doctor öffnete und ein fremder Bedienter trat ein und meldete:

„Der Herr Doctor werden dringend gebeten, in das Haus des holländiſchen Geſandten ſo ſchnell als möglich zu kommen. Graf Schwörnhert liegt ſeit geſtern im heftigen Fieber. Er bittet eilig um Ihren Beiſtand, der Wagen hält vor dem Hauſe. Es iſt Gefahr im Verzuge!“

„Nun, Herr Doctor?“ fragte die Alte, hämiſch und voll unterdrückter Wuth.

„Schweigen Sie,“ herrſchte ihr der Doctor zu.

„Herr Doctor,“ flehte der Bediente, „ich ſoll Sie ſogleich mitbringen; ich bitte, eilen Sie zu meinem kranken Herrn!“

„Ich komme,“ verſetzte der Doctor. „Gehet nur voraus!“

Der Bediente ging.

„Emilie,“ ſagte er zu ſeiner Frau, „kannſt Du mir verzeihen?“

„Laſſen Sie Madame Lemnier ins Zuchthaus ſperren,“ fuhr ihn die Schwiegermutter an.

Emilie ſchwieg wie bisher.

Der Doctor küßte ſeine Frau und ging.

„Was iſt geſchehen?“ fragte Emilie ihre Mutter.

„Ich ahne es nicht,“ erwiederte dieſe.

„Wer hat geholfen? Ein überirdiſches Weſen?“

„O nein, ein ganz gewöhnliches,“ ſagte Schwörnhert, indem er zur Thür hereindrang. „Während der raſende Doctor zu Ihnen ſich begab, eilte ich aus meinem Verſtecke, ſpähte ich nach meinem Kammerdiener, den ich bei ähnlichen Anläſſen immer als Succurs in Bereitſchaft habe, warf ihm ein paar Zeilen aus dem Fenſter zu und er leitete die Intrigue ein; woher er in Geſchwindigkeit den gallonirten Bedienten genommen, weiß ich nicht.“

„Gott ſei Dank," rief Emilie, „wir ſind gerettet! Aber hierher dürfen Sie nicht mehr kommen."

„Gebt Euch morgen ein Rendezvous im Augarten," ſagte die Schwiegermutter. „Jetzt aber muß der Graf fort, ſchnell fort."

„Freilich, ich muß ja zu Hauſe ſein und im Bette liegen, noch ehe das Conſilium beginnt."

„Ein Conſilium?"

„Natürlich, mein Kammerdiener muß den Wagen noch zu einem Arzte bringen, zu dem Doctor Marbeg in der Rothenthurmſtraße, auch dieſer Arzt wird beſtellt und abgeholt, indeß erhalte ich den Vorſprung. Adieu! — Aber Fräulein Natalie halten Sie mir in Ehren! Die hätte Alles verrathen können. Sie war ruhig wie eine Todte. Danken Sie ihr und werben Sie um ihre Freundſchaft."

Der Graf flog davon.

„Was ſagen wir zu der Mademoiſelle da drüben?"

„Wir gehen beide zu ihr," erwiederte die Mutter, „und ich rede mit ihr."

Sie traten beide in Roſaura's Zimmer.

„Meine Tochter und ich kommen," ſagte die Alte, „Ihnen herzlich zu danken für die zarte Aufmerkſamkeit, mit der Sie meine Tochter und mich aus einer Calamität befreit haben, welche bei der Heftigkeit des Doctors und der Gehäſſigkeit gegen ſeine Collegen bald zu den entſetzlichſten Scenen hätte führen können. — Sie müſſen nemlich wiſſen, Fräulein, daß meine Tochter ſeit ihrer Verheirathung an einem Herzweh leidet, von dem, Gott ſei es geklagt, ihr Gatte ſie am wenigſten befreien kann. In ſeiner Abweſenheit ſendete ſie nach einem anderen Arzte, ihr Mann kam zufällig nach Hauſe, und hätte beinahe erfahren, daß ſie zu ihm kein

Vertrauen habe, daher einen ſeiner Collegen zu Rathe ziehen mußte. Ich verbarg ihn bei Ihnen, ich inſtruirte ihn, daß er ſich in eine der Garderoben hier zurückziehen möchte; Sie ließen es geſchehen. Daß einem der heftigſten häuslichen Zwiſte vorgebeugt wurde, iſt nur Ihr Werk! — Tauſend Dank dafür, ich und meine Tochter geloben Ihnen aus tiefer Erkenntlichkeit die wärmſte Freundſchaft, und rechnen Sie darauf, daß wir Ihr discretes Benehmen zu lohnen wiſſen werden.“

„Iſt Graf Schwörnhort ein Arzt?“ fragte Roſaura.

„Freilich. Sie kennen ihn?“

„Allerdings. In jenes abſcheuliche Haus, in das ich zu meinem Unglücke gerieth, kam er täglich.“

„O weh!“ hauchte Emilie kaum hörbar.

„Das hat nichts zu ſagen,“ erwiederte die Alte. „Er iſt Graf und Arzt zugleich. Wenigſtens der beſte Arzt meiner Tochter. — Wie dem aber auch ſei, wir können Wiedervergeltung üben. — Die Polizei hat meinem Schwiegerſohne unterſagt, den Herrn Secretär Zahlheim in ſein Haus zu laſſen. — Zahlheim ſoll Sie, Fräulein, bei uns wieder ſehen und ſprechen dürfen. Wir beide, meine Tochter und ich, laſſen ihn zu Ihnen, dies ſei ein kleiner Beweis unſerer Gegenaufmerkſamkeit für Sie.“

„Ich habe Ihnen ſonſt keinen Dienſt erwieſen,“ bemerkte Roſaura, „als daß ich mich paſſiv verhielt, als Herr Doctor Lachenberg zu mir ins Zimmer trat, und als Graf Schwörnhort ein Billet ſchrieb und ſeinem Kammerdiener zuwarf. — Ich ſchwieg, ich konnte auch ſehr leicht ſchweigen, denn ich wurde um Nichts gefragt. Für dieſen paſſiven Dienſt einen activen anzunehmen, wäre höchſt unbeſcheiden. Hat die Polizei Gründe, Herrn von Zahlheim ſeine Zuſammenkunft mit mir zu geſtatten, ſo ehre ich ihre Gründe, ohne dieſe zu kennen. — Uebrigens bitte ich Sie, mich meinem Schickſale zu überlaſſen, wie es ſich auch geſtalten möge."

„Potz tauſend!" ſagte die Alte. „Das ſieht ja faſt wie feindſelig aus!"

„Gewiß nicht," verſetzte Roſaura. „Nie wird ein Wort über meine Lippen kommen, das verrathen könnte, was ich gehört und geſehen. Ich hebe gegen Niemand einen Stein auf, nur bitte ich Sie, mich auch nicht zu ſteinigen, wenn ſelbſt — der Schein gegen mich wäre!"

Mutter und Tochter ſchieden, ohne hierauf etwas zu erwiedern.

IX.

Zu Simmering.

Zahlheim verwunderte ſich nicht wenig, als er mit Legler in den Spielerclub in Simmering eintrat.

Das war nicht eine Winkelbank, wie man ſie ſo oft in jener Zeit in abgelegenen Orten auf dem Lande unweit Wien antraf.

Das Spielhaus war großartig.

Zwar gebrauchte man die Vorſicht bei verſchloſſenen Thüren zu ſpielen, und Niemand konnte Zutritt erhalten, der nicht angemeldet oder von einem Mitgliede aufgeführt wurde, aber dafür herrſchte in den Salons deſto mehr Ungenirtheit, und wer einmal da war, der vermeinte wie zu Hauſe zu ſein.

Der Eingang fand durch ein kleines Zimmer im Erdgeſchoſſe im letzten Hofe eines großen Gebäudes ſtatt. Von dem kleinen Zimmer, eine Art Veſtibule, gelangte man zu einer ziemlich ſteilen Holztreppe; hatte man aber dieſe paſſirt, trat man in hellbeleuchtete Säle, wie es hieß, nach einem Garten gerichtet, doch waren dieſe durch ſchwere Fenſterbalken und dichte Verhänge verſchloſſen.

An der Treppe ſtand ein Mann, welcher die Dienſte eines Portiers verrichtete.

Monſieur Legler, wie er Zahlheim's Begleiter anredete, kannte er ſchon. Er machte ihm ein höfliches Compliment.

„Ihr Begleiter iſt wahrſcheinlich Herr von Zahlheim?“ redete er den Fleiſchhauer an.

„Ja,“ antwortete Legler.

„Iſt mir ſchon gemeldet,“ verſetzte der Thürſteher. „Belieben Sie nur hinaufzugehen.“

„Haſt Du mich gemeldet?“ fragte Zahlheim Legler.

„Ich wüßte nicht wann ich dies hätte thun können.“

„Aha!“ ſagte Zahlheim. „Herr Teſſin hat mich annoncirt.“

Sie traten ein.

Ein Mohr nahm beiden Herren die Hüte ab und händigte ihnen dafür Marken ein.

Es waren drei Säle geöffnet.

Im erſten wurde Boule de fortune geſpielt, ein Spiel, das jetzt nicht mehr cultivirt wird, aber viel Aehnlichkeit mit Roulette beſitzt.

Im zweiten Saale klapperten an fünf bis ſechs Tiſchen die Würfel.

Im dritten Saale fand „Pharo“ ſehr lebhafte Theilnahme.

Herr Juſſ war Bankhalter.

Neben ihm ſaß ſeine Tochter, ein wirklich ſchönes Mädchen, nur etwas gar zu auffallend coſtumirt und geſchminkt, aber mit Augen und Lippen und den Mund voll der herrlichſten Perlenzähne, daß Zahlheim ſeinem Freunde unwillkürlich zurief:

„Beim Teufel, die iſt hübſch!“

Der Mohr ſtellte ein paar Stühle für Legler und Zahlheim zurecht: Legler pflanzte ſich etwas familiär neben ſeine Judith.

„Das iſt Herr von Zahlheim, mein Freund,“ liſpelte Legler ſeiner Schönen ins Ohr, und dieſe ſagte ziemlich laut ihrem Vater:

„Mon cher père, c'est ce certain Monsieur de Zahlheim!“

Herr Juſſ warf einen ſüßen Blick auf ihn, nickte ihm zu und engagirte ihn ſogleich zum Spiele.

Zahlheim beobachtete einige Minuten den Gang des Spieles, dann beſetzte er eine „Zehn“ mit zehn Ducaten.

Er verlor.

Er beſetzt ein Aß.

Er verlor wieder.

Endlich beſetzte er einen König mit zwanzig Ducaten.

Er gewann.

So ſpielte er mit abwechſelndem Glücke.

Endlich warf er auf eine „Dame“ hundert Ducaten; er bog ein Paroli u. ſ. w.

Um ein Uhr in der Nacht hatte er bereits über tauſend Ducaten gewonnen.

Er ſtand auf, ging in die anderen Säle, ſah dem Treiben eine Weile zu.

Niemand eiferte ihn an, weiter zu ſpielen.

Er kehrte wieder an die Pharobank zurück, ſah wieder zu.

Ein ungariſcher Edelmann gewann über alle Begriffe.

Zahlheim gratulirte dem Glücklichen, der ſchon einen Berg von Ducaten vor ſich hatte.

Dieſer gab ihm keine Antwort.

Das Glück kehrte plötzlich zu dem Banquier zurück.

In einer Stunde hatte der Ungar keinen Heller mehr.

„Ich bedaure,“ ſagte Zahlheim.

„Brauch ich weder Ihr Glückwünſchen noch Ihr Bedauern,“ verſetzte der Edelmann, „ſind Sie an meinem Malheur Schuld, hätten Sie mir nicht gratulirt, wäre mir Spiel günſtig geblieben! Hol' Sie der Teufel!“

Der Edelmann wendete Zahlheim den Rücken und trat in den Würfelſaal.

Jetzt ging Zahlheim zu Legler.

„Wie geht es Dir?“ fragte Zahlheim.

„Zwanzig Geldſtücke habe ich ſchon,“ antwortete er. „Jeder kommt von ihr und wird mit einem goldenen „Oehrl“ verſehen. Dieſe Ducaten muß dann meine Mutter wie eine türkiſche Jüdin um den Hals tragen.“

Judith lachte.

„Franzl, ſetz' auf die Treff-Dame, die ſtellt meine Judich vor. Ihr zu Ehren ſetz' ein „Schipperl“ (ein Häufchen). Du wirſt ſehen. Du gewinnſt.“

Zahlheim ſetzte ein Häuflein Ducaten.

„Ihnen zu Ehren, ſchöne Dame,“ ſagte Zahlheim.

Zahlheim gewann.

„Ihnen zu Ehren, Herr von Zahlheim,“ erwiederte Judith, zählte den Einſatz und zahlte ihm fünfundſechzig Stück neue Kremnitzer aus.

Mittlerweile entſtand im Würfelſaale ein Tumult.

Der Ungar hatte Händel.

Sein Einſatz wurde aus Verſehen eingezogen, ſtatt ausgezahlt.

Der Ungar ſchrie wie ein Zahnbrecher.

Judith eilte in den Würfelſaal.

Sie warf ſich zwiſchen die Streitenden, zwiſchen den Ungar und den Croupier.

„Was iſt geſchehen?“ fragte Judith.

Der Ungar referirte.

„Was haben Sie eingeſetzt?“

„Fünfzehn Ducaten.“

„Und gewonnen?“

„Einen Paſch.“

„Herr Render, Sie bezahlen dieſem Herrn ſeinen Einſatz mit fünfzehn Ducaten, ſeinen Paſch mit dreißig Ducaten und ſeien Sie in Zukunft weniger unvorſichtig.“

„Bitte um Excuſe,“ bemerkte der Ungar, „habe ich einen dreifachen Paſch gewonnen.“

„So bezahlen Sie,“ ſagte Judith, „für den dreifachen Paſch ſechzig Ducaten und den Einſatz dazu, macht zuſammen fünfundſiebzig Ducaten.“

Der Croupier gehorchte.

„Dank ich Ihnen, Fräulein,“ ſagte der Ungar.

„Laſſen Sie ſich nicht ſtören, und geſchieht zuweilen ein Verſtoß, ſo wenden Sie ſich an mich. — Unſere Gäſte ſollen ſich hier amüſiren, nicht ruiniren.“

„Ei,“ erwiederte der Ungar, „ruinirt hätte mich der „Kletzen“ (die Bagatelle) nicht, habe ich heute ſchon tauſendvierhundert Ducaten verloren und nicht lamentirt, aber muß Ordnung ſein!“

Zahlheim bemerkte dies Alles mit ſichtlichem Vergnügen.

Er wollte ſich ſchon nach Hauſe begeben.

Da fiel ihm ein, daß er ja ſeinem Freunde Teſſin eine Tantième zu bringen habe.

„Von dem Gelde, das ich bereits gewonnen,“ ſagte er, „gebe ich nichts ab, aber im „Boule de fortune,“ das ich noch nicht geſpielt, muß ich einen Satz wagen. Was ich da gewinne, gehöre Teſſin.“

Zahlheim ſetzte die fünfundſechzig Ducaten, die er auf die Treff-Dame gewonnen, auf Nummer Dreizehn.

Zahlheim gewann, und da einzelne Nummern dreifach bezahlt werden, gewann er hundertfünfundneunzig Ducaten. „Genug für den Kerl!“ dachte Zahlheim, ſchob das Geld in die Taſche, das ihm ohnehin, da er all ſein Geld bei ſich trug, wie eine Bouffante am Körper hing, und ging zu Legler, dieſen auffordernd, mit ihm nach Hauſe zu fahren.

Legler entgegnete:

„Ich bleibe bis Früh ſechs Uhr. Von meiner Judith weiche ich nicht. Um ſechs Uhr kommen ohnehin meine Ochſen zur Linie, mit dieſen geh' ich dann heim.“

Zahlheim holte ſeinen Hut in der Garderobe, ſchenkte dem Neger einen Ducaten, dem Thürſteher zwei, und wollte fort.

„Erlauben Euer Gnaden,“ ſagte der Thürſteher. „Herr Luff hat mir aufgetragen, im Falle es Ihnen gefallen ſollte, wieder hieher zu kommen, möchte ich Ihnen dieſe Karte anbieten. Sie koſtet ſechs Ducaten, für drei Monate für die Beleuchtung. Wäre es Ihnen angenehm, hier an jedem Spielabende zu ſoupiren, ſo würde dieſe Karte vierundzwanzig Ducaten koſten; dafür könnten Sie auch des Morgens nach dem Spiele ein Dejeuner erhalten.“

„Sehr anziehend,“ erwiederte Zahlheim. „Hier ſind dreißig Ducaten. Verſchaffen Sie mir ſtets einen Sitz neben Fräulein Judith.“

„Wenn es Herr Legler zuläßt,“ erwiederte der Portier und lachte, „Herr Legler heiratet ja das Fräulein, wie er ſagt.“

Zahlheim lachte ebenfalls, ſtieg hierauf in ſeinen Wagen und fuhr in ſeine Wohnung.

Als er ungefähr um halb drei Uhr des Morgens bei ſeinem Hauſe auf der Baſtei ankam und dem Fiaker einen Ducaten ſchenkte, weil er wirklich ſeelenvergnügt nach Hauſe kam, war es noch ziemlich finſter, deſſenungeachtet bemerkte er, daß in einiger Entfernung von ſeinem Hauſe ein Kerl herumſchleiche, der bald näher kam, bald wieder ſich entfernte.

„Der will gewiß hier einbrechen!“ ſagte Zahlheim für ſich. „Wenn es auf mich abgeſehen iſt, ſo findet er heute wie nie ſeine Rechnung.“

„Fiaker!“ rief er, „ich bleibe indeß bei deinen Pferden. Mache mir einen kleinen Gang. — Siehſt Du dort die Geſtalt?“

»Ich ſehe nichts, Euer Gnaden.«

»Dort, dort! nun verliert ſich das Geſpenſt wieder.«

»Euer Gnaden ein Geſpenſt? Zu einem Geſpenſt gehe ich nicht!«

»Narr! Ich nenne den Menſchen, der dort auf- und abgeht, nur ſo; wer wird denn an Geſpenſter glauben! Siehſt Du — jetzt neigt er ſich gegen den Stadtgraben.«

»Er wird ſich vielleicht hinabſtürzen,« bemerkte der Fiaker, »laſſen wir ihm ſeine Freud'!«

»O nein, der will etwas Anderes, der will irgendwo einbrechen. Er hat vielleicht ausgekundſchaftet, daß ich mit ſehr vielem Gelde nach Hauſe komme und hat mich im Auge; gehe doch raſch auf ihn zu und frage ihn, was er hier vor Tagesanbruch zu ſuchen hat?«

»Wenn er von Fleiſch und Bein iſt, Euer Gnaden, ſo ſchlage ich ihn gleich nieder. Ich werde indeß die Peitſche umkehren und meinen eiſernen Radſchlüſſel aus dem Wagen nehmen.

Der Fiaker that wie er ſagte und lief auf den Menſchen zu.

Dieſer nahm Reißaus.

Der Fiaker jagte hinter ihm her.

»Steh, Hallunk,« ſchrie der Fiaker, »oder ich werfe Dir den eiſernen Radſchlüſſel auf die Füße, hernach laufe, wenn ich Dir ein Schienbein lädirt habe.«

Der Unbekannte ſtand.

Der Fiaker ſprach mit ihm.

Zahlheim konnte jedoch wegen der großen Entfernung nichts vernehmen.

Er horchte.

Endlich hörte Zahlheim ſeinen Namen nennen.

Er ſtutzte.

Der Fiaker kam zurück.

„Euer Gnaden,“ ſagte der Fiaker, „der „Rauber“ dert beharrt darauf, er müſſe hier auf den Herrn von Zahlheim warten, ich ſoll Euer Gnaden fragen, ob Sie der Herr von Zahlheim ſind?“

„Hat er Dich nicht gefragt, wo wir herkämen?“

„O ja. — Ich habe ihm geantwortet, ich wüßte es nicht. — Da kommt er zu einem Unrechten, wenn er mich „ausfratſcheln“ (ausforſchen) will.“

„Das iſt brav von Dir, daß Du verſchwiegen biſt.“

„Das verſteht ſich von ſelbſt, daß ein Wiener Fiaker keine „Plauſchmiedl“ (Schwätzerin) iſt, wo kämen wir denn hin, wenn wir nicht ſchweigen könnten; wir leben ja von den Geheimniſſen. — Soll ich wieder hingehen und ihm eine Antwort geben? Ich werde ihm ſagen, wenn er nicht geht, ſo werfe ich ihn in den Stadtgraben.“

Indeß kam der Verdächtige näher.

„Sind Sie Herr von Zahlheim?“ rief er dieſen an.

„Ei zum Teufel!“ verſetzte Zahlheim, „was wollt Ihr denn?“

„Zu Euch: Nachfragen, wie's ausgefallen?“

„Gut!“

„Ich geh mit Euch hinauf in euere Wohnung, Ihr müßt mir Bericht abſtatten!“

„Gott ſoll mich bewahren! Ich will ſchlafen.“

„Habt Ihr denn an mich gedacht?“

„Das verſteht ſich!“.

„Laßt mich doch zu Euch hinauf.“

„Nicht um die Welt.“

»Ich halte mich nicht lange auf.«

»Kommt am Tage. Um acht Uhr Morgens, nicht früher. So lange es finſter iſt, laſſe ich nicht meinen beſten Freund zu mir!«

»Ich bin euer beſter Freund!«

»Donnerwetter! Seid nicht zudringlich, geldgieriger Satan! Kommt am Tage, morgen Früh, und Ihr ſollt haben, was Ihr wünſcht!«

»Jetzt geh der Herr einmal,« ſagte der Fiaker, »oder ich mache Ihm Füße mit meiner Peitſchen. Sperren Euer Gnaden Ihr Thor auf,« ſagte der Fiaker zu Zahlheim, »gehn Euer Gnaden hinein, ſperren Euer Gnaden »einwendig« (von innen) wieder zu. Wenn Euer Gnaden in Ihrem Quartier ſind, dann wichs ich dieſen Kerl über die ganze Baſtei! Du verfluchter, zudringlicher Rauber ſollſt an mich denken!«

»Lump, grober!« ſchimpfte Teſſin den Fiaker und eilte wüthend fort.

»Wart, Spitzbub'!« ſchrie der Fiaker, »jetzt fahr' ich Dir nach. Für den Lumpen ſollſt Du mir deine Kreuzhiebe bekommen.«

Man hörte Teſſin davonlaufen.

Der Fiaker jagte ihm nach.

Zahlheim ging in ſein Haus und verſperrte es von innen.

X.

Spielerübermuth.

Zahlheim machte Licht in ſeiner Wohnung.

Er öffnete ein Fenſter. — Er horchte ziemlich lange. — Er hörte nichts mehr. — Das Rollen des Wagens verhallte.

„Es hätte nicht geſchadet,“ ſagte er, „wenn dieſer geldgierige Schurke etwas abgekriegt hätte! — Iſt es möglich, daß ein Menſch ſo habſüchtig ſein könne; eine ganze Nacht auf der offenen Straße zu warten, um noch Geld zu erhalten, das ihm doch in wenig Stunden am Tage werden muß. — Ich laſſe es mir nicht nehmen, der Gauner hat mich beſtehlen, vielleicht gar ermorden wollen. — Nun warte, Schurke, mein Geld ſollſt Du nicht finden, und wenn Du noch ſo eifrig darnach forſcheſt! Ich weiß jetzt einen Platz, wo es der Teufel ſelbſt nicht ſucht!“

Er ſortirte ſeine Summen und band ſie in Packete.

„Hier hundertfünfundneunzig Ducaten für den Elenden! Gewiß werde ich mich noch von ihm losmachen, und ſollte ich zu einem Gewaltmittel ſchreiten.“

Hierauf verriegelte er alle ſeine Thüren und ſchickte ſich an zu ſchlafen, aber er vermochte es nicht.

Er ſah ſchon einen enormen Gewinn vor ſich.

Er ſah ſich ſchon, wie er die Pharobank, die Würfelbank und die Glückskugelbank ſprengen, und wie er in gro ßen Lederſäcken das Geld mühſam nach Hauſe ſchleppen würde.

„Nur oberflächlich gerechnet,“ ſagte er für ſich, „ſah ich zwanzigtauſend Stück Ducaten und Bankozettel und Kronenthaler in ungeheuren Maſſen aufgethürmt. — Das muß Alles mein werden! Bei der Nobleſſe, mit der man bei Herrn Tuff ſpielt, und bei der Nobleſſe, mit welcher ſeine Tochter das Spiel leitet, iſt das ein Kinderſpiel!“

Endlich ſchlief er ein.

Sein Schlaf war ſchwer und unruhig.

Er träumte, daß er all ſein erſpieltes Vermögen wieder verloren.

Er träumte, wie er mit Schimpf und Schande aus jenem Hauſe geworfen wurde.

Er träumte, wie er Legler gebeten, ihm nur Geld auf ein Frühſtück zu geben, und wie ihn dieſer mit Hohn abgewieſen.

Er träumte ſo lebendig, daß er in ſeiner Verzweiflung aufſchrie und aus dem Bette ſtürzte.

Er ermannte ſich.

Er blickte in ſeinem Zimmer umher.

Die Lichter, welche er auszulöſchen vergeſſen hatte, waren herabgebrannt.

Er faßte das eine und lief damit an den Ort, an welchem er ſein Geld verborgen.

Mit Jubelgeſchrei faßte er es an.

„Elendes, ſchmachvolles Träumen!“ rief er.

Jetzt erſt dachte er an Roſaura. Es fiel ihm ein, daß er ſo ganz allein in dieſer Abgeſchiedenheit, doch ſobald als möglich Roſaura zur Frau nehmen müſſe.

Mit Roſaura beſchäftigt ſchlummerte er wieder ein.

Plötzlich weckte ihn ein furchtbares Poltern an ſeiner Thüre.

Die Glocke von St. Ruprechts nahem Kirchenthurme ſchlug gerade ſechs Uhr.

Zahlheim öffnete eines ſeiner Zimmer nach dem andern, endlich auch die Eingangsthüre ſeiner Wohnung, an welcher immer noch mit Fäuſten getrommelt wurde.

Außer ſich vor Unwillen rief Zahlheim: „Zum Teufel! wer lärmt denn ſo? — Ich komme ja ſchon.“

Zahlheim öffnete.

Er blickte nach dem Ungeſtümen.

Teſſin ſtand vor ihm.

„Nun hört,“ ſagte Teſſin, „Ihr habt einen Schlaf wie ein Murmelthier! Ich wollte ſo eben nach dem Schloſſer ſchicken und mit Gewalt aufſperren laſſen, um zu ſehen, ob Ihr etwa vom Schlag gerührt worden oder mir durchgegangen wäret.“

Zahlheim war ſo wüthend über Teſſin, daß er ihm zornentbrannt entgegendonnerte:

„Schuft! um 8 Uhr hab' ich Dir geſagt, daß Du kommen ſollſt, nicht um 6 Uhr! — Große Luſt hätte ich, Dich wieder, wie neulich, über die Stiege zu ſchleudern, Du nichtswürdiger Gauner! Du —“

„Meinetwegen, werft mich hinunter; werft nur aber die Ducaten früher über die Treppe, die Ducaten, die mir gebühren, meine ich, damit ich weicher falle.“

„Einhundertfünfundneunzig Ducaten bekommſt Du — mehr keinen Heller!“

„Gebt ſie nur erſt!“

Zahlheim gab ſie.

»So,« ſagte Teſſin, »das iſt nach eurer Rechnung; nun komme ich aber mit der meinigen.«

»Wenn wir gute Freunde bleiben ſollen,« fuhr ihn Zahlheim an, »ſo mäkelt nicht mit mir! — Laßt es mir über, was ich Euch geben will.«

»Euch? Ihr ſeid der ſchmutzigſte Spieler, den ich noch kennen gelernt,« verſetzte Teſſin. »Ihr nennt mich einen Gauner? — Ihr ſeid einer! — Was haben wir ausgemacht? — Ihr vergeßt eure Verpflichtung! — Sobald Ihr Gold erobert, werdet Ihr ſo geizig wie alle niederträchtigen Spieler. — Wem habt Ihr denn die tauſendzweihundert Ducaten zu verdanken, die Ihr heute Nacht gefiſcht?«

»Meinem Glücke!«

»Ha, ha! Geht hin mit eurem Glücke, pocht an bei allen Thüren, wo heimlich geſpielt wird; ruft: Macht auf, ich bin's, der Zahlheim, der blos gewinnt und ſonſt nichts als gewinnt, ſo wirft man Euch die Treppe hinunter; doch ſeid Ihr von mir recommandirt, ſo läßt man Euch ein, und wenn Ihr jede Bank dreimal ſprengt.«

»In Simmering brauch ich Euch nicht mehr; ich habe mich ſchon eingekauft. Meine Karte koſtet mich dreißig Ducaten.«

»Nu, nu, weint nur nicht um dieſen Bettel!«

»Ein Spieler braucht jeden Kreuzer!«

»Ihr gebt mir alſo nicht mehr, als dieſe hundertfünfundneunzig Ducaten?«

»Um keine Welt.«

»Sehr honnet!«

»Nun packt Euch!«

»Auch dies! — Nur Eins! — Ihr werdet wieder gewinnen.«

„Ganz ſicher.“

„Und mir nichts davon geben?“

„Ich könnte Unglück haben. Seht, jeder Spieler hat Vorurtheil. Das meine iſt, daß ich meine Goldtruppen zuſammenhalten müſſe, ſonſt werde ich geſchlagen. — Auch dieſe hundertfünfundneunzig Ducaten ſind nicht von meinem Gewinne, ſondern von dem euren. Ich ſetzte nemlich im Roulette fünfundſechzig Ducaten für Euch, gewann, und brachte Euch den Gewinn.“

„Und wenn Ihr verloren?“

„Dann hättet Ihr nichts gekriegt!“

„Sehr noble! — Da Ihr mich nun dadurch zu honoriren gedenkt, daß Ihr für mich einen Einſatz macht, ſo bitte ich Euch, dies für morgen auf eine »Neun« zu verſuchen. — Wagt zweihundert Ducaten; — gewinnt Ihr, ſo biegt ein Paroli und ſo fort bis zum Douze-le-va. Es könnte gelingen, daß Euch zweitauſendvierhundert Ducaten ausbezahlt würden, — mit dieſen begnüge ich mich.“

„So? — Und wenn der Einſatz von zweihundert Ducaten zum Teufel geht?“

„Begnüge ich mich auch!“

„Und mein Einſatz?“

„Ich werde Euch doch zweihundert Ducaten werth ſein?“

„Nein.“

„Dieſe müßtet Ihr mir ja eigentlich von den tauſendzweihundert Ducaten, die Ihr geſtern gewonnen, noch herausgeben; ſeid doch nicht gar ſo nichtswürdig indiscret und ſchofel!“

„Hab' ich dann vor Euch Ruhe?“

„Was wollt Ihr damit ſagen?“

„Wenn ich die zweihundert Ducaten für Euch einſetze, ob ich nun damit für Euch verliere oder gewinne, — zweihundert Ducaten einbüße oder zweitauſendvierhundert Ducaten in euren Säckel ſchleudere, — werde ich Euch dann für immer los?«

Teſſin dachte einige Augenblicke nach.

»Ja,« ſagte er endlich.

»Ihr kommt dann nicht mehr zu mir? Verſchont mich für immer mit eurer Gegenwart?«

»Sobald Ihr mir die zweitauſendvierhundert Ducaten ausbezahlt haben werdet, nicht mehr.«

»Ich muß ſie nur erſt gewinnen.«

»Verſteht ſich.«

»Abgemacht!«

»Nun ſagt mir nur noch Eins. — Werdet Ihr heute wieder blos als Ambulator an der Spielbank erſcheinen, nicht als Gourmand an der Tafel des Glückes, ſondern als ein Friand? — Blos naſchen, nicht eſſen?«

»Weshalb fragt Ihr?«

»Weil ich es lächerlich finde, wenn man hungrig iſt — und dies ſeid Ihr nach Gewinn — und zu einer reich beſetzten Tafel geladen wird, daß man die Gerichte blos koſtet und nicht ordentlich ſchmauſt? — Wie Ihr geſtern pointirtet, pointiren die Damen in Spaa und Pyrmont. Hier ein Ducätchen auf eine Karte, dort ein Ducätchen auf einen Würfel, und zuletzt ein Ducätchen auf die Kugel! — Ihr habt mich blamirt! — Ich rühmte Euch als einen Virtuoſen im Spiele, und Ihr benahmt Euch wie ein Dilettant. — Die Tochter des Banquiers lachte über Euch, und ſagte zu eurem Freunde Legler: Ihr hättet Euch benommen wie Einer, der zum erſten Male auf parquettirtem Boden tanzt, und bei jedem Pas ſich ängſtigt, auszugleiten und hinzuſtürzen.“

„Ich mußte das Terrain erſt ſondiren. Heute werde ich anders auftreten.“

„Selbſt Bank halten?“

„Va banque werde ich ſpielen.“

„Hiezu gehört viel Geld. — In jenem Hauſe kann man nicht auf Ehrenwort ſpielen.“

„Ich brauche keinen Credit. Dieſe Anmerkung hättet Ihr Euch erſparen können. — Wenn ich auch in Paris Marſeille, Aachen, Spaa nicht geſpielt, ſo weiß ich doch, daß, wo eine Dame als Croupier der Bank dient, von Spielen auf Borg nie die Rede iſt.“

„Va banque! Va tout! Himmliſche Worte für mein Ohr! — Ich beneide Euch um den Hochgenuß, dieſe Zaubertöne erſchallen laſſen zu dürfen! — Va tout! Es gilt Alles auf's Spiel geſetzte Geld! — In Pyrmont hört' ich es von einem Ruſſen rufen, der einen Creditbrief auf eine halbe Million Rubel auf den Tiſch warf. — Der Banquier glich einer Leiche. Die Bank enthielt in Gold und Brabanterthalern über dreimalhunderttauſend Gulden. — Die Gallerie der Pointeurs wich ſcheu zurück. Niemand wagte zu athmen. Der Ruſſe legte ſeinen Creditbrief auf den Coeur-Buben! Ich ſehe den Ruſſen noch vor mir!

„Die Karten wurden abgezogen.“

„Der Banquier gewann?“ fragte Zahlheim in höchſter Aufregung.

Der Banquier verlor.“

„Gott ſei Dank!“ rief Zahlheim.

„Der Ruſſe nahm die Caſſe in Empfang. — Drei ſeiner leibeigenen Diener ſchleppten ſie fort. — Vierzehn Tage vorher ſprengte derſelbe Ruſſe die Bank in Spaa. Als er nach Aachen kam, verweigerte ihm der Bankhalter die Theilnahme am Spiele.“

„So weit muß es auch ich noch bringen,“ rief Zahlheim in wilder Aufwallung aus. „Im Palais royal ſoll man mein Glück bewundern.“

„Beim Himmel! Ihr habt viel Aehnlichkeit mit jenem Ruſſen; ſogar in den Geſichtszügen, nur war der Ruſſe nicht ſo — ſchmutzig wie Ihr; ſeinem Freunde, der ihn auf ſeinen Reiſen begleitete, ſchenkte er von jedem großen Fiſchfang zehn Procente!“

„Da war er ein Dummkopf! — Ich gebe nichts.“

Teſſin lachte.

„Der Ruſſe,“ ſagte er, „iſt auf eine andere Art abergläubiſch als Ihr. — Lebt wohl! — Morgen, um dieſe Stunde hole ich mir meine zweitauſendvierhundert Ducaten und nehme Abſchied von Euch. — Ich reiſe nach Neapel und etablire eine Pharobank. — Dort kennt man mich noch nicht. — Auf welche Art ich die neapolitaniſche Fortuna meiſtern werde, davon ſollt Ihr hören.“

„Vielleicht hängen ſie Euch dort auf, dann erſpart Ihr die Heimkehr!“

„Mir iſt dergleichen noch nicht prophezeit worden,“ gab Teſſin zurück und ging.

„Dir, Schuft!“ rief ihm Zahlheim nach, „ſteht das Rad bevor!

„Nun will ich wieder ins Amt,“ ſagte er, „will beiſpiellos viel arbeiten; im Amte will ich Glück haben, im Spiele will ich Glück haben. Sollte es mir in der Liebe fehlen? — Um vier Uhr will ich Roſaura aufſuchen und mit dem Doctor Lachenberg ernſtlich über meine Herzensangelegenheit ſprechen; der ſoll mir zu meiner Roſaura verhelfen.

Zahlheim verſperrte ſeine Wohnung und eilte in ſein Bureau.

XI.

Der Wendepunkt.

Im Hauſe des Doctors Lachenberg ergab ſich eine ergreifende Scene.

Der Bojar kam mit ſeiner Gattin dahin.

Roſaurens Mutter war angekommen.

Der Bojar führte ſie dem Doctor auf.

Roſaura wurde augenblicklich gerufen.

Der Doctor hatte nicht nöthig, ſeiner Schutzbefohlenen zu ſagen, wer ſie zu ſehen wünſche; Roſaura flog augenblicklich auf die Dame hin. Roſaurens Herz ſagte ihr, wen ſie vor ſich habe. Sie ſtürzte der Mutter in die Arme und weinte an ihrem Halſe; es war ihr, als wenn Gott zu ihr ſpräche: „Das iſt deine Mutter, zweifle nicht.“

Die Gemüthsbewegung der Mutter und ihres Kindes war ſo groß, daß Beide kein Wort hervorzubringen vermochten; Thränen und Schluchzen vertraten die Stelle der Worte. Sie umklammerten ſich, ſie blickten ſich dann wieder in ſtummer Umarmung an, ſie küßten ſich, ſie weinten wieder und ſanken einander neuerdings in die Arme.

„Es iſt gut,“ ſagte der Bojar, „Herr Doctor, Sie ſind Arzt. Sie wiſſen mehr als ein Anderer von Seelenſympathien zu erzählen; aber ſagen Sie ſelber, hat die Stimme der Natur je deutlicher geredet als hier?“

»Ich muß geſtehen,« erwiederte der Doctor, »daß ich von dieſer Scene ſo ergriffen bin, daß ich mich ſelbſt erſt ſammeln muß; dabei kann ich aber die Bemerkung nicht unterdrücken, daß die Aehnlichkeit zwiſchen Ihrer Frau Gemalin und dem Fräulein Tochter ſo groß iſt, daß ſie wie Schweſtern ſich gleichen.«

»Nur daß Mutter älter iſt als Tochter,« meinte der Bojar.

»Dem Anſcheine nach nicht um viele Jahre, denn Ihre Frau Gemalin ſieht aus, als wenn ſie erſt einige zwanzig Jahre zählte.«

»Ja, hätte ſie ſich nicht ſo gekränkt um mich und ihr Kind, ſo würde ſie noch beſſer ausſehen. Sie ſoll mir aber blühend werden wie Jungfrau, und Tochter ſoll mir blühen wie Kind. — In einem Jahre ſollen Beide ausſehen wie ein Paar Zwillinge, und ſoll man ſie von einander gar nicht unterſcheiden können. — Nun, Roſaura,« wendete ſich der Bojar an dieſe, »glaubſt Du es endlich, daß ich dein Vater bin? — Da Du fühlſt, daß dies Mutter iſt, ſo mußt Du auch fühlen, daß ich Vater bin.«

Roſaura küßte ihrem Vater ehrerbietig die Hand und blieb dann mit geſenkten Blicken vor ihm ſtehen.

»O kannſt mich ſchon umarmen, Roſaura. Ich bin nicht nur dem Namen nach, dein Vater, ich werde auch mit Leib und Seel' dein Vater, und ein guter, herzlicher, für Dich ſo lang ich lebe, redlicher, wahrer Vater ſein. — Deine Mutter weiß ſchon wie ungehörig ich war. Ich hab' ihr Alles offenherzig gebeichtet. Ich konnte mir nicht Rechenſchaft geben, warum ich gar ſo ſehr für Dich eingenommen war; die Aehnlichkeit mit deiner lieben Mutter hat mich um allen

Verſtand gebracht: hätte ich Dich nicht in dem verfluchten Spielhaus gefunden, wäre ich vernünftig geblieben — aber dort — wie konnte ich ahnen, daß unter ſolchen Menſchen — doch nichts mehr davon. — Deine Mutter, dieſer Engel, hat ein Auge zugedrückt und mir verziehen, — ach, was hat ſie mir nicht ſchon Alles verziehen! und Du mußt beide Augen zudrücken und mir ebenfalls verzeihen! Du mußt mir um den Hals fallen und mein geliebtes Kind ſein.“

Roſaura umarmte ihren Vater, weinte herzlich und bedeckte ſeine Hände mit zahlloſen Küſſen.

„Wein' ich auch,“ ſagte der Bojar, „wein' ich wie Kind. Fünfzig Jahre hab' ich nicht geweint; hab' ich auch nicht Urſach gehabt; — weine ich aber, daß es mir Herz abſtößt. — Alte,“ ſagte er zu ſeiner Frau, „deck' jetzt zum letzten Mal Schleier über meine dummen Streiche. — Ich ſag' es noch einmal, will ich gut machen; will ich nur für Dich und dein Kind leben. Gott ſei Dank, daß ich reich, ſehr reich bin; Ihr beide ſollt Tage haben wie Fürſtinnen, und will Euch in einem fort in die Augen ſchauen, um eure Wünſche abzuleſen. Und Mann will ich Dir ſuchen,“ wendete er ſich an Roſaura, „vortrefflichen Mann, der nicht ſein darf leichtfertig wie ich, nicht ſein darf übermüthig wie ich, nicht ſein darf Spieler wie ich und Nachtſchwärmer wie ich — nein, nein, will ich ſagen wie ich war, denn ich will jetzt gut thun und brav ſein; iſt auch ſchon Zeit, marſchir' ich ſchon auf ſechzig los; freilich, freilich, in Wallachei iſt nicht wie in Schwaben; in der weiten Entfernung hört man „Schnalzer“ erſt ſpäter!“

„Dein Vater,“ ſagte Roſaurens Mutter, „hat mir viel von Dir erzählt, und daß dein Herz, theuere Tochter, nicht mehr frei ſei — in dem erſten Augenblicke unſeres

Wiederfindens will ich nicht hievon ſprechen. Du wirſt mir Alles ſagen, was Du der beſten Freundin auf dieſer Welt, deiner Mutter, zu ſagen haſt; Du wirſt mir nichts verhehlen; ich werde Dir dann rathen; — ich werde ja ſonſt auch nichts im Auge haben als dein Glück; nicht wahr, mein Kind, Du wirſt mir vertrauen?«

Der Diener des Doctors trat herein und meldete ihm ganz leiſe, wie es ſchien, höchſt Dringendes.

»Wie? Jetzt?« fragte der Doctor, »das iſt ja unmöglich! — Sagteſt Du nicht, wer hier ſei?«

»Ich that's,« antwortete der Bediente, »da wurde er nur noch ungeſtümer. Deſto beſſer! rief er, deſto beſſer! Roſaurens Mutter iſt angekommen, von ihr hoffe ich das Beſte. Melde mich, befahl er mir. Von dieſem Zuſammentreffen hängt mein Lebensglück ab.«

»Was wiſpeln's denn, Doctor?« fragte der Bojar; »iſt vielleicht gefährlicher Patient da? — Nehmen Sie ihn vor, wollen wir haben, daß jeder Menſch aus dieſem Hauſe getröſtet fortgehen ſoll, haben wir doch hier auch wahren Augentroſt gefunden.«

»Es iſt freilich ein Kranker hier,« verſetzte der Doctor, »ein Herzenskranker.«

»Wir ſind auch herzenskrank geweſen; laſſen Sie ihn eintreten, vielleicht wird er geſund wie wir.«

Der Bojar öffnete die Thür und rief hinaus:

»Kommen Sie herein, wenn Sie Ihre Geneſung haben wollen; wir ſind curirt worden, ſo ſollen auch Sie —«

Zahlheim trat ein.

Der Bojar taumelte vor Ueberraſchung zurück.

Roſaura ſtieß einen Schrei aus und ſank in die Arme ihrer Mutter.

Dieſe ſtarrte Zahlheim lange an.

Endlich ſagte ſie:

„Dieſer Herr? — Iſt er es?“

Der Bojar wendete ſich ab von Zahlheim.

„O, wenden Sie ſich nicht ab von mir,“ bat Zahlheim. „Werfen Sie einen Blick auf Ihre Tochter, und er wird Ihnen ſagen, daß Sie ihr das Herz brechen, wenn Sie mich verſtoßen! — Sie liebt mich, ſie liebt mich ſo heiß, wie ich ſie liebe; Sie tödten ſie und mich, wenn Sie unſerer Liebe hindernd in den Weg treten. Roſaura, vereinigen Sie Ihre Bitten mit den meinigen und flehen wir beide Ihre theueren Eltern an, uns zu erhören.“

„Gnädige Frau,“ ſagte er zur Mutter, „aus den ſchönen Zügen Ihres Antlitzes, in welchem ich das unverkennbare Bild der Tochter wieder finde, ſpricht das reinſte Mitgefühl; — erbarmen Sie ſich eines Mannes, der keinen andern Wunſch kennt, als die Geliebte glücklich zu machen. Wohl kam ich in Berührungen, die mir den Haß des Herrn Gemals zuzogen, aber Gott iſt mein Zeuge, ich hatte ja keine Ahnung, in welche Verhältniſſe ich gerieth, und hätte ich es geahnt, ſo hätte ich bei dem Allmächtigen ein Verdienſt mir erworben, das freilich dem Zufall gebührt! — Ich habe den Herrn Gemal durch mein ſeltenes Glück erbittert. Ich will nichts beſitzen von dieſem Glücke. Was ich im Spiele von dem Herrn Gemal gewonnen — es liegt noch unverſehrt bei mir — ich gebe es zurück; ich will nichts gewinnen als Ihren Segen, den Segen von Vater und Mutter.“

„Aehnliche Sponbonaden,“ ergriff jetzt der Bojar das Wort, „hat mir ſchon ein Freund von Ihnen — auch ſo Einer, — will ich jetzt nicht ſagen, was für Einer, „vergeſchwabelt," aber gib' ich nichts d'rauf. — Ehrlicher Mann, Mann, der wirklich mein Kind mehr als Geld liebt, hätte mir ſchon längſt enorme Summe, die er mir abgenommen, zurückgeſchickt, hätte ihm dies Geld auf der Seele gebrennt, weil ihm nicht entgangen, wie er es bekommen, ſo zu ſagen durch meinen leidenſchaftlichen Spielrauſch, den man wohl im erſten Augenblicke benützen, aber wenn man dann ſpäter ſieht, daß einem an Dem, welchen man geplündert, etwas liegen ſollte, dann rafft man Geld hübſch zuſammen, ſchreibt einen herzlichen Brief dazu, und ſchickt es bei Heller und Pfennig retour. — Haben Sie das gethan? — Nein. — Hernach wiſſen Sie wohl, was noch geſchehen. — Man ſieht noch immer Spuren an mir. Haben Sie ſich gereinigt von dem Verdachte, daß Sie dahinterſteckten? Nein. — Sie ſchoben blos Brutalitäten auf gut' Freund! Gingen aber nach der Affaire zu gut' Freund und freuten ſich über Attentat! — Haben Sie dies gethan? — Ja! — Endlich die Geſchichte bei der Polizei. — Sie gingen leer aus; ich wurde eingeſperrt. — Sie wußten bereits, daß ich Roſaurens Vater ſei; ich ſagte es Ihnen. — Hatten Sie Freud', daß ich vierundzwanzig Stunden auf elender Pritſchen campirte? — Ja, und nicht Sie, ich mußte Mittel machen, befreit zu werden. — Bewegten Sie nur einen Finger für mich? Nein. — Und einem ſolchen Menſchen ſoll ich mein einziges geliebtes Kind geben? — Nein, nein, und zehntauſendmal nein! — Endlich ſagte mir Ihr Freund, derſelbe, wie Sie Einer, Sie hätten eben ſoviel, als Sie von mir gewonnen, im eigenen Vermögen. — Wo denn? — Von wem denn? — Seit wann denn? — Heiraten wollen Sie meine Tochter wegen meinem Geld. Wenn Sie Tochter und Geld haben, dann mich noch niederträchtiger behandeln, als jetzt. Spieler bleiben, Schwelger bleiben, rückſichtsloſer Menſch bleiben! — Red' jetzt Du, Frau, ob man kann geben ſolchem Menſchen theueres Kind?«

»Aber, vielgeliebter Vater,« bat Roſaura unter einem Strom von Thränen, »Sie fügen ja dem armen Zahlheim zu viel Unrecht zu!«

»Ich verdamme Niemand ungehört,« entgegnete die Mutter; »Herr von Zahlheim, was haben Sie auf die Beſchuldigungen meines Gemals zu erwiedern?«

»Wenn der Herr Bojar nicht hier, und Sie, gnädige Frau, nicht ſeine Gemalin wären,« nahm jetzt Zahlheim das Wort, »ſo hätte ich es ſehr leicht, alle die vorgebrachten Anſchuldigungen in ein Nichts zurückzuweiſen; ſo aber verbieten mir meine Liebe für Fräulein Roſaura und Rückſichten der allerdelicateſten Art, die mit ſo großer Leidenſchaftlichkeit gegen mich geführte Anklage mit gleichem ſchweren Geſchütze zu bekämpfen.

»Als der Herr Bojar und ich im Spielſaale einander gegenüberſtanden, wurde vor Allem mein Glück verdächtigt; — mit einer Erbitterung ohne Gleichen, mit einer Schonungsloſigkeit, die unter gebildeten und unter Perſonen von beſſerer Education, beſonders aber unter Perſonen von hoher Geburt nie vorkommt, wurde ich des ſchmählichſten Betruges beinzichtigt. — Ich vernichtete den ſchimpflichen Verdacht und reinigte mich vollkommen von den ſchmählichen Invectiven. — Ich fordere den Herrn Bojaren auf, zu erklären, ob ich dies nicht that?«

Der Bojar ſchwieg.

Seine Gattin aber drang in ihn, hier nicht durch Schweigen zu antworten.

»Meinetwegen,« ſagte er. »Herr Zahlheim ſoll Recht haben.«

»Du darfſt hier nicht mit zweideutigen Worten antworten,« ſagte ſeine Frau. »Es gilt die Ehre eines Menſchen!«

»Reinigte ſich Herr von Zahlheim von jenem Verdachte, reinigte er ſich vollkommen?« fragte ſie, »ſprich; ja oder nein?«

»Ja, ja,« erwiederte der Bojar, »er reinigte ſich; er miſchte nicht einmal die Karten, er hob ſie nicht ab, er berührte ſie nicht; ein Anderer, Einer der gegen ihn ſpielte, ſtach mit meinem Dolche das Blatt ab.«

»Und ich gewann!« rief Zahlheim. »In jenem Augenblicke aber wurde mir erſt eine Demüthigung zugefügt, gnädige Frau, die mich noch jetzt bis in die tiefſte Seele erſchüttert. — Da ich kein falſcher Spieler ſei, gab man mir zu verſtehen, müſſe ich ein Schwarzkünſtler ſein. — Man brachte Würfel. — Als ich den entſcheidenden Wurf thun wollte — ſtellte mir Jemand — ich weiß nicht mehr wer dieſer Jemand geweſen,« ſagte Zahlheim mit ſcharfer Betonung, »ein Crucifix neben den Würfelbecher, damit der Teufel, der mich in ſeinen Schutz genommen, keine Macht zu meinen Gunſten haben ſollte; — erſt nachdem dieſes geſchehen, ließ man mich die Würfel ergreifen. — ich warf und warf achtzehn, und gewann wieder. — Den Beweis, daß ich nicht mit dem Teufel im Bunde, ſtellte ich alſo ebenfalls her; doch mir war dieſer Frevel zu groß — die Frechheit, auf den Spieltiſch ein Crucifix zu bringen, empörte mich; — ich verſuchte die nichtswürdige Entweihung des Heiligſten zu ſühnen, und übergab den Würfelgewinn der Kirche zu Unſerer lieben Frau bei den Schotten.

„Hier iſt der Empfangsſchein über den abgelieferten Betrag. — Behalten Sie ihn, gnädige Frau.

„Freilich wäre es von mir in dieſem Momente ſehr klug geweſen, wenn ich das Geld, das ich im Pharo gewonnen, doch wieder zurückgeſtellt hätte; da ich aber in dem Augenblicke, in welchem ich es einziehen ſollte, dem Herrn Bojaren zugerufen: „Ich nehme dieſe große Summe nicht, Herr Bojar, ſtreichen Sie ſie ein! Ich will Ihr Geld nicht!“ worauf der Herr Bojar vor der ganzen Geſellſchaft erwiederte: „der Teufel läßt ſich etwas von Ihnen ſchenken!“ da wagte ich es nicht, neuerdings einen ſolchen Antrag zu machen, aber ich verwahrte dieſe Summe und verwendete nicht einen Ducaten davon für mich!

„In einer Stunde kann ich ſie hieher bringen. Ich werde mich glücklich ſchätzen, wenn ſie der Vater meiner Roſaura wieder zurücknimmt.“

Zahlheim machte eine Pauſe, während dieſer fragte Roſaurens Mutter ihren Gatten:

„Warſt Du vielleicht derjenige, welcher das Crucifix auf den Würfeltiſch ſetzte? — Das wäre entſetzlich! Das wäre himmelſchreiend!“

„Frage mich nicht,“ erwiederte der Bojar, „weiß ich es nimmermehr!“

„Die übrigen Anklagen,“ ſagte Zahlheim, „auf eine andere Art als durch die heilige Verſicherung, daß ſie mich ganz unſchuldig treffen, zu berühren, vermag ich nicht. — Ich ſtehe hier vor dem Manne, den ich als Vater um ſeinen Segen zu bitten habe; ich ſtehe hier vor der Mutter meiner Roſaura, die ich nicht betrüben will; ich ſtehe endlich hier vor meiner Roſaura, die ich um keinen Preis der Erde und des Himmels kränken möchte, die aber vollkommen überzeugt iſt, daß ich ihrer Liebe unwürdig wäre, vermöchte mich nur eine Beſchuldigung ſo gewaltig zu treffen, wie ſie gegen mich geſchleudert wurde. — Vielleicht einſt — einſt wird der edlen Mutter meiner Geliebten, dem theuren Vater derſelben die Ueberzeugung, daß ich wohl von ihm beleidigt, beſchimpft, gehetzt und bis auf's Leben verfolgt wurde, daß ich ihn aber durch ſonſt nichts erbitterte, als durch mein Glück, und dann durch eine Reihe unglücklicher Ergebniſſe, die er, der heftige, unverſöhnliche Vater meiner Roſaura, über mich verhängt hatte.«

Roſaura eilte bei dieſen Worten auf den Vater zu, umklammerte ihn und weinte ſo heftig, als wollte ſie um ihr eigenes Leben bitten.

»Verſöhnung! Nur Verſöhnung!« flehte Zahlheim. »Ich denke nicht daran, daß Sie, Herr Bojar, wenn Sie mir Ihre Hand mit den Worten reichen: »ich habe keinen Groll mehr!« auch die Hand Ihres theuren Kindes geben ſollen. — Prüfen Sie mich, beobachten Sie mich; ſtellen Sie mir die ſchwerſte Bedingung, auf welche Weiſe ich Ihre Gunſt, Ihr Wohlwollen erwerben könne; ich unterziehe mich jeder, nur verbannen Sie den Haß aus Ihrem Herzen, den Sie noch nähren, und der mich namenlos unglücklich macht!

»Gnädige Frau,« wendete ſich Zahlheim an Roſaurens Mutter; »ich leſe es in Ihren feuchten Augen, daß ich Ihr Mitleid erregte; — ſchenken Sie mir Ihre Fürbitte; helfen Sie mir den ſtarren Willen des Herrn Gemals beugen!«

»Vater! Mutter!« rief Roſaura und ſank vor ihren

Eltern auf die Knie: „Ihre wiedergefundene Tochter wagt die erſte Bitte; tödten Sie mich nicht, indem ſie den Mann verdammen, den ich ſo unausſprechlich liebe!“

Die Gattin bat den Gatten; der Doctor vereinigte ſeine Bitten mit Mutter und Tochter.

„Doctor,“ ſagte endlich der Bojar nach langem Kampfe, „was thäten Sie, wenn Sie an meiner Stelle wären?“

„Verzeihen würde ich dem Herrn von Zahlheim, und wenn er mich wirklich beleidigt hätte! Wie mir aber die Dinge durch den Polizeibericht bekannt wurden, den ich als Gerichtsarzt eingeſehen habe, ſo iſt Zahlheim ganz unſchuldig an dem Attentat. Legler und ſeine Leute ſind vernommen worden; — er gab unaufgefordert an, daß er für ſich allein, ohne Zahlheim's Zuthun, ſeinen Knechten befohlen und ſie dafür bezahlt habe, Rache an dem Herrn Bojaren zu nehmen, den er aus Grund ſeines Herzens, wegen ſeines Hochmuths und der Geringſchätzung, womit er ihn als Fleiſchhauer behandelte, haſſe, und ihm nie vergeben werde, daß der Herr Bojar nach jener Spielſcene ihn, den Fleiſchhauer, einen gemeinen Menſchen nannten. — Der Herr Bojar hatte im Hauſe der Madame Lemnier gedroht, bemerkte der Fleiſcher, ſeinen Freund Zahlheim, wie einen tollen Hund niederſchießen zu wollen: ich habe es ihm daher geſchworen, ſagte Legler, dem Herrn Bojaren u. ſ. w. — Erſparen Sie mir das Uebrige,“ bat der Doctor. „Nur muß ich noch bemerken, daß Legler, und zwar gerade heute, wegen jenes nächtlichen Scandals zu zweihundert Thalern an die Armencaſſe und zu acht Tagen Polizeihausarreſt verurtheilt wurde auch den Arreſt ſchon angetreten hat. Seine acht Fleiſchergeſellen erhielten jeder im Polizeihauſe zehn Stockſtreiche.“

„Ein Vivat der Polizei!“ rief der Bojar. „Wenn es ſo iſt, Herr von Zahlheim, ſo habe ich keinen Groll mehr! — Da haben Sie meine Hand, wir ſind Freunde! — Was aber meine Tochter betrifft, ſo muß noch viel Donau ins ſchwarze Meer laufen, bis an eine Hochzeit zu denken.«

»Ich füge mich Allem! Zuerſt bringe ich die Summe zurück, die ich —«

»Nein, nein, will ich nicht Summe. Hab' ich vor der ganzen Spielgeſellſchaft geſagt: »der Teufel nimmt von Ihnen etwas geſchenkt!« — ſo bleibt es dabei; ich nehme nichts geſchenkt. — Ich habe mein Geld an Sie verſpielt, ſo bleibt es denn auch Ihnen! — Nur mache ich eine Bedingung: Sie haben geſagt zu dem Gewiſſen, den ich nicht nenne, iſt aber, glaub' ich, Hallunk — Sie haben geſagt, Sie hätten außer dem Gelde, das Sie von mir gewonnen — wenigſtens — ſo hat mir der Mann, der nemlich Hallunk iſt, erzählt, Sie hätten weit mehr eigenes Vermögen, als Sie von mir Geld erhalten. — Iſt das wahr? — Und was haben Sie eigenes Vermögen? — Ich habe ſchon zuvor, ehe wir noch miteinander gut wurden, gefragt, wie viel Sie eigenes Vermögen hätten? Ich fragte: Wo denn? — Von wem denn? — Und ſeit wann denn? — Wie ich dies fragte, war ich noch grob mit Ihnen und polterte; bin ich aber jetzt gut und frage höflich, frage den Mann, der mein Schwiegerſohn werden will: Was beſitzen Sie an eigenem Vermögen? — Wo denn? — Von wem denn? — Und ſeit wann denn? kann mir jetzt gleichgiltig ſein, da Sie ſich ſonſt als ganz honnett gezeigt — auch wie ich weiß, gute Anſtellung haben und ſogar Magiſtratsrath werden können, dann mir in Ihrer Stellung nützen müſſen. Ich bitte alſo: Wie viel haben Sie? — Heraus mit der Sprach', geniren Sie ſich nicht, wenn Sie auch um ein paar tauſend Gulden weniger beſitzen, liegt nichts d'ran, reden Sie.“

„Ich bin,“ ſagte Zahlheim, auf ſein Spielerglück pochend, „vielleicht ſchon in vierundzwanzig Stunden im Stande, Ihnen ſammt dem, was ich gewonnen, einhunderttauſend Gulden bar, als mein volles Eigenthum vorzuzeigen.“

Der Doctor ſah Zahlheim mit großer Befremdung an.

Zahlheim ließ ſich durch dieſen Blick nicht irre machen und fuhr fort:

„Ja, wie geſagt: einmalhunderttauſend Gulden bares Geld bin ich im Stande Ihnen vorzuzeigen.“

„Wie, nur vorzuzeigen? — Gilt das nichts! Können ſich Geld ausleihen auf vierundzwanzig Stund'! — nein — iſt das nichts.“

„Dann bitte ich mein Vermögen zu behalten, und mir es erſt dann zurückzuſtellen, wenn Sie über mein Glück entſchieden und mir Fräulein Roſaura zur Lebensgefährtin gegeben haben.“

„Das klingt anders! Das laßt ſich hören! — Will ich aber auch nicht dieſe Summe in meinen Händen haben. — Machen wir dies anders! Mein Banquier iſt Ochs und Geymüller, heißt er. Iſt jetzt aber Ochs, der mein ganzes Vertrauen beſitzt, nach Prag gereiſet. — In acht Tagen kommt er. — In acht Tagen tragen Sie mit mir Ihr Geld zu berühmten Banquier; — ich trag auch hunderttauſend Gulden hin; ſchenk' ich dieſe meiner Tochter, da haben wir zweimalhunderttauſend Gulden; Herr, das hat nicht mancher Graf! — Das Geld bleibt bei Ochs liegen; drei Procent zahlt er, macht in einem Jahre ſechstauſend Gulden; bleibt wieder bei Banquier. — Sind Sie ein Jahr brav —

ohne Tadel — dürfen aber nicht mehr ſpielen, ich ſpiel' auch nicht mehr, dann gib ich Ihnen Tochter! — Gattin, Kind," ſagte er zu ſeiner Frau und ſeiner Tochter, „Freund," ſagte er zum Doctor, „iſt's ſo recht?"

Zahlheim und Roſaura küßten des Vaters Hände.

„Meinen Segen!" ſagte die Mutter.

„Ich Glücklicher!" jauchzte Zahlheim.

„Beſitzeſt Du denn einmalhunderttauſend Gulden?" flüſterte der Doctor ſeinem Freunde ins Ohr.

„Weit mehr!" gab dieſer zurück. „Du ſollſt es morgen ſchon ſehen!"

„Dann wünſche ich Dir vom Herzen Glück," erwiederte der Doctor.

„Und jetzt muß Verſöhnung gefeiert werden!" fuhr der Bojar fort. „Wiſſen Sie etwas Neues? — Ich und Frau haben noch nicht geſpeiſt! — Wie iſt es mit Dir, Roſaura, und mit Ihnen, Doctor, und mit Ihnen, Herr von Zahlheim?"

„Wir haben unſer Diner aufgeſchoben," antwortete der Doctor, „weil wir einen ſolchen wichtigen und höchſt intereſſanten Beſuch erhielten."

„Und Sie, Herr von Zahlheim?"

„Ich bleibe täglich bis vier Uhr im Bureau, eſſe daher immer ſpät."

„Victoria!" rief der Bojar. „Wir geben zu Jahn; „Alle: Doctor, Frau, Schwiegermutter, meine Alte, meine Roſaura und ich — ach und noch Jemand! — Herr von Zahlheim hat ja Mutter! Mutter, Mutter muß dabei ſein! — Ich eile voraus und beſtelle Diner für acht Perſonen! — Anziehen, Roſaura. Mutter hat Dir himmliſch ſchönes Kleid gebracht, Zahlheim holt Mutter! — Herrlich! Herrlich! — Wir ſaufen Champagner. Fleiſchhacker trinkt indeß im Polizeihaus Waſſer! — Das allein verdient, daß ich juble!“

XII

Das Diner bei dem Hoftraiteur Jahn.

Die Diners bei dem Hoftraiteur Jahn leben noch bei vielen Wienern in dem beſten Andenken.

Beſonders war es der alte Jahn, der dem Speiſewirthſchaftsweſen der Wiener eine neue Aera ſchuf.

Jahn, der Vater, war in früheren Jahren Koch am kaiſerlichen Hofe. Er hatte das Glück, den Kaiſer auf einigen Reiſen zu begleiten, bei welchen er Gelegenheit fand, wenn der Monarch ſeines eigenen Koches bedurfte, ſich ſehr auszuzeichnen.

Jahn gefiel dem Kaiſer auch durch ſeine Geradheit und Offenheit, und auf die Huld des Monarchen ſündigte Jahn manchmal.

Eines Tages ſcherzte Kaiſer Joſeph mit ſeinem „Leibkoche.“

„Weißt Du wohl, Alter,“ ſagte der Kaiſer, „daß Du deine beſten Küchenrecepte vergeſſen haſt? Die Geſandten, die neulich bei mir tafelten, machten ein wunderliches Geſicht zu deinen „Soßen.“ Das nächſte Mal laß ich durch meine Köchin die Tafel beſorgen, dann gebe ich Dir Penſion.“

„Ew. Majeſtät,“ ſagte Jahn, „das kann mein gnädigſter Kaiſer billiger haben. — Wenn ich ausgelernt haben ſollte, wie ein alter Schulknecht, dann verdiene ich keinen Gnadengehalt, dann bitte ich Ew. Majeſtät mich nur fortzuſchicken, eine Schande will ich der Tafel meines Monarchen nicht machen.«

Kaiſer Joſeph lachte und ſagte: »Nein, nein, Alter, beruhige Dich. Ich wollte Dich nur ein wenig necken, weil Du Dich immer ärgerſt, daß ich, wenn ich keine Gäſte habe, mir von einer Köchin die Speiſen bereiten laſſe. Ich habe nun einmal das Vorurtheil, daß die Kochkunſt für die Weiber und nicht für die Männer gehöre; übrigens biſt Du recht geſchickt, und meine Gaſttafeln mußt Du fort und fort beſorgen.«

»Die fremden Geſandten ſchimpfen alſo nicht über meine Soßen?« fragte Jahn ehrerbietig.

»Das hab' ich nicht geſagt.«

»Es wäre mir ganz recht, wenn ſie ſchimpften; ich würde ihnen die Mäuler ſchon ſtopfen.«

»Das iſt keine Kunſt für einen geſchickten Koch.«

»Ich meine es nicht buchſtäblich, Ew. Majeſtät, ſondern im figürlichen Sinne. — Wenn mein allergnädigſter Herr mit mir wirklich unzufrieden wäre, würde ich um meine Entlaſſung und um die Bewilligung bitten, in Wien eine Traiterie errichten zu dürfen; an einer ſolchen fehlt es noch; es fehlt an einer öffentlichen franzöſiſchen Küche; es fehlt daran ſo ſehr, daß fremde Cavaliere, auswärtige Diplomaten und eigentliche Feinſchmecker gar nicht wiſſen, wo ſie, wenn ſie nicht von hohen Perſonen geladen werden, ſpeiſen ſollen.«

»Wien beſitzt ja zwei Traiteurs: Gallini und Serbetti, ſo viel ich mich erinnere,« ſagte der Kaiſer.

»Ja, Ew. Majeſtät, den Gallini im Freiſingerhof *),

---

*) Schon ſeit 1776 Trattnerhof, aber noch lange nachher im-

und den Zerbotti im kleinen Kaiſerhaus*). Aber dieſe beiden ſind Italiener. Gallini kocht Alles mit Oel und Zerbotti miſcht in alle Speiſen Käſ'; das iſt für „mantuaniſche“ Magen (beide Garköche kamen aus Mantua), aber für deutſche und franzöſiſche Magen nicht. — Es fehlt alſo, wie ich die Ehre hatte, Ew. Majeſtät zu bemerken, an einem Traiteur, welcher auf franzöſiſche Art kocht, und da wäre ich der Mann dafür. — Hätte ich die Begünſtigung, eine ſolche Reſtauration errichten zu dürfen, ſo würde man ſchon hören, was die fremden Geſandten dazu ſagten. — Wenn ſie nicht bei Hofe eingeladen würden, müßten ſie bei mir ſpeiſen, und „die Soßen“ wären gewiß nach ihrem Geſchmacke.“

„Du ſprichſt dies mit ſolcher Beſtimmtheit, daß ich beinahe glauben muß, Du wünſcheſt im Ernſte deinen Dienſt zu verlaſſen?“

„Euer Majeſtät geruhen mir Ihre Ungnade nicht empfinden zu laſſen, wenn ich offenherzig ſage, daß ich dieſen Wunſch ſchon längſt auf dem Herzen habe. Als Hofkoch kann ich mir kein Vermögen ſammeln, weil ich meinen allergnädigſten Herrn nicht betrüge, aber als — als — — Hoftraiteur würde ich reich werden.“

„Nun gut,“ entſchied der Kaiſer, „ich will deinem Glücke nicht im Wege ſtehen. Du glaubſt wirklich, daß Du als Hoftraiteur reich würdeſt?“

„Euer Majeſtät, es würde mir das Geld regnen. Die reichen Fremden haben in der That kein feines Speiſehaus

---

mer Freiſingerhof, von ſeinem früheren Beſitzer, Otto, Biſchof von Freiſing, ſo genannt.

*) Gegenwärtig der Mozarthof, weil Mozart hier am 5. December 1791 ſtarb.

in Wien, die erſten Gaſtwirthe führen hier eine Küche, als ob lauter Schuſter und Schneider auf der Welt wären. Daß die Wiener aber auch zu mir kommen würden, wenn ſie einmal delicat ſpeiſen wollten, das unterläge keinem Zweifel.“

„Hätteſt Du denn Geld, um eine ſolche Wirthſchaft unternehmen zu können?“

„Euer Majeſtät, dem alten, ehrlichen Jahn würde man mehr Geld leihen, als er braucht.“

„Ich ſelbſt,“ ſagte der Kaiſer, „will Dir beiſtehen. — Eröffne dein Speiſehaus, und machſt Du der Stadt Wien Ehre, ſo ſollſt Du auch Hoftraiteur werden.“

Jahn errichtete eine Traiterie.

In dem Hauſe Nr. 965 in der Himmelpfortgaſſe, gegenwärtig dem Herrn Präſidenten der Wiener Sparcaſſe, Ritter des Franz Joſeph-Ordens und Herrſchaftsbeſitzer, Johann von Langer, gehörig, in den impoſanten Räumlichkeiten im erſten Stockwerke, in welchen jetzt der Gewerbverein ſeine Sitzungen hält, eröffnete Jahn ſeine großartige Traiterie (1784), und gewann ſo reichen Zuſpruch, daß er ſchon im Jahre 1794 dieſes ſtattliche Haus um eine Summe von einmalhundertſechzigtauſend Gulden käuflich an ſich bringen und bar ausbezahlen konnte.

Im Jahre 1785 wurde Jahn Hoftraiteur. Er übernahm als ſolcher die kaiſ. Redoutenſäle, die Speiſeſäle im Augarten und in Schönbrunn u. ſ. w. Faſt an jedem Sonntage und Donnerstage in den Mai- und Junimonaten beſuchte der Kaiſer die Speiſeſäle im Augarten und freute ſich über ſeine Wiener, wenn ſie hier zuſammenkamen.

(Der Roman: „Die Dame mit dem Todtenkopfe“ enthält, Jahn betreffend, manche pikante Anecdote.)

Bei Jahn in der Himmelpfortgaſſe (damals mit Nr. 1023 bezeichnet) fand alſo das Diner ſtatt, das der Bojar als Verſöhnungsfeſt, gleichſam auch als Verlobungsfeſt ſeiner Tochter mit Zahlheim, feierte.

Es war der letzte freudenvolle Tag der Hauptperſonen unſeres Romans, wie der Leſer bald erfahren wird.

So rauh und ungebildet der Bojar auch war, ſo beſaß er doch das beſte Herz. Beſonders offenbarte ſich dies, wenn er in ſeiner Leidenſchaftlichkeit zu weit gegangen war und Jemanden irgend ein Unrecht zugefügt hatte.

Bei Zahlheim die Unbilden auszugleichen, die er dieſem angethan, war des Bojaren einziger Wunſch. — Er würde demſelben ſein theures Kind auch ohne ein anderes Capital als das, welches Zahlheim gewonnen hatte, zu beſitzen, zur Frau gegeben haben, allein Zahlheim behauptete, er beſäße 100,000 fl., und ſo war dies dem Brautvater natürlich um ſo lieber.

Jahn, bei welchem der Bojar das Diner beſtellte, bot das Aeußerſte auf, ſeine Gäſte beſtens bewirthen.

Der höchſte Preis, zu welchem man damals in der Himmelpfortgaſſe ſpeiſte, war zu einem Ducaten in Gold die Perſon.

Um einen Maßſtab zu geben, welch hoher Preis dies im Jahre 1785 für ein Diner war, muß bemerkt werden, daß ein Faſan zu jener Zeit 24 kr. koſtete, ein Paar Schnepfen eben ſo viel, und daß man die größten Wildpretpaſteten das Stück zu 6 kr. erhielt. Für einen Ducaten die Perſon wurden daher ſo koſtſpielige Gerichte, koſtbare Fiſche ſervirt, „daß ſich der Tiſch bog."

Der Wein war beſonders zu bezahlen.

Champagner koſtete was er heute koſtet, die Flaſche einen Ducaten (4 fl. 30 kr.). Eben ſo theuer waren alle andern franzöſiſchen, dann Rhein- und Moſelweine, nur der gute alte Oeſterreicher Wein war beiſpiellos billig. Die Maß vom allerbeſten, vom älteſten, zum Beiſpiel Maurer: 12 kr.!

An der Feſttafel bei Jahn nahm Zahlheim's Mutter die oberſte Stelle ein. Ihr wies der Bojar den Ehrenplatz an. An ihrer Seite links ſaß Roſaura, dann Zahlheim, neben Zahlheim die Gattin des Bojaren u. ſ. w. Die ſchöne Frau Doctorin Lachenberg ſaß neben dem Bojaren u. ſ. w.

Die Tafel war ſo ausgezeichnet fein, daß der Bojar Herrn Jahn zu ſich bitten ließ, um ihm für ſeine exquiſite Bewirthung zu danken.

Alles war hoch vergnügt. Der Bojar ſchwamm in Seligkeit, beſonders entzückte ihn ſeine reizende Nachbarin, die holde Frau Lachenberg, mit welcher er ſich ununterbrochen unterhielt, und für die ſein leicht empfängliches Herz ſogleich Feuer fing.

Auch die Frau Doctorin war ſehr glücklich; ſie war nie ſo aufgeweckt, ſo geſprächig, ihre ſchönen Augen blickten ſo feurig, ihre Heiterkeit war ſo erquickend, daß ſogar ihr Gemal, der ihr gegenüber ſaß, ſich darüber wunderte. Dem Champagner widmete ſie faſt auffallend ihre Aufmerkſamkeit, in den kürzeſten Zwiſchenräumen griff ſie nach dem ſchäumenden Glaſe und nippte davon; da blickte der Bojar plötzlich nach dem Pfeilertiſchchen am Fenſter, und wie ein Blitz fuhr es ihm durch den Kopf, daß der Gegenſtand, der das Herz der Doctorin ſo entflammte, nicht er, wie er ſich einbildete, ſondern ein junger hübſcher Mann, der ſich dort hinter einer ſchweren Draperie zu verbergen verſtand, ſei.

Unaufhörlich blickte die junge Frau nach jenem Galan; er aber mochte bemerkt haben, daß der Bojar aufmerkſam auf ihn geworden, und ließ keinen Blick mehr nach der ſchönen Dame ſchweifen.

„Werd' ich Dich ſchon erwiſchen!“ murmelte der Bojar für ſich hin.

„Meine Damen und Herren!“ ſagte er laut, „bei mir in Bukareſt iſt es Brauch, daß man nie Champagner trinkt, ohne dabei Geſundheiten auszubringen, alſo ſtoßen Sie an, zuerſt ſoll meine Tochter, meine innig geliebte, einzige, leider erſt nach zwanzig Jahren in die Arme ihrer Eltern wieder zurückkehrende Tochter, Roſaura leben! — Hoch!“

„Hoch!“ erklang es an der Tafel.

„Dann ihre Mutter, mein treues, vielgeliebtes Weib, um das ich kämpfen mußte zweiundzwanzig Jahre, ſie und alle treuen Frauen, die ſonſt nichts auf der Welt lieben, als ihren Gatten, ſollen leben! Hoch!

„Endlich ſoll ich leben, natürlich! Bin ich ja Vater meiner Roſaura und Gatte meiner Katharina, und muß ich ſchon deswegen leben, um für beide zu leben!“

„Dann ſoll Frau Doctorin leben! in deren Haus mein Kind ſo gut aufgehoben war, und ſoll ſie ſo viele Jahre leben, als es Tropfen Champagner in Frankreich gibt, und ſoll ſie vergnügt leben, und was ſie liebt, ſoll mit ihr leben!“

Der Bojar warf einen verſtohlenen Blick nach dem Vorhange.

Hinter dem Vorhange guckte der Kopf eines zierlich friſirten Herrn hervor, der ſchnell ein volles Glas Champagner hinunterſtürzte.

»Ei, Du verfluchter Graf!« entfuhr dem Bojaren, »Du biſt's! — Biſt Du doch überall, wo ſchöne Frauen ſind!«

Der Bojar ließ jedoch von ſeiner Entdeckung nichts merken und fuhr fort ſeine Toaſte auszubringen.

»Hoch lebe auch,« rief er, »unſer guter, braver Doctor! Nicht nur daß mein Kind in ſeinem Hauſe verſorgt war wie bei mir, welches mein Herz zu ewigem Dank verpflichtet, ſo hat er mir auch vollkommene Beruhigung wegen Herrn von Zahlheim gebracht; — Herr von Zahlheim hat nicht ſchlecht an mir gehandelt, Herr von Zahlheim hat ehrlich an mir gehandelt, Herr von Zahlheim hat ſich nicht an mir auf eine brutale Art gerächt. — Er lebe! Hoch! Hoch!«

»Hoch! Hoch!« erklang es im Kreiſe.

»Es ſoll Alles leben!« rief jetzt der Bojar. »Mutter von Zahlheim und Mutter von der Frau Doctorin. Beide Mütter ſollen Freude an ihren Kindern erleben, Mutter Zahlheim an ihrem braven Sohne, Mutter von Lachenberg an ihrer braven Tochter und wer bisher noch nicht brav war, ſoll bravwerden! — Verſtehen Sie, brave Mütter? Ich bitte Sie, richten Sie dies aus — Ihren braven Kindern. Endlich ſoll leben Fleiſchhacker Legler im Polizeihaus! lang ſoll er dort leben, ſehr lang, außerordentlich lang! Meinethalben ewig, aber immer im Polizeihauſe!«

»Das wird nicht ſein können!« rief eine Stimme, und wem gehörte dieſe Stimme? Herrn Sebaſtian Legler ſelbſt, denn er hatte ſich in eigener Perſon dem Tiſche genähert, und gleich bei ſeinem Eintritte in den Speiſeſaal den unzweideutigen Toaſt auf ſeine Perſon gehört.

Der Bojar prallte vor Entrüſtung zurück.

Der Doctor ſtarrte Legler an.

Zahlheim ſagte voll Erſtaunen:

„Sebaſtian, wie kommſt Du hieher?“

„Franzl!“ erwiederte Legler, „gerade aus dem Polizeihauſe.“

„Du biſt ja auf acht Tage verurtheilt geweſen.“

„Ja, leider, aber ich habe es nicht acht Stunden ausgehalten! — Mein Vater und meine Mutter ſind allen möglichen Räthen und Polizeicommiſſären zu Füßen gefallen, mein Vater hat für die Armen Wiens für jeden Tag einen Ochſen angetragen, um welche ich, leider der größte, die Freiheit früher erhalten würde; die Armenväter von Erdberg, von der Landſtraße und den Weißgärbern haben, der Ochſen wegen, für mich eine Fürbitte eingelegt — endlich hat der Bürgermeiſter geſagt: „Sebaſtian Legler ſei gegen dem zu entlaſſen, daß er ſchriftlich von dem Herrn Bojaren einige Zeilen bringe, daß er dem Legler verzeihe, anſonſten Legler in das Polizeihaus zurückzukehren habe!“ Ich bin ſogleich in die Wohnung des Herrn Bojaren geflogen. Es war Niemand zu Hauſe. „Wo iſt deine Herrſchaft?“ fragte ich den walachiſchen Bedienten; mit vieler Mühe vermochte er ſich zu expliciren, bei dem Herrn Doctor von Lachenberg. Ich eilte dahin. In des Herrn Doctors Hauſe erfuhr ich, daß der Herr Bojar hier ſei, und zwar mit einer Geſellſchaft, unter welcher wenigſtens ein Herz mitleidig für mich fühlen und für mich bei dem Herrn Bojaren bitten wird.“

„Hilft kein Bitten!“ ſagte der Bojar, „gib ich zwei Ochſen für jeden Tag, an welchem dieſer ruchloſe Menſch länger in Ketten und Banden ſchmachtet.“

„Herr Bojar,“ bat Legler demüthig, „Sie wiſſen nicht, was ein Arreſt im Polizeihauſe ſagen will — es iſt entſetzlich — es iſt haarſträubend.“

„Mir geben Sie Polizeihaus zu erkennen,“ fuhr der Bojar auf. „Vierundzwanzig Stunden habe ich darin campirt! — Elende Lagerſtatt, Pritſchen, gemeine Leut', ein paar Dieb, ein paar Händelſüchtige und Nachtſchwärmer; dann einen Tiroler, der Wildſchütz war, zur Geſellſchaft, grober Kerl, Tiroler, hat zu allen Leuten Du geſagt, und dann nichts anderes als „Arbes“ (Erbſen) zur Koſt.“

„Mir haben ſie gar Fiſolen gegeben,“ rief der Fleiſchhacker, „ſo groß wie die Haſelnüß und ſo hart wie die Kieſelſteiner!“

„Und keinen Wein.“

„Champagner kennt das Volk gar nicht.“

„Und das dunſtige, kleine Zimmer.“

„Kein Sopha, kein Divan, nicht einmal ein Schlafſeſſel.“

„Keine Matratze, keine Decke, nicht einmal ein Polſter.“

„Keine Draperien vor den Fenſtern, ſtatt Vorhängen haben ſie hölzerne „Kaſteln“ vor den Fenſtern; den lieben, blauen Himmel ſieht man nicht einmal, und wenn man bis an den Rand des Eiſengitters klettert.“

„Keinen Stiefelknecht, keinen Kleiderſtock, nicht einmal ein Nachtlicht.“

„Ich bin gewohnt, unter einem Himmelbett zu ſchlafen,“ ſagte Legler; „ich hab' vom Gefangenwärter eins begehrt. „Leg' Dich, Spitzbub', unter die Pritſchen,“ hat der Gefangenwärter geſagt; „dann haſt Du gleich ein Himmelbett!“ An meinem Namenstag ſagt meine Mutter „Sie“ zu mir, und der Lümmel tractirte mich mit „Du.“

„Hat das geſchmeckt?“ fragte der Bojar.

„Hat es Ihnen geſchmeckt?“ gab Legler zurück.

„Eben deswegen!“ ſchrie der Bojar voll Erbitterung.

„Eben deswegen!“ wiederholte Legler. „Und wegen Ihnen ſoll es ja noch nicht einmal aus ſein,“ ſetzte der Fleiſchhacker hinzu. „Der Feldwebel im Polizeihauſe ſagte mir, Sie würden nur auf freiem Fuße unterſucht; die Sentenz ſei über Sie noch nicht geſchöpft. Es könnte ſein, daß Ihnen ein Monat Arreſt dictirt werde.“

„Eher ſterben!“

„Wenn Sie mir nicht verzeihen, komme ich noch einmal ins Loch, dann leiſte ich Ihnen Geſellſchaft, und dann haben Sie mich Tag und Nacht auf dem Hals.“

„Der Teufel ſoll Den holen, der das Polizeihaus erfunden hat.“

„Der kann ein braver Menſch geweſen ſein; derjenige, aber, welcher das Mechante erdacht hat, die Leute im Polizeihauſe einzuſperren, der verdient exemplariſch beſtraft zu werden. — Verzeihen Sie mir daher, und wenn es nur darum wäre, daß wir nicht mehr zuſammenkommen.“

„Sie haben Recht, das wäre noch ärger als Tortur.“

„Meiner Seel'! Aus lauter Wuth würde ich mich noch einmal an Ihnen vergreifen, ja nur, um ebenfalls einen Monat in Ihrer Geſellſchaft bleiben zu können.“

„Was ſoll ich thun?“ fragte der Bojar.

„Verzeihen!“ antwortete der Doctor. „Der Armen willen, welche acht Ochſen für acht Tage zum Geſchenk erhalten.“

„Aber ich kann auf vier Wochen eingeſteckt werden?“

„Sie haben ja ebenfalls Ochſen,“ verſetzte der Fleiſchhacker. „Wohl uns, wenn ſich Alles durch Ochſen ausgleichen läßt!“

„Da iſt Hand!“ verſetzte der Bojar. — „Hat Ihnen Herr Gott eingegeben, hieher zu kommen. Bin ich heute in ſo guter Laune, daß ich Alles verzeihen kann. Aber Ihre Knechte haben doch jeder zehn Stockſtreiche bekommen?“

„Ja, und leider ging keiner daneben. Was ich dieſen Kerl'n für ein Schmerzengeld werde bezahlen müſſen, darüber wird noch ein kleiner Transport ungariſcher Rindfleiſchbeſitzer d'rauf gehen.“

„Nun, weil Sie da wieder ins Mitleid gezogen werden, ſei's d'rum! Nur viel Ochſen vertilgen, iſt für mich auch gut, und nun ſetzen Sie ſich her da; Sie haben gewiß auch noch nichts gegeſſen?“

„Ich hab' nicht einmal gefrühſtückt im Polizeihaus — ich bezahle gerne den ganzen Schmaus, wenn ich von einem Faſan nur die Hälfte bekomme.“

Die heitere Geſellſchaft blieb bis Abends acht Uhr, und wäre noch länger geblieben, wenn Zahlheim nicht dringende Geſchäfte vorgeſchützt und gebeten hätte, ſich entfernen zu dürfen.

„Was haben Sie noch zu thun?“ fragte der Bojar ſeinen Schwiegerſohn in spe.

„Vorarbeiten!“ antwortete dieſer. „Morgen iſt Sitzung.“

„Ei, lüg' Du und der Teufel!“ platzte Legler heraus. „Nicht morgen iſt Sitzung — heute Nacht iſt Sitzung! Sitzung in Simmering, und da müſſen wir dabei ſein! — Meiſter Zahlheim holt ſich wieder ein paar tauſend Ducaten.“

Die Geſellſchaft horchte auf.

„Ei! was winkſt Du mir denn?“ fragte Legler, der mit Heißhunger aß und wie in einen Schlauch den Chamragner in ſich goß. „Der Herr Bojar ſpielt ja ſelber gerne! Er ſoll mitgehen; ich führe ihn bei der Bank und bei meiner Judith auf. — Heute Nacht iſt auch großes Souper. Hätte ich hier nichts bekommen, ſo hätte ich mich dort tüchtig angegeſſen. Es hat aber nichts zu ſagen, bis zwei Uhr Früh bin ich ſchon wieder hungrig.“

„In Simmering wird noch geſpielt?“ fragte der Bojar. „Iſt dieſes Räuberneſt noch nicht zerſtört? — Und Sie, Herr von Zahlheim, wollen dort ſpielen? — Sie, der Sie meiner Tochter Hand nur dann erhalten, wenn Sie nicht mehr ſpielen, was Sie mir feierlich verſprochen haben?“

„Mein dummer Freund ſchwätzt in den Tag hinein!“ antwortete Zahlheim in beiſpielloſer Verlegenheit. „Ich denke nicht daran.“

„Ei, Du denkſt ſchon daran mit deinem Heidenglück,“ erwiederte Legler. „Du ſpielſt mit dem Teufel um ſeine unterirdiſchen Schätze und gewinnſt ſie. — Als Du zuletzt in Simmering warſt, hätteſt Du die Bank ſprengen können, wenn Du nur Luſt gehabt.“

„Da hören Sie es ſelbſt,“ erwähnte Zahlheim, „daß mir am Spiele nichts mehr liegt. Ich läugne nicht, daß ich aus Neugierde einmal hinging, aber nun ſieht mich kein Menſchenauge mehr an dieſem Orte.“

„Ei, lüge, daß Du erſtickſt! Für drei Monate hat er ſich mit dreißig Ducaten eingekauft.“

„Herr von Zahlheim, ich will nicht hoffen,“ fuhr der Bojar auf.

Roſaura klammerte ſich an Zahlheim.

„Franz! Franz!“ rief ſie. „Wenn Du meinem Vater nicht Wort hältſt, ſeh ich Dich nie mehr!“

„Wem wird man mehr glauben,“ entgegnete Zahlheim, „mir oder dieſem naiven Dummkopf? Der Elende kommt aus dem Polizeihauſe, hat vielleicht ſeit geſtern Nachts nichts gegeſſen und getrunken; aus Freude über die wiedererlangte Freiheit und aus Unmäßigkeit hat er ein Dutzend Gläſer Champagner hinabgeſtürzt; nun iſt er betrunken und weiß nicht was er ſpricht! — Legler, ich ſage Dir zum letzten Male, gewöhne Dir deine tollen Unbeſonnenheiten ab, die mich ſchon oft empört haben, die mich durch deine freche Einmiſchung in meine Angelegenheiten, und namentlich durch deine beiſpiellos gemeine Behandlung des Herrn Bojaren beinahe für immer um ſeine Gunſt und den Beſitz eines Engels, ſeiner Tochter, gebracht hätten: gewöhne Dir deine tollen Unbeſonnenheiten ab, oder — —. Augenblicklich nimm deine lügenhaften Angaben zurück, oder es iſt aus zwiſchen uns für immer!“

„Na, wenn Dir meine Reden Verdruß machen ſollten,“ verſetzte Legler, „ſo nimm ich ſie zurück. Du gibſt mich ja ohnehin für einen Betrunkenen aus, obgleich ich ſechsmal mehr Champagner vertragen kann, und man wird mir nichts anmerken, ſo will ich denn als Betrunkener erſcheinen und gelogen haben. Es iſt mir auch gleichgiltig, ob Du zur Spielbank wieder kommſt oder nicht. Daß ich dort nichts wage, weißt Du; ein paar Ducaten, damit ich nicht müßig ſitze, bringen mich nicht um: ich bin eigentlich nur wegen der Tochter des Banquiers da: die gefällt mir und die heirate ich, wenn ſie mich ernſtlich will.“

„Da würde ich Sie, Herr Legler, bedauern,“ entgegnete der Bojar. „Dieſe hübſche Perſon iſt nicht die Tochter jenes Elenden, der ſeine Diebshöhle in Simmering errichtet hat. Sie iſt blos bezahlt, daß ſie leichtſinnige Männer verlocke und täuſche. — Iſt ſie abgeſäumte Beſtie, wie Herr Tuff abgeſäumter Schurke. — Unter der Maſke der Nobleſſe und Feinheit zieht ſie Leute aus, zieht er Leute aus. Gewiß ſind Sie, Herr von Zahlheim, durch den Gauner Teſſin in jenes Labyrinth von Spitzbuben verlockt worden. Dieſer Lump muß die Schlachtopfer aufſuchen, die dort verbluten müſſen; ſollen Sie ſelbſt vom Himmel Patent erhalten haben, ewig zu gewinnen: dort in der Höll' müſſen Sie Ihr Vermögen verlieren, und wenn Sie Cröſus ſind.«

»Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ich nicht mehr dahin gehe, um zu ſpielen.«

»Sie müſſen Ehrenwort geben, daß Sie gar nicht mehr dahin gehen, um nun zu ſpielen oder blos zuzuſehen. Nicht in die Gegend dürfen Sie; nicht mehr auf die Landſtraße, wo der Weg nach Simmering führt; wenn Sie nur die Teufelspaſſage berühren, hat Teufel Sie ſchon beim Ohr. Red' ich aus Erfahrung. Mich hätten Herr Tuff und ſeine vorgebliche Tochter gerne bis aufs Hemd geplündert, ich aber wurde gewarnt, ich paßte auf. — Als ich alten Hallunken auf ſeiner Escamotage ertappte, ſchrie ich: Aſſaſſin, wie Du dieſe Sätze hier einſtreichſt, jage ich Dir Kugel durch den Kopf! — Du haſt eine fünfte Dame im Spiele, Du haſt zwei Pickdamen. — Berühr' die Karten nicht, Hund, ſchrie ich, oder Du ſchluckſt eine Bleipille in der Größe einer welſchen Nuß! — Alle Spieler ſtürmten auf den Schuft ein. Man riß ihm die Karten aus der Hand. Richtig fanden ſich zwei Pickdamen und in einem andern Spiele ſtacken zwei Pick-Aſſe. — Alles retirirte ſein Geld. — Hätte ich den Betrug nicht entdeckt, würde der Schändliche 6000 Ducaten von den Pointeurs erbeutet haben. Herr Legler,« fuhr der Bojar fort, »fragen Sie einmal Ihre Dulcinea, ob ſie einen gewiſſen

Bejaren, der an ihrer Bank einmal mit einer Piſtole in der Hand erſchien, noch einmal ſehen wolle? — ſie wird Ihnen kaum antworten, ſondern vor Angſt in Ohnmacht fallen. —

»Ich frag' ſie ſonſt nichts, als: haſt Du mich lieb? Da ſagt ſie: Ja, und fällt mir um den Hals und nicht in Ohnmacht.«

»Mir recht, zuletzt werden Sie in Ohnmacht fallen. — Aber nun noch einmal, Herr von Zahlheim,« fuhr der Bejar fort, »Sie haben mir Ihr Ehrenwort gegeben, daß Sie nicht einmal als Zuſchauer an die Spielbank nach Simmering ſich begeben wollen. — Gehen Sie nun nach Hauſe, da Sie heute noch Arbeiten für Ihr Amt zu beſorgen haben, gehen Sie; ich bin neugierig, ob Sie ein Mann von Ehre ſind und ein Ehrenwort halten können.«

Zahlheim ſtand auf.

Er empfahl ſich zuerſt ſeiner Roſaura.

Roſaura beſchwor ihn, ſeiner Zuſicherung eingedenk zu bleiben.

Eben ſo Roſaurens Mutter.

Zahlheim ging, blieb aber an der Thür ſtehen und warf Legler einen inhaltsſchweren Blick zu.

Legler verſtand dieſen nur zu gut.

Er ſtand auf.

»Ich gehe ins Spielhaus,« ſagte er, »und melde, daß Herr von Zahlheim nicht mehr kommt. — Ich danke, Herr Bejar, für die Bewirthung. Morgen, wenn Sie es erlauben, hole ich mir von Ihnen die ſchriftliche Verſicherung, daß Sie auf meine Arreſtſtrafe nicht dringen.«

Er verneigte ſich und ging.

XIII.

Va banque.

Als Legler auf die Straße kam, wartete Zahlheim bereits auf ihn.

»Nichtswürdiger!« fuhr ihn Zahlheim an. »Ich hätte gute Luſt und ſchüttelte Dir deine meineidige Seele aus deinem für den Galgen zu ſchlechten Körper.«

»Ja, wenn ich nicht ſo ſtark wäre,« verſetzte Legler, »wenn Du nicht wüßteſt, daß, wie Du mich anrührſt, dein Kopf aus der Himmelpfortgaſſe in die Kärnthnerſtraße, deine Füße auf die Seilerſtatt fliegen und dein Leib hier unterm Hausthor bleibt. — Mit Worten kannſt Du mich ſchlagen, aber die Hände laß aus dem Spiel, ſonſt finden Dich morgen die Gaſſenkehrer in kleine Stücke zerfleiſcht.«

»Schuft, der Du biſt! dem an dem Glücke eines Menſchen ſo wenig liegt, als einen ungezogenen Buben an einem Laternenglas, wenn es ihm gelüſtet, es einzuwerfen.«

»Schuft, der Du biſt!« gab der Fleiſchhauer zurück, »der da oben ſein Ehrenwort gegeben, nicht mehr an die Spielbank zu gehen, und blos darum von ſeiner Geliebten fortlauft, um eilig einen Fiaker zu nehmen und höchſtens in eine Stunde in Simmering Pharo zu ſpielen!«

»Wirſt Du dies weiter ſagen?« fragte Zahlheim mit herabgeſtimmtem Tone.

»Da ich nun weiß, daß es Dir Nachtheil bringt und dein wahrſcheinlicher Schwiegervater es Dir unterſagt hat, ſo will ich ſchweigen, aber Schuft darfſt Du mich nicht mehr nennen, Franzl, ich habe Dir's ſchon einmal geſagt; ſei nicht ſo freigebig mit ehrenbeleidigenden Schimpfnamen; ich bin kein Schuft, habe noch mein Leben nichts Schuftiges begangen! — Wenn noch einmal ein ſolches Wort über deine Lippen kommt, dann zeige deinem Bürgermeiſter an, daß eine Secretärſtelle erledigt wird; unter den Lebendigen wird er Dich nicht mehr ſehen.«

»Gut! gut!« murmelte Zahlheim, »ich will Dich nicht mehr mit einem Schimpfnamen belegen; komme nur nicht ab von dem, was ich frage, wirſt Du mich verrathen, wenn ich trotz meines Ehrenwortes nach Simmering komme und dort ſpiele?«

»Was geht dies mich an!«

»Wenn man Dich aber fragt? wenn man Dich bei deiner ſchwachen Seite anpackt? Dann rückſt Du heraus, denn Du biſt ein Flagerneur.«

»Sag dies Wort auf deutſch; wenn es wieder ein Schimpfname iſt, ſo ſchlag' ich Dich nieder.«

»Gemach. Ein Flagorneur iſt ein Ohrenbläſer, das biſt Du für dein Leben gerne!«

»Nur wenn Einer lange Ohren hat, ſo blaſ' ich ihm manchmal etwas hinein.«

»Wenn Einer, namentlich der Bojar, Dich recht ins Gebet nimmt, ſo wirſt Du, unvorſichtig wie Du biſt, mit Allem, was Du weißt, herausplatzen.«

»Ich werde ihm ausweichen.«

»Das wäre ebenfalls dumm.«

„Was ſoll ich alſo ſagen, wenn er mich nach Dir fragt?“

„Du hätteſt mich nicht geſehen.“

„Wenn er mir aber ebenfalls das Ehrenwort, daß ich Dich nicht geſehen, abverlangt? — Franzl, mein Ehrenwort geb' ich nicht!“

„Ei, wer wird auf dergleichen ein Ehrenwort verlangen!“

„Ein Bojar iſt Alles im Stande. Franzl, ich glaube, um allen ſolchen ärgerlichen Geſchichten auszuweichen, ſo wäre es am beſten, Du gingeſt wirklich nicht nach Simmering. Du haſt es deiner Mutter verſprochen, daß Du nicht mehr ſpielſt, ich hatte ihr verſprochen, daß ich Dir dein Geld zum Spiel nicht herausgebe; — ſie glaubt noch, daß ich es in Verwahrung habe; Du haſt es dem Herrn Bojaren, dann ſeiner Tochter und ihrer Mutter verſprochen, daß Du nicht mehr ſpielſt; ſo laß' es in drei Teufelsnamen! Du haſt ja, meiner Seele, Geld genug.“

„Ich muß mehr Geld haben,“ ſagte Zahlheim in Aufregung. „Ich muß das Doppelte haben von dem, was ich beſitze.“

„Und das willſt Du in Simmering gewinnen?“

„Ja, ich muß.“

„Das wär' ſehr traurig.“

„Weshalb traurig! Iſt das vielleicht wahr, was der Bojar behauptete?“

„Daß man dort falſch ſpielt? Ich habe nie etwas bemerkt. — Das iſt eine Lug', ſag' ich, ſo wie es eine Lug' iſt, daß die Judith nicht des Herrn Tuff Tochter iſt! — Unſinn! Warum ſoll ſie nicht ſeine Tochter ſein! Erſtens ſagte ſie zu ihm „Papa“ und er zu ihr „liebe Tochter,“ Notabene vor den Leuten und vor vielen Leuten; das könnte widerſprochen werden, wenn's Einer hört, der es anders weiß; dann hat ſie ſein ganzes Zutrauen. Sie ſagt zu den Croupiers: auszahlen! und dieſe zahlen augenblicklich aus, dann ſpielt ſie heimlich und wiſpelt mir immer zu, was ich für ſie ſetzen ſoll — wäre ſie eine Fremde, ſo ſpielte ſie öffentlich. Sie iſt die Tochter. — Da dies nun mit der Tochter, daß Judith nemlich nicht des Herrn Tuff's leibliches Kind ſei, eine Lug' iſt, ſo iſt dies mit dem falſchen —“

„Wir kommen von der Hauptſache ab; Du ſagteſt, daß es ſehr traurig wäre, wenn ich das Doppelte von dem, was ich beſitze, gewänne.“

„Ganz natürlich! — Du weißt, ich bin geſonnen, die Tuff'ſche zu heiraten. Wenn Du mit deinem enormen Glück ſo geſchwind 50—60,000 fl. gewinnſt, ſo reißt dies ein curioſes Loch in die Caſſa.“

„Was liegt da Dir daran, Du biſt ja ohnehin reich.“

„Mir liegt nichts daran, aber dem Alten. Judith hat mir geſagt, wenn des Vaters Bank ſo fort gewinnt wie bisher, wenn er 300,000 fl. beiſammen hat, dann gibt er das Spiel auf und ſetzt ſich in Ruhe, ſteuert ſeine Tochter nobel aus, reiſt nach Caſſel und läßt das Mädel mir hier in Wien.“

„Das kann der Alte immerhin. Wenn ich ungefähr 60,000 fl. gewonnen, ſo bleibt er um etwas länger hier. 60,000 fl. hat Herr Tuff bald wieder beiſammen. Mit ſolchen glücklichen Spielern, wie ich einer bin, hat er es ſelten zu thun!“

„Meinetwegen! So will ich noch länger auf meine Judith warten. Ich bedinge von Dir nur Eines: haſt Du einmal deine beſtimmte Summe, dann laß Dich nicht mehr in Simmering ſehen. Mit der Bojariſchen kriegſt Du einſt mehr als eine halbe Million; Jeder behauptet, der den Bojaren genau kennt, daß er 500,000 fl. baar beſitzt, ohne Güter und Pußten, ohne ſeine Heerden an Ochſen u. ſ. w. Ich glaube, Du wirſt einſt der reichſte Magiſtratsſecretär in Europa.“

Unter dieſem Geſpräche waren Beide auf den „Mehlmarkt“ gekommen.

Dort ſahen ſie ſich um Fiaker um.

Zahlheim fuhr vorher nach ſeiner Wohnung, um ſein Geld zu holen.

Legler nach der Weißgärber-Vorſtadt, um ſeinen Eltern zu danken, daß ſie ihn aus dem Polizeihauſe befreit.

* * *

Legler kam früher in Simmering an als ſein Freund Zahlheim.

Legler hatte nichts Eiligeres zu thun, als ſeiner Judith Alles mitzutheilen, was ihm geſchehen, wie er aus ſeinem Arreſte befreit worden, auf welche Weiſe er im Speiſeſaale des Herrn Jahn erſchienen, und was ſich da ereignet. Natürlich verſchwieg er der Geliebten auch nicht, was der Bojar Schlimmes und Nachtheiliges geſprochen, und Judith und ihren Vater auf die ſchonungsloſeſte Weiſe verdächtigt habe.

Judith referirt dies augenblicklich ihrem Vater; dieſer übergab ſchnell die Bank ſeinem erſten Croupier und ging mit einigen Spielern in ein Nebenzimmer.

Judith kehrte zu Legler zurück, berichtete ihm, daß ſie ihren Vater von dem Vorgefallenen in Kenntniß geſetzt und daß er ganz gelaſſen erwiedert habe:

»Herr von Zahlheim möge nur kommen und ſich die Ueberzeugung holen, daß der Herr Bojar, der noch niemals in dieſem Spielhauſe erſchienen, ein gemeiner Verleumder ſei, welcher der Rache des Herrn Tuff nicht entgehen ſolle.«

Bald darauf kehrte Herr Tuff wieder an die Bank zurück, und das Spiel begann unter ſeiner Leitung.

Zufällig blickte Legler auf die andere Seite der Gallerie und entdeckte Zahlheim, der ſoeben der von Teſſin beſtimmten »Neun« ſtatt 200 — 400 Ducaten beſtimmte.«

Er gewann, bog dann ein Paroli, dann ein Six-le-va und ſo fort bis zum Douze-le-va.

Er gewann 4800 Ducaten, von welchen er die Hälfte wegnahm und für Teſſin beſtimmte.

Da trat der Neger, welcher das Geſchäft eines Garderobiers verſah, an Zahlheim heran und rief ihn in das Vorzimmer.

Zahlheim war über die Störung ſehr unwillig.

Er wollte ſoeben auf einen Valet: »Va banque!« rufen, ging aber deſſenungeachtet hinaus und ſah zu ſeinem größten Entſetzen Teſſin vor ſich ſtehen.

»Höll' und Teufel!« kreiſchte Zahlheim, »ſeid Ihr ſchon wieder da! Am Tage habe ich vor Euch keine Ruhe, in der Nacht peinigt Ihr mich, Ihr von Gott verfluchter Widerſacher! Was wollt Ihr denn hier?«

»Meine 2400 Ducaten, Ihr habt ſie ſoeben gewonnen, ja noch mehr, auf meine „Flbüz“ bauend, habt Ihr auch für Euch 200 Ducaten auf die „Neun“ geſetzt und ebenfalls 2400 Ducaten gewonnen, davon ſolltet Ihr mir ebenfalls Proviſion geben, aber ich mag mit Euch nicht raufen; gebt mir nur, was mir ohne Zank gebührt.“

„Morgen!“ ſagte Zahlheim und wollte in den Spielſaal.

„Heda! Nichts morgen, heute! Sogleich!“ eiferte Teſſin und hielt Zahlheim feſt. „Bis morgen könnt Ihr mein Geld verſpielt haben!“

Zahlheim gab ihm einen Stoß. „Unverſchämter!“ rief er.

„Zahlt aus, zahlt aus!“ erwiederte Teſſin kaltblütig und faßte Zahlheim am Rockſchoße, „ſonſt geht der himmelblaue Staatsfrack in Fetzen.“

„Lump, für die Hölle zu ſchlecht! Weißt Du, daß ich, indeß ich mit Dir mich wegwerfen muß, die Bank hätte ſprengen können?“

„Möglich! aber dies kümmert mich nicht. Ich laſſe Euch nicht los.“

„Kerl, haſt Du meinen Grundſatz vergeſſen, nach welchem ich ganz gewiß Unglück habe, wenn ich während des Spieles Geld weggebe?“

„O nein! Ich kenne ſehr gut euer Vorurtheil, das aber nur euer unvergleichlicher Schmutz dictirte. Ihr ſeid der größte Schundpatron, welcher exiſtirt! Mir aber iſt alles Schundige zuwider; daher gebt! gebt! wenn Ihr nicht ein Aufſehen erleben wollt, das die ganze Spielergeſellſchaft alarmirt.“

Dieſe Scene hatte bereits Aufſehen erregt.

Der Wortwechſel fand bei offenen Thüren ſtatt.

Mehrere Spieler horchten, was verhandelt werde.

Auch der Fleiſchhacker wendete den Kopf nach der Thüre.

Er ſah ſeinen Freund von Teſſin in ein Gedränge gebracht.

Wie ein Bär ſtürzte er ins Vorzimmer.

„Was will denn der Spazzo-camino?“ ſchrie Legler und ſchleuderte Teſſin ſogleich an die Garderobeſtellagen, daß Teſſin von den herabſtürzenden Hüten, Ueberröcken, Mänteln u. ſ. w. förmlich bedeckt wurde.

Zahlheim erzählte, was vorgefallen.

„Gib die 2400 Ducaten her!“ ſagte Legler, „die muß er kriegen, aber durch mich, doch nicht hier! Ich gebe dem Seerauber ein Agio dazu! Unten beim Portier. Laß' mich nur machen.“

Zahlheim händigte Legler die benannte Summe ein.

„So!“ ſagte Legler; „jetzt geh' wieder in den Saal; mit dieſem Kerl werde ich ſogleich fertig werden. Ich werde ihn bitten, daß er indeß ſeine Rippen zähle, damit er weiß, wie viele ihm abgehen, wenn ich ihn wieder auslaſſe.“

Zahlheim ging in den Saal.

„Venite furbone!“ ſagte der Fleiſchhacker zu Teſſin, „ich rede mit Dir deine Sprach', damit Du ſiehſt, daß ich auch wälliſch kann. Mein Sprachmeiſter war ein Salamimann!“

Teſſin hatte ſich indeß hinter den zertrümmerten Stellagen aufgerafft.

»Wenn Ihr mir etwas zu Leide thut,« ſtöhnte Teſſin, »ſo rufe ich um Hilfe!«

»Meinetwegen,« lachte Legler, »diejenigen, welche Dir helfen wollen, werden ebenfalls gewichſt.«

»Muhr!« (Mohr) commandirte Legler, »ſuch' dieſem Hallunken ſeinen Hut und ſeine Parrecken (Perrücke), er möchte ſich ſonſt verkühlen.«

Der Neger brachte beides.

Der Fleiſchhauer packte den Gauner mit ſeiner Rieſenfauſt.

»Wenn ich nur wüßte,« ſagte Legler, »ob der Pfarrer in Simmering ſchon ſchlaft; er müßte Dir vorher die letzte Oelung geben.«

»Ich retirire mich in den Saal. Ich ſchreie Mörder! Bandit! Räuberhauptmann!«

»Wart! das werd ich Dir vertreiben, Spitzbube! Dein Geld habe ich! Wie Du nicht gutwillig gehſt, werfe ich die 2400 Ducaten in die »Moraſtlacken« vor dem Hauſe, dann ſuch ſie Dir!«

Teſſin ſah ſich rathlos um.

Große kalte Schweißtropfen ſtanden ihm auf der Stirne.

»Muhr!« ſchrie Legler, »mach' die Thür auf.«

Der Mohr riß die Doppelthür nach der Stiege auf.

»Belieben Sie vorauszuſpaziren,« ſagte Legler und warf Teſſin über die Treppe. »Ich werde ſogleich nachkommen.«

Legler ging über die Treppe.

Als er bei Teſſin ankam, ſagte er: »Es würde mir leid ſein, wenn Sie ſich einen Fuß überſtaucht hätten, allein Euer Gnaden kommen noch gut weg. Es iſt Euer Gnaden unterſagt worden, nach Simmering ins Spielhaus zu kommen, weil Euer Gnaden mit Ihrer Maleſizphyſiognomie die ganze Geſellſchaft „verſchandeln.“ — Können Euer Gnaden ſchreiben? Hier beim Thürſteher finden Sie Tinte, Feder und Papier. Beſtätigen mir Euer Gnaden, daß ich Ihnen 2400 Ducaten baar ausbezahlt habe; Euer Gnaden ſind ein Galgenſtrick, und könnten mir ſonſt den Empfang abſtreiten; auch werde ich zwei Zeugen rufen, damit Euer Gnaden mir keinen andern Prozeß an den Hals werfen können, als daß ich Sie zur Linie geführt, und da an der Linie, da das Gitter ſchon geſperrt, Euer Gnaden wie einen Ballen über das Gitter geworfen habe. Sie ſehen, ich ſpiele die „wälliſche Partie“ mit Anſagen.“

„Mein Gott! mein Gott!“ ſtöhnte Teſſin. „Mein armer Arm; die rechte Hand habe ich mir gewiß gebrochen!“

„Schreiben Euer Gnaden mit der Linken! — Können Sie die Volte ſchlagen mit der Linken, ſo können Sie gewiß auch ſchreiben, cito citissime, celebro Bajazzo!“

Legler führte Teſſin in die Portierſtube.

Dort mußte Teſſin die Empfangsbeſtätigung ausſtellen. Zwei Zeugen, der Thürſteher und der Inſpector des Hauſes, mußten ſie unterzeichnen.

Als dies geſchehen, nahm Legler das Wort wieder.

„Nun bin ich ſo frei Euer Gnaden ehrerbietigſt zu fragen, was mit Ihnen geſchehen ſoll? Ich bin nicht berufen, Sie als Profeſſor in der Kunſt falſch zu ſpielen zu beſtraren; das läßt ſich die Polizei nicht nehmen, und weh dem, der ihr ins Geſchäft pfuſcht; ich bin auch nicht berufen, Euer Gnaden für die Frechheit zurechtzuweiſen, mit welcher Sie in das Haus des Herrn Tuff gekommen ſind, obgleich Sie einen Revers unterzeichneten, als Sie das letzte Mal (vor vierzehn Tagen) die Bank hier durch falſche Würfel betrogen und dafür nicht lahm geprügelt wurden, ſondern ſich nur verpflichteten, dieſes Haus nie mehr zu betreten; ich finde mich nur bewogen, Ihnen die Zudringlichkeit abzugewöhnen, welcher Sie ſich gegen meinen Freund Zahlheim in keiner Weiſe enthalten können. Euer Gnaden verfolgen ihn wie einen Schatten, bei Tag, wie bei der Nacht. Wenn Euer Gnaden einſt aus ſeinem Leichnam zwei Kreuzer auszupreſſen wüßten, ſo würden Sie ſein Grab öffnen. — Euer Gnaden ſind ſchon einmal über die Stiege geworfen worden; mein Freund Zahlheim ſchmeichelte ſich, daß Sie damals Hals und Beine gebrochen haben müßten, allein Euer Gnaden haben eine Natur wie ein Marzi-Kater, ein Marzi-Kater ſtürzt über das höchſte Dach, fällt auf die Füße und kommt wieder aufs Dach. Euer Gnaden laſſen ſich tauſendmal über eine Stiege hinab und hinauf, aus einem Zimmer hinaus und hinein werfen; wenn Sie hieraus einen Heller Nutzen zu ſchöpfen hoffen, ſo ſind Euer Gnaden gleich wieder bei der Hand; ein ſo unverſchämter Lump, wie Euer Gnaden ſind; ein ſo zudringlicher Patron, als welcher ſich Euer Gnaden bewieſen haben, müßten Sie eigentlich aus der Welt geſchleudert werden, damit die Menſchheit Ruh hätte vor einer unverſchämten Schmeißfliege; aber auf welche Weiſe wirft man Euer Gnaden aus der Welt, damit Sie ja nicht wieder kommen? Euer Gnaden umbringen? da bekommt man einen Prozeß mit dem Scharfrichter, der auf Euer Gnaden Hals ſchon pränumerirt iſt. Euer Gnaden ſo durchprügeln, daß Euer Gnaden ein halbes Jahr im Bett liegen? Im nächſten halben Jahr kommen Euer Gnaden doch wieder zum Vorſchein! — Ich habe mir daher ein anderes Mittel erſonnen. — Ich nehme Euer Gnaden mit mir nach Hauſe und ſperre Sie in meinen Eiskeller ein; da laß ich Sie vor der Hand nur vier Wochen ſitzen; wenn Ihnen da das vulkaniſche Feuer, die Nebenmenſchen zu moleſtiren, nicht auslöſcht, dann freilich kommen Sie auf ewig unter die Erde, dann ſeien Sie zudringlich, Sie Scheuſal, wenn Sie es im Stande ſind.«

Teſſin fiel vor Legler auf die Knie.

»Herr,« ſagte er, »ſeien Sie barmherzig! Ich habe mich noch von dem Sturze über die ſteile Treppe nicht erholt; an allen meinen Gliedern bin ich gelähmt. Ueben Sie nicht neue Grauſamkeiten an mir. — Fragen Sie Herrn von Jahlheim, ob ich ihm nicht gelobt, daß, wenn ich von ihm 2400 Ducaten erhalten würde, daß er mich nie mehr ſehen ſolle. — Ich habe dieſe Summe, ich laſſe ihn nun mit Ruhe. — Ich komme nie mehr in ſeine Nähe, nie mehr in dieſes Haus, auch nie mehr Ihnen unter die Augen.«

»Was darf ich Ihnen thun, wenn Sie Ihr Wort nicht halten?«

»Was Sie wollen.«

»Sehen Sie dieſe Hand an!«

»Ich ſehe ſie; ſie iſt größer als die Vollmondſcheibe.«

»Mit dieſer Hand zeichne ich Ihnen alle vier Viertel ins Geſicht.«

„In Gottes Namen!“

„Jetzt aber nehmen Sie Reißaus, ſonſt ſollen Sie eine Mondesfinſterniß über die Augen bekommen, daß Sie den Weg nicht nach Haus finden. Eins! — Zwei! — Drei!“

Teſſin flog zur Thüre hinaus.

„Jacob,“ ſagte Legler zum Thürſteher, „ehe ich drei noch einmal zähle, iſt der Kerl wieder da!“

„Unmöglich!“ verſetzte der Thürſteher.

Die Thüre ging auf und Teſſin ſtand wieder da.

Legler ſchob den rechten Aermel ſeines Rockes zurück.

„Bravo!“ ſagte Legler, „jetzt wird eine Ohrfeige applicirt, bei welcher Ihr ganzes Gebiß von Ihnen Abſchied nimmt.“

Er ſtürzte auf Teſſin los.

„Erlauben Sie!“ rief dieſer. „Ich bringe nur meine Adreſſe für Herrn von Zahlheim. Nach der heutigen Nacht werde ich nicht mehr zu ihm kommen, aber er wird zu mir verlangen. Geben Sie ihm meine Adreſſe. Er wird Ihnen Dank ſagen.“

Teſſin entſchlüpfte.

„Nach der heutigen Nacht,“ ſagte Legler. „Was ſoll das heißen?“

Ehe ſich Legler noch erklären konnte, was dieſe Worte für einen Sinn haben könnten, hörte er Zahlheim oben an der Treppe ſtöhnen:

„Legler! Legler! Um Gottes willen, Legler!“

Legler lief hinaus.

Zahlheim kam ihm entgegen.

Zahlheim war bleich wie eine Leiche.

Sein Blick glich dem eines Wahnſinnigen.

Legler fing ſeinen Freund in ſeinen Armen auf, ſonſt wäre er wie ein Ohnmächtiger hingeſtürzt.

»Verloren!« rief Zahlheim, »Alles verloren! — Ich bin ein Bettler!«

XIV.

Nach dem Verluſte.

Zahlheim wurde bewußtlos nach Hauſe gebracht.

Als er zu ſich kam, fand er an ſeinem Bette die geliebte Mutter.

Zahlheim ſtarrte ſeine Mutter an.

Er ſchien ungewiß, ob er wache oder träume.

Er ſtreckte ſeinen Arm nach ſeiner Mutter aus.

Dieſe ergriff die Hand ihres Sohnes.

»Du willſt Dich wahrſcheinlich überzeugen, ob ich nur vor deiner Phantaſie erſcheine, oder ob ich in Wirklichkeit hier ſei.«

»Mutter!« rief er, »ſprach ich nicht im Schlafe?«

»O ja!« antwortete die Mutter, »was Du aber auch geſprochen, es war kein Hirngeſpinnſt, ſondern Wahrheit.«

»Mutter,« wiederholte Zahlheim, »ich träumte nicht? Es iſt wahr, daß ich ein Bettler bin?«

»Ja, mein Sohn,« erwiederte die Mutter, »Du haſt all dein Geld verſpielt. Du biſt arm wie eine Kirchenmaus; Du haſt deinen Mammon dorthin gegeben, wo Du ihn genommen. — Du ſiehſt mich ruhig! — Ich wußte es, daß das unſelige Geld Dir nicht bleiben würde. — Wie gewonnen, ſo zerronnen! — Einem Spieler leiht Fortuna nur ihre Gaben; in dem Augenblicke, in welchem Sie ihn verläßt, nimmt ſie ihre Geſchenke wieder zurück. — Vielleicht wirſt Du jetzt gebeſſert.«

»Und Roſaura?«

»Wenn ihr Vater erfährt, daß Du geſpielt haſt, daß Du trotz des verpfändeten Ehrenwortes dennoch geſpielt haſt, da könnteſt Du eine Million gewonnen haben, ſo iſt deine Geliebte für Dich verloren. — Als Du geſtern den Speiſeſaal verließeſt und der Doctor den Wunſch ausſprach, man hätte Dich doch nicht fortlaſſen ſollen, Du beſäßeſt die Summe gewiß nicht, welche Du angegeben, und Du würdeſt nun auf dein Glück vertrauend, ſie erſt gewinnen wollen, da ſchrie der Bojar:

»Soll ſie gewinnen! wünſch' ich, daß er ſie gewinne, aber wenn er ſelbſt reicher wird, als mein Banquier, und Zahlheim hat ſein Ehrenwort gebrochen, hat, trotz den heiligſten Zuſicherungen geſpielt, ſo bekommt er meine Tochter nicht, und wenn Kaiſer Joſeph in Zahlheim's Namen bei mir um Roſaura anhält; dies ſchwöre ich bei dem Heiland am Kreuze, mein höchſter Schwur!«

»Hierauf wendete ſich der Herr Bojar an mich.

»Mutter Zahlheim,« ſagte er, »ich frage jetzt Sie — Ich halte Sie für eine aufrichtige Frau. — Sie ſind alt, chriſtliche Leute lügen im Alter nicht. — Iſt es wahr, daß Ihr Sohn ſo viel Geld hat, als er angibt? Sie müſſen wiſſen, was Ihr Sohn beſitzt. — Ich frage nicht aus ſchmutzigem Intereſſe wegen meiner Tochter, Gott ſei Dank! meine Tochter wird Geld genug haben; ich frage aber, um die Ueberzeugung zu gewinnen, daß, wenn Ihr Sohn beſitzt, was er behauptet, dann nicht zu ſpielen Urſache hätte. — Sagen Sie mir, wie viel hat Ihr Franz Geld? — Sie, Mutter, müſſen es wiſſen!«

»Ich kann hierüber keine verläßliche Auskunft geben,« erwiederte ich. — »Daß mein Sohn im Spiele viel Glück hatte, iſt mir bekannt; wie hoch ſein Gewinn geweſen, vermag ich nicht zu beſtimmen.

»Eigenes Vermögen beſitzt er alſo nicht?«

»Nein,« verſicherte ich.

»Dann hat Ihr Sohn gelogen! Weiß ich jeden Kreuzer, den er gewonnen hat, und iſt er ſicher jetzt auf Spielbank und forcirt Fortuna. — O, war ich ſelbſt zu leidenſchaftlicher Spieler, als daß ich dies nicht errathen könnte.«

»Ach!« weinte Roſaura, »wenn er Alles verlöre!«

»Dummes Kind!« grollte der Bojar. »Wenn er geſpielt hat, ſo kriegt er Dich nicht. — Ich habe beim Heiland geſchworen!«

»Wenn Du nur ſeinen Antrag angenommen,« bemerkte des Bojaren Gattin, »und hätteſt Dir das bringen laſſen, was er bereits beſaß, dann hätte er nicht mehr ſpielen können.«

»Das war freilich dumm von mir,« verſetzte der Bojar, »daß ich dies nicht that, aber paſſionirte Spieler nehmen Geld auf, wenn ſie keines haben; ihrer Leidenſchaft opfern ſie Alles; hab' ich es ſelbſt ſo gemacht, wie ich jung war.«

»Wir wollen das Beſte hoffen,« erwiederte der Doctor. »Vielleicht thun wir ihm Unrecht.«

»Ich wünſch' es,« verſicherte der Bojar. »Ich habe einen heiligen Schwur gethan, den ich eben ſo heilig halten werde.«

»Mein Gott! mein Gott!« unterbrach Zahlheim ſeine Mutter. »Ich habe mein ganzes Geld verſpielt und meine Roſaura dazu, das überlebe ich nicht.«

Zahlheim ſank in ſein Bett, wie von einem Schlagfluß gelähmt, zurück.

Seine Mutter ſtand ihm bei.

Sie labte ihn mit Waſſer.

Sie öffnete einen Flacon mit ſtärkenden Eſſenzen.

Zahlheim ſchlug die Augen auf.

»Ermanne Dich, mein Sohn,« ſagte die Mutter tröſtend, »Du haſt nicht Alles eingebüßt. Du haſt dein Amt noch. Faſſe dies als deinen Rettungsanker. Die Hauptſache iſt, daß der Bürgermeiſter nichts von der neuen Spielgeſchichte erfährt, ſonſt biſt Du auch in deiner Anſtellung gefährdet.«

»Was Bürgermeiſter!« fuhr Zahlheim auf. »Der Bojar darf nicht erfahren, daß ich ſpielte, vor ihm muß mein Unglück das tiefſte Geheimniß bleiben! — Wenn ich mein Amt fleißig beſuche und unermüdet arbeite, kann mir der Bürgermeiſter nichts anhaben. — Mutter, wo iſt Legler?«

»Legler hat Dich nach Hauſe gebracht; — Du warſt ganz bewußtlos. Hierauf hat er mich von deinem Unfall unterrichtet und mich gebeten, zu Dir zu kommen. — Dann iſt Legler wieder nach Simmering, um nachzuforſchen, woran dein namenloſes Unglück gelegen. — Er ſagte, er habe Dich nicht zehn Minuten verlaſſen gehabt, um Teſſin zu expediren, ſo ſei ſchon der grenzenloſe Jammer über Dich verhängt geweſen. Du wärſt in ſeine Arme geeilt und hätteſt deſparat ausgerufen: »Verloren, Alles verloren! Ich bin ein Bettler!«

»Ein Bettler!« rief Zahlheim mit ſchmerzlicher Erbitterung, »ja wenn ich dieſen Gedanken überwinden könnte!«

Zahlheim ſprang aus dem Bette und ſtrampfte mit dem Fuße.

»Ich will kein Bettler ſein!« ſchrie er in wilder Verzweiflung. »Ich muß meinen Reichthum wieder erhalten, und ſollte ich einen Mord begehen! — Dieſer Teſſin!« rief er, »dieſer ſcheußliche Unhold! Dieſer niederträchtige Böſewicht, der mich verlockt und verrathen hatte — der im Bunde lebt mit jenen Räubern! — O weh mir! weh mir! Der Bojar hatte vollkommen Recht!«

»Aber wie biſt Du denn ſo ſchnell herabgekommen? Haſt Du denn deine ganze Habe auf eine Karte geſetzt?«

»Ich rief »Va baque!« wie ich mir vorgenommen hatte. Ich ſetzte mein geſammtes Vermögen auf die Herz-Dame! — Die Herz-Dame verlor. — In der Bank lagen 20,000 Ducaten. Was ich beſaß, reichte nicht einmal hin, meinen Verluſt zu decken. Es fehlten mir 3000 Ducaten! — Zwei Croupiers, die mich überwachten, als ich mein Geld zählte, ergriffen mich, als ſie bemerkten, daß ich die Bank nicht decken könne, am Arme, und fragten mich, ob ſie mich nach Hauſe begleiten dürften, um in meiner Wohnung den Reſt zu holen? — Als ich offen bekannte, ich hätte mein ganzes Vermögen verloren, ſahen ſie den Banquier fragend an. Dieſer ſagte mit boshaftem Lächeln:

„Adieu!“ ich wurde an die Thüre gebracht, man gab mir meinen Hut in die Hand und hing mir meinen Curé um die Schulter, man öffnete die Thür und erſuchte mich mit ſchneidenden Worten, ſo ſchnell als möglich fortzukommen, wenn ich mich nicht den unangenehmſten Folgen über meine Unverſchämtheit an der Bank ausſetzen wolle. Ich war vernichtet: ich rief Legler. — Legler war nicht im Saale. Der Neger in der Garderobe ſagte mir, Legler ſei mit Teſſin nach der Thürſteherwohnung gegangen. — Ich eilte hin. — Hierauf verlor ich die Beſinnung.“

Die Mutter erwiederte auf dieſe Mittheilung kein Wort.

„Man hat mich aufs Eis geführt,“ ſagte Zahlheim nach einer Pauſe: „ſicher war Alles abgekartet. — Viele der Pointeurs ſind vielleicht nichts als Compères des Banquiers. Einer, der ſich für einen ungariſchen Edelmann ausgibt, rief mit mir faſt gleichzeitig: „Va banque!“ — Er fing mit mir zu ſtreiten an und behauptete, er habe früher gerufen als ich. Ihm gebühre es, gegen die Banque zu agiren. Er verſicherte, ihm, als einem Spieler, der ſchon ſeit ſechs Monaten die Bank beſuche, gebühre der Vorzug vor mir. Dies pikirte mich noch mehr. Ich legte raſch mein ganzes Beſitzthum auf die Tafel. — Der Ungar kramte in ſeinen Taſchen; er ließ ſich auffallend Zeit, ſeine Ducaten und Bancozettel zu ordnen. Er ſah mich an. Noch einmal rief ich: „Va banque!“

„La dame perd!“ annoncirte der Banquier.

„Das Uebrige wiſſen Sie.“

„Ich habe nun die unausſprechliche Angſt,“ fuhr Zahlheim fort, „daß Legler mit ſeiner gewöhnlichen Schwatzhaftigkeit aller Welt mein maßloſes Unglück mittheilen werde.

Mutter, ich beſchwöre Sie, ſuchen Sie dies zu verhindern, miethen Sie einen Fiaker, fahren Sie zu Legler.«

Zahlheim hob aus dem Piedeſtal des Ofens einen Stein und zog ein Geldkiſtchen aus demſelben hervor.

»Ein paar Ducaten beſitze ich wohl noch,« ſagte Zahlheim.

Er viſitirte ſein Kiſtchen.

»Victoria!« rief er, »ich bin reicher als ich dachte. Zwei ganze Rollen, jede mit hundert Ducaten, ließ ich geſtern liegen. Ei, da finde ich auch noch Bancozettel! — Mutter, ſehen Sie doch, über zweitauſend Gulden in Bancozetteln! O, Fortuna hat mich doch noch lieb! Alles ließ ſie mir nicht nehmen. Immer genug, um den Wohlhabenden zu ſpielen, wenn Legler mich nicht etwa ſchon für ruinirt ausgerufen hat. — Ach, wie gut war es, daß ich geſtern Abends ſo eilte, und daß es ſchon ganz finſter war, als ich mein Geld holte! Ich fand nicht Alles.«

»Ich will einen Fiaker beſorgen,« ſagte die Mutter.

»Hier haben Sie einen Ducaten. Fahren Sie nach Simmering; — wenn Sie Legler da nicht treffen, eilen Sie in ſeine Wohnung, in ſeine Fleiſchbank. Auftreiben müſſen Sie ihn. Mutter, ich beſchwöre Sie! Haben Sie ihn, dann prägen Sie ihm ein, er möge gegen Niemand verrathen, daß ich geſpielt. Sagen Sie ihm, mein Amt und meine Braut ſtünden darauf. — Der etwaige Verluſt meines Amtes wird ihn noch eher bewegen zu ſchweigen, als der etwaige Verluſt meiner Braut. — Mutter, ich laſſe es Ihnen über, was zu ſagen iſt. — Ach, es gibt ja in der ganzen Welt keinen beſſern Anwalt als eine Mutter!«

Zahlheim ſchien tief ergriffen, er weinte und ſchloß ſeine Mutter in die Arme.

Die alte Frau, welche bisher ſtandhaft geweſen war und nicht weich werden wollte, um ihrem Sohne nicht vielleicht das Herz zu brechen, löſte ſich nun in Thränen auf. Sie ſchluchzte laut.

„Wir wollen Beide den Kopf nicht verlieren,“ ſagte er. Es gilt einer größeren Sache als einer Spielſumme. — Eigentlich bin ich doch immer noch reicher, als ich vor einem Jahre war, und was das Beſte, ich habe keine Schulden, Mutter, keine Schulden! Ich habe alle meine Gläubiger befriedigt, die böſen, ruchloſen Gläubiger, die Ihnen, theure Mutter, ſo vielen Kummer machten. Dieſen Segen errang ich durch mein Glück. — Ich habe den Juden Meyer Baſcheles bezahlt, den Schneider, alle Andern, die für mich arbeiteten, bezahlt; ich habe die hundert kleinen Schulden, hier einen Marqueur, dort einen Kellner, wieder dort einen Mitbeamten, der mir einige Gulden vergeſtreckt, vom Halſe; ſogar den Trödler habe ich baar bezahlt, und bei 3000 fl. beſitze ich baar. — Muth, Mutter! — Ich habe meine gute Anſtellung, habe gute Ausſichten für meine Zukunft, und vor Allem, ich habe meine gute Mutter.“

„Wenn Du nur nicht mehr ſpielſt?“

„Mit dieſem Bettel! und jetzt, da es nur zu gewiß iſt, daß mich das Glück verlaſſen will? — Nein! Ich habe mein Lehrgeld bezahlt. — Ich denke nur daran, wie ich dennoch Roſaura gewinnen, und iſt dies unmöglich, wie ich mich auf anderem Wege reich verheiraten könne, denn reich muß ich werden, Mutter, ſo oder ſo! Ohne Reichthum keine

Exiſtenz! Wer einmal in Geld und Ducaten herumwühlte, und wäre es auch nur kurze Zeit geweſen, der kann einen ſolchen Hochgenuß nicht mehr miſſen. — Doch nun fort, liebe Mutter! Hat Legler bereits die Trompete meines Unglücks vor den Mund genommen, dann hat er auch alle meine ſchönen Luftſchlöſſer umgeblaſen.«

»Ich eile, mein Sohn! — Zum Abſchiede gib mir noch einmal die Verſicherung, daß Du nicht mehr ſpielſt.«

»Nie mehr! nie mehr! Ich will blos in die Eheſtandslotterie ſetzen; mache ich da einen Treffer, dann ziehen Sie zu mir. Ihre Tage ſollen bei Ihrem Sohne die ſchönſten Ihres Lebens werden. — Gott mit Ihnen, Mutter!«

* * *

»Nicht mehr ſpielen!« lachte er, als er allein war. — »Ha! ha! kurzſichtiges, leichtgläubiges Weib, jetzt wird erſt recht geſpielt! — Das Geld, das ich verloren, muß zurückgewonnen werden. O, bilde Dir nicht ein, Mutter, daß ich an die Treuloſigkeit Fortunens glaube. Hat ſie mir nicht wieder ihren Finger gezeigt, als ſie mich den Reſt meines Schatzes finden ließ? — Bevor ich das Rieſenglück machte, beſaß ich kaum gegen 200 fl. und heute gegen 3000 fl., und ich ſoll nicht ſpielen? — Va banque werde ich nicht ſpielen, und unter Metierſpieler darf ich nicht gerathen. Das iſt's, was ich zu beobachten habe. — Ich ſpiele mit zu viel Leidenſchaftlichkeit, ich muß eben ſolche Leute finden, die ſo leidenſchaftlich ſind wie ich. — Der Banquier Tuff iſt ein kalter, ruhiger Mann. Ich ſollte meinen, daß er die Volta ſchlug, daß ich umgarnt wurde; wenn ich aber wieder bedenke, daß ihm wenige Tage vorher die Bank geſprengt wurde — ſo — ſo —«

Plötzlich ſtand Teſſin vor Zahlheim.

»So muß ich ſagen, daß ich ein unbeſonnener Eſel war,« bemerkte Teſſin.

»Wie,« ſchrie Zahlheim auf und entfärbte ſich, »Ihr — Ihr wagt noch einmal vor mir zu erſcheinen?«

»Natürlich! Ihr ſchickt nicht zu mir, obgleich ich Euch durch den rohen Burſchen, den Fleiſchhauer, meine Adreſſe ſendete. — Nach dem Verluſte, den Ihr erlitten, braucht Ihr mich ja. Ihr habt's zwar nicht um mich verdient, aber ich bin nun einmal ein ſo anhänglicher Kerl, daß ich ſelbſt den nicht verlaſſe, der mich von ſich geſtoßen. — Auch habe ich Euch genau nachgerechnet und herausgebracht, daß Ihr euer Geld nicht bis auf den letzten Heller verſpielt habt. — Ihr müßt noch 2- bis 3000 fl. beſitzen. Ausgegeben habt Ihr nichts. Ihr ſeid ja ſchändlich ſchmutzig geweſen, alſo habt Ihr genug Fond, wenigſtens noch eine »Huſarenbank« zu geben. Zählt dabei auf mich. Spielt aber nicht in Simmering. Sie laſſen Euch auch nicht mehr ein, da ſie Euch bankerott erklärten. Spielt an einem andern Orte. Siedet eure reichen Freunde, die gewöhnlich in der »Ente« zuſammenkommen, ab. — Schlagt nebenbei einmal Volta! Wer wird ſich denn vom Glücke bemeiſtern laſſen?«

»Schändlicher, gottvergeſſener Spitzbube!« rief Zahlheim aus. »Alſo, das haſt Du herausgerechnet, daß ich noch einige tauſend Gulden haben müſſe, und deshalb kommſt Du, um mich auch um das Letzte zu bringen? — Reinige Dich erſt, Schurke, von dem Verdachte, daß Du mir dieſe Nacht die abſcheulichſte Falle gelegt haſt. Dein iſt das Werk meines entſetzlichen Verluſtes. Du haſt mich in den Sumpf geführt; Du, Spitzbube, haſt mich ans Meſſer gehetzt.“

„Ich? — Wie käme ich dazu! — Ich habe Euch ja zweitauſendvierhundert Ducaten auf meine Karte gewinnen laſſen. Wäret Ihr damit nach Hauſe gegangen! Und was habt Ihr Va banque zu rufen, ohne vorher zu obſerviren, ob die Bank im Glücke oder im Unglücke ſei! — Ihr habt geſpielt wie ein dummer Junge. — Ihr habt geſpielt ohne Inſpiration, ohne Ahnung, nicht einmal mit der geringſten Wahrſcheinlichkeitsberechnung. — Die Dame, mit der Ihr die Bank ſprengen wolltet, hatte ſchon dreimal für den Banquier verloren; — zum vierten Mal wird ſie doch den Banquier endlich gewinnen laſſen. — Ihr brülltet Va banque wie ein Tollhäusler.“

„Ein anderer Spieler, ein Ungar, ſchrie dasſelbe.“

„Gut, ſo laßt dieſen mit dem Kopfe an die Wand laufen, und ſtoßt Euch nicht ſelbſt an. Dem Ungar hätte ein Verluſt von 20,000 Ducaten auch keinen Unterſchied gemacht; der Ungar hat mehr Geld, als er ſchwer iſt; der hat die größten Schwein-Pußten im Bakonyerwald. Wenn der Bojar 1000 Ochſen verſpielt, kann der Ungar 40,000 Schweine verlieren. Wenn Ihr aber Alles verliert, ſo bleibt Euch nicht einmal euer Schwein-Glück. — Das iſt ein großer Unterſchied, mon cher! Ich möchte Euch die Haare ausreißen, wenn Ihr keine Perrücke trüget.“

„Man hat falſch geſpielt.“

„Ihr blöckt wie ein Kalb auf der Weide! — Seid Ihr auch ſo dumm, Denjenigen für einen falſchen Spieler zu erklären, wie damals eure Feinde Euch, der da gewinnt?“

Zahlheim ſchwieg.

„Habt Ihr Karten?“ fragte Teſſin.

„Ja.“

„Nehmt einmal ein Spiel zur Hand.

„Hier iſt eines.“

„Miſcht!“

„Es iſt geſchehen.“

„Hebt ab!“

„Es iſt geſchehen.“

„Einen Ducaten ſetze ich auf eine Sieben.“

„Verloren!“ rief Zahlheim.

„Paroli.“

„Verloren.“

„Six-le-va!“

„Verloren!“

„Sept-le-va!“

„Gewonnen!“

„Nun, habt Ihr falſch geſpielt? Endlich mußte die Sieben Euch fallen. — Doch daß die Karten immer fallen müſſen, wie Ihr es braucht, das zu lernen, ſollt Ihr nicht verſchmähen, ſonſt kommt Ihr nie auf einen grünen Zweig.“

„Ich mag nicht falſch ſpielen lernen; ich habe es Euch ſchon geſagt.“

„Auch gut! Ihr hattet aber Capacität hiezu gezeigt. — Die Natur hat Euch zur Volta geboren. Welche fein geſchmeidigen Finger! — Ich habe leider Finger wie Blutwürſte und konnte ſie nur durch raſende Uebung gelenkig machen. In einem Jahre konnte ich mit meinen ſteifen Orgelpfeifen das nicht leiſten, was Ihr bei meiner erſten Lection weghattet. — Gebt her die Karten!“

Teſſin miſchte ſie.

„Hebt ab.“

Zahlheim that es.

„Was ſoll links fallen?“

„Die Dame.“

„Hier iſt ſie.“

„Noch einmal!“

„Hier iſt ſie.

„Noch einmal!“

„Hier iſt ſie.“

„Teufel, noch einmal, das iſt überraſchend!“ rief Zahlheim aus.

Teſſin miſchte wieder.

„Zaubert mir viermal das Aß auf die rechte Seite?“ ſagte Zahlheim.

Teſſin ſchlug mit unbegreiflicher Geſchwindigkeit jedes Aß im Spiele auf die rechte Seite.

„Habt Ihr etwas bemerkt?“ fragte er. „Den Goldfinger ſetzt in Bewegung; der muß Euch das Brot verdienen, darum heißt er auch der Goldfinger, weil er Ducaten beſchert. — Doch Ihr ſeid um hundert Jahre zurück. Ihr habt noch ein Gewiſſen, wie man es unter Kaiſer

Joſeph dem Erſten in Wien fand, und das Prinz Eugen den Seelenpanzer nannte; recht löblich, aber unbequem iſt dieſer Panzer, höchſt unbequem und äußerſt gênant.«

»Macht mir doch recht langſam die Manipulation mit dem Goldfinger vor,« bat Zahlheim.

»Was für eine Karte wollt Ihr denn auf der Banquierſeite ſehen?« fragte Teſſin.

»Die Zehn.«

»Einmal?«

»Viermal.«

»Gebt Acht!«

Die »Zehn« wanderte viermal auf die linke Seite.

»Ihr ſcheint aber ſchon den Karten auf der Rückſeite anzuſehen, was ſie bergen?«

»Das verſteht ſich.«

»Ich habe Euch aber ein ganz neues Spiel hingelegt.«

»Wähnt Ihr, ich ſpielte mit euren Karten? Dieſe habe ich ſchon längſt changirt! Da habt Ihr eure Blätter.«

Er holte ſie aus der Taſche.

»Ihr begreift doch, daß man ſicher gehen müſſe?« lachte Teſſin.

»Lehrt mich dies!« rief Zahlheim. »Hol' der Teufel den »Seelenpanzer des Prinzen Eugen!«

»Gebt Banken und partagirt mit mir; ſeid kein ſchmutziger Hund, und Ihr ſollt in einem Jahre ein Millionär ſein.«

»Ja, ja!« rief Zahlheim. — »Aber nicht bei mir im Hauſe will ich Lection nehmen; bei Euch. Schon morgen um ſieben Uhr komme ich in eure Wohnung. — Jetzt verlaßt mich; ich erwarte jede Minute den Fleiſchhauer, der darf Euch nicht bei mir ſehen.«

»Ich wünſche es bei Gott auch nicht, den Grobian zu begegnen. Morgen um ſieben Uhr in der Kumpfgaſſe in der neuen Welt, eine Treppe hoch!«

XV.

Eine Ueberraſchung.

Leſſin hatte ſich kaum eine Viertelſtunde aus dem Hauſe Zahlheim's entfernt, ſo kam Legler bei der Thüre herein.

„Haſt Du meine Mutter nicht geſehen?“ fragte Zahlheim ängſtlich.

„Mit keinem Auge.“

„Um Gottes willen! Sie hat Dich alſo nicht warnen können?“

„Warnen? Weshalb?“

„Nun, damit Du nicht ſchwätzen mögeſt über mein Unglück, gegen Niemand! — Oder haſt Du ſchon wieder aller Welt auspoſaunt, was geſchehen?“

„Dazu hätte ich wohl keine Zeit gehabt! Ich bin noch ganz vernichtet! — Das Entſetzlichſte hat ſich zugetragen. — Höre, und falle mir aber nicht in Ohnmacht!“

„Der Bejar hat vielleicht Nachrichten über mich erhalten?“

„Ei was, der Bejar! — Als ich Dich, beinahe halb todt, in dein Bett gebracht und deine Mutter in deine Wohnung geſendet hatte, fuhr' ich zurück nach Simmering.“

»Der Ungar hat vielleicht die Bank geſprengt und des Banquiers Geld ſammt dem Gelde, das ich verloren, gewonnen?«

»Warum nicht gar! — Die Bank war geſchloſſen; Herr Tuff und Judith entflohen, das Haus war leer, die Spieler in alle vier Winde zerſtreut; Niemand war mehr da, als der alte Jacob, der Thürſteher; dieſer drückte mir ein kleines Briefchen von Judith in die Hand.

»Herr Tuff,« ſchrieb ſie, »hat die gewünſchten 300,000 fl. zuſammengebracht. Er gibt jetzt das Spiel auf und ſetzt ſich in Ruhe! — Dieſe Nacht ſind wir in Preßburg. — Wollen Sie mich noch einmal ſehen, ſo kommen Sie! — Judith.«

»Ich war wie vom Donner gerührt!« fuhr Legler fort. »Jacob! Jacob!« rief ich, »was ſoll das heißen?«

»Was das heißen ſoll?« antwortete Jacob. »Das werden Sie ſogleich erfahren. Ich war nichts als der Thürſteher einer Räuberhöhle. — Als Herr von Zahlheim geplündert und Sie, Herr Legler, mit ihm nach der Stadt gefahren waren, genirten ſich die Gauner nicht mehr. — Eine Stunde früher, als Zahlheim betrogen wurde, zogen ſie den reichen Müller Olbrich von Fiſchamend aus. Dieſer verlor faſt eben ſo viel als Zahlheim; unter Lachen erzählten dies die Croupiers. Seit ſechs Monaten trieben ſie ihr Gaunerhandwerk.«

»Und Judith?« fragte ich.

»Judith iſt nicht die Tochter des Herrn Tuff. Ihr Spielantheil wird 15,000 fl. betragen. Dieſe werden ihr in Preßburg ausbezahlt.«

„Und dann?“

„Ja, was dann geſchieht, weiß ich nicht.“

„Dann heirate ich ſie.“

„Heiraten?“ verſetzte Jacob und lachte. „Dies wird unmöglich ſein!“

„Warum nicht?“ fragte ich.

„Weil ſie nie heiraten wird,“ gab Jacob zur Antwort. „So habe ich wenigſtens als ganz verläßlich vernommen.“

„Ich wollte augenblicklich,“ erzählte Kegler weiter, „dem betrügeriſchen Geſindel nachfolgen; ich wollte mir auf der Schwechat die Poſt nehmen, ich wollte in Fiſchamend den Müller Olbrich, den ich ſehr gut kenne, aufſuchen, ihn von dem falſchen Spiele, das man mit ihm vorgenommen, unterrichten, ihn aufſtacheln, daß er mit mir gemeinſchaftlich, und zwar auch in deinem Intereſſe, da man Dich ebenfalls auf die ſchändlichſte Weiſe geprellt, im Comitatshauſe zu Preßburg Klage führe, und den Gauner Tuff ſo lange in die Enge treibe, bis er das Geld, das er Olbrich und Dir abgenommen, herausgeben würde; ich wollte ferner Judith zur Rede ſtellen und ſie zwingen, mit mir nach Wien zurückzukehren; da ſiel mir aber ein, daß ich 120,000 fl. in meiner Brieftaſche bei mir trage, die ich von meinem Vater als Vorſteher der Fleiſcher-Innung ſchon geſtern erhalten, um ſie heute als am 16. November den ungariſchen Ochſenlieferanten auszuzahlen, den Lieferanten, welche alle 1. und 6. jedes Monats ihre Zahlungen von unſerer Zunft durch meinen Vater erhalten; dieſer Zahlung wegen reiſte ich alſo nicht nach Preßburg.“

»Und mit dieſen 120,000 fl. in der Brieftaſche warſt Du geſtern auf der Spielbank?«

»Natürlich! Wo hätte ich ſie geſtern hinbringen ſollen? Als ich meinen Eltern für meine Befreiung aus dem Polizeihauſe dankte, händigte mir mein Vater die Summe ein; nach Hauſe kam ich nicht mehr. Ich verwahrte alſo dies Geld auf meiner Bruſt. Da iſt es noch; es fehlt kein Kreuzer.«

»Du nahmſt dies Geld mit auf die Spielbank!« rief Zahlheim voll Verwunderung aus; »wenn Dich der Teufel geritten und Du, wie ich, in einer Verblendung Va banque! gerufen hätteſt.«

»Mit fremdem Gelde in der Taſche? Da kennſt Du mich ſchlecht!«

»Wenn Dir dies Geld entwendet worden wäre?«

»Da hätten mich ein Dutzend Diebe mit einem kleinen Artilleriepark überfallen müſſen.«

»Und warum haſt Du dieſe Summe noch immer nicht abgegeben?«

»Weil die Ochſenhändler erſt heute Abend ankommen. Es iſt mir wirklich ſchon läſtig. ſogar zu dem Bojaren hatte ich es mitgeſchleppt.«

»Warſt Du ſchon dort?«

»Natürlich. Ich mußte ja ſeine Einwilligung zu meiner Entlaſſung aus dem Polizeihauſe erhalten. — Ich habe ſie ſchon.«

»Was ſagte er?« fragte Zahlheim haſtig. »Examinirte er Dich nicht recht ſcharf? Erkundigte er ſich nicht nach mir?«

»Mit keinem Worte.«

„Unmöglich!“

„Er kam mir ſogleich mit ſeiner ſchriftlichen Zuſtimmung zu meiner Entlaſſung entgegen, und ich, froh, von ihm nicht ausgeforſcht zu werden, eilte zur Thüre hinaus.“

„Und Reſaura?“

„Ich ſah ſie nicht, auch ihre Mutter ſah ich nicht.“

„Der Bojar hat nicht nach mir gefragt? Mein wahrſcheinlicher Schwiegervater hat Dich nicht ausgeforſcht? Sich nicht einmal erkundigt, ob Du mich in Simmering geſehen? — Das muß etwas zu bedeuten haben! — Am Ende hat er auf anderem Wege von Jemand erfahren, daß ich geſpielt und Alles verloren, und mein Schickſal iſt ſchon entſchieden!“

„Was fällt Dir ein! Er war kaum noch recht auf den Beinen. Sein Bedienter ſagte mir in ſeinem walachiſchen Deutſch, daß ſein Herr ſoeben aufgeſtanden. Der Bojar kann nichts von Dir erfahren haben.“

„Er ſoll auch nichts erfahren!“

„Aber Du haſt kein Geld mehr.“

„Geld genug, um ihn hintanzuhalten. Laß' mich nur machen. Ich rechne auf Reſaurens Liebe und — —“

In dieſem Augenblicke klopfte man an Zahlheim's Thür.

Zahlheim öffnete und — herein trat — der Bojar mit ſeiner Frau und Tochter.

Zahlheim glaubte in die Erde ſinken zu müſſen vor Angſt.

„Jetzt kann's angehen!“ dachte Legler.

„Herr Bojar,“ ſtammelte Zahlheim, „dieſe Ehre! gnädige Frau!« ſetzte er hinzu, »Fräulein Roſaura in meinem Hauſe? — Ich bin ſo überraſcht, daß ich keine Worte finde.«

»Nun gehört ſich doch!« ſagte der Bojar, »daß man fleißigen Mann beſucht, der geſtern ſo frühzeitig die heiterſte Geſellſchaft verließ, um die ganze Nacht für das Wohl der Stadt zu arbeiten, und in ſeinem Bureau als der emſigſte Beamte zu erſcheinen! — Guten Morgen, Herr Schwiegerſohn, — nun begrüße ich Sie als ſolchen; denn wer ſo viel Pflichtgefühl hat wie Sie, ſich ſogar Amtsſtunden in ſeinem Hauſe macht, muß guter Ehemann, redlicher Staatsbürger ſein; reichen Sie mir die Hand!«

»O weh!« ſprach Legler für ſich hin, »der foppt meinen Freund barbariſch.«

»Und wie ſchön ſind Sie eingerichtet!« rief der Bojar bewundernd aus. »Sieh' nur, Frau, betrachte, Roſaura, dieſen eleganten Junggeſellen. — Welche ſchöne Meubles, Luſter, Spiegel, Draperien und Teppiche und ſogar Porträt vom Kaiſer Joſeph unter einem rothſammtenen Baldachin! — Bravo, Schwiegerſohn! Seinen Kaiſer muß man ehren, beſonders ſo edlen Kaiſer, wie Oeſterreicher hat! — Wer hat das Bild gemalt vom Kaiſer Joſeph? — Außerordentlich ähnlich! Glaubt man, er wird ſogleich ſprechen. Wer hat dies Bild gemalt?«

»Lampi,« antwortete Zahlheim. »Ein Tiroler, ſeit drei Jahren erſt in Wien, aber ſchon ſo berühmt, daß der geniale Unterberger, ſein Lehrer, wahrhaft ſtolz auf ihn iſt.«

„O führen Sie uns doch auch in Ihr zweites Zimmer.“

Zahlheim öffnete die Thür desſelben.

„Maria Thereſia!“ rief der Bojar, als er ihr Porträt erblickte. „Joſephs unſterbliche Mutter! die gottesfürchtigſte Frau der Welt und weiſe Regentin! — Zahlheim, umarmen Sie mich! Ich ehre Sie doppelt, da Sie dieſe Porträte beſitzen!“

Zahlheim führte ſeine Gäſte auch in das dritte Zimmer.

„Ah!“ rief der Bojar, „Schlafcabinet! Sieht man, daß kein Stubmädel im Hauſe iſt, Bett iſt noch nicht gemacht. — Nu, Schlafzimmer iſt etwas klein, werden Sie ſchier ein größeres Quartier nehmen müſſen, wenn Sie heiraten! — Auf Kindszimmer ſoll ja auch gedacht werden. — Was ſagſt Du dazu, Roſaura?“

Die Gattin verwies ihrem Manne dieſe Unſchicklichkeit.

„Aber immer hofmeiſtern!“ ſagte der Bojar. „Gibt es etwas Natürlicheres, als wenn zwei junge Leute heiraten, daß ſie Kinder kriegen? — Alte, dann wirſt Du Großmutter, wirſt Dich zürnen, willſt ſelbſt noch jung ſein, und hernach Enkel! — Laß nur gehen, Urgroßmutter mußt Du werden, gebe ich früher keine Ruh'!“

„Was haben Sie denn da für ein Bild?“ fragte er Zahlheim. „Zum Teufel, macht der Kerl ein reumüthiges Geſicht! — Sind das ſeine Eltern, vor welchen er kniet? — Der Tagdieb hat vielleicht etwas geſtohlen und iſt aufkommen?“

„Es iſt der verlorne Sohn.“

»Meiner Seel'! — Jetzt kenn' ich ihn. Im Hintergrund ſieht man noch die »Säu,« mit welchen er in Noth und Elend geſpeiſt hat. — Sie haben alſo auch Bilder aus der Bibel? — Geben Sie mir nochmal »Buſſel«; haben Sie auch dort ſchönen und auferbaulichen Madonnenkopf.«

»Es iſt keine Madonna, ſondern Minerva.«

»Iſt mir auch recht, fangt ebenfalls mit M an. Und was ſtellt das Bild vor mit grünem »Vorhangel?«

Zahlheim zog den Vorhang weg.

»Es iſt das Bild meines Vaters,« ſagte er.

»Und der muß hinter einen Vorhang? Schämen Sie ſich denn ſeiner, daß Sie ihn nicht »herzeigen?«

»Es iſt Mode, Verſtorbene mit einem Vorhang zu bedecken.«

»Dumme Mod'! — Wenn Einer, der am Hochgericht geſtorben iſt, im Porträt erſcheint, der kann zugedeckt werden, meinetwegen mit Kotzen; aber ehrliche Leute ſollen noch im Tod' aller Welt ins Geſicht ſchauen. Ich reiß' Vorhang weg, Herr von Zahlheim, unbekannterweiſe bezeige ich dem ſeligen Herrn Papa dieſe Höflichkeit. — Und nun rücke ich erſt heraus, was ich will, Herr von Zahlheim. Was iſt heute für ein Tag?«

»Der 16. November.«

»Schon' gut! Aber was iſt heute noch für ein Tag? — will ich es kurz machen! — Heute iſt morgen, das heißt heute iſt der Tag, für welchen Sie geſtern verſprochen haben, mir zu zeigen, daß Sie mehr beſitzen, als Sie von mir und Ihren Freunden gewonnen haben! — Zeigen Sie mir! — Große Beruhigung werd' ich haben, denn geſtern, nachdem Sie fortgegangen, war die Sprache, daß Sie erſt gewinnen müßten, was Ihnen abgeht; daß Sie unfehlbar auf Spielbank laufen würden; — ich hab' widerſprochen; ich hab' geſagt, dies glaub' ich nicht! — Denn Sie haben Ehrenwort gegeben; nun halten Sie, was Sie verſprochen; Roſaura, Roſaurens Mutter und ich haben alle Drei heut' Nacht kein Auge zugemacht. — Zahlheim, wälzen Sie uns Stein vom Herzen, und ſo wahr Gott lebt, wenn Sie geſtern nicht gelogen, ſo können Sie meine Tochter ſchon in acht Tagen zum Altare führen!«

Zahlheim kam nicht einen Augenblick aus der Faſſung. Mit einer Frechheit, welche nur ihm eigen zu ſein ſchien, rief er:

»Legler, Du haſt mein Geld in Verwahrung; Du haſt es bei Dir, weil ich Dir den Auftrag gab, bei dem Wechsler Aron Preiſach für 120,000 fl. fünfprozentige Obligationen einzukaufen; zähle ſie auf dieſe 120,000 fl. Beruhige dieſe mir theure Familie. In acht Tagen ſchon iſt Roſaura meine Gattin. Du haſt es gehört.«

Dem armen Fleiſchhauer verlegte dieſe Zumuthung die Sprache.

Er ſah Zahlheim mit ſteigender Verwirrung an.

»Schnell! ſchnell!« donnerte Zahlheim, »wo haſt Du die Brieftaſche?«

Legler ſtand regungslos da.

»Ei zum Teufel!« ſagte Zahlheim, »ſei doch nicht ſo blöde! Du biſt ja ſonſt ſehr ſchnell bei der Hand, mit fremdem Gelde Dich zu brüſten.«

Zahlheim knöpfte Legler den Curé auf, nahm ihm das Portefeuille aus der Seitentaſche und zählte 1200 Stück, jedes Stück zu 100 fl., auf den Tiſch.

Als dies geſchehen war, raffte Zahlheim das Geld zuſammen, legte dasſelbe in das Portefeuille, ſteckte es wieder in die Seitentaſche Legler's und knöpfte ihm den Curé zu.

„Aber nun eile Dich,“ ſagte Zahlheim, „die Obligationen bringſt Du mir nach Tiſche hieher. Oder noch beſſer, nicht hieher, ſondern zu Jahn, denn heute bewirthe ich meinen Schwiegervater, meine Schwiegermutter und meine Roſaura und Dich, Legler, denn Du wirſt mein Beiſtand. Nun aber eile! eile, ehrlicher Freund!“

Zahlheim ſchob Legler zur Thüre hinaus, der mehr todt als lebendig auf die Treppe kam und glücklich war, daß er ſein Geld wieder hatte.

„Alſo zu fünf Procent legen Sie Ihr Geld an?“ fragte der Bojar Zahlheim. „die drei Procent, welche Ochs und Geymüller geben, ſind Ihnen zu wenig? Schön! Begreiſe das, aber für 120,000 fl. Obligationen zu bekommen, wird unmöglich ſein! — Ich wollte ebenfalls ſolche Papiere in voriger Woche kaufen, ſie waren nicht zu haben.“

„Ich bekomme ſie,“ prahlte Zahlheim. „Ich gab Legler ein Schreiben an den Wechsler Aron Preiſach mit. Er kennt meine amtliche Stellung und treibt mir die Obligationen auf, und wären ſie im Monde.“

„Herr Schwiegerſohn,“ jauchzte der Bojar. „Sie ſind ein Ehrenmann. Nun ſoll mir Jemand etwas über Sie ſagen! — Roſaura, ich erlaube Dir, deinem Franz um den Hals zu fallen und ihn herzlich zu küſſen! — Alte, Du küßt ihn auch! — Und heute ſoll noch ein fröhlicheres Diner ſtattfinden, als geſtern. — Wir nehmen mit Freude Ihre Einladung an. — In acht Tagen iſt die berühmte Katharina-Redoute, dieſe beſuchen wir Alle! O mein guter Zahlheim, ich könnte Sie aufeſſen, ſo lieb habe ich Sie.«

Der Bojar ſchloß ihn an ſein Herz.

„Ich will noch den Doctor ſammt Frau und Schwiegermutter einladen,« bemerkte Zahlheim.

„Nein, nein,« wendete der Bojar ein, „nein, nicht den Doctor; hat mir der, wegen Ihnen, Floh ins Ohr geſetzt; hat er bei mir ausgedient, und ſie, die Doctorin, mag ich ſchon gar nicht; iſt ſie cokettes, ungetreues Weib, bin ich ihr mit Grafen Schwörnhort auf ein Liebesverhältniß gekommen; würde ſie gewiß den Grafen wieder zu Jahn beſtellen; ein ſolches Weib wie Doctorin kann ich nicht in Geſellſchaft meiner Frau und meiner Tochter brauchen.«

„Es iſt zehn Uhr,« ſagte der Bojar, „bis vier Uhr holen Sie uns ab, und wir gehen Alle mit einander zu Jahn.«

„Himmel!« rief Zahlheim, „ſchon zehn Uhr; ich muß in mein Bureau; die Sitzung beginnt um zehn Uhr.«

„Fort! fort!« rief der Bojar. „Nur nicht den Dienſt verſäumen.«

„Wir begleiten Dich, Franz,« ſagte Roſaura.

„Nein, nein, wir begleiten ihn nicht!« bemerkte der Bojar; „mit Frauen geht man gar langſam.«

„Ich habe hier noch 3000 fl.,« ſagte Zahlheim und zeigte ſein Geldkiſtchen. „Dies Geld verberge ich im Ofen; — ſehen Sie her, wie ich das mache. — Mein Quartier iſt abgelegen, man könnte bei mir einbrechen, ich habe daher dieſe Stelle unter dem Ofen entdeckt, an welcher man Geld verbergen kann.«

Der Bojar lachte.

»Da findet es der Teufel nicht!« ſagte er.

Zahlheim verſperrte ſeine Wohnung, empfahl ſich und lief was er konnte, in ſein Bureau.

Als er auf den Salzgries kam und durch den damals beſtandenen alten Paſſauerhof wollte, um auf dem nächſten Wege nach dem Magiſtratsgebäude zu kommen, ſtand Legler da und wartete bereits ſehnſüchtig auf ſeinen Freund.

Als Zahlheim den Harrenden von weitem erblickte, lachte Zahlheim herzlich.

»Haſt Du recht Angſt gehabt?« redete Zahlheim Legler an.

»Der Teufel ſoll Dich holen!« ſchrie Legler. »Du dürfteſt mir 120.000 fl. ſchenken, und ich ſollte noch einmal in eine ſolche verzweiflungsvolle Lage kommen, ich würde die 120,000 fl. zurückweiſen. Mit fremdem Capitale einen ſolchen Spaß zu machen, einen ſolchen verwegenen, niederträchtigen Spaß, das iſt mehr als unverſchämt, das iſt ſchändlich! — Wenn der Bojar, ſeinem Vorſatze gemäß, die Summe zu ſich geſteckt, und ganz unumwunden Dir erklärt hätte, er wolle dieſen Betrag ſelbſt anlegen und 100,000 fl. als Brautſchatz dazu — was hätteſt Du da gethan?«

»O, da hätte mich meine Geiſtesgegenwart nicht verlaſſen; ich hätte geſagt, der Handel mit den Obligationen ſei ſchon abgeſchloſſen, ich müßte ſie bei einem Reugelde von einem Procent übernehmen.«

»Wenn der Bojar aber heute bei Jahn die Obligationen ſehen will?«

»Da wird der Bürgermeiſter vorgeſchoben, der mir verſprochen, die Obligationen zur größeren Sicherheit im Depoſitenamte aufzubewahren.«

»Und wenn ich das Geld zufällig nicht gehabt oder Dich gar nicht beſucht hätte!«

»Dann — ja dann — wäre es freilich ſchlimm geweſen, aber ich hätte behauptet: ſo früh, — es war ja erſt acht Uhr, als der Bojar mit Familie ankam, — ſtünde mir mein Geld nicht zu Gebote; ich hätte Zeit gewonnen und am Ende gewiß etwas Pfiffiges herausgeklügelt.«

»Etwas Pfiffiges! Dergleichen nennſt Du etwas Pfiffiges? Du ſollſt ſagen etwas Niederträchtiges! — Du biſt nun auf dem Wege eine recht ehrliche Familie geradezu hinters Licht zu führen!«

»Ei was! Ich muß mich bedenken, nicht Andere!«

»Es muß ja aufkommen, daß Du nicht 120,000 fl., ja nicht einmal 120,000 Groſchen beſitzeſt.«

»Es ſoll aufkommen, wenn Roſaura bereits mein Weib iſt, dann ſoll mir ihr Vater den Kopf abreißen, Roſaura iſt mein.«

»Mir erbarmt die Aermſte! — Franzl, je mehr ich ſeit einiger Zeit Dir ins Herz blicke, je weniger gefallſt Du mir. — Früher warſt Du übermüthig, haſt mich immer gehöhnt, aber Du warſt ehrlich; jetzt treibſt Du lauter Lug und Trug und läßt dein Gewiſſen bei jeder Gelegenheit Purzelbäume machen. — Früher hatteſt Du das Sprichwort: Man lebt nur ein Mal! Das gefiel mir, denn Du ließeſt auch Andere leben. — Jetzt biſt Du ein ſchmutziger Patron ge-

erden und willſt nur allein leben, und kein Mittel ſcheint
ir zu ſchlecht, deine Abſichten zu erreichen. Deine gemeine
eldgierde, dein Schmutz!«

„Schmutz? Tractire ich Dich heute nicht?«

„Ich bitte Dich, höre mir auf mit deinem Tractament!
h kann Dir höchſtens eine Ausgabe von drei Ducaten ma-
en! Einen Ducaten für das Diner und zwei Ducaten für
n Champagner; da habe ich bei der „Ente« öfter an einem
bend zehnmal ſo viel ausgegeben, blos um Dir eine Freude
machen.«

„Wirſt Du nicht mein Beiſtand? Ich ziehe Dich dem
ürgermeiſter und jedem Magiſtratsrath vor, denn wenn ich
ar einen Wunſch ausſpreche, ſteht mir der ganze Se-
at bei.«

„Thu's, ich trete gerne zurück. Du wirſt es nöthig ha-
n, daß Dir der ganze Wiener Senat beiſteht.«

„Du ſagſt mir ja förmlich die Freundſchaft auf.«

„Ja, ſobald Du mich wieder in ſolche Colliſionen
ingſt, will ich nichts mehr von Dir wiſſen. Ich ſage Dir
Vorhinein, wenn der Bojar heute bei Tiſche von mir die
bligationen verlangt, ſo platze ich mit Allem heraus. —
a iſt dein Amtsgebäude. Bis hieher habe ich Dich beglei-
t! — Beherzige, was ich Dir geſagt habe! — Lebe
ohl!«

Legler ging.

„Dummkopf!« rief ihm Zahlheim nach.

Ende des zweiten Theiles.

Druck und Papier von Leop. Sommer in Wien.

Zahlheim.

Ein
Wiener Criminalroman.

Von

Adolf Bäuerle,

Verfaſſer des „Komiſchen Theaters“ in 6 Bänden und der
„Thereſe Krones“.

Dritter Theil.

Peſt, Wien und Leipzig, 1856.
Hartleben's Verlags-Expedition.

1.

Ein Geheimniß wird gelüftet.

Mit welchem freudigen Gefühle der Bojar mit ſeiner Familie nach Hauſe kam, läßt ſich nicht ſchildern.

Beſonders war Roſaura wie verwandelt.

Sie ſchien zum Kinde geworden zu ſein.

Bald umarmte ſie ihre Mutter und küßte ſie, bald ſprang ſie an ihrem Vater empor und herzte ihn.

Ihre Eltern vermochten ſich nicht zu erklären, wie plötzlich das ſtille, mehr ernſte als heitere Geſchöpf in eine ſo ausgelaſſene Stimmung verſetzt werden konnte.

„Nun höre, Roſaura,“ ſagte der Vater, „Du magſt doch in deinen Franz, mehr als recht iſt, verliebt ſein. — Du biſt ja gar kein Mädchen mehr! So wie Du ſpringen Ziegen auf dem Felde herum. — Sei nur nicht ſo närriſch, wie eine junge Katz'. Als wir noch auf der Straße waren, hüpfteſt Du mehr, als Du gingſt. Leute haben Dich angeſchaut und gelacht über Dich. — Ich bitte mir es aus, daß Du geſetzter biſt, wenn uns Zahlheim heut' zum Speiſen abholt, daß Du nicht Spectakel machſt und Geisſprünge. Du darfſt Dich heute zum erſten Mal in Zahlheim „einhängen,“ da Du bereits ſeine Verlobte biſt; aber ehrbar mußt Du mit ihm einhergehen; ich und die Mutter gehen hinter Dir, und würden wir uns bedanken, wenn Du wie „Verruckte“ Dich benehmen möchteſt.“

„Ach Gott, ach Gott!“ ſagte Roſaura, „mir iſt das Herz ſo voll; jetzt erſt fühle ich mich vollkommen glücklich. — Mein theurer Vater, meine theure Mutter! verzeihen Sie dem Uebermaß meiner Freude, — wüßten Sie! ach! wüßten Sie!“

Sie fiel ihrer Mutter um den Hals und weinte in demſelben Uebermaße, in welchem ſie vorher gelacht hatte.

„Wird mir das zu dick!“ ſagte der Bojar, „weint ſie jetzt wieder. — Iſt mir Mädel ein Räthſel. — Vielleicht löſt es die Mutter auf; geh' ich indeß, und wo gehe ich hin? — Geradezu zu Juwelier. — Amſterdamer Schmuckhändler Kelem auf dem Kohlmarkt hat ganze Schatzkammer von Perlen und Brillanten; kaufe ich Roſaura Schmuck. — Da ich nicht Bettler werde zu Schwiegerſohn haben, ſoll meine Tochter auch nicht wie Bettlerin ausſchauen. — Wein' nur zu, Roſaura, wirſt wieder lachen, wenn ich nach Hauſ' komm'. — Bring' ich Dir Hals voll Perlen, wie Erbſen jedes Stuck; bring' ich Dir Armſpangen von Gold und voll Edelſtein; bring' ich Dir Ohrgehäng' von Brillanten, ſo ſchwer, daß Du wirſt müſſen die Ohren ſpreizen, wie Aeſt' vom Birnbaum, wenn Frucht gar ſo ſchwer daran hängt; — bring' ich Dir Zitternadeln von Solitär, drei Zitternadeln bring' ich Dir, — die immer mit Dir ein Compliment machen müſſen, ſo oft Du Dich neigſt; — bring' ich Dir an den Buſen — nein, bring' ich Dir noch nichts an den Buſen; muß ich erſt malen laſſen Zahlheim in Miniatur, und dann einfaſſen in Edelſtein, daß Sonn' ſelbſt ſoll blaß werden über den Glanz, den ich Dir bring'.“

Er küßte ſeine Tochter auf die Stirne; ſeiner Frau drückte er die Hand und ging.

»Meine Tochter,« ſagte die Mutter, »was wollteſt Du damit ſagen, als Du ſo heftig weinteſt und dabei mit ſo ſchwerer Betonung ausriefſt: »Wenn Sie wüßten! ach! wenn Sie wüßten! — Was ſollen wir wiſſen? — Mein Kind, zögere nicht, mich in dein Herz blicken zu laſſen; Roſaura, was iſt es, was deine Eltern wiſſen ſollten, und dennoch könnteſt Du es uns verhehlen?«

Roſaura fand kein Wort, ſank ihrer Mutter neuerdings in die Arme und ſchluchzte noch mehr.

»Roſaura, es iſt keine Zeit zu verlieren,« ſagte die Mutter; »noch ſind wir allein; auch kann ich Dich nicht in deinen Thränen auflöſen laſſen. Wir bleiben nicht zu Hauſe, ſondern ſpeiſen an einem öffentlichen, von vielen Menſchen beſuchten Orte. Schon geſtern hatteſt Du die Blicke aller jungen Männer auf Dich gezogen, und mit Wohlgefallen betrachteten Dich auch die Frauen. — Wenn Du mit rothgeweinten Augen an der Tafel erſcheinſt, ſetzeſt Du Dich den Bemerkungen der Fremden aus — und betrübſt deinen Vater, der Dich unausſprechlich liebt, und ſich tief kränken würde, wenn er nach Hauſe kommt und Dich noch immer in Thränen und in deiner Exaltation fände. — Sprich, Roſaura, ſag' es mir, was verſetzt Dich in dieſe fieberhafte Aufregung? — Iſt es blos deine Freude, daß Dich Zahlheim zum Altare führen wird, oder —«

»O, ſprechen Sie es nicht aus dieſes Oder! Es iſt mir etwas geſchehen, etwas, was einem Mädchen nur im größten Unglücke geſchehen kann. — O, Mutter, verdammen Sie mich nicht, verzeihen Sie mir, verzeihen Sie mir!«

„Es iſt alſo die höchſte Zeit, daß Du Dich verheirateſt? Und Zahlheim erfüllt nur ſeine heiligſte Pflicht, daß er Dir ſeine Hand reicht ?«

„So iſt es!«

„Weine nicht! — Dein Vergehen wird gut gemacht; aber warum vertrauteſt Du Dich mir nicht früher? Mein Gott, was hätte dein Schweigen für Folgen haben können, wenn Zahlheim ein Spieler geblieben wäre; — wenn er deinem Vater das verpfändete Ehrenwort gebrochen; — dein Vater ſprach einen Schwur aus, den er nicht verletzt haben würde, und wenn man Dich darüber begraben. Was hätte deine Verſchloſſenheit für Unglück anrichten können! — Würdeſt Du mir vertraut, was eine Tochter der Mutter vertrauen muß, ſo würde ich es bei deinem Vater dahin gebracht haben, Dir und Zahlheim zu verzeihen und Dich mit ihm zu verbinden; — zum heiligen Schwure deines Vaters wäre es nie gekommen.«

„Ach, Mutter, ich ging ja ſchon mit Selbſtmordgedanken um! — Auf dem Platze vor Zahlheim's Hauſe auf der Baſtei hätte ich, würde Zahlheim ſein Vermögen nicht ausgewieſen, oder würde er, trotz ſeiner feierlichen Zuſage, die vergangene Nacht geſpielt haben, vor Zahlheim's Hauſe auf der Baſtei hätte ich mich vor ſeinen Fenſtern und den Augen meiner Eltern in den Stadtgraben geſtürzt.«

„Heiliger Gott!« ſchrie die Mutter auf.

„Mit dieſem Gedanken,« fuhr Roſaura fort, „begleitete ich Sie und den Vater. Ich betete auf dem ganzen Wege. — Es war mir, als machte ich den letzten Gang, als machte ich den Gang aus dem Leben! — Sie können daher meine Empfindung bemeſſen, als mir, gleich einer Verurtheilten, ſo zu ſagen Pardon an der Schwelle des

Todes zugerufen wurde. — Ich war nahe daran, daß ich ohnmächtig wurde — Gott verließ mich auch in dieſem Augenblicke nicht.«

»Und Zahlheim wußte dies?«

»Er weiß bis zur Stunde nichts. Er hat keine Ahnung von meinem Zuſtande; habe ich doch ſelbſt erſt ſeit Kurzem Gewißheit über meine Lage. — Ich hatte keine Gelegenheit, Zahlheim hievon einen Wink zu geben. Geſtern wollte ich mit ihm darüber ſprechen — er ſtand aber zu früh von der Tafel auf. Nun wollte ich ihm ſchreiben; da ich aber Niemand gefunden, der mir den Brief beſorgt hätte, und ich dem Zufall kein Schreiben anvertrauen wollte, ſo unterließ ich auch die ſchriftliche Verſtändigung.«

»Gott ſei Dank, daß ſich dieſes große Unglück zur guten Stunde noch zum Glücke gewendet!«

»Mutter, werden Sie den Vater hievon unterrichten? Ach, ich fürchte — ich fürchte —«

»Heute und morgen will ich noch nichts erwähnen; aber wiſſen muß dein Vater deinen Zuſtand. Es wird ihn drängen, die Trauung zu beſchleunigen, um keinen Zufall hindernd dazwiſchentreten zu laſſen.«

»Jetzt aber, meine Tochter, da Du dein Herz vor mir ausgeſchüttet, mußt Du fühlen, daß Dir eine Laſt von der Bruſt gewälzt wurde; jetzt erſt kannſt Du wahrhaft heiter ſein, und ſei es! — Du mußt nie, und wenn Du auch ſchon vermält biſt, ein Geheimniß vor mir haben. So gut wie Dir wurde es mir nicht; ich verlor meine Mutter, als ich noch ein Mädchen von drei Jahren war; ich wuchs unter fremden, theilnahmloſen Menſchen auf; — ich hatte keine Rathgeberin, keine Vertraute, nicht einmal eine Freundin; ich war das unglücklichſte Geſchöpf unter der Sonne.«

Der Doctor machte einen Beſuch.

„Ich komme Rapport abzuſtatten," ſprach er. „Sie wiſſen, daß ich dem Herrn Bojar zugeſagt, mich zu erkundigen, was geſtern in Simmering geſchehen, und da erfuhr ich denn Dinge ganz ſchauderhafter Art."

Roſaura ſtierte den Doctor an.

„Wenn Sie etwas erfuhren, das meine Tochter erſchrecken oder beunruhigen könnte," fiel ihm die Mutter ins Wort, „ſo bitte ich dies zu verſchweigen; es käme auch jede noch ſo ſchlimme Nachricht zu ſpät. Zahlheim hat bereits ſein Vermögen ausgewieſen; wir waren heute, mein Gatte, meine Tochter und ich, ſchon um acht Uhr Morgens bei ihm; wir überraſchten ihn, aber dies genirte ihn keinen Augenblick: er zählte ſein bares Vermögen vor unſeren Augen auf: — **120,000 Gulden, 1200 Stück Bancozettel, jedes Stück zu 100 Gulden.**"

„Sie ſahen dies mit eigenen Augen?" fragte der Doctor erſtaunt.

„Mit eigenen Augen," fuhr Roſaura in heftiger Erregung auf. „Ich bin auch bereits die Braut Zahlheim's; in acht Tagen werden wir vermält; mein Vater ſelbſt dringt aus eigenem Antriebe auf die Vermälung; mein Vater iſt unwillig, daß Sie, Herr Doctor, Zahlheim gewiſſermaßen verdächtigten; Zahlheim ſteht von jeder unangenehmen Beſchuldigung gereinigt da, — wollten Sie daher etwas Nachtheiliges über meinen Bräutigam vorbringen, ſo kämen Sie damit zur Unzeit; mein Vater würde Ihnen auch neue Verdächtigungen nie verzeihen."

„Alles recht, aber dies kann mich nicht abhalten, Ihrem Herrn Vater über Zahlheim die Augen zu öffnen — dies iſt meine heilige Pflicht."

»Und dabei meiner Tochter das Herz zu brechen?« fuhr die Mutter auf.

»Ihr Herz kann nicht brechen, wenn ſie vor einem Menſchen gewarnt wird, der —«

»Wohlan denn, Herr Doctor,« begann Roſaura mit ſteigender Entrüſtung, »wohlan denn, Herr Doctor, weil Sie ſo gleichgiltig darüber weggehen, wenn einem Menſchen das Herz gebrochen werden ſoll, ſo werde ich Ihnen ebenfalls das Herz brechen. — Ich ſchwieg bisher wie eine Trappiſtenſchweſter über einen Fall, der mir in Ihrem Hauſe begegnete; ich ſchwieg, um Sie nicht zu kränken, und nicht die Veranlaſſerin eines Kummers zu werden, der Sie für immer um Ihre Ruhe bringen würde. — Sie ſcheinen, obgleich Sie ein Arzt ſind, nicht zu wiſſen was es heißt, Seelenleiden zu bereiten. Ich will Ihnen einen Vorgeſchmack davon geben.«

»Nur zu, ich bin gefaßt; vergeſſen Sie nicht, daß Sie mir durch die Polizeibehörde zugewieſen ſind, daß ich gewiſſermaßen für Ihr Heil verantwortlich gemacht wurde.«

»Auch in dem Hauſe meiner Eltern?«

»Ganz gewiß. Ich darf Ihr Glück nicht aus dem Auge verlieren. Ihre Eltern ſind fremd hier; ſie können die Fallſtricke nicht ſo durchſchauen, die Ihnen und Ihren Eltern gelegt werden; dann haben Sie zu erwägen, daß es Menſchen- und Chriſtenpflicht iſt, den Nächſten zu warnen, der ſich einem Abgrunde nähert, den Betrug aufzudecken, den man einem Sorgloſen ſpielen will.«

»So? Ich bitte dies Alles für Ihre Perſon zu beherzigen. Sie ſprechen ſelbſt Ihr Urtheil; ſo zücke ich denn den Dolch, den Andere für Sie geſchliffen, — doch — noch ehe ich Sie bedrohe, ein Wort.«

»Hier iſt meine Mutter,« fuhr Roſaura fort; »ſie weiß bereits das entſetzliche Geheimniß, das mich zerfleiſchte! — Sie, Herr Doctor, waren es, als ich in Ihrem Hauſe eines Tages ſehr unwohl ward, der mir unumwunden ſagte: »Roſaura, ich erkenne die Symptome Ihres Leidens; trachten Sie, daß Zahlheim Sie ſo bald als möglich zur Frau nehme. Ich werde Alles beitragen, daß dies geſchieht; es iſt die höchſte Zeit. — Sagten Sie dies?«

»Ja.«

»Ich werde aber jetzt ohne Ihr Zuthun Zahlheim's Frau. Da ich ſo weit bin, wollen Sie dies verhindern? Sie haben etwas Nachtheiliges über Zahlheim erfahren, dies wollen Sie meinem Vater hinterbringen?«

»Ich muß, ich muß; ich habe Ihrem Vater verſprochen, ihm mitzutheilen, was ich erfahren. Zahlheim hat ſein Ehrenwort gebrochen; er war in Simmering, er hat geſpielt —«

»Sprechen Sie nicht zu Ende!« herrſchte den Doctor Roſaura an. »Bewachen Sie lieber Ihr Haus und ſchleudern Sie nicht in das unſere die Brandfackel der Zwietracht! Laſſen Sie meinen Mann in Ruhe und bedenken Sie lieber Ihre Frau.«

Der Doctor bebte zurück.

»Als Sie vor Kurzem,« fuhr Roſaura fort, »von Eiferſucht gefoltert — ich befand mich noch bei Ihnen — Ihr Haus nach einem Nebenbuhler, nach dem Grafen Schwörnhert, durchſuchten, da ſtürzten Sie auch in mein Zimmer; Sie ſuchten ihn auch bei mir, fanden ihn aber nicht. — Dennoch hatte Ihre Schwiegermutter den Grafen, ohne hiezu meine Zuſtimmung zu verlangen, in eine meiner Garderoben gedrängt. — Der Liebhaber Ihrer Frau ſtack in meinem Kleiderkaſten, Sie ſtanden vor demſelben und — ahnten nichts. Sie wurden ſchmählich hintergangen. — Nach der Hand, als Sie wieder in Ihren Salon zurückkehrten, entwiſchte der Graf. Ihre Schwiegermutter bat mich zwar um Verzeihung und wollte mir glauben machen, der Graf ſei der Arzt Ihrer Frau, welche zu Ihrer Behandlung kein Zutrauen habe. Ich aber kannte den Grafen aus dem Hauſe der Madame Lemnier. — Nun, Herr Doctor, thut es wohl, wenn Einem das Herz zerfleiſcht wird?«

Der Doctor ſank vor Erſchütterung in einen Stuhl.

»Noch mehr!« ergänzte Roſaura. »Ehe der Graf mein Zimmer verließ, erblickte er ſeinen Kammerdiener auf der Straße. Er ſchrieb einige Zeilen und warf ſie ſeinem Satelliten zu. — Ein Lakei wurde ſchnell extemporirt. — Sie wurden in das Haus des holländiſchen Geſandten beordert, dort fanden Sie Ihren Nebenbuhler im Bette, Ihres Beiſtandes gewärtig. Der Graf konnte alſo nicht bei Ihrer Gemalin geweſen ſein, ſo ſollten Sie ſchließen. — Als Sie, hintergangen, betrogen, verlacht, verhöhnt, Abends nach Hauſe kamen, nahm Ihre Schwiegermama, im Namen der verkappten Gattin, vollkommene Genugthuung. — Einen Schmuck für 800 fl. mußten Sie der Gekränkten zur Sühnung kaufen; einen Schmuck für 800 fl., zur Belohnung des Fleißes und der guten Sitten!«

»Einen Halsſchmuck für einen Kopfſchmuck!« ächzte Lachenberg.

»Nun, Herr Doctor, ſind Sie jetzt glücklicher, daß ich Ihr Herz zerriſſen?«

»Vollenden Sie.«

»Ich bin fertig.« verſetzte Roſaura.

„O nein,“ wendete die Mutter ein, „der Herr Doctor könnten glauben, ſeit jener ſchändlichen Scene hätte ſeine Frau das abſcheuliche Verſtändniß, etwa durch den Gedanken geängſtigt, daß Ihnen ihr ſträflicher Umgang mit dem Grafen dennoch bekannt werden könnte, aufgegeben. — Dies iſt aber nicht der Fall. — Es beſteht noch. — Erſt geſtern ſpeiſte der Herr Graf bei Jahn. — Er ſaß hinter Ihrem Rücken in einer Fenſterniſche; eine Draperie entzog ihn Ihren Blicken. Ihre Frau ſaß Ihnen — aber auch dem Grafen vis-à-vis. — Mein Gatte beobachtete Ihre Frau und den Grafen. Mein Gatte zeigte ſeine Entrüſtung über dieſe Treuloſigkeit, wurde anzüglich durch den Toaſt: „Es leben alle Frauen, die ſonſt Niemand lieben als ihren Gatten!“

„Ja,“ ſagte der Doctor, „dies ſprach der Herr Bojar und zwar mit auffallender Betonung.“

„Noch mehr, noch mehr!“ ergänzte Roſaura. — „Jeden Tag zu dieſer Stunde — iſt der Graf bei Ihrer Gattin! — — Sind Sie nun erfreut darüber, Herr Doctor, daß ich Ihren Seelenfrieden vergiftet? — Bleiben Sie doch noch eine kurze Zeit bei uns; mein Vater muß bald nach Hauſe kommen. — Vergelten Sie mir Gleiches mit Gleichem. — Sprechen Sie gegen Zahlheim! Machen Sie mich unglücklich, ich hab' es um Sie nicht beſſer verdient.“

„Kein Wort kommt gegen Zahlheim über meine Lippen!“ betheuerte der Doctor und ſprang wie ein Wahnſinniger von ſeinem Sitze auf. — „Ja, Roſaura, Sie haben vollkommen Recht, — Seelenleiden ſind die gräßlichſten Leiden; ich will ſie Ihnen nicht bereiten. — Ich danke Ihnen für Ihre Mittheilung, ich danke Ihnen; zwar haben

Sie meine Ruhe getödtet, aber dafür meine Ehre ins Leben gerufen. — Ich eile nach Hauſe. Ich entlarve mein betrügeriſches Weib. Ich räche mich an meiner ſchändlichen Schwiegermutter. — Roſaura, möge Ihre Ehe glücklicher werden, als die meinige! — Sie ſollen von mir hören. Sie haben mich durch die Entdeckungen, die Sie mir mitgetheilt, zu einem Witwer gemacht, deſſen Frau leider noch lebt!«

Er ſtürzte fort.

»Gott ſei Dank!« athmete Roſaura auf. »Des Denuncianten bin ich los.«

»Zahlheim hat alſo doch geſpielt?« fragte die Mutter, »er hat doch ſein Ehrenwort gebrochen?«

»Wenn er es that,« verſetzte Roſaura noch immer in derſelben Aufregung, »ſo that er es, mich zu gewinnen. Wir wollen ihm darüber keine Vorwürfe machen, wir wollen ihm nicht einmal ahnen laſſen, daß wir darum wiſſen!«

Der Bojar kam bald nach Hauſe.

Es ſchien als hätte er dem Amſterdamer Schmuckhändler alle ſeine Perlen und Juwelen abgekauft.

»Da ſeht her!« ſagte er bei ſeinem Eintritte, »wie ich Euch bedacht: die Tochter und auch die Mutter. Wenn Ihr all den Schmuck, den Ihr ſchon beſitzet, und den ich hier bringe, heute Euch aufladet, ſo wird man glauben, zwei indiſche Prinzeſſinnen diniren bei Jahn.«

Er kramte ſeine Herrlichkeiten aus.

»Zu viel, zu viel!« ſagte die Mutter.

»Nicht zu viel. Hab' ich Alles gekauft, was ſchön und koſtbar iſt. Mir ſelbſt auch Ring, muß ich auch etwas haben, das prächtig iſt. — Nehmt, nehmt — bedenkt

Euch nicht, und denkt an eure Toilette. — Nebenbei habe ich auch Nachricht erhalten, wie es heute Nacht in Simmering herging, iſt mir der berüchtigte Spieler Teſſin auf Graben begegnet, wollte ich dem Gauner ſchon ausweichen, weil ich, wie Ihr wißt, ihn haſſe wie Arſenik; dachte ich mir aber, den Spitzbuben will ich doch ausforſchen.

»Teſſin ging auf mich zu.

»Nun, wie geht es, Herr Chevalier?« fragte ich ihn. »Was macht Pharo?«

»Dem »Pharo« geht es ſchlecht,« ſeufzte Teſſin. »Die Wienerpolizei,« waren ſeine Worte, »iſt jetzt der größte Spieler der exiſtirt. Die Wiener Polizei ſprengt jetzt alle Banken, ohne daß ſie einen Kreuzer einſetzt. — Wo die Polizei eine Spielbank wittert, hebt ſie ſie auf, ſprengt die Bank, ſprengt die Spieler auseinander, ſprengt Croupier und Dienerſchaft. Endlich arretirt ſie die Banquiers und Pointeurs; heute Nacht,« ſetzte Teſſin hinzu, »hat die Polizei die größte Ravage in Simmering angerichtet; über 30,000 Ducaten hat ſie mit Beſchlag belegt und Herrn Tuff, den Bankhalter, ſammt Tochter und zweiundzwanzig Croupiers eingeſperrt. — Der Teufel weiß wo man jetzt ſpielen ſoll!«

»Um wie viel Uhr iſt denn dies geſchehen?« fragte ich.

»Schlag 12 Uhr, um Mitternacht, kam die Polizei wie die Geiſter aus dem Boden. Es war ja eine gräßliche, ſchauderhafte, entſetzliche Geſchichte! Viele Spieler ſetzten ſich zur Wehre, weil man ihnen die Einſatzſumme mit Beſchlag belegte — dieſe Spieler wurden ebenfalls arretirt.«

»War Zahlheim zugegen?« fragte ich.

»Fragen Sie mich um dieſen abgeſchmackten Patron nicht!« verſetzte Teſſin. »Dieſer ſchmutzige Kerl wagt keinen Heller mehr. — Trotz ſeines enormen Glückes will er von Karten und Würfeln nichts mehr wiſſen; ich aber von ihm auch nichts.“

„Da iſt Zahlheim nur zu gratuliren,“ verſetzte ich, „wenn Sie von ihm nichts wiſſen, und er von Ihnen nichts mehr wiſſen will. Jetzt gilt er Alles bei mir; ſag' ich Ihnen nur gerade heraus,“ bemerkte ich dem Spitzbuben Teſſin, „daß Zahlheim mein Schwiegerſohn wird, daß er ſich bei mir mit einem baren Vermögen von 120,000 Gulden ausgewieſen hat.“

„Ueber dieſe Summe riß Teſſin die Augen ſo weit auf, daß ich ihm beinahe hineingefallen wäre.

„Sehen Sie,“ fuhr ich fort, „das Glück, meine Tochter und mit ihr baare 100,000 Gulden als Ausſteuer zu erhalten, macht Zahlheim blos dadurch, daß er nicht mehr ſpielt und brav geworden iſt. — Werden Sie auch einmal brav, Herr Chevalier, wenn es ſein kann. Guten Appetit!“ ſetzte ich hinzu, und ließ ihn in ſeinem ſtarren Erſtaunen ſtehen. — Ich ging. — Ich hatte mich ſchon fünf Minuten von ihm entfernt; ich bog bereits bei dem Schloſſergäſſel ein, um nach Hauſe zu gehen; da ſchaute ich zufällig mich um, wer ſtand noch wie eingewurzelt auf dem nämlichen Flecke und ſtaunte mir nach? — Teſſin! — Kerl wäre bald von einem kaiſerlichen Bereiter niedergeritten worden, weil er völlig verſteinert war über meine Reden. Schade, daß Reitknecht: „Auf!“ geſchrieen hat, hätte ich Hallunken vergönnt, daß ihn Roß zuſammengetreten.“

Die Frauen entfernten ſich nun, um ihre Toilette zu beſorgen; eine Kammerjungfer trat ein, welcher die Schmuckſachen übergeben wurden.

Der Bojar wollte ſich in ſein Zimmer zurückziehen, da erſchien Zahlheim.

Er war ſchlau genug, mit einer friſchgebackenen Lüge ſogleich herauszurücken.

»Schwiegerpapa!« rief er den Bojaren an, »Sie haben recht gehabt, daß um die ganze Summe, welche ich durch Legler dem Wechsler ſendete, nicht die beſtimmte Anzahl Obligationen zu erhalten war. Aber ich wußte mir zu helfen; ich klagte meine Verlegenheit meinem Amtschef, dem Herrn Bürgermeiſter, und dieſer hat nun aus Güte für mich es übernommen, mein Vermögen gegen Staatspapiere umzuſetzen, weil mir dies in meiner Stellung ungeheures Anſehen gibt, wenn ich mein nicht unbedeutendes Capital im magiſtratiſchen Depoſitenamt hinterlege. Ich ſpeculire auf die ſtädtiſche Unterkämmerersſtelle, die man nur reichen Beamten verleiht.«

»Das iſt klug,« erwiederte der Bojar; »ich ſehe ſchon, daß Sie ſind kluger Kopf, der an Alles denkt — vielleicht werden Sie noch Bürgermeiſter; meinetwegen werden Sie was Sie wollen; verhelfen Sie mir nur dazu, daß die Stadt endlich die Ochſenlieferung mir übergibt, und daß Fleiſchhauer nicht die Hände ins Spiel bekommen. Statt für drei und einen halben Kreuzer wird das Pfund Rindfleiſch um drei Kreuzer ausgeſchrottet werden können, und Bürgerſpital in St. Marx, ſeit 1784 Verſorgungshaus für arme Pfründner, ſoll ſeinen Bedarf, täglich zwei Centner Fleiſch ohne Zuwag, gratis erhalten.«

»Das läßt ſich hören!« erwiederte Zahlheim, »auf einen ſolchen Antrag wird der Magiſtrat mit Freuden eingehen.«

»Aber wo iſt Ihre Mutter, Herr von Zahlhein?«

»Ich wollte ſie abholen, Herr Bojar, aber die Freudensbotſchaft, die ich ihr hinterbrachte, daß ich nemlich ſo glücklich ſei, Ihr Schwiegerſohn zu werden, hat meine gute Mutter ſo ergriffen, daß ſie unfähig iſt, heute bei dem Diner zu erſcheinen."

„O iſt mir leid, ſehr leid," erwiederte der Bojar, „hätte ich ihr ſo gerne Freude gemacht. — Ich habe für meine Frau und Tochter eingekauft, und auf Ihre brave Mutter nicht vergeſſen. — Hab' ich zwar nur Kleinigkeit für ſie gekauft — ſehen Sie her, Glaub', Hoffnung und Lieb' ſymboliſch dargeſtellt und mit Diamanten beſetzt; hätte ich ſo gerne der alten Frau dieſes religiöſe Geſchenk ſelbſt um den Hals gehängt; iſt mir recht leid, daß mir dieſe Freude verdorben wurde, aber aufgeſchoben iſt nicht aufgehoben; beſuch' ich morgen Mutter mit Frau und Tochter; von meiner Frau bekommt ſie ein neues ſchweres Seidenkleid, und von meiner Tochter ſchöne Ohrgeſchmeide, o haben wir gute, theure Mutter alle gar zu lieb!"

Zahlheim ſchien gerührt.

Mit Innigkeit faßte er die Hände des Bojaren und wollte ſie küſſen.

„Warum nicht gar, Hand küſſen! Ein Mann dem andern! Das wär' nicht übel. An mein Herz, Schwiegerſohn! Machen wir alle jetzt nur Eine Familie aus. Sie haben an mir einen Vater, an meiner Frau eine Mutter; eigentlich haben Sie jetzt zwei Mütter, ſo wie meine Roſaura zwei Mütter hat! Es kann Euch Beiden nun nicht fehlen."

Die Damen kamen zum Diner geſchmückt aus ihrem Ankleidezimmer.

Die damals herrſchende Mode war nicht ſchön.

In den Achtzigerjahren herrſchte in Wien für beide Geſchlechter die abſurdeſte Tracht; man glaubte außerordentlich elegant zu ſein, wenn man alle Farben trug, und die Frauen mit den Bouffanten und aufgeſchlagenen Kleidern ſahen mit ihren hohen Abſätzen an den Schuhen wie die Bachſtelzen aus; aber die Schönheit von Mutter und Tochter vermochte nicht einmal jene unſinnige Tracht zu beeinträchtigen.

»Ah!« ſchrie Zahlheim.

»Ah!« ſchrie der Bojar; ſie reichten den ſchönen Damen den Arm und ſchritten zum fröhlichen Mahle.

* * *

Wir werden den Leſern nicht beſchreiben, wie koſtbar das Diner geweſen, das Zahlheim gab. — Es machte in jener Zeit ſo viel Aufſehen, daß in den Cafés Milano (jetzt Daum) und Tarroni (jetzt Schlegel) die Stadtklätſcher, deren es auch zu Kaiſer Joſephs Zeiten eine erkleckliche Anzahl gab, erzählten: »Dieſer Tage habe ein Magiſtratsſecretär bei Jahn eine Tafel gegeben, bei welcher »gebackene Ducaten« und »gebratene Souverainsdor« ſervirt wurden!«

Dieſer Witz rührte von einem Herrn von Bourg her, einem bekannten Schmarotzer, der ſich immer an die vom hohen Adel anſchloß und ihnen als Tiſchnarr diente, welcher das lebendige Zeitungsblatt genannt wurde, und den Cavalieren noch zu Allerlei dienſtbar ſein mußte. Er war eine ſtehende Figur in dem bunten Wien vor ſiebzig Jahren, und was ihn dem Mittelſtande verhaßt machte, war, daß er ein Feind der Wiener Bürger, welchen er es ſehr übel nahm, wenn ſie an öffentlichen Orten erſchienen, die nach ſeiner Anſicht nur von der haute volée hätten beſucht werden ſollten.

Dieſes Diner war alſo ſehr brillant. Zahlheim wollte en reichen Mann ſpielen; das Couvert zu einem Ducaten rſchien ihm viel zu gering, er accordirte zwei Ducaten, um elchen Preis vielleicht nur Fürſt Liechtenſtein oder Eſter- ázy hätte tafeln können.

Roſaura und ihre Mutter zogen auch diesmal wieder ller übrigen Gäſte Blicke auf ſich; nicht nur die Schönheit eider Damen fiel auf, auch ihre koſtbaren Anzüge und Ge- hmeide, endlich die Nationaltracht des Bojaren, der bei ieſem Feſteſſen mit einem Dolche mit Brillanten reich beſetzt, t einem mit Perlen beſäeten Gürtel, erſchien.

„Wer ſind dieſe Leute?“ fragte ein junger Cavalier en erſten Garçon. (Numero hieß man die Kellner bei Jahn, eil jeder eine Nummer im Knopfloche trug.)

„Der Dicke iſt ein wallachiſcher Baron (Bojar).“ ant- rtete der Numero; „der Herr im paperlgrünen, geſtickten aatsrocke ein magiſtratiſcher Secretär, die eine Dame iſt eine Braut, die andere, ſo jung ſie auch ausſieht, die Mut- r der Braut und der dritte Herr iſt der — elegante Fleiſch- acker vom Lichtenſteg, der in Wien unter dem Namen Vieh-Comte (Vicomte) Roſtbratel“ bekannt iſt.“

Ueber dieſe Auskunft des „Numero“ brach die Ge- llſchaft der jungen Leute in ein furchtbares Gelächter aus.

Alle Blicke fielen auf Legler.

Ein Dutzend Lorgnetten richteten ſich nach ihm.

Legler, welcher ganz anſtändig ſich benommen, vermochte ſich die Urſache, die Zielſcheibe eines ſichtlichen Spot- es, der ihn augenſcheinlich anging, nicht zu erklären, er lüſterte daher ſeinem Freunde Zahlheim zu:

„Franzl, ich bitte Dich, war ich denn ungeſchickt? habe ich etwas verſehen, oder bin ich ſo albern gekleidet, daß mir die Herren an jenem Tiſche förmlich ins Geſichte lachen?“

„Gott bewahre!“ erwiederte Zahlheim, „ich bemerke nichts! Du beträgſt Dich exemplariſch gut. Es wird Dich ihr Gelächter auch nichts angehen. Wer weiß es über was ſie lachen!“

Indeß aber konnte Herr von Bourg ſeine boshaften Bemerkungen nicht unterdrücken.

„Richtig!“ ſagte er, „es iſt Viechcomte Reſtbratl! — Dieſer Bengel wurde mir ſchon einmal in der „Hetze,“ wo er gewöhnlich in Logen ſitzt, gezeigt. — Was ſich unſere Bürger jetzt alles erlauben; jetzt diniren die Fleiſchhacker ſogar bei Jahn! — Wir Cavaliere werden am Ende keinen Ort mehr finden, wo wir unter uns ſein können!“

Legler hörte dieſe Worte, welche ganz laut geſprochen wurden.

„Franzl,“ ſagte Legler zu Zahlheim, „dieſen Kerl kenn' ich. — Es iſt der Lump, welcher gewöhnlich den Fiakern, welche er miethet, während des Fahrens aus dem Wagen ſpringt, um ſie nicht bezahlen zu dürfen; weil er heut mit jungen Grafen an einem Tiſche ſpeiſt, ſo glaubt er, er ſei ſelbſt ein Graf; Franzl, wirſt Du es nicht übel nehmen, wenn ich ihm ein wenig die Wienerſtadt zeige?“ *)

„Sei ganz ruhig!“ erwiederte Zahlheim. „Benimm Dich ſo, als wenn es Dich nichts anginge. Wenn er es zu

---

*) Ein ſcherzhafter Ausdruck jener Zeit. Wenn Einer ſich tölpelhaft oder pibelhaft benahm, dann wurde er an den Ohren genommen, aufgehoben und im Kreiſe herumgedreht; man nannte dies einem Ungehobelten die Wienerſtadt zeigen.

arg treibt, werde ich mit dieſem Herrn von Bourg ſprechen; ich weiß noch viel mechantere Dinge von ihm als Du!“

Legler blieb ruhig.

Herr von Bourg konnte jedoch ſeine Schmähreden nicht laſſen.

„Numero!“ rief er. „Wer tractirt denn dort am Fleiſchhackertiſch?“

Der Numero gerieth in Verlegenheit und gab keine Antwort.

Legler wurde dunkelroth im Geſichte.

Dieſe Frage hatte auch der Bojar gehört.

„Wenn der „Viechcomte Roſtbratel“ bezahlt, wird das Publicum wahrſcheinlich das Tractament auf ſich nehmen müſſen. Auf den Erſten des künftigen Monats ſchlagt gewiß das Kälberne auf.“

Die Cavaliere, in deren Geſellſchaft der mediſante Menſch ſich befand, verwieſen ihm ſeine Sticheleien.

„Zum Teufel!“ ſagte der Bojar und ſtieß ſein Champagnerglas auf den Tiſch, daß es in Stücken zerbrach, „dieſer Herr beleidigt ja Herrn Legler ohne Urſache.

„Wer ſein Sie?“ wendete ſich der Bojar an den kecken Patron, „daß Sie einen Mann hier beſchimpfen, der, ſo viel ich weiß, Sie mit keinem Blicke incommodirte?“

„Hier ſitzt der Graf S— und der Graf P— und der Graf R—, der Baron K— und der Baron L—!“ verſetzte Bourg. „Wer ich in ſolcher Geſellſchaft bin, brauche ich Ihnen nicht zu beantworten.“

„Alle Achtung für die Herren, in deren Geſellſchaft Sie ſich befinden,“ nahm Zahlheim das Wort. — „Es wurde nicht gefragt, wer dieſe Herren ſind, ſondern wer Sie ſind! — Da Sie es nicht angeben, ſo will ich es thun. —

Sie ſind der Herr Bourg, nicht einmal ein Edelmann, ſondern geben ſich nur für einen aus! — Denn wenn Sie ein Edelmann wären, könnten Sie von Schuſtern, Schneidern, Zimmervermiethern, Kellnern und ſogar von Ihrem Stiefelputzer nicht wegen ſchmutzigen Schulden beim Magiſtrat, ſondern Sie müßten bei den Landrechten geklagt werden. Sie dürfen alſo nicht auf einen Fleiſchhauer, der keine Schulden hat, beleidigend herabſehen, auf einen Bürgerlichen, der vor demſelben Forum, zu welchem auch Sie gehören, reſpectabel daſteht!«

»Welche Impertinenz!« rief Bourg aus.

»Lange noch nicht ſo impertinent wie Sie ſind, und nun ſchweigen Sie, oder ich ſage Ihnen noch mehr; daß ich es jetzt nicht ſchon ſage, geſchieht auch Achtung für die Herren, welche Sie dulden, die Sie aber nicht dulden würden, kennten ſie Sie wie ich, ich, der Magiſtratsſecretär Zahlheim, der bei derſelben Behörde dient, welche Ihre Gläubiger unausgeſetzt mit Klagen behelligen.«

»Ich werde Sie belangen.«

»Thun Sie es.«

»Ich werde Sie nicht belangen,« ſagte Legler, »wenn Sie aber wieder einem Fiaker während der Fahrt aus dem Wagen echappiren, dann werden die Fiaker Sie belangen, welchen ich getreulich mittheilen will, wer der ſaubere »Blitzer« *) iſt.«

»Herr Bourg,« ſagte Graf S—, »wir erſuchen Sie, dem Scandal, den Sie herbeigeführt, dadurch ein Ende zu

---

*) Blitzer, in der Wiener Volksſprache Einer, welcher Fiakern, Kellnern, Gäſtbedienten in den Kaffeehäuſern ꝛc. ꝛc. durchgeht, ohne zu bezahlen, was er ſchuldig iſt

machen, daß Sie augenblicklich dieſen Saal verlaſſen und ſich in unſerer Geſellſchaft nie mehr ſehen laſſen.«

Bourg ſtand auf und ſchlich ſich tief beſchämt fort.

»Entſchuldigen Sie, meine Herren,« wendete ſich Zahlheim an die Cavaliere, »aber die Unhöflichkeit dieſes Mannes war zu groß, als daß wir ſie hätten ungeahndet laſſen können.«

»Wir ſind Ihnen für die Lection, die Sie dem frechen Paraſiten gegeben, ſehr verbunden,« verſetzte Graf B—, »wir ſelbſt waren indignirt von ſeiner Unverſchämtheit. Solche Menſchen, wie dieſer einer iſt, ſind Urſache, daß Adel und Bürger ſich feindlich und gehäſſig betrachten. — Wir kannten dieſen Burſchen nicht, hielten ihn für einen armen Edelmann und zogen ihn aus Mitleid zu Tiſche. — Beurtheilen Sie uns nicht nachtheilig, da wir das Benehmen eines indiscreten rohen Patrons gewiß ſo ſehr verdammen wie Sie.«

Die beiden Geſellſchaften näherten ſich nun.

Die Cavaliere waren äußerſt liebenswürdig.

Der Bojar war ganz enchantirt und ſo brillant gelaunt, daß er die ſämmtlichen Herren zur Hochzeit ſeiner Tochter einlud.

Erſt gegen zehn Uhr Abends trennte man ſich.

Als Zahlheim mit Legler ſeine Braut mit ihren Eltern nach Hauſe begleitete, ſagte er zu dieſem:

»Sebaſtian, Du haſt Dich muſterhaft betragen. Ich habe Dich bewundert und angeſtaunt. Ich fürchtete, Du würdeſt Dich, durch den Burſchen zu ſehr gereizt, nicht mehr halten können.«

»Lob' mich nicht,« erwiederte Legler. »Es iſt noch nicht aller Tage Abend. — Dieſer Kerl bekommt ſo ſicher ſeine Schläg', als ich meiner Frau Mutter ihr Herr Sohn bin.«

II.

Die zweite Lection.

Am andern Tage Morgens um ſieben Uhr fand ſich Zahlheim bei Teſſin ein.

»Ihr ſeid wirklich ſehr pünktlich«, ſagte Teſſin; »es iſt aber auch ſehr nothwendig, daß wir beginnen. Doch ſagt mir, was habt Ihr für Falſchheiten in eurem Herzen? Ihr ſeid ja reich! Sehr reich! Ihr habt eurem Schwiegervater 120,000 fl. bar aufgezählt, 100,000 fl. bekommt Ihr noch als Mitgift! Mit ſolchen Summen könnt Ihr in London eine Bank etabliren; Ihr könnt ja Geſchäfte machen wie Kunty, einer der größten Bankhalter in der City, und gegen mich ſtellt Ihr Euch ſo pauvre wie ein Betteljunge.«

»Ei, an den 120,000 Gulden iſt ja kein wahres Wort. Ich täuſchte meinen künftigen Schwiegervater; Legler hatte zufällig dieſe Summe bei ſich; er mußte mir damit aushelfen, ſonſt wäre ich ja ſchon verloren. Dieſe merkwürdige Improviſation muß ich Euch ausführlich erzählen.«

Zahlheim erzählte die Geſchichte.

»Wenn der Burſche ſo viel Geld in die Hände bekommt, ſo ſpeculirt doch auf ihn.«

»Der ſpielt nicht mit ſolchen Summen.«

»Man kann ihn hiezu ſchon verlocken.«

»Wenn Legler nur ein paar tauſend Gulden verlöre würde er ſich tödten. Er iſt nicht geizig, im Gegentheile, er gibt für allerlei Genüſſe viel Geld aus, allein im Spiele iſt er ſehr vorſichtig. Einige Ducaten iſt das Höchſte, was er verſchmerzen könnte. — Auch möchte ich weder die Ruhe noch den Tod dieſes Menſchen auf dem Gewiſſen haben.“

„Ein Spieler wie Ihr,“ lachte Teſſin, „und ein Gewiſſen! da war ich bei Banken aſſocirt, bei welchen ſich oft in einer Nacht ein paar Leute entleibten! — Das bringt das Geſchäft nicht anders. Wenn es mir Vortheil gewährt, ſo kann ſich meinethalben ganz Wien erſchießen oder erſchießen laſſen. — Ich bin Nummer Eins, alles Uebrige zählt nichts. Geld! Geld und wieder Geld! So viel Geld als möglich; das Leben iſt kurz, man muß etwas vor ſich bringen! — Oder hättet Ihr vielleicht das Geld, das Herr Tuff in der Bank hatte, zurückgegeben, wenn Ihr es gewonnen, und Tuff gedroht, ſich über den Verluſt zu entleiben? — Stirb, Hund! hättet Ihr geſagt; ich muß leben!“

„Da habt Ihr freilich Recht! — Ein anderes iſt es aber mit einem Freunde!“

„Dieſer Fleiſchhauer ein Freund! — Ein ſolcher Kerl, der auf der Welt ſonſt kein Verdienſt hat, als daß er der Sohn eines reichen Mannes iſt! — Ein Kerl, der einſt, wie man hört, 300,000 fl. oder noch mehr erbt, ſoll der nicht wenigſtens die Hälfte ablaſſen können? — Seid doch nicht ſo eklig mit euren Anſichten! — Ich will Euch ein Recept mittheilen, wie man den größten Widerſacher des Spiels beſtricken kann. Das wird ſo eingefädelt, daß er es gar nicht merkt! — Wie wollt Ihr denn eine ſo große Summe, als Ihr braucht, gewinnen, wenn Ihr nicht den reichſten euerer Freunde ins Auge faßt? — Ich habe bereits den Gewinn, den wir Beide machen müſſen, auf die einzelnen Glieder der

Geſellſchaft »zur Ente« vertheilt. Legler habe ich vorläufig mit 80,000 fl. Verluſt notirt, den Kaufmann Söller mit 20,000 fl.«

»Da müßte Söller Crida machen.«

»Soll ſie machen. Was liegt da uns daran! — Die Uebrigen müſſen allzuſamm' 30—40,000 fl. verlieren!«

»So viel haben ſie ja gar nicht!«

»So? Was wäre denn Laufner, der herrſchaftliche Caſſier?«

»Der hat Weib und Kinder, und lebt von ſeiner Beſoldung!«

»So! Hat der nicht wenigſtens 100,000 fl. in der fürſtlichen Caſſe?«

»Davon rührt er keinen Heller an.«

»Doch! wenn er auf die Leimſpindel geführt wird. Laßt ihn nur einmal hundert Ducaten gewinnen und dann zweihundert, da werdet Ihr ſehen, wie der Ehrenmann in's Zeug geht!«

»Wenn der Caſſier die Caſſe ſeines Fürſten angreift, kommt er ins Zuchthaus.«

»Was kümmert das Euch! Wird er der Erſte ſein, der im St. Antonskloſter ſpinnen lernt? — Er ſoll Wolle ſpinnen; wir ſpinnen Seide. — Doch wozu das Schwätzen? wir müſſen zur Lection, das Uebrige wird ſich finden! Euer bischen Moral, das Ihr noch von [illegible] lieben Mama im Leibe habt, werde ich Euch ſchon noch heraustreiben.«

Herr Teſſin zeigte wie ſchon einmal die Kunſt, die Volta zu ſchlagen, anfangs ſehr langſam, dann geſchwind, und dann ſo geſchwind und ſicher, daß Zahlheim's Auge gar nicht folgen konnte, aber Zahlheim, dem Teſſin bereits das Zeugniß gab, daß er zu dieſer mechanteſten aller Taſchenſpielerkünſte ſehr viele

Anlage beſitze, begriff ſehr gut, machte auch nach zwei Stunden unausgeſetzter Uebung ſolche Fortſchritte, daß Teſſin ausrief:

„Ihr überraſcht mich! Hört, wenn Ihr eine Woche lang, Tag und Nacht nichts Anders treibt und thut, als Karten changiren, ſo ſteht Ihr mit euren feinen, gelenkigen Fingern weit über mir. — Dabei müßt Ihr nicht vergeſſen, daß das Hinab- und Hinaufzaubern der Euch nothwendigen Blätter nur bei großen, entſcheidenden Coups nothwendig iſt. Die Hand, wenn ſie ſich einmal an das Voltaſchlagen gewöhnt hat, macht dies am Ende unwillkürlich, und dies wäre eben ſo verderblich, als wenn ſie ſo ehrlich ſpielte wie ein junges Mädchen. Es gehört ebenſo viel Tact dazu, honnet wie malhonnet zu ſpielen, prägt Euch dies tief ein! — Der größte Lügner muß manchmal die Wahrheit ſagen, dann glaubt man ihm auch die Lüge! — Für heute bin ich mit der Lection fertig, aber Ihr nicht! — Ich trage Euch auf, nach Hauſe zu gehen, eure Braut, eure Mutter, euer Amt, ja nicht einmal ein Gaſthaus zu beſuchen, ſondern immer Volta zu ſchlagen.“

„Ei, das iſt unmöglich! Zu meiner Braut muß ich und in mein Amt muß ich ebenfalls, dann muß ich in den Gaſthof „zur Ente;“ ich muß ja wieder anbinden mit meinen Freunden; ich kann doch nicht plötzlich unter ſie treten und ein Spiel vorſchlagen.“

„Das Letztere laß ich gelten! Apropos, weil Ihr gerade von euren Freunden ſprecht, ſo muß ich von meinen Freunden und zwar von einem meiner liebſten reden. Weshalb waret Ihr denn geſtern gar ſo unbarmherzig mit meinem ehrlichen, herzensguten Bourg?“

„Dieſer Schuft iſt euer Freund? Da kann man denn wirklich ausrufen: „Schöne Seelen finden ſich!“

„Ja, ja, ich wünſchte eure ſchöne Seele wäre die dritte im Bunde! Ihr habt mir einen verſluchten Streich geſpielt. Dieſen rechtſchaffenen Mann engagirte ich, daß er die reichen Cavaliere, in deren Geſellſchaft Ihr ihn geſtern traft, in die Spielhölle nach Stockerau locke; dort hättet Ihr ein Meiſterſtück machen und auch Legler mit hinziehen können, denn die Judith, in die er ſo verliebt, iſt auf mein Zuthun die Seele der dort beſtehenden Bank.«

»Die Judith?! Legler glaubt ſie ſei in Preßburg. Legler iſt heute Früh um ſechs Uhr nach Preßburg gefahren, um Judith abzuholen!«

»Das hätte er vorgeſtern thun ſollen, als ihm Judith ſchrieb.«

»Wer iſt denn dieſe Perſon eigentlich?«

»Wer ſie iſt? — Ein geſcheides Weib.«

»Ein Weib? Kein Mädchen?«

»Gott bewahre! Ein Weib ſchon ſeit drei Jahren!«

»Wer iſt denn Ihr Mann?«

»Den werde ich Euch vorſtellen; nur ſteckt dem Fleiſchhauer nicht, daß Judith ſchon verheiratet iſt, ſonſt verlocken wir ihn nicht! — Der Kerl iſt wahnſinnig in Judith verliebt, die muß ihn gängeln.«

»Läßt ſich denn die Geſchichte mit Bourg nicht repariren? — Wenn er uns im Spiele dienſtbar ſein kann — ſo — wäre ich gerne bereit einen Schritt zu thun, obgleich er ein impertinent frecher Kerl iſt.«

»Es iſt ihm auch leid, und ich habe ihn tüchtig geputzt! — Zu den Grafen und Baronen hat er nun keinen Zutritt mehr! Ihr habt ihn um ſehr viel gebracht. Ich muß nun einen Andern ſuchen, der uns die Cavaliere bringt; Ihr aber müßt Bourg entſchädigen, ſonſt verſöhnt er ſich nicht mit Euch.«

„Entſchädigen? Womit?“

„Nu, mit Geld! — Ihr habt ja Geld!“

„Die elende Summe? Brauche ich nicht jeden Groſchen zum Spiele?“

„Ihr habt ja einen reichen Juden zum Freunde!“

„Wißt Ihr das auch? Ihr wißt ja Alles!“

„Ich weiß auch, daß Ihr mit einer Alten eine Bekanntſchaft habt, welche grimmig reich ſein ſoll.“

„Das Beeſt ſetzt einen zu hohen Preis auf ihre Gunſt. — Ich ſoll ſie heiraten.“

„Macht ihr's glauben!“

„Die ſitzt dem Teufel nicht auf.“

„Pumpt bei dem Magiſtratsrath Ottmann, der ſoll ja auch ein ſchauderhaftes Vermögen beſitzen. Ihr geltet ja ſo viel bei ihm.“

„Ich begreiſe nicht wie Ihr mir alle Minuten eine andere Geldquelle nennen könnt! Warum ſoll ich denn zu Fremden gehen? Ihr ſeid reich genug, um mir beizuſtehen. Leiht mir nur die zweitauſendvierhundert Ducaten, die ich für Euch gewonnen.“

„Mir kommt!“

„Warum nicht, da wir in eine ſo enge Verbindung treten.“

„Euch Geld leihen? das ginge mir ab! Ja, wenn Ihr kein ſo Schmutzhammel gegen mich geweſen. Zweimal habt Ihr mich geprellt, das dritte Mal wäre es Euch beinahe wieder gelungen, wenn ich Euch nicht überfallen hätte! Euch Geld leihen? Einem Manne der nicht Wort hält? — Ich werde mit Euch meine liebe Noth haben, wenn Ihr nächſtens mit mir auf Theilung ſpielt; aber da weiß ich, was ich thue. Wie Ihr mich auch nur um einen Ducaten verkürzt, ſo ſchreibe ich an euren Schwiegervater und laß' mich auf den Brautſchatz vermerken.«

»Ihr ſeid ein ſchlechter Kerl!«

»O nein, ich bin ein guter Kerl! Wäre ich nicht ein guter Kerl, würde ich Euch jetzt nicht beiſtehen! Ich würde Euch die ſchändlichen Mißhandlungen nicht vergeſſen, die Ihr mir zugefügt habt. An meinem Körper trage ich noch immer die Narben von den Wunden umher, die ich Euch verdanke! Die ſchändlichen Schimpfnamen, die Ihr mir gegeben, hallen noch immer in meinen Ohren wieder, und was mir der Fleiſchhauer auf euer Geheiß gethan, iſt ja auch noch in meinem Gedächtniſſe; — aber ich bin ein guter Kerl, und meine ganze Rache beſteht darin, daß ich euer Aſſocié wurde! — Gebt mir einen Kuß, Ihr Teufelsmenſch, der mir's angethan hat, und den ich liebe — ach! — ach! gar nicht zu ſchildern. — Um Euch dies ſchnell zu beweiſen, hört meinen Rath. — Wenn Legler heute von Preßburg zurückkommt, und er kommt ſicher und wäre es um Mitternacht, ſo ſagt ihm: »Sebaſtian, leih' mir dreitauſend Ducaten, und ich verſchaffe Dir deine Judith.« — Ich, Teſſin, hole ſie mittlerweile von Stockerau.«

»Dreitauſend Ducaten beſitzt Legler nicht! Ja, ſein Vater hat ſie wohl!«

»So ſoll er ſie dem Alten ſtehlen, und er wird ſie ſtehlen, wenn Judith der Preis iſt.«

»Legler thut nichts Schlechtes!«

»So ſtehlt Ihr ſie. Ihr ſeid ja bei den Fleiſchhackerleuten wie's Kind im Hauſe.«

»Teſſin!« rief Zahlheim ſehr aufgebracht, »was man ſich von Euch für Zumuthungen gefallen laſſen muß!«

„Nu, nu, fahrt nur nicht ſo auf! — Ich machte ja nur einen unſchuldigen Scherz!“

„Stehlt Ihr? Auswurf der Menſchheit!“

„Warum nicht! Wenn's keine Juſtiz gibt! — Doch grollt nicht mit mir. Ich hole die Judith. — Wo ſoll ich ſie hinbringen?“

„In den Gaſthof „zur Ente.“ Ich beſtelle indeß ein paar Zimmer für ſie.“

„Gut! Das kann ein guter Coup werden, wenn Ihr Legler mit Judith überraſcht. — In dieſem Augenblicke ein Spielchen und Judith neben Euch an der Bank! Ein ganz klein wenig Volta, keinen großen Gewinn, damit Niemand abgeſchreckt wird! Gebt auf den Fleiſchhacker Acht, wie der auf den Speck gehen wird! — Ach Himmel! was gäbe ich darum, wenn ich in Wien nicht ſo verſchrieen wäre, und mir die Polizei nicht mit dem Zuchthaus und dem Gaſſenkehren gedroht hätte, wenn ich noch ein einziges Mal ſpiele! Zahlheim, wenn ich in der „Ente“ Bank halten dürfte, keiner von den ſämmtlichen Herren, welche dorthin kommen, würde einen Groſchen für den Hausmeiſter in der Taſche behalten! — Jetzt halte ich Euch nicht länger auf! — Adieu! — Vergeßt nicht, Euch in der Volta zu üben. Steckt Karten in die Taſche und exercirt Euch im Spazierengehen, es geht ſelbſt mit der Hand im Sacke; — Uebung macht den Meiſter!“

Zahlheim ging in ſein Amt.

III.

Zahlheim ſinkt immer tiefer.

So fleißig wie Zahlheim in ſeinem Bureau arbeitete, arbeitete keiner ſeiner Nebenbeamten. Der Bürgermeiſter war nahe daran, den emſigen Secretär zum Muſter aufzuſtellen und ihn ins eigene Bureau zu überſetzen. Daher genirte es Zahlheim ſehr, als ihn Legler plötzlich, es war ungefähr Ein Uhr Mittags, in das Zimmer der Stadtdiener rufen ließ, um mit ihm dringend zu ſprechen.

»Du haſt mir geſchrieben,« redete Legler ſeinen Freund an, »daß ich in dem Augenblicke, in welchem ich, von Preßburg kommend, in Wien eintreffen würde, mich zu Dir bemühen möchte. Hier bin ich, was wünſcheſt Du?«

»Du kommſt von Preßburg? Unmöglich, da müßteſt Du geflogen ſein!«

»Ich war in Fiſchamend. Dort fand ich den Mohren, den Tuff mit Aufträgen nach Wien ſandte. Er berichtete mir, daß ſich Judith nicht mehr bei Tuff befände, ſondern bald, nachdem ſie mich vergebens erwartete, abgereiſt ſei: wohin? konnte mir der »Schwarze« nicht ſagen.«

»So iſt es auch. Ich bin genau unterrichtet, wo ſich Judith befindet, ich will ſie Dir auch ſchaffen.«

»Nach Wien?«

»Ja.«

„Wann?“

„Heute noch!“

„Du würdeſt mich höchſt glücklich machen.“

„Doch nur unter einer Bedingung.“

„Sprich ſie aus.“

„Ich brauche Geld.“

„Viel?“

„Dreitauſend Ducaten.“

„Gold?“

„Ja, Gold! blankes Geld!“

„Du brauchſt es zum Spiel?“

„Ja.“

„Ich habe kein Geld.“

„Wenn ich es nicht zum Spiele brauchte?“

„Dreitauſend Ducaten! Eine entſetzliche Summe! So viel hab' ich noch mein Leben nicht gehabt.“

„Leih' ſie mir von deinem Vater aus.“

„Das verlang Dir nicht; das iſt ein Bürger vom alten Schrot und Korn! Der würde Dich mit Unwillen abweiſen.“

„Was ſoll ich nun machen?“

„Nicht ſpielen, dann brauchſt Du auch kein Geld!“

„Gut denn, mein Freund; ſo gebe ich Dir mein Ehrenwort, daß Du deine Judith auch, ſo lange Du lebſt, nicht mehr zu ſehen bekommen ſollſt!“

„Steht dies in deiner Macht?“

„Ja.“

„Hältſt Du ſie gefangen?“

„Nein; daß Du ſie aber nicht auffinden ſollſt, und ſuchteſt Du bis auf den Mittelpunct der Erde, darauf kannſt Du Dich verlaſſen.“

„Alſo Judith würde mir kein Zeichen geben, wo ſie ſich befindet?“

„Nein.“

„Dann liebt ſie mich auch nicht, und für eine Perſon, die mich nicht liebt, ſoll ich 3000 Ducaten geben?“

„Nicht geben, leihen! Mir leihen!“

„Leihen und nicht mehr kriegen!“

„Halte deine Zunge im Zaume.“

„Leihen und nicht mehr kriegen, wiederhole ich! — Wenn Du dieſe 3000 Ducaten im Spiele verlierſt, wenn Du ſie auf eine Karte ſetzeſt, dann ſind ſie weg! — Nichts da! Behalte Du deine Judith, ich behalte meine 3000 Ducaten!“

„Dies werde ich der Judith ſagen.“

„Es iſt mir recht!“

„Sie läßt Dich nicht mehr vor ihre Augen kommen!“

„Ich laſſe ſie nicht mehr vor meine Augen kommen, wenn ſie auf Dich mehr gibt als auf mich! Das richte ihr aus. Ich habe rechtſchaffene Abſichten gehabt; ich habe ihr geſagt, daß ich ſie heiraten will; kann ſie nun einen ehrlichen Mann, der gerade keinem Pavian gleichſieht, der ein einträgliches Gewerbe und auch ein paar redlich verdiente Gulden im Kaſten hat, ſo hintanſetzen, dann Ade, ſchöne Fee, der Rauſch verraucht, wir werden nüchtern!“

„Du liebſt wie ein gewöhnlicher Menſch.“

„Ja, ein gewöhnliches Menſch!“

„Beſchimpf' ſie nicht.“

„Sie beſchimpft ſich ſelbſt, wenn ſie ihr Schickſal in deine Hände legt. Doch reden wir nicht ſo lang, ich muß zum Eſſen gehen. Mein Herr Vater und meine Frau Mutter eſſen auf gut weißgärberiſch um Zwölfe. Jezt iſt es Eins, eile ich nicht, ſo bekomme ich nichts mehr!"

„Noch Eins! Du willſt mir alſo nicht helfen?"

„So viel Geld als Du verlangſt habe ich, wie ich ſchon geſagt, nicht."

„Die Judith iſt Dir gleichgiltig?"

„Das nicht, aber die Judith muß bennet ſein, von Dir darf ſie nicht abhängen. Ich bin nicht der Herford in dem bekannten Roman, der ein Bret vor dem Kopf hatte, ſo dumm war der Kerl!"

„Gib mir weniger als 3000 Ducaten, gib mir 2000 Ducaten!"

„Ich weiß nicht wie Du mir vorkommſt! Du ſprichſt von Summen in Geld, wie wenn es „Laudes" wären! — Das macht, weil Du ein eingefleiſchter Spieler biſt! — Weißt Du was 2- bis 3000 Ducaten ſind? Das ſind 9000 bis 13,000 fl. Dafür bekommt man die größten Häuſer mit einem radicirten Gewerb, davon leben emſige Familien bequem und legen ſich noch etwas zurück! — Laß' doch einen Ducaten einmal wechſeln, ich halte Dich und deine Mutter eine ganze Woche damit aus; freilich darfſt Du nicht beim Jahn ſpeiſen — und Du willſt große Capitale verſpielen, wie die kleinen Buben die Haſelnüſſ'!"

„Ich verſpiele ſie nicht. Ich gewinne, Du wirſt es ſehen. Hindere mich nicht in meinem Glücke; etwas werde ich Dir doch noch werth ſein! — Ich habe Dich nie um Geld angeſprochen; heute geſchieht es zum erſten Male; ich begehre eine kleine Probe deiner Freundſchaft; Du biſt ein reicher Mann und behandelſt mich ſo."

„Ich will Dir Geld geben; ich will Dir geben, was ich, ohne meinen Eltern zu kommen, entbehren kann. Ich habe 1000 fl. übrig — die will ich Dir ſchenken, aber nicht leihen, dann thut mir das Geld auch nicht weh, wenn es die Coeur-Dam' verſchwinden läßt."

„Gib mir 4000 fl."

„Gott bewahre!"

„3000 —"

„Ich gebe Dir 1000 fl., ich hab' es ſchon geſagt. — Geh in der ganzen Stadt herum und bringe mir noch einen Freund, nur einen Freund, der Dir 1000 Gulden ſchenkt, und ich ſchenke Dir Alles was ich beſitze, und einſt noch beſitzen werde."

„Mach' ein Ende, gib mir 2000 fl., ſchenke ſie mir nicht; leihe ſie mir; Du weißt, ich werde reich heiraten."

„Du? O Du Verblendeter! Du bekommſt Roſaura dein ganzes Leben nicht! Ich will gar nicht daran denken, daß es jede Minute aufkommen kann, daß Du deine ganze Habe in Simmering angebaut haſt; aber daran will ich denken, daß Du noch immer ſpielſt, und ſonſt gar nichts mehr im Kopfe haſt als Karten und Würfel! — Wenn Du nur „Labeten" ſpielſt, um Fiſolen, um Erbſen, um Linſen, und der Bojar erfährt es, oder er überraſcht Dich einmal ſelbſt dabei, dann gute Nacht, Herr von Zahlheim, dann ſchlafen Sie allein in Ihrem Brautbette!"

Nach einer Pauſe fuhr Legler fort:

„Und wo ſoll denn jetzt wieder geſpielt werden? — Hat Dir der Teſſin, der primo loco für den Galgen vorgemerkte Dieb, irgendwo wieder eine Wolfsgrube gegraben, in welche Du hineinpurzeln ſollſt?"

„Ich ſehe Teſſin nicht."

„Lüge mich nicht an! Dieſer Kerl laßt Dich eben ſo wenig aus, als der Gott ſei bei uns den Doctor Fauſt ausgelaſſen hat.“

„Ich will heute zur „Ente“ kommen, im Falle ſich dort eine kleine Pharobank arrangiren ließe.“

„Wie? deinen beſten Freunden, dieſen ſeelenguten Menſchen könnteſt Du Geld abgewinnen wollen?“

„Sie ſpielen ja oft.“

„Ja, aber um einen Groſchen hundert Points.“

„Wenn ich Geld auflege — werden ſie nicht Kupfer ſetzen.“

„Und Pharo willſt Du ſpielen? — In einem öffentlichen Wirthshaus? Erinnerſt Du Dich nicht, daß der Kaiſer vor wenig Wochen ſeinen Kriegscaſſier von ſeinem Poſten jagen ließ, weil er in Krammer's Kaffehhaus „Groß-Carreau“ um ein hohes Geld ſpielte?“

„Weil er bei einer Caſſa angeſtellt war.“

„Nein, weil er ein Beamter war.“

„Wir ſpielen bei verſchloſſenen Thüren nach Mitternacht.“

„Und ich ſoll auch mitſpielen?“

„Wenn Du willſt! — Du wirſt aber nicht Zeit haben! Dir mache ich die Freude, Judith an deine Seite zu placiren!“

„Wie ſoll ich das verſtehen?“

„Bis Abends wird ſie in Wien ſein. Ich habe ihr zwei Zimmer in der „Ente“ beſtellt. Ich wollte Dich überraſchen.“

„Du haſt kein Verſtändniß mit ihr?“

„Nein.“

„Warum haſt Du mir aber dies weiß gemacht?“

„Weil ich Dich für die Bewilligung meines Anſuchens beſtimmen wollte!“

„Welche miſerablen Winkelzüge! Schämſt Du Dich nicht?“

„Meine traurige Lage!“

„Es iſt zum Teufelholen! — Seine traurige Lage! 3000 Ducaten braucht er, um ſie zu verſpielen! — Das wäre eine traurige Lage für mich, wenn ich ſie Dir geben würde, aber nicht für Dich! — Da haſt Du einen Bancozettel von 1000 fl., aber damit ſei mein Geldgeben abgethan! — Bei der Pharobank in der „Ente“ zähle nicht auf mich. Ich werde keine Verſuche machen, dieſe „tauſend Gulden“ zurück gewinnen zu wollen, und mich von Dir — plündern zu laſſen, bin ich nicht aufgelegt. — Jetzt gehe in dein Bureau! Sonſt wird Dir deine Anſtellungsbank durch den Bürgermeiſter geſprengt.“

Mit dieſen Worten verließ Legler Zahlheim.

In dieſem kochte es vor Wuth und Entrüſtung.

„Du ſollſt mir doch gerupft werden!“ ſagte Zahlheim für ſich und eilte in ſein Bureau.

Als Legler über die Treppe im Magiſtratsgebäude hinab wollte, kam ihm Bourg entgegen.

Legler wurde dunkelroth.

„Heiliger Gott!“ rief Legler, „da kommt der Spitzbube! Ich wollte noch tauſend Gulden darum geben, wenn ich ihm nicht hier begegnete!“

Bourg zog ſeinen Hut ab.

„Verzeihen Sie, Herr Legler.“

„Sie verkennen mich!“ antwortete dieſer mit verbiſſener Wuth. „Ich bin nicht Legler, ſondern der Viehbeamte Roſtbratel!“

„Vergeben Sie mir. Ich war etwas angeſtochen, der Champagner, der bei Jahn ſo delicat iſt —“

„Ein Kerl wie Sie ſollte Scheidewaſſer ſaufen!“

„Verzeihung, edler Herr! Ich begebe mich ſo eben zu Herrn von Zahlheim, dieſen ebenfalls um Vergebung zu bitten. Mein Gott, man hat manchmal Augenblicke, in welchen man völlig geiſtesabweſend iſt. Ich bin jung.“

„Jung, aber ſchon ergraut in Schlechtigkeit.“

„Sagen Sie mir, was Sie wollen, nur verzeihen Sie mir!“

„Hier iſt nicht der Ort, wo unſere Angelegenheit ausgemacht werden kann. Sie müſſen von mir ſo durchgebläut werden, daß Sie ewig daran denken.“

„Auch dies, nur Vergebung!“

Legler ſtaunte den Menſchen an, trat ſcheu vor ihm zurück, dann ſagte er:

„Nein, Herr, Sie berühre ich nicht! Wer ſo nichtswürdig ſein kann, daß er ſich ſogar willig durchprügeln laſſen will, um vor demjenigen wieder Gnade zu finden, den er mit frecher Stirne beſchimpfte, der muß ein verworfener Kerl ſeyn. — Gewiß haben die Cavaliere, in deren Geſellſchaft Sie waren, Sie gezwungen, Herrn von Zahlheim und mich um Verzeihung zu bitten, und Sie fügen ſich nun, um ein Gratiseſſen nicht zu verlieren!“— Gehen Sie! — Ich will nicht Schuld ſein, daß Sie verhungern!“

Legler kehrte dem Paraſiten den Rücken und ging.

Beurg eilte mit leichtem Herzen zu Zahlheim, und ließ ihn durch einen Skartdiener *) aus ſeinem Bureau rufen.

*) Skartdiener auch Schardiener genannt, in früherer Zeit die Leibwache des Bürgermeiſters. — „Skart,“ ein ſehr altes Wort, ſchreibt Schlager, bedeutet Wache; in die

„Ich bin heute ſchon dazu verdammt," ſchrie Zahlheim den Skartdiener an, „in einem fort geſtört und aus dem Bureau gerufen zu werden. Wenn noch Einer kommen ſollte, der mich ſprechen will, ſo wirf ihn über die Treppe! — Wer iſt denn ſchon wieder da?"

„Ein ſehr gut gekleideter Herr. — Ich habe ihn ſchon oft in den Gängen des Magiſtratsgebäudes geſehen; ſeinen Namen weiß ich nicht, er hat ihn auch nicht genannt."

Zahlheim trat aus der Thür.

Bourg ſtand vor ihm.

„Ich will Sie nicht lange von Ihren Geſchäften abhalten, Herr Secretär," redete Bourg Zahlheim an. „Ich komme Sie um Verzeihung, der unangenehmen Scene wegen, zu bitten — die —"

„Ich denke nicht mehr daran," erwiederte Zahlheim.

„Dann," hob Bourg an, „vollenden Sie das Werk Ihrer Großmuth, und geben Sie mir ein paar Zeilen, in welchen Sie bemerken, daß Sie mir verziehen haben."

„Wozu?"

„Ich will es Ihnen geſtehen. Dadurch, daß ich die Gunſt jener Geſellſchaft adeliger Herren verloren, geht mir ein außerordentlicher Nachtheil zu. Sie haben meine trübſelige Lage ſehr treu geſchildert, Sie kennen ſie genau. Wenn ich mich den jungen Cavalieren nicht mehr nahen darf, ſo weiß ich nicht wovon ich leben ſoll. Ich hatte nicht nur täg-

---

Skart gehen, auf die Wache gehen. — Die Skartdiener tragen ſeit dem achtzehnten Jahrhundert drapfarbene Röcke mit ſchwarzen Knöpfen. Die Sage ſchreibt dieſe Art Halbtrauer der Hinrichtung des Wiener Bürgermeiſters Ulrich Holzer zu. In neueſter Zeit haben die Skartdiener mit der Farbe ihres Anzugs gleiche Knöpfe.

lich den beſten Tiſch, Mittags und Abends, ich hatte auch bare Zuflüſſe. Wenn ich für ſie Geſchäfte beſorgte, ſo —“

„Ich weiß Alles,“ fiel ihm Zahlheim ins Wort, „ich habe gehört, welche Geſchäfte Sie zu beſorgen hatten. Ich will einen Schleier darüber werfen. — Warten Sie hier. Sie ſollen es ſchriftlich erhalten, daß ich — keinen Groll gegen Sie hege.„Zahlheim ſchrieb einige Zeilen und übergab ſie dem Manne.

„Leſen Sie ſelbſt,“ ſagte er, „ich hoffe, daß dies genügen wird.“

„Herrlich!“ rief Bourg aus. „Ich bin ganz glücklich. — Hätte ich gewußt, daß Herr von Zahlheim ein ſo intimer Freund des Chevaliers Teſſin ſind, ja, hätte ich Sie perſönlich gekannt, ſo hätte ich den Fleiſchhauer, welcher in Ihrer Geſellſchaft war, gewiß geſchont.“

„Es war abſcheulich von Ihnen, die Damen, die zugegen waren, nicht zu beachten.“

„Vergeſſen Sie es! — Doch jetzt, Herr von Zahlheim, da dies in Ordnung, bringe ich etwas Anderes vor. — Eine Art Intrigue. — Wir leben nun einmal in dem Jahrhunderte der Intriguen. Paris, dem wir Alles nachahmen, geht uns hierin mit einem guten Beiſpiele voran! Unſerem gemeinſchaftlichen Freunde Teſſin iſt eine köſtliche Idee eingefallen. Den Nachrichten zufolge, welche Teſſin erhalten hat, ſollen Sie Ihres künftigen Schwiegervaters wegen weder Würfel noch Karten je wieder in die Hand nehmen. Auch der Herr Bojar hat gelobt, nicht mehr zu ſpielen. Wenn ich es nun zu Wege brächte, daß er dennoch pointirte und ich Sie unter einer Maske als Banquier an den Pharotiſch ſtellte, dann könnten Sie Ihrem Schwiegervater nachweiſen, daß er geſpielt hat, und er müßte Ihnen frei-

Hand laſſen; ſeine Drohungen zerfielen in Nichts und Ihrer Neigung zum Spiele ſtünde nichts mehr im Wege.“

„Unter einer Maske ſoll ich mit ihm ſpielen?“

„Es befindet ſich hier unter dem Geſandtſchaftsperſonal aus Conſtantinopel ein Renegat mit dem Namen Kozef-Paſcha. — Es iſt bekannt, daß er das Pharo leidenſchaftlich liebt. — Er ſpielt gewöhnlich in Ducati's Kaffehhaus im erſten Stock, in dem ſogenannten „türkiſchen Saale“. — Kozef-Paſcha iſt nach München abgereiſt. Wir benützen dies und Herr von Zahlheim werden Kozef-Paſcha ſein; ich verſchaffe Ihnen einen der koſtbaren Anzüge des Renegaten, Turban, Shawlbinde, Dolch, einen ſchwarzen Bart, der Ihr Geſicht bis nahe an die Augen deckt; — ein Kaufmann aus Jaſſy, ein Freund Ihres künftigen Schwiegerpapas, übernimmt die Einladung an den Bojaren. Es wird ſehr hoch geſpielt werden, denn wir erhalten bedeutende Einlagen, ſelbſt der Kaffehſieder Ducati betheiligt ſich mit viertauſend Ducaten an der Bank. Teſſin legt ſechstauſend Ducaten ein.“

„Teſſin?“

„Gewiß!“

„Aber hier wird es heißen, den Goldfinger ſeine angeborne Rolle ſpielen zu laſſen.“

„Allerdings.“

„Ich bin noch nicht ganz ſicher.“

„Sie haben noch vier Tage Zeit; noch volle ſechsundneunzig Stunden können Sie ſich üben.“

„Das wäre vortrefflich! Wenn ich dem Moralprediger zuzurufen vermöchte: durch Handlungen, nicht durch Worte möchte er mir vorleuchten, und ihm, der wie ein

Wahnſinniger zu ſpielen gewohnt iſt, das Geld, das ich ihm abgewinnen würde, zurückſtellen könnte —"

„Dann müßten Sie Ihr eigener Feind ſein, wenn Sie Ihren Gewinn zurücklaſſen wollten; endlich ſcheinen Sie zu überſehen, daß Sie Ihrer Zuſage gemäß mit Teſſin theilen müſſen, daß Sie jetzt um ſo mehr theilen müſſen, als fremde Capitalien in die Bank kommen; Ducati muß ſeine Tantième erhalten und Ihr Freund mit baren ſechstauſend Ducaten ebenfalls."

„Was wird da auf mich kommen?"

„Immer genug! Nach dem Plane Teſſin's mindeſtens ein Drittel!"

„Wenn mein künftiger Schwiegervater zum Beiſpiele dreißigtauſend Gulden verliert —"

„So ſind zehntauſend Gulden nicht zu verachten! — Die Cavaliere, die Sie bei Jahn kennen gelernt, pointiren ebenfalls. Dieſe Herren wagen noch mehr als der Herr Bojar. — Bei Ganelli, im italieniſchen Caſino in der „Landskron", verloren ſie neulich vierzigtauſend Gulden."

„Verfügen Sie über mich! — Morgen um 7 Uhr Früh bin ich wieder in der „neuen Welt" bei Teſſin. — Nun entſchuldigen Sie mich. — Ich habe einen äußerſt wichtigen Bericht an die Regierung zu faſſen. Adieu!"

* * *

Zahlheim war bis vier Uhr im Amte, dann ging er zur „Ente" ſpeiſen.

Es waren ſeine Freunde nicht von ſeinen Verluſten unterrichtet, wohl aber war es ihnen bekannt, daß er groſes Glück im Spiele gehabt. — Es fehlte Keiner ſeiner ehemaligen Tiſchgeſellſchaft.

Als Zahlheim eintrat, empfing ihn die Geſellſchaft mit Jubel.

Man gratulirte ihm herzlich.

Zahlheim erwiederte die liebevolle Aufnahme damit, daß er ſeinen Freunden ein ſplendides Diner gab, denn den reichen Mann zu ſpielen, das durfte er hier nicht verſäumen.

Man kam ihm mit der Neuigkeit entgegen, daß das berüchtigte Vis-à-vis, Madame Lemnier und ihre Damen, frei geworden und in ihre Wohnung zurückgekehrt ſei.

„Ein einflußreicher Geſandter,“ hieß es, „habe ſich um die in Bedrängniß gerathenen Schönen angenommen; die Damen ſind alle wieder da,“ meldete man ihm, „alle, — Sie leben ſo flott und luſtig wie vorher, aber nur ein wenig ſtiller. Am Fenſter zeigt ſich keine mehr und ſo weiter.“

„Es iſt aber nicht viel an dieſem Serail,“ ſetzte ein anderer Freund hinzu, „denn Du, Glücksmenſch, haſt die Perle der Madame Lemnier erobert: Natalie wird dein, und mit ihr wenigſtens eine halbe Millien.“

„Wann wird dein Glück endlich weichen?“ fragte ihn der Aſſeſſor.

„Im Spiele hat es mich ſchon verlaſſen,“ verſicherte Zahlheim, „aber in der Liebe entſchädigt es mich.“

„Wenn wir gewiß wüßten, daß Du verlieren könnteſt,“ meinte der Kaufmann Söller, „würden wir Dich bitten, uns einmal an einem Pharo theilnehmen zu laſſen; nicht doch! — Du müßteſt keinen andern Satz geſtatten, als zu einem Ducaten. — Wenn Einer von uns drei bis vier

Ducaten an Dich verlöre oder wenn Du eben ſo viel an uns verlöreſt, ſo wäre dies kein Verluſt.«

»Ich ſpiele nicht gerne mit intimen Freunden,« erwiederte Zahlheim mit heuchleriſcher Grimaſſe. »Aufrichtig geſagt, möchte ich Euch nichts abgewinnen und Ihr wollt gewiß auch nichts von mir erhalten.«

»Da irrſt Du Dich, Du Glückspilz,« ſcherzte Kaufmann Söller, »wenn wir deiner Fortuna zur Ader laſſen könnten, machten wir uns wahrlich kein Gewiſſen daraus.«

»Das geht ja vortrefflich,« dachte Zahlheim. »Sie fangen ſelbſt vom Spiele an. Deſto beſſer!«

»Und weil wir gerade vom Aderlaſſen ſprechen,« ergänzte der Aſſeſſor, »ſo fällt mir Doctor Lachenberg ein. Der gute Kerl braucht jetzt Zerſtreuung. Er hat ſeine Frau und Schwiegermutter aus dem Hauſe gejagt. Er hat ſich über das anſtößige Verſtändniß ſeiner Gattin mit dem Grafen Schwörnhort Gewißheit und Ueberzeugung verſchafft. Es ſoll eine haarſträubende Scene gegeben haben. Die Nachbarſchaft erſchrack ſo heftig über die Wuth des Doctors, daß ſie ſchon zu Hilfe eilen wollte, weil nicht viel fehlte, ſo hätte er die alte Schwiegermutter als ſchändliche Verführerin ihres Kindes ermordet. — Zum Glücke für ſie entſprang ſie. Hierauf durchſuchte der Doctor das Boudoir ſeiner Frau, da fand er denn Briefe und Geſchenke, die ihm ſein Unglück erſt recht erkennen ließen. Er öffnete ſeine Thür und erſuchte ſie, ſich ganz ruhig zu entfernen und nie mehr über ſeine Schwelle zu kommen.«

»Davon weiß ich ja kein Wort!« rief Zahlheim aus.

»Ich bitte Dich, ſpiel nicht den Erſtaunten,« bemerkte Söller. »Ich ärgere mich ſo eben, daß der Aſſeſſor

Dir eine Geſchichte erzählte, die Niemand ſo gut wiſſen kann, als Du.“

„Ich? Warum denn gerade ich?“ fragte Zahlheim.

„Weil deine Braut, weil Natalie dem unglücklichen Arzte den Staar geſtochen hat.“

„Roſaura?“

„Roſaura oder Natalie ſind eins. Sie konnte dies auch leicht. Sie war ja im Hauſe bei der Doctorin und hatte alle ihre Schliche genau beobachtet.“

„Roſaura ſagte mir kein Wort hiervon.“

„Es wird noch keine Gelegenheit geweſen ſein.“

„Der arme Doctor!“

„Ja wohl! Aber eben weil er arm iſt, ſo ſoll er ſich zerſtreuen: eben, weil er arm iſt, ſollſt Du ihn gewinnen laſſen.“

„Meinethalben! Es wird nur auf ihn ankommen. Wenn er viel einſetzt, wird er viel gewinnen. Ladet ihn ein. Iſt er noch immer der Leibarzt des Fürſten Sinzendorf? Hat er noch immer die brillante Praxis? — Sapperment! Hatte der Doctor Glück bei den Damen! — Die Gräſin Trautſohn, eine eingebildete Kranke, ſchenkte ihm einmal zehntauſen Gulden und wißt Ihr wofür? — Weil er ihr in ihrer hyſteriſchen Krankheit rieth, die grünen Draperien aus ihrem Schlafzimmer zu entfernen und dafür weiße zu wählen. Die eingebildete Kranke that's. Sie genas. Sie glaubte, ſie ſei durch Fortſchaffung der grünen Gardinen geneſen und ſchenkte dem Doctor jenes ungeheuere Honorar. — Von den Damen, bei welchen Lachenberg Hausarzt iſt, und welchen er alle ihre Launen verzeiht und ihre Minauderien als Symptome tiefer phyſiſcher Leiden auslegt — von dieſen — affectirten Damen, welche die Kranken ſpielen, um intereſſant zu erſcheinen — von dieſen, die er ohne Medicamente geſund macht, muß er ein Heidengeld erobert haben; aber ich bin der Meinung, der Doctor ſei geizig.“

„Laß' ihn nur gewinnen, dann iſt er nicht geizig.“

„Ich kann Euch nicht begreifen.“

„Weshalb?“

„Ihr ſprecht immer: Laß Den und Jenen gewinnen, als wenn dies in meiner Macht ſtünde! Wie die Karten fallen, ſo entſcheiden ſie über Glück und Unglück.“

„So ſei Du nur nicht glücklich.“

„Kann ich dies veranlaſſen?“

„Verſuch's. Ich habe einmal den Bankhalter um „Halbzwelf“ vorſtellen müſſen; ich ſpielte wenigſtens mit einem halben Dutzend Damen. Von Damen auch nur einen Heller einzuſtreichen, war mir unmöglich. — Was that ich? — Ich „troppirte“ mich in einem fort! Troppire Dich auch!“

„Im Pharo? Wie macht man dies?“

„Das weiß ich nicht! Ich glaube, man kann in allen Spielen ſo zu Werke gehen, daß der Gegner gewinnen müſſe.“

„Dieſe Kunſt wird nicht nothwendig ſein.“ entgegnete Zahlheim. „Ich wiederhole es noch einmal: Fortuna wendet mir den Rücken zu. Ueberzeugt Euch nur; — die paar tauſend Ducaten, die ich Euch in die Bank lege, werden bald in euren Taſchen ſein.“

Man ſprach noch von andern Dingen.

Von Stadtneuigkeiten und Stadtklatſcherei.

Auf dem Graben in Wien hatte ſich ein zum Gaſſenkehren verurtheilter Verbrecher eine Impertinenz gegen die allerhöchſte Perſon herausgenommen. Kaiſer Joſeph hatte nemlich einen, der beſſeren Geſellſchaft angehörenden

Bancozettelfälſcher eben ſo beſtrafen laſſen wie einen gemeinen Menſchen, welcher dasſelbe Verbrechen geübt. — Der Fälſcher mußte in Ketten mit einem Beſen den öffentlichen Platz fegen. — Der Kaiſer fuhr zufällig vorüber; was that der Verbrecher? — Er präſentirte mit dem Beſen gerade ſo, als wenn er eine Muskete in den Händen hätte. — Dies empörte die ganze Stadt und in allen Kreiſen ſprach man davon. Dann wurden allerlei Bonmots erzählt, an welchen es in Wien nie Noth that.

Das Diner war ſehr animirt, es wurde aber noch lebendiger, als eine Poſtchaiſe vorfuhr und — Judith ankam.

Die Schönheit dieſer Dame elektriſirte Alle.

Judith war der Geſellſchaft neu.

Zahlheim eilte ihr entgegen und führte ſie in den Saal.

IV.

In der „Eule.“

Als Zahlheim die ſchöne Judith in den Speiſeſaal am Arme hereinführte, geriethen die ſämmtlichen Herren in eine wahre Ekſtaſe.

„Donnerwetter!“ rief der Aſſeſſor aus, „wo muß er dieſes reizende Geſchöpf aufgegabelt haben?“

„Das iſt eine orientaliſche Schönheit!“ ſagte ein Anderer.

„Eine Circaſſierin!“ meinte Söller.

„Meine Herren,“ nahm Zahlheim das Wort, „ich ſtelle Ihnen hier die Braut unſeres Freundes Legler vor, eine

Dame, die ich ihm abwendig zu machen verſuchen würde, wenn ich nicht ſchon Bräutigam wäre.

„Fräulein,“ wendete ſich Zahlheim an Judith. „Ich vermuthe, daß Sie noch an keinem Diner Theil genommen haben. Gewiß ſind Sie ſehr ſchnell gereiſt, und haben unterwegs kein Wirthshaus gefunden, welches würdig geweſen wäre, Sie zu gewinnen.“

„O die Wirthshäuſer könnte man ſich ſchon gefallen laſſen,“ bemerkte Judith, „aber die Wirthe, Wirthinnen und Kellner ſind auf dem Lande entſetzlich. Das werden dieſe Leute noch in hundert Jahren nicht lernen, daß man um ſein Geld gut zu eſſen und zu trinken verlangt, und daß man lieber hungernd und dürſtend an ihren Wirthſchaften vorüberzieht, als von der erbärmlichen Küche und dem ſauren Getränke zu wählen, die ſie bieten.“

„Die „*Ente*“ iſt immer propre!“ verſetzte Zahlheim. „Nehmen Sie Theil an unſerm Diner, und Sie werden gewiß zufrieden ſein.“

Die Kellner flogen auf Zahlheim's Wink.

Wie der Gaſthof zur „Ente“ *damals* beſtellt war, ſpeiſte man auch vortrefflich und die ſchöne Dame, an *die feinſte* Küche gewöhnt, ſchien ſehr zufrieden.

Es iſt eine eigene Sache um den Eindruck, welchen eine *wahre* weibliche Schönheit auf die Männerwelt hervorzubringen vermag; wenn die Herren der Schöpfung ſich auch ſonſt in ihren Anſichten feindlich gegenüber ſtehen, wenn ſie ſelbſt in Sachen des Geſchmacks in die lächerlichſten Widerſprüche gerathen; ſo werden ſie einig, wenn ein reizendes Weib unter ſie tritt; da ſtreiten ſie nicht mit einander, da bewundern ſie und bedauern nur, daß nicht Jeder *allein* mit der Holden auf der Welt iſt, um keinem Nebenbuhler weichen zu müſſen.

So war es auch hier.

Judith begeiſterte Alle.

Die Herren konnten es nur nicht begreifen, wie ein Engelsgeſchöpf wie dieſes einem Fleiſchhauer ſein Herz zuwenden konnte.

„Dieſe feine Manieren,“ ſagte der Aſſeſſor, „und der Bengel vom Lichtenſteg!“

„Dieſe junoniſche Geſtalt,“ meinte der junge Banquier Harſt, „und der plumpe Herkules aus der Weißgärbervorſtadt!“

Einer, der von ſeinen Renten lebte, ein Herr Ritter von Juppern, ein Mann, der ſchon über die Fünfzig hinaus war, aber trotz ſeiner kleinen, gedrungenen Geſtalt, trotz ſeines dicken, etwas geſpitzten Bäuchleins den „Tauſendſaſa“ ſpielte, und in der ſüßen Einbildung lebte, ihm könne kein Weib auf der weiten Erde widerſtehen, konnte ſich durchaus nicht über die Mesalliance eines ſo zarten Weſens mit einem ſo derben Menſchen, einer Taube mit einem Bären, beruhigen.“

„Zum Teufel!“ ſagte er zu dem Banquier Harſt, „ich bin doch auch jung, ich habe doch auch Geld, ich verſtehe doch auch zu lieben! — Werthe Freunde,“ wendete er ſich an Jene, die ihm zunächſt ſaßen, „laßt mich nur erſt meine Reize geltend machen; Ihr werdet ſehen, die Liebliche kommt zu ſich und macht mir ſogar Avancen, damit ich den Lümmel aus der Vorſtadt ausſteche!“

Indeß entwickelte Judith in einem Geſpräche mit Zahlheim und mit Jenen, welche in Ihrer Umgebung ſich gruppirt hatten, immer mehr durch treffende Bemerkungen ihre geiſtigen Vorzüge.

Ihre Bewunderer wollten nicht zurückbleiben.

Ein jeder derſelben wollte durch Witz und Scharfſinn glänzen; wenn Perſonen, welche in der Regel nicht ſehr aufgeweckt ſind, durch ein ängſtliches Hervorſuchen aus allen Theilen ihres Gehirns, die Hochgebildeten und Intelligenten ſpielen wollen, da kommt viel abſurdes Zeug auf das Tapet; am lächerlichſten werden aber diejenigen unſerer guten Landsleute, welche wohl fühlend, daß man einer Fremden gegenüber, die noch dazu ein reines Deutſch ſpricht, nicht wohl wieneriſch, beſonders den widerlichen Jargon der letzten Vorſtädte nicht ſprechen dürfe.

Dieſes Deutſch, das ſich der ſogenannte Lerchenfelder bei ſolchen Anläſſen drechſelt, iſt wirklich zum Teufelholen, und wenn der Norddeutſche über dieſe geſchwollenen, ſtets uncorrecten Reden lacht, ſo kann man ihm dies nicht übel nehmen.

Solcher poſſirlicher Kumpans hatte die Gaſttafel im Saale „zur Ente“ einige aufzuweiſen.

Vor allen einen Porträtmaler Namens Niederauer; einen äußerſt berühmten Künſtler, der mit dem Pinſel ein Meiſter, mit der Feder ein Stümper und im Leben ein heilloſer Ignorant war,

einen Leinwandhändler, der ſich mit ſeinen Kunden in den ordinärſten Redensarten unterhielt und, was gleich bei den erſten Worten, die er ſprach, gegen ihn einnahm, da er als Beweis für ſeine Albernheit ein abgeſchmacktes Sprichwort, ohne es zu bemerken, unaufhörlich einmiſchte, und

einen Fabrikanten aus der damals gerade im Entſtehen begriffenen Vorſtadt Schottenfeld (1784 bis 1786) wurde hier erſt die Pfarrkirche St. Laurenz erbaut, und Schottenfeld beſaß nur 34 Häuſer. von welchen das eine von dieſen dem Fabrikanten Brenner gehörte, das ſpäter „zum Kaiſeracker“ genannt wurde, und auf dem Hausſchilde noch jetzt die erhebende Scene darſtellt, nach welcher Kaiſer Joſeph II. den Pflug auf einem Felde in Mähren führte (Kaiſerſtraße Nr. 27, jetzt dem Herrn Ludwig Ritter von Mauthner, Dr. der Medicin, gehörig),

endlich einen Braumeiſter von Gumpendorf, Namens Thaler, der ſich nicht wenig darauf einbildete, daß ſein Bruder Auditor war, übrigens nicht einen geſunden Gedanken hatte, gerne mit ſeinem Reichthum prahlte und bei jedem Anlaſſe bemerkte:

„Gott ſei Dank! wir haben Geld, wir können es thun, ein Anderer muß es laſſen!“

Manches von dem, was die wahrhaft gebildete Judith ſprach, verſtanden dieſe Capital-Schöpſe der Geſellſchaft nicht einmal, ſie lachten aber immer pflichtſchuldigſt wie die geſcheiden Leute, und ſo oft Judith ein fremdes Wort in ihre Reden miſchte, rief der Fabrikannt immer „Oui.“ und der Brauer „Bravo!“

Judith erzählte von ihren Reiſen. Sie war in Paris, in London, in Berlin und Dresden.

„Hören's auf!“ warf der Brauer ein. „Da war mein Bruder, der Auditor, nicht. Er war nirgends, ich war nirgends, und wir könnten's doch thun, Gott ſei Dank! wir haben Geld, ein Anderer muß es laſſen. — In Paris meinetwegen, da gibt's keine guten Brauhäuſer, die Eſeln, von welchen Jeder eine „Zachtel“ verdient, haben keinen bairiſchen und keinen böhmiſchen Hopfen, aber in London, Fräulein Judith, wo ſie das engliſche Bier brauen, Fränlein Judith, ein Frauenzimmer über's Meer! — Iſt noch kein Beiſpiel vorhanden.«

»Mein Herr,« erwiederte Judith, »Sie werden doch nicht wähnen, daß ich Ihnen eine Voyage mit allen ihren Fatiquen —«

»Oui,« unterbrach der Baumeiſter.

»Bravo!« rief der Fabrikant.

»Daß ich Ihnen eine Voyage mit allen ihren Fatiquen ſchildern werde, auf welcher ich die Seekrankheit mit ihren Schreckniſſen erlebte. — Ich war todtkrank, erſt in Calais —«

»Oui,« ſagte der Braumeiſter.

»Bravo!« rief der Fabrikant.

— »erſt in Calais, als ich ans Land ſtieg, endigte mein Miſere.«

»Oui,« ſetzte der Braumeiſter hinzu.

»Bravo!« wiederholte der Fabrikant.

»Ich glaube, mein Herr,« erwiederte Judith, »Sie ſind ein Ignorant!«

»Oui!« äußerte ſich der Brauer.

»Bravo!« der Fabrikant.

»Liebe Freunde,« erinnerte Zahlheim, »ich halte es für unſchicklich, einer Dame zu widerſprechen. Lieber Thaler, dies iſt ſonſt nur die Gewohnheit der Poliſſons.«

»Oui!« der Brauer.

»Bravo!« der Fabrikannt.

»Wenn Fräulein Judith nicht ſo engelgut wäre, ſo würde ſie, über dein Benehmen entrüſtet, unſere Geſellſchaft verlaſſen, und Du ſäßeſt hier als Dupe.«

»Ah, ein Dieb bin ich deswegen noch nicht, da müßte mich mein Bruder verhören. Ein Dieb zu ſein, haben wir nicht nothwendig. Gott ſei Dank, wir haben Geld, wir können's thun!"

„Ich kann wohl nicht von dieſem Herrn beleidigt werden, da ich ihn nicht beleidige, auch verſtehe ich viele ſeiner öſterreichiſchen Worte nicht. — Obgleich ich ſchon lange in Wien bin, ſo ſind mir doch manche Provinzialismen nicht geläufig. So zum Beiſpiel ſprach dieſer Herr von einer „Tachtel"; was iſt das, Tachtel?"

„Tachtel," lachte der Fabrikant, „das iſt eine Art Watſchen."

„Aber was iſt Watſchen?"

„Eine Gattung Tern'."

„Und Tern?"

„Ein biſſel beſſer als ein Knupſer."

„Aber Knopſer?"

„Ein Kopfſtück!"

„Eine Ohrfeige? Ein Soufflet."

„Oui," bekräftigte der Braumeiſter.

„Bravo!" der Fabrikant.

Letzterer ſetzte belehrend hinzu: „In den Vorſtädten hat man überhaupt ein eigenes Wörterbuch:

„Der Wiener hat keinen Kopf, ſondern einen „Schädel;"
„kein Geſicht, ſondern ein „G'friß;"
„keine Augen, ſondern „Glurren;"
„keine Naſe, ſondern einen Schmecker;"
„keinen Mund, ſondern eine „Pappen;"
„keine Ohren, ſondern „Waſcheln;"
„keinen Bauch, ſondern eine „Wampen;"
„keinen Rücken, ſondern einen „Buckel;"
„keine Hände, ſondern „Bratzen;"
„keine Füße, ſondern „Haxen."

Judith mußte über dieſe localen Ausdrücke herzlich lachen.

In dieſem Augenblicke erſchien Legler.

Er fand zu Hauſe keine Ruhe. Er bedauerte, daß er Zahlheim nicht ausgeforſcht, durch welches Thor die Geliebte den Weg nach Wien nehmen würde. Er durchkreuzte daher die Stadt nach allen Hauptſtraßen, welche zu den Thorwegen führen. Im Gaſthofe „zur Ente“ fragte er wohl zehnmal nach der Dame ſeines Herzens. — In den Speiſeſaal, in welchem er ſeine Freunde wußte, ſcheute er ſich früher einzutreten. Er zweifelte wohl noch, ob Zahlheim die Wahrheit geſagt, ob er es ernſtlich gemeint, ihm ſeine Judith zuzuführen, denn Zahlheim war ihm in der letzten Zeit ſo unehrlich, zweideutig und lügenhaft vorgekommen, daß er nahe daran war, ihn zu meiden und zu verachten; er wollte daher nicht eher in den Gaſthof kommen, bis er Gewißheit hatte.

Der Hausknecht kam ihm, als er das letzte Mal nach Judith forſchte, freudig entgegen.

„Sie iſt da!“ meldete er. „Sie iſt's gewiß, denn ſie iſt mit der Poſt angekommen und ſie iſt ſo ſchön, daß ich Ihre Sehnſucht nach dieſem Frauenzimmer ganz begreiflich finde. Herr von Zahlheim und mehrere Herren mit ihm ſind ihr auf der Stiege entgegengekommen und haben ſie in den Speiſeſaal geführt. Sie muß einen martialiſchen Hunger gehabt haben, denn die Kellner mußten neuerdings die beſten und feinſten Speiſen auftragen.“

Legler hörte den Hausknecht kaum zu Ende und eilte hinauf.

Als Legler in den Saal trat, ſtand Judith auf.

Sie eilte auf ihn zu.

Legler wurde vor Freude über das erſehnte Wiederfinden glühend roth.

„Warum ſind Sie nicht nach Preßburg gekommen?“ fragte ihn Judith. „Ich erwartete Sie ſo ſehnſüchtig.“

Legler entſchuldigte ſich.

„Ich werde Ihnen keine Vorwürfe machen,“ ſagte Judith. „Ich habe Sie wieder und freue mich herzlich darüber.“

„Setze Dich hieher,“ bat Zahlheim, „nimm meinen Platz ein; ich muß die Geſellſchaft leider auf ein paar Stunden verlaſſen; meine Braut und ihre Eltern erwarten mich, ich kann nicht länger zögern.

„Sollte die Geſellſchaft nach beendigtem Diner ſich entfernen, ſo erſuche ich Sie, zum Souper ſich einzufinden. Ich werde bis zehn Uhr längſtens wieder hier ſein.“

Die Geſellſchaft entfernte ſich, ohne Abſchied zu nehmen, da man ſich in einigen Stunden wieder zu ſehen hoffte.

Legler begleitete Judith in die für ſie beſtellten Zimmer.

V.

Im Theater.

Zahlheim kam ziemlich ſpät in die Wohnung ſeines Schwiegervaters.

Es war bereits ein Viertel über acht Uhr.

Er fand weder den Bojaren noch ſeine Frau und Tochter zu Hauſe.

Sie konnten ſich ſein langes Ausbleiben nicht erklären.

Sie wollten ihn zu der Vorſtellung eines Volksſtückes einladen, das außerordentlich gefiel und faſt jede Woche einige Male mit dem größten Beifalle gegeben wurde.

Der Bojar hatte eine Loge beſorgt; da Zahlheim auch um ſieben Uhr noch nicht erſchienen war, ſo fuhr die Familie allein ins Theater, ließ aber die Weiſung zurück, daß Zahlheim nachkommen möge.

Zahlheim eilte dahin.

Man gab die Poſſe: „Der gewöhnliche Wiener mit Leib und Seele,“ ein Stück, von welchem auch Pezzl in ſeinen Skizzen (1786) äußerſt günſtig urtheilt, und das ſo trefflich befunden wurde, daß man es in ſeinem vollen Umfange im „Deutſchen Muſeum“ aufnahm.

„Man muß geſtehen,“ ſchreibt Pezzl, „daß dieſe Poſſe äußerſt drollig und witzig war. Nur einen Fehler hatte ſie, leider einen weſentlichen, und dieſer war ihr Titel. Statt „der gewöhnliche Wiener mit Leib und Seele“ hätte ſie heißen ſollen:

„Der wieneriſche Geck mit Leib und Seele.“

„Dies wäre die wahre und die characteriſtiſche Bezeichnung geweſen. Es war indiscret,“ bemerkt Pezzl, „dem geſammten Publicum die Larve eines Gauches aufzuhängen; aber das Bild der Gecken Wiens iſt ein fein Hogarth'ſches Stück, aus dem die treffendſten Züge entlehnt werden müſſen, um jene alberne Claſſe menſchlicher Weſen zu ſkizziren.“

Es kommen in dieſem Stücke folgende Ausfälle vor, welcher wir zur Characteriſtik jener Zeit und der Volksbühne mittheilen:

Der Komiker ſagt:

„Der männliche wieneriſche Geck muß wiſſen:

1. Wo man den beſten Wein ſchenkt.
2. Wo das luſtigſte Kirchweihfeſt iſt.
3. Was die Partie „Quarambol“ koſtet.
4. Wo die beſten Kegelbahnen ſind.
5. Welcher Hund in der Hetze am beſten ſolo fängt.
6. Welcher Fiaker am ſchnellſten fahrt.
7. Er muß wiſſen als Acceſſiſt den Hofrath zu ſpielen.
8. In Geſellſchaft den „Caſperl“ zu machen.
9. Er muß die „Aergerchronik“ der Stadt,
10. den Preis gewiſſer Damen wiſſen.
11. Er muß glauben, daß es nirgends beſſer leben ſei als in Wien.
12. Er muß glauben, daß er ein Engländer, wenn er Picknick gibt, Punſch trinkt und einen runden Hut aufſetzt.

13. Er muß glauben, ein Amt zu erhalten, blos weil er ein Wiener iſt.

14. Er muß glauben, einen Terno in der Lotterie zu machen, um ſeine Finanzen zu verbeſſern.

15. Er muß lieben ſeine liebe Wienerſtadt mit dem Stephansthurm;

16. ſeine Heiligenſtritzel, Neratewürſte mit Wermuth, die geweihten Oſterſchinken und die Faſchingskrapfen.

17. Alle ausländiſchen Thorheiten;

18. die Ferien und jeden Tag, an welchem er nichts arbeiten darf.

19. Seine Seligkeiten müſſen ſein:
ein ſteiriſcher Capaun mit Sauerkraut oder mit „Miſcherln;"
eine Spazirfahrt auf's Land;
das Theater in der Leopoldſtadt;
die Hetz' und die Ochſentheilung;
eine Woyta;
ein Tanzſaal.

20. Für Todſünden muß er halten:
einen vernünftigen Discurs;
ein nützliches Buch;
eine ernſthafte Beſchäftigung;
einem Frauenzimmer, das hübſch iſt, nicht nachzulaufen;
mit einem Fiaker nicht grob ſein;
einen Schuſterbuben nicht zu beuteln;
eingeladen werden, und über die Mahlzeit hinterher nicht zu ſchimpfen.

21. Für himmelſchreiende Sünden muß er halten:

Eine Minute über die feſtgeſetzte Zeit bei ſeiner Arbeit zu bleiben.

Eine Landpartie ausſchlagen.

Eine Execution verſäumen.

Ein neues Wirthshaus nicht am erſten Tage ſeiner Eröffnung zu beſuchen.

Am Annentage keine Nachtmuſik zu hören.

Die Wiener Lieblingsnummern: 19, 26, 47 nicht wenigſtens ſechsmal im Jahre in die Lotterie zu ſetzen.

Bretzen und „Beigeln," wenn ihre Zeit iſt, nicht zu eſſen.

Die weiblichen Gecken müſſen wiſſen:

1. Welches die allerletzten Moden ſind.
2. Wer der beſte „Deutſchtänzer" iſt.
3. Wo man das beſte Gefrorne bekommt.
4. Welches Milchweib das dickſte Obers gibt.
5. Wie viel das Verſatzamt auf einen goldenen Ehering leiht.
6. Wie viel jeder unverheiratete Mann Einkommen hat.
7. Ob ein Mann, der heute ſeine Frau begraben hat, morgen wieder heiratet.

Sie müſſen glauben:

1. Daß es genug ſei, einen Mann zu bekommen, wenn ſie Wienerinnen ſind.
2. Daß, wenn ſie alle Bälle beſuchen, daß ſie häuslich ſind.
3. Daß, wenn ſie die Leute ausrichten, daß man es ihnen nicht eben ſo macht.
4. Daß, wenn ſie Männer bekommen, dann thun dürfen, was ihnen beliebt.

Sie müſſen lieben:

1. Jeden, der ſich für einen Grafen oder mindeſtens für einen Baron ausgibt.
2. Jede Männerhand, an der ein Brillantring ſteckt.
3. Eine Jede, die wilder iſt, als ſie ſind.

Für ihre Seligkeiten müſſen ſie halten:

1. Schöne Garderobe und eine eigene Equipage.
2. Lange Toilette nach einem langen Schlaf.
3. Ein wenig verleumden.
4. Koſtbare Geſchenke, und wären ſie ſelbſt vom Gemale.
5. Wenigſtens dreimal des Tages eine Maß Kaffeh.
6. Eine Liebſchaft hinter dem Rücken der Eltern und ſpäter hinter dem Rücken des Gemals.

Für Todſünden müſſen ſie halten:

1. Ein Geſicht ohne Schminke.
2. Auf dem Canapée nicht den erſten Platz behaupten.
3. Das ganze Jahr geſund ſein.

Fremder Sünden müſſen ſie ſich ſchuldig machen:

1. Durch ihre poches, bouffantes, cul postiche.
2. Durch die Erziehung ihrer Kinder durch hergelaufene Gouvernanten.
3. Durch das Franzöſiſch-Reden auf öffentlichen Promenaden, worüber ein echter Franzoſe in Ohnmacht fallt.

Das letzte unter ihren vier letzten Dingen muß ein reumüthiges Ausruhen in jedem Beichtſtuhl ſein.

* * *

Man ſieht, der Poſſendichter vor ſiebenzig Jahren, welcher gewiß kein Wiener war, ſonſt wäre er nicht ſo lieblos geweſen, hat zu geißeln verſtanden, und daß ſein Stück gefallen mußte und ſehr oft gegeben wurde, iſt nach dieſer Probe erſichtlich.

Der Bojar und die Seinen amuſirten ſich köſtlich, nur Zahlheim war ſehr verſtimmt, denn kaum daß er in die Loge gekommen war und dringende Amtsgeſchäfte vorgeſchützt hatte, ſagte der Bojar:

„Das iſt mir lieb, daß Sie recht fleißig in Ihrem Bureau ſind; ich muß mich morgen bei Ihrem Herrn Bürgermeiſter einfinden; mit dieſem will ich recht viel von Ihnen ſprechen, und den Bürgermeiſter gleich zu Ihrer Hochzeit mit meiner Tochter einladen!“

Zahlheim, der ſein ganzes Lügengewebe zerſtört ſah, war wie vom Donner gerührt.

Alles, was im Theater war, in den Logen, auf den Gallerien, im Parterre, johlte Beifall; der Bojar lachte, daß er nicht zu ſich kam, ſeine Gattin und Roſaura unterhielten ſich vortrefflich.

Zahlheim glich einer Salzſäule.

Bei dem Hinausgehen aus dem Theater, während der Bojar ſeinen Bedienten ſuchte, damit dieſer den Wagen rufe, flüſterte Roſaura Zahlheim ins Ohr:

„Franz! Es iſt doch ein eigenes Geſchick, daß ich mit Dir nie allein ſprechen kann. An dem Katharinentage will der Vater unſere Verheirathung vollzogen wiſſen. Ich danke Gott, denn Franz, lieber Franz, es iſt die höchſte Zeit — Du verſtehſt mich doch!“

Zahlheim war wie vernichtet.

„Auch dies noch!“ ſagte er für ſich.

VI.

Das Spiel, das unheilvolle Spiel.

Zahlheim's Lage war die eines Verzweifelnden.

Was er bereits ahnte, ward zur Gewißheit. Roſaura ſah den Mutterfreuden entgegen, und — konnte doch, bei dem drohenden Ungewitter, das über ſeinem Haupte ſich zuſammenzog, nicht ſeine Gattin werden.

„Wenn der Bojar mit dem Bürgermeiſter ſpricht,“ ſagte er ſich, „ſo wird es offenkundig, daß ich kein Vermögen in der ſtädtiſchen Caſſa liegen habe, und von dieſem Vermögen muß geſprochen werden, hat doch der Bojar gewiß keine andere Abſicht, als auch die 100,000 Gulden, welche er ſeiner Tochter als Brautſchatz widmet, im Bürgermeiſteramte anzulegen; und zwar, um dem Bürgermeiſter ſich nähern zu können, dann aber, um ſich der Ochſenlieferung wegen beliebt zu machen.

„Wenn ich mich jetzt dem Bojaren entdecke; wenn ich reumüthig ein unverhohlenes Geſtändniß wage. — Roſaura iſt bereits mein Weib vor Gott; ſie und ihre Mutter ſollen meine Fürſprecherinnen ſein; der Vater wird endlich verzeihen und ich bin gerettet.“

Mit dieſen Gedanken beſchäftigt ſaß Zahlheim im Wagen, welcher die Familie aus dem Theater nach Hauſe brachte, feſt entſchloſſen, am andern Morgen, noch ehe der Bojar ſich zu dem Bürgermeiſter verfügen würde, ſeine ſchwere Sündenbeichte abzulegen.

Ach! hätte er dieſe Beichte doch noch an demſelben Abende abgelegt; allein da fiel ihm ein, daß ihn der Pharotiſch in der „Ente“ erwarte. Er hätte dem lockenden Spiele entſagen müſſen; — dies war ihm unmöglich.

Dem Bojaren fiel die Schweigſamkeit, die Verſchloſſenheit, die trübe Stimmung ſeines künftigen Schwiegerſohnes auf.

„Was iſt Ihnen über die Leber gelaufen?“ fragte er Zahlheim. — „Sind Sie im Taubſtummen-Inſtitut aufgenommen worden? — Schon im Theater bemerkte ich, daß Sie an dem Stücke keinen Antheil nahmen; Sie lachten nicht ein einziges Mal. — Ich lachte, daß mir die Thränen in die Augen traten; meine Frau, welche ſelten lacht, ſchüttelte ſich über die luſtigen Einfälle; Roſaura lachte und blickte dabei unaufhörlich nach Ihnen, Sie gleichſam auffordernd mit zu lachen; Sie ſaßen da wie Stock und jetzt, während wir nach Hauſe fahren, haben Sie noch kaum ein paar Worte geſprochen. — Sind Sie krank? — Haben Sie Kummer? — Vielleicht iſt Ihnen in Ihrem Amte Verdruß bereitet worden? — Sagen Sie mir's. — Morgen werde ich, wie ich Ihnen bereits mitgetheilt habe, mit Ihrem Herrn Bürgermeiſter ſprechen; ſein Schwager führt mich bei ihm auf. Wie dies ſich ſo glücklich getroffen, werde ich Ihnen erzählen. Sie ſoupiren doch bei uns? Es hält jetzt ſchon Wagen bei unſerem Hauſe,“ ſetzte der Bojar bei. „Kommen Sie, Herr von Zahlheim, es wird Ihnen ein Hecht vorgeſetzt, wie man ihn in Bukareſt bereitet; mein Lieblingsgericht!“

Man ſtieg aus.

Der Bojar führte ſeine Frau über die Treppe.

Zahlheim reichte Roſauren den Arm.

„Was haſt Du?“ ſagte ſie leiſe zu ihm. „Hat Dich das ſo conſternirt, was ich Dir geſagt? — Franz, dieſe Entdeckung konnte Dich doch nicht überraſchen? Fürchteſt Du meine Eltern? Meine Mutter weiß es bereits und morgen wird es mein Vater erfahren.“

„Ach, Roſaura,“ ſeufzte Zahlheim, „möchte dieſer Morgen nie anbrechen! Doch ich bin morgen recht früh bei Dir, ich bitte Dich, bitte deine Mutter um Fürſprache und um Beiſtand bei dem Vater.“

Als der Bojar in ſeinem Speiſeſaal eintrat, rief er ſeinem Bedienten:

„Schnell noch ein Gedeck!“ ſagte er, „Herr von Zahlheim wird mit uns ſpeiſen.“

„Ich muß um Entſchuldigung bitten,“ ſtöhnte Zahlheim, „mir iſt nicht ganz wohl — ich will ſo ſchnell als möglich zu Bette.“

„Nicht ganz wohl?“ fragte der Bojar, „da kann ich helfen. Schnell, Pali (ſo hieß ſein Diener), ein Glas Malaga. — Der wirkt Wunder! — Krank ſein, ein Bräutigam? Das könnte ich brauchen! — Und wird es auf meine Cur nicht beſſer, ſo bleiben Sie über Nacht bei uns, hab' ich Gaſtzimmer und darin Bett, beſſer als Hoſpodar der Walachei hat. Laß' ich den Leibarzt des Kaiſers holen. — Sie dürfen nicht in Ihre Wohnung; Sie ſind dort allein, haben zu Hauſe keine Pflege, indeß meine Frau, ihre Kammerjungfer, ihr Stubenmädl, ſogar Köchin Sie pflegen ſollen. Dürfen Sie mir nicht krank werden.“

Jetzt wäre der Moment geweſen zu ſprechen.

Mit tiefer Beſorgniß näherte ſich die Mutter Roſaurens dem Leidenden; die Geliebte zog ihn auf ein Sopha und legte ihre Hände auf ſeine Stirne.

»Deine Stirne iſt kalt wie Eis,« ſagte Roſaura, »und die Bläſſe deines Geſichtes erſchreckt mich.«

»Wir wollen nach einem Arzte ſenden,« erinnerte die Mutter.

Zahlheim ſprang auf.

»Nein, nein!« rief er. »Um keinen Preis werde ich Ihre Ruhe ſtören. Ich begebe mich augenblicklich zu Doctor Lachenberg. Dieſen conſultire ich. Ich bin überzeugt, daß er mir ſchnell hilft. Lachenberg hat mich ſchon öfter in ſolchem Zuſtande beobachtet. Ich weiß, daß ich morgen wieder vollkommen geſund bin. Frühmorgens, höchſtens um acht Uhr bin ich bei Ihnen. Sie werden ſich überzeugen, daß ich über Nacht geneſe. Wenn Sie es mir geſtatten, frühſtücke ich morgen bei Ihnen.«

Er küßte der Mutter die Hand, umarmte ſeine Braut und ihren Vater, und ohne irgend eine Aeußerung abzuwarten, flog er zur Thür hinaus.

»Räthſelhaft! ſehr räthſelhaft!« rief der Bojar. »Zahlheim läuft davon, als ob ihm der Kopf brennte.«

Nun trat der Bediente ein und meldete:

»Ein Herr wartet ſchon ſeit einer halben Stunde in meinem Zimmer auf den Herrn Bojar. — Er verſichert, mit Ihnen noch heute ſprechen zu müſſen, die Sache ſei ſehr dringend. — Er hätte ſich ſogleich melden laſſen; da ſich aber ein Beſuch hier einfand, ſo bat mich der Fremde, ihn nicht eher anzuſagen, bis Herr von Zahlheim ſich entfernt habe.«

»Wer iſt der Herr?«

»Er will ſeinen Namen nur Ihnen ſagen.«

»Führe ihn in mein Schreibzimmer. Ich komme ſogleich.«

* * *

Wenn der Teufel nach einem Menſchen den Arm ausſtreckt, ſo wird dieſer Arm immer länger, bis er den Unglücklichen erfaßt hat; dann wird des Teufels Arm wieder kürzer; der Satan zieht ſein Opfer immer näher und näher, und drückt es endlich ſo feſt an ſich, bis er es erwürgt hat.

Bei Zahlheim that dies der Teufel des Spieles.

Ehe er dem »Pharo« in jener Nacht entſagt hätte, entſagte er lieber ſeinem Seelenheile; ehe er ſich reumüthig über ſeinen Leichtſinn, ſeinen Lebenswandel, ſeine unglückliche Spielwuth, ſeine Täuſchungen, ſeine Verluſte, ſein abſcheuliches Lügengewebe noch in jener Nacht, ſeinem künftigen Schwiegervater, ſeiner Braut und ihrer Mutter zu Füßen geworfen, beſtieg er lieber — das Schaffot.

Der Teufel hatte ihn bereits umſchlungen; er ließ ihn nicht mehr los.

Als Zahlheim in den Saal »zur Ente« trat, — es war bereits eilf Uhr, — war ſchon die ganze Geſellſchaft verſammelt.

Es wurde wacker getafelt.

Zu Ehren Judiths übernahm Legler die Koſten des Souper. Wenn es auch nicht ſo fein war wie bei Jahn, ſo war es doch nicht minder reich an den theuerſten Gerichten und koſtbarſten Weinen.

Der alte Bernhard Hölſcher, ſo hieß der Gaſtwirth, welcher im Jahre 1786 in dem Tauſcher'ſchen Hauſe »zur Ente,« das ſeit 1772 der Familie Tauſcher angehörte, und noch immer das Eigenthum eines Herrn Mathias Tauſcher iſt, das »Schank- und Gaſthaus« gepachtet hatte, ließ eine Tafel wie zu einer Hochzeit bereiten.

Der lange Speiſetiſch war mit Aufſätzen, Blumenvaſen, ſilbernen Candelabern und ſilbernen Plateaus und Tambourins ganz überſäet.

Hölſcher führte Zahlheim in den Saal.

„Herr Magiſtratsſecretär,“ redete der Wirth Zahlheim an, „in Zukunft wird es nicht nöthig ſein, daß Sie Ihre Feſteſſen bei dem Traiteur Jahn beſtellen; unſereins verſteht dies ſo gut wie der geweſene Hofkoch, und ſo viel koſtbares Silber, als er beſitzt, habe ich auch. Meine Porzellan- und Glas-Services ſind vielleicht noch weit ſchöner; ich habe Alles aus der Graf Althan'ſchen Licitation gekauft; das gräfliche Wappen ziert jede Schüſſel, jeden Teller und jeden Pocal.“

Zahlheim bezeigte ſeine volle Zufriedenheit und bewunderte das Arrangement der Tafel.

Nur die vielen geruchloſen Blumen in den Vaſen fielen ihm unangenehm auf.

„Lauter Todtenblumen!“ ſagte er. „Welch häßlicher Geſtank!“

„Am 20. November blühen keine andern,“ verſicherte der Wirth.

„Alſo lieber keine Blumen als dieſe,“ eiferte Zahlheim, „die Aſtern kann ich nicht leiden.“

Zahlheim wurde mit einem Jubelrufe von der Geſellſchaft empfangen.

Sein Platz war ihm oben an der Tafel, zur rechten Seite Judiths, aufbehalten worden.

Judith war feſtlich geſchmückt und ſtrahlte wie eine Feenkönigin durch ihre Schönheit, durch ihre wundervolle Toilette und den Reichthum ihrer Perlen und Diamanten.

So lange die delicaten Speiſen herumgegeben wurden, ſo lange der goldene Wein in den Kryſtallbechern kreiſte, ſo lange Burgunder und Medoc, Champagner und der königliche Tokayer credenzt wurden, war das Geſpräch kein allgemeines; wohl ſprachen Aller Augen mit Judith, aber ſie ſchien den liebeglühenden Blicken ihrer Anbeter — und das waren ſie ſammt und ſonders, welche an der Tafel ſaßen — keine Antwort zu geben; ſie ſprach nur mit Legler, der ſo lange er lebte nicht ſo glücklich war wie an jenem Abende.

Jetzt ertönte Muſik aus dem Vorzimmer des Speiſſaales.

Legler hatte den, damals ſo beliebten Geiger Kroyß mit ſeinen muſikaliſchen Freunden beſtellt.

Kroyß war Beamter der Hauptmauth, öffentlich zwar nie zu hören, aber bei Hausbällen, Hochzeiten, Gaſttafeln der Mann, ohne welchen man nicht froh ſein zu können glaubte. Er ließ ſich, da er wirklich ein Virtuoſe und als Compoſiteur ein genialer Mann war, nicht nur ſehr gut bezahlen, ſondern bedingte ſich mit ſeiner Geſellſchaft immer dasſelbe Diner oder Souper, das diejenigen, welche ihn engagirten, einnahmen; dann trank er keinen andern Wein als Champagner: wurde ihm dieſer nicht vorgeſetzt, ſo brach er mitten in ſeinen Vorträgen ab, rief ſeinem Septett zu: „Allons, meine Herren, gehen wir zum „ſteinernen Kleeblatt,“ zu Herrn von Selkiers, dem Hausherrn, unſerm Gönner, ſpielen wir dem ein paar Stunden unſere Piecen vor; bei ihm erhalten wir dann Champagner bis morgen Früh.“

Als die Muſik ertönte, als Kroyß, der unſterbliche Violinſpieler, ſeinen electriſchen Bogen ſchwang, als er ſeine entzückenden Töne erklingen ließ, da konnte ſich Niemand mehr zurückhalten; man jauchzte und jubelte, und Zahlheim wurde ſo hingeriſſen, daß er ſeinen Kummer vergaß und in das heitere Gejohle mit einſtimmte.

Karſt, der Sohn eines reichen Großhändlers, welcher Kroyß oft ſpielen gehört hatte, ſtand auf, ging zu Kroyß in die Nebenſtube, und bat dieſen, ſeine allerneueſte Compoſition vorzutragen, die herrliche Compoſition, welche bei den Bacchanalien, die unlängſt der reiche Pyrus zur Feier ſeiner ſilbernen Hochzeit gegeben, ein ſo ungeheueres Aufſehen erregte.“

„Verrathen Sie den Titel meiner Compoſition nur nicht,“ erwiederte Kroyß, „und ich will ſie ſpielen. Der unglückliche Titel iſt Schuld, daß kein Muſikalienhändler in Wien meine Phantaſie-Bilder verlegen will,*) ſo wie jeder Muſikfreund ſich die Ohren zuhält, wenn er die Benennung meines neueſten Opus früher erfährt.“

„Ich will nichts verrathen,“ verſicherte Karſt, „beginnen Sie nur.“

Kroyß begann.

Nach den erſten zehn, zwölf Tacten war die Geſellſchaft von dem nie gehörten Tonſtücke ſchon ſo ergriffen, daß ſie nach jedem Geigenſtriche mit der größten Spannung lauſchte.

Es waren Tänze und doch keine Tänze; es war eine heitere Muſik, und doch machte ſie melancholiſch; es war eine verſtändliche Compoſition, und dennoch lag etwas Geheimnißvolles darin.

Als Kroyß geendet hatte, applaudirte die Geſellſchaft enthuſiaſtiſch.

„Da capo! Da capo!“ riefen Alle.

---

*) Damals wurden die Muſikalien noch nicht geſtochen, ſondern in Abſchriften verkauft; erſt Träg (1796) führte den Notenſtich ein.

»Nie habe ich etwas Originelleres gehört,« betheuerte Judith. »Ich könnte die ganze Nacht dieſen Tönen lauſchen.«

»Da capo!« bat Legler.

»Kroyß, ſpielen Sie nichts Anderes mehr, als dieſe Weiſen.«

»Ja, ja!« bekräftigte Zahlheim, »aber ſagen Sie uns vorher, wie Sie dieſes Kind Ihrer friſcheſten Begeiſterung getauft haben? Kroyß, treten Sie in den Saal und empfangen Sie vor Allem den Dank einer geiſtvollen Dame, welche Ihre Muſik ganz bezaubert hat.«

Kroyß erſchien nicht gerne in brillanten Cirkeln.

Sein Anzug war ſtets vernachläſſigt; obgleich er durch ſeine Muſiken viel verdiente, ſo kaufte er ſich doch nie einen ſaubern Rock, ordentliche Beinkleider und eine acceptable Weſte; er ging wie ein unreinlicher Bettler einher. Er trug einen lichtbraunen weiten Ueberrock im Winter wie im Sommer, auf welchem mehr Bratenflecke zu ſehen waren, als auf der Schürze einer Garköchin; er trug eine ſchwarze Hoſe von Tuch, abgeſchabt und mit einem Schmierglanze wie ein gewichſter Stiefel; er producirte ein Batten-Gilée, noch ſchmutziger als der Rock.

Mit ſeiner Geige in der Hand trat Kroyß in den Saal.

Ein donnerndes Bravo, Braviſſimo! begrüßte ihn.

Er näherte ſich der Königin des Feſtes; er verbeugte ſich vor ihr und wollte ihre Hand küſſen.

Judith ließ es nicht geſchehen.

»Sie ſind ein Genie, mein Herr,« bewillkommte ihn Judith. »Sie ſind Shakeſpeare auf der Violine. Sie haben eine Compoſition geliefert, die uns wunderbar ergriffen. Man muß ſie einige Male hören, um ſie ganz zu erfaſſen. — Sie ſind ſelbſt daran Schuld, wenn man gegen Sie indiſcret erſcheint, und Sie bittet, Ihre Compoſition oft, ja in Einem fort hören zu wollen.“

„Welche Benennung haben Sie Ihrem Tonwerke gegeben?“ fragte Zahlheim.

„Ja, der Titel! der Titel iſt es eben,“ entgegnete Kronß, „welcher meine Arbeit in demſelben Grade zurückſtoßend erſcheinen läßt, in welchem ſie, wie man mir ſchmeichelhaft zu erkennen gibt, anzieht — Ich habe dieſen Tänzen einen barocken Titel beigelegt und muß bekennen, daß ich den Titel früher erfunden hatte, als die Tänze ſelbſt. — Hören Sie die Veranlaſſung.

„Ich war am Allerſeelentage,“ fuhr er fort, „auf dem Kirchhofe zu St. Marx. — Ich beſuchte das Grab meines Vaters. — Als ich daſſelbe verließ, hörte ich in der Wohnung des Todtengräbers einen betäubenden Lärm. Eine Maſſe Leute waren bei dem Todtengräber. — Es wurde dort gezecht und geſchmauſt, und während die Gräberbeſucher um die theuren Todten, welchen ſie geweihte Kerzlein auf ihre Hügel pflanzten, und für ihre armen Seelen beteten, in Thränen zerfloſſen, lachte und ſcherzte das theilnahmloſe Volk und verpraßte die Geldgeſchenke, welche die Leidtragenden auf den Gräbern ihrer Lieben niederlegten.

„Ich trat der Todtengräberwohnung näher.

„Da geht es zu wie im ewigen Leben!“ rief ich durch das offenſtehende Fenſter.

„Ja,“ ſagte der Todtengräber, „wir haben auch einen Freudentag. Meine Tochter heiratet „auf Katharina“ den Todtengräbersſohn vom Hundsthurmer-Freydhof! — Heute feiern wir die Verlobung, und wenn die Verwandten der Todten den St. Marxer-Gottesacker verlaſſen haben, ſo kommen ein paar Muſikanten von Wien; eine Geige und eine

Zither haben wir ſchon im Hauſe, und dann wird getanzt, daß der Staub davonfliegt.“

„Da ſolltet Ihr eigene Tänze haben,“ ſagte ich. „Ich will Euch ſolche componiren und bis Mitternacht wieder kommen und ſie Euch vorſpielen. Es müſſen Tänze ſein, welche im ſchlimmſten Falle auch die Todten hören können, ohne ſich über euren profanen Jubel im Grabe umzuwenden.“

„Mit dieſen Worten verließ ich das empfindungsloſe Geſindel.

„Es ſah mich mit großen Augen an und ſtellte, ſo lange ich es noch hören konnte, ſein Spectaculiren ein. Allein das, was ich nicht im Ernſte ſo gemeint hatte, ſollte Ernſt werden. Die Idee, Tänze zu componiren, welche ſelbſt auf einem Kirchhofe geſpielt werden, und nach welchen Todtengräber ſich im Kreiſe drehen könnten, bis ſie ſelbſt in die Grube kollern, beſchäftigte mich. Ich eilte nach Hauſe und ſchrieb, was Sie ſo eben gehört haben. Ich hielt den betrunkenen Grabwächtern mein Wort. — In der Mitternachtsſtunde erſchien ich auf dem Kirchhofe. Indeß waren alle Todtengräber von Wien verſammelt. Sie waren alle geladen worden. Der ſchauerliche Ball hatte bereits begonnen. Ich trat unter ſie.

„Ich bringe die „Todtengräber-Tänze,“ wie ich verſprochen,“ ſagte ich. — „Ich werde ſie Euch vorſpielen.“

„Sie ſtarrten mich an.

„Ich nahm dem einen Muſikanten ſeine Geige aus der Hand.

„Ich ſpielte.

„Ich hatte wohl die Abſicht, zu erfahren, welchen Eindruck meine Tondichtung machen würde.

„Ich annoncirte meine Tänze.

„Nummer Eins! „Der letzte Augenblick.“

„Nummer Zwei! „Ein Häuflein Erde.“

„Nummer Drei! „Der Leichenſchmaus.“

„Nummer Vier! „Der betrunkene Todtengräber.“

„Nummer Fünf! „Der Gräberball.“

„Nummer Sechs! „Die Särge öffnen ſich.“

„Nummer Sieben! „Der jüngſte Tag.“

„Coda: „Die Poſaune des Weltgerichtes.“

„Ich hatte mein ganzes Leben,“ verſicherte Kreuß, „noch nicht erfahren, was die Tonkunſt ſo überzeugend auf rohe Menſchen für einen Eindruck zu machen vermöge. Hier erfuhr ich es.

„Als ich den „Leichenſchmaus“ ſpielte, warfen Alle, die am Mahle ſaßen, Meſſer und Gabeln fort und ſtießen die dampfenden Schüſſeln von ſich. Bei dem Vortrage „der betrunkene Todtengräber“ wendeten ſie ſich von den vollen Flaſchen ab. — Der „Gräberball“ machte die Braut und den Bräutigam der beiden Todtengräberfamilien ſo ängſtlich, daß ſie ſich voll Bangigkeit umfaßten, und als ich „die Poſaune des Weltgerichtes“ als Coda vortrug, wurde ich ſelbſt ſo inſpirirt, daß ich den Engel der Auferſtehung ſchon vor mir zu ſehen glaubte.

„Ich ſank ermattet auf einen Stuhl.

„Das Todtenfeſt war zu Ende.

„Keiner der Frevler johlte mehr und ich verſcheuchte ſie in alle Winde.

„Wollen Sie ſie nun noch einmal hören die „Todtengräber-Tänze?“ fragte Kreuß die Geſellſchaft im Saale „zur Ente.“ — „Jetzt, da Sie die einzelnen Bezeichnungen wiſſen, dürften ſie Ihnen verſtändlicher werden.“

„Ja,“ ſagte Judith nicht ohne einigem Widerſtreben.

„Nummer Drei,“ bemerkte Zahlheim, „hat mich ſo wunderbar ergriffen, daß ich Sie erſuche, dieſe Nummer, wenn Sie an die Reihe kommt, zweimal zu ſpielen.“

„Den Leichenſchmaus?“ fragte Kreyß.

„Ja, ja!“ rief Zahlheim.

„Und mir ſpielen Sie „den betrunkenen Todtengräber“ zweimal,“ erſuchte Legler, „dann den Gräberball.“

„Wer nach dieſen Weiſen tanzen könnte,“ rief Zahlheim aus, „müßte ein Gottesläugner ſein!“

Kreyß gehorchte.

Er ſpielte nun mit noch größerem Ausdrucke. Sein Septett war vortrefflich, die Inſtrumentirung vollendet.

Als er geendet, war die Geſellſchaft ſo aufgeregt, daß ſie nicht mehr zu applaudiren vermochte.

Kreyß aber ſchob ſeinen Geigenbogen hinter die G-Seite und ſpielte keine Note mehr. Jetzt trank er mit ſeinen Freunden den Champagner aus, den man in zehn Flaſchen vorgeſetzt hatte. Wie immer nach ſolchen Feſten ging Kreyß betrunken mit ſeinen Muſikanten von dannen.

Plötzlich unterbrach Zahlheim das tiefe Schweigen.

„Zerſtreuung! Zerſtreuung!“ rief er, „Zerſtreuung auf die ſchauerliche Muſik! Jetzt wollen wir Pharo ſpielen! Jetzt bin ich in einer Stimmung, Bank zu halten. Ehe der junge, wenn auch nicht der jüngſte Tag anbricht, wollen wir die Geldſtücke, welche Geiz und Wucher häufig in die Erde ſcharren, erlöſen! Pharo, wecke ſie auf die Todten!“

VII.

Spielerangſt.

Die Tafel, an welcher das Gelage ſtattfand, wurde ſchnell in einen großen Spieltiſch verwandelt.

„Für das grüne Tuch,“ bemerkte Judith, „werde ich ſorgen. Ich habe eines in meinem Zimmer“

„Ich bitte Sie, Judith,“ flehte Legler ganz leiſe, „betheiligen Sie ſich doch nicht an dieſem ſchmählichen Treiben.“

„Warum nicht?“ antwortete Judith eben ſo heimlich; „ich habe Glück und ſpiele gerne. Sie wiſſen nicht was dieſes raſtloſe Wagen, dieſes unausgeſetzte Hoffen und Verlangen für Vergnügen gewährt. Dieſe wunderbare Aufregung von einer Karte zur andern; dieſes Ringen und Kämpfen mit den Launen des Zufalls; dieſes Forſchen durch die Karten nach ſeinem Schickſale; dieſes „auf die Probeſtellen“ ſeiner Divinationsgabe, o es iſt das höchſte Seelenvergnügen, das einem Menſchen geboten werden kann.“

„Das Tauſende zu Grunde richtet!“

„Andere Leidenſchaften ſind noch entſetzlicher, der Praſſer verſchleudert ſein Geld, wird ein Bettler, und die Schwelgerei bringt ihm keinen Heller wieder; der Säufer betäubt ſeine Sinne, verliert Geſundheit und Reichthum, und ſtirbt am Ende eines elenden Todes; der Unbeſonnene, der ſein Vermögen leichtfertigen Weibern opfert, erntet Undank, Verſpottung, und iſt er arm geworden, die bitterſte Zurückweiſung; — da lob' ich mir das Spiel, das bietet mir zwar Verluſte wie alle andern Leidenſchaften, es bietet mir aber auch Gewinn, und bezahlt mir am Ende die ſchlafloſen Nächte, die ich ihm widme. — Seien Sie heute mein Compagnon, ich habe eine Ahnung, daß ich gewinne. Ich habe es Ihnen ja ſchon bei der Pharobank in Simmering bewieſen, daß ich glückliche Eingebungen habe.«

»In Gottes Namen!« ſagte Legler. »Ihnen zu lieb will ich Moitié machen, mehr als zehn Ducaten verſpiele ich nicht.«

»Zehn Ducaten!« lachte Judith. »Es iſt als wenn man einen Landjunker ſprechen hörte! Hat Ihnen die Mama nicht etwa jedes einzelne Geldſtück an ein Schnürchen befeſtigt, das ſie mit unſichtbaren Händen zurückzieht, wenn Sie es bereits auf die Karten geworfen?«

Zahlheim begann indeß ſein Spiel.

»Fünfzig Ducaten,« annoncirte Judith auf den Valet.

»Moitié!« rief ſie Legler zu.

»Um keinen Preis!« erwiederte dieſer mit ſtoiſcher Gelaſſenheit.

Der Valet gewann.

Judith bog ein Paroli.

Der Valet gewann wieder.

»Moitié!« rief Judith wieder.

»In Gottes Namen!« erwiederte Legler nach einigem Kampfe.

Der Valet gewann wieder.

Judith bog ein Six-le-va.

»Halten Sie ein!« bat Legler.

„O Haſenknecht der Fortuna!“ rief Judith.

Der Valet gewann neuerdings.

„Streichen Sie Ihren Gewinn ein!“ erſuchte Legler, „mir dürfen Sie nichts davon geben. Ich will Zahlheim nichts abgewinnen. — Ich nicht! Ich nicht!“

Judith ließ ſich 400 Ducaten ausbezahlen und verließ die Spielbank.

„Was iſt Ihnen?“ fragte Legler.

„Ich habe keine Freude mehr am Spiele,“ antwortete Judith. „Der Wirth gab die Zuſicherung, daß er keinem Fremden zu unſerem Spiele Einlaß geſtatten wolle. Sehen Sie doch dort nach der Thüre.“

„Ich ſehe nichts.“

„Ich ſehe jetzt auch Niemand; aber ich verſichere Sie, es war ein Fremder da. Ich ſah ihn genau. Ein Mann, wie ein Reiſender gekleidet; vielleicht ein Polizeicommiſſär. Ich müßte höflich danken, wenn die Bank plötzlich aufgehoben, und jede Perſon, die hier geſpielt, ihren Namen ſagen müßte. Der Kaiſer hat die ſtrengſten Befehle gegen die Hazardſpiele erlaſſen, das Spiel findet deſſenungeachtet in der inneren Stadt ſeinen Gang. In der Vorſtadt Gumpendorf fand vor Kurzem bei einer ähnlichen Bank, welche man denuncirt hatte, eine betrübende Scene ſtatt. Es nahmen mehrere Frauen daran Theil und ſogar in öffentlichen Aemtern ſtehende Perſonen. Alles, was zugegen war, wurde arretirt.“

„Entfernen wir uns!“ ſagte Legler.

„Warnen Sie Zahlheim,“ erinnerte Judith, „aber leiſe und ſchnell. Ich eile in mein Zimmer. Kommen Sie nach!“

Legler ſtellte ſich hinter Zahlheim.

Augenblicklich konnte Legler Zahlheim kein Wort zuflüſtern.

Das Spiel wurde mit geſteigertem Intereſſe vorgenommen.

Die Gemüther waren ſichtbar erhitzt.

Zahlheim war im ſichtbaren Unglücke.

Es ſtand namentlich auf einer Karte, einer Dame, ſehr viel.

Zahlheim wurde vom Teufel inſpirirt, die Volta zu ſchlagen.

Er that's, that's aber ungeſchickt. Die Karte, eine Dame, welche er verſchwinden laſſen wollte, flog unter den Tiſch.

Keiner der Spieler bemerkte es, wohl aber Legler.

Legler ſchauderte zurück.

Zahlheim zog Alles, was auf die Dame geſetzt wurde, ein.

Sein Gewinn war bedeutend.

Legler's Herz pochte heftig.

Vor Entrüſtung hätte er ihm gerne zugerufen. „Schurke, Du ſpielſt falſch!“ allein er hatte ſich vorgenommen, den Freund zu warnen. Er raunte ihm alſo in die Ohren:

„Mache ein Ende! Schnell! Der Polizei iſt wahrſcheinlich verrathen worden, daß hier Phare geſpielt wird. Eile fort, ehe Du überraſcht wirſt. Komme zu Judith. Ich bin bei ihr.“

Legler entfernte ſich.

Zahlheim, glücklich, daß er dieſen Wink erhalten, benutzte denſelben ſogleich.

„Meine Herren,“ ſagte er, „für heute ſei es genug! —

Soeben erfahre ich durch Legler, daß im Saale ein Späher ſich befand, wir wollen ſchnell die Karten bei Seite ſchaffen und unſer Geld retiriren, im Falle man uns überraſchen wollte, daß man uns bei der That nicht ertappe.“

„Das ſind Ausflüchte!“ rief der Aſſeſſor. „Das ſagſt Du, weil Du gewonnen, und nicht weiter ſpielen willſt!“

„Mein Gewinn iſt unbedeutend!“ verſetzte Zahlheim.

„Die Bank hat ſich mindeſtens doublirt!“ betheuerte Lachenberg.

„Ich allein,“ verſicherte der Großhändler Karſt, „habe 500 Ducaten verloren.“

„Wir Alle, Alle haben verloren,“ riefen die Freunde.

„Nur die ſchöne Dame nicht!“ ſagte der Aſſeſſor, „welche ſich auch ſogleich retirirte.“

„Nicht ſo laut!“ bat Zahlheim. „Aſſeſſor, Du und ich ſind öffentliche Beamte; wir haben das Meiſte zu fürchten, wenn man uns bei dem verbotenen Spiele attrapirt.“

„Fort mit dem grünen Tuche, fort mit den Karten!“ rief der Aſſeſſor.

Man ſchaffte alles Verdächtige ſchnell bei Seite.

„Uebermorgen, meine Herren, will ich Euch in Ducati's Kaffehhauſe Revanche bieten. Ihr ſollt eine Bank finden, wenigſtens zehnmal reicher als die heutige.“

„Um wie viel Uhr?“

„Nach Mitternacht. — Daß uns dort kein Spion in die Nähe kommt,“ verſicherte Zahlheim, „verbürge ich. — Aber jetzt wollen wir mit dem Wirthe ein Wörtchen ſprechen, der ein Hochverräther iſt, der ſein Haus nicht, wie er mir feierlich zugeſagt, verſchloſſen gehalten, und dem wir nun aus Furcht vor der Polizei oder aus Nachläſſigkeit dieſe abſcheuliche Störung verdanken.“

Der Wirth wurde gerufen.

Man hielt ihm ſein Vergehen an der Geſellſchaft, an ſeinen „täglichen“ Gäſten vor.

Der Wirth betheuerte ſeine Unſchuld.

„Mein Haus wurde um Mitternacht geſchloſſen,“ verſicherte er. „Es iſt keine Menſchenſeele mehr hereingekommen, weder ein Paſſagier, noch Einer von den im Hofe wohnenden Parteien.“

„Es war Jemand von der Polizei hier.“

„Gott bewahre!“ betheuerte der Wirth.

„Wer verſperrt dieſes Haus?“

„Der Hausknecht.“

„Er ſoll kommen.“

Der Hausknecht erſchien.

„Wen haſt Du nach Mitternacht hereingelaſſen?“ herrſchte ihn der Wirth an.

„Niemand.“

„Ich halte genaue Unterſuchung!“ fuhr der Wirth fort. „Wenn ich Dir auf eine Uebertretung deiner Vorſchriften komme, ſo jage ich Dich zum Teufel, obgleich Du ſchon zehn Jahre bei mir dienſt.“

„Hereingelaſſen habe ich Niemand,“ betheuerte der Hausknecht; „aber um ein Uhr habe ich einem Herrn das Thor aufgemacht, der aus dem Speiſeſaal über die Stiege herabkam. Ich glaubte er ſei ein Gaſt, gehöre zur Geſellſchaft, und nahm keinen Anſtand ihn fortzulaſſen.“

„Wie ſah er aus?“

„Das Haus war ſtockfinſter. Der Herr Wirth befahl mir, alle Lichter auszulöſchen. Dieſer Herr ſcheint auch lange im Finſtern herumgetappt zu haben, weil er ſich tüchtig angeſtoßen haben mußte, bis er mein Zimmer fand.«

»Was ſagte er?«

»Nichts. Er ſchenkte mir einen Zwanziger für das Aufſperren und verſchwand.«

»Es iſt klar!« rief der Aſſeſſor. »Es hat ſich ein ſchlauer Menſch, ſo lange das Haus noch offen war, hereingeſchlichen, um Alle genau zu betrachten, die am Spiele Theil nahmen; wir ſind alle bekannte Perſonen in Wien. Gewiß werden wir ſammt und ſonders vorgeladen!«

»Wir läugnen!« rief Zahlheim.

»Wir läugnen!« wiederholten Alle.

»Keiner darf zum Verräther werden!«

»Keiner!« betheuerten Alle.

»Auch ſelbſt Keiner, der heute im Spiele verloren und aus Rancune gereizt werden könnte.«

»Pfui Tauſend!« rief der Großhändler Karſt. »Ich habe 500 Ducaten, gewiß das Meiſte, eingebüßt, wer könnte aber wegen einer Handvoll Ducaten oder Bancozettel zum Schuft an ſeinem Freunde werden!«

»So denken auch wir!« bekräftigten Alle.

»Jetzt aber,« verſetzte Zahlheim, »wollen wir uns entfernen und zwar wieder mit der größten Vorſicht. — Nicht Alle auf einmal. — Ich werde der Letzte ſein. — Ich mache noch eine Viſite dem Fräulein Judith und hole Legler bei ihr ab. Er iſt noch bei ihr.«

Alle lachten.

Sie entfernten ſich in einzelnen Gruppen.

Zahlheim nahm ein Licht vom Tiſche, um ſich in das Abſteigequartier der Schönen zu leuchten.

Legler kam ihm entgegen.

„Mache Dir keine Mühe!“ ſagte Legler. „Sie iſt froh, wenn Sie Ruhe hat. — Sie will ſchlafen!“

Legler nahm Zahlheim am Arme und ging mit ihm aus dem Wirthshauſe.

Als ſie Beide auf der Straße waren, ſagte Legler: „Nicht in die Wollzeile wollen wir gehen, ſondern hier über die Ecke zu dem Jacoberkloſter. Dort iſt's einſam. — Das Kloſter hat der Kaiſer aufgehoben. — Dort geht Niemand herum. — Niemand hört uns; ich habe mit Dir zu reden!“

Legler ſchleppte Zahlheim wie einen Delinquenten hin.

„Wie kommſt Du mir denn vor?“ fragte Zahlheim. „Ich glaube gar, Du eiferſt mit mir, weil ich mit deiner Judith während des Soupers artig war?“

„Ich mit Dir eifern? Mit Dir? — Mit dem ehrloſeſten Schurken, den die Welt geſehen?“

„Legler, mach' mich nicht raſend! — Glaubſt Du, weil Du mir tauſend Gulden geſchenkt haſt, ſo dürfteſt Du mich beſchimpfen?“

„Nein, weil Du deine Freunde um mehr als tauſend Ducaten betrogen haſt, deshalb nenne ich Dich einen ehrloſen Schurken!“

„Legler, zum letzten Male!“

„Was ſoll das heißen zum letzten Male? willſt Du heute zum letzten Male ein Hallunke geweſen ſein, da würde ich Dich noch hören! Elender falſcher Spieler, miſerabler Voltaſchlager! Glaubſt Du, ich ſah es nicht? Ich ſtand hinter Dir, um Dir von dem Aufpaſſer ein Wort zu ſagen, der ſich während des Spieles in unſern Kreis eingeſchlichen und den Judith erblickt hatte die mich aufforderte, Dich vor Verrath zu warnen. Ich konnte das Spiel nicht unterbrechen und ſtand hinter deinem Seſſel und ſah Dir zu. Die Dame war hoch beſetzt. Du ſahſt wohl ein, daß, wenn die Dame der Pointeurs gewinnen ſollte, daß Du leer nach Hauſe gehen würdeſt, wie in Simmering. Deine Karten kannteſt Du von der Kehrſeite, wie alle Betrüger im „Phare“ ſie kennen. Ein Ruck mit dem Finger, und die Dame, die das Spiel entſchied, lag unter dem Tiſche! — Dieſe Schandthat übteſt Du! Ich möchte Dich hier zuſammenſchütteln wie eine Windfahne und über die Kloſtermauer da hineinwerfen, damit Du da drin noch bei dem ſteinernen Bild des Heilandes um Gnade für deine verruchte Seele beten könnteſt.“

„Du Unverſchämter, was unterſtehſt Du Dich, mir zu ſagen!“

„Wie, aufbegehren auch noch? Ein Kerl, der heute ſchon ſeine fünf Jahre im Zuchthaus verdient hat, nennt mich einen Unverſchämten? — Soll ich mir das Entenwirthshaus noch einmal aufſperren laſſen und die verzauberte Dam' hinterm Tiſch hervorholen? Ich find' ſie noch, Muſje Franzl! Ich finde ſie noch, aber Du ſollſt dann gewiß verloren ſein!“

„Schrei' nur nicht ſo!“

„Fürchteſt Du Dich? ſchon! — Sei froh und danke, wann Du nach Hauſe kommſt, unſerm Herr Gott auf den Knien, daß ich durch Zufall hinter deinen Seſſel changirt wurde und kein Anderer! Dann aber gelobe, keine Karte mehr in deinem Leben in die Hand zu nehmen, ſonſt haſt Du mich auf dem Genick, und wo ich Dich ſehe, rufe ich Dir zu: „Falſcher Spieler! Betrüger deiner beſten Freunde!“

„Du biſt ein entſetzlicher Menſch!“

„Ich? der ehrliche, unbeſcholtene Menſch, bin entſetzlich? — Was biſt denn hernach Du? Dann biſt Du ja für den Galgen zu ſchlecht und ich ſehe es kommen, daß Dir noch ein hölzerner Haarzopfen bevorſteht! — Haſt Du an der Prophezeiung der Zigeunerin nicht genug, ſoll ich Dir auch noch etwas prophezeien? Gaſſen kehren wirſt Du auf dem Graben oder was noch ſchlimmer iſt, zum Schiffzug wirſt Du kommen oder in den Joſephiniſchen Kammerln auf dem Spielberge, zehn Klafter tief unter der Erden, in einem feuchten Loche bei Waſſer und Brot den Tod anrufen, daß er mit Dir die Volta ſchlage, Du erbärmlicher, ehr- und gewiſſenloſer Menſch, Du!

„Was brüteſt Du?“ fuhr Legler fort. „Warum gibſt Du mir keine Antwort? — Soll ich das Fleckel getroffen haben, auf welchem Du zu kitzlich biſt? — Willſt in Dich gehen, derweil es noch möglich iſt, oder ſoll eine Zeit kommen, in welcher die kleinen Buben unter den Weißgärbern mit Fingern auf mich weiſen und ausrufen: „Das war auch ein guter, ja, was ſage ich, der beſte Freund vom Zahlheim?“ Soll eine Zeit kommen, wo ich in meiner Bank auf dem Lichtenſteg kein Fleiſch mehr verkauf', weil ich meine Seel' für Dich gegeben hätte! — Jetzt, gleich ſchwörſt Du mir, daß Du dem Spiele entſagſt, keine Karte mehr anſiehſt; doch das haſt Du ſchon oft gelobt und biſt immer wieder in dein ſchmähliches Laſter verfallen!“

„Ich ſchwöre Dir, daß ich nur noch einmal ſpiele, — Du weißt ja weshalb ich ſpiele! Es gilt Roſaura!“

„O Du elender Wicht, der ſich ſolcher Selbſttäuſchung nur hingibt, um einen Vorwand für ſeine teufliſche Leidenſchaft zu haben! — Dem ehrlichen Mann wird der Pogar ſein einziges Kind geben, nicht dem Gauner! — Und wenn Du noch einmal ſpielſt, wird da wieder Volta geſchlagen? — Verſteht ſich! Gerathen hat es bis jetzt, warum ſoll man es denn nicht repetiren! — Du ſchwörſt mir alſo nicht, beim ewigen Gott, hier unter freiem Himmel, nicht mehr zu ſpielen?

„Gut denn,“ ſagte Legler, da ihm Zahlheim keine Antwort gab, „ſo ſuche Dir ein Platzel aus, in der weiten Kaiſerſtadt, wo ich nicht hinkomme, denn erfahr' ich's, wo Du ſpielſt, ſo trete ich Dir entgegen und rufe laut: Wer mit dieſem Elenden ſpielt, iſt betrogen, er ſpielt mit markirten Karten und ſchlägt die Volta! — Das merke Dir, das thu' ich Dir! — Die Welt ſoll erfahren, daß ich mit Dir keine gemeinſchaftliche Sache habe, daß ich Dich verachte.“

Legler lief ungeſtüm fort.

Zahlheim ſchlich über die Ecke der Riemerſtraße.

„Halt!“ rief ihm eine Stimme zu.

„Was ſoll's?“

„Nehmt mein aufrichtiges Bedauern!“

„Jeſſin, Ihr?“

„Nun, das verſteht ſich! — Ich werde doch nicht mein Syſtem aufgeben? — Ich hab' Euch ja geſagt, ſo oft Ihr Geld gewinnt, komme ich und hole meinen Theil. — Ich warte ſchon ſeit zwei Stunden hier vor dem Gaſthof „zur Ente“, in der unheimlichen, feuchten Novembernacht. Allein es geht nun einmal nicht anders. Beharrlichkeit iſt die Seele meines Geſchäftes! — Heut' habt Ihr einen guten Fang gemacht. — Ich habe eure Freunde, ſo wie ſie nach und nach die „Ente“ verließen, belauſcht und erfahren, daß Ihr wenigſtens eintauſendſechshundert Ducaten und in

Bancozetteln eintauſendeinhundert Gulden gewonnen haben müßt."

„Vielleicht! Ich habe meinen Gewinn noch nicht gezählt."

„Ich nehme ihn auch ungezählt."

„Dann müßt Ihr von dieſem Gelde vierhundert Ducaten abrechnen, welche Judith gewann."

„Meinetwegen! Ich laſſe mich billig finden. Gebt mir ſechshundert Ducaten und nur fünfhundert Gulden in Bancozetteln. Ich will Euch nicht wehe thun."

„Doch nicht hier auf der Straße in rabenſchwarzer, ſtockfinſterer Nacht?"

„Wir gehen zur Dominicanerkirche. Bei der Meßnerwohnung hängt eine große Laterne für diejenigen, welche die Prieſter zu einem Sterbenden rufen. Dieſe große Laterne wirft weithin ihr Licht aus. — Da gebt mir meinen Theil! — dann geht ſchlafen."

„Ihr ſeid ſchrecklicher als ein Straßenräuber!"

„Fangt Ihr ſchon wieder an?"

„Ich glaube, wenn ich in der Hölle ſäße —"

„Und Ihr hättet dem Teufel ſeine Schätze abgewonnen, ich riefe: Halbpart! Zahlheim, und Ihr müßtet zahlen, was auf mich kommt."

„Beſucht mich morgen."

„Gott bewahre!"

„Ich will's Euch doch abgewöhnen dieſes Auflauern!"

„Mir kann man nichts abgewöhnen."

„Ihr ſollt von mir wieder einen Stoß erhalten, ich ſchleudere Euch an eine Ecke, daß Ihr die Beſinnung verliert."

„Es kommt nicht ſo weit. Ich habe hier ein kleines, geſpitztes Inſtrument; dumme Leute würden es einen Dolch nennen, es iſt aber nur ein ſchuhlanges dreiſchneidiges Stilet; ehe ich mich von Euch noch einmal malträtiren laſſe, renne ich Euch das blanke Ding in den Leib. Bei Euch muß man ſich verſehen. — Nach unſerm Plane iſt, müßt Ihr jetzt immer mehr gewinnen. Bei Ducati muß eine unerhörte Summe in euren Säckel fallen; da würdet Ihr bei eurem ſchmutzigen Geize mich eher erwürgen, als mir mein Deputat geben. — Gott bewahre! So haben wir nicht gewettet!«

»So kommt denn, Schuft und Schurke, ich will Euch geben, was Ihr verlangt.«

»Schuft und Schurke, recht hübſche Namen! Ich nehme ſie Euch vor der Hand ab, damit Ihr nicht ſo ſchwer zu tragen habt. — Ihr habt ja ſo eben von dem Fleiſchhauer ein Dutzend Schurken, Schufte, Hallunken, Spitzbuben und ſo weiter eingenommen, weshalb ſollt Ihr nicht freigebig ſein?«

»Ihr habt das gehört?«

»Freilich und mit dem größten Vergnügen! Ich ſtand dem Jacoberkloſter ganz nahe. An der Ecke von dem Theile des Hauſes, das Herr Adalbert Hild gekauft hat und dort ein ſtattliches Zinshaus erbauen wird (1787 ſtand dieſes Haus bereits, es gehört jetzt der Frau von Julius), ſtand ich und hörte jedes Wort! — Sagt mir doch, Zahlheim, warum habt Ihr denn dem Fleiſchhauer nicht einen Stoß gegeben, daß er die Beſinnung verlor, wie Ihr mir ſo eben gedroht? — Nicht wahr, weil der Fleiſchhauer ein Koloß iſt, der Euch zuſammenbrechen kann wie ein Kinderſpielzeug und ich bin ſchwach wie eine Spindel. — Seit Ihr mich über die Stiege geſchleudert, erhole ich mich nicht mehr! —

Meine Bruſt iſt lädirt und meine Knochen ſind mürbe wie Zunder, doch habe ich Alles vergeſſen, und trage Euch gewiß nichts nach! — Pfui! Wer wird ſich an einem Manne rächen, wie Zahlheim, an dem Bräutigam einer Millionärstochter!“

„Ei, ſchwätzt Ihr und der Teufel! Kommt lieber auf etwas Anderes. Wenn Ihr Legler's ſchändliche Weiſe mit mir zu ſprechen gehört habt, ſo rathet mir, wie ich es anfangen ſoll, daß er ſeine Drohung nicht auszuführen vermöge. — Der Kerl iſt wirklich im Stande, mich ſo zu beſchimpfen, wie er ſich vernehmen ließ, wenn er mich noch einmal beim Spiele findet.“

„Dieſen Kerl hätte ich mir ſchon längſt vom Halſe geſchafft.“

„Wie denn?“

„Der Burſche frißt und ſäuft gerne. Da miſcht man ihm denn einmal etwas darunter! — Das müßte bei einem tollen Mahle geſchehen, bei welchem er wieder ſo recht wahnſinnig auf Judith verſeſſen iſt, da ſieht und hört er nichts und in — vierundzwanzig Stunden ſieht und hört er noch weniger, und wieder in vierundzwanzig ſieht und hört auch die Welt nichts mehr von ihm!“

„Wir ſind bei der Laterne. Da habt Ihr euren Theil. Eine, zwei, drei, vier, fünf, ſechs Rollen, jede Rolle mit hundert Ducaten und hier fünf Bancozettel, jedes per hundert Gulden. — Seid Ihr jetzt zufrieden?“

„Vollkommen! — Ich bin überhaupt immer zufrieden, wenn ich Geld bekomme. — Apropos! Aus dem Geſpräch des Fleiſchhauers mit Euch merkte ich, daß Ihr die Volta ſo erbärmlich geſchlagen habt, wie ein Eſel die Laute ſchlägt. — Eine Karte iſt Euch auf den Boden gefallen? —

Ein ſo niederträchtiger Schüler von mir ſeid Ihr? — Darauf ſollten ja wirklich Gaſſenkehren und Schiffzug geſetzt ſein! — Nu, wenn Ihr bei Ducati auch ſo ſpielt — dann maſſacriren Euch die Italiener, welche dort hinkommen. — Nehmt doch noch einige Lectionen von mir. — Bildet Euch nur nicht ein, daß Ihr es weg habt.“

„Ich war ſo aufgeregt! Es flimmerte mir vor den Augen. Es berührte mich Vieles ſo ſtörend.“

„Störend! — Was müßte geſchehen, was auf mich ſtörend einwirkte? Wenn ich die Volte ſchlage, kann der Tod mit ſeiner Hippe vor mir ſtehen. — Ich ſchlage die Volta und dem Tod ein Schnippchen! Gute Nacht oder beſſer: Guten Morgen, Zahlheim; kommt doch in die neue Welt zu mir, und nehmt noch einige Lectionen. Ich gehe vor 10 Uhr Vormittags nicht aus. — Guten Morgen!“

VIII.

Proben.

Zahlheim, das ſchwankende Rohr im Winde, der heute verwarf, was er geſtern gut hieß, der morgen nicht ausführte, was er Tags vorher ſich vornahm, eilte nach Hauſe, aber gewiß nicht mit dem Vorſatze, Legler's eindringende Worte zu beherzigen; er hatte die ſchauerliche Scene ſchon wieder vergeſſen, ſondern nur mit dem Vorſatze bis gegen acht Uhr Vormittag die „Volta“ zu ſchlagen, damit ihm gewiß nicht wieder ein ſolches Malheur mit der Dame begegnen könne.

Er that es auch.

Es ſchlug auf der nahen Thurmuhr acht Uhr.

Er zählte ſchnell ſein Geld.

Er hatte viel mehr gewonnen als er gedacht, und im Ganzen wieder ſammt dem Geſchenke Legler's gegen 12.000 fl. in Geld und Banknoten.

„Zehnmal ſo viel," ſagte er, „zehnmal ſo viel! Und ich muß es haben!"

Raſch griff er wieder zu den Karten, probirte ſein hölliſches Kunſtſtück noch einige fünfzigmale, mittlerweile ſchlug es halb neun.

„Jetzt iſt es Zeit," dachte er, „daß ich meine Braut beſuche, aber Reu' und Leid mache ich nicht. Zum Kreuze krieche ich nicht, wie ich mir vorgenommen. Gott bewahre! — Ich ſage, daß der Bürgermeiſter heute in den Controlorgang beſtellt ſei, weil er den Kaiſer ſprechen müſſe, morgen fabricire ich ein Schreiben meines Amtschefs, worin derſelbe für dieſe Woche unmöglich eine Viſite annehmen könne; meine Mutter bitte ich, damit ſie ſich ins Bett begebe und für acht Tage krank ſei, damit die Hochzeit aufgeſchoben wird — Zeit gewonnen Alles gewonnen, indeß gewinne ich — gewinne ich immer fort, und habe ich dann was ich brauche, dann kann die Heirat vor ſich gehen; pater peccavi! ſage ich auf keinen Fall."

Unter dieſem Selbſtgeſpräche kam Zahlheim in das Haus des Bojaren.

Er eilte die Treppe hinan.

Er zog die Glocke.

Niemand öffnete ihm.

Er läutete förmlich Sturm.

Sein ungeſtümes Ziehen an der Glocke veranlaßte die Hausmeiſterin ſich zu bekümmern, wer da ſo heftig lärme.

„Was wünſchen Sie?" fragte die Frau.

„Zu dem Herrn Bojaren will ich."

„Der Herr Bojar iſt mit ſeiner Familie und ſeiner ſämmtlichen Dienerſchaft abgereiſt."

„Wohin?"

Das weiß ich nicht. Um ſechs Uhr Morgens ließen ſie Poſtchaiſen kommen und fuhren davon."

„Ich war ja geſtern um halb eilf Uhr Nachts bei ihm."

„Ich weiß es. Ich habe Ihnen das Thor aufgeſperrt, als Sie ſich entfernten. — Es war dann noch ein Herr bei ihm. Dieſer ging um halb zwölf aus dem Hauſe. Dieſer Herr muß gewiß etwas ſehr Wichtiges überbracht haben. Der Herr Bojar entfernte ſich mit dieſem Manne und ſagte, als ich Beiden aufſperrte: „Ich muß noch heute Poſtpferde beſtellen, morgen Früh um ſechs Uhr reiſe ich ab." — In einer halben Stunde kam der Herr Bojar wieder heim. Ich glaube, daß man die ganze Nacht mit Einpacken beſchäftigt war, denn Niemand ging oben zu Bette. Heute Früh kamen die Poſtchaiſen. Wie im Fluge eilten ſie davon."

„Hat man an mich keinen Brief zurückgelaſſen? Hat Ihnen, Frau Hausmeiſterin, das Fräulein nichts geſagt?"

„Das Fräulein hob der Herr Bojar ſelbſt in den Wagen. Das Fräulein ſchluchzte heftig; ich hörte es; Mutter und Tochter waren dicht verſchleiert."

Zahlheim ſtand ganz regungslos.

Er wußte nicht was er zu dem Vorfall ſagen ſolle. Endlich ging er.

„Deſto beſſer," murmelte er für ſich. „So bin ich ganz ungenirt. Ich werde ſchon erfahren, was vorgefallen. Roſaura ſchreibt mir gewiß heute noch ein paar Zeilen. — Dieſe Abreiſe könnte mir nicht erwünſchter kommen. Bis zur

Zeit, in welcher Roſaura mit ihren Eltern zurückkehrt, bin ich ſchon ein Millionär. — Heute wird von meiner Freiheit ſchon der erſte Gebrauch gemacht. Ich beſuche heute nicht mein Amt. — Die Lectionen bei Teſſin ſind wichtiger.«

Er begab ſich zu Teſſin.

Teſſin redete Zahlheim mit den Worten an:

»Wißt Ihr ſchon, wo die größte Pharobank in Wien exiſtirt? Ich will es Euch ſagen. Unter den Weißgärbern befindet ſie ſich, im Hetztheater iſt ſie. Dort wird alle Nacht heillos geſpielt; ſogar der Hetzmeiſter ſpielt dort. Die ganze Bank ſoll eine wahre Hetze ſein.«

»Gehen wir hin.«

»Man läßt keine Fremden ein. Allein der Fleiſchhacker wird Mittel und Wege finden. Legler iſt ja ein Freund des Hetzmeiſters. Sprecht mit dem Fleiſchhacker.«

»Das iſt unmöglich! — Nach dem Geſpräch mit ihm, das Ihr belauſcht habt — darf ich vom Spiele nicht ein Wort mehr reden, wenn ich nicht ſeine Rache fühlen ſoll.«

»So will ich mit ihm reden. — Oder noch beſſer, Judith muß ihn bearbeiten, dieſer gewährt er Alles, was ſie will.«

»Das iſt wahr. Judith muß ihn auch mit Euch verſöhnen.«

»Wenn der Kerl nur zum Spiel zu bewegen wäre, da könnte man einen Fang machen.«

»Den Fleiſchhacker könnte man ausziehen.«

»Auch auf Ehrenwort ſpielen laſſen.«

»Natürlich! Der Burſche hat noch altväteriſche Grundſätze. Der wird eher ein Bettler, ehe er eine Ehrenſchuld unbezahlt läßt.«

„Ich werde, ſobald Ihr euere Lectionen erhalten habt, zu Judith mich begeben und ſie gehörig inſtruiren.“

Die Lectionen fanden ſtatt.

Zahlheim überraſchte ſeinen Lehrer durch ſeine Gewandtheit und Sicherheit.

„Wenn ich nicht befangen bin,“ ſagte Zahlheim, „ſo gelingt mir die Volta zu meinem eigenen Erſtaunen.“

„Ihr müßt vor Allem mehr kaltes Blut haben. — Das kann man ſich ſo gut eigen machen, wie das warme Blut. — Es ſcheint abſurd, iſt aber doch ſo. Meine ſelige Frau war ſo phlegmatiſch und ruhig, daß der Himmel hätte einſtürzen können, ſie wäre nicht aus ihrem Gleichmuth gekommen; ich quälte ſie aber ſo lange, bis ſie ihre Murmelthiernatur ablegte; ich brachte ſie oft ſo ſehr in Wuth, daß ſie mir, was ihr in die Hand kam, an den Kopf warf; da verdoppelte ich meinen Eifer, ſie zu martern. Eines ſchönen Morgens, als wir beim Frühſtück ſaßen, reizte ich ſie beſonders zum Zorne, ſie ſprang vor Wuth auf. Es war ihr letzter Sprung. Ein Schlagfluß warf ſie nieder. Ich habe ſie recht ſchön begraben laſſen.“

„Von ihr rührt euer Vermögen her?“

„Mitunter. Ich habe ja nicht viel. Zu wenig zum Leben, zu viel zum Verhungern. Das Teſtament zu meinen Gunſten machte meine Frau in der Zeit, in welcher ich ſie noch mit Liebe überzuckerte. Später habe ich ihr keine Zeit gelaſſen, ein neues Teſtament abzufaſſen.“

„Und eure zweite Frau?“

„So lange ſie ſich benimmt, wie ich es wünſche, ſoll ſie den Himmel auf der Erde haben. Hat ſie einſt einen anderen Willen, dann weiß ich ſchon, was ich zu thun habe, um eine dritte Frau zu bekommen. — Ihr müßt ebenfalls ſo ſpeculiren wie ich. — Ihr habt keinen Begriff, welche Geſchäfte ſich in „Heiraten“ machen laſſen. — Die Bojazarentochter müßte mir, nachdem ſie mir ihr Vermögen und ihr künftiges Erbe in aller Form Rechtens verſchrieben, ſo ſicher unter die Erde, als ſie jetzt auf der Erde ſich befindet. Ich werde Euch ſchon noch unterrichten, wie man dies anzufangen hat. Geht jetzt nach Hauſe, übt Euch, übt Euch in der Volta und calmirt euer Blut.“

„Ich will's verſuchen.“

„Vor Allem fahrt nicht auf, wenn Euch Jemand etwas Unangenehmes ſagt, bleibt ruhig.“

„Wenn es mir gelänge.“

„Probirt es. — Ich will Euch jetzt verſuchsweiſe zu reizen ſuchen.“

„Meinethalben.“

„Ihr ſeht erbärmlich aus. — Man ſieht Euch das Lumpenleben an, das Ihr führt.“

„Nur zu!“

„Ihr habt ohnehin eine Futti-Phyſiognomie; dieſe hochaufgeſtülpte Naſe wie ein Bulldogg! Dieſe galgenlange Stirne, und doch kein Hirn dahinter.“

„Herrlich!“

„Dieſer Mund, der Euch ſo gerne Wicht und Henkersknecht nennen möchte, wenn Ihr ihn nicht vor Euch ſelbſt verſtopftet.“

„Genirt Euch nicht!“

„Dieſe Augen, in welchen das böſe Gewiſſen ſpukt und die Ihr zu Boden ſchlagen müßt, weil Ihr, vor einem Spiegel ſtehend, noch keinen größeren Banditen geſehen habt, als Ihr!“

„Hört, das war doch zu arg!“

„Ruhig, ruhig, junger Mann, calmirt euer Blut.“

„Nehmt das zurück von den Augen!“

„Nichts nehme ich zurück! Im Gegentheile, ich komme jetzt erſt auf die Ohren und rufe dieſen zu: Vernehmt es, ihr Haſenlöffel, zu klein für einen Eſel und zu groß für einen Menſchen; euer Beſitzer, der Herr Franz von Zahlheim, iſt der größte Spitzbube, den noch die Erde getragen, ein Kerl, der um reich zu werden, einen Kirchenraub begehen und die eigene Mutter erdroſſeln würde, beſäße ſie nur ſo viel Geld, um im Pharo einen bedeutenden Einſatz zu machen.“

„Jetzt, Schuft, iſt es genug! Mein Phlegma iſt zu Ende. — Dafür, Hallunke, muß ich Dich an die Wand nageln.“

„Iſt das eure Kaltblütigkeit? — Als ich das erſte Mal über falſches Spiel ertappt wurde, ging mir ein Officier mit dem Degen auf den Leib. — Ich ſagte ganz gelaſſen: „Wenn ich ſterbe, ſo weint kein Menſch um mich, wenn Sie aber als Mörder auf die Feſtung kommen, ſo jammern Ihre Eltern, Ihre Freunde und Ihre Schönen.“ — Der Officier begnügte ſich, mir eine Maulſchelle zu geben. — Daran ſtirbt man nicht.“

„Dann,“ ſagte Zahlheim und hob den Arm — „dann — doch ich will Euch beweiſen, daß ich auch Kaltblütigkeit mir aneignen könne; bildet Euch ein, Ihr hättet die Ohrfeige bereits bekommen, die Euch gebührt.“

Zahlheim entfernte ſich.

„Die Ohrfeigen, mein guter Zahlheim, die Du von mir empfangen wirſt, ſollen Dir bis ins Mark dringen. — Wähnſt Du wirklich, ich hätte Fiſchblut? Warte nur! — Schon als Knabe habe ich jede Beleidigung gerächt, die man mir zugefügt. Ich war acht Jahre alt, als ich in der Schule die erſten Ruthenſtreiche bekam — dafür ſteckte ich dem Lehrer das Haus in Brand. — Dir ſoll der Kopf brennen, Zahlheim, Schandbube! Jede Mißhandlung, die ich von Dir erlitt, ſoll Dir tauſendfach vergolten werden, bis zum Selbſtmord will ich Dich treiben!“

„Nun will ich doch Judith beſuchen.

„Ein kluges Weib, das ſich in Alles findet; bisher machte ſie meinem Unterrichte alle Ehre; die Bonhomie in ihrem Weſen gewinnt ihr das Vertrauen aller Menſchen. Dieſes Geſchöpf iſt doch mein glücklichſter Alliirter. Ihre Schlauheit, eben ſo groß als ihre Schönheit, beſtrickt alle Herzen; hol' mich der Teufel, ich könnte mich ſelbſt in ſie zum Sterben verlieben, darf ihr es aber nicht merken laſſen, ſonſt beweiſe ich ihr, daß ich auch ſchwach ſein könne, und ſchwach darf mich dieſes Weib nicht finden. Vierhundert Ducaten hat ſie wieder erobert. Dieſe will ich doch ſogleich in Empfang nehmen.“

Wir führen unſere Leſer in die Wohnung der ſchönen Judith.

Legler iſt bei ihr. Wo könnte er auch anders ſein?

Legler hat bereits mit ſeinen Eltern geſprochen.

Er hat ihnen erklärt, ohne Judith nicht leben zu können. Obgleich er ſeinen Eltern über die Geliebte keine Nachweiſungen zu geben vermochte, und über die Art und den Ort, wie und wo er ſie kennen lernte, wohlweislich ſchwieg, ſo gaben doch die guten Eltern ſeinen Bitten nach, und verſprachen, einer Verbindung mit dem einzigen Sohne nicht entgegen zu ſein, wenn ſie nur erſt mit der Unvergleichlichen, wie er Judith nannte, geſprochen haben.

Legler berührte dies freilich ein wenig unangenehm.

Seine Eltern, ſo einfach, ſo ſchlicht in ihrer Tracht, ihren Manieren und ihren Ausdrücken; Bürgersleute aus den Achtzigerjahren, welchen man es auf tauſend Schritte anſah, daß ſie nichts Anderes ſein wollten als — Bürgersleute, und nun Judith! — Jeder Zoll eine Dame; die höchſte Bildung, die feinſte Tournüre, eine Gewandtheit in der Sprache, eine Feinheit im Benehmen, welche von der vollkommenſten Erziehung Zeugniß gab; — Legler mußte befürchten, daß Judith kaum die Eltern Sebaſtians, und dieſe nicht Judith verſtehen würden.

Er bat daher Vater und Mutter, daß er Judith auf ihren Beſuch vorbereiten dürfe, und zuerſt die Mutter allein, welche doch etwas mehr Gewandtheit beſaß, dann aber erſt der Vater die Königin ſeines Herzens beſuchen möge, aber beide nur in Gegenwart des Sohnes.

»Eine Art Dollmetſcher müſſen Sie haben, liebe Eltern,« ſagte Legler, »wenn Sie gar zu viel »weißgärberiſch« ſprechen, und einen Dollmetſch muß auch Judith beſitzen, wenn ſie gar zu viel »geſpreizte« Worte, hochdeutſche Ausdrücke und Redensarten einmiſchen ſollte.«

»Mein lieber Sebaſtian,« äußerte ſich die Mutter, »ich war bei der Audienz der höchſtſeligen Kaiſerin Maria Thereſia, habe mit ihr und ſie mit mir geſprochen und wir haben uns verſtanden; die höchſtſelige Monarchin hat die Sprache ihres Volkes geredt, ich ſeh nicht ein, warum eine Mamſell, von der man nicht einmal weiß, in welchem Land ſie ihre Wiegen hat ſteh'n gehabt, ein eigenes Deutſch bedingt, wenn ſie mit uns ſprechen ſoll.«

»Notabene mit uns,« gab der Vater ſeinen Senf dazu, »die wir Geld haben, mit dem man auch unter Kalmucken verſtanden wird.«

„Alles Recht!“ erwiederte der Sohn, „aber nun iſt es einmal ſo; es handelt ſich nicht um ihre „Wiegen,“ ſondern um ihr „Brautbett,“ und das bitte ich, meine lieben Eltern, nicht unberückſichtigt zu laſſen.“

Er küßte bei dieſen Worten ſeinem Vater und ſeiner Mutter ehrerbietig die Hände, und ganz weich geworden, fiel er endlich beiden um den Hals.

„Nun geh nur, „Haſpel,“ und meld' mich an! Wenn Du glücklich wirſt, ſind wir ja nicht dagegen!“

„Und glücklich mußt Du werden, da wir Geld haben, und wie wir recht gut bemerken, ſie gewiß kein's hat!“

„Das will ich nicht behaupten,“ entgegnete Sebaſtian, „Geld hat ſie ſchon, aber mit Vater und Mutter kann ſie ſich nicht meſſen.“

„Ein Biſſel mehr vielleicht als die Schullehrerstochter,“ ſcherzte der Vater. „Einen Thaler Baares, einen ſilbernen Taufpfennig, ein Paar goldene Linſerl im Ohr, und ein Betbuch mit einer ſtahlernen Schießen, ein G'wandel im Haus, eines zum Ausgehen, ein Waderl vom Löſchenkohl und ein grünſeidenes Paraplui; ich kenn' ſchon das Vermögen der gewiſſen heiratsluſtigen Madeln, in ein Schnupftuch bringt man den ganzen Kram; ſie brauchen nicht einmal einen Schubkarren, wann's ausziehen!“

„Zehntauſend Gulden hat ſie, ohne Schmuck und koſtbare Kleider,“ platzte Sebaſtian heraus, „und ein Schubladel mit Ducaten extra noch!“

„Hoho!“ ſagte der Vater.

„Waſtl, lüg' uns nicht an,“ mahnte die Mutter.

„Haſt Du ihr vielleicht Geld „angehängt?“ drohte der Vater.

„Keinen Kreuzer!“ betheuerte der Sohn.

„Meld' uns nur!“ ſagte die Mutter. „Ich folg' Dir auf dem Fuße. Bei der „Anten“ im erſten Stock Nr. 11? — Ich werde mich ſogleich „auskennen,“ wenn ich ſie „ſprich“.

„Ich melde Sie, liebe Mutter!“ jauchzte Sebaſtian, und flog zu Judith.

Er ſteht bereits vor ihr, wie der Leſer weiß.

„Liebe Judith,“ redete er ſie an, „jetzt wird's Ernſt! — Schon in Simmering hab' ich Ihnen geſagt, daß ich Sie heirate. Vater und Mutter ſind mir nicht entgegen. Meine Mutter wird gleich hier ſein, um Sie kennen zu lernen, dann kommt auch *mein* Vater. Nehmen Sie meine Eltern gut auf; ſtoßen Sie ſich nicht daran, daß ſie nicht moderne Leute, ſondern etwas ſtark altmodiſch ſind, aber gut, ſeelengut, und lieben werden ſie Sie, lieben, wie mich, *ihr einziges Kind*!“

„Aber, lieber Legler,“ ſagte Judith verweiſend, „habe ich Ihnen denn geſagt, daß ich Sie heirate? — Es iſt wahr, Sie trugen mir Ihre Hand an, aber ich nahm dies für Scherz.“

„Scherz? Einen Heiratsantrag könnte ich machen aus Scherz? da müßte ich ja ein niederträchtiger Menſch ſein!“

„An welchem Orte ſprachen Sie von Ihrer Liebe mit mir? — An der Spielbank! — Iſt dies der Ort, um einer andern Leidenſchaft Gehör zu geben, als der Leidenſchaft des *Gewinns*?“

„Wenn ich aber ſonſt nichts Anderes gewinnen will, als Sie!“

„Sie kennen mich nicht einmal! — Ich könnte die abſcheulichſte, verſchmitzteſte, hinterliſtigſte Perſon ſein; nach der Geſellſchaft, in welcher Sie mich fanden, könnte ich es Ihnen nicht einmal übel nehmen, wenn Sie mich dafür hielten; indeß ich doch nur unglücklich, ſehr unglücklich, im höchſten Grade unglücklich bin!“

„Sie? Und unglücklich? — Deſto beſſer! Ich mache Sie glücklich! — Ich habe es Ihnen ſchon geſagt, ich mache Sie glücklich! — Sie brauchen ja keine Fleiſchhackerin zu werden. Ich wiederhole es Ihnen, Sie ſollen von meinem blutigen Geſchäfte nichts wiſſen. — Mein Gott, ich rede mit Ihnen, ja gerade mit Ihnen ſo ungern davon, daß ich Geld habe, viel Geld habe, daß meine Eltern noch weit reicher ſind, als die Welt es weiß, darum greifen Sie zu; einen beſſern Menſchen bekommen Sie in der weiten Welt nicht, als mich! — Freilich, wenn Sie gegen mich eine unüberwindliche Abneigung hätten, oder Ihnen mein Stand durchaus zuwider wäre, dann — dann ja freilich, und ſollte ich Sie in lauter Tauſender-Bancozetteln einwickeln und mein Haus und meiner Eltern Häuſer mit Vier-Ducaten-Stücken decken und pflaſtern laſſen können, und Ihnen Alles dies darbringen, Sie würden mich nicht erhören.“

„Das iſt es ja nicht, lieber Legler.“

„Sie ſind mir alſo nicht feind?“

„Gott bewahre!“

„Sie könnten mich alſo heiraten, wenn — wenn nicht etwas dagegen wäre, was Sie, wie Sie ſagen, unglücklich macht?“

„Ja,“ ſagte Judith, „ja ich könnte Sie heiraten, wenn —“

„Sein Sie vielleicht auch eine Bojarenstochter? Ich hab' mir immer ſagen laſſen, ein Bojar iſt ein bukareſtiſcher Baron, und die ſind ſtolzer als ein Wiener Graf, nur der Zahlheim iſt auf einen guten Bojaren geſtoßen?«

»Von Seite meiner Eltern würde kein Hinderniß ſein.«

»Eine Bojarenstochter ſind Sie alſo?«

»Gott bewahre!«

»Sie ſind vielleicht eine Jüdin! Judith, das klingt ſo nach dem alten Teſtamente. Ich habe geleſen, daß auch eine Judith einem Manne den Kopf abgeſchlagen hat. Ich laſſe mich von Ihnen auch köpfen, aber vorher heiraten Sie mich! — Meinetwegen, nach den Flieder- (Flitter-) Wochen will ich ohne Kopf herumgehen!«

»Ach Legler! erfahren Sie das Entſetzlichſte, nicht meine Geburt, nicht meine Religion trennt mich von Ihnen — ich bin —«

In dieſem Augenblicke hörte man vor der Thüre ſprechen:

»Wo iſt Nummer eilf? Ich ſuch' Mamſell Judith.«

»Hier!« ſagte der Zimmerkellner.

»Um Gottes willen!« rief Legler. »Meine Mutter! — Sagen Sie nur dieſer nicht, daß ein Hinderniß — ich werde es überwinden!«

Es wurde geklopft.

»Herein,« ſagte Judith und ging der Mutter Legler's entgegen.

Die dicke Frau watſchelte herein.

»Sie verzeihen ſchon,« ſagte Frau Legler, »allein der Wunſch meines einzigen Kindes, Sie kennen zu lernen, bringt mich hieher.«

„Mutter meines beſten Freundes!“ ſagte Judith, „ſeien Sie mir willkommen!“

Der Sohn küßte der Mutter die Hand.

Frau Legler betrachtete Judith mit ſichtbarem Wohlgefallen.

„Waſtl,“ ſagte ſie, „ich muß geſtehen, daß Du mich nicht angelogen haſt. Mamſell Judith! Sie ſind ſchön! Sehr ſchön! — Was wahr iſt, muß man ſagen! — Sie erinnern mich an Jemand, mein Gott, an wen denn? — Ich hab' es ſchon! — An mich ſelber! Bei meiner Seel', an mich ſelber! Waſtl, ſo hab' ich ausgeſchaut; ich hab' noch ein Silhouett z'Haus, unter meinem „Graffelwerk,“ mein Alter muß es ſuchen! dieſelben Augen hatte ich! dieſelben Haar'! dasſelbe Naſerl! den nämlichen Buſen! — mein Gott, wo ſind die Zeiten hin, wo ich das Alles gehabt hab'!“

„Der Buſen iſt geblieben,“ lachte Legler.

„Ja,“ verſetzte die Mutter, „aber — reden wir nicht davon.“

„Wollen Sie denn nicht ein wenig ausruhen?“ fragte Judith.

„Ja, auf der Sopha, denn ich „druck“ alle Seſſeln z'ſamm'!“

Sie ließ ſich auf dem Sopha nieder.

„Mamſell Judith,“ nahm Frau Legler wieder das Wort, „wenn Sie ſo brav ſind, wie Sie ſchön ſind, ſo kann mein Waſtl keine beſſere Wahl treffen. Ich frag' auch gar nicht, woher Sie ſtammen! Weniger als meine Eltern waren, können Ihre Eltern nicht geweſen ſein. Mein Vater war Krautſchneider und meine Mutter Aarausnehmerin (Eierausnehmerin), aber redliche Leute, die mich in der

Furcht Gottes erzogen haben. Meine Eltern, Gott tröſt' ſie, liegen alle Zwei auf dem St. Marxer-Freydhof, wo mich mein Mann kennen gelernt hat, nein, daß ich nicht lüg', in der Roßau auf dem Kalbelmarkt hat er mich kennen gelernt: er war damals noch Aufhackknecht beim Schwamminger, wann Sie ihn kennt haben.«

»Wie kann Fräulein Judith denn den Schwamminger gekannt haben, der iſt ja ſchon ſechsunddreißig Jahre todt!«

»Unterbrich mich nicht!« herrſchte die Mutter den Sohn an.

»Mein Mann,« fuhr Frau Legler fort, »hatte damals gleich ein Aug' auf mich geworfen, und ich auch eins auf ihn; aber heiraten konnte er die arme Krautſchneideriſche nicht; beide hatten wir nichts; er nicht das Mindeſte, ich noch weniger. Da hieß es Geduld haben. Einmal, es war gerade am »Everl«-Tag, mein Namensfeſt, kommt mein Chriſoſtemus zu mir, ſo heißt nämlich mein Mann. Everl! ſagt er, jetzt können wir uns heiraten. Mein Meiſter, der Schwamminger, iſt geſtorben, ich heirate nur geſchwind ſeine Witwe, die iſt uralt, hat keine Kinder, und verſchreibt mir das Haus und das Gewerb'; binnen Jahr und Tag geht auch ſie und dann nimm i Di« (nehm ich Dich)! Und eintroffen iſt's auf die Stund'. Ich wurde meines Mannes Weib und von dem Augenblick an hat uns das Glück verfolgt. Und ſo möchten wir auch unſern Waſtl glücklich machen; Mamſell Judith, ſind Sie dies im Stande, ſo nehmen Sie ihn hin!«

»Ich bin ſo überraſcht,« antwortete Judith. »Ich muß Sie bitten, mich doch ein wenig ſammeln zu laſſen.«

Sebaſtian ſtand hinter dem Stuhle ſeiner Mutter, und gab ſeiner Judith durch Geberden zu verſtehen, daß ſie keine Hinderniſſe vorbringen möge.

„Wiſſen Sie was!“ bemerkte Frau Legler, „beſuchen Sie uns, geben Sie uns die Ehre auf Mittag! — Ueberraſchen Sie meinen Alten, der ſtirbt vor Freuden, wenn er mich, wie ich in meiner Jugend war, in Ihnen wieder findt! O, meine beſte Mamſell, bei uns kann man ſchon ſpeiſen! Ein beſſeres Rindfleiſch bekommt man in der Welt nicht. Ich ſetz' Ihnen einen Obergaum vor, wie der Fürſt Kaunitz keinen ſchönern hat! Alles vom Ochſen, nichts von der Sau, obgleich wir Säu genug im Haus haben. Bei einem guten Eſſen geht Einem das Herz auf. Wann kommen Sie? — An dem Tag, an welchem Sie bei uns ſpeiſen, darf kein Ochs brüllen, kein Kalbel blöcken, kein Lampel meckern, keine Sau grunzen! — Thänige Dienerin! — Es hat mich recht g'freut!“

Zu ihrem Sohne ſagte ſie: „Bei dieſer bleib'! Dieſe iſt mein Ebenbild, nur das viele Reden gewöhn' ihr ab!“

Sie ging.

„Verzeihen Sie meiner Mutter! Sie ſpricht gern viel, Bildung hat ſie keine, aber ein Herz, ein Herz ohne Gleichen. — Und nun reden Sie, was haben Sie auf dem Herzen, reden Sie.“

„Legler!“ ſagte ſie, „ſeien Sie auf das Unerwartetſte gefaßt: Ich bin verheiratet!“

Legler fiel auf das Sopha hin wie ein Stück Holz, und ſtreckte, wie man im gemeinen Leben zu ſagen pflegt, alle Viere von ſich, wie ein gefallenes Pferd.

IX.

Judith.

In dieſer Situation überraſchte ihn Teſſin.

Teſſin kam zur Thüre herein, betrachtete den ohnmächtigen Legler, lachte herzlich, und ſagte zu Judith leiſe:

„Haſt Du ihn endlich gerupft? Der Kerl liegt da wie ein Todter! Wie viel haſt Du von ihm erobert?“

Judith entgegnete: „St! Sprich nicht, entferne Dich. Wenn er zu ſich kommt, würde eine Scene entſtehen, die ich nicht mit anſehen möchte.“

Legler ſchlug die Augen auf und bemerkte Teſſin.

„Dieſer Schuft,“ ſagte er, „kommt mir gerade recht, um meinen Zorn auszulaſſen.“

Teſſin wollte entſchlüpfen, Legler packte ihn am Kragen und ſchleuderte ihn in das Zimmer zurück.

„Da geblieben!“ donnerte er ihm zu, „und Antwort gegeben! Was hat der Herr hier zu ſuchen?“

„Was ich hier zu ſuchen habe? Sonderbar!“

Teſſin ordnete ſeine Toilette, richtete ſein Jabot und ſeine Weſte zurecht, welche Legler's Fauſt jämmerlich zerknittert hatte, und fuhr fort:

„Ich ſuchte meine Frau! Und dies wird doch erlaubt ſein!“

„Ihre Frau iſt nicht hier! Ich glaube überhaupt nicht, daß irgend ein Weib, und wäre es eine Bettel vom Ziegelofen, eine ſolche Futti-Viſage zum Manne nehmen könnte.“

„Bedanke Dich fein artig, Judith, für dies Compliment," erwiederte Teſſin, „Du biſt noch weit mehr beleidigt als ich."

„Wie?" ſchrie Legler wie ein Wahnſinniger auf, „dieſer Kerl, dieſer Schuft, dieſes Scheuſal iſt Ihr Mann?"

„Zu dienen!" antwortete Teſſin und machte einen Kratzfuß; „dieſer Kerl, dieſer Schuft, dieſes Scheuſal hat die Ehre, der Gemal der ſchönen Judith zu ſein, die ſogar die Freude erlebte, das Herz eines Fleiſchhackers zu entzünden, von welchem man es gar nicht glauben ſollte, daß er für etwas Anderes Augen hätte, als für ein paar Maſtochſen!"

„Judith!" flehte Legler, „ſagen Sie es ſelbſt, daß Sie die Frau dieſes Unthiers ſind! — Nicht wahr, dieſer Menſch erlaubt ſich nur einen Spaß, einen Spaß, für welchen ich ihm aber die Knochen zu Brei zerſchlagen werde."

„Teſſin iſt mein Gatte!" antwortete Judith und ſchlug die Augen nieder.

„Allmächtiger Gott!" rief Legler aus und rang die Hände, „wie haſt Du es zulaſſen können, daß der Teufel einen Engel heiraten durfte!"

„Ja, ja," hub Legler an, „jetzt begreife ich, daß Sie unglücklich, ſehr unglücklich, beiſpiellos unglücklich verheiratet ſind."

„Hat ſie dies geſagt?" fragte Teſſin ſcharf und ſpitzig.

„Ja," erwiederte Legler. „Hätte ſie es etwa nicht ſagen ſollen? Hätte ſie vielleicht gar einen Patron loben ſollen, der ſtatt an ein Weib ſich beſſer an den Galgen hätte hängen ſollen?"

„Ei, Madame," kreiſchte Teſſin, „da werden Sie mit mir eine beſondere Suppe auseſſen müſſen, wenn Sie ſich erſrechten, über unſere Ehe in beleidigenden Ausdrücken zu ſprechen.“

„Da würde ich mich auch zu dieſer Suppe einladen,“ drohte Legler. „Den Löffel dazu werde ich Ihnen ſchnitzen! — Wenn Sie noch ein drohendes Wort gegen dieſe Bedauernswerthe ausſtoßen, ſo mache ich dieſe Frau zur Witwe.“

„Und heiraten ſie dann?“

„Ja. Ich werde ſie wieder zu Ehren bringen.“

„Das können Sie billiger haben!“ verſetzte Teſſin. „Ich trete Ihnen meine Frau ab. — Was geben Sie mir?“

„Sie wollen Ihre Frau verkaufen!“

„Nun ja? Iſt dieſer Fall neu?“

„Eine ſolche Frau verkaufen?“

„Wäre es eine ſchlechte, ſo wäre ſie ja nichts werth.“

„Was gebe ich Ihnen für dieſes Kleinod, nur um daſſelbe der Hölle zu entreißen? — Ich ſelbſt will dann ebenfalls auf ſie verzichten, denn ich bin zu honett, um mit einem gekauften Weibe zu leben.“

„Eine Rente, Herr, eine Rente, ſo lange ich lebe.“

„Wie viel, Herr? ſprechen Sie es aus.“

„Ich will es mir doch ein wenig überlegen. Jedenfalls müßte dieſe Rente auf die Häuſer Ihrer Eltern vorgemerkt werden.“

„Auch das! Meine Eltern ſind chriſtliche Leute, wenn ſie dem Belzebub eine Seele entreißen können, ſo iſt ihnen kein Opfer zu groß.“

„Ich werde es aufſchreiben, was ich bedinge; vorher müſſen Sie mir aber eine Gefälligkeit erweiſen.“

„Ich habe Ihnen ſchon eine erwieſen. Ich habe Ihnen noch nicht das Genick umgedreht, iſt dies keine Gefälligkeit?“

„Spaß! Redensart! — Dies würde Ihnen theuer zu ſtehen kommen. Etwas Wohlfeileres! — Sie kennen den Hetzmeiſter Stadelmann?“

„Ja. Wollen Sie ſich als Hyäne engagiren laſſen? Der Platz iſt vacant. Am verfloſſenen Sonntage haben ihm die Hunde eine Hyäne zerriſſen; ich wünſche Ihnen gleiches Schickſal.“

„Bei Herrn Stadelmann wird ſtark geſpielt.“

„Wer hat Ihnen dies geſagt?“

„Ich weiß es. Ich bin wie Prinz Eugen. In Europa wurde keine Kanone losgebrannt, ohne daß der Prinz davon wußte; — ich kann ſagen, in Europa fällt keine Karte im Pharo, ohne daß ich hievon Kenntniß habe. Ich bitte Sie, machen Sie mich mit Herrn Stadelmann bekannt. — Der läßt Banken halten, welche ſicher ſind! — in die Hetze dringt keine Polizei, ſie hat auch keine Ahnung von dem Hazardiren mitten unter wilden Thieren!“

„Sie reden wie der Blinde von der Farbe! Sie glauben vielleicht gar, daß in den Rachen des Löwen die Goldſtücke geſetzt werden, daß das Beutelthier Bankier iſt, und daß Wölfe und Füchſe die Croupiers machen.“

„Nicht viel anders! Ich habe mir Manches erzählen laſſen.“

„Ich weiß nur,“ ſagte Legler mit Betonung, „daß die falſchen Spieler den Bären vorgeworfen werden. Nehmen Sie ſich in Acht!“

„Alles Eins! Dort kennt man mich noch nicht. Ich weiß die Namen aller Pointeurs, welche bei Herrn Stadelmann ſpielen. Drei Wollhändler ſind darunter, die gehen ins Feuer wie der Auerochs in das Raketenrad.“

„Gut! Ich will Sie mit Stadelmann bekannt machen.“

„Wann?“

„Heute noch!“

„Heute bring' ich Ihnen auch noch den Contract wegen meiner Frau.“

„Sie vortrefflicher Ehemann!“

„Spotten Sie nicht! Beſſer der Mann verkauft ſeine Frau, als ſie verkauft ſich ſelbſt und der Mann hat nichts davon. Adieu, ich laſſe Sie jetzt allein mit Judith. Zwar hätte ich noch Geld von ihr zu erhalten.“

„Sie, von Ihrer Frau?“

„Schändlicher, unverſchämter Menſch!“ rief ſie, nachdem ſie ihren Abſcheu und ihre Entrüſtung nicht mehr niederzukämpfen vermochte, „verlaſſe mich augenblicklich oder ich rufe die Gerichte gegen Dich an, welche mich gewiß vor Dir, Abſchaum der Scheußlichkeit, ſchützen werden!“

Teſſin lachte hämiſch.

„Madame werden ſehr beherzt in Gegenwart Ihres Ritters. Früher krochen Sie vor mir!“

Legler machte die Thüre auf.

„Herr Troßbub,“ ſagte Legler, „Sie wiſſen, was das ſagen will?“

„Ich wünſch' recht gute Unterhaltung!“ höhnte Teſſin und ſchlich fort.

* * *

„Legler!“ rief Judith ihrem Freunde zu, „in welchem Lichte erſcheine ich vor Ihnen!“

„Ich beklage Sie,“ antwortete Legler, „aber ich verdamme Sie nicht! Gott weiß, welche entſetzliche Schickſale

Sie beſtimmten, einen ſolchen Spitzbuben anzugehören. Mit uns Beiden iſt es zwar aus. Ich wüßte jetzt nicht, was ich mit Ihnen machen ſollte, aber verlaſſen werde ich Sie nicht. Ich werde Sie wenigſtens ſo ſtellen, daß Sie keinem ähnlichen Gauner mehr in die Hände fallen dürfen, aber von Leſſin müſſen Sie ſich ſcheiden laſſen. Das wird auch ſehr leicht geſchehen können. Sie müſſen nur abwarten, welche ſchriftliche Bedingungen der Medje an mich ſtellt, um Sie an mich zu übertragen — damit ſoll er uns ins Netz laufen.“

„Sie ſcheinen ihn ſchlecht zu kennen. Glauben Sie, daß jener Contract, von dem er geſprochen, von ſeiner Hand aufgeſetzt wird? So unvorſichtig iſt er nicht. — Er wird ſchon Jemand finden, welcher ihm ſeine Schrift leiht. Würde ich auf Scheidung klagen, dann würde er die Sache umkehren, dann ſpielte er den zärtlichen Gatten, würde ſchwören, ohne mich nicht leben zu können, würde durch ſeine Heuchelei Prieſter und Richter täuſchen, würde ſeine ehelichen Rechte geltend machen, würde von Wien abreiſen, mich fortſchleppen, und ich wäre noch weit unglücklicher als jetzt.“

„Um Gottes willen! Wie kamen Sie in dieſe Hände?“

„Ich lebte mit meinen Eltern in Spaa. Mein Vater war Domäneneinnehmer. Das unglückliche Spiel führte meinen Vater an die Spielbank. Leſſin hielt die Bank; mein Vater verlor ſein ganzes Vermögen an dieſen entſetzlichen Menſchen; noch mehr, da mein Vater ſeine Habe wieder zu gewinnen trachtete, griff er die ihm anvertrauten Gelder an und verlor auch dieſe. — Mein Vater, dem eine Reviſion der Caſſe bevorſtand, war in Verzweiflung. Er eilte zu Leſſin; er warf ſich ihm zu Füßen; er flehte, ihm die verſpielten Caſſengelder nur auf vierundzwanzig Stunden zu leihen, nur ſo lange, bis die Viſitation vorüber ſei; Teſſin lachte meinem Vater ins Geſicht. »Ich glaube, Herr, Sie ſind wahnſinnig!« rief er aus; »ich kenne Sie nicht. Ich habe Sie nie geſehen! Sie ſagen, Sie hätten an meiner Bank Geld verloren? — Möglich! — Ich ſehe nur auf die Karten und nie auf diejenigen, welche ſie in der Hand haben! — Um Ihnen zehntauſend Thaler zur Verhehlung eines Caſſenraubes zu geben, müßte ich toll ſein! Da käme ich ſchön an! Am Ende käme ich mit Ihnen auf die Feſtung!« — Mein Vater weinte, bat, daß es einen Berg von Erz hätte rühren müſſen, er wand ſich vor dem Hartherzigen im Staube, nichts konnte ihn bewegen; endlich lief mein Vater in wilder Angſt nach Hauſe; er holte ſeine Frau, meine Mutter, und ſeine acht Kinder, und führte ſie zu dem Unmenſchen. Ich war damals ſiebenzehn Jahre alt; wir knieten vor Teſſin nieder und baten um Barmherzigkeit! — Plötzlich warf Teſſin ſeinen Blick auf mich. — »Wenn Sie mir dieſe Ihre Tochter überlaſſen, ſo will ich auf drei Tage das fehlende Geld herleihen!« ſagte er. Meine Mutter ſchrie wie eine Wahnſinnige auf und umklammerte mich. — »Eher wollen wir ſterben! Ungeheuer!« ſchrie meine Mutter, »aber die Urſache dieſes zehnfachen Selbſtmordes ſoll in allen Zeitungen Frankreichs und Deutſchlands zu leſen ſein mit Nennung deines Namens, ſchamloſer Spieler, zum Abſcheu vor Dir, zur Warnung für Alle, welche ſo thöricht ſind, am grünen Tiſche ihr Heil zu ſuchen!« — Dies wirkte ſo weit, daß Teſſin erklärte, meine Mutter hätte ihn nicht gut verſtanden; ich ſolle nicht ſeine Geliebte, ſondern ſeine Gattin ſein; die zehntauſend Thaler ſollten meines Vaters Eigenthum, und außerdem ſollte ich ſo geſtellt werden, daß ich meine Familie noch reichlich unterſtützen könnte. — Ich faßte den heroiſchen Entſchluß, unſerem Familienjammer ein Ende zu machen; ich ergriff die Hand Teſſin's und rief: „Geben Sie die zehntauſend Thaler meinem Vater augenblicklich; ich will Ihre Frau werden; ich kann den Gram und das Elend meines alten Vaters, meiner guten Mutter, das entſetzliche Loos meiner Geſchwiſter nicht mehr mit anſehen.“ — Das Geld erfolgte — ich wurde dem ruchloſen Manne angetraut.

„Ich nenne ihn ruchlos,“ fuhr Judith fort, „denn, was er mir von dem Augenblicke an, in welchem er mich vom Altare in ſein Haus führte, zumuthete, werde ich nicht erzählen, — nicht einmal, wenn es einſt nöthig ſein ſollte — vor Gericht. Meine Wangen müßten vor Scham erglühen, und meine Zunge würde ſich ſträuben, dieſe Zumuthungen zu ſchildern. — Ich ſah augenblicklich, daß Teſſin mich nur aus Speculation gewählt; meine Jugend, meine Geſtalt ſollte am Spieltiſche die Männer verwirren, und dieſe, trunken gemacht durch alle Künſte der Coketterie, welche er mir aufgab, geplündert werden. Mit Entrüſtung wies ich dies zurück. — Zum Glücke wurde Teſſin bald nach unſerer Vermälung als falſcher Spieler entlarvt, eingezogen und verurtheilt. Als er wieder frei wurde, zwang er mich, mit ihm nach Aachen, Wiesbaden, Mainz, Frankfurt zu ziehen. Auch dort hatte er daſſelbe Schickſal. Hierauf wurden förmliche Steck- und Warnungsbriefe gegen ihn im „Allgemeinen Reichsanzeiger“ verlautbart. Wir zogen nach Ungarn; Teſſin plünderte überall den Adel und die Bürger; er wagte es, nach Wien zu kommen; hier aber hielt er nur einmal Bank, und wurde von einem Spieler, den Teſſin in Wiesbaden ausgezogen hatte, erkannt und der Polizei angezeigt. — In Wien durfte er nicht mehr ſpielen, nicht als

Bankhalter, nicht als Pointeur. Teſſin gab auch die Veranlaſſung, daß die ſtrengſten Verbote gegen das Hazardſpiel erneuert wurden. Er ſpielte auch nicht mehr; aber ein Herr Tuff, welcher ſein heimlicher Geſellſchafter war, ſpielte in ſeinem Namen; ich wurde gezwungen, als Tuff's Tochter zu figuriren. — Das Uebrige wiſſen Sie.“

„Gezwungen! gezwungen! Warum entflohen Sie dem Scheuſale nicht?“

„O, Sie kennen Teſſin nicht, ſeine Rache hätte mich vernichtet; dann geſtehe ich Ihnen, daß mich ebenfalls, wie ſo viele Menſchen, Gewinnſucht verblendete. Ich wußte genau, wer auserſehen war, geopfert zu werden, und wer begünſtigt wurde, wenn auch nur begünſtigt, um dann, wenn er beherzt geworden, deſto mehr zu verlieren. Ich ſpielte immer heimlich. Ich fand immer Jemand, der für mich eine Handvoll Ducaten auf meine Rechnung ſetzte; auch Sie, guter Legler, thaten dies! — Auf dieſe Weiſe gewann ich ein kleines Vermögen; ich gewann auch ſo viel, meine Familie ſehr anſtändig zu unterſtützen. Dies Einzige ließ ich mir zu Schulden kommen, ſonſt nichts, weder als Gattin, noch im Leben. Verdammen Sie mich nun, erwägen Sie aber auch, daß ich dies that, um wenigſtens einen Nothpfennig zu haben, wenn Teſſin früher oder ſpäter ſein Schickſal ereilen ſollte!“

„Um mich über das Letztere hinausſetzen zu können,“ erwiderte Legler, „bin ich vielleicht nicht klug genug. In mir ſagt eine Stimme, daß es beſſer wäre, wenn Sie auf ſolche Weiſe nichts gewonnen! Doch wird es nicht Hunderte, nein, nicht Tauſende geben, welche in Ihrer Lage nicht auch ſo gehandelt hätten? — Ich will keinen Stein gegen Sie aufheben, eigentlich haben Sie nur ſchlechte Kerle überliſtet! — Vielleicht ſoll man in Geldſachen auch dies nicht. Ich habe es ſchon geſagt, ich bin mir nicht geſcheid genug! — Machen Sie nur jetzt einen Abſchnitt. — Ich hab' es Ihnen verſprochen, daß ich für Sie ſorge und kein Opfer ſcheue, Sie den Klauen des Satans zu entreißen.«

Legler wollte noch etwas ſagen, allein er hielt inne.

Er ſah Judith lange an.

Seine Empfindung, der Kampf, der in ihm vorging, preßte ihm Thränen aus den Augen.

»Verzeihen Sie,« ſagte er, »aber ich habe jetzt ein Gefühl, als wenn mir meine beiden Eltern geſtorben wären. Ich verliere Sie; Sie ſind die Frau eines Andern, und was für ein Menſch iſt dieſer Andere! — Ich bitte Sie, wenn Sie von dieſem entſetzlichen Menſchen loskommen, ſo rutſchen Sie von der Schulenſtraße angefangen bis nach Mariazell auf den Knieen, und beten Sie zu der Gebenedeiten, die Sie aus dem größten Drangſal, das einen Menſchen treffen kann, erlöſt hat! — Ich gehe heute noch nach Mariahilf zur heiligen Mutter Gottes, und bete dort für Sie!«

»Ich gehe mit Ihnen, und werfe mich mit Ihnen vor dem Gnadenbilde nieder!«

»Nein, nein, wir können nun nicht mehr mitſammen gehen! — Sie ſind eine verheiratete Frau, ich bin ledig! — Ich gehe nach Mariahilf! — gehen Sie nach Mariatroſt, Hilfe und Troſt brauchen wir alle Zwei.

»Eins will ich Ihnen verſprechen,« fuhr Legler nach einer Pauſe fort, »heiraten werde ich nicht! — Mein Leben nicht! — Die Legler ſollen ausſterben wie die Karthäuſer, daran liegt auch nichts! — Wenn Sie aber einmal Witwe werden, und ſollten Sie ſchon achtzig Jahre alt ſein und ich ſollte noch leben, und Sie ſich keinen Geſcheideren wiſſen, als mich — ich bin da!«

Judith konnte ſich nicht länger zurückhalten, ſie fiel Legler um den Hals und weinte heftig.

»Sie guter, edler Menſch!« rief ſie. »Was für ein Herz, und wie moraliſch gut ſind Sie!«

»Moraliſch? — Nu ja! Es muß gleich gut ſein, ich habe ſchon auch in meinem Leben manchmal unmoraliſche Stunden gehabt, aber an fremdem Gut hab' ich mich nie vergriffen. — Leben Sie wohl, Judith! — Ich ſtürze mich jetzt gerade in eine recht viehiſche Zerſtreuung hinein! Heute iſt Freitag, heute iſt Ochſentheilung! Ich war ſchon lange bei keiner. Die Hetz und die Ochſentheilung habe ich dem Zahlheim zu liebe laſſen müſſen, aber heute kann ich mir nicht helfen! Heute muß ich ein recht wildes Thier hetzen ſehen; ich muß mir einbilden, es iſt der gewiſſe Herr, dem der Teufel Ihre Hand, liebe Judith, »zugeſchanzt« hat! Hernach geh' ich zu Herrn Stadelmann und recommandir den Herrn Teſſin. Ich muß ja ſeine erſte Bedingung erfüllen, ſonſt laßt er Sie nicht los!«

Legler wollte Judith an ſich drücken, beherrſchte ſich aber; er küßte ihr die Hand und eilte fort.

* * *

Legler ging wirklich zu der ſogenannten Ochſentheilung, welche rohen, abſcheulichen Anhängern der damals, namentlich durch das Schauſpiel der Hetze cultivirten Thierquälerei ein wahres Seelengaudium bereitete.

Aeltere Leſer in Wien erinnern ſich vielleicht noch an dieſes ſchmachvolle Spectakel, welches auf der Landſtraße vor dem Invalidenhauſe, in jeder Woche, an den Tagen, an welchen die ungariſchen Ochſen nach Wien getrieben wurden, ſtattfand.

Auf jenem Platze wurden in großen, aus maſſivem Holze erbauten Ständen ganze Heerden von Hornvieh abgetheilt. Sie wurden nach ihrer Größe, ihrem Gewicht, ihrer Kraft und Wildheit abgeſondert; die Fleiſchhauer von Wien führten dieſes koloſſale Spectakelſtück auf; ihre Knechte waren die Regiſſeure und die Ochſen und die Hunde die Schauſpieler.

Die Knechte waren damals kanibaliſche Beſtien; heut zu Tage quälen ſie das arme Thier nicht mehr ſo grauſam und muthwillig, aber in jener Zeit gehörte es zum Tone, mit einer Art Raffinement die Ochſen bei lebendigem Leibe zu ſchinden. Hiebe mit ungeheuren Knitteln auf den Kopf, auf die Naſe, auf die Ohren, ja ſogar auf die Augen der armen Schlachtopfer dienten nur dazu, ſie immer wilder zu machen. Wenn ſie dann brüllten vor Schmerz und Wuth, wenn ſie der abſcheulichen Qual zu entrinnen vergebens ſich bemühten, dann wurden erſt die Fanghunde, in der Größe wie kleine Pferde, auf ſie los gelaſſen und gehetzt, bis ſie von vielen hundert Hundezähnen zerfleiſcht, mit zerfetzten Ohren, zerriſſenen Naſenlöchern dem Spaße, dem Gejohle, dem Hurrah des Publicums zum Opfer fielen, bis die Hunde ſie niederriſſen, dann wurden ſie gebunden und auf die Schlachtbank geführt.

Das Publicum? Gewiß, es war ein Publicum da; ein großes Publicum, aber nicht etwa ein Publicum aus Schuſterjungen, aus ſogenannten „Strabanzern“ und „Kappelbuben,“ Holzſcheibern und Abdeckergeſellen beſtehend, nein, aus anſtändig gekleideten Herren und Damen; freilich bezieht ſich das Wort anſtändig nur auf die Anzüge.

Da ſah man ſo recht den Pöbel in eleganter Tracht und in Federhüten.

Da ſtanden ſie ſcharenweiſe auf den zwei Klafter hoch aufgeſtellten Balken der Ochſenſtänder, jeden Augenblick der Gefahr ausgeſetzt herabzuſtürzen.

> „Zwiſchen den Ochſen und den Rüden, allein
> mitten hinein!“

Damals gab es für den Wiener Pöbel eigentlich nichts Seligmachenderes, als ſolche Spectakel.

Perinet läßt ſeinen Prinz Schnudi ſagen:

> „Eine Execution, Ochſentheilung, Hetz' und Grammelſterz
> Das ſind die „vier Ding“ für ein empfindſam's Herz!“

In der Leopoldſtadt lebte ein Magiſter der Chirurgie, ſpäter wurde er Arzt in einem Verſorgungshauſe; ein Mann, den ſein Wiſſen und ſeine Praxis auszeichnete; dieſer gute Magiſter fehlte bei keinem ſolchen Spectakel. — Er hielt ſich ein halb Dutzend Fleiſcherhunde, welche jede Woche einen Ochſen verzehrten; die Hunde und die Erhaltung derſelben koſteten dem Manne eine namhafte Summe, das genirte denſelben nicht im mindeſten; denn der Hochgenuß, das Rindfleiſch lebendig zerfleiſchen zu ſehen, ging ihm über Alles.

Wenn er ſeine Officin verließ, umſtanden dieſelbe gewöhnlich ein Rudel alter Weiber und Dienſtboten, um den Herrn Magiſter zu Patienten abzuholen.

„Herr Primſengruber,“ rief die Eine, „Sie möchten augenblicklich in die Tandelmarktgaſſe kommen, ein Ziegeldecker iſt vom Dach gefallen und hat ſich den Fuß gebrochen.“

„Soll warten, der Hallunk! Der Fuß wird ihm nicht wegfallen; ich muß zur Ochſentheilung!“

„Herr Primſengruber!“ flehte ein Anderer, „der Wirth von den „fünf Lerchen“ in der Herrngaſſe hat ſchon wieder ſeine Windkolik.“

„Setzt ihn derweil in ein Bad, bis ich zurückkomme von der Ochſentheilung!“

„Herr Primſengruber!“ bat eine Dritte, „die Frau Hufſchmiedin iſt recht ſchlecht!“

„Sie war nie gut, die Xantippe! Vielleicht wird ſie beſſer, bis ich von der Ochſentheilung retour fahr'.“

„Herr Primſengruber, die Käsſtecherin kann nicht entbinden!“

„Das ging mir noch ab! in dem Augenblicke, wo drei Carliſche Stier' gehetzt werden. Ich hab' auf den ſchwarzen gewettet, daß er wenigſtens vier Hunden den Bauch aufreißt.“

Und nicht mehr zurückhalten ließ ſich der Herr Magiſter, warf ſich ſchnell in einen einſpännigen kleinen Flechtenwagen, verſetzte ſeinem Pferde ſo tüchtige Hiebe über den Kopf, daß es ausſchlug, pfiff ſeinen ſechs Hunden, ſchrie: „Sultel! Blaſſel! Murl! Packan! Scheckel! Rammel!“ und fuhr im Galopp über die Schlagbrücke, trotz des Zurufes der Schildwache: „Langſam fahren!“ von ohrenzerreißendem Hundegebelle begleitet.

Ein anderer Ochſentheilungsfreund, ein Silberarbeiter vom weißen Hahn auf der Landſtraße, wurde von frechen Dieben — in einem Jahre dreimal in jenen Tagesſtunden, in welchen er ſich bei der Ochſentheilung befand, und in der Eile ſeinen Laden nicht vorſichtig genug geſchloſſen hatte, förmlich ausgeraubt.

Der größte Verehrer und Anhänger der Ochſentheilung war aber der, im Joſephſtädter Theater unter Carl Meyer's Direction engagirte erſte Liebhaber und Held, Seefeld; als Schauſpieler ſelbſt ein Ochſe, weil noch nie ein Bühnenglied in ernſten Rollen ſo komiſch war, wie er. Seefeld hatte nemlich die Gewohnheit, um, wie er ſich einbildete, ein wohlklingenderes Deutſch zu ſprechen, vor der Sylbe „en,“ wenn ſie am Schluſſe eines Wortes vorkam, ein t einzuflechten. So ſagte er nie gehen, ſondern gehten, nie trinken, ſondern trinkten, nie laufen, ſondern lauften; die Ochſen nannte er daher auch Ochſten. — Dieſer große, geiſtvolle Mime kam nie zu einer Probe, wenn eine Ochſentheilung ſtattfand; er bezahlte lieber die empfindlichſte Geldſtrafe.

Wurde eine Ochſentheilung in den Nachmittagsſtunden verlautbart, ſo verſäumte er auch den Anfang der Vorſtellung im Theater. Einſt ließ er bis acht Uhr auf ſich warten. Das Publicum nahm dies ſehr übel.

Auf der Gallerie ſchrie Einer:

„Aufziehen! Sägen (ſehen) woll'n mir was!“

Ein Anderer lärmte:

„Director außa (heraus)! Urſach ſag'n warum nit g'ſpült wird!“

Der Director erſchien und verkündigte:

„Herr Seefeld iſt noch nicht erſchienen. Wenn er nicht krank geworden, iſt er ſicher auf der Landſtraße. Heut iſt Freitag. Heute kommen die Hörndler an. — Sie verſtehen mich ſchon!“

Das Publicum wurde über dieſe Entſchuldigung noch ungeſtümer.

Endlich erſchien Herr Seefeld in der Garderobe, zog ſich ſchnell um, ließ den Verhang aufziehen und trat als

Hugo, Graf von Coſſener im „rächenden Gewiſſen“, geſchmückt mit dem Federbarret und dem rothen Rittermantel, über einem ſchwarzen Wamms und ſchwarzen Tricots, mit Flitter beſchlagen, vor.

Er verneigte ſich dreimal.

Dann warf er der dritten Gallerie Kußhändchen zu.

Endlich ſprach er:

„Verehrungswürdigſte!

„Wer von Ihnten war je bei einer Ochstentheilung, ohne ſich koſtbar zu amüſirten. Ich war heute zu gegten. — Der Fleiſchhacker Bruho von der Laimgrubten ließ drei der größten ungariſchten Ochsten hetzten. Allen dreiten hat der Blaſſel von der Haltergaßten die Ohrten ausgerißten. — Verehrungswürdigſte, dies die Urſachten meines Verſpätetens. Ich bitte um Verzeihten!“

„Bravo!“ rief das Publicum. Und die Vorſtellung wurde mit großem Beifalle aufgenommen. Seefeld achtmal vorgerufen.

Zu einem ähnlichen Spectakel eilte auch Legler, um ſich zu zerſtreuen.

Die Fleiſchhacker Wiens, ihre Söhne und Knechte kamen dem lange Vermißten mit einem ſo großen Freudengeſchrei entgegen, daß ſogleich eine Schar ſo eben herbeigetriebener Spießer ſcheu wurde.

„Siehſt Du,“ redete ein anderer junger Fleiſchek, genannt der Fiſcher-Franzl, Legler an, „ſogar die Ochſen macht die Seltenheit deiner Gegenwart ſtutzig und ſie reißen aus.“

„Laß mich mit deinen Complimenten,“ erwiederte Legler. „Zeig mir lieber die Ochſen, die heute gehetzt werden. Ich muß mich zerſtreuen.“

»Sie gehören dem Helſeneder vom Hundsthurm, und werden augenblicklich mit ſpitzigen Stecken geſtochen, damit ſie recht wild werden!«

Legler kletterte auf einen der umfangreichſten Ständer.

Die armen Thiere brüllten bereits vor Schmerz, weil die unbarmherzigen Fleiſcherknechte ſie auf die abſcheulichſte Weiſe gemartert hatten.

Nun erſtieg ein Junge, der einen Strohmann mit rothem Papier überzogen hatte, auf den oberſten Balken. An einer Schnur befeſtigt, ließ er den Popanz unter die geängſtigten Thiere.

Jetzt ging's an.

Die Ochſen, durch die rothe Farbe in Wuth gebracht, ſtürzten auf den Strohmann los.

Es erhob ſich nun ein Geſchrei von mehr denn tauſend Stimmen, ein »Huſſah!« »Bruho!« »Hararbar!« als ſollte die Welt zu Grunde gehen, dazu kam noch das Gebell und Geheul von nahe an hundert Hunden der allergrößten Gattung.

Dieſe Hunde wurden von eben ſo vielen Hetzdilettanten mit Gewalt zurückgehalten und ihre Luſt, die zweihörnigen Gegner zu bekämpfen, immer toller gemacht.

Dieſe Hetzdilettanten, nicht Fleiſcher, ſondern, wie ſchon bemerkt, Racaille in den eleganteſten Anzügen, fingen nun an wie toll zu raſen:

»Faß, Sultel! Pack an, Mannl! Huß, huß, Nero! Brr, Hector!« Die Hunde wurden auf einmal losgelaſſen.

Auf den erſten Anlauf ſchleuderten ſchon die drei Ochſen ein Dutzend Hunde ſechs Schuh hoch in die Luft oder über die Barrieren, andere Hunde wurden jämmerlich geſpießt, niedergetreten oder ſo grauſam zerfleiſcht, daß ſie ganz kampfunfähig wurden; die ſtärkeren und gewandteren Hunde hingen aber, da ſie ſich feſt in den Ohren der Schlachtthiere »verbiſſen« hatten, an denſelben, andere an den Beinen, am Halſe, ein anderer Theil an dem Schweiſe der Ochſen, und nun ſtrengten ſich die unglücklichen Opfer an, ſich von den Zähnen ihrer Peiniger los zu machen, aber die Dilettanten, durchaus nichtswürdige Schufte, welchen die Thierquälerei die höchſte Luſt gewährte, riefen ihren Hunden unaufhörlich zu: »Huß! Huß!« Oft lagen die Ochſen ermattet auf der Erde aus zahlloſen Wunden blutend, die Hunde ſelbſt hatten Mitleid und wollten den Kampfplatz verlaſſen, aber das nichtswürdige Geſindel, lauter angehende Raubmörder, prügelte die Hunde ſo lange, bis ſie wieder in die Barrieren drangen und neuerdings ein Stück Fleiſch den ohnehin ſchon zerfleiſchten Hörnerträgern oder etwa gar die Eingeweide aus dem Leibe riſſen.

Legler glaubte, er könnte an ſolcher Roheit ſich noch ergötzen, aber es war nicht ſo. Obgleich groß gezogen bei ſolchen Abſcheulichkeiten, wendete er ſich doch ab, ſprang herab von ſeinem Standplatze und verwünſchte ein Schauſpiel, an welchem ſich nur das entartetſte Menſchenherz ergötzen konnte.

»Wo willſt Du hin?« fragte ihn ſein Jugendgeſpiele der Fiſcher-Franzl.

»Fort,« antwortete Legler: »ich kann dieſes barbariſche Vergnügen nicht mehr mit anſehen, und ſchäme mich daß ich es je gekonnt.«

Er eilte fort und kümmerte ſich wenig darum, daß er von einem ganzen Rudel elender Burſche, Burſche, die auf den Promenaden die Dandys ſpielten, verlacht wurde.

Seinen Weg nahm er ſchnurſtracks zu Stadelmann, der zwar als Hetzmeiſter von der Thierquälerei lebte, aber doch kein ſo mechantes Gemüth hatte wie die nichtswürdigen Liebhaber, deren Zahl Legion war, bei der Ochſentheilung.

Zur Freude aller honnetten Menſchen wurde in Wien die Ochſentheilung — zwar ſpät — aber endlich doch auf ausdrücklichen Befehl des Kaiſers Franz abgeſchafft. Die nächſte Veranlaſſung gaben wohl die vielen Unglücksfälle und wahrhaften Jammerſcenen. Im Jahre 1806 ſetzte ein wüthend gemachter Ochſe über einen anderthalb Klafter hohen Stand, verwundete gewiß dreißig Menſchen lebensgefährlich, rannte Frauen und Kinder in der Hauptgaſſe der Landſtraße nieder und ſpießte einen zufällig daherkommenden Reiter ſammt dem Pferde. Dies waren die letzten Segnungen des für Schinder und Abdecker zu ſchlechten Spectakels der Ochſentheilung.

Als Legler bei dem Hetzmeiſter Stadelmann eintrat, ſaß dieſer gerade bei Tiſche und referirte ſeinen Actionären:

„Das Jahr 1785 war für die Hetzentrepriſe ein beſonders günſtiges und warf einen Reingewinn von fünfundſiebenzig Procent ab.“

Stadelmann war in roſenfarbener Laune; ſeine Actionäre waren mit ihm zufrieden und votirten ihm augenblicklich ein Geſchenk von zweihundert Ducaten, welches bei einem fünfzehnprocentigen Antheil von den Bruttoeinnahmen und einem Honorar von zwanzig Ducaten, wenn er ſich dem Grimme des Feuerbären ausſetzte, oder einem Honorar von fünfundzwanzig Ducaten, wenn er dem Feuerſtier „den Fang gab“ (ihm auf dem Hetzplatze ein Stilett in die linke Seite ſtieß, damit der Stier augenblicklich ende), oder von zehn Ducaten, wenn er auf einem gehetzten Ochſen ritt, dann bei einem Gehalte von zweitauſend Gulden, ein acceptables Geſchäft war.

Als Stadelmann Legler ſah, lief er auf ihn zu, hieß ihn willkommen und lud ihn zur Beſichtigung des neuen Löwen ein, welchen die Actionäre ſo eben aus London kommen ließen und der viertauſend Gulden gekoſtet hatte.

Allein Legler lehnte dies ab.

»Ich bin eilig,« ſprach er, »und habe nur ein Anſuchen vorzutragen. Es hat mich nemlich Jemand erſucht, bei Ihnen die Bitte anzubringen, daß dieſer Jemand an Ihren »Hazardſpielen« theilnehmen dürfe.«

»Wer iſt dieſer Jemand?«

»Es iſt kein Geheimniß. Sein Name iſt Leſſin.«

»Iſt er reich.«

»Gewiß.«

»Wenn er verliert, ja ſelbſt bedeutend verlieren ſollte, ſetzt ihn dies in keine Verlegenheit?«

»Durchaus nicht.«

»Iſt er verſchwiegen?«

»Wie das Grab.«

»Wird er uns unter keiner Bedingung angeben?«

»Nein.«

»Laſſen Sie ihn kommen. Daß man ihn morgen einlaſſe, hat er nur Ihren Namen und die Worte: »Das letzte Rendezvous« zu ſagen.«

»Sie fragen mich ſonſt nichts? Sie verlangen keine weitere Auskunft über ihn?«

»Welche Auskunft? Er hat Geld, er will ſpielen; Verluſte geniren ihn nicht; er wird uns nicht denunciren, Sie ſchenken ihm Ihr Vorwort, das iſt uns genug.«

„Ich ſetze den Fall, er wäre kein honetter Menſch, er ſuchte den Banquier oder die Pointeurs zu betrügen.“

„Das iſt unmöglich.“

„Unmöglich?“

„Bei uns unmöglich. Einer, der als Unbekannter bei uns ſpielt, wird von hundert Augen bewacht. In die Decke unſeres Saales habe ich Löcher ſchneiden laſſen und dort Aufſeher poſtirt.“

Legler lachte. „O weh!“ ſagte er.

„Für den falſchen Spieler wäre es „O weh,“ für uns nicht. — Herr Teſſin würde von meinen Leuten ſo durchgebläut, daß er wochenlang kein Kartenblatt in die Hand nehmen könnte.“

„Wenn Teſſin falſch ſpielen ſollte, ſo wäre dies nur verdient. — Ich werde ihn warnen. Die Parole iſt: „Das letzte Rendezvous?“

„Und die Stunde eilf Uhr Nachts. Der Mann, dem er die Parole abgibt, wird ihn in den Spielſaal führen. Machen Sie Herrn Teſſin aufmerkſam, daß er ſich von demſelben Manne, wenn er das „Pharo“ verläßt, wieder fortführen laſſe. Er möchte ſich ſonſt nicht zurecht finden. Beleuchten können wir nur ſehr wenig. Das Amphitheater iſt zu feuergefährlich.“

Legler empfahl ſich.

„Jetzt möchte ich wiſſen,“ dachte Legler, als er das Hetzhaus verließ, „wo ich Teſſin finde. Ich möchte ihm ſagen, daß ihn Stadelmann angenommen habe, ich möchte ihn auch warnen, daß er hier keine Spitzbübereien wage und — was die Hauptſache iſt — ich möchte am allerliebſten erfahren, welche — Bedingungen — ach, Gott, da fällt mir Judith wieder auf's Herz! — Judith, die mich ſo glücklich hätte machen können und mich jetzt — ſo beiſpiellos unglücklich macht.“

In ſeinen Gedanken verloren, ſchlug Legler wieder den Gang nach der Stadt ein, unwillkürlich zog es ihn dahin.

Als er gerade an der Mauer des Hetzgebäudes hinaufging und bereits den Gartenraum des Wirthshauſes zum „Kegl“ (das ſich noch hier befindet) betrat, ſtand Teſſin vor ihm.

„Ihr habt mich lange warten laſſen,“ ſagte Teſſin. „Ich bin Euch von ferne gefolgt und wollte ſehen, ob Ihr Wort haltet.“

„Ich halte immer Wort,“ verſetzte Legler, „aber das Nachſchleichen hätten Sie ſich erſparen können. — Hätte ich dies bemerkt, ſo würde ich's Ihnen unmöglich gemacht haben; ich bin nicht Zahlheim, der Ihr ewiges Auflauern duldet; wenn Sie mir noch einmal nachſchleichen, haben Sie auf jeder Seite Ihres Leichnams um drei Rippen weniger.“

„Droht doch nicht immer! Wir kommen ja jetzt durch meine Frau in nähere Berührung! Eine Gattung Schwager! — Wie?“

„Auf dieſe impertinente Bemerkung gehörten wenigſtens einige ſolche Ohrfeigen, daß Sie ſich im Taubſtummeninſtitut als jüngſten Zögling einſchreiben laſſen müßten. — Ich kann Sie nicht begreifen, wie Sie ſich immer mit geladenen Gewehren ſpielen mögen; unverſehens können ſie losgehen —“

„Mit geladenen Gewehren? — Wie verſtehe ich dies?“

„Ich meine, meine beiden Arme, die ſind immer geladen! Spielen Sie ſich nicht mit mir, denn meine Doppelcarabiner zerſchmettern Ihnen die Naſe!“

„Sie unvergleichlicher Spaßvogel! — Nun, wie iſt's, nimmt mich Herr Stadelmann an?“

„O ja.“

Legler erzählte nun, was der Leſer ſchon weiß.

Nachdem er Teſſin auch das Schlagwort mitgetheilt, das er zu ſagen hatte, um Einlaß zu erhalten, warnte er ihn, nicht falſch zu ſpielen.

„Falſch ſpielen,“ ſagte Legler, „dürfen Sie nicht!“

„Das werde ich auch nicht, wenn ich aber wollte, ſo könnte man mir auf jeden Finger ein Wachslicht kleben und ein ſchlauer Aufpaſſer würde nichts bemerken.“

„Ich habe Sie gewarnt,“ ſetzte Legler hinzu. „Wenn Sie dennoch Ihrer Schlechtigkeit nicht entſagen, ſo habe ich an den Folgen keine Schuld.“

„Da Ihr Wort gehalten, ſo halte ich ebenfalls Wort,“ ſagte Teſſin. „Hier ſind die ſchriftlichen Bedingungen, gegen welche ich Euch meine Frau abtrete.“

„Und ſich gerichtlich von ihr ſcheiden laſſen?“

„Das verſteht ſich.“

Legler entfaltete das ihm überreichte Papier.

„Ich bitte dieſe Schrift nicht in meiner Gegenwart zu leſen.“

„Ihre Forderungen ſind gewiß recht unverſchämt.“

„Ja.“

„Sie ſagen es ſelbſt, daß ſie unverſchämt ſind?“

„Warum ſoll ich es läugnen? Ich habe zuviel in der Welt gelebt und erfahren, als daß ich nicht wiſſen ſollte, daß die Unverſchämtheit es weiter bringe, als die Verſchämtheit. Ich richte mich nach der Welt.

„Leſet dieſen meinen Contractsentwurf,“ hub Teſſin nach einer Weile wieder an, in Gegenwart meiner Frau durch. Berathet Euch mit ihr. Drei Tage habt Ihr hierzu Zeit.“

„Und in dieſen drei Tagen werden Sie Ihre Frau nicht durch Ihre Beſuche maltraitiren?“

Teſſin bedachte ſich einen Augenblick.

„Nein,“ ſagte er, und entfernte ſich dann.

X.

In der Wohnung Judiths.

Mit den Propoſitionen in der Hand, welche Teſſin dem „Don Sebaſtian“ übergeben, trat dieſer bei Judith ein.

Er fand ſie mit einem Briefe beſchäftigt, den Judith ſo eben geſchrieben und auf dem Couverte mit der Adreſſe verſehen wollte.

Schnell warf ſie ihr Taſchentuch über den Brief.

Sie ſtand vom Schreibtiſche auf und kam Legler mit den Worten entgegen:

„So ſoll ich Sie doch noch einmal ſehen!“

„Ich muß wohl kommen, obgleich ich, wie zu bemerken, zu einer ungünſtigen Stunde erſcheine. Sie haben wohl einen Brief abzuſenden, der etwas ganz Anderes betrifft, als meine Angelegenheit.“

„Ich ſchrieb an meine Eltern.“

„Ich habe nicht hiernach zu fragen,“ bemerkte Legler mit ſichtbarer Verſtimmung. „Wenn Sie Ihr Schreiben vor mir auch nicht verborgen hätten, ſo würde ich es doch nicht zu ſehen verlangt haben.“

„Wünſchen Sie auch nicht den Inhalt desſelben je zu erfahren!“

Legler pikirte dieſe Aeußerung noch mehr.

„So?“ ſagte er. „Es ſcheint, daß er mich verletzen würde. In Gottesnamen! Sie haben Recht! Sie werden in Kurzem ſo frei ſein wie ein Vogel in der Luft. Wenn ich dieſe Schrift unterzeichne, läßt ſich Herr Teſſin von Ihnen ſcheiden; von mir werden Sie ebenfalls Ruhe haben, da ich nie mit einer Frau werde Umgang haben, der ich nicht meinen Namen geben kann. Ein Dritter iſt nun wohl zu erhaſchen. — Ich wünſche vom Herzen Glück.“

Judith ſchmerzten dieſe Worte.

„Leſen Sie dieſen Brief!“ ſagte ſie auf das Empfindlichſte gekränkt.

„Um keinen Preis!“ betheuerte Legler, „ich habe jetzt ganz etwas Anderes zu leſen. Die Bedingungen des Herrn Gemals, unter welchen er auf Ihren Beſitz verzichtet. Geben Sie mir eine Feder, ich unterſchreibe ſie „ungeſchaut,“ mag er von mir fordern, was er will.“

„Nur keine Unbeſonnenheiten!“ mahnte Judith. „Sie wollen mich von einem ruchloſen Manne befreien, Gott ſegne Sie dafür; aber wenn dies große Opfer koſten ſollte, Opfer, gegen welche ſich Vernunft und Herz ſträuben müßten, ſo bewahre mich der Himmel dafür! — Geben Sie mir den Entwurf meines Gatten. Ich will ihn leſen.“

Legler reichte ihr denſelben hin.

Sie warf einen Blick in den Brouillon.

„Dacht' ich's doch,“ ſagte ſie, „das iſt nicht die Handſchrift Teſſin's. — Gleichviel! — Welche unerhörte Bedingungen ſtellt er denn?«

»Nr. Eins,« las ſie: »Da ich wohl einſehe, daß ich mit meiner Frau, Judith, gebornen von Hellenau, in fernerer Harmonie nicht mehr zu leben im Stande bin, und ſie dasſelbe ebenfalls fühlt, ſo willige ich, auf ihren ausdrücklichen Wunſch, in eine gerichtliche Scheidung, aber nur wenn ſie mir

»Nr. Zwei die zehntauſend Gulden ſammt zehn Precent Intereſſen, die ich vor Jahren ihrem Vater geliehen, bar bei Unterfertigung dieſer Urkunde zurückſtellt.

»Nr. Drei mir, ſo lange ich lebe, ſechstauſend Gulden ausbezahlt, und zwar immer am 1. Jänner eines jeden Jahres in Vorhinein, möge ich mich in Europa oder außer Europa befinden.

»Nr. Vier, da ich noch in einer Abrechnung über »anvertrautes« Geld mit ihr ſtehe, ſo will ich auf dieſe Abrechnung verzichten, wenn ſie mir, abermals bei Unterfertigung dieſer Schrift, ein Pauſchale von eintauſend Ducaten bar ausbezahlt.

»Nr. Fünf. Da ich wohl weiß, daß meiner Frau die hier angedeuteten Summen nicht zu Gebote ſtehen, ſo nehme ich den, von ihr vorgeſchlagenen Bürgen und Zahler, Herrn Sebaſtian Legler, Sohn eines bürgerlichen Fleiſchhauers und Beſitzer der Häuſer Nr. 14, 15, 16, 17, 18 in der Weißgärber-Vorſtadt und des Hauſes Nr. 10 in der Vorſtadt Erdberg, genannt zu den »zwei weißen Schuhen«, gerne an, bedinge mir aber, daß alle hier angeſprochenen Geldbeträge bis zu ihrer Tilgung auf dieſen ſämmtlichen Realitäten gerichtlich vorgemerkt werden ſollen.«

»Kein Wort weiter!« rief Judith. »Dies die Antwort,« ſagte ſie und zerriß die Schrift. »Herr Legler, theilen Sie meinem Manne mit, daß ich dieſe impertinenten Forderungen verworfen. — Eher will ich dem entſetzlichſten Loſe entgegengehen, als Sie und Ihre braven Eltern in ſolche Conflicte bringen!«

»Hat er denn noch mehr Bedingungen?« fragte Legler.

»Noch eine ganze Seite voll!« erwiederte Judith. »Wer kann das leſen, ohne außer ſich zu gerathen!«

»Sie hätten dieſe Schrift nicht zerreißen ſollen,« meinte Legler. »Vielleicht wäre doch eine Vermittlung möglich geweſen.«

»Keine Vermittlung!« entgegnete Judith in höchſter Aufregung. »Unterhandeln Sie mit Straßenräubern, die bereits ihre Dolche gegen Sie zücken, und es wird Ihnen leichter werden, ein menſchenfreundliches Reſultat zu erreichen. Ich bin einig mit mir. — Ich verlaſſe Wien und Niemand ſoll mehr, auch Sie nicht, guter Legler, ein Wort von mir hören!«

Legler ſah Judith bedeutungsvoll an.

»Sie wollen fort von hier? Ich ſoll nie mehr ein Wert von Ihnen hören? — Jetzt wird's mir klar, was jener Brief, den Sie ſo ängſtlich vor mir verbargen, enthält. Es iſt Jemand, auf deſſen Beiſtand und Schutz Sie rechnen können, Jemand, der ſchon längſt Ihr Herz gewonnen. — Sie könnten mich zwar, hinſichtlich meines Ihnen gegebenen Wortes, veranlaſſen, daß ich den Contract mit Teſſin, Ihre Scheidung erzweckend, unterzeichnete, und ſich dann doch demjenigen in die Arme werfen, der vor mir den Vorzug erhalten, aber dazu ſind Sie doch zu ehrlich. — Ich danke Ihnen.«

„Dieſer Brief iſt es, der Sie beunruhigt? Die Unſchicklichkeit, mit welcher in dieſen Brief Ihren Augen entziehen wollte, veranlaßt Sie, Nachtheiliges von mir zu glauben; — ich verdiene dieſe Strafe, aber auf eine für meine aufrichtigen Geſinnungen nachtheilige Weiſe beurtheilt zu werden, kann ich nicht auf mir haften laſſen. Es wird mir zur Ehrenſache, daß Sie dieſen Brief leſen. Wenn Sie etwas darin finden, was Sie unangenehm berühren ſollte, ſo iſt dies immer beſſer, als wenn Sie mich als eine Verrätherin an Ihrem edlen Herzen bezeichneten. Leſen Sie dieſen Brief, ich beſchwöre Sie; meine Ehre erfordert es, daß Sie dieſen Brief leſen!“

„Wenn Sie es durchaus wünſchen,“ verſetzte Legler, „ſo bin ich ſo frei.“

Er entfaltete den Brief.

Er las.

Er las mit immer größerer Spannung.

Er las den Brief zu Ende. Thränen traten ihm in die Augen, Freudenthränen! — Im Uebermaß ſeines Glückes drückte er Judith an ſein Herz.

„Und wenn der Papſt noch einmal nach Wien kommt, und mich mit ſeinem Bannfluch belegt, ſo umarme ich Sie! — Ja, was ſag' ich, der heilige Vater könnte mich ja nicht einmal verdammen, wenn ich dem edelſten Weibe der Welt meine Verehrung für ihre vortreffliche Geſinnung bezeigte.“

Legler las laut:

„Liebe Eltern, immer haben Sie mir eingeprägt, daß ich trotz des Unglückes, mich an einen verabſcheuungswürdigen Mann verheiratet zu haben, meine Rechtſchaffenheit und die Reinheit meines Herzens bewahren ſolle. Möge Teſſin alle Laſter eines verderbten Gemüthes beſitzen, ſchrieben Sie mir ſo bleibe es dennoch meine Pflicht, honnet an ihm zu handeln und jedem Verſucher eiſenfeſt zu widerſtehen. — Die härteſte Prüfung habe ich jetzt beſtanden; — ein Mann nahte ſich mir, redlich wie wenige; zwar nur einem rohen Gewerbe angehörend, ein Mann ohne Politur und Feinheit — aber ehrlich und bieder, und von einem Herzen, wie es kein zweites gibt. — Ich liebe ihn; er liebt mich wieder. Dieſer Mann. Legler iſt ſein Name, will Summen opfern, um mich von Teſſin los zu bringen, aber ich nehme ſeine Opfer nicht an. Lieber will ich jedes Ungemach ertragen, als die Hand bieten, einen ſo rechtlichen Menſchen wie Legler um Summen zu bringen, die ihn doch nicht dahin führen könnten, mich ſeine Frau zu nennen. Teſſin will mich förmlich verkaufen; dieſe Schamloſigkeit reißt mich für immer von ihm los. Ich entferne mich heimlich von Wien und flüchte nach Holland zur Schweſter meiner guten Mutter; dort weile ich unter einem fremden Namen, und weder Teſſin noch Legler ſollen je wieder von mir hören!«

»Jetzt«, rief Legler aus, »kann die Welt zu Grunde gehen! Jetzt, Judith, laſſe ich nicht mehr von Dir! — Ich eile nach Hauſe und bitte Vater und Mutter auf den Knieen, daß ſie Alles verkaufen, Häuſer und Gärten, Gewerbe und Gerechtſame, und mit mir und Dir nach Holland reiſen und dort bleiben, bis es Gott gefällt, uns alle abzuberufen, — aber deine Ehrbarkeit, Judith, ſoll deswegen in kein Gedränge kommen; außer dein Mann ſtirbt — ja dann, mein Engel, ſteh' ich für nichts! Heute käme z. B. ſein Todtenſchein, ſo würde ich morgen unſern Trauungsſchein beſorgen! Darüber ſtelle ich ſogleich eine Urkunde aus, und beſiegle dieſe Urkunde ſchon im Vorhinein mit drei herzhaften Küſſen.«

Er umarmte die Geliebte und zerfloß in Liebesſeligkeit.

„Dein Gatte“, ſagte Legler, nachdem er ſich von ſeiner Verzückung etwas erholt hatte, „hat mir drei Tage Zeit gegönnt, zu überlegen und zu erwägen, was in ſeiner Trennungsangelegenheit von Dir mein Entſchluß ſein dürfte. Die zehntauſend Gulden, welche er deinem Vater gegeben, die er ihm zwar im Spiele früher abgewonnen, ſoll er haben; er ſoll ſie haben, dieſe zehntauſend Gulden ſammt den Intereſſen für vier Jahre ſoll er ſie erhalten — aber die Rente für den Verkauf eines ſolchen Weibes, gleichſam eine Belohnung für eine niederträchtige Handlung, bekommt er nicht. — In dieſem Gaſthofe darfſt Du auch nicht bleiben. Ich weiß einen Aufenthaltsort für Dich, in welchem Dir der Schandmenſch, der Teſſin, nichts anhaben kann. — Dem neuen Invalidenhauſe auf der Landſtraße, das Kaiſer Joſeph vor zwei Jahren (1783) erbauen ließ, ſteht der Oberſt Rally als Commandant vor. Seine Frau iſt meiner Mutter ſehr gewogen, weil ſie den armen Invaliden viel Gutes thut, und alle Jahre am Namensfeſt des Kaiſers im Vereine mit andern Fleiſchhauerinnen drei Centner Kalbfleiſch den alten Kriegern widmet. Zu dieſer Frau Oberſtin muß Dich meine Mutter bringen Dorthin wagt ſich dein Mann gewiß nicht, denn der Herr Oberſt iſt ein Mann wie ein Teufel, und laßt den falſchen Spieler eher in Carbonaden zuſammenhauen, als Dir ein Haar krümmen. Komm ſogleich mit zu meinen Eltern, mein Vater muß Dich ja kennen lernen, und Vater und Mutter müſſen erfahren, warum wir uns vor der Hand nicht heiraten können.“

„Sie rechnen zu viel auf die Güte Ihrer Eltern. — Wenn ſie erfahren, daß . . .

„Was meine Eltern betrifft, ſo ſetz' ich bei ihnen Alles durch! Wenn ſie mich glücklich machen können, ſo ſcheuen ſie nichts; ich bin ja ihr einziger Sohn, und gewiß ein Sohn, der ihnen keine Unehre macht. — Ich werde am Stubenthor einen Fiaker holen und ihn hieher bringen. Judith, ich bin ſogleich wieder hier.“

„Guter Legler,“ ſagte Judith, „Du nimmſt die Sache leichter als ſie iſt — Du kennſt Teſſin nicht! — Ich nehme zwar deinen Antrag an, mich in ein Haus zu bringen, dem ein geachteter Militär vorſteht; gegen den erſten Anprall der Brutalität Teſſin's werde ich wohl geſchützt ſein, — wenn er aber mich ausfindig machen ſollte — dann, Legler, wirſt Du den frechen Mann auf dem Halſe haben und mich ihm ausliefern müſſen.“

Es wurde geklopft.

Judith öffnete.

Wer ſtand vor ihr?

Der Bojar.

„Meine liebe Mamſell,“ redete er Judith an, „ſtaunen Sie nicht, mich bei Ihnen zu erblicken; ich bin Ihnen zwar von einer ungünſtigen Scene, die Sie bei der Spielbank des Herrn Tuſt in Simmering durch mich erlebten, bekannt, damals polterte ich gegen Sie; aber das iſt vorbei und ich habe gegen Sie keinen Groll mehr, ſo wie Sie gegen mich keinen Groll mehr haben ſollen. — Mich bringt eine Angelegenheit zu Ihnen, die nur ein bekümmertes Vaterherz entſchuldigen kann. Ich habe zuerſt meinen Dank, dann aber eine Bitte auszuſprechen. — Zuerſt ſage ich Ihnen, daß ich derjenige war, der vor wenigen Tagen, ziemlich unkenntlich, in den Saal „zur Ente trat,“ und dem Spiele einige Minuten zuſah. Sie waren die einzige Perſon, die mich erblickte. Sie ſagten kein Wort ſo lange ich unter den Spielern verweilte, Sie ſchützten mich dadurch vor einer großen Gefahr, der Gefahr nemlich, daß mich Zahlheim erkannt und ſich meinen ferneren Beobachtungen entzogen hätte. — Morgen findet das große Spiel im Kaffehhauſe Ducati's ſtatt. — Ich werde auch dort, ſo gut ich mich unkenntlich zu machen im Stande bin, unkenntlich machen; ich werde Ihnen gewiß wieder auffallen, und bitte Sie deshalb, mich auch morgen zu ignoriren, dafür erlaube ich mir Ihnen dieſes Douceur (er zog eine Rolle mit hundert Ducaten aus ſeinem Gürtel) zu überreichen.“

„Ich kann Ihr Geld nicht annehmen,“ erwiederte Judith, „denn erſtens erkannte ich Sie wirklich nicht, dann eilten Sie ſo ſchnell aus dem Saale, daß, wenn ich auch Ihre Anweſenheit hätte verrathen wollen, Sie jedes Nachforſchen unmöglich gemacht haben würden. Was aber das Café Ducati betrifft, ſo komme ich nicht dahin. Mein Glücksſtern hat es ſo gefügt, daß ich bei keiner Spielbank mehr erſcheinen werde. — Der Himmel ſei geprieſen, daß dies nun möglich iſt!“

„Sie freuen ſich darüber?“

„Gott weiß es!“

„Dann freut es mich doppelt!“

„Ich verwünſche das Spiel.“

„O gewiß nicht mehr als ich! — Ich weiß nicht ob Ihnen bekannt iſt, daß meine Tochter Zahlheim's Braut war, ich ſage war, denn nun iſt es aus! — Ich habe die verläßlichſten Nachweiſungen, welch' ein charakterloſer, ränkevoller, heuchleriſcher Menſch dieſer Zahlheim iſt, ein Betrüger, ein Lügner, ein liederlicher, ehrvergeſſener Schuft, der meiner Tochter den entſetzlichſten Jammer, das unabſehbarſte Elend bereiten würde. Er iſt reif, morgen in ſeiner ganzen

Scheußlichkeit dargeſtellt zu werden. — Die tiefſten Bekümmerniſſe ſehen Sie auf meinem Geſichte ausgeprägt. Ebenſo tief gekränkt iſt meine Frau, und meine Tochter iſt dem Wahnſinn nahe. Wenn die Kataſtrophe vorüber ſein wird, kann ſie vielleicht den Verſtand verlieren, doch kann ich ihr nicht helfen; ich habe zu Gott geſchworen, daß, wenn Zahlheim noch einmal ſpielt, er für meine Tochter verloren ſei; mit Eiden treibe ich keinen Frevel, und wüßte dieſen Schwur Niemand als ich ſelbſt, ſo hielte ich ihn dem Allmächtigen. Zahlheim hat wieder geſpielt, ich ſelbſt ſah ihn ſpielen. Die Sache wäre ſchon zu Ende, aber nun will er noch in einer Verkleidung gegen mich ſpielen und falſch ſpielen. Dieſer nichtswürdige Vorſatz iſt zu ruchlos, ich muß ihn zur Ausführung kommen laſſen, um meine Tochter von ihrer Liebe zu dieſem Verworfenen zu heilen.

»Ich habe glauben gemacht, daß ich mit Frau und Kind von Wien, abgereiſt ſei, um Zahlheim in dieſer Zeit zu beobachten. Ein Mann, der wahrhaft liebt, würde ſich über dieſe plötzliche Entfernung ſeiner Braut tief gekränkt und Alles angewendet haben, zu erfahren, wohin ſie gerathen; ihm aber, dem Elenden, war dies willkommen. Statt nach ſeiner Geliebten zu forſchen, übte er ſich im Voltaſchlagen. O ich weiß Alles, Alles; — Sie wiſſen es vielleicht auch, und wenn Sie es wiſſen, haben Sie gewiß Mitleid mit einem unglücklichen Vater.«

»Seitdem ich mit Spielbanken nichts mehr zu thun habe, bekümmere ich mich nicht mehr um die Spieler. Ich weiß nichts; denn ſeit dem letzten Spiele hier im Hauſe weiß ich nicht das Geringſte.«

»Auch nicht daß Zahlheim ſchon neulich, und zwar hier im Saale, falſch ſpielte? Sie waren ja dabei.«

„Es müßte geſchehen ſein, als ich bereits die Bank verlaſſen. Als ich Sie, den ich auf meine Ehre nicht kannte, erblickte, flüchtete ich mich auf mein Zimmer, ich hielt Sie für einen Polizeicommiſſär. — Wurde es denn entdeckt,“ fragte Judith, „daß Zahlheim die Volta ſchlug?“

„Legler entdeckte es, verſchwieg es aber.“

„Legler? — Unmöglich! — Mir hätte er es geſagt!“

„Ihnen?“

„Gewiß. Hat Legler Ihnen dieſe Mittheilung gemacht?“

„Nein, aber Einer, dem Teſſin dieſe Mittheilung machte.“

„Teſſin! Teſſin! — O glauben Sie doch Teſſin nicht. Teſſin hat Zahlheim die furchtbarſte Rache geſchworen; Zahlheim hat Teſſin mehrere Male thätlich beleidigt, Zahlheim hat Teſſin, wie letzterer behauptet, an ſeinem Spielantheile verkürzt, dafür läßt Teſſin nun den Unglücklichen nicht mehr los und hat ſich vermeſſen zu geloben, nicht eher zu ruhen, bis er ihn namenlos elend gemacht und um Alles gebracht, was Zahlheim errungen, was ihm werth und theuer. Teſſin hat Ihnen gewiß die ſchändlichſten Lügen mittheilen laſſen.“

„Ich ſah ja mit meinen eigenen Augen wie Zahlheim ſpielte; Sie waren ja dabei.“

„Er ſpielte aber kein falſches Spiel!“

„Es wird ſich morgen zeigen. Morgen wird dem Zahlheim eine halbe Stunde vor meinem Eintritt in das Café Ducati geſagt, daß ich von meiner Reiſe zurückgekommen, dann beginnen ſeine Manövres gegen mich. — Mademoiſelle, ich nehme Ihnen das Wort ab, daß Sie Zahlheim nicht warnen, daß Sie Legler nicht mittheilen, daß ich mit Ihnen geſprochen.“

„Ich ſage Ihnen dies unter der Bedingung zu, wenn mir Legler mittheilt, daß Zahlheim hier in der „Ente“ die Volta geſchlagen. Thut er dies — dann gebe ich Zahlheim auf, dann nehme ich keinen Theil an ſeinem Schickſale! — Ich war zwar lange Zeit Aufſeherin an Spielbanken; ich aber habe nie meine Hand zu Betrügereien geboten.“

„Adieu, Mademoiſelle,“ ſagte der Bojar. „Bei Ihrer Ehrenhaftigkeit beſchwöre ich Sie noch einmal, Zahlheim nicht zu warnen und nicht warnen zu laſſen!“

Der Bojar entfernte ſich.

Es vergingen nicht fünf Minuten, ſo kam Legler.

„Der Wagen iſt da!“ ſagte er, „Judith, reiche mir deinen Arm!“

Judith verſchloß ihre Wohnung und ließ ſich von Legler über die Treppe führen.

XI.

Der Vater Sebaſtians.

Im Wagen lenkte Judith das Geſpräch auf Zahlheim.

Sie ſprach von ſeiner Leidenſchaft für das Spiel.

Legler verdammte dieſe und brach in die Worte aus:

„Wehe dem Ehrloſen, wenn ich ihn noch einmal am grünen Tiſche erblicke!“

„Sie nennen ihn ehrlos,“ entgegnete Judith, „was hat er Ehrloſes gethan?“

„Ich ſage es nicht.“

„Sie ſagen es mir nicht? mir nicht?“

„Ich kann eines Freundes Vergehen nicht aufdecken.“

„Ein Vergehen?“

„Genug! Erlaſſen Sie mir hierüber zu ſprechen.“

„Hat er ſich eines Vergehens im Spiele ſchuldig gemacht?“

Legler ſchwieg.

„Bei dem letzten Spiele in dem Saale zur „Ente“?“

Legler ſchwieg wieder.

„Ich war ja zugegen. Ich ſaß neben ihm. Ich bemerkte nichts.“

„Als ſie bereits in Ihrem Zimmer waren und ich wieder in den Saal trat, um Zahlheim zu warnen vor dem Unbekannten —“

„Ich weiß genug, und dringe nun nicht weiter in Sie.“

„Was kümmert Sie Zahlheim? — Er iſt ein verlorner Menſch, und will nichts anders ſein als verloren. So redet ja kein „Armenſünden-Vater“ einem Delinquenten ins Gewiſſen, wie ich dieſem Menſchen ins Gewiſſen redete. So eben habe ich ſeine Mutter begegnet. Sie war es, die mich ſo lange aufhielt, ſonſt wäre ich längſt mit dem Wagen gekommen. — Die Mutter iſt außer ſich! Die arme alte Frau bringt der Unmenſch noch ins Grab! — Sie iſt ja ſchon ſo abgehärmt, daß ich ſie nur mit Müh' erkannt hab'! — Zahlheim beſucht ſchon wieder ſein Amt nicht! — Der Bürgermeiſter hat ſich zweimal nach ihm erkundigen laſſen. Es haben ſich die Arbeiten in ſeinem Bureau außerordentlich gehäuft; Zahlheim erſcheint nicht! Die Mutter ging dreimal in des Sohnes Wohnung. Sie traf ihn nicht! — Er wird vom Amte entlaſſen! Sie werden ſich überzeugen, Judith, er verliert ſeinen Dienſt!“

„Suchen Sie ihn auf, und beſchwören Sie ihn noch einmal, ein anderer Menſch zu werden!“

„Wo? wo ſoll ich ihn finden, wenn ihn die Mutter und der Bürgermeiſter nicht finden, der Bürgermeiſter, der doch Leute genug hat, die er nach ſeinem Secretär ſenden kann? Vielleicht iſt Zahlheim nach Stockerau gefahren, dort iſt ja ebenfalls eine Spielbank!“

Der Wagen, in welchem ſich Judith und Legler befanden, hielt unter dieſem Geſpräche.

Legler führte Judith ſeinem Vater auf.

Die Mutter war ganz entzückt, die künftige Schwiegertochter in ihrem Hauſe zu ſehen.

„Waſtl!“ ſagte ſie, „geh Du jetzt in dein Zimmer, dort wartet bereits ſeit einer Stunde ein Herr auf Dich. — Ich glaube, es iſt der Herr Stadelmann, der Hetzmeiſter, als den wollen ihn unſere Leute erkannt haben. Wir wollen indeß die Jungfer Judith unterhalten! — Da ſchau' deinen Vater an, wie der die Augen in deiner Braut ſtecken läßt; nun Alter, „verchamerir'“ Dich nicht! — Iſt es wahr oder nicht, daß ich ſo ausgeſehen hab', wie ich jung war? — Sind das meine Augen? Iſt das meine Naſe? Sind das meine Haar'? — Machen Sie doch den Mund auf, Jungfrau Judith! — Ich glaube, meine Zähne haben Sie auch! — Richtig! Sie haben meine Zähne auch! — Wenn ich nicht noch lebte, ſo müßte mein Mann glauben, mein Geiſt „alſo junger“ ſtehe vor ihm.“

„Ich wünſchte, dein Geiſt ſtünde vor mir!“ ſcherzte der Vater, „dieſen „Biſſen“ würde ich dann meinem Waſtel nicht vergönnen!“

Die Mutter lachte.

„Waſtel,“ wiederholte ſie, „ſo geh' doch zu Herrn Stadelmann, wir beißen Dir nichts herunter von deinem Mädel, und verliebt ſich dein Vater in ſie, in Gott's Namen, dann iſt's nur ein Compliment für mich; ich ſteh' halt noch einmal, wie ich einſt war, vor ihm! — Waſtl, jetzt geh' einmal und ſei gegen den Herrn, der auf Dich ſchon ſo lange wartet, nicht ſo unhöflich.«

Waſtel blieb noch immer.

»Sprechen Sie nichts von dem,« ſagte er zu Judith heimlich, »was meine Eltern zu ſchnell von unſerer Lage unterrichten könnte. Ich komme gleich wieder.«

»Ob Du jetzt gehſt! Waſtel,« grollte die Mutter. »Alter,« ſagte ſie zu ihrem Manne, »ſchaff' Du ihn fort! Auf mich merkt der Bub ſchon lang nicht auf. So geht es, wenn einem die Kinder über den Kopf wachſen.«

Waſtel entfernte ſich endlich.

»Meiner Seele!« ſagte der alte Legler, »ich bin weit und breit in der Welt herumgereiſt; »ich war in Trumau, in Vöſendorf, in Mallebern, ſogar in Horn, — aber ein ſo ſchönes Weibsbild hab' ich nirgends geſeh'n! — Ihnen müſſen ja die Mannsbilder wie die Böck' einer Geis nachlaufen! — Ja, Alte, wenn Du einſt ein ſolches Geſicht gehabt hätt'ſt, da hätte ich Dich ja gar nicht kriegt; ich glaube, daß Dich mir der erſte beſte Graf abwendig gemacht hätt'.«

»Nun, ſei ſo gut,« erwiederte die Fleiſchhackerin. »Nimm doch mein Silhouett heraus. Ein Ei ſieht dem andern nicht ſo gleich, wie wir Zwei einander!«

»Haben Sie die Güte, ziehen's die Handſchuh aus!« bat der Vater.

Judith that es.

»Herr Gott von Mannheim,« rief der Alte, »ſind das Arm' und Händ' und Finger wie von blaßroſenfarbenem Sammt! — Thut das weh, wann ich ſe druck'?«

„Ich glaub', Du bild'ſt Dir ein, ſie iſt ausgeſchoppt. Da wirſt Du doch ſehen, daß dies natürliche Arm ſind!"

„Und Sie wollen eine Fleiſchhackerin werden?" fragte der Vater, „da wäre doch ſchad' d'rum! Eine ſolche Perſon gehört auf ein Sopha und ein Glasſturz d'rüber. — Wenn wir Ihnen nur mit etwas aufwarten dürften? Alte, rühr' Dich! Schau, daß ein Kaffeh kommt."

„Das iſt ſchon zu ſpät," ſagte die Mutter. „Sie müſſen auf ein Nachtmahl da bleiben!"

„Verſteht ſich, auf unſer „Kälbernes" wird ein ſolches G'ſchöpf anſtehen! Solche Weſen wollen mit Biscotten abgefüttert werden. Alte, laſſ' einen Vierting holen und ein paar Torten dazu."

„O, ich weiß ſchon was ſich gehört!" ſagte die Mutter; „in einer Stund' ſoll eine Tafel zuſamm'gericht't ſein wie für eine Prinzeſſin. Ich hab's ja der Mamſell Judith ſchon geſagt, daß man bei uns gut iſt! Nu, warten's, Mamſell Judith, Sie ſollen Speiſen von der „Schmauswaberl" kriegen."

„Nichts da!" widerſprach der Alte, „zum Tracteur in die Rothethurmſtraße ſchicke, und der ſoll herausſenden, was gut und theuer iſt! Gott ſei Dank, wir können's ja thun!"

Die Alte watſchelte fort, um ſo ſchnell als möglich ihre Leute fortzuſchicken.

„Aber, Sie reden nichts!" bemerkte der Vater. „Gewiß gefallt es Ihnen nicht bei uns? — Oder ſind's vielleicht ſo ſtill, weil der Waſtel nicht da iſt? — Ich wirf den Hetzmeiſter über die Stieg'n, wenn er mir den Buben nicht auslaßt."

»Mein Herz iſt ſo voll von Dankbarkeit für Ihre liebevolle Aufnahme,« erwiederte Judith, »daß es mir unmöglich wird, Ihnen meine Freude darüber auszudrücken!«

»O mein Gott! dieſe Stimme!« ſchwärmte der Alte. »Ich glaub', einen ſolchen Ton wie Sie müſſen die Engel im Himmel haben! — Und Ihnen gefällt mein Waſtel? — Ich kann's nicht glauben. Ein ſo vornehmes Geſchöpf und ein ſo gemeiner Kerl!«

»Ihr Herr Sohn iſt nicht gemein!«

»Dann verſtellt er ſich!«

»O, er verſtellt ſich nicht; er wäre dann ein Heuchler, und heucheln kann ein ſo vortrefflicher Menſch nicht, wie er iſt.«

»Schön geſagt!«

»Wenn auch nicht ſein Aeußeres ſchon für ihn einnähme —«

»Ich bitte, was nimmt für ihn ein?«

»Sein Aeußeres.«

»Aha, Sie wollen ſagen: ſein »Auswendiges.«

»Wenn auch nicht ſein Aeußeres ſchon für ihn einnähme,« wiederholte Judith, »ſo würde ſein edles Herz, ſein feines Gefühl —«

»Jetzt hat der Kerl ein feines Gefühl, davon weiß ich kein Wort!«

»So würde ſein edles Herz, ſein feines Gefühl, ſein redliches Weſen für ihn ſprechen. — Es mag viele junge Männer geben, die vielleicht mehr Gewandtheit im Ausdrucke, mehr Schliff im Benehmen —«

»Ein Schliffel iſt er, das iſt wahr.«

»Nicht Schliffel, Schliff,« ſagte ich.

»Iſt das nicht dasſelbe?«

„O nein, Schliff iſt die Glätte, die Verfeinerung im Betragen."

„Richtig! richtig! Ich habe ſchon davon reden gehört, aber es iſt ſchon eine Weil' her."

„Es mag gewandtere Männer geben als Ihr Herr Sohn, aber offener, ehrlicher, herzlicher iſt gewiß keiner."

„Sagen Sie mir, verſteht er „Ihnen" denn, wenn Sie mit ihm reden?"

„O vortrefflich! Ihr Herr Sohn und ich verſtehen uns ſehr gut!"

„So hat ihm doch der Umgang mit Zahlheim genützt?"

„Er hat ihm nicht geſchadet, und das iſt weit mehr. Von Zahlheim, wie er jetzt geworden, iſt nichts zu profitiren, und ich bin ſehr vergnügt, daß zwiſchen Beiden eine kleine Spannung eingetreten."

„Was Sie mir ſagen!" erwiederte der Fleiſchhauer, für ſich murmelte er aber: „Eine liebe Perſon, wenn ſie nur deutſch redete."

„Sie haben ein großes Geſchäft!" nahm Judith wieder das Wort. „Ihr Herr Sohn geht Ihnen doch recht zur Hand?"

„Im Ochſen- und überhaupt im Vieheinkauf ſteht keiner auf über ihn. Wenn der nach Ungarn reiſt und ſucht ſich ſein „Nagel"-Rindvieh aus, oder nach Oberöſterreich und beſtellt ſich ſeine Portion Kälber, da kommt etwas nach Wien, daß jeder Menſch eine Freud damit hat. In der letzten Zeit iſt er mir nicht mehr fort. Ich war ſchon „ſchiech" über ihn. Aber Sie haben ihn hier feſtgehalten, ich begreif's, mich „zieheten" auch nicht zwölf Ochſen fort, wenn Sie mir gut wären!"

„Herr Legler,“ ſagte Judith, „nicht nur gut bin ich Ihnen: ich halte Sie doch in Ehren, Sie und Ihre Frau und Ihren Herrn Sohn. Auf den erſten Blick ſah ich ſchon, wie bieder und brav Sie ſind! Wenn Sie mir ebenfalls gut ſein könnten, ſo wäre dies mein höchſtes Glück.“

„Juhe!“ lärmte der Alte, „jetzt geht's z'ſamm'!“

Er ſprang vom Stuhle auf und faßte Judith am Kopfe.

„Komm her, Schwiegertochter!“ ſagte er, „gib mir ein „Buſſel!“ Ich werde Dir zeigen, daß der Vater einen ſo guten Guſto hat wie der Sohn!“

Er küßte Judith ſo herzlich und innig, daß dieſe ſich kaum ſeiner derben Liebkoſungen erwehren konnte.

Mutter und Sohn traten zugleich ein.

„Alter! Alter!“ ſchrie die Mutter, „ich glaub', Du biſt übergeſchnappt!“

„Was wollt Ihr da?“ fuhr der Fleiſchhacker auf. „Hat Euch Jemand geruft? — Geh Du in deine Kuchel, Everl, und Du, Waſtl, bleib bei deinem Hexmeiſter. Ich hab hier auch meine Hexe, und kann Euch nicht brauchen.“

„O mein lieber Vater,“ rief Sebaſtian aus, „Sie machen mich ja überglücklich! Wenn Judith Ihnen ſo gefällt, daß Sie ſie umarmen und küſſen, ſo darf ſie mir ja tauſendfach mehr gefallen.“

„Kneip, Du!“ grellte der Vater, „tauſendfach mehr gefallen als mir! Sie gefallt mir millionenfach mehr als Dir! Sie gefallt mir billionenfach mehr als Dir! Du kommſt mir gar nicht nach im Gefallen! Geh her, Waſtl, da haſt Du auch ein „Buſſel,“ damit Dir nicht hart geſchieht. Und nun erkläre ich Dir, deine Judith kommt aus dieſem

Hauſ' nicht mehr hinaus, bis ſie mit Dir zum Altar geht, und gleich müßt Ihr heiraten, ſonſt geſchieht ein Unglück, ich verſtoß deine Mutter, werd ein Türk und die Judith wird meine Sultanin.“

„Recht haſt,“ entgegnete die Mutter, „wenn Du ſie nicht heiraten würdeſt, trachtete ich ein Mann zu werden, und nähme ſie ſelbſt. — Jetzt gehen wir aber zum Eſſen. In unſerm blauen Zimmer dampft die Suppen ſchon zehn Minuten.“

„Und das Merkwürdigſte iſt, daß ich heute noch nichts gegeſſen habe,“ bemerkte Sebaſtian. „Ach Gott, wenn man verliebt iſt, denkt man nicht ans Eſſen und Trinken.“

„Iſt der Hetzmeiſter ſchon fort?“ fragte der Vater.

„Ja.“

„Du hätteſt ihn einladen können.“

„Ich bin froh, daß er fort iſt.“

„Was hat er wollen?

„Meine drei bairiſchen Fanghund, um die er ſchon ſo lange handelt, hat er mir abgekauft.“

„Sei froh, daß Du die böſen Beſtien los haſt!“

„Ich bin auch froh. Er hat ſie mir auch gut bezahlt. Zwei und ſiebzig Gulden hat er mir dafür gegeben!“

„Ich hätte ihm die grauſamen Thiere geſchenkt!“ meinte die Mutter.

„Dem Hetzmeiſter ſind ſie viel werth!“ bemerkte Legler. „Stadelmann's Knechte mußten ſie ſogleich mitnehmen!“

„Zum Eſſen! zum Eſſen!“ ſchrie der Fleiſchhacker, „ich hab' ſelbſt ſchon einen Hunger wie ein Fanghund.“

XII.

Zahlheim ſucht Geld.

Weder die Mutter Zahlheim's noch ſein Amtschef wußten ihn aufzufinden. Er kam durch zwei Tage außerordentlich ſpät nach Hauſe und ging am andern Morgen eben ſo früh wieder fort.

Wo ging er hin?

In den früheſten Morgenſtunden befand er ſich bei Teſſin und übte ſich in der verderblichen Kunſt, das Glück zu corrigiren; — hatte er ſeine Lectionen inne, dann lief er herum, ſich Geld zu ſchaffen, denn nichts ſchmerzte ihn mehr, als mit Summen, die Teſſin und Ducati in die Bank legen ſollten, in Compagnie zu ſpielen und in dem Augenblicke den enormen Gewinn zu theilen, der, ſeiner Erwartung nach, ihm allein zufallen müßte, war er doch ſeiner Sache nur zu gewiß.

Er manipulirte nemlich mit den Karten ſo geſchickt, daß er oben und unten einzelne Blätter erſcheinen laſſen konnte, wie es ihm beliebte; eben ſo ließ er auch mit derſelben Gewandtheit die Figuren und Aſſe und alle andern verſchwinden, wenn ſie ihm Verluſte zu bringen drohten.

»Wenn ich ſo viel Geld auftreibe,« dachte er, »ſelbſt eine reiche Bank formiren zu können, wenn ich Ducati's Geld zurückzuweiſen vermag und Teſſin geradezu erklären kann, daß er mir überflüſſig, dann bin ich ſo geſegnet, als wenn ich die Wünſchelruthe gefunden.“

An Roſaura dachte er wenig. — „Sie wird ſchon wieder nach Wien kommen,“ ſagte er ſich. „Sie hat Urſache, darauf zu dringen, daß ihres Vaters Reiſe abgekürzt werde; meinethalben könnte ſie auch noch einen Monat wegbleiben. Es genirt mich, täglich die Abende bei ihr zubringen zu müſſen; was könnte ich in dieſer Zeit gewinnen! Auf dem „Althan'ſchen Grund“ befindet ſich im „goldenen Stern“ eine große Spielbank; die reichen Holzhändler und Zimmermeiſter ſpielen hier jeden Abend von ſieben Uhr bis gegen Morgen um zwei Uhr; dieſe Leute könnte ich um das letzte Hemd bringen; ich muß aber bei Roſaura hübſch auf dem Sopha ſitzen, für Roſaura ſchwärmen, etwa gar von künftigen Vaterfreuden phantaſiren, der Mama hundertmal die Hand küſſen und vor dem Papa den Soliden ſpielen; das Letztere wird aber aufhören, ſobald ich ihn ſelbſt gerupft und ihn überwieſen habe, daß er dem „Pharo“ eben ſo wenig als ich zu entſagen vermöge. Nur mehr Geld muß ich haben, wenigſtens 20,000 fl. Baſcheles muß ausrücken.“

Zahlheim ſuchte Baſcheles auf.

Der alte Mann ſaß hinter einem ärmlichen Tiſche, der aber reich war durch das Gold, welches darauf lag.

Als Zahlheim eintrat, erſchrack Baſcheles heftig.

Seine Frau meldete den Herrn Secretär nicht, oder beſſer, der Herr Secretär ließ ſich nicht melden und drang ungeſtüm bei dem Juden ein.

Wie geſagt, der gute Baſcheles erſchrack. Seinen Reichthum konnte er nicht ſchnell genug verbergen, und Zahlheim war nicht minder betreten. Bei dem Anblicke eines ſolchen großen Schatzes bebte er unwillkürlich zurück.

„Das wäre eine Bank!“ dachte Zahlheim. „Dieſes Geld muß ich haben; der Jude muß es auf vierundzwanzig Stunden herleihen, mag er noch ſo große Einwendungen machen.“

„Da ſehe man einmal den Heuchler an!“ rief Zahlheim beim Anblicke des Goldes aus. „Ei, Du Tuckmäuſer, Du kannſt Dich ja in Ducaten vergraben; nun warte, wenn Du mir wieder den armen Juden verlügſt, dann ſollſt Du es kriegen!“

„Herr Secretär-Leben,“ erwiederte Baſcheles, ſtand auf und ſtieß den Tiſch hinter ſich, ſo daß er ihn mit dem ganzen Körper zu ſchützen vermochte, „wie heißt: daß ich ſoll lügen, wenn ich ſage, daß ich arm bin? — ich bin auch arm, ſehr arm, und die paar Ducaten, die Sie hier ſehen, gehören auf Ehre nicht mir.“

„Nicht Dir? Dieſe Summe nicht Dir? Wie kämen ſie denn ſonſt in deine miſerable Wohnung? — Mach' mir nichts weiß und leih' mir die paar Ducaten, wie Du ſie nennſt, auf vierundzwanzig Stunden.“

„Leihen? — Gottes Wunder! — Wie kann ich verleihen, was einem Andern gehört? Nein, Herr Secretär, es iſt dies Ihr Ernſt nicht, Sie ſtellen mich nur auf die Probe, ob ich ſei ein ehrlicher Jüd.“

„Gebrauche keine Winkelzüge. — Ich bin gekommen, von Dir Geld zu borgen, nur auf einen Tag! — Ich habe Dir immer ehrlich bezahlt, was ich Dir ſchuldig, das letzte Mal ſogar um vierzehn Tage früher als der Verfallstag war.“

„Was reden Sie? Um einen Monat ſpäter als der Verfallstag war; mußte ich Ihnen doch prolongiren.“

„Nach der Prolongation zahlte ich aber um vierzehn Tage früher, und einen guten „Rebach“ dazu. Mache daher keine Umſtände; ich brauche ungefähr 6000 bis 7000 Ducaten, ſo viel wird das ſein, was dort auf dem Tiſche liegt. Ich gebe Dir eben ſo viele hundert Ducaten Procent, als Tauſende hier aufgehäuft ſind. Laß mich nicht ſo lange bitten, ruck aus. Ich hab' ein großes Geſchäft vor. Bring' mich nicht um enormen Gewinn.«

»Ich ruck nicht aus! Das Gold, das Sie ſehen, gehört auf Ehre nicht mir, und wenn es auch mir gehörte, keinen Ducaten gäbe ich Ihnen.«

»Was ſagſt Du?« fuhr Zahlheim wüthend auf. »Welche Beleidigung!«

»Keine Beleidigung! Wer kann geben einem Spieler — Geld?«

»Wer ſagt Dir, daß ich ein Spieler ſei?«

»Wer dies ſagt? — Ihre beſten Freunde ſagen dies. Bei der Frau von Lemnier haben Sie geſpielt, bei Ihnen im Hauſe haben Sie geſpielt, noch wo haben Sie geſpielt, ich glaube, im Gaſthof »zur Ente.« Zwar haben Sie überall gewonnen, das kümmert mich wenig; aber daß Sie geſpielt haben und immer fort ſpielen, dies kümmert mich, denn Sie werden Alles verlieren, oder haben vielleicht ſchon Alles verloren; wie kämen Sie ſonſt her in meine ſchlechte Wohnung, um zu borgen von mir Geld?«

»Weil ich Geld brauche, weil ich einen großen Coup vorhabe, weil ich, da Du ſchon weißt, daß ich ſpiele, mit großen Summen noch größere Summen erwerbe.«

»Beherrſchen Sie den Zufall, wenn ich fragen darf? Haben Sie mit dem Glück einen Pact abgeſchloſſen? Kann man berechnen, wie Karten und Würfel fallen?«

»Ich kann es!«

»Wie heißt: ich kann es! — Schreiben eine Schrift, die Hand und Fuß hat, das »kannen« Sie, das haben Sie gelernt; aber der Fortuna etwas abtrotzen, das haben Sie nicht gelernt und läßt ſich auch nicht lernen; die Fortuna iſt weit wetterwendiſcher als ein modernes Frauenzimmer, das ſich oft täglich und ſtündlich einen andern Begünſtigten wählt.«

»Mir iſt ſie treu; ich habe es ihr abgewonnen; mir hat ſie gleichſam den Gewinn im »Pharo« aſſecurirt.«

»Pharo ſpielen Sie? — Denken Sie doch an den König Pharao und ans rothe Meer! — Hinüber werden Sie nicht kommen; ertrinken werden Sie, im rothen Meer werden Sie ertrinken! Merken Sie den heutigen Tag, und daß ich Ihnen an dieſem Tage geſagt habe, daß Sie ertrinken.«

»Ich brauche deine Worte nicht, ich brauche dein Geld — willſt Du mir's geben oder nicht? Wenn auch nicht all das Geld, das Du beſitzeſt, gib mir die Hälfte, ein Drittel.«

»Nicht einen Ducaten, ich hab' es ſchon geſagt.«

»Baſcheles, reize mich nicht!«

»Wie heißt: reize mich nicht? Sind Sie ein »Ganef,« Einer, der raubt, der ſtiehlt? Wüßt' ich, daß Sie wären kein Spieler, in Gottes Namen, den Credit, den Sie bei mir immer hatten, hätten Sie noch. Dem Herrn Secretär Zahlheim ſtünde ich zu Dienſten, aber dem Manne, der nicht mehr kennt ſeinen Schreibtiſch, ſondern nur ſeinen Spieltiſch, Nichts! Nichts!«

»Du verwünſchter Jude wagſt mir Beleidigungen zu ſagen! Ich vergreiſe mich an Dir.«

»Vergreiſen Sie ſich an mir, ich werde es verſchmerzen, vergreiſen Sie ſich aber an meinem Geld, werde ich's nicht verſchmerzen. Und nun gehen Sie, gehen Sie, damit Sie nicht unglücklich werden.«

„Iſt das mein Dank für das, was ich für die Juden gethan habe? Daß der Kaiſer Euch die „Leibmauth“ erließ, war mein Werk.“

„Es war des Kaiſers Werk, Gott ſegne den Kaiſer! Sie machten eine gute Bittſchrift, die Juden bezahlten Sie gut. Das iſt Alles. Die Juden waren nicht undankbar und ſind es nie, und erweiſt den Juden ein Chriſt Gutes, ſo erzählt es ein Jude dem andern und ſagt einer zu dem andern: „Du, den Mann ſchau' Dir an; er hat nicht unſern Glauben, und iſt doch gut mit uns.“ Und jeder Jud' zieht den Hut ab für den, der nicht ſeines Glaubens und doch ihm gut iſt und Gutes ihm erweiſt; ich habe für Sie geredet bei Juden und Chriſten; ſogar neulich bei einem Bojaren, der zu mir gekommen iſt und ſich nach Ihnen erkundigt, was Sie ſeien für ein Menſch, da ich mit Ihnen Geſchäfte gemacht lange Zeit, und ob Sie ſeien ein Mann von Wort? Dem Bojaren ſagte ich: „Der Herr Zahlheim iſt ein Ehrenmann, ſein Wort iſt ihm heilig! Er iſt ein guter Menſch, ein ehrlicher Menſch, der Herr Zahlheim.“ D'rauf ging der Bojar. Soll ich jetzt ihn aufſuchen, und ihm ſagen, ich habe gelogen?“

Zahlheim ſtand wie vernichtet.

„Vergib, Baſcheles,“ ſagte er, „und ſollteſt Du dieſen Bojaren wieder ſehen, ſo verſag' mir dein gutes Zeugniß nicht.“

Zahlheim eilte fort.

Als Baſcheles allein war, rief er ſeinem Weibe.

„Eſther!“ ſprach er zu ihr, „wie konnteſt Du ſo unvorſichtig ſein, mir Jemand herein zu laſſen, wenn ich habe vor mir mein Geld?“

„Es war ja Herr von Zahlheim, den Du eſtimirteſt immer.“

„Du eſtimirteſt auch einmal dein Kleid, als es war gut und ſchön; jetzt iſt dein Kleid nicht mehr gut, nicht mehr ſchön, und Du eſtimirſt es nicht mehr. — Wenn Herr Zahlheim wieder kommt, ob ich nun Geld zähle oder keines, ſo ſag' ihm, ich ſei verreiſt, hörſt Du, und ich käme gar nicht mehr zurück.“

Zahlheim lief über die Straße, als brennte es hinter ihm.

Was in ihm vorging, welchen Gedanken er bei dem Anblicke des vielen Goldes, und als Baſcheles ihm dasſelbe verweigerte, hatte, konnte Niemand erfahren; aber zu einem ſeiner Mitgefangenen ſagte er während ſeiner Verhaftung in ſeinem Arreſte: „Es wäre beſſer geweſen, ich hätte damals, als ich bei dem Juden Baſcheles geweſen, den Juden ſammt ſeinem Weibe erſchlagen; wenn ich es gethan, ſo wäre ich als Thäter vielleicht nicht entdeckt worden.“

Zahlheim kannte einen in der Roveranigaſſe wohnenden reichen Bäcker, auch dieſem hatte er manchen Liebesdienſt in ämtlicher Beziehung erwieſen, zu dieſem wollte er nun, und ihn um Geld anſprechen; allein der Mann lag ſchwer erkrankt darnieder, und der Doctor geſtattete nicht, daß ſein Patient Jemand ſpräche.

Als Zahlheim wieder nach der Stadt zurückkehren wollte, ſah er ſchon von weitem in einer Allee des Glacis Ludmilla, die reiche alte Jungfer, nach Hauſe eilen.

Schnell faßte er den Entſchluß, ſie um Geld anzuſprechen, und müßte er ihr eine Liebeserklärung machen.

Er ging auf ſie zu und grüßte ſie auffallend höflich.

„Ei, Herr von Zahlheim, Sie in unſerer Gegend? In der Nähe des Spaliermacherhauſes, wo ich wohne? Begleiten Sie mich doch, damit Sie ſehen, wie hübſch ich wohne. Meine Fenſter bieten die prachtvollſte Ausſicht.“

»Wenn Sie erlauben,« erwiederte Zahlheim, »ſo mache ich von Ihrer Einladung Gebrauch.«

»Endlich!« dachte Ludmilla, »hab ich ihn, nun ſoll er mir gewiß »anhalten« müſſen.«

Sie führte ihn in ihr Quartier.

Es verrieth wenig Wohlſtand.

Zahlheim bewunderte Alles, was er ſah.

Das Geſpräch drehte ſich im Anfange um gewöhnliche Dinge, endlich aber rückte Ludmilla näher.

»Man hat mir erzählt,« hub die alte Jungfer an, »daß Sie ſich verheiraten wollen.«

Zahlheim ſpielte den Mann, dem dergleichen Gerüchte ärgerlich erſchienen.

»Was fällt Ihnen ein! Ich denke nicht daran.«

»Ich habe es »für gewiß« gehört; Ihr Freund, der Fleiſchhacker Legler, hat es mir geſagt.«

»Der Dummkopf,« fuhr Zahlheim auf, »ſoll ſich noch einmal unterſtehen, ſolche Märchen zu verbreiten.«

»Ich habe es auch von anderer Seite gehört. Es muß doch »etwas dran« ſein.«

»Es iſt wohl wahr, daß man mir ein junges unreifes, dummes, putzſüchtiges Ding, das in einem Monat meine ganze Jahresbeſoldung der Marchande d[illegible] Modes eintragen würde, aufdringen wollte, aber ich habe mich für die Ehre bedankt.«

»Sie ſoll aber Geld haben!«

»Ja einſtens, wenn ihr Vater ſtirbt, erbt ſie wohl recht viel, aber bis dahin kann ich nicht warten.«

»Da wäre ich ſchon eine beſſere Partie,« platzte Ludmilla heraus. »Ich habe ſchon meine Erbſchaft in der Hand, und was noch beſſer iſt, ich bin kein unreifes Ding mehr, übrigens auch wirthſchaftlich, häuslich, verlange mir nirgends hin, nicht aufs Land, nicht in den Augarten und Prater, nicht einmal zum Blamer (ein damals beliebter Wirth) nach Hernals; Putz und Modeſachen kenne ich auch nicht; ich trag die Kleider von meiner ſeligen Mutter, ſogar ihre »Schöpf« (eine Art reich geputzter Hauben) und werde ſie dreißig Jahr' tragen, wie ſie meine ſelige Frau Mutter dreißig Jahre getragen hat.«

»Wenn man ſo ſchön iſt wie Sie,« ſagte Zahlheim, »ſo kann man in Strohſackleinwand ſich kleiden, und man wird reizend ſein.«

»O, Sie ſind allzu gütig, Herr von Zahlheim. Es iſt wohl wahr, ich bin nicht übel; es ſagt mir dies mein Spiegel.«

»Sehr ſchön ſind Sie,« betheuerte Zahlheim.

»Was nützt es,« rief die alte Jungfer aus; »deshalb krieg ich doch keinen Mann.«

»Weil Sie ſich vor aller Welt ſo zurückziehen. Sie beſuchen keinen Ball, keine Promenade.«

»Das iſt wahr. Mein einziger Spazirgang iſt entweder der Stadtgraben, oder wenn ich »Ebenaus« gehen will, der Liniengraben.«

»Auf den andern Graben gehen Sie nicht?«

»Aber Herr von Zahlheim, was fällt Ihnen ein!«

»Warum nicht! Um die prachtvollen Waaren zu ſehen. Bei dem »goldenen Kopf« (jetzt Nowotni's renommirte Niederlage), bei dem »Roſenſtöckel« (jetzt Laporta's Modewaarenhandlung), beim »Waderl« (jetzt Szonntag's Niederlage »zur Jungfrau von Orleans«) ſieht man ja eine Auswahl von ſchönen Gegenſtänden für Damen, daß einem das Herz im Leibe lacht.«

»Meinetwegen! Wann ich Braut bin, will ich mich auf dem Graben ſehen laſſen. Da müſſen Sie mit mir gehen.«

»Ich will Ihnen das Brautkleid kaufen.«

»Sie? Wollen Sie mich denn heiraten?«

»Warum nicht!«

»Herr von Zahlheim!«

»Sie befehlen.«

»Geben Sie mir das ſchriftlich?«

»Warum nicht!«

»Im Ernſte?«

»Im vollen Ernſte, aber Sie müſſen mich vorher auslöſen.«

»Sind Sie denn verſetzt?«

»Gewiſſermaßen. — Meine momentanen Geldverlegenheiten waren Ihnen bekannt. — In der letzten dringenden Verlegenheit wendete ich mich an den Vater jenes Mädchens, das ich heiraten ſollte. Er lieh mir 20,000 fl.«

»Wie viel?«

»20,000 Gulden.«

»Jeſus, das iſt viel Geld!«

»Gebe ich ſeine Tochter für immer auf, das heißt: heirate ich eine Andere, z. B. Sie, ſo muß ich dieſe Summe augenblicklich zurückbezahlen.«

»20,000 Gulden! Mein Gott, das iſt ſo viel wie eine Million.«

»Jungfer Ludmilla, Sie erklärten Legler in meiner Gegenwart, Sie beſäßen mehr als 60,000 Gulden.«

»Es iſt wohl wahr, daß ich dies ſagte.«

»Helfen Sie mir von einer läſtigen Braut. Geben Sie mir heute noch 20,000 fl. und ich heirate Sie morgen.«

»Heiraten Sie mich heute noch und ich gebe Ihnen morgen Alles was ich habe.«

»Das iſt ja nicht möglich! Man kann ja nicht zur Trauung gehen, wie man ins Wirthshaus geht.«

»Das will ich ſchon glauben; aber ich bin einmal ſo. Heute geben Sie mir Ihre Hand, morgen haben Sie mein Geld. Dieſe Vorſicht muß ich gebrauchen. Wo wäre ich hingekommen, wenn ich nicht an meinen Grundſätzen feſtgehalten? Was haben mich ſeit zwanzig Jahren für Männer ſitzen laſſen! Wenn ſie alle in dieſes Haus kämen, müßte man glauben, hier wäre eine neue ›Herberg‹ errichtet worden. Jeder wollte in vorhinein Geld; das erſte und letzte Wort war Geld. — Ein Färbermeiſter in Gumpendorf, ein ›Wittiber,‹ wollte mir für eilftauſend Gulden eilf Kinder verſetzen, für jedes tauſend Gulden hätte er mir einen kleinen Färberbuben ins Haus gebracht. Als ich ihm nicht eilf Groſchen gab, blieb er aus.«

»Der Färber liebt Sie nicht.«

»So lieben Sie mich, und beweiſen Sie dieſe Liebe durch eine Heirat.«

»Geben Sie mir heute noch 20,000 fl.«

»O Gott, nicht 20,000 Linſen!«

Zahlheim ſprang von dem Sopha auf, auf welchem er ſaß. »Ich habe noch wichtige Geſchäfte,« ſagte er. »Ich ſehe, daß Sie heute nicht gelaunt ſind, mir Gehör zu ſchenken.«

»Beſter Franz, ich ſchenk' Ihnen Alles, was Sie wollen, mein Herz, meine Liebe, mich ſelbſt — nur kein Geld.«

»Leben Sie wohl,« ſagte Zahlheim in großer Erregtheit, »morgen komme ich wieder, ich werde ſehen, was zu machen iſt.«

XIII.

Noch immer kein Reſultat.

Zahlheim machte an jenem Tage noch einige Verſuche bei Bekannten, reichen Bürgern und reichen Privaten, mit welchen er durch ſeine amtliche Stellung in nähere Berührung kam, ſich Geld zu verſchaffen; allein die Höhe der verlangten Summe, wenn auch nur für vierundzwanzig Stunden, ſchreckte Jeden zurück Zahlheim's Wunſch zu erfüllen, und ſo ging er, von allen ſeinen Freunden abgewieſen, in ſich gekehrt umher.

Es iſt eine eigenthümliche Erſcheinung bei allen leidenſchaftlichen Spielern an öffentlichen Banken. Sie beanſpruchen weit größeren Credit, als der ſolideſte Kaufmann und beſonnenſte induſtrielle Unternehmer.

Im Jahre 1809, als die Franzoſen Wien occupirten, gab es hier eine Maſſe öffentlicher Hazardſpiele.

In der Plankengaſſe, in dem Hauſe, in welchem ſich jetzt Leidenfroſt's Kaffeehaus befindet, beſtanden vier oder fünf Spielſäle, in welchen für Parfaite égalité, Pharo, Roulette, Onze et demi und Rouge et noire ganze Berge von Gold auf den grünen Tiſchen aufgehäuſt lagen. Viele Bürger Wiens, welche ſich verlocken ließen, dieſe Räuberhöhlen, deren Unternehmer aus der franzöſiſchen Hauptſtadt der Armee nachzogen, zu betreten, verloren enorme Summen:

dies hielt ſie jedoch nicht ab, immer wieder neu in die Schlingen der Bankhalter zu gerathen und mit erborgtem Gelde weiter zu ſpielen. An der Spielbank ſelbſt fanden ſich die bereitwilligſten Darleiher. Von einem Freunde dort ſechs-, acht-, zehntauſend Gulden in Bancozetteln, die ſie ſchnell in Geld umgeſetzt wurden, zu erhalten, war nichts Auffallendes.

Der Cafetier „zum Repphuhn“ in der Goldſchmiedgaſſe war damals einer der unglücklichſten Pointeurs. Einſt verlor er an einem Vormittage 15,000 fl. Er ſpielte in einem fort auf die ſchwarze Farbe, duplirte immer den Einſatz, und hatte im Sinne des Wortes keinen Ducaten mehr; da wendete er ſich an einen reichen Brauer, der ebenfalls täglich ſpielte, aber nur kleinere Einſätze wagte.

„Herr ***,“ rief ihm der Kaffehſieder zu: „Sie haben heute durch Ihre „Bierverſilberer“ Ihre Eincaſſirungen erhalten, haben Sie 20,000 fl.? Leihen Sie mir dieſe Summe; jetzt muß „Schwarz“ kommen!“ — „Da ſind ſie,“ erwiederte der Brauer, „vielleicht auch noch um ein paar tauſend Gulden mehr.“ Mit dieſen Worten warf der Brauer eine große, dicke, rothe Brieftaſche auf den Spieltiſch. Schwarz gewann. Der Banquier öffnete die Brieftaſche, es befanden ſich 29,000 fl. in Bancozetteln darin. Die Bank zahlte nach dem Courſe von 1500 Geld dafür aus.

„Ich danke Ihnen herzlich,“ ſagte der Kaffehſieder, gab den Einſatz von 29,000 fl. zurück und ſtrich ſeinen Gewinn ein.

„Es iſt gerne geſchehen,“ erwiederte der Brauer.

Dieſe beiden Bürger kannten ſich nicht weiter als vom Spielhauſe. Im bürgerlichen Verkehr hätten ſie ſich vielleicht nicht 2000 fl. creditirt; am grünen Tiſche kannten ſie kein Mißtrauen. (Daß der Kaffehſieder »zum Repphuhn« ſpäter Alles, Haus, Hof und Gewerbe verlor und als armer Mann ſtarb, wiſſen in Wien viele ſeiner Mitbürger.)

Leichtſinnig forderte Zahlheim Geld.

»Nur auf vierundzwanzig Stunden,« ſagte er, »brauche ich 20,000 fl.!« aber er fand Niemand, der eine ſolche Summe (im Jahre 1784 in Bancozetteln auch fünfzehnmal mehr als im Jahre 1809) hergeliehen hätte.

In ſeiner Troſtloſigkeit ging er zu Teſſin.

»Gut, daß Ihr kommt,« rief ihm dieſer entgegen. — »Ich war ſchon bei Euch, aber ich traf Euch nicht. Ich wollte Euch mittheilen, daß ich zu der Spielbank bei Ducati keine Einlage mache. Es wird Euch dies lieb ſein, denn Ihr theilt ohnehin nicht gerne. Ich ſpiele wieder einmal ſelbſt. Ich halte einmal wieder ſelbſt eine Bank. Durch Legler gelang es mir, im Speiſeſaal des Hetz-Amphitheaters Eintritt zu erhalten; dort kenne ich alle Pointeurs und keiner kennt mich. Dort werde ich vielleicht zur ſelben Stunde, in welcher Ihr bei Ducati Geſchäfte macht, meine Ernte halten.«

Zahlheim, der noch immer hoffte, Geld aufzutreiben, berührte dies nicht unangenehm.

»Wenn nur Ducati nicht zurücktritt,« ſagte Zahlheim, »ſonſt wird meine Bank eine ſchofle Bank.«

»Der tritt auch zurück,« verſetzte Teſſin ganz kalt. »Der leiht Euch nur ſein Locale. Ducati iſt ängſtlich wegen der Verkleidung, die Ihr annehmt.«

»Muß ich denn nicht in die Türkenmaske kriechen? Iſt das nicht eure Invention?«

»Freilich, freilich,« verſetzte Teſſin. »Ihr müßt ja euren Schwiegervater abſieden.«

»Kommt der auch gewiß?«

»O ſo ſicher, als ich jetzt vor Euch ſtehe.«

»Er iſt in dieſem Augenblicke nicht in Wien.«

»Ich weiß es, aber morgen Abends um acht Uhr kommt er an. Es iſt Alles aufs Beſte eingeleitet.«

»Wenn ich nur noch 3000 Ducaten hätte! Mehr als 12,000 fl. beſitze ich ja nicht.«

»Genug! — Ihr kennt des Bojaren Weiſe. Er wird augenblicklich va banque! rufen. — Ihr werdet gewinnen, dies verbürgt Euch der liebe Geldfinger; dann habt Ihr ſchon 6000 Ducaten; nun ruft der Bojar noch ein paarmal va banque! das kann ſich in einigen Minuten auf 48,000 Ducaten ſteigern; habt Ihr dieſe Summe, ob nun baar oder auf Ehrenwort eures künftigen Schwiegerpapas, dann nehmt Ihr gelaſſen euren Turban und euren falſchen Bart ab und ſagt: Herr Bojar, was Sie mir ſchulden, iſt mein Hochzeitscapital; ich danke Ihnen, daß Sie ſelbſt mit mir ſpielten; nun dürfen Sie mir keine Vorwürfe mehr machen. Jetzt bitte ich um die Hand Ihrer Tochter, und nun werde ich im Ernſte keine Karten mehr anrühren.«

»Ei, das Letztere verſpreche ich nicht, und wenn ich es auch verſpräche, ich würde es nicht halten, im Gegentheile, ich würde meine Anſtellung aufgeben und mit meiner Frau und ihrem Brautſchatze nach Paris reiſen, dort Bank halten, dann nach Marſeille, Toulon, zuletzt nach London.«

»Nur nicht nach London, dort haben ſie erſt im vorigen Monate wieder Einen gehängt, der falſch ſpielte.«

»Alſo bleibe ich in Frankreich. — Aber,« fuhr Zahlheim nach einer Pauſe fort, »glaubt Ihr denn, daß mein künftiger Schwiegervater ganz ſo vergeben wird, wie Ihr da ſagt? Wird er ſicher gleich beim Beginn des Spiels va banque' rufen?“

„Wenn er nicht bei dem erſten Herumgeben der Karten va banque! ruft, ſo thut er es ſpäter. Es iſt dies ja ſeine Weiſe ſeit jeher geweſen; fragt doch Alle, die ihn früher kannten, fragt Madame Lemnier, die ihn im vorigen Jahre in Mehadia an der Pharobank kennen lernte; fragt doch den Grafen Schwörnhort, der ihn in Baden-Baden ſah; fragt mehrere der Herren, welche in den Salon der genannten Dame kommen, in welchem es, nebenbei bemerkt, wieder ſo toll zugeht, wie vor ihrer Arretirung.“

Zahlheim ſchien hierdurch beruhigt und erfreut, aber noch mehr erfreute ihn, daß er plötzlich an Madame Lemnier und Schwörnhort erinnert wurde.

Er beſchloß augenblicklich ſich zu Beiden zu begeben und — Beide um Geld anzuſprechen.

„Die Lemnier hat viel Geld,“ ſagte er zu ſich ſelbſt, „und Graf Schwörnhort iſt ſo nobel, dabei iſt er mir ſo gut, daß er mir gewiß ein paar tauſend Ducaten leiht; dieſen ködere ich, indem ich ihn bei ſeiner Munificenz beſchwöre; die Lemnier ködere ich, indem ich ihr für jedes tauſend Gulden, das ſie mir anvertraut, ein hundert Gulden Intereſſen verſpreche.“

Er griff nach ſeinem Hute, um ſich ſchnell von Teſſin zu entfernen.

»Wo wollt Ihr denn ſo ſchnell hin? Was ſimulirt Ihr denn auf einmal?«

»Ich habe noch Einiges zu beſorgen,« antwortete Zahlheim.

»Apropos,« erwiederte Teſſin, »ſeid vor Allem auf Bourg bedacht, das iſt der junge Mann, dem Ihr zwar bei

Zahn ein wenig ſtark auf den Leib rücktet, der aber jetzt euer Freund iſt, wie Keiner. Ihm verdankt Ihr allein, daß der Bojar an eurem Spiele Theil nimmt.«

Zahlheim ſtand ſchon an der Thür, um ſich zu entfernen; er kehrte zurück und fragte:

»Was ſoll das heißen, ich möchte auf den jungen Mann bedacht ſein? Heißt das ſo viel, als ich möchte ihm von meinem Gewinne einen Antheil geben?«

»Das gerade nicht, aber gebt ihm doch ein Douceur. Er leitete das Spiel, das Ihr vorhabt, ganz geſchickt ein, er bewog den Bojaren bei Ducati ſein Glück zu verſuchen; er iſt's, der Euch den Bojaren ſo zu ſagen auf den »Leim« führt.«

»Ich gebe nichts,« ſagte Zahlheim. »Ihr wißt doch von nichts Anderem zu reden, als vom Geben und wieder Geben; jetzt habe ich noch keinen Heller gewonnen und ſoll mich ſchon verpflichten, Geſchenke zu machen.«

»Thut, was Ihr wollt; ſchenkt dem armen Teufel etwas, ſchenkt ihm nichts; wie es Euch beliebt; nur Eines geſtattet mir, Euch zu ſagen: der gemeine Schmutz, der euer ganzes Herz erfüllt, iſt von großem Uebel; glaubt mir, ein ſchmutziger Menſch kann es nie zu etwas bringen, am wenigſten in der beſſern Geſellſchaft.«

»Das ſagt Ihr mir, der Ihr der allerſchmutzigſte Hund ſeid, den ich je kennen lernte? der, wenn Ihr zwei Pfennige zu erhalten wiſſet, ganze Nächte auf der Lauer bleibt, wie ein Straßenräuber aufpaßt, daß Euch euer Opfer nur nicht entgehe?«

»Das erlaube ich mir nur bei Euch, eben weil Ihr der ſchmutzige Hund ſelbſt ſeid, den Ihr mich nennt, weil Ihr mich verkürzt, wenn ich das, was mir von Euch gebührt, nicht augenblicklich in Empfang nehme. Zahlheim, laßt Euch etwas vertrauen. An eurem Unglücke und dem Unglücke, das Euch vielleicht noch bedroht, iſt nur euer Schmutz Schuld. Der Geizige und Habſüchtige ſind beſonnen, aber der Schmutzige iſt unbeſonnen! Nun geht, ich halte Euch nicht länger auf.“

Zahlheim ging ohne etwas zu erwiedern.

Leſſin blickte ihm einen Augenblick nach, dann ſagte er:

„Das mußteſt Du noch wiſſen! Wenn Du vielleicht nächſtens zum Rande des Abgrundes gelangſt, dann werden Dir die Gewiſſensbiſſe noch einige Wunden beibringen, und dein Schund, beſter Zahlheim, wird Dir dann auch noch als Urſache deiner Lage einfallen.“

* * *

Zahlheim eilte zu Madame Lemnier.

Auch zu ihr kam er, ſie anzupumpen, aber ſie behandelte ihn mit ſo auffallender Kälte, daß er bereits alle Hoffnung aufgab, von ihr einen Heller zu erhalten.

Dennoch wagte er es, ſein Anliegen vorzubringen.

Sie lachte ihm ins Geſicht.

„Sie wollen Geld von mir?“ ſagte ſie; „ich glaube Sie ſind betrunken! Sie, der an dem Unglücke, das mich betroffen, Schuld ſind! Sie haben mir Natalie abwendig gemacht, Natalie, die, wenn ſie noch in meinem Hauſe geweſen wäre, der Bojar nur gegen eine große Summe von mir hätte erhalten können! Und da Sie Natalie oder Roſaura, wie ſie jetzt wieder genannt wird, heiraten, warum wenden Sie ſich denn nicht an den Bojaren? Der wird doch augenblicklich ſeine vollen Caſſen aufſchließen und ſich glücklich ſchätzen, dem Herrn Schwiegerſohn dienen zu können. Wie viel wünſchen Sie Geld von mir? Fünfzehn- bis zwanzigtauſend Gulden nur auf einen Tag? Dafür geben Sie ein Douceur von fünfzehnhundert bis zwanzighundert Gulden!!! Ha, ha, das gebe ich auch. Ich gebe, wenn mir Jemand auf einen halben Tag eine ſolche Summe leiht, drei-, viertauſend Gulden; ich laſſe mir die Intereſſen ſogleich abziehen; natürlich, da ich das Capital nicht mehr zurückzuzahlen gedenke, kann ich die Anticipando-Intereſſen leicht verſchmerzen.«

»Madame, welche Anzüglichkeiten!« rief Zahlheim aus.

»Ich bitte Sie, fahren Sie nicht auf,« mahnte Madame Lemnier; »ich weiß ſchon wen ich vor mir habe; Sie ſind ja in Ihrem Rufe ſo herabgekommen, daß man nichts riskirt, wenn man Ihnen die höchſte Geringſchätzung beweiſt.«

»Mir? Geringſchätzung von einem Weibe, welches ein Metier betreibt, das —«

»O ich bitte Sie,« fiel ihm Madame Lemnier ins Wort, »reden Sie von meinem Metier nicht mit Verachtung, da das Ihrige noch weit ſchlechter iſt. Wenn man bei mir ſein Geld verliert, ſo amüſirt man ſich doch; man iſt bei mir heiter, küßt, liebelt, tanzt, erfreut ſich an prächtigen Diners und Soupers, befindet ſich unter jovialen Männern und lebensfrohen Frauenzimmern, und iſt ein heiter durchlebter Abend bei mir zu Ende, ſo eſtimirt man noch immer die Damen, und keine wird unter den Tiſch geworfen, wie neulich in dem Spielſalen »zur Ente!« Verſtanden! Ich empfehle mich Ihnen.«

»Was wollen Sie damit ſagen?« rief Zahlheim zornentbrannt aus.

„Was alle Welt weiß! In Zukunft erſuchen Sie Herrn Legler, daß er Ihnen Ihr Sündenregiſter nicht ſo laut verleſe, wenigſtens auf offener Straße nicht, wo die Fenſter Augen und die Mauern Ohren haben. Ich empfehle mich Ihnen.“

Mit dieſen Worten entfernte ſich die Madame und Zahlheim verließ ganz verblüfft ihre Wohnung.

„Es kommt zu viel über mich,“ ſagte Zahlheim zu ſich. „Der verwünſchte Legler! der Elende! der Schändliche! hat all dieſes Unglück bereitet. Da die Lemnier die Geſchichte mit der verunglückten Karte weiß, ſo weiß es auch Jeder, der ihren Salon beſucht; zu dem Grafen Schwörnhort kann ich mich nun nicht begeben, ich müßte mir ſonſt einen ähnlichen Empfang gefallen laſſen.“

Zahlheim trat aus dem Hauſe der Lemnier.

Am Thore dieſes Hauſes hielt ein Cabriolet.

Der Mann, der in demſelben die Pferde lenkte und abgeſtiegen war, um ſeinem Kutſcher, der ſich rückwärts poſtirt hatte, das Geſpann zu übergeben, reichte einer Dame die Hand, welche neben ihm im Wagen geſeſſen; Zahlheim erkannte in dieſem Herrn den Grafen Schwörnhort und in der Dame die Frau Doctorin Lachenberg.

Zahlheim zog ſeinen Hut.

Der Graf grüßte artig.

„Da iſt wieder Einer,“ ſagte der Graf, „von welchem wir Abſchied nehmen müſſen. Herr von Zahlheim, wir benützen Beide die Gelegenheit, Ihnen Adieu zu ſagen. — Frau von Lachenberg, die, wie Sie wiſſen, von Ihrem Gatten geſchieden iſt, geht mit mir und Ihrer Mutter nach Holland. Dort nimmt ſie meine Religion an und wird meine Gemalin.

— Behalten Sie uns in gutem Angedenken, Herr von Zahlheim!"

Zahlheim ſtotterte einige Gratulationen hervor, war jedoch noch ſo conſternirt, daß er nicht wußte, was er noch ſagen ſollte.

„Sie ſehen nicht mehr ſo gut aus wie vordem," nahm der Graf wieder das Wort. „Sind Sie leidend? Haben Sie Kummer? — Das ſollte mir leid thun. — Ich höre, daß Sie in ein gehäſſiges Gerede gekommen ſind. — Machen Sie es doch wie ich und gehen Sie fort von Wien. — Wer kann denn das tolle Geſchwätz aushalten, dem man hier ſo leicht zum Opfer fällt? — Wenn Sie ſich von Wien nicht losreißen können, ſo ziehen Sie ſich wenigſtens von allen Geſellſchaften zurück. Es iſt gewiß beſſer. — Adieu, Herr von Zahlheim. Nichts für ungut."

Der Graf und Frau von Lachenberg grüßten freundlich und verſchwanden unter dem Thore des Hauſes, das ſie betraten.

Zahlheim ſagte dumpf für ſich hin:

„Dieſer Graf hätte mir gewiß Geld gegeben, wenn er nicht abreiſte. Ja, ſo iſt's in der Welt! — Die guten Menſchen verſchwinden uns aus den Augen und die ſchlechten bleiben zurück."

Mit dieſen und ähnlichen Betrachtungen eilte er nach Hauſe.

Ende des dritten Theiles.

Druck und Papier von Leop. Sommer in Wien.

Zahlheim.

Ein

Wiener Criminalroman.

Von

Adolf Bäuerle,

Verfaſſer des „Komiſchen Theaters“ in 6 Bänden und der
„Thereſe Krones“.

Vierter Theil.

Peſt, Wien und Leipzig, 1856.
Hartleben's Verlags-Expedition.

I.

Eine nächtliche Expedition.

Die Abendmahlzeit im Hauſe der Familie Legler war ſo gemüthlich, Judith ſo vergnügt unter dieſen einfachen und biedern Bürgersleuten, daß ſie ſich wahrhaft glücklich fühlte.

Seit jener Zeit, in welcher ſich Judith in dem Hauſe ihrer guten Eltern und Geſchwiſter befand, verlebte ſie keine ſo frohen, ungetrübten Stunden.

Welch ein Contraſt!

Hier in dem Bürgerhauſe; Biederſinn, Herzlichkeit und Frohſinn, und dort an den Spieltiſchen, an welche ihr Gatte ſie hinzog; Trug, Falſchheit, wilde Leidenſchaft und häufig Verzweiflung.

Judith war bei Vater und Mutter Legler ſo zutraulich und heimiſch, als wenn ſie ſchon jahrelang in dieſem Kreiſe gelebt, und mit dem Alten und ſeiner Frau wie ein Glied der Familie verkehrt hätte.

„Ein Glaſerl ſiebenundſechziger Petersdorfer müſſen Sie noch trinken!“ ſagte der Alte. „Mein Sohn hat franzöſiſchen Wein im Keller; er will immer, daß dieſer heraufgetragen werden ſoll, und daß Sie von dieſem trinken möchten, aber wenn Sie mich lieb haben, ſo bleiben's beim

Oeſterreicher! — Ich weiß nicht, wie der verfluchte Franzos heißt, der ſich den Kopf ins heiße Pech einwickeln laßt, dann mit den Füßen und mit dem Leib ins Eis muß, der, wenn man ihm nahe kommt, einen Knall macht, als wenn ſich Einer erſchoſſen hätt', und dann vor Wuth ſchäumt, wenn man ihn genießen will.«

»Champagner!« antwortete der Sohn; »werden Sie ſich denn nie dieſen Namen merken?«

»Ich kann den Namen von dieſem Weine nicht behalten,« verſetzte der Vater, »und trink' ich ihn — ſo kann ich den Wein auch nicht behalten; es wird mir gleich todtenübel d'rauf. Da iſt der Petersdorfer ein anderer Kerl. — So ein alter Wein iſt wie ein alter Mann, ſolid und ehrlich und treu, wenn man ihm noch ſo zuſetzt, er halt bei Einem aus; indeß der Franzos immer auszureißen ſucht!«

»Und jetzt nehmen Sie noch,« ſagte die Mutter, »von dem Gugelhupf; der zergeht im Mund', ſo leicht iſt er und doch iſt wenig Germ dabei; den Gugelhupf hab' ich ſelbſt abgetrieben, und Zibeben ſind darin ſo groß wie die Kupferkreuzer.«

»So nöthige doch nicht immer!« ärgerte ſich der Vater; »mir zu lieb' nehmen Sie aber dieſes »Kappel« von der Torten; meine Frau hat »Vivat Judith!« darauf extemporiren laſſen. Eſſen Sie zuerſt das »Vivat« aus Mandeln, und dann die »Judith« aus »Zitternat!« Eſſen Sie ſich aus Lieb' einmal ſelber, ſonſt beiß ich Ihnen hinein, wie in einen Marſchanzkerapfel!«

»Zuletzt kommt ein Punſch!« meldete die Mutter. »Im Punſchmachen bin ich Meiſterin. Ich mach' ihn nach dem Recept vom engliſchen Reiter Hyam; — Sie, der iſt heiklich beim Punſch! — Auch wie man auf engliſche Art

Beefſteaks zubereitet, hat er mir gelernt, bei ihm iſt Alles echt engliſch, ſogar die Krankheit iſt engliſch, die ſeine Kinder haben.«

»Und auf den Punſch werden Sie ſich zu Bett begeben!« ſagte der Vater. »Sie ſchlafen bei meiner Frau im Zimmer und die ganze Nacht muß der Aufhackknecht vor der Thür Schildwach ſtehen, nur daß Ihnen nichts geſchieht — Wenn meine Alte nach ihrer Gewohnheit ſchnarchen ſollte, daß man es drei Häuſer weit hört, dann dürfen Sie mir nur klopfen, dann ſchopp' ich ihr ein paar Leintücher ins Maul, da hört's gleich auf.«

»Warum nicht gar!« ſcherzte Judith. »Wenn die gute Mutter auch ſchnarchen ſollte, ich würde nichts hören, ich ſchlafe wie eine Kanone!«

»Das geht ſchon zuſamm'!« ergänzte der Alte; »Sie ſchlafen wie eine Kanone, mein Weib ſchlaft wie ein Bombenkeſſel, da haben wir gleich ein kleines »Arſchenal« im Haus.«

Sebaſtian flüſterte ſeiner Judith unaufhörlich in die Ohren.

»Waſtl, ſchickt ſich denn das,« fragte der Vater, »daß Du immer Geheimniſſe haſt? — Ich ſitze da »wie eine Nannerl,« und weiß nicht was Du immer wiſpelſt!«

»Laß ihn gehen!« ermahnte die Mutter; »Du haſt es eben ſo gemacht. — Erinnere Dich nur, was Du mir immer zu ſagen hatteſt, als deine ſelige Frau noch lebte!«

»St!« mahnte der Vater. »Vor den Kindern darf man dergleichen nicht reden.«

»O Vater, wir ſind in ähnlicher Lage.«

„Nichts heute davon!“ bat Judith. „Morgen! Morgen!“

„Ja, beim Frühſtück!“ ſagte Sebaſtian. „Vater und Mutter möchten ſonſt eine böſe Nacht haben.“

„In ähnlicher Lage wie deine Eltern?“ fragte der Vater den Sohn.

„Morgen, morgen ſollen Sie, liebe Eltern, etwas erfahren, das uns beide, Judith und mich, ganz entſetzlich „druckt.“

„Etwa gar?“ rief der Vater freudig, „dann müßten wir uns tummeln mit der Hochzeit. — Waſtl, wann ich mich heute Nacht niederlegen kann, um morgen als Großvater aufzuſtehen, da laß' ich die Weißgärber-Vorſtadt beleuchten aus Freuden!“

„O nein, Vater,“ verſetzte Waſtl, „ſo weit bin ich mit Judith noch nicht — morgen beim Frühſtück ſollen Sie Alles hören.“

„In Gottes Namen!“ rief der Alte, „ich werde es erwarten können.“

„Aber ich kann nichts erwarten,“ ſetzte die Mutter hinzu. „Heraus damit! Hat deine Judith vielleicht kein Vermögen? Sie braucht keins, keinen Heller, nicht was Schwarz unterm Nagel iſt!“

„Wir haben's ja!“ rief der Vater aus. „Sie ſoll wie ein neugebornes Kind ins Haus kommen, ſie wird eben ſo aufgenommen, als wenn ſie auf jedem Finger hunderttauſend Gulden hätt'.“

„Das iſt es alles nicht! — Bezähmen Sie Ihre Neugierde, liebe Mutter. — Was der Judith und mir das Herz beſchwert, werden Sie noch früh genug erfahren.“

„Ich zerſpringe vor Neugierde, Waſtl! Bedenk, daß Du meine empfindlichſte Seite berührſt, wenn Du mich gleich einem Bogen ſpannſt und druckſt nicht ab! — Waſtl, ich könnte die ganze Nacht nicht ſchlafen. Ich müßte im Bett aufſitzen, wie in jener Nacht, in welcher Du ohne meine Zuſtimmung zum erſten Male in der Redout' warſt, und ich nicht gewußt hab', wo Du hinkommen biſt!“

„Gewöhn' es wieder, Alte; ſeit jener Nacht haſt Du viel gewöhnen müſſen.“

„Wohlan denn,“ rief Judith aus, „damit Sie nicht wieder eine ſchlafloſe Nacht haben, ſo will ich Ihnen das Geheimniß, das uns ſo ſehr beängſtigt, heute noch ſagen. Verdammen Sie mich deshalb nicht; Sie würden mein Unglück, und wie ich glaube, das Unglück Ihres Sohnes nur erhöhen.“

„Ein Unglück?“ riefen beide Eltern zugleich.

„Ja, ein Unglück,“ fuhr Judith fort, „ein großes Unglück: ich bin verheiratet!“

„Aber doch mit meinem Sohne, will ich hoffen!“ fragte der Alte.

„Heimlich mit Waſtl verheiratet!“ ergänzte die Mutter, „da wäre mir nur leid, daß ich um die Hochzeit käm'.“

„O, wäre Sebaſtian mein Gatte!“ betheuerte Judith, „wie würde ich jubeln! Aber mich beglückte nicht die Hand eines edlen Mannes, ich fiel einem Elenden zum Opfer, der, um Ihnen nur einen Begriff ſeiner Verworfenheit zu geben, mich für baares Geld Ihrem Sohne verkaufen will.“

„Waſtl!“ befahl die Mutter, „ſchick' zum Bader hinüber; er ſoll mir zur Ader laſſen; ich bin ein „teſtiges“ Weib, mich trifft ſonſt der Schlag.“

»Mich hat er ſchon getroffen,« verſetzte der Alte, »eine verheiratete Frau, welche der Mann verkaufen will? — Wer ſo etwas überlebt, muß Nerven wie ein »Ochſenzehnt« haben!«

»Und Du?« fragte die Mutter ihren Sohn, »haſt Dich an eine verheiratete Frau »angemacht?« fürchteſt Du Dich nicht der Sünden?«

»Ihr Sohn wußte es nicht!« entgegnete Judith. »Wie dies kam, daß er veranlaßt wurde, mich für ein Mädchen zu halten, war ebenfalls das Werk meines Gatten. In dem Augenblicke, in welchem Ihr Sohn einen ernſtlichen Heiratsantrag vorbrachte, endete ich ſeinen Wahn.«

»Ich wollte mich auf der Stelle von Judith trennen,« verſetzte Sebaſtian, »aber hören Sie nur wie es kam, daß es nicht geſchah.«

»Ja, hören Sie uns!« bat Judith, »und wenn Sie dann noch zu zürnen vermögen, dann mögen Sie mich bei Nacht und Nebel aus Ihrem Hauſe jagen.«

»Ei, das thun wir nicht!« meinte die Mutter. »Jetzt regnet es auch noch, als wenn es mit »Schaffeln« »gießet« (göße).«

»Das wäre eine ſaubere Gaſtfreundſchaft!« meinte der Alte, »ſo ſchlecht wären ja die Hottentotten nicht.«

Judith fing nun an, ihre Leidensgeſchichte zu erzählen. Sie verhehlte nichts. Sie machte ſich nicht beſſer, als ſie war; ſie ſchilderte ſich getreu. Sie ſchilderte aber auch Teſſin getreu, und als ſie auf den Punkt kam, den ſaubern Contractsentwurf zu berühren. da unterbrach ſie Sebaſtian und rief:

»Judith hat dieſen Entwurf zwar zerriſſen, aber ich habe die Bruchſtücke zu mir geſteckt; da leſen Sie, Vater, da leſen Sie ſelbſt, was der Abſchaum eines ſchändlichen Gatten feſtzuſetzen ſich erlaubte.«

»Ich leſe nichts!« fuhr der Alte auf. »Ich habe mir ſchon genug gehört; meine Ohren ſind bereits vergiftet durch ſolche Niederträchtigkeit; ich werde mir nicht auch noch die Augen vergiften!«

»Ich aber frag' nur, was jetzt geſchehen ſoll?« ſagte die Mutter.

»Was jetzt geſchehen ſoll?« antwortete der Vater; »in unſerm Schutz bleibt die unglückliche Frau, und zwar ſo lange, bis ſich ihr Schickſal ändert.«

»Bis ſie »Witib« wird?« ſagte die Alte, »da können wir lange warten.«

»O nein!« verſicherte der Vater, »da wird Gott helfen, und Gott muß helfen, denn einen ſolchen Ausbund von ſchlechten Kerl, wie ihr Mann iſt, kann er ja nicht lange mehr auf ſeiner ſchönen Welt herumgehen laſſen!«

»Hör' auf!« entgegnete die Mutter, »unſer Herrgott weiß gar nichts von einem ſolchen Scheuſal.«

»So weiß der Teufel von ihm, der ihm vielleicht aus der Höll' nur Urlaub gegeben hat, und ihn nächſtens in ſein unterirdiſches Reich einberufen wird. Tröſten Sie ſich, liebe Madame,« ſetzte der Fleiſchhauer, zu Judith gewendet, hinzu; »Sie werden bald von dieſem Satan erlöſt werden. Es iſt mir nur leid, daß wir nichts dazu thun können, daß wir ein ſolches Unkraut nicht ſo ausraufen können, wie den Schierling aus unſerm Garten; aber der Unmenſch, ihr Mann, wird deſſenungeachtet bald von der Welt verſchwinden. Zu was hätte denn der Herrgott Donner und Blitz erſchaffen, wenn er nicht manchmal einen Frevler damit erſchlagen möchte, und eine Wetterſtange wird der Cujon doch nicht auf dem Hute haben, damit der Donnerkeil daneben fährt!“

„Vater,“ nahm Sebaſtian das Wort, „ich habe der Judith verſprochen, daß ſie die 10,000 fl., welche Teſſin dem Vater der Judith gab, von mir erhalten ſoll.“

„Das verſteht ſich!“ erwiederte der Fleiſchhauer; „dieſes Geld gib ich her, in der Nacht noch; ſuch' ihn auf, den Hallunken; ſag' ihm, er ſoll zu mir herauskommen, wie er wieder hineinkommt, weiß ich freilich nicht.“

„Morgen, morgen, Vater! Morgen ſoll Alles nach Ihrem Wunſche geſchehen.“

„Weißt Du, wann die Sache auf morgen bleibt, da gehe ich mit Dir zu dem Judas. Es wird beſſer ſein, wenn wir Zwei zu ihm kommen. Es ſcheint, daß mit dieſem Kerl noch kein Menſch gered't hat, wie man reden muß; nemlich, wie ein ehrlicher Mann mit einem Hallunken reden muß.“

„O, ich habe ihn wegen Zahlheim,“ verſicherte der Sohn, „einmal in Simmering unter den Händen gehabt —“

„Und haſt ihn wieder auslaſſen?“

„Er war mir zu ſchlecht, ich hab' ihm ſein armſeliges Leben geſchenkt.“

„Das war wohl recht, aber ich werd' nicht ſo großmüthig ſein!“

„Du wirſt ihn doch nicht umbringen?“

„Das nicht; aber die Todesangſt laß ich ihn ausſtehen. Gleichſam erſt unterm Galgen pardonnir' ich ihn. — Schlafen werd' ich dieſe Nacht ohnehin nicht, da werde ich mir ſchon etwas ausdenken.“

„Mein Gott! Sie ſind ſo aufgeregt!“ klagte Judith.

„Wie gut wäre es geweſen, Sebaſtian, wenn ich Ihnen nicht gefolgt, oder wenn ich heute wenigſtens meine Leiden nicht geſchildert hätte.“

Legler hörte in dieſem Augenblicke einen Wagen an ſeinem Hausthore halten.

„Kommt da Jemand zu uns?“ fragte der Alte.

„Um zwölf Uhr in der Nacht?“ ſetzte die Mutter bei.

Man hörte die Hausglocke ziehen.

„Richtig!“ ſagte der Alte, „zu uns kommt eine Viſite!“

„Gewiß iſt es mein Mann!“ klagte Judith und rang die Hände.

Der Alte riß das Fenſter ſeiner Wohnung auf und rief auf die Straße hinab:

„Wer iſt da? Wer will in mein Haus?“

„Kann ich nicht mit Ihrem Sohne ſprechen?“

„Nein.“

„Er iſt es!“ rief Judith außer ſich.

„Halte ihn ein wenig auf!“ erſuchte die Fleiſchhackerin ihren Gatten, „ich hole ein Häfen Ochſenblut und ſchütte es ihm auf ſeinen Schädel.“

„Warum,“ fragte Teſſin weiter, „ſoll ich mit Ihrem Herrn Sohn nicht ſprechen können?“

„Weil es Nacht iſt und in der Nacht nur Diebe Viſiten machen, welchen aber kein rechtſchaffener Mann ſein Thor öffnet.“

„Meine Frau iſt bei Ihnen oben.“

„Ihre Frau? — Ich kenne Sie nicht, wie bin ich dann im Stande Ihre Frau zu kennen.“

„Mein Name iſt Teſſin. Ihr Herr Sohn kennt mich gut.“

„Teſſin? Sind Sie der bekannte Schurke, der falſche Spieler, der Betrüger, der in aller Herren Länder mit Steckbriefen verfolgt wurde, der, um ſeine Schandthaten voll zu machen, ſeine Frau verkaufen will?“

„Der ſie verkaufen will, aber noch nicht verkauft hat, der deshalb ſein Weib reclamirt, und ſie von Ihrem Sohne fordert; das Weib gehört zum Manne, ſo lange ſie noch ſein Weib iſt! Daher ſenden Sie mir meine Frau herab, oder ich allarmire die ganze Nachbarſchaft! — Ich lärme, ich ſchreie!“

„Warte, Spitzbube!“ ſagte die Fleiſchhauerin, „ich werde Dir den Mund ſtopfen!“ — Sie lief um den Topf mit Ochſenblut zu holen.

Teſſin ſchlug wie ein Wüthender ans Hausthor.

Der Fleiſchhauer machte einen gellenden Pfiff durch die Finger.

„Waſtl!“ ſchrie er, „jetzt weck' die Knecht auf! Dieſen Spitzbuben ſollen ſie noch ärger durchwalken als den Bojaren. Für jeden Hieb kriegen ſie fünf Gulden, und tauſend Gulden zahle ich in die Armencaſſe, wenn kein Glied an ihm ganz bleibt!“

„Euer Gnaden,“ ſagte der Fiaker, welcher Teſſin geführt hatte, „jetzt fahren wir ab; ich wenigſtens bleib' nicht hier und laſſe Euer Gnaden im größten Platzregen ſtehen!“

Das Thor flog jetzt auf.

Sebaſtian trat heraus.

Er packte Teſſin mit der einen Hand, mit der andern öffnete er den Wagenſchlag und warf dann Teſſin in den Wagen, daß die Fenſter klirrten.

Dem Fiaker herrſchte er zu: „Dieſen Schurken führſt Du zur Polizeidirection.“

Sebaſtian ſetzte ſich zu Teſſin in den Wagen.

„Warte, Schuft!“ ſagte Sebaſtian, „ich werde Dir die nächtliche Ruhe ſtören!“

Der Fiaker fuhr mit Sebaſtian und Teſſin davon.

II.

Bei Nacht und Nebel.

Als Sebaſtian mit Teſſin eine Strecke gefahren war, fing letzterer an Vorſtellungen zu machen.

„Herr Legler,“ flehte er, „Sie werden mich doch nicht im Ernſte zur Polizei bringen? Herr Legler, Sie ſind ja im Unrechte! Bedenken Sie doch, wenn ich bei der Polizei angebe, daß Sie mir meine Frau entführten.“

„Woher vermuthen Sie dies?“

„Ich vermuthe es nicht, ich weiß es gewiß; ich fragte im Gaſthof „zur Ente“ genau nach, wohin meine Frau gekommen, da ſagte mir dann der Zimmerkellner und das Stubenmädchen, daß Sie einen Fiaker gebracht hätten und mit meiner Frau davongefahren wären.“

„Das hätte ich gethan? — Was der Tauſend!“

„Darauf ging ich nach der Wollzeile auf den Platz, wo die Fiaker ihren Standort haben. Die Fiaker beſtätigten mir dasſelbe, nur war der Fiaker nicht zugegen, der Sie führte. — Ich wartete. Ich wartete bis halb zwölf Uhr Nachts auf ihn.“

„Das Lauern auf der Straße iſt auch eines Ihrer ſchönen Metiers!“

„Endlich kam der Fiaker. — Ich drang in ihn mir zu beichten. Er ſagte mir, daß er wirklich dieſelbe Dame, die er mit einem Herrn bei der „Ente“ abgeholt, in Ihr Haus geführt habe, dann von Ihnen bezahlt unt fortgeſchickt werden ſei.“

„Was folgt daraus?“

„Daß die Polizei befehlen wird, daß Sie mir meine Frau zurückſtellen müſſen.“

„Möglich!“

„Darum geben Sie mir meine Frau ohne Polizei. — Kehren wir um und holen Sie meine Frau aus Ihrer Wohnung; wir ſcheiden dann in Frieden.“

„Erſt wenn mir die Polizei befehlen wird, daß ich Ihnen Ihre Frau ausliefern ſoll, dann ſollen Sie ſie haben; aber das wird die Polizei nicht! — Sie aber werden bei der Polizei bleiben. — Ich weiß ſchon was ich zu ſagen habe.“

„Herr Legler, nehmen Sie Raiſon an. — Ich verhehle es Ihnen nicht, daß ich kein Freund der Polizei bin.“

„Das glaub' ich Ihnen! — Die Polizei iſt auch ſtolz darauf, daß die Hallunken nicht ihre Freunde ſind!“

„Herr Legler, wir kommen immer näher zur Polizei!“

„Ich ſehe es. Ich kann es auch nicht erwarten, Sie am Kragen auf das Wachzimmer zu ſchleppen!“

„Herr Legler, noch Eins! — Meine Frau mag meinethalben heute Nacht bei Ihren Eltern bleiben, aber morgen nehme ich Sie wieder in Empfang!“

„Meinethalben! — Wenn Sie morgen noch auf freiem Fuße ſich befinden, mag Ihre Frau mit Ihnen nach Hauſe gehen, aber ich zweifle. — Uebrigens werde ich zur

Sprache bringen, daß Sie mir Ihre Frau förmlich verkaufen wollten.“

„Es war ein Scherz!“

„Gut, ſo erlaube ich mir auch einen Scherz mit Ihnen. Wir machen beide Scherze, um zu lachen. Wer aber zuletzt lacht, lacht am beſten! — Uebrigens ſind Sie ein wortbrüchiger Schuft! — Sie gelobten mir, daß Sie Ihre Frau durch volle drei Tage nicht moleſtiren und mir drei Tage Bedenkzeit gönnen würden, um wegen des Verkaufes Ihrer Frau mich mit ihr berathen zu können, und es waren kaum drei Stunden verfloſſen, ſo vergaßen Sie Ihr Verſprechen.“

„Ich hatte für dieſe drei Tage nicht erwartet, daß Judith zu Ihnen ins Haus ziehen, ſondern ich hatte erwartet, daß ſie in ihrer Wohnung in der „Ente“ bleiben würde. Nur weil ſie nicht blieb, wo ſie war, entband ich mich meines Wortes.“

„Ich aber halte mein Wort. Ich habe geſagt, ich führe Sie zur Polizei und dies geſchieht.“

Der Wagen hielt an.

„Gott ſei Dank!“ rief Legler, „da ſind wir ſchon!“

„Steigen Sie aus!“ ſagte Legler

„Ich ſteige nicht aus!“ verſicherte Teſſin. „Hören Sie noch einen Vorſchlag! — Meine Frau mag meinetwegen die drei Tage in dem Hauſe Ihrer Eltern bleiben, aber in dieſen drei Tagen müſſen meine Bedingungen hinſichtlich meines Weibes erfüllt werden, alle, alle, ohne Ausnahme!“

„Einverſtanden!“ verſetzte Legler, „aber wir bringen dies vor dem Commiſſär in Ordnung, bei dieſem finden wir Feder, Tinte und Papier! — Und nun heraus aus dem

Wagen! Schurke! Falſcher Spieler! Weiberverkäufer! Auflaurer! Störer der nächtlichen Ruhe! Heraus aus dem Wagen, oder ich rufe die Wache zu Hilfe! — Habe ich Unrecht gethan, daß ich ein armes Weib deinen Händen entriſſen und in das Haus meines Vaters und meiner Mutter geführt, ſo ſoll mich die Behörde dafür ſtrafen, aber Du, Elender, ſelbſt dabei nicht frei ausgehen!“

Legler, welcher während dieſer Aeußerung aus dem Wagen geſprungen war, bemerkte recht gut, daß Teſſin mittlerweile auf der andern Seite den Wagenſchlag geöffnet hatte und entſchlüpft war.

Legler konnte ſich nicht enthalten laut zu lachen.

„Fliehe nur, Schurke!“ ſagte Legler. „Ich bin mit deiner Verzweiflung zufrieden. — Meines Vaters Wunſch iſt erfüllt, die Todesangſt haſt Du ausgeſtanden.“

„Fiaker!“ rief Legler, „Du führſt mich jetzt wieder in die Weißgärbervorſtadt, wenn Du mir aber dieſen Spitzbuben noch einmal zu meinem Hauſe bringſt, dann mach’ Dich mit den Knitteln meiner Knechte bekannt.“

Der Fiaker brachte Legler nach Hauſe.

* * *

Sebaſtian fand Vater, Mutter und Judith noch ſo beiſammen, wie er ſie verlaſſen.

Er referirte getreulich was geſchehen, und war dabei ſo glücklich, ſeinen Vater und ſeine Mutter herzlich lachen zu ſehen.

„Jetzt habe ich Ruhe vor ihm!“ ſagte Judith, „denn die Polizei fürchtet er unbeſchreiblich.“

„Und da er die Polizei fürchtet,“ bemerkte die Mutter.

„ſo muß er ſich von ſeiner Frau ſcheiden laſſen, ohne daß er einen Heller Geld für die Scheidung bekommt.“

„Nein, nein,“ entgegnete der Vater, „die zehntauſend Gulden hat er anzuſprechen.“

„Keinen Kreuzer!“ meinte die Mutter, „die zehntauſend Gulden nahm er Judiths Vater früher im Spiele ab, im falſchen Spiele.“

„Das verſtehſt Du nicht,“ erwiederte der Fleiſchhacker, „und nun machen wir ein Ende mit unſerm Familienrath. — Es iſt zwei Uhr. In zwei Stunden heißt es wieder bei der Arbeit ſein. Das geht aber unſere Judith nichts an, die ſoll ſchlafen bis zehn Uhr. — Bis zehn Uhr bin ich mit meinem Weibe wieder zu Hauſe. — Da wird das Weitere ausgemacht. Waſtl, Du gehſt in dein Zimmer! — Judith und die Mutter gehen in ihr Zimmer, und ich ſchlafe hier im Gaſtbette. — Allons! entfernt Euch! Madame Judith, ſeien Sie eine folgſame Tochter! — Gute Nacht!“

Es geſchah wie der Vater wollte. Die paar Stunden, die der Ruhe gewidmet wurden, gingen ohne Störung vorüber.

Um vier Uhr wurde des Fleiſchhackers Haus ſchon wieder lebendig.

Der alte Legler war ſchon wieder auf den Beinen.

Die Mutter Legler ging wie ein Geſpenſt im Hauſe umher, im weißen Nachtkleide, mit einer weißen Schlafhaube. Sie hätte wirklich einem Geiſte gleichen können, wenn ſie nicht ſo entſetzlich dick geweſen wäre.

Als ihr Mann ſie erblickte, fragte er ſie:

„Nu, was macht denn die Judith? Ich will doch nicht hoffen, daß Du ſie aufgeweckt haſt, wie Du aus deinem Bette herausgeplumpſt biſt?“

„Gott bewahre! ich habe mich kaum zu athmen getraut, aber Du!“ verſicherte Frau Kegler, „die hat einen Schlaf wie ein „Henderl,“ ſo ſanft, ſo ruhig.“

„Alſo ſchlaft ſie nicht wie eine Kanone?“

„Gott bewahre, wie ein Kindertrompeterl, ein kleines wenig blaſt ſie durch die Naſen. Und geträumt muß ſie haben! — Ein paarmal hat ſie geſchmutzt.“

„Da wirſt Du ihr eingefallen ſein!“

„Sag' mir nur, was thun wir denn mit unſerm Buben, während wir nicht zu Hauſe ſind? Die jungen Leute können wir doch nicht allein zu Hauſe laſſen.“

„Gott bewahre! Der Waſtl muß mit in die Bank!“

„Ich habe auch ſchon daran gedacht, aber ich fürcht' den Kerl, Judiths Mann. Dieſer verwegene Spitzbub' iſt im Stande, wenn er uns alle Drei in der Stadt weiß, daß er herauskommt, ſein Weib holt, und wenn ſie ihm nicht willig folgt, daß er ſie mißhandelt.“

„Da haſt Du Recht! — Da werde ich zu Hauſe bleiben!“

„Warum nicht gar! Das wäre noch ärger! Du, der Du mehr in die junge Frau verliebt biſt als dein Sohn! Und jetzt gar, da Du weißt, daß er ſie nicht heiraten kann; da glaubſt Du, ſie wäre jetzt für Dich auf der Welt.“

„Du wirſt doch mit einem alten Manne nicht eifern?“

„O ich kenn' Euch alten Männer ſchon! Bei einem hübſchen Weib oder Mädel ſeid Ihr gleich jung!“

„So bleibe Du zu Haus! Es iſt nicht das erſte Mal, daß ein Drach einen Schatz bewacht.“

„Schimpf' nur! Je mehr Du ſchimpfſt, je ſicherer weiß ich, daß ich den Nagel auf den Kopf getroffen hab'.“

„Aber vor Dir wird ſich ja der Herr Teſſin nicht fürchten. Bis Du Dich umdrehſt, hat er ſeine Frau ſchon längſt entführt.«

»Ich ſtelle mich vor die Thür, dann können nicht ſechs Grenadiere ins Zimmer.«

»Ich bedauere nur, daß der Waſtl ſeine drei bairiſchen Fanghund verkauft hat. Das wären jetzt Wächter!«

»Ich brauch' keine Fanghund, im ſchlimmſten Falle habe ich hinten im Hofe die drei ungariſchen Ochſentreiber Das Hausthor ſperr' ich zu. Fahr' nur mit unſerm Waſtel ganz ruhig in die Stadt. Es ſoll der Judith kein Haar gekrümmt werden.«

Der Fleiſchhacker weckte ſeinen Sohn.

Waſtl zeigte viele Unruhe, folgte aber ſeinem Vater, und Beide fuhren in die Stadt nach dem Lichtenſteg.

Als ſie fort waren, ſagte Frau Legler:

»Jetzt iſt es halb fünf Uhr! — Da müßte ich eine Närrin ſein, wenn ich bis zehn Uhr daherpaſſen müßte, bis die Beiden wieder nach Haus kommen. Ich lege mich wieder nieder. Ich ſperre vorher Alles gut zu, das Hausthor, die Gangthüre, das Vorhaus. So,« ſagte ſie, als alles geſchehen war, »jetzt will ich ſchlafen, ſchlafen auf den Punſch und nach den ausgeſtandenen Gemüthsbewegungen wie ein Poſtillon, der die ganze Nacht geritten iſt.«

Sie begab ſich zu Bette.

Ungefähr um ſechs Uhr war es ihr, als höre ſie ein Geräuſch.

Es war ein finſterer Novembermorgen; es war der Himmel rabenſchwarz; das Nachtlicht war verlöſcht. Sie ſah nicht die Hand vor den Augen; aber ſie fühlte einen ſtarken, feuchten Luftſtrom.

„Mein Gott!“ ſagte ſie, „ſoll der Wind ein Fenſter aufgeriſſen haben?“

Plötzlich hörte ſie leiſe ſprechen.

Frau Legler regte ſich nicht.

„Gebt mir die Blendlaterne!“ ſagte eine Stimme.

„Da iſt ſie!“ liſpelte eine andere.

Der Erſte, welcher geſprochen hatte, leuchtete ins Zimmer. „Wir ſind ſchon am rechten Orte,“ ſagte er. „Das iſt das Schlafzimmer! — Steigt nur ein! — Aber leiſe. — Im erſten Bett liegt die Alte! — Sollte Sie erwachen, ſo kniet ihr ſogleich auf die Bruſt und würgt ſie.“

Sie kamen Beide in die Stube.

„Das ſind Räuber!“ dachte Frau Legler. „Die ſind eing'ſtiegen! Wenn mir einer in die Nähe kommt, ſo beiß' ich ihm die Naſen ab!“

Der mit der Blendlaterne leuchtete neuerdings umher.

„Da liegt mein Weib!“ ſagte er.

Er ſchlich hin zu ihr.

„Judith,“ ſprach er leiſe und rüttelte ſie, „Judith, erwache! Judith! Judith!“

Judith ſchreckte aus dem Schlafe empor.

„Was iſt es? Was iſt es? Wer ruft mich?“

„Ich bin es, dein Gatte! Steh' auf! Steh' geräuſchlos auf. Es würde doch nichts nützen, um Hilfe zu rufen. Herr und Diener, ſogar dein ſauberer Liebhaber, alle haben das Haus verlaſſen; ich nehme Dich mit mir.“

„Elender! Alſo haſt Du ſchon wieder neue Plane? — Ich will nicht mehr mit Dir, fort! oder —“

Teſſin hielt ihr den Mund zu. „Beurg!“ rief er, „zieh' ſie aus dem Bette. Die Alte ſchläft wie ein Murmelthier. — Fort ans Fenſter!“

„Ans Fenſter?“ kreiſchte die Alte, ſprang aus dem Bette, gab Bourg einen ſolchen Fauſtſchlag auf die Naſe, daß er zurücktaumelte, darauf packte ſie Teſſin an der Kehle, ſchleuderte ihn mit aller Kraft von ſich, daß er wie ein Stück Holz hinfiel, und ſetzte ſich dann mit ihrer ganzen Schwere auf Teſſin.

„Den hab' ich unter mir!“ ſagte ſie. „Jetzt ans Fenſter, Judith! Jetzt ſchreien Sie aus Leibeskräften um Hilfe. Den druck' ich indeß todt, und den Andern reiß' ich hernach mitten auseinander. Ich warte nur, bis er ſich von dem Kreuzhieb erholt hat, den ich ihm auf die Naſe gegeben habe!“

Judith eilte ans Fenſter und ſchrie in wahrer Verzweiflung um Hilfe.

Da erſchollen Tritte; es patſchten ſchwere Stiefel durch den Straßenkoth.

Judith ſchrie in Angſt: „Es kommt nicht uns, es kommt meinem Peiniger Jemand zu Hilfe. Er eilt hieher. Er kommt ebenfalls die Leiter herauf. Großer Gott! Da iſt er, er faßt mich ſchon am Arme!“

„Meinetwegen ſoll eine Armee kommen, den Generalen habe ich bereits. Er muß ſchon ſo breit ſein wie ein Bogen Papier.“

Allerdings hatte ein Mann Judith am Arme gepackt, aber nicht ein Genoſſe Teſſin's, ſondern Sebaſtin war es, den es nicht ruhen ließ, der es ahnte, daß ſeine, des Vaters und der Knechte Abweſenheit vom Hauſe Gefahr bringen müſſe.

Sebaſtian war mit einem Satze im Zimmer.

Das Erſte was er that, war, daß er Bourg, der ſich ſo eben zu erholen ſchien, an der Bruſt packte, zu Boden warf und ſeinen Kopf ſo lange auf dem Zimmerboden aufſchlug, bis er alle Beſinnung verlor.

»Wo iſt noch Einer, oder ſind es Ihrer ein halb Dutzend? Es ſoll keiner lebendig davonkommen!«

»Ich gebe Dir gerne den Spitzbuben preis,« ſagte die Mutter, »den Spitzbuben, den ich unter mir habe, aber ich kann nicht aufſtehen! — Ich habe den Krampf in beiden Füßen!«

Sebaſtian hob ſeine Mutter auf.

Da lag nun Teſſin auf dem Bauche, wie er gefallen war, und regte ſich nicht. Er war von der Laſt der furchtbar ſchweren Frau beinahe erdrückt.

Legler wendete ihn um.

Teſſin athmete.

»Alſo hat mich meine Ahnung doch nicht betrogen! Wieder iſt es dieſes ſchlechte Subject! — Patron,« ſagte er, »wärſt Du ſo beharrlich, honnette Handlungen auszuführen, wie Du beharrlich biſt, fort und fort das Schlechteſte zu thun, und nie ermüdeſt, deine ſchmählichen Vorſätze durchzuführen, ſo müßteſt Du ein Märtyrer für die Tugend werden!«

»Binde die zwei Spitzbuben,« befahl die Mutter. »Bis der Vater nach Hauſe kommt, wirf ſie »gebundener« in den Schweinſtall! Hernach wird Gericht über ſie gehalten, ein Gericht mit allen Torturen, die denkbar ſind!«

»Dieſe Beiden, Mutter,« ſagte Sebaſtian, »kommen vor zwölf Uhr Mittags nicht zu ſich. Der da,« er wies dabei auf Teſſin, »iſt zerquetſcht wie ein Froſch, der unter einem Mühlſtein gelegen iſt — und jener —« Legler ging auf

Beurg hin — „ſtirbt vielleicht heute noch an einer Gehirnerſchütterung.“

Er leuchtet Beurg ins Geſicht.

„Ei, das iſt ja der Burſche, der mir im Saale des Traiteurs Jahn ſolche Beſchimpfungen angethan hat. Nun endlich, Tagdieb, bin ich mit Dir quitt.“

Judith, die im Nachtkleide aus dem Bette geſprungen war, hatte gleich nach dem Eindringen Sebaſtians durch's Fenſter, daſſelbe zugemacht; ſie war während dieſer Scene halbohnmächtig vor Schreck auf einen Stuhl geſunken, und konnte ihrer Angſt und ihrer inneren Bewegung auf keine andere Art Luft machen, als daß ſie in einen Strom von Thränen ausbrach.

„Nu, das wäre der Mühe werth, daß Sie weinten, wegen einem ſolchen Coujon,“ ſagte Legler. „Als dieſer Coujon mir, als ich ihn mit der Polizei ängſtigte, entwiſchte, glaubten Sie, Sie würden Ruhe vor ihm haben. Ich wollte Ihnen nicht widerſprechen; aber vor dieſem haben Sie eben ſo wenig Ruhe als Zahlheim. Wen dieſer Wicht einmal zu ſeinem Opfer erſehen, den läßt er nicht mehr los, bis er ihm verfallen.“

„Das wollen wir doch ſehen!“ erwiederte die Mutter. „Ich höre jetzt den Vater nach Hauſe kommen; nun freut Euch, Ihr beiden Straßenräuber und Einbrecher in friedliche Häuſer! — Ich will doch meinem Manne entgegengehen und Euch eine Suppe „einbröckeln,“ an der Ihr, ſo lange Ihr lebt, zu würgen haben ſollt.“

III.

Zahlheim's letzte Spielſcene.

Wir verlaſſen auf kurze Zeit das Haus Legler's, um die Geſchichte Zahlheim's wieder aufzunehmen.

Der verhängnißvolle Tag, der Tag, an welchem Zahlheim's Glück oder Unglück für immer entſchieden werden ſollte, war herangebrochen. Die Stunde ſchlug. Das Pharo ſollte beginnen.

Zahlheim hatte die Summe von zwölftauſend Gulden in Ducaten umgeſetzt und ungefähr dreitauſend Stück Ducaten lagen auf dem grünen Tiſche.

Der Held unſerer Geſchichte ſtack bereits in ſeiner Maske.

Er war in der That ſo einfältig, ſich der Verkleidung zu bedienen, die ihm von Teſſin eingeredet wurde.

Zahlheim dachte an keine Verrätherei, hatte keine Ahnung davon. Er dachte nur an ſein falſches Spiel, an ſeine Kunſt, die Volta zu ſchlagen, und an die Reichthümer, welche er ſich durch Täuſchung und Betrug ſammeln müſſe.

Es hatte Zahlheim wirklich der Teufel beſtrickt, der Teufel, der ſeine Vernunft gefangennahm, wie dies jedem geſchieht, der auf dem ſpiegelglatten Boden des Laſters einherſchreitet.

Ducati, der Kaffehſieder, der ſeinen Spielſaal gegen eine Remuneration von hundert Ducaten verlieh, näherte ſich dem Bankhalter.

»Die Lichter flammen bereits,« ſagte Ducati. »Ich wünſche Ihnen Glück, Herr von Zahlheim. — Sie werden heute eine reiche Gallerie von Pointeurs haben. Ich habe wenigſtens hundert Karten ausgetheilt; die Herren, welche den Salon der Madame Lemnier beſuchen, die meiſten der Herren, welche im Spielſaale des Herrn Tuff in Simmering ſpielten, kurz, alle Spieler meiner Bekanntſchaft erſcheinen; Alles hofft ſein Glück an der Bank zu verſuchen, welche ein Muſelmann gibt.«

»Und der Bojar?«

»Kommt ebenfalls. Er hat vor zwei Stunden neuerdings zugeſagt.«

»Er iſt alſo in Wien angekommen?«

»Ja, ich ſah ihn, ich ſprach ihn, ich war bei ihm im Hauſe.«

Ein Anderer, der kein ſo eingefleiſchter Spieler geweſen wäre, wie Zahlheim, hätte hier gewiß gefragt: »Sahen Sie auch ſeine Tochter, Roſaura, meine Braut?« allein Zahlheim ſchien für ſie keine Erinnerung mehr zu haben, er ſprach ſonſt nichts als:

»Und ich beſitze nur eine Bank mit nicht vollen dreitauſend Ducaten, o es iſt ſchändlich!«

»Und von dieſen dreitauſend Goldfüchſen,« verſetzte Ducati, »muß ich mir noch vor dem Spiele einhundert ausbitten.«

»Vor dem Spiele?« fragte Zahlheim ganz entſetzt.

»Gewiß?« verſicherte Ducati, »ich kann doch nichts riskiren. Erſtens hatte ich nicht unbedeutende Auslagen für Beleuchtung, Spielbehelfe und Erfriſchungen, dann muß ich doch gedeckt ſein für etwaigen Nachtheil. Sollte die Bank in meinem Hauſe entdeckt und conſiscirt werden, ſo beträgt die Strafe, welche ich an den Armenfond zu bezahlen habe, hundert Ducaten. Geben Sie mir dieſe, ſonſt laſſe ich das Spiel nicht beginnen.“

Der Kaffehſieder ſprach dies ſo decidirt, daß Zahlheim nach ſeinem Gelde griff und hundert Ducaten wegzählte.

Als Ducati dieſe Summe einſtreichen wollte, ſagte Zahlheim: „Warten Sie noch einen Augenblick! Ich mache einen Vorſchlag: Spielen wir darum!“

„Wenn ich die Karten abziehen darf, recht gerne,“ verſetzte der Kaffehſieder.

„Nein,“ verſetzte Zahlheim, „ich ziehe ſie ab; ich halte ja die Bank heute, nicht Sie!“

Ducati lachte.

„Laſſen Sie Andere aufſitzen,“ ſagte er, „nicht mich! — Sie ſcheinen ſehr zerſtreut zu ſein! — Sie ſcheinen vergeſſen zu haben, daß ich derſelbe Mann bin, der mit Teſſin Ihr Compagnon ſein ſollte, der alſo Ihre Manövers genau kennt! Herr von Zahlheim, erſter Schüler mit Eminenz des Profeſſors Teſſin!“

Der Kaffeeſieder ſteckte ſein Geld ein und ging.

Ein Marqueur näherte ſich jetzt dem Türken.

„Ein Brief von einer Dame,“ meldete der Marqueur. „Sie werden erſucht, dieſen Brief augenblicklich zu leſen.“

In dieſem Momente ſchlug es zwölf Uhr; die Thüren rauſchten auf und die Spieler traten aus den Nebenzimmern ein.

Zahlheim ſteckte den Brief in ſeinen Gürtel.

Die Spieler ſtellten ſich um den runden Tiſch.

»Iſt es erlaubt zu fragen,« ſagte einer der Spielgäſte in griechiſcher Kleidung, »wie hoch die Bank iſt?«

»Vorläufig viertauſend Ducaten,« antwortete Zahlheim.

»Beſchränkt ſich der Banquier blos auf dieſe Summe?« fragte der Grieche weiter, »oder garantirt er mehr?«

»Zehnmal ſo viel,« verſetzte Zahlheim. »Beginnen Sie nur.«

Anfänglich wurden nur ziemlich unbedeutende Einſätze gemacht.

Plötzlich ſchob der Grieche fünf Rollen, jede mit hundert Ducaten, auf eine Karte, die ſchon einmal verloren hatte.

Sie verlor wieder.

»Permission,« unterbrach der Grieche. »Paroli! Aber ziehen Sie die Karten nicht mit ſolcher Haſtigkeit ab. Ich liebe die Fingerfertigkeit nicht!«

Die Karte verlor wieder.

Zahlheim ſah den Spieler an.

»Ziehen Sie den Satz ein,« bemerkte der Grieche. »Hier haben Sie noch fünfhundert Ducaten!«

Der Grieche verließ den Spieltiſch.

Jetzt trat der Bojar ein.

Er warf einen Blick auf den Fond der Bank, dann einen Blick auf Zahlheim.

Zahlheim ſpielte zwar fort, aber nicht ohne einige Verwirrung.

Der Blick des Bojaren ruhte unaufhörlich auf Zahlheim.

Zahlheim wurde ſehr befangen.

»Eine wahre Bettelbank, Herr Türke!« ſagte der Bojar, »und zu einer ſolchen Bank wurde ich mit großer Zudringlichkeit eingeladen? — Wo iſt denn Herr Ducati?«

Ducati trat ein.

»Wo ſind denn hier die dreißigtauſend Ducaten, welche mir vorgeſpiegelt wurden?«

Ducati machte eine bedenkliche Miene.

»Rangiren Sie eine größere Bank,« ſagte der Bojar. »Wenn ich am heiligen Abende mit Kindern ſpiele, kann ich mir wohl ähnliche Dürftigkeit gefallen laſſen.«

Ducati meinte:

»Ich kann meinen Gäſten nicht vorſchreiben, was ſie zur Dispoſition ſtellen ſollen.«

»An Sie, Herr Türke, ein Wort: weshalb ließen Sie ſolche derbe Großſprechereien verlautbaren, um hier Männer herbeizulocken, die um Ihre Nußſchalen nicht ſpielen werden?«

»Verzeihen Sie,« antwortete Zahlheim, »die Bank iſt in dieſem Augenblicke beinahe ſechstauſend Ducaten ſchwer.«

»Und das Zehnfache verbürgt der Banquier, wie er zuvor ſagte,« verſetzte der Grieche.

»Dann lege er das Geld auf! — Die Bank ſteht mit den Spielern in keinem Verhältniß,« verſetzte der Bojar. »Ich und mein Freund Demeter Kulkiew,« er zeigte auf den Griechen, »haben Jeder ein paar tauſend Ducaten zu uns geſteckt und jeder von uns hält Creditbriefe auf dreißig- bis vierzigtauſend Ducaten in Bereitſchaft. Weshalb narrt man uns hierher?«

Ein alter Herr rief:

»Dann ſpielen Sie nicht! Uns aber, welchen dieſe Bank hoch genug iſt, ſtören Sie nicht länger!«

Der Bojar wendete der Bank den Rücken und ging auf die andere Seite.

»Ich werde mir die Bank ausbitten!« rief der Grieche. »Der Herr Bojar, der gerne hoch ſpielt, ſoll hier vierzigtauſend Ducaten finden! — Ich will ſie in die Bank legen, aber früher will ich dieſem Miſere ein Ende machen!

»Va banque auf die Dame!«

»Aber die Dame ſoll auf den Tiſch und nicht unter den Tiſch fallen,« tobte der Bojar und faßte Zahlheim ſcharf ins Auge.

Dieſer verlor beinahe alles Bewußtſein.

»Abziehen!« rief der Grieche.

Zahlheim ſchwindelten die Sinne. Er wollte ſein Kunſtſtück machen, aber unſicher wie er geworden, flog, wie durch einen böſen Zauber veranlaßt, die Dame wieder unter den Tiſch.

Der Bojar ſtieß Zahlheim auf die Seite.

»Kartenkünſtler der miſerabelſten Art!« rief er, »hab' ich Dich?«

Der Bojar bückte ſich und hob die Karte auf.

»Hier die Dame,« ſagte er. »Sie ſollte rechts fallen, der Herr Türke changirte ſie links! — Der Betrüger iſt entlarvt, entlarvt in jeder Beziehung.«

Der Bojar riß Zahlheim den Turban und den falſchen Bart vom Haupte.

»Wer hier falſch geſpielt hat,« ſagte er in höchſter Entrüſtung, hat auch bei Madame Lemnier falſch geſpielt, hat in ſeinem Hauſe und in der »Ente« falſch geſpielt! — Fordern Sie Ihr Geld zurück, meine Herren,« wendete er ſich an die Pointeurs, »inſoferne Herr von Zahlheim nicht Alles in Simmering verſpielte, wo man ihn zum Glücke für die Spieler nicht Bank halten ließ. Was mich betrifft, ſo verzichte ich auf meine, durch Betrug erlittenen

Verluſte, ſo wie ich auf den [illegible] von Zahlheim ſelbſt für ewig verzichte; Sie ſehen, Herr Erbräutigam meiner Tochter, ich halte meinen Schwur!«

Mit dieſen Worten rannte der Bojar aus dem Saale.

Aber jetzt entſtand eine Scene, die zu beſchreiben unmöglich iſt.

Alles wollte über das Geld herfallen.

»Hoho!« rief der Grieche. »Wir ſind keine Zahlheim's, die auf Plünderung ausgehen.«

»Wo iſt der Kaffehſieder?«

Ducati erſchien.

»Zählen Sie dieſes Geld,« erſuchte der Grieche, »vor Zeugen und nehmen Sie es dann zu ſich.«

Zahlheim, welcher ohnmächtig geworden, wurde in den Vorſaal gebracht.

Die Marqueurs labten ihn mit Waſſer.

»Dieſe bei Herrn Ducati deponirten Goldſtücke,« befahl der Grieche, »ſollen verhältnißmäßig nach den Verluſten, welche die Herren erlitten, die je mit Zahlheim ſpielten, repartirt werden.«

»So?« rief Einer aus dem Salon der Madame Lemmer, »dieſe Handvoll Ducaten ſoll uns entſchädigen für das, was er uns geraubt, und was Zahlheim zu Hauſe verborgen, ſoll ihm bleiben? — Hat nicht der Bojar auf die ungeheuere Summe, die er an dieſen falſchen Spieler verloren, verzichtet? — Soll uns dies nicht zu Gute kommen und hat nicht Zahlheim geſagt, daß er das Zehnfache ſeiner Einlage garantire? Das Zehnfache von dreitauſend Ducaten beträgt dreißigtauſend Ducaten, dieſe muß er herbeiſchaffen, ſonſt ſoll er der Polizei übergeben werden, wie jeder falſche Spieler!«

»Ja, ja, das ſoll geſchehen!« rief Alles wild durcheinander.

Es herrſchte jetzt ein Geſchrei im Saale, daß Niemand ſein eigenes Wort verſtand.

»Meinen Verluſt muß ich ſogleich haben,« ſchrie der Eine.

»Ich auch!« ein Anderer.

»Ich auch!« tobten Alle.

»Wo iſt er? Wo iſt er, der Betrüger?«

»Ich werde ihn nach Hauſe bringen laſſen,« meldete Ducati. »Er wird wohl ſehr gefährlich krank werden. In einem ſolchen Zuſtande habe ich noch mein ganzes Leben keinen Menſchen geſehen! — Er hat völlige Fraiſen wie ein Kind! — Wenn ihn der Schlag nicht rührt, ſo iſt dies ein Wunder des Himmels. — Erbarmen Sie ſich wenigſtens heute ſeiner! Es iſt der Chirurg aus dem Hauſe bei ihm und läßt Zahlheim zur Ader!«

»Kein Erbarmen!« tobte die Mehrzahl.

»Stirbt er, ſo bekommen wir nichts!«

»Wir gehen mit ihm nach Hauſe.«

»Unſer Geld ſoll er auf der Stelle uns geben müſſen.«

In dieſer abſcheulichen Weiſe ließen ſich die leidenſchaftlichen Leute vernehmen.

Der Tumult ſteigerte ſich immer mehr.

Endlich nahm ein Anderer aus dem Saale der Madame Lemnier das Wort.

»Meine Herren,« rief er, »nehmen Sie Vernunft an!«

Man lärmte fort.

Der Mann, welcher ſo eben ſprechen wollte, ſtieg auf den grünen Tiſch.

„In des Teufels Namen,“ ſchrie er, „benehmen Sie ſich doch nicht wie Wahnſinnige! — Wollen Sie rauben? ſtehlen? — So brechen Sie lieber gleich in der kaiſerlichen Münze ein! — Sie betragen ſich wie der Gaſſenpöbel, wie die verbrecheriſchen Gaſſenkehrer, die in Ketten die öffentlichen Plätze reinigen!“

Alles ſtutzte.

„Da ſieht man ſo recht,“ fuhr er fort, „wie ſcheußlich ſelbſt gebildet ſcheinende Menſchen ſich geberden, wenn es ſich um lumpiges Geld handelt!“

„Herunter mit dieſem! — Wer iſt denn der?“ raſten Mehrere.

„Wer ich bin?“ antwortete der Sprecher. „Degen her! — Ich werde mit jeder dieſer gemeinen Beſtien mich ſchlagen, die da gerufen: Herunter mit dieſem! — Einen Dieb nenne ich den, der ſich erfrecht, heute noch in die Wohnung Zahlheim's zu dringen. — Im Trüben möchten ſie gerne fiſchen, die Gauner, wenn ſie zehn Ducaten verloren, möchten ſie hundert dafür haben! — Zudem hat Zahlheim das Zehnfache ſeiner heutigen Bank nicht zu erſetzen! Der Bojar erlitt den größten Verluſt, und dieſer entſagte ſeinem Gelde! — Wenn Zahlheim fünfzehntauſend Ducaten zur Dispoſition ſtehen, ſo kann der gewiſſenloſeſte und pöbelhafteſte Schreier befriedigt werden. — Auch haben wir Zahlheim in der Hand. — Wenn ſeine Behörde erfährt, daß er falſch geſpielt hat, wird er mindeſtens aus ſeinem Amte entlaſſen, wenn ihm nicht noch Schlimmeres geſchieht! — Die ekelhaften Schreier überſehen ganz, daß ihr Pöbelſinn die Polizei herbeiziehen kann, dann wird Alles hier verhaftet, Jeder beſtraft und das Spielgeld für die Armen confiſcirt, auch werden noch Geld- und Arreſtſtrafen über Jeden verhängt, der an dieſer Bank ſpielte; begreifen denn dies die Kurzſichtigen nicht, die hier um ein Maulvoll Ducaten ſo wahnſinnig krakelen, daß die Folgen ihrer Ungeberdigkeit noch weit ärger ſind? — Der Einzige, den man nicht zur Verantwortung ziehen wird, bin ich, denn ich bin Graf Schwörnhert, Attaché der holländiſchen Geſandtſchaft.“

Der Graf Schwörnhert war es wirklich. Er hatte noch vor ſeiner Abreiſe erfahren, daß Zahlheim bei Ducati ſpielen werde; daß Zahlheim in einer Maske ſpielen ſollte, wußte der Graf zwar nicht, aber er favoriſirte ſtets Zahlheim und ging in der Abſicht zu Ducati, dem verunglimpften Zahlheim, wenn man ihn zu arg kränken würde, beizuſtehen.

Die lumpigen Kerle, welche ſo lärmten, waren Pointeurs aus der Simmeringer Spielhölle, die früher keinen Groſchen an Zahlheim verloren hatten.

Die Ruhe war nun hergeſtellt und die Herren trennten ſich mit der Zuſage, ſich am andern Tage bei Ducati einzufinden und das Reſultat zu erfahren, was geſchehen ſollte.

Und Zahlheim?

Der Unglückliche!

Als man ihn einigermaßen zu ſich gebracht hatte, bat er, ihn nicht in ſeine Wohnung — er fürchtete dort Inſulten — ſondern zu Ludmilla Fogger, in das ſogenannte Spaliermacherhaus auf den Spittelberg zu ſchaffen. — Seine Mutter wollte er nicht erſchrecken. — Daß des Bojaren Tochter für ihn verloren, das ſah er wohl ein. — Endlich da ihn Ducati in Kenntniß ſetzte, daß Zahlheim das im Spiele gewonnene Geld zurückgeben müſſe, wenn er nicht dem Zorne ſeiner Peiniger verfallen und am Ende ſein Amt, ſeine Ehre, ſeine Freiheit verlieren wolle, hoffte Zahlheim, daß, wenn er Ludmillen ernſtliche Heiratsanträge machen würde, daß ſie ihm ein bedeutendes Capital opfern werde, um ſich von ſeinen Verfolgern zu befreien.

IV.

Die Nacht nach dem Spiele bei Ducati.

Als der Bojar aus Ducati's Spielſalon nach Hauſe kam, zeigte ſeine Aufregung und Entrüſtung, daß Zahlheim nicht nur beim „Pharo“ überraſcht, ſondern auch als falſcher Spieler entlarvt worden ſei.

Roſaura ging auf ihren Vater hin, um ihm nach ihrer Gewohnheit die Hand zu küſſen; er ſtieß ſie zurück.

„Laß mich,“ ſagte er rauh und ungeberdig, „und danke dem Himmel, wenn ich Dich nicht verſtoße!“

„Verſtoße?“ fuhr die Mutter tief verletzt auf; „weshalb ſollte unſer Kind verſtoßen werden? Haſt Du Dich von Zahlheim's Wortbrüchigkeit überzeugt, ſo kann Roſaura nichts dafür. Kränke ſie nicht in dem unglücklichen Zuſtande, in welchem ſie ſich befindet.“

„Iſt ſie nicht Schuld an dem großen Jammer, der uns betroffen?“

„Sie? Ich glaube, deine Entrüſtung macht Dich blind. Wir wollen hierüber nicht ſtreiten; ſage uns ruhig, was geſchehen, und laſſe uns überlegen, was zu thun ſei.“

„Nichts iſt zu thun! Ich habe den Elenden in meinem Zorne ſo gedemüthigt und beſchimpft, daß, wenn er mit einer Million im Vermögen hier hereinträte und in ſeinem Amte mit Auszeichnungen überhäuft würde, ich ihm unſer Kind, ohne die größte Schmach über uns zu bringen, nicht zur Frau geben könnte.«

»Aber weshalb haſt Du es denn ſo weit getrieben?«

»Wurden mir ſeine Schurkenſtreiche nicht enthüllt? Wurde mir nicht Alles vorausgeſagt, was geſchehen könne?«

»Wer ſagte dies voraus? Zahlheim's bitterſte Feinde. Dieſelben, welche ihm vielleicht die abſcheulichen Schlingen legten, in die er fiel.«

»Iſt er ein Kind? — Hat er nicht feierlich gelobt, nicht mehr zu ſpielen? Und nun ſpielte er nicht nur, ſondern er betrog noch wie ein gemeiner Gauner. Hätteſt Du geſehen, wie ſchändlich er ſeine Kartenkünſte trieb, und wie die elenden Manövres auf mich berechnet waren, wie ich hätte geplündert werden ſollen; — o, es war zu niederträchtig! Abgeſehen davon, daß er ſich einer elenden Maske bediente, was ich noch überſehen will, weil Diebe und Räuber ſich gerne vermummen, ſo kann ich nicht die abſcheuliche Invitation vergeben, mit der ich durch Ducati ausdrücklich aufgefordert wurde, große Summen mitzubringen, weil der Bank ein ungeheueres Capital zu Gebote ſtehe.«

»Das beweiſt nichts. Was Ducati verhieß, hat nicht Zahlheim verheißen.«

»Und endlich, warnte ihn nicht Roſaura? — Wähnt Ihr, ich wüßte es nicht, daß Roſaura kurz vor der Eröffnung des Spieles ihm einen Brief zuſtellen ließ? Ich ſah ihr Kammermädchen noch im Vorſaale. Schon wollte ſie vor mir entfliehen, ich aber ergriff ſie und zwang ihr das Geſtändniß ab. Hat ſie Euch nicht geſagt, daß ich ſie ertappte! — In Gottes Namen, dachte ich, Roſaura ſoll ihn warnen, ich verzeihe ihr. Er ſoll ihr Gatte werden, weshalb ſoll ſie nicht

Alles aufbieten, daß er ihr erhalten bleibe? — Ich zögerte, ich ging erſt nach einer halben Stunde in den Saal; ich ließ Zahlheim nicht nur Zeit den Brief zu leſen, ſondern auch einen Vorwand zu erſinnen, das Spiel aufzuheben. — Zahlheim fand es entweder nicht der Mühe werth, den Brief zu leſen, oder er las ihn und dachte: »Du ſchreibſt mir lange gut, einfältiges Ding! deines Vaters Ducaten locken mich mehr als deine Liebe.«

»Das Letztere kann unmöglich der Fall ſein!« rief Roſaura unter Thränen aus. »Mein Brief war zu eindringlich geſchrieben; die erſten Zeilen lauteten:

»Teſſin und Beurg. haben Dich meinem Vater verrathen. Flieh, Unglücklicher, das Spiel; es ſteht Dir eine ſchreckliche Kataſtrophe bevor!«

»Geſetzt, er hat deine Warnung nicht geleſen, kann ich dafür, daß er überhaupt ſpielte? daß er falſch ſpielte? — Nein, Roſaura, dieſer verworfene Menſch läßt ſich nicht vertheidigen; das Maß ſeiner Schande iſt übergegangen!«

»Ich habe ihn verloren; ich ſehe es ein, daß ich ihn aufgeben muß; einem Manne, der ſo tief ſank, kann ich nicht meine Hand reichen; aber Eins, Vater, verweigern Sie mir nicht, das Eine, daß ich ihn nicht verdammen möge, ohne daß ich ihn noch einmal geſprochen; ich will aus ſeinem Munde hören, daß er meinen Brief geleſen; nur dies von ihm zu erfahren geſtatten Sie mir!«

»Nie! Du darfſt ihn nie mehr ſprechen, nie mehr ſehen!«

»In meiner Gegenwart,« bat die Mutter.

»Da könnt Ihr Euch an ſein Krankenbett begeben, denn er war nahe daran, vom Schlage gerührt, keine Kartenkünſte mehr zu machen.«

»O Du mein heiliger Gott!« flehte Roſaura, »gib mir Stärke!«

Sie fiel an der Seite ihrer Mutter auf das Sopha hin.

»Da haben wir's!« rief die Mutter. »Durch deine Härte und Grauſamkeit opferſt Du unſer einziges Kind auch noch. — Roſaura, Roſaura, geliebte Tochter, erhole Dich! — Es ſoll geſchehen, was Du wünſcheſt; ich begleite Dich zu Zahlheim. Vielleicht vermag er ſich wenigſtens vor Dir zu rechtfertigen. — Ein gerechter Richter ſucht ſelbſt bei einem Mörder Milderungsgründe auf; wir wollen ebenfalls erforſchen, was ſeine Schuld mildern kann. — Dies mußt Du gewähren,« ſagte die Mutter zu dem Vater; »vielleicht entdeckt er uns, auf welche Weiſe Teſſin und ſeine ſchurkiſchen Helfershelfer Zahlheim beſtrickten; dann mußt Du gnädig ſein, denn Gott iſt gnädig; oder Roſaura überzeugt ſich, daß ſie einem Erbärmlichen ihr Herz zugewendet, dann wird ſie von ihrer Liebe geheilt werden.«

»Es ſei!« ſagte der Bojar; »ich will mir keine Vorwürfe machen. Möglich, daß ich zu unbarmherzig mit ihm verfahren. Der Zuſtand meines bedauernswerthen Kindes erheiſcht, daß ich noch Rückſicht auf den Verirrten nehme.— Morgen, in des Himmels Namen morgen, ſo früh Ihr wollt, macht euere Schritte. Roſaura, hörſt Du, ich will nicht dagegen ſein, daß Du den letzten Verſuch unternimmſt, den Mann, den Du liebſt, in einem beſſeren Lichte, als ich ihn geſehen, zu zeigen.«

Roſaura erhob ſich.

»O mein edler Vater, meine gute Mutter, wie danke ich Ihnen! — Vergeben Sie mir meinen heftigen Schmerz um den Geliebten, um den Vater meines Kindes!«

»Du bedarfſt der Ruhe, Roſaura,« bemerkte die Mutter und drückte mit inniger Zärtlichkeit die arme Dulderin an ſich. „Hoffe, hoffe auf den nahen Tag! Weine nicht mehr. Wenn wir Beide die Richterinnen des Verirrten ſein werden, ſoll ſein Urtheil gewiß milde ausfallen.“

Vater und Mutter ſchloſſen die arme Leidende in ihre Arme und geleiteten ſie in ihr Schlafzimmer.

* * *

Wir kehren zu Zahlheim zurück.

Was er wünſchte, geſchah. Ducati ließ ihn, nachdem er ihn ſeiner Maskerade entkleidet, welche, wie der Leſer erfahren hat, Teſſin dem bethörten Spieler verſchafft hatte, in die Wohnung der Ludmilla Fogger in einer Sänfte transportiren.

Es machte in der Nacht, in der im Jahre 1785 etwas nach Krähwinklerweiſe eingerichteten Vorſtadt Spittelberg kein geringes Aufſehen, als ein paar „Seſſelträger“ am Spaliermacherhauſe ſchellten, und ein von Ducati mitgeſendeter Diener Einlaß begehrte.

„Jeſus, Maria und Joſeph!“ rief die Hausmeiſterin, „was ſoll denn das vorſtellen? — Hier iſt doch kein Spital, daß Sie da mit einem Tragſeſſel anrücken.“

„Das weiß ich,“ antwortete der Marqueur, der als Transportführer im Geiſte ſeiner Inſtruction Auskunft zu geben hatte, „aber dennoch verlangt hier ein Kranker Einlaß. — In dieſem Hauſe wohnt doch wohl Mamſell Ludmilla Fogger?“

„Die alte Jungfer? O ja, über den Gang, die dritte Thüre.“

„Der Herr, den wir bringen, iſt Ihr Herr Vetter; er iſt auf der Reiſe nach Wien erkrankt. Er hat in der weiten Kaiſerſtadt Niemand, bei dem er Unterkunft und Pflege finden könnte, als bei ſeiner guten Muhme.«

»Ja, eine Mumie iſt ſie,« erwiederte die Hausmeiſterin.

»Laſſen Sie mich hinauf zu ihr, daß ich ſie auf die Ankunft ihres Herrn Vetters vorbereiten könne.«

»Was fällt Ihnen ein? Das wäre eine ſchöne Geſchichte! — Sie hat, wie ſo viele alte Jungfern, gewiß ein »Stucker« zwölf Hund'; dieſe »belleten« uns das ganze Haus auf, wenn ein fremder Menſch bei ihr anklopfen würde, beſonders der Finettel, das große keifende Vieh, der »machet« ein Spectakel, als wenn der »bairiſche Hirſel« käm'. — Warten Sie da. Ich geh hinauf; mich kennen die Hunde, weil ich Ihnen alle Tag, wenn ſie in den Hof herunterkommen, ein paar »Steiner nachwirf.« Vor mir habens Reſpect, wenn ſie meine Stimm' hören. — Wie heißt denn der Herr Vetter?«

»Franz! Sagen Sie nur der Mosje Franz von Zahlheim; da hat ſie gewiß eine rechte Freud', wenn ſie ſeinen Nàmen hört.«

»Ich »nehmet« gerne Anſtand,« verſetzte die Hausmeiſterin. »Eigentlich ſchickt ſich's nicht, zu einer ledigen Weibsperſon, aber die iſt zu alt und zu »ſchiech,« in der Negligée ſieht ſie gar mechant aus. Gehen wir nur; es iſt keine Gefahr dabei. — Aber ſehen möcht' ich den Herrn. — Er iſt doch kein »Mürder?« — Hören Sie, man hört jetzt ſo ſchauderhafte Stückeln. In der vorigen Woche haben »ſie« um acht Uhr Abends einem Schneider im Finſtern ein paar Ohrfeigen gegeben und haben ihm den Hut und die »Parecken« vom Haupte herabgeſtohlen; man weiß noch heutigen Tages nicht wer es geweſen iſt.«

»Ach, zögern Sie doch nicht ſo lange!« flehte Zaſſlheim in ſeinem Kaſten, »ich bin ja todkrank!«

»Richtig,« rief die Hausmeiſterin, »den Patienten wollte ich anſehen!«

Sie leuchtete ihm mit der Laterne ins Geſicht.

»Pfui Teufel! Der iſt weiß im Geſicht wie ein Mehlmeſſer und »Augenbram« hat er wie ein paar Stiefelbürſten! — Nun, ſterben's nur nicht, Sie ſollen ſogleich eine Unterkunft finden.«

Sie ging.

Man hörte ſie an Ludmillens Thür klopfen.

Man hörte die Hausmeiſterin, nachdem eine Thür geöffnet wurde, nach einigen Minuten, ſprechen.

Plötzlich bellten die Hunde, wahrſcheinlich a[illegible] Freuden, denn Jungfer Ludmilla verließ ihre Wohnung.

Ludmilla rief ein Dutzend Namen aus dem Hundskalender.

Die Beſtien ſchwiegen nicht.

»Laſſen's »mi« über ſie,« ſagte die Hausmeiſterin.

Die Hunde bekamen jämmerliche Fußtritte.

Jetzt erſchien Ludmilla mit einem Wachslichte in der Hand.

Ein ſolches Negligée trug vielleicht nur Noahs Weib in der Arche.

Ludmilla, welcher die Natur alle Wölbungen an ihrem Körper verſagt hatte, ſah aus wie ein Kehrbeſen, mit Leinwand überzogen. Eine Haube mit einem hochrothen Seidenbande war das einzige Gefärbte an ihr.

„Wo iſt er? Wo?“ ſchrie ſie. „Krank, krank iſt mein Zahlheim?“

Zahlheim ſteckte den Kopf aus dem Fenſter der Chaiſe und knickte augenblicklich zuſammen; ob aus Schreck über dieſe gräßliche Carricatur oder aus phyſiſcher Ermattung, kann nicht angegeben werden.

Die Träger öffneten die Sänfte und halfen dem Leidenden heraus.

Ludmilla wollte ihm augenblicklich um den Hals fallen.

„Aber was wollen Sie denn?“ fragte die Hausmeiſterin, „ſehen Sie denn nicht, daß ihm ohnehin ſchon übel iſt?“

Zahlheim wurde in die Wohnung geführt.

Der Marqueur Ducati's ſtellte dem Kranken einen Brief zu.

„Dieſen Brief hat man in Ihrem Gürtel gefunden,“ ſagte der Marqueur. „Und hier,“ flüſterte er Zahlheim ins Ohr, „ſendet Ihnen mein Herr zwölf Ducaten aus ſeinem Sacke, damit Sie vom Gelde nicht ganz entblößt ſind.“

Zahlheim ließ ſich Brief und Geld in die Taſche ſchieben.

Darauf entfernten ſich Träger und Marqueur.

Die Hausmeiſterin ſagte zu Ludmilla:

„Auf den Herrn Vettern können Sie gut Acht geben und ihm gleich einen Camillenthee machen, ſonſt haben wir morgen eine Leich'. Apropos, wer bezahlt mir denn meine Ungelegenheit? Ich kann die ſchönſte „Strauken“ kriegen in dieſer abſcheulichen Nacht, und die Hund' hab' ich ordentlich treten; dies wird doch eine Erkenntlichkeit verdienen?“

„Da haben Sie einen „Leopoldi-Siebzehner!“ hauchte Ludmilla.

Die Hausmeiſterin fühlte ſich überglücklich durch dieſes Geſchenk.

Ludmilla war ihr ganzes Leben noch nicht ſo großmüthig als in jener Nacht.

V.

In der Wohnung Ludmillens.

„Wer den Kopf verloren, hat Alles verloren!“ Das iſt zwar ein altes Sprich- und Wahrwort, aber bei Zahlheim beſtätigte es ſich neuerdings.

Er hatte den Kopf wirklich verloren.

Wohl verfolgte ihn ſein böſer Stern unaufhörlich, wohl führten ihn die Rache und Bosheit Teſſin's an den Rand eines ſchauderhaften Abgrundes; er ſah ſeinen Fall vor ſich, aber er taumelte in ſeiner tollen Leidenſchaft immer weiter, bis er alle Beſinnung verlor und ſeinen endlichen Sturz nicht mehr zu hemmen vermochte.

Ergreift es den Leſer nicht mit Entſetzen, daß ein Mann von entſchiedenen Kenntniſſen, von Talent und Befähigung, keine Reſſource in ſich ſelbſt fand, daß er den Zufall, das launiſche Glück, zum Herrn ſeines Schickſals einſetzte, und als ihm die Gunſt Fortunens verſagt wurde, zu Täuſchungen und zum Betruge ſeine Zuflucht nahm?

Die Tochter eines biedern und überaus reichen Mannes, ein Mädchen ſchön und jung, das ihm ſeine Unſchuld opferte; die Herzlichkeit und Güte ihrer Eltern, ſeine amtliche Stellung, ſeine Ausſichten durch Fleiß und Verwendbarkeit immer mehr Geltung zu erhalten; ſeine brave alte

Mutter, das Andenken ſeines Vaters, der ihm nicht nur einen unb[illegible]en Adel hinterließ, ſondern auch in den Studien ſo weit [illegible]e, daß er von ſeinen erlangten wiſſenſchaftlichen Schätzen ein reiches Intereſſe hätte ernten können; alles dies hielt ihn nicht ab, einer verderblichen Leidenſchaft, der Leidenſchaft des Spieles, nachzuhängen, und im »Pharo« Alles zu verlieren, eine beſeligende Vergangenheit, eine freudenvolle Gegenwart und eine, Ehre, Ruhm und Heil verheißende Zukunft!

* * *

Als Zahlheim bei Ludmilla eintrat, wurde er auf ein Sopha placirt. Noch in der Nacht beſorgte ſeine Freundin einen Arzt, der die zweckmäßigſten Mittel anwendete, dem Kranken beizuſtehen und ihn zu pflegen. Der Doctor ſelbſt wachte die ganze Nacht bei ihm, und man mußte es Mamſell Fogger zum Ruhme nachſagen, obgleich ſie ſonſt ſehr kargte und geizte, ſie ließ es an nichts fehlen, dem Kranken Alles zu bieten, was zu ſeiner Geneſung erheiſcht wurde.

Als der Morgen anbrach und der Arzt den Patienten verließ, war dieſer ſchon ſo weit hergeſtellt, daß er ſich von ſeinem Leidenslager erheben und im Zimmer herumgehen konnte. Am meiſten ſtärkte den Kranken ein drei Stunden lang währender Schlaf, endlich der Gedanke, daß er von den unbarmherzigen Menſchen, die er im Spiele ſo abſcheulich verkürzt, in dieſer abgeſchiedenen Wohnung nicht verfolgt werden könne, was ihm von allen Martern, die ſein Herz zerfleiſchten, als die gräßlichſte erſchien.

»Ludmilla wird mir einen Theil ihres Vermögens opfern,“ dachte er, „ich werde die rohen Schre[illegible] [illegible]iedigen, und nur eine kurze Zeit wird hinreich[illegible] in [illegible]en, wo ein auffallender Vorfall den andern begr[illegible] dieſe unglückliche Geſchichte vergeſſen zu machen.“

Während Ludmilla in ihrem Schlafzimmer Toilette machte, um ſich durch alle möglichen Behelfe, Jugend und Schönheit anzuheucheln, recapitulirte Zahlheim die Vorgänge am Spieltiſche, und lebendig trat ihm nun die Ueberzeugung vor die Seele, daß er ein Opfer der ſchwärzeſten Verrätherei ſei, daß jeder Schritt, den er gemacht, dem Bojaren mitgetheilt worden, daß ihm mit allem Raffinement eine Falle um die andere geſtellt, und er ſo recht ſyſtematiſch zu Grunde gerichtet worden ſei.

„Ha! Teſſin,“ rief er aus, „das iſt dein Werk!“

Nun fiel ihm die letzte Unterredung mit dieſem Teufel ein. Jedes Wort des Scheuſals hallte in Zahlheim's Seele wieder.

„Du haſt Dich gräßlich an mir gerächt! Ungethüm! Aber laß mich jetzt wieder wohlhabend und reich werden, und Du ſollſt erfahren, daß meine Rache an Dir noch gräßlicher ſein wird, als die deine an mir!“

Endlich fiel ihm der Brief der Dame ein, den er vor Eröffnung der Bank erhalten.

Er erinnerte ſich, daß Ducati's Diener ihm in der Nacht bei dem Eintritt in das Haus Ludmilla's denſelben eingehändigt.

Er ſuchte den Brief in ſeiner Taſche. — Er fand ihn; er erbrach ihn und las ſeinen Inhalt.

Er wurde von dieſem Inhalte auf eine ſo heftige Weiſe empört, daß er vor Wuth und Entrüſtung laut aufſchrie und in eine wahre Verzweiflung ausbrach.

Erſt bei Leſung der Unterſchrift gedachte er Roſaurens, aber nicht wie ein Liebender der Geliebten gedenkt, ſondern wie ein Freund einer Freundin oder einer guten Bekannten. Dieſe Macht übt die Leidenſchaft des Spieles, daß ſie alle andern Leidenſchaften zum Schweigen bringt.

»Roſaura!« ſagte Zahlheim, »wie edel wäre es geweſen, wenn Du ſelbſt an den Pharotiſch getreten, und ehe noch dein Vater mich beſchimpft hatte, ihm an das Herz gelegt, daß er Dich zu Grunde richte, wenn er mich zu Grunde richtet. — Du biſt auch nur ein gewöhnliches Weib, und ich beklage es nicht, daß ich Dich verliere.«

Jetzt war endlich die Toilette Ludmillens geordnet.

Sie trat aus ihrem Boudoir, und wie ſie ſelbſt ſagte, gleich der Sonne aus den Wolken.

Sie hatte das Brautkleid ihrer ſeligen Mutter angezogen, das dieſe vor fünfzig Jahren modern nannte.

Auf den Wangen hatte Ludmilla eine ſolche Maſſe ordinärer Schminke aufgelegt, daß Zahlheim nicht zu huſten wagte, ſonſt wären ganze Schichten Farbe, gleich einer Lawine, herabgeſtürzt. An Schönheitspfläſterchen hatte Ludmilla ein ganzes Dutzend aufgeklebt. Ihr Geſicht glich einer ſtark zerſchoſſenen Scheibe von der Schießſtatt, und die Friſur enthielt, gleich einer Terraſſe, ſo viele Abtheilungen und Schichten, daß Zahlheim unwillkürlich an eine alte Hofdame der Kaiſerin Maria Thereſia erinnert wurde, die ſich nie in einer Geſellſchaft zeigen konnte, außer es gingen links und rechts eine Kammerjungfer einher, welche die Friſur unterſtützten, damit ſie nicht, wie ein ſchwerer Heuwagen, auf welchem der Wiesbaum ſchwankt, auf irgend einer Seite herabſtürze.

„Nun, wie ſeh' ich aus?“ fragte Ludmilla, „wie ſeh' ich aus, Zahlheim?“

„Göttlich!“ rief der Heuchler. „War ich blind, daß ich dieſen Engel der Schönheit und Herzensgüte je einer Andern nachſetzen konnte!“

„Was iſt's mit der Andern? Wieder eine Andere?“ fuhr Ludmilla eiferſüchtig auf; „zuerſt war es eine Bojarenstochter, und nun iſt's wieder eine Andere!“

„O, die Bojarenstochter meine ich ja eben!“ ſagte Zahlheim.

„Iſt es einmal aus mit ihr?“ keifte Ludmilla. „Es war die höchſte Zeit. — Ich bin ihr einmal „zu Lieb“ gegangen, um ſie kennen zu lernen; ein unreifes Ding! — Zu alt, um mit der Docken zu ſpielen, und zu jung, um ſich in ein zärtliches Verhältniß mit einem Manne einzulaſſen. Die iſt ja gewachſen wie eine Weſpe! — Sie bricht ab in der Mitte bei der erſten Umarmung; da umarmen Sie mich, Zahlheim, Alles Bein, Alles hart wie Stahl und Eiſen; Alles Rippen und Kruſpel, ein Weib für die Ewigkeit, ſo geſpitzt und ſchlank wie der Michäler-Thurm!“

„Ich ſehe es ja, Ludmilla, ich habe ja Augen im Kopfe; Augen, die mir aber jetzt erſt aufgehen.“

„Sehen Sie, dazu war die Krankheit! Gott ſchickte ſie Ihnen zur Beendigung Ihrer Blindheit. — Sagen Sie mir jetzt, wie Sie ſich befinden, und ob ich jetzt den Kaffee machen darf? Der Doctor hat Ihnen ja ein paar „Schalerln“ erlaubt; aber „viel weiß,“ hat er geſagt, der „ſchwarze“ geht Ihnen ja zu ſehr ins Blut!“

„Ei was Doctor!“ erwiederte Zahlheim; „ich denke nicht an den Doctor; Sie waren mein Arzt, meine Retterin, o bleiben Sie meine heilſame Medicin ewig!«

»Wollen Sie mich denn einnehmen, Sie Schlimmer?«

»O Gott, ſtündlich! Alle fünf Minuten!«

»Wie man eine Frau einnimmt?«

»Eine ſüße Frau! — Ach, wenn Sie, liebliche Medicin, nur bei mir bleiben?«

»O ich halte aus! Sie werden es ſchon ſehen. — Ich ſchlage Ihnen vor, daß Sie gleich bei mir wohnen! — Das Zimmer, in dem wir uns befinden, hatte ich ohnehin immer an ungariſche Gardiſten verlaſſen; ſeien Sie jetzt mein Gardiſt! — In vier Wochen heiraten wir dann.«

»Ich habe, wie Sie wiſſen, noch Geld an den Bojaren zu bezahlen, viel Geld!«

»Dieſen ließ ich warten! Juſtament bekäme mir der Bojar keinen Heller, und wem Sie noch ſchuldig ſind, ebenfalls keinen Heller; nur wer ſeine Gläubiger nicht bezahlt, der hat ein ruhiges Leben.«

»Ruhig? — Da wiſſen Sie nicht was ein Gläubiger iſt! — Die Aufgeklärten behaupten, es gebe keinen Teufel mehr; die Aufgeklärten ſollen einen Schuldſchein unbezahlt laſſen, und ſie haben die Hölle auf Erden!«

»Reden wir von etwas Anderem! — Apropos! Ich wollte Sie ſchon längſt fragen: Wie kam es denn, daß Sie in der Nacht, im kranken Zuſtande zu mir kamen und nicht zu der Mama?«

»Hätte ſie mich ſo pflegen können wie Sie? — Wäre ich ſo ſchnell wieder zum Bewußtſein gekommen wie bei Ihnen?«

»Das macht die wahre Liebe! Bei andern Männern wirkte ich bisher auf entgegengeſetzte Weiſe. Nie hatte ich einen Gardiſten in meinem Monatzimmer, der nicht in Ohnmacht gefallen wäre, wenn ich mich ihm näherte, und beſuchten mich andere Männer, — in dem Augenblicke, in welchem ſie mich näher kennen lernten, blieben ſie aus! — Sie liebten nicht, die Elenden! Sie kannten das Gefühl der Liebe nicht! — Amors Pfeil prallt ab von den Leibern der Unwürdigen! — Zahlheim, Sie, Sie allein hat Gott begnadigt, von „Cupido“ getroffen zu werden!“

„O wüßten Sie wie es geſchah, daß ich in Ihr Haus kam!“

„O erzählen Sie! Ich mache indeß in meinem eiſernen Ofen den Kaffee. — Die Hausmeiſterin wird ſogleich Obers und Kipfeln bringen. — Erzählen Sie, ich höre zu!“

Zahlheim hütete ſich wohl, ſeine unglückliche Geſchichte zu erzählen. Der knauſeriſchen Mamſell ſich als leichtſinnigen Spieler zu ſchildern, das unterließ er weislich. — Er erfand daher ein Märchen, das Ludmilla ganz für ihn einnehmen ſollte. Er gab nämlich an, daß der Bojar und ſeine Tochter ſich in Schmähungen über die Mamſell Fogger erſchöpft und ſich über ſeine Liebe zu ihr luſtig gemacht hätten.

„Sie können wohl denken,“ ſetzte er hinzu, „daß ich hierüber außer mir kam. Ich gab den Hohn zurück; ich nannte den Vater einen abgeſchmackten Narren, die Tochter ein aufdringliches Ding! — Unſer Zank wurde immer heftiger. Als ich dem Bojar und ſeiner Roſanna Abbitte leiſten, und meine Beſchuldigungen zurücknehmen wollte, da rief er ſeine Domeſtiken — und — nun erlaſſen Sie mir, zu erzählen, was geſchehen.“

„Man war brutal mit Ihnen?“

»Schauderhaft! — Doch für Sie, Ludmilla, duldete ich Alles.«

»Zahlheim!« rief Ludmilla, »ich könnte Ihnen um den Hals fallen!«

»Jetzt nicht,« bat Zahlheim. »Es iſt Jemand in der Küche, ich höre ſchon einige Minuten ein Geräuſch und Geflüſter. Ich fürchte, man belauſcht uns.«

»Es wird die Hausmeiſterin ſein, und mit dem Finettel discuriren.«

»Nein! nein! Kann man denn in der Küche hören, was man hier im Zimmer ſpricht?«

»Leider! — ich will doch nachſehen.«

Ludmilla öffnete die Thüre.

Zahlheim's Mutter, die Gattin des Bojaren und Roſaura traten ein.

VI.

Folgen des gemeinen Geizes.

Für Einen, der nicht der Worte bedarf, um wahrzunehmen, was geſagt werden ſoll, wenn man auch nicht ſpricht, der die Handſchrift der Seele aus den Geſichtszügen lieſt, für einen Phyſiognomiker wäre der Anblick von Zahlheim's Geſichte, von den Geſichtern der Uebrigen, welche ſich in dem Zimmer Ludmilla's befanden, von unbeſchreiblichem Werthe geweſen. In den erſten zwei Minuten ſprach keines der höchſt unangenehm Ueberraſchten ein Wort.

Zahlheim glich einer Statue.

Roſaura klammerte ſich an ihre Mutter, um nicht ihr Bewußtſein zu verlieren.

Die einzige Perſon, welche nicht ihre Beſinnung verlor, war Zahlheim's Mutter. Sie ging auf Zahlheim zu und ſagte:

„Franz, wie und wo muß ich Dich wieder finden! Alſo Alles haſt Du im Spiele verloren, deine Ehre, deine Habe, deine perſönliche Sicherheit? Deine Braut haſt Du auf eine Karte geſetzt? O ſpiele doch auch um das Leben deiner Mutter! Sie wird Dir Dank wiſſen, wenn Du ſie verlierſt; — biſt Du ſelbſt verloren, will auch die Mutter nicht gewonnen ſein!“

Zahlheim ſtand unbeweglich und ſtierte vor ſich hin.

„Deine Roſaura will Dich noch einmal ſehen, ehe ſie Dir für ewig entſagt. Sie kam mit ihrer Mutter zu mir, weil ſie Dich in deiner Wohnung nicht fand, weil ihr in deinem Amte Niemand über Dich Auskunft zu geben vermochte. — Sie erzählte mir von der Demüthigung, die Du erlitten, und nannte den Schauplatz deiner Niederlage das Café Ducati. Wir eilten dahin und erfuhren, daß Du todkrank, an Leib und Seele gebrochen, Dich hierher bringen ließeſt: weshalb gerade hierher? weshalb nicht zu deiner Mutter? ich faſſe es nicht.“

„Erlauben Sie,“ fiel Ludmilla giftig der Frau Zahlheim in die Rede, „wenn Sie dies nicht faſſen, ſo will ich es Ihnen ſagen: weil er bei mir allein noch auf ein Herz rechnen konnte, das ihn nicht verſtieß.“

„Habe ich ihn verſtoßen?“ fragte die Mutter.

„Oder meine Tochter?“ ſetzte Roſaurens Mutter hinzu. „Meine Tochter ſchrieb ihm, warnte ihn — er ſchlug die Warnung in den Wind, oder fand es nicht einmal der Mühewerth, ihren Brief zu leſen!“

»Hier liegt er in Stücke zerriſſen auf dem Boden!« ſchluchzte Roſaura; »o mein Gott!«

»Meine liebe Mamſell,« gab Ludmilla zurück, »Sie brauchen hier nicht zu weinen, und meinem Franz an ſeiner Zufluchtsſtätte Vorwürfe zu machen, nach dem was er, ſeiner eigenen Angabe nach, bei Ihnen und durch Ihren Vater und ſeine brutalen Hausleute erlitten, haben Sie gar kein Recht mehr auf ihn.«

»Bei mir? durch meinen Vater und ſeine brutalen Hausleute?« fragte Roſaura.

»Wir ſahen ihn ſeit jener verhängnißvollen Woche mit keinem Auge mehr,« ſetzte ihre Mutter hinzu.

»Franz!« betonte ſeine Mutter, »ohne es zu wollen, hörten wir bei dem Eintritte in dieſe Wohnung die abſcheulichen Lügen, die Du dieſer Mamſell vorgemacht. Vergebens wollte ich durch ein Geräuſch, das ich veranlaßte, Dich mahnen, daß Du gehört werdeſt; Du aber warſt ſo im Zuge mit den jämmerlichſten Märchen, daß Du fort und fort ſprachſt und immer toller Dich vernehmen ließeſt.«

»Wenn Sie gehorcht,« verſetzte Ludmilla, »ſo nehmen Sie ſich's zur Notiz, was Sie gehört haben. Wahrſcheinlich wird es auch Mamſell Roſaura zu Ohren gekommen ſein, daß wir in vier Wochen heiraten, daß Zahlheim von heute an ſchon bei mir im Hauſe bleibt! — Dann wird aller Noth gleich ein Ende ſein! Zahlheim hat Schulden, ich weiß es, ich werde ihn rangiren. Wer etwas zu fordern hat, ſoll nur zu mir kommen, auch Ihr Herr Papa der Bojar. Er wird doch handeln laſſen!«

»Mein Gatte,« erwiederte die Frau des Bojaren, »verzichtet auf immer auf Herrn Zahlheim und ſein — Geld. Er hat unſer Kind unglücklich gemacht; Roſaura kann den Tod davon haben, aber ſelbſt der Tod iſt beſſer, als ein Daſein an ſeiner Seite verleben in Ehrloſigkeit und Schande.«

»Jetzt haben Sie Zeit, daß Sie fortkommen,« keifte Ludmilla; »doch das kommt daher, Herr von Zahlheim, daß man Ihnen ſolche impertinente Reden ins Geſicht ſchleudern darf, weil Sie ſchweigen, wie der Rieſ' auf dem Burgplatz, und nicht eine Sylbe von ſich geben. Reden Sie! Erklären Sie, daß Sie mich heiraten und die Luft wird ſogleich rein ſein!«

Zahlheim's Lage war ſo peinlich, daß er kaum ſprechen konnte.

Endlich ermannte er ſich.

»Gedemüthigt vom Vater Roſaurens,« ſprach er, »zurückgewieſen von ihrer Mutter, ohne ein Zeichen von Erbarmen und Liebe derjenigen, welche ich meine Gattin nennen wollte — erkläre ich mich für Ludmilla, die mein Leben gerettet, meine verlorne Ehre mir wieder gewinnen hilft, und mich nicht verſtoßen hat, nachdem mich Alles — verſtoßen!«

Roſaura ſtieß einen Schrei aus. »Unnatürlicher, unbarmherziger, undankbarer Menſch!« ſagte ſie und ſank ihrer Mutter in die Arme.

»Wahnſinniger!« ſetzte ſeine Mutter hinzu, »Du gibſt Roſaura auf, die ſchon vor Gott dein Weib iſt?«

»Mag ſie darüber ihren Vater anklagen, nicht mich! Er hat das heilige Band, das uns für ewig verknüpfen ſollte, zerriſſen. — Er hat mich vernichtet, nicht mein Schickſal. An ihm war es, mir, dem Sinkenden, ſeine Hand zu reichen, und nicht mit meinen Feinden in Gemeinſchaft zu handeln, um mich zu ſtürzen! Rettung! rief ich; Ludmilla rettete mich. Ihr gehöre ich an.«

Ludmilla hing ſich mit widerlicher Zärtlichkeit an ihn. Roſaura gewann ihre Kraft wieder.

So duldend und leidend ſie ſich bisher zeigte, ſo herriſch ſtand ſie nun Zahlheim gegenüber.

»Ich müßte mich ſelbſt verachten,« ſprach ſie, »wenn ich Ihnen nur einen Augenblick noch Theilnahme ſchenken könnte! Sie lehren mich, daß man nur an ſich zu denken habe, und daß ſelbſt die heiligſten Gefühle ſchweigen müſſen, wenn die Selbſtliebe erwacht. — Auch ich habe mich ſelbſt zu beachten! Ich und mein Kind ſind von Ihnen vergeſſen! Ich und mein Kind werden deſſenungeachtet nicht untergehen. Mein Vater wird ſeinen Namen meinem Kinde geben, ein ehrlicher Name wird daſſelbe beglücken und die Waiſe für den Namen Zahlheim entſchädigen, der auf der Spielbank verloren ging!«

Sie ergriff den Arm ihrer Mutter und eilte mit ihr fort.

»Von nun an, Franz, gebe ich Dich für verloren,« ſprach die Mutter Zahlheim's. — »Noch wäre es Zeit geweſen, Dich zu retten! Reuig hätteſt Du deiner Braut und ihrer Mutter zu Füßen ſinken ſollen.«

»In meiner Gegenwart?« fuhr Ludmilla auf; »nun das hätte ich erleben mögen!«

Die Mutter Zahlheim's beachtete die widerliche Perſon nicht und fuhr fort:

»Reuig hätteſt Du bekennen müſſen, daß Du Dich ſchwer verſündigt an einem engelguten Geſchöpfe, an ihrem braven Vater und ihrer engelsmilden Mutter — Du aber, ſtatt zerknirſcht an dein ſündhaftes Herz zu ſchlagen, und an dem letzten Schritte, den Roſaura für Dich that, zu erkennen, daß Du noch immer auf ihren

Beſitz hoffen könneſt, tratſt mit einer Rückſichtsloſigkeit ihr entgegen, als wenn ſie Dich, und Du nicht ſie in's Unglück gebracht. — Du hoffſt auf Ludmilla Fogger und wähnſt, dieſe werde deine Retterin werden? — Du irrſt! Ihr Geiz iſt mir bekannt. — Sie ließ ihre eigene Mutter ſterben, weil ſie die Ausgaben für den Doctor und Apotheker ſcheute. Sie wird Dich eher elend umkommen laſſen, ehe ſie ihr Vermächtniß angreiſt; Du haſt nur acht Tage Zeit die Summen aufzubringen, die Du, wie man Dich beſchuldigt, im falſchen Spiele gewonnen, und die Du zurückgeben mußt, ſoll dein Amt nicht Kenntniß erhalten, welche Teufelskünſte Du erlernt haſt, um in Pharo zu gewinnen. Der Caſetier Ducati, welcher Dir dieſe Friſt bei deinen erboſten Feinden erbeten, läßt Dir durch mich ſagen, außer den 6000 Ducaten, die ſich in ſeinen Händen befinden, mußt Du noch 6000 Ducaten ſchaffen, innerhalb von acht Tagen ſchaffen, um alle durch Dich Betrogenen zu befriedigen, ſonſt erfährt der Bürgermeiſter dein Treiben, und Du verlierſt deine Anſtellung."

„Sechstauſend Ducaten!" ſchrie Ludmilla auf.

„Sechstauſend Ducaten," wiederholte die Mutter, „nur ſechstauſend Ducaten, denn hätten der Bojar und Graf Schwörnbort auf den Erſatz ihrer Verluſte nicht verzichtet, würde deine gegenwärtige Braut, trotzdem daß ſie verlauten läßt, ein Vermögen von 60,000 Gulden zu beſitzen, nicht reich genug ſein, Dir zu helfen. — Du weißt nun was geſchehen ſoll, Ludmilla Fogger weiß nun wa ihre Aufgabe iſt. Liebt ſie ihr Geld nicht mehr als Dich, ſo wird ſie Dir beiſtehen."

Frau Zahlheim wollte ſich entfernen.

„Noch einen Augenblick, Mutter! Verlaſſen Sie mi nicht, ohne von Ludmilla zu vernehmen, daß ſie mich rett werde. Sprechen Sie, Ludmilla, beruhigen Sie meine Mutter; flößen Sie ihr mehr Vertrauen ein, als ſie bis jetzt zu haben ſcheint. Ludmilla, ich beſchwöre Sie, helfen Sie mir mit der genannten Summe! Sie haben es gehört, was mir bevorſteht. — Ich werde mindeſtens meines Dienſtes entlaſſen, wenn mir nicht noch Schlimmeres, ja das Schlimmſte bevorſteht!«

»Larifari!« verſetzte Ludmilla, »ſo arg wird es nicht ſein. — Ihre Mutter iſt dagegen, daß Sie mich heiraten, und möchte mir gerne Ihren Beſitz recht ſchwierig machen; aber ich kenne das! Mich ſchrecken die trüben Bilder nicht, die mir vorgeſpiegelt werden! — Ich betrachte die Schulden, die Sie haben, als Spielſchulden, und zur Bezahlung von Spielſchulden wird Sie keine Behörde der Welt verdammen — und der Bürgermeiſter wird Ihnen den Kopf nicht abreißen! — Laſſen Sie mich mit ihm reden, ich werde ihn ſchon herumkriegen!«

»Alſo gar nichts wollen Sie für mich thun?«

»Alles! Nur muß ich erſt Ihre Gattin ſein! Ich muß eine Garantie haben, daß ich die Opfer, die ich Ihnen zu bringen geneigt ſein könnte, nicht vergebens bringe.«

»Leb' wohl, lieber Franz,« ſagte die Mutter. »Mit Thränen nehme ich von Dir Abſchied. Ich habe Dir geſagt, daß ich Dich für verloren halte; aus den Aeußerungen deiner Ludmilla ſehe ich, daß Du es biſt! — In Ludmilla Fogger ſchlägt kein Herz! — Leb' wohl, armer Sohn; nach acht Tagen ſehe ich dein Schickſal entſchieden! — Verfällſt Du demſelben, nimmt man Dir deine Stelle und deine Freiheit, dann mache Dich gefaßt, daß man auch mich Dir nimmt — dann begräbt man mich! Die Schande wird mich tödten!«

Frau Zahlheim brach in ein heftiges Weinen aus. — Sie umarmte ihren Sohn und entfernte ſich.

Zahlheim war tief erſchüttert und ſank wie vernichtet auf einen Stuhl.

„Was iſt Ihnen?“ fragte Ludmilla. „Ich glaube gar, das Alte-Weibergewäſch fällt Ihnen auf's Herz? Das ſage ich Ihnen gleich, von dem Augenblicke an, als wir Mann und Frau, darf mir Ihre Mutter nicht mehr ins Haus! — Das ginge mir noch ab! — Eine ſolche Schwiegermutter könnte ich brauchen! — Glaubt dieſe Madame, die Ducaten wachſen wie die Champignons im Keller? — Mein Vater und meine Mutter haben vierzig Jahre geſpart und gegeizt, um mir ein Vermögen zu hinterlaſſen, und ich ſoll daſſelbe zu Herrn Ducati bringen, damit Spieler und Abenteurer mich ſein auslachen? — Ich werde wiſſen was ich zu thun habe! Ihre Mama wird über das, was ich beſitze, nicht zu verfügen haben, Gott ſei Dank! Ich bin mündig, ich bin eher zweimal majorenn als einmal! — Ich werde thun, was ich will, und Ihre unartige Mutter, die mich nie leiden mochte, ſoll mir gewiß nichts abtrotzen!“

Ludmilla ſprach dieſe Worte in einem Tone zu Zahlheim, der ihn ganz decontenancirte.

„Beruhigen Sie ſich nur,“ bat Zahlheim; „vergeben Sie der Angſt einer Mutter; — wenn ſie Sie beleidigt hat, ſo rechnen Sie dies Ihrer Gemüthsſtimmung zu! — Bedenken Sie, daß ich ganz gewiß meine Anſtellung und meine Exiſtenz verliere, wenn dieſer mir gegebene Termin fruchtlos verſtreicht. Wenn Sie nicht 6000 Ducaten daran wenden wollen, vielleicht genügt eine mindere Summe. — Ich will in meine Wohnung. — Ich habe werthvolle Bilder, eine reiche Einrichtung; ich habe mir zur Zeit, als ich noch vom

Glücke begünſtigt wurde, Manches angeſchafft, Silber, Bronze, koſtbare Teppiche, prachtvolles Porzellan und andere propre Dinge; ich werde Alles zu Gelde machen.«

»Nicht unterſteh'n!« ſchrie Ludmilla. »Wenn wir heiraten, ſo können wir das Alles brauchen! Lieber veräußern wir die Möbles, die ich noch von meinen Eltern her beſitze.«

»Verzeihung, liebe Ludmilla,« entgegnete Zahlheim, »das, was Sie beſitzen, iſt wohl recht gut erhalten, aber ſo alt und unmodern, als wenn es zur Zeit der Belagerung Wiens durch die Türken angeſchafft worden wäre!«

»Haha!« lachte Ludmilla, »aber gut ſind die Sachen und dauerhaft gemacht; der Schreibkaſten meines Vaters, der dort in der Kammer ſich befindet — iſt ſo feſt, daß ihn wirklich die Türken belagern müßten, um ſeinen Inhalt zu bekommen. — Er ſchließt mein ganzes Vermögen in ſich. Sie können alſo wohl denken, daß er nicht wie die Filigranmöbel angefertigt wurde, die Sie vielleicht beſitzen. — Geben Sie mir den Schlüſſel zu Ihrer Wohnung. Ich will ſelbſt hingehen und nachſehen, was Sie haben. — Sie dürfen auf keinen Fall ausgehen; Sie ſind noch nicht ganz wohl; auch muß ich meine Hunde ausführen; die armen Thiere hat die Hausmeiſterin auf den Dachboden eingeſperrt, ſonſt hätten ſie die ganze Zeit gebellt. — Weil ich juſt von der Hausmeiſterin ſpreche, ſo fällt mir ein, daß wir noch nicht gefrühſtückt haben! — Wie wäre das auch möglich geweſen, bei den fatalen und infamen Viſiten, die wir gehabt — wäre mir ja der Kaffee wie Operment vorgekommen.«

Sie machte ein kleines Fenſter ihres Zimmers auf und rief in den Hof:

»Frau Hausmeiſterin!«

»Was gibt's?« antwortete dieſe ganz brutal.

„Den Kaffee!“

„Nu, der wird gut ſein,“ verſetzte die Hausmeiſterin. „Der hat ſich ſchon ſo zuſammengeſotten, daß er wie Rhabarbara ausſieht; das Obers iſt mir zweimal abgebrannt. Ich glaub' nicht, daß ihn die Hund' mögen. — Ich mache einen friſchen.“

„Warum nicht gar! — Bringe ihn die Frau Hausmeiſterin nur!“

Die Hausmeiſterin brachte den Kaffee.

„Da iſt der „Panſch,“ ſagte ſie, „wenn Sie ihn hinunterbringen! Aber ich möchte dies G'ſäuf nicht, und wenn ich vierzehn Tag nichts gegeſſen hätte.“

Sie blinzelte bei dieſen Worten nach Zahlheim.

„Iſt das der Herr,“ fragte ſie, „den geſtern die Seſſeltrager ſo mühſelig ins Haus geſchleppt haben?“

„Ja,“ ſagte Ludmilla, „mein Bräutigam!“

„Nu,“ erwiederte die Hausmeiſterin, „wenn er dies „G'ſchläder“ (ſie meinte den Kaffee) trinkt, ſo werden Sie noch als Braut Witwe. Den „Trank“ überſteht er nicht.“

„Man muß nicht ſo heiklich ſein bei dieſer Zeit!“

„Es iſt kein übler Herr!“ bemerkte die Hausmeiſterin, „und ſeit geſtern hat er ſich gut zuſammengeklaubt. — Hören's, Jungfer Ludmilla, wenn Ihnen dieſer Herr wirklich heiratet, ſo machen ſie in Ihren alten Tagen ein „Viechglück!“

„Sei Sie nicht impertinent! — Iſt das mein Dank, daß ich Ihr geſtern einen Leopoldi-Siebzehner geſchenkt hab?“

„Den haben Sie mir aus Freuden geben, weil Ihnen ein Mannsbild zugeſtanden iſt. Ich bitte „Ihnen,“ werfen Sie mir Ihre Großmuth nicht vor! Dafür geben Sie mir gewiß keinen Heller zum neuen Jahr. — Ihre Generoſität kenn' ich ſchon.«

Die Hausmeiſterin ging.

»Ein abſcheuliches Weib!« ſagte Ludmilla, »frech und roh! — Trinken Sie Ihr »Schallerl,« Zahlheim. — Dieſer Kaffee iſt Ihnen vom Herzen »vergunnt.«

»Ich danke,« verſetzte Zahlheim. »Ich bin ſo beklommen, ſo herabgeſtimmt, ich werde auch nichts zu Mittag ſpeiſen. — So lange Sie mir nicht den Kummer vom Herzen nehmen, bin ich zu Allem unfähig.«

»Heiraten Sie mich nur erſt,« gab Ludmilla zurück, »dann wollen wir ſchon noch aus der Sache reden.«

Ludmilla ſchlürfte den abſcheulichen Kaffee hinab, dann ſtand ſie auf, nahm ihre Saloppe (eine Art Mantille damaliger Zeit), ergriff ein Parapluie von immenſer Größe, hing ſich einen Muff an einer Schnur um den Hals, einen Muff, der von den Motten ſo zerfreſſen, daß gar nicht mehr zu erkennen war, ob er einſt mit einem Pudel- oder Katzenfell überzogen wurde, öffnete die Thüre ihres Dachbodens, pfiff ihren Hunden wie ein Jägerburſche, nahm den Schlüſſel zu Zahlheim's Wohnung, rief dieſem zu:

»Nichts anſtellen! — Auf dem Wege zurück nach Hauſe beſuche ich meine Tante. — Dieſer muß ich es mittheilen, daß ich Braut bin. — In einer Stund' bin ich wieder da!«

Die Hunde bellten aus Freude, daß ſie auf die Straße kamen.

Mamſell Ludmilla ging.

Zahlheim ſprang entrüſtet von ſeinem Sitze auf.

»Nichtswürdige Beſtie!« rief er Ludmilla nach. »Wenn Du wähnſt, daß ich Dich heirate, ſo irrſt Du Dich gewaltig! — Stets hatte ich den größten Abſcheu vor Dir, abſcheuliches Weibsbild! — Seit dem ich Dich aber in deiner ganzen Verworfenheit kennen gelernt, könnte ich Dir Rattengift beibringen, Du häßliches, hartherziges Unthier!«

Die Hausmeiſterin kam und holte das Kaffeegeſchirre.

»Sie,« ſagte die Hausmeiſterin, »iſt es denn wirklich wahr, daß Sie das alte, »ſchieche« Menſch heiraten?«

»Allerdings. Soll ich nicht?«

»Dann nehmen Sie dieſe »wilde Grahten« gewiß wegen ihrem Geld?«

»Hat ſie viel?«

»Gewiß hat ſie viel. Aber was nützt's? Sie laßt nichts aus. Sie bekommt ja völlige Krämpf' wenn's einen Groſchen hergeben ſoll.«

»Wenn ſie aber ſo geizig iſt, weshalb hält ſie ſich denn ſo viele Hund'?«

»Die koſten ihr keinen Kreuzer! Um zwölf Uhr jagt ſie die »Vereckerln« auf die Gaſſen, und da müſſen die Hund' in alle zwölf Wirthshäuſer auf dem Platzel in die Extrazimmer betteln gehn, wie die armen Leute. Hundsfreunde gibts überall; die Hunde bekommen bald dort, bald da einen Biſſen; die ſaubere Jungfer bedauert nur, daß ihre Hund' oft beſſere Biſſen kriegen als ſie.« *)

»Ließe ſich dieſer Geiz ihr nicht abgewöhnen?«

»O ja! Aber nur durch Schläg'.«

»Warum nicht gar!«

---

*) Ein Factum. Gräffer erzählt in ſeinen Joſephiniſchen Anecdoten von dieſer Hundsfreundin, daß ſie ihre Spitze, Mopſe und Bologneſer ſogar zum Stehlen abgerichtet hatte welche ihr häufig vom Markte Würſte, Schinken u. ſ. w., ſogar Kreuzer nach Hauſe brachten.

»Vor einigen Jahren hatte ſie einen Inſtructor zum Liebhaber, der kam in Geldverlegenheit. — Er bat ſie faſt fußfällig, daß ſie ihm beiſtehen möchte. Sie hörte ihn nicht; darüber in Wuth gerathen, haute er ſie mit ſeinem Stocke tüchtig durch. Da ging ſie in ihren eichenen Geldkaſten und übergab ihm ſchnell dreißig Gulden.«

»Nur dreißig Gulden?«

»Er hatte ſich nicht mehr verlangt. Sie, Herr von — ich hab' Ihren Namen vergeſſen.«

»Zahlheim heiße ich.«

»Sie, Herr von Zahlheim, probiren Sie das mit dem Stock; Sie werden ſehen, ſie greift nach dem Geldladl.«

»Ich werde mir dies ad notam nehmen.«

»Und wenn Sie haben, was Sie brauchen, geben Sie ihr auch ein paar Strixen für mich. Sagen Sie ihr: Der Hausmeiſterin mußt Du auch ein paar Gulden geben, ſonſt ſetzt es noch mehr Hiebe!«

»Wenn ich mich hiezu entſchließen kann, ſoll es geſchehen.«

»Aber mich nicht verrathen!«

»Der Himmel bewahre!«

Die Hausmeiſterin lachte ſchadenfroh und trug das Kaffeegeſchirr in die Küche.

Zahlheim ging in das Nebenzimmer, beſah ſich den eichenen Kaſten, rüttelte daran und ſagte:

»Da drin liegen alſo 60,000 fl., vielleicht auch noch mehr? — Wenn dieſer Schrank offen wäre, könnte ich mir ja auf einen Griff helfen! — Ich will doch, wenn ſie wieder nach Hauſe kommt, beobachten, wo ſie den Schlüſſel aufbewahrt! — Ich will auch, wenn ſie nach Hauſe kommt, mich ſo ſtellen, als ob ich ihrer Hilfe nicht mehr bedürfte, als ob mir Freunde eingefallen, die mir beiſtehen werden. — Ich will Mittag ein Eſſen bringen laſſen, denn was ſie mir vorſetzt, wird ohnehin nicht zu genießen ſein! Vielleicht kann ich ſie mit Wein betäuben! — Nun warte, filziges, miſerables, ſchmutziges Ding, dein Mammon ſoll in meine Hände kommen. Der Schatz, den Du, Drache, bewachſt, ſoll gehoben werden.“

VII.

Eine Prüfung.

Nachdem ſich Zahlheim einen eigenen Feldzugsplan gegen die Geldfeſtung ſeiner Dulcinea gemacht, auch nicht überſehen hatte, daß dieſe Feſtung im ſchlimmſten Falle von rückwärts anzugreifen wäre, wenn die Schlüſſel derſelben nicht in ſeine Hände fallen ſollten; nachdem er mit ſich einig geworden, was er mit dem Gelde anfangen werde, das ihm zu Theil werden *müſſe*, und beſchloſſen, einen Betrag davon zur Tilgung ſeiner Spielſchulden anzuwenden und — mit dem andern — wieder zu ſpielen, wo, das wußte er ſelbſt noch nicht; — fragte er ſich:

„Wie mache ich es aber, daß kein Verdacht auf *mich* fällt, den Diebſtahl begangen zu haben? Vor Allem entferne ich Ludmilla für einige Tage aus ihrem Quartier, biete ihr den Aufenthalt bei mir an, gehe in mein Amt, wandere dort von Bureau zu Bureau, ſo daß man mich in allen Departements ſieht, verſchwinde aber plötzlich, eile in einem Fiaker hieher, verübe den Raub ſchnell, fliege wieder in mein Bureau zurück, ſo daß ich wieder geſehen werde, und da müßte es doch mit dem Teufel zugehen, wenn irgend ein Verdacht auf mich fallen könnte!

»Herrlich!« rief ſich Zahlheim zu. »Wenn es nur ſchon geſchehen wäre, ich kann den günſtigen Augenblick nicht erwarten!«

Endlich kehrte Mamſell Fegger in ihre Wohnung zurück.

Es war bereits zwölf Uhr Mittags.

Die Hunde wurden ſogleich fortgeſchickt, um ſelbſt für ihr Diner zu ſorgen.

Ludmilla ſchien überglücklich.

»Herr von Zahlheim!« rief ſie ihm entgegen, »Ihr Quartier hat mich ſo überraſcht, daß ich gar nicht mehr nach Hauſe gehen wollte. Ich habe noch in meinem ganzen Leben nichts Schöneres geſehen. Als ich Ihre Teppiche erblickte, zog ich die Schuhe aus und ging in den Strümpfen in Ihr Zimmer. Welche Pracht, welche Schönheit! Welche koſtbaren Tapeten und Draperien, Spiegel und Bilder! Als ich Alles genug beſehen, nahm ich mir die Freiheit, ein wenig in den Käſten und Schränken herumzuſtieren. Sie haben eine Wäſche wie ein Prinz, Silber wie ein Fürſt und Porzellan wie ein Graf. Welche Verſchwendung! Ein lediger Mann einen ſolchen Luxus, und zu welchem Ende? Wegen der Bojariſchen! Eine ſolche Bukareſter Nobleſſe kann auch in einem Bodenzimmer campiren. Ich höre, daß man in der Moldau und Walachei in Höhlen unter der Erde logirt; meine Tante ſagte mir das. Doch ich verzeih' Ihnen alle Ausgaben; unſerem Eheſtand kommen ſie jetzt ganz prächtig zu Gute; ich erkläre Ihnen, daß ich ſchon morgen zu Ihnen ziehe. Es wird mir wohl thun, mich in Ihren ſchönen Spiegeln zu beſchauen, auf Ihren ſchönen Seſſeln und Divane auszuruhen zu können.«

„Haben Sie Ihren zwölf Hunden auch meine Wohnung gezeigt?“

„Gott bewahre! Meine Bologneſer, Spitze und Mopſe habe ich indeß auf der Baſtei vor Ihrem Hauſe im Schnee ihr „Remiſſori“ treiben laſſen.“

„Und wo werden dieſe lieben Thiere ſein, wenn wir heiraten?“

„Da kommen ſie alle zum „Hundsſchlager!“

„Sie haben die Hunde aber ſo lieb?“

„Nur zum Bewachen meines Vermögens in der Nacht, weil ich mich vor Einbrechern, Gaunern und Mördern in meiner Einſamkeit fürchte, als wenn ich in einem Walde wohnte. Habe ich einmal einen Mann, dann brauch ich keine Hunde mehr. — Anfänglich hab' ich mir gedacht, ich wäre es gar nicht werth, unter Sammt und Seide zu logiren, und Sie auch nicht, — Sie müſſen mir ſchon verzeihen. „Wie wäre es,“ ſagte ich zu mir, „wenn Du — ich ſage immer Du zu mir, wenn ich mit mir ſelbſt ſpreche — „wie wäre es, wenn Du und dein künftiger Mann auf dem Spittelberg blieben, und Du die prächtig möblirte Wohnung an einen reiſenden Herzog verlaſſen würdeſt? weniger als dreißig Ducaten kann Dir ſo ein hoher Herr für einen Monat nicht bieten.“ Ich hatte auch die feſte Idee es ſo zu machen, und ging deshalb mit größerer Luſt zu meiner Tante, einmal, um ihr, wie ich Ihnen ſchon geſagt, mitzutheilen, daß ich heirate, und nebenbei ihr zu bemerken, daß ich keinen „Schnudi,“ ſondern einen Mann bekomme, den man herzeigen kann. Ich unterließ alſo nicht, ihr das Quartier zu rühmen und meinen Plan, dasſelbe zu vermiethen. — „Glaubſt Du,“ fuhr mich die Tante an, „ein Mann, der nächſtens Magiſtratsrath werden kann, wird zwiſchen deinem

Graſſelwerk aus der Arche Noah bleiben mögen? Für was richtet man die Wohnung ſchön ein,« fragte ſie, „als daß man gerne darin verweilt und gerne zu Hauſ' bleibt, und Du willſt, daß dein Mann nicht gerne zu Hauſe ſei? Wie dumm biſt Du! Nicht einen Seſſel darfſt Du verändern, nicht einen Spucknapf entfernen und in ſeinem Quartier mußt Du wohnen, vergiß nur nicht, daß deine neue Stellung als Frau Secretärin dies erheiſcht.« Ich habe der Tante Recht gegeben und ſo werde ich nach der Hochzeit Alles hier verkaufen und bei Ihnen, Zahlheim, den ganzen Tag in wollenen Patſchen auf den ſeltſamen Stickereien in der Baſteiwohnung herumgehen.

»Wenn wir aber ſo prächtig logiren,« fuhr ſie nach einer Weile fort, „können wir kein Geld entbehren. Es genügt nicht, daß man blos prächtige Käſten hat, es muß auch etwas Prächtiges darin ſein. Ich bin alſo geſonnen, gar nichts herzugeben, keinen „luckigten“ Heller, all mein Vermögen muß beiſammen bleiben; Kinder werden wir auch bekommen.«

»Kinder? Wollen Sie welche annehmen? Vielleicht hat Ihre Tante welche?«

»Nein, eigene Kinder, o Gott, „die Kinder kommen g'ſchwinder“ als man's vermuthet. Es iſt alſo ausgemacht, ich gebe kein Geld her, meinetwegen können ſich Ihre Gläubiger alle aufhängen.«

»Es iſt auch nicht nothwendig, daß Sie mir einen Heller opfern. Ich habe das Regiſter meiner Freunde durchflogen und gefunden, daß ich dieſen nur ein Wort ſagen darf und Tauſende ſtehen mir zu Gebote. Ich habe Freunde, die ſich in meine Feinde verwandeln würden, wenn ich ſie nicht um Geld anſpräche.«

»Und die es auch nicht mehr zurück verlangen?«

»Wären ſie ſonſt Freunde?«

»Richtig, dann wären ſie Feinde. Gott ſei Dank, der letzte Stein iſt mir vom Herzen gefallen! Mir iſt jetzt wie einer Königin zu Muthe und das Eſſen wird mir jetzt beſonders ſchmecken. Ich habe ſchon die Hausmeiſterin »zum goldenen Kandl« ins Bierhaus geſchickt, wir kriegen ein Diner, wie's kein beſſeres gibt: keine Suppen, Suppen iſt fad; kein Rindfleiſch, das iſt gemein; keine Zuſpeis, Zuſpeis eſſen die Handwerker, aber ein Bäuſchel, eine ganze Portion, ein paar »Gſchrade« (die ordinärſte Semmel) und eine halbe Weißes! Wäſſert Ihnen der Mund ſchon?«

Zahlheim ſprang unwillig von dem Stuhle, auf welchem er ſich niedergelaſſen hatte. »Bäuſchel und ſogenannte »Gſchrade-Semmeln« mögen ſie Ihren Hunden vorſetzen, aber nicht mir! Sind Sie gewohnt, ſolche Koſt zu verzehren, ſo verzehren Sie ſie; ähnlicher Speiſen wegen ſehen Sie auch aus wie ein Regenwurm, den man ausgeweidet hat. Seit geſtern Mittags habe ich nichts gegeſſen. Ihren ſchändlichen Kaffee habe ich nicht riechen können und nun kommen Sie mir noch mit einem Mittagseſſen, das ich keinem Bettler vorſetzen möchte? Sie ſchmutziges, knauſeriges, erbärmliches Weibsbild!«

Ludmilla machte große Augen und erſchrack ſehr; ſie erwiederte begütigend:

»Sie haben mich nicht ausreden laſſen; Sie kriegen auch noch einen »Primſenkäſ'.«

»Wo iſt die Hausmeiſterin?«

»Sie muß den Augenblick da ſein. Ich glaub' ſie wartet auf das »Bäuſchel,« denn das wird in dem berühmten Bierhaus »zum goldenen Kandl« immer friſch abgeſtochen.«

„Sie reden, wie wenn Ihnen der Verſtand abgeſtochen worden wäre. Geben Sie der Hausmeiſterin entgegen und ſagen Sie ihr, ſie ſoll dieſes jämmerliche Tractament auf den Miſt werfen.“

„Auf den Miſt? — Aufwärmen, auf morgen aufheben!“

„Dann ſoll die Hausmeiſterin hereinkommen. — Ich werde Sie tractiren, Mamſell, und werde Ihnen zeigen, wie Zahlheim zu ſpeiſen gewohnt iſt und wie er alle Tage ſpeiſen wird; zugleich werden Sie lernen, wie man Gäſte behandelt, wenn man nicht ein karges, geiziges Thier iſt.“

„Jeſus, Maria und Joſeph! die Namen, die er mir gibt, und er iſt noch nicht einmal mein Mann.“

Die Hausmeiſterin kam und brachte das ſchlechte Tractament.

Zahlheim nahm ihr die Teller aus der Hand, öffnete das Fenſter und warf das Gebrachte in den Hof.

„Sie, liebe Frau,“ ſagte Zahlheim zur Hausmeiſterin, „habe ich nicht beleidigen wollen; aber da, den neidiſchen, giftgeſchwollenen Drachen! — Hier iſt ein Ducaten. Gehe die Frau nebenan „zum großen Zeiſig,“ ſage ſie dem Wirth, er möge dem Secretär Zahlheim ein delicates Eſſen hieher ſenden, dazu eine Bouteille alten Weidlinger, und dann möge er raſch aus der Stadt eine Bouteille Champagner bringen laſſen. — Hier iſt noch ein Ducaten; was von dieſem Gelde herauskommt, gehört der Hausmeiſterin. — Ich verlange von dem Wirthe auch feine Tiſchwäſche, denn mit den Servietten der Jungfer Fogger möchte ich mir nicht die Schuhe abputzen, das Leder müßte ſich darüber entſetzen.“

„Ganz wohl, Ew. Gnaden,“ erwiederte die Hausmeiſterin.

„Der ſagte es Ihnen ſchön!“ liſpelte ſie Ludmilla zu.

Für ſich ſprach die Hausmeiſterin:

„Jetzt wird er ſie gleich karbatſchen: es iſt mir nur leid, daß ich nicht zugegen ſein kann.“

Sie trippelte fort.

„Aber hören Sie, Sie können rabiat ſein!“ rief Ludmilla. „Man fürchtet ſich völlig vor Ihnen! — Und zwei Ducaten geben Sie für ein Mittagmahl aus. Damit verköſtige ich mich ſieben Monat.“

„Das Maul halten Sie, Sie eben ſo dumme als ſchlechte Perſon, ſonſt werfe ich hundert Ducaten zum Fenſter hinaus.“

„Heiliger Rochus, bitt' für ihn!“

„Ich bin ſchon wieder gut, aber wenn mir etwas über die Leber läuft, ſo kann ich mich nicht zurückhalten. Geben Sie mir einen Kuß, Sie, Flamme meines Herzens!“

„Mein Himmel, Sie werden mich doch nicht beißen?“

Er küßte ſie.

„Gott, kann der Mann küſſen! Ich muß ihn recht oft zornig machen, ich profitir' dabei.“

„Das ſag' ich Ihnen aber, wenn Sie nicht tüchtig eſſen und kanibaliſch trinken, ſo werfe ich Sie zum Fenſter hinaus.“

„O mein Herzensbünkerl, Sie ſollen ſich überzeugen, wie ich einhauen und bürſten kann! — Sie müſſen aber furchtbar viel Geld haben. Ich glaube, Sie prüften mich nur.“

„Merken Sie etwas?“

Ein kleines Mädchen kam herein und brachte einen Brief.

»Was iſt das? Liebesbriefe? Empfangen Sie Liebesbriefe? Ich erwürge Sie!«

»Gott, liebt mich der Mann! Nein, Zahlheimerl, von meiner Tante; erlauben Sie, daß ich dieſen Brief ſogleich leſe.«

VIII.

Teſſin capitulirt.

Wir verlaſſen Zahlheim und Ludmilla für einige Zeit und kehren in das Haus Legler's zurück, in welchem Teſſin und Beurg mit wirklich verzweiflungsvoller Angſt dem Ausſpruche des alten Fleiſchhauers, über ihren frechen Einbruch in die Wohnung einer ehrſamen Bürgerfamilie, entgegenharrten.

Frau Legler hatte ihren Gatten bereits hinlänglich inſtruirt, was geſchehen; welche ruchloſe That zwei Spitzbuben verübt, die, wie ſie ſich ausdrückte, weit ſchlechter wären als der Golo in der »Genoveſa,« der, nach ihren Begriffen, der infamſte Kerl auf Gottes Erdboden geweſen ſei.

»Wenn Du dem Golo und ſeinem Spießgeſellen nicht etwas an Leib und Seele anthuſt,« rief ſie ihrem Manne zu, »ſo nimm ich meinen Buben zu mir und laß mich von Dir ſcheiden.«

»Ruhig!« ſagte der Alte, »eine ſolche Affaire muß überlegt werden. — Ich habe weder das Recht noch die Macht, dieſen beiden Spitzbuben einen Platz in einer geſchloſſenen Geſellſchaft auf dem Spielberge anzuweiſen, auch nicht die Gewalt, ſie zum Gaſſenkehren oder, was mir noch lieber wäre, zum Schiffzug zu verurtheilen, das vermag nur die betreffende Behörde. — Waſtl, lauf' mir hinüber

„zum guten Hirten« und laß mir den Gerichtſchreiber kommen.«

„Nicht die Wachter auch?« fragte Waſtl.

„Was! — die Wachter, die beſoffenen Kerls; dieſe brauchten ſelbſt Jemand, der ſie einführte. — Der Gerichtſchreiber ſoll kommen, ſoll den Thatbeſtand aufnehmen. Ich verſtehe dies, weil ich äußerer Rath und Criminalgerichtsbeiſitzer bin. Was dann der Gerichtſchreiber für gut findet, das hat zu geſchehen. Ich muß der Obrigkeit gegenüber den Rücken frei haben. Man ſoll mir keine eigenmächtige, noch gewaltthätige, noch weniger eine leidenſchaftliche Handlung vorwerfen.«

„Aber ich bitte Dich um Gottes willen, Mann,« entgegnete die Fleiſchhauerin, „das Gericht verurtheilt die Halunken nach den Geſetzen, die Geſetze dictiren ihnen vielleicht fünf, ſechs Jahre Zuchthaus; dies überſtehen dieſe Spitzbuben, und wie ſie frei werden, ſteigen ſie wieder bei uns ein. Dictire ihnen lieber ſelber eine Strafe. — Nimm dein Hausrecht zur Hand. Du biſt Gerichtsbeiſitzer und Fleiſchhacker, Du haſt gewiſſermaßen das Bluturtheil in der Hand; die peinliche Halsgerichtsordnung kannſt Du auch ausüben. Laß ſie peinigen am Hals, bis ſie blau werden, dann laß ſie, mir zu lieb, wie den Golo in der „Genovefa,« von Ochſen zerreißen, das koſtet Dich keinen Kreuzer, denn die Ochſen haſt ja im Haus.«

„Schweig! — Der Gerichtſchreiber ſoll kommen.«

Teſſin und Bourg ſtürzten auf die Knie nieder.

„Um Gottes willen, Barmherzigkeit!« riefen Beide.

„Ich bin ja ganz unſchuldig,« betheuerte Bourg; „der Herr Chevalier forderte mich auf, ihm zu helfen, ſeine Frau wieder zu erhalten.«

»Ich ging aus Liebe zu weit,« ſetzte Teſſin hinzu.

»Waſtl, ſchlag' ihn nieder!« befahl die Mutter. »Dieſer Kerl iſt aus Liebe ein Hallunk werden, jetzt möchte ich erſt wiſſen, was er aus Haß wird?«

»Judith, bitte für mich!« ſagte Teſſin zu dieſer. »Du weißt doch, wie ich Dich ſchätze und nichts höher verehre als Dich.«

»Schlag' ihn nieder, Waſtl,« wiederholte die Mutter, »der Gerichtſchreiber wird ihn ſchon wieder aufrichten.«

»Da Niemand einen Gang zu Gericht macht, will ich es ſelbſt thun,« bemerkte der Alte.

»Recht haſt Du,« ſagte Frau Legler. »Bis Du zurückkommſt, haben es die Beiden überſtanden.«

»Dem kann ich auch verbeugen,« verſetzte der Fleiſchhauer.

Er öffnete ein kleines Fenſter nach dem Hofe und pfiff. Ein Knecht antwortete:

»Was ſchafft der Meiſter?«

»Geh' hinüber zu Herrn Schaffeleder, dem Gerichtſchreiber; ich laſſe ihn bitten, er ſoll mit ſeinem Herrn Diurniſten Schwingdenſchlägel zu mir kommen; wir haben zwei Delinquenten erwiſcht, die bei uns eingeſtiegen ſind.«

»Ja,« rief die Fleiſchhauerin, »und ſie ſollen gleich eine Bank und den ſtarken Stöckelknecht Bärenbratzner mitbringen, und für jeden der beiden Verbrecher ein paar Centner eiſerne »Keden« (Ketten).

»Ich komme gleich mit dem ganzen Gericht,« erwiederte der Knecht.

»Frau Legler,« flehte Teſſin, »ſeien Sie doch ein Menſch!«

»Was, ich eine hausgeſeſſene Bürgerin, die einen beiratsmäßigen »Suhn« (Sohn) beſitzt. ſoll ihm ein Menſch abgeben? Mann, reißt Dir denn noch nicht deine ſchöpferne Geduld?«

»Haben Sie ein Menſchenherz, meinte ich,« erwiederte Teſſin demüthig. »Madame Legler, wenn man Ihnen Ihren Gatten entreißen wollte, würden Sie nicht über eine Leiter und durch ein Fenſter ſteigen?«

»Ich? Daß ich mit meiner Dicke ſtecken bliebe? Nie!«

»So würden Sie andere Mittel anwenden,« winſelte Teſſin, »den geliebten Gegentheil wieder zu erhalten, und mich verdammen Sie ſo ſehr!«

»Wenn ich Sie verdammen könnte,« entgegnete die Frau, »ſo hätte ich Sie auf der Schlachtbank im Hofe ſchon aufziehen laſſen wie einen Ochſen, der den Garaus kriegt. Daß Sie nichts Beſſeres verdienen, muß Ihnen Ihr eigenes Bewußtſein ſagen.«

»Ich bin ſo unglücklich,« ſchluchzte Teſſin, »da mich meine Frau nicht mehr liebt.«

»Sie hat Ihnen nie lieben können, weil eine Taube nie einen Geier liebt und wenn er ſich noch ſo zärtlich ſtellt. Ich kenne die Geſchichte, wie Sie dieſe Taube in Ihre Krallen bekommen haben; aber jetzt ſoll Sie frei werden, ſo frei wie nie, und wenn ich darüber zu Grunde gehen ſoll.«

»Sie ſei frei. Ich gehe die Scheidung ein. Man bezahle mir, was ich gefordert,« ſagte Teſſin.

»Keinen Kreuzer!« verſicherte Frau Legler.

»Wenn auch nicht Alles, was ich begehrte, doch die 10,000 fl., die ich Ihrem Vater vorgeſtreckt.«

»Die 10,000 fl., welche Sie ihrem rechtſchaffenen Vater und ſeiner Familie geſtohlen haben, Sie Judas-Erzſchelm!«

»Ich habe ja ſtets für Judith gut gedacht. Sie kennt das Teſtament, daß ich zu ihren Gunſten gemacht. — In Mainz iſt es bei Gericht deponirt und eine vidimirte Abſchrift davon, liegt in meinem Schreibtiſche. Ich habe weder Bruder, Schweſter noch irgend einen Verwandten auf der Welt. — Judith iſt meine einzige Erbin. Sie ſoll ſprechen, ob ich ſie nicht zur Univerſal-Erbin einſetzte?«

»Ich bedarf Ihres Geldes nicht,« entſchied Judith. »Es hängen die Thränen und-Flüche von zahlloſen Opfern daran. Um Summe auf Summe zu häufen, haben Sie viele der Unglücklichen, die Sie betrogen, bis zum Selbſtmord getrieben, andere wurden wahnſinnig durch die entſetzlichen Verluſte; wieder andere ſchmachten in Kerkern, weil ſie anvertrautes Gut an Sie verſpielt. — Wenn mir Ihr Geld durch Ihren plötzlichen Tod zufiele, würde ich die weite Welt durchſtreifen, um alle die Bejammernswerthen aufzuſuchen, die Sie geplündert, beraubt und beſtohlen haben; ich will eine Bettlerin werden, darben und nichts von Ihnen haben, nicht ſo viel, was mich vor dem Hungertod ſchützen könnte!«

»Laſſen Sie ſich umarmen, Judith!« rief die Fleiſchhackerin aus. »Ich habe Sie gleich geliebt, wie ich Sie geſehen, aber jetzt logiren Sie in meinem Herzen, im erſten Stock; meinen eigenen Sohn placir' ich zu ebener Erde.«

»Ich werde Ihnen, Herr Teſſin, einen Vorſchlag machen,« nahm der alte Fleiſchhacker das Wort, der bisher immer geſchwiegen. »Ich will Sie nicht ins Zuchthaus bringen.«

Teſſin ſprang auf.

Bourg folgte ihm.

»Sie werden, wann der Gerichtſchreiber jetzt in mein Haus kommt, die Scheidungsurkunde unterzeichnen, wie ſie in Form Rechtens aufgeſetzt wird. Sie werden die 10,000 fl. ſammt Intereſſen zugeſichert erhalten. Da Sie jedoch durch nichts auf der Welt bewegen werden können, Ihre Frau nicht mehr zu moleſtiren, als durch Geld, ſo werden Sie dieſe 10,000 fl. nicht auf die Hand bekommen, ſondern ſie werden bei Gericht deponirt. Sie werden zu dieſen 10,000 fl. noch 20,000 fl. bei Gericht erlegen, und zwar für zwanzig Jahre. Durch zwanzig Jahre werden Intereſſen zu Intereſſen geſchlagen, ſo daß aus dieſer Geldſumme von 30,000 fl. in zwanzig Jahren 60,000 fl. werden. Wenn Sie während dieſer Zeit nur einmal Miene machen, Ihre Frau durch Worte, Briefe, Zudringlichkeiten zu moleſtiren, fallen dieſe 30,000 fl., oder ſo viel das Capital mit Intereſſen beträgt, den Armen von Wien zu, und daß ich oder mein Sohn Sie dann dennoch ins Zuchthaus zu bringen im Stande ſind, ſoll durch eine beſondere Clauſel möglich gemacht werden, die unſerm tüchtigen Juriſten, dem Gerichtſchreiber, ſchon noch einfallen wird.«

»Dies gehe ich nicht ein! Ich ſoll die 10,000 fl. nicht auf die Hand bekommen und noch 20,000 fl. aus meiner Taſche geben?«

»So iſt's! Wenn Sie dieſe Bedingungen nicht eingehen, gewinnt nur Ihre Frau. Fünf Jahre im Zuchthauſe halten Sie nicht aus, dann iſt Ihre Frau Witwe. Und daß Sie als Gauner und Betrüger vielleicht auf noch länger verurtheilt werden ſollen, wird keine Hexerei ſein. Ich wende die 10,000 fl., die ich heute verſchenken will, zu Reiſen an, und ſuche die Opfer auf, die Sie, berüchtigter Falſchſpieler, zu Grunde gerichtet haben. Ich lege noch 10,000 fl. hinzu, aber geliefert müſſen Sie werden, daß ſchwöre ich zu Gott, und ein Wiener Bürger hält ſeinen Schwur. Jetzt denken Sie nach, was für Sie beſſer iſt.«

Der Gerichtſchreiber trat in die Stube.

Nach einem ſichtbaren Kampfe ſagte Teſſin:

»Ich gehe Ihren Vorſchlag ein. Laſſen Sie die Urkunde aufſetzen.«

»Und wie bekommt das Gericht die 20.000 fl.?«

»Ich bringe ſie.«

»O nein, beſter Schuft, mich und das Gericht foppen Sie nicht. Die Urkunde wird ausgefertigt, mein Sohn wird Sie an den Ort begleiten, wo Sie Ihr Geld holen. Daß Sie dieſem nicht auskommen, dürfen Sie verſichert ſein.«

»Ich könnte ja, wenn ich wollte, auf der Straße oder in meiner Wohnung um Hilfe rufen,« entgegnete Teſſin.

»Allerdings,« antwortete Waſtl, »aber da käme die Polizei und dieſe würde Ihnen den kürzeſten Weg in das »Antoni-Klöſterl (ſo ward in Wien das Strafhaus in der Leopoldſtadt ſpottweiſe genannt) zeigen.«

»Kommen Sie, Herr Chevalier Teſſin,« ſagte Sebaſtian. »Vielleicht begegnen wir unterwegs Zahlheim, der könnte auch etwas zu Protocoll geben, das Ihre Rechtſchaffenheit ins glänzendſte Licht zu ſetzen vermöchte.«

Er führte Teſſin fort.

»Er wird doch nicht anders,« bemerkte Judith. »Er wird trotz aller Mittel, ihn zu verhalten, mich in Ruhe zu laſſen, mich dennoch verfolgen. Es iſt einer von den ſchrecklichen Menſchen, welche nichts abhält, das, was ſie ſich einmal vorgenommen, auszuführen und wenn das Schaffot darauf ſtünde. Zahlheim und ich werden und müſſen ſeine Opfer ſein. Daß Zahlheim fallen ſolle, hat er mir wiederholt geſagt, daß er über mich noch mehr erboſt iſt, können Sie wohl ahnen.«

»Reden Sie nicht ſo viel,« erinnerte die Fleiſchhackerin, »es ſteht ja noch ein ſolcher Hallunke da.«

»Du,« ſagte die Frau zu ihrem Manne, welcher indeß mit dem Gerichtſchreiber ſich verſtändigt hatte, »was geſchieht denn mit dieſem Kerl? Der iſt ja auch eingeſtiegen! Das iſt ja der beſte Freund des ſchlechteſten aller Spitzbuben, das iſt der Burſch, der bei dem Traiteur Jahn in Gegenwart unſeres Sohnes über die Bürger Wiens ſo mechant geſprochen und unſern Waſtel auf das Gröblichſte beſchämt hat.«

»Mit dieſem?« antwortete Vater Legler. »Den laſſen wir laufen! Die Bürger Wiens ſtehen zu hoch, als daß ſie ein ſolcher Menſch beſchimpfen könnte, und was unſern Sohn betrifft, der verzeiht ihm.«

»Aber ich nicht! Ich habe noch ein paar Ohrfeigen in mir, wenn ich dieſe nicht herausſchlag', ſo ſchlagen ſie ſich zurück und ich kann eine Todeskrankheit kriegen. — Kommen Sie heraus, junger Herr, auf den Gang, da ſieht uns Niemand, da gebe ich Ihnen ein paar Incognito-»Watſchen«, daß Sie Ihr Geſicht für Geld ſehen laſſen können. Ich thue Ihnen nicht weh! Ein ſchwaches Weib, was könnte Ihnen dieſes thun! Ein Dutzend Zähne werden Sie ſich aber einſetzen laſſen müſſen; ich zahl' aber Alles.«

»Laß ihn!«

»Vielleicht ſind Ihnen Naſenſtüber lieber? Sie, das iſt meine Force! Ihre Naſe iſt ohnehin zu geſpitzt. Wie lange haben Sie dieſe Naſe ſchon? Ich mache Ihnen eine friſche, eine Stumpfnaſe. Da haben Sie ein überflüſſiges Spitzel an der Naſe; es wird gleich wegfliegen.«

»Laß' ihn, ſag' ich. Ich will dieſem Herrn lieber ein Geldgeſchenk machen. Kommen Sie her zu mir. Meine Frau iſt gar zu grob und ſtark iſt ſie wie ein Bärenweibel; ſie prügelt oft meine Knechte windelweich. Ein Unglück, wie Sie ganz gewiß erlebten, wenn mein Weib mit ihrer Rieſenhand Ihnen ins Geſicht käme, möchte ich nicht erleben. Beantworten Sie mir nur eine Frage: Sind Sie wirklich ein aufrichtiger Freund des Herrn Teſſin?«

»Wie können Sie dies glauben? Ich bin ein armer Teufel und erhalte immer von Teſſin ein paar Ducaten, wenn ich ihm bei ſeinen Geſchichten beiſtehe. Für das heutige Einſteigen hat er mir zehn Kronenthaler zugeſagt.«

»Ich gebe Ihnen zwanzig Kronenthaler, wenn Sie mir Teſſin's etwaige ſchlechte Abſichten auf ſeine Frau verrathen.«

»Geben Sie mir hundert; das, was Teſſin vorhat, iſt hundert Kronenthaler, ja tauſend werth, wenn es verhütet wird.«

»Um Gottes willen!« ſchrie Judith auf. »Er will mich tödten.«

»O nein,« verſicherte Bourg. »Es hätte Ihnen dieſes Unglück bereits begegnen ſollen, heute Morgens nach dem Einbruch durch das Fenſter.«

»Was für ein Unglück!« ſchrien Alle zuſammen.

»Wenn Teſſin zurückkehrt, ſo faſſen Sie ihn augenblicklich feſt an den Armen. Er hat ein Fläſchchen Vitriolöl im Sacke, das will er ſeiner Frau ins Geſicht ſchütten.«

Judith that einen Schrei und verhüllte ſich ihr Antlitz.

Der alte Legler, ſeine Frau und der Gerichtsverwalter ſchauderten vor ſolcher beiſpielloſer Bosheit.

»Teſſin,« ergänzte Bourg, »wird ſich ſeiner Frau unter irgend einem Vorwande gewiß nähern wollen. Erſieht er dann den für ihn günſtigen Augenblick, ſo vollführt er das Bubenſtück.«

»Ich führe Sie, Judith, ſchnell in ein anderes Zimmer.«

»Nein, nein,« ſagte Legler, »Judith ſoll bleiben. Die Hand, welche Teſſin nach ſeiner Taſche führt, ſoll er in dieſem Leben nicht mehr brauchen können.«

»Er muß auf der Stelle arretirt werden,« bemerkte der Gerichtſchreiber. »Was ſoll das heißen, einen ſolchen gefährlichen, verwegenen, ruchloſen Böſewicht ſchonen?«

Frau Legler warf einen Blick auf die Straße.

»Da kommt ſchon mein Sohn und bringt den Cujon!«

»Sie erhalten von mir hundert Ducaten!« ſagte der alte Legler, »und ſo lange ich und mein Sohn leben, alle Monate einen angemeſſenen Gehalt. Nun wird aber der Schurke ſich an Ihnen rächen!«

»Auf dem Spielberge nicht!« verſicherte der Gerichtſchreiber.

IX.

Das Attentat.

Der junge Legler brachte Teſſin wieder in das Haus ſeines Vaters.

»Wir haben unſern Weg umſonſt gemacht,« berichtete Sebaſtian. »Der Herr Chevalier gibt vor, den Schlüſſel zu ſeiner Schatulle verloren zu haben, und da ein engliſches Schloß ſich an dieſer Schatulle befinden ſoll, ſo behauptet Herr Teſſin, daß kein Schloſſer der Welt ſeine Schatulle zu öffnen vermöge. Um über dieſe elende Ausflucht nicht die Zeit zu verlieren, bringe ich den Delinquenten wieder hieher. — Auf dem Retourwege gab mir Herr Teſſin zu erkennen, daß er ſich von ſeiner Frau um keinen Preis trennen laſſe, ſelbſt wenn hieraus für ihn die nachtheiligſten Folgen entſtünden; doch glaube er nicht an böſe Folgen. Er wünſche mit ſeiner Frau nur unter vier Augen ſprechen zu dürfen, und ſei ſodann überzeugt, daß ſeine Sache ſchnell eine andere Wendung nehmen müſſe.«

»O Hauptbandit!« rief die Fleiſchhackerin. »Unter vier Augen! Dich hör' ich gehen, Räuberhauptmann!«

»Schweig!« herrſchte ihr Gatte ihr zu.

»Um unter vier Augen mit Frau Judith Teſſin ſprechen zu können,« nahm der Gerichtſchreiber das Wort, »müßten Sie nicht als ein verworfener Menſch bekannt ſein. Wenn Ihre Frau Ihnen auch ein ſolches tête-à-tête geſtatten würde, ſo müßte ich Einſpruch thun. — Sie wollen alſo nicht die Bedingungen eingehen, welche Vater Legler Ihnen vorſchlug?«

»Nein.«

»Sie wollen nicht in eine Trennung von Ihrer Frau willigen?«

»Nein.«

»Ihre Frau will aber nicht mehr mit Ihnen leben und ſtellt ſich daher unter den Schutz des Gerichtes.«

Judith ſprach mittlerweile mit Sebaſtian und theilte ihm den ſchändlichen Vorſatz Teſſin's mit.

»Unter den Schutz des Gerichtes ſtellt ſie ſich?« kreiſchte Teſſin, »das ſoll ſie mir ſelbſt ſagen. Komm näher, Judith, wenn Du Muth haſt, mir Aug' in Aug', ohne Erröthen zu ſagen, daß Du das Gericht gegen mich anrufſt.«

»Nicht unterſtehen!« rief Frau Legler der bedrängten

Judith zu. »Da ſtellen Sie ſich hinter den Kachelofen und verbergen Sie ſich, ſonſt ſchleudert Ihnen dieſer Seeräuber einen Dolch in den Leib.«

»Ich? meinem geliebten Weibe?« erwiederte Teſſin mit heuchleriſcher Grimaſſe. »Niederſinken will ich vor ihr und ſie kniefällig um Vergebung bitten.«

Legler Vater und Sohn hatten ſich bei dieſen Worten bereits hinter Teſſin poſtirt.

»Komm nur,« flehte Teſſin, »fürchte Dich nicht, beſchäme meine Feinde und zeige dein Vertrauen in meine Rechtlichkeit.«

Er wollte raſch auf Judith losſtürzen, nachdem er bereits die rechte Hand in eine ſeiner Taſchen gebracht; aber der alte Legler war gewandter. Er griff noch ſchneller nach Teſſin's Hand und verrenkte dem Nichtswürdigen den Arm mit ſolcher Kraft, daß dieſer laut aufſchrie.

Mit Wuth verbiß er ſeinen Schmerz, griff aber dennoch in die linke Taſche ſeines Rockes, holte aus derſelben ein Fläſchchen und warf es mit aller Gewalt gegen den Kopf ſeiner Frau, die aber, die Niederträchtigkeit ihres Mannes ſehr gut kennend, denſelben nicht aus den Augen ließ, und durch eine ſchnelle Bewegung ihres Hauptes dem Wurfe auswich, wodurch das Fläſchchen auf ein Bild an der Wand flog und das ätzende Gift das Gemälde beſchädigte und ſeine herabfallende Flüſſigkeit den goldenen Rahmen des Bildes und den Fußboden verbrannte.

Die Entrüſtung der Familie Legler machte ſie Alle ſprachlos.

Die Mutter führte ſo gewaltige Fauſtſchläge auf das Geſicht des Böſewichts, daß er aus der Naſe und dem Munde blutete.

Sebaſtian packte ihn hierauf an den Füßen und ſtürzte ihn wie einen Kegel um.

»Warte, Kerl!« ſchnaubte Sebaſtian, »ich will doch ſehen, was Du noch in der Taſche haſt. Kopfüber will ich Dich ausbeuteln, damit alle deine Mordgeſchoſſe aus Dir herabfallen ſollen, wie Aepfel vom Baume.«

Der Gerichtſchreiber ging an die Thür, winkte ſeinen Leuten und befahl ihnen, Teſſin zu binden, dann auf einen Wagen zu werfen und in den ſogenannten Kotter des Gerichtshauſes zu ſchaffen.

Indeß regnete es noch immer die unbarmherzigſten Hiebe auf den Böſewicht. Mutter und Sohn klopften auf ihn los, wie die Schmiede auf einen Amboß.

»Genug!« befahl der Alte. »Er hat genug.«

»Das war nur für das Verderben meines Porträts zu dem ich erſt im vorigen Jahre geſeſſen bin,« eiferte Frau Legler; »das Porträt hat ſiebzig Gulden gekoſtet. Er hat aber durch den Vitriol auch den goldenen Rahmen und die Malerei der Wand ruinirt. Da fang' ich wieder von vorn zu »nuſſen« an!«

»Genug, ſage ich! Er wird dem Criminalgerichte übergeben.«

»Wegen des Frevels, den er an der Judith begehen wollte,« verſetzte Frau Legler, »ganz recht; ich aber brauche kein Criminalgericht. Schau an mein Bild, ich habe keinen Mund, kein Kinn, keinen Buſen mehr! Betrachte nur wie ein ehrliches Weib zugerichtet wurde. Jetzt packt mir der Vitriol, wie er herabrinnt, auch den linken Arm an; ich komm' den Schwund — ei, darauf gehört noch ein Pflaſter!«

Sie begann neuerdings loszupauken.

»Waſtel,« ſagte der Vater, »nimm ihr den Hallunken weg, ſonſt bleibt er ihr unter den Händen.«

Waſtel hob ihn von der Erde auf und trug ihn in das Vorhaus.

Die Wächter banden ihn und brachten ihn in den Kotter.

»Ich eile in meine Kanzlei,« ſagte der Gerichtſchreiber, »um die Species facti aufzunehmen. In einer Stunde erwarte ich Herrn und Frau Legler, den Sohn Sebaſtian und Frau Judith Teſſin, um ein Protocoll aufzunehmen. Ich glaube, daß der Delinquent vor allem chirurgiſcher Hilfe bedarf; in dieſem Zuſtande kann ich ihn nicht dem Criminalgerichte überſenden, ſonſt ſetze ich mich großer Verantwortung aus. Mein Herr,« ſagte der Gerichtſchreiber zu Bourg, »Sie werden als Zeuge vorgeladen und werden Alles beſchwören, was Sie vorbringen; nehmen Sie ſich in Acht, keine Unwahrheit zu ſagen.«

Der Gerichtſchreiber ging.

»Arme Judith,« ſprach Sebaſtian, welcher nach der Expedition des Verbrechers wieder hereingekommen war, »welches Unheil hätte Sie treffen können, wenn der Bubenſtreich gelungen wäre!«

»Da ſchau'n Sie mein Porträt an,« ſetzte die Mutter hinzu, »ſo wie dieſes hätten Sie ausgeſehen.«

Sie warf wieder einen Blick auf ihr Bild.

»Gerechter Himmel!« rief ſie aus, »die Vitriolſpritzer greifen mir jetzt ſogar die Kopfhaut an; das frißt bis ins »Hirn,« ich werde wahnſinnig!«

»Hole der Teufel dein Porträt!« ſagte der Fleiſchhauer. »Ich laſſe Dich morgen neu malen und von dem größten Meiſter, von Lampi, der nur Kaiſerinnen und Königinnen malt. Liebe Frau Judith, Sie ſprechen ja kein Wort; Sie ſind ja ſo weg, als wenn Sie vom Schlag' gerührt worden wären.«

Judith fing heftig zu weinen an. »O mein Gott,« ſagte ſie, »was wird mir noch bevorſtehen!«

»Nichts ſteht Ihnen mehr bevor,« ſagte die Alte, »denn bis der Schuft wieder geſund wird — ich allein habe ihm von ſeinen fünf Sinnen ein halbes Dutzend aus dem Kopf geſchlagen, — findet er Sie gar nicht mehr, und kommt er erſt in Unterſuchung, bis das Gericht überall hinſchreibt, wo der Meuchelmörder den Galgen verdient hat, gewinnen Sie wieder ein paar Jahrln. Dann kommt erſt ſeine Straf'! Einen lebenslänglichen centnerſchweren Kerker, den überlebt der Zehnte nicht.«

»Weinen Sie ſich aus,« mahnte der Alte, »dann aber gehen Sie in die Kirche und danken Sie Gott, daß er gnädigſt die entſetzliche Gefahr von Ihnen abgewendet hat, und ſchließen Sie da den Herrn Bourg in Ihr Gebet ein. Bitten Sie Gott, daß ſich Herr Bourg von nun an beſſern möge. Aus Dürftigkeit ſchlechten Leuten die Hand zu bieten, werden Sie jetzt nicht mehr nothwendig haben; von mir kriegen Sie nicht nur Geld, ſondern auch mein Tiſch wird für Sie gedeckt ſein, Mittags und Abends.«

»Und wenn Sie um halb vier Uhr in der Früh alle Tag zu mir herauskommen,« ſagte die Alte, »weil wir zeitlich wegen unſerm Geſchäft frühſtücken, ſo ſollen Sie einen ganzen Weidling voll Kaffeh kriegen und wenigſtens vierzig Kipfeln dazu.«

»Was ſind Sie denn?« fragte der Fleiſchhauer Herrn Bourg.

„Nichts.“

„Sind Sie gar nie etwas geweſen?“

„Practicant war ich bei der St. Marxer-Linie.“

„Und warum ſind Sie dort nicht mehr?“

„Der Einnehmer war mir aufſäßig. Er hat mir aufgebracht, ich könnte nicht orthographiſch ſchreiben. Einmal hab' ich Ochſen mit „X“ geſchrieben, da kam er außer ſich!“

„Aber wie haben Sie denn das thun können?“ fragte die Fleiſchhauerin; „ich bin nur ein Weib und weiß, daß man Ochſen und Ochs mit „chs“ ſchreibt, ja, daß man Haxen, Flaxen, Kraxen mit x ſchreibt; aber Ochſen, das iſt etwas Lebendiges, das verträgt kein X!“

„Können Sie rechnen?“ fragte der Fleiſchhauer.

„Ja, die fünf Species.“

„Wir brauchen bei unſerer Innung einen „Viehſchreiber.“ Monatlich zehn Gulden und von einem jeden Trieb einen Zwanziger. Sie können monatlich auf fünfundzwanzig Gulden kommen; wollen Sie dieſe Anſtellung annehmen?“

„Mit tauſend Freuden!“

„Aber Sie müſſen ein ehrlicher Mann ſein. Sie bekommen manchmal Geld unter die Hände, welches Sie auf die Herberg bringen müſſen.“

„Wenn ich zu leben habe, ſo mache ich gewiß weder einen dummen noch einen ſchlechten Streich.“

„Was denken Sie denn, was Ihr — Herr Teſſin jetzt thun wird?“

„Wenn er ſeine Beſinnung wieder erhalten hat, denkt er weniger, wie er ſich vertheidigen, als, wie er ſich rächen ſoll. Es wird ſein erſter Gedanke ſein, daß ich ſein Attentat mit dem Vitriol' verrathen habe. Jetzt hat er drei Perſonen, die er unglücklich wird machen wollen —«

»Für das ſind wir ſicher, der kommt an keine »Tageslichten« mehr.«

Ein Wachter kam athemlos herein.

»Der Herr Gerichtſchreiber,« meldete der Wachter, »läßt ſich empfehlen. Es iſt ein großes Malheur geſchehen: *der Arreſtant iſt entſprungen!* Der Herr Gerichtſchreiber läßt erſuchen, es möchte die Familie Legler, Frau Judith und Herr Bourg auf ihrer Hut ſein. Es wird Alles angewendet, den Arreſtanten wieder einzufangen!«

Dieſe Nachricht verſetzte Alles in Schrecken.

Judith gerieth außer ſich.

»Jetzt möchte ich meine drei baieriſchen Fanghund noch haben!« rief Sebaſtian.«

X.

Ludmilla zieht in Zahlheim's Wohnung.

Zahlheim nahm all' ſeine Launen zu Hilfe, um bei dem Diner, das er und nicht ſeine Freundin Ludmilla anordnete und bezahlte, recht heiter zu ſein.

Was er erſpähen wollte, hatte er erſpäht. Er ſah wie Ludmilla aus einem ſogenannten »Weihbrunnkeſſel,« der nächſt der Eingangsthür an einem Nagel hing, einen kleinen Schlüſſel hervorlangte, mit dieſem ihren Schrank aus Eichenholz aufſperrte, den Brief, den ſie von ihrer Tante erhalten und geleſen hatte, in eine Schublade dieſes Schrankes legte, hierauf den Schrank wieder zuſchloß und den Schlüſſel abermals in dem Weihbrunnkeſſel verbarg.

„Sie haben Geheimniſſe vor mir?“ fragte Zahlheim und lachte. „Ich darf nicht wiſſen, was Ihre Tante Ihnen ſchrieb? — Vielleicht nennt ſie Ihre Heirat mit mir eine Mesallance, weil Ihr ſeliger Herr Vater, liebe Ludmilla, einſt ſtändiſcher Oberkämmerer war und von Ihrer Majeſtät der höchſt ſeligen Kaiſerin Maria Thereſia den Titel eines „Kaiſerlichen Rathes“ erhielt? Vielleicht bin ich in den Augen der Tante gegenwärtig, auch meines Vermögens wegen, nicht ebenbürtig. Die gute Nichte beſitzt ohne Zweifel einmalhunderttauſend Gulden, und ich, wenn ich Alles zuſammenraffe, nicht den zwanzigſten Theil und eine Summe Schulden, welche mein Capital noch weit überſteigt.“

„Was fällt Ihnen ein, Zahlheim?“ erwiederte Mamſell Fogger, „meine Tante ſchreibt mir über ganz gleichgiltige Dinge; das Wichtigſte iſt, daß ich morgen bei ihr ſpeiſen ſoll.“

„Das würde ich mir verbieten,“ ſcherzte Zahlheim; „ſchon morgen wohnen Sie bei mir und ſpeiſen bei mir und bleiben bei mir und trennen ſich nicht mehr von mir, bis der Tod uns trennt.“

„O mein Franz!“ rief die alte Mamſell ganz liebetrunken aus und blickte dabei Zahlheim mit verglasten Augen an. „Wenn ich nur ſchon dein Weib wäre!“

„Ludmilla!“ hauchte Zahlheim. „Du ſagſt: dein Weib? Du nennſt mich Du? — Ludmilla, Du kommſt meinen kühnſten Wünſchen zuvor! Alſo Du für ewig! Hierauf, Ludmilla, leere dieſes Glas.“

Zahlheim reichte ihr ein Glas Champagner.

„Franz!“ lallte die Verzückte ganz weinſelig, „dieſer vertrackte Champagner iſt mir ſchon nach dem erſten Glaſe in den Kopf geſtiegen; ich habe nie von ſolchem Wein getrunken; ich trinke überhaupt nie Wein! Franz, ich habe bereits einen Duſel; ich bitte Dich, Franz, ſei in dieſem Augenblicke zurückhaltend mit deiner Inclination! Bedenke, ich bin ein ſchutzloſes Mädchen.«

»Ei zum Teufel!« rief Zahlheim ſo ungeſtüm, daß Ludmilla zuſammenfuhr, »ich habe jetzt an etwas Anderes zu denken, als an deine Zärtlichkeit. Leute, die ſich verheiraten wollen, laſſen Kuß und Schwärmerei bis nach der Hochzeit. Gedenkſt Du mit mir einen Heiratscontract zu ſchließen? Wir ſtehen Alle in Gottes Hand! Soll der Ueberlebende von uns Beiden den Abgeſchiedenen beerben?«

»Ja, ja!« hauchte Ludmilla. »Was mein iſt, ſei dein, was dein — mein. So ſoll es gelten.«

»Was beſitzeſt Du denn? Man muß doch eine Summe angeben!«

»Eine Summe?« lallte Ludmilla. »Keine Summe! Setze den Heiratscontract immerhin auf. Laſſe einen leeren Platz für die Zahlen. Nach der Trauung wird der leere Platz ausgefüllt. Ich will nicht, daß Du früher erfahren ſollſt, was ich beſitze. Ich will aus *Liebe* geheiratet werden, nicht des *Geldes* wegen.«

»Wenn ich *des Geldes wegen* heiraten wollte, hätte ich die Tochter des Bojaren genommen. So viel beſitzeſt Du nicht wie dieſe. Leere dein Glas und ſage mir, wie groß dein Vermögen iſt. Halte nicht hinter dem Berge; ich muß dies wiſſen.«

Ludmilla, ſo ſehr ſie auch die Gewalt des Weines fühlte, beherrſchte ſich doch.

»Ich verrathe keinen Heller vor der Hochzeit,« erwiederte ſie. »Führe mich zum Altare, wie wir davon zurücklehren, führe ich Dich an meinen Geldkaſten. Ungeſtümer, immer ſprichſt Du von dem Brautſchatze, nie von der Braut, die doch dein größter Schatz ſein ſoll.«

Zahlheim ſprang auf.

»Mißtrauiſches Unthier!« murmelte er.

Dann ſprach er mit Ungeſtüm: »Mache Dich auf! Du mußt heute in mein Haus. Du bleibſt dort bis zu unſerer Vermälung. Nach dieſer erlaube ich Dir erſt, wieder hieher zu kommen und deine »ſchäbigen Habſeligkeiten« *) zu veräußern. Beſiehl der Hausmeiſterin deine Hunde zu verſorgen. Ich will ſelbſt hiezu einen Kronenthaler beitragen.«

Er warf einen Kronenthaler auf den Tiſch.

»Laß' deine Hunde,« fuhr er fort, »nicht durch den Abdecker vertilgen; ich kann eine ſolche niederträchtige Handlung nicht dulden. Die Hausmeiſterin ſoll deine Kläffer an gute Menſchen verſchenken. **) Mache Dich fertig. Verſperre deine Wohnung gut. Ich halte es nicht mehr aus in dieſem dumpfen Loche.«

»O Du meine heilige Schutzpatronin!« rief Ludmilla entzückt aus, »er macht Ernſt. Ich komme in ſein »Revier«. Ich werde bei ihm ſein! O könnte ich es vom Spittelberg' bis zur »Elendbaſtei« jedem Stein, jedem Baum, jedem Stocke zurufen: »Er wird mein! Er wird mein!«

»Vorwärts!« polterte Zahlheim.

»Ich muß doch erſt das Geſchirr, die Gedecke, das Tiſchzeug dem Wirthe zurückſenden!«

»Beauftrage die Hausmeiſterin damit.«

Dies geſchah.

---

*) Zahlheim's eigene Worte. Siehe: »Wiener Denkwürdigkeiten« von Weißegger. Kempten 1794.

**) Denkwürdigkeiten von Weißegger.

Als Ludmilla ihre Wohnung verließ und ein großes Verhängeſchloß an ihre Thüre hing, fragte die Hausmeiſterin:

»Ja, was geſchieht denn? Verreiſen Sie?«

»Nein,« verſetzte Ludmilla; »ich bin zu Zahlheim's Mutter eingeladen. Dort bleib ich, bis wir verheiratet ſind.«

»Werden Sie ſich denn nicht bei Maria Troſt copuliren laſſen?« fragte die Hausmeiſterin; »auf die Letzt« glaubt es kein Menſch auf unſerem Grund (in unſerer Vorſtadt), daß Sie einen Mann bekommen haben.«

»Verſorg' Sie meine Hunde; da hat Sie einen Siebzehner. Gib Sie auf meine Wohnung Acht.«

Sie hing ſich an Zahlheim's Arm und verließ das Haus.

* * *

Auf dem Wege nach der Stadt ſprach Zahlheim keine Sylbe mit Ludmilla.

Sie redete ihn wohl zwanzigmal an:

»Was haſt Du? — Warum biſt Du plötzlich ſo verſchloſſen? — Was brüteſt Du? — Hab' ich Dich böſe gemacht?« u. ſ. w.

Zahlheim ging nachdenkend neben ihr und antwortete nicht.

Endlich erreichten ſie das Haus, in welchem Zahlheim wohnte.

Er ſchloß ſeine Hausthüre auf; er ließ Ludmilla eintreten.

Er ſagte: »Hier wirſt Du bleiben und Dich bequem machen, wie zu Hauſe.«

»Mein Himmel!« verſetzte ſie. »Ich habe mein Nacht-Commodel« (eine Art Negligée) nicht bei mir.«

»Ueberflüſſig!« erwiederte Zahlheim.

»Wo werde ich denn ſchlafen?«

»Im erſten Zimmer auf dem Divan. Ich habe Betten genug; die Hälfte kann ich Dir abtreten.«

»Aber morgen läßt Du mich nach Hauſe. Ich muß mir doch Einiges von meiner Garderobe und meiner Wäſche hereinbringen laſſen.«

»Uebermorgen! — Morgen ſchreibe ich allen meinen Freunden Briefe, um Geld zu erhalten. Du mußt den ganzen Tag zu Hauſe ſein, um die Antworten in Empfang zu nehmen. Oder ſoll ich meine Mutter hiemit beauftragen?«

»Nur deine Mutter laſſe aus dem Spiele! Von dieſer will ich nichts wiſſen. Ich bleibe ſchon hier. — Ich bitte Dich, ſei nur nicht ſo mürriſch. Fahr' mich nicht immer ſo an. — Ich fürchte mich vor Dir! — Deine ſchwarzen Augenbraunen zuckſt Du immer ſo ſchauerlich. Ich habe Dir ja nichts zu Leide gethan.«

Zahlheim erwiederte keine Sylbe und ging in ſein Schlafzimmer.

»Ich darf ſie doch nicht ängſtlich machen,« dachte er. »Der Himmel ſei mir gnädig! was mir da für Vorſätze durch den Kopf fahren! — Nein! nein!« ſchrie er und ſtampfte mit dem Fuße, »dahin ſoll es nicht kommen! — Ich darf ſie auch nicht mehr ſo barſch behandeln. — Ich will freundlich ſein. — Freundlich? Mit dieſem ſtützigen, abſcheulichen Weibsbilde? Einen Thaler ſchenkte ich ihr für die Hunde her, und ſie hatte die Stirne, in meiner Gegenwart den Thaler für ſich zu behalten, und ein Siebzehnkreuzerſtück ihrer Hausmeiſterin hinzugeben. — Es iſt ſchändlich!«

Ludmilla kam an ſeine Thüre.

»Franz,« ſagte ſie, »wenn Du mir nicht mittheilſt, was Dir iſt, was Du vorhaſt, ſo will ich lieber nach Hauſe gehen. — Ich freute mich ſo über deine Einladung, ich fühlte mich ſo glücklich, und nun dieſe Behandlung! — Ich will fort.«

»Bleib'!« herrſchte ihr Zahlheim zu. »Mir iſt nicht ganz wohl.«

»Mir auch nicht,« erwiederte Ludmilla; »ich glaube, der Wein hat uns Beiden übel mitgeſpielt.«

»Der Wein!« verſetzte Zahlheim und lachte; »der Wein iſt gerade mein Arzt. Heute werden noch ein paar Bouteillen Champagner getrunken und Du mußt mittrinken. Beide wollen wir uns ein Räuſchchen anzechen, darauf ſchläft man erſt recht gut. — Nimm Dir die beſten Betten, bereite deine Lagerſtätte, ich will mittlerweile fort und für ein Souper ſorgen.«

»Aber wir kommen ja gerade vom Eſſen.«

»Ludmilla, Du mußt mir nie widerſprechen. Widerſpruch ertrage ich nicht. Soll unſere Ehe glücklich ſein, ſo muß zwiſchen uns Eintracht herrſchen.«

»Alles recht! Aber ich bin weder hungrig noch durſtig.«

»Dann wirſt Du mir zuſehen und durch dein geiſtreiches Geſpräch mein Mahl würzen.«

Zahlheim ergriff ſeinen Hut.

»Franz,« mahnte ſie, »Du haſt heute ſchon ſo viel Geld ausgegeben. Du haſt zwei Ducaten weggeworfen.«

»Und einen Kronenthaler!« betonte Zahlheim.

»Richtig, auch noch einen Kronenthaler.«

»Den haſt aber Du Dir angeeignet.«

»Ich?«

»Wie, Du willſt mir dies läugnen? Ich ſah es mit meinen Augen, wie Du ihn gegen einem Siebzehner vertauſchteſt.«

»Ich hebe den Kronenthaler auf.«

»Wirſt Du es immer ſo mit meinem Gelde machen? — Wenn ich Dir zum Beiſpiele monatlich 30 Gulden in die Küche gebe, wirſt Du nur für 30 Groſchen kochen laſſen?«

»Sparſamkeit iſt meine Paſſion.«

»Geiz, ſchändlicher Geiz iſt deine Paſſion, und dieſer Geiz, dieſe ſchmachvolle Schmutzigkeit wird dein Verderben werden!«

»Ich werde mich ändern.«

»Nie wirſt Du Dich ändern. — Baſta! Ich will nicht zanken. Ich beſtelle jetzt ein Abendeſſen, — Leider muß ich mein eigener Bedienter ſein.«

»Ich beſtelle ſtatt Dir im Wirthshauſe.«

»Du möchteſt wieder ein »Bäuſchel« bringen laſſen.«

Zahlheim lachte und ging.

»Da werde ich noch viel auszuſtehen haben, bis der ſich an meine Oeconomie gewöhnt!« ſagte Ludmilla, als ſie allein war; »das macht mich aber nicht irre. — Als meine Mutter meinen Vater heiratete, war dieſer auch flott und warf das Geld mit vollen Händen zum Fenſter hinaus. — Meine Mutter hat ihn aber doch herumgebracht. — In ſechs Wochen war er wirthſchaftlicher als ſie. — Die Weiber vermögen Alles über die Männer; aber nur müſſen es die Weiber nicht merken laſſen, daß ſie Alles vermögen.«

* * *

Zahlheim verweilte ungefähr eine Stunde außer Hauſe.

Er hatte dieſe Zeit benützt, um Ducati eine Viſite zu machen.

Er kam unbemerkt in das berühmte Kaffeehaus, ließ ſich Ducati in ein Nebenzimmer rufen und erkundigte ſich um das was geſchehen. Er fragte Ducati, ob er wohl glaube, daß er jetzt ruhig in ſeiner Wohnung bleiben könne, ohne inſultirt zu werden; der Kaffeeſieder antwortete ihm:

»Nur die feſtgeſetzten acht Tage. Würden Sie dieſe Zeit unnütz verſtreichen laſſen, ohne den von mir für Sie erwirkten Bedingungen zu entſprechen, ſo vermöchte ich für nichts einzuſtehen. Ihre Widerſacher ſind lauter Wahnſinnige!«

Zahlheim gelobte auf das Heiligſte und zwar ſchon in einigen Tagen, die Forderungen, die an ihn gemacht wurden, zu tilgen.

»Ich bin ein Teufelskerl,« ſcherzte Zahlheim; »kaum habe ich eine reiche Braut verloren, ſo habe ich ſchon wieder eine Andere. Ich habe ſie von meiner Lage unterrichtet. Sie hilft mir.«

»Darf ich nicht den Namen dieſer Braut erfahren?«

»Ludmilla Fegger.«

»Die alte, häßliche, knauſerige Perſon? Von dieſer erhalten Sie keinen Kreuzer!«

»Sie irren! Man muß es nur darnach machen. Ich habe ſie ſchon im Hauſe. Sie iſt überglücklich. Sie gibt mir ihr ganzes Vermögen, Sie iſt ſterblich in mich verliebt.«

»Sie müſſen ſie mehr als verliebt machen,« verſetzte der Kaffeeſieder. »Sie muß völlig ihre Sinne verlieren, wenn ſie ihre Caſſe aufſchließen ſoll. — Ein Italiener verſtand dies vor fünf, ſechs Jahren vortrefflich. Dieſem gab ſie viel, hierauf ließ er ſie ſitzen, und der Italiener iſt Schuld, daß ſie nun nicht nur im höchſten Grade geizig, ſondern auch mißtrauiſch wurde.«

»Sie haben mir zwölf Ducaten in meiner Noth geſendet, Herr Ducati, ich danke Ihnen herzlich dafür, dieſe zwölf Ducaten ſollen Ihnen reichliche Zinſen tragen, aber — ich ſpiele meiner Braut gegenüber den Mann, der reiche, generöſe Freunde beſitzt; — den ganz Hilfloſen würde ſie vielleicht zurückweiſen; wenn ich aber prahle, daß ich deshalb noch nicht verloren ſei, wenn ſie mir nicht beiſteht; daß ich ſie verlaſſe, wenn ſie mir keinen Beweis ihrer Liebe gibt — dann ſpendet ſie —«

»Beweiſe ihrer Liebe ſo viel Sie wollen, nur kein Geld!«

»Dann ſpendet ſie mit vollen Händen; Sie werden ſich überzeugen.«

»Ahmen Sie dem Italiener nach und Sie werden reuſſiren.«

»Das werde ich, aber ich muß Ludmilla blenden. Sie muß ſich überzeugen, daß die Zuverſicht auf meine Freunde kein Hirngeſpinnſt iſt.«

»Ich verſtehe, Sie brauchen Geld.«

»Ja.«

»Viel?«

»Fünfzig Ducaten. Wenn Sie mir dieſe für zwei Tage leihen, dann bin ich Ihnen zweiundſechzig ſchuldig und gebe Ihnen hundert Ducaten dafür zurück.«

»Herr von Zahlheim, wenn Sie mich floutirten?«

»Ich verſchreibe Ihnen meine Möbles dafür.«

»Wenn Sie dies thun?«

»Geben Sie mir Tinte, Feder und Papier.«

»Hier iſt was Sie wünſchen.«

Zahlheim ſchrieb.

»Hier iſt das Geld.«

»Noch Eins!« ſagte Zahlheim.

»Was denn noch?«

»Wäre es Ihnen nicht möglich, mich morgen vor acht Uhr in meiner Wohnung zu beſuchen?«

»Was ſoll ich da?«

»Sie ſollen mir vor meiner Braut ſagen, daß ich ein Thor ſei, wenn ich heirate; wenn ich Geld brauchte, ſtünden mir Tauſende zu Gebote.«

»Darf ich recht aufſchneiden?«

»Je mehr, deſto beſſer.«

»Darf ich der Alten einige Grobheiten beibringen? Sie müſſen wiſſen, daß ich einen jahrelangen Groll gegen dieſes Weibsbild im Herzen habe; ihre Mutter hat einmal meine Schwägerin über eine geringe Forderung auspfänden laſſen, die Mutter der Ludmilla hätte ſich von dem böſen gerichtlichen Schritt abbringen laſſen, aber die Tochter fiel wie eine Furie über die Arme her. — Ich war damals in Peſth. Ich konnte meiner Schwägerin nicht beiſtehen.«

»Laſſen Sie Ihre ganze Entrüſtung über die Hartherzige hereinbrechen; Sie erweiſen mir den größten Gefallen.«

»Soll geſchehen.«

Zahlheim ging ſeelenvergnügt von Ducati.

Auf dem Heimwege ließ er einen Abendſchmaus ſich durch den Kellner von den »drei Hackeln« (jetzt »zum römiſchen Kaiſer«) und zwei Flaſchen Champagner bringen.

Als er in ſeine Wohnung trat, ging er auf Ludmilla zu und zeigte ſich ausnehmend galant, umarmte ſie vor dem

Kellner, nannte ſie ſein „liebes Weibchen,“ bat ſie um Verzeihung, daß er ſo lange ausgeblieben, und war ſo ausgelaſſen luſtig, daß Ludmilla in Seligkeit ſchwamm.

Ludmilla wurde überglücklich.

XI.

In der Wohnung Ludmilla's.

Noch in dieſer Nacht entwendete Zahlheim aus dem Strickbeutel ſeiner Geliebten die beiden Schlüſſel zu ihrer Wohnung.

Er benützte hiezu den Moment, in welchem ſie wirklich weder ſah noch hörte, ſondern von dem vielen Champagner, den er ihr zu trinken aufnöthigte, ihre Beſinnung verlor.

Als ſie wie ein Sack bei Tiſche eingeſchlafen war, trug er ſie in ſein Bett in das dritte Zimmer, und begab ſich in das erſte, in welchem er ſich auf den Divan hinſtreckte, und, mit den frohen Ausſichten, welche ihm die Schandthat, die er am andern Morgen zu vollführen ſich vernahm, bald in einen eben ſo tiefen Schlaf verfiel.

Er ſchlief bis acht Uhr.

Er raffte ſich auf, ging in das Zimmer, in welchem Ludmilla ſich befand.

Sie ſchlief noch immer.

Er ſuchte ſie zu wecken.

Sie regte ſich nicht.

Er rüttelte ſie gewaltig.

Sie riß die Augen auf, erhob ſich im Bette und ſtarrte Zahlheim an.

Endlich rief ſie:

„So war es doch kein Traum? — So bin ich doch bei Dir? — Und in deinem Bette habe ich geſchlafen? — Darum ſchlief ich ſo gut. — O, mein lieber, theurer Franz! Wie ſelig träumte ich! Laß mich noch fortſchlafen, laß mich noch lange ſo himmliſch träumen!“

„Schlafe meinethalben bis Mittag!“ ſagte Zahlheim. „Ich muß ins Amt. Ich habe viel zu thun! Hier gebe ich Dir fünfzig Ducaten, damit Du ſiehſt, daß ich Freunde habe, die mich nicht ſtecken laſſen. Ich warf geſtern, als ich das Souper beſtellte, im Gaſthofe „zu den drei Hackeln“ nur ein paar Worte in den Kreis meiner Bekannten. Der Eine brachte mir ſchon heute Früh um ſieben Uhr dieſes Röllchen Gold; zu den Andern muß ich mich, wenn ich aus dem Amte komme, bemühen. — Ich werde viel Geld nach Hauſe bringen. Du ſiehſt alſo, daß ich nicht gelogen, da ich deiner Geldhilfe nicht bedarf. — Verwahre mir dies Sümmchen, und damit Du goldene Träume haſt, laſſe dieſes in deinen Händen ruhen. — Noch einen Kuß!“

Er küßte ſie.

„Ich ſchließe Dich ein. Es wird Dich Niemand ſtören!“

„Franz!“ rief ſie voll ſchwärmeriſcher Zärtlichkeit.

Er hörte ſie nicht, ging, ſchloß ſie ein und eilte zu Ducati, ihn bittend, daß er erſt des Nachmittags ſeine Viſite machen möge.

Zahlheim ſah nicht voraus, daß es ſo bald gelingen werde, den Schlüſſel zu Ludmilla's Wohnung zu erhalten.

Er ging von Ducati ſchnell ins Amt.

Er wurde von ſeinem Rathe wohl etwas froſtig aufgenommen, doch machte ihm dieſer keine Vorwürfe, daß er abermals das Bureau nicht beſucht hatte.

Zahlheim arbeitete überaus fleißig.

Er erledigte alle Stücke, welche er auf ſeinem Schreibtiſche fand, dann meldete er ſeinem Rathe, daß er den Bürgermeiſter in ſeinem Bureau beſuchen, den Räthen ſich zeigen und in das Expedit ſich begeben wolle, um das Mundiren zu beſchleunigen.

Sein Rath war jetzt freundlicher.

Zahlheim ging in alle die Departements, die er zu beſuchen ſich vernahm, auch in das Bureau des Bürgermeiſters, welchen er aber nicht traf, da dieſer ſich bei der Augenſcheinscommiſſion befand, welche eine neue Brücke über den Wienfluß beurtheilte.

Aus dem Expedit ſchlich er ſich über eine Hintertreppe nach der Salvatorgaſſe, dort hatte er einen Fiaker beſtellt; er beſtieg dieſen, fuhr bis an den ungariſchen Gardehof, zog ſeinen Mantelkragen über das Geſicht und war mit einem Satze über der Stiege bei Ludmilla's Wohnung.

Bei der Thüre derſelben ſtand er wie verſteinert.

Er hatte bereits die Schlüſſel zum Vorhänge- und zum Thürſchloſſe in der Hand, aber die Hand ſchien ihm wie gelähmt.

Es war ihm als wenn ihn Jemand anfaſſe und ihm zurufe:

„Weiche von hinnen, frecher Dieb! verwegener Gauner und Räuber!“

Wenn Jemand über die Treppe gegangen wäre, Zahlheim hätte ſich nicht davonmachen können, ſo unfähig zu jeder Bewegung fühlte er ſich.

Allein es ſchien ihm, als wenn der Teufel Schildwache
alte, damit er nicht geſtört werde.

Endlich ermannte er ſich.

Er brachte den kleinen Schlüſſel ins Verhängſchloß; er
perrte es auf, nahm es aus der Arbe und ſteckte das Schloß
u ſich.

Mit einem raſchen Umdrehen des Schlüſſels war das
hürſchloß offen. Er zog den Schlüſſel ab, öffnete die Thür
d ſperrte ſie von Innen wieder zu.

Jetzt horchte er, ob Niemand käme.

Es regte ſich nichts.

Auf der Thurmuhr von Maria Troſt ſchlug er
ns.

„Es iſt keine Zeit zu verlieren!“ dachte er.

Er holte den Schlüſſel zum Geldkaſten aus dem Weih-
unnkeſſel hervor und ſperrte dieſen mit unbeſchreiblicher
ſtigkeit auf.

Er riß eine Schublade auf, darin lagen Ludmilla's
ufſchein und einige Zinsquittungen; er riß die zweite auf,
fand ganz unbedeutende Papiere; endlich in der dritten
hublade lagen Obligationen, aber in keinem höhern Be-
ge, als von 1700 fl. In der vierten Schublade fand er
2 fl. in Silbermünze, der Sack war mit einem Zettel be-
hnet, auf welchem dieſe Summe mit Bleiſtift geſchrieben
emerkt war.

„Was iſt das?“ rief er ganz tonlos.

„Wo befindet ſich denn Ihr Vermögen?“

Er viſitirte alle Schubladen noch einmal.

Er unterſuchte den Kaſten, ob er keine geheimen Fä-
beſitze.

Endlich fiel ihm ein Brief in die Hände, derſelbe, den Ludmilla Tags vorher, in ſeiner Gegenwart erhalten hatte.

Er las Folgendes, das ſein Blut zu Eis erſtarren machte:

„Liebe Ludmilla!“

„Das, was Du mir geſtern von deiner Heirat mit dem Secretär Zahlheim erzählt haſt, will mir nicht aus dem Kopfe. Ich wollte Dir ſogleich ſagen, daß Du ein gefährliches Spiel vor haſt, ich ſchwieg jedoch, da die Nachbarin gerade bei mir war, und ich vor dieſer Perſon Dich ſchonte. — Du vertrauteſt mir, Zahlheim halte Dich für ſehr reich, er glaube, Du beſäßeſt über 60,000 fl., und Du habeſt ihm dieſen Glauben nicht genommen, um Zahlheim nicht zu verlieren. Ludmilla, ich beſchwöre Dich, ſage ihm die Wahrheit; ſonſt wird deine Ehe beiſpiellos unglücklich werden. Aus Liebe kann Zahlheim wohl ein Mädchen, welches gar nichts beſitzt, oder wie Du, nur ein paar tauſend Gulden im Vermögen hat, heiraten, aber dann muß ein ſolches Mädchen ſchön und jung und liebenswürdig ſein, aber nicht — — Du verſtehſt mich wohl! — Beſinne Dich alſo und entdecke Zahlheim, daß Du ihn getäuſcht haſt. Liebt er Dich wirklich, ſo wird er Dir verzeihen, liebt er Dich aber nicht, und freit er nur nach großem Vermögen, ſo wird er von der Heirat zurücktreten, und Du weder ihn, noch er Dich unglücklich machen. — Befolge meinen Rath. Sei ſo ſchnell als möglich aufrichtig gegen Zahlheim. — Wenn Du morgen zu mir zu Tiſche kommſt, berichte mir, ob Du meinen gutgemeinten Wink benützt haſt.

„Am 28. Jänner 1786.

Deine Dich liebende Tante
Dorothea Fogger.“

Zahlheims durchſtrömte eine Empfindung, als wenn Gift in ſeinem Innern wüthe.

»Schändliches, verworfenes *****,« rief er aus. »Nicht einmal Geld beſitzeſt Du, bei deiner Häßlichkeit, bei deinen weit vorgerückten Jahren, und bei deinem nichtswürdigen, ſchmählichen Charakter! Behalte deine lumpigen Pfennige! Ich will nichts von Dir wiſſen! Aber aus meinem Hauſe will ich Dich peitſchen, falſches, betrügeriſches, nichtsnutziges Menſch!«

Schon packte er den Sack mit Silbermünze zuſammen und die Obligationen, um ſie wieder in den Schrank zu werfen, — da beſann er ſich; ſeine gemeine Habſucht ließ auch ihn dieſe geringe Summe nicht verſchmähen.

»Nein!« ſagte er, »umſonſt will ich nicht hier geweſen, umſonſt dieſe Angſt bei dem Hereinkommen in dieſe Wohnung, umſonſt die niederträchtige Täuſchung, den abſcheulichen Betrug nicht erlebt haben. Dieſes Geld behalte ich. Es iſt eine höchſt unbedeutende Entſchädigung für meine fehlgeſchlagenen Hoffnungen, aber doch etwas! — Im Hetz-Amphitheater exiſtirt noch eine Bank. Gerade dieſes geſtohlene Geld ſoll mir Glück bringen.«

Er ſteckte ſeinen Raub zu ſich, brachte alles in die vorige Ordnung, verſchloß den Schrank, legte den Schlüſſel in den Weihbrunnkeſſel, verſperrte die Wohnung, wie er ſie gefunden, und nachdem er wieder ängſtlich gehorcht, ob ihn Niemand bemerke, flog er die Stiege hinab, um ſchnell aus dem Hauſe zu kommen.

Plötzlich ſtand die Hausmeiſterin vor ihm.

»Ei, Herr von Zahlheim,« ſagte die Hausmeiſterin, »jetzt erſt gehen Sie? — Die Mamſell hat Sie wahrſcheinlich beſtellt, und iſt nicht nach Hauſe gekommen. Haben Sie wieder gut zugeſperrt? — Sie wiſſen, ich bin ja verantwortlich für ihr Quartier. — Wann kommt ſie denn wieder heim? Iſt ſie noch bei Ihrer Mama?“

Zahlheim ſtand wie ein Automat.

Kalter Angſtſchweiß träufelte ihm von der Stirne.

„Wahrſcheinlich ſpeiſt ſie heute wieder bei Ihrer Mama. — Das wird ihr recht ſein, ſo erſpart ſie das Geld für das Mittagmahl, und ißt ſich wieder für acht Tage ſatt.“

Zahlheim gewann es noch nicht über ſich, auch nur ein Wort zu antworten.

„Nicht wahr, Herr von Zahlheim,“ fuhr die Hausmeiſterin fort, „Sie werden ſich noch Zeit laſſen, dieſe „Bißgurn“ zu heiraten? Die gehört ja ins Bäckenhäuſel*) und nicht für einen Mann, beſonders nicht für einen ſo „hochgeſtellten“ Herrn wie Sie! — Sehen Sie ſie heute noch? — Sagen Sie ihr doch, daß ſchon die Hälfte ihrer Hunde verſchenkt iſt, die ſchönen haben Herren gefunden, die wilden „jauck i“ fort!“

Zahlheim gewann endlich ſeine Sprache wieder.

„Frau Hausmeiſterin,“ ſagte er, „Mamſell Ludmilla iſt, ſeitdem ſie bei meiner Mutter war, abgängig. Wo ſie hingekommen, weiß ich nicht. Ich glaubte ſie in ihrer Wohnung erwarten zu können; ich täuſchte mich. — Sagen Sie ihr, wenn ſie nach Hauſe kommt, daß meine Mutter und ich in großer Angſt um ſie ſind! — Sie ſoll uns bald Nachricht geben, warum ſie uns, ohne ein Wort zu ſagen, verlaſſen?“

---

*) Ein Wiener Verſorgungshaus

Zahlheim wankte ſeinem Wagen zu und fuhr nach der Stadt.

Im Wagen hatte er den Muth, dem Himmel zu danken, für ſeine wieder gewonnene Geiſtesgegenwart.

XII.

Eine neue Braut.

Der Leſer wird ſich noch eines Freundes des Bojaren erinnern, der im Einverſtändniſſe mit dieſem in der verhängnißvollen Nacht an der Spielbank Ducati's in griechiſcher Kleidung erſchien und Zahlheim ſchonungslos in die Enge trieb.

Dieſer Grieche, ebenfalls ein Sechziger wie der Bojar, war beſtimmt, die Ehre Roſaurens zu retten, ſie unter die Haube zu bringen, ehe ſie Mutter wurde; die reiche Mitgift, welche der Bojar ſeiner Tochter verhieß, beſtimmte den Griechen hiezu; übrigens war Roſaura trotz ihres bemerkbaren Zuſtandes noch immer ſehr ſchön, wenn gleich blaß wie eine Marmorbüſte, und ihre feurigen Augen wild umher irrten, weil ſie Gram und Verzweiflung im Herzen trug.

Der Bojar wußte keinen andern Ausweg, die Ehre ſeiner Tochter vor der Welt zu retten, als dieſe Heirat, und die Mutter gab ihre Einwilligung hiezu.

Aber wie dieſe Heirat Roſauren vorzuſchlagen, ihr, der durch Zahlheim auf das Empörendſte Getäuſchten, Gekränkten, Verrathenen, Verſtoßenen? dazu wußten Vater und Mutter nicht Rath.

Der Bojar befand ſich mit ſeiner Gemalin allein in ihrem Empfangzimmer.

Sie überlegten, was geſchehen ſolle.

„Du wirſt Dich überzeugen,“ bemerkte die Frau dem Manne; „Roſaura ſchlägt dieſe Verbindung aus.“

„Was fällt Dir ein,“ erwiederte der Bojar, „Roſaura muß ſich ja glücklich fühlen, daß ſie einen Mann bekommt, der die Sünden des Liebhabers auf ſich nimmt.“

„Sie wird dieſen Mann verachten.“

„Sie wird ihn achten, weil er ſich für ſie opfert.“

„Sie wird ihn verachten, ſage ich, weil ſie ſehr gut einſehen wird, daß Kulkiew nur des Geldes wegen, nur der fetten Ausſteuer zu liebe, unſere Tochter zur Frau nimmt.“

„Ei was! Kulkiew iſt ſelbſt reich.“

„Reich, aber habſüchtig wie Niemand auf der Welt. Dieſer Mann würde eine zum Beil verdammte Muttermörderin heiraten, wenn ſie an Schätzen reich, gegen die Bedingung begnadigt würde, daß Kulkiew ſie ehelichte.“

„Das kann uns beiden gleichgiltig ſein.“

„Aber unſerer Tochter nicht, und dann bedenke die Ungleichheit der Jahre, die unangenehme, ja widerliche Geſtalt des Griechen, bedenke die Folgen einer ſolchen Ehe; Kulkiew iſt roh und brutal wie ein Heide. Die Vorwürfe, welche er gegen ſeine Frau bei jedem Anlaſſe erheben würde, wären entſetzlich. Roſaura wird dies Alles ſo erwägen wie ich; Du wirſt Dich überzeugen, ſie nimmt den Griechen nicht zum Gemale.“

„Sie muß. Ich kann unſere Tochter, welche keine Witwe iſt, nicht mit einem Kinde auf dem Arme in meine Heimat führen, und einen anderen Mann, einen jungen, ſchönen, eleganten kann ich ihr nicht zaubern, ich wüßte auch nicht einen ſolchen aufzutreiben.“

»Laß es der Zeit über, Roſaura auf andere Gedanken zu bringen.«

»Der Zeit! Wie ungereimt ſprichſt Du! Die Zeit iſt es ja eben, welche mich drängt, doppelt drängt, erſtens weil wir bis zum Joſephstag künftigen Jahres in Bukareſt eintreffen müſſen — dann weil in viel früherer Zeit Roſaura —«

»Laſſe ſie kommen und trage ihr deine Wünſche vor; ich will dieſe ihr nachdrücklich zu Gemüth führen.«

»Weint ſie noch immer um Zahlheim?«

»Sie erträgt ihre Leiden jetzt mit größerer Ruhe. — Zerſtreuung, ſagte ſie geſtern zu mir, würde ſie heilen.«

»Zerſtreuung! — Zum Geier! Da kann ſie ſich doch an Niemand beſſer wenden, als an mich. — Ich wünſche ſelbſt Zerſtreuung, und auch Du bedarfſt ihrer. Heiratet Roſaura Kulkiew, ſo wollen wir den Faſching in Wien noch herrlich und in Freuden zubringen. — Uebermorgen findet die berühmte »Feiſte Donnerſtags-Redoute« ſtatt, welche auch der Kaiſer, der ganze Hof und der geſammte hohe Adel beſucht, da wollen wir Roſaura in einer Maſke hinführen, welche ihren Zuſtand verbergen ſoll.«

»Das werde ich ihr ſagen.«

»Und wem verdankt Roſaura ihre Umwandlung?«

»Dem Doctor Lachenberg. Er hat ihr über den nichtswürdigen Zahlheim die Augen geöffnet, ihr ſeine Gewiſſenloſigkeit ſo eindringlich geſchildert, daß ſie tiefer Abſcheu gegen den Elenden ergriff; endlich hat Doctor Lachenberg ihr geſagt: daß das Leben eines Kindes in einer ſolchen Gemüthsſtimmung nur von der Mutter abhänge; erliege die Mutter ihren Seelenleiden, dann erliege auch das Kind denſelben.

Roſaura ſei vor Gott ſchuldig, ihr Leben, ſchon des Lebens des Kindes wegen, zu erhalten.«

»Dies wirkte?«

»Dies wirkte Wunder! Roſaura erhob ſich wie durch eine unſichtbare Macht hiezu begeiſtert. — Nein, rief ſie aus, ein Opfer wie ich werden wollte, iſt der Verworfene, der mich nie liebte, nicht werth! — Nicht genug, daß er mich auf die gemeinſte Weiſe zurückwies, ſo zog er mir auch noch ein an Leib und Seele häßliches Geſchöpf vor. — Herr Doctor, ſagte ſie, ich gelobe Ihnen, daß weder ich noch mein Kind zu Grunde gehen ſollen, eines verachtungswerthen Menſchen wegen!«

»Es lebe der brave Arzt!« verſetzte der Bojar. »Rufe nun Roſaura, vielleicht geht ſie in dieſer Stimmung auf meine Vorſchläge ein.«

Die Mutter ermahnte die Tochter, ihre Krankenſtube zu verlaſſen.

Roſaura erſchien.

Sie war wirklich heiter.

Der Vater eilte auf ſie zu und umarmte ſie.

»Meine liebe Tochter,« ſagte er »Du machſt mich glücklich. — Du entſchlägſt Dich der Erinnerung an einen Nichtswürdigen, der ſo viel Kummer, ſo herben Jammer über uns alle gebracht hat; ich ſegne Dich, mein Kind. — Ich erſchien Dir hart, weil ich Dich nicht ſehen wollte, weil es mich empörte, daß Du Dich über den Verluſt eines der verabſcheuungswürdigſten Menſchen zu grämen vermochteſt — aber nun beruhigt mich deine Mutter; Du haſt der Stimme der Vernunft Gehör gegeben, willſt nicht mehr weinen, nicht mehr Dich härmen, willſt Dich uns, die wir Dich lieben, erhalten; ich danke Dir, mein Kind, daß Du deiner Eltern Herzen nicht willſt brechen.«

Roſaura umarmte ihren Vater und ihre Mutter, und küßte beide innig.

»Nun ſollſt Du aber wirklich radical geheilt werden, meine Tochter. — Dies iſt nur möglich, wenn Du einem Vorſchlage Gehör gibſt, der Dich zwar frappiren wird, aber dazu dient, Dir auch vor den Augen der Welt Genugthuung zu geben. Du mußt heiraten.«

»Heiraten!« rief Roſaura erſtaunt aus. »Heiraten — doch nicht Zahlheim?«

»Laſſe dieſen Namen nie mehr über deine Lippen kommen. — Nein, einen braven Mann, einen reichen, guten, angeſehenen Mann.«

»Soll dieſer mit mir betrogen werden?«

»Was fällt Dir ein! — Nie werde ich zu einer Täuſchung mich herbeilaſſen, und wäre der, welcher Dich zum Altare führen ſoll, der letzte Menſch auf der Erde; nein, der Mann, welcher um deine Hand angehalten, iſt ſehr gut von deinem Unglück unterrichtet.«

»Und er ſetzt ſich darüber hinaus?«

»Er klagt Zahlheim an, nicht Dich.«

»Er will Vater meines Kindes ſeyn?«

»Er will es.«

»Dann iſt er beſtochen durch den Reichthum meiner Eltern.«

»Er iſt ſelbſt reich.«

»Dann iſt er vielleicht ſo geſtaltet, daß er kein anderes Weib zu erhalten hoffen kann.«

»Schön iſt er nicht. Ich werde Dich nicht belügen.«

»Aber es iſt ein angeſehener Mann,« ſetzte die Mutter hinzu; „ein Mann, welcher ſich großer mercantiliſcher Verbindungen erfreut; in Bukareſt ein großes Handelshaus, in Wien, in Peſth und Hermannſtadt ſeine Commanditen beſitzt, ſeine Schiffe zwiſchen Conſtantinopel und Odeſſa kreuzen läßt.“

„Sein Name?“ fragte Roſaura.

„Kulliew.“

„Der Grieche, den ich einige Male in unſerem Hauſe ſah?“

„Derſelbe.“

„Mein Gott! Dieſer Mann flößt ja eher Furcht als Zutrauen ein; dieſe entſetzlichen Augen! er ſchielt ſo abſcheulich, daß man faſt nur das Weiße ſeiner Augen ſieht, und dieſe häßliche Naſe, welche bis an ſeine Lippen reicht! Ich wich ihm ängſtlich aus, um mich an dieſer Schreckensgeſtalt nicht zu verſehen. — Nein, nein, liebe Eltern, ich will ſo bleiben, wie ich bin.“

„Das iſt unmöglich,“ warf der Vater ein. „Ich muß nach Bukareſt, ich muß Frau und Tochter mitnehmen, eine unverheiratete Tochter mit einem Kinde! Du kennſt die Weiber und Mädchen in meiner Vaterſtadt nicht; die Schlangenzungen würden Dich zerfleiſchen; Vater und Mutter würden dem Geſpötte der ganzen Stadt preisgegeben werden.“

„Man weiß ja nicht, ob ich nicht eine Witwe bin.“

„O, das wird man genau erfahren. Die Bojarinnen in unſerer Stadt ſind in ſolchen Fällen ſo neugierig und dabei ſo mißtrauiſch, daß ſie eigene Couriere nach Wien ſchicken würden —“

Und wenn ich als die Gattin eines ſo zurückſtoßend häßlichen Mannes, ich, die Tochter eines Vaters, der Millionen beſitzt, in den Zirkel dieſer neugierigen und mißtrauiſchen

Bojarinnen gelange, werden dieſe Frauen nicht auch einen Courier nach Wien ſenden, um zu erforſchen, warum Sie, theure Eltern, Ihr einziges Kind gerade dieſem Manne zur Frau gaben? Gewiß war Kulkiew noch nie vermält?«

»Nein.«

»Ich finde es natürlich; wer eine ſolche Geſtalt beſitzt, könnte nur um Blinde freien.«

»Roſaura, Du brichſt mir das Herz,« ſagte der Vater, »wenn Du meinen Brautwerber zurückweiſeſt; bedenk' deine Ehre, bedenke die Ehre deiner Eltern!«

»Ehe ich noch einmal meine Eltern bitte, mich nicht einem Popanz zum Weibe zu geben, will ich mit dem Manne ſprechen; vielleicht zeichnen ihn Eigenſchaften des Geiſtes und des Herzens aus.«

»Wenn Du glaubſt,« entgegnete der Vater, »er ſei ein Maulheld, ein Galan, ein aalglatter Redner, der durch ſchöne Worte zu gewinnen wiſſe, dann wird er Dir auch in ſeinem Geſpräche nicht gefallen, aber beurtheile ihn als Kaufmann, als Inhaber einer höchſt ſoliden Firma, als unternehmenden Speculanten.«

»Als einen Mann, der auf meine Hand ſpeculirt, weil mein Vater vielleicht zweimal ſo reich iſt als er.«

»Meine Tochter,« bemerkte die Mutter, »überſieh nicht, daß ein Mädchen in deiner Lage nicht die Wahl hat unter den Männern, die ihr beſſer, anziehender und angenehmer erſcheinen. Deine Geneſung kann nicht aufgeſchoben werden und unſere Reiſe eben ſo wenig.«

»Ach Mutter, jetzt fühle ich es neuerdings, wie unglücklich ich bin, und daß ich nie mehr glücklich werden könne.«

Kulkiew trat ein.

Als er Roſaura erblickte, wollte er liebenswürdig ſein.

Er machte ſo plumpe Kratzfüße wie ein Kameel, und ſeine Freundlichkeit war ſo widerlich, als wenn er einen Löffel voll Scheidewaſſer in den Mund genommen hätte.

„Endlich werde ich von dem Zufalle begünſtigt, das ſchöne Fräulein zu ſprechen. Ich fühle mich ſelig.“

„Die Pottaſche iſt im Preiſe geſtiegen,“ ſagte er zu dem Bojaren.

„Habe ich nun Hoffnung, angebetete Roſaura, Ihnen meine Huldigung darbringen zu dürfen?“ fuhr er zu Roſaura gewendet fort.

„Die Schweizer-Cotone,“ referirte er dem Bojaren, „überſchwemmen den Platz; die Mauthbeamten überwachen die Schwärzer zu wenig.“

„So ſprechen Sie doch nicht immer von Ihrem elenden Schacher!“ grollte der Bojar.

„Ganz richtig! Ich bitte um Verzeihung. Sehen Sie,“ wendete ſich der Grieche abermals an den Bojaren, „daß es gut war, daß ich den Indigo von Schwab und Compagnie nicht acceptirte, ſieben Gulden hätte ich per Centner verloren, Indigo und Krapp ſind im Preiſe geſunken.“

„Herr Kulkiew,“ nahm Roſaura das Wort, „ich hoffe noch das Vergnügen zu haben, wenn Sie Ihre Geſchäfte mit meinem guten Vater beendet, mit Ihnen zu ſprechen. Indeß behandeln Sie mich nur nicht auch wie ein Stück Waare. Mein Vater und meine Mutter werden mich nicht unterm Preiſe hintangeben, und was ich trotz meines Makels werth bin, werde ich Ihnen ſelbſt ſagen!“

Roſaura entfernte ſich mit ihrer Mutter.

„Sagen Sie mir, ob Sie der Teufel reitet?“ begann der Bojar. „Können Sie denn Ihren verfluchten kaufmänniſchen Firlefanz nicht für fünf Minuten aus dem Kopfe bringen? — Auf der Spielbank bei Ducati war ich ſchon immer in Angſt, Sie würden von Juchtenleder, Knoppern und Alaun zu ſprechen anfangen, zum Glück beherrſchten Sie ſich, aber bei meiner Tochter, für die ich Ihnen viel genauere Inſtructionen gab, ließen Sie alle Vorſtellungen unbeachtet. So gibt es doch nichts Abgeſchmackteres, als einen trockenen Kaufmann, der von ſonſt nichts Anderem zu ſprechen verſteht, als von ſeinem widerwärtigen Handel.«

»Ja, auf der Spielbank war es anders. Da war es leicht, Ihre Winke zu befolgen, da ſah ich Geld vor mir, da dachte ich an keine Waare, aber hier!«

»Sehen Sie nicht auch Geld vor ſich, wenn Sie mein Eidam werden? Sie fordern von mir 100,000 Stück Ducaten und einen Lieferungscontract für 50,000 Ochſenhäute.«

»Meine Phantaſie iſt nicht ſo groß, wirklich ſchon etwas zu ſehen, was noch im weiten Felde ſteht. Ich fürchte, daß Ihre Fräulein Tochter mir einen Korb gibt.«

»Sie wird Ihnen keinen Korb geben; werfen Sie nur für eine Stunde den Juchten-, Krapp- und Indigo-Discurs bei Seite. — Wen kann denn ſolch fades Zeug intereſſiren? Seien Sie Kaufmann in Ihrem Comptoir, in Ihren Magazinen und im Handgrafenamt,*) aber Frauen gegenüber und Perſonen, welche nicht zur Handelswelt gehören, verſchonen Sie mit langweiligen Geſchichten.«

»Ich will mir's merken! — Ich wollte nur etwas Neues erzählen.«

»Dann erzählen Sie Neuigkeiten aus dem Bereiche, das diejenigen intereſſirt, welchen Sie Neuigkeiten mittheilen. Wenn Ihnen meine Frau ſchildern wollte, welche Erlebniſſe ſie mit ihren Dienſtleuten hat, ſo würden Sie ſie eine Gans nennen, aber Sie als Kaufmann bringen das Gewäſch vom Waarenmarkt hieher, das in unſerm Cirkel keinen Menſchen intereſſirt.“

---

*) Unter Kaiſer Joſeph wurde das Hauptmauthamt das Handgrafen-Amt genannt. Der Chef dieſes Gefälles hieß der Handgraf. Der letzte Handgraf war Ferdinand Edler von Meitzenſtein (1787).

Die Frau des Bojaren erſchien wieder.

„Wenn es Ihnen angenehm iſt, Herr Kulkiew, ſo will meine Tochter mit Ihnen ſprechen. Viel ſprechen, lange ſprechen, Sie ſollen ſich nicht über Unhöflichkeit beklagen dürfen. — Wenn Sie aber wieder von Ihren Geſchäften anfangen, etwa von Zucker, Kaffee, Cacao, Vanille, Gummi-Arabicum, Cochenille, Blauholz u. ſ. w., ſo wird ſie Sie nicht zu Wort kommen laſſen, und Ihnen vom Strickſtrumpf, vom Handſchuhnähen, von der Perlenſtickerei und vom Kleiderzuſchnitt referiren.“

Herr Kulkiew machte große Augen, das heißt, er ſchielte ſo erſtaunlich, daß beide Augenſterne verſchwanden und er ſich nun, vollkommen blind, in das Budoir der Damen führen laſſen mußte.

XIII.

Nach dem Raube.

Roſaura wurde überredet, den häßlichen, geldgierigen Mann zu heiraten.

Vater und Mutter wendeten Alles an, der Vater ſein Anſehen, die Mutter ihre Thränen.

Roſaura willigte endlich ein, und der Tag der Vermälung wurde feſtgeſetzt.

Welche Selbſtverläugnung dazu gehörte, einem ſolchen

Monſtre angehören zu wollen, wie Herr Kulkiew war, welche Qualen das arme Herz der armen Bojarentochter zerriſſen, werden gefühlvolle Leſerinnen ſich wohl ſelbſt ausmalen können, der Verfaſſer vermag es nicht.

Allerdings erheiſchte es das ſtrenge Richteramt der öffentlichen Meinung, daß Roſaura eher Frau als Mutter werde; aber daß einer Verſündigung wegen, deren ſich Tauſende ſchuldig machten, und ſich noch andere Tauſende ferner ſchuldig machen werden, um jeden Preis hätte geſühnt werden ſollen, das war von Roſaura's Eltern doch zu hart; es hätte andere Wege gegeben, der Gefallenen Schuld auszugleichen. Warum reiſten der Bojar und ſeine Gemalin nicht ohne ihre Tochter in das »engherzige« Bukareſt; warum erinnerten ſie ſich nicht, daß Roſaura's Mutter lange Jahre in ähnlichen Verhältniſſen lebte? dafür hatten ſie aber kein Gedächtniß; ſie wollten mit ihrer ſchönen Tochter prunken, gleichviel, ob dieſer das Herz darüber bräche.

Der Fall kommt nicht ſelten vor, daß ein unglückliches Geſchöpf ſeine Hand dem erſten Beſten in ähnlicher Lage reichen muß, aber immer entſtehen hieraus die bejammernswertheſten ehelichen Verhältniſſe. Man erwäge hier nicht einmal die Vorwürfe, die ein roher Mann in ſolchen Fällen auf den Lippen hat — man beurtheile aber die Lage einer auf dieſe Weiſe Geopferten, die früher *liebte*, denn ſonſt wäre ſie nicht in einen ſolchen Fall gekommen, und die dann haſſen muß, weil ihr Gatte ſich die Verbindung bezahlen ließ.

Und nun gar Roſaura!

Sie ſollte nicht nur einem höchſt häßlichen Manne in die Hände fallen, ſondern auch einem, deſſen geiſtige Eigenſchaften abſtoßend waren; einem Manne ohne Herz, welcher nur einem Sandboden glich, der unaufhörlich einſaugen, aber nicht wiedergeben wollte, einem Manne, der mit ſeinem Weibe ein Kaufgeſchäft machte, und nur bedauerte, daß er es nicht neben ſeinen Waaren ins Magazin ſtellen und gelegentlich dem Sultan verpacken konnte, von dem er den Auftrag erhalten:

„Sollten Sie in Wien irgend eine Schönheit aufgeſunden haben, welche ſich für mein Serail eignet, ſo ſenden Sie mir dieſe mit nächſter türkiſchen Poſt!“

Alſo, Roſaura wurde von ihren Eltern überredet, dem Ungethüm ihre Hand zu reichen, und ſie, die ſich ſo wie ſo für verloren hielt, erklärte ſich bereit hiezu.

Die Mitgift war ſchon früher beſtimmt; aber der ſchlaue Grieche ſetzte noch eine Bedingung:

„Für den Fall, ließ er ſich ſchriftlich zuſichern, daß etwas Ungewöhnliches eintreten, etwas, das die Verheiratung mit Roſaura ſchwieriger machen ſollte, etwas, das des Griechen Ehre öffentlich compromittiren könnte, ſo müſſe der Vater der Braut die Mitgift an barem Gelde verdoppeln, oder die Heirat gehe zurück.

Herr Kulkiew war der Meinung, daß vielleicht noch vor der Vermälung Roſaura's Geneſung erfolgen könne, weil Doctor Lachenberg, vertraulich befragt, die Möglichkeit einräumte, daß die häufigen Gemüthsbewegungen der Braut eine Frühgeburt befürchten laſſen könnten. Dies, verſicherte Kulkiew, wäre ſeiner Ehre nachtheilig; denn Roſaura's Kind müſſe den Anſchein eines ehelichen Kindes haben, ſonſt vermöge er es nicht auf ſeinen Namen taufen zu laſſen.

Ohne hievon Roſauren ein Wort zu ſagen, um ſie nicht neuerdings zu kränken und zu demüthigen, ging der Bojar auch dieſe Bedingung ein.

Sonſt ſuchte ſich Kulkiew ſo liebenswürdig als möglich zu zeigen. Er ſchlug eine Menge von Zerſtreuungen vor. Man machte fleißig Schlittenfahrten, die im Jahre 1786 im Jänner großen Luxus erheiſchten, man ſpeiſte an einigen beliebten öffentlichen Orten, man fuhr zu den Productionen der ſogenannten »Temeswarer Wunderkinder,« welche ſich in dem großen Saale »zum Mondſchein« producirten, und die (die Zahl der Wunderkinder war ſieben) vierzehn Inſtrumente ſpielten; man beſuchte alle beliebten wälſchen Opern, z. B. »Fra i due litiganti il terzo gode,« welche 37mal gegeben wurde und worin Mandini und Benuzzi, dann die unvergleichliche Storazze, welche in jener Zeit jährlich 1000 Ducaten erhielt; man ſah »la grotta di Trofonio,« welche 43mal aufgeführt wurde, und unter den deutſchen Opern Dittersdorf's »Doctor und Apotheker,« welche Oper Kaiſer Joſeph ſehr gefiel.

Daß alle dieſe Genüſſe der Bojar bezahlte und Kulkiew nur ſo gefällig war, ſie mit zu genießen, verdient bemerkt zu werden.

Roſaura erſchien überall mit ihrer Mutter in den Logen im erſten Range. Sie zeigte ſich gerne, um vielleicht Zahlheim und ſeinen Freunden, vorzüglich aber der Jungfer Ludmilla Fogger, glauben zu machen, daß Roſaura ſich über den Verluſt eines erbärmlichen Wichtes zu tröſten wiſſe.

Was in Roſaura's Innerem vorging, wir haben es nicht zu bezeichnen. Vielleicht würde ſie ihre Lage nicht ſo ſchwer empfunden haben, wenn der Mann, der ihr Gatte werden ſollte, nicht gar ſo bornirt und zurückſtoßend geweſen wäre; wenn aber Herr Kulkiew nur den Mund öffnete, ſo empörte ſein ungereimtes Geſchwätz. Wenn Roſaura unwillkürlich erinnert wurde, wie anziehend Zahlheim ſprach, auf welche Weiſe er ſeinen Empfindungen Worte zu verleihen wußte, und dann dieſer rohe, ungebildete Trödler, der nichts verſtand, als von Ellen, Pfunden und Maßen zu reden, ja dann härmte ſich freilich Roſaura unendlich, weil ein geſcheides Weib nichts mehr anekelt, als ein Dummkopf.

Der Wunſch, Roſaura einmal recht zerſtreuen zu wollen, brachte wieder die Redoute ins Gedächtniß, und die Vorbereitungen zu dieſer nahmen ihren Gang.

* * *

Wir kehren zu Zahlheim zurück.

Wir haben ihn verlaſſen, nachdem er den gemeinen Diebſtahl begangen, leider müſſen wir ihn noch ins Auge faſſen und beobachten, wie er immer tiefer ſank und einem noch entſetzlicheren Verbrechen in die Arme fiel.

Wir haben uns die Aufgabe geſtellt, zu zeigen, wie ein Menſch, welcher einmal von der Bahn der Rechtlichkeit abweicht, durch böſe Geſellſchaften, Leichtſinn und tolle Leidenſchaft immer tiefer ſinken müſſe, und am Ende den Boden total unter ſeinen Füßen weichen ſehe, der ihn in den Abgrund der Hölle ſtößt. Ohne den Leſern die Moral dick aufzuſtreichen, haben wir doch eine wahrhaft moraliſche Erzählung geſchrieben, und namentlich leidenſchaftlichen Spielern einen Spiegel vorgehalten, der ſie mit Abſcheu erfüllen muß und ſie ſicher mehr vor ihrem Treiben erſchrecken läßt, als die oft nichtsſagenden breiten Tiraden, die man hier und da zu leſen bekommt.

* * *

Als Zahlheim, mit ſeinem Raube belaſtet, wieder nach der Stadt zurückkehrte, war es ſein erſtes Geſchäft, bei Jacob Stark »ſelige« Witwe, einer im großen Michaelerhauſe damals beſtandenen Wechſelſtube, die geſtohlenen Obligationen in bares Geld umzuſetzen.

Zahlheim wendete ſich an die »ſelige« Witwe ſelbſt, welche natürlich noch nicht ſelig war, weil ſie noch lebte, und nur ihre Firma mit dieſem Unſinn zieren ließ, der noch heut zu Tage gedruckt und geſchrieben wird, weil gewiſſe Kaufleute die einzigen gebildeten Leute ſind, welche ſich berechtigt glauben, Unſinn: Kaufmanns-Styl zu nennen.

Die »ſelige« Madame Stark wurde erſucht, die Obligationen in Ducaten auszuwechſeln, die 242 fl. in Thalern und Zwanzigern ebenfalls in Ducaten, wofür ſie denn ungefähr fünf Röllchen, jedes mit hundert Ducaten, gab und eine ganz unbedeutende Proviſion in Abrechnung brachte.

Zahlheim war wieder an Gold ſchwer, welches ihm das Herz leicht machte.

Er ging nach ſeiner Wohnung.

Er ſchloß ſie auf.

Die bisher gleichſam als eine Gefangene bewahrte Ludmilla kam ihm entgegen.

»Endlich biſt Du da!« rief ſie. »Hätteſt Du mir nicht die fünfzig Ducaten zurückgelaſſen,« ſagte ſie, »würde ich ſehr viel Langeweile gehabt haben, ſo aber vertrieb ich mir mit dem Zählen die Zeit. Ich zählte die Ducaten gewiß hundertmal.«

»Da haſt Du noch eine Summe Ducaten,« ſagte er, »zähle dieſe auch!«

Er brach die Goldrollen auf und ſchütterte ſie in einen Haufen vor ihr hin.

„Ach mein Gott, iſt das viel!« ſagte Ludmilla.

„Dies habe ich von einem einzigen meiner Freunde bekommen,« betonte Zahlheim, „von einem Menſchen, der die beſondere Eigenſchaft hat, daß er mehr Geld beſitzt, als er der Welt glauben macht. Gewöhnlich machen ſich die Leute reicher als ſie ſind. Diejenigen, welche ſich Reichthümer anlügen, die ſie nicht beſitzen, ſollten eigentlich gezüchtigt werden. — Nicht wahr, Ludmilla?«

Ludmilla fühlte wohl die Anſpielung, aber ſie bezog ſie nicht auf ſich.

Sie war ganz arglos.

„Mußt Du dieſes Geld wieder zurückerſtatten?« fragte Ludmilla.

„Zurückerſtatten?« fuhr Zahlheim auf. „Da müßte ich ein Narr ſein!«

„Du darfſt es alſo behalten?«

„Ich werde mir die Freiheit nehmen.«

„Und kannſt Du nicht bei Gericht belangt werden, wenn Du es nicht wieder gibſt?«

„Unmöglich. — Ich werde Dem, von dem ich das Geld habe, ſchon den Mund verſchließen.«

„Du weißt gewiß recht viel Schlechtes von ihm?«

„Sehr viel Schlechtes!« betonte Zahlheim.

„Du haſt ihn in der Hand?«

„Ich werde ihn in die Hand bekommen!«

„Jetzt weiß ich's von wem dies Geld iſt! — Von Teſſin!«

„Nein, aber von eben einer ſolchen Beſtie wie Teſſin!«

„Heiliger Rochus!« ſagte Ludmilla, „ſo gibt es doch nichts als ſchlechtes Volk auf der Welt.«

»Wie ſteht es mit unſerm Mittageſſen? Ich habe Hunger.«

»Prächtig! Wir verzehren das, was uns von geſtern Abend überblieb. Ich mache Feuer in der Küche; ich wärme den Haſen, den Capaun, wir haben noch für einen Abendtiſch, ſo viel iſt da!«

»Ich muß mich an das Aufgewärmte gewöhnen, wenn ich Dich heirate. Sei es! Gehe in die Küche! Iſt noch Wein da?«

»Wein im Ueberfluß! Sogar Champagner!«

»Mach' fort, ich befürchte Viſiten.«

Ludmilla ging in die Küche und ſchickte ſich an die Speiſen zu wärmen.

Zahlheim ging mit großen Schritten im Zimmer umher.

»Wenn ſie nie davon ſprechen würde,« ſagte er, »in ihre Wohnung auf den Spittelberg zurückkehren zu wollen, meinethalben, dann könnte ſie noch . . .«

Er unterbrach ſich.

»Zum Teufel!« ſagte er, »ich darf ja nicht unterlaſſen, die Schlüſſel wieder in den Strickbeutel zurück zu bringen. — Sie wird ſie doch nicht vermißt haben! — Nein, denn der Beutel liegt noch an ſeiner alten Stelle.«

Er practicirte die Schlüſſel wieder in den Beutel.

Kaum war dies geſchehen, ſo trat Ludmilla aus der Küche in das Zimmer.

»Weißt Du, daß wir auch noch von dem Ragout haben, das Du geſtern bringen ließeſt? — Du wirſt das Ragout nicht wollen, aber ich werde es eſſen.«

»Geh' nur und mache keine überflüſſigen Fragen. Tummle Dich!«

„Ich tummle mich ohnehin. — Mich drängt es nach Hauſe zu gehen und mir Wäſche zu holen, dann habe ich noch Allerlei zu beſorgen, der Hausmeiſterin Aufträge zu geben, und auf dem Retourwege muß ich meine Tante beſuchen.“

„Du wirſt keine Miene machen, von hier fortzugehen!“ erwiederte Zahlheim ernſt und ſtrenge. „Verſuchſt Du es, ſo magſt Du bleiben, wo Du biſt! — Unſere Heirat geht zurück! ich ſehe Dich nicht wieder.“

„Aber Du biſt kindiſch! — Ich muß doch nach meinem Eigenthume ſehen?“

„Du haſt dein Eigenthum unter Schloß und Riegel! Wie wäre es denn, wenn Du verreiſt wäreſt?“

„Dann hätte ich mir mehrere Kleider, viel Wäſche und meinen Schmuck mitgenommen.“

„Beſitzeſt Du auch Schmuck?“ fragte Zahlheim.

„Freilich! Von meiner Mutter, feinen engliſchen Stahlſchmuck.“

„Stahlſchmuck? — Solch' werthloſes Zeug!“

„Dann Ohrringe aus Gagath!“

„Wie, ſolchen Quark nennſt Du Schmuck?“

„Er iſt von meiner Mutter.“

„Mir gleichgiltig. — Ich laſſe Dich dieſer Lappalien wegen nicht fort.“

„Und ich muß fort.“

„Ludmilla, ich beſchwöre Dich, denke nicht ferner daran, deine Wohnung zu betreten.“

„Was haſt Du?“

„Wenn Dir dein Leben lieb iſt, ſo bleibe bei mir!“

„Mein Leben? Droht denn das Spaliermacherhaus einzuſtürzen?“

»Das nicht, aber ...«

»So ſprich, was iſt's?«

Zahlheim faßte ſich.

»Ich bin eiferſüchtig!« antwortete er.

»Eiferſüchtig! — O Du Engel!«

»Man hat mir geſagt, daß Du vor Jahren mit einem Italiener ein vertrautes Verhältniß hatteſt.«

Ludmilla erſchrack.

»Wenn Du mit dieſem Italiener,« fuhr Zahlheim in parodiſtiſcher Exaltation fort, »eine Zuſammenkunft hätteſt, wenn ich der Dieb meiner Leidenſchaft würde?«

»Ein Dieb? Was nicht noch!«

»Wenn dieſer Italiener Dich mir abwendig machte!«

»Um dieſen laß' Dir kein graues Haar wachſen, dieſer Hallunk ſitzt ſchon lange auf dem Spielberg. — Er hat mich beraubt, ich hab' ihn gerichtlich verfolgt; er wurde verhaftet; nun hat er ſeinen Lohn!«

Es wurde geklopft.

Ducati trat ein.

»Ich muß Sie doch beſuchen,« ſagte Ducati, »alle Welt ſagt mir, daß Sie heiraten! — Ich glaube, Sie ſind nicht bei Sinnen! — Ihre Freunde betrüben ſich darüber bis zum Tode! — Man erzählt, Sie heirateten, um ein Vermögen zu erhalten.«

»Ich läugne es nicht, daß ich eine reiche Frau nehme. Hier, Jungfer Ludmilla Fogger, meine Braut.«

»Ergebener Diener!« ſagte Ducati, »Mamſell Fogger! — Richtig! Ich habe ja die Ehre Sie zu kennen, habe Sie nur lange Zeit nicht geſehen! — Gerechter Himmel, ſind Sie aber alt geworden! — Zahlheim, dieſe Jungfer könnt' Ihre Frau Mutter ſein!«

Ludmilla erbebte.

„Erlauben Sie, Herr Ducati,“ ſagte ſie, „Sie ſind impertinent!“

„Impertinent! Sie ſind impertinent und zwar impertinent alt! — Wollen Sie's etwa läugnen, daß Sie alt ſind? — Als ich Sie kennen lernte, waren Sie vierzehn Jahre, da wohnten Sie im „blauen Haus“ hinter der Grenadiercaſerne, in der Kothgaſſe. Bald hierauf zogen Sie aus. Sie zogen mit Ihrer Mutter in die Stadt, in die Wallnerſtraße, da wohnten Sie ſieben Jahre, haben wir 21 Jahre; dann wechſelten Sie Ihr Quartier und logirten „Wo die Kuh am Bret ſpielt,“ zunächſt der Univerſität, da logirten Sie 11 Jahre, haben wir 32 Jahre; dann zogen Sie auf die Hohebrücke vis-à-vis der Schneiderherberg; da gefiel es Ihnen gar gut! Sie blieben da 13 Jahre, macht 46; und wie lange logiren Sie jetzt im Spaliermacherhaus? — Gerechter Himmel, eine kleine Ewigkeit! — Das Facit iſt, daß Sie lieber an die Fußwaſchung als an eine Hochzeit denken ſollen.“

Ludmilla wurde dunkelroth im Geſichte.

„Sie Unverſchämter!“ ſchrie ſie. „Sie lügen mir hier die abſcheulichſten Sachen vor! Nie habe ich in der Gegend der Schneiderherberge gewohnt! — Dreizehn Jahr haben Sie mir in meinen Lebenslauf hineingelogen, von welchen ich keine Stunde exiſtirt habe! — Doch warten Sie, jetzt geh ich nach Hauſe und hole meinen Taufſchein. Dieſe ſchändliche Verleumdung laſſe ich nicht auf mir.“

Sie griff nach ihrem Strickbeutel und wollte eilig fort.

Zahleim ſprang an die Thüre und ließ ſie nicht hinaus.

»Da bleibe!« befahl er ihr. »Ich glaube es ja nicht, daß Du alt biſt!«

»Aber Er, der Niederträchtige, glaubt's, und iſt im Stande und erzählt dies in ſeinem elenden Kaffeehaus allen ſchlechten Leuten. — Ich zur Fußwaſchung! das iſt himmelſchreiend!«

»Herr Ducati ſcherzte nur,« bemerkte Zahlheim.

»Nein, es iſt mein bitterſter Ernſt,« erwiederte Ducati, »und ſo lange mir die Jungfrau nicht ihren Taufſchein zeigt, werde ich aller Welt ſagen, ſie ſei 57 Jahre alt.

Ludmilla ſah in einem fort nach der Thüre und ſuchte nur Zahlheim davon weg zu bringen, um zu entwiſchen.

»Bleib da! In drei Teufels Namen bleib da!« tobte Zahlheim, »und wenn Du 97 Jahre alt biſt, ſo heirate ich Dich, Herrn Ducati zum Trotze.«

Ludmilla weinte vor Wuth.

»Ich bin gar nicht alt, ich bin jung, blutjung,« heulte ſie, »und noch jünger als ich bin, iſt mein Herz!«

»Hören Sie mir mit Ihrem Herzen auf!« lachte Ducati. »Das iſt ſchon ſo überſpielt wie die Trapplirkarten aus dem Fleiſchhackerbierhaus auf dem Lichtenſteg. — Meinetwegen ſeien Sie jung, aber fühlen Sie auch wie eine junge Perſon; Sie ſind aber eine alte geizige Katz' und vergönnen Ihrem künftigen Manne eben ſo wenig Etwas, als Sie ſich etwas vergönnen, und deshalb bin ich vorzüglich gegen dieſe Heirat. — Wird Zahlheim Ihr Gatte, ſo fallen alle ſeine Freunde von ihm ab; dieſe Freunde haben mich beauftragt, ihm zu ſagen, daß ſie ihm 25,000 fl. zuſammenſchießen und ſie ihm auf die Hand geben, wenn er ledig bleibt. Heraus iſt es, was ich hier wollte! — Jetzt leben Sie wohl! Holen Sie Ihren Taufſchein, radiren Sie ihn:

machen Sie aus dem 57ger einen 37ger! Wenn Ihnen der Zahlheim ſeine Hand reicht, ſo bedaure ich ihn, ob Sie jetzt 57 Jahre oder nur 17 Jahre alt ſind. Ich wünſch' guten Appetit!«

Er ging.

XIV.

Ein Champagnerrauſch.

Als Ducait fort war, ſperrte Zahlheim die Eingangsthür zu ſeiner Wohnung ab.

»Ich werde Dir's vertreiben, mit deines albernen Taufſcheines wegen entwiſchen zu wollen,« ſagte er zu Ludmilla. »Laß die Worte dieſes abſcheulichen Menſchen bei einem Ohre hinein-, bei dem andern hinausgehen.«

»Meine Ohren ſind kein Durchhaus. Was da hineindringt, das bleibt ſitzen!«

»Gut, ſo laß es ſitzen und beeile Dich, daß Du ſelbſt zum Sitzen kommſt, zum Sitzen an den Mittagstiſch! — Die Speiſen werden vielleicht völlig geröſtet ſein. — Bringe ſie herein, ich bin martialiſch hungrig. Du nicht auch?«

»Ich kann nichts eſſen. Ich kann vier Wochen nichts eſſen! — Ich kann nicht ruhig ſein, bis ich dem ſchlechten Menſchen meinen Taufſchein unter die Naſe gehalten habe. Da Du mich nicht allein in meine Wohnung gehen läßt, ſo gehe Du des Nachmittags mit mir! — Jetzt will ich die Speiſen holen.«

Sie ging in die Küche.

Zahlheim ſprang unwillig von ſeinem Stuhle auf.

»Der verfluchte Kaffeſieder hätte wegbleiben können,« ſagte er. »Als ich ihn erſuchte, in der Weiſe mit Ludmilla zu ſprechen, wie er es gethan, da wußte ich noch nicht, daß mir der Griff in ihre Caſſe ſo bald gelingen, noch weniger wußte ich, daß ſie ſobald darauf dringen würde, ihr Quartier wieder beſuchen zu wollen. — Nun habe ich keine Ruhe mehr vor ihr. Jede Minute wird ſie fort wollen, den Taufſchein zu bringen und ſich gegen Ducati zu vertheidigen. — Ich kann mich nun nicht mehr entfernen von ihr, und wenn ich ſie auch einſchließe, ſo ruft ſie dem erſten Beſten, der am Hauſe vorübergeht, vom Fenſter zu: er möge ihr den Schloſſer ſenden und die Thür aufſperren, den Schloſſer, der noch dazu knapp nebenan wohnt. Dieſer meiner verzweiflungsvollen Lage muß ich ein Ende machen; entdeckt ſie den Diebſtahl und alarmirt ſie die Hausmeiſterin, dann entdeckt dieſe, daß ich in dem verfluchten Quartier war, und Ludmilla bringt mich auf den Spielberg, wie den Italiener!«

Ludmilla deckte den Tiſch und brachte die Speiſen herein.

Zahlheim's Verſtimmung wuchs mit jeder Minute.

Ludmilla legte ihm vor.

Er rührte keine Speiſe an und brütete unaufhörlich.

Er ſchenkte ſich Wein ein.

Er ſtürzte ein Glas um das andere hinunter.

»So iß doch auch,« ſagte Ludmilla; »zuvor haſt Du nur vom Eſſen geſprochen und nun iſt das Eſſen da, ein ſehr gutes Eſſen, und Du genießeſt keinen Biſſen, ſondern trinkſt, als wenn Du Dich betäuben wollteſt. Hörſt Du mich nicht? — Du ſollſt nicht ſo entſetzlich trinken; Du ſchlingſt den Wein in Dich hinein wie ein Trunkenbold.«

»Laß mich,« verſetzte Zahlheim, »ich will mich ſo betrinken, daß mich ein Schlagfluß rühren ſoll — dann hindere ich Dich nicht mehr, mich zu verlaſſen.“

„Gut! — Wenn Du mir verſprichſt, Dir keine Krankheit oder gar den Tod an den Hals zu ſaufen, wenn Du ordentlich zu Mittag ſpeiſen willſt, ſo gelobe ich Dir zu bleiben. Ich gehe nicht fort.“

„Dein Ehrenwort hierauf!“

„Mein Ehrenwort!“

„Ach, mein Gott, ſei mir gnädig!“ rief Zahlheim.

Er ſprang auf, umarmte Ludmilla und ſchwere Thränen rollten ihm über die Wangen.

„Biſt Du ſchon betrunken?“ fragte Ludmilla. „Warum rufſt Du: Mein Gott, ſei mir gnädig!“

Zahlheim ſchwieg.

„Entweder haſt Du einen Rauſch oder Du biſt wahnſinnig.“

„Du gehſt nicht in deine Wohnung?“

„Nein, ſage ich Dir, da es Dich ſo beunruhigt.“

„Nie, nie mehr?“

„Droht mir denn ein Unglück in meiner Wohnung oder iſt mir eines widerfahren?“

„Ich weiß nichts,“ heuchelte Zahlheim, der ſeine Faſſung zu gewinnen ſuchte. „Trinke! — Laß uns heiter ſein!“

„Ich wäre gewiß heiter, wenn der ſchändliche Ducati mich nicht ſo abſcheulich beſchimpft hätte!“

„Narrheit! Wenn er **mir** ſagte, daß ich Methuſalems Alter erreicht, ſo lache ich ihn aus.“

„Du biſt ein Mann! Willſt Du mich über die Verleumdung, welche der ſchändliche Menſch über mich ausſtieß, beruhigen, willſt Du mir beweiſen, daß Dich meine

Jahre nicht abſchrecken, mich zu heiraten, ſo gehe morgen mit mir zum Pfarrer zu den Schotten, wir melden uns zur Trauung. Wir können noch dieſen kommenden Sonntag copulirt werden; wir laſſen uns einmal für dreimal öffentlich verkündigen; wir heiraten am Faſchingſonntage.«

»Da heiraten die Narren!«

»Ich werde heute noch närriſch, wenn Du nein ſagſt.«

»Gut! — Ich gehe mit Dir morgen Früh zum Pfarrer.«

»Dazu muß ich aber meinen Taufſchein haben.«

»Fängſt Du ſchon wieder an?«

»Gut, ſo gehe ich ohne Taufſchein; doch wirſt Du Dich überzeugen, daß uns der Pfarrer nicht einſchreibt, wenn Du dein Anſtellungsdecret, und deinen Taufſchein und ich den meinigen nicht mitbringe.«

Es wurde an der Thür gepocht.

Ludmilla wollte öffnen.

»Möchteſt Du entwiſchen?« ſagte Zahlheim. »Hier bleibſt Du! Ich werde öffnen.«

Zahlheim ging an die Thür und ſchloß auf. Es war der Kellner von den »drei Hackeln«.

Er begehrte das Geſchirr.

Zahlheim folgte es ihm aus.

»Heute Abend,« gab Zahlheim an, »bringſt Du noch ein beſſeres Souper als geſtern, noch mehr Wein: Rheinwein und Champagner! — Die Zeche bezahle ich ſogleich und auch Dir dein Tringeld!«

Zahlheim kehrte zu Ludmilla zurück.

»Ich war ein Thor,« ſagte er. »Meinen Wahlſpruch hatte ich bisher vergeſſen: »Man lebt nur einmal!« ſagte ich immer; ich wähnte am Spieltiſche zu leben; ich komme zu mir, in den Armen eines holden Weibchens zu leben, das heißt leben!

„Stoß an, Ludmilla, Champagner haben wir noch vollauf, wenn Du auch wieder wie geſtern deine Beſinnung verlierſt, dein Schlaf wird dafür deſto angenehmer ſein. Morgen Vormittag ſtehen wir ſchon im Kirchenbuche und da Faſching iſt, ſo gehen wir nächſten Donnerſtag in die Redoute.“

„Ich war mein ganzes Leben noch in keiner Redoute.“

„O, da haſt Du nur halb gelebt. Ueber einen Ball in der Redoute geht nichts. In dem Maskengewühle, bei der herrlichen Muſik, bei dem Glanze von tauſend und wieder tauſend Kerzen, bei dem Leben und Weben von zahlloſen Reihen geputzter Damen und eleganter, fröhlicher Herren da wird einem das Herz weit! Die Redouten ſollen leben!“

„Ich werde nicht hingehen,“ entgegnete Ludmilla. „Ich habe keine modernen Kleider.“

„Wir gehen beide maskirt, Du in roſenfarbenem, ich in ſchwarzem Domino! Ludmilla, man lebt nur einmal, in der Redoute lebt man am ſchönſten! — Du wirſt Dich überzeugen!“

„Du biſt ein Menſch, der ſich in lauter Extremen gefällt. Vor einer Stunde warſt Du ein Kopfhänger, jetzt hängt der Himmel wieder voller Geigen; vor einer Stunde riefſt Du aus: Gott ſei mir gnädig! jetzt ſchwelgſt Du in irdiſchen Freuden!“

„Wie es mir anfliegt! — Ich weiß ſelbſt nicht wie dies kommt. Vor einer Stunde wäre ich gerne geſtorben, jetzt möchte ich um keine Seligkeit von hinnen.“

„Iſt Dir vielleicht eingefallen, daß deine Freunde Dir fünfundzwanzigtauſend Gulden widmen, wenn Du mich nicht heirateſt; haſt Du Dir plötzlich vorgenommen, ihnen zu folgen?«

»Haſt Du nicht mehr Geld, als Du angibſt? Sag' mir es ehrlich, wie viel beſitzeſt Du? — Morgen laſſen wir uns als Braut und Bräutigam einzeichnen, heute ſage mir offen, was bringſt Du mir zu?«

»Sechzigtauſend Gulden,« antwortete Ludmilla.

»Du lügſt!« ſchrie Zahlheim wild auf und warf das Champagnerglas an die Wand, daß die Scherben herumſprangen. »Du lügſt!! Du biſt eine Bettlerin, Du willſt mich blos in deinem Netze haben, und willſt dann, wenn ich einmal dein Mann geworden, mich um Verzeihung bitten, daß Du mich betrogen!«

»Zahlheim, welche Gedanken! Zahlheim, wer ſetzte Dir ſolche Dinge in den Kopf?«

»Bekenne, Betrügerin!«

»Ich beſitze ſechzigtauſend Gulden.«

»Du lügſt! — Wo haſt Du ſie?«

»Zu Hauſe, in meinem Schranke!«

»In verborgenen Fächern?«

»Ja, ja,« hauchte Ludmilla. »Allmächtiger Gott,« ſagte ſie für ſich, »was iſt da vorgegangen?«

Wie ein Blitzſtrahl zuckte es ihr durch's Gehirn, daß ihr die Schlüſſel geraubt wurden.

Sie ſprang auf.

Sie ſuchte ihren Strickbeutel.

Sie fand die Schlüſſel.

Sie athmete auf.

Zahlheim, vom Weine betäubt und von der Aufregung überwältigt, ſank vom Stuhle.

»Er iſt betrunken,« ſagte ſie und eilte ihm zu Hilfe.

XV.

Ein entſetzliches Ereigniß.

Von der Familie Legler, von Judith und Teſſin hat der Leſer bis jetzt nichts weiter erfahren, als daß die Familie Legler und Judith, durch die Flucht eines der gefährlichſten Menſchen in dieſe Bekümmerniß verſetzt, irgend einen neuen Schurkenſtreich des verwegenen Mannes befürchteten.

Judith vermochte ſich am wenigſten der Angſt zu entſchlagen, nächſt ihr zitterte Bourg vor der Rache des Ruchloſen am meiſten.

Der alte Legler meinte, Teſſin werde den rothen Hahn auf das Fleiſchhauerhaus ſtecken, und dieſes Bubenſtück in der Nacht ausführen. — Von einer Brandlegung war jedoch keine Spur. Legler ließ Tag und Nacht ſein Haus bewachen, zu allen Stunden die Ställe, die Schupfen, die Hausböden viſitiren; es zeigte ſich nichts Feuergefährliches im ganzen Gehöfte, von einer Brandlegung keine Spur.

Aber von Teſſin war ebenfalls keine Spur.

Vergebens ſtrengten die Behörden ihre Nachforſchungen an. Vergebens wurde ſeine Wohnung bewacht, wenn er etwa dahin zurückkehren ſollte; das Gericht ging ſogar ſo weit, einen eigenen Aufſichtspoſten dahin zu beordern; — vergebens forſchte man nach Teſſin in allen Einkehr- und Gaſthäuſern.

Es war nicht möglich ihn aufzufinden.

„Er liegt vielleicht im Spital!“ bemerkte der alte Legler; „ich habe ihm die Hand, wenn auch nicht gebrochen, doch gelähmt. Er wird ſich heilen laſſen, und iſt dies geſchehen, dann wird er erſt wieder thätig ſein, ſein Müthchen zu kühlen.“

Dieſe Aeußerung führte auf eine neue Fährte.

Sebaſtian begab ſich nach dem Spitale der „Barmherzigen Brüder“ in der Leopoldſtadt, als dem der Weißgärbervorſtadt zunächſt liegenden Krankenhauſe.

Er fragte nach dem Namen.

Der Oberkrankenwärter fand dieſen Namen nicht in ſeinem Protocolle.

Sebaſtian bezeichnete dieſen Mann.

Man erkannte ihn aus der Beſchreibung.

Wirklich war Teſſin hier; er hatte ſich nicht nur ſeine ausgerenkte Hand einrichten, ſondern auch andere Verletzungen, die er davongetragen, heilen laſſen, und als dies halbwegs geſchehen, machte er ſich wieder davon, den hochſinnigen Brüdern der Barmherzigkeit nicht einmal für ihre Pflege dankend.

Die menſchenfreundlichen Brüder wußten über Teſſin keine andere Nachweiſung zu geben, als daß er mit einem Manne, der ein Marqueur im „Hugelmann'ſchen Kaffehhauſe“ war, und eines Beinbruches wegen im Spitale lag, ſich ununterbrochen unterredete, und dieſen, der von Spielhäuſern viel zu erzählen wußte, nach der Bank, die im Amphitheater ſtatt fand, erkundigte und eine Schilderung der Spieler verlangte, welche dort zuſammen kamen.

Legler ließ ſich an das Leidenslager des Marqueurs führen, aber dieſer wußte auch nichts Anderes zu berichten, als was ſo eben geſagt wurde.

Wie ein Lichtſtrahl in der Nacht leuchtete es in Sebaſtians Kopf, daß der nichtswürdige falſche Spieler den 29. Jänner nicht verſäumen werde, an welchem bei Stadelmann das große Pharoſpiel ſtattfinden werde.

Schon wollte er die Behörden hievon in Kenntniß ſetzen, da fiel ihm aber ein, daß er bei dieſem Anlaſſe zum Verräther ſeines Freundes Stadelmann werden und das verbotene Hazardſpiel gleichſam denunciren müſſe; er beſchloß daher in der Spielſtunde um Mitternacht allein hinzugehen und Teſſin zu ergreifen, der ihm dann gewiß nicht mehr entrinnen ſolle.

Sebaſtian ging nach Hauſe und theilte ſeine Vermuthungen ſeinen Eltern, dann Judith und Bourg mit.

„Gehen Sie nicht allein hin!« flehte Judith. „Er hat gewiß wieder einige Fläſchchen Vitriol in der Taſche, welchen er Ihnen in die Augen ſpritzt, wenn Sie ſich ihm nahen, oder er hat einen Dolch, ein Paar Piſtolen in der Bruſttaſche, die ihm dienen ſollen, ſich zu befreien.«

„Ich hänge eine dicke »Bunda« über die Schulter, nehme einen ſchwarzen Kinn- und Schnurbart, ſetze einen Cſikoshut auf und gebe mich für einen ungariſchen Ochſenhändler aus. So ſtelle ich mich neben Teſſin, bis ich meinen Vortheil erſpähe, dann packe ich ihn. Stadelmann wird mich unterſtützen, dem ich vorher ſagen werde, was ich mit dem Schurken vorhabe.«

„Ich gehe unter einer ähnlichen Verkleidung mit Dir,« ſagte der Vater. „Wir wollen ihn zu gleicher Zeit ergreifen. Das Erſte ſei, daß wir ihm die Hände binden, dann kann er ein Pfund Vitriol und ein paar Pfund Schießpulver im Sacke haben, er wird nichts damit ausrichten.«

Der Plan wurde noch genauer verabredet; der 29. Jänner fiel gerade an dieſem Tage.

Die Familie Legler und Bourg freuten ſich auf die dieſen Tag begleitende Nacht.

»Ich weiß nicht,« ſagte Judith, »welche entſetzliche Furcht mich beſchleicht. Es iſt mir als wenn dieſe Nacht ein entſetzliches Unglück geſchehen müſſe, und ich beſchwöre Sie daher, beide Herren Legler, gehen Sie nicht hin; begeben Sie ſich nicht in eine Gefahr, welche — wenn Teſſin wirklich ſo unvorſichtig ſein ſollte, den Spielſaal im Hetzgebäude zu betreten — gewiß überaus groß ſein wird, denn ſchlau, boshaft und argwöhniſch wie er iſt, läßt er ſich ſeine Gefangennehmung gewiß theuer bezahlen; dann glaube ich nicht, daß er zu ſpielen im Stande ſein wird, nicht wegen ſeiner Hand, die mag geheilt ſein, er beſitzt aber kein Geld zum Spiele, um Bank zu halten, was er beabſichtigt, durchaus nicht. Sein Geld hat er in ſeinem Hauſe, und ſein Haus vermag er nicht zu betreten, ohne verhaftet zu werden.«

»Er habe kein Geld, beſorgen Sie, Judith?« entgegnete Sebaſtian, »Geld genug! — Hat er nicht Freunde, falſche Spieler gleich ihm, an welchen Wien reich iſt? Ducati leiht Teſſin zu jeder Zeit Geld ſo viel er will, und ſolche Leute wie Ducati kennt der Elende noch ein Dutzend.«

»Mir pocht das Herz,« klagte Judith, »als ginge man mir ans Leben.«

»Sie werden doch keine Angſt um den Gemal haben?« rief Frau Legler. »Mir ſcheint, Sie haben noch immer eine heimliche Neigung zu dem Halunken? — Haben Sie vergeſſen, daß Sie jetzt ſchon kein Geſicht mehr hätten, daß Ihnen der Vitriol die Naſen und die Augen ausgefreſſen, daß Ihre Wangen ſchon wie ein Sieb ausſehen würden, wenn Sie Gott nicht beſchützt hätte?«

»Alles wahr! Teſſin iſt ein Scheuſal, aber ich führe ſeinen Namen und kann doch nicht jubeln, wenn dieſer Name gebrandmarkt wird.«

»O ich bitte Sie,« erwiederte Frau Legler, »wir haben in unſerer Vorſtadt eine Hebamme, ihr Mann iſt vor zwei Jahren auf der Gänsweide gehängt worden und ſie lebt doch noch! In dieſem Faſching heiratet ſie ſogar noch einmal, und kriegt dann einen ſchönen Namen, einen ſchönern, als ſie jetzt hat. Bisher hat ſie Madame Silberthalerin geheißen, zunächſt heißt ſie Goldbergerin; ein Goldberg wird mir doch lieber ſein als ein Silberthal!«

Judith vermochte ſich von ihrer Angſt nicht zu befreien, ſo überzeugend und einleuchtend ihr auch Vater Legler, Sebaſtian und Bourg darſtellten, daß ſie bei einem Gatten wie Teſſin, wenn auch nicht ſo bald, doch ganz gewiß in nächſter Zeit Schande und Kränkung erleben müſſe.

»Das will ich zugeben,« verſetzte Judith, »aber gewiß nicht durch perſönliche Veranlaſſung; dies iſt es auch, was mir das Herz ſo beſchwert!«

Sebaſtian entfernte ſich auf einige Zeit, um Stadelmann zu inſtruiren, und kam dann bald mit dem Beſcheide zurück, daß der Hetzmeiſter vollkommen einverſtanden ſei, einen ſo entſetzlichen Menſchen wie Teſſin bei ihm zu ergreifen, aber ja nicht vor zwei Uhr Morgens, weil er Teſſin, der kurz vorher bei ihm geweſen ſei und ihm die Zuſicherung abgenommen habe, von zwölf bis zwei Uhr Bank halten zu können, in welche er eine Summe von zweitauſend Ducaten und zwanzigtauſend Gulden in Bancozetteln einlegen werde.

»Ich fragte Stadelmann: Iſt denn Teſſin ſchon wieder geheilt? Trägt er nicht den rechten Arm in einer Binde?

»Ich habe nichts bemerkt,« verſicherte Stadelmann.

»Hierauf entfernte ich mich,« ſagte Sebaſtian. »Jetzt heißt es dann den Schlaf verkaufen und aufbleiben vielleicht bis morgen Früh, denn wenn der Vater und ich den abſcheulichen Menſchen der Polizei überliefern, ſo haben wir gewiß drei Stunden zu thun, bis wir alle ſeine Schandthaten zu Protocoll geben und ihn gehörig ſchildern.«

Der Abend war indeß hereingebrochen, eben ſo bald die Stunde, an welcher die Familie das Nachtmahl einnahm.

Judith vermochte ſich nicht von ihrer Bangigkeit zu befreien, ſo viele Mühe ſich auch die Geſellſchaft gab, ſie zu erheitern, und vorzüglich Bourg durch Mittheilung verſchiedener Tagsneuigkeiten, Bonmots, an welchen Wien immer reich war, durch amuſante Geſchichten und Anecdoten die arme Leidende zu einigem Lächeln zu bringen ſuchte.

Endlich ſchlug es halb zwei Uhr, Legler und Sohn warfen ſich in ihre Verkleidung und traten ihre Wanderung an.

Judith ſuchte noch einmal die beiden Legler zurückzuhalten, aber dieſe beharrten auf ihrem Entſchluſſe; Judith mahnte nun noch einmal zur Vorſicht.

Vater und Sohn lachten über Judiths Beſorgniſſe.

„Ich müßte mich eigentlich am meiſten fürchten,“ bemerkte die Frau Fleiſchhauerin, „weil ich Vater und Sohn in die Schlacht gehen ſehe; aber mit einem ſolchen Feind werden ſie ohne Gefahr kämpfen. Kommen Sie, Judith, legen wir uns ſchlafen; wenn Sie morgen aufſtehen, laſſe ich einen Courier einreiten über den glücklich errungenen Sieg.“

Die beiden Legler verließen das Haus.

Judith betete, und als die Fleiſchhauerin die arme junge Frau beten ſah, betete ſie unwillkürlich mit.

Frau Legler erinnerte Judith abermals, ſich zur Ruhe zu begeben, dieſe aber blieb ſtandhaft dabei, ſie wolle wach bleiben, bis Vater und Sohn nach Hauſe zurückkehrten, und Mutter Legler möge die Nacht opfern; ſie ſei ja ohnehin überzeugt, daß ſie nicht ſchlafen werde.

„Meinetwegen!“ ſagte die Alte, „ich ſchlafe dann morgen den ganzen Tag; aber Eines muß ich mir bedingen, der Herr von Bourg muß noch ein Dutzend ſeiner g'ſpaßigen Geſchichten zum Beſten geben. Er bringt ſeine Schnacken gar ſo g'ſchmackig vor.“

Bourg erzählte wirklich viele luſtige Schwänke, und die Fleiſchhauerin lachte, daß ſie ſich ſchüttelte.

Plötzlich ertönte auf der Straße ein furchtbares Geſchrei.

Man klopfte an drei, vier Hausthore an und fragte ängſtlich die Hausmeiſter.

Die Bewohner der Nachbarſchaft ſteckten die Köpfe aus den Fenſtern.

Eine Maſſe Laternen erſchienen auf der Straße.

Das Getümmel nahm zu.

Die Fleiſchhauerin ſchob den Schieber ihres Winterfenſters hinauf und rief auf die Straße:

»Was iſt denn geſchehen? Um Gottes willen! Brennt's denn?«

»Wo logirt der Chirurgus?« hörte man rufen.

»Ein Chirurgus!«

»Um Gotteswillen, ein paar Chirurgen oder Barbierer!«

»Iſt denn Jemand verunglückt?« fragte die Fleiſchhauerin.

»Ja, ja, in der Hetz! Hilfe! Hilfe! ſchnelle Hilfe!«

Judith fiel in Ohnmacht.

Frau Legler, ſo ſehr ſie ſich eines wahrhaften Phlegmas erfreute, erſchrack doch gewaltig.

»Laben Sie dieſe,« herrſchte ſie Bourg zu. »Ich wecke meine Leute auf. Ich gehe mit allen meinen Knechten in die Hetz'. Meinem Manne und meinem Sohne hat der Schurke Teſſin gewiß jedem den Bauch aufgeſchlitzt, weil man Bader und Barbierer braucht. Ich nimm ein Hackl mit und richt' ein furchtbares Blutbad an.«

Sie rannte wie toll in den Hof ihres Hauſes und riß an der Weckglocke, aber die Knechte bedurften dieſes Zeichens nicht, ſie waren ſchon alle auf den Füßen.

Die Meiſterin hielt eine kurze Anrede an ihr zwanzig Köpfe ſtarkes Perſonal; ſie hatte aber kaum die Worte hervorgebracht:

»Euer gegenwärtiger und euer künftiger Herr liegen in ihrem Blute in der Hetz, wie ein Paar geſchlachtete Gemeind'ſtier!«

als auch ſchon die Fleiſchergeſellen ihre Meſſer hervorzogen und wie wüthende Eber zum Hauſe hinausſtürmten.

»Halt's! Wart's! Nehmt's mi mit!« pfnauſte die dicke Frau.

Zwei Knechte nahmen ſie unter ihre Arme, zwei tauchten von rückwärts an, und ſo ſchoben ſie das arme geängſtigte Weib weiter, wobei dasſelbe immer rief:

»Mir nach! mir nach! Und wenn's alle Löwen und Bären auf uns loslaſſen!«

* * *

Bourg war ebenfalls in Verzweiflung.

Zu einer andern Zeit hätte ihm der Zufall mit einer ſo ſchönen, jungen Frau, die bewußtlos in ſeinen Armen lag, allein zu ſein, viele Wonne bereitet, aber in dieſem Augenblicke hätte ihm alles Glück, welches ein reizendes Weib zu gewähren vermag, geboten werden können, er wäre gefühllos geblieben.

»Der Schändliche hat ſich gerächt!« ſagte er, »wer weiß es, ob er nicht ſchlauerweiſe die beiden Unglücklichen verlockt, um ihnen in einem finſtern Gange ein paar Dolchſtiche zu verſetzen — nun hat er noch mich zu opfern, o mein Gott! mein Gott, ſteh mir bei!«

Er ſchleppte Judith zu einem Sopha, legte ſie darauf hin und wollte ſchon die weiblichen Dienſtleute rufen, um ſie ihnen zu übergeben und dann entfliehen zu können, als Judith die Augen aufſchlug und ausrief:

„Was iſt geſchehen? Haben ſich meine Ahnungen erfüllt? Legler Vater und Sohn ſind todt?"

„Ich weiß kein Wort," antwortete Bourg, „todt glaube ich nicht, aber die Bäuche, höre ich, habe man ihnen aufgeſchlitzt. — Wie ich aus dem Tumulte auf der Straße vernehmen konnte, hat man den Chirurgen und fünf ſeiner Subjecte in die Hetze hinunter geführt. Verbandzeug, Heftpflaſter, Hautnadeln zum Zuſammennähen des Bauchfelles, ſo hörte ich, mußten ſie mitnehmen."

Judith ſtieß einen Schrei aus und fiel neuerdings in Ohnmacht.

„Nanni! Lenorl! Sepherl!" ſchrie Bourg, „kommen's doch zu Hilfe!"

Die Mägde ſtanden vor dem Hausthor und hatten tauſend Fragen auszuſprechen und tauſend Antworten zu erhalten.

Die Mägde hörten nicht.

„Wenn ich nur meinen Hut und meinen Curé hätte," ſeufzte Bourg; „es ſchneit gräßlich; ich erfrier', wenn ich im atlaſſenen Frack auf die Gaſſe geh! — Ich zieh' der Fleiſchhackerin ihren Pelz an, der da auf dem Nagel hängt, und laufe davon!"

Judith erholte ſich wieder.

„Herr von Bourg," rief ſie, „was thun Sie? Wollen Sie fort? Nehmen Sie mich mit! ich kann in dem Hauſe des Jammers, zu welchem ich Veranlaſſung gab, nicht bleiben. Millionen Vorwürfe würden mich treffen! Wo iſt Frau Legler?"

„Fort! Sie will ihren Mann und ihren Sohn rächen."

»Und mich!«

»Und Sie auch. Ach über uns Beide wird es jetzt kommen! Teſſin wird ſeinen nächſten Weg hieher nehmen, und mein gnädiger Himmel, alle Knechte ſind mit der Meiſterin fort und das Hausthor iſt offen.«

»Fragen Sie doch nach! Ich höre noch immer Lärm auf der Straße.«

Bourg rief zum Fenſter hinaus:

»Weiß man noch nichts Näheres von dem Unglück in der Hetze?«

Von außen ertönte die Antwort:

»Zwei ſind todt!«

»Zwei? Wer ſind denn dieſe?«

»Dies weiß kein Menſch. In die Hetz' läßt man Niemand hinein. Es traut ſich auch Niemand hinein.«

In dieſem Augenblicke ertönte neues Geſchrei auf der Straße.

Ein Menſchenknäuel wälzte ſich einher und hielt vor dem Hauſe.

»Sie bringen die Todten!« ächzte Judith. »Dieſen Anblick halte ich nicht aus. Ich entfliehe!«

Sie wollte die Thüre gewinnen.

Da trat die Fleiſchhauerin, geführt von ihrem Manne und ihrem Sohne, herein.

Sebaſtian ſprang auf Judith zu und umarmte ſie.

»Jetzt biſt Du mein Weib!« rief Sebaſtian.

»Der Hallunk iſt todt!« jauchzte die Fleiſchhackerin.

»Wir haben ihm nichts gethan!« verſicherte der alte Legler, »wie wir gekommen ſind, war es ſchon aus mit ihm.

Ja wenn wir eine Viertelſtunde früher gekommen wären, hätte ihn mein Waſtel noch retten können, aber wir kamen zu ſpät! — Gott hat es nicht anders zugelaſſen!«

»Teſſin todt? Heilige Jungfrau!«

»Ja, der macht keinen »Maungetzer« mehr« (er rührt ſich nicht mehr), frohlockte die Mutter.

»Die irdiſche Gerechtigkeit hätte ihn nicht ſo beſtrafen können, wie die himmliſche. Er ſtarb auf gräßliche Weiſe:

»Die Hunde in der Hetze haben ihn zerriſſen. Sein falſches Spiel fand ſeinen Lohn!«

»Laß mich unſerer Judith erzählen, was geſchehen iſt,« ſagte der alte Legler; »ich ſage unſerer Judith,« ſetzte er hinzu, »weil ſie nun uns, das heißt unſerm Waſtl gehört, für immer.«

»Ja, ja, erzähle Du,« verſetzte die Alte, »Du biſt Gerichtsbeiſitzer, Du biſt ein Redner, ja, der beſte Redner in der Weißgärbervorſtadt!«

»Als ich und mein Sohn,« hub der Alte an, »in das Hetzhaus eintraten, hörten wir ein furchtbares Bellen aller Hunde, ſie ſchlugen einen Höllenlärm an und verriethen eine Wuth, als wenn ſie auf eine Wildſchwein gehetzt würden.

»Plötzlich hörten wir Stadelmann's Stimme.

»Er ſchrie ſeinen Hetzknechten zu:

»Das Thor ſchließen! Peter, Michel, Georg! Laßt Niemand hinaus!«

»Wir ſtellten uns an dem Hirſchenſtalle auf und ſahen mit Entſetzen Teſſin durch den Hof laufen und gewiß ein Dutzend Leute ihm nachſetzen.

Teſſin ſprang kreuz und quer, ſetzte über eine Planke, noch über eine, ſeine Verfolger immer hinter ihm her; jetzt kletterte er über eine Bretterwand, gewiß in der Meinung, wenn er dieſe überſteige, werde er das Freie gewinnen. aber der Unglückliche ſtürzte auf der andern Seite hinab, und wo ſtürzte er hin? — In den großen Hundeſtand, in welchem die wildeſten Beſtien beiſammen ſind, die ſchnell über Teſſin herfielen und ihn augenblicklich anfaßten.

„Als Stadelmann dieſen Sturz bemerkte, rief er:

„Heiliger Gott! jetzt iſt er verloren!“

„Stadelmann riß die Thüre des Hundeſtalles auf, pfiff, ſchrie, fluchte unter den Hunden.

„Sie gehorchten ihm nicht.

„Wenn in dieſem Stalle die bairiſchen Fanghunde ſind,“ ſagte Sebaſtian, „die böſen Hunde, welche Stadelmann von mir erkaufte, ſo iſt Teſſin ſchlechter daran, als wäre er in die Falle des Löwen gerathen!“

„Eine Unzahl Laternen wurden herbeigebracht.

„Alle Hetzknechte drangen in den Stall und riſſen die Hunde von ihrem Opfer.

Waſtl ſtürzte hinein und rief den baieriſchen Fängern zu, abzulaſſen, allein ſie hatten ſich ſo ſehr in den jämmerlichen Menſchen hinein gebiſſen, daß Waſtl dem größten Hunde mittelſt ſeines Meſſers die Zähne ausbrechen mußte, und ihn doch nicht von Teſſin loszubringen vermochte.“

Judith hörte dieſes Alles voll Entſetzen und wimmerte mit tonloſer Stimme.

„Die Laternen beleuchteten den gräulichen Schauplatz,“ fuhr Legler zu erzählen fort.

„Endlich gelang es Waſtl, durch ungeheure Schläge mittelſt eines Stückes Planke, die Teſſin in ſeinem Sturze von der Bretterwand mit herabgeriſſen hatte, die Hunde dahin zu bringen, daß ſie endlich losließen; da lag nun Teſſin bereits zerfleiſcht und todt; der große Hund hatte ihm die Gurgel durchgebiſſen, andere Hunde die Arme, die Schenkel, die Bruſt, den Bauch zerfleiſcht! Wohl kam der Chirurg herbei, aber zu ſpät — Teſſin regte ſich nicht mehr.«

»Ich habe ſelbſt einige Biſſe im Kampfe mit dem wüthenden Thiere gekriegt,« ſagte Sebaſtian, »aber das große ſchwarze Ungeheuer habe ich dafür bezahlt, daß es augenblicklich verreckte!«

»Die Veranlaſſung zu Teſſin's Jammer,« fuhr der Alte fort, »war ſein falſches Spiel. Er trieb dasſelbe im Spielſaale des Hetzhauſes ſo unverſchämt, daß mehrere Spieler keinen Gulden mehr im Sacke hatten. Als Stadelmann den Betrüger attrapirte, packte Teſſin ſchnell das gewonnene Geld in einen ledernen Sack.

»Wer kann mir beweiſen, daß ich falſch ſpielte?« ſagte er.

»Wir!« donnerten ihm einige zwanzig Stimmen entgegen. »Sie haben noch eine Karte im Aermel.«

»Teſſin wollte läugnen, wurde impertinent, und als ihm einer der am meiſten in Spielverluſt gerathenen Pointeurs, der Brauer von St. Marx, befahl, das Geld augenblicklich zurückzuſtellen, was er eingepackt, that Teſſin, als ob er gehorchen wolle, machte aber einen ſo gewaltigen Sprung aus dem Fenſter, daß alle Spieler vermeinten, er habe ſich Arm und Bein gebrochen.

»Die Spieler liefen nun über die Treppe nach dem Hofe, aber der Elende hatte ſich ſchnell wieder aufgerafft und ſuchte das Weite. In dem ihm unbekannten Hofraume, in der Dunkelheit und im Schneegeſtöber, wußte Teſſin nicht, wo er ſich hinwenden ſollte, um zu entkommen. Er irrte nach allen Richtungen umher; ſeine Verfolger kamen ihm immer näher, und nur die große Finſterniß war Urſache, daß er nicht augenblicklich erhaſcht wurde. Allein ſeinem Schickſale ſollte er nicht mehr entgehen. Er ſelbſt führte ſeinen elenden Tod herbei.

„Zu beklagen iſt nur Stadelmann, der große Verantwortung hat, allein er wird ſich zu retten ſuchen. Er wird dem Gerichte anzeigen, daß ein Dieb in ſeiner Caſſa habe einbrechen wollen, verſcheucht worden, und ſich im Hundsſtalle habe verbergen wollen.“

„Das Beſte iſt nur,“ verſicherte die Fleiſchhackerin, „daß man das den Spielern geraubte Geld, in dem ledernen Beutel, ganz wohl verwahrt gefunden hat, vor dem Gelde haben die Hunde doch Reſpect gehabt.“

Judith ſank auf die Knie.

Sie betete für die arme Seele des Sünders.

„Beten Sie für dieſen Ruchloſen immerhin,“ bemerkte die Fleiſchhackerin, „ich glaube aber, es wird nichts nützen, der ſchwarze Hund war der Teufel, und der hat ihn geholt!“

Ende des vierten Theiles.

Druck und Papier von Leop. Sommer in Wien.

Zahlheim.

Ein

Wiener Criminalroman.

Von

Adolf Bäuerle,

Verfaſſer des „Komiſchen Theaters“ in 6 Bänden und der
„Thereſe Krones“.

Fünfter Theil.

Peſt, Wien und Leipzig. 1856.
Hartleben's Verlags-Expedition.

I.

Vorzeichen der Kataſtrophe.

Zahlheim befand ſich in einem Zuſtande, der Ludmilla beſorgt machte. — Er lag bewußtlos auf der Erde.

Ludmilla war nicht ſtark genug, den jungen Mann in ſein Bett zu bringen. Sie ließ ihn daher in ſeiner Lage und wußte nichts Anderes zu thun, als aus ſeinem Bette ein paar Kopfkiſſen zu holen und ſie unter ſein Haupt zu ſchieben.

»Er ſchläft,« ſagte ſie. »Er hat einen fürchterlichen Rauſch, aber im Weine liegt Wahrheit und die Wahrheit hat er geſprochen, als er mir zudonnerte: Du lügſt! Hat er meine Tante geſprochen? Hat er mir meine Schlüſſel entwendet und iſt er in meiner Wohnung geweſen? Hat er meinen Kaſten geöffnet, um ſich zu überzeugen, was ich beſitze? — Ich muß fort! Ich muß hierüber Gewißheit haben, wenn er jedoch erwacht und mich vermißt?

»Ich darf ihn jetzt nicht verlaſſen, es könnte ihm ein Unglück zuſtoßen. Ich will ihn bewachen.

»Wie unruhig er ſchläft!«

Ludmilla betrachtete ihn.

„Mein Gott,“ ſagte ſie, „er muß einen abſcheulichen Traum haben! Er ſpricht in einem fort! Wenn ich nur ein Wort verſtünde!“

Sie kniete ſich zu ihm auf die Erde und horchte.

„Kiſte! Sarg! Meſſer! ruft er.“

„Was für ſchauderhafte Dinge müſſen ſeine Phantaſie beſchäftigen.

„Jetzt ſpricht er wieder.“

Sie horchte.

„Schon wieder ruft er: Gott ſei mir gnädig!

„Jetzt weint er! Er weint wie ein Kind!

„Es iſt herzzerreißend wie er weint!

„Zahlheim! Zahlheim!“ rief ſie. „Um Gottes willen! richte Dich doch auf! — endige doch den entſetzlichen Traum, der Dich ſo furchtbar quält!“

Zahlheim erwachte.

Er faßte Ludmilla an.

„Ach mein allbarmherziger Heiland!“ rief er. „So haſt Du mich doch nicht ſinken laſſen. — Ludmilla! Ludmilla, wie glücklich ich bin, daß ich Dich vor mir ſehe!“

Er raffte ſich auf.

Er dachte über ſeinen Traum nach.

„Ich werde mich doch nicht verrathen haben?“ ſprach er in ſich hinein.

„Haſt Du meinen Traum belauſcht?“ fragte er Ludmilla.

„Welch ſchreckliche Bilder müſſen Dir im Schlafe vorgekommen ſein! Du ſprachſt von einem Meſſer, einem Sarge, einer Kiſte!“

„Mir träumte,“ ſagte Zahlheim, „von Teſſin. Er — er — verfolgte mich mit einem Meſſer! — Nichts weiter. — Wenn Du mich lieb haſt, nichts weiter von den ängſtlichen Erſcheinungen meiner Phantaſie! — Ich will mich jetzt zu Bette begeben, mich friert!«

»Du haſt ein Souper beſtellt.«

»Ich will mich nur eine Stunde niederlegen, um den unheimlichen Froſt aus meinen Gliedern zu bringen.«

»Ich will einheizen, ſehr warm einheizen. Setze Dich an den Ofen, ich will mit Dir plaudern, damit Du nicht einſchläfſt, ſonſt bringſt Du die Nacht wachend zu und dies wäre in einer Jahreszeit entſetzlich, in welcher es ſo ſpät Tag wird.«

Sie ging in die Küche, um Holz zu holen und ihr und Zahlheim's Schlafzimmer zu heizen.

»Ich werde mich hüten,« ſagte ſie, »Dich jetzt ſchlafen zu laſſen; ich werde Alles aufbieten, daß Du dieſe Nacht wie ein Sack in Bewußtloſigkeit verſinkſt, Du ſollſt mir heute mehr trinken als je und nicht zu Dir kommen, bis der Morgen anbricht; ich gehe um vier Uhr von hier fort und in mein Quartier. Ich muß ſehen, warum Du mich abhältſt, meine Zimmer zu betreten.«

Zahlheim mochte gleichzeitig mit Ludmilla einen Monolog gehalten haben, der ſie betraf, wieder verwarf er ſeine entſetzlichen Vorſätze und faßte den Entſchluß, ihr Alles zu geſtehen und ihre Verzeihung zu erbitten; hatte er doch das ihr geraubte Geld noch im Hauſe!

Als ſie die Oefen geheizt und die Zimmer ſo recht behaglich warm gemacht hatte, ſetzte ſie ſich traulich zu ihm.

»Jetzt laß uns von unſerm künftigen Hausweſen ſprechen,« ſagte ſie. »Wenn ich Dich heirate, ſo verliere ich die dreihundert Gulden Penſion, die ich meinem ſeligen Vater verdanke.«

„Dafür erhälſt Du, wenn ich als Magiſtratsrath ſterbe, vierhundert Gulden.“

„Das weiß ich wohl,“ verſetzte Ludmilla, „aber —“

„Du möchteſt die dreihundert Gulden als Oberbeamtenstochter auch behalten?“

„Ja, das könnteſt Du doch bei dem Bürgermeiſter durchſetzen.“

„Unmöglich!“

„Wenn Du deine Verdienſte geltend machſt?“

„Sei doch nicht gar ſo geldgierig! Deine ſechzigtauſend Gulden tragen Dir dreitauſend Gulden Intereſſen; ich werde Dich anſtändig erhalten und für alle deine Bedürfniſſe ſorgen; was wünſcheſt Du mehr?“

„Bei dieſer Zeit kann man jeden Heller brauchen.“

„Du wünſcheſt wahrſcheinlich die Intereſſen von dem Capitale hereinzubringen, um welches Dich dein Geliebter, der Italiener, betrogen hat?“

„Erinnere mich nicht an jenen Elenden, der gegenwärtig noch im Kerker ſchmachtet und im Kerker auch ſicher ſterben wird.“

„Sage mir, wie konnteſt Du es über Dich gewinnen, den Mann, den Du, wie ich gewiß weiß, heftig liebteſt, ins Zuchthaus zu bringen?“

„Hat er mich nicht beſtohlen?“

„Leider, aber er war dein Geliebter!“

„O, bei einem Diebe hört die Liebe auf!“

„Wer weiß ob ihn nicht die äußerſte Verzweiflung zu jenem entſetzlichen Schritt getrieben hatte?“

„Mir mein Geld zu nehmen? Da kenne ich keinen Pardon! Im Staube hat er ſich vor mir gewälzt, ihn nicht unglücklich zu machen; er hat mich mit Thränen in den Augen um Schonung und Mitleid gebeten; ich ſtieß ihn mit dem Fuße zurück und lief auf die Polizei. Aus ſeinem Bette ließ ich ihn in der Nacht holen und einſtecken! — Wer mir mein Geld nimmt, nimmt mir mein Leben!«

Zahlheim ſchwieg. Auf dieſe Aeußerung hatte er nichts zu ſagen.

Er ließ einen durchdringenden Blick auf Ludmilla ruhen.

Ludmilla ſchien es nicht zu beachten und fuhr fort:

»Ich liebe Dich gewiß innig, Franz, aber könnteſt Du Dich vermeſſen, und wenn wir auch ſchon Mann und Frau wären, mir einen Heller von meinem Eigenthum zu nehmen, ſo brächte ich Dich —«

Sie hielt inne.

»Da beſchütze mich der Himmel vor Dir,« erwiederte Zahlheim. »Du willſt glücklich durch mich werden und ich ſoll durch Dich nur unglücklich werden! Ich ſoll Dich verſorgen?«

»Ganz natürlich; ich opfere Dir meine Penſion.«

»Ich ſoll meinen Ausſichten entſagen, vielleicht eine Frau zu finden, welche Eltern nicht nur von großem Vermögen, ſondern auch von Einfluß beſitzt, mich in eine hohe Carriere zu bringen?«

»Solche Eltern gibt's nicht!«

»Sprich nur nicht ſo abgeſchmackt! — Und dafür ſoll ich meine Lage nicht einmal durch deine Renten verbeſſern können?«

»Ei was! meine Renten gehören mir, ſei froh, wenn ſie nach meinem Tode deine Renten werden.«

»Ganz wohl,« verſetzte Zahlheim mit unterdrückter Entrüſtung, »laß uns nicht zanken! — Du biſt unverbeſſerlich! Dir iſt nicht beizukommen, ſobald dein Geiz, deine

Hartherzigkeit, deine Habſucht berührt werden. — Morgen, nicht wahr, morgen gehen wir zum Pfarrer und laſſen uns ins Kirchenbuch eintragen, am Faſchingſonntage werden wir getraut; o wie freue ich mich auf das ſtille Glück, das ich Dir bereiten will!«

Der Kellnerburſche von den »drei Hackeln« kam jetzt mit dem Souper.

Zahlheim ließ den Kellner eintreten und den Tiſch ordnen.

Als Zahlheim durch die Küche ging, fiel ſein Blick auf den Speiſenkorb.

In dieſem blinkte ihm ein blankes, ſcharfgeſchliffenes Küchenmeſſer entgegen, das der Burſche zum Zerlegen eines Capauns mitgebracht hatte.

Raſch nahm Zahlheim dieſes Meſſer aus dem Korbe und verbarg es in der Spalte eines Schrankes, dann ging er ſchnell in das Zimmer und ſagte zum Kellner:

»Du haſt uns einen rieſigen ſteiriſchen Capaun gebracht. Ich verſtehe die Tranſchirkunſt nicht; verſtehſt Du ſie, Ludmilla?«

»Ich habe mein ganzes Leben noch keinen Capaun gegeſſen, viel weniger tranſchirt.«

»Dann will ich aushelfen,« ſagte der Kellner. »Einen Capaun zu zerlegen, verſteh' ich aus dem Fundament.«

Der Kellner ging in die Küche, kam aber gleich wieder zurück.

»Ich habe kein Meſſer,« ſagte er. »Ich glaubte zwar eines mitgenommen zu haben, aber nun ſehe ich, daß ich es entweder verloren oder vergeſſen habe. — Ich hole ein Tranſchirmeſſer und bin ſogleich wieder da!«

»Warum nicht gar!« verſetzte Zahlheim. »Wer gut zu tranſchiren verſteht, kann auch mit einem gewöhnlichen Tiſchmeſſer ſeine Geſchicklichkeit zeigen.«

Der Kellner bewährte dieſen Ausſpruch.

Das Souper wurde ſervirt.

Der Kellner entfernte ſich wieder.

Zahlheim verſchloß abermals die Wohnung und ſteckte den Schlüſſel zu ſich.

Während des Soupers zeigte Zahlheim den vollendeten Gleißner.

Er hatte die letzte Regung von Redlichkeit niedergekämpft; den Mord Ludmilla's hatte er beſchloſſen.

Sein Vorſatz ſtand feſt, und hätte er noch gewankt, Ludmilla's abſcheuliche Aeußerungen über den Italiener, den ſie liebte und doch in den Kerker brachte, und ihre Andeutungen über Zahlheim ſelbſt, wenn er ſeine Hand nach ihrem Gelde ausſtrecken ſollte, beſtimmten ihn, ſie aus der Welt zu ſchaffen.

Er mußte nur noch Ludmilla auf den Boden des Hauſes verlocken, weil er dort gewiß war, nicht überraſcht zu werden.

Er begann daher bei dem Abendeſſen:

»Der Himmel ſegne deinen Appetit, Dir ſchmeckt es ganz vortrefflich! — Was ſagſt Du zu dem herrlichen Wein, es iſt gerade ſo, als ob Gold im Glaſe wäre. Trink', das iſt Markobrunner, ein göttlicher Rheinwein!«

»Er iſt mir zu ſtark.«

Sie trank deſſenungeachtet, dann ſagte ſie: »Ich bemerke, daß Du nicht trinkſt und Dir würde es gut anſchlagen, wenn Du Dir Feuer eingießen möchteſt, da Du über Kälte klagteſt.«

»Apropos! Haſt Du die Ducaten gezählt, welche ich Dir gegeben?«

»O ja,« ſagte ſie, »im Ganzen ſind es fünfhundertſechsundvierzig Stück.«

»Hier ſind noch vier, damit die Zahl voll wird. Lege ſie in jene Schublade!«

Sie wollte dies.

»Es fehlt der Schlüſſel,« ſagte ſie.

»Ja richtig! — Ach, Ludmille, Du mußt mir eine Gefälligkeit erweiſen. Ehe wir morgen noch zum Pfarrer uns bemühen, mußt Du mir den Schlüſſel zu dieſem Kaſten auf meinem Hausboden ſuchen;, Du mußt mir den Boden ein wenig zuſammenräumen, denn ich habe allerlei Geräthſchaften oben. Das iſt wohl ein Geſchäft für eine Hausfrau. — Dafür verſpreche ich, Dir ein prächtiges Brautkleid zu kaufen, das Du zu dem erſten Schneider Wiens bringen ſollſt: Herr Högert wohnt im »Küßdenpfennig« und iſt Hofſchneider.«

»Du biſt wirklich recht gut, aber ein neues Brautkleid iſt unnöthig. Du weißt, ich habe von meiner Mutter eines.«

»Gegen dieſes proteſtire ich. Wenn ich mit Dir copulirt werde, kommen der Herr Bürgermeiſter und alle Magiſtratsräthe in die Kirche, gib mir doch nach; dann laſſe ich Dich von dem Friſeur der Gräfin Zinſendorf friſiren.«

»Nein, nein, nichts Gräfliches!«

»Du mußt mir folgen; ſind wir einmal verheiratet, dann erlaube ich Dir, mit Ausnahme der Hochzeitstafel, zu knickern. In deine Hauswirthſchaft will ich Dir nichts darein reden.«

»Und die Auslagen für das Brautkleid, für den Friſeur, die Wagen, den Pfarrer, das Kirchenperſonal, die Hochzeitstafel beſtreiteſt Du?«

»Alles ich; Du ſollſt nicht einen Heller für eine Stecknadel auszulegen haben.«

Sie umarmte Zahlheim in ihrer Herzensfreude.

Er nöthigte ſie, ſie nöthigte ihn zu trinken. Sie tranken aber Beide ſehr wenig.

»Wäre es Dir nicht lieber,« fragte Zahlheim, »Ludmilla, morgen Nachmittag mit mir zum Pfarrer zu gehen. Ich muß Beiſtände mitbringen und wir haben noch keinen.«

»Wen wählſt Du hierzu?«

»Für Dich,« verſetzte Zahlheim, »meinen Burreauchef, für mich den Oberſteuereinnehmer.«

Mit dieſer Wahl war Ludmilla zufrieden. »Nur eine Bitte habe ich noch,« ſagte Ludmilla. »Lade weder in die Kirche noch zu unſerer Hochzeitstafel deine Mutter ein, ich kann ſie und ſie kann mich nicht leiden.«

»Auch dies verſpreche ich Dir.«

Ludmilla wurde jetzt ausnehmend zärtlich.

Es ging Alles nach ihren Wünſchen, ſie wollte nun, wie ein junges Mädchen, koſen, küſſen und ſchmachten und Zahlheim wußte nicht, was er anfangen ſollte, ſich ihrer verliebten Zärtlichkeiten zu erwehren.

Endlich wurde das Souper aufgehoben. Zahlheim begab ſich in ſein Schlafzimmer, ſie ſich in das ihrige.

Ludmilla fiel bald dem Schlummergott in die Arme.

Zahlheim aber ſchlief nicht, denn der entſetzliche 29. Jänner 1786 brach an.

Zahlheim ſchlief auch nicht, als es auf der nahen Thurmuhr die vierte Stunde ſchlug.

Da hörte er plötzlich die Thür ſeines Cabinets öffnen.

Er hatte ein Nachtlicht auf ſeinem Käſtchen ſtehen und bemerkte ganz deutlich, daß Ludmilla ſich bereits ganz angekleidet herein ſchlich, an ſein Bett trat, ſich über ihn hinüberneigte, um den, neben ſeiner Taſchenuhr hängenden Wohnungsſchlüſſel zu nehmen, und ſich dann eben ſo geräuſchlos wieder zu entfernen.

Zahlheim ließ ſie gewähren.

Er ſtand jedoch auf und ging ihr leiſe nach.

Sie eilte nun an die Eingangsthür, nahm in der Küche den Hausſchlüſſel von der Wand und wollte ſchon entſchlüpfen, da faßte ſie Zahlheim am Arme und ſchleuderte ſie mit aller Wuth in das Vorzimmer zurück.

„Falſche, gleißneriſche, nichtswürdige Schlange!“ rief er, „habe ich Dich? — Du willſt heimlich fort, trotz deiner Betheuerungen! Du willſt in deine Wohnung! Was haſt Du mir verſprochen? Doch, warte, ungehorſame, widerſpenſtige, tückiſche Creatur, dies ſoll Dir vergolten werden! — So belohnſt Du meine Liebe? Zur *Diebin* entwürdigſt Du Dich und entwendeſt mir meine Schlüſſel? — Augenblicklich ziehſt Du Dich wieder aus und legſt Dich zu Bette und Du wirſt nicht eher aufſtehen, bis es acht Uhr iſt; nach acht Uhr erſt darfſt Du dein Bett verlaſſen!“

Ludmilla vermochte vor Furcht und Schrecken kein Wort hervorzubringen. Sie zitterte am ganzen Leibe. Sie gehorchte, ging aber ſammt den Kleidern zu Bette.

Zahlheim verſperrte beide Thüren ihres Zimmers und ſuchte ebenfalls ſein Lager auf.

Der gütige Leſer möge entſchuldigen, wenn wir den Empfindungen, welche beiden in den vier Stunden, in denen ſie wieder ihre Ruheſtätten gefunden, Worte geben.

»Es iſt klar,« ſagte ſie, »er war in meiner Wohnung, er hat ſich meiner Schlüſſel bemächtigt, er hat ſie mir, während er mich vor einigen Tagen betrunken machte, und mich den ganzen Vormittag unter Schloß und Riegel zurückhielt. geraubt; er hat mir mein Vermögen geſtohlen und läßt mich nun nicht nach Hauſe, damit ich die Schandthat nicht entdecken ſolle; aber ich entwiſche ihm auf dem Wege zur Kirche, laſſe meine Wohnung durch den Schloſſer aufſperren und vermiſſe ich mein Geld, ſo bringe ich ihn auf die Schandbühne, ſo wahr mir Gott helfe!«

»Es iſt klar,« ſagte er, »ſie hat keinen andern Gedanken, als mich zu verderben; ſie ahnt, daß ich ihr Geld habe und will mich dafür opfern. — Wenn ich noch einen Augenblick gewankt hätte, ihr den Todesſtreich zu verſetzen, ſo wäre jetzt der Vorſatz zur That geworden! Sie will es nicht anders, ſo ſei es denn! Bis Mittag höchſtens ſollſt Du ausgerungen haben und die Art, wie ich dich aus der Welt ſchaffen werde, habe ich mir zu weiſe ausgedacht, als daß irgend ein Menſch in Wien mich wird als Mörder bezeichnen können. Höchſtens morgen, Mittag, ſoll dein Sterbeſtündlein ſchlagen.«

II.

Der Mord.

Es ſchlug acht Uhr bei Maria-Stiegen.

Zahlheim war bereits angezogen, er ſperrte das Zimmer auf, in welchem Ludmilla ſchlief.

Sie war ebenfalls aus dem Bette, ſtand am Fenſter und ſah dem Spiele der luſtigen Schneeflocken zu, die beſonders dicht an dem Morgen des 29. Jänner 1786 herabfielen.

»Schon aus den Federn?« fragte er Ludmilla.

»Ja,« ſagte ſie, »ich habe nicht mehr ſchlafen können.«

»Ich will Dir's glauben!« erwiederte Zahlheim; »die Schandthat, mit welcher Du um vier Uhr Morgens den heutigen Tag beginnen wollteſt, hat Dich nicht ſchlafen laſſen.«

»Welche Schandthat? — Daß ich Dich nicht wecken, und in meine Wohnung wollte, um meinen Taufſchein zu holen, das iſt keine Schandthat.«

»Eine Schandthat iſt's, das gegebene Wort zu brechen. Ich erklärte Dir, daß ich Dich in dein Quartier begleiten wolle, damit war Dir aber nicht gedient.«

»O das hätteſt Du nicht gethan.«

»Warum nicht?«

»Du wirſt ſchon wiſſen, warum nicht?«

»Ich habe keine Urſache, Dich nicht begleiten zu wollen.«

»Keine Urſache? weshalb haſt Du Dich denn ſo entſetzlich geberdet, als ich einige Male davon ſprach, zu Hauſe nachſehen zu müſſen?«

»Weil ich Dich allein nirgends hinlaſſe. — Du haſt noch einen Liebhaber, von dem Du Abſchied nehmen, und ihm wahrſcheinlich Geld anhängen willſt, damit er ſich tröſte über ſeinen Verluſt!«

»Ich bitte Dich, nicht den Argwöhniſchen und Eiferſüchtigen zu ſpielen. Du? — eiferſüchtig und argwöhniſch! — Du! — Ja, geldgierig biſt Du! — Vor dem Kaffehſieder Ducati haſt Du ja mir ins Geſicht geſagt, daß Du mich nur des Geldes wegen zur Frau nimmſt.«

»Ich bin nicht geldgierig, aber Du! Wäre ich geldgierig, ſo hätte ich nicht ſo große Summen verſpielt.«

»Ja das iſt's eben! Die fünfhundertſechzig Ducaten, welche dort liegen, ſind ſchon wieder zu einem Pharo hergerichtet.«

»Ich habe ſie Dir ja geſchenkt!«

»Haha! Geſchenkt! Geſchenkt mein eigenes Geld!«

»Dein Geld?«

»Ja, dieſe Ducaten ſind mein Geld! Hältſt Du mich für ſo dumm, daß ich nicht begreife, was geſchehen? — Du ſagteſt mir anfänglich, ich müßte einen ganzen Morgen in deiner Wohnung bleiben, damit Jemand zu Hauſe ſei, während Du in deinem Amte arbeiteteſt, und deine Freunde kämen, und auf Briefe, welche Du ſchreiben würdeſt, aber nicht ſchriebſt, ich weiß nicht welche ungeheure Summen Dir ins Haus brächten!! — Statt deſſen ſchloſſeſt Du mich ein, um einen, von Dir mir „angezechten“ Champagnerrauſch zu benützen, der dazu diente, mir die Schlüſſel zu entwenden, mein Quartier aufzuſperren und mich — zu beſtehlen.“

„Ei, Du nichtswürdige Beſtie!“ fuhr Zahlheim auf, „was erfrechſt Du Dich mir zu ſagen, welche abſcheulichen, niederträchtigen Beſchuldigungen erdreiſtet ſich dein giftiger Mund mir ins Angeſicht zu ſchleudern?“

„Ja, ſo iſt es! So iſt es gewiß, darauf nehme ich Gift!“

„Nimm Gift, Scheuſal! ſo kommſt Du einmal von der Welt.“

„Du fandeſt aber nur 1700 fl. in Obligationen und 242 fl. in Silbermünze.“

„Du haſt vielleicht, wenn Du Dich auf den Kopf ſtellſt, nicht einen Heller mehr.“

„Das wird ſich zeigen! — Dieſe Obligationen und meine Silberzwanziger trugſt Du dann zu irgend einem Geldjuden — ich möchte Meyer Baſcheles nicht fragen, ob Du nicht bei ihm geweſen — der gab Dir 496 Ducaten dafür, ſo viel macht mit dem Agio berechnet mein Geld in Gold umgeſetzt aus. Dieſe brachteſt Du mir, erſtens mir glauben zu machen, daß Du mich nicht beſtehlen könnteſt, weil deine Freunde Dir ſo große Capitalien zur Verfügung ſtellten, dann auch um zu zeigen, daß Alles das wahr ſei, was Du mir vorgelogen!“

„Und der Kaffeeſieder Ducati, und was der Dir von meinen Freunden mittheilte?“

„Alles erlogen! Verabredet! Abgekartet! — Wie helfen denn die Herren, welche Dir 25,000 fl. geben, wenn

Du mich nicht heirateſt? — Wo wohnen ſie denn? — Ich will auf deine Hand verzichten, wenn ſie Dir zu dieſem Zwecke 25 Groſchen geben! Haha! Welche dumme und abgeſchmackte Fabeln!«

Zahlheim knirſchte die Zähne zuſammen.

»O, ſpiele nicht den Wüthenden, ich fürchte mich nicht vor Dir, aber Du haſt mich zu fürchten! — Wenn ich in meine Wohnung komme, und es iſt Alles ſo wie ich geſagt, dann mache Dich auf ein Quartier im Zuchthauſe auf fünf bis ſechs Jahre gefaßt; — neben dem Italiener ſollſt Du mir angeſchmiedet werden, und mit ihm meinetwegen mich verfluchen, ſo lange eure Ketten raſſeln!«

»Scheuſal!« ſchrie Zahlheim, »und wenn Du Dich irrſt? wenn Du deinen Mammon unangetaſtet findeſt, wenn deine 60,000 fl. bei Heller und Pfennig in deinem Schranke ſich befinden?«

»Oder blos die Heller und Pfennige? Und die 60,000 Gulden nicht?«

»Haſt Du denn wirklich ein Capital von dieſem Betrage?«

»Laß mich in meine Wohnung und ich werde Dir Antwort geben.«

»Gut,« erwiederte Zahlheim, »es ſoll geſchehen! Ehe wir noch zum Pfarrer gehen, ſollſt Du deine Wohnung betreten; nur erweiſe mir die Gefälligkeit und räume meinen Boden zuſammen oder ſuche mir nur den Schlüſſel zu jenem Schranke, damit ich die 560 Ducaten, von welchen Du behaupteſt, daß hiervon 496 Stücke Dir gehören, die ich Dir geſtohlen, verwahren könne, denn es wäre doch ſchrecklich, wenn Dir dein Geld in deiner Wohnung, und dann auch wieder dein Geld in meiner Wohnung geſtohlen würde. Da haſt Du den Schlüſſel zum Boden, geh hinauf!«

»Dieſe Gefälligkeit will ich Dir erweiſen, dann läßt Du mich aber allein fort? allein laſſeſt Du mich in meine Wohnung?«

»Allein, ganz allein! — Ob ich Dich in meine Wohnung zurücklaſſe, ob ich Dich dann noch heirate, wenn Du Dich überzeugteſt, daß Du mich ſchändlich angeklagt und beſchimpft haſt — das werde ich vorläufig nicht verſprechen.«

Ludmilla nahm den Bodenſchlüſſel, ſperrte den Hausboden auf und fing an aufzuräumen und den Schlüſſel zu ſuchen.

Der Boden des Hauſes, in welchem Zahlheim im zweiten Stocke (Elendbaſtei, Nr. 1170) wohnte, hatte nach der bekannten Bauart der alten Häuſer eine Treppe, welche mit der Küche in Verbindung ſtand. Zahlheim durfte alſo ſeine Hausthüre nicht öffnen, um Ludmilla auf dieſen Dachboden zu ſenden.

Während Ludmilla herumkramte, holte Zahlheim das Küchenmeſſer, das er Abends zuvor dem Kellner, welcher von den »drei Hacken« das Souper überbrachte, entwendete, aus ſeinem Verſteck hervor, prüfte das Meſſer und die verſuchte die Wucht desſelben.

Er fand es ganz geeignet zu ſeinem Vorhaben.

Hierauf richtete er ſich ein großes Gefäß mit Waſſer zurecht, goß ein Lavoir mit Waſſer an, verſteckte das Meſſer unter ſeiner Weſte und eilte zu Ludmilla.

Als Zahlheim bei Ludmilla eintrat, hatte ſie einen Kehrbeſen in der Hand und fegte gerade den Staub zuſammen.

In dieſer Stellung glaubte er ſie nicht zu finden; der Kehrbeſen und der Umſtand, daß ſie nicht auf der Erde kauerte und den Schlüſſel ſuchte, genirten ihn.

Er fragte ſie:

»Haſt Du den Schlüſſel gefunden?«

Worauf ſie antwortete:

»Ich werde ihn erſt ſuchen, wenn ich den »Miſt« auf einem Häuflein beiſammen habe. Der Beſen wird ihn ſuchen helfen.«

Zahlheim verließ ſie wieder.

Als er zurück in ſeine Küche kam, wurde ihm ganz unwohl.

Er labte ſich mit friſchem Waſſer.

Es überfiel ihn eine ſolche Gewiſſensangſt, daß er beinahe umgeſunken wäre.

»Nein,« ſagte er, »nein, ich kann ſie nicht morden; es iſt doch gar zu ſchändlich! Ein Menſchenleben ſoll durch mich zu Grunde gehen! — Nimmermehr!«

Er warf ſich auf einen Stuhl.

Er vermeinte zu erſticken.

Er holte ſchwer Athem.

Es entſtand in ihm ein Kampf der furchtbarſten Art.

Es war ihm, als ränge in ſeiner Bruſt ſein guter Genius mit ſeinem böſen, und der böſe wollte nicht weichen.

»Nein!« rief er, »ich will kein Mörder werden! Nein, nein!«

»Ich will ihr Alles bekennen! — Ich will ihr, ihr

Geld zurückgeben! — Erhält ſie ihr Geld wieder, ſo kann ſie mich nicht verderben wollen!«

Er eilte wieder auf den Boden, um ihr reuig zu Füßen zu ſtürzen, da ſtand ſie bei einem der Bodenfenſter, hatte daſſelbe geöffnet und ließ friſche Luft herein, weil der aufgeregte Staub in dicken Wolken herumflog.

»Biſt Du ſchon ungeduldig?« fragte ſie. »Kannſt Du es nicht erwarten, daß Du das mir geſtohlene Geld verſperrſt? — Glaubſt Du, ich könnte es Dir wieder nehmen? — O da habe ich ein anderes Mittel, mein Geld wieder zu bekommen! — Hab' ich Dich angegeben, dann wird mir die Polizei zu meinem Eigenthume verhelfen! Freu' Dich nur, Franzl! Das wird eine andere Hochzeit werden! —«

Zahlheim wurde durch dieſe boshaften Worte auf das Heftigſte empört.

Sein guter Geiſt entwich; ſein Dämon bemächtigte ſich ſeiner.

Er wollte in blinder Wuth auf ſie hinſtürzen und ihr das Meſſer in die Bruſt ſtoßen, da warf er einen Blick auf das offene Bodenfenſter; er befürchtete, daß man Ludmilla's Geſchrei, ihr Stöhnen oder Aechzen hören könne.

Er trat zurück.

Er ſagte:

»Das Fenſter ſollteſt Du doch wieder zumachen! Es weht ganze Schichten Schnee herein, Du kannſt Dich ſo arg erkälten, daß Du krank wirſt. Von innen glühſt Du voll Rache und Wuth über den Dieb Zahlheim und von außen bedrohen Dich Froſt und Eis, Du wirſt gewiß krank werden!«

Er verließ Ludmilla wieder.

Er ging aus der Küche in ſein erſtes Zimmer.

»Sie iſt doch gar zu nichtswürdig!« ſagte er. »Sie läßt nicht eine Minute ab, mich auf die niederträchtigſte Weiſe zu reizen! — Sie will kein Mitleid, ſie verdient auch keines! So fahre ſie denn zur Hölle! — Opfere ich ſie nicht, ſo opfert ſie mich! — Wenn ich ſie auf den Knien um Verzeihung bitte, wenn ich ſie um Gnade anflehe wie jener Italiener, der ſich im Staube vor ihr wälzte, ihn nicht zu verderben, ſo wird ſie mich mit Füßen von ſich ſtoßen wie jenen! — Es iſt beſchloſſen:

»Sie ſterbe!«

Er ſah neben ſich ein Vortuch liegen, das Ludmilla gehörte.

»Dieſes Tuch ſoll mir das Beinkleid und die Weſte ſchützen, damit beide nicht mit Blut beſudelt werden.«

»Den Rock ziehe ich aus,« ſagte er und that es.

»Bei dieſer Arbeit kann mich nicht frieren. Mein Blut kocht, mein Herz ſchlägt, meine Pulſe toben.«

»Ich will ſie martern, bis ſie mir die Wahrheit ſagt, ob ſie und wo ſie jenes Capital verwahrt, mit dem ſie ſich ſo beharrlich brüſtet!«

Er eilte hinauf.

Sie kniete vor einem Koffer mit dem Geſichte gegen die Thür gewendet.

»Wie ſiehſt Du aus?« fragte ſie; »willſt Du mir ſuchen helfen?«

»Ja, ich will Dir helfen!« ſagte er, »ich will Dir die 60,000 fl. ſuchen helfen, von welchen Du behaupteſt, Du beſäßeſt ſie!

»Verfluchtes Scheuſal!« wüthete er. »Ja, ich habe Dich beſtohlen, ja, ich habe Dir deine Schlüſſel entwendet, ja, ich habe deine Obligationen und deinen Silberſack mit fortgetragen, ich habe dieſes Alles gegen Ducaten eingewechſelt; aber ich habe die 60.000 fl., die Du zu beſitzen lügſt, nicht genommen, weil Du ſie nie beſaßeſt, worüber mir, Du verſchmitzte Creatur, ein Brief deiner Tante, den ich in deinem Kaſten fand, den gehörigen Aufſchluß gab.«

»Du haſt mich alſo wirklich beſtohlen!« entgegnete Ludmilla, »Du geſtehſt es ſelbſt, ſchändlicher Räuber, ic will ich doch augenblicklich —«

Sie wollte aufſtehen und ſchnell forteilen.

»Bleib'!« donnerte Zahlheim ihr zu, indem er mit der linken Hand ſie niederwarf und mit der rechten das Meſſer hervorholte, »bleib', oder ich ſtoße Dich augenblicklich nieder, Dich, verfluchten, eingefleiſchten Teufel! — Wähnſt Du, ich werde Dir Zeit laſſen, mich zu verderben, ich werde Dir Schonung ſchenken, Dir, die mich nicht ſchonen will? Dir Gnade gewähren, Dir, die das Wort Gnade nicht kennt? — Die mich eines Groſchens wegen auf das Schaffot bringen würde, geſchweige denn einer Summe von beinahe 2000 fl.? — Du mußt ſterben! ſterben! augenblicklich ſterben! Deine Stunde hat geſchlagen!«

Sie wollte ſich ſeiner Fauſt entringen.

Sie faßte ſeinen Arm krampfhaft an.

Zahlheim führte mit der rechten Hand einen Stich nach ihr, daß ſie augenblicklich zurückſank.

»Zu Hilfe! zu Hilfe!« ſtöhnte ſie.

»Ich habe ja verſprochen, Dir zu helfen!« höhnte Zahlheim, »wie Du mir zugeſagt, mir zu helfen! Ins Zuchthaus, verſprachſt Du, wollteſt Du mich bringen, für fünf, ſechs Jahre! Da haſt Du für jeden Tag einen Meſſerſtich, Beſtie! — Weide Dich nun an meinem Jammer, rufe mir noch einmal zu: »Franzl, das ſoll eine andere Hochzeit werden!« Ja wohl, eine andere Hochzeit, deine Bluthochzeit! Begehe ſie jetzt mit dem Teufel und tanze mit ihm in die Hölle!«

Ludmilla war auf die Erde geſunken und wälzte ſich in ihrem Blute.

»Barmherzigkeit!« röchelte ſie, »Barmherzigkeit! — Laß' ab! — Ich will Dir Alles, was ich beſitze, ſchenken — — — ich will Dich nicht verrathen, ich ſchwöre es Dir bei dem ewigen Gott! nur tödte mich nicht! Laß' es genug ſein, was Du mir gethan!«

»Was Du beſitzeſt willſt Du mir ſchenken? Ich frage Dich, Dich, welche in wenig Minuten ausgerungen haben wird, was beſitzeſt Du denn, um mir Erhebliches zu ſchenken? Beſitzeſt Du, trotz der Behauptung deiner Tante, 60,000 fl.? — Beſitzeſt Du dieſes Capital? Gehe mit keiner Lüge aus der Welt; denn lebendig kommſt Du nicht aus meinen Händen, Du kannſt dies glauben! — Soll ich nach dem, was jetzt geſchehen, noch exiſtiren, muß deine Exiſtenz vernichtet werden! — Bekenne daher, »erbärmliche Mähre,« beſitzeſt Du außer deinen miſerablen Möbeln und ſchmutzigem Trödelkrame noch ein Vermögen? Ja oder Nein! Lüge nicht, oder ich ſchneide Dir dein ſchmachvolles Herz aus dem lebendigen Leibe!«

Er ſchwang neuerdings ſein bluttriefendes Meſſer.

Ludmilla machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand, dann hob ſie das Haupt und hauchte:

»Nein — aber —«

»Eine neue Lüge! eine neue Lüge willſt Du ſagen?«

kreiſchte Zahlheim. „Dieſe ſoll Dir nicht mehr aus dem Halſe kommen!“

„Er führte“ (wie das gedruckte Todesurtheil enthält) „in dieſem Momente mit dem ſtarken Küchenmeſſer in ihren Hals einen ſo gewaltigen Hieb, daß das Meſſer ſtecken blieb und Ludmilla auf der Stelle ihren Geiſt aufgab. Bei der gerichtlich vorgenommenen Beſchau zeigte ſich, daß die Schlund- und Luftröhren, dann die beiden Droſſel-, Puls- und Blutadern ganz durchſchnitten waren, woraus der Tod unmittelbar erfolgen mußte.“

Als Ludmilla ſich nicht mehr regte, hob Zahlheim von einer Kiſte, in welcher der Tröbler Hannauer ihm bei der Einrichtung ſeines Quartiers Oelgemälde eingepackt hatte, den Deckel hinweg, ergriff den Leichnam und warf ihn in das hölzerne Behältniß, verſchloß dann dasſelbe wieder mit dem Deckel und ſchlug die Nägel feſt, die noch im Deckel ſtacken, ſo daß Ludmilla wie in einem Sarge ruhte.

Hierauf begab er ſich in ſeine Küche, holte Waſſer auf den Hausboden, wuſch das Blut, das den Eſtrich bedeckte, auf, kehrte den von Ludmilla zuſammengefegten „Staub und Miſt“ über die friſch gewaſchenen Stellen, eilte in ſeine Wohnung zurück, reinigte ſich, packte die mit Blut beſudelte Wäſche und Kleidungsſtücke, dann ſein Hemd in einen Bündel, hielt noch einmal Umſchau auf dem Boden, in der Küche und in ſeinem Zimmer, forſchte ängſtlich, ob keine Spur des Verbrechens ſichtbar geblieben; als er ſich hievon überzeugt, goß er das, mit Blut gefärbte Waſſer aus einem Kübel und einem Lavoir, deſſen er ſich zum Reinigen bedient hatte, in die Retirade, verbarg ſeine 550 Ducaten, wie früher ſein gewonnenes Spielgeld, in dem gemauerten Fußgeſtelle ſeines

Ofens, zog ſich vom Kopf bis zum Fuß neu an, hing ſeinen Mantel um, nahm die blutige Wäſche und Kleider in einem Packete unter den Arm, verſchloß ſeine Wohnung und verließ ſein Haus.

Als er auf die Baſtei hinaustrat, warf er unwillkürlich einen Blick nach dem Dache ſeines Hauſes. Hierauf blickte er nach allen Seiten des freien Platzes, ob Niemand ihn beobachte; als er Niemand erblickte, entfernte er ſich.

Es ſchneite noch immer heftig und der Wind wehte ſo große Schneehaufen zuſammen, daß Zahlheim Mühe hatte, durchzuwaten. Dieſe abſcheuliche Witterung erſchien ihm ſehr angenehm. — Es war ein Wintertag, daß man, wie man im gemeinen Leben ſagt, keinen Hund hätte auf die Straße jagen ſollen. — Er eilte durch das „neue Thor“ und begegnete bei ſeinem Gange nach der Donau nur ſehr wenig Menſchen.

Er gelangte, ohne daß ihm Jemand entgegentrat, der ihn gekannt hätte, bis weit über die ſogenannte „Ladengeſtätte in der Roßau.“

Die Donau war feſt gefroren, man konnte ohne Gefahr darüber ſchreiten.

Zahlheim ging an der Leiterbaur'ſchen Steinmetzwerkſtätte vorüber, packte dort einen ſchweren Stein in ſeinen Wäſch- und Kleiderbündel, ſpähte, da gerade die Fleiſchhauer dort Eis ausgehauen hatten, nach einer offenen Stelle in der gefrornen Stromdecke und ließ, als er da vorüberſchritt, ſeinen blutigen, mit einem Stein beſchwerten Bündel ungeſehen unter ſeinem Mantel in die Donau gleiten.

Ihm war jetzt wirklich ein Stein vom Herzen gefallen. Am hellen Tage, es war Ein Uhr in der Mittagsſtunde, hatte er ein ſolches Wageſtück unbemerkt ausgeführt; er ſah darin eine glückliche Vorbedeutung, und nährte die wahnſinnige Hoffnung, daß der Schleier, der über dieſem Morde lag, nie gelüftet werden könne!!!

Zahlheim, als er das jenſeitige Ufer erreicht, eilte an der andern Seite der Donau der „neuen Brücke“ zu, wohin er ebenfalls ganz unbemerkt gelangte.

Als er über die Brücke wollte, bettelte ihn ein armes Weib an.

Er griff in die Taſche, um ihr ein Almoſen zu ſchenken.

Er näherte ſich dem Weibe.

Mit Entſetzen wendete er ſich von der Unheimlichen ab.

Es war die Zigeunerin, welche ihm ſeinen ſchrecklichen Tod „am 10. März 1786 prophezeit hatte.“

Wie von tauſend Furien gepeitſcht flog Zahlheim der Stadt zu.

III.

Nach der Blutthat.

Sein erſter Gang war nach dem Café Ducati.

„Zeigen muß ich mich,“ dachte er, „überall zeigen, den Unbefangenen muß ich ſpielen, den Mann, der das unbeflecktefte Gewiſſen beſitzt, und dabei muß ich meine Augen und Ohren überall haben, um zu ſpähen und zu lauſchen, was geſprochen wird. Aus einem Hauche, aus einer Miene, aus einer Handbewegung kann ich Fingerzeige entnehmen.“

Er trat bei Ducati ein.

Ducati ſaß ſoeben mit ſeiner Frau und ſeinem Sohne beim Mittagstiſch.

Als Zahlheim ſich ihm näherte, rief er ihm zu:

»Sie wiſſen gewiß etwas Näheres über Teſſins ſchreckliches Ende.«

»Teſſin todt? Ich weiß kein Wort.«

»Werden Sie doch nicht lächerlich, die ganze Stadt iſt voll von dieſer entſetzlichen Geſchichte. Waren Sie denn nicht in Ihrem Amte?«

»Ich war verhindert. Was iſt geſchehen?«

»Teſſin hat in der Hetze Bank gehalten, iſt bei ſeinem falſchen Spiele ertappt worden. Er flüchtete ſich in der Nacht in die weiten Räume des Hetzhauſes, gerieth in den Stall der großen Hunde und dieſe zerfleiſchten ihn. Legler's Sultan hat dem Unglücklichen die Gurgel durchgebiſſen.«

Zahlheim ſtand vor Entſetzen ſtarr.

Endlich fragte er: »Wann geſchah dies?«

»Heute, den 29. Jänner, Morgens um zwei Uhr. Ein blutiger Tag! — Einer meiner Gäſte, der Seidenhändler Romanzoni, hat ſich, weil er ſein ganzes Vermögen in der Lotterie verſpielt, den Hals abgeſchnitten. Ein blutiger Tag!«

»Ja wohl,« ſtöhnte Zahlheim, »ein blutiger Tag!«

»Mich,« fuhr Ducati fort, »kann dieſer Tag 2000 Ducaten koſten. »Ich borgte Teſſin geſtern 1600 Ducaten und bei Romanzoni verliere ich 400 Ducaten. Teſſin's Geld hat man zum Glück in einem ledernen Beutel gefunden, aber wie beweiſe ich es, daß 1600 Ducaten davon mir gehören?«

»Wenden Sie ſich an Stadelmann.«

»Das Gericht hat Teſſin's Barſchaft in Empfang genommen. Durch dieſes unglückliche Ereigniß iſt die Pharo-Bank in der Hetze verrathen worden. Die Spieler forderten bei der Polizei ihr Geld aus Teſſin's Nachlaß; der hirnloſe Bankgeber hatte ſchon ſechstauſend Ducaten, ohne daß man ihm auf ſein Voltaſchlagen gekommen, bei Seite gebracht. Da ließ er, als die größten Summen ſtanden, die entſcheidende Karte in ſeinem Rockärmel verſchwinden; das entdeckte Stadelmann und der Bräuer von St. Marx gleichzeitig, und nun ging es über den Unvorſichtigen her.«

»Glückliche Reiſe in Satans Reich!« murmelte Zahlheim, »Du wirſt Geſellſchaft finden!«

»Für Sie, Zahlheim,« ergänzte Ducati, »iſt dies ein glückliches Ereigniß. »Ihre Spielgläubiger können Sie in dieſem Momente nicht verfolgen; wer über Hazardſpiele immer Klage führt, ob über honnetes oder malhonnetes Spiel, verfällt in die zehnfache Strafe des Verluſtes und der, den er über Spielſchulden klagt, hat ihm nichts zu bezahlen. Geſtern, gerade geſtern hat die Polizei Kaiſer Carl VI. Verordnung über die Hazardſpiele erneuert, gerade geſtern, als wenn ſie geahnt, was heute Morgens in der Hetze geſchehen würde.«

»Victoria!« rief Zahlheim, »jetzt bin ich geborgen!«

»Haben Sie mir meine fünfzig Ducaten mitgebracht?«

»Ich ſtelle ſie Ihnen heute noch dankbar zurück.«

»Und was iſt's mit der Heirat mit dem alten Thier, der Ludmilla Fogger?«

»Sie haben mir von ihr geholfen,« antwortete Zahlheim. »Sie iſt mir förmlich durchgegangen. Als ſie mir ihr Vermögen verheiraten ſollte, entfloh ſie.«

»Dieſes abſcheuliche Weib! Danken Sie dem Himmel, daß Sie von ihr erlöſt ſind; die Ehe mit dieſer Beſtie würde

Sie zum Selbſtmord getrieben haben. Werden Sie heute Nacht die Redoute beſuchen?«

»Das verſteht ſich!«

»In Maske?«

»Da ich keine Spielgläubiger mehr zu fürchten habe, gehe ich in eigenen Kleidern.«

»Dann werden Sie den Bojar mit Frau und Tochter treffen. Stellen Sie ſich vor, Ihre Roſaura iſt ſchon wieder Braut! Sie heiratet den ſchielenden Griechen, Herrn Kulkiew, der Ihnen bei der Bank in meinem Hauſe ſo ſehr auf den Leib ging.«

Zahlheim choquirte dieſe Neuigkeit ſehr. »Roſaura Braut?« ſagte er. »Das iſt des Vaters Werk! Ich werde mich doch maskiren und ihr heute Nacht einige Worte ins Ohr raunen.«

»Roſaura und ihre Geſellſchaft werden maskirt ſein.«

»Herr Kulkiew gewiß nicht! Wer ſo entſetzlich ſchielt wie er, kann keine Larve vorbinden. Er müßte ſich ſonſt wie ein Blinder führen laſſen. Die Larve hemmt die Sehkraft der ſogenannten »verdrehten Augen.« An Herrn Kulkiew werde ich Roſaura erkennen. — Ich gehe jetzt zu Tiſche.«

»Wohin?«

»Zu Jahn. Ich will mir eine Bouteille Champagner vergönnen. Ich brauche heute — Zerſtreuung und Muth, ich werde mit Roſaura ſprechen.«

»Machen Sie ſie dem häßlichen Griechen abwendig.«

»Ich werde die Mutter meines Kindes von dem Großvater meines Kindes fordern.«

Zahlheim begab ſich zu Jahn.

* * *

»Welch ein Glückstag!« rief ſich Zahlheim zu. »Teſſin, dieſes Scheuſal, iſt nicht mehr; meine Quäler haben über mich ferner kein Recht; die Furie iſt nicht mehr und ſoll bald keine Spur von ihr vorhanden ſein. In Stücke will ich ſie zerſchneiden und dieſe Stücke einzeln unter das Eis verſenken wie den Bündel, den ich heute verſchwinden ließ; dann beweiſt mir, daß ich ſie ermordete. Die blutige Kiſte übergebe ich dann den Flammen.«

* * *

»Numero!« rief Zahlheim, »ſtelle mir augenblicklich von dem beſten Champagner ins Eis. Bis der ſo kalt geworden wie der heutige Tag, bringe mir eine Flaſche Bordeaux.«

»Wie hoch wünſchen Sie Ihr Couvert?«

»Zu einem Ducaten.«

Der Speiſeſaal bei Jahn war ſchon ziemlich gefüllt, aber er füllte ſich immer mehr.

Unter anderen Perſonen, die hereintraten, kam auch Herr von Bourg.

Er ſpähte umher.

Als er Niemand erblickte, den er kannte, wollte er wieder fort.

Zahlheim wurde ihn gewahr und ließ ihn durch einen Garçon rufen.

»Fliehen Sie mich?« fragte Zahlheim den Helfershelfer des unſeligen Teſſin.

»Heute nicht!« antwortete Bourg.

»Sie ſehen,« ſagte Zahlheim, »ich lebe noch, obgleich Sie und der nun durch ein Gottesgericht von Hunden zerriſſene Teſſin mich in Schande und Elend und ſelbſt in den

Tod durch Selbſtmord jagen wollten. Sie waren der Spitzbube, der dem Bojaren mein Unglück in Simmering verrieth, ihn in die „Ente“ beſtellten, und damit noch nicht zufrieden, meine Maske bei Ducati preisgaben. So wie über Teſſin wird der Himmel auch über Sie ſeine Strafe verhängen. Sie werden ebenſo jämmerlich enden.“

Zahlheim ſprach dieſe Worte zwar ziemlich leiſe, aber, in ſolcher Betonung, daß mehrere Gäſte auf ihn aufmerkſam wurden.

„Um Gottes willen!“ bat Georg, „erregen Sie kein Aufſehen; ich will ja Alles gut machen, was ich an Ihnen verbrochen, ſo wie ich Alles bei der Familie Legler gut machte, was ich auf Teſſin's Geheiß Schlechtes gethan. — Ich kam ja wegen Ihnen hieher; Sie, Sie wollte ich finden, Sie, den ich heute ſchon in Ihrer Wohnung dreimal ſuchte, aber dieſe immer verſchloſſen fand, dann in Ihrem Bureau eben ſo oft war, endlich ſeit Ein Uhr in allen Gaſthöfen der Stadt herumlief, Sie zu treffen und nirgends traf, und jetzt in wahrer Deſperation fortgegangen wäre, weil ich Sie wirklich nicht ſah.“

„Setzen Sie ſich zu mir,“ ſagte Zahlheim; „was haben Sie mir zu ſagen? Haben Sie ſchon dinirt?“

„Nein.“

„Numero,“ befahl Zahlheim, „noch ein Couvert!“

„Trinken Sie ein Glas Bordeaux. Sie frieren ja wie ein naſſer Hund.“

„Ich will's meinen, einen ganzen Vormittag und von Mittag bis halb drei Uhr wate ich in Schnee und Eis herum.“

„Da iſt Bouillon, nehmen Sie davon. Und wegen mir haben Sie ſich dieſe Mühe gemacht? Und weshalb?“

„Das iſt eine lange Geſchichte. — Ich komme eigentlich im Auftrage Ihrer Frau Mama.«

„Von meiner Mutter? Warum kommt ſie nicht ſelbſt zu mir?«

„O, wie viele Verſuche machte ſie, Sie zu treffen, obgleich ſie krank iſt.«

„Krank?«

„Ja, recht ſehr krank, — ſo ging ſie doch heute zu Ihnen; ſie klopfte, ſie läutete, Niemand öffnete, und doch behauptete Ihre Frau Mama, Sie wären zu Hauſe geweſen, denn der Schlüſſel Ihrer Hausthür hätte von innen geſteckt.«

Zahlheim erſchrack. — „Um wie viel Uhr war dies?«

„Um halb zwölf Uhr.«

Zahlheim entfärbte ſich. „Sonderbar,« ſagte er, „der Schlüſſel ſteckte inwendig? Meine gute Mutter muß ſich geirrt haben. — Und was wünſcht meine gute Mutter?«

„Ihre gute Mutter ſprach neulich in der Kirche bei St. Stephan mit Fräulein Roſaura, Ihrer geweſenen Braut. — Herr von Zahlheim, feinden Sie mich nicht an, fahren Sie auch nicht unwillig auf; aber ich ſoll Ihnen melden, das Leben der Bojarenstochter hätten Sie auf dem Gewiſſen.«

„Und das läßt mir meine Mutter ſagen? Und durch Sie? — Wie kommen Sie zu Aufträgen von meiner Mutter?«

„Ganz einfach. Weil Ihre Frau Mutter Sie überall geſucht und nirgends gefunden hat, ſo ging ſie auch heute zu Legler, und Legler Vater, Mutter und Sohn befahlen mir, Sie aufzutreiben, um ein großes Unglück zu verhüten.«

„Ein Unglück? — Welch ein Unglück?«

»Ach, nicht ein Unglück, eigentlich zwei Unglücke ſollen verhütet werden. Sie ſollen vor Allem, läßt Sie Ihre Frau Mutter und zwar um Gottes willen bitten, Mamſell Ludmilla Fogger nicht heiraten.«

»Das geſchieht ohnehin nicht. Sie hat ſchon ihren Laufpaß.«

»Gott ſei Dank!« jubelte Bourg. »Dann — dann — läßt Sie Ihre Frau Mama wieder um Gottes willen bitten, möchten Sie Fräulein Roſaura nicht morden.«

»Morden?« fuhr Zahlheim auf. »Warum wählen Sie gerade dieſes Wort?«

»Alſo ein anderes: Sie möchten Fräulein Roſaura nicht unter die Erde bringen.«

»Wie verſteh' ich dies?«

»Sie ſtirbt ja aus Gram wegen Ihnen!«

»Sie irren, ſie heiratet ſogar.«

»Ja, ſo heißt es, ſie wird hiezu von ihrem Vater gezwungen; ſchon am nächſten Sonntag ſoll ſie mit einer Mißgeburt, einem Kerl, häßlich an Leib und Seele, getraut werden.«

»Sie geht heute mit dieſem Popanz in die Redoute.«

»Sie muß.«

»Und meine Mutter glaubt, daß dieſe Heirat rückgängig werden könnte?«

»Ja. Roſaura hat dies in der Kirche bei St. Stephan Ihrer Mama zu verſtehen gegeben.«

»Ei, da trinken wir darauf, Herr von Bourg. Numero! den Champagner! — Sagen Sie meiner Mutter, wenn Sie ſie eher ſprechen als ich, dieſelbe Idee, die Heirat Roſaura's mit dem Mondkalb aus Griechenland zu vereiteln, hätte ich ſelbſt gehabt. Herr von Bourg, ich danke Ihnen für Ihre Mittheilung und werde Ihnen noch dankbarer ſein, wenn mir mein Vorhaben nur erſt gelungen. Stoßen Sie an! Meine gute Mutter und mit ihr ſoll Roſaura leben!— Jetzt wollen wir wacker zu dem Diner ſehen. Ich muß heute ein Uebriges thun.«

Zahlheim ſtürzte zwei bis drei Gläſer Champagner haſtig in ſich.

»Wenn wir hier fertig, eile ich zu meiner Mutter.«

»Da müſſen Sie zu Legler, denn dort liegt ſie krank. Sie hat ſich Ihretwegen ſo geängſtigt, ſo gekränkt, iſt ſo ermattet und hat ſich ſo arg verkühlt, daß ſie Legler's Haus nicht mehr verlaſſen konnte.«

»Mein Gott!« rief Zahlheim.

»O, ſorgen Sie nicht. Sie wird gut gepflegt; der erſte Arzt in Wien iſt gerufen worden und Frau Legler und Judith weichen nicht von ihrem Bette.«

»Judith?«

»Sie wiſſen vielleicht nicht, daß Judith, nun Witwe, ebenfalls bei Legler ſich befindet. — Ich habe Ihnen viel zu erzählen.«

»Ich beſchwöre Sie, erzählen Sie mir viel. — Ich bin einige Tage nicht unter die Leute gekommen. Erzählen Sie mir viel.

»Numero! Noch eine Bouteille Champagner!«

IV.

Gewiſſensfolter.

Dem geehrten Leſer wird es nicht entgangen ſein, weshalb Zahlheim ſo übermäßig viel Wein in ſich goß. — Er wollte ſich betäuben, er wollte ſeine gräßliche Gewiſſensangſt niederkämpfen; er wollte das entſetzliche Bild der, in ihrem Blute ſich wälzenden, grauſam Hingeſchlachteten, das unabläſſig vor ſein inneres Auge trat, verſchwinden machen; er wollte den Mann, den keine Schuld belaſte, den unbefangenen, heitern Mann mit dem reinſten Bewußtſein ſpielen.

Am meiſten fürchtete er ſich vor ſeiner Mutter, dieſer rechtſchaffenen, gottesfürchtigen Frau, dieſer Frau voll hoher Moralität, die wie Niemand in ſeiner Seele las, und ließ ſie ihre Blicke auf ihm haften, bis in ſein innerſtes Herz zu ſpähen wußte.

Als das Diner beendet, ergriff Zahlheim Bourg's Arm.

»Laſſen Sie uns jetzt aufbrechen!« ſagte Zahlheim.

Der Numero kam mit der Rechnung und producirte dieſe.

»Ja ſo,« ſagte Zahlheim, »die Zeche!«

»Wenn es Sie jetzt genirt,« bemerkte der Numero, »ſo laſſen Sie die Berichtigung bis morgen. Für morgen hat der Herr Bojar ein Diner für vier Perſonen beſtellt.«

»Mein Schwiegervater?« lallte Zahlheim, dem der

Wein in den Kopfgeſtiegen war, »mein Schwiegervater? Ein Diner für vier Perſonen? — Wer iſt die vierte Perſon?«

„Wenn Sie es nicht ſind,« verſetzte der Angeredete, »ſo weiß ich es nicht!«

„Wer hat das Diner beſtellt?«

„Ein kleiner, dicker, nicht gar reizend ausſehender Herr.«

„Ein ſchielender Knirps!« wüthete Zahlheim. »Dieſem Kerl ſetzen Sie einen Stuhl vor die Thüre, und geben Sie ihm Ratten- und Fliegengift! — Ich komme morgen, ich will mein Couvert an demſelben Tiſche, wenn aber dieſer häßliche Schurke hier einen Sitz findet, ſo gibt es — Blut!«

Das Wort Blut ſprach Zahlheim faſt mit Entſetzen aus. Hierauf zerrte er Bourg zur Thüre und wankte mit ihm über die Stiege.

Beurg war in Verzweiflung über den Rauſch, welchen er an Zahlheim bemerkte.

„Herr von Zahlheim,« ſagte er, »Sie haben des Guten zu viel gethan. — Ich weiß nicht, ob wir zu Fuße durch die Stadt kommen können.«

»Sie Strohkopf!« grollte Zahlheim, »wer ſagte Ihnen denn, daß ich gehen will? — Auf dem Stephansplatze miethen wir einen Fiaker.«

„Wir kommen nicht auf den Stephansplatz! Sie drehen bei jedem Schritte zuſammenzubrechen!«

„Dann leimen Sie mich wieder zuſammen, Sie Laberdan!«

»Ich ſchlage ein Kaffeehaus vor, hier bei »Taſcher«.

»Meinetwegen! — Sie, dummer Laffe, Ihnen ſitzt ſelbſt ein Affe auf dem Genicke! Sie bedürfen des ſchwarzen

Kaffees, nicht ich — So kommen Sie denn, Sie beſoffener Schmarotzer, ich will Sie auch hier tractiren!«

Zahlheim ließ ſich führen, kaum aber betrat er Taſcher's Kaffeehaus in der Himmelpfortgaſſe, ſo fiel er an der Thüre desſelben auf eine Bank hin.

»Sehr heißen ſchwarzen Kaffee!« rief Bourg.

Der Kaffee wurde raſch gebracht.

Bourg nöthigte Zahlheim zu trinken, dieſer vermochte jedoch nicht aus einer Schale zu trinken und nahm die Kanne in die Hand.

Er trank gewiß drei kleine Kannen Kaffee aus.

Nach einer halben Stunde verflog der Champagnerrauſch ſo ziemlich.

Zahlheim wurde wenigſtens ſeiner Sinne wieder mächtig, ſchaute um ſich und bemerkte die Gäſte, welche mit erlaubten Kartenſpielen ſich beſchäftigten.

»Die Leute ſpielen »Präferance,« lachte Zahlheim, »das dummſte Spiel, das man mit Karten ſpielen kann. Iſt es nicht ſchade um die Karten? Pharo, meine Herren!« rief er laut, »Pharo ſpielen Sie, das iſt ein Spiel!«

»Pharo!« antwortete ein Bürger, »das wäre etwas, um ein Bettler zu werden oder elend umzukommn, wie z. B. heute Einer in der Hetze! Da wurde auch Pharo geſpielt! Und der Hauptſpieler wurde dann durch die Hunde des Hetzmeiſters zerriſſen. Der Hetzmeiſter ſitzt bereits in Eiſen!«

»Das war ein falſcher Spieler, den die Hunde zerriſſen,« entgegnete ein anderer Kaffeehausgaſt, »es war der bekannte Compagnon von Zahlheim, der bei Ducati falſch geſpielt hat; vielleicht hat Zahlheim dasſelbe Schickſal, oder noch ein anderes. Man kann nicht wiſſen! Jetzt ſind wir zu

Ende Jänner, wer weiß es, was in ſechs Wochen geſchieht. Vergeſſen wir nicht die Prophezeiung für den 10. März."

Zahlheim war bis zum Tode betroffen. Daß ihn der Schlag nicht gerührt hatte, war ein Wunder.

Aber ſein Rauſch war bis auf die letzte Spur verſchwunden.

„Gehen wir!" ſagte er zu Bourg; „entfernen wir uns, ſonſt tritt noch Jemand herein, der mich kennt."

„Nein, gehen wir nicht," entgegnete Bourg. „Ich nehme mich um Sie an. — Ich leide nicht, daß man an öffentlichen Orten ſo abſcheulich von Ihnen rede."

„Marqueur!" rief Bourg.

Der Marqueur erſchien.

„Wer iſt der Herr dort in dem grünen Rocke?"

„Der Schubmeiſter *) Derner von der Schranne."

„Sagen Sie dem Manne nichts!" bat Zahlheim. „Ich habe ihn einmal beleidigt. Er hat mich erkannt und ſich wahrſcheinlich an mir gerächt. — Sagen Sie ihm nichts, ich wünſche kein Aufſehen."

Zahlheim bezahlte den Marqueur und entfernte ſich mit Bourg.

Auf dem Stephansplatze wurde ein Fiaker genommen und zu der Familie Legler gefahren.

Zahlheim ſaß im Wagen an Bourg's Seite, mehr todt als lebendig.

---

*) Schubmeiſter war ein Beamter des Gerichtes in ſchweren Polizeiübertretungen, auch zugetheilt dem Senate in Criminal-Juſtizſachen, welcher die, ihre Strafe bereits überſtandenen und nicht in der Reſidenzſtadt gebornen Arreſtanten aus Wien ſchaffen mußte. Wien beſitzt auch noch jetzt einen Schubmeiſter.

»Soll ich mich ſelbſt verrathen?« dachte er. »Soll ich durch die innere Pein, die mich beinahe um alle Beſinnung bringt, mein eigener Angeber werden? Verdacht auf mich leiten, ehe noch Ludmilla vermißt wird? — Faſſung! Faſſung! Beſonnenheit, ja, Unverſchämtheit komme mir zu Hilfe.«

Der Wagen hielt an Legler's Hauſe.

Zahlheim und Bourg ſtiegen aus.

Sebaſtian kam Zahlheim entgegen.

»Franzl!« ſagte Sebaſtian, »vom 29. Jänner angefangen kannſt Du ein neues Leben beginnen, Du wirſt ſchon gehört haben wie deinen Teufel auf der Erde der Teufel in der Hölle geholt hat! — Franzl, ich war zwar auf Dich ſehr toll, aber da dein Widerſacher von Dir gewichen, ſo nehme ich Dich wieder als einen zwar gefallenen, aber wieder geretteten Bruder auf! — Bourg, wo haben Sie meinen Freund gefunden?«

»Bei Jahn.«

»Gott ſei Dank! Beim Eſſen und Trinken laß ich mir's gefallen, nur nicht beim Spiel. Hätte Dich Bourg nicht gefunden, ſo hätte ich mir's nicht nehmen laſſen, daß Du in Stockerau geweſen wäreſt und deinen letzten Rock verſpielt hätteſt. — Komm jetzt zu deiner Mutter. Der Himmel ſei geprieſen, ſie iſt gerettet! — Wie iſt's, haſt Du die alte »Zuwiderwurzen« (eine widerliche Perſon) aufgegeben, oder biſt Du noch willens, ſie zu heiraten?«

»Wir haben uns für immer entzweit. Ich werde ſie nie mehr ſehen. Ihr ſchändlicher Geiz ließ ſie ſelbſt zurücktreten.«

»Franzl, ich muß Dich küſſen. Wenn Du von dieſer »ſchimplichen« Hexe losgekommen, ſo iſt Hoffnung vorhanden, daß Du deine Roſaura noch bekommſt, dann halten wir an Einem Tage Hochzeit. Denke Dir mein Glück, Bruder, die Judith wird jetzt mein! Schon auf Oſtern heiraten wir.«

»Wo iſt meine Mutter?« fragte Zahlheim.

»In meiner Judith ihrem Bette liegt ſie. Meine Judith hat es ſich nicht nehmen laſſen, daß deine Mutter dort geſunde. Komm nur.«

Sebaſtian führte Zahlheim zu ſeiner Mutter.

Zahlheim ſtürzte auf ſeine Mutter hin, umarmte und küßte ſie, und brach in einen ſolchen Strom von Thränen aus, daß er nicht zu ſprechen vermochte.

Die alte Frau war tief erſchüttert.

»Franz, Franz!« ſagte ſie, »was haſt Du? So habe ich Dich nie geſehen.«

»Sie ſind um meinetwillen erkrankt,« ſchluchzte Franz, indem er vergebens ſich zu ermannen ſuchte. »Um meinetwillen opferten Sie Ihre Geſundheit. Mutter, theure Mutter, ich bin Ihrer Sorgfalt, Ihres Kummers nicht werth!«

»Beſſere Dich endlich!« erwiederte die Mutter. »Du haſt ja doch wohl geſehen, wohin Dich dein entſetzlicher Leichtſinn geführt; ſage mir doch, Unglückſeliger, willſt Du Ludmilla Fogger wirklich heiraten? Iſt es Dir möglich, einem ſolchen herzloſen Geſchöpfe angehören zu wollen?«

»Nein,« verſetzte Zahlheim, »es iſt Alles aus. Sprechen Sie nicht von ihr; ich will an dieſe Megäre nicht mehr erinnert werden.«

»Nicht wahr, ſie wollte Dir doch nicht rettend beiſtehen?«

»Sie war — ſie iſt,« verbeſſerte ſich der Sohn, »eine Tochter des Belzebubs, kein menſchliches Weſen. — Wir haben uns getrennt.«

»Und wo iſt ſie hin?«

»Wahrſcheinlich iſt ſie in ihre Wohnung zurückgekehrt, oder zu ihrer Tante, oder —« ſagte Zahlheim ſchnell. »ſie hat ſich ein Leid angethan; ſie ging ganz deſperat von mir.«

»Die ſich ein Leid? — Nein, Franz, dieſe Perſon hat nur Andern ein Leid angethan; wer die eigene Mutter aus Gefühlloſigkeit und Geiz ſterben laſſen kann, wem es zu viel iſt, für ſeine Mutter, wenn dieſe erkrankt, einige Groſchen einem Bader zu bezahlen, dem iſt das eigene Leben zu lieb, um ſich zu tödten — doch iſt es gleichgiltig, wohin ſie gekommen, wenn ſie nur nicht mehr bei Dir iſt. — Franz, der Himmel iſt augenſcheinlich mit Dir. Bourg wird Dir geſagt haben, welche neuen Hoffnungen Du wieder für den Beſitz Roſaura's nähren darfſt. — Ich bitte Dich, lieber Sohn, gehe in Dich, kehre reumüthig zu Roſaura zurück. — Sie iſt dein Weib vor Gott. — Franz, wie konnteſt Du Dich vermeſſen, dieſen Engel an Herzensgüte, dieſes engelsſchöne Geſchöpf in Gegenwart eines weiblichen Dämons, einer Fratze vom Blocksberge, ſo zu demüthigen und hintanzuſetzen? — Der Schritt, den ſie mit ihrer Mutter und mir in dein Haus machte, hätte Dich ja überzeugen können, daß trotz allen Jammers und aller Schmach, welche Dich betroffen, ſie die Einzige blieb, welche Dich nicht verſtieß.«

»Ich war verblendet, verſtrickt; der Wahn, daß nur Ludmilla mir helfen könne, daß Roſaura's Vater mir nie mehr ſeinen Beiſtand, ſeine rettende Hand leihen werde, ließen mich meinem Glücke den Rücken kehren. — Ach, Mutter, könnte ich jenen Morgen, an welchem Sie mit Roſaura und ihrer Mutter in meine Wohnung traten, zurückrufen, mein Leben würde ich in dieſem Augenblicke dafür geben.«

„Es iſt nichts verloren,“ nahm jetzt Judith das Wort.

Zahlheim drückte ihr dankbar für die Pflege, welche ſie ſeiner Mutter gewidmet, die Hand.

„Frau Legler ließ ſich heute bei der Mutter Roſaura's melden,“ erzählte Judith, „und ſprach, ohne daß der Herr Bojar etwas hievon erfuhr, lange mit ihr. Das Reſultat war: Trachten Sie, daß die Heirat mit Ludmilla zurückgehe; ich werde meinen Mann bewegen, daß, wenn ihm das Leben ſeines Kindes am Herzen liegt, er dem abſcheulichen Kulkiew einen Abſagebrief ſchreibe, ſonſt begraben wir das unglückliche Kind. — Für Zahlheim allein will Roſaura leben, muß ſie aber Kulkiew zum Gatten nehmen, ſtirbt ſie — ſie ſtirbt. Sie macht ihrem Leben gewaltſam ein Ende.“

„Ich bin es nicht werth!“ rief Zahlheim in wilder Verzweiflung aus, ſchluchzte neuerdings, fiel vor dem Bette ſeiner Mutter nieder, ergriff ihre Hand, küßte dieſe mit Inbrunſt und benetzte ſie mit ſeinen Thränen.

„Von deiner Reue ſollen Roſaura und ihre Mutter ſogleich Nachricht haben. Ich laſſe mich zu der Bekümmerten hintragen.“

„Daß Sie den Tod davon hätten!“ bemerkte Sebaſtian. „Nein, unſer erſter Gedanke werde ausgeführt. Zahlheim begebe ſich heute in die Redoute, ich begleite ihn, ich habe vor der Welt nicht Trauer zu zeigen, wie Judith für ihren — Gatten. — Zahlheim wird Gelegenheit haben, ſich der Geliebten zu nähern. Ein Wort, das er ihr zuliſpelt, wird genügen, ihrem kranken Herzen Geneſung zu geben.

„Es iſt ſpät geworden, lieber Franzl,“ bemerkte Legler. „Willſt Du hier einige Minuten verweilen, ſo will ich mich in Ballſtaat werfen, dann fahre ich mit Dir in deine Wohnung und warte ſo lange, bis Du Toilette gemacht haſt, dann begeben wir uns in die Redoute.«

»In meine Wohnung ſoll ich mit Dir?« fragte Zahlheim mit ſchauderhaftem Entſetzen.

»Nun freilich! So kannſt Du doch nicht in die Redoute kommen. Sieh nur deine Stiefel an, Du mußt ja heute in dem abſcheulichſten Schnee einen ſehr weiten Weg gemacht haben, dein Rock trieſt völlig von Waſſer und Eisflocken. — Wo warſt Du denn? — So ſehen meine Knechte aus, wenn ſie an der Donau Eis aushauen. Ein ſo eleganter Mann, der bei Jahn dinirte! Haben ſie Dich denn dort eingelaſſen mit dieſen durchnäßten Kleidern?«

»Ja, ja,« ſagte Zahlheim, »Du haſt Recht, ich muß mich umziehen, umziehen in meinem Quartier. — Ich weiß nicht, mein Quartier iſt mir ſeit Kurzem ſo — ſo — unangenehm.«

»Wohne bei mir. — Ich möchte auch nicht ſo vereinzelt in einer ſo abgelegenen Wohnung bleiben.«

»Ja, ja, ich will zu Dir ziehen.«

»Raum haben wir genug. Zwei Zimmer, eins für Dich, eins für deine Mutter. Bleibe bei uns bis Du heirateſt, dann kannſt Du keine Seitenſprünge mehr machen. Franzl, ich laſſe Dich nicht mehr aus den Augen. — Herr von Bourg,« wendete ſich Sebaſtian an dieſen, »wollen Sie mit in die Redoute? — Haben Sie noch ein ordentliches »Glüſtel« (einen Rock ärmlicher Art) zu Hauſ'? — wo nicht, ſo führe ich Sie in eine Maskenleihanſtalt und coſtümire Sie als Chineſen. Auf jeden Fall müßten Sie aber Ballſchuhe haben, denn dieſe wüßte ich nicht für Sie aufzutreiben.«

»Wenn Sie mich mitnehmen wollen,« antwortete Bourg, »mit Kleidern bin ich verſehen. Ich habe aus des jungen

Grafen Wenegau Garderobe mir ſehr viel Hübſches ausſuchen dürfen. Wie wäre es mir ſonſt möglich geweſen —«

»Selbſt einen Cavalier zu ſpielen? Nicht wahr?«

Legler ging in ſein Zimmer, ſich anzuziehen.

Zahlheim verfiel wieder auffallend in ſeinen Stumpfſinn. — Daß er in ſeine Wohnung ſollte, das war ihm gräßlich. Er hatte bisher nicht daran gedacht, plötzlich peitſchten ihn tauſend Schreckbilder.

»Was haben Sie?« fragte ihn Judith.

»Franz,« mahnte die Mutter, »iſt das ein Geſicht, um die Geliebte auf der Redoute zu ſehen? — Um neuem Glücke entgegenzugehen? — Du wirſt wohl nicht an Ludmilla Fogger denken?«

»An Ludmilla?« fuhr Zahlheim wie aus Träumen aufgeſchreckt auf und fuhr mit beiden Händen über das Geſicht, dann faßte er ſich und ſagte:

»An Teſſin dachte ich. Ja, ja, an Teſſin und ſein ſchreckliches Ende! — Glückliche Judith!« rief er, »Sie hat das Schickſal von einem Ungeheuer befreit, aber mich, mich!«

»Dich auch, mein Sohn,« beruhigte ihn die Mutter. »Ich ehre an Judith, daß ſie nicht jubelt, ihren böſen Mann verloren zu haben, daß ſie trotz der Unbilden, die ſie erlitten, über Teſſin's Tod ſich nicht freut; ſie war ſeine Frau, ich achte ihr Benehmen, aber Dich, Franz, kann doch Teſſin's Tod nicht ſchwermüthig machen? Sein Blut kommt nicht über Dich!«

»Der 29. Jänner war ein blutiger Tag!« ſchrie Zahlheim laut auf.

»Mutter! Mutter! Ein blutiger, ein ſehr blutiger Tag!«

Er verhüllte ſein Geſicht mit beiden Händen und zerfloß wieder in einen Strom von Thränen.

„Sie ſetzen mich einer großen Beſchämung aus, Herr von Zahlheim,“ bemerkte Judith etwas verletzt. „Sie betrauern meinen unglücklichen Gatten mit einer Art Verzweiflung! Da bleibe ich hinter Ihnen weit zurück. In Verzweiflung kann mich dieſer blutige Tag nicht bringen. Ich habe zu viel durch meinen Gatten gelitten, und Sie hat er vollends unglücklich gemacht.“

Sebaſtian kam nun ganz fein und elegant friſirt aus ſeinem Zimmer.

„Fränzl!“ ſagte er, „ich glaube, wenn Du Dich ſo „zuſammen wixt“ wie ich, ſo werden wir Zwei Aufſehen machen! Wenn nun erſt Judith an meiner Seite wäre! — Nun, an dem Oſtermontag iſt wieder eine Redoute. — Judith, leb' wohl! Mama Zahlheim, werden Sie mir nicht recidiv! Von Vater und Mutter habe ich mich ſchon beurlaubt! Wir bleiben nicht lange aus. Wenn Zahlheim ſeine Roſaura geſprochen, zieht's mich zu meiner Judith!“

Er küßte ſeine Judith; er küßte Frau Zahlheim die Hand.

Zahlheim umarmte ſeine Mutter.

„Beten Sie für mich,“ flehte Zahlheim.

„Ja daß Gott deine Wünſche erfülle!“ ſagte die Mutter.

Sebaſtian, Zahlheim und Bourg verließen das Haus.

Bourg wohnte in der Rothenthurmſtraße.

Der Wagen hielt an ſeinem Hauſe.

Im Fluge war Bourg in ſeiner Wohnung. In unglaublich kurzer Zeit war ſeine Toilette beendigt. Er ſtieg wieder in den Wagen und dieſer ſetzte nun ſeinen Weg nach der Elendbaſtei fort.

Am Thore von Zahlheim's Wohnung angekommen, überfiel dieſen eine Bangigkeit, daß er nicht zu ſprechen vermochte.

Er zitterte wie ein Blatt im Winde.

Es klapperten ihm die Zähne.

„Franzl,“ rief Legler, „ich glaube Du haſt ein Fieber, Dich rüttelt's ja wie einen Todkranken.“

Legler und Bourg faßten Zahlheim krampfhaft an, ſie führten ihn über die Treppe.

„Sperr auf,“ ſagte Sebaſtian.

„Ich vermag es nicht,“ verſetzte Zahlheim.

„So gib den Schlüſſel her.“

Zahlheim zögerte.

„Haſt Du den Schlüſſel im Mantel oder im Kleide?“

„Ich weiß es nicht!“

Legler und Bourg viſitirten ihn, endlich fanden ſie den Schlüſſel.

Legler ergriff ihn und ſperrte auf.

Sie ſchleppten Zahlheim in ſein Zimmer.

„Zum Teufel, Du mußt ja Licht haben! — „Wo iſt denn die Zunderbüchſe? — Wahrſcheinlich in der Küche auf dem Herde?“

Legler tappte in die Küche.

„Da finde der Teufel etwas! — Komm doch heraus, abgeſchmackter Menſch, mit deiner faden Junggeſellenwirthſchaft!“ rief Sebaſtian.

Zahlheim ging in die Küche.

Auf einmal geſchah auf dem Hausboden ein ſchauerlicher Schlag.

»Jeſus, Maria und Joſeph!« rief Zahlheim.

»Was iſt's denn?« fragte Sebaſtian.

»Haſt Du gehört?« ſtöhnte Zahlheim.

»Freilich! Auf die letzt' geht es bei Dir um? — Das war ein abſcheuliches Getöſe. Es war als ob da droben Jemand ächzte!«

Der Schlag erneuerte ſich, dann klang es ganz deutlich, als wenn ein Menſch ſtöhnte.

»Ei das iſt zu arg!« ſagte Sebaſtian. »Wo iſt die Zunderbüchſe?«

Er fand ſie.

Er ſchlug Feuer und machte Licht.

Er betrachtete Zahlheim, er glich einem Geſpenſte.

»Ich glaube gar, Du fürchteſt Dich. Herr von Bourg,« rief Legler, »kommen Sie heraus! Halten Sie mir den geſchreckten Haſen, ſonſt fällt er um! Ich werde augenblicklich auf den Boden gehen, vielleicht ſind Diebe eingeſtiegen!«

»Um Gottes Barmherzigkeit willen!« flehte Zahlheim, »ich laſſe Dich nicht hinauf.«

Der Schlag und das Stöhnen wurde zum dritten Male vernehmbar.

Auch Bourg erſchrack heftig.

»Ei, dieſer Geſchichte werde ich gleich ein Ende machen!« rief Sebaſtian. »Da iſt das Hackel! Wer immer da droben iſt, bekommt eins auf den Kopf!«

»Heiliger Gott!« rief Zahlheim und ſank wie leblos Bourg in die Arme.

Legler ſtieg auf den Hausboden, das Licht in der linken, die Hacke in der rechten Hand.

V.

Die Redoute.

Legler ſtieg bald wieder von dem Boden des Hauſes herab.

„Den Geiſt,“ ſagte er, „hab' ich ſchon erlöſt. Der Wind hatte ein Fenſter aufgeriſſen. Ich habe es feſt zugemacht! — Jetzt bringt er es nicht mehr auf. — Dieſes Fenſter muß eine ſchwache Hand zugerieben haben, denn der Reiber iſt ganz verroſtet. Gerne hätt' ich es offen gelaſſen, denn da droben ſtinkt es nach Blut wie in einer Fleiſchbank.“

Bei dem Worte Blut kam über Zahlheim neues Entſetzen.

„Du haſt gewiß nichts geſehen?“ fragte Zahlheim.

„Was iſt denn da oben zu ſehen? Ein Koffer ſteht auf der Erde. Feucht iſt der Boden, weil wahrſcheinlich der Schnee zergangen iſt, den's hinein geſchneit hat, und in einiger Entfernung von dem Koffer ſteht eine Kiſte, dort ſtinkt es am ärgſten.

„Nun mach', daß Du Dich anziehſt, Haſenfuß!“ ſagte Legler. „Das iſt eine rechte Schande für einen ſtudirten Menſchen! — Du fürchteſt Dich vor Geiſtern, Du, Einer, der die Aufklärung mit Löffeln gefreſſen hat, und ich, ein Unſtudirter, Einer, welcher im Aberglauben aufgewachſen iſt — denn meine Mutter glaubt an Hexen und behauptet, daß ñ ealle Nacht „die Trud“ druckt — ich muß den Geiſterbanner ſpielen; freu' Dich, Franzl, wie ich Dich mit deiner heutigen lächerlichen Angſt aufziehen will!“

Während dieſer Worte wurde Zahlheim in ſein Zimmer geführt.

„Ich glaube, Du haſt den Schrecken noch immer in allen deinen Gliedern. Du athmeſt ja ſo ſchwer, als wenn Du „ausgeführt“ (zum Tode geführt) würdeſt. — Die Stiefel zieh' aus! — Da haſt Du den Stiefelknecht! Bourg, halten Sie ihn, ſonſt fallt er um wie ein Stück Holz!“

Zahlheim entledigte ſich mit Bourg's Hilfe der Stiefel.

„Wo haſt Du deine ſeidenen Strümpfe?“

„Im Kaſten dort.“

Bourg öffnete und zog ein Paar weiße Strümpfe hervor.

„Schwarze, ſchwarze,“ rief Legler, „gehören zum ſchwarzen Domino!“

„Wo ſind die ſchwarzen Beinkleider?“

„Hier,“ erwiederte Bourg.

„Sapperment! von Mailänder Atlaß, ſolche habe ich nicht.“

„Ein anderes Hemd! Zahlheim, heute mußt Du das anziehen, das ich Dir verehrte! — Das von Battiſt, ſuchen Sie, Bourg!“

„So, beſſer Franzl! Heute bin ich dein Kammerdiener! — Du, Kerl, zitterſt noch immer wie ein Eſpenlaub! Jetzt hör' einmal auf! Der Teufel kann Dich anziehen, wenn Du Dich immer drehſt und immer zuſammenknickſt!“

Nach einer Pauſe, in welcher die Toilette beendet war, ſagte Bourg:

»Iſt eine friſch accomodirte Perrücke im Hauſe?«

»Sechſe für eine!« erwiederte Legler. »Perrücken waren immer ſeine ſchwache Seite. Bourg, dort im »Gläſerkaſtel«; heben Sie die kleine heraus, die mit dem »Categan!«

Legler ſetzte ihm die Perrücke auf.

»Jetzt, Franzl,« ſagte er, »kannſt Du einen Eindruck hervorbringen wie ein franzöſiſcher Prinz. Siehſt Du, die ſchönen Sachen, die Du beſitzeſt, haſt Du noch von deinem einſtigen »viechiſchen Glück«, ſei zufrieden damit! Zieh' jetzt deinen prachtvollſten Rock an. Ich bitt' um einen Chapeau-bas mit Federn.

»Gehorſamer Diener! Du ſiehſt jetzt ganz propre aus. Die Schnallenſchuh mit echten Steinen! — Der Chevalier iſt fertig nach dem letzten Pariſer Journal vom Carneval 1786!«

»Ich habe zu wenig Geld,« ſagte Zahlheim. »Höchſtens drei Ducaten habe ich im Sacke; aber ich habe Geld im Hauſe.«

»So? — Haſt alſo nicht Alles verſpielt?«

»Gott bewahre!«

»Heute brauchſt Du keines. Den Eintritt in die Redoute, die drei Dominos, die Larven, das Souper, die Credenz, den Fiaker bezahle ich, alles meiner Judith zu Ehren!«

»Wir können jetzt gehen,« bemerkte Bourg.

»Dies geſchieht auch. Vorwärts! Bourg, nehmen Sie das Stümpchen Wachslicht aus dem Leuchter! Gehen Sie voraus mit dem Lichte! Sie kriegen einen Siebner, wenn Sie gut leuchten! Unten am Thore, wenn wir im Wagen ſitzen, blaſen Sie das Licht aus und ſchenken Sie die Kerze dem Fiaker! Zahlheim ſperrt zu!«

Sie gingen.

Zahlheim verſuchte zuzuſperren.

Er vermochte es nicht.

Es überfiel ihn wieder die Angſt, wie bei dem Eintritt in ſeine Wohnung.

»Das wird mir zu arg!« zürnte Legler. »Als eine »Lethfeige« habe ich Dich nicht gekannt.«

Legler verſperrte die Wohnung, dann unten im Hofe das Hausthor.

Man beſtieg den Wagen.

Der Wagen rollte fort.

Er fuhr ein Stück auf dem Wege über die Baſtei, dann nächſt den »Klepperſtällen« durch die Teinfaltſtraße über die Freiung nach der Herrengaſſe.

Zahlloſe Carroſſen wogten durch die Straßen.

Seſſelträger, Laternbuben, Fiaker, Fußgeher kreuzten ſich.

Zahlheim erhob einen ſchweren Seufzer.

»Gott ſei Dank!« ſagte er, »das luſtige Menſchengewühl bringt mich auf andere Gedanken.«

»Weichen die Geſpenſtergeſchichten endlich einmal!« rief Legler. »Du wirſt alſo ein Menſch wie ein anderer in der Redoute ſein?«

»Ich hoffe es!« erwiederte Zahlheim.

Der Wagen fuhr weiter. — Als er in der Hälfte der Herrengaſſe anlangte, fuhr er nur Schritt für Schritt. — Er mußte oft drei, vier Minuten anhalten. Der Zudrang zu einer »Feiſtendonnerſtags-Redoute« war damals ein ganz anderer als gegenwärtig. Damals waren im Carneval 10 bis 12 überaus beſuchte Bälle. Es war ein Luxus, eine

Maſkenpracht, ein Gedränge und Gewoge, Glanz und Aufwand überall. Jetzt gleicht Wien kaum einer kleinen Provinzſtadt. — In Neuſtadt wird die Redoute öfter und mit größerer Vorliebe beſucht, als in Wien.

Endlich kam der Wagen an dem Orte ſeiner Beſtimmung an.

Man ſtieg aus.

Man eilte die breite Treppe hinauf.

Die Herren wählten ihre Dominos und Larven.

Jeder drückte ſich einen großen Federhut in die Stirne.

Man erſchien in dem Hauptſaale.

Tauſend Maſken wogten durcheinander.

Welch' ein Geſchrei, welch' ein Gelächter, welch' ein frohes Treiben!

Damen, ſo ſchön und üppig wie Rubens Frau, oder ſo zart, hold und züchtig wie die Töchter der Madame Sacco, mit Brillanten, Perlen, koſtbaren Brabanterſpitzen überladen und geziert, hinter ihnen ein Heer von Bewunderern, Verehrern, Liebhabern, unglücklichen, eiferſüchtigen Ehemännern wogte einher.

Prenez-garde!

Was geſchieht?

Ein Maſkenzug naht.

Ein Sultan mit ſeinem Serail, ſeinen Sultaninnen, Sclavinnen, mit den Schleppträgern, Pfeifenträgern, Mohren.

Sechzig Perſonen!

Die Anzüge alle neu. Alles echt. Nichts vom Maſkentrödler.

Das überaus brillante Coſtume hat vierzigtauſend Gulden gekoſtet. Der Schmuck der Damen iſt vier Millionen werth!

Der Sultan iſt der Fürſt P . . . Die Damen ſind die Prinzeſſinnen und Comteſſen L., G., C., T. u. ſ. w.

Prenez-garde!

Wer erſcheint jetzt?

Die Mädchen aus dem Norden.

Vierundzwanzig Damen im ruſſiſchen Coſtume.

Nie ſah man etwas Pracht- und Geſchmackvolleres.

Prenez-garde!

Iſt es möglich!

Es kommt noch etwas Großartigeres?

Gewiß.

Der Olymp mit allen ſeinen Göttern und Göttinnen.

Dieſe Maskenanzüge haben über einhunderttauſend Gulden gekoſtet. Der Hoftheater-Garderobier hat ſie durch ſein geſchicktes Perſonale anfertigen laſſen.

Es ſind die Söhne und Töchter der erſten ungariſchen Magnaten.

Prenez-garde!

Was noch?

Muſik! Muſik!

Danse éternelle!

Die erſten Tänzer und die erſten Tänzerinnen der hundert Figuranten der Oper im kaiſerlichen Hoftheater ſchweben herein.

Sie ſtellen die ſämmtlichen maleriſchen Coſtumes der Bewohner des Kaiſerſtaates vor.

Sie führen ihre Nationaltänze und am Schluſſe ein reizendes Potpourri aus.

Trompeten- und Paukenſchall, tauſendſtimmiges Vivat! Jubel ohne Ende, Drängen ohne Rückſicht.

Was ſtarren alle Blicke nach der Gallerie?

Ein einfacher Mann, ohne Prunk, erſcheint ober der Rieſenſtiege.

Alle Herzen pochen ihm freudig zu.

Wer iſt der Allbeliebte? Allbewunderte? Allverehrte?

Kaiſer Joſeph iſt's!

Trompeten und Pauken, hört man euch noch? — Ihr ſchmettert und wirbelt vergebens. Man hört nur den Jubel ſeines Volkes!

»Zahlheim! wie wird Dir? Siehſt Du noch Geſpenſter?«

»Und wenn die Geiſterwelt aus dem Boden heraufſtiege,« antwortete dieſer, »ich bin in Wien in der Redoute, ich ſehe, ich höre nichts, als die Freuden dieſes einzigen Balles. Legler! Legler! Nun nur noch Sie! Sie! Wo iſt ſie?«

Ein dicker, großer Herr mit einer allerliebſten kleinen Frau in Phantaſiemasken drängen ſich durchs Gewoge.

Hart an die Dame preßt ſich ein roſenfarbener Domino, gleichſam Schutz ſuchend vor der ordinären Zudringlichkeit eines Kerls, der einem Eunuchen aus dem ſo eben ſichtbar gewordenen Seraile nicht unähnlich ſieht.

Dieſer Kerl dringt der Grazie ſeine Meinung auf.

»Ich verſichere Sie,« ſagte er, »es ſind 14,000 Menſchen hier verſammelt, dies iſt ſo gewiß, als drei Centner Hauſenblaſen auf der Hauptmauth lagern.«

»Mein Vater hat bei dem Caſſier ſich erkundigt,« antwortete mit himmliſchem Tone der roſenfarbene Domino. »Es ſind nur 7000 Eintrittskarten ausgegeben worden.«

Der Eunuche wollte wetten, daß 14.000 Menſchen zugegen.

Der Bedauernswerthe hatte das Unglück, ſo zu ſchielen, daß er alles doppelt ſah.

Zahlheim riß ſeine Maske vom Geſichte.

»Roſaura!« liſpelte er.

Sie erblickte ihn und ſtieß einen Schrei aus.

»Was iſt geſchehen?« fragte die männliche Phantaſiemaske.

Zahlheim hatte in einem Nu ſeine Maske wieder vor dem Geſicht.

Roſaura hing am Arme ihrer Mutter und flüſterte ihr ins Ohr.

»Verrathe Dich nicht!« ſagte die Mutter leiſe.

Plötzlich endete der Tanz der Hoftänzer und das Orcheſter ſtimmte die »Kaiſer-Joſeph-Deutſchen« (Tänze vom Capellmeiſter Schenk) an.

Damals war es noch nicht verpönt, in der Redoute zu tanzen.

»Schöne Maske,« bat Zahlheim, »darf ich Dich zu einer Tour nach dieſen reizenden Weſen einladen?«

Roſaura erwiederte:

»Wenn es mein Vater und meine Mutter geſtatten.«

»Herr Kulliew, tanzen Sie nicht?« fragte der Bojar.

»Nein! Nie!«

»Warum nicht?«

»Ich habe nur einmal in meinem Leben, aus Freuden auf der Redoute in Pancſova getanzt, damals, wie das türkiſche Garn auf das Doppelte geſtiegen iſt, und ich Fünfzig Centner in meinem Magazin liegen hatte — Ich war bei dieſem Tanze ſo ungeſchickt, niederzuſtürzen, weil ich mir vorkam, als hätte ich vier Füße.«

»Tanzen Sie mit meiner Tochter,« ſagte der Bojar zu dem Manne, der ſeine Tochter zu einer »Tour« eingeladen hatte.

Zahlheim flog mit Roſaura wie die Windsbraut durch die Reihen. *)

Der Bojar ſah ihr nach.

»Wo wird Roſaura uns finden, wenn der deutſche Tanz zu Ende?«

Eine andere Maske trat an den Bojaren heran.

»Soupiren Sie hier, mein Herr?« fragte die Maske.

»Ja, oben im großen Speiſeſaale, bei Jahn bei Nummer Vier.

»Ich werde Ihr Fräulein Tochter hievon unterrichten,« verſetzte die Maske. »Ihr Tänzer wird ſie zu Ihnen führen und ſeinen Dank ausſprechen für die Auszeichnung, die Sie ihm ſchenkten.«

»Gut,« ſagte der Bojar. »Er kann gleich mit uns ſpeiſen, und Sie auch und noch wer meinetwegen! Bin ich vergnügt, daß meine Tochter tanzt und heiter iſt! Herr von Kulkiew, ſind Sie elendes Mannsbild! Können Sie nicht einmal tanzen, und wollen heiraten!«

---

*) Es iſt bekannt und gerichtlich conſtatirt, daß Zahlheim nachdem er den Mord an Ludmilla verübt, in der Redoute war und getanzt hat.

VI.

In der Redoute.

Der Bojar ſuchte die Speiſeſäle auf.

Man ſetzte ſich zu Tiſche.

»Wenn nur Roſaura bald käme,« ſagte der Bojar, »damit das Souper ſervirt werden könnte.«

»Mir iſt ohnehin nicht angenehm,« bemerkte Herr Kulfiew, »daß Sie meiner Braut zu tanzen erlaubten; die Permiſſion hätte ich geben ſollen.«

»Sie? Sobald ſie Ihre Frau iſt, haben Sie ihr etwas zu erlauben,« erwiederte der Vater. »So lange Roſaura in meinem Hauſe iſt, bin ich Herr über meine Tochter. — Ich war ohnehin ſehr aufmerkſam gegen Sie. Ich fragte Sie, ob Sie nicht mit ihr tanzen wollten. Sie antworteten mit Nein, Sie wollten nicht tanzen, weil es Ihnen im Tanze vorkäme, als hätten Sie vier Füße und ſielen dann nieder! — Erſt hierauf bewilligte ich dem fremden Herrn die erbetene Tour.«

»Und ich war glücklich, daß meine Roſaura Vergnügen am Tanze fand,« verſetzte die Mutter. »Sie war bisher immer ſo desperat, ſo ſchwermüthig, daß ich für ihre Geſundheit fürchtete.«

»O, wird ſie ſchon heiter werden, wenn ſie meine Frau iſt. Werde ich ſie in Bukareſt den ganzen Tag ins Magazin placiren, muß ſie da über meine Waaren Aufſicht haben, da vergeht die Zeit.«

»Dagegen proteſtire ich,« bemerkte der Vater. »Mein Kind iſt nicht dazu da, Ihnen einen Commis zu machen.«

»Commis nicht, Kaufmannsfrau muß ſie vorſtellen. Dürre Zwetſchken zählen, Weinbeerln klauben, Zibeben ſuchen, Kürbißnüſſel wägen, Bockshörndel auslöſen, Limoni und Pomeranzen in Papier einmachen.«

»Da hol Sie der Teufel, Sie erbärmlicher Krämer! — dazu iſt meine Tochter zu gut!«

»Das werd' ich entſcheiden, zu was ſie gut iſt,« entgegnete Kulkiew und ſchielte nach allen Seiten, ob Roſaura noch nicht ſichtbar werde.

Die Ballmuſik war zu Ende.

Die Tänzer kehrten aus dem Saale zurück.

Roſaura wurde noch immer nicht ſichtbar.

»Ich werde mich jetzt umſchauen, wo ſie iſt, und ihr etwas ſagen von Pflichten gegen Vater und Mutter, und abſonderlich gegen Bräutigam!«

»Das unterſtehen Sie ſich nicht!« ſagte die Mutter; »Sie dürfen meine Roſaura nicht kränken!«

Kulkiew ging, und gab der Warnung kein Gehör.

»Ein impertinenter Kerl!« murrte der Vater. »Wo er kann, läßt er uns ſeine Geringſchätzung gegen unſer Kind merken.«

»Ich habe Dich ſchon gebeten, um Gottes willen gebeten, dieſem Erbärmlichen unſer Kind nicht zur Frau zu geben. An der Seite dieſes Ungethüms unterliegt ſie in einem Monate ihrem Kummer.«

»Er hat leider mein Wort!«

»Nimm es zurück. Lieber ſoll das Aeußerſte geſchehen, als —«

Kulkiew ſtürzte wie ein Raſender in den Speiſeſaal.

„Eine ſchöne Beſcherung!“ rief er. „Wenn mir hundert Zentner Zucker in die Donau gefallen und dort zerfloſſen, wäre ich nicht ſo erſchrocken. Daneben in der „Seufzerallee ſitzt Roſaura, ſchmachtet mit ihrem Tänzer, und wiſſen Sie, wer dieſer Tänzer iſt? — Er hat ſeine Maske vom Geſichte genommen: Zahlheim iſt es! Den Zahlheim hat ſie ſich in die Redoute beſtellt.“

Der Bojar eilte in die ſogenannte Seufzerallee, die Mutter folgte.

Da ſaß nun Roſaura mit Zahlheim.

Er hielt ſie feſt umſchlungen.

Weder ſie noch er bemerkten in ihrem ſüßen Liebesrauſche, was vorging.

Der Bojar raſte auf ſeine Tochter hin, und führte ſie am Arme in den Speiſeſaal.

An den andern Arm Roſaura's hing ſich Kulkiew und wollte ebenfalls ſeine Rechte geltend machen.

Legler, welcher mit großer Entrüſtung dieſem Beginnen zuſah, zog Kulkiew am Arme zurück.

„Was wollen Sie hier?“ fragte Legler „Sie orientaliſcher Zuckerkandel- und Bärenzuckerlieferant! Was haben Sie ſich hier einzumiſchen? Dort ſitzt der Mann, dem Roſaura gehört. Hüten Sie ſich, dem Beſitzer des Herzens dieſer Dame, ſie abwendig machen zu wollen, ich warne Sie!“

Zahlheim trat hinzu und ſagte: „Laſſe dieſe Carricatur. Dieſen Kerl heiratet ſie nicht! Ich bin mit ihr einig. Morgen halte ich bei ihren Eltern neuerdings um ſie an. Ihr Vater und ihre Mutter ſind zu rechtlich, um ihr Kind einer ſolchen Mißgeburt zu opfern!“

Er zog Legler mit ſich fort, und er und Bourg verließen augenblicklich die Redoute.

Was Roſaurens Vater und Mutter mit ihr geſprochen, was Kulkiew zu dieſer Scene geſagt, es wird aus dem Verlaufe dieſer Mittheilungen hervorgehen.

Auch der Bojar und ſeine Familie, und die gemeine Krämerſeele Kulkiew hielten ſich nicht eine Viertelſtunde mehr in den kaiſerlichen Sälen auf und fuhren nach Hauſe.

Zahlheim und Bourg wurden zu Legler eingeladen. Sie kamen um Mitternacht im Hauſe des Letzteren an.

Sie fanden noch Vater und Mutter und Judith bei Tiſche.

Sie verplauderten ſich. Sie wußten ſelbſt nicht wie es kam, daß die Stunden ſo weit vorgerückt waren, ohne an Ruhe und Schlaf zu denken.

Wie jubelte Sebaſtian, als er Judith noch bei ſeinen Eltern fand; wie jubelte Zahlheim in dem Innerſten ſeines Herzens, daß er noch in Geſellſchaft bleiben durfte, denn die Nacht, die einſame Nacht in ſeinem Bette, erſchien ihm fürchterlich. Wenn Alles um ihn her in tiefen Schlummer verſunken und er wachgepeitſcht von ſeinem Gewiſſen, allein in einer abgelegenen Kammer, von den entſetzlichen Bildern ſeiner Phantaſie gepeinigt werden ſollte, dieſer Gedanke war ihm grauenerregend.

Er fand Menſchen, heitere Menſchen, gute Menſchen, wie wohl that ihm dies! Er hoffte, daß ihre Geſpräche ihn aus ſeinen wüſten Träumen aufrütteln und indem ſie von Roſaura reden, ihm Balſam in das zerriſſene Herz träufeln würden.

So war es auch.

Legler ſtattete Bericht ab.

»Der Anfang iſt gemacht,« ſagte Vater Legler; »faſſen Sie nur Muth, und reden Sie mit den Eltern Ihrer Geliebten; Gott wird Ihnen beiſtehen! Wie ich und meine Alte Alles aufgeboten haben würden, die ſehnlichſten Wünſche unſers einzigen Sohnes zu erfüllen, ſo werden der Bojar und ſeine Frau kein anderes Streben kennen, als den Bitten ihrer einzigen Tochter nachzugeben. Nur Muth und Beharrlichkeit! Der Vater da droben wird auch Ihnen ein Vater ſein.«

Zahlheim erkundigte ſich nach dem Befinden ſeiner Mutter.

»Seitdem Sie ſie geſehen,« verſicherte Frau Legler, »iſt ſie geſund. Sie ſchläft nun recht ſüß und hat mir noch tauſend Segnungen an Sie aufgegeben.«

Endlich brach auch die Familie Legler auf und ſuchte die Nachtruhe.

Zahlheim betrat ſeine Kammer.

Er verſuchte zu ſchlummern.

Es gelang mehrere Stunden nicht. Gefoltert von zahlreichen Vorwürfen, die er ſich ſelbſt machte, wie er hätte ſo glücklich, ſo geehrt in der Welt ſein können, und nun zu einem ſolchen Scheuſal herabgeſunken, marterte ihn, dann erſchien Ludmilla vor ſeinem Bette, mit den klaffenden Wunden, mit dem blutenden Halſe — er flehte zum Allmächtigen, ihn wahnſinnig zu machen, ſein Gehirn zu verwirren, damit ihm das Erinnerungsvermögen an ſeine Schauderthat vernichtet werde.

Nachdem er gelitten wie ein Märtyrer und erſt zuletzt daran gedacht hatte, wie er denn doch, ſollte ſein gräßlicher Mord nicht entdeckt werden, den Leichnam nach und nach wegſchaffen, und hiezu ſchnell Hand angelegt werden müſſe, forderte die Natur ihre Rechte und er ſchlief ein.

Um ſieben Uhr Morgens erwachte er.

Er eilte aus dem Bette.

Er zog ſich an.

Sebaſtian trat ihm entgegen.

„Franzl,“ ſagte er, „Du haſt einen entſetzlich unruhigen Schlaf; die ganze Nacht hörte ich Dich ächzen; ich glaube, Dich druckt die Trud, wie meine Mutter — oder waren dies Liebesqualen? Ich bitte Dich, komm zum Frühſtück. Es iſt ſchon Alles verſammelt. Der Vater iſt ſchon ſeit fünf Uhr in der Fleiſchbank, aber die Mutter iſt zu Haus geblieben. Sie wartet auf Dich mit einem Kaffee, wie es keinen delicateren gibt. — Aber in dieſen Kleidern kannſt Du ja nicht bleiben. In dieſer Kälte kannſt Du ja nicht in ſeidenen Strümpfen auf die Gaſſe gehen. Vertraue mir deine Schlüſſel, ich bringe deine wärmſte Wintergarderobe, ſo —“

„Die Schlüſſel zu meiner Wohnung?“ ſchrie Zahlheim auf; „nein, nein, ich will ſchon ſelbſt —“

„Ich ſtehle Dir gewiß nichts,“ verſicherte Sebaſtian; „nun gut, ſo verfüge Dich ſelbſt in dein Quartier; aber fürchte Dich nicht wieder vor Geſpenſtern, wenn etwa der Wind neuerdings ein „Bodenthürl“ aufgeriſſen hätte.“

„Meine Mutter! — Iſt ſie wohl?“

„O kreuzwohl! — Sie iſt ebenfalls aufgeſtanden, meine Mutter nöthigt der deinigen gerade die dritte Schale Kaffee auf.“

Zahlheim ging mit Sebaſtian in das große Zimmer von Legler's Eltern.

Dort fand er bis auf den Herrn vom Hauſe Alles verſammelt.

Er begrüßte Frau Legler herzlich und dankte ihr für die liebevolle Aufnahme und Pflege ſeiner Mutter. Er umarmte ſeine Mutter.

Sie befahl ihm niederzuknien und ihren Segen zu empfangen.

»Gott hat mich in der Hoffnung geneſen laſſen, daß Du von heute an, gleichſam wie neugeboren, mir wiedergegeben wurdeſt. Gott verleihe Dir ſeine Gnade zu dem Schritte, den Du vorhaſt! — Mein Franz, mein guter lieber Sohn, habe keinen andern Sinn als zu Gott. — Gott allein ſei deine Zuverſicht. — Dein erſter Schritt, wenn Du heute das Haus verläßt, ſei in die Kirche; bete, bete inbrünſtig zum Allmächtigen; dann kleide Dich um, eile in dein Amt — aus dem Amte kommend, bitte die Eltern deiner Roſaura demüthig um Verzeihung; an Roſaura und ihren Eltern haſt Du das himmelſchreiendſte Unrecht begangen. Sühne es! Mache gut was Du verbrochen! — Wenn Du Vergebung gefunden, dann eile mit Erlaubniß der edlen Familie Legler wieder hieher. Man will mich ja nicht fortlaſſen. Ich ſoll hier bleiben, ich ſoll hier leben wie zu Hauſe.«

»Das verſteht ſich,« bekräftigte Frau Legler. »Bis zur Hochzeit des Herrn Secretärs mit der Bojarentochter bleibt Mama hier. Heute Mittag ſpeiſen wir Alle miteinander.«

»Mit Ausnahme Zahlheim's,« bemerkte Sebaſtian, »denn der kommt vor vier Uhr nicht aus der Stadt.«

»Aber um vier Uhr kommt er und rapportirt der Mutter und uns Allen, wie es mit Roſaura ſteht.«

»Ich ſtatte Bericht ab,« verſicherte Zahlheim; »ob dies um vier Uhr möglich, ich weiß es nicht, es hängt vorzüglich von meinem Amte ab.«

Nach dem Frühſtücke erſchien ein Wagen vor dem Hauſe.

Zahlheim fuhr nach der Stadt.

Bei der Stephanskirche angelangt ſtieg er aus, warf ſich auf die Knie und betete zu Gott, daß er ihm ſein ſchweres, grauſames Verbrechen vergeben möge.

Er weinte wie ein Kind.

Er näßte die kalten Steine mit ſeinen Thränen.

Er rutſchte auf den Knien vor dem gekreuzigten Heilande.

Dann ſtand er auf, ging aus der Kirche, befahl dem Fiaker, auf die Elendbaſtei zu fahren und auf ihn zu warten.

Als er das Haus des Mordes betrat, war es ihm, als ob bei jedem Schritt unſichtbare Weſen ihm zuriefen:

„Biſt Du da, Mörder? — Willſt Du noch einmal Dich weiden an dem zerfleiſchten Körper der Hingeſchlachteten? — Steige hinauf zu deiner Braut! — In der blutigen Kiſte harrt ſie Dein! — Hebe ſie heraus aus ihrem Sarge und feiere deine Vermälung auf dem Schaffot!“

Er tappte wie ein Wahnſinniger vorwärts. Wie wenn eine geheimnißvolle Macht ihm die Hände leitete, ſchloß er die Thüre auf, verriegelte ſie von innen und ſtürmte auf den Boden.

Es war ihm als müſſe er ſich überzeugen, daß er die gräßliche That wirklich vollbracht.

Er riß den Deckel von der Kiſte.

Er ſtarrte hinein.

Da lag Ludmilla und ihr gebrochenes Auge fiel auf ihn.

Er warf den Deckel zu.

Er floh.

In der Küche, dem Vorgemache zu ſeinem Verbrechen.

wo er daſſelbe vorbereitete und das entſetzliche Meſſer geholt, ſtürzte er zu Boden.

Er lag beſinnungslos.

Plötzlich brachte ihn ein heftiges Pochen aus ſeinem Todesſchreck.

»Sie kommen!« rief er. »Sie holen mich ab ins Gefängniß. — Ich bin hier. — Beſſer die herbſte Strafe, als dieſe Angſt.«

Er wankte an die Thüre und öffnete.

Ducati war gekommen.

»Sie ſind ein Mann des Worts!« ſagte er. »Geſtern Nachmittags wollten Sie mir meine fünfzig Ducaten bringen; ich wartete vergebens. Sie verſprachen mir zwar mehr, aber ich bin ſchon zufrieden, wenn Sie mir zurückgeben, was ich Ihnen dar geliehen.«

»Sogleich, ſogleich!« ſtammelte Zahlheim. »Kommen Sie hier herein. Das Geld ſollen Sie augenblicklich erhalten. — Verzeihen Sie, daß ich —«

»Ich verzeihe Alles. Mit dem Gedanken an Roſaura und an die Redoute beſchäftigt, vergaßen Sie auf mich.«

Zahlheim übergab Ducati die ſchuldige Summe.

»Ich war auch in der Redoute,« erzählte Ducati, »habe Sie aber nicht geſehen. — Nun, wie ging es?«

»Ich beſuche Sie und theile Ihnen Alles mit, was Sie zu erfahren wünſchen,« verſetzte Zahlheim. »Entſchuldigen Sie, daß ich preſſirt bin; ich muß mich noch umkleiden und in mein Amt.«

»Sie müſſen ſehr lange geblieben ſein. Es iſt gleich neun Uhr und Sie ſind noch ganz ballmäßig. Adieu! Kommen Sie gewiß bald.«

Ducati ging.

Zahlheim verriegelte wieder die Thüre.

„Wenn ich nur ſchon wieder fort wäre! Nur aus dieſem Hauſe! Und dieſen Leichnam will ich zerſtücken und einzeln forttragen? Das vermag ich nicht! Jetzt nicht! Mein Gott, wie rette ich mich! Wie bringe ich dieſen Körper fort! Iſt der Himmel nicht barmherzig, mir einen Fingerzeig zu geben, ſo möge es die Hölle thun.“

Er zog ſich nun raſch um.

Als er ſich ſchon für verloren hielt und an ſeiner Thüre Schergen zu hören vermeinte und dann Ducati vor ſich ſtehen ſah, da ermannte er ſich wieder.

Er war mit ſeinem Anzuge fertig.

Jetzt packte er Wäſche, Kleider und was ihm nöthig war, zuſammen.

„Schlafen,“ ſagte er, „werde ich nicht mehr hier, und hierher auch nicht wiederkehren, bis ich ſo ſtark und gefaßt geworden, dieſen Leichnam fortzuſchaffen!“

Jetzt ſteckte er auch die Ducaten zu ſich.

Nicht ohne wiederholtes Entſetzen ergriff er dieſes Geld.

Dann ſchleppte er den Bündel mit Wäſche und Kleidern vor die Thüre, verſperrte ſie ſorgfältig, brachte den Bündel in ſeinen Wagen, befahl dem Fiaker, den Bündel in das Fleiſcherhaus zu bringen; hierauf ging er in ſein Amt.

Als er vor ſeinem Bureauchef erſchien, ſagte Zahlheim:

„Herr Rath, der Faſching mag mich entſchuldigen!“

„Sie haben das ganze Jahr Faſching,“ verſetzte der Rath. „Abgeſehen davon, daß ſich Ihre Arbeiten wieder zu einem Berg häuften, den Sie aber heute bemeiſtern müſſen, ſonſt muß ich dem Bürgermeiſter Anzeige machen, der es ſcharf auf Sie abgeſehen hat — ſo ſetzen Sie Ihre Collegen in die peinlichſte Verlegenheit, weil ſie in Einemfort Auskunft geben müſſen. Faſt jede Viertelſtunde werden Sie geſucht. Zu Hauſe ſind Sie nie, im Amte ſind Sie ſelten, und Ihre Mutter ſelbſt weiß zu keiner Zeit, wo Sie zu finden! — Herr Secretär, über Sie circuliren verſchiedene Gerüchte. Sollte es Jemanden einfallen, Sie gerichtlich der Verbrechen zu bezichtigen, die Sie begangen haben ſollen, dann kann Ihnen ſelbſt des Kaiſers Majeſtät nicht helfen. Der Kaiſer müßte nur einen Machtſpruch thun.«

Zahlheim hielt ſich an einem Pulte feſt, ſonſt wäre er wie vom Donner getroffen umgeſunken.

»Verbrechen?« ſtammelt er.

»Ja, man erzählt, Sie hätten ſich auf falſchem Spiele ertappen laſſen.«

Zahlheim athmete auf.

»Mit mir hat man falſch geſpielt,« ſagte er. »Ich hätte die Schurken anzeigen können, aber ſie ſind entflohen.«

»Das was ich Ihnen ſo eben geſagt, vertraue ich Ihnen nur sub rosa!«

»Ich ſpiele nicht mehr!«

»Haben Sie gehört, was in der »Hetze« geſchehen? Waren Sie vielleicht zugegen?«

»Gott ſoll mich bewahren! Der Mann, der in der Hetze von Hunden zerriſſen wurde, war ein falſcher Spieler, nicht ich!«

»Ich will Ihnen glauben!

»Jetzt machen Sie ſich an Ihre Arbeit!«

VI.

Scheintod.

Wie immer arbeitete Zahlheim auch an dem genannten Tage im Bureau des Gewerbsreferenten fleißig.

Anfänglich ging es ihm wüſte im Kopfe herum, aber als die erſten Eingaben erledigt, flog ihm die Arbeit nicht nur flink aus der Hand, ſie zerſtreute ihn auch, und ließ ihn ſeinen Beruf preiſen, der, wenn er ihm fleißig obliegen würde, ſogar auf eine Zeit von ſeiner Beängſtigung befreien müßte.

Um drei Uhr Nachmittags war er wieder mit allen Referaten fertig.

Er producirte ſie ſeinem Departementsvorſteher, welcher mit ihm zufrieden war, und Zahlheim's Concepte dem Bürgermeiſter überbringen ließ.

Der Rath verließ ſein Bureau; Zahlheim verweilte noch einige Minuten, um ſeinen Schreibtiſch zu verſchließen, da trat ein Kanzelliſt, Gröger hieß er, zu Zahlheim herein, und bat den Secretär ihm einige Minuten zu ſchenken.

„Ich komme,“ ſagte der magiſtratiſche Kanzelliſt, „als ein unglücklicher Mann. Der Lichtmeß-Zins iſt in einigen Tagen zu bezahlen; wenn ich ihn ſammt dem Rückſtande von Michaeli nicht berichtige, nimmt mein Hausinhaber das Bischen, das ich beſitze, in Beſchlag, weiſet mich aus dem Hauſe, und ich kann mit meiner alten, kranken Mutter, in dieſem ſchrecklichen Winter, im Freien campiren.«

Zahlheim ſah Gröger mit Theilnahme an.

»Eine alte kranke Mutter,« fragte Zahlheim, »haben Sie?«

»Ja,« erwiederte der Kanzelliſt, »fünfundſechzig Jahre alt, und ſeit drei Monaten an der Gicht leidend; ſie hat ſeit acht Wochen ihr Krankenbett nicht verlaſſen.«

»Fünfundſechzig Jahre!« betonte Zahlheim, »ſo alt iſt auch meine Mutter!«

»Herr von Zahlheim,« begann der Kanzelliſt von neuem, »Sie ſind ein edler Mann! — Sie ſind reich, ich bin arm.«

»Ich reich?« fragte Zahlheim.

»Ja, man ſagte es mir. Sie hat die Glücksgöttin geſegnet; da Sie nun glücklich ſind, gedenken Sie eines Unglücklichen. Strecken Sie mir ſo viel vor, als ich für den Zins meinem Hausherrn ſchulde, und noch einige Gulden, um meine kranke Mutter pflegen zu können, vertrauen Sie mir achtzig Gulden, ich will Ihnen jeden Monat von meiner Beſoldung vier Gulden überbringen, und für Ihre Güte mit meiner Mutter zu Gott beten, daß er Ihnen ſeine himmliſche Milde zu Theil werden laſſe.«

»Sie wollen mit Ihrer Mutter zu Gott für mich beten? O dann beten Sie auch für meine Mutter und meine Braut, daß er uns allen Dreien ſeine göttliche Gnade nicht entziehe, und uns kein Unglück treffe. Beten Sie ja gewiß, beten Sie heute noch mit Ihrer Mutter, daß namentlich mir kein Unheil zuſtoße.«

Zahlheim brach eine Rolle mit Ducaten auf, nahm zwanzig Stücke davon weg und händigte ſie dem Kanzelliſten ein. „Nehmen Sie,“ ſagte er, „befreien Sie ſich aus Jhrer troſtloſen Lage, und geben Sie mir dies Geld nur erſt dann wieder, wenn Sie keine Noth mehr drückt.“ *)

Er ließ dem Kanzelliſten nicht Zeit zu danken, und entfernte ſich aus ſeinem Bureau in ſichtbarer Bewegung.

Hierauf eilte Zahlheim zu Roſaura.

Aber der Bojar hatte den Auftrag ertheilt, Zahlheim nicht vorzulaſſen; Zahlheim war hierüber außer ſich, doch beruhigte ihn ein Briefchen der Geliebten, welches ihm die Zofe, die ſchon in Ducati's Kaffeehauſe zu einem ähnlichen Botengange beordert wurde, überbrachte.

Zahlheim erbrach den Brief.

Darin ſtand geſchrieben:

„Lieber Franz!

„Verzweifle nicht! Zwar iſt der Vater noch nicht zu deinen Gunſten geſtimmt, aber die Mutter und ich ruhen nicht, bis er Dich wieder ſprechen will. Bis jetzt war nichts zu erreichen, als ein Abſagebrief an Kulkiew. — Wir gehen heute in das Nationaltheater. Komme in das Parterre. Jch bin in der Loge im erſten Range Nr. 7; wenn ich Dich nur ſehen kann, ſo bin ich ſchon glücklich. Wenn der Vater Dich ſprechen will, ſo ſchreibt Dir dies

30. Jänner 1786. deine Dich ewig liebende

Roſaura.“

Zahlheim ging getröſtet fort, und zwar wieder in die Traiterie Jahn's; hatte er doch dort dem Garçon noch eine Rechnung zu bezahlen.

Er beſtellte ein ganz beſcheidenes Diner, aß wenig, trank noch weniger und eilte dann zu Legler und zu ſeiner

---

*) Eine bekannte Thatſache.

Mutter; er war wie umgewandelt, Zahlheim's Mutter überglücklich.

Abends ging er ins Nationaltheater. Er ſah Roſaura, ſie ſah ihn.

Er drängte ſich, als das Stück zu Ende, bei dem Herausgehen aus dem Theater nicht an Roſaura. Er hütete ſich, ihren Vater zu erzürnen.

Zahlheim zog ſeinen Hut vor ihm.

Der Bojar erwiederte den Gruß zwar kalt, aber Zahlheim ſah hieraus, daß der Alte bereits anfange, etwas mürber zu werden.

Nach dem Theater ſtieg Franz in einen Fiaker und fuhr nach der Weißgärbervorſtadt.

Die Familie Legler erwartete ihn zum Abendeſſen.

Zahlheim berichtete getreulich, was geſchehen, und ſeine Mutter und die Uebrigen ſchöpften hieraus die größten Hoffnungen.

Man ging an dieſem Abende früher zu Bette.

Dieſe Nacht war für Zahlheim minder ſchrecklich. Er ſchrieb ſeine mehr gewonnene Ruhe ſeiner Andacht und Zerknirſchung in der Stephanskirche, und ſeiner wohlthätigen Handlung an dem armen Kanzelliſten zu. So oft ſeine Gewiſſensqualen erwachten, betete er inbrünſtig zu Gott und ſuchte den Allbarmherzigen durch ſeine Reue zu verſöhnen.

Auf gleiche Weiſe verlebte er den 31. Jänner.

Zuerſt ging er in die Stephanskirche, dann in ſein Amt. Dort arbeitete er unermüdet.

Am 1. Februar empfing er einige Zeilen von Roſaura, und die Weiſung, daß er es nun wieder verſuchen könne, ihrem Vater ſich vorzuſtellen.

Zahlheim erſchien im Hauſe des Bojaren; dieſer ließ ihn vor ſich.

Zahlheim wollte vor dem Bojaren auf die Knie ſinken und um Verzeihung bitten.

Der Bojar hinderte dies und ſagte:

„Nicht Ihretwegen, ſondern meines Kindes wegen ſpreche ich mit Ihnen. Erwarten Sie von mir keine Vorwürfe; wenn Sie ein Gewiſſen haben, ſo werden Sie ſich ſelbſt die härteſten Vorwürfe machen.

„Sie haben ſich alſo von der alten Jungfer losgeriſſen, welche Sie durch ihr Geld verlockte?“ fragte der Bojar.

„Ja,“ antwortete Zahlheim.

„Das wird Ihnen ſchwer geworden ſein. Das wird einen erſchütternden Auftritt gegeben haben. Ich kenne dergleichen heiratsſüchtige Geſchöpfe. Sie werden nun ihrer Rache verfallen. Sagen Sie mir, auf welche Weiſe kamen Sie von ihr los?“

Zahlheim erſtarrte das Blut zu Eis.

Er vermochte nicht zu ſprechen.

„Sie haben ihr gewiß Geld abgeborgt, und ihr dies nicht mehr zurückgegeben. Das wäre niederträchtig! Jemanden das Herz zu brechen, dann verlaſſen und um ſein Geld noch bringen, das wäre eine neue Gewiſſenloſigkeit von Ihnen. — Sprechen Sie, haben Sie dies gethan?“

„Nein,“ ſagte Zahlheim.

„Sie haben kein Geld von ihr genommen?“

„Nein.“

„Ich glaube Ihnen nicht; ich glaube Ihnen überhaupt kein Wort! — Ich muß mich überzeugen, daß Sie der — wie heißt ſie?“

„Ludmilla Fogger,“ ſtammelte Zahlheim.

»Daß ſie der Ludmilla Fogger nicht die Caſſa gelichtet. — Ihre Gläubiger, ſagt mir Ducati, benehmen ſich ganz ruhig. Sie müſſen ſie alſo befriedigt haben?«

»Sie theilten die 6000 Ducaten, die in der Spielbank an jenem Abende zurück blieben.«

»Das weiß ich; die Summe war aber nicht genug, und die meiſten jener Leute ſind nicht von der Sorte, welche einen Heller, beſonders im falſchen Spiele, verſchmerzen.«

»Sie verfolgen mich deſſenungeachtet nicht, weil ſie das erneuerte Geſetz gegen Hazardſpiele fürchten.«

»Lügen Sie mir nichts vor. Einige müſſen Sie befriedigt haben, Sie hätten ſonſt keine leibliche Ruhe mehr.«

»Nicht *Einen*. Ducati hat ſie eingeſchüchtert. — Ich bitte Sie, Herr Bojar, den Cafétier zu befragen.«

»O, der iſt Ihr guter Freurd und hält mit Ihnen; ihm mußten Sie auch die fünfzig Ducaten, die Sie ihm ſchuldeten, bezahlen. Wo nahmen Sie dieſe fünfzig Ducaten her?«

»Ich gab ihm dieſelben Ducaten zurück, die er mir vorſtreckte. Ich benützte ſie, um ſie — Ludmilla zu zeigen, und ihr damit zu beweiſen, daß ich ihres Geldes nicht bedürfe.«

»Lächerliche Geſchichten! — Machen Sie mir keine Flauſen vor; Sie haben ſchon wieder neue Kniffe. Ich muß klar ſehen, ehe ich Ihnen geſtatte, mein Haus wieder zu betreten. Ich muß mich überzeugen, daß Sie ſich mit Ehren von Ludmilla Fogger getrennt, dies vermag ich nur, *wenn Sie mich zu ihr führen, und ich mit ihr ſelbſt ſprechen kann*.«

Zahlheim ſchauderte zuſammen.

Er erblaßte bis zum Tode, und ſeine Lippen bebten krampfhaft.

»Sie werden ja völlig ohnmächtig!« fuhr der Bojar fort. — »Nicht wahr, Sie ſind nicht im Stande, mich zu ihr zu führen? — Reden Sie, was gab ſie Ihnen? Was haben Sie ihr abgenommen?«

Zahlheim faßte die Lehne eines Stuhles an und hielt ſich an denſelben.

Schweiß, wie von Todesangſt erpreßt, ſtand auf ſeiner Stirne.

»Ich will Ihnen einen Beweis geben, daß ich in Geldſachen delicat zu handeln gewohnt bin. — Sie können ſich meiner Tochter nur dann nähern, wenn Sie den Verpflichtungen gegen eine Perſon, die Sie aus Verzweiflung heiraten wollten, entbunden ſind. Ich gebe das Geld her, das Sie von ihr beſitzen; ich will, daß Sie auf rechtſchaffene Weiſe von ihr loskommen. Dies kann ſogleich geſchehen; führen Sie mich zu ihr. Ich nehme in Bancozetteln 10,000fl., ich nehme 20,000 fl. zu mir, iſt dies genug?«

»Ich habe ihr nichts zu geben, ich wiederhole es Ihnen,« ſtammelte Zahlheim.

»Wo wohnt ſie? Wenn es Sie genirt, mit mir zu ihr zu gehen, ſo gehe ich allein hin! Sagen Sie mir nur, wo ſie ſich befindet.«

»Ich weiß es nicht.«

»Sie wiſſen es nicht? — Sie iſt vielleicht noch in Ihrem Hauſe, und Sie bringen ſie nicht fort? — Das wäre entſetzlich! — Sie hätten ſie noch im Hauſe, und dennoch die Stirne, ſich meiner Tochter zu nähern? Das will ich ihr und meiner Frau doch mittheilen.«

Er öffnete eine Thüre.

„Frau und Tochter!“ rief er, „kommt heraus!“

Zahlheim, von Angſt, Verzweiflung und Gewiſſenspein überwältigt, ſtürzte bewußtlos zu Boden.

Er glich einem Sterbenden.

„Zu Hilfe!“ rief der Bojar erſchreckt.

Des Bojaren Frau und Tochter erſchienen.

Mit Entſetzen ſtürzte Roſaura auf Zahlheim hin und kauerte ſich zu ihm auf die Erde.

„Haſt Du ihn wieder bis zum Tode gequält?“ fragte den Bojaren ſeine Gattin.

„Einen Arzt! einen Arzt!“ rief Roſaura.

Ein Diener des Bojaren trat ein.

„Eilt! eilt zu Doctor Lachenberg!“ flehte Roſaura. „Zahlheim ſtirbt! er ſtirbt! Heiliger Gott er ſtirbt, ſein Auge bricht! Er regt ſich nicht mehr!“

* * *

Als Zahlheim wieder zum Bewußtſein gelangte, befand er ſich im Hauſe Legler's.

Zwei Tage lag er in einer Apathie, ohne das Mindeſte von ſich zu wiſſen.

Doctor Lachenberg ſelbſt hielt Zahlheim's Zuſtand für eine Art Schlagfluß.

Er wendete alle Mittel an, ihn zu retten und es gelang ihm.

Aber die Schwäche, welche den Kranken unfähig machte, auch nur einen Arm zu heben, war ſo groß, daß noch immer viel für ihn zu befürchten war.

Der Arzt befahl die größte Behutſamkeit. Keine Gemüthsaffection durfte ihn berühren, weder Freude noch Schmerz, weder Liebkoſungen noch Schmähungen.

Man ließ Niemand zu ihm, als ſeine Mutter.

Am 2. Februar, am Morgen des dritten Tages ſeiner totalen körperlichen Abſpannung, regte er ſich wieder.

Er ſchlug die Augen auf.

Er erblickte ſeine Mutter.

Die arme alte Frau lauſchte auf jeden Athemzug.

Zahlheim verſuchte zu ſprechen, er vermochte es nicht.

Seine Mutter wagte keine Frage.

Sie ſah ihren Sohn mit angſtvollen Blicken an.

Zahlheim gewann endlich ſeine Sprache.

»Ach, Mutter!« ſagte er leiſe, »Wehe! Schrecklich wehe!«

»Mein Sohn,« erwiderte die Mutter, »Du liegſt in Senfpflaſtern ganz eingehüllt; ängſtige Dich nicht; Doctor Lachenberg mußte deine Lebensgeiſter erwecken.«

Zahlheim betrachtete ſeinen Arm und ſeine Bettdecke.

»Hu!« rief er dumpf. »Blut! Blut! Gräßlich viel Blut!«

»Doctor Lachenberg hat Dir zur Ader gelaſſen, aber es floß nur wenig Blut.«

»O mein Gott! Nein! Es floß viel Blut, entſetzlich viel Blut!«

»Nicht zwei Unzen!«

»Mutter, wo bin ich? — Bin ich ſchon im Gefängniß?«

»Was fällt Dir ein? Bei mir biſt Du; bei deiner Mutter, und wir beide ſind bei der Familie Legler, bei dieſen guten, edlen Menſchen, welche Dich ſo lieb haben, welche Dich in deiner Krankheit aufgenommen haben wie einen Sohn, welche, nachdem ſie kaum mich gepflegt und mir gewartet und mir meine volle Geneſung verſchafft haben, auch Dir gleiche Liebe erwieſen.«

»Mutter, es iſt ſo finſter. Bringen Sie Licht!«

»Es iſt Tag, mein Sohn, aber die Fenſtervorhänge ſind geſchloſſen.«

»Ziehen Sie die Vorhänge auf; es iſt mir noch immer, als befände ich mich in einem Kerker.«

Frau Zahlheim zog die Vorhänge auf.

»Nun,« ſagte ſie, »findeſt Du Dich jetzt zurecht?«

»Wenn ich bei Legler bin, warum kommt er nicht zu mir? Ich glaube nicht, daß ich bei ihm bin, wenn ich ihn nicht ſehe. Er wird einen armen Gefangenen nicht beſuchen dürfen, nicht wahr, Mutter?«

»Ich weiß nicht, mein guter Franz, was Du mit deinem Kerker willſt, was Du von einem armen Gefangenen ſprichſt? Du biſt ſo frei wie ich, nur im Bette mußt Du noch bleiben. Auch ſollſt Du nicht ſo viel ſprechen, Du biſt ſo ſchwach — ſo krank!«

»Mutter, ich will den jungen Legler ſehen — ſeinen Vater und ſeine Mutter nur ſehen, nicht ſprechen.«

»Das kannſt Du, ich will ſie alle Drei ſogleich rufen.«

Die Mutter ging hinaus und holte die Familie; auch Judith kam mit.

Als Zahlheim dieſe vier Perſonen eintreten ſah, verſuchte er den Kopf emporzuheben, ließ ihn aber augenblicklich wieder ſinken.

»Ah!« rief er aus voller Bruſt.

»Du biſt mir ein ſauberer Freund!« ſagte Sebaſtian. »Du machſt mir in einemfort Kummer. Gehört ſich das, krank zu ſein und wie ein Todter ins Haus zu kommen? — Ich meinte, wir würden auf »Maria-Lichtmeß« einen recht vergnügten Tag feiern. Es iſt heute mein Geburtstag, indeß machſt Du unſer Haus zum Spital.«

»Keine Vorwürfe,« bat Judith, »nicht einmal im Scherze! Der Doctor hat es verboten, Ihnen auch nur irgend ein Wort zu ſagen, was Ihnen unangenehm ſein könnte.«

»Sie ſind aber ſchon geborgen,« ſagte die Mutter Legler, »weil Sie nur wieder reden und deuten können. Haben Sie auch wieder Appetit? Ich ſchicke Ihnen ein Schalerl Kaffee, wir haben uns gerade zum Frühſtück geſetzt.«

Zahlheim machte mit dem Kopfe eine verneinende Bewegung.

»Laſſen wir ihn jetzt wieder ruhen,« ſagte Vater Legler. »Ruhe iſt das Allerbeſte. — Wenn der Doctor Sie geſehen hat und uns erlaubt, mit Ihnen mehr zu ſprechen, dann kommen wir wieder. — Guten Morgen, Herr von Zahlheim. Kommt,« ſagte er zu den Uebrigen.

Mit den Worten: »Frau von Zahlheim,« wendete ſich der alte Legler an dieſe, »kommen Sie zum Frühſtücke,« dann legen Sie ſich zu Bette. Sie haben zwei Nächte nicht ein Auge zugemacht, das iſt nichts für eine alte kränkliche Frau.«

Der alte Legler nahm Frau Zahlheim am Arm und führte ſie zum Frühſtücke.

Als Sebaſtian aus dem Krankenzimmer wollte, ſagte Zahlheim:

»Legler, wo iſt Roſaura?«

»O, die wird bald wieder kommen. Vorgeſtern und geſtern kam ſie mit ihrer Mutter am Vormittage und Nachmittage zu uns und blieb jedesmal zwei Stunden.«

»Und der Bojar?«

»Der macht ſich die bitterſten Vorwürfe, daß er Dich ſo gepeinigt hat. Vor dem haſt Du nun Ruhe. — Bei ſeinem Popen war er auch ſchon; er hat ſeinen Popen gebeten, daß er ihn des Schwures entbinde, Roſaura Dir nicht zur Frau geben zu wollen; der Pope hat des Bojaren Wunſch erfüllt. — Ein Schwur im Zorne ausgeſprochen, in Aufregung, ohne Ueberlegung, ohne kirchliche Feierlichkeit geſchworen, ſtehe nicht mit einem Eide auf gleicher Stufe, ſagte der Pope. — Du kriegſt nun deine Roſaura, wie Du geſund wirſt. Gelt, Franzl, das iſt die beſte Medicin!«

Doctor Lachenberg machte ſeine Morgenviſite.

Er fühlte den Puls des Kranken.

»Gott ſei Dank,« rief der Doctor, »die Gefahr geht vorüber. Herr Legler, laſſen Sie mich mit Freund Zahlheim allein, unſere jetzige Unterredung bedarf keiner Zeugen. Ich komme von Roſaura und ihren Eltern,« bemerkte der Doctor. »Was ich zu ſagen habe, iſt reine Goldtinctur, aber auch dieſe darf nur tropfenweiſe gereicht werden.«

»Lieber Doctor,« ſagte Legler, »von den Liebestropfen können Sie ihm eine ganze Maß eingeben, Sie werden ſehen, er ſtirbt nicht daran.«

Sebaſtian ging.

Während der Doctor bei Zahlheim weilte, ging in dem Zimmer, in welchem das Frühſtück eingenommen wurde, eine Scene vor, welcher der Unglückliche nicht hätte beiwohnen dürfen, um bei ſeinem Zuſtande nicht neuerdings in die entſetzlichſte Angſt verſetzt zu werden.

VII.

Der Verdacht beginnt.

Es war halb acht Uhr Morgens am Lichtmeßtage des Jahres 1786, daß, wie im vorigen Capitel erzählt wurde, im Hauſe der Familie Legler ein großes Frühſtück ſtattfand.

Frau Legler, welche, wie der gütige Leſer bereits bemerkt haben wird, ſich nicht wenig auf ihren vortrefflichen Kaffee und ihr eben ſo gutes „Obers“ einbildete, machte die Honneurs und credenzte den Kaffee.

Der Mutter Jablheim's überreichte ſie eine Taſſe von ſo immenſer Größe, daß ſich ein neugebornes Kind darin hätte bequem baden können.

Eine zweite ähnliche Schale mit der Aufſchrift „Am 2. Februar 1759“ präſentirte ſie ihrer künftigen Schwiegertochter mit dem Bemerken:

„Judith, halten Sie mir dieſe Schale in Ehren, dieſe habe ich vor 27 Jahren, als ich meinem Mann den Waſtel geboren, von meinem Mann als Kindstauf-Präſent bekommen. Waſtels Geburtstag ſteht mit goldenen Buchſtaben darauf; leeren Sie dieſe Schale heute dreimal zur Feier des 27jährigen Geburtsfeſtes Ihres Bräutigams; dann aber bewahren Sie dieſe Schale gut. — Wenn Sie ſie nicht zuſammenſchlagen, ſo können noch Ihre Kinds- und Kindeskinder, und die Kindeskinder der Kindeskinder alle Jahre am Lichtmeßtage zur Erinnerung an den 2. Februar 1759 Kaffee daraus trinken.«

»Ganz richtig,« ſagte Vater Legler, »wenn dieſe Schale nicht zuſammengeſchlagen wird, ſo kann man noch in tauſend Jahren daraus trinken! — Aber deswegen brauchen Sie nicht dreimal aus dieſem Gefäß, welches ſo groß wie ein »Weidling« iſt, zu trinken. Sie müßten nur ein »Kaffeemaul« wie die Meinige beſitzen; mein Weib würde alle Tage einen Eimer von dieſem Getränke zu ſich nehmen, wenn ſie nur Zeit dazu hätte. — Etwas Wichtigeres als eine Schale Kaffee,« fuhr Vater Legler fort, »habe ich Ihnen mitzutheilen. Die Polizeibehörde hat die Wohnung Ihres ſeligen oder unſeligen Gatten aufſperren laſſen. Auch das Teſtament desſelben iſt gefunden worden. Sie ſind Univerſal-Erbin, und, wie ich gehört habe, ſollen in barem Gelde über 30,000 Stück Ducaten und noch mehr in Staatspapieren gefunden worden ſein. Dieſes bedeutende Vermögen iſt gerichtlich deponirt; Sie werden hievon ämtlich verſtändigt werden.«

»Ich habe bereits erklärt, daß ich nichts davon wiſſen will,« entgegnete Judith. »Ich habe es in Gegenwart meines Gatten, in dieſem Zimmer vor Herrn und Frau Legler, vor Sebaſtian und Herrn Bourg erklärt, daß ich auf das Vermögen, das ich von Teſſin erben könnte, verzichte. — Sein Sündengeld, durch Schlechtigkeiten aller Art, durch Betrug und Satanskünſte gewonnen, von welchem auf jedem Geldſtück ein Fluch, eine Verwünſchung laſtet, dieſes Sündengeld, von zahlloſen Thränen benetzt, müßte mir auf der Seele brennen. Ich habe verſichert, daß ich alle Orte, an welchen Teſſin ſein ſchmähliches Metier getrieben, bereiſen und die Unglücklichen auf[illegible]en wolle, die er geplündert und beraubt, ich habe dies gelobt, ich werde mein Gelöbniß erfüllen; ich will gut machen, was er verbrochen; Sie werden ſich hievon überzeugen.“

„Wie werden Sie die Beſtohlenen aber aufzufinden im Stande ſein? — Geben Sie Ihr edles Vorhaben aber ja nicht auf; um es ausführen zu können, verſtändigen Sie die Behörde hievon; den Rath, den ſie Ihnen gibt, den befolgen Sie.“

„Auf jeden Fall ſoll Zahlheim fünftauſend Ducaten von dieſem Nachlaſſe haben, denn fünftauſend Ducaten,“ ſagte Judith, „kommen auf den Antheil Teſſin's bei der Spielbank in Simmering, weil Teſſin Zahlheim durch betrügeriſches Treiben verlockte, beſtrickte und opferte.“

„Mein Himmel!“ rief die Mutter Zahlheim's, „mein guter Sohn ſoll durch Ihre Großmuth einigen Regreß erhalten? Gott ſegne Sie, edle Judith, Gott ſegne Sie dafür!“

Sebaſtian kam.

„Es iſt eine Frau im Vorhaus,“ ſagte er, „welche mit Frau von Zahlheim dringend ſprechen zu müſſen vorgibt, dieſe Frau iſt ganz außer Athem.“

„Sie ſoll nur eintreten,“ erwiederte Frau Zahlheim; „ich habe keine Geheimniſſe in dieſem Hauſe.“

Die Hausmeiſterin aus dem Spaliermacherhauſe am Spittelberge trat ein.

„Gelobt ſei Jeſus Chriſtus!“ ſagte ſie.

„In Ewigkeit!“ erwiederten Alle.

„Ich erlaub' mir die Frag',“ hub die Hausmeiſterin an, „welche von dieſen Frauen iſt die, welche ich ſuche?“

„Sie ſuchen Frau Zahlheim? dieſe bin ich.“

„Gott ſei Dank, daß ich „Ihnen“ einmal find',“ verſetzte die Hausmeiſterin; „das hat was braucht, bis mir das möglich geworden iſt. Ich war ſchon zweimal bei dem Herrn Sohn in ſeiner »Logierung;« ich hab' an ſeiner Thür angeläutet, »angepumpert,« durch's Schlüſſelloch geguckt; kein Menſch war zu ſehen und zu hören; ich war ſchon zweimal in ſeinem Amte — er war nicht zu ſprechen; endlich habe ich von einem Amtsdiener erfahren, daß er hier wohnt, daß er krank iſt und daß auch ſeine Frau Mutter bei ihm iſt. — Ich bitte um Gottes willen, mir zu ſagen, wo meine Mamſell hingekommen? Iſt ſie vielleicht auch hier? Und wenn's da iſt, wo iſt ſie? Ich muß ſie ſehen, ich muß mit ihr ſprechen.«

»Was für eine Mamſell ſuchen Sie denn?« fragte Frau Zahlheim.

»Die Mamſell, die im Spaliermacherhauſe wohnte. Oder hätte ich Jungfer ſagen ſollen? Es iſt mir auch recht!«

»Suchen Sie Ludmilla Fogger?« fragte Zahlheim's Mutter. »Iſt Ludmilla nicht zu Hauſe?«

»Ach Gott, nein! Seit ungefähr acht Tagen iſt ſie mit keinem Schritte in ihrer Wohnung geweſen; ſie ging mit Ihrem Herrn Sohn fort; ſeit dieſer Zeit habe ich ſie mit keinem Auge mehr geſehen.«

»Vielleicht iſt ſie bei ihrer Tante?«

»Auch nicht. Dieſe ihre »Mahm« treibt's ja g'rad ſo arg um ſie. Alle Tage kommt ſie und fragt mich, ob ihre Ludmilla noch nicht heimgekommen? Die alte Dorothea Fogger hat eine Angſt um dieſe Ludmilla, als wenn ſie ein kleines Kind wäre; wenn Frau von Zahlheim und der Herr Sohn nun auch nicht wiſſen ſollten, wo die Jungfer hingekommen, ſo will die alte »Mahm« morgen zum Bürgermeiſier gehen, damit dieſer durch die Polizei die Ludmilla ſuchen laſſe.«

»Ich weiß ſonſt keine Auskunft zu geben,« verſetzte Frau Zahlheim, »als daß Mamſell Ludmilla die Wohnung meines Sohnes verließ.«

»Alſo heiratet er ſie nicht?«

»Nein.«

»Das iſt geſcheidt! Ich hätte ihr den jungen Mann ohnehin nicht vergönnt; ich hab' nicht begreifen können, wie er ihr nur Hoffnungen zu machen im Stande war; ſo einem abſcheulichen Weibsbild, alt über die Maßen, und zuwider und geizig und zankſüchtig, neidiſch und häßlich; ich hab's dem Herrn Sohn geſagt, ich hab' mich nicht genirt, als er das letzte Mal in ihrem Quartier war —«

»Wann war dies?«

»An einem Samſtage. Es hat damals geheißen, die Ludmilla wäre zu Mama Zahlheim überſiedelt.«

»Zu mir? — Zu mir kam ſie nie.«

»Alles Eins. Es war am letzten Samſtage, als der Herr von Zahlheim ins Spaliermacherhaus kam. Er hat der Jungfer Ludmilla ihre Schlüſſel gehabt, iſt zu ihrer Thür gegangen, hat aufgeſperrt, iſt eine Weile in ihrem Zimmer geblieben und hat dann wieder zugeſperrt und wollte gerade wieder aus dem Hauſe; da bin ich ihm entgegen getreten und habe geſagt: »Ei, Herr von Zahlheim, Sie hier? Jetzt gehen Sie erſt? — Gewiß hat Sie die Mamſell beſtellt und iſt nicht nach Hauſ' gekommen?« — Der Herr von Zahlheim hat mir anfänglich auf mehrere meiner Reden keine Antwort gegeben; erſt wie ich ihm bemerkt habe, daß er die Ludmilla nicht heiraten möchte, ſie paſſe beſſer für das »Bäckenhäuſel« als für den Eheſtand, da hat er mir entgegner: »Frau Hausmeiſterin, ſeitdem Ludmilla bei meiner Mutter war, iſt ſie abgängig; wo ſie hingekommen, weiß ich nicht. Ich glaubte ſie in ihrer Wohnung erwarten zu können; ich irrte mich. Sagen Sie ihr, wenn ſie nach Hauſe kommt, daß meine Mutter und ich in großer Angſt um ſie ſind. — Sie ſoll uns bald Nachricht geben, warum ſie uns, ohne ein Wort zu ſagen, verlaſſen.« Dies ſagte er; darauf ging er.«

»Das ſoll am Samſtag geweſen ſein? Irren Sie ſich nicht, Frau Hausmeiſterin?«

»Nein. An einem Samſtage wird immer bei uns der Hof gereinigt; ich hatte noch die Schneeſchaufel in der Hand — ich weiß es wie heute.«

»Sonderbar!« erwiederte Frau Zahlheim. »Samſtag war ſie noch bei ihm. Ich habe ſie geſprochen, in meines Sohnes Wohnung habe ich ſie geſprochen.«

»Sie wird halt wieder zu ihm hingelaufen ſein,« bemerkte Sebaſtian. »Die hat ſich ja angehängt wie die Kletten!«

»Ich weiß nun was ich wiſſen will. Das richte ich der alten Nahm aus. — Wahrſcheinlich hat ſich Ludmilla ein Leid angethan,« murmelte die Hausmeiſterin, »weil ſie den Herrn Sohn nicht g'kriegt hat. Es wär' kein Schad' um ſie. Ja, ja, die hat ſich aufgehängt; ins Waſſer kann ſie nicht geſprungen ſein, denn die Wien, der Alſerbach und die Donau ſind zugefroren. — Nichts für ungut.«

Die Hausmeiſterin entfernte ſich.

Die Mutter Zahlheim's beſchlich ein banges Gefühl; ſie wußte nicht weshalb.

Sie ſtand auf.

„Ich will doch ſogleich zu meinem Sohne,“ ſagte ſie: „der Doctor iſt gewiß noch bei ihm.“

„Ich mache Sie aufmerkſam,“ mahnte Judith, „mit Ihrem Herrn Sohne nicht von Ludmilla zu ſprechen. Wenn es ihm, wie ich glaube, ſo ergeht wie mir, wenn ich an Teſſin erinnert werde, ſo dürfte ihn die Erinnerung an Ludmilla unangenehm berühren.“

„Beſonders wenn er auf die Idee kommen könnte,“ bemerkte Sebaſtian, „daß ſie ſich ein Leid angethan, was ich aber nicht glaube. — Ich wette, ſie kommt zum Vorſchein; wenn Franz ſich mit Roſaura copuliren läßt, dann erſcheint ſie in der Kirche und geberdet ſich wie wahnſinnig.“

Roſaura und ihre Mutter kamen zum Beſuche.

Doctor Lachenberg verließ den Kranken und berichtete, daß er ſich ziemlich außer Gefahr befinde, aber Fräulein Roſaura noch nicht ſehen dürfe.

„Erſt in zwei Tagen kann ich dies geſtatten,“ äußerte ſich der Doctor; „Zahlheim iſt nun vollkommen beruhigt. Er ſchlummert jetzt wieder, ich beobachtete ſeinen Schlummer.“

„Mama,“ ſagte er zu Mutter Zahlheim, „noch dürfen wir ſein Bett nicht friſch machen und ihm kein anderes Hemd geben. Ich habe noch keinen Menſchen geſehen, der vor ſeinem eigenen Blute ſich ſo entſetzt hätte, wie Zahlheim. Auch in ſeinem Schlummer fuhr er einige Male auf und rief: „Ach Gott, das viele Blut!“ — Seine ſchweren Träume ſind noch ein Zeichen, daß er ſehr krank iſt.“

„Er phantaſirt vielleicht?“ fragte die Mutter.

„Nein, er träumt.“

„Adieu!“ ſagte der Doctor, „im Verlaufe des Nachmittags komme ich wieder.“

Zahlheim's Mutter war der Verzweiflung nahe. Sie durfte ihren Sohn über Ludmilla nicht ſprechen. Sie durfte keine Aufklärung über das Vorgefallene verlangen.

»Ludmilla iſt nirgends zu finden,« recapitulirte ſie. »Schon vor acht Tagen ſuchte er glauben zu machen, daß ſie abgebe, daß ſie aus dem Hauſe der Mutter verſchwunden ſei, in welchem ſie doch nie war; Franz war bei Ludmilla im Quartier; er beſaß die Schlüſſel dieſer, im höchſten Grade geizigen, mißtrauiſchen Perſon; Franz hielt ſich lange in Ludmilla's Abweſenheit in ihrer Wohnung auf; Franz hatte all ſein Geld verſpielt, und diejenigen, mit welchen er falſch ſpielte, bedrängten ihn; dann war er zu Hauſe, als ich zu ihm kam; er ſperrte mir ſeine Hausthüre nicht auf, obgleich der Schlüſſel von innen ſteckte; endlich war er, als ich ihn zum erſten Male nach meiner Erkrankung wieder ſah, in einem Zuſtande wie von tauſend Gewiſſensqualen gegeißelt; — bald darauf erfuhr ich die Unterredung des Bojaren mit ihm; ich erfuhr, daß er, wie vom Schlage gerührt, vor dem Bojaren wie todt zu Boden ſank, als dieſer verlangte, Franz möge ihn zu Ludmilla führen; endlich träumte er vom Kerker und Kerkerhaft, und das Blut, ſein eigenes Blut, das er in ſeiner Wäſche ſah, brachte ihn in Verzweiflung. — Heiliger Gott,« rief ſie aus, »welche Ahnungen befallen mich! Franz hat eine Gräuelthat begangen, Franz hat —«

Es ſchwanden ihr die Sinne; ſie ſank wie entſeelt auf ein Sopha nieder.

* * *

Zahlheim log nicht, als er ſagte, er fürchte nur ſeine Mutter, denn dieſe leſe in ſeiner Seele.

Aber was in der Seele dieſer edlen Mutter geſchrieben ſtand, dies las Niemand; nur ihr brannte die Flammenſchrift ihrer Ahnungen bis ins Mark.

Arme, tiefbedauernswerthe Mutter, deine Leiden ſind gräßlich! Du leideſt zweifach, leideſt des einzigen Sohnes und leideſt zweier Schandthaten wegen, die er verübt, und Dich glauben ließ, Du hätteſt ihn beſſer erziehen ſollen. Gott weiß es, dieſen Vorwurf verdienſt Du nicht, denn die Mütter erziehen ihre Söhne nur ſo lange, als ſie ſie im Hauſe haben; treten ſie in die Welt, dann erziehen ſie fremde Menſchen, und böſe Geſellſchaften werfen oft in kürzeſter Zeit das Gebäude über den Haufen, an welchem eine zärtliche, brave Mutter Jahre lang gebaut hat.

* * *

Die Krankheit Zahlheim's wich erſt nach vier Tagen. Erſt am 6. Februar vermochte er ſein Leidenslager zu verlaſſen und ſein Amt zu beſuchen.

In der Zwiſchenzeit erfolgte vollſtändige Verſöhnung mit dem Bojaren. — Der Bojar ließ ſich überreden, über Ludmilla keine weiteren Reclamationen zu verlangen. Zahlheim durfte noch früher als er ſein Amt wieder betrat, das Haus ſeines Schwiegervaters beſuchen. Er wurde dort mit aller Herzlichkeit aufgenommen. Es war ihm Alles verziehen, es war Alles vergeſſen. Der Bojar that Alles, was ſeine Tochter von ihm erbat und die Mutter bevorwortete.

Der Bojar ſprach von einem Geneſungsfeſte.

Der Tag der Verlobung wurde feſtgeſetzt.

Als Zahlheim ſein Bureau wieder betrat, erhielt er die Weiſung, ſich augenblicklich zu dem Bürgermeiſter zu begeben.

Er gehorchte der Einladung.

„Sie ſind wieder fähig zu arbeiten und das Amt zu beſuchen,“ redete der Bürgermeiſter Zahlheim an. „Das iſt mir lieb. Sie kommen mir gerade recht. Sie müſſen eine Note an die Polizeibehörde verfaſſen und die Polizei erſuchen, ſie möge ihre ganze Thätigkeit anwenden, um nach Ludmilla Fogger zu forſchen, von welcher ſeit zehn Tagen keine Spur mehr vorhanden.“

Zahlheim wurde neuerdings in die furchtbarſte Beſtürzung verſetzt.

„Setzen Sie ſich an jenen Schreibtiſch,“ fuhr der Bürgermeiſter fort. „Niemand vermag wie Sie ſo genaue Auskunft über Ludmilla zu geben. In der letzten Zeit vor ihrem Verſchwinden war ſie bei Ihnen und ihrer Tante; Sie wollten ſie heiraten; melden Sie der Polizei, was Sie von Ludmilla Fogger wiſſen; verſchweigen Sie nicht den geringſten Umſtand; wir müſſen auf ihre Spur kommen; verfaſſen Sie auch eine genaue Perſonsbeſchreibung; Sie wiſſen gewiß am genaueſten, was Ludmilla für Kleidungsſtücke trug.“

Zahlheim wankte an den Schreibtiſch.

„Ich vermuthe,“ bemerkte der Bürgermeiſter, „daß der Herr Secretär Zahlheim noch immer krank iſt; wenn Sie das Schreiben anſtrengt, dictiren Sie, was Sie der Polizei mitzutheilen haben, dem Kanzelliſten Görger in die Feder, er wird Ihnen mit Freuden zu Gebote ſtehen, denn er verehrt Sie abgöttiſch für die Wohlthaten, die Sie ihm und ſeiner Mutter erwieſen.«

Zahlheim ſank in einen Armſeſſel.

»Ruhen Sie aus,« ſagte der Bürgermeiſter. »Ich bemerke, daß Sie in Angſt ſind, ich könnte wieder einige Zurechtweiſungen über verſchiedene Dinge, die mir zu Ohren gekommen, ausſprechen, — befürchten Sie nichts. So lange mir amtlich über Sie nichts Nachtheiliges mitgetheilt wird, ſchone ich Sie. Ihr Onkel, Johann Adam von Zahlheim, in den Jahren 1741 bis 1745 Bürgermeiſter von Wien, war mein wärmſter Freund, ich ehre ſeinen Namen in Ihnen. Kann ich jetzt den Kanzelliſten Gröger kommen laſſen, damit Sie ihm dictiren?«

»Ich werde die Note ſelbſt ſchreiben,« erwiederte Zahlheim, mit den peinlichſten Seelenqualen ringend.

»Ich laſſe Sie allein, und begebe mich in die Sitzung. Sollte in meiner Abweſenheit Dorothea Fogger, die Tante der Vermißten, wieder kommen, mit ihrer Angſt, mit ihren ſchauerlichen Befürchtungen, mit ihren zudringlichen Vorſtellungen; ſo ſagen Sie ihr, daß ich bereits die umſichtigſten Nachforſchungen eingeleitet, und daß nichts verſäumt wird, ihre Nichte aufzufinden; Frau Dorothea möchte nur weder der Polizei noch mir durch ihr Spectaculiren und eigenmächtiges Vorgreifen die Nachſuchungen erſchweren.«

Der Bürgermeiſter begab ſich in den Sitzungsſaal.

Die Lage Zahlheim's wurde jetzt die peinlichſte, in welcher er ſich ſeit der entſetzlichen That befand.

»Jetzt,« ſagte er, »muß ich Ludmilla's Leichnam zerſtücken und in die Donau tragen; ich kann nicht mehr zögern. Was ſträube ich mich auch? So lange ihr Körper in meinem Hauſe ſich befindet, droht mir die höchſte Gefahr;

iſt aber der Cadaver fortgeſchafft, dann kann ich frei athmen. Heute noch zerſtückle ich ihren Körper, und Abends beginne ich damit, die einzelnen Theile fortzutragen.«

Er ſank wie gelähmt in ſeinen Stuhl zurück.

»Daß ich dieſe Gemüthsſtürme auszuhalten vermag,« ſagte er nach einer Pauſe, »daß ich nicht ſchon im Hauſe des Bojaren vom Schlage gerührt wurde und geſtorben bin; daß ich immer wieder zu neuen Seelenmartern aufbehalten bleibe, ich könnte das Schickſal anklagen in dieſem entſetzlichen Zuſtande! Und nun ſoll ich ſelbſt die Aufforderung an die Polizeibehörde ſchreiben, wenn Ludmilla ein Unfall betroffen, dieſen zu erforſchen? — Allbarmherziger! gib mir Stärke, oder ende ſchnell meine Qualen!«

Es wurde an der Thüre gepocht.

Dorothea Fogger trat ein.

»Habe ich die Ehre, mit dem Herrn Secretär Herrmann zu ſprechen?«

»Nein. Der Herr Secretär Herrmann iſt in der Sitzung; was wünſchen Sie?«

»Der Herr Bürgermeiſter iſt auch nicht zugegen?«

»Er iſt ebenfalls in der Sitzung.«

»Das iſt ſehr fatal!«

»Wen hab' ich die Ehre vor mir zu ſehen?«

»Mein Name iſt Dorothea Fogger.«

»So?« — ſagte Zahlheim mit einem Tone, der von neuer Angſt zeugte. »Der Herr Bürgermeiſter hat mir aufgetragen, Ihnen zu ſagen, daß er bereits die eifrigſten Nachforſchungen eingeleitet, und daß nichts verſäumt wäre, Ihre Nichte aufzufinden; Sie möchten aber weder der Polizei noch ihm durch Ihr Spectaculiren oder durch eigenmächtiges Vorgreifen die Nachſuchungen erſchweren.«

»Mein Gott,« verſetzte Dorothea, »ich ſpectaculire ja nicht; ich erzähle den Leuten, die ſich bei mir nach meiner Nichte erkundigen, nur meine ſchrecklichen Vermuthungen; ich laſſe es mir nämlich nicht nehmen, daß ſie gewaltſam aus der Welt geſchafft worden iſt.«

Zahlheim ſchauderte zuſammen.

»Sie iſt wegen ihres Geldes verlockt und umgebracht worden.«

Zahlheim verhüllte ſich das Geſicht.

»Ja, umgebracht, und daher würde ich nur bitten, daß ich die Wohnung meiner Nichte aufſperren laſſen dürfe, um nachzuſehen, ob ihr Geld noch vorhanden; fehlt dieß, ſo iſt es richtig, daß ſie es mit fortgenommen und ermordet wurde; wie könnte ſie ſonſt zehn Tage abgehen und keine Spur von ihr zu finden ſein! Bei Zahlheim und ſeiner Mutter iſt ſie nicht; dieſe wiſſen von ihr nichts, als daß ſie von ihnen fortgegangen und nicht mehr gekommen iſt.«

Zahlheim faßte ſich.

»Zu Zahlheim hat ſie ſicher ihr Vermögen hingetragen, weil ſie ihn heiraten wollte; dieſer hat ihr aber gewiß die Thüre gewieſen, weil ſie ihm 60,000 fl. Capital vorgelegen, indeß ſie nicht 3000 fl. gehabt hat. Im Nachhauſegehen, beſonders wenn ſie Abends von den Zahlheimſchen fortging, hat ſich vielleicht Jemand zu ihr geſellt, hat ſie nächſt dem Glacis bei den Steinmetzhütten erſchlagen, dann beraubt und ihren Körper hinter den Salniterhaufen verſcharrt, die dort aufgeſchlichtet ſind.«

»Das iſt wahrſcheinlich,« ſtöhnte Zahlheim.

»Ich bitte Sie, machen Sie gefälligſt den Herrn Bürgermeiſter hierauf aufmerkſam.«

»Das will ich.«

»Und ſagen Sie ihm, daß ich gerne den Schloſſer kommen und der Ludmilla ihr Quartier aufſperren laſſen möchte.«

»Dies unterſtehen Sie ſich nicht,« erwiederte Zahlheim, welcher wieder ſeine Geiſtesgegenwart gewonnen hatte; »entweder Sie laſſen dieſe Angelegenheit dem Herrn Bürgermeiſter über, der ſehr gut weiß, was einzuleiten iſt, oder Sie laſſen ihn aus dem Spiele, was ihm gewiß, weil er Ihres Drängens und Treibens und Aengſtigens ſchon müde, das Liebſte wäre.«

»O mein Gott! nur nicht die Gnade des Herrn Bürgermeiſters verſcherzen; aber ich werde halt auch von vielen Menſchen gedrängt und getrieben; der Schubmeiſter vom Magiſtrat iſt gar des Teufels; was dieſer für einen Argwohn hat.«

Zahlheim ſtarrte die Frau an.

»Was der Schubmeiſter, ein weitſchichtiger Vetter, glaubt, iſt ſo abſcheulich, daß ich mir's nicht nachzuſagen traue.«

Zahlheim ſtammelte:

»Was ſagt der Schubmeiſter?«

»Lieber Himmel, Sie müſſen's nur nicht nachreden. Der Schubmeiſter ſagt: »Der Herr Bürgermeiſter möchte den Secretär Zahlheim verhaften und peinlich vernehmen laſſen und fragen was er mit meiner Nichte angefangen; denn ſo viel man wiſſe, führen alle Spuren zu dem Herrn Secretär Zahlheim, bei ihm ſei Ludmilla verſchwunden und nicht mehr zum Vorſchein gekommen. Die Stückeleinſetzerin, welche in Zahlheim's Hauſe wohnt, und welche der Schubmeiſter befragt, habe ein ältliches, mageres Frauenzimmer mit einem rothen großen Strickbeutel wohl mit ihm in ſeine Wohnung hinaufgehen, aber nicht mehr herunterkommen ſehen. Aber ich bitte hievon Niemand etwas zu ſagen; Herr von Zahlheim iſt gar gut angeſchrieben bei dem Herrn Bürgermeiſter, ich glaube er ließe mich einſperren, wenn er dergleichen abſcheuliche Verdächtigungen erführe.«

Dorothea empfahl ſich ohne Zahlheim's Erwiederung abzuwarten.

»Ich bin verloren!« ächzte Zahlheim.

Er ſann nach, was zu beginnen.

»Jetzt gilt es!« ſagte er. »Jetzt handelt es ſich um die größte Beſonnenheit, ſonſt bin ich geliefert. — Zahlheim! Zahlheim!« rief er ſich zu, »ermanne Dich! Wenn Du Dich ſelbſt verläßt, ſo biſt Du von der Welt verlaſſen. Es war unrecht, daß ich mich von meiner Angſt und Herzensfolter ſo ſchrecklich niederbeugen ließ. Welche Worte ſagte Teſſin, als er mich mit meinen Grundſätzen aufzog; was ſagte er zu meinen Anſichten von Moral und Gewiſſenhaftigkeit? Ich will ihm folgen, ich will jetzt frech werden wie er; ich will mir Rettung verſchaffen um jeden Preis.

»Ich werde die Perſonsbeſchreibung Ludmilla's zu Papier bringen. Ob ich ſie ſchreibe oder ein Anderer, darin kann kein Heil für mich liegen.«

Er ſetzte ſich hin und entwarf die Anzeige ſo ſchnell als möglich.

Der Bürgermeiſter kam aus der Sitzung.

Zahlheim las dem Bürgermeiſter ſeinen Aufſatz vor.

Der Bürgermeiſter war damit zufrieden.

»Dorothea Fogger war hier,« meldete Zahlheim. »ich habe mich des Auftrages des Herrn Bürgermeiſters gegen ſie entledigt.«

Der Bürgermeiſter entließ Zahlheim.

Zahlheim eilte in ſeine Wohnung nach der Elendbaſtei.

VIII.

Zahlheim's Verſuche ſich zu retten.

Es war zwölf Uhr Mittags, als Zahlheim ſein Amt verließ; dies hätte ihn jedoch nicht abgehalten, den Leichnam auf ſeine Schultern zu laden und ihn in die Donau zu tragen und unter der Eisdecke einzuſenken.

Er ſtürmte auf ſein Haus los.

Er ſperrte ſeine Wohnung auf, verriegelte ſie hinter ſich, beſtieg den Boden und warf den Deckel der Kiſte auf die Seite.

Der Geruch des, in höchſte Fäulniß übergegangenen Leichnams, welcher den ganzen Bodenraum inficirt und ſchon der Küche ſich mitgetheilt hatte, war ſo entſetzlich, daß Zahlheim zurückprallte; er überwand aber auch dieſen gräßlichen Eindruck, ſuchte nach dem Meſſer, das noch immer im Halſe der Hingeſchlachteten ſtack, und fing an den Leichnam zu zerſtückeln.

Den Kopf und einen Arm trennte er ſchnell vom Körper, ſchlug dieſe Theile in einen Leinwandlappen, welchen er von einem alten Strohſacke nahm, der auf dem Boden lag, eilte damit durch ſeine Thüre, verſchloß dieſe und wollte über die Stiege hinunter.

In der Hausflur hörte er ſprechen.

»Endlich iſt er nach Hauſe gekommen,« ſagte die

„Stückeleinſetzerin“ zu der „Hebamme“ im erſten Stocke, „ich bin neugierig ob er nichts fortträgt!“

„Sie müſſen ein obachtſames Aug' auf ihn haben. Wie mir der Hausherr geſagt, hat er den Lichtmeßzins nicht bezahlt: jetzt wird er an nichts Anders denken, als ſeine beſten Sachen weg zu bringen, um dem Hausherrn unbedeutendes Geraffelwerk zurück zu laſſen. Werden Sie ihn anhalten, wenn er einen Bündel unter ſeinem Mantel trägt?“

„Das können Sie ſich denken,“ erwiederte die Stückeleinſetzerin, „deshalb hab ich ja mein Quartier ſo wohlfeil, damit ich auf das Haus Acht gebe, und auf dieſen Moſje beſonders, der, wie man hört, ſein ganzes Geld verſpielt hat.“

Zahlheim gerann das Blut zu Eis.

Augenblicklich kehrte er um, ging wieder auf den Dachboden, warf die abgeſchnittenen Körpertheile in die Kiſte, verſperrte neuerdings ſeine Wohnung und nahm ſeinen Weg abermals über die Treppe.

Die Weiber ſchwätzten noch immer mit einander.

„Ich weiß nicht,“ ſagte die Hebamme, „was mir plötzlich für ein abſcheulicher Geruch in die Naſe kommt.“

„Ich rieche es auch,“ verſetzte die Stückeleinſetzerin; „vielleicht aus dem Arſenal neben an; dort verbrennt man wieder die Kotzen von den kranken Soldaten.“

„Nein,“ entgegnete die Hebamme; „es iſt, wie wenn ein Todter zu ſtinken anfange. — St!“ rief ſie der Nachbarin zu, „er kommt über die Stiege. Geben Sie Acht, er trägt einen „Bünkel“.

Zahlheim kam herab.

Er hatte ſeinen Mantel auseinandergeſchlagen.

Er ſchritt beherzt auf die Weiber zu.

»Wohnt der Hausherr dieſer Baracke,« fragte er, »noch immer im »Hahnenbeiß«? (ein Haus auf dem Hofe).

»Ja,« ſagte die Stückeleinſetzerin.

»Ich habe meinen Vierteljahrzins noch nicht bezahlt,« ſagte Zahlheim, »ich werde ihn aber ſogleich berichtigen und die Quittung darüber Ihnen vorweiſen, dann werden Sie mich gewiß nicht hindern, wenn ich etwas von meinen Sachen mit mir fortnehme!«

Ohne die Aeußerung der Stückeleinſetzerin abzuwarten flog er durch das Hausthor.

»Der hat uns belauſcht,« bemerkte die Stückeleinſetzerin.

»Das hat nicht geſchadet,« gab die Hebamme zurück, »ſo bekommt doch der Hausherr ſeinen Zins; müſſen wir ihn bezahlen, ſo kann ihn ein ſolcher Menſch auch zahlen, es iſt immer beſſer, als wenn er das Geld verſpielt.«

»Jetzt hat ſich der abſcheuliche Geſtank etwas verzogen,« verſicherte die Stückeleinſetzerin; »jetzt geht ein conträrer Wind, jetzt riecht man nur noch wenig.«

* * *

Zahlheim ging nicht, ſondern raſete über die Baſtei, um zu ſeinem Hausbeſitzer zu gelangen.

Damals war noch in den meiſten Häuſern der innern Stadt die Miethe vierteljährig zu entrichten, erſt im Jahre 1792 wurde die Einrichtung, die Miethe halbjährig zu bezahlen, bei den Stadthäuſern eingeführt.

Zahlheim trat bei ſeinem Hausbeſitzer ungeſtüm ein.

»Welche Impertinenz!« rief er ihm zu; »Sie beauftragen ein ordinäres Weibsbild, mich nichts aus Ihrem

Hauſe wegbringen zu laſſen, weil ich Ihnen fünfzig Gulden für das Lichtmeßquartal noch nicht bezahlt? — Es iſt noch nicht acht Tage, daß ich dies hätte thun ſollen. — Lauf ich Ihnen davon? — Ich habe an dieſe Kleinigkeit nicht gedacht, noch weniger habe ich daran gedacht, daß Sie ein unhöflicher, undelicater Mann ſein könnten. Iſt dies mein Dank, daß ich aus dem Schwabenneſt, das Sie mir vermietheten, ein reinliches, ordentliches Quartier geſchaffen? Da haben Sie Ihren Hauszins, ſtellen Sie eine ordentliche Quittung aus und ſchreiben Sie an Ihre Aufpaſſerin im Hauſe, daß ſie mich unbeaufſichtigt laſſe, ſonſt werde ich Ihnen Höflichkeit und Rückſicht einprägen für einen Mann, der gewiß Höflichkeit und Rückſicht verdient.“

„Sie müſſen ſchon verzeihen, Herr von Zahlheim,“ entgegnete der Hausherr, Kronberger hieß er, er war Pfaidler (Leinwäſchhändler am Heidenſchuß), „aber es circuliren ſo abſcheuliche Gerüchte über Sie.“

„Ueber mich?“ fragte Zahlheim in höchſter Aufregung.

„Ja.“

„Welche Gerüchte?“

„Fahren Sie nicht ſo auf! Ich bin ein ſtiller, ruhiger Mann und beleidige keine Katze; auch ſtreue ich gewiß nichts Nachtheiliges über meine Miethparteien aus?“

„Seien Sie nicht ſo langweilig und ſagen Sie, was man von mir ſpricht.“

„Man ſagt, Sie verſpielten den letzten Knopf am Rocke, und würden nächſtens Ihre ganze Einrichtung zum Tandler tragen, um neuerdings Pharo ſpielen zu können.“

„Wer ſagte dies?“

„Im Kaffeehauſe habe ich dies gehört.“

„In welchem Kaffeehauſe?“

»Bei Ducati.«

»Sagen Sie dem Schufte, der dies geſagt, daß er Sie belogen, ich ſpiele nie mehr! — Adieu!«

* * *

Zahlheim ſtürmte auch von dieſem Manne ſo ungeſtüm fort, wie aus ſeinem Hauſe.

Seine Stimmung war ſo wild, daß er wie toll über die Straße lief.

Statt ſeiner Braut und ihren Eltern eine Viſite zu machen, eilte er in das Gaſthaus »zum Vilati« auf dem Graben, ſchüttete von dem, damals bekannten Vilati-Wein (rother Wein aus den Gebirgen von Vöslau) mehrere Gläſer haſtig in ſich, begab ſich wieder in ſeine Baſteiwohnung, zeigte der Frau, welche auf ihn Acht zu geben hatte, die Zinsquittung und den ſchriftlichen Auftrag von dem Hausbeſitzer vor, und machte ſich wieder daran, einen Theil des Körpers fortzutragen, allein als er ſeine Küche und den Boden öffnete, verbreitete ſich abermals der Verweſungsgeruch durch das ganze Haus.

Er vernahm vom Dachfenſter, das er geöffnet hatte, um den entſetzlichen Geſtank ausſtrömen zu laſſen, daß die Leute im Hauſe ſich darüber entſetzten, und daß ein Weib die Bemerkung machte, man müſſe Herrn Zahlheim befragen, ob ihm denn auch dieſer „Aasgeruch“ (getreu nach Zahlheim's eigener Ausſage) auffalle. Zahlheim bemerkte, daß die Weiber abermals auf ihn lauerten; er vermochte nun wieder nicht, ſein Vorhaben auszuführen, machte das Bodenfenſter zu, verſperrte ſeine Wohnung und bemühte ſich, ganz unbefangen das Haus verlaſſen zu wollen.

„Jetzt wiſſen wir's,“ rief ihm die Hebamme entgegen, „warum der Herr von Zahlheim nicht mehr in ſeinem Quartier ſchlafen will! — Nicht wahr, der Peſtgeruch da droben? Er verbreitet ſich durch's ganze Haus. Wir haben gerade davon geſprochen, daß nachgeſucht werden müſſe, was hievon die Urſache ſei.“

„Sonderbar,“ erwiederte Zahlheim, „in meiner Wohnung bemerk' ich nichts; hier aber im Hofe riecht's nicht gut. Es kommt von der Senkgrube, wir werden ein anderes Wetter bekommen. Dringen Sie darauf,“ wendete ſich Zahlheim an die Stückeleinſetzerin, „daß der Hausherr noch heute Nacht die Senkgrube räumen laſſe; die Baſteihäuſer beſitzen keine Canäle und aus den Kloaken dampft der peſtilenzialiſche Geſtank.“

Die Weiber waren ſeiner Anſicht, und die Eine verſprach ſogleich, die ſogenannten Meerungräumer kommen zu laſſen.

Zahlheim pries ſeine Geiſtesgegenwart, die ihm dieſen Gedanken eingab.

„Nun wird eine andere böſe Ausdünſtung,“ ſagte er zu ſich, „die des Leichnams dämpfen; indeß wird es mir doch gelingen, denſelben fortzuſchaffen.“

Es war indeß Abend geworden.

Jetzt erſt begab ſich Zahlheim zu ſeiner Braut.

Als er eintrat, flog Roſaura auf ihn zu; ſie wollte ihn umarmen, aber ſie prallte vor ihm zurück.

„Wo warſt Du?“ fragte ſie ihn voll Entſetzen. — „Du haſt einen Leichengeruch an Dir, denſelben Geruch, den ich nicht vergeſſe, den meine Ziehmutter ausſtrömte, als ihr Mann, dem die Mittel fehlten, ſie begraben zu laſſen, ſie mehrere Tage im Hauſe behielt.“

»Herr Sohn,« ſetzte die Mutter hinzu, »waren Sie in der Todtenkammer bei St. Stefan? — Parfümiren Sie ſich! Hier iſt Parfume!«

»Ich ließ mich verleiten,« verſetzte Zahlheim, »den Anatomieſaal im allgemeinen Krankenhauſe zu beſuchen.«

Die Mutter Roſaura's ſchüttete einen ganzen Flacon mit Parfume auf ſeine Kleider.

»Wie konnte Ihnen einfallen,« fragte die Mutter, »etwas ſo Gräßliches zu betrachten?«

»Heute erhälſt Du keinen Kuß,« ſagte Roſaura; »deine Kleider, deine Haare, Alles ſtrömt Verweſung aus.«

»Dann will ich wieder fort,« verſetzte Zahlheim, »mich vom Kopfe bis zum Fuße neu kleiden und eine andere Perrücke wählen.«

»Wenn es nicht ſo ſpät wäre, würde ich rathen,« gab Roſaura's Mutter an, »ein Bad zu nehmen, denn am meiſten, glaube ich, haben Ihre Hände den Geruch angenommen.«

So gefaßt ſich Zahlheim auch zeigte, ſo erſchrack er doch jetzt heftig.

»Ich eile fort,« ſagte er, »ich fühle es ſelbſt, daß ich die Luft verpeſte.«

»Entſchuldigung, Mama, Entſchuldigung, Roſaura,« ſagte er, »ich komme nicht eher wieder, bis ich meine Unbeſonnenheit, im Spitale geweſen zu ſein, gut gemacht habe.«

»Kommen Sie ins Theater,« ſagte Roſaurens Mutter. »Mein Gatte lacht über den Kaſperl ſo gerne. Es wird »der Hausherr in der Narrengaſſe« gegeben.«

Zahlheim ſagte zu und eilte fort.

Er nahm einen Umweg nach der Weißgärbervorſtadt. Er wollte die kalte Winterluft benutzen, ſeine Kleider desinficiren zu laſſen. Er lief eine Stunde auf dem Glacis herum, um in Legler's Haus keine abſcheulichen Gerüche zu bringen, es half ihm nichts. Als er bei Sebaſtian eintrat, rief ihm dieſer entgegen:

„Franzl, Du moderſt bei lebendigem Leibe! Was haſt Du an Dir? Du mußt auf einem todten Pferde geſeſſen ſein; zwar riechſt Du auch nach Parfume — aber —“

„Schweig!“ ſagte er, „ich werde Dir Alles erzählen; ich werde mich nur ſchnell umkleiden und bitte Dich, dieſe Kleider auf deinem Hausboden die ganze Nacht auslüften zu laſſen; ſchnell! ſchnell!“

Zahlheim warf Alles von ſich; hierauf badete er ſich in Legler's Badeſtube, überzog ſich vom Kopfe bis zum Fuße. Als dies geſchehen, fragte er: „Kann ich jetzt wieder vor Dir erſcheinen?“

„Ja,“ ſagte Legler, „jetzt ſtehſt Du wieder im guten Geruche.“

„Biſt Du zu dem Bojaren geladen?“ fragte Legler.

„Nicht in ſein Haus, wohl aber in ſeine Loge im Leopoldſtädter-Theater.“

„Da gehe ich mit Dir.“

„Und nach dem Theater? Heute, guter Sebaſtian,“ bemerkte Zahlheim, „heute möchte ich mich gerne betäuben; heute möchte ich mit Dir die ganze Nacht Champagner trinken, trinken, bis ich bewußtlos werde. — Freund,“ beſchwor Zahlheim den jungen Legler, „die heutige Nacht widme mir!“

„Das wird nicht ſein können,“ verſetzte Sebaſtian. „Was würde meine Judith ſagen, wenn ich zu meiner „flotten“ Zeit zurückkehren würde — ich hab' ihr verſprochen, daß ich gut thun wolle.“

»Nur dieſe Nacht ſchenke mir. Ich weiß nicht, es überfällt mich plötzlich eine Ahnung, ein Grauen; es iſt mir, als wenn es die letzte Nacht wäre, die ich an deiner Seite verleben müßte.«

»So verleb' ſie bei deinem Schwiegervater, der trinkt ja ebenfalls gerne.«

»Nein, nein, das geht nicht! Betrinken kann ich mich nicht bei ihm, und ich will mich nicht nur betrinken, ich will mich betäuben, ſo daß ich gar nichts mehr von mir weiß.«

»Und Du warſt doch erſt ſo krank.«

»Ach, wäre ich geſtorben!«

»Welche frevelhafte Worte! Wenn das deine gute Mutter hörte!«

»Stille, ſtille, nichts von meiner Mutter! Sie weiß doch nicht, daß ich zu Hauſe bin, und kommt nicht etwa hieher?«

»Nein, ſie weiß es nicht; ſie hat aber gewiß zehnmal nach Dir gefragt. Heute iſt deine Mutter ganz verändert; wenn ſie ſonſt manchmal Trübſal hatte, ſo konnte man ſie doch tröſten, bald kehrte dann ihre fromme Heiterkeit wieder, aber heute! Sie ſchleicht im Hauſe herum wie ein Geſpenſt. — Vater, Mutter, Judith und ich gaben uns alle Mühe, ihren Trübſinn, ich möchte beinahe ſagen, ihren ſtillen Wahnſinn zu verſcheuchen; ſie hört uns nicht. Wenn ich nur am Lichtmeßtage die Hausmeiſterin aus dem Spaliermacherhaus nicht zu ihr gelaſſen hätte; ſeit dieſem Tag iſt deine Mutter wie verloren.«

»Die Hausmeiſterin war hier?« fragte Zahlheim mit ſtarrem Entſetzen.

»Freilich. Sie fragte um Ludmilla.«

»Warum haſt Du mir dies nicht geſagt?«

»Du warſt noch ſehr krank. Der Doctor unterſagte es, Dich weder mit Erfreulichem noch Unangenehmem in Berührung zu bringen; deine Mutter meinte, Du müßteſt erſt vollkommen hergeſtellt ſein, um über die Fogger mit Dir ſprechen zu können. — Haſt Du nicht erfahren, wo ſie iſt? Ihre Tante war heute ebenfalls bei deiner Mutter.«

»Heiliger Gott!« rief Zahlheim.

»Was haſt Du? Du wirſt Dir doch keine Vorwürfe machen, daß Du dieſes Krokodill nicht geheiratet haſt?«

»Legler, ich muß jetzt fort!« rief Zahlheim in verzweiflungsvollem Tone.

»So früh? Ob Du den Anfang ſiehſt von dieſem dummen Stück, oder nicht, das wird alles eins ſein. Deine Roſaura wird Dir ſchon verzeihen, wenn Du ihr ſagſt, daß Dich deine Mutter zurückgehalten hat.«

»Nein, nein, jetzt will ich meine Mutter nicht ſprechen. Sebaſtian, ich beſchwöre Dich, komme ins Theater, und nach dem Theater begleite mich in einen Gaſthof. Willſt Du nicht, daß ich morgen Früh betrunken auf der Straße gefunden werden ſoll, ſo gehe nicht von meiner Seite.«

»Mein Sohn iſt zu Hauſe?« hörte man ſeine Mutter rufen. »Wo? wo? wo iſt er?«

Zahlheim floh ſeine Mutter.

Als ſeine Mutter bei der einen Thüre hereintrat, entrann er ihr durch die andere.

Die alte Frau rief ihm nach:

»Franz, Du fliehſt vor mir? vor deiner Mutter? — Wehe Dir und mir!«

IX.

Wodurch kam die Mordthat auf?

Die Nacht, welche Zahlheim nicht mit Unrecht ſo ſehr gefürchtet hatte, die Nacht, von welcher es ihm ahnte, daß ſie ſeine letzte Nacht, wenn auch nicht ſeines Lebens, doch ſeiner perſönlichen Freiheit ſein würde, ging vorüber. Zahlheim betäubte ſich wirklich durch Uebergenuß an geiſtigen Getränken, aber er ſchwelgte nicht mit Legler in einem Gaſthauſe, ſondern auf die Vorſtellungen ſeines Freundes, im Hauſe des Letzteren, und zwar in einem abgelegenen Zimmer; Zahlheim's Mutter ſollte glauben, ihr Sohn ſei nicht zu Hauſe.

Dieſe aber wußte es nur zu gut, wo er war. Sie wußte auch ſehr gut, warum-Franz ſie meide. Wäre es ihr nicht klar geworden, daß er ein Verbrechen begangen, ſo hätte ſie es aus der Angſt entnehmen müſſen, die ihn befiel, als er nur von ſeiner Mutter ſprechen hörte.

Während Zahlheim den Champagnerflaſchen die Hälſe brach, den Punſchnapf zweimal leerte und wüſte Lieder mit einer Stimme ſang, die mehr einem Stöhnen und Röcheln ähnlich war, als einer geſunden Stimme, lag ſeine Mutter vor dem Bilde des Heilands auf den Knien und betete für ihren Sohn, daß Gott ihn und ſie ſterben laſſe, noch dieſe Nacht ſterben laſſe, ehe das Uebermaß der Schande beide tödte, den Sohn gerichtet durch das unerbittliche Geſetz — die Mutter gerichtet durch die öffentliche Meinung.

Legler opferte ſich in jener Nacht.

Er ſelbſt benetzte mit dem Getränke, das ſein Franz mit wilder Haſt in ſich ſchlang, kaum die Lippen.

Er wußte nicht, was er zu den tollen Bachanalien Zahlheim's ſagen ſollte.

Anfänglich ließ er ihn gewähren, aber als Zahlheim Wein und Punſch mit ſolcher Haſt in ſich goß, daß ein Säufer der gemeinſten Art den Tod davon hätte haben müſſen, mahnte Legler zur Mäßigung, und wollte Zahlheim Champagner und Punſch gewaltſam entziehen.

Da brüllte aber Zahlheim wie ein Wahnſinniger.

»Laß mich,« lallte er; »ich habe Dir ja geſagt, ich will mich betäuben, und ſterbe ich bei dieſem Gelage, ſo preiſe mich glücklich! Läßt Du mich nicht trinken, ſo —«

Sebaſtian ſchlich zu Zahlheim's Mutter.

Er fand ſie auf den Knien.

Sie ſchien aufgelöſt in Thränen.

Sebaſtian war zu religiös, eine gläubige Chriſtin in ihrer Andacht zu ſtören, er eilte zu ſeinem Freunde zurück, dieſer mußte mittlerweile ſo viel Wein und Punſch in ſich geſchüttet haben, daß er auf dem Boden lag und weder ſah noch hörte.

Mit ſeinen ſtarken Armen ergriff er Zahlheim und brachte ihn in ſein Zimmer, legte den Trunkenen in ſein Bett und betrachtete ihn mit einer Scheu des Entſetzens.

»Was muß vorgegangen ſein?« fragte ſich Legler. »Der Unbeſonnene, Leichtſinnige hat gewiß ſeine Stelle verloren; ſein falſches Spiel iſt dem magiſtratiſchen Senate angezeigt worden; ſeine Stelle hat ihn entlaſſen, und er ſieht am Ende noch einer gerichtlichen Verfolgung entgegen; die Mutter hat dies erfahren, und bittet nun den Allmächtigen, daß er den Sohn nicht untergehen laſſe! — Wenn er mir nur ein Wort vertraut, mein Vater und der Bojar hätten Geld genug ihn zu retten.«

Zahlheim lag bewußtlos.

Nur ſein ſchweres Athmen und Stöhnen zeigten, daß er noch lebe.

Legler ſtand lange an ſeinem Bette.

»Soll ich den Doctor Lachenberg rufen laſſen?« fragte ſich Sebaſtian.

Der Morgen dämmerte bereits.

Legler's Mutter, welche mit dem Vater wie gewöhnlich am früheſten Morgen ihrem Fleiſchergeſchäfte nachging, kam, als ſie bemerkte, daß ihr Sohn noch hell beleuchtet hatte, in ſein Zimmer, und ſah ihn vor Zahlheim's Bette ſtehen.

»Ja, was iſt denn das?« ſagte die Mutter; »ich glaube gar, Du haſt Dich noch gar nicht niedergelegt? — Und wie ſieht Zahlheim aus! Mein Gott, der kann jeden Augenblick erſticken, ſo »roſſelt« er.«

»Er ſchläft!« verſetzte Sebaſtian; »er ſchläft zwar einen ſchauerlichen Schlaf, ich will ihn aber doch nicht wecken, vielleicht wird ihm beſſer!«

»O, mein lieber Sohn,« erwiederte ſeine Mutter, »dein Vater, ich und Du ſind gewiß gute Menſchen, aber im Stillen haben wir es ſchon einige Male bereut, daß wir die Zahlheims ins Haus genommen. Gott weiß, was geſchehen ſein mag; die Mutter kann ich gar nicht anſehen, ſo erbarmt ſie mir; ſeit dem Lichtmeßtage nimmt ſie keinen Biſſen mehr zu ſich; höchſtens kann ich ihr Kaffee »einnöthigen.« Dieſe alte Frau wird ganz ſicher wahnſinnig; ein ſtiller Wahnſinn wird ſie befallen, Du wirſt Dich überzeugen, dann aber weiß ich mir nicht zu helfen, dann haben wir das Kreuz, dann kann ich ſie gar nicht aus dem Hauſe laſſen, ihre alte Magd wäre doch keine Wärterin für ſie, und ihr Sohn? O der! daß ſich Gott ſeiner erbarmen möge!«

»Nicht wahr, Frau Mutter, Sie haben auch ſchon etwas bemerkt? — Nicht wahr, Zahlheim hat in ſeinem Amte Verdruß gehabt; ſein Betrug im Pharo iſt ſeinem Bürgermeiſter angezeigt worden, und der hat ihm ſeine Anſtellung weggenommen.«

»Gewiß iſt es ſo! Sprich nur mit dem Vater nicht darüber; es würde ihn ſehr kränken, Du weißt, wie er darauf hält, daß —«

Zahlheim ſprach im Schlafe. »Ludmilla Fogger!« preßte er mit einem Angſtſchrei aus hohler Bruſt hervor.

»O weh!« rief Frau Legler, »jetzt fällt ihm gar dieſe ein! Dazu gehört doch ein entſetzlicher Rauſch, von dieſer Perſon zu träumen, wenn man eine ſolche Braut hat, wie Roſaura iſt! — Gehen wir! — Er ſchlaft; laſſen wir ihn ſchlafen! — Leg' Du Dich auch nieder. Um neun Uhr komme ich mit deinem Vater zum zweiten Frühſtück nach Hauſe. Schlafe bis neun Uhr! Ich ſehe ja, Du haſt die ganze Nacht nicht geſchlafen, dein Bett iſt noch ſo wie geſtern am Tage!«

Sebaſtian folgte dem Rathe ſeiner Mutter; er entkleidete ſich aber nicht und ſetzte ſich auf einen Stuhl, indem er ſeinen Kopf auf das Kiſſen des Bettes legte.

Er ſchlummerte ungefähr eine Stunde.

Ein heftiges, aber ziemlich leiſes Geſpräch weckte ihn.

Er blickte in die Kammer, in welcher Zahlheim ſchlief.

Er ſah, daß Zahlheim erwacht war, und daß ſeine Mutter vor ihm ſtand und Beide mit einander ſprachen.

Er hörte Beide furchtbar weinen.

Dann umarmte die Mutter ihren Sohn und ſagte ganz vernehmlich:

»Flieh, Unglücklicher, flieh! So weit Dich deine Füße tragen, flieh! Um Gottes willen flieh!«

»Noch einen Verſuch,« verſetzte Zahlheim, »will ich wagen!«

»Nein, nein, wage nichts! — Um des Himmels willen flieh! Entfliehe den Menſchen, dem ewigen Gott kannſt Du ja doch nicht entfliehen!«

»Ich will — will fliehen, Mutter! Nur verrathen Sie mich nicht durch Ihren Schmerz, Ihren Kummer, Ihre Angſt! Laſſen Sie mich gefaßt aus dieſem Hauſe ſchreiten, damit kein Verdacht auf mich falle. — Mutter, ermannen Sie ſich, ſonſt bin ich verloren!«

Die alte Frau wankte zur Thüre hinaus.

Zahlheim verließ ſein Zimmer und trat an Sebaſtians Bett.

»Mir iſt ſo wüſte im Kopfe!« ſagte Zahlheim. »Wenn ich ſo ſchlafen könnte wie dieſer! — Der ſchlummert ſanft, ja, ja, ein gutes Gewiſſen bettet ſich auch auf einem Felſen weich!«

Legler that, als wenn er gerade erwachte.

Er öffnete die Augen.

»Wünſcheſt Du etwas, Franz?« fragte Sebaſtian. »Höre,« ſetzte er bei, »ich muß Dich bewundern! Nach dem gräßlichen Rauſche, den Du Dir angetrunken, hätte ich geglaubt, Du würdeſt vier Wochen lang nicht munter werden!«

»Es iſt etwas in mir, was ſtärker iſt als Weindunſt.«

»Und das iſt?«

»Frage mich nicht! — Sebaſtian, ich wage neuerdings eine Bitte. — Sebaſtian, mein bewährter Freund, mein Bruder, ich muß eine Reiſe machen; ich muß ſchneller nach Bukareſt kommen, als meine künftigen Schwiegereltern mit meiner Braut! Ich habe wohl einige hundert Ducaten noch, aber zu einer ſolchen Reiſe, wie ich ſie vorhabe und in der Eile, die ich anwenden muß, habe ich zu wenig Geld! — Sebaſtian, hilf mir noch mit einer Summe aus. Ich bitte Dich!«

»Wie viel haſt Du denn nöthig?«

»Ich wage es kaum zu ſagen.«

»Du wirſt doch nichts über meine Kräfte verlangen?«

»Gib mir 1000 Ducaten!«

»Aber Franz, haſt Du denn noch immer den Wahn, Ducaten wären nicht viel mehr als Haſelnüſſe?«

»Ich weiß es wohl, aber Sebaſtian, wenn Du wüßteſt, daß es unmöglich iſt, ſo weit, in einem fremden Lande, unter Menſchen, deren Sprache ich nicht ſpreche, zu reiſen — vielleicht viel weiter als Bukareſt.«

»Warum reiſeſt Du nicht mit deinem Schwiegervater, da koſtet es Dich nichts! Und haſt Du denn Urlaub von deinem Amte, und kannſt Du denn fort? Und beſitzeſt Du denn einen Paß?«

»Alles! Alles! Nur gib mir dieſe Summe.«

»Ich beſitze ſie nicht!«

»Dein Vater wird ſie Dir geben.«

»Das glaube ich nicht! Er kommt ſo eben mit der Mutter nach Hauſe. Sprich ihn ſelbſt darum an.«

Vater und Mutter Legler kamen mit ihrem Wagen durch das Hausthor.

Die Mutter Legler hörte man ſchon im Hofe lärmen.

Sie rief ihren Mägden zu:

»Tummelt's Euch mit dem Kaffee, er muß heiß, ſehr heiß ſein! Wegen meiner verfluchten Neugierd' habe ich mich ſo durch und durch ausgefroren, daß mir die Glieder völlig ſteif ſind!«

Sie kam ſchwerfällig über die Stiege herauf.

Ihr Gatte folgte ihr.

»Der Schimmel iſt gefallen,« ſagte der alte Legler; »es iſt glatt wie auf einem Spiegel. Laßt den Pferden die Hufeiſen ſchärfen und ruft's den Schmied, er ſoll nachſehen, ob ſich das Pferd nichts gethan hat!«

Frau Legler trat in ihr großes Zimmer.

Judith deckte gerade den Tiſch zum Frühſtück.

Sie lief auf Frau Legler zu und küßte ſie.

»Wenn Sie kalt haben, liebe Mutter,« ſagte Judith, »ſo wird das nicht lange währen; ich habe das Zimmer recht angenehm heizen laſſen. Setzen Sie ſich auf das Sopha.«

Judith umarmte den Vater Legler.

»Mein Sohn und Frau Zahlheim, und beſonders Herr von Zahlheim ſollen kommen zum Kaffee,« ſagte Frau Legler; »ich hab' eine Neuigkeit — eine Neuigkeit, wie Wien noch keine erlebt hat! — Ich kann's nicht erwarten, daß ich's erzähl'. — Ich habe mich ſelbſt mit eigenen Augen von der Wahrheit überzeugt!«

Mutter Zahlheim und ihr Sohn und Sebaſtian kamen herein.

»Das iſt ein Spectakel!« ſagte Frau Legler. »Herr von Zahlheim, nicht wahr? Sie haben Ihre »Logierung« Nr. 1170, auf der Elendbaſtei?«

»Ja,« hauchte Zahlheim.

»Stellen Sie ſich vor,« fuhr die Fleiſchhauerin fort, »ein Ereigniß, von welchem kein ähnliches ſeit Menſchengedenken vorgekommen: auf dem Dache Ihres Hauſes ſitzen wenigſtens ein paar hundert Raben, und erheben ein ſchauerliches Geſchrei, und fliegen auf und fliegen zu, und wollen mit Gewalt durch die Bodenfenſter in das Dach, und picken mit ihren Schnäbeln an die Scheiben! So etwas hat man noch nie erlebt, daß Raben ſich in ſolchen Maſſen auf das Dach eines Stadthauſes geſetzt hätten!*)

»Es muß ein in höchſte Fäulniß übergegangener Körper auf dem Dachboden ſich befinden!« bemerkte Vater Legler. »Herr von Zahlheim,« ſetzte er hinzu, »ich habe mir ſchon gedacht, ob nicht Ludmilla Fogger ſich etwa auf Ihren Hausboden begeben und ſich dort aus Deſperation aufgehängt habe!«

Die Leſer werden des Verfaſſers nicht bedürfen, ſich Zahlheim's Zuſtand in dieſem Augenblicke vorzuſtellen.

Anfänglich ſchwankte er und drohte zuſammen zu ſtürzen, dann faßte er ſich wie ein Menſch, der in Lebensgefahr einen ſchnellen Entſchluß ergreift, ſich zu retten.

Er holte ſeinen Hut und ſeinen Mantel, und ſtürzte ohne ein Wort zu ſagen fort; er fiel mehr als er ging über die Stiege; er brauſte wie der Sturmwind fort, wie Einer, den ein reißendes Thier verfolgt; alle Menſchen, die ihm auf der Straße begegneten, wichen ihm ſcheu aus.

---

*) Eine bekannte Thatſache, durch die Raben wurde die Mordthat entdeckt.

Seine Mutter aber fing auf eine ſchaudererregende Weiſe zu lachen an. Sie lachte plötzlich ſo gräßlich, daß ſich die Familie Legler und Judith darüber entſetzten.

»Dieſe alte Frau,« bemerkte Sebaſtian, »iſt wahnſinnig geworden! — Ich weiß jetzt Alles; ich war am Tage der Redoute bei Zahlheim. Es fällt mir genau bei, welch ein Schrecken ihn ergriff, als er bei ſeinem Nachhauſekommen ein Aechzen und Stöhnen auf ſeinem Hausboden zu vernehmen glaubte! — Zahlheim's Verzweiflung heute Nacht und das Geſpräch heute Morgens mit ſeiner Mutter, das ich unwillkürlich mit anhörte: Er hat Ludmilla Fogger umgebracht, und der Leichnam liegt noch unter ſeinem Dache!«

»Ja,« ſchrie Zahlheim's Mutter im Wahnſinne auf, »ja er hat ſie umgebracht und zerſtückt, und jetzt holt er ſie und begräbt ſie unter dem Eiſe der Donau! Ha! ha! ha! ha! Jetzt begräbt er ſie! Er begräbt ſie, aber ſtill! ſtill! Niemand darf es verrathen! Der Bürgermeiſter darf es nicht wiſſen!«

Herr und Frau Legler verloren die Sprache vor Entſetzen.

Judith ſank ohnmächtig zuſammen.

Die alte Frau lachte auf fürchterliche Weiſe fort.

»Einen Arzt!« rief der alte Legler; »der Wahnſinn der alten Mutter iſt grauenvoll! Einen Arzt!«

X.

Die Verhaftung.

Zahlheim, der dem Wahnſinne nahe war, kam in Schweiß gebadet bei ſeinem Hauſe an.

Ihn kümmerte es nicht, daß zahlloſe Menſchen das Haus, welches er bewohnte, und welche ſich an dem tollen Gekrächze, Ab- und Zufliegen der Raben, ihrem Schlagen mit den Flügeln und Picken mit den Schnäbeln an den Fenſtern ergötzten, umſtanden.

Zahlheim war ſo verwirrt, berückt, geiſtesohnmächtig, daß er auf den Boden des Hauſes eilte und dem Wahne ſich hingab, daß, wenn er nur den Kopf Ludmilla's und ihre Kleider fortſchaffen könne, daß man dann nicht wiſſen werde, wer hier hingeſchlachtet worden und wer der Mörder hätte ſein können.

Mit einer Art Raſerei riß er dem bereits zerſtückten Leichnam die Fetzen herab, die ihn noch hier und da bedeckten, wickelte den Kopf darein, barg ihn unter ſeinen Mantel, verſperrte ſeine Wohnung wieder und wollte zum Hausthore hinaus.

Allein ſchon um acht Uhr Morgens erhielt die Polizei die Anzeige von dem ſeltſamen Verſammeln der vielen hundert Raben auf dem Dache des Hauſes 1170 auf der Elendbaſtei.

Einige Beamte der Sicherheitsbehörde verfügten ſich augenblicklich dahin.

Sie drangen in das Haus.

Der entſetzliche Geſtank hatte ſich immer mehr verbreitet.

Die Polizei ließ einen Schloſſer kommen und Zahlheim's Wohnung aufſperren.

Der Commiſſär hatte nicht viele Mühe, den Leichnam zu entdecken.

Man hätte den Leichnam augenblicklich fortſchaffen laſſen, wenn man das ungeheure Aufſehen, das der Transport der blutigen Kiſte erregen mußte, nicht geſcheut und nicht beſchloſſen hätte, früher die Maſſen vor dem Hauſe zu zerſtreuen.

Die Sicherheitsbehörde ließ Zahlheim's Wohnung wieder verſperren und durch Polizeidiener das Haus umſtellen.

Da kam der Verbrecher einhergerannt, zu deſſen Verhaftung bereits die gemeſſenſten Befehle gegeben waren.

Der Polizeicommiſſär **Schöneichner**, der damals die Unterſuchung leitete, erſtaunte nicht wenig, als er Zahlheim wie wahnſinnig heranſtürmen und ſein Haus betreten ſah.

„Es wäre doch möglich,“ ſagte er zu einem andern Commiſſär, „daß Zahlheim nichts von dem ſchauderhaften Verbrechen, das hier geſchehen, wüßte. — Ich kenne ihn ſeit Jahren; es dünkt mir, daß dieſer Mann zu feige ſei, um einen ſo grauſamen Mord zu begehen.“

Zahlheim benahm dem Commiſſär ſeinen Wahn.

Er kam mit einem Bündel, in welches der Kopf gehüllt war, aus ſeinem Hausthore. Er, der vor Angſt und Verzweiflung nichts ſah und hörte, glaubte wahrſcheinlich, daß man auch ihn nicht ſehen und hören würde.

„Was tragen Sie hier, Herr von Zahlheim?“ fragte der Commiſſär.

Zahlheim kam jetzt erſt zu ſich und ſtarrte den Commiſſär an.

Polizeidiener entriſſen ihm den Bündel.

Zahlheim ſank unter dem Hausthore zuſammen. Der Bündel ging auf, und der Schädel der Ermordeten kollerte auf die Pflaſterſteine.

Ein Wagen wurde gebracht.

Zahlheim wurde hineingehoben und drei Mann von dem Amtsperſonale der Polizei ſetzten ſich zu ihm.

Er wurde dem Criminalgerichte übergeben.

Jetzt, da man den Mörder verhaftet hatte und ſeine That ruchbar wurde, eilten Wiens Neugierige in unabſehbaren Schaaren auf die Baſtei vor das Haus, in welchem die ruchloſe That geſchehen.

Noch hatte kein Ereigniß in Wien eine ſolche ungeheuere Senſation erregt wie dieſes.

Es war nicht nöthig, daß diejenigen, welche aus Klatſchſucht ſo gerne Thatſachen entſtellen, hier Zuſätze und Uebertreibungen zu machen hatten. Was geſchehen, war hinreichend, die Phantaſie der ſchauderhafteſten Märchenerzähler zu überbieten.

Man begnügte ſich daher, Zahlheim und ſein entſetzliches Verbrechen der Wahrheit gemäß zu ſchildern, man hielt es aber für beſſer, Ludmilla Fogger als ein achtzehnjähriges Mädchen darzuſtellen, das an Schönheit, Liebenswürdigkeit und Anmuth Alles übertraf.

X.

Nach der Verhaftung.

Auch zu Kaiſer Joſephs Zeiten machte das Kaffeehausleben einen großen Theil der Geſelligkeit Wiens aus.

Es gab damals nicht ſo große, ſchöne und elegante Kaffeehäuſer in Wien, noch war ihre Zahl nicht über hundert, wie heute, dafür waren aber die ſiebenunddreißig, welche beſtanden, alle überfüllt, und durchaus maßgebend für die öffentliche Meinung.

Zu den beſuchteſten und in welchem dem Stadtgeklatſche ſo recht Thüren und Thore geöffnet wurden, gehörte das Café Stierling an der linken Seite der Schlagbrücke, Hugelmann's Kaffeehauſe gegenüber.

Dasſelbe verſammelte die meiſten Gäſte.

Sie beſuchten dasſelbe, weil erſtens hier täglich alle Neuigkeiten aus der Stadt und aus allen Vorſtädten verhandelt wurden, zweitens die verſchiedenſten Spiele geſpielt wurden und endlich, weil die Ausſicht auf die Schlagbrücke, die Donau, die Gebirge im Weſten, die Paſſage nach dem Augarten und Prater äußerſt anziehend war.

Der Zuſpruch war ſehr brillant, welches auch Herrn Stierling, den Kaffeeſieder, einen jungen, bornirten Laffen, ſo aufgeblaſen machte, der dieſes „lucrative Geſchäft“ von ſeinem braven Vater geerbt hatte, daß er ſich einbildete, ſeine

Gäſte ſeien ſeine Vaſallen und er dürfte ſie weder beachten, noch ihnen die geringſte Rückſicht ſchenken, noch je ſie grüßen. Es iſt Thatſache, daß dieſer dumme Junge ſeinen zahlreichen Gönnern auch nicht die geringſte Höflichkeit bewies, weshalb ſie ſich am Neujahrstage 1787 verabredeten, im Kaffeehauſe vis-à-vis ſich zu verſammeln, wo auch beſſerer Kaffee geſchenkt wurde.

So lange aber die Wiener ſich noch bei dem Gecken Stierling verſammelten, ging es dort lebhaft zu und an dem Tage, am 14. Februar 1786, an welchem Zahlheim verhaftet wurde, gewiß am lebhafteſten.

Einer der geachtetſten Kaffeehausgäſte Stierling's war der bekannte Schriftſteller Rautenſtrauch.

Rautenſtrauch war zu ſeiner Zeit mehr als jedes Neuigkeitsjournal. Zu ſeinen Ohren gelangte gewiſſermaßen Alles. Er hatte alle öffentlichen Beamten zu Freunden, Polizeicommiſſäre, Criminalrichter und Poſtofficiere waren ſeine Gönner, ſie erzählten ihm, er erzählte ihnen jedes wichtige Ereigniß; kein Wunder, daß auch Zahlheim's Benehmen bei ſeiner Verhaftung dem beliebten Autor Rautenſtrauch kein Geheimniß blieb.

Als der Verfaſſer von „Juriſt und Bauer," der „Wiener Stubenmädchen," der „Gewiſſen gnädigen Herren" und der „Gewiſſen gnädigen Frauen," der Broſchüren: „das luſtige und das traurige Wien" in dieſem Kaffeehauſe eintrat, lief ihm Alles entgegen, ſogar der einfältige, geldſtolze Gelbſchnabel Stierling ging an dieſem Tage auf ſeine Jagd und wartete auf den Licentiaten, dem er mit gewohnter Arroganz entgegenrief: „Nun, wie iſt's, wird's heute der Mühe werth ſein, daß man Ihnen Kaffee trinken zuſieht, werden Sie etwas von Zahlheim zu erzählen wiſſen, oder ſoll man Ihnen Ihre Neuigkeiten in einer eigenen Broſchüre über dieſen Mörder abkaufen müſſen?«

»Ich habe über Zahlheim ſonſt nichts erfahren,« verſetzte Rautenſtrauch, »als daß ſeine Strafe furchtbar ſein wird.«

»Was geſchieht ihm denn?« fragte Stierling. »Das Leben kann man ihm nicht nehmen, die Todesſtrafe iſt ja aufgehoben.«

»Dennoch muß er grauſam ſterben,« erwiederte Rautenſtrauch. »Er muß nämlich durch ein ganzes Jahr Ihren hirnloſen Dünkel mit anſehen, von Ihren bornirten Aeußerungen Zeuge ſein und Ihren erbärmlichen Kaffee dazu trinken; wenn er daran nicht umkommt, ſo lebt er ewig. Dieſe Strafe iſt entſetzlicher als Köpfen.«

Das volle Kaffeehaus wiederhallte von homeriſchem Gelächter und der Einfaltspinſel Stierling fand es für gut, ſich der Verſpottung nicht länger auszuſetzen.

Den verſammelten zahlreichen Gäſten theilte nun Rautenſtrauch des Intereſſanten viel über Zahlheim mit.

»Als er in das Gefängniß abgeliefert wurde,« referirte Rautenſtrauch, »war Zahlheim wirklich mehr todt als lebendig.

»Man führte ihn ſchon nach einer Stunde in das Verhörzimmer und fing ſogleich damit an, ihm die Schreckensthat vorzuhalten und auf ſein Geſtändniß zu bringen, allein er hatte ſich gefaßt und benahm ſich auf überraſchende Weiſe keck und trotzig.

»Wie iſt es möglich,« rief er, »daß man mich einer ſolchen Schandthat bezichtigen könne? — Ich bin ſeit ſechzehn Tagen nicht in meiner Wohnung geweſen, ich habe Ludmilla Fogger ſeit achtzehn Tagen nicht geſehen. Wohl erinnere ich mich, daß ich meinem Freunde Leſſin vor vierzehn Tagen einmal die Schlüſſel zu meinem Quartiere gegeben, der, wie er mir ſagte, ein Rendezvous mit einer Dame daſelbſt haben wollte; — daß dies Rendezvous mit Ludmilla Fegger ſtattgefunden, bemerkte ich nun jetzt mit Entſetzen; ich ſelbſt fand heute ihren Leichnam auf meinem Dachboden und trug daher ihren Kopf und einen Theil ihrer Kleider mit mir fort, um die Anzeige über dieſen Mord deſto augenfälliger bei der Polizeibehörde machen zu können. — Bei dem Heraustreten aus meinem Hauſe wurde ich verhaftet! Ich wurde verhaftet! Welche unverantwortliche Keckheit!«

»So dumm und ſchmählich als Zahlheim den Mord verübte,« ſagte Pezzl, ein anderer ſehr geachteter Schriftſteller jener Zeit, ebenfalls ein Gaſt des Stierling'ſchen Kaffeehauſes, »ſo dumm und ſchmählich iſt auch ſeine Ausſage; Zahlheim ſcheint ſchon eine geraume Zeit wahnſinnig zu ſein.«

»Der Criminalrath ließ Zahlheim, ohne ihn weiter zu befragen,« fuhr Rautenſtrauch fort, »in ſein Gefängniß zurückführen und ließ nun Zeugenerhebungen einleiten, von welchen die Ausſage der Hausmeiſterin im Spaliermacherhauſe, wo Ludmilla Fegger wohnte, die Unterſuchung des Quartiers der Ermordeten und die Vernehmung der Tante derſelben, bereits höchſt günſtige Reſultate lieferten. Es war noch vor Ein Uhr Mittags ſo viel conſtatirt, daß Zahlheim die Unglückliche früher beraubte und dann erſt ermordete. Für morgen wird die Fleiſcherfamilie Legler, bei welcher Zahlheim die letzten vierzehn Tage wohnte, in das Gerichtshaus beſchieden. Zahlheim's Mutter iſt wahnſinnig und wird auf höhere Anordnung in dem Lazarethe unter eine beſondere Aufſicht geſtellt werden.«

So viel wußte Rautenſtrauch von dem Verhafteten zu erzählen.

Die Neuigkeitsfreunde in Steierling's Kaffehauſe begnügten ſich hiermit.

Aber was ſagte man in allen andern öffentlichen Orten Wiens, in allen Cirkeln, was ſprach man in allen Familien über die Schauerthat? Die Peſt, welche einſt Wien verheerte, der herannahende Türkenkrieg alarmirten die Bevölkerung nicht in dem Grade wie Zahlheim's Verbrechen.

Am andern Tage nach der Verhaftung gab es in Wien weder einen Bettler noch einen Reichen, weder eine Höckerin noch eine Dame, weder den Eigenthümer einer Kneipe, noch den eines Salons, welche nicht von Zahlheim, dem grauſamen Mörder, geſprochen hätten. In den Theatern hörte man nicht auf die Schauſpieler und Sänger, man hörte nur auf den Nachbar im Parterre und auf den Gallerien, welcher von Zahlheim zu erzählen wußte. — Der [illegible]händler Möſle auf dem Graben ließ drei Tage, nach[illegible]er Mörder zu Stande gebracht wurde, ein Flugblatt er[illegible]einen, das unter dem Titel:

„Eine ruchloſe That in Wien,“ angekündigt wurde, in welchem doch nur Vermuthungen, Gerüchte, Aeußerungen, welche die Bekannten und Freunde Zahlheim's gemacht haben ſollten, abgedruckt waren, welche Flugſchrift nicht ein wahres Wort enthielt, aber ſo reißenden Abſatz fand, daß in wenigen Tagen die Auflage (ſie betrug fünfzehntauſend Exemplare) vergriffen wurde. Möſle veranſtaltete noch eine Auflage von zehntauſend Exemplaren, auch dieſe ging eben ſo ſchnell ab.

Welches Entſetzen die Kunde von Zahlheim's Verbrechen auf den Bojaren hervorbrachte, der zum Glücke für ſeine Frau und Tochter die Schreckensnachricht auf der Straße durch Kulikow erfuhr, kann ſich der Leſer wohl vorſtellen; anfänglich glaubte der Bojar nicht daran, er gerieth ſogar außer ſich über die Frechheit der infamen Lüge, welche der verſchmähte Nebenbuhler ihm zu ſagen wagte. Als aber Kulikow ausrief:

»Ob Sie dieſe Geſchichte glauben oder nicht, iſt mir gleichgiltig! Eines müſſen Sie mir aber zugeben, daß ich Gott danke, der dieſe Heirat verhindert hat, denn wenn ich der Vater eines Kindes hätte werden müſſen, das ein Raubmörder in die Welt geſetzt, ſo wäre ich ſelbſt Mörder geworden an der Mutter und dem Kinde!«

Der Bojar hatte gewiß ſtarke Nerven, aber dieſe Attaque auf dieſelben erſchien ihm zu gewaltig. Er verfügte ſich eiligſt in eine Apotheke, um ſich niederſchlagendes Pulver geben zu laſſen. In der Apotheke war natürlich auch von nichts Anderem die Rede, als von Zahlheim, weshalb der Bojar es für räthlich hielt, dem fürchterlichen Geklatſche zu entfliehen und nach Hauſe zu eilen.

In ſeinem Hauſe fand er weder Mutter noch Tochter.

»Wo ſind ſie?« fragte er voll banger Ahnung ſeinen Bedienten.

»Sie ſind nach der Weißgärbervorſtadt, um zu erfahren, ob vielleicht Herr von Zahlheim krank geworden, weil er ſchon ſeit vierundzwanzig Stunden nichts von ſich hören und ſehen läßt.«

»Wann ſind ſie dahin?«

»Vor etwa ſechs Minuten.«

Der Bojar ſtürzte fort, als wenn man ihn ſelbſt eines Mordes beſchuldigt hätte.

»Fahre ſo ſchnell als Du kannſt,« ſchrie er einem Fiaker zu, »bring' mich in die Weißgärbervorſtadt in das Legler'ſche Haus. Holſt Du auf dieſem Wege einen Fiaker ein, welcher zu demſelben Hauſe fährt, ſo gebe ich Dir ſechs Ducaten.«

Der Fiaker fuhr, als ob eine Wette zu gewinnen geweſen wäre. Als er an dem beſtimmten Orte ankam, ſtiegen gerade des Bojaren Frau und Tochter aus ihrem Wagen.

Der Bojar rief ihnen zu:

»Halt, halt! Um Gottes willen halt! Geht nicht da hinauf!«

»Warum nicht?« fragte die Mutter. »Roſaura iſt beſorgt, daß Zahlheim erkrankt ſei.«

»Ja, der iſt freilich krank,« bemerkte der Fiaker, »der iſt ſo krank, daß er ſein Leben lang —«

Der Bojar packte den Fiaker und würgte ihn am Halſe. »Willſt Du ſchweigen, Coujon!« ſchrie er; »wer hat Dich um eine Auskunft gefragt?«

Er warf dem Fiaker, der ſeine Frau und Tochter gefahren hatte, ein Geldſtück zu, hob beide in den Wagen, in welchem er angekommen war, und ſchrie:

»Auf's Land, auf's Land! wohin Du willſt, meinetwegen nach Mödling, nur von Wien fort!«

»Euer Gnaden,« verſetzte der Fiaker, »nach Mödling komme ich nicht mit dieſem Wagen; ich kann damit nicht bis zur »Spinnerin am Kreuz« fahren. Der Schnee liegt auf allen Straßen vier Fuß hoch; einen ſolchen ungeheuren Schnee haben wir ja ſeit zwanzig Jahren nicht erlebt! — Fahren Sie mit mir in mein Haus nach Margarethen, dort ſpanne ich meine Pferde vor einen Schlitten und führe Sie, wenn Sie es wünſchen, bis Gratz!«

»Auch gut!« rief der Bojar. »Nach Graz! ja, ja, nach Graz! Nur fort, fort von Wien!«

»Was haſt Du?« fragte die Gattin des Bojaren.

»Iſt Zahlheim wirklich ſo krank,« ſagte Roſaura, »dann muß ich zu ihm.«

»Ja, ja,« erwiederte der Bojar, »aber nur heute nicht.«

Der Fiaker fuhr mit der Familie vorläufig nach Margarethen.

XI.

Bei Legler.

Im Hauſe des Fleiſchhauers herrſchte eine nicht mindere Beſtürzung.

Zahlheim's wahnſinnige Mutter wurde auf amtliche Veranlaſſung durch einen Arzt und zwei Krankenwärter ins Lazareth abgeholt.

Als die arme Frau die fremden Menſchen eintreten ſah, ſagte ſie in ihrer Geiſtesverwirrung:

»Ich weiß gut, warum Sie kommen. Nicht wahr, Sie führen mich zu meinem Franz? o, der iſt weit, ſehr weit von hier! — Er hat ſich aber glücklich davon gemacht! Niemand weiß es, wohin er geflohen, nur ich weiß es!«

Hierauf fing ſie wieder in ihrer gräßlichen Weiſe zu lachen an.

»Dieſe Ludmilla,« ſchrie ſie, »o, die iſt todt, ſie war ſchnell todt.

»Haha!

»Mein Franz hat ſie mitgenommen! Keine Spur iſt mehr weder von ihr, noch von ihm vorhanden. Beide ſind ſie fort, weit fort.«

Und ſie lachte wieder.

Es war herzzerreißend, die arme alte Frau zu ſehen. Ihr Wahnſinn wirkte ſo erſchütternd, daß Frau Legler zu Bette gebracht werden mußte; der Jammer, der über das ruhige, ehrbare Bürgershaus gekommen, war zu groß, als daß Frau Legler ihn hätte überwinden können.

Vater Legler und Sohn verſuchten ſtandhaft zu bleiben. Sie ermahnten die Mutter, ſich die Drangſale nicht zu ſehr zu Herzen zu nehmen.

Der Vater bat die Mutter:

Liebes Weib, werde mir nicht krank! Gräme Dich nicht, wir ſind halt einmal wieder übel angekommen mit unſerer Gaſtfreundſchaft.«

Judith war nicht minder gebeugt, aber ſie beherrſchte ſich; ſie ſprach der künftigen Schwiegermutter ebenfalls Muth ein; aber es war Judith ſelbſt, als hätte ſie jede Minute zuſammen ſinken ſollen.

Es war ein zu harter Schlag.

Die furchtbaren Greuel, welche Judith durch die Todesart ihres Gatten und bald darauf durch Zahlheim's Verbrechen und den Ausbruch des Wahnſinns ſeiner Mutter erlebte, waren ſo entſetzlich, daß Judith nicht wußte, was ſie anfangen ſolle, um eine heftige Gemüthskrankheit nicht zum Ausbruche kommen zu laſſen.

Die Beherzte mit einem zerfleiſchten Herzen, die Beſonnene mit einem wüſten Gehirne, die Ruhige bei einer ſolchen Aufregung vorſtellen zu ſollen, dazu gehört mehr, als ein ſchwaches Weib vermag; Judith nahm ihre Zuflucht zur

Religion; ſie bat Gott um Beiſtand in ihrem Bedrängniſſe, und Gott war barmherzig mit ihr.

»Ich weiß nun, Sebaſtian, was wir thun,« ſagte Vater Legler, als Zahlheim's Mutter aus dem Hauſe und Legler's Frau und Judith in der Erſteren Schlafzimmer gegangen waren, »ich weiß, was wir thun, wir übergeben Haus, Hof und Gewerb' dem Fleiſchhauer Fiſcher, unſerm Nachbar, — das iſt ein braver Mann, bei dem komme ich nicht zu kurz, und wenn es ein Jahr dauert. — Wir können nicht unter den Augen der Menſchen in Wien herumgehen, die es nur zu genau wiſſen, daß wir den, von Gott verlaſſenen Menſchen, den Zahlheim, nachdem er ſchon Räuber und Mörder war, bei uns aufgenommen, und wie einen Sohn und Bruder beherbergt haben. Ich habe gehört, was der Gerichtsſchreiber geſagt hat, und was mir die Knechte aus der Fleiſchbank nach Hauſe brachten; — Du weißt es auch; wir getrauen uns alle Drei, ich, die Mutter und Du, nicht mehr in die Fleiſchbank; ja wir gehen nicht einmal mehr vor unſere Thür'.«

»Ja wohl, Herr Vater, ich gar! Mir thut man allen Schimpf an; meine beſten Freund' und Schulcameraden ſchauen mich nicht mehr an; der elende Diurniſt in unſerer Vorſtadt hat bei den fünf Lerchen im Wirthshaus gehöhnt: »Was ſagt denn der junge Legler zu der Geſchichte? — Die Beiden, er und der Zahlheim, waren ja immer ein Herz und ein Sinn; vielleicht hat der Mosje Sebaſtian dem Zahlheim beim Vierteln des Leichnams geholfen, weil das arme Schlachtopfer gar ſo fleiſchhackeriſch zerſtückelt wurde!«

»Der Schuft, der Diurniſt!« fuhr der Vater Legler auf, »ich hab' ihm doch vor Lichtmeß ſeinen Zins bezahlt!«

»Der Herr Vater denkt nun,« bemerkte Sebaſtian, »daß wir von Wien fortziehen ſollen?«

»Ja, und wenn, wie ich geſagt habe, unſere Abweſenheit ein Jahr dauern müßte, ich, die Mutter, die Judith und Du müſſen fort.«

»Wohin?«

»Nach Ungarn, wir reiſen zuerſt nach Ofen.«

»Wir werden auch in Ofen von dieſer Mordthat reden hören.«

»Da liegt nichts daran, wenn man nur unſere Namen dabei nicht in den Mund nimmt.«

»Der Herr Vater hat Recht. Reiſen wir nur bald!«

»Ich werde unſer Vorhaben der Mutter ankündigen und der Judith.«

»Vater, wie wäre es, wenn wir nach Mainz reiſen würden. Es iſt ja alles eins, wohin wir reiſen! Die Judith will die unglücklichen Menſchen aufſuchen, welche ihr Mann ins Elend ſtürzte, ſie will ihnen ihre Erbſchaft geben! Da thäten wir gleich ein gutes Werk und die Judith könnte ihre Eltern ſehen.«

»Noch beſſer, Sebaſtian! Ja, nach Mainz reiſen wir! So ſehen wir gleich die Welt, ich hab' die Welt bisher noch nicht geſehen, und zwar morgen ſchon reiſen wir. Ich ſchaue mich heute noch um die Päſſe um.«

»Sebaſtian,« ſagte endlich der Vater nach einer Pauſe, »ich hab' noch ein' Grund, warum ich fort will! — Bleiben wir da, ſo laßt uns das Criminalgericht rufen. Sollen wir noch gegen den gräßlichen Menſchen ausſagen? Und beſonders Du, der ſo viel weiß, was ihm das Gnick bricht. Bedenk', bei dem Criminale muß die Wahrheit 'raus, und ſitzt ſie im tiefſten Herzen!«

»O, Herr Vater, mir fällt ein Stein vom Herzen.«

»Wenn nur der Bojar ſo geſcheid iſt und geht ebenfalls fort; den ruft das Gericht auch, und beſonders die arme Roſaura! Die Schwergeprüfte hat dann den Tod davon.«

»Zum Bojaren geh' ich hin und beſchwör' ihn, daß er ſich fortmache.«

»Und ich ſchaue mich nach den Päſſen um. Das muß Alles ſchnell geſchehen, noch ehe das Criminale an uns denkt!«

Es trat ein Mann herein.

Er pochte nicht an die Thüre.

Er behielt den Hut auf dem Kopfe.

Er war mürriſch und grob.

»Im Namen des löblichen Criminal-Gerichts!« ſagte er.

Er nahm drei Vorladungsbefehle aus ſeiner Amtstaſche.

»An Caſpar Legler, Fleiſchhauer in der Weißgärber-Vorſtadt.«

»An Sebaſtian Legler, Fleiſchhauerknecht eben allda.

»Ich bin kein Knecht,« entgegnete Sebaſtian; »ich bin der Sohn eines Bürgers und Hausbeſitzers und ſelbſt ein Hausbeſitzer.«

»Alles eins!« fuhr der Mann auf.

»Heißt Er: Sebaſtian Legler?«

»Ja.«

»Dann iſt Er auch der, welchen dieſe Vorladung angeht.

»Endlich,« betonte der Mann, »an Eva Legler, Fleiſchhackerin, eben allda.«

„Was ſoll's mit meinem Weibe?“ fragte der alte Legler.

„Alle drei haben morgen präcis neun Uhr vor dem hohen Criminal-Gerichte zu erſcheinen und eidliche Ausſagen abzulegen.“

„Wird nicht ſein können,“ verſicherte Vater Legler, „da wir morgen um ſechs Uhr Früh ſchon im Poſtwagen ſitzen und eine große Reiſe unternehmen.“

„Ha! abfahren?“ tobte der Mann, „ſo iſt es alſo doch wahr, was gemunkelt wird! Mitwiſſer der That? — Im Namen des Gerichts! Ihr bleibt hier, ſonſt werdet Ihr heute noch verhaftet.“

„Hoho!“ fuhr der Alte auf, „Mitwiſſer der That, ſagte der Herr? Mitwiſſer der That, und Er, Bote, Scherge, oder was Er iſt, hat die Befugniß, uns, ehrliche Leute, verdächtigen zu dürfen? Nicht morgen, auf der Stelle gehe ich mit Ihm! Zum Bürgermeiſter gehe ich, und werde anfragen, ob Er, Bote oder Scherge, oder was Er iſt, das Recht hat, unbeſcholtenen Leuten, auf den Kopf zu, zu ſagen, daß ſie als Theilnehmer eines Verbrechens zu bezeichnen wären!“

Der alte Legler zog ſeinen Rock an, ſetzte ſeinen Hut auf und ſchickte ſich an zu gehen.

Der Scherge zog gelinde Saiten auf.

„Braver Bürger!“ ſagte er, „vergeben Sie, ich wollte Sie nur prüfen!“

„Er? mich?“

„Ich ſehe nun, daß Sie ſchuldlos ſind, wie ein neugebornes Kind! Ich bitte um Verzeihung.“

„Wenn das iſt,“ verſetzte Vater Legler, „ſo bin ich erkenntlich. Hier iſt ein Zweiguldenſtück!“

»O ich bitte, alles zu viel!«

»Ja, will Er's denn nehmen?«

»Freilich!«

»Das iſt etwas Anderes, ich wollte ihn auch nur prüfen! Daher bleibt es dabei, daß ich zu dem Herrn Bürgermeiſter gehe; dieſe beiden Prüfungen will ich zur Prüfung verlegen.«

Sebaſtian machte die Thür auf.

Der Scherge entfernte ſich.

Vater und Sohn ſahen ſich bekümmert an.

»Herr Vater,« ſagte Sebaſtian, »mit der Reiſe iſt es nichts!«

»Es muß etwas damit werden!« betheuerte der Vater. »Zwar gehorche ich der Vorladung, ſo wie Du und die Mutter ihr gehorchen müſſen. Ich kann nun Zahlheim nicht helfen; wir müſſen alle Drei angeben, was wir wiſſen. Sein Verbrechen ſtürzt ihn ins Verderben, nicht wir. — Gott ſei ihm gnädig!«

XII.

Das Geſtändniß.

Die Zeugenverhöre gingen in dem Proceſſe Zahlheim's raſch vor ſich.

Es wurden vielleicht einige ſechzig vernommen, nur der Bojar und ſeine Tochter waren nicht vorzuladen, ſie ſchienen wie verſchwunden; das Gericht gab es auf, ſie zu erforſchen, war doch die Schauerthat ſchon ſo umſtändlich erhoben, daß man kaum des Geſtändniſſes Zahlheim's mehr bedurft hätte, um das „Schuldig“ über ihn auszuſprechen.

Nach acht Tagen erſchien endlich der Inquiſit wieder vor ſeinem Richter.

Alle an ihn geſtellten Fragen beantwortete er mit brutaler Heftigkeit, verwickelte ſich aber in ſolche Widerſprüche, wurde ſo oft hirnloſer Lügen und falſcher Angaben überwieſen, daß er hierüber ganz verwirrt wurde.

Am meiſten bezog er ſich auf Teſſin, weil dieſer todt war; Teſſin mußte die That begangen haben, obgleich Teſſin am 29. Jänner Mittags nicht mehr lebte; dann ſagte er auch einmal, daß Ludmilla ſich ſelbſt den Hals abgeſchnitten haben müßte, worüber ein Gerichtsbeiſitzer in hohem Grade erzürnt ausrief „Ich habe vermuthet, daß Sie dieſe Ausſage noch vorbringen werden, auch zerſtückelt hat ſie ſich ſelbſt und dann die Raben auf das Hausdach gelockt, damit ſie ſie verzehren, damit auf ihren Geliebten, den Herrn von Zahlheim, ja nicht der Verdacht, als hätte er ſie ermordet, fallen möchte'“

Als ihm die Geldwechslerin vom Kohlmarkte entgegengeſtellt wurde, bei welcher er die Obligationen im Betrage von 1700 fl. und die Summe von 242 fl. in Zwanzigern gegen 494 Stück Ducaten ausgetauſcht hatte, als ſie ausſagte: „Ich mache nur mit Kaufleuten Obligationengeſchäfte, hätte Ihnen alſo, als einem mir unbekannten Manne, die Auswechslung verweigert, wenn mir mein Buchhalter nicht zugewiſpelt: „Nehmen Sie keinen Anſtand, ich kenne dieſen Herrn, es iſt der Magiſtratsſecretär Franz von Zahlheim;“ mein Buchhalter und ich haben dieſe Angaben bereits beſchworen.“ — da geſtand der Verbrecher, den Diebſtahl begangen zu haben, und dictirte ſogar den Vergang, wie er ſich ergeben, zu Protocoll.

Nun galt's ihn zum Geſtändniß des Mordes zu bringen, welches viele Mühe veranlaßte, bis endlich der Kellner von den „drei Hacken“ in das Commiſſionszimmer geholt wurde und Zahlheim unumwunden ſagte: „Am 28. Jänner Abends brachte ich dieſes Meſſer zum Tranſchiren eines ſteiriſchen Capauns zu Ihnen. Sie gingen nach der Küche, ich weiß nicht anzugeben aus welchem Grunde, aber Sie benützten dieſen Gang in die Küche, mir dieſes Meſſer zu entwenden, denn als ich es ſpäter gebrauchen wollte, war es nicht da. — Es iſt mein Meſſer. Jeder Kellner in den „drei Hacken“ hat die „Beſtecke“, die ihm ſein Herr übergibt, zu bezeichnen, da ſteht mein Merkzeichen eingeſchnitten: B — Bernhard — ſchauen Sie dieſes Meſſer gut an; es wird Ihnen gewiß einfallen, daß Sie, ſtatt einen ſteiriſchen

Capaun damit zu tranſchiren, einen Menſchen tranſchirt haben.“ *)

Zahlheim ſtieß einen Schrei aus, verhüllte ſich das Geſicht und taumelte zurück.

Dem Kellner Bernhard wurde befohlen, den Gerichtsſaal zu verlaſſen.

Man bot Zahlheim einen Stuhl und ließ ihn niederſitzen.

Er vermochte nicht ſogleich zu ſprechen.

Endlich ſammelte er ſich.

Er erhob ſich wieder und ſagte mit dumpfem Tone:

„Ich will die That geſtehen. Ja, ich habe Ludmilla Fogger zuerſt beſtohlen, dann Tags darauf, ungefähr um halb zwölf Uhr Mittags, ermordet. — Ich bekenne es.

„Am Leben kann mir ja nichts geſchehen, der Kaiſer hat die Todesſtrafe aufgehoben!“

Zahlheim gab nun ein umſtändliches Geſtändniß zu Protocoll.

Er verſchwieg nicht den kleinſten Umſtand.

Seine Schilderung der grauenvollen That währte volle vier Stunden, ſeine Ausſage war ſo haarſträubend, daß einer der Aſſeſſoren vor Entſetzen ſo heftig aus der Naſe zu bluten anfing, daß er den Saal verlaſſen mußte.

Nachdem Zahlheim das Geſtändniß des Mordes abgegeben, ſagte er mit großem Nachdrucke: „Sie wiſſen nun, was Sie wiſſen wollen. Sprechen Sie meine Strafe aus, aber merken Sie die Worte mit großen Buchſtaben im Protocoll an, daß ich ſowohl den Mord begangen, als denſelben

---

*) Ein Factum. Siehe „Criminal-Geſchichten aus der Zeit Joſeph's II.“ Cleve 1789.

eingeſtanden habe; weil mir am Leben nichts geſchehen kann, da die Todesſtrafe aufgehoben wurde.“

Zahlheim hatte, ſo lange er die That nicht bekannt, ſchwere eiſerne Ketten an den Händen und an den Füßen. In dem Augenblicke als Zahlheim dieſe ſeine letzte Ausſage unterſchreiben mußte, ließ ihm die Gerichtscommiſſion die Ketten abnehmen.

„Sie wurden auf ſehr ſchmale Koſt geſetzt,“ ſagte der Unterſuchungsrichter, „Sie zogen ſich dieſe Beſchränkung durch Ihr Läugnen zu. — Sie werden Stärkung nöthig haben. Sie erhalten hiermit die Erlaubniß, aus der Traiteursküche bringen zu laſſen, was Ihnen beliebt; mit Ausnahme ſtarker Weine können Sie auch den Keller des Traiteurs in Anſpruch nehmen. — Mittags und Abends iſt Ihnen jedesmal ein Seitel Oeſterreicher bewilligt.“

Zahlheim wurde fortgeführt und in ſeinen Arreſt gebracht.

Als ſeine Mitgefangenen ihn ohne Ketten erblickten, rief ihm ein anderer Mörder, ein gewiſſer John Juſti, der einen Juden erſchlagen und beraubt hatte, zu:

„O weh! Sie haben geſtanden! Nun gute Nacht! Sie kommen zum Schiffzug, da ſind Sie in einem halben Jahre hin!“

„Ich komme nicht zum Schiffzug,“ verſetzte Zahlheim, „ich komme beſſer durch, Ihr werdet es erfahren. Zum Teufel, ſo werde ich bei der Appellation doch noch einen Gönner haben! Mein ſeliger Onkel war ja Bürgermeiſter von Wien. Man wird doch den Namen Zahlheim nicht ſo niederträchtig untergehen laſſen.“

„Wenn Ihr Proceß zum Kaiſer kommt,“ ſagte ein Kaufmann, der wegen einer Crida in einer Criminalunterſuchung ſich befand, „ſo geht es Ihnen ſchlimm. Ob Ihr Onkel Bürgermeiſter oder noch hundertmal mehr geweſen, das macht bei dem Monarchen keinen Unterſchied. Ich war noch frei wie ein Vogel, als der Mord an Ludmilla Fegger in Wien ruchbar wurde; Tags darauf ging ich in den Schottenkeller, in welchem ſich Abends die Hofbeamten verſammeln; natürlich war wieder von dem Morde die Rede. — Dem Kaiſer wurde die ſchauderhafte Geſchichte ſchon eine Stunde nach Ihrer Verhaftung gemeldet. Der Zehrgadenmeiſter erzählte, der Kaiſer wäre außer ſich gerathen. — Wenn ein roher Bauer an der türkiſchen Grenze eine ſolche Gräuelthat begeht, ſagte der Monarch, ſo begeht er ſie, weil er häufig, dem Raubthiere gleich, weder Gefühl, Verſtand, noch hinlängliche Begriffe von Religion hat; — er begeht ſie vielleicht aus Hunger und Noth; aber dieſer Zahlheim, der mir als ein intelligenter Menſch bekannt iſt, deſſen Verwandte alle ehrenbrave Leute ſind, deſſen Mutter von aller Welt das Zeugniß erhält, daß ſie der Inbegriff der Moralität iſt, dieſer Zahlheim hat die Schandthat begangen, um ſchwelgen zu können; er ging ſogar noch die Nacht, nachdem er ſeine Hände in Menſchenblut getaucht, in die Redoute und tanzte daſelbſt. — Ich finde keine Worte, meine Entrüſtung auszuſprechen, ſagte der Kaiſer; wenn mir dieſes entſetzliche Ereigniß nicht von drei meiner Behörden faſt mit denſelben Worten zur Kenntniß gebracht werden, ſo wäre ich geneigt, es für ein Märchen zu halten, erfunden für die Wiener, die ſich keinen Faſching denken können ohne eine Mordthat!“

„Ah bah!“ erwiederte Zahlheim, „das wird der Kaiſer gerade zum Zehrgadenmeiſter geſagt haben.“

„Zu ihm nicht ſelbſt,“ entgegnete der Kaufmann, „aber zu hohen Perſonen hat er es geſagt, und da iſt's dann unter alle Hofbeamte gekommen, wie das ſchon geht.“

„Ich hätte ihnen nichts eingeſtanden,“ bemerkte John Juſti. „Eher wäre ich im Unterſuchungsarreſt geſtorben.“

Zahlheim wurde ſehr nachdenkend.

„Jetzt iſt's einmal geſchehen,“ meinte John Juſti. „Im Protocoll ſteht es ſchwarz auf weiß, und darunter ſteht Franz von Zahlheim; exiſtirte die Todesſtrafe noch, ſo würde ich ſagen: Sie hätten Ihr eigenes Todesurtheil unterſchrieben.“

„Da wäre ich gerädert worden.“

„Von „untauf“ gerädert,“ bekräftigte John Juſti, „und vorher mit glühenden Zangen gezwickt; auf dem hohen Markte zum erſten Male, auf der Freiung zum zweiten Male und vor dem Schottenthore vielleicht zum dritten Male!“

„Dies geſchieht mir nun nicht!“

„Wenn das Zwicken vorüber, und nach jeder dieſer Martern ein ſchmerzſtillendes Giftpflaſter aufgelegt iſt, dann hat man das Vergnügen, Galgen und Rad vor ſich zu erblicken und den Scharfrichter in ſeinem rothen Wamms und mit „aufgeſtripſten“ Hemdärmeln! Da gehört keine große Phantaſie dazu, ſich ſchon eingeflochten zu ſehen in das hölliſche Werkzeug.“

„Habt Ihr je rädern ſehen?“ fragte Zahlheim, der ſich an dem Gedanken labte, daß dieſe Strafe nicht an ihm vollzogen werden könne.

»Ja, Zwicken und von Untaufrädern, meinen eigenen Vater.«

»Und Ihr habt dies aushalten können?«

»Mein Vater hat's aushalten müſſen, ich hab' nur zugeſchaut!«

»Ihr ſeid entſetzlich!«

»Geben Sie mir die Hand! Sie ſind noch entſetzlicher! Erinnern Sie ſich nur, was Sie Ihrer Ludmilla angethan haben! So martert ja kein Schinder! Da hab' ich's mit meinem Juden barmherziger gemacht; ein Schlag, und weg war er!«

»Beſchreibt mir das Rädern.«

»Mit Vergnügen; ich weiß es noch, als wenn es geſtern geſchehen wäre. Beim Rädern wird man ganz delicat zu Boden geworfen, das thun die Henkersknechte mit nicht zu ſchildernder Höflichkeit; dann wird der Kopf an ein paar Pflöcke feſtgebunden, der linke Fuß wird gegen Weſten, der rechte gegen Oſten, der linke Arm gegen Süden und der rechte gegen Norden mittelſt allerliebſter Maſchinen ausgeſtreckt. Jetzt nimmt der Scharfrichter das mit Blei gefüllte Rad in beide Arme, und hebt es ſo dreimal in die Luft, und läßt es dann wieder ſinken, das ſind ſo ſeine zarten Spielereien, bei welchen dem, der zuſchaut, Hören und Sehen vergeht. Nachdem er dieſe reizenden Uebungen vollbracht, macht er erſt Ernſt. Zuerſt zerſchmettert er mit einem gräßlichen Krachen den rechten Fuß und den linken Vorderarm, dann den linken Fuß und den rechten Vorderarm, dann den rechten Schenkel und den linken Oberarm, dann den linken Schenkel und den rechten Oberarm, immer über's Kreuz! dann endlich, wenn er's leidlich macht, erhält man den Gnadenſtoß auf die Bruſt. Meinem Vater iſt aber nicht dieſe Gnade widerfahren, lebendig haben ſie ihn auf's Rad geflochten, ſtundenlang ſtöhnen und ächzen laſſen in den gräulichſten Martern, bis ſie ihm endlich den Kopf abgeſchnitten und auf den Pfahl geſteckt haben. — Noch iſt's aber nicht aus. Erſt muß noch ein Galgen mit herabhängendem Stricke errichtet werden! dann iſt's aus.“ *)

„Wer war der Letzte, welcher in Wien gerädert wurde?“ fragte Zahlheim.

„Das weiß ich nicht,“ verſetzte John Juſti. „Wenn aber mein Traum von dieſer Nacht ausgeht, ſo ſind Sie es!“

„Ich?“ fragte Zahlheim.

„Ja, ja, Sie, aber mein Traum muß ausgehen!“

---

*) Größtentheils aus Hermann Kurz's „Beſchreibung des Räderns“ entlehnt. Seite 391.

XIII.

Die Familie Legler nach dem Verhöre.

Die Familie Legler kam, nachdem ſie ihre Ausſagen, der Wahrheit gemäß, vor dem Criminalgerichte abgegeben, in einer Gemüthsaufregung in ihre Wohnung zurück, welche ihre Geſundheit mächtig erſchütterte.

„Die Mutter iſt bereits krank und ſollte ſich wieder zu Bette legen,“ ſagte der Vater, „uns Beiden wird es eben ſo ergehen; ich fühle es, für dergleichen Dinge bin ich nicht geſchaffen. Als die Herren Räthe Fragen an mich richteten, die mir peinlicher waren, als wenn ich den Mord ſelbſt begangen, fing ich zu zittern an. Was ich Alles angegeben, ich weiß es nicht mehr. Man las mir am Ende eine lange Geſchichte vor, ich hörte und ſah nicht mehr — ich unterſchrieb Alles, was ſie wollten, und wankte zur Thür hinaus; ich war froh, daß ich fort kam.“

„Und wie ſie uns abſonderten,“ klagte Frau Legler. „Mich führten ſie in ein anderes Zimmer und den Sebaſtian in ein anderes Zimmer, nur Du,“ ſagte Frau Legler, „kamſt gleich vor. — Dies thaten ſie, daß wir uns nicht verabreden ſollten! — Wenn wir das gewollt, hätten wir es ja zu Hauſe thun können! — Einer der Herren Richter, der mit der großen Perrücke, ſchnitt mir ein gräuliches Geſicht und als ich eine Frage nicht gleich beantworten konnte,“ fuhr er auf, als wenn ich Jemand umgebracht hätte!“

»Der Criminalrath, der Sie angefahren hat, heißt Göbſam,« ſagte Sebaſtian, »der iſt noch aus dem Jahre 1750, hat mir der Amtsſcherg geſagt, der kann es nicht verſchmerzen, daß die Folter abgekommen iſt, der hat den kleinen Kindern ſpaniſche Stiefel anlegen laſſen; mich hat er auch behandelt wie einen Räuber; wie ich ihm aber geſagt habe, daß jeder Menſch in den Controlorgang gehen und bei Seiner Majeſtät Klage führen könne über Unbilden, die ihm geſchehen, da hat er keine Frage mehr an mich geſtellt, ſondern dem jungen Rath geſagt, er möchte mich vernehmen.«

»Der unglückliche Zahlheim!« ſagte Frau Legler; »was wird der böſe Rath erſt mit ihm treiben!«

»Ich habe ihn geſehen!« rief Sebaſtian.

»Wen? Den Zahlheim?«

»Ja, ihn! Wie ich aus dem Schergenzimmer herauskam, in welchem ich meinen Pelz zur Aufbewahrung übergab, haben ſie den Zahlheim gerade daher gebracht, kreuzweis geſchloſſen; Eiſen hat er nachgeſchleppt, gewiß ſechzig Pfund ſchwer! Der ſieht aus, für die kurze Zeit! Die Augen liegen ihm im Kopfe, als wenn ſie ihm mit einer Stange hineingeſtoßen wären, einen Bart hat er wie ein Bettler, die Wangen ſind gelb und eingefallen wie bei einem Todten!«

»Hat er Dich auch geſehen?«

»Gott bewahre! Ich habe augenblicklich meinen Pelz über den Kopf gezogen, damit er nicht auf mich geredet hat, es ſteht ja auf dem »Maleſizgang« angeſchlagen: »Wer von den Zeugen mit einem Verbrecher auf dieſem Gange ſpricht, hat Gefängnißſtrafe zu erwarten;« ei, dieſe Freude machte ich dem Torturrath Göbſam nicht!«

»Haſt Du Alles geſagt, was Du von Zahlheim wußteſt?« fragte der Vater.

»Alles! Ich mußte ja ſchwören, die Wahrheit zu ſagen; ich that's auch ehrlich. Als ich zu Protocoll den Vorgang in der Küche Zahlheim's berührte, wie er am Tage der Redoute vermeinte, die Ludmilla Fogger ſei wieder lebendig geworden und ich auf den Boden hinauf eilte und ein offenes Fenſter zumachte, welches das ſchauerliche Geſtöhne und Aechzen hervorbrachte, erhielt ich über dieſe Mittheilung gewiß dreißig Fragen, aber ich habe ſie alle der Wahrheit gemäß beantwortet.«

»Dieſe Geſchichte hätte ich ihnen nicht erzählt,« bemerkte Frau Legler.

»Haben ſie Dich denn darum befragt?«

»Freilich! Es hatte ja Bourg bereits ſchon Alles über jenen Redoutabend ausgeſagt. — O, liebe Eltern, ich hätte Zahlheim durch nichts retten oder zur Milderung ſeiner Strafe beitragen können — der Mord, der grauſame Mord iſt geſchehen; er hat ihn begangen — was ich ausgeſagt, habe ich zwar mit ſchwerem Herzen ausgeſagt, aber verſchlimmert habe ich ihm nichts! Hierauf haben ſie mich hinſichtlich der Mutter Zahlheim's torquirt; der alte Herr Göbſam hat alle Augenblicke dem jungen Rath eine Frag' in die Ohren geliſpelt; der Folterprotector hätte gar ſo gerne die wahnſinnige Mutter als Mitwiſſerin in Eiſen und Banden geſehen; da hab' ich aber losgelegt: In ganz Wien, hab' ich geſagt, gibt's keine Frau, welche gottesfürchtiger iſt als dieſe; ſie iſt wahnſinnig geworden vor Entſetzen über die Blutthat ihres Sohnes, habe ich geſagt.

»Schon gut, ſchon gut,« hat der »Schuſtermeiſter der ſpaniſchen Stiefel« ausgerufen, »laß Er ſeine Betheuerungen, wir wiſſen es ſchon!«

»Mich haben ſie ebenſo ſtreng verhört wegen der Mutter,« bemerkte der alte Legler.

»Mich auch,« verſetzte Frau Legler. »Ich aber habe dem Rath mit der grimmigen »Barecken« geſagt: Wenn Sie verheirathet ſind, Herr Criminalrichter, dann würde ich Ihnen gratuliren, wenn Sie eine ſolche brave Frau beſäßen, wie die alte Zahlheim; da hat der grimmige Rath ſich mit der Papierſcher' die Zähne ausgeſtiert und hat mich ein dummes Weib geheißen. — Der Grimmige weiß nicht, daß ſeine Köchin das Fleiſch in meiner Bank nimmt; nun, der ſoll mir jetzt lauter Zuwag bekommen, bis ſein Kuchelbär ausbleibt.«

»Der Bojar iſt mit ſeiner Tochter richtig allen Nachforſchungen entgangen,« ſagte der alte Legler, »den haben ſie keine Vorladungen zuſchicken können.«

»Ich weiß allein wo er iſt,« erwiederte Sebaſtian.

»Wo denn?« fragten Vater und Mutter gleichzeitig.

»Mit einem Fiaker vom Lichtenſteg' iſt er nach Mödling gefahren, er wollte weiter; er wollte bis Gratz, er hat aber wegen ſeiner Tochter Roſaura nicht weiter können; dieſe iſt ſo krank geworden, daß man befürchtet, ſie werde früher entbinden, als ihre Zeit iſt. — Der Fiaker hat nach Wien herein müſſen um einen Doctor und eine Hebamme nach Mödling zu führen; mir hat der Fiaker dies vertraut und ich ſage es nur Vater und Mutter.«

»Und deiner Judith!«

»Ja, dieſer ſage ich es auch.«

»Sei wenigſtens ſo behutſam, daß es der Rath Göhſam nicht erfährt,« erinnerte Frau Legler, »der würde Zahlheim's Kind im Mutterleibe verhören, und blos, weil es Zahlheim's Kind iſt, in Windeln auf den Spielberg ſchicken.«

»Hat Dir der Fiaker geſagt, in welchem Hauſe in Mödling der Bojar ſammt Frau und Tochter wohnt?« fragte die Mutter.

»Ja, im Gaſthofe »zum Adler«.

»Da fahren wir hin.«

»Ja,« ſagte der Vater, »wir Alle!«

»In ſolchem Drangſale brauchen die unglücklichen Menſchen Troſt und Theilnahme.«

»Ich glaube nicht, daß Roſaura unterrichtet iſt, was Zahlheim verſchuldet; der Bojar hat dem Fiaker geboten, kein Wort davon zu erzählen; im »Adler« in Mödling hat der Bojar dem Wirth und der Wirthin gleiches Stillſchweigen über die entſetzliche Geſchichte auferlegt, und es ſich ſchweres Geld koſten laſſen, daß Niemand ein Wort gegen Frau und Tochter erwähne.«

»Deſto beſſer!« meinte Vater Legler, »ſo kommen wir doch endlich unter Menſchen, welche von dieſem Jammer nicht ſprechen; in Wien weiß man ohnehin nicht, wo man ſich hinbegeben ſoll, um dem unglücklichen Gerede zu entkommen.«

Es wurde nun die Stunde feſtgeſetzt, wann die Familie die Fahrt nach Mödling antreten wolle.

Am andern Vormittage fuhren Vater, Mutter und Sohn Legler mit Judith nach Mödling ab.

* * *

Die Familie kam in Mödling an.

Sie ließ den Wagen nicht am Gaſthofe „zum Adler“ anhalten, ſondern einige Häuſer früher; der junge Legler ſtieg allein aus, verfügte ſich dahin und ließ durch den Wirth den Bojaren bitten, in ein Zimmer im Erdgeſchoſſe zu kommen, wo ihn ein Freund ſeines Hauſes zu ſprechen wünſche.

Der Bojar, welcher keine Ahnung davon hatte, daß irgend Jemand um ſein Aſyl wiſſe, war anfänglich betreten, kam aber deſſenungeachtet ſchnell.

„Herr Bojar, erſchrecken Sie nicht, mich hier zu finden,“ ſagte Sebaſtian. „Ein Zufall hat mir Ihre Zufluchtsſtätte verrathen; ich bin gut unterrichtet, daß weder Ihre Frau noch Ihre Tochter ein Wort von dem furchtbaren Ereigniß erfahren dürfen, das Sie wie uns mit gleichem Entſetzen erfüllt, aber deſſenungeachtet müſſen Sie doch unſern Antheil erfahren und dürfen uns nicht abweiſen, wenn wir Ihnen dieſen beweiſen wollen. — Auch mein Vater, meine Mutter und Judith ſind hier, um dem ewigen Gerede über Zahlheim auszuweichen; wir haben uns vorgenommen hier zu bleiben oder mit Ihnen auch weiter zu reiſen, wenn es nöthig ſein ſollte; ſpäter wollen wir nach Mainz. — Sagen Sie mir vor Allem, wie befindet ſich Ihr Fräulein Tochter, iſt ſie wieder wohl?“

„Seien Sie mir willkommen,“ erwiederte der Bojar. „Indem ich Ihre freundſchaftliche Theilnahme mit dem größten Danke annehme, bitte ich Ihre guten Eltern und Judith hier abzuſteigen. Ueber Zahlheim darf ſonſt nichts geſprochen werden, als daß er des falſchen Spieles wegen den gerichtlichen Verfolgungen entflohen, und daß noch ein Vergeben ihn ängſtigen müſſe, weil er nicht einmal ſeiner Braut noch ihren Eltern über ſeine Abreiſe ein Wort geſagt noch geſchrieben. — Da meine Tochter eines Knaben geneſen, ſo iſt wohl ſchon das Aergſte, nämlich die Gefahr für ihr Leben, vorüber, aber Zahlheim, Zahlheim wurzelt in ihrem Herzen zu tief — von ihm darf nur mit der größten Behutſamkeit geſprochen werden. Laſſen Sie nun den Wagen mit den Ihrigen hierher kommen, ich werde indeß Frau und Tochter auf Ihren theilnehmenden Beſuch vorbereiten.

* * *

Die Familie Legler und Judith traten bei der Gattin des Bojaren ein und wurden von dieſer mit wahrer freudiger Rührung empfangen.

»Zu meiner Tochter vermag ich Sie noch nicht zu führen,« redete ſie ihre Gäſte an; „die Gemüthsbewegung würde zu heftig ſein. Um mehr als einen Monat wurde ſie früher ihrer Bürde entledigt; es ging aber ohne Gefahr vorüber. — Wir wollen hoffen, daß ſie bald vollkommen geneſen ſein wird. Wir ſind von Wien aus nur eine Poſt weit entfernt und dennoch wiſſen wir hier ſo wenig von der ſchönen Hauptſtadt, als wären wir bis an die äußerſte ruſſiſche Grenze verſetzt worden. Mein Gatte hat uns hier förmlich abgeſperrt.« — Der Name Zahlheim kam nicht über die Lippen der Bojarin.

Die Freunde aus Wien hüteten ſich ebenfalls ihn auszuſprechen.

Die Gäſte brachten deſſenungeachtet einiges Leben in die Familie des Bojaren.

Roſaura erfuhr von dem Beſuche.

Nach dem dritten Tage desſelben durften Frau Legler und Judith, mit Erlaubniß des Doctors, Roſaura's Zimmer betreten.

Roſaura erfreute es ſehr, ihre Freundinnen zu ſehen, aber auch Roſaura ſprach nicht eine Sylbe von Zahlheim. — Die Frauen hüteten ſich wohl, ſeiner zu erwähnen.

Auf geſellige Weiſe verſtrich die Zeit in Mödling; die beiden Familien waren ſelbſt manchen Tag recht heiter.

Roſaura erholte ſich; das Kind an der Bruſt einer geſunden Amme proſperirte; Roſaura durfte endlich ihr Krankenbett verlaſſen. Dies geſchah am 6. März. Für den nächſten Freitag wurde ſogar ein Ausflug zu Wagen feſtgeſetzt und beſtimmt, auf dem Heimwege das Mittagsmahl in der Klauſe einzunehmen.

Ach, wäre dieſer verhängnißvolle Freitag nie erſchienen!

XIV.

Das Todesurtheil.

Wie im öffentlichen Leben, im vollen Beſitze ſeiner Freiheit, in ſeinem Amte, im Glücke und Unglücke plan- und characterlos, war Zahlheim es auch im Gefängniſſe; bald war er ruhig und verſchloſſen, bald ausgelaſſen und geſprächig, bald weinte er, bald lachte er; aber am meiſten machte er ſich Vorwürfe über die ihm nun ſelbſt „unbegreifliche Hirnloſigkeit,“ mit welcher er ſein Verbrechen verübt, und als er es verübt hatte, daß er auch nicht das Geringſte unternahm, es vor den Augen der Welt zu verhüllen und die mögliche Entdeckung zu verhindern.

Er ſprach darüber ganz offen mit ſeinen Mitgefangenen, und dieſe konnten es ebenfalls nicht unterlaſſen, unverhohlen zu äußern, daß ihnen noch kein albernerer Miſſethäter vorgekommen.

„Es hat nicht anders ſein ſollen,“ äußerte ſich der Kaufmann. „Als ich erfuhr,“ ſetzte er hinzu, „daß die Raben, welche zu Hunderten auf Ihrem Hausdache ſich einfanden und den Leichnam begehrten, der unter dieſem Dache moderte, da ſagte ich, es käme mir vor, als weiſe der Himmel ſichtbar auf den Ort hin, wo die Ermordete verborgen lag, und ſpräche laut: Dorthin wende dich, irdiſche Gerechtigkeit, dort wirſt du das unglückliche Opfer menſchlicher Verruchtheit finden!«

Zahlheim war über dieſe Aeußerung auf das Aeußerſte empört, aber er mußte ſich ſelbſt geſtehen, daß der Himmel wirklich dieſen Fingerzeig gegeben.

* * *

Das Geſtändniß Zahlheim's war vorhanden, die Zeugenausſagen enthielten Alles, was die Gerichte zu erforſchen nothwendig erachteten, der Prozeß war geſchloſſen, die Acten gelangten zum Spruche.

Wohl ſelten wurde ein Urtheil in peinlichen Angelegenheiten, ein Todesurtheil, in ſo kurzer Zeit gefällt wie dieſes.

Am 14. Februar 1786 wurde Zahlheim verhaftet, am 1. März kam ſein Proceß zur Verhandlung, am 7. März wurde ihm der Spruch des Gerichts verkündigt und am 10. März am Morgen um 9 Uhr lebte er ſchon nicht mehr.

An dem genannten 7. März um halb 9 Uhr Vormittags ſaß er mit ſeinen Gefängnißgenoſſen gerade auf der Pritſche beim Frühſtücke, als der Obergefangenwärter in ſeinen Kerker trat und Zahlheim ankündigte, ſich etwas beſſer zu adjuſtiren, weil er in den Gerichtsſaal zum letzten Male geführt werde, um dort ſein Urtheil zu vernehmen.

Zahlheim erſchrack anfänglich, dann ſagte er: »Schon ſo ſchnell iſt die Sentenz gefällt worden? — Ich erkenne hieraus, daß ſie ſehr gnädig ſein wird! — Ich bin bereit, den Spruch des Gerichtes zu vernehmen.«

Er ordnete ſein Haar, glättete ſeinen Rock und ſeine Weſte, nahm Abſchied von ſeinen Freunden und ſagte:

»Lebt wohl, — John Juſti,« ſprach er zu dieſem, »auf dem Spielberge ſehen wir uns wieder!«

»O nein,« erwiederte dieſer, »ſo gut wird es uns Beiden nicht!«

Der Obergefangenwärter führte Zahlheim in eine kleine, finſtere Stube, in welcher man ihm wieder ſeine ſchweren Eiſen anlegte.

»Das ſoll meine Toilette vor Gericht ſein?« fragte Zahlheim. — »Herr Obergefangenwärter,« wendete ſich Zahlheim an dieſen, »was hat man mit mir vor?«

»Ich weiß es nicht,« antwortete dieſer.

Man führte den Inquiſiten in den Gerichtsſaal.

Da ſaßen nun ſechs Räthe mit ihrem Präſes, und eben ſo viele Secretäre und Actuare.

Der Saal war ganz ſchwarz behangen, die Fenſterbalken geſchloſſen, und gewiß an dreißig brennende Wachskerzen ſtanden auf der Gerichtstafel.

Vor dem Präſidenten ſtand ein Crucifix aus Ebenholz, auf welchem der Heiland aus dunkelgelbem Elfenbein ſichtbar wurde. Vor dem Crucifix lag ein grinſender Todtenſchädel.

An einem Betſchämel knieeten zwei Auguſtinermönche, mit dem Geſichte gegen den Rathstiſch gewendet, ihnen gegenüber ſtand ein Mann, in einen ſchwarzen Mantel gehüllt, durch ſeine wilden Blicke unheimlich, durch ſein ſtruppiges Haar ſchaurig.

„Franz von Zahlheim!“ redete der Präſident den Delinquenten an, „vernehmen Sie Ihr Urtheil!“

Zahlheim brachen die Knie.

Der Obergefangenwärter unterſtützte ihn.

Ein Arzt trat herzu und öffnete einen Flacon mit ſtärkenden Eſſenzen.

Zahlheim, vom Ahnungsſchauer ergriffen, rief aus: „Allmächtiger Gott! Was werde ich hören!“

Der Präſident gab ein Zeichen.

Der älteſte Rath und Leiter des Zahlheim'ſchen Proceſſes, las den Thatbeſtand, den hier zu wiederholen wir für überflüſſig halten, da er den Leſern aus dieſen Mittheilungen ohnehin bekannt iſt.

Als der Criminalrath den Thatbeſtand vorgetragen hatte, las er Folgendes, das wir buchſtäblich bringen:

„Von daher (nämlich des Verbrechens wegen) iſt wider den Franz von Zahlheim, welcher wegen dieſes, noch vorher unternommenen beträchtlichen Diebſtahl, höchſt ärgerlich, abſcheulich und vorſätzlich ausgeübten Meuchelmordes, wodurch er den Abſcheu aller Menſchen ſich zugezogen hat, folgendes Urtheil, nach Vorſchrift der peinlichen Geſetze wider ihn verhängt werden:

„Daß dieſer Delinquent des Adels für ſeine Perſon entſetzet, ſohin auf den hohen Markt und die ſogenannte Schranne geführet, nach ihm allda öffentlich verleſenem Urtheile auf den hohen Wagen geſetzet, und ihm in die rechte Bruſt **ein Zwick** mit glühenden Zangen, ſodann auf der Freiung eben ein **gleicher Zwick** in die linke Bruſt gegeben, ſofort auf die gewöhnliche Richtſtätte geführet, und dort von unten hinauf mit dem Rade vom Leben zum Tode hingerichtet, deſſen Körper auf das Rad geflochten, und darüber ein Galgen mit herabhängendem Strange aufgerichtet werden ſolle. *)

Zahlheim vermochte dieſes Urtheil nicht bis ans Ende anzuhören. Bei den Worten „von unten hinauf“ ſtürzte er beſinnungslos nieder.

Der Arzt eilte ihm zu Hilfe.

Es verging beinahe eine halbe Stunde, bis er ſeiner Sinne wieder mächtig ward.

Als er ſich aufrichtete, wollte der Criminalrath Göbſam, denn dieſer war es, welcher das Todesurtheil nicht nur vorgeleſen, ſondern daſſelbe auch verfaßt hatte, mit den Worten: „in die rechte Bruſt ein Zwick,“ wieder beginnen; allein Zahlheim, welcher ſich geſammelt hatte, bat, inne zu halten und erlaubte ſich die Frage: „Wie iſt es möglich, mich zum Rade zu verurtheilen, da die Todesſtrafe nicht mehr verhängt wird?“

Der Präſes des Criminalgerichts antwortete:

„Sie irren: die Todesſtrafe iſt nicht aufgehoben, ſie wurde nur einige Zeit nicht angewendet. Bei Ihren unge-

*) Einen ſolchen Styl und in einem ſolchen Deutſch ſchrieb das Criminalgericht im Jahre 1786, in welcher Zeit Sonnenfels, Pezzl, Rautenſtrauch, König, Kurz, Blumauer als Schriftſteller erſchienen, und Kaiſer Joſeph den Behörden (im Jahre 1783) aufgetragen hatte, den Amtsſtyl zu verbeſſern, und nichts ämtlich öffentlich kund zu machen, was uncorrect und undeutſch ſei.

(Criminalgeſchichten aus der Zeit Joſeph II.)

heuren Miſſethaten vermochte das Gericht jedoch nicht auf eine Suspenſion des Geſetzes zu ſtimmen, und allerhöchſten Orts kam die Weiſung, daß der Gerechtigkeit nach Vorſchrift des Geſetzes zu entſprechen ſei. *)

---

*) Es iſt hier am Platze, über die Aufhebung der Todesſtrafe unter Kaiſer Joſeph II. und ihre Wiederanwendung bei dem Verbrecher Zahlheim einen großen Irrthum, der hier und da noch Gläubige findet, zur Sprache zu bringen. Um dieſen Irrthum zu berichtigen, muß eine Autorität von wahrhafter Bedeutung angeführt werden. So erlauben wir uns denn des Herrn Dr. Anton Hye, k. k. wirklichen Miniſterialrathes im Juſtizminiſterium, ord. öffentlichen Profeſſors des Strafrechtes und Strafproceſſes an der Wiener Univerſität ꝛc. ꝛc., Worte aus ſeinem Werke: „Das öſterreichiſche Strafgeſetz über Verbrechen ꝛc. ꝛc.", Seite 34, hier abzudrucken.

Dort heißt es:

„Im ſchneidendſten Contraſte zur mehrgenannten Thereſiana, welche in ihrem terroriſtiſchen Strafenſyſteme von der Todesſtrafe, ſelbſt mit grauſamen Verſchärfungen, ſehr häufigen Gebrauch gemacht hatte, befahl der menſchenfreundliche Joſeph II. alsbald nach dem Antritte ſeiner Regierung mit einer geheim zu haltenden allerhöchſten Entſchließung vom 9. März 1781 allen Gerichten: „daß die nach dem Geſetze zu ſchöpfenden Todesurtheile zwar dem Delinquenten angekündigt, jedoch weder vollzogen, noch auch die Malefizperſon ausgeſetzt, ſondern vorläufig das Todesurtheil ſammt den Acten der oberſten Juſtizſtelle eingeſendet, und die weitere Entſchließung abgewartet werden ſoll." Durch eine weitere allerhöchſte Entſchließung vom 22. Auguſt 1783, welche ebenfalls nicht kundgemacht werden durfte, wurde überdies (wieder nur den Gerichten) angeordnet: „daß von da an die Todesurtheile auch nicht mehr

Zahlheim ſank in die Knie über dieſen Ausſpruch und betete laut, daß ihm Gott beiſtehen möge.

angekündet werden ſollen, ſondern daß in jedem Falle, wo das Erkenntniß nach den dermal noch beſtehenden Geſetzen auf die Todesſtrafe abgeht, die Unterſuchungsacten an das Criminalobergericht einzuſchicken ſeien.“ — Thatſächlich wurde daher von Joſeph II. ſeit jenen denkwürdigen, aber wohlgemerkt, nur als geheime Inſtructionen an die Gerichte erlaſſenen allerhöchſten Weiſungen, kein Todesurtheil mehr vollzogen, ſondern von jedem ſolchen, durch das Criminalobergericht und die oberſte Juſtizſtelle an den Monarchen gelangten Urtheile die Todesſtrafe im Wege der landesfürſtlichen Begnadigung regelmäßig in Kerkerſtrafe umgewandelt. — Allein das Geſetz ſelbſt, die oftgenannte Thereſiana nämlich, wodurch die Todesſtrafe auf ſo viele Verbrechen feſtgeſetzt war, wurde durch jene allerhöchſten Entſchließungen von 1781 und 1783 nicht aufgehoben, ſondern im Gegentheile ausdrücklich beſtätigt. — Geſetzlich beſtand alſo die Todesſtrafe fort bis zur Einführung des früher erwähnten Joſephiniſchen Strafgeſetzbuches vom 2. April 1788. — Es ſchien mir Pflicht, aus dieſem Anlaſſe endlich einmal die vorſtehende Thatſache auch öffentlich mit geſchriebenem Worte und mit actenmäßiger und hiſtoriſcher Treue feſtzuſtellen, da die vielen gleichzeitigen und heutigen Begeiferer des welthiſtoriſchen Ruhmes des großen Monarchen nicht ſelten ihm einen empörenden Act himmelſchreiender Cabinetsjuſtiz nachläſtern, daß er nämlich zu Anfang des Jahres 1786, alſo (wird irrig oder perfid eingeſchoben) nach bereits geſetzlich erfolgter Aufhebung der Todesſtrafe, noch an einem Delinquenten, Namens Zahlheim, die Todesſtrafe nach der ganzen Strenge der Thereſiana mittelſt des Rades vollziehen ließ. — Die Thatſache, daß nämlich in Folge eines von dem competenten

Hierauf wurde er aus dem Criminalgefängniſſe in der Rauhenſteingaſſe geführt, auf den hohen Wagen geſetzt und auf die Schranne auf den Hohenmarkt transportirt, auf einen Pranger geſtellt und ihm das Todesurtheil noch einmal vom Balcone der Schranne vorgeleſen.

Von dem Balcone des Schrannengebäudes hing bereits nach ſeiner ganzen Breite das rothe Tuch zum Zeichen, daß ein Bluturtheil vollzogen werde.

Der Anblick von den vielen tauſend Menſchen, die in ein Geheul der Verwünſchung ausbrachen, als ſie den Mörder erblickten, raubte demſelben neuerdings die Beſinnung:

> Criminalgerichte mit Stimmeneinhelligkeit geſchöpften Erkenntniſſes, welches den genannten Delinquenten als Thäter eines unter ſehr empörenden Verhältniſſen mit kalter Verruchtheit an ſeiner Geliebten meuchleriſcher Weiſe vollbrachten Raubmordes nach Vorſchrift des noch in voller Rechtskraft beſtandenen Thereſianiſchen Codex zum Tode durch das Rad verurtheilt hatte, dieſes Todesurtheil an dem Delinquenten wirklich vollzogen wurde, iſt richtig; allein nicht deshalb, weil der gerechte Kaiſer einen Machtſpruch gethan, deſſen es nach den eben erklärten Verhältniſſen durchaus nicht bedurfte, ſondern weil er in dieſem Falle bei dem ihm vorgelegten Urtheile keine Gnade eintreten ließ, ſondern befahl: „daß der Gerechtigkeit nach Vorſchrift des Geſetzes freier Lauf gelaſſen werde.“

Erſt mit dem neuen Strafgeſetze vom 2. April 1787 hob Joſeph II., den durch Beccaria angeregten und auch in unſerem Vaterlande durch Sonnenfels heimiſch gemachten Forderungen der damals herrſchenden Doctrine daß ſich die Gerechtigkeit und Zweckmäßigkeit der Todesſtrafe nimmermehr erweiſen laſſe, nachgebend, für Oeſterreich die Todesſtrafe im ordentlichen Strafverfahren auf.

mehr todt als lebendig ward er in das ſogenannte „Armenſünderzimmer“ gebracht, in welchem ſeiner bereits die beiden „Todtenpater“ aus dem Orden der Auguſtiner harrten.

XV.

Die drei „Ausſetzlage.“

Die beiden würdigen Prieſter aus dem Orden der Auguſtiner übernahmen Zahlheim mit liebreicher Sanftmuth und Milde.

„Mein Sohn,“ ſagte Pater Iſidor zu ihm, „Du haſt volle drei Tage, um Dich deines ſchweren Verbrechens wegen, mit Gott und der menſchlichen Geſellſchaft zu verſöhnen welche Du ſo unerhört beleidigt haſt. Wimmere und klage nicht über den Verluſt deines Lebens; für Einen, der ſeine Hand in Menſchenblut getaucht, des ſchnöden irdiſchen Gewinnes wegen den Dolch gegen ſeinen Nebenmenſchen gezückt, iſt das Leben eine Laſt, und wie es Dir durch die gräßlichſten Gewiſſensbiſſe, durch die fürchterliche Angſt vor der Entdeckung deiner That ſo oft erdrückend vorkam, haſt Du ja ſelbſt in deinem Kerker zu deinen Mitgefangenen, zu deinen Richtern geäußert; Du haſt deine böſe Handlung auch unzählige Male bereut, und der Kampf, der in deiner Seele vorging, ehe Du die Blutthat begangen, zeigte, daß nicht jeder Funke von Gottesfurcht, Menſchengefühl und Rechtſchaffenheit in Dir erloſchen. Deine geiſtlichen Freunde und Begleiter zur Richtſtätte wollen dieſe Funken, die nicht in deinem Herzen erloſchen, zur Flamme anblaſen, Du ſollſt wieder ein guter Menſch, deine Sünden ſollen Dir verziehen werden und Du ſollſt in den Himmel eingehen wie ein Tugendhafter, und ſollſt vor Gott erſcheinen als Einer, der bereut und gebüßt und die Gnade des Allerbarmers anzurufen verdient hat.«

»Mein Sohn,« nahm Vater Innocenz das Wort, »Du kannſt Dich als einen Glücklichen preiſen. Wenn Du geflohen wäreſt, oder dein Verbrechen hätte nicht entdeckt werden können, was wäre aus Dir geworden? Kein geiſtlicher Troſt, nicht die Erquickungen der heiligen Religion hätten Dich erheben können, Du würdeſt entweder in Wahnſinn oder in Verzweiflung geſtorben ſein, beladen mit dem Fluche der Welt, verdammt durch die Furien deines Gewiſſens. — Durch deinen Tod löſcheſt Du den Haß aus, welchen deine That in allen Herzen entzündete. — Diejenigen, welche Dich verfluchten, werden für Dich beten. Laß immer die Neugierigen, die dieſes Gerichtshaus umſtehen, drei Tage lang, und am vierten Tage deinen Wagen und das Schaffot umwogen; wenn ſie Dich erblicken, deine Reue bemerken, Dich beten, dein Herz zu Gott erheben ſehen, ſo werden ſie Dir Mitleid ſchenken und ausrufen: Er hat gebüßt, Gott wird ihm verzeihen und wir wollen es ebenfalls.

»Erhebe nun dein Herz zum Allmächtigen und bete mit uns zu ihm.

»Rufe ſeine Gnade und ſein Erbarmen an und bekenne ihm deine Reue.

»Dann beichte, armer verlaſſener Menſch, und bitte den allgütigen Schöpfer, daß er ſein Antlitz wieder Dir zuwende in deinen letzten Stunden.«

Die Prieſter beteten dem Gefallenen vor und er betete ihnen nach, dann ſank er auf ſeine Knie vor dem Bilde des gekreuzigten Heilands und betete allein. Er betete ſo gläubig, ſo rührend und ergreifend, daß den beiden würdigen Geiſtlichen Thränen in die Augen traten.

Hierauf erhob ſich Zahlheim und bat die Prieſter, daß ſie ihm das Glück gewähren möchten, ſeine Mutter ſehen und ſie um Verzeihung bitten zu dürfen. »Um dieſe Gnade,« ſagte Zahlheim, »habe ich meinen Unterſuchungsrichter, den Criminalrath Göhſam, oft inſtändig und ſo bewegt gebeten, daß es ein Herz aus Granit hätte erweichen müſſen. Er wies aber meine Bitte immer roh zurück; jetzt, da er ſeine Härte mich nicht mehr empfinden laſſen kann, bitte ich die heiligen Söhne der Kirche, veranlaſſen Sie, daß ein reuiger Sohn, noch vor ſeinem Scheiden aus dieſer Welt, vor ſeiner Mutter niederſinken und ſie um Vergebung der Schmach wegen bitten dürfe, die er über ihr graues Haupt gebracht.«

Die Prieſter ſahen ſich bedeutungsvoll an.

»Mein Sohn,« ſagte Iſidor, »Du beſchuldigſt vielleicht deinen Richter mit Unrecht der Härte. Wenn er Dir den Anblick deiner Mutter verſagte, ſo geſchah es nur, weil er dein Herz nicht vollends brechen wollte.«

»Iſt ſie todt!« fuhr Zahlheim ſchmerzlich bewegt auf.

»Sie lebt,« antwortete Innocenz, »aber Gott hat dafür geſorgt, daß ſie ihren Jammer nicht fühle.«

»Sie iſt wahnſinnig geworden?« ſchrie Zahlheim.

»So iſt es.«

»Ach, Du allbarmherziger Heiland!« rief Zahlheim auf, »auch dieſes Unglück muß mich noch treffen! — Ja, ja, ich ſehe es, der Himmel will mir verzeihen, was ich Böſes verübt, denn mir läßt er meinen Verſtand, damit ich fähig bleibe, für mein Verbrechen zu büßen. — Jetzt, jetzt gebe ich freudig zum Tode. — Niemand wird meiner Mutter erzählen können, wie ſchmählich ich geendet; von den Martern, die mir bereitet werden, von Rad und Galgen wird ſie nichts vernehmen! — Ich bin bereit, auf der Stelle das Schaffot zu beſteigen.«

Die ehrwürdigen Väter der Auguſtiner hatten lange zu thun, bis ſie Zahlheim's Aufregung dämpften.

Endlich ward er ruhiger.

Der Kerkermeiſter erſchien und meldete:

»Es iſt eilf Uhr. Das Volk ſtürmt das Gerichtshaus. Soldaten zu Fuß und zu Pferd ſind nicht mehr im Stande, die rohen Maſſen zurückzudrängen oder im Zaume zu halten. Mit wildem Geſchrei begehren ſie eingelaſſen zu werden. Sie wollen den Delinquenten ſehen.«

»Ich bin bereit,« ſagte Zahlheim, »den Wünſchen des Volkes zu genügen. Meiner Mutter wird man es nicht berichten können, wie dieſe Ungeſtümen ſich benommen, um einen Unglücklichen in ſeiner tiefſten Erniedrigung erbarmungslos anzuglotzen.

»Oeffnen Sie die Thüren!« bat Zahlheim den Kerkermeiſter. »Was kann mir noch Entſetzlicheres geſchehen, als mir ſchon begegnet und ein barbariſches Geſetz über mich verhängt hat!«

Das Thor am Hauſe des Schrannengebäudes wurde, wie bekannt, eingedrückt.

Bei dem Heranſtürmen über die breite Stiege wurden zwei Weiber todt getreten, einem Handwerker der Arm gebrochen, Viele ohnmächtig aus dem Gewoge gebracht, ſo wird in den Beſchreibungen jenes entſetzlichen Schauſpiels angegeben.

Das brutale Geheul drang immer näher an Zahlheim's Ohr. Die Prieſter ſelbſt wichen ſcheu zurück vor dem Andrange eines ruchloſen Pöbels.

Die erſten Haufen kündigten ſich dadurch an, daß ſie die vier Polizeiſoldaten, welche an der Thüre Wache hielten, in die Armeſünderſtube ſchleuderten, ſo daß ſie zu den Füßen der Prieſter niederſtürzten.

Zahlheim ſtand wie eine Mauer mit verſchränkten Armen.

»Wollt Ihr mich in Stücke reißen?« fragte Zahlheim; »hier bin ich.

»Ihr werdet mir das Zwicken mit glühenden Zangen, das Rad und den Galgen erſparen, wenn Ihr meine Henker ſeid!«

Die Racaille blieb regungslos.

»Wir thun Dir nichts!« rief endlich eine Stimme, »wir wollen Dich nur ſehen.«

»Das iſt ja der magiſtratiſche Schubmeiſter,« ſagte Zahlheim. »Nicht wahr, guter Freund, die Prophezeiung der Zigeunerin vom 10. März iſt eingetroffen; dieſelbe Prophezeiung, welche Sie mir am 29. Jänner im Kaffeehauſe wiederholten? Wird Sie nun mein Tod mit mir verſöhnen?«

Der Schubmeiſter war betroffen. »Ja,« ſagte er voll Beſchämung.

»Reichen Sie mir die Hand, daß Sie mir nicht mehr grollen, ich will ja mit der Welt ausgeſöhnt ſterben.«

Mechaniſch reichte der Schubmeiſter ſeine Hand Zahlheim hin, welche dieſer drückte.

»Jetzt gibt er dem Armenſünder die Hand!« rief der

Pöbel entſetzt aus, und ſcheu drängten ſich die Leute von dem Schubmeiſter zurück.

Dies hatte die Folge, daß Niemand mehr mit dem Schubmeiſter dienen wollte und er ſeiner Anſtellung entſagen mußte. Ein Factum.

Nachdem dieſer Rudel tolldreiſter Gaffer ſich durch eine zweite Thüre davon machte, kam eine neue Truppe eben ſolch erbärmlichen Geſindels. So ging es fort bis zur Mittagsſtunde, da kamen einige hundert Reiter, ſäuberten den Platz vor der Schranne und es gelang, das zertrümmerte Thor auszubeſſern, und von zwölf bis zwei Uhr dem armen Ausgeſetzten Ruhe zu verſchaffen.

Zahlheim betete wieder mit ſeinen Geiſtlichen, dann fragte man ihn, was er ſpeiſen wolle? Er ließ ſich einige Gerüchte bringen. Er bat die Geiſtlichen mit ihm zu ſpeiſen, was ſie auch thaten. Nachdem Zahlheim nicht ohne Appetit gegeſſen, betete er wieder mit den Prieſtern.

Um zwei Uhr ging der Tumult wieder los.

Der Kerkermeiſter meldete:

Es wird des Nachmittags mehr Ordnung ſein. Der Hohemarkt wimmelt voll Militär, aber Unglücksfälle geſchehen noch immer. So eben hat man aus dem Gedränge ein ſchwangeres Weib, beinahe erdrückt, hinweggetragen.

»Ein ſchwangeres Weib!« rief Zahlheim und Thränen ſtürzten ihm aus den Augen. »Mein Gott! Roſaura!«

»Ihrer Roſaura,« tröſtete Pater Innocenz, »iſt nichts geſchehen. Sie iſt mit ihren Eltern gleich nach Ihrer Verhaftung abgereiſt.«

»Iſt alſo nicht meinetwegen vor Gericht geſtanden?«

»Nein,« verſicherte der Prieſter. »Ich weiß dies von dem Herrn Vicebürgermeiſter Auguſti. Niemand von der Familie des Bojaren konnte ermittelt werden.“

„Gott, dem Allmächtigen, ſei Dank!“ erwiederte Zahlheim und betete neuerdings.

Nun kamen die Pöbelrotten wieder heran.

Dasſelbe Geſchrei, dieſelbe rohe Neugierde, dasſelbe Gejohle, immer wieder eine neue Auflage von rohem Geſindel. Es war, als hätte jede Vorſtadt ihren Ausſatz als Deputationen geſendet, und meiſtens waren es Weiber und Mädchen. Einige davon hatten doch etwas Poeſie im Leibe, ſie brachten Zahlheim Blumen.

Ein Büſchlein Veilchen, das ihm ein Mädchen überreichte, erfreute ihn wunderbar und er legte den kleinen Strauß nicht mehr von ſich.

Einige Weiber begehrten, daß auf den „Armenſünder-Tiſch“ eine Schüſſel hingeſtellt werde.

„Auf eine heilige Meß' für den Delinquenten!“ ſagten ſie.

Eine Schüſſel wurde gebracht und nun regnete es Geld für des Verbrechers arme Seele.

Dies dauerte ſo fort bis ſechs Uhr.

Um ſechs Uhr wurde der Gang, der zum Ausſetzimmer führt, abgeſperrt und Niemand mehr über die breite Treppe eingelaſſen, aber der Vicebürgermeiſter Auguſti erſchien und ſagte zu den Prieſtern und zu Zahlheim:

„Es hat ſich ein ganz eigener Beſuch melden laſſen. Vornehme Damen und Herren wünſchen den Delinquenten zu ſehen. Der Delinquent wird ſich wohl hiernach zu benehmen wiſſen.“

Zahlheim antwortete:

„Ich werde Neugierige vor mir haben, ob in Seidenkleidern oder Schürzen, ob in Staatsröcken oder Arbeiterjacken, das kommt auf dasſelbe hinaus.“

Es traten nun einige Zwanzig Damen und Herren herein.

Sie grüßten die Prieſter ehrerbietig.

Sie grüßten auch Zahlheim.

Zahlheim bangte ſchon, es würden ſich vielleicht unter dieſen Perſonen bekannte Geſichter aus dem Salon der Madame Lemnier herandrängen, aber es war nicht ſo.

Zahlheim erkannte Niemand aus ihnen.

Die Damen und Herren ſprachen kein Wort.

Zahlheim hielt ihre Blicke ruhig aus.

Die Geſellſchaft entfernte ſich eben ſo höflich wie ſie gekommen.

Sie verneigte ſich eben ſo vor den Prieſtern und grüßte Zahlheim.

Eine Dame ſagte bei dem Hinausgehen:

„Er betet nicht!“

Vater Iſidor eilte der Dame nach und ſagte:

„Ueber dieſe Bemerkung muß ich erwähnen, daß der arme Sünder immer betet; nur wenn er in ſeiner Andacht geſtört wird, betet er nicht. Ich ſelbſt würde es als Heuchelei auslegen, wenn er zur Schau betete. Er verſöhnt ſich mit Gott, mit dem beleidigten Geſetze, und wünſcht ſich auch mit den Menſchen zu verſöhnen.“

Die Dame erwiederte kein Wort und ging.

Ein Herr kam zurück und legte vierundzwanzig Ducaten auf die Schüſſel.

»Für heilige Meſſen,« ſagte er.

Als er fort war, bemerkte Zahlheim:

»Ich glaubte ſchon, er würde ſagen, für mein letztes Pharo in der Hölle. Da hätte ich vergeſſen, daß ich für's Schaffot beſtimmt bin. — Es ſind eben ſolche Leute wie die, welche vor Ihnen hier waren; nur beleidigen ſie nicht durch ihr Sprechen, ſondern durch ihr Schweigen. Was haben dieſe Menſchen davon, Einen, der durch Henkershand ſtirbt, zu ſehen? Soll das heiſſen: Ich bin beſſer als dieſer?«

Man hat nie erfahren können, wer die Geſellſchaft war, welche ſich hier einfand.

In Wien gab dieſer Beſuch Veranlaſſung, allerlei alberne Gerüchte auszuſtreuen und ſogar hochſtehende Perſonen zu nennen, welche Zahlheim hätten ſehen wollen. Dies war nicht der Fall.

Die Geſellſchaft kam in Fiakern angefahren, hielt bei dem zweiten Thore des Schrannengebäudes in der Wintergaſſe. Es waren vielleicht Fremde.

Die erſte Nacht, welche Zahlheim, wie das Volk dies nennt, »auf den Tod ausgeſetzt« zubrachte, verlief bis vor zwölf Uhr ruhig. Er ſchlief ſogar einige Stunden, aber gegen Morgen quälten ihn furchtbare Träume; er rief laut den Namen ſeiner Mutter, er bat ſie auf das Rührendſte um Verzeihung, dann ſchrie er furchtbar auf; es ſchien dem Kerkermeiſter und ſeinen Gehilfen, als ränge er mit den Scharfrichterknechten; — endlich erwachte Zahlheim. Er ſchaute um ſich; — er erblickte ſeine Ketten und fing laut zu weinen an.

Er begehrte zu beichten.

Die beiden Prieſter traten vor ihn hin.

Sie befahlen die Hauscapelle zu beleuchten und führten Zahlheim dahin.

Er beichtete lange.

Hierauf warf er ſich vor dem Altare auf die Knie und bat Gott abermals um Verzeihung.

Er empfing die heilige Communion.

Hierauf erhob ſich Zahlheim. Er fühlte ſich wie zu neuem Leben erwacht.

Er wurde in das Ausſetzzimmer zurückgeführt.

Um ſieben Uhr ließ Doctor Lachenberg anfragen, ob es Zahlheim nicht unangenehm ſei, wenn er ihn beſuche.

Zahlheim hieß ihn willkommen.

Der Arzt trat in das »Ausſetzzimmer«.

»Daß ich nicht aus gemeiner Neugierde zu Dir komme,« ſagte Lachenberg, »noch in der Abſicht, etwa in den Cirkeln, in welchen Du erſchienen, die Leute mit Schilderungen, auf welche Weiſe Du Dich benimmſt, zu delectiren, wirſt Du mir zutrauen; ich komme mit Erlaubniß des Vicebürgermeiſters, mit Dir zu ſprechen, Wünſche, die Du etwa hegſt, zu erfüllen und Dir zu ſagen, daß die Nachrichten, die man ſchon geſtern von deiner Reue, von deiner Bekehrung, von deiner Zerknirſchung erfahren, alle, die hiervon hörten, zu herzlichem Mitleid für Dich ſtimmten. — Auch biſt Du Veranlaſſer eines guten Werkes. — Der Buchhändler Hörl in der Bognergaſſe hat eine Broſchüre herausgegeben unter dem Titel: »Zahlheim und die Raben.« Dieſer Titel darf Dich nicht verletzen. Er diente dazu, der Broſchüre, die er zum Beſten der Armen drucken ließ. Abſatz zu verſchaffen. In drei Tagen hat Hörl als Erträgniß dieſer Flugſchrift ſiebenhundert Gulden an die Armen vertheilen laſſen. Er hat den Wunſch ausgeſprochen, daß ſie Dich in ihr Gebet einſchließen möchten; dies haben ſie gelobt; die Broſchüre wird aber noch viel mehr einbringen; es wird ſo eben eine neue Auflage vorbereitet. — Ich weiß, welche Frage Du auf den Lippen haſt. Du willſt von deiner Mutter hören. Sei ſtark, um es zu vernehmen, daß Du wahrſcheinlich mit ihr gleichzeitig vor Gottes Thron erſcheinen wirſt. Sie wird bald ausgerungen haben. Ein Schlagfluß hat ſie berührt; ich habe ſie geſtern beſucht. — Sie gibt wenig Hoffnung für ihr Leben. — Beruhigen mag Dich, daß ſie ſelbſt in ihrem Irrſinne noch der Meinung nachhing, Du ſeiſt entflohen.«

Zahlheim ſchluchzte laut.

»Gott wird ſo gnädig ſein, mich meine Mutter jenſeits wieder finden zu laſſen.«

Er fiel dem Vater Iſidor in die Arme.

»Biſt Du geneigt,« fragte Lachenberg, »auch Etwas von Roſaura zu hören? — Ihr Vater war ſo weiſe, mit Ihr in eine einſame Gegend zu fliehen. Sie weiß nichts von deinem Unglücke, ſie weiß nichts von deiner That. — Wenn ſie fähig iſt zu reiſen, ſo wird ſie mit ihren Eltern an den Rhein reiſen; ſie wird ſchwerlich etwas Anderes erfahren, als daß Du — geſtorben biſt.«

»Und mein Kind?« fragte Zahlheim. »Iſt Roſaura ſchon geneſen?«

»Eines Knaben.«

»Eines Knaben! — Der Mann, der auf dem Hochgerichte ſtirbt, ſoll einen Sohn haben!“ preßte Zahlheim aus hohler Bruſt hervor. „Man wird ihn doch nicht auf den ſchmählichen Namen ſeines Vaters getauft haben?“

„Nein; er führt den Tauf- und Zunamen des Bojaren. — Dein Sohn wird glücklich werden, das unermeßliche Vermögen des Großvaters wird dereinſt das ſeinige.“

„Und Roſaura?“

„Ihr muß die Zeit helfen und Gott ſie ſtärken, wenn ſie vielleicht dein entſetzliches Ende erfahren ſollte.

„Die Familie Legler und Judith haben mir aufgetragen, Dich zu grüßen. — Sie beweinen Dich und beten für Dich. — Noch habe ich Dir zu ſagen, daß das Criminalgericht deine Habe veräußern ließ und den Erlös der Erbin Ludmilla's zuführte. — Ich habe im Licitationswege deine Möbel erſtanden und eintauſendſechshundert Gulden dafür bezahlt. Mit dem baren Gelde, das man bei Dir bei deiner Verhaftung gefunden, verliert Ludmilla's Tante keinen Heller. — Ich bin mit meinem Rapporte fertig; haſt Du einen Wunſch, ſo ſprich ihn aus, ich erfülle ihn.“

„Für dieſe Welt habe ich keinen Wunſch mehr als den

„Wenn Du meine Mutter noch am Leben findeſt, ſo verſchaffe ihr durch deine Kunſt nur einen lichten Augenblick in der Nacht, die ihren Geiſt umhüllt, und bitte ſie in meinem Namen um Verzeihung. Küſſe ihre treuen Mutterhände und bete zu ihren Füßen für das Heil meiner Seele.“

Zahlheim fiel vor dem Doctor nieder und ſeine Thränen ſtrömten unaufhaltſam.

„Du wirſt gewiß Gelegenheit haben, den Bojaren noch zu ſprechen oder ihm zu ſchreiben; bitte ihn — und ſeine

Gattin für all das Herzleid, das ich ihnen und vorzüglich ihrer Tochter zugefügt, an meiner Statt um Vergebung! — Meinen Sohn —“

Zahlheim ſchien ſich aufzulöſen in ſeinem Schmerze.

„Meinen Sohn empfehle ich Dir! Laſſe ihn nie aus deinem Gedächtniſſe ſchwinden, aber den unglücklichen Vater vergiß, vergiß auf ewig!“

Lachenberg und die Prieſter weinten heftig.

„Hörſt Du den Tumult auf der Straße?“ fragte Zahlheim. „Sie ſtürmen wieder das Haus, um mich zu ſehen. — Verlaſſe mich, Freund; reiche mir noch einmal deine Hand zum Abſchiede; verzeihe auch Du mir!“

Lachenberg umarmte Zahlheim und entfernte ſich ſchnell von ihm.

In dieſem Augenblicke erneuerten ſich die Scenen vom Tage vorher.

Der Pöbel drang eben ſo ungeſtüm heran.

Die Prieſter, der Kerkermeiſter, die ſogenannten Stöckelknechte und die Wachen bemerkten, daß ein Weib bereits zum vierten Male, wirklich mit Gefahr ihres Lebens, ſich in die Armenſünderſtube drängte, und immer einige Worte auf den Lippen hatte, aber ſie nicht auszuſprechen wagte.

„Pater Iſidor,“ fragte endlich das Weib.

„Was will Sie? Sie tritt ja kaum zu dieſer Thüre hinaus, ſo kommt Sie bei jener ſchon wieder herein.“

„Des armen Sünders Nummern will ich wiſſen,“ ſagte ſie, „um in die Lotterie zu ſetzen: 7, 29, 33 weiß ich zwar, aber ſein Geburtstag geht mir noch ab.“

„Der 14. Mai,“ ſagte Zahlheim; „ſetzen Sie meine Nummern nicht, denn es ſind Unglücksnummern.“ *)

Auch der zweite Tag entſchwand wie der erſte.

Der Delinquent wurde immer ruhiger, das Volk immer ungeſtümer. Das Heranſtürmen des Pöbels veranlaßte zahlloſe Unglücksfälle und das Volk wurde häufig wie toll, beſonders wenn es erfuhr, daß ſtundenlang der ſogenannte „Ausgang“ durch ein Gitter abgeſperrt wurde, um Damen und Herren durch das zweite Thor des Schrannengebäudes einzulaſſen, welche durch irgend eine Protection ſo glücklich waren, den Delinquenten „mittelſt der Hintertreppe“ zu ſehen, ohne ſich drängen, ſtoßen und preſſen zu laſſen und ohne daß ihnen die Kleider vom Leibe geriſſen wurden.

Damals war es unter diſtinguirten Perſonen durchaus nicht verpönt, einen armen Sünder zu begaffen, es gehörte faſt zum guten Tone ſich an ſeinem Anblicke geweidet zu haben, namentlich war Zahlheim intereſſant, ſeiner Stellung, ſeiner Abenteuer und ſeiner „beſonders grauſamen Mordthat“ wegen. Mehrere Jahre vorher fand keine Hinrichtung ſtatt; ſeit ſieben Jahren wurde kein Delinquent gezwickt und gerädert, der Mann alſo, welcher wieder zu dieſem „Volksſpectakel“ Veranlaſſung gab, mußte daher recht genau ins Auge gefaßt werden.

---

*) Die „Criminalgeſchichten unter Kaiſer Joſeph II.“ erwähnen dieſes Falles als eines Factums. 7, 14, 29, 33 wurden damals ſo ſtark beſetzt, daß die Collecturen keinen Einſatz auf dieſe Zahlen mehr annahmen. Es waren wirklich Unglücksnummern, denn durch ein ganzes Jahr erſchienen nicht zwei davon in einer Ziehung

Mehrere Damen und Herren erſchienen vor dem Delinquenten geputzt und geſchmückt, wie wenn ſie zu einem Balle kämen. Andere erſchienen in Trauerkleidern, es waren diejenigen, welche ein gewiſſes Decorum beobachteten. Sie richteten allerlei alberne Fragen an Zahlheim, nur um ſagen zu können: ſie hätten mit ihm geſprochen!

Eine alte Dame (Rautenſtrauch in ſeiner Broſchüre »Zahlheim's letzten drei Tage« nennt ſogar ihren Namen, eine Baronin P . . . .) ſagte zu ihm:

»Längſt ſchon wünſchte ich Ihre Bekanntſchaft zu machen, es thut mir nur leid, daß ich nur für ſo kurze Zeit das Vergnügen habe, Sie kennen zu lernen!«

* * *

Es nahte der dritte Tag heran.

Für Zahlheim der ſchrecklichſte.

Nicht daß er ſo gerne noch zu leben gewünſcht hätte; wer vom 29. Jänner bis zum 9. März ſo viele moraliſche Foltern erduldete wie er, dem kann doch der Tod nur willkommen ſein; aber Zahlheim fürchtete den phyſiſchen Schmerz, er war ein weichlicher Menſch, ſtoiſcher Muth fehlte ihm gänzlich.

Entſetzlich erſchien ihm die Stunde, als der Scharfrichter, der Wiener Freimann, der alte, kalte, mitleidsloſe Korzer zu ihm hereintrat, der fürchterliche Mann, der unter Maria Thereſia der Folterkammer vorſtand, der ſein grauenvolles Handwerk mit einer Gefühlloſigkeit übte, als wäre er eine Maschine, welcher brandmarkte, die ſpaniſchen Stiefel, die Daumſchrauben den Delinquenten anlegte, als hätten ſie weder Nerven noch Blut, weder Empfindung noch Bewußtſein; welcher die Unglücklichen auf die Leiter ſpannte und ihnen brennende Wachskerzen, in ſchweren Bündeln gefaßt, in die Höhlung der Arme hielt, welcher ganz nach Vorſchrift der damals beſtandenen peinlichen Halsgerichtsordnung, welche arme Sünder mit glühenden Zangen zu zwicken befahl, ſie peinigte; der köpfte, von »unten hinauf« räderte und auf der »Gänsweide« auch den Opfern der Juſtiz den Feuertod bereitete; dieſer Mann trat zu Zahlheim herein und ſagte:

»Nimm deine Halsbinde herab, Delinquent, lege deinen Rock zur Hälfte zurück; ich bin der Freimann, ich muß Dir die Haare ſchneiden; denn mit dem Wulſt dahinten kann ich Dich beim Rädern nicht dirigiren.«

Zahlheim ſtieß einen Schrei aus.

»Meine Geiſtlichen!« rief er.

»Sie ſchlafen,« antwortete der Kerkermeiſter, »ſie haben achtundvierzig Stunden bei Ihnen gewacht.«

»So wirſt Du doch zum Haarſchneiden keine Prieſter brauchen!« grollte Korzer. »Heute thue ich Dir nichts; aber morgen, wenn mir Gott das Leben ſchenkt!«

»Ihr werdet mich mit glühenden Zangen martern?«

»Ei was!« ſagte der Henker. »Das dauert jedesmal höchſtens eine halbe Minute.«

»Und dann rädern, von unten hinauf rädern?«

»Das dauert länger! — Herab mit dem Halstuch, herab mit der Weſte und dem Rock! Ich habe nicht lang Zeit.

heute muß noch auf dem Richtplatz viel geſchehen. Ich hab' ſchon zu lange drauſt nichts zu thun gehabt — es gibt Allerlei vorzubereiten.“

Als Zahlheim ſein Bewußtſein völlig verloren hatte riß ihm der Scharfrichter auf brutale Art die Binde vom Halſe, ſchlug ihm die Weſte und den Rock zurück, und nahm eine Schere zur Hand, nach Art der Scheren, mit welchen man den Pferden die Schweife und Mähnen ſtutzt, und ſchor ihm den Kopf, beſonders aber die Haare am Hinterhaupte beinahe kahl.

Als er damit zu Ende kam, fragte er Zahlheim rauh:

„Nu, biſt Du geſtorben am Haarſchnitt?“

Zu dem Kerkermeiſter ſprach er:

„Da haben Sie mir wieder einen Kerl zugewieſen, bei dem ich dem Himmel danken muß, wenn ich ihn lebendig vom Wagen bring'! Da war mir der letzte, den ich im Juni Anno 79 gerädert hab', lieber: der hat beim Zwicken und Rädern die Tabakpfeifen im Maul behalten, und ſie erſt fallen laſſen, wie er den Gnadenſtoß g'kriegt hat! — Labt's den „elfenbeinernen Heuſchrecken,“ ſonſt ſtebt er Euch heut' Nacht ab, wie ein Fiſch ohne Waſſer.“

Mit dieſen Worten polterte der Freimann zur Thüre hinaus. *)

---

*) Es dürfte hier den Freimannsconto anzuführen, wie ihn Adam Kotzer dem Wiener Criminalgerichte nach der Hinrichtung Zahlheim's eingereicht hat, und den wir ebenfalls dem oft genannten Buche „Criminalgeſchichten unter Joſeph II., Glere 1780—90.“ Seite 478, entlehnen, nicht unintereſſant ſein.

Zahlheim erholte ſich erſt, nachdem der Freimann ihn einige Zeit verlaſſen.

Sein Muth war gebrochen.

So gefaßt er ſich auch gezeigt hatte, ſo reſignirt er auch erſchien, bei dem Vorſpiele, das er durch den ruchloſen Henker erhalten, war er vernichtet. Er pries ſich glücklich nicht länger als zwölf Stunden noch leben zu dürfen, denn noch mehrere ſolche moraliſche Martern erdulden zu müſſen, ſchien ihm unmög-

„Rechnung nach den beſtehenden Vorſchriften über die Hinrichtung des Delinquenten Franz Zahlheim.

	fl	kr
Für das Haarabſchneiden am 9. März Abends	—	34
Für das Wegtragen der Haare durch den Knecht Lorenz Denzinger und Eingraben am Richtplatz, ſammt dazu gehörigen Trunk für den Knecht	1	10
Für die allgeſammten Pflöck und Brechlen zum Radbrechen	2	—
Für das Radbrechen	—	30
Für die Gruben zu graben, worin das Rad aufrecht zu raſten hat	1	—
Für das Rad drei Mal zu ſchwingen	1	—
Für den Körper auf das Rad hinauf zu ziehen	1	—
Für den Körper in das Rad zu flechten . .	2	—
Für die Strick zum Einflechten .	—	45
Für den Galgen mit herabhängenden Strickel	1	—
Trinkgeld für ſechs Knechte .	1	30
Summa	12	29

Wien, 11. März 1786.

Mit Dankh erhalten

Adam Rotzer,

derzeit Wiener-Freimann.“

lich. Es behaupteten damals einige Aerzte in einer der vielen Broſchüren, die über Zahlheim geſchrieben wurden, es ſei noch kein Mann vorgekommen, deſſen Nerven ſo gewaltig geweſen, wie die Zahlheim's. Es iſt anzunehmen, daß unter Tauſenden nicht Einer iſt, der nicht dem zehnten Theil der Angſt, der Gewiſſensqual, der Gemüthsbewegungen u. ſ. w. unterläge, welche Zahlheim durch volle zwei Monate folterten. Ihn rührte kein wohlthätiger Schlagfluß. Er ſollte noch mehr erdulden.

An ſeinem Todestage ging die raffinirte Marter erſt recht an.

Als die Prieſter wieder zu Zahlheim hereintraten, erkannten ſie ihn nicht mehr.

Er glich einer Leiche, welche ſchon in ihrem Grabe lag, und wieder herausgeſcharrt wurde.

Der Kerkermeiſter erzählte den Prieſtern, was geſchehen, denn Zahlheim vermochte es nicht.

Die Prieſter wurden durch die ſchmähliche Rohheit des berüchtigten Henkers tief betrübt.

„Es war ja ein anderer Freimann zur Hinrichtung beſtimmt,“ bemerkte Pater Iſidor; „der junge Freimann, der den alten einige Male ſubſtituirte.“

„Herr Rath Göbſam hat den alten beſtimmt. Er iſt ſein Liebling noch aus den Zeiten der Tortur,“ bemerkte der Kerkermeiſter.

„Der Herr Rath Göbſam und der Freimann Korzer“ rief Pater Iſidor auf, „ſollen zum letzten Male —“

Er unterbrach ſich.

Vater Iſidor fand jedoch Gelegenheit dieſen beiden Unholden zu einem wohlverdienten Ausruhen auf ihren blutigen Lorbeern zu verhelfen.

Es waren die letzten Scheuſale aus einer barbariſchen Zeit. Wie hoch ſtehen unſere Richter jetzt! Menſchlichkeit iſt ihr höchſtes Princip, Gerechtigkeit, Leidenſchaftsloſigkeit und Milde ſind ihre Genien. Wenn ſie ſtrafen ſollen, ſtrafen müſſen, blutet ihnen das Herz.

XVI

Die Hinrichtung.

Die letzte Nacht Zahlheim's im Schrannengebäude war für ihn inſoferne eine glückliche, als er in einer Abſpannung dahin lag, die einer förmlichen Lähmung ähnlich ſah.

Er beichtete wieder und empfing die heiligen Sacramente.

Dann ſprach er nichts mehr, fuhr aber bei jedem Glockenſchlag der auf dem Dache des Hauſes befindlichen Uhr heftig auf.

Endlich verkündete der Thurm ſieben Uhr.

Drei hohle, dumpfe Schläge ertönten an der Gefängnißthüre.

Der Kerkermeiſter öffnete.

Der Unterrichter, mit einem rothen Mantel bekleidet, erſchien in der Thüre.

»Franz Zahlheim!« rief er.

»Deine Stunde iſt gekommen!

»Das Geſetz verlangt deine Strafe.

»Deine Strafe iſt der Tod!

»Haſt Du bereuet und Dich mit Gott verſöhnt, ſo wirſt Du den Tod mit Faſſung ertragen.«

„Er wird als ein reuiger Sünder in das Reich der Gnade eingehen!“ antworteten beide Prieſter zugleich.

„Folge mir, Franz Zahlheim,“ befahl der Unterrichter.

Zwei Stöckelknechte hoben Zahlheim von ſeiner Lagerſtätte.

Er vermochte nicht aufrecht zu ſtehen.

Die Knechte und der Kerkermeiſter mußten ihn unterſtützen.

Zahlheim wurde mehr getragen als geführt.

An ſeiner Seite befanden ſich die Prieſter.

* * *

War der Tumult, das Geſchrei, das Gewoge an den drei ſogenannten Ausſetztagen auf dem Hohenmarkte ſchon furchtbar, ſo war es am Tage der Hinrichtung noch furchtbarer.

Man ſah auf dem Platze nur Köpfe.

Von einem Fenſter betrachtet, ſchien es, als gehörten keine Leiber zu dieſen Köpfen.

Merkwürdig waren die vielen Kahlköpfe, denn Hüte und Perrücken wurden den Gaffern von den Häuptern geſchlagen und zuſammengetreten.

Wie die Glaſer nach einem Sturmwinde gute Geſchäfte machen, ſo machten an jenem Tage die Hut- und Perrückenmacher die beſten Geſchäfte nach dieſer Execution.

Pezzl erzählt in einer ſeiner Broſchuren, veranlaßt durch den 10. März 1786, daß auf dem Hohenmarkte und der

Freiung, auf welchen beiden Plätzen die ſchmachvollen Operationen mit den glühenden Zangen vorgenommen wurden, über tauſendfünfhundert Hüte und dreihundert Perrücken im Straßenkothe elend zerriſſen und zertreten gefunden worden ſeien. In jener Zeit trug man noch die ſogenannten Wickelperrücken mit ungeheuren Haarbeuteln. Dieſen Perrücken war ein ſolches Loos zu vergönnen.

Als die Cavallerie anrückte und für den „Hohenwagen und ſein Dreigeſpann“ Raum zu gewinnen ſuchte, ließ ſich das Volk eher niederreiten, als daß es auszuweichen ſuchte. Vielen war es auch unmöglich; die Menſchenmaſſen glichen Mauern, welche höchſtens Kanonen hätten zerſtören können.

Das Geſchrei der Getretenen, Geſchlagenen, Gequetſchten, auf alle mögliche Art Gemißhandelten; das Geſtöhne derjenigen, welchen Arme und Beine, das Bruſtblatt oder die Rippen gebrochen wurden, war ſo ſchrecklich, daß Damen, welche an den, zu ungeheuren Preiſen zur Beſichtigung dieſer Greuelſcenen vermietheten Fenſtern ſtanden, in Ohnmacht fielen;

Wer das Unglück hatte, bei dem Heranraſen der Reiter und des hohen Wagens zu Boden zu ſtürzen, wurde zu Brei getreten.

Der Wagen mit den „Fliegenſchützpferden“ und dem „Fliegenſchützkutſcher“ (auch noch ein Ausdruck, von dem kein Menſch weiß was er bezeichnen ſoll) hielt endlich am Hauptthor des Gerichtshauſes.

Der Marterwagen wurde von der Hefe des Volkes mit „Halloh“ begrüßt, denn darauf ſtand eine Säule, an welche der Delinquent gebunden wurde, und daneben befand ſich ein kleiner eiſerner Herd mit glühenden Kohlen. In dieſen Kohlen ſah man zwei eiſerne Zangen, die ſchon ſo roth geglüht waren, daß damit, wenn man ein Stück Blei angefaßt, daſſelbe zum Zerrinnen hätte bringen können.

Der Pöbel erſchöpfte ſich in humoriſtiſchen Bemerkungen.

„Weil er ſie g'martert hat, wird er ah (auch) g'martert,“ ſagten die Weiber.

„Nan,“ ſagten die Männer, „weil er nit glei (gleich) hat g'ſtehn woll'n, kriegt er heut' noch hinterd'rein die Tortur.“

Andere riefen einander zu:

„Sixt 'n Freimann? der mit dem ſchlechten G'ſicht is!“

„Der wölche? Es hab'n alle ſchlechte G'ſichter, die auf dem Wag'n ſteh'n.“

„Der mit dem allerſchlechteſten G'ſicht is der Kerzer, der alte Bluthund!“

Das Thor der Schranne wurde nun [illegible] aufgeriſſen.

Der Mann mit dem rothen Mantel, als ginge er zu einer ſpaniſchen Thierhetze, ſchwang ſich auf ſeinen Gaul.

Zahlheim wurde von ſechs Stöckelknechten auf den Wagen gehoben.

Als er oben war, riß ihm der Freimann den Rock vom Leibe, entledigte ihn der Weſte, band ihn an den Pflock und griff nach einer der glühenden Zangen.

Einer der ſcheußlichen Henkersknechte zog dem Unglücklichen das Hemd von der Bruſt, denn dies Hemd durfte nicht verbrannt werden; es war fein und ſchön, es war das Hemd, das Legler Zahlheim verehrte; dem Hemde durfte kein

Brandmahl aufgedrückt werden, es war ja das Erbtheil des edlen Kerzer!

Der Unterrichter gab nun dem Scharfrichter das Zeichen.

Der Scharfrichter ſetzte die glühende Zange an und vollführte den ſchauderhaften „Zwick“.

Der Schrei, den der Bejammernswerthe ausſtieß, war ſo gräßlich, daß den gemeinſten Weibern unwohl wurde.

Aber ſchnell legten die Freimannsknechte ein ſogenanntes Giftpflaſter (mit Opium bereitet) auf die Wunde, das aber nicht kleben blieb, weil das Blut in Strömen hervorquoll.

Nun bewegte ſich der Zug langſam vorwärts.

Es ging nach der Freiung.

Das Volk, das dort noch in größeren Maſſen verſammelt ſtand, weil der Platz größer, erquickte ſich durch ein erhöhteres Schauſpiel.

Zahlheim kam nämlich auf dieſem Wege mit Blut beſudelt an.

Welch erhebendes Spectakel!

An dem Raume, wo jetzt der ſchöne Brunnen errichtet ſteht, hielt der Wagen an.

Der Mann mit dem rothen Mantel gab dem Freimann wieder ein Zeichen, und da der Freimann auf dem hohen Markte die rechte Seite der Bruſt mit der glühenden Zange zerriſſen, ſo zerriß er jetzt die linke, vielleicht der Symmetrie wegen.

Das verzweiflungsvolle Geſchrei Zahlheim's war hier noch ſchaudererregender, offenbar hatte Kerzer die Bruſt des Delinquenten tiefer erfaßt, oder der Schändliche wollte ſich dafür entſchädigen, daß Zahlheim nicht noch eine dritte

Bruſt beſaß; vor dem Schottenthore hätte er gar ſo gerne ſeinem Opfer einen dritten „Zwick“ gegeben.

Jetzt ging es nach der Richtſtätte in der Roßau.

Auf dem Platze, nach welchem man durch die zweite Allee des Glacis, wie es gegenwärtig beſteht, gegen die Häuſerreihe der Vorſtadt rechts gelangt, ſtand das Hochgericht auf einem mit Ziegelſteinen ausgemauerten Viereck.

Zu dieſem Hochgerichte führte eine ziemlich breite Treppe mit zehn Stufen von Holz, die aber ſchon ſo morſch waren, daß Zahlheim, als ihn die Henkersknechte hinaufſchleppten, bald mit ihnen herabgeſtürzt wäre.

Endlich brachten ſie ihn auf das Gerüſte.

Seine würdigen Geiſtlichen, die bei den entſetzlichen Qualen, die Zahlheim durch die ſcheußlichen glühenden Zangen erlitt, ihm unaufhörlich zuſprachen, und mit ihm beteten, wendeten nun ihre ganze Beredſamkeit an, den Aermſten zu tröſten, aber es iſt nicht anzunehmen, daß er noch erfaßt, was ſie ihm geſagt. Man ſah zwar ſeine Lippen ſich bewegen, aber ſeine Geſichtszüge beſaßen ſchon den Ausdruck eines Sterbenden; ſeine Augen waren ſchon gebrochen. Als ihn Korzer auf die Erde brachte, ſeinen Körper mittelſt der Pflöcke und „Brecheln“ ſpannte, und das Rad über ihn ſchwang, war Zahlheim vielleicht ſchon todt.

Der Unterrichter im rothen Hetzmantel hatte jetzt erſt die Erlaubniß, dem Freimanne zu ſagen, daß er den Gnadenſtoß zuerſt verſetzen ſolle. Wozu auch dieſen armen Sünder von Unten auf rädern, von Oben herab war es ja ſchon längſt geſchehen.

Der Körper wurde nun auf's Rad geflochten und insbeſondere noch ein Galgen mit herabhängendem „Strickel“ errichtet.

Die wirklich Hunderttauſende, welche dieſes entſetzliche Schauſpiel herbeigezogen hatte, begannen ſich zu zerſtreuen.

Da bewegte ſich von der Alſervorſtadt gegen die Währingergaſſe ein Leichenzug.

Hinter dem Sarge ſchritten der edle, unvergeßliche Bürgermeiſter Hörl, die beiden Vicebürgermeiſter ihm zu Seiten, faſt alle Magiſtratsräthe und eine große Anzahl Leidtragender einher.

Einer trefflichen Mutter, welcher ihr Sohn das Herz gebrochen, wurde die letzte Ehre erwieſen.

Sie wurde nicht mittels eines großen Gepränges zu Grabe getragen, nur ein Geiſtlicher ging an der Spitze des Zuges.

Das Leichengeleite wuchs aber immer mehr und mehr an.

Alle, die vom Richtplatze kamen, zogen ihre Hüte ab und beteten ein Vaterunſer für die arme Dulderin, die aus einer Welt ſchied, die ihr den Kelch des Leidens in gar ſo herben Gaben reichte.

Zahlheim's Mutter wurde zur Erde beſtattet.

Sie ſtarb zwei Tage früher als ihr Sohn, um ihn dort zu erwarten, wo kein Teſſin, kein Göhſam, kein Kerzer hinkommen, welche Gottes ſchöne Welt ſo düſter machen.

Ruhe ſanft, gute Mutter!

Dir und deinem Sohne wurden Wunden in die Bruſt geſchlagen, welche nach innen mehr bluteten, als nach außen, die nur der Allbarmherzige zu heilen vermag, und die er heilt, eben weil er allbarmherzig iſt!

XVII.

In Mödling.

Wir haben unſern Leſern von Roſaura und ihren Eltern, von der Familie Legler und Judith noch Einiges mitzutheilen.

Wir ſchloſſen das dreizehnte Capitel des fünften Bandes unſeres Romans mit den Worten:

»Roſaura erholte ſich; das Kind an der Bruſt einer geſunden Amme proſperirte; Roſaura durfte endlich ihr Krankenbett verlaſſen.

»Dies geſchah am 6. März.

»Für den nächſten Freitag (10. März, den Hinrichtungstag Zahlheim's) wurde ein Ausflug zu Wagen feſtgeſetzt und beſtimmt, das Mittagsmahl in der »Klauſe« (eine der ſchönſten Felſengegenden in der Umgebung von Wien, den Eingang zur reizenden »Briel«, eine Viertelſtunde von Mödling, in dem damals beliebten Wirthshauſe des bekannten Haidtner) einzunehmen.

»Ach, wäre dieſer verhängnißvolle Freitag nie erſchienen!« hieß es in unſerer Mittheilung.

Wir wiederholen es. Wäre er nie erſchienen, ſo wäre ein großer Jammer an Roſaura vorübergegangen.

Die Geſellſchaft, aus dem Bojaren, ſeiner Gattin und Roſaura, Vater, Mutter und Sohn Legler und Judith beſtehend, ſaß in dem Zimmer des Wirthes, da es im Freien für die kaum geneſene Roſaura noch zu kalt war, an einer wohlbeſetzten Tafel.

Die Sonne meinte es gut. — Sie erhitzte die Fenſterſcheiben der Wirthsſtube; ſie hatte bereits den Bergſchnee geſchmolzen, und aus dem friſchen Gartengrund der Taverne zur Klauſe guckten ſchon duftende Veilchen mitten unter Moos, Kräutern und jungem Graſe hervor.

Sebaſtian, Frau Legler und Judith boten Alles auf, die Geſellſchaft zu unterhalten.

Die Mutter Legler gab ein Quodlibet komiſcher Geſchichten aus ihrer „Fleiſchbank“ zum Beſten. Sie ſchilderte auf wahrhaft ergötzliche Weiſe die Köchinnen und Mägde, welche bei ihr täglich am frühen Morgen Fleiſcheinkäufe machen, und bei dieſer Gelegenheit ihre Dienſtgeber auf die unverſchämteſte Weiſe herabſetzen. Sie verſicherte, daß unter zwanzig Dienſtmädchen nicht eines ſich befände, welches nicht Schlimmes von ſeiner Herrſchaft zu berichten wüßte; dann kam Frau Legler auf einige Familienväter, welche karg und argwöhniſch, weder ihren Frauen und Mägden vertrauen, entweder Uebervortheilungen ſcheuen oder Mangel an guter Auswahl der verſchiedenen Fleiſchgattungen befürchten, und perſönlich mit dem „Fleiſchſackel“ in die „Zuſchrott“ kommen und ihre Küche mit dem Erforderlichen verſehen.

Dieſe heiteren Hiſtörchen wurden alle ſo draſtiſch, ſo anſchaulich erzählt, daß Frau Legler häufig lautes Lachen für ihre Mittheilungen belohnte.

Selbſt Roſaura, die als Reconvalescentin nur wenig von den Speiſen zu ſich nehmen durfte, dafür aber deſto aufmerkſamer zuhorchte, ſchien durch die luſtigen Anecdoten ſehr erheitert.

Durch die Reize des erwachenden Frühlings angezogen, durch die warmen Sonnenſtrahlen erquickt, benützte Roſaura eine Pauſe, welche die Erzählerin ſich erlaubte, und öffnete ein Fenſter, um in die niedere, kleine, durch Speiſengerüche etwas unangenehm gewordene Stube friſche Luft, einzulaſſen.

Bauern aus der Briel, aus Sparbach, Gaden und Heiligenkreuz zogen theils zu Fuß, theils zu Wagen vorüber.

Es war als käme eine Proceſſion; nur die Fahnen und Heiligenbilder fehlten.

Die Bauern waren in Wien.

Sie waren dahin ſchon am früheſten Morgen gezogen, um etwas Außerordentliches, ſelten Erlebtes zu ſchauen.

Es mußte ein entſetzliches Schauſpiel geweſen ſein.

Viele ſprachen mit Abſcheu davon, denn ſie ſagten: „In meinem ganzen Leben ſehe ich keinen ſolchen Jammer mehr an:“ andere verſicherten, vor Entſetzen viele Nächte nicht ſchlafen zu können; wieder Andere meinten: der Unglückliche habe ſchon nichts mehr gefühlt, denn als ſie ihn vom Wagen gehoben hätten, ſei er von einer Ohnmacht in die andere gefallen.

Nun kamen Bauern, welche leſen gelernt und ſich in Wien eine gedruckte Beſchreibung des ſchauderhaften Vorgangs, der ſie nach der Stadt gezogen, gekauft hatten, und zeitweiſe einen Blick darauf warfen, um immer fort wieder von derſelben Geſchichte ſprechen und die Angaben berichtigen zu können, welche ihre Freunde, die nicht leſen konnten, äußerten.

Ein Bauer ſchlug ſein Blatt ganz nahe am Fenſter, an welchem Roſaura ſich befand, auseinander.

„Ich weiß nicht,“ ſagte er, „was Du immer ſtreit'ſt.

Mathies, wenn du leſen konnteſt, ſo würde ich Dir hier aus dem „Todesurtl" beweiſen, daß der arme Sünder von Adel war, denn hier ſteht's ja ausdrücklich, daß ihm das Gericht früher ſein' Adel abgenommen, und dann erſt zum Rädern verurtheilt hat."

Roſaura wurde jetzt beſonders aufmerkſam.

„Sie kommen von einer Execution!" dachte Roſaura, „von einer Execution aus Wien! Dieſe Menſchen ſind doch entſetzlich! So weit gehen ſie, um einen Unglücklichen rädern zu ſehen."

„Hat man einen Räuber hingerichtet?" fragte Roſaura die Bauern.

„O Gott!" antwortete ein Bauer, „einen viel größern Verbrecher als ein Rauber iſt, einen Mörder, einen gräßlichen Mörder, der gar ein vornehmer Herr war und ſeine Braut umgebracht hat!"

Der Bojar hörte plötzlich dieſe Worte, ſprang ans Fenſter und zog Roſaura davon weg.

„Wie magſt Du Dir ſolche Geſchichten erzählen laſſen?" ſagte der Bojar; „das iſt nichts für Dich!"

Die Aengſtlichkeit und Beſtürzung, mit welcher ihr Vater dieſes ſprach, dann das frühere Geheimhalten und auffallende Verſchweigen des ſchnellen Verſchwindens Zahlheim's machten auf Roſaura denſelben Eindruck, welchen ein Blinder empfängt, der plötzlich ſein Augenlicht erhält.

Sie ſtarrte ihren Vater an.

„Warum ſoll ich nicht wiſſen," ſagte ſie, „was in Wien geſchehen? Warum ſoll ich nicht erfahren, wer der Mann war, der ſeinen Tod durch's Rad gefunden?"

„Was geht Dich dieſer Mann an?" fragte der Vater.

Die Mutter, die Familie Legler und Judith ſprangen in dem Augenblicke von ihren Sitzen auf, in welchem ſie bemerkten um was es ſich handle.

„Eine Kindbetterin, welche heute zum erſten Male ihr Krankenzimmer verläßt und nach ſolchen Sachen ſich erkundigt,“ bemerkte Frau Legler, „das wäre nicht übel!“

Die auffallenden Beſorgniſſe, daß Roſaura nichts Näheres von dieſer Execution erfahren ſollte, waren auf aller Geſichtern ſo entſchieden ausgeprägt, daß es in Roſaura immer mehr tagte, und ſie plötzlich zur Thüre hinausflog, dem Bauer das Todesurtheil aus der Hand riß, den Bach, der am Hauſe vorbeifließt, überſchritt und den ſteilen Felſenweg hinauf eilte.

Sebaſtian ſchoß ihr wie ein Geier nach.

Die Uebrigen folgten in größter Beſtürzung.

„Bleiben Sie zurück!“ ſchrie Roſaura von ſchauderhaften Ahnungen ergriffen, „bis ich dieſes Blatt geleſen, oder ich ſtürze mich vor Aller Augen über dieſen Felſen.“

Sebaſtian erſtarrte und zögerte einen Augenblick.

„Sie ſtürzt ſich auf jeden Fall herab,“ dachte Sebaſtian und eilte ihr immer weiter nach.

Roſaura aber hatte bereits die erſte Seite des Todesurtheils geleſen:

„Franz von Z*******, 33 Jahre alt, Diebſtahl!

„Meuchelmord, ledige Weibsperſon, zehnten März!“

las ſie.

„Die Zigeunerin,“ ſchrie ſie, „die Prophezeiung! Heilige Mutter Gottes!“

Sie wollte ſich von dem Felſen herabwerfen, aber Leg ler hatte ſie mit beiden Armen bereits erfaßt, er trug ſie ohnmächtig fort und in das Zimmer des Wirthes, wo ſie wie leblos auf ein Ruhebett gelegt und ihr von allen Seiten Beiſtand zu Theil wurde.

„Das überlebt ſie nicht!“ ſagte ihre Mutter und ſank weinend zu den Füßen ihrer Tochter nieder.

„Auf den entſetzlichen Augenblick, in welchem ſie die grauenhafte That Zahlheim's erfahren würde, habe ich mich immer gefürchtet,“ bemerkte der Bojar, „nur ſo bald hätte ich es nicht vermuthet, noch weniger hätte ich geglaubt, daß Zahlheim hingerichtet würde.“

„Sehen Sie nur, wie ſie leidet, in welchen Krämpfen ſie ſich windet,“ ſagte Judith.

„Ich habe bereits meinen Sohn um einen Arzt und einen Geiſtlichen nach Mödling geſendet,“ verſetzte der alte Legler. „Ohne Beiſtand für den Leib und die Seele wird ſie nicht bleiben.“

Bald erſchienen auch der Pfarrer und der Arzt von Mödling.

Roſaura lag im Sterben dahin.

„Wenn Sie ihr nur ſo viel phyſiſche Kraft verſchaffen,“ ſagte der Pfarrer zum Arzte, „daß ſie die Tröſtungen der Religion zu vernehmen im Stande iſt, ſo ſoll ihr Geiſt ſich erhellen und ſie ſoll ihrer Verzweiflung nicht zum Opfer fallen!“

Der Arzt machte eine Bewegung, als wenn er die Rettung der Unglücklichen nicht für möglich halte.

Mit der größten Vorſicht wurde Roſaura nach Mödling transportirt.

Noch in der Nacht holte Sebaſtian noch einen Arzt aus Wien.

Sebaſtian benützte dieſe Gelegenheit, in das Haus ſeines Vaters zu eilen, dort die nöthigen Erkundigungen über die Wirthſchaft einzuholen, den Fleiſchhauer Fiſcher zu bitten, ſich noch ferner um das Geſchäft ſeiner Eltern anzunehmen und ihm dasſelbe zur Obſorge zu empfehlen.

Da erfuhr Sebaſtian ausführlich das entſetzliche Ende ſeines einſtigen Freundes.

„Der hat geiſtig und körperlich ſein Verbrechen gebüßt,“ ſagte Sebaſtian; „ſeine Mutter iſt todt — das beleidigte Geſetz hat für die Blutthat — blutige Genugthuung erhalten und die menſchliche Geſellſchaft, die er auf die frevelhafteſte Weiſe beleidigt hat, kann zufrieden ſein, denn gräulich war ſein Ende.“

Als Sebaſtian nach Mödling zurückkehrte, erzählte er ſeinen Eltern und ſeiner Judith was geſchehen.

Sie gingen in die Kirche und beteten für die arme Seele des Unglücklichen.

„Laß' es nun genug ſein, Allmächtiger!“ betete Judith, „und erbarme Dich des Sohnes des Gefallenen, indem Du ihm die Mutter erhältſt!“

Gottes Barmherzigkeit rettete die Mutter; ſie erlag nicht ihrem phyſiſchen Leiden und ihre moraliſchen Leiden heilte der in Mödling noch immer unvergeſſene Pfarrer Norbert Gebhart, der berühmte Kanzelredner, der im Jahre 1798 als Hofprediger ſtarb.

Der würdige Prieſter konnte mit vollkommener Zuverſicht zu dem Arzte ſagen, als er Roſaura gleich einer Sterbenden übernahm:

„Verſchaffen Sie Roſaura nur ſo viele phyſiſche Kraft, daß ſie die Tröſtungen der Religion zu vernehmen vermag, ſo ſoll ihr Geiſt ſich bald erhellen und ſie ihrer Verzweiflung nicht zum Opfer fallen!“

* * *

Es kam Oſtern heran.

Roſaura wurde ihren Eltern und ihrem Sohne erhalten.

Judith und Sebaſtian wurden am 9. April am Palmſonntage in Mödling von der Kanzel als Brautpaar verkündigt und am 17. April 1786 getraut.

Die beiden Familien des Bojaren und Legler's trennten ſich lange nicht von einander.

Beide Familien waren reich und unabhängig. Sie vermochten ſich durch Reiſen und lange Entfernung von der Stadt, in welcher ihnen ſo tiefes Leid, ſo beiſpielloſe Schmach, ſo erſchütternder Jammer bereitet wurde, zu erholen und von der wunderwirkenden Zeit Heilung ihrer Seelenleiden zu erhalten.

Die Reiſe nach Mainz wurde gemeinſchaftlich angetreten.

Judith hielt Wort. Sie ſuchte die Opfer auf, welche ihr Gatte an jenen Spielbanken unglücklich gemacht, welche er gehalten; dort, wo es nicht gelang, die Opfer zu erreichen, da nahm Judith die Journale zu Hilfe und verkündete, daß die Gattin des Spielers bereit ſei, gut zu machen, was der Gatte verſchuldet.

Es gelang ihr, das Unheil, das ihr Gatte angerichtet, auszugleichen.

Die Summe, um welche Zahlheim auf eine ſo ſchändliche Weiſe durch die Bank in Simmering verkürzt wurde, welche den erſten Anlaß zu den Bedrängniſſen gab, die ihn einem ſchauderhaften Abgrund zuführten und welche ihm noch aus dem Nachlaſſe Leſſin's gebührt hätte, überließ Judith den Armen-Wiens.

Judith gründete durch die Herzensgüte ihres Gatten das Glück ihrer Familie.

Vater Legler und Mutter Legler gaben ihr Fleiſchergeſchäft auf; ſie hatten Geld genug; ſie kehrten nach einigen Jahren nach ihrer Heimat zurück. Sie verlebten ruhig, zurückgezogen mit ihren Kindern den Reſt ihrer Tage in Wien.

Und der Bojar und die Seinen?

Sie blieben eine lange Zeit in den Rheingegenden, dann kamen auch ſie wieder in die ſchöne Kaiſerſtadt, zu einer Zeit, in welcher Zahlheim's nur von Wenigen mehr gedacht wurde.

Roſaura vermälte ſich nicht, obgleich es ihr hierzu nicht an Gelegenheit gefehlt und ſie Viele, die ſie ihrer Schönheit und ihres Reichthums wegen, als eine junge Witwe, für welche ſie galt, gerne geheiratet hätten.

Sie lebte ihrem Sohne, den ſie zur Freude der Welt erzog und der durch edle Handlungen die Vergehen ſeines Vaters ſühnte, ohne daß er je erfuhr, wer ſein Vater geweſen, ohne daß die Welt es je erfuhr, daß Zahlheim's Sohn es ſei, der in Wien als ein Muſter aller Tugenden glänzte.

Ende.

Druck und Papier von Leop. Sommer in Wien.

Director Carl.

Erſter Theil.

Von demſelben Herrn Verfaſſer ſind im gleichen Verlage erſchienen:

Wien vor zwanzig Jahren

oder

Baron Rothſchild und die Tiſchlers Tochter.

2 Theile. 1855. In Umſchl. geb. 1 Thlr.

Die Dame mit dem Todtenkopfe in Wien.

2 Theile. 1855. 1 Rthlr.

Die Enkelin des Freimanns.

3 Theile. 1855. Geb. 1 Rthlr.

Zahlheim.

Eine Wiener Criminalgeſchichte.

5 Theile. 1855. In Umſchlag geb. 2 Rthlr. 12 Ngr.

Seit Jahren hat kein Roman eine ſo außerordentliche Senſation erregt, keiner ſo allgemeine Theilnahme gefunden, als dieſe Geſchichte Zahlheims bei ihrem erſten Erſcheinen in der „Theaterzeitung.“ Zahlheim war der letzte Verbrecher, der 1786 in Wien gerädert wurde. Wie wilde Leidenſchaften, Genußſucht, Schwelgerei und Spiel einen gebildeten Menſchen zu Raub und Mord gebracht und in den tiefſten Abgrund ſtürzen konnten, wird hier in grauenerregendem Stufengang dargeſtellt. Auch die damalige Sittenſchilderung von Wien, die Griſettenwirthſchaft und die Junggeſellenvergnügungen, öffentliche Spectakel, Ochſentheilung und Spielhäuſer nehmen das Intereſſe des Leſers in Anſpruch. Eine ſpannende Handlung, ſchlagende Situationen und ein Dialog, der Bäuerle's Romane ſo anziehend macht, feſſeln den Leſer bis zur letzten Seite.

[illegible]

Roman aus Wirklichkeit

von

Adolf [illegible]

Peſt, Wien und Leipzig [illegible]
C. A. Hartleben's Verlags-Expedition.

Director Carl.

Roman und Wirklichkeit.

Von

Adolf Bäuerle.

Erſter Theil.

Peſt, Wien und Leipzig 1856.
C. A. Hartleben's Verlags-Expedition.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

I.

Im Jahre 1807 ſaß an einem heiteren Sommertage, vor **Jünglings** Caffeehauſe in der Leopoldſtadt, ein junger Officier. Seine knappe, elegant zugeſchnittene Jägeruniform hob den herrlichen Bau ſeiner Glieder nur noch mehr hervor; ein halbes Dutzend fröhlicher Kameraden umgab ihn und bewunderte und belachte ſeine trefflichen Einfälle; der Officier aber, ſo viel er auch ſcherzte und Ströme von witzigen Gedanken zum Beſten gab, ſo blieben doch ſeine Blicke immer nach einem Fenſter des gegenüberliegenden Gaſthofes zum „**Lamm**" gerichtet, aus welchem Fenſter er „Leben oder Tod" zu erblicken bemüht war.

Carl, was ſuchſt Du da drüben am Fenſter? redete einer der Kameraden den jungen Officier an. Deine Augen haften wie ein Paar Geierblicke auf Nr. 6 im „Lamme." Von dort aus kann Dir doch kein Heil erblühen? — Ich wohne in Nr. 7, Baron **Wenzin** in Nr. 5; wir wiſſen alſo genau, daß in Nr. 6 kein Magnet für Dich exiſtiren kann.

Und doch! antwortete der junge Officier, zwar kein Magnet, der anzieht, aber einer der abſtößt, mir aber in dieſem Augenblicke ſo wichtig wie der Magnet an Muhameds Grabe.

Es wohnt ja ein häßlicher Kerl dort, verſetzte Baron **Wenzin**. Ein wahrer Pavian, eigentlich eine vertrocknete Mumie.

Ganz recht! aber dieſe Mumie hat unmenſchlich viel Geld.

Willſt Du welches von ihm borgen?

Gott bewahre! Eher wollte ich mich dem Teufel verſchreiben; nein, ärgern will ich den Popanz, dadurch daß ich nicht von ſeinem Fenſter weiche und unabläſſig hinauf ſehe, vielleicht trifft ihn vor Aerger der Schlag und dann iſt mein Glück gemacht!

Du beerbſt ihn?

Das wäre mir freilich das Liebſte, aber darauf ſehe ich es nicht ab; dieſer Kerl würde auch lieber ſeinen Mammon in die Donau ſenken, als mir einen Heller zukommen laſſen, aber ſein Liebchen würde frei werden, ich würde daſſelbe mein Eigenthum nennen, und das wäre für mich eine Erbſchaft, höher zu ſchätzen als des Barons Millionen.

Das Murmelthier da drüben hat ein Liebchen, und läßt es nicht eher los, bis er ſeine Bocksaugen ſchließt? fragte Wenzin. Nun warte, Kalmücke von Nr. 6, nun wollen wir mithalten, dich zu ärgern. Gib nun an, Carl, was wir thun ſollen.

Ich werde auf Euren Beiſtand rechnen, ſobald ich deſſelben bedarf, nur verderbt mir vor der Hand mein Hauptmanövre nicht!

Darf man wiſſen, wer Dein Liebchen iſt? ob es ſo ſchön, daß es der Mühe werth, für daſſelbe zu ſchwärmen?

Ich ſag' Euch, die medicäiſche Venus iſt eine Mulattin gegen dieſes Weſen.

Und ihr Name?

Es iſt kein Geheimniß. Sie heißt Antonie Eigenwahl, iſt die erſte Sängerin des Leopoldſtädter Theaters; Ihr kennt ſie alle!

Die iſt's? riefen alle.

Ei, ſo ſoll Dich doch der Teufel holen, fuhr Wenzin auf, mit Deiner Liebelei! die Eigenwahl! Nun, die wird doch nicht von Alabaſter oder Marmor ſein; ich wenigſtens kenne mehrere, welche behaupten, Komorn ſei viel ſchwerer einzunehmen, als ſie!

Das iſt es ja gar nicht, was mich pikirt. Die Feſtung werde ich ſchon gewinnen, aber ich möchte ſie auch behalten, ich möchte öffentlich meinen Einzug feiern, nicht heimlich, wie Einer, der nur durch ein Hinterpförtchen Einlaß erhält, und dem die erſte beſte Schildwache den Spaß verderben kann. Der Commandant von Nr. 6 muß abziehen, abziehen für immer mit ſeinen Millionen, dem armen Lieutenant muß er weichen, der höchſtens für drei Tage noch Munition in der Taſche hat.

Brauchſt Du Geld, Carl, fragte Baron Röllen, ein Huſaren-Officier; mein Vater hat wieder einen ganzen Marſtall von Goldfüchſen geſendet —

Geld? Keinen Heller! Ohne Geld muß Antonie mir folgen. Da hätte ich ein ſauberes Verdienſt, wenn ich mit goldenen Kugeln Krieg führte; da wäre ich ja mit dem Zwerg da drüben auf einer Stufe; auch der ſchießt nur mit goldenen Pfeilen, nein, mit dieſem Gnomen will ich nichts gemein haben.

Was alſo zu thun?

Geduld! Ihr ſollt ſogleich ſehen!

Die Chalouſien in Nr. 6 im „goldenen Lamm“ öffneten ſich, und am Fenſter erſchien ein reizendes Mädchen mit blonden Haaren, blauen Augen und einer Anmuth im ganzen Weſen, die Jedermann für ſie einnahm. Sie warf ſchnell einen Blick nach den Verſammelten vor dem Caffeehauſe, erſpähte die ſchmucke Jägeruniform, nickte freundlich, legte den Finger auf den Mund und verſchwand.

An ihrer Statt erſchien nun der Popanz.

Eine magere, mit einem ungeheuern Höcker verſehene Geſtalt, die Naſe des Ungethüms glich einem Trichter, blau und roth war ſein Geſichtsvorſprung; die Augen erſchienen als dünne Gedankenſtriche, er ſchien das Tageslicht nicht vertragen zu können, und der Mund dieſes Polizinelles war ſo groß, daß, wenn er gähnte, man glaubte, die Oberhälfte des Kopfes müſſe gleich dem Deckel eines Bierglaſes zurück fallen.

Alle Gäſte am Caffeehauſe lachten, als ſie dieſen Unhold erblickten.

Nur Baron Wenzin lachte nicht.

Welch ein unglücklicher Menſch iſt dies! rief er aus. Mein Gott, ſchickt ihn doch in ein Naturalien-Cabinet und hängt ihn in Spiritus wie eine Mißgeburt auf.

Ja, hängt ihn! rief ein Mann aus den Caffeehausgäſten, deſſen Dialekt den gebornen Ungar verrieth. — Hängt dieſen Unhold, der mit ſeinem Gelde ſchon ſo viel Unheil verübte und der kaum mit heiler Haut aus Peſth entflohen iſt.

Kennen Sie ihn? fragte Baron Wenzin.

Ob ich ihn kenne? Buzanti iſt ſein Name und Baron läßt er ſich ſchelten; ſeine Geſchichten weiß ich auswendig. Vor mehreren Monaten hat er die Wirthstochter im „Stadtwaldel" verblendet, durch ſein Geld und durch die ſchlechten Weiber, die ihm zu Gebote ſtanden, verführt; — die Aermſte iſt jetzt unglücklich, unglücklich für immer! Aber der Vater des Mädchens wird kommen und die Tochter rächen. Als die Schandthat geſchah, war der Vater im Bade zu Mehadia! — Nun, warte Buzanti! Dein Buckel ſoll Dir ſo gerade geklopft werden wie ein Lineal, und ich will Dir ein paar Worte ins Ohr raunen, daß Du die kleinen Schweinsaugen aufreißen ſollſt, wie ein Geier, wenn er eine Taube ſieht.

Carl, rief Röllen, da hätteſt Du ja einen herrlichen Alliirten!

Ich bedarf keines! verſetzte Carl.

Nun trat Antonie wieder ans Fenſter.

Der Baron Buzanti ſpielte den Liebenswürdigen und reichte ihr noch ein Fenſterkiſſen, um ihre Arme recht weich ruhen zu laſſen.

Das Ungethüm ſchäkerte mit Antonie.

Es ſah aus, als wollte ein Krokodil den Neckiſchen ſpielen oder ein Faulthier Burzelbäume ſchlagen.

Dieſer Kerl iſt polizeiwidrig! ſagte Röllen. Eine Frau voll guter Hoffnung darf, ohne unglücklich zu werden, ſeine Geſtalt nicht erblicken!

Zum Glücke geht dieſer Menſch nie zu Fuße über die Straße, bemerkte der Ungar. — Seine prachtvolle Equipage wird ſogleich aus dem Gaſthofe zum „Lamm" herauskommen, dann ſetzt er ſich mit der bethörten, bornirten oder betrogenen Perſon, die jetzt ſeine Geliebte iſt, in den Fond des Wagens, und beide fahren zum Geſpötte aller Leute nach dem Prater. —

Aber es ſoll ihr dieſe Bekanntſchaft verleidet werden. Die Mamſell iſt eine Sängerin, fuhr der Ungar fort. Ich und ein Dutzend meiner Landsleute werden ſie ſo lange auspfeifen, bis ein Regiſſeur das Publikum nach der Urſache fragt. Ich werde dann die Urſache von meinem Sperrſitze laut auf die Bühne rufen; wir werden ſehen, ob ſie dies curirt.

Dies werden Sie nicht! fuhr Carl entrüſtet auf.

Dies werde ich, und kein Menſch ſoll mich hindern.

Ich werde Sie hindern.

Das will ich ſehen!

Sie werden ſich überzeugen, daß ich dieſe Dame nicht inſultiren laſſe. Ein wehrloſes Frauenzimmer anzugreifen, zu beleidigen, eine Bühnenkünſtlerin wegen Privatſachen beſchimpfen, iſt ſchändlich! Wenn Sie ein Mann von Ehre ſind, werden Sie das einſehen!

Ich bin ein Mann von Ehre und ein Edelmann dazu und geſtatte Ihnen nicht, mir ſolche Bemerkungen zu machen.

Und ich geſtatte Ihnen nicht, mich zurechtweiſen zu wollen. —

Eh batta! Da iſt meine Karte, wenn es Ihnen beliebt!

Ich weiß ſchon, wer Sie ſind, und wo Sie wohnen, verſetzte der Jäger-Officier. Morgen um 6 Uhr früh bin ich mit meinem Freunde ſo frei, Sie zu beſuchen.

Ich werde mit einem Freunde Sie erwarten. Indeß unterhalten Sie ſich mit ihrem vis-à-vis. Betrachten Sie die Sängerin, ich weide mich an der Vogelſcheuche!

Jetzt fuhr ein ſehr elegantes Pirutſch aus dem Hauſe.

Der Baron hinkte mit Antonien auf die Straße. Es ſah aus, als wenn ein Tabakbeutel an ihrem Arm baumelte.

Ein Jäger in Livrée und ein Huſar in Livrée ſprangen rückwärts auf den Wagen.

Der junge Officier winkte ſeinem Diener.

Ein Fiaker rollte herbei.

Röllen und Wenzin, wollt Ihr mich begleiten?

Die Freunde nahmen die Einladung an.

Der Fiaker eilte dem Wagen des Baron Buzanti nach.

II.

Im Jahre 1807 gab es noch in der Praterſtraße eine große Zahl erbärmlicher Häuſer, wie deren die Leopoldſtadt noch zur Schande ihrer Beſitzer und zum Aerger ihrer Gemeindevorſteher zeigt; auch ein recht miſerables ſtand noch da, welches aber vielleicht noch vorhanden wäre, hätte dieſes Haus nicht vor ungefähr 40 Jahren eine Ueberſchwemmung durchwühlt und ein fürchterlicher Orcan zuſammengeriſſen.

In dieſem kleinen miſerablen Hauſe lebte eine kleinere Tänzerin bei ihrer Mutter. Die Tänzerin hieß Mery. Sie ſpielte auch naive Mädchen-Rollen mit vielem Beifall.

Dieſe Mery war ſo klein, obgleich ſchon 18 Jahre alt, daß ſie in den Zauberſtücken des Herrn Perinet häufig in einem Straußenei, oder in einer Paſtete, auch ein Mal in einem niedlichen Vogelhaus auf die Bühne gebracht werden konnte. Man nannte Demoiſelle Mery nur das Kind.

Körperlich ſehr wohl geſtaltet, hatte ſie doch einen verhältnißmäßig zu großen Kopf, verrückte aber damit den Männern die Köpfe ſehr. Sie war ſtets mit einer Schaar von Anbetern umgeben.

Fräulein Mery war aber ſehr ſchwer zu gewinnen. Sie war ſo unbarmherzig, daß ſich ein Italiener wegen ihr eine Kugel durch den Kopf jagte, welches ſie jedoch nicht abhielt, fortwährend die Spröde zu ſpielen! Nur Einen zeichnete ſie aus, nur Einem wendete ſie ihr Herz zu, und dieſer Eine — war der ſchmucke Jägerofficier Carl.

Wenn Carl im Theater erſchien, und Mery erblickte ihn im Parterre, da war es um ſie geſchehen. So graziös, leicht und ſicher ſie tanzte, ſo unbefangen und heiter ſie ſpielte, ſtand Carl vor ihr, ſo verlor ſie alle Beſonnenheit; ſie kam aus dem Tacte, es flimmerte ihr vor den Augen, ſie mußte abtreten; ſie vermochte weder zu tanzen, noch in einer Rolle ein Wort hervorzubringen.

Dies wiederholte ſich ſo oft, daß der Director Hensler den liebenswürdigen Jägerofficier erſuchen ließ, er möchte ja nicht ins Theater kommen, wenn Fräulein Mery auftrete, oder wenn Carl dennoch das Theater beſuchen wolle, ſo möge er ſich in eine Loge ſo zurückziehen, daß ſie ihn nicht erblicken könne.

Als Carl mit den beiden Officiers vorüber fuhr, ſtand Mery am Fenſter. Sie ſtieß einen Schrei der Freude aus, und Carl winkte ihr freundliche Grüße zu.

Mery nahm dies für ein Zeichen, daß ſie ebenfalls nach dem Prater kommen möchte. Schnell ließ ſie von dem nahen Theater einen Fiaker rufen, ſetzte ihren Hut auf, warf einen Shawl um und befahl dem Fiaker ſo ſchnell als möglich zu fahren, und einen Wagen, in welchem drei ſchmucke Officiere ſäßen, einzuholen.

Die beiden Freunde Carls neckten ihn mit der „kleinen Mery."

Ich wünſchte, ſie wäre, wo der Pfeffer wächſt! antwortete Carl. In meinem ganzen Leben iſt mir noch kein Frauenzimmer ſo zuwider geworden, wie dieſes. Wo ich mich immer hinbegebe, zieht ſie mir nach. Neulich bei der Wachparade marſchirt ſie dicht hinter mir her wie ein Oberjäger. Beſuche ich einen Ball, ſie iſt da, ſoupire ich im Hotel, ſo ſitzt ſie mir vis-à-vis; bin ich mit Kameraden bei einem Diner in irgend einem Gaſthofe, ſie dinirt ebenfalls da.

Allein?

Gott bewahre! Sie nimmt Vater und Mutter mit und bezahlt Zechen, die ihre Kräfte überſteigen. Sie hat wöchentlich nur 7 fl. Gage und gibt 10 fl. in jedem Wirthshauſe aus.

Und was iſt ihr Zweck?

Mich zu ſehen und mir Blicke zuzuwerfen, die einen Heuſchober anzuzünden vermöchten.

Du haſt ihr gewiß eine Liebeserklärung gemacht, ihr Treue zugeſchworen und ſie nimmt dies für baare Münze.

Mein Gott! Ich habe ihr geſagt, was ich bereits Hunderten ſagte! — Was berechtigt ſie denn, hierauf ein Gewicht zu legen? Ich hatte meinen Spaß mit ihr und ließ ſie dann fahren; ſie fuhr auch, aber mir in die Haare.

Nicht übel!

Glaubt mir, Freunde, es iſt leichter, ein Weib oder Mädchen zu gewinnen, als es wieder los zu kriegen. In Preßburg lernte ich die Frau eines Färbers kennen, die kettete ſich an mich dergeſtalt, daß ihr Mann ſie förmlich anbinden mußte, ſonſt wäre ſie mit mir und mit meinem Bataillon bis Temesvar marſchirt.

Du haſt ein unverſchämtes Glück bei den Weibern!

O weh! Da hat der Teufel die Mery ſchon wieder! rief Carl, der zufällig einen Blick aus dem Wagen warf. Das iſt eine hübſche Geſchichte! Vor mir die, für die ich brenne und hinter mir die, welche für mich Feuer und Flammen ſpeit. Wie werde ich dieſem Brandunglücke entrinnen!

Aber Carl hatte nicht allein in der großen Praterallee nach Rückwärts geſehen, auch Baron Buzanti fixirte ſeine Arriere-Garde und als er Carl erblickte, befahl er ſeinem Kutſcher zu halten und ſeinem Huſaren und Jäger abzuſteigen und marſchirte gerade zu, inſofern dies dem hinkenden Baron möglich war, auf den Wagen Carls und ſeiner beiden Freunde los.

Mein Herr, redete Buzanti Carl an: Was berechtigt Sie, meinem Wagen nachzufahren?

Welche Impertinenz, rief Carl, mich hierüber zu befragen. Iſt nicht der Prater für Jedermann? Steht es nicht auf allen Pfählen angeſchrieben, die Kutſcher möchten in der Reihe bleiben? — Ich bleibe in der Reihe; wollen Sie mich zwingen, daß ich polizeiwidrig handle?

O dies thaten Sie ſchon ſeit mehreren Wochen! — Bei meinem Hôtel machen Sie es ebenſo, den ganzen langen Tag liegen Sie vor meinem Fenſter wie der Türk vor Neuhäuſel. Ich werde mich bei Ihrem Herrn Oberſtlieutenant beſchweren und ich werde ſehen, ob ich Ruhe vor Ihnen erhalte.

Sie eingebildeter Geck! verſetzte Carl. Ueber was wollen Sie ſich bei meinem Oberſtlieutenant beſchweren? Daß ich in meinen freien Stunden vor Jünglings Caffeehauſe verweile? Wenn es Ihnen nicht genehm iſt, ſo ziehen Sie aus. —

O Ihre Anweſenheit vor dem Caffeehauſe gilt nicht mir, das weiß ich ſchon!

Sie ſind einer der klügſten und ſcharfſichtigſten Männer unſerer Zeit!

Ihre Anweſenheit in Jünglings Caffeehaus gilt meiner Nichte Antonie.

Haben Sie eine Nichte? Wo iſt ſie, daß ich ihr die Achtung bezeige, die ich Ihnen verſagen muß. Hören Sie! Ich mache

Ihnen einen Vorſchlag, dieſer Huſaren-Officier iſt mein Neffe, unterhalten Sie ihn; ich unterhalte indeß Ihre Nichte.

Carl hatte dieſe Worte kaum geſagt, ſo enteilte er auch ſchon ſeinem Wagen und ſchwang ſich in die Kutſche des Barons.

Der Kutſcher des Barons glaubte, ſein Herr ſei wieder eingeſtiegen. Er fuhr daher mit Carl und Antonien davon.

Der Baron ſchrie: Halt! Halt! Der Baron verſuchte zu laufen, aber wo waren die Liebenden bereits!

Huſar und Jäger ſtrengten ſich vergebens an, der Equipage ihres Herrn nachzulaufen, ſie holten ſie aber nicht ein, nur ein Wagen war dicht hinter der Equipage her, in welcher Carl und Antonie ſich befanden, es war der Wagen, in welchem Mery ſaß.

III.

Machen Sie gute Miene zum böſen Spiel, ſagte Baron Wenzin zu Buzanti. Dieſe Geſchichte fällt ohnehin ſchon auf; es bleiben Leute in der Allee ſtehen und darunter ſehe ich den Theaterdichter Kringſteiner; dieſer iſt am Ende im Stande und macht eine Poſſe zu dieſem Spuk! Setzen Sie ſich in unſern Fiaker, fahren wir ihrer Equipage nach. Haben wir ſie eingeholt, ſcheiden wir anſtändig; Sie dürfen nicht vergeſſen, daß Sie ein Cavalier ſind, Herr Baron.

Zum Teufel! Ich bin aber ein alter Cavalier. Ich muß auf den guten Ruf meiner Nichte ſehen!

Eben deswegen! vermeiden Sie jedes Gerede!

Macht den Wagenſchlag auf, befahl Röllen den Domeſtiken Buzanti's, hebt Euern Herrn in den Wagen und was Dich betrifft, wendete ſich Röllen an den Fiaker, ſo ſchlage ich Dir Arm und Bein entzwei, wenn Du mit einem Worte, etwa im Wirthshauſe, über dieſe Affaire ſprichſt.

Euer Gnaden, antwortete der Kutſcher, wenn wir Fiaker nicht ſchweigen könnten, ſo ſtünde es ſchlecht mit uns! da ſehen wir ganz andere Geſchichten und plaudern nicht.

Buzanti wurde indeß in den Wagen geſetzt und die Domeſtiken beſtiegen den Bedиententritt.

Wohin ſoll ich jetzt fahren? fragte der Fiaker.

Eſel, wohin? — raſte Buzanti, meinem Wagen ſollſt Du folgen und ſchnell wie der Wind ſollſt Du fahren!

Ja, wo iſt Ihr Wagen ſchon! erwiederte der Fiaker, den hol' ich vielleicht heute nicht mehr ein!

Verflucht! Verflucht! Und meine Pferde laufen auch noch wie die Straußvögel! Dazu kommt, daß mein verfluchter Kutſcher einen ſteifen Hals hat! Er ſieht ſich nicht um; er bemerkt nicht, wen er im Wagen hat.

Der Fiaker ſchlug den Weg nach dem Luſthauſe ein, aber ſchon bei dem erſten ſogenannten „Hirſchenhütte" ſah er die Equipage des Grafen ſtehen und quer über den Weg den Fiaker Merys; Mery hatte Carl und Antonie nicht nur eingeholt, ſondern auch ein Stück weiter ſich aufgeſtellt, und durch die Richtung ihres Wagens die Paſſage geſperrt.

Was ſoll das? rief Carl.

Das ſoll, ſagte Mery, daß Sie ſich in meinen Wagen begeben ſollen! Hierher gehören Sie; Fräulein Eigenwahl geht Sie nichts an; mir haben Sie Treue geſchworen, und Fräulein Eigenwahl hat Sie gar nicht anzuhören, ſonſt zeige ich Ihr Benehmen Ihrer ehrenwerthen Familie an, und da werden wir ſchon ſehen, was geſchieht!

Steigen Sie aus, flehte Antonie leiſe, und begeben Sie ſich zu ihr, ſonſt ſpielt ſie mir in der That einen Schabernack, den ich nicht für alle Schätze der Welt hinnehmen möchte!

Ei! zu ihr ſetze ich mich nicht, erwiederte Carl. Dort kommt Baron Buzanti, dieſem übergebe ich Sie wieder; ich geſelle mich zu meinen Freunden, aber ich komme heute aufs Theater zu Ihnen. Mery hat nichts zu thun, da wollen wir das Nähere mit einander beſprechen! Adieu!

Carl ſprang aus dem Wagen.

Buzanti kam heran.

Herr Baron, redete ihn Carl an, Sie haben einen verwünſchten Kutſcher. Er hörte mich nicht, als ich ihn bat, nicht zu fahren, ſondern Sie ruhig zu erwarten. Dieſer Dame, er wies dabei auf Fräulein Mery, danken wir es beide, daß Ihr Kutſcher nicht ans Ende der Welt fuhr. Ich gebe Ihnen hier Ihre geliebte Nichte unverſehrt zurück. Ich bitte eben ſo um meinen Neffen!

Carl war dem Baron behilflich, ſeinen Wagen zu erreichen.

Herr Baron, ſchrie er dann laut, wollen Sie nicht, verſteht ſich ohne Fräulein Nichte, mein Gaſt in Nußdorf ſein! Prächtige Fiſche und Krebſe ſind angekommen! Meine Freunde und ich ſoupiren bei dem Fiſcher.

Ich danke! ich danke! ſagte der Baron wild wie ein angeſchoſſener Eber, winkte ſeinem Kutſcher nach Hauſe zu fahren, und bei dem Theater, in welchem Fräulein Eigenwahl wohnte, zu halten. Hierauf fuhr Buzanti wie ein Blitz davon.

Carl! rief Mery, biſt Du ungehalten?

Könnte mir nicht einfallen! rief Carl aus ſeinem Fiaker hinüber in den Fiaker Merys. — Im Gegentheile, ich bin Ihnen ſehr verbunden, Fräulein, daß Sie mich aus der fatalen Geſellſchaft erlöſt haben! Das iſt weiter keine „fade Soßine!“

Carl, ſeufzte Mery, wozu dieſes kalte „Sie.“

Pfui donc! Vor zwei Herren Officieren, wer wird da „Du“ ſagen? Das iſt man in unſerm Stande nicht gewohnt!

Carl, ſetze Dich in mein „Calleſch.“

Am hellen Tag? — da würde ich roth bis über die Ohren!

Carl, wenn Du es erlaubſt, ſo ſetze ich mich zu Dir. —

Mamſell, wenn Sie Ihren guten Ruf nicht bewahren, ſo bewahre ich ihn! Fiaker, nach Nußdorf, um dieſer Syrene zu entfliehen. Und daß Sie mir nicht folgen, wenigſtens am Tage nicht; verſtehen Sie mich!

Carl fuhr mit ſeinen Freunden fort; dieſe lachten, als ſie aus den Augen Merys waren.

Mery befahl ihrem Fiaker ſie nach Hauſe zu fahren, und dann Abends um neun Uhr wieder bei ihrem Hauſe zu erſcheinen, und ſie nach Nußdorf zu bringen. Die arme Getäuſchte.

Mery, in ihrer thörichten Liebe zu Carl, gab viel Geld aus.

Sie hatte wirklich nur 7 fl. wöchentlich. Von einer ſolchen Gage kann man doch unmöglich große Depenſen machen, dabei Vater und Mutter erhalten, die Wirthe bezahlen, hübſche Kleider anſchaffen und ein Paar Dienſtmädchen beſolden. —

Beſaß Mery vielleicht auch einen Onkel, der ihr Geld mit vollen Händen zuwarf? Einen Geliebten, reiche Verwandte? — Alles dieſes nicht, aber ſie machte Schulden, grimmige Schulden, und erfreute ſich einer Freundin, die ihr immer borgte und gerne borgte, und ſie nie ans Zahlen mahnte, obgleich ſie über jede Summe, die ſie Mery lieh, einen Schuldſchein ausſtellen mußte.

Wer war dieſe uneigennützige Perſon? Eine geweſene Tänzerin, die einmal hübſch war, ſich ein nettes Sümmchen ertanzt hatte und nun eine ganz pfiffige Speculantin geworden war.

Sie handelte mit Shawls, abgelegten Kleidern der ſämmtlichen Künſtlerinnen Wiens, brachte ihnen neuen Putz, ſogar Schmuck, um dafür in Raten Geld zu nehmen. Es waren ihr faſt alle Schauſpielerinnen, Sängerinnen, Tänzerinnen ſchuldig und doch befand ſie ſich ſehr wohl dabei. Männer kamen nie zu ihr. Geriethen Schauſpieler in Geldverlegenheit, ſo durften dieſe ſich nie an ſie wenden. Der Komiker Löffel bat ſie einmal, ihm in ſeiner Noth auf eine goldene Uhr 30 fl. zu borgen; ſie wies ihm mit den barſcheſten Ausdrücken die Thüre.

Und Madame Muzotti, dies war ihr Name, wurde trotz ſo vieler Verluſte, die ſie erlitt, immer reicher? — Was trieb ſie? — Im Verlaufe unſerer Mittheilung wird der Leſer es genau erfahren.

Als Mery nach Hauſe kam, ging ihr der Vater ſchon voll Aufregung entgegen.

Du biſt ſchon wieder Deiner thörichten Neigung nachgegangen! Du wirſt Dich, mich und Deine Mutter noch recht in's Unglück ſtürzen, Du wirfſt das Geld mit beiden Händen hinaus, gibſt, blos um den flatterhaften Officier zu ſehen, Hunderte aus, und er will nichts von Dir, er „foppt" Dich auf die auffallendſte Weiſe, und Du ſiehſt nicht ein, daß Du gefoppt wirſt.

O, er liebt mich, liebt mich ſo innig, wie ich ihn!

So? Und ſchlägt ſich Morgen Früh auf Degen oder Piſtolen im Augarten, Prater, Brigitten- oder in der Taborau, und wegen wem? Wegen Dir nicht, ſondern wegen der Mamſell Eigenwahl, und weshalb! Weil ein Ungar in Jünglings Caffeehaus ſagte, er wolle die Sängerin im Theater auspfeifen laſſen, welches Carl nicht geſtatten will.

Märchen! Poſſen! erwiederte Mery.

Nein, nein, ich war dabei, wie das Duell ganz laut verabredet wurde. Der Herr Jägerofficier ſah mich ſogar, und genirte ſich nicht, in meiner Gegenwart noch ſchonungsloſer zu werden, indem er unverhohlen ſeinen Kameraden, mehreren fficieren, laut mittheilte, wie er es machen wolle, daß An onie Eigenwahl die Seinige, und der Baron Buzanti n Tode geärgert werde. Hierauf fuhr Buzanti mit Fräu- ein Eigenwahl in den Prater, Carl und ein Huſaren- und in Uhlanen-Officier ihr nach.

Halten Sie ein, Vater, ich glaube alles, was Sie ſagen, enn ich weiß Alles; das Uebrige habe ich mit eigenen Augen eſehen!

Hab' ich Dir den Staar geſtochen?

Mir hat Carl ſein Herz zugeſagt.

O Du armes, verblendetes Kind!

Geduld! dieſer Sache mache ich ein Ende. — Heute noch beſchäme ich ihn in Nußdorf; dorthin kommt er mit ſeinen Freunden zum Souper und hat mir ein Rendez-vous gegeben. Der Fiaker iſt beſtellt; Sie müſſen mit, Vater; Vater und Mutter müſſen mit.

Aber haſt Du denn noch Geld?

Ich werde gleich welches haben; ich gehe zur Minzotti, 100 fl. muß ſie mir noch geben.

Du biſt ihr ja über 1000 fl. ſchuldig! Wo ſoll denn das hinkommen?

Dies iſt ihre Sache! Sie fragt nie, wie ich ſie bezahlen werde. Wenn ſie nicht neugierig iſt, wie ſie zu ihrem Gelde komme, — ich bin es noch weniger. Sie gibt, ich nehme; ſo haben wir Jedes unſer Geſchäft.

Was willſt Du Carl ſagen in Nußdorf?

Ich werde ihn vernichten!

Dieſen Mann willſt Du vernichten?

Ganz gewiß. Morgen rette ich ihm das Leben, denn das Duell vereitle ich. Dafür wird er aus Dankbarkeit mir um den Hals fallen. (Schnell

Haha! aus Dankbarkeit!

Nur Geduld! In 24 Stunden ſprechen wir wieder hie den. Dort auf dem Sopha wird er ſitzen, weinen an meiner Halſe, und ſein Herz wird ſo laut für mich ſchlagen, daß es de Vater und die Mutter bis in das dritte Zimmer hören werden

Nun trat Madame Muzotti bei Mery ein.

Liebes Kind, ſprach ſie und küßte Mery auf die Stirne wie froh bin ich, daß ich Dich zu Hauſe treffe. Mein Brude kommt morgen an; morgen biſt Du frei, Du mußt mit mi nach Stockerau, meinem Bruder entgegen, nicht wahr, Di machſt mir dieſe Freude?

Gnädige Frau, dehnte Mery, morgen? morgen? Un um wie viel Uhr?

Um 6 Uhr früh. Der Weg iſt weit.

Da kann ich nicht!

Um halb 7 Uhr?

Auch nicht!

Aber Du mußt können!

Vor 9 Uhr iſt es mir unmöglich.

Was haſt Du vor?

Eine Probe.

Eine Probe! Wem bindeſt Du einen Bären an? — Du haſt ein Rendez-vous —

Nein.

Sie hat für mich ein Geſchäft! ſagte die Mutter.

Braucht Ihr Geld?

Ja, ſagte Mery.

Viel?

Hundert Gulden!

Nun, was iſt das auch! Laſſe einen Stempelbogen holen, ſchreibe, wie einen Schuldſchein und Du erhältſt das Geld in einer Viertelſtunde.

Wie dankbar werde ich Ihnen ſein!

Und nun fährſt Du mit mir um 6 Uhr Morgens?

Nein, gnädige Frau, unmöglich!

Aber wenn ich Geld gebe?

O, das iſt es ja nicht! Dringen Sie nicht in mich, daß ich bis jetzt noch ein Geheimniß für Sie bewahre; ſeien Sie nicht ungehalten, ich will Ihnen dafür jede Aufmerkſamkeit, jede Gefälligkeit, und überhaupt Alles zu Liebe thun, was Sie nur immer von mir wünſchen.

Das erwarte ich auch, und nehme Dich dafür beim Wort. Nebſtbei gratulire ich Dir. Die Frau des Dichters Meisl war bei mir und erzählte mir, daß ſie ein neues Stück geſchrieben, in welchem Du eine wahrhaft brillante Rolle haſt.

Sie, die Frau des Dichters hat ein neues Stück geſchrieben?

Sie, oder eigentlich Er. Du weißt ja, daß ſie ihres Mannes Stücke immer ihre Stücke nennt und beiſetzt, „um ein kleines Honorar“ überlaſſe ich meine Arbeit diesmal dem Hensler nicht, ich habe mich zu viel geplagt, und meine Witze fallen mir auch nicht umſonſt ein!

Mery und ihr Vater lachten.

Die gute Frau, erinnerte Mery, nennt ſich ja auch nach der Anſtellung ihres Mannes „Kriegs-Commiſſär,“ und behebt ſeine Beſoldung, von der er nie einen Kreuzer zu ſehen bekommt.

Und wie heißt das neue Stück?

„Der Flügelmann,“ der ſieben Fuß hohe Stephanie ſpielt einen Grenadier, und Du drei Fuß hohes Kind ſeine Geliebte. — Dies halte ich für eine gute Idee!

Wir werden ſehen! verſetzte Mery. Bis dahin habe ich vielleicht wieder mein ruhiges Gemüth, wenn ich aber jetzt eine neue Rolle ſtudiren müßte, ſo bliebe mir keine Silbe im Gedächtniſſe.

Ich will doch nicht hoffen, daß Du verliebt biſt! ſagte Muzotti; Kind, ſo tief wirſt Du doch Deine Freundin und Wohlthäterin nicht kränken? Was macht Dich, außer Deinem lieblichen Weſen, ſo anziehend und intereſſant, als Deine Sprödigkeit! Nie ſoll ein junges, reizendes Geſchöpf ſich verlieben, überlaſſe dies den alten und häßlichen Mädchen. — Ich liebte nie, und werde auch nie lieben, ſo alt ich bin! — Die Liebe iſt eine Herzenskrankheit, und ein ſchönes Mädchen ſoll geſund bleiben. Willſt Du Dich, ſo lange Du dem Theater angehörſt, verlieben, ſo verliebe Dich in das Publikum! Das Publikum iſt ein Liebhaber, auf den man ſtolz ſein kann; das Publikum kann freilich auch untreu werden, aber nur, wenn man es vernachläſſigt, dann rächt es ſich, und macht es wie ein anderer Liebhaber, und ſchenkt ſein Herz einer Andern; darauf muß man es aber nicht ankommen laſſen.

Das Publikum iſt ein gar wunderlicher Liebhaber! heute cajolirt uns daſſelbe; und morgen peinigt es uns dafür. Neulich rief mich das Publikum ſechs Mal, und Tags darauf ziſchte es mich aus.

Ja, was ſich liebt, das neckt ſich! Wer heute küßt, ſchmollt morgen!

Wiſſen Sie, gnädige Frau, wer unſerer Tochter den Kopf verrückte? fragte die Mutter; — der hübſche Jägerofficier Carl.

Carl? O weh!

Warum ſagen Sie denn „O weh“ fragte Mery.

Weil er einen Zaubertrank zu bereiten verſteht! Bei ſeinem Bataillon befindet ſich ein Oberjäger, dieſer verſteht den Trank zu brauen. Carl hat einen ganzen Flaſchenkeller von dieſem Trank. Ein Fingerhut voll in einem Glas Champagner oder in einer Taſſe Caffee, in einem Becher Chocolade iſt hinreichend, ein Frauenzimmer auf ewig an ihn ſo zu feſſeln, daß es demſelben nachlaufen muß, wie das Kätchen von Heilbronn dem Grafen Wetter von Strahl.

Ach mein Himmel! ſeufzte Mery, Chocolade hab ich bei ihm getrunken.

Dann biſt Du verloren, armes Kind! — dann kannſt Du Dich von Deiner Liebe zu ihm nicht anders befreien, als wenn Du —

Ich will mich aber von meiner Liebe zu ihm nicht befreien. —

Dann ſtirbſt Du aus Herzeleid. Carl iſt der flatterhafteſte Menſch auf der Welt, der Don Juan der Armee. — Um einen Beweis zu geben, welche Verheerungen er unter den Weibern und Mädchen anrichtet, vertraue ich Dir, daß er in Tyrnau, wo er nur ein halbes Jahr ſtationirte, Ein Tauſend und drei Mädchenherzen brach.

Wenn er nur der Eigenwahl nichts eingegeben hat! ſeufzte Mery. Sollte ihm dieſe auch nachlaufen, ſo wäre ich unglücklich; wir ſind beide bei einem Theater! Sie iſt mir ohnehin immer im Wege! Sollte ich ihr auch in meiner Liebe begegnen, ſo würde ich ihr nicht ausweichen, und wenn ich zu Grunde gehen müßte!

Es wurde an der Thüre gepocht.

Herein! rief die Mutter.

Fräulein Eigenwahl trat ein.

Sie war ſehr verlegen.

Kann ich mit Fräulein Mery allein ſprechen? fragte ſie.

O weh! ſeufzte Mery, da iſt ſie ſchon! Alles tobt und glüht in mir! Mit einer Nebenbuhlerin zu ſprechen, etwa gar mit ihr zu unterhandeln, iſt entſetzlicher als mit dem Teufel pactiren.

Was wünſchen Sie von mir? fragte Mery, Fräulein Eigenwahl.

Was ich wünſche, antwortete dieſe. Es iſt nicht geeignet, vor mehr als vier Augen davon zu ſprechen.

Ich habe vor meinen Eltern und meiner Freundin keine Geheimniſſe. — Sprechen Sie!

Es wird mir ſchwer werden —

Es wird drauf ankommen, ob mir leicht wird, wenn Sie reden —

Ich liebe —

O Gott, das iſt fad —

Ich liebe denſelben Mann, den Sie lieben.

Das iſt noch fader!

O dieſer Mann iſt nicht fad; hören Sie ihn ſprechen und er wird Sie hinreißen.

O er hat mich ſchon hingeriſſen und jetzt werde ich ihn auch herreißen, denn zu mir gehört er, ich bin ſeine erſte Liebe.

O Gott, das iſt fad!

Ich werde auch ſeine einzige Liebe bleiben, und ſollte es mich mein nächſtes Benefice koſten.

Das iſt noch fader!

Mamſell, wir werden uns ſchwer ſprechen. Wenn Sie nicht gekommen ſind, mir anzuzeigen, daß Sie ihm entſagen, ſo verlaſſen Sie mich; auf etwas Anders geh ich nicht ein.

Mamſell Mery, ich werde nie einem Manne entſagen, von dem ich weiß, daß er nur mich liebt, von Ihnen aber nichts mehr wiſſen will. —

Mamſell, Sie haben ſich ſelbſt zum Beſten!

Er zeigt Ihnen die vollkommenſte Gleichgiltigkeit, er flieht Sie; es beleidigt ihn Ihre Zudringlichkeit. —

Mamſell, keine Beleidigung! Wir haben eine ſteile Stiege und mein Vater iſt der Mann, der ſchon bedeutendere Perſönlichkeiten, als Sie ſind, hinausgeworfen hat.

Ihr Herr Vater hat zu viele Rückſichten für die Tochter eines Papas, dem er ſchon ins dritte Jahr 17 fl. ſchuldig iſt.

Das wäre kein Obſtakel! bemerkte der Alte.

Mamſell, eine Frage, ſagte Mery, haben Sie je mit Carl Chocolade getrunken?

Nein; wohl aber Punſch.

O Gott, meine Ahnung! — Er hat Ihnen ſein elisir d'amore beigebracht?

Ich habe ihn geliebt, noch ehe ich mit ihm getrunken.

Mamſell, laſſen Sie ihn, oder ich erfülle meine Drohung und verfüge mich zu Ihren Eltern. Ihr Herr Papa, dem mein Papa ſeit drei Jahren 17 fl. ſchuldig iſt, wird mich hören. Ich bezahle dieſe 17 fl. — aber laſſen Sie mir meinen Geliebten.

Mamſell, in dem erſten Augenblicke, als ich Ihre Drohung vernahm, meine Liebe zu Carl vor das Forum meiner Eltern bringen zu wollen, wurde ich verlegen, verwirrt, allein Carl wird mich zu ſeiner Gattin erwählen; er wird ſeine Stelle als Officier niederlegen, er wird ſelbſt Schauſpieler, wirbt er bei meinem Vater um meine Hand, ſo kann ich ja ungenirt ſeine Geliebte bleiben, ſo lange ich lebe!

Carl wird quittiren! lachte Mery, und Sie heirathen? — Eher ſtürzt des Himmels Decke ein!

Sie entſagen ihm nicht?

Nein!

Gut, Mamſell! So ſollen Sie denn meiner Rache verfallen.

Mery lachte ausgelaſſen.

Wie ſehr ich gefalle, Mamſell, werden Sie wohl wiſſen.

O ja, Ihr „buckligter Baron“ ſchickt täglich ein halbes Hundert Claqueurs ins Theater, die müſſen applaudiren und Sie herausrufen, wenn Sie auch noch ſo falſch ſingen! Haha!

Hensler weiß dies beſſer. — Mein Contract iſt mit dem morgenden Tage zu Ende; ich kann die ſchwierigſten Bedingungen ſtellen, Hensler geht jede ein; ſo bedinge ich mir denn, Mamſell, daß er Sie entläßt und ich bleibe um die halbe Gage, dies ſei der Anfang meiner Rache.

O das wird Mamſell Mery nicht geniren, erwiederte Mamſell Minzotti, ich verſchaffe ihr augenblicklich eine Anſtellung im Theater an der Wien. — Wie Sie erfahren haben werden, haben ſeit 1. Jänner 1807 eine Geſellſchaft Cavaliere dieſes Theater. Graf Ferdinand Palffy will Mamſell Mery um jeden Preis für ſein Inſtitut gewinnen. Bei der Bettelgage, die Hensler bezahlt, wöchentlich 7 fl.! kann ſie ohnehin nicht beſtehen.

Und nun, Fräulein Eigenwahl, nahm der alte Mery das Wort, halten Sie ſich nicht länger bei uns auf. Heirathet Sie Herr Carl, ſo haben Sie auf meine Tochter ohnehin nicht weiter zu reflectiren!

Ihr ſollt alle meiner Rache verfallen! donnerte Eigenwahl und entfernte ſich.

Wie's um den Carl zugeht! rief Merys Mutter, ſogar die Gottlieb iſt in ihn verliebt.

IV.

Das Duell, das zwiſchen Carl und dem Ungar für die früheſte Morgenſtunde verabredet wurde, verſammelte die Streitenden um 6 Uhr in der ſogenannten Grieau.

Carl hatte ſeine beiden Freunde, die Officiere, mitgebracht.

Auch der Ungar hatte zwei Secundanten gewählt.

Man war übereingekommen, ſich „auf den Säbel“ zu ſchlagen.

Bevor der „Zweikampf“ begann, ſuchten die Secundanten zwiſchen den erhitzten Gemüthern Frieden zu ſtiften.

Die Sache iſt doch gar zu geringfügig, bemerkte Wöllen. Herr von Uifedy, ſo hieß der Ungar, will die Sängerin Eigenwahl auspfeifen laſſen, weil ſie der Baron Buzanti mit ſeiner Liebe verfolgt; Carl nimmt die Sängerin in ſeinen Schutz und will eine ſolche Beſchämung und Beſchimpfung einer wehrloſen Dame des Theaters nicht dulden, in der Hauptſache, im Haſſe gegen den Baron Buzanti, ſind die Herren einig, nun ſo erklären Sie denn, Herr von Uifedy, daß Sie die junge Künſtlerin nicht auspfeifen, ſondern vereint mit Carl dem häßlichen Baron allein, abgeſehen von Antonie, einen Schabernack ſpielen wollen und der geringfügige Hader wird beigelegt.

Nein, erwiederte Uifedy, dieſe Erklärung gebe ich nicht; Mamſell Eigenwahl muß ausgepfiffen werden. Iſt dies geſchehen, dann will ich mich mit dem Herrn Jägerofficier gegen Buzanti verbinden, aber — bin ich nun einmal ſo ſonderbarer Kauz — muß geſchehen, was ich mir vorgenommen, habe ich es mein ganzes Leben ſo gehalten, daß Alles nach meinem Schädel ſich ordnen mußte.

Dann iſt nichts anders zu thun, als ſich zu ſchlagen, verſetzte Carl; was geſchieht aber, wenn ich dieſem, Ihrem ſonſt verehrlichen, aber höchſt eigenſinnigen Schädel, ein paar Kreuzhiebe beizubringen im Stande bin?

Dann gebe ich nach, ſagte der Ungar, und Mamſell Eigenwahl wird nicht ausgepfiffen, aber glaube ich ſchwerlich, daß Sie mir etwas anhaben werden, bin ich ſo geübter Schläger und gehen in Peſth, Temeswar und Szolnok Viele umher, denen ich die Naſe abgehauen oder einen Arm ſo lädirt habe, daß ſie elende Krüppel bleiben, ſo lange ſie leben. —

Sapperment! ſagte Carl, dann bitte ich Sie, meiner Naſe Pardon zu ſchenken; ich habe nur die Einzige und wüßte nicht, wenn ich ſie verlöre, was ich mit der Schnupftabaksdoſe machen ſollte und mit dem Loth „Braſil,“ den ich mir geſtern bringen ließ. —

Scherzen Sie nur, erwiederte der Ungar ſehr pikirt. Der Abgang Ihres Geſichtsvorſprunges wird Sie dennoch geniren. —

Gewiß nicht, wenn es dahin käme; aber ich beſitze eine ſo feine Naſe, daß ich genau weiß, daß eher Ihrer Naſe Gefahr droht, als der meinigen. Beginnen wir.

Es wurde nun ſchnell über das Duell ſelbſt das Nähere beſprochen. Unter Anderem wurde feſtgeſetzt, daß bei dem erſten Blutvergießen Einhalt gethan werden müſſe, daß alſo der Kampf bis zur Untauglichkeit des Einen oder des Andern nicht fortgeführt werden dürfe.

Die Herren verſuchten ſich nun gegenſeitig; es währte eine geraume Zeit bis es zum Blutvergießen kam, aber plötzlich erhielt Uifedy einen ſo kräftigen Hieb hinters Ohr, daß dieſes heftig blutete, und Uifedy ſeinen Säbel ins Gras warf, mit den Worten:

Fräulein Eigenwahl wird nicht ausgepfiffen!

Baſta!

In dieſem Augenblicke kam Mery in einem Fiaker herbei.

Sie wollte das Duell verhindern, kam jedoch, da ſie den Ort, für welchen es verabredet ward, nicht augenblicklich erfuhr, zu ſpät, hatte jedoch Etwas Gutes geſtiftet: ſie brachte nämlich in der Perſon des Chirurgen Spritzey aus der Jägerzeile, einen Arzt mit, welcher dem bleſſirten Ohre des Ungars ſogleich zu Hilfe kam.

Spritzey erklärte die Verwundung für nicht bedenklich.

Aeltere Bewohner der Leopoldſtadt und Jägerzeile erinnern ſich wohl noch an das komiſche Original Spritzey, der eigentlich nur ein ſogenannter Bader war, aber ſich für ſein Leben gerne Doctor nennen ließ.

Spritzey hatte die Gewohnheit, Alles „charmant" zu nennen, was ihm vorkam, und ſo nannte er denn auch das ziemlich vom Haupte getrennte Ohr „charmant!"

Ein charmanter Hieb! ſagte er, noch zwei Zoll tiefer und der charmante Herr hätte ſein charmantes Ohr nicht mehr! — Setzen Sie ſich ins Gras! bat Spritzey, ich habe hier ein charmantes Heftpflaſter; einer der charmanten Herren iſt gewiß ſo gut und holt mir da mittels meiner Feldflaſche, Donauwaſſer! Waſſer, viel Waſſer! das Uebrige habe ich Alles bei mir! Charmanten peruvianiſchen Wund- und Wunder-Balſam. — In vierzehn Tagen iſt Alles verheilt; da ich aber aus der charmanten rothen Naſen des charmanten Herrn Patienten zu erkennen glaube, daß derſelbe ein charmanter Weintrinker iſt, ſo bitte ich ihn, bis das Ohr geheilt iſt, ſich Alles Weines und aller anderen erhitzenden Getränke zu enthalten, damit wir kein mechantes, charmantes Malheur erleben!

Mery näherte ſich Carl.

Ich ſehe Dich gerettet! rief Mery und wollte ihn umarmen.

Ich ſehe mich nicht gerettet! erwiederte Carl, denn ich werde Ihnen erliegen, mein Fräulein —

Carl, wie meinſt du Dies?

Ich werde aufhören zu leben, wenn Sie mich nicht verlaſſen —

Carl, in dieſer feierlichen Stunde, in welcher ich zu Deinem Schutze herbeieilte, vermagſt Du es, mich ſo ſchnöde zu behandeln!

Herr von Spritzey! rief Carl, möchten Sie dieſer Dame nicht Etwas verſchreiben, damit Sie auf immer mir Ruhe läßt?

Dem charmanten Fräulein Mery, bemerkte Spritzey, gefallen halt die charmanten Uniformen gar zu gut!

Mery war in Verzweiflung, denn Carl wendete ihr den Rücken, begab ſich zu Uiſedy, der ihm die Hand reichte.

Wenn ich dieſe Dame auspfeifen laſſen wollte, fragte Uiſedy, werden Sie ſich da auch mit mir ſchlagen?

Sie fühlen ſich nicht ganz übel, weil Sie ſcherzen! — Sie zeigen mir keinen Groll? — Ich danke Ihnen! Nun müſſen Sie aber auch an mir den wärmſten Freund haben; noch heute beſuche ich Sie! — Leben Sie wohl! — Herr Doctor, erinnerte Carl den Chirurgen Spritzey, wenden Sie das Aeußerſte an, dieſen wackern Mann mit aller Sorgfalt baldigſt herzuſtellen. Es wurde doch kein edler Theil verletzt?

Der Himmel bewahre! Der Schnecken des Ohrs wurde nicht verletzt; außer einem charmanten Wundfieber iſt nicht das Geringſte zu befürchten!

Ich werde Ihnen ein charmantes Douceur überreichen, verſicherte Carl, wenn Sie ſo charmant ſind, das vom Kopfe etwas abtrünnige Ohr auf die charmanteſte Weiſe wieder an dem Kopfe meines Freundes zu befeſtigen. — Soll ich eine Sänfte ſchicken?

Iſt durchaus nicht nothwendig, entgegnete Spritzey. Der Fiaker dieſes Herrn wird langſam fahren.

Und der meinige geſchwind! Adieu Doctor, Adieu Freund Uiſedy! Adieu Fräulein Mery! Ich bitte Sie, folgen Sie mir nicht, oder beim Himmel! ich ſtürze mich vor Ihren ſichtlichen Augen in die Donau!

Carl ſtieg mit ſeinem Freunde in den Wagen und fuhr davon.

Mery gerieth außer ſich.

Langſam wurde Uiſedy nach Hauſe gebracht.

Mery dachte nur Haß und Rache, Haß und Rache an Carl, Haß und Rache an Antonie Eigenwahl zu üben.

Sie fuhr allein aus dem Prater und weinte aus Schmerz über den unbarmherzigen Geliebten und aus Bosheit über die glückliche Nebenbuhlerin, helle Thränen. Die arme Mery!

V.

Es wurde in den Caffeehäuſern der Jägerzeile und Leopoldſtadt ſehr bald bekannt, daß in der „Grieau“ im Prater ein Duell ſtattgefunden; es wurde der im Ganzen unbedeutende Vorfall auf die abſcheulichſte Weiſe entſtellt erzählt.

Als man erfuhr, daß Uifedy mit verbundenem Kopfe in ſeine Wohnung gebracht werden, waren beſonders die Klatſchſüchtigen in Jünglings Caffeehaus geſchäftig, den Ausgang des Duells auf die grellſte Art darzuſtellen.

„Man hat zwar den ungariſchen Edelmann, hieß es, welcher ſich mit dem Jägerofficier Carl ſchlug, noch lebend in ſeine Wohnung gebracht, aber die Aerzte, welche aus allen Enden zu Hilfe gerufen wurden, ſind einſtimmig, daß keine Hoffnung für ihn vorhanden ſei. Der Officier hat dem Edelmanne die Hirnſchale geſpaltet; zum Glücke fühlt der Edelmann ſein entſetzliches Schickſal nicht, denn er iſt wahnſinnig geworden.“

Dieſes alte Weibergeſchwätz wiederhallte in der ganzen Stadt; daß es auch zu den Ohren des Commandanten des Bataillons, zu welchem Carl gehörte, gelangte, läßt ſich denken. Am meiſten war Baron Buzanti bemüht, es recht abſcheulich vor Carls größten Widerſacher, einen Hauptmann

G****, zu bringen, welcher das Seinige that, dem jungen Officier recht nachhaltige Folgen zu bereiten.

Carl hatte nur noch wenige freie Stunden.

Ein Rendez-vous, das ihn mit Antonie zuſammen brachte, war das Einzige, das ihn noch glücklich machte. Bei dieſem Rendez-vous gelobten ſich Carl und Eigenwahl ewige Liebe und Treue, Hohn und Verderben dem Baron Buzanti.

Als Carl nach Hauſe kam, ließ ihn ſein Oberſtlieutenant zu ſich rufen.

Sie haben ein Duell gehabt? redete ihn der Oberſtlieutenant an. Was iſt's damit? Reden Sie die Wahrheit.

Carl erzählte den Hergang, den Anfang und das Ende.

Die Sache wird genau unterſucht werden. — Sie haben ſich gröblich gegen die Geſetze, gegen das Duelliren vergangen! — Vor der Hand begeben Sie ſich zum Profoſen. Was weiter mit Ihnen zu geſchehen hat, wird der Auditor ihnen ankündigen.

Carl vertheidigte ſich nicht. Er entgegnete keine Sylbe; er ging zum Profoſen.

Antonie jammerte, als würde der geliebte Jägerofficier zum Tode commandirt.

Auch Mery ging dieſe Geſchichte ſehr nahe.

Carl im Unglücke, brachte ſie von ihren Rachegedanken ab.

Sie lief zum Bataillons-Chef, zum Auditor.

Sie bat, ſie flehte, ſie rang die Hände, ſie rutſchte auf den Knieen vor allen Jägerofficieren.

Sie erfuhr nur wenig Tröſtliches.

Carl ſaß bereits drei Monate im Arreſte.

Endlich fand man doch eine ſolche Maſſe mildernder Umſtände, Uifedy, dem innerhalb von vierzehn Tagen ſein Ohr wieder am Kopfe feſt ſaß, äußerte ſich ſo günſtig über den Hergang, klagte ſich als den eigentlichen Veranlaſſer an, daß man Carl nur mit einem leichten Arreſte beſtrafte, aber dann die Weiſung gab, er habe ſich unverzüglich nach Salzburg zu begeben und dort bis auf Weiteres zu verbleiben.

Mittlerweile fand in Wien noch ein Duell ſtatt, aber ein Duell anderer Art.

Der Vater der unglücklichen Wirthstochter, von welcher Uiſedy erzählte; das arme Mädchen, das Buzanti in Peſth ſo ſchändlich behandelte, kam nach Wien.

Er nahm Rache an dem Verführer ſeiner Tochter.

Er überfiel ihn in ſeinem Zimmer im „goldenen Lamm“ und trotz des Beiſtandes, den die Domeſtiken und die Kellner dem Baron leiſteten, wurde derſelbe doch von dem Peſther Wirth ſo durchgehauen, daß Buzanti ſechs volle Wochen ſein Bett nicht zu verlaſſen vermochte.

Der Baron dachte an keine Satisfaction; er fürchtete noch entſetzlichere Folgen ſeiner Schandthat.

Er bezahlte dem unglücklichen Vater des gefallenen Mädchens 10,000 Gulden und reiſte nach Gaſtein.

Als Carl in Salzburg ankam, es war Abends um ſieben Uhr, ging er ins Theater. Man gab „die kleinen Milchſchweſtern von Petersdorf.“

Wer ſpielt die Hauptrolle?

Demoiſelle Mery aus Wien.

Als ſie erfuhr, daß Carls Verweiſung nach Salzburg beſchloſſen, verließ ſie das Engagement des Herrn Hensler, verließ ſie ihren Vater, ihre Mutter; nur die Freundin in der Noth, Madame Mazotti verließ ſie nicht; dieſe mußte mit ihr nach Salzburg. Die Mazotti zeigte ſich ſehr willfährig, hatte ſie doch einen großen Plan mit der kleinen Perſon.

Dieſe Mery! ſeufzte Carl, iſt eine Verſchärfung meiner Strafe, die nicht einmal im Geſetzbuch ſteht! — Weh mir! Und ich kann, ich darf nicht fort von hier. Ich vermag ihr nicht einmal zu entwiſchen! — Ich weiß mir nicht anders zu helfen, ich laſſe mir noch eine Geſetzübertretung zu Schulden kommen! Ein ganzes Jahr gehe ich auf die Feſtung, dort kann ſie mich nicht verfolgen! Munkatſch iſt nicht ſo ſchrecklich als dieſe Zwergin mit ihrer rieſenhaften Liebe.

Es wird beſſer ſein, dachte Carl, daß ich der Mery einen Beſuch mache, als daß ſie zu mir kommt. Komme ich zu ihr, ſo kann ich von ihr gehen, wenn es mir beliebt, indeß ſie in meinem Zimmer ganz ſicher von Pfingſten bis Weihnachten ſitzen bliebe, ohne mir Adieu zu ſagen.

Wo wohnt Fräulein Mery, fragte Carl den Theaterdiener.

Im „Schiffe“ auf dem Platze, 2. Stock, Thür Nr. 13.

Iſt ſie ſchon nach Hauſe gegangen?

So eben mit ihrer Freundin, der Frau von Mazotti.

Iſt dieſe auch eine Schauſpielerin?

Eine Tänzerin war ſie.

Wie alt?

Sieben und fünfzig.

Pfui Teufel!

Ja, ſie iſt wirklich „Pfui Teufel!“

Sie tanzt wohl in der 57. Figur?

Jetzt tanzt ſie nicht mehr. Sie war Tänzerin, ſagte ich. Gegenwärtig lebt ſie von ihrem Gelde; ſie hat viel Geld.

Da tanzt man am[illegible]! — Wohnt dieſe Mazotti bei Fräulein Mery?

Ja, ſie lieben ſich wie Schweſtern.

Wie ſieht dieſe Mazotti aus?

Ziemlich groß, ſie hat ſchwarze borſtige Augenbrauen, eine große Naſe, etwas Bart, ſchnupft ſtark Tabak. —

Iſt ſicher ein verkleideter Grenadier.

Sie hat ein Kind —

Können die Grenadiere keine Kinder haben?

Ich werde die Mery beſuchen, die Mazotti mit „Herr Hauptmann“ anreden, die gemeinen Soldaten finden ſich geſchmeichelt, wenn man ſie für Officiere hält.

Euer Gnaden ſind ſehr ſcherzhaft.

Zu Zeiten!

Gute Nacht, Euer Gnaden.

Ich wünſche Ihnen eine beſſere.

Euer Gnaden ſind ſehr ſpaßhaft, mir armen Teufel vergeht jeder Spaß. Ich habe ein Weib und ſechs Kinder und monatlich 5 fl. Reichswährung.

In Wiener Währung nehmen Sie kein Geld?

O Gott in allen Währungen der Welt.

Acceptiren Sie hier gefälligſt Zehn Gulden —

O mein Gott, ſo viel Geld nimmt unſer erſter Held und Liebhaber bei ſeinem Benefice nicht ein!

Was koſtet eine Loge?

Einen Gulden dreißig Kreuzer für ſechs Perſonen.

Alſo wohlfeiler als ein Zimmer im Wirthshaus beim Goliath.

Wohlfeiler als ein Wagen zum Theater.

Bei Euerem Theater wünſcht ich Director zu werden!

Der Theaterdiener küßte dem Lieutenant Carl die Uniform und eilte ebenfalls ins Wirthshaus zum „Schiff.“

Freund! rief Carl, gehen Sie auch zu Fräulein Mery in den zweiten Stock?

Nein, zu ebener Erde zur Köchin. Ich bringe meiner Familie ein Skarnitz mit Ueberbleibſeln gefüllt, nach Hauſe.

Schön, edler Theater-Merkur. Thun Sie dies! Iſt aber die Familie abgefüttert, dann eilen Sie wieder ins Gaſthaus „zum Schiff.“ Laſſen Sie ſich auf meine Koſten ein großes Souper für Ihren kleinen Magen geben. Im Wirthshauſe bleiben Sie bis eilf Uhr. Sobald Sie das Glockenſpiel auf dem Kirchthurme vernehmen, das Glockenſpiel, das gerade ſo klingt, als ſchrieen rieſenhafte Canarien-Vögel wild durcheinander, ſteigen Sie hinauf zu Mery und fragen an: Ob hier vielleicht der Lieutenant Carl ſich befinde, man habe ihn in dieſes Hotel eilen ſehen. Ich werde mich ſogleich mit den Worten an Sie wenden: „Ich bin der Lieutenant Carl, was ſoll's?“

Hierauf antworten Sie: Der Herr Lieutenant möchten ſich zum General Donagi begeben, der Herr Lieutenant kommen auf ſechs Monate zum Profoſen, Sie wiſſen ſchon warum?

Ganz wohl! Ich werde pünctlich erſcheinen.

Carl ſtieg hinauf in den zweiten Stock.

Er pochte an die Thüre Nr. 13.

Eine tiefe Stimme rief „Herein!“

Es iſt wirklich ein Kerl bei ihr, ſagte Carl, deſto beſſer!

Carl trat ein.

Mazotti und Mery ſaßen beim Souper auf einem Sopha.

Mazotti hatte ein Maß Bairiſches Bier vor ſich.

Mery ein halbes Seidelchen Wein.

Beide nagten an einem ſogenannten „Ochſenſchlepp.“

Vergebung, ſagte Carl äußerſt artig, ich ſuche Fräulein Mery, und glaubte ſie allein.

O Gott! jauchzte Mery, ſprang auf und wollte Carl küſſen. Sie war ſo haſtig, daß ſie ſich nicht einmal den fetten Mund mit einer Serviette reinigte.

Ich bitte um einen magern Bewillkommnungskuß. — Mery ergriff ihr Taſchentuch.

Der Herr Hauptmann erlauben gnädigſt, ſagte Carl zu Fräulein Mazotti.

Mery küßte Carl ohne Unterlaß.

Erlauben Sie, Fräulein, bat Carl, daß ich erſt dem Herrn Hauptmann mein Compliment mache.

Welchem Hauptmann?

Herr Hauptmann, redete Carl die Mazotti an, werden Sie nicht eiferſüchtig, daß die kleine Katze mich ſo lieb hat. Ich wünſchte, ſie haßte mich, ſo würde ich nicht Ihren Unwillen auf mich laden, Herr Hauptmann.

Mazotti ſah ſich um.

Sie glaubte, es müſſe noch Jemand im Zimmer ſein.

Endlich ſagte ſie, Herr Lieutenant, das iſt Spaß, daß Sie mich für einen Hauptmann halten.

Ich halte Sie nicht dafür, Herr Hauptmann, ich weiß, daß Sie es ſind. Sie wählten dieſe Verkleidung, um dem guten Ruf der Künſtlerin nicht zu nahe zu treten, wenn Sie Nachts um Eins von ihr gehen; ich ehre dies, Herr Hauptmann.

Zum Teufel! ſchnarrte die Mazotti, ich gehe gar nicht von ihr, ich bleibe hier, ich wohne hier!

Noch beſſer, Herr Hauptmann.

Dann ſage ich Ihnen, daß ich nicht ein Mann, ſondern ein Mädchen, kein Hauptmann, ſondern eine geweſene Tänzerin bin, mein Name iſt Mazotti.

Hauptmann Mazotti, ich weiß es, vom 57. Linien-Infanterie-Regiment, 3. Compagnie. Wie befindet ſich der Herr Oberſt Baron Bildecken?

Sind Sie verrückt? oder haben Sie mich zum Beſten?

Keines von Beiden. Sie wünſchen Ihr Incognito zu bewahren; ich als ſubalterner Officier gehorche —

Carl trat ehrerbietig zurück, verneigte ſich, und ſagte zu Mery:

Wiſſen Sie, Fräulein, daß Sie mich überraſcht haben? Seit jenem Duell im Prater ſahen wir uns nicht mehr! ich büßte meine Verirrung im Arreſte und jetzt, da ich wieder frei bin, und nach Salzburg commandirt wurde, ſind Sie die erſte bekannte Perſon, die mir vorkommt. Gleich nachdem ich vom Poſtwagen abſtieg, ging ich in das Theater, und wen ſah ich ſpielen? die reizende Mery.

Sie waren im Theater! Welch ein Glück, daß ich hiervon nichts erfuhr, ich wäre über das Orcheſter hinweg geeilt und hätte Sie im Angeſichte des ganzen Parterres umarmt.

Das hätte kein Aufſehen gemacht; es waren außer mir nur zwei Perſonen gegenwärtig, die eine ſchlief und der andern wurde übel.

Carl, biſt Du in Dich gegangen? fragte Mery. Haſt Du eingeſehen, daß Du mir wehe gethan? — Carl erkennſt Du endlich mein treues Herz, und daß Dich kein Weib auf der Welt ſo liebt, wie ich? —

Mein Fräulein, ſagte Carl leiſe, geniren Sie ſich doch vor dem Herrn Hauptmann!

Weißt Du auch, was ich Dir geopfert? Als ich erfuhr, daß Du nach Salzburg commandirt wurdeſt, entlief ich meinem Director und verſetzte ihn in keine geringe Verlegenheit. Ich ließ mein brillantes Engagement zurück.

Alle Wochen ſieben Gulden, kommt auf den Tag ein Gulden! Es war höchſt brillant!

Dennoch, in Salzburg erhalte ich nur die Hälfte.

Fragen Sie nach, ob Ihr Principal keinen erſten Liebhaber benöthigt, mir dürfte er noch weniger bieten!

O Du hatteſt ja immer Luſt Schauſpieler zu werden. — Quittire.

Nicht jetzt! Es ſieht kriegeriſch aus, aber will's Gott! wenn das Vaterland meines Armes nicht mehr bedarf, dann ſoll eine beſſere Welt, die Schauſpielerwelt, mich beſitzen.

Und mich dazu!

Fräulein Mery, ich bin zu Ihnen gekommen, um mit Ihnen zu ſprechen; Fräulein Mery, geſtatten Sie mir ein aufrichtiges Wort! Ihren Hoffnungen auf mich müſſen Sie entſagen! Wir ſind nicht für einander! Sie brechen mir und Ihnen das Herz, wenn Sie mich nicht aufgeben. — Ich kann Ihnen nicht angehören; ich ſchätze Sie, ich bin Ihnen mit aller Freundſchaft zugethan, aber nur nichts von Liebe; ich habe andere Anſichten von Liebe als Sie.

Gott im Himmel, wer liebt wärmer als ich!

Ich weiß es, Sie lieben ſpaniſch, veſuviſch, acht und dreißig Grad, das brächte mich um! — Nein, gute Mery, nichts von Liebe, nur Freundſchaft! echte Freundſchaft!

Aber Mery! mahnte Mazotti, Du wirſt Dich doch nicht aufdringen? Ein Mädchen iſt verloren, wenn es ſich einem Manne gegenüber demüthigt!

Hören Sie, ſagte Carl zu Mery, meine Anſichten.

Ein Mädchen von Ehre ſucht ſich einen Mann von Grundſätzen, keinen ſolchen „Guck in die Welt“ wie Herr Carl iſt!

„Guck in die Welt!“ Herr Hauptmann, glauben Sie, weil Sie ein Mann in vorgerückten Jahren ſind und vielleicht ſchon dreißig Campagnen mitgemacht haben, ich ließe mich von Ihnen beleidigen? — Heraus mit der Fuchtel! Herr Hauptmann, ich gebe Ihnen Eins hinter die Ohren.

Aber Carl, das iſt ja gar kein Hauptmann!

Deſto ſchlimmer, er hat auch mehr feldwebelartiges an ſich!

Ihr dummer Spaß geht jetzt ſchon zu weit, ſagte Mazetti.

Sie ſtand auf und ſchritt auf Carl zu.

Carl zog den Säbel.

Holen Sie Ihren Sarras! rief Carl. Sie ſcheinen Luſt zu haben, Ihre Klinge mit mir zu meſſen. Ich bin bereit!

Mery, her zu mir! herrſchte Mazetti dem Mädchen zu.

Ja dort iſt Ihr Platz! rief Carl. Bleiben Sie bei dem alten Haudegen. Sein Feuer brennt heller als das Meinige! Ich verlange von Ihnen überhaupt nichts, als daß Sie mich in Ruhe laſſen, Fräulein Mery! reiſen Sie von Salzburg ab, ich kann leider nicht fort, ſonſt ging ich, oder bleiben Sie, aber benehmen Sie ſich dann, als wenn Sie mich nie gekannt hätten! Ich verſpreche Ihnen auszuweichen auf allen Ihren Wegen; nicht einmal das Salzburger Theater will ich mehr beſuchen, das doch ſo hoch in ſeinen Kunſtleiſtungen ſteht, daß das Wiener Hoftheater jeden einzelnen Statiſten um ſeinen Beſitz beneidet!

Es iſt ſchändlich! dieſe Ironie!

Geben Sie mir die Hand, Mery, daß Sie mich aufgeben.

Nein, nein und nie! Wenn Du mich nicht liebſt, Carl, ſo liebe ich Dich, liebe Dich bis zum Grabe, und verfolge Dich mit meiner Zärtlichkeit bis über das Grab hinaus.

Es iſt gut, daß ich das erfahre, verſetzte Carl, ſonſt hätte ich mich heute noch erſchoſſen.

Auf dem nahen Thurme ſchlug es eilf Uhr.

Der Theaterdiener ſtürzte in die Stube.

Befindet ſich hier der Herr Lieutenant Carl?

Ja, dieſer Lieutenant bin ich.

Sie werden überall geſucht. Der General iſt angekommen. Sie ſollen zu ihm! — Sie kommen auf ein halbes Jahr zum Profoſen. Sie wiſſen ſchon warum.

Mery, das iſt Ihr Werk! ſagte Carl und eilte fort.

Mery rang die Hände.

Adieu, Herr Hauptmann, rief Carl.

VI.

Carl begab ſich, nachdem er auf ſo entſchiedene Weiſe mit Mery abgebrochen, in das Gaſthaus „zum Schiffe."

Die Speiſezimmer für diſtinguirte Gäſte befinden ſich links. Das große Zimmer war aber dergeſtalt mit Fremden beſetzt, daß Carl nicht wußte, wohin er ſich wenden ſollte, um ein Plätzchen zu finden, ſein Souper einzunehmen.

Schon wollte er ſich entfernen, da rief ihm ein, einem Officier in ſeiner Haltung und Tournüre ähnlich ſehender, mit einem ſtarken Schnurrbarte gezierter, aber in einen ſchwarzen Schnürrock auf polniſche Art gemacht, gekleideter Mann zu:

Mein Herr, ich kann Ihnen an meinem kleinen Tiſchchen Raum geſtatten, wenn Sie hier vorlieb nehmen wollen. Sie ſind Soldat und ein Soldat behilft ſich leicht; nehmen Sie an meiner Seite Platz, wir werden uns ſchon zurecht finden.

Carl nahm den Antrag mit großem Dank an und ſetzte ſich zu dem Fremden.

Carl wurde bald bekannt mit dieſem Manne, der ungemein viel zu erzählen und ſehr gut zu erzählen wußte.

Unter andern kam der Fremde auch auf Salzburg.

Der Fremde war ſchon oft in dieſer Stadt und lobte Salzburg und ſei[illegible]ohner.

Ich würde die Bewohner noch lieber haben, ſagte der Fremde, wenn die Bewohnerinnen nur nicht ſo ſpröde wären. Frauen und Mädchen ſind gleich unzugänglich, ich verſtehe darunter die Frauen und Mädchen aus guten Häuſern; ich glaube, daß man hier wenigſtens drei Jahre leben müßte, um eine Eroberung zu machen.

Hoho! ſagte Carl, das müßte doch mit dem Teufel zugehen, wenn ein Mann, der wenigſtens keinem Klotz ähnlich ſieht und ſich nicht benimmt wie ein Klotz, ſein Glück nicht bei den ſchönen Salzburgerinnen machen ſollte.

Bei den Schönen? betonte der Fremde, da liegt der Haſe im Pfeffer! Die ſchönen Salzburgerinnen verpaliſadiren ſich mit ihren Grundſätzen. Es herrſcht hier ein Grad von Ehrbarkeit, der Einem völlig auf die Bruſt fällt; da lob' ich mir München und Linz, da kann doch ein Fremder auch einen Liebeshandel anfangen, aber in Salzburg ſind ſelbſt die alten Weiber zimpferlich. — Verſuchen Sie es, ſagte der Unbekannte zu Carl in auffordernдem Tone, man verſagt Ihnen ſelbſt den Handkuß, den man aus Höflichkeit gibt. —

Carl lachte und verſicherte, er wolle dennoch ſein Glück bei den Mädchen verſuchen; er ſei zwar auf dem Sprunge; er ſei keinen Tag ſicher zu ſeinem Bataillon beordert zu werden, aber er traue ſich zu, irgend ein Mädchen zu erobern. Drei Tage! verſicherte Carl, muß ich hiezu haben, einen Tag, eine Schöne zu finden, den zweiten Tag ſie an mich zu binden und den dritten ihr Adieu zu ſagen.

Das Letzte, ſagte der Fremde, iſt das Allerſchwerſte. —

Ich hatte gerade heute einen ſolchen Fall. Vor einer Stunde ungefähr gelang es mir erſt, mich einer Geliebten zu entledigen. Ich lernte in Wien eine Frau kennen, ſie gefiel mir; ich declarirte ihr meine Liebe, ſie erwiederte ſie. Ich ging gerne zu ihr, aber nun merkte ich, daß ſie noch lieber zu mir ging, ja ſie ging ſo oft zu mir, daß ich nicht mehr Zeit fand, einen Brief für mich zu ſchreiben. Den ganzen lieben Tag hatte ich ſie auf dem Halſe. Dies machte mir die Perſon zuwider. Ich ging einſt des Morgens um ſechs Uhr aus, um ihr zu entwiſchen. Dies gelang mir ein Mal. Es half mir nichts, ſie kam Tags darauf um fünf Uhr. — Ich ſagte meinem Bedienten: Packe meinen Koffer, wir reiſen nach Preßburg. Meine Schöne hatte dieſelbe Idee; ich floh nach Linz, als ich dort ankam, ſaß ſie ſchon im Poſthauſe; noch in der Nacht fuhr ich nach Salzburg. Eine halbe Stunde früher war meine Zudringliche angekommen.

Zum Teufel! ſagte Carl, Sie erzählen mir ja meine eigene Geſchichte!

In Salzburg riß mir die Geduld. Mein Kind, ſagte ich, und wenn ich Dich liebte wie ein Wahnſinniger, ſo müßte meine Liebe zu Dir erkalten. Ein zudringliches Frauenzimmer iſt das Entſetzlichſte, das es geben kann, und wärſt Du ſo ſchön wie Rubens Frau, ich müßte mich vor Dir entſetzen. Verſuche es, und meide mich nur einige Monate, Du wirſt Dich überzeugen, meine Liebe zu Dir wird zunehmen, die Sehnſucht nach Dir, welche ich bisher nie fühlte, wird in mir erwachen. Ich werde mir wünſchen, wieder bei Dir zu ſein, ich werde auf den Flügeln der Liebe nach Wien eilen, ich werde Dich aufſuchen, zu Deinen Füßen liegen, für Dich ſchwärmen, nur reiſe ab — reiſe morgen mit dem Frühſten ab, oder wenn Du bleibſt, und morgen durch Salzburgs Straßen wandelſt, wird man Dir eine Leiche entgegen tragen, und dieſe Leiche werde ich ſein! V[illegible] Zinnen der Feſtung ſtürze ich mich ins Thal.

Was erwiederte [illegible]

Nichts, aber ſie gab Befehl zur Abreiſe.

Befehl?

Ja ſie iſt eine reiche Frau, eine Witwe, erſt 22 Jahre alt und wirklich ſchön!

Könnten Sie mich nicht recommandiren?

Mit Vergnügen, aber die Dame iſt keine Salzburgerin.

Das merke ich. — Ich habe Ihnen ſchon geſagt, daß Sie mir meine Geſchichte erzählten, ich will Ihnen nun ſagen, wie ich meine Schöne losbrachte.

Ich weiß es.

Sie wiſſen es?

Gewiß.

Woher?

Ich weiß noch mehr. Ich weiß, wer Sie ſind. —

Das iſt leicht zu wiſſen, ich trage eine Uniform. —

O, ſo meine ich es nicht. Ihr Name iſt Carl Bärnbrunn, man nennt Sie Baron Bärnbrunn, weil Ihre Mutter eine Baronin iſt. Sie laſſen ſich das gefallen, ja Ihr Herr Papa hat ſich ſogar Viſit-Karten mit der Freiherrn-Krone ſtechen laſſen, und iſt deshalb gewarnt worden; er wird es nicht laſſen, und nächſtens 100 Ducaten Strafe bezahlen. — Das iſt Ihre Geſchichte, ſie iſt auch die Meinige. Denſelben Fall habe ich in meiner Familie. Meine Mutter iſt auch eine Baronin, mein Vater ein Bürgerlicher. Der Teufel reitet meinen Vater, durchaus ein Baron ſein zu wollen. Wir beſaßen ein Haus in Wien. In unſerm Hauſe wohnte der Kammerprocurator von Manner. Dieſer Mann hat darüber zu wachen, daß ſich Niemand Adelstitel und Adelsrechte anmaße. Was thut mein Vater? Er unterſchreibt die Quittungen über den empfangenen Miethzins mit Freiherr von — Der Kammerprocurator läßt meinen Vater rufen, verweiſet ihm ſeine

Keckheit, mein Vater wird empfindlich, ſagt dem Kammerprocurator einige unfreundliche Worte und verläßt ſein Bureau. Zu Hauſe angekommen, erzählt er meiner Mutter das Vorgefallene, dieſe erwiedert: Heinrich, hab' ich Dich nicht gewarnt, Du möchteſt Dich für keinen Freiherrn ausgeben? der Kammerprocurator wird Dich, da Du Dich auch noch undelicat gegen ihn benommen haſt, ſtraffällig erklären. Schreibe ihm, ſchreibe ihm einen höflichen Brief, bitte ihm Deine Heftigkeit ab, gelobe ihm, Dir keine weitere Adelsanmaßung mehr geſtatten zu wollen." Mein Vater befolgte den Rath meiner Mutter, ſchrieb einen vortrefflichen Brief, unterzeichnete ihn aber wieder mit „Heinrich Freiherr von —" Der Kammerprocurator glaubte, mein Vater wolle ihn höhnen. Mein Vater wird zu fünfzig Mark Silber Strafe verurtheilt.

Carl ſtaunte den Unbekannten an.

Mein Herr, ſagte er, dieſe ganz gleichen Ereigniſſe, welche wir beide erlebten, ziehen mich zu ihnen mächtig hin; ſagen Sie mir Ihren Familien-Namen.

Nennen Sie mich Heinrich, wenn Sie ſich Carl nennen. Die wenigen Aehnlichkeiten in unſern Schickſalen ſind das Geringſte, was auffallend iſt. Da könnte ich Ihnen noch einige Erlebniſſe erzählen, die uns ganz gleich, Einen wie den Andern betroffen haben, ſo zum Beiſpiel, daß wir die militairiſche Laufbahn aus ganz gleichen Gründen gewählt haben. Sie ſehen mich zwar hier in Civilkleidern, aber nur ſo lange ich in Salzburg bin: ich gehe nächſtens nach Gratz zu meinem Regimente; ich vermuthe, daß Sie ebenfalls nach Gratz beordert werden. — Ich mache nur den Feldzug mit, der jetzt projectirt wird; dann quittire ich. Vielleicht quittiren Sie auch. Ich werde, nachdem meine Eltern mit ihrem Vermögen zu Ende gekommen, von meiner Kunſt leben; ich bin kein ſchlechter Violinſpieler — vielleicht wenden Sie ſich ebenfalls der Kunſt ſo viel iſt gewiß, daß uns bis jetzt ganz gleiche Schickſale troffen haben, und daß das, was mich betrifft, Sie eben betreffen muß oder umgekehrt; ich werde erſchrecken, wenn erfahren ſollte, daß Sie vor dem Feinde geblieben, dann ich gewiß ebenfalls, oder wenn mich einſt ein Schlagfluß rü ſollte, dann können Sie darauf rechnen, daß auch dies Schickſal ſein wird. Woher dies kommt, weiß ich nicht! w es liegt, daß wir Schickſalsbrüder geworden, iſt mir ein heimniß, vielleicht wird's einſtens klar!

Sie ſind mein Doppelgänger und ich der Ihrige.

Es fehlt uns nichts, als daß wir uns ähnlich ſähen! davon iſt an uns keine Spur, ich bin einen Kopf höher Sie; ich bin ſchwarz, Sie ſind blond; Sie ſind gewachſen eine Puppe, ich bin plump.

Ich werde heute Nacht nicht ſchlafen können, Herr Camer ſo ſeltſam berührt mich unſere Begegnung; — da wir genähert, ſo wollen wir uns durch Nichts trennen laſſen, durch unvermeidliche Verhältniſſe.

Mein Gedanke! Mein Wunſch!

Ich habe noch einen Gedanken, einen Wunſch.

Ich werde ihn ausſprechen:

„Garcon! einige Flaſchen Champagner!“

„Drei wenigſtens!“ ſagte Carl.

VII.

Die beiden Freunde ſchloſſen ein Bündniß, nicht etwa ſo flüchtig, wie die leichten Champagner-Räuſche, die ſie im Gaſthofe zum Schiffe davon trugen, ſondern dauernd, man kann wirklich ſagen bis zum Tode, wie der Verlauf unſerer Mittheilung zeigen wird.

Carl, der ungemein empfänglich für alles Seltſame, Wunderbare war, ergriff das Abenteuerliche dieſer Bekanntſchaft auf eine Weiſe, die ihn auf eine ganz eigene Art berührte.

Was bis jetzt auf ganz gleiche Art mich und Freund Heinrich betreffen, dachte Carl, kann zufällig ſein; ich bin nur neugierig, ob —

Eine Ordonnanz trat bei Carl ein, und unterbrach ſeine Reflexien. Die Ordonnanz brachte den Befehl, daß Lieutenant Carl Bärnbrunn ſich ungeſäumt nach Gratz zu begeben habe.

Carl eilte auf die Poſte ſich eine Chaiſe zu beſtellen, Heinrich Wardner kam in gleicher Abſicht dahin, und haderte ſoeben mit dem Wagenmeiſter, der ihm ein ganz erbärmliches Poſt-Caleſch zur Verfügung ſtellen wollte.

Heinrich Wardner befand ſich in voller Uniform.

Dachte ich es doch! rief Wardner ſeinem neuen Freunde entgegen. Ich habe Marſchordre erhalten nach Gratz, Du gewiß auch?

So iſt es, erwiederte Carl, und zwar ſoll ich auf der Stelle fort, ſo lautet mein Auftrag.

Ich ebenfalls. Ich hetze mich gerade mit dem Wagenmeiſter ab! Sieh nur, dieſe erbärmliche Caleſche will er mir zur Verfügung ſtellen!

Wir wollen zuſammen reiſen, verſetzte Carl. Iſt denn kein beſſerer Wagen zu bekommen?

Es ſind alle genommen, erwiederte der Wagenmeiſter. Wenn die Herren Officiere auch nur eine Deichſelſtange vorräthig finden, ſo will ich meine dienſtliche Stellung verlieren. Miethen Sie den halbbedeckten Wagen des Sattlermeiſters Ruf im „Goliath", der Sattlermeiſter wird wenig dafür fordern, weil er dieſen Wagen an einen Kaufmann in Gratz verkauft hat und ihn dahin bringen laſſen muß; er wird vergnügt ſein, wenn er hiezu Gelegenheit findet.

Die beiden Officiere eilten zum „Goliath".

Dieſer war ſogleich bereit, ihre Wünſche zu erfüllen, er wollte nicht einmal für die Benutzung der Chaiſe etwas annehmen, wenn die Herren Officiere ihm nur eine Empfangsbeſtätigung von dem Käufer des Wagens überſenden wollten; dies verſprachen ſie, bezahlten noch insbeſondere zehn Gulden, weil ſie einen bequemen und eleganten Wagen nicht umſonſt benutzen wollten.

Sie reiſten mit einander ab.

Ihre Reiſe war überaus angenehm.

Sie erzählten ſich gegenſeitig die luſtigſten Hiſtörchen aus ihrem Leben.

Beider Marſchroute lautete über Bruck an der Mur, in welcher Carl einen Theil ſeines Bataillons abzuwarten, und Heinrich 1000 fl. bei dem Kaufmann Oehler, den Reſt ſeines Vermögens, zu erheben hatte.

Ich wünſchte, ſagte Carl, daß ich ebenfalls 1000 fl. zu erhalten hätte. — Meine Eltern ſind diesmal verflucht zähe. — Ich habe ihnen ſchon zwei Mal geſchrieben: „in vier Wochen“, antwortete mir neulich mein Vater, „ſtrecke Dich nach der Decke.“ Das iſt leicht geſagt, bemerkte Carl, aber ich habe nicht einmal eine Decke!

Wenn ich Geld habe, haſt Du auch Eines! tröſtete Heinrich.

Lieber Camerad, verſetzte Carl, das geht nicht, ich werde von Dir nichts annehmen. —

Das brauchſt Du nicht! tröſtete dieſer, Du wirſt in Bruck ebenfalls Geld finden; Du wirſt Dich überzeugen; wenn ich pecuniären Vortheil erhalte, wird er Dir auch zu Theil. —

Carl lachte.

Das iſt unmöglich! ſagte er. Ich war nie in Bruck, kenne dort keine Katze, ich müßte dort nur einen Schatz finden. —

Du wirſt ſchon ſehen; wo ich Geld faſſe, gehſt Du auch nicht leer aus.

Die Reiſenden gelangten nach Bruck.

Dort wimmelte es von Militär.

Der Krieg gegen die Franzoſen war im Anzuge.

Erzherzog Johann zog eine Armee für Italien zuſammen.

Die beiden Freunde ſtiegen im Gaſthofe „zum Adler“ ab.

Heinrich trat ſeinen Gang zu dem benannten Kaufmanne an. Auch er fühlte eine Leere in ſeiner Brieftaſche und konnte den Augenblick nicht erwarten, in welchem er um Ein Tauſend Gulden reicher ſein würde.

Carl ging mittlerweile ins Caffeehaus.

In dieſem trieb der berüchtigte Fleiſcher aus Leoben ſein Unweſen.

Fleiſcher war Armee-Lieferant.

Er trieb aber mit ſeinem Gelde noch andere Speculationen. Er war mit allen möglichen Officieren immer in Verbindung. Er zog ihnen überall nach. Söhnen aus guter Familie borgte er unaufhörlich Geld, verſteht ſich gegen unchriſtliche Procente. Nebſtbei gab er auch die ſogenannten „Huſaren-Banken“, betrog im Spiele unverſchämt u. ſ. w. In Bruck im Caffeehauſe rangirte Fleiſcher gerade wieder ein allerliebſtes „Halber Zwölf“ und war gerade auf dem Punkt, einigen Cüraſſier-Officieren die Börſen zu leeren.

Carl trat ein.

Ich bin doch neugierig, dachte Carl, als er die wohlbeſetzte Bank erblickte, ob Heinrich ſich nicht täuſcht.

Nach ſeiner Anſicht müßte ich in Bruck ebenfalls Geld erhalten.

Vielleicht durchs Spiel?

Carls Barſchaft beſtand noch in ſiebzig Gulden.

Wenn ich dieſe verliere, dachte er, dann muß Freund Heinrich aushelfen. Ich verſuche es.

Er ſetzte ſein ganzes Vermögen auf einen „König.“

Er kaufte hiezu eine Aſſe.

Er machte „Halbzwölf.“

Ein Hundert vierzig Gulden wurden ihm ausbezahlt.

Carl retirirte ſein Stammcapital; die gewonnenen Ein Hundert vierzig Gulden legte er auf eine Dame.

Er „kaufte“, um mit dem Spielerausdrucke zu ſprechen, eine „Drei“ und eine „Acht“. Wieder gewann er halb zwölf. Es wurden ihm 280 fl. ausbezahlt, 420 fl. waren bereits ſein Eigenthum.

Hole der Teufel das Ganze! dachte Carl.

Der Banquier warf ihm ein „Aß“ hin.

„Luft!“ ſchrie Carl und legte 420 fl. auf das Aß.

Der Banquier gab eine Karte hin.

Es war eine „Figur.“

Halb zwölf! rief Carl.

Der Banquier zahlte 840 fl. aus.

Carl hatte in drei Abzügen 1260 fl. gewonnen.

Er wollte ſoeben ſein Geld verwahren, da trat Heinrich ein.

Denke Dir mein Glück! liſpelte Heinrich ſeinem Freunde zu, die Anweiſung, welche ich dem Kaufmanne Oehler verwies, lautete auf 1000 Ducaten, nicht auf 1000 Gulden — ich überſah dies in meiner Freude, weil ich nicht einmal auf 1000 Gulden gefaßt war, das Ducaten-Kreuz las ich für „fl.“; jetzt bin ich Cröſus!

Und ich bin auf dem Wege es zu werden.

Va banque! rief Carl.

Es befinden ſich in der Caſſe mehr als 5000 Gulden! antwortete der Banquier Fleiſcher.

Ich decke ſie! verſicherte Heinrich und legte fünf Rollen, eine jede mit 200 Ducaten auf den grünen Tiſch.

Der Banquier zog eine Karte ab.

Carl empfing eine „Acht.“

Der Banquier empfing eine „Drei.“

Der Banquier „kaufte“ eine „Zehn“ und crepirte ſich.

Voll Unwillen ſchob der Banquier alles Geld, welches in der Banque lag, dem glücklichen Spieler zu.

Mit aller Ruhe und Gelaſſenheit übernahm Carl ſeinen Gewinnſt.

Er betrug 6700 fl.

Carl und Heinrich verließen das Caffeehaus, ließen ſich Zimmer aufſperren, warfen ſich auf ein Sopha, lachten, daß ſie völlig athemlos wurden.

Mich freut dies Geld kindiſch! ſagte Carl; noch mehr freut es mich aber, daß ich dem Lumpen Fleiſcher, dem ſchmachvollen Lieferanten, dieſe Summe abgewonnen habe, dieſem Kerl, der die Armee betrügt und die Officiere plündert.

O es iſt Dir nicht geſchenkt, entgegnete Heinrich. Fleiſcher hofft Dich morgen wieder an ſeiner Banque zu ſehen, da zieht er Dir die Uniform aus.

Mir? — Mein Freund, da kennſt Du mich ſchlecht! — Was ich einmal beſitze, laſſe ich nicht mehr los! Wenigſtens Fleiſcher ſieht keinen Heller mehr von dieſem Gelde, aber mit Dir will ich theilen, denn hätteſt Du nicht die 1000 Ducaten eingeſetzt — auf Credit hätte mich der verruchte Banquier nicht ſpielen laſſen.

Ich nehme keinen Groſchen von Dir, verſicherte Heinrich; willſt Du aber galant ſein, ſo gieb den in Bruck anweſenden Officiers einen Ball im „Adler"; der Ball wird Dich nicht 1000 fl. koſten, und die ſchönen „Brucker Mädchen," ich kenne dieſe holden Weſen, werden Dich nie vergeſſen.

Topp! ſagte Carl.

Er läutete dem Zimmerkellner.

Den Wirth wünſch' ich!

Der Wirth kam.

Wie viele Herren Officiere dürften in Bruck ſein?

Gewiß an zwei Hundert.

Wie viele Bürgerfamilien, Notabene mit ſchönen, jungen Frauen und Mädchen?

Da bringen wir mehr zuſammen.

Nehmen wir an 300. —

O ja.

Die alten Herren und alten Frauen dazu gerechnet; denn ohne ehrbare Begleitung kommt uns kein junges Bürgerweib und Bürgermädchen. —

Nein, ſagte der Wirth. In Steiermark iſt Zucht und Ehrbarkeit zu Hauſe.

Was bezahle ich Ihnen für die Perſon, wenn ich einen Ball in Ihrem Hauſe veranſtalte, circa für 500 Perſonen, Erfriſchungen, Souper, Muſik, Beleuchtung, Blumenſträuße, Einladungskarten, Alles frei? —

Es iſt jetzt Alles theuer!

Hol' Sie der Teufel mit Ihrer albernen Wirthsfloskel! Was bezahle ich Ihnen für 500 Perſonen, ein glänzendes Souper ſetze ich voraus mit exquiſitem Wein!

Champagner auch?

Echten, ja vortrefflich echten, Ein Hundert Flaſchen.

Sapperment, ſagte der Wirth, das kommt hoch, unter 1500 fl. könnte ich dergleichen nicht übernehmen!

Es liegt mir nichts daran! rief Carl: Bruck ſoll von mir reden! Da haben Sie 500 fl. à Conto, aber das ſage ich Ihnen, wenn nicht jeder Officier, der ſich in Bruck befindet, eingeladen wird, nicht jede ſchöne Frau und jedes ſchöne Mädchen! wenn nicht eine Eleganz herrſcht wie auf einem Hofball, wenn der Tanzſaal nicht einem Feentempel gleicht, das Souper und die Erfriſchungen nicht vortrefflich ſind — kurz nicht ein Ball veranſtaltet wird, wie ihn Bruck noch nicht erlebt, ſo kriegen Sie über die bereits à Conto gegebenen 500 fl. nicht einen Heller. —

Wann ſoll der Ball ſtatt finden?

Was für ein Tag iſt heute?

Dienſtag.

Uebermorgen, Donnerſtag!

Die Herren Officiere werden Euer Gnaden einladen?

Ja.

Die Bürger nehme ich auf mich! Wenn der Eiſenhändler Löffler, ſchwärmte der Wirth, mit ſeiner zweiten, ſehr jungen Frau, einer Tochter vom Senſenſchmied Karzer in Kapfenberg und ſeinen drei Töchtern erſter Ehe kommt, dieſen vier Schönheiten, welche nach Conſtantinopel unter die Cirkaſſierinnen ins Serail verſetzt werden ſollten, ſolche Pracht-Weibsbilder ſind das! ſo geben Euer Gnaden noch einen Ball. —

Haben dieſe vier Damen Liebhaber?

Die Töchter nicht, aber die Mutter: 500!

Sie ſind ein Narr!

Noch Eins, Euer Gnaden. In meinem Gaſthofe befinden ſich Fremde: aus Gratz, Trieſt, Wien, Wiener-Neuſtadt ꝛc. Darf ich dieſe auch einladen?

Männer? Frauen? Jung? Alt? Schön? „Schiech?"

Untermiſcht, Euer Gnaden. Es iſt auch viel Junges dabei!

Ich bezahle für 500 Perſonen. Für mehr nicht! Ich bezahle für meine Cameraden, für die Bewohner Brucks. —

Ich werde es ſchon ſo machen, daß nur ſchöne Leute zuſammen kommen. —

Wie viele Paare können ſoupiren?

Soupiren zahllos viel, tanzen auf ein Mal höchſtens 40 Paar. —

O weh!

Euer Gnaden kennen die Brucker nicht! Es tanzt hier nur, was unter zwanzig Jahren iſt und dieſe ſtrengen ſich nicht an, aber beim Eſſen und Trinken werden Euer Gnaden eine Jugendkraft entwickelt ſehen, welche Staunen erregt. Meine Küche und mein Keller werden's ſpüren.

Der Wirth eilte fort, ſeine Anordnungen zu treffen.

VIII.

Der Ball in Bruck war wirklich ausgezeichnet.

Die ſchönen Frauen und Mädchen von Bruck verherrlichten ihn.

Die jungen Officiere tanzten nach Herzensluſt und auch ſonſt war die Geſellſchaft ſehr animirt.

Alles unterhielt ſich.

Carl erntete ſolche herzliche Dankſagungen, daß er in Wonne und Vergnügen ſchwamm.

Er machte nicht nur die Honneurs auf die eleganteſte Weiſe; er tanzte auch mit allen ſchönen Frauen und Mädchen und war ſo liebenswürdig, daß er nicht nur alle jungen Frauen- und Mädchenherzen, ſondern auch die der alten eroberte.

Auf die Eiſenhändlerin, von welcher der Wirth erzählte, daß ſie 500 Anbeter beſitze, hatte er es beſonders abgeſehen.

Dieſe junge Frau war in der That ſchön und voll Feuer, wie eine Italienerin.

Carl tanzte mit ihr am meiſten und machte ihr den Hof ſo auffallend, daß auch ſie ihm großen Antheil ſchenkte.

Willſt Du wetten, liſpelte Carl ſeinem Freunde zu, daß dieſe Frau ihren Mann dahin bringt, mit ihr nach Gratz zu reiſen?

Das wäre mir lieb, antwortete Heinrich, da ſollte der Papa uns auch ſeine älteſte Tochter mitbringen; in dieſe habe ich mich verliebt! Das iſt ein Mädchen, ſchön, fein, elegant, geſcheidt, wie man ſie ſelten in kleinen Provinzſtädten findet.

Plötzlich ſchrie Carl auf:

O weh! O weh! O weh!

Was haſt Du?

Da kommt die Mery gerade in den Saal herein! Da haben wir's! In dieſes Weibsbild iſt der Teufel gefahren und mich läßt ſie nicht-mehr aus.

Welche iſt es?

Die Kleine dort, im Roſakleide! Sie ſpricht mit dem Wirthe. Sie hat ſogar Ball-Toilette gemacht, ſie ſieht nicht einmal einer Reiſenden ähnlich. Siehſt Du ſie denn nicht? ſie iſt in Geſellſchaft einer großen, ſchlanken Dame.

O weh! ſchrie Heinrich, o weh und hundert Mal o weh!

Was haſt Du?

Die große ſchlanke Dame iſt meine Witwe! Merkſt Du, daß wir in allen Dingen, ſelbſt in den widerwärtigſten, gleiches Schickſal haben? Wie mögen dieſe Beiden mit einander bekannt worden ſein?

Auf der Poſt! Sie mietheten zu gleicher Zeit Plätze.

O meine Witwe hat Geld, die fuhr mit der Extrapoſt!

Alles eins!

Noch ſehen ſie uns nicht!

Sie werden uns ſogleich haben!

Verlieren wir uns in's Speiſezimmer.

Nein, wir tanzen ihnen an der Naſe vorbei. Aus Eiferſucht fällt die Mery in Ohnmacht, bleibt bis morgen in der Ohnmacht liegen, und ich habe ſie auf zwölf Stunden los.

Iſt's gefällig? ſagte Carl zu ſeiner ſchönen Eiſenhändlerin.

Mit Vergnügen, Herr Lieutenant, ich wollte nur einige Secunden ausruhen, aber ſie verplauderten ſich!

Oui! ſagte Carl, und miſchte ſich unter die Tanzenden, dann ſteuerte er geradezu auf Mery los, und als er vor ihr vorüberkam, ſagte er ſo laut, daß es Mery hören mußte: Weib, Engel, Gottheit, Du tanzeſt wie Terpſichore, laß mich mit Dir durch's Leben tanzen!

Mery that einen lauten Schrei und ſank ihrer neuen Freundin in die Arme.

Heinrich folgte Carl auf dem Fuße.

Bis ans Ende der Welt mit Ihnen! ſagte Heinrich zu ſeiner Tänzerin.

Die Witwe that einen Schrei und fiel in Ohnmacht.

Die beiden ohnmächtigen Frauenzimmer erregten große Senſation.

Man verſammelte ſich um ſie.

Carl tanzte auf den Wirth zu und ſagte, ohne deshalb einen Augenblick ſich in ſeinem Walzen zu unterbrechen:

Herr Wirth, ich werde Ihnen 500 fl. abziehen von dem Accordirten, wenn ſie hier Störungen geſtatten, bringen Sie die Ohnmächtigen fort!

Der Wirth ließ ſie auf ihre Zimmer führen.

Weib, ſagte Carl zur Eiſenhändlerin, fortwährend tanzend, ich muß leider in wenigen Tagen nach Gratz! Engel komm nach! Um Gotteswillen komm nach! Bewege Deinen alten roſtigen Mann, der ſchon in das alte Eiſen gehört, daß er Dich und Deine ältere Tochter dahin bringe. — Weib, Hebe, Aglaja, ich gebe Dir dort einen Ball, und wenns Gratz gilt!

Ich komme! ſagte die Eiſenhändlerin.

Wo wirſt Du wohnen?

Auf dem Icomini-Platz, bei dem Kaufmann Geußer.

O Gott! Weib, wärſt Du kein Weib, ſo würdeſt Du mein Weib!

Sagen Sie nur nicht immer Du zu mir.

Sag Du nicht immer Sie zu mir!

Dort kommt Dein Mann! Tanzen wir in die Garderobe hinein, dort ſieht uns der alte Hufnagel nicht!

Dieſe ſämmtlichen Reden hielt Carl während des Tanzes; er befand ſich jetzt in der Garderobe, er ließ die Eiſenhändlerin auf ein Sopha nieder!

Unbegreiflich! ſagte Carl, wie eine ſolche Frau einen Alten heirathen konnte. Notabene einen grämlichen Alten, ich hoffe auch einſt alt zu werden, wenn Du, Weib, mich nicht früher durch Deine Kälte ins Grab bringſt, aber ein grämlicher Alter werde ich nicht ſein!

Der Wirth kam in die Garderobe.

Man ſah es ihm an, daß er Carl aufſuche.

Was gibts? fragte Carl.

Euer Gnaden, ſagte der Wirth, das iſt ein wahres Kreuz, die zwei ohnmächtigen Damen wollen durchaus nicht zu ſich kommen, wenn Sie und Ihr Freund nicht zu ihnen hinauf kommen.

Laſſen Sie beide durch die Polizei einführen!

Aber Euer Gnaden!

Auf meine Verantwortung.

Solche Damen!

Gerade weil es ſolche Damen ſind.

Sie geberden ſich wie Wahnſinnige.

Laſſen Sie ſie ins Lazareth bringen. Haben ſie ein Lazareth?

Nein, aber ein „Narrenſtöckel.“

Ich bitte um das Narrenſtöckel!

Was wollen dieſe Damen? fragte die Eiſenhändlerin.

Wer da d'rauf antworten könnte! ſagte Carl.

Euer Gnaden, fragte der Wirth, was ſoll ich thun?

Sperren Sie ſie heimlich ein, und bringen Sie den Schlüſſel mir.

Dann ſchlagen ſie mir Alles zuſammen!

Ich bezahl's!

Nun kam Heinrich auf Carl zu.

Carl, ſagte er, die beiden Unausſtehlichen habe ich eingeſperrt!

O Du Goldmenſch! Juſt gab' ich hiezu Befehl.

Da iſt der Schlüſſel!

Herr Wirth, ſagte Carl, hängen Sie noch ein Vorhängſchloß vor.

Sogleich, Euer Gnaden, aber mich nicht verrathen! verſetzte der Wirth und ging.

Jetzt ſtör' ich Dich nicht mehr, bemerkte Heinrich, und entfernte ſich ebenfalls.

Nun, ſchöne Frau, zu Ihnen, wendete ſich Carl an die holde Eiſenhändlerin, ein vertrautes Wort. Ich habe das Souper auf ſolche Art rangirt, daß die alten Herren beiſammen ſitzen. Welche von den ehrſamen Bürgern Brucks ſind Ihres Gemahls Freunde?

Der Glaſermeiſter und der Geſchirrhändler.

Zwei gebrechliche Freunde. — Liebt der Herr Gemahl kein Spielchen?

Eine Praferance.

Gut, der Wirth ſoll ihn hiezu engagiren.

Eifert der Herr Gemahl?

Wann ſich ſeine Töchter unterhalten, und es ihm nichts koſtet, ſo kümmert er ſich wenig um mich!

Niederträchtig!

Seine Töchter ſind ihm das Höchſte.

Sonderbarer Eiſentandler!

Eiſenhändler.

Richtig, Hörndler!

Händler!

Jetzt merk' ich mir es ſchon. — Alſo geizig iſt der Gemahl? Wie wäre es, wenn ich ihn auf meine Koſten mit ſeinen Töchtern nach Gratz einladen würde?

O das ſchlägt er nicht aus.

Es bleibt dabei, und nun ſchöne Frau gehen wir zum Souper. Sie ſitzen Oben an, ich an Ihrer Seite.

Da werden die Frauen in Bruck über mich herfallen! Da bleibt kein gutes Haar an mir!

Sind denn die Bruckerinnen ihren Männern gar ſo treu?

Ich weiß nichts Böſes von ihnen.

Man ging zur Tafel.

Carl machte vorher die Ronde durch alle Speiſezimmer und ſah ſeinen Gäſten nach.

Er ſchärfte dem Wirthe die ſorgfältigſte Bedienung ein.

Als er in das Zimmer trat, in welchem die meiſten Officiere beiſammen ſaßen, bemerkte er Fleiſcher.

Dieſer ſtand auf und kam Carl entgegen.

Ich bin zwar nicht eingeladen worden, ſagte Fleiſcher, aber wo ſich die Officiere befinden, muß ich auch ſein. —

Da haben Sie ſich denn ſelbſt eingeladen?

Ja.

Im Falle ſich ein Spielchen arrangiren ließe?

Allerdings! — Sie würden mir doch Revange geben?

Heute nicht.

Heute ſpielen [illegible] Herzen.

Nur nicht um [illegible], mein Herr!

Ich fühle mich ſehr glücklich, daß eigentlich ich der Veranlaſſer dieſes Balles bin.

Wie ſo?

Man kann leicht Bälle geben, wenn man ſolche Gewinnſte macht!

Mein Herr, Sie werden anzüglich! Ich dulde dergleichen nicht!

Und Revange verſagen Sie mir auch!

Nein. Weiß ich doch, daß es Ihnen nur darum zu thun iſt! Wann beliebt es Ihnen morgen meine Bank zu beſuchen?

Um zehn Uhr am Vormittage.

Sie ſpielen wie heute?

Wenn Sie damit ſagen wollen: mit gleichem Glücke, ſo hoffe ich dies.

Um zehn Uhr?

Thun Sie nur nicht ſo ängſtlich! Ich komme ſchon! Sie würden mich ja ſonſt bis in die Hölle verfolgen, um Revange zu erhalten.

Ja.

Wenn ich aber wieder gewinne, dann gebe ich keine Revange mehr! Darauf können Sie gefaßt ſein! Erlauben Sie jetzt, daß ich meine Geſellſchaft aufſuche. — Viel Vergnügen, meine Herren!

Carl ging.

Heinrich ſtand an Carl's Seite und folgte ihm.

Mit dieſem Kerl wirſt Du Händel bekommen! ſagte Heinrich. — Kann er ſein Geld nicht zurück gewinnen, wird er Dich reizen, Du wirſt ihn fordern.

Dann zeichne ich ihn.

Er iſt gleich geſchickt mit dem Degen wie mit dem Säbel und ein guter Piſtolenſchütz dazu.

Ich fürchte ihm nicht!

Verſetzeſt Du ihm eins, ſo geben die Officiere Dir einen Ball, denn ſie haſſen ihn Alle.

Dann iſt der Ball gewiß. Ich werde dem Herrn Armee-Lieferanten ein Zeichen auf die effronte Stirne machen.

Man ſetzte ſich zum Souper.

Die Eiſenhändlerin fühlte ſich ſchon ganz unglücklich, daß ihr Ritter ſo lange von ihrer Seite blieb.

Carl entſchuldigte ſich, und erzählte ſeinen Rencontre mit dem Spieler.

Das iſt ein abſcheulicher Menſch! klagte die Eiſenhändlerin. Er iſt ſeit 14 Tagen in Bruck, und ſeit 14 Tagen habe ich keine Ruhe vor ihm. Auf allen Schritten und Tritten verfolgt er mich, und da ich ihn einige Male ernſtlich und ſtrenge zurückwies, ſuchte er meinen Gatten auf, um mich bei ihm zu verdächtigen. Zum Glücke verdächtigte er auch meine Stieftöchter; da gerieth mein Gatte außer ſich, und wies dem böſen Menſchen die Thüre. Nun macht er Spottgedichte auf uns alle.

Ich werde ihm ein Epigramm auf die Stirne ſchreiben. —

Sie werden ſich überzeugen, er wird Ihnen heute noch Etwas zufügen, irgend einen Schabernack wird er Ihnen ſpielen.

Dann hat er es mit mir zu thun! ſagte Heinrich. Ich habe keine Gaſtfreundſchaft gegen ihn zu beobachten. Ich ſchlage mich mit ihm beim Kerzenlicht!

Während in dieſer Weiſe über Monſieur Fleiſcher geſprochen wurde, trat Fleiſcher in das Speiſezimmer ein, in welchem ſich Carl und Heinrich befanden.

Er führte Mery und die bewußte Witwe herein.

Kommen Sie, meine armen betrogenen Damen, nur herein, ſagte Fleiſcher zu den beiden. — Da ſitzen Ihre Freunde, die ſich ſo lieblos gegen Sie betragen haben; hier der Herr Lieutenant Bärnbrunn und der Herr Rittmeiſter Wardner. Mit Ihrer Erlaubniß, ſetzte Fleiſcher hämiſch hinzu, habe ich Ihre verlaſſenen, gekränkten Geliebten aus der Gefangenſchaft befreit. —

Sie ſind ein Schuft! ſchrie Heinrich.

Mir das?

Ja, Dir, hämiſcher Lumpenhund!

Heraus! ſchrie Fleiſcher.

Lichter! Lichter! Draußen im Vorhaus ſollſt Du's kriegen! Elender, verſchaff' Dir einen Säbel.

Eine allgemeine Aufregung entſtand.

Wardner zog Fleiſcher ins Vorhaus.

IX.

Die Schlägerei zwiſchen Wardner und Fleiſcher dauerte nicht fünf Minuten.

Wardner flickte ſeinem Gegner etwas auf die rechte Hand, daß dieſem der Säbel entfiel.

Die Officiere traten dazwiſchen und der Zwiſt hatte ein Ende.

Viele ältere Officiere werden ſich noch an den heiteren Hauptmann Braus v. Brauſeck erinnern, den man zu ſeiner Zeit den Humoriſten der öſterreichiſchen Armee nannte.

Braus v. Brauſeck war ebenfalls auf dieſem Balle und nahm es dem Lieferanten ſehr übel, daß er, der ſich dem Carlſchen Balle aufdrang, nicht nur die Gaſtfreundſchaft, ſondern auch die Freuden der Geſelligkeit auf eine ſo hämiſche Weiſe ſtörte.

Eine verwünſchte Geſchichte! ſagte Braus zu Fleiſcher; Sie können Ihrem Gegner nicht einmal die Hand zur Verſöhnung reichen, denn ſie wackelt förmlich, ſo gut wurden Sie getroffen. Das würden Sie vielleicht verſchmerzen, aber das ganze Metier iſt beim Teufel. Sie ſollen morgen um 10 Uhr in „Halbzwölf" Bank geben, wer wird die Karten ſo geſchickt wie Sie in die Hand nehmen!

Alle Officiere lachten.

Der Lieferant wurde nach Hauſe gebracht, ein Regiments-Chirurg begleitete ihn, ſonſt verurſachte der Zwiſt keine weitere Störung, im Gegentheile, die Geſellſchaft ſchien noch viel heiterer werden zu wollen, und nachdem das Souper ſeinem Ende nahte, ſchlug Hauptmann Braus vor, da von einer Revange bereits die Rede war, dem ſplendiden Ballgeber Lieutenant Carl zu Ehren einen Ball am nächſten Sonntage zu geben, ein Vorſchlag, welcher mit Acclamation durchging. Nun wurden Toaſte ausgebracht. Den hundert Bouteillen folgten noch hundert. So viel Champagner, wie in jener Ballnacht, iſt an einem Orte wie Bruck noch nie getrunken worden.

Und die beiden Damen?

Fräulein Mery und die junge Witwe?

Carl und Wardner thaten gerade ſo, als wenn es ganz fremde Damen wären.

Sie überboten ſich an Höflichkeiten, animirten die Damen, ſich zu unterhalten, zu tanzen und durch Verſtimmung nicht gegen alle Rückſicht und Courtoiſie einer ſehr heitern Geſellſchaft unangenehm aufzufallen.

Die Damen machten endlich gute Miene zum böſen Spiele.

Sie folgten der Aufforderung mehrerer Officiere und nahmen am Balle Theil.

Mery und die Baronin Bern, ſo hieß Wardners ehemalige Flamme, tanzten anfänglich aus Verzweiflung, ſpäter aus voller Seelenluſt.

Indeß wurden auch die Eiſenhändlerin und ihre ältere Tochter von anderen Officieren zu einer Gavotte und Carl und Wardner gewannen einige Augenblicke, mit einander ungeſtört zu ſprechen.

Für die Züchtigung des Lieferanten, ſagte Carl, danke ich Dir; bei ähnlichen Gelegenheiten ſtehe ich Dir ebenfalls zu Dienſten, aber nun habe ich Etwas auf dem Herzen — das ich beinahe anſtehe, Dir zu vertrauen.

Zum Beiſpiel? erwiederte Wardner. Ich bin neugierig und wieder nicht neugierig, denn ich könnte es niederſchreiben, was Du mir ſagen willſt.

Unmöglich!

Gewiß. Es iſt ſchon wieder ein Fall, der uns ganz gleich betrifft — Du haſt Dich in meine Baronin verliebt? — Nicht wahr, ein ſchönes, allerliebſtes Weib? Auf dieſem Balle ſieht ſie beſonders reizend aus; in dieſem blauen Kleide ſieht ſie aus wie die Königin der Luft in der Zauberoper „die Rhein-Nixe;“ beruhige Dich, mir geht es mit Deiner Mery ebenſo; nie ſah ich noch ein reizenderes Kind, ich werde ſie ſogleich zum Tanze auffordern, und dann mache ich ſie Dir für immer abwendig.

Carl ſtarrte Wardner an. Ich komme nicht zu mir, ſagte Carl, ich glaube, wenn ich heute an einer Lungenentzündung erkranke, ſo kriegſt Du ſie auch; wenn ich mir heute den Arm verrenke, ſo geſchieht Dir dasſelbe.

Es iſt ſo, lachte Wardner, und wird noch auffallender werden.

Aber dieſe vertrackten Weiber, entgegnete Carl, mit ihrer bockbeinigen Liebe, werden ſich dieſe einen Tauſch gefallen laſſen?

Verſuch's.

Wir können nur vom Regen in die Traufe kommen. Wir fangen ganz neue Liaiſonen an; junge Bündniſſe können noch weniger ſchnell aufgelöſt werden.

Wir ziehen jetzt in den Krieg, dem Kugelregen werden ſich doch die verwetterten Hexen nicht ausſetzen?

Die Mery gewiß; die ſetzt ſich auf meine Schulter, und zieht mit mir gegen den Feind. Himmel! da rauſcht Deine Baronin vorüber, welche majeſtätiſche Geſtalt! welch' ein Adel in den Bewegungen, welch' eine Anmuth in ihrem ganzen Weſen! Bruder, ich gebe Dir die Eiſenhändlerin als Zugabe zur Mery, wenn Du mir dieſe Baronin abtrittſt.

Die kleine Mery iſt eine ſolche Grazie, daß ich Dir alle Schönen Brucks an der Mur und an der Leitha überlaſſe, wenn Du mir dieſes liebliche Weſen überläßt.

Nimm ſie hin! So klein ſie iſt, wird ſie Dir über den Kopf wachſen.

Aber die Eiſenhändlerin?

Die iſt verheirathet!

Das haſt Du ja gewußt.

Das wird ſie auf andere Gedanken bringen.

Du haſt ſie nach Gratz invitirt.

O Gott, was reiſen für Leute nach Gratz!

In Gottes Namen! Ich will nichts wiſſen. Da ſieh nur, wie ſie nach Dir ſchielt!

Ich ſchiele nach der Baronin. Sie tanzt mit dem Hauptmanne Braus, der muß mir einige Touren erlauben.

Die Baronin iſt eine Schwärmerin, bei der mußt Du den Schwermüthigen ſpielen. —

Wie heißt ſie mit dem Taufnamen?

Molly, wie Bürgers Geliebte.

Welch' ein bürgerlicher Name für eine Adelige!

Sag' mir, Carl, darf ich bei Mery über Deine Flatterhaftigkeit losziehen?

Unmenſchlich! Sag' ihr, ich wäre nicht werth, ihre Fingerſpitzen zu berühren, ich wäre der treuloſeſte, undankbarſte, rückſichtsloſeſte Menſch unter der Sonne, mir würden, mir müßten meine Schlechtigkeiten, die ich an Weibern verübte, noch heimkommen, Du wärſt der Mann, der ihr Genugthuung verſchaffen wolle. Mache mich ſchwarz, Dich weiß und roſafarb, nur befreie mich von ihr!

Ich bitte Dich, in derſelben Weiſe mit der Baronin von mir zu ſprechen. Gewinnſt Du ſie für Dich, dann ſei Dir Gott gnädig, dann laß Dir gleich einen zweiſchläfrigen Sarg machen, denn ſtirbſt Du einſt, ſo läßt ſie ſich mit Dir begraben.

Die beiden Herren verſuchten ihr Glück.

Zuerſt forderten ſie die Schönen zu einem Tanze auf, dann verloren ſie ſich mit ihnen in die einſamſten Orte der Credenz, und fingen ihre Beſchwörungsformeln an; aber ſiehe da, ſie bedurften keiner zu großen Beredtſamkeit.

Die beiden Damen beabſichtigten vielleicht anfänglich, durch Eiferſucht die Abtrünnigen wieder zu ködern; dann aber faßten ſie ſich ſelbſt ein Herz zu ihren neuen Anbetern, und ehe noch der junge Tag durch die Fenſter guckte, war Molly für Carl ſchon ſo eingenommen, daß ſie Wardner nicht einmal bemerkte, als er mit Mery an ihr vorüber ging.

Carl wurde merklich beſtrickt von den Reizen, und noch mehr von dem Geiſte der ſchönen Frau.

Sie ſahen und hörten nichts mehr um ſich her.

Endlich ſchwieg die Muſik; die ſchönen Bruckerinnen mit den edlen Bruckern verließen den Ballort. Man ſuchte Carl auf, um ihm einige Worte des Dankes für das ausgewählte Feſt zu ſagen; der alte Eiſenhändler mit Frau und Tochter nahmen Abſchied.

„Geben Sie mir mit Ihrem Freunde, dem Herrn Rittmeiſter Wardner, morgen Freitag Mittags auf einen Löffel Suppe und einige Forellen die Ehre,“ ſagte der Eiſenhändler.

Carl verſprach, zu erſcheinen, ohne zu bedenken, was er verſprach.

Ich hatte gehofft, entgegnete die Baronin, daß ſie morgen Mittags mein Gaſt ſein würden, was wollen Sie als Baron in dieſer Eiſenbude? Kommen Sie zu mir. Gleich und Gleich geſellt ſich gerne!

Ganz gewiß, erwiederte Carl, ich war gedankenlos; ich werde morgen bei dem „eiſernen Mann" abſagen laſſen: Gleich und Gleich geſellt ſich gerne; ich werde bei Ihnen, holde Baronin, ſpeiſen.

Wir ſpeiſen allein. Sie können wol denken, daß ich den Rittmeiſter Wardner nicht mehr vor Augen kommen laſſe.

Der Entſetzliche! — Ha, ich werde ihn fordern, ſein Blut muß ich ſehen. —

Nein. Nichts von Blut, kein Duell, keine Verwünſchung! Stille Verachtung!

Ganz ſtille, mehr ſchweigende Verachtung!

Und nun eine Frage: Sind Sie denn auch im Stande, treu zu bleiben? Mery ſagte mir —

Nichts von Mery! Verzeihen Sie der Thorheit meiner Jugend —

Ja, jung ſind Sie! Ich höre, erſt zwanzig Jahre.

Bin ich Ihnen zu jung, Molly? Kotzebue ſagt: Die Liebe muß jung, und der Wein muß alt ſein!

Zu jung ſind Sie nicht, doch wünſchte ich mehr Feſtigkeit in Ihrem Charakter, man tadelt Ihren Wankelmuth, Sie ſeien ein weiches Rohr im Winde. —

Ein Bambus im Sturme!

Was halten Sie von Liebesſchwüren?

Was hält Molly davon?

Liebesſchwüre müſſen heilige Eide ſein.

Das habe ich auch ſchon geſagt, aber man hat mir ins Geſicht gelacht!

Die heutige Welt?

Nein, ſchon die Welt vor einem halben Jahre!

Wenn ich Liebe ſchwöre, ſo können Felſen berſten, ich wanke nicht. —

Und ich wanke nicht, wenn der Boden unter meinen Füßen kracht. —

Ehe ich ein Bündniß eingehe, muß mir geſchworen werden!

Mir auch, ſonſt verſchwöre ich Alles.

Carl, wollen wir uns Liebe ſchwören? Ich habe einen fürchterlichen Schwur, ich ſchwöre bei der Aſche meines Gatten!

Iſt dieſer verbrannt worden?

Nein, er ſtarb an einer Halsentzündung.

Der Unglückliche!

O, er iſt glücklich. Er ruht Unten.

Hat er gewiß Oben keine Ruhe gehabt.

Bei was ſchwören Sie?

Bei dem Haſſe, den ich gegen Mery empfinde.

Nichts da! Dieſer Haß könnte ſich in Liebe verwandeln!

Unmöglich! Kann der Eſſig wieder Wein werden?

Man beobachtet uns.

O nein, man ſchläft. In einem ſolchen Moment drücken die böſeſten Menſchen die Augen zu.

Carl, auch ich fühle das Bedürfniß, mich der Ruhe hinzugeben.

Ich nicht, Molly, Dein Bild läßt mich nicht ſchlafen.

Carl, morgen Mittags um ein Uhr.

Ich komme ſchon um 9 Uhr, um mich nicht zu verſpäten.

Gute Nacht!

Guten Tag! Sie trennten ſich.

X.

Der Herr Rittmeiſter Heinrich Wardner eroberte Mery im Sturme.

Er fing damit an, über Carl furchtbar loszuziehen.

„Iſt es möglich, ſagte Wardner, ein Weſen zu vernachläſſigen, das Ihre Reize beſitzt! Würde ich nur einen Augenblick von Ihnen mit ſolcher Huld beglückt, wie Sie Carl ſie lange Zeit widmeten, ich würde Ihnen mein Leben dafür widmen. Ihrem beleidigten Stolze ſind Sie es ſchuldig, daß Sie ſich für immer von ihm abwenden. Fräulein, gewähren Sie mir nur einen Tag die Auszeichnung, als Ihr Anbeter erſcheinen zu dürfen, an dieſem einzigen Tage will ich Gelegenheit finden, mit dem Elenden anzubinden; ich will ihn zur Rechenſchaft ziehen für den Kummer, den er Ihnen bereitet hat.

Sie wollen ſich etwa gar für mich ſchlagen?

Ich will mit allen Officieren Europas raufen, wenn Ihnen nur Einer ſeine Verehrung zu bezeigen unterläßt.

Das wäre zu viel, aber Einem, Einem wünſche ich, daß Sie die Flügel ſtutzten, damit er endlich ſeine Flatterhaftigkeit aufgiebt. —

Er ſoll es empfinden; ich ſpalte dem Zweizüngler die Zunge!

Ich ſah ſchon mehrere Officiere, welchen ein Säbelhieb über die Lippen auffallende Narben verurſachte. Das waren gewiß ſolche, die einem Mädchen Treue ſchwuren und nicht hielten, deren hochverrätheriſcher Mund ſodann gezeichnet wurde.

Ich will Carl ein Stück von dem Munde weghauen; er iſt ohnehin zu groß.

O Gott, wenn ich hierauf rechnen könnte! Schon der Gedanke, daß ein Mann ſich um meinetwillen geſchlagen, würde mich ſtolz machen.

Erſt wenn ich Sie als meine Geliebte declariren könnte, gewänne ich ein Recht hiezu!

Declariren Sie mich!

Das iſt leicht geſagt, aber man wird es mir nicht glauben. —

Was ſoll ich thun?

Erſcheinen Sie mit mir an der Officiers-Tafel, dort ſtelle ich Sie als meine Geliebte den Cameraden vor. — Ich erzähle ihnen, daß Sie mit mir den Krieg in Italien mitmachen werden. —

Ich ſoll aber nach Salzburg zurück, ich bin ja dem dortigen Theaterdirector förmlich durchgegangen. —

So ein Director iſt das ſchon gewohnt; er kann ſich Glück wünſchen, wenn nicht alle ſeine jungen Schauſpielerinnen ihm entwiſchen. Ein Engagement mit einem Officier hebt alle Engagements der Welt auf.

Würden Sie mich auch heirathen?

Nach dem Feldzuge wollen wir davon ſprechen. —

Warum denn nicht vor dem Feldzuge?

Weil jetzt der Arm, mit dem ich Sie zum Altare führen will, noch dem Vaterlande gehört. —

Quittiren Sie!

Bei dem Ausbruche eines Krieges, was würden meine Cameraden dazu ſagen? Sie würden mich feig nennen!

Das iſt entſetzlich mit den Herren Officieren, in dem Augenblicke, als man von einer Heirath ſpricht, fällt ihnen das Vaterland ein. Carl fing auch immer vom Vaterland an, und iſt doch kein Oeſterreicher. Er iſt in Krakau geboren.

Der Officier nennt das Land ſein Vaterland, für welches er ſtreitet. —

O Gott! wie iſt dies langweilig! Wie lange kann denn ein ſolcher Krieg dauern?

Das kann Niemand beſtimmen. Es hängt von unſeren Siegen ab — ſiegen wir raſch hintereinander, erobern wir von dem Feinde Alles, was wir wünſchen, ſo kann der Krieg ſchnell zu Ende gehen.

Ich weiche nicht von Ihrer Seite! Ich werde dies auch wohl müſſen, denn ich hab' kein Geld! — Ich — ging durch, wie ich Ihnen ſagte; Gage, Einnahme, Spielhonorar, Alles ließ ich zurück.

Wie viel bezogen Sie Spielhonorar in Salzburg?

Vierundzwanzig Kreuzer Reichswährung und dieſe nur, wenn ich herausgerufen wurde; nun war das Theater aber immer ſo leer, daß mir nur die unbeſetzten Bänke hätten applaudiren müſſen.

Und was bezogen Sie Gage?

In den ungleichen Monaten eilf Gulden Reichswährung, in den gleichen zehn Gulden dreißig Kreuzer.

Gräßlich! — Was kann ein Benefice in Salzburg bringen?

Wenn ein „Lampel“ ausgeſpielt wird: ſieben Gulden, wird aber eine goldene Uhr ausgeſpielt: fünfzehn Gulden. — Wenn ich eine goldene Uhr beſäße, hätte ich mich in München engagiren laſſen. —

Ich werde Ihnen monatlich vierzig Gulden geben; können Sie über dieſen Betrag Ihr Engagement zurücklaſſen?

O mein Himmel! Das iſt die höchſte Gage, die ich mein Leben gehabt habe!

Sie ſind alſo mein?

Auf Leben und Tod. — Wann führen Sie mich zur Officiers-Tafel?

Um zwei Uhr.

Die Herren Officiers geben dem Herrn Lieutenant Bärenbrunn nächſten Sonntag einen Ball, werden Sie mich dahin mitnehmen?

Das verſteht ſich! Sie dürfen aber ſonſt mit Niemand tanzen, als mit mir!

Es tanzt ja außer Carl kein Menſch in der Welt ſo gut wie Sie!

Wenn Sie mir den Namen Carl noch einmal nennen, ſo ermorde ich Sie!

Hoho!

Ja, gewiß! Ich bin der eiferſüchtigſte Menſch der Welt.

Geniren Sie ſich nicht! Ihre Eiferſucht wird mir wohl thun, Bärenbrunn hat nie mit mir geeifert. —

Schon wieder des Verhaßten Namen!

Sie haben mir nur den Carl verboten, den Bärenbrunn nicht.

Keine Spitzfindigkeiten! Kreuzelement!

Heilige Genovefa, können Sie aufbrauſen! Aber brauſen Sie nur auf, das iſt Wonne für mich! Carl brauſete nie!

Zum letzten Male Genovefa! reizen Sie mich nicht damit, daß Sie alle Augenblicke den Verhaßten nennen, oder ich verſtoße Sie, [redacted] Golle zu bedürfen! Eine Hirſchkuh werde ich aufſt[redacted]

Heinrich verließ Mery in größter Aufregung.

Sie, Rittmeiſter! Rittmeiſter! Er hört mich nicht; ich habe ihn böſe gemacht! Ach Du lieber Himmel, iſt das ein Mann! Wenn ich ihn öfter böſe mache, ſo fuchtelt er mich vielleicht! Da wüßt' ich nicht, was ich thäte vor Freuden. — Wie ernſt iſt dieſer Mann, wie ſtreng! Ich glaube, er hat noch ſo lange er lebt, keinen Spaß gemacht, indeß der Bewußte, ich getraue mir nicht ein Mal ſeinen Namen zu nennen, wenn ich allein bin, nur immer Spaß machte. — Ob der Rittmeiſter wieder zurück kommt! Verſteht ſich! Ich habe ja kein Geld, was thäte ich denn? — Die Baronin, welche mich auf der Reiſe unterſtützte, weil ich ihre Leidensgefährtin war, kann ich auch nicht anſprechen, da ich ihr den Geliebten abfiſchte! — Und Carl giebt mir keinen Kreuzer; wenn der ein Mal eine Geliebte verlaſſen hat, ſo kann ſie ihm auf den Knien nachrutſchen, ſo läßt er nichts aus! — Der Rittmeiſter kommt noch immer nicht. — Ich werde dem Zimmerkellner läuten, daß dieſer ihn mir auftreibt.

Sie läutete zwei Mal.

Der Zimmerkellner erſchien.

Haben Sie keinen Rittmeiſter geſehen?

Der Rittmeiſter Wardner befindet ſich im Extrazimmer und trinkt mit dem Lieutenant Carl Danziger Goldwaſſer.

Unmöglich!

Ja, ſie müſſen Etwas Spaßiges erlebt haben, ſie lachen, daß ſie blau werden.

Sie irren ſich, Moſje Georg.

Sebaſtian heiß' ich!

In Salzburg heißen alle Zimmerkellner Georg.

In Bruck heißen alle Zimmerkellner Sebaſtian. Mit einem andern Namen wird gar keiner aufgenommen. —

Alſo Sie irren ſich, Sebaſtian!

Wie kann ich mich denn irren, Euer Gnaden? ich hörte ſie ja lachen und ſie lachen noch! Ich weiß auch, warum ſie lachen.

Darf ich's nicht wiſſen?

Der Lieutenant ſagte: Ich bin am Ziele.

Der Rittmeiſter ſagte: Ich noch über das Ziel hinaus.

Das ging geſchwinder als ich dachte, ſagte der Lieutenant.

Ich habe die Meinige ſchon in der Taſche, ſagte der Rittmeiſter.

Ich ſpeiſe heute bei ihr allein, ganz allein, ſagte der Lieutenant.

Und ich ſpeiſe heute mit ihr in Geſellſchaft von zweihundert Officieren.

Ich huldige meiner Angebeteten — ſagte der Lieutenant.

Und ich tyranniſire die Meinige, ſagte der Rittmeiſter.

Ich küſſe meiner Holden die Fingerſpitzen.

Und ich wichſe die Meinige durch, wenn ſie mir nicht parirt! verſicherte der Rittmeiſter.

Im Ernſt? fragte Mery, Sebaſtian. Er wichſt die Seinige durch? — Das haben Sie gehört?

So gewiß ich vor Ihnen ſtehe!

Sebaſtian, womit kann ich Ihnen eine Freude machen? Sebaſtian, wollen Sie mein battiſtenes Schnupftuch für dieſe Nachricht, oder mein „Riechflaſcherl“, oder meinen Stecher?

Ich nehme von Damen nur Geld-Präſente.

Sebaſtian, ſchreiben Sie ſich fünf Gulden Trinkgeld auf.

Ganz wohl, Euer Gnaden!

Der Kellner ging.

Er liebt mich! Er liebt mich, jauchzte Mery. Er wird mich wichſen! O Du edler Menſch! Schon ein Mal hatte ich einen Geliebten, der mich zeitweiſe durchwichſte. Er ſtarb, der Unvergeßliche. Für meinen Vincenz erhalte ich nun reichlichen Erſatz! — Fahre wohl, Du alberner Carl, der Du nicht weißt, womit man Frauenzimmer meines Gemüthszuſtandes für immer feſſelt!

XI.

Der Ball, welchen die Herren Officiere in Bruck gaben, war noch kaum vorüber, ſo erſchien der Befehl zum Aufbruche nach Gratz.

In Bruck floſſen zahlloſe Thränen, denn die Officiere hatten ſich vieler Herzen bemächtigt.

Mery und die Baronin folgten wirklich dem Rittmeiſter Wardner und dem Lieutenant Bärenbrunn und ſtiegen mit ihnen im Gaſthofe zur Stadt Wien ab.

In Gratz wurde wieder für einige Zeit Halt gemacht. Mehrere Familien aus Bruck reiſten ebenfalls nach Gratz. Man ſagte, die Frauen und Töchter hätten nicht eher Ruhe gegeben, bis Ehemänner und Väter ſich zur Reiſe bereit erklärt. Auch der Eiſenhändler mußte mit ſeiner ganzen Familie die Diligence beſteigen. Es war eine kleine Völkerwanderung verabredet.

Carl ſah ſich abermals veranlaßt, einen Ball zu geben, der im Redoutenſale ſtatt fand, und bei welchem er ziemlich in die Enge getrieben wurde, da er ſein leichtſinniges Treiben mit Weibern nicht laſſen konnte. — Nicht genug, daß er die Baronin auf dem Halſe hätte, die ſich in Carl ſo verliebte, daß ſie nicht ſah und hörte, ſo machte er auch einer Seidenwarenhändlers Witwe, die kürzlich ihren Mann, einen alten mürriſchen Italiener zu Grabe getragen hatte, die Cour, und da ſie nicht ſo leicht zu erobern war, und Carl ſich vorgenommen hatte, er müſſe dieſe junge Witwe beſitzen und ſtemmten ſich Himmel und Hölle dagegen, ſo hielt er gerade zu bei ihrem Bruder, einem penſionirten Major, um ihre Hand an, mit dem heiligen Verſprechen, daß er ſie heirathen würde, wenn nur der Feldzug erſt vorüber.

Der Major beſann ſich die Bewerbung anzunehmen.

Es ſind viele Gründe vorhanden, ſagte der Major, daß ich Sie, und ohne noch mit meiner Schweſter Rückſprache zu halten, abweiſe. Erſtens iſt meine Schweſter erſt ſeit 14 Tagen Witwe, was würde die Welt ſagen, wenn ſie ſich ſchon jetzt einem Manne zuneigte.

Die Welt würde nichts erfahren, erwiederte Carl. In der Kunſt, die Welt zu täuſchen, bin ich ein Meiſter; ſo jung ich bin, ſo bin ich doch im Stande, ſelbſt mit Einem, welcher Argus-Augen beſitzt, „Blinde-Mäuſel“ zu ſpielen.

Ei! ſagte der Major. —

Ich meine dies ſo, ergänzte Carl. Die neugierige Welt, die ſich in Alles miſchen will, zu täuſchen, und mediſante Menſchen irre zu führen, ſonſt bin ich reell, o Gott! in der Rechtſchaffenheit, Biederkeit, Offenheit nehme ich es mit jedem Moraliſten auf.

Dann, fuhr der Major fort, höre ich, daß Sie noch nicht im Beſitze eines Vermögens ſind. —

Das iſt kein Hinderniß, verſicherte Carl, ohne Vermögen werde ich nicht ſterben, darauf gebe ich Ihnen als Officier mein Ehrenwort — wenn ich einſt die Augen zudrücke, ſo ſoll die ganze Welt über das die Augen aufreißen, was ich zuſammen geſcharrt haben werde. —

Das ſind Vorſätze, die auszuführen oft unmöglich ſind. —

Mir iſt nichts unmöglich! Ich muß dereinſt zwei Millionen in meiner Caſſa haben, und ſollt' ich ſie dem Teufel abjagen —

Sie treiben Spaß —

Nein, Ernſt!

Sie haben vielleicht einen großen Reichthum zu erben.

Keinen Kreuzer! —

Carl corrigirte ſich.

Ich will nicht gerade ſagen: keinen Kreuzer; mein Vater und meine Mutter haben Geld genug. Ich will nebenbei nur bemerken, daß meine Mutter eine geborne Freiin von Wetzlar iſt, und Wetzlar heißt: „Geld“ auf Teutſch —

In welcher Sprache?

In der Sprache aller Leute, welche die Bedeutung dieſes Wortes kennen: aber mein Vater läßt nichts aus, und meine Mutter gibt nichts her. Sie ſollen ihr Geld behalten, mein Kopf iſt mein Capital!

Recht ſchön; aber da würde kein Verhältniß in die Ehe zwiſchen meiner Schweſter mit Ihnen kommen; meine Schweſter beſitzt baare 200,000 fl. in klingender Münze, nach dem gegenwärtigen Augsburger Courſe: geht dieſes Geld in die Millionen!

Das genirt mich nicht!

Aber mich, der ich eine Art Vormundſchaft über meine Schweſter führe, die mich bevollmächtigt hat, über ihre etwaige Wahl eines Gatten zu entſcheiden —

Sie hat ſchon gewählt, ſie hat mich gewählt; fragen Sie ſie, Herr Major. Ich habe Ihre Frau Schweſter bei dem Kaufmanne Frühborn, dem ich empfohlen bin, drei Mal geſprochen. Das erſte Mal ſtutzte ſie; das zweite Mal wankte ſie; das dritte Mal wäre ſie mir in die Arme gefallen, allein ich beobachtete das Decorum und trat ein paar Schritte zurück: da fiel ſie auf ein Sopha —

Das möchte ich doch aus meiner guten Fanny eigenem Munde hören —

Unter vier Augen wird die holde Fanny Ihnen noch mehr ſagen, als ſie mir ſagte —

Was ſagte ſie Ihnen?

Daß ſie unglücklich verheirathet geweſen; daß ſie einen Mann beſeſſen, der gerade um ſechszig Jahre älter als ſie; daß ſie drei Jahre an ſeiner Seite kaum gelebt; daß ſie nicht ein Mal die ſchönen Umgebungen von Gratz beſuchen durfte; daß ſie in dieſen drei Jahren in kein Theater gekommen, kein Concert gehört, keinen Ball mitgemacht, ja des häßlichen, eigenſinnigen Mannes wegen, in drei Jahren kein neues Kleid, keinen neuen Hut, kein neues Band erhalten; daß ſie die Trauerkleider wie Feſtkleider begrüßt, weil ſie wenigſtens modern gemacht waren. — Und eine ſo ſchöne, junge Dame ſollte nicht jubeln, wenn ein ebenfalls junger Mann ſie in die Welt führen will? — Ich ſagte ihr: Holde Fanny, wenn Sie mir heute Ihre Hand reichen, führe ich Sie morgen nach Wien. Sie verſicherte mich, blos um nach Wien zu kommen, würde ſie mich heirathen.

Meine Schweſter iſt noch ein Kind. Sie verheirathete ſich und war noch nicht fünfzehn Jahre alt. Auf dem Lande im Gebirge erzogen, kam ſie nach Gratz, um einen ſehr alten Mann zu freien, der ſie zu ſeiner Gefangenen machte.

Darum geben ſie Ihre Frau Schweſter mir, da kann ſie den Fall umkehren, und mich zum Gefangenen machen.

Ich will mit ihr ſprechen.

Darf ich auch mit ihr ſprechen? In ihrem Hauſe einmal mit ihr ſprechen?

Geduld! Meine Schweſter muß erſt mich hören!

Herr Major, noch eine Bitte. Sie haben ganz gewiß davon gehört, daß ich einen Ball im Redoutenſaale gebe.

Meine Schweſter in tiefer Trauer ſoll doch nicht in der Redoute erſcheinen?

Allerdings! In einer Maske. Ihre Frau Schweſter ſah nie einen gewöhnlichen Ball, geſchweige denn einen Maskenball.

Dazu hat es noch ein Jahr Zeit.

Gott bewahre! Morgen kann die Marſch-Ordre kommen, dann muß ich fort.

Und kommen mit Lorbern reich bedeckt zurück.

Ich kann aber auch mit Wunden reich bedeckt zurückkommen, auf Krücken, den Arm in der Schlinge, mit einem Auge u. ſ. w., wie könnte ich da mit ihr noch tanzen? mit ihr, die, ſeitdem ſie tanzen gelernt, nicht mehr getanzt hat.

Zum Teufel, ſie will tanzen? Es ſind vierzehn Tage, daß ihr Gatte in die Erde verſenkt wurde?

Da ſie gefleht, es ſei ihm die Erde leicht, ſo möchte ſie auch der Erde leicht werden. Wir wollen mit einander dahingleiten, ſo lüftig, daß man unſere Schritte nicht hören ſoll.

Nein, tanzen laſſe ich ſie nicht.

Aber in die Redoute darf ſie in einer Maske, meinen Ball nur betrachten, und dann mit Ihnen wieder nach Hauſe fahren?

Wir wollen ſehen.

Wann darf ich mir einen Beſcheid erbitten?

Wann iſt der Ball?

Morgen.

Ich will zuerſt zu meiner Frau. Ich fühle, daß ich zu nachgiebig gegen Sie werden könnte.

Die gnädige Frau wird nichts Entſetzliches daran finden, daß ſich eine arme Gefangene nach Freiheit ſehnt.

Verziehen Sie hier einige Augenblicke. Ich bringe Ihnen Beſcheid.

Der Major ging.

Carl beſann ſich keinen Augenblick.

Er hatte erfahren, durch welche Thüre man zu Fanny Monpart gelangte, ſo hieß die ſchöne, junge, reizende Witwe, und flog zu ihr. — Er pochte nicht an, als er ihren Salon erreichte. Er ſtürzte hinein, und ehe ſie ihm noch ein Wort zurufen konnte, lag er auf ſeinen Knien vor ihr.

Um Gottes willen! rief ſie, was wagen Sie! — Meine Schwägerin iſt entſetzlich, wenn ſie zufällig herein träte; meine Schwägerin iſt die rigoröſeſte Frau von ganz Gratz. —

Laſſen wir ſie rigorös ſein, wenn ſie keine Ahnung davon hat, daß ich bei Ihnen bin. —

Entfernen Sie ſich, ich bitte Sie um Gottes willen. Es iſt mir weniger um mich, als um meinen Bruder, der hätte die Hölle durch die Furie ſeines Weibes. —

Ihr Bruder iſt ein Engel. —

Nicht wahr?

Den hab' ich! Der lacht immer, wenn ich mit ihm ſpreche. Ein alter Soldat, und ſollte nicht human ſein! Er geht mit in die Redoute, Sie werden ſich überzeugen!

Heiliger Gott! Ich höre meine Schwägerin!

Wohin?

Auf den Balcon.

Wohin führt der Balcon?

In den Garten!

Eilen Sie!

Carl eilte auf den Balcon.

Die Frau des Majors ſtürmte herein.

Schwägerin, ſagte ſie, was ſicht Dich an? Entweder enthält die Vollmacht, welche Du meinem Gatten gegeben, über die Wahl Deines künftigen Gemahls zu entſcheiden, eine Wahrheit oder eine Lüge. — Ich höre, daß Du dem Lieutenant Carl Bärenbrunn Hoffnungen gemacht, Dich beſitzen zu können; wenigſtens hielt er bei meinem Gatten förmlich um Deine Hand an. Iſt es ſo, daß Du ihm Hoffnungen gemacht, und wenn es ſo iſt: was ſoll das heißen? Lieutenant Carl beſitzt nichts als ſeine Officiersgage.

Ich läugne nicht, daß mir Carl gefällt. Er hat ſo feine Manieren, ſpricht ſo warm und überzeugend aus dem Herzen, daß man ihn liebgewinnen muß; allein beſtimmte Hoffnungen habe ich ihm nicht gemacht.

Das wäre auch unverzeihlich. Carl iſt ein Menſch, der allen Mädchen und Frauen den Hof macht; in Bruck an der Mur hielt er ſich nur wenige Tage auf, und machte jeder Schürze Liebeserklärung!

Das mag ſein; mir aber hat er einen Heirathsantrag gemacht —

Haha! lachte die Majorin; der und heirathen! — Er denkt wol gar, man nimmt eine Frau, wie man eine Dame zum Tanze ſich erbittet, und iſt der Tanz vorüber, iſt das Engagement zu Ende.

Aber wie kommt der unangenehme Tabaksgeruch in Dein Zimmer? War denn Jemand bei Dir, der aus einer Schenke oder aus einem Caffeehauſe den Geſtank des kalt gewordenen Tabaksqualms in ſeinen Kleidern aufnahm? Wer war denn hier?

Niemand, als Chriſtoph, der Bediente.

Dieſen Menſchen werde ich noch aus dem Dienſte jagen, er glaubt, weil er bei der Compagnie, bei welcher mein Gatte Hauptmann war, diente, ſo dürfe er rauchen, wie ein alter Schornſtein! Fi donc! — Laß doch friſche Luft aus dem Garten durch die Balconthüre!

Die Gattin des Majors wollte dieſe Thüre öffnen — Fanny trat ihr in den Weg.

Nicht doch! rief ſie; ich kann die Zugluft nicht aushalten, ich bekäme einen heftigen Schnupfen.

Zugluft in dieſem Zimmer? In einem Zimmer, in welchem alle Thüren und Fenſter feſt verſchloſſen ſind?

Die Frau des Majors drang abermals auf die Balconthüre los, um ſie zu öffnen.

Fanny wehrte neuerdings ab.

Ich proteſtire! ſagte ſie gebieteriſch.

Oho! entgegnete die Majorin; da ſteckt wol gar ein Liebhaber auf dem Balcon?

Es ſteckt kein Liebhaber auf dem Balcon —

Vielleicht gar der Herr Lieutenant Bärenbrunn! Der iſt dreiſt genug, hierher zu dringen. Ich werde ſogleich dahinter kommen!

Sie zog an einer Glockenſchnur.

Schwägerin! drohte Fanny, wollen Sie mich vor Ihrem Bedienten compromittiren?

Ich will den Chriſtoph in den Garten ſchicken und nachſehen laſſen, was dieſen Balcon ſo bedenklich macht.

Schwägerin! ſagte Fanny ganz entrüſtet, welche Sprache erlauben Sie ſich? Bin ich von Ihnen abhängig? Stehe ich unter Ihrer Vormundſchaft? Lebe ich von Ihrer Unterſtützung? Wähnen Sie, weil mein Bruder gutmüthig genug iſt, ſich von Ihnen maltraitiren zu laſſen, ſo ſtünde auch ich unter Ihrem Pantoffelregimente?

Darauf ſoll mein Gatte antworten, betonte die Majorin, der eine ſolche Beleidigung nicht ſo ruhig hinnehmen wird!

O, ich fürchte meinen Bruder nicht, gab Fanny zurück. Wenn es mir zu arg wird, ſo verlaſſe ich dieſes Haus und ziehe nach Wien; eine Witwe mit einem, wie ich glaube, nicht unbedeutenden Vermögen, findet in der ganzen Welt eine gute Aufnahme!

Die Schwägerin lachte jetzt ſehr boshaft.

Nach Wien willſt Du ziehen? Warum nicht gar! Auf dem Wege nach Italien liegt Dein Heil. Im Lande, „wo die Goldorangen blühen“, blühen auch die Lieutenants. Mache Dich marſchfertig, Franziska, Lieutenant Carl ſucht für ſeinen Zug eine Marketenderin!

Das ſollen Sie mir nicht umſonſt geſagt haben, eiferte Fanny. Jetzt heirathe ich den Lieutenant Bärenbrunn, und wenn Sie und Ihr Gemahl darüber außer ſich gerathen!

Der Bediente trat ein.

Euer Gnaden befehlen? fragte der Bediente.

Nichts! herrſchte ihm Fanny entgegen. Gehe Er ſeine Wege!

Dann erlauben Euer Gnaden, daß ich den Herrn Lieutenant Carl von Bärenbrunn melde?

Wen? fragte Fanny.

Den Herrn Lieutenant Bärenbrunn.

Ah! athmete Fanny.

Er wartet bereits ſeit einer halben Stunde, meldete Chriſtoph, im Vorſaale. Der Herr Major haben ihn erſucht, ihn zu erwarten, der Herr Major ſind aber über die rückwärts befindliche Stiege ausgegangen und ſcheinen den Herrn Lieutenant ganz vergeſſen zu haben.

Der Herr Lieutenant iſt mir willkommen! erwiederte Fanny mit großer Entſchiedenheit.

Der Bediente entfernte ſich.

Fanny, was willſt Du thun?

Was eine unabhängige Frau zu thun das Recht hat! ſagte Fanny. — Ich will Ihnen zeigen, Schwägerin, daß Sie den unrechten Weg einſchlagen, um mich zu beherrſchen. Ich heirathe jetzt den Lieutenant, und ſollte es mein Verderben ſein! —

Carl trat ein.

Er verneigte ſich vor den Damen.

Er küßte der Majorin ehrfurchtsvoll die Hand.

Euer Gnaden, ſagte er zur Dame vom Hauſe, ſind die Gattin eines Majors; nachdem Damen aber in meinen Augen immer drei Mal höher ſtehen, als die Herren, ſo begrüße ich in Euer Gnaden eine Generalin und würde mich glücklich ſchätzen, wenn ich als Cadet bei Ihrem Regimente eintreten dürfte. — Ehe ich noch die Urſache meines Erſcheinens anzugeben mir erlaube, bitte ich ergebenſt, eine Frage wagen zu dürfen. Wer hat Euer Gnaden Portrait gemalt, das ich im Empfangsſaale ſah? Gewiß Lampi in Wien? Es iſt Euer Gnaden herrliches Contrefei, aber um zehn Jahre zu alt aufgefaßt, die Aehnlichkeit iſt außerordentlich! das Feuer in den Augen hat der große Meiſter zum Glücke unnachahmlich dargeſtellt. O mein edler Meiſter Lampi hat ſich dieſen Veſuv im Blicke nicht entgehen laſſen.

Die Majorin war über dieſe Schmeichelei entzückt.

Ja, wenn ich dieſem Bilde noch gliche! ſagte ſie. Es wurde vor 15 Jahren in Mürzzuſchlag von einem gewiſſen Ledelberger gemalt. —

Ledelberger, gewiß ein Italiener?

Nein, ein Steirer. —

Gott, welch ein Genie! ein Schüler von Cymbal?*).

Ich weiß es nicht.

Aber welche Bemerkung geruhten die Frau Generalin auszuſprechen, Euer Gnaden hätten vor 15 Jahren ſo ausgeſehen? Euer Gnaden ſehen jetzt noch jünger aus als Ihr Bild; dieſes Bild im Empfangſaale gleicht einer Dame von 26 Jahren, und Euer Gnaden können höchſtens 20 Jahre alt ſein!

Sie ſind gar zu gütig!

Die Naſe haben die Generalin noch! die Naſe iſt Ihnen geblieben, aber Euer Gnaden holder Mund iſt feiner, die Lippen entbehren im Bilde jener Erdbeeren-Friſche, welche jeden Mund unſterblich macht, und dieſe Wangen! — Wo dachte der Maler hin, daß ihm dieſe Grübchen entgingen! — Gott! daß Euer Gnaden eine Generalin ſein müſſen! Ich könnte ein Subordinationsverbrechen begehen und mich an dieſem Munde vergreifen!

Mein Herr Lieutenant, Sie ſind ein kleiner Schmeichler.

Zu einem großen Schmeichler habe ich zu wenig Gage. —

Nun, mein Herr, ſprechen Sie ſich aus, welch ein Wunſch Sie zu uns führt. —

Ach! Ich habe den Wunſch, den ich vorbringen wollte, in dieſem Augenblicke nicht mehr! Ich geſtehe es Ihnen, ich ging

---

*) **Cymbal**, ein noch jetzt in Wien von Vielen gekannter Schmierer, 1805—1811, der von nichts ſonſt lebte, als von **Kaiſer-Franz-Portraits**; — für die Gemeindeſtuben auf dem Lande und kleine Pfarren, dann Schulzimmer lieferte Cymbal einen „Kaiſer Franz" in Oel gemalt für 5 fl. Bankozettel! Es waren Portraite, welche für dieſes Spottgeld noch zu theuer waren.

auf Freiers Füßen hieher; ich wollte mich vor der ſchönen Witwe nieder werfen, und um ihre Hand bitten, allein — ich komme davon zurück — holde Faniska, verzeihen Sie mir, aber wenn ich noch ſo glücklich ſein möchte, Sie zur Gattin zu beſitzen, ſo müßte die Frau Generalin zu uns nach Wien ziehen; ich würde dann meine Fanny küſſen, aber die Frau Generalin dabei anſehen!

Ueber dieſe Galanterie wurde die Frau des Majors verwirrt.

Mein Herr Lieutenant, ſagte Fanny ſcheinbar pikirt, ich weiß ſehr wohl, daß meine Schwägerin eine ſchöne Frau iſt, allein, ich bilde mir ein, daß ich gerade nicht ſo ausſehe, um nur dann von Ihnen geküßt zu werden, wenn Sie ſich einbilden könnten, das Antlitz meiner Schwägerin zu küſſen —

Sei nicht kindiſch! mahnte die Majorin; Dein künftiger Gemahl wird recht gut wiſſen, daß er Dich vor ſich hat. Lieutenant Bärenbrunn iſt ungemein artig, ja ſo artig, daß er augenblicklich für ſich einnimmt; ich begreife auch recht wohl, daß er ſehr leicht Frauenherzen gewinnt, allein ich bin verheirathet, eine Frau von den ſtrengſten Grundſätzen. —

O Gott! weshalb gar ſo ſtreng, ſo ſcharf in Anſichten! Allzu ſcharf macht ſchartig, Frau Generalin.

Ich bin nicht dagegen, fuhr die Majorin fort, daß Du dem Lieutenant Dein Herz zuwendeſt — allein —

O Gott, nicht allein! nie allein! Fanny würde ich nur in Geſellſchaft Ihrer holden Schwägerin anbeten! — Es fragt ſich nur, darf ich in das Haus der Frau Generalin kommen?

Mein Haus iſt keinem braven Officier verſchloſſen.

Und — was iſts mit der Redoute?

Herr Lieutenant! betonte die Majorin, bedenken Sie das Decorum. Die Witwe iſt noch —

In den Flitterwochen der Trauer? ſagte Carl, eben weil es die Flitterwochen ſind. Es iſt Faſching. Stirbt ein Mann, der für eine Frau eine Torturqual war, ſo benützt man den Carneval dazu, in irgend einer Maske ſich von ſeinem Schmerz zu erholen und verlegt die düſteren Tage in die Faſtenzeit. Keine Scrupel, meine Damen, Lieutenant Carl muß zur Armee, eine Kugel trifft ihn, trauern Sie dann um ihn! Beim Himmel, um mich jungen Mann wäre es mehr der Mühe werth zu trauern, als um den Begrabenen, von welchem Gratz erzählt, daß er Aqua toffana gegen die Liebe, Arſenik gegen die Treue, und Blauſäure gegen die Ehe war. Was habe ich zu hoffen hinſichtlich meines Balles?

Ihnen kann man nicht widerſtehen, verſetzte die Schwägerin, aber Gratz muß getauſcht werden, es giebt in Gratz ſchauderhafte Schlangenzungen.

Laſſen Euer Gnaden mich für die Masken ſorgen.

Gut denn, wir gehen maskirt in die Redoute.

XII.

Es gibt noch eine Menge der älteren Bewohner von Gratz, welche ſich an den höchſt brillanten Maskenball, welchen der Jäger-Lieutenant Carl Bärenbrunn vor Beginn des italieniſchen Krieges gegen die Franzoſen im Redoutengebäude veranſtaltete, erinnern. Solche Carnevals-Abende feierten die edlen Bewohner der ſteiriſchen Hauptſtadt ſchon lange nicht mehr; es ergeht ihnen wie den Wienern, der Geſchmack an maskirten Bällen wird in jedem Jahre geringer, der Mummenſchanz und Maskenſcherz immer unbedeutender. In Wien haben wir es ſo weit gebracht, daß wir, außer am Faſchings-Dienſtage, keine brillante Redoute mehr beſitzen; es ſtirbt nach und nach Alles bei uns ab, was an das alte, heitere, luſtige, treuzfidele Wien mahnt; die Maskenbälle liegen ſchon lange in den letzten Zügen.

Was beten den Wienern die Redouten in den Jahren 1810 bis 1830 für unvergeßliches Vergnügen! Welche ſinnvolle, geiſtreiche Masken, welche pikanten Abenteuer, welche Luſtigkeit überkam Alle, welche dieſe Räume durchwogten! Jetzt ſchleichen ſie umher, die Maskirten und Nichtmaskirten, wie die Reconvalescenten im Hofe des großen Univerſal-Spitales in der Alſervorſtadt; man hört keinen belachenswerthen

Einfall, erlebt keinen guten Spaß und kann ſich an keiner geiſtvollen oder nur wenigſtens luſtigen Maske erfreuen.

Es gehört jetzt zum Tone, ſelbſt auf der Redoute, wo die größte Ungezwungenheit herrſchen ſollte, kalt und vornehm zu erſcheinen; ſelbſt der letzte Schneidergeſelle, wenn er Freibillete für ſich und ſeine Geliebte, eine Köchin aus der Vorſtadt, erhält, und als Rauchfangkehrer, Schäfer oder Tyroler, und die Dulcinea als Milchmädchen, Gärtnerin oder Bauernmädchen traveſtirt ſind, bemühen ſich kalt und vornehm einher zu wandeln; er beabſichtigt, daß man ihn für einen Diplomaten, ſie, daß man ſie für eine Dame halte, und ſo ſchleichen denn die Unglücklichen von neun Uhr Abends bis fünf Uhr Morgens umher, und bilden ſich dann ein, ſie hätten ſich köſtlich — amüſirt.

Wenn man noch der maskirten Bälle in der „heitern Wiener Zeit“ gedenkt, in welcher die höheren Stände ſich an tauſend allerliebſten Intriguen erquickten, die mittleren ſich aller Ausgelaſſenheit der Ballfreuden hingaben, und die untern an Tanz und Maskenfreiheit ſich ergötzten, ſo vermeint man, jetzt ſei Wien in ein pauvres, polniſches Dorf verwandelt worden; ja, wenn es der Mehrzahl erlaubt wäre, Kreuzer-Cigarren im großen Saale zu rauchen, die Fräuleins Linbrunner zu hören, Käs von einem herumziehenden Salamimann zu kaufen und Bier aus der Halle von Fünfhaus zu trinken, dann könnten die Redouten wieder in Aufnahme kommen; geſtehen wir es uns nur, Wien iſt zu — — — geizig geworden, und an dieſem — Geiz iſt auch das frohe Wien geſtorben.

Man ſage nicht die Theuerung, die Verdienſtloſigkeit, die mißlichen Zeitverhältniſſe ſeien an dem Schund, welcher jetzt ſo viele Wiener beherrſcht, ſchuld; es iſt nicht wahr; — wie vor dreißig Jahren gibt es zahllos viel wohlhabende, hinlänglich bemittelte, reiche Leute genug, allein es gehört zum Tone den Knauſer zu ſpielen. — Nun ſo treibt denn die Knauſerei bis zum Ekel; ärgert Euch aber nicht darüber, daß Wien an der ekelhafteſten Oekonomie zu Grunde geht, an Eurem miſerablen Egoismus ſtirbt und an dem ſchmachvollen Grundſatze: „Nicht leben und noch weniger leben laſſen.“

In der Carnevalszeit, in welcher Carl ſeinen unvergeßlichen Ball gab, war Domeratius Director des Gratzer Theaters. Er hatte kurz vorher die prachtvolle Garderobe von Scotti in Trieſt gekauft, beſaß daher eine Auswahl von reichen Coſtümes aus Sammt, Seide in blendend ſchönen Stickereien, als wären ſie alle ganz neu für ein Hoftheater erſten Ranges gemacht worden, dabei hatte Domeratius eine Maſſe italieniſcher Masken und National-Trachten wie ſie nicht brillanter und geſchmackvoller gedacht werden konnten.

Als Carl den Director des Gratzer Theaters von ſeinem Plan unterrichtete, einen großartigen maskirten Ball zu geben und dazu ſeine reiche neue Garderobe in Anſpruch nehmen zu wollen, ſo jubelte der Bühnen-Principal.

Gott ſei Dank! ſagte er, ſo habe ich doch ein Mal Gelegenheit, meine ausgezeichnete Garderobe an einem Abende dem Publikum produciren zu können. — Ich ſelbſt will in die erſten Häuſer unſerer Hauptſtadt mich verfügen und den Familien meine Traveſtiſſements anbieten; ich werde mir die Damen und Herren wohl auszuwählen wiſſen, die mir meine theueren Kleider nicht verderben ſollen.

Davon bin ich überzeugt, verſetzte Carl, ſo wie ich Ihnen 1000 fl. für den Saal, die Beleuchtung, das Orcheſter u. ſ. w. einhändige, 500 fl. für die Masken und insbeſondere noch das Entrée von denjenigen Perſonen überlaſſe, die ohne meine Einladungskarten den Ball beſuchen wollen.

Domeratius war außer ſich vor Freude über das brillante Geſchäft, das ihm zu Theil wurde; nur, bemerkte der Impreſar, habe ich eine Sorge, und dieſe betrifft die Reſtauration. —

Um Gottes willen! jammerte Carl, es wird doch der Reſtaurateur kein ordinärer Wirth ſein?

Leider, ein Herr Hyrler aus Marburg, ein Menſch, der höchſtens für Bediente und Kutſcher —

Hat dieſer Mann aber doch die nöthige Kücheneinrichtung, dann das erforderliche Silber und ſeine Tiſchwäſche?

Dieſe Erforderniſſe ſind alle vorhanden, verſetzte Domeratius, Hyrler iſt damit beim Antritt ſeines Pachtes von den Ständen verſehen worden.

Victoria! rief Carl, für drei oder vier Köche ſorge ich; dieſe werde ich auftreiben.

Wie geſagt, ſo geſchah es auch, denn vier der erſten Cavaliere, darunter ſelbſt der Gouverneur überließen ihre ausgezeichneten Köche der Reſtauration im Redouten-Gebäude.

Man ſieht hieraus, daß Carl ſchon damals ſein entſchiedenes Talent, großartige Feſte zu arrangiren auf das Glänzendſte bewährte; der Ball ſelbſt ließ ſeine Befähigung hierzu auch noch in anderer Weiſe brilliren.

Wer damals in Gratz ſich befand, noch lebt und Gedächtniß für den Balltag beſitzt, den Carl ins Leben gerufen, wird wiſſen, daß vor dieſem und nach dieſem noch kein Feſt eine ſolche Aufregung hervorgebracht; den ſchönen Gratzerinnen wollte die Freude ſchier das Herz zerſprengen und die Gratzer Herren, jung und alt, waren nicht minder enthuſiasmirt von Carls unerſchöpflicher Fantaſie.

Schon das Vertheilen von prachtvollen Blumenſträußen, geſchmackvoll gewunden und gebunden, an welchen weiße Bänder flatterten, worauf die Worte angedeutet waren:

„Den Damen von Gratz, welche ſelbſt die ſchönſten
Blumen.“

nahmen ſogleich für den Ballgeber ein. Nun traten die Gäſte in den Saal, welcher dergeſtalt glänzend decorirt und überreich beleuchtet war, daß ihn Damen und Herren mit einem Schrei der Bewunderung begrüßten.

Die Muſik war rauſchend.

Hummels Apollo-Tänze wurden zum erſten Male in Gratz producirt.

Carl, in einem ſeinen ſchwarzen Seiden-Domino, mit einem Federhute unter dem Arme, empfing ſeine Gäſte.

Die Baronin betrachtete ſich als Königin des Feſtes, Mery wenigſtens als die erſte Prinzeſſin.

Die Baronin, in der Maske Venus verſtellend, flüſterte ihm zu:

„Vergiß nicht, daß Du mit mir den Ball eröffneſt!“

Nichts Gewiſſeres! ſagte Carl.

Nun kam auch die Eiſenhändlerin als Hebe.

„Ich bin hier! Ich folge Deiner Einladung! Mit mir mußt Du tanzen!“

Da hab' ich andere Nachrichten! erwiederte Carl.

Nun drängte ſich auch die kleine Mery als Ganymed an ihn:

„Mache Deine Beleidigungen gut, tanze mit mir zuerſt, gib mir Genugthuung.“

Gerade habe ich daran gedacht! verſetzte Carl.

Jetzt aber kam Fanny mit der Majorin, Fanny im roſenfarbnen Domino mit einem weißen Barett mit koſtbaren Federn und an ihrer Seite die Majorin in einem weißen Domino mit einem Roſabarett und eben ſolchen Federn.

Fanny ſprach kein Wort, aber ſie drückte Carl die Hand und Carl flüſterte ihr in die Ohren —

Nein, nein! hauchte ſie.

Wenn Du mich liebſt! rief Carl ungeſtüm, dann verließ er die Damen, welche bis auf Fanny und die Majorin alſobald von einer Schaar von jungen Herren zum Tanze aufgefordert wurden und ſich dieſem Vergnügen mit aller Luſt ihres Herzens hingaben.

Ein Domino ganz wie Carls Domino, dieſelbe Größe, dieſelbe Bewegung, dieſelbe Leichtigkeit tanzte zuerſt mit der Baronin, dann mit der Eiſenhändlerin, dann mit Mery.

Carl aber ſaß neben Fanny in der Kleidung eines ſteieriſchen Bauers und ſchwelgte in Wonne im Geſpräche mit dieſem ſchönen Weibe.

Die deutſchen Tänze von Hummel verhallten, der ſteiriſche Bauer verſchwand wieder und Carl erſchien neuerdings im Domino.

Er trug ſeine Larve auf dem Arme und bat um einige Aufmerkſamkeit, weil er die Verſammelten anzuſprechen wünſche.

Meine Damen und Herren, ſagte er, geſtatten Sie mir, Ihnen nun ein Tanz-Potpourri zu empfehlen, das von meiner Erfindung iſt und in welchem alle bekannten deutſchen und franzöſiſchen Tänze vorkommen, welche in diſtinguirten Zirkeln getanzt werden. Es iſt keine Hexerei, erlauben Sie mir nur den Reigen zu eröffnen; die einzelnen Tonſtücke werden Ihnen augenblicklich andeuten, welch' ein Tanz beginnt.

Fräulein Mery! rief Carl laut, Sie haben dieſes Potpourri bereits mit mir eingeübt, ich bitte es mit mir zu eröffnen; nur erſuche ich Sie mir fünf Minuten Zeit zu laſſen, um meine Maske vorzunehmen.

Er verſchwand.

Bald aber kam der andere Domino, ergriff Mery's Arm und nun begann das weltberühmte Potpourri, das Carl ſelbſt in vorgerückten Jahren auf ſeinen Bällen und ſelbſt im Theater mit ſolchem Glücke aufführte; der Domino, welcher aber eigentlich Carl verbarg, zog ſich wieder zurück, verwandelte ſich neuerdings in den ſteieriſchen Bauer, ſchmiegte ſich an Fanny und tanzte in der letzten Figur; plötzlich aber ſah man weder den ſteieriſchen Bauer noch den Roſa-Domino mehr.

Sie waren beide verſchwunden.

XIII.

Als das groſze Tanzquodlibet zu Ende, fielen Tänzer und Tänzerinnen erſchöpft auf die im Saale angebrachten Divans hin, denn Etwas Erſchöpfenderes und Anſtrengenderes ſelbſt für die geſundeſten Lungen und jugendlichſten Füſze hat es noch nicht gegeben als dieſes Potpourri. Carl ſetzte ſelbſt, als er ſchon hoch in den Fünfzigen ſtand, ein Verdienſt darein, alle jungen Damen, welche ſeine Bälle beſuchten, im Sinne des Wortes ſchachmatt zu tanzen; es gelang ihm auch immer, aber ſein Stellvertreter war nicht ſo glücklich als er, denn als die Coda dieſes Tanzes zu Ende, fiel der Remplaſſant Bärenbrunns wie ohnmächtig hin, lüftete ſeine Maske und ſiehe da, es zeigte ſich, daſz Carl den Hauptmann Braus in einen ähnlichen Domino geſteckt und Carl mit einem Roſa Domino auf und davon ſei.

Die Majorin gerieth auſzer ſich.

Sie ſuchte ihren Gatten auf, der in einem Nebenzimmer mit andern Officieren l'hombre ſpielte.

Die Majorin liſpelte dem Gemahl die Schreckenskunde in die Ohren.

Anfänglich war er ſo frappirt wie ſeine Frau und wollte ſchon einen gewaltigen Lärm erheben; es fiel ihm aber ein, daß er hierdurch ſeine Schweſter nur compromittiren würde; er beruhigte ſeine Minna und flüſterte ihr zu:

Es bleibt uns nichts anderes übrig, als die Bewerbung Carls anzunehmen und ihn mit Fanny nach dem Feldzuge zu verbinden.

Die Majorin war außer ſich.

Sie ſah, daß der neue Don Juan ſie grauſam getäuſcht, daß er ſich mit ihr einen Scherz erlaubt, daß die Schmeicheleien, dieſer ihr geſagt, nur Heucheleien geweſen. — Sie hätte ihn vergiften können, wenn ſie ſeiner habhaft geworden.

Daſſelbe Gefühl bemächtigte ſich auch der drei Damen, der Baronin und der beiden andern, die von Innsbruck aus nach Bruck und von Bruck nach Gratz gekommen.

Die Eiſenhändlerin brachte es zuerſt ans Licht, wer der Roſa-Domino geweſen, ſie ſah die Majorin, die ſie kannte, mit ihrem Gatten ſprechen, ſie wußte alſo augenblicklich, daß die Entführte die junge Witwe ſei, die, welch' ſchauderhafte Perſon! erſt vierzehn Tage Trauer trug.

Wenn Frauen und Mädchen ſonſt noch heftig gegen einander erbittert ſind, ſo feiern ſie doch in dem Augenblicke ſtillſchweigend die innigſte Verſöhnung, ſobald ſie einen andern Gegenſtand, namentlich aber ihres gemeinſchaftlichen Haſſes erblicken.

Die Eiſenhändlerin fachte nun den Funken der Entrüſtung zur Flamme an.

Sie ſtachelte die Baronin, ſie hetzte Mery zur Rache an Carl auf.

Sie ſelbſt begnügte ſich, dieſe beiden in's Feuer zu bringen, weil die Eiſenhändlerin eigentlich als eine verheirathete Frau ſich nicht in den Vordergrund der Harpyien drängen konnte, welche des Abtrünnigen Loos zu einer Höllenqual machen ſollten.

Zuerſt fielen die Baronin und Mery über den Hauptmann Braus her.

Der Hauptmann hatte ſich wieder vollkommen erholt, und ſcherzte gerade mit ein paar allerliebſten Masken.

Sie haben es nothwendig, ſagte Mery, daß Sie heiter ſind; Sie, der mitgeholfen, daß wir und alle Ballbeſucherinnen auf das Abſcheulichſte getäuſcht wurden.

Getäuſcht, meine Damen? erwiederte Braus, wodurch getäuſcht?

Wir vermeinten, ſetzte die Baronin hinzu, daß Lieutenant Carl das Tanzpotpourri leite, indeß war Hauptmann Braus der Dirigent.

Nun, meine Damen, da haben Sie ja nichts verloren, Sie folgten mir, dem Hauptmann, und einem Hauptmann wird man doch vertrauungsvoller folgen können, als einem Lieutenant?

Dagegen läßt ſich nichts einwenden, verſetzte die Baronin, aber ich wurde hierdurch auf das Abſcheulichſte hintergangen, Carl iſt mein Erklärter, und in dem Augenblicke, als ich auf ihn zählte, geht er mir mit der Schweſter des Majors durch — dagegen hätten Sie ſich doch ſtemmen ſollen.

Gegen die Schweſter eines Majors? Meine Damen, das wäre ein Subordinations-Vergehen geweſen; wer ſagt Ihnen endlich, daß Carl mit einer Dame durchgegangen? — Gott bewahre! — Er hat die Redoute nicht einen Augenblick verlaſſen. Er klagte nur über die beiſpielloſe Ermüdung und grandioſen Hunger und Durſt, ſetzte ſich mit ſeinem Freunde, dem Rittmeiſter Heinrich, zum Souper, und beide invitirten die Schweſter des Majors, die ſchöne junge Witwe, die ebenfalls unerhörten Appetit —

Auf den Lieutenant Carl bekam, fiel die Eiſenhändlerin boshaft ein.

Welche beſagte Witwe auch augenblicklich mithielt, da ſie ohnehin nicht in der Stimmung iſt, zu tanzen.

O, dieſer Madame Stimmung kenne ich ſehr wohl! ergänzte Mery.

Ich aber will ihr ein Wort ins Ohr raunen! drohte die Baronin. Ich will ihr etwas von meinen Rechten auf Carl erzählen. Ihm habe ich den Rittmeiſter Heinrich geopfert, der mir in Wien eine Liebeserklärung machte, mir in Salzburg Treue ſchwur, in Bruck um meine Hand anhielt und mich in Gratz geheirathet hätte.

Um ſich in Klagenfurt wieder ſcheiden zu laſſen, lachte Braus. Gnädige Frau, ſetzte der Hauptmann hinzu, glauben Sie nur dann erſt einem Heirathsantrage Carls, wenn er dieſen vor Zeugen ausſpricht; was er unter vier Augen einer Dame verſichert, iſt alles Galanterie.

Ja, ja, das iſt wahr, bekräftigte Mery, vor Zeugen muß man ihn anhören, vor Zeugen muß er ſeine Verſprechungen machen, je mehr Zeugen deſto beſſer.

Indeß theilte ſich der Unwille über die Schweſter des Majors allen Damen und Mädchen, welche ſich auf der Redoute befanden, mit.

Schön war Fanny, beneidenswerth jung und enorm reich.

Dergleichen Eigenſchaften ſind hinreichend, eine Armee von Frauenzimmern gegen eine derlei Begünſtigte in die Waffen zu rufen.

Wenn nun erſt gegen eine ſolche Dame etwas vorgebracht werden kann, das ſie bemakelt!

Fanny bemakelten aber zwei Dinge! Nr. 1: Sie war eine Witwe seit vierzehn Tage und ging auf die Redoute, und Nr. 2: ſie verſchwand in der Redoute mit einem jungen Officier.

Allgemeine Verachtung der Tactloſen, der Leichtſinnigen, welche das Decorum ſo rückſichtslos verletzt; allgemeiner Abſcheu einer Perſon, welche in Gratz ihr Glück gefunden und nun nicht einmal ſo viel Schicklichkeitsgefühl zeigte, in Gratz zu leben, wie es der Anſtand, der feine Ton und die hohe Sittlichkeit der ſchönen Gratzerinnen erheiſchten.

Es wurde zuerſt die Majorin aufgeſucht.

Die intimen Freundinnen derſelben beſtürmten ſie, ihre Schwägerin zu demüthigen und dem verletzten Decorum Genugthuung zu geben.

Ich bin ja ſelbſt hier, entgegnete die Majorin, und habe, da ich ſo gut Trauer um den Hingeſchiedenen trage, wie Fanny, das Decorum verletzt.

Ei Du! fiel ihr eine Gubernialräthin ins Wort, biſt die Gattin eines Militärs; die Gattin eines Officiers hat ſich nicht an Förmlichkeiten zu binden; ein Officier kümmert ſich in tauſend Fällen nicht um die Gebräuche des Civils; aber die Witwe des Hingeſchiedenen, der ſie noch mit einem ungeheuren Vermögen zur Univerſalerbin einſetzte, gewiſſermaßen auf dem noch friſchen Grabe des Todten zu tanzen! Es iſt himmelſchreiend.

Ich ſehe es wohl ein, ſagte die Majorin, heimlich von gleichem Ingrimme verzehrt, aber was ſoll ich thun, um Euch Freundinnen und auch allen Damen von Gratz Satisfaction zu geben?

Du mußt Deine Schwägerin augenblicklich vom Balle nach

Hauſe führen! ſagte die Gattin eines Medicinae=Doctors von Gratz. —

Sie muß verſchwinden unter Ziſchen und ſpöttiſchem Gelächter! ergänzte eine Advocatens=Witwe.

Recht! verſetzte die Majorin, aber wo find' ich ſie?

Dort im grünen Zimmer, deſſen Thüre noch nicht geöffnet iſt; die wir aber durch einen Garçon aufreißen laſſen, ſagte die Doctorin; es iſt mir endlich gelungen, die Unverſchämte zu entdecken!

An's Werk! ſagte die Majorin.

Noch einen Augenblick! bat die Räthin. Wir wollen vorher alle Damen unterrichten, was wir vorhaben; die geſammte Frauen= und Mädchenwelt muß ſich hier verſammeln; wir wollen ein Spalier durch den ganzen Saal bis zum Eingange bilden; Fanny ſoll Spießruthen laufen, und unſer Spott ſoll ihr bis ins Fleiſch dringen.

Die Damen, alt und jung, verſammelten ſich ganz ſo, wie ſie ſich vorgenommen.

Plötzlich wurde die Thüre des grünen Speiſezimmers aufgeriſſen.

Da ſaß Fanny oben an einem Tiſche, Carl rechts, der Rittmeiſter links, etwas näher Hauptmann Braus und noch ein Hauptmann.

Sie ſtießen gerade an ihre Gläſer, und Carl brachte der geliebten Fanny einen Toaſt aus.

Carl wußte von der Verſchwörung der Damen, Braus hatte ihm davon geſagt.

Mit großer Geiſtesgegenwart trat er vor, Fanny in der Mitte, die übrigen Officiere umgaben die Liebenden.

Welch' ein glücklicher Zufall, ſagte Carl, alle Damen verſammelt zu finden. Ich benutze den Moment, Ihnen, rehrte, meine Braut aufzuführen, ſo eben haben wir die lobung vor Zeugen gefeiert! Orcheſter, Tuſch!

Die Muſik fiel ein.

Die Baronin, Mery und die Eiſenhändlerin fielen um.

XIV.

Lieutenant Carl war nun der erklärte Bräutigam Fannys.

Alle giftigen Bemerkungen gegen die junge Witwe mußten verſtummen oder wurden nur ganz leiſe ausgeſprochen, denn das Decorum war gerettet und als vollends Diejenigen, welche die ſchöne Witwe um ihre Jugend, Schönheit und ihren Reichthum beneideten, erfuhren, daß ſie Carl, nach beendigtem Feldzuge, als ſeine Gattin nach Wien führen würde, daß alſo Gratz eine, die Männer zur Bewunderung hinreißende Dame, weniger beſitzen werde, da entwich aller Groll in den Herzen der Frauen und Mädchen, und man drängte ſich heran, der holden Braut Glück zu wünſchen.

Und die Baronin, und Mery und die Eiſenhändlerin?

Sie machten eben gute Miene zum böſen Spiele.

Mery tröſtete die Leidensgefährtinnen mit den Worten:

O dieſe Witwe iſt noch nicht Carls Gattin. Wenn auch die Kugeln der Feinde ſein treuloſes Herz nicht zerfleiſchen ſollten, ſo bringt er es doch durchlöchert aus dem Felde zurück, denn wo er hinkommt, verliebt er ſich, und wenn es eine Gerechtigkeit auf Erden gibt, trifft ihn der Dolch einer Italienerin; in Italien darf er es nicht machen wie bei uns.

Die Freuden des Ballvergnügens endeten erſt um fünf Uhr Morgens.

Es war ein Glück, daß viele Damen von Gratz, welche Wohlgefallen an den ſchönen Officieren fanden, den Vormittag verſchliefen, denn um zehn Uhr war ſchon kein öſterreichiſcher Officier mehr in Gratz; der Befehl zum Aufbruche kam unerwartet, Carl z. B. gewann kaum ſo viele Zeit, in das Haus des Majors zu eilen, ſeine Schwüre zu erneuern, Fannys Schwüre wiederholen zu laſſen und unter Thränen, die beiderſeits vergoſſen wurden, ſeiner Pflicht zu genügen.

Als die Damen ſich ihren weichen Kiſſen entwanden, wo waren da die ſchmucken Officiere ſchon.

„Leb' wohl, mein wack'rer Kriegesmann,
Ich muß zurücke bleiben,
Daß ich Dich liebe, will ich ſtets
Dir ſagen und Dir ſchreiben;
Bin ich noch ledig über's Jahr,
Und ich ſeh' froh Dich wieder,
Dann führe mich zum Traualtar,
Und laß Dich bei uns nieder."

(Kollmann im „Aufmerkſamen" 1809.)

Die Eiſenhändlerin ging mit ihrem Gatten nach Bruck zurück, die Baronin aber und Mery vermochten ihrer Paſſion, den Geliebten nach zu ziehen, nicht zu entſagen; ſie folgten wie ein paar Marketenderinnen der Armee.

Die Baronin war ſo liebenswürdig, Mery auf der ganzen Reiſe frei zu halten.

Wir werden auf dieſe beiden Damen zurückkommen.

Den Leſern den Feldzug gegen die Franzoſen in Italien zu beſchreiben, würde den Umfang dieſes Romans um das Zweifache ausdehnen.

Carl zeichnete ſich in dieſem Feldzuge rühmlich aus, alle Officiere, neben welchen er, namentlich in dem Treffen bei Sacile gefochten, geben ihm das Zeugniß, daß er ein beherzter und tapferer Militär geweſen, allein durch die Uebermacht des Feindes gerieth er im Juni 1809 mit drei andern Officieren und dem Bataillon, in welchem er diente, in Gefangenſchaft und wurde nach Mantua gebracht. Nach dem Friedensſchluſſe von Wien, 14. October deſſelben Jahres, würde er offenbar ebenfalls frei geworden ſein, wenn er ſeiner Zunge Meiſter geweſen, und nicht unaufhörlich über die Franzoſen ſich luſtig gemacht und einige Male ſogar den Kaiſer Napoleon verunglimpft hätte; man behielt ihn daher in der Feſtung Mantua zurück und ſperrte ihn in das Gefängniß des Hafenforts über dem Waſſerfalle des Mincio. Dort ſteigerte ſich die Lage Carls zur Verzweiflung, als mehrere franzöſiſche Officiere, die einen aus Mitleid, die andern wohl aus Haß ihm mittheilten, daß er ſeiner Verhöhnung des franzöſiſchen Kaiſers ſein Leben zur Sühnung werde bringen müſſen, denn aus dem Gefängniß des Hafenforts habe noch nie ein Gefangener einen andern Weg gefunden, als den, welcher zum Tode führe. —

Am 15. Februar 1810 öffnete man plötzlich zur ungewöhnlichen Stunde das Gefängniß, in welchem ſich Carl befand. Carl war der feſten Meinung, man werde ihn jetzt hinter die Feſtungsmauer führen und ihm mittelſt dreier Kugeln für immer den unbeſonnenen Mund verſtopfen, allein man ſtieß einen neuen Gefangenen zu ihm in das feuchte Loch, in welchem er dem finſtern Gemäuer ſein Elend klagte.

So lange die eiſerne Pforte offen blieb und hinlänglich Licht auf die Geſtalt des Unglücklichen fiel, der nun ſein Leidensgenoſſe wurde, vermochte Carl die Geſichtszüge des Fremden genau zu betrachten.

Es war ein Greis und wie es Carl vorkam, von wenigſtens ſiebzig Jahren; oft, wenn Carl in ſpäterer Zeit ſich an den Unglücklichen erinnerte, ſagte er, er habe vermeint, der Schauſpieler Dunſt in der Maske des alten Ueberall und Nirgends, der Geiſt Hohenſtaufens betrete Carls Zelle; der Bart, die Haare, der Gang, die Bewegung, Alles erinnerte an Hohenſtaufen.

Man ſchloß die Thüre hinter den beiden Gefangenen zu, ſchob die ſchweren Eiſenſtangen in die Klammern und ſtellte noch eine Schildwache vor das Gefängniß, welcher man, gleich der erſten, die ſchon auf ihrem Poſten ſtand, die gemeſſenſten Befehle gab, Niemand, wer es auch ſei, zu geſtatten, in der Nähe dieſes Gefängniſſes zu verweilen.

Wer muß dieſer Mann ſein! dachte Carl, was muß dieſer verbrochen haben? Ein Bauer dem Anſehen nach, und nach ſeinem feurigen Auge zu urtheilen, das ſelbſt Leiden und Jammer, Alter und Gebrechlichkeit nicht um ſeinen Glanz zu bringen vermochte, doch kein Bauer!

Guten Tag! grüßte Carl den Greis! Woher des Weges?

Guten Tag! erwiederte der Unbekannte. Ich komme aus Tyrol, um in italieniſchem Boden begraben zu werden. Wenn ich Dir meinen Namen ſage, ſo wirſt Du es begreifen, daß ich nur wenige Tage noch zu leben habe — ich bin Andreas Hofer, der Sandwirth in Tyrol.

Carl erſtarrte, aber faßte ſich doch bald.

Hofer! rief er aus. Hofer, der Held, Hofer, der tapfere Landesvertheidiger, o, reicht mir Euere Hand, wackerer Mann.

Da haſt Du ſie! erwiederte Hofer, und reichte Carl die Hand, welche dieſer ſchüttelte; ſchau, ſetzte Hofer hinzu, die Franzoſen ſind doch nicht ſo grauſam, als ich befürchtet habe. Erſtens ſperren ſie mich nicht in eine einſame Zelle, in der ich aus Verzweiflung über mein zurückgelaſſenes Weib und meinen zurückgelaſſenen, kranken Sohn, mir hätte den Kopf an den Mauern zerſchellen müſſen, dann ſperren ſie mich zu einem öſterreichiſchen Officier, nicht wahr, das biſt Du ja?

Carl bejahte es.

Und ein Jäger biſt Du auch? Du, ich war auch ein Jäger.

Der erſte Schütze in ganz Tyrol!

Ja, der aber ſtatt auf die Scheiben, auf die Franzoſen geſchoſſen hat, und mit ihm ganz Tyrol, Männer, Weiber und Buben! Das war ein Freiſchießen, ein ſolches Beſtgeben hat Tyrol noch nicht erlebt! Mir lacht das Herz im Leibe, wenn ich daran denke!

Vater Andreas, laßt Euch die Hand küſſen!

Freut Dich's, daß Du den Hofer haſt kennen gelernt? mich freut's ſelbſt, daß ich mich kenne. Nu, die Freud wird bald aus ſein! — Jetzt werden's mich halt noch einmal verhören; ich werd' ihnen aber nichts ſagen, da werden's böſ' werden und mich auf einen Haufen Sand knieen laſſen, und dem Sand[illegible] ein halbes Dutzend von den Kugeln in den Leib jagen, welche er den Feinden Oeſterreichs zu Hundert Tauſenden in den Leib jagte. —

Was haſt denn Du gethan? fragte Hofer den Jäger-Officier.

Ich habe als Kriegsgefangener über die Franzoſen geſchimpft, habe ſie lächerlich gemacht, habe geſagt, ſie verdankten ihre Siege nur der Uebermacht; ich habe endlich über ihren

Kaiſer ein Bonmot gemacht, ich würde es Euch ſagen, aber es iſt ein franzöſiſches Bonmot.

Bonmot, das iſt ein Schimpf?

Mein Bonmot war wenigſtens kein Lob.

Sag' mir's.

Wenn Ihr Franzöſiſch ſprecht, denn im Deutſchen läßt ſich der Doppelſinn nicht geben.

Gott ſei Dank! franzöſiſch ſprech' ich nicht, aber deſſen ungeachtet habe ich mich doch den Franzoſen verſtändlich gemacht; die Tyroler Büchſen haben mit ihnen g'redt, ſie haben eine jede Sylbe verſtanden. — Was wird denn Dein Schickſal ſein?

Mich wollen ſ' auch erſchießen!

Hör auf! Wie lange dünſteſt Du denn ſchon hier?

Seit Juni!

Und heute haben wir den 15. Februar?

Beinahe acht Monate!

Vielleicht denken ſie noch über den Bonmot nach und wiſſen's noch nicht, ob's ein's war oder nicht; oder ſie haben dich vergeſſen? Erſchießen können ſ' dich nicht wegen eines Wortes; ein Wort iſt kein Pfeil —

Aber eine Kugel wird's für mich werden.

Setz' Dir nichts in Kopf! Du biſt ja kein franzöſiſcher Officier, ſondern ein öſterreichiſcher; was haſt Du Dich um den Feind Deines Vaterlands zu ſcheeren — da ſchau mich an, was ich den Feinden Oeſterreichs gethan hab' und Du! Wann ſie mich erſchießen, ſo müſſen ſie Dich mit einem Belobungsdecret nach Haus gehen laſſen! — Weißt Du nicht, darf man hier Tabak rauchen?

Ja, ich rauch den ganzen Tag!

Drum haben ſie mir auch mein „Naſenwärmerl" gelaſſen, aber das Geld haben ſie mir genommen; 1200 Stück Andreas-Hofer-Zwanziger und 28,000 Gulden in Bankozetteln, damit werden ſie mich auf 3 Tage verköſtigen; ſo viel zahlt ja kein Fürſt für ſeine Bewirthung!

Das Gefängniß wurde wieder aufgeſchloſſen.

Ein Sergeant trat mit vier Mann herein und führte Andreas Hofer zum Verhöre.

XV.

Carl brachte die Tage, welche er mit Hofer im Gefängniß verlebte, nie aus ſeinem Gedächtniſſe. Er erzählte, was er erlebt, oft ſeinen Freunden, und immer machten die Erinnerungen auf ihn einen ſo tiefen Eindruck, daß er höchſt wehmüthig geſtimmt wurde.

Nach geſchehener Vernehmung Hofers wurde er in ſeinen Kerker zurückgeführt.

Sieben Officiere, ſagte er zu Carl, haben über mich Gericht gehalten, und der Dolmetſcher, der die Fragen des Kriegsgerichts mir ins Deutſche überſetzt, hätte für mich bald wieder eines Dolmetſchers bedurft; dieſer Kerl hat ein ſo g'ſpaßiges Deutſch g'red't, daß ich das zehnte Wort nicht verſtanden hab'. Es war auch nicht nothwendig, mein Tod iſt b'ſchloſſen, ich mag antworten, was ich will.

Der Raffel! Der Räffel! fuhr Hofer fort, der iſt an meinem Unglück Schuld!

Wer iſt dieſer Raffel? fragte Carl.

Leider muß ich es ſagen, daß er auch ein Tyroler iſt; ein Tyroler und dabei ein Judas! Noch einmal ſo gern' wollt' ich ſterben, wenn dieſer Verräther nicht mein Landsmann wär', um des Preiſes wegen, den ſie auf meinen Kopf geſetzt haben, der 10,000 fl. wegen, die den ſchlechten Kerl verlockt haben hat er dem ehrlichen Volk, dem er angehört, die Schand' gemacht, und hat mich angegeben! Aber Eins hoff' ich von meinen wackern Landsleuten, daß ſie dieſen Unehrlichen nich mehr unter ſich dulden werden, daß er aus dem Land Tyro hinaus muß und ſollte er ſich auf eine noch höhere Alm de Pfandelbergs, wohin ich mich begab, flüchten!

Es iſt vielleicht bald ein Monat, fuhr Hofer fort, daß ich mich ein wenig von dem Heugaden, wo ich verſteckt war entfernte. Mein Weib ſtand in meiner Nähe; auf einmal ſagte ſie: „Andres, um Gottes willen, zieh' Dich z'ruck, da kommt der Franz Raffel die Alm herauf!“

O Gott! es iſt ſchon zu ſpät! ſetzte mein Weib hinzu.

Laß' ihn kommen! Ich werde mit ihm reden, erwiederte ich.

Ich ging auf Raffel zu.

Franzl, ſagte ich, Du haſt mich jetzt g'ſehen, Du weißt, wo ich bin; Du kannſt mich verrathen, aber Du wirſt es nicht thun!

Ich Dich verrathen, ſagte Raffel, ich den Sandwirth verrathen, was fällt Dir ein?

Ich mein's auch! rief ich. Da haſt Du drei Kronenthaler, trink' auf mein G'ſundheit! Und gib mir Dein Ehrenwort, daß Du Niemand auf der Welt ſagſt, wo ich bin.

Er wollte mir einen Eid ſchwören, daß er ſchweigen würde.

Ich brauche Deinen Eid nicht, entgegnete ich. Ein rechtſchaffener Tyroler gibt ſein Wort und ſeinen Handſchlag. Wort und Handſchlag gelten dem Tyroler wie ein Eid.

Er gab Wort und Handſchlag, ging aber, wie ſie mir in Botzen erzählt haben, zwei Tage nachdem er mich entdeckt, nach Meran, ließ ſich bei dem General Baraguay d'Hilliers melden, und zeigte mich an.

Am 26. Januar (1810) kam der Raffel wieder, aber nicht allein, 400 franzöſiſche Soldaten kamen mit ihm. Raffel war an der Spitze und zeigte den Franzoſen den Weg.

Warum entfloht Ihr nicht? in Tyrol kennt Ihr ja jeden Stein, jeden Berg, jede Schlucht? fragte Carl. Ich hätte dem Hallunken nicht getraut, der zu Euch hinaufſtieg!

Ich weiß es nicht, wie es kam, aber ich konnte mich nicht zur Flucht entſchließen, und dann hatte ich mein Weib, meinen Sohn Johann und meinen Schreiber Döninger bei mir. Wohin mit allen dieſen auf den unwirthbaren Wegen und bei den gräßlichen Lawinenſtürzen, die faſt alle Tage wie das heftigſte Donnerwetter ſich entladen haben. — Es hat nicht ſein ſollen!

Ich war alſo, ergänzte Hofer, am 26. Jänner mit meinem Weibe noch im untern Theil der Hütte im Heugaden, mein Sohn Johann und mein Schreiber Döninger lagen im obern Theil. — Auf einmal hört Döninger auf dem knarrenden Schnee ſchwere Fußtritte. Er rafft ſich vom Lager auf; es war noch Nacht, aber der Himmel voll Sterne.

Die Knechte, die uns die Nahrungsmittel bringen, ſagte Döninger zu meinem Hanſel, können's nicht ſein, die kommen nicht zu dieſer Stund', denn eh' ſie zu uns heraufſteigen, hören ſie zu St. Martin eine heilige Meß'.

Hanſel! ſchrie mein Schreiber, um Gottes willen! Es kommen Franzoſen!

Mein Sohn ſpringt ſogleich auf, Döninger klettert zum Dachfenſter hinaus, mein Sohn ihm nach und beide ſteigen rückwärts hinab, um im Schnee ſich zu vergraben, aber ſie werden auf der Stell g'faßt, nieder g'ſchlagen und gebunden, dann hingeworfen auf die Schneedecken wie wilde Schwein'.

Mein Weib erwacht, rüttelt mich auf:

Die Franzoſen ſind da! Um Gottes willen, wir ſind verloren!

Ich machte ſogleich die Thür meiner Hütten auf und fragte

Wer ſpricht deutſch?

Der Commandant der Trupp' ging auf mich zu und antwortete: Ich!

Sie ſind gekommen den Andreas Hofer gefangen z nehmen, hier ſteht er vor Ihnen! Thun Sie mit mir, wa Sie wollen, ich bin ſchuldig; aber ſchonen Sie mein Weib meinen Sohn, meinen Schreiber, denn dieſe haben nichts gegen Sie verbrochen!*)

Jetzt hab' ich auch kein anderes Loos g'habt, fuhr Hofer fort, ſie ſchlugen mich mit ihren G'wehrkolben gottesjämmerlich, banden mir und meinem Weibe die Hände, ſchlugen auch ſie; mir riſſen ſie ſogar die Hälfte meines Bartes aus.

Mein Weib weinte und jammerte, mein Bub und mein Schreiber ſchrieen um Gnade und Barmherzigkeit.

Ich rief ihnen zu:

Schämt Euch, dieſe Menſchen um Barmherzigkeit zu bitten, das ſind keine Soldaten, das ſind Räuber! Gott fleht um Barmherzigkeit an; zu Ihm betet. Leidet mit Geduld! der Allmächtige wird Euch nicht verlaſſen!**)

Jetzt wurde „Marſch!“ commandirt.

Man ſtieß mich mehr als man mich gehen ließ, mich und die Meinigen die Alm hinunter, auf der ich mit Weib und Kind und meinem Schreiber mehr als acht Wochen in ſteter

---

*) Gleichlautend mit den Worten Hofers in dem Werke „Der Freiheitskampf von Tyrol“ von **r. Leipzig bei Teubner (1842) 3 Bde.

**) Gleichlautend mit den Angaben der „Allgemeinen Zeitung“ vom 9. Februar 1809.

Todesangſt gelebt hab'! Wir wurden nach Meran transportirt. Als ich über die Stiege des Hauſes zu dem General geführt wurde, begegnete mir Raffel, der gerade „die dreißig Silberlinge“ geholt hatte.

Er wollte an mir vorbei, aber ſeine Füße waren gelähmt.

Er wurde blaß wie die Wand, an die er ſich lehnte.

Raffel, ſagte ich, ſieh mich an! Du ſiehſt mich in dieſem Leben nicht mehr. Ich werd' erſchoſſen, das weiß ich, und das iſt Dein Werk. — Raffel, ich wünſche Dir, daß Du einſt ſo ruhig ſtirbſt wie ich! Ich möchte Dich fragen Jenſeits, wie Du geſtorben, aber Dich find' ich nicht dort Oben!

Carl wurde von dieſer Mittheilung ſo erſchüttert, daß er kaum hörbar athmete.

Hofer wollte fortfahren in ſeiner Erzählung, allein das Gefängniß wurde neuerdings geöffnet und Hofer beordert, dem Eiſenmeiſter und den Soldaten zu folgen.

Sie holen Euch zum Tode, rief Carl ſchmerzhaft bewegt.

Sie ſanken ſich in die Arme.

Carl erzählte oft:

Ich weinte wie ein Kind bei dieſem Abſchiede.

Bet' für mich! ſagte Andreas Hofer zu Carl, als man ihn aus ſeinem Kerker ſchleppte.

XVI.

Es währte nicht lange, erzählte Carl häufig ſeinen Freunden, wenn er von den jammervollen Tagen, die er in Mantua verlebte, ſprach, daß ich Hofers entſetzliches Ende beinahe mit anſah.

Am 20. Februar 1809 hörte ich um 8 Uhr Morgens einen dumpfen Trommelſchlag.

Voll banger Ahnungen ſchwang ich mich an meinem engvergitterten Kerkerfenſter empor, klammerte mich an die Eiſenſtäbe, und ſtarrte hinaus auf den Wall nach der Richtung, von welcher der Trommelſchlag ertönte.

Zuerſt ſah ich einige Geiſtliche in ein Gefängniß eilen.

Sie blieben lange darin.

Um eilf Uhr Vormittags bewegte ſich der Executionszug aus Hofers Gefängniß nach dem Walle.

Hofer wurde in der Mitte von zwei Geiſtlichen geführt.

Er war ſehr gefaßt. Er ging feſt und entſchloſſen neben den Prieſtern einher.

Es ging vorwärts.

Immer mehr verhallten die Schritte.

Es herrſchte eine lautloſe Stille, daß ich meine Pulsſchläge hätte zählen können.

Plötzlich hörte ich einen ſtarken Schuß.
Ich ſtürzte beſinnungslos vom Fenſter.

Als ich wieder zu mir kam, erzählte Carl, ſtand der Eiſenmeiſter vor mir.

Er erſchien mir weniger unfreundlich als ſonſt.

Was iſt Ihnen denn geſchehen? fragte er mich. Wahrſcheinlich hat Sie der Trommelſchlag und die Execution, die heute ſtattfand, ſo erſchreckt, daß Sie ohnmächtig wurden.

Mit Hofer ging's zu Ende, ſetzte der Eiſenmeiſter hinzu. Er gab mir noch einen herzlichen Gruß an Sie auf.

Um fünf Uhr früh ſchrieb er noch einen Brief an ſeinen Schwager Pückler in Neumarkt, und bat ihn in dieſem Briefe, in der Kirche Fürbitten für Hofers arme Seele halten zu laſſen. — Ich habe dieſen Brief geleſen, ſetzte der Eiſenmeiſter, ein Elſaßer, der ſehr gut deutſch ſprach, der wol eine rauhe Außenſeite, aber ein gutes Herz beſaß, hinzu, und den Schluß des Briefes habe ich ſo ziemlich im Kopf behalten. Er lautet:

„Und ſo lebt Alle wohl auf der Welt, bis wir im „Himmel zuſammenkommen, und dort Gott loben ohne „Ende.“

„Alle Tyroler, beſonders die Paſſeyer und meine vielen „Freunde und Bekannten ſollen meiner eingedenk ſein im „Gebet, und mein Weib ſoll ſich nicht bekümmern.“

„Ade, meine ſchnöde Welt!“

„So leicht kommt mir das Sterben, daß mir nicht die Augen naß werden!“

Ich konnte meine Thränen nicht zurückhalten, ſagte Carl, als ich dieſe Worte vernahm.

Ich warf einen Blick auf des Eiſenmeiſters Geſicht; ic bemerkte, daß auch ihm einige Zähren an den Wimper hingen.

Jetzt wird die Reihe an mich kommen, ſagte ich, ergänzt Carl.

Der Eiſenmeiſter ſchwieg.

Sie haben heute noch nicht gefrühſtückt, bemerkte er nac einer Pauſe. Endlich habe ich Danziger Geldwaſſer aufgetrieben. Da bringe ich eine Flaſche und ganz vortrefflichen Kuchen. — Frühſtücken Sie. —

Er ging.

An der Thüre kehrte er um.

Apropos, ſagte er, es iſt viel Geld für Sie beim Feſtungs-Commandanten hinterlegt worden: aber das Geld kam nicht aus Wien!

Laſſen Sie ſich den Kuchen gut ſchmecken! ſetzte der Eiſenmeiſter hinzu, und betonte das Wort Kuchen auffallend; dann ging er.

Ich brach den Kuchen haſtig auseinander.

Meine Ahnung erfüllte ſich.

Ich fand darin ein Zettelchen.

Ich las folgende Zeilen:

„Endlich iſt es unſeren unbeſchreiblichen Bemühungen
„gelungen, Deine Befreiung bei dem Vicekönige in Mai-
„land auszuwirken. Du wirſt vielleicht morgen ſchon Dein
„Gefängniß verlaſſen können. In Mantua im Gaſthofe „zur
„Stadt Rom" erwarten Dich die Baronin und

Mery."

XVII.

Endlich endlich! rief Carl, als er den Zettel geleſen, endlich ſchlägt meine Befreiungsſtunde! Welch ein Contraſt! Vor fünf Minuten glaubte ich noch, ich würde wie Hofer meinen Tod auf einem der Wälle von Mantua durch eine handvoll Kugeln finden und nun werde ich frei! frei! — Daß mich vor Freude und Entzücken nicht ein Schlagfluß rührt, begreiſe ich nicht. Das Herz pocht mir ſo gewaltig als wollte es zerſpringen! Mein Gott! mein Gott, wie danke ich Dir! —

Carl las den erhaltenen Zettel noch ein Mal.

Dieſe beiden Weiber! ſagte er, ſie haben mich gerettet! — Ich dachte nicht mehr an ſie! — In den acht Monaten, ſeit welchen ich hier gefangen ſitze, beſchäftigte ich mich nur mit Fanny. Sie ſpielte die Hauptrolle in dem Drama, das meine Phantaſie entwarf; der Baronin und Mery wies ich kaum Statiſten-Rollen an, und ſie übernahmen die Hauptpartien, ſie, die ich vernachläſſigte, zurückſetzte, verhöhnte, ſie ſogar gewaltſam von mir entfernte! Die Baronin mit ihrem Gelde, Mery mit ihrer unermüdlichen Anhänglichkeit! — Wie werde ich dieſen Weibern meine Dankbarkeit beweiſen können! — Ich muß mein ganzes Leben ihnen weihen! —

Der Eiſenmeiſter erzählt, daß viel Geld für mich angekommen, aber nicht aus Wien, ſetzte er hinzu, gewiß aus

Gratz! — Von meiner heißgeliebten Fanny? — Von mei künftigen Gattin? Ja, ja, ſie gibt mir ſchon jetzt einen An cipando-Betrag ihres großen Vermögens! O die Weib die Weiber! es gibt nichts Edleres als ein Weib, und ich h Glück bei den Weibern! — Ein Hoch der Baronin, ein Vi der Mery! Mein Herz der ſchönen Fanny!

Er ſetzte die Flaſche mit Danziger Waſſer, welche i der Eiſenmeiſter mit dem Kuchen überbracht, an ſeine Lipp und brachte ſie nicht mehr aus der Hand, bis ſie geleert w und er in eine ſo arge Betäubung verfiel, daß er das Bewu ſein verlor; zum Glück folgte dieſem Zuſtande ein ſehr wo thätiger Schlaf, der ſeinem Rauſche ein Ende machte, de ſonſt wäre er gewiß im trunkenen Zuſtande vor dem Krieg gerichte erſchienen, das ihn um vier Uhr Nachmittags du den Eiſenmeiſter rufen ließ.

Als **Carl** erwachte, ſtand der Eiſenmeiſter vor ihm.

Hören Sie, ſagte der Eiſenmeiſter, Sie haben mir e furchtbare Angſt eingejagt! Sie haben die ganze große Flaſ Danziger ausgetrunken, haben einen Rauſch bekommen, d gleichen kein ärgerer gedacht werden kann! — Gott ſei Da Durch Ihren Schlaf, der feſter war als der eines Todten, der Haarbeutel verſchwunden! Ermannen Sie ſich! Ich m Sie vor das Kriegsgericht führen. Wenn ich Sie im tru kenen Zuſtande geſtellt und man entdeckt hätte, daß ich Ihrem Rauſche ſchuld, hätte man mich zum Teufel geſch und ich hätte mit Weib und Kind betteln gehen können.

Carl ſprang auf.

Das Wort Kriegsgericht machte ihn vollkommen nüchte

Zum **Kriegsgerichte**? bebte **Carl**. Träumte i Oder iſt es **Wirklichkeit**?

Er fand den Zettel **Merys** auf der Erde.

Er raffte ihn auf und las ihn.

Es iſt Wirklichkeit und kein Traum! bekräftigte der Eiſenmeiſter, Sie werden frei! — Aber verrathen Sie nicht, daß ich — — —

Sie verrathen? erwiederte Carl, eher laſſe ich mich noch einmal acht Monate einſperren — als Sie verrathen.

Stellen Sie ſich nur recht deſperat, als wenn Sie Ihr Todesurtheil erwarteten; die Herren Officiere freuen ſich ſchon darauf, Ihnen zuerſt recht viel Angſt, und wenn Sie dann ganz verzweifelt vor ihnen daſtehen, Ihnen Leben und Freiheit anzukündigen, ſo haben Sie es dem Rittmeiſter Heinrich von — — —

Saß der hier auch gefangen?

Wie Sie, acht Monate!

Mein Freund, mein edler Freund! mein treuer, biederer Lebens-, Schickſals- und Waffengefährte? — Was verbrach denn dieſer?

Ganz was Sie verbrachen. Er ſchimpfte den Kaiſer; er machte ſogar ein Spottgedicht auf die große Armee.

Und wird jetzt frei?

Er iſt ſchon frei.

In der „Stadt Rom“ ſitzt er bereits bei zwei Damen, welche Sie erwarten. Er hat bereits zwei Liebesräuſche und zwei Champagnerräuſche glücklich überſtanden.

Carl ſprang vor Freude wie toll in ſeinem Gefängniß herum.

In dieſer Exaltation, ſagte der Eiſenmeiſter, können Sie nicht vor dem Kriegsgericht erſcheinen. Sie müſſen ſich verſtellen.

O mein Freund, ſagte Carl, da ſollen Sie Etwas erleben, das Ihnen zeigen wird, welch ein bedeutendes Talent ich zum Schauſpieler beſitze. Dem Kriegsgerichte will ich eine Komödie vorſpielen, daß die Mitglieder deſſelben erſchrecken und erbleichen und wenn ſie mir dann meine Freiheit ankündigen, daß ihnen über meinem Jubel die Herzen zu eng werden ſollen. Die Rede, die ich halten werde, die Worte: „Vive l'Empereur! La grande Armée, le Triomphe de Napoléon" ſollen wenigſtens fünf Hundert Mal vorkommen! — Ich bin bereit Ihnen zu folgen!

Carl folgte dem Eiſenmeiſter zum Kriegsgerichte.

Carl erſchien vor dem Kriegsgericht zerknirſcht, vernichtet; in Gang, Haltung und Sprache den Mann bezeichnend, der ſein Todesurtheil erwartet. Den Eiſenmeiſter ließ er nicht mehr los: er ſtützte ſich auf ihn, weil Carl zuſammen zu brechen drohte.

„Im Namen Sr. Majeſtät des Kaiſers und Königs Napoleon von Gottes Gnaden und der Staatsverfaſſung Kaiſer der Franzoſen, König von Italien und Protector des rheiniſchen Bundes;

hub der Vorſitzende an.

Carl knickte zuſammen wie ein Taſchenmeſſer.

„Allen Gegenwärtigen, welche dieſe Urkunde leſen und jenen, die ſie künftig leſen werden, unſeren Gruß.

Carl ſchien ſich verneigen zu wollen, wankte aber gerade ſo, als hätte der „Danziger" noch eine Nachwirkung hervorgebracht.

„Heute, den 20. Februar 1809," las der referirende Hauptmann weiter, „hat ſich die Militär-Commiſſion auf Allerhöchſte Verordnung und in Gemäßheit des Geſetzes vom 13. Brumaire, Jahr 5, verſammelt, nämlich die Herren Toulain, Adjutant, Commandant, Officier der Ehrenlegion und Ritter des königlich baieriſchen Maximilian-Joſephs Militär-Ordens als Präſident; Chatin, Escadrons-Chef der kaiſerlichen Gendarmerie, Mitglied der Ehrenlegion, als erſter Beiſitzer; Toquineau, Feſtungs-Adjutant und adjungirter Hauptmann, als 2. Beiſitzer; Batin, Lieutenant des 31. Linien-Infanterie-Regiments, als 3. Beiſitzer; Boſſini, Lieutenant des 76. Regiments, als 4. Beiſitzer; Jolionde, des nämlichen Regiments, als 5. Beiſitzer; Tulonet, des nämlichen Regiments, als 6. Beiſitzer; und Eliconet, Hauptmann des nämlichen Regiments, als Referent und Commiſſär der Feſtung Mantua, ſämmtlich ernannt von Sr. Excellenz dem Herrn Feſtungs-Commandanten.

„Ferner: Picodin, als Actuar, ernannt von dem Herrn Referenten.

„Alle dieſe ſind nach der Vorſchrift des 7. und 8. Artikels des oben angeführten Geſetzes weder unter einander, noch mit dem Inquiſiten verwandt oder verſchwägert, in dem durch die Conſtitution verbotenen Grade.

„Dieſe Commiſſion hat ſich verſammelt in der Citadelle von Mantua, Gericht zu halten über Carl Bärnbrunn, Lieutenant im 11. öſterreichiſchen Jägerregiment, gebürtig aus Krakau, 21 Jahre alt, 5 Schuh 4 Zoll hoch, mit blonden Haaren und Augenbrauen, mager, mit gewöhnlicher Naſe, großem Munde und ovalem Kinn.

„Der öſterreichiſche Lieutenant Carl Bärnbrunn iſt beſchuldigt, während er in franzöſiſcher Kriegsgefangenſchaft ſich befand, und noch befindet, in deutſcher und franzöſiſcher Sprache, deſpectirlich geſprochen und geurtheilt zu haben über die Armee Sr. Majeſtät, den bairiſchen Truppen den Vorwurf gemacht zu haben, daß ſie als Deutſche gegen Deutſche fochten, und Se. Majeſtät den Kaiſer der

Franzoſen, König von Italien, Protector des Rheinbundes, als einen Uſurpator bezeichnet, und vor mehr denn vierzig Officieren bemerkt zu haben, daß man ſich über die Officiere wundern müſſe, wie ſie einem Tyrannen zu dienen vermöchten.“

Einen Stuhl! rief Carl, einen Stuhl! die Wucht meines Verbrechens wirft mich zu Boden!

Man brachte ihm einen Stuhl.

Carl ließ ſich darauf nieder.

Er drückte die Augen zu und that ganz ſo, als wenn er eben ſterben wolle.

Der referirende Hauptmann las nun weiter:

„Die Militär-Commiſſion verurtheilte nach dem §. 47 über Majeſtätsbeleidigungen und §. 117 über aufrühreriſche Reden den benannten Kriegsgefangenen Carl Bärnbrunn zum Tode.“

Carl ſank vom Stuhl, und ſpielte den Ohnmächtigen ſo natürlich, daß ein Regimentsarzt ſchnell herbeigerufen wurde, der ihn nur mit großer Anſtrengung zur Beſinnung brachte.

Als Carl ſich wieder erholt hatte, laß der referirende Hauptmann weiter:

„In Anbetracht der Jugend des öſterreichiſchen Lieutenants Carl Bärnbrunn fanden ſich jedoch Sr. Excellenz der Herr commandirende General in der Feſtung Mantua über dieſen ſpeciellen Fall veranlaßt, nach Mailand an Se. Königliche Hoheit den Vicekönig von Italien zu berichten, und — — Seine Königl. Hoheit geruhten mit Reſcript vom 17. Februar den öſterreichiſchen Lieutenant zu begnadigen und ihm die Freiheit zu ſchenken.“

Carl fiel mit einem Schrei abermals zu Boden.

XVIII.

Nur mit großer Mühe brachte der Militär-Arzt Carl zu ſich.

Carl, wenn er dieſen Moment aus ſeinem Leben erzählte, unterließ nie, beizuſetzen, daß die Scene, welche er in Mantua vor dem Kriegsgerichte ſpielte, eigentlich ſein erſter theatraliſcher Verſuch geweſen, und ihm die Ueberzeugung verſchafft, daß er wirklich Talent zum Schauſpieler beſitze. Die ſämmtlichen Officiere des Kriegsgerichts ließen ſich von ihm täuſchen, ſelbſt der Eiſenmeiſter, welcher doch ſehr gut wußte, daß ſein Arreſtant nur Acteur ſein wolle, erſtarrte über die Wahrheit, mit der Carl zuerſt die Todesangſt, dann die Freude über die verliehene Gnade affectirte; der Eiſenmeiſter vermochte nicht zu erkennen, wie weit Carl's Verſtellungskunſt ging; er glaubte, ſein Gefangener ſei wirklich von allen den geheuchelten Gemüthsaffecten durchdrungen.

Als man Carl vollends zu ſich brachte, ſchien es, als wenn er zu neuem Leben erwache.

Er ſchaute um ſich.

Er ſtarrte die Mitglieder des Kriegsgerichts an.

Er betaſtete zuerſt ſich, dann den Eiſenmeiſter.

Es iſt Thatſache, ſagte er, daß ich begnadigt bin; die edeln, wohlwollenden Geſichtszüge meiner Richter beweiſen mir dies.

Es lebe der Vicekönig von Italien! Der erhabene Sohn des erhabenen Vaters! Der Theilnehmer eines Ruhmes, welcher Europa mit Staunen erfüllt! Vive l'Empereur, vive le Roi d'Italie! vive Prince Eugène! vive la grande Armée! vive le Général Commandant de Mantoue! vivent les membres illustres de la Commission de guerre! vivent les Français!

Sie haben eine Erklärung zu unterſchreiben, nahm der Präſident des Kriegsgerichts das Wort, des Inhalts: „Daß Sie als Officier nie mehr die Waffen gegen Frankreich führen werden!“

Ich unterzeichne dieſe Erklärung, erwiederte Carl.

Der Präſident legte Carl die betreffende Erklärung vor.

Carl unterzeichnete ſie.

Außerdem habe ich den Auftrag, Ihnen anzudeuten, bemerkte der Präſes, daß Sie augenblicklich die Feſtung, und binnen 24 Stunden das Weichbild von Mantua zu verlaſſen haben.

Mit ſchwerem Herzen, heuchelte Carl, füge ich mich dieſem Befehle. Ich ſoll alſo die Ehrenmänner, welche mich ihrer Amtspflicht gemäß zum Tode verurtheilten, nicht außer ihrer Amtspflicht kennen lernen?

Er zerdrückte eine Thräne.

Sei es! Mit betrübtem Herzen trenne ich mich von Ihnen.

Bei dem Commandanten der Feſtung, Sr. Excellenz dem Herrn General-Lieutenant haben Sie ſich noch zu melden. Es wurde bei ihm eine namhafte Summe hinterlegt, welche Sie in Empfang zu nehmen haben.

Geld und Freiheit! jauchzte Carl. O ich Glücklicher! —

Vive l'Empereur!

Mit dieſen Worten ergriff er den Eiſenmeiſter und tanzte mit ihm zur Thüre hinaus, indem er unaufhörlich rief: Vive Napoléon! vive Prince Eugène! vive Son Excellence le Commandant Général de Mantoue! vivent les Membres de la Commission de guerre!

Noch auf den Gängen des Caſtells hörte man ſeinen Jubel.

Dieſer Menſch ſollte in unſere Dienſte treten! ſagte der Präſident des Gerichts. Er hat wahrhaftig franzöſiſches Blut und ſoll, wie ich höre, ein tapferer Officier ſein!

Carl trat mit dem Eiſenmeiſter im Hotel „zur Stadt Rom“ ein.

Den Moment, in welchem er die Damen, welche ſeine Befreiung erwirkt, und ſeinen Freund **Heinrich** wieder fand, auszumalen, können wir getroſt der Phantaſie unſerer Leſer überlaſſen. Sie werden ſich dieſen Moment genügend darzuſtellen vermögen.

Es fanden Umarmungen ſtatt, welche ſo lange währten, daß mehr als eine Viertelſtunde verging, bis ein Wort geſprochen wurde.

Alle weinten und ſelbſt der Eiſenmeiſter hatte naſſe Augen.

Vor Allem, ſagte **Carl**, erlauben Sie, meine Freundinnen, daß ich, ehe ich noch nachfrage, wem ich die 400 Napoleonsd'or, welche mir der Commandant übergab, verdanke, 20 Stück davon wegnehme, und ſie meinem ehrlichen, theilnehmenden Gefangenwärter, übergebe, als ein ſchwaches Zeichen für ſeine warme Theilnahme an meinem traurigen Schickſale und ſeine Freude über die glückliche Wendung deſſelben. Hier, Vater **Crisquet**! nehmt! nehmt, braver Mann und ſeid verſichert, daß ich Euere Freundſchaft und Liebe nie vergeſſen werde. Ich würde Euch bitten, hier zu verweilen, allein Euere Pflicht ruft Euch in das Caſtell zurück! Geht, wackerer Mann, mit meinem Danke und meinen Segnungen in Eueren Amtsbezirk zurück; möchtet Ihr Allen, die dort gefangen ſitzen, die Freiheit bringen, und keinen mehr zum Tode begleiten, wie den unglücklichen Andreas Hofer!

Vater Crisquet umarmte Carl, wiſchte ſich noch eine Thräne aus den Augen und entfernte ſich.

Nun erſt löſten ſich die Zungen.

Ach, was hatten ſich Carl, Heinrich und die Damen Alles zu erzählen, wie ſchwelgten ſie in den Freuden des Wiederfindens, wie verflogen die Stunden gleich Minuten, wie ging Jedem aus dieſem vierblätterigen Kleeblatte das Herz auf.

Die Damen berichteten nun, was ſie ſeit acht Monaten gelitten und gekämpft, geopfert und geduldet, um Heinrich und Carl zu befreien.

Monatelang waren ſie in Mailand und beſtürmten den Vicekönig. Das Höchſte, was ſie zu erſtreben vermochten, war Aufſchub — endlich gelang es der Baronin, den Fürſten Gonzaga kennen zu lernen, durch welchen ſie endlich für Carl und Heinrich Gnadenbriefe erwirkte.

Natürlich fragte Carl, wem er die 400 Napoleonsd'or verdanke, welche ihm der General-Lieutenant und Feſtungs-Commandant übergab.

Niemand wußte es, auch der Feſtungs-Commandant wußte es nicht.

Als Carl ſich nach dem edlen Menſchenfreunde erkundigte, verſicherte der Commandant, acht Rollen, je zu 50 Stück ſeien ihm mit den Worten in deutſcher Sprache:

„Für den Lieutenant Carl Bärnbrunn,“

von einer Dame in Mantua zugeſtellt worden; die Dame wäre jung und ſchön, ſei eine Deutſche, und erſt vor zwei Tagen bei ihm geweſen.

Carl drückte der Baronin freudig bewegt die Hand. Nein, verſicherte die Baronin, von mir rührt dieſe Summe nicht her. — Carl unterſuchte die Siegel der ſieben übrigen Goldrollen, das Siegel enthielt nichts als ein „Vergißmeinnicht,“ ſonſt war nichts zu ſehen.

Von Deiner Fanny! bemerkte Mery, die Du wohl jetzt auch heirathen wirſt! heirathen mußt, Du haſt es ihr ja feierlich verſprochen, ſie iſt Deine Verlobte, Deine Braut. —

Was das Heirathen betrifft, gute Mery, verſicherte Carl, ſo gehört mein Leben jetzt der Baronin an; ſchlägt ſie mich aus, ſo könnte ich meine Hand nur dann erſt der guten Fanny bieten, wenn auch Du, Mery, mir entſagteſt, das heißt, meinen Freund Heinrich zum Gatten wählen würdeſt.

Machen wir es ſogleich ab, ſagte Mery; ich nehme den Rittmeiſter; Baronin, nehmen Sie den Lieutenant; benützen wir den Moment, in welchem die beiden Officiere in uns ihre Lebensretter ſehen, laſſen wir uns hier in Mantua trauen, und reiſen wir als glückliche Ehepaare nach Wien zurück.

Alſo vom Feſtungsarreſt ſchnell in die Gefangenſchaft einer Frau? ſagte Carl. Ich habe ja noch nicht einmal die Luft der Freiheit gekoſtet, und ſoll ſchnell wieder Feſſeln tragen; Baronin, ſeien Sie barmherzig, gedulden Sie ſich, bis wir in Wien ſind. —

Machen Sie ſich erſt von Fanny los, das gebietet Ihre Pflicht, erwiederte die Baronin. —

So heirathen wir Beide! ſagte Mery zum Rittmeiſter.

Das müßte heute noch geſchehen! lächelte der Rittmeiſter; denn in 24 Stunden müſſen wir das Weichbild von Mantua verlaſſen haben.

Ach, Mery, ſcherzte Carl, wie liebenswürdig wärſt Du, könnteſt Du Deiner Zudringlichkeit nur einmal Adieu ſagen.

Das ganze Heirathsproject wurde nicht weiter berührt, denn die Abreiſe beſchäftigte die Damen und Herren zu ſehr.

Wir wollen bald fort, meinte Carl. Es iſt beim Himmel nicht angenehm, die Luft in der Nähe von Männern zu athmen, in welchen man den Lebensathem verlieren ſollte. Ich ſchlage vor, morgen mit dem Früheſten den Heimweg anzutreten. Mein Bataillon befindet ſich, wie ich gehört habe, in Linz; dort möchte ich mich einfinden; wir reiſen daher über Innſpruck — in Linz melde ich meinem Oberſtlieutenant, daß ich quittire —

Du quittirſt? fragte Heinrich, das iſt herrlich, ich quittire auch. —

Die Freunde reichten ſich die Hände.

Ja, ja fort! ſagte der Rittmeiſter, nach Wien. Vielleicht hat mich der Himmel geſegnet, und hat, während ich hier „auf dem Tod ſaß“ meine alte Tante zu ſich genommen, dann könnte ich leichter heirathen, ein Haus auf dem Graben in Wien würde mein Erbe und 6000 fl. jährlicher Revenüen mein Glück ſein.

Ich will ſogleich Poſtpferde beſtellen, ſagte Carl; wir fahren alle in einer Chaiſe, mit Vieren; in Tyrol, der Berge wegen, mit Sechſen — nur fort! ſchnell fort! aus all den Gegenden, in welchen Napoleons Arme ſich auszuſtrecken vermögen. — Heinrich laſſe den Garçon rufen, das Freiheits-Souper und die Wiener-Reiſe geht aus meinem Säckel. —

Aus dem Meinigen! entgegnete der Rittmeiſter; ich will es nur bekennen, ich habe auf ähnlichem Wege wie Carl ebenfalls 400 Napoleonsd'or empfangen.

Zum Teufel! rief Carl, wer iſt denn unſer Schutzgeiſt, wenn es die Baronin nicht iſt; Emma, ſetzte er hinzu, geſtehen Sie es doch nur, Sie ſind unſere Wohlthäterin —

Bei meiner Ehre verſichere ich, ſagte ſie; wenn ich auch ſo generös hätte ſein wollen, ſo hätte ich es nicht gekonnt; ich habe mich in Mailand ſo erſchöpft, daß ich geſtern noch Mern vertraute, nicht mehr Geld zu beſitzen, als eine Reiſe nach Gratz oder Linz erheiſchen könnte; ſechzig kaiſerliche Ducaten ſind Alles, was ich beſitze.

Wer uns beiden 800 franzöſiſche Goldſtücke beſcheerte, iſt für den Augenblick gleichgiltig. Ich wette, wenn wir 24 Stunden in Wien ſind, wird uns Alles klar. Von meinen Eltern kommt dies Geld nicht; auch nicht von Deiner Tante, Heinrich. Das Geld kommt von Gratz, dafür verpfände ich mein Leben.

Carl umarmte die Baronin, und ging, die Poſtpferde zu beſtellen.

Der Rittmeiſter ließ den Garçon rufen und trug ihm auf, ein vortreffliches Souper zu beſorgen.

Carl eilte nach dem Poſthauſe.

Kaum aber war er von demſelben zehn Schritte entfernt, ſo grüßte ihn ein ältlicher Herr.

Carl dankte dem Fremden höflich, wollte jedoch ziemlich gleichgiltig an ihm vorüber.

Mein Herr, ſagte der Fremde, ich habe einen Auftrag an Sie.

An mich?

Ja, ja an den Herrn Lieutenant im elften öſterreichiſchen Jäger-Bataillon Carl Bärnbrunn.

Dieſer bin ich allerdings.

Ich habe eine Dame aus Steiermark hieher begleitet, eine Wittwe, eine Wittwe in Trauer. —

Ach! rief Carl, wo iſt ſie? führen Sie mich zu ihr.

Darin beſteht gerade mein Auftrag.

Ich folge Ihnen.

Sie wohnt im Hotel zur Stadt Mailand.

Schnell, mein Herr, ich bin bereit, ihr zu Füßen zu fallen.

An den Hals, mein Herr.

An den Hals, um den Hals, ſie ſoll mich über den Hals bekommen! rief Carl.

Der Fremde ging.

Carl folgte.

Mein Herr, ſagte Carl, wohin führen ſie mich denn? das Hotel Milano liegt ja, wie ich glaube, der Poſt gegenüber.

Lag einſt da. Das Hotel Milano befindet ſich auf dem Platze.

Meinethalben.

Mein Herr, werden Sie auch der Dame, zu welcher ich Sie führe, mit Leib und Seele zugethan ſein?

Meiner ſchönen Wittwe in Trauer! — Ich werde ihre Trauer in Heiterkeit verwandeln! —

Vielleicht, wenn es keine Baronin und keine Mery gäbe!

Ei, mein Herr, Sie wiſſen ja mehr als ich weiß.

Gewiß Manches, was Sie nicht vermuthen. Der Baronin verdanken Sie Ihr Leben. —

Ja, ich verdanke es ihr. —

Auch Ihr Freund, der Rittmeiſter, verdankt ihr ſein Leben. —

Dieſen kennen Sie auch?

Ja, ſehr gut.

Und Sie ſind?

Ein unbedeutender Mann, aber der Dame, zu der ich Sie führe, wichtig.

Ich wünſche, wir wären ſchon bei ihr. Wiſſen Sie nicht, reiſt ſie ebenfalls morgen ab? —

Ja.

Wohin?

Nach Linz.

Nicht nach Gratz?

Nein, von Linz nach Wien. Sie wird Ihnen Alles ſelbſt ſagen. Hier iſt das Hotel Milano. Treten Sie ein. In der erſten Etage Nr. 11 wohnt die Dame.

Carl eilte die Treppe hinauf.

Er trat ein in Nr. 11.

Eine Dame in Trauerkleidern, mit einem ſchwarzen Schleier ſtand vor ihm.

Carl trat auf ſie zu.

Fanny! Fanny! rief er und ſchloß ſie in ſeine Arme.

Die Dame ſchlug den Schleier zurück.

Es war nicht Fanny.

XIX.

Wer war die Dame, welche Carl vor ſich ſah?

Es war abermals eine von den Schönen, welchen er die Köpfe verrückte, die Eiſenhändlerin aus Bruck war es, deren Gatte während der Gefangenſchaft Carls geſtorben war, und die der Selige in ſeinem Teſtamente ſo brillant bedachte, daß ſie für eine ſehr reiche Frau gelten konnte.

Es iſt eine bekannte Sache, daß Frauen, welche einem Manne ſeines vielen Geldes wegen die Hand reichen, wenn ſie Wittwen werden, einen Mann für ihr Herz wünſchen.

Carl war ganz gemacht für das Herz einer Dame. — Jung, liebenswürdig, voll feiner Manieren, mit einer Beredtſamkeit ausgerüſtet, welche einen hartnäckigen, feindlichen Feſtungscommandanten hätte zur Uebergabe bewegen müſſen, beſaß er auch noch ein einſchmeichelndes Weſen, daß ſeine Augenſprache ſchon hingereicht hätte, die eigenſinnigſte Spröde zu gewinnen.

Als Carl die Frau aus Bruck vor ſich ſah, wich er vor Erſtaunen ein paar Schritte zurück:

Sie wundern ſich, mich hier zu finden? redete ihn die ſchöne Wittwe an; Sie erwarteten eine andere Wittwe, nicht wahr? Ihre Verlobte?

Ich kann nicht leugnen. —

Ihre Verlobte iſt Ihnen ungetreu geworden. Leſen Sie hier dieſe Trauungs-Anzeige in der „Gratzer Zeitung.“ Theodor Ritter von Feldthurn und Fanny Moupart, geborne Müller, geben hiermit Nachricht von ihrer ehelichen Verbindung, welche in Gratz am 6. Januar 1809 vollzogen wurde.

Theodor Ritter von Feldthurn,
Doctor der Medicin.
Fanny von Feldthurn, vormals Moupart,
geborne Müller.

Charmant! ſagte Carl, die hat ihren alten Gatten von ihrem neuen Gatten zu Tod curiren laſſen. Mich liebte ſie nur wie eine Eintagsfliege, in 24 Stunden ſtarb ihre Liebe.

Sie iſt vielleicht unſchuldig. Die „Gratzer Zeitung“ meldete ſchon im December vorigen Jahres, daß Sie und Rittmeiſter Heinrich im Caſtell in Mantua ihren Tod gefunden. Ihre Fanny iſt jetzt außer ſich, daß ſie ſich verheirathet hat.

Ich kann mir's denken! lachte Carl. Den heiligen Zuſicherungen eines Weibes iſt nichts heilig. —

Ich bringe einen Brief Ihrer, um Sie trauernden Freundin. Als mein Mann ſtarb, und mir, ohne ſeine Kinder zu verkürzen, einen anſehnlichen Theil ſeines Vermögens hinterließ, begab ich mich nach Gratz. Ich war die Erſte, welche ſich die Ueberzeugung verſchaffte, daß das Gerücht von Ihrem Tode unwahr ſei — ich eilte ſogleich zu Ihrer Verlobten: ſie war bereits Feldthurn's Frau. —

Wie ſieht denn der Thurm aus, der mir Fanny abwendig machte?

Es iſt ein ſchöner Mann, dreißig Jahre alt, größer als Sie.

Darin, daß er mir meine Braut abwendig machte, erblicke ich keine Größe. —

Faſſen Sie ſich. —

Irren Sie nicht, ſchöne Wittwe, die ordinären Geſinnungen eines Weibes können mich nicht deſperat machen. —

Leſen Sie dieſen Brief. —

Carl las.

Echt militäriſch, ſagte Carl; da meine Wittwe aus Gratz zu meiner Fahne nicht ſchwören will, ſo ſtellt ſie einen andern Mann, eine Wittwe aus Bruck. Meine Gratzer Wittwe empfiehlt mir die Brucker Wittwe. —

Leſen Sie den Brief zu Ende.

Carl las:

„Wenn Sie vielleicht mein Vermögen ins Auge gefaßt haben," las Carl laut, „welches ich einem jungen Manne, von dem ich erfahren habe, daß er nicht reich iſt, nicht übel deuten würde, ſo nehmen Sie die Hand meiner Freundin an; ſie beſitzt mehr denn ich, liebt Sie warm und innig, iſt eine ſchöne Frau und wird Sie glücklich machen, denn ihr Herz iſt das edelſte, das ich kennen gelernt." —

Gehorſamer Diener! ſagte Carl, ſchöne Wittwe, ich würde Sie auch ohne Geld augenblicklich zum Traualtar führen, allein —

Die Baronin und Mery!

Ei was, Mery! Mery iſt eines jener weiblichen Weſen, welchen es ſchon bei ihrer Wiege vorgeſungen wurde, daß ſie keinen Mann bekommen, aber — die Baronin!

Die Baronin hatte nie ein großes Vermögen; ich habe genaue Nachrichten aus Wien erhalten, an Ihre Befreiung hat ſie den Reſt ihrer Revenuen geſetzt. —

Mein Himmel! rief Carl, das wäre ſchrecklich.

Hören Sie meinen Vorſchlag! Ich erſtatte der Baronin wieder, was ſie für Sie geopfert. —

Schöne Frau, verſetzte Carl, ich erkenne Ihre Güte, allein es wäre ja doch der ſchwärzeſte Undank, die gemeinſte Rückſichtsloſigkeit, wenn ich —

Sie wollen ſie alſo heirathen?

Mein Gott, davon ſpreche ich ja nicht, allein —

Sie wollen auch mich nicht heirathen? —

Laſſen Sie mich doch nur zur Beſinnung kommen. Die Baronin hat mir das Leben erhalten. —

Bis hieher, aber wenn ſie ihre Frau wird, wer wird Ihr und Ihrer Frau Leben erhalten? —

O ſo arg iſt es nicht; ich bin ein junger Mann, habe manches gelernt. —

General können Sie doch nicht werden? —

Muß ich denn Soldat bleiben? Schöne Frau, vor allen Dingen eine Frage: Es ſind 800 Napoleonsd'or für mich und meinen Freund Heinrich bei dem Feſtungscommandanten erlegt worden. — Dieſe rühren von Ihnen her?

Nein.

Gewiß nicht?

Nein.

Dann gönnen Sie mir Zeit. — Ich habe erfahren, daß Sie nach Wien reiſen. Wo werden Sie in Wien wohnen?

Bei meiner Schweſter, der Apothekerin Sommberg, im Trattnerhofe. —

Ich werde Ihnen einen Beſuch machen, holde Wittwe; nun erlauben Sie mir, daß ich Sie verlaſſe. Es iſt acht Uhr geworden; ich muß noch heute Poſtpferde beſtellen, komme ich morgen nicht aus dem Weichbilde Mantua's, werde ich verhaftet! Nennen Sie mich nicht unartig, halten Sie mich nicht für unfähig, das Glück zu ſchätzen, das Sie mir bieten! Ich bin von Ihrer Güte, Huld und Liebenswürdigkeit ſo ergriffen, daß ich mich erſt ſammeln muß. In Wien, in Wien, ſchöne Frau, ſehen wir uns wieder!

Carl entfernte ſich ſo ſchnell als möglich.

Der Mann, der Carl zu dieſer Witwe geführt, trat ein.

Er ſtürzte in großer Aufregung fort, fragte der Mann, wies er Ihre Hand zurück?

Nicht poſitiv! — Jemand hat für die beiden Officiere 800 Napoleonsd'or bei dem Feſtungs-Commandanten erlegt. Carl fragte mich, ob ich es geweſen. — Ich verneinte es.

Warum thaten Sie dies?

Ich war ſo überraſcht.

Eine Lüge mehr oder weniger!

Wenn die Monpart es geweſen.

Ich werde es zu erfahren ſuchen.

Wann?

Morgen mit dem Früheſten.

Wir wollen aber mit dem Früheſten fort! — Die Poſt beſtellten Sie um ſechs Uhr. Dem Wagen der Officiere mit ihren Damen will ich nicht folgen.

So reiſen wir erſt Nachmittags, laſſen wir ihnen einen bedeutenden Vorſprung. —

Ja, ja! Indeß bringen Sie mir Nachricht, wer die Summe in Gold für Carl und ſeinen Freund erlegte.

Der Mann verſprach dies.

Carl beſtellte die Poſtpferde, aber nicht für den Weg nach Linz, ſondern nach Gratz.

Was ihn hiezu bewog, wir werden es erfahren.

Bin ich denn verdammt, ſagte er für ſich, als er „zur Stadt Rom" zurückkehrte, von zudringlichen Weibern malträtirt zu werden! Dieſe Eiſenhändlerin beſitzt doch eine gar zu gemeine Denkungsart! Mit ihrem Gelde will ſie mich ködern! Sie ſtellt ſelbſt ihre Reize in den Hintergrund, ihre Weiblichkeit, ihr Selbſtgefühl! Ein alter Mann, wenn er ſonſt nichts aufzuweiſen vermag, als Reichthum, kann nicht plumper um ein junges, reizendes Mädchen freien, als dieſe wirklich hübſche, anmuthige Frau um mich! — Und Fanny! Fanny, das einzige weibliche Geſchöpf, das ich bisher noch wahrhaft liebte, verheirathet! auf eine gedruckte Lüge hin, das Weib eines Andern. — Ich will ihr doch in Gratz entgegentreten; ich will —

Carl trat in das Hotel „zur Stadt Rom“ ein.

Seine Freundinnen konnten ſich ſein langes Ausbleiben nicht erklären.

Carl erzählte ſein Abenteuer.

Die Nachricht, daß Fanny verheirathet, nahmen die beiden Weiber mit großer Freude auf.

Das Souper wurde in der fröhlichſten Stimmung eingenommen.

Wenn Carl die Heiterkeit ſeiner Geſellſchaft auch nicht in ſeinem Innern theilte, ſo ließ er doch nicht bemerken, daß ſein Herz bekümmert ſei.

Als ſich die Frauen auf ihre Zimmer zurückzogen, und Carl und Heinrich ihre Lagerſtätte auf der andern Seite des Hotels aufſuchten, ſagte Carl:

Freund Heinrich, ich muß die Nachrichten, die ich von der Witwe aus Bruck empfangen, jetzt, da wir allein ſind, noch durch eine wichtige Mittheilung ergänzen: — Die Baronin iſt das edelſte Weib unter der Sonne; um uns beide zu retten, hat ſie ſich ruinirt. — Ihr Vermögen war nie bedeutend, aber ſie hat es erſchöpft. — Wahrſcheinlich hat ſie, ehe ſie den Fürſten Borzaga ken[illegible]gelernt, auf anderen Wegen durch Geldſummen unſere Freiheit erkaufen wollen, ein achtmonatlicher Aufenthalt in einem fremden Lande, die Reiſen und das koſtſpielige Leben in den Gaſthöfen haben auch ein hübſches Sümmchen verſchlungen, dann hatte ſie auch Mery auf dem Halſe; es iſt alſo klar, daß ihre Geldquellen verſiegten — ich bin außer mir, die treffliche Frau um ihr Letztes gebracht zu haben.

Wer machte Dir denn dieſen Unſinn weis? — daran iſt ja kein wahres Wort! — Ich werde doch die Vermögensverhältniſſe dieſer Frau kennen. Sie beſitzt ja in Ungarn Güter, die ihr in den ſchlechteſten Jahren 30,000 fl. eintrugen. Beweis, daß während Du bei der Witwe aus Bruck und auf der Poſt verweilteſt, Herr Marini, der Beſitzer dieſes Hotels, ihr einen Brief mit einem Wechſel auf 2000 Ducaten von dem Wiener Bankierhauſe Geymüller zuſtellte, den Sie in Gratz und Linz zu Geld machen kann. Zugleich meldet ihr das Haus Geymüller, daß ſie auch über größere Summen verfügen könne; ich habe den Brief ſelbſt geleſen. Die mannstolle Eiſenhändlerin hat Dich doch belogen. —

Das wäre ſchändlich!

Ganz ſicher! — Sie gebrauchte dieſes Manöver, um Dir zu ſagen, daß Du, ſelbſt nicht reich, ſonſt keine Ausſicht auf ein großes Einkommen haben könnteſt, als durch ſie.

Dem Himmel ſei Dank; Du wälzeſt eine Laſt von meinem Herzen. Aber nun ſage mir offen, da dieſe Baronin eine ſo gute Partie, warum haſt Du ſie denn ſo gemieden?

Erſtens will ich einem Weibe mein Glück nicht verdanken: — Ich will von einem Weibe weder einen Löffel Suppe noch ein Glas Wein erhalten; dann —

Aber 400 Napoleonsd'or nahmſt Du an?

Ich wußte nicht und weiß noch nicht, woher ſie kommen.

In meiner Lage erſcheinen ſie mir als ein Darlehen. — Ich ſtelle dieſe Summe zurück. Wenn mich meine Tante unter den Lebendigen wieder erblickt, ſo iſt dieſes Geld das Wenigſte, was ſie mir in der Freude ihres Herzens, trotz ihres Geizes, einhändigt. Dieſe 400 Napoleonsd'or kommen auch von Niemand anderm her, als von Fanny; ſie hat ſich für ihre Untreue abfinden wollen. —

Dies wäre noch entſetzlicher als die Untreue ſelbſt. —

Du haſt vollkommen Recht, daß wir über Gratz den Heimweg antreten; dort wird uns Alles klar werden, dabei haben wir noch die Freude, der Frau Eiſenhändlerin aus den Augen zu kommen.

Die Freunde begaben ſich zur Ruhe.

Am andern Morgen, als der Garçon das Frühſtück und die Meldung brachte, daß die Poſtpferde bereit ſeien, als die Damen ihre Koffer und Schachteln in den Wagen bringen ließen, als der Poſtillon ſich geſchäftig zeigte, und Carl und Heinrich ſich ſchnell in Herrn Torquanis Reiſe-Magazin begaben, um ſich ſchnell noch ein Paar warme Mäntel und tüchtige mit Pelz gefütterte Fußſäcke für den halbgedeckten Wagen zu kaufen, welchen ihnen der Wirth für 1000 Franken abgelaſſen hatte, fuhr eine, und zwar ganz gedeckte Chaiſe in das Hotel zur Stadt Rom.

Heinrich machte Carl auf dieſen Wagen aufmerkſam.

Zum Teufel! rief Carl, es wird doch die Eiſenhändlerin ſich nicht unſerm Wagen anſchließen?

Die wohnt ja in der Stadt Mailand, wie Du erzählteſt, erwiederte Heinrich; in dieſer Chaiſe müßte die Dame von Bruck ſich ſchon befinden, die Chaiſe iſt aber leer. —

Forſche doch den Garçon aus, wer hier abreiſt, bat Carl ſeinen Freund, ich will mich nicht zeigen, wenn etwa das fatale Weib mir einen Spuk bereiten wollte. —

Heinrich fragte den Garçon, wer hier abreiſe?

Zwei Damen, antwortete dieſer. Sie reiſen über Gratz nach Wien.

Junge Damen?

Die Eine iſt jung. Beide ſind in Trauer.

In Trauer! Der Henker hole ſie!

Warum mein Herr? Es ſind ſehr feine Damen. Sie wohnen ſeit vier Tagen hier, kamen mit Extrapoſt, gaben Geld mit vollen Händen hin, beſonders die junge, das iſt ein Engel! — Sie kommen!

Sie ſind verſchleiert! Verſchleiert, ſo dicht verſchleiert, als wenn ſie Tuchmäntel über ihre Geſichter gezogen hätten!

Der Rittmeiſter ſtellte ſich vor den Pferden auf, ſo daß er recht gut zwiſchen die vordern Pferde ſehen konnte, ohne daß man ihn zu bemerken vermochte.

Die Damen ſtiegen ein.

Der Schlag des Wagens wurde zugemacht.

Eine der Damen reichte noch Geldſtücke aus dem Wagen, die der Thürſteher mit tiefer Referenz in Empfang nahm.

Der Schleier der einen Dame verſchob ſich.

Der Rittmeiſter wäre bald unter die Pferde geſunken vor Erſtaunen, er näherte ſich dem Kutſchenſchlage.

Er wurde bemerkt.

Die Dame, deren Schleier ſich verſchoben hatte, bat den Rittmeiſter näher zu treten.

Herr Rittmeiſter, ſagte ſie, Sie haben uns erkannt. —

Nur Sie, gnädige Frau. —

Herr Rittmeiſter, wenn Sie uns verrathen, brechen Sie meiner Freundin das Herz. —

Sie geben uns Ihr Ehrenwort, daß Sie uns nicht verrathen, bat die andere Dame. —

Mit ſchwerem Herzen, verſicherte der Rittmeiſter.

Nein, Herr Rittmeiſter, ſo nicht: Sie müſſen beſtimmter ſich ausſprechen, Sie müſſen ausdrücklich ſagen: Ich gebe mein Ehrenwort, mit keiner Sylbe anzudeuten, daß Sie uns geſehen.“

Ich begreife nicht!

Zögern Sie nicht; ich höre ihre Geſellſchaft über die Treppe kommen.

Gut denn, ſagte der Rittmeiſter, ich gebe mein Ehrenwort, nicht zu verrathen, wen ich geſehen und geſprochen.

Adieu! riefen die beiden Damen.

Der Wagen rollte zum Thore hinaus.

Nun, ſagte Carl, wer waren die Damen, die eben abreiſten?

Ich kenne ſie nicht.

Alt? Jung?

Sie waren verſchleiert.

Die Eiſenhändlerin war es gewiß nicht?

Gott bewahre!

Wenn Du ſie aber nicht geſehen haſt?

Ich vernahm die Stimmen beider Damen.

Die Baronin und Mery ſetzten ſich mittlerweile in den Wagen.

O wie friſch! klagte Mery. Ich glaubte am 21. Februar ſei in Italien ſchon Frühlingsanfang.

In zwei Stunden ſpüren wir den rauhen Wind nicht mehr, tröſtete die Baronin.

Carl warf Blumen in den Wagen, die er ſo eben gekauft hatte.

Da haben Sie den Frühling, meine Damen.

Carl und der Rittmeiſter ſetzten ſich in die Caleſche.

Sie flog von vier Pferden gezogen vorwärts.

An der Ecke der Straße ſtand eine Schildwache.

Vive l'Empereur! rief Carl.

XX.

Die Reiſe ging mit großer Schnelligkeit vorwärts.

Es ereignete ſich nichts Bemerkenswerthes.

Erſt in Klagenfurt, in der Nähe des Gaſthofes „zum Adler," gelang es der Geſellſchaft, den Reiſewagen, den ſie immer vor ſich ſah, und der von Mantua aus dem Hotel „zur Stadt Rom" abfuhr, zu überholen.

Carl ſteckte den Kopf aus dem Wagen, um endlich zu erſpähen, wer ſich in der Chaiſe befände.

Die Damen, welche darin ſaßen, fanden gerade noch Zeit, ihre dichten Schleier überzuwerfen, aber Carl überflog eine Ahnung, daß Fanny Monpart und ihre Schwägerin ſich in dem Reiſewagen befänden, und theilte auch ſeine Vermuthungen ſeiner Geſellſchaft mit.

Wie käme die Monpart in Trauerkleider, bemerkte die Baronin. Geſetzt, ſie hätte ein Jahr lang ihren Schmerz durch ſchwarzen Flor über ihren hingeſchiedenen Mann zur Schau tragen wollen; ſo müßte ſie doch in dem Augenblicke ihre Trauer abgelegt haben, in welchem ſie mit ihrem zweiten Manne zur Trauung gelangte. — Noch aber iſt der Fall nicht vorgekommen, daß eine Frau noch für den erſten Mann Trauer getragen, nachdem ſie den zweiten genommen.

Sagt, was ihr wollt, dachte Carl, ließ den Wagen in den Gaſthof „zum Adler“ einlenken, bezahlte den Poſtillon, und flog zum Thore hinaus, den Wagen zu erſpähen, der ſeiner Meinung nach Fanny Monpart barg.

Doch vergebens ſchweiften ſeine Blicke umher, vergebens forſchte er auf der Poſt und in allen Gaſthöfen nach; die Chaiſe und die Dame, die er ſuchte, war nirgends zu finden.

Troſtlos wollte er in das Haus „zum Adler“ zurückkehren, da ſtieß er auf den Poſtillon, der ſo eben Carls Geſellſchaft nach Klagenfurt gebracht, und den Carl ſehr gut beſchenkt hatte.

Schwager, rief Carl den Poſtillon an, es gibt doch nur ein Poſthaus in dieſer Stadt. —

Nur eines, antwortete dieſer, aber der Poſtmeiſter Horner beſitzt ein Landhaus an der Straße hier, und dahin laſſen ſich viele Reiſende führen, welche die Gaſthöfe in Klagenfurt nicht lieben, und lieber im Privathauſe des Poſtmeiſters wohnen wollen, in welchem ſie nicht nur beſſere Betten, ſondern auch ſehr gute Bewirthung finden.

Carl ſchöpfte neue Hoffnung

Er eilte in das Haus, das ihm der Poſtillon bezeichnete.

Er fragte nach zwei Damen in Trauer, die eben angekommen.

Ich habe Niemand in Trauer geſehen, antwortete ihm ein Mann, der einen Wagen reinigte.

Carl ging troſtlos zurück; am Hausthore blieb er noch ſtehen, und überlegte, ob ihn der Mann, der ihm ſo eben Antwort auf ſeine Frage gegeben, nicht getäuſcht haben könnte; da ſah er eine ſchwarze Dame durch den Hof des Hauſes ſchleichen, den Schlag des Wagens, den er ſo eben reinigen ſah, öffnen, und eine kleine Caſette herausnehmen, welche wahrſcheinlich vergeſſen wurde.

Die Dame war noch immer verſchleiert.

Sie ging ſchnell durch den Hof über eine Treppe.

Carl huſchte wie ein Geſpenſt hinter ihr her.

Sie ſtieg nach dem erſten Stocke über einen Gang. In der dritten Thüre dieſes Ganges verſchwand ſie.

Ich will die Damen recht ſicher machen, dachte Carl. Erſt, wenn ſie keine Ueberraſchung mehr befürchten, will ich bei ihnen raſch eintreten, nicht einmal an die Thüre pochen will ich. Sollte ich die Wohnung von Damen betreten, die ich nicht kenne, und dieſe etwa gar in Négligée finden — ſo bitte ich um Verzeihung, entferne mich aber wieder.

Er wartete einige Minuten.

Plötzlich ſtürzte er auf die bezeichnete Thüre los, öffnete ſie raſch und fand — — Fanny und die Majorin.

Beide Damen thaten einen Schrei.

Fanny enteilte in ein Nebenzimmer, aber Carl war im Fluge hinterher, umfaßte ſie, drückte ſie an ſich und küßte ſie.

Sie ſchien völlig bewußtlos werden zu wollen, aus Freude, oder weil ſie befürchtete, durch Carls Küſſe erſtickt zu werden.

Die Baronin ſprang ihrer Schwägerin bei.

Um Gottes willen, was treiben Sie, meine Damen, mit mir? Fanny, wollen Sie mich wahnſinnig machen? fragte Carl.

O, Sie werden nicht wahnſinnig, am wenigſtens aus Liebe! antwortete die Majorin.

Fanny! Fanny! hauchte Carl, warum fliehen Sie mich? Was habe ich verbrochen, daß Sie mir Ihr holdes Antlitz entziehen?

Sie ſind meiner unwürdig! entgegnete Fanny.

Ich Ihrer unwürdig? Sie haben Ihren Schwur gebrechen. —

Sie raſen!

Sie ſind die Frau eines Andern geworden.

Hat Sie ebenfalls dieſes Mährchen erreicht?

Ein Mährchen! Mein Gott, Sie hätten ſich nicht verheirathet?

Nein; ich bin nur ein Weib, aber ein Weib, dem ſeine Schwüre heilig ſind, indeß Sie drei Bräute beſitzen, und nur bedauern, daß Sie — Paſcha von Janina, nicht alle drei auf ein Mal zum Altare führen können. —

Fanny! Fanny! Verdammen Sie mich nicht, laſſen Sie ſich erſt von dem Labyrinth erzählen, in das ich gerathen.

Sie werden ſelbſt noch im Greiſenalter in ähnliche Labyrinthe gerathen. Wie es Menſchen gibt, die übermäßig trinken, und dadurch ihren Tod herbeiführen, ſo wird ſie dereinſt die übermäßige Liebe zu Grunde richten. —

Ich will Sie überzeugen, daß Sie mich ungegründet beſchuldigen. — Was ſoll ich beginnen, daß Sie mir glauben? —

Ihnen glauben? Ihnen? kein Wort mehr! — Anhören will ich Sie, anhören, aber nur unter einer Bedingung.

Unbedingt erfülle ich ſie. —

Sie machen ſich von den drei Damen los, welchen Sie Hoffnung gemacht, ſie zu heirathen; von zweien noch hier in Klagenfurt, von der dritten, welche Sie in Wien erwartet, in Wien. — So lange Sie noch mit Einer dieſer Frauen, aus welchem Grund es immer ſei, in Verbindung bleiben, dürfen Sie mir nicht vor die Augen kommen, denn ich haſſe Sie, Sie charakterloſer Menſch, der — indem Sie von mir fortgehen — auch der Magd da unten am Brunnen, eine Liebeserklärung zu machen im Stande ſind.

Die Poſtmeiſterstochter, ein wunderſchönes Mädchen, friſch wie eine Roſe, jung und anmuthig trat ein. Sie war ſo nett gekleidet und ſo ſchmuck und drall, daß ſie Carl auffallen mußte.

Er blinzelte ſie an, ſchlug aber ſogleich die Augen nieder und ſpielte den Scheinheiligen, worüber ihm Fanny ins Geſicht lachte.

Ich bin gekommen zu fragen, was die Damen zu ſpeiſen verlangen, und wenn Sie wieder abzureiſen gedenken?

Augenblicklich ſollen Sie Beſcheid haben, verſetzte Fanny.

Herr von Bärnbrunn, wendete ſich Fanny an Carl, Sie haben noch viel zu thun, wenn Sie wünſchen, daß ich heute noch meine Reiſe nach Wien antreten ſoll. — Ich empfehle mich Ihnen.

Gnädige Frau — ſtotterte Carl, nur ein Wort.

In Wien! In Wien!

Wo werde ich Sie finden?

Ich werde Sie zu mir bitten laſſen.

Sie wiſſen nicht, wo ich wohnen werde.

Wahrſcheinlich im Gaſthofe zum Lamm, in welchem ſich vier hübſche Stubenmädchen befinden.

Sie ſind ſchauderhaft grauſam, gnädige Frau! rief Carl aus. Soll ich Ihnen auch nicht einmal danken dürfen für die Huld, die Sie mir und meinem Freunde, dem Rittmeiſter Heinrich von Wardner erwieſen?

Ich verſtehe Sie nicht.

Er ſagte ihr einige Worte ins Ohr.

Fanny erſchrak.

Ich war nicht die Dame, welche —

Nicht?

Gewiß nicht.

Mein Gott, ſagte Carl, wem verdanket dann mein Freund, wem verdanke ich —

Das ſoll wahrſcheinlich heißen, verſetzte Fanny, daß dieſe Zeichen von Aufmerkſamkeit Ihnen eine gewiſſe Trennung für den Augenblick unmöglich machen dürften.

Ganz leiſe liſpelte Fanny ihm zu:

Verfügen Sie noch heute über meine Caſſe!

Nicht für die Schätze des Nabobs von Myſore! verſetzte Carl.

Er verneigte ſich und eilte fort.

Nun wollen wir ſpeiſen! bemerkte Fanny.

Die Poſtmeiſterstochter erhielt für das Diner die nöthigen Aufträge.

Als Carl aus dem Hauſe trat, in welchem Fanny mit ihrer Schwägerin wohnte, warf er noch einen Blick auf Fanny's Fenſter.

Auch nicht von ihr rührt dieſes Geld her, ſagte Carl, zum Geier! wer war denn nun ſo großmüthig! —

Wenn ſie nur noch einen Blick auf die Straße werfen möchte! ſeufzte Carl. Ein verwettertes Weib! Die verſteht es, mich kurz zu halten! — Die verfluchten Bedingungen, die Sie mir macht! — Wenn dies ſo leicht wäre! — Und in Klagenfurt ſoll ich mich von dem Weibe trennen, dem ich mein Leben verdanke? das iſt ja unmöglich! — Wie werde ich mir da heraushelfen! —

Ich muß geſtehen, dieſe verhexte kleine Frau kennt mich, was meine Verehrung des ſchönen Geſchlechts betrifft, durch und durch! Es iſt wahr, ich bin ſo wie ſie mich geſchildert! — Die Poſtmeiſterstochter z. B., die verdiente doch, daß ich vier Wochen in Klagenfurt bliebe, mich hier einlogirte und —

Pfui, Carl, willſt Du nicht anders werden? Du mußt anders werden, ſonſt beim Himmel! trifft die Prophezeihung ein, die Fanny ausſprach. —

Carl wollte raſch in das Gaſthaus „zum Adler" eilen.

Mein Herr Officier! rief ihm eine Stimme nach.

Carl kehrte um.

Die Poſtmeiſterstochter ſtand vor ihm.

Mein Herr Officier, ſagte das hübſche Mädchen, ich ſoll Ihnen Ihr Schnupftuch bringen, das Ihnen aus der Taſche fiel.

Herzlichen Dank! mein ſchönes Kind, ſagte Carl; wenn Sie nicht die Poſtmeiſterstochter wären, ſo würde ich Ihnen ein Goldſtück für Ihre Bemühung überreichen, ſo aber müßte ich befürchten, Sie zu beleidigen. —

Ein Goldſtück für ein Schnupftuch! lachte das Mädchen, warum nicht gar!

Wenn ich dürfte, würde ich Ihnen einen Kuß dafür anbieten. —

Er zog das Mädchen an ſich und küßte es.

Jeſus! ſchrie das Kind, Sie ſind ſchlimm!

Braviſſimo! rief Fanny vom Fenſter.

Carl ſchlich ſich davon, als wenn er es nicht geweſen, der geküßt.

So lange die ſchönen Weiber und Mädchen nicht von der Erde ſo rein weggefegt werden, daß keine Spur mehr von ihnen vorhanden, iſt mit mir nichts zu machen! Fanny hat mich belauſcht, nun wird's ein Wetter geben! — Mein Gott! Warum bin ich nicht der Paſcha von Janina, der in ſeinem Serail 300 Frauen hatte!

Er erreichte den Gaſthof zum „Adler."

XXI.

Carls Lage wäre für jeden andern eine verzweiflungsvolle geweſen; für ihn nicht.

Seine Eitelkeit, der Gedanke, daß eigentlich vier Damen, darunter drei reiche, junge, ſchöne Witwen und ein hübſches Mädchen, das gerade auch nicht zu verachten war, um ſeinen Beſitz kämpften, ſtimmte ihn ungemein heiter und er ſtellte ſich über ſeine Lage, das heißt, er ließ ſich von derſelben nicht erdrücken, im Gegentheile, er athmete leichter, da nicht er um die Gunſt der Damen, ſondern die Damen um ſeine Gunſt zu buhlen hatten.

Daß die Baronin mir entſagen ſoll, ſagte er, will ich à la fiesco durch eine Fabel erzwecken.

Er trat wie von einer tiefen Empfindung durchdrungen, in den Kreis ſeiner Reiſegeſellſchaft.

Nun, haſt Du gefunden, was Du geſucht? fragte ihn Wardner.

Aufrichtig geſagt, antwortete Carl, ich habe eigentlich nichts geſucht. Ich beherzigte die Worte der Baronin, ich fand ihre Bemerkung ganz richtig, daß Fanny Monpart — oder wie ſie jetzt heißen mag, ich habe den Namen ihres Gatten vergeſſen, unmöglich in der Chaiſe, die vor uns hieher fuhr, ſich habe befinden können, und forſchte nicht weiter nach derſelben;

ſondern ſuchte den ehrlichen Uhrmacher auf, bei dem ich in Klagenfurt vor zehn Monaten einquartirt war. Ich fand ihn gerade bei Tiſche mit ſeiner einzigen Tochter, die ich damals als eine Braut verließ.

Wie wurde ich ergriffen von dem Heroismus dieſes Mädchens! fuhr Carl zu erzählen fort.

Als ich noch in ihres Vaters Haus gelegen, war ich täglich Zeuge von einem Liebesverhältniſſe, das zwiſchen Louiſen, ſo hieß die Tochter des Uhrmachers, und einem jungen Rathsſecretär in Klagenfurt ſtatt fand.

Ich freute mich über den Herzensbund, welchen Louiſe und Ferdinand fürs ganze Leben ſchloſſen, und hielt ihn für unauflöslich.

Der Tag der Trauung war beſtimmt, leider brach mein Bataillon auf und ich konnte nicht Zeuge der Hochzeit ſein, zu der ich geladen war.

Was geſchah?

Louiſe entſagte plötzlich dem Geliebten, der ihr Alles war, entſagte ihm, um ſein Glück zu gründen, ſchien ſchier zu ſterben vor Herzweh, entſagte ihm aber dennoch.

Weshalb? fragten die Baronin und Mery gleichzeitig.

Sie ſollen es ſogleich hören.

Eines Abends kam Ferdinand zu Louiſen, verſtört, völlig verzweiflungsvoll.

Was haſt Du? fragte ſie ihn.

Ich habe Dir erzählt, antwortete Ferdinand, daß ich früher, als ich mich um Dich bewarb, die Tochter meines Bureau-Chefs kennen lernte. Ihr hochfahrendes Weſen war mir unangenehm und ich zog mich von ihr zurück. — Seit dieſer Zeit verfolgt mich ihr Vater, und da jetzt gerade die Stelle eines Rathes erledigt iſt, die mir meiner Kenntniſſe, meiner Anciennetät wegen nicht entgeben ſollte, ſo ließ mich mein Chef rufen und ſagte mir unter vier Augen: „Sie haben meine Tochter nicht nur verſchmäht, Sie heirathen ſogar eine andere, Sie ſollen es empfinden; die Rathsſtelle erhalten Sie nicht, ja noch mehr, Sie werden weit hinaus aufs Land verſetzt. Dies als Lohn für die Blamage, die Sie meinem einzigen Kinde bereitet haben.“ — Ich glaubte zu verſinken vor Kränkung, ſagte der Rathsſecretär. Er wollte dem Chef Vorſtellungen machen; der Chef wies ihm die Thüre. Louiſe, fügte Ferdinand hinzu, ermiß mein Leid — meine ganze Carriere iſt vernichtet.

Louiſe ſah ihren Ferdinand einige Augenblicke an.

Ich will Dir beweiſen, erwiederte das edle Mädchen, daß mir Dein Glück über Alles geht. — Meinetwegen ſollſt Du nicht präterirt werden. Mir ſollſt Du Dich nicht opfern; ich entſage Dir, entſage Dir, obgleich der Prieſter unſere Namen als Braut und Bräutigam ſchon von der Kanzel verkündete; nimm Deines Chefs Tochter zur Frau, ich werde mein Heil darin finden, wenn Du in Deinem Amte immer höher ſteigſt; erinnere Dich nur zuweilen an mich und an meine Liebe.

Carl machte eine lange Pauſe.

Dann ſagte er: Dergleichen iſt doch wohl ein Beweis der höchſten Liebe! So wie Louiſe liebt wohl kein Weib auf Erden mehr.

Ich liebe ſo! verſetzte Mery; auch ich vermöchte zu entſagen, wenn meinetwillen ein Mann ſeine Exiſtenz opfern ſollte —

Auch ich könnte auf gleiche Weiſe handeln, verſicherte die Baronin, wenn gleich ich die ganze Geſchichte nicht glaube.

Sie glauben ſie nicht? fragte Carl. Ich bitte, ſich ſelbſt zum Uhrmacher zu bemühen, und ſich zu überzeugen: der Uhrmacher wohnt gleich daneben im Dingiſchen Hauſe. —

Ich weiß recht gut, welche Moral Ihre Fabel enthält, entgegnete die Baronin. Während Sie von uns forteilten, ſahen Sie die Dame Ihres Herzens. Was ſie Ihnen geſagt haben mag, weiß ich nicht; Sie gelobten ihr wahrſcheinlich, nicht zu heirathen, weil Sie ſonſt auch eine Carriere verſäumen könnten, welche Ihnen Fanny Feldthurn, vormals Monpart, geborne Müller, zu eröffnen gedenkt. — Ich liebe Sie inniger, heißer, reiner, als jene Dame. Alles, was ich für Sie that, wird Ihnen dies beweiſen können; ich rettete Ihnen nicht nur das Leben, ich wollte es Ihnen auch verſchönern; dieſe letzte Kunſt ſcheint nun die Gattin eines Andern beſſer zu verſtehen; mir aber liegt es am Herzen, Ihnen das ſchönſte Leben zu gönnen; ich entſage Ihnen; bitte Sie aber nur um die einzige Gunſt, daß Sie nicht mit uns die Reiſe nach Wien fortſetzen, Frau von Feldthurn wird ſie ſchon erwarten. Nehmen Sie meine innigſten Wünſche für Ihr Heil, leben Sie wohl!

Die Baronin verließ das Zimmer.

Aber Sie laſſen mich gar nicht ſprechen! ſagte Carl.

Auch ich denke ſo wie meine Freundin, nahm jetzt Mery das Wort — zuvor entſagte ich Ihnen aus Liebe, jetzt aus Nobleſſe; es iſt nichts an Ihnen, ſonſt müßten Ihnen Witwen und Waiſen (ohne Mann bin ich eine Waiſe) lieber ſein, als eine verheirathete Frau. —

Ich weiß nicht, was Sie wollen, gute Mery, erwiederte Carl, Sie warfen ſich ja ſchon in Steiermark meinem Freunde Wardner in die Arme; haben ſie denn den Brucker-Vertrag ganz vergeſſen?

O, laſſen Sie mich mit dem Rittmeiſter in Ruhe, der iſt auch nicht um ein Haar beſſer als Sie; vom Heirathen hat er mit mir noch kein Wort geſprochen.

Vielleicht aus Schüchternheit! bemerkte Carl.

Haha! lachte Mery, ein Rittmeiſter und ſchüchtern!

Warum nicht, verſetzte Carl, ich kannte einen Oberſten, der lieber eine feindliche Batterie ſtürmte als einem Weibe ſein Herz anbot.

Weiberfeinde ſind keine Menſchen. Adieu, Ihr Herren! Auch wenn Sie, Herr Rittmeiſter, in Klagenfurt zurückbleiben, ſo liegt hieran Nichts. Von Ihrer Befreiungsſtunde in Mantua angefangen bis hieher nach Klagenfurt ſprachen Sie nicht ein einziges Mal von Liebe mit mir! — Gott vergebe Euch, Ihr Undankbaren! Die Welt läſtert ſo gerne die Weiber; die Welt ſollte die Männer läſtern, denn etwas Entſetzlicheres gibt es nicht, als einen Mann! Ein Tiger hat mehr Zartheit für das weibliche Tigergeſchlecht, als ein Tiger von einem Manne für ein Lamm von Weib! — Lebt wohl, Ehrvergeſſene, ich will auch die Ehre vergeſſen, Euch Beide je geliebt zu haben!

Sie folgte der Baronin.

Aber was treibſt Du denn? fragte Wardner ſeinen Freund. Die Geſchichte, die Du da auftiſchteſt, war doch gar zu handgreiflich!

Mag ſein, ſie hatte jedoch die glücklichſten Folgen.

Auf ſo ordinäre Weiſe kannſt Du Dich doch von der Baronin nicht trennen, das wäre ja der gemeinſte Undank, und einer verheiratheten Frau wegen?

Sie iſt nicht verheirathet.

Du haſt ſie alſo geſehen, geſprochen?

Geküßt! Umarmt! Sie liebt mich treu. Ihre Bedingung war es, mich von der Baronin los zu machen. Fanny reiſt nach Wien.

Aber die Anzeige in der Gratzer Zeitung von ihrer Vermählung, der Brief, den ſie an Dich ſchrieb, und den Dir die Eiſenhändlerin überbrachte?

Ich erhalte erſt Licht hierüber, wenn die Baronin und Mery mich verlaſſen haben.

Und die 800 Napoleonsd'or, was iſt es mit dieſen?

Sie rühren nicht von ihr her!

Ei zum Henker! Wer ſchafft Licht in dieſer Sache!

Ich ſollte doch Abſchied nehmen von der Baronin.

In der Stimmung, in der ſie ſich befindet, nimmt ſie Dich nicht an.

Carl pochte an die Thüre.

Frau Baronin, bat er demüthig, Frau Baronin, geſtatten Sie mir noch ein Mal, Sie zu ſprechen.

Sparen Sie ſich Ihre Suada für die Frau Doctorin in Gratz. —

Gnädige Frau, wenn Sie mich nicht hören wollen, ſo erlauben Sie wenigſtens, daß ich an Sie ſchreibe.

Laſſen Sie Ihre Worte drucken, denn Sie können ja lügen, wie gedruckt.

Frau Baronin, laſſen Sie mich nicht troſtlos ſcheiden! Mein dankbares Herz —

Beide Damen erhoben ein ſchallendes Gelächter.

Entferne Dich, mahnte der Rittmeiſter, ich bleibe hier; ich will den Sturm über mich kommen laſſen. —

Sage den erzürnten Weibern nur nicht, daß Fanny noch Witwe iſt, ſonſt iſt der Teufel los!

Ich ſage nichts.

Auf Ehrenwort?

Auf Ehrenwort, das ich gewiß genau halte, denn ich habe Dir nichts davon geſagt, daß ich Fanny und die Majorin ſchon in Mantua ſprach, eben weil ich den beiden Frauen auf Ehrenwort gelobte, Dir nichts hiervon zu verrathen.

O weh!

Entferne Dich jetzt, ſage ich. In Wien im „Lamm“ treffen wir zuſammen. Ich begleite Mery und die Baronin, wenn mich die Beiden nicht auch zum Teufel ſchicken, wie Dich!

Leb' wohl, Heinrich, beſchönige mein Betragen bei der Baronin. Am beſten, Heinrich, wäre es, Du würdeſt die Baronin heirathen. Sie war ja Deine Geliebte.

Lieber würde ich die Mery heirathen, als dieſe Frau.

Warum?

Geh', ſag' ich Dir, in des Henkers Namen!

Heinrich ſchob Carl zur Thüre hinaus.

Carl eilte nun wieder zurück in das Haus, in welchem Fanny und die Majorin gewohnt hatten.

Sie waren beide bereits abgereiſt.

Carl erkundigte ſich bei der Poſtmeiſterstochter nach den Damen.

Sie machten ſich beide, meldete die Poſtmeiſterstochter, gleich nachdem Sie ſich entfernt hatten, reiſefertig. Sie nahmen kein Diner zu ſich; die junge Frau war außerordentlich verſtimmt. —

Weil ich Sie geküßt habe, ſchönes Kind, ſagte Carl, dies hat die junge Frau geſehen.

Leider!

Leider, ſagen Sie? O, Sie Engel, wie ſoll ich mir das deuten?

Ganz natürlich. Es iſt ſchon unrecht, von einem Manne unter vier Augen geküßt zu werden und nun erſt, wenn Jemand zuſieht.

O Gott! Küſſen wir uns unter vier Augen!

Um kein Schloß! — ich habe ja einen Liebhaber. —

Was der Tauſend!

Aber keinen Officier.

Pfui Teufel!

Er gefällt mir ſelbſt nicht!

Wer iſt er denn?

Der Braumeiſtersſohn von Klagenfurt.

Den bringt gewiß der Herr Papa auf?

Mein Gott, ja!

Laſſen Sie ihn ſitzen.

Wie wäre dies möglich?

Sehr leicht! Gehen Sie mit mir durch!

Warum nicht gar?

Ich reiſe nach Wien.

Nach Wien? O mein Gott!

In das herrliche Wien.

Wo alle Tage Sonntag iſt.

Und extra noch ein Feiertag!

Würden Sie mich heirathen?

Wie alt ſind ſie?

Sechzehn Jahr!

O Himmel! Sechzehn Jahre? Ja, ich heirathe Dich, Kind! Wie heißt Du?

Caroline.

Und ich Carl. Was wir da erſparen würden, wir hätten einen Namenstag miteinander!

Reden's mit meinem Vater.

Wo ſteht der alte Poſtgaul?

Im Extrazimmer ſitzt er und trinkt.

Schlägt er aus?

Wer?

Der Herr Vater.

O Gott nein. Beſonders freundlich iſt er gegen die Officiere. Er war ja auch einmal Soldat. —

Gewiß beim Fuhrweſen?

Nein, bei den Dragonern! — Haben Sie ſchon gegeſſen?

Ich habe einen Hunger wie ein Wolf.

Setzen Sie ſich zu meinem Vater!

Ich ſitz' ſchon!

In dieſem Augenblicke trat Wardner in den Hof. —

Carl! rief er.

Heinrich! ſagte dieſer.

Wir haben ewig ein gleiches Schickſal. Auch mich verſtießen die Weiber! Sie nahmen mich nicht mit.

Hol' ſie der Teufel! Meine Fanny iſt auch davon gefahren, aber ich habe Erſatz, da ſieh das Mädel an! Komm' Rittmeiſter, Du wirſt auch noch nicht gegeſſen haben. Bleiben wir in Klagenfurt!

XXII.

Welch ein Leichtſinn, welche Unbeſtändigkeit in der Liebe beherrſchte Carl. — Oft, wenn er in ſpäteren Tagen von ſeinen verliebten jugendlichen Abenteuern ſprach, nannte er ſich ſelbſt einen wahren Don Juan; er geſtand offen, daß er keinen Mann kennen gelernt, der von flüchtigen Eindrücken ſo ſehr beherrſcht worden wie er. Wenn es auf ihn angekommen, hätte er jedes hübſche Geſicht geheirathet; Eine verdrängte immer die Andere, immer verwiſchte Diejenige, die er zuletzt erblickte, den mächtigſten Zauber.

„Ein anderes Städtchen,
Ein anderes Mädchen!“

fand bei ihm keine Anwendung.

„Eine neue Schöne kennen,
Und die frühere nicht mehr nennen!“

dies war ſein Wahlſpruch.

So erging es ihm auch bei dem Anblicke der holden Poſtmeiſters-Tochter.

Wenn Carl in Linchens Augen ſah, gab es für ihn keine Monpart, keine Baronin, keine Mery, keine Witwe aus Bruck mehr!

Du biſt ja rein wahnſinnig, ſagte der Rittmeiſter, als er Carl für Caroline ſo glühend ſchwärmen ſah. Gedenke doch wenigſtens Deiner Fanny. Was ſoll denn mit ihr werden?

Die wird ſchon einen Andern finden!

Und die Baronin?

Ad acta.

Mery und die Eiſenhändlerin?

Dieſe Beiden binden wir in einen Fascikel und ſchicken ſie in die Regiſtratur.

Du willſt die Poſtmeiſtriſche im Ernſte heirathen?

Hol' mich der Teufel! ich heirathe ſie! Bedenke, Heinrich, das Märel iſt ſo ſchön, daß die Menſchen aus dem Monde herabſteigen und das holde Kind bewundern müßten, wüßten ſie nur, welch eine Wunderblume auf unſerm Planeten exiſtirt; und erſt 16 Jahre! Ihr Vater ſollte eigentlich einen Glasſturz über ſie machen laſſen, damit ſie kein böſer Hauch berühre.

Mit Ausnahme des Deinigen. —

Ich heirathe Linchen.

Du biſt ja gar nicht in der Lage, ſie zu heirathen; Dein Vater würde Dir weder Einwilligung noch Unterſtützung geben. —

Meinen Vater brauch' ich nicht zur Heirath, ich verlaſſe mich auf Linchens Vater. —

Du haſt ja nicht zureichende Einkünfte, eine Frau zu ernähren. —

Ich werde Poſtmeiſter von Klagenfurt; der Alte übergibt mir nicht nur ſein Geſchäft, ſondern auch ſeine Wirthſchaft!

Du und Wirthſchaft!

Rede mir nicht immer in meine Plane! Der alte Poſtmeiſter und Linchen reiſen jetzt mit uns nach Wien, dort mache ich meine Braut und meinen künftigen Schwiegervater mit meinen Eltern bekannt, dies wünſcht der alte Poſtklepper ausdrücklich; ſoll geſchehen! Wenn mein Vater kein Geld hergeben darf, ſo kann ich eine Mohrenprinzeſſin ehelichen! In Wien ſchleppe ich Linchen in alle Theater, führe ſie in alle Vergnügungsorte, den Alten laſſe ich vor Champagner-Räuſche nicht zu ſich kommen; vier Wochen in Wien, und dann für's ganze Leben in Klagenfurt.

Und Fanny? An Fanny muß ich Dich noch ein Mal erinnern. —

Fanny mache ich glücklich! Die ſoll ebenfalls das Glück der Entſagung kennen lernen: keine höhere Wonne für ein Weib als entſagen! Was gibt dies für ein Bewußtſein, einem Manne, den man liebt, zu entſagen! Welche Seelenſtärke gehört dazu, welch ein Heroismus! — Fanny ſoll dieſe Seelenſtärke beſitzen, dieſen Heroismus kennen lernen! Fanny ſoll glücklich werden durch Entſagung!

Du wirſt es aber der guten Caroline ebenſo machen wie Allen! Wenn Du nach Wien kommſt, ſo ſiehſt Du Tauſend neue Geſichter.

O, an Linchens Seite habe ich nur Augen für ſie! — Gib acht, Heinrich, wenn ich mit dieſer Schönheit in Wien am Officiers-Tiſche im „goldenen Lamm“ erſcheine! — Zum Teufel! werden die Cameraden anrufen, zum Teufel wo hat Lieutenant Bärnbrunn dieſen Engel aufgegabelt! Und wie ich Linchen wieneriſch kleiden laſſen werde! und Modiſtinnen ſollen ſich an ihrer Toilette erſchöpfen! Die „ſchöne Franzöſin“ im-Trattnerhofe ſoll verdrängt, die „ſchöne Klagenfurterin“ ſoll das Feldgeſchrei werden.

Ich bitte Dich, Carl, meine es ehrlich mit dieſem Mädchen, beim Himmel, Linchen auch ſitzen zu laſſen, ſie auch zu vergeſſen, wäre himmelſchreiend! Bedenke, daß dieſes un-

ſchuldige Kind keine Mery iſt! Gott weiß es, ich wür
Linchen auf der Stelle heirathen. —

O, das hab' ich gleich weggehabt, daß Du Dich ebenfal
in Linchen verliebt haſt, aber in dieſem Punkte theile ich nic
mein Schickſal mit Dir!

Ich entſage ihr auch nicht. Ich kenne Dich! Vielleicht
14 Tagen ſchon, wirſt Du glücklich ſein, wenn ich ſie D
entreiße —

Du gefällſt ihr ja gar nicht! —

Wer weiß es! Als Liebhaber läßt man ſich die flotte
jungen Leute gefallen, aber zu Ehemännern nimmt ma
die ſoliden.

Carl lachte, daß er ſich nicht zu erholen vermochte.

Du — und ſolid!

Sehr ſolid! betonte der Rittmeiſter.

Linchen trat an der Hand ihres Vaters in das Zimme
der beiden Officiere.

Morgen früh um 8 Uhr, meldete der Poſtmeiſter, wenn'
gefällig, reiſen wir nach Wien. — Ich verſäume zwar viel
der Poſtbedarf mehrt ſich; ich habe ſchon jetzt ſelten eine
Pferdehuf im Hauſe; das Frühjahr naht heran, meine Felde
wollen beſtellt werden, aber ich muß fort; ſeit den acht Tagen,
ſeit welchen die Herren hier ſind, und der Herr Lieutenan
Bärnbrunn meiner Lini ſo viel von Wien erzählt hat,
gibt ſie nicht Ruhe, ſie muß Wien ſehen; nun in Gotte
Namen, wir können's ja thun!

Die Reiſekoſten ſind meine Sache, ſagte der Rittmeiſter.

Warum nicht gar! erwiederte der Poſtmeiſter, Sie werden die Poſten bis Wien bezahlen. Unſer Einer hat keinen Groſchen zu vergüten. Ein Poſtmeiſter läßt den andern bis ans Ende der Welt gratis fahren!

Und wie ſitzen wir im Wagen? fragte Carl; ich werde doch vis-à-vis von Linchen ſitzen?

Das verſteht ſich! meinte Herr Wirbl, ſo hieß Linchens Vater, aber das ſage ich gleich, länger als einen Monat bleibe ich nicht in Wien.

Den erſten Mai müſſen Sie in Wien noch erwarten, verſicherte Carl; wer eine Praterfahrt am erſten Mai nicht in Wien mit anſah, hat nichts geſehen — über Tauſend prachtvolle Caroſſen, die Ariſtokratie der Geburt und des Geldes, der geſammte kaiſerliche Hof, alle Miniſter und Würdenträger, alle Geſandten und Botſchafter, meiſtens in vierſpännigen Equipagen, ein Luxus an Toiletten der Damen, eine Pracht an Pferden und Wagen wie nirgends zu finden, eine Unzahl Reiter mit ihren Jockeis und Fußgeher eine viertel Million *).

Ach, mein Gott! jubelte Linchen, in Wien muß es ja wie in einer Zauberwelt ſein! — Und in den ſogenannten Wurſtelprater führen Sie mich auch? Ich habe gehört, daß dort die Luſtigkeit den höchſten Grad erreicht hat. Auf jedem Baume ſitzt ein Muſikant, und auf jedem Schritte begegnet man einem Spaß! — Ach, wäre ich doch ſchon im Prater! Da ſpeiſen wir dann auch!

---

*) So war es einſt, aber auch die Praterfahrten im Mai haben auf die betrübendſte Weiſe an ihrer Schönheit verloren; die Comfortables mit ihren abſcheulichen Pferden, erbärmlichen Wagen und ordinären Kutſchern, verunſtalten dieſen Corſo am meiſten. Ueberall tritt jetzt in Wien Schmutzigkeit hindernd in den Weg, der Schmutz, der Geiz ſo vieler Wiener, bringt Wien um jeden Reiz.

Im Prater wird gar nichts anderes gethan, als geſpeiſt, gezecht, gejubelt und muſicirt: es iſt dort ein ewiges Kirchweihfeſt*).

Mit einem Worte, verſicherte der Rittmeiſter, wer in Wien ein Mal ſich befindet, will nicht mehr fort.

Ich gehe nicht fort von Wien! rief Linchen aus.

Die Reiſevorbereitungen wurden nun getroffen, und am andern Tage blies der Poſtillon ſeine heiteren Weiſen und unter Peitſchenknall fuhren der Poſtmeiſter und Linchen, Carl und Wardner aus Klagenfurts Mauern.

---

*) So war es einſt! Auch der Wurſtelprater hat jetzt ſeine Heiterkeit eingebüßt. In den Jahren 1810 bis 1847 herrſchte hier ein Leben ſonder gleichen. Beim „wilden Mann," zum „Paperl" und „Thurm von Gothenburg," dieſen drei renommirteſten Wirthshäuſern, war bei ſchönem Wetter, ſelbſt an einem Wochentage, kein Plätzchen zu erhalten. Viele Tage vorher mußten Gaſttafeln beſtellt werden, und Geſellſchaften zu zwanzig, dreißig Perſonen, Verlobungsfeſte, Hochzeiten, Feſteſſen aller Art fanden ſich in Maſſen hier ein. Der „Thurm von Gothenburg" exiſtirt jetzt nicht mehr. Im „wilden Mann" und „Paperl" ſieht man nur Kellner und keine Gäſte. Nicht die ſogenannten ſchlechten Zeiten, die Zeiten waren immer in Verruf, ſind hieran Schuld, erinnern wir uns nur an die Jahre, in denen Wien in den größten Bedrängniſſen ſchwebte, die Kriegszeiten, die Unglücksjahre 1805 und 1809, in welchen Wien durch die franzöſiſchen Armeen ſchwer heimgeſucht und beſetzt war, in welchen Theuerung und Arbeitsloſigkeit wie nie früher und ſpäter, Wien bedrückte, behielt Wien ſein großſtädtiſches Weſen — jetzt muß man Wien im Lerchenfeld und Zunfthaus ſuchen; Wien muß ſich vor den Fremden ſchämen, wie tief es geſunken; Wien iſt in tauſend Beziehungen eine der letzten Provinzialſtädte geworden; der Hauptcharakterzug vieler Wiener iſt Knauſerei, ſie gehört zum Tone, an dieſer Knauſerei ſtirbt noch das ſchöne Wien!

Der alte Wirbl reiſte mit der größten Bequemlichkeit, auch hielt er ſich in Gratz einen Tag auf.

Als Carl an dem Hauſe, in welchem ſeine Fanny gewöhnlich wohnte, vorüber fuhr, befahl ihm ſein Gewiſſen, ein Wenig in ſich zu gehen, allein er wußte ſich zu helfen: er blickte Linchen an, die ſchäkerte ihm die flüchtigen Wolken, welche ſich über die heitere Stirne lagern wollten, fort und ſo vergaß er dann wieder Alles, was ihn hätte verſtimmen können.

Man kehrte beim Poſtmeiſter in Gratz ein; bei dieſem hatte ſich Wirbl drei prächtige Zimmer beſtellt, die Poſtmeiſterin, eine lebensluſtige Frau, hübſch und jung, aber ſechs Fuß hoch und dick, die Carls Ball im Redoutengebäude nicht vergeſſen hatte, erkannte den Lieutenant auf der Stelle wieder.

Carls Ball und Abenteuer, Carls Erklärung, daß Fanny ſeine Verlobte ſei, waren Gegenſtand einer [illegible]dtgeſchichte geworden, an welcher die Frauen und Mädchen von Gratz zehn Monate zehrten, nun war er wieder da, der „Tauſendſaſa“ in andern Liebesbanden; die Frau Poſtmeiſterin von Gratz machte zu dieſen Vorgängen keine unbedeutenden Gloſſen.

Als ſie Carl unter vier Augen ſprechen konnte, ſagte ſie ihm Dinge, über welche er erſchrak.

Wie? ſagte ſie, der ſchönen, reichen Kaufmannswitwe brechen Sie das ihr vor der Elite der Gratzer Welt gegebene Wort? Sie opferte Ihnen ihren guten Ruf und Sie belohnen ſie ſo dafür? Sie hätte einen berühmten Arzt heirathen können, als die Nachricht von Ihrem Tode eintraf, und ſchlug ihn aus.

Sie reiſte nach Mantua Tag und Nacht, als ſie hörte, daß Sie lebten, um Sie zu befreien, und Sie lohnten Ihrer Liebe ſo? — Wirbl hat meinem Manne vertraut, daß Sie ſeine Tochter heirathen wollen, Wirbl fährt deshalb nach

Wien, um über Sie die näheren Erkundigungen einzuziehen, und Sie haben den Muth, mit dem Mädchen und ihrem Vater in einer Stadt zu erſcheinen, in welcher Ihre Verlobte Sie erwartet? Eine ſolche Gewiſſenloſigkeit iſt mir noch nicht vorgekommen: aber ich werde beide, meine Freundin Fanny und das unerfahrne Linchen vor Ihnen warnen.

Schöne Frau, ſtammelte Carl, machen Sie mich nicht unglücklich. —

Machen Sie unbeſcholtene Frauen und Mädchen nicht unglücklich, erwiederte die Poſtmeiſterin. Ich laſſe mir kleine Intriguen junger Männer gefallen, ſagte die Poſtmeiſterin; es darf aber damit Niemand in ſeinem innerſten Weſen gekränkt, noch gedemüthigt, noch zum Geſpötte werden; eine rechtliche Frau, ein honnettes Mädchen am wenigſten, und ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, obgleich ich nur eine Frau bin, daß es Ihnen nicht gelingen ſoll, meine Freundin Fanny und Caroline Wirbl in die Kategorie Ihrer Baronin Molly, Ihrer Schauſpielerin Mery und der ſehr zweideutigen Eiſenhändlerin von Bruck zu ſtellen, dieſer Witwe aus Bruck, die mit dem Lieferanten Fleiſcher einen Streich gegen Fanny und Sie verabredete, der die Intrigante ſammt ihrem Helfershelfer vor Gericht ſtellen wird.

Ohne Carl Zeit zu laſſen, ſich recht beſinnen zu können, verließ ihn die Poſtmeiſterin, und Carl gerieth, vielleicht zum erſten Male in ſeinem Leben, in die peinlichſte Verlegenheit.

Nach kurzem Beſinnen ſagte Carl zu ſich ſelbſt:

Ich werde ein Hageſtolz! — Oder ich quittire, wie ich mir ſchon vorgenommen, und werde ein barmherziger Bruder; oder ich laſſe mich blenden, wie ein Fink, und ſehe gar keine Frauenzimmer mehr an! Es iſt, um raſend zu werden, was jetzt die Frauenzimmer für Geſchöpfe ſind: einen Spaß ſoll man mit ihnen gar nicht mehr machen! — Wenn ſie ſich alle mögliche Freiheiten mit uns herausnehmen, uns hintergehen, zum Beſten haben, Schwüre brechen, Falſchheiten aller Art ausüben, ſo ſoll das Alles ſehr zu entſchuldigen ſein! — Wie viele Männer haben die Weiber ſchon zum Selbſtmorde getrieben, wie viele zum Wahnſinne gebracht, wie viele ins Elend gejagt, und das ſoll alles gar nichts ſein, darnach ſoll kein Hahn krähen! — Das wäre nicht übel!

Carl ſchritt nachdenkend einher.

Wenn ich der Poſtmeiſterin ein wenig den Hof machte, ihr ſchmeichelte, ſie bäte, mich nicht zu verderben! Wenn ſie nur nicht ſo coloſſal groß und dick wäre, man kann ihr keinen Kuß rauben, ohne auf einen Stuhl zu ſteigen! Ich will ſehen, daß ich ſie noch ein Mal ſprechen kann.

Er machte leiſe die Nebenthüre auf, durch welche die Poſtmeiſterin fortgeeilt war.

Frau Poſtmeiſterin! rief er.

Ich komme gleich!

Gott, welch zartes Weib! So eben hat ſie einen Poſtknecht bei den Ohren!

Er ging wieder im Zimmer umher.

Und was ſie mir noch ſagte!

Sie ſagte, die Eiſenhändlerin wäre mit dem Lieferanten Fleiſcher im Bunde! das war vielleicht gar der Kerl, der mich zu dieſer Frau des Abends zu Mantua führte! — Er war zwar ganz eingehüllt und ich konnte ihn nicht recht ſehen! Dieſer falſche Spieler treibt alſo mit mir ein falſches Spiel; das treibt er vielleicht gar aus Rache von wegen des Duells in Bruck und des Hiebes, den ihm Wardner beibrachte? Nun warte Lieferant, du ſollſt vollends geliefert werden!

Die Poſtmeiſterin kam zurück.

Verzeihen Sie, Herr von Bärnbrunn, ſagte ſie, daß ich nicht ſogleich zu Dienſten ſtand, aber man hat immer Verdruß mit den Leuten. — Mein Mann läßt ſich alles gefallen, der iſt die gute Stunde und ſagt ſeinen Knechten kein Wort, wenn ſie noch ſo nachläſſig ſind. Es hat der Poſtillon, der ſo eben von Bruck gekommen iſt, den Radſchuh vom Wagen verloren, und da mußte ich eine kleine Execution halten; ich habe ihm nur ein wenig die Ohren ausgeriſſen, damit er in Zukunft beſſer höre, wenn ihm ein Radſchuh vom Wagen fällt.

Geniren Sie ſich nicht im Geringſten! Ich liebe die ſchlimmen Frauen, ſeien Sie nur gegen mich gut.

Ich bin Ihnen nicht böſe.

Gott ſei Dank!

Wenn Sie anders werden könnten als Sie ſind, ſo würde ich Ihnen ſogar recht gut werden.

O Gott, warum kann ich Ihnen nicht um den Hals fallen!

Sagen Sie mir ſchnell, was Sie mir zu ſagen haben, ich habe alle Hände voll zu thun. —

Ich will mich beſſern!

Wäre dies möglich!

Ich will Carolinen entſagen.

Das wäre ehrlich.

Ich will Fanny lieben.

Das verſteht ſich.

Aber nicht heirathen. —

Nicht?

Ich will gar nicht heirathen!

Gar nicht heirathen!

Ich bin nicht dafür geſchaffen; ich fühle es. —

Was Sie ſagen!

Nehme ich eine Frau, ſo muß ich blind für alle weiblichen Reize ſein, z. B. wenn ich eine Frau ſehe, ſo ſchön wie Sie, ſo muß ich auf die Seite ſehen!

Wollen Sie mir etwa gar weis machen, ich gefiele Ihnen?

Weis machen? Welche Worte gebrauchen Sie! Kann es Ihnen denn neu ſein, daß Sie einem Manne gefallen?

Ich habe keinem Manne zu gefallen als dem meinigen.—

Ihr Gemahl war aber ſchon auf der Welt, ehe Gratz erbaut wurde. —

Sie, machen Sie ſich nicht luſtig über meinen Alten, der iſt ein Ehrenmann.

Wer zweifelt daran?

Spotten laß ich über meinen Tobias nicht, und wenn er Methuſalems Alter erreicht.

Tobias heißt er?

Ja, Tobias, und dieſer Name paßt für ihn.

Wie ſein Schlafrock! — Eine ſo ſchöne Frau und einen Tobias!

Einen Carl möchte ich gar nicht!

Sie vernichten mich!

Es kann geſchehen! Sie machen mir den Hof, weil Sie mich für ein ſchwaches Weib halten. —

Wer Sie geſehen, wie Sie dem Poſtillon die Ohren aufzäumten, wird begreifen, daß Sie nicht ſchwach ſind. —

Sie möchten mich gern herum kriegen, daß ich mich weder meiner Freundin Monpart noch der Wirblſchen Tochter annehme. —

Aufrichtig geſagt: Ja!

Daß ich meinen Freunden nicht nach Wien ſchriebe, was ſie für ein treuloſer Menſch ſind.

Ja!

Daß ich dem alten Wirbl nichts in die Ohren raunte, was er für einen Schwiegerſohn an Ihnen zu erwarten. —

Ja!

Mir iſt leid, hierzu iſt es ſchon zu ſpät.

Meiner Freundin habe ich augenblicklich geſchrieben und mein Mann hat bereits den alten Wirbl gewarnt. —

Herr Gott! was wird nun mein Schickſal ſein?

Da ſtehen zwei Stühle ziemlich nahe bei einander — ſetzen Sie ſich dazwiſchen nieder!

Sie ging.

Ha verflucht! — Doch ich gebe mich nicht für überwunden! Ich werde mit Carolinen ſprechen. Sie liebt mich! Daß ich ſie einer andern vorziehe, das kann ſie nicht beleidigen.

XXIII.

Caroline nahm es aber übel.

Sie nahm es ſchon darum übel, weil ihr Wardner beſſer gefiel als Carl.

So jung das Mädchen war, ſo bemerkte ſie doch ſehr gut, daß die Liebe Wardners kein Strohſeuer war.

Dem Herzen läßt ſich nicht gebieten und jedes Weiberherz, ſo räthſelhaft es iſt, ſpricht ſich doch ſogleich lebhaft aus, wenn es den rechten Mann für daſſelbe wahrnimmt.

Die Unbeſtändigkeit Carls mißfiel ihr nun vollends.

Als ihr dazu noch die Poſtmeiſterin alle die Liebſchaften ihres Anbeters ſchilderte, von Wien, Bruck und Gratz, die vier Schönen nannte, welchen er faſt gleichzeitig die Köpfe verdrehte, und ſie ſodann mit der größten Rückſichtsloſigkeit verließ; da mißfiel er ihr total und Linchen bat ſelbſt ihren Vater, ſie zwar nach Wien zu führen, aber nicht in Geſellſchaft des Herrn Carl Bärnbrunn.

Gut mein Kind, erwiederte der Vater, Du ſollſt deshalb um das Vergnügen nicht kommen, Wien zu ſehen. Ich habe in Wien Freunde genug, die mir als Führer in der großen Stadt dienen ſollen. Wir laſſen aber beide Herren Officiere in Gratz zurück. Die Poſtmeiſterin wird ſo gefällig ſein, dieſen beiden Herren die Urſache unſerer Abreiſe mitzutheilen.

Aber daß der Rittmeiſter darunter leiden ſoll — ſeufzte Linchen.

Mädel, tröſtete der Vater, jetzt heißt's vorſichtig ſein! — Ich läugne Dir nicht, daß mir der Rittmeiſter auch beſſer gefällt, allein — — da ich Dir ſchon nachgegeben, und Dich zu einer Heirath mit dem Brauers Sohn in Klagenfurt nicht gedrängt habe, ſo gib mir nur jetzt auch nach, und laß mich verhüten, daß Du Dich nicht übereilſt. — Ich werde mich über den Rittmeiſter in Wien erkundigen, wie ich mich über den Lieutenant erkundigt hätte! — Während der Zeit als dies geſchieht, wird Dir die Zeit in Wien nicht lang werden. Du biſt übrigens ſo jung, daß Du nichts verſäumſt; reich iſt Dein Vater auch! da bleibſt Du nicht ſitzen.

Linchen fügte ſich.

Nach eingenommener Mahlzeit fuhr der alte Wirbl mit ſeiner Tochter nach Wien.

Carl erhielt ſeinen Beſcheid.

Der Rittmeiſter betrachtete Carl lange, dann ſagte er:

Du wirſt noch manchen Strauß der Weiber wegen zu beſtehen haben! Diejenigen, welche bisher liebend an Dir hingen, haſt Du Alle verſcherzt!

Was nun beginnen?

Ich widme mich dem Theater, dort iſt eine andere Welt. Man ſpielt mit der Liebe; ich kann vor der Hand auch nur mit ihr ſpielen! Weiber, die es mit mir genau nehmen, kann ich nicht gebrauchen!

XXIV.

Die Gunſt der fünf Damen von Wien, Bruck, Gratz und Klagenfurt hatte Carl verſcherzt.

Fanny wollte von ihm nichts mehr wiſſen; ſie ließ ſich in Wien nicht mehr auffinden, die Baronin und Mery, ſo ſehr ſie auch früher auf den Sauſewind Jagd machten, ſo entrüſtete ſie doch die Zurückſetzung, die er ihnen bewies, zu arg, als daß ſie ſich von ihm nicht ſtandhaft abgewendet hätten; die Eiſenhändlerin hatte in Compagnie mit Fleiſcher gemeine Umtriebe gemacht, die ſpäter ſogar eine gerichtliche Einmiſchung erheiſchten, worauf wir noch zurückkommen werden; endlich was Linchen Wirbl betrifft, ſo ließ ihr Vater Carl nicht mehr vor; Carl war daher an Liebſchaften verwaiſt, was ihm, ſo lange er Augen für ſchöne Damen gehabt, noch nicht vorgekommen war.

Carl beſchäftigte ſich, zum Glück für ihn, mit dem neuen Stande, den er ergreifen wollte, mit dem Schauſpielerſtande.

Er ſah auf dem Leopoldſtädter Theater ein Stück von Plumike: „Lanaſſa,“ in welchem der Schauſpieler Riedl den General Montalban nicht nur erbärmlich, ſondern auch ohne alle militäriſche Haltung ſpielte; dieſe Rolle, dachte er, will ich zu Ehren bringen.

Carl kaufte ſich das gedruckte Buch und eilte damit zu dem damaligen Director des Joſephſtädter-Theaters, Carl

Mayer, um ihn zu bewegen, daß er ihm einen theatraliſchen Verſuch geſtatte.

Carl Mayer war ein ſehr glücklicher Darſteller komiſcher Charaktere aus dem Volke, aber ein ſehr unglücklicher Schauſpiel-Director. Die Stücke, welche er zur Darſtellung brachte, fielen alle durch; ſein Theater trug kaum die Koſten für die Beleuchtung ein, und wollte er manchmal eine reiche Einnahme machen, ſo mußten ſchon die Affichen verkünden, daß ein „unſterblicher Jux" zu erwarten ſei. Auf ſolchem Wege erreichte er zuweilen reiche Einnahmen. Wenn er zum Beiſpiel „den Todtenreiter," „mordioniſches Trauerſpiel und kannibaliſche Poſſe," bei welchem unter den Perſonen auf dem Theaterzettel:

Ein lüſternes Auge:	Demoiſelle Schritt.
Eine ſpähende Naſe:	Herr Glaubauf.
Ein zitternder Fuß:	Herr Ortner und
Ein tanzendes Krauthappel: . . .	Die kleine Marie Vogt.

verkam[illegible] zur Aufführung brachte, da füllte ſich freilich immer die Caſſa des Directors, aber nur das Publikum ſpielte hier Komödie, weil man vor lauter Hohn, Spottgelächter, zweideutigem Zurufen, Gejohle, Beleidigungen, die man dem Director und den Schauſpielern an den Kopf warf, kein Wort von der Bühne herab verſtand. Mayer und ſeine Geſellſchaft waren jedoch ſtumpf gegen derlei Inſulte, ſpielten fortwährend den „Todtenreiter" bei demſelben Spectakel und großem Zudrange, und brachen nicht früher damit ab, bis die Behörden dieſem gemeinen Skandale ein Ende machten, und die Aufführung des „Todtenreiters" unterſagten.

Als Carl bei dem Theaterdirector Carl Mayer erſchien und ihn erſuchte, ihm eine Proberolle zu geſtatten, antwortete Mayer:

„Ehe Sie mir noch angeben, in welcher Rolle Sie in der „Joſephſtadt“ auftreten wollen, bemerke ich Ihnen in Vorhinein:

„Es kommt kein Menſch!“

Was heißt dies? fragte Carl.

Das heißt: Ob Sie als Don Carlos oder als Rochus Pumpernikel auftreten, in mein Theater kommt kein Menſch, Sie ſpielen vor leeren Bänken!

Sie geben deſſen ungeachtet alle Tage Vorſtellungen.

Es geht jedoch nichts ein.

Sie bezahlen Ihre Geſellſchaft?

Was nicht noch!

Ihr Orcheſter. —

Keine Idee!

Ihre Schauſpieler und Muſiker ſind alſo Dilettanten?

Dilettanten können mir geſtohlen werden! Nein es ſind Schauſpieler, aber ich bezahle ſie blos mit Freibilleten! Täglich bekommen meine Künſtler nach Verhältniß ihrer Capacitäten ſo und ſo viele Logen-, Sperrſitz- und Eintrittsbillete für die Wirthe, Fleiſchhauer, Fleckſieder, Fleiſchſelcher, Sauerkräutler, Brotſitzer, Greißler u. ſ. w. als ſie für ihre Lebensbedürfniſſe: Wein, Bier, Fleiſch, Kuttelfleck, Wurſt, Kraut, Rüben, Salz, Pfeffer und neues Gewürz nothwendig haben. Für eine Loge auf vier Perſonen kriegen ſie einen Kalbsſchlägel, für einen Sperrſitz zwei Pfund Rindfleiſch, für den Eintritt in das erſte Parterre ein Paar Leberwürſte u. ſ. w.

Und Sie, Herr Director, was erhalten Sie?

Ich erhalte gewöhnlich nichts. Meine Mahm, die ich im Hauſe habe, ſchickt, wenn gar Nichts eingeht, manchmal ein Paar Logenbillets zum Wirth von der Stadt Belgrad, und wir bekommen dann ein frugales Mittagsmahl, aber oft dürſen wir die Stadt Belgrad nicht ſtürmen, ſonſt kommt die Wirthin mit dem groben Geſchütz oder der Wirth macht einen Ausfall und nimmt meinen Theaterdiener beim Ohr.

Machen Sie einen Verſuch mit mir, Herr Director; ich habe viele Freunde in Wien.

Es kommt kein Menſch!

Ich bring Ihnen hier ein gutes Stück.

Es kommt kein Menſch!

Ein wirkungsreiches Stück.

Wenn ich nicht ausſtreuen laſſen darf, daß das Publikum einen Jux haben ſoll, daß Sie ſich ſchmeicheln, ausgepfiffen zu werden, ſo kommt kein Menſch!

Ich mache Ihnen einen andern Vorſchlag. Ueberlaſſen Sie mir Ihr Theater. Ich kaufe Ihnen einen Abend ab. Beſtimmen Sie eine Summe, ich entrichte ſie; ich bedinge mir aber, daß ſonſt Niemand ins Theater komme, als meine Freunde.

Es kommt kein Menſch!

Meine Freunde kommen, ſonſt will ich ja Niemand, ich will mich nur verſuchen, ich will nur ſehen, wie ich mich auf dem Theater bewege.

Durch Freibillete wollen Sie dies erfahren? da bedauere ich Sie; in meinem Theater ſchimpfen die Freibilletebeſitzer am meiſten!

Ich erlege Ihnen ſogleich 150 fl. —

Nicht möglich!

Ja, ja! 150 fl. —

Laſſen Sie mich das Geld ſehen; ich hab' ſchon über Jahr und Tag kein ganzes Fünfgulden-Zettel in der Hand g'habt. —

Empfangen Sie hier 15 Zettel, jedes mit 10 fl.!

Iſt's denn Wirklichkeit!

Faſſen Sie das Geld nur an!

O du mein Gott! Bankozettel! Bankozettel! — Ich bitte Sie, geben Sie mir eine rechte Ohrfeige, im Fall' ich träumte, daß ich erwachen müßte.

Zählen Sie!

Director Mayer zählte die Bankozettel.

Und nun geben Sie mir ſchriftlich, daß am nächſten Donnerstag das Theater in allen ſeinen Räumen mir gehört — daß Niemand eingelaſſen wird, als der eine Karte von mir ausgefertigt, abgibt.

Erlauben Sie, ich ſtecke dies Geld zuerſt in meine Brieftaſche, es könnte Sie wieder reuen. —

So! ſagte Director Mayer, jetzt ſchreib' ich Ihnen, obgleich ich vor Freuden an Leib und Seel' zittere, was Sie wollen. — Dictiren Sie mir, ich ſchreib' jedes Wort!

Carl dictirte einen Vertrag.

Mayer unterzeichnete ihn.

Doch Eins noch! erwähnte Mayer. Meine Schauſpieler, wenn Sie an dem Tage, an welchem Sie ſpielen, für Logen-, Sperrſitz- und Eintrittskarten, weder Fleiſch noch Brot, noch Zuſpeiſ' und „was drauf," kriegen, ſo können ſie nicht ſpielen vor — Hunger. —

Nach dem Theater ſollen Ihre Schauſpieler ein Souper haben, und zwar bei den „drei Hackeln." Fällt mein Probeſpiel gut aus, wird ſogar Champagner getrunken. —

Und ich darf auch „mitthun?"

Sie und Ihre ganze Familie!

Ich hab' nur eine weitſchichtige Mahm — und die hat nichts anzulegen, die bleibt zu Hauſ', aber ich komme.

Hier haben Sie das Stück. Die Officiersrolle ſpiele ich. Ich ſende Ihnen noch ein Dutzend Exemplare, für jeden mitwirkenden Schauſpieler ein Exemplar! Dadurch erſparen Sie, die Rollen ausſchreiben zu laſſen. Nächſten Dienſtag beginnen wir mit den Proben. Beſetzen Sie die Rolle der „Lanaſſa" gut! Adieu!

Sie ſind ein Künſtler! ein Künſtler! rief Mayer exaltirt. Garrick, Eckhof, Schröder, Lange, Brockmann, die Rouſeul und die Betti Rooſe ſind Sie allein! — 150 fl. in Bankozetteln, Sie ſind ein Million-Schauſpieler!

Der Theaterdiener kam zu ſeinem Director.

Tritt der Herr, der mir ſo eben auf der Stiege begegnet, etwa gar bei uns auf? fragte der Diener.

Ja, dieſer tritt auf, „Euch Allen zum Verderben!"

Kennen Sie ihn?

Ich habe ihn mein ganzes Leben nicht geſehen.

Er iſt ein Baron!

Hör' auf!

Baron Carl Bärnbrunn.

Schon möglich! Er hat ſo etwas Brummbäriſches an ſich.

Nicht Brumm-Bäriſches: Bärnbrunniſches!

O Gott! wenn ſich nur dieſer Brunn nicht ausſchöpft!

Haben Sie ihn engagirt?

Für eine Vorſtellung für die „Lanaſſa."

Laſſen Sie ihn nicht aus! Bei dieſem heißt es nicht: „Es kommt kein Menſch!" Wenn dieſer ſpielt, kommt ganz Europa! Dieſen Baron kennt ganz Europa! Seine Familie beſitzt ganze Straßen in Wien.

Und ich, Eſel, habe ihm die Einnahm' vom künftigen Donnerſtag für Einhundert fünfzig Gulden Bankozettel verkauft!

Macht nichts! Verkaufen Sie, ohne daß er es weiß, für ſechs Hundert Gulden ebenfalls Eintrittskarten. Wenn die

Billete nur abgehen, ob die Leute, welche ſie nehmen, im Theater Platz finden oder nicht, das iſt gleichgiltig!

Willſt Du den Abſatz der Billete übernehmen?

Dreihundert Parterre-Plätze, 100 erſte Gallerie-Plätze, 200 auf die zweite und 300 auf die letzte Gallerie, bring' ich reißend in den Caffeehäuſern an, beſonders wenn ich berichte, daß nächſten Donnerſtag ein Baron, und noch dazu der Baron Carl Bärnbrunn auftritt; doch Apropos, die Mamſell Wimmer muß mit ſpielen. —

Warum gerade die?

Die Herren Officiere in der Reiter-Caſerne wollen keine andere Schauſpielerin ſehen. —

Aber die Wimmer hat ein „Hölzl im Maul.“

Macht nichts, aber ſie iſt ſchön! Die Worte „Mental — be — ba — ban, ſoll ich ſo ja — jo — jung ſa — ſe — für da — de — Dich ſterben,“ werden deſſenungeachtet — wahnſinnig applaudirt!

Den fünften Theil von dem Ertrag der Billete zieh' ich Dir ſogleich ab!

Nächſten Donnerſtag iſt die Vorſtellung? Bis Dienſtag iſt ſchon kein Billet mehr vorhanden.

Der Theaterdiener eilte fort.

Wenn ich früher gewußt hätte, wen ich vor mir gehabt, ſagte der Theater-Director Mayer zu ſich ſelbſt, würde ich dem Baron mein Theater nicht abgetreten haben, ohne daß er wenigſtens bis über den Sommer bei meiner Bühne geblieben wäre! — Deſſen ungeachtet nehm' ich aber doch ein „raſendes Geld“ ein. Dieſes Glück mit dem „Baron“ will ich gleich meiner weitſchichtigen Mahm mittheilen.

Carl glaubte ſeine Sache recht gut eingeleitet zu haben, deſſenungeachtet kam es doch bald in Wien herum, daß er an dem nächſten Donnerſtage im Joſephſtädter-Theater in dem Drama „Lanaſſa“ als engliſcher Admiral Montalban auftreten werde.

Der Theaterdiener zog mit dieſer Neuigkeit gleichſam mit einer Trommel von Haus zu Haus.

Beeilen Sie ſich, ſagte der Theaterdiener in jedem Gaſſengewölbe der Joſephſtadt, Eintrittskarten bei Zeiten zu erhalten. An dieſem merkwürdigen Abende, an welchem ein Baron einen Grafen ſpielt, beſteht keine Caſſe! Wer kein Billet beſitzt, wird nicht hineingelaſſen, und wenn es ein Prinz iſt!

Der Theaterdiener machte ungeheuere Geſchäfte. Es wurden ihm die Eintrittskarten noch über den Preis bezahlt.

Der Theaterdiener gewann 150 fl., und ſeinem Director überlieferte er 950 fl., was bei dem hohen Theaterpreiſe in Bankozetteln im Jahre 1810 nicht auffällig war.

Carls Eltern und ſeine angeſehenen und ſehr reichen Verwandten erfuhren ebenfalls von dem kühnen Entſchluſſe ihres Sohnes und Neffen, Schauſpieler zu werden und ſeinem Officiers-Charakter entſagen zu wollen. Sie machten ihm gegen dieſen Vorſatz die dringendſten Vorſtellungen, aber er blieb dabei.

Der Tag der Vorſtellung rückte heran.

Schon bei der Generalprobe zeigte Carl, daß er nicht nur Beruf zum Schauſpieler, ſondern auch Beruf zum Regiſſeur und ſceniſchen Anordner habe.

Die Schauſpieler erſchienen ihm viel zu ſchläfrig, vorzüglich war ihm „der junge Bramine,“ ein Herr Keilwerth, zu phlegmatiſch; Carl konnte nicht begreifen, wie ein junger Mann von 24 Jahren „ſo ledern“ zu ſpielen vermöge.

„Feuer! Feuer!“ rief er dem jungen Braminen zu. „Haben Sie denn Opium gegeſſen?“

Die Schauſpielerin Wimmer, welche die Lanaſſa gab, erſuchte er, die Schlußſcene vier Mal zu probiren. Das ſogenannte „Hölzl im Munde“ gewöhnte er ihr förmlich ab.

Fräulein Wimmer, ſagte Carl, heben Sie Ihre Zunge, ſprechen Sie nicht ſo faul, und Sie werden beſſer ſprechen. Meine Damen und Herren, drohte er, wenn Sie ſo hölzern ſpielen, und Arme und Beine wie Automaten bewegen, ſo werde ich im Gaſthauſe zu den „drei Hackeln“ das Souper mit Champagner abſagen!

Mayer bat ſeine Geſellſchaft:

Nur den Champagner nicht verſcherzen, ich bitte Euch kniefällig!

Ich wünſchte, ſetzte Mayer hinzu, ich könnte den jungen Braminen ſpielen, ich würde mir noch ein Dutzend Flaſchen „Moet“ zum Hausgebrauche als Spielhonorar erringen.

Die Probe ging erſt um fünf Uhr Nachmittags zu Ende.

Als die Schauſpieler ſich von der Bühne entfernten, füllten ſich bereits die Gallerien mit Zuſchauern.

Als Carl dieſes Andrängen des Publikums bemerkte, ſtellte er den Director Mayer zu Rede.

Wie iſt es möglich, fragte ihn Carl, daß ſich Perſonen auf die dritte Gallerie begeben können, da ich doch dieſen Platz nicht beſetzt wünſchte und nicht eine Anweiſung für die letzte Gallerie vertheilte. —

„Lauter Paſcher!“ (Leute, welche applaudiren) erwiederte Mayer, meine Hausleute! Machen Sie ſich nichts daraus, dieſe Menſchen rufen Sie vor und wann Sie noch ſo ſchlecht ſpielen!

Ich bedarf eines ſolchen Beifalls nicht!

Aber Ich, verſetzte Mayer. Die Lanaſſa macht das Maul nicht auf, wenn ihr nicht entgegen applaudirt wird. Für eine ſtumme Lanaſſa dürften Sie ſich bedanken!

Carl ließ ſich beſchwichtigen.

Als er aus dem Theaterhauſe ſich entfernen wollte, trat ihm der Rittmeiſter Wardner entgegen.

Ein Glück, ſagte Wardner, daß ich Dich finde!

Was haſt Du mir zu ſagen?

Alle Officiere der Garniſon ſind wüthend über Dich! — Du haſt noch nicht quittirt und ſpielſt heute Komödie?

Was iſt dies Unrechtes?

Unrechtes wohl nicht, aber Unſchickliches. Man kann nicht einem Stande angehören, dem der letzte Schuſterjunge auf der Gallerie Etwas Widriges, Beleidigendes, Beſchimpfendes zufügen kann. Der renommirteſte Schauſpieler kann von Böswilligen inſultirt werden; Einer, der das kaiſerliche Porte épée trägt, kann ſich nicht auspfeifen laſſen!

Mich wird Niemand auspfeifen!

Ich hoffe es ebenfalls; Du kannſt Dich aber auch nicht auslachen laſſen!

Mich wird Niemand auslachen!

Zugegeben! aber Deine Cameraden wünſchen, daß Du Dich, ſo lange ſie Dich Camerad nennen, nicht dem kleinſten Ungemache ausſetzen möchteſt!

Beruhige ſie, ich werde ihnen nur Ehre machen. — Apropos, Du haſt keine Karte, wenn Du zur Vorſtellung kommen willſt, ſo —

Bemühe Dich nicht, ich habe eine Loge. —

Unmöglich!

Du haſt ein Logen-Billet Deinem Onkel geſendet; der kommt aus Unmuth über Dich nicht; er hat ſeine Logen-Karte mir abgetreten und ich nehme Caroline und ihren Vater, den Poſtmeiſter, mit in die Loge. —

Da kann ſich die kleine Abtrünnige gleich wieder in mich verlieben. Wenn ich in der rothen Uniform als engliſcher Admiral mit dem Federhute erſcheine, ſo wird ſie neuerdings in mich verliebt.

Ich habe Dich auf den Groll der Officiere aufmerkſam gemacht. Sei auf Deiner Hut.

Der Rittmeiſter ging.

XXV.

Es ſchlug halb Sieben.

Carl befand ſich bereits als engliſcher Admiral coſtümirt, in der Garderobe.

Er durchlas noch ein Mal die Rolle des Montalban.

Der Theaterdirector Mayer trat zu ihm heran.

Eine „Viech-Völlen“ hat's! (übermäßig voll iſt das Theater, wollte er ſagen.)

Hol' Sie der Teufel! verſetzte Carl, Sie haben ſo viele Karten gegen meinen Wunſch und gegen meine ausdrückliche Bedingung verkauft, daß meine Freunde, welchen ich mich, ohne daß dieſe Etwas für Ihre Theilnahme an meinem Probeſpiel zu entrichten gehabt, größtentheils zu ihren Sperrſitzen nicht gelangen können. Dadurch wird meine Abſicht, in einer Privat-Production zu erſcheinen, vereitelt. —

Gott bewahre! Alles privat! Es exiſtirt gar keine Caſſa, lauter Privat-Leute kommen, Privat-Theater, Privat-Beifall! Privat-Vorruf! Nichts iſt öffentlich. Es kommt mir nicht ein einziger Recenſent ins Theater! Der einzige Bäuerle ſchreibt über Sie, aber ganz privat!

In dieſem Augenblick kamen fünf oder ſechs Officiere in die Garderobe.

Sie ſpielen heute Komödie, Herr Lieutenant Bärnbrunn, redete ein Hauptmann den Dilettanten Carl an, und haben ihrem Officiers-Charakter noch nicht entſagt?

Blos privat! erwiederte der Director Mayer

Wir proteſtiren gegen Ihr Erſcheinen auf dem Theater, bemerkte ein anderer Officier; Sie werden ſo lange nicht Komödie ſpielen, bis Sie als Officier quittirt haben!

Es iſt heute mein Theater nur ein Privat-Theater, beſchwichtigte Mayer, keine Caſſa, keine großen Anſchlagezettel, blos kleine Affichen, nicht größer als ein Speiszettel!

Aber Eintritts-Karten werden zu allen Preiſen in den Caffeehäuſern und Wirthshäuſern verkauft? bemerkte ein dritter Officier.

Und mit wirklichen Schauſpielern tritt Herr Lieutenant Bärnbrunn auf, ſagte ein vierter.

Daß das wirklich Schauſpieler ſind, beſtreite ich, verſetzte Carl; ich ſtelle ſie in die Reihe der ungeſchickteſten Dilettanten. —

Ja wohl! rief Mayer, wirkliche Schauſpieler erhalten Gage, die Meinigen ſehen das ganze Jahr keinen Kreuzer!

Meine Herren, ſagte Carl, ich gebe mein Ehrenwort, daß, wenn ich heute mich überzeuge, daß ich Talent für das Theater beſitze, ſo reiche ich morgen meine Quittirung ein. —

Quittiren Sie heute, und ſpielen Sie morgen Komödie, gab der Hauptmann zurück.

Und was ſehe ich, rief ein anderer Hauptmann aus: Sie haben ſogar die Stirne, Ihren Dienſtſäbel mit dem Porte épée an der Seite zu haben.

Die Garderobe beſitzt keinen Säbel wie ich ihn brauche, bemerkte Carl, aus [illegible] ich ihn.

Das iſt wahr, bekräftigte der Director, wir haben nur Ritterſabel, Sabel für Nachwachter und Weinhüter-Sabel. —

Dieſen Säbel werden Sie ablegen! riefen die Officiere ungeſtüm.

Morgen! heute nicht! entgegnete Carl. Die Folgen nehme ich auf mich!

Gut, mein Herr Lieutenant, erwiederten die Officiere, die Folgen ſollen über Sie kommen!

Hierauf entfernten ſie ſich.

Das ſind Hitzköpf'! ſagte Mayer. Wegen einem Sabel! Was hab' ich ſchon für „Sabeln" g'habt, und niemals haben dieſe mir eine Verantwortung zugezogen, natürlich waren es nur Privat-Sabel.

Der Inſpicient meldete, daß die Vorſtellung begonnen.

Carl eilte aus der Garderobe auf's Theater.

Als er vor dem Publikum erſchien, wurde er mit einem wahren Beifallsſturm empfangen.

Er ſpielte ſo unbefangen gewandt, wahr und empfindungsvoll, als wenn er ſchon zehn Jahre Schauſpieler geweſen.

Sein Feuer, ſeine Begeiſterung nahmen ſo für ihn ein, daß er mit Applaus überſchüttet wurde.

Nach ſeiner erſten, bedeutenden Scene wurde er gerufen.

Nach jedem Acte gerufen.

Am Schluſſe enthuſiaſtiſch gerufen.

Er hielt folgende Anrede:

„Ich wollte mein ſchwaches Talent der Prüfung meiner Freunde unterziehen. — Ich bat nur meine Freunde, ſich heute in dieſes Theater zu bemühen. Es haben ſich viele Perſonen aber hier verſammelt, die ich bisher noch nicht auf die Liſte meiner Freunde zu ſchreiben wagte; ich ſehe nun, daß ich dies darf.“

Rauſchender Applaus.

„Wohl dem, der Freunde auch unter Jenen beſitzt, deren Namen er bisher noch nicht aufgezeichnet hatte.“

Lärmender Applaus.

Erneuertes Hervorrufen.

XXVI.

Nach einem ſolchen Erfolge, wie Carl ihn bei ſeinem erſten Verſuche als „Menſchendarſteller,“ wie er ſich nach Ifflands Bezeichnung nannte, erlebte, hatte ſeine Freude keine Grenzen, welche dadurch noch geſteigert wurde, daß alle ſeine Freunde auf die Bühne eilten, und ihm herzlich gratulirten; er fühlte ſich überglücklich; er ſah eine glorreiche Zukunft vor ſich; ſein Genius liſpelte ihm zu, „auf dieſem Wege findeſt du dein Heil, auf dieſem Wege wirſt du, unabhängig von deinen Verwandten, dein Ziel erreichen;“ Carl ſchwelgte im Vorgenuſſe der Wonnen, die ihm das Theater gewähren werde, und umarmte im Freudenrauſche ſeines Entzückens alle Schauſpieler, die mit ihm in dem Drama: „Lanaſſa,“ gewirkt, Lanaſſa, das reizende Fräulein Wimmer, umarmte er wohl ein Dutzend Mal.

Director Mayer ſtand an der Seite, und hatte ein Schnupftuch in der Hand.

Auf Ehre! ſagte er, wenn ich kein Komiker wäre, ſo könnte ich weinen, wie ein Kind. — Herr Baron, ſetzte er hinzu, ſpielen Sie morgen noch ein Mal! Sie dürfen mir keinen Heller bezahlen, im Gegentheil, ich bezahle Ihnen noch 10 fl. Honorar, nur laſſen Sie ſich an allen Ecken und Enden der Stadt „anſchlagen!“ Ja, ich ſtelle Sie ſogar bei meinem

Theater als „erſten Held und Liebhaber“ an; Sie ſollen die höchſte Gage, monatlich 20 fl. in Bankozetteln, haben, und müßte ich, um dieſes Geld zu erſchwingen, einen Goldarbeiter ausrauben; auch eine garantirte Einnahme pr. 15 fl. und eine freie Wohnung ſollen Sie erhalten; meine weitſchichtige Mahm muß indeß in der Schneiderei ſchlafen, nur bleiben Sie bei meinem Theater, edler, hochherziger, talentvoller, tragiſch-künſtleriſcher Herr Baron!

Carl umarmte den Director.

Leider, ſagte er, erlauben mir meine Verhältniſſe nicht, in Wien zu bleiben; — ich muß ins Ausland, in der Monarchie würde ich auf unüberwindliche Hinderniſſe ſtoßen. —

O Gott! O Gott! klagte Mayer, ſo ſoll denn das Hoftheater in Berlin mir wieder einen Künſtler entreißen! In des Himmels Namen! — Doch gehen wir jetzt zu den „drei Hackeln,“ ſonſt werde ich noch kleinmüthig!

Carl kleidete ſich um.

Nachdem dies geſchehen, führte er die Theatergeſellſchaft in das, in der Nähe liegende Wirthshaus, in welchem die Tafel bereits gedeckt war, und Montalban und Lanaſſa bei derſelben präſidirten.

Lanaſſa, Demoiſelle Wimmer, war wirklich ein ſchönes Mädchen; ältere Bewohner der Joſephſtadt werden ſich noch an ſie erinnern; ſie war dieſelbe, welche die Roſamunde von Corfu im „Abällino“ ſpielte, und als ſie das Publikum hervorrief, mit den Worten dankte:

„Ich küß' die Hand allerſeits!“

Man konnte mit „Bittermann“ auch von Mademoiſelle Wimmer ſagen:

„Schön iſt ſie, aber dumm!“

Carl war artig gegen die Dame, aber wie es ihm überall erging, ſo auch hier. Er hatte kaum an ihrer Seite Platz genommen, und ein paar höfliche Worte an ſie gerichtet, ſo wiſpelte ſie ihm in die Ohren:

Nicht wahr wegen Ihrer Familie nehmen Sie in Wien kein Engagement an? Ich hab' auch ein ſolches Kreuz mit meiner Familie, mein Vater iſt Hausmeiſter in der Kaiſerſtraße, meine Tante Hebamm', und mein Onkel Kräutler auf dem „Platzl," und die ſind auch ſo dagegen, daß ich beim Theater bin, und wollen durchaus, daß ich gut thun, zu Haus arbeiten, und Handſchuh nähen ſoll — aber juſtament! nicht, ich bleib' beim Theater, und ſoll ich bis München auswandern müſſen. Baron, wenn Sie etwa in Tyrnau ein Engagement annehmen, der Director iſt hier, er wohnt beim „Stiefel" im Neulerchenfeld, ich geh' noch heute Nacht mit Ihnen durch.

Ich kann noch nicht beſtimmen, wohin ich mich wenden werde, erwiederte Carl, einige Tage muß ich noch laviren. —

Laviren Sie, verſetzte Fräulein Wimmer, indeß könnten wir eine kleine „Amourſchaft" mit einander anfangen; ich bin mit meinem alten „Rätzen" (muß mit hohem A geleſen werden, im gemeinen Leben nennt man in Wien die Griechen Rätzen) etwas geſpannt, und möchte ihn gerne ärgern; reiſen wir aber zuſammen, ſo gehöre ich Ihnen allein, vorausgeſetzt, daß Sie Geld haben, Baron.

Geld wie Heu! erwiederte Carl, das iſt ja die Hauptſache in der Liebe.

Ich ſag's auch! meinte die Mamſell.

Indeß nahm das Souper ſeinen guten Fortgang.

— Es war nichts verſäumt worden, die armen Schauſpieler anſtändig zu bewirthen, welche bei jedem Stück Braten Carl die unverſchämteſten Lobeserhebungen an den Kopf ſchleuderten. Als der Champagner eingeſchenkt wurde, brachten die Schauſpieler des neuen Collegen Geſundheit ſo häufig aus, daß ſie alle krank wurden.

Director Mayer ging mit dem beſten Beiſpiele voran.

Er war der erſte, welcher betrunken unter den Tiſch ſank.

Fräulein Wimmer folgte ſeinem Beiſpiele, und mußte nach Hauſe getragen werden.

Als Carl die Niederlagen bemerkte, welche ſein Wein angerichtet, rief er den Wirth, bezahlte das Souper, und fuhr nach Hauſe.

Am andern Tage kam Vater Bärnbrunn zu ſeinem Sohne.

Du haſt alſo doch Deiner Marotte Gehör gegeben, und Komödie geſpielt? —

Es iſt gut ausgefallen, verſetzte Carl.

Ich habe dich zum Militär beſtimmt, Du biſt in der Militär-Akademie zum Officier gebildet worden.

Im Frieden bedarf das Vaterland meiner Dienſte nicht.—

Ich und Deine Mutter ziehen unſere Hände von Dir ab. —

Papa, ſagte Carl, das würde mich tief kränken.

Nicht ſo tief als Du mich und Deine Mutter und alle Deine Verwandten gekränkt haſt.

Man kann in jedem Stande ſich hervorthun. Es gibt viele ausgezeichnete Schauſpieler, die früher Officiers waren: Panwitz (Wilhelmi), Baron Loos (Beſchort), von Ferſch (Grüner) und noch ein Dutzend bedeutender Künſtler, ſie gehören zu den Zierden der deutſchen Bühne.

Möglich! Doch mein Sohn darf kein Komödiant werden, und wird er es dennoch, ſo hat er weder von mir, noch von ſeinen Verwandten auf einen Heller Unterſtützung zu rechnen.

Möge meine Familie mich verſtoßen, ich werde es dulden; ich werde weder von Ihnen, Papa, noch von meiner Mutter, noch von irgend Jemand, die geringſte Gabe anſprechen; Schauſpieler werde ich; ich habe die Ueberzeugung, daß ich in dieſem Stande mein Glück finde!

Wie Du Dir betteſt, ſo wirſt Du ſchlafen. Daß man Dich in Wien nicht mehr auftreten läßt, dafür werde ich Sorge tragen! Adieu!

Darauf war ich gefaßt, ſagte Carl, als ihn ſein Vater verlaſſen. Ich kenne die eiſernen Köpfe meiner Angehörigen. Eher will ich ſterben, als ihnen durch die geringſte Gabe zur Laſt fallen.

Mein Malheur beſteht nur darin, fuhr er nach einer Pauſe fort, daß ich bis auf einen unbedeutenden Betrag Alles ausgegeben habe, was ich beſeſſen. Neue Civil-Kleider habe ich mir auch machen laſſen; einen ſchwarzen Anzug, einen Ueberrock u. ſ. w., der Schneider kann jeden Augenblick kommen, und ſeine Rechnung produciren — dieſe Schuld peinigt mich am meiſten. Dieſer Schneider iſt keiner der artigſten; man hat mich vor ſeiner Rückſichtsloſigkeit gewarnt. Seine Forderung beträgt mit dem alten Reſte über 1200 fl.! Ich weiß nicht, wie ich dieſen unhöflichen Gläubiger befriedigen werde.

Es wurde an Carls Thüre gepocht.

Mit bangem Vorgefühl ſagte Carl:

Herein!

Der Schneidermeiſter Männer trat ein.

Ergebenſter Diener, Herr Baron, ſagte er. Ich bringe noch eine Rechnung, weil Sie mir neulich ſagten, daß Sie die erſte verlegt hätten. Ich komme, Sie zu erſuchen, die Kleinigkeit zu berichtigen; 1372 fl. in Bankozettel, ein wahrer Bettel für einen Baron!

Und dennoch muß ich Sie bitten, mit mir noch Nachſicht zu haben; im Augenblicke bin ich nicht bei Caſſa, aber ich gebe Ihnen meine Officiers-Parol'. —

O ich bitte, mich mit Ihrer Officiers-Parole nicht zu foppen. Wie ich heute von dem Hauptmann Baron Dannek erfahren habe, ſo werden Sie nicht drei Mal vier und zwanzig Stunden mehr Officier ſein! — Sie haben geſtern im Joſephſtädter Theater Komödie geſpielt, haben ſich die Freiheit genommen, ihren Dienſtſäbel ſammt Porte épée mitſpielen zu laſſen, haben vorher nicht Ihre Quittirung eingereicht — Sie werden caſſirt — dies ſage ich Ihnen, weil ich es weiß.

Laſſen Sie dies meine Sorge ſein!

Um dies ſorge ich mich auch nicht, ich ſorg' mich blos um mein Geld; von Ihrem Herrn Papa bekomme ich's nicht, bei dieſem war ich ſchon. — Daß er mich nicht zur Thür hinausgeworfen hat, verdanke ich nur dem Umſtand, daß ich geſchwinder war, als er, denn, wie er von ſeinem Stuhl aufſprang, um mich zu expediren, war ich ſchon längſt auf der Stiegen! —

Familienmißhelligkeiten! Ich werde meinen Vater ſchon verſöhnen. —

Ja, wenn Sie an's Theater nicht mehr denken! Sie ſollten ſich überhaupt ſchämen, Ihrer Familie einen ſolchen Skandal zu machen. —

Darüber haben Sie nicht zu ſprechen. —

Recht haben S', darum von Etwas Anderem! Reden wir wieder von meinen gelieferten Schneider-Arbeiten. Wann kriege ich meine 1372 fl.? —

Warten Sie mir nur 8 Tage! Ich habe Reſourcen. —

Sie könnten ſie haben; Sie ſtießen aber Ihr Glück mit Händen und Füßen von ſich! — Heirathen Sie die reiche Eiſenhändlerswittwe aus Bruck, die ſitzt noch immer und wartet im Wirthshaus zum „wilden Mann" auf Sie, den „ſchönen Mann;" nehmen Sie's! Dieſe zahlt mir meine 1372 fl. auf der Stelle, wenn Sie ſie auf der Stelle zur Frau nehmen.

Wer ſagte Ihnen dies?

O Gott, wenn Einer uns Schneidern Etwas ſchuldig iſt, ſo fragen wir ihm nach bis zu dem Moment, wo ihm ſeine Mama das erſte „Bauchrockerl" hat machen laſſen.

Und dieſe Frau würde mich noch zum Manne nehmen?

Verſteht ſich! Sie hat es mir ja ſelbſt geſagt. —

Sie waren auch bei ihr?

Heute ſchon um acht Uhr in der Früh! Nachdem ich von dem Herrn Hauptmann Dannek die Schreckensnachricht über Ihr Schickſal erfahren, ging ich gleich zur Wittwe. Ich werde Sie mit Vergnügen bezahlen, verſicherte ſie mich, nur trachten Sie, daß Baron Carl Bärnbrunn zu mir komme, mir ſeine Hand antrage, ich öffne Ihnen ſodann auf der Stelle meine Caſſe. — Sie war geſtern auch im Theater in der Joſephſtadt! Geſtanden iſt ſie im Parterre, weil weder Logen noch Sperrſitze zu haben waren; geſtanden von 5 Uhr Nachmittag bis Nachts um $^{1}/_{2}$11 Uhr! Geſtanden aus Lieb'! dieſe ſchöne Frau! dieſe junge Frau, dieſe reiche Frau, und Sie laſſen ſie jetzt ſitzen! Es iſt crudelle! Und gelobt hat ſie Sie! Sie ſagt, Sie ſpielten beſſer, als der erſte Held in Bruck an der Mur, der Muffelmeyer, der für die holde Wittwe bisher der beſte Liebhaber war; aber bei dem Theater läßt ſie Sie nicht, ſie behauptet, beim Theater hätten Sie zu viel Aufregung, und dies brächte ſie um!

Ich will mir ihr ſprechen.

Wann?

Sobald als möglich.

Gehen Sie ſogleich hin, ich warte indeß hier, oder ich warte bei der Wittwe aus Bruck, vor der Thür, damit ich gleich mein Geld erhalte, wenn Sie mit ihr einig ſind. —

Das läßt ſich ja nicht ſo plump anfaſſen. —

Packen Sie ſie wie das rohe Eiſen an, ſie macht ſich nichts daraus!

Man muß in allen Dingen das Decorum beobachten. —

Nur bei einer Schneiderrechnung nicht!

Ich verſpreche Ihnen, daß ich zu ihr gehe — laſſen Sie mir acht Tage Zeit!

Das wäre eine Ewigkeit! Ich laſſe mir ſo eben auf der Laimgrube in der Geſtättengaſſe ein neues Haus bauen. Das Geld verſchwindet mir völlig aus dem Sacke, ſo hoch kommt mich die Baracken. —

Bauen Sie um einen Stock niederer, ſo kommt's nicht ſo hoch.

Auf den 16. dieſes Monats muß ich dem Baumeiſter eine Rate von 20,000 fl. bezahlen —

Heute iſt der 7., in acht Tagen der 15.; da dürften Ihnen die 1372 fl. gerade recht kommen.

Hol's der Teufel! Aber geben Sie mir einen Wechſel, fällig am 15. d. M. Ich ſehe ein, daß man eine ſo ſchöne, junge und reiche Frau nicht ſo überfallen kann. —

Da haben Sie ein Wechſel-Blanquet, ſagte der Schneider.

Er überreichte Carl ein Blanquet.

Füllen Sie es aus!

Carl that es.

So, ſagte der Schneider, jetzt haben Sie acht Tage Ruhe vor mir. Bezahlen Sie aber am 15. d. M. nicht 1372 fl.—

bis dahin werden Sie ohnehin glücklich caſſirt ſein — ſo ſpazieren Sie in den Schuldarreſt. Ein reiches Weib iſt beſſer! Ich empfehle mich Ihnen.

Der Schneider ging.

Kaum hatte ſich der Schneider entfernt, trat Rittmeiſter Wardner bei Carl ein.

Unglückſeliger Menſch! ſagte Wardner zu Carl, trachte, daß Du von Wien fort kommſt, ſonſt geht es Dir übel! Deine unbeſonnene Geſchichte von geſtern ſtürzt Dich ins Verderben. Das General-Commando rechnet Dir Dein, das geſammte Officier-Corps beleidigendes Benehmen ſehr hoch an. So eben hat das Platz-Commando den Befehl erhalten, Dir den Säbel abfordern zu laſſen und Dich vorläufig feſt zu nehmen. Flieh'! — Ich eile fort, denn man darf mich nicht bei Dir finden, da man ſonſt ganz richtig ſchließen würde, daß ich Dich gewarnt habe.

Wardner eilte ſchnell wieder fort.

Carl beſann ſich keinen Augenblick. Meine Quittirung, ſagte er, habe ich bereits geſchrieben. Ich ſende ſie per Poſt von Linz, denn ich gehe nach München. Wie viel Geld habe ich denn noch?

Er raffte all ſein Geld zuſammen.

Summa Summarum, ſagte er, 200 fl. in Bankozettel und 12 Napoleonsd'or. — Wenn ich in München bei dem kleinen Theater im Herzog-Garten, — im Hoftheater nimmt man keinen Anfänger, — nicht bald ein Engagement finde, ſo kann ich in München verhungern.

Er ſuchte ſeine Habſeligkeiten zuſammen und ging.

Auf dem neuen Markte, wo Carls Vater ein Haus beſaß, (dort, wo ſich jetzt Leidenfroſts Caffeehaus befindet) miethete Carl einen Fiacker, rief:

„Nach Purkersdorf!“ und fuhr ſo ſchnell als möglich davon.

In Purkersdorf nahm Carl die Poſt, und fuhr nach Linz.

Auch dort blieb er nicht über Nacht, und kam glücklich am 13. April 1810 in München an.

XXVII.

Da war er nun.

Sein erſtes Geſchäft war, ſich um ein Stübchen umzuſehen, ſeine Habſeligkeiten unterzubringen, und wenn er dieſes gefunden, vor allen Dingen ſich in ein Bett zu begeben, um endlich einmal wieder ordentlich zu ſchlafen.

In der Theatinerſtraße fand er eine Affiche.

„In der Manſarde ein Zimmer!“ las er.

Er ſtieg mit ſeinem Mantelſack, einem großen rothſeidenen Parapluie unter dem Arme, mit einer Hutſchachtel bepackt und einem Reiſekoffer, den er nach ſich zog, hinauf in die Manſarde.

Ein Zimmer iſt hier zu vermiethen?

Ja, ſagte eine alte Frau.

Wo iſt es?

Sie befinden ſich darin.

Mein Heiland! rief Carl, dieſes Loch iſt ein Zimmer? Es hat ja gar keine Fenſter.

O ja in der Thüre.

Mit der Ausſicht in die Küche?

Wenn die Sonne ſcheint, iſt die Küche ziemlich licht.

Und koſtet?

Monatlich einen Gulden Reichswährung.

Fünfzig Kreuzer nach öſterreichiſchem Gelde?

Ja!

Ich miethe es.

Machen Sie ſich's bequem!

Carl ließ Alles fallen, was er bei ſich trug.

Carl zog ſich ſchnell aus, warf ſich ins Bett und ſagte zu der Alten:

Gute Nacht!

Erlauben Sie, es iſt erſt acht Uhr Morgens.

Gute Nacht!

Sind Sie denn krank?

Gute Nacht!

Wer ſind Sie denn? Ich muß doch dem Herrn des Quartiers melden, wer das Monatzimmer genommen, wenn er des Mittags aus der Theater-Kanzlei nach Hauſe kommt. —

Theater-Kanzlei! rief Carl und ſetzte ſich in ſeinem Bette auf. Theater-Kanzlei! wiederholte er; bei wem habe ich denn die Ehre zu logiren?

Bei Herrn Johann Held.

Ein Angeſtellter beim Theater? Beim Hoftheater? oder beim Herzoggarten-Theater?

Bei dem Letztern.

Als was iſt er denn angeſtellt?

Als Caſſier!

Gute Nacht!

Warum denn? Er bezahlt ja den Schauſpielern die Gagen richtig aus.

O, bezahlte er mir doch auch eine Gage!

Sind Sie auch ein Schauſpieler?

Vor der Hand nur ein Anfänger!

Gute Nacht! ſagte jetzt die Alte, ging und machte die Thüre zu.

Carl genirte dies nicht, er drückte die Augen zu und ſchlief bis ein Uhr Mittag ohne ſich zu regen.

Der Caſſier Held kam mittlerweile nach Hauſe.

Die Alte referirte.

Ein Schauſpieler? fragte er. Wie heißt er denn?

Er hat ſeinen Namen nicht geſagt. Er iſt ein Anfänger! Er muß zu Fuß gekommen ſein! Er war ja müde wie ein Jagdhund und ſchläft nun wie ein Roß! — Mir ſcheint, er hat kein Geld. Er hat nichts bezahlt. Hat er nichts, ſo nehm' ich ihm ſein Parpluie weg. —

Nur nicht hartherzig! erinnerte Held, in München kann man Niemandem ein Parapluie wegnehmen, denn nirgend in der Welt braucht man ein Parapluie nothwendiger als in München!

Mir ſcheint, der junge Menſch iſt erwacht! Ich höre ihn huſten.

Geh' Sie hinein und frag' Sie ihn, ob er nicht vielleicht Etwas eſſen will.

Vorher will ich ihn fragen, ob er Geld hat.

Unterſteh' Sie ſich!

Carl rief:

Frau Mutter!

Da bin ich ſchon!

Sie trat in die kleine Stube.

Wie kriegt man denn hier ein Frühſtück?

Es iſt ſchon Ein Uhr Mittags!

Sapperment! ſagte Carl, darum bin ich ſo hungrig!

Herr Held ſchon zu Hauſe?

Ja.

Hat er ſchon geſpeiſt?

Nein.

Ich laſſe ihm ſagen, er möchte ein Wenig warten, ich ſpeiſe mit ihm.

Er kennt Sie ja gar nicht!

Aber ich kenne ihn. Er heißt Johann Held, Caſſier beim Herzoggarten-Theater, die rechte Hand des Directors, denn wenn die rechte Hand kein Geld hat, geht die ganze Direction links!

Sie ſind ein luſtiger Mann!

Noch nicht, erſt wenn ich gegeſſen habe. —

Ich werde es Herrn Held melden.

Und ich bin ſogleich in meinen Kleidern, und komme nach! Ich bitte um ein Krügel Münchner Bock-Bier!

Die Alte lachte und ging.

In fünf Minuten war Carl in ſeinen Kleidern.

Fix und fertig ſtand er vor dem Caſſier Held, grüßte ihn freundlich und ſagte:

Vergönnen Sie mir einen Löffel Suppe, nur die Suppe, nicht den Löffel!

Held ſchmunzelte und erwiederte:

Setzen Sie ſich her, Sie ſollen noch mehr als Suppe bekommen.

Carl ſetzte ſich und aß ungenirt.

Sie ſind ein Schauſpieler?

Und was für Einer! Ich habe nur ein Mal in meinem ganzen Leben Komödie geſpielt, und bin gleich ſieben Mal hervorgerufen worden. — Laſſen Sie ſich dies erzählen.

XXVIII.

Als Carl ſeinem Quartierherrn Alles das mitgetheilt hatte, was der Leſer bereits aus ſeinem Leben erfahren, ſchloß Carl mit den Worten:

Nun benöthige ich eines Engagements bei Ihrem Theater, mein Genius hat mich zu Ihnen geführt, zeigen Sie ſich meines Schutzgeiſtes würdig, und führen Sie mich in die Hallen Thaliens ein!

Sie weiſen mir eine Rolle zu, die über meine Kräfte iſt. Vielleicht war noch zu keiner Zeit ein ſo großer Andrang junger Leute zum Theater. Für das Theater im Herzoggarten hält ſich namentlich jeder Dilettant berufen; heute haben drei junge Münchener Proberollen geſpielt und alle drei haben weder den Erwartungen des Directors, noch der Regiſſeure entſprochen. —

Ich werde entſprechen; laſſen Sie mich als Montalban in der „Lanaſſa“ auftreten oder —

O weh, in einem indiſchen Stück, in welchem ſchon das Coſtüme widerlich iſt! Wir dürfen unſerm Publikum weder mit Indianern, noch Chineſen, noch Türken, noch Perſern, noch Griechen, noch Römern kommen.

Ich bin einverſtanden damit; ich kann ſelbſt dieſe faden, abgeſchmackten, langweiligen Völker auf dem Theater nicht leiden, aber Ihr Principal verliert durch die Abneigung an ſolchen Stücken wenigſtens ein paar Dutzend der beliebteſten Dramen.

Unſer Publikum wünſcht Ritterſtücke; treten Sie in der „Johanna von Montfaucon,“ „Klara von Hoheneichen,“ „Wülfing von Stubenberg,“ „Agnes Bernauer,“ im „Fridolin,“ „Grafen von Burgund,“ in dem Spectakelſtück „Urach, Graf von Stein, der Wilde,“ im „Schlangenthurm“ als „Höllenritter“ auf, und ich hoffe, Ihnen ein oder zwei Gaſtrollen zu verſchaffen.

Als Höllenritter, betonte Carl, von wem iſt dieſes Stück?

Von Herrn Director Weinmüller ſelbſt.

Sapperment! Iſt der auch Dichter?

Für das Sonntagspublikum ein ausgezeichneter.

Ich ſpiele ſchon am nächſten Sonntage den Höllenritter, verſchaffen Sie mir die Rolle. —

Es iſt eine ſehr anſtrengende Rolle; es kommen zwei Turniere, vier Zweikämpfe, zwei und zwanzig Gefechte, ein Gottesgericht und ein Kampf mit dem Drachen vor. —

Ich maſſacrire Alles.

Ich werde Sie dem Director vorſtellen. Reden Sie nur gleich in der Ritterſprach' mit ihm, dieſe hört er für ſein Leben gerne. —

Die Ritterſprach' iſt mir Pomad'! Nach Allem, was ich durch Sie erfahre, iſt der Director Weinmüller ein wahrer Tauſendſapperment. —

O nein; aber er huldigt dem Geſchmack des Publikums. Er ſchätzt Schiller, Goethe, Shakeſpeare, aber das Theater bleibt leer bei ihren Stücken, Spieß, Heigl, Hensler ſind ihm lieber, als Racine und Corneille. Das

Publikum hat ihn verdorben, nicht er das Publikum. Ich gehe, um Herrn Weinmüller auf Ihren Beſuch vorzubereiten.

Verſchaffen Sie mir ſogleich freien Eintritt. Was geben Sie denn heute?

„Die Sternenburg,“ oder: „Das Turnier im Unkenthale,“ mit einem Nachſpiele: „Der blutige Dolch und das Todtengeripp am Kreuzwege.“

Herrgott von Mannheim! da klappern Einem ſchon bei dem Titel die Zähne. Von wem iſt dieſes Stück?

Vom Souffleur Kauer.

In dieſem Stücke ſpiele ich auch. Kommt kein Ungeheuer darin vor?

Der Rabenritter, welcher auf einem Krokodill zum Turnier reitet!

Ha! rief Carl tragiſch aus, den Rabenritter will ich ſpielen, daß den Münchnern die Haare von den Perrücken gegen den Sendlinger-Berg ſteigen ſollen!

Ich melde Sie dem Director! ich melde Sie; unſer erſter Held, Herr Niederwurzer, hat ohnehin keinen Zahn mehr im Munde und wird unverſtändlich! In einer Stunde bin ich wieder hier, und führe Sie zum Director.

Herr Held eilte fort.

Frau Mutter! rief Carl.

Die Alte erſchien.

Hier bezahle ich meinen Salon für drei Monate im Vorhinein.

Was koſtet ein gutes Frühſtück täglich? Viel Caffee, viel Kipfel?

Unter ſechs Kreuzer pr. Tag iſt es nicht herzuſtellen.

Hier ſind neun Gulden für drei Monat Frühſtück und ein Gulden für drei Monat Bedienung.

Das iſt Alles zu viel!

Nun ſagen Sie mir, wie ſieht es mit den Frauenzimmern im Herzoggarten aus?

Da ſind wir prächtig verſehen. Da iſt Madame Treibel: zärtliche Mutter, Madame Zieblauer: intrigante Mutter, Madame Schibel: herrſchſüchtige Mutter, Madame Knofel: Bürger- und Bauernmutter.

Kreuzelement! gibt's da Mütter, zu was denn ſo viele Mütter. —

Immer waren ſie keine Müttter!

Das kann ich mir denken, wie's auf die Welt kommen ſind, waren's Kinder.

O, wir haben noch Mütter genug.

Noch mehr?

Junge Mütter, ſentimentale Hausfrauen, verlaſſene Edeldamen!

Wie viel?

Achte!

Und alle haben ſie Kinder?

Verſteht ſich, wo nähme denn der Director ſonſt die erſten Liebhaberinnen her?

Alſo eigene Fechſung beim Theater?

Alles aus dem Herzoggarten.

Schöne Blumen?

Mamſell Wimmer und die kleine Mamſell Warzen ſind bildſauber.

Und die andern auch nicht zu verachten. —

Ich verachte nichts, was jung iſt.

Welche iſt die geſchickteſte Schauſpielerin?

Mamſell Kleſchen. Sie, die iſt tragiſch, aber wild!

Vom Geſicht wild?

Blatternarbig!

Das macht nichts, wenn ſie nur Feuer hat! —

Und Männer haben wir, wahre Künſtler! Einen Böſewicht, der ſo gräßlich iſt, daß die Leute vor ihm ausſpucken, wenn er auf der Straße geht; neulich hat er im Hofbrauhaus Schläg' bekommen, weil er den Vicedom von Straubing in der „Agnes Bernauerin“ gar ſo grauſam geſpielt hat.

Held kam zurück und brachte den Theaterdirector Weinmüller mit.

Herr Carl, redete Held ſeinen Miethsmann an, ich habe den Herrn Director Weinmüller am königlichen Schloß begegnet, und ihm ſo viel Gutes von Ihnen erzählt, daß er ſogleich mit mir gegangen iſt, um Sie kennen zu lernen!

Herr Director, rief Carl freudig aus, dieſe Ehre, Sie ſelbſt, Sie bemühen ſich hierher, indeß ich zu Ihnen hätte kommen ſollen. —

Carl ſtarrte Weinmüller an.

Doch, wer ſolche edle Geſichtszüge beſitzt, wie Sie, ein ſolches herzgewinnendes Antlitz, ein ſolches humanes Auge, einen ſo wohlwollenden Mund und zuvorkommende Naſe, bei einem ſolchen Manne kann es nicht auffallen, wenn er liebreich iſt!

Gehorſamer Diener! erwiederte Weinmüller, auch ich kann Ihnen ſagen, daß Ihre Phyſiognomie auf mich einen guten Eindruck macht. — Wie iſt es mit Ihrer Bruſt?

Eine Bruſt habe ich, verſicherte Carl, daß, wenn ein Berg mir darauf fällt, ſo hört man mich noch unter ſeinen Erdmaſſen declamiren! Befehlen Sie, daß ich hier zum Fenſter: hinaus: Feuer!! rufe, ſo vernimmt man mich bis Salzburg, dafür ſtehe ich.

Schön, ſagte der Director. Sie wollen alſo als „Höllenritter" in meinem „Schlangenthurm" auftreten?

Antworten Sie in der Ritterſprach', flüſterte Held ſeinem Miethsmann zu.

Traun, erwiederte Carl, ich würde fürder kein größeres Glück kennen, als im Gau, wo Euere Fähnlein wehen, edler Burgherr für Euer Wappen einzuſtehen, und für Euch eine Lanze zu brechen. Laßt dann heranſtürmen Ungemach, Zwieſpalt und Hader, zerfallt mit Euern Vaſallen; ich halte bei Euch aus, und wenn die Zinnen Euerer ſtolzen Veſte auf rieſiger Höhe ſelbſt ins Thal ſtürzen ſollten:

„Wenn durch ein gewaltig Feuer
Eure Burg in Trümmer bricht,
Steht noch Carl auf der Mauer
Auf dem letzten Stein und ficht!"

Bravo! rief der Director, das nennt man mit Feuer declamiren. „Solltet Ihr, edler Kämpe, auch den Ritter Todtenbild von Schreckenhorn in meinem romantiſchen Schauſpiele mit Geſang, Tanz, Geiſterſpuk, Leichenſchreck, Grabesgewimmer, Höllenqual und Vernichtungsangſt in fünf Acten, ſammt einem Vorſpiel und Nachſpiele und einem Geſpenſterzuge über den Kirchhof um Mitternacht bei Sturmesbrauſen, Schneegeſtöber und Windhoſen, ebenſo feurig ſpielen, wie Ihr die wenigen Ritterworte von Euch gegeben, ſo ſeid Ihr mit vier Gulden wöchentlich engagirt! Gehabt Euch wohl!"

Der Director ging.

Held begleitete ihn.

Carl ſtarrte ihm nach.

Was koſtet in München das Pfund Rindfleiſch? fragte Carl die alte Haushälterin.

Sechs Kreuzer! antwortete ſie.

Was koſtet ein Heferl Kraut?

Einen Groſchen.

Was koſtet ein Achtel Mehl? denn ich muß in München alle Tage bairiſche Dampfnudeln haben; was koſten täglich zwei Maß Bockbier? Wie hoch kommt ein einſchichtiges Knödel, ſo groß wie mein Kopf?

Vier Gulden wöchentlich, ſagte die Alte, reichen hiezu nicht aus. Wenn Sie am Samstag Ihre Gage faſſen, ſo haben Sie ſchon am Mittwoch keinen Kreuzer mehr!

Mitten in der Woche kann ich verhungern! O weh!

Seien Sie getroſt, machen 'S Schulden!

Das hab' ich in Wien probirt! Ich hab' grad' noch Zeit gehabt, daß ich davon gekommen bin! — Ja, wenn es noch ſo wäre, wie vor hundert Jahren, wo man die Gläubiger konnte einſperren laſſen, wenn ſie ihr Geld begehrt haben, aber jetzt ſteht ja die ganze Welt auf dem Kopf! Es iſt Alles verkehrt! — Vier Gulden wöchentlich! Ich bin gewohnt, vier Hundert Gulden alle Tage auszugeben, und nun erhalte ich täglich kaum mehr als 30 kr. Ich werde Selbſtmörder-Rollen einſtudiren, ſonſt bleibt mir nichts übrig!

Selbſtmörder! Gott ſei Einem gnädig!

Hat die Frau Geld?

Ein Biſſerl, was ich hab erſpart.

Wie viel?

Zwei Gulden.

Das thut's nicht!

Was wollen's denn?

Wenn die Frau mehr gehabt hätte, würde ich die Frau geheirathet haben, um meine Lage zu verbeſſern.

Ich habe noch 48 Kreuzer bei Herrn Held ſtehen, und wenn Sie bis Neujahr warten, da bekomme ich noch 48 Kreuzer.

Jetzt haben wir April, noch 8 Monat! — Es thut's nicht!

Es muß es thun!

Wie alt iſt die Frau?

Fünfundſiebzig Jahr auf Philippi und Jakobi. —

Es thut's nicht!

Es muß es thun.

Wie heißt die Frau?

Philippine.

Es thut's nicht.

Philippine Welſerin.

Was? dieſen berühmten Namen?

Mein letzter Mann hat Welſer g'heißen.

Hat die Frau viele Männer gehabt?

Drei.

Es thut's nicht!

Es muß's thun!

Trachte die Frau, daß Sie bis morgen Nachmittag 200,000 fl. bekommt, und ich heirathe Sie. Jetzt will ich mir München anſchauen und beobachten, ob die Stadt groß genug iſt für meinen Ruhm!

Carl trat ſeine Promenade an.

Die Alte konnte ſich nicht tröſten, daß ſie nur 2 fl. und nicht 200,000 beſaß.

Abends ging Carl ins Herzoggarten-Theater.

Dieſes Theater ſah nicht einmal ſo gut aus, als im Jahr 1810 das Penzinger Theater bei Wien.

Die Schauſpieler fand er größtentheils elend, die Schauſpielerinnen beſſer, aber über die Art ſich zu kleiden gerieth er außer ſich.

Wenn nur eine acht Tage lang Stubenmädchen in Wien geweſen wäre, ſagte Carl, ſo wüßte ſie doch, wie man ſich anzieht, daß man nicht einer Seiltänzerin gleich ſieht! — Und welche Farben ſie zuſammen ſtellen. Ein orangengelbes Kleid, ein ſcharlachrothes Mieder, ein blaues Barett und gelbe Federn darauf, und um den Leib eine blaue Binde! Und das Mädchen iſt höchſtens 18 Jahre alt! Wie wird ſich die anziehen, wenn ſie 40 Jahre alt iſt; ſie wird ausſehen wie ein Farbentrüherl! Daß Gott erbarm'!

Weinmüller kam in's Parterre.

Carl näherte ſich achtungsvoll.

Meinen beiden Regiſſeurs müſſen Sie morgen die Aufwartung machen, ſagte Weinmüller — dann beſuchen Sie Mamſell Kleſchen. Sie ſpielt ſo eben! Hören Sie den Pathos! Hat die ein Organ!

Wie ein Ciment! dachte Carl.

Hören Sie, wie ſie applaudirt wird! Applaudiren Sie mit! Meine Schauſpieler müſſen Alle applaudiren, wenn ſie nicht zu ſpielen haben; für was bekommen ſie ihre Gage?

Carl applaudirte unverſchämt.

Wie viel bezieht Fräulein Kleſchen Gage? fragte Carl, wenn es nicht unbeſcheiden iſt, ſich darum zu erkundigen.

Wöchentlich 7 fl. und täglich eine Maß Bock-Bier, ſo lange die Bock-Zeit iſt!

Wie väterlich ſorgen Sie für Ihre Mitglieder. — Das Coſtume, das ſie gewählt hat, iſt das aus der Garderobe?

Was fällt Ihnen ein! Wenn bei mir ein Mitglied 7 fl. bezieht, muß es ſich alles ſelbſt anſchaffen. —

Auch die Harniſche?

Die leiht der Spengler aus, der Schauſpieler dafür 12 kr. — die Schwerter gibt die Direction.

Carl applaudirte wieder.

Was thun Sie denn? fragte der Director.

Applaudiren!

Den dank' ich ja ab wegen Ihnen, der braucht keinen Beifall mehr.

Sie haben Recht!

Carl ziſchte.

Kommen Sie mit auf's Theater, ſagte Weinmüller, der Act iſt augenblicklich zu Ende. Ich ſtelle Sie der Geſellſchaft vor.

Beide gingen.

Auf dem Wege nach dem Schauplatze fragte Carl den Director: Wie viel Honorar bezahlen Sie, Herr Weinmüller, falls ich auch ein Ritterſtück ſchreiben würde? Ich habe einen ſüperben Titel „Zwei Hexen- und mit drei Trudenfüßen“ oder die „brennende Braut in den Bergruinen.“

Hören Sie, ſagte der Director, das wäre ein Einnahmsſtück für Mamſell Kleſchen, die würde ſich dankbar zeigen; ich bezahle nie Honorar, das müſſen meine Schauſpieler thun, dafür haben ſie ja Viertel-Einnahmen.

Viertel-Einnahmen? — Und was bekommt der Dichter von dem Viertel?

Für jeden Act einen Gulden!

Herrlich! ſagte Carl.

Indeß war Weinmüller mit Carl auf dem Theater erſchienen.

Die Cortine war gefallen.

Die Künſtler ſtanden in bunten Gruppen umher.

Als der Director erſchien, verſammelten ſich ſeine Mitglieder um ihn.

Meine Damen und Herren, ſagte Weinmüller, ſo Gott will, ein neues Mitglied! Herr Carl aus Wien. Er ſpielt auf Engagement. —

Die Herren behandelten Carl kalt und unfreundlich.

Die Damen ſehr freundlich.

Meine Damen und Herren, ſprach Carl die Geſellſchaft an; wenn mir das Glück lächeln und ich in einem ſolchen Künſtler-Kreiſe ſollte aufgenommen werden, von welchem Iffland neulich in ſeinen „Theatraliſchen Ephemeriden“ bemerkte, daß er das königliche Hoftheater in München weit überrage, von welchem Brockmann in Wien behauptet, daß er in Deutſchland neue Garricks und Siddons gebären würde; von welchem Liebich in Prag ſchwärmt, nur zu bedauern, daß er des Directors Weinmüllers Truppe nicht debauchiren dürfe; wenn ich in einem ſolchen Künſtler-Kreis könnte bleibend engagirt werden, dann wäre ich höher geſtellt als meine kühnſten Wünſche. Empfangen Sie meine Huldigung, meine Damen und Herren.

Die Schauſpielergeſellſchaft war gewonnen.

Nur die Damen wollten wiſſen, wer die Siddon war.

Niemand wußte es.

Auch der Director nicht

Endlich ergriff Carl die Hand der Mamſell Kleſchen.

Miſtreß Siddon, ſagte er, war Londons größte tragiſche Künſtlerin. Sie iſt für England todt, aber für Deutſchland iſt ſie im Herzoggarten-Theater neu geboren worden.

Mamſell Wimmerl und Mamſell Warzen prallten vor Aerger zurück.

Ein fader Geck! ſagte Mamſell Wimmerl zieml laut.

* * *

Am andern Tage machte Carl ſeine Viſiten.

Als er zu dem Regiſſeur Follner kam, ſagte dieſer: Ich empfange hier keine Viſiten, aber täglich Abends nach dem Theater komm' ich zum Königsbräuer, bleibe bis 2 Uhr Nachts, da ſteh ich zu Dienſten.

Der Regiſſeur Kohrs meinte:

Trinken Sie Wein, Herr Carl? Wenn das iſt, ſo bewirthen Sie mich morgen im Hirſchen. Ich habe nicht zu ſpielen, da können wir Frankenwein trinken, bis die Sonne des andern Tages in die Kellerlöcher guckt.

Bei den Damen kam Carl billiger weg.

Wenn ich Gefühle für einen Mann hegen ſoll, ſchwärmte Mamſell Kleſchen, der auf der Bühne meinen Geliebten ſpielt, ſo muß ich auch außer der Bühne für ihn zu glühen im Stande ſein! — Heucheln kann ich nicht, Liebe affectiren unmöglich! An Ihnen wird es ſein, mich zu erwärmen.

Carl lag ſogleich zu ihren Füßen.

Noch hatte Carl Mamſell Wimmerl und Mamſell Warzen zu gewinnen. In beide verliebte er ſich wirklich. Dieſe Beiden hatte er augenblicklich für ſich.

* * *

Der Abend, der über Carls Schickſal entſcheiden ſollte, kam endlich heran.

Der „Schlangenthurm“ wurde am 19. April 1810 aufgeführt.

Der Theaterzettel verkündigte:

„Herr Carl, vom Wiener Hoftheater in der Joſephſtadt, wird die Ehre haben, heute als Ritter Todtenbild von Schreckenhorn zum erſten Male aufzutreten. Er emfiehlt ſich der Gnade, Gewogenheit und dem Wohlwollen des königlich bairiſchen Publikums in München.“

Es war ein Sonntag.

Das Theater war ſo ungeheuer überfüllt, daß Hunderte, ohne Plätze erringen zu können, an der Caſſa umkehren mußten.

Carl trat als Ritter auf.

Er hatte einen ganz neuen Harniſch vom Klempner erobert, für welchen er 2 fl. bezahlen mußte; auf dem Kopfe trug er 12 der größten, ſchönſten Federn, welche die alte Frau Welſerin aufzutreiben wußte.

Schon bei ſeinem Erſcheinen wurde er ſtürmiſch empfangen.

Carl ſpielte mit einem in München, wenigſtens auf dem Herzoggarten-Theater, nicht erlebten Beifall; er wurde eilf Mal gerufen.

Der Dichter und Director Weinmüller umarmte ihn Angeſichts des Publikums auf dem Theater.

Tags darauf wurde daſſelbe Stück wiederholt.

Derſelbe Erfolg.

Baron de la Motte, Intendant des königlichen Hoftheaters, wurde bewogen, Carl zu ſehen.

Der Baron de la Motte nannte den jungen Künſtler reich begabt, bedauerte nur, daß er ſein ſchönes Talent an ein ſo erbärmliches Stück gewendet, und wünſchte Carl als Philipp von Montenach zu ſehen, aber Directer Weinmülle hütete ſich, den Wunſch des königlichen Intendanten zu erfüllen, weil Weinmüller ſehr gut einſah, daß Seine Excellenz keine andere Abſicht hatten, als den hoffnungsvollen Schauſpieler dem königl. Hoftheater zuzuführen.

XXIX.

Den Reſt des Geldes, den Carl mit nach München brachte, verzehrte er bald.

Er bewirthete die Regiſſeure.

Er bewirthete auch die beiden jungen, hübſchen Schauſpielerinnen.

Er langte mit ſeiner Gage wirklich nur bis zum Mittwoche aus; bald darbte er, und wäre in große Noth gekommen, wenn nicht der ehrliche, biedere Held für ihn geſorgt, und ihm durch Copiaturen, die er ihm vom Theater zugewieſen, nicht manches „Sechs-Batzenſtück“ verſchafft hätte.

Aber dieſe Armuth, in welche Carl verfiel, lehrte ihn ſparen, was er vorhin nicht gekonnt, lehrte ihn äußerſt frugal leben, lehrte ihn den Werth des Geldes erkennen, der früher ihm ein ganz gleichgiltiges Ding war.

Wie oft dachte er an die glücklichen Tage, die er in Wien, in Gratz u. ſ. w. verlebt.

Da faſte ich jetzt, daß mir die Eingeweide rumoren, ſagte er, vier reiche Weiber hätte ich heimführen, und von ihrem Gelde ſchwelgen können, aber ich wollte es anders und nenne mich glücklich, daß ich es nicht gewollt; eine Stimme in mir ruft mir unabläſſig zu: „Du wirſt dereinſt dir ſelbſt Reichthümer verdanken, und große Reichthümer; hungere, kaſteie dich, deine Zeit wird kommen!“

Carl war nicht lange in München, ſo brannte das Theater des Herrn Weinmüller im Herzoggarten ab.

Herr Weinmüller hatte ſeeben wieder eine ſchauerliche Ritter-Komödie aufgeführt, bei welcher die brennende Burg auf dem Theater das ganze Theater ergriff. Die Schauſpieler retteten nur mit großer Anſtrengung ihr Leben. Es ereigneten ſich Schreckensſcenen, von welchen die alten Münchner noch immer ihren Kindern und Enkeln erzählen.

Gämmerler in ſeiner Broſchüre: „Director Carl, ſein Leben und ſein Wirken,“ welcher unſerm Helden von früheſter Zeit in München bis nahe an ſein Ende in Iſchl, wenigſtens ſo lange Carl thätig wirkte, zur Seite ſtand, berührte dieſe Epoche mit Folgendem:

„König Max, um ſeinen Münchnern das Lieblings-Vergnügen, ein Theater, auf welchem nicht durchaus äſthetiſche Stücke gegeben wurden, zu erhalten, eine ähnliche Gefahr aber, wie die des Theaterbrandes im Herzoggarten, zu vermeiden, baute nun aus eigenem Säckel das geſchmack- und prachtvolle Iſarthor-Theater, und ſtellte es unter die Obhut ſeines Theater-Intendanten, des Boron de la Motte, ſo daß man nun München mit zwei Hoftheatern geſchmückt ſah, wovon das eine die claſſiſche, das andere die romantiſche Richtung verfolgte.

„Zu dieſer Zeit vertauſchte Carl das Schwert des Helden mit dem Dolche und der Maske des Mimen!

„Die beſten Individuen aus Weinmüllers Truppe wurden der neuen, nun königlichen Theaterunternehmung einverleibt, und unter dieſen Glücklichen ſtand Carl, obgleich er erſt vor Kurzem eingetreten, in erſter Reihe. Ein wahres Talent, vom Fleiß unterſtützt, bricht ſich in der Regel ſeine Bahn. — Bald richtete der Intendant de la Motte ſein

Auge auf den jungen Künſtler, der ſich ohne imponirende hohe Figur durch edles Geſicht, mächtiges und doch liebliches Organ in den Rollen jugendlicher Heldenliebhaber hervorthat. Was die Natur ihm ſtiefmütterlich verſagt, das wußte er durch Wärme ſeines Vortrags, durch gewandtes Spiel zu erſetzen oder vergeſſen zu machen, und triumphirte ſo über manchen, von Mutter Natur begünſtigten Rivalen.

„Bald erwachte auch ſein adminiſtratives Talent neben dem dramatiſchen, als er allerlei Mißgriffe und den leidigen Schlendrian in der Verwaltung des neuen Muſentempels bemerkte, und in kurzer Zeit gewährte der Intendant, der ſich immer vertrauungsvoller an Carl anſchloß, ihm volle Einſicht in die Oeconomie des Geſchäftes. Der Intendant erhob Carl gleichſam zum Dramaturgen der Anſtalt, überließ es ihm, Novitäten zu verſchreiben, ihren Werth zu prüfen, und fanden ſie Carl's Beifall, dem Intendanten vorzuleſen, wornach über ihre Zulaſſung entſchieden wurde.“

So weit Gämmerler in ſeiner Broſchüre. Carl erzählte ſeinen Freunden die Geſchichte ſeines ſchnell aufblühenden Glückes in München ungefähr mit folgenden Worten: „Ich warf mich bei jedem Anlaſſe geſcheidten Frauen in die Arme.“

„An der Gräfin R........ fand ich die mächtigſte Gönnerin und Fürſprecherin nicht nur bei dem Intendanten, ſogar bei dem Könige.“

„Außer der Gräfin R......... machte ich auch noch ihrer Kammerjungfer, einer allerliebſten Blondine, den Hof.“

„Die Kammerjungfer war mehr als verliebt in mich; ich liebte ſie ebenfalls, was mir keine Opfer koſtete, denn ſie war wirklich wunderſchön.“

„Wenn ich je auf die Eroberung eines weiblichen Geſchöpfes in meinen jüngern Jahren hätte ſtolz ſein können, ſo wäre ich es auf dieſe geweſen.“

„Louiſe war 20 Jahre alt, eine Wienerin, und daß ſie ihre Vaterſtadt liebte, und Alles, was aus Wien kam, vergötterte, war mein Glück. Mich hielt ſie für ihren Landsmann, gewiſſermaßen war ich es auch; wurde ich gleich in Krakau geboren, ſo war ich doch in Wien erzogen, hatte in Wien meine Studien gemacht und war Wiener durch und durch; jeder Zoll ein Wiener.“

Ach wie gerne hätte ich Louiſe ihrer Gräfin abwendig gemacht, und ſchon ihrer herrlichen Geſtalt, ihres wohlklingenden Organs und ſprechenden Auges, dann ihres Wuchſes wegen, den die Maler Münchens als ein Muſter für ihre Bilder zu copiren ſtrebten, dem Theater zugewendet, aber ich war zu viel Egoiſt, um dieſem Mädchen nicht andere Rollen zuzuweiſen, als ſie das Theater am Iſarthor zu vertheilen gewohnt war.

Louiſe wünſchte um jeden Preis Schauſpielerin zu werden, allein ich hielt ſie davon ab, indem ich meine Beſorgniß, ſie würde mir, wenn ſie auf der Bühne geſehen, ganz gewiß abwendig gemacht werden, äußerte.

Wenn ich heirathen ſoll, erklärte ich, ſo darf meine Frau um keinen Preis Schauſpielerin ſein, ich will eine Frau für mich und nicht für das Publikum beſitzen, und heirathen werde ich, laſſe mich nur erſt Director vom Iſarthor-Theater ſein!

Vom Iſarthor-Theater? Unmöglich!

Alles iſt möglich, und Du wirſt mich dazu machen, wenn Du auf meinen Plan eingehſt.

Laß hören!

Du kannſt mit Deiner Gräfin anfangen, was Du willſt. —

Du weit mehr als ich, denn ſie iſt in Dich ebenſo verliebt als ich.

Sie iſt zwei Mal ſo viel verliebt, als Du, lachte Carl, ſie iſt aber auch zwei Mal ſo alt als Du. —

Deſſen ungeachtet aber noch immer eine ſchöne Frau. —

Ja, durch die Toilettenkünſte, die Du anbringſt. — Geſtehe es nur, ſo wie Du Deine Dame aufkleideſt, iſt keine Münchnerin gekleidet, über welches ich mich nicht genug wundern kann, da ich nicht begreife, wie gerade die Münchnerinnen in ihrem Geſchmacke ſo weit zurück ſein können. — Daher biſt Du auch Deiner Dame Augapfel; obgleich ſie ſchon „Vierzig“ zählt, ſo ſchlägt ſie doch die jüngſten Mädchen; dies dankt ſie Dir, und Du machſt aus ihr, was Du willſt. —

Und doch würde mich Gräfin Sidonia augenblicklich entlaſſen, wenn ſie auch nur eine geringe Ahnung davon hätte, wie innig wir mit einander liirt ſind.

Um Gottes willen! daß ſie hiervon nichts erfährt.

Was ſoll ich aber für Dich thun?

Unabläſſig ihr erzählen, wie ich für Sidonia ſchwärme, wie ich nur Etwas mehr als ein Schauſpieler ſein möchte, um auch vor der Welt in ihrer Nähe verweilen zu dürfen. Wenn ich zeitweiſe bei Hofe Zutritt erhalten könnte, in Rapport mit Sr. Majeſtät geriethe, der Königin aufzuwarten die Begünſtigung erhielte — kurz, Director des zweiten königlichen Theaters genannt würde, dann käme ich zu den Hoffeſten, Soiréen, Bällen, dürfte manchmal ſogar, wie der König dies ſo ſehr liebt, bei Hofe kleine theatraliſche Vorſtellungen, Tableaux u. ſ. w. anordnen und Sidonia würde mich nicht mehr ignoriren müſſen, da mich dann die allerhöchſten Perſonen nicht ignorirten.

Das iſt mir einleuchtend; aber es wird eine geraume Zeit brauchen, bis Du dies erreichſt — Du biſt noch nicht einmal Regiſſeur?

Wenn Deine Gräfin will, ſo macht mich Baron de la Motte morgen dazu. Der Regiſſeur Lanius iſt ein Mann ohne alle Fantaſie. Wenn Noah in der Arche aus Langerweile eine theatraliſche Vorſtellung gegeben und Lanius damals ein Stück in die Scene geſetzt hätte, würden die Zuſchauer lieber ertrunken ſein, als ſie ſich einer ſolchen Langenweile hingegeben hätten. Geſtern hatten wir die erſte Probe von dem Ritterſpiel: „Adelheid von Wülfing;“ übermorgen ſoll es zum erſten Male gegeben werden, der Königliche Hof will das Stück, des großen Aufwandes wegen, ſehen und Lanius rauft ſich die Haare aus, weil er keine Ahnung hat, wie es in die Scene zu ſetzen. Die Statiſten lachen ihm über ſeine Unbehilflichkeit ins Geſicht. —

Um des Himmels willen! rief Louiſe, die Excellenz kommt nach Hauſe!

Sie kommt durch Dein Zimmer; ſie darf mich nicht bei Dir finden; ſie merkt ſonſt unſer Verſtändniß.

Hier ſteht der Kaſten zum Douche-Bade, ſchlüpfe hinein!

Carl verſchwand.

Ein Bedienter riß die Thüre auf.

Gräfin Sidonia trat ein.

War Jemand hier? fragte ſie.

Gräfin Steward. Als ſie erfuhr, daß Excellenz bei dem öſterreichiſchen Geſandten zum Frühſtück geladen, ließ ſie ihre Karte abgeben — und fuhr ins königliche Schloß.

Baron de la Motte kam nicht?

Nein, Excellenz. —

Und Er auch nicht?

Nein, Ew. Excellenz.

Was treibt Er?

Excellenz, ich weiß es nicht. Es ſcheint, daß Ihn die Proben von dem neuen Stücke: „Adelheid von Wülfing,“ das des Königs Majeſtät mit allem Pompe zu ſehen wünſchen, abhalten. Ich fürchte nur, daß es übermorgen nicht gegeben werden kann, weil der Regiſſeur Lanius keine Idee haben ſoll, ein ſo ſchwieriges Stück in die Scene zu ſetzen. —

Woher haſt Du dieſe Nachricht?

Leider nur vom Theaterfriſeur; aber dieſer Mann weiß Alles, ſieht Alles, hört Alles; erfährt, wie die Schauſpieler ſich äußern, Lanius, der alte, fantaſieloſe Mann, macht eine Confuſion um die andere; der Schauſpieler Carl —

Carl? wiederholte Sidonia, und eine flüchtige Röthe färbte ihre Wangen.

Ja, Carl würde dies Stück grandiös zur Darſtellung bringen, abgeſehen, daß er es in Wien brillant aufführen ſah — ſo ſind ſeine eigenen Ideen — — der Theaterfriſeur ſah einem Maſſenkampfe zu, den Carl angab, und den die Statiſten im Hofe des Theatergebäudes zu ihrem Vergnügen ausführten; ausgezeichnet. Dieſer Maſſenkampf ſoll etwas Impeſantes geweſen ſein!

Daran glaube ich, ſagte Sidonia, Carl iſt ein Genie.

Ach! bemerkte die Zofe, was würde dieſer Mann erſt leiſten, wenn er — wenn er

Was? was? fragte die Gräfin ungeduldig, wenn Er?

Wenn er glücklich wäre! Einen ſolchen Liebenden hat es nicht gegeben!

Er liebt? Wen liebt Er?

Euere Excellenz wiſſen es ohnehin —

Ja ſo! — Was ſpricht er?

Nur von der engelſchönen Dame, deren Namen ich nicht auszuſprechen wage.

Und dennoch kommt Er nicht zu ihr!

Das Decorum, Excellenz! das unglückſelige Decorum! Wer das erfunden haben mag!

Ein Liebender gewiß nicht.

Euere Excellenz, wie man hört, ſoll Carl ein Baron ſein!

Von mütterlicher Seite, das wird nicht angenommen!

Ein Bedienter meldete:

Baron de la Motte!

Der kommt eben recht! Führe Er ihn in meinen Salon. Ich werde ſogleich erſcheinen.

Sidonia wendete ſich an ihre Kammerjungfer:

Louiſe, ſagte ſie, Du haſt mich heute wieder gekleidet, daß ich alle Blicke auf mich zog! Du biſt unerſchöpflich! Ich bin auch ſonſt mit Dir ſehr zufrieden. Du biſt ungemein klug, fein, beobachteſt die höchſte Delicateſſe. — Siehſt Du zufällig den Schauſpieler Carl?

Zufällig wäre es möglich.

Vielleicht begünſtigt Dich der Zufall; ſage ihm ſodann, er möchte ſich wieder bei mir zeigen. Vielleicht heute Abend zum Souper.

Ich werde bemüht ſein, Euer Excellenz Wunſch zu befriedigen.

Aber zufällig. Ganz zufällig. Der Zufall iſt ſtets ein Alliirter aller klugen Leute. Zufällig lernte ich meinen ſeligen Gatten kennen, zufällig war er ſchon 78 Jahre alt, zufällig ſtarb er und vermachte mir ſein großes Vermögen und ſeine Titel. —

Alles dieſes zufällig! Daß Excellenz aber nicht nur die ſchönſte, ſondern auch die anmuthigſte Dame im ganzen Königreiche ſind, daß Excellenz eben ſo geiſtvoll als reich an den ſchönſten Gaben des Herzens ſind, das iſt nicht zufällig, das hat der liebe Gott ſo haben wollen!

Du biſt eine Schmeichlerin! ſagte die Gräfin und ging in ihren Salon.

Carl kam aus ſeinem Verſtecke.

Louiſe! jubelte Carl, laß Dich umarmen; Du biſt geſcheidter als ich. Wiſple Deiner Gebieterin zu, ſie möchte ſich morgen mit Baron de la Motte während der Probe in eine der finſteren Logen des Iſarthortheaters begeben, damit Lanius beobachtet werden könnte, ohne ſeine Beobachter zu bemerken; da werden die Herrſchaften ſich überzeugen, in welchen Händen ſich die Regie befindet!

Ich will Alles einleiten, nur entferne Dich jetzt; die Excellenz möchte ſonſt noch einmal herauskommen.

Louiſe für einen Kuß mußt Du mir noch Zeit laſſen.

Er küßte ſie.

Louiſe, Du biſt auf Ehre! geſcheidter als ich!

Ich bin aus Deiner Schule!

Charmant haſt Du Deine Sache gemacht — ich bin ſchon Regiſſeur! Ich bin es gewiß ſchon morgen. Noch einen ſolchen Coup und ich bin Director, natürlich vielleicht erſt in einem oder zwei Jahren!

Früher! früher! da unſere Hochzeit davon abhängt!

O Gott! Frau Directorin!

O Gott! Herr Director!

Beide umarmten ſich ſeelenvergnügt.

Carl entfernte ſich ſchnell.

Als Carl auf die Straße kam, wen erblickte er mit Entſetzen?

Fräulein Wimmerl und Fräulein Warzen lauerten bereits auf ihn.

Aha! ſagte Wimmerl, doch wieder hier geweſen!

Sag' ein Mal „Schwirberl" wem gilt denn Dein häufiger Beſuch in dieſem Hauſe? Gilt er der Alten oder der Jungen? fragte Warzen.

Alt, alt? Wer iſt alt in dieſem Hauſe? entgegnete Carl.

Sehr alt gerade nicht, erwiederte Wimmerl, nicht ſo alt wie die alte Frau Welſerin, des Caſſiers Held Haushälterin, aber immer zwiſchen 50 und 60!

Von dieſem Kaliber wohnt Niemand in dieſem Hauſe.

Du wirſt Dich vielleicht mit dem Dienſtboten in einem Liebeshandel befinden?

Seid Ihr hungrig, weil ihr ſo biſſig ſeid?

Willſt Du uns zum Traiteur Ferron führen?

Es wäre hübſch, wenn Dir dies in den Sinn käme! Du haſt ja jetzt 1000 Gulden Gage! Du kannſt Dich ſchon galant zeigen.

Kommt, ich will Euch die böſen Mäuler ſtopfen.

Warum vernachläſſigſt Du uns denn?

Mädeln, ich bin nur ein Mannsbild und kann mich für Euch nicht zertheilen! dann wollt Ihr immer bei Ferron tractirt werden, dabei verblute ich mich! Ins Hofbräuhaus will ich Euch manchmal führen, 30—40 Kreuzer ſitzen laſſen, aber bei Ferron komme ich mit 10 fl. nicht aus.

Pfui! ſchäme Dich, daß Du jetzt ſo ſchmutzig wirſt!

Wie Du nichts hatteſt, theilteſt Du mit uns. —

Weil ich jetzt Etwas habe, behalte ich es für mich!

Das iſt nichtswürdig.

Das iſt Etwas würdig!

Heute noch zu Ferron! bat Wimmerl.

Heute noch Champagner!

Von der Sorte aus Frankfurt, welche 10 Batzen koſtet!

Wenn er nur knallt!

Kommt, Ihr ſollt meine mouſſirende Großmuth kennen lernen.

Carl führte die Mädchen zu Ferron.

Garçon! ſagte Carl, hier und zwei Gulden. Was dafür die Damen haben können, bringen Sie ihnen! — Meine Damen, ich habe ſchon gegeſſen.

Er verneigte ſich und eilte fort.

Fräulein Wimmerl und Fräulein Warzen genirte dies nicht, ſie aßen und tranken für zwei Gulden.

XXX.

Wie **Carl** ganz gut berechnet hatte, ſo geſchah es auch.

Am bezeichneten Tage bei der Probe des Stückes „**Adelheid von Wülfing**“ erſchien der Intendant, unbemerkt von der Geſellſchaft und vom Regiſſeur, in einer Loge.

Obgleich ihn die Gräfin R........ hierzu bewogen, ſo begab ſie ſich doch nicht ſelbſt dahin.

Der Baron ſah die Verwirrung auf dem Theater.

Niemand wußte, was geſchehen ſollte.

Schauſpieler und Statiſten wendeten ſich an **Lanius**. — Dieſer ordnete bald dies bald jenes an. Was er links befolgt wiſſen wollte, ſtörte das was rechts geſchah. Endlich brach ein allgemeines Gelächter aus und **Lanius** geſtand, daß er ſich ſelbſt nicht mehr zu rathen wiſſe.

Baron **de la Motte** ſtand in ſeiner Loge auf.

Herr **Lanius**, kommen Sie zu mir in die Loge und bringen Sie den Schauſpieler **Carl** mit!

Lanius wurde leichenblaß, aber er kam dem Befehle nach und **Carl** folgte.

Herr Regiſſeur **Lanius**, redete der Intendant denſelben an, mit dem Arrangement, das Sie getroffen, können wir das Stück nicht aufführen, das Publikum pfeift uns aus, trotz dem, daß der königliche Hof zugegen ſein wird.

Herr Carl, wendete ſich der Baron an dieſen, ich habe erfahren, daß Sie neulich, blos zu ihrem Privatvergnügen, den Comparſen ein ſehr wirkſames Gefecht einſtudirten; läßt ſich dies hier nicht anbringen?

O ja, Excellenz.

Laſſen Sie es producieren.

Es geſchah.

Charmant! rief der Baron, das iſt ja höchſt wirkſam und wie es in einander greift, und welch' allerliebſtes Tableau am Schluße des Gefechtes!

Herr Lanius, wendete ſich de la Motte wieder an dieſen, ich dächte Sie ließen das ganze Stück von Carl in die Scene ſetzen. Ich fühle, daß ſolche ſchwierige Aufgaben für Ihr Alter zu gewagt ſind.

Euere Excellenz, wenn mir Zeit gelaſſen wird —

Noch mehr Zeit! nein, nein, das geht nicht. Seine Majeſtät führen morgen Seine hohen Gäſte ins Iſarthor-Theater; dieſes Stück abſagen, iſt unmöglich.

Bis morgen wird Carl dies auch nicht zu Stande bringen. —

Carl hörte dies.

Ich erlaube mir zu bemerken, daß, wenn Se. Excellenz es wünſchen, ſo kann noch heute die Vorſtellung ſtatt finden. —

Unmöglich! ſagte der Baron.

Meine Ehre zum Pfande, die Vorſtellung muß am Schnürchen gehen!

Hören Sie mich an, Herr Carl, rief der Baron abermals aus ſeiner Loge auf die Bühne, wenn morgen dieſes Stück vor dem Königlichen Hof und dem Publikum eine ſolche Aufführung erlebt, daß Ehre damit zu ernten iſt, ſo ſind

Sie Regiſſeur mit allen Bezügen, ohne deshalb den verdienſtvollen Herrn Lanius in irgend einer Weiſe zu verletzen und zu verkürzen.

Damit hatte die Geſchichte ein Ende.

Am andern Tage fand die Vorſtellung ſtatt.

Sie ging wirklich am Schnürchen; der Erfolg war außerordentlich. Der königliche Hof und die Gäſte des Hofes amüſirten ſich höchlich und die Münchener applaudirten, daß das Haus dröhnte.

Carl wurde Regiſſeur.

Zugleich ſtellte der Intendant den reich begabten Künſtler auch bei dem großen Hoftheater an.

Carls Beſoldung wurde auf 2000 Gulden erhöht.

Carl war nun der Liebling des Intendanten. Er beſaß ſein ganzes Zutrauen.

Da die Münchener die Wiener Poſſen mit Vorliebe ſahen, ſo ſchrieb Carl an den damals im Leopoldſtädter Theater angeſtellten Secretär Adolf Bäuerle, und erſuchte dieſen, den er von Wien aus, noch ehe Carl ſich dem Theater widmete, ſehr gut kannte, ihm alle mit Beifall aufgeführten Localſtücke unverzüglich einzuſenden.

Damals gefiel in Wien auf dem Leopoldſtädter Theater ganz vorzüglich „Herr Joſeph und Frau Waberl oder Der Fleiſchhauer von Oedenburg“ von Gleich.

Bäuerle ſendete dieſes Stück zuerſt an Carl.

Wir wollen hierüber wieder Herrn Gämmerler berichten laſſen, der in ſeiner Broſchüre Folgendes mittheilt:

„Carl las dieſe Poſſe und ward von dem friſchen, geſunden Humor, der das Stück durchweht, von den echt draſtiſchen Situationen deſſelben, ſogleich ergriffen; wie gern hätte er das Stück aufführen laſſen! — aber — aber — wie es beſetzen.“

„Die komiſchen Kräfte, die ihm zur Verfügung ſtanden, waren die Herren Wohlbrück, Kohrs und Polka, von allen Dreien nur der Erſtere für die Hauptrolle des Springerl geeignet, und gerade Herr Wohlbrück ſollte in Kurzem München verlaſſen, um an einer auswärtigen Bühne ein Engagement anzutreten.“

„Ganz niedergeſchlagen trat Carl eines Abends, das Manuſcript des erwähnten Stückes unterm Arme, ins Zimmer des Barons ein.“

„Nu, was bringen Sie Schönes, Carlino mio?“

„Ach Excellenz, ein Stück zum Todtlachen!“

„Und das ſagen Sie in einem Tone, als wollten Sie mich zu einer Leiche bitten?“

„Ja, Excellenz, das Stück iſt zum Todtlachen, aber daß wir es nicht geben können, das iſt zum Weinen.“

„Warum das nicht?“

„Die Hauptrolle fehlt uns, Excellenz, der Wohlbrück geht ab!“

„Leſen Sie mir's doch vor, Sie haben mich nun einmal neugierig darauf gemacht!“

„Carl begann und las das Stück, für das er nun eingenommen war, namentlich aber die Rolle des Springerls, ſo drollig, daß de la Motte aus dem Lachen nicht mehr herauskam, und ſich alle Augenblicke die naſſen Augen trocknen mußte. So hatte er noch nie geweint über einen Komiker, wie über jenen, in dieſem Genre dilectirenden giovine amoroso.“

„Hören Sie auf, Carl, zu leſen, ich bitte Sie! Was Sie da geleſen, iſt zu ſpaſſig! — Wenn dies Stück unſer König ſieht, der lacht noch zehn Mal mehr, als ich; Sie wiſſen, der König leiſtet Etwas in dieſem Fache. Wir wollen das Stück ſogleich beſetzen.“

„Aber Euer Excellenz, der Wohlbrück!"

„Iſt erſetzt, mehr als erſetzt! Ich hab' ſchon Einen für ihn, einen excellenten Komiker, ſag' ich Ihnen! Er hat mir ſehr gefallen; er wird auch den Münchnern gefallen, dafür ſtehe ich Ihnen."

„Carl beſetzte dieſes Stück bis auf die Rolle des Springerl."

„Der Baron aber ſchrieb zu dem Charakter des Springerl den Namen: — Carl."

„Wie, was? Ich, Excellenz? Ich ſoll den Springerl —?"

„Kein anderer Menſch auf Erden!"

„Mit all' ſeiner bekannten Eloquenz verſuchte Carl ſeinen Gönner von der Idee abzubringen, ſtellte ihm vor, daß er es nicht wage, in einer burlesken Maske vor dem Publikum zu erſcheinen, das ihn bisher nur in edleren Charakteren geſehen, daß er die Verantwortlichkeit, dem Manne gegenüber, der ihm das Stück eingeſendet, nicht auf ſich nehmen könne."

„Larifari! erwiederte Baron de la Motte, wenn Sie der Bäuerle das Ding hätte leſen hören, bitten würde er Sie, daß Sie den „Simandl" ſpielen!"

„Excellenz! verſetzte Carl, mein Blut über Sie, wenn das Stück ſchlecht geht!"

So weit Gämmerler in ſeiner Broſchüre.

Wie Carl den Springerl ſpielte, wiſſen auch die Bewohner Wiens. Nachdem er die Münchner aus ihrem Erſtaunen geriſſen, den tragiſchen Schauſpieler auch im Komiſchen ſo glänzen zu ſehen, brach ein Sturm von Beifall los, und Carl wurde neuerdings das Feldgeſchrei für ganz München.

Bäuerle ſendete nun ſeine „Bürger in Wien" an Carl, und der Komiker „par excellence" reuſſirte als „Staberl" noch mehr als in der Rolle des Springerl.

Wie es in Wien der Fall war, ſo auch in München.

Bekanntlich verſchwanden in Wien von dem Zeitpunkte an, als Staberl das Repertoir beherrſchte, alle die früheren komiſchen Geſtalten des Volkstheaters, „Kasperl,“ „Thaddädl,“ die ſtereotypen „Simandel“ u. ſ. w.

Auch die Stücke mit ähnlichen Perſonagen vermochte Carl am Iſarthor-Theater nicht mehr zur Darſtellung zu bringen, Gämmerler bemerkt, „Staberl drängte die Ritter- und Räuber-Komödien in ihre Burgen und Wälder zurück, Staberl nahm Beſitz vom eleganten Theater am Iſarthor.“

Carl wurde das belebende Princip des Theaters. Er war bereits Director deſſelben, ohne noch den Titel als ſolcher zu beſitzen.

Unabläſſig arbeiteten ſeine Gönner daran, ihn zu pouſſiren.

Die liebenswürdige Gräfin R .... lag dem Intendanten unaufhörlich in den Ohren.

Ich gratulire Ihnen, ſagte ſie eines Tages, zu den großen Erfolgen, welche Carl dem Theater am Iſarthor bereitet. Baron, ſetzte ſie hinzu, Sie kommen mir vor wie Napoleon, deſſen Wahl tüchtiger Männer in allen Zweigen ſeiner Regierung und ſeines Heeres ihn noch größer machen als er ſchon iſt. An Carl haben Sie einen Marſchall gewonnen, Er ſiegt in allen Schlachten, Sie haben dieſen Menſchen aus Hunderten herausgefunden; ich hatte neulich Gelegenheit mit Sr. Majeſtät dem Könige darüber zu ſprechen, und der König ſtimmte meiner Anſicht vollkommen bei.

Der Intendant verneigte ſich ſelbſtgefällig vor der Gräfin.

Sie müſſen ihn auch vor der Theater-Geſellſchaft und vor dem Publikum höher ſtellen. Man muß erfahren, daß Sie als ein ſo geiſtvoller Chef ein unbedingtes Vertrauen in Carl ſetzen; der Hof ſelbſt dürfte dies wünſchen. Sie müſſen ſich auch einen Theil der Plackereien, die das Leben hinter den Couliſſen veranlaſſen, und einem Manne wie Sie, in ſeiner hohen Stellung ſo läſtig werden, vom Halſe ſchaffen. Die Miſere der Bühnenleitung paßt wohl für einen Director, aber nie für einen Intendanten. Es muß unmöglich ſein, daß die Figurantinnen zu Ihnen gelangen können, um neue Tricots oder etwa gar neue Schuhe zu verlangen.

Ich habe ſchon daran gedacht, verſetzte der Intendant. —

Ihre Zeit nimmt das Königliche Hoftheater in Anſpruch; Sie können nicht in beiden Verwaltungs-Bureaux zugleich ſein. Neulich ließ Sie Seine Majeſtät rufen, Sie waren nicht im Bureau der Hofbühne. Sr. Majeſtät wurde dies gemeldet. „Wo iſt er denn?“ fragte der König. — „Im Iſarthor-Theater,“ war die Antwort. „Dort hat er ja den Carl und kann ſich auf ihn verlaſſen. — Ich dächte doch, er faßte die eigentliche Hofbühne beſſer ins Auge. Am Ende werde ich noch einen Intendanten ernennen müſſen.“

La Motte wurde von dieſer Mittheilung wie vom Blitze gerührt.

Gräfin, ſagte er, Sie ſollen mir dieſe Winke nicht umſonſt gegeben haben. Ich werde daran denken, Carl zum Director zu erheben. Bei den ſo eben vernommenen Anſichten des Königs wird Seine Majeſtät meinen Vorſchlag, Carl zum Director zu ernennen, nicht zurückweiſen.

Eines müſſen Sie jedoch bemerken: Carl ſoll deſſen ungeachtet dem Hoftheater erhalten bleiben.

Ich vermöchte ihn auch nicht zu miſſen. Mag er immer im Theater am Iſarthore den Staberl ſpielen, im Hoftheater muß er doch den König Pipin darſtellen.

Das verſteht ſich, erwiederte die Gräfin.

Während dieſes Geſpräches befand ſich Carl hinter einer Tapetenthür.

Als der Intendant ſich empfohlen hatte, ſtürzte Carl hervor, und ſank der engelsguten Gräfin zu Füßen.

Excellenz! rief er, Sie ſind ein Engel.

Steh'n Sie auf, Ungeſtümer, ſagte Sidonia; wenn Loniſz hereinträte!

Sie ſoll mich ſterben ſehen zu den Füßen meiner Himmelskönigin! Welch ein Loos wäre glücklicher als hier meinen Geiſt auszuhauchen. —

Dies wäre noch zu früh; Carl, ſtehen Sie auf! Ich befehle es Ihnen.

Carl ſtand auf.

Zweifeln Sie noch, daß ich Alles aufbiete, Ihre liebſten Wünſche zu erfüllen? —

Ach, mein Gott! ſagte Carl, wie gnädig ſind Sie!

Verdienen Sie auch meine Güte?

Nein, ſagte Carl ganz treuherzig.

Ich bin auch der Meinung, daß Sie meine Aufmerkſamkeit nicht verdienen. Sie vernachläſſigen mich! —

Ich? Excellenz!

Laſſen Sie die Excellenz weg.

Excellenz würden als Bäuerin eine Excellenz ſein!

Keine übertriebenen Schmeicheleien, ſagte Sidonia ſanft verweiſend. — Sagen Sie mir, aber aufrichtig, wer waren denn die Damen, mit welchen Sie geſtern nach Nymphenburg fuhren?

Ich habe keine Nymphen und keine Burg, und am wenigſten Nymphenburg ſeit einem halben Jahre geſehen.

So müßte ich mich ungeheuer geirrt haben. Ich glaubte Sie an Ihrem weißen Hute zu erkennen; freilich riſſen Sie einer Dame ſogleich ihren Sonnenſchirm aus der Hand und hielten ihn vor Ihr Geſicht, als Sie mich von weitem er[illegible]n. —

Beweis, daß ich es nicht war! denn wäre ich es geweſen, wäre ich aus dem Wagen geſprungen, hätte mich dem Wagen Euer Excellenz genähert, um der ganzen Welt zu zeigen, wie huldreich die ſchönſte, edelſte Dame Münchens mir zugethan iſt!

Dergleichen würde ich mir verbitten! Sie waren es alſo nicht, der mit zwei Damen nach Nymphenburg fuhr?

Auf Oehre! nicht, ich ſtudirte geſtern den ganzen Tag meine Rolle als Pipin, der Kurze, erſter König der Franken, n dem Trauerſpiele „Hiltrude.“

Iſt auch Margarethe Lang in dieſem Trauerſpiele bechäftigt? Weshalb werden Sie denn auf einmal ſo roth?

Ich? Roth im Geſichte, Excellenz? Das laß ich mir von einem Feinde nicht nachſagen!

Carl rieb ſich die Wangen mit einem weißen Schnupfuche. Sollte ich noch Schminke von geſtern auf meinen angen haben?

Geſtern ſpielten Sie ja den Mohren im „Fiesco!“

Vielleicht von vorgeſtern!

Sie wollen ſich durch Poſſen helfen. Ich bin ja ſelbſt der argaretha Carl vom ganzen Herzen gut, gehöre zu ihren rößten Verehrerinnen; ſie iſt eben ſo liebenswürdig und achtet im Leben, eben ſo geiſtvoll im Umgange als ſie auszeichnet als Künſtlerin iſt, die Zierde des Hoftheaters und ne der vorzüglichſten Künſtlerinnen Deutſchlands; wenn Sie it dieſem vortrefflichen Weſen und ihrer Mutter nach Nymenburg gefahren wären —

Mich fängſt Du nicht! dachte Carl.

So würde ich mich ſehr freuen, fuhr Sidonia fort, nur mit keinen Ihrer unwürdigen Damen. In Geſellſchaft von höchſt anſtändigen, ſittſamen, modeſten Frauenzimmern, Künſtlerinnen von Ruf und Talent zu leben, macht nur Ehre! — Wollen Sie heute Abend nach dem Theater bei mir zum Souper erſcheinen? Ich werde Margaretha Carl ebenfalls invitiren laſſen und Mamſell Pfeifer, auch den Intendanten. Es wird mich ſehr freuen, Sie, lieber Director des Iſarthortheaters bei mir zu ſehen. Adieu!

Die Gräfin entfernte ſich und ließ Carl allein zurück.

Herr Gott von Straubing! rief Carl, die kann's! Die hat eine neue Art Tortur erfunden; ein jedes Wort ein Paar Daumſchrauben, ein jeder Blick ein Paar ſpaniſche Stiefel, noch fünf Minuten eine ſolche Folter und ich geſtehe Alles wie der bairiſche Hieſel!

Louiſe trat ein.

Haſt Du's bekommen? du treuloſer, undankbarer, pflichtvergeſſener Menſch! —

Nun ſei ſo gut und fang Du auch an! Ich habe ohnehin ſchon die Feuerprobe beſtanden. —

Und geleugnet wie ein in allen Verbrechen routinirter und vor allen Criminalgerichten gehetzter Inquiſit. —

Ja, wie ein Unſchuldiger, dem man aber den Tod geſchworen hat!

Wäre nur ich mit meiner Gräfin über den Maxplatz gefahren, mir ſollteſt Du nichts ableugnen können, und der Lang machſt Du den Hof? dieſem vortrefflichen Geſchöpf? Kennt Dich denn dieſe?

Wie kann Sie mich kennen, kenne ich ſie ja kaum!

O, Du kennſt ſie ſchon! Darum ſpielſt Du Deine Liebhaberrollen gar ſo natürlich!

Ich ſpiel' auch mit der Holzapfel natürlich; natürlich und wahr zu ſpielen, iſt des Künſtlers höchſtes Ziel, frage den verſtorbenen Eckhof! höre ihn, was er über Natur und Wahrheit ſpricht. —

Ich werde nicht die Todten fragen, ob das wahr iſt, was mir ein Lebendiger vorlügt. — Ich werde Dir ſchon darauf kommen, wie weit der Meineid gegen mich geht. Wenn Du wähnſt, ich hätte auch ſolche Sentiments, wie meine Gräfin, ſo irrſt Du Dich groß, ſehr groß, rieſengroß. — So eine hohe Dame muß Alles in ſich hineinfreſſen.

Eine Dame frißt nie!

Sie muß der Welt, des Anſtandes, des Schicklichen wegen, hundert Dinge ignoriren, überſehen, ertragen, worüber ein bürgerliches Weſen in die Luft fährt.

Fahr' hinauf, z'widre Hex', ich halte Dich nicht. —

Aber laſſe mich hinter Deine Schliche kommen —

Es ſchleicht nichts hinter mir. —

Und Du haſt keine Augen mehr!

Kratze ſie mir aus, ſo darf ich Dich nicht mehr ſehen, Du „Drachenhöhle bei Röthelſtein!“

Da gehſt Du her!

Wenn Du Dir die Hände auf den Rücken binden läßt!

Da gehſt Du her, oder Du wirſt ſo wenig Director vom Iſarthortheater, als ich Kammerfrau der Königin.

Da bin ich ſchon!

Mich ſieh' an!

O Gott, wie ſchön, ſelbſt im Zorn!

Gerade ſchau mir ins Geſicht!

Laß' mich einen Umweg machen und mich bei Deinen Ohren aufhalten, die heute gar zu harthörig ſind!

Haſt Du ein Verhältniß hinter meinem Rücken?

Haſt Du vielleicht ein Verhältniß hinter Deinem Rücken? —

Liebſt Du eine Andere?

Mir ſoll Eine kommen! Ich bin Stein.

Macht eine Andere auf Dich beſſere Eindrücke, als ich?

Ich bin Stein.

Ich vergreiſe mich an Dir!

Ich geſpür' nichts, ich bin Stein.

Geh', Elender!

Ich geh' elend.

Wohin willſt Du?

In den königlichen Garten, dort hab' ich einen bekannten Baum, an den häng' ich mich!

Da wirſt Du bleiben, und einen heiligen Eid ſchwören, daß Du mich nicht betrügſt.

Ich ſchwör' Dir einen heiligen Meineid, daß ich Dich nicht betrüg'.

Ich werde Dir nachforſchen. —

Die Gräfin trat unvermuthet aus ihrem Zimmer.

Wie? fragte die Gräfin, Herr Carl iſt noch hier?

Ich wollte Euer Excellenz noch ein Mal in Unterthänigkeit ſprechen. Mamſell Louiſe meldet mich nicht.

Was wünſchen Sie?

Die Stunde wollte ich in Ehrfurcht erfahren, die Stunde des Soupers.

Ich habe Ihnen ja geſagt, „nach dem Theater.“

Werden Euer Excellenz die Gnade haben, das Theater zu beſuchen?

Ja!

Das Iſarthortheater?

Ja!

Mir iſt zwar heute ſo zu Muthe, daß ich den Hamlet lieber ſpielte, als den Staberl; aber dennoch ſollen Euer Excellenz lachen, und wenn mir das Herz auch blutet!

Er verneigte ſich vor der Gräfin, und ging ganz wehmüthig fort.

Ich hörte Dich ja ſehr heftig mit Carl ſprechen; was gab es denn?

Ew. Excellenz, verzeihen mir meine Theilnahme, wenn ich aber glaube, einen treuloſen Mann vor mir zu ſehen, ſo gerathe ich außer mir.

Beherrſche Dich!

Jetzt forſche ich ihm nach, und entdecke Ew. Excellenz Alles, was ich erfahre. —

Nein!

Nicht nachforſchen? Dann hätte es ein ſolches Ungethüm leicht!

Was ereiferſt Du Dich? Dich geht Carl nichts an.

Freilich! Freilich!

Und Du kennſt auch Niemand, dem er Rückſicht ſchuldig iſt.

Ich glaubte nur —

Du irrſt!

Ew. Excellenz?

Nie kann man für einen Mann Intereſſe haben, der ſich inconſequent benimmt. Mir z. B. würde Carl in dem Momente gleichgiltig werden, in welchem er auch nur die geringſte Rückſicht für mich aus den Auge ließe.

Und wenn Euer Excellenz ihn ſelbſt liebten?

Liebe kann nur auf gegenſeitiger Achtung beruhen.

Aber Euer Excellenz machen ihn zum Director?

Freilich. Er wird es ganz gewiß. Es wäre ſehr ordinär, wenn ich jetzt meine Hand von ihm abzöge, weil ich ihn auf einer nicht zu rechtfertigenden Handlung ertappte. Nicht nur, daß ich fortwährend Alles anwenden werde, ſein Glück zu gründen, ſo will ich auch bemüht ſein, daß Margaretha Lang ſeine Gattin wird. So räche ich mich!

Die Gräfin ging in ihr Zimmer zurück.

Das iſt das Schrecklichſte, was einem geſchehen kann! — So ſind die hochgebornen Leute! — Dieſem Treuloſen ſeine Falſchheit entgelten zu laſſen, das verſchmähen ſie! — Gott ſei Dank! daß ich nieder geboren bin. Nun, warte! Bei mir kommſt Du nicht ſo weg! Director wirſt Du und heirätheſt eine Andere? — O, Du biſt noch nicht Director und noch nicht verheirathet!

XXXI.

Carl wurde wirklich Director des Theaters am Iſarthor und die reizende, liebliche, talentreiche, ſanfte, engelgute Margaretha Lang ward ſeine Frau.

In dem Augenblicke, in welchem er mit ſeinem theueren Gretchen zur Trauung fuhr, erhielt er einen Brief aus Wien vom Rittmeiſter Wardner; er meldete ihm, daß er die Poſtmeiſters Tochter geheirathet und ſich vollkommen glücklich möge.

Bravo! rief Carl, Bravo, Schickſalsgenoſſe! ich Ehemann, du Ehemann, ſo iſt es recht. Im Buche unſeres Lebens ſteht einmal eingezeichnet, daß wir immer gleiche Erlebniſſe haben ſollen; ſo wünſche ich dir denn, daß du, wie ich, Tage der Freude, und wie mich, auch dich, unerwartetes Glück treffen ſoll.

Carl las den Brief zu Ende und fand darin die Anzeige von wirklich vielen Glücksfällen, die Wardner überraſchten; Wardner war ſehr reich geworden, die Erbſchaft ſeiner geizigen Tante fiel ihm zu; ſie war ſehr namhaft, auch Wirbel war geſtorben, und ſeine Tochter erbte ein bedeutendes Vermögen; Wardners Frau war nicht mehr zu bewegen, nach Klagenfurt zurück zu kehren, ſondern ließ Poſthaus, Wirthſchaftsgebäude, die Beſitzungen auf dem Lande verkaufen und beide Eheleute lebten nun von ihrem großen Vermögen in Wien.

Am Schluſſe des Briefes meldete Wardner ſeinem Freunde Carl, daß es ihm gelungen, Carl'n eine große Laſt vom Herzen zu nehmen.

„Wer uns die 800 Napoleonsd'or in Mantua geſpendet, ſchrieb Wardner, iſt mir endlich bekannt geworden; ich irrte mich damals nicht, als ich behauptete, ſie rührten von Frau von Montpart her; ich erhielt hierüber endlich Gewißheit, als ich ihr anzeigte, meiner Officiersehre ginge es nahe, dieſe Schuld noch nicht bezahlt zu haben; ſei ſie damals unſere Wohlthäterin geweſen, ſo möge ſie es geſtehen. Ich ſei reich, Du wärſt gut angeſtellt; ſie habe mittlerweile auch den Doctor in Graz geheirathet und Kinder, wie ich erfahren; ſie möchte daher wohlhabenden Leuten nichts ſchenken, bezahlen könnten übrigens weder Du noch ich, was Frau von Montpart in unſerer verzweiflungsvollen Lage uns für einen Dienſt erwieſen. Endlich geſtand ſie es, daß ſie jene Summe für uns erlegt, und ich ſendete ihr augenblicklich die ſchuldigen 800 Napoleonsd'or. Bei Gelegenheit weiſe mir Deine Hälfte bei einem Wiener Banquier-Haus an, oder noch beſſer, ich hole ſie mir bei dir ab, denn ich und meine Frau beſuchen im Auguſt d. J. das Salzkammergut und machen einen Abſtecher nach München, um Dich zu ſehen und zu bewundern."

Carl überraſchte dieſes Schreiben höchſt freudig.

Er ging noch ein Mal ſo vergnügt zur Trauung, welche mit großem Gepränge vollzogen wurde, ſo wie heute noch in München, Carls Hochzeit unvergeſſen bleibt.

Es wurden dem jungen Ehepaar zu Ehren eine ganze Woche hindurch Feſte gegeben.

Die Gräfin R........, dieſe hochgebildete, feine, über jede Leidenſchaftlichkeit ſich erhebende Dame, veranſtaltete das erſte und ſchönſte Feſt in ihrem Hauſe, ihr folgte Baron de la Motte und dieſem ſchloßen ſich noch ſechs Feſte an, ſo daß eine ganze Woche hindurch nichts als Feſteſſen, Soiréen, Bälle u. ſ. w., ſtattfanden.

Das Feſt, das Carl ſeiner Theatergeſellſchaft gab, war beſonders ſchön, und ſo feierte man in München beinahe den dritten Theil des Wonnemonats hindurch Carls und Margarethens eheliche Verbindung.

Aber nun fingen auch die Feinde Carls an, ſein Glück unterminiren zu wollen; der Neid regte ſich, die Mißgunſt erhob ſich, und den Mann, der in kurzer Zeit ſo mächtig ſeine Schwingen bewegte, mit dem größten Erfolge ſeinen Flug anhob, zu ſtürzen, war das Loſungswort ſeiner Gegner.

Gämmerler beſchreibt dieſe Umtriebe ſehr erſchöpfend, doch paſſen ſie nicht für einen Roman, auch dürften ſie unſern Leſern, was die Zeit und den Ort betrifft, viel zu ferne liegen, um ihrer ausführlich zu erwähnen, nur einige Worte aus jener oft genannten Broſchüre, um von Carls, in München bereits geſammeltem Vermögen zu ſprechen.

„So wurde denn,“ ſchreibt Gämmerler (Seite 23), „wieder ein Schlag parirt, der dem blühenden, jungen Unternehmen Carls den Untergang hätte bereiten ſollen, und rüſtig ſchritt der junge Director auf ſeiner Bahn vorwärts, dem Ruhme, den Millionen entgegen, die ihn erwarteten.“

„Die Gefahr war glücklich vorüber gegangen, das angefeindete Theater beſtand nach wie vor, erfreute ſich der Gunſt des Hofes wie des Publikums, die Caſſe füllte ſich allabendlich aufs Neue, und bald war der Director Carl ein gemachter, vermöglicher Mann, der ſich ein ſchönes Beſitzthum um's andere kaufte.“

„Sein Landhaus in Berlach ſchmückte er mit allem erdenklichen Comfort aus, denn dort liebte er, ſeine Freunde um ſich zu verſammeln, in ihrem Kreiſe der Sorgen und der Mühen ſeiner Regierung zu vergeſſen.“

„Drei Säle dieſes Schlößchens hatte er beſonders prachtvoll decorirt, den erſten, den Speiſeſaal, im gothiſchen Style, die Wände, die Decke mit kunſtreicher Boiſerie bekleidet, ringsum erglänzten mittelalterliche Waffen, ein reiches Buffet bewahrte einen Schatz koſtbarer Humpen, die gar oft zum Preis der Schönen an der Tafelrunde geleert wurden; in dieſem Saale führte man die Sprache der edlen Paladine La Motte-Fouqués; der zweite Saal, im Renaiſſanceſtyl ausgeführt, enthielt koſtbare Porttaits berühmter Perſönlichkeiten jener Periode, die luxuriöſeſten Meubles und Luſtres; ihn benützte man in der Regel zu Bällen, und erging ſich hier in der polirteren Sprachweiſe der Zeit der la Ballarie und Pompadour; der dritte endlich, im chineſiſchen Geſchmacke, war der reichſte von allen; hier prangte der köſtlichſte Sammt und Brokat; hier flimmerte es von Gold- und Silberſtickerei, hier glänzte das koſtbarſte, ſeltenſte, japaniſche Porcellan. Hatte Carl ſich in dieſem Tusculum einen Tag im dolce far niente erholt, dann trat er neu belebt wieder an's Steuerruder, das er mit kräftiger Hand zu führen fortfuhr.“

„Sein Antagoniſt, der neue königl. Hoftheater-Intendant, Herr Stich, welcher Baron de la Motte verdrängte, ſuchte auch auf alle Arten Carl, den er haßte, und welcher durch die große Beliebtheit, welche er fortwährend dem Iſarthortheater verſchaffte, dem Hoftheater großen Nachtheil in ſeinen Einnahmen brachte, beizukommen; jedes Mal, wenn Frau

Carl, die mit königlicher Bewilligung an beiden Theatern ſpielen durfte, auf dem ihres Gatten ſpielen ſollte, änderte Herr Stich am Tage der Vorſtellung ſein Stück, und zwang Frau Carl, im Hoftheater zu wirken, und Carl mußte dann jedes Mal ſein Repertoir umſtoßen, oft kurz vor der Eröffnung der Caſſa. — Wie peinigend, wie ſtörend wirkte dies auf ſein Geſchäft! — Dem zu begegnen, ließ er nun jede Rolle, die er ſeiner Frau beſtimmte, nicht allein von dieſer, ſondern zu gleicher Zeit von einer ſchönen, talentvollen Kunſtjüngerin, Fräulein Schlotthauer, einſtudiren, die augenblicklich, wenn ſeine Gattin ihm verſagt wurde, ſtatt dieſer vor die Lampen trat."

Carl ſprach oft, ſelbſt in Wien, nachdem vielleicht ſchon zwanzig Jahre vergangen waren, von den Gemeinheiten des Intendanten Stich, der ſogar ſich ſo ſehr und ſeine Würde vergaß, daß er den Einflüſterungen der Kammerzofe ſeiner Frau, der Demoiſelle Louiſe, die früher in den Dienſten der Gräfin R........ ſtand, Gehör gab, und die niedrigſten Bosheiten der Zofe auszuüben Befehl gab.

Carl wußte dies.

Anfänglich lachte Carl zu den plumpen Intriguen des dienſtbaren Geiſtes; da ſie ſich damit aber auch gegen die Schauſpieler von Carls Geſellſchaft brüſtete, und häufig in Vorhinein die Neckereien annoncirte, die ſie eingeleitet, ſuchte Carl eine Gelegenheit, Mamſell Louiſe einmal zu ſprechen, und ihr einige Worte ins Ohr zu raunen, die ſie auf andere Gedanken bringen konnten.

Carl wußte, daß Louiſe oft ein Rendezvous dem Schauſpieler S..... von der Hofbühne im engliſchen Garten gab.

S..... beſaß eine Frau, deren Eiferſucht keine Grenzen kannte.

Es gab keine Obrigkeit, keine geiſtliche Behörde in München, bei welcher Madame S ..... ihre Nebenbuhlerinnen nicht verklagt hätte. Bei vielen brachte ſie es dahin, daß ſie von München fortgeſchafft wurden; gelang ihr dies nicht, dann vergriff ſie ſich an ihren Feindinnen; einer Bäckerswittwe ſchlug ſie einmal ein Auge aus dem Kopfe, weshalb ſie ein halbes Jahr im Correctionshauſe büßen mußte.

Dieſes gräßliche Weib fügte ihrem Manne kein Leid zu, ſie machte ihm nicht einmal Vorwürfe; aber dafür fiel ſie mit Furienſtimme über ſeine Schönen her, und genirte ſich nicht, vor Jedermann zu betheuern: die nächſte Geliebte ihres Mannes bekäme Gift in die Augen und ins Antlitz, ſie habe ſich bereits ein Fläſchchen Vitriolöl gekauft, daſſelbe trage ſie immer bei ſich, und wenn es Einer gelüſten ſollte, mit ihrem Manne nur zu ſprechen, ſo ſläge ihr die brennende Schwefelflamme ins Geſicht!

Um ihre wahnſinnigen Anſchläge wenigſtens nicht im Theater zum Ausbruche kommen zu laſſen, ließ man ſie nie ins Schauſpielhaus.

Es war dieſe Madame S ..... rein toll, gehirnverrückt, wahnſinnig.

Carl ging in den königlichen Park.

Er durchſtreifte die dunklen Gänge.

Da ſaß Louiſe mit Herrn S .....

S ..... hielt Louiſe feſt umſchlungen.

Louiſe entwand ſich ſchnell dem Arme ihres Anbeters.

Carl ging geradezu auf die Liebenden los.

Meinetwegen brauchen Sie nicht zu erſchrecken, ſagte Carl, ich bin nicht die Gattin dieſes Herrn; aber ich werde ihr ſogleich mittheilen, was ich geſehen, und ihre Rache an Ihnen, Mademoiſelle Louiſe, wird die meinige ſein. —

Sie werden dies doch wohl nicht thun? erwiederte Herr S.....

Ja, mein Herr, ich werde es thun, ich erkläre es vor Ihnen und gebe ihnen mein Ehrenwort, daß ich dieſe boshafte Perſon nicht ſchonen werde; es mag daraus auch das Schlimmſte entſtehen. —

Was hat Ihnen das Mädchen gethan? Sie waren ihr einſt ſo gut. —

Darin beſtand mein Unrecht, und weil ich Unrecht hatte, mit ihr umzugehen, ſo vergilt ſie mir das ſo bitter. Sie trägt ihrem Dienſtherrn, Gott weiß was zu, um mich zu necken. Sie unterhält eigene Spione bei meinem Theater, die ſchlecht genug ſind, Alles auszuſpähen, was bei meiner Bühne vorbereitet wird; ſie verräth ihm jedes neue Stück, jede neue Rolle, die ich meiner Frau zutheile, jede Decoration, die ich malen, jede Maſchine, die ich vorbereiten, jeden Tanz, den ich einſtudiren laſſe; Mamſell Louiſe hat eine Liebſchaft mit dem Herrn Boulein, dem ſchmähſüchtigſten Recenſenten Münchens, den erhört ſie nur darum, daß er mich und meine Frau unabläſſig ſchmähe und Sie, Herrn S..... lobe; möge er das Letztere, ich gönne jedem Schauſpieler Lob und Aneiferung in den öffentlichen Journalen, aber deshalb ſollen ich, meine Frau und meine Geſellſchaft nicht auf ſolche bübiſche, rohe, beſchimpfende Weiſe getadelt werden. — Mamſell Louiſe hat mir Rache geſchworen, weil ſie ſich einbildete, ich müßte ſie heirathen. Dies vermochte ich nicht. Ich gehöre dem Theater an, ich bin weder Klempner noch Strumpfwirker; für meinen Stand, für meine Carriere iſt es nicht gleichgiltig, welche Gattin ich erwähle, ich bin einem Wirthe gleich, der, wenn er ſich verehlicht, daran denken muß, was ſeine Gäſte von ſeiner Frau erwarten ſollen; ob ſie ihrem Manne beiſtehen könne bei dem, was er ihnen vorſetzen wird, ſo auch bei der Bühne. Meine Frau muß die theatraliſche Kochkunſt ſo gut verſtehen, wie ich das theatraliſche Weinmiſchen, dann werden wir Gäſte erwerben und behalten; ein Frauenzimmer, das kaum eine verſtändige Zuſchauerin abgeben könnte, würde eine erbärmliche Directrice ſein. Ich habe nun geſagt, was ich hier zu ſagen hatte, jetzt geh' ich, um dort zu ſagen, wo man mit Vitriolöl nichtswerthe Weibsperſonen zurechtweiſt.

Herr Director, rief Herr S....., bleiben Sie; opfern Sie Louiſe nicht meinem rachſüchtigen Weibe! — Aus ihrem Schweigen werden Sie entnehmen, daß ſie ſich tief betroffen fühlt; ich bürge Ihnen dafür, daß Louiſe Ihnen nicht mehr ärgerlich werden ſoll. —

Man ſagt mir, ſie ſei auch die Geliebte des Herrn Stich; ich bedauere Sie, Herr S....., daß dieſes Mädchen aus ihrem Herzen eine Caſerne gemacht hat, in welchem alle diejenigen bequartirt werden, die gegen mich zu Felde ziehen müſſen. — Iſt mein alter, lahmer Pudel nicht auch in ihrem Solde? Er hat mich geſtern in die Wade gezwickt, that er dies nicht auch auf Ihr Anſtiften? Mein Kutſcher warf geſtern meine Frau um; iſt der nicht auch Ihr Geliebter und hat etwa ſein Manövre gemacht auf Ihr Geheiß? Wie viel Minnelohn bezahlen Sie monatlich meinem Kutſcher?

Sie ſtempeln mich zur verworfenſten Perſon! rief Louiſe aus.

Wer ſich ſo häufig wegwirft, wird am Ende verworfen.

Halten Sie ein!

Wollen Sie Frieden mit mir halten?

Ja.

Wollen Sie Ihren kleinlichen, gemeinen Verfolgungen endlich ein Ziel ſetzen?

Ja.

Garantie!

Ich bürge für Sie!

Laſſen Sie ſich nicht auslachen, Herr S . . . . . Sie werden für ein Frauenzimmer, die mehr Hirſchgeweihe für Sie im Sacke hat, als der Hofdrechsler in ſeinem Gewölbe, bürgen.

Sie ſind entſetzlich! ſagte Louiſe.

Ich ſtipulire die Garantiepunkte, verſetzte Carl.

Nummer Eins, Sie verlaſſen das Haus des Intendanten noch morgen, und nehmen einen Dienſt bei meinem Caſſier Held. Er wird Ihnen ſo viel Lohn geben, als Herr Stich; das wird meine Sache ſein!

Nummer Zwei: Sie nennen mir das Geſindel, das bei meinem Theater Ihnen als Spion dient.

Nummer Drei:

Ich ſoll doch nicht Herrn S . . . . . aufgeben?

Gott behüte! Ihn und ſeine Frau vergönne ich Ihnen!

Ich ſoll Herrn Boulein beſtimmen, daß er Sie lobe?

Was fällt Ihnen ein! — Der erhält ſo eben den Polizeibefehl, München zu verlaſſen; dieſer Auftrag kam ihm auf höchſten Wunſch zu! Nein, meine Nummer Drei iſt etwas ganz Unſchuldiges: Sie erzählen heute noch ihrem „geliebten“ Intendanten, daß ich morgen „Menſchenhaß und Reue“ zur Aufführung bringe, dann giebt er ebenfalls „Menſchenhaß und Reue“ mir zum Poſſen, nimmt nicht einen Heller darauf ein, und ich gebe „Beliſar“ von Schenk, und bekomme den Hof ins Theater.

Ich erfülle Alles! ſagte Louiſe, nur verrathen Sie mein Verſtändniß nicht!

Gewiß nicht! Im Gegentheile, ich helfe Ihnen, wo ich kann; zum Beweiſe: Sehen Sie dort durch die Allee Frau S..... kommen?

Mein heiliger Gott! ächzte Louiſe.

Herr S....., ſagte Carl, geſchwind, durchs Gebüſch! Und Sie, Louiſe, ſeien Sie ganz ruhig! Die Giftmiſcherin ſoll kommen! Der werde ich einen Tanz machen; es hat ihr noch Niemand die Wahrheit gezeigt! ganz München fürchtet dieſen Drachen — ich nicht!

Mad. S..... kam wie eine Giftſchlange. Zuerſt ſchlich ſie, dann machte ſie plötzlich einen Schuß, wenn ſie irgendwo einen Mann mit einer Dame ſitzen ſah.

Als ſie der Laube, in welcher Carl und Louiſe ſich befanden, näher kam, und Beide erkannte, wollte ſie ſich ſchnell entfernen.

Da geblieben! Frau S....., rief ihr Carl zu, und erſt die Ueberzeugung gewonnen, daß ich nicht Ihr Gemahl bin. — Suchen Sie ihn ſchon wieder! Wo iſt denn das Vitriolfläſchchen, das Sie den Weibern oder Mädchen, die mit Ihrem Manne ſprechen ſollten, ins Geſicht werfen?

Haben Sie darnach zu fragen?

Ja, ſagte Carl, und geben Sie es gutwillig heraus, oder ich rufe einen königlichen Gensdarmen.

Sie wären impertinent genug, dies zu thun.

Noch nicht, ich werde aber impertinent werden. Wiſſen Sie, daß es mich nur ein Wort bei des Königs Majeſtät koſtet, ſo wird Ihr Mann vom Hoftheater entlaſſen, und muß ſammt Ihnen aus dem Lande? Sie geben vor, Ihren Mann zu lieben und blamiren ſich und Ihn unaufhörlich. Wollen Sie ins Zuchthaus kommen mit Ihrem Gift in der Taſche? im Correctionshauſe waren Sie ohnehin ſchon! Sie müſſen unſchädlich gemacht werden, und jeder Mann, der in München eine Geliebte oder eine Frau beſitzt, muß darauf antragen, daß Sie, Beide, fortkommen, denn grüßte Ihr Gatte nur einmal zufällig ein weibliches Geſchöpf, ſo könnte daſſelbe unglücklich werden, durch Sie, Sie „Banditenweibel," das ich nächſtens aufs Theater bringe, zum abſchreckenden Beiſpiel für alle eiferſüchtigen Weiber!

Was erfrechen Sie ſich, mir zu ſagen? Glauben Sie, weil Sie eine Frau beſitzen, die nicht eifert, ſo müßten alle Frauen eine ſolche Taubennatur beſitzen?

Auch Tauben eifern, aber ſie eifern ſanft. — Wenn ich heute meiner Frau untreu würde, was jedoch nicht möglich iſt, ſo würde ganz München mir Vorſtellungen machen, und mir zurufen: „Carl, was thuſt Du? Du haſt eine ſo ſchöne, edle Frau, einen ſolchen Engel an Frauengüte, pfui Carl!" — und meine etwaigen Schönen dürften ſich vor der Welt nicht blicken laſſen, eben weil alle Welt für meine Frau eingenommen iſt; — aber bei Ihnen, Frau S . . . . ., iſt es gerade umgekehrt! — Ihrem Manne ruft Alles zu: Recht hätteſt Du, wenn Du dieſen Baſilisken nicht liebteſt, und ſeinen Schönen, — er hat nicht eine, das werde ich doch wiſſen, — ſtünde man bei, würde ſie mit Rath und That unterſtützen; ich ſelbſt würde mich für die Erſte beſte annehmen, mich an ihre Seite ſetzen, und ſie nicht eher verlaſſen, bis Sie, Hexe von Endor, vorüber ſind.

Wenn Sie nur nicht ſolche Ausdrücke gebrauchten!

Mit Ihnen muß man derb ſprechen, ſonſt verſtehen Sie nicht, was man Ihnen ſagt! — Haben Sie keine anderen Mittel, die Weiber aus der Nähe Ihres Mannes zu verſcheuchen? Gift und Dolch brauchen Sie und Vitriol und Scheidewaſſer?

„Sechs Tropfen Liebenswürdigkeit! Was man zwiſchen zwei Finger an Sanftmuth halten kann, ein Löffel voll guten Humors, geſotten in einem Seidel Herzlichkeit“

das gibt einen Wundertrank Männer zu feſſeln und Nebenbuhlerinnen zu verſcheuchen!

Frau S..... ſtarrte Carl an.

Mein Gott! mein unglückliches Blut!

Sind Sie denn eine Spanierin?

Das nicht!

Eine Italienerin?

Auch nicht!

Vielleicht eine Afrikanerin, aber weiß und roth geſchminkt!

Nein, von Warmbrunn.

Alſo doch aus der heißen Zone? geben Sie das Fläſchchen her!

Sie gab es.

Jetzt reichen Sie mir den Arm, jetzt führ' ich Sie ins Königsbräuhaus, dort kriegt man ein Bier, das macht das Blut ſo dick, daß man es wie Plunzen ſchneiden kann.

Sie reichte Carl den Arm.

Mamſell Louiſe, ſagte Carl zu ihr; meinen devoteſten Reſpect dem Herrn Intendanten von Stich; ſagen Sie ihm, daß ich es mir zur Ehre ſchätze, wenn ich noch lange ſein Stichblatt ſein kann! Adieu! —

Zu Frau S..... ſagte Carl, indem er ſie fortführte:

Was Sie für eine ſchöne Frau ſind, ſo ſchön und ſo wild zugleich! Möchten Sie nicht mit mir eine heimliche Liebſchaft anfangen? blos um Sie auf andere Gedanken zu bringen? Wenn Ihr Gemahl dies merkte! Wie würde er zu Ihren Füßen niederſinken! Wie würde er alle Eiferſucht von ganz München in Anſpruch nehmen, ſo daß Sie für ſich gar keine mehr auftreiben könnten!

XXXII.

Carl hatte nun wohl Ruhe vor den Intriguen der Mamſell Louiſe; er brachte ſie in das Haus ſeines Caſſiers Held, verſorgte ſie anſtändig und war ſogar bemüht, ihr einen recht braven Mann zu verſchaffen.

Die Intriguen gegen Carl dauerten jedoch fort; der Intendant Stich wurde immer unverſchämter. Seine Gehäſſigkeit und raſtloſen Verfolgungen gingen ſo weit, daß er trotz all' ſeiner Geiſtesgegenwart und Beſonnenheit oft ſeinen Freunden erklärte, daß, wenn Stich's Cabalen nicht bald ihr Ziel fänden, er München verlaſſe, die Leitung des Iſarthortheaters auf kurze Zeit in andere Hände legen würde, um mit ſeiner Frau, deren Ruf als eine der erſten Künſtlerinnen Deutſchlands immer glänzender ſich geſtaltete, Gaſtvorſtellungen auf mehreren Theatern erſten Ranges zu geben.

Trotz dieſen Bedrängniſſen verlor Carl wenigſtens vor der Welt die Beſonnenheit nicht; er lebte auf glänzendem Fuße fort; er gab vielleicht etwas mehr aus; er zog mehr Geſellſchaft an ſich heran; er fetirte namentlich Fremde ſehr, und gab ſeinem Schauſpielerperſonale eines Abends eine ſo ſplendide Soirée, daß ganz München davon ſprach.

Als die Gäſte Carls an jenem Abende ſo fröhlich beiſammen ſaßen, daß ſie das Weiterſchreiten der Zeiger an der Uhr nicht bemerkten und die Thurmuhren Münchens vergebens Mitternacht verkündeten, ertönten durch die Kirchenglocken ganz andere Signale, die Feuerpikets raſten durch die Straßen, die Trommeln wirbelten, Geſchrei und Tumult erdröhnte, Waſſerwägen, Feuerſpritzen rollten an Carls Wohnung vorüber, den Himmel überzog eine Purpurgluth; es war, als wenn ein Vulcan ſich geöffnet und aus ſeinem Schlunde tauſend Flammen ausgeſpieen hätte.

Die Geſellſchaft flog erſchreckt auseinander.

Frau Carl öffnete ein Fenſter.

Es war auf der Straße ſo licht, als brennten hunderttauſend Fackeln.

Wo brennt es? fragte Frau Carl. Um Gottes willen, das iſt ja eine Feuersbrunſt, als ob ſie ganz München verzehren wollte. —

Ihr habt leicht lachen, da Oben! rief eine Stimme von der Straße, Ihr ſeid geborgen, aber das Königliche Theater iſt hin, das Königliche Hoftheater brennt an allen Ecken und Enden.

Heiliger Gott! rief Frau Carl aus und ſank beinahe ohnmächtig nieder.

Carl ſprang von ſeinem Stuhle auf.

Wem ich etwas werth bin, rief er, der folge mir! Wir vom Theater verſtehen es am beſten, der Hofbühne beizuſpringen: Haag, Deſſoir, Holzapfel retten Sie, wenn noch möglich, die Bibliothek; Ritzer, Leißring, Schütz, Röth helfen Sie der Garderobe, ich, Gämmerler, Schreithauf, Dor, Reichendinger, Hartmann wollen den Schnürboden, die Decorationen und das Podium mit Waſſer überfluthen! Wenn ich nur noch das Dach erreiche, ſetzte Carl hinzu, und die Reſervoirs öffnen kann, in ſo ferne es nicht ſchon Andere gethan, aber ich fürchte, es iſt noch nicht geſchehen, ſonſt könnte ja der Brand nicht ſo gräßlich wüthen!

Mittlerweile fuhren die fünf Feuerſpritzen des Theaters am Iſarthor aus ihren Remiſen, Carl und mit ihr fünf ſeiner erſten Mitglieder ſchwangen ſich auf die erſte, eben ſo machten es die übrigen Schauſpieler bei den andern Waſſerſchlünden und in fünfzehn Minuten waren ſchon alle Schläuche auf die Brandſtätte gerichtet, aber der Schmutz des Herrn Intendanten Stich, ſeine ſchmähliche Knauſerei, ſeine Sucht, ſelbſt bei den nothwendigſten Dingen zu ſparen, ſeine Fahrläſſigkeit und Indolenz vereitelten die mit den größten Anſtrengungen verbundenen Rettungsverſuche, die eiſerne Courtine, welche den Schauplatz von dem Zuſchauerraume trennen ſollte, war vor lauter Knickerei nicht angeſchafft, das Aufſichtsperſonal war verringert worden und das Waſſer in den Reſervoirs auf dem Boden des Hauſes eingefroren.

Da lag nun das ſchöne königliche Hoftheater in Schutt und Aſche; rauchende Trümmer und glimmende Balken waren Alles, was davon überblieb! Außer ſich über dieſes namenloſe Unglück, das bei ungünſtigem Winde den ſchönſten Theil von München hätte verheeren können, kehrte Carl mit ſeinem Perſonale in ſein Haus zurück. Seine Frau empfing ihn mit Thränen in den Augen, ſie hatte bereits durch den Caſſier Held erfahren, daß das Hoftheater ſich in Kohlen verwandelt.

Jetzt heißt es in München bleiben! rief Carl ſeinem Gretchen entgegen, die Künſtler der Hofbühne haben wenigſtens für ein halbes Jahr ihre Rollen ausgeſpielt und wahrſcheinlich Herr Stich für immer.

Iſt Dir nicht bekannt geworden wie dieſer Brand entſtanden? fragte Frau Margaretha ihren Gatten.

Niemand hat eine Ahnung, erwiederte Carl.

Aus Unvorſichtigkeit, meldete Leißring, knapp an der letzten Couliſſe ſoll die oberſte Lampe nicht ausgelöſcht worden ſein.

Wer kann dies wiſſen, wer kann es überhaupt heute, eine halbe Stunde nach dem Brande, wiſſen, verſetzte Carl; ich vermuthe, das Feuer iſt gelegt worden.

Vielleicht durch einen der entlaſſenen Arbeiter, aus Rache gegen den Intendanten, meinte Haag.

Da ließ ſich auf ein Mal ein Menſch, das Geſicht mit Ruß bedeckt, die Hände blutend, die Kleider und Stiefel halbverbrannt, melden, mit der Bitte, weil er gegen das Feuer ſo mächtig gekämpft und ſo rieſig gegen ſein Weitergreifen gearbeitet, möchte Director Carl ihm ein paar Gulden ſchenken, der Intendant, bei welchem er zuerſt um eine kleine Gabe gebeten, hätte ihn über die Stiege geworfen und ihm nachgerufen: „Laßt Euch vom König bezahlen oder von der Polizei, da hätte ich viel Geld zu geben, wollte ich Jedem, der heute bei dem Brande gearbeitet, ein paar Gulden geben.“

Carl betrachtete den Mann genau, aber ſowohl ſeine Geſichtszüge, ſo arg ſie auch von Rauch und Kohlen geſchwärzt waren, noch die Reſte ſeiner Kleider zeugten, daß dieſer Mann ein gemeiner Mann ſei, vorzüglich war es das blitzende Auge, das Carl auffiel: er redete den Mann auch nicht mit „Du“ an, ſondern ſagte ganz freundlich:

Sie ſollen eine Belohnung haben; ich ſelbſt ſah Sie mit aller Anſtrengung arbeiten, Sie wären beinahe von einem brennenden Balken erſchlagen worden! Vor Allem nehmen Sie Ein Glas Wein zu ſich; Sie bedürfen einer Herzſtärkung;

ich will Ihnen nicht nur Geld, ich will Ihnen vom Kopfe bis zum Fuße aus meiner Garderobe Kleider geben; ſagen Sie mir, wer Sie ſind? ein Taglöhner oder ein Mann, der der niedern Claſſe angehört, ſind Sie nicht; ſetzen Sie ſich; eſſen Sie, trinken Sie, Sie ſehen, unſer Tiſch iſt noch gedeckt.

Ich beſudle Ihre Möbles, Ihr Tiſchtuch — erlauben Sie, daß ich mich am Brunnen im Hofe vorerſt reinige. —

Warum nicht gar auf der Straße! entgegnete Carl, klingelte ſeinem Bedienten, gab dieſem einen Auftrag und ſagte dann laut:

Folgen Sie meinem Leopold und dann kommen Sie wieder.

Der Fremde entfernte ſich.

Carl ſowohl als ſeine Frau und ſeine Schauſpieler erſchöpften ſich in Vermuthungen, wer der Fremde ſein könne.

Vielleicht auch ein Schauſpieler, meinte Carl, der Gang, die Haltung, die Sprache zeigen, daß er ein gebildeter Mann iſt. —

Die leichte Art ſich zu verbeugen, die zierliche Weiſe ſeiner Bewegungen, bemerkte Deſſoir, beweiſen, daß er ein Mann von Erziehung iſt. —

Und das ſchöne Deutſch, das er ſpricht, ſetzte Carl hinzu, veranlaßt mich noch ein Mal zu bemerken, daß dieſer Unbekannte ein Schauſpieler iſt und — ein talentvoller Schauſpieler!

O es laufen in Deutſchland wahre Genies von Künſtlern herum, ſagte Heigl, die bei manchem Hoftheater angeſtellt zu werden verdienten, aber ſie werden nicht bemerkt in den kleinen Städten, in welche ſie das Schickſal verſchlägt — oder ſie ſind liederlich und verkümmern lieber, als daß ſie ſich nach einem ordentlichen Engagement umſehen möchten; da lernte ich in Koblenz einen gewiſſen Haas kennen. —

O weh! meinte Gämmerler, jetzt kommt wieder eine coloſſale Lüge. —

Laſſen Sie ihn lügen, wendete Carl ein; ich höre Heigl's Lügen für mein Leben gerne, ſie beweiſen die unerſchöpfliche Fantaſie unſeres Dichters!

Es war wirklich ſo.

Alle Schauſpieler, die mit Heigl (dem Verfaſſer der „Zeiträume," des Narrenhauſes" und ſo vieler anderen, mit großem Beifalle aufgeführten Stücke) in München, Insbruck u. ſ. w. engagirt waren, und ihn in Wien während ſeines längeren Aufenthaltes kennen lernten, können, ſo wie der Verfaſſer dieſes Romans, nicht genug von den wahrhaften Münchhauſiaden Heigls erzählen; Heigl log ſo ungeheuer, nicht, daß er es ſelbſt glaubte, wie man von großen Lügnern behauptet, ſondern ſo, daß er oft über ſeine Lügen erſchrak; hatte er aber ein Mal eine recht unverſchämte Lüge ausgeſprochen, ſo nahm er ſie nicht mehr zurück, im Gegentheil, er lernte ſie dann erſt, ſo zu ſagen, auswendig, um ſie immer wieder, und zwar mit denſelben Worten, zu erzählen; eine der allerderbſten Lügen werden die Leſer im Verlaufe unſerer Mittheilungen vernehmen; eine Lüge, welche Heigl in München, in Frankfurt, Caſſel, Hamburg, Berlin, Leipzig, Prag, Wien ꝛc. ꝛc. immer zum Beſten gab, und die Jedermann von ihm hören wollte, weil Niemand begreifen konnte, wie man ſo gigantiſch lügen könne.

Es dauerte nicht zehn Minuten, ſo trat in Carls Salon ein äußerſt eleganter Herr ein.

Er verneigte ſich wie ein Cavalier, näherte ſich der Dame vom Hauſe; ſein einnehmendes Geſicht lächelte fein, ſein fenriges Auge begegnete allen Augen freundlich, Niemand erkannte ihn, als Carl, und Carl erkannte ihn nur aus den Kleidern, die der Bediente Leopold ihm angewieſen, denn der feine, elegante Mann war Niemand anderer als der Fremde, der erſt wie ein Menſch aus einer Schmiede oder von einem Hochofen um ein kleines Geſchenk für ſeine Mithilfe bei dem Theaterbrande gebettelt hatte.

Seien Sie mir willkommen, ſagte Carl, und nun ſetzen Sie ſich; wir ſetzen uns zu Ihnen, wir ſind durch die Arbeit, die wir gleich Ihnen gehabt, auch wieder hungrig geworden, eſſen Sie, trinken Sie, je mehr, deſto beſſer; meine Frau wird ſchon dafür ſorgen, daß Magen und Kehle vollauf befriedigt werden.

Herr Director Carl, ſagte der Fremde, indem er ſich an den ovalen Tafeltiſch niederſetzte, darf ich dieſe Kleider behalten, die mir Ihr freundlicher Leopold gegeben, oder muß ich ſie zurückſtellen, da ſie ſo hübſch, ſo fein, ſo elegant ſind?

Die Kleider gehören Ihnen, verſicherte Carl, und wenn Sie mein Haus verlaſſen, ſo ſollen Sie noch ein Geldgeſchenk erhalten. —

Zu viel! Zu viel Güte! rief der Fremde. —

Nun befriedigen Sie meine Neugierde, bat Carl, ſind Sie nicht ein Schauſpieler?

Und, fragte Heigl, heißen Sie nicht Haas, und waren Sie nicht in Wiesbaden?

Nein, verſicherte der Gefragte, Schauſpieler bin ich nicht, Haas heiße ich nicht; aber in Wiesbaden war ich allerdings. —

Er iſt es doch; ſagte Heigl.

Wer ich bin und wie ich heiße, fuhr der Fremde fort, erlauben Sie mir noch zu verſchweigen. Ich kann meinen Namen und Stand nicht angeben, ohne meine Geſchichte auch gleich mit in den Kauf zu geben; meine Geſchichte würde Sie heute ermüden.

O, ſagte Heigl, wir hören Geſchichten für unſer Leben gerne; ich ſelbſt muß jeden Abend Geſchichten zum Beſten geben. —

Die alle erlogen ſind, bemerkte Gämmerler.

Das weiß ich, verſetzte der Fremde.

Das wiſſen Sie? fuhr Heigl auf, erlauben Sie, das weiß ich nicht!

Doch, doch! verſetzte der Fremde, wenn eine Ihrer Erzählungen ſo recht handgreifliche Unwahrheiten enthält, daß diejenigen, die ſie hören, voll Verwunderung die Naſe und den Mund aufſperren, dann ſchwören Sie erſt Stein und Bein, daß ſie wahr ſei, dann lernen Sie ſie auswendig. Die Geſchichte von Napoleon in Dijon haben Sie hundert Mal als erlebt erzählt, und ſind hundert Mal ausgelacht worden!

Er iſt es doch! ſagte Heigl.

Die ganze Geſellſchaft lachte.

XXXIII.

Ich werde Ihrem Gedächtniſſe zu Hilfe kommen, Herr Heigl, fuhr der Fremde fort, und Sie auf die Spur bringen, wo Sie mich zuerſt geſehen haben. Es war in Mainz, an der gaſtlichen Tafel des Theaterdirectors Remie, eigentlich hieß er Stutz, ein Wiener, bei Remie ſahen Sie mich zum erſten Mal. Man nannte mich den Theater-Propheten und ich war nicht nur ein ſolcher; ich bin es noch. — Ich verkündigte bei jenem fröhlichen Mahle dem ehrlichen Remie, daß er durch ſeinen Freund Schörf, der mit ihm in Compagnie getreten war, ſehr viel Unglück haben werde, Remie lachte über meine Prophezeiung; es dauerte nicht ein Jahr und der Director in Mainz wurde durch Schörf um zwanzigtauſend Gulden geprellt.

Bei meiner Seele! rief Heigl aus, jetzt erinnere ich mich genau, Sie prophezeiten auch mir, daß ich in Mainz nicht eine Woche bleiben würde, obgleich ich ein dreijähriges Engagement als Dichter und Schauſpieler abgeſchloſſen hatte.

Und nach einem Monate waren Sie auch ſchon in Koblenz und traten als engagirtes Mitglied als Hans Buller im „Bruderzwiſt“ auf.

Sie ſind alſo ein Prophet? ſagte Carl.

Man nennt mich ſo und was ich prophezeite, traf noch immer ein. Erſt vor acht Tagen, in der erſten Stunde, in welcher ich in München eintraf, kam ich im Café Tomboſi mit Stich zuſammen. Ich näherte mich ihm. Er behandelte mich ſo kalt und ſchroff, wie er gegen Jedermann iſt. Ich ſchrieb dies dem Umſtande zu, daß er mich nicht kannte. Ich wollte ihn für mich gewinnen und erzählte ihm, daß ich von dem königlichen Intendanten in Berlin einen Empfehlungsbrief an ihn abzugeben hätte, den ich in ſeinem Bureau überreichen würde. — Herr Stich erwiederte: „Nur keine Empfehlungen! ich liebe ſie nicht, bemühen Sie ſich nicht zu mir; ſollten Sie ein berühmter Mann, ein ausgezeichneter Dichter oder Schauſpieler ſein, ſo nennen Sie mir Ihren Namen, und Ihr Name empfiehlt Sie mir; ſind Sie aber ein obſcurer Menſch, dann kann Sie auch Graf Brühls Brief nicht in ein glänzendes Licht ſtellen, Adieu, mein Herr, sans revoir!"

„Herr Intendant," entgegnete ich, „Sie behandeln mich äußerſt ſchnöde; Sie übernehmen ſich ſehr in Ihrer Würde, Ihr Hochmuth iſt beinahe lächerlich. — Vielleicht währt Ihr Dünkel nicht mehr lange. Ehe vierzehn Tage vergehen, ſind Sie nicht mehr königlicher Hoftheater-Intendant in München!" Dabei ſah ich ihn ſtarr an und ſprach dies im Tone von Hamlets Geiſt. — Hierauf verſchwand ich wie ein Geſpenſt. — Ich bemerkte, daß er mich anſtarrte. — Heute hat die Flamme nicht nur das Königliche Hoftheater, ſondern auch den Intendanten verzehrt. — Herr von Poißl wird Intendant, nicht vier Wochen gehen vorüber, ſo erhält er ſein Anſtellungsdecret und in acht Monaten, erinnern Sie ſich, wird in dem aus ſeiner Aſche wie ein Phönix emporſteigenden Theater die erſte Vorſtellung gegeben.

Mein Herr, ſagte Carl, ich ſtaune Sie an. —

Weshalb? erwiederte der Fremde, weil mir der Himm zuweilen einen Blick in die Zukunft geſtattet? — Auch Ihn verſtattet er, ſo wie jedem Menſchen, eine Vorausſichtsgab es fällt nur Niemanden ein, dieſe Gabe zu cultiviren, od ſeinen Blick in die Zukunft zu perfectioniren.

O, prophezeien Sie uns doch auch Etwas, bat Fr Carl. —

Aber *nichts Ungünſtiges*, ſetzte Herr Carl bei. —

Wie's nun kommt, ſagte der Fremde, bei anderer Gel genheit, ich ſchmeichle mir, bei Ihnen Zutritt zu haben — i werde Ihnen dieſen Abend nie vergeſſen; zwar bin ich in di ſem Augenblicke ein armer Teufel; ich hatte nur noch e Acht Groſchen-Stück in der Taſche, als ich von Nürnberg hi ankam; aber ſo bleibt es nicht acht Tage, ich habe Reſſource ich bin weder ein armer Teufel, noch ein Taugenichts; He Director Carl, Sie wollen mir eine Unterſtützung gebe thun Sie es, wer weiß, ob ich Ihnen dafür nicht Dienſte weiſe, die Sie für hochwichtig anſehen werden.

Carl ging in ſeine Caſſa, holte aus derſelben zehn D caten und übergab ſie dem Fremden.

Nur ein Wort rufen Sie mir aus der Zukunft zu, erſuch Carl.

Sie werden erſt in Wien ihr Glück gründen, bemerkte d Fremde, in München hat es ſeinen Zenith erreicht, obglei man Ihnen in einigen Tagen das Iſarthortheater auf Ih Rechnung übergeben wird; die Cabalen gegen Sie werden u ter dem *neuen* Intendanten erſt recht angehen! Empfang Sie meinen Dank, Frau Carl, leben Sie wohl; erlaub Sie, daß ich wieder bei Ihnen erſcheine. Meine Herren, we dete ſich der Fremde an die Schauſpieler, leben Sie wohl!

Er entfernte ſich.

Die Schauſpieler ſahen ſich ganz verdutzt an.

Ich würde Heigl über dieſen Mann um nähere Nachweiſungen bitten, ſagte Carl, er wird ſich doch jetzt genauer an ihn erinnern —

Aber er wird uns wieder Etwas vorlügen, ergänzte Gämmerler; es kommt ja kein wahres Wort aus ſeinem Munde!

Heigl ärgerte ſich.

Es iſt zum Teufel holen! rief Heigl aus, am Ende glaubt man mir nicht einmal, daß ich lebe. —

Wer Dich eſſen und trinken ſieht, ſcherzte Deſſoir, glaubt es ſchon.

Hurtig, Heigl, ſagte Carl, geben Sie an, wer iſt der Fremde? in Gottes Namen lügen Sie: wenn nur die Hälfte von dem wahr iſt, was Sie ſagen, bin ich ſchon zufrieden. —

Lüge, Heigl, forderte Leißring ihn auf, wir kennen Dich! — Wir werden Deine Angaben cenſuriren, was wir ſtreichen, iſt extemporirt, was überbleibt, ſoll aus dem Buche der Wahrheit ſein!

Ich erinnere mich, ſagte Heigl, daß dieſer Mann auch von Remie in Mainz der Theaterprophet genannt wurde, daß er der Sängerin Meyerhofer prophezeite, ſie werde mit zwei Knaben entbunden werden, und daß es hieß, er habe reiche Eltern, habe aber ſchon mehr als 100,000 Thaler durchgebracht. —

50,000 Thaler lachte Gämmerler, die Hälfte muß ich ſtreichen.

Er war nie Schauſpieler — fuhr Heigl fort.

Ich ſtreiche ebenfalls, bemerkte Deſſoir, ich ſtreiche eine Sylbe, die Sylbe „Schau“ und laſſe nur den Spieler gelten.

Ja, ja, bemerkte Leißring; ein Spieler mag er geweſen ſein, er hat ſo Etwas an ſich.

Aber in der Theaterwelt allein bewegte er ſich. —

Fort, mit der Hälfte des Wortes, entgegnete Hartmann, in der Welt mag er ſich viel bewegt haben. —

Er iſt ein Abenteurer, behauptete Deſſoir.

Er will blos verblüffen, ſagte Leißring.

Seine prophetiſche Gabe iſt doch bemerkenswerth! bemerkte Carl. Er behauptete, Poißl werde Intendant; das wollen wir erleben, wird es Poißl und nicht Baron Pfeil, dann glaub' ich an dieſen Propheten wie an den Brand des Hoftheaters, dann glaub ich, daß für mich in München kein Glück mehr erblüht, nur daß ich nach — Wien muß — um dort —

Gewiß glücklich zu werden, ergänzte Carls Frau.

Es war bereits vier Uhr Morgens geworden, als ſich die Geſellſchaft trennte.

Carl wurde ſeltſam von dem Propheten berührt.

Wenn Poißl Intendant des Königl. Hoftheaters wird, ſagte Carl zu ſeiner Frau; Poißl, welchen der König nicht goutirt, dann iſt der Fremde ein Prophet, ein merkwürdiger Prophet und ich laſſe ihn nicht mehr von meiner Seite. —

XXXIV.

Es währte nicht lange, ſo durchlief die Nachricht die Stadt München, des Königs Majeſtät habe Poißl wirklich zum Intendanten erhoben; Carl vernahm ſie zuerſt durch den neuen Intendanten ſelbſt, welcher ſie, aus dem Königlichen Schloſſe kommend, dem Iſarthortheater-Director mit den Worten auf dem Schloßwege verkündigte:

Ich ſetze Sie von meiner Ernennung zum Königlichen Hoftheater-Intendanten mit dem Bemerken in Kenntniß, daß es Ihnen unter meiner Oberleitung nicht gelingen ſoll, durch Umtriebe dem Hoftheater Nachtheile zu bereiten; ich bin nicht Stich.

Aber Sie ſcheinen es werden zu wollen, entgegnete Carl; Sie ſcheinen wie Ihr Vorgänger auf Cabalen und Ränke Ihre Erfolge ſetzen und mir aufbürden zu wollen, was Sie im Sinne haben; ich begebe mich ſo eben zu Sr. Majeſtät und werde dort die abſcheuliche Weiſe ſchildern, mit welcher Sie mir Ihre neue Stellung annonciren.

Gehen Sie! donnerte Poißl; Ihre Keckheit genau kennend, wird Seine Majeſtät Sie nicht vorlaſſen.

Carl lachte dem aufgeblaſenen Intendanten ins Geſicht.

Der Intendant ging zürnend aus dem Schloſſe.

Als Carl die Treppe betrat, kam ihm ſein unbekannter Freund entgegen.

Carl erkannte ihn nicht ſogleich, ſo ſchön ſah der Fremde aus. Er war wie ein Cavalier gekleidet; es ſchien als ob der Fremde von einer Audienz käme.

Als er Carl erblickte, ſagte er:

Nun habe ich Ihnen eine Lüge geſagt?

Nein, antwortete Carl und was Sie mir von nun an immer prophezeien werden, glaube ich unbedingt.

Nun erzählte Carl die Worte, welche er mit Poißl gewechſelt.

Poißl verſicherte mich, ſagte Carl, daß mich der König nicht verlaſſen werde.

Lächerlich! erwiederte der Fremde. Der König wird Sie verlaſſen und Ihnen ſagen, daß er morgen die Poſſe „Hans in Wien“ ſehen will.

Woher wiſſen Sie dies? fragte Carl. Kommen Sie von dem Könige?

O nein, verſetzte dieſer. Mich läßt die Majeſtät nicht vor, aber Sie erwartet er; gehen Sie nur zu ihm!

Wundermann! ſagte Carl, wann beſuchen Sie mich wieder? Oder noch beſſer, wo ſoll ich Sie beſuchen?

Ich bin nirgend zu Hauſe, gab der Räthſelhafte zurück; heute aber komme ich zu Ihnen; ich bezahle meine Schuld; ich bringe Ihnen die mir geſchenkten zehn Ducaten wieder; ich bin jetzt reich und bitte Sie um die Erlaubniß, die mir ebenfalls ſo freundlich gebotenen Kleider Ihrem Leopold überlaſſen zu dürfen.

Mein Herr, antwortete Carl, Sie ſind nun reich, empfangen Sie meine Glückwünſche und erfreuen Sie mich heute zum Mittagstiſche.

Ich werde kommen, verſicherte der Unbekannte, doch Eins muß ich Ihnen noch ſagen: wenn Sie von der Audienz nach Hauſe kommen, werden Sie ein Fräulein Heiderer, von Cöln kommend, bei Ihrer Frau finden: ſie erwartet Sie; ſie iſt keine talentloſe Schauſpielerin, ſie iſt beſonders ſchön und beſitzt die feinſte Bildung; laſſen Sie ſich nicht von ihr beſtricken; engagiren Sie ſie nicht; geſtatten Sie ihr nicht einmal Gaſtrollen — ich warne Sie! Sollten Sie ſich aber nicht warnen laſſen, ſo graben Sie ſich noch früher als Sie wähnen, Ihr Grab in München; verſchmähen Sie meinen Rath nicht!

XXXV.

Wenn ich nur erfahren könnte, wer dieſer Menſch iſt, dachte Carl.

Er trat in den Vorſaal des Königs.

Der Kammerherr von Günthner begrüßte Carl mit den Worten, daß ihn die Majeſtät bereits erwarte; Carl möchte nur ſo lange verziehen, bis die Gräfin R .... das königliche Gemach verlaſſen.

Carl benützte dieſe Zeit, theils den Kammerherrn, theils die übrigen Hofleute zu fragen, ob ſie nicht einen hübſchen, jungen Mann bemerkt, der ſo eben aus dem Schloſſe gegangen, und nun beſchrieb er den Fremden, aber Niemand wollte denſelben geſehen haben. Jetzt trat Gräfin R .... aus dem Cabinet des Monarchen; eine wundervolle, junge Dame erſchien mit ihr.

Als die Gräfin Carl erblickte, nickte ſie ihm freundlich entgegen.

Lieber Director, ſagte die Gräfin, dieſes Fräulein faſſen Sie gut ins Auge! Iſabella iſt des Fräuleins Name. Dasſelbe bringt Ihnen eine Bitte vor, welcher Sie um ſo weniger Ihre Gewährung verſagen dürfen, als ſie an die Majeſtät empfehlen, und von dem Könige ſehr gut aufgenommen wurde.

Carl wurde über die Schönheit Iſabellens ganz entzückt. Er wollte etwas ſagen — allein von Günthner erinnerte Carl, daß Seine Majeſtät ihn zu ſprechen wünſche.

Carl verneigte ſich ohne ſeine Augen zu ſenken, denn eine ſolche blendende Schönheit, wie Iſabella, hatte er noch nie geſehen.

Carl erſchien vor dem Könige.

Mit der alle Herzen gewinnenden Freundlichkeit und Milde, die dem unvergeßlichen Max Joſeph ſo eigen war, und mit der Er ſich Alle, die Ihn nur ein Mal ſahen, unterthan machte, empfing der König den Director Carl.

Sie kommen wie gerufen, ſagte der König, und wären Sie nicht gekommen, ſo hätte ich Sie rufen laſſen. — Ich will morgen in Ihrem Theater einmal von Herzen lachen. — Ich höre, daß Sie in der Poſſe „Haus in Wien" den alten Pantoffelmann, Hirſchkopf, glaub' ich, heißt er, ganz vortrefflich ſpielen. Ich wünſche dieſe Poſſe zu ſehen, und bitte mir von Ihnen ganz beſonderen Humor aus!

Majeſtät, erwiederte Carl, ich will ſo luſtig ſein, als ich nie war; mein allergnädigſter König will ſich erheitern, ich will Alles aufbieten, dies zu erzwecken, obgleich ich in der traurigſten Stimmung bin.

Sie in trauriger Stimmung? Weshalb denn? Noch immer iſt mein neues Hoftheater nicht fertig; Sie ſind noch immer allein Herrſcher im Reiche der Muſen und dennoch —

Majeſtät, das neue Theater iſt es nicht, das mich betrübt, aber — der neue Intendant. —

Der neue Intendant? Der kann meinem lieben Carl doch jetzt nichts in den Weg legen? Vielleicht in einem halben Jahre, wenn die Concurrenz wieder beginnt; wäre das Hoftheater ſchon fix und fertig, würde er Ihnen gewiß die ſchöne junge Künſtlerin, welche mir ſo eben Gräfin R . . . . vorſtellte, abwendig machen. Carl, dieſe müſſen Sie auftreten laſſen, denn ein ſo reizendes Mädchen wie dieſes, beſitzt gewiß keine Bühne in der Welt.

Die Dame, welche mit Gräfin R . . . . ſo eben Euer Majeſtät Audienz-Saal verließ? —

War eine Schauſpielerin, und wie ich höre, eine ſehr begabte Schauſpielerin, Iſabella iſt ihr Vorname; den Zunamen habe ich mir nicht gemerkt.

Majeſtät, ſagte Carl, ich werde der von Allerhöchſtdenſelben huldreichſt erwähnten Künſtlerin ſogleich einen zehnjährigen Contract vorlegen.

Warum nicht gar! Erſt müſſen Sie ſie ſpielen ſehen. Sie werden zwar an ihren Paraderollen keinen Geſchmack finden: „Minna von Barnhelm“ die Franziska; „bezähmte Widerſpenſtige“ die Franziska, und noch eine Franziska, das betreffende Stück hab' ich vergeſſen.

Da wäre es mir lieber, ſie ſpielte in dem Zaubermärchen: „Die drei Franziskerln,“ das Plötz für den 9. März, als am Tage Franziska, zur Darſtellung bringt.

Der König lachte herzlich über dieſe Bemerkung, endlich ſagte er:

Wenn Mamſell Iſabella gefällt, dann mögen Sie ſie engagiren. —

Ganz gewiß, Majeſtät; es wird mir zur höchſten Freude gereichen.

Aber nun ſagen Sie mir, was iſt es wegen des neuen Intendanten?

Carl referirte nun dem König getreulich die Scene, die zwiſchen ihm und Poißl ſtattfand.

Donnerwetter! fuhr der König auf, ſo ſoll denn der Theaterverdruß noch kein Ende finden!

Euer Majeſtät werden zu bemerken geruht haben, daß Stich ſich ſtets an den Finanzminiſter wendete, um die Exiſtenz des Iſarthortheaters zu vernichten — Poißl wird es eben ſo machen; zuerſt werden Euer Majeſtät bewogen werden, mir die allergnädigſt bewilligte Subvention von 6000 fl. zu entziehen. —

Nie wird das geſchehen.

Dann wird das Iſarthor-Theater noch immer ein Rival der Hofbühne bleiben, und es wird mir daſſelbe ganz entzogen werden.

Nie, betonte der König.

Wenn Euer Majeſtät nicht die allerhöchſte Gnade haben, dem neuen Intendanten zu befehlen, er —

Er möge Sie in Ruhe laſſen? Soll geſchehen, ſoll augenblicklich geſchehen; die verwünſchten Theater-Cabalen! So gibt es doch in keinem Stande der Welt ſolche boshafte Intriguen! Der Poißl hat noch nicht einmal ein Theater und fängt ſchon Händel an, dem ſoll doch gleich ein Donnerwetter über den Kopf fahren!

Der König gab ein Zeichen mit der Glocke.

Von Günthner erſchien.

Senden Sie auf der Stelle zu Poißl; er ſoll ſogleich zu mir kommen; augenblicklich ſoll er kommen! — Nu warte, du neugebackener Theateragent!

Befehlen Euer Majeſtät, daß ich —

Daß Sie ſich entfernen! — Um zu donnern, brauche ich keinen Bühnen-Jupiter; Euer Blitz von Colofonium und Euer Donner auf der Heerpauke iſt mir viel zu gelinde, ich kann's beſſer! Aber ſchnell muß ich den Intendanten ſprechen, jetzt, da ich noch Wolken auf der Stirne habe — verzieht ſich bei mir das Gewitter und es wetterleuchtet nur, ſo bin ich ein ſo ſchlechter Wettermacher als Euere Theatermeiſter!

Carl verneigte ſich und ging.

XXXVI.

Als Carl von der Audienz im königlichen Schloſſe in ſeine Wohnung zurück kehrte, fand er dieſelbe Dame, welche er im Vorſaale des Königs traf, und welche ihm Gräfin R..... unter dem Namen Iſabella vorgeſtellt hatte, bei ſeiner Gattin.

Ich weiß ſchon Alles, ſchönes Fräulein, rief Carl der jungen Künſtlerin entgegen; „drei Franziskerln!“ Seine Majeſtät ſelbſt haben mich von Ihren Wünſchen zu unterrichten geruht; ich bitte Sie die Tage zu beſtimmen, an welchen Sie auftreten wollen.

Sie bringen mir ein großes Opfer, ſagte Iſabella, ſo eben habe ich von Ihrer liebenswürdigen Frau Gemahlin erfahren, daß ich beſonders in dem Luſtſpiele „Minna von Barnhelm“ nur leere Bänke im Theater finden werde; ich nehme dies den guten Münchnern nicht übel, wenn ſie das farb- und fantaſieloſe Luſtſpiel, das ſo kalt und trocken und veraltet iſt, nicht lieben, aber es gehört nun einmal zu den claſſiſchen deutſchen Luſtſpielen, und mein Vater wünſcht, daß ich in einem claſſiſchen Stücke zuerſt auftreten ſolle. —

Ganz nach Ihrem Gefallen, mein Fräulein, mein Theater, meine Schauſpieler, ich ſelbſt ſtehe Ihnen zu Dienſten.

Sie werden eine ſehr ſchlechte Einnahme machen.

Die Claſſicität gleicht Alles aus!

Ich freue mich auf die Darſtellung des Fräuleins, bemerkt Frau Carl, denn wer ſo geiſtreich über die Kunſt ſpricht, mu ſie auch geiſtreich zur Anſchauung bringen.

Und von welchem Theater ſoll ich Sie annonciren?

Vom Theater in Cöln!

Von Cöln? betonte Carl, unter dem Namen: Iſabella?

Iſabella Heiderer, erwiederte ſie.

Heiderer? wiederholte Carl ſehr kleinmüthig.

Nicht wahr, ein unpoetiſcher Name?

Das nicht! aber — mir däucht, ich hätte dieſen Name unlängſt gehört, erſt geleſen.

Gewiß ungünſtig beurtheilt? Es fiel Ihnen vielleicht da Cölner Bühnen Journal in die Hände; darin werde ich freilich gräulich geläſtert. Ein Freiherr von Göbl, der mir de Hof machen wollte, den ich ſeiner frechen Zudringlichkeit wegen zurückwies, nahm Rache an mir und zerzauſte mich entſetzlich: ich hätte über ſeine Schmähung gelacht, wenn mi nicht ein anderes Unglück getroffen, denn als ich nach der Darſtellung nach Hauſe kam, — fand ich mich rein ausgeplündert: mein Silber, meine Juwelen, meine kleine Baarſchaft das geſammte Erbe meiner Mutter, war verſchwunden; ic verlor, was ich beſaß; — meinen Verluſt konnte ich auf 6000 Gulden anſchlagen.

Und Sie erhielten nichts mehr zurück?

Das Geraubte und der Räuber waren ſpurlos verſchwunden. Es wurden zu jener Zeit viele Einbrüche in Cöln un zwar mit unendlicher Frechheit begangen.

Heute Morgens in München ebenfalls, bemerkte Fra Carl; Leopold, der Bediente erzählte mir, daß auf dem

Dult-Platze, während Baron Bornemine noch im Bette lag, und der Bediente die Poſt für ſeinen Herrn beſtellte, der Baron rein ausgeplündert wurde: Geld, Juwelen, Silber, des Barons baares Geld, Alles wurde geſtohlen.

In dieſem Augenblicke trat der Bediente ein.

Was willſt Du? fragte Carl.

Ich will melden, antwortete der Bediente, daß ſich in München eine Räuberbande befinden muß. Um 8 Uhr Morgens wurde bei Baron Bornemine eingebrochen, um 10 Uhr bei Baron Poißl. Während der Herr Intendant zu des Königs Majeſtät gerufen und der Caſſier dem Theaterbau nachſah — wurde das Caſſazimmer und die Caſſa mit Nachſchlüſſeln geöffnet und 27,000 fl. theils in Geld, theils in Bankpapieren geſtohlen. —

27,000 Gulden! rief Carl, unmöglich! War denn kein Caſſadiener oder ein anderer Bedienter im Hauſe?

Alles lief nach der Straße, um die Wirthin, die ihren Mann vergiftet hatte, hierauf die Flucht ergriff, und in Regensburg aufgefunden wurde, durch die königlichen Gensdarmen einbringen zu ſehen. —

Entſchuldigen Sie, Fräulein, erſuchte Carl, ich habe auch eine Caſſa im Hauſe, da will ich doch meinem Caſſier Behutſamkeit empfehlen, wenn es nicht ſchon zu ſpät iſt.

Carl eilte fort.

Wenn der Dieb oder die Diebe von Cöln ſich in München befinden, bemerkte Iſabella, ſo gratuliere ich den Einwohnern, da mögen ſie auf ihrer Hut ſein, und die Polizei ihre Wachſamkeit verdoppeln!

Iſabella empfahl ſich.

Ich bitte um die Erlaubniß, wieder kommen zu dürfen, ſagte Iſabella. Ich will meiner Tante melden, welche freundliche Aufnahme ich gefunden.

Ich invitire Sie, liebes Fräulein, für morgen Sonntag zu Tiſche, wenn Sie ſich nicht verſagt haben, und bitte Ihre Tante ebenfalls, unſer Gaſt ſein zu wollen.

Iſabella nahm die Einladung dankbar an und entfernte ſich.

Nach einer Viertelſtunde kehrte Carl in ſeine Wohnung zurück.

Gott ſei Dank! ſagte Carl, in meiner Caſſa iſt kein Einbruch geſchehen. — Es wäre wohl auch ſchwer; Held, der Caſſier, Hauer, der Canzelliſt, Schöner, der Caſſadiener, laſſen das Bureau nie leer; ich gab ihnen überdies den Auftrag, von heute an in der Caſſa die engliſche Vorrichtung anzubringen; Jeder, der hiervon keine Ahnung hat, erſchießt ſich oder verletzt ſich durch die Piſtolenläuſe, welche losgehen, wenn er den Caſſendeckel hebt. — Ich kann jetzt wohl ruhig ſein. — Wo iſt das Fräulein Iſabella?

Sie iſt nach Hauſe gefahren. Ich habe ſie für morgen Mittag invitirt. —

Das war klug! Für heute hätte ſie mich genirt, da ich meinen Unbekannten zu Gaſt gebeten.

Du ſprachſt ihn?

Im königlichen Schloß.

Wieder in Deinen Kleidern?

O nein, in ganz beſonders eleganten Kleidern. Er hat, wie zu vermuthen iſt, Geld von Hauſe bekommen. Er ſieht jetzt einem Cavalier ähnlich, und irre ich nicht, trug er ſogar einen Orden. Er hat mir ſchon wieder prophezeit!

Frau Carl lachte.

Ja, lache Du nur. Was er ſagt, iſt eingetroffen.

Was prophezeite er wieder?

Sehr nachdrücklich verkündete er mir, wenn ich die Cölner Schauſpielerin, die ſo eben von Dir ging, engagiren ſollte, würde dieſe nur Unglück über unſer Haus bringen: ich würde mich auf keinen Fall in München halten können, Peißl würde noch mehr als Stich gegen mich cabaliren; nähme ich nun Demoiſelle Heiderer bei meiner Bühne nicht an, ſo würde dies meinen Untergang in München nicht ſo ſchnell herbeiführen!

Die liebe, gute Heiderer, welche Dir ſogar der König empfohlen! Warum nicht gar!

Und dennoch glaub' ich an die Prophezeiung!

Du, ein ſo vorurtheilsfreier Mann!

Iſt es nicht wunderbar, daß bisher Alles eingetroffen iſt, was der Fremde ſagte?

Zufall! Er hat eben ſeine Ohren überall; frage ihn doch, ob bei Dir auch eingebrochen wird? — Wenn er Dir darüber Etwas Verläßliches ſagt, will ich an ihn unbedingt glauben.

Was ſoll ich mit Mamſell Heiderer anfangen?

Sie, ſobald ſie dem Publicum gefallen hat, engagiren.

Wenn ſie mich unglücklich macht?

Frau Carl lachte.

Verliebe Dich nur nicht in ſie! Dann könnte ſie Dich nur unglücklich machen, wenn ſie Dir untreu würde!

Ich mich verlieben? Meinem Gretchen dieſen Kummer bereiten?

Frau Carl lachte wieder, und zwar recht herzlich.

Ich engagire Iſabella nicht. Sie ſpielt überdies Deine Rollen!

Spielt dieſe nicht die Schlotthauer auch?

Ja, aber welch ein Contraſt! Die Schlotthauer ſpielt ſie ſo, daß Du bei den Vergleichungen mit ihr nur gewinnſt!

Frau Carl lachte wieder, und meinte:

Die Schlotthauer iſt eine ſehr brave, talentvolle Schauſpielerin, und die Heiderer wird es nicht minder ſein; hübſche, junge Künſtlerinnen hat man nie zu viele bei einer Bühne!

Die verwünſchte Prophezeiung!

Sperre Dich, winde Dich, ſträube Dich, wehre Dich gegen die Heiderer; wie ich Dich kenne, haſt Du ihr Engagement ſchon beſchloſſen.

Ende des erſten Bandes.

Leipzig, Druck von Giesecke & Devrient.

Director Carl.

Zweiter Theil.

Director Carl.

Roman und Wirklichkeit.

Von

Adolf Bäuerle.

Zweiter Theil.

Peſt, Wien und Leipzig 1856.
C. A. Hartleben's Verlags-Expedition.

I.

Iſabella kehrte in ihren Gaſthof zurück.

Ihre Tante, eine nicht ganz alte, wohlbeleibte, aber noch ziemlich hübſche Perſon, erwartete Iſabella bereits mit Sehnſucht.

Der Name der Tante war Frau Schnaus; der Name klingt nicht gut. Wir werden bald erfahren, ob ſie ihrem Namen in moraliſcher Beziehung einen guten Klang verſchafft hatte.

Nun, was haſt Du für Aſpecten?

Wenn es ſo fortgeht, nicht die beſten!

Der König iſt liebenswürdig, der König iſt ein Engel, die Gräfin R..... iſt eine freundliche, gefällige Dame, auch Frau Carl iſt eine Frau, der man in dem erſten Augenblicke, in welchem man ſie ſieht, ſein Herz zuwendet — aber die beiden Theatervorſtände ſind entſetzlich! Poißl ſichert mir 1200 fl. von heute an zu, wenn ich mich bei Carl engagiren laſſe und Carl verderbe, oder von München vertreiben helfe — und Carl, von dem die Fama ſpricht, daß er ſo leicht in Feuer gerathe, iſt ungalant, ich glaube nicht, daß der mir bei ſeinem Theater mehr gibt, als die Gage! Dafür danke ich; Gage kann ich bei allen Theatern der Welt haben, mit der Gage allein iſt mir nicht gedient.

Sprachſt Du mit Carl unter vier Augen?

Nein vor ſeiner Frau.

Was hätte er Dir da ſagen ſollen?

O, man kann doch Etwas ſagen, was Einem einen Blick ins Herz machen läßt! Dieſer Carl iſt ein Menſch, dem der Geldkaſten das Höchſte iſt, dies merkte ich bald. — Ich erzählte von dem Diebſtahle, der mich in Cöln ganz unglücklich machte; hierauf trat Carls Bedienter ein und meldete, daß in München ebenfalls eingebrochen wurde, bei einem Baron Borneville, glaube ich, und bei dem Intendanten Poißl.

Ich habe ebenfalls davon gehört, verſetzte die Tante.

Was that Carl? Er lief ſo ſchnell, als ob ihm der Kopf brennte, an ſeine Caſſa, um nachzuſehen, ob er nicht auch beſtohlen worden, und kam gar nicht mehr zurück! ich empfahl mich höchſt aufgeregt. Iſt das ein Benehmen an einem Orte, wo ich mich zeige? Kann ein Mann, der kein Carthäuſer, oder nicht von Stein iſt, mich ſehen, und noch an etwas Anderes denken, als an mich? — Nach ſeiner Caſſa ſieht er, bei welcher doch ſeine Caſſiere ſitzen und wie die Greiſe über ſeinen Mammon wachen, und mich läßt er zurück und kommt nicht einmal augenblicklich wieder. Wenn alle Geldmenſchen in München wie Poißl und Carl ſind, dann bedauere ich die Reiſekoſten hierher, bedauere, daß ich nicht meiner Eingebung folgte und nach Wien ging; in Wien, dort gibt es Männer, wie alle Welt mir ſagt, welche zu leben verſtehen, Tauſende und Tauſende einem ſchönen Weibe opfern; kommen, ſehen und lieben; Cavaliere, die ſich zu Grunde richten, Banquiers, welche die Börſe vergeſſen, Bürger, die Weiber und Kinder hintan ſetzen, wenn ein Geſchöpf meiner Art ſich ihnen naht!

Du biſt doch gar zu ſehr für Dich eingenommen; Du glaubſt, Dich ſehen, und den Kopf, das Herz und das

Vermögen an Dich verlieren, das ſoll das Werk eines Augenblicks ſein!

Freilich! Dies kann ich prätendiren und prätendire es auch. Ich habe einen Empfehlungsbrief an einen Fürſten in Wien, ſieht dieſer mich um halb zwölf Uhr, ſo habe ich um halb ein Uhr ein Rittergut von ihm!

Iſabella! Iſabella! Rede nicht wie eine Wahnſinnige! Deine thörichte Mutter hat Dir ſolchen Dünkel in den Kopf geſetzt! Bedarf man denn ſonſt nichts, um Männer zu feſſeln, als eines ſchönen Geſichts? Häßliche haben ihr Glück gemacht, weil ſie Geiſt beſaßen!

Geiſt habe ich ebenfalls, aber vorher muß ich durch meine äußere Erſcheinung ſiegen, dann wird mein Geiſt nachhelfen, damit er mir den Sieg erhalte. — Doch, das verſtehen Sie nicht, Tante, Sie waren in Ihrem Leben nicht ſchön!

Allzu gütig!

Dieſer Poißl! Dieſer Poißl! wirft mir 1200 fl. aus für Intriguen, und läßt ſich 27,000 Gulden ſtehlen auf die dümmſte Weiſe! Hätte er mir nicht dieſe 27,000 fl. überliefern können? O, wie vergönne ich ihm ſein Malheur! Könnte ich doch beitragen, daß alle ſtumpfen Geldmenſchen um Hab und Gut gebracht würden! —

Was beginnen wir denn jetzt? fragte Iſabella nach einer Pauſe. Sie ſagten mir geſtern, unſere ganze Barſchaft beſtünde in 16 fl. Reichswährung! Das vertrinke ich heute im Champagner, um meinen Ingrimm zu betäuben!

Ich weiß Dir ſogleich Rath, noch mehr, ich ſchaffe Dir auf der Stelle Geld, und viel Geld. —

Viel Geld? Ich bin bereit, Ihren Rath zu befolgen.

Baron Theobald Göbl iſt in München.

Der Rothleider, welcher in Cöln keinen Sperling zu füttern vermochte, und als ich ihn nicht erhörte, mich auf die gemeinſte Weiſe in jenem „Cölner Monatheft“ verunglimpfte. — Was iſt das für ein erbärmlicher Wicht, der mit der Theaterkritik in der Hand, gleich einer Piſtole, Schauſpielerinnen, Sängerinnen, Tänzerinnen nach ſeinem Willen kirre zu machen gedenkt! Freilich, da es ihm nicht gelang, mich zu bethören, ſo ſetzte er ſich dann mit Figurantinnen und Choriſtinnen in Logen und wollte mich ärgern! Ein Menſch, der kein Geld hat, kann mich weder erfreuen noch ärgern!

Jetzt hat er Geld, viel Geld, enorm viel Geld! — Er hat geerbt, er iſt mit Reichthümern beladen nach München gekommen. Er hat mich aufgeſucht; er war hier; er bittet Dich um Verzeihung: Er will gut machen; er läßt Dir ſagen, daß er Alles, was Du von ihm wünſcheſt, zu thun bereit ſei — nur möchteſt Du ſeine Beſuche annehmen. —

Auf dieſe Art wette ich nicht mit dieſem Patron! — Für die Beſchimpfungen, die er mir angethan, hat er mir 1000 Ducaten zu ſenden, heute noch! dann will ich ſehen, ob ich mit ihm reden könne!

Iſabella! das iſt ja ein tolles Begehren!

Wenn er „enorm reich“ iſt? Was ſind tauſend Ducaten für einen enorm Reichen? Eine Karte im „Pharao“ koſtet oft mehr, eine Wette auf der Reitbahn, ja ein Pferd, eine Badereiſe, ein Solitär am Finger; bin ich nicht mehr als eine Karte, ein Pferd, ein Solitär? — Schreiben Sie ihm dies! Aus ſeiner Antwort werden wir dreierlei entnehmen: Ob er wirklich reich, ob er generös, ob ihm in der That an mir Etwas gelegen!

Ich weiß ſeine Wohnung nicht!

Da haben wir's! Sie bleiben doch immer eine alberne Perſon! Aus welchen Gründen ſagten Sie mir denn alle die

Dinge von dem Baron Göbl, die mich für ihn beſtimmen ſollen? Ich glaube, Sie wollten mich narren!

Mäßige Doch Deine Ausdrücke! Man ſollte es nicht glauben, wenn man Dich ſieht, wie roh Du ſein kannſt!

Ich bin nur roh, wenn ich kein Geld habe! Schaffen Sie mir Geld, bedeutend viel Geld, und ich werde ſo fein ſein wie Seide.

Ich gehe den Baron aufzuſuchen; ich finde ihn im Café Tomboſi; ich laſſe ihn mir rufen. In einer Viertelſtunde bringe ich ihn!

Weh' Ihnen, wenn Sie die 1000 Ducaten nicht bringen, den Baron können Sie noch eine Weile behalten!

Die Tante ging.

Dieſer Director Carl! ſagte Iſabella für ſich. Wie kommt dieſer Menſch zu dem Rufe eines Lovelaces? — Vielleicht ſo lange er unverheirathet war, ſpielte er den Don Juan und jetzt iſt er ein Eremit geworden! — Das iſt eine hübſche Beſcherung in dieſem München! Ich glaube, das Bier, welches die Leute trinken, macht ſie ſo ſtumpf, ſo unempfindlich, ſo träge! — Ich werde es nicht hier aushalten! Nach Wien zieht mich mein Herz!

Die Zofe Iſabellens trat ein.

Director Carl will eine Viſite machen.

Endlich! ſagte Iſabella. Vielleicht habe ich ihm doch Unrecht gethan!

Er iſt mir angenehm! ſprach ſie zu dem Mädchen.

Die Zofe öffnete die Thüre.

Carl trat ein.

Er hatte ſich in andere Kleider geworfen, er ſah aus wie ein Jüngling.

Mit einer offenen Halskrauſe, mit welcher er ſich ſo oft malen ließ und ſich einbildete, mit dieſer offenen Halskrauſe ſei er unwiderſtehlich; mit einer paille gelben Weſte und einem taubengrauen Beinkleid, einem Frack von granatenfarbnem Tuche, dann einem blauen Mantel, ſcharlachroth ausgeſchlagen, (nie ohne einen ähnlichen Mantel) trat er ein.

Hut und Mantel ließ er ſogleich an der Thüre fallen.

So trat er vor und complimentirte bis in die Tiefe des Salons, in welchem Iſabella auf einem Sopha ſaß.

Iſabella ſtand ſogleich auf und ging dem Director mit auffallender Freundlichkeit entgegen.

Ich nähere mich dem ſchönſten Weſen der Erde, ſagte Carl, einem Weſen, welches bald ganz München entzücken und verrücken wird. Ich bin ſchon entzückt und verrückt und bitte die ſchöne Hand küſſen zu dürfen, um wieder zu mir zu kommen.

Ei, Director, erwiederte Iſabella, Sie können ja ſogar galant werden. —

Das bin ich immer, verſicherte Carl, wenn ich mein natürliches Geſicht zur Schau bringen darf. —

War denn das nicht Ihr natürliches Geſicht, das ich heute ſchon zwei Mal ſah?

Nein, holde bella-Iſa oder Iſa-bella, das war mein natürliches Geſicht nicht. Im Vorzimmer des Königs machte ich ein Hof Geſicht, bei meiner Frau ein Haus-Geſicht: erſt bei Ihnen mache ich das rechte Geſicht, ein verliebtes Geſicht!

Ein verliebtes Geſicht. Verliebt etwa gar in mich?

Wie können Sie noch fragen! O, wer vermöchte dieſe reizende Hebe zu ſehen, ohne vor ihr auf die Knie zu ſinken und zu rufen: Göttin Hebe, erhebe mich:

Mein Herr Director, Sie ſind verheirathet!

Gott bewahre!!

Ich ſprach ja heute Ihre liebe Frau!

Ich weiß es: aber ſie iſt verheirathet, ich bin ledig!

Sie ſind voll guter Laune!

Ich mache es dem Himmel nach! Heute Früh hatte er ſich getrübt, alle Minuten wollte es regnen, da erſchienen Sie und der Himmel heiterte ſich auf!

Lieber Director, weil Sie ſo roſig gelaunt ſind und mir gerade die Ehre Ihres Beſuches gönnen, ſo ſagen Sie mir offen, gedenken Sie mich bei Ihrer Bühne zu engagiren?

O Gott! lebenslänglich!

Zwar kenne ich noch nicht den Stand Ihrer Gagen, auch haben Sie mich noch nicht geſehen. —

Nicht geſehen? Ich ſinge mit Tamino: „Dies Bildniß iſt bezaubernd ſchön!“

Wie viel erhält Ihre erſte Liebhaberin?

Meine wirkliche erſte Liebhaberin?

Nun ja, Ihre erſte Liebhaberin.

Meiner wirklichen erſten Liebhaberin gebe ich [illegible] Gulden — ein ausgiebiges Beneſice, freie Wohnung und freie Tafel, und bedinge mir nur Eins.

Täglich zu ſpielen?

Ja, mit mir!

Das läßt ſich hören! und dies machen Sie ſchriftlich ab?

Ich unterſchreibe den Contract mit meinem Blute.

Ich bin ja nicht der Teufel!

Ich bring' eine neue Mode auf und unterzeichne ihn mit einem Engel.

Wann wollen Sie abſchließen?

Auf der Stelle!

Auf wie viel Jahre?

Auf ſo viel Jahre, als unſere beiden Augen offen ſtehen, allein nicht nur für München, auch für Wien muß der Contract gelten.

Für Wien?

Ja, ich kokettire ſtark mit der Wiener-Stadt. —

Dann bin ich die Ihrige, rief Iſabella freudig aus.

Carl ſank, in Wonne ganz aufgelöſt, vor ihr nieder.

Die Tante ſtürmte herein.

Eilig ſagte ſie der Nichte ein paar Worte ins Ohr:

Trachte den Director fortzubringen, ſagte die Tante, der Baron folgt mir auf dem Fuße; die Ducaten hat er ſchon zu ſich geſteckt!

O weh, und der Director liegt auf den Knieen! Welche Verlegenheit!

II.

Carl, der bisher immer vor der ſchönen Schauſpielerin in huldigender Stellung auf den Knieen lag, ſprang plötzlich auf.

Er bemerkte die Verlegenheit der beiden Damen.

Sie ſind voll Embarras, meine Damen, bin ich läſtig? Habe ich eine ungünſtige Stunde gewählt? Ich höre von einem Baron wiſpeln? Kommt vielleicht Baron Poißl hieher? Will er Sie mir, ſchöne Iſabella, abwendig machen? Ich ſage Ihnen im Voraus, daß der Herr Baron Poißl Ihnen kein ſo brillantes Engagement zu bieten vermag als ich, und daß des Königs Majeſtät Sie mir nicht empfohlen hätte, wenn Er gewünſcht, daß Sie bei Seinem Hoftheater angeſtellt werden ſollen.

Nein, nein, ſagte Iſabella, welche ſich ſchnell faßte und das Mißverſtändniß Carls mit dem Baron Poißl ſtatt Baron Göbl ſchnell aufgriff und zu ihrem Vortheile benützte; Baron Poißl macht uns nur eine Höflichkeits-Viſite, weil ich heute bei ihm war und ihn nicht traf. — Bleiben Sie, bleiben Sie! wiederholte die Schlaue, welche ſehr wohl wußte, daß Carl und Poißl ſich haßten. —

Bleiben ſoll ich? verſetzte Carl, warum nicht gar! Ich bin vergnügt, wenn ich den Mann mit der langen Naſe nicht ſehe, welche er heute von dem Könige meinetwegen erhalten.

Ich triumphire über ihn lieber im Stillen. Adieu, ſchöne Iſabella, ich komme nach dem Theater und würde mich glücklich ſchätzen, wenn Sie mich zum Souper behielten!

Gerne, gerne, erwiederte Iſabella, aber wenn Sie den Baron vermeiden wollen, ſo gehen Sie durch dieſe Thüre. —

Ich fliege! à revoir!

Ich konnte Dich nicht begreifen, bemerkte Frau Schnaus; Du ſagteſt „Bleiben Sie! Bleiben Sie!“

Sehen Sie, daß ich Geiſt beſitze? Gegenwart des Geiſtes? Hätte ich geſagt, „Gehen Sie! Gehen Sie!“ wäre Carl geblieben, er wäre mißtrauiſch geworden, — doch wo iſt Göbl?

Er folgt mir auf dem Fuße.

Und bringt Geld?

Tauſend Ducaten.

Er bringt ſie wirklich?

Mit Freuden!

Sie ſagten ihm doch, daß er ſich ohne dieſes Geld vor mir nicht ſehen laſſen dürfe?

Göbl trat ein.

Hier bin ich! ſagte er, und bevor ich mich Ihnen noch nähere, erlege ich meinen Strafbetrag.

Tante Schnaus, ſagte er zu dieſer, zählen Sie; zwei Rollen Ducaten, ganz neu mit des Königs Max Joſeph erſt geprägtem Bilde, in jeder Rolle 500 Stück.

Frau Schnaus nahm das Geld in Beſitz.

Ich zähle die allerliebſten Goldfüchſe auf meinem Zimmer und will nicht weiter ſtören. Sprecht Euch aus, verſöhnt Euch; es iſt beſſer in Frieden und Eintracht zu leben.

Tante Schnaus verließ das Zimmer ihrer Nichte.

Sie haben mir ſehr wehe gethan! redete Iſabella den

Baron Göbl an, mich auf eine ſo entſetzliche Weiſe zu recenſiren. —

Meine Bosheit wird gemildert, da ich mein Gift in einem Journale niederlegte, das Niemand kennt, Niemand lieſt; es iſt gerade ſo, als hätte ich Jemandem einen Tadel über Sie ins Ohr geſagt.

Es war eine Nichtswürdigkeit ohne Gleichen, und noch dazu ſchrieben Sie Ihre hämiſchen, unwahren, verleumderiſchen Bemerkungen anonym. Dieſer Banditenſtreich ſieht nur einem Menſchen gleich, dachte ich, der das Geſicht darnach beſitzt; Sie ſind zwar ſchon längſt über die Knabenjahre hinaus, aber Ihr Geſicht wird ewig den bübiſchen Charakter behalten.

Iſabella, Sie ſind noch immer nicht verſöhnt; wie wäre es, wenn ich Ihnen leugnete, daß ich jene Bemerkungen geſchrieben?

Das vermöchten Sie nicht; Niemand iſt ein ſo hämiſcher Menſch, wie Sie; außerdem haben mir die beiden Redacteure jenes Winkeljournals augenblicklich wiſſen laſſen, daß Sie der nichtswürdige Verfaſſer jener erbärmlichen Ausfälle geweſen. Genug! geſagt habe ich Ihnen, was ich auf dem Herzen hatte; jetzt ſprechen Sie, was Sie von mir wollen.

Was ich in Cöln gewollt, Sie lieben!

Kann ein Menſch mit einer ſolchen ſchandvollen Geſinnung auch lieben?

Göbl lachte.

Warum nicht? ſagte er. — Iſabella, wir beide ſind geſcheidte Leute! Verſtehen wir uns! Ich verlange nicht, daß Sie mir Ihr Herz zuwenden; der Mann iſt vielleicht noch nicht geboren, dem Sie Ihr Herz zu ſchenken vermöchten; laſſen Sie ſich alſo meine Liebe gefallen, wie die Liebe eines

Ehemanns, dem Sie nur gezwungen hätten Ihre Hand reichen müſſen!

Ein Ehemann, betonte Iſabella, das iſt etwas anderes! Ein Ehemann, dem man gezwungen oder ohne Neigung ſeine Hand reicht, muß Etwas mitbringen, er muß die Frau verſorgen: er muß der Frau eine Zukunft gründen, mit einem ſolchen Ehemanne müſſen Sie ſich nicht vergleichen; dann kommt es ſehr darauf an, ob Sie in Verhältniſſen ſich befinden, mir Entſchädigung dafür zu bieten, daß ich Sie als meinen Geliebten vor der Welt gelten laſſe, und andere Männer zurückſcheuche, die gewiß mein Glück gründen würden. —

Ich verlange nicht, daß Sie meine Geliebte vor der Welt ſeien; es würde mich ſogar geniren! Man weiß, daß Ihre Gunſt nicht wohlfeil iſt, und ich habe knickeriſche Verwandte, deren Erbſchaft ich riskiren würde, erführen ſie, daß mein Herz für eine theuere Schöne entbrennte! — Ich will incognito Sie lieben und incognito für Ihre Bedürfniſſe ſorgen, ich will ſogar Ihre Bedürfniſſe decken, und zwar ſtets für ein halbes Jahr.

Das iſt nichts! Gott weiß, was Sie unter meinen Bedürfniſſen verſtehen! Sie geben mir vielleicht für meine Wohnung die Miethe, für meine Küche täglich zwei Gulden, dann an meinem Geburtstage ein Kleid, zu Oſtern einen neuen Hut, zu Weihnachten einen Mantel! haha! das wären allerliebſte Bedürfniſſe. — Laſſen Sie uns die Sache kurz machen: Sie leihen meiner Tante für ein Jahr 6000 fl. ohne Schuldverſchreibung, Sie zeigen ſich übrigens bei jedem Anlaſſe gegen mich generös. —

War ich dies nicht ſchon heute?

Gott bewahre! Die Tauſend Ducaten, die Sie meiner Tante übergeben, ſchenke ich den Armen; die Armen ſollen das

Geld haben, welches ich als Strafbetrag für den bübiſchen Banditenſtreich, den Sie an mir verübten, von Ihnen erhielt.

Iſabella!

Was ſoll's!

Denken Sie nicht mehr an den Aufſatz in jenem miſerablen Journale, das mir ſeine Spalten nur öffnete, weil es miſerable iſt.

O, das bleibt unvergeſſen, und ich räche mich noch, und wenn ich Jahre lang auf die Ausübung meiner Rache warten müßte!

Ich bin bereit, mein Geſchäft mit Ihrer Tante abzuſchließen. Heute noch ſoll ſie die 6000 fl. erhalten.

Kommen Sie nicht eher wieder, bis dies geſchehen.

Wie ſteht es mit Ihrem Engagement in München?

Ich werde dem Iſarthor-Theater angehören.

Carl wird geſtürzt, ich weiß es gewiß! Was haben Sie da für eine Exiſtenz?

Carl geht nach Wien und ich mit ihm!

Nach Wien! Nach Wien! Iſabella, wenn Sie nach Wien ziehen, dann machen Sie mich glücklich; auch ich habe keinen andern Gedanken, kein anderes Sinnen und Streben, als in Wien zu leben! In Wien vermag ich mehr für Sie zu thun, als in München; Iſabella, bieten Sie Alles auf, daß Carl ſo bald als möglich von hier fortziehe.

Sorgen Sie nicht, ich bin im Beſitze von Mitteln, die ihm München bald verleiden ſollen.

Ich entferne mich. In einer Stunde empfängt Ihre Tante 6000 fl. —

Dann kommen Sie zu mir und ich werde Ihnen zeigen, daß ich auch ein Herz für Sie faſſen könne; Abends bin ich mit meiner Tante im Iſarthor-Theater, Loge Nr. 3. Nach dem Theater gebe ich ein ſehr anziehendes Souper; da Sie aber mein Incognito-Geliebter ſind, ſo bitte ich Sie, dabei um ſo weniger zu erſcheinen, als Sie bei dieſem Souper Gäſte finden dürften, die Sie vielleicht nicht lieben, zum Beiſpiel Director Carl.

Director Carl! — Mit dieſem wünſchte ich nirgends zuſammenzutreffen!

Göbl eilte nach Hauſe, ſein Geld, das heißt die 6000 fl. für Iſabella zu holen, welche er abermals in blanken Ducaten der Tante Schnaus, und zwar als ein Darleihen ohne Schuldverſchreibung, übergab.

Hierauf eilte Göbl der Geliebten Iſabella in die Arme. Sie war ſo innig und zärtlich gegen ihn, als vermöchte ſie auf dieſer Welt keinen Mann heißer zu lieben, als ihn.

Nur die Stunde, in welcher Iſabella mit ihrer Tante ſich nach dem Theater begeben mußte, entriß ihm die Angebetete.

Ich werde Dich im Theater ſehen! verſicherte Göbl.

Finde Dich nur in keiner Loge ein und richte Deine Blicke aus dem Parterre nicht etwa zu auffallend nach mir! erinnerte Iſabella.

Gewiß nicht! betheuerte Göbl, ich habe es nöthiger als Du wähnſt, die Augen meiner ſpionirenden Freunde von mir abzulenken.

Es wurde die Poſſe „Staberls Reiſeabenteuer“ aufgeführt. Der König erſchien mit der Königin im Theater; das Haus war zum Erdrücken voll. Carl ſpielte ausgezeichnet; der König und die Königin ergötzten ſich an dem köſtlichen Humor Carls. Das Publicum applaudirte und Iſabella Heiderer applaudirte Carls Spiel, wenn auch ſonſt Niemand applaudirte.

Carl ſchwamm in Luſt und Vergnügen.

Nachdem der Verhang gefallen, wurde Carl rauſchend gerufen. Er dankte mit folgenden ſchmeichelhaften Worten für Demoiſelle Heiderer, die aber nur wenige, im Publicum zum Glücke der König verſtand.

„Ich bin ſo viel gereiſt, ſagte Carl, und habe auf meinen Reiſen ſo manche Abenteuer beſtanden, daß mir Ruhe und Erholung in München wahrhaft wohl thut, beſonders da mir München eine Herberge bietet, in welcher alle Gäſte mit mir ſo wohlwollend und huldreich verfahren. Ich laſſe nun Andern das Reiſen und bitte alle Städte Deutſchlands, uns ihre ſchönſten und theuerſten Reiſenden zu ſenden; Cöln hat bereits den Anfang gemacht! Die herrlichſte Perle Cölns iſt bereits angekommen. Ich habe ſie gefaßt und ich werde ſie nächſtens in dem Künſtler-Kranze, den ich den edlen Münchenern gewidmet, zu produciren die Ehre haben.“

Carl warf bei dieſen Worten einen Blick nach der Loge Iſabellens, aber das Publikum nahm dieſe Ankündigung ganz gleichgiltig auf, weil es nicht unterrichtet war, wem ſie gegolten.

Frau Schnaus hatte ein ſehr brillantes Souper in dem Hotel beſtellt, in welchem Iſabella wohnte.

Es wurde nur für drei Perſonen ſervirt. Iſabella vermied abſichtlich, irgend Jemand vom Theater einzuladen, weil ſie ſich Carls ſo recht bemächtigen und ihn durch ihre Liebenswürdigkeit ganz hinreißen wollte; dies gelang ihr auch vollkommen, auch gelang es ihr, Carls Pläne hinſichtlich ſeiner Ueberſiedelung nach Wien zu erforſchen.

Carl, der, wenn er recht treuherzig gemacht wurde, gerne

mit Allem herausplatzte, was viel beſſer in ſeinem Buſen hä
verwahrt bleiben ſollen, wurde ungemein redſelig. Der grö
Schlag, ſagte Carl, könnte mir verſetzt werden, wenn
Finanzminiſter neuerdings die Dotation für das Iſarth
theater einzuziehen beantragte, oder ſie auf die Hälfte her
zuſetzen beſchließen ſollte, oder mich etwa ſo ſtellen möch
daß ich direct von des Königs Majeſtät, aus ſeiner Priv
Chatoulle, einen Unterſtützungsbeitrag erbitten müßte; d
würde ich um keinen Preis vermögen; die Gnade des Kön
auch in Geldſachen anzuflehen, wäre ich nicht im Stande. D
allergnädigſte Landesfürſt beſitzt ſelbſt kein gar zu glänzen
Einkommen, und daſſelbe noch zu ſchmälern, könnte mir ni
in den Sinn kommen. Ohne Dotation kann ich aber ni
beſtehen. Ich weiß, welchen Anſtrengungen ich mich unterz
hen muß, um mir mit der Dotation ein Capital zu ſammel
ohne Dotation iſt es, wie Münchens Bewohner geſinnt ſi
da ſie den Reiz der Neuheit am zweiten Theater verloren, u
zum Beiſpiel das Schauſpiel, wenigſtens bei mir, nicht liebe
unmöglich reich zu werden. Ja, wenn München Wien wä
da würde ich noch jährlich eine namhafte Summe bezahle
um nur eines der Vorſtadt-Theater zu erhalten. Wie
Wien! es gibt in der Welt kein ſolches Theaterpublikum w
in Wien!

Und nun ſchilderte Carl mit Begeiſterung Wien und d
Wiener, und ihren Enthuſiasmus für Alles, was dem Theat
gehört; endlich ſagte er:

Gerade heute habe ich ein Schreiben aus der Kaiſerſta
erhalten, in welchem mir gemeldet wird, daß das ſchöne her
liche Theater an der Wien, das dem durch ſeine Munifice
berühmten Grafen Ferdinand Palffy gehört, in den le
ten Zügen liege, und daß der Graf, will er nicht auf elen

Weiſe total „abwirthſchaften," die Zügel der Direction in andere Hände legen müſſe. Iſabella, ſagte Carl vertrauungsvoll, ich entdecke Ihnen hier Etwas, das bisher nur meine Gattin weiß; ich reiſe unter dem Vorwande nach Wien, dort Gaſtrollen zu geben. Wollen Sie ebenfalls dahin; es braucht es kein Menſch zu erfahren, daß Sie mit Ihrer Tante, auf meine Koſten und ſo lange ich in Wien bin, ſehr angenehm leben, ſo nenne ich mich glücklich, und will Ihnen den Aufenthalt in Wien ſehr brillant geſtalten.

Iſabella war hierüber ſo erfreut, daß ſie dieſen Antrag mit Freuden annahm; ſie gelobte die heiligſte Verſchwiegenheit und verſicherte, daß ſie dem Director für die Propoſition, ſie und ihre Tante nach Wien zu führen, zu ewigem Danke verpflichtet bleibe.

Carl phantaſirte nun noch fort von ſeinen Erwartungen in Wien.

Endlich erhob er ſein Glas und rief:

„Auf unſer Glück in Wien, auf die frohe Zuverſicht, daß ich in Wien ein ſehr reicher Mann werde! Ohne ein Paar Millionen gewonnen zu haben, will ich Wien nicht verlaſſen."

Ein Paar Millionen? fragte Iſabella erſtaunt: ein Paar Millionen? Kann man in Wien Millionen gewinnen?

Das iſt nichts Neues! Ich kenne ein Paar Dutzend Leute, welche mit ein Paar Gulden, ja mit ein Paar Groſchen in der Taſche nach Wien kamen und jetzt Millionäre ſind.

Auch Theater-Directoren?

Desgleichen iſt bis jetzt noch kein Beiſpiel vorgekommen, aber ich werde das erſte geben!

Millionen! wiederholte Iſabella, Millionen beſi ja nur Fürſten oder große Banquiers!

Ich werde den Ueberreichen lehren, daß ſie kein Privi gium haben, allein Millionäre zu heißen. Laſſen Sie m nur das Theater an der Wien erſt pachten: Sie ſind jung Sie werden es erleben, daß Director Carl nicht ohne e Paar Millionen ſtirbt!

Noch ein Glas Champagner auf unſer Heil in Wien!

Aber wo iſt denn die Tante, die ſoll mit trinken, wenn ihr Heil in Wien gilt!

Sie befiehlt dem Garçon, friſchen Champagner zu bri gen. —

Das iſt eine Hauptſache! Nie ohne Champagner! Unt Küſſen und Champagnertrinken will ich in Wien Million werden.

Die Tante wankte jetzt zur Thüre herein.

Sie war leichenblaß und ſank gleich an der Thüre a einen Stuhl nieder.

Iſabella ſprang ihr bei.

Um Gottes Willen! Was iſt Ihnen?

Beſtohlen! ſtammelte ſie — beſtohlen, Iſabell der Schrank, in welchem Dein Gold lag, iſt erbrochen. — Alle Deine Ducaten ſind fort, Deine Perlen, Deine Arm bänder ſind fort! — Es muß geſchehen ſein, während wir i Theater waren.

Iſabella wollte nachſehen.

Sie riß die Thüre zu ihrem Schlafzimmer auf.

Als ſie den gewaltſam zertrümmerten Schrank ſah — ei Stemmeiſen lag auf der Erde — ſtieß ſie einen Schrei au und fiel zu Boden.

Carl hob ſie auf, und ſetzte ſie auf ein Sopha.

Iſt denn der Verluſt gar ſo groß? fragte er die Tante.

Ach Gott! antwortete dieſe; im Baaren allein beſaß ſie 2500 Ducaten.

Das Fräulein wird ja in allen Städten beſtohlen! rief Carl. Schnell den Wirth! Den Kellner! Die Polizei!

III.

An demſelben Abende, an welchem bei Iſabella Heiderer der kühne Einbruch geſchah, wurde noch ein ähnlicher Raub bei dem in München wohl bekannten Geldwechsler Iſaak Hirſch verübt. Derſelbe wohnte dicht neben Director Carl, in der Tachauer-Gaſſe. Sein Comptoir war nicht nur gut verwahrt, in ſeiner Caſſa befand ſich auch die engliſche Vorrichtung mittels der Piſtolenläufe, ganz ſo wie ſie Carl in ſeiner Geldkiſte anbringen ließ. Den Dieb oder die Diebe genirte dies nicht im geringſten; die Caſſa wurde mit Dietrichen oder Nachſchlüſſeln geöffnet, das Berühren der geladenen Piſtolenläufe ſorgfältig vermieden und Alles, was an baarem Geld in Gold und Silber, vorhanden geraubt, auch die bairiſchen Geldpapiere, im Geſammtbetrag von 25,000 fl. entwendet.

Dieſe verwegenen Attentate auf das Eigenthum machten in München eine ungeheuere Senſation. Man ſchlug die in zwei Tagen durch Einbrüche verloren gegangenen Summen auf 75,000 fl. an. So viel wurde in ſo kurzer Zeit in München noch nicht geſtohlen.

Die Münchner Polizei, die bei ihrer Obhut, Vorſicht und Umſicht es zu keiner Zeit an den umfaſſendſten Maßregeln fehlen ließ, gerieth außer ſich über die tolle Gauner-Verwegenheit, die Bewohner Münchens wurden in die größte Beſtürzung verſetzt und namentlich war es Carl, der ſich über den Caſſa-Einbruch bei ſeinem Nachbar Iſaak Hirſch gar nicht zu beruhigen vermochte.

So nahe bei mir! rief Carl ein Mal über das andere aus; trotz engliſchen Schlöſſern und der koſtbaren engliſchen Erfindung, Raub, und einige Male am hellen Tage, es iſt noch nicht vorgekommen!

Das Caſſa-Perſonal Carls erhielt die gemeſſenſten Aufträge; es wurden Wächter aufgeſtellt und Patrouillen beordert, welche das Gebäude zu allen Stunden durchzogen.

Iſabella erkrankte vor Schrecken.

Baron Göbl hörte kaum von ihrem Unglücke, ſo eilte er herbei und überbrachte ihr 200 Ducaten, Carl trug ihr einen namhaften Vorſchuß an; der Hauswirth erklärte, daß er von Iſabella, ſo lange ſie in ſeinem Hôtel wohne, weder für Zimmer noch für Dejeuner, Diner und Souper, einen Heller berechnen würde; nur möge ſie ſein Haus nicht verlaſſen, weil ihm dies wahrhaftig nachtheilig ſein, und alle Paſſagiere ihr folgen würden, was ſein Hôtel in Verruf bringen müßte.

Den Antrag des Wirthes nahm Iſabella nicht an, zog auch nicht aus ſeinem Hauſe, beobachtete aber mit großem Vergnügen, welche Vorkehrungen nicht nur in dem Hôtel, in welchem ſie wohnte, ſondern überall für die Sicherheit des Eigenthums getroffen wurden, und wie namentlich die Polizei Anordnungen einleitete, um einen oder mehreren Gaunern auf die Spur zu kommen und ihnen das Handwerk zu legen.

Es vergingen mehrere Wochen.

Man hörte in München von keinen ähnlichen Einbrüchen mehr.

Diebe und Verdächtige wurden eingebracht, aber man überzeugte ſich bald, daß unter dieſen Niemand ſich befand, der jener kühnen Verbrechen hätte bezüchtigt werden können.

Mittlerweile trat Demoiſelle Heiderer als Franziſka in „Minna von Barnhelm“ auf und — erregte nicht die mindeſte günſtige Meinung von ihrem Talente. Sie zeigte wohl, daß ſie eine wundervoll ſchöne, aber keineswegs gute Schauſpielerin ſei. So wie dieſe Dame Komödie ſpielt, äußerten ſich die Münchener Theaterfreunde, ſpielt man auch Komödie in Straubing. Dieſe Schauſpielerin hat vor Allem keinen Humor; die Kunſt des Nuancirens verſteht ſie nicht; ſie hat nicht einmal tüchtige Vorbilder ſtudirt; ſie hat ihre Rolle auswendig gelernt und plappert dieſe wie die kleinen Mädchen, wenn ſie Neujahrswünſche herzuſagen haben. —

Der König, welcher ſich im Theater befand, ließ Carl in ſeine Loge rufen.

„Die hat meiner Empfehlung wenig Ehre gemacht,“ ſagte der König. Was werden Sie mit dieſer Mamſell anfangen, wenn Sie ſie etwa engagirt haben ſollten? —

Majeſtät, erwiederte Carl, Mamſel Heiderer wird dennoch ihr Glück auf dem Theater finden; aber in einem ſo kalten, trockenen, veralteten Stücke muß ſie nicht wieder ſpielen, ſie muß Rollen erhalten, welche ſie erheben, nicht Rollen, welche ſie zu erheben hat; ich werde ſchon dafür ſorgen, daß ſie Gelegenheit erhält, ſich vortheilhaft zu produciren. Ich werde eine brillante Rolle durch Plötz für ſie ſchreiben laſſen; ſie wird gewiß reuſſiren; drei Dinge bringt ſie ja mit, welche nicht bald eine junge Schauſpielerin in ſo hohem Grade beſitzt, Schönheit und Jugend, ein herrliches Organ und das correcteſte Deutſch, endlich ein ausgezeichnetes Auffaſſungstalent, unſere Hofſchauſpielerinnen copirt ſie meiſterhaft; geſtern hat ſie den Berliner Gaſt, Frau Stich geſehen: was ſie ge ſehen und gehört, copirt ſie trefflich. Wenn ſie täglich die Hofbühne beſucht, wird ſie ſich mehr ausbilden, als durch jede Theaterſchule. In Cöln gibts keine Vorbilder, Cöln hat ein ſchlechteres Theater als Paſſau.

In Gottes Namen! ſagte der König, ich will keinem Menſchen ſein Glück abſprechen. — Eben recht, Carl, ich habe erfahren, daß Sie mit Ihrer Frau nach Wien reiſen wollen, um dort Gaſtrollen zu geben. —

Ja, Eure Majeſtät, geſtern erhielt ich das Einladungsſchreiben und bitte meinen allergnädigſten König mir das Erſtaunen zu vergeben, daß Eure Majeſtät ſchon heute hievon in Kenntniß geſetzt wurden.

Mir hat dieſe Nachricht Baron Poißl hinterbracht.

Der hat alſo auch ſeine Spione über mich in Wien! Graf Palffy ſcheint ein Schwätzer zu ſein: obgleich er mich bat, meine Reiſe nach Wien vor der Hand als ein Geheimniß zu bewahren. —

In der Theaterwelt ein Geheimniß! verſetzte der König. — Mein lieber Carl, könnten Sie dies für möglich halten? Ich weiß noch mehr, ich weiß, daß Ihre Gaſtrollen nur ein Prätext ſind! Sie gehen nach Wien, das „in Zügen liegende“ Theater des Grafen Palffy in der Nähe zu betrachten, dem Sterbenden beizuſpringen, ihn zu neuem Leben zu erwecken, und lebt er wieder, ganz unter Ihre Pflege zu ſtellen. Ich weiß auch, daß Sie dann München für immer verlaſſen und das Theater an der Wien pachten wollen.

Carl war wie vom Blitz getroffen.

Majeſtät, ſagte er, meine Feinde wiſſen mehr als ich.

Wir werden ja erfahren, bemerkte der König, in wie ferne Ihre Feinde die Wahrheit geſagt haben. Adieu!

Carl verneigte ſich und verließ die Loge.

Meine geheimſten Gedanken! ſagte Carl zu ſich, als er die königliche Loge verließ, meine geheimſten Gedanken weiß der König! Das, was ich im Sinne habe, kann doch Paliſſy nicht ausplaudern, weil er es nicht weiß, und meine Frau, welche die Kunſt des Schweigens beſitzt, wie keine Frau der Welt, endlich Iſabella, deren Glück von meiner Reiſe nach Wien, noch mehr aber von einem Engagement in Wien abhängt, können doch unmöglich eine Sylbe darüber verloren haben! — Da muß ich dahinter kommen!

Er begab ſich zu Iſabella.

Iſabella ſaß in Thränen.

Ich habe mißfallen, ſagte ſie, als Carl eintrat.

Sie haben nicht gefallen, verſicherte Carl; Sie ſind weder applaudirt, noch gerufen worden, daran iſt das froſtige Stück, das man in München nie gemocht hat, Schuld; daran iſt die unglückliche Rolle Schuld, die ſo kalt iſt, als wäre ſie mit Eiswaſſer geſchrieben. Ich werde Ihnen eine Rolle verſchaffen. Sie müſſen Furore machen, aber ſpielen Sie auch die „Widerſpenſtige" nicht; in München kann man die alten Scharteken von Stücken nicht leiden. Jetzt Etwas Anderes, ſagen Sie mir, womit ich es um Sie verdiene, daß Sie mein Geheimniß, meine Reiſe nach Wien betreffend, ausſchwätzen?

Ich? erwiederte Iſabella ganz unbefangen. Ich? Ihr Geheimniß? Daß am Ende die ganze Reiſe dahin rückgängig, und ich in München angeſchmiedet würde, von wo ich lieber heute als morgen abreiſen möchte! — Ich bin keine Klatſchſchweſter, ich haſſe die Plaudereien; ich komme auch zu Niemand, und Niemand kommt zu mir; ich liebe München nicht, und ſehe es mir nicht einmal gehörig an!

Der König weiß Alles!

Haben Sie mit Ihm geſprochen?

Ja.

Ich habe dem König mißfallen?

Er meinte, Sie hätten zu wenig Humor.

Ach mein Gott!

Ich ſagte Sr. Majeſtät, daß ich Sie in einer brillanteren Rolle verführen würde. —

Ich wiederhole Ihnen, ich trete in München nicht wieder auf. —

Hierauf kam der König auf mich. Was Seine Majeſtät über mich und mein Vorhaben in Wien erfuhren, hat Baron Poißl mitgetheilt.

Baron Poißl ſcheint Nachrichten aus Wien zu haben.

Angenommen, aber meine Pläne, daß ich das Theater an der Wien pachten wolle —

Vermuthet Poißl.

Ich bin mehr todt als lebendig.

Dies wird Sie doch nicht abhalten, München zu verlaſſen?

Gewiß nicht, aber wenn ich in Wien Alles anders fände, als ich hoffe? Wenn ich in Wien nicht beſtehen könnte? Zwiſchen zwei Stühlen kann ich doch nicht ſitzen. —

Sie können in München höchſtens die Subvention verlieren! Ob ſie um 6000 fl. jährlich mehr zurücklegen oder weniger, davon kann doch nicht die Rede ſein. —

Erlauben Sie, davon iſt bei mir ſehr ſtark die Rede. Ich kann 6000 fl. zu meinem Vergnügen ausgeben, aber aufgeben werde ich nicht 6000 Groſchen.

Reiſen Sie nur nach Wien; es wird ſich Alles finden! Sie werden nicht umſonſt brillante Erwartungen haben!

Ich reiſe — ich reiſe!

Wann?

Graf Palffy wünſcht, daß ich in 14 Tagen ſchon meine Gaſtrollen beginne.

Es bleibt dabei, daß Sie mich mitnehmen. —

Sie reiſen mit Ihrer Tante voraus. Ihr Vorſatz, nicht mehr in München auftreten zu wollen, kommt mir ſehr erwünſcht. Sie laſſen meinen Schauſpielern wiſſen, daß Sie nach Augsburg abgehen und dort Engagement ſuchen. —

Gut!

Sie gehen aber direct nach Salzburg, von Salzburg nach Linz; und dann nach Wien.

Ach! wäre ich ſchon dort! Wie unangenehm wird mir die Reiſe werden, da ich ſie ohne Carl antreten muß! — Ich geſtehe Ihnen, Carl, daß ich ohne Sie nicht mehr leben kann: ich höre Sie ſo gerne ſprechen; man lernt für ſein ganzes Leben, wenn man Ihren geiſtvollen Bemerkungen zuhört; man könnte jedes Wort drucken laſſen, ſo intereſſant iſt es! Welche Gedankenfülle! Welch ein Reichthum der Ideen! Welche Lebenserfahrungen! Welch ein Schmuck der Rede, und wenn Sie wollen, welche Salbung!

Carl, der ſtets unaufhörlich gelobt ſein wollte, zerfloß in Wonne über dieſe Schmeicheleien.

Und wie lange werde ich das Glück in Wien entbehren müſſen, Sie in tragiſchen Rollen zu ſehen, in welchen Sie unnachahmlich ſind, und in Deutſchland unerreicht daſtehen! Ihr Hamlet! Ihr Graf Wetter von Strahl! Ach! Ich bin das Käthchen von Heilbronn, ich könnte Ihnen bis Mexico nachlaufen, um Ihnen meine Verehrung zu beweiſen.

Carl nahm dies Alles für Wahrheit hin. Seine Eitelkeit war ohne Grenzen. Er ſtellte ſich wirklich ſo hoch in tragiſchen und ernſten Rollen, und konnte darüber nicht genug Bewunderung erfahren.

Leider, ſagte er, werde ich im Theater an der Wien keine ſolchen Rollen ſpielen können; ich werde größtentheils als Staberl erſcheinen, aber ich werde deſſenungeachtet Triumphe feiern; ich werde den Matador aller Staberl, den Ignaz Schuſter, aus dem Felde ſchlagen, man wird ihn nach mir nicht mehr ſehen mögen! Sie ſollen ſich überzeugen, daß mir dies gelingt.

Iſabella fuhr nun noch eine Weile fort, Carl unverſchämt ins Geſicht zu loben. Da Carl abermals bei der ſchönen Schauſpielerin ſoupirte, ſo war wohl während der Tafel von nichts anderem die Rede, als von ihm; gerne hätte Iſabella von ihrem ſchmerzlichen Verluſte durch den Einbruchsdiebſtahl geſprochen, aber ſie kam nicht dazu und hätte auch nichts davon erfahren, wenn Carl nicht ſelbſt davon angefangen.

Man hat jetzt eine Spur von dem frechen Gauner, der München ſo ſehr in Schrecken verſetzt, hub Carl an. Man faßte einen Franzoſen ins Auge, der in den acht Tagen, die er hier verweilte, weder ſeine Miethe, noch ſeine Zeche im Hotel, noch den Schneider, bei dem er ſich eine theure Garderobe anfertigen ließ, zu bezahlen vermochte. Plötzlich kam er in Beſitz von bedeutenden Summen in Gold und bezahlte, was er ſchuldig geblieben. Der Wirth machte die Polizei auf den Fremden aufmerkſam, als ihn aber die Polizei ins Auge faßte, verſchwand er; doch weiß man, wo er ſich befindet, er iſt in Nürnberg, und während wir von ihm ſprechen, iſt er vielleicht ſchon verhaftet.

Möge er entkommen! erwiederte Iſabella; wenn ich nur mein Gold, und was er mir ſonſt geraubt, zurück erhalte.

Es wurde nun an die Eingangsthüre Iſabellens ſtark gepocht.

Es iſt Mitternacht! fuhr Iſabella auf, wer kann zu dieſer Stunde mir noch eine Viſite machen wollen?

Vielleicht ein Polizei-Comiſſär, der Ihnen Ihre Ducaten zurückbringt, weil man den Dieb ſchon ergriffen hat.

Man pochte noch ſtärker.

Tante, bat Iſabella, ſehen Sie nach. —

Frau Schnans ging.

Carl war ungemein neugierig, wer noch ſo ſpät Iſabella incommodiren könne.

Carl ſtand auf und horchte.

Er hörte eine Männerſtimme heftig und ängſtlich ſprechen.

Hierauf hörte man den Mann ſich eilig entfernen und Madame Schnans kam zurück.

Eine fatale Geſchichte! ſagte ſie. Mein Kind, Du ſollſt eigentlich ein falſches Zeugniß geben. Baron Göbl hat bei dem Herausgehen aus dem Königsbräuhaus mit dem Intendanten Poißl einen Rencontre gehabt, und Poißl, der von Göbl gefordert wurde, hat einen Stich im Arme erhalten.

Poißl kannte Göbl nicht dem Namen nach, aber ein Dritter, welcher dazu kam, als Poißl leicht verwundet wurde, und Göbl wie der Blitz verſchwand, ſagte: das iſt der Baron, den die Schauſpielerin Heiderer kennt. Göbl befürchtet nun, daß die Polizei ſich nach ihm bei Dir erkundigen werde, da ſollſt Du der Polizei ſagen, Du kennteſt ihn allerdings. Baron Göbl ſei aber ſchon vor vier Tagen nach Regensburg gereiſt; dieſen Brief hätteſt Du ſchon vor zwei Tagen von ihm aus Regensburg erhalten, es könne alſo Göbl der Mann nicht geweſen ſein, der Poißl verwundete. Ich habe ihm dies in Deinem Namen verſprochen. Der Baron reiſet jetzt wirklich nach Regensburg; erweiſe Göbl alſo die Freundlichkeit, eine ſolche Aeußerung zu geben.

Ein falſches Zeugniß der Polizei gegenüber! ſagte Carl einen fingirten Brief produciren! Curioſe Zumuthung!

Ich werde den Baron nicht verrathen, bemerkte Iſabella.

Ich wäre nicht hiezu zu brauchen, meinte Carl, obgleich Poißl jetzt Stich heißen ſollte! aber Sie wollen dem Baron Göbl helfen? Ich ſchweige!

IV.

Die Zeit flog ſchnell dahin, in welcher Carl und ſeine Gattin die nöthigen Verkehrungen zur Abreiſe nach Wien trafen.

Das Theater am Iſarthor übergab der Director während ſeiner Abweſenheit ſeinen beiden Regiſſeurs, und die ökonomiſchen Geſchäfte ſeinem verläßlichen Caſſier Held.

Iſabella und ihre Tante reiſten acht Tage früher nach der Kaiſerſtadt ab, nahmen ihr Abſteigequartier im Hotel Buchberg (Kaiſerin von Oeſterreich), in welchem ſie bereits Göbl, der mit Iſabella in beſtändiger Correſpondenz blieb, erwartete.

Endlich kamen Director Carl und ſeine Gattin in Wien an, und eröffneten ihren Gaſtrollen-Cyklus mit dem größten Erfolge, zahlreichem Zuſpruche und dem rauſchendſten Beifalle. Carl wollte zwar ſeine „Staberliaden“ zur Darſtellung bringen, kam aber wieder davon ab, weil er ſich die großen Caſſenerfolge für ſeine eigene Rechnung, ſobald er das Theater an der Wien gepachtet, bevor hielt.

Frau Carl erhielt bei jenem Gaſtſpiele eigentlich mehr Beifall als ihr Gatte, und die Wiener Kritik war mit ihren vortrefflichen Darſtellungen weit mehr zufrieden, als mit den Darſtellungen Carls. — Als Bertha in der „Ahnfrau,“

Hedwig, Toni, als Käthchen von Heilbronn ꝛc. ꝛc. machte ſie Senſation.

Carl ſchloß während dieſer Zeit mit dem Grafen Palffy ein Gaſtſpiel aller ſeiner Münchner Mitglieder für die Monate Auguſt und September 1825 ab.

Iſabella machte ſich den Aufenthalt in Wien ſehr zu Nutzen. Es gefiel ihr ganz außerordentlich in dieſer lebensfrohen Hauptſtadt.

Carl war faſt jeden Tag beſchäftigt, und hatte er keine Rolle darzuſtellen, ſo doch ſeine Gattin. Es gab Proben vollauf, und fand ſich manchmal für ihn ein freier Tag, ſo nahm Graf Palffy den Director in Anſpruch, der unter der künftigen neuen Bühnenleitung dem abermaligen Glanze ſeines Inſtitutes entgegen ſah.

Damals ſtand es ſchlecht um das Theater an der Wien. Palffy legte vorzüglich, als er den abgewirthſchafteten Theaterdirector Vogel, zum Generalſecretär ernannte, das Steuerruder des Bühnenſchiffes in die ſchlechteſten Hände; denn dieſer Mann gefiel ſich nur in Intriguen und Gemeinheiten, und disguſtirte nicht nur die Schauſpieler, ſondern auch das Publicum ſo ſehr, daß daſſelbe eines Abends eine förmliche Demonſtration gegen Vogel einleitete.

Palffy ließ nämlich bei jedem neuen Stücke Vogel in ſeine Loge rufen.

Vogel erſchien in der Directions Loge.

Auf dieſen Moment wurde gewartet.

Zuerſt pfiff und pochte man das neue Stück aus, und als ieſes begraben war, ließ man von der zweiten Gallerie einen Vogel aus ſeinem Käfiche fliegen, und dieſen durch Herumjagen mit Schnupftüchern und Stöcken ſeinen Flug fortſetzen.

Jetzt erheben ſich alle Zuſchauer wie auf ein Zeichen und riefen:

Vogel hinaus! hinaus mit dem Vogel aus dieſem Hauſe.

Hätte Palffy noch anſtehen können, den verhaßten Generalſecretär zu entfernen, ſo hätte er in dieſem Momente ſich dafür entſcheiden müſſen.

Vogel wurde leichenblaß.

Graf Palffy wußte dem grauſamen Spiele auf keine andere Art ein Ende zu machen, als daß er dem unglücklichen Bühnenleiter befahl, die Loge zu verlaſſen.

Vogel erhob ſich und trat aus der Loge; nun applaudirte das ganze volle Haus und der gefiederte Vogel wurde nicht weiter incommodirt.

Am andern Tage wurde der Generalſecretär ſeines Poſtens enthoben.

Für Carl war dies ein äußerſt angenehmer Vorfall, denn ſeine in Ausſicht ſtehende Uebernahme des Theaters erſchien für ihn jetzt um ſo günſtiger.

Iſabellen kam die freie Zeit, die ihr Carl ließ, ſehr zu Statten.

Anfänglich fuhr ſie mit Baron Göbl in allen Enden der Stadt und Vorſtädte umher; begab ſich mit dieſem an alle öffentliche Vergnügungsorte, beſuchte alle Theater, nur nicht das Theater an der Wien, wenn Carl ſpielte, endlich zog ſie ſich auch von Göbl zurück, ſagte ihm unverhohlen, daß ſie in Fiakern und anderen Miethwagen zu kutſchiren für zu gemein halte, und als ihr Göbl ein Mal einen recht eleganten, ſogenannten Jantſchky Wagen zur Verfügung ſtellte, bemerkte ſie, daß ſie einen ganz anderen Wagen beſitze, eine herrſchaftliche Equipage mit Kutſcher und zwei Bedienten in reicher

Livrée. Wirklich ließ ſich Iſabella von Göbl bis zu dieſem Wagen, der vor dem „Hotel zur Kaiſerin von Oeſterreich“ in Bereitſchaft ſtand, begleiten, ſtieg in denſelben ein und fuhr vor den ſichtlichen Augen des Herrn Barons auf und davon.

Göbl bebte vor Wuth.

Wem gehört dieſe Equipage? fragte er den Portier des Hotels.

Dem ungariſchen Magnaten Grafen von P.....

Höll' und Teufel! knirſchte Göbl.

Sie kehrt nicht mehr ins Hotel zurück; ergänzte der Portier, ihre Tante iſt auch ſchon fort. Das Fräulein ſpeiſt heute bei dem Grafen in ſeinem Hauſe in der Löwelſtraße, und heute Nacht reiſet ſie mit ihm nach Preßburg. Die Rechnung für das Fräulein muß Director Carl bezahlen, auf deſſen Anordnung das Fräulein ſammt ihrer Tante die Zimmer hier im Hauſe gemiethet und welcher ihren Unterhalt zu beſtreiten garantirt hat.

Nun mußte Göbl herzlich lachen.

Braviſſimo! ſagte Göbl, ſo iſt dieſer auch geſoppt! — Gott ſei Dank! So bin ich es doch nicht allein.

Zum Unglücke für Carl kam dieſer gerade im Fiaker angefahren.

Göbl wendete den Kopf abwärts, theils um nicht erkannt zu werden, theils ſeinem Nebenbuhler nicht ins Geſicht lachen zu müſſen.

Carl machte die freundlichſten Naſenlöcher, als ihn der Portier ehrerbietig grüßte.

Nr. 14 zu Hauſe? fragte Carl den Portier.

Nein, antwortete dieſer.

Wo iſt denn Nr. 14?

In Nr. 91 in der Löwenſtraße.

Was macht ſie denn da?

Sie ſpeiſet da.

Bei wem denn?

Bei dem Grafen P . . . . .

So? Nicht übel!

Sie kommt auch nicht wieder. Heute Nacht reiſen Nr. 91 und Nr. 14 nach Preßburg. Der Rechnungsführer hier im Hotel kann Euer Gnaden das Nähere ſagen!

In dieſem Augenblicke drehte ſich Göbl um und grüßte Carl.

Was der Teufel! ſchrie dieſer, mein Prophet aus München! Wie kommen Sie hieher?

Ich bedauere, ſagte Göbl, daß ich Ihnen den undankbaren Streich, einen Streich, den nur eine verſchmitzte und dabei ganz gemeine Courtiſane zu verüben im Stande iſt, nicht prophezeien konnte. Ich ſelbſt ſah Fräulein Iſabella in den Wagen des Grafen P . . . . . einſteigen und davon kutſchiren.

Machen wir uns auch fort, ſagte Carl leiſe, ich ſchäme mich vor dem Portier!

Carl öffnete ſeinen Wagen, ließ Göbl davon Beſitz nehmen, und folgte nach.

Beide fuhren nach der Kärntnerſtraße.

Sie, Herr Prophet, ſagte Carl im Wagen, da Sie nun nicht mehr prophezeien, und in der letzten Zeit in München nicht mehr ſichtbar wurden, ſo ſagen Sie mir jetzt, wer Sie ſind.

Ich bin Baron Theobald von Göbl, antwortete der Gefragte.

Sie ſind Baron Göbl?

Zu dienen.

Der Mann, der in Lumpen bei mir erſchien?

Derſelbe. — Als ich nach München kam, war ich arm; ich hätte verhungern müſſen; ich griff überall zu, ich arbeitete wie ein Tagelöhner, ich arbeitete bei jenem Brande wie Keiner von der Löſchmannſchaft; meine Familie hatte mich verſtoßen eines Duells wegen, endlich verſöhnte ich ſie und ich erhielt von Hauſe wieder Geld, viel Geld — da bekam ich Händel mit Poißl, ich fing ſie gefliſſentlich an, weil er mich in meiner Armuth ſo ſchändlich behandelte; dieſes Duells wegen mußte ich wieder flüchten, aus München flüchten, doch das wiſſen Sie ohnehin, Sie waren ja in jener Nacht bei Iſabella, in welcher ich dieſe um ihren Beiſtand bat.

Carl konnte ſein Erſtaunen nicht mäßigen und hätte eine Menge Fragen auf den Lippen gehabt, wenn der Fiaker ſich nicht umgewendet und gefragt:

Wo fahren wir denn hin, Euer Gnaden?

Ja, richtig! ſagte Carl, wir müſſen doch wiſſen, wo wir hingerathen wollen?

Können Sie noch fragen? entgegnete Göbl. Sie, der Sie einen Contract Iſabellens in der Hand haben, einen bündigen Contract, den ich geleſen, werden doch dem Grafen P..... der Donna Beſitz nicht ſo leicht machen?

Bei meiner Seele! ſchwur Carl, daran habe ich in dieſem Augenblicke nicht gedacht! Sie können nun ſchließen, wie mich die Undankbarkeit und Pflichtvergeſſenheit dieſer Perſon indignirte, da ich, ich Director Carl auf einen Contract vergaß!

Wir fahren in die Löwelſtraße Nr. 91! rief Göbl dem Fiaker zu.

Recht haben Sie! fahren wir zu der Wortbrüchigen!

Sie muß mit uns!

O dieſen Grafen kenn ich, den werde ich ſogleich zu Paaren treiben!

Will er die Treuloſe nicht herausgeben —

So muß er ein furchtbares Löſegeld bezahlen.

Wie viel?

Sechs Tauſend Ducaten!

Dieſe beſitzt er nicht.

Er ſoll ſie zu leihen nehmen!

Sie fordern auf jeden Fall zu viel!

Ich thu' es nicht anders.

Wenn er Ihnen Iſabella verweigert?

Dann gehe ich zur Polizei und laſſe die Unverſchämte per Schub nach München bringen. Mein lieber Baron, Sie wiſſen nicht, was ich für ein furchtbarer Menſch bin —

Wenn Sie eiferſüchtig ſind?

Nein, wenn ich für ein verletztes Contractrecht gerichtliche Schritte mache.

Nur beſonnen!

Sorgen Sie nicht! Ich bin nie beſonnener als wenn ich klagbar werde.

Hier iſt die Löwelſtraße.

Hier Nr. 91.

Fiaker! Anhalten!

Ausſteigen!

Portier!

Portier erſcheint.

Iſt der Herr Graf zu Hauſe?

Ja.

Wo iſt er?

In der Belle-Etage. Aber Sie können ihn jetzt nicht ſprechen.

Warum?

Er hat Gäſte!

Gerade der Gäſte wegen ſind wir hier!

Fräulein Iſabella iſt hier? Portier, nicht wahr, Fräulein Iſabella iſt hier?

Beſonnenheit! wiſpelte Göbl.

Portier, Fräulein Iſabella iſt hier? Ich bitte um Antwort.

Wie die Damen heißen, welche zu meinem Grafen kommen, weiß ich nicht.

Mehrere Damen?

Gewiß ein halbes Dutzend, Eine ſchöner als die Andere.

Die da ſchöner iſt als alle Andern, die ſuche ich. Portier, rufen Sie ſie mir heraus. —

Heraus rufen ſoll ich ſie wie ein Stubenmädel? Da könnte ich höchſtens meinen Dienſt verlieren.

Portier, ich ſchenke Ihnen ſechs Ducaten.

Gedulden Sie ſich, ich werde mit dem Kammerdiener ſprechen, vielleicht veranlaßt dieſer, daß Sie mit dem Grafen reden können. Wen ſoll ich melden?

Baron Göbl.

Und Bärenbrunn.

Sind Sie auch ein Baron?

Wenn es nach Rechten ginge, Ja!

Kommen Sie herauf.

Nach fünf Minuten ließ der Graf die beiden Herren vor.

Carl hielt eine Rede.

Der Graf lachte.

Ich kann Sie nicht hören, ohne zu lachen, ſagte der Graf, immer fällt mir der „Schwätzer“ ein*).

Carl ließ ſich nicht irre machen und ſprach in Einem fort.

Als der Graf endlich erfuhr, um was es ſich handle, als er den Namen Iſabella hörte, da erwiederte der Graf ganz ruhig:

Meine Herren, Sie ſind in einem ungeheueren Irrthume. Wer hat Ihnen den Bären angebunden, daß eine Schauſpielerin bei mir ſpeiſe, daß ich mit dieſer Schauſpielerin heute Nacht nach Preßburg reiſe? Laſſen Sie den Portier im Hotel „zur Kaiſerin von Oeſterreich“ zurechtweiſen für ſeine impertinenten Lügen! — Adieu, meine Herren.

Der Graf wendete den Beiden den Rücken und ging.

Schnell ins Hotel zurück! rief Carl. Der Portier vom Hotel der „Kaiſerin von Oeſterreich“ muß hieher! Ich laſſe nicht nach!

Carl und Göbl eilten fort.

Als ſie über die Treppe liefen, kam der Graf ins Vorzimmer zu ſeiner Dienerſchaft.

Wenn dieſe Beiden noch ein Mal hieher kommen, ſagte der Graf ſehr aufgebracht zu ſeinen Leuten, und nicht auf der Stelle aus dem Hauſe expedirt werden, ſo verliert Ihr ſammt und ſonders Eueren Dienſt!

---

*) Eine der beiden Darſtellungen Carls war der „Schwätzer“ in Goldoni's Luſtſpiele.

V.

Carl war ſo unbeſonnen, mit Göbl und dem Portier des Hotels noch ein Mal im Hauſe des Grafen P..... zu erſcheinen.

Wie der Graf bereits angeordnet hatte, wurden die Eindringlichen auf nicht ſehr höfliche Art abgewieſen, allein der Director ließ nicht nach und ſtieß die heftigſten Beſchuldigungen gegen den Grafen aus, vermaß ſich endlich ſogar, dem Grafen durch ſeine eigenen Leute ſagen zu laſſen, daß, wenn es ihm einfallen ſollte, Iſabella wirklich zu entführen, ſo werde er nicht nur mit dem Contracte in der Hand die Pflichtvergeſſene gerichtlich verfolgen, ſondern auch den Grafen durch die Mittheilung dieſer Geſchichte in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" öffentlich compromittiren.

Hierauf verließen Carl und ſeine Begleiter das gräfliche Haus wuthentbrannt und Carl bedauerte nur, daß er im Theater an der Wien beſchäftigt war, weil er ſonſt ganz gewiß nicht von dem Hauſe gewichen, und hätte er die ganze Nacht harren müſſen, um Iſabella zu erwarten und ſie ſeinem Nebenbuhler zu entreißen.

Nur keine Unbeſonnenheit! mahnte Göbl noch ein Mal. — Gehen Sie zu Gericht; es bleibt Ihnen nichts anderes übrig. Ueberſehen Sie nicht, daß Sie kein anderes Recht auf dieſe Schauſpielerin geltend machen können, als was Ihnen nach dem vorhandenen Contracte zuſteht. In Wien befindet ſie ſich mit Urlaub vom Iſarthor-Theater nach Ihrem eigenen Zeugniſſe, das Sie ihr zur Reiſe mitgegeben; Iſabella iſt weder Ihre Frau, Ihre Tochter, noch Ihre Mündel, Sie können ſie alſo nicht zur Verantwortung ziehen, wenn ſie irgendwo zum Diner gebeten wird, oder zu Ihrem Vergnügen eine kleine Reiſe antritt; nur wenn ſie in der ihr beſtimmten Zeit nicht nach München zurückkehren ſollte, dann können Sie ſie reclamiren und Ihre Rechte geltend machen, früher nicht!

Sie haben recht! Sie haben durchaus recht! Das Aergerlichſte bei der Sache iſt nur, daß ich das Wiener Theater noch nicht als Pachter übernommen habe und ſchon in einigen Tagen nach München zurückkehren muß, um mit der ganzen Geſellſchaft hierher zu kommen.

Geben Sie mir eine Vollmacht, in Ihrer Abweſenheit in Ihrem Namen zu handeln, wie Sie für gut finden werden; laſſen Sie mir den Contract hier. Ich werde Ihre Rechte vertreten; wenn die Heiderer nach Ungarn reiſet, werde ich ihr nachreiſen und ſie nach München zurück bringen, und wenn ſich zehntauſend Grafen P..... dagegen ſtemmen ſollten.

Göbl und Carl wurden hierüber einig, aber Carl wurde noch nicht ruhig, er gelobte ſich, Iſabella noch ein Mal zu ſehen und ihr zu zeigen, daß er ſie in dem Augenblicke geſehen, in welchem ſie mit dem Grafen P..... den Reiſewagen beſtieg.

Carl eilte in das Theater an der Wien.

Es wurde an jenem Abende abermals „der Schwätzer“ gegeben. Nie hat Carl dieſe Rolle ſo ſchnell geſpielt, nie ſo haſtig geſchwätzt als dieſes Mal; das Stück ging um mehr als eine Viertelſtunde früher zu Ende. Carl wartete nicht das Hervorrufen am Schluſſe der Komödie ab, ſondern lief in die Garderobe, warf einen ſchwarzen italieniſchen Mantel um, drückte ſich einen tiefen Hut mit zehn Finger breiter Krempe ins Geſicht, ſetzte ſich in einen Fiaker und fuhr in die Löwelſtraße.

Als er über den Michaelisplatz kam, ſchlug es neun Uhr.

Sie können noch nicht fort ſein! ſagte Carl für ſich, der Portier des Grafen, den ſechs Ducaten mir verpflichteten, wiſpelte mir zu „Nach dem Souper!“ Ich komme nicht zu ſpät.

In der Gegend der Staatskanzlei ließ Carl den Fiaker anhalten, ſtieg aus dem Wagen und ſtellte ſich einige Schritte vom P.....ſchen Palaſte auf.

Er war als Abällino coſtumirt.

In der Eile hatte er den Hut des Schauſpielers Grüner erwiſcht, welchen dieſer in früherer Zeit in Zſchokkes „großem Banditen“ trug. Der Mantel war Carl viel zu groß, denn er ſchleifte ihn auf der Erde nach.

In dieſem ſonderbaren Anzuge konnte er in Wien nur in der Löwelgaſſe erſcheinen, wo bekanntlich ſelbſt am hellen Tage Zimmermanns Buch „Ueber die Einſamkeit“ am beſten hätte geſchrieben werden können.

Carl ſtützte ſich an einen Eckſtein.

Ein paar Stallknechte aus dem nahen fürſtlich Palmiſchen Hauſe gingen vorüber.

Sie ſahen den Vermummten, hielten ihn für einen „Gewölbwachter“ und beachteten ihn nicht weiter.

Carl verwendete keinen Blick von der zweiten, der Belle Etage des Hauſes, in welchem Iſabella ſich befand.

Die Belle-Etage war glänzend erleuchtet; in dem Herzen des Betrogenen war es Nacht.

Carl ſtand wie eingemauert.

Es ſchlug zehn Uhr.

Sein Herz ſchlug lauter als die Thurmuhr.

Ich glaube nicht, ſagte Carl mit dumpfer Geiſterſtimme, welche dem Gouverneur im „Don Juan“ Ehre gemacht hätte, daß ſie vor Mitternacht das Gelage verläßt! Ha, könnte ich unter die Entſetzlichen da Oben hintreten und die Schändliche von der Seite ihres Verführers reißen!

Ha! und zehn Mal Ha! Niederträchtige Iſabella! Verrätheriſcher Graf!

Jetzt kam eine herrſchaftliche Equipage und hielt am Hauſe Nr. 91.

Noch Beſuche zu ſo ſpäter Stunde? ſagte Carl.

Er trat näher.

Graf Ferdinand Palffy ſtieg aus der Equipage.

Carl erkannte ihn.

Dieſer hätte mich erblicken ſollen! rief Carl mit derſelben dumpfen Gräberſtimme aus.

Der Jäger des Grafen, der den Wagenſchlag geöffnet hatte und ſeinem Grafen aus der Caroſſe half, wollte ſich zum Kutſcher ſetzen.

Guter Freund! redete Carl den Jäger an, was geſchieht denn da Oben?

Der Jäger erſchrak.

Was iſt das für ein Gewächs? ſagte der Jäger, ſieht aus wie eine Maus in einem „Moſthefen.“

Ich bin der Vorſteher von den Laternanzündern und muß beobachten, ob meine Leute ihre Schuldigkeit thun. Was da Oben geſchieht? habe ich gefragt.

Da Oben iſt Souper, hübſche Mädeln ſind dabei und mein

Graf iſt eingeladen, weil der Herr, der dort Oben wohnt,
heute Nacht auf ſeine Güter reiſt.

Allein?

Ei, der Graf da Oben reiſt nicht allein, ſein Huſar hat
mir vertraut, daß er die Schönſte mitnimmt.

Ha! ſagte Carl.

Was hat der Herr geſagt?

Ha! hab' ich geſagt, und dies iſt nichts Unrechtes.

Gute Nacht, Herr Laternanzünder!

Gute Nacht! erwiederte Carl.

Es ſchlug endlich eilf Uhr.

Carl verwandte noch immer kein Auge vom Haus
hore.

Um halb zwölf Uhr fuhren mehrere Wagen vor.

Das Souper geht zu Ende, ſagte Carl, die Gäſte werden
bgebelt.

Fünf Damen kamen über die Treppe.

Die Bedienten riefen die Kutſcher.

Carl trat näher.

Zum Geier! murmelte Carl, lauter bekannte Geſichter,
le „mudelſauber!“ Die Mollete iſt die Madame Walla
om Leopoldſtädter Theater, und die Blonde: Madame Dunſt!
ann drei Figurantinnen vom Kärntnerthortheater! Ich glaube,
r Graf da oben iſt ſelbſt ein heimlicher Schauſpieldirector. —
h, die Schönſte behält er für ſich! Dieſe iſt ſeine erſte
ünſtlerin! O, Iſabella! Iſabella! Warum haſt Du
ir dies gethan!

Nun kam der Reiſewagen des Grafen mit vier Poſtpferden
ſpannt. Der Poſtillon fuhr in das Haus, kehrte im Hofe
n und ſtellte ſich neben der Treppe auf.

Verfluchte Geſchichte! ſagte Carl, nun ſteigen ſie im

Hofe ein! Im Hofe bin ich nicht im Stande, Iſabellen in den Wagen zu helfen!

Ei was! ich riskire es. Umſonſt will ich hier nicht auf der Lauer geſtanden und meinen Plan nicht ausgeführt haben. Der Graf muß zuerſt einſteigen, ſonſt erhält Iſabella nicht die rechte Seite!

Carl huſchte in das Thor und kauerte ſich unter eine große Laterne, deren Schatten ihn verbarg.

Graf Ferdinand Palffy kam über die Treppe. Sein Wagen fuhr vor.

Graf Ferdinand ſetzte ſich in ſeinen Wagen und fuhr nach Hauſe.

Nun kamen die Bedienten ganz athemlos über die Treppe.

Der Reiſewagen wurde geöffnet.

Die Bedienten trugen eine Chatoulle und ſtellten ſie in den Wagen, dann brachten ſie zwei weiche Kiſſen, einen Damen-Mantel und einen Herren-Mantel; den Damen-Mantel breiteten ſie rechts, den Herren-Mantel links über die Wagenſitze.

Nun rauſchte es über die Treppe.

Ein Seidenkleid wurde ſichtbar.

Der Graf lachte auf der Treppe, daß das Echo des alten Gebäudes aus ſeiner Ruhe geſtört wurde.

Portier! rief der Graf.

Der Portier erſchien mit dem großen, dreieckigen Hut in der Hand.

Portier! fragte der Graf, war der Narr, der Carl, wieder hier?

Ich habe ihn mit keinem Auge mehr geſehen, Euer hochgräflichen Gnaden, erwiederte der Portier.

Der Graf ſetzte ſich in den Wagen.

Er hat ja heute Komödie geſpielt, bemerkte Iſabella, und hob den einen Fuß auf den Wagentritt.

Carl ſprang herzu und half ihr in den Wagen.

Ja, ſagte Carl, Er hat heute Komödie geſpielt, aber das Stück iſt noch nicht aus, die Haupt-Komödiantin hat noch eine Scene!

Heiliger Gott! rief Iſabella, und ſiel in den Wagen hinein.

Die Bedienten wußten nicht, was geſchehen.

Carl benutzte die Verwirrung und eilte aus dem Hauſe.

Als der Graf ſich erkundigte, hatte Carl ſeinen Fiaker bereits erreicht und fuhr davon.

Der Graf wüthete. Er wollte den Portier auf der Stelle entlaſſen.

Er war verkleidet! ſagte Iſabella. Der Portier konnte Carl nicht erkennen. Carl ſah wie ein Bandit aus!

Der Graf fing wieder heftig zu lachen an.

Der Poſtillon fuhr aus dem Hauſe, ſchnalzte, und blies dann in ſein Horn die munterſten Weiſen.

Iſabella entfloh der Kaiſerſtadt.

VI.

Die Gaſtrollen Carls und ſeiner Gattin fanden ein Ende. Sie wurden, was den Beifall und Zuſpruch des Publicums betraf, eben ſo brillant beendet, als ſie begonnen hatten.

Die Rückreiſe nach München war nicht mehr aufzuſchieben, denn die Regiſſeure und der Caſſier Held meldeten bereits in jedem Briefe, welche Stürme Poißl in Carls Abweſenheit herauf beſchweren, um die Exiſtenz des Iſarthor-Theaters zu untergraben.

Carl kam wahrhaft ins Gedränge.

Auf der einen Seite das neue Unternehmen in Wien, und bei dem Verfalle deſſelben, das Riſico, mit einer für die Kaiſerſtadt neuen Geſellſchaft, mit Stücken, die bis zum Ueberdruſſe in vier Theatern (eine Oper beſaß Carl nie, war auch der größte Feind jeder werthvollen muſikaliſchen Production) längſt gegeben wurden, zu reuſſiren; auf der andern Seite die gemeinen Theater-Cabalen in München; Carl befand ſich in einem ſo argen Gedränge, daß er beinahe den Kopf verloren hätte, wenn ihn nicht ein Brief Wardners, der mittlerweile von Iſchl und Salzburg mit ſeiner Frau in München eingetroffen war, ermuthigt hätte. Dieſer ſchrieb:

> „Wir ſind in München angekommen und können Deine Rückkunſt aus Wien nicht erwarten. Bruder Carl, wir waren bisher ganz gleiche Schickſals-Genoſſen; lächelte mir Fortuna, ſo lächelte ſie Dir auch; ich habe, ſeitdem ich nicht an Dich geſchrieben, wieder ein ungeheures Glück gehabt.

Ich kaufte das Eiſenwerk bei Leoben, und ſtelle Dir vor, ich brachte es durch erhöhte Induſtrie zu einem ſolchen Erträgniß, daß es mir 33 Procent abwirft. Ich benutze die Eiſenwerke nach dem Syſteme des königlich preußiſchen Regierungsrathes Müller, welcher mit dem Erdbohrer auch in den Eiſenbergwerken des Erzherzogs Johann ſo ungeheuere Reſultate erzweckte. Ich habe nun an den preußiſchen Regierungsrath ſelbſt geſchrieben, und bei der nahen Reiſe, die er nach Idria unternimmt, wird er mein Eiſenwerk beſuchen, und ich bin überzeugt, daß er das Erträgniß auf 50 Procent erhebt. — Ich habe mein Eiſenwerk für 120,000 Gulden gekauft und Roſthorn in Wien bietet mir bereits in baarem Gelde 200,000 Gulden dafür an. Freund Carl, dies mag Dir den ſichern Beweis liefern, daß jetzt wieder der Moment gekommen iſt, in welchem auch Dir ein großer Glücksfall bevorſteht. Richte Deine Augen nach Wien; in München iſt für Dich kein Segen mehr; ich habe das Terrain in Deiner Abweſenheit genau ſondirt. Mich kennt Niemand hier; man weiß nicht einmal, daß ich mit Dir in oberflächlicher Berührung ſtehe. Ich erfahre ſo eben, daß Du bald von Wien abreiſeſt; ſpute Dich, ich habe einen Frachtwagen voll höchſt wichtiger Neuigkeiten für Dich, welche ich nicht einmal dem Papier anvertraue. Meine Frau grüßt Dich herzlich; wir beide freuen uns, Deine Frau kennen zu lernen, für welche ganz München enthuſiasmirt iſt und über deren Vorzüge die Bewohner dieſer Stadt alle einig ſind.

Dein unveränderlicher Freund

Heinrich von Wardner.

Gaſthaus zur „Traube" in München,
17. Juni 1825."

Carl empfing dieſen Brief und verdoppelte ſogleich ſeine Vorkehrungen zur Abreiſe, nur der Gedanke an Iſabella trat ihm noch hemmend entgegen.

Es hilft mir mein Mißtrauen gegen Göbl nichts, dachte Carl, ich muß mich ihm in die Arme werfen; mag er im Trüben fiſchen; ich muß es dulden, wenn ich Sie nur wieder erhalte; mein Recht muß mir werden, vor der Geſellſchaft muß ich triumphiren, und dieſer muß es abermals klar werden, daß ich mit meinen Contracten nicht ſpaßen laſſe!

Der ſchlaue Director Carl! Er machte ſchon in München ſo entſetzliche Contracte, als hätte er es mit Leibeigenen zu thun, und wurde in München, trotz der entſetzlichen Verclauſulirungen ſeiner Verträge, ebenſo geprellt wie ſpäter in Wien, wo er manchmal ein oder zwei arme Teufel, die ſeine Verträge brachen, zu Geldſtrafen und ſelbſt zu Freiheitsſtrafen brachte, und dafür die beſten Mitglieder, z. B. die Mügge, die Schreiber, den Heckſcher und ſo viele Andere, ohne einen Heller Entſchädigung zu erhalten, aufgeben mußte, und für ſeine Verfolgungen noch ausgelacht wurde. Die Contracte Carls bildeten einen der ſchwärzeſten Flecke in ſeinem Geſchäftsleben: ſie entrüſteten ebenſo die Bewohner Münchens als Wiens; dieſe häßlichen Contracte entfremdeten ihm ſelbſt die Herzen ſeiner beſten Freunde.

Carl beſuchte Göbl und inſtruirte ihn, was er zu thun habe.

In Ungarn iſt es ſehr ſchwer, bemerkte der Director, beſonders, was einen hochgeſtellten Cavalier betrifft, ein Recht geltend zu machen.

Ich weiß dies ſehr gut, erwiederte Göbl; gegen den gemeinen Mann wird häufig noch das Fauſtrecht ausgeübt; allein ich bin ebenfalls Edelmann, bin Baron, und habe mich genau erkundigt, wie weit die Freiheiten der Magnaten gehen; gegen Thätlichkeiten habe ich einen Talisman, an welchen Graf P....., und dünkte er ſich ſelbſt ein türkiſcher Paſcha zu ſein, nicht denkt — ich werde ihn kirre machen: er muß Iſabella herausgeben, ohne zu muckſen!

Carl wurde beruhigt.

Baron, ſagte er, wie ſoll ich Ihnen Ihre Mühe, die Sie für mich haben werden, vergelten? — Aus dem Aufwande, den Sie in Wien machen, aus den Verbindungen, welche Sie in Wien beſitzen, erſehe ich, daß Ihnen ein Mann, wie ich, durchaus keine Gegendienſte erweiſen kann. — Geld kann ich Ihnen nicht anbieten, denn Sie beſitzen mehr als ich, Geſchenke von Werth wage ich Ihnen nicht anzutragen, denn wer Brillanten an den Fingern trägt von ſolchem Werthe, dem müßte ich einen Solitär reichen von 10,000 fl. im Preiſe, und Empfehlungen kann ich ebenfalls nicht bereiten wollen, denn wer in dem Hauſe des erſten Miniſters des Kaiſers Zutritt hat und zu ſeinen Soiréen gelangt, was kann einem ſolchen Manne wie Sie an meiner Recommandation liegen!*).

Ich werde Ihnen in München, wenn ich Iſabella ihrer

---

*) Das war wirklich der Fall; der unter dem Namen Baron Göbl bekannte Fremde in Wien hatte ſich Empfehlungsbriefe an den Fürſten Staatskanzler verſchafft, und erſchien einige Male in ſeinem Salon. — Göbl war ein äußerſt gebildeter Mann, er hatte ſeine Studien vollendet, beſaß die feinſten Manieren, ſprach franzöſiſch, italieniſch, engliſch; war Poet, ſchrieb ſehr geiſtvolle Gedichte, ließ dieſe in der „Theaterzeitung,“ in der „Wiener Zeitſchrift,“ im „Sammler“ ꝛc. ꝛc. abdrucken, galt für einen geſchickten Diplomaten, und ſuchte eine Anſtellung in der kaiſerl. Staatskanzlei in Wien. Sein Aeußeres war ſehr einnehmend, und im Cirkel gebildeter Damen wußte er ſich ſehr beliebt zu machen; er war einer der angenehmſten Geſellſchafter.

Tante wieder zugeführt habe, ganz gewiß mittheilen, wodurch Sie **mir** eine Gegengefälligkeit erzeugen können; ſorgen Sie nicht, Sie ſollen mein Schuldner nicht bleiben!

Carl reiſte nach **München**.

Göbl nach **Preßburg**.

VII.

Als Göbl in Preßburg ankam, kehrte er in dem damals ſchon und noch immer ſehr beliebten Hotel „zum grünen Baum“ ein.

Wie in München und Wien und in allen Städten Deutſchlands, in welchen Göbl lebte, imponirte er ſogleich durch ſein vornehmes Weſen und den Aufwand, den er machte.

Er hatte einen Bedienten bei ſich. Er hieß Dreybauer und war ein Landsmann des Barons.

Der Bediente, welcher in der feinſten Livrée ſteckte, und mehr Gold auf ſeinem Rocke trug, als mancher auf das Koſtbarſte geſchmückte herrſchaftliche Huſar, gab es womöglich noch höher als ſein Herr.

Als der Reiſewagen in dem Gaſthof zum „grünen Baum“ in die Thorhalle fuhr, ließ Göbl den Wirth rufen.

Der Wirth erſchien.

Ich wünſche drei Zimmer für mich, ſagte Göbl, und eins für meinen Bedienten, Zimmer mit der Ausſicht nach dem Platze, nicht höher als eine Treppe. —

Der Wirth berichtete, daß Seine Gnaden die gewünſchten Zimmer erhalten können.

Iſt's gefällig, den Wagen zu verlaſſen und die Zimmer zu beſehen?

Ich bleibe, ſagte der Baron, mein Charles wird die Zimmer beſehen. Er kennt meinen Geſchmack.

Zeigen Sie mir die Zimmer, bemerkte der Bediente barſch. Zeigen Sie mir die ſchönſten Zimmer; mein Baron iſt nicht gewohnt, „ſchoffl“ zu wohnen.

Der Wirth ließ durch den Zimmerkellner ein paar Zimmer öffnen.

Charles warf einen Blick hinein.

Wie? rief er, keine ſeidenen Gardinen? Zeigen Sie Ihre ſchönſten Zimmer, wiederhole ich, oder wir kehren im Gaſthofe „zur Sonne“ ein.

Wünſchen Sie die, in welchen Seine Excellenz Graf Eſterházy gewohnt hat?

Wenn ſie excellent ſind! Ja! Sperren Sie auf.

Es geſchah.

Nicht übel! verſetzte der Bediente. Zeigen Sie mir nun das für mich beſtimmte Zimmer.

Hier.

In dieſer Krautkammer ſoll ich wohnen?

Erlauben Sie, das iſt keine Krautkammer. Zur Zeit des Landtags, wenn der Zuſpruch an Fremden ſehr groß war, haben hier Cavaliere gewohnt. —

Das mögen ſaubere Cavaliere geweſen ſein!

Erlauben Sie, daß ich die Jalouſien öffne, dieſes Zimmer wird Ihnen gewiß gefallen. Es iſt ganz neu ausgemalt.

Tapeten! Tapeten! Malerei iſt „ſchoffl!“

Erlauben Sie, ich habe noch mein ganzes Leben kein tapezirtes Bedientenzimmer geſehen. —

Reſpect vor der Livrée, Herr Wirth! Mancher Bedienter iſt ſo wichtig, wie ſein Herr, vielleicht noch wichtiger! —

Wenn Sie dies nicht glauben, ſo werde ich es Ihnen beweiſen! Ich prüfe die Rechnungen, ich bezahle ſie. —

Das habe ich nicht gewußt! Ich wiederhole, daß dies Zimmer nett iſt. Ich werde Ihnen ſeidene Decken in Ihr Bett bringen laſſen und ſeidene Kiſſen. —

Bon! So will ich mich dazu bequemen. Was haben Sie für Paſſagiere im Hauſe?

Von Herrſchaften wohnt hier: Gräſin Almaſy, Baron Stölk, der General Graf Stortheim, zwei junge Fürſten Reuß mit Baron Thalern, ihrem Begleiter, Graf Tertling; von Privaten: die Brüder Renthelm aus Wien, Kaufmann Freſe aus München, Apotheker Klauermann aus Prag, Tabakhändler Wüſt aus Mainz. —

Wer?

Tabakhändler Wüſt aus Mainz. —

Wo wohnt der?

Im zweiten Stocke Nr. 28. — Er iſt in dieſem Augenblicke nicht hier. Er iſt nach Debreczin gereiſt, bleibt ungefähr vier Wochen aus. Seine beiden Zimmer müſſen ihm aufbewahrt werden.

Der iſt wol ein reicher Mann?

Enorm reich! Er iſt in ganz Ungarn wohlbekannt; er kommt alle Jahre zwei Mal hieher; im Sommer zur Tabak-Ernte und im Winter —

Nun?

Zur Ernte der Cavaliere. —

Was heißt das?

Die meiſten ſind ihm ſchuldig! Wenn zu Neujahr die Revenuen unſerer Adeligen erfolgen, reiſt Herr Wüſt von einem Edelmanne zum andern und holt ſich ſein Darlehen.

Sammt wucheriſchen Zinſen?

Ich will's nicht geſagt haben!

Es iſt Zeit, meinem Herrn zu melden, daß die Zimmer gut ſind. — Herr Wirth, nun ſorgen Sie für ein Diner. Mein Herr trinkt gerne Champagner! Für mich können Sie ebenfalls eine Flaſche in Eis ſetzen.

Der Bediente holte ſeinen Herrn, bezahlte den Poſtillon, ließ abpacken und zeigte dann die Paſſagier-Zimmer.

Göbl fand die Zimmer nach ſeinem Wunſche.

Der Wirth fragte an, wo der Baron ſpeiſen wolle.

Im Saale, ſagte der Baron, ich liebe Geſellſchaft.

Der Bediente brachte das Geſpräch wieder auf den Tabakhändler Wüſt, wieder kam er auf Wüſts Reichthum zurück.

Ich wünſchte nur das Geld zu haben, was er bei mir liegen hat, bemerkte der Wirth. — Ich verwahre während der Abweſenheit des Herrn Wüſt ſeine Chatoulle, in der ſich gewiß 20,000 Ducaten befinden; dieſe ſind alle zu Darlehen beſtimmt.

Göbl ignorirte das Geſpräch, pfiff eine Melodie und ſagte:

Mich hungert! Er ging in den Speiſeſaal, in welchem er an einem großen runden Tiſche eine Menge junge Leute fand, die ganz ausgelaſſen luſtig waren, und ihre Luſtigkeit auch auf brutale Weiſe äußerten.

Es waren Juraten.

Als Göbl eintrat, ſagte der eine der Juraten:

Heut regnet es wieder Schwaben!

Göbl merkte den Witz, lachte und ſetzte ſich den jungen Händelſuchern vis-à-vis.

Der Wirth zeigte ſich ſehr geſchäftig um den Fremden.

Der Bediente Göbls trat ein, ſagte ſeinem Herrn ein paar Worte in's Ohr und ſervirte dann ſtatt des Kellners.

Den Juraten war dies nicht recht.

Wir ſind hier im Extrazimmer und dulden keinen Bedienten! ſagte der eine Jurat. Mein Herr, ſchaffen Sie Ihren Domeſtiken hinaus; zum Bedienen iſt der Kellner da!

Sie haben mir nichts zu gebieten! antwortete Göbl. Ob ſie meinen Bedienten dulden wollen oder nicht, darum ſcheer ich mich nicht ſo viel! Charles, bring' mir meine Piſtolen, wenn es dem unartigen Patron nicht recht iſt, wie ich hier lebe, ſo will ich ihn mit meinen „Kuchenheimern" bekannt machen. —

Hierüber ſprangen alle Juraten auf.

Gemach, meine Herren, ſagte Göbl ganz ruhig; wenn ich dem mit dem großen Schnurrbart ein Ohr weggeſchoſſen haben werde, ſtehe ich Jedem von Ihnen zu Gebote. —

Mein Herr, wiſſen Sie, wer wir ſind?

Juraten! antwortete Göbl, ich weiß es; Leute, welche das Recht ſtudirt haben wollen, die Fremden zu beleidigen, welche Jeden inſultiren, der nicht Ihr Landsmann iſt, welche die edle ungariſche Nation bemakeln und ſie in den Ruf der Unduldſamkeit, der frechen Grobheit und in den Ruf des Mangels an Gaſtfreundſchaft bringen! Juraten, die da meinen, ſie könnten Jeden, der ſich ihnen nähert, beleidigen! Kommen Sie näher! Verſuchen Sie Ihre Großthaten, Zwölfe gegen Einen! ich fürchte Sie nicht. Charles! Schenk ein! Auf das Wohl der vortrefflichen ungariſchen Nation mit Ausnahme derjenigen, welche ihr Schande machen!

Die Juraten ſchwiegen.

Wirth! rief Göbl, nun erzählen Sie mir etwas Neues. — Ich war lange nicht in Preßburg.

Was treibt Graf P....., iſt er ſchon hier?

Ja, antwortete der Wirth, er iſt ſchon angekommen.

Wohnt er noch in ſeinem früheren Hauſe mit dem prachtvollen Garten, in welchem er vor Jahren ein Theater erbauen ließ?

Ja.

Was treiben ſeine Schönen? Wer iſt jetzt die Glückliche?

Niemand kennt ſie; aber eine ſolche ſeltene Schönheit hat er noch nicht gehabt.

Ich kenne ſie. Sie iſt eine Schauſpielerin aus München, heißt Iſabella und war zuletzt in Wien, da lernte ſie der Graf kennen. Ich werde ſie morgen beſuchen, die ſchöne Iſabella! Ich habe ſie früher gekannt als der Graf!

Göbl lachte.

Champagner! befahl Göbl.

Er wurde gebracht.

Herr Wirth! ſcherzte Göbl, das iſt doch nicht ungariſcher Champagner, dafür müßte ich danken! So ſehr ich dem Ungar-Wein huldige, ſo ſehr verabſcheu' ich den Champagner, der in Ungarn gebraut wird. Laſſe man jeder Nation ihre Landesproducte unverfälſcht! Ich habe ein Mal in Paris franzöſiſchen Tokayer getrunken, das iſt auch ſo ein frevelhaftes Gebräu; dem Reſtaurant, der mir den franzöſiſchen Tokayer credenzte, habe ich das Glas an den Kopf geworfen. Apropos, Herr Wirth, haben Sie eine ſchmucke Equipage? Stellen Sie ſie mir für den Nachmittag zur Verfügung! Iſt's noch ſo hübſch im Eiſenbründl?

Himmliſch!

Man erhält dort ein Gouter?

Vortrefflichen Caffee! Die ſchöne Iſabella iſt geſtern dahin gefahren und Graf P..... ritt ihr Abends entgegen.

Ich werde ihr entgegen fahren! Herr Wirth, noch eine Flaſche Champagner, ich hoffe, daß ich von derſelben Sorte erhalte. Die zweite Flaſche, die Sie mir bringen, laſſen Sie auf mein Zimmer ſchaffen, dann will ich Caffee! Indeß befehlen Sie, daß eingeſpannt wird.

Göbl ſetzte ſeinen Hut auf, ſah die Juraten nicht mehr an und ging aus dem Speiſeſaale.

Der Bediente folgte ihm.

Wer iſt denn der Kerl? fragte derſelbe Jurat, welcher zuerſt geſprochen hatte.

Ein deutſcher Baron.

Militär?

Ich glaube nicht!

Wenn er nicht Officier iſt, ſoll er uns kennen lernen! Wir ſchlagen uns alle mit ihm!

Ganz wohl, Euer Gnaden, ſagte der Wirth.

VIII.

Wir folgen dem Director nach München.

Wie verderblich für ihn hatte man die Zeit benutzt, in welcher er in Wien mit ſeiner Frau einen Cyklus von Gaſtrollen gab.

Was mußte Carl Alles erfahren!

Welche Intriguen! Welche boshafte Verleumdungen! Welche niederen Cabalen!

Carl eilte ſo ſchnell er konnte zu Wardner, ſeinem Freunde, in den Gaſthof zur „Traube."

Nach den erſten, herzlichen Bewillkommungsgrüßen referirte Wardner, — Carls unſichtbarer Kundſchafter, der mit einem Packete der vorzüglichſten Empfehlungsbriefe in den erſten Familien-Cirkeln in München erſchien und vor dem man über Theater Angelegenheiten offen zu ſprechen ſich nicht ſcheute; hatte man doch keine Ahnung, auf welchem freundſchaftlichen Fuße Wardner und Carl ſtanden, — die Umtriebe Poißl's.

Wardner ſchilderte Poißl in ſeinem Haſſe und Groll noch heftiger als Carl ſich ihn gedacht hatte. Poißl verſchmähte keinen Angriff auf das Theater am Iſarthor.

„Man ſchreit über den großen Ausfall, den das Hoftheater erleidet," äußerte ſich der Intendant gegen den Finanz-Miniſter, „und unterſtützt dabei den mächtigſten Rivalen dieſer

Bühne. Die rechte Hand klagt man an, daß ſie zu wenig Geld erwerbe, und der linken räumt man alle Mittel ein, die Einkünfte der rechten zu ſchmälern. Das Iſarthor-Theater mit ſeinen bunten Abwechselungen, mit ſeinen ungeheuren Einnahmen, bei dem Umſtande, daß das Volk am liebſten dorthin zieht, wo es in ſeiner Weiſe unterhalten wird, wo es ſogar den König und den königlichen Hof öfter als im eigenen Theater verſammelt ſieht; das Iſarthor-Schauſpielhaus mordet das königliche Hoftheater und bringt es um alle Gunſt des Publicums. Betrachten wir unſere Bühne, wenn wir claſſiſche Stücke geben. Bei Shakeſpeares, Racines, Calderons Werken ſpielen unſere Künſtler vor leeren Bänken. Geben wir ein Trauerſpiel von Leſſing, Schiller, Goethe, Collin u. ſ. w., ſo wollen nicht einmal die Beſitzer von Freibilleten zu uns kommen. Die große tragiſche Oper bleibt unbeſucht, indeß, wenn Carl den „Pulverſtoſſerl“ tanzt, den „Pauxel,“ den „Staberl“ ſpielt, wegen Andrang des Publicums die Theater-Caſſen ſchon um ſechs Uhr geſchloſſen werden müſſen. Und die Regierung duldet es, daß ſich ein Privatmann auf Koſten der Staats-Caſſa bereichere! — Dabei iſt Carl der gewiſſenloſeſte Nebenbuhler des Hoftheaters. Erfährt er, daß in Wien, Berlin, Dresden, irgend ein neues Stück Furore macht, ſo weiß er es ſich zu verſchaffen, und wenn es auch nicht zu dem Genre gehört, den er cultivirt, ſo gibt er es, und gibt es um 14 Tage früher, gibt es bei ſeinen geringeren Eintrittspreiſen, um dem Hoftheater den Reiz der Neuheit zu rauben. — Endlich wie bearbeitet Carl das Publicum durch die Theaterkritik, welche er auf ſeine Koſten mit den ſchönſten Coſtumebildern herausgibt; wie wird dem Publicum es eingeredet, welche Opfer Herr Carl bringt! welche Thätigkeit ihn beſeelt, wie meiſterhaft ſeine Geſellſchaft ſpielt, welche Abwechſelung und Mannigfaltigkeit ſein Repertoir beherrſcht! Dabei wird des Hoftheaters gedacht, als wenn es das Theater in Ingolſtadt wäre!

Nein, Excellenz! rief Poißl dem Finanzminiſter zu, dieſe Ungerechtigkeit gegen das Inſtitut der Hofbühne können Sie nicht mehr dulden; Sie haben unaufhörlich Erſparungen im Sinne, und müſſen Tauſende und Tauſende an die Hofbühne wenden, weil dieſe auf eigenen Füßen nicht mehr zu ſtehen vermag!

Endlich erwägen Excellenz das Gutachten der Polizei-Behörde. Die Polizei-Direction erklärt Carls Poſſen nicht nur für Geſchmack verderbend, ſondern auch viele für unſittlich! Die Späße Carls ſind meiſtens ſo gemein und unſchicklich, daß Mütter ihre Töchter füglicherweiſe nicht in jenes Theater führen ſollten, und wie er ſich häufig coſtümirt, z. B. im „Pamſel,“ man ſollte ihn in einem ſolchen Anzuge gar nicht auf die Bühne laſſen.“

— Der Finanzminiſter verſprach des Intendanten Angelegenheit durch eine eigene Eingabe dem Könige vorzulegen, auch die Aeußerung der Polizei-Behörde beizubringen. Er that es auch. —

Und der König? fragte Carl haſtig.

Der König entſchied, die Hälfte der Subvention des Iſarthor-Theaters könne eingezogen werden — dabei blieb es auch vor der Hand.

Ich will ſeine Majeſtät um eine Audienz bitten.

Einverſtanden, erwiederte Wardner, aber ja nicht, um das Verdict rückgängig zu machen. Preiſe Dich glücklich, daß es ſo gekommen, denn Du mußt förmlich gezwungen werden, Dein Glück, Dein wahres, dauerndes Glück, in Wien zu gründen; gehe daher immerhin zum Könige, aber nur, um Seiner Majeſtät zu melden, daß Du bereits in Wien abge ſchloſſen haſt, mit Deiner ganzen Geſellſchaft dort Gaſtrollen zu ſpielen. Daß Du nach den Erfolgen, deren Du Dich in Wien zu erfreuen haben wirſt, die Stunde ſegnen wirſt, die Dich für immer von München ſcheiden wird, weiß ich gewiß.

Carls Entſchluß war gefaßt, aber er wollte doch, ohne dem Könige ſein Herz zu öffnen, dieſen Entſchluß nicht verlautbaren.

Der König empfing Carl in einer Audienz, bedauerte bei dieſer die ſchlimme Wendung der Theaterangelegenheit, trug ſich huldvoll, wie der Monarch immer war, an, die Hälfte der dem Director durch den Finanzminiſter entzogenen Subvention aus eigener Schatulle zu bezahlen, welches Carl jedoch auf die devoteſte Weiſe ablehnte.

Nach der Audienz eilte Carl auf ſein Theater.

Er ließ die ganze Geſellſchaft um ſich verſammeln und theilte dieſer ſeinen Entſchluß mit, ſeine Schauſpieler, Schauſpielerinnen und was zum Iſarthor-Theater gehöre, nach Wien zu führen, und dort im Theater an der Wien, durch zwei Monate vorläufig, Gaſtvorſtellungen zu geben.

Der Jubel, mit welchem dieſer Entſchluß von allen Bühnenmitgliedern aufgenommen wurde, war unbeſchreiblich.

Damals befand ſich bei dem Theater des Iſarthors, auch ein junger Künſtler, der in Abweſenheit des Directors von der Regie engagirt wurde; es war Wilhelm Kunſt. Wer kennt ihn nicht in Deutſchland und wer wüßte es nicht, welche glänzende Mittel dieſer Schauſpieler beſaß.

Damals war Kunſt nun vollends eine Zierde der Bühne: denn eine ſchönere Geſtalt, ein ſprechenderes Auge, ein wohlklingenderes Organ, hat wohl noch kein Bühnenheld beſeſſen, wie Wilhelm Kunſt.

Al[illegible]r Carls Antrag, mit ihm und allen anderen Mitgliedern nach Wien zu reiſen, vernahm, glich der Ausbruch ſeiner Freude der Freude eines Kindes, wenn es den erſten Weihnachtsbaum erblickt! Er warf ſeinen Hut deckenhoch, er jauchzte wie ein Trunkener, umarmte Carl, umarmte die ganze Geſellſchaft, endlich perlten ihm ſogar Freudenthränen aus den Augen.

Carl ehrte die freudige Theilnahme ſeiner Mitglieder an dem projectirten Unternehmen am nächſten Sonntag, neun Tage nach ſeiner Rückkehr, durch ein großes Gaſtmahl auf ſeiner Beſitzung, wobei er auch die Ankunft Wardners und ſeiner Frau feierte und zugleich für ſein Theaterperſonal ein Feſt verband, das ohne Ausnahme, auch nicht eines Mitgliedes, ſo freudig nach Wien zu folgen verſprach.

Als Carl und die Geſellſchaft ihre Luſtigkeit auf den höchſten Gipfel ſteigerten, eilte Carls Kammerdiener herein.

Er meldete ſeinem Herrn heimlich einige dringende Worte.

Carl aber berührten ſie wie ein elektriſcher Schlag.

Iſt's möglich?! rief er, ſprang von der Tafel auf, eilte in den Vorſaal und führte am Arme

Iſabella

herein, deren Erſcheinen das höchſte Staunen erregte.

Sie flog auf Frau Carl zu, begrüßte ſie mit aller Ergebenheit und ſprach:

Der Störung wegen, die ich verurſache, bitte ich um Verzeihung. Mein Urlaub iſt zu Ende; ich kehre nach München zurück; da ich aber in dem Hauſe des Herrn Directors erfahren, daß die ganze Geſellſchaft zur Feier der Reiſe nach Wien hieher beſchieden ſei — ſo ſchmeichelte ich mir als engagirte Schauſpielerin des Iſarthor-Theaters, nicht ausgeſchloſſen zu ſein. Sollte ich geirrt haben, ſo werde ich mich augenblicklich zurückziehen und morgen im Directions-Bureau erſcheinen.

Man ſah es Carl an, welche Freude ihn durchglühte.

Die Mimiker ſeiner Geſellſchaft verſtanden ſeine Mimik.

Frau Carl räumte Iſabellen einen Platz an ihrer Seite ein.

Carl, wunderbar überraſcht, vermochte eine Frage nicht zu unterdrücken:

Baron Göbl, ſagte Carl, Baron Göbl? Wo iſt Baron Göbl? Ich glaubte, Er würde mit Ihnen nach München zurückkehren?

Ich bin nicht mit ihm gereiſt! betonte Iſabella; Sie kennen dieſen Herrn Baron vielleicht ſo wenig genau, als ich ihn genau kannte. Ich erzähle nur, daß ich ihm entfloh und daß er mich ſchwerlich ſobald in München aufſuchen wird.

Carl vermochte noch immer nicht ſeiner Neugierde Meiſter werden. —

Es iſt ihm doch kein Unfall begegnet?

Ein Unfall? — Ein Unglück! Der Herr Director erinnern ſich, daß Sie mir einen Urlaub, zuerſt nach Augsburg, und wenn ich dort keine Gaſtvorſtellungen zu geben Gelegenheit fände, auch nach andern Städten einzuräumen beliebten. Meine Schweſter iſt in Preßburg engagirt. Ich mußte nach Preßburg. Dort traf ich Baron Göbl. Es wurde von uns verabredet, daß er meine Tante und mich nach München begleite; allein der Unbeſonnene war mit jungen ungariſchen Edelleuten unartig, dieſe ſtellten ihn darüber zur Rede. Ein Zweikampf entſtand und nun liegt der Baron gefährlich verwundet im Gaſthofe zum „grünen Baum.“ Er wünſchte, ich ſollte in Preßburg bleiben, bis er geheilt; mein Urlaub ging zu Ende, doch wenn ich auch auf die Güte meines Di rectors ſündigend, 14 Tage und länger in Preßburg verweilt hätte, ſo würde ich von den jungen Edelleuten, welche Göbl inſultirte, mit den tiefſten Kränkungen aus Preßburg geführt werden ſein, welche Edelleute mir geradezu erklären ließen, wenn dieſer Baron zu meinen Freunden gehöre, ſie mich dies tief empfinden laſſen würden. Uebrigens iſt in Preßburg noch ein Unglück geſchehen. Im Schlafzimmer des Wirths hat man eingebrochen, eine Schatulle, die einem Tabakhändler gehörte, hat man geſtohlen; der Bediente des Baron Göbl war der Dieb! — Ich ergriff die Flucht vor dem Herrn und dem Diener, als ich dies erfuhr.

Das Erſtaunen der Geſellſchaft ſteigerte ſich aufs Höchſte.

IX.

Wir übergehen die Reiſe des Directors Carl und ſeiner Gattin mittels der Poſt nach Wien. Wir berühren auch die Waſſerfahrt ſeiner Geſellſchaft mittels dreier, äußerſt eleganter und zierlich erbauter Flöße nur beiläufig.

Die Schauſpieler-Geſellſchaft hatte eine luſtige, amüſante Fahrt, und die Geſellſchaft wäre auch luſtig geweſen und würde ſich amüſirt haben, wenn ſie zu Fuße von München bis Wien hätte wandern müſſen.

Reiſe-Marſchall war der oft genannte Caſſier Held. Er hatte eine erhebliche Summe Geldes zur Verfügung; Carl hatte ihm aufgetragen, ſeinen Bühnen-Mitgliedern jeden Comfort auf den beiden Flüſſen (Iſar und Donau) zu verſchaffen, und ihnen beſonders die Diners, Soupers und Nachtquartiere ſo angenehm zu beſtellen, als wäre der letzte Schauſpieler der Director ſelber.

Auf den Flößen befanden ſich an Damen: Remmert, Leißring, Holzapfel, Schlotthauer, Steiner, Rauſch, Scheithauf und Hartmann.

An Herren: Heigl, Haag, Kohrs, Kunſt, Remmert, Gämmerler, Deſſoir, Polka, Dor, Schütz, Leißring, Zachiſtal, Weidmann, Reichendinger, Holzapfel, Röth.

Sie landeten am 16. Auguſt, Morgens um 10 Uhr am „Schanzl“ und bezogen die ihnen von Carl für ſie bereits beſtellten Quartiere in mehreren Wiener Hôtels.

Carl hatte zu ſeinen Münchner Schauſpielern vom Perſonale des Grafen Palffy noch die Damen Gottdank, Müller, Palmer (jetzt Madame Scutta), Schmidt und Reſch, dann die Herren Klein, Palmer, Meierhofer, Wille, Nereni, Walſer, Stephanie, Fleichaus, Schwarzböck, den Garderobe-Inſpector Lucca di Piazza, den Balletmeiſter Rechberger mit einem Tänzercorps von acht Quadrillen und einem Sängercorps von zwölf Choriſtinnen und zwölf Choriſten engagirt.

Die Choriſtinnen, deren Engagement der Chordirector Herr Schwarzböck von der Palffyſchen Geſellſchaft beſorgt hatte, und der nur auf gute Stimmen und feingeſchulte Leute ſah, waren dem Director zu alt.

Er bebte erſchrocken zurück, als er ihrer anſichtig wurde und machte dem muſikaliſchen Chor-Vorſtande die bitterſten Vorwürfe.

Um Gotteswillen! Herr Schwarzböck, ſagte Carl, welche Mumien haben Sie mir zuſammengeſtellt?

Mumien? antwortete Schwarzböck, hören Sie ſie ſingen, Herr Director, ſie haben Stimmen wie die Glocken.

Wie die Schafglocken! Und wenn ſie wie Aeolsharfen ſängen, das Publikum glaubt es ihnen nicht. Dieſe alten Geſichter, dieſe dicken Leiber, dieſe feiſten Arme, eine einzige iſt jung, und dieſe iſt ſchon 65 Jahr alt! — Nein, nein, Herr Schwarzböck, dieſe Fußwaſchungs-Candidatinnen acceptire ich nicht; dieſe alten Pfründnerinnen aus dem Bürgerſpital könnte man höchſtens bei herabgelaſſener Cortine ſingen laſſen.

Ich habe ſie alle, geſtützt auf Ihre von München erhaltene

Vollmacht, contractlich auf drei Monate engagirt. Wenn Sie ſich mit dieſen Mädchen abfinden —

Mädchen ſind dies? fuhr Carl auf, jetzt möchte ich alte Weiber ſehen!

Ich bin in Verzweiflung!

Verzweifeln Sie nicht! Ich werde dieſe Matronen ſogleich los ſein!

Wenn Sie Ihnen Dreimonats-Gagen zum Geſchenk machen. —

Sie bekommen keinen Kreuzer! Geben Sie nur acht. Laſſen Sie mir dieſe Damen aufs Theater kommen.

Sie harren Ihrer Befehle im Probeſaale.

Ich erwarte ſie.

Die zwölf Choriſtinnen, welche zuſammen 572 Jahrzählten, erſchienen.

Carl ging Ihnen mit unendlicher Artigkeit entgegen. —

Meine Damen, redete Carl ſie an. Herr Schwarzböck hat Sie für mein Theater engagirt, und ich bin ihm dafür unendlich dankbar, er hat meine kühnſten Erwartungen übertroffen! Nie habe ich intereſſantere Geſchöpfe geſehen, und da Sie auch vollkommene Sängerinnen ſein ſollen, ſo bleibt mir kein Wunſch mehr übrig. Da ich aber königlich bairiſcher Theaterdirector und in Wien nur auf kurze Zeit verweile, ſo muß ich von jeder Dame, die ich in Wien engagire, an meinen Hof in München den Taufſchein ſchicken. Ich bitte Sie alſo, bis längſtens morgen Ihren Taufſchein zu ſenden; in 14 Tagen haben Sie Ihre Geburtsdocumente wieder zurück!

Den Taufſchein? fragte die Jüngſte, das wäre neu!

Weigern Sie ſich, dann müßten Sie zurücktreten.

Dies hat uns Herr Chordirector Schwarzböck nicht geſagt. —

Herr Chordirector Schwarzböck hätte es Ihnen aber ſagen ſollen.

Ich habe keinen Taufſchein.

Ich auch nicht!

Ich auch nicht!

Wenn ich das gewußt hätte, rief Mamſell Blattl (58 Jahre alt) hätte ich mich im Kärntnerthor-Theater engagiren laſſen!

Berathen Sie ſich, meine Damen, was Sie thun wollen.

Wir ſind Ihnen zu alt! rief die Eine grimmig; da ſieht man's, es kommt ſelten Etwas Beſſeres nach! Nun probiren Sie es nur mit jungen „Flitſcherln," die ſo falſch ſingen wie die Kindergeigen! — Wir bleiben Ihnen nicht! Wir gehen alle! Unſern Taufſchein! als wenn wir zur Firmung gehen ſollten!

Mit dieſen Worten fliegen ſie von der Bühne, als hätte ſie ein Sturmwind weggefegt.

Meine Damen! rief ihnen Carl nach, für jeden Contract, den Sie mir zurückbringen, gebe ich 5 fl.

In einer Stunde hatte Carl zwölf Contracte in ſeinen Händen.

Schwarzböck ſtaunte den Director an.

Das wußte ich, ſagte Carl, daß es ſo kommen würde, denn ehe ein übertragenes Frauenzimmer ſeinen Taufſchein producirt, gibt es lieber die größten Vortheile auf.

Am 18. Auguſt 1825 ließ Director Carl in die „Wiener Theaterzeitung" folgende Nachricht einrücken:

„Da morgen die Gaſtvorſtellungen auf dem k. k. privil. Theater an der Wien beginnen, ſo hält es der Unterzeichnete für ſeine Pflicht, vorher dem hochverehrten Publikum ſeine Anſichten darüber zu entwickeln.

Als das k. k. priv. Theater an der Wien ſchon längere Zeit geſchloſſen war, führten andere Geſchäfte den Unterzeichneten nach Wien, und hier entſpann ſich für ihn der Plan: „in dieſem Theater einige Zeit hindurch Gaſtvorſtellungen zu geben.“

Unterzeichneter geſteht gern, daß er dieſen Antrag mit beſonderem Vergnügen aufnahm, da ihm Wien ſtets theuer blieb, und auch die günſtigſten Verhältniſſe anderwärts nie in ihm den Wunſch unterdrücken konnten, hier, wenn auch nur auf kurze Zeit, thätig zu wirken.

Unterzeichneter unternahm daher mit der ganzen Geſellſchaft des königl. Theaters am Iſarthore in München die Reiſe hierher, um vom Auguſt bis Ende Octobers Gaſtvorſtellungen auf dem k. k. priv. Theater an der Wien zu geben.

Sein Vorhaben iſt für dieſe Zeit ein théâtre de variétés, im edleren Sinne zu begründen; das Drama, das feine Luſtſpiel, das romantiſche Schauſpiel und die Local-Poſſe ſollen ſich im bunten Reigen folgen; die Oper und die Pantomime fehlen nur deshalb, weil ſie in dem früheren Wirkungskreiſe in München nicht zum Reſſort dieſer Anſtalt gehörten, und es nicht möglich geweſen wäre, ſie in dieſer kurzen Zeit, und für dieſe Zeit würdig herzuſtellen.

Bei den Vorſtellungen beabſichtigt die Direction beſonders ein kräftiges Enſemble. Es gilt nicht ſowohl Einzelne glänzen zu laſſen, als das Werk mit möglichſter Rundung zu geben und ein Ganzes aufzuſtellen, daher auch die Regiſſeurs und erſten Mitglieder der Bühne, wenn es nöthig iſt, die kleinſten Rollen übernehmen, um das Enſemble zu ſichern.

Die Direction iſt weit entfernt, mit irgend einer der hier beſtehenden, oder früher beſtandenen Kunſtanſtalten wetteifern zu wollen; — bei einem ſo kunſtſinnigen Publikum, wie das der Kaiſerſtadt, würde ſich ſolch ein Dünkel ſchnell und ſtreng beſtrafen. Ganz anſpruchlos tritt das neue Unternehmen auf.

Der Unterzeichnete hofft indeſſen, es werde dem Publikum um ſo angenehmer ſein, daß eines der ſchönſten Theater Wiens wieder eröffnet wird, da es zugleich des ſeltenen Schauſpieles genießt, ein durchaus neues Perſonal wirken zu ſehen.

Wien, den 18. Auguſt 1825.

Der k. baieriſche Hofſchauſpieler und Director
des k. Theaters am Iſarthor in München
Carl.“

Am 19. Auguſt 1825 eröffnete Carl das Theater an der Wien mit den Münchner Schauſpielern. Es wurden „die Räuber auf Maria Culm,“ das bekannte Ritterſchauſpiel von Kuno (einem Karlsbader Schauſpieler) aufgeführt; in den Hauptrollen traten Carl als Räuberhauptmann auf (worüber die Wiener ſogleich ſehr giftige Bonmots circuliren ließen, und ſie kannten ihn doch erſt dem Rufe nach), mit ihm Deſſoir als Ritter Reiſengrün, Kunſt als deſſen Sohn, Frau Carl als Bibiana, Herr Heigl als Räuber Rupert u. ſ. w.

Der Zudrang war außerordentlich, und als Carl vor dem Anfange des Stückes, umgeben von ſeinen Münchener Schauſpielern und Schauſpielerinnen, vortrat und folgenden, Tags nach der Vorſtellung, in der „Wiener Theaterzeitung“ abgedruckten Prolog von Heigl ſprach:

Mit Luſt erſcheinen wir — mit leiſem Beben,
Entſcheidend rückt der Augenblick heran,
Wir ſah'n vor uns das Ziel ſo lockend ſchweben,
Die Kaiſerſtadt zog uns ſo mächtig an —
Da ſinkt der Muth — nur Eines kann ihn heben,
Nur Eines löſt des bangen Zweifels Bann:

Wenn Strenge nicht, wenn Nachſicht hier nur waltet,
Und Ihre Huld den zarten Keim entfaltet.

Denn ſchüchtern ſchwanket noch die fremde Pflanze,
Aus einem Nachbarland herbeigebracht,
Kein Blümchen, nur ein Blatt zum ſchönen Kranze,
Der längſt hier prangt in reicher Farbenpracht.
Erhält ſie ſich auch wohl bei dieſem Glanze?
Wer iſt es, der vor Stürmen ſie bewacht?
Wenn Sie ihr gütig Ihre Pflege weihen,
So wird ſie bald in voller Kraft gedeihen!

Und wer — wer dürfte hier noch Zweifel wagen?
Kenn' ich denn nicht dies hochgeprieſ'ne Land?
Iſt mir nicht ſelbſt aus frühern, ſchönen Tagen
Der güt'ge Sinn des edlen Volks bekannt?
Sie werden, was wir bitten, nicht verſagen,
O! reichen Sie uns ſchützend Ihre Hand!
Groß iſt's, dem Fremden gütig ſich zu zeigen,
Und jedes Große war ſtets Ihnen eigen!

Dies Hoffen wird begeiſternd uns umſchweben,
Vertrauend Jeder ſeine Gabe bringt;
Kein Einzelner will hier ſich ſtolz erheben,
Wenn nur das ſchöne Ganze uns gelingt;
Ein Wille herrſcht in jeder Bruſt, Ein Streben,
Da Jeder nach demſelben Ziele ringt:
Hier gilt es Ihren Beifall zu gewinnen,
Und muthig wollen wir das Werk beginnen!

begrüßte die neue Geſellſchaft und ihren Director ein enthuſiaſtiſcher Beifall.

Die Darſtellung des Stückes wurde mit eben ſo rauſchendem Beifalle aufgenommen, und es iſt vielleicht nicht unintereſſant zu leſen, was über dieſen erſten Abend der Carlſchen Entrepriſe in Wien die „Theaterzeitung" vor 31 Jahren ſchrieb:

„**Wien. K. K. pr. Theater an der Wien.** Auf dieſer Bühne gibt gegenwärtig der Director des k. bayriſchen Iſarthortheaters, Hr. Carl, mit ſeiner Geſellſchaft eine Reihe von Gaſtvorſtellungen und hat dieſelbe am 19. Auguſt mit dem bekannten erzromantiſchen Schauſpiel: „die Räuber auf dem Culmerberge“ begonnen. — Der Produktion ging eine Art von Prolog in Verſen voraus, den Hr. Carl in Gegenwart aller Mitglieder der genannten Münchner Bühne ſprach, und womit es ihm gelang, das Publikum gleich vom Anfange für ſein Unternehmen zu gewinnen. — In dieſem Prologe (den dieſe Blätter bereits in Nro. 101 mitgetheilt haben) äußerte ſich Hr. Carl übrigens auf eine ähnliche Art, wie in ſeinen früheren Ankündigungen; er deutete nämlich wiederholt auf den Zweck der Darſtellungen und auf die Abſicht hin, ein vollkommenes Enſemble zu bilden. Nicht auf das Einzelne ſei es abgeſehen, ſondern auf ein Ganzes. Der Ausdruck iſt nicht ganz richtig gewählt, denn ohne Einzelnheiten läßt ſich kein Ganzes denken, und ſind die Erſtern mittelmäßig, ſo wird auch das Letztere nicht viel beſſer ſein. Doch dies nur im Vorübergehen und blos darum, weil uns Hr. Carl damit ſelbſt den Maßſtab in die Hand gegeben hat, welchen wir an die Leiſtungen ſeiner Geſellſchaft legen ſollen. Hr. Carl verſicherte ferner, mit keiner der hieſigen Bühnen rivaliſiren zu wollen. Dies iſt gut gemeint, und man wird es ihm auf's Wort glauben. Aber in ſo fern das Streben jeder dramatiſchen Anſtalt überhaupt dahin geht, im Verein aller Kräfte ein möglich gelungenes Ganzes zu liefern, ſo iſt, insbeſondere hier, die Rivalſchaft gar nicht zu vermeiden. Freilich bleibt dabei zu berückſichtigen, daß manche einzelne Bühnen wieder ihre Sphäre haben, in der ſie ſich ausſchließlich bewegen; doch dies kann bei einem Théâtre des variétés, wie es uns Hr

Carl, und noch dazu im höhern Style, verheißt, nicht der Fall ſein, denn ein ſolches ſtrebt nach Wechſel und Mannigfaltigkeit in jedem Fache. — Man ſieht, Hr. Carl hat ſich keine geringe Aufgabe feſtgeſetzt, und es ſteht nur zu erwarten, n wie fern er dieſelbe genügend löſen werde. — Was dieſe ſeine erſte Darſtellung anbelangt, mit welcher wir es gegenwärtig zu thun haben, ſo iſt nicht zu leugnen, daß er in derſelben geleiſtet, was verſprochen wurde; Alles ging nämlich ſo gefügig zuſammen, daß man, wenn auch kein vollendetes, ſo doch immer ein befriedigendes Ganzes am Schluſſe vor Augen ſah. Die Wahl des Stückes ſelbſt war übrigens nicht eben die glücklichſte, denn abgeſehen, daß es zu den abgeſchmackteſten Producten einer Gattung gehört, die, ſoll ſie ſich einmal auf dem Felde behaupten, denn doch Beſſeres aufzuweiſen hat, das auch leicht herausgefunden werden konnte: ſo ſind die Rollen überhaupt ſo geſtellt, daß es gerade nur die Entwicklung einzelner Kräfte, keineswegs aber jene vollſtändigen Enſembles erlaubt, wenn man zu den letzteren nicht etwa die Statiſten zählen will. Bibiana und Kuſt ſind die beiden Pole, um deren Axe ſich alle übrigen drehen; dazwiſchen florirt noch der jugendliche Liebhaber Ottomar, die andern jedoch dienen nur zum Ausfüllen des Hintergrundes und verſchwimmen in ein mattes Grau. Daher werden wir auch blos dieſer drei Hauptperſonen zu erwähnen haben, und dieſe Erwähnung kann nur beiläufig und muthmaßlich ſein, da zu einem begründeten Urtheil öftere Beſchauung und Herſtellung eines weniger fremdartigen Verhältniſſes zwiſchen Schauſpieler und Zuſchauer nothwendig wird. Alles Neue auf der Bühne, wie im Leben, vorzüglich wenn es uns, wie hier, in Maſſen entgegen kommt, hat für den Anfang etwas Beengendes und Unbequemes; man iſt nicht zu Hauſe und iſt nicht in der

Fremde, man muß ſich gleichſam wieder einbürgern und eingewöhnen, bevor man mit Ruhe über den Stand der Dinge und über das, was durch die veränderte Lage allenfalls gewonnen oder verloren wurde, entſcheiden kann. — Von dieſer Anſicht ausgehend nennen wir zuerſt Mad. Carl als Vibiana. Die bühnengewandte Schauſpielerin ließ ſich nicht verkennen und eine ruhigere, gemäßigtere Entwicklung, als wohl ſonſt in dieſer Rolle der Fall zu ſein pflegt, konnte der Darſtellung nur zum Vortheile gereichen. Gerade die Hauptſcenen gelangen in dem bezeichneten Geiſte; vorzüglich jene zu Anfang des dritten Aufzuges, wo die Wirkung um ſo vortheilhafter erſchien, je getreuer die Darſtellerin der Wahrheit blieb, und je weniger übertrieben wurde. Wenn uns aber auf der einen Seite keine übereilten und verrenkten Declamationen beängſtigten, ſo dürfen wir doch auf der andern nicht verhehlen, daß uns der Vortrag, beſonders im Anfange zu monoton und langſam erſchien; dies bewirkt eine Einförmigkeit, welche der darſtellenden Kunſt, deren Princip Leben iſt, da ſie verlebendigen ſoll, gerade entgegenſteht. Zum Glück ſcheint inzwiſchen dieſer falſche Pathos, der aus der franzöſiſchen Schule zu uns gekommen iſt, bei Mad. Carl noch nicht zur Manier geworden zu ſein, denn er wurde in der Folge glücklich vermieden und es fehlte der Darſtellung, wie geſagt, keineswegs an reicher und feuriger Farbengebung. Vielleicht lag dem Ganzen auch nur die unvermeidliche Befangenheit des erſten Erſcheinens zum Grunde, und dann wird ſich hoffentlich bald eine Gelegenheit finden, unſere Behauptung zurückzunehmen. — Hrn. Carl kennen wir bereits aus frühern Zeiten; er verſteht den theatraliſchen Effect und wirkt mit entſchiedenem Erfolge darauf hin, wenn auch bisweilen auf Koſten der Wahrſcheinlichkeit. Dies kann man jedoch in einer Rolle wie jene des Fuſt, die ohnehin die

Unwahrſcheinlichkeit ſelbſt iſt, dem Darſteller nicht wohl verargen. Vorzüglich zu loben iſt die Art, mit welcher er in das Spiel ſeiner Umgebungen einzuwirken verſteht; eine Kunſt, die Manchem zu wünſchen wäre, den man ſonſt eher loben als tadeln könnte, und der mit allen ſeinen Vorzügen wie ein Verwaiſeter unter ſeinen Mitſpielern umherirrt, weil er ſich nicht in das rechte Verhältniß mit ihnen zu ſetzen weiß. Gerade in dieſem wechſelſeitigen Zuſammenſpiel liegt, nach dem Ausſpruche aller Kenner, der eigentliche Werth der Darſtellung, indem nur dadurch eine volle und lebhafte Anſchauung des Darzuſtellenden gewonnen wird. Uebrigens iſt bekanntlich Hrn. Carls eigentliche Sphäre die komiſche, und wir ſparen daher ein weiteres Urtheil, bis er ſich uns in dieſer zeigt.

Was nun den dritten in dieſem Bunde anbelangt, den Ritter Ottomar nämlich, ſo vermochten wir es fürs Erſte noch nicht über ihn ein beſtimmtes Urtheil zu fällen. Eine hübſche Theaterfigur und ein angenehmes Organ ſind allerdings Behelfe, die zweckmäßig angewendet, den Beifall der Menge ſichern; aber dieſer Beifall kann vor den Augen des ruhigeren Beſchauers keineswegs die Mängel verdecken, die ſich unter ſeine ſchirmenden Fittiche zu flüchten ſuchen. Ottomar iſt keineswegs der pathetiſche Held, den uns Hr. Kunſt in jedem Momente vor Augen rückt, ſondern nichts mehr und nichts weniger, als eine gute verliebte Haut, wie man zu ſagen pflegt, und je ungeſtümer er ſich geberdet, je mehr erſcheint er als Parodie, je ſtürmiſcher er vortritt, je weniger kann er den Poltron verleugnen. Man ſieht, wenn es der Zweck des Darſtellers war, dem Charakter eine Ritterlichkeit zu geben, von der ſich nicht der kleinſte Funke in ihm vorfindet, ſo hat er gerade das Gegentheil bewirkt, denn dieſe Ritterlichkeit läßt ſich keineswegs durch Schärfe und Langſamkeit der Betonung, die freilich jedes Wort auf eine Schwertſpitze ſtellt, erzwingen. — Doch wir wollen nicht ungerecht erſcheinen, und die weitern Leiſtungen des Hrn. Kunſt abwarten, bevor wir eine, vielleicht zu harte Meinung, ganz und unverholen ausſprechen. — Der Wahrheit zur Steuer werde hier noch bemerkt, daß Hr. Kunſt ſehr beifällig aufgenommen und zu wiederholten Malen gerufen wurde. — Von den übrigen Mitſpielenden läßt ſich, wie geſagt, für diesmal gar nichts Beſtimmtes anführen, Hrn. Heigl ausgenommen, der die kleine Rolle eines der Räuber mit einer Sicherheit und Friſche der Schilderung gab, daß wir den tüchtigen Künſtler nicht verkennen durften, welcher ſich auch in dem beſchränkteſten Kreiſe mit Tact und Umſicht zu zeigen verſteht. Möge uns Hr. Heigl recht bald Gelegenheit geben, unſere Erwartung beſtätigt, und ihn ſelbſt auf eine Weiſe beſchäftiget zu ſehen, die es uns möglich macht, ausführlicher und erſchöpfender über ihn zu ſprechen. — Das Stück ſelbſt war übrigens mit vielem Geſchmacke in die Scene geſetzt. Der Schluß des zweiten Aufzuges gab ein impoſantes, durch die gewandte Ausführung noch mehr gewinnendes Schauſpiel ab. Auch das Arrangement des Feſtes ließ nichts zu wünſchen übrig; der volle Hintergrund des Theaters nahm ſich, in zweckmäßiger Perſpective recht hübſch aus; die Gruppirungen waren lebendig und ſprechend — ein neuer Beweis, daß ſich oft mit geringen Mitteln mehr erzielen läßt, als mit pomphaftem, aber unbegründetem Aufwand. — Und ſo heißen wir denn Hrn. Carl einſtweilen willkommen in unſerer Mitte, ſeine ſichtbaren Bemühungen verdienten den Dank, den ihm das Publikum laut und unverholen darbrachte; wir aber glauben ihm hiermit die Verſicherung geben zu dürfen, daß es ihm nie an der erwünſchteſten Anerkennung fehlen werde, ſo lange er in dieſen Bemühungen fortfährt.“

Nach dem Theater, als Carl die größten Sorgen über das Beginnen ſeines Unternehmens über Bord geworfen, gönnte er ſich einige Erholung.

Iſabella und ihre Tante, die er nicht mit ſeiner Geſellſchaft reiſen ließ, ſondern wie das erſte Mal mit der Poſt in einem eigenen Reiſewagen nach Wien ſendete, fanden dieſes Mal ihr Abſteig-Quartier im „Schwan.“

Im Theater, bei Carls erſter Vorſtellung, befand ſie ſich in einer Parterre-Loge.

Carl begab ſich zu ihr und ſoupirte mit ihr und der Tante in einem ſeparaten Zimmer.

Der Groll, den Carl gegen die ſchöne Schauſpielerin hätte hegen ſollen, war längſt vergeſſen, beſaß er ſie doch wieder und ſprach ſie doch ſo bewegt und überzeugend von ihrer Reue über ihre Unbeſonnenheit und Verblendung, und ſtellte ſie doch ihre Verirrung auf eine Weiſe dar, welche den verliebten Director beinahe rührte.

Der Graf P..... ſpiegelte mir vor, ſagte ſie, daß er ein Theater auf dem Schloßgrunde ſeines Gebietes habe, und daß er mir auf dieſem Gaſtrollen zugeſtehen wolle.

Ich erfuhr ſogleich nach meiner Ankunft in Preßburg, daß er mich getäuſcht; ich entfloh ihm alſo augenblicklich und begab mich in den erſten Gaſthof dieſer Stadt, zum „grünen Baum.“

Da begegnete ich dem Baron von Göbl, aber auf welche grauenerregende Art! Er lag in einem Tragſeſſel verwundet, von einem Duelle nach Hauſe geſchafft, das ſein keckes, vorlautes Weſen hervorgerufen, wie ich Ihnen, Herr Director, bereits erzählte.

Der Unvorſichtige rief mich an, und nun hätte ich es bald mit den Juraten zu thun gehabt, wenn ich nicht ſchnell in mein Zimmer geeilt.

Auf dem Wege nach meinem Zimmer wurde ich noch mehr erſchreckt.

Göbls Bedienter hatte die Verwirrung im Hauſe benützt, denn während Wirth, Wirthin und die Hausleute herbei eilten, um den Verwundeten unterzubringen und einen Arzt herbei zu rufen, brach der Diener des Barons in den Zimmern des Wirthes und in ſeinem Schreibkaſten ein und war ſo eben dabei, eine Schatulle, die einem Tabakhändler gehörte, zu rauben; ein Kind der Wirthin, das unbeachtet in des Wirths Wohnung zurück blieb, bemerkte den Einbruch und zog an einer Glockenſchnur aus Leibeskräften; der Wirth erſchien und packte den Verbrecher.

Mir zuckte dies wie ein Blitz durch den Kopf, fuhr Iſabella zu erzählen fort.

Um des Heilands willen! dachte ich, wenn etwa dieſer Menſch auch in München die Einbrüche verübt hätte! Ich ſah ihn einſtens mit Göbl im engliſchen Garten; er trug zwar an jenem Tage keine Livrée, er war ſo gut gekleidet wie der Baron; ſein hartes, ſtarres, ſchwarzes Geſicht fiel mir aber auf — wenn etwa Göbl —

Selbſt ein Dieb wäre? Ein Dieb aus den beſſeren Ständen? fiel Carl ein. — Ich will's nicht glauben, es wäre aber möglich! Dieſer Baron hat etwas Unheimliches an ſich, und wenn er noch ſo liebenswürdig ſein will. —

- Man hat ſeinen Diener verhaftet.

O, wenn Herr und Diener Diebe ſind, ſo wird der Diener den Herrn nicht verrathen, das werden beide ſchon abgemacht haben!

Als das Geſpräch Carls mit Iſabella eine andere

Wendung nahm, und wieder auf die Theaterangelegenheiten geleitet wurde, ergriff die Tante eine ſchickliche Gelegenheit, den Director zu fragen:

Wann werden Sie endlich meine Nichte debutiren laſſen? Bei dem Wohlwollen, welches heute das Publikum Ihrer geſammten Geſellſchaft ſchenkte, läßt es ſich doch vorausſetzen, daß Iſabella eben ſo reuſſiren werde, wie Ihr Münchner Perſonal; auch wird dieſes neue Perſonal in der erſten Zeit ſeiner Anweſenheit in Wien nicht im Stande ſein, gegen meine Nichte ſolche Cabalen zu organiſiren, wie es in München geſchmiedet hat. —

Cabalen? antwortete Carl, Cabalen dulde ich bei meinen Mitgliedern nicht; ich bin vielleicht der einzige Bühnenvorſtand in Deutſchland, der Cabalen unter ſeiner Theatergeſellſchaft nicht aufkommen läßt. —

Möglich! erwiederte die Tante, wenn es vielleicht die Verleihung einer Rolle und abſichtlich vernachläſſigtes Zuſammenſpiel oder übereilte Proben u. ſ. w. gilt, aber die Cabalen, die man im Publikum anzettelt, das man in öffentlichen Caffee- und Gaſthäuſern feindſelig ſtimmen läßt, welches man ſodann zur auffallenden Kälte, oder zu Zeichen, die Mißfallen andeuten, inſtruirt, ſolchen Cabalen vermögen ſie doch nicht Meiſter zu werden.

War dies bei Fräulein Iſabella in München der Fall?

Ganz gewiß.

Sie irren; das Stück, welches Iſabella zu ihrem Debut wählte, gab Veranlaſſung zu dem fatalen Erfolge. Im Iſarthor-Theater liebt man nun einmal kein froſtiges Stück, kein Luſtſpiel, welches ausſieht, als hätte es der Verfaſſer mit dem Cirkel gemacht! — Im Theater an der Wien würde „Minna von Barnhelm“ daſſelbe Schickſal haben.

Ich will auch nicht in dieſem Stücke auftreten, laſſen Sie mich als „Käthchen von Heilbronn“ debutiren. —

In einer Rolle meiner Frau? fuhr Carl auf. Nein, liebes Kind, das geht nicht.

Sie ſind wohl gar ein Pantoffelmann! lachte Iſabella, und fürchten etwa, daß Ihre wertheſte Gemahlin dies übel nehmen könnte?

Meine, mir wirklich werthe Gemahlin nimmt mir nichts übel, aber ich würde es mir übel nehmen, wenn ich meine Frau auch nur zum Scheine zurückſetzen ſollte. Es könnte die erſte Schauſpielerin der Welt bei meinem Theater engagirt ſein und auf Koſten meiner Frau ſich zeigen wollen, ſo würde ich ihr dies abſchlagen.

Sie fürchten alſo das Talent meiner Nichte, und ſcheinen überzeugt zu ſein, daß Iſabella ſie verdunkle?

Der Himmel iſt mein Zeuge, daß ich dies nicht fürchte, ich bin ſogar ſo offenherzig zu bemerken, daß Fräulein Iſabella einen ſchweren Stand haben würde, denn das Publikum Wiens ſah meine Gattin als Käthchen im Hoftheater in Wien, und hat ſie über alle Begriffe ausgezeichnet, aber ich bin meiner Gattin die größten Rückſichten ſchuldig. Es wäre auch gegen alle Ehrlichkeit, wenn ich meine Frau, die mir ſo viele Geduld und Nachſicht ſchenkt, als Künſtlerin kränken ſollte*).

---

*) Dieſe Aeußerung Carls iſt buchſtäblich wahr. In tauſend Fällen zeigte er ſich zwar ſo als wenn er nicht verheirathet geweſen wäre; aber dies hinderte ihn nicht ſeine Frau wahrhaft zu verehren, ihren Verſtand, ihre maßloſe Herzensgüte, ihre ſeltene Beſcheidenheit im Leben und im Kunſtgebiete zu preiſen. Carl nannte ſeine Frau immer ſeine beſte Freundin auf dieſer Welt, ſeine umſichtigſte Rathgeberin; er geizte nach ihrem Beifall, — und lobte ſeine Frau eine ſeiner Darſtellungen, ſo galt ihm dies höher als das lauteſte Lob des Publikums. Carl ging noch weiter.

Gut denn, verſetzte Iſabella mit etwas gereiztem Tone, ſo geben Sie mir eine andere brillante Rolle; laſſen Sie mich die „Jungfrau von Orleans" ſpielen.

Hierzu entſchloß ſich Carl ſogleich.

Die „Jungfrau" war ebenfalls eine Rolle ſeiner Frau, aber ſie ſtellte ihm dieſelbe ſchon in München zur Dispoſition. Iſabella war nun um ſo mehr vollkommen zufrieden geſtellt, als Carl verſprach, der Schönen einen wundervollen, ganz neuen Harniſch anfertigen zu laſſen.

Kaum war das Theatergeſpräch zu Ende, ſo trat der Zimmerkellner herein.

Er meldete, daß ſchon zum dritten Male ein Herr ſich eingefunden, der den einen Arm in der Schlinge trage, und ſich jedes Mal erkundigt habe, „ob Fräulein Iſabella allein ſei."

Ich antwortete, als der fremde Herr Mittags hier erſchien, „das Fräulein habe Gäſte;" als er um ſechs Uhr Abends wieder kam: das Fräulein wäre ſpazieren gefahren und befände ſich um ſieben Uhr im Theater; jetzt meldete ich dem Fremden: das Fräulein hätte abermals Geſellſchaft, und zwar befände ſich Director Carl hier.

Hierauf ſtampfte der Fremde unwillig mit dem Fuße und befahl mir zu melden: „Daß das Fräulein Iſabella dafür ſorgen möchte, daß er Sie morgen um 8 Uhr beim Frühſtücke ganz gewiß allein ſprechen könne."

Ei der Tauſend! verſetzte Carl, das iſt gewiß eine unverſchämte Bettelei!

Er achtete ihr Urtheil auch in anderen Dingen. Nannte ſeine Frau ein Stück, das zur Darſtellung eingereicht wurde gut, ſo wurde es ohne irgend eine Abänderung, die er doch ſonſt ſehr liebte, gegeben. Dieſe Angaben werden alle Mitglieder ſeiner Bühne beſtätigen.

Wie ſah der Mann aus?

Ich kann ihn nennen, obgleich er ſeinen Namen nicht angab.

Sie kennen ihn? fragte die Tante.

Ich nicht, aber — einer unſerer franzöſiſchen Köche, der zufällig aus der Küche kam. — Der Fremde heißt Göbl und legt ſich den Titel Baron bei.

O, den laſſen Sie mir ja nicht vor die Augen, bat Iſabella.

Sorgen Euer Gnaden nicht, verſetzte der Zimmerkellner. Als Göbl den Koch erblickte, flog er, wie eine Kugel aus dem Laufe fort. Ich fragte den Koch, was dieſe ſchnelle Flucht des Fremden zu bedeuten?

Der Franzos lachte und ſagte in ſeinem Deutſchfranzöſiſch: „Monſieur kennt mich ſehr gut und fürcht mich; Monſieur war in Frankfort, wo ich ebenfalls geweſ'; Monſieur wird nicht mehr hieher komm' und kommt Monſieur, werd' ich alle Hausleut' zuſammen ruf' und Herr dazu und beide Portiers! Monſieur ſind Frippon!“

Carl und Iſabella ſahen ſich mit bedenklichen Mienen an.

Ich danke Ihnen, ſagte Iſabella, daß Sie mir dieſe Nachricht hinterbracht; mir wäre die Viſite dieſes Menſchen höchſt unangenehm.

Euer Gnaden müſſen mir ſchon verzeihen, entgegnete der Zimmerkellner, aber in unſerm Hauſe ginge es dem ſogenannten Herrn Baron nicht gut, wenn er ſich noch ein Mal hier blicken ließe. Dieſer Menſch hat im großen Hôtel zum „engliſchen Hof“ in Frankfurt eingebrochen, hat alles Silberzeug geſtohlen, iſt erwiſcht worden, hat drei Jahre im Correctionshauſe in Eiſen geſeſſen; ſollte er ſich hier bei uns noch ein

Mal blicken laſſen, ſchlagen ihn die Hausknechte und die Portiers zum Krüppel. Wenn in unſerm Hôtel Etwas geſtohlen wird, ſo muß das geſammte Dienſtperſonal zuſammenlegen und den Raub erſetzen; einem Diebe ergeht es daher bei uns abſcheulich ſchlecht.

Man ſoll dieſen Schurken ſogleich in Wien verhaften laſſen, meinte die Tante. Er hat in München meiner Nichte –

Ruhig! ſagte Carl; man muß mit ſolchen Leuten behutſam auftreten; man muß die Polizei handeln laſſen und nicht mit der Thüre ins Haus fallen, und dies muß heute noch eingeleitet werden. Als ich vor Jahren hier wohnte, wendete ſich Carl an den Kellner, ſoupirte hier an jedem Abende der Polizeicommiſſär Hofmann; ich lernte ihn als einen der umſichtigſten Commiſſäre kennen — kommt Herr von Hofmann noch immer hierher?

O ja, täglich; er befindet ſich ſo eben im Speiſeſaale; es iſt noch ein Herr Commiſſär bei ihm.

Ich will ſogleich zu ihm, verſicherte Carl, nicht nur beide Damen, das ganze Hôtel braucht Schutz gegen einen verwegenen Menſchen. Es iſt ohnehin halb zwölf Uhr. Ich breche auf, meine Damen. Beruhigen Sie ſich vollkommen! Morgen, nach der Probe beſuche ich Sie. A revoir!

Carl ging in den Speiſeſaal.

X.

Die Leſer werden ſich erinnern, daß viele Verwandte Carls, namentlich ſein Vater und ſeine Mutter ganz außer ſich geriethen, als er dem Militärſtande, dem Officiers-Charakter entſagte und ſich dem Theater zuwendete.

Seine Eltern und Freunde ließen ihn ohne Unterſtützung, daher es dem jungen Anfänger in der Schauſpielkunſt, auch in den erſten Jahren am Theater in München, ſo kümmerlich erging, daß er ſich kaum ſatt zu eſſen vermochte. Hätte er den Theater-Caſſirer Held nicht kennen gelernt, würde er wohl an manchem Abend kaum eine trockene Brotrinde zu verzehren gehabt haben.

Der Einzige aus ſeiner Familie, der den Eltern gegenüber Carls Vertheidigung zu übernehmen den Muth hatte, war ſein Bruder Titus.

Titus ließ keine Gelegenheit vorüber gehen, ohne Carls Lobredner zu werden.

So oft Titus in Münchner oder Wiener Journalen günſtige Beurtheilungen über „ſeinen Carl" fand, legte er dieſe ſeiner Familie vor, und die Commentare, mit welchen er die kritiſchen Urtheile begleitete, waren noch weit wärmer, als ſie die freundſchaftlichſten Federn zu ſchreiben vermochten.

Allein „der alte Staberl" — ſo wurde in Wien ſcherzweiſe Carls Vater genannt, blieb kalt und unverſöhnlich.

Ich will nichts wiſſen von dem Taugenichts! wüthete Herr Bärenbrunn; ich habe ſo viel Geld an den Ungerathenen gewendet, habe ihn in der Militär-Akademie erziehen, habe ihn alle Sprachen der Welt lernen laſſen, habe ihm die Bildung eines Cavaliers verliehen, habe ihm die Education eines Barons Bärenbrunn, nicht eines ſimplen Bärenbrunn angedeihen laſſen; er tanzt, er ficht, er reitet, er voltigirt, er ſchwimmt ſogar wie ein geborner Adeliger, und nun iſt er Komödiant geworden! Ich möchte mir die wenigen grauen Haare ausraufen, welche ich noch beſitze! — Dazu kommt noch, daß er mir ſo verzweifelt ähnlich ſieht, daß die Leute, die mich nie geſehen, wenn ſie meiner einmal anſichtig werden und meinen Sohn kennen, ausrufen: Das iſt Carls Vater! ja, daß ſie mich ſogar auf Promenaden und in Caffeehäuſern den alten Staberl nennen, wie neulich auf dem „Graben“ in Taronis Limonaden-Zelte; ich hätte die beiden Burſchen, die ſo unverſchämt waren, mir dieſen — Spitznamen zu Gehör zu bringen, arretiren laſſen, würde ich das Aufſehen nicht geſcheut haben.

Das hätte Sie freuen ſollen, Papa, erwiederte Titus; ich wünſchte, man nennte mich den jüngſten Staberl, ich würde ſtolz darauf ſein!

Bärenbrunn, der Vater, fuhr hierüber wüthend auf.

Willſt Du etwa auch Schauſpieler werden? ſchnaubte er Titus an.

Papa, wenn ich aufrichtig reden darf, ja. —

Hinaus vor die Thüre! tobte der alte, und laſſ’ Dich nie mehr vor mir ſehen!

Papa, laſſen Sie ſich doch ruhig auseinander ſetzen, daß ich zu nichts Anderem einen eigentlichen Beruf in mir fühle.

Soldat ſollſt Du werden. —

Sie wollen alle Welt zu Soldaten machen, und wollten es doch nie ſelbſt ſein!

Wenn ich wieder auf die Welt komme, werde ich Cadet.

Werden Sie Jemand haben, der ihnen Zulage gibt?

Ich brauche keine Zulage. —

Aber ich! Ein Cadet ohne Zulage iſt ein undenkbares Weſen.

Bah! Man avancirt zum Officier.

Ein junger Officier, einem Cavaliere gleich erzogen, bedarf eben ſo ſehr einer Zulage, als ein — —

Ich gebe Dir keinen Heller.

So laſſen Sie mich beim Theater als Cadet eintreten, mein Bruder wird mir Zulage geben.

Dein Bruder Carl? Carl hat ſelbſt nicht, um einen Hund aus dem Ofen zu locken. —

Mein Bruder beſitzt jetzt ſchon 60,000 fl. Reichswährung.

Bärenbrunn lachte, daß er ſich ſchüttelte.

Komödie! rief er.

Er hat ſich dieſes Capital als Director am Iſarthor erworben. —

Komödie! wiederhole ich Dir! entgegnete der Alte unter fortwährendem Gelächter. Erinnere Dich doch an die Schanderſcenen, als dieſer verwetterte Komödiant vor fünf Jahren zum erſten Male in Wien ſeinen verfluchten Staberl ſpielte. — In dem Augenblicke, als die Courtine aufgezogen werden ſollte, kam ein Schneider mit einem Sollicitator und zwei Gerichtsdienern auf das Theater, und wollten Carl noch vor der Vorſtellung, eines vor vielen Jahren her noch unbezahlten Wechſels wegen, in den Schulden-Arreſt führen! — Ich war in einer Loge, hatte mich aber, um dem Ungerathenen nicht die Freude zu machen, daß ich ihn ſehen wolle, in den Hintergrund gezogen. — Gott weiß es, wer mich ausgewittert! Der Theater-Oekonom Löffel trat plötzlich in die Loge. Er meldete mir den Spuk. — Der Schneider, ſagte Löffel, nimmt Ihre Garantie an; wenn Sie verſprechen, die Schuld zu bezahlen, ſo ſpielt Ihr Sohn heute; wo nicht, ſo ſpaziert er in den Schulden-Arreſt; dieſe Blamage, bei dem übervollen Hauſe, werden Sie Ihrem „Fleiſch und Blut“ nicht zufügen laſſen!“

Ich habe „kein Fleiſch und Blut“ tobte ich! — der Schneider ſoll den Entarteten immerhin ins Polizeihaus führen laſſen; vielleicht vergeht ihm dann die Luſt, Komödie zu ſpielen! — Leider ging bei dieſen meinen Worten die Courtine auf; auf meinen Beſcheid wurde nicht gewartet: Graf Palffy ließ den Schneider bezahlen: mein Sohn ſpielte den Staberl.

Und gefiel, wie noch kein Staberl gefallen hat.

Mir nicht!

Das entſcheidet nichts.

Und dieſer Carl ſoll heute 60,000 fl. beſitzen?

Bärenbrunn lachte wieder.

Unmöglich!

Unmöglich? Ich habe ſeine Schatulle geſehen, meine Schwägerin hat ſie in Verwahrung! Geld, nichts als Geld! Sechs Tauſend Stück Ducaten liegen oben auf, ſo wie die Baumwolle bei Schmuckſachen, gleichſam zum Schutze der Obligationen und Bankſcheine!

Komödie!

Wenn Sie Ihrem Sohne Carl nur einen Beſuch machen wollten. — Er war gewiß zwanzig Mal hier bei Ihnen, aber Sie ließen ihn nie vor!

Nie!

Wenn Sie nur gegen ſeine allerliebſte Frau nicht eben ſo hart wären! Papa ſind ſonſt ein ſo großer Freund und Verehrer von ſchönen Schauſpielerinnen, und dieſer Engel, dieſe beſcheidene, liebreiche, ſanfte, engelsmilde, junge Frau, Ihre Tochter, wollen Sie nicht einmal ſprechen. —

Was weißt Du davon, daß mir ſchöne Schauſpielerinnen gefallen? —

Ich weiß nur, was alle Welt weiß.

Zum Beiſpiel?

Hätte ich nur das Geld, welches die Blumen und Kränze gekoſtet haben, die Sie, Papa, der Mamſell Eigenſatz als Marie im „Blaubart“ aus Ihrer Loge im Theater zuwarfen.

Huldigungen, welche ich der Kunſt darbrachte.

Und der Lullu Müller im „Don Juan.“

Damals war ich noch jung!

Jung nicht, aber jünger.

Ein Mann wie ich wird nie alt.

Das ſagt Carl auch.

Ich leugne nicht, daß mir Margaretha Carl gefällt; ich ſah ſie als Hedwig. Ich bewunderte ſie. —

Und jetzt feinden Sie ſie an! Wär' ich Papa Bärenbrunn, ſo wäre ich ſtolz auf eine ſolche Schwiegertochter; da beſitzt die Mama ein ganz anderes Gemüth! Schwägerin Margaretha kommt zu allen Stunden des Tages zu ihr; Mama ſchwärmt für ſie.

Mama ſchwärmt ohne meine Zuſtimmung.

Sie werden ebenfalls ſchwärmen für Margaretha! Sprechen Sie ſie nur erſt!

Eh bien! — Ich will ſie ſprechen. Man ſoll nicht ſagen, ich hätte kein Gemüth; ich will auch für Margaretha ſchwärmen, aber hieraus iſt noch nicht zu folgern, daß ſich Carl mir nähern darf; — vielleicht, wenn ich die Schatulle zu ſehen bekomme, mit der Schichte mit Ducaten, welche gleichſam wie Butter auf's Brot, auf Obligationen und Staatspapiere geſtrichen ſind. —

O Sie göttlicher Papa!

Geduld! Vorerſt die Ducaten! Auch darf nicht ein Heller von 60,000 Reichswährung abgehen!

O Sie göttlicher Papa!

Küſſe mir die Hand, Titus.

Titus küßte ſeinem Vater die Hand.

Ich gehe jetzt zu Taroni.

Gehen Sie nicht Abends ins Theater?

Was ſpielt Carl heute?

Den „jungen Herrn auf Reiſen.“

Iſt die Loge noch im Hauſe?

Freilich. Carl hat die Verſicherung gegeben, wenn Sie nicht kämen, ſo bliebe die Loge leer.

Ich komme.

Aber Papa möchten ſich in den Vordergrund ſetzen und nicht immer hinter der Mama verbergen.

In den Vordergrund! Auch dies! Weißt Du nicht, wird die ſchöne Dame wieder meine Nachbarin ſein, welche neulich? — Iſabella hörte ich ſie nennen. —

Das verſteht ſich! Sie iſt ja auch eine Schauſpielerin aus Carls Geſellſchaft —

Dieſe auch eine Schauſpielerin?

Und was für eine!

Ich finde mich freudig überraſcht! Aber vielleicht auch eine ſo zimpferliche, wie man ſie in der neueſten Zeit leider ſo häufig erleben muß.

O Gott! Gegen dieſe ſoll die Veſta eine Kokette ſein!

Papa Bärenbrunn lachte.

Bis der Rechte kommt!

Vielleicht ſind Papa der Rechte!

Wer weiß es! Mit Dir, Naſeweis, und mit Deinem Bruder Carl nehm' ich es ſchon noch auf!

Er ging.

Titus begleitete ihn.

Schade! ſagte Titus, daß Herr von Kotzebue nicht mehr am Leben iſt; er könnte jetzt ein Luſtſpiel: „Die drei Klingsberg," ſchreiben.

Titus! bemerkte der Vater, folge mir zu Taroni, Du mußt mir noch von der vollen Schatulle, welche meine Schwiegertochter beſitzt, und von der ſchönen Iſabella erzählen. — Apropos! wird denn Carl kein Diner, bei welchem ſeine ſchönſten Damen theilnehmen, arrangiren? Aber nur die ſchönſten! Die Herren nicht! Das koſtet zu viel! Nur die Damen, Notabene ohne Mama, denn die iſt nicht ſchön! Ich, Carl und Du, Titus, ſind genügend!

„Die drei Klingsberg!" lachte Titus, und eilte mit ſeinem Vater zu Taroni.

XI.

Im Café Taroni befand ſich bereits, als Vater Bärenbrunn und Titus eingetreten waren und an einem Seitentiſche Platz genommen hatte, ein elegant gekleideter Herr.

Seine Manieren waren fein; ſein Benehmen zeigte den Mann von hoher Bildung, ſein Anzug war höchſt gewählt; man hätte ihn auf den erſten Blick für einen Cavalier halten können.

Als Bärenbrunn und Titus erſchienen, ſprach der Elegante mit einem Fremden engliſch, dann forderte er vom Marqueur einige franzöſiſche Zeitungen, endlich beſtellte er von einem Menſchen der in Livrée hinter ihm ſtand, zwei Sperrſitze in die italieniſche Oper und das Textbuch der Oper.

Der Fremde ſchien nur Gold bei ſich zu haben.

Er zog eine ſchwere Börſe mit franzöſiſchen Goldſtücken aus der Taſche, warf dem Bedienten ein Zwanzigfrankenſtück hin, gab auch dem Marqueur ein ſolches Goldſtück und ſetzte hinzu, indem er lachte:

Zu dem Preiſe, zu welchem ich Dir dieſen Napoleond'or geſtern überlaſſen habe, nun auch dieſen; Du biſt nicht zu kurz gekommen!

Endlich wandte ſich der Fremde an Vater Bärenbrunn. Er ſah ihn mit Erſtaunen an.

Irre ich nicht, ſagte der Fremde, ſo führt mich hier mein guter Stern mit dem berühmten Schauſpieler Carl aus München zuſammen? O ſeien Sie mir willkommen, Sie unvergleichlicher Proteus, Sie dramatiſches Chamäleon, Sie Garrik, Talma, Schröter und Iffland in einer Perſon.

Bärenbrunn nickte wohlgefällig. Es ſchmeichelte ihm, daß der Fremde ihn für ſeinen Sohn nahm.

Titus ſuchte den Irrthum aufzuklären.

Sehr erfreulich für Sie, Papa, ſagte Titus, daß man Sie für Ihren Sohn nimmt; die Aehnlichkeit meines Vaters mit Carl iſt freilich unverkennbar, aber es liegen zwiſchen Beiden wenigſtens 30 Jahre.

Nicht möglich! rief der Fremde ganz conſternirt aus. Dieſer Herr wäre Director Carls Vater? Höchſtens ſein Zwillingsbruder, ſollte man meinen. Ein ſolches Wunder habe ich alle meine Tage nicht erlebt! Herr Baron, wenn dies ſo iſt, ſo müſſen Sie den „Stein der Weiſen“ gefunden haben.

Es iſt ſo! verſetzte der Alte wohlgefällig. Ich habe mich conſervirt, ich fühle es wohl! — Die Jahre gehen ſeit Jahren ſpurlos an mir vorüber!

Vor Allem meinen Dank im Namen Europas, auch meinen überſeeiſchen Dank, daß Sie den Sohn Carl in die Welt geſetzt haben! Ein ſolcher Künſtler, ſage ich Ihnen, hat noch nicht gelebt! Während er heute ein volles Haus zu Thränen rührt, wird er morgen daſſelbe Publikum, das über ſeine erſchütternden Darſtellungen hellichte Zähren vergoſſen, zu einem homeriſchen Gelächter hinreißen. Heute Hamlet, morgen Staberl, übermorgen Hugo Graf von Coſſener und übermorgen Herr von Springerl. Aehnliche Contraſte bietet Ludwig Devrient nicht, den ich bisher für Deutſchlands größten Mimen gehalten habe.

Hören Sie, Papa! verſetzte Titus, Sie wollen Ihrem Sohn Carl keine Gerechtigkeit widerfahren laſſen?

Keine Gerechtigkeit! fuhr der Fremde auf. Herr Baron, dies wäre entſetzlich! Während von Hannover bis Peterwardein die deutſchen Zungen Carls Namen nur mit Bewunderung ausſprechen, während Frankfurt, Kaſſel, München, Wien vom Theater nur Etwas wiſſen wollen, wenn Ihr Sohn ſpielt, ſollten Sie allein ſtumpf gegen die Eindrücke ſein, welche ſein „großer Staberl" hervorbringt? — Herr Baron, Sie ſind entweder kein Kenner oder Sie haben keine Augen und keine Ohren, wenn Sie im Theater ſind.

Der Beifall iſt gemacht.

Sprechen Sie doch nicht ſo, Baron aller Barone! Um ſo ungeheueren Beifall zu machen, gehörte viel Geld, eine Million Geld, um in allen Städten Deutſchlands immer ſolche Stürme von Applaus zu bezahlen. Ihrem Herrn Sohne koſtet dieſer Beifall nicht nur Nichts, er trägt ihm auch noch hundert Tauſende ein. In Hannover, wo ich Carl zum erſten Mal ſah, ſchleppte er 10,000 Thaler in Gold mit ſich fort, in Hamburg 20,000 Mark, in Frankfurt 15,000 Gulden; in Wien, als er im Jahre 1819 zum erſten Male ſpielte, 6000 Ducaten! Wie viel er jetzt in Wien erobern wird, will ich gar nicht erwähnen. Ich gebe ihm für den Gewinn ſeiner Entrepriſe auf drei Monate 60,000 fl., und will noch einen Profit dabei haben, um ein Jahr lang als Cavalier in dem „theueren" London flott zu leben!"

Hören Sie, Papa!

Und dennoch ſoll Carl erſt 60,000 Gulden Reichswährung beſitzen? —

In baarem Gelde, wendete der Fremde ein; aber ſeine Häuſer in München, ſeinen Güterbeſitz, rechnen Sie den nicht?

Endlich erwägen Sie, was ihm ſein Leben koſtet! — Herr Baron, Sie ſind ein Baron, und ich bin ein Graf, mein Name Graf Fronſtätt: Fronſtätt, Pfeiler, Kirchheim, Greck, Watland und Sur im Mecklenburgiſchen ſind meine Herrſchaften; mein Geſtüt in Sur trägt mir allein 60,000 Thaler jährlich; allein ich lebe nicht wie Carl, ich bin ein Knauſer gegen ihn, obgleich ich in Paris, wo ich zuletzt mich befand, täglich 1000 Franken, und jetzt in Wien eben ſo viel ausgebe.

Bärenbrunn und Titus prallten vor Erſtaunen zurück.

Ich kenne Ihren Sohn nicht perſönlich, fuhr der Fremde fort, ich habe ihn nicht einmal außer dem Theater noch geſehen; wenn ich ihn aber kennte und mich ſeiner perſönlichen Zuneigung erfreuen würde, ſo müßte ich ihm zurufen: Baron Carl, ſei nur ein wenig ſparſamer, und Du wirſt in ein paar Jahren Millionär, ja, wäre Dir Schmutz angeboren, ſo müßteſt Du Billionär werden; bei Deiner Wiege ſtand Fortuna, überſieh dies nicht, Baron Carl!

Habe ich es mir doch gedacht, ſagte Titus, daß der Herr Graf ein Graf ſind! Das merkt man gleich!

Das iſt ja auch noch das Einzige, was wir Männer von Geburt vor dem bürgerlichen Gepack voraus haben! Wenn wir nicht durch unſere Erziehung, Tournüre, unſeren feinen Ton, unſere noblen Sentiments uns auszeichneten, wenn uns nicht in jeder Fingerſpitze der Adel ſäße, was fingen wir denn an! Betrachten Sie jene beiden Herren, die ſo eben Billard ſpielen! Sie beſitzen Alles, was wir beſitzen: Landgüter, Häuſer, Dienerſchaft, Equipagen, Reitpferde, Jagdhunde und Maitreſſen, ein jeder von dieſen Herren unterhält eine Tänzerin, und läßt ſie auf dem Graben in einer prachtvollen Reihe von Zimmern wohnen, und wer ſind die Herren? Fleiſchhauer und Fleckſieder. Des Morgens ſtehen ſie in ihrer ekelhaften ſogenannten Bank, und halten ſich deshalb auch für Bankiers, des Abends ſitzen ſie in Logen im Theater, und ſehen hochmüthig auf das Publikum herab, das ſie reich macht. Der Cavalier hat vor ihnen nichts voraus, als ſeine Education, und daß er beſſer ſpricht: Hören Sie nur, wie die beiden Herren ſich ausdrücken: „Magerr, ſchlepp' no a Glasl Ananaspunſch einer (herein), Du wirſt Dir dabei die Naſ'n nit überſtauchen!" — Gott ſei Dank, meine Herren Barone, in eine ſolche Gemeinheit wird der Adel nie verſinken! Ein ſolches Fiakerdeutſch wird ein Mann von Geburt nie erlernen. Bon jour, Messieurs!

Der Fremde wollte ſich entfernen.

Herr Graf, erinnerte der alte Bärenbrunn, ſoll denn unſere Bekanntſchaft ſo ſchnell abgebrochen werden? Geſtatten Sie doch, daß wir ſie cultiviren! — Ich wohne in meinem eigenen Hauſe in der Plankengaſſe. Es würde mich ſehr beglücken, wenn Sie mir die Ehre Ihres Beſuches gönnten. Ich muß Ihnen bemerken, daß ich mit meinem Sohne Carl bis nun ſehr geſpannt war, daß aber Titus die Geſchichte vermitteln wird; Carl wird mir Beweiſe ſeiner Solidität geben; er wird mir durch ſeine Schatulle die Ueberzeugung gewähren, daß er nicht auf den Geldbeutel ſeines Vaters ſpeculirte. —

Was fällt Ihnen ein!

Habe ich klingende Beweiſe von dem Wohlſtande Carls; ſehe ich, daß er meiner Caſſa nicht bedarf, daß das Theater ihm außer dem Ruf eines guten Spaßſpielers auch den Ruf eines reichen Mannes verſchafft, dann öffne ich ihm meine väterlichen Arme wieder, und es ſoll ein Familienfeſt gefeiert werden, an welchem Sie, Herr Graf, theilnehmen müſſen. —

Nein, nein, verſetzte der Graf, mit Ihrem Herrn Sohne will ich in keine perſönliche Berührung kommen. Ich will Ihnen Etwas ehrlich vertrauen. Mein Name würde Baron Carl höchſt unangenehm berühren. Ich habe ihm in Hannover eine der ſchönſten Schauſpielerinnen, ein Fräulein Weißer, welche er bereits für München engagirt hatte, abwendig gemacht, ſie nach Braunſchweig gebracht und nicht nur ſeiner Theaterunternehmung, ſondern auch ſeinem Herzen einen empfindlichen Stoß verſetzt: Carl kann mir und wird mir den Streich, den ich ihm ſpielte, nie verzeihen; alſo denken Sie nicht daran, mich mit ihm zuſammen bringen zu wollen.

Eine ſchöne Schauſpielerin, fragte der alte Bärenbrunn, ſehr ſchön? Und jung?

Erſt neunzehn Jahre.

Schon zu alt für mich! lächelte Vater Staberl.

Aber, Papa! mahnte Titus.

Schweig, Naſeweis! grollte Bärenbrunn.

Aber, wenn Ihr Herr Sohn nicht bei Ihnen iſt, fing der Graf von Neuem an, wenn er Probe hält oder an einem Abende, an welchem er beſchäftigt iſt, etwa morgen, da er wieder den jungen Herrn auf Reiſen ſpielt, komme ich vielleicht auf ein Spielchen! Ich liebe das Pharao leidenſchaftlich.

Pharao! wiederholte Bärenbrunn, Pharao, meine Seligkeit! Gut, Herr Graf, ich werde eine Bank arrangiren, aber es muß geheim bleiben, denn die Hazardſpiele ſind in Wien verflucht verpönt; die Polizei condemnirt den Bankhalter zu Geldſtrafen, welche der Teufel erſchwingen kann! Mich hat ſie ſchon drei Mal erwiſcht!

Sorgen Sie nicht, ich bin ein Spieler, um mir die Zeit zu vertreiben und nicht um mir Plackereien auf den Hals zu werfen. — Apropos, wo wohnt denn Ihr Herr Sohn Carl?

Im Gaſthofe.

Im Gaſthofe, und dort verwahrt er ſein Geld? — Heute Nacht hat man erſt wieder einem Kaufmann aus Bukareſt im Hotel zum „Erzherzog Karl“ all ſein Geld geſtohlen, über 4000 Ducaten und 10,000 fl. in Papiergeld und ein Portefeuille mit Rothſchildſchen Looſen und ſo weiter.

Abſcheulich! rief Bärenbrunn aus. Carl muß ſein Geld zu mir bringen, Alles dem Vater! Sein Vater wird ſein Schatzmeiſter ſein!

Das iſt weiſe! meinte der Graf. Wenn ich bei Ihnen geweſen, erzeigen Sie mir dann gewiß die Ehre, Herr Baron, mit Ihrem Herrn Sohne Titus. Ich lade Ihnen die jüngſten und reizendſten Damen meiner Bekanntſchaft ein. Baron Titus, wird dem Papa Fräulein Adele vom Corps de Ballet gefallen? Die blonde, ſchlanke, mit dem weißen Buſen, welchen der Kritiker Hebenſtreit einen Lilienhügel nennt?

Der alte Staberl ſchnalzte entzückt mit der Zunge, wie Einer, welcher nach einer koſtbaren Speiſe lüſtern iſt.

Graf, ſagte er, Sie haben meinen Geſchmack völlig ſtudirt! Ich kenne Adele, ſie iſt erſt 17 Jahre alt und mein Freund Chevalier Letroux berichtete mir, ſie küſſe wie eine Bergamotte-Birne, ſie küſſe, daß man zu eſſen und zu trinken daran hätte, aber ein Kuß koſte einen Ducaten!

Baron, verſicherte der Graf, wenn Sie mein Gaſt ſind, ſo haben Sie Eſſen und Trinken frei; Adele ſoll Ihr Reſtaurant ſein!

Der Graf umarmte die beiden Barone, und unter Lachen trennten ſie ſich.

Ein charmanter Cavalier! rief der alte Staberl ganz entzückt aus.

Ein Graf, verſetzte Titus, wie ſie immer ſeltener werden Papa! Fronſtätt wird Sie noch jünger machen, als Sie ohnehin ſchon ſind. — In letzterer Zeit wurden Sie völlig menſchenſcheu; Sie ſahen keine Spielgeſellſchaft mehr. —

Zum Teufel! Ich habe über 3000 Ducaten bei der letzten Geſchichte eingebüßt; die Bank wurde confiscirt und dann traf mich noch insbeſondere die Strafe. Seit dem Jahre 1809 ſteh' ich im ſchwarzen Buche. Man trug es mir nach, daß ich mein Quartier den franzöſiſchen Bankhaltern einräumte, mein Gott, ich erhielt für die erſte Etage 12,000 Franken, die Zeiten waren ſchwer; wann lebte in Wien je ein Hausbeſitzer, der eine hohe Miethe ausſchlug? —

Aber ſie betheiligten ſich damals ſelbſt an der Spielbank, und traten mit 50,000 Franken mit den Spielern in Compagnie.

Ich machte ein Geſchäft, ob ich ein Hopfen-, Knoppern-, Leder- oder Weingeſchäft, oder ein Spielgeſchäft mit meinem Gelde unterſtütze, wen geht das Etwas an?

Die öſterreichiſche Regierung unterſcheidet die reellen Geſchäfte von den nicht reellen.

Damals regierten die Feinde, die Franzoſen in Wien.

Ganz recht, als aber die Franzoſen bereits Wien verlaſſen hatten, als der Friede unterzeichnet war, da wurde bei verſchloſſenen Thüren fortgeſpielt, und da verloren die Brüder Fornari, die Specereihändler, der Zimmermeiſter Klar, der Caffeeſieder Weißkramer u. ſ. w. ihr ganzes Vermögen.

Schweig', Naſeweis! Ich war damals nicht mehr an der Spielbank, ich befand mich in Peſt bei dem Grafen Gianicco, und ruhte von den Mühen des Jahres 1809 aus! — Apropos! Wer hält hier vor dem Caffeehauſe?

Eine Dame ſteigt aus!

Himmel! Das iſt die reizende Iſabella von Carls Geſellſchaft!

Sie begibt ſich in eine Putzhandlung, um einzukaufen.

Papa, da könnten Sie ſich einſchmeicheln. — Bezahlen Sie das, was die Dame ſich auswählen wird. —

Titus, ſagte Bärenbrunn, Du biſt ſo geiſtlos wie ein Waſſerfaß! Als ich noch jung, ſo jung wie Du war, gab ich den Damen, und wenn ſie noch ſo anziehend und liebenswürdig waren, keinen Heller; im Gegentheile, ſie mußten mir Geſchenke, und nambafte Geſchenke machen; ich heirathete auch nur des Geldes wegen; jetzt, da ich älter geworden, erfahrener, liebenswürdiger, an ſublimen Ideen reicher, an zierlichen Redensarten ein Cröſus, an ſchmeichelhaften Tiraden unerſchöpflich, ein herzgewinnendes Aeußere mir angeeignet, gebe ich den Damen noch weniger. Ich will in die Putzhandlung wohl hineingehen und die holde Iſabella ſprechen, mich ihr als Carls Vater vorſtellen, aber auch nicht einer Stecknadel Werth für ſie bezahlen. Das macht man ſo, mein Sohn Titus, komm', Du ſollſt einen neuen Erziehungsbeitrag von mir erhalten!

XII.

Am andern Tage Abends fand ſich der Graf Fronſtätt bei Bärenbrunn, dem Vater, ein.

Der alte Herr hatte eine kleine Geſellſchaft eingeladen, aber durchaus Freunde des beliebten Pharos.

Bärenbrunn hielt Bank.

Der Graf ſpielte wie Einer, der keinen Begriff von dieſem Spiele hat, und verlor ſein Gold wie ein Betrunkener, aber er lachte aus vollem Herzen, als er in ſeiner Börſe nur ein Zwanzigfrankenſtück, in ſeiner Brieftaſche einen Anticipations-Schein von fünf Gulden fand.

Revange! meine Herren, ſagte der Graf — Revange, ſobald als möglich. —

Gleich morgen, meinte Bärenbrunn.

Nein, morgen nicht, erwiederte der Graf, morgen tritt die ſchöne Iſabella als „Jeanne d'Arc" im Theater an der Wien auf und da wird doch keiner der Herren zurückbleiben wollen, wenn dieſe reizende Künſtlerin in Helm und Panzer auf der Bühne erſcheint.

Bärenbrunn und ſeine Freunde erklärten, daß ſie ſich alle im Theater einfinden würden.

Sie ſagten einſtimmig zu, nicht zurück zu bleiben.

Aber Jeder von uns mache ſich anheiſchig, aus Leibeskräften zu applaudiren und die Künſtlerin wenigſtens zwanzig Mal hervor zu rufen.

Meine verehrten Herren, ſagte der Graf, ich weiß die Tragödie, in welcher Iſabella glänzen wird, auswendig; erlauben Sie, daß ich Ihnen die Stellen bezeichne, nach welcher wir loslegen wollen.

Er that es.

Sind Sie ein ſo großer Theaterfreund? fragte Bärenbrunn, daß Sie ganze Trauerſpiele auswendig wiſſen?

Ich kann Ihnen jedes Wort, das Schiller und Goethe ſchrieben, getreu wiedergeben, auch des Shakeſpeare bin ich in engliſcher und deutſcher Sprache ſo mächtig wie jeder Geiſtliche der heiligen Schrift.

Bisher glaubte ich, verſetzte Bärenbrunn, daß ein ſolches Gedächtniß nur eine Eigenſchaft meines Titus wäre; auch der hat ſeine Bühnendichter, z. B. Kotzebue, Iffland, Schröder, Jünger, ſo inne, daß er ſie jede Minute, ohne ein Buch in die Hand zu nehmen, ſouffliren könnte, aber der Herr Graf, welcher Shakeſpeare in der Originalſprache und in der deutſchen Ueberſetzung im Kopfe haben, der Herr Graf ſteht noch über meinem Mnemoniker.

Da laſſen Sie Titus doch auch Schauſpieler werden.

Um keinen Preis.

Er hat vielleicht kein Darſtellungs-Talent?

O gewiß hat er dies, er beſitzt zum Beiſpiel nicht nur die Gabe, jeden Schauſpieler, möge er der erſte oder der letzte ſein, ſo zu copieren, daß Sie glauben, ihn leibhaftig zu hören und zu ſehen; er copiert auch Jeden, den er im gemeinen Leben ſieht, meinen Bedienten, meinen Hausmeiſter, meinen Zimmerputzer, den Wirth vis-à-vis und ſo weiter.

Auch ſeinen Bruder Carl?

Dieſen am allerbeſten. Wie ich höre, ſo ärgert er Carl mit dieſer Nachäffung ſogar; ſie geſchieht aber nur zum Spaße, unter Freunden, Carl ſollte daher nicht ſo empfindlich ſein!

Titus möchte ich hören! Warum iſt Ihr Herr Sohn nicht hier?

Er bleibt nie vom Theater weg, wenn ſein Bruder ſpielt; ſobald die heutige Vorſtellung zu Ende, wird Titus erſcheinen, um mit uns zu ſoupiren.

Hierauf freue ich mich wie ein Kind; ach, Baron Bärenbrunn, hindern Sie doch den talentvollen Titus nicht, daß er ſich dem Theater widme.

Dies werde ich ſtets hindern, es müßte mir nur auch Titus durchgehen und Schauſpieler werden wie Carl.

Titus muß mir den Staberl in der Wachſtuben Scene vorſtellen.

Darin iſt er ganz vorzüglich, verſicherten die Freunde Bärenbrunns.

Es kann aufgetragen werden, meldete der Bediente; der junge Herr Baron iſt ſo eben aus dem Theater nach Hauſe gekommen; ich ſoll vorläufig melden, daß Baron Carl als „junger Herr auf Reiſen" ſo ſehr gefallen habe, daß er eilf Mal vorgerufen wurde.

Titus trat ein.

Er grüßte die Geſellſchaft und berichtete:

Die Mama läßt um Entſchuldigung bitten, daß ſie nicht bei dem Souper erſcheinen kann, ſie iſt unwohl, dafür aber kommt Bruder Carl mit ſeiner Frau; er bringt auch ſeine Schatulle mit, weiſet ſich aus, daß er einen Stand ergriffen, der ihn zum reichen Manne macht, und bei dem er Ehre und Ruhm erntet. Er wird des edlen Papas Verzeihung erbitten, und dieſe Verzeihung wird ihn glücklich machen.

Der Graf zeigte durch dieſe Mittheilung eine Verlegenheit ohne Gleichen.

Gut denn, ſagte Bärenbrunn, ſo wollen wir mit dem Souper noch warten, bis mein Sohn und meine Schwiegertochter kommen. Du, Titus, magſt uns indeß Etwas von Deiner Proteus-Geſchicklichkeit zum Beſten geben. Der Herr Graf hat von mir erfahren, wie glücklich Du Deinen Bruder nachahmſt, ſpiele uns doch die Scene Staberls auf der Wachtſtube.

Mit Vergnügen! Wenn mein Bruder nicht dabei iſt, kann ich ſchon eine zweite Auflage von ihm herausgeben, allein in ſeiner Gegenwart würde ich es mir nicht rathen. —

Ich bedaure, bemerkte der Graf, daß ich hieran nicht profitiren kann — ich habe Ihnen geſagt, Herr Baron Bärenbrunn, daß ich mit Ihrem Herrn Sohne Carl nicht zuſammen treffen will; wäre dies aber auch der Fall, ſo müßte ich mich entfernen; es fällt mir ſo eben ein, daß ich im Hotel des ſpaniſchen Geſandten ſoupiren muß. Excusez, Messieurs! ſtammelte der Graf, und flog wie ein Pfeil zur Thüre hinaus.

Voll Verwunderung ſahen ihm die Gäſte nach.

So auffallend hätte ich mir doch die Scheu des Grafen vor meinem Bruder nicht vorgeſtellt — ſagte Titus.

Das iſt nicht Scheu, das iſt Haß! meinte Bärenbrunn. Carl hat wol dem Grafen, nicht der Graf ihm, eine Schöne abwendig gemacht; es iſt zu Auftritten gekommen; mein Sohn, der immer gerne den Degen aus der Scheide zog, hat wahrſcheinlich den Grafen gefordert; wer reich iſt, liebt ſein Leben, und nun fürchtet der Graf ein Begegnen. Pah! Am Feſtabende im Hauſe ſeines Vaters wird Carl zu leben wiſſen, Fronſtätt hätte immer bleiben können.

Nun traten Carl und ſeine Frau ein.

Titus fühlte ſich überglücklich.

Carl eilte auf ſeinen Vater zu, küßte ihm ehrerbietig die Hand und ſprach dann mit bewegter Stimme:

Papa, ich habe Sie tief betrübt, vergeben Sie mir; ich habe den ſchönen Plan, den Sie mit mir verabredeten über meine künftige Stellung in der Welt, durchkreuzt; ich habe Wien verlaſſen, ohne von Ihnen Abſchied zu nehmen, ohne um Ihren Segen zu bitten — verzeihen Sie mir! Ich bitte demüthig um Ihre Verzeihung. Zwar habe ich zu einer andern Fahne geſchworen, als Sie wünſchten; aber ich habe dennoch mich ehrlich durchgekämpft; ich habe auf einem andern Felde geſiegt, und mir ebenfalls Lorbeern errungen. Leſen Sie die ſchmeichelhaften Bulletins über die Erfolge meiner Beſtrebungen. Feſtungen habe ich zwar nicht erobert, aber eine volle Caſſe habe ich erbeutet; General bin ich nicht geworden, aber Commandant einer tapferen Truppe, und hier habe ich Ihnen eine Gefangene mitgebracht, — er wies hierauf auf ſeine Frau — die meine Feſſeln trägt, aber ſich nicht ranzionirt, ſondern dem Generaliſſimus unſeres Hauſes, Ihnen Papa und der guten Mama mehr werth werden will, als einem Feldherrn eine eroberte Provinz!

Dem Vater Bärenbrunn traten Thränen in die Augen.

Er umarmte ſeine Schwiegertochter.

Er umarmte ſeinen Sohn.

Die Kriegscaſſa aber, ſetzte Carl hinzu, bringe ich meinem edlen Papa. Es ſind 30,000 baieriſche Kronenthaler darin. Das iſt indeß à Conto Abzahlung für die Erziehungskoſten, die Sie an mich gewendet. Papa; hier iſt der Schlüſſel zur Caſſa. Der Inhalt iſt Ihr Eigenthum. Mehr ſoll nachkommen. Laſſen Sie mich nur erſt in Wien mein Feldlager aufſchlagen.

Nein, mein Sohn, ſagte Bärenbrunn, ſo war es nicht gemeint! Ich wollte mich nur überzeugen, daß Du endlich gelernt, ein Capital zu ſammeln, daß Du die Kunſt Dir angeeignet, Beſitzthum zu erwerben, denn früher — früher, Carl, dachteſt Du nicht ans Sparen.

Titus ſperrte indeß die Caſſa auf und wies auf das Geld, das darin lag.

Papa, ſagte er, Alles echte Ducaten, kein Theatergeld!

Der Alte warf einen Blick auf den Inhalt und betrachtete ihn mit ſichtbarem Wohlgefallen, dann hob er die Caſſa und verſicherte:

Jetzt begreife ich es, daß Du zwei Diener benöthigteſt, die dieſe Geldkiſte hierher zu bringen hatten.

Er wühlte mit großem Seelenvergnügen in den Ducaten und Laubthalern, dann nahm er einen Bündel baieriſcher Landes-Obligationen heraus, muſterte ſie und ſagte:

Zehn, Zwanzig, Dreißig Tauſend Gulden in Landes-Schuldverſchreibungen, mit allen Coupons; Du haſt die Intereſſen vom vorigen Jahre nicht einmal erhoben! Ich gratulire Dir, mein Carl! So recht!

Er umarmte ſeinen Sohn wieder, dann verſchloß er die Caſſa und übergab den Schlüſſel Margarethen.

Sie, liebe Tochter, ſagte der Alte, waren bisher Caſſa-Verwalterin, bleiben Sie es auch in Zukunft; Ihr ſchönes Talent hat zu meines Sohnes Wohlſtand den Grund gelegt; vergraben Sie Ihr Pfund nicht und bald wird dieſe Caſſa viel zu klein für Euere Reichthümer ſein. — Euern Schatz laßt aber nur wieder mit nach Hauſe tragen; ein Theaterdirector ohne Fond ſpielt eine gar traurige Rolle; aber wollt Ihr Kinder mich glücklich machen, ſo laßt mich nur zeitweiſe einen

Blick auf Eueren Mammon werfen, der gewiß immer größer werden wird.

Die Caſſa bleibt mit dem Schlüſſel auf jeden Fall in Ihren Händen, Papa. Nirgends iſt ſie beſſer aufgehoben; zwar ziehe ich morgen aus dem Gaſthofe, aber eine feuerfeſtere Burg als mein Vater beſitzt, finde ich doch nirgend in der Welt! Jetzt will ich nicht länger ſtören; das Souper wurde verzögert. Jetzt wollen wir ins Tafelzimmer, ſeit 14 Jahren will ich wieder an dem Tiſche meines Vaters ſpeiſen!

Der alte Bärenbrunn führte ſeine Schwiegertochter zum Souper.

Die Gäſte folgten.

Carl und Titus ſchloſſen den Zug.

Bruder, ſagte Titus, wenn Du mir beiſtehſt, ſo habe ich in abermals 14 Jahren ſo viel wie Du heute!

Mit Vergnügen will ich Dir beiſtehen, verſicherte Carl, aber was willſt Du beginnen?

Rede dem Vater zu, bat Titus, daß er mich denſelben Stand erwählen laſſe, den Du Dir gewählt haſt!

Schauſpieler willſt Du werden? fragte Carl, wirklich Schauſpieler!

Nur in Deinen Rollen will ich auftreten! Rede dem Vater zu!

Da werde ich mich hüten! ſagte Carl für ſich.

Er ging mit ſeinem Bruder in den Speiſeſaal.

Man beklagte bei Tiſche, daß die Mutter fehle, allein Carl und ſeine Frau und Titus gingen zu ihr.

Die alte Frau ward über die Ausſöhnung ſo ergriffen, daß ſie weinte und vor Freude und Wehmuth heftig erregt erſchien.

Als Carl und ſein Bruder zur Geſellſchaft zurückkehrten, ſagte er:

Papa, erzählen Sie mir doch Etwas von dem Grafen Fronſtätt, der eine ſo paniſche Angſt vor mir hat, daß er mich durchaus nicht ſehen will. Es iſt wahr, ich habe ihn nicht zu loben; der Streich, den er mir in Hannover ſpielte, war doch gar zu mechant; ich habe aber die Geſchichte längſt vergeſſen; warum flieht er vor mir? Ich werde ihn nicht fordern und thäte ich es, ſo würde ich gegen ſeine langen Arme zu kurz kommen. Sein Degen in ſeiner ausgeſtreckten Hand würde mich um zwei Spannen früher erreichen als mein Degen ihn. Ich ſagte ihm dies in Frankfurt an der Table d'hôte und er lachte.

Du ſagteſt ihm dies? Er behauptet, Dich nie außer dem Theater geſehen zu haben! Was ſprichſt Du endlich von ſeinen langen Armen? Er hat keinen andern Arm als Du; der Graf iſt nicht um einen halben Zoll größer als Du!

Mein Fronſtätten iſt wenigſtens ſechs Fuß hoch! Ein Mann wie ein Rieſe; eine Bruſt wie ein Cüraſſier.

Dieſer Fronſtätten iſt ſchmächtiger als Du!

Wie ſieht er denn ſonſt aus? Wie ſpricht er denn? Was hat er denn Auffallendes an ſich?

Ich mache Dir den Mecklenburger, ſagte Titus; frage den Papa, ob ich ihn nicht vortrefflich copiere. Papa wollte ſich über mein Copieren des Grafen zu Tode lachen. Sein Augenzwinſeln treffe ich beſonders gut.

Mit den Augen zwinſelt er?

Höre mich an, und ſieh mich an, Bruder, ſagte Titus, und der Graf Fronſtätt ſteht vor Dir! Vernimm ſeine letzten Worte, ehe er heute von hier fortging.

Titus ſtand von der Tafel auf, nahm den Ton, die Haltung, die Bewegung des Grafen an und ſagte:

„Ich bedaure, daß ich hievon nicht profitiren kann; ich habe Ihnen geſagt, Herr Baron Bärenbrunn, daß ich mit Ihrem Herrn Sohne Carl nicht zuſammentreffen will; würde mich dies aber auch nicht geniren, ſo möchte ich mich dennoch entfernen: es fällt mir ſo eben ein, daß ich im Hotel des ſpaniſchen Geſandten ſoupiren muß. Excusez Messieurs!“

Titus flog nach dieſen Worten ganz wie der Graf zur Thüre hinaus.

Braviſſime Titus! rief die ganze Geſellſchaft.

Titus kam wieder und verneigte ſich.

Das iſt nicht Graf Fronſtätt! rief Carl, der Mann, den Du wirklich meiſterhaft mir vorſpielteſt, iſt Göbl, nennt ſich Baron, iſt aber keiner; wohl aber iſt er der größte Dieb und Einbrecher, der nach Cartouche gelebt hat. — In Mainz, in Frankfurt, in München u. ſ. w. führte er die frechſten Coups auf fremdes Eigenthum aus und ſtahl ungeheuere Summen. Gewiß wollte er mich ſchon in München um meine Caſſa berauben: es gelang ihm aber nicht. Nun iſt der Frippon in Wien. Hat er nicht im Kaffeehauſe zu Dir, Titus und zu Papa geſagt, daß mein Geld im Gaſthofe nicht ſicher wäre, daß es hierher gebracht werden müßte? —

Ja, das hat er geſagt, riefen Vater Bärenbrunn und Sohn Titus aus.

Mein Geld ſoll nun in Wien geſtohlen werden, weil es in München nicht möglich war! — Ich erinnere mich, daß ich — als ich vor einer Stunde mit meiner Frau und den beiden Bedienten, die meine Geldkiſte trugen, hier im Thor wege eintrat, daß ein Mann in einem braunen Mantel in der Nähe des Brunnens ſtand und ſich feſt in die Mauerniſche drückte. Das war er. Er wollte erwarten, ob ſein Einſchlag angenommen, ob die ſchwere Schatulle ins Haus gebracht worden. — Morgen, während der Theaterſtunde, will er offenbar den Streich à la Sheppard ausführen. Er ſoll aufſitzen! Er ſoll bei der That erwiſcht, dieſer freche Räuber ſoll in Wien ergriffen und in Wien für lange Zeit unſchädlich gemacht werden. Titus, Dir fällt die Hauptrolle zu! Du copierſt die Perſonen Deiner Bekanntſchaft vortrefflich. Dein Talent hat mir den Gauner verrathen, Dein Talent ſoll ihn auch ins Zuchthaus bringen.

Ich bin ſchon dabei! ſagte Titus, wenn ich Komödie ſpielen kann, ſo gebe ich dem Teufel zu lieb Gaſtrollen.

Stark biſt Du auch, Titus, wie ein Bär! Auf Dich kann ich zählen.

Papa, Sie ſollen einen Kerl zappeln ſehen, der zum Entſetzen aller Jener, die einen Beſitz haben, auf die Welt gekommen iſt.

XIII.

Das Hotel des ſpaniſchen Geſandten, in welchem der Herr Graf Fronſtätt ſoupiren zu müſſen vorgab, war für dieſes Mal das Hotel Munſch, zu jener Zeit noch im „Schwan“ auf dem neuen Markte.

Der Graf, welcher wirklich Göbl war, hatte eine ſehr glückliche Verkleidung gewählt, namentlich hatte er ſein Geſicht durch eine ſchwarze Perrücke, durch einen ſchwarzen Schnurr- und Backenbart ſo ſehr entſtellt, hatte mit dicken Brauen und dunklen Brillen ſeine Augen ſo maskirt, daß ihn niemand erkannte, und er daher ohne Scheu in ein Haus einzudringen vermochte, welches er in ſeiner gewöhnlichen Geſtalt hätte meiden müſſen.

Wäre Göbl im Stande geweſen, auch den Ton ſeiner Stimme, ſeinen auffallenden Gang, ſeine Art ſich zu bewegen abzuändern, ſein unaufhörliches Zwinkern mit den Augen zu bemeiſtern, ſo hätte ihn Titus wohl ſchwerlich als Göbl copieren können, aber ein Schauſpieler war der Gauner nicht; und ſo wurde er denn ganz ſo in Organ, Benehmen u. ſ. w. portraitirt, daß das Original unverkennbar war.

In das Hotel zum „Schwan“ verfügte ſich Göbl als Fremder.

Niemand erkannte ihn, weder der Portier, noch der Zimmerkellner. Er ging ungehindert an die Thüre, welche zu Iſabellens Wohnung führte.

Er horchte.

Er hörte nur zwei Perſonen ſprechen.

Iſabella und ihre Tante.

Jetzt iſt der geeignete Augenblick, dachte er, entweder jetzt oder nie. Carl iſt im Hauſe ſeines Vaters. Dort findet ein großes Familien-Souper ſtatt. Ich kann nicht überraſcht werden. — In einer Stunde iſt das abgemacht, was ich zu ſuchen habe. „Friſch gewagt, iſt halb gewonnen!“ flüſterte ſich Göbl zu.

Er klopfte an.

Er trat ein.

Die Frauen waren ganz frappirt über den unerwarteten Beſuch.

Sie befanden ſich gerade beim Souper.

Sie erhoben ſich.

Laſſen Sie ſich nicht ſtören, redete Göbl die Damen an und bemühte ſich dabei, ſein Organ hinauf zu ſchrauben, daß ein Fremder ſo unangemeldet bei Ihnen eintritt, allein, es war Niemand auf dem Corridor, der mich hätte melden können.

Ich muß geſtehen, erwiederte Iſabella, zu ſo ſpäter Stunde, — der Zeiger weiſet bereits auf Eilf, — hatten wir keinen Beſuch, am wenigſten von einem Unbekannten erwartet.

Ganz unbekannt dürfte ich Ihnen nicht ſein, verſetzte Göbl; mein Name iſt in der Theaterwelt wohl bekannt; ohne Schauſpieler, Dichter, Dramaturg, noch Director zu ſein, kennt mich jeder Künſtler in Deutſchland. Ich bin Graf

Fronſtätt, der wärmſte Verehrer aller Mimen, und meine Verehrung für Sie, mein Fräulein, führt mich zu Ihnen. — Sie treten morgen als „Johanna d'Arc" im Theater an der Wien auf. — Sie sind in Wien fremd, Sie müſſen hier Freunde haben. — Man erzählt, daß Carl Sie opfern wolle, weil Sie eine Rolle ſeiner Frau ſpielen. Er hofft ſeiner Frau einen Triumph zu bereiten, wenn Sie eine Niederlage erleiden. Ich bin reich, mein Fräulein, ein Heer von Claqueurs habe ich geworben. Sie ſollen ſo applaudirt werden wie ihrer Zeit die unvergeßliche Krüger in dieſer Rolle. Es ſollen Kränze und Gedichte zu Ihren Füßen niederfallen. Dies Alles ſoll mein Werk ſein.

Herr Graf, verſetzte Iſabella, obgleich ich nicht glaube, daß mich Carl ſeiner Frau opfern werde, wozu er auch keinen Grund hätte — ſo — —

Doch doch! mein Fräulein. Obgleich er Ihnen, wenn Sie nicht Komödie ſpielen, ſehr geneigt iſt, ſo liebt er es doch, ſolche Anläſſe zu benützen, und ſeiner Frau Tribute ehelicher Anhänglichkeit und künſtleriſcher Aufmerkſamkeit darzubringen.

Carls vortreffliche Frau, im Leben wie im Theater gleich hochgeachtet, bedarf ähnlicher Huldigungen nicht. Frau Carl dürfte auch nicht wiſſen, daß ſie die Anerkennung des Wiener Publikums einer Cabale verdanken ſolle —

Wenn ich dies auch nicht bezweifle, ſo hat Carl vielleicht gegen Sie, ſchönes Fräulein, eine kleine Rancüne im Herzen. —

Gegen mich? Rancüne? Herr Graf, ich wüßte nicht. —

Sollten Sie Ihren Ausflug nach Preßburg ſchon vergeſſen haben? Mit dem Grafen P..... im Einverſtändniſſe? —

Herr Graf — ſagte Iſabella voll Befremden — wie kommen Sie dazu, mir dieſe Geſchichte ins Gedächtniß zu rufen? Außerdem, daß mir Graf P..... und Carl unaufgefordert verſprachen, gegen Niemand jenes Vorfalles zu gedenken, ſo finde ich es unzart, ja lieblos von Ihnen, davon zu reden. Wer iſt der Elende, der Ihnen von einer Verirrung Nachricht gegeben, welche ich bereue

Gewiß Herr Göbl? ſagte die Tante, der Monſieur rächt ſich, daß Du ihn nicht zu Dir kommen läßt.

Er kann nicht zu mir kommen, verſetzte Iſabella, wenigſtens nicht in dieſem Hotel — der franzöſiſche Koch, der hier dient, hat ihn erkannt, und dieſer Koch würde ihm eine ſchlechte Suppe bereiten; es würde ihm ergehen wie in Preßburg, wenn Göbl ſich noch ein Mal im Gaſthofe „zum grünen Baum“ erblicken ließe.

Göbl ſtand entrüſtet auf, verſperrte die Eingangsthüre und ſteckte den Schlüſſel zu ſich.

Es möchte Jemand hereintreten, ſagte er, der unſer Geſpräch nicht zu hören braucht.

Ich bitte um eine Erklärung, ſetzte er im natürlichen Tone hinzu, weshalb ſoll Baron Göbl nicht in dieſes Hotel kommen dürfen, und weshalb ſoll er hier eine ſchlechte Suppe auseſſen müſſen, gerade ſo wenn er noch ein Mal in Preßburg im „grünen Baum“ erſcheinen ſollte?

Großer Gott! rief die Tante, das iſt der Baron ſelbſt! Er kommt, ſeinen Lohn von Dir zu fordern, den Du ihm für das Verſchweigen Deines Abenteuers verſprechen mußteſt.

Ja, ich bin Göbl, rief dieſer, und bin gekommen, Sie an Ihre Zuſagen zu erinnern. Sie verweigern mir, Sie in Wien zu ſprechen? Vor Ihnen zu erſcheinen? — Sie undankbare, ehrvergeſſene Perſon! — In München waren Ihnen meine Ducaten ſehr willkommen, da waren Sie die

Freundlichſte mit mir. Als ſich aber Carl Ihnen näherte, da fingirten Sie auf ein Mal, es ſei bei Ihnen auf räuberiſche Weiſe eingebrochen und meine Ducaten ſeien Ihnen geraubt worden — Sie dachten wahrſcheinlich, ich würde die Portion verdoppeln. —

Schweigen Sie, Erbärmlicher! Sie ſelbſt raubten mir das Geld wieder, das Sie mir gegeben. —

Iſabella, noch ein ſolches Wort, und ich erwürge Sie!

Hilfe! Hilfe! ſchrie die Tante. Ein Mörder! ein Räuber, ein Dieb!

Alte Madame! drohte Göbl, augenblicklich ſetzen Sie ſich ganz ſtille und lautlos auf dieſes Sopha, oder ich ſchieße Sie und Ihre ſaubere Nichte nieder wie ein paar tolle Katzen!

Göbl langte ein paar Terzerole aus der Bruſttaſche hervor und ſpannte den Hahn.

Sie wollen mir unehrenhafte Handlungen vorwerfen? ſagte er, Sie? Mamſell? Sie, die in die Schatulle des Grafen P..... ſo tief gegriffen hat, daß er noch ein Jahr auf ſeinen Gütern zubringen muß, um den erlittenen Verluſt hereinzubringen? Sie wollen mir gegenüber eine honette Perſon vorſtellen, welche den Rittergutsbeſitzer Hull in Koblenz an den Bettelſtab brachte, und den Brauersſohn Bließer in Regensburg in einer Nacht ſo plünderte, daß er flüchten mußte? Sie möchten mich als Dieb und Einbrecher bezeichnen, Sie, vor der keine Caſſa eines reichen Mannes ſicher iſt? — Wenn ich Räuber und Einbrecher wäre, Mamſell, ſo würde ich noch immer ein Tugendheld gegen Sie ſein, Sie erbärmliche Phryne, die mit Buhlerkünſten Geldſchränke öffnet und die Brieftaſchen um ihr Eingeweide bringt, ohne etwas Anderes daran zu ſetzen, als Unverſchämtheit, Gewiſſenloſigkeit und Heuchelei von Gefühlen, die Sie ſo geſchickt handhaben, wie der Dieb ſeine falſchen Schlüſſel, ſeine Dietriche, Feilen und Brecheiſen.

Ich verlange meine Ducaten zurück, ſchrie er, die ich in München auf Geheiß dieſer Gelegenheitsmacherin, die ſich Tante ſchimpfen läßt, darbringen mußte; ich begehre die Summe, die mir für ein Verſchweigen jener Sünden und Laſter geboten wurde, die ich in Preßburg zu beobachten ſo unglücklich war, und begehre Entſchädigung für das Hinhalten, Verleugnen, Abweiſen, das man ſich gegen mich erlaubte! Ich verlange eine namhafte Summe für die Beſchimpfungen und Verdächtigungen, die man mir ins Geſicht zu ſagen die Stirne hatte. — Hurtig, Alte, wälze Dich in das Nebenzimmer, bringe alle Ducaten, alles Papiergeld, alle Kleinodien, welche dieſe Gaunerin ſeit ihrer Reiſe von München und Regensburg nach Wien und Preßburg und wieder nach Wien zuſammengeſtohlen hat. Spute Dich, Elephant einer vornehmen Conreuſe! Ich weiß um jeden Heller, der erbeutet wurde.

Göbl richtete beide Terzerole auf die bis zum Tode erſchreckten Frauen.

Eilen Sie, Tante, flehte Iſabella, eilen Sie, damit wir das Ungeheuer aus dem Hauſe bringen!

Die Tante ging mehr todt als lebendig in das Nebenzimmer, raffte Geld und Pretioſen zuſammen, und wankte in das Zimmer, in welchem ſich Göbl befand, zurück.

So kann ich das Zeug nicht mit mir ſchleppen! tobte Göbl, indem er die Gegenſtände muſterte, welche die Tante gebracht hatte.

Ein Tuch, einen Shawl oder dergleichen, ſetzte er hinzu, muß ich haben, ſonſt ſetze ich mich der Gefahr aus, Etwas zu verlieren! —

Beim Teufel! rief er plötzlich, es fehlen ja die beiden Armbänder mit Brillanten, welche Graf P..... bei dem Juwelenhändler Goldſtein in Preßburg kaufen mußte! Alter Leithammel im Gebiete der Sünde, willſt Du mich betrügen? Schnell bringe die Bracelets, oder ich garnire Deine Diebsarme mit ein par Rubinen aus dieſen eiſernen Futteralen, daß Du Dein ganzes Leben an keinen Schmuck mehr denken ſollſt.

Die Alte humpelte wieder in das Nebenzimmer und brachte die Armbänder.

Mit Dank ſaldirt! lachte Göbl. Weinen Sie nicht, Iſabella, ſagte er, Ihre Schönheit habe ,ich Ihnen ja gelaſſen: Ihre Künſte bleiben Ihnen, und die Matrone mit dem viel bewährten Apuis zur Schlechtigkeit bleibt Ihnen ja auch! Vorläufig wäre Director Carl zu plündern, wenn er nicht zu filzig iſt; aber Sie ſpielen ja morgen die Jungfrau! Iſabella, einer Jungfrau, wie Sie, kann es nicht fehlen! In acht Tagen ſind Sie wieder ſo reich, wie heute! Ich wiederhole Ihnen, wenn Sie morgen gerufen werden, ſo iſt dies mein Werk! — Ich kann ungeheuer generös ſein!

Er ſperrte die Thüre der Stube auf, nahm ſeinen Bündel und ſchickte ſich zum Gehen an.

Sollte es Ihnen gelüſten, Lärm zu ſchlagen, meine Damen, etwa den franzöſiſchen Koch und die Hausleute zu rufen, erinnerte Göbl mit der größten Ruhe und Kaltblütigkeit, ſo ſchieße ich Ihnen die Augen aus dem Kopfe.

Göbl entfernte ſich.

Iſabella fiel in Ohnmacht.

Die Tante rieb ſich die Augen, fühlte ſich den Puls und wußte nicht, träume oder wache ſie.

Iſabella kam wieder zu ſich.

Ich werde morgen ſchwerlich ſpielen können, bemerkte Iſabella mit der Stimme einer Todtkranken.

Die Tante ermannte ſich und ſprang auf.

Man muß ihm nachſetzen! rief ſie; ich mache Lärm, ich alarmire das Haus.

Wo iſt dieſer Mörder ſchon! ächzte Iſabella, der ſitzt bereits in ſeinem Reiſewagen, den er ſicher in der Nähe warten ließ. Ihn verfolgen, dieſen Ruchloſen, dieſen Entſetzlichen, dieſen frechſten und verwegenſten aller Aſſaſſinen, wäre zwecklos! Und kann ich Lärm machen? Dieſe Armbänder, die Graf P..... noch in Wien von dem Putztiſche ſeiner Frau entführte, die er nicht von einem Juwelenhändler in Preßburg kaufte, würden bei Gericht vorgezeigt, die Gräfin, die mich in Preßburg ins Auge faßte, und um derentwillen ich wieder nach Wien reiſte, würde mich ins größte Unglück bringen. Die Gräfin iſt hier; ſie war geſtern im Theater; nein, Tante, wir ſprechen zu Niemand ein Wort von dieſer Geſchichte! Wie gewonnen, will ich denken, ſo zerronnen!

Alles! klagte die Tante mit dem Tone der Verzweiflung, Alles hat uns dieſer Elende genommen! Alles! Alles! Alles! —

Alles? ſtöhnte Iſabella; ich ſchenkte Ihnen, wie ich von Preßburg zurückkehrte, 500 fl. — Dieſe werden Sie ihm doch nicht auch gegeben haben?

Du haſt Recht, Bella, an dieſes Geld dachte ich nicht; nein, dieſe 500 fl. beſitze ich noch!

Sehen Sie, verſetzte Iſabella, ſo haben wir doch noch Etwas aus dem Schiffbruche gerettet. —

Sie erhob ſich.

Ich muß trachten, ſagte ſie, den Schrecken aus den Gliedern zu bringen.

Begib Dich zu Bette, Bella!

Iſabella horchte.

Nein, ſagte ſie. Unſer Nachbar iſt nach Hauſe gekommen! Unſer freundlicher Nachbar, der mir heute Morgen die ſchönen Blumen ans Fenſter ſetzen ließ. Was erzählte Ihnen das Stubenmädchen, daß er ſei?

Ein gar reicher, vornehmer Herr, ein Staroſt, hochbegütert bei Warſchau!

Häßlich iſt er, klein, dick, pockennarbig und hat Kalmucken-Augen.

Aber er blickt damit doch ſo leutſelig.

Hören Sie! Er läutet dem Stubenmädchen.' — Das Stubenmädchen kommt. — Er fragt nach mir. — Athmen Sie nicht ſo laut, Tante, als wenn Sie am Lungendampf laborirten, damit ich hören könne, was er ſpricht.

Mamſell' Roſin'! hörte man den Staroſten ſagen, waren ſo gut, Blumen zu kaufen, und ſchöne Nachbarin damit zu verſehen?

Ja, Excellenz, hörte man das Stubenmädchen antworten.

Was hat ſchöne Nachbarin geſagt?

Sie hat eine unerhörte Freude gezeigt. Sie hat die Blumen geküßt, vor Entzücken.

Sagen Sie ihr, mich küſſen, wäre beſſer!

Das wird auch noch geſchehen, Excellenz!

Glauben Sie?

Ich mach' eine Wette, Excellenz!

Um wie viel?

Um den Preis der Blumen!

Sie Schlaue, wollen mich erinnern, daß ich die Blumen noch nicht bezahlt habe.

Wie können mich Excellenz für eine ſo gemeine Perſon halten?

Iſt nicht gemein, wenn man ſein ausgelegtes Geld in Erinnerung bringt. Was Sie bezahlt, ich will wiſſen wollen.

Für die Blumen 12 Ducaten, für die Töpfe aus Porcellan 24 Ducaten.

Dreißig ſechs Ducaten! Hier haben Sie noch ſechs Ducaten für Mühe! — Apropos, ſchlaft ſchon Nachbarin?

Nein.

Darf ich ſingen?

Excellenz können in Ihrem Appartement thun, was Ihnen beliebt. —

Sing' ich polniſches Lied mit deutſchem Text. Sing' ich: „Schöne Minka, ich muß ſcheiden!“

Ich bitte, Excellenz.

Der Staroſt ſang.

Iſabella und die Tante verhielten ſich die Ohren.

Das iſt gräßlich! ſagte Iſabella.

Bin ich Abends immer heiſer, iſt mir immer als wenn ich Sägſpäne im Halſe hätte! Sagen Sie, Zimmerkellner, er ſoll mir Krambambuli mit Eier bringen, ſinge ich dann die ganze Nacht!

O weh! rief die Tante.

Dem will ich ausweichen, bemerkte Iſabella.

Sie ging an des Nachbars Thüre, die aus ihrem Zimmer in das ſeinige führte, und klopfte.

Herein! ſagte der Staroſt.

Es iſt ja zugeſchloſſen, erinnerte das Stubenmädchen.

Richtig! Iſt zugeſchloſſen; iſt gut, ſonſt wäre ich ſogleich drüben bei ihr. Alſo nicht herein, ſondern. Sie befehlen?

Nichts befehlen, Herr Nachbar, wohl aber danken will ich, danken für die ſchönen Blumen; Sie haben mir ein großes Vergnügen gemacht!

Was antworte ich nur geſchwind?

Stubenmädchen ſoufflirt: „Nicht Urſache; Morgen kommen noch ſchönere!

Ja, ſagte der Staroſt, ein ganzer Garten mit Alleen und Springbrunn!

Danke! Danke! erwiederte Iſabella, aber jetzt, Herr Nachbar, möchte ich ſchlafen! Bitte, nicht mehr zu ſingen.

Möcht' ich auch ſchlafen, aber kann ich nicht. Ganze Nacht ſitzen Sie auf meinem Bette! Verſteht ſich in meiner Fantaſie!

Gute Nacht!

Noch Biſſel, laſſen Sie mich ſingen von der Minka', kriege ich jetzt Krambambuli mit Eier, „O Minka mit Eier“ iſt gar ſo ſchön!

Morgen! Morgen! Herr Nachbar.

Wenn Sie mir verſprechen, morgen, Mittag, in meinem Zimmer Diner einzunehmen, ſo gut; wo nicht, ſinge ich Minka ohne Eier.

Ich verſpreche es! Gute Nacht!

Stubenmädel, Roſin', Mamſell, ſagen Sie dem Zimmerkellner, morgen Diner, Perſon meinetwegen 12 Ducaten oder 30 Silberrubel, Kinderei! Nachbarin, Nachbarin, nur noch ein paar Worte:

Er ſang:

„Schöne Minka, ich muß ſcheiden,
Morgen aber wiederſeh'n.“

Schändlicher Geſang! ſagte Iſabella und wickelte ſich ein Tuch um die Ohren.

Siehſt Du, ſagte die Tante, wie Dir das Glück beiſteht! Was Dir heute genommen ward, wirſt Du doppelt und dreifach wieder erhalten!

Der Staroſt ſang unermüdlich fort.

Die Frauen ſchloſſen ſich in das zweite Zimmer ein, legten ſich zu Bette, und verbargen ihre Ohren in den Kopfkiſſen.

Der Staroſt begann von Neuem:

„Schöne Minka, ich muß ſcheiden,
Morgen aber wiederſeh'n.“

XIV.

Iſabella ſchlief ſo feſt, als ob nichts vorgefallen, als ob ſie nicht von Göbl förmlich ausgeraubt, von ihm nicht die tiefſten Ehrenkränkungen erfahren, nicht als die verworfenſte Perſon der Erde bezeichnet worden wäre.

Die Tante ſchnarchte wie ein Poſtillon und träumte von den Schätzen des Staroſten ſo lebhaft, daß ſie bereits den ganzen Ural mit ſeinen Diamanten in den Käſten ihrer Nichte ſah.

Um acht Uhr Morgens erwachten beide.

Wirſt Du heute ſpielen? fragte die Tante, oder wirſt Du nicht ſpielen! Wie iſt Dir?

Gut.

Den Schrecken von geſtern haſt Du aus den Gliedern?

Gott ſei Dank! Ja. Der da drüben ſoll Erſatz leiſten.

Das Stubenmädchen brachte das Frühſtück.

Euer Gnaden, ſagte es, der Pollak, der Nr. 32, 33 und 34 inne hat, ſingt bereits ſeit fünf Uhr Früh:

„Schöne Minka, ich muß ſcheiden!“

Alle Paſſagiere wollen ausziehen, und der Wirth vom Hauſe traut ſich dem Staroſten nichts zu ſagen, weil er gar ſo viel Geld im Hauſe ſitzen läßt.

Hat er ſo ungeheure Revenuen?

O Gott, ſein Bedienter, auch ſo ein Caſtrat, ſagt täglich 1000 Ducaten.

Nicht möglich!

Iſt er ledig? fragte die Tante.

Das iſt höchſt gleichgiltig! fuhr Iſabella auf.

Freilich, meinte die Tante.

Sagen Sie mir, liebe Roſin', fragte Iſabella das Mädchen, weiß der Herr Staroſt, daß ich eine Schauſpielerin bin?

Allerdings! Jetzt liebt er Sie um ſo mehr.

Weiß er, daß ich heute im Theater an der Wien zum erſten Male auftrete?

Ich hab' es ihm geſagt. Er hat augenblicklich 10 Logen haben wollen; er hat aber nur eine bekommen, es waren bis auf dieſe eine alle Logen bereits genommen. Da hat er neun Logen im Joſephſtädter-Theater holen laſſen, weil man dort auch „Die Jungfrau von Orleans" gibt; alles Ihnen zu Ehren!

Ich ſpiele aber nicht am Joſephſtädter-Theater, ich ſpiele an der Wien.

Das iſt dem Pollaken Alles eins! Er ſagte, er ſchäme ſich mit ſeinem Reichthume nur eine Loge zu haben. Sie ſollen es erfahren, wie ſehr er Sie eſtimire.

Wird er auch applaudiren?

Soll er das?

Mit Applaus macht er mir mehr Freude, als wenn er alle Logen der Welt kauft und ich einer Cabale unterliege.

Fürchten Sie eine Cabale?

Mein Gott, ich bin fremd hier.

Das will ich dem Staroſten augenblicklich melden. Der nimmt Sperrſitze zu allen Plätzen, ſetzt überall einen Landsmann bin, pfropft Gallerien und Parterre mit Klatſchern an; Fräulein, Sie ſollen einen Applaus erhalten, wie noch keiner in Wien erlebt wurde.

Ich danke Ihnen, ich werde erkenntlich ſein. —

Gott bewahre! bleiben Sie nur im Hauſe, ſo lange der Pole hier bleibt, und ich ſammle mir ein Heirathsgut, wie ich mir nie eins träumen ließ.

Iſabella nahm ihr Frühſtück ein.

Um neun Uhr meldete man ihr, daß der Wagen bereit ſei, ſie zur Probe abzuholen.

Als ſie ihr Zimmer verließ, ging ſie durch einen Wald von Blumen; der Corridor, die Treppe, alles voller Blumen.

Als ſie zu ihrem Wagen kam, erblickte ſie den Staroſten.

Er hielt ihr einen Strauß von Blumen entgegen, einen Strauß, ſo koloſſal, daß er ihn kaum mit beiden Händen zu faſſen vermochte.

Er legte den Strauß in den Wagen und ſang dazu:

„Schöne Minka, ich muß ſcheiden!“

Der Staroſt ſang, als wenn er eine hölzerne Kehle und eine blecherne Zunge hätte.

Iſabella lachte und fuhr zur Probe.

Die Probe, bei welcher ſich Carl außerordentlich bemühte, die ſchwierigen Scenen drei und vier Mal wiederholen ließ, währte bis vier Uhr Nachmittags.

Endlich ſchien Carl zufrieden und entließ ſeine Mitglieder mit den Worten:

Meine Damen und Herren, wenn Sie alle ſo ſpielen, wie bei den beiden letzten Wiederholungen, ſo werden wir reuſſiren.

Wie ſind Sie mit mir zufrieden? fragte Iſabella.

Sie haben meine Erwartungen übertroffen, war Carls Antwort. Sie werden rauſchenden Beifall finden.

Kommen Sie nach der Vorſtellung zum Souper zu mir?

Gewiß. Ich bitte, mich zu erwarten. Es wird der Mühe werth ſein, meinen Theaterbericht zu hören. Ich führe heute noch eine Komödie auf.

Noch eine Komödie? Welche? Wo?

In einem Privat-Theater, für den Helden wird ſie ein Trauerſpiel ſein, für Sie, Iſabella, ein Luſtſpiel. Nun fahren Sie nach Hauſe. Höchſtens bis Mitternacht bin ich bei Ihnen.

Iſabella fuhr in ihren Gaſthof.

Der Staroſt ſtand auf Kohlen. Er befürchtete, Iſabella hätte die Einladung vergeſſen; indeß unterhielt ſich der Cröſus mit der Tante ſeiner Heißgeliebten, und, wie es ſchien, war er mit dieſer Unterhaltung ſehr zufrieden.

Er ſang nicht mehr:

„Schöne Minka, ich muß ſcheiden!“

ſondern:

„Mir leuchtet die Hoffnung,
Sie täuſchet mich nicht!“

Iſabella trat in ihre Wohnung.

Der Staroſt machte Kratzfüße wie ein Kameel.

Er tappte auf die Hand Iſabella's los und bedeckte ſie mit ſeinen Küſſen.

Aber bleiben ſo lange! Kann denn eine ſolche Probe ſieben Stund' dauern? Dauert ja längſte Komödie nur anderthalb Stund'!

Darum heißt es Probe, erwiederte Iſabella, weil man ſo lange probirt, bis Alles gut zuſammengeht!

Und geht Alles gut zuſammen?

Wie am Schnürchen!

Wäre gar nicht nothwendig. Kommen vielleicht heute 600 Polen ins Theater, wovon nicht zehne ordentlich deutſch verſtehen; ſpielen Sie, wie Ihnen beliebt, werden doch herausgeruft! Kennen Sie Portier vom Grafen Zazezuski, iſt dieſer Portier, Kerl wie Eisbär, mißt 7 Schuh, wenn er auf hintere Füß ſteht; heißt Portier Brüllochszinski, gibt im Parterr' Ton an, hebt er ſeine Händ' auf zum Klatſchen, klatſchen 600 Polen, wird es ordentliches polniſches Donnerwetter geben. Gleich wie Sie auf Theater kommen, kriegen Sie ſo viele Kränze und Bouquets, daß man dieſe nur mit Laſtwagen wird wegführen können. — Auf die Letzt' laſſ' ich 24 Kübel mit Lorbeerbäum' aufs Theater tragen, iſt Etwas ganz Neues, was Wien hat noch nie geſehen, und ich ſage Ihnen aus meiner Loge einen Spruch auf, polniſchen Spruch, weil ich mit deutſcher Sprach' nicht ſo gut fort kann.

Um Gottes willen, Herr Staroſt, das wäre mein Tod! — Nur nichts Abſurdes! — Nur keine Uebertreibungen, die würden mich dem Gelächter und Geſpötte von ganz Wien preisgeben: laſſen Sie doch in einer Tragödie von Deutſchlands größtem Dichter keinen polniſchen Portier den Ton angeben. Ich bin überzeugt, daß ſich in der Loge, in welche ſich Carls Vater begeben wird, meine beſten Freunde und Perſonen, welche Etwas verſtehen, befinden werden. Applaudirt man in dieſer Loge, ſo mögen in Gottesnamen Ihre 600 ſarmatiſchen Claqueurs mit in den Beifall einſtimmen.

Iſt mir auch recht, muß ich aber gleich meinen Bedienten in den „Holzhof“ hinter dem Theater ſenden, dort halten meine Polen Applaudir-Prob’!

Er reichte Iſabellen den Arm.

Es iſt halb fünf Uhr, ſagte er, gehen wir jetzt zum Speiſen. Rumort mein Magen ſo ſehr, daß ich mein Herz für Sie gar nicht ſchlagen höre.

Sie begaben ſich zum Diner.

Iſabella aß wenig und trank wenig; am Tage einer Vorſtellung im Theater hielt ſie ſich ſehr diät.

Hätt’ ich Ihnen gerne Champagner Rauſch angezecht, ſagte der Staroſt; ſeh’ ich betrunkene Frauenzimmer für mein Leben gerne, aber ſeh’ ich ein, würde ſich dies heute nicht ſchicken; aber nächſte Mal, wenn Sie wieder Jungfer vorſtellen, müſſen Sie mit der Fahn’ in der Hand auf dem Theater herum „tarkeln“ (taumeln). Geben Sie mir Ehrenwort d’rauf, daß Sie nächſte Mal mit Haarbeutel ſpielen, kaufe ich Ihnen den ſchönſten Brillant-Schmuck bei Sieber auf dem Graben, wenn Sie mir dieſe Freude machen!

Iſabella lachte und verſprach, ſeinem Wunſche zu entſprechen.

Die Theaterſtunde rückte heran.

Carls Wagen holte Iſabella zur Vorſtellung ab.

Das große Schauſpielhaus war dergeſtalt mit Zuſchauern überfüllt, daß Hunderte zurück gehen mußten, welche nicht Platz fanden.

Der Vorhang flog empor.

Das Stück begann.

Als die Scene herannahte, in welcher Johanna d’Arc erſcheint, wurde das Publicum unruhig.

Der Ruf von Iſabellens außerordenticher Schönheit hatte ſich in Wien ſchnell verbreitet.

Die jungen und die alten Herren Wiens erwarteten die ſchöne Schauſpielerin mit unbeſchreiblicher Spannung.

Endlich erſchien ſie.

Mit einem „Ah!“, das wie im Feuerwerke die höchſte Bewunderung ausſpricht, wurde Iſabella begrüßt.

Der Applaus folgte dem Ausrufe „Ah!“ augenblicklich.

Es ſchien, als ſollte das Haus einſtürzen, ſo tobte der Beifall.

Iſabella ſprach, und ihr wunderliebliches Organ entzückte eben ſo ſehr.

Der erſte Eindruck, den ſie erregte, war ein höchſt günſtiger.

Applaus folgte auf Applaus, auch häufig dort, wo keine Veranlaſſung verkam, doch gab es keine Oppoſition, welches ein großes Glück war. Es ließ ſich auch keiner der Claqueurs zu offenbaren Ungereimtheiten hinreißen.

Als aber Johanna im Helm und Panzer erſchien, da wurde der Applaus dem Getöſe einer von gigantiſcher Höhe herabſtürzenden Lawine gleich.

Jetzt flogen Kränze und Blumen von allen Seiten, aus den Logen, aus dem Parterre, aus der zweiten und dritten Gallerie. Sennora Pepita hat in neueſter Zeit vielleicht in allen Vorſtellungen nicht ſo viele Blumen ihr zufliegen ſehen, als Iſabella an jenem Abende. Der Kränze, welche aus Ungeſchicklichkeit der Spender ins Orcheſter fielen, gab es eine ſolche Maſſe, daß die Muſiker damit völlig bedeckt waren.

Es dauerte gewiß ſechs Minuten, bis die Bühne, welche einem Blumenmarkte nicht unähnlich ſah, wieder ſo rein wurde, daß ſich die Schauſpieler ungenirt bewegen konnten.

Wie oft Iſabella gerufen wurde, wer vermochte dies zu zählen!

Am Schluſſe fing das Bombardement mit Blumen und

Kränzen von Neuem an. Es ſchien, als hätten Iſabellens Verehrer alle Blumenbeete und Glashäuſer von Wien und der Umgebung total geplündert.

Die Erfolge einer gefeierten Tänzerin, einer beliebten Sängerin waren nie ſo glänzend als die Erfolge dieſer Schauſpielerin.

Carl ſchnitt zweierlei Geſichter.

Als Director ein überaus heiteres, als Verehrer der Bekränzten ein überaus klägliches. Er ſah ein, welch ein Heer von Nebenbuhlern ihn bedrohe.

Das heutige Stück, ſagte Carl zu ſeinem Regiſſeur, wird durch alle acht Tage ununterbrochen fortgegeben. Sie werden ſich überzeugen, Herr Kohrs, daß, um Fräulein Iſabella im Panzer und Helm zu ſehen, allein hinreicht, der Caſſa unerhörte Erträgniſſe einzubringen.

Aber ſie iſt ja eine höchſt mittelmäßige Schauſpielerin, meinte Kohrs.

Stille, ſagte Carl, ſagen Sie das nicht laut; wenn ſie eine ganz ſchlechte Schauſpielerin wäre, ihre Schönheit reißt hin, dann beſitzt ſie noch Etwas, das mancher renommirten Künſtlerin fehlt — ſie beſitzt nämlich ein Organ, welches bezaubernd iſt, und einen Adel und Anſtand, daß man hingeriſſen wird. Ihre Declamation iſt häufig ganz falſch, ihr Mienenſpiel unverantwortlich, aber wer denkt daran?

Die Journaliſten werden ſchon daran denken.

Die Journaliſten werden ſie tadeln, aber ſie werden ihre Schönheit anerkennen, und der Ruf der Schönheit Iſabellens wird mir ganz Wien ins Theater ziehen; die Weiber, um ſie zu läſtern, die Männer, um ſie zu loben. — Ich kenne dies, ich wünſche, ich hätte noch ein Dutzend ſolcher mediocren Schauſpielerinnen.

Benahm ſich der Staroſt nicht lächerlich im Theater?

Nein; er benahm ſich voll Tact und Zurückhaltung.

Er hatte ſeinen Neffen, einen Grafen Scherſtutzki, vorſichtweiſe mit in ſeine Loge genommen. Er nahm ſich vor, dieſen als Vorbild anzuerkennen. Der junge Graf war ein feingebildeter Cavalier, geiſtreich, voll klaren Urtheils, ein Mann, den Wiſſenſchaften und Kenntniſſe, hohe Cirkel und Reiſen auf eine Stufe der Intelligenz geführt hatten, welche ihm überall Bewunderung verſchaffte.

Auch Scherſtutzki wurde von der Schönheit Iſabellens hingeriſſen, aber zum Enthuſiaſten für ihre Künſtlerſchaft konnte der junge Graf nicht begeiſtert werden.

Onkel, ſagte er, wenn Sie für dieſes Mädchen Etwas thun wollen, wofür ſie Ihnen, ſo lange ſie lebt, dankbar ſein wird, ſo honoriren Sie die erſte Hofſchauſpielerin Wiens, damit ſie ihr Unterricht gebe. Iſabella hat ungemein viel zu lernen.

Graf Scherſtutzki war und blieb der Dämpfer für den Ausbruch des enragirten Staroſten.

Nimm ich ſie ganz vom Theater weg, braucht ſie nichts zu lernen; für mich weiß ſie genug. Laß ich ihr in meinem Schloſſe Stowra an der Weichſel Theater bauen und muß ſie mir Tag und Nacht die Jungfrau ſpielen. Helm und Panzer darf ſie nie ablegen, und ſogar mit der Fahne in der Hand muß ſie ſich ſchlafen legen.

Während im Theater dieſer glorreiche Abend gefeiert wurde, ging es im Hauſe des alten Bärenbrunn nicht glorreich her.

Göbl, welcher ſich die beſten Auskünfte über die Lage des Quartiers, über die Entfernung aller Hausgenoſſen verſchafft hatte, Göbl, welcher ſogar ſo ſchlau war, den Bedienten mittelſt eines fingirten Briefes in eine weit entfernte Vorſtadt zu locken, machte ſich mit ſeinen Diebswerkzeugen an die Wohnung von Carls Vater. Er öffnete ſchnell die Vorhängſchlöſſer, das Hauptſchloß an der Thüre, und ſtand in wenig Minuten in dem Schreibzimmer des alten Herrn, vor der Caſſa des Directors, vor dem Secretär des Herrn vom Hauſe.

Göbl gebrauchte die Vorſicht, die Hausthüre hinter ſich zu verſchließen.

Mit einer Geſchicklichkeit, welche einem Schloſſer erſten Ranges Ehre gemacht haben würde, hatte er Carls Caſſa geöffnet; die an dieſer angebrachten vierfachen Riegel ſchob er mit einer Leichtigkeit zurück, als hätte man ihm hiezu die Schlüſſel gegeben.

Er zog einen großen ledernen Sack aus der Taſche, packte Gold und Silber ein, ließ die Papiere liegen, öffnete dann den Secretär des alten Bärenbrunn und freute ſich nicht wenig, als er in einer Schublade eine Maſſe Ducaten fand.

„Euch ſuchte ich,“ ſagte Göbl, „mit beſonderer Sehnſucht: ich muß euch ja wieder haben, euch, die ich geſtern im Spiele verlor; kommt her, ihr Goldfüchſe, ſchlüpft in euren alten Bau zurück.“

Plötzlich rauſchte es hinter dem Räuber.

Er blickte um ſich.

Er erſtarrte.

Eine alte Frau ſtand hinter ihm.

Heiliger Gott! rief ſich Göbl zu, die alte Bärenbrunn, die ſich geſtern krank melden ließ; dieſes Weib vergaß ich! Die Matrone hat ſich in ihr Quartier einſperren laſſen.

Was geſchieht denn hier? fragte die alte Baronin; ich glaube gar, dieſer Menſch hat hier eingebrochen! Hilfe! Hilfe! ſchrie die Frau mit einer vor Angſt gebrochenen Stimme und ſuchte das Fenſter des Cabinets ihres Mannes zu gewinnen, das nach dem Neuenmarkte die Ausſicht gewährte.

Wie ein Verzweifelter packte Göbl die Matrone und ſchleuderte ſie in den Hintergrund des Zimmers.

Keinen Laut! ſchrie er, oder ich ſchneide Dir die Gurgel ab, Hexe! Laß mich ruhig ziehen und Dein Leben ſoll Dir geſchenkt ſein! Laß mir meine Beute. Dir und den Deinigen bleibt noch genug!

Nicht von der Stelle! war die Antwort. Da lege hin, Räuber, was Du genommen und ich will Dir freien Abzug geben; durch mich ſollſt Du nicht an den Galgen kommen!

An den Galgen, Beſtie? fahre Du voraus in die Hölle! und Göbl warf ſich wie ein Tiger auf ſein Opfer.

Beide fielen zu Boden, aber die Matrone war ſtärker als der Räuber; mit unbeſchreiblicher Kraft umklammerte ſie ſeine Arme, wälzte ſich mit demſelben auf dem Boden, ſo daß ſie ihn unter ſich bekam und ſtieß ihn mit ihren Knieen ſo heftig auf die Bruſt, daß er ihren Mißhandlungen zu unterliegen glaubte.

Nun flog ein Wandſchrank auf und zwei ſtarke Männer traten heraus.

Sie banden dem Gauner Hände und Füße.

Hierauf eilte der Eine durch den Corridor zur Eingangsthür, ſchloß dieſe auf und pfiff.

In einem Nu ſtanden ſechs Mann von der Polizeiwache vor Göbl.

Ein Commiſſär trat herein.

Packt den Mann und bringt ihn fort! befahl der Commiſſär.

Einen Augenblick! bat die Matrone. Das Theater iſt zu Ende, wie ich aus dem Geräuſche der Wagen bemerke, mein Vater und mein Bruder Carl werden augenblicklich hier ſein!

Göbl hob den Kopf empor und ſah die alte Frau mit großen Augen an.

Ich bin Titus, Herr Graf, ſagte dieſer. Sie wünſchten ein Pröbchen meines Nachahmungstalentes zu ſehen. Ich war ſo frei, meine Mutter vorzuſtellen und erwarte, da Sie meine Mutter gewiß kennen, daß mir dies gelungen ſei bis auf die Kraft meiner guten Mutter; ihre Hinfälligkeit zu copiren, wäre hier am unrechten Orte geweſen. Doch dies war eigentlich mein Spaß. Ihr Spaß wird ſpäter beginnen. — Wohl hätten Sie in dem Augenblicke, in welchem Sie in dieſe Wohnung drangen, gepackt werden können, allein da würde der Raub nicht vollbracht worden ſein, und einen ſolchen Dieb, wie Sie, muß man auf friſcher That ergreifen.

Im Tone des angeblichen Grafen ſetzte er hinzu:

„Excusez Monsieur!“

Jetzt kamen Vater Bärenbrunn und Frau, Carl und die Freunde des Alten aus dem Theater.

Carl ſpielte den Ueberraſchten.

Baron Göbl, fragte Carl, wie kommen Sie in dieſe Situation? und indem er ſeinen Bruder Titus in den Kleidern ſeiner Mutter ſah, rief Carl:

Wie, Papa? ich habe noch eine Mama, welche iſt denn jetzt die rechte?

Die Geſellſchaft lachte.

Wir haben einen der größten Gauner in unſerer Gewalt, bemerkte der Commiſſär, und führen ihn ſeiner Beſtimmung zu. Den Diebsſack nehmen wir mit; ſein Inhalt wird gerichtlich unterſucht: verfügen Sie ſich mit mir zur Polizei, ſobald Alles erhoben werden, was zur Unterſuchung nothwendig, kommt das Geld wieder in Ihre Hände.

Göbl wurde fortgebracht, in einen Fiaker geſetzt und unter gehöriger Bedeckung ins Gefängniß geführt.

XV.

Mit den Worten „Meine Komödie hat einen eben ſo glänzenden Erfolg gehabt wie ihre Tragödie „die Jungfrau von Orleans!“ ſtürzte Carl in das Zimmer Iſabellens.

Ihre Komödie? Was ſoll dies bedeuten? Sie ſprachen bereits davon; erklären Sie ſich deutlicher. —

Ich meine die Komödie, welche ich mit dem größten Gauner der Welt, mit Göbl ſpielen ließ. Der Cartouche ging in die Falle; er ſitzt bereits, und ſo Gott will, hat man ihm die Diebsarme auch ſchon mit Handſchellen zuſammen gefeſſelt, die er ſo oft nach fremdem Eigenthum ausſtreckte. Jubeln Sie, Iſabella, auch Sie hat der furchtbare Räuber auf die ſchmachvollſte Weiſe beſtohlen; jubeln Sie, triumphiren Sie! — Aber Sie freuen ſich nicht einmal! Ich meinte Ihnen eine Freude zu machen mit dieſer Nachricht. Sie werden doch nicht in dieſen Spitzbuben verliebt ſein?

Iſabella überraſchte dieſe Nachricht höchſt unangenehm. Sie fürchtete, da Göbl verhaftet, daß man bei ihm die Armbänder der Gräfin finden und Iſabella compromittirt werden könnte. Sie ſtotterte daher ganz unverſtändliche Worte: nur die Tante bemühte ſich unbefangen zu ſein.

Man hat den Galgenvogel endlich, ſagte die Tante, Gott ſei Dank, ſo iſt denn wieder einer der gefährlichſten Menſchen in die Hände der Gerechtigkeit gefallen. Erzählen Sie uns, Herr Director, wie ging dies zu?

Carl referirte getreulich. Er berührte Alles, was vorgefallen. Als er ſeines Bruders erwähnte, lachte Carl, daß er faſt den Athem verlor.

Endlich ſagte er:

Leider wird es ungeheuere Mühe koſten, den Schurken zum Geſtändniß zu bringen. Er iſt ſchlau, wie Price, der berüchtigte engliſche Dieb. Kaum hatte man ihn ins Polizeihaus gebracht, ſagte er bei dem ſummariſchen Verhör: Er ſei in meines Vaters Wohnung gelockt worden, ich hätte ihn aus Eiferſucht auf keine andere Art aus dem Wege zu bringen gewußt; mein Vater und mein Bruder mit mir im Bunde, hätten ihm eine Falle gelegt, um ihn zu verderben, weil ich ihn ſchon in München eines Liebesverhältniſſes wegen mit Ihnen verfolgt und ſeinen Untergang beſchloſſen!

Alſo werde ich auch in die Geſchichte verwickelt? fragte Iſabella, und vielleicht gar vor Gericht erſcheinen müſſen?

Zu ſeinem Entſetzen müſſen Sie das! Sie werden doch beitragen, daß er wenigſtens für zehn Jahre auf den Spielberg komme?

Ich?

Nun das verſteht ſich doch! Vielleicht retten Sie noch Etwas von den Ihnen in München geraubten Ducaten, und was dieſer Schurke Ihnen ſonſt noch geſtohlen. Der Entartete kann ja das Geld nicht Alles bereits verthan haben, was er ſich ſeit Jahren mit frecher Hand zugeeignet. Wenn man nur ſeine Diebshöhlen wüßte, wohin er ſeine Beute verborgen. In Wien durchſuchte man ſeine Wohnung während ſeiner Abweſenheit, fand aber auch nicht das geringſte Verdächtige.

Man fand in ſeiner Wohnung Nichts? fragte Iſabella ganz freudig bewegt.

Nichts, nichts; außerdem, daß er ſich bei ſeinen Quartiersleuten als Graf Frenſtätt annoncirte, fand man nichts, nicht einmal bedenkliche Sachen, noch falſche Documente. Einige Hundert Gulden in Anticipations-Scheinen, eine ſehr elegante Garderobe und feine Wäſche, ſonſt aber auch nichts, welches auf Gaunerei hätte ſchließen laſſen. Ich aber habe den Kerl ſchwarz gemacht. Ich drang darauf, daß das hieſige Gericht ſogleich an die Polizei nach München ſchreibe und nach Preßburg, wegen des Einbruches im „grünen Baum.“ Der Unterſuchung wegen ſoll mir der falſche Baron und noch fälſchere Graf wenigſtens zwei Jahre in Ketten ſitzen, ſo lange wird ſein Proceß durch die Correſpondenz mit auswärtigen Criminal-Gerichten verzögert, dann ſoll erſt der Strafarreſt über ihn verhängt werden, im Ganzen wird der Schuft wohl zwölf Jahre Eiſen tragen und bei Waſſer und Brot leben; das hält er, der nur Leckerbiſſen aß und Bordeau und Champagner trank, nicht aus! Er ſtirbt vielleicht in der erſten Hälfte ſeiner Strafzeit!

Sie ſind doch gar zu grauſam in Ihren Erwartungen. —

Wollte er mich nicht um mein ganzes baares Vermögen beſtehlen? — Wer die Hand nach meinem Eigenthum ausſtreckt, ſollte nicht eingekerkert, der ſollte geviertheilt werden; doch ſchon genug der Worte über dieſen Auswürfling! Sie ſchenken ihm Ihr Mitleid, ich bedauere! Baſta! Erlauben Sie, daß ich jetzt ans Souper denke! Liebe Tante, befehlen Sie, daß aufgetragen werde. Es iſt halb ein Uhr! So ſpät habe ich lange nicht meine Abendmahlzeit eingenommen. Es ſoll mir aber beſſer ſchmecken als Monſieur Göbl.

Es wurde ſervirt.

Garçon! ſagte Carl, füllen Sie doch ſchnell die Gläſer mit Champagner!

Weg mit den altmodiſchen Spitzgläſern! corrigirte Carl; Champagner in den Gläſern, die wie Nelken ausſehen, iſt für Diejenigen, welche ihn alle zehn Jahre ein Mal trinken! —

Er verſuchte den Champagner.

Nicht übel! Nur zu wenig kalt! Laſſen Sie die Flaſchen im Eiſe tanzen!

Iſabella, auf Ihr Wohl! Es lebe die Jungfrau von Orleans! Ich habe es ſchon angeordnet. Acht Tage hindurch nichts anders als die „Jungfrau!" Sagen Sie mir, wer iſt denn der Pole in der Loge Nr. 6 geweſen? Zweihundert Ducaten händigte er insbeſondere meinem Caſſier Held für Sie ein, die Ihnen dieſer morgen überbringen wird. Der Pole ſoll ein Kerl wie ein „Männchenſtehauf" ſein. —

St! St! ſagten Iſabella und die Tante zugleich.

Dieſer Pole iſt mein Nachbar, bemerkte Iſabella ganz leiſe; ich wette, er iſt zu Hauſe und hält ſein Ohr an jene Thüre.

Der Nachbar? ſagte Carl, indem er das Wort Nachbar ſo dehnte, daß man drei Nachbarn hätte daraus machen können. Der Nachbar? Der 200 Ducaten an die Caſſe ſendet, ein Nachbar? der Pole iſt eine gefährliche Nachbarſchaft. —

Bedenken Sie doch ſeine Häßlichkeit! liſpelte die Tante.

Einer, der Geld hat, iſt nie häßlich!

Sind Sie eiferſüchtig? fragte Iſabella.

Wie ein Türke! antwortete Carl. Daß Sie im Gaſthofe Ihre Wohnung aufſchlugen, ging ſo lange hin, als Sie bei mir noch nicht als engagirtes Mitglied auf den Theater-Affichen erſchienen, aber morgen werden Sie ſchon als „engagirt" annoncirt. —

So? Ich bin engagirt und weiß nichts davon?

Haben Sie nicht ſchon in München den Contract unterzeichnet?

Nach dem Erfolge, den ich geſtern in Wien errang, werden Sie doch meine Gage um ein Bedeutendes erhöhen?

Nicht um einen Heller.

Sie wollen mich acht Tage lang die Jungfrau ſpielen laſſen; dies würden Sie nicht, wenn es nicht Ihr Vortheil wäre. —

Und wenn dann andere Stücke kommen, in welchen Sie nicht beſchäftigt ſind, wenn Sie acht Wochen keine Rolle haben? Wer findet dann ſeine Rechnung? Wer hat dann den Nutzen? Ich bezahle pünctlich, ob Geld eingeht oder keines, ob Sie ſpielen oder nicht ſpielen, geſund oder krank, fleißig oder faul ſind.

Ich ſoll alſo aus dem „Schwan“ wegziehen?

Ganz beſtimmt.

Wohin?

Ich werde Ihnen ein Quartier ſchaffen.

Vielleicht einen kleinen Arreſt, da Sie ein eiferſüchtiger Türke ſind? Haben Sie nicht auch einige Eunuchen in petto, die jeden meiner Schritte bewachen müſſen?

Vielleicht wäre es nothwendig.

Sie ſcheinen ſehr pikirt! Sie ſollen jedoch ſehen, daß mir an Ihnen Alles liegt. Ich ziehe fort von hier, doch nur unter einer Bedingung.

Ich verſtehe mich zu nichts, als was im Contracte vorkommt!

Eigenſinniger, halsſtarriger Director! Nichts von Gagenerhöhung, Spielhonorar, Beneficen-Vermehrung! — Was ich mir von Ihnen erbitte, koſtet Sie keinen Kreuzer.

Koſtet mich keinen Kreuzer? Laſſen Sie hören.

Ich bedinge mir, daß Sie dahin wirken, mich im Göblſchen Criminal-Prozeſſe aus dem Spiele zu bringen. Ich bin nicht die Perſon, welche ſich ein Vergnügen daraus macht ein Verhör zu beſtehen.

Wenn der Kerl aber gegen Sie ausſagt?

Das geht mich nichts an; es muß Ihre Sache ſein, ſolchen Ausſagen vorzubeugen. —

Das iſt ja unmöglich!

Einem geiſtvollen Manne wie Sie, muß Alles möglich ſein!

Hören Sie mich an!

Hören Sie mich an, und behalten Sie gut im Gedächtniſſe, was ich Ihnen ſage: In dem Augenblicke, in welchem ich eine Vorladung zum Criminal-Gerichte erhalte, zerreißen Sie meinen Contract, denn ich bin für Sie verloren!

Hoho! Sie gerathen ja in völlige Aufregung!

Ich wiederhole Ihnen, daß ich eher von Wien entfliehe, als daß ich bei Gericht Auskünfte ertheile! — Und nun nehmen Sie das Bekenntniß von meiner phyſiſchen und geiſtigen Ermüdung nicht übel. Ich bin ſo abgeſpannt; die Probe, welche von 9 Uhr bis 1 Uhr währte, die Vorſtellung, welche mich ſo gewaltig ergriff, der Uebergang von der Angſt zur Freude, und nun die pitoyable Geſchichte des Herrn Göbl. Meine Nerven ſind ſo irritirt, als hätte ich einen Schlagfluß zu befürchten. Gute Nacht!

Sie erhob ſich, und begab ſich in ihr Schlafzimmer.

Was iſt das! ſagte Carl. Was hat dies zu bedeuten?

Laſſen Sie ſie, tröſtete die Tante. Morgen iſt Alles anders. Gönnen Sie ihr die Ruhe. Es iſt heute viel über ſie gekommen. Sie fühlt ſich wirklich unwohl!

Carl griff nach ſeinem Hute.

Er warf einen Blick auf die Thüre, hinter welcher er den Nachbar vermuthete.

Bon soir! ſagte Carl mit auffallender Kälte.

Bon soir! gab die Tante eben ſo kalt zurück.

Kaum hatte Carl ſich entfernt, ſo krähte der Staroſt in ſeinem Zimmer:

„Mir leuchtet die Hoffnung,
Sie täuſchet mich nicht!“

Stille! Herr Staroſt, ſingen Sie nicht! bat die Tante. Die Paſſagiere in dieſem Hôtel wollen alle fortziehen, wenn Sie Ihren Geſang nicht einſtellen. —

Sollen zum Teufel ziehen! erwiederte der Staroſt. Wenn nur Iſabella im Hauſe bleibt, Iſabella darf nicht fort! Dem ſchmutzigen Director mit ſeinem Münchner Contract werde ich einen Strich durch die Rechnung machen.

Alles gut, ſprechen wir morgen davon!

Morgen! Ja, morgen! Bei mir wieder Diner!

Ja, ja, aber nicht hier!

Wo denn?

Im „römiſchen Kaiſer!“ Beſtellen Sie ein eigenes Zimmer. Um zwei Uhr! Gute Nacht! Bringen Sie aber Jemand mit, damit die Geſellſchaft nicht gar ſo klein iſt.

Zwei Landsleute!

Aber luſtige Landsleute und Landsleute, welche deutſch ſprechen. —

Meinen Neffen, oh, iſt dieſer guter Geſellſchafter!

Ich ſah einen Herrn in Ihrer Loge, war dies Ihr Herr Neffe?

Ja!

Bringen Sie ihn! Wir müſſen Iſabella erheitern, bringen Sie Ihren Neffen, aber nur dann, wenn er kein Kopfhänger iſt. —

O, Graf Scherſtutzki läßt nie Kopf hängen!

Bringen Sie ihn! — Gute Nacht!

„Mir leuchtet die Hoffnung,
Sie täuſchet mich nicht!“

ſang der Stareſt mit einer Stimme, als hätte ſein Kehlkopf einen Sprung bekommen.

Hierauf wurde es ruhig im Hauſe.

Alles ſchlief.

XVI.

Carl fuhr nach Hauſe.

Er begab ſich ebenfalls zu Bette.

Er ſchlief nicht.

In ſeinem Gehirn war es ganz wüſt.

Was hat ſie? fragte er ſich. Ich glaube, ſie ſucht eine Gelegenheit, von mir los zu kommen. Die Geſchichte mit Göbl ſchützt ſie blos vor, um mit mir zu brechen. Der Pole! der verfluchte Pole mit ſeinem furchtbaren Gelde! Es iſt doch mit einem ſolchen Weibsbilde nichts zu machen! — Kaum habe ich ihr die Affaire mit dem Grafen P..... verziehen und habe einen Schleier darüber gedeckt, ſo hat ſie ſchon wieder eine andere Liaiſon! — Der Zimmerkellner im „Schwan,“ den ich ausforſchte, vertraute mir gegen Geld und gute Worte, daß ſie bei dem Polen dinirte. Dieſer Wechſelzopf ſoll Geld haben, wie ein indiſcher Nabob! Wie Einem ein ſolcher Hallunke die Engagements vertheuert! — Wenn nur der Göbl noch nicht eingeſperrt wäre, der müßte mir den Nabob bis aufs Hemd ausziehen! Dann, Nabob, feßle die ſchönen Schauſpielerinnen, wenn du, einem Popanz ähnlich ſehend, keinen Groſchen im Sacke haſt! —

Hinter dieſe Intrigue muß ich kommen!

Nichts Leichteres, wenn ich ſie nur erſt aus dem „Schwan“

gebracht habe! Nur Geduld, Bella, dein „Schwanenlied“ ſoll bald geſungen werden.

Eine Wohnung habe ich ſchon für ſie. Die Gattin meines Garderobemeiſters Hennhart hat zwei Zimmer im Freihauſe! Hennhart und ſeine Frau ſind mir ergeben. Die beiden Zimmer haben die Ausſicht auf den Mühlbach! Der Mühlbach ſtinkt ſo entſetzlich, daß man weder im Winter noch im Sommer ein Fenſter zu öffnen vermag, da läßt es ſich Iſabella gewiß vergehen, die Naſe auf die Gaſſe zu ſtecken! Ein göttlicher Einfall! Warte nur, Bella, ich werde dir ſchon einen Ort anweiſen, an welchem dich dein Pole, trotz allem ſeinem Gelde nicht finden ſoll.

Glücklich über ſeine Idee, ein kleines Sibirien für ſeine treuloſe Schöne gefunden zu haben, überließ ſich Carl ſüßen Träumen.

Am anderen Tage um 8 Uhr Morgens trat Carl bei Herrn und Frau Hennhart ein.

Das Ehepaar ſaß eben beim Frühſtücke.

Sapperment! Da ſtinkt's! ſagte Carl, als er in die Wohnung ſeines Garderobemeiſters trat.

Guten Morgen, Herr Director, grüßte die Frau. Ja, es ſtinkt fürchterlich! Nicht nur, daß der Mühlbach an ſich ſchon einen Duft von ſich gibt, als würden alle Cloaken der Welt in denſelben geleitet, ſo werfen die Nachbarn auch noch ihre todten Hunde und Katzen in die Pfütze. So etwas Sanitätswidriges ſtrömt ja nicht einmal die Iſar bei uns zu Hauſe aus, die örterweiſe und zeitweiſe doch auch einen Geruch von ſich gibt, gegen den kein Schnupftabak der Welt aufkommt.

Köllnerwaſſer! Köllnerwaſſer! ſagte Carl.

Das tragt's uns nicht! erwiederte die Frau. Wenn wir alle Tage ſechs Fläſchel vom ächteſten verbrauchten, ſo wäre das gerade ſo, als wenn wir neben dem Lärm der großen Trommel declamiren wollten. — Ein Fläſchel Köllnerwaſſer koſtet 1 fl. Wir haben wöchentlich nur 5 fl. Gage! Wie könnten wir 6 fl. täglich für Parfume ausgeben?

Ich werde Eurer Noth abhelfen. Habt Ihr noch die zwei Zimmer mit den Fenſtern nach dem Mühlbach? Sind Sie noch immer nicht verlaſſen?

Euer Gnaden, antwortete der Mann, ein Menſch, der nicht eine lebenslängliche „Strauken" (Schnupfen) hat, kann ſie nicht miethen. Es waren wohl hundert Perſonen da, welche die Zimmer beſehen wollten. Wie ihnen aber dieſer beſtialiſche Geſtank entgegen gekommen iſt, haben ſie ſogleich die Flucht ergriffen!

Zeigt mir die beiden Zimmer.

Carl wurde hineingeführt.

Er prallte zurück.

Sapperment! ſagte er, da ſtinkts noch ärger! Macht aber nichts! die vier Fenſter laß ich hermetiſch verſchließen, dann kommen lauter wohlriechende Blumen herein; auch einen ganzen Parfumerie-Laden will ich kaufen, und die feinſten Wohlgerüche verbreiten. —

Wenn wir nur ſchöne Meubles hätten!

Geduld! die Tapeten, die Teppiche, die Draperien, die Spiegel, die Schränke, die Sophas, die Seſſel, das prachtvolle Bett, das hierher kommt, ſollen dieſe Zimmer in einen Feenpalaſt verwandeln.

Wenn Sie glauben, Euer Gnaden, daß dies möglich iſt!

Es wird eine Dame hier einziehen. Sie wird bei Euch auch den Mittags- und Abendtiſch einnehmen. Ihr nehmt ſogleich eine gute Köchin auf; ich bezahle Euch monatlich 200 fl. —

200 fl.! rief das Weib; Euer Gnaden, die Dame ſoll bei uns bis auf die reine Luft, den Himmel haben!

Aber, Ihr müßt ſie bewachen! Es darf Niemand zu ihr, ſie darf mit Niemand ausgehen, als mit mir.

Sapperment! Der Geſtank wird immer ärger, gehen wir in die Küche. –

Euer Gnaden, da iſt es auch nicht viel beſſer!

So gehen wir auf den Gang.

Da iſt's menſchlich, Euer Gnaden.

Sie gingen auf den ſogenannten Gang.

Verſteht mich wohl! hub Carl von Neuem an. In einer Stunde ſende ich Euch Tiſchler, Tapezierer, Maler u. ſ. w., 200 fl. monatlich! Niemand darf hierher kommen! Sobald das Quartier hergerichtet, die Blumen herein und der Geſtank hinausgebracht iſt, bringe ich die Dame; ich bringe ſie aber des Nachts, damit ſie die Ausſicht nicht ſogleich unangenehm berührt; iſt ſie einmal da, ſo werdet Ihr ſie zu feſſeln wiſſen!

Carl ging.

200 fl.! rief der Mann voll Freude.

O ich bitte Dich, juble nicht! erwiederte das Weib. Wenn Roſen, Reſeda und Veigerl hier zu Tauſenden blühen, der Mühlbach läßt ſich nicht irre machen, der ſtinkt fort. Dies iſt ſein Beruf!

XVII.

Es ſchlug zwei Uhr.

Eine Equipage fuhr ins Haus zum „Schwan.“

Iſabella und die Tante bedienten ſich derſelben.

Wenn Jemand nach uns fragen ſollte, gab Iſabella dem Stubenmädchen zur Notiz, ſo bitte ich die Auskunft zu ertheilen, ich ſei mit meiner Tante nach Schönbrunn gefahren, den herrlichen Garten zu beſehen.

Ganz wohl, Euer Gnaden, erwiederte Roſine und lachte.

Zur Theaterſtunde werde ich in der Garderobe pünctlich eintreffen.

Der Wagen rollte aus dem Hauſe.

Bald hierauf erſchien Carl.

Er eilte über die Treppe.

Das Stubenmädchen trat ihm entgegen.

Fräulein Iſabella und ihre Frau Tante ſind nicht zu Hauſe, meldete das Stubenmädchen.

Nicht zu Hauſe? Wo ſind ſie denn?

Sie ſind nach Schönbrunn gefahren. Fräulein Iſabella hat den ſchönen Garten noch nicht geſehen.

Und kommen zum Speiſen nach Hauſe?

Ich glaube nicht. Sie wollen bis zur Theaterſtunde auf dem Lande bleiben.

Wo werden ſie denn ſpeiſen?

Gewiß in Hietzing!

Höll' und Teufel! wollte Carl ſagen, aber er unterdrückte ſeine Wuth.

Nach einer Pauſe ſagte er:

„Schönes Kind, hier habe ich einen ganz neuen baieriſchen Kronenenthaler; darf ich für dieſen Kronenthaler mir eine Frage erlauben?“

Das Mädchen nahm den Thaler mit einem Knix.

Fragen Sie, ſagte Roſine, ſo viel Ihnen beliebt.

Ich höre, ſagte Carl, es wohne ein reicher Staroſt im Hauſe. —

Ja, ſagte Roſine, Nr. 32, 33, 34 hat er bezogen.

Iſt er zu Hauſe?

Soll ich Sie melden?

Nein, nein, ich frage nur, ob er zu Hauſe?

Leider iſt er zu Hauſe.

Warum leider?

Weil er krank iſt, und da iſt er unausſtehlich. Geſtern hat er den Abend bei Freunden zugebracht, und iſt mit Champagnerrauſch nach Hauſe gekommen, daß ihm ganz übel wurde. Um zwei Uhr in der Nacht mußte der Arzt gerufen werden und noch iſt der Herr Staroſt ſo krank, daß er troſtlos iſt! — Ich führe Sie zu ihm. Sagen Sie ihm, er möchte doch die Hausleute nicht gar ſo entſetzlich maltraitiren.

Ich danke ſchön, ſagte Carl, ich kenne den Trunkenbold nicht! Was hatte ich bei ihm zu thun?

Carl eilte über die Treppe, hüpfte in ſeinen Wagen und ſchrie ſeinem Kutſcher zu:

Nach Schönbrunn!

Roſine bog ſich zuſammen wie ein Taſchenmeſſer, vor lauter Lachen.

XVIII.

Der Staroſt war ſehr unklug, daß er ſeinen liebenswürdigen Neffen, den ſchönen, jungen, geiſtreichen Grafen Scherſtutzki, an ſeine Tafel zog.

Der anmuthige Graf war Iſabellen ſchon im Theater aufgefallen. Er hatte ihr ebenfalls einen Kranz, einen Kranz aus weißen Roſen, zugeworfen, und Iſabella wünſchte, daß alles aufgeboten werde zu erfahren, wer der reizend ſchöne Cavalier ſei.

Die Tante brachte ſehr leicht den Staroſten dahin, ſeinen Neffen mitzunehmen.

Iſabella ſah ihn, hörte ihn ſprechen, und was ihr vielleicht noch nie geſchah, verliebte ſich in ihn ſo heftig, daß ſie alle Rückſicht vergaß, und Scherſtutzki durch Blicke zu verſtehen gab, daß er ſie erobert habe, erobert wie eine Feſtung, die ſich auf Gnade und Ungnade ergibt.

Der Staroſt merkte nichts. Er war zu glücklich.

Er trank während des Diners im „römiſchen Kaiſer“ auf Iſabellens Geſundheit ſo häufig, daß er bald nicht mehr klar ſah, und ſeine Kalmücken-Aeuglein immer kleiner wurden.

Endlich ſchloß er ſie ganz, und hatte die Gefälligkeit für Iſabella, recht feſt einzuſchlafen.

Ich muß Sie allein ſprechen, flüſterte Iſabella dem Grafen zu.

Dies kann mir nur zur Freude gereichen!

Aber wo?

Beſtimmen Sie dies, Fräulein. Vielleicht morgen, Vormittags. —

Dies währt zu lange! entgegnete Iſabella. Heute noch! Heute noch! Vor dem Theater. Statt um 6 Uhr, will ich um 5 Uhr aufbrechen. In einer Stunde können wir viel verabreden. Trachten Sie, Ihren Onkel, der ein Bischen zu viel getrunken hat, nach Hauſe ſchaffen zu laſſen. Ich warte in einem Fiaker außer dem Thore, das zum Theater führt.

Außer dem Kärntnerthore?

Ja, außer dem Kärntnerthore werde ich Sie erwarten — kommen Sie gewiß! Ich bitte Sie! — Und nun richten Sie den Zeiger dort an der Uhr auf ſechs, damit mein Forteilen erklärlich wird! Entfernen wir uns jetzt, liebe Tante.

Iſabella eilte mit ihrer Tante ganz unbemerkt fort.

Sonderbares Geſchöpf! dachte Scherſtutzki. Sie brennt lichterloh! Schade um ihre Schönheit. Sie könnte einen Mann glücklich machen, wenn ſie — honett wäre!

Zum Glücke hatte der Staroſt Niemand zu dieſem Diner eingeladen.

Scherſtutzki richtete die Zimmer-Uhr auf ſechs, ſtellte ſich dann vor ſeinen Onkel hin, der noch immer wie ein Murmelthier ſchlief.

Wie ihn fortbringen? fragte er ſich.

Der Garçon ſoll helfen.

Er klingelte dem Garçon.

Der Garçon erſchien.

Die Rechnung! ſagte der Graf.

Der Garçon brachte ſie. Der Graf bezahlte und beſchenkte den Garçon.

Jetzt werfen Sie einen Stuhl um, und wenn mein Onkel erwacht, ſo bitten Sie ihn um Verzeihung. Ich werde Sie auszanken; hier haben Sie noch einen Ducaten, kränken Sie ſich nicht, wenn ich heftig werde.

Der Garçon lachte, warf den Stuhl um und traf dabei unſanft den Fuß des Staroſten.

Mit einem polniſchen Fluche ſprang dieſer auf.

Tölpel! rief der Graf dem Kellner zu. Was haben Sie gemacht? Sind wir Ihnen ſchon zu lange hier, daß Sie ſich ſo toll benehmen?

Ich bitte tauſend Mal um Entſchuldigung, ſtotterte der Kellner. —

Gehen Sie hinaus! tobte der Graf, Sie Meiſter Ungeſchickt!

Der Kellner ging.

Der Staroſt kam jetzt zu ſich.

Er ſtarrte ſeinen Neffen an.

Wo iſt Iſabella? fragte er.

Lieber Onkel, entgegnete dieſer. Sie wiſſen ja, daß ſie heute zu thun hat. Es iſt ſechs Uhr, ſie ließ ſich nicht zurück halten. Sie fuhr ins Theater. —

Verflucht! rief der Staroſt, und ich nickte in ihrer Geſellſchaft ein; bekam ich plötzlich Schlaf wie — wie — doch warte Iſabella! fahr ich jetzt auch ins Theater.

Sie haben ja keine Loge. —

Macht nichts! Geh ich aufs Theater.

Das iſt nicht erlaubt. —

Geh ich unters Theater!

Onkel, nur nichts Lächerliches! Sie haben mir geſtattet, Ihnen zu ſagen, wie man ſich in Wien in den Theatern benimmt. Sie dürfen ſich nicht blamiren.

Verflucht!

Ich rathe Ihnen nach Hauſe zu fahren. Ihr Räuſchchen auszuſchlafen, indeß geht die Vorſtellung zu Ende, und kommt Iſabella nach Hauſe, dann beſuchen Sie ſie. Dies iſt Manier.

Verflucht!

Kommen Sie, Onkel. Erheben Sie ſich.

Er wollte von ſeinem Stuhle aufſtehen, ſank aber ſogleich auf denſelben wieder zurück.

Das wäre eine hübſche Situation für einen Liebhaber, einer Schönen in die Arme zu — taumeln. — Nein, Onkel, Sie müſſen mir folgen. Ihr Bett muß Ihr Arzt ſein. Jetzt iſt es ein Viertel auf Sieben, bis ein Viertel auf Eilf kann man vier Champagner-Räuſche ausſchlafen.

Verflucht!

Noch beſſer, Onkel, laſſen Sie ſich hier ein Zimmer aufſperren. Schlafen Sie bis ein Viertel auf Eilf; ich hole Sie dann ab und wir beſuchen beide Iſabella.

Ja, ſagte der Staroſt. Gleich will ich ſchlafen! — Hier ſchlafen! Du holſt mich ab!

Schlag 10 Uhr bin ich hier!

Der Graf klingelte dem Zimmerkellner.

Ein prachtvolles Zimmer mit einem prachtvollen Bette für meinen wackeren Onkel. Laſſen Sie ſeinen Bedienten hereintreten.

Ein polniſcher Diener trat ein.

Der Staroſt wurde in ein Zimmer geführt.

Der Graf begleitete ihn, dann aber ſtürzte er mehr als er ging über die Stiege.

In zehn Minuten erſchien er vor dem Kärntherthore.

Iſabella wartete bereits auf ihn.

Er ſetzte ſich zu ihr in den Fiaker, und fuhr über die Wiedner Hauptſtraße.

Noch nie in meinem Leben hat ein Mann einen ſolchen Eindruck auf mich gemacht wie Sie, begann Iſabella. Auf die Gefahr hin, Ihnen mit dieſem Geſtändniß zu mißfallen, Ihre Neigung zu verſcherzen, muß ich es ſagen. Sie werden nicht grauſam gegen mich ſein, Sie werden mich nicht verdammen.

Verdammen gewiß nicht, verſetzte Scherſtutzki; Ihr freundliches Geſtändniß iſt mir ſchmeichelhaft, aber ich kann nur glauben, daß Sie ſo heiter geſtimmt ſind, ſich einen Scherz mit mir zu geſtatten.

Einen Scherz mit dem liebenswürdigſten Manne, den ich je kennen gelernt —

Sie kennen mich noch nicht. Kennten Sie mich genau, Sie würden mich zurückweiſen —

Sind Sie ein Weiberfeind?

Nein.

Aber?

Ich bin ein Mann, der kein Weib auf der Welt betrügen kann, und wäre es das letzte. —

Das wäre ja mein Glück!

Sie haben eine Liaiſon mit meinem Onkel —

Gott ſoll mich bewahren!

Sie laſſen ſich wenigſtens ſeine Aufmerkſamkeit gefallen; ich nehme es Ihnen nicht übel — mein Onkel iſt reich, enorm reich; er kann Sie glücklich, ſehr glücklich machen, Ihnen große Summen hinterlegen, auch heirathen kann er Sie. Ich kann Ihnen nichts bieten. Ich habe 6000 fl. jährlicher Einkünfte, davon lebt ein Graf ſehr eingeſchränkt. Aber wenn ich auch Hunderttauſende beſäße, würde ich nie eine Geliebte, wie man ſich auszudrücken pflegt, ſouteniren; ich halte dies für unmoraliſch.

Herr Graf, wer ſpricht vom Souteniren!

Ich, ſchöne Iſabella: grollen Sie mir nicht, wenn ich Ihnen nicht verhehle, daß ich recht gut weiß, wie Sie bisher lebten. Damen, wie Sie, kann man lieben, aber nicht heirathen. Ich habe Ihnen geſagt, ich betrüge kein Weib, und wenn es das letzte wäre! Würde ich Ihnen heute ſagen, ich liebe Sie, ſo würde ich morgen um Ihre Hand bitten, doch dies vermöchte ich nie!

Sie ſetzen mich in Erſtaunen. —

— Leider bin ich ein Sonderling. — Ich habe vielleicht Grundſätze, die mich in den Augen der modernen Welt lächerlich machen. Ich aber, ſchöne Iſabella, werde bei meinen Grundſätzen dereinſt weder über mich lachen, noch über mich weinen dürfen. Ich komme aber auf meinen Onkel zurück. Er iſt wie ein Jüngling für Sie in Liebe aufgegangen. Sie können ihn glücklich machen. Thun Sie es. Er iſt einer der beſten Menſchen auf der Welt, zwar ohne feine Manieren, aber gut wie ein Kind.

Er gefällt mir nicht. —

Dann machen Sie ihm keine Avancen.

Er gefällt mir ſchon darum nicht, weil er trotz ſeines Reichthums nichts für Sie zu thun ſcheint.

Für mich? Ich bin zu ſtolz, Etwas von ihm anzunehmen.

Wenn er ſtirbt, werden Sie doch ſein Erbe ſein, und eine reiche Erbſchaft werden Sie nicht ausſchlagen?

Ich denke nicht an den Tod meines Onkels. Ich denke an keine Erbſchaft. Ich zeige ihm dies auch bei jeder Gelegenheit. Ich habe noch zwei Brüder, die ſind ſubmiſſer gegen ihn als ich; dieſe werden auch ſeine Erben ſein; ich wünſche es; ſie beſitzen Söhne und Töchter, ihrer Kinder wegen dürfen ſie keinen namhaften Nachlaß ausſchlagen.

Herr Graf, bisher hat mich Ihre Geſtalt und Ihre feine Bildung für Sie eingenommen, aber noch mehr ziehen mich Ihre Grundſätze, Ihre Geſinnungen an. — O wie unglücklich fühle ich mich in dieſem Augenblicke! Ich ſehe ein, daß Sie mich nicht achten! Ich finde es auch natürlich, denn nur zu tief hat mich mein Leichtſinn erniedrigt.

Sie können noch viel gut machen. Sie ſind jung, ſchön — kehren Sie einem Lebenswandel den Rücken, der Sie in das tiefſte Elend führen muß! — Trachten Sie eine brave Frau zu werden. — Jetzt erinnere ich Sie an Ihre Pflicht. Die Uhr an der Paulanerkirche weiſet die ſechſte Stunde nach. Sie müſſen ins Theater. Nach der Vorſtellung komme ich mit meinem Onkel zu Ihnen. — Leben Sie wohl!

Er ſprang aus dem Wagen, drückte dem Kutſcher ein Geldſtück in die Hand und verſchwand.

Ins Theater an die Wien! rief Iſabella.

Der Fiaker führte ſie dahin.

Das Theater war vielleicht eben ſo voll wie Tags vorher.

Es war für Iſabella ein Glück, daß ſie mit aller geiſtigen Kraft, welche ihr zu Gebote ſtand, ſich ihrer Aufgabe bemächtigen mußte.

So lange ſie ſich in der Garderobe befand, zerfleiſchten die Werte ihr Herz, welche der Graf an ſie gerichtet.

Dieſer Mann, der einzige, den ich zu lieben, mit aller Gluth des Herzens zu lieben vermöchte, ſagte ſie ſich, muß mich zurückweiſen! Und kennt nicht ein Mal meinen Lebenswandel, kennte er ihn, er würde um keinen Preis in meine Geſellſchaft gekommen, noch weniger das Rendezvous angenommen haben.

Sie begab ſich auf das Theater.

Director Carl erwartete ſie ſchon.

Wo waren Sie? fragte er.

In der Garderobe, erwiederte ſie.

Früher, meine ich.

Früher? Was kümmert dies Sie? Oder ſteht das auch in Ihren famoſen Contracten, daß man Ihnen Rechenſchaft zu geben, wo man ſich befindet, wenn man auch nicht ſeinen Berufspflichten nachzukommen hat?

In Schönbrunn waren Sie nicht, auch nicht in Hietzing und Penzing, nicht in St. Veit, in Lainz nicht, auch nicht in Hütteldorf. — Ich war in allen Wirthshäuſern der ganzen Gegend: nirgends eine Spur von Ihnen.

In allen Wirthshäuſern? Bin ich eine dem Trunke ergebene Perſon, die man nur in Wirthshäuſern ſuchen muß?

Ich hätte wohl eine dem Trunke ergebene Perſon ſehen können; das Stubenmädchen im „Schwan" wollte mir partout den beſoffenen Staroſten zeigen — aber ich deprecirte —

Waren Sie auch im Schwan-Wirthshauſe? daher ſprechen Sie ſo confuſes Zeug. —

Ich werde heute wieder ins Schwan-Wirthshaus kommen.

Nur nicht auf mein Zimmer. Ich habe Gäſte. Da in Ihrem Contract kein Wort davon vorkommt, daß ich nach dem Theater keine Gäſte haben dürfe, ſo war ich ſo frei, mir einig Freunde einzuladen.

Ich werde ebenfalls erſcheinen.

Heute nicht!

Fräulein Iſabella! meldete der Inſpicient Fleichaus, Ihre Scene beginnt!

Iſabella erſchien vor dem Publicum.

Derſelbe Applaus, wie Tags vorher, begrüßte ſie.

XIX.

Nachdem auch das zweite Debut außerordentlich brillant ausgefallen, und die junge reizende Künſtlerin wie bei ihrem erſten Auftreten, bei außerordentlichem Zudrange rauſchenden Beifall erhielt, hatte **Carl** als ſpeculativer Director den verzückten Liebhaber in den Hintergrund geſchoben und nur Augen für das Caſſa-Erträgniß. Als **Held** ihm den Rapport der Tages-Einnahme überreichte, ſchnitt **Carl** ein überaus freundliches Geſicht.

Held ließ ſich dabei folgendermaßen vernehmen:

„Heute iſt das Erträgniß gegen geſtern noch um 107 fl. 30 kr. höher, auch berichtet der Logenmeiſter, daß für morgen und übermorgen die ſämmtlichen Logen und Sperrſitze vergriffen ſeien. Ich gratulire zu dieſer Acquiſition, Herr Director. Wir können noch einen ganzen Monat „Jungfrau“ fortgeben, das Theater wird täglich überfüllt. Ganz Wien und die Umgegend werden herbei ſtrömen die herrliche Künſtlerin zu ſehen.

Ich habe noch ein Stück in Petto, erwiederte **Carl**, welches nicht minder Senſation erregen ſoll, als **Johanna d'Arc.**“ Ich gebe „**die Amazonen Königin**“ von **Vogel.** **Iſabella** muß zu **Pferde** erſcheinen. Sie muß **auch** zu **Pferde tourniren.** Da geben Sie ein Mal Acht, lieber Held, was das Publicum zu dieſem Spectakel ſagen wird; Gallerien und Parterre ſollen völlig wahnſinnig werden vor Entzücken.

Carl, verſunken in ſeine Directors-Träume, bemerkte es kaum, als ihm nach der Vorſtellung referirt wurde, daß Iſabella ein und zwanzig Mal gerufen worden ſei, und zwei Fiaker nicht im Stande geweſen wären, die Blumen und Kränze alle aufzunehmen, welche Iſabellen zugeworfen wurden.

Carl ließ nach dem Theater die Maler, den Theatermeiſter, den Garderobeſchneider, die Caſchirer und den Spängler, der die Harniſche, Helme und Schilder anzufertigen hatte, rufen und gab ihnen die dringendſten Aufträge, binnen drei Wochen die Ausſtattung für „die Amazonen-Königin“ zu beſorgen, Iſabella, die Herzens-Königin vergaß er ganz, nur an Iſabella, die Amazonen-Königin dachte er. Liebe und Eiferſucht waren in dieſem Momente aus ſeinem Herzen gewichen und Gewinnſucht in daſſelbe gezogen. Es ſchlug zwölf Uhr; Carl dachte an kein Souper, weder im Schwan, noch zu Hauſe, ſeine Leute hatte er abgefertigt, nur Held ſtand noch vor ihm.

Herr Director, ſagte Held, wenn Sie nichts mehr zu befehlen haben, dann entferne ich mich; es iſt Mitternacht und ich fürchte, daß mein Gaſthaus zugeſperrt wird. Ohne Nachteſſen kann ich aber nicht ſchlafen.

Gehen Sie immerhin, ich will auch ſehen, daß ich irgend Etwas, vielleicht im blauen Hauſe — — ſapperment, da fällt mir ein, daß ich im „Schwan“ — Nein, ſagte Carl, dorthin will ich nicht, ich könnte Iſabella erzürnen; ſie möchte ſich krank melden und dann hätte ich einen Nachtheil ohne gleichen! — Held, wo ſpeiſen Sie?

Im „Weinberge.“

Gehen Sie voraus, und beſtellen Sie für uns beide ein Souper. Ich komme ſogleich nach. —

Herr Director, zögerte Held mit ſeinem Berichte, ich werde wol für drei Perſonen, wenn ich die Ehre haben ſoll, Ihr Gaſt ſein zu dürfen, ein Souper beſtellen müſſen; der Herr Bruder wartet ſchon ſeit zwei Stunden auf Sie. So lange Sie beſchäftigt waren, wollte er Sie nicht ſtören; auch wünſcht er mit Ihnen unter vier Augen zu ſprechen; ich werde ihn jetzt eintreten laſſen.

Titus? Mein Bruder? Weiß er den Weg nicht nach meiner Wohnung?

Er behauptet, er wäre gewiß heute ein Dutzend Mal in Ihrer Wohnung geweſen und hätte Sie nicht gefunden.

Held, lieber Held, mein Bruder will Geld. —

Wohl möglich!

In Gottes Namen! Mein Bruder will eine Belohnung, ich merk' es ſchon: er hat den Göbl gefangen, er hat meine und meines Vaters Caſſa gerettet; mein Bruder hat nie Geld; jetzt wird er ſich eins ausbitten — laſſen Sie ihn eintreten, nur ſchnell, ſonſt bekommen wir alle drei nichts mehr zu eſſen.

Titus trat ein.

Carl, ſagte er, Du mußt heute mit einem Luftballon davon geflogen ſein, denn auf der Erde warſt Du nirgends zu finden.

Was wünſcheſt Du „zu ſo ungewohnter Stunde? mach's kurz, ich habe Eile.“

Bruder, verſetzte Titus, ich glaube, ich habe mir bei Dir geſtern ein Verdienſt erworben.

Ja, du haſt einen gefährlichen Menſchen zu beſeitigen mit geholfen.

Und Deine Caſſa gerettet. —

Ja, dieſe hätte aber auch auf andere Art ſalvirt werden können.

Wenn mich aber der Räuber mörderiſch angefallen und vielleicht erdolcht hätte? Einen Dolch hatte er bei ſich; im Polizeihauſe hat man ihm denſelben abgenommen; ich ließ nur ſeine Arme nicht mehr los, um den Dolch zu ergreifen. —

Du haſt ungeheuere Bravour gezeigt, ich bin auch gerne erkenntlich, nur ſei nicht zu theuer; Du weißt, ich bin als Schauſpiel-Unternehmer ein junger Anfänger, zumal in Wien. —

Ich bitte Dich nicht um Geld; das, was ich von Dir verlange, iſt ganz etwas Anderes. Engagire mich bei Deinem Theater, laſſe mich in mehreren Deiner Rollen auftreten, mich mit Dir alterniren, ſonſt verlange ich nichts von Dir; mein Darſtellungs-Talent iſt Dir nicht entgangen; ſei mir nicht hinderlich in meinem Glücke.

Kaum rückte er mit dieſer Bitte heraus, ſo fuhr Carl auf:

Wie? ſagte er, Dein Honorar für die Heldenthat, daß Du unſeres Vaters und mein Eigenthum gerettet haſt, ſoll darin beſtehen, daß ich Dir die Hand biete, eine Thorheit zu begehen? Du willſt Schauſpieler werden? Worin beſteht denn Deine Schauſpielerkunſt? Sie beſteht darin, daß Du mein Affe werden willſt? — Nein, Titus, ſolche Ungereimtheiten und Lächerlichkeiten ſchlage Dir aus dem Sinne; werde Du Soldat, mache als ſolcher Deine Carriere, das Theater iſt nicht für Dich, glaube mir.

Ich finde aber, daß ich zum Militärſtande eben ſo wenig Neigung habe als Du! Und was das Copiren Deiner Darſtellungsweiſe betrifft, ſo mußt Du Dir dies von andern eben ſo gefallen laſſen, wie es ſich Lange, der von Heurteur, Weidmann, der von Moreau, Ochſenheimer, der von Raimund, Baumann, welcher von Meiſter copirt zu werden ſich's gefallen laſſen müſſen. Schadet ein ſolches Copiren den berühmten Originalen? Im Gegentheil, man preiſt die großen Muſter um ſo mehr, da ſie Anfängern zum Vorbilde dienen. — Wie ergeht es denn berühmten Heroen der Malerkunſt? Wie oft wurden Raphael, Rubens, Correggio, und alle die unſterblichen Künſtler copirt; ſind Raphael, Rubens, Correggio jetzt weniger werth? — Dich copirt Urban in Prag ſo vortrefflich, daß man glaubt, Du ſtündeſt leibhaftig auf den Brettern der böhmiſchen Hauptſtadt; biſt Du jetzt nicht mehr Carl?

Das iſt etwas Anderes, das ſind Fremde, die ſind nicht Brüder jener Schauſpieler, welche copirt werden. Ein Fremder kann machen, was er will, aber ein Bruder hat Rückſichten zu nehmen; zumal ein Bruder, der mit mir ſo viele Aehnlichkeit hat wie Du. — Reuſſirteſt Du, ſo könnte es geſchehen, daß ein Theil des Publicums ſagte, von den beiden Carl iſt mir „der jüngere lieber als der ältere!“ Nein, nein, mon cher Titii, dahin laſſe ich es nicht kommen.

Wenn ich aber an einem andern Theater mein Glück verſuche?

Du biſt minorenn; dagegen werden Papa und Mama einzuſchreiten wiſſen, und ich ſchmeichle mir, in und außer Oeſterreich, mit einem Worte, bei allen deutſchen Theatern ſo viel Einfluß zu beſitzen, daß ich Dir ſelbſt die unbedeutendſte Carriere abzuſchneiden vermöchte.

Du biſt ſehr hart, Bruder.

Durchaus nicht hart. — Ich bin Dir zu großem Danke verpflichtet. Ich bin auch geneigt, für Dein gelungenes Einſchreiten gegen Göbl, Dir ein Douceur von ſechs Ducaten von meinem Caſſier Held ausbezahlen zu laſſen. Reiche bei ihm eine geſtempelte Quittung ein; ich werde die Auszahlung anweiſen.

Ich brauche dieſes Bettelgeld nicht, das ich auch noch wie der letzte Choriſt aus fremder Hand empfangen müßte; behalte Deine ſechs Ducaten! Mich ſiehſt Du nie wieder!

Titus wollte fort.

Carl rief ihn zurück.

Dies iſt nicht das Benehmen eines jüngeren Bruders gegen ſeinen älteren! Hier bleibe bei mir ſtehen und wüthe nicht ſo in Dich hinein; damit änderſt Du die Sache nicht! Der Papa hält Dich kurz, ſagte Carl nach einer Pauſe. Ich weiß es, Du erhältſt ein Recreationsgeld, wie man mir erzählt, viel zu gering, um täglich bei Focanedi (ein bekanntes Bierhaus neben dem Theater an der Wien) ein halbes Dutzend Selchwürſtel und eine Halbe „Baieriſches" damit zu beſtreiten. Ich will zu Deiner beſſeren Subſiſtenz beitragen. Wie viel muß ich Dir als Monatgage geben, ohne daß Du dafür Etwas zu leiſten hätteſt, wenn Du Deiner Marotte, Schauſpieler zu werden, entſagſt?

Titus kämpfte einige Augenblicke mit ſich ſelbſt.

Sei es, ſagte er endlich; gib mir monatlich 100 fl. und ich will nicht Schauſpieler werden!

Hundert Gulden? erwiederte Carl, und fuhr dabei entſetzt zurück, für Einhundert Gulden, die mir ſicher alle Monate bezahlt werden, gebe ich ſelbſt das Komödieſpielen auf, und verlege mich blos auf's Dirigiren! Ich glaube, Du biſt nicht recht bei Troſte! — Hundert Gulden monatlich für's Spazierengehen? Ein ſolches Geſchäft mache ich auf der Stelle. Kennſt Du keinen Narren, der mir's anträgt? — Es iſt entſetzlich, was Du als leiblicher Bruder mir zumutheſt! So handelt das eigene Blut an mir! Wenn dies Mama und Papa erfahren, ſo muß ſie beide der Schlag treffen!

Was willſt Du mir denn geben?

Fünf Gulden monatlich!

Fünf Gulden? So handelt das eigene Blut an mir?

Parodire mich nicht! Ich kann's nicht leiden! Damit Du jedoch ſiehſt, daß ein beſſeres Blut in meinen Adern rollt, als in den Deinigen, ſo ſollſt Du zehn Gulden monatlich haben; bedenke, daß Dir dies Geld zum Dache herein fliegt, Du darfſt nur darnach haſchen, und Du haſt es!

Du benützeſt meine widerwärtige Lage, lieber Bruder, und das iſt abſcheulich. Du weißt, daß ich allerlei kleine Schulden habe, die mich drücken. Höre mich deshalb an, ich will Dir noch einen Vorſchlag machen. Kauf' mir für drei Jahre meine Luſt, Schauſpieler werden zu wollen, ab; gib mir 400 fl. baar, aber nicht durch den Caſſier; gib mir dieſe 400 fl. ſelbſt. Ich glaube, daß Dein Bruder, wie Deine Familie überhaupt, keine Rubrik in Deinen Geſchäftsbüchern ausfüllen ſollten.

Du irrſt; Alles, was ich ausgebe, muß durch meine Caſſabücher laufen; wenn ich einem Mädchen ein Kleid kaufe, mein Caſſier muß dieſe Ausgabe „verbuchen.“ Ich laſſe mir nicht Schnupftabak holen, der nicht durch Held verzeichnet wird. Mein Caſſabuch enthält jede meiner Paſſionen; mein Caſſabuch iſt mein Tagebuch. Meine Lebensgeſchichte hat mein Caſſier in Ziffern aufgezeichnet.

In Gottes Namen, ſo ſei es denn! auch dieſem will ich mich fügen. Du gibſt mir alſo 400 fl.?

360 für drei Jahre. So viel beträgt es. Ich ſetze aber einen Contract auf, den Du und ich unterzeichnen.

Bruder! ſagte Titus in einem Tone, der einem anderen als Carl ins Herz hätte ſchneiden müſſen.

Ich ſchließe über alles Contracte. Sogar mein Bedienter hat einen Contract unterzeichnen müſſen. Ich gewinne dadurch weſentlich. Begeht er Etwas, worauf Entlaſſung ſteht, ſo erſpare ich die 14 Tage, welche ich bei gewöhnlichen Dienſtverhältniſſen zugeben müßte. Wenn Du heute mit Deinem Bedienten nicht zufrieden biſt, und Du kündigſt ihm, ſo mußt Du ihn noch 14 Tage im Hauſe behalten, und ihm für dieſe 14 Tage ſeinen Lohn bezahlen. Haſt Du Contract mit ihm, iſt dies nicht nöthig. Er muß unterſchreiben, augenblicklich das Haus verlaſſen, wenn er nicht genügt, ohne irgend einen Anſpruch auf Lohn. — Ich empfehle Dir dies zur Nachahmung, dann wirſt Du nie der Narr eines liederlichen Dieners ſein.

Schon gut, ſchon gut! aber Contracte zwiſchen Brüdern — —

Gibt es nicht Contracte zwiſchen Mann und Frau? Und ſtehen ſich nicht Gatte und Gattin noch weit näher als Geſchwiſter? — Hörteſt Du nie von einem Ehecontract? Heirathscontract?

Dir kommt man nicht auf! So entwirf denn den Brüder-Contract, ich werde ihn unterzeichnen.

Den Stempel bezahlſt Du.

Den Stempel bezahle ich!

Dein Name unter dem Contracte und die Namen zweier Zeugen ebenfalls darunter, und Held bezahlt Dir 300 fl.

Kann ich dieſen Betrag bis morgen Vormittags haben?

Augenblicklich nach Unterfertigung des Contracts.

Titus wollte ſich entfernen.

Halt! rief ihm Carl nach. Du haſt noch nicht ſoupirt?

Nein.

Sei mein Gast im „Weinberg," **Held** hat bereits ein Souper beſtellt.

Apropos, ſagte Carl, wie nannteſt Du den Schauſpieler in Prag, der mich ſo glücklich copirt?

Urban.

Ha! Urban in Prag! Dieſen Mann will ich doch ſogleich nach Wien zu bringen ſuchen. Ich will ihm brillante Engagements-Anträge machen. Hab' ich ihn, dann ſoll ihm ſeine Luſt vergehen, mich copiren zu wollen! — Das könnte ich brauchen! Zwei Carls! Es darf nur einen geben, und ich muß der Einzige als Director und als Schauſpieler bleiben. — Jetzt wollen wir das Souper einnehmen.

Carl und Titus begaben ſich dahin.

— Was der geneigte Leſer in dieſem Capitel erfahren hat, halte er nicht für erfunden. — Alle die hier mitgetheilten Angaben ſind wahr. Das Thema über die Contracte wird in dieſem Romane noch oft vorkommen; dieſe Blätter werden ſogar einen von den berüchtigten Carl'ſchen Contracten, welche er mit Schauſpielern abſchloß, buchſtäblich aufnehmen. Dieſe unglückſeligen Contracte bereiteten dem Director Carl die meiſten Widerſacher und Feinde. Zwar wußte er gut, welche Flüche ſeine Contracte über ſein Haupt ladeten, deſſen ungeachtet ließ er nicht von ihnen.

Sehr hohe und einflußreiche Perſonen machten Carl über ſeine harten, oft unbarmherzigen Verträge Vorſtellungen; aber Carl wich dennoch nicht von ihnen ab.

Eine Hamburger Zeitung nannte Carl dieſer Contracte wegen nie anders, als den Meiſterknecht der weißen Sclaven des Theaters an der Wien, geweſenen

Plantagen-Beſitzer am Iſarthor Theater in München.

Carl las dieſe Titelchen und lachte.

Mit eiſerner Conſequenz verfocht er, wenn ein ſolcher Contract gebrochen wurde, ſeine Rechte. Der Haß, den ſeine Unbarmherzigkeit nach ſich zog, rührte ihn nicht, obgleich er zu Zeiten auch wieder großmüthig war. Es ſchien, daß es ihm manchmal weniger am Gelde, als an ſeinem Rechte und an dem Gefühl vollkommener Herr über ſeine Schauſpieler zu ſein, zu thun war.

Indeß gingen die Interims Pachtgeſchäfte am Theater an der Wien immer beſſer.

Von München liefen aber faſt täglich Briefe ein, welche meldeten, wie geſchäftig dort die Feinde gegen den Director des Iſarthor-Theaters waren. Dieſe Feinde unterminirten den Boden in München, und legten Pulverſäcke unter alle Wege, die Carl bei ſeiner Rückkehr hätte betreten können; auch hierüber grämte ſich Carl nicht. Er hatte bereits die Ausſicht für ſehr lange Zeit Pachter des Theaters an der Wien zu werden, dies entſchädigte ihn hinreichend.

„Wüßten es die Neidiſchen und Mißgünſtigen in München,“ ſagte Carl einſt zu dem Verfaſſer dieſer Schilderung, „welche Gefälligkeit ſie mir erweiſen, daß ſie mir die Entrepriſe in München unmöglich machen, daß ſie mich durch ihre Intriguen in eine ſo günſtige Lage verſetzen, weder vor dem königlichen Hof, noch vor dem Publikum undankbar zu erſcheinen, wenn ich nicht mehr in meine alten Verhältniſſe zurück leben kann; meine Feinde würden augenblicklich ihre gemeinen Cabalen enden, — daß ihre Hetzereien Schuld, wenn ich in Wien ein ſehr reicher Mann werde, das ahnen ſie nicht. Hätten ſie hievon die leiſeſte Idee, ſie würden mir den Weg bei meiner Rückkehr mit Blumen beſtreuen, nur nicht reich ſoll ich werden, wünſchen ſie, um Gottes willen nur nicht reich!“

XX.

Carl änderte ſeine Handlungsweiſe gegen Iſabella total.

Mit Strenge geht es nicht, ſagte er ſich wiederholt; behandle ich ſie rückſichtslos, läuft ſie mir davon. Ich will ſie gewähren laſſen. Ich will ſie nicht durch Eiferſucht peinigen. Ich will ſie in Gottesnamen mit dem reichen Polen diniren und ſoupiren laſſen. Ihr Appartement im Freihauſe am Mühlbache iſt ohnehin noch nicht fertig; wohl werden die Wände bald tapezirt, die Fußböden parquettirt, die ſchönen Möbles, Draperien und Teppiche nächſtens hingeſchafft werden, allein wie mir der Apotheker zum „Einhorn,“ auf der Wieden, ein berühmter Chemiker, verſicherte, wird der Geſtank des Mühlbaches, obgleich die Fenſter hermetiſch verſchloſſen wurden, vor vier Wochen nicht ausgerottet werden können, und da fragt es ſich noch, ob nicht Spuren zurück bleiben! — Ich will Iſabella eines Abends hinführen; ſie hat mir verſprochen, ſie werde aus dem „Schwan“ fortziehen. Gefällt es ihr in der neuen Wohnung, ſo bleibt ſie ſicher dort; daß ſie von dort nicht entfliehen ſoll, dafür werde ich ſorgen.

Carl erhielt plötzlich eine Nachricht über Göbl, die ihn ungeheuer erfreute.

Der Criminal Rath Sch... ließ nämlich dem Director durch einen Gerichtsbeiſitzer wiſſen, daß die Unterſuchung

Göbls eine Zeitlang unterbrochen werden müſſe, weil derſelbe ſich wahnſinnig ſtelle.

Dieſer Göbl, oder wie er angibt, Freiherr Theobald Daniel Carl von Göbler, auch Werner, Doctor der Medicin, genannt, iſt ſo berüchtigt, als irgend ein Held aus dem Buche „Schauplatz der entarteten Menſchheit." Der Herr Rath Sch., äußerte ſich der Abgeſandte, hat ſchon eine Maſſe von Nachweiſungen über ihn erhalten. In Wien hat Göbl vier große Einbruchsdiebſtähle verübt, die eine Summe von mehr denn 20,000 fl. ausmachen. Göbl iſt ein ſehr heiklicher Dieb, denn er ſtiehlt nur baares Geld, er ſtiehlt nur Geld, Silber und Juwelen; Obligationen, Wechſel, Kleider, Wäſche u. ſ. w. rührt er nicht an. Sein Schädel wurde von Doctor Lee, nach dem Syſtem von Galls Gehirn- und Schädellehre unterſucht, worüber Doctor Lee folgenden Bericht erſtattete:

1. beſitzt Göbl das Organ des Raubſinnes (ſtark ausgeprägt),

2. das Organ des Merkſinnes,

3. das Organ der Schlauheit (ſehr ſtark ausgeprägt),

4. das Organ des Diebsſinnes (am auffallendſten bemerkbar),

5. das Organ der Eitelkeit,

6. das Organ der Theoſophie (der phantaſtiſchen Auffaſſung des Göttlichen),

7. das Organ des Geſchlechtstriebes,

8. das Organ des Ortsſinnes,

9. das Organ des vergleichenden Scharfſinnes*).

---

*) Man ſehe die „Beiträge zur Criminal-Rechtswiſſenſchaft" von Bischoff, 3. Band, welchem wir die meiſten, aus den Unterſuchungs-Acten über Göbl geſchöpften Daten entlehnen werden.

Der Wahnſinn, den Göbl affectirt, fuhr der Gerichtsſchreiber fort, könnte Lachen erregen, wenn man aus Unwillen über ſo viele Verſchmitztheit, Bosheit und Verſtellungskunſt des Verbrechers, zu lachen im Stande wäre. Derſelbe kräht z. B. den ganzen Tag über wie ein Hahn, miaut die ganze Nacht hindurch wie eine Katze oder bellt wie ein Hund. Man hat ihn vorläufig in den Narrenthurm geſteckt. Sein Kopf wurde dort raſirt und mit einer ätzenden Salbe eingerieben. Die kräftige Wirkung dieſer Cur ſcheint Göbl jedoch nicht zu behagen; man wird aber damit ſo lange fortfahren, bis er zur Beſinnung kommt.

Ausſagen, fragte Carl, hat Göbl wohl noch nicht gemacht?

Nicht die geringſten. Er ſpielt den Unſchuldigen; er iſt als ſolcher brutal und herriſch und verſichert, daß es der Wiener Polizei und dem Criminalgericht ſehr übel ergehen werde, daß ſich beide unterfingen, einen Mann, wie er iſt, zu verhaften, einen Mann, ſetzte er hinzu, der in die erſten Häuſer Wiens gekommen, bei den höchſten Perſonen Zutritt gefunden und von einer der reichſten, angeſehenſten und mächtigſten Adelsfamilien aus dem deutſchen Reiche abſtammt.

Es wird eine geraume Zeit vergehen, fuhr der Gerichts-Aſſeſſor fort, bis Göbls Proceß wird vorwärts kommen; aber ſobald ſich ein Anlaß ergibt, ſowohl Herrn Director Carl als den Herrn Bruder Titus und den alten Herrn von Bärenbrunn und alle die Zeugen, welche bisher vernommen wurden, wieder zu vernehmen, ſo ſollen Sie vorgefordert werden.

Damen, fragte Carl ſcheinbar ganz unbefangen; Damen ſind bis jetzt wohl noch nicht in dieſen Proceß verwickelt worden?

Bis jetzt nicht, erwiederte der Gerichtsbeiſitzer, außer ſeiner Quartiersfrau. Dieſe gibt an, daß ſie nie Etwas Verdachterregendes an dem ſogenannten Grafen Fronſtätt bemerkt, ſondern ihn immer höchſt ſolid gefunden habe.

Carl eilte mit dieſer Nachricht zu Iſabella.

Er fand ſie ganz unverändert.

Er glaubte, ſie ſpiele mit ihm Komödie.

Sie nahm die Miene einer ſo frommen Perſon an, als wolle ſie jeden Augenblick in ein Kloſter gehen.

Carl traute ſeinen Augen nicht.

Sind Sie krank? fragte er.

Ich war es, antwortete ſie. Krank an Herz und Seele; ich bin aber auf dem Wege, geſund zu werden. Tugend und Frömmigkeit werden meine Aerzte ſein.

Welche Perſonen werden Ihre Aerzte ſein? fragte Carl.

Keine Perſonen, zwei abſtracte Eigenſchaften.

Ich bitte um den Puls, ſagte Carl. Sie werden doch nicht übergeſchnappt ſein? Um Gottes willen, wenn Sie verrückt würden, könnten Sie ja nicht ſpielen!

Das Theater iſt eine Sünde, verſetzte Iſabella, und Sie als Director ſind der Großmeiſter der Sünden. Indeß beruhigen Sie ſich, ich ſpiele fort, bis es Zeit iſt, dieſer ſündigen Kunſt zu entſagen. —

Mich trifft der Schlag! rief Carl; die Schauſpielkunſt eine ſündige Kunſt! Wer bringt Ihnen denn ſolche Dinge bei?

Niemand. Was ich Ihnen hier ſage, iſt meine Eingebung. Ich bin zur Erkenntniß gekommen. Ich bin ein gefallener Engel, aber ich werde mich wieder aufrichten. Ich bin ſchon ſeit ein paar Tagen bemüht, alles Verführeriſche, Unſittliche, Sinnliche von mir abzuſtreifen. Ich will ein rechtſchaffenes Mädchen werden, ich will, ich muß rechtſchaffen werden, und keine Macht der Erde ſoll mich hiervon abhalten.

Werden Sie ſo rechtſchaffen als möglich, grollte Carl, aber werden Sie nur nicht verrückt vor lauter Rechtſchaffenheit. — Apropos, ich habe mein Wort gehalten, halten Sie jetzt auch das Ihrige. Sie werden unſtreitig bemerkt haben, daß Sie wegen Göbl vor kein Gericht berufen wurden. —

Göbl, der Antipode der Rechtſchaffenheit? Ich will von ihm nichts mehr hören, ihn nicht mehr ſehen, von ihm nichts mehr erfahren. Er wird in die Hölle kommen und ich in den Himmel.

In den Himmel! Da geh' ich mit Ihnen! — Nachdem es nun mein Verdienſt geweſen, daß Sie Göbl bei ſeinen Ausſagen aus dem Spiele ließ, ſo kommen auch Sie Ihrem Verſprechen nach, und ziehen Sie jetzt aus dem Hauſe der Sünde, welches jeder Gaſthof iſt; denn dort, wo man ſich nur ſeines leiblichen Wohles wegen befindet, iſt man doch nur in einem Sündenpfuhle.

Nicht wahr? Nicht wahr? Nun bemerke ich, daß Sie ebenfalls tugendhaft ſind!

Und wie! verſicherte Carl.

O, führen Sie mich ſchnell dorthin, wo es keine Sünde gibt, wo nur die Frömmigkeit wohnt; ich werde Ihnen folgen.

Das Haus, das Sie bewohnen werden, ſteht zwar nicht im beſten Geruche, das iſt jedoch nur auswendig.

Führen Sie mich hin; ich werde ſogleich erkennen, ob es ein moraliſches Haus iſt.

Bon. Apropos, jetzt kommt aber noch ein Apropos. Was ſoll das Pfand thun, das ich in meiner Hand hab'?

Eine Rolle? — Eine neue Rolle? Gewiß eine ſündige

Rolle. Eine Liebhaber-Rolle? Hinweg von mir! Nur die Jungfrau von Orleans, die keuſche, die reine, die ätheriſche, will ich ſpielen.

Die Rolle, die ich jetzt überbringe, iſt mehr als eine Jungfrau. Eine Amazone, eine Männerfeindin, eine Perſon, welche nur auf die Welt gekommen iſt, um alle Männer zu maſſacriren.

Alle?

Ein paar werden wohl überbleiben. Ich und vielleicht noch ein paar, die ſo tugendhaft ſind, wie ich. Ach Gott, nur Tugend!

Eine Amazone?

Ja, und nicht einmal eine von den untern Amazonen, unter dieſen mag es vielleicht einige geben, die aus dem Sattel purzeln, wenn ein Uhlane oder ein Koſak auf ſie ſcharf anreitet; aber Ihre Rolle iſt die der Königin der Amazonen, die iſt ſchuß-, hieb- und ſtichfeſt, dieſe iſt unbändig in ihrer Solidität. — Gleich die erſte Rede! Haben Sie die Güte, Iſabella, hören Sie die erſte Rede:

Erſter Act.

Erſte Scene.

Die Amazonen-Königin. Gioberta, ihre Vertraute.

Jagt mir den Herold fort, ich will nichts hören!
Treulos und falſch iſt alles Männervolk,
Es mag betheuern, weinen, ſchwören,
Was einem Manne gleicht, iſt böſes Volk!
Ich will nicht Frieden mit dem Mannsgeſchlechte,
Es zu vernichten, iſt mir eine Luſt,
Darum noch einmal ſtürzt Euch in's Gefechte,
Und ſenkt die Speere in der Männer Bruſt!

Herrlich! rief Iſabella.

Nicht wahr, Verſe, als wenn ſie Schiller geſchrieben.

Und ſo geht es fort. Die Königin ſtürzt ſich in tauſend Scharmützel, ſiegt überall, wo ſie hinkommt, vernichtet 200,000 Kerle wie die Bären, nur zuletzt kommt Clodomir.

Wer iſt Clodomir?

Ein ſimpler Edelknecht, ein Cynthio, ein Fridolin, mehr Bub als Jüngling, aber ein Ausbund von einem ſittſamen Edelknaben, faſt ein Mandelteig an Unſchuld, aber ein Commißbrot an Grundſätzen, und der kriegt ſie, der führt ſie als Braut nach Haus; ſein Onkel, der alte König, übergibt ihm's Geſchäft, und er heirathet die Amazone. Iſt Ihnen die Heirath unangenehm, ſo kann auch dieſer Rizio zu Grunde gehen. Gegen den Schluß des Stückes kommt ein Feſtungsgraben, 614½ Fuß tief; ich laß ihn da hineinwerfen, ein Dutzend Felſenſtücke hinterdrein; ich lege noch ein paar Jamben dazu, hierauf griechiſches Feuer, Jubelgeſchrei, Triumphmarſch, Revue zu Pferde, über 40,000 Amazonen, Spectakel im Orcheſter, und der Schluß des Stückes wird noch intereſſanter.

Nein, Herr Director, dieſer Schluß wäre unmoraliſch. Iſt der Cynthio, Fridolin oder Rizio, wie Sie ihn nennen, ein fleckenloſer Charakter, gibt ihm ſein reicher Onkel reiche Subſiſtenzmittel, ſo lebe er; warum der Amazonenkönigin das Herz brechen? Man kann rein wie Gold ſein und dennoch heirathen. Laſſen Sie mir die Rolle. Ich ſpiele ſie, aber nur dieſe noch, weil der Charakter der Königin auf der Bahn der Ehrbarkeit wandelt.

Tauſend Dank!

Wer ſpielt den unſchuldigen Jüngling?

Gämmerler, o der iſt groß in der Unſchuld. —

Ich habe davon ſchon in München gehört.

Seitdem er in Wien, iſt er noch ſittſamer. Glauben Sie, Iſabella, daß Gämmerler ein Frauenzimmer anſieht? Geſtern iſt er über die alte Holzapfel gefallen, blos weil er ſie nicht angeſehen hat.

Herr Director, wann kann ich die neue Wohnung ſehen?

In unbeſchreiblich kurzer Zeit. Es wird dort gearbeitet, daß es nicht zu beſchreiben iſt!

Nur fort von hier!

Wird ſich der Polak, der Nachbar mit dem Weichſelzopf, nicht darüber kränken, wenn er ſie nicht mehr ſieht?

Dieſes Polen wegen ziehe ich gerade von hier fort.

Hören's auf!

Geheimnißvoll ſagte ſie zu Carl, indem ſie ihn in eine Ecke des Zimmers führte:

Er ſtellt mir nach!

Ha!

Er legt mir Fallſtricke.

Aber Sie ſtoßen ſie mit den Füßen zurück.

Er darf mir nicht mehr vor die Augen.

Da haben Sie recht: mir „grauſet“ ebenfalls vor ihm.

O Iſabella, wenn Sie ſo bleiben wie Sie jetzt ſind, ich wäre der glücklichſte Director!

Ich nenne mich die glücklichſte Schauſpielerin, denn Tugend und Rechtſchaffenheit ſind meine Genien. Leben Sie wohl. Ich gehe zu „Maria am Geſtade.“

Sie nahm ein Gebetbuch aus einem Schranke und ging.

Carl wußte nicht wie ihm geſchah.

Die Tante trat aus ihrem Cabinette.

Das iſt ein Unglück! ein ſchreckliches Unglück! Iſabella iſt närriſch geworden.

Nicht wahr? Ich bemerke es mit Entſetzen. Sie ſcheint der Welt entſagen zu wollen; ſie redet wie Eine, die Buße thun will, ſie geht zuletzt noch in ein Kloſter.

Dies nicht, aber ihre bisherige Art zu leben gibt ſie ganz gewiß auf.

Hat ſie fromme Bücher geleſen, hat ſie Jemand belehrt?

Sie hat mit Jemand geſprochen, der beſonders ehrbare Grundſätze hat, der hat ihr einen Floh ins Ohr geſetzt; — ſie ſchämt ſich nun ihres bisherigen Leichtſinns und will einen ſo tadelloſen Lebenswandel ſich aneignen wie der Jemand, der ihr ſo viele Achtung abzwingt. —

Doch nicht mit dem betrunkenen Kalmücken?

O nein!

Sagen Sie es mir. Alliiren Sie ſich überhaupt mit mir! Ich werde Ihnen doch mehr ſein, als dieſe aus der Art ſchlagenwollende Nichte?

Trachten Sie nur, daß Iſabella von hier fortkommt, daß ſie einen gewiſſen Jemand nicht mehr ſieht!

Iſt dieſer Jemand jung? hübſch?

Das iſt ja gerade das Unglück!

Ich begegnete Einem auf dem Gange. Er ſah einem jungen „Teremtete“ ähnlich!

Einem Ungar ſieht er nicht ähnlich. Fragen Sie nicht viel! Trachten Sie Iſabella hier fortzubringen, dann beſchäftigen Sie ſie viel. Laſſen Sie ſie faſt täglich eine große Rolle einſtudiren, damit ſie ihre abſurden Gedanken vergißt. Ueberwachen Sie ſie aber auf eine ſo vernünftige Art, damit ihr dieſe Ueberwachung nicht läſtig wird! Jetzt, guter Director, halten Sie ſich nicht länger auf.

Darf ich wieder kommen?

Nein, nur keine Zudringlichkeit. Senden Sie Iſabellen Rollen, viele Rollen, gute Rollen.

Woher nehmen und nicht ſtehlen! Sie will nur Jungfern ſpielen, Amazonen verarbeiten.

Schicken Sie ihr die „Vlaſta," Trauerſpiel vom Prof. Gerle; laſſen Sie die Opern die „Veſtalin," „Norma" als Dramen bearbeiten; Iſabella ſoll die Marie im „Blaubart" darſtellen; geben Sie das Schauſpiel „Eliſabeth, Landgräfin von Thüringen."

Darf ich denn gar nicht mehr hier ſoupiren?

Um keinen Preis. Jetzt, in der größten Gluthzeit ihrer erſten und wahren Liebe! das würde Alles verderben!

Sie wird doch nicht ewig brennen? —

Darauf rechne ich. — Ich rechne aber beſonders darauf, daß der Mann, den Sie ſo heiß und heftig liebt, von ihr nichts wiſſen will. —

Was ſagen Sie?

Daß ihre Bemühungen um ſeine Gunſt ganz unnütz ſind.

Das muß ein Menſch aus Kieſel ſein.—

Es gibt leider ſolche junge Pedanten!

Ich weiß genug! für Ihre Mittheilungen bin ich verbunden; werden Sie auf meiner Seite bleiben, ſo ſoll Iſabella bald wieder werden wie ſie war und Sie ſollen meine — Erkenntlichkeit preiſen!

Carl verließ die Tante.

Er hatte nichts Eiligeres zu thun als ins Freihaus zu eilen.

Dort wollte er den Arbeitern nachſehen, aber er vermochte dies nur aus einiger Entfernung.

Der Peſtgeruch war noch immer derſelbe.

Er machte ſich Vorwürfe, daß er gerade ſo entêtirt war, hier die Zimmer zu miethen, aber die Wände waren bereits tapezirt, die Parquetten gelegt, die beiden Plafonds gemalt, zwei prachtvolle Oefen geſetzt. Einer, dem der Geruchsſinn gemangelt, hätte dieſes Quartier allerliebſt finden können, aber der Mühlbach, der gräßliche Mühlbach!

Nun kam der Apotheker, um nachzuriechen, denn um nachzuſehen hätte man hier nicht ſagen können.

Er ließ mit Salniterdämpfen dergeſtalt räuchern, daß er ſelbſt bald erſtickt wäre.

Es half; aber auf wie lange.

Blumen, ſtark riechende Blumen, Töpfe mit Wohlgerüchen, Parfums und Räucherwerk aller Art ſollen das Uebrige thun, meinte Carl.

Nur nicht im Schlafzimmer! erwiederte der Apotheker, ſonſt trifft die Perſon, welche hier Nächte zubringen ſoll, der Schlag.

XXI.

Iſabella gerieth mit ihrem Charakter in Zwieſpalt.

Wohl hatte ſie den Vorſatz, ihre bisherige Lebensweiſe aufzugeben; ſie fühlte recht gut, welch ein Glück ſie erwerben könnte, wenn ihr Ruf makellos wäre, allein in ihrem Innern hatte ſie noch keinen Sieg über ſich errungen. Sie wollte nur ſcheinen, ein anderes Weſen zu werden; ſie wollte nur den ſchönſten und edelſten Mann gewinnen. Vielleicht, wenn der Graf ſich an ſie angeſchloſſen, hätte ſie ſich wirklich zur rechtſchaffenen Frau aufgeſchwungen, allein der Graf war eiſern, und wies alle ihre Betheuerungen, Schwüre und Verheißungen zurück.

An der Pforte der Kirche, „Maria am Geſtade“ traf ſie ihn wieder.

Sie ruhte nicht früher, bis er mit ihr einen Spaziergang in den Augarten machte.

Dort wiederholte er:

Iſabella, bereiten Sie ſich keine Illuſionen. Glauben Sie mir gewiß, daß es mein Herz tief verwundet, daß ich Ihre Liebe nicht erwiedern kann, allein ich darf eine Perſon nicht lieben, die ich nicht zur Gattin zu erwählen im Stande bin. Ich vermag nicht meine Grundſätze zu ändern. Um Ihnen und mir den Kampf, den wir offenbar beide kämpfen, zu erleichtern, laſſe ich Sie wiſſen, daß ich heute Nachmittag von Wien abreiſe. —

Wohin?

Nach Hauſe, nach Polen, vorläufig nach Warſchau, zu meinem Bruder. Es iſt beſſer, wenn wir uns trennen. Wollen Sie einen andern Lebenswandel einſchlagen, wozu Ihnen Gott Kraft verleihen möge, ſo können Sie auf dem Wege der Tugend wandeln ohne mich. — Ich habe leider von Ihrem Vorleben viel zu viel erfahren, ja, mehr erfahren, als Sie wähnen. Ich würde mich von Ihnen zurückgezogen haben, wenn ich ſonſt von keinem andern Ihrer Geliebten ein Wort gehört, als von Göbl, dem berüchtigten Dieb.

Ich kannte ihn nicht.

Eine Dame, die ſich ſo ſchnell darüber hinausſetzt, Jemand, dem ſie — ihre Neigung ſchenkt, oberflächlich kennen zu lernen, wird immer Fehlgriffe machen. Und endlich: hatten Sie es denn nöthig, ſich dem erſten Beſten an den Hals zu werfen? Ihre Schönheit, Ihre Jugend, der Gedanke an Ihre Zukunft, hätte Sie beſtimmen ſollen, mit aller Vorſicht zu wählen. Nun überfällt Sie eine Angſt, eine Pein ſonder gleichen bei dem Gedanken, daß der Dieb Göbl Sie compromittiren werde. —

Er wird nicht gegen mich ausſagen.

Der Graf lächelte.

Er wird nicht gegen Sie ausſagen? Sind Sie eine Genoſſin ſeiner Schandthaten, daß er Sie ſchonen ſoll? Man hat heute Göbl's Diebshöhle entdeckt. Ein Handlanger dieſes Gauners, der in Preßburg verhaftet iſt, hat, um ſich zu retten, einen gewiſſen Hötzler, einen Wiener Diebshehler genannt, der Göbl's ſämmtliche Pretioſen, die er in Wien geſtohlen, in Verwahrung hat. Dieſen Hötzler verhaftete man. Die Belizei fand bei ihm Armbänder, die einer Gräſin P..... gehörten. Wird Göbl angeben, daß er ſie geſtohlen, oder daß er ſie von Ihnen erhalten hat? —

Von mir? Herr Graf, wer ſagte Ihnen dies? — Ach, mein Gott! Meine Tante, meine Tante iſt eine Verrätherin! Graf, wenn Sie ein menſchliches Herz haben, ſo laſſen Sie mich nicht in ein unabſehbares Unglück gerathen, laſſen Sie mich nicht in Wien zurück; nehmen Sie mich mit nach Warſchau. Graf, um Gotteswillen nehmen Sie mich mit! In Wien drohen mir Elend, Schmach, vielleicht der Verluſt meiner Freiheit! — Graf, guter, edler Graf, erbarmen Sie ſich meiner!

Wenden Sie ſich an meinen Onkel, der reiſet ebenfalls nach Warſchau. Heute noch, vielleicht nur um einige Stunden ſpäter als ich. — Mein Onkel wird ſich ein Vergnügen daraus machen, Sie als Reiſegefährtin zu beſitzen, obgleich Sie ihn ſehr ſchnöde behandelt haben.

Ich habe keine Ruhe mehr in Wien. Ich will höchſtens nach meinem Gaſthofe zurückkehren, um mein Biſchen Geld, und was ich ſonſt mein Eigen nenne, zu mir zu nehmen.

Und die Tante?

Sie iſt nicht meine Tante, wohl aber iſt ſie eine ruchloſe Perſon.

Ich will Sie retten, Iſabella! Mit mir können Sie aber nicht reiſen. Eilen Sie voraus. Reiſen Sie nach Olmütz. Dort, im Hauſe des Baron Ordany erwarten Sie mich. Höchſtens einige Stunden nach Ihnen, treffe ich in Olmütz ein. Hier haben Sie eine Karte von mir an Baron Ordany. Er wird Sie gut aufnehmen. Vor dem Augarten finden Sie einen Fiaker. Eilen Sie! Poſtpferde bekommen Sie augenblicklich! Adieu.

Iſabella eilte nach Hauſe.

Sie ſchrieb an Director Carl einen Brief ganz gleichgiltigen Inhalts. Sie ſchrieb dieſen Brief nur in der Abſicht, um mit demſelben die Tante aus dem Hauſe zu bringen, welcher ſie aufgab, auf Antwort zu warten.

Sie raffte ihr Geld, und was ſie ſonſt noch Werthvolles beſaß, zuſammen. Sie ſteckte Ihren Paß zu ſich.

Um zwei Uhr Nachmittags befand Sie ſich ſchon in einer Poſtcaleſche auf dem Wege nach Olmütz.

XXII.

Die Beſtürzung, welche die Abreiſe Iſabellens bei ihrer ſogenannten Tante erregte, die hievon durch einen Zettel, den die Tante auf dem Schreibtiſche in Iſabellens Zimmer fand, unterrichtet wurde, war unbeſchreiblich.

Dieſer Zettel enthielt folgende Worte:

„Nichtswürdige Frau Wuſchel!“

„Ihre Verrätherei jagt mich von Wien fort. Sie haben mein Geheimniß ſchonungslos preisgegeben. Wahrſcheinlich in der Abſicht, den Grafen Scherſtutzki für immer mir abwendig zu machen, weil Sie Ihre Rechnung nicht finden, wenn ich ein tugendhaftes Mädchen werde, haben Sie dieſem Grafen Dinge vertraut, die nur mit Ihnen hätten begraben werden ſollen.“

„Ernten Sie den Lohn Ihrer ſchändlichen Handlung.“

„Wenn Sie dieſe Zeilen erhalten, bin ich ſchon auf dem Wege nach Paris.“

„Die Summe von 500 fl., die ich Ihnen, als ich von Preßburg zurück kam, geſchenkt, und die Sie mir wieder zur Verfügung geſtellt haben, finden Sie unangetaſtet in der Schublade des Schreibkaſtens. Ich habe nur mit mir genommen, was mein Eigenthum iſt.“

„Herrn Director Carl bitte ich ſogleich zu verſtändigen, daß er die Aufführung des heutigen Stückes abſage. — Ich habe ein Pönale von ein Tauſend Gulden Reichswährung zu bezahlen, wenn ich meinen Contract breche.“

„Sagen Sie ihm, binnen ſechs Wochen wird er dieſen Betrag von mir erhalten.

Iſabella.“

Als Frau Wuſchel dieſe Zeilen las, war ſie wie vom Donner gerührt.

Die 500 fl., von welchen Iſabella ſchrieb, daß ſie ſich an dem bezeichneten Orte finden würden, lagen wirklich da. Sonſt hatte Iſabella mit ſich genommen, was ihr gehörte. Sie hatte in der kurzen Zeit ihrer Bekanntſchaft mit dem Staroſten, bei verſchiedenen Anläſſen gewiß an 500 Ducaten und einen koſtbaren Schmuck von ihm erhalten; die Tante konnte nicht begreifen, wie Iſabella ihre bedeutende Garderobe ſo ſchnell zu ordnen und fortzubringen im Stande war. Um einige Nachrichten hierüber zu erlangen, klingelte ſie dem Stubenmädchen und ſtellte daſſelbe in Kenntniß von dem, was vorgefallen.

O glauben Sie es nicht, daß ſie von Wien abgereiſt iſt, ſagte das Mädchen. Mir vertraute ſie, daß ihr Director Carl ein Quartier aufgenommen, wohin ſie ſich unverzüglich begeben wolle. Sie ſchenkte mir 6 Ducaten und bat mich, ſie nicht zu verrathen. Hierauf fuhr ſie mit einem Fiaker, der auch ihre Koffer mitnahm, nach der Vorſtadt Wieden.

Sahen Sie den Grafen Scherſtutzki nicht bei Iſabellen?

Nein.

Ging auch Iſabella nicht in die Zimmer ihres Nachbars, des Staroſten?

Gott bewahre! Der Staroſt darf ihren Namen nicht mehr nennen hören. Er hat ihr auffallende Artigkeiten erzeigt, und dennoch wies ſie ihn auf eine unhöfliche Art zurück.

Es ſoll ſich ſehr bald aufklären. Ich begebe mich zu Director Carl und zeige ihm dieſen Brief; nimmt er den Inhalt deſſelben gleichgiltig auf, dann iſt er mit ihr einverſtanden, geräth er aber außer ſich, was ich erwarte, da er durch das Unterbrechen der ſtark beſuchten Vorſtellungen der „Jungfrau von Orleans" großen Nachtheil erleiden muß, dann weiß ich, wo ich Iſabella zu ſuchen, und was ich zu thun habe.

Frau Wuſchel fuhr ins Theater an der Wien.

Carl beſprach ſich ſoeben wieder mit ſeinen Decorateurs und Garderobiers. Abermals war es das Stück: „Die Amazonen-Königin," deſſen Ausführung ihm am Herzen lag.

Frau Wuſchel überreichte den Brief Iſabellens.

Wie ein Blitz aus heiterm Himmel traf den Director dieſer Schlag.

Er vermochte kaum zu ſprechen.

Endlich ließ er ſeine Leute abtreten.

Frau Wuſchel rapportirte nun den Beſcheid, den ſie von dem Stubenmädchen im „Schwan" erhalten.

Es iſt wahr, ſagte Carl, daß ich eine Wohnung für Iſabella gemiethet und eingerichtet habe, aber Iſabella weiß nicht, wo ſich dieſe Wohnung befindet. Ich habe Iſabella außer unſerer letzten Unterredung im „Schwan," während welcher Sie ſich, Frau Wuſchel, im Nebenzimmer befanden, mit keinem Auge geſehen. — Ich glaube, daß ſich Iſabella noch in Wien befindet. Der „moraliſche" Herr Graf, der ſie ganz confus gemacht hat, will ſie vielleicht nicht nur allein beſitzen, ſondern auch dem Theater entziehen. Es iſt mehr als wahrſcheinlich, daß ſich Iſabella zu dieſem Herrn Grafen ins Quartier begeben hat. Geben Sie an, Frau Wuſchel, wo wohnt dieſer Graf?

In der Wollzeile, im Henikſteiniſchen Hauſe, antwortete dieſe.

Gut, Madame. An Ihnen wird es nun ſein, den Herrn Grafen zur Rechenſchaft zu ziehen. Sie werden ſich augenblicklich zu ihm verfügen. Sie gehen ihm nicht von der Stelle, bis Sie erfahren, was mit Ihrer Nichte geſchehen.

Sie haben mir ſelbſt geſagt, fuhr Carl fort, daß dieſer Graf Iſabellen beſtrickte. Haben Sie erſpäht, wo ſie iſt, — auch durch die Dienerſchaft kann man Etwas erfahren, wenn man ſie klug ausforſcht, und mit netten Goldſtücken geſprächig macht, zu welchem Behufe ich Ihnen hier 12 Ducaten zur Verfügung ſtelle, — dann werde ich die bei meinem Theater engagirte Schauſpielerin durch die Polizei fordern laſſen und den Nachtheil, den ich durch die Störung meines Repertoirs erleide, werde ich auf eine ſolche Höhe treiben, daß der Herr Graf ſich die Luſt vergehen laſſen ſoll, mit Director Carl in Conflicte zu gerathen.

— Ich begebe mich zu dem Grafen. — Ich melde Ihnen dann ſo ſchnell als möglich, was ich erfahren. Auf wie lange kann ich Ihrer Gegenwart im Theater verſichert ſein?

Ich verlaſſe mein Bureau nicht bis zur Theaterſtunde, dann bin ich auf dem Theater, denn die „Jungfrau von Orleans“ von Schiller wird heute durch „Tanzmeiſter Pauxl“ von Carl erſetzt. Ich bin Pauxl.

Frau Wuſchel fuhr nach der Wollzeile.

Graf Scherſtutzki war nicht zu Hauſe.

Deſto beſſer! dachte Frau Wuſchel. So habe ich freies Feld.

Der Kammerdiener des Grafen war mit Einpacken beſchäftigt.

Haha! meinte die Wuſchel, der Graf reiſet ebenfalls fort: das Täubchen iſt alſo noch hier und fliegt wahrſcheinlich nur mit ihm davon!

Ganz freundlich näherte ſich Frau Wuſchel dem Kammerdiener.

Ich habe es ſchon erfahren, ſagte ſie, der Herr Graf verreiſen morgen.

Der Kammerdiener, ein Franzoſe, antwortete:

Merken? Non. Heide? Oui!

Heute? aujourd'hui? Da muß ich mich beeilen, von dem Herrn Grafen Abſchied zu nehmen. Um wie viel Uhr reiſet denn der edle Herr Graf?

Bosferd' ſind beſtellt à quatre heures!

Um vier Uhr?

Oui.

Und wohin geht der Weg?

Weck? ja wir gehen weck!

Nach Paris?

Hat Graf dies geſagt? Mir nur geſackt: „Einpack!“ Eh bien, ick pack ein!

Geht der Herr Graf allein?

Frau Wuſchel legte dem Kammerdiener drei Ducaten hin.

Der Kammerdiener ſteckte ſie ein.

Ich weiß nicht, ſagte er.

Ei, Sie wiſſen es ſchon! Monsieur Henri.

Sie legte noch drei Ducaten hin.

Denken Sie ein Wenig nach.

Ha, ich weiß ſchon! Non, nicht tout seul; ich reiſ' mit ihm, ich und Adam.

Monsieur Henri, geben Sie Gott die Ehre, und mir die Wahrheit, Fräulein Iſabella reiſt auch mit ihm.

Sie legte ſechs Ducaten hin.

Der Kammerdiener ſteckte dieſe Ducaten ebenfalls ein.

Eh bien, ſagte er, Sie wiſſen beſſer als ich, und fragen dennoch? Bon, ſo mag Sie haben raison!

Nur noch eine Frage, Monsieur Henri. — Wo ſitzt der Graf auf?

Mon dieu! Glauben mein Graf ſitz' auf, ſo was Wiener nur von ſehr dumm Kerl behaupt'? Wenn Sie das glaub', dann muß ich Ihnen ſag', Madame, mein Graf ſitz' nie auf, mein Graf est trop sage!

Nu, nu, ereifern Sie ſich nur nicht. Monsieur Henri: Sie haben mich nicht gut „comprenez-vous!“ Aufſitzen meinte ich auf den Wagen, — einſteigen dans la voiture!

Ah, ich verſteh'. Mein Graf ſitz' auf im Barbara-Hof, wo ſein Bos-Anſtall. —

Tauſend Dank! Ich bitt', thun Sie nichts dergleichen, daß ich Sie um allerlei Dinge gefragt habe. Rien rapporter à Monsieur le Comte.

Bis Madame ſind über der Stieg', hab' ich ſchon vergeſſen, daß Sie ſein hier geweſen!

Bon voyage, Monsieur Henri!

Frau Wuſchel eilte fort.

Es währte kaum eine Viertelſtunde, ſo keuchte Frau Wuſchel wieder in Director Carls Bureau.

Sie trieb den Fiaker dergeſtalt an, ſchnell zu fahren, daß ſeine Räder beinahe die Reiſe und die Pferde die Hufeiſen verloren hätten.

Ich weiß ſchon Alles, meldete ſie. Es iſt ganz ſo, wie Sie ſagten, Herr Director. Das ehrvergeſſene Mädel geht wirklich mit dem polniſchen Grafen durch. Richtig geht ſie nach Paris und heute noch, um vier Uhr. — Im Barbara Hof ſteigen ſie Beide ein; der Kammerdiener des Grafen packt ſchon über Hals und Kopf Kleider und Wäſche ein. Der Valet de chambre iſt ein Franzoſ' und wollte mit der Sprach' nicht heraus; aber ich habe ihm die Zunge gelöſt! — Zuerſt hab' ich ihm drei Ducaten hingelegt — er fing an zu parliren; dann noch drei, nun ging's ihm vom Munde, wie das Waſſer vom Röhrbrunnen aus dem Löwenrachen; natürlich hat er nur franzöſiſch geſprochen, aber dies iſt mir toute-même: — ich war ja in meiner Jugend Gouvernante im Corrections-Haus zu Wiesbaden. — Als ich aber vom Kammerdiener die Hauptſache wiſſen wollte — legte ich ſechs Ducaten hin, jetzt folgten die Details. — Die Polizei kann ſich keine beſſern Details wünſchen, als ich erhalten habe. — Wir kriegen ſie! — In dem Augenblicke, als ſie den Fuß in den Wagen ſetzt, reiß ich ſie beim Arm zurück; aber Sie, Herr Director, muß ich als Aſſiſtenten haben — ein ſolcher Graf, wie der Scherſtutzki iſt, verſteht keinen Spaß, der iſt ſogar ernſthaft, wenn er lacht, der macht alſo keinen Spaß, wenn man ihm einen Schabernack ſpielt.

Ich werde einen Beamten in Uniform an der Seite haben. — Alſo um vier Uhr? Im Barbara-Hof oder Barbaraſtift? Das iſt das Gebäude neben der Hauptmauth?

Ganz richtig.

Ich werde pünktlich dort erſcheinen.

Und ich ebenfalls.

Noch pünktlicher werden wir beide ſein, wenn wir gleich jetzt nach der Stadt fahren. Im Gaſthof zur „Stadt London" in der Nähe des Poſthofes wollen wir ſpeiſen, um noch vor vier Uhr im Wartezimmer zu erſcheinen.

Es geſchah, ſo wie Carl vorgeſchlagen.

Er und Frau Wuſchel ſpeiſten in der „Stadt London.“

Bei Tiſche ſagte die Alte:

Herr Director, ich muß Ihnen ein Geſtändniß machen.

Ein Geſtändniß? mir?

Ja, ich muß Ihnen nämlich geſtehen, daß ich eine Angſt in mir habe, gerade ſo, als wenn ich zum Hochgerichte gehen müßte. Mir iſt ſo bewußtlos. Mir iſt, als wenn mir ein Unglück begegnen ſollte. — Ich habe meine Nichte, von der ich viele Wohlthaten erhielt, verrathen, und bin jetzt wieder ihre Verrätherin. Ich bin überzeugt, meine Nichte macht mir jetzt einen Auftritt, bei welchem ich von Glück ſagen kann, wenn ich alle meine Augen nach Hauſe bringe. — Es iſt wahr, ich wollte mit meinen Nachrichten, die ich dem Grafen über ſie hinterbrachte, erzwecken, daß er ſie verlaſſen möchte; ich machte ſie ſo ſchwarz wie eine Zigeunerin, aber in der beſten honnetteſten Abſicht. Es entſetzte mich nämlich, daß meine Nichte plötzlich ein tugendhaftes Geſchöpf werden ſollte; mein Himmel, was hab' ich bei den theueren Zeiten von der wohlfeilen Tugend? Die Nicht-Tugend iſt mir lieber. — Wenn ich nun, da mir mein erſter Anſchlag nicht gelungen, einen noch größern Coup ausführe, und meine Nichte dem Grafen, in welchen ſie noch dazu wahnſinnig verliebt iſt, entreiße, dann ſei mir Gott gnädig in ihrem Zorne; meine Nichte zerfleiſcht mich in ihrer Wuth, und ich kann mich nicht wehren, weil ich zu dick und außerordentlich phlegmatiſch bin. —

Kann denn Iſabella eine Furie ſein?

Wenn ſie gereizt wird, iſt ſie wie ihre Mutter.

Wer iſt denn ihre Mutter?

Krautkäuflerin in Coblenz. Bei dieſem Geſchäfte kann leider keine Perſon beſtehen, die nicht alle Tage auf dem

Markte ein Dutzend Colleginnen durchbläut. Iſabellens Mutter fürchtet ganz Coblenz.

Madame, ſagte Carl, Sie wird der Commiſſär ſchützen. —

Bis dieſer mir beiſpringt, habe ich ſchon keinen Athem mehr! Nein, Herr Director, ich ſelbſt muß mich ſchützen, und dies kann ich nur, wenn ich mir Muth trinke. — Laſſen Sie mir eine Flaſche „Bocksbeutel“ geben, Herr Director, „97ger“ oder noch beſſer „11ker;“ ich habe ſchon auf dem Tarif nachgeſehen, er koſtet zwar ſieben Gulden, aber hol' es der Teufel! Sie bekommen Ihre „Jungfrau“ wieder, dieſe Jungfer iſt mehr werth, als alle Bocksbeutel der Welt.

Eine Bouteille Bocksbeutel! vom Jahre 1811, befahl Carl dem Kellner.

Madame Wuſchel, ſagte er zu dieſer, betrinken Sie ſich nur nicht! Ein Rauſch macht unfähig zum Kampfe!

Der Wein wurde gebracht.

Madame Wuſchel vertilgte die Bouteille „Bocksbeutel“ ungemein haſtig.

Nun, wie ſchlägt der Wein an? fragte Carl.

Wie viel Uhr iſt es? ſagte die Alte.

Drei Viertel auf vier Uhr; wir müſſen aufbrechen.

Schade! erwiederte die Frau, einer Flaſche von dieſer Sorte hätte ich noch gerne den Hals gebrochen.

Madame, ſagte Carl, Sie verdrehen ja ohnehin ſchon die Augen wie ein Bock. —

Kellner! Die Rechnung!

Hier das Geld!

Madame, reichen Sie mir den Arm! Ich bemerke mit Entſetzen, daß Sie von dem Bocksbeutel einen Haarbeutel erhalten haben.

In der Luft wird mir beſſer! ſagte ſie, und wandte mit dem Director auf die Straße.

Mit welcher Mühe Carl Frau Wuſchel in den Poſthof brachte, wie er an dieſem Wollſacke zu halten hatte, daß er nicht mit zu Boden fiel, darüber ſprach Carl oft.

Sie ſind mir zuvorgekommen, redete der Director den Commiſſär an.

Ich wäre noch nicht hier, erwiederte dieſer, und hätte ganz ſicher einen Collegen ſenden müſſen, wenn ich eine gewiſſe Perſon zu Hauſe gefunden.

In dieſem Augenblicke trat der Graf mit ſeinem Kammerdiener und ſeinem Bedienten in den Poſthof ein.

Des Grafen Reiſewagen war ſchon bereit, ſchon gepackt, vier Pferde waren angeſpannt; der Graf ſetzte ſich in ſeinen Wagen; der Poſtillon ſchwang ſeine Peitſche und wollte zum Thore hinaus.

Halt! Halt! ſchrie Frau Wuſchel. Halt!

Sie taumelte auf den Reiſewagen hin, riß den Wagenſchlag auf, ſah hinein, und donnerte auf den Grafen los:

Herr Graf, wo haben Sie meine Nichte? — Herr Graf, lallte ſie, Sie kommen mir nicht fort, bis Sie mir meine Nichte ſchaffen!

Sie ſind betrunken, Madame, ſagte der Graf, laſſen Sie mich ungeſchoren.

Carl und der Commiſſär traten herzu.

Herr Graf, ſagte Carl, entſchuldigen Sie, die Vermuthung dieſer Frau, daß Sie die Schauſpielerin Iſabella Heiderer in Ihren Schutz genommen, iſt nicht ungegründet. Dieſe Frau hat erfahren, daß Sie um Ihre Nichte wiſſen. Was dieſe Frau angibt, iſt nicht aus der Luft gegriffen; Ihr eigener Kammerdiener theilte ihr mit: daß Sie mit der ge nannten Schauſpielerin meines Theaters um vier Uhr nach Paris reiſen würden.

Ich nach Paris? Henri!

Der Kammerdiener ſprang vom Bocke.

Herr Graf? ſagte er.

Welche Märchen erzählſt Du von mir? Ich reiſe mit einer Schauſpielerin nach Paris?

So haben Sie ſich gegen dieſe Frau vernehmen laſſen, bemerkte Carl, indem er auf Frau Wuſchel wies.

Ick glaub', ſagte Henri, der beſoffene Weib war ſchon vor Tiſch betrunken. Madame war wohl bei mir und erzählte, mein Graf reiſen um 4 Uhr mit Fräulein Iſabella nach Paris. Mir freute dieſe Neuigkeit, denn ein Franzos wird lieber reiſ' nach Paris als nach Warſchau — Madame lief ſodann fort.

Herr Graf, fragte der Commiſſär, Sie hatten und haben nicht die Abſicht, die Schauſpielerin Iſabella Heiderer dem Theater an der Wien zu entführen?

Was fällt Ihnen ein? antwortete der Graf.

Er lachte.

Ich erkläre, Herr Commiſſär, daß dieſe Iſabella Niemand zu entführen braucht, um mit ihr glücklich zu ſein. Ich aber entführe kein Frauenzimmer, weder eine honnette, noch eine malhonnette! Die honnette nicht, weil ich das ihr nicht zu Leide thun möchte, die malhonnette nicht, weil ich dies mir nicht zufügen möchte. — Indeß lade ich die Herren hier ein, auf meine Koſten mit mir zu reiſen, auch die Retourreiſe bezahle ich, und die Herren werden ſich dann die Ueberzeugung verſchaffen, daß Graf Scherſtutzki mit keiner zweideutigen Perſon eine Reiſe unternimmt!

Entſchuldigen Sie, Herr Graf, ſagte der Commiſſär. Ein Irrthum!

Frau Wuſchel! rief der Graf aus dem Wagen, danken Sie es Ihrem Zuſtande, Ihrer Trunkenheit, daß ich den Herrn Commiſſär nicht erſuche, mir Genugthuung für ihre nichtswürdige Anſchuldigung zu geben.

Henri ſchloß den Wagen, hüpfte auf den Bock, rief: „Vorwärz!“

Der Poſtillon ſchwang die Peitſche.

Der Wagen rollte davon.

Der Commiſſär nahm Carl auf die Seite.

Wie heißt die dicke Frau? fragte der Commiſſär, welche hier herumtaumelt?

Wuſchel, antwortete Carl.

Wuſchel aus Coblenz?

Ganz richtig.

Sie wohnt im „Schwan“ im Gaſthofe?

Ja. —

Ich muß dieſe Frau arretiren, ſagte der Commiſſär.

Carl erſchrak.

Ich ſagte Ihnen, als ich hieher kam, daß ich beinahe verhindert geweſen wäre, in den Poſthof zu kommen, wenn ich eine gewiſſe Perſon zu Hauſe getroffen, dieſe Frau Wuſchel iſt dieſe gewiſſe Perſon! — Der berüchtigte Dieb Göbl ſagte aus, daß er die, einer Gräfin P..... geſtohlenen und im Beſitze Göbls aufgefundenen prachtvollen, reich mit Brillanten beſetzten Armbänder von Frau Wuſchel zum Geſchenk erhalten habe, Frau Wuſchel wird aber als eine ſehr bedenkliche Perſon geſchildert, als eine Gelegenheitsmacherin der gewiſſenloſeſten Art. Das Criminal-Gericht hat ſie bereits einmal wegen Kuppelei verhört, während Iſabella Heiderer ſich in Preßburg befand, nachdem die Wuſchel ein junges unbeſcholtenes Mädchen einem Wüſtling in die Arme führen wollte; das Criminal Gericht nahm alſo keinen Anſtand, dieſes Weib feſtſetzen zu laſſen.

O weh! ſagte Carl.

Madame, wendete ſich der Commiſſär an Frau Wuſchel, ich muß Sie erſuchen, mir zu folgen, um eine Auskunft zu ertheilen.

Ein Fiaker wurde geholt. Frau Wuſchel mußte ſich deſſelben bedienen. Der Commiſſär ſetzte ſich zu ihr.

Frau Wuſchel ward ins Polizeihaus gebracht.

Carl, ſo geiſtesgegenwärtig er ſich ſonſt bei jeder Gelegenheit zeigte, wußte nicht, was er ſagen ſollte.

Jetzt preiſe ich mich erſt glücklich, dachte er bei ſich ſelbſt, als er wieder in das Theater an der Wien fuhr, daß Iſabella durchgegangen iſt. Gegen die Geliebte wollte Göbl nichts ausſagen, er nannte daher die Cara-mama. Möge dieſe dem Gerichte beichten! Ich reclamire Göbl's Schöne nicht, das weiß ich.

XXIII.

Das Genie Carls fand ſogleich Erſatz für den Verluſt, der ihm durch die Flucht Iſabellens zuging.

Schnell wußte er eine Menge für Wien neue Stücke auf das Repertoir zu bringen.

Seine Caſſa erlitt keinen Ausfall, das Publikum beſuchte mit dem größten Vergnügen das Theater an der Wien, und erſchien Carl in der Rolle des Staberl, ſo war der Zudrang um ſo größer.

Am 12. October 1825 gab Carl in ſeiner Wohnung im Theater an der Wien einen großen Ball zur Feier des Geburtsfeſtes Königs Max von Baiern, ſeines hohen Protectors und wohlwollenden Monarchen. Die geſammte Schauſpieler-Geſellſchaft war hierzu geladen. Es herrſchte bei dieſem Feſte ein Jubel, welcher keiner Steigerung fähig war. Die bairiſchen Schauſpieler nannten König Max ihren Landesvater.

Bei dieſem Feſte lernte Kunſt die große Schauſpielerin Sophie Schröder kennen, warb um ihre Hand und heirathete ſie ein paar Wochen nach dieſem Feſte.

Aber dieſe Ehe fand nur eine kurze Dauer. Kunſt und ſeine Gattin ließen ſich nach vier Wochen wieder ſcheiden.

Gleichzeitig traf von München die erſchütternde Nachricht ein, daß König Max von Baiern plötzlich verſchieden ſei: das baieriſche Miniſterium machte unter Einem Carl bekannt, daß König Ludwig, der Thronfolger, das Iſarther-Theater aufzulöſen befohlen, daher ſich Carl erklären möge, ob er es gegen einen Pachtſchilling von jährlichen 6000 fl. Reichsw. zu übernehmen Willens ſei.

Carl bat um Bedentzeit, zugleich aber auch um Verlängerung ſeines Urlaube.

Carl lag ſchon lange nichts mehr an dem Iſarther-Theater, deſto mehr aber an der Penſion für ihn und ſeine Frau als königlich baieriſche Hofſchauſpieler. Er ſetzte auch ſeine Gaſtvorſtellungen in Wien bis Ende März 1826 fort, und reiſte erſt dann wieder mit ſeiner Geſellſchaft nach München zurück.

Die Leſer dieſer Mittheilungen wollen wir nicht mit den langweiligen Theatergeſchichten, die ſich in jener Zeit in Wien und München ergaben, ermüden, ſondern hier nur bemerken, daß Carl die Penſionirungs-Decrete von König Ludwig für ſich und ſeine Frau, und gleichzeitig auch in Wien die Zuſicherung erhielt, das Palffyſche Theater wieder übernehmen zu können. Er übernahm es ſogleich und eröffnete es abermals am 11. September 1826. An jenem Abende wurde „Hamlet“ gegeben, und Kunſt erſchien in der Titelrolle.

Hatten aber den Director Carl und ſeine Geſellſchaft in München gemeine Cabalen gehetzt, ſo ſollte er ähnliche Cabalen auch in Wien kennen lernen.

In Wien war es der Decorateur Reeſe, welcher die Rolle eines „ſchleichenden Intriguants“ gegen Carl übernahm. Er diente den Gläubigern Palffys, die man in Wien „die ſtockhaarigen Pintſcher“ nannte, als Ausfechter jeder ordinären Bosheit: dieſe Gläubiger fochten nämlich Palffys

Contract mit Carl als widerrechtlich an, und Carls Vorſtellungen wurden ohne Weiteres eingeſtellt. Man konnte hieraus die Vernirtheit dieſer Gläubiger erkennen; ſie wieſen aus roher Gehäſſigkeit eine bedeutende Pachtſumme zurück: „Lieber Nichts, als keine Rache!“ ließen ſich die „Stockhaarigen“ verlauten. Neefe, der geniale Künſtler, ſchämte ſich nicht, einem Rudel dummdreiſter Wucherer und ränkeſüchtiger, und nach vielen Gerichtskoſten lüſterner Advocaten, als Organ zu dienen.

Dies war der härteſte Schlag, ſchreibt Gämmerler in ſeiner oft berührten Broſchüre, welche den unermüdlichen Director Carl bisher betroffen hatte; er ſah die ſchlimmſte Alternative vor ſich, entweder ſeine Geſellſchaft zu honoriren, ohne ſie in ſeinem Intereſſe verwenden zu können, oder ſie, was ihm contractlich zuſtand — wegen Auflöſung ſeines Unternehmens zu entlaſſen; zu keinem von Beiden konnte er ſich entſchließen. —

Doch auch aus dieſer Lage wußte ſich Carl zu befreien.

Bevor Carl von München wiedergekehrt, hatte die Geſellſchaft des Joſephſtädter Theaters unter der Leitung der Frau Joſephine von Scheidlin, der Tochter und Erbin Henslers, im Theater an der Wien Vorſtellungen gegeben, und ein Schauſpieler war bei dieſer Geſellſchaft zum erſten Male erſchienen, dem ein vortheilhafter Ruf vorangegangen, den er mehr als rechtfertigen ſollte, ein Mann, der ſich in kürzeſter Zeit zum Lieblinge der Wiener aufſchwang, und ihre Gunſt im höchſten Grade bis zur Stunde beſitzt, den zu ſehen und zu bewundern täglich Maſſen ins Theater ſtrömen, den kein Fremder verſäumte und Wien nicht verließ, ohne ihn geſehen zu haben, der Prototyp aller Komiker: Wenzel Scholz, der bei der Scheidlinſchen Geſellſchaft im Monate April 1826 zum erſten Male in Goldonis Luſtſpiele: „Der Diener zweier Herren“ als Truffaldino debutirte und ſo ungeheuer gefiel, daß ſein Name ſchnell zum Feldgeſchrei für alle heitern Wiener wurde. Als nun Scholz gar als Klappert in einer Poſſe: „Die ſchwarze Frau“ erſchien, da gab es kein anderes Loſungswort für das lachluſtige Wien, als Scholz und wieder Scholz!

Carl, um ſich aus ſeiner Verlegenheit zu retten, machte der Frau von Scheidlin den Vorſchlag, ihn als Compagnon des Joſephſtädter Theaters anzunehmen, allein Frau von Scheidlin wollte hiervon nichts wiſſen. Sie wies Carl und ſeine Anträge zurück. Sie kannte jedoch des Directors Beharrlichkeit und ſeine Ueberredungskünſte ſchlecht. Er kam ſtets wieder zu ihr und ihrem Gatten; erneuerte immer ſtürmiſcher ſeine Anträge. Endlich ſetzte er ſeinen Plan durch.

Carl war jetzt Compagnon des Joſephſtädter Theaters.

Palffys Gläubiger kamen nun zu dem Entſchluſſe, das Theater und was dazu gehörte, öffentlich auszuſpielen. Bis zum Ziehungstage trat der gute, von ſeinen Gläubigern, wovon ein Theil aus den gewiſſenloſeſten und ſchofelſten Blutſaugern beſtand, hart bedrängte Palffy als Eigenthümer des Schauſpielhauſes wieder in ſeine Rechte ein.

Carls Pachtcontract wurde erneuert, und das Theater an der Wien, unter der neuen Firma „Carl und Compagnie“ im Januar 1827 wieder eröffnet.

Durch die Vereinigung mit Frau von Scheidlin hatte Carl nicht nur das Joſephſtädter Theater — ſondern, was noch mehr als dieſes Theater lucrative Vortheile gewährte — den unvergleichlichen Scholz gewonnen, unſtreitig den erſten Grundpfeiler zu Carls ſpäterem rieſenhaften Glücke.

Eine wahre Anekdote aus jener Zeit dürfte hier nicht am unrechten Platze ſein.

Carl ſpielte den Diener zweier Herren; Scholz ſpielte ihn auch. Carl verwandelte den Truffaldino in einen Staberl; Scholz ſpielte den Truffaldino wie ihn Goldoni ſchrieb.

„Ich habe Sie als Truffaldino geſehen,“ ſagte Carl eines Tages zu Scholz.

Ich habe Sie auch in dieſer Rolle geſehen, erwiederte Scholz.

Wie kommt es, fragte Carl, daß Sie mehr gefallen und eine beſſere Wirkung als „Diener zweier Herren“ hervorbringen als ich, der ich doch tauſend Späße in meiner Rolle einwebe. —

„Vielleicht eben deswegen,“ antwortete Scholz. „Sie wollen in der That zwei Herren dienen, der letzten Gallerie und dem erſten Parterre, und dadurch dienen Sie keinem recht!“

In der langen Zeit, in welcher Carl ſo eigentlich kein Theater verwaltete, ſich mit dem Joſephſtädter Theater noch nicht vereinigt und das Theater noch nicht wieder eröffnet hatte, befand ſich Carl jeden Abend hinter den Couliſſen des Leopoldſtädter Theaters. Dorthin zog ihn ein ganz eigener Magnet: es war Thereſe Krones, die ihm ganz ausnehmend gefiel.

Iſabella war ſpurlos verſchwunden.

Carl hatte ſie zwar nicht vergeſſen, doch bedurfte er einer neuen Nahrung für ſein Herz.

Thereſe hatte ſich ſeiner Sinne ganz bemächtigt. Ihr Humor, ihre ganz neue Weiſe, komiſche Rollen zur Darſtellung zu bringen, elektriſirten ihn, denn das mußte Carl geſtehen, daß man von der Originalität der Auffaſſung der Krones, von Laune, Heiter- und Schalkhaftigkeit, ſo lange er das Iſarthor-Theater in München verwaltete, keine Ahnung hatte. Endlich war es die anziehende Geſtalt der Krones, ihr hoher, ſchlanker Wuchs, der Geſchmack, mit dem ſie ſich zu kleiden verſtand, und wovon man damals in der baieriſchen Hauptſtadt keine blaſſe Idee hatte, daß Carl der Kopf zu brennen anfing.

Das wäre eine Acquiſition! dachte Carl. Dieſe Perle der Leopoldſtädter Bühne zu faſſen, wäre in jeder Beziehung lohnenswerth. Wie aber an ſie kommen?

Carl ſagte Thereſen einige huldigende Worte über ihre Schönheit, doch ſonderbar! ſie, die nicht taub war gegen Schmeicheleien, hörte ihn kaum an, und äußerte ſich oft zu Schuſter und Raimund auf dem Theater, wenn Carl an den Couliſſen ſtand und den girrenden Seladon ſpielte:

„Ich weiß nicht, was der Hans Narr von mir will? Er macht Augen auf mich wie ein abgeſtochener Geisbock, und winſelt wie ein Pudel, wenn er verliebt iſt; ein ſolcher ſentimentaler Director wäre noch meine Leibſpeiſe! Ich werde nächſtens grob werden, wenn ich keine Ruhe vor ihm habe!"

Carl erfuhr dieſe Aeußerung.

Sperrſt Du Dich, Närrchen, dachte er; ſperr' Dich nur, Du ſollſt deſſen ungeachtet kirre werden.

Von dieſem Augenblicke an änderte Carl ſein Benehmen.

Er ſpielte nicht mehr den ſchmachtenden Nachtfalter, ſondern den flatternden Schmetterling, für welchen alle Blumen blühen.

Er wendete ſich vorzüglich an die hübſchen Figurantinnen, ſcherzte mit dieſen, fütterte ſie mit Bonbons und ſüßem Eis, und eilte nach jedem Actſchluſſe auf die Bühne, um der ganzen Schauſpieler-Geſellſchaft in den gewählteſten Worten zu ſagen, wie vortrefflich ſie geſpielt habe, und wie es gar nicht möglich ſei, die einzelnen Hauptrollen brillanter darzuſtellen.

Nur der Krones ſagte er kein Wort des Lobes, nur die Krones bemerkte er nicht.

Darüber gerieth die Lobſüchtige außer ſich.

Eines Abends konnte ſie ihren Schmerz über Carls Nichtbeachten nicht mehr überwinden.

Warum ſagen Sie mir denn nicht auch ein freundliches, ermunterndes Wort? fragte ſie Carl nach der Darſtellung der Frau Baberl in der Poſſe: „Herr Joſeph und Frau Baberl.“ Ich glaube doch, wenn alle Wiener Journale mich einſtimmig loben, wenn mich das Publikum ein Dutzend Mal hervorruft, verdiente ich doch auch von Ihrer Seite Anerkennung, oder haben Sie vielleicht an der Wien, an der Donau, an der Iſar, am Rhein, am Lech irgend eine beſſere Schauſpielerin für meine Rollen? — Nennen Sie ſie mir, damit ich noch in der Nacht zu ihr hinreiſe und Lection nehme.

Wer ſagt Ihnen, daß Sie nicht gut ſpielen, antwortete Carl. Ihr Lob ſtrömt von den Lippen des geringſten Schuſterjungen auf der letzten Gallerie: was kann Ihnen alſo an meinem Beifalle gelegen ſein? —

Sie werden ebenfalls von den Schuſterbuben applaudirt, verſetzte Krones, und haben darüber noch keinen bei der Polizei verklagt, daher reden Sie nicht ſo abgeſchmackt! Von Ihnen verlang' ich ein Urtheil, weil Sie's verſtehen, und weil ich die Urſach' wiſſen will, warum Sie mit „ſo vornehmen Augenbrauen über mich wegſehen.“

Sie wollen dies wiſſen? In Gottes Namen, ſo ſage ich es denn, weil Sie mir nicht gefallen!

Ich bekomme meine Krämpfe!

Weil Sie nie Ihre Rolle, ſondern immer nur ſich ſelbſt ſpielen.

Ich fall' in Ohnmacht.

Weil Sie ein weiblicher Hanswurſt ſind und blos Lazzi machen —

Wollen Sie aufhören zu ſchimpfen oder ich ſetze keinen Schritt mehr aufs Theater!

Es iſt Schade um Sie! Sie beſitzen Talent, aber Sie verſtehen es nicht anzuwenden. Sie wiſſen nicht, was zu viel und zu wenig iſt; Sie bringen manchmal Nuancen an, die am rechten Orte eine ſchlagende Wirkung machen müßten, aber Sie verſtehen nichts von theatraliſcher Berechnung; Sie müßten ſich erſt einen guten Lehrmeiſter halten, wenn Sie bei Ihren Anlagen eine brave Schauſpielerin werden wollen: Sie könnten, Sie müßten der Raimund der weiblichen Komikerinnen werden, aber Sie bilden ſich ein, Sie ſeien es ſchon, und dies iſt Ihr Unglück. — Nun wiſſen Sie es, warum ich nicht mit dem Rauchfaß vor Ihnen erſcheine; ich kann vor einer Kunſtleiſtung nicht Vivat ſchreien, welche keine iſt.

Dieſe Worte ſagte Carl der Krones vor den meiſten Mitgliedern des Leopoldſtädter-Theaters. Es iſt begreiflich, daß ſie ſie vernichteten.

Sie weinte vor Beſchämung.

Carl entfernte ſich.

Krones wollte im dritten Act der Poſſe nicht weiter ſpielen.

Raimund, Schuſter und Korntheuer ſuchten ſie aufzurichten.

Laſſen Sie mich zufrieden, ſagte Krones zu Schuſter. Das Unglück iſt nur, daß der „verfluchte bairiſche Dampfnockerl Director" recht hat. Es iſt wahr, ich verſtehe nichts von theatraliſcher Berechnung; ich treffe es eben und ich gefalle. — Aber er ſoll ſeine Anſprüche ſchon zurücknehmen müſſen. Ich gehe morgen zu ihm. Er ſoll mir die Frau „Waberl" von der erſten bis zur letzten Scene einſtudiren müſſen. —

Die Schauſpieler lachten laut.

Du gehſt zu Carl? fragte Korntheuer Thereſen, und läßt Dir von ihm die Rolle einſtudiren? Begreifſt Du denn nicht, daß er es blos auf das abgeſehen hat!

Carl, ſagte Raimund, will Ihnen lehren, wie Sie ſpielen ſollen; er, der bisher noch keine Ahnung hatte, daß ein Frauenzimmer ſo komiſch, ſo drollig, ſo voll Humor ſein könne wie Sie!

Wenn Ihnen Carl die Frau Waberl einſtudirt, bemerkte Fermier, ſo möge Carl den Herrn Joſeph ſpielen, ich laſſe mir meine Scenen nicht verderben, die nur dann Effect machen können, wenn Sie ſo ſpielen wie bisher.

Und ich gehe doch zu Carl, verſicherte Krones. Er muß mich loben, er muß Alles zurücknehmen, was er geſagt hat, ſonſt ſetz' ich keinen Fuß mehr auf dieſes Theater.

Am andern Tage um acht Uhr Morgens war Krones ſchon bei Carl.

Carl hatte die ſtolze Spröde ganz kirre gemacht. Sie geizte von nun an nach ſeinem Beifalle; leider konnte ſie ſich bei ſeinem Theater nicht engagiren laſſen, weil ſie contractlich zu feſt an die Leopoldſtädter Bühne gebunden war.

Eine Scene, welche von Carls Geiſtesgegenwart im Hauſe Thereſens Zeugniß giebt, kommt in dem Romane „Thereſe Krones" vor; dort iſt Carl nicht genannt, weil er, als der genannte Roman gedruckt wurde, noch lebte; aber jetzt, da Carl geſtorben, kann geſagt werden, daß Carl der fremde Schauſpieldirector war, welcher den Liebhaber der Krones, Bohrman (eigentlich Rohrer) auf eine Weiſe täuſchte und narrte, worüber man in Wien heut' noch zu Tage lacht.

In der Ferienzeit Carls, in der Zeit, in welcher nämlich, wie bemerkt wurde, die dummen und boshaften Gläubiger Palffys das Theater an der Wien ſperrten und die Joſephſtädter Bühne ihn noch nicht als Compagnon angenommen hatte, verbrachte Carl viele Zeit mit Zeugenausſagen in der Criminalſache Göbl.

Es machte ihm viele Mühe, Frau Wuſchel aus dem Verhaftsarreſte zu bringen; es gelang ihm jedoch durch eine Bürgſchaft, die er leiſtete und ſich dabei anheiſchig machte, dafür einzuſtehen, daß die ſogenannte Tante ſich nicht eher von Wien entfernen werde, bis ſich das Gericht von ihrer Schuldloſigkeit überzeugt.

Warum ſich Carl gar ſo warm dieſer Wuſchel annahm, darüber ſprach er ſich nie aus; gewiß geſchah es aber nur, um vielleicht durch dieſe Alte noch auf die Spur Iſabellens zu kommen; denn der Roman ſeines Lebens hat mehr als ein Dutzend Mal bewieſen, daß er gerade diejenigen ſeiner Schauſpielerinnen am meiſten liebte, welche ſich gewaltſam von ihm los machten, ſeine Contracte nicht beachteten und ihn recht empfindlich plantirten.

Mit Göbl ſtand es mit jedem Tage ſchlechter. Sein Unterſuchungsrichter, der energiſche Criminalrath Schwendler, wußte ihn ſo in die Enge zu treiben, daß er trotz aller Finten, die er ſich erlaubte, trotz aller Verſtellungskünſte, aller Lügen u. ſ. w. die er anwendete, ſich nicht heraus zu wickeln vermochte.

Den Wahnſinnigen ſpielte Göbl nur kurze Zeit, denn die Tortur-Qualen mit der ätzenden Salbe hielt er nicht aus. Er meldete ſich als geneſen, wurde in ſeinen Arreſt zurückgebracht und ſpielte den Reumüthigen, machte auch ſogleich einige Ausſagen, namentlich der oft genannten Armbänder wegen, ſchonte aber Iſabella und nannte nur Frau Wuſchel.

Dieſe deckte jedoch die ganze Geſchichte auf und als ſie wieder ihre Freiheit erlangte, wendete ſie ſich an Carl, der den Grafen B..... beſtimmte, bei der Unterſuchungs-Commiſſion zu erklären, daß dieſe Armbänder nicht entwendet, ſondern von ihm, dem Grafen, Iſabellen geſchenkt worden ſeien.

Jetzt hörten auch die gerichtlichen Verfolgungen gegen Iſabellen auf. Sie hätte augenblicklich nach Wien zurückkehren können, wenn man ihr nur Nachricht geben und nur auf irgend eine Weiſe eine Spur von ihr hätte ermittelt werden können.

Göbl dachte indeß unaufhörlich auf ſeine Flucht.

Göbl hatte nämlich bemerkt, daß die Criminalräthe, wenn ſie von einem Bureau ins andere oder in den Sitzungsſaal gingen, ſchwarze ſeidene Kappen in den kalten Gängen auf dem Haupte trugen, welche ganz einfach ausſahen.

Schnell war Göbls Plan gefaßt. Er trennte aus ſeinem ſchwarzen Fracke den einen Theil des ſeidenen Unterfutters los und bildete ſich daraus eine Bureau-Kappe.

Als er eines Tages wieder zu ſeinem Unterſuchungsrichter geführt werden ſollte (der Gefangenwärter ging zum Glücke für ihn voraus), ſo ſetzte er, an die Treppe gelangend, die Mütze auf, und war mit drei, vier Sätzen am Thore.

Die Wachen glaubten einen Bureau-Herrn vor ſich zu ſehen, ließen ihn ungehindert paſſiren, und nun ſprang Göbl auf einen Fiaker zu, deren eine Anzahl, wie noch heute, auf dem hohen Markte ihren Standort haben, auf dem hohen Markte wo ſich damals das Criminal-Gerichtshaus befand.

Hätte Göbl nur etwas weniger Angſt gehabt, ſo würde er bemerkt haben, daß der Fiaker, in welchen er hineinſprang, und dem Kutſcher zurief: „In die Ankergaſſe in die Leopoldſtadt!“ ſchon beſetzt geweſen. Es befand ſich nämlich in demſelben ein Herr, der auf ſeine Frau wartete, die als Zeugin in einer Criminalſache vorgerufen wurde, da man bei ihr Wäſche geſtohlen.

Was wollen Sie in meinem Fiaker? ſchrie dieſer Herr, ſehen Sie denn nicht, daß er bereits genommen?

Göbl ſetzte ſich deſſen ungeachtet neben dieſen Herrn, und ſtotterte mehr todt als lebendig:

Entſchuldigen Sie, nur einen Augenblick laſſen Sie mich; beim Einſteigen habe ich mich — am Fuße — beſchädigt, ſobald der Schmerz vorüber, ſteige ich wieder aus.

Inzwiſchen wurde Göbls Flucht entdeckt.

Gefangenwärter, Amtsdiener, Wachen liefen nach allen Richtungen des Hohenmarktes und der von dieſem Platze ausgehenden Gaſſen und Gäßchen.

Der Fremde, in deſſen Wagen Göbl bleich und wie ein Steinbild regungslos ſaß, ſtarrte Göbl an, und ſagte endlich:

Heiliger Gott! Sie ſind Göbl, ich kenne Sie, Sie ſind der entflohene Verbrecher. —

Um Gottes willen! erbarmen Sie ſich meiner; geben Sie mich nicht an; ja, ich bin der Unglückliche — verderben Sie mich nicht!

Schon ſchien der Fremde von Mitleid ergriffen und wollte den Verbrecher nicht verrathen, da ereignete ſich eine neue Scene, die plötzlich der Sache eine andere Wendung gab.

XXIV.

Die Frau des fremden Herrn, zu welchem der entflohene Gauner in den Fiaker ſich flüchtete, kam, nachdem ſie ihre Ausſagen bei Gericht zu Protokoll gegeben, aus dem Criminalhauſe zurück und wollte ſich zu ihrem Gemahl in den Wagen begeben.

Der Kutſcher öffnete den Wagenſchlag.

Auf ihrem Sitze entdeckte ſie den verdächtigen Menſchen.

Wie ihr Gatte, erkannte auch ſie ihn ſogleich.

Mit einem Schrei des Abſcheus bebte ſie zurück.

Wardner, rief ſie, wie kommſt Du in dieſe Geſellſchaft? Weißt Du denn nicht, wer dieſer Mann iſt?

Ich weiß es wohl, erwiederte dieſer. Er flehte mich an, ihn nicht zu verrathen.

Dieſer Dieb, dieſer Räuber! rief die Frau, welcher bei unſerm Nachbarn Selles die Caſſenſchlöſſer abgefeilt und die Thürriegel aufgeſprengt, wegen deſſen ich ſechs Wochen nicht das Haus verließ, weil ich Tag und Nacht fürchtete, er könne bei uns auch einbrechen! Dieſen Räuber willſt Du retten? Heraus, aus dem Wagen! ſchrie die Frau, heraus! oder ich rufe nach der Wache!

Erbarmen! um Gottes willen, Erbarmen! flehte Göbl. Sehen Sie, wie die Wachen mich ſuchen, wie die Gefangenwärter und Amtsdiener von Haus zu Haus nach mir ſpähen? Laſſen Sie mich nur bis in die Leopoldſtadt mit Ihnen in Ihrem Wagen fahren.

Damit wir mit Ihnen, und zwar als Ihre Diebsgenoſſen verhaftet würden? Heraus aus unſerm Wagen! wiederholte die Frau, wenn ich meine Drohung nicht erfüllen ſoll!

Entfernen Sie ſich gutwillig! ſagte Wardner, meine Frau hat Recht! Die Folgen, Ihre Flucht begünſtigt zu haben, wären für uns höchſt gefahrbringend.

In wahrer Verzweiflung ſprang Göbl aus dem Wagen, lief über den hohen Markt der Judengaſſe zu, und entſchwand in einem Nu den Blicken Wardners und ſeiner Frau.

Göbl eilte nun an der St. Ruprechtskirche vorüber, die Straßentreppe hinab, zum Fiſcherthore hinaus über die Brücke, lief in die Ankergaſſe und kam glücklich in einem der Diebsſchlupfwinkel an, deren er in Wien mehrere zur Diſpoſition hatte.

Er ſtürzte in die Wohnung eines Genoſſen, der ſoeben mit ſeinem Weibe bei der Toilette ſich befand, ſich zu verkleiden.

Raucher! — dies war der Name des Verbündeten Göbls, Raucher! vermochte der Flüchtling noch zu rufen, dann ſtürzte er wie vom Schlage gerührt, vor Erſchöpfung und Angſt zu Boden und gab kein Lebenszeichen von ſich.

Wie kommt dieſer Hallunke hieher? bemerkte Raucher. — Der iſt dem Gefängniß entſprungen, verſetzte ſein Weib; und kommt etwa gar, um ſeine letzte Beute, die er uns in Verwahrung gab, zu holen! — Wenn ihn nur jetzt der Schlag getroffen hätte! — Sieh nur, er liegt wie todt auf dem Boden.

Laß ihn liegen! polterte der Mann. Wir wollten ohnehin heute Nacht auf und davon! Ja, wir wären ſchon fort, hätteſt Du früher für mich andere Kleider und eine Perrücke aufgetrieben! In der Kleidung, die ich bisher trug, in der Lederkappe, deren ich mich bediente, bin ich leider im Steckbriefe ſo getreu portraitirt, daß man mich nur zu ſehen braucht, um mich zu erkennen. Gehen wir jetzt. Fänden ſie noch den Schurken, den Göbl bei uns, würden ſie mir vollends den Hals umdrehen! Geld und Pretioſen haben wir bereits voraus nach Raab geſchickt; treten wir unſere Wanderung auf der Stelle an. Ich bin, Gott ſei Dank, ganz unkenntlich! ſperren wir die „Keuche" zu. Was einen Groſchen Werth hat, iſt ohnehin ſalvirt. Wie Kaucher ausgeſehen hat, das mögen ſie entdecken, den lebkuchenfarbnen Rock, die Reiterhoſen, die Schmerkappe, ſoll ihnen dies zeigen; wie er jetzt ausſieht, das ſollen ſie errathen!

Sie thaten, wie ſie verabredet, überließen Göbl ſeinem Schickſale, verſchloſſen die Stube, ſteckten den Schlüſſel zu ſich und machten ſich ſo ſchnell als möglich aus dem Staube.

Göbl kam zu ſich.

Er erhob ſich.

Er fand ſich allein.

Er ſah nach der Thür. Sie war verſchloſſen.

Sie haben mich unter Schloß und Riegel gelegt, ſagte er, und ſind hingegangen, mich zu verrathen!

Jetzt will ich mich ſelbſt beſtehlen, ſagte er; jetzt will ich ihnen nehmen, was ich ihnen anvertraut.

Er öffnete einen Wandkaſten, er war leer; einen Schrank, er fand die Fächer ausgeräumt; er durchſuchte die ſchlechten Betten, auf welchen die Diebsleute ſchliefen. Er fand nichts, als ein altes Vortuch auf einem Stuhle, und darin befanden ſich in einem Täſchchen 14 kr.!

Jetzt entdeckte Göbl den Rock, die Reiterhoſe, die Lederkappe. Sie hingen hinter dem Ofen.

Victoria! rief er, wenigſtens habe ich gefunden, was mich unkenntlich macht und meine Flucht erleichtert.

Er zog ſich um.

Die verſchloſſene Thüre öffnete er mit einer Hacke, die er in der Küche fand; er ſteckte die Hacke zu ſich und raſete wie die Windsbraut fort.

Der Rittmeiſter Wardner und ſeine Frau waren es, welche auf eine ſo unangenehme Weiſe mit Göbl in Berührung kamen. Da ſie Carl ſchon ſehr lange nicht geſehen, benutzten ſie die Gelegenheit, ihm einen Beſuch zu machen, und ihm ihr Abenteuer mit Göbl zu erzählen.

Carl nahm ſeinen Freund und deſſen liebenswürdige Gattin mit der größten Herzensfreude auf.

Wardner ſchilderte nun die Begegniſſe mit dem flüchtigen Verbrecher.

Wo haſt Du denn Göbl kennen gelernt? fragte Carl.

Bei Selkes, meinem Nachbar; bei dieſem Kaufmanne war Göbl täglich. Er galt für ſeinen Buſenfreund. Als Selkes eines Tages bemerkte, daß die Ringe an ſeiner Caſſa durchgefeilt waren, Lärm ſchlug und mir erzählte, daß er beinahe beſtohlen worden wäre, wenn der Dieb auch das Hauptſchloß hätte zu öffnen vermocht; als Selkes vergebens ſich anſtrengte, zu entdecken, wer der Frevler ſein könne, der ſeine verbrecheriſche Hand nach ſeinem Gelde ausgeſtreckt, da ſagte ich: „Vielleicht Göbl, Ihr Hausfreund, ein mir widerlicher Menſch, von welchem Niemand weiß, von was er lebt, und der ſo ungeheuren Aufwand beſtreitet.“ Aber da kam ich ſchön an, Selkes ereiferte ſich. Was unterfangen Sie ſich, dieſen reichen Cavalier, dieſen Ehrenmann zu verdächtigen! Danken

Sie dem Himmel, daß Niemand Ihre Beſchuldigung gehört hat! Ich werde Sie mit keiner Sylbe verrathen.

Vier Wochen hierauf wurde Göbl, fuhr Wardner fort, durch Deine Schlauheit, Carl, im Hauſe Deines Vaters bei einem Einbruchsdiebſtahl ergriffen, nun ſchämt ſich Selkes freilich, daß er mich über meinen ausgeſprochenen Verdacht ſo hart angelaſſen, und preiſt meine Menſchenkenntniß bei jedem Anlaſſe.

Die ich, verſetzte Carl, nicht zu preiſen vermag. Eigentlich haben Du und Deine Frau dennoch Göbls Flucht befördert. Daß er jetzt, ſobald als möglich, vielleicht heute noch, einbricht, ſtiehlt, raubt, am Ende auch mordet, könnte Dir Deine Menſchenkenntniß doch ſagen. Vielleicht biſt Du der Erſte, dem er ſein Geld, ſein Silber, der Frau ihre Juwelen ſtiehlt. — Freund, Dein Beſuch iſt mir gewiß angenehm, aber eile mit Deiner Gattin nach Hauſe und bewahre Deine Habe.

Wardner und Frau erſchraken; ſie fühlten, wie unbeſonnen ſie geweſen.

Sie nahmen ſchnell Abſchied von Carl.

Denkt an Selkes, rief ihnen Carl noch aus der Thüre nach, als ſie ſchon die Treppe hinabeilten.

Um von dem Raubverſuche bei dem Kaufmanne Selkes zu ſprechen, entlehnt der Verfaſſer dieſer Mittheilungen abermals den „Beiträgen zur Criminal-Rechtswiſſenſchaft, von Biſini (3. Band), Seite 72“ folgendes von ihm ſelbſt zu Protocoll gegebene Geſtändniß:

„Mit einem alten Stemmeiſen, einer ſcharfen, feinen Feile und meinen Schlüſſeln verſehen, begab ich mich um vier Uhr Nachmittags in die Wohnung meines Freundes Selkes. Glücklicherweiſe für mich hatte ſeine Frau an dieſem Tage nicht das Hängſchloß an der äußeren Thüre vorgelegt. — Ich eröffnete die Thüre mit meinem kleinen Schlüſſel, welcher leider ſchon ein Mal in Mainz mein Unglück herbeigeführt hatte. — In einem der Gemächer angelangt, fand ich, daß keiner meiner Schlüſſel weder die Caſſa noch die Kaſten des Kaufmanns Selkes öffnete, und ich erkannte ſehr wohl, daß es eine ungeheuere Kraft und Fertigkeit erfordern würde, um gewaltſam einen der Kaſten zu öffnen. Da ich aber glaubte, daß es leichter ſei, den Ring, worin das Schloß der Caſſa hängt, durchzufeilen, um das Schloß herausnehmen zu können, ſo verſuchte ich daran mein Heil.

„Allein, obſchon ich unter der ungeheuerſten Anſtrengung zwei ganze Stunden daran gearbeitet, ſo gelang es mir dennoch nicht, mein Vorhaben zu vollbringen.

„Es war ſechs Uhr vorüber, als ich kaum die Hälfte dieſes Ringes durchgefeilt hatte, und ich mußte matt und krank an allen Gliedern, Alles wieder in Ordnung bringen und die Flucht ergreifen, um nicht ertappt zu werden.

„Die Reflexion meiner ſchrecklichen Lage und die ungeheuere Anſtrengung, welche mich dieſer Verſuch gekoſtet hatte, machten mich von dieſem Augenblicke an faſt wahnſinnig, und in dieſer Situation ſann ich darauf, des anderen Tages, von welchem ich wußte, daß Frau Selkes nach Hietzing fahre, meinen Verſuch, den Ring des Schloſſes durchzufeilen, zu erneuern.

„Doch würde ich, durch körperliche Unfähigkeit und Leiden und Zittern an allen Gliedern gemartert, gewiß nicht dieſes zweite Mal die Ausführung meines Vorhabens verſucht haben, wenn mich nicht die 16,000 Gulden, welche ich in jener Caſſa wußte, gar ſo ſehr verlockt hätten.

„Ich begab mich alſo wieder in die Wohnung meines

Freundes Selkes, und wiederholte mit der Feile das Durchbrechen jenes Ringes abermals von vier bis ſechs Uhr. Endlich feilte ich ihn durch. Ich bog nun mit aller Anſtrengung meiner Kräfte den Ring mit dem Stemmeiſen auseinander, nahm das Schloß heraus und glaubte nun, daß ſich die Caſſa öffnen laſſe.

„Mit Entſetzen entdeckte ich, daß ein anderes, großes Schloß ſich an derſelben befinde, welches ich zu eröffnen, für eine Unmöglichkeit anſah. — Daher brachte ich in größter Angſt Alles ſchnell in die vorige Ordnung und verließ das Zimmer, nachdem ich vorher in Verwirrung, ohne irgend eine Abſicht, das Schloß der Caſſa zu mir geſteckt hatte, und nur noch mühſam gehen könnend, ſah ich mich genöthigt in meine Wohnung zurück zu fahren, in welcher angekommen, ich mich auf die Knie warf und Gott ſchwur, daß dieſes letzte Ereigniß auch das Ende meiner Verirrungen ſein ſollte!“

Dieſe theilweiſen Geſtändniſſe, ſetzt Viſini dieſer Ausſage bei, waren aber in keiner Weiſe Eruptionen eines von Reue durchdrungenen Gemüthes, ſondern wohlerſonnene Mittel, um den Verdacht ſeiner großen Gefährlichkeit zu beſeitigen, eine reumüthige Miene anzunehmen, ſeinen Richter wie ſeine Wächter zu täuſchen und bei der erſten Gelegenheit zu entfliehen.

Dieſe Flucht gelang ihm zwar, aber es ſollte doch anders kommen.

Carl konnte ſich nicht beruhigen, daß dieſer frevelhafte Verbrecher ſeine Freiheit wieder erlangt hatte.

Nachdem Carl, gerade wie in München ſeinem Caſſier Held die gemeſſenſten Befehle gegeben, jetzt mehr denn je ſeine Caſſa zu bewachen, und ſein geſammtes Kanzleiperſonal zu gleichem Zwecke aufgefordert hatte, ſchien es Carl, als wenn ihm eine Stimme zuflüſtere: „Bei Wardner macht Göbl ſeinen erſten Einbruch wieder! Eile zu ihm und Du wirſt des ſchändlichen Diebes zum zweiten Male handhaft!" weshalb auch Carl ſich ſchnell in einen Fiaker warf und nach der Leopoldſtadt fuhr.

Carl fand Wardner und Frau ſchon zu Hauſe.

Noch war kein Raubverſuch gewagt worden und das Ehepaar athmete leichter.

O frohlockt nicht zu früh, ſagte Carl. Dieſelbe geheime Stimme, welche mir in den bedenklichſten Momenten meines Lebens zugerufen: „Werde Schauſpieler!" dann in ſpäterer Zeit: „Werde Pachter des Iſarthor Theaters," endlich: „Gehe nach Wien:" dieſelbe Stimme liegt mir unabläſſig in den Ohren: Bleibe Deinem Freunde Wardner und ſeiner Frau zur Seite, und der ſchmachvolle Burſche, der Dir in München und Wien bereits die herbe Sorge bereitete, daß er Dich um Dein Vermögen bringen werde, dieſer ſchmachvolle Burſche wird durch Dich, Carl, noch einmal gefangen und erſt dann für immer unſchädlich gemacht; eile zu Wardner, ſchütze ihn und Du ſchützeſt Dich ſelbſt!

Das wäre aber von dem Spitzbuben unerhört frech, warf Wardner ein, wenn er ſobald wieder ſtehlen ſollte! In ſeiner Kleidung kann er ſich ja in Wien am Tage nicht ſehen laſſen —

Er wird ſchon in einer anderen erſcheinen.

Woher nehmen?

Er iſt mit einem Dutzend ähnlicher Schurken im Bunde.

Er rief freilich, als er ſich in den Fiaker ſchwang und mich noch nicht bemerkt hatte, dem Kutſcher zu: „In die Leopoldſtadt in die Ankergaſſe!"

Siehſt Du! dort oder in der Nähe jener Straße, hat er einen oder mehrere Spießgeſellen! Und Du haſt noch Bedenklichkeiten? In der Dämmerung wirſt Du ausgeraubt. Ach, mein Schickſal behandelt mich ebenfalls als Schauſpieler und ſoufflirt mir zu Zeiten. — Wardner, Wardner höre auf meinen Souffleur.

Gut! Gut! Was ſoll geſchehen?

Vermöchteſt Du wohl vor Deinem Hausmeiſter eine Komödie zu ſpielen? Schicke Deinen Bedienten nach Döbling und befiehl ihm Dich dort zu erwarten! Deiner Köchin und Deinem Stubenmädchen erlaube ins Theater zu gehen, doch dies muß Alles ſo laut im Hauſe verhandelt werden, daß es der Hausmeiſter erfährt; Du aber ſetzeſt Dich und Deine Frau zu mir in den Wagen; ſage etwa zu Deinem Hausmeiſter: „Heute am Geburtsfeſte Meiner Frau werde ich ein Wenig ſpät nach Hauſe kommen, denn ich ſpeiſe mit einem Freunde in Schönbrunn!“

Haſt Du dies eingeleitet wie ich jetzt angegeben, dann fahren wir mit vielem Geräuſch fort. — Wird heute nicht bei Dir eingebrochen, deſto beſſer, dann hat mich meine geheimnißvolle Ahnung genarrt, gewiß aber erſcheint Göbl noch heute in Deiner Wohnung, und morgen nicht mehr! Du wirſt Dich überzeugen.

Aber wie willſt Du denn, fragte Wardner, den Spitzbuben ergreifen, wenn Du Alles fortſchickſt?

Das ſei meine Sorge; folge mir diesmals blindlings. Verlaß Dich auf meinen Einblaſer*).

---

*) Es iſt keine Erfindung für den Roman, daß Carl an plötzliche Eingebungen glaubte. Er behauptete wirklich: „ihm flüſtere ſein Genius zu, was er in wichtigen Dingen zu thun habe.“ Bei dem Verkauf des Theaters an der Wien verließ ihn ſein Genius, und oft erzählte er: „Wenn meine geheimnißvolle Stimme geſprochen hätte, würde ich das Theater an der Wien gekauft haben!“

XXV.

Es wird Niemand leugnen, daß manche Menſchen zu Zeiten durch glückliche Eingebungen zu irgend einem Entſchluſſe beſtimmt werden.

Carl hatte, wie ſchon bemerkt, ſolche Eingebungen, und die, daß es ihm gelingen werde, den Verbrecher Göbl noch einmal den Händen der Gerechtigkeit zu überliefern, war abermals eine ſolche.

Schon als er mit Wardner und ſeiner Frau die Wohnung der Letzteren verließ, zeigte es ſich, daß ſich Carl nicht geirrt hatte.

Der Hausmeiſter Wardners überreichte dieſem nämlich einen Brief.

Darin befand ſich eine Einladung an den Rittmeiſter und ſeine Frau, und von wem? Von dem Director Carl.

Carl oder Derjenige, welcher Carls Unterſchrift nachzuahmen verſtand, ſchrieb nämlich:

„Lieber Freund!“

„Ich will das Haus Nr. 39 in Hietzing für meine Frau kaufen. Ich traue mir nicht genug Kenntniß zu, dieſe Realität ſammt Garten genügend beurtheilen zu können. Sei ſo gefällig, mit Deiner Frau um 6 Uhr Abends nach Hietzing zu fahren und im Caſino mich zu erwarten. Wir begeben uns ſodann in das Haus, Nr. 39, und nach gehöriger Beſichtigung begeben wir uns wieder ins Caſino, um den Abend heiter zuzubringen. Mit Zuverſicht erwartet Dich

Dein Freund Carl."

Wardner überreichte dieſen Brief ſeinem Freunde. **Carl** las ihn.

Wardner und **Carl** ſahen ſich bedeutungsvoll an.

Wer brachte dieſen Brief? fragte **Wardner**.

Ein ganz gemeiner Menſch in einem gelbbraunen Lodenrocke. Er ſagte, er ſei ein Arbeiter des Theaters an der Wien.

Sollte er bei Euch Antwort holen, beſchied **Wardner** den Hausmeiſter, ſo ſagt ihm, daß ich um ſo pünktlicher im Caſino erſcheinen werde, als ich heute den Geburtstag meiner Frau in **Schönbrunn** in **Jahns** Reſtauration celebrire, daher ganz in der Nähe von **Hietzing** verweile. Nachdem ich von Hietzing abgekommen, fahre ich nach **Döbling**; mein Bedienter iſt ſchon dort. Alles ſoll heute einen frohen Tag haben, ſogar das Stubenmädchen und die Köchin, welchen ich erlaubte, das Theater an der Wien zu beſuchen. Hausmeiſter! fuhr **Wardner** fort, Ihm ſchenke ich hiermit fünf Gulden! Trinke Er „auf die Geſundheit" meiner Frau!

Mit dieſen Worten entfernte ſich der Rittmeiſter, ſetzte ſich mit ſeiner Frau und **Carl** in den Fiaker, und alle Drei fuhren fort.

Was ſagſt Du, fragte **Carl** ſeinen Freund **Wardner**, zu dieſem fingirten Briefe? Man lockt Dich und Deine Frau aus dem Hauſe! — Jetzt laß mich noch einen Gang in die Nachbarſchaft verrichten, und dann freue Dich auf das Feſt, das ich Dir bereite!

Um ſieben Uhr Abends ſchlich ein Mann in das Hau Nr. 522 in der Leopoldſtadt, begab ſich über die erſte Etag ſah ſich vorſichtig um, zog dann ein paar Schlüſſel aus de Bruſttaſche und ſperrte damit zwei Schlöſſer mit einer Leichtigkeit auf, als wenn er die echten und nicht falſchen Schlüſſe beſäße. Hierauf drang er durch das Vorzimmer in den Salen nahm einen kleinen Schlüſſel aus einer Vaſe, ſperrte mit dieſem ein Cabinet auf und eilte nun auf eine große eiſerne Caſſa zu, welche mit drei Schlöſſern verſehen war.

Das eine Schloß ſperrte der Mann mit einem Sperrhaken auf; das andere machte ihn ſtutzen.

Er probirte vier Schlüſſel; keiner that ſeine Schuldigkeit; in einer wahren Verzweiflung holte er ein Beil aus ſeinem Rocke hervor, und hieb mit einer ſolchen Gewalt gegen den Ring, an welchem das Schloß hing, daß dieſer losbrach und —

Allein nun ereilte ihn ſein Schickſal.

An dem Fenſter des Cabinets erſchienen drei koloſſale Geſtalten.

Man hätte ſie für Genoſſen Göbls halten können, weil ſie von außen die Scheiben durchbrachen und mit wilder Haſtigkeit einſtiegen.

Göbl erſtarrte vor Entſetzen und Schrecken, hatte aber deſſen ungeachtet ſo viele Geiſtesgegenwart, daß er ſich in eine Ecke des Zimmers retirirte, ſein ſchweres Beil ſchwang und Jedem den Kopf zu zerſchmettern drohte, der ſich ihm nahen würde.

Da kamen aber auch durch die Thür ſechs oder ſieben Wachen herein.

Der Rittmeiſter mit einem Jagdgewehre, das er auf Göbl anlegte, an der Spitze. Der Rittmeiſter rief Göbl zu:

„Ergieb Dich, Schurke, oder ich brenne Dir das Gehirn aus Deinem Diebsſchädel!“

Göbl ſah, daß für ihn kein Ausweg übrig blieb.

Er warf ſein Beil von ſich und ließ ſich ruhig binden.

Hierauf wurde er durch den Salon geführt.

Carl erwartete ihn und kam ihm mit dem Briefe entgegen, welchen Wardner am Vormittage durch den Hausmeiſter empfing.

Mich hätten Sie aus dem Spiele laſſen ſollen, ſagte Carl, indem er dem Gauner die nachgeahmte Unterſchrift unter die Augen hielt. —

Ich verdanke Ihnen alſo zum zweiten Male mein Unglück, erwiederte Göbl; wenn Sie zum dritten Mal an meinen Untergang denken, ſo geben Sie ſelbſt unter!

Darauf laſſe ich es ankommen, lachte Carl; ich denke ſo eben wieder daran!

Göbl wurde fortgeführt.

Retter unſerer Habe! riefen Wardner und Frau.

Schon gut! ſagte Carl, wenn Göbl aber zum dritten Mal ergriffen werden ſoll, dann biete ich meine Hand nicht hierzu. Wären die Blicke, die er mir zugeſchleudert, Dolche geweſen, ſo lebte ich jetzt ſchon nicht mehr!

Dieſes Ereigniß verurſachte, daß Wardner mit Carl jetzt wieder täglich zuſammen kam und die alte Freundſchaft ſich erneuerte.

Wir wenden uns wieder der Theatergeſchichte Carls zu, ſelbſt auf die Gefahr hin, unſere Leſer mit der trockenen Aufzählung der einzelnen Facta nicht immer zu amuſiren.

Dem Rittmeiſter Wardner und ſeiner Frau verdankte es Carl, daß er auf Neſtroy aufmerkſam wurde.

Frau von Wardner blieb mit Leib und Seele Provinzlerin, das heißt, ſie mußte im Jahr wenigſtens zwei Mal ihr ſchönes Vaterland beſuchen, und ſo brachte ſie denn größtentheils den Frühling in ihrem Geburtsorte, die letzten Herbſtmonate aber in Gratz zu.

In Gratz bot ihr das Theater die höchſten Genüſſe.

Man muß es Provinzbewohnern nicht übel deuten, wenn ſie Alles, was in ihren Hauptſtädten vorkommt, weit höher ſtellen, als was Wien beſitzt und bietet.

Dies rührt nicht nur von den erſten Eindrücken her, ſondern hat auch einen patriotiſchen Grund. Wer konnte daher es der hübſchen Poſtmeiſterstochter aus Klagenfurt übel deuten, daß ſie Kindler höher ſtellte als Kern; Frau Liebich höher als die Schröder, und daß ſie in ihrer Vorliebe für das Gratzer Theater ſo weit ging, zu behaupten, „Macbeth,“ „Yngurd,“ „Othello,“ „Lear“ u. ſ. w. könne man nur in Gratz ſehen, die Wiener Hofſchauſpieler hätten keine Idee von der Darſtellung tragiſcher Charaktere.

Nur einen Schauſpieler überſchätzte Frau von Wardner nicht, es war der Komiker Neſtroy, von welchem ſie unabläſſig fantaſirte, ſein Talent über das aller Wiener Komiker ſtellte und nicht ſelten behauptete, Neſtroy hätte im kleinen Finger mehr Humor als ſelbſt Carl, dem ſie doch viel Geſchmack abgewann. Sie lag daher Carl unaufhörlich in den Ohren: er möchte Neſtroy zu Gaſtrollen einladen; er würde ſich dann ſchon überzeugen, was er an ihm für einen Brillant für komiſche Stücke erhalten würde.

Allein Carl verſtand ſich nicht hierzu.

Seine Maxime war, nie einem Schauſpieler Anträge zu machen; der Schauſpieler mußte ihm Anträge bieten; deſto billiger in ſeinen Forderungen wird er ſein, dachte Carl und leider hatte er ſehr häufig recht.

Neſtroy wurde alſo von Carl nicht ins Auge gefaßt, und ihn zu engagiren fiel dem kargen Director nicht ein.

Der Dichter Kaiſer in ſeiner Broſchüre „Theaterdirector Carl“ ſchreibt hierüber Folgendes:

„So wie die erſte Acquiſition Scholzs nicht zu Carls Verdienſten gerechnet werden darf, eben ſo iſt es nicht ſeinem Verdienſte, ſondern vielmehr einem äußerſt glücklichen Zufalle zu verdanken, daß Wien den Komiker und Dichter Neſtroy beſitzt.

„Letzterer war nämlich, ohne von Carl oder einer andern Wiener Bühne eine Einladung erhalten zu haben, im Jahre 1831 zufällig von Gratz, wo er als Komiker engagirt war und auch ſchon als Volksdichter ſeine erſten Lorbeeren errungen hatte, nach Wien gekommen. Zu derſelben Zeit hatte Carl ſeinem Secretär Franz ein Beneſice am Joſephſtädter Theater bewilligt. — Dieſer kam nun auf den glücklichen Einfall, den eben in Wien anweſenden Komiker Neſtroy zu erſuchen, bei dieſer Vorſtellung als Gaſt mitzuwirken. Neſtroy, wie immer gefällig und bereitwillig, Jedem eine hilfreiche Hand zu bieten, ſagte zu, und ſo trat Neſtroy im März 1831 zum erſten Male in Wien als Gaſt und zwar als Sansquartier in dem nach Angely bearbeiteten Singſpiele: „Die zwölf Märchen in Uniform“ und als Adam in der Operette: „Der Dorfbarbier“ auf.

„Der glänzende Erfolg, welchen ſowohl Neſtroy als die mit ihm zugleich gaſtirende Sängerin, Fräulein Weiler, ebenfalls vom Gratzer Theater, in dieſem erſten Gaſtſpiele errang, brachte erſt Carl dahin, Beiden Engagement-Anträge bei

Bühne zu machen. Neſtroy jedoch ließ ſich für den Augenblick in keine weiteren Unterhandlungen ein, da er und Fräulein Weiler noch für einige Monate durch Verträge an das Gratzer Theater gebunden waren, allein Neſtroy verſprach, ſobald dieſe gänzlich erfüllt ſein würden, wieder nach Wien zu kommen und dann auf Carls Wünſche weiter zu hören.

„Neſtroy hielt Wort.

„Er traf Ende Auguſt 1831 abermals in Wien ein und ſtellte nun ſeine Bedingungen.

„Carl fand dieſe „zu hochgeſchraubt“. Carl wollte nach ſeiner Weiſe mäkeln und feilſchen.

„Allein Neſtroy, dem bereits auch von Seite der Hofopernbühne ein Antrag zu einem Engagement als Buffo zugekommen war, wich kein Haar breit von ſeinen Forderungen ab. — Die Unterhandlung zerſchlug ſich.

„Neſtroy verließ Carl und ging geraden Weges dem Opern-Theater zu, um dort den Contract zu unterzeichnen.

„Unmittelbar, nachdem ſich Neſtroy entfernt hatte, erfuhr Carl erſt, daß auch die kaiſerliche Opern-Bühne auf Neſtroy und Fräulein Weiler reflectire.

„Dies brachte den Herrn Director ſogleich auf andere Geſinnungen.

„Augenblicklich wurde der Secretär Franz beauftragt, ſich ſo ſehr als möglich zu beeilen, um Neſtroy noch einzuholen und Alles aufzubieten — den ſo eilig fortfliegenden Geldvogel zurückzubringen.

„Der Secretär ſetzte ſich auch ſogleich in Galopp.

„Herr Franz rannte, was er konnte, ereilte Neſtroy noch auf der Brücke, welche zum Kärnthnerthore führt, ließ ihn nicht mehr los, erklärte ihm, daß Carl auf alle geſtellten Bedingungen eingehe, und ſchätzte ſich überaus glücklich, als es ihm wirklich gelang, Neſtroy wieder in die Wohnung des Directors zurückzuführen.

„Dort wurde der Contract unterſchrieben.

„Es war dies am 23. Auguſt 1831.

„Der geneigte Leſer wird, nachdem er von dieſem Manövre Carls Kenntniß genommen, ſich dem Glauben hingeben, daß Neſtroy ſo außergewöhnliche, vielleicht ſogar unbillige Bedingniſſe geſtellt habe, daß Carl ſich bedenken mußte, darauf einzugehen. — Um alſo von dieſem irrigen Glauben den geneigten Leſer zurückzubringen, muß angeführt werden, daß Neſtroy damals nicht mehr als einen Jahresgehalt von 1200 fl., ſchreibe zwölfhundert Gulden beanſpruchte. — Ja, ein Neſtroy begehrte nur Zwölf Hundert Gulden und Carl konnte ſich noch beſinnen, konnte noch herabhandeln wollen!

„Freilich blieb Neſtroy nicht ſo lange als ſein Collega Scholz unter ſo ungünſtigen Verhältniſſen; denn er bot dem Director keinen Anlaß, aus Neſtroys Verlegenheiten Nutzen zu ziehen, und daher blieb Er derjenige, der bei erneuerten Verträgen Bedingungen dictiren konnte, welche Carl nolens volens annehmen mußte, wenn er nicht ſeinem Gebäude eine der mächtigſten Stützen entziehen wollte.“

Nun begann das Glück Carls, ihn mit ſeinen Gaben zu überſchütten.

Neſtroy bedurfte keiner ſehr langen Zeit, um ſeinem Director die erſte Million zu verdienen. Im Jahre 1833 erwarb Neſtroy mit ſeinem „Lumpazzi-Vagabundus“ ſchon ein ſolches Capital, daß ſich Carl eine ganze Straße von prachtvollen Landhäuſern in Hietzing, mit herrlichen Gärten, dreizehn Villen neben einander, theils kaufen und theils erbauen konnte, welche der Witz der Wiener noch heute das Lumpazzi-Dörfel nennt. Daß Carl damals das Joſephſtädtertheater, das er wirklich ſchlecht verwaltete — ſo wie er nie zwei Theater neben einander zu dirigiren verſtand, welches er auch ſpäter, als er neben dem Theater an der Wien die Leopoldſtädter-Bühne unter ſeinen Scepter gebracht hatte, bewies; daß Carl damals das Joſephſtädter-Theater an einen Herrn Fiſcher, der ein ſchlechter Regiſſeur war, verpachtete, ſei nur nebenbei bemerkt.

In dieſer großen Glücksepoche, in der ſich Carl ſelbſt mit Napoleon verglich, in welcher er ein Mal einem hohen Fürſten in Wien, dem er ein großartiges Gartenfeſt mit allen möglichen Volksbeluſtigungen — wirklich mit großer Fantaſie — rangirte, antwortete:

Euere Durchlaucht, ich bin in meinem Reiche nicht nur König, ich bin auch der Mann, der fünf Miniſter repräſentirt; den Finanzminiſter, weil ich meine Finanzen auf den höchſt möglichſten Grad gebracht; den Miniſter des Auswärtigen, weil ich ſehr gut mit allen auswärtigen Bühnen durch Theater-Cartele verbunden bin; den Miniſter der innern Angelegenheiten, weil nicht ein Lampenputzer ſeinen Poſten verlaſſen kann, ohne von mir bemerkt zu werden; den Miniſter des Handels, weil ich meine merkantiliſchen Kenntniſſe bei dem Einkaufe einer jeden Elle Leinwand, Zeug und jedem Seidenlappen an den Tag lege; dann den Polizeiminiſter, weil ich Tag für Tag weiß, welche revolutionären Geſinnungen meine Schauſpieler gegen mich hegen, und was ich Alles anzuwenden habe, damit keine Empörung ausbricht; — in jener übermüthigen Stimmung fabricirte Carl auch ſeine berüchtigten Contracte, wovon wir ſchon ein Mal in dieſen Mittheilungen ſprachen und hier einen, nach dem Originale copirten, mittheilen, deſſen Aechtheit wir verbürgen können. Es iſt dies der Contract, welcher mit einem Herrn Aſcher aus Königsberg hätte abgeſchloſſen werden ſollen, den dieſer aber dem Herrn Director in tiefſter Entrüſtung vor die Füße warf, ſtatt ihn zu unterſchreiben.

Contract.

Zwiſchen dem K. B. Hoftheater-Director, Eigenthümer des k. k. pr. Theaters in der Leopoldſtadt und Director des k. k. priv. Theaters an der Wien und in der Leopoldſtadt, Herrn Carl Carl Einerſeits, und dem Herrn Arthur Aſcher vom Königsberger Theater Anderſeits, iſt gegenwärtiger Contract unter heutigem Datum unter nachſtehenden Bedingniſſen verabredet und unumſtößlich feſtgeſetzt werden:

I. Verbindet ſich Herr Arthur Aſcher, auf jedem wie immer genannten Theater, bei welchem Herr Director Carl Herrn Arthur Aſcher beſchäftigen wird, als Charakter-Darſteller Dienſte zu leiſten und in allen Gattungen von Vorſtellungen von dem genannten Herrn Director oder in deſſen Auftrag zugetheilte Rollen, ob ſie erheblich oder nicht erheblich, zu übernehmen, in der ihm hiezu anberaumten Zeit zu leiſten und ſelbe zur vollen Zufriedenheit des Herrn Directors Carl auszuführen.

II. Verbindet ſich Herr Arthur Aſcher auf jedesmalige Einladung in den Vorſtellungen und den damit verbundenen Proben zu figuriren.

III. Ohne vorher nachgeſuchter und erhaltener ſchriftlicher Erlaubniß des Herrn Directors Carl Carl darf Herr Arthur Aſcher bei keiner wie immer Namen habenden Production, welche nicht von dem Herrn Director Carl veranſtaltet iſt, weder gegen Honorar noch unentgeltlich, mitwirken. Die Verletzung dieſer von Herrn Arthur Aſcher eingegangenen Verbindlichkeit berechtiget den Herrn Director Carl zur Einziehung des bedungenen, in dieſem Contracte zugeſicherten einmonatlichen Gehaltes, oder zur alſogleichen Auflöſung dieſes Contractes, ohne alle Entſchädigung für den Betheiligten.

IV. Unterzieht ſich Herr Arthur Aſcher allen bereits beſtehenden und in der Folge vom Herrn Director Carl noch zu verfügenden Theatergeſetzen. Herr Arthur Aſcher erklärt hiebei für unwiderruflich: daß er ſich in Bezug auf die Auslegung und Anwendung der Theatergeſetze gegen ſeine Perſon, dem Ausſpruche und der Verfügung des Herrn Director Carl unterzieht. In wichtigen Fällen jedoch, wenn ſich Herr Arthur Aſcher durch die Auslegung oder Anwendung eines Theatergeſetzes von Seite des Directors Carl gegen ſeine Perſon beeinträchtiget glaubt, ſind die Contrahenten darin übereingekommen, daß in einem ſolchen Falle ſie ſich unbedingt der Entſcheidung der k. k. Polizei-Ober-Direction unterziehen, und ſich gegen dieſe Entſcheidung jedes Recurſes, ſo wie auch in Bezug auf alle Theatergeſetze überhaupt, jeder Klage im Rechtswege für unwiderruflich begeben. Herr Arthur Aſcher hat gleich nach der Unterzeichnung dieſes Contracts ein Exemplar der bereits beſtehenden Theatergeſetze vom Herrn Director Carl zu verlangen, indem die Unkenntniß derſelben als keine Entſchuldigung angenommen werden kann.

V. Herr Arthur Aſcher verbindet ſich, bei Auflöſung oder Ausgang dieſes Contractes, ohne ſchriftliche Bewilligung des Herrn Director Carl, auf keinem hierortigen Vorſtadt-Theater, unter keiner wie immer Namen habenden Bedingung, mitzuwirken, und zwar durch achtzehn ununterbrochen auf einander folgende Monate, vom Tage der Auflöſung oder des Ablaufes dieſes Contractes an, gerechnet. Bei jedesmaliger Verletzung dieſes Paragraphs verbindet ſich Herr Arthur Aſcher, dem Herrn Director Carl alſogleich baar ein Pönale von Einhundert Gulden C. M. zu bezahlen.

VI. Director Carl behält ſich das Recht bevor, dem Herrn Arthur Aſcher im Laufe eines jeden Contract-Jahres einen Reiſe-Urlaub von ein bis zwei Monate, mit Einziehung des Gehaltes und ſonſtiger Emolumente, pro rata temporis, anzuweiſen, während welcher Zeit Herr Arthur Aſcher berechtiget iſt, auf jedem Theater, mit Ausnahme der hierortigen und in der Nähe von Wien gelegenen Theater, als: Schönbrunn, Hietzing, Mödling, Meidling und Baden, Gaſtrollen zu geben.

VII. Sollte Herr Arthur Aſcher nicht längſtens bis zum 1. März Ein Tauſend achthundert neun und dreißig zum Antritte dieſes Contractes in Wien eintreffen, ſo iſt Herr Arthur Aſcher verbunden, dem Herrn Director Carl eine Entſchädigungs-Summe von Dreihundert Gulden Conv.-M. baar und alſogleich auszubezahlen, ohne aber deshalb dieſer gegenwärtigen Contracts-Verbindlichkeiten enthoben zu ſein.

VIII. Sollte Herr Arthur Aſcher dem Herrn Director Carl nicht den 15. Februar 1841 ſchriftlich gekündigt haben, ſo iſt Herr Arthur Aſcher an die Einhaltung dieſes Contractes in allen ſeinen Theilen wieder auf die Zeit von drei Jahren rechtskräftig gebunden.

IX. Die geſetzliche Stempelgebühr dieſes Original-Contractes mit 20 Gulden Conv.-Münze hat Herr Arthur Aſcher alſogleich aus Eigenem zu beſtreiten.

Dagegen verſichert der königl. bair. Hoftheater-Director Herr Carl Carl dem Herrn Arthur Aſcher

X. Einen monatlichen Gehalt von fünfundvierzig Gulden in Conventions-Münze, welcher Gehalt demſelben am Ende eines jeden Monats baar ausbezahlt wird.

XI. Erhält Herr Arthur Aſcher die nöthige Theater-Garderobe, mit Ausnahme des modernen franzöſiſchen Coſtums, aller Hand- und Fuß-Bekleidung, der Halskrauſen, des Feder- und ſonſtigen Schmuckes und aller Tricots, welche ſich Herr Arthur Aſcher nach Vorſchrift des Directors Carl ſelbſt zu ſtellen hat.

XII. Sollte Herr Director Carl den Herrn Arthur Aſcher auf einem andern nicht hierortigen Theater beſchäftigen, ſo erhält derſelbe einen Platz im Wagen, während der Reiſe Frühſtück, Mittag- und Abendeſſen und freie Wohnung. An dem Aufenthaltsorte dann freie Wohnung, wogegen ſich Herr Arthur Aſcher die Koſt ſelbſt zu ſtellen hat.

XIII. Im Falle Herr Director Carl Herrn Arthur Aſcher in einem Theater außer den Linien Wiens beſchäftigen ſollte, ſo iſt Director Carl gehalten, demſelben einen Platz im Wagen anzuweiſen, zum Beſtimmungsplatze hin- und wieder zurück fahren zu laſſen, und noch überdies täglich einen Gulden CM. als Honorar zu geben. Wenn ein ſolcher Aufenthalt über Nacht dauern ſollte, ſo erhält Herr Arthur Aſcher auch noch freie Wohnung.

XIV. Die Dauer dieſes Contractes iſt auf drei Jahre feſtgeſetzt, beginnt mit 1. März 1839, während welcher Zeit von Seite des Herrn Arthur Aſcher keine Kündigung oder Auflöſung dieſes Contractes Statt finden kann; Herr Director Carl behält ſich jedoch das Recht vor, dieſen Contract auch noch während ſeiner feſtgeſetzten Dauer zu jeder Zeit nach vorhergegangener vierzehntägiger Kündigung in allen ſeinen Theilen auflöſen zu können.

XV. Der allenfallſige Sterbefall des Herrn Directors Carl, ſo wie eine allgemeine Landestrauer, angeordnete Sperrung der Theater, die Auflöſung der Directions-Führung des Herrn Directors Carl, oder das Abbrennen eines unter der Leitung des genannten Herrn Directors ſtehenden Theaters berechtiget denſelben, oder ſeine Erben oder Nachfolger der Direction, zur alſogleichen Aufhebung dieſes Contractes, gegen Auszahlung des laufenden Monats-Gehaltes pro rata temporis. Wenn Director Carl, deſſen Erben oder Nachfolger in der Direction, im eintretenden Falle, von dem hier vorbehaltenen Rechte Gebrauch machen wollen, ſo muß längſtens binnen 14 Tagen (vom Eintrittsfalle gerechnet) die Erklärung der Auflöſung dieſes Contractes ſchriftlich bekannt gegeben werden.

XVI. Unanſtändiges Betragen in Worten oder Correſpondenzen gegen den Director Herrn Carl Carl, oder gegen die von ihm ernannten Vorgeſetzten oder gegen ein oder mehrere Mitglieder des Perſonals, berechtiget den Herrn Director Carl zur augenblicklichen Aufhebung gegenwärtigen Contractes, oder Abzug eines Monats-Gehaltes, und ohne alle Entſchädigung für den Betheiligten.

Schließlich ſind die Contrahenten dahin rechtskräftig übereingekommen, daß keine, wie nur immer geartete und auf dieſen Contract Bezug habende, nachträgliche Novation gültig ſein ſoll, wenn ſie nicht in dieſem Contract ſchriftlich aufgeführt, oder darüber ein beſonderes ſchriftliches Uebereinkommen abgeſchloſſen worden iſt. Die in dieſem Contracte beiden Contrahenten zuſtehenden Kündigungen haben ebenfalls ſchriftlich zu geſchehen, und iſt das dießfallſige Kündigungs-Empfangs-Recepiſſe von demjenigen, dem gekündet wird, eigenhändig zu unterzeichnen.

Carl Carl,
ꝛc. ꝛc. ꝛc.
Zwei Zeugen

Arthur Aſcher
(unterzeichnete nicht.)

XXVI.

Wir kommen auf Göbl zurück.

Er befand ſich wieder im Gefängniſſe.

Neue Zeugenausſagen wurden vorgenommen.

Wardner und Frau, Carl, der Hausmeiſter Wardners, mußten häufig im Gerichtshauſe erſcheinen, um ihre Angaben, Göbl betreffend, zu Protocoll geben.

Einmal dauerte die Vernehmung des Directors Carl bis acht Uhr Abends.

Es war ein ſehr kalter November-Tag. Ein ſchneidender Wind blies, und ein dichter, ungeſunder Nebel bedeckte die Straßen, ſo daß man kaum das Licht der Laternen auszunehmen vermochte.

Carl rief ſeinem Kutſcher, den er in der Nähe des Criminal-Gebäudes warten ließ.

Der Kutſcher ſchickte ſich an, heran zu kommen, da trat ein Mann, in einem dunkeln Mantel, auf Carl zu.

Heute, ſagte der Mann, wäre es weit beſſer, man ſetzte ſeinen Weg zu Fuße fort, als man bediente ſich der Wagen, denn was bis jetzt ſchon für Unglücke geſchehen ſind, läßt ſich nur mit Entſetzen erzählen. Des infamen, ſchwarzen, dicken Nebels wegen fahren die Kutſchen in einander hinein: Pferde und Wagen werden beſchädigt, Menſchen niedergeführt; in der Vorſtadt, namentlich an der Wien, ſieht der beſte Pferdelenker nicht die eigene Hand vor den Augen. Ich rathe Ihnen, Herr Director Carl, noch ein Stündchen in der Stadt zu verweilen und Ihren Wagen warten zu laſſen, ſonſt riskiren Sie den Wagen und die ſchönen Pferde dazu!

Sie kennen mich? fragte Carl.

Wie ſollte ich nicht! Wer kennt Sie nicht, Herr Director, ich ſchon gar, der ich Ihr größter Verehrer und Bewunderer bin!

Sie ſind ſehr gütig. Ich will Ihren Rath befolgen und mich in ein Caffeehaus begeben; vielleicht ſenkt ſich endlich der abſcheuliche Nebel! Johann, rief Carl ſeinem Kutſcher zu, warte hier auf dem Hohenmarkte. Ich finde Dich ſchon, wenn ich zurückkomme.

Wollen Sie denn nicht lieber mich mit Ihrem Beſuche beglücken? ſetzte der Fremde hinzu. Ich wohne gleich hier in der Nachbarſchaft, auf dem Wildpretmarkte. Nehmen Sie doch eine Taſſe Thee bei mir, Thee iſt eine Panacee in ſolcher ungeſunden Witterung; die Bewohner Londons würden bei ihrem grauenvollen Nebel täglich zu Tauſenden hinfallen und ſterben, wenn ſie den Thee nicht hätten! — Dabei führe ich Sie auch noch in angenehme Geſellſchaft; ich habe beſonders ſchöne Frauen im Hauſe!

Mehrere ſchöne Frauen? fragte Carl und lachte.

Mehrere, betonte der Fremde, o, gewiß mehrere, beſonders Eine — Eine! Ein ſolches Exemplar beſitzt nicht einmal der Sultan in ſeinem Serail.

Serail? wiederholte Carl; mein Herr, ich werde mich nicht irren, wenn ich vermuthe, daß Sie Nutzen aus ſchönen Damen zu ziehen wünſchen? Eh bien! Es kommt mir auf 10 fl. nicht an, um etwas beſonders Reizendes zu ſehen, aber nur zu ſehen!

Ohne Eigennutz, ſagte der Mann. Ueberzeugen Sie ſich!

Der Mann führte Carl durch das ſogenannte „Glunderiſche Durchhaus“ auf den „Wildpretmarkt“ in eines der alten Häuſer; in dieſem Hauſe über einen Hof, der ſo elend beleuchtet und des immer dichter ſich verbreitenden Nebels wegen ſo finſter war, daß der Unbekannte Carl bei dem Arme ergreifen und führen mußte, ſonſt hätte Carl eben ſo gut ſich einbilden können, er befände ſich in einem Keller.

Wenn mir Einer in dieſem Hauſe einen Stich in den Leib gibt, ſagte Carl, werde ich nicht einmal ſehen können, wer mir den Stich gegeben hat.

Halten Sie ſich nur feſt an mich, tröſtete der Fremde. Das Stiegenhaus haben wir erreicht, drei Treppen und wir ſind an Ort und Stelle.

Drei Treppen? fragte Carl, und wie ich bemerke, auf dieſen Treppen nicht eine einzige Laterne? Gehört dies Haus der Königin der Nacht? — Mein unbekannter Freund, ſagte Carl, wenn mir etwa hier, wo es ſo gräßlich finſter iſt, mein Lebenslicht ausgeblaſen werden ſoll, ſo erſparen Sie mir wenigſtens die drei Etagen! Bringen Sie mich hier um. Es ſt mir ganz angenehm. Für Sie iſt es ſogar bequemer, ſo rauchen Sie meinen Leichnam nicht wieder drei „Stöcke“ erab zu ſchleppen!

Ich glaube gar, ſagte der Fremde, Sie fürchten ſich? Ein Mann, wie Director Carl, ſollte bleiche Furcht kennen?

Wie können Sie in dieſer Finſterniß wiſſen, entgegnete arl, daß meine Furcht bleich iſt? Weiß ich doch ſelbſt cht, was ſie für eine Farbe hat!

Wir ſind in der erſten Etage angekommen, bemerkte der Fremde.

Sapperment! ſagte Carl, hier iſt es ſchön! Zwar iſt's hier ſo dunkel=ſchwarz wie in einem Ofenloche, aber reizend!

Carl wurde eine Treppe höher geführt.

Wir ſind in der Belle Etage! bemerkte der Führer.

Das hab' ich mir gedacht! ſagte Carl. Hier iſt es noch ſchöner! Hier riecht man völlig, wie finſter es iſt. —

Noch zwanzig Stufen und wir ſind am Ziele.

Geſtatten Sie mir eine Frage, ſagte Carl, kommen wir endlich zu den Schönheiten? Und ſitzen dieſe auch im Finſtern? Es ſind wohl Perſonen, die ſo ſchön ſind, daß man ihre Schönheiten greifen kann?

Geduld, antwortete der Fremde. Wir ſind jetzt an der Pforte. Ich klopfe drei Mal an.

Klopfen Sie nur zwei Mal, ſo geht es geſchwinder; ich kann die Schönheiten nicht mehr erwarten.

Der Führer klopfte drei Mal.

Die Thüre ſprang auf.

Carl trat in ein geräumiges Vorzimmer, wie man ſie in den alten Wiener Häuſern häufig findet, welche ſo unverhältnißmäßig groß ſind, daß man aus jedem ſolchen Vorzimmer nach der neuen Bauart ein Quartier von drei Zimmern und eine Küche machen könnte. Eine elende Lampe brannte in einer Niſche.

Carl hielt die Hand vors Geſicht.

Endlich! rief er, ſehe ich die Sonne wieder. Tag iſt es hier! heller Tag!

Spotten Sie nicht, verſetzte der Fremde; es wird Ihnen ſchon noch ein Licht aufgehen! — Verziehen Sie ein wenig. —

Mit Vergnügen, ſagte Carl, aber wohin ſoll ich mich verziehen?

Der Führer verſperrte die Eingangsthüre, ſteckte den Schlüſſel zu ſich und ging. —

Entſchuldigen Sie! rief Carl dem Unbekannten nach, wenn es ſchon auf mein junges Leben abgeſehen iſt, ſo bleiben Sie wenigſtens ſo lange hier, bis ich Ihnen mein Teſtament dictirt habe; ich beſitze ja eine Frau und unterſchiedliche Kinder.

Der Mann gab keine Antwort und verſchwand in einer Seitenthüre.

Carl befand ſich nun allein.

Er nahm die Lampe aus der Niſche und leuchtete in dem großen Vorhauſe herum.

Es ſieht hier verflucht „entheriſch“ (ſchauerlich) aus, ſagte Carl. Ich glaube, ſo war es einſt in den Vorhallen des heimlichen Gerichtes.

Er entdeckte ein Bild an der Wand.

Er beleuchtete es.

Judith und Holofernes! rief er, zum Sprechen ähnlich.

Was die Judith für ein ſchönes Weib iſt! Welch herrlicher Buſen und dennoch ein ſo abſcheuliches Herz! — Brrr! Und der Holofernes, der verwundert ſich noch im Tode, daß die Judith, die ſchöne Judith, ihn „abzukrageln“ vermochte! — Ja, trau' Einer den Weibern! Wenn ſie einen Mann ein Mal faſſen, ſo kann er wie der Höllenhund oder die Abgottsſchlange der Indianer ſelbſt ein Dutzend Hälſe haben, ſie ſchneiden ihm alle ab!

Wenn ich nur wüßte, was man mit mir vorhat? — Der unbekannte Hallunke, der ganz gewiß beim Criminal-Gerichtshauſe auf mich gefahndet hat, und den ich ſogleich hätte dort einſperren laſſen ſollen, läßt ſich nicht mehr ſehen! — Ausgeraubt kann ich doch inmitten von Wien nicht werden? Notabene in der innern Stadt! So dumm werden die Spitzbuben doch nicht ſein? da wären ſie ja dumme Spitzbuben! Am Ende ſind hier mehrere gute Freunde von Göbl und rächen ſich an mir, weil ich Göbl ſchon wieder in Gewahrſam gebracht? — Da gings mir ſchlecht! — Es war doch unvorſichtig von mir, daß ich ſo gutwillig hieher gegangen bin. Der Lockung, die ſchönſten Weiber hier zu finden, konnte ich nicht widerſtehen, und die ſchönſten Schläge erwarten mich nun.

Plötzlich ſtand vor Carl eine verſchleierte Dame.

Es war ein kleines munteres Ding, das ſich vor Lachen ſchüttelte, als ſie Carl ſah.

Herr Director, liſpelte ſie; iſt's gefällig?

O Gott! was iſt mir nicht Alles gefällig! antwortete Carl und verneigte ſich.

Kommen Sie! ſagte die Kleine.

Eine Flügelthür ging auf und Carl trat in einen hell erleuchteten, geſchmackvoll eingerichteten, mit den feinſten Wohlgerüchen angefüllten Saal.

Ein Dutzend Damen ſaßen auf Divans und Fauteuilles im Kreiſe.

Alle dieſe Damen waren äußerſt reizend gekleidet, aber auf eine Weiſe verſchleiert, daß von ihrem Geſichte auch nicht eine Spur zu entdecken war.

Carl wurde wirklich überraſcht.

Damen? dachte er, mit dieſen werde ich bald fertig werden.

Wir haben Sie zu uns einladen laſſen, nahm die Eine dieſer Damen das Wort, um Sie über ſo viele Kränkungen, Zurückſetzungen, Treubrüche u. ſ. w. zur Rede zu ſtellen, welche Sie ſich gegen unſer Geſchlecht erlaubt haben.

Ich bin verloren! rief Carl mit einem Pathos, der ſich ſelbſt parodirte.

Sie werden angeben, fuhr die Dame fort, was aus jenen Frauen geworden, welche Sie in Gratz und Bruck kennen gelernt, und ſo ſchändlich verlaſſen, und aus jener Baronin, die Sie Ihrem Freunde Wardner abtrünnig gemacht, und aus der kleinen Schauſpielerin Mery, welche Sie ſo zärtlich liebte.

Ich gebe ſogleich zwei Gulden, antwortete Carl mit komiſcher Zerknirſchung, wenn Sie mir, meine Damen, ſagen können, was aus dieſen charmanten Geſchöpfen geworden? Es lagerten ſich mittlerweile Jahre zwiſchen uns. Ich war damals ledig und frei wie der Vogel in der Luft; ſpäter vermählte ich mich mit der Kunſt und noch ſpäter mit meiner Frau. Sie können mich alſo nicht verdammen, wenn ich, als zwiefach verehelichter Gatte und Gemahl, mich um die engelsſchönen Creaturen nicht mehr bekümmerte, welche meine Jugend in eine paradieſiſche Zeit verwandelten.

Nichtswürdiger Don Juan, fuhr die Dame fort, der trotz ſeiner doppelten Vermählung mit der Kunſt und einer muſterhaft braven Gattin noch immer den Liebhaber ſpielt

Ein dramatiſcher Künſtler darf nie aus der Uebung kommen.

Der noch immer ſich frei dünkt wie damals, als er wirklich frei war —

Mir kann Niemand nichts Niederträchtiges in keinem Fall nichtsdeſtoweniger, niemals nicht nachſagen.

Schweigen Sie, Gleißner, Heuchler, Paraſit im Reiche der Liebe! — Ich nenne Ihnen zwei Namen.

Ich nenne Ihnen ſechs Dutzend! Namen nennen ſie nicht! ſagt Schiller.

Ich nenne Ihnen Iſabella —

Carl änderte ſeinen ſcherzhaften Ton.

Iſabella! rief er, Iſabella! Wo iſt ſie? Meine Damen, wenn Sie von ihr wiſſen, wenn ſie ſich etwa gar unter Ihnen befindet? Meine „Jungfrau,“ meine unſterbliche Jungfrau unter dieſen dichten Schleiern, ſo lüften Sie den Schleier, der Sie mir verbirgt, und Sie „unheimliches heimliches Gericht,“ Sie „vermaskirte Vehme,“ Sie verwünſchten verwunſchenen Schweſtern der ungeweihten Erde, können mich zu jeder Buße verhalten, die Ihnen in Ihrer verwaiſten Weisheit beliebig iſt.

Was wollen Sie mit Iſabellen beginnen?

O Gott! Komödie ſpielen, ich kenne ja ſonſt nichts Anderes. Noch liegt die „Jungfrau“ vacant, noch iſt die Amazonenkönigin nicht beſetzt, und Maria Stuart, die ich eigens für Iſabella einrichtete, (ich habe Schiller bearbeitet und verböſert, bei mir wird Eliſabeth geköpft und Maria Stuart kommt auf den Thron, die Königin von Schottland endet bei mir mit einem ſchottiſchen Tanz, auf dem Apollo-Saal im Schottenfeld) Maria Stuart weint um Iſabella, weil ihr nur Iſabella Pardon verſchafft.

Iſabella wird nie mehr das Theater betreten.

Das möcht' ich ſehen, ich habe einen bündigen Contract — Advocaten haben vor Schauer eine Gänſehaut bekommen, als ſie dieſen Pact der Künſtlerin mit mir geleſen haben. —

Eine Summe von Tauſend Gulden Reichswährung iſt in dieſem Teufelspact feſtgeſetzt, welche Iſabella zu bezahlen hat, wenn ſie den Contract nicht aufrecht hält. —

Ja, dabei ſteht aber die Clauſel: nur für die Zeit, in welcher ſie ſich noch zu keiner Beliebtheit aufgeſchwungen, wie es damals, als der Contract in München geſchloſſen wurde, der Fall war; in Wien fand ihr Talent aber eine Anerkennung, wie das Talent einer berühmten franzöſiſchen Tänzerin, einer italieniſchen Sängerin, einer engliſchen Pferdekünſtlerin. Den Nachtheil, der mir, um mich delicat auszudrücken, durch ihren unvermutheten Abgang erwuchs, vermag ich auf eine unausſprechbare Summe zu berechnen; o wozu ſchlöß ich Contracte, wenn ich nicht auf mögliche Eventualitäten bedacht wäre?

Auf alle?

Auf alle!

Und wenn Sie heute Iſabellen wiederfinden?

So gehört ſie mein, wie der Fauſt dem Mephiſtopheles.

Sie befindet ſich hier unter uns!

O Gott, Herz „pumpere“ nicht ſo.

Suchen Sie ſie.

Ich „vipere“ auf den Moment, Iſabella auf meinen Armen von hier wegzutragen.

Sie ſind Iſabella, ſagte Carl zu der Dame, die ſo eben geſprochen.

O nein.

Die Dame entſchleierte ſich.

Ich bin die Gattin jenes Doctors der Medicin in Gratz — die —

Carl bebte zurück.

Euer Gnaden haben ſich in den zehn Jahren, in welchen wir uns nicht geſehen, ſehr vortheilhaft verändert. Euer Gnaden haben gewiß ſchon heirathsmäßige Töchter, aber man ſieht Ihnen kaum etwas an.

Carl lüftete den Schleier einer zweiten Dame.

Ich habe nicht die Ehre, Hochdieſelben zu kennen. —

Ich bin die Baronin, ſagte dieſe Dame. Leider hat mich der Gram entſtellt. —

O Gott und wie!

Die Kleine, ſagte Carl, indem er auf die Dame, die ihn in den Saal geführt hatte, zeigte, verlang' ich mir nun gar nicht zu ſehen, das iſt die Mery.

„Und der Menſch verſuche die Götter nicht,
Und begehre nimmer und nimmer zu ſchauen,
Was ſie gnädig bedecken mit Nacht und Grauen."

Aber dieſe Dame iſt Iſabella, ſagte Carl und ſtürzte auf eine vierte Dame hin. —

Dieſe ſchlug den Schleier zurück.

Ich bin die Witwe des Eiſenhändlers in Bruck.

Gott ſei mir gnädig! rief Carl.

Ehe Sie ſich weiter bemühen, Iſabella unter dieſen Frauen zu entdecken, nahm die Doctors-Gattin wieder das Wort, welches Ihnen gleich anfangs hätte gelingen müſſen, wenn in dem Momente Ihr Herz noch eine Stimme gehabt und nicht Ihre Begierde, Ihre Contractsrechte geltend zu machen, und Ihre Geldintereſſen ſo gewaltig ins Spiel gekommen wären, frage ich Sie noch ein Mal, wollen Sie das Pönale von Tauſend Gulden Reichswährung acceptiren?

Nein, nein, nicht für das Dreißigfache. —

Dann bedauere ich; dann proceſſiren Sie mit dem Staroſten Grafen Kotzelutzki, dem Gemahl Iſabellens.

Der Staroſt trat aus einem Nebenzimmer.

„Mir leuchtet die Hoffnung,
Sie täuſchet mich nicht.
Ich werde ſie wecken
Zum ſtrahlenden Licht!“

krähte der Staroſt.

Er nahm ſeiner Gattin den Schleier vom Haupte.

Iſabella war noch immer ſo ſchön, als ſie war.

Carl verſchlang ſie mit ſeinen Blicken.

Heirath, ſagte der Staroſt, Heirath hebt alle Theater-Contracte auf.

Ich proceſſire! rief Carl, ich begehre eine Million polniſcher Gulden!

Gut, ich nehme aber meine Frau mit nach Warſchau, haben Sie die Güte, reclamiren Sie ſie dort.

Graf Scherſtutzki trat nun ebenfalls in die Geſellſchaft.

Herr Director Carl, ſagte der Graf, die Gräfin Kotzelutzki werden Sie nicht verhalten, daß ſie Ihnen je wieder die Jungfrau ſpielt und mit meinem Onkel werden Sie in zehn Jahren den Proceß, mit dem Sie drohen, nicht gewinnen. Ich ſchlage Ihnen einen Vergleich vor.

Sie haben ſich um die Gräfin Iſabella ein großes Verdienſt erworben, das Verdienſt, daß ihre Schuldloſigkeit in jener häßlichen Angelegenheit ſo bald offenkundig wurde; das Verdienſt, daß Graf P..... der Wahrheit gemäß erklären ließ, daß er Iſabellen die beiden Bracelets verehrte, welche ſpäter jener ruchloſe Verbrecher entwendete. Durch die Erklärung der Schuldloſigkeit von jeder Anklage frei, vermochte Iſabelle wieder nach Wien zurückzukehren, Iſabella und ihr Gemahl ſind Ihnen dafür dankbar, und der Herr Staroſt bietet Ihnen als Entſchädigung für den verletzten Contract 3000 Ducaten an.

Acceptirt! rief Carl, zwar — allein, jedoch, in gewiſſer Hinſicht! Wann kann ich dieſe poena pecuniaria in Empfang nehmen?

Morgen: ſenden Sie Ihren Caſſier zu meinem Onkel. Er wohnt mit ſeiner Gemahlin abermals im „Schwan.“

Ich bin zufrieden, ſagte Carl. Es gibt Dinge, die man nicht ändern kann. Mein Contract — mein bündiger Contract! Es zerreißt mir das Herz, wenn ich an meinen zerfleiſchten Contract denke.

Ihre Contracte, guter Director, nahm Iſabella das Wort, werden Ihnen noch vielen Kummer, vielen Verdruß und noch mehr Haß bereiten. Es wird vielleicht wieder eine Schauſpielerin ſich engagiren laſſen, welcher die Verhältniſſe bei Ihrem Theater, vielleicht Sie ſelbſt, läſtig werden. Es kann eine Schauſpielerin ſich finden, deren Talent zehn Mal höher ſteht als das meine; ſie wird vielleicht eben ſo gewaltſam fortzukommen trachten wie ich, weil Sie, wenn auch zeitweiſe Ihr Herz berührt wird, doch hart, lieblos, mit einem Worte, wie ein Tyrann handeln. Allzu ſcharf macht ſchartig, Herr Director, feſſeln Sie Ihre Mitglieder mehr durch Wohlwollen an Ihre Theater als durch ſo — abſcheuliche Verträge!

O, antwortete Carl, von meinem Syſtem weiche ich kein Haarbreit ab. Im Gegentheile, bei unvermählten Damen und Witwen ſetze ich in Zukunft noch einen Paragraph zu:

Eine Heirath löſt dieſe Contracte nicht, und wenn eine Künſtlerin bei meinem Theater einen Herzog zum Gatten erhält, ſo muß ſie ihren Contract erfüllen, oder eine Summe Entſchädigung mir bezahlen, welche wenigſtens die Hälfte des Vermögens des Bräutigams beträgt.

Die Geſellſchaft lachte über dieſen Ausſpruch.

Meine Damen, ſagte Iſabella zu den verſammelten Mitgliedern des unheimlichen heimlichen Bundes, ich verdanke Ihre Bekanntſchaft der Frau von Wardner, und Ihre Bereitwilligkeit mir beizuſtehen, den Herrn Director Carl zu myſtificiren, Ihrer ſeit Jahren im Herzen genährten Rancune. Der Herr Director hat ſeit ſeinen Jünglingsjahren mit Damen viel Komödie geſpielt, er kann es alſo unmöglich übel nehmen, wenn die Damen auch ein Mal mit ihm Komödie ſpielen.

Um ſo weniger kann ich es übel nehmen, ſagte Carl, da ich bei dieſer Komödie eine Einnahme von 3000 Ducaten gemacht habe!

XXVII.

Der Ziehungstag der Palffyſchen Lotterie rückte heran.

Das ſchöne Theater, das bei einer früheren Ausſpielung dem glücklichen Gewinner eine Ablöſungsſumme von 300,000 Gulden Conv.-Münze bot, ſank bei der zweiten Ausſpielung, was die Ablöſungsſumme betrifft, im Preiſe, denn bei dieſer wurden nur 25,000 Ducaten angetragen.

Bei der erſten Ausſpielung zog der Mann, dem das große Loos zu Theil wurde (ein Weinhändler in Tyrnau, ſein Name war Meyer, er beſaß nur ein Loos und dies wurde ihm von einem Hauſirer verkauft), die Ablöſungsſumme dem Theater vor und ſtrich die 300,000 fl. in Zwanzigern ein; bei der zweiten Ausſpielung (der Liebling der Fortuna war diesmal der Baron Ruſchofski, er beſaß 100 Looſe, darunter den Treffer Nro 160,968) wurde das Geld zurückgewieſen und das Theater acceptirt, welches Baron Ruſchofski auch ſogleich dem Director Carl gegen eine jährliche Pachtſumme von 12,000 fl., ſpäter von 11,000 fl. überließ.

Vier Jahre verfloſſen unter Carls neuer Pachtung ohne Etwas Anderes zu bieten als den ſteigenden Reichthum des Directors, ſein wachſendes Glück, die vollen Caſſa-Ernten durch Neſtroys witzige Stücke und Scholzs und Neſtroys vortreffliche Darſtellungen, wobei aber Carls unermüdliche

Thätigkeit als Bühnenleiter und ſeine nicht minder vortrefflichen Darſtellungen im Schauſpiel und in der Poſſe, in Anſchlag zu bringen ſind.

Ehe wir Carls Theatergeſchichte und den Roman ſeines Lebens beendigen, müſſen wir erzählen, was mit Göbl geſchehen. Er wurde zu zehnjährigem ſchweren Kerker verurtheilt, welches Urtheil jedoch durch Erkenntniß des Obergerichts auf ſechs Jahre gemildert wurde. Nachdem Göbl, im November 1835, im Zuchthauſe zu Wien dieſe Strafe überſtanden hatte, hielt ſein Unterſuchungsrichter an ihn eine eindringende Rede.

Der Criminalrath Schw. führte Göbl zu Gemüthe, wie betrübend es ſei, daß ein Menſch mit ſo mannigfachen Kenntniſſen ausgerüſtet, im vollkommenen Beſitze von fünf Sprachen deutſch, latein, franzöſiſch, italieniſch, engliſch) für die beſſere Geſellſchaft erzogen und begabt mit einem ſchönen wahrhaften Dichtertalente*), wie betrübend es ſei, daß ein ſolcher Menſch

---

*) Nachſtehendes Gedicht und noch mehrere, auch proſaiſche Aufſätze atte Göbl der „Wiener Theaterzeitung" gewidmet. Es wurde doch keiner ſeiner Beiträge aufgenommen, weil er bald nach Uebergabe iner Mittheilungen verhaftet wurde. Seine literariſchen Arbeiten, die h noch im Bureau des Redacteurs befinden, ſind jedoch nicht ſchlecht, ie folgende Probe beweiſt.

Erinnerung

an den 25. April 1826.

O ſprich, mein Herz, woran willſt du mich mahnen,
Was drängt dein Blut, daß es ſo feurig quillt,
Und ſtrömend brauſt durch ſeines Kreislaufs Bahnen,
Dem Weine gleich, wenn neu die Rebe ſchwillt?

zu einem ſo gemeinen Verbrechen herab ſinke, und v Göbl jetzt, kaum 28 Jahre alt, die überſtandene Strafe die letzte ſchwere Buße anſehen und ſich durch ſeine Kenntni ſein Brot erwerben und ein ehrlicher Mann werden möch allein Göbl dachte, was er im Gefängniß ſchon einmal ſeinen Genoſſen äußerte: Ich ſtehle ſo lange, bis ich einm eine Summe von hundert Tauſend Gulden „erwiſch dann werde ich rechtſchaffen und lebe von meinen Intereſſ Er ſprach dies auch gegen den Criminalrath Schw. ſogle aus. — Göbl erwiederte: Ich will gern ein braver Men

War's heute, daß du ſchwurſt zu jenen Fahnen,
Die prangend ſchmückt der Jungfrau hehres Bild?
Ja heute war's, wo dir dein Heil geboren,
Ein Zwiegeſtirn zum Folgen dich erkoren.

Du folgteſt fromm, wohin es leitend führte;
Es goß das Licht ein neues Sein in dich;
Was unbewußt ein tief Verlangen ſchürte,
Und was ſich hob, doch formlos wieder wich;
Was leblos ſank, weil es im Traum ertönte,
Und ohne Gluth im Ideal verblich,
Das ſahſt du nun verwirklicht ſich geſtalten,
Durch einen Hauch wie Knospen ſich entfalten.

Der erſte Blick verrieth, was ſich gefunden:
Ein Funke ſchlug, zwei Seelen flammten auf;
Und jedes Zwanges Feſſel kühn entwunden,
Vereinten bald die Gluthen ihren Lauf;
Und daß wir nun auf ewig uns verbunden,
Beſchwor der Mund und drückt ſein Siegel d'rauf.
Seit jenem Tag, ſeit jenem erſt Erkennen
Kann keine Macht der Erde uns mehr trennen.

Wien, am 25. April 1828.

Theobald von Göbl-Gebler.

werden, aber verſchaffen Sie mir, Herr Criminalrath, nur eine gute Anſtellung in Wien, ſonſt „bleibe ich ein Dieb und ſtehle fort, bis mir ein außerordentlicher Fang gelingt.“ Carl, der mich zweimal „ans Meſſer hetzte,“ ſoll ſeine Grauſamkeit gegen mich gut machen und mich mit einigen Tauſend Gulden bei ſeinem Theater anſtellen, und ich will gern ehrlich werden und ehrlich bleiben.

Es wurde Göbl bedeutet, daß es in der Macht des Gerichtes um ſo weniger ſtehe, dem Theobald Göbl in Wien eine Anſtellung zu verſchaffen, und zwar weil er „mittels Schubes“ von hier fortgebracht werden ſolle, es daher als eine beſondere Gnade anſehen müſſe, daß er mittels Poſtwagen unter ſicherer polizeilicher Begleitung über die Grenze der öſterreichiſchen Staaten befördert werde.

In Göbls Lebensbeſchreibung, welche er im Jahre 1840 in Mainz herausgegeben hat, ſagt er von dieſer gewaltſamen Entfernung aus Wien Folgendes:

„Nur mit Lumpen bekleidet, denn man hatte mir in Wien alle meine Habſeligkeiten, von Gerichtswegen, verſchleudert, und der Erlös derſelben war nicht einmal zur Deckung der Criminalkoſten hinreichend geweſen, obgleich ich auf das Beſte mit allem Nöthigen, wie Kleidungsſtücke, Wäſche, Toilettegegenſtände, wie ein Cavalier verſehen war, kam ich im November 1835 (wieder) nach München, wo ich, obwohl mir von edlen Damen Unterſtützung zu Theil wurde, abermals in einen großen Schuldenſtand gerieth. — Um mich von der Laſt derſelben zu befreien, verſuchte ich, bei einer Frau ein Darlehen von 1500 Gulden zu erhalten. — Da gleichzeitig bei dieſer Frau ein bedeutender Diebſtahl mittels eines Hauptſchlüſſels verübt wurde, ſo beſchuldigte man mich deſſelben! — Ich wurde für ſchuldig befunden und beſtraft, obgleich mich mein Gewiſſen von dieſem Diebſtahle frei ſprach. — Ich befand mich dann noch eines Diebſtahles wegen in Unterſuchung, wurde aber von dieſem zweiten Diebſtahl freigeſprochen.“

Göbls Aufenthalt in München bewies, daß er das ſeinem Inquirenten in Wien trotzig erklärte Beſtreben, ein Dieb zu bleiben, bis er „einen ungeheueren Fang“ gethan, ſeiner ſechsjährigen ſchweren Kerkerſtrafe, und ſeiner in andern Städten früheren, eben ſo ſchweren Kerkerſtrafen, ungeachtet, nicht aufgeben wollte. — Er hüllte ſich alſogleich auch wieder in München in ſeinen Rittermantel, ſuchte mit ſeinem angelogenen Baronat hohe Perſonen zu täuſchen, lebte mit jungen zweideutigen Weibern, plünderte liederliche Witwen, ſtahl und verpraßte ſeinen Raub mit leichtfertigen Dirnen, ſuchte ſein in Wien verlorenes Schlüſſel-Cabinet wieder zu erſetzen, und erbrach Caſſen und Käſten, wo er Geld witterte. Endlich wurde er in München ebenfalls auf friſcher That ertappt, eingekerkert, und nach überſtandener Strafzeit des Landes verwieſen.

Er wurde nach Mainz abgeſchoben. Dort organiſirte er eine förmliche Gaunerbande, die ſich mit nichts Anderem befaßte, als die in Mainz in Garniſon befindlichen öſterreichiſchen Officiere zu beſtehlen. Zu dieſer Bande warb er auch noch ſeinen jüngeren Bruder, einen bisher ganz tadelloſen Menſchen, an, wurde ſammt ſeinen Genoſſen verhaftet, und zu zehnjähriger Eiſenſtrafe, wogegen keine Appellation half, verdammt. Am 22. Februar 1840 trat er dieſe Strafe an. Am 21. Februar 1850 hätte er frei werden ſollen. Am 20. Februar 1850 fand man ihn todt in ſeinem Kerker; er hatte ſich Holzkeile in ſeinen eiſernen Halsring getrieben und ſo erſtickt. Er beging dieſen Selbſtmord, wie er auf die Wand ſeines Kerkers ſchrieb, „weil er elend krank, an Armen und Beinen durch die zehnjährige Kerkerſtrafe gelähmt worden, und ſeinem bisherigen Berufe nach erlangter Freiheit nicht wieder nachkommen könne.“

Um auf den Helden unſeres Romanes zurück zu kommen, ſo ging die Prophezeihung Iſabellens, hinſichtlich der Folgen der zu harten Contracte, bald in Erfüllung.

Eine ſchöne, junge Schauſpielerin, Madame Schreiber, ließ ſich bei Carls Theater engagiren.

Sie gefiel dem Publikum eben ſo, wie dem Herrn Director; dem letzteren aber noch weit mehr.

Sie ſpielte oft, ſie wurde ſtets mit Applaus überhäuft. Sie ſpielte im „Grafen Waltron“ die Gräfin. Auch dieſes Stück wurde zum Caſſaſtücke. Als Carl am meiſten auf ie zählte — ging ſie durch.

Carl verfolgte ſie gerichtlich.

Sie lachte ihn aus.

Die Behörden in Caſſel, wo ſich Madame Schreiber ei dem dortigen Theater in Engagement befand, nannten arls Contract mit der Künſtlerin abſurd, und gaben arls Klage keine Folge.

Eben ſo erging es Carl mit einer dritten, ſehr ſchönen, ußerſt talentvollen Schauſpielerin, Demoiſelle Mügge. emoiſ. Mügge war wirklich eine Zierde der Carl'ſchen ühne. Emil Devrient wünſchte ſie für das Dresdener oftheater zu gewinnen. Auch die Mügge brach den Con- act, ging fort von Wien und — Carl hatte das leere Nach- en.

Im Frühjahre 1835, berichtet die Brochure „Leben und Wirken Carls" Seite 49, ward das Theater zum erſten Male im Concurswege öffentlich zum Verkauf ausgeſchrieben, und drei Termine feſtgeſetzt. Bei dem letzteren ſollte es unter dem Schätzungswerthe losgeſchlagen werden. Von allen Seiten drang man in Carl, er ſolle es kaufen: umſonſt; die drei Termine liefen ab; es hatte ſich nicht ein einziger Käufer gefunden und, wie Carl es vorausgeſehen, blieb er ungeſtört in ſeinem Pachtverhältniſſe.

Da ließ ſich einſt ein junger Acrobat in Carls Büreau melden und machte ihm die Offerte, auf ſeinem Theater einige Gaſtvorſtellungen zu geben.

Wie heißen Sie?

Kliſchnigg.

Kommen?

Von Drurylane.

Spielen?

Affen!

O Beſter, die haben wir hier in Wien in Ueberzahl, damit darf ich nicht kommen.

So? — Empfehle mich! Der Mann machte einen kurzen Diener, ging der Thüre zu und kratzte ſich dort mit dem rechten Fuße verdrießlich hinterm Ohre. Carl traute ſeinen Augen nicht.

Bitte, eilen Sie doch nicht ſo! rief Carl ihm nach, es läßt ſich ja noch weiter über Ihren Vorſchlag reden.

Ich kanns Ihnen nicht verargen, daß Sie mich ſo kurz abfertigten, erwiederte Kliſchnigg. Sie kennen meine Künſte eben nicht. Ich mache einen zweiten Vorſchlag, den Sie nicht refüſiren werden: Wenn heute Abend der Vorhang gefallen iſt, werde ich Ihnen eine Probe von dem geben, was ich kann:

eiſen Sie mir einen Schauſpieler Ihres Perſonals zu, mit
em ich ein paar kurze Scenen beſprechen kann, um ſie ex
brupto Ihnen vorzuſpielen!

Mit tauſend Freuden; gleich nach Tiſche wird Jemand bei
hnen ſein. Die Probevorſtellung fand ſtatt und Kliſchnigg
elt ſein Verſprechen, das Niegeſehene zu leiſten. Noch in
r Maske des Orangutang nahm ihn Carl untern Arm,
hrte ihn ins Büreau zurück und ſchloß mit ihm ein Geſchäft
, das dem Acrobaten in Zeit von dritthalb Monden gegen
,000 fl. einbringen ſollte. Man berechne, was Carl dabei
dienen mußte, der dem Künſtler nur 100 fl. allabendlich
norirte und daher die Zeit hindurch, Abend für Abend
—1300 fl. einſtrich. — Das Jahr 1836 war ein Glücks-
r für Carl, denn es führte ihm auch einen ſeiner frucht-
ſten, talentreichſten Bühnendichter zu, Friedrich Kaiſer,
bald neben Neſtroy ſich geltend machte, mit ſeinen Pro-
ten das Repertoir und die Theatercaſſe füllte.

Ein Zerwürfniß mit Neſtroy brachte Carl im ſelben
re Grois — merkwürdigerweiſe wieder aus Gratz — der
inglich beſtimmt war, jenen zu remplaciren, dann aber, da
troy ſich wieder mit Carl ausſöhnte, neben ihm zur
ſten Befriedigung wirkte.

Mit dem Schluſſe des Jahres 1838 war auch Carls
tcontract abgelaufen. Das Drängen, das Haus zu kau-
fing wieder von Neuem an, der Vertreter der Concurs-
e bedeutete ihn, man könne ihn in ſolch' billigen Pachtbe-
ngen (11,000 fl.) nicht ferner belaſſen, man müſſe ent-
r den Pacht ſteigern oder verkaufen. Alle Vorſtellungen
blieben fruchtlos gegen Carls eiſenfeſte Beharrlichkeit,
Entſchluß, ſich durch nichts imponiren zu laſſen. Das
runglückte Theater der Leopoldſtadt war zu jener Periode

in den Händen Franz Marinellis, des Sohnes des Erbauers. Auch er machte traurige Geſchäfte, ſtak in den Schulden bis über beide Ohren und war gefaßt darauf, ſich das Haus, wie man ſagt, über dem Kopfe verkaufen zu ſehen, und da die Hypotheken faſt den Werth überſtiegen, am weißen Stabe herauszugeben. Zwei Creditoren, die Herren Barone v. Dietrich und v. Schloißnigg, waren ſeine Hauptdränger, ſie hatten die Abſicht, en compagnie das Theater zu übernehmen und zu dirigiren; der arme Marinelli mußte ſich in Alles fügen, und an einem ſchönen Decembertage 1838 früh 9 Uhr ſollte die Uebergabe an die genannten Herren erfolgen; doch

„Zwiſchen Lipp' und Becherrand
Liegt ein unbekanntes Land!“

In der Nacht vor dem verhängnißvollen Morgen ſandte Carl den Agenten Prix zu Marinelli, bot ihm durch dieſen die Kaufſumme von 170,000 fl. (die Schuldforderung der Barone betrug etwa 77,000 fl.), ſicherte Marinelli für Abtretung ſeines Privilegiums eine lebenslängliche Beſtallung als Capellmeiſter mit 1200 fl., ſeiner Familie aber bis zur Volljährigkeit der Kinder eine Leibrente. — Marinelli hing am Theater mit Leib und Seele; konnte er das Ganze nicht, wollte er wenigſtens die Muſik dirigiren, vor Noth ſchützte ihn überdem die obige Offerte; ohne ſich lange zu beſinnen, ergriff er daher die Feder und machte Carln zum Beſitzer und Privilegieninhaber der Leopoldſtädter Bühne, die durch ihn regenerirt, den alten Ruhm, den ſie ſchon längſt verloren, neu gewinnen ſollte.

Jetzt nicht mehr von den Beſchlüſſen der Wiedener Concursmaſſe abhängig, erklärte Carl ſeinerſeits derſelben, ſein Vertrag ſei ihm nicht mehr anſtändig und wolle man den

Pachtſchilling nicht um 1000 fl. jährlich ermäßigen, ſo habe er keine Luſt, ihn zu erneuern. Was war zu thun? Carl war ein prompter Zahler; wo einen ſolchen gleich wieder finden? Die Herren biſſen muthig in den gebotenen ſauren Apfel und Carl hatte — ſtatt ſich im Pachte geſteigert zu ſehen — 1000 fl. jährlich erſpart.

Am 23. December 1838 begann er ſeine neue Entrepriſe mit Haffners Poſſe: „Lady, Fee und Holzdieb.“ Hatte er auch anfänglich beabſichtigt, das Perſonale jedes der beiden Theater ſtreng geſondert von dem andern zu halten, ſo erlangte er nur zu bald die Ueberzeugung, daß er — wollte er anders Geld machen — durch friſche Wiedener Truppen die müden und halbinvaliden Leopoldſtädter unterſtützen laſſen müſſe; er führte alſo ſeine Garden Scholz und Neſtroy unter eigenem Commando ins Gefecht, erhöhte an ſolchen Abenden die Eintrittspreiſe um ein Bedeutendes, während, ſpielte nur die Leopoldſtädter Geſellſchaft, der alte geringere Eintrittspreis verblieb, erſchütterte aber dadurch den ſchwachen Credit, in dem die Kunſtleiſtungen Letzterer ſtanden, und die Vorſtellungen derſelben blieben unbeſucht. Die alten Stützen dieſes Kunſttempels waren gefallen. Ignaz Schuſter, Korntheuer, Raimund, die Krones heimgegangen. Tüchtige Regiſſeurs thaten vor Allem Noth, Carl ſuchte und fand ſie in Grois und Lang, der ſchon ſeit 23 Jahren am Leopoldſtädter Theater gewirkt und erſt ſeit wenigen Jahren demſelben den Rücken gewandt; er kam aus Berlin zur Heimath wieder und leitet noch heute das Geſchäft mit Umſicht und Energie. Das Repertoir war dadurch, daß Carl, welchem Kunſt deſertirte, das ernſte Schauſpiel vernachläſſigt hatte, ſehr monoton geworden, und den Hauptträgern der Caſſe, ihm ſelber, Scholz und Neſtroy, die an beiden Theatern, dem der Leopoldſtadt und dem a. d. Wien wirken mußten, war der Arbeit zu viel; da entſchloß er ſich, eine längſt gefaßte Idee, das franzöſiſche Vaudeville auf den Wiener Boden zu verpflanzen, auszuführen. Eine vortreffliche Soubrette bot ſich ihm in der Perſon der Frau Wohlbrück-Brüning, die an der Joſephſtädter Bühne Gaſtrollen ſpielte; er engagirte ſie und lange Zeit beherrſchte die pikante Künſtlerin das Repertoir des Wiedener Theaters und fand an den Herren de Marchion, Fröhlich, Findeiſen, namentlich aber an Frau Frieb-Blumauer und vor Allen an Carl ſelber die beſten Helfer. Das Singſpiel „Ebenchen,“ worin ſie und Carl excellirten, gab man allein 12 Mal hinter einander. So konnte Carl die Kräfte der Localpoſſe nach der Leopoldſtadt detachiren und erzielte dort mit ihnen dieſelben glänzenden Erfolge, als durch ſein und der Brüning Wirken an der Wien.

Madame Brüning iſt noch jetzt bei den Theaterfreunden Wiens unvergeſſen, und die Zeit, in welcher ſie hier engagirt war, gehört zu den brillanteſten der hieſigen Bühnen.

Madame Brüning trennte ſich aber ebenfalls von Carl, ehe noch ihr Contract zu Ende ging; ſie heirathete den Schriftſteller Schuſelka, und machte ſich dadurch von einem Engagement los, das ihr läſtig wurde.

Abermals ging die Prophezeihung Iſabellens in Erfüllung.

Gleichzeitig rappelte es wieder im Kopfe von Titus Bärenbrunn, Carls Bruder.

Er ſah täglich mehr die Reichthümer des Directors ſich häufen. Er glaubte, man dürfe nur wie Carl auftreten, die Millionen würden dann ſchon folgen.

Er machte einen theatraliſchen Verſuch auf dem Theater von Hietzing.

Er durfte dort nicht den Bruder copiren, was ſeine Force war. Der Verſuch mißlang.

Dies machte den armen Titus ganz unglücklich.

Er gab Aergerniß durch ungereimtes Reden, tolles Treiben. Sein Verſtand ging in die Brüche.

Ein Exceß, den er in einem beliebten Hôtel, zum Aergerniß vieler anſehnlicher Gäſte des Wirthes, beging, veranlaßte, daß ihn ein Arzt als verrückt erklärte.

Man brachte ihn in das Lazareth für Geiſteskranke.

Dort ſchrieb er ein Stück mit Liedern.

Die Texte bildete er nach den Couplets von Raimunds „Feenmädchen.“

Den Verfaſſer dieſer Mittheilungen erſuchte er in einem Briefe, ihn zu beſuchen.

Der Verfaſſer dieſes Romans folgte der Einladung.

Wenn Titus lichte Augenblicke hatte, ſo ſprach er ganz gut und zuſammenhängend.

Ich habe Sie zu mir gebeten, lieber Bäuerle, ſagte Titus, Ihnen ein Stück vorzuleſen, das ich geſchrieben, und das meinen Bruder noch reicher, mir aber Wohlſtand verſchaffen wird, wenn es im Carl Theater gegeben wird, und mir mein Bruder täglich die halbe Einnahme überläßt. Es heißt: „Die gute Fee,“ oder: „Die beiden Brüder.“

Der Inhalt dreht ſich um zwei Brüder, wovon der Eine reich, der Andere arm, der Eine ein Genie, der Andere aber ein Talent iſt. Das Genie will jedoch das Talent nicht aufkommen laſſen. Da macht die „gute Fee“ kurzen Proceß. Sie berührt mit ihrem Zauberſtab den einen Bruder, der kommt hierdurch zur Erkenntniß, und läßt plötzlich dem Talent volle Anerkennung zugeben; dann berührt die gute Fee auch den andern Bruder mit ihrem Zauberſtab; nun wird der auch ein

Genie. Am Ende werden beide Genies reich, außerordentlich reich, und ſo endet das Stück zu beiderſeitiger und allſeitiger Zufriedenheit.

Hören Sie die Lieder:

„Bruderlein fein, Bruderlein fein,
Sollſt nicht grauſam ſein,
Deine Sonne ſcheint ſo ſchön,
Sollſ' bei mir denn untergeh'n.
Bruderlein fein, Bruderlein fein,
Sollſt nicht grauſam ſein.“

Dann mein Aſchenlied:

Ein Bruder kommt daher,
Im Beutel iſt er leer,
Heda, Herr Millionär,
Mach' mir nicht 's Leben ſchwer!
Die Straße iſt ſo weit,
Die Wege ſind ſo breit!
Mein' Aſchen in der Kutten,
Das Gold in Deiner Butten
Hab'n neb'n einander Raum,
Und Du, Du merkſt es kaum!
Ein Aſchen!“

Nicht wahr, ſagte Titus, das iſt ſublim? Ein Aſchen! Sein Geld, meine Armuth, beides ein Aſchen! Mein Bruder wird's ſchon ſehen, daß ſein Geld nur ein Aſchen iſt; er kann's ja, wenn er ſtirbt, nicht mitnehmen!

Daran denkt er auch nicht, ſagte der Verfaſſer dieſer Mittheilung; er kann es aber ſeinem Bruder mittels Vermächtniß zuwenden!

Das verlang ich nicht, erwiederte Titus. Mein Bruder ſoll 10,000 Jahre leben, aber ich möchte auch leben, voll Ruhm leben, und Ruhm, Ehre und Geld werden mir zu Theil, wenn mein Bruder dies Stück aufführt!

Soll ich ihm dies ſagen?

Ich bitte Sie darum!

Titus umarmte den Verfaſſer dieſer Mittheilungen, küßte ihn und ſchüttelte ihm dann die Hand plötzlich mit einer ſolchen Heftigkeit, als ſollte die Hand zu ewigem Zittern verdammt werden.

Der Wärter trat hinzu.

Baron Bärenbrunn, ſagte der Wärter, fangen Sie ſchon wieder an, Ihre Freunde zu maltraitiren? Wer ſoll Sie denn noch beſuchen, wenn Sie ſo ausarten?

Titus ſtierte den Wärter an. Dann ſang er:

„Brüderlein fein, Brüderlein fein,
Mußt nicht grauſam ſein.“

Dem Autor dieſes Romans winkte der Wärter, daß er ſich entfernen möge.

Der Baron wird jetzt immer heftiger, ſagte der Wärter. Nun ſingt er in Einem fort bis Abend, dann wirft er ſich ermattet auf ſein Bett und ſchläft.

Bäuerle ging.

Hinter ihm fiel ein ſchweres eiſernes Gitter ins Schloß.

Bäuerle nahm ſeinen Weg zu Director Carl.

XVIII.

Bäuerle erzählte dem Director Carl ganz wortgetreu, was er von Titus erfahren.

Carl hörte ihn mit großer Theilnahme zu.

Mein unglücklicher Bruder, ſagte er, hängt ſeit meiner Anweſenheit in Wien dem Wahne nach, ein namhaftes Schauſpielertalent zu beſitzen, und ſeine Force beſteht nur darin, daß er mich wie mein Schatten copirt. Als er mir vor einem Monate abermals dringende Vorſtellungen machte, ihn doch endlich als „Staberl“ auftreten zu laſſen, ſtellte ich ihm vor, daß Copieen bekannter Schauſpieler auf dem Theater ſelten dauerndes Glück machten, und daß, wenn einem Copiſten einmal eine Rolle in die Hände ſiele, für welche ihm kein Original zu Gebote ſtehe, er offenbar ſcheitern müſſe. Ich gab ihm den Rath, ſich in einer Rolle zu verſuchen, in welcher er mich nicht geſehen; ich empfahl ihm dabei ein Theater, deſſen Publicum keinen zu ſtrengen Maßſtab anlege. Er wählte die Rolle des „luſtigen Fritz“ und das Theater in Hietzing, und ſpielte auch noch, um alle Anforderungen herabzuſtimmen, für die Armen in Hietzing. Er entſprach jedoch nicht im Geringſten. Er fiel total durch. Als einige Freunde ihm Applaus ſpendeten, erhob ſich eine laute Oppoſition. Er ſelbſt geſtand mir, noch nie ein Parterre ſo laut ziſchen und ſogar pfeifen gehört zu haben. Dies vernichtete ihn. Er wurde tiefſinnig, ſprach confuſes Zeug, und behauptete noch immer, er beſitze Talent. Wie ein Donnerſchlag berührte es mich, als ich neulich erfuhr, daß er in einem öffentlichen Speiſeſaale die derbſten Exceſſe begangen, daß er Zeichen von Geiſtesabweſenheit gegeben, welche einem anweſenden Arzte und dem Wirthe Veranlaſſung gaben, die Behörde von ſeiner Tobſucht in Kenntniß zu ſetzen, und die Behörde veranlaßten, Titus ins Spital für Geiſteskranke zu bringen. Leider war ich an jenem verhängnißvollen Tage nicht in Wien; ich befand mich in Baden, um die dort neu eröffnete Arena zu ſehen. Indeß habe ich mich ſogleich an den Director einer Privat-Heilanſtalt für Geiſteskranke gewendet. — Der Director dieſer Anſtalt nimmt meinen Bruder auf. Morgen wird er dahin gebracht. — Der Director hofft, ihn zu retten. Hier ſehen Sie die Quittung über 300 fl., welche ich für meinen Bruder für ein Vierteljahr bezahlte. Geneſet mein Bruder, ſo ſende ich ihn auf Reiſen. Er ſoll durch mich jede Unterſtützung finden. Meinen armen Bruder zu retten, ihn der Geſellſchaft wieder zuzuführen, ſoll meine einzige Sorge ſein. —

Carl war bei dieſer Aeußerung ſo tief bewegt, daß ihm Thränen in die Augen traten.

Seine Rührung war ungeheuchelt; er hatte ja nur einen Bruder, dann lag ihm Alles an der öffentlichen Meinung; daß er an Titus nicht lieblos handeln werde, ſollte die Welt erfahren.

Aber während noch Bäuerle bei Carl verweilte, kam die Nachricht aus dem Spitale, daß Titus an einer heftigen Gehirnentzündung erkrankt ſei.

Dazu geſellte ſich der Typhus.

Am neunten Tage hatte Carl keinen Bruder mehr. Titus ſtarb an der Gehirnlähmung.

Carl gerieth über dieſe Nachricht außer ſich.

Da Carl Vater und Mutter, den Vater an der Cholera, die Mutter am Nervenſchlage verloren, ſo fiel ihm der Gedanke ſchwer auf's Herz, daß auch er bald aus der Welt gehen könne.

Er entwarf ſein Teſtament ſchon damals, das er aber erſt am 16. September 1852 eigenhändig, obgleich es neun Bogen ſtark, ins Reine ſchrieb, und das, obgleich in der „Wiener Theaterzeitung“ am 25. Auguſt 1854 mitgetheilt, dieſen Mittheilungen unverkürzt noch ein Mal folgen ſoll, da dieſes Teſtament, obgleich Carl daran rühmte, kein Advocat der Welt vermöchte es anzutaſten, dennoch durch hartnäckige Proceſſe angefochten wurde, welche, während dieſe Mittheilungen gedruckt wurden, noch nicht zu Ende geführt wurden.

XXIX.

Zu dem durch Carl erreichten Ankauf des Leopoldſtädter-Theaters, wobei die große Schlauheit deſſelben wieder recht augenſcheinlich erſichtlich wurde, können folgende Facta nicht von der hier mitgetheilten Schilderung Carls ausgeſchloſſen bleiben.

Da der bekannte Theater-Agent Herr A. Prix die Rolle des Vermittlers bei dieſem Ankaufe übernahm, ſo wendete ſich der Verfaſſer dieſer Mittheilungen an ihn, um hierüber das Verläßlichſte zu erfahren und Herr Prix war ſo gefällig, Nachſtehendes dem Verfaſſer zuzumitteln:

„Ich ſtand zwei Jahre im Engagement bei Director Carl, ſchreibt Herr Prix, wurde aber, da er die Stelle eingehen ließ und mit der des Oeconomie-Controleurs vereinigte, entlaſſen. Bald darauf übernahm der damalige Director des Preßburger Theaters, Franz Pokorny, durch meine Vermittlung das Joſephſtädter-Theater. Ich wurde Secretär und Geſchäftsleiter, richtete das ganze Geſchäft ein, verließ aber, ungeachtet ich einen unaufkündbaren dreijährigen Contract hatte, nach 6 Monaten dieſes Engagement wieder, und widmete meine Zeit ausſchließlich meiner Theater-Agentur. Einige Zeit ſpäter ließ mich Director Carl am frühen Morgen zu ſich rufen.

„Wollen Sie mir dienen und ſich 200 Ducaten verdienen?“ redete er mich an.

„200 Ducaten?“ entgegnete ich lachend, „dafür ſoll ich wohl den Teufel aus der Hölle holen?“

„O nein,“ antwortete Carl, „Sie ſollen das Leopoldſtädter-Theater in meine Hände ſpielen.“

„Er theilte mir nun ſeinen Plan mit.

„Die nun verſtorbenen Barone Dietrich und Schloißnigg waren, aufgeſtachelt von dem nun ebenfalls verſtorbenen Theaterdichter Told, Carls erklärte Feinde. Sie gingen mit dem Plane um, von dem ganz verſchuldeten Eigenthümer und Director des Leopoldſtädter-Theaters, Herrn v. Marinelli, das Theatergebäude und die Direction, die ſie ohnehin ſchon einige Zeit in die Hand genommen und durch Told beſorgen ließen, an ſich zu bringen, das Theater an der Wien bei der bereits gerichtlich angeſuchten Verſteigerung à tout prix zu kaufen, und den Director Carl dadurch für Wien unmöglich zu machen.

„Ich war von dieſem Plane der beiden Barone bereits unterrichtet und ſtaunte nicht wenig, als ich hörte, daß Carl die ganze Intrigue genau kannte.

„Es war keine Zeit zu verlieren, denn der Theaterübergabsact ſollte am nächſten Tage unterzeichnet werden.

„Carl wollte mit den Marinelliſchen Eheleuten in keine directe Unterhandlung treten, weil er wußte, daß ihn Beide wie den leibhaftigen Satanas fürchteten, und er gegen die beiden Barone auch nicht, wenigſtens vorläufig nicht, offen auftreten wollte.

„Er theilte mir die Bedingungen mit, unter welchen er das Theater kaufen würde.

„Zur Ehre Carls muß ich ſagen, daß er ganz annehmbare Anträge ſtellte.

„Ich eilte zu Marinelli und bearbeitete ihn zu Gunſten Carls, indem ich ihm den Plan der Barone mittheilte, die hn ganz einfach von ſeinem Eigenthum entfernen und ſich nicht weiter um ihn kümmern wollten, wodurch er mit ſeiner Familie in eine ſehr mißliche Lage verſetzt worden wäre.

„Marinelli war bald gewonnen, aber nicht ſo leicht ging es bei ſeiner Frau, die einen eiſernen Widerwillen egen Carl zeigte.

„Mit unermüdlicher Geduld ſetzte ich ihr auseinander, elches Loos ſie und ihre Kinder unter der Herrſchaft der Barone erwarte und wie ſchonend und fürſorgend Carl ſie ehandeln würde, indem er Herrn v. Marinelli als Vicedirector und Capellmeiſter, ſie aber als Oeco omie-Verwalterin beibehalten, und ihnen einen namhaften Gehalt — die Ziffer weiß ich nicht mehr — ausſetzen ürde. Ich ſtellte Carln in einem viel beſſeren Lichte hin, s ſie ihn bisher geſehen, was ich als ehrlicher Mann auch un konnte, da ich viele edle Züge von ihm wußte, und ich r überzeugt, daß die Marinelliſche Familie durch arl eine angenehme Exiſtenz erhalten müßte, indeß ſie durch e Barone an den Bettelſtab gebracht worden wäre.

„Endlich wurde Frau v. Marinelli weich, und bat mich eine Bedenkzeit bis ein Uhr Mittags.

„Ich eilte vergnügt von ihr fort. Auf der Straße begeg e ich Herrn von Catharin, dem geweſenen Caſſier und eund Marinellis.

„Ich ging auf ihn zu, erzählte ihm die ganze Sachlage gewann ihn zu Marinellis Beſten für Carls Plan.

„Er eilte zu Marinelli und bearbeitete Beide ſo glücklich, daß ſie einwilligten, Alles für Carl zu thun.

„Inzwiſchen theilte ich dem Director Carl mit, was ich ausgerichtet, und daß ich Catharin gewonnen hätte, worüber er unendlich erfreut war.

„Um 1 Uhr kamen die beiden Marinelli mit Catharin beim Theater an der Wien angefahren, und bis zum Abend war der Verkaufs-Contract unterſchrieben. Carl war Eigenthümer des Leopoldſtädter Theaters, die Exiſtenz der Marinelliſchen Eheleute war geſichert.

„Ich erhielt von Carl 100 Ducaten, die andere Hälfte des mir verſprochenen Honorars gab er Catharin, zugleich machte er mir wieder einen Engagements-Antrag, welchen ich annahm.

„Gegen mich war Carl ſtets human, und ich darf behaupten, er behandelte mich mit Auszeichnung, denn ich war ſtets offen und wahr gegen ihn, wenn er mich um etwas fragte.

„Er wußte, daß ich die Anſtellung bei ihm nur als Nebenſache betrachtete, daß meine Exiſtenz durch meine Theateragentur ſichergeſtellt war. Ich für meine Perſon hatte nie Urſache, über Carl zu klagen, ich bin alſo in meinem Gewiſſen verpflichtet, ſein Andenken ſtets zu ehren.

„Dieſe ſchnell niedergeſchriebenen Zeilen enthalten nur ungeſchminkte Wahrheit.

M. Prix.“

Am andern Morgen erſchienen die beiden Barone Dietrich und Schloißnigg im magiſtratiſchen Sitzungsſaale.

Sie beabſichtigten das Leopoldſtädter-Theater auf gerichtlichem Wege an ſich zu bringen. Es wurde hiezu ein eigener Termin amtlich feſtgeſetzt.

Die beiden Barone und der Dichter Toldt, nicht ahnend, daß mittlerweile alle ihre Plane vernichtet wurden, traten mit dem Bewußtſein auf, daß ſie nicht nur äußerſt billig zu dem beliebten Leopoldſtädter-Theater gelangen, ſondern auch ihren Feind Carl für immer in der Wiener Theaterwelt vernichtet haben würden.

Man hielt bereits die Verträge zur Unterſchrift bereit, nur auf Marinelli wurde noch gewartet.

Endlich erſchien er.

Aber Herr Marinelli kam nicht allein, Carl, der ververhaßte Carl, kam mit ihm.

Toldt ſchien ſich in eine Salzſäule zu verwandeln.

Baron Schloißnigg, der ſtets einer Leiche ähnlich ſah, wollte wirklich zur Leiche werden.

Baron Dietrich allein war ſeiner Zunge mächtig.

Er wendete ſich an den, den Verkaufs-Act redigirenden Herrn Magiſtrats-Secretär.

Sagen Sie mir doch, Herr Secretär, fragte Baron Dietrich, wie kommt denn dieſer, mir verhaßte Carl hieher? der hat doch nichts bei dieſem Act zu thun? Haben Sie ihn etwa als Zeuge vorgeladen?

Nicht als eine Nebenperſon bei dem Verkaufe des Leopoldſtädter-Theaters, ſondern als die Hauptperſon, erwiederte Carl. — Ich nahm mir nämlich die Freiheit, geſtern das eopoldſtädter-Theater von dem rechtmäßigen Beſitzer Herrn on Marinelli zu kaufen. Hier ſind die Kaufcontracte nach ller Form von dem Hof- und Gerichtsadvocaten Dr. v. Hye bgefaßt. Die heutige executive Feilbietung fällt weg. Ich ezahle alle Gläubiger des Herrn von Marinelli baar. Ich erſuche den löblichen Magiſtrat von dieſen Verträgen enntniß zu nehmen. Uebrigens verſorge ich die von Mari-elliſche Familie. — Herrn von Marinelli ſtelle ich als

Vicedirector und Capellmeiſter, ſeine Frau als Oeconomie-Verwalterin an; ich belaſſe ihnen ihre bisherige große Wohnung im erſten Stock des Theater-Gebäudes und biete Alles auf, dieſe wackere Familie vor jeder Kränkung zu ſchützen.

Carl unterbreitete der magiſtratiſchen Commiſſion ſeine Documente.

Es war nichts dagegen einzuwenden.

Baron Tietrich fuhr Herrn von Marinelli hart an.

Wie haben Sie ſich denn eine ſolche Freiheit hinter meinem Rücken erlauben können? fragte Tietrich Herrn v. Marinelli.

Als Eigenthümer des Leopoldſtädter-Theaters kann ich, wenn ich meine Gläubiger nicht verkürze, thun was ich will. Ich habe noch in der letzten Minute das Recht, jeden Executionsſchritt von meinem Hauſe abzuwenden; meine Gläubiger haben ſonſt kein Recht auf mein Eigenthum, als was Ihnen Sicherheit für ihre Forderungen bietet. Alle ihre Forderungen werden bis auf den letzten Heller bezahlt. Da ich nun durch Director Carl noch in die angenehme Lage verſetzt werde, meine und die Exiſtenz meiner Familie zu ſichern, ſo brauchte ich Sie, Herr Baron, nicht zu Rathe zu ziehen, Sie ſind ja auch nur einer meiner Gläubiger!

Die Commiſſion hat hier nicht weiter einzuſchreiten, nahm der Secretär das Wort. Die Papiere ſind in Ordnung. Herr Carl iſt Eigenthümer des Theaters in der Leopoldſtadt. — Die Commiſſion entfernte ſich.

Carl und Marinelli grüßten die beiden Barone und verließen ebenfalls den Saal.

Rache! tobte Toldt, der Verfaſſer des „Zauberſchleiers,“ der ſich bereits als Director des freiherrlichen Theaters gerirte.

Rache!! kreiſchte Dietrich. Rache an dem verfluchten
rl, der mich noch ins Grab ärgern wird.

Rache! wiederholte Schleißnigg, Rache, die ich ſe-
ch ausüben werde. — Ich habe 60,000 fl. als den erſten
z auf dem Leopoldſtädter-Theater außer den nicht hypothe-
en 17,000 fl. mit Baron Dietrich in Wechſeln. Dieſe
000 fl. können mir nie gekündigt werden! Außer meinen
ereſſen, die mir halbjährig in Vorhinein bezahlt werden
ſen, iſt mir noch das Recht eingeräumt, das Repertoir zu
uriren; es darf kein Stück aufgeführt werden, das mir
t genehm iſt, und insbeſondere habe ich noch eine Loge für
erwährende Zeiten täglich zu erhalten. — Marinelli
flichtete ſich zu dieſen Zugeſtändniſſen für ſich und ſeine
en und für jeden, welcher das Theater käuflich an ſich
gen ſollte. — Wenn mir Carl heute den Satz von
000 fl. bezahlen wollte, ich nehme ihn nicht an. Er bleibt
Schuldner ſo lange ich lebe. Aber ſeine Exiſtenz will
hm ſauer machen; ich will ihn bei ſeiner Directionsführung
aniren, daß er außer ſich gerathen ſoll.

Göttlich! rief Toldt. Herr Baron, ich werde Carls
ertoir überwachen. Er ſoll gewiß kein Stück zur Auf-
ung bringen, das nicht wie „mein Zauberſchleier“
iſch iſt!

Ritterſtücke! eiferte Baron Dietrich, muß er geben.
dreißig Jahren ſeufze ich nach Ritterſtücken. — Um
erſtücke zu ſehen, wollte ich das Leopoldſtädter Theater
n. Es iſt ein Scandal, wie ſich der Geſchmack verſchlech-
hat! „Rudolf von Felseck“ oder „Die Schwarzthaler
le,“ „Hanns Dolliner,“ „Sarmäts Feuerbär,“ „Klara
Hoheneichen,“ „Mathilde von Gießbach,“ „Wülfing von
enberg,“ „Das Gaſtrecht,“ „Wendelin von Höllenſtein,“

„Waldraf der Wandler,“ „Ritter Uſſo von Untenſtein,“ „Der Todtenreiter,“ „Die Löwenritter,“ „Die Schlangenritter,“ „Emma von Falkenſtein,“ „Die zwölf ſchlafenden Jungfrauen,“ „Das Fauſtrecht in Thüringen“ kann man heute zu Tage nicht mehr ſehen, und wenn man hundert Gulden für eine Loge bezahlte!

Ja, Herr Baron, verſetzte Toldt, alle dieſe Stücke muß Carl geben und mein neueſtes Ritter-Spectakel- und Tournierſtück, „Das bleiche Schloßfräulein in der dunklen Todtengruft,“ oder „Heribert, der Skelett-Ritter,“ oder „Das Burggeſpenſt auf den Zinnen der Teufelsveſte,“ in welchem achtzig geharniſchte Todtenſchädel einen Geiſtertanz aufführen, zuerſt. Es iſt auf einhundert ſiebzig neue Decorationen berechnet, und wird ſicher an fünfhundert Abenden in einem Jahre aufgeführt.

Darin beſtehe unſere Rache! gelobte Schloißnigg.

Rache! Rache! ſchnaubte Dietrich.

Gräßliche Rache! brüllte Toldt.

Mit dieſer Exclamation verließen die drei Herrn den magiſtratiſchen Commiſſions-Saal.

Innerhalb einer Stunde erfuhr Carl jedes Wort von dieſer Verſchwörung gegen ihn.

Doctor von Hye, Carls Rechtsfreund, befand ſich gerade bei dem neuen Eigenthümer des Leopoldſtädter Theaters, als ein, im Magiſtratsgebäude, in der Stunde der racheglühenden Schwüre der beiden Barone und des unſterblichen Verfaſſers des „Zauberſchleiers,“ anweſender Verehrer Carls, demſelben dieſe entſetzlichen Vorſätze ſeiner Gegner hinterbrachte.

Schlimm! ſehr ſchlimm! bemerkte Carls Anwalt. Leider iſt es wahr, daß Schloißnigg den Director Carl chicaniren kann. Ein Punct ſeines Contractes mit Marinelli, welchen auch jeder ſeiner Nachfolger reſpectiren muß, räumt ihm das Recht hiezu ein.

Nicht ſo viel! erwiederte Carl und zeigte dabei ſeine Nagelſpitze, kann mir Baron Schloißnigg anhaben. Ich drehe dem Baron eine Naſe, größer als ein Thurmknopf. Laſſen Sie mich nur machen, Herr Doctor!

Den ärgerlichen Contractspunct können Sie nicht entkräften. Um Baron Schloißnigg dahin zu bringen, daß er ſeine Rechte aufgibt, vermag Niemand zu erwirken. Baron Schloißnigg iſt eigenſinnig und — rachgierig.

Es wird darauf ankommen, erwiederte Carl. Ich bitte Sie, Herr Doctor, mich morgen zu dem Herrn Baron zu begleiten und gefälligſt noch einen Herrn Advocaten hiezu einzuladen; ich bringe zwei Zeugen und meinen Secretär Franz mit. Das Uebrige laſſen Sie mir über!

Am andern Morgen erſchien Director Carl mit ſeinen beiden Advocaten und mit zwei Zeugen, dann mit ſeinem Secretär Franz im Vorzimmer des Baron Schloißnigg, in ſeinem Hauſe Nr. 514 in der Praterſtraße.

Baron Schloißnigg ſah von ſeinem Balcone die Herren zu Wagen kommen.

Er konnte bemerken, daß dieſe Auffahrt ihm gelte.

Er ſchrie daher ſchnell ſeinen Bedienten zu:

Laßt Niemand vor! Meldet mich krank! Ich lege mich auch ſogleich ſammt den Stiefeln und meinem Caput zu Bette. Ich bin ſterbenskrank! Meldet dies den Herren, welche mich zu ſprechen wünſchen!

Baron Schloißnigg eilte in ſein Schlafzimmer, warf ſich in ſeinen weichen Pfuhl und zog die ſeidene Bettdecke ſo hoch über ſein Haupt, daß die lackirten Stiefel und die Strupfenhoſen bis über die Kniee ſichtbar wurden.

Die ſechs Herren fanden ſich im Vorzimmer ein.

Wir wünſchen Baron Schleißnigg zu ſprechen, ſagte Carl.

Iſt unmöglich! erwiederte der eine Bediente.

Sterbenskrank! der andere.

Er iſt ſo krank, verſetzte der dritte, daß er ſich wahrſcheinlich heute noch mit den heiligen Sterbſacramenten wird verſehen laſſen.

So? ſagte Carl, und der Baron ſtand doch erſt auf ſeinem Balcone? Er wird doch nicht Komödie ſpielen mit uns? Komödie zu ſpielen iſt meine Sache! Melden Sie uns nur, und ſagen Sie dem Herrn Baron, Director Carl ſei hier und hätte hinſichtlich des Leopoldſtädter Theaters Etwas vorzubringen, was dem ganzen Kaufgeſchäfte eine andere Wendung geben müſſe. —

Ich werde dies dem Herrn Baron melden, verſetzte der Bediente.

XXX.

Baron Schleißnigg ließ die Herren in ſein Schlaf nmer kommen.

Eine ganze Deputation! rief der Baron.

Ja, ſagte Carl, eine ganze Deputation! Eine Deputation, e ſich an mich angeſchloſſen hat, um mit mir, Sie, Herr aron, um Nachſicht, um Schonung, ja um Gnade zu bitten.

Sollte der übermüthige Carl, der Mann, der an Liſt und rſchlagenheit ſeines Gleichen ſucht, meiner Gnade bedürfen?

Gewiß, Herr Baron, bedarf ich ihrer; aber ehe ich noch ine demüthige Bitte verbringe, ſo bitte ich Sie, hochge lter Cavalier, dieſen kalten, ſchneidenden, ja hämiſchen Ton, Sie gegen mich anſtimmen, nicht ferner fortzuſetzen. Dieſer n nimmt mir den Muth, Ihnen mein Geſuch vorzutragen.

Der Baron lachte.

Ihnen, Herr Director Carl, nimmt der Teufel nicht den ith, geſchweige ich, der ich nur ein Menſch bin.

Und was für ein edler Menſch! rief Carl voll Ekſtaſe aus.

Keine Schmeicheleien! ſagte Schleißnigg. Ich liebe nicht. Sprechen Sie es ſchnell aus, was Sie wünſchen; ſehen, ich bin krank — ſehr krank!

Herr Baron, verſetzte Carl; es kann Nichts einem Lei den ſo ſchnelle Linderung in ſeinen Qualen, einem Pa ten ſo geſchwinde Geneſung geben, als eine wohlthätige dlung! Herr Baron, werden Sie an mir zum Wohlthäter. Sie ſind Ihr eigener Arzt. —

Ihnen ſoll ich eine Wohlthat erweiſen? Ihnen, der mir dem Baron Dietrich erſt den ſchmachvollen Streich mi dem Leopoldſtädter Theater geſpielt hat? — Da müßte ich wahnſinnig ſein!

Sie wollen mich alſo verderben, Herr Baron?

Mit dem größten Vergnügen!

Es iſt alſo wahr, daß Sie die 60,000 Gulden auf dem erſten Satz des Marinelliſchen Schauſpielhauſes kündigen? Herr Baron, wenn Sie dies thun, wenn ich Ihnen 60,000 Gulden in wenigen Monaten bezahlen ſoll, ſo bin ich ruinirt. — Herr Baron, bedenken Sie, daß ich das Theater nur darum gekauft, weil ich erfahren, Sie würden dieſe enorme Satzpoſt für immerwährende Zeiten auf dem Hauſe belaſſen.

Baron Schleißnigg ſtutzte.

Das Leopoldſtädter-Theater, fuhr Carl fort, kann nicht vor Jahr und Tag rentable werden! Ich muß eine ganz neue Geſellſchaft engagiren; ich muß von der Verſenkung bis zum Schnürboden Alles neu herſtellen laſſen; Parterre, Logen und Gallerien befinden ſich in einem Zuſtande, daß kein anſtändiger Menſch ſie beſuchen können; die Garderobe beſteht aus Fetzen (dies war jedoch nicht der Fall), die Decorationen ſind durchaus abgebleichte Lappen; und was das Entſetzlichſte iſt, von Toldt, dem glorreichen Verfaſſer des „Zauberſchleiers,“ von dem genialen Dichter, deſſen Stücke allein [illegible]n Theaterunternehmer zum Millionär zu machen im Stande ſind, erhalte ich keine Zeile. So eben erfuhr ich durch den Theater-Agenten Prix, daß er lieber Verſe für die Käſeſtecher auf Oſtereier, als mir auch nur ein Stück in einem Act ſchreiben wolle.

Der Baron lachte.

Der Joſephſtädter Shakeſpeare wird Ihnen ſeine Genialität widmen! Welche Hirngeſpinſte ſchufen Sie ſich denn noch?

Aus Allem dieſem, Herr Baron, geht hervor, daß ich eher noch 60,000 fl. aufnehmen ſollte, als an Sie bezahlen!

Ei! Ich dachte doch, Sie hätten in Ihrem Caſſazimmer die Tonnen Goldes nur ſo herumſtehen, wie der „Greißler“ die „Krauthafen?“

Spotten Sie nicht, Herr Baron, ſpotten Sie nicht, ſondern helfen Sie mir durch Ihre Gnade!

Der Gottſeibeiuns ſei Ihnen gnädig und die Hölle erzeige Ihnen Nachſicht, aber ich will hievon nichts wiſſen. Nicht in Monaten, ſondern, wie es im Contract feſtgeſetzt iſt — in 14 Tagen, müſſen Sie die 60,000 fl. bezahlen! Meinethalben ſterben Sie darüber! Es wäre kein Unglück, wenn ein ſolcher Böſewicht, wie Sie, und wie Ochſenheimer auf dem Hoftheater noch keinen fürchterlicheren dargeſtellt hat, von der Welt käme! — In 14 Tagen müſſen Sie 60,000 fl. baar hier erlegen, ſechzig Banknoten, jede zu Tauſend Gulden, damit ich nicht meine Zeit mit dem Zählen verbringe, oder ich verkaufe das Theater um den Schätzungspreis, und dann Herr Director Carl, verfluchen Sie meinethalben den Baron Schleißnigg; der Baron Schleißnigg lacht Sie aus!

Herr Baron, ich werfe mich Ihnen zu Füßen!

Machen Sie mir keine Lazzi vor und verlaſſen Sie mich jetzt ſammt Ihrer Begleitung, von der ich ohnehin nicht weiß, weshalb ſie in meinem Zimmer hier Statiſten vorſtellt!

Es hilft alſo kein Flehen? Sie beſtehen darauf, daß Ihnen der Satz von 60,000 fl. bezahlt werde?

Je eher, je lieber! Heute noch nehme ich dieſes Geld, ſo komme ich doch mit Ihnen in keine Colliſion mehr!

Sie haben es gehört, meine Herren, ſagte Carl, Sie meine Herren Doctoren von Hye und von Bach; Sie haben es gehört, Sie meine Herren Zeugen Fiſcher und Schröder, der Herr Baron beſteht darauf, daß ich ihm die Satzpoſt von 60,000 fl. bezahle, und zwar heute lieber als morgen?

Wir haben es gehört, wir, Doctoren der Rechte und Advocaten.

Wir haben es gehört als Zeugen! ſagten die Herren.

Wohlan denn, ſagte Carl, Herr Secretair Franz, ſo zählen Sie dem Herrn Baron von Schloißnigg ſechzig Banknoten, jede zu 1000 fl., auf; auch hierin ſoll der Herr Baron ſeinen Willen haben, und ſollte ich darüber zu Grunde gehen!

Franz zählte dem Baron die verlangte Summe auf.

Quittiren Sie, Herr Baron, erinnerte Doctor Hye.

Und ſeien Sie ſogleich ſo gütig, dieſe Löſchungs-Urkunde für das magiſtratiſche Grundbuch zu unterzeichnen, mahnte Doctor Bach, indem er das ſchon bereit gehaltene, hierzu gehörige Document dem Baron vorlegte.

Unterzeichnen Sie mein Todesurtheil! ſagte Carl mit kummervoller Miene.

Ich wünſchte, es wäre Ihr Todesurtheil! triumphirte der Baron, und unterzeichnete Quittung und Löſchungs-Urkunde und übergab beides den Herren Doctoren.

Und ich wünſche, Herr Baron, ſagte Carl, indem er plötzlich die heiterſte Stimmung annahm, daß Sie mir dieſe kleine Ueberliſtung vergeben werden. Ich wäre wirklich unglücklich geworden, wenn Sie nicht die Gnade gehabt, mir huldreichſt aufzuſitzen. Dieſe Satzpoſt hätte mich wahnſinnig gemacht, und hätten Sie wirklich einen Einfluß auf meine Bühnenleitung nehmen wollen, ſo hätte ich mir das Leben genommen. — Konnten Sie wirklich glauben, daß Carl ein Theater kaufen möchte, ohne nicht den dazu gehörigen Fond wenigſtens dreifach disponible zu haben? Ihre angedrohten Chikanen habe ich zu beſeitigen gewußt, Herr Baron; ich muß Sie nun n bitten, in Gemeinſchaft mit Baron Dietrich andere ne der Rache zu ſchmieden. — Dem Herrn Dichter Toldt e ich mich aber ins Beſondere zu empfehlen. Geruhen Sie zu hinterbringen, daß, wenn ich einmal das „Wurſtel-ater“ im Prater pachten ſollte, ich auf ſeine Feder zählen de, aber ſo lange ich noch einem Künſtler-Inſtitute ver-de, möchte er ſein ſinnloſes Geſchreibſel für die Oſtereier Greißler bewahren!

Der Baron vermochte vor Entrüſtung und Wuth kein rt zu ſprechen.

Carl und ſeine Freunde empfahlen ſich.

Der Baron riß an der Glocke.

Seine drei Bedienten ſchoßen wie Pfeile zur Thüre herein.

Spitzbuben! rief er ihnen entgegen: ich jage Euch alle zum fel, daß Ihr mir dieſe Leute in mein Zimmer kommen ließet.

Der Herr Baron haben ihnen ja den Eintritt erlaubt, etzte einer der Bedienten.

Schweig, Tölpel! donnerte der Baron.

Wenn ich nur wüßte, ſagte er nach einer Pauſe zu ſeinen nern, was ſie ſprachen, als ſie mein Zimmer verließen?

Sie lachten, antwortete ein Bedienter, daß ſie ſich gegen-g feſthalten mußten und Doctor Hye ſagte: Herr Director rl, ſollten Sie dieſe Scene aufs Theater bringen laſſen, richt das ganze Haus in Beifall aus.

Neſtroy muß mir ein Stück ſchreiben unter dem Titel: t gegen Bosheit!“ ſagte Carl.

Neſtroy! ſtöhnte Schloißnigg, Neſtroy, der Satyriker, troy, der den Stachel der Ironie, die Rakette des Witzes t wie keiner, ſoll mich auch noch lächerlich machen? Ich will eigen zu dieſer Geſchichte und nicht mehr von Rache ſprechen.

XXXI.

Um Carls Biographie zu ergänzen, die am Ende doch in dieſem Romane nicht außer Acht gelaſſen werden ſoll, darf nicht übergangen werden, daß er mit ſeiner Gattin und mit Frau von Scheidlin, dann mit ſeinem Decorateur de Pian und mit ſeinem Maſchiniſten Süßbauer im Mai 1843 eine Reiſe nach Paris unternahm.

Die Pariſer Theater boten ihm reiche Ausbeute für das Decorationenweſen. Er brachte eben ſo ſchöne Zeichnungen als treffliche Modelle zu Maſchinen mit. Er lernte auch eine neue Art kennen, die geſchloſſenen Zimmer auf der Bühne in Couliſſen-Decorationen zu verwandeln. Bei einem von Bäuerle geſchriebenen Luſtſpiele „Rococo“ wendete er die Bereicherung ſeiner Kenntniſſe trefflich an, das Luſtſpiel „Rococo“ erlebte in wenig Monaten über vierzig Vorſtellungen, zu welchem Glücke das treffliche Spiel Carls, der Demoiſelle Condoruſſi, der Herren Scholz und Fröhlich nicht wenig beitrug.

Zu Ende des Jahres 1844 wurde abermals das Theater an der Wien zum executiven Verkaufe ausgeſchrieben.

Der Termin der Feilbietung wurde auf den 23. April 1845 feſtgeſetzt.

Ehe man hierzu ſchritt, wurde dieſes Theater abermals dem Director Carl zum Kaufe angeboten.

Wie früher wies Carl den Kauf entſchieden zurück.

Man ſagte ihm:

Betrachten Sie dieſe Angelegenheit nicht ſo leichtſinnig.
en Ihrer Gegner haben Sie zwar nicht mehr zu fürchten,
on Schloißnigg geht Ihnen aus dem Wege, aber Ba
Dietrich mit ſeinem Groll im Herzen gegen Sie, hin-
lich des Leopoldſtädter-Theaters, wird Ihnen das Theater
er Wien entreißen. Baron Dietrich kauft es ganz
er für den Director der Joſephſtädter-Bühne Pokorny.

Carl lachte hierzu.

Weder ſein Secretär, noch irgend Jemand von ſeiner Fa-
e, noch von ſeiner Geſellſchaft durfte der Verſteigerung im
giſtrats-Gebäude beiwohnen. Nur Carls Rechtsfreund
tor Hye fand ſich dabei als Beobachter, aber nicht als
Kaufe Bevollmächtigter ein.

Dieſer Act ging vor ſich, und wie es Carl prophezeit
e, ſo geſchah es.

Die Verſteigerung fand am benannten 23. April 1845
10 Uhr Vormittags ſtatt.

Um eilf Uhr trat ſchon Director Pokorny in das Re-
ens-Bureau der Theaterzeitung und rief freudig bewegt:
„Gratuliren Sie mir, Herr Bäuerle, ſo eben habe ich
er öffentlichen Licitation im Magiſtrats-Gebäude das
ter an der Wien um 199,000 Gulden CM. als Meiſt
der erſtanden. Ich erſuche Sie, dies ſogleich in der
terzeitung zu verlautbaren.“

Bäuerle wünſchte Pokorny herzlich Glück. Der Preis
99,000 fl. für dieſes herrliche, großartige, vierſtockhohe
ter, mit ſeinen Nebengebäuden u. ſ. w. im Vergleiche mit
ten baufälligen Baracke, mit drei Gallerien, die ſo nie-
aren, daß die Soldaten die Czakos vom Kopf nehmen
n, wenn ſie Wache ſtanden, für das Carl 170,000 fl.

baar in Silberzwanziger bezahlen mußte, war auch einer Gratulation werth.

„Dabei hatte ich auch noch das Glück, ſagte Pokorny, daß der gerichtlich ausgeſchriebene Vadimonium pr. 15,000 fl. von mir nicht einmal angenommen wurde, ſondern daß man es zurückſchob und nur meine Unterſchrift verlangte, endlich die billigen Termine, die man mir zur Bezahlung zugeſtand, machen mich noch glücklicher als der billige Preis!“

Pokorny entfernte ſich voll Freude.

Bäuerle ſchrieb die Nachricht für ſein Blatt nieder und fuhr dann auch ſchnell zu Carl ins Theater an der Wien, um ihn hiervon zu unterrichten.

Es fand ſoeben die Probe von einem neuen Stücke von Neſtroy, unter dem Titel „Unverhofft“ ſtatt.

Carl war auf dem Theater, Bäuerle eilte zu ihm.

Er theilte ihm die Neuigkeit mit und ſetzte bei, daß er ſie aus Pokornys Mund ſelbſt habe.

Und Sie werden dies Märchen Ihren Leſern mittheilen?

Kein Märchen, Wahrheit; Sie werden dieſe morgen in meiner Zeitung leſen.

Lügen, erwiederte Carl, Lügen dieſer Art ſtreicht die Cenſur.

Nun kam auch Capellmeiſter Adolf Müller auf die Probe.

Es iſt entſchieden! rief er Carl zu.

Was iſt entſchieden? fragte Carl.

Der Verkauf des Theaters an der Wien. Pokorny hat es um 199,000 fl. erſtanden!

Die Schauſpieler erſchütterte dieſe Zeitung.

Ich glaube es nicht, ſagte Carl, ich glaube es nicht! Bäuerle hat dieſe Nachricht ſogar aus Pokornys Munde und dennoch glaube ich ſie nicht.

Jetzt erſchien Doctor Hye und bekräftigte, was ſchon be-
annt war.

Baron Dietrich ſteckt dahinter! ſagte Carl. Endlich
at er ſich an mir gerächt, aber nur halb ſoll's ihm gelingen.
Herr Doctor von Hye, bat er dieſen; bemühen Sie ſich doch
chnell zu Pokorny in die Joſephſtadt; bieten Sie ihm fünf-
ig Tauſend Gulden in Zwanzigern mehr an dafür,
aß er mir ſeinen Kauf überläßt. Um 50,000 fl. ſoll mich
Dietrich bringen können, aber nicht um dies Thea-
er, die Wiege und den Tempel meines Glücks!“
Eilen Sie, Doctor! Tauſend Ducaten für Ihre Be-
mühung, wenn Sie dieſen Kauf zu Stande bringen.

Hye flog mit ſeinem Fiaker wie auf der Eiſenbahn zu
Pokorny.

Allein Pokorny blieb wie ein Steinbild gebärdenlos gegen
Doctor Hyes Vorſtellungen:

Sagen Sie dem Director Carl: nicht um zwei Mal Ein-
undert neun und neunzig Tauſend Gulden überlaſſe ich ihm
s Theater an der Wien. Ihm zum Beweiſe, wie ſehr ich
ich ſehne, daſſelbe zu beſitzen, laſſe ich ihn nur morgen noch
ne Vorſtellung geben. Uebermorgen ziehe ich in mein Haus
d meine Schauſpieler ſtehen auf den Brettern, welche morgen
e ſeinigen zum letzten Mal betreten!

Hye überbrachte die Unglücksbotſchaft.

Welche ſchmähliche Antwort! ſagte Carl. Für 145,000 fl.
tte ich vor der Licitation dieſes Theater haben können, jetzt
te ich zwei Mal hundert neun und vierzig Tauſend Gulden,
ein Mal hundert vier Tauſend Gulden mehr, und werde
f die roheſte Weiſe abgewieſen! Ich ſchäme mich nur vor
iner Frau und vor meinen Freunden, die mir ſo oft zurie-
: Meinen Eigenſinn endlich aufzugeben.

Hye wurde durch dieſes Selbſtgeſtändniß ganz überraſcht.

Carl ſendete noch ein Mal zu Pokorny und ließ ihn bitten, wenigſtens bis zum 30. April im Theater an der Wien, Vorſtellungen geben zu dürfen.

Dies bewilligte Pokorny*).

---

*) Pokornys Unwille gegen Carl, hervorgerufen durch zahlloſe Reibungen und Neckereien, welche Carl bei keiner Gelegenheit verſchmähte, ging ſo weit, daß Pokorny ſeine Abneigung ſogar auf die wirklich pracht- und geſchmackvolle Einrichtung, mit welcher Carl ſeine Wohnung im Theater an der Wien ſchmückte, ausdehnte.

Carl ließ Pokorny erſuchen, ihm ſeine, erſt ſeit vier Wochen angeſchafften Meubles, Tapeten, Luſters, Draperien, Teppiche, großen Spiegel u. ſ. w. abzunehmen. Dieſe Einrichtungsſtücke waren in der That fürſtlich, und da Carl den feinſten Geſchmack beſaß, ſo hätte jeder Andere als Pokorny, nichts beſſeres thun können als dieſes Ameublement um den ſehr billigen Preis, den Carl feſtſetzte, zu kaufen.

Den Anbot zurück zu weiſen, hatte den Exdirector des Theaters an der Wien auch nicht geſchmerzt, allein Pokorny ließ vorher die ſchönen Gegenſtände durch ſeine Frau beſchauen, und Frau Pokorny mußte den Beſcheid geben: „Wegen Mangel an Geſchmack und Eleganz möchte ſie das Gebotene nicht geſchenkt, vielweniger fürs Geld.“ Darüber gerieth Carl in den heftigſten Zorn, ihm Geſchmackloſigkeit vorzuwerfen, konnte er nicht begreifen.

XXX.

Am Abende des 23. April — des nämlichen Tages, an
hem das Theater verkauft werden — war daſſelbe in allen
men überfüllt. Dies war und iſt zwar immer noch bei
erſten Vorſtellungen Neſtroyſcher Stücke der Fall; aber
s Mal hatte der ganz ungewöhnliche Andrang des Publi-
noch einen zweiten Grund in der Erwartung, daß Carl
einem Perſonale ſchon dieſen Abend feierlichen Abſchied
ieſer Bühne nehmen werde. Da aber mittlerweile die
ne Bewilligung, noch bis zum 30. April die Vorſtellungen
ſetzen, von dem neuen Eigenthümer, ertheilt werden
ſo fand erſt an dem zuletzt genannten Tage der Ab-
ſtatt.

Bei abermals überfülltem Hauſe," ſchreibt Kaiſer in
Brochure, bei der letzten Vorſtellung Carls im Theater
Wien, in welchem ſelbſt der allerhöchſte Hof anweſend
wurde zu dieſem Zwecke ein großes Quodlibet gegeben,
s, aus Scenen der beliebteſten Stücke zuſammengeſetzt,
orzüglichen Mitgliedern der Carlſchen Geſellſchaft Ge-
it bot, ihre oft bewährte Wirkſamkeit zu entfalten. Die
lung ging unter der regſten Theilnahme vor ſich, und
blicum ward nicht müde, ſeinen Lieblingen die reichſten
feiner Gunſt zu geben. — Nach dem Schluſſe der
ungen erhob ſich aber der Verhang auf's Neue, alle

Mitglieder des Theaters waren zu beiden Seiten gereiht, in ihrer Mitte ſtand Carl, trat vor, und begann folgende Abſchiedsworte, welche wir der „Theaterzeitung“ entnehmen, an das Publicum zu richten:

„Zum letzten Male erſcheine ich heute vor Ihnen in dieſen Räumen, ein doppeltes Gefühl im Herzen tragend, das der Trauer — und das der Freude! — Der Trauer weil ich eine Anſtalt verlaſſe, die ich vor zwanzig Jahren als ein ſterbendes Kind getroffen, vom Tode errettet, und durch Ihre Güte unterſtützt, ſeither gepflegt, genährt, und zu einem geſunden, kräftigen Daſein emporgehoben habe.“

„Doch wieder freudig ſchlägt mein Herz bei dem ſüßen Bewußtſein, — daß ich mich nur von dieſem Hauſe trenne — von Ihnen — ſo lange mein Lebensgeſchick mir Thatkraft vergönnt, nie!“ —

„Erhalten Sie mir, und meinen treuen, thätigen Mitgliedern, die Sie hier um mich verſammelt ſehen, jenes Wohlwollen, deſſen Sie uns ſo lange gewürdigt, und beſuchen Sie uns recht oft in jenen beſcheidenen Räumen, wohin wir für jetzt gewieſen ſind, unſer Wirken zu entfalten. Ueberſehen Sie die nicht einladende Schale dem Kern zu Liebe, der Ihnen ſo oft gemundet! — Laſſen Sie mir die Wahrnehmung Ihrer Sympathie für mein neues Unternehmen angedeihen, ich verſpreche Ihnen dagegen: daß in kürzeſter Zeit das veraltete Theaterhäuschen nahe am Donauſtrande wie durch einen Zauberſchlag ſich in einen ſtattlichen Tempel des Frohſinns und der Heiterkeit verwandeln ſoll!“

„Sie haben mir ſo ſchmeichelhafte Beweiſe Ihrer Aufmerkſamkeit und Theilnahme gegeben, daß ich es wagen darf, Sie zu bitten, auch mir zu erlauben, Ihnen einen ſchwachen Beweis meines unbegrenzten Dankes an den Tag zu legen.“

„Als nunmehriger Vorſtand Eines Theaters bin ich in die traurige Lage verſetzt, wenn auch nur einen kleinern Theil — aber dennoch manches Glied meines großen Vereines ſogleich verabſchieden zu müſſen; erlauben Sie mir daher, daß ich denjenigen, die dieſes Loos trifft, das ganze Erträgniß der heutigen, ſo reichlichen Einnahme, in Ihrem Namen, als augenblickliche Unterſtützung zuwende.“

„Sie haben uns ſo lange Ihren Schutz angedeihen laſſen, es können aber Augenblicke kommen, wo wir mehr als Ihres Schutzes, wo wir Ihrer Rechtfertigung bedürfen! Entziehen Sie uns dann auch dieſe nicht! Dieſem Hauſe, für immer, ein herzliches Lebewohl, Ihnen für immer, ein freudiges Willkommen!“

Dieſe Rede, ſchreibt Kaiſer, wurde mehrmals von lebhaften Beifallsrufen unterbrochen, und zum Schluſſe mit einem faſt nicht enden wollenden Applauſe erwiedert.

Die Einnahme dieſes Abends belief ſich auf nahe an 1300 fl., und wurde an die entlaſſenen Mitglieder vertheilt.

Uebrigens war wohl das Ergriffenſein und der Schmerz, welchen Carl bei der oben citirten Rede an den Tag legte, nicht etwa blos erkünſtelt. Er betrauerte wirklich den Verluſt dieſes Theaters, welches in Bezug auf ſeine Größe, ſeine Bauart, und die Zweckmäßigkeit der innern Einrichtung das ſchönſte Theater Wiens genannt zu werden verdient, deſſen vorderen Tract er ſeit zwanzig Jahren als Wohnung benützt, und dieſe erſt vor kurzer Zeit auf das glänzendſte neu eingerichtet hatte.

Nachdem Carl mit ſeiner Geſellſchaft auf die Inſel hinübergewandert war, ließ er zuerſt das alte Theater mit vielem Geſchmacke im Rococo-Style decoriren, und gab dort Vorſtellungen, deren Repertoire größtentheils aus älteren Poſſen beſtand. Erſt im Jahre 1847 ſchritt er an die Ausführung des lange gehegten Planes, nämlich an die Erbauung eines neuen Theaters.

Er mochte dieſen Gedanken ſchon lange vorher, ehe er noch an den Verluſt des Theaters an der Wien dachte, gefaßt haben; denn ſchon während ſeiner im Jahre 1843 in Begleitung des Decorateurs, Herrn de Pian, und des Theatermeiſters, Herrn Süßbauer, unternommenen Reiſe nach Paris, hatte er ſich in dieſer Weltſtadt alle Theater und deren innere Einrichtung genau beſehen, von ihrer Ausſchmückung Zeichnungen abnehmen laſſen, und auch einige Bau-Plane käuflich an ſich gebracht.

Um die Zeit, während welcher das alte Theater niedergeriſſen und das neue erbaut wurde, nicht nutzlos verſtreichen zu laſſen, wurde in dem damals noch beſtehenden Odeonſaale ein Aushilfstheater errichtet, in welchem die Carl'ſche Geſellſchaft Vorſtellungen gab, die aber keinen beſonderen pecuniären Gewinn erzielten.

Am 10. December des Jahres 1847 fand die Eröffnung des mit ſtaunenswerther Schnelligkeit in einem Zeitraume von ſechs Monaten nach dem Plane der Herren Profeſſoren van der Null und Sieghardsburg erbauten neuen Theaters ſtatt, welches zum Andenken an den Erbauer den Namen „Carl-Theater" erhielt.

Ganz Wien war geſpannt, dieſes neue Theater zu ſehen, und dies veranlaßte Carl, zu hoffen, daß das Haus wegen ſeiner Neuheit allein, auch abgeſehen von dem, was darin geboten würde, durch längere Zeit von Schauluſtigen gefüllt ſein werde. Er hatte deshalb für kein größeres neues Stück geſorgt, ſondern eröffnete es mit einem, von ihm ſelbſt geſprochenen Prologe, einem kleinen Luſtſpiele, und der nach

Friedrich's Luſtſpiele: „Ein Stündchen in der Schule" von Neſtroy bearbeiteten einactigen Poſſe: „Die ſchlimmen Buben."

Obgleich beide Stückchen übrigens ganz nette Bluetten waren, ſo konnten ſie doch nicht würdig genannt werden, zur Feier der Eröffnung eines neuen Theaters zu dienen. Ueberdies hatte Carl eine gewiſſe allzuängſtliche, das Publicum beläſtigende Controle für die Entrées angeordnet, und endlich machte die Beſchaffenheit des Schauplatzes ſelbſt, welcher eher einen düſtern als erheiternden Anblick gewährt, einen ſo unbehaglichen Eindruck, daß die Stimmung der am erſten Abende ſehr zahlreichen Verſammlung eine gedrückte war, und am Ende der Vorſtellung der Vorhang fiel, ohne daß ein Zeichen des Beifalls ſich kundgegeben hätte. — Schon an den nächſten Tagen hatte der Beſuch ſehr abgenommen, und Carl, der, wenn man den Kaufpreis des alten Theaters, deſſen frühere Renovirung, endlich die Koſten des Neubaues zuſammenrechnet, über eine halbe Million an dieſes Unternehmen gewagt hatte, mußte befürchten, ſich abermals in ſeiner Vorberechnung auf eine empfindliche Weiſe getäuſcht zu ſehen. — Mißmuth, Aerger und Angſt warfen ihn ſchon damals auf's Krankenlager, von welchem ihm aber ſeine kräftige Natur, unter Hilfe tüchtiger Aerzte, bald wieder aufhalf.

Das verhängnißvolle Jahr 1848 brachte eine noch größere Stockung hervor, und dies um ſo mehr, als Carl, trotz ſeines Alters vom allgemeinen Schwindel ergriffen, ſein Geſchäft als Theater-Director vernachläſſigte, und es vorzog, in der Uniform eines National-Garde-Bezirks-Chefs zu paradiren, oder als Mitglied des Gemeinderathes ſeine Beredſamkeit zu erproben.

Erſt gegen Ende des Jahres 1849, nachdem die politiſchen

Fluthen ſich verlaufen hatten, und im Publicum die Theaterluſt wieder erwacht war, begann das Carl-Theater ſich allmälig eines zahlreicheren Beſuches zu erfreuen; doch fiel von dieſer Zeit an bis zu Carls Tode kein Ereigniß vor, welches für ſeine Bühne von beſonderer Bedeutung geweſen wäre, mit einziger Ausnahme des im Jahre 1851 zu Stande gekommenen Engagements des noch jugendlichen Komikers, Herrn Carl Treumann, deſſen erſte Lorbeeren im Theater an der Wien emporgekeimt waren.

Wenn man ſich erinnert, daß Scholz durch eine Reihe von fünfundzwanzig Jahren es zu keinem höheren Gehalte, als dem von 1600 fl. bringen konnte, ſo müſſen die Bedingungen, unter welchen der erſt ſeit wenigen Jahren in Wien zur Geltung gekommene Carl Treumann engagirt wurde, nämlich mit einem Gehalte, der, die Spielhonorare, Benefice u. ſ. w. mit eingerechnet, faſt die Höhe von ſechstauſend Gulden erreicht, überaus glänzend genannt werden.

Zu Carls Schwächen gehörte auch eine unbegrenzte Eitelkeit.

Obwohl bereits hoch in den ſechszig, gefiel er ſich doch darin, noch einen ſteten Aufwand von jugendlicher Kraft zur Schau zu tragen, und dies beſtimmte ihn, zu Anfang Februar 1854, gleich einem lebensfriſchen, genußſüchtigen Jüngling, in drei auf einander folgenden Nächten Bälle zu beſuchen, und in der letzten, auf einem Hausballe zugebrachten Nacht ſogar zu tanzen. — Allein die Natur verſteht es nicht zu ſchmeicheln, und rächt ſich an dem, welcher die von ihr geſetzten Schranken überſchreitet. Ein plötzliches Nachlaſſen der Kräfte war die Urſache, daß Carl während des Tanzens zu Boden ſtürzte, und ſich im Falle den Fuß überſtauchte. Er wurde ſchnell nach Hauſe gebracht, die Aerzte erklärten das Uebel für nicht gefährlich und verordneten Eisumſchläge. So, zwar gezwungen das Bett zu hüten, aber ſonſt körperlich geſund ſcheinend, und bei voller Geiſteskraft, befaßte er ſich noch mit geſchäftlichen Anordnungen, bis ihn in der Nacht zwiſchen dem 15. und 16. Februar plötzlich der Schlag rührte. Schnell herbeigerufene Aerzte erhielten ihn zwar noch am Leben, doch blieb er durch längere Zeit vollkommen geiſtesabweſend. Erſt nach Verlauf einiger Wochen kehrte die Beſinnung zurück, und er konnte, wenn auch nur mühſam, ſprechen, ſein Gedächtniß aber war ſo geſchwächt, daß er ſich nicht einmal der Namen ſeiner älteſten Bekannten entſinnen konnte.

Der ſorgſamſten Pflege und der Kunſt ſeiner Aerzte gelang es zwar, ihn körperlich und geiſtig ſo weit herzuſtellen, daß er nach einigen Monaten wieder, wenn auch ſelten, Beſuche empfangen, und ſogar Verfügungen in Geſchäfts-Angelegenheiten treffen konnte. Nachdem er einige Zeit auf ſeiner Beſitzung in Hietzing zugebracht hatte, verordneten ihm die Aerzte den Beſuch des Bade-Ortes Iſchl. Lange ſträubte er ſich, dieſen Rath zu befolgen, endlich aber entſchloß er ſich dazu.

Kurz vor ſeiner Abreiſe ließ er noch alle ſeine Theater-Mitglieder einladen, ſich auf der Bühne zu verſammeln. Da erſchien er, durch ſeine Krankheit bereits zum zitternden Greiſe geworden, zum letzten Male auf dem Platze, auf welchem er vor einem halben Jahre noch mit voller Energie die Probe geleitet hatte. Weinend dankte er allen Anweſenden dafür, daß ſie, während ſeiner Krankheit treu und redlich ihre Pflicht erfüllend, im gemeinſamen Zuſammenwirken den Ruf ſeiner Anſtalt erhalten hatten; theilte ihnen ſeine bevorſtehende Abreiſe mit, und bat ſie, auch während ſeiner Abweſenheit unter der Leitung ſeiner bisherigen Stellvertreter, der Herren Regiſſeure Grois und Lang, in der Erfüllung ihrer Obliegenheiten fortzufahren. Zum Schluſſe forderte er ſie auf, ſich an dem neuen Staatsanlehen zu betheiligen, für welches er ſelbſt eine Summe von dreißigtauſend Gulden gezeichnet hatte.

Am Tage vor ſeiner Abreiſe ließ Carl noch die Herren Scholz, Neſtroy, Carl und Franz Treumann, Grois, Lang, ferner ſeinen Secretär und den Caſſier zu ſich bitten, wollte nochmals von dieſen Abſchied nehmen, aber die Ahnung, daß er ſie nie wieder ſehen ſollte, beraubte ihn bald der Sprache. Erſchöpft ſank er zurück, und die Anweſenden entfernten ſich, tief erſchüttert, ohne daß Einer von ihnen es vermocht hätte, ein Wort an den beinahe vor ihren Augen Sterbenden zu richten.

Als ſich Carl wieder erholt hatte, übernahm es Herr Grois, im Namen der übrigen einige Worte des Troſtes und der Hoffnung gegen ihn auszuſprechen. Carl dankte ihm wiederholt für ſeine redliche Mühewaltung, ſprach ſeine volle Anerkennung aus, und gelobte ihm, daß er die ihm, dem Kranken, geleiſteten Dienſte gewiß hundertfach vergelten werde. —

Am nächſten Morgen reiſte er in Begleitung ſeiner Gemahlin und der Frau Joſephine von Scheidlin auf dem Dampfſchiffe nach Linz, und von da nach Iſchl, wo er am 6. Auguſt anlangte. Er fühlte ſich dort ſo wohl und behaglich, daß er ſich oft darüber gegen ſeine Umgebung freudig ausſprach, und dies zwar ſelbſt am Tage ſeines am 14. desſelben Monates erfolgten Hinſcheidens. Nachdem er noch Mittags auf der Promenade rüſtig einhergeſchritten war, und nach Tiſche ſich voll heiterer Laune am Geſpräch betheiligte, rührte ihn, ohne das geringſte frühere Vorzeichen, um halb 2 Uhr der Schlag, und raubte ihm die Sprache. Trotz aller ſchleunigſt angewendeten Mittel wiederholte ſich der Anfall um halb 10 Uhr mit erneuter Heftigkeit; er ſträubte ſich in krampfhaften Zuckungen mit wilder Kraft, ein dumpfes Schreien entrang ſich der gepreßten Kehle, er ſank zurück, und hatte aufgehört zu ſein! —

Die Leiche wurde, wie er letztwillig verordnet hatte, einer Secirung unterzogen und das Auffälligſte, was ſich bei dieſer herausſtellte, war ein organiſcher Fehler des Herzens.

Sodann trugen die Schauſpieler der in Iſchl anweſenden Theatergeſellſchaft den Hingeſchiedenen feierlich zu Grabe. Bald darauf erfolgte noch in Iſchl die Eröffnung ſeines Teſtamentes.

So weit die Notizen aus Kaiſers Brochüre.

Von allen ſeinen Schauſpielerinnen wurde Carls Tod gewiß von Fräulein Rönnenkamp am aufrichtigſten beklagt.

Sie ſchien ſich in Schmerz und Thränen aufzulöſen und zeigte eine wahrhafte, innige, ungeheuchelte Trauer. Sie weinte um ihn, wie um einen heimgegangenen Vater oder Bruder.

Sie und ihre Familie hüllten ſich in Trauerkleider und legten dieſe nicht eher ab, bis ein volles Jahr verſtrichen war.

Außer ſeiner edlen, unvergleichlichen Gattin, zeigte wohl keine, von all den Damen, die Carl mit Wohlwollen überhäufte, ein ſo erſchütterndes Herzeleid, als dieſes junge Mädchen.

Iſabella befand ſich gerade in Iſchl, als Carl dort ſein Ende fand.

Sie war ſeit ihrer Verheirathung wahrhaft ſolid geworden und hing mit liebender Hingebung an ihrem Manne, an dem, den Leſern dieſer Mittheilungen wohlbekannten Staroſten.

Sie widmete Carl Thränen der Erinnerung, und betete an ſeinem Grabe.

In Wien glaubte man, daß Carls Leichnam von Iſchl nach Hietzing gebracht, und dort auf dem Kirchhofe beſtattet werden würde. Gewiß würden ſeinem Leichenbegängniſſe eine Unzahl Menſchen beigewohnt haben, denn Carl bleibt der Ruhm, ſo viele Widerſacher er auch im Leben gehabt haben mag, ein genialer Mann, ein vortrefflicher Schauſpieler und ein umſichtiger, energiſcher Theater=Director geweſen zu ſein. Hätte er nicht immer gerechnet und wieder gerechnet, ſo wäre er wohl nie ſo reich geworden, zwei Millionen in Realitäten, Staatspapieren, baarem Gelde, Gold, Silber und Juwelen hätte er wohl nie erworben, aber vielleicht wäre bei einem geringeren Vermögen ſeine Sterbeſtunde eine leichtere geweſen. Als ein Millionär ſterben zu müſſen, iſt keine Kleinigkeit, daher ſeine wiederholten Ausrufe im Todeskampfe:

„Ich will nicht ſterben!“

Carl hatte gehört, daß die Baronin Heinrich Geymüller in dieſelben Worte ausgebrochen ſei, als ihr Ende herangekommen, und daß ſie, Kraft ihres Willens, noch acht Tage gelebt. Carl glaubte dieſes Märchen. Es war aber nur ein Märchen.

Ende.

BIBLIOTHECA
REGIA
[illegible]

Das eingemauerte Mädchen.

Erſter Band.

Das eingemauerte Mädchen.

Wiener Criminalgeſchichte

aus der neueſten Zeit

von

Adolf Bäuerle.

Erſter Band.

Peſt, Wien und Leipzig 1857.
C. A. Hartleben's Verlags-Expedition.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Einleitung.

Am Lichtmeßtage des Jahres 1839 durcheilte die Nachricht alle Gaſt-, Kaffee- und Privathäuſer Wiens, daß ein reicher, allgemein bekannter Bürger mit Namens Gröbler, mit ſeiner Geliebten im Bunde, ſeine Tochter eingemauert hätte, um dieſelbe langſam hinſterben zu laſſen, und ſich dann ihres großväterlichen Vermögens zu bemächtigen.

Der Umſtand, daß Gröbler und ſeine Geliebte noch in der Nacht vom [illegible] auf den 2. Februar, als beide aus dem Theater an der Wien nach Hauſe fuhren, und da angekommen, arretirt wurden, daß die Polizeibehörde die Tochter Gröbler's in einem abgelegenen Behältniſſe, in einem durch ihren Unrath verpeſteten Loche gefunden, und ſie aus dieſem Gefängniſſe augenblicklich befreite, ſteigerte das Gerücht zur Gewißheit, und nun hatte Wien wieder eine Geſchichte im Geſchmacke der Pariſer Criminalfälle erlebt, über welche keine geringe Entrüſtung und Verabſcheuung herrſchte.

Gröbler war in Wien eine ſtehende Figur in dem bunten Gewoge dieſer Stadt.

Ueberall ſah man ihn, auf allen Promenaden, auf allen Bällen, in allen Theatern und Concerten, in den brillanten Umgebungen Wiens, Hietzing, Döbling, Heiligenſtadt, beſonders in dem reizenden Kalksburg und Kaltenleutgeben

Obgleich ſchon in die Sechzigerjahre vorgerückt, kleidete er ſich doch wie ein Stutzer, hielt ſich die ſchönſte [illegible]page, und wäre er nicht für ſeine Perſon ſchon aufgefallen, ſo hätte die ſchöne Frau, ſeine Geliebte, Aller Augen auf ſich ziehen müſſen, welche ſtets an ſeiner Seite erſchien, und die wirklich alle Reize beſaß, die eine junoniſche Frauengeſtalt beſitzen ſoll.

Joſephine war groß, ſchlank, üppig gebaut und majeſtätiſch in ihren Bewegungen.

Ihre herrlichen, glühenden Augen, von lieblichen Brauen umſchattet, die langen Wimpern an ihren Lidern, der fein geſchnittene Mund, und Zähne ſo fein und weiß, daß es, wenn ſie lächelte, ausſah, als hätte ſie die koſtbarſten Perlen im Munde, um das Erdbeerroth der Lippen noch mehr hervor zu heben, erfüllten ſelbſt die Frauen mit Bewunderung für dieſe neue Hera. Einer der Wiener Poeten, [illegible] ihren Mund zu beſchreiben, widmete ihr folgendes Sin[illegible]

„Es lag einſt Joſephine
Im ſchattenreichen Grund
Da ſtach ſie eine Biene
In ihren Purpurmund;
Vergieb mir, ſprach die Biene,
Verzeih mir mein Verſehen,
Ich habe Deine Lippen
Für Roſen angeſehen!“

Und dennoch wohnte in dieſem göttlichen Kö[illegible]liſche Seele!

Man mußte zu jener Zeit in den öffentlichen Gaſt- oder Kaffeehäuſern herumgekommen ſein, um über Gröbler und ſeine Dulcinea die öffentlichen Stimmen zu hören.

enthuſiaſten fiel man über Gröbler her!

Ein Vater hat ſein Kind eingemauert, ein zartes, liebliches Weſen, ein gutes, engelreines Geſchöpf! Und aus welchen Gründen? Um das Vermögen dieſes holden Töchterchens nach ihrem Tode an ſich zu ziehen! —

Es iſt empörend!

Und dies nur ſeiner Zuhälterin wegen, ſagte ein Anderer, einer Zuhälterin wegen, die den Alten nicht genug plündern konnte. Welche Frau, und wäre ſie eine Fürſtin, beſäße eine koſtbarere Toilette, als dieſe [illegible]zalenka! Sie hat Anzüge in ihrer Garderobe, deren Spitzbeſatz Tauſende koſtete; den werthvollſten Brillantſchmuck, den der Hofjubelier Sieber feilbot, mußte ihr verblendeter, alter Galan anſchaffen. Jedes ihrer Schnupftücher koſtete 500 Franken und mehr! Es iſt himmelſchreiend! Die reichen Fürſten im vorigen Jahrhundert konnten an ein Weib zu ihrem Vergnügen auch nicht mehr wenden!

Jetzt wird die Prophezeihung ſeines, im Jahre 1820 im Wiener Zuchthauſe verſtorbenen Weibes in Erfüllung gehen! ſagte ein dritter.

Iſt Gröbler's Frau im Zuchthauſe geſtorben? fragten alle Gäſte im X****ſchen Kaffeehauſe voll Erſtaunen.

Freilich, im Zuchthauſe! Wiſſen die Herren denn dieſe Geſchichte nicht? erwiederte der dritte der Sprecher.

Kein Wort! O, erzählen Sie!

Ich werde ſogleich mit dieſer Hiſtorie dienen, und bin ſehr vergnügt, daß ich mit meiner Mittheilung, die ich verbürgen kann, „aufzuwarten“ vermag:

„Gröbler lebte mit ſeiner Frau Roſalia im größten Unfrieden.

„Er warf ihr vor, daß ſie kein Vermögen beſeſſen, und daß er durch eine reiche Frau ſein Geſchäft ſchon im Jahre

1807 hätte auf eine glänzende Stufe bringen können. Die arme Frau badete ſich in Thränen über ſolche unverdiente Vorwürfe, er aber mißhandelte ſie, wenn ſie [illegible], und eilte in die Arme Anderer, um ſich — ſeinen Kummer zu vertreiben. — Dabei hielt er die arme Frau mit ihren Kindern ſo knapp, daß ſie Schulden machen mußte, und als er einſt gezwungen ward, dieſe Schulden zu bezahlen, jagte er die arme Frau aus dem Hauſe. Er [illegible] eine Scheidungsklage ein. Die Scheidung wurde gerichtlich bewilligt, und der verlaſſenen Gattin ein ſo karg zugemeſſener Subſiſtenzgehalt ausgeworfen, daß ſie zu neuen Schulden ihre Zuflucht nehmen mußte.

„Allein die Unglückliche hatte keinen Credit.

„Als ſie eines Tages 300 fl. benöthigte, für welche ſie einem, in Wien bekannten Wucherer 600 fl. zu verſchreib[illegible] hatte, gab dieſer die verlangten 300 fl., nur gegen die M[illegible]unterfertigung des Schuldſcheines ihres Gatten. —

„Dieſe Bedingung zu erfüllen, w[illegible] Bedauernswerthen unmöglich. Die ſtipulirten 300 fl. [illegible] Frau Roſalia haben, weil andere Wucherer, und beſonders ein Paar hartherzige Advokaten, ſie wegen mehrerer kleinerer Beträge in den Schuldenarreſt ſchleppen wollten. — In ihrer Verzweiflung machte ſie die Handſchrift ihres, von ihr geſchiedenen, Gatten nach.

„Als ſie zur Verfallzeit nicht bezahlen konnte, producirte der Wucherer dem Herrn Gröbler die Verſchreibung [illegible] erkannte die Falſation, übergab die Mutter ſeiner [illegible] Criminalgerichte, und die arme Frau wurde zu [illegible] ſchweren Kerker verurtheilt.

„Neun Monate ſaß ſie bereits in Eiſen. —

„Die Schande, der Verluſt ihrer Freiheit, die Zuchthauskoſt führten ſie an den Rand des Grabes. Ehe ſie verſchied, wollte ſie noch ein Mal ihren Gatten und ihre Kinder ſehen. —

„Herr Gröbler erſchien nicht an ihrem Sterbebette, aber die Kinder durfte ſie umarmen.

„Da bet ſie ihrer ältern Tochter in Gegenwart ihrer andern Töchter und ihres Sohnes auf, dem Vater zu ſagen:

„Gott werde ihn dereinſt ſchwer heimſuchen. Es habe ihr geträumt, Albert Gröbler werde in demſelben Strafhauſe, in eben ſo ſchimpflichen Ketten ſein Leben aushauchen wie ſie!“

„Und es wird der Traum der Frau Roſalie zur Wahrheit werden! über ein neues Verbrechen der Hartherzigkeit wird er endlich ſeine Strafe finden.“

Damit ſchloß die Kaffeehausſcene, und der Verfaſſer dieſer Mittheilungen ſchließt die Einleitung ſeines Romans, von dem er verſichern darf, daß er im Weſentlichen auf gerichtlichen Erhebungen beruht.

I.

Im Januar 1817 fand in den großartigen Sälen dieſes berühmten Wiener Unterhaltungsortes einer der beliebten Bälle ſtatt, deren alle Jahre der alte Hofſchauſpieler Schwarz einige veranſtaltete, und die zu den ausgewählteſten zählten, die Wien je ſah.

Schwarz war im Leben ein ſehr geſchätzter Mann. — Er kannte alle Welt, alle Welt kannte ihn. Wenn er einen Ball annonciren ließ, ſo hätten noch drei ſo große Säle nicht zugereicht, um alle die Menſchen aufzunehmen, die ſich herandrängten, unter ſeiner Anordnung einen vergnügten Carnevalsabend hinzubringen.

Allein Schwarz war ſehr wählig.

Nur ſehr diſtinguirten Perſonen geſtattete er Zutritt zu ſeinen Feſten. Mauvais sujets, lockeren Mädchen, Leuten, welche nicht der beſſeren Geſellſchaft angehörten, verſchaffte er um keinen Preis Eintritt, und ſtahl ſich manchmal irgend eine zweideutige Perſon mittelſt einer, auf einen andern Namen lautenden Karte in ſeine Soiréen ein, ſo war Herr Schwarz ſchnell bei der Hand, die ſothane Persona suspecta, zwar auf ſehr höfliche Weiſe, aber dennoch unerbittlich von ſeinen Bällen zu entfernen.

Die Bälle des Hofſchauſpielers Schwarz erhielten dadurch einen ganz eigenen Werth für alle anſtändigen Leute; ſie hatten aber noch einen beſondern Reiz, den nämlich, daß ſich hier alle erſten Künſtler der beiden Wiener Hoftheater einfanden, und von den Vorſtadtbühnen die beliebteſten.

Damals machte eine junge Schauſpielerin, Fräulein Münſtermann, eine Schülerin des Hoftheaterconſulenten Ziegler, durch ihre Darſtellungen auf der Bühne nächſt der Burg, kein geringes Aufſehen. Mehr aber durch ihre Geſtalt und ihre lieblichen Geſichtszüge, als durch ihr Talent, zog ſie die Wiener an. So oft ſie ſpielte, drängten ſich die alten und jungen Herren in die Logen und ins Parterre, und als es verlautete, Fräulein Münſtermann werde ebenfalls einen Ball des Altmeiſters Schwarz beſuchen, wurde der Ballgeber um Eintrittskarten förmlich beſtürmt.

Auch dem lebensluſtigen und galanten Bürger Gröbler gelang es, mit ſeinen Freunden Zutritt zu finden, und ſich in den Kreis der Verehrer zu ſtellen, welche die ſchöne Künſtlerin bewillkommten.

Fräulein Münſtermann erſchien in Geſellſchaft der damal hochbeliebten Frau Julie Löwe, des Hofſchauſpielers Kern u. ſ. w., und als dieſe Lieblinge des Publicums in den Saal traten, wurden ſie mit lautem Jubel empfangen. Fräulein Münſtermann wurde mit Blicken der Bewunderung betrachtet.

Da trat plötzlich eine andere Dame in Begleitung eines jungen Mannes ein.

Dieſe Dame war weit ſchöner als die Gefeierte. Ihre Geſtalt war edler, ihre Haltung leicht und ungezwungen, ihr ganzes Weſen von einer Anmuth und Lieblichkeit, welche ſchnell alle Männerherzen entzündete, und die ſchöne Hofſchauſpielerin Münſtermann in den Hintergrund drängte.

Niemand kannte die Dame.

Schwarz! rief man links, Schwarz! erklang es rechts, um des Himmels willen, ſagen Sie uns, wer iſt dieſer Engel?

Vielleicht auch eine Schauſpielerin?

Vielleicht von Berlin?

Von München?

Von Dresden?

Schwarz, geben Sie doch Auskunft!

Ich kenne ſie nicht, antwortete Schwarz, und weiß nicht, durch wen ſie Karten für ſich und ihren Begleiter erhalten hat. — Ich will doch den Wirth, Herrn Scherzer fragen.

Herr Scherzer erſchien.

Er wurde mit Fragen beſtürmt.

Der Begleiter dieſer Hebe, antwortete Scherzer, iſt ein junger Kaufmann, ſein Name iſt Czalenka und die Dame iſt ſeine Frau. — Sie ſelbſt, Herr Schwarz, ſendeten ihnen die Karten durch mich, welche ich mir für zwei Fremde ausbat.

Eine Frau iſt es! riefen die Herren, noch dazu die Frau eines jungen ſchönen Mannes!

Eine Frau! — O weh! ſagte Herr Gröbler.

Nachdem die ſchöne Dame mit ihrem Gatten einige Male den Tanzſaal und die Speiſeſäle durchwandert, wobei Schwarz immer vorauseilte, um gleichſam den Führer und die Honneurs zu machen, dann die neugierigen Männer, die wie Mauern ſtehen möchten, zu bewegen, daß ſie nicht wie Mauern ſtanden, und etwas Raum gewinnen zu laſſen, bemerkte man aus den Blicken des Ehepaars, daß es Luſt habe ein Souper einzunehmen; allein dies ſchien, da alle Speiſetiſche beſetzt, oder wenigſtens die Plätze an denſelben prännumerirt waren, unmöglich.

Wieder wurde Herr Scherzer gerufen, um Rath zu ſchaffen.

Ich bin in Verzweiflung, antwortete Scherzer. Meine verwünſchten Kellner haben heute wieder Wucher mit den Plätzen getrieben; alles iſt beſetzt, doch bitte ich um einige Minuten Geduld, ich laſſe ein kleines Tiſchchen herbeibringen und ſtelle es neben dem Buffet auf. —

Um alles in der Welt nicht neben dem Buffet! bat die Dame, dort wird man der Ungeſchicklichkeit der Kellner ausgeſetzt — auch wünſchte ich die Ausſicht nach dem Ballſaale zu gewinnen.

Da kann ich dienen! ſagte Gröbler und machte eine devote Verbeugung.

Die am beſten ſituirte Tafel habe ich, verſicherte er, für mich und meine Freunde beſtellt. Die erſten Plätze biete ich Ew. Gnaden an, wenn Sie es nicht verſchmähen, in meiner und meiner Freunde Geſellſchaft zu ſoupiren.

Gröblers Antrag wurde mit Dank angenommen.

Die Dame nahm mit ihrem Gatten die oberſten Plätze ein.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß Herr Gröbler ſich den Sitz zur Rechten der Dame reſervirte.

Die Freunde Gröblers ſetzten ſich an die übrigen Plätze.

Es waren durchaus Leute aus dem Bürgerſtande, ſolche, die gemeinſchaftlich mit Gröbler in Geſchäftsverbindung ſtanden: Der Architect Köhler, der Zimmermeiſter Ruhl, der Ziegeldeckermeiſter Schobel, der Steinmetz Ortner, der Tiſchlermeiſter Höbel, der Schloſſermeiſter Holl und der Bauholzhändler Flatt, durchweg angeſehene Bürger, Beſitzer von mehreren Häuſern, und Perſonen, welche überhaupt ehrenwerth waren, viel Geld beſaßen und welche Geld auszugeben nicht genirte.

Dieſe lebensluſtigen Bürger waren Herrn Gröbler ſehr dankbar, daß er ihren Tiſch mit einer ſo wunderſchönen Frau zierte.

Nur über die Converſation waren die Herren unſchlüſſig.

Wer weiß, ſagte der Schloſſermeiſter Holl, was das für eine geſpreizte Gretl iſt, ſie ſpricht vielleicht ſo geſchwollen, daß unſer Eins mit ihr gar nicht „auf gleich“ reden kann.

Indeß kam das Geſpräch mit der Dame gar bald in Fluß.

Herr Gröbler führte das große Wort. Ob es ein großes ſehr geſcheidtes Wort, oder ein großes ſehr dummes Wort war, mögen die Leſer aus Nachfolgendem beurtheilen.

Herr Gröbler wendete ſich an die Dame mit den Worten:

Heute habe ich es getroffen, daß ich hierher gekommen bin. Wie ich heute früh aufgeſtanden und meinem Geſchäfte nachgeſehen habe, hätte ich mir's nicht träumen laſſen, was mir bevorſteht! — Kellner! — Olioſuppen! für die ganze Geſellſchaft! — Ich bitte, mir es ja nicht übel zu nehmen, daß ich „anſchaff'," aber wir „prefetiren," wenn wir „in commune“ eſſen!

Was befehlen Herr von Gröbler noch?. fragte der Kellner.

Der Hallunk' weiß meinen Namen! ſagte er.

Hierüber höchſt geſchmeichelt, fragte Gröbler ungemein herablaſſend:

Woher kennſt Du mich, Spitzbub'!

Vom „Lampel“ aus!

Mich kennt doch Alles in Wien! rief Gröbler. Natürlich, ich bin überall dabei, mach' Alles mit, bin überall voran!

Gröbler wendete ſich nun wieder an den Kellner:

Was Du nach der „Suppen“ bringen ſollſt, fragſt Du?

Jch bitte, mir zu befehlen, was zu ſerviren ſei.

„Was habt's denn?“

Jetzt nahm der Architect das Wort:

Jch habe ſchon vor einer Stunde das Souper beſtellt,
er. Jch beſtellte acht Couverts zu 5 fl. Wir ſind ſo
lich, noch zwei Perſonen an unſerer Tafel zu ſehen, alſo
Couverts zu 5 fl. — Erkundige Dich doch bei Deinem
he, herrſchte der Architect dem Kellner zu, und eile, da-
aufgetragen werde!

Ja, ſagte Gröbler, und ſorge für den Gewiſſen! Laß'
gſtens zwölf Bouteillen in's Eis ſtellen! — Vorher
' einen ordentlichen „Weidlinger,“ aber einen „Gere-
en.“ Oder beliebt Jhnen, fragte er Frau Czalenka, ein
? Meneſcher-, Ruſter-, Oedenburger- oder Tokayeraus-
? — Mir „m'égal!“

Jch danke für dieſe abſcheulich verfälſchten Weine, ant-
ete die Dame; ich liebe die ſüßen Weine nicht. Laß' mir
ich Champagner bringen, ſagte ſie zu ihrem Gatten, aber
„Moet,“ ſondern Jacqueſon!

Die kennt den Wein! flüſterte der Schloſſermeiſter dem
lermeiſter zu, die weiß zu leben!

Herr Gröbler klopfte an ſein Glas ſo heftig, daß alle
e an den Nachbarstiſchen aufmerkſam wurden.

Der Lärm rief ein halbes Dutzend Kellner herbei.

Sie befehlen? fragten die Garçons.

Zwanzig Flaſchen Jacqueſon! da laſſe ich mich
ſpotten!

Hierauf wendete er ſich wieder an ſeine ſchöne Nachbarin:

Euer Gnaden ſind gewiß noch nicht lange verheirathet?

Seit drei Monaten, mein Herr!

Kreuzſickerment!

Haben Euer Gnaden Kinder?

Ich bin ſeit drei Monaten verheirathet.

Ja, richtig! — Wie wäre das auch möglich!

Ich bin ſiebzehn Jahre alt.

Da ſchaut's her!

Iſt Ihnen dies unglaublich, mein Herr? Ich bin im Jahre 1801 in Brüſſel geboren.

In Brüſſel? Alſo ein Reichsglied?

Eine Niederländerin.

Als ich neun Jahre alt war, nahmen mich meine Eltern nach Wien. Hier ſiedelten ſich meine Eltern an.

Und Sie haben die Eltern zurückgelaſſen?

Nein, mein Herr, ich ſagte Ihnen ja, daß ſich meine Eltern in Wien anſiedelten. Mein Vater war Sprachmeiſter —

Niederländiſcher Sprachmeiſter?

Franzöſiſcher Sprachmeiſter. — In Brüſſel ſpricht man franzöſiſch.

Da möchte ich nicht ſein!

Warum nicht?

Ich verſtünde das Volk nicht!

Mein Vater ſtarb in wenigen Jahren. Zum Glücke ſorgte eine Tante für mich und meine Mutter, ſonſt hätten wir unſer Vermögen bald ausgegeben.

Und wo lernten Sie Ihren Herrn Gemahl kennen? wenn ich ſo frei ſein darf, zu fragen?

Vor ſechs Monaten, bei meiner Tante.

Ich bin noch kecker und frage, was der Herr Gemahl iſt?

Kaufmann in Tyrnau.

Und Sie reiſen wohl gar nach Tyrnau in ſeine Heimath?

Gewiß, mein Herr.

us, Maria und Joſeph!

Warum erſchrecken Sie?

Weil ich Tyrnau kenne, das verhält ſich zu Wien wie ein Erdapfel zu einer Ananas.

Wohl möglich! Allein die Frau muß ihrem Manne folgen.

Ich wünſchte, daß Sie ungehorſam wären!

Frau Czalenka lachte.

Mittlerweile wurde das Souper ſervirt.

Herr Scherzer ſelbſt überwachte die Bewirthung.

Die „Andreas,“ bemerkte Gröbler, ſind nicht übel!

Der Architect, welcher neben Gröbler ſaß, hörte zufällig dieſen Ausruf, und lachte laut.

Was lachen Sie denn?

Entréés, ſagt man.

Ja, auf franzöſiſch; auf deutſch heißt aber Entrée (Andrä) Andreas.

Die Gerichte wurden herumgegeben.

Gröbler ließ der Dame Auſtern reichen.

Wenn ich nicht in Geſellſchaft wäre, ſagte Frau Czalenka, würde ich alle Auſtern auf dieſer Schüſſel verzehren. Ich eſſe ſie leidenſchaftlich gerne.

Kellner! commandirte Gröbler. Schnell! Bring' noch viele, ſehr viele Auſtern! zweihundert Auſtern wenigſtens!

Der Kerl iſt ſo dumm, wie eine Auſter! ſagte der Architect zu dem Zimmermeiſter, der neben ihm ſaß.

Es wurde Jablis ſervirt.

Frau Czalenka trank ſchnell ein paar Gläſer.

Wie kommt es, fragte Gröbler die Dame, daß der Herr Gemahl nichts ſpricht?

Ich muß bedauern, daß er ſo ſchüchtern iſt —

Mein geehrter Herr, wendete ſich Gröbler an Czalenka, es ſcheint, daß Sie ſich hier nicht ſehr unterhalten? kann ich thun, um Ihnen das Souper recht angen machen?»

Sprechen Sie weniger mit meiner Frau, erwiederte d Gatte. Sie ſcheint ja nur für Sie auf dem Balle zu ſein.

Gröbler, der ſo eben eine Auſter zurichten und der ſchönen Frau präſentiren wollte, fiel die Auſter aus der Hand.

Sapperment! ſagte Gröbler zu der Dame, der Herr Gemahl iſt eiferſüchtig!

Das iſt er immer! — Mit Unwillen ſetzte er ſich hierher, ich aber bin glücklich, daß ich mich hier befinde!

Gröbler bezog dies auf ſich, aber es galt dem Architecten, mit dem ſie bereits einige bedeutungsvolle Blicke gewechſelt hatte.

Indeß wurde wacker darauf losgetafelt.

Den ganz beſonders ſchmackhaften Fiſchen, dem Fogos und dem Laberdan auf franzöſiſche Weiſe zubereitet, wie man ihn nirgends beſſer als im „Sperl" aß, wurde wacker zugeſprochen, dann kamen Faſanen und Repphühner u. ſ. w., welche ſo delicat gebraten waren, daß Frau Czalenka ausrief

Fürwahr, ein treffliches Souper! ich glaube jedoch, daß Protection dazu gehört, hier ſo gut zu ſpeiſen. Ich war ſchon einmal mit meinem Gatten hier, aber ſolcher Aufmerkſamkeit konnten wir uns nicht erfreuen.

Ja, ſagte Gröbler, wir ſind aber auch gute Gäſte! Scherzer ſieht auf uns. Im Sommer ſind wir täglich in ſeinem Garten, im Winter auf ſeinen Bällen. So leben wir alle Tage und an einem Sonntage haben wir noch etwas extra!

Wir werden nicht das Souper ausführlich beſchreiben, nicht die Flaſchen Champagner zählen, die hier getrunken wurden; das Knallen der Stöpſel glich einer kleinen Kanonade in einem Stuwer'ſchen Feuerwerke, denn damals gehörte es noch zum Tone, den Kork jeder Flaſche bis zur Decke ſpringen zu laſſen; wir werden aber den Ball berühren, der zu den ſchönſten und herrlichſten gehörte, welche jemals im Sperl ſtattfanden.

II.

Ach, wie flogen die ſchönen, anmuthigen Wienerinnen in jener Nacht durch die brillant beleuchteten Räume, mit welcher Grazie tanzten die holden Künſtlerinnen der beiden Hoftheater. Die erſten Tänzerinnen der Hofopernbühne! Sie tanzten einmal zum eigenen Vergnügen, obgleich ſie auch zur Luſt und Freude aller Zuſchauer durch die Räume gleiteten.

Damals war noch Lanner der einzige Walzergott. Strauß war noch ein Mitglied ſeines Orcheſters. Wen dieſe beiden nicht begeiſtert hätten, der müßte ſo kalt geweſen ſein wie die Wintersnacht, die von außen mit allen Schreckniſſen des Froſtes, mit Sturm, Schnee und Eis wüthete, deſſen ungeachtet aber auf den Kranz junger, aufblühender Roſen, auf den Flor der reizenden Mädchen, die einen neuen Frühling ins Leben rieſen, keinen Einfluß hatte.

Ich will ebenfalls tanzen! rief Frau Czalenka. — Da Du nicht tanzeſt, ſagte ſie zu ihrem Gatten, ſo laſſe denn mir wenigſtens die Freude, den Damen vom Ballet, die hier die Grazie gleichſam zu repräſentiren geneigt ſind, zu zeigen, daß auch ich von Terpſichoren nicht unbegünſtigt geblieben.

Ach! wie gern würde ich mich zu Ihrem Tänzer erklären! ſeufzte Gröbler, aber ich tanze nicht gut.

Vielleicht iſt der junge Mann, der in Ihrer Geſellſchaft ſich befindet, ſo freundlich, mit mir einige Touren zu verſuchen!

Du forderſt einen Herrn auf, Joſephine? fragte ihr Gatte. Schickt ſich das?

Du läßt eine Dame ſitzen, die noch dazu Deine Frau iſt? gab Joſephine zurück. Schickt ſich dies?

Der Architekt ſtand auf, Joſephine reichte ihm den Arm, und ehe noch der Gatte und der girrende Seladon, Herr Gröbler, ſich von ihrem Erſtaunen zu erholen vermochten, war das tanzende Paar ſchon ihren Blicken entſchwunden. Wie Pfeile flogen ſie nach der zweiten Hälfte des Saales, und dort wogten ſie in den Reihen und durchſchnitten die Kreiſe und ſchloſſen ſich immer feſter an einander, und umfaßten ſich ſo traulich, als wenn ihr ganzes Leben ein einziger Walzer ſein ſollte, und Lanners Geige das auszuſprechen hätte, was ſie ſich ſchon längſt ſagen wollten.

Plötzlich hielten ſie inne.

In der Nähe meines Gatten tanze ich höchſt ungern, ſagte Joſephine. Seine Eiferſucht bringt mich aus dem Tacte. Wir wollen nicht mehr in dem obern Theile des Ballorts tanzen! — Ueberdies iſt mir der alte Herr, — Gröbler glaube ich, heißt er — zuwider. Ich finde ihn abgeſchmackt und fade und einfältig und unwiſſend, wie ein blödes Kind!

Reiche Leute, erwiederte der Architect, bilden ſich häufig ein, ſie hätten ein Privilegium, albern ſein, und bei ihrer Albernheit auch noch geſprächig werden zu dürfen.

Iſt der Alte ſo reich?

Sehr reich.

Karg ſcheint er nicht zu ſein.

Gott bewahre! Er iſt nobel und ſplendid!

Da wünſchte ich denn, er ſähe aus wie mein Mann, oder mein Mann wäre ſo reich wie er!

Und ich wünſchte, daß ich ſo reich wäre, wie Herr Gröbler, und ſähe aus wie Ihr Herr Gemahl.

Verſündigen Sie ſich nicht, erwiederte Joſephine; über Ihre Geſtalt und über Ihre Geſichtszüge dürfen Sie wahrlich nicht klagen. Gliche Ihnen mein Gatte. —

Verzeihen Sie, gnädige Frau, wenn ich anderer Meinung bin: Ihr Gemahl gehört zu den ſchönſten Männern, die ich kenne. —

Er iſt nicht übel, aber geiſtlos, das zeigen ſchon ſeine Augen, dann ſind mir ſeine Provinzmanieren fatal. — Endlich iſt er grob und dummdreiſt, wenn ihn etwas unangenehm berührt. — Doch ſtille! — Ich ſehe ihn kommen! — Ich ſehe ihn, ohne daß er mich ſieht. — Wir wollen uns wieder den oberen Reihen anſchließen, um aus ſeinem Geſichtskreiſe zu gelangen. —

Gnädige Frau, wenn es Ihnen genehm, ſo begeben wir uns in den kleinen Saal. Auch wenn Sie nicht tanzen, werden Sie ſich dort amüſiren. Der Balletmeiſter Horſchelt fetirt dort ſeine kleinen Tänzer und Tänzerinnen vom Kinderballet, die Thereſe Heberle, die Angeoletta Meyer, den Stullmüller, Georg Schmitt, Anton Luppi und wie ſie alle heißen, die Genien und Grazien des Kinderballets. — Im kleinen Saale bewirthet auch der neue Director des Theaters an der Wien, Herr Hensler, die erſten Künſtler jener Bühne, die Damen Gottdank, Joſephine Demmer, Reſch, die Herren Heurteur, Küſtner, Rüger, Schmittmann, Schonner, dann ſeine Münchner Gäſte Carl und Frau, Madame Mevius u. ſ. w.

Werden denn alle Theater Wiens auf einem Schwarzſchen Balle vertreten?

Gewiß!

Die ganze Regie des Hofburgtheaters iſt hier, Koch, Rooſe, Krüger, Koberwein und Korn, die Frauen Sophie Schröder, Julie Löwe, die beliebte Adamberger u. ſ. w., die ſämmtlichen Mitglieder der deutſchen und welſchen Oper, die Lieblingsſchauſpieler der Leopoldſtadt, ſogar die Joſephſtadt hat ein Contingent geſtellt, unter welchen ſich Madame Walla befindet. —

Madame Walla ſoll eine ſchöne Frau ſein, zeigen Sie mir doch dieſe!

Der Architekt führte Frau Czalenka in den kleinen Saal, der mit Speiſetiſchen ganz beſetzt war.

Da ſaßen nun die Gefeierten alle in bunten Gruppen.

Im Jahre 1817 waren auch die berühmte Bigottini, die eben ſo berühmte Borgondi als Gäſte in Wien. Sie fehlten nicht auf dem Künſtler-Balle im Sperl.

Frau Czalenka wußte nicht, welche von den vielen Celebritäten ſie zuerſt ins Auge faſſen ſollte; ſie wendete kein Auge von den Künſtlern.

Als ſie an der Tafel, an welcher Hensler ſein Perſonal um ſich verſammelte, vorüber ſchritt, rief Fritz Demmer:

Sapperment! da kommt eine ſchöne Dame, das wäre eine Jungfrau von Orleans!

Wer iſt dieſe wundervolle Erſcheinung? fragte Hensler.

Ich kenne nur den Herrn, der die Dame begleitet, erwiederte Küſtner; er iſt ein Architekt, ſein Name iſt Köhler.

Lade Beide in unſern Cirkel ein! bat Fritz Demmer.

Wir wollen ihnen Plätze anbieten, erwähnte Rüger.

Küſtner wendete ſich an Köhler.

Willkommen im Reiche der Muſen! redete Küſtner ſeinen Freund Köhler an. Die Grazien haben noch gefehlt bei dem heutigen Schwarzſchen Balle, welcher der ſchönſte iſt, dem ich noch je beigewohnt; — Du, Bruder Köhler, bringſt uns Aglaja; — Thalia und Euphroſyne werden gewiß noch folgen. — Willſt Du, Freund Köhler, als erſter Architekt Wiens, Dir in unſeren Herzen einen Tempel erbauen, ſo führe Aglaja in unſern Cirkel ein!

Köhler, am Arme Frau Czalenka präſentirend, trat der Geſellſchaft näher.

Die Herren erheben ſich.

Iſt es Ihnen nicht unangenehm, ſchöne Dame, redete Hensler Frau Czalenka an, in einem Kreiſe für einige Augenblicke zu verweilen, der ſoeben in laute Bewunderung über Ihre Schönheit ausbrach?

Sie ſind ganz beſonders liebenswürdig, Herr Director, verſetzte Joſephine, — wenn Sie mir geſtatten — ſo —

Sie ſagt Director, ziſchelte Demmer der Madame Gottdank in die Ohren; die iſt ſicher eine Schauſpielerin.

Madame Czalenka und Herr Köhler wurden erſucht, nur einige Minuten an dieſer Tafel Platz zu nehmen.

Sie folgten der Aufforderung und nun fühlte ſich Madame Czalenka beſonders glücklich, denn ſolche gewählte ſchöne Worte, wie Hensler geſprochen, ſchmeichelten ihr ſehr.

Ihr leicht entzündbares Herz flammte ſchnell auf.

Sie grüßte die Damen an der Tafel; aber ſie bemerkte Köhler, ihren Begleiter, nicht mehr, ſie hörte nur Henslers, Küſtners, Heurteurs, Demmers und Rügers Bewunderungen ihrer Reize, und als Hensler überaus galant ihr ſagte:

Meine ſchöne Unbekannte, ſollte es der Himmel gefügt haben, daß Sie eine dramatiſche Künſtlerin ſind, und Luſt zeigen, ein Mitglied des Theaters an der Wien zu werden, ſo ſichere ich Ihnen augenblicklich einen zehnjährigen Contrac mit 3000 fl. Gage zu. — Iſt dann Ihr Talent ſo entſchieden wie Ihre Schönheit, ſollen Sie 6000 fl. Gage und alle Jahre ein Benefice haben!

Als Hensler dieſe Galanterie der eitlen Frau ſagte, da hörte und ſah ſie nicht mehr, und, ihrem Gatten davonzulaufen und Schauſpielerin zu werden, ſtand feſt bei ihr; ſie meinte, durch Schönheit allein könne man eine Künſtlerin werden.

Bald wurde ſie ihren Träumen entrückt, denn Herr Gröbler, den alle Schauſpieler kannten, nahete ſich der Tafel.

Ja, was iſt denn das? redete Herr Gröbler die ſchöne Frau an. Ich ſuche Sie überall; der Herr Gemahl ſucht ſie überall; wir beide wollten Sie ſchon austrommeln laſſen, und nun ſitzen Sie da unter Künſtlern und Künſtlerinnen! Wir beide, ich und der Herr Gemahl, meinten, Sie würden tanzen, indeß discuriren Sie hier; das hätten Sie an unſerm Tiſch auch thun können.

Vergönne der ſchönen Frau die Erholung, verſetzte Küſtner, ſie hat ſich ſo eben beklagt, daß ſie es mit Dir, ſo lange der Ball dauert, nicht aushalten würde, denn Du hielteſt ſie zu ſehr durch Deinen Geiſt in Schach.

Das iſt wahr, ſagte Gröbler, ich bin ein geiſtreicher Kerl; aber wie ſtehe ich denn mit Herrn von Hensler? Darf unſer Einer ſich nicht auch hierher ſetzen? Ein paar Dutzend Bouteillen Champagner zahl' ich, wenn ich hier ſitzen darf. —

Setzen Sie ſich, Herr Gröbler, erwiederte Hensler, Champagner haben wir genug!

Gröbler ſetzte ſich, und wollte ſich's eben recht bequem machen, da erſchien Herr Szalenka, ſchnitt ein Geſicht wie ein Teufel, nahm ſeine Frau am Arme, ſagte zu der Geſellſchaft:

Entſchuldigen Sie!

und führte Joſephine, trotz ihres Sträubens, fort.

Die Geſellſchaft kam hierüber in keine geringe Beſtürzung.

Der Architect eilte dem beleidigten Ehemanne nach, um ihm eine Erklärung zu geben.

Herr Czalenka hörte nicht.

Joſephinen gelang es aber dennoch, dem Architekten zuzulispeln:

Morgen um 11 Uhr bei der Peterskirche!

Herr Czalenka bemerkte dies nicht. Er zog ſeine Frau, auffallend unartig, mit ſich fort.

In die Garderobe eintretend, warf er ihr den Mantel um, führte ſie zu einem Fiaker, hob ſie in den Wagen und fuhr mit ihr davon.

Alles, was Gröbler, der dem Ehepaare ebenfalls nacheilte, zu erhaſchen möglich, war ein Handſchuh, den Czalenka fallen ließ, und den Gröbler aufhob und küßte. Hierauf kehrte er zu der Schauſpielergeſellſchaft zurück, um ſich über die Impertinenz „eines ſolchen Bengels von Ehemann“ in den derbſten Ausdrücken auszuſprechen.

Dieſer Czalenka iſt ein Menſch! ſagte Gröbler, der die Hirſchgeweih' verdient, die ich ihm aufſetzen werde!

Die ganze Geſellſchaft lachte laut.

Recht haſt Du! bekräftigte Küſtner, Du biſt der Mann dazu. —

Sie gehört ſchon mein! prahlte Gröbler, ein Pfand ihrer Liebe habe ich bereits! — Ich bitte, meine Herren und Damen, auf dieſen Gegenſtand zu blicken. — Was iſt das?

Ein Handſchuh!

Von wem?

Doch nicht von Ihr?

Auf Ehre!

Sie warf Dir dieſen zu? fragte Küſtner.

Sie warf mir ihn zu.

Doch nicht ins Geſicht?

Nein, ganz geſchickt, dorthin warf ſie ihn, wo ſie ſchon längſt hingezielt hatte — gerade auf meine linke Weſten-Seite, dorthin, wo mein Herz für ſie ſchlägt. —

Wieder erſchallte ein lautes Gelächter.

Was gehört, meine Herren und Damen, zu einem Handſchuh? fragte Gröbler.

Die Hand. —

Dieſe Hand werde ich bekommen.

Die Dame iſt ja verheirathet.

Dies wird ihren Gatten unangenehm berühren, mich nicht! — Ich habe ſchon ein ganzes „Parere" über ihn. Der Kaufmann Bromer, der mit ſeiner Familie hier auf dem Ball iſt, kennt dieſen Tyrnauer Kramer durch und durch. Dieſer Kramer hat nur 3000 fl. Fond ausgewieſen! 3000 fl. brauche ich in einem Faſching für meine Ballunterhaltungen! Wie kann ein Menſch, der nur 3000 fl. Capital beſitzt, mit mir „auf gleich thun?"

Wenn die Frau aber ihren Mann liebt? fragte Heurteur.

Pah! antwortete Gröbler, wie kann ein ſchönes Weib einen Mann lieben, der nur 3000 fl. hat.

Das weiß ich nicht, ob das nicht möglich iſt! warf Heurteur ein; ich habe gar kein Capital und dennoch liebt mich meine Frau. —

Dann hat ſie einen dummen Guſto!

Die Geſellſchaft lachte wieder.

Man kann nur den lieben, der viel Geld hat, ſagte Gröbler, und mich liebt man beſonders, weil ich beſonders viel Geld hab'. —

Nach Deiner Definition, verſetzte Küſtner, müßte Dich der alte türkiſche Jude, der Quaſambi-Tutta, mit einem Höcker und einem Fell auf dem Auge, der 94 Jahr alt iſt und 3 Millionen beſitzt, bei jedem Weibe ausſtechen können? —

Wenn er meinen Geiſt hat, ſicher!

Köhler kehrte jetzt zu der Geſellſchaft zurück.

Herr Czalenka iſt ein wüthender Ehemann, ſagte er. Unſere Freunde, mit welchen wir uns hier eingefunden, können mir nicht genug erzählen, wie er raſete, als er ſeine Frau in allen Theilen des Ballortes ſuchte und ſie nicht fand. Er ſtieß die abſcheulichſten Drohungen aus, beſonders gegen mich. —

Gröbler lachte.

Sie unglückliches Schlachtopfer, ſagte Gröbler. Mit Ihnen eifert er, und an mich, der ich der Begünſtigte bin, denkt er nicht. Hier mein „Trophäus" ihr Handſchuh! —

Sie Glücklicher! rief Köhler; ſo laufen Sie mir doch überall den Rang ab.

Ich laufe Alles ab!

Herr Gröbler wurde nun von der Geſellſchaft arg gefoppt; er aber merkte es nicht.

Indeß wurde der Ball immer animirter.

Die Soupers gingen faſt in allen Nebenſälen und Speiſezimmern zu Ende. Die Luſt zu tanzen wurde jetzt allgemein.

Die jungen Damen tanzten alle.

Vom Operntheater nächſt dem Kärntnerthore waren die Sängerinnen Wranitzki, Vondra, Müller-Rauch (Agnes Sorel), Teuber (Cerline im „Don Juan," ſpäter verehelichte Forti) anweſend. Sie tanzten. Horſchelts liebliche Balletkinder tanzten; die holden Wienerinnen, deren höchſte Luſt ein Schwarz'ſcher Ball war, tanzten; die intereſſanten und beliebten

Künſtler und Künſtlerinnen Wiens wogten nach Lanners ſingender Geige wie Sylphen dahin.

Um zwölf Uhr kam eine Geſellſchaft von Damen und Herren vom höchſten Adel und ergötzte ſich an dieſem auserleſenen Balle.

Plötzlich entſtand ein Tumult.

Ein Tumult auf einem Schwarzſchen Balle, zu welchem ſich nur höchſt diſtinguirte Perſonen einfinden durften, war unerhört.

Der Tumult ſteigerte ſich von Minute zu Minute.

Gröbler und Köhler hatten ſich bereits von dem Tiſche, an welchem ſich die Geſellſchaft des Theaters an der Wien einfand, entfernt, und waren zu ihren Freunden zurückgekehrt.

An dem Tiſche, den die ehrenwerthen Bürger beſetzt hatten, machte ſich das unanſtändige Lärmen bemerkbar.

Der alte Schwarz gerieth außer ſich.

Er, der Freund des Friedens, des Anſtändigen, der ungetrübteſten Heiterkeit, mußte einen Scandal erleben, auf einem ſeiner Bälle erleben, er war nahe daran, vom Schlag gerührt zu werden.

Anfänglich ſuchte er zu beſchwichtigen und die erhitzten Gemüther zu beruhigen, aber es halfen keine Vorſtellungen.

Ein Mann ſchrie immer wie ein Beſeſſener:

„Ich werde Ihnen Rückſicht lehren, ſchrie er, ich werde Ihnen Achtung einflößen, ich werde Ihnen zeigen, daß ich mich von Ihnen nicht zum Narren halten laſſe!“

Man kann ſich die Verlegenheit der braven und ſoliden Bürger denken, welche an dieſem Tiſche ſich befanden. —

Alles drängte ſich in ihre Nähe, die Ballmuſik ſchwieg; wer an der Credenz, am Büffet und in den Blumengängen des „Sperl“ weilte, drängte ſich heran.

Dies kümmerte den Schreier nicht.

Er tobte fort.

„Mir meine Frau förmlich entführen,“ ſchrie er; „ein niederträchtiges Complot gegen mich zu ſchmieden? Sie ſollen es denken!“

Herr Schwarz bat:

Machen Sie dies an einem andern Orte aus; Sie wiſſen, wer dieſe Herren ſind! Bedenken Sie, daß dieſer Fall die Lacher ſchwerlich auf Ihre Seite bringt. —

Herr Czalenka, denn dieſer war es, welcher ſich ſo ungeberdig benahm, ſchrie:

„Niemand wird einen beleidigten Ehemann, dem man ſei Weib, mit dem er erſt drei Monate verheirathet iſt, und de darüber in Wuth geräth, auslachen.“ —

Jetzt lachte man erſt recht.

Es ertönte eine Lachſalve durch den ganzen Saal.

Herr Czalenka erblaßte.

Ein Kellner trat auf Herrn Czalenka hin, und ſagte ih ein paar Worte ins Ohr.

Herr Czalenka war wie vom Donner gerührt.

Er hielt ſich an einen Stuhl.

Neues Gelächter.

Herr Czalenka ermannte ſich.

„Was jetzt geſchehen,“ ſchrie er, „komme über Sie bei Herren, Gröbler und Kohler! — Ich gehe noch in der Nac zur Polizei!“

Er ſtürzte wie ein Wahnſinniger fort.

Man beſtürmte den Kellner, der offenbar dem eiferſücht gen Ehemann eine Hiobspoſt überbracht hatte, zu ſagen, w vorgefallen.

Ein altes Weib, berichtete der Kellner, es ſah aus, m eine Hausmeiſterin, erſuchte mich, Herrn Czalenka, der, nachdem er ſeine Frau zu Hauſe gebracht und dem alten Weibe zugerufen hatte, „jetzt gehe ich zum „Sperl“ und mache den beiden Weiberverführern einen furchtbaren Tanz!“ dieſes alte Weib, ſagte der Kellner, erſuchte mich, Herrn Czalenka zu melden, daß ſeine Frau, nachdem er das Haus verlaſſen, ebenfalls das Thor habe aufſperren laſſen und ſich mit den Worten vom Hauſe entfernt: „Sage Sie meinem Manne, daß ich mit ihm nicht mehr lebe! Er ſieht mich nie mehr!“ — Das alte Weib iſt der Meinung, die junge Frau wolle ſich in's Waſſer ſtürzen!

Abermaliges Gelächter.

Die in's Waſſer! hieß es im Saale; ja, in eines Mannes Arme!

Gelächter ohne Ende.

III.

Ein Teufels Weib, dieſe Czalenka! dachte Köhler, wo muß ſie in der Nacht ſich hinbegeben haben, ich werde dies morgen wohl erfahren, morgen, um eilf Uhr Vormittags habe ich mit ihr ein Rendezvous.

Die eilfte Stunde rückte heran.

Köhler ſtand mit der Minute am Portale der Peterskirche.

Eben ſo pünktlich war Frau Czalenka.

Sie ging mit den Worten auf Köhler zu:

Rufen Sie vom „Graben" einen Fiaker herbei. Fah- wir nach Hietzing, ſpeiſen wir dort, ich habe viel mit Ihnen zu ſprechen. In der grimmigen Kälte und im Schnee können wir nicht auf der Straße promeniren!

Der Fiaker wurde herbei gerufen.

Köhler und Czalenka ſchlugen den Weg nach Hietzing ein.

Was iſt Ihnen eingefallen? gnädige Frau, fragte Köhler Sie ſind geſtern Nachts Ihrem Herrn Gemahl förmlic echappirt!

Woher wiſſen Sie das?

Der Architekt theilte die ganze Scene im „[illegible]" mit.

Frau Czalenka lachte.

Ich kehre nicht mehr zu meinem Ma[illegible] ſagte ſ Ich ging, nachdem mein Mann das Haus [illegible], ebenfa fort; ich beſitze eine innige, bewährte Fre[illegible] im „Neuba eine Witwe, zu dieſer begab ich mich, und ſie nahm mich mit aller Liebe auf.

Was wird Ihr Herr Gemahl hiezu ſagen?

O, der war ſchon ſeit vier Wochen davon unterrichtet, daß ich mich von ihm trenne; er glaubte nur nicht daran. Er hat mich hintergangen. — Als er um meine Hand warb, verſprach er mir, in Wien zu bleiben, um ſich hier zu etabliren; nun zeigte es ſich, daß er kaum genug Geld hat, um in Tyrnau einen Fond als Kaufmann auszuweiſen! — Ich und Tyrnau! Ich gehöre für die große Welt. Ich fühle, daß mir ſelbſt dieſe prächtige Reſidenzſtadt dereinſt zu klein werden wird! — Ich erklärte meinem Gatten, daß ich um keinen Preis ihm folgen, und die erſte beſte Gelegenheit ergreifen würde, mich von ihm zu ſcheiden. Die Gelegenheit iſt da. —

Was werden Sie beginnen?

Ich werde Schauſpielerin.

Entſchuldigen Sie, gnädige Frau, eine Frage: Haben Sie ſich als Schauſpielerin ſchon verſucht?

Wozu denn? Was die Mamſell Reſch im Theater an der Wien leiſten kann, kann ich auch. Hensler giebt mir für den Anfang 3000 fl.; wenn ich vorwärts komme, habe ich 6000 fl.; davon lebe ich wie eine Fürſtin; ein Benefice erhalte ich auch. Ich trete zuerſt als „Jungfrau von Orleans“ auf.

Kennen Sie dieſes Stück?

Ich habe es nie geſehen; ich kaufe mir es heute noch. Demmer ſagte, ich würde eine vortreffliche Jungfrau ſein; meine Freundin im „Neubad“ verſichert mir, Helm und Panzer würden mich herrlich kleiden. — Heurteur, Küſtner, Demmer, Rüger, Schmidtmann werden mich vortrefflich unterſtützen. —

Es ziemt mir nicht, an Ihrem Talente zu zweifeln, aber —

Was verſtehen denn Sie, Sie ſind ein Architekt!

Ich maße mir auch kein Urtheil an.

Der Fiaker langte in Hietzing an.

Es war halb zwölf Uhr.

Zum Diner war es noch zu früh, aber Köhler beſtellte daſſelbe. An einem Seitentiſche nahm er mit der ſchönen Frau Platz.

Sind Sie reich? fragte ihn Joſephine mit beiſpielloſer Naivetät.

Nein, ſagte er.

Aber Sie verdienen ſich wahrſcheinlich viel?

Ich bin mit meinem Einkommen zufrieden.

Wie hoch beläuft ſich denn dieſes?

Im vorigen Jahre wurden mir ein paar brillante Landhäuſer aufzuführen anvertraut. — Ich verdiente mir 6000 fl. —

In „Scheinen“ oder in „Münze?“

In „Scheinen.“

O weh!

Ich ſehe kein O weh! Ich bin ein unverheiratheter Mann; ich gebe das Geld nicht aus, das ich erwerbe, und lebe doch angenehm.

Sie könnten allerdings mein **Erklärter** ſein, aber nicht allein — —

Ich verſtehe Sie nicht.

Hören Sie mich. — Für den Fall, daß ich beim Theater keinen Platz fände; für den Fall, daß ich nicht 3000 fl. Gage erhielte, oder auch für den Fall, daß ich ſie erhielte, wäre mir die „Bekanntſchaft“ mit dem alten Herrn Gröbler ſehr angenehm.

Die wird ihm noch angenehmer ſein.

Wie mache ich es aber, daß ich an ihn komme?

Ich könnte hiezu nichts beitragen. —

Warum nicht?

Dies müßten Sie ſelbſt.

Wo wohnt er?

In ſeinem Hauſe, in der Währinger-Vorſtadt. —

Sie könnten deswegen doch mein Auserwählter bleiben. —

Sie ſind allzu gütig!

Es wird aufgetragen, wir werden hievon noch ſprechen. — Sagen Sie mir, kennen Sie die beiden Herren, die ſich ſo eben uns vis-à-vis placiren?

O ja, der größere iſt der Graf Schönried, und der kleinere der Baron Salecky. —

Ich habe es mir gedacht, daß es Cavaliere ſind! — Sie müſſen mir ſchon verzeihen, wenn ich die Bemerkung ausſpreche, daß ein Hochadeliger doch ein ganz anderes Weſen zeigt, als ein Bürgerlicher; dieſe Leute tragen ihren Körper ganz anders; es iſt, als ob ſie ganz anders auf die Welt kämen, ſehen Sie nur, wie ſie die Speiſekarte in der Hand drehen! Dieſe Nonchalance, dieſe vornehme Leichtigkeit, dieſe noble Ungezwungenheit; der Kleine hat mich neulich bis ins „Neubad“ verfolgt — ſehen Sie nur, wie vielſagend er mich anblickt. —

Er blickt Sie ſo an, daß es mich, als Ihren Paladin, beleidigen muß. —

Laſſen Sie Champagner bringen.

Herr Köhler befahl dem Kellner, Champagner zu bringen. —

Heute, ſagte Joſephine, will ich erſt recht viel Champagner trinken; denn geſtern Nachts, in Gegenwart meines faden Mannes und des ordinären Herrn Gröblers, mundete er mir nicht.

Die Herren am Tiſche gegenüber tranken ebenfalls Champagner. —

Sie erhoben die Gläſer, ſtießen an, und ſahen dabei bedeutungsvoll die Dame an.

Joſephine ſtieß haſtig an das Glas des Architecten und erwiederte den Blick. —

Köhler ignorirte das Manövre.

Was wir lieben! Arthur! rief Baron Salecky.

Und was uns wieder liebt! gab Graf Schönried zurück.

Frau Czalenka ſah wieder nach den Herren hinüber und ſtieß an das Glas Köhlers.

Was wir lieben! rief ſie ungenirt.

Auf das Wohl Ihres Herrn Gemahls! ſagte Köhler.

Frau Czalenka ſtellte raſch ihr Glas hin.

So dürfen Sie mir nicht kommen! bemerkte ſie. Ich habe keinen Gemahl mehr! verſicherte ſie ganz laut. Ich bin eine ganz ungebundene, freie Frau. Gott ſei Dank! daß ich es bin!

Köhler wußte nicht, was er erwiedern ſollte.

Gnädige Frau, ſagte er endlich; ich ſpiele hier eine entſetzliche Rolle. Dieſe Herren kennen mich; was werden ſie von mir denken. Sie werden glauben müſſen, daß ich Sie, gnädige Frau, hierher geführt, um Ihnen Eroberungen zu verſchaffen. — Ich bin, Gott ſei Dank! als ein Mann bekannt, der honnet und rechtſchaffen iſt. — Schonen Sie mich, gnädige Frau; meinethalben, ſeien Sie mit Ihrer Gunſt ſo freigebig, als es Ihnen beliebt, nur nicht in meiner Gegenwart. —

Sind Sie auch eiferſüchtig?

Keineswegs!

Was wollen Sie alſo?

Ich will, daß Sie das Decorum nicht verletzen. — Sie werden ſehr gewinnen, wenn Sie nie einem Manne mit Ihrer Neigung entgegen kommen.

Ei der Tauſend! Wo haben Sie das geleſen?

Ich leſe es in den Blicken der Herren Cavaliere, daß ſie Sie auf dieſem Wege nicht ſonderlich achten. Die Herren werden ſchnell an unſern Tiſch kommen und Ihnen und mir bemerken laſſen, daß ſie Ihnen nicht groſzen Regard zu ſchenken Luſt haben. — Gnädige Frau, ich werde den Garçon rufen und die Rechnung bezahlen, vielleicht kommen Sie nächſtens mit Herrn Gröbler hierher, der iſt wahrſcheinlich weniger empfindlich als ich. — Jean! rief er dem Kellner. —

Ach, mein Gott! klagte Frau Czalenka, ich fühle mich doch recht unglücklich! Wie lange wird die Emancipation der Frauen noch auf ſich warten laſſen.

Baron Salecky erhob ſich von ſeinem Platze und näherte ſich dem Tiſche, an welchem Köhler ſich befand. —

Herr Architekt, ſagte er, Sie werden uns doch dieſe ſchöne Dame nicht entziehen wollen?

Ich bedauere, verſetzte Köhler, aber leider muß ich aufbrechen.

Sie haben doch kein Landhaus, keine Kirche, keine Einſiedlei zu erbauen? — Es iſt Winter, da ruhen die architektoniſchen Arbeiten.

Die Arbeiten ruhen nicht alle.

So ruhen Sie ein Wenig hier. — Ich verſpreche Ihnen, auf meiner Herrſchaft ein Ritterſchloß im gothiſchen Geſchmacke, mit Thürmen, Zinnen, einer Zugbrücken, mit einem Burgverließ erbauen zu laſſen. —

Herr Baron, erwiederte der Architekt, was Sie mir da in Ausſicht ſtellen, kann nur Ihre Ausſicht auf dieſe Dame verbergen. — Ich wenigſtens ſehe mich vergebens auf der Warte Ihrer anzuhoffenden Burg nach einem andern Zielpunkte um.

Er nahm Frau Czalenka an den Arm und führte ſie nach ihrem Wagen.

Als ſie mit dem Architekten nach der Stadt fuhr, ſagte ſie:

Mit uns iſt's aus!

Natürlich, weil es ſchlecht angefangen, antwortete Köhler.

Ich dachte mir das Leben an Ihrer Seite ſo ſchön!

An meiner Seite?

Köhler lachte.

Lachen Sie nicht, mir iſt das Weinen näher. —

Gnädige Frau, erwiederte Köhler, da Sie ſehr bewegt ſcheinen, ſo findet vielleicht ein ernſtes Wort bei Ihnen Eingang.

Vielleicht gar Moral? Lieber will ich ausſteigen und zu Fuße gehen.

Keine Moral, nur eine freimüthige Aeußerung. — Sie
ſind auf einem falſchen Wege. — Sie werden einem tiefen
Abgrunde rettungslos zueilen. — Ihr Benehmen gegen Ihren
Gatten habe ich nicht zu beurtheilen. Es iſt möglich, daß e
durch ſeine Weiſe, ſich zu zeigen, Sie beleidiget hat, daß er ei
nicht verſteht, eine Frau an ſich zu feſſeln, aber dies berechtige
Sie noch nicht, ungebundener ſein zu wollen, als Anſtand un
Sitte es geſtatten. — Wähnen Sie der Schönheit ſe
Alles erlaubt? — Sie irren! — Sie werden unglückli
werden, wenn Sie einem Manne in die Hände fallen, der z
ſchwach iſt, Sie zu leiten, der Ihnen unbedingt nachgiebt, i
allen Ihren Launen, Grillen und Neigungen. — Ich bin ke
ſolcher ſchwacher Mann. — Ich nehme Abſchied von Ihnen
vielleicht kommt einſt eine Zeit, in welcher Sie an [illegible]
gen Tag zurückdenken, und ſich geſtehen werden, [illegible]
mir bei meinen Thorheiten nicht nachgegeben, ſo [illegible] ich
glückliche Frau geworden ſein."

Der Wagen hielt am Neubade.

Frau Czalenka ſtieg aus, ohne den Architekten nur eines Wortes mehr zu würdigen.

Der Architekt fuhr mit ſeinem Fiaker über die Ecke der Wallnerſtraße.

Wer wäre bald vom Kohlmarkt in den Wagen Köhlers hineingefahren?

Herr Gröbler in ſeiner Equipage.

Zum Teufel! dachte Köhler, während ich die ſchöne Frau zum Diner nach Hietzing führe, hat Gröbler ihr Aſyl ausfindig gemacht, oder ſie hat wohl ſelbſt an ihn geſchrieben und ſeine Adreſſe erfahren. Nu, der iſt für ſie, den wird ſie aber auch zu Grunde richten; ich will kein Unglücksprophet ſein!

Herr Gröbler wurde wirklich durch die Freundin der Frau Czalenka aufgeſucht und für den folgenden Tag ins „Neubad“ invitirt: aber Herr Gröbler konnte die Stunde, die ſchöne Joſephine zu ſehen, nicht erwarten, und eilte noch an demſelben Nachmittage in das bezeichnete Haus.

Zum Glücke war die Angebetete nach Hauſe gekommen.

Sie wollte eben ihrer Freundin ihr Abenteuer in Hietzing mittheilen, da pochte der alte Galan an die Thüre.

Auf das ſüßflötende „Herein!“ trippelte er wie ein arkadiſcher Schäfer in die Stube und erſchöpfte ſich an Reverenzen, freudigen Anrufen, Händeküſſen und in Liebestrunkenheit vor ſeiner Dame.

Herr Gröbler hatte eine ganz vorzügliche Toilette gemacht.

Sehen Sie mich an, ſagte er, Alles neu, zur Feier dieſer

Stunde. — Ich weiß ſelbſt nicht, wie ſie mich angelegt haben; gleich nach der Botſchaft von meinem Glücke, habe ich dem Schneider Männer „Poſt ſagen" (ein bekannter gemeiner Ausdruck bornirter Leute in Wien) und habe ihm wiſſen laſſen, daß er mir einen Cavalier-Anzug „grechteln" (zurecht legen) ſoll, in welchen ich nur hineinſchliefen darf, wenn ich um drei Uhr zu ihm komme. Wie ich in ſein „Gwölb" eintrete, ſo „häng' ich ſchon da!" — Weſten, Hoſen, Frack, Ueberrock, Alles „neuch" (neu), ich ſpring auf der Stell' mit gleichen Füßen in die Beinkleider, taubenfarb mit ſchwarzem Beſetz — ziehe geſchwind die ſtrohgelbe Weſte an, und fahr in den Frack hinein, und da bin ich geſtanden, als wenn ich in dieſen Kleidern auf die Welt kommen wär'! — „Männer," ſag ich zum Schneider, Euer Gnaden müſſen allerſeits wiſſen, daß Männer Männer-Schneider iſt, drum heißt er auch Männer; Männer ſag' ich, ich bin zufrieden, und was der Fürſt Eſterhazy bezahlt, das bezahl ich auch; nur fäſch! noble, ſüperb! Ich werfe gleich einen „Tauſender" hin auf die Budel, der Schneider macht die Rechnung, will herausgeben, behalt's der Herr, ſagte ich, ich brauch noch Etwas, gib der Herr eine moderne „Eſelsdecken" her, ſo nenn' ich meine Capute. Er ſucht auf der Stelle Etwas hervor, was meinem Leichnam zum Geſicht ſteht. Da ſteht nun Herr von Gröbler und tauſcht mit dem Adam im Paradies nicht.

Sie ſehen allerliebſt aus! rief die Freundin der Czalenka aus; da kann ſich Mancher, der erſt vor Kurzem majorenn geworden iſt, ein Muſter nehmen. Dieſe Haltung, dieſer Wuchs, dieſes Feuer! Sie müſſen einſt ein ſchöner Mann geweſen ſein!

Noch, noch immer ſind wir ſchön, und was noch ſchöner iſt als ſchön, wir ſind reich und laſſen's „angehen."

Meine Damen, beliebt's? Ich hab' ein „[illegible]" (eine

Loge) ins Kärntnerthor-Theater mitgebracht, zur Bigottini, Wann-fühn (Wahnſinn aus Liebe) wird aufgeführt. Meine Geſchichte als Ballet, denn wenn mich die Joſephine nicht erhört, „rinnt mir das Hirn aus.“ Voulez-vous? Im zweiten Stock links! Nr. 11. Die Logen bekommt man nur licitando im Caffehaus. Die Direction verkauft eine für 25 fl. — der Marqueur beim Schweiger auf dem Graben „rat“ (rechnet) eine zu 40 fl., ſind Liebhaber da, wird eine Loge auf 50 fl. geſteigert; ich habe 75 fl. dafür hingeworfen, „verkauft“ hab' ich geſchrieen, und mein hat ſie gehört auf „Ja“ und „Nein.“ —

Willſt Du ins Theater gehen? fragte Czalenka ihre Freundin.

Die Bigottini zu ſehen, entgegnete dieſe, da laſſe ich Eſſen und Trinken zurück. —

Das wäre nicht übel! verſetzte Gröbler, nach dem Theater fahren wir zum „Erzherzog Karl,“ ich beſtelle ein Souper wie für ein Paar Prinzeſſinen.

Ach, ſagte Czalenka, ins Kärntnerthor-Theater gehe ich mit Entſetzen. — Wiſſen Sie, Herr von Gröbler, daß ich eigentlich nichts anzulegen habe, daß ich noch immer in den Ballkleidern bin von geſtern? — Als ich meinem Manne auf und davon gegangen bin, hatte ich nicht Zeit, meine Garderobe mitzunehmen. —

O mein Gott! das war geſcheidt, grinste Gröbler.

Als ich meinem Manne davon gegangen bin, fuhr Czalenka fort — da vergaß ich ſelbſt das Nothwendigſte einzupacken. —

Behelfen Sie ſich nur heute noch, flehte Gröbler, morgen ſende ich Ihnen der Madame Schoberlechner, ihr ganzes „Schöne-Wienerin“-Magazin hierher. Vierzig Anzüge ſollen

Sie in vierundzwanzig Stunden haben, hundert „Schöpf,“ oder wie man das Ding auf dem Kopfe heißt, hundert Hüt', hundert Hauben, hundert „Bareter,“ hundert „Quaſühren“ (Coiffüren), tauſend Paar Strümpf', tauſend Paar Schuh', tauſend Paar Handſchuh'; koſte es, was es koſte — Gott ſei Dank! wir können den „Dam'“ (Daumen) rühren.

Ich nehme Sie beim Wort, Herr Gröbler, verſetzte Czalenka; ich komme mir jetzt vor wie eine Abgebrannte, wie eine Ausgeraubte, wie eine, welche mit einem Worte nichts anzuziehen hat.

Soll ich meine Brieftaſchen gleich hergeben? Drei Tauſender ſind noch d'rin, oder ſoll ich morgen tiefer in die Caſſa greifen, bis zum Boden komme ich noch in zehn Jahren nicht.

Ich zweifle nicht. Behalten Sie nur Ihre Brieftaſche, und erlauben Sie, daß ich Ihnen die Conti der Modiſtinnen, der Schneider, Schuſter, der Kaufleute ſchicken dürfe. —

Nur zu! Je mehr, deſto beſſer!

Und was iſt's denn mit der kleinen Frau da?

Herr Gröbler meinte die Freundin der Madame Czalenka. Bedenken Sie ſich auch! bat er ſie. Je mehr Conto (Conti), deſto größer meine Freude.

Freude ſag' ich, fuhr Herr Gröbler fort, und wurde dabei ganz kleinmüthig, Freude, wenn mir dieſe nur nicht in den Brunn fällt! — Die Frau von Tegelſchmier (Tegelſchmier hieß die Freundin der Frau Czalenka) hat mir freilich geſagt, meine ſchöne Joſephine würde um keinen Preis mehr zu ihrem Gemahl zurückkehren, wird es damit aber abgethan ſein? — Ich glaub' nicht; der Gemahl wird noch ein ſchönes „[illegible]“ anfangen; er wird ſeine Frau gerichtlich reclamiren, mit der Polizei hat er ohnehin ſchon mir und meinem [illegible] gedroht, ein rabiater Kerl iſt der Herr Gemahl auch [illegible] ich fürchte, ich fürchte noch „Enz Spitakeln!“ — Was thun wir, wenn der entſetzliche Ehemann toll wird?

Mich ziehen hundert Pferde nicht zu ihm!

Ich geh mit Ihnen durch, wenn er Ihnen nicht entſagt. —

Von Wien gehe ich nicht fort. —

Was alſo anfangen? —

Es wurde haſtig an der Thüre geklopft.

Herein! rief Frau von Tegelſchmier.

Herr Czalenka trat herein.

O weh! ſchrie ſeine Frau, entſprang in ein Seitenzimmer und ſperrte die Thüre ab.

Bleib' Joſephine! ſagte Herr Czalenka; ich komme nicht, Dich zu holen.

Guten Abend, Frau von Tegelſchmier, ſagte Czalenka, guten Abend Herr von Gröbler, wendete er ſich an dieſen.

Czalenka hatte einen überaus gutmüthigen Ton angenommen, ſo, daß Gröbler und Tegelſchmier ganz verwundert ihn anſtaunten.

Seit acht Uhr Morgens, ſagte Czalenka, weiß ich ſchon, daß ſich meine Frau hier befindet, aber ich wollte ſie nicht incommodiren. Daß ich Sie, Herr von Gröbler, hier finde, iſt mir lieb, — vielleicht erleichtert dies die Realiſirung meiner Wünſche. —

Nehmen Sie Platz, edler Ehegeſpons, ſagte Gröbler.

Herr Czalenka ſetzte ſich.

Ich war heute ſchon um ſieben Uhr bei meinem Advocaten Doctor Förenleithner. Ein braver, würdiger, geſcheidter Mann — ich erzählte ihm meine ganze Unglücksgeſchichte. Er bedauerte mich herzlich.

Sie wollen Ihre Frau mit Gewalt wieder zurück haben, ſagte mein Advocat, nichts leichter als das; aber ſie bei

Ihnen zu erhalten, das bringt kein geiſtliches und kein weltliches Gericht zu wege. In acht Tagen geht ſie Ihnen wieder durch, und ſo lange geht ſie Ihnen durch, bis es Ihnen zuwider wird, und Sie am Ende ausrufen: Hol' Dich Dieſer und Jener! Ihre Frau iſt nicht für Sie; Sie hätten ſie nie heirathen ſollen; Sie haben ſie ja gekannt, ihren Luxus, ihre Putzſucht, ihre Verſchwendung, ihre Manie, in der großen Welt zu leben; dieſes junge, leichtſinnige, eitle, unbeſonnene Weib zündet Ihnen Tyrnau an, wenn ſie ſich langweilt und nicht nach Wien kann. — Laſſen Sie ſich von ihr ſcheiden, ſogleich ſcheiden, hier in Wien noch ſcheiden. Sie hat Ihnen immer geſagt, ſie beſäße 3000 fl.; es iſt kein wahres Wort, ſie beſitzt nicht 3000 Nußſchalen, ihre Mutter, eine Kochswitwe, hat nicht vier Groſchen hinterlaſſen, glauben wir ihr aber, und ſagen wir ihr: Joſephine, gieb die 3000 fl. in meine Handlung — gieb ſie mir für zehn Jahre, ich bezahle Dir ehrlich die Intereſſen und das Capital in zehn Jahren zurück, gegen dieſe Bedingung laſſe ich mich auf der Stelle von Dir ſcheiden.

Das iſt ja prächtig, ſagte Gröbler, Sie müſſen ja einen ſehr geſcheidten Advocaten haben.

Ich will nun auf das eingehen, betheuerte Czalenka, was mir der Advocat gerathen hat. Morgen wollen wir beide, meine Frau und ich, die Scheidungsklage einreichen, und mein Doctor garantirt mir, daß wir in acht Tagen geſchieden ſind. — Frau Tegelſchmier, ſetzte Czalenka hinzu, ſagen Sie dies meiner Frau, und Sie, Herr Gröbler, den ich als einen Freund meiner Gattin betrachte, reden Sie ihr zu, daß ſie mir die 3000 fl., die ſie beſitzen will, mir gegen einen gehörigen Schuldſchein auf 10 Jahr mit 5 Procent Zinſen übergiebt.

O Sie Goldmann! rief Gröbler entzückt aus; dieſe 3000 fl. geb ich auf der Stell' her; ich hab's zufällig bei mir.

Von Ihnen nehm' ich nichts; von meiner Frau nehme ich 3000 fl. Sagen Sie ihr, wenn ihr mein Vorſchlag angenehm iſt, ſo ſoll ſie morgen, um 10 Uhr Vormittag, zu Herrn Doctor Förenleithner, Tiefen Graben Nr. 132, im zweiten Stock, kommen, zwei Zeugen und die 3000 fl. mitbringen, die Scheidungsanzeige unterſchreiben. und ich werde ſie dann in meinem Leben nie mehr incommodiren. Adieu!

Er wollte gehen.

Ich werde Ihrer Frau Alles ſagen, bemerkte Tegelſchmier.

Ich auch, bekräftigte Gröbler.

Da Sie ein ſo charmanter Mann ſind, ſagte Tegelſchmier, und ſo liebenswürdig, ſich von Ihrer Frau ſcheiden zu laſſen, ſo ſetzen Sie Ihrem edlen Charakter die Krone auf, und ſenden Sie ihr heute noch ihre Kleider, und was ſie ſonſt beſitzt. —

Mit Vergnügen; ich will alle ihre Wünſche befriedigen. In einer Stunde ſchon ſoll Alles, was ihr gehört, in ihren Händen ſein!

Aber gewiß, wir fahren ins Theater!

Gewiß!

Herr Czalenka ging.

Gröbler fuhr vor Freude wie toll im Zimmer umher.

Joſephine! rief er, kommen Sie heraus!

Joſephine kam eben ſo freudig bewegt.

Ich habe Alles gehört! rief ſie. Herr Gröbler, ſagte ſie, vor Vergnügen gebe ich Ihnen einen Kuß!

Her damit! rief er; ich gebe dafür 3000 fl. — Der Herr

Czalenka iſt ein Narr, ſetzte er bei; hätte er 10 — ja 20,000 fl. begehrt, ich würde ſie auch geben.

Joſephine umarmte Gröbler noch ein Mal.

Wie gut war's, ſagte ſie, daß ich meinem Manne durchgegangen bin!

IV.

Wir führen den geneigten Leſer in das Haus des Herrn Gröbler.

In demſelben herrſchte der größte Comfort.

Herr Gröbler verſtand es aus dem Fundament, ein Haus mit allen erſinnbaren Bequemlichkeiten einzurichten; — es fehlte nicht das Geringſte, die Stunden, welche er daheim zubringen wollte, ſehr angenehm zu machen.

Er hatte ſich außer ſeinen ſehr ſchönen Wohnzimmern einen Speiſeſaal, einen Geſellſchaftsſaal, einen Billardſaal, ein Bade-Appartement erbauen laſſen. Er beſaß einen prachtvollen Garten mit Glas- und Treibhäuſern, mit Luſthäuſern, Schweizerhütten mit einem Kiosk verſehen; er erfreute ſich der ſeltenſten exotiſchen Gewächſe; Waſſerfälle, Springbrunnen erfriſchten im Sommer Menſchen und Pflanzen.

Als er die Liaiſon mit Frau von Czalenka anknüpfte, war er ſo zu ſagen kinderlos. Seine drei Töchterchen, Marianna, Elsbeth und Mathilde, befanden ſich zur Erziehung in einem Kloſter, und ſein kleiner Sohn war bei ſeinem Großvater.

Herr Gröbler glich im Jahre 1817 einem Garçon; deſſen ungeachtet war aber ſein Haus nicht verödet.

Er hatte drei alte und zwei junge Perſonen im Hauſe.

Das Factotum war ein bejahrter Schreiber, Herr Riegel, ein wahres Original.

Herr Riegel war achtundſechzig Jahre alt, aber geſund und rüſtig wie ein Fünfziger; er war ehrlich wie ein Ideal der Ehrlichkeit, aber er brummte den ganzen Tag, namentlich war ihm die neueſte Zeit verhaßt, die modernen Menſchen verachtete er; er haßte Alles was Kind war; was der Jugend angehörte, war ihm ein Dorn im Auge. Er war der Mann der Wahrheit, predigte dieſe auch Jedermann, und nahm ſich ſogar die Freiheit, Herrn Gröbler die Wahrheit bei jedem Anlaſſe zu ſagen. — Herr Gröbler verzieh ihm jede Derbheit, wußte er doch, daß es keinen treueren, verläßlicheren Haushälter auf der Welt geben konnte, als dieſen Riegel.

Die zweite Perſon war eine Frauensperſon von 60 Jahren, die Wirthſchafterin. Ihr Vater war einſt herrſchaftlicher Wirthſchaftsrath; ſie hieß Cäcilia Schnepper, und die böſe Welt wollte wiſſen, daß ſie einſt, als ſie noch jung und nicht übel, eine Flamme des Herrn Gröbler geweſen, und daß ſehr wichtige Motive vorhanden, ſie ſo lange ſie lebe zu verſorgen. Ihre Liebe zu Gröbler war auch jetzt noch nicht verloſchen, und ſie trug ſich noch immer mit der Hoffnung, daß Gröbler ſie einſt doch zur Frau nehme, wenn er nämlich ein Mal „einen Ruh“ geben könnte, und ſollte er bis dahin das neunzigſte Jahr erreichen.

Die dritte Perſon war Herr Raſtel. Dieſer Mann war eigentlich gar nichts im Hauſe, als der Zuträger des Herrn Gröbler. Er zählte ungefähr 56 Jahre und hatte ſonſt nichts zu thun, als aufzupaſſen, was im Hauſe, in der Nachbarſchaft, bei den Bekannten und Freunden des Herrn Gröbler vorgehe, was über ihn geſprochen werde u. ſ. w. Der Privatcharakter des Herrn Raſtel war der eines „ſchleichenden Intriguants“, ſein Vorbild für Haltung, Sprache, Benehmen, der Hofſchauſpieler Schjenheimer, in ſeinen Rollen auf dem Burgtheater.

Die jungen Perſonen im Hauſe waren: ein Bedienter:

Karl Kerl, ein gewandter, flinker Menſch, wenn es ſeinen Vortheil galt, aber in ſeinem Dienſte faul und nachläſſig, wenn es ihm nichts eintrug. Sollte er ſich behende benehmen, mußte ſein Herr jeden Gang beſonders bezahlen, dann aber gab es keinen verläßlicheren Menſchen, als ihn;

eine Köchin:

Anna Inna, vortrefflich in ihrem Fache, aber betrügeriſch beim Einkaufe und Freundin aller Hausmeiſterinnen, Kräutlerinnen, Greißlerinnen, Käsſtecherinnen, Brodſitzerinnen, kurz, wo es zu klatſchen, zu tratſchen, ihre eigene Herrſchaft auszurichten, und über alle Menſchen etwas Böſes zu ſagen galt;

ein Stubenmädchen:

Bertha Duldſam, eine Romanheldin, die ſo unglücklich war, zu glauben, daß alle Menſchen gut und edel wären, die ſich's nicht nehmen ließ, diejenigen, welche böſe, eigennützig, egoiſtiſch, ſchadenfroh und ſchmähſüchtig ſeien, verſtellten ſich nur, um ihre Nebenmenſchen zu prüfen, mit einem Worte, Bertha war ein lammfrommes Geſchöpf, Argliſt, Tücke und Schmähſucht waren ihr fremd. Sie war ſehr hübſch und erſt achtzehn Jahre alt.

So war das Haus des Herrn Gröbler beſtellt, in welchem es ihm beliebte, trotz ſeiner Vernirtheit häufig den Tyrannen zu ſpielen.

Als er Nachts, nachdem Gröbler ſeine beiden Damen in das Hofoperntheater geführt, und die berühmte Bigottini als Nina in „Wahnſinn aus Liebe,“ inſofern er die außerordentliche Kunſtleiſtung der „Unvergeßlichen“ zu begreifen im Stande war, bewundert; dann aber mit Frau Czalenka und Frau Tegelſchmier ein ſplendides Souper, das er ſchon beſſer als die Künſtlerin zu beurtheilen fähig war, eingenommen hatte, endlich mit der Schönſten der Schönen geſchwärmt hatte wie ein Jüngling mit 18 Jahren, der zum erſten Male liebt, fuhr er um ein Uhr Nachts nach Hauſe, wo er, wie bei Todesſtrafe befohlen ward, noch Alles auf den Beinen finden mußte.

Die Hausordnung war folgende: Die erſte Perſon, welche ihn zu empfangen hatte, war Cäcilia Schnepper. Sie ging Allen vor, einmal von wegen der einſtens genährten Neigung, und dann auch ſeines lieben, phyſiſchen Wohles wegen. Sie mußte fragen: Ob ſich Herr Gröbler wohlbefinde, ſich gut amuſirt habe, noch etwas zu ſpeiſen beliebe, wie lange er des Nachts zu ſchlafen gedenke, daher um welche Stunde er geweckt werden wolle; wenn er etwa unwohl ſich befande, was aus der Hausapotheke gereicht werden müſſe, oder vielleicht gar ein Doctor noch in der Nacht zu rufen ſei.

Nach ihr durfte die Köchin eintreten, dieſe wurde regelmäßig in die Wange gekneipt, ihr mitgetheilt, ob noch ein Souper zu bereiten ſei, oder ob der gnädige Herr morgen zu Hauſe ſpeiſen und Gäſte haben werde.

Wenn dieſe Perſonen abſolvirt, trat der Aufpaſſer ein, dann das Factotum, nach ihm die „liebe Unſchuld,“ wie Herr Gröbler Bertoa nannte, zuletzt der Bediente, welcher auch Kammerdiener war, und ſeinen Gebieter an- und auskleiden mußte. —

An jenem für Gröbler ſo glücklichen Abende wurden alle Hausleute auf ein Mal zu ihm beſchieden.

Schreit's Vivat! rief ihnen Gröbler entgegen, Euer Herr iſt am Ziele ſeiner Wünſche: Eine Frau kommt ins Haus, eine Frau, und das ſobald als möglich.

Fräulein Cäcilia wandelte eine kleine Ohnmacht an.

Und was für eine Frau! fuhr Gröbler fort, für's Erſte iſt es hiſtoriſch (notoriſch wollte er ſagen), daß außer der Venus noch nie ein ſo ſchönes Weib auf der Welt war; zweitens iſt ſie ein Engel an Herzensgüte und ein Satan an Verſtand; drittens iſt ſie majeſtätiſch wie eine „Königin," macht alſo nicht nur mir, ſondern Euch Allen die größte Ehre.

Haben Euer Gnaden denn heimlich geheirathet? fragte die Köchin. So heimlich, daß kein Menſch etwas davon erfahren hat, nicht einmal die Kräutlerin auf der Hauptſtraße, die doch Alles weiß?

Was nicht „is," kann werden, antwortete Gröbler.

Die jagt uns vielleicht Alle zum Teufel! warf die Köchin ein, welche die Einzige war, die vor Schrecken nicht die Sprache verloren hatte.

Bewahre! verſicherte Gröbler, die iſt für Euch, blos nach meiner Beſchreibung, ſo eingenommen, daß ſie mir aufgetragen hat, 600 fl. an Euch, nach Verhältniß Euerer Beſoldung und Eueres Dienſtes, auszutheilen, was auch gleich morgen geſchieht. — Ihr werdet Euch alſo um 8 Uhr Früh hier verſammeln, und das Douceur, als ihre Begrüßung an Euch, in Empfang nehmen.

Es lebe die gnädige Frau! rief der Bediente, die anderen ſtimmten aber nicht in dieſen Ruf ein.

Die unbekannte gnädige Frau will uns mit Ihrem Gelde, Herr Gröbler, beſtechen, ſagte Riegel, o weh, das gefällt mir nicht! —

Sie wird uns gewiß Alle fortſchicken, weinte Cäcilia; das, was uns morgen geſchenkt, wird uns theuer zu ſtehen kommen!

Bei dem Gemüth? bei der Seelengröße, welche dieſe Frau beſitzt? Wollt's noch mehr wiſſen, was ihrer Tugend die Krone aufſetzt? — Wollt Ihr die Hauptbedingung wiſſen, unter welcher allein ſie mein Haus für das ihrige anſieht? — Vernehmt es und ſtaunt: Alle meine vier Kinder müſſen zu ihr! Sie will ihnen Mutter ſein. Wen das nicht für ſie einnimmt, iſt eine Hyäne und verdient nicht Menſch zu ſein. Als ſie mir dieſe Bedingung ſtellte, hab' ich geweint, wie ein junger Hund, der „abgeſpennt" wird.

Der Bediente heulte augenblicklich.

Dem Stubenmädchen traten Thränen in die Augen.

Denkt nichts Nachtheiliges von ihr, um dies Einzige bitte ich Euch. Morgen kommt ſie mit ihrer Freundin zum Speiſen. Ich werde Euch ihr vorſtellen. Um ein Uhr wird ſie meine Equipage abholen! Karl, Du wirſt morgen die Ehre haben, ihr, der Einzigen, zu melden: Euer Gnaden, der Wagen iſt da! Du und der Kutſcher werden die neuen Livreen anziehen, die Pferde bekommen die ſilberplattirten Geſchirre und die roſenfarbenen Augenroſen; Du, Karl, wirſt die Göttliche in den Wagen hinein- und herausheben! Karl, ich möchte morgen ſtatt Deiner Bedienter ſein — — Karl, ich beneide Dich —

Ich bitte Euer Gnaden, geniren Sie ſich nicht, ich werde indeß ſtatt Ihnen den Herrn ſpielen.

O Du Schlankel! ſagte Gröbler unendlich gnädig.

Köchin! hub er an, ich werde heute nicht beſtimmen, was morgen auf die Tafel kommt. Nanni, Du haſt Gelegenheit, Dein Meiſterſtück zu machen — geſpart wird kein Geld, ſpar' Du auch nicht Deine Geſchicklichkeit.

Wenn Sie dem Körberljuden, dem Herrn [illegible], unterſagen, daß er mir nachſchleicht, und die [illegible] und die Kapäunler nicht ausfratſchelt, was ich ihnen „zu [illegible]" gegeben hab', wenn mir Ihr Aufpaſſer beim Einkaufen der Fiſche, der Auſtern, und wo ich ſonſt noch für delicate Sachen beſtelle, nicht nachſchleicht und ausſpionirt, was ich ausgegeben, ſo ſollen Sie ein Diner haben, als hätten Sie's in der Hofkuchel beſtellt.

Nichts darf er morgen auſſtechen, zu Hauſe bleiben muß er. Ihm wird von morgen an ein anderes Referat zugewieſen. —

Ja, ſagte der Bediente, ſchicken Sie den in ein Verſorgungshaus, dort ſoll er aufpaſſen, wer von den armen Leuten ſich einmal unterſteht, ſatt zu werden!

Ruhig! Keine Feindſchaft! Habt Ihr einen Groll? morgen ſchwemmt ihn mit Champagner hinunter. Das ganze Haus muß einen Rauſch bekommen! — Jetzt könnt Ihr gehen!

Cäcilia blieb.

Sie haben noch etwas auf dem Herzen?

Ja. Sie haben mir einmal geſagt, wenn eine Frau ins Haus käme, erhielt ich eine Penſion.

Das hab' ich nicht mit dieſen Worten geſagt.

Allerdings.

Ich habe geſagt, wenn ich einmal wieder heirathen ſollte, bekämen Sie eine Penſion; nun aber heirathe ich nicht.

Nicht?

Nein. Die Frau, welche die Frau hier bei mir vorſtellen wird, iſt bereits verheirathet, wird aber von ihrem Manne geſchieden, daher bleibt es beim Alten; ich beharre als Witiber!

Damit bin ich nicht zufrieden.

So machen Sie ſich's anders.

Muſje Gröbler, Sie ſind ſo reich, geben ſo viel Geld aus, was verſchlagt Ihnen das, wenn Sie mir 500— 600 Gulden jährlich auswerfen.

So? damit Sie das Geld mit Ihrem Liebhaber verwichſen können? Glauben Sie, ich wiſſe es nicht, daß Sie mit einem Grenzwachter eine Amour haben?

Ich alte Perſon, eine Amour?

O, Alter ſchützt vor Thorheit nicht —

Das mögen Sie ſich zurufen.

Subordination, Cäcilia! Ich bin Corporal bei der bürgerlichen Cavallerie, ich dulde kein Raiſonniren.

Gehen Sie in ſich.

Da hab' ich etwas Geſcheidteres zu thun! — Ich ſoll in mich gehen? Gehen Sie nicht außer ſich — das heißt, gehen Sie mit Ihrem Grenzwachter nicht außer die Linie. Am Dreikönig Tage ſind Sie im neuen Lerchenfelde „beim Stiefel“ geſehen worden.

Ihr Spürhund, der Raitl, hat mich geſehen. Hat er Ihnen auch geſagt, wer der Grenzwachter iſt?

Ein Grenzwachter bleibt ein Grenzwachter, ob er ins alte oder ins neue Lerchenfeld geht.

Iſt ein Grenzwachter ſonſt nichts auf der Welt? — kann er nicht ein Gatte, ein Vater, ein Sohn ſein?

Wenn er Ihr Gatte iſt, ſo geb' ich ihm eine Zulage, aber dann ſag' ich, das Weib gehört zum Manne.

Wenn er aber ein Sohn iſt?

Dann gehört er zu ſeinem Vater. —

So? ſagte Cäcilie freudig, nehmen Sie ihn auf?

Was thät' ich mit ihm?

Er iſt ja Ihr Sohn, es iſt ja Ambros, den Sie zu einem Tapezierer in die Lehre gegeben haben, von dem Sie aber — weil er in der Lehre nicht gut that — nichts mehr wiſſen wollten.

Der Ambros iſt dieſer Kerl; ich hab' geglaubt, er iſt geſtorben?

O, ein Grenzwachter ſtirbt nie, wer bewacht denn ſonſt die Grenze.

Zum Teufel! das iſt mir unangenehm!

Ich glaube es; in dieſem Augenblicke, in welchem Sie den Mann von 30 Jahren verſtellen wollen, kommt Ihnen ein Sohn von 42 Jahren auf den Hals. —

Verhüten Sie das!

Geben Sie mir 600 Gulden Penſion, und laſſen Sie dieſe auf eines Ihrer Häuſer vormerken. —

Um kein G'ſchloß!

Ich werde den Ambros zu Ihrer neuen Geliebten ſchicken, vielleicht ſetzt dieſe die Verſorgung von Ambros' Mutter durch.

Cäcilia! — ich vergreife mich an Ihnen! —

Verſuchen Sie's! Ich rufe um Hilfe! Ambros iſt im Hauſe, er wird mich ſchützen. —

In meinem Hauſe iſt er? — Ohne meine Zuſtimmung?

O, in dieſem Hauſe werden, wenn die junge Frau kommt, vielleicht noch ganz andere Dinge, ohne Ihre Zuſtimmung vorgehen.

Ich gebe Ihnen 600 Gulden, aber hinaus! Mutter und Sohn!

Angenommen! Aber Sie laſſen dieſen jährlichen Gehalt auf eines Ihrer Häuſer vormerken, Sie können ſterben —

In dieſem Falle bin ich auch ein Grenzwachter, ich ſterbe nie.

Geben Sie mir und meinem Sohne ein Capital von 12,000 fl. und wir brauchen keine Vormerkung. —

Sie werden immer impertinenter! Es geht jetzt auf halb drei Uhr Morgens, ich will ſchlafen. Gehen Sie auch ſchlafen! Wo ſchlaft denn der Grenzwachter?

Beim Gärtner, der hat ihm ein Bett ins Ananas-Haus geſtellt.

Der Kerl liegt vielleicht auf meinen Ananaſſen! Der Kerl hat vielleicht eine ſüße Lagerſtatt, während mich bittere Galle verzehrt. —

Sie haben dieſe Nacht zum Ueberlegen. Morgen, wenn Sie aufſtehen, muß ich Ja oder Nein erfahren. Sagen Sie Nein, werde ich der neuen Frau ein Flambeau anzünden, ich werde Sie ſchildern, und ihr ein Perſpectiv hinſtellen, damit ſie ſieht, was ſie von Ihnen zu erwarten hat. Sollte auch die neue, ſchöne Frau, die ſo gut ſein ſoll wie ein Engel und ſo geſcheidt wie ein Satan, ſo hartherzig ſein, mich nicht zu erhören, ſo lege ich ihr meinen Ambros vor die Thür; er war einſt nichts als ein Findelkind, er ſoll es bleiben. Dieſes Kind iſt 42 Jahre alt. Wenn die Mütter Kinder von ſolchem Alter weglegen, ſind die Mütter nicht ſtrafbar.

Cäcilie entfernte ſich in größter Aufregung.

Der Teufel hole Dich, alte Hexe! rief Gröbler ihr nach.

Was werde ich thun? — Ich weiß es ſchon! — Ich muß ja morgen wegen meiner geliebten Joſephine zu dem berühmten Advocaten Förenleithner! Dieſem trage ich den Fall vor. Der wird mir helfen! — Wo ſtünde denn das geſchrieben, daß der erſte beſte Ambros kommen und ſagen könnte, Gröbler, ich bin Dein Ambros! — Was werden innerhalb von 42 Jahren für Ambros auf die Welt gekommen ſein! Wenn Jeder auf meinen Ananaſſen ſchlafen wollte, müßte ich ein Glashau bauen, ſo groß wie der Stadtgraben, und wenn Jede 12,000 fl. für ſeine Mutter begehrte, müßte ich Rothſchil ſein und würde arm. Nichts da! Ich wehre mich. Für was ſind denn die Advocaten erfunden worden, als zum Proceßführen; ich führe einen Proceß bis zum jüngſten Tag; dann, Ambros, ſollſt du ſelbſt bei der Auferſtehung nicht mein „Ambros“ ſein!

V.

Herr Gröbler ging zu Bette.

Von Ambros und ſeiner Mutter träumte er nicht, wohl aber von Joſephinen.

Ach, wie ſchlief er ſo ſelig!

Es träumte ihm, Joſephine erſcheine an ſeinem Lager, und wecke ihn durch einen Kuß.

Ein Kuß weckte ihn auch wirklich.

Er ſchlug die Augen auf.

Cäcilia ſtand vor ihm.

Gröbler, ſagte ſie, ſeit ſieben Uhr ſteh' ich an Deinem Bette, Du ſchliefſt wie ein Schmetterling in einem Roſenkelch! Nie ſah ich einen Mann ſo ſanft ſchlafen, wie Dich! — Gröbler, haſt Du von mir geträumt?

Pfui Teufel! ſagte Gröbler.

Gröbler, fuhr Cäcilia fort, es iſt gleich neun Uhr; Gröbler, Du haſt Dich verſchlafen. —

Neun Uhr! ſchrie Göbler vor Schrecken auf.

Karl! rief er er ſeinem Bedienten, Kreuzſicker[illegible] Kerl!

Der Bediente erſchien.

Einſpannen! polterte er, laß' einſpannen! Den ſchwarzen Anzug! Alles „feſch!“ — Die große Brillantnadel, vier

Allianzringe an vier Finger! Meine große goldene Repetiruhr mit dem Spielwerk: „Bei Männern, welche Liebe fühlen!“

Ja, ſagte Cäcilia, dieſen Satz ſpielt die Uhr, aber was nachkommt: „Fehlt auch ein gutes Herze nicht!“ das läßt ſie aus, weil das Spielwerk wie Ihr Herz ruinirt iſt!

Fräulein Cillerl, ſagte Gröbler, Allez-vous-en! ich muß aufſtehen! — Um zehn Uhr muß ich auf dem Salzgries ſein! Ich bin noch nicht raſirt, noch nicht friſirt. —

Ich bitte Sie, Ihre Tour iſt ſchon lange accommodirt!

Ich bin noch nicht adjuſtirt, parfümirt; trachten Sie, Fräulein Cillerl, daß Sie hinauskommen!

Ich habe nur anzufragen: Ja oder Nein!

Ja, ja, auf jeden Fall Ja!

Sie ſagen das ſo haſtig, ſo bedeutungslos, wahrſcheinlich, um mich nur loszukriegen? —

Ja, auf jeden Fall: Ja!

Ich habe den Karl zum Zeugen, ſagte ſie, daß Sie Ja geſagt haben. — Alſo Ja! Ja? auf Ehre?

Auf Ehre, Ja! Es ſoll mich Dieſer und Jener holen! wenn ich nicht Ja geſagt hab'.

Wann: Ja?

Gleich morgen — um 4 Uhr Nachmittag. —

Gut, ſo ſei Freundſchaft zwiſchen uns!

Ewige Freundſchaft!

Geben Sie mir die Hand!

Nur nicht lang! Ich brauche ſie zum „Balbiren.“

Cäcilie lief entzückt fort.

Ambros! rief ſie, Ja hat er geſagt! — O, welche Wonne

Ambros: Ja!

Gröbler ſprang aus dem Bette.

Karl, ſagte er, wenn ich Schlag zehn Uhr fix und fertig im tiefen Graben bin, bekommſt Du 10 fl.

„Balbieren“ Sie ſich indeß, derweil zieh' ich Ihnen die „Stiefeln“ an. —

Wie wäre denn dies möglich? — Da ſchneid' ich mich ja.

Sie werden ſich auf jeden Fall ſchneiden.

Wie meinſt Du das?

Da es unmöglich iſt, daß Sie um 10 Uhr auf dem Salzgries ſein können.

Ich muß — Kreuzſickerment! ich muß dort ſein. —

Sie müſſen ja 600 fl. an Ihr Perſonal austheilen. Seit acht Uhr wartet ſchon Jung und Alt darauf.

Schick' die Leute fort! Wenn ich nach Hauſe komme! Warum habt Ihr mich nicht aufgeweckt! — Zum Teufel! Mit dem verwünſchten Discuriren hab' ich mich ſchon in die „Naſen“ geſchnitten.

Ich hol' einen Feuerſchwamm.

Soll ich einem Botokuden gleich ſehen, mit einer „Pletſchen“ im Geſicht?

Sie werden ſich dennoch verbluten. —

Wie meinſt Du das?

Die Naſe blutet ſchandhaft.

Gieb „Spinneweben“ her.

Im Winter?

Leg' mir Fließpapier auf.

So! — Jetzt ſehen Sie aus, als wenn die Naſe einen Weal um hätte!

Geſchwind', eins meiner Battiſthemden mit dem Jabotel-Waſſerfall.

Nur nicht blutig machen!

Die Cravatte!

Von weißem Atlas mit Vergißmeinnicht?

Nie werde ich Sie vergeſſen.

Das werd' ich einſt gern glauben.

Wie meinſt Du das?

Was man ſo heiß liebt, vergißt man nie!

Kerl, ich glaube gar, Du lieſt Romane.

Ja, dieſer Satz war aus „Rinaldo Rinaldini.“

Steht da mehr von der Lieb' d'rin?

Auf jeder Seite.

Wer war der Rinaldini?

Ein Räuberhauptmann.

Hör' auf!

Aber ein italieniſcher, nicht etwa ſo ein ordinärer Hallunk, wie der bairiſche Hieſel.

Alſo iſt das Buch italieniſch?

Nein, deutſch.

Das Buch mußt Du mir leihen.

Wenn Euer Gnaden heute die erſte Sei[illegible]endig wüßten, wie der Rinaldini zum erſten Male zu ſeiner Laura kommt. —

Was ſagt er ihr da?

„Dich ſehen und Dich lieben, [illegible]as Werk eines Augenblicks! Nie wird dieſe ſchöne S[illegible]nde meinem Gedächtniß ſchwinden, höre es, Vizenzia.“

Hat ſie Vincenz geheißen?

Nein, Laura, in der Stadt Vizenzia hat er es ihr geſagt. —

Ich ſage es nach, aber ſtatt Vizenzia ſag' ich Salzgries. —

„Höre es, Vizenzia, und präge es Dir tief ein, ich liebe ſie!“

Sehr hoch gegeben, aber ich verſteh's!

Auf der zweiten Seite —

Das ſag' mir morgen, ich merk' mir nicht ſo viel.

Gieb die Paillegelbe her!

Karl reichte ihm die Weſte.

Jetzt den Frack!

Karl zog ihm den Frack an.

Die „Parröcken!“

Karl ſetzte ſie ihm auf.

Die Ringe! Die Uhr! Den Stecher!

Gröbler ſah ſich in den Spiegel.

Nehmen Sie doch das Fließpapier von der Naſe.

Wird's ſchon rathſam ſein?

Es fließt kein Blut mehr!

Herr Gott, wie ſeh' ich aus!

Für einen ſehr ſtarken Vierziger können Sie ſich in der Redou[illegible]geben.

[illegible] in der Redout?

Dort glaubt man, Euer Gnaden haben ſich maskirt.

Sapperment! die Hauptſache!

Die Brieftaſche, [illegible]wahr?

Da kommen jetzt [illegible]ſtens zwanzig Tauſend hinein.

Die machen jung!

Den Mantel! und [illegible]ine Maß Eau de Levante a die Paröcken, die Stiefel und den Mantel!

Karl hing ihm den Mantel um und parfümirte ihn.

Euer Gnaden, ſagte Karl, den Hut etwas nach der Se wie der Prinz Schnudi das Barett trägt.

Gröbler betrachtete ſich noch einmal mit Wohlgefallen Spiegel.

Gaſſen Euer Gnaden ſich nicht ſo lange an! Es iſt dreiviertel auf Zehne. Kommen Sie um Viertel auf Eilf an, ſo kann ich mir meine zehn Gulden ſuchen!

Vorfahren!

Karl rief dem Kutſcher.

Karl hob ſeinen Herrn in den Wagen und ſchwang ſich rückwärts hinauf.

Fahr was Zeug halt't, rief der Bediente dem Kutſcher zu, und wenn alle zwei Schimmel liegen bleiben! Schlag Zehne auf dem Salzgries, Nr. 132, im erſten Stock. Führ' d'Leut' nieder, wir fahren zu einem Advocaten!

Gröbler kam bei dem Rechtsfreunde an.

Frau von Czalenka war bereits anweſend.

Auch ihr Gatte.

Gröbler küßte ihr die Hand und practicirte [illegible]ei mit unendlicher Grazie drei „Tauſender“ in ih[illegible] Schnupftuch.

Herr Czalenka lachte.

Der Sollicitator meldete die [illegible]en.

Der Herr Doctor kam ihnen [illegible]gen.

Ich bringe nur einen Zeug[illegible]it, ſagte Frau Czalenka, Herrn von Gröbler.

Ich habe bereits die Ehre, [illegible] Herren zu kennen.

Mich kennt Europa! ſagte Gröbler mit ſichtbarer Freude.

Ich habe gar keinen Zeugen mitgebracht, bemerkte Czalenka.

In meiner Kanzlei habe ich Individuen genug, die als Zeugen figuriren können, verſetzte der Doctor. — Leſen Sie, Herr Sollicitator, die Scheidungsurkunde vor.

Der Sollicitator las ſie.

Jetzt auch die gerichtliche Eingabe.

Der Sollicitator las ſie.

(Den Hauptinhalt beider Schriften haben wir bereits unſeren Leſern mitgetheilt.)

Haben Frau und Herr Czalenka Etwas beizuſetzen oder ſoll Etwas weggelaſſen werden?

Kein Wort! ſagten beide Perſonen zugleich.

Frau von Czalenka, bemerkte der Doctor, Sie haben Ihrem Herrn Gemahl drei Tauſend Gulden baar zuzuzählen.

Hier ſind ſie, erwiederte die Frau.

„Gebens acht," plumpte Gröbler heraus, „es ſeind neuche Zedeln, ſie picken z'ſamm!"

Daß ſie von Ihnen herrühren, erwähnte Herr Czalenka, weiß ich ohnedin; Sie hätten dies nicht durch Ihre Bemerkung anzudeuten gebraucht.

Fr[illegible]alenka antwortete:

O [illegible]les iſt mein Geld; Herr von Gröbler war nur ſo gefällig, neue Zettel einwechſeln zu laſſen. — Wenn ich in zehn Jahren nur alte dafür bekomme, werde ich mich glück[illegible]ich ſchätzen.

Fickerment! Fickerm[illegible] rief Gröbler aus, das war gut [illegible]egeben.

Sie haben die 3000 [illegible]fangen, Herr Czalenka, erinnerte der Doctor, Sie h[illegible] nun vorliegende Schuldurkunde zu unterzeichnen, und auch die Herren Zeugen wollen ſie unterfertigen.

Es geſchah.

Unſer Geſchäft iſt beendet, bemerkte der Doctor.

Was bin ich ſchuldig? fragte Herr Gröbler.

Sie, als Zeuge, haben der Kanzlei nichts zu entrichten.

Dem Perſonal werde ich einen Fünfziger hinbreiten!

Für was? — Herr Czalenka iſt meine Partei.

Gröbler wurde verlegen.

Joſephine, ſagte Czalenka, wir trennen uns nun. Möge Dich dieſer Schritt nie reuen. Wenn ich auch nicht reich bin, ſo bin ich doch ein rechtſchaffener Mann, und durch Fleiß, Thätigkeit und den Credit, den ich mir erworben, hätte ich Dir doch ein angenehmes Leben verſchafft.

Mit drei Tauſend Gulden Capital in Tyrnau? — Das angenehme Leben hätte ich ſehen mögen!

Herr Gröbler beſaß, als er ſo jung als ich war, nicht 2000 fl., und iſt doch ein reicher Mann geworden; ſeine Speculationen, vor Allem ſein Glück —

Ja, ich hab' immer ein Viehglück gehabt, ſagte Gröbler, ſpeculirt habe ich auch famos, ich habe zwei Mal einen Haupttreffer gemacht, und ein Mal eine alten Mahm beerbt mit 300,000 Gulden, nur ſpeculiren!

Joſephine, trenne Dich nicht mit Groll im Herzen; ich habe Dir ja nichts Böſes zugefügt. —

Es iſt ſchon gut!

Scheide von mir ohne Haß, ohne Bitterkeit!

Einen Shawl haben Sie vergeſſen, mir zu ſenden, Herr Czalenka, dann einen goldenen Ring mit einem Rubin — ſchicken Sie mir beide und heute noch, dann Adien!

Laſſe mir den Ring, Joſephine, zum Angedenken laſſe mir dieſen Ring — es iſt der 15. Mai 1816 eingegraben, an welchem Tag ich Dich zum erſten Mal ſah. —

Laſſen's ihm den „Klepen,“ ſagte Gröbler vornehm, ich kauſe Ihnen einen mit einem Tuzend Brillanten, wie der „Kukeruz“ ſo groß.

Nein, ich muß den Ring haben, ich laſſ' ihn einſchmelzen!

— Ich empfehle mich, Herr Doctor! Kommen Sie, Herr von Gröbler, laſſen Sie mich in Ihrer Equipag' nach Hauſe fahren, und nehmen Sie meinen Fiacre.

Gröbler reichte Joſephinen den Arm, und führte ſie fort.

Ich gratulire Ihnen, ſagte der Doctor, daß Sie dieſe herzloſe Frau verloren haben. Ihre Schönheit iſt die Schönheit eines Tigers; es wird Einem unheimlich in ihrer Nähe.

Ich ſende ihr das Geld zurück, ſagte Czalenka, ich will dies Geld nicht von ihr haben! — Herr Doctor, ich bitte Sie, ſenden Sie ihr dieſes Geld wieder, ich will es nicht, es würde mir Unglück bringen! Ich bin ein junger Mann, ich will arbeiten, daß mir die Hände wund werden! — Herr Doctor, ſenden Sie ihr das Geld ſogleich und ſchreiben Sie ihr einen Brief dazu, der ihr in's Herz greift, Sie ſind ein Advocat, alſo ein Mann von Kopf und Gemüth, Sie werden ihr einen Brief ſchreiben, der ihr zeigt, wie erbärmlich ſie iſt!

Die hat kein Herz, aber Sie ſoll einen Brief erhalten, der, wenn ſie ein Herz beſäße, dieſes Herz bekehren müßte.

Gott ſegne Sie dafür, Herr Doctor!

Czalenka war ſo heftig ergriffen, daß ihm Thränen in den Augen ſtanden.

Er entfernte ſich ſchnell, um ſeine Gemüthsbewegung zu verbergen.

VI.

Frau Czalenka wurde in dem Hauſe des Herrn Gröbler wie eine Fürſtin empfangen.

Am meiſten überraſchte der Gärtner.

Er hatte ſeine Glas- und Treibhäuſer geplündert.

Die Treppe, der Vorſaal, der Speiſe-Saal prangten in Blumenpracht.

In Ermanglung eines Kindes, das zierliche Empfangs-Verſe hätte vortragen ſollen, übernahm deſſen Stelle der zwei und vierzig jährige Ambros. — Er declamirte ein Gedicht, das im Jahre 1788 an die Tänzerin Vigano gerichtet wurde, und mit folgenden Worten anfing:

„So willſt Du uns denn wiederum verlaſſen,
Willſt neuerdings, Du Theure, von uns geh'n:
Vor bangem Schmerz weiß niemand ſich zu faſſen,
Der als Diana jemals Dich geſehn!"

Frau Czalenka affectirte ungeheure Rührung, und nahm dem „Kleinen" den Blumenſtrauß aus der Hand, den er ihr darreichte.

Fräulein Cäcilie hatte ſich eine beſondere Aufmerkſamkeit ausgeſonnen. Sie überreichte der Gefeierten auf einem rothen Sopha-Polſter die Schlüſſel der gewiſſermaßen eroberten Feſtung, den Hausthorſchlüſſel von immenſer Größe, den Kellerſchlüſſel, den Schlüſſel zur Speiſekammer und den Schlüſſel zur Holzkammer.

Gröblers Spieluhr im Vorſaale ſpielte aus der Zauberflöte:

„Seit uns zum zweiten Mal willkommen,
Ihr Männer aus Saraſtros Reich.
Hier ſchickt, was man Euch abgenommen,
Die Flöten und die Glöckchen Euch!“

Die ſchöne Frau zeigte noch mehr Rührung.

Sie fiel Herrn Gröbler um den Hals.

„Habt's keine Trompeten und Pauken!“ rief Gröbler ſeinem Perſonale zu, dann macht's auf eine andere Art einen Lärm, ſchlagts die Fenſter ein im Glashaus und die Bodenthür drei, vier Mal zu. Getös' muß ich hören, damit die Nachbarſchaft aufmerkſam wird. — Nein, dieſe Freud', dieſe Ehr', dieſes Glück, dieſe Seligkeit, und der Ambros mit ſeinem ſchönen Gelegenheitsgedicht. Ich könnte weinen wie ein Schulbub, der auf der Schandbank ſitzt, vor Freuden.

Herr Gröbler führte Frau Czalenka am Arme durch ſein ganzes Haus. Er zeigte ihr alſo ſeine Zimmer, Frau von Tegelſchmier folgte.

Laute Bewunderung erwarb ſich jedes Zimmer, jedes Gemach.

Alles, was ich ſehe, ſagte Joſephine, verdient meinen höchſten Beifall. Sie ſind ein Mann von Geſchmack; geſtatten Sie jedoch eine Frage: Wenn ich hier einziehen ſoll, welche Zimmer haben Sie mir zugewieſen?

Das ſchönſte kommt auf die Letzt'! Belieben Sie hier herein zu „ſpaziren.“ Seit Menſchengedenken, ſchmeichle ich mir, hat man je Etwas noch nicht erlebt: vier Zimmer in einer Reihe, durchaus ſeidene Tapeten, damaſtene Draperien, ſammtene Möbles, in Woll geſtickte Teppiche, bronzene Candelabers und Luſter, alabaſterne Uhren, ſpiegelgläſerne Fenſter, porcellane Vaſen und carrariſche Statuten!

Wohin haben dieſe Fenſter die Ausſicht?

In den Garten, aus dem Boudoir-Zimmer-Caminet ſchlankelt ſich auch eine Stiege auf die Pomeranzen-Terraſſe. Wenn man im Sommer die Fenſter öffnet, ſo ſtrömt da vom Garten ein „Geſchmachen" (Geruch) herauf, daß man „[illegible] glaubt, man iſt in Arkadien geboren.

Und wohin habe ich im Winter die Ausſicht?

Wenn Sie die kleine Thür hier öffnen: auf mich, wie ich in meinem Schreibzimmer, und an meinem Secretär ſitz', und Tag und Nacht ſtudir'.

Auf was ſtudiren Sie?

Wie ich Ihnen das Leben verſüßen ſoll.

Haben Sie auch eine Bibliothek?

Wie die Kinder noch im Hauſe waren, beſaß ich ſeltene Werke: Raffs Naturgeſchichte, Fabris Geographie, den Robinſen, den Meidinger, aber meine „Gausraben" haben Alles zerſetzt. —

Keine Unterhaltungs-Lectüre in einem ſolchen Hauſe?

Den „Rinaldini" krieg ich z'leihen.

Dafür dank' ich, die neueſten Werke werd' ich mir verſchaffen. Aber Sie müſſen mir ein paar Zimmer nach der Straße einrichten. Ich muß Menſchen ſehen. — Beſchneite Bäume und Eiszapfen an Ihrem Schweizerhauſe im Garten, ſind für mich keine Ausſicht!

„Verſlixt!" Daß ich hieran nicht gedacht hab'!

Wo ſind Ihre Kinder?

Dieſe kommen ſchon in ein paar Tagen in's Haus.

Ach, Ihre Kinder! wie freue ich mich auf Ihre Sprößlinge. Sehen Sie Ihnen gleich?

Die größere Tochter „ausgeriſſen" ähnlich! Zum Reden getroffen!

Ihre Kleinen ſollen mir das Leben verſchönern! Ich werde ihnen eine gute Mutter ſein!

Auf dieſe Red' wird mir's Eſſen ſchmecken; ich ſehe ſchon, Sie haben ein Herz wie vom Butterteig.

Man hört eine Glocke im Hofe ertönen.

Es iſt aufgetragen! Gehen wir zum Speiſen!

Er führt die beiden Damen am Arme in den Saal.

Haben Sie ſonſt keine Gäſte, fragte Joſephine, als uns beide? Die Schauſpieler-Geſellſchaft des Theaters an der Wien hätten Sie mir zu lieb' wohl einladen können.

Himmel! Wenn ich ein Wort g'wußt hätt'. Auf den Sonntag, auf den Sonntag will ich ein recht's Tractament anſtellen; ich lade Ihnen auch den Schonner ein, der kann hübſch „jodeln!"

Ihre Tafel iſt allerliebſt arrangirt! Welch' herrliches Silber! auserleſenes Porzellain und die feinen Kryſtall-Gläſer! Ei, man erblickt überall den Wohlſtand. —

Ich bitt' recht ſehr; es muß „glei" gut ſein! —

Alles charmant, aber etwas langweilig!

Herrn Gröbler berührte dieſes Wort wie ein Pfeil. — Jetzt fühl' ich erſt, was mir fehlt, ſagte er, mir fehlt die Kunſt, Sie zu unterhalten, ich werde Ihren Wünſchen zu begegnen wiſſen. An heitern Gäſten ſoll es in Zukunft nie fehlen!

Frau Czalenka entwarf nun äußerſt geſprächig ein Bil wie ſie das Haus Gröblers für die Zukunft einzurichten gedenke. — Sie ſprach von der Erziehung der Töchter, de Sohnes, von intelligenten Lehrern. — Ich ſehe in Ihre Hauſe kein Fortepiano? Haben Sie denn keinen Flügel vo Bredmann?

Ei! Ein Fortepiano hab' ich wol, aber es iſt ſchon eilf Jahre nicht geſtimmt.

Sind Sie denn kein Freund von Muſik?

O ja, wenn der „Pamer“ geigt, hör' ich mit Vergnügen zu.

Pamer? Wer iſt der Pamer?

Das iſt der berühmte Compoſiteur, welcher das Hütteldorfer-Bier in „Pluvern“ in Muſik geſetzt hat*)

Wie kann ein Mann, der ſo viel Geſchmack in ſeinem Hauſe zeigt, Geſchmack an ſolcher Muſik finden?

Mein Spieluhr iſt auch muſikaliſch. Karl, zieh' ſie auf und legt die Walze ein: „Schöne Minka, ich muß ſcheiden.“

Um des Himmels willen nicht dieſe monotone Compoſition!

Wäre Ihr Piano nicht verſtimmt, würde ich Ihnen eine italieniſche Arie ſingen. —

Ich verſtehe nur deutſch. —

Muſik verſtehen alle gebildeten Nationen.

Ich bemerke, daß ich von Ihnen viel lernen kann.

Folgen Sie mir hübſch. Sie ſcheinen überſehen zu haben, daß es edlere, höhere Genüſſe gibt, als die ſind, welchen Sie ſich bisher hingaben. — Wer ſo reich iſt, muß mit einem förmlichen Raffinement ſeinem Vergnügen obliegen.

Ich bin ein raffinirter Kerl!

In dieſem Augenblicke brachte der Bediente Karl einen ziemlich beleibten Brief an Herrn Gröbler.

Euer Gnaden, meldete Karl, den Empfang dieſes Briefes ſollen Sie augenblicklich beſtätigen. Der Sollicitator des

---

*) Eine bekannte Sache. Pamers muſikaliſcher Unſinn im Jahre 1817 zum Jux der Wiener im Garten zum „Sperl“ producirt. Alle Muſiker Wiens, die größten Tonmeiſter und Virtuoſen verſammelten ſich um Pamer. Mehr iſt vielleicht nie gelacht worden, als bei dieſer Production.

Herrn Doctors, welchen Sie heute beſuchten, wartet auf die Unterfertigung des beiliegenden Recepiſſes. Dieſem Briefe ſind 3000 fl. beigeſchloſſen, deren Uebergabe ebenfalls beſtätigt werden ſoll.

Was ſoll das vorſtellen? fragte Gröbler. Sollte der Herr Gemahl die Scheidung bereuen?

Er wird mehr Geld zu erhalten wünſchen, er wird auf den reichen Herrn Gröbler ſpeculiren, und ſeine Münificenz —

Gut! erwiederte Gröbler, ich gebe mehr. Ich habe es ſchon geſagt, ich gebe 10,000, ich gebe 20,000 fl.

Keinen Heller! rief Joſephine in höchſter Aufregung. — Die Urkunde iſt unterſchrieben. Mein Mann und ich ſind geſchiedene Leute. Laſſen Sie den Sollicitator eintreten, ich werde ihm ſagen, daß weder dieſer Brief, noch die beiliegenden 3000 fl. angenommen werden.

Der Sollicitator trat ein.

Mein Herr, redete ihn Frau Czalenka an, ich weiß ſehr gut, was dieſer Brief enthält. Sagen Sie Ihrem Herrn Doctor und Herrn Czalenka, was beiden immer nachträglich in den Sinn gekommen ſein mag, darauf gehe ich nicht ein. — Herr Czalenka hat 3000 fl. als Darlehen gewünſcht; ich weiß, daß ich ſie nie mehr zurück bekomme, ſei es, aber mehr als dieſe 3000 fl., erhält Herr Czalenka nicht, und wenn ſein Leben und ſeine Freiheit und ſein Seelenheil davon abhingen. Tragen Sie dieſen Brief nur wieder Ihrem Herrn Doctor zurück.

So viel ich weiß, antwortete der Sollicitator, handelt es ſich nicht darum, daß Herr Czalenka eine größere Summe verlange, noch daß es ihn reue, die Scheidungsurkunde unterzeichnet zu haben; im Gegentheile, dieſe 3000 fl. drücken ihn, und er ſendet ſie zurück. Herr Czalenka will nicht der Schuldner ſeiner, von ihm geſchiedenen Gattin ſein; er trennt ſich von ihr, ohne pecuniären Vortheil. — Wenn Herr Gröbler dieſen Brief erbricht, findet er einen Einſchluß an Euer Gnaden. In dem Briefe an Sie, gnädige Frau, befinden ſich nicht nur die beſprochenen 3000 fl., ſondern auch einige Worte, welche Ihnen Herr Czalenka noch ſagen zu müſſen glaubt.

Das iſt etwas Anderes, erwiederte Frau Joſephine. Wenn mein, von mir nun geſchiedener Gatte plötzlich ſolche noble Sentiments erhalten, ſo wollen wir die Briefe leſen. Erbrechen Sie Ihr Schreiben, Herr Gröbler, und theilen Sie mir das an mich gerichtete mit. Wir wollen hören, was man uns meldet.

Gröbler erbrach den Brief und gab den Einſchluß an Joſephine. —

An mich, ſagte Gröbler, haben's auch was zuſamm g'krapelt; ich hab' mein Augenglas nicht bei mir; Karl, hole mir meine Brillen; ſie liegen auf meinem Secretär!

Wozu, ſagte Joſephine. Ich will Ihnen den Brief, der an Sie gerichtet iſt, vorleſen:

„Geſchätzter Herr Gröbler."

Ja, geſchätzt bin ich, ſagte Gröbler, das iſt wahr.

„Beiliegender Brief an Frau Joſephine Czalenka, wurde heute ſogleich nach Ihrem Beſuche in meinem Hauſe, unter der Adreſſe Neubad, Nr. 289, im zweiten Stocke, Thür Nr. 10, wohnhaft bei Frau von Tegelſchmier, nebſt mitfolgenden 3000 fl., in drei Stücken neuen Banknoten abzugeben verſucht. — Die bei Frau von Tegelſchmier befindliche Magd hatte jedoch die Weiſung, wenn etwas Dringendes an Frau Czalenka vorkommen ſollte, ſo möchte dieſes Dringende ihr zu Herrn Gröbler berichtet werden, weil ſie wahrſcheinlich vor Nacht nicht nach Hauſe komme. Dringend iſt nun beiliegender Brief, den Sie der Frau

Joſephine Czalenka, ſammt dem Beiſchluſſe von 3000 f
gegen Recepiſſe, und gegen den von Herrn Czalenka heu
ausgeſtellten Schuldſchein, gefälligſt abgeben wollen. –
Ich zeichne mich voll Achtung, geſchätzter Herr Gröble
als Ihren Ergebenen

Dr. Auguſt Föhrenleithner u. ſ. w.“

Ich bin ſchon wieder geſchätzt! ſagte Gröbler; Karl, e
Glas Champagner einſchänken dem Herrn Sollicitator für d
doppelte Schätzung. Setzen Sie ſich her, Herr Sollicitat
und verzehren Sie geſchwind einen Schnepfen, ſammt dem w
dazu gehört!

Ich danke, ſagte der Sollicitator, Eſſen und Trinken g
hört hier nicht zu meinen Berufspflichten.

Wie Sie wollen, ſagte Gröbler. Jetzt leſen wir den zw
ten Brief.

Frau Czalenka erbrach ihn, legte die darin befindlich
3000 fl. neben ſich auf den Tiſch und fing an zu leſen. –
Schon bei den erſten drei Zeilen ſtieg ihr das Blut in d
Wangen; ſie las aber doch den Brief bis zu Ende, dann ſpra
ſie auf.

In Wuth zerriß ſie den Brief in kleine Stücke, warf
dem Sollicitator ins Geſicht und rief:

Dies die Antwort!

Gröbler ſtand erſchrecken auf.

Um Gottes willen! ſagte er, was iſt Ihnen? Sie glüh
ja vor Zorn. —

Czalenka hat dieſen Brief nicht geſchrieben, ſagte ſie, d
weiß ich, er hat ihn nur unterzeichnet, und das nichtswürd
Concept iſt aus der Feder des Herrn Advocaten hervorg
gangen. — Sagen Sie Ihrem Doctor, am nächſten Donnerſta

wird ein armer Sünder zum Tode geführt. — Ihr Doctor ſoll um die Galgenpatersſtelle einkommen; bei dem Raubmörder, der gerichtet werden ſoll, iſt es vielleicht am Platze, auf dieſe Weiſe Jemand ins Gewiſſen zu reden, aber nicht bei mir; ich habe kein Gewiſſen, was meinen Mann betrifft, und wenn ſelbſt das in Erfüllung ginge, was der Herr Doctor mir zu verſtehen gibt, ſo werde ich mir nie ein Gewiſſen daraus machen, daß ich Herrn Czalenka, als er noch mein Gatte war, behandelte, wie ich ihn behandeln mußte.

Um des Himmels willen! flehte Gröbler, es kann Sie der Schlag treffen, wenn Sie ſich ſo aufregen!

Sagen Sie Ihrem Herrn Doctor ferner: dieſer Brief ſei ihm nicht geſchenkt! Er nennt mich in dieſem Briefe eine ſchöne Frau, ſo wie er alles Gift, was er mir in dieſem mechanten Schreiben ins Geſicht ſchleudert, in Honig taucht; — gut, ich will meine Schönheit benützen, den Herrn Doctor zu verderben; vielleicht gelingt es mir einmal, gerade durch die eben nicht häßliche Geſtalt, die ich beſitze, auf irgend Jemand Einfluß zu üben, welcher dieſen zuckerſüßen Advocaten zu zermalmen vermag; Geld, Leben, Ehre und Exiſtenz ſetze ich hieran; verkünden Sie dies Ihrem Aqua toſſana-Fabrikanten als Briefſchreiber! — Wenn ich Jemand finde, welcher dieſen Advocaten zu zermalmen vermag, ſo wird er zermalmt, durch mich zermalmt. —

Wollen Euer Gnaden dies meinem Herrn Doctor nicht ſelbſt ſagen, wenn Sie ihm morgen die Ehre Ihres Beſuches ſchenken? Die Scheidungs-Urkunde muß jetzt neu verfaßt und unterſchrieben werden; der eine Punkt, der mit den drei Tauſend Gulden, fällt jetzt hinweg. —

Senden Sie mir dieſe neu verfaßte Urkunde ins Haus, und die Zeugen dazu. Ich betrete die Höhle Ihres Ungeheuers nicht mehr, das mit Dolchen ſchreibt, wenn er ſich gleich ſtatt der Tinte ſüßer Milch bedient. — Und nun gehen Sie, Herr Sollicitator, ich kann Ihnen nicht länger die Auszeichnung laſſen, daß Sie Zeuge meiner Entrüſtung ſind.

Ich muß die Beſtätigung überbringen, daß ich die 3000 fl. in Ihre Hände gelegt. Euer Gnaden müſſen den Schuldſchein zurückſtellen, den Ihnen der Herr Gemahl eingehändigt. —

Mein Gemahl! mein Gemahl! Ich habe keinen Gemahl mehr. Holen Sie dieſen Schuldſchein morgen in meiner Wohnung ab; ich habe dieſen Wiſch nicht bei mir.

Für dieſen Fall bin ich auch vorgeſehen. Mein Herr Doctor hat mir eine Erklärung mitgegeben, in welcher Sie bekennen, daß der in Ihren Händen befindliche Schuldſchein keine Giltigkeit habe, weil Sie das dem Herrn Czalenka dargeliehene Geld zurück erhielten; unterſchreiben Sie dieſe Erklärung mit Gleichfertigung von zwei Zeugen, und die Sache iſt für heute abgemacht.

Laſſen Sie mich die Erklärung leſen. —

Der Sollicitator überreichte ſie.

Wenn ein Wort darin vorkommt, das mich beleidigt, ſo zerreiße ich ſie, wie jenen mechanten Brief, und werfe Ihnen die Stücke wieder ins Geſicht. —

Euer Gnaden ſind eine Frau; Frauen, beſonders, wenn ſie ſich erzürnen, ſind in gewiſſen Dingen nicht zurechnungsfähig. — Leſen Euer Gnaden nur die Erklärung, und unterzeichnen Sie ſie!

Czalenka las, ergriff die Feder und unterzeichnete.

Herr von Gröbler, bat der Sollicitator, wollen Sie einer der Zeugen ſein?

Wo haben wir aber einen zweiten? fragte Gröbler. Kann's mein Bedienter Karl nicht ſein? Ich rufe ihn augenblicklich. —

Aber, Herr Gröbler, der Bediente! mahnte Joſephine.

Gröbler klingelte.

Hol' mir Raſtl!

Raſtl erſchien; er wurde vom Sollicitator unterrichtet, um was es ſich handle. Herr Raſtl unterzeichnete.

Der Sollicitator ging.

Ich bitte „Ihnen," ſagte Gröbler mit derber Neugierde, was iſt in dem Brief geſtanden?

Das werden Sie nie erfahren! erwiederte Joſephine.

VII.

Das Diner war zu Ende.

Mein Herr Gemahl weiſet die 3000 fl. zurück, ſagte Joſephine: ich bin ihm ſehr verbunden dafür; ſie kommen mir gerade recht! und ohne mit Gröbler ein Wort weiter darüber zu ſprechen, dem ſie dieſe Summe hätte doch, als von ihm herrührend, zurückſtellen ſollen, ſteckte ſie die 8 neuen Stücke à 1000 fl. zu ſich, erhob ſich von der Tafel, reichte ihrem Verehrer den Arm und ſagte:

Haben Sie heute eine Loge in das Theater an der Wien? Es wird zum erſten Male gegeben: „Die Waiſe und der Mörder" (am 12. Februar 1817). Ich wünſchte dies Stück zu ſehen, das in Paris ſo viel Aufſehen gemacht hat.

Um Alles in der Welt! erwiederte Gröbler, indem ihm das Herz heftig zu pochen anfing, ich habe keine Ahnung gehabt, daß Sie heute ein Theater beſuchen wollen; ich hoffte, daß Sie den Abend mir ſchenken würden. —

Nun, ich ſchenke Ihnen ja den Abend, verſetzte Joſephine; Sie bleiben an meiner Seite im Theater, und nach dem Theater fahren wir zum „römiſchen Kaiſer," dort iſt Ball; ich will aber nicht als Ballgaſt hin, ſondern nur in den Säulengang, um den Tanzluſtigen zuzuſehen und ſehr fein zu ſoupiren.

Das kann Alles geſchehen und geſchieht mir zur größten Freude, aber die Loge im Theater an der Wien? Jetzt iſt es halb 6 Uhr; bis Jemand meiner Leute, und wenn er auch mit dem beſten Fiaker fährt, von der Währingergaſſe bis ins Theater an der Wien und wieder zurück gelangt, wird es zu ſpät; dann entſteht erſt die Frage, ob noch eine Loge vorhanden: ich glaube nicht. —

Das wäre nicht übel, wenn ich auf die erſte Darſtellung dieſes Stückes verzichten müßte. Ich verließ mich auf Ihre Galanterie, ſonſt hätte meine Freundin mir ſchon am Vormittage den Logenſchlüſſel beſorgt. Wie ich Sie mir dachte, als Mann voll der höchſten Aufmerkſamkeiten, hoffte ich, Sie würden zu allen fünf Theatern Logen zu meiner Verfügung haben. Ich ſehe ſchon, Sie ſind auch nur ein ganz gewöhnlicher Adorateur, vielleicht auch etwas ſchmutzig. — Wie?

Ich? Und ſchmutzig! Das hat mir noch kein Menſch geſagt. — Ich werde es Ihnen beweiſen, daß mich ein ſolcher Vorwurf nicht trifft.

Karl! rief er ſeinem Bedienten.

Karl erſchien.

Gröbler wiſpelte dem Diener einen ſehr eindringlichen Auftrag ins Ohr.

So kann es gelingen! ſagte Gröbler laut. —

Und ſo gelingt es auch! erwiederte der Bediente. Ew. Gnaden können um drei Viertel auf ſieben Uhr beim Papageno-Thor vorfahren, dort werde ich Ew. Gnaden erwarten und den Logenſchlüſſel ſchon bereit halten.

Was wollen Sie thun?

Das iſt mein Geheimniß.

Sie haben Geheimniſſe vor?

Sie haben ſie ja auch!

Daß ich nicht wüßte —

Den Inhalt jenes Briefes theilen Sie mir ja nicht mit. —

Des Briefes von dem Doctor Föhrenleithner, den dieſer im Namen meines Mannes ſchrieb? Dieſen darf ich Ihnen, aus Schonung für Sie, nicht offenbaren.

Stehen denn Beleidigungen gegen mich darin?

Und welche grobe Beleidigungen!

Ei, da ſoll ja den Canzlei-Spagat (Föhrenleithner war ein ſehr dünner, langer Mann) gleich der Teufel holen! Ich belang' ihn!

O, der Brief war ſo geſchrieben, daß man den feinen Herrn Doctor nicht belangen kann. —

So laſſe ich ihm auflauern und von ſechs Holzſcheibern total „durchwichſen,“ daß er wenigſtens ſechs Wochen zu keiner Tagſatzung gehen kann. —

Das wäre eine gemeine Rache. So rächen ſich nur Leute, welche ebenfalls gemein ſind; ich werde ihn demüthigen, mir überlaſſen Sie die Rache! — Und nun kein Wort weiter. — Sie ſcheinen bei dem Theater an der Wien einige bedeutende Connexionen zu haben. —

Der Logenmeiſter iſt mein beſter Freund. Alle Neujahr bekommt er 10 fl., und für das Logenaufſperren zwei neue Zwanziger.

Wer denkt daran! — Ich meine wichtige Connexionen bei dem Director, bei den Regiſſeurs u. ſ. w.

O Gott, zu dieſen darf ich nur ein Wort ſagen, ſo geſchieht Alles. —

Ich weiß nicht, ob Sie Henslers Aufforderung an mich gehört haben.

Ich bin davon unterrichtet, der Architekt hat mir Alles genau erzählt.

Der Architekt? — Was treibt der Architekt? — Warum haben Sie dieſen nicht zum Speiſen eingeladen?

Er kommt nicht mehr in mein Haus!

Warum nicht?

Sie können es errathen.

Sind Sie eiferſüchtig?

„Wann's was g'ſpüren!“

In Ihrem Alter, eiferſüchtig?

Wie ein Türk!

Wie kommt dies?

Mein Bedienter hat mir vor wenig Minuten ein Buch gebracht, ich habe einen Blick hinein geworfen; Rinaldini ſagt: „Liebe ohne Eiferſucht iſt keine Liebe.“

Iſt dieſe Sentenz aus dem Romane, oder aus dem Volksſtück gleichen Namens?

Aus dem Romane. Mein Bedienter ſagt mir, der Roman ſei deshalb verboten, weil er zu viel von der Liebe ſchreibt.

Da wird es mir ſchlimm gehen, wenn ich Ihnen, dem Eiferſüchtigen, nun mittheile, weshalb ich mich nach Ihren Connexionen beim Theater erkundigte — — ich will Schauſpielerin werden. —

Da häng' ich mich auf.

Hoho!

Dagegen proteſtir' ich mit Händen und Füßen.

Ich frage nichts darnach. —

Wenn Sie ſpielen, laſſe ich Sie auspfeifen. —

Hierauf war Joſephine nicht gefaßt. Sie ſah Gröbler ſtarr an, dann ſagte ſie:

Ich werde es darauf ankommen laſſen.

Gröbler bedauerte nun vom ganzen Herzen, daß er, um eine Loge im Theater an der Wien zu erhalten, den Director Hensler und alle erſten Mitglieder des Theaters an der Wien zu einem Souper nach der Vorſtellung des Dramas: „Die Waiſe und der Mörder“ invitiren ließ, aber er konnte die Einladung nicht mehr zurücknehmen.

Jetzt, ſagte er zu ſich, wird ſie in der Geſellſchaft der Künſtler erſt recht in ihrem Vorhaben beſtärkt werden, aber ich wehre mich dagegen, und wann ſie ſich auf den Kopf ſtellt.

Die Theaterſtunde nahte heran.

Gröbler, Joſephine und ihre Freundin fuhren nach dem Schauſpielhauſe an der Wien.

Der Bediente Karl hatte die Loge wirklich erobert.

Joſephine nahm darin den oberſten Platz ein.

Schöne Frauen beſuchen die Theater, um zu ſehen und geſehen zu werden.

Ehe noch die Courtine ſich hebt, gibt es mehr zu beobachten, als wenn dieſe einmal aufgegangen. Die Perſonen in den Logen werden bis in den dunkelſten Hintergrund gemuſtert. Je mehr ſich mancher Herr zu verbergen ſucht, deſto emſiger wird er durch die Kraft des Perſpectives hervorgezogen.

Joſephine brachte ihr Glas nicht vom Auge.

Wo ſchaun's denn alleweil hin? fragte Gröbler. Ich ſchau' auch alleweil da „übri“ (hinüber), ein Herr ſteht „hinten“ mit einer ſchwarzen Binden über der Stirn'; nu das iſt auch der Mühe werth, daß man dieſen Herrn anſchaut!

Daß er ein ſchwarzes Tuch über die Stirne gebunden, das ſehen Sie mit Ihrem Perſpective? dann muß es ſchärfer zeigen als das meinige; geben Sie mir Ihr Glas auf eine Minute.

Gröbler überreichte ſein Perſpectiv.

Das iſt ein engliſches, ſagte er, der Vogtländer hat es mir aus London mitgebracht. Es koſtet mehr, als es „wägt.“ Zehn Pfund koſt'ts, und drei Vierting iſt's ſchwer!

Mein Gott! ja er iſt's! rief Czalenka freudig bewegt auf. Sieh' nur, ſieh', Fanni, ſagte ſie zu ihrer Freundin, er iſt's, aber wie blaß er ausſieht!

Fanni Tegelſchmier ergriff ebenfalls Gröblers Perſpectiv, und guckte in die Loge vis-à-vis.

Joſephine! ſagte Fanni, jetzt hat er Dich geſehen. — Sieh' nur, wie er ſich verneigt! Er legt die Hand an das Kinn, erinnerſt Du Dich noch an das bewußte Zeichen?

O der liebe, gute, theuere Hugo, rief Frau Czalenka, wenn ich nur ſprechen könnte mit ihm.

Er erhebt ſich! freute ſich Fanni.

Er macht ein Zeichen, ob er in unſere Loge kommen dürfe?

Ja, ja! ſagte Fanni und verneigte ſich.

Ja, ja! bekräftigte Joſephine, und winkte mit dem Schnupftuche.

Nu, ſein's ſo gut! grollte Gröbler, der bereits alle Farben ſpielte; das iſt vielleicht ein bleſſirter Officier, und will ſich bei mir einquartieren! — Dafür dank' ich. —

Sie werden ſich anſtändig benehmen, betonte Joſephine, ſonſt verlaſſe ich augenblicklich mit meiner Freundin die Loge. —

Wer iſt denn der Herr?

Das iſt vor der Hand ganz gleichgiltig.

O nein. Selbſt Rinaldini ſagt: „Das Weib iſt Dir Rechenſchaft ſchuldig über ihre geheimſten Regungen, wenn ſie Dir ein Mal Liebe geſchworen!“

Ja, wenn ſie Liebe geſchworen, ich aber habe Ihnen nichts geſchworen, und hätte ich es auch, bei Hugo machte ich eine Ausnahme. —

Er kommt ſchon! Ich mache Platz! Gute Unterhaltung!

Hier bleiben Sie! Zwiſchen zwei Stühlen werde ich nicht ſitzen.

Der Herr aus der Loge trat ein.

Er verneigte ſich ſehr artig gegen Gröbler.

Dieſer erwiederte den Gruß kalt. —

Hugo! rief Joſephine, Sie ſind es wirklich! Sie ſind gerettet! — Ich könnte weinen vor Freude wie ein Kind. —

Hugo drückte Joſephine die Hand. Ich kenne Ihr Herz. — Der Himmel ſei geprieſen! Ich bin dem Tode entgangen, aber es war nahe daran.

Zwei Monate erhielt ich von Ihnen keinen Brief.

So lange ich nicht ſchreiben durfte, ſchrieb mein Freund, Major Berndl, für mich, als ich wieder auf dem Wege der Geneſung, ſchrieb ich ſelbſt.

Ich habe keine Briefe empfangen. —

Ich begreife. Der Herr Gemahl hat ſie unterſchlagen. — Wo befindet ſich denn der Holde?

Hugo vernehmen Sie mein Glück — ich bin ſeit geſtern von ihm geſchieden.

Victoria! rief Hugo. Nun, Joſephine?

Er ziſchelte ihr in die Ohren.

Sie hatte ihm noch viel mehr zuzuflüſtern.

Herr von Gröbler, ſagte Fanni, Sie ſehen gar nicht auf das Stück. Es hat ja ſchon angefangen. —

Was liegt mir an dieſer Komödie! bemerkte Gröbler im höchſten Unwillen, ich „ſich" mir jetzt Komödie g'nug!

Herr von Gröbler, fuhr Fanni fort; ſehen Sie mir den Küſtner an, wie der heute wieder den Verräther ſpielt. —

Ich werde ſo eben ſelbſt verkauft und verrathen! knirſchte Gröbler.

Seien Sie nicht kindiſch, Herr von Gröbler, tröſtete

Fanni, wenn Ihnen meine Freundin Liebe ſchenkt, ſo vergönnen Sie wenigſtens einem Andern Freundſchaft!

O, dieſe Freundſchaft kenne ich ſchon! wüthete Gröbler. Wäre ich nicht im Theater, „kenneten“ mich nicht alle Leut', ſo — —

Was vermöchten Sie zu thun, als gebildeter Mann —

Ich bitte Sie, hören Sie auf, mit meiner Bildung! — Wenn Sie Ehre im Leib haben, ſo werden Sie meine Partie ergreifen — Heiliger Severin von Sievrin Jetzt hat er ſie gar auf die Wange geküßt! —

Applaudirt hat Jemand in der Nebenlog'!

Gott ſei Dank! Er geht!

Gnädige Frau, ſagte Hugo, Sie haben mir nicht einmal geſagt, wer der alte Herr iſt, in deſſen Loge Sie ſich befinden. Ich bitte Sie, mich vorzuſtellen. —

Joſephine erwiederte: Herr Baron von Hugo.

Herr Baron, ſetzte Joſephine hinzu, indem ſie Gröbler vorſtellte, dies iſt der Vater meiner Freundin Fanni Tegelſchmier.

Herr von Tegelſchmier, verſetzte der Baron, es zeichnet mich ungemein aus, daß ich die Ehre habe —

Erlauben Sie! fuhr Gröbler auf, indem ihn ſeine Wuth fußhoch vom Stuhle ſchnellte, ich bin —

Väterchen, koſte Fanni, was haben Sie mir verſprochen —

Baron Hugo verneigte ſich und ging.

Gröblers Blut kochte.

Kreuztauſenddonnerſickerment! rief er, das war zu arg.

St! St! St! hörte man in den Logen und im Parterre rufen.

Ruhig da Unten! ertönten Stimmen auf der Gallerie.

Sie werden doch keinen Scandal machen! ſagte Joſephine leiſe.

Alle Augen ſehen auf uns! liſpelte Fanni.

Mich für den Vater von dieſer Madame auszugeben, grollte Gröbler, da müßt' ich ſchon vor zweihundert Jahren bei der Fußwaſchung geweſen ſein!

Doch nur Geduld! tobte er fort. Sitzen wir nur wieder in meinem Wagen, ich werde den Damen ſchon eine Geſchichte erzählen!

Joſephine applaudirte heftig.

Applaudiren Sie auch! ſagte ſie zu Gröbler. Küſtner ſpielt meiſterhaft, auch Pepi Demmer ſtellt die Waiſe ausgezeichnet dar.

Charmant! rief ſie.

Man hörte das volle Haus applaudiren.

Klatſchen Sie doch auch! herrſchte Joſephine Herrn Gröbler zu. Man ruft Küſtner! Rufen Sie ihn doch auch!

Wie kann ich ihn denn rufen, wenn ich ihn gar nicht angeſehen habe. —

Rufen Sie ihn nur!

Ich möchte mich ſelbſt heraus rufen, damit ich nur fortkomm'.

Der erſte Act iſt zu Ende! bemerkte Fanni. Wenn die übrigen Acte eben ſo gut ſind, ſo wird das ein Caſſaſtück. —

Meine Caſſa ſpürt's. —

Pfui! Herr von Gröbler, ſagte Joſephine. Sie, der jeden Fürſten in der Nobleſſe übertrifft, ſind ſo gemein, von den paar Gulden zu ſprechen, welche Ihnen dieſe Loge koſtet? — Wie glücklich bin ich, daß der Baron uns verlaſſen; wenn dieſer ein ſo ſchofles Wort gehört hätte, ſo würde ich in den Boden geſunken ſein. —

Da wären Sie in's erſte Parterre gefallen.

Wiſſen Sie, was dieſer edle Baron für einen Ausdruck für das Wort Geld gebraucht? —

Ich bin „neuſchierig" (neugierig).

Proſa nennt er es, um welche man Poeſie kaufen kann!

O Gott, das iſt ſchön, aber ich verſtehe es nicht!

O Sie verſtehen Alles, Sie ſtehen zu hoch in Ihrer Bildung. Sie ſind die perſonificirte Intelligenz, wenn Sie nicht verſtimmt ſind!

Soll ich nicht verſtimmt ſein? — Der vertrackte Baron.

Wenn ich Ihnen ſage, was dieſer Mann mir geopfert hat. —

Wenn ich Ihnen ſage, was ich Ihnen opfern werde. —

Ich nehme ja Alles an, aber laſſen Sie ſich doch erklären. —

Werden Sie ihn noch ein Mal in dieſem Leben ſprechen?

Wenn es Ihnen zuwider iſt, nie!

Die Hand darauf!

Hier meine Hand. —

So will ich wieder gut ſein!

O Sie, Engel!

Du, Joſephine, ſagte Fanni leiſe, der Baron verläß ſeine Loge.

Stille, gab Joſephine zurück, ich bemerke es. — Ich muß nun auch fort!

Gröbler bemerkte nicht, daß der Baron ſich entfernt hatte.

Joſephine ſtand auf.

Jetzt ennuyirt mich das Stück, ſagte ſie. Es iſt doch eine fad franzöſiſche Komödie. Man merkt jetzt ſchon den Ausgang

Wollen Sie fort? fragte Gröbler.

Ja, ich erſuche Sie, mich fort zu laſſen.

Wenn Sie kein Vergnügen an dieſem Stücke finden, ſo finde ich auch keines. Ich habe ohnehin nichts davon geſehen.

Geben Sie mir meinen Mantel.

Gröbler gehorchte.

Ich muß nach dem Wagen ſehen, ſagte er.

Er ſah auf die Uhr.

Es iſt ein Viertel auf neun Uhr. — Gott weiß in welchem Bierhaus mein Bedienter ſitzt. —

Zu was brauchen wir ihn, wenn Sie Ihrem Kutſcher rufen. —

Sogleich.

Er eilte in den Corridor.

Geſchwind, jetzt fort, ſagte Joſephine.

Der Baron wartet auf uns, rückwärts vom Theater, wir eilen durch den finſteren Gang. —

Joſephine! das wäre doch zu arg!

Laß mich! Ich mußte dem Baron verſprechen, mit ihm und Dir im „wilden Mann“ zu ſoupiren.

Ich will nichts wiſſen!

Komm nur!

Beide liefen durch den Gang des Theaters, welcher a
dem Parterre vorüber nach dem andern Thor des Thea
ters führt.

Gröbler kam zurück.

Der Wagen iſt da! ſagte er.

Er fand ſeine Damen nicht.

Er lief an den Eingang der Logentreppe.

Keine Spur!

Er eilte zurück in die Loge.

Niemand da!

Er ſuchte den Logenmeiſter auf.

Er beſtürmte ihn mit Fragen.

Ihre Damen, ſagte er, trugen mir auf, Ihnen zu ſagen, daß Sie zu lange ausgeblieben. Die eine Dame, die ſchöne nämlich, ſagte, daß ſie Sie ſuche. Beide gingen dann fort. Gewiß werden ſie wieder kommen, wenn ſie Sie nicht finden!

Wenn ſie zurück kommen, ſagte Gröbler, möchten ſie in der Loge auf mich warten. Ich ſuche ſie bei dem Hauptthor.

Gröbler lief wie Bürgers Leonore das Heer, die Reihe der Equipagen und Fiaker auf und ab, und fragte nach allen Namen.

Es war als wären die Damen verſchwunden.

Er lief zehn Mal in ſeine Loge.

„Siehſt Du denn noch nichts?“ fragt Marie im „Blaubart.“

Er ſah nichts.

Das Theater ging zu Ende.

Die Räume leerten ſich.

Die Wagen rollten mit ihren Eigenthümern fort.

Die Lichter wurden ausgelöſcht.

Gröbler wartete noch immer.

Joſephinen iſt etwas zugeſtoßen! ſagte er zu ſeinem Bedienten.

So was wird's ſein! erwiederte Karl.

Ins „Neubad!“ befahl Gröbler, und warf ſich in ſeine Equipage.

Der Wagen fuhr ins Neubad.

VIII.

Der Hausmeiſter im Neubad hat in einem Monate ſeinen Parteien nicht ſo oft das Hausthor aufſperren müſſen, wie in jener Nacht vom 12. auf den 13. Februar im Jahre 1817.

Alle fünf Minuten zog Herr Gröbler an der Glocke.

Das Haus, genannt „das Neubad," hat bekanntlich zwei Hausthore. — Wäre Frau Czalenka bei dem Vorderthore herein gekommen, hätte ſie Herrn Gröbler bei dem Hinterthore entgehen können.

Herr Gröbler, der ſich in der Wallnerſtraße aufgeſtellt hatte, um in das Neubadgäßchen hinein zu blicken, und die Geliebte endlich zu erſpähen, lief bald durch den Haarhof in Naglergaſſe, bald über den Kohlmarkt in die Naglergaſſe, us welcher ebenfalls ein Eingang in das Neubad führt; jedes Mal läutete er den Hausmeiſter ans Thor, aber immer vergebens.

Iſt' ſ' denn noch nicht z'Haus? fragte er.

„Nan!" antwortete der Hausmeiſter, und hielt die Hand auf, in welche auch jedes Mal ein neuer Zwanziger fiel.

Der Hausmeiſter zählte am andern Morgen 62 neue Zwanziger; man kann hieraus ſchließen, wie oft er das Thor von 10 bis 2 Uhr aufgeſperrt hatte, denn ſo lange dauerte es, bis Frau Czalenka mit ihrer Freundin nach Hauſe kam.

Die Equipage des Herrn Gröbler hielt mittlerweile im der Wallnerſtraße; der Kutſcher, der Bediente, die Pferde waren bereits ſteif vor Kälte.

Endlich — es ſchlug gerade eilf auf St. Stephan, ſagte der Bediente zu ſeinem Herrn:

Euer Gnaden, ſagte er, mir fällt gerade Etwas ein! — Euer Gnaden haben ja Herrn Hensler und die Theatergeſellſchaft in den „römiſchen Kaiſer“ zu einem Souper einladen laſſen. — Euer Gnaden denken nicht daran, aber das wäre eine große Blamage, wenn Sie nicht hinkämen; man kann doch ſo berühmte Künſtler, wie ſie das Theater an der Wien beſitzt, nicht für „einen Narren halten!“

Tauſend Bomben und Granaten! rief Gröbler, laufe ſogleich hin zum „römiſchen Kaiſer,“ entſchuldige mich; bitte den Herrn Director und die Schauſpieler um Verzeihung, ſchütze ein namhaftes Unwohlſein vor, erſuche die Herren, ohne mich das Souper einzunehmen, beſtelle, was „gut und theuer“ iſt, laſſe die ſeltenſten Weine auftragen, ich zahl' Alles! — Karl, mach' Deine Sache geſcheidt. Du kennſt meine Generoſität; wenn Du mich in meinen heutigen „Schwulitäten“ nicht verläßt: 20 fl. kriegſt Du, und dem Kutſcher kannſt Du ſagen, daß er 10 fl. bekommt. — Ich kann nicht „weg vom Fleck,“ drum galoppire, Karl, zum „römiſchen Kaiſer!“

Karl flog davon.

Gröbler lief indeß wieder zehn Mal zum vordern Thor', zehn Mal zum hintern Thor'; der Hausmeiſter legte ſich gar nicht mehr nieder, ſondern blieb in ſeinem Pelze, mit „Patſchen“ an den Füßen, eine Pudelmütze auf dem Kopfe, mitten in dem Gange ſtehen, der die beiden Häuſer im Neubad verbindet, um deſto leichter bald links, bald rechts an die Hau[illegible] nach dem Zeichen der Glocke zu eilen, und Herrn Gr[illegible] fehl zu ſein.

Gröbler beneidete den Hausmeiſter um ſeinen grönländiſchen Schutz vor der Kälte; hätte Gröbler ſich auf ſolche Art „einzukirſchnern“ vermocht, ſo würde er minder unglücklich geweſen ſein, aber er befand ſich in ſehr leichten, feinen Stiefeln, hatte einen dünnen Frack und eben ſolche Beinkleider, dann eine luſtige Ballweſte an; ſein Mantel war blos elegant, nicht warm. Das beſte, was Gröbler als Schutz gegen die Kälte beſaß, war ſeine „Schneckerlperrücke;“ er wollte ſie ſchon vom Haupte nehmen und ſie als als Muff verwenden, da fiel ihm aber ein, daß er ſich das Gehirn „erfrören“ könnte; das wäre noch ſchrecklicher geweſen.

Karl kam wieder vom „römiſchen Kaiſer“ zurück.

Euer Gnaden, meldete Karl, im „römiſchen Kaiſer“ iſt nicht einmal ein Choriſt vom Theater an der Wien, vielweniger ein Schauſpieler eingetroffen; aber ein Brief iſt von dem Director Herrn Hensler angelangt; ich war auch ſogleich ſo frei, ihn zu erbrechen und zu leſen, weil ich begierig war, zu erfahren, was es mit dem Souper ſei, ob daſſelbe zu beſtellen oder abzuſagen.

Was ſteht in dieſem Briefe? fragte Gröbler.

Herr Hensler ſchreibt:

„Wohlgeborner Herr von Gröbler!

Wäre ich in meinem Bureau geweſen, als Ihr Bedienter eine Loge für die heutige Vorſtellung ſo dringend verlangte, hätte ich augenblicklich geantwortet, daß ich die Opfer, welche Sie anzubieten ſo artig waren, nicht annehmen könne. Sie haben mir die Freude, Ihnen gefällig zu ſein, auf keine Weiſe zu vergüten. — Ich beſtimmte Ihnen meine Loge, und für dieſe haben Sie nichts zu entrichten.

Was Ihre artige Einladung für heute zum „römiſchen

Kaiſer" betrifft, ſo müſſen meine Schauſpieler, ſo wie ich ſelbſt, dieſe ablehnen. — Wir haben uns alle ſattſam mit dieſem neuen Stücke geplagt. Die Probe hat von 10 Uhr Vormittags bis 3 Uhr Nachmittags gedauert, die Damen und die Herren, welche mitwirkten, haben auf dem großen, ungeheizten Theater, bei der heutigen, enormen Kälte, faſt alle ſich in Eismenſchen verwandelt, Abends bei der Vorſtellung waren ſie von 7 bis halb 11 wieder dem grimmigen Froſte ausgeſetzt; ſie ſehnen ſich daher nach Ruhe, bitten Sie um Entſchuldigung, danken Ihnen aber auch herzlich. Da ich auf den nächſten Sonntag im Theatergebäude meiner Geſellſchaft einen Ball widme, ſo nehme ich mir die Freiheit, Sie und die ſchönen Damen, die Sie heute ins Theater führten, zu dieſem Balle einzuladen, welche Einladung anzunehmen, Sie mir und die Damen nicht verſagen dürfen. —

Mit vorzüglicher Achtung, wohlgeborner Herr v. Gröbler,
Ihr ergebenſter

Karl Friedr. Hensler,
Director des k. k. priv. Theaters an der Wien.

Am 12. Februar 1817.

Sapperment! rief Gröbler, iſt dieſer Hensler ein charmanter Director! Ich bin leider ein ſo *weicher* Mann, daß mich ein ſolches Benehmen völlig rührt. Ich könnte Thränen vergießen, aber ich fürchte, ſie frieren mir in den Augen, da ſähe ich die Frau von Czalenka nicht, wann's „*gach*" daher kommt!

O, die kommt nicht „*gach*!" die laſt ſich Zeit, die unterhalt't ſich vielleicht ſchön warm, und Euer Gnaden werden indeß ſo ſtarr von dem ſchneidenden Wind, wie Moſes auf dem Franziskaner-Brunnen. — Fahren Euer Gnaden nach Hauſ'! Sie können ja krank werden! — Ich weiß zwar nicht, was

Liebe iſt: ich liebe die Kranzelbinder's Tochter von St. Ulrich mit allem Feuer ungezügelter Leidenſchaft und wahrer wilder Todesverachtung; wann ſie mir aber ein Rendezvous giebt, ſei's im Auguſt oder im Februari, und iſt nicht wenigſtens ſieben Viertelſtunden früher auf dem verabredeten Platz als ich — dann ſchlag' ich zu! —

Aber Karl, wer kann ſeine Geliebte ſchlagen?!

Eine, die keine Geliebte iſt, kann man noch weniger karbatſchen. —

Wer wird denn aber ſo ordinär ein zartes Geſchöpf behandeln?

So? Leſen Sie den Rinaldini.

Hat der ein Capitel über die Schläg'?

Das nicht, aber wie die Ungebührlichkeiten der Frauenzimmer durch Dolch und Stilet auszukitzeln ſeien, davon ſchreibt er, und da wird einer Geliebten doch ein blauer Buckel lieber ſein, als ein Stich ins Herz. —

Himmel! Ich ſehe dort zwei Geſtalten über „das Eck“ vom Käſtenbrater-Gewölb ſchleichen! O Wonne! Karl, ſie ſind's!

Was fällt Euer Gnaden ein! Dieſe Geſtalten haben ja „Tremmeln“ in der Hand — es ſind zwei Gewölb-Wachter!

Wieder wurde an den Hausglocken im Neubad geläutet.

Diesmal gar von zwei Seiten.

Karl läutete am Eingange des Hauſes gegen die Naglergaſſe. Gröbler gegen die Wallnerſtraße.

Der Hausmeiſter wußte nicht, an welches Thor er zuerſt fliegen ſollte.

Endlich bellte der Hausmeiſter Oben hinaus: Sie iſt noch nicht z'Haus! Das nämliche bellte er nach Unten.

Endlich ſchlug es zwei Uhr.

Mit dieſem Glockenſchlage fuhr ein Fiaker in die Wallnerſtraße. Am Eingang des Neubadgäßchens hielt er und ließ zwei Damen aus ſeinem Wagen ſchlüpfen.

Gott ſei geprieſen! jauchzte Gröbler.

Joſephine! rief Gröbler, ich lobe den Schöpfer, daß ich Sie noch erwarten konnte. Joſephine, von Viertel auf Elfe bis um zwei Uhr ſteh' ich hier! In dieſer nordpolniſchen Kälte! — Joſephine! Wo waren Sie? Joſephine, warum ſind Sie im Theater verſchwunden?

Hat Ihnen denn der Theaterfeldwebel nicht mitgetheilt, daß mich eine ſterbende Tante aus dem Theater rufen ließ?

Kein Wort! Haben Sie eine ſterbende Tante?

O Gott! ſchon zwei Jahre.

Gute Nacht, Herr von Gröbler! ſagte Czalenka. Morgen ſehe ich Sie. —

Darf ich Sie nicht in Ihre Wohnung begleiten?

Was fällt Ihnen ein? Bedenken Sie, meine Ehre! meinen Ruf! meine Sittſamkeit! meine Grundſätze!

„Iſt auch wieder wahr!“

Gute Nacht!

Bekomm' ich keinen Kuß? Einen Kuß, damit ich aufthaue? Von den Füßen bis zum Halſe könnte mich der Fürſt Liechtenſtein für ſeine Herrſchaft Eisgrub' ausgeben!

Auf der Straße einen Kuß? Ich? — Herr Gröbler, ich glaube, Sie ſind betrunken! —

So erlauben Sie, daß ich anläute. —

Das will ich geſtatten. —

Gröbler läutete an.

Der Hausmeiſter öffnete, ſchrie ärgerlich:

„Sie iſt noch nicht z'Haus!“

und ſchlug das Thor wieder zu.

Gröbler läutete wieder, und noch ungeſtümer.

Der Hausmeiſter öffnete wieder, und tobte:

Ich hab's ja ſchon g'ſagt: Sie iſt noch nicht z' Haus!

Freilich nicht! wüthete Gröbler. Weil ſie ſo eben nach Hauſe kommt.

Gott ſei Dank! ſagte der Hausmeiſter. Endlich hab' ich Ruh'. Gegen ſiebzig Mal hab' ich dem Herrn aufſperren müſſen.

Lump! wetterte Gröbler, Du haſt jedes Mal einen Zwanziger dafür bekommen.

Joſephine lachte hierüber laut, und eilte mit ihrer Freundin über die Treppe.

Lump? polterte der Hausmeiſter, wer giebt Ihnen einen Lumpen ab! — Sie alter Nachtſchwärmer! Wenn Sie nicht gleich gehen, ruf' ich die Patrouille, und laſſe Sie einführen!

Er ſchlug das Thor zu und ſchimpfte fort, daß es Gröbler noch auf der Straße hören konnte.

Gehen Euer Gnaden, erinnerte Karl, Sie haben ſonſt noch die größten Ungelegenheiten.

Den Kerl laß' ich morgen auf die Polizei citiren.

Ja, ja, ſagte Karl, aber heute trachten Sie, daß Sie in Ihr Bett kommen. Sie ſind ſchon ganz heiſer! —

Nicht einmal einen Kuß, in dieſer Kälte!

Haben Euer Gnaden an den beiden Damen nichts bemerkt?

Nein.

Sie haben beide tüchtige Räuſche gehabt.

Warum nicht gar!

Gewiß, Euer Gnaden.

Du biſt ein Narr! Wer könnte ſich am Bette einer Sterbenden betrinken?

Vielleicht, um den Schmerz zu verbeißen, und den Jammer zu unterdrücken.

Das wäre entſetzlich!

Endlich ſtieg Gröbler in ſeinen Wagen und fuhr nach Hauſe.

Madame Czalenka und ihre Freundin lachten, als ſie nach Hauſe kamen, noch eine Weile fort.

Hätte Herr Gröbler nur den zehnten Theil der Unterredung gehört, er würde vielleicht von ſeinem Wahne, daß dieſes Weib ihm auch nur einen Funken von Neigung zuwenden wolle, geheilt worden ſein. — Mehr als dieſe Herzloſe hat ſich noch nie ein ähnliches Geſchöpf über einen alten verliebten Gimpel luſtig gemacht, und ihn verhöhnt, wie dieſes.

Sie entblödete ſich auch nicht, ihrer Freundin den ganzen abſcheulichen Feldzugsplan gegen die Caſſe Gröblers mitzutheilen.

Ich kann Dich nicht begreifen, erwiderte Fanni. Du ſagſt mir, Du wollteſt alle Dienſtleute, die im Hauſe ſind, entfernen; Du brauchteſt keine Spione, und nimmſt die Kinder ins Haus, welche doch die größten Spione ſind! Deine Dienſtleute kannſt Du aus allen Deinen Zimmern jagen, aber wohin willſt Du die Kinder geben?

Haha! Die Kinder! Laß mich nur machen! Mit dieſen iſt der Proceß bald aus! — Die Kinder müſſen mir den Alten beſtricken helfen! — Er hat ſeine Kinder lieb, dies hör' ich von allen Perſonen, die ihn kennen. Mit dieſen Kindern ſetze ich mein Hauptmanöver ins Werk; habe ich erreicht, was ich erſtrebt, dann werden die Kinder ſchnell verſchwinden!

Bayer. Staats- bibliothek München

Den Baron wirſt Du ſelten ſehen können. —

Alle Tage.

Ich bitte Dich, Joſephine, ſei nicht zu rückſichtslos; bedenke, Gröbler kann Deine Zukunft ſichern. —

Hindere ich ihn daran?

Allerdings; wenn Du es zu arg treibſt, kann er die Hand von Dir abziehen. —

Wie ſprichſt Du! — Habe ich Dir nicht heute ſchon einen Vorgeſchmack gegeben, daß ich mit Gröbler machen kann, wa ich will?

Heute war dies noch möglich, aber wenn einige Zeit un ſein wird, wenn ihm mehrere ſolche Streiche geſpielt werde ſollten! Wenn er zum Geſpötte ſeiner Freunde wird?

Haſt Du vergeſſen, daß ich ſchon ein Mal einen ſolche alten, verliebten Gimpel gehänſelt?

Du meinſt Lüdrich, den Kaufmann! — Joſephine, wi magſt Du Dich und mich an dieſen erinnern?

Warum nicht? Hatteſt Du nicht auch in ſeinem Hau vergnügte Tage?

Ja, als er noch ein Haus zu machen im Stande war, u ein Haus beſaß. —

Ich kann nicht dafür, daß er ſich nicht des Reichthu erfreute, den er hätte haben müſſen, um immer ſo angeneh zu leben, wie er lebte. —

Joſephine, Du haſt ihn um Alles gebracht! —

Haha! Ich? Er hat ſich um Alles gebracht! — W hatte er ſeine Augen nach mir aufzuſchlagen! —

Er iſt wieder in Wien.

Das wäre entſetzlich!

Er iſt in der troſtloſeſten Lage. Ich habe ihm neulich fällig begegnet. Er ſieht ſchrecklicher aus als ein Bettler.

Ich kann nichts für ihn thun.

Vielleicht doch! Er erkannte mich, nicht ich ihn! — Er zog ſeinen Hut vor mir in einer Weiſe ab, als wenn er ein Almoſen wünſchte!

Schenkteſt Du ihm etwas?

Ich wagte es nicht.

Dieſer Menſch genirt mich außerordentlich. Könnte man ihn denn nicht durch die Polizei abſchaffen laſſen?

Er hat ja kein Verbrechen begangen; dann iſt er ein Wiener. Wie kann man einen ſolchen aus ſeiner Väterſtadt jagen!

Der verwünſchte Advocat macht in dem Briefe, den ich dem Sollicitator ins Geſicht warf, Anſpielungen auf Lüdrich; der Doctor weiß vielleicht, daß der Bettler hier iſt.

Wohl möglich!

In dieſem Augenblicke hörte man im Nebenzimmer einen Menſchen ſchwer ſeufzen. —

Beide Frauen fuhren vor Entſetzen zuſammen.

In dem Zimmer, in welchem ich ſchlafe, iſt Jemand, ſagte Joſephine.

Thekla! rief Fanni ihrer Magd. Thekla! um Gottes willen! Wer iſt hier? Rufe den Hausmeiſter! Es iſt vielleicht ein Dieb da! — Thekla, warſt Du denn unvorſichtig und haſt Jemand die Thüre geöffnet?

Den armen Herrn Lüdrich, erwiderte die Magd, hätten Sie auch eingelaſſen. Mittags bat er mich um Suppe, weil er ſeit drei Tagen nichts Warmes genoſſen, darauf bat er mich, bis Frau von Czalenka nach Hauſe komme, ihn hier zu behalten, um ſich wärmen zu können. Ich — die von ihm ſo viele Wohlthaten genoſſen, ich, die ich das gute Herz meiner Dienſtfrau kenne — hatte nicht den Muth, ihm die Thüre zu weiſen.

So gehe ich jetzt noch vor Tagesanbruch fort! rief Joſephine. Mit dieſem Menſchen unter einem Dache! Nimmermehr!

Sie ergriff ihren Mantel.

Der Bettler wankte aus dem Nebenzimmer.

Seine Geſtalt war grauenerregend. Er glich einem Geſpenſte.

Bleiben Sie, Joſephine, ſagte er.

Ich entferne mich. Ich werde dieſe Nacht auf dem Glacis, wohin ich mich begeben will, ſchlafen, vielleicht erfriere ich dort; aber es würde das Beſte für mich ſein! — Dann endeten meine Leiden, um welches ich den Himmel bitte!

Frau Czalenka griff nach der Thürklinke.

Fanni trat ihr entgegen.

Du kannſt nicht fort, ſagte ſie. — Komm in mein Zimmer, ich will mit Dir ſprechen, dann magſt Du thun, was Dir gefällig iſt.

Joſephine und Fanni entfernten ſich.

Indem Fanni die Thüre ihres Gemaches öffnete, rief ſie dem unglücklichen Manne zu:

Verlaſſen Sie meine Wohnung nicht, bis ich mit Ihnen geſprochen.

Wähnt Frau Czalenka, wendete ſich Lüdrich an die Magd, daß ich hieher gekommen, um dieſes Weib, mit dem Herzen aus Granit, um eine Unterſtützung anzuſprechen, da irrt ſie gewaltig. Sterben kann ich, aber betteln kann ich nicht. Sagen Sie ihr dies, Thekla, bemühen Sie ſich hinein zu der Schamloſen, Undankbaren; erſparen Sie mir die Demüthigung, daß Ihre Frau ſich für mich verwende, und etwa um die Broſamen bitte, welche die Phryne an meiner Tafel auf den Boden fallen ließ.

Ich will dies meiner Frau ſogleich melden, erwiederte Thekla, aber wollen Sie es ihr ſelbſt ſagen, ſo rufe ich ſie.

Fanni trat in dieſem Augenblick aus ihrem Zimmer.

Es ſchmerzt mich tief, meldete Fanni, daß meine Freundin ſich um keinen Preis beſtimmen läßt, mit Ihnen Rückſprache zu halten. Wenn ich nur ein Wort zu Ihren Gunſten vorbrächte, ſo wolle ſie auf der Stelle mein Haus verlaſſen und mich nicht mehr ſehen. — Sie wiſſen, wie abhängig ich von ihr bin, indeß, da ich doch immer die Frau dieſer Wohnung bleibe, ſo räume ich Ihnen für dieſe Nacht das Zimmer, das ich ſonſt vermiethete, und das zum Glück in dieſem Monat nicht beſetzt iſt, ein, ſo wie ich, die kein Vermögen beſitzt, Sie bitte, von mir ein kleines Darlehen von dreißig Gulden bis auf beſſere Zeiten anzunehmen. —

Ich danke Ihnen herzlich, erwiederte Lüdrich, allein weder das mir gütevoll angebotene Nachtquartier, noch Ihre, mi ſolcher Schonung angebotene Unterſtützung kann ich annehmen. Ich bat Ihre Magd zwar um Etwas Suppe, ich erſuchte ſie, mich hier in der warmen Stube die Nachhauſekunft der Frau Czalenka abwarten zu laſſen, aber gewiß nicht, um von ihr ein Almoſen zu verlaſſen. Ich bitte die ſchön Frau um eine ganz andere Gnadenbezeugung, als ein großmüthig hingeſchleuderter Geldbetrag zu gewähren vermag. — Ich bitte ſie, daß ſie mir ſchriftlich gebe, daß ſie an mich kein Anſprüche habe; das zu erklären, dem armen Manne, wird ſie gewiß keinen Anſtand nehmen. Ich will ſie nicht viele Wort ſchreiben laſſen, deshalb ich hier die betreffende Erklärung aufgeſetzt habe, welche ſie blos mit ihrem Namen unterfertigen möge

Eine ſolche Erklärung wird ſie gerne abgeben. —

Verſuchen Sie es, ſie hiezu zu beſtimmen.

Fanni verfügte ſich zu Joſephinen.

Unterzeichnet ſie dieſen Aufſatz, ſagte Lüdrich zur Magd, — dann gute Thekla, die Sie ſich ſo theilnehmend an meinem Schickſale bewieſen, hören Sie mit an, was ich für Worte an die Mazette richten will, welche mich, der mein Herzblut für Sie hingegeben, ſo ſchändlich behandelt.

Joſephine trat nun ſelbſt aus dem Nebenzimmer.

Ich weiß aus welchem Grunde Sie, Herr Lüdrich, die Erklärung, welche mir meine Freundin ſo eben übergeben, verlangen. Als Sie noch ein reicher Mann waren, gaben Sie mir die ſchriftliche Verſicherung, daß Sie mir 30,000 fl. aufrecht ſchuldig geworden ſeien, welche ich nach einem Zeitraume von drei Jahren von Ihnen zu erhalten hätte. Ehe dieſe Zeit aber noch um ein Drittel verſtrich, beliebte es Ihnen eine mechante Crida zu verlautbaren; — Sie wollen nun jene Schuld annullirt wiſſen; mit Vergnügen gehe ich hierauf ein, denn, „wo nichts iſt, hat ſelbſt der Kaiſer ſein Recht verloren.“ Ich unterſchreibe dieſe Erklärung; noch mehr, ich gebe Ihnen ſogar Ihre Verſchreibung zurück, die ich in der Schatulle finden werde, welche mir mein, nun von mir geſchiedener Mann, unter den Sachen, welche ich von ihm reclamirte, zurück ſendete. Ich verlange dagegen aber auch von Ihnen eine Declaration, und zwar des Inhalts, daß auch Sie unter keinen Umſtänden, und ſollte ich je durch Glücksverhältniſſe, Erbſchaft oder was es ſei, noch ſo günſtig geſtellt werden, einen Heller von mir, weder im bittlichen Wege, noch durch Drohungen, weder durch gerichtliche Schritte noch durch Verwendung anderer Perſonen, Etwas erhalten, ja daß Sie annehmen wollen, als hätte ich nie für Sie je gelebt, noch wäre ich mit Ihnen in irgend einer Verbindung geſtanden.

Nicht mehr als billig, erwiederte Lüdrich, heute habe ich noch den Stolz, den man manchmal bei einem Bettler findet, nächſtens aber könnte eine Zeit kommen, in welcher ſich zu meiner Noth auch Krankheit und Siechthum geſellten; wenn es dann einem Freunde einfiele, eine Collecte für mich zu machen, welcher auch an Ihrer Thüre anzuklopfen ſich vermeſſen wollte, ſo wären Sie vor jeder affronten Zudringlichkeit geſchützt.

Schreiben Sie und machen Sie nicht ſo viele Worte. Es iſt drei Uhr Morgens. Laſſen wir den jungen Tag nicht Zeuge unſeres Uebereinkommens ſein.

Den Datum des jungen Tages, den 14. Februar 1817, bitte ich aber dennoch Ihrer Erklärung beizuſetzen, ich werde dieſen Datum ebenfalls nicht vergeſſen.

Lüdrich ſchrieb ſeine Erklärung.

Joſephine ſuchte in ihrer Schatulle die benannte Verſchreibung und fand ſie.

Sie tauſchten ihre Documente gegen einander aus.

Sie wollen ſo gefällig ſein, auch das Blatt zu unterzeichnen, das Ihnen Ihre Freundin übergab.

Auch dies, dann aber trachten Sie, daß Sie fortkommen und laſſen Sie ſich nie mehr vor mir ſehen — wenn S nicht —

Sprechen Sie keine Drohung aus, Madame, ſagte Lüdrich; aus dem, was Sie ſogleich erfahren, werden Sie erkennen, daß ich es bin, der Sie für immer meidet. — Madam ich bin kein Bettler! — Ich bin ein reicher Mann, ich b reicher, als ich je war. — Mein Bruder, mit dem ich zerfall war, hat ſich auf ſeinem Sterbebette mit mir ausgeſöhnt, i habe ſeinen Haß, den er Ihretwegen gegen mich gefaßt, d durch ausgelöſcht, daß ich ihm feierlich geſchworen, Sie, Madame, ſo zu behandeln, wie Sie es verdienen, Sie Madan zu verfolgen, zu peinigen, zu quälen, ja ſelbſt in Kleinigkeiten zu ärgern, wo es mir möglich. Sie werden von mir hören, Madame, Sie werden von dem alten verliebten Gimpel hören, den Sie gegängelt, den Sie durch die Polizei abſchaffen laſſen, mit dem Sie nicht mehr unter einem Dache bleiben wollten, obgleich Sie mein gaſtliches Dach eingeſtürzt und das Haus dazu! Mit Ihnen, Madame, hat die Polizei einſt vielleicht mehr zu ſchaffen, als mit mir; vielleicht ſchickt Sie die Polizei einmal von hier fort, und ich ſehe dann Ihre Abfahrt. Eines bemerke ich, daß ich mit dem Vermögen alle meine Schuldbriefe bezahle, nur die Verſchreibung von 30,000 fl. nicht, die Sie mir auf eine ſo affreuſe Weiſe abgelockt hatten. Gott beſſere Sie, Madame.

Lüdrich entfernte ſich.

Thekla ſchloß ihm die Hausthüre auf.

Für Ihr edles Gemüth, gute Thekla, ſagte Lüdrich, nd drückte ihr eine Banknote von Hundert Gulden in die and.

Thekla zeigte das großmüthige Geſchenk in großer Freude hrer Frau.

Er hat mich überliſtet, ſagte Joſephine.

Du warſt ſehr unvorſichtig, äußerte ſich Fanni, und was as Aergſte iſt, auch ſo lieblos, ſo hart — hätteſt Du mir ch gefolgt. Ich bat Dich, ſchenke dem Manne die 3000 fl. elche Du von Gröbler ſo rückſichtslos erobert, Du hätteſt 0,000 fl. Dir gerettet.

3000 fl. verſchenken, ich einem Alten? Damit mache ich hn junge Männer glücklich.

Das ſind auch Männer darnach.

Schweig! Und bringe mich nicht auf durch Dein läſtiges ſmeiſtern!

Sie ging in ihr Zimmer, und ſchloß ſich im größten Unmuthe ein.

Komm, Thekla, ſagte Fanni, begib Dich zur Ruhe. — Dieſe Frau Czalenka rettet nichts vom Untergange! Wenn ich nur von ihr nicht abhinge.

Der Leſer kennt gewiß in Gumpendorf eine Gaſſe, die Münzwardeingaſſe genannt. Dort im Hauſe Nr. 32, wohnte im Jahre 1817 ein Frauenſchuhmacher, Franz Glaubner hieß der Mann, für welchen es in einer Beziehung ein wahres Glück war, daß er für Frauen arbeitete, denn wäre er ein Männerſchuſter geweſen, ſo hätte er ſeine leibliche Ruhe nicht gehabt, die modernen Herren Wiens wären in Scharen zu ihm hinausgezogen, und hätten den guten Glaubner mit Arbeiten überhäuft, wenn auch nicht ſeiner Geſchicklichkeit, doch ſeines wunderſchönen Weibchens wegen, die wahrlich ein beſſeres Los verdient hätte, als in der abſeits liegenden Münzwardein den Kräutlerinnen, Bretſitzerinnen, Bratelbraterinnen, Fiakerinnen, Wäſcherinnen u. ſ. w., die Schuhe einzuſäumen; allein Frau Eva ſchien zufrieden, ſie liebte ihren Mann, ihr Mann liebte ſie; ſie verdienten ſo viel, daß ſie recht anſtändig leben konnten, und höher verſtiegen ſich wenigſtens die Wünſche des Schuhmachers nicht.

War Frau Eva eine ſehr ſchöne junge Frau, ſo war Herr Franz ein ebenſo hübſcher Mann.

Er war groß, ſchlank, hatte für einen Schuſter vielleicht dazu feines Geſicht; er beſaß eine ſchön geformte Naſe, feurige ſehr weiße Perlenzähne, glänzend ſchwarze Haare; ſein

Kopf war recht intereſſant, aber Meiſter Glaubner war etwas bornirt und linkiſch, hatte ſich nie in der Welt umgeſehen, wenn er nach der Stadt kam, verirrte er ſich jedesmal; die von Gumpendorf entfernten Vorſtädte kannte er nur dem Namen nach, in der Leopoldſtadt, Jägerzelle war er nur ein Mal in ſeinem Leben, drei Jahre vorher, im Jahre 1814, als die Alliirten ihren Einzug in Wien hielten, ſeit jener Zeit, in welcher er mit Erſtaunen bemerkte, daß Wien mehr Einwohner beſitze, als in Gumpendorf, Mariahilf, auf der Laimgrube, im Ratzenſtadl und Margarethen an den Kirchweihfeſten herumlaufen, kam er nicht mehr in die Vorſtädte an der Donau, die Wien war ſein Fluß, obgleich ſie zu jener Zeit noch im übelſten Geruche ſtand.

Der geneigte Leſer wird fragen:

Wie iſt es möglich, daß ein Wiener ſeine Vaterſtadt mit ihren vier und dreißig Vorſtädten nicht kennen ſollte; der geneigte Leſer irrt; mehr als 20,000, ja vielleicht 30,000 Wiener, kennen Wien und ſeine Vorſtädte nicht.

Wir wollen hierzu die Perſonen aus höhern Ständen gar nicht rechnen; unter dieſen giebt es viele, welche Paris genauer kennen als Wien, aber in den Mittelſtänden giebt es eine Maſſe, welche nicht wiſſen, wo die „Simondenkengaſſe," die „Pulverthurmgaſſe," die „Zweifechtergaſſe," die „Wachsbleichgaſſe," die „Lampelgaſſe," die „Hohlweggaſſe" und die „Ruedengaſſe" liegt, nicht einmal die Fiaker, die doch Wien die Kreuz und die Quere durchfahren, wiſſen Beſcheid, wie ſoll man es denn alſo einem einfachen Bürgersmann übel nehmen, der aus ſeinem Bezirke nicht herauskommt, wenn man ihn z. B. in die hintere Schenkenſtraße mit verbundenen Augen führte, nähme ihm das Tuch dann ab und ſagte: Meiſter, jetzt nach Hauſe. Er müßte zuerſt nach einem [illegible] nach dem Stephansthurm ſich erkundigen, ſonſt fände er gewiß nicht heim.

Alſo unſer Frauenſchuhmachermeiſter Franz Glaubner war ein ſolcher Mann.

Kannte er Wien nicht, ſo kannte er die Menſchen, die in Wien wohnen, noch weniger. — Von den Neigungen der Wiener, von ihren verſchiedenen Liebhabereien, ihren zeitweiligen Thorheiten, Freuden und Leiden, ihren zehntauſend Vergnügungen, von ihrem raffinirten Luxus und ihrer grandiöſen Genußſucht, wußte er nichts. Was er hie und da aufgeſchnappt hatte, erfuhr er durch ſeine Frau; dieſe wußte von Wien ſchon mehr zu erzählen, die hatte manchmal Gelegenheit, einen Blick in das Leben Wiens zu werfen, die hatte eine Schweſter, welche auf einem großen Fuß lebte, aber jetzt, da Frau Eva ſo ſehr ſich vergaß, einen Schuſter zu heirathen, nichts von derſelben wiſſen wollte.

Frau Eva genirte dies nicht.

Meine Schweſter ſieht noch immer beleidigend auf die Seite, wenn ſie mich zufällig bemerkt, ſagte Frau Eva eines Tages zu ihrem Manne.

Ich möchte ſie doch ein Mal ſehen, die ſtolze Gretel, erwiederte Herr Franz. Sie ſieht Dir alſo ähnlich?

Zum Verwechſeln, antwortete Eva, nur jünger iſt ſie, aber dafür größer als ich.

Noch jünger als Du, und ſie hat doch ſchon ſo viele Liebhaber gehabt?

Die Jugend hat ſie nicht genirt.

Sie iſt alſo ſehr reich und ſehr vornehm?

O, wenn Du ſie ſiehſt, ſo glaubſt Du eine Gräfin kommt daher.

Die Gräfinnen ſind auch nicht immer auserleſen; nimm die zwei Gräfinnen in der untern Wehrgaſſen, die ſind ja gemein wie die Oebſtlerinnen. —

Narr! Das ſind ja keine Gräfinnen, ſie heißen nur ſo; die eine iſt eine Weißgärberin, die andere eine Leimſiederin. Wo ſoll denn da die Nobleſſe herkommen?

Nobleſſe? Was iſt denn das?

Du weißt aber gar nichts! Nobleſſe iſt die Vornehmheit, die adelige Würde. —

Aha! Wie die alte Baronin beſitzt in der Steingaſſe, deren Dienſtmädeln ich die Schuhe mit Nägeln beſchlagen muß. —

In dieſer Art, aber nicht ſo verdrießlich und ſchmudig, wie die alte Baronin. —

Daß Deine Schweſter nicht wenigſtens ihre Schuhe bei mir machen läßt.

Nu komm' Du ihr mit Deinem Gumpendorfer-Laſt (Leiſt). In Deinen Schuhen läuft man ein Jahr herum und es trennt ſich nichts. Wenn meine Schweſter einen Schuh acht Tage tragen kann, ſo wirft ſie ihn dem Schuſter ins Geſicht.

Warum denn in's Geſicht? wenn ihr ein Paar Schuh zu lang dauern, kann ſie's ja armen Leuten ſchenken.

Sie will damit ſagen, daß ſie Filigran-Schuh wünſche; Schuh von Spinneweben mit Sohlen aus Seidenpapier, und nicht ſolche „Trittlinge“ wie Du ſie verfertigſt.

Ich bin doch der beliebteſte Schuſter auf dem Grund, alle Weiber laſſen bei mir arbeiten. —

Ja, die gemeinen Weiber, die eleganten nicht; z. B. die Bräumeiſterin, die Tapetenfabrikantin, die Müllnerin, die Wachsbleicherin. —

Feine Schuh kann ich auch machen. —

Du haſt die Hand nicht dazu. Dein Vater war ein ordinärer Schuster, Du biſt es auch! Du haſt kein Streben, Du biſt ein junger Mann, und haſt nicht den Willen vorwärts zu kommen. Wenn Du wollteſt, hätten wir ſchon längſt ein Gewölb in der Stadt, und ich könnte in der Kärntnerſtraße oder auf dem Stockimeiſenplatz —

Ißt Du Dich nicht täglich ſatt? Haſt Du nicht auch ein ſauberes Gewand? Führ' ich Dich nicht alle Sonntag zum „Hirſchen?"

Es iſt Alles wahr, aber die Leute, mit welchen ich zuſamm' komm', ärgern mich; Deine Freunde ſind grobe Knöpf' und ihre Weiber einfältige Knöpfinnen, nur ein Biſſel eine gewähltere Geſellſchaft — zum Beiſpiel ſolche Leute, wie im Sommer auf die Wieden zum „goldenen Kreuz" kommen.

Gut, ſtatt zum „Hirſchen," führ' ich Dich zum „goldenen Kreuz."

Du kannſt nicht reden mit gebildeten Menſchen; Du verſtehſt ſie nicht. —

Wart' auf dem Samſtag mach' ich einen Terno: 19, 26, 74! — 400 Ducaten! die verwichs ich dann mit Dir unter der Nobleſſe. —

Nimm Dir ein Gewölb auf dem Graben für dies Geld und ein Paar Geſellen, die elegant arbeiten, das iſt mir lieber. —

Schwing' Dich! ſchwing' Dich! Ein junger Mann wie Du, ſollte Flügel haben!

Ich würde es ſchon zuſamm' bringen, aber Du mußt mich nicht immer hofmeiſtern, das macht mich verzagt.

Eine ſehr ſchöne Equipage hielt vor dem Hauſe.

Du, ſagte die Schuſterin, da ſchau', Gott im Himmel. dieſer prachtvolle Wagen! Dieſe Pferd, ſiehſt Du, wie die

Pferd ſich ſchon nobler tragen! wie ſie die Köpf' heben! Siehſt Du, das kommt daher, wenn ſich ein Geſchöpf fühlt.

Man hörte den Bedienten fragen:

Wo wohnt hier der Schuſtermeiſter Franz Glaubner?

Hier, hier! ſagte die Schuſterin und riß ihre Thüre angelweit auf.

Ein äußerſt eleganter Herr ſtieg aus. Sein prächtiger Pelz, ſein vornehmes Weſen fiel ſogleich auf.

Als er in den Laden trat und die ſchöne Schuſterin erblickte, rief er:

Bei meiner Treue! Sie iſt es!

„Sie ſind Herr Glaubner," redete der Fremde den Schuſter an.

Zu dienen, antwortete dieſer.

Sie ſind Damen-Schuhmacher?

Ja, wie Sie ſchon aus der Aufſchrift an meiner Ladenthüre entnehmen können.

Wollen Sie für mich arbeiten?

Vielleicht für Ihre Frau Gemahlin.

Ich habe keine Gemahlin, dennoch beſtelle ich Damenſchuhe. Ich verbinde damit eine Speculation.

Wie hoch beläuft ſich Ihre Beſtellung?

Vor der Hand auf ein Tauſend Paar Schuhe.

Tauſend Paar Schuhe! rief die Meiſterin aus, mein Gott, dazu braucht mein Mann anderthalb Jahre, weil er keinen Geſellen halten will.

Bisher habe ich zu den Arbeiten, die ich erhalten, ausgereicht. Mit einem Geſellen iſt's ſo ſchwer. Hat man manchmal weniger zu thun, ſo muß man einem ſolchen Kerl doch die Koſt geben, und bei dieſer theuern Zeit iſt es gut, wenn man allein ſatt wird. —

Ich wünſche nicht, daß Sie einen Geſellen annehmen. Wenn Sie mir täglich nur ein Paar Schuhe anfertigen, bin ich zufrieden; ich preſſire nicht. Ich will die Schuhe mit beſonderem Fleiße gemacht haben, einen wie den andern von gleicher Güte.

Nach einem Maße? fragte die Frau.

Ja.

Haben Euer Gnaden das Maß hiezu mitgebracht, oder iſt ein Muſterſchuh vorhanden?

Der Fremde betrachtete den Fuß der Schuſtermeiſterin.

Nach dieſem Muſter, ſagte er. — Ich glaube nicht, daß irgend eine Frau in Wien zierlichere Füßchen beſitzt, als die Ihrigen ſind.

Frau Evas Wangen wurden über dieſe ſchmeichelhafte Bemerkung ſo roth, als hätte ſie ſelbe mit Carmin angeſtrichen.

Sie ſind doch die Frau? fragte der Unbekannte.

Ei freilich wohl, verſetzte die ſchöne Schuſterin, und machte einen Knix.

Ja, ſagte ihr Mann, das iſt meine Frau. Ich verſtehe mich auf Weiberfüße, und weiß es daher ſehr gut, daß meine Frau einen ſehr ſchönen Fuß beſitzt, aber ſie bildet ſich eben nichts darauf ein.

Alſo Tauſend Paar Schuhe! fing der Fremde von Neuem an. Wollen Sie dieſe Arbeit übernehmen?

Mit Freuden, doch müßte ich vorher wiſſen, aus welchem Stoffe die Schuhe gemacht werden müſſen. Aus Leder, Zeug oder Seide, ordinäre Schuhe oder feine Schuhe? zum gewöhnlichen Gebrauch oder zum Putze? zum Spazierengehen oder zum Balle? —

Das laſſe ich Ihrer Frau über, verſetzte der Fremde, die verſteht das am beſten. Was den Preis betrifft, ſo iſt mir nichts zu hoch; Ihnen dies zu beweiſen, gebe ich einen Vorſchuß von Tauſend Gulden. —

Tauſend Gulden! rief der Schuſter freudig aus.

Tauſend Gulden! wiederholte ſeine Frau; Du freuſt Dich darüber Franz, und weißt nicht einmal, was Tauſend Gulden für ein großes Capital iſt. — Tauſend Gulden, das ſind zehn Hundert-Gulden-Zettel; ein Hundert-Gulden-Zettel hat zehn Zehner-Zettel; ein Zehner-Zettel hat zehn Einſer-Zettel, und ein Einſer-Zettel hat ſechzig Kreuzer. Wir brauchen von Oſtern bis Pfingſten jede Stunde am Tage, um dies Geld zuſammen zu zählen!

Ich habe nur eine Bedingung. —

Eine gewiß recht ſchwere? fragte der Schuſter.

Nicht im geringſten. — Ich bedinge nur, daß die 1000 Paar Schuhe nicht in Gumpendorf gemacht werden dürfen.

Nicht? fragte der Schuſter kleinmüthig.

Nein. In meinem Hauſe, in der inneren Stadt, in der Wollzeile, die Nummer werde ich angeben, müſſen die Schuhe gemacht werden. Ich muß mich überzeugen, daß Meiſter Franz Glaubner ſie ſelbſt anfertigt, und daß ſeine Frau Eva Glaubner ſie adjuſtirt.

Als wenn wir ſo berühmte Leute wären! rief die Meiſterin verwundert aus.

In Gottesnamen! ſagte Franz, ſo fügen wir uns auch dieſem; da heißt es dann alle Tage frühzeitig in die Wollzeil gehen, fleißig dazu zu ſehen, damit wir wenigſtens den Nachmittag über für unſere Gumpendorfer Kundſchaften arbeiten können, um dieſe nicht zu verlieren.

Nein, erwiederte der Fremde, ſo heißt es nicht. — Es heißt: Gumpendorf für lange Zeit verlaſſen; es heißt: in mein Haus ganz überſiedeln, bei mir förmlich wohnen, an meiner Tafel ſpeiſen, und nach jeder Tagesarbeit ſich in meiner Geſellſchaft unterhalten. Ich werde den Meiſter und die Meiſterin mit den ſchönſten und modernſten Kleidern verſehen; es ſoll Niemand ahnen können, wer der hübſche Herr und die ſchöne Frau ſind, die mit mir in allen Theatern, Concerten und Bällen erſcheinen; ſo wird es heißen, und dies iſt meine Bedingung!

Der Schuſter ſtarrte den Fremden an.

Was haben Ihnen mein Weib und ich gethan? fragte Meiſter Franz nach einer Pauſe, daß Sie uns zum Beſten halten wollen?

Hier der Beweis, antwortete dieſer, daß ich kein Schalk bin. Hier ſind die Tauſend Gulden in einer Banknote, von welchen ich als Vorſchuß geſprochen.

Wer ſind Sie denn? fragte die Schuſterin. Ich habe ein Mal in „Tauſend und eine Nacht“ von einem Kalifen geleſen, der in der Welt herumreiſte und die Schuſter glücklich machte, ſind Sie vielleicht ein ſolcher Kaliſ?

Ein ſolcher bin ich nicht, entgegnete der Fremde. Ich mache Euch ja eigentlich auch nicht glücklich. Rechnet das, was ich Euch gebe, nicht zu hoch an. Ich gebe Euch Tauſend Gulden, und iſt die Arbeit fertig, was Euch noch zukommt, dann gebe ich Euch Koſt und Wohnung, das gebt Ihr ja auch Euern Arbeitern, wenn Ihr welche aufnehmt, dann laß ich Euch an meinen Vergnügungen Theil nehmen, das koſtet mich keinen Heller mehr, als ich dafür für mich allein ausgeben würde.

Aber Sie wollen uns ja auch ſchön und modern kleiden? bemerkte die Schuſterin.

Das geſchieht wieder *nur mir* zu Liebe, weil ich Euch dort, wo ich Euch hinführe, nicht gerne als das erkennen laſſen möchte, was Ihr eigentlich ſeid. —

Gemeine Leute! ſagte der Schuſter.

Nein. Den Bürger ehre ich, er mag ſein, was er will, aber diejenigen, welche ſo neugierig ſind, zu wiſſen, mit wem ich umgehe, die möchte ich gerne myſtificiren.

Foppen, heißt das wohl? fragte Eva. Nu, wir ſind dabei! So haben wir auch ein Mal gute Tage! —

Was geſchieht aber mit uns? fragte Franz, wenn die Tauſend Paar Schuhe fertig ſind? Dann können wir wieder nach Gumpendorf wandern; haben indeß unſere Kundſchaften verloren, ſind das gute Leben gewohnt worden, und ſollen dann müheſam von Vorne anfangen, etwas vor uns zu bringen?

Dann hat freilich die Herrlichkeit ein Ende! ſagte der Fremde.

O nein, betonte die Schuſterin, dann haben wir Geld, dann wird auf dem Stephansplatz ein Gewölb genommen, dann werden Stadtkundſchaften gewonnen; einen Tauſender haben wir jetzt ſchon, vielleicht verdienen wir noch einen dazu. —

Ihr müßt nicht vergeſſen, daß Ihr die Auslagen für Euere Arbeit zu beſtreiten habt. —

Euer Gnaden müſſen aber nicht vergeſſen, daß wir für unſere Arbeit begehren können, was wir wollen! — Nu, nu! Erſchrecken Euer Gnaden nicht; wir ſind ja rechtſchaffene Leute und werden Euer Gnaden für Ihre Großmuth nicht ausziehen wollen.

Ich fürchte mich vor Eurer Indiscretion nicht! Ich verlange ſogar, daß Ihr morgen ſchon von Gumpendorf fortgeht, daß Ihr Euer geſammtes Handwerkszeug und Alles, was Euch in Eurem Hauſe lieb und werth iſt, zu mir ſchafft. —

Hier gebe ich Euch meine Adreſſe. Morgen, um acht Uhr früh müßt Ihr Euch zu mir vollkommen überſiedelt haben.— Ich räume Euch drei ſchöne lichte Zimmer ein, in welchen Ihr von mir ganz abgeſondert wohnt. — Ich weiß, daß ich es mit honnetten Menſchen zu thun habe, die mein Geld nicht annehmen würden, wenn ſie nicht Luſt hätten, auf meine Bedingungen einzugehen! Lebt wohl!

Der Herr wollte ſich entfernen.

Euer Gnaden, noch ein Wort! rief ihm die Schuſterin nach.

Der Herr kam zurück.

Nicht wahr? ſagte ſie, Sie haben nichts Schlechtes mit uns im Sinne? — Nichts Schlechtes mit meinem Manne, nichts Schlechtes mit mir?

Gewiß nicht!

Geben Sie uns Ihr Ehrenwort.

Mein Ehrenwort und noch mehr. Ich will Euch eine bedeutende Summe bei einem Notar oder bei Gericht hinterlegen, die Euch gehören ſoll, wenn ich Euch, oder auch nur Einem von Euch Etwas zumuthen ſollte, was Euerer Ehre, Euerem Rufe, Euerer Gewiſſenhaftigkeit gefährlich, nachtheilig oder anſtößig wäre!

Schön, Euer Gnaden, ſagte die Schuſterin, ſo was zu hören erfreut uns ſehr.

Aber warum ſind denn Euer Gnaden gerade auf uns verfallen? fragte der Schuſter; warum ſind gerade wir die Auserwählten unter den 27,000 Schuſterleuten, die es in Wien giebt?

Ich muß ein ſchönes, junges Paar in meinem Hauſe haben, Leute, welche keine Kinder beſitzen, und moraliſch gut ſind.

Wann wir aber Kinder kriegen? fragte die Meiſterin.

Dann werde ich Euer Gevatter ſein! verſicherte der Fremde, und ging.

Meiſter Glaubner und ſein Weib begleiteten ihn an ſeinen Wagen und halfen ihm einſteigen.

Gott ſegne Euer Gnaden! rief die Meiſterin.

Gott laſſe Euer Gnaden lange leben! rief der Meiſter.

In ihre Wohnung zurückgekehrt, umfaßten ſich beide, und fingen aus Freude zu tanzen an.

Tauſend Gulden haben wir jetzt baares Geld! ſagte das Weib. Tauſend Gulden! Ich glaube nicht, daß uns dieſen Zettel Jemand in ganz Gumpendorf wechſeln kann!

Probiren wir's! bemerkte der Mann, wir brauchen ja kleine Zettel zum Einkaufen, Glanzleder, Lackleder, Sohlenleder, Zeug, Seide, Bänder, Gott weiß was! Vielleicht gar Sammt und geſtickten Atlas! Gehe hinüber zum Braumeiſter, und ſtell' ihn auf die Probe, ob er ſo viel Geld hat, uns ein ſolches Zettel zu wechſeln!

Nein, nicht zum Braumeiſter, meinte ſie, der könnte das Geld haben. Ich will zu der hochnaſigen Tücheldruckerin gehen, welche den Leuten vor lauter Stolz nicht dankt, wenn ſie ſelbe grüßen; weißt Du, zu dem aufgeblaſenen Weib bei der Rotunda, welche lieber ihren Garten und die dazu gehörige Sommerwohnung nicht vermiethet, als Wohnung und Garten einer Familie giebt, die nicht vom Adel iſt.

Ja, ja, zu dieſer geh', und beſchreib' mir dann das Geſicht, das ſie gemacht hat. —

Die Frau hüpfte davon.

Auf der Straße begegnete Frau Eva der Tabakkramerin. Was war natürlicher, als daß ſie in ihrer Herzensfreude dieſer ſogleich mittheilte, was für ein Glück ſie und ihr Mann gemacht.

Dieſe ſchüttelte das ehrwürdige Haupt, lief aber ſchnell in ihren Laden, und bei jedem Loth Tabak und bei jedem Päckchen Dreikönig, das ſie verkaufte, verkaufte ſie die große Neuigkeit gleich mit, und gab noch einige ſchmähliche Bemerkungen gratis hinzu.

Der Erſte, der von der unerhörten Gunſtbezeugung erfuhr, war der italieniſche Seidenfärber Ceſarotti.

Dem alten Lüſtling gefiel die ſchöne Eva ſchon lange; aber der Ruf von ihrer Unbeſcholtenheit, dann die Weiſe, mit welcher ſie jeden, der ſie mit kecken Blicken zu betrachten wagte, zurückwies, hielten ihn ab, ſich ihr zu nähern.

Jetzt, dachte er, kann ich ihr für ihre Sprödigkeit Eins verſetzen.

Er lief ſchnell zu ihrem Manne.

Buon giorno, ſagte der Italiener, was haben ich müſſen hören, eine Grafen nehmen Signor Maestro in ſeinen Hauſen? Er halten Herrn und Frau ganz außen! — Tauſend Gulden Dranegelden, Alles franco, Eſſen, Trinken, Logirung, Equipage, Theater, Concerten, Ballen, o! o! welche felicità! Poveri cordonieri! Hätten den Grafen doch einen Fragen machen ſollen, ob Grafen auch ſo ſein würden generoso, wenn Maestro nicht hätten eine ſo ſchöne Schuſtermaſtrin?

Wie verſtehen Sie das, Herr Ceſarotti? fragte Franz.

Nun — wir alle zwei, Schuſter Maestro und ick Saidenfärber, ſeine nit auf den Capo gepurzeln! — Wann wir zwa (zwei) wären ſo reich, zu haben eine ſolche Passione; wir würden uns nicht erwählen zur Begleitung von einem Manne eine wilde ragazza!

Sie ſind ein alberner oder ſchlechter Menſch, Herr Ceſarotti, antwortete Franz. Er nimmt ja nicht mein Weib allein zu ſich, ſondern mich dazu! — Ich muß mich halt als Hausſchuſter betrachten.

Cosa? ſagte der Seidenfärber und lachte: Hausſchuſter? Eine neue Anſtellung! — Ich bitten nur nicht zu ſterben, denn könnten ſonſt gar nitte begraben werden, weil die Corni ſo ſtark ſtünden aus der Todtentruken, daß man nit könnte zunageln den Sarg.

Hierauf ging der Italiener unter lautem Lachen fort.

Bald nach ihm erſchien der Lotterie-Schreiber.

Was hab' ich gehört? ſagte er, Sie haben heute ſchon einen Terno gemacht? Nun, dann brauchen Sie ja nicht den Terno, den Sie heute gewonnen haben.

Ich hab' einen Terno gemacht?

Freilich: 19, 26, 74: 400 Ducaten haben Sie gewonnen.

O mein Gott! ſagte der Schuſter, und ſprang freudig auf.

Ja, ja, alle drei Nummern ſind da! 1600 fl. haben Sie gewonnen.

Ja, war denn heute die Ziehung?

Freilich! Alle Mal am 15., wenn der 15. an einem Mittwoch fällt!

Ich meinte, erſt am Samstag.

Da iſt die Linzer-Ziehung. Möchten's nicht auch in der Linzer-Ziehung einen Terno machen? Sie ſind ein Glücksvogel! Ein Millionär verliebt ſich in Ihre Frau und Sie gewinnen aus der Lotterie an demſelben Tage 1600 fl.! Ganz Gumpendorf ſtaunt Sie an! — Ich gratulir'.

Was ſagen Sie? — Ein Millionär verliebt ſich in meine Frau?

Freilich! Die ganze Münzwardein hat ihn ja geſehen! — Ich hör', er iſt ein raziſcher Jud' aus der Moldau, und ſeine

Herrſchaften liegen im ſchwarzen Meer! — Recht haben's!
„Nur fort in dieſer Dicken!" — Wenn Sie g'ſcheid ſein, können Sie zu dem Moſaiker [illegible]ereinſten ſagens: Münz' war
Dein! Wenn nämlich alle ſeine Münz' in Ihren Säckel
fließt!

Jetzt ſchauen Sie, daß Sie hinaus kommen, Sie impertinenter Menſch! Sie Ehrenſchänder!

Warum denn Ehrenſchänder? Auf welche Art ſchänd' ich
Ihnen denn die Ehr? Ich komm' zu gratuliren, weil Sie
Geld über Geld bekommen. Ihre Frau läuft in ganz Gum-
pendorf mit den „Tauſendern" herum, wie Zündhölzel-Buben
mit den Streif-Fidibus. — Niemand kann den Tauſender
wechſeln! — Wär' Ihre Frau zu mir kommen; ich hätte ge-
wechſelt; aber die Lotterie brauchen Sie jetzt nicht mehr; Sie
haben die Frau Fortuna im Haus! Eine ſolche Frau möcht
ich haben, welche die Tauſender alle Tag' ſo zum Vorſchein
bringt, wie die Händeln Eier legen.

Der Schuſter ſprang hierüber wüthend auf, packte de
Lotterie-Schreiber und warf ihn auf die Straße.

Warte! Hallunke! rief er, jetzt hab' ich Dir gezeigt, wi
Du „Extrato" heraus kommſt!

Verfluchter Schurke! tobte der Schuſter, uns ehrlich
Leute zu verunglimpfen! Mein braves Weib und mich! —
Keine Stunde bleib' ich mehr in Gumpendorf.

Da haſt Du deinen „Tauſender" wieder, ſagte Frau Ev
als ſie zu ihrem Manne in den Laden trat. Das war ein
ſchöne Geſchichte! lieber in der Gumpendorfer-Caſerne Spit
ruthen-Laufen, als noch ein Mal ein ſo großes Zettel wechſel
laſſen wollen. Weißt Du, was die Tücheldruckerin geſagt ha
— „Einen Tauſender wechſeln?" ſchrie ſie, „ſo elen

Schuſterleuten? Iſt er vielleicht falſch? — Nur weiter um ein Haus!“

Ich aber hab' ihr die elenden Schuſterleut' eingebrockt! — Was? hab' ich geantwortet. Uns ſchimpfen? Uns rechtſchaffene Leut', mit unſern ehrlichen Geſichtern, ſchimpfen? Wenn wir von unſerm Herr Gott ſo verlaſſen wären, eine ſo unglückliche Phyſiognomie zu haben, wie die Frau Tücheldruckerin, bei der jeder Spiegel erſchrickt, wenn ſie ſich hineinſchaut, dann könnte man uns falſches Geld aufdiſputiren! — Ueber dieſe Wort' iſt ſie weiß worden wie die unbleichte Leinwand, auf welche ſie ihre Farben klext, ich aber bin gegangen, und da ich auf die Handlerin ebenfalls eine Paſſion hab', ſo hab' ich bei ihr auch angeklopft. Die war noch ſchändlicher. Hab's etwa gar mit der umgekehrten Hand einen Fang gemacht? hat ſie g'ſagt. — Franz, was ich dieſer gezeigt habe, war noch beſſer! — Den Hochmuth dieſes Weibes hab' ich auf ein halbes Jahr gedämpft, und dabei mich über die Schlechtigkeit dieſer Leute, welche den Caffee färben, den Zucker näſſen und den Reis mit Sand miſchen, ordentlich ausgeſprochen. — Drauf bin ich zur Hirſchenwirthin gegangen, die allein war artig. — Freut mich, aß ich Sie ſehe, hat ſie geſagt, ich hab' ſchon gehört von Ihrem Glück. Gratulir'! Wechſeln kann ich zwar heute keinen Tauſender, aber leihen will ich Ihnen, was Sie brauchen; morgen gehen Sie dann zur Gemeindecaſſe, und die wechſelt ihnen mit Vergnügen! Daher warten wir bis morgen, oder noch beſſer, laſſen wir den Tauſender in der Stadt wechſeln, dort gibt's ganz andere Leute.

Gott gibt's, daß ſie anders ſind, die Leute in der Stadt! ußerte ſich Franz. Du biſt auf der Gaſſe Spitzruthen „geſſen,“ haſt Du mir erzählt; mir iſt's zu Haus noch ſchlechter gangen; mich haben ſie gar mit Steigbiegelriemen geſchlagen. — Du haſt in Deiner Herzensfreud' wahrſcheinlich geplaudert, was wir für ein glückliches Loos gefunden.

Ja, der Tabakkrämerin, weil die gar ſo neidiſch iſt, und keinem Menſchen die Luft zum Athmen vergönnt.

Nu, die hat ſich gerächt! Sie hat die Neuigkeit dem Seidenfärber und dem Lotterieſchreiber brühwarm mitgetheilt, und dieſe Schandmäuler ſind hergekommen, haben mir gratulirt, haben mir aber auch zu verſtehen gegeben, als wenn Du — jetzt die Schöne — der Lotterieſchreiber hat gar behauptet, — von einem „raziſchen Juden“ würdeſt, und wir möchten ihn nur recht „ausziehen!“

Jeſus, Maria und Joſeph! rief das Weib.

Nein, Everl, fuhr ihr Mann fort, um dieſen Preis, willſt Du, will ich nicht glücklich werden. — Wir danken ſchön dem edlen Wohlthäter für ſeine Großmuth, aber unſern rechtſchaffenen Namen laſſen wir uns nicht rauben; nicht wahr, Everl, auf Deine Unbeſcholtenheit läßt Du keinen Flecken kommen, und wenn Du alle Stunden einen Tauſender erobern könnteſt!

Gott weiß es, lieber Franz, trockenes Brod kann ich eſſen, arbeiten kann ich, daß mir die Finger wegfallen, aber Niemand ſoll einen Stein gegen mich aufheben können. — So eine Perſon vorzuſtellen wie meine Schweſter, dagegen ſoll Gott jedes ehrliche Chriſtenherz bewahren, ich verabſcheue derlei Geſchöpfe und beweine meine ſo tief geſunkene Pepi, — Gott weiß es!

Wir gehen gleich morgen in die Stadt, um ſieben Uhr gehen wir und tragen den Tauſender zurück, der Gott ſei Dank! noch ganz in unſeren Händen iſt.

Ja, wir erklären, daß wir die große Güte, welche dieſer Hausherr in der Wollzeil für uns hat, nicht annehmen! Mag er es noch ſo gut meinen, und ich glaube, daß er es gut meint, hat er doch ein gar ſo ehrliches Geſicht, dieſer alte, würdige Mann; aber wir müſſen den Schein vermeiden, denn die Welt urtheilt nur nach dem Schein, das ſieht man alle Tag! — Bleiben wir in Gumpendorf; wenn die Leute ſehen, daß Niemand zu uns kommt, als unſere gewöhnlichen Kundſchaften, daß wir eingezogen und arbeitſam leben wie bisher, ſo werden die Läſtermäuler bald verſtummen.

Vivat! ſagte der Mann, Du biſt ein braves Weib; ich habe es gewußt, daß Du ſo denken und handeln wirſt, und jetzt ſage ich Dir erſt, wie uns der Himmel geholfen hat und ſelbſt einen Fingerzeig gibt, daß wir uns durch dieſes Tauſendgulden-Zettel nicht verblenden laſſen ſollen. Ich habe Dir geſagt, daß der Lotterieſchreiber hier war, und was er mir früher mitgetheilt, als er ſein Schandmaul ausgeleert hatte, daß nämlich meine drei Nummern gekommen ſind, und 19, 26, 74, 400 Ducaten oder 1600 fl. gewonnen haben!

O, mein Gott! o, mein Gott! welche Freude, o ſo verlaßt der Himmel doch kein ehrliches Gemüth! Ehe wir morgen noch in die Stadt gehen, eilen wir in die Kirche und danken dem Allmächtigen demüthigſt für ſeine Gnade.

Jetzt traten zwei Männer, mit den Hüten auf dem Kopfe herein.

Franz Glaubner, ſagte der eine. Wo iſt der falſche Tauſendgulden Zettel, den ſein Weib an mehreren Orten wechſeln laſſen wollte?

Falſch? ſagte Glaubner. Der Zettel iſt hier!

Von wem hat Er ihn?

Von einem Herrn, hier iſt ſeine Adreſſe.

Die Banknote von 1000 fl., als eine falſche denuncirt, nimmt die Polizei in Beſchlag. Wir werden Ihm eine Ent-

ngsbeſtätigung ausſtellen, und Er und ſein Weib ſtellen
morgen um 10 Uhr zur Bezirks-Direction.

Die Banknote ſiegelten die Herren ein, Glaubner mußte enfalls ſein Petſchaft auf das Couvert drücken.

Hierauf gaben dieſe Herren eine Empfangsbeſtätigung und eßen das vor Erſtaunen und Schrecken erſtarrte Ehepaar rück.

Das iſt das Werk der Tüchelruckerin, ſagte Eva.

Glaubſt Du, daß die Banknote falſch iſt? fragte Franz.

Gott bewahr'! antwortete Eva. — Die Händlerin hat en Zettel durch's Licht angeſehen. Dann hat ſie ihn ihrem anne gezeigt, der hat ihr geſagt: echt iſt die Banknote wohl, ber —

Wir kriegen ſie wieder zurück, Du wirſt es ſehen.

Freilich, ich fürchte mich nicht, erſtens wird ein ſolcher Herr keine falſchen Banknoten haben, dann —

Jetzt ſtürzte der Lotterieſchreiber in den Laden.

Meiſter, ſagte er, Ihr war't ſehr grob mit mir, aber deswegen bin ich doch nicht rachgierig; im Gegentheil, ich komme, Euch zu ſagen, daß ich mich mit meinen Nummern geirrt: Nicht 19, 26, 74, — ſondern 19, 62, 47 ſind gezogen worden; Ihr habt nicht einmal ein Ambo! — Gute Nacht!

IX.

Der arme Schuſter und ſein Weib waren der Verzweiflung nahe.

Die Tauſend-Gulden-Note wurde confiſcirt, der Lotterie-Gewinnſt war eine Chimäre.

So ſchnell wechſelten Glück und Unglück ihres Dafürhaltens, noch nie.

Frau Eva hatte Thränen in den Augen.

Warum weinſt Du denn? fragte ſie ihr Mann. Wenn wir es recht betrachten, ſo ſtehen wir auf keinem andern Punkte, als wir vor vierundzwanzig Stunden ſtanden; da hatten wir auch keine Tauſend-Gulden-Banknote und keinen 1600 fl.-Terne; aber wir waren auch nicht geradezu arm.

Wir haben uns aber eine Menge Feinde auf den Hals gehetzt. Wie dieſe uns auslachen, wie dieſe uns das Unglück vergönnen werden! — Glaubſt Du vielleicht, daß der hämiſche Lotterie-Schreiber nicht gewußt hat, daß Du nichts gewonnen, daß er ſich wirklich geirrt hatte, als er Deine Nummern mit den „gezogenen“ Nummern verwechſelte? — O nein, das that er gefliſſentlich, um einen Verwand zu haben, Dir recht viel Niederträchtiges und meine Ehre Beſchimpfendes zu ſagen, und als Du ihn zur Thüre hinauswarfſt, da kam ihm ſeine gefliſſentliche Irrung erſt recht, — im Fluge war er wieder da.

und triumphirte darüber, daß er Dich gefoppt; Du mußt ja ſeine ſchadenfrohe Phyſiognomie bemerkt haben! Daß er uns beiden nicht ins Geſicht lachte, war ein Wunder!

Und wenn nun erſt die Banknote falſch wäre! Wenn wir ſie nicht mehr zurück bekämen!

Was fällt Dir ein, die Banknote iſt echt; wir erhalten ſie wieder, wir geben ſie dem reichen Hausherrn zurück. Gott wird uns nicht verlaſſen.

Die Nacht rückte heran.

Die beiden Eheleute verzehrten ihr frugales Mahl, dann begaben ſie ſich zur Ruhe, ſchliefen aber wenig, denn die Aufregung war zu heftig, in welcher ſie ſich befanden.

Am andern Morgen, Schlag zehn Uhr, erſchienen ſie bei der Polizei-Bezirks-Direktion und meldeten ſich hinſichtlich des confiscirten, vermeintlichen Falſificates.

Kein Menſch wußte davon.

Der Bezirks-Director ließ die beiden Leute vor ſich kommen.

Er ließ ſich den Vorgang genau erzählen.

Er begehrte die Beſtätigung zu ſehen, welche die vorgeblichen Polizei-Commiſſäre ausgeſtellt hatten.

Betrogen ſeid Ihr! Betrogen! wiederholte der Commiſſär; dieſe beiden Gauner haben unter einem ähnlichen Vorwande der Caſſierin in der Dorothea-Mühle vor mehreren Monaten für 80 fl. Zehn-Gulden-Noten abgenommen; dieſelben Betrüger! — Nicht wahr, der eine dieſer Hallunken iſt klein und dick, und brutal und frech, und der andere, welcher dieſe Beſcheinigung ausgeſtellt, hager und langarmig; er trägt Augengläſer.

Ja, ja! riefen der Schuſter und ſein Weib einſtimmig.

O, wir ſind ihnen ſchon auf der Fährte! verſicherte der Director; die Schurken gehen in den Wirthshäuſern und

Kaffeehäuſern herum, behorchen jedes Geſpräch, und wo ſie irgend etwas erfahren, woran ſie ihre Uebervortheilung knüpfen können, da ſind ſie bei der Hand. In einem Seifenſiederladen auf der Wieden wären ſie bald übel weggekommen, die Seifenſiederin ſchöpfte Verdacht, da nahmen die Schurken Reißaus und entkamen leider!*)

Der Schuſter und ſein Weib waren einer Ohnmacht nahe.

Geprellt! um Tauſend Gulden geprellt! Eine Banknote, für welche wir Arbeit liefern ſollten, verloren, ſchluchzte das Weib. —

Das Geld hin, und unſere Ehre hin! weinte der Mann. —

Es bleibt nichts übrig, als den Herrn, der Euch die Banknote gegeben, zu mir zu ſenden, und ihm zu ſagen, daß Ihr hier die Anzeige gemacht. Die Schrift, welche Euch die Gauner ausgeſtellt, kann ich Euch ohnehin nicht zurückgeben! Beſtimmt Eueren Gönner, daß er ſich zu mir verfüge; ich ſelbſt will ihn bitten, daß er Euch Erleichterung in der Art und Weiſe gewähre, wie Ihr dieſe Summe zurückerſtatten wollt.

Damit beſchwichtigt, begaben ſich die armen Menſchen zu dem Herrn in der Wollzeile, bei dieſem aber kamen ſie übel an.

---

*) Der Vorfall mit der Tauſend-Gulden-Banknote, welche einem bürgerlichen Schuhmacher im Jahre 1817, unter dem Vorwande, dieſe Banknote ſei falſch, und ſie müſſe der Polizeibehörde eingehändigt werden, abgenommen wurde, iſt ein Factum, ſo wie die beiden anderen Angaben ſich auf Wahrheit gründen. Hieſige Blätter theilten dieſe Fälle zur Warnung mit. In der Leopoldſtadt, im Gaſthofe „zur Sonne,“ wurden dieſe Gauner im Mai desſelben Jahres aufgegriffen; der kleinere dieſer Gauner hieß Balberger, und war ehedem ein Weber, der größere, mit Namen Kließner, Diurniſt in einer herrſchaftlichen Kanzlei. Sie wurden auf ſechs Jahre zu ſchwerem Kerker verurtheilt.

Ihr wollt nicht zu mir? fuhr er ſie an, und die Tauſend-Gulden-Banknote iſt beim Teufel! Durch Euere bodenloſe Dummheit, Leichtgläubigkeit, Unbeſonnenheit, Bornirtheit und Euren unverzeihlichen Leichtſinn! Warum hat denn Er, Schuſtermeiſter, den beiden Gaunern nicht geantwortet: „Wenn dieſe Banknote falſch iſt, ſo will ich mit Ihnen zur Polizei gehen," das wäre doch dem dümmſten Lehrjungen eingefallen! Ich werde aber mein Geld nicht verlieren; entweder, Ihr nehmt meinen Antrag an, arbeitet in meinem Hauſe und liefert mir die beſtellten Schuhe, oder, ich ſetze Himmel und Hölle in Bewegung, daß Ihr beide auf Jahr und Tag eingeſperrt werdet. — Am Ende kann ich es ja nicht einmal glauben, daß Euch dieſer Streich geſpielt worden, oder, daß Ihr nicht damit einverſtanden und mit einem Paare Spitzbuben im Bunde ſeid, mich zu prellen, indem Ihr deutlich zu erkennen gebt, daß Ihr nicht für mich arbeiten wollt. —

Wir wollen ja arbeiten, betheuerte der Schuſter, arbeiten, daß uns das Blut aus den Nägeln dringt. —

Ja wohl, bekräftigte das Weib, nur nicht hier in Ihrem Hauſe, der böſen Läſtermäuler wegen nicht, unſeres ehrlichen Namens wegen nicht. —

Der Läſtermäuler wegen nicht? Welch ein Unſinn! — Den Läſterern entgeht ſelten ein Menſch in Wien. Geläſtert wird Alles! Verdächtigt das Unſchuldigſte, und am Ende will ich nicht, daß Ihr an einem anderen Orte meine Beſtellungen beſorgt, als bei mir im Hauſe, unter meinen Augen; dies war ja meine ausdrückliche Bedingung, habe ich Euch ſie nicht geſagt? — Und nun geht und reizt mich nicht länger durch Eueren Ungehorſam! Wenn Ihr nicht bis längſtens ein Uhr Mittag mit Sack und Pack hier ſeid, ſo bin ich in einer Stunde bei dem Criminal-Gerichte, und was Euch dann geſchieht, wird Euerer Ehre nachtheiliger ſein, als der Aufenthalt in meinem Hauſe.

Hierauf ging der Herr in großer Entrüſtung fort und ließ die in große Beſtürzung gerathenen Eheleute ſtehen.

Everl, ſagte der Mann, mein Vater hat mir immer eingeſchärft, von zwei Uebeln müſſe man das kleinſte wählen. Wenn wir hier arbeiten, ſo iſt das auf keinen Fall ein großes Uebel; arbeiten müßten wir ja überall. Hier haben wir doch Alles frei. —

Aber die gewiſſe Verſicherung, die er uns verſprochen, die Verſicherung, daß er bei Gericht eine bedeutende Summe hinterlegen wolle, die uns gehören ſoll, wenn er uns, oder nur Einem von uns, Etwas zumuthen ſollte, was unſerer Ehre, unſerem Rufe, unſerer Gewiſſenhaftigkeit unangenehm wäre, dieſe ſchriftliche Verſicherung muß er uns geben.

Richtig! ſagte der Mann, dieſe Schrift muß er ausſtellen. Ich will ihm dies ſogleich ſagen.

Er ging an die Thüre, durch welche der Herr vom Hauſe ſich entfernt hatte, und pochte an.

Niemand ſagte: „Herein!“

Er pochte ſtärker.

Es ſchien, als ob kein Menſch in dem Gemache wäre.

Der Schuſter verſuchte die Thüre zu öffnen.

Sie war verſchloſſen.

Er läßt nicht mit ſich reden! ſagte Franz.

Das wäre nicht übel! meinte ſein Weib. Er muß mit ſich reden laſſen.

Sie trommelte mit den Fäuſten an der Thüre.

Ein Seitenthürchen ging auf.

Eine alte Frau trat heraus.

Was ſoll denn das vorſtellen? fragte die Alte.

Ein Frauenzimmer iſt im Hauſe! ſagte Eva, jetzt athme ich ſchon leichter.

Sind Sie vielleicht die Frau Mutter von dem Herrn, dem das Quartier gehört?

Warum nicht gar! grollte die Alte.

Sagen Sie mir, kann man nicht mit ihm ſprechen?

Nein.

Warum nicht?

Weil er mit Ihnen nichts mehr zu ſprechen hat!

Was Tauſend! verſetzte Eva; iſt er auf ein Mal ein ſolcher Tyrann geworden?

Wenn Sie mit Ihrem Manne nicht augenblicklich hieher überſiedeln, ſo können Sie des Herrn Antlitz nicht mehr ſehen.

Dürfen Sie ihm etwas ausrichten von uns?

Nur die Nachricht, daß Sie mit Sack und Pack hier eingezogen, ſonſt nichts.

Wiſſen Sie unſere Geſchichte?

Kein Wort.

Nun, ſo ſagen Sie ihm, wir ſind ſchon übergeſiedelt. —

Das iſt nicht wahr. Wo wären Ihre Sachen?

Das ſind Nebenſachen! Wir ſind die Hauptſache, wir zwei, verſtehen Sie! Wir bleiben gleich da, aber ſprechen muß der Brummbär mit ſich laſſen. Da Sie nichts wiſſen von uns, ſo werden wir Ihnen auch nichts auf die Naſe binden! Sie kommen mir überhaupt ſo geſpreizt vor! Was meſſen Sie uns denn immer vom Kopf bis zum Fuß? Beſonders mich; und meinen Mann betrachten Sie mit einer Wegwerfung, als wenn Sie ſagen wollten: „O, Du armer Narr!“ — Wiſſen Sie, wen Sie die Ehre haben, vor ſich zu ſehen?

Die alte Frau lachte.

Schuſterleute aus der Vorſtadt!

Ja, Schuſterleute! Wir haben uns nicht für Hofräthe ausgegeben, aber wir ſind ehrliche Leute, und wiſſen Sie, was ehrliche Leute ſind, das ſind ſolche, welche man reſpectiren muß und wenn ſie auch noch weniger ſind als Schuſterleute!

Die Alte lachte wieder.

Wer ſind denn Sie?

Die Haushälterin. Unter mir ſteht das ganze Geſinde.

Da haben Sie Recht, daß Sie das Haus halten, ſonſt fällt es zuſammen und ſchlägt Sie todt mit ſammt dem Geſindel. —

Das Geſinde hab' ich geſagt.

Das iſt Alles Eins! Alſo gehen Sie, Madame Haushälterin, und melden Sie, daß wir ſchon übergeſiedelt ſind! Machen Sie nur kein ſo vornehmes Geſicht, Sie ſind ja doch nur — ein Dienſtbot!

Dieſe Worte pikirten die Alte.

Impertinent! ſagte ſie. — Nu, nu, Frau Schuſterin, keifte die Alte, da Sie hier im Hauſe bleiben, ſo habe ich ja noch das Vergnügen, mit Ihnen zu ſprechen; abrechnen können wir doch gelegentlich!

Ich weiß es, Sie kriegen noch was heraus! Wenn wir gut ſein ſollen mit einander, müſſen Sie den Hochmuth laſſen; ich habe ihn in der Vorſtadt von Hausbeſitzerinnen nicht gelitten, von Hausmeiſterinnen oder Haushälterinnen leid' ich ihn in der Stadt noch weniger.

Die Alte ging.

Aber Du biſt ja gar ſchrecklich! Bedenke doch unſere Lage! Wir müſſen, da wir ſo unglücklich waren, ceuchen!

Ceuchen? — Das ſeh' ich nicht ein! Wie werden wir denn behandelt hier? Gewiß weil der Herr vom Hauſe ſo galant mit uns war? — Er hat uns förmlich zu verſtehen gegeben, daß wir ſchlechtes Volk und mit den Hallunken, die uns hinters Licht geführt, einverſtanden wären. Zuerſt hat er uns Dummheit, Leichtſinn, Unbeſonnenheit vorgeworfen, in Gottes Namen! Er hat Recht, wir ſind dumm; dann hat er geſagt, er ſetze Himmel und Höll' in Bewegung, daß wir eingeſteckt würden, das hab ich nur eingeſteckt, weil ich Anfangs ganz zerknirſcht war, aber die Alte hat mir meinen Stolz wieder aufgekitzelt, und nun will ich dem Kalifen aus der Münzwardein ſeine kränkenden Reden zurückgeben und ihm das Criminalgericht, mit dem er uns bedroht, „eintränken." —

Reize ihn um Gotteswillen nicht; er könnte ſeine Drohungen in Erfüllung bringen. —

So? Sind wir nicht da? Haben wir uns nicht ſeiner Bedingung geſtellt? Wenn wir ſeine Aufträge erfüllen, ſo gehen ihn die Tauſend Gulden gar nichts mehr an! Die Tauſend Gulden ſind jetzt uns entwendet worden, nicht ihm. — Er darf gar nichts reden, außer, wir bleiben nicht hier und arbeiten für ihn nicht!

Verſprich mir nur, daß Du mit ihm nicht unhöflich ſein willſt! — Jetzt biſt Du wieder in Deine Rage hineingekommen.

Alles in der Welt laß' ich mir gefallen, nur keinen Hochmuth! Deshalb haſſ' ich ja auch meine Schweſter ſo ſehr, weil ſie gegen mich hochmüthig iſt.

Still! Er kommt!

Ihr wollt gleich hier bleiben? redete der Herr vom Hauſe das Ehepaar an.

Ja, wir wollen unſeren Verpflichtungen gleich nachkommen, antwortete Eva.

Wie wollt Ihr arbeiten, wenn Ihr Euere Werkzeuge nicht habt?

Die ſind in einer Stunde da; bis ein Uhr haben Sie uns den Termin gegeben.

Ihr habt ja ein paar Wagen voll Geräthſchaften. Wie ich bemerkte, iſt ja eines Eurer Zimmer recht nett eingerichtet.

Außer den Schuſterwerkzeugen und was zur Arbeit gehört, wird Alles verkauft, ſelbſt unſere Betten; ſie paßten auch nicht zu den koſtbaren Möbeln, die wir hier ſehen.

Ich will nicht, daß Ihr Euere Möbeln verkauft.

O Sie wollen gar Vieles nicht. Was Sie nicht ausdrücklich bedungen, muß nach **meinem** Willen gehen! — Ich kann Ihnen freilich nicht mit dem Criminalgericht drohen; aber ich ſetz' meinen Willen doch durch! — Endlich müſſen wir auch Geld haben zum Einkaufen für Ihre Beſtellung. Ein paar Hundert Gulden bekommen wir doch aus unſern Sachen. —

Ich gebe Euch noch einen Vorſchuß, wenn auch nicht ſo bedeutend. —

Um keine Ritterburg! Daß wir die Hölle auf der Welt hätten! — Daß wir alle fünf Minuten auf Jahr und Tag eingeſperrt werden könnten, und bei jedem Heller, den Sie uns geben, das Criminalgericht wie ein Geſpenſt auf dem Buckel hätten! Nein, wir halten pünktlich, was wir zugeſagt, Sie müſſen aber auch halten, was Sie uns verſprochen.

Welche Aufregung! In Sie iſt ja förmlich ein böſer Dämon gefahren. —

Das verdanke ich Ihrer böſen Haushälterin, die hat mich und meinen Mann durch Blicke, Reden, Biſſigkeiten behandelt, als — wenn ich hieher gekommen, ich mag es nicht ſagen, als wenn mein Mann ſich hieraus eine Gnade machte, daß ich ſo hieher gekommen. — Ich bitte um die bewußte Erklärung. —

Welche Erklärung?

Sie wiſſen es ſchon! Die Erklärung, daß Sie uns nichts zumuthen werden, was —

Gut, — die gebe ich. — Iſt dann Ruhe und legt ſich Ihre Erbitterung?

Ja.

Der Herr lachte.

Welch ein Frau! ſagte er. Dieſer Charakter gefällt mir.

Mir gefällt der Ihrige gar nicht! — Sie ſind geſtern zu uns gekommen, kein Menſch hat Sie gerufſt — und haben uns mit Großmuth überſchüttet; Sie haben unſer Glück im Auge gehabt. Wir waren glücklich! — Kaum ſind wir unglücklich geworden und klagen Ihnen dies, ſo treten Sie gegen uns auf wie ein Unmenſch. Sie ſetzen Himmel und Höll' in Bewegung, um uns auf Jahr' und Tage einſtecken zu laſſen, ſagten Sie; geſtern ließen Sie Manna auf uns regnen und heute Kieſelſteine! Dies iſt Ihr Charakter! Doch genug! Sie ſind halt ein Geldmenſch und dieſe geſtatten ſich Alles, wenn ihre Brieftaſche in Colliſion kommt. Jetzt gehe ich! Meinen Mann laſſe ich Ihnen in Verſatz'. —

Der Hausherr lachte noch immer über den komiſchen Zorn der hübſchen Frau.

Sie gehen? fragte er.

Ja, antwortete ſie, jetzt wird ein Fiaker genommen, ein Tandler beſtellt, unſere „ſieben Zwetſchken" werden in Gumpendorf verkauft, dann komme ich, um nicht eher wieder fortzugehen, bis die tauſend Paar Schuhe fertig ſind. —

Und dies müſſen Sie beſorgen? die Frau? — Nehmen Sie doch Ihren Mann mit!

Gott bewahre, damit Sie ſagen könnten, wir wollten durchgehen; daß Sie das Criminalgericht aufforderten, uns zu verfolgen? — Nichts! Nichts! Um ein Uhr bin ich wieder da!

Sie flog zur Thüre hinaus.

Ich erſtaune über dieſe Frau! ſagte der Hausherr.

Verzeihen Sie ihr, bat Franz; ſie iſt das beſte Weib auf der Welt, aber Ehrenkränkung und Hochmuth kann ſie nicht vertragen. Ich bitte Euer Gnaden, Ihrer Haushälterin zu ſagen, daß ſie meine Eva nicht ſo wegwerfend behandle!

Die Haushälterin iſt eine Thörin. Sie iſt ein Erbſtück meines ſeligen Bruders, ein altes, adeliges Fräulein, bildet ſich viel auf ihren Adel ein; mein Bruder duldete ihre Schwäche und ich drücke auch ein Auge zu. — Kommen Sie, Herr Glaubner, jetzt will ich Ihnen doch die drei Zimmer zeigen, welche Sie bewohnen werden.

Der Hausherr ging voraus.

Glaubner folgte ihm.

Als beide in das erſte der drei Zimmer kamen, ſagte der Hausherr, „hier, denke ich, ſollen Sie arbeiten.“

Aber, lieber Himmel! rief Glaubner, das iſt ja zu ſchön. Parketten! Tapeten! ſeidene Vorhänge! Teppiche! Und eine Schuſterwerkſtatt!

Ich will zugeben, daß dieſe Zimmer für einen Männerſchuſter zu ſchön wären, aber für einen Frauenſchuſter iſt das ganz etwas Anderes. —

Den Teppich müſſen Euer Gnaden wegnehmen laſſen, ein Kotzen thut's auch.

Der Hausherr führte Glaubner in das zweite Zimmer.

Dies iſt Ihnen beſtimmt, um Freunde und Bekannte zu empfangen; Sie ſollen ja mit Ihrer Frau keine Gefangenen ſein!

Ach mein Gott! rief Glaubner aus: für einen Schuſter

Sammt-Möbel! Damaſt! Spiegel, ſo hoch und breit wie die Wand! — Nein, Euer Gnaden, das geht nicht!

Ich habe keine anderen Zimmer. Doch ſehen Sie Ihr Schlafzimmer!

Glaubner trat ein.

Er warf den Blick auf ein Gemälde.

Glaubner taumelte zurück.

Das Portrait meines Weibes! rief er. Jetzt weiß ich, was Sie mit uns vorhaben! Laſſen Sie mich fort! O, ich armer, unglücklicher Mann!

X.

Der arme Glaubner konnte ſich nicht beruhigen.

Das Portrait ſeines Weibes, wie es leibte und lebte; dieſelben ſchwarzen, Feuer und Flammen ſprühenden Augen, derſelbe Mund, dieſelbe Naſe, derſelbe ſchalkhafte Zug, wenn ſeine Eva lachte — es ſchwanden dem armen Schuſter die Sinne.

Laſſen Sie mich fort! O ich armer, unglücklicher Mann, wiederholte er; ich weiß jetzt, woran ich bin; mein Weib iſt mit Ihnen einverſtanden, wie kämen Sie ſonſt zu ihrem Portraite! — Sie muß doch zu ihrem Bilde geſeſſen haben; von dem Maler, der in der Münzwardein wohnt, weiß ich, daß die Fabrikantinnen in Gumpendorf drei, vier Mal zu ihm kommen müſſen, bis er ſie portraitirt; dieſer Maler wohnt in demſelben Hauſe, in welchem ich wohne; mein Weib hatte es alſo ſehr leicht, zu ihm hinauf zu gehen.

Bedenken Sie doch die Toilette jener Dame auf dem Bilde und den Anzug Ihrer Frau.

Ach, das ſind Sachen, welche der Maler malt, wie man ſie ihm angibt; ihm iſt es gleichgültig, ob er mein Weib als Schuſterin oder als Hofdame malt; er braucht noch zur Schuſterin mehr Farben, als zur Hofdam'! Sie, Hausherr, haben ſie auch durch das weiße Atlaskleid, die Spitzen, die Perlen um den Hals, die Brillantring' an den Fingern, die koſtbaren Armbänder blos verblenden wollen; Sie wollten ihr ſagen: Everl, ſo wirſt Du ausſehen, wenn Du Deinem Manne untreu wirſt und es mit mir hältſt; Everl, Putz, Pracht und Reichthum wird Dein Los ſein!

Der Hausbeſitzer lachte.

Quälen Sie ſich nicht mit ſolchen albernen Vermuthungen, erwiederte er; warten Sie die Zurückkunft Ihrer Frau ab; ſie wird Ihnen ſagen, wen dies Bild vorſtellt.

Es ſchlug Eins auf der Stephansuhr.

Ein Wagen hielt in der Wollzeile an dem Hauſe ſeines Beſitzers.

Es hielt noch ein Wagen.

Der erſte war ein Fiakerwagen, der zweite ein ſogenannter Leiterwagen.

In dem erſten befand ſich die Schuſtermeiſterin; in dem zweiten ſah man das Werkzeug und die Schuſterbank ihres Mannes; ein Träger ſaß dabei, welcher die Geräthſchaften zu überwachen und dieſe dann in die Wohnung des Hausherrn zu ſchaffen hatte. Die Pferde an beiden Wagen dampften, welches deutlich bewies, wie eindringlich Frau Eva die Kutſcher angetrieben hatte, ja gewiß mit dem Schlage Eins an dem bezeichneten Hauſe zu ſein.

Frau Eva war mit einem leichten Sprunge in dem Quartier des erſten Stockwerkes.

Die Haushälterin befand ſich gerade im Vorzimmer.

Da bin ich, Madame, ſagte die Schuſtermeiſterin, ich bin hier mit Sack und Pack. Wohin ſoll ich mit meinen Sachen, wohin mit den Werkzeugen meines Mannes, wohin mit der Werkſtatt ſelbſt? Wo iſt der Herr vom Hauſe? Ich will mich ihm vorſtellen.

Nur hier herein! antwortete die Alte. Der Herr und ſein sonderbarer neuer Freund, der Schustermeister von Gumpendorf, ſitzen in dem abgeſonderten Tract des Hauſes, der Herr Gemahl ſcheint ſchon ein Hauptingredienz ſeines Metiers zu beſitzen; ich ſah ihn nur durch den Thürſpalt, und bemerkte, daß er ein Geſicht ſchneide, nach welchem er Pech hätte.

Nur keine Witze! Mein Mann iſt kein Männerſchuſter, welche mit Pech ſich beſudeln, und das moraliſche Pech, auf welches Sie hindeuten, wird ihn auch nicht quälen, bin nur ich erſt wieder bei ihm!

Frau Eva ſtürzte ſogleich in die bezeichneten Zimmer; der Träger eilte ihr nach.

Stellt nur Alles, was ſich auf den und in den beiden Wagen befindet, hieher. Hier iſt Geld für beide Kutſcher, Geld für den Träger, und dann packt Euch, und richtet den braven, ehrlichen Gumpendorfern aus, ſie möchten den ſchlechten miſerablen Gumpendorfern die Verleumdungen, Schmähungen und Läſterungen nicht glauben, welche die letzteren ausſtreuen werden; ein redliches Weib, welches noch dazu bei einem Manne bleibt, der ein rechtſchaffener iſt, bleibt ein redliches Weib, ſo lange ſie lebt! Punktum; da iſt auch noch ein Trinkgeld! — nun geht!

Der Träger entfernte ſich.

Die Thüre des zweiten Zimmers ging auf.

Der Hausherr trat heraus.

Er freute ſich, daß Frau Eva ſo pünktlich geweſen, und erſuchte ſie in das dritte Zimmer zu kommen, in welchem ihrer der Gatte in nicht geringer Beſtürzung harre.

Frau Eva verfügte ſich dahin.

Da ſaß der Mann, mit verſchränkten Armen, wie Einer, der über Selbſtmordsgedanken brütet.

Um Gottes willen! Franz, was iſt Dir? fragte ihn ſein

Weib, Du machſt ja ein Geſicht, als wenn Du Dich jede Minute an Deinem Knieriemen aufknüpfen wollteſt!

Ueber dieſes Bild iſt er eiferſüchtig geworden, bemerkte der Hausherr; ſehen Sie es doch an, vielleicht erkennen Sie die Dame, welche ihn in dieſem Augenblicke ſo elend macht!

Eva blickte nach dem Portrait.

Meine Schweſter Joſephine! rief ſie aus. Haſt Du vielleicht gedacht, dies ſei mein Bild und unſer Freund hätte mich malen laſſen? — O, ich kenne dies Bild; Daffinger hat es für einen Großhändler gemalt, und wenn Joſephine nicht Zeit fand oder ein Rendezvous hatte, von welchem der Unterſtützer meiner Schweſter keine Ahnung hatte, mußte ich bei Daffinger erſcheinen; bei der großen Aehnlichkeit, welche ich mit meiner Schweſter beſitze, machte dies keinen Unterſchied. Ach damals waren Pepi und ich noch gut mit einander; ſie kränkte mich nicht durch ihren Hochmuth! — ja damals! — Doch wie kommt dieſes Bild hieher?

Ganz einfach! Weil ich es malen ließ, weil ich jener Großhändler bin, den Joſephine damals ſchon hinterging, und mich am Ende noch ſchändlicher behandelte.

Herr Lüdrich? fragte Eva.

Ja, Lüdrich bin ich.

Aber man erzählte mir damals, daß Pepi — —

Mich zu Grunde gerichtet, im eigentlichen Sinne des Wortes an den Bettelſtab gebracht, mich zu einer ſchändlichen Flucht trieb? — Alles wahr! — Aber es iſt anders geworden! — Nächſtens hievon! — Weshalb ich Euch beide in mein Haus berief, wird Euch nun bald klar werden. Ich will mich rächen an der Gewiſſenloſen, und dies vermag ich nur durch Euch, aber insbeſondere nur durch Sie, Frau Glaubner.

Durch mich?

Ja, durch Sie, Frau Eva.

Mein Gott! Was kann denn ich thun?

Sie, für ihre Perſon, müſſen mir den abſcheulichen Hochmuth der entarteten Schweſter beugen helfen. Nicht Ein Mal ſagte mir Joſephine, daß ſie triumphire, daß ihre Schweſter nicht die Neigung fühle, ſich der Welt zu zeigen; ſie fürchtete die natürliche Anmuth der Schweſter, denn das muß ich geſtehen, Sie ſind natürlich, indeß Joſephine geſchraubt iſt; Sie ſind eine ehrliche Frau, welches Jederman von Ihren Augen ablieſt, indeß ihre Schweſter die Augen einer Kokette beſitzt und eher zurückſtößt als anzieht; wenn Sie eben ſo gekleidet ſind wie Ihre Schweſter; ja vielleicht noch koſtbarer, noch geſchmackvoller an öffentlichen Orten erſcheinen, ſo müſſen Sie durch Ihr ungezwungenes, anſpruchloſes Benehmen alle Welt bezaubern, und von Ihrer Schweſter, der eitlen Thörin, alle Blicke abwenden und auf ſich ziehen.

Dafür dank' ich! ſagte plötzlich der Schuſter, der immer mit geſpannter Erwartung zuhörte, um zu vernehmen, was da kommen werde.

Ich auch, verſetzte die Schuſterin. Soll ich vielleicht mi
Joſephine auf eine gleiche Stufe geſtellt werden? Soll man
mich auch als eine Frau bezeichnen, die ſich nicht von ihrem
Manne, ſondern von einem Andern erhalten läßt? Nei
Herr Lüdrich, da wählen Sie Jemand, der weniger honne
denkt, als ich, zu ihrer Rache, ich fühle mich zu gut dazu.

Aber Joſephine hat Sie eben ſo lieblos behandelt, w
mich. —

Ich beſtrafe ſie dafür, daß ich von ihr nichts mehr wiſſ
will. —

Was kann es Ihrer Ehrbarkeit verſchlagen, wenn ſie
Theatern, Concerten, an öffentlichen Orten, auf Bällen u

ſo weiter, geſchmückt, in keiner andern Abſicht erſcheinen, als Ihre Schweſter zu verdunkeln? Wird die Welt an Ihrem guten Rufe irre werden, wenn es heißt: „Sehet hier zwei Schweſtern, gleich ſchön, gleich anziehend durch ihre Reize, die Eine aber nur dadurch höher zu ſtellen, weil ſie tugendhaft iſt, indeß man es der Andern auf den erſten Blick anſieht, daß ſie dem Laſter verfallen.“

Angenommen, ich gliche meiner Schweſter ſo ſehr, daß man auch mich als eine nicht häßliche Frau gelten ließe, ſo will ich nicht die Hand dazu bieten, daß man ſie läſtere, indem man mich preiſet!

Nur einige Male erſcheinen Sie dort, wo Ihre Schweſter Triumphe zu feiern gedenkt, in einer Loge des neuen Ballets, das Joſephine ganz ſicher beſucht, dann in der Redoute am nächſten Donnerstag, der beliebteſten und ſchönſten, und auf dem Bürgerfeſte zum Beſten der Armen.

Und da ſoll ich in Anzügen erſcheinen, jenen gleich, in welchen man meine Schweſter zu ſehen gewohnt iſt? Sie weiß zu gut, in welcher Lage ſich mein Mann und ich befinden. — Wird Joſephine, bei ihrem unbeſiegbaren Neide, nicht die Erſte ſein, welche über mich die giftigſten Beſchuldigungen ausſtreuen wird? — Und Sie ſelbſt wünſchten mich am Ende auch noch zu begleiten? Damit meine Schweſter doch recht viel Grund hätte, mich bei der ganzen Welt als Ihre — Geliebte zu bezeichnen?

Gott bewahre uns! ſagte Glaubner; wenn die Gum
derfer derlei hörten, dann hätten ſie erſt Recht, nur S
von meinem Weibe zu reden.

Gut denn, erwiederte Lüdrich, ſo will ich auch di
gelten laſſen. Im „römiſchen Kaiſer“ veranſtal
ſching-Dienſtage der Hofgärtner Antoine ein Blum

ſuchen Sie nur dieſen Ball! Sie ſollen nicht die koſtbare Toilette einer Dame wählen. Erſcheinen Sie mit Ihrem Gatten nur auf dieſem Balle, welchen zu beſchauen, Ihnen ſelbſt einfallen könnte. Einen Ball in dieſem Carneval mitzumachen, wird einem jungen Ehepaare doch in den Sinn kommen können? — Sie ſollen nicht anders erſcheinen, wie eine Bürgerin, die ſich mit Geſchmack zu kleiden weiß, und der Gatte nicht anders als ein Bürger, dem man es gerade nicht anzumerken hat, welches Handwerk er betreibt! Am Ende ſind Sie ſogar verpflichtet, mir dieſen Wunſch zu erfüllen, ich habe mir ja bedungen, daß Sie mit mir an öffentlichen Orten erſcheinen müſſen.

Ja; damals ſagten Sie uns aber nicht, zu welchem Zwecke, warf Glaubner ein.

Das iſt gleichgiltig! Wenn ich Ihnen nun gar nichts geſagt, ſondern Sie nur aufgefordert hätte, der angegebene Bedingung in allen Theilen zu entſprechen?

Wir wollen dies überlegen, bemerkte Frau Eva.

Ueberlegen! — Der Carneval iſt in wenigen Tagen zu Ende! — Wären Sie noch in Gumpendorf, würden Si wenigſtens auch ein Mal im Faſching ein Theater und ein Tanzmuſik beſuchen.

Ja, erwiederte Glaubner; ein Mal hätte ich mein Wei ins Theater an der Wien zu einem luſtigen Stück und ei Mal hätte ich ſie zum „Hirſchen“ auf den Ball geführt.

Nun, alſo ſo gehen Sie in das Theater an der Wien.

ſage ich aber gleich! erinnerte Eva, in keine Loge.
ſtatt den „Hirſchen“ beſuchen Sie den Blumenbal
ven Kaiſer.“ Nicht wahr, dieſe, meine kleinen, be-
ünſche erfüllen Sie?
gſt Du, Franz? fragte Frau Eva.

Meinethalben! verſetzte der Schuſter, damit Du dieſen Faſching auch irgendwo hin kommſt!

Sie geben mir hierauf Beide ihr Wort!

Sie gehen aber nicht mit uns! fragte Eva.

Nein. Ich gehe zwar auch auf dieſen Ball halte mich aber ſtets in merklicher Entfernung von Ihnen.

Unter dieſer Bedingung geben wir unſer Wort und die Hand dazu, verſicherte Franz.

Sie ſollen nicht ſagen, daß wir die gedachten Bedingungen nicht erfüllen wollen.

Nun will ich mich zurück ziehen. Richten Sie ſich ein in meinem Hauſe. — Um zwei Uhr wird geſpeiſt. Mein Bedienter theilt Ihnen mit, wenn aufgetragen wird.

Lüdrich ging.

Zu etwas muß man ihm doch entgegen kommen, ſagte Eva. — Weil wir allein ſind, ſo vertraue ich Dir, Franz, daß ich mir nichts daraus mache, wenn ich meine Schweſter ein Wenig ärgere. — Halte mich nicht für eitel oder für kindiſch, wenn ich Dir ſage, daß, ſo lange ich noch bei meiner Mutter im Hauſe war, und wir Schweſtern mit einander in die Kirche gingen, die Leute immer geſagt haben: Die Mädeln ſind beide ſehr hübſch, aber die Kleinere, das war ich, iſt noch weit hübſcher! — Wie ich und die Pepi im tiefen Graben bei Monſieur Pietro tanzen lernten, da hat man ſich völlig geriſſen, mit mir zu tanzen! Warum, weiß ich heut' noch nicht! Ich glaub' meine Schweſter war zu affectirt. — Und wie ich und die Pepi ſechs Monate bei der Schoberlechner die Marchande des Modearbeiten lernten, haben die Damen nur mich ins Haus verlangt, „die ſchönere von den zwei Schweſtern, die mit den feineren Geſichtszügen, das war wieder ich — ſoll kommen,“ haben ſie zur Schoberlechner geſagt. — Meine

Schweſter hat mich deshalb immer angefeindet; es kann ſein, hat ſie zu mir geſagt, daß Du etwas an Dir haſt, was den Leuten gefällt, aber empor ringen wirſt Du Dich nie, Du biſt zu ordinär in Deiner Bildung; ich werde Dich durch mein Benehmen ewig verdunkeln.

Ich begreif' es, daß Deine Schweſter Dich dann verachtete, da Du einen Schuſter geheirathet haſt!

Aber was für einen Schuſter? Den ſchönſten Schuſter in Wien! Ich mach' Dir kein Compliment, Franz, aber ſieht Dich meine Schweſter, ſie kennt Dich ja noch nicht, ſieht ſie Dich „beim römiſchen Kaiſer," wo Du ballmäßig angezogen ſein mußt, ſo verliebt ſie ſich in Dich! — Ich kenne meine Schweſter!

Der Schuſter war ganz glücklich über die Artigkeiten, welche ihm ſeine Frau ſagte.

Jetzt, begann Eva wieder, muß ich Dir doch von Gumpendorf Rappert abſtatten. — Unſere Möbel ſind glücklich verkauft. Der Tandler in der Stuckgaſſe hat ſie gekauft. O Gott! O Gott! hat dieſer unbarmherzige Menſch wenig dafür gegeben! — Für die ganze Einrichtung 80 fl.! Uns hat ſie über 600 fl. g'koſtet! Für die ſämmtlichen Kuchelgeräthſchaften 9 fl.! Ich finde, daß es Tandler gibt, welchen man ein „Platzl" bei der Spinnerin am Kreuz anweiſen ſollte. Solche Tandler ſind ja ſchlechter als die Räuber. Sie nehmen zwar keine Piſtolen in die Hand, um auf eine billige Art ihre Nebenmenſchen um ihr Eigenthum zu bringen, aber die Noth und die Verlegenheit eines Menſchen dient ihnen als Mordwerkzeug! — Ein Tandler kann nicht in den Himmel kommen!

Neunundachtzig Gulden bringſt Du alſo nur?

Ich konnte ja nicht viel herumlaufen. Um ein Uhr mußte ich ja wieder hier ſein. Was das Schlechteſte iſt, ſo habe ich icht einmal 89 fl., und ich hatte doch noch extra im Kaſten 1 fl., welches zuſammen 110 fl. ausgemacht hat. Was eſchieht? Wie der Tandler ſchon aufſpackt und ich pack chen auf, kommt die Hausfrau. Du kennſt ſie mit ihrer gräßlichen Stimm'. Wenn ſie Einem in Gumpendorf „guten Appetit" wünſcht, hört man ſie am Tabor, und der Mautner agt jedes Mal, „ich wünſch' gleichfalls," weil er glaubt, einer ſeiner Aufſeher habe beim Fenſter hineingerufen. — Alſo die Hausfrau kommt, und ſchreit in ihrer Art: „Ja, was geſchieht denn da? — Ich glaub' gar, das „Schuſter-Volk" zieht aus, und zahlt den Lichtmeßzins nicht?" — O, ſorg' ſich die „Hausherrn-Bagage" nicht, hab ich geantwortet, ebenfalls ſo laut, daß man gewiß bei der kleinen Linie jedes Wort gehöre habe. Fünfundzwanzig Gulden kriegt die Frau? — Da ſind's; aber jetzt hinein ins Haus, oder an das Schuſter-Volk ſoll ſie denken, ſo lang ſie lebt! Da iſt ſie gegangen, denn ſie kennt mich.

Von unſerm „Tauſender" haſt Du nichts gehört?

Kein Wort!

Jetzt haſt Du noch 85 fl. und Du ſollſt ein Ballkleid kriegen und ich einen neuen Anzug!

Die Ballkleider zahlen wir nicht! Unſere Luxusgarderobe beſorgt der Herr von Lüdrich; er hat ſich ja hiezu verpflichtet. — Ich werde ihn ſogleich erinnern.

Der Bediente erſchien.

Es iſt aufgetragen, meldete er.

Geh der Herr nur voraus, erwiederte die Schuſterin, wir kommen ſchon nach.

Als der Schuſter mit ſeinem Weibe in den Speiſeſaal eintraten, wurden beide ganz perplex.

So viel Silber, ſo koſtbares Porzellain, ſo herrliche Gläſer hatten ſie noch nie geſehen.

Der Saal war äußerſt elegant möblirt und herrliche friſche Blumen ſchmückten ihn.

Zwei Bediente in eleganten Livréen ſervirten.

Es waren nur vier Perſonen am Tiſche.

Lüdrich, ſeine Haushälterin, Franz und Eva.

Setzen Sie ſich, meine Freunde, ſagte Lüdrich zu dem Ehepaare.

Vor allen Dingen, ſagte Lüdrich, muß ich meine Tiſchgenoſſen einander vorſtellen.

Fräulein von Bouzil, Herr und Frau Glaubner, meine beſtändigen Gäſte, welche ich als Perſonen zu beachten bitte, die ich wahrhaft eſtimire. — Herr und Frau Glaubner, wendetete er ſich an dieſe: Fräulein von Bouzil, mein Alles im Hauſe, eine Dame, die ich hochſchätze und die meine vollkommene Achtung genießt!

Gehorſame Dienerin! erwiederte die Schuſterin, die Ehre iſt meinerſeits!

Es wurde die Suppe ſervirt.

Bouillon à la Reine oder Schildkröten-Suppe? fragte er die Schuſterin.

Schildkroten! Schildkroten! ſagte die Schuſterin. Ich eſſe immer das, was ich nie gegeſſen habe! — Geben Sie meinem Manne auch ein Paar Schildkroten! Sie werden ihn nicht beißen!

XI.

Wir laſſen den Schuſter und ſein Weib im Hauſe des Herrn Lüdrich bei der wohlbeſetzten Tafel heiter ſich vergnügen, und die feinen, delicaten Gerichte preiſen, welche ihnen vorgeſetzt wurden, und wenden uns wieder Herrn Gröbler zu, an deſſen Tiſch es heute nicht minder brillant herging, da Frau Czalenka bereits ſchon als Hausfrau eingezogen war, und als ſolche figurirte. — Die Kinder waren wieder zu ihrem Vater zurückgekehrt, und Frau Joſephine ſpielte die Mutter auf eine ſo liebenswürdige Weiſe, daß der gute Gröbler in Wonne ſchwamm.

Gute Kinder, redete Gröbler ſeine Sprößlinge an, Euch zu liebe habe ich dieſe edle Mutter und vortreffliche Kinderfreundin in mein Haus genommen. Sie wird Euch an ihr liebendes Herz ſchließen, für Eure Wohlfahrt ſorgen, Euch mi Liebe und Freude erziehen, und Euch beſonders den Spruch einprägen: „Ihr ſollt Vater und Mutter ehren, damit Ihr lange lebt, und es Euch wohl ergehe auf Erden!“ — Joſephine, ſetzte Herr Gröbler bei, erlauben Sie mir, Ihnen die Hand zu küſſen, weil ich gar ſo ſchön geſprochen, und ſo chriſtlich geredt hab'! —

Joſephine reichte ihm die Hand zum Kuſſe.

Ihr, guten Kinder, müßt jetzt nur der neuen Mama recht genau folgen, was ſie befiehlt, müßt Ihr unbedingt thun! — Ihr müßt Euch ein Beiſpiel an mir nehmen! — Ich folge ihr auch! — Sie darf mir „ſchaffen,“ was ihr beliebt, ich befolge jeden ihrer Winke. — Wenn ſie mir jetzt befiehlt, ich ſoll nicht ſo viel Bordeaux trinken, ſo trink' ich keinen Tropfen mehr; wenn es ihr einfallt zu ſagen, trink' jetzt Dein gewöhnliches Deputat Champagner, ich beſinne mich nicht, und ſo in allen Dingen, was ſie mir auftragt, das thu' ich.

Die ſchöne Reſi, bemerkte Frau Czalenka, hält den Kopf gerne ſchief. Iſt das eine üble Gewohnheit, oder iſt ihr Hals von Natur aus ſo gebaut?

Sie iſt ſchon ſo auf die Welt gekommen, aber das macht nichts; ſie kann ſich doch ihren Kopf abgewöhnen. Gerade halte Dich, Reſi. —

Papa, ich kann nicht. —

Du mußt können. Hörſt Du nicht, daß es die Mama kränkt, wenn Du ſo verkrüppelt daſitzeſt, als wäre Dir der Kopf ſchon einmal abgeſchnitten worden und man hätte Dir ihn nur wieder „ſchelch“ aufgeſetzt.

Und der Benjamin hat ſogar einen falſchen Blick! bemerkte Frau Czalenka.

Meiner Seel'! ſagte Gröbler, das ſeh' ich jetzt erſt! — Der Kerl ſieht zuletzt alles doppelt, ſieht mich, wenn er mich anſieht, doppelt, ſieht zwei Väter, ſtatt einen, und weiß dann nicht, welcher der rechte iſt. — Benjamin, um Gottes willen „ſchiengle“ nicht ſo! Benjamin, wenn ich Dir eine Flaſche zeig', wie viel ſiehſt Du?

Eine Flaſche! antwortete Benjamin.

Gott ſei Dank! rief Gröbler. Er ſieht noch Alles einfach ſein falſcher Blick iſt noch nicht in's Stadium des „Schiän gelns“ übergegangen. Daß er mit einem Auge den Plafond betrachtet, indeß er mit dem andern die Parketten ausnimmt, iſt mir lieb; der Kerl muß ein Baumeiſter werden, ſo kann er mit dem einen Aug' den Canalarbeitern zuſehen, indeß das andere die Ziegeldecker überwacht!

Jetzt werde ich Ihnen aber doch Etwas befehlen, Herr Gröbler, und werde neugierig ſein, ob Sie „im Folgen“ Ihren Kindern mit einem guten Beiſpiel vorangehen!

Unbedingt, verſicherte Gröbler, was es ſei. —

Nehmen Sie einen Hofmeiſter für den Knaben auf!

Um alles in der Welt zwei; ein Dutzend Hofmeiſter wenn es ſein muß!

Warum nicht gar, ein Bataillon! Einen nur, aber dieſer Eine muß nach meinem Geſchmacke ſein!

Wo werden wir einen ſolchen hernehmen?

Ich habe ſchon einen!

Benjamin!

Benjamin glotzte ſeinen Vater an.

Benjamin, iſt das eine Mutter! Iſt dieſe auf Dich bedacht! Sie hat ſchon einen Hofmeiſter für Dich! Gleich, „buß die Hand!“

Benjamin rutſchte über ſeinen Stuhl hinunter, eilte auf Frau Czalenka hin und wollte ihr die Hand küſſen.

Nein, nein, ſagte ſie ängſtlich; nicht in meine Nähe, der Kleine hat ſo eben nicht am appetitlichſten Kirſchencon hildert geſſen; er könnte mir mein weißes Atlaskleid beſude ndlich iſt,

Iſt auch wieder wahr! ſagte Gröbler; Benjamin e Wangen die Hand für den Hofmeiſter, ich habe kein wo urierſtiefeln kleid an. h bedauer

Der Knabe folgte. ch, welche

Aber wo befindet ſich der Hofmeiſter? fragte Eva ich das

Wahrſcheinlich ſchon im Vorzimmer.

Karl! rief ſie dem Bedienten, befindet ſich kein Herr in der Nähe, der nach mir gefragt hat?

Ja, ein Herr mit einem eingebundenen Kopf, ein blaſſer Herr. Er ſieht ſehr leidend aus.

Der iſt es ſchon, Franz, laſſe ihn eintreten.

Der Bediente führte den Herrn herein.

Gröbler wäre bald vom Schlage gerührt worden, als er dieſes Herrn anſichtig wurde.

Es war derſelbe, den er in ſeiner Loge bei der Vorſtellung des Stückes: „Die Waiſe und der Mörder“ geſehen hatte.

Dieſer Herr iſt ein Hofmeiſter? ſtammelte Gröbler. Ich habe geglaubt er iſt ein Baron.

Ganz natürlich! Mir zu liebe will er Hofmeiſter bei Ihrem Sohne werden. Eine feinere Erziehung könnte Ihrem Benjamin Niemand geben, als dieſer Herr Baron.

Der Baron verneigte ſich.

Gröbler war ſo verlegen, daß er nicht wußte, was er ſagen lte, endlich ermannte er ſich.

Im Ernſte, Herr Baron, ſagte er, Sie wollten einem Bürger Ihre Zeit widmen, und ſich als Hofmeiſter ſeines Knaben engagiren laſſen?

Warum nicht! verſetzte der Baron. Ich würde Ihrem Sohne gewiß eine noble Erziehung verleihen.

anſieht,r nicht gar zu noble, ſonſt ſticht der Bub von mir
nicht, wel. Nun, wir wollen aus der Sache erſt noch reden.
„ſchiengle lche Erſcheinung war ich nicht gefaßt; wer weiß,
zeig', wie vi auch noch Alles eingehen könnte, was
Eine einem Hauſe prätendiren möchten.
Gott ſlt verlange ich keinen.
ſein falſcheier wohnen und an meiner Tafel ſpeiſen würden Sie?

Dies würde ich nicht verweigern.

Wie kommt es denn, Herr Baron, daß Sie Hofmeiſter werden wollen? Ein Mann von Ihrem Stande? — Mittelloſigkeit kann Sie hiezu nicht beſtimmen. Sie haben ja einen Solitär an Ihrem Finger, ich gebe Ihnen gleich 2000 fl. dafür. —

Ich bin aus Liebhaberei Pädagog.

Was ſind Sie aus Liebhaberei?

Pädagog, Erzieher.

Ich glaube, es zieht Ihnen eine andere Liebhaberei in mein Haus, Herr Baron, nein, zum Pädagogen für meinen Sohn ſind Sie mir zu vornehm. Ich empfehle mich Ihnen. —

Der Baron wollte ſich entfernen.

Wie? Herr Gröbler, ſagte Joſephine, ſo behandeln Sie einen Mann, den ich Ihnen empfehle? —

Gerade weil Sie ihn empfehlen. In dem Stücke „di Waiſe und der Mörder," habe ich dieſen Herrn kennen gelernt; es iſt mir ſchon damals nicht entgangen, wie ſehr intim dieſer Herr mit Ihnen iſt. — Ich habe dieſe Geſchichte vorübergehen laſſen, weil ich, obgleich ich keinen Hofmeiſter gehabt hab', in meiner Jugend, doch nicht zeigen wollte, daß ich ohne Erziehung ſei; der Herr Baron nahm damals nur kurzen Aufenthalt in meiner Loge, ein anderes iſt es aber um einen längeren, vielleicht um einen langen Aufenthalt in meinem Hauſe. Herr Baron, ich mag Ihnen vielleicht geſchildert worden ſein, als ein Mann, der nicht gerade empfindlich iſt, wenn man ihm mit ſeidenen Handſchuhen über die Wangen fährt, wenn man mir aber mit eiſenbeſchlagenen Courierſtiefeln über das Geſicht ſpaziert, da merk' ich es, und ich bedauere ſehr, daß Sie einer ſchönen Frau aufgeſeſſen ſind, welche Ihnen vielleicht im Scherze erzählt hat, daß man, da ich da

Pulver nicht erfunden, mir daſſelbe auf die Naſe ſtreuen und anzünden könnte, ohne daß ich es bemerken würde. —

Da Sie Mißtrauen gegen mich zeigen, und mir dies offen ſagen, ſo halte ich es für ſchicklich, mich zu entfernen. Frau von Czalenka baute vielleicht zu ſehr auf Ihre Gutmüthigkeit und Nachſicht. — Gnädige Frau, ſagte der Baron zu Czalenka, ich habe mir ſelbſt ein Dementi gegeben; ich bin Ihnen für die Beſchämung, die mir zu Theil wird, ſehr verbunden. Ich hätte Ihnen zwar nicht glauben ſollen, denn ſchon ein Mal brachten Sie mich in eine Colliſion, an welche ich nicht ſo bald vergeſſen werde — er machte eine leiſe Bewegung mit der Hand nach ſeiner Kopfwunde — laſſen Sie es genug ſein, mich zum Düpe zu erleſen. — Ich empfehle mich Ihnen, Herr Gröbler; Adieu für immer, Madame.

Der Baron verließ den Saal.

Joſephine ſprang in höchſtem Unwillen auf.

Das iſt allerliebſt! ſagte ſie. Das iſt wahrſcheinlich der Bewillkommnungsgruß in Ihrem Hauſe? — Nicht genug, daß Sie mir ſolche heftige Stachelreden zu Gehör brachten, von welchen jedes Wort mich verletzte und mir das Herz zerſchnitt, ſo durfte dieſer jämmerliche Menſch mich auch noch in Ihrer Gegenwart beleidigen. — Zeigt ſich darin Ihre Neigung und Liebe zu mir? — Dieſer ſogenannte Baron, er iſt nämlich keiner, ſondern heißt nur ſo, iſt wirklich ein Erzieher. Er ſprach mich an, er beſchwor mich, ihm einen Dienſt als Hofmeiſter zu verſchaffen; aber er ſoll mir's gedenken, ich werde eine Rache erſinnen, auf welche er nicht gefaßt iſt. —

Warum haben Sie ihm denn dies nicht in's Geſicht geſagt?

Konnte ich denn? Es ſtrömte ihm ja aus dem Mund wie ein Wolkenbruch; ich konnte ja keine Sylbe erwiedern, und als er die Batterie ſeiner Beleidigungen entladen, entfernte er ſich

— Sie ſelbſt ſprachen unaufhörlich, und wie es Ihnen vom Munde floß; ſogar witzig waren Sie und ein Wortſpiel machten Sie, daß Sie in den „Eipeldauer“ ſetzen laſſen müſſen, weil es gar ſo ſchlagend ausfiel. Was war es nun gleich? Ach ſchreiben Sie doch Ihre Bonmots auf, und geben Sie ſolche im „Poſtbüchel“ heraus; es wäre Jammerſchade, wenn die Sprühfunken und Geiſtesblitze Ihres Gehirns nicht in einer eigenen Sammlung herausgegeben würden.

Sagen Sie, was Sie wollen, ich habe doch den Nagel auf den Kopf getroffen.

Ja, einen Nagel im Kopfe haben Sie!

Joſephine, irren Sie ſich an mir nicht. Ich weiß, daß ich Manches nicht weiß, auch Manches nicht verſtehe; wenn mir aber etwas vorkommt, das ich verſtehen lerne, ſo wie die Geſchichte mit dem Baron Hofmeiſter, oder Hofmeiſter-Baron, dann rede ich darüber, und rede ſo ſcharf darüber, als es möglich iſt. —

Scharf? unmöglich! da müßten Sie ſelbſt geſchliffen ſein!

XII.

Aehnliche Scenen, wie die zuletzt geſchilderte, und wie
jene im Sperl mit dem kaum geſehenen Architecten, und wie
die mit dieſem Architecten im Salon Dommayer, endlich mit
dem Baron, im Hauſe Gröblers, lägen dem Verfaſſer dieſes
Romans wohl ein halbes Tauſend vor; es würden aber dieſ
Schilderungen viel zu unglaublich erſcheinen, und am End
durch das ewige Einerlei die Geduld der Leſer ermüden
Herrn Gröbler ermüdeten ſie nicht, denn wenn ihn die Treu
loſigkeit, Unverſchämtheit und Undankbarkeit, der Mangel a
jeder weiblichen Delicateſſe und Verſchämtheit ſeiner Geliebten
noch ſo heftig erzürnten, wenn er ſich gelobte, ſie unverzüglic
aus dem Hauſe zu jagen, ſo reichte ein Blick von ihr, wen
es auch kein freundlicher war, hin, Alles zu verzeihen
was ſie ihm Kränkendes und Beleidigendes zugefügt; ſie durf
nur die Worte ſagen:

„Wie iſt es „alter Kater," murrſt Du noch immer?
ſo war Alles vergeſſen, dann fiel er ihr um den Hals,
fiel ihr zu Füßen; er weinte, er flehte, „ihn nicht zu ve
ſtoßen" er gelobte, ſie nie mehr durch ſeine Eiferſucht zu qu
len; ſo trieb ſie es einundzwanzig Jahre mit ihm;
lebte für ſie; er richtete ſich zu Grunde für, er verlor ſei
bürgerliche Ehre, ſeine Freiheit, wegen ihr, er ladete ſich d

Fluch ein harter, gewiſſenloſer, unbarmherziger Vater zu ſein, auf ſein Gewiſſen, und ſtarb am Ende im Zuchthauſe, blos dieſer Phryne wegen!

Wer immer in ähnlichen Banden lebt, er möge dieſen Roman leſen; er wird die Ueberzeugung daraus ſchöpfen, daß tolle Leidenſchaft für ein zwar ſchönes, aber herzloſes Geſchöpf, den reichſten Mann zu Grunde richten können, daß eine ſo ungeſtüme und blinde Leidenſchaft für ein liederliches Weib eben ſo verderblich iſt, wie die Leidenſchaften für das Spiel, die Trunkſucht, für den Müſſiggang u. ſ. w., und daß vielleicht ähnliche Geſchöpfe wie dieſe Joſephine mehr Familien zu Grunde gerichtet haben, als leichtſinnige Speculationen, unglückliches Börſeſpiel, u. ſ. w.

Das „Blumenfeſt“ im Saale „zum römiſchen Kaiſer,“ das acht Tage hindurch mit rieſengroßen Lettern angekündigt wurde, fand ſtatt.

Im Jahre 1817 überwachte das Hotel und die Tanzunterhaltungen daſelbſt, für Rechnung des Baron Arnfeld, der kleine, überaus thätige Emanuel Eppinger, bekannt als wackerer Patriot; ein Mann, der in den Jahren 1805 und 1809 ſeine Vaterlandsliebe auf das glänzendſte bewährte, den Wienern aber auch ſonſt lieb und werth, weil er unabläſſig bemüht war, Carnevalsgenüſſe der ſeltenſten Art zu bereiten.

Seine „Roſenfeſte“ ſind noch unvergeſſen, und zogen ſtets einen ſo großen Kreis von Ballluſtigen herbei, daß Eppinger, wie der Hofſchauſpieler Schwarz im Sperl, nur an beſonders diſtinguirte Perſonen Eintrittskarten ausgab, und ſich Viele beinahe Glück wünſchten, wenn ſie zu einem ſolchen Feſtabend, beſonders bei den Blumenbällen, ein Entréebillet erhalten konnten.

Damen von zweideutigem Rufe ſah man nie auf dieſen

Bällen, und ſchwärzte ſich manchmal, wie man damals ſich ausdrückte, eine Fliege ein, ſo war es ihr höchſtens vergönnt, den Saal zu durchſchreiten. Eppinger machte es wie Schwarz; er ſagte ſolchen Damen ſo viele verſteckte Anzüglichkeiten mit der feinſten Höflichkeit, daß ſie gerne den Ball verließen.

Bei den Fremden ſtanden die Bälle Eppingers im größten Credit. Im Carneval in Wien ſich zu befinden, und nicht einen oder mehrere Blumenbälle mitgemacht zu haben, ſchien unverzeihlich. Hier verſammelten ſich wirklich alle Fremden: Franzoſen, Engländer, Deutſche aus aller Herren Länder, beſonders Preußen, welchen ſelbſt in ihren Zeitungen ungemein viel Anziehendes von den Blumenfeſten im „römiſchen Kaiſer“ erzählt wurde.

Ein Ereigniß, welches damals viel Heiterkeit erregte, verdient hier mitgetheilt zu werden.

Ein Baron H.... kam aus Berlin nach Wien. De Herr Baron war ein junger Lebemann, voll feiner Maniere und ſehr reich. Er hatte ſich eine Wohnung im Schottenho bei einer Frau von T.... beſorgen laſſen.

Frau von T.... hatte zwei ſchöne Töchter. Der Bar war ganz glücklich, daß er ſich bei einer ſo anziehenden F milie befand, und er nahm ſich ſogleich vor, Theater, „Co certe und Bälle in keiner andern Geſellſchaft zu beſuchen, a in der Geſellſchaft ſeiner Miethsfrau und ihrer reizend Fräuleins. —

Werden Sie heute, als an einem der anziehendſten F ſchingstage (dem ſogenannten feiſten Donnerſtag) einen B beſuchen? fragte der Baron die Damen.

Ganz gewiß, und ſogar zwei Bälle, zuerſt einen Priv ball, der aber in einem ſehr kleinen Salon ſtattfindet, 9 Uhr Abends, und auf welchem meine Töchter nicht tan werden, und dann um ein Uhr Nachts den Blumenball im „römiſchen Kaiſer.“

Davon habe ich gehört! erwiederte der Baron, dieſen Ball möchte ich wohl auch beſuchen. —

Schön, verſetzte Frau von T . . . . Ich kann Ihnen eine Karte dazu ablaſſen. —

Herrlich!“ — Iſt der „römiſche Kaiſer“ weit vom Schottenhofe?

Sehr nahe, an der Kirche vorüber, links das zweite Haus.

Das werde ich treffen.

Sollte Ihnen es ſchwer fallen, in der Nacht den „römiſchen Kaiſer“ zu finden, ſo fragen Sie nur nach der Renngaſſe. Die brillante Beleuchtung des Hauſes von außen wird Sie ſogleich unterrichten, wo die „Blumenfeſte“ abgehalten werden.

Die Stunde?

Zehn Uhr.

Man macht beſondere Toilette?

Freilich. Wenn der Herr Baron Ihre Orden bei dieſer Gelegenheit produciren wollen, ſo wird das hoch aufgenommen. Die Wiener Damen blicken mit Wohlgefallen auf decorirte Herren.

Der Baron nahm ſich vor, ſo gut als möglich zu glänzen, wählte die geſchmackvollſte Toilette, verſah ſich mit einem Solitär als Bruſtnadel, zierte ſich mit fünf oder ſechs Orden, und als es zehn Uhr ſchlug, nahm er ſeinen Weg zu Fuß über die Freiung.

Von Weitem ſchon leuchteten ihm eine große Reihe hellſtrahlender Fenſter entgegen; als er in die Nähe kam, tönten die heiterſten Weiſen an ſein Ohr.

In der That, ſagte er zu ſich ſelbſt, der Kirche entlang, ich habe Niemand um eine Nachweiſung erſuchen dürfen.

Er eilte durch das Thor.

Ein Portier in einem prachtvollen Pelze empfing ihn, geleitete den Baron bis zur Treppenhalle, dort riß der Portie eine große Glasthüre auf.

Der Baron ſtutzte über die Pracht. Koſtbare Teppich bedeckten die Stufen, die ganze Treppe glich einem Treibhauſ nichts als Blumen und Blumen, und ein balſamiſcher Du wehte ihm entgegen.

Superb! dachte der Baron, Gott ſtraf mir! auf einer ſo chen Stufe ſtehen unſere Hotelbälle in Berlin nicht!

Er trat in den Vorſaal; hier war eine noch ſchöne Flora.

Man nahm dem Baron den Mantel ab, öffnete ihm u geheuere Flügelthüren und nun trat der Baron in ein wahr Paradies.

Gern hätte er das Großartige des Ballorts, die prac [illegible]llen Lüſtres, die reichen Candelabers, die Spiegel von i menſer Größe, den wundervoll verzierten Plafond, Möbles, die Tapeten, die herrlichen Statuen und Statuet u. ſ. w. bewundert, allein die Geſellſchaft machte ihn g perplex; ſo viele Orden, ſo viele Brillanten ſah er noch bei einem ſolchen Anlaſſe, und nun erſt die Damen!

Gott ſtraf mir! rief der Baron unwillkührlich aus, weiß ich es, weshalb dieſer Ball Blumenball heißt; ſo reizende Blumen und Knospen hätte ich mir nicht träu laſſen, daß ſie der liebe Gott auf einen Fleck Erde zaubert.

Der Tanz animirte die ganze junge Welt.

Es wurden Walzer aufgeſpielt, daß die ſteinernen Fig in den Saalniſchen die Füße hätten erheben mögen, und gleich mit hineinſtürzen in das frohe Gewoge.

Dem widerſtehe ich nicht! dachte der Baron; wenn ich nur eine ſolche Roſe erhaſchen könnte, welche ſich hier ſo grazienhaft bewegt.

An der einen Wand des Saales auf rothſammtenen Divans befand ſich ein ganzer Kranz lauter ſchöner Mädchen.

Der Baron ging an ihnen vorüber, verneigte ſich vor einer Jeden tief.

Sie erwiederten ſeine Grüße freundlich.

Endlich bemerkte ein wundervoller blonder Lockenkopf, daß der Cavalier ſie zwar ſtumm, aber ſehnſüchtig bitte, mit ihm zu tanzen.

Recht gerne, ſagte das reizende Geſchöpf; und nun tanzte der hübſche Preuße mit der ſchönen Oeſterreicherin, als gelte es die ganze Mark Brandenburg.

Nachdem die Dame etwas auszuruhen wünſchte, ergoß ſich der Berliner in Lobeserhebungen, zuerſt über die Anmuth und Schönheit ſeiner Tänzerin, dann über den Ball, desgleichen er noch keinen brillanteren in ſeinem Leben geſehen, und endlich über Wien ſelbſt.

Um keinen Preis gehe ich mehr nach Hauſe! betheuerte der Baron. — So Etwas ſieht man in der Welt nicht! Eine ſolche diſtinguirte Geſellſchaft verſammelt ſich bei uns nur um den König. Wie danke ich dem Himmel, daß ich meine Orden angelegt, ich glaube, ohne Orden hätte man mich gar nicht eingelaſſen!

Haben Sie ſchon den Herrn vom Hauſe geſehen? fragte die Dame.

Nein, antwortete der Preuße. Ein ausgezeichneter Mann, er verdient den Ruf, den er bei uns in Berlin mittels der „Briefe über Wien“ erhalten hat.

Wird er dort geprieſen?

Ja wohl, aber viel zu wenig. Nun aber will ich einen Artikel für die Voß'ſche Zeitung über ihn ſchreiben, da will ich loslegen! unſere Hotelbeſitzer in Berlin ſollen mir wahnwitzig werden, wie ich den Wirth „zum römiſchen Kaiſer“ herausputzen werde.

Die Dame betrachtete den Fremden mit unterdrücktem Lachen; die Muſik ſpielte ihre einladenden Weiſen fort, und das junge Paar drehete ſich neuerdings im Kreiſe.

Der Baron ſchwamm in Wonne.

In der Ruheſtunde verließ er den Cirkel der jungen Damen nicht mehr. Er ſchwätzte und ſchäkerte mit ihnen; er erzählte bald in deutſcher, bald in franzöſiſcher, bald in engliſcher Sprache, je nachdem die Damen bald deutſch, bald franzöſiſch, bald in engliſcher Sprache die Converſation führten, die anmuthigſten Hiſtörchen. Der Baron war ein eben ſo feiner als gewandter Geſellſchafter, und bald umgab ihn die geſammte junge Damenwelt.

Endlich nahte ſich dem Kranze der Schönen ein Herr von einigen vierzig Jahren, vielleicht der Einzige der keinen Orden trug.

Des Barons Tänzerin flog auf den Herrn zu.

Papa! ſagte ſie, mein Tänzer, Baron H*** aus Berlin; Dich will er in der Voß'ſchen Zeitung über Deinen ſchönen Ball loben und preiſen. —

Der Herr verneigte ſich.

Sie ſind der Hauswirth? fragte der Preuße, und die liebenswürdige Dame, welche ſo freundlich iſt, iſt Ihre Mamſell Tochter? — Nun hören Sie, Herr, da weiß ich wirklich nicht, was ich mehr bewundern ſoll: Ihr Glück, eine ſo herrliche, hochgebildete Tochter zu beſitzen, oder Ihren Geſchmack als Gaſtwirth. Um Gottes willen, ſagen Sie mir, geben Sie in dieſem Carneval noch einen Ball?

Am nächſten Dienſtag. —

Nu hören Sie, da komme ich wieder und bringe die ganze preußiſche Geſandtſchaft mit.

Es wird mir zur [illegible] gereichen, ſagte der Hauswirth.

Nun ſagen Sie mir, ſoupirt man bei Ihnen auch ſo koſtbar wie man ſich amüſirt?

Urtheilen Sie ſelbſt, Herr Baron. Die Geſellſchaft begiebt ſich ſo eben in die Speiſeſäle.

Charmant! ſagte der Baron. Fräulein, bat er ſeine Tänzerin, Sie müſſen ſchon ſo viele Güte für einen Fremden haben, ihn auch an der Tafel nicht zu verlaſſen.

Der Baron führte ſeine Dame in einen der Speiſeſäle.

Ueber das Souper kam der Preuße nicht zu ſich.

So ſpeiſt man nur bei unſerm guten König! rief er ein Mal über das andere Mal.

Er erblickte den Hauswirth an der andern Seite der Tafel.

Der Baron verließ ſeinen Sitz und lief auf den Hauswirth zu.

Herr, ſagte er, wenn Sie zwölf Friedrichsd'or für das Couvert fordern, Gott ſtraf mir! ich bezahls, Sie können mir noch ſechs Friedrichsd'or für den Wein anrechnen, mir iſt nichts daran gelegen, nur auf den Dienſtag ſchließen Sie mich nicht aus, und geſtatten Sie mir nur das Einzige noch, daß ich bis zum Ende des Balles mit Ihrer vortrefflichen Mamſell Tochter ſprechen und tanzen darf, denn trotz der großen

Anzahl reizender und geiſtreicher Damen bleibt ſie doch die Krone.

Der Baron dachte nur ein Mal an ſeine Quartiersfrau und ihre Töchter im Schottenhofe.

Die wird ſchon lange hier ſein! ſagte er ſich; immerhin! ich ſchätze mich glücklich, wenn ſie mich nicht ſieht; — denn Gott weiß es, dieſe Wirthstochter iſt das verehrungswürdigſte Geſchöpf auf der weiten Erde.

Endlich fand der Ball ſeinen Schluß.

Alles brach auf.

Wer macht die Rechnung? fragte der Baron den Hauswirth.

Heute iſt ſchon Alles bezahlt, erwiederte der Wirth, nächſten Dienſtag und morgen Mittag das Diner, zu welchem ich Sie hiermit invitire, ebenfalls; nur ſagen Sie kein Wort meinem Nachbar zum „römiſchen Kaiſer,“ ſonſt feindet er mich an und erzählt der Welt, daß ich ihm ſeine Gäſte entziehe. —

Dem Preußen entzündete ſich plötzlich eine ganze Feuerwerksfronte auf ein Mal.

Hilf Himmel! ſagte er. Ich bin nicht im „römiſchen Kaiſer!“ wo bin ich denn?

Sie haben ſich geirrt, ſind in ein anderes Haus gerathen. — Ich bin darüber ſehr vergnügt. —

Ach, mein Gott! Ich bin ganz conſternirt. Ich habe Sie ſo — leger behandelt, und Sie ſind vielleicht — —?

Auch nur ein Hauswirth, aber Einer, der keine Zeche berechnet. Morgen zum Diner kommen Sie ganz gewiß, da wollen wir uns erſt näher kennen lernen.

Der Herr, der ſo geſprochen, nahm ſeine Tochter an den Arm, und verſchwand.

Der Baron wußte nicht, wie ihm geſchah.

Er nahm ſeinen Mantel in Empfang, und warf der Dienerſchaft mehrere Goldſtücke zu.

Unten am Thore fragte er den Portier:

Wer wohnt denn hier?

Seine Excellenz*) der Herr Graf von ******.

Der Baron ſchlich ganz beſchämt nach Hauſe.

---

*) Der Verfaſſer bemerkt, daß dieſe Anecdote im Weſentlichen der Wahrheit getreu. Es werden die Wahrheit derſelben ein noch lebender gräflicher Secretär und die alten Diener dieſes weltberühmten, gräflichen Hauſes beſtätigen.

XIII.

Das Blumenfeſt im Sperl fand ſtatt.

Damals gab es weniger Hausbälle und Privat-Beluſtigungen, und die Picknicks, welche im Jahre 1817 bekannt wurden, waren ſo verhaßt, daß ſich kein honnetter Ballfreund daran betheiligen wollte.

Zu ihrem „Verruf“ trug wohl auch eine Poſſe von Kringſteiner, welche im Leopoldſtädter-Theater unter dem Titel: „der Bettler-Ball“ mit großem Beifall gegeben wurde, nicht wenig bei.

Der „Bettler-Ball“ perſifflirte dieſe Picknicks ganz vortrefflich.

„Wir geben einen Ball,“ ſagte in dieſer Poſſe eine Bettlerin, welche in Wien unter dem Namen die „zerlumpte Regerl“ bekannt war, „und dieſer Ball muß Bettler-Ball heißen, und alle Bettler von Profeſſion müſſen dazu eingeladen werden, und jeder Bettler muß dasjenige zu dieſem Ball mitbringen, was er ſich eine ganze Woche hindurch von gutherzigen Frauen und Köchinnen aus ihrer Kuchel zuſammen gebettelt hat.“

Der Vorſchlag ging durch.

Einige fünfzig Bettler und Bettlerinnen, ihre Bettelkinder und Bettlerdienſtboten fanden ſich dabei ein.

Jedes brachte irgend eine Speiſe oder ein Ueberbleibſel von einer Speiſe.

Das Speiſen-Inventur, welches vorgeleſen wurde, beſtand in Folgenden:

Nr. 1: Vier und ſechzig „Heferln“ mit kalter Suppe, enthaltend 80 Knödel, ſechzig Strudel und ein Hundert zwanzig Nockerln.

Nr. 2: 100 „Reſteln“ Rindfleiſch, 40 „Bröckerln“ Lungenbraten und 8 „Biſſen“ Beefſteakes.

Nr. 3: Ein Hundert drei „Reindln“ Kraut, 80 „Heferln Kelch“ und 30 „Batzeln“ Spinat.

Nr. 4: Acht und ſiebzig „Ueberbleibſeln“ von Hendeln, Ganſeln, 13 Faſanenköpf ſammt Kragen.

Nr. 5: Vier Hundert „halbete“ Krapfen, eine „müchtelnde“ Straßburger-Paſteten. (Wird am Schluſſe des Balls ausgeſpielt.)

Nr. 6: Hundert Maß Bier, geſpendet von dem Bettler-Wirth auf der Bettlerſtiegen, der den Bettler-Ball perſönlich dirigiren, und gegen Tagesanbruch auch einige Flaſchen „Slibowitzer“ preis geben wird.

Nr. 7: Die Muſik machen Bettel-Muſikanten.

Nr. 8: An eigens vorbereiteten Tiſchen wird „Brandeln“ geſpielt und Bettel angeſagt.

Nr. 9: Die Kinder kriegen Kletzen.

Als die „zerlumpte Regerl“ (Madame Ambling, ſpielte die alte Bettlerin meiſterhaft), dieſes Speiſen-Inventar verlas, brach bei jeder Vorſtellung das ſtets volle Haus in rauſchenden Beifall aus.

Frau Regerl ſagte dann immer:

„Seht's (ſeht) das nennt man ein' Picknick.“

Da nun den „Picknicks“ durch die Perſifflage auf ein Mal ein „Gnadenſtoß" gegeben, und andere Hausbälle [illegible] ſehr im Schwunge waren, ſo kann man wol hieraus ſchließen, welchen Zuſpruchs ſich ſchöne und trefflich rangirte öffentliche Bälle erfreuten.

Das Blumenfeſt am „feiſten Donnerstag" im „römiſchen Kaiſer" verſammelte 1500 Perſonen aus den beſten Familien.

Die Zierde des Feſtes war Madame Czalenka.

Strenge genommen, hätte ſie in einem Kreiſe von honnetten Frauen und Mädchen nicht erſcheinen ſollen; allein man kannte ſie noch zu wenig in Wien, dann producirte ſie der reiche Gröbler als ſeine Gattin bei Herrn Eppinger.

Es konnte kein Einſpruch gegen dieſe ſchöne Dame erhoben werden.

Madame Czalenka erſchien auch im „römiſchen Kaiſer," wie überall bei ſolchen Anläſſen, in einem Putze, welcher ungemein auffiel.

Sie ſah ſich ſchon zur „Blumenkönigin" erwählt, und hatte zu dieſem Behufe das Kleid, den Buſen, die Haare dergeſtalt mit Blumen geſchmückt, daß ſie in weißen und rothen Roſen wie eingehüllt erſchien.

In der Hand trug ſie ein prachtvolles Bouquet, umwunden war dieſes, nach der Mode von 1817, mit einem blauen Bande, auf welches mit Silber geſtickt war:

„Flora-Joſephine."

Eppinger zerfloß in Seligkeit.

Der kleine Mann erfreute ſich einer großen Portion Eitelkeit. — Es ſchmeichelte ihn außerordentlich, daß er neben der Königin des Feſtes einher wandeln durfte, welches aber auch ſeine guten Urſachen beſaß; denn, wer hätte der [illegible] Dame beſſere Auskünfte geben können, als Emanuel über jenen intereſſanten Blondkopf, jenen blaſſen S[illegible]opf.

nen rothwangigen Braunkopf, und jenen frühzeitigen Weiß-opf mit den feurigen Augen u. ſ. w.

Flora-Joſephine betrachtete den Ballgeber im „römiſchen Kaiſer“ als ihren lebendigen Schematismus, in welchem ſie ach Gefallen nachſchlagen ließ, und Eppinger war darüber ochbeglückt.

Eppinger beſaß aber noch eine Tugend.

Er verſchaffte den Damen Tänzer nach ihrem Geſchmacke.

Eine Dame durfte nur winken und der erſehnte Tänzer war ſchon da.

Flora-Czaleuſa winkte oft.

Sie winkte ſich faſt jeden ſchönen Mann herbei, endlich auch den allerſchönſten, einen Marcheſe Oledo, von der Geſandtſchaft Sr. Majeſtät des Königs beider Sicilien; aber, o weh! dieſes Ideal eines ſchönen Mannes — tanzte nicht!

Wie nun an ihn kommen?

Die ſchöne Joſephine erkundigte ſich bei Herrn Eppinger, ob er ſie nicht mit dem Herrn von der ſicilianiſchen Ambaſſade auf irgend eine Art bekannt machen könne.

Herr Eppinger bemerkte, der Herr Marcheſe ſei ein Sonderling, lebe zurückgezogen, ſpreche mit Niemand, verſtehe auch kein Wort deutſch u. ſ. w.

Joſephine brach das Geſpräch ab, da Herr Gröbler, an deſſen Arm ſie hing, furchtbare Geſichter ſchnitt, und ſie ihrem Cicerone in Einem fort ins Ohr ziſchelte.

Jetzt werden Sie doch endlich ſich hinlänglich genug gehört haben, wer alle die jungen Herren ſind, welche da herum hupfen, grellte Gröbler. Ich bin hungrig, ſetzen wir uns zum Souper, und laſſen Sie den Herrn Eppinger einmal in Ruhe; er wird heute bei dieſer „Böllen“ mehr zu thun haben, als Ihnen Auskünfte zu geben!

Sie ſind wieder unleidlich! ſagte Joſephine. Wenn Sie mir viel machen, ſo laufe ich Ihnen auf und davon! Ich bin Ihnen hieher gefolgt, mich hier zu unterhalten, nicht Ihre abgeſchmackten Reprimends zu vernehmen.

Endlich brachte Gröbler ſeine Angebetete an einen Tiſch, der in der Säulenhalle ſtand, nicht größer, um vier Perſonen Raum zu geben, Herr Gröbler hatte ſich einen Freund, einen alten Wirthſchaftsbeamten, der gerne ſchmarotzte, mit ſeiner Frau eingeladen, und den Tiſch zwiſchen zwei Säulen ſo placiren laſſen, daß es unmöglich geweſen wäre, eine fünfte Perſon, und wenn es ein Kind, an dieſes Tiſchchen unterzubringen.

Herr Gröbler und Frau Czalenka ſetzten ſich.

Frau Czalenka bemerkte die beiden Converts, welche noch an dieſem Tiſche vorgerichtet waren.

Wen haben Sie denn noch eingeladen? fragte Czalenka.

Das werden Sie ſchon ſehen! ſagte Gröbler.

O ich bitte Sie, ſeien Sie nicht ſo kurz angebunden. Wenn Sie mir etwa einen Ihrer Schloſſermeiſter, Tiſchlermeiſter, Ziegeldeckermeiſter u. ſ. w., in deren Geſellſchaft ich Sie beim Sperl fand, hierher eingeladen haben, Leute, die recht ehrenbrav ſind, aber mit welchen ich nicht converſiren kann, weil ſie Anſichten aus den Zeiten der Erbauung des Stephansthurms haben, ſo bedanke ich mich!

Es kommt ein Herr und eine Frau, erwiederte Gröbler; er, der beſte Geſellſchafter, den es geben kann, und ſie, geſprächig und unterhaltend wie keine zweite Frau auf der Welt.—

Moderne Leute?

Was nennen Sie moderne Leute?

Leute wie man ſie jetzt liebt, Menſchen, welche dem neueſten Ton huldigen, die Welt kennen, mit der Zeit gehen und in Kleidung und in Manieren nicht lächerlich erſcheinen [illegible] den Sie mir zum Beiſpiel ein ſolches Paar an den Tiſch ſetzen, wie das Paar iſt, welches gerade bei der Eingangsthüre herein wackelt; der Herr in der Weiſe eines Mehlmeſſers und die Frau wie eine Hebamme, und auch ſo geputzt wie ähnliche Leute, ſo würde ich ganz ruhig aufſtehen, in die Garderobe mich begeben, meinen Pelz und Muff holen, einen Fiaker rufen laſſen und nach Hauſe fahren. —

Joſephine, ſagte Gröbler, dies würdeſt Du mir nicht zu Leide thun!

Es muß bemerkt werden, daß dieſes ſeltene Paar ſich bald mit „Du,“ bald mit „Sie“ anredete; mit „Du,“ wenn Eines oder das Andere Etwas zu wünſchen, mit „Sie,“ wenn es Etwas zu verweigern im Sinne hatte.

Ja, das würde ich thun! verſicherte Joſephine.

Um des Himmels willen! beſchwor Gröbler die Theuere, Du würdeſt mich ſchrecklich compromittiren, denn gerade dieſe Leute habe ich eingeladen; verdamme ſie nicht nach dem Scheine; ich gebe zu, daß ſie ſich beide ſchlecht angezogen haben, aber es ſind gute Menſchen.

Gut! gut! Dumme Menſchen ſind es, ich ſehe es Ihnen an; ſie ſuchen uns eben ſo albern, als ſie ausſehen! Gafft man denn ſo linkiſch und fade umher! Alles lacht! Laſſen Sie mich fort, ich ſchäme mich zu Tode!

Joſephine! bat Gröbler, bleib! Sie haben uns gerade erblickt! Sie kommen auf uns zu! Ich ſinke in den Boden, wenn Du mich durch Dein Betragen lächerlich machſt. —

Gut! ſagte Joſephine, ich bleibe, aber in dem Augenblicke, in welchem ich eine meiner Freundinnen erblicke, oder mich ein Chevalier zum Tanze auffordert, verlaß ich Ihre Geſellſchaft für dieſen Abend, dann können Sie mit den beiden Orang-Utangs allein ſoupiren!

Herr von Schmierchlhofer und Frau nahten ſich Herrn Gröbler.

Das hat was braucht, bis wir Ihnen „derſechen“ (erblickt) haben, ſagte Schmierchlhofer.

Rundum und „dumm“ (ringsherum) „ham mir“ (haben wir) g'ſchaut, bemerkte Frau von Schmierchlhofer. Endlich hat der Herr von Expinger uns einen „Deuter“ geb'n. „Sichſt es“ (Siehſt Du es) da ſitzen 'ſ, hab i g'ſagt und g'ſchwind waren wir da. — Anfänglich wollte der „Meinige“ kein Wag'n nehmen; ich hätt' mit ihm z'Fuß in dem Wetter vom Hundsthurm herein „patſchen“ ſoll'n; es iſt ein Hundsweg, ein Windſpiel macht ihn nicht in Fünfviertelſtunden, aber geh', hab' ich dem Meinigen g'ſagt, dem Herrn von Gröbler kommt es gewiß auf fünf Gulden nit an, nimm einen Wag'n bei der „Preß“ auf der „neichen“ Wied'n, und folgen hat der Meinige müſſen, und da ſind wir! Wünſch guten Abend, allerſeits!

Setzen Sie ſich, Herr und Frau von Schmierchlhofer, ſagte Gröbler. Der Kellner wird ſogleich auftrag'n!

Aber ſchlecht placirt ſan (ſind) wir! bemerkte Frau von Schmierchlhofer; wir Frauen ſollten neben einander ſitzen, es iſt weg'n ein'n Planſch!

Frau von Schmierchlhofer lachte über dieſen Witz außerordentlich.

Bleiben wir nur! verſetzte Frau Czalenka, ich kann mit meinem Ballkleide nicht ſo herum rutſchen, als hätte ich einen „Contouche“ aus dem vorigen Jahrhundert an. — Ich verlange mir auch keinen ſogenannten „Planſch;“ ich will mich nur ganz ſtillen Betrachtungen hingeben, und zuweilen für mich unbemerkt lachen, wenn ich an einem ſolchen Orte Ausdrücke höre, welche auf einem Fiaker-Ball vielleicht recht gut angebracht wären.

Recht hab'ns! ſagte Frau von Schmierchlhofer. Ich hab's auch ſchon bemerkt, daß man auf den Tanzſälen oft Diſcurſ' hört, daß man „frei“ aus der Haut fahr'n möcht'. „Stöll'n's Ihna vor,“ (Stellen Sie ſich vor) wollte das gemeine Weib beginnen.

Herr Gröbler unterbrach dieſe Frau aber, indem er ihren Gatten fragte:

Was gibt's denn Neues auf dem Hundsthurm?

Herr Gott hat's a Költ'n! antwortete dieſer.

Zum Glücke brachte der Kellner Olio-Suppe in Taſſen.

Is dös a Thee? fragte Frau von Schmierchlhofer.

Suppe! Olio-Suppe! antwortete Gröbler

In dieſem Augenblicke drängten ſich die jungen Männer um einen Herrn und eine Dame.

Man hörte Rufe der Bewunderung.

Einer der Herren ſagte ganz laut: Beim Himmel! Die iſt noch ſchöner! Dieſe Augen!

Ein Anderer bemerkte: Dieſer Wuchs!

Was gibt's denn? fragte Gröbler.

Ich weiß es nicht! erwiederte Joſephine. Vielleicht haben ſie die Münſtermann wieder auf einen Ball geſchleppt!

Eppinger trat an Gröbler heran und fragte leiſe:

Hat die gnädige Frau eine Schweſter?

Ich weiß kein Wort! erwiederte Gröbler.

Die Aehnlichkeit iſt ungeheuer! verſicherte Eppinger.

Welche Aehnlichkeit? Wer hat eine Aehnlichkeit? fragte Gröbler.

Eine Dame hat ſoeben in Geſellſchaft eines jungen, hübſchen Mannes den Ball-Saal betreten, erwiederte Eppinger, von bewunderungswürdiger Schönheit. Sehen Sie nur, wie ihr die Herren nachziehen! Und dieſe Dame hat auffallende Aehnlichkeit mit Ihrer Frau Gemahlin.

Joſephine, haſt Du eine Schweſter, fragte Gröbler, eine Schweſter, welche Dir ſo auffallend ähnlich ſieht?

Gott bewahr'! rief Joſephine unwillig, meine Schweſter hat leider keine Ader von mir!

Da kommt ſie! bemerkte Eppinger, ſie kommt gerade hier vorüber.

Wer, wer? fragte Joſephine.

Die Dame, welche ſo glücklich iſt, eine zweite Auflage Ihres ſchönen Antlitzes zu beſitzen — antwortete Eppinger.

Frau Eva kam an der Seite ihres Mannes in der That dem Tiſche, an welchem Czalenka ſaß, immer näher.

Gröbler erblickte ſie zuerſt.

Kreuzſickerment! rief er, wenn die Joſephine nicht neben mir „ſitzet," ſo „ſchwöret" ich d'rauf, ſie wär' es!

Die beiden Schweſtern erblickten ſich, ignorirten ſich, und Eva ging ruhig vorüber.

Czalenka fing heftig zu zittern an vor Wuth.

Iſt das Deine Schweſter? fragte Gröbler.

Ich kenne ſie nicht! wüthete Czalenka.

XIV.

Die Verſtimmung der Czalenka wurde ſo auffallend, daß ſie nichts mehr ſah und hörte.

Das Souper im „römiſchen Kaiſer,“ das Gröbler beſtellt hatte, war ſo fein und gewählt, es wurden durchaus nur Lieblingsgerichte der ſchönen Frau aufgetragen, daß ſie unter andern Umſtänden wacker zugegriffen, und Champagner wie ein tüchtiger Trinker vertilgt hätte; allein ſeit Joſephine ihre Schweſter geſehen, der ſie das Zeugniß nicht verſagen konnte, daß ſie trotz der Einfachheit ihres Anzugs, ihr höchſt gefährlich werde, aß Madame Czalenka nicht und trank nicht und ſprach nicht, und nahm weder Antheil an dem Balle, noch an all' dem heitern Treiben, das ſich in jener Carnevals-Nacht kund gab.

Herr Gröbler ſchrieb den Unmuth, welcher die Geliebte befiel, den ordinären Leuten zu, welche er an ſeinen Tiſch geladen hatte.

Joſephine, ſagte Gröbler leiſe, Du biſt nicht mehr „zum Kennen;“ Du machſt ein Geſicht „voller Teufel!“ — Ich ſichs (ich ſehe es) jetzt ſelbſt ein, daß meine Gäſte nicht für Dich, ja daß ſie in dieſes „Locall“ nicht paſſen. Laſſen wir ſie das Souper verzehren, ich ſchick'ſ dann z'Haus. Ich zahl' ihm ſein'n Fiaker, „druck“ ihm ein „Fünfterl“ in d'[illegible] [illegible] er „fahrt ab!“

Nein, herrſchte Czaleuka Herrn Gröbler zu, die Leute werden hier bleiben, aber ich gehe.

„Ham“ (Haben) ſie „Di“ „beleidingt?“

Nein. — Ich will es Dir nur aufrichtig ſagen; die Perſon, welche mir ſo ähnlich ſehen ſoll, iſt wirklich meine Schweſter. —

Aber warum ſagſt D' denn „nix!“ — Ich beſtell' ja glei' einen größeren Tiſch, ich lad' ſie auf der Stell' zu uns ein; ich „friem“ ein reiches Souper an. Deine Schweſter iſt auch meine Schweſter! Ich werd's glei' „aufgabeln.“

Sitzen bleib'! — Merkſt Du nicht, daß ſie mir zuwider iſt, daß ſie mich verſtimmt? — Ich möchte nur wiſſen, wie ſie hieher gekommen! Der Eppinger ſoll ſie abſchaffen! — Dies prätendir' ich! — Du verfügſt Dich ſogleich zu Eppinger, Du fragſt ihn, wie er hat ſolch' gemeines Volk auf ſeinen Ball kommen laſſen können?

Gemeines Volk? Deine Schweſter ein gemeines Volk? Sie ſieht ja ganz noble aus!

Zum Teufel iſt ſie noble! Ihr Mann iſt ein Schuſter.

Hör' auf!

Ein Schuſter iſt er.

Da ſchaut's her!

Der Kerl, der mit ihr herumgeht, riecht nach Pech!

Ich hab' „nix“ g'rochen!

Du haſt in Eppinger zu dringen, daß dieſe Schuſter-Bagage abgeſchafft werde! Dieſe Genugthuung muß ich haben!

Ich bitte Dich um Gottes willen, „vergunn'“ Deiner Schweſter dieſe Unterhaltung! Ein Schuſter will ſich mit ſeinem Weib auch unterhalten! Das ganze Jahr „fleckelt“ und „doppelt“ er; im Faſching will er mit der Seinigen auch einmal die Sohlen von den Schuhen wegtanzen! — Da ſchau her! G'rad drehen ſie ſich da! Hörſt, für Schuſterleut' tanzen ſie gar nicht übel! — Sie wird ſogar bewundert! Kreuzſikerment! Sie tanzt ſo gut wie Du! — Wie ſie das Kleid graziös hält! — Jetzt tanzt ſogar der blaſſe, ſchwarze, ſicilianiſche Italiener mit ihr! Hör' nur, wie ihr die jungen und alten Herren rauſchend applaudiren!

„Sackermoſt!“ ſagte plötzlich Frau von Schmierchlhofer, die Perſon, die Ihnen ſo „gleich“ ſieht, Frau von Gröbler, tanzt wie die Venus in dem neuen Ballet im Kärtnerthor-Theater, ich glaub' „Menſchenhaß und Reue“ heißt's; ich hab' den Titel nicht recht ausgenommen, ich war mit meinem Mann auf der fünften Gallerie!

Man hörte wieder applaudiren.

Gavotte! Gavotte! ſchrien die Tänzer dem Orcheſter zu.

Sie wird Gavotte tanzen! ſagte Joſephine. Das iſt angeſtiftet! Jetzt merk' ich es!

Joſephine biß vor Wuth in ihr Schnupftuch, daß es in kleine Stücke zerfiel.

Sie hat Leute hier, welche mir einen Poſſen ſpielen wollen! ſagte Joſephine. Wer hat mir dieſen Streich zugefügt, und meine Schweſter aus ihrem ſibiriſchen Gumpendorf aufgeſtöbert! — Und wie ſie angezogen iſt! Einfach! Aber wundervoll iſt das Kleid gemacht! Die weiße Guirlande iſt von der Lamotte auf dem Graben!

Gieb mir ein anderes Schnupftuch von meinen Battiſttüchern! befahl ſie Gröbler, eines habe ich ſchon in Fetzen zerbiſſen!

Nicht übel! ſeufzte Gröbler, und für das Dutzend dieſer „Tücheln“ habe ich ſammt den Spitzen 1500 fl. bezahlt!

Gavotte wurde geſpielt.

Der Herr von der ſicilianiſchen Geſandtſchaft tanzte di Gavotte mit der Schuſterin.

Ein noch ſtürmiſcherer Applaus erfolgte.

Herr Gott von Mannheim! tanzt das Weibsbild! W heißt dieſer Tanz?

Gavotte! antwortete Frau von Schmierchlhofer.

Hundert Gulden laſſ' ich ſpringen, betheuerte Gröbl Joſephine, wenn Du Deine Schweſter „hinunter" tanz'ſt!

Joſephinen gefiel dieſer Vorſchlag.

Da ſteht Eppinger! rief ſie. Er ſoll mir einen Gavott Tänzer ſchaffen! Ich habe den berühmten Rozier vom H Ballet geſehen. Wenn Eppinger mir dieſen als Tän verſchafft, ſoll bald der ganze Saal nur Augen für m haben.

Gröbler ſtand auf und ſprach mit Eppinger.

Sogleich werde ich ihn bringen! verſicherte Eppinger.

Rozier kam wirklich ſchnell.

Er engagirte Madame Czalenka zur Gavotte.

Sie tanzte gewiß allerliebſt.

Sie wurde nicht beachtet.

Man enthuſiasmirte ſich blos für die ſchöne Unbekannt

Man applaudirte die Schuſterin als wäre ſie eine zw Bigottini.

Es war Alles abgekartet.

Die jungen Leute im „römiſchen Kaiſer" waren alle wonnen. Es war wie im Theater. Eine Clique, zu wel aber Alles ſich bekannte, war für die anmuthige Frau. dame Czalenka hätte Bigottini ſelbſt ſein können, ſie wäre dieſen Beſtochenen durchgefallen; es ging das Complot ſo daß ſie nicht einmal einen Tänzer, außer Rozier, fand, dieſer, nicht gewohnt, wo er immer erſchien, ohne abtreten zu müſſen, führte kalt und entmuthigt Madame Czarlenka ihrer Geſellſchaft zurück.

Die größte Kränkung ſollte aber erſt noch kommen.

Nach der Gavotte wurde der ſogenannte Blumenmarſch angeſtimmt.

Es wurden an die jungen Damen 400 Nummern vertheilt.

Mit einer Nummer wurde immer ein ſchönes Bouquet ausgetheilt.

Die Damen, welche getanzt hatten, wurden erſucht, ſich im Saale aufzuſtellen.

Zwei große, reich vergoldete Glücksräder wurden hereingebracht. In dem einen Rade beſanden ſich 400 Nummern, in dem anderen, größeren 400 rothe Röschen, darunter eine weiße.

Vier als Genien gekleidete allerliebſte Mädchen, in einem Alter von 5 — 6 Jahren, ſchritten zur Ziehung.

Es war bekannt, daß ein Comité, aus jungen, eleganten Herren beſtehend, meiſtens Söhne Wiener Cavaliers und reicher Banquiers, eine Galanterie für irgend eine bevorzugte und Vorzug verdienende Dame im Auge hatte, die bei der Wahl der Roſen-Königin leitete.

Joſephine ambitionirte, als Königin des Feſtes erklärt zu werden, und Gröbler bot ſich an, zu dem Armen-Balle am Faſchings-Dienstage 100 Eintritts-Karten abnehmen zu wollen, wenn Joſephinen dieſe Auszeichnung bereitet würde.

Sein Antrag wurde acceptirt.

Es war recht hübſch, die Roſen-Königin hier krönen zu ſehen.

Eppinger verſtand es, die „Huldigung der Schönſten" recht würdig und erhebend begehen zu laſſen.

Ein Dutzend als Genien gekleidete Märchen führten d

Gekrönte durch den Saal.

Eine liebliche Muſik ertönte.

Vom Plafond fielen Blumen auf ſie nieder.

Und Blumen ſtreueten die Kinder.

Dabei ertönte unendlicher Jubel.

Wenn die Blumen-Königin an dem obern Punkte d
Saales, von welchem ſie ausgegangen, wieder angelangt, wu
den die Blumen raſch weggeſchafft, größtentheils aber v
den Ballgäſten aufgeleſen. Es waren durchweg zierlich g
machte Blumen, und an den meiſten befanden ſich ſinnreich
witzige und heitere Gedichte.

Sobald dieſe Scene vorüber, begann der Blumenball.

Die Königin des Feſtes wählte nun ihren Tänzer, w
chem ein Kranz überreicht wurde, den er am Arme zu trag
hatte, ſo lange der Blumentanz währte. Man nannte dieſ
Herrn den Blumen-König, eine Auszeichnung, die ihm a
häufig hoch zu ſtehen kam, denn er mußte das Blumen-Com
mit Champagner fetiren.

Deſſen ungeachtet riſſen ſich die jungen Tänzer um di
Ehre.

Joſephine ſah ſich ſchon als Blumenkönigin, allein
Menſch denkt und das Comité lenkt.

Es ging Alles ganz ſo, wie es hier beſchrieben wurde.

Joſephine erhielt die Nummer 55.

Ihre Nummer wurde laut ausgerufen.

Sie ſah ſchon den einen blonden Genius mit der weiſ
Roſe auf ſie zueilen; er brachte jedoch ein rothes Röschen f
eines weißen.

Jetzt rief man:

Nr. 56.

Der Genius eilte auf Frau Eva zu, und brachte ihr die weiße Roſe.

Joſephine wankte zu ihrer Geſellſchaft.

Hätte man Frau von Schmierchlheſer zur Blumenkönigin ernannt, Joſephine würde gejubelt haben; allein ihre Schweſter — ihre nun bis zum Tode verhaßte Schweſter; ſie war vor Zorn und Wuth dem Erſticken nahe.

Voll Entrüſtung rief ſie aus:

„Auf der Schuſterherberge mag ſie Königin ſein, aber nicht hier!"

Sie erhob bei dieſer Verwünſchung ihre Stimme ziemlich laut, aber man hörte ſie nicht.

Der Jubel war zu groß, zu Vivats zu laut tönend, die dreimaligen Intraden zu rauſchend, und die Fanfaren zu lärmend, als daß man Joſephinens Exclamationen hätte vernehmen können.

Mäßige Dich! erinnerte Gröbler, willſt Du ihr durch Deinen Unmuth einen noch größeren Jubel bereiten? Da Du vermutheſt, daß dieſe ganze Geſchichte gemacht, eine verabredete Komödie iſt, ſo werden gewiß Leute hier ſein, welche Dich beobachten. — Ich würde grade jetzt recht heiter ſein! — Du kannſt es ja, wenn Du willſt. —

Ich ſeh' es ein, erwiederte Joſephine, ich kann mich aber Niemandem mittheilen; die Leute, welche Du mir heute, gerade heute, eingeladen, ſehen ja aus, als wenn ſie von „Pappendeckel" wären! Durch Deine Eiferſucht komme ich in Colliſion!

Mein Himmel! ſeufzte Gröbler, ich denke jetzt gar nicht mehr an mich; mir geht blos Dein Kummer nahe.

Dort in der Niſche, bei der luſtigen Geſellſchaft, berichtete, Joſephine, ſitzt der Architekt, derſelbe, welcher —

Ich weiß ſchon, welcher? betonte Gröbler, aber ich rufe ihn dennoch hieher.

Gröbler invitirte den Architekten; dieſer aber entſchuldigte ſich mit den Worten:

Ich bin hier in Geſellſchaft meiner Braut, und würde die größte Unſchicklichkeit begehen, wenn ich mich von ihr entfernen wollte.

Gröbler rappertirte.

Alles iſt gegen mich! erklärte Joſephine.

Indeß näherte ſich der Umzug der Königin auch der Paſſage, welche zu Joſephinen führte.

Frau Eva hielt bei ihrem Tiſche an.

Meine liebe Joſephine! rief Eva und fiel ihrer Schweſter in die Arme.

Das war der härteſte Schlag für die herzloſe, ſtolze Czalenka.

Sie erwiederte die ſchweſterliche, innige Begrüßung ganz froſtig.

Alles drängte ſich zu den beiden Schweſtern heran.

Du biſt ja gar ſchön! ſagte Madame Czalenka in einem Tone, der mehr Hohn als Theilnahme zeigte. Und heute ſogar Blumenkönigin! Wenn das die Gumpendorfer erfahren, ſo laſſen ſie Dir eine Wache vor's Haus ſtellen. — Wo iſt denn Dein Gemahl, führe mir ihn doch auf, wenn es Deine Majeſtät erlaubt!

Spott' nicht! ſagte Eva, ich kann ja nicht dafür, daß mich dies Loos getroffen hat. Du hätteſt Königin werden ſollen, Du, Du allein!

eim Wo iſt denn Dein Gemahl? betonte Czalenka.

Der iſt's! ſagte Eva freudig.

Der? der? fragte Joſephine.

Nun, Schweſter, bemerkte Joſephine, halte Deinen Umzug! Ich werde indeß mit Deinem Manne bekannt werden!

Der Schuſtermeiſter grüßte linkiſch.

Herr Schmierchlhofer ſtand auf und überließ ſeinen Platz dem Gaſte.

Der Umzug begann wieder.

Joſephine führte ihren Schwager Gröbler auf, welcher die herzlichſte Freude über dieſe Bekanntſchaft zeigte.

Nun aber führte Czalenka ein lebhaftes Geſpräch mit dem Schuſtermeiſter.

Sie befragte ihn ſo ſchnell über tauſend Dinge, daß der arme Mann gar nicht Zeit fand, alle Fragen zu beantworten; Joſephine wollte herausbringen, wer hinter dem Schabernak ſtecke, der ihr offenbar geſpielt wurde; der Schuſter, ſo befangen er auch war, zog ſich immer glücklich aus der Affaire.

Auf die Frage:

Wie kommen Sie, lieber Schwager, aber gerade auf einen Ball zum „römiſchen Kaiſer?“
antwortete er:

Offenherzig geſprochen, ich wollte es meinem Weibe nicht glauben, daß ſie wirklich ſo ſchöne Tänze erlernt, wie ſie mir erzählte. — Auf einem ordinären Balle hätte ich mich hievon nie überzeugen können, daher nahm ich mir einmal „einen Rand“ und führte ſie auf einen vornehmen.

Aber die Toilette meiner Schweſter? Etwas Schöneres, Moderneres, Geſchmackvolleres kann es gar nicht geben! Iſt das die Arbeit eines Schneiders aus Gumpendorf?

Alles aus Gumpendorf!

Plötzlich machte Joſephine einen Schrei.

Sie hatte Lüdrich erblickt, der ſie unaufhörlich betrachtete, ſo lange ſie mit ihrem Schwager ſprach.

Ha, jetzt weiß ich Alles! ſagte Joſephine. Nun, Schwager, ſuchen Sie Ihre Frau auf! Ich laſſe ſie ſchön grüßen!

Sie ſprang vom Tiſche auf, lief fort, Gröbler eilte ihr nach.

Sie ließ ſich nicht zurückrufen.

XV.

Die Leſer erfreut es immer, wenn ſie Reminiscenzen aus dem guten, heitern, alten Wien erfahren.

Dieſer Roman giebt hiezu vielfach Gelegenheit.

Frau Czalenka war eine ſtehende Figur jener Epoche. Sie machte in ihrer Weiſe ſelbſt Epoche, denn das frohe Wien ſah ſie in allen ſeinen Kreiſen.

Wie ſehr ſie alle Blicke auf ſich zog, mag daraus hervor gehen, daß ein Optiker, Hartinger war ſein Name, in der Breunerſtraße, dem Michalerkloſter gegenüber beſaß er ſeine Niederlage, „Czalenka-Perſpective“ verkaufte.

Es waren allerliebſte Operngucker, das Bild der ſchönen Frau war auf die Einfaſſung von Elfenbein gemalt.

Wenn Madame eine berühmte Sängerin oder Tänzerin geweſen wäre, hätte ſich eine ſolche Artigkeit des Optikers erklären laſſen, ſo war aber Madame Czalenka keine Künſtlerin, nicht einmal in der Liebe, ſie liebte nicht, ſie hatte kein, für wahre Liebe empfängliches Herz, ſie wollte nur Huldigungen empfangen, alle jungen Frauen und Mädchen verdunkeln, mit allen Männern ein grauſames Spiel treiben, den Mann, den ſie am Morgen beglückte, am Abende verlaſſen. Rückſichtslos behandelte ſie den treueſten Anhänger, und bedauerte nur, daß ſie bisher noch keinen ſo weit gebracht, daß er ſich ihr zu Liebe, etwa aus Deſperation, ins Waſſer geſtürzt, erſchoſſen, oder erhängt hätte.

Herr Gröbler wurde des Tages über wohl zehn Mal betrogen.

Sie hinterging ihn, ob er bei ihr zu Hauſe blieb, oder ausging, ob ſie allein oder mit ihm nach der Stadt fuhr, ob er ihr Vertrauen ſchenkte und ſie unbewacht ließ, oder wie ein Argus mit tauſend mißtrauiſchen Augen hinter ihr her war.

Herr Gröbler mochte es anfangen wie er wollte; er war immer der Betrogene.

Er wünſchte ſich auch kein beſſeres Loos.

Es gewährte ihm eine unendliche Seligkeit, wenn er um 9 Uhr des Morgens aus Wuth und Rache ein Tiger, und um 10 Uhr ein Lamm ſein konnte. Der Moment der Verſöhnung gewährte ihm die höchſte Wonne; die Verſöhnungsſtunden koſteten ihm immer das Meiſte; nie war Gröbler freigebiger, großmüthiger, als in dem Momente, in welchem er wieder verziehen, und Joſephine mit unendlicher Schalkhaftigkeit wieder die Hörner unter ſein üppiges Haar geſtreift, die ſie ihm aufgepflanzt hatte.

Die Kinder des Herrn Gröbler genirten ſie am meiſten.

Zwei Mädchen brachte ſie bald ins Kloſter, die älteſte Tochter und das Söhnchen mußte ſie aber im Hauſe behalten, wollte ſie Herrn Gröbler nicht auf die Idee bringen, daß ſie ihm und den Kindern nur Liebe und Anhänglichkeit geheuchelt, um vor der Welt den Titel ſeiner Frau, für welche er ſie ausgab, zu rechtfertigen; aber dieſe beiden Kinder waren ihr über alle Begriffe läſtig, denn die ſchöne Frau hatte die meiſten Abenteuer mit Männern, die ſie in ihre Wohnung beſtellte, wenn Herr Gröbler außer dem Hauſe Geſchäfte hatte, welches täglich der Fall war, und leider für ihn ſolche Geſchäfte die ihn oft, waren ſie mit Ausflügen oder kleinen Reiſen verbunden, den ganzen Tag in Anſpruch nahmen.

Die arme Tochter Louiſe, der arme kleine Sohn, wohin wurden ſie da verwieſen?

Im Sommer hatten es die Kinder noch gut. Der große Garten im Hauſe wurde ihnen geöffnet.

Ihr müßt Bewegung machen in freier Luft. Louiſe hat Anlage zur Bleichſucht, ſie muß drei Stunden unaufhörlich im Freien zubringen; ſchaufeln, graben, Unkraut ausjäten, Blumen begießen, mit einem Worte, Arbeiten ganz nach Angabe des Gärtners verrichten, und der Gärtner darf ſie — bei Verluſt ſeines Dienſtes — nicht eher von ſeiner Seite laſſen, bis ich Louiſe rufen laſſe, und der kleine Wolfgang muß im Garten herumjagen, durch den Reif ſpringen, mit den Kegeln ſpielen, mit den Kindern des Gärtners um die Wette laufen, das macht geſund, macht ſtark, befördert den Wachsthum und weckt den Appetit.

Aber im Winter und bei ſchlechtem Wetter, da hatten es die Kinder ſchwer.

Louiſe mußte den ganzen Tag über in einem abgelegenen Zimmer weiblichen Arbeiten obliegen, die Augen bei den feinſten Nähtereien unermüdet anſtrengen und die Finger blutig ſtechen.

Der Knabe mußte bei dem Lehrer bleiben und eben ſo unermüdet lernen.

Madame Czalenka übte ſich in Singlectionen, und ſang täglich andern Galans vor:

„Lehre mich die Liebe kennen,
Denn Du kennſt ſie gar ſo gut!“

Die Idee, Schauſpielerin werden zu wollen, hatte Madame Czalenka aufgegeben, oder, wie ſie ſich äußerte, Herrn Gröbler geopfert.

Er unterdrückt mein Talent! ſagte Frau Czalenka einſtens zu Madame Möva, einer in Wien lebenden, ſehr ſchönen und ſehr beliebten Schauſpielerin, deren Bekanntſchaft Czalenka gemacht, um von ihr Unterricht in der Darſtellungskunſt zu erhalten.

Er unterdrückt es?

Er will nicht, daß ich mich dem Theater widme; er will es nicht aus Eiferſucht!

Aus Eiferſucht? Eiferſucht iſt Quälerei, und quält man eine Frau, die man liebt und die Liebe verdient? — Daß doch die Männer nie lieben lernen! — Immer miſcht ſich ihr ordinärer Egoismus ins Spiel, immer wollen ſie uns allein beſitzen, jeder Blick, jedes Wort ſoll ihnen gelten; ſie, nur ſie wollen geliebt, angebetet, verehrt, verhätſchelt werden! Die Thoren, man muß dafür beſtrafen! — Ich hatte auch einſt einen ſolchen eingebildeten Gatten.

Einſt? Iſt er todt?

Für die Welt nicht, aber für mich. Ich nahm dieſen Mann, er gefiel mir, und ich heirathete ihn, weil er Schauſpieler war. Ein Schauſpieler, dachte ich, wird mir meine Freiheit nicht rauben; in der Theaterwelt hat man lockere Geſetze. Man trägt das Komödienſpiel größtentheils ins Leben über; heute kniet Karl vor uns, morgen Hugo, heute Günther, morgen Robert; man ſchwört heute einem Rudolph Treue, und morgen einem Heinrich; das bringt ſo unſer Stand mit ſich. — Mein Gemahl, der Hyacinth heißt, bildete ſich ein, es gäbe außer ihm keine Hyacinthen auf der Welt. Von dieſem Wahne habe ich ihn curirt. —

Sie curirten ihn? Wie haben Sie dies gemacht?

Ganz einfach! Zuerſt bewies ich ihm, daß neben mir — ich heiße Roſa, noch viele Hundert Roſen blühen; eine Schauſpielerin unſeres Theaters, welche zufällig auch Roſa hieß, bat ich, meinen Mann in ſie verliebt zu machen; der kleinen Kokette gelang dies, zwar nicht ohne Mühe, aber es gelang ihr. Sie verrieth mir ein Rendezvous, das ſie mit ihm vor hatte, ich überraſchte ihn mit ihr; ich war ſo frei, ihm zu beweiſen, daß er nicht um ein Haar beſſer ſei, als ich; ich trug auf Trennung an; wir trennten uns, und nun lebt er mit der kleinen Roſa Moll, beide bei dem Theater in Darmſtadt, und ich lebe in Wien und bin frei!

Wenn mir Jemand ſo helfen wollte! rief Joſephine aus. — Ich will mich von Gröbler nicht trennen, nur wünſchte ich, ihn bei einer Untreue zu ertappen, ſo zu ertappen, daß er mir ſeinen Treubruch nicht leugnen könnte; dann ſollte er ſich muckſen! — Meinen koſtbarſten türkiſchen Shawl gäbe ich darum!

Glauben Sie, daß dieſer Herr Grübler, oder wie der Mann heißt, zu einer Blondine von 24 Jahren, die aber noch immer ausſieht, als wäre ſie noch nicht 19 Jahre alt — Neigung faſſen könnte?

Zu einer ſo ſchönen Frau, wie Sie, gewiß —

O ſchön bin ich nicht, aber hübſch! auf Ehre hübſch und voll Feuer, wie ein Sprühteufel. — Wie alt iſt denn der Herr Grübler?

Um dreißig Jahre älter als ich!

Geben Sie mir dieſen Shawl?

Im Ernſte?

Dieſer Shawl gehört bereits mir!

Bedienen Sie ſich deſſelben als Ihres Eigenthums.

Mit Ihrer Erlaubniß.

Madame Möva ſchlug ſich augenblicklich in denſelben ein.

Wunderſchön! ſagte ſie, indem ſie den Shawl genau betrachtete, dieſer Shawl hat gewiß 1200 fl. gekoſtet?

Ich weiß es nicht. Ich habe ihn als Geſchenk erhalten. — Um dieſen Preis nehme ich ihn auch und danke.

Sagen Sie mir, iſt das Herrn Gröblers Portrait, das hier über dem Sopha hängt?

Ja.

Gut getroffen?

Sehr gut.

Nicht geſchmeichelt?

Nein.

Ein dummes Geſicht! Nehmen Sie es nicht übel!

Madame Czalenka lachte.

Nach Lavater hat er eine große Portion Leichtgläubigkeit, unmenſchlich viel Geduld, aber in gewiſſen Dingen eine Begriffsſtützigkeit wie ein Hammel. — In ſeinen Augen liegt die craſſeſte Blödigkeit und ſeine Stirne zeigt, daß man ihm da viel hinaufpflanzen kann, ohne daß er es merkt; nach dem Ausdrucke ſeines Mundes muß er viel Geld haben, denn er producirt ihn wie Einer, der da ſagen will, Gott ſei Dank; ich habe genug! und ſeine Naſe, ein Füllhorn von Liebenswürdigkeit, er trägt ſie wie Don Juan, als ihn der Teufel holt: auf dieſe Naſe ſetze ich meinen Erfolg.

Ihr Humor iſt unvergleichlich, liebe Roſa. —

Apropos! Wenn dieſer Herr Grabler wirklich in mich verliebt iſt, treten Sie ihn mir ab?

Nein.

Das gefällt mir von Ihnen. Nur aufrichtig! Grabler iſt reich, Sie haben Recht! Ich werde nun mein [illegible] ſo einrichten, daß er blos wankt. Die Sehnſucht nach mir ſoll ihn nicht ergreifen.

Er kommt! Er kommt nach Hauſe! Wollen Sie bei uns zu Tiſche bleiben?

Bekomm' ich Auſtern und Chablis?

O Herrn Gröblers Diners ſind vortrefflich.

Da hätten Sie mich ja längſt invitiren können. —

Es ſoll von nun an immer geſchehen. Sie werden täglich ein Couvert an unſerm Tiſche finden.

Morgen iſt im Theater an der Wien „Maria Stuart.“ Ich ſpiele die Marie.

Iſt Herr Gräzler geſchickt genug, mir aus ſeiner Loge einen Kranz zu werfen?

Damit könnte er glücklich werden. Er erſcheint für ſein Leben gerne als Mäcen. Auch liebt er das Aufſehen!

Er ſoll mir zwei Kränze werfen, das macht noch mehr Aufſehen. Ich will ihn zweifach glücklich machen.

Herr Gröbler trat ein.

Er eilte auf Pepi zu und umarmte ſie.

Reichi Pferd' hab ich Dir g'kauft! ſagte Gröbler.

Herr Gröbler erblickte Madame Möva.

Madame Möva ſtand auf und verneigte ſich.

Die berühmte dramatiſche Künſtlerin Madame Möva, ſagte Joſephine, welche Dir neulich in der „Jungfrau von Orleans“ ſo gefallen hat.

Freut mich! erwiederte Gröbler. Göttlich haben Sie g'ſpielt! Beſonders die Scene: „Mein iſt der Helm!“ Sagen Sie, hat Ihnen denn den Helm Jemand wegnehmen wollen, weil Sie ſich ſo gewehrt haben?

Da bemerkt man den Kunſtrichter! rief Möva. Ich fühle jetzt, daß ich dieſe Worte zu pikirt ſprach. Ich danke Ihnen für den geiſtreichen Wink; ich werde mich mäßigen! — Gott im Himmel! Madame Czalenka, was hätten Sie da für einen Leſſing an der Seite, wenn Sie ſich dem Theater widmeten! Zu was bedürften Sie meiner Unterweiſung, wenn Sie dieſen Tieck als Lehrer hörten! Engels Mimik wäre ganz überflüſſig, wenn dieſer Engel über Sie wachte!

Das letzte hab' ich verſtanden, aber das wegen Meſſing begreif' ich nicht, und dick bin ich gar nicht!

Ich ſprach von Leſſing und Tieck, den beiden größten deutſchen Dramaturgen.

Nein, was jetzt für Leut' aufſtehen!

Ich bewundere Sie als Kenner der Schauſpielkunſt; Sie könnten Unterricht geben; Sie müſſen mir Unterricht geben, das Klärchen in „Egmont" müſſen Sie mir einſtudiren.

Das „bringet" i nit z'ſamm'!

Sie wünſchen nicht, daß Joſephine ſich der Bühne widme?

Nur nit auf die Bühn'!

Sie haben vollkommen Recht! O, ich würde viel darum geben, könnte ich die gefährlichen Bretter verlaſſen, welche die Welt bedeuten!

Was für Bretter?

Die Bretter des Theaters!

So? I hab' g'laubt, Sie haben mich heut' auf den Brettern ſtehen ſehen, weil ich ein „neiches" Haus bau'.

Ich habe Madame Möva zu Tiſche gebeten, bemerkte Joſephine.

Das iſt g'ſcheidt! — Gehen wir aber ſogleich in's Tafelzimmer, ich hab' von der kalten Luft einen ſo ſtarken Appetit, als wenn ich acht Tag' nichts g'eſſen hätt'.

Der Bediente meldete:

Es iſt aufgetragen!

Kommen Sie, ſchöne Frau, nehmen Sie vorlieb!

Ich will nichts eſſen, Herr Gröbler, ich will Sie nur hören! Ich will aus Ihren Andeutungen Nutzen ziehen!

Beim Eſſen red' i und denk' i „nix," bis der Champagner kommt, da geht's aber bei mir wie aus einem „Plutzer." Kommen Sie!

Er reichte der Madame Möva den rechten Arm, der Frau Czalenka den linken Arm und führte beide Damen zu Tiſche.

Es waren mit den beiden Kindern fünf Perſonen am Tiſche.

Das Geſpräch kam anfänglich nicht in Fluß.

Es ſchmeckte der Geſellſchaft zu gut.

Gröbler ging mit dem beſten Beiſpiele voran.

Er aß nach Herzensluſt.

Madame Möva, welche bekanntlich in dem Fache der Gourmandiſe zur größten Zufriedenheit Aller, mit welchen ſie in Wien gaſtirte, „ihren Platz ausfüllte," unterbrach die Stille an der Tafel nur durch einzelne Beifallsrufe über die Köſtlichkeit der Gerichte.

Als aber der Champagner kam und die Kinder das Diner verließen, da gab es kein Zurückhalten mehr und die Zungen der Damen bewegten ſich äußerſt lebendig.

Während der Tafel ließ Madame Möva oft ihre Blicke auf Gröblers Antlitz ruhen; bemerkte er es, ſo that die Kokette, als würde ſie verlegen, weil er ſie bei der ſtillen Bewunderung ſeiner Reize überraſcht.

Da die Kinder ſich entfernt hatten, ſo vermochte Gröbler ſeine Freude über Madame Möva's wohlthätige Huldigung ſeiner Schönheit nicht mehr zu unterdrücken.

Die „Gnädige," ſagte er, ſchaut mi alleweil' an, ſoll das etwas zu bedeuten?

Ja, ſagte ſie; ſelbſt auf die Gefahr hin, meiner Gönnerin, Frau von Czalenka, zu nahe zu treten, muß ich geſtehen, daß ich nicht bald einen Mann geſehen habe, deſſen ausdrucksvolle, geiſtreiche Phyſiognomie, deſſen männliche Schönheit mir ſo gefallen, wie die Ihre. — Haben Sie nie irgend eine Heldenrolle auf dem Theater dargeſtellt?

Nie! verſetzte Gröbler wohlgefällig.

Vielleicht doch! Waren Sie nie in Schweinfurth? Ich ſah da im Jahre 1812 „Klara von Hoheneichen." Spielten Sie in Schweinfurth nicht den Ritter Adelungen?

Nein, ich war nie in Schweinfurth, aber daß ich ein Ritter-Geſicht beſitz', haben mir ſchon mehr Leut g'ſagt. Der „Klampferer" im Rothgaſſel hat einen Ritter als „Auslag-Schild," dieſem ſoll ich gleich ſehen, ſagen die Leut'.

Sie haben ſo etwas Altdeutſches, wie Götz von Berlichingen.

Ach! ſeufzte Möva, wenn man unſere jungen Leute betrachtet, dieſe Butterſoß-Geſichter!

Nicht wahr, das „Kaſige" der gegenwärtigen „Scheneration?" Kein' Kraft! kein' Saft! Bärt' haben'ſ wie die „Küniglhaſen," die Augengläſer müſſen ihnen 's Geſicht z'ſamm halten, die Hoſenträger den Leib und die hohen Stiefeln d' Füſſ', ſonſt „verliereten" ſie bei jedem Schritt ein „Stückel" Körper.

Kennen Sie den Grafen Dewill?

Das iſt der Magere, der täglich in den Prater reitet —

Er iſt erſt vierundzwanzig Jahre alt. Er gilt als eine Schönheit! — Sehen Sie ihn an, und ſehen Sie ſich gegen ihn an! Obgleich Sie ſchon ſechs bis ſiebenunddreißig Jahre alt ſein werden. —

„Höcher aufi,“ ich „ruder“ auf den 48ger ;„zuchi.“

Unmöglich! rief [illegible] voll Erſtaunen.

Fragen's dö! (Er meinte Frau Czalenka.)

Dann bewundere ich Sie! Der Graf Dewill iſt ein Greis gegen Sie!

Ja, ich „nimm's“ mit jedem Jungen auf! Gott ſei Dank! Man hat ſich conſcribirt (conſervirt).

Dieſer Graf iſt heute zu meinen Füßen gelegen. — Beim Himmel! ſterben könnte ein ſolcher Menſch vor mir, ich hätte kein Erbarmen! — Er iſt ein geiſtreicher Cavalier! Er iſt ſehr reich! Er iſt ein Mann der feinſten Bildung!

Was nutzt einem ſolchen welken Blumenſtöckel die Bildung! — Als Häring kann er ſich in einem G'würzg'wölb ſehen laſſen!

Ein Mann muß der ſein, den ich liebe, ein Mann, wie von Eiſen, nicht ein Männchen von Traganth.

Der Bediente meldete, daß eingeſpannt ſei.

„Der Wagen kann vorfahren!“

Das iſt mir leid, ſagte Gröbler, ich hab' mich ſeit Jahren nicht ſo gut unterhalten, wie heute mit Ihnen.

Ich werde Dir die Geſellſchaft unſeres Gaſtes nicht entziehen! bemerkte Joſephine. Der kleine Wolfgang hat heute vortrefflich gelernt, ich habe ihm verſprochen, daß ich ihn mit mir in den Prater nehme. — Unterhalte Dich nur mit meiner geiſtreichen Freundin. — In einer Stunde bin ich wieder zu Hauſe! — Adieu! Roſa, Sie dürfen mir nicht fort, bis ich wieder komme!

Ich laß' ſie gar nicht mehr aus! Wenn Du zurückkommſt, laß' ich den vierſitzigen und die „neichen“ Pferd einſpannen. Wir fahren ins Theater an die Wien; heute iſt zum erſten Male ein neues Kinder-Ballet von Horſchelt: „Der Wald von Hermannſtadt,“ ich hab' eine Loge, und nach dem Theater fahren wir in den „römiſchen Kaiſer“ zum Souper, und die ſchöne Roſa fährt mit uns!

Nie mehr in den „römiſchen Kaiſer!“ rief Joſephine entrüſtet, und flog zur Thüre hinaus.

Kindiſches Weib! ſagte Gröbler. Jetzt iſt es zwei Jahr, daß ſie dort im Faſching ſich alteriren mußte, und ſie kann es noch nicht vergeſſen!

Wir ſind allein, bemerkte Möva. Wenn ich mich nur beherrſchen kann!

XVI.

Sie müſſen täglich bei uns ſpeiſen, hub Gröbler an. Ich aſſe Sie ſogar alle Tage in meiner Equipage zum Diner ab- olen und nach Tiſche dorthin fahren, wo Sie abgeſetzt ſein ollen, in Ihrer „Logierung“ oder im Theater, das iſt mir memſchoß;“ wo wohnen Sie?

Im „blauen-Hauſe“ auf der Laimgrube.

Rückwärts von der Caſerne? — Hören Sie, da wurd’ ich eiferſüchtig, wenn ich mich Ihrer „Amourſchaft“ erfreuete.

Eiferſüchtig? Warum? Die ſchönen Herren Officiere den- en nicht an mich. So viel ich bemerkt habe, hat jeder ſeine Geliebte. —

Ja, aber die Herren Corporalen ſind auch nicht zu verachten; da kenne ich einen Cadet-Corporalen, der iſt ſechs Fuß, zwei Strich hoch, hat eine Bruſt wie der Eisbär in Schönbrunn und iſt erſt zwanzig Jahre alt, dem laufen die „Menſcher“ nach wie die Kinder dem Kerl, der’s Feuerwerk austrommelt.

Herr Grätzler, Sie werden mich doch nicht in die Kategorie jener Damen rangiren, welche jedes Schicklichkeitsgefühl verletzen. —

Warum nicht? incognito! Was aber das Rangiren betrifft, ſo bin ich kein Freund davon; ich hab' ein Mal einen Pflaſterermeiſter rangiren wollen, [illegible]re ich bald ſelbſt derangirt worden. —

Herr Gabler, ſagte Möra, Sie machen ſolche geiſtreiche Bemerkungen, daß es ſchwer wird, ſich mit Ihnen zu verſtändigen. —

Mit mir iſt es leicht zu reden, aber mit Ihnen iſt es ſchwer. Sagen Sie mir nur, warum geben Sie mir denn alle „fingerlang" einen andern Namen? Bald Gräßler, bald Gabler, „auf die Letzt" machen Sie aus mir noch einen Hörndler.

Ich merke mir die eigenen Namen ſo ſchwer. Wie heißen Sie eigentlich?

Ich ſchreib' mich Gröbler mit G. Es giebt in Wien auch einen Kröbler mit K; ich hab' im Anfang geglaubt, daß er mein Stiefbruder wäre, aber ich bin mit ihm gar nicht verwandt; es könnt' auch nicht ſein. Der Kröbler mit K iſt Doctor für die Kranken, und ich bin immer geſund, da kommen wir unſer ganzes Leben nicht z'ſamm'!

Wenn ich mich verlieben ſollte, Herr Gröbler mit „G," ſo dürfte der Mann, dem ich angehören möchte, nicht jung ſein.

Da haben Sie meinen Guſto!

Nur nichts Junges.

Mittlere „Waar."

Die jungen Leute ſind wetterwendiſch. —

Wie der April. —

Sie ſchwören allen Weibern Lieb' und Treu' —

„Nur um halber viere denken's ſchon wieder an eine Andere." —

Ein Mann in Ihren Alter könnte mein Glück machen.

Ich bin ſchon v[illegible]. —

Ich weiß es.

Ich hab' lang' „umklaubt," bis ich die Rechte gefunden habe.

Jetzt haben Sie ſie aber endlich?

Und wie!

Und Sie ſind allein Hahn im Korbe?

Ich hab' keine anderen Nachrichten. —

So will ich Ihnen andere Nachrichten geben.

Sie? die gute Freundin meiner Joſephine?

Es giebt Umſtände im Leben, bei welchen man die Freundſchaft bei Seite ſetzen muß.

Ich kenne keine ſolchen Umſtände. —

Sie glauben Ihre Geliebte fährt jetzt nach dem Prater?

Ganz gewiß.

Ich ſage Ihnen, ſie fährt nach dem fürſtlich Schwarzenberg'ſchen Garten. —

Da iſt auch noch keine Gefahr dabei.

Sie ſteigt dort aus. —

Natürlich, weil man in den Garten nicht hineinfahren darf.

Sie geht durch die Allee rechts hinauf bis zum großen Teich. —

Meinetwegen, wenn ſie eine Semmel mitgenommen hat, ſo kann mein Wolfgang die Fiſche im großen Teich füttern, das war auch meine Paſſion, wie ich noch ein kleiner Bub' war.

Der gute Wolfgang bleibt indeß im Wagen ſitzen; Frau Czalenka luſtwandelt mit einem ganz anderen Wolfgang. Sie hat Rendezvous mit einem Schauſpieler unſeres Theaters, welcher den Albrecht in der „Agnes Bernauerin" ſpielt.

Den Kerl „ſchmeiß“ ich in's Waſſer und die Czalenka als Agnes nach, dann ſpiel' ich den Bic[illegible].

Wollen Sie ſich hievon nicht überzeugen? Mir hat es Fritz Demmer ſelbſt geſagt, der mit Ihrer „Auserwählten“ das Rendezvous hat.

Ich ſitz' Ihnen nicht auf! Es fällt mir ſchon ein. — Sie „ſpitzen“ ſelbſt auf mich und möchten mich meiner „Pepi“ abwendig machen. — Jetzt gefallen Sie mir auf einmal nicht mehr! — Sie ſind falſch gegen meine „Pepi!“ Das iſt nicht ſchön von Ihnen.

Sie wollen ſich alſo nicht überzeugen?

Auf Ihr Zureden gewiß nicht!

Sie kennen den Charakter Ihrer Geliebten nicht. —

Ich kenne aber jetzt Ihren Charakter, Madame Möva. — Ich werd' Ihnen jetzt meine „neichen“ Pferd' einſpannen laſſen, wenn's etwa in's blaue Haus fahren wollen, oder beliebt's Ihnen vielleicht an den Schwarzenberg'ſchen Garten zu kutſchiren?

Sie ſind grauſam gegen mich und gegen ſich ſelbſt. —

Möglich, aber gegen meine Pepi bin ich es gewiß nicht. —

Sie wird Sie zu Grunde richten! —

Wird mir ein' Ehr' ſein!

Kennen Sie Herrn Lüdrich?

Lüdrich? Lüdrich? — Kommen Sie von dieſem? — Ei! Jetzt muß ich Ihnen einſpannen laſſen!

Er wünſcht Ihre Bekanntſchaft zu machen!

Ich kenne mich jetzt ſchon aus! Sagen Sie ihm, wenn er mich von Joſephine wollte abwendig machen, ſo könnte dies nur durch Joſephinens Schweſter geſchehen, die allein könnte mich vielleicht beſtricken, Joſephinens Schweſter, die Schweſtermeiſterin Everl, ſoll er mir ſchicken, aber die verricht't ihm keine ſolche Commiſſion, die iſt zu honnet!

Herr Gelber!

Gröbler heiß' ich, ich laſſ' mich aber auch Grob nennen.

Herr Grob, ich laſſe mich nicht beleidigen!

Gröbler läutete ſeinem Bedienten.

Karl erſchien.

Einſpannen! rief Gröbler. Auf der Stell'! Hinter der Getreid'markt-Caſerne ſteigt die gnädige Frau ab.

Waldon wird ein Stück ſchreiben und einen gefoppten verliebten Alten auf das Theater bringen.

Ich laſſe Herrn Lüdrich erſuchen, er möchte die Hauptrolle übernehmen!

Sie ſollen perſiflirt werden, Sie allein!

Und eine Künſtlerin daneben, die zu ehrſamen Bürgern unter der Maske der Freundſchaft in die Häuſer geht, den Frauen Zuneigung heuchelt, den Männern Liebeserklärungen macht und für ihr ſchlechtes Spiel ausgepfiffen wird.

Franz kommt.

So eben kommt die gnädige Frau nach Hauſe.

Möra erſchrak.

Herr Gröbler, ſagte ſie, ich hoffe, Sie werden mich vo Frau Czalenka nicht beſchämen.

Sie ſind ſchon vor mir beſchämt genug!

Sie werden ihr nichts ſagen, von dem —

Da hab' ich Joſephine zu lieb, um ſie zu kränken.

Sie werden keine Sylbe verrathen. —

Nur gegen das Verſprechen, daß Sie ſich in meinem Hau nicht mehr ſehen laſſen.

Joſephine trat ein.

Warſt Du im Prater? fragte Gröbler Joſephine.

Freilich. Wir müſſen ſogleich dahin fahren. Der [illegible] Goldner hält dort ſeinen Ehrentag; alle Baumeiſter nehmen Theil an ſeiner Hochzeit; Du ſollſt ebenfalls kommen. Die Herren haben mich geſehen und mich beſchworen, Dich zu invitiren.

Frau von Möva, wie wird Ihnen? fragte Gröbler.

Ich empfehle mich, ſagte dieſe, und eilte zur Thüre hinaus.

Was hat die? fragte Joſephine.

Ein Rendezvous im Schwarzenberg'ſchen Garten.

Mit wem?

Mit dem Schauſpieler Demmer vom Theater an der Wien. Oben beim Teiche!

Joſephine lachte.

Die ein Rendezvous? ſagte ſie, an einem ziemlich abgelegenen Orte? Ich glaube, ſie foppt ſich ſelbſt. Zudem iſt jetzt ein Rendezvous mit Friedrich Demmer nicht möglich. Er ſpielt heute. Es wurde plötzlich das Ballet abgeſagt. Die kleine Angioletta Meyer iſt krank. Es wird „Johanna von Montfaucon" gegeben.

Wir gehen auf jeden Fall in's Theater. Ich ſehe die Ritterſtuck für mein Leben gern.

Wie fandeſt Du Madame Möva?

Eine charmante Frau, und Dich liebt ſie!

Dich nicht auch?

Jetzt liebt ſie mich ganz ſo wie Dich.

Fahren wir in's Theater, vielleicht erzähl' ich Dir Etwas.

Franz trat ein.

Es iſt eingeſpannt.

Hat ſich denn die Frau, die ſo eben fortgegangen, nicht der „neichen" Pferd bedient?

Nein, ſie iſt in den Wagen geſtiegen, in welchem die Gnädige nach Hauſe gekommen. Es hat ihr zu lange gedauert.

Gröbler lachte.

Du fährſt alſo nicht in den Prater?

Die Abende ſind noch zu kühl. In's Theater! in's Theater! Ich habe meine Urſachen!

XVII.

Madame Möva hatte nichts Eiligeres zu thun, als bei Herrn Lüdrich Rapport über ihre verunglückte Sendung abzuſtatten.

Madame Möva, ſo gewandt ſie ſonſt immer war, alle denkbaren Intriguen auszuführen, machte ſich ſelbſt Vorwürfe, daß ſie mit der Thüre ins Haus gefallen, und klagte ſich an, daß ſie nicht klüger geweſen.

Ich meinte, ich hätte ihn ſchon im Netze, ſagte ſie, und dürfte daſſelbe nur zu ziehen, allein Gröbler iſt zu verliebt in dieſes Weib; Frau Czalenka hat ſich mit ſolcher Gewalt ſeines Herzens bemächtigt, daß es unmöglich iſt, ſie von ihm loszureißen. Den größten Streich ſpielte mir der Zufall dadurch, daß das Rendez-vous im Schwarzenbergſchen Garten, von dem ich durch Fritz Demmer unterrichtet, nicht ſtatt fand, daß Frau Czalenka durch den veränderten Komödienzettel, welchen ſie an allen Straßenecken angeheftet fand, erfuhr: Demmer ſei im Theater beſchäftigt, dem Stelldichein alſo nicht folgen könne.

Grämen Sie ſich hierüber nicht, ſchöne Frau, erwiederte Lüdrich, dieſer Fehlſchuß, auf den bornirten Gröbler abgefeuert, hat nichts zu bedeuten. Bewegen Sie nur Demmer dahin, daß er einen Entſchuldigungsbrief an Frau Czalenka ſchreibe, darin von ſeiner Liebe glühend ſpreche und ſein Glück ſchildere, daß r Joſephinens Neigung verſichert ſei. — Tragen Sie ſich an, ieſen Brief Demmers ſelbſt beſtellen zu wollen, dieſen Brief ringen Sie dann mir, und ich werde ihn auf eine Weiſe, die nicht fehlſchlagen kann, in Gröblers Hände bringen. Sie rhalten hiedurch auch den Beweis für den gehirnkranken Mann, aß Sie ihm kein Märchen erzählt, und ſeine Geliebte nicht erleumdet haben.

Sie laſſen ſich alſo nicht irre machen? Sie werden nicht rmüden, Ihren Vorſatz, Frau Czalenka zu verderben, auszuführen?

So lange ich lebe, gewiß nicht! — Uebrigens werde ich en Wunſch Gröblers, ihm die Schweſter Joſephinens zuzuenden, nicht unbeachtet laſſen.

Aber wenn dieſe zu ſcrupulös wäre, dergleichen Dingen ie Hand zu bieten. —

Sie ſoll nicht erfahren, zu welchen Zwecken ſie mir dient. — Und nun, Madame Möva, erlauben Sie mir, mich meines Dankes für Ihre Mühe zu entledigen. —

Ihres Dankes? Sie wollen mir doch nicht etwa ein Honorar bezahlen?

Ich will Ihnen ein Angedenken übergeben.

Ich habe Ihnen ja nichts genützt. —

Doch. — Wenn Sie auch nur der erſte Waſſertropfen geveſen, der auf den harten Stein Gröbler gefallen, ſo hat dies ichts zu bedeuten; es werden ſo viele Waſſertropfen auf dieelbe Stelle ſinken, daß der Granit endlich doch ausgehöhlt verden ſoll.

Ein anderer Beweis Ihrer Güte als ein Souvenir wäre nir lieber. —

Zum Beiſpiel.

Ich langweile mich bis zur Verzweiflung in dieſem Wien.

Für alle, die hier leben, iſt es ein unerſchöpflicher B
Vergnügungen, für jeden Fremden ein Eldorado, nur ich
einſam und freudenlos in dieſer ſchönen Reſidenz umhe

Wie? Eine ſo ſchöne Frau wie Sie, ſollte keinen
haben? keinen Geliebten? nicht einmal eine Familie
an welche ſie ſich anſchließen könnte?

Ich habe weder Geliebten, noch Anbeter, weder F
noch Freundin.

Wie kommt dies?

Es mag wohl an mir ſelbſt liegen. Ich bin zu
verwünſcht boshaft, und meine Aeußerungen, die, we
guter Laune bin, unbeſonnen mir entſtrömen, verletze
jenigen, welche mit mir umgehen; ich mache mich gerne
über die Leute, und am liebſten über meine Verehrer,
nehmen dies übel, und wollen mich nicht mehr verehren.

Man ſollte ſich aber an Ihre Weiſe gewöhnen. We
Weib nur ein gutes Herz beſitzt, über das Andere geh' j
aus. — Von Madame Czalenka hat es mich wahrlich
verdroſſen, daß ſie mich zu Grunde gerichtet; daß ſie mich
ſo nichtswürdig, undankbar und rückſichtslos behandelte
ich ihr nichts mehr bieten konnte; daß ſie es mir merken
wie ſehr ſie nur das Geld von mir geliebt, dies empörte
daß ſie mich dann, als ich als Bettler vor ihr erſchien,
abſcheulicher von ſich wies, als den ſchlechteſten Bettler
ihr auf der Straße begegnete, dies entflammte meine R
und ſie ſoll ihr verfallen; ich habe es mir zugeſchworen
Doch nichts weiter hievon! — Welchen andern Beweis m
Freundſchaft fordern Sie?

Sie ſind ein ſehr reicher Mann, ſind reicher geworden
Sie waren; ich habe Ihnen geſagt, daß ich mich langw
[illegible] aber, mit Ihrem großen Vermögen, langweilen ſich

— Was könnte es Ihnen verſchlagen, wenn Sie in Ihrem Hauſe, bei Ihren Zerſtreuungen und Erholungen, eine Frau theilnehmen ließen, die zu leben weiß, immer guter Laune iſt, und — nehmen Sie ja nicht übel, was jetzt kommt — eine ganz andere Figur ſpielen würde, als die — Schuſtermeiſterin, welche Sie noch immer im Hauſe haben! Ich weiß wohl, daß Ihnen dieſe hübſche Frau gefällt, ſie ſieht Ihrer ehemaligen Geliebten ähnlich, und dies iſt außerordentlich viel; aber Ihre Geliebte iſt ſie nicht, ſie will nicht einmal zum Scheine dafür gelten, dagegen ſtreiten die Grundſätze der holden Eva; was haben Sie alſo an ihr und an ihrem Manne, der ſein Weib bewacht wie ein Cerberus?

Dies iſt mein Geheimniß.

Sie würden Etwas darum geben, wenn dieſe Frau nur ein Mal mit Ihnen in einer Loge im Theater erſchiene, oder in Ihrer Equipage mit Ihnen ſpazieren führe, welches ſie gewiß nicht thun würde, wenn Sie ſelbſt ihren Gatten, den Schuſter, mitnähmen.

Ich leugne nicht, daß es mir große Freude bereiten könnte, wenn Frau Eva nicht gar ſo difficil wäre.

Schlagen Sie einen andern Weg ein. Gewähren Sie mir einen beſtändigen Zutritt in Ihr Haus. Erzeigen Sie mir Aufmerkſamkeiten, als wenn Sie an Eva gar nicht dächten; fahren Sie mit mir zu Bällen, Aſſembléen und Concerten, laſſen Sie mich in Ihren Logen und Equipagen erſcheinen, und ich wette, Frau Eva kommt mit, weil nur eine Frau dabei iſt, welche —,—

Welche als meine Geliebte gilt?

Ja, ſagen wir ſo; es wird mich nicht umbringen. —

Ganz recht; allein, Sie ſind Schauſpielerin, eine

Recht beliebte Schauſpielerin, haben hundert

im Jahre nicht frei, haben Vormittage, an welchen Sie
den Proben müſſen, nicht diſponible. —

Was liegt mir am Theater!

Ihr Ruhm iſt Ihnen nichts?

Kennen Sie die Drangſale einer Bühnenkünſtlerin,
wenn ſie zehn Mal höher ſtünde, als ich? Die Cabalen,
Intriguen, den Rollenneid, die Launen des Directors, die
maliciöſen Quälereien der Regiſſeure, den April-Chara
des Publikums, und die Prätenſionen der Kritik?

Ein Abend voll Triumphe gleicht Alles, gleicht alle
littenen Unbilden aus!

Ich verzichte auf dieſe Triumphe. Ich habe 3000 Gu
Gage, mit dem fünften Theil nehme ich vorlieb, wenn ich
mehr Komödie ſpielen darf. —

Madame Möva, wenn das Ihr Ernſt wäre?

Gewiß iſt es mein Ernſt!

Dann engagire ich Sie ſogleich für mein Haus-The
ich gebe Ihnen den dritten Theil Ihrer bisherigen Gage,
in meinem Hauſe ſollen Sie Alles frei haben.

Auf wie lange?

Auf ein Jahr.

Dafür dank' ich!

Auf zwei Jahre!

Auf die Dauer Ihres Lebens! Nur, wenn Sie heira
löst ſich unſer Contract.

Ich heirathe nie.

Deſto beſſer für mich! — Sollte ich Ihnen aber plö
llen — Ihre Liebhaberin bin ich ja ohnehin nicht,
berinnen von meinem Rufe erhält man auch nic
Tauſend Gulden — ſo zahlen Sie mir eine dreijä
[illegible] mich fort. — Sie gewinnen i

Jahre die 2000 fl., welche Sie mir weniger geben, als meine Direction, mein Benefice gar nicht gerechnet, das ich im Theater an der Wien alljährig habe, und das ich ebenfalls auf mindeſtens 1000 fl. anſchlagen kann.

Topp!

Wann gewähren Sie mir meine Antrittsrolle?

Gleich morgen.

Fatal!

Heute Abend hätte ich ſo gerne im „Erzherzog Karl“ ſoupirt.

Dieſen unbedeutenden Wunſch kann ich erfüllen.

Nehmen wir den Schuſter und die Schuſterin mit?

Wenn ſie von der Partie ſein wollen.

Führen Sie mich beiden nur erſt auf.

Das ſoll ſogleich geſchehen.

Aber Sie müſſen mich in einer Weiſe den Fußbekleidungs-Maſchiniſten vorſtellen, als wenn ich den oberſten Sitz in Ihrem Herzen hätte! Als eine Wittwe, welche Sie zu heirathen gedenken.

Soll ich ebenfalls Komödie ſpielen?

Ich bitte Sie, iſt nicht Alles Komödie, was Sie mit den Schuſterleuten vorhaben?

Sie haben Recht. Auf ein Intermezzo ſoll es mir nicht ankommen! Geben Sie mir den Arm, und begleiten Sie mich in die Schuſterwerkſtatt.

Herr Lüdrich führte Madame Mėva zu ſeinen Gäſten.

Da ſaß der Schuſter, und nähte emſig an einem geſtickten Damen-Pantoffel.

Frau Eva war an ſeiner Seite, und garnirte allerliebſte Schühchen mit roſenrothen Bändern.

Immer fleißig! Immer unermüdet! Ihr arbeitet ja, Kinder, daß Euch die Augen roth werden. Es dämmert bereits! Macht doch Feierabend, und erholt Euch. — Ich glaube, Ihr ſeid nur darum ſo fleißig, um ſchneller als accordirt wurde, mit Eurer Aufgabe fertig zu werden, und um nur recht bald aus meinem Hauſe zu kommen.

Wir leugnen es gerade nicht, erwiederte Eva, daß es uns lieb wäre, wenn wir ſchon in einigen Monaten wieder ſelbſtſtändig werden könnten.

So? Findet Ihr es denn ſchlecht bei mir?

Gott bewahre! antwortete Franz. Wir leben wie die Götter!

Es ſchlägt uns auch gut an! Mein Mann und ich, bemerkte Eva, ſind jedes um einen viertel Centner ſchwerer geworden, aber ſelbſtſtändiger Meiſter und ſelbſtſtändige Meiſterin iſt doch mehr! Lieber zwanzig Mal ſchlechter eſſen und trinken, aber nur ſein eigener Herr! — Iſt es nicht ſchauderhaft! Während wir im Hauſe ſind, hat mir mein Mann ſchon das neunte Par Schuh' gekauft. —

Gekauft? Warum gekauft? fragte Lüdrich.

Nun, ganz natürlich! Geſchenkt kriegt man nichts in Wien, und ſtehlen darf man auch nichts, alſo mußte mein Mann in einem Gewölbe, als Schuſter, die Kundſchaft eines Schuſters werden.

Warum arbeitete er nicht für ſeine Frau?

Wie wäre das möglich geweſen? Er, der immer ſeine ganze Liebe in meine Schuhe nähte, hätte zu viel Zeit verſäumt; ſeine Zeit und meine Zeit gehört nur Ihnen, Herr von Lüdrich; wir laſſen uns auf keiner Pflichtvergeſſenheit ertappen.

Da würden Sie mir wohl auch keine Schuhe machen? fragte Möva.

Warum nicht, verſetzte Franz, wenn ſie uns von dem gnädigen Herrn zu den beſtellten gerechnet werden.

Mit tauſend Freuden! — Ich bitte, Meiſter Glaubner, gleich ein Dutzend für meine Braut in Arbeit zu nehmen.

Für Ihre Braut? fragte Eva freudig. Iſt dieſe Dame Ihre Braut?

Eva ſprang von ihrem Sitze auf und küßte der Frau Möva die Hand.

Franz folgte und küßte ihr ebenfalls die Hand.

Nun, da bin ich froh! betheuerte Eva. Da wird gleich ein anderes Leben in dieſes Haus kommen, da bleibe ich dann weit lieber hier. Ich muß Euer Gnaden noch ein Mal die Hand küſſen! Euer Gnaden ſind doch keine Wittwe?

Und wenn ich es wäre?

Wär' auch kein Unglück, beſonders wenn Euer Gnaden den guten Herrn recht in Ehren halten, denn einen ſo vortrefflichen Mann gibts auf der weiten Welt nicht.

Ich ſehe ſchon, daß mein künftiger Gatte mir nicht zu viel von Euch geſagt hat. — Es freut mich, daß ich Euch kennen gelernt habe. So lange Ihr noch im Hauſe bleibt, bleibt Alles wie bisher, wir ſpeiſen täglich zuſammen, und Ihr nehmt auch an den Vergnügungen Theil, welche mein Bräutigam anordnet, ſo zum Beiſpiel gleich heute, wollen wir im Hotel zum „Erzherzog Karl" ſoupiren und Ihr ſollt dabei ſein!

Das wäre zu viel, Euer Gnaden!

Nein, nein! Mir würde es den Abend verderben, wenn Ihr nicht dabei wäret.

In Gottes Namen! rief der Schuſter; aber dorthin kommen gewiß recht viele vornehme Leute?

Eſſen dieſe anders, als mit dem Munde? fragte Eva. Wir gehen ſchon mit, ich bin recht froh, wenn ich in ſchönen Geſellſchaften ſpeiſen kann; den Ball im „römiſchen Kaiſer“ werd' ich mein Leben nicht vergeſſen.

XVIII.

Das Souper im „Erzherzog Karl", das Herr Lübrich beſtellen ließ, und an welchem Madame Möva, dann der Schuſter Glaubner und ſein Weib Theil nahmen, war ſo ſplendid, daß ſich ein Herzog auch nicht geweigert hätte, die ausgewählten Gerichte auf ſeine Tafel ſetzen zu laſſen.

Im Jahre 1819 ſtand der berühmte Fuchs noch dieſem Gaſthofe vor. Wiener, aus der guten, alten Zeit, werden ſich erinnern, wie man damals in dieſem Hotel ſpeiſte.

Fuchs, das kleine, elegante Männchen, das ſtets wie aus einem Schächtelchen hervorgegangen erſchien mit ſeinem zur Wahrheit gewordenen Sprichworte: „Leben und leben laſſen", hatte zu jener Zeit die vorzüglichſten Köche, und ſeine Weine gehörten, nebſt den echten Getränken, die Vater Munſch im „Schwan" credenzte, zu den auserleſenſten in Wien.

Fuchs war nicht nur von dem geſammten Wiener Publikum ſehr geachtet, auch ſeine Collegen eſtimirten ihn. Er war ein reeller Mann, kannte das Wort Brodneid nicht, machte nie ſeinen Collegen die Gäſte abwendig, reiſte nie den Paſſagieren dreißig Meilen weit entgegen, um ſie für ſein Wirthshaus zu acquiriren, beſtach nie die Conducteure und Poſtillone, um nur ihm die Fremden zuzuführen, im Gegentheile, er ſagte es oft, daß er ſich niedere Umtriebe und [illegible] Manövres anzuwenden, um Reiſende herbei zu locken, ſchämen würde. Hatte er das Glück, das ihm auch häufig zu Theil wurde, Prinzen und Prinzeſſinnen oder noch höhere Perſonen in ſeinen ſchönen Appartements aufzunehmen, ſo prellte er dieſe nicht, ſondern behandelte ſie honnet, weshalb ſie auch gern wieder bei ihm einſprachen, wußten ſie doch, daß ſie es mit einem redlichen Manne zu thun hatten.

Das Souper war alſo exquiſit, und wie täglich, waren die Speiſe Zimmer, welche im Jahre 1819 die Ausſicht nach der Kärntnerſtraße boten, mit den diſtinguirteſten Perſonen überfüllt.

Der Grund, um deſſentwillen Madame Möva ſich ſo ſehr bemühte, gerade an dieſem Abende im Speiſe-Salon zum „Erzherzog Karl" zu erſcheinen, war Graf Derville, von welchem ſie erzählte, daß er ihr nicht gefiele, und daß ſie ihn eher ſterben laſſen als erhören könnte.

Derville war auch wirklich anweſend, aber er beachtete die Kokette nur, um ihr einen Schabernak zu ſpielen. Dafür ſtach Frau Eva dem Grafen deſto mehr in die Augen.

Dieſe junge Frau gefiel in ihrer Einfachheit wieder ſo ſehr, daß Derville kein Auge von ihr abwendete.

Der Graf ſchien lange unſchlüſſig, auf welche Weiſe er ſich der Niedlichen nähern und der Schauſpielerin zugleich einen Streich ſpielen könne. Er ſaß der Frau [illegible] zum Glücke ſo nahe, daß ſie viele ſeiner ſchmeichelhaften Aeußerungen vernehmen konnte; endlich fiel dem Grafen ein, auf welche Weiſe Möva zu ärgern ſei, die es ihm darnach gemacht, und wie er ſich ihrer Geſellſchafterin nähern könne. Er ſtand auf, verneigte ſich vor den beiden Frauen, bat Lüdrich um Erlaubniß, Madame Möva anſprechen zu dürfen, ſetzte aber dieſe durch die Worte, welche er ſprach, ſogleich in Verlegenheit.

Frau Möva, ſagte der Graf, geſtatten Sie mir mein Bedauern über einen Vorfall auszudrücken, welcher alle Theaterfreunde tief betrübt. Die Direction des Theaters hat Ihnen gekündigt und in Folge des Rencontres, den Sie mit dem Director gehabt, treten Sie ſelbſt während der Ihnen noch zukommenden Zeit nicht mehr auf. Dies beklage ich herzlich.

Wer hat Ihnen dies geſagt? fragte Frau Möva in ſichtbarer Verlegenheit. Sie ſah nun auf ein Mal das Lügengewebe durchbrochen, das ſie Lüdrich vorgemacht.

Der Regiſſeur Küſtner, antwortete der Graf. Er zeigte mir ſogar den Brief, den Sie an die Direction ſchrieben, um die Kündigung rückgängig zu machen. Wenn Sie mir erlauben, will ich die Sache vermitteln. —

O nein, Herr Graf, gab Möva mit vieler Geiſtesgegenwart zurück, ich ſchätze mich glücklich, daß der Rencontre, wie Sie meinen Streit mit dem Director, dem Grafen Ferdinand Palffy, nennen, ſich ergeben; ich veranlaßte den Zwieſpalt gefliſſentlich, und bin nun, Gott ſei Dank! wieder frei. —

Ich vermuthe nun, daß Sie zu Ihrem Gatten zurückkehren werden, der, wie verlautet, ſich recht ernſtlich nach Ihnen ſehnt. —

Nun ſtieg die Verlegenheit der Madame auf den höchſten Grad, aber auch Lüdrich gerieth in Verwirrung.

Ein verwünſchtes Weib! ſprach er zu ſich ſelbſt; in welchen Embarras verſetzt ſie mich durch ihre impertinenten Lügen. Mir hat ſie weiß gemacht, ſie ſei eine Wittwe und laſſe ihr Engagement im Theater an der Wien mir zu Liebe im Stiche.

Sie ſind heute ſehr zu Scherzen aufgelegt, erwiederte Möva. Ich und einen Gatten!

Sie werden ihn doch nicht für todt halten! lachte der Graf.

Er iſt todt! eiferte Möva.

Haha! erwiederte der Graf. Er iſt todt und tritt morgen als Gaſt im Hoftheater nächſt der Burg auf. Er wohnt in dieſem Hotel. Madame Möva, was werden Sie ſagen, wenn er hier in dieſen Speiſeſaal tritt; der Garçon erzählte mir, daß er an jenem Tiſche mit Toepfer und Kettel ſpeiſen werde.

Nun war es mit der Geiſtesgegenwart der Madame Möva vorbei.

Es war, als hätte ſie der Blitz getroffen.

Ich wollte Sie nicht erſchrecken, ich wollte Sie nur vorbereiten, ergänzte der Graf, als er die grenzenloſe Befangenheit derſelben bemerkte. Iſt dieſe Dame auch eine Dame, welche der dramatiſchen Kunſt angehört? fragte der Graf und wies auf Eva. Stellen Sie mich ihr doch vor, ſagen Sie ihr, daß ich der größte Theaterfreund Deutſchlands bin. —

Erlauben Sie, Herr Graf, fiel Lüdrich ein, Ihnen zu bemerken, daß die Dame, nach der Sie ſich erkundigt, keine Schauſpielerin, ſondern die Gattin des Herrn iſt, der an ihrer Seite ſitzt, und daß Sie unrecht thun, Frau Möva ſo ſehr zu quälen.

Ich verſtehe und bitte um Entſchuldigung. Ich war im Irrthum, habe ich Sie doch ſelbſt für einen „zärtlichen Vater" angeſehen, ich bemerke jedoch, daß Sie höchſtens das Fach der „polternden Alten" übernehmen könnten.

Der Graf begab ſich auf ſeinen Platz.

Impertinent! ſagte Lüdrich. Wie konnten Sie ſo dringend wünſchen, fragte er Möva, hier den Abend zuzubringen, hier, wo Sie ſo ſonderbare Gäſte mit Recht befürchten mußten?

Dieſer Graf! grollte Möva; er verfolgte mich mit ſeiner

Liebe, und da ich ihm nun kein Gehör geben wollte, ſo rächt er ſich nun an mir. — Ich und einen Gemahl.

Lüdrich hatte keine Antwort auf die Bemerkung der Frau Möva.

Die Mittelthüre wurde nun mit großem Geräuſch aufgeriſſen.

Herr Fuchs trat ein und wendete ſich an die Gäſte, die vor der Thüre ſtanden, „kein Plätzchen ſei mehr zu haben, ſagen Sie; ich werde doch noch eins finden!“

Fuchs wendete ſich an Lüdrich.

Sie, mein edler Gönner, ſagte er, werden mir wohl aus der Noth helfen; da habe ich einen Herrn und eine Dame vor der Thüre, die ſoeben aus dem Theater kommen und gar ſo gerne im Saale zu ſpeiſen wünſchten. —

Wer iſt es denn? fragte Lüdrich.

Fuchs ſagte Lüdrich einige Worte heimlich.

Nein! rief Lüdrich. Das fehlte noch! Warum will Er nicht im Nebenzimmer ſitzen, wenn ihn der Teufel ſchon hieher geführt hat! — Da drin ſehe ich noch einen leeren Tiſch! — Doch es iſt mir egal; ich gehe mit meiner Geſellſchaft hinein; ich will nicht, daß Er mit Ihr auch nur an mir vorüber komme.

Er bat ſeine Geſellſchaft, ihm zu folgen, und begab ſich mit derſelben ſchnell ins Nebenzimmer.

Der Leſer wird wol ſogleich errathen haben, wer der Herr und die Dame waren, welche, aus dem Theater kommend, im „Erzherzog Karl“ ſoupiren wollten.

Herr Gröbler und Frau Czalenka.

Sie traten ein.

Wie überall, wo man die eine der Schweſtern bemerkte und wann bald der andern anſichtig wurde, fiel auch hier die überraſchende Aehnlichkeit auf.

Herr Gröbler führte mit großem Geräuſch Joſephine in den Saal.

Schnell ordneten die Garçons den Tiſch.

Herr Gröbler muſterte die Geſellſchaft.

Wen ſuchſt Du?

Den Lethlanthinger mit ſeiner Frau; beide kommen zuweilen hieher! ſagte Gröbler; wäre er da, ſo müßte er ſich zu uns ſetzen. Der Tiſch iſt ziemlich groß, wenn wir uns ſo „einſchichtig“ hier placiren, ſo müſſen wir befürchten, daß ſich hier jemand „herpoſtirt“, den ich oder Du nicht mögen! — Es ſind mir ohnehin zu viel „Gſchwuſen“ (Gecken, Stutzer, Dandys) hier, welche Dich in einem fort angaffen. — Ich weiß ſchon, was ich thue! — Kellner!

Der Kellner erſchien.

Noch vier Couverts! Für ſechs Perſonen iſt hier Platz; ich muß dieſen Tiſch allein haben!

Wie Euer Gnaden befehlen!

Und nun „nimm die Füſſ' über d' Achſel“ und „ſchau dazu“, daß wir was kriegen! —

Ein delicater Faſan iſt am Spieße! meldete der Kellner.

Ich „pränumerir' mich“ drauf, aber vorher muß etwas Anderes kommen; viel Anderes! — Stell' einen „Puffer“ ins Eis.

„Jacqueſon“ oder „Moet?“

„Tamiſcher Hieſel!“ lachte Gröbler, wem willſt Du denn Deinen „Moet“ aufdisputiren? den möcht' „i nit“ in d' Stiefeln.

Was für Weine und Speiſen ſoll ich früher bringen?

Die Weine werde ich beſtimmen, die Speiſen die Frau.

Sag' es her, was Dein „Kuchelzettel" enthält. Die Frau wird ſich nicht die Augen an Eueren „Schierhagen" verderben.

Der Kellner zählte die Speiſen auf.

Madame Czalenka nannte die Speiſen, die ſie wünſchte.

Vorher bring' doch ein Paar Dutzend Auſtern.

Es iſt jetzt ſchon zu warm, verſetzte der Kellner, um friſche Auſtern bringen zu können. —

So bring', was Dir in die Händ' fallt. Mein Magen muß „was zum Spielen" haben!

Der Kellner eilte fort.

Wenn ich wüßt', wer früher an dieſem Tiſch g'ſeſſen iſt! ſagte Gröbler. Der Wirth verſicherte, er kenne die Geſellſchaft nicht! — Zwei Herren und zwei Damen! — Die müſſen auch nicht ſchlecht getafelt haben; in dem Augenblicke, in welchem wir eingetreten, ſind die Trüffelpaſteten, die Schnepfen und das Ananas-Compot noch auf dem Tiſch g'ſtanden; Bordeau und Champagner haben's auch g'trunken; die Kellner haben Alles in das zweite Zimmer getragen? — Kellner! rief Herr Gröbler.

Der Kellner erſchien.

Wer iſt „vor unſer" da geſeſſen?

Ich hatte nicht die Ehre, die Herrſchaften zu kennen.

Nicht? — Ein Wiener Kellner, und nicht alle Leute kennen, dann biſt Du ja ein „Hodidl" (alberner Menſch).

Ich bitte um Verzeihung, Euer Gnaden, ich bin kein Wiener Kellner, ich bin ein Frankfurter!

Darum ſprichſt Du ſo „ſchwabiſch!" Alſo ein Frankfurter! — Da wirſt Du Dich „verſchaut" haben, wie Du nach Wien kommen biſt! Alle Tag' eine Million Menſchen auf den Straßen, 300,000 Equipagen und der Luxus und die Pracht! Sag' Du mir, iſt Frankfurt die Hauptſtadt von dem Lande, wo man die „kalte Schale“ ißt?

Ich bin von Frankfurt am Main. In Frankfurt an der Oder wäre es möglich, daß man „kalte Schale“ ſpeiſte. —

Der Kellner wollte ſich entfernen.

Da bleibſt „Tappſchädel“ (dummer Menſch). Ich hab' noch nichts „zum Aufſchütten“. Bring' eine Bouteille Johannisberger-Cabinetswein.

Der Kellner lief fort.

Der Kerl iſt noch empfindlich! ſagte Gröbler. Von Frankfurt am Main iſt er! Das iſt auch was Rechts, iſt vielleicht ein Stadtl mit 75 Einwohner. Wenn der Burgermeiſter mit ſeiner Familie aufs Land fahrt, ſo ſchlachtet die Bevölkerung nur ein „halbeten“ Ochſen!

Herr Gröbler lachte ungeheuer über ſeinen Witz.

Madame Czalenka lachte ebenfalls, aber auf einen Uhlanen-Offizier, der ihr vis-à-vis ſaß.

Jetzt ſchien die Vorſtellung im Burg-Theater zu Ende gegangen zu ſein.

Kettel, Toepfer und Herr Möva traten herein.

Sie mußten ein luſtiges Abenteuer auf der Straße beſtanden haben, denn ſie lachten unaufhörlich.

Kettel und Toepfer waren die perſonificirte Luſtigkeit. Noch circuliren von ihnen zahlreiche Anecdoten. Kettel hatte die witzigſten Einfälle, Toepfer war der glücklichſte Erzähler. So viele Schnacken zum Kranklachen wie dieſe Beiden wußte Niemand.

Du, ſagte Joſephine zu Gröbler, da hätten wir augenblicklich eine prächtige Geſellſchaft! — Um Toepfer und Kettel reißen ſich die Leute, ein Jeder will von ihren Witzen profitiren. —

Wenn Du mir mit dem Kettel, dieſem „Don-Schan", kein „Techtlmechtl" anfangſt, ſo invitir' ich beide.

Was fällt Dir ein!

Gröbler ſtand auf.

Du mußt aber den Dritten, der mit Ihnen gekommen, auch einladen!

Allemal!

Gröbler wendete ſich an die drei Herren.

Toepfer und Kettel kannten Gröbler. Sie genügten ſeiner Invitation.

Die drei Schauſpieler begrüßten Frau Czalenka.

Gröbler wollte ſehr galant ſein.

Vor drei Uhr in der Früh' wird heut' nicht aufgebrochen! ſagte Gröbler.

Kellner! rief Gröbler, einen Bleiſtiften und ein Papier, damit ich mir alle die Bonmots aufſchreiben kann, die ich zu hören krieg'.

O bemühen Sie ſich nicht! verſetzte Toepfer. Wir ſind verflucht ernſthaft geſtimmt. Meidinger iſt geſtorben, die Bonmots ſind todt.

War das Einer? fragte Gröbler.

Was für Einer?

Ein Bonmotiſt! fragte Gröbler wieder.

Der Erſte in Frankreich und in Deutſchland!

Was Sie ſagen!

Von dieſem iſt ja die berühmte Anecdote von dem Jagdliebhaber, der nie Etwas geſchoſſen hatte, um aber dies ſeiner Frau nicht merken zu laſſen, hat er ihr nach jeder Jagd, jedes Mal aus einem Wirthshaus zwei gebratene Haſen nach Haus gebracht!

Göttlich! rief Gröbler und lachte ſo unnatürlich, daß alle Gäſte im Saale erſchraken.

Bravo, Herr von Kettel! rief Gröbler — jetzt machen Sie geſchwind noch einen beſſern „Knaller“ d'rauf, Herr von Toepfer!

Ach, ich komme ja nicht auf! Kettel kann den ganzen Meidinger auswendig, er nimmt mir die beſten Sachen weg! — Sie kennen doch nicht die Geſchichte von dem Hund, welcher Hahn hieß, und von dem Hahne, welcher Hund hieß?

Eine himmliſche Idee! — Ich merk's ſchon, das geht auf eine „Rauperei“ hinaus.

Gott bewahre! Es iſt eher eine tragiſche Geſchichte. — Ich muß jetzt ſchon lachen!

In dieſem Augenblicke traten ein Paar Kerle von ſehr auffallenden Geſichtszügen in den Speiſeſaal.

Sie mußten offenbar angeſtochen ſein, denn ſie behielten die Hüte auf dem Kopfe, ſo anſtändig die Leute auch waren, welche ſich hier verſammelt hatten.

Die beiden Kerle ſuchten ein Plätzchen, um ſich niederzulaſſen.

Zum Teufel! ſagte der Eine, weshalb geht man denn an einen noblen Ort, wenn man nicht leere Tiſche finden kann. Hier iſt's ja voll wie im „Mirakel-Keller!“

Sie wankten in das zweite Zimmer und forſchten nach leeren Plätzen.

Auf einmal hörte man eine Frauenſtimme:

Jeſus! die zwei Polizei-Commiſſärs!

Die beiden Polizei-Commiſſärs nahmen Reißaus.

Augenblicklich eilte ein junger Mann ihnen nach, ihm folgte eine junge Frau.

Kettel ſchoß ebenfalls zur Thüre hinaus.

Vor der Thüre entſtand ein furchtbarer Lärm.

Die beiden Herren wurden von den Kellnern und Hausleuten ergriffen.

Man hörte die junge Frau unaufhörlich rufen:

Spitzbuben, gebt uns das geſtohlene Geld zurück!

Die Verfolgten ſchienen ſich zu wehren.

Kettel kam wieder in den Saal.

Gnädige Frau, ſagte er zu Madame Czalenka, eine junge Perſon aus jenem Zimmer hat ein Paar Gauner erkannt, die ihr oder ihrem Manne Tauſend Gulden ſtahlen, und die beſtohlene Frau ſieht Ihnen ähnlich.

Indeß ſtürzten die meiſten Gäſte, und unter dieſen Herr Lüdrich und Frau **Möva** aus dem Nebenzimmer auf den Corridor.

Meine Schweſter! rief Frau Czalenka.

Meine Frau! ſchrie Herr Möva.

Allgemeine Verwirrung.

XIX.

Die beiden Spitzbuben hatte man alſo erwiſcht, welche vo
zwei Jahren in der „Münzwardein“ den armen Schuſter un
ſein Weib um die Tauſendgulden-Bamknote betrogen hatten.—

Was half es aber!

Die ſchöne Summe hatten ſie wol ſchon lange verpraßt

Als man ſie arretirte, fand man in ihren Taſchen und
Hauſe in ihrer Kammer, ſie wohnten bei einem Weber
Gaudenzdorf in einem Gaſſenladen, um nach vollbracht
Gaunereien recht unbemerkt zu allen Stunden des Tages u
der Nacht aus- und einpaſſiren zu können, Summa-Sum
rum: Drei Gulden und zwei Silberlöffel, mit dem Wirt
haus-Zeichen: „zum Bären.“. Die Spitzbuben gingen
auch in die Wirthshäuſer herum und entwendeten Löffel!

Ein allerliebſtes Paar!

Frau Eva meinte, nun habe man endlich die Gauner,
müſſe man die ſchändlich herausgelockte Banknote auch ſog
bekommen!

Proſit!

Vielleicht zwei Stunden nach der Schandthat, aber
Jahre darnach!

Wie einfältig war Frau Eva.

Dieſes ſonderbare Intermezzo im „Erzherzog Karl“
aber auch eine andere Folge.

Als Madame Czalenta ihre Schweſter in Geſellſchaft des Herrn Lüdrich und der Madame Möva erblickte, ſprang ſie, wie von der Tarantel geſtochen, von ihrem Sitze auf; ſie war ſo eben im Begriffe, ein Glas Champagner an den Mund zu führen, aber das volle Glas entgleitete ihrer Hand, und das perlende Naß ergoß ſich auf Gröblers neues „chamois-farbiges“ Caſimir-Beinkleid! Er rief entſetzt aus:

Sapperment! Iſt das ein Unglück, die Gemſenfarbige iſt getauft worden!“

Was iſt Ihnen denn eingefallen? fragte er die Geliebte.

Gehen wir! gehen wir!“ erwiederte Joſephine. Meine Schweſter iſt mit dem entſetzlichen Menſchen, dem Lüdrich, hier!

Der „wölche“ iſt's denn? fragte Gröbler.

Der kleine Graue, der ſo eben mit Madame Möva hier hinaus ging.

Mit meiner Frau! ſetzte Herr Möva hinzu. Ich bleibe ebenfalls nicht fünf Minuten hier. —

Nu, dieſe Leute, meinte Gröbler, werden uns noch „kein Kreuz in die Naſe beißen;“ meinetwegen iſt der chineſiſche Kaiſer hier; ich verzehr' mein Geld, „was kümmert mich Kakran!“

Ich bleibe nicht! wiederholte Joſephine. Wenn Sie mich lieb haben, ſo gehen wir ſogleich. —

Lieb hab' ich Sie ſchon! Nu, das werden's doch merken! Aber wir haben Gäſte! — Wir ſind erſt beim Anfang des Soupers!

Geniren Sie ſich nicht! meinte Toepfer, wir können uns ſchon ſelbſt tractiren, Herr Möva will auch fort! Wir gehen hinüber zum „Schwan.“ Dort bei Munſch ſpeiſt man ebenfalls vortrefflich.

Das iſt eine Rede! verſetzte Gröbler. Richtig! Wir gehen alle „zur Schwana,“ ich hab' es ja ſchon geſagt, „vor drei Uhr in der Früh“ wird nicht aufgebrochen.

Herr Gröbler winkte dem Kellner, bezahlte das Souper und führte ſeine Geſellſchaft in den Gaſthof zum „Schwan.“

Lüdrich war mit den Seinen indeß wieder in das Speiſezimmer zurückgekehrt.

Beruhigen Sie ſich nun, ſprach er Frau Eva an. — Ich bildete mir immer ein, Sie und Ihr Gatte hätten die Tauſend-Gulden-Banknote ſchon längſt verſchmerzt!

So? verſetzte dieſe. Tauſend Gulden, und verſchmerzen? — Wir verdienen in einem Jahre nicht Tauſend Gulden, und die Räuber hatten ſie auf einen Griff. Wenn ich nur wüßte, was dieſen Schurken nun geſchieht? — In England, habe ich gehört, werden ſolche Diebe gehängt, könnte man ſie denn nicht nach England ſchicken?

Herr Lüdrich und Madame Möva mußten lachen.

Um die betrübte Frau von ihrem Kummer abzubringen, fragte er ſie, haben Sie nicht bemerkt, wer im Saale an dem nämlichen Tiſche getafelt, den wir früher einnahmen? — Ihre Schweſter Joſephine, Herr Gröbler und noch einige Herren. —

So? erwiederte Eva, ich habe nicht gehört und geſehen. Iſt ſie noch da?

Nein, ſie und ihre Geſellſchaft ſind bereits fort.

Ein Herr, der an einem Nebentiſche ſaß, ſtand nun plötzlich auf, und wendete ſich an Frau Eva.

Ich möchte Ihnen gerne einen Dienſt erweiſen, ſagte dieſer Herr, wenn Sie es nicht von meiner Seite für eine unberufene Einmiſchung in Ihre Angelegenheit anſehen?

Ich bitte, mein Herr, mir gefällig zu ſein, antwortete Eva.

Ich kenne dieſe beiden Schufte beſſer, als vielleicht die Polizei. — Es ſind ganz gemeine Gauner. Sie handthieren auch nicht nach ihrer eigenen Eingebung. Sie haben nichts für ſich, als ihre unerhörte Frechheit. Sie werden wie Drahtpuppen dirigirt, hinter welchen einer der verſchmitzteſten Beutelſchneider ſteht. — Wenn Sie, geſchätzte Frau, die Polizei aufmerkſam machten, daß auf der Landſtraße in dem Caffeehauſe des Herrn Rebner, täglich nach Tiſche ein Herr hinkommt, der einen ungeheuren ſchwarzen Bart und Augengläſer trägt, welcher aus einer großen Meerſchaumpfeife raucht, zwei prächtige Brillant-Ringe an den Fingern glänzen läßt, ſo würde Ihnen mehr genützt werden, als mit dieſen pauvren Lumpen!

Wir danken Ihnen ſehr für Ihre Mittheilung, ſagte Lüdrich, aber die Polizei würde Frau Glaubner und ihren Gatten offenbar fragen, woher ſie vermuthen, daß dieſer Mann mit den Brillanten an den Fingern, im Einverſtändniſſe mit jenen Hallunken ſtehe?

Dann antworten Sie nur, der Mann mit dem ſchwarzen Barte ſei Firnbeer aus Peſth, verkappt, verkleidet in Wien; Firnbeer ſei mit dieſen beiden in beſtändigem Verkehr; beſuche alle Wirthshäuſer und Caffeehäuſer und ließe ſeine Helfershelfer ſtets in der Nähe ſeiner Aufenthaltsorte warten; die Polizei weiß dann ganz genau, was ſie zu thun hat. — Ich wette, die Tauſend-Gulden-Banknote befindet ſich noch in den Händen des Herrn Firnbeer; ein ſo großes Caſſenbillet hat er noch nicht gewagt, wechſeln zu laſſen; er fürchtet, damit verdächtig zu werden. Folgen Sie meinem Rathe, Ihre Angelegenheit wird er nicht ſchlechter machen.

Darf ich fragen, wer Sie ſind, mein Herr? ſagte Lüdrich. Was mich und Herrn Glaubner betrifft, ſo will ich Ihnen über uns ſogleich Auskunft geben.

Es iſt nicht nöthig, verſetzte der Fremde. Wer Sie ſind, weiß ich recht gut. Mein unbedeutender Name gewährt Ihnen keinen Nutzen; nur bemerke ich, daß, wenn Herr und Frau Glaubner wieder zu ihrem Eigenthum gelangen, ich es nicht verſchmähe, eine kleine Remuneration bei Ihnen, Herr Lüdrich, in Empfang zu nehmen. Für heute empfehle ich mich.

Der Fremde nahm ſeinen Hut und ging.

Wer iſt dieſer Herr? fragte Lüdrich den Kellner.

Ich kenne ihn nicht, erwiederte der Kellner, aber unſer Zimmerkellner kennt ihn, dieſer hält große Stücke auf ihn. So oft dieſer Herr hier ſpeiſt, bezahlt der Zimmerkellner ſeine Zeche. Er iſt auch jetzt wieder ohne zu bezahlen fortgegangen. Wenn Euer Gnaden es wünſchen, ſo rufe ich den Zimmerkellner.

Der Zimmerkellner erſchien vor Herrn Lüdrich.

Dieſer Fremde, rapportirte er, betreibt ein ſonderbares Geſchäft; er betreibt es aber mit ſolcher Verläßlichkeit und Geſchicklichkeit, daß man ihn nicht genug loben und empfehlen kann. Mir hat er einen ſehr großen Dienſt erwieſen. Mir wurde das geſammte Silber, das mir in Verwahrung gegeben wurde, geſtohlen. Ich hätte mehr als 2000 fl. als Erſatz aufbringen müſſen. Ich war in Verzweiflung. Schon wollte ich bei der Polizei die Anzeige machen, da trat mir dieſer Mann in den Weg. — Sie wollen den Diebſtahl bei der Behörde angeben, ſagte er. Sehr gut! aber Sie wiſſen nicht, auf wen Sie Verdacht haben ſollen. Ich werde Ihnen dienen; zuerſt müſſen Sie den Dieb oder die Diebe bekommen, dann bleibt das Silber nicht aus. — Gehen Sie allerdings zur Polizei; geben Sie aber an, Ihr Silber habe Niemand Anderer, als zwei Fleiſcherburſchen, die von Erdberg täglich den Fleiſchbedarf in das Hotel „zum Erzherzog Karl" bringen. — In denſelben „Zögern," in welchen ſie das Fleiſch brachten, trugen ſie das Silber ganz unbemerkt davon. Das Silber befindet ſich in Nr. 63, in Erdberg, im Keller verſteckt; die Fleiſchhauerburſchen trifft man Abends bei der „ſchönen Slavin" im Gaſtzimmer. Wenn Sie Ihr Silber wieder haben, komme ich zu Ihnen und hole mir meine Remuneration. — Hierauf verließ er mich. Ich folgte ſeinem Rathe. Das Silber erhielt ich wieder. Ich ſchenkte dem Manne 30 fl. Er war damit zufrieden; nun kommt er alle Wochen ein Mal hierher ſoupiren; da halte ich ihn frei, er iſt aber mäßig und hat noch nie einen Gulden verzehrt.

Wer iſt er?

Ich weiß es nicht.

Iſt er bei der Polizei angeſtellt?

Nein, er nennt ſich aber „Volontair der Sicherheitsbehörde." O die Polizei kennt ihn gut! Sie könnte ihn wol brauchen, aber er will ſich nicht zu einem beſtimmten Dienſt bequemen. Er arbeitet ihr in die Hände, ohne einen Gehalt dafür zu nehmen; er ſagt, es ſei für ihn ſo beſſer!

Ein ſonderbarer Menſch!

Wie heißt er?

Seinen Namen ſagt er nicht.

Wo findet man ihn?

Er kommt von ſelbſt, man braucht nicht nach ihm zu ſchicken. Wenn er etwas verſpricht, ſo hält er Wort. Wenn er nützlich ſein kann, ſo iſt ihm keine Mühe zu viel.

Der Zimmerkellner empfahl ſich.

Wir wollen doch ſehen, ob er uns auch dient! meinte Lüdrich.

Dieſer Mann, ſein Name war Hollweg, iſt kein Erfindung des Romans.

In den Jahren 1819, 1820 bis 1839 befand er ſich in Wien. Ein zweiter Vidocque, deckte er zahlreiche Gaunereien auf.

Bei dem Verfaſſer dieſer Mittheilung wurde im Jahre 1834 eingebrochen.

Unter mehreren Gegenſtänden wurde von den Diebsgeſellen auch der Livrée-Rock eines Bedienten geſtohlen.

Hollweg kam zu dem Beſtohlenen und ließ ſich die geraubten Gegenſtände beſchreiben. Zuletzt fragte er, ob an der Livrée keine Knöpfe mit Wappen geweſen. Wäre dies der Fall, und etwa ein ſolcher Knopf noch zufällig vorhanden, ſo erbäte er ſich dieſen. — Ein Knopf, wie ihn Hollweg gewünſcht, wurde ihm gegeben.

In 24 Stunden ward der Dieb und ſein Helfershelfer, ein Knabe von acht Jahren, entdeckt und arretirt.

Alles Geraubte, bis auf die Livrée, kam unverſehrt zurück.

Das Manövre, welches Hollweg anwendete, um die geraubten Gegenſtände des Verfaſſers dieſer Mittheilung durch Auffindung der Diebe wieder zu ſchaffen, beſtand in Folgendem:

Hollweg kannte mehrere Flickſchneider, deren beſte Kunden Diebe waren.

Die geſtohlenen Kleider zu verändern, aus Mänteln: Ueberröcke, aus Ueberröcken: Fracks, aus Fracks: Spenſer und d. g. anzufertigen, war die Aufgabe dieſer Flickſchneider.

Hollweg beſuchte ſie der Reihe nach unter irgend einem Vorwande.

Auch nach Gumpendorf begab ſich Hollweg zu einem ſolchen Schneider.

Da fand er denn was er ſuchte. Die abgetrennten Knöpfe von dem Livréerocke lagen auf dem Schneidertiſche; der Rock ſelbſt war bereits zu einem Spenſer verarbeitet, der Schneider war beinahe fertig mit ſeiner Arbeit.

Guten Tag, Meiſter, ſagte Hollweg. Sie arbeiten an einem Spenſer?

Ja, ſagte der Schneider, ich bin auch augenblicklich damit fertig. Die Kundſchaft hat ſehr preſſirt; die Kundſchaft reiſet heute noch nach Böſing, und will den Spenſer mit auf die Reiſe nehmen.

Das iſt mir lieb, verſetzte Hollweg, ich habe eine ähnliche Arbeit. Ich wünſche aus einem braunen Mantel einen Frack und einen Spenſer zu erhalten. Iſt dies möglich?

Schicken Sie mir den Mantel. Wenn der Mantel groß genug iſt, werde ich Ihrem Verlangen entſprechen.

Man hörte den Glockendraht ziehen.

Wer kommt denn? fragte Hollweg.

Es iſt eilf Uhr. Die Kundſchaft wird es ſein, welche den Spenſer in Empfang nimmt.

Ich wünſche nicht, daß mich Jemand bei Ihnen fände, verſetzte Hollweg.

Gehen Sie dahinein in die Kammer, bat der Schneider. Die Kammer iſt zwar finſter, aber das Fenſter in der Thüre giebt Licht genug, damit Sie ſich nirgend anſtoßen.

Hollweg wußte ſehr gut von dieſer Kammer und ihrem Fenſter, durch welches man Jedermann im Zimmer bemerken konnte, ohne ſelbſt bemerkt zu werden.

Die Kundſchaft trat herein.

Die Kundſchaft war ein zu vieljährigen Zuchthausſtrafen oft verurtheilter, bekannter Dieb, ſein Name war Steinſingler.

Steinſingler war ein kleiner, dicker, breitſchultriger Mann von ungefähr vierzig Jahren; er hatte Arme ſo kräftig wie Toldy Janos, und Fäuſte, die er als Hammer, um damit Nägel in eine Mauer einzuſchlagen, hätte gebrauchen können.

Hollweg, obgleich auch ſtämmig und ſtark, hätte mit dieſem Bären doch nicht ringen können; er wäre offenbar unterlegen.

Hätte Hollweg den Aufenthaltsort Steinſinglers gewußt, ſo wäre es ihm ein Leichtes geweſen, denſelben ergreifen zu laſſen, aber ſo wußte er nichts von ihm, als daß er ein verwegener und berüchtigter Dieb und Einbrecher ſei.

Hollweg wartete alſo ab, bis ſich Steinſingler aus der Schneiderwerkſtatt entfernte.

Steinſingler fragte den Flickſchneider barſch:

Iſt der Spenſer fertig?

In einigen Minuten, antwortete der Schneider.

Dies ſind wohl die Knöpfe, welche der Herr Schneider von der Livrée herabgetrennt hat?

Ja.

Und die läßt der Herr ſo unvorſichtig auf ſeinem Tiſche liegen?

Zu mir kommt Niemand, dem ſie auffallen könnten. —

Der Herr iſt ein unvorſichtiger Narr! ſo gut ich da herein kommen konnte, kann auch ein Anderer herein kommen. Ich habe dem Herrn doch geſagt, die Knöpfe zu verbergen!

Steinſingler ſteckte die Knöpfe zu ſich.

Dem Herrn bring' ich mein Leben lang keine Arbeit mehr. — So, jetzt probir' er mir den Janker an! — Gut! Gut! — ich ſehe ſchon, das Ding paßt! — Das Tuch, das über geblieben, ſchenk ich ihm! — Ein Gulden für die Arbeit iſt doch genug? — Zwei hätt' ich ihm gegeben, wenn er die

Knöpfe nicht liegen gelaſſen! — Hol' ihn der Teufel, Er Dummkopf!

Mit dieſen Worten rannte Steinſingler zur Thüre hinaus.

Hellweg warf dem Schneider ebenfalls einen Guldenzettel auf den Tiſch und huſchte dem Spitzbuben nach.

Steinſingler war ſehr eilig; er blickte nicht ein Mal hinter ſich, ſondern lief wie ein Gehetzter der ſogenannten kleinen Linie zu.

Dort kam es ihm plötzlich in den Sinn, ſich umzuſehen.

Er bemerkte Hellweg.

Hellweg war Steinſingler gut bekannt.

Höll' und Teufel! murmelte Steinſingler, dieſer Hund wird's doch nicht auf mich abgeſehen haben!

Er bog rechts in eine Gaſſe ein.

Hellweg war raſch hinter her.

Nun lief der Dieb durch eine Quergaſſe.

Hellweg immer hinter her.

Endlich errang Steinſingler den offenen Weg nach dem Liniengraben und den kleinen Häuſern, welche damals in der Nähe des Walles ſtanden.

Deine Aufmerkſamkeit gilt mir, rief Steinſingler ſeinem Verfolger zu; nu, warte, Kerl, Dich will ich unſchädlich machen.

In den kleinen Häuſern am Linienwalle wohnten Fiaker.

In eines derſelben huſchte der Dieb.

Du ſollſt mir doch nicht entwiſchen! ſagte Hellweg.

Er trat in das Haus ein, wurde aber ſogleich von dem Gauner zu Boden geſchlagen.

Steinſingler hatte im Fiakerhauſe eine nächſt der Stallthüre lehnende Deichſel erwiſcht, und führte mit derſelben einen Hieb nach ſeinem Feinde. Dieſer fiel wohl nieder, raffte ſich aber auf und ſchrie den Vorübergehenden zu:

Steht mir bei, einen Dieb zu fangen, einen der gefährlichſten, verwegenſten Diebe, die es giebt!

Fiakerknechte kamen in den Hof, und da Steinfingler bei ihnen wohnte, ſo legten ſie ihm nichts in den Weg, aber von der Straße kamen Fleiſchhauerknechte, die gingen auf den Spitzbuben los, und entriſſen ihm die ſchwere Deichſel, packten ihn, warfen ihn zu Boden und nöthigten die Fiaker, Stricke herbei zu holen um den Dieb zu binden, wenn ſie nicht für ſeine Mitſchuldigen angeſehen ſein wollten.

Der Gauner, wie ſchon erzählt wurde, bärenſtark, wehrte ſich furchtbar, aber endlich erlag er der Uebermacht; die Fiaker mußten einen ihrer Wagen zur Diſpoſition ſtellen, Steinfingler wurde in denſelben gebracht, Hellweg und ein Fleiſcher ſetzten ſich zu ihm in den Wagen, ein Fleiſchergeſelle ſetzte ſich auf den Bock, ein dritter poſtirte ſich rückwärts, und im Triumph führte Hellweg den Dieb zur Polizeidirection nach Mariahilf.

Das iſt vor der Hand der Dieb! meldete Hellweg dem Polizeicommiſſair. Wenn die löbliche Direction Hausunterſuchung halten laſſen will, im Germann'ſchen Hauſe in Gumpendorf hatte der Spitzbube ſeinen Unterſtand, ſo findet ſie auch die geraubten Sachen.

Hellweg führte einen Commiſſär und einige Amtsdiener in demſelben Wagen in die Diebshöhle zurück.

Hellweg's ſeine Spürnaſe entdeckte mehr als man vermuthete.

Das Bett des Räubers wurde unterſucht.

Als man auf den Strohſack kam, wurde die Feder einer daſelbſt verborgenen Bronzeſpieluhr berührt, die augenblicklich zu muſiciren anfing.

Victoria! rief Hellweg, da kommen wir auf Etwas, das wir lebendig gemacht haben.

Man zog die Uhr, die ziemlich groß war, aus dem Strohſack; derſelbe Strohſack verbarg auch ſilberne Leuchter, ein paar goldene Taſchenuhren; unter dem Strohſacke lag ein prachtvoller Teppich.

Nun wurden die Dielen aufgeriſſen.

Da fand ſich nun ein ganzes Magazin geſtohlener Sachen.

Vier Wochen früher wurde im gräflich Erdödy'ſchen Hauſe in der Jägerzeile, im erſten Stocke eingebrochen, und Alles geraubt, was transportable war.

Die Entdeckung der geſtohlenen Effecten aus dem Erdödy'ſchen Hauſe war beſonders werthvoll.

Der Cavalier im Erdödy'ſchen Hauſe erhielt alle ihm entwendeten, wirklich koſtbaren Sachen zurück; der Verfaſſer dieſer Mittheilungen, wie bemerkt, bis auf den Livréerock, nicht minder die ihm geraubten Gegenſtände.

Später wurde auch der Knabe aufgefunden, welcher Steinſingler ſtehlen half.

Steinſingler verurtheilte das Gericht zu einer ſchweren Kerkerſtrafe von acht Jahren; der Knabe wurde in eine Correctionsanſtalt gebracht.

Der Cavalier im Erdödy'ſchen Hauſe belohnte Hollweg mit einem Geldgeſchenk von 300 fl. Der Verfaſſer dieſes Romans hatte an Hollweg 20 fl. zu entrichten.

Hollweg hatte ſich neuerdings um die Auffindung eines berüchtigten Diebes verdient gemacht.

Wir wollen von Hollweg nur noch erzählen, daß er eben ſe Herrn Lüdrich oder vielmehr dem Glaubner'ſchen Ehepaar dienſtbar war.

Den Chef einer von Peſth bis Wien weit verzweigten Diebesbande erkannte das Gericht in der Perſon Firnbeers.

Der Schuſter und ſein Weib erhielten in der That ihre Tauſendguldenbanknote zurück, welche Firnbeer in kleinern Noten umzuwechſeln, nicht den Muth hatte.

Lüdrich beſchenkte Hollweg großmüthig, wahrlich aber weniger der Tauſendguldennote wegen, als vielmehr, weil er ihn zu einem andern Zwecke am tauglichſten hielt.

Vorher aber mußte Hollweg Herrn Lüdrich offene Geſtändniſſe über ſein Vorleben machen, damit er der Capacität des Mannes Credit ſchenken könne, mit welchem er große Plane zu verabreden vor hatte.

Hollweg nahm keinen Anſtand, ſein Vorleben zu ſchildern, und begann, wie folgt:

Ich bin, ſagte Hollweg, vielleicht ein zehn Mal verſchmitzterer, verwegenerer Dieb und Räuber geweſen, als diejenigen ſind, welche ich ſeit einigen Jahren in die Zuchthäuſer, Arbeitshäuſer und auf den Spielberg gebracht habe. — Ich ſelbſt wurde drei Mal zu ſchweren Kerkerſtrafen verurtheilt, und ſäße vielleicht noch, hätte ich nur alle meine Einbrüche und Raubanfälle geſtanden. — Als ich das letzte Mal eingekerkert wurde, und im Zuchthausſpitale ſo elend dahin lag, daß ich jede Nacht fürchten mußte, ich würde den kommenden Tag nicht erleben, da gelobte ich, wenn mich Gott doch zu neuem Leben beſtimmen, und mich meine Strafe überſtehen laſſen ſollte, ein ehrlicher Kerl zu werden, und niemals mehr nach fremdem Eigenthum meine Hände auszuſtrecken, und ſollte ich verhungern müſſen. — Aber was anfangen? fragte ich mich. — Eine Profeſſion habe ich nicht gelernt, leſen und ſchreiben kann ich nur nothdürftig, von meiner frühſten Jugend an habe ich geſtohlen, unter Dieben und Straßenräubern bin ich aufgewachſen, als Knecht kann ich ſchwerlich Jemandem dienen, weil Niemand einen Menſchen aufnehmen wird, der bis in ſein 38. Jahr nur Gauner war. — Es fiel mir ein, daß es gut wäre, wenn ich aus meinen Erfahrungen Nutzen zöge, einen Aufpaſſer machte, alle die Betrüger und Beutelſchneider beobachtete, die ich ſowohl im Verkehr mit ihnen als in Strafanſtalten kennen gelernt, dann aber Perſonen, die beſtohlen würden, durch Auffindung von Dieben und den geſtohlenen Sachen nützlich wäre. — Dieſe Idee bemächtigte ſich meiner ſo ſehr, daß ich ſchon im Geiſte die Summen zählte, die ich mir in ſolcher Weiſe und auf eine ehrliche Art verdienen müßte.

Ich genas.

Noch ein halbes Jahr hatte ich an meiner Strafe zu verbüßen. Ich benützte daſſelbe dazu, meine Mitgefangenen, wo ich ſie fand, zu erforſchen, und Vortheile für mich zu meinem großen Plane zu erwerben.

Da erzählte mir einmal ein Bäckergeſelle, der wegen eines bedeutenden Gelddiebſtahls an ſeinem Meiſter zu fünf Jahren Zuchthaus verurtheilt wurde, daß er demſelben weit mehr entwendet, als der Meiſter bemerkt hatte. — Dem Meiſter fehlten 2000 fl., ſagte er; ich habe ihm aber durch Jahre hindurch über 3300 fl. geſtohlen, und dieſes Geld habe ich noch, das mir ſehr wohl thun wird, wenn ich dem Zuchthauſe den Rücken kehre. Leider habe ich ſie in des Meiſters eigenen Mehlkammer verborgen, kein Menſch kann ſie finden, ich weiß nur nicht, wenn ich wieder frei werde, wie in die Mehlkammer zu gelangen.

Ich gab dem Bäckergeſellen den Rath, ſich nach überſtandener Strafe dem Meiſter reuevoll zu nähern, ihn demüthig um Verzeihung zu bitten, und ihm anzutragen, umſonſt, das heißt, nicht gegen einen baren Lohn, ſondern nur gegen Unterſtand und Koſt, dienen zu wollen, bis ein anderer Dienſt aufzufinden u. ſ. w.

Dem Bäckergeſellen gefiel dieſer Rath. — Er dankte mir, und verſicherte den Rath befolgen zu wollen.

Als endlich meine Befreiungsſtunde heranrückte, war mein erſter Gang zu dem Bäckermeiſter. Er befindet ſich in der inneren Stadt.

Ich erſuchte ihn, unter vier Augen mit ihm ſprechen zu dürfen.

Der Bäckermeiſter befand ſich gerade in ſeiner Mehlkammer. Er wollte mich in ſeinem Wohnzimmer anhören.

Nicht doch! ſagte ich, bleiben wir; gerade hier muß ich mit Ihnen ſprechen. Entfernen Sie nur ihre Leute.

Er ſchickte ſeine Leute fort.

Was geben Sie mir, ſagte ich zu dem Bäcker, wenn ich Ihnen zu einer Summe von mehr denn 1300 fl., oder vielleicht noch mehr, auf eine ehrliche Art, verhelfe?

Ich verſtehe Sie nicht, entgegnete der Bäckermeiſter.

Wenn ich Ihnen 1300 fl. verſchaffe, an die Sie nicht denken, daß Sie Ihnen gehören.

Da werden Sie im Irrthum ſein, entgegnete der Bäcker, ich habe von Niemand 1300 fl. zu fordern.

Machen wir es kurz, ſagte ich. Was ich Ihnen über 1000 fl. heute noch auf ehrliche Art ſchaffe, ſei mein!

In Gottes Namen!

Ich ſah mich in der Mehlkammer um. — Da ich nicht alle die ſchweren Kübel faſſen, und Mehlſäcke auf die Seite zu ſchaffen vermochte, ſo erſuchte ich den Meiſter, ſeine Miſcher und Jodel herein zu rufen, und ihnen zu befehlen, mir in Allem zu gehorchen, was ich anordnen würde.

Der Bäcker ſagte dies zu.

Apropos, wendete ich mich auf ein Mal an den Bäcker, haben ja einmal einen ungetreuen Knecht gehabt; wo iſt n dieſer hingekommen?

Der Hallunke hat mich ſchrecklich beſtohlen, antwortete der iſter. Nie hat mich noch ein Menſch mehr getäuſcht als er. Er betete den ganzen Tag, ſang geiſtliche Lieder, und ſäumte keine Kirche. Er hatte mein volles Zutrauen, un- zählt würde ich ihm meinen Geldkaſten übergeben haben. zt ſitzt er im Zuchthauſe.

Den Scheinheiligen ſpielte er? fragte ich.

Ja! gab der Bäcker zur Antwort. So oft er in die Mehl- nmer kam, betete er dort am Marienbilde, vor dem die rothe mpe brennt, und oft ſah ich ihn hinaufſteigen zu dem Bilde d die Mutter Gottes küſſen.

Darf ich das Bild herabnehmen?

Nicht gerne.

Warum nicht?

Sie möchten das Oellicht auslöſchen und ſchon mein Groß- ater und Vater hatten gelobt und ich gelobte es auch, daß ieſe Flamme nie verlöſchen ſollte.

Ich werde ſie nicht auslöſchen, verſicherte ich.

In einem Nu war ich bei dem Bilde.

Ich hob es vorſichtig aus dem Haken.

Als es los war, fielen ſchon mehrere Pakete auf die Erde.

Als ich es herablangte, fand ich hinter dem Rahmen ein ſehr langes Packet.

Ich las Alles auf, und hing das Bild wieder an ſeine alte Stelle.

Ich bat den Bäcker dieſe Papierpäcke zu öffnen.

Banknoten über Banknoten!

Der Bäcker zählte 1460 fl., mehr als der Dieb angegeben.

Tauſend Gulden, ſagte ich, gehören Ihnen, auf meinen Theil kommen 460 fl. — Ich bitte darum.

Der Bäckermeiſter traute ſeinen Augen kaum, fuhr Hollweg in ſeiner Erzählung fort.

Herr! ſagte der Bäckermeiſter, wie kommt dieſes Geld hinter das Muttergottesbild?

Ganz einfach, antwortete ich; der Schurke, von dem Sie glaubten, daß er Ihnen 2000 fl. geſtohlen, ſtahl Ihnen weit mehr. Er ſtahl Ihnen 3400 fl. und verſteckte 1460 fl. hinter dieſen Rahmen. Betrachten Sie dieſes Geld nur nicht ſo ſeltſam, ſtarren Sie mich nicht mit ſolcher Verwunderung an, ich mache Ihnen keinen blauen Dunſt vor; ich habe dieſen weiteren Raub an Ihrem Eigenthume herausgebracht, verſchaffe Ihnen Ihre Banknoten wie ich verheißen, nur geben Sie mir auch, was ich bedungen.

Sind Sie vom Gericht?

Au contraire!

Au contraire, das heißt im Gegentheile; wie ſoll ich dies verſtehen?

Das ſollen Sie ſo verſtehen, daß ich ſelbſt ein Dieb war und geraden Weges aus dem Zuchthaus komme.

Der Bäcker fuhr ſchon zurück.

Beruhigen Sie ſich, ſagte ich; ich ſagte Ihnen ja, daß ich ein Dieb war, nun bin ich keiner mehr, und werde auch nie mehr in meinem ganzen Leben ein Dieb werden. — Aber eben als ein Zuchthausſträfling machte ich die Bekanntſchaft Ihres ehemaligen Geſellen, und dieſer vertraute, was ich Ihnen

---

e; ich beſchloß hieraus, für Sie und mich Nutzen zu ziehen,
er rücken Sie aus mit dem Betrage von 460 fl., ich habe
t lange Zeit. —

Herr, ſagte er, ich gebe Ihnen nicht 460 fl., ich gebe
nen 560 fl., aber verſchweigen Sie nur dieſe Entdeckung!

Um dies habe ich zu bitten, bemerkte ich.

Nein, ich habe darum zu bitten, eiferte der Bäcker, denn
kann Ihnen nicht ſchildern, was mir die Anzeige des Dieb-
ls per 2000 fl., als ich dieſen bemerkte, für Nachtheil ge-
cht hat. Der Vorſteher der bürgerlichen Bäckerinnung ließ
h rufen und ſagte mir ganz unverholen, daß ich ein ſchlech-
Geſchäftsmann ſei, weil ich mir nach und nach eine ſo große
mme entwenden ließ, ohne meinen Verluſt zu bemerken; die
iller, von welchen ich das Mehl beziehe, kündigten mir ihren
dit auf; meine Collegen nannten mich einen fahrläſſigen
nn und der Criminalrath Spangler, der die Unterſuchung
en den Dieb leitete, genirte ſich nicht, mir ins Geſicht zu
en, daß ich ein leichtſinniger unordentlicher Bürger ſei, der
keine Aufſchreibungen mache, der ſein Geld nie revidire,
n ſonſt ſei es unmöglich, ein ſolches Capital nicht zu ver-
ſen.

Sie vermißten es auch nie?

Nein, ich legte die Intereſſen meines Weibes, den Ertrag
ines Hauſes und den täglichen Erlös meines Gewerbes im-
rfort in meine Caſſe, verſchloß ſie und dachte mir, daß ich
n einmal zählen wollte, wie viel ich beiſammen. —

Und das Geld, das Sie für den Betrieb Ihrer Bäckerei
e für Ihr Haus brauchten?

Das nahm ich Tag für Tag heraus; nur aus dem An-
fen meines Geldes merkte ich, daß mein Vermögen gut
he.

Und wie kamen Sie auf den Diebſtahl?

Ich überraſchte den Spitzbuben mit einem Nachſchlüſſel an meiner Geldtruhe, packte ihn, ließ die Wache holen, viſitirte ſeinen Koffer, und da fand ich denn 2000 fl. in alte Strümpfe eingeſchlagen, die er mir geſtohlen zu haben auch nicht einen Augenblick leugnete. — Wenn nun der Criminalrath Spangler erfährt, daß mir noch mehr Geld weggekommen, und ich es nicht bemerkt, ſo kann er ſich nicht beherrſchen vor Unwillen und meine Collegen nehmen mir aus Mißtrauen die Schlüſſel zur Innungscaſſa ab, welches ich nicht überleben würde vor Schande. Alſo ſchweigen Sie! Hier empfangen Sie nicht vier, ſondern 560 fl., und wenn Sie im Ernſte ein rechtſchaffener Mann werden wollen, ſo können Sie, wenn Sie ein Mal wieder in Noth kommen ſollten, bei mir anklopfen, ich werde Sie unterſtützen, nur meiden Sie die Bahn des Verbrechens; es würde mir leid um Sie thun.

Ich verließ den Bäcker.

Ich war im Beſitze von 560 fl. Ich war geborgen. —

Ich miethete mir ſogleich ein Monatzimmer, ſchaffte mir hübſche Kleider an und begann mein neues Geſchäft. — Ich wanderte den ganzen Tag in allen Kaffeehäuſern Wiens herum, beſuchte alle Wirthshäuſer und vorzüglich die Weinkeller in der Nacht und ſpannte meine Netze auf. Im Krebſenkeller auf dem Hohenmarkt, bei dem „Hanſerl-Spiel" in einem gewiſſen Kaffeehauſe, das ich nicht nennen will, weil es jetzt ſolid iſt, und in einem verrufenen Bierhauſe in der Leopoldſtadt, fand ich die meiſten jener Taſchendiebe, Schlöſſererbrecher und Räuber, die Wien ſo unſicher machen. — Ich erfuhr mehr, als ich zu wiſſen verlangte; ich verhütete viele Räubereien durch zeitgemäße Warnungen, entdeckte ganze Diebsneſter, verrieth zahlloſe Spitzbubenanſchläge, verſchaffte Beſtohlenen ihr

Geld, ihre Pretioſen, ihre Habſeligkeiten wieder, verfolgte die Diebe und beſitze nun auf einem geſetzlich nicht verbotenen Erwerbsweg[illegible] mehr, als ich je auf ungeſetzlichem erlangt, ich beſitze 4000 fl., welche ich als erſten Satz auf einem Hauſe in der Joſephſtadt angelegt habe.

Herr Hollweg, ſagte Lüdrich, durch mich ſollen Sie einen namhaften Beitrag zur Vergrößerung Ihres Beſitzthums erhalten, aber es gilt nicht, Diebe und Gauner, Einbrecher und Räuber zu erforſchen, mir müſſen Sie ganz andere Leute in Verderben ſtürzen. —

Gegen ehrliche Leute nehme ich nichts vor.

Es kommt darauf an, was Sie unter ehrlichen Leuten verſtehen.

Ehrlich nenne ich Diejenigen, welche nach anderer Menſchen Habe nicht ihre Hände ausſtrecken, nicht betrügen, nicht ſtehlen, nicht veruntreuen, nicht Wucher treiben. —

Sie haben ſehr beſchränkte Begriffe von Ehrlichkeit; ich gehe weiter, ich verſtehe unter ehrlichen und rechtſchaffenen Menſchen, welche in keiner Beziehung Etwas treiben, das gegen die Religion, die Geſetze, gegen Menſchenpflicht, Moral und Sittlichkeit verſtößt.

Gegen die Religion und die Geſetze? ſagte Hollweg, da bin ich dabei. Gegen Menſchenpflicht, Moral und Sittlichkeit? da kann die Polizei mit 20,000 Augen nicht genug aufpaſſen; was ſollte ich da, der ich nur zwei Augen beſitze, ausrichten?

Ich verlange mir auch nicht, daß Sie Hunderte von Perſonen beobachten ſollen, ſondern nur eine Perſon, nur eine, und finden Sie bei dieſer einen Perſon Etwas, das ihr vor den Gerichten den Hals bricht, ſo erhalten Sie, außerdem, daß ich Sie förmlich für meinen Dienſt beſolde, und ſollte es Jahre lang währen, bis ich meinen Zweck erreicht, 2000 fl. baar zugezählt.

Laſſen Sie hören.

Kommen Sie in mein Cabinet; wir möchten hier geſtört werden.

Lürich führte Hellweg in ſein Cabinet.

XX.

Gröblers Liebestrunkenheit wuchs mit jedem Tage mehr.

Joſephine hatte ihn dergeſtalt für ſich eingenommen, daß er phyſiſch völlig erblindete vor Liebe.

Als er mit ihr den Gaſthof „zum Schwan" betrat, bemerkte er nicht einmal, daß derſelbe ſchöne Uhlanen-Offizier, mit welchem die holde Frau ſchon im Hôtel „zum Erzherzog Karl" kokettirte, derſelben wieder gegenüber ſaß.

Die Geſellſchaft Toepfers und Kettels, dann des Herrn Möva, der ſpäter ebenfalls als ein heiterer, junger Mann ſich zeigte, war ſo luſtig, ſo animirt, daß Gröbler vor Lachen nicht dazu kam, die untreuen Blicke der Geliebten zu beobachten.

Gröbler war ſo vergnügt, daß er alle Fremden im „Schwan" nicht nur an ſein Herz gedrückt, ſondern auch, was koſtſpieliger geweſen, mit Champagner berauſcht hätte.

Der ſchöne Uhlanen-Offizier, der am Nebentiſche Toepfers und Kettels luſtige Witzraketten unaufhörlich knallen hörte, war ein dankbares Publikum; er lachte ſo herzlich mit, daß Gröbler den Herrn Offizier, ſchon ſeiner frohen Laune wegen, lieb gewann.

Als Toepfer wieder eine treffliche Anecdote erzählte, konnte ſich der Uhlane nicht zurückhalten.

Köſtlich! rief der Offizier, und da Herr Toepfer jeden Scherz höchſt pikant und eigenthümlich vorzutragen verſteht, möchte man ihm bei jedem Worte, das er ſpricht, um den Hals fallen!

Toepfer dankte für dieſe Artigkeit.

Dieſe Herren kennen ſich alſo? fragte Grö[illegible] da bitte ich um Verzeihung, das hab' ich nicht gewußt, das iſt mir ſehr lieb. Herr Offizier, da gebietet es die Höflichkeit, daß ich Sie an unſern Tiſch einlade — da bekommen Sie dann die Bonmots aus der erſten Hand. Ich werde auch gleich mehrere zum Beſten geben. Das Bonmot von den Schlafhauben, die auf dem Stockeiſenplatz —

Um Gottes willen, erzählen Sie nicht Geſchichten aus dem „Peſtbüchel," bat Czalenka.

Indeß hatte der Rittmeiſter von der Einladung Gröblers Gebrauch gemacht, und ſich neben Toepfer niedergelaſſen.

Ich fühle mich beſonders glücklich, daß mein Glücksſtern mich heute hieher geführt, verſicherte der Uhlane; einen ſolchen Abend vor meiner Abreiſe hätte ich nicht vermuthet —

Sagen Sie, einen ſolchen Morgen, fiel ihm Gröbler ins Wort, denn es geht ſchon auf zwei Uhr.

Alſo, einen ſo ſchönen Morgen hatte ich mir nicht gedacht, vor meiner Abreiſe noch zu verleben —

Sie reiſen ab? fragte Kettel.

Leider, antwortete der Offizier, um 6 Uhr bricht mein Regiment nach Peſth auf. Ich muß dem ſchönen Wien für lang Zeit Adieu ſagen —

Nach Peſth! betonte Czalenka.

Ja, nach Peſth!

Eine anziehende Stadt, ſetzte Kettel hinzu. Ich war einig Mal da, und werde nie das frohe Leben, die Gaſtfreundſcha und die herzlichen biederen Bewohner ſowohl Peſths als Ofen vergeſſen. — In vielen Dingen ziehe ich Peſth ſogar mein Vaterſtadt Wien vor; man iſt beſonders zuvorkommend geg Fremde, und ungenirt und ungezwungen in allen Kreiſen; de

Ungar geht immer das Herz auf, er iſt immer offen und edel, das Wort Falſchheit kennt er nicht.

Sie ſollen leben, die Ungarn! ſagte Gröbler; o, ich habe in Peſth ebenfalls frohe Tage verlebt; ich vergeſſe ſie nie. —

Ich war nie in dieſer Stadt! betonte Czalenka.

Nie? fragte Kettel. Peſth würde Ihnen ſehr gefallen, gnädige Frau, es iſt großſtädtiſch, und die ungariſchen Damen beſitzen den feinſten Anſtand und verſtehen die Kunſt, ſich zu kleiden, wie die Pariſerinnen.

Ich möchte wohl hinreiſen! betonte Joſephine, einen Bekannten hätten wir ja ſchon dort. — Wann reiſen Sie nach Peſth, Herr Rittmeiſter?

Heute um 6 Uhr. —

Machen wir einen „Rutſcher" hin, alle, wie wir da beiſammen ſitzen, ſagte Gröbler; reiſen wir mit der Poſt, für offene Reiſewagen ſorg' ich. Wenn wir gut fahren, in ſechsunddreißig Stunden ſind wir „Unten."

Wir Beide, Kettel und ich, meinte Toepfer, könnten in dieſem Monat nicht von der Partie ſein — ja im Juli, im Ferienmonat. —

Das wäre gerade recht! verſetzte der Rittmeiſter, nur nicht jetzt — nur nicht in dieſen Tagen; Peſth wird am 22. Juni (1819) ein entſetzliches Schauſpiel haben; ich bedaure, daß ich bis dahin bereits angekommen ſein werde.

Was wird denn geſchehen? fragte die ganze Geſellſchaft.

Ich weiß es, verſetzte Kettel, freilich! freilich! es wird grauenhaft ſein. —

Ein Graf, fuhr der Rittmeiſter fort, da er der ſchönen Frau anmerkte, daß ſie außerordentlich neugierig lauſchte — ein Graf wird enthauptet. —

Ein Graf wird enthauptet? fragte Joſephine. Was hat er denn verbrochen?

Er hat ſeinen Vater ermordet.

Vielleicht hat er den unrechten Vater erwiſcht! ſagte Gröbler.

Niemand lachte über den unzarten Witz.

Er hat ſeinen Vater ermordet und die Gerechtigkeit fordert Genugthuung für dieſes himmelſchreiende Verbrechen. Der Zulauf zu dieſer Hinrichtung wird unerhört ſein. Vor drei Tagen ſchon, ſchreibt man aus Peſth, war kein Zimmer mehr in den ſämmtlichen Gaſthöfen zu haben.

Ei, das genirte mich nicht, warf Gröbler ein. Ich würde meinem Freunde, dem Baumeiſter Rehecker, ſchreiben, der wohnt in der Waitznerſtraße, da geht der Executionszug gewiß vorbei. —

Schreiben Sie Ihrem Freunde, ſagte Czalenka, ſo etwas verſchmäh' ich nicht; ich habe noch nie einen Menſchen köpfen ſehen. —

Sie könnten dies ſehen? fragte Kettel mit Befremden.

Toepfer und Mera ſchienen verſteinert.

Warum nicht! — Iſt's mir zu grauſig, ſo ſehe ich nicht hin, oder ich mache die Augen zu — dann entſchädige ich mich an den vielen Zuſchauern bei der Execution, o, es werden Damen genug zugegen ſein.

Damen? betonte Toepfer.

Gewiß, verſicherte Frau Czalenka, meine Mutter hat es mir erzählt, als im Jahre 1805 in Wien wieder nach langer Zeit der erſte Raubmörder hingerichtet wurde, ſeien Frauenzimmer in Equipagen zur Execution gefahren. —

Dirnen, Phrynen! ſagte Toepfer.

Herr Gröbler, fuhr Czalenka fort, Sie haben jetzt ſchon keine Ruhe mehr vor mir. Heute haben wir den 15. Juni — in ſechs Tagen müſſen wir in Peſth ſein, und Ihrem Freunde, dem Baumeiſter, müſſen Sie morgen ſchreiben und die Zimmer beſtellen. Wollen Sie mitfahren, Herr Möva? fragte Joſephine dieſen.

Wenn ich bei meiner, morgen ſtattfindenden, erſten Gaſtrolle nicht entſpreche, erwiderte Möva, reiſe ich übermorgen ab, gehe nach Peſth und ſpiele in Peſth.

Ich wünſche, daß Sie durchfallen, dann reiſen Sie gewiß mit uns, ſagte Joſephine. — Sie aber, Herr Rittmeiſter, finden wir gewiß? Und wo?

Ich werde die gnädige Frau und Herrn von Gröbler im Rebeckerſchen Hauſe aufſuchen. —

Das iſt ſchön! meinte Czalenka. Da ſteigen wir dann den ganzen Tag, und namentlich während der Execution mit einander herum; am Arme eines Offiziers machen alle Leute den Frauen Platz, und vielleicht komm' ich recht nahe hinzu.

Die Herren an der Tafel wurden durch dieſe Aeußerungen ganz verſtimmt.

Herr Rittmeiſter, ſagte Toepfer, wenn ſie hätten ahnen können, daß Sie eine ſo ſchöne Frau durch Ihre Mittheilung von dem unglücklichen Grafen ſo blutdürſtig finden würden, Sie hätten davon gewiß nicht geſprochen. —

Blutdürſtig? verſetzte Czalenka, ich bin nicht blutdürſtig, wenn ich aber Etwas ſehen kann, das ich noch nie geſehen, ſo bleib' ich gewiß nicht zurück — und iſt mir, wie ich ſchon bemerkt, die Sache zu — unſchön, dann muß mich der Herr Rittmeiſter dorthin führen, wo etwas Schönes zu ſehen iſt.

Ende des erſten Bandes

Leipzig.
Druck von Giesecke & Devrient.

Das eingemauerte Mädchen.

Zweiter Band.

Das eingemauerte Mädchen.

Wiener Criminalgeſchichte

aus der neueſten Zeit

von

Adolf Bäuerle.

Zweiter Band.

Peſt, Wien und Leipzig 1857.
C. A. Hartleben's Verlags-Expedition.

I.

Die Geſellſchaft im „Schwan“ verweilte nicht mehr lange.

Der unweibliche Charakter der Madame Czalenka verſtimmte eben ſo ſehr die Herren Toepfer, Kettel und Möva, als er den Uhlanen-Rittmeiſter ganz unglücklich machte.

Eine ſo ſchöne Frau, ſagte der Rittmeiſter zu den drei Schauſpielern, als ſich Joſephine bereits mit Gröbler in die bereit ſtehende Equipage begeben hatte und nach Hauſe gefahren war, eine ſo ſchöne Frau und eine ſolche Stumpfheit für Menſchen-Jammer; ich könnte kein Herz zu dieſem Weibe faſſen!

Die kann mir geſtohlen werden! meinte Kettel. — Sie will eine Reiſe machen, um einen Menſchen köpfen zu ſehen! da müßte man ſchon geköpft ſein, wenn man Geſchmack an einer ſolchen Dame finden könnte.

Lucretia Borgia! rief Toepfer aus.

Vor mir iſt ſie ſicher! betheuerte der Rittmeiſter, ich werde ſie in Peſth nicht aufſuchen.

Die Herren trennten ſich.

Madame Czalenka, indem ſie mit Herrn Gröbler nach Hauſe fuhr, war aber im Innerſten ihres Herzens überzeugt, ſie habe auf die vier Herren einen ungeheuren Eindruck gemacht. Neben Gröbler im Wagen that ſie, als ob ſie vor Ermüdung ſchlafe, aber ſie ſchlief nicht, ſondern beſchäftigte ſich in ihrer Fantaſie mit den vier Herren, die ſie ſo eben verlaſſen.

Als ſie Gröbler's Wohnung betrat, ſagte Madame Czalenka:

„Alter Kater,“ Du mußt mir morgen im Burgtheater zu einem Jux verhelfen. —

Im Burgtheater? — da kann man keine Juxe machen. —

Einen ſtillen Jux. —

Wie meinſt Du das?

Ich meine einen Jux durch Ziſchen; der neue Schauſpieler, der morgen auftritt, muß ausgeziſcht werden. —

Wenn er aber gut ſpielt?

Ei, er muß ſeiner Sache nicht gewiß ſein, ſonſt würde ihm Doerfer und Kettel, als er an dem Erfolge ſeiner erſten Gaſtrolle zweifelte, gewiß getröſtet, ihn ermuthigt oder ihm zugerufen haben: „Sei nicht kleinmüthig; Du wirſt gewiß gefallen.“ —

Meinetwegen, wenn er nicht feſtſteht, ſo laß' ich ihn gewiß umblaſen.

Was wirſt Du thun?

Ich habe einen guten Freund, er iſt zwar nur ein Fourier, macht aber einen großen Aufwand; wo er's Geld hernimmt, weiß ich nicht, geht mich auch nichts an; dieſer gute Freund hat eine Menge Anhänger, die müſſen morgen alle in's Theater, ich wende hundert Freibilleten dran, Freibilleten für die Leute, welche damit in's Theater gehen, denn mich werden ſie mein Geld koſten, und laſſe den Herrn Möva ausziſchen. —

Was haſt Du aber davon?

Ich möchte auf unſerer Reiſe nach Peſth eine Unterhaltung haben. – Herr Möva verſicherte, wenn er morgen mißfallen würde, ſo reiſet er mit uns.

Du biſt wirklich ſchrecklich! Damit Du einen Geſellſchafter für 36 Stunden auf der Reiſe haſt, ſo ſoll einem jungen Mann ſein ganzes Lebensglück zerſtört werden!

Sein Lebensglück? — Wie beſchränkt biſt Du! — Wenn Herr Möva nicht in Wien gefällt, ſo gefällt er dafür in Peſth, und daß er in Peſth gefallen ſoll, dafür können auch wir ſorgen. Wenn er in Peſth das erſte Mal ſpielt, wendeſt Du abermals ein hundert Eintrittskarten d'ran, und Herr Möva gefällt. — Sollte es Dir denn nicht Freude machen, wenn Du bei einem ſolchen Anlaß bemerken könnteſt, daß Du der Mann biſt, der in Wien wie in Peſth den Ton angiebt?

Da haſt Du recht. Es wäre doch ein Spaß, wenn ich das zuwege brächte!

Du bringſt es zuwege.

Wenn ich nur auch den Herrn Hahan in Peſth hätte!

Wer iſt der Herr Hahan? —

Das iſt der prächtige Kerl, der im Theater ſo gut ziſchen und ſpectakuliren kann. Neulich hat er im Leopoldſtädter Theater dem Dichter Gleich ein Stück ſo auspfeifen laſſen und ſelbſt mitgepfiffen, daß man ein ähnliches Spectakel noch nie erlebt hat. —

War das Stück ſo ſchlecht?

Nein, aber auf den Dichter Gleich hatte Hahan ſeine Paſſion, vielleicht wegen einem unbedeutenden Streit im Wirthshauſe, daß der arme Gleich geopfert werden mußte, und wäre ſeine Poſſe auch ein Meiſterſtück geweſen. —

Der Herr Hahan gefällt mir, den mußt Du mir aufführen, ſolche Leute ſind mir intereſſant.

Herr Gröbler und Frau Czalenka trennten ſich.

Gröbler ging in ſein Zimmer.

Frau Czalenka, welche bereits anfing, das Töchterlein des Herrn Gröbler überaus läſtig zu finden, ließ die Haushälterin rufen, ehe ſie zur Ruhe ging.

Die Haushälterin erſchien.

Wie war denn heute die junge Mamſell? fragte ſie die Haushälterin.

So, ſo! — Mein Gott, ſie iſt halt noch ein Kind.

Hören Sie mir auf mit dieſem Kind! In einigen Monaten wird ſie ſchon 14 Jahre alt.

Sie iſt noch ſo klein und unbedeutend, man würde ſie für 10 Jahre halten.

Warum nicht gar! Sie ſchreibt ja ſchon Briefe wie eine Erwachſene. — Haben Sie vergeſſen, daß ſie eine Denunciation an ihren Vater ſchrieb, in der ſie mich bei ihm verſchwärzen wollte. Sie wacht über mich wie ein Aufpaſſer; es mag in des Vaters Abweſenheit zu mir kommen, wer da will, ſo geht ſie mir nicht vom Halſe; die Mamſell ſoll mich ſchon noch kennen lernen! — Zum Glücke habe ich jenen hochverrätheriſchen Brief erwiſcht, ehe er dem Alten in die Hände fiel. Die Unverſchämte hatte ihn bereits auf ſeinen Schreibtiſch gelegt! — Noch gerathe ich außer mir, wenn ich daran denke!

Haben Euer Gnaden Nachſicht. Ich überwache ſie; ſie darf nichts mehr ſchreiben, was ich nicht ſehe, und mit ihrem Vater darf ſie kein Wort ſprechen, ja ſie darf nicht einmal zu ihm, wenn Euer Gnaden nicht zugegen ſind.

Ich möchte ſie gar zu gerne wieder ein Mal recht derb züchtigen. —

Euer Gnaden müßten aber eine Urſache haben.

O, die iſt bald gefunden!

Gut, Euer Gnaden, ſobald Roſalie eine Veranlaſſung giebt, werde ich es augenblicklich mittheilen.

Sie ſind viel zu gutmüthig! Durch Mitleid erzieht man keine Kinder, nur durch Strenge. Eine Ohrfeige iſt mehr werth, als hundert gute Worte. Kinder haben ein ſchwaches Gedächtniß. Ermahnungen vergeſſen ſie, nur Prügel, tüchtige Prügel merken ſie. Mit der Ruthe geb' ich der boshaften Creatur keine Strafe mehr; ich habe mir bereits ein anderes Inſtrument auf die Seite geſtellt. — Gerne hätte ich heute noch eine Execution gehalten, aber der Alte könnte es hören; doch morgen, Vormittag, wenn er aus dem Hauſe, ſoll es auf den Buckel der frechen Dirne ſo viele Schläge regnen, daß ſie vier Wochen nicht aus dem Bette kann. — Guten Morgen! Ich gehe ſchlafen!

Die herzloſe, racheſchnaubende Perſon ging.

Geh nur, rief ihr die Haushälterin nach. Es wird ſchon noch einen andern Weg geben, dem blöden, blinden Herrn Gröbler den Staar zu ſtechen. Deinen Nichtswürdigkeiten muß ein Ziel geſetzt werden. In Deinem rachgierigen Haſſe würdeſt Du das arme Mädchen tödten!

Der Herr Hahan war wirklich ganz geeignet, im Theater irgend einem Schauſpieler oder Dichter, der ihm „mißliebig“ und „unliebſam“ war, wie er ſich in einem abgeſchmackten Canzleiausdrucke zu verlauten beliebte, einen argen Spuk zu bereiten. Er und ein Herr Maleſitzki, ein würdiger Genoſſe und Freund des Herzn Hahan, oder vielmehr ſeiner Gattin, [illegible] n Jahren, in welchen die Haupthandlung dieſes

Romans vergebt, der Schrecken der Vorſtadt-Theater. Herrn Haban gewährte es eine beſondere Luſt, auf den Sperrſitzen, auf welchen ſich der Taugenichts mit ſeinem Spießgeſellen einfand, ein ganzes Parterre aufzuwiegeln; ſeine Frechheit und Unverſchämtheit war grenzenlos, und da er auch über ſehr viel Geld disponirte, obgleich er als Fourier nur 15 fl. Gage bezog, ſo bezahlte er immer noch ein ganzes Rudel ſchmachvoller Jungen, welche dann auf ſein Toben, Pfeifen und Spectakuliren eingehen, und die Opfer, welche er ſich erkor, zu Grabe tragen mußten.

In den Vorſtadt-Theatern gelang ihm dies häufig ſo ſehr, daß er wohl Muth faſſen konnte, Aehnliches auch einmal im Burgtheater zu verſuchen, wenn auch nicht in gleich roher Weiſe, wie etwa in einem Vorſtadt-Theater, aber doch immer in einer Art, um denjenigen zu kränken, ihm zu ſchaden, ſeiner Leiſtung Abbruch zu thun, auf den er es abgeſehen hatte.

Der arme Möva war dazu erleſen.

Er trat als Mortimer auf.

Noch vor dem Anfange des Stückes kam Gröbler zu dem Cabalenſchmied Haban und ſeinem Freunde Maleſitzki in's Parterre.

Glauben Sie, daß es gelingen wird, den „neichen" Schauſpieler „purzeln" zu machen? fragte er die beiden giftigen Wichte.

Beide lachten wie ein Paar Spitzbuben, wenn ſie dem Galgen entrannen.

Er gehört ſchon „unſa" (uns), verſetzte der Fourier.

Der ſpielt kein zweites Mal in Wien, betheuerte Maleſitzki. —

Wir haben ſchon Erkundigungen über dieſen Herrn Möva eingezogen, ſagte Haban; er verſpricht ſich gerne; in [illegible] blicke als das geſchieht, lachen hundert Perſonen, auf allen Plätzen vertheilt, da verliert der Muſje die Contenance und dann geht's an. Bei ſeinen Monologen wird gehuſtet, geräuſpert, geſchneuzt, gelacht — nach jedem ſeiner Abgänge wird geziſcht; ſollte er irgend einen Beifallsklatſcher finden, ſo wird wieder geziſcht; im Zwiſchenacte wird geſprächsweiſe mit den Nachbarn Korn über alle Begriffe gelobt und ſich darüber laut verwundert, wie man einen Stümper wie Möva habe auftreten laſſen können. Noch vor dem Anfange des Stückes wird verbreitet, daß die ſämmtlichen Hofſchauſpieler ſchon bei der Probe ſich gegen dieſen talentloſen Menſchen ausgeſprochen, und daß ihn Schreyvogel habe gar nicht gaſtiren laſſen wollen, allein Protection wird es heißen. Dieſer Mann erfreut ſich großer Protection, weil er eine ſehr ſchöne Frau beſitzt!

Das Manövre der Herren Haban und Maleſitzki ſchlug auch richtig nicht fehl; der arme Möva wurde total ausgeziſcht.

Es ſchien nicht einmal ſchwer, da er gleich in der erſten Scene ſich verſprach, dann zufällig bei ſeinem Abgehen ſtolperte und die Beſonnenheit verlor.

Möva war außer ſich, und zeigte noch an demſelben Abende an, daß er keine zweite Gaſtrolle ſpielen, ſondern nach Peſth abreiſen wolle.

Madame Czalenka unterhielt ſich herrlich in ihrer Loge.

Sie weidete ſich an der Beſchämung und Verachtung, mit welcher der arme Schauſpieler behandelt wurde.

Nun reiſet er nach Peſth! jubelte ſie. Das Uebrige wird ſich finden.

Nach glücklich erfolgter Niederlage des Debutanten wurde beſchloſſen, im Gaſthofe „zum Lamm“ in der Leopoldſtadt einzutreffen, und den erfochtenen Sieg über Einen, der ſich nicht wehren konnte, über einen Fremden, der auf die Wiener Gaſtfreundſchaft vertraute, durch ein glänzendes Souper zu feiern.

Herr Gröbler, Frau Czalenka, die Herren Maleſitzki und Hahan fuhren in das genannte Hotel; die andern Ziſcher und Spectakelmacher wanderten in verſchiedene Kneipen, ſich von dem Schandſold, den ſie für ihre Kabalen im Theater durch Herrn Hahan auf die Hand bekamen, zu erluſtiren.

Was bin ich ſchuldig? fragte Gröbler den Fourier, was haben Sie den Herren bezahlt für ihre Mühewaltung, denen ich Eintrittskarten ſendete?

Achtzig Gulden, verſetzte der Gefragte.

Sapperment! rief Gröbler, der Spaß kommt hoch, hat aber nichts zu ſagen, weil nur geſchehen, was geſchehen ſollte. — Wir haben jedoch unrecht, daß wir uns im „Lampel“ verſammelten, bei Munſch hätten wir wieder einſprechen ſollen, ich wette, daß Möva nach dem Theater wieder zu Munſch kommt. —

Nein, bemerkte Joſephine, ich habe andere Nachrichten; während Sie im Parterre waren, erſuchte ich den Logenmeiſter, Herrn Möva zu ſagen, daß Herr Gröbler ihn zum „Lamm“ in die Leopoldſtadt invitiren laſſe. Möva ließ mir antworten: „Mit Vergnügen!“ — Sie werden ſich überzeugen, er wird kommen.

Ich glaube nicht, betheuerte Maleſitzki; wem wir beide noch immer das Genick gebrochen, hat ſich nie nach dem Theater weder in einem Wirthshaus noch Caffeehaus ſehen laſſen. Es ſind Alle über die Ravage, die wir angerichtet, krank geworden und mehrere Tage im Bett gelegen.

Da iſt er ſchon! rief Gröbler.

Wirklich trat Möva in das Speiſezimmer.

Ich will hoffen, ſagte Möva, indem er die Geſellſchaft begrüßte, daß ſonſt Niemand in dieſem Zimmer Zeuge war von dem Unfalle, den ich erlitten, als Sie meine geſchätzten Freunde. Von Fremden würde ich gewiß die vorwurfsvollen Blicke nicht ertragen können, die mir zu Theil werden müßten.

Machen'ſ „Ihna“ „nir“ „draus!“ tröſtete Gröbler; ein Mal durchfallen iſt kein Mal durchfallen, nächſtens ſpielen'ſ halt beſſer! Sie waren „halt nit“ gut aufg'legt!

Ich war ſehr befangen, ich leugne es nicht; aber Hohn hätte ich nicht verdient. In Berlin und München habe ich den Mortimer ebenfalls geſpielt, ich gefiel ſehr; in Berlin und München hat man doch auch ein Urtheil, allein ich hatte mit einer abſcheulichen Cabale zu kämpfen; Schreyvogel, alle Hofſchauſpieler ſagten mir dies; der oberſte Intendant läßt eine Unterſuchung einleiten. Zwei Burſche, die argen Spectakel auf der Gallerie trieben, wurden arretirt, und dieſe ſagten dem Commiſſär, daß ein Fourier, ſeinen Namen habe ich vergeſſen, und ein Herr Maleſitzki dieſe Schandthat gegen mich angezettelt, ich kenne dieſe beiden nicht, habe ſie alſo auch nicht beleidigt, aber ſie werden verfolgt, Schreyvogel verſprach mir dies zu. Wir können eine ſolche Nichtswürdigkeit in unſerm Theater nicht einreißen laſſen, ſagten die Regiſſeure. — Es heißt, daß dieſe Juxmacher dieſelben ſind, welche die Vorſtadt-Theater bei jedem neuen Stücke beunruhigen, dieſe Burſchen ſollen exemplariſch beſtraft werden!

O weh! ſagte Gröbler.

Die beiden Schufte, welche den Scandal geleitet, ſaßen wie vernichtet.

Ei, reden Sie es den Herren vom Hoftheater aus! ſagte

Czalenka: werden dieſe Ziſcher beſtraft, erhalten Sie nur deſto rachgierigere Feinde.

Ich kann nichts thun, wenn die Intendantur des Burgtheaters nicht meine Ehre, ſondern die Ehre ihres Inſtituts rächen will; ich reiſe nach Peſth, und ſpiele nicht in Wien; aber in allen deutſchen Zeitungen will ich den heutigen Abend ſchildern, und die beiden Wichte öffentlich ſo brandmarken, daß ſich jeder fremde Künſtler vor ihnen wahren könne. —

Jetzt trat der Wirth an dieſen Tiſch heran. —

Ich habe die Ehre, guten Abend zu wünſchen, Herr von Gröbler, gnädige Frau, Herr von Maleſitzki und Herr von Hahan, ſagte der Wirth. —

Möva horchte hoch auf, als er die beiden Namen hörte. —

Sie waren im Burgtheater, habe ich vernommen, fuhr der Wirth fort, Sie haben den neuen Schauſpieler geſehen; er hat Cabalen zu beſtehen gehabt, erzählte ſo eben Herr Raimund und der Redacteur der „Theaterzeitung," welche beide im Theater waren. Was ſagen Sie, Herr von Maleſitzki und Herr von Hahan; Sie ſind zwar verſchrieen wegen Ihren ſtrengen Urtheilen! — Ich glaube aber, wenn man einen Hofſchauſpieler von Darmſtadt in einem Hoftheater in Wien auftreten läßt, ſo kann er doch kein ſchlechter Schauſpieler ſein.

Die Herren nennen ſich Maleſitzki und Hahan? fragte Möva. Dieſelben, welche mich heute ſo abſcheulich behandelten? Darüber muß ich mir doch eine Erklärung ausbitten. —

II.

Gröbler, welcher ſeiner Geliebten zu Liebe dieſe gemeine Cabale, dieſen abſcheulichen Scandal angezettelt hatte, bewegte ſich auf ſeinem Sitze, als wenn er auf Kohlen ſäße.

Gröbler gerieth in wahre Höllenangſt.

Er fürchtete die Erklärungen, welche die beiden Herren, die auf ſein Geheiß den Spuk im Theater angezettelt, abgeben könnten.

Endlich gewann Gröbler das Wort. Er ſtotterte Folgendes:

Meine Herren, ſagte er zu den Gereizten, Sie werden doch hier im Gaſthauſe es zu keinen Erörterungen kommen laſſen, welche die Geſchichte am Ende noch eclatanter machen würden, als ſie leider ohnehin ſchon iſt. Kommen Sie morgen Mittags auf „einen Löffel Suppe“ zu mir. Dort, bei einem fidelen Diner, wird ſich Alles beſprechen und ausgleichen laſſen.

Herr Gröbler war der Meinung, auch ſelbſt die gröbſten Ehrenbeleidigungen ließen ſich bei einer Flaſche Champagner vergeſſen.

Möva fuhr dagegen heftig auf.

Mit ein Par ſolchen Nichtswürdigen ſoll ich bei Ihnen ſpeiſen? — Nein, mein Herr, ſagte er zu Gröbler, dies muthen Sie mir nicht zu. Wenn ich den beiden Herren nicht gefallen, ihren Erwartungen nicht entſprochen hätte, ſo würde ich Sie darüber nicht anfeinden; ich würde mich damit tröſten, daß noch kein Schauſpieler geboren wurde, der unbedingt jedem Beurtheiler entſprochen; daß dieſe Herren aber eine förmliche Clique warben und bezahlten, mich zu verderben, das iſt es, was mich empört, und dafür muß ich Genugthuung haben — muß ſie haben, und ſollte ich deshalb meine Exiſtenz einſetzen müſſen. Dieſe Schänder meiner Ehre müſſen beſtraft werden, eher verlaſſe ich Wien nicht, bis dies geſchehen.

Möva ſprach dies ſo laut, daß alle Gäſte im Hotel aufmerkſam wurden.

Frau Czalenka, der die Sache ebenfalls unangenehm wurde, wendete ſich an Möva.

Sie ſprach leiſe mit Möva; ſie ſprach lange mit ihm.

Hahan und Maleſitzki ſaßen indeß wie ein par Verfehmte da. —

Die Verſicherung, die ihnen der, durch ſeine Angſt völlig in Verzweiflung gerathene Gröbler gab, der unaufhörlich betheuerte:

„Ich laſſe es mich Tauſend Gulden koſten, wenn Herr von Hahan und Herr von Maleſitzki meinen Namen bei dieſem unglücklichen Vorfall nicht nennen,“ zwang ihnen wol die Verſicherung ab, daß ſie Gröbler nicht als den Urheber des Scandals bezeichnen wollten, aber wie der Privatrache des ſchmachvoll beleidigten Künſtlers entgehen, der von einer vollgiltigen Genugthuung nicht abſtehen werde und konnte, das war es, was Gröbler beunruhigte.

Endlich vermochte Joſephine das Reſultat ihrer Vermittlung zu verlautbaren.

Herr Möva, ſagte ſie, wird vor der Hand den Schimpf, der ihm zugefügt wurde, hier wenigſtens, nicht weiter zur Sprache bringen. Er fordert jedoch, daß die beiden Herren, die ihn ſo tief beleidigten, augenblicklich dieſen Gaſthof verlaſſen ſollten. Was er an einem andern Orte gegen ſie einleiten werde, das behält er ſich vor.

Kaum hörten die beiden Patrone, daß ſie Reißaus nehmen durften, ſo griffen ſie nach ihren Hüten und eilten fort.

Gröbler athmete neu auf.

Mir fällt ein Stein vom Herzen, ſagte er; weil ſie nur fort ſind!

O, ſie entkommen mir nicht! betonte Möva. Sie müſſen in den Journalen Wiens eine Erklärung mit ihrer Namensunterſchrift drucken laſſen, ihre Schändlichkeit bekennen, und mich öffentlich um Verzeihung bitten, dann den Schauſpieler nennen, welcher dieſe plumpe Intrigue gegen mich angeſtiftet hat, denn daß ſie von einem Schauſpieler ausgeht, dies laſſe ich mir nicht nehmen.

Ja, ja, ſagte Madame Czalenka, bleiben Sie dabei, daß Ihnen ein Collega wehe thun wollte, nur beruhigen Sie ſich jetzt, und denken Sie lieber an Ihre Reiſe nach Peſth. Wann wollen Sie dahin abreiſen, und mit uns abreiſen?

Herr Möva bedurfte noch einer geraumen Zeit, bis er ruhiger wurde.

Allein Madame Czalenka ſagte ihm ſo viele ſchmeichelhafte Worte, daß er ſich endlich beſänftigen ließ und die Reiſe nach Peſth verabredete.

III.

Frau Czalenka gelang es nach und nach, Herrn Möva zu calmiren.

Eine ſchöne Frau übt eine große Macht über einen Mann, beſonders über einen jungen Mann, welcher verliebter Natur iſt.

Daß dieſe beiden jungen Perſonen ſich ſo leicht einander näherten, war natürlich.

In der Hauptſache waren ſie miteinander einverſtanden: Sie gefielen ſich gegenſeitig.

Dann hatten ſie beide noch ein Gefühl im Herzen, das ſie zu einer innigen Allianz verband, dies war das Gefühl des Haſſes und der Rache gegen Madame Möva.

Herr Möva haßte ſeine Frau, weil ſie ihn in Schlingen zu verlocken verſtand, welche, als er ſich darein verfing, die Trennung von ſeiner Gattin herbeiführte; Frau Czalenka haßte Frau Möva, weil ſie ſich perfid gegen Madame Czalenka benahm, und ihr die Zuneigung des reichen Gröbler entziehen wollte.

Joſephine war eine ſchlaue Frau, und eine Liaiſon mit dem hübſchen, galanten Schauſpieler, bot ihr große Vortheile.

Vor Allem gewährte ihr die Ausſicht, daß Herr Gröbler mit dieſem geliebten Manne nicht eiferſüchtig werden dürfe, außerordentlich viel Vergnügen.

Herr Gröbler verſuchte es nur ein Mal, ſich über die auffallenden Vertraulichkeiten der beiden Liebenden auszulaſſen; augenblicklich vernichtete ihn ein Blitz aus ihren Augen, und ein Donnerſchlag aus ihrem Munde.

Herr Gröbler, rief Joſephine ihm zu: reizen Sie mich nicht mit ihrem einfältigen Argwohn, oder ich ecraſire Sie. — Ahnen Sie denn nicht, warum ich ſo freundlich und zuvorkommend mit Möva bin? — Ihrentwegen bin ich es. — Wenn ich ihn nicht artig behandle, wenn ich mir ſeine verliebten Tandeleien nicht gefallen laſſe, wird er dann meinen Bitten und Vorſtellungen, der fatalen Vorgänge bei ſeinem erſten Auftreten im Burgtheater nicht ferner zu gedenken, noch Gehör geben? — Er wird den Herren Haban und Malefizli ſtrenge auf den Leib gehen, dieſe, endlich in die Enge getrieben, werden den Hauptanſtifter Gröbler nennen müſſen, und wie es Ihnen, Sie ſcheelſüchtiger, mißgünſtiger, neidiſcher Miſogam, dann bei der Polizei ergehen wird, das wird der Himmel wiſſen!

Was für ein „Gam" (Gaumen) bin ich?

Ein Miſogam! Sie verſtehen aber auch gar kein fremdes Wort.

So geben Sie mir keine ausländiſchen Schimpfnamen; wir haben ja im Inland genug! — Endlich, ſagen Sie nicht ſchon wieder „Sie" zu mir, ich habe Ihnen ja nichts gethan!

Sie haben Ihrer einfältigen Eiferſucht ſchon wieder Worte gegeben, und daher mein Unwille gegen Sie!

Uebrigens, ein ſo beſonderes Verdienſt um mich haben Sie ja auch nicht, wenn Sie die Ausziſchung im Theater vergeſſen machen. Die eigentliche Veranlaſſung ſind ja Sie!

Ich? — Ich glaube, Sie träumen!

Haben nicht Sie den Wunſch ausgeſprochen? —

Den Wunſch! Den Wunſch! — Ich wünſche gar viel, und Sie erfüllen es nicht! Was haben Sie als Mann, den Wunſch eines unbeſonnenen Weibes zu erfüllen!

Das iſt neu, daß Sie mir für meine Bereitwilligkeit, Ihnen gefällig zu ſein, noch Vorwürfe machen.

Wenn ich weiß, daß Sie jeden meiner Wünſche erfüllen, ſo werde ich meine Wünſche vorher cenſuriren, ehe ich ſie Ihnen mittheile.

Das iſt nicht nothwendig. Ich werde mich jetzt ſchon ſelbſt in Acht nehmen, aber kommen Sie mir nicht wieder!

Ob Sie ſchweigen wollen!

Diesmal hab' ich mich fangen laſſen, aber zum letzten Mal!

Ich bitte mir nur aus, daß Sie mich mit Ihrem Argwohn verſchonen; morgen reiſen wir nach Peſth. — Herr Möva wird mir gegenüber ſitzen, Herr Möva wird artig gegen mich ſein; Herr Möva wird mit uns im Hauſe Ihres Freundes wohnen.

Erlauben Sie; dieſes kann nicht ſtatt finden — mein Freund hat nur ſo viel Platz, um uns beide unter zu bringen — der Bühnenkünſtler ſoll bei ſeinem Theaterdirector oder in einem Wirthshaus unterkommen.

Dies darf nicht geſchehen. Es iſt eine ſeiner Bedingungen, daß wir ihn bei uns behalten, ſonſt läßt er Hahan und Maleſitzki verhaften, und dann freuen Sie ſich, was geſchieht!

Seien Sie nun gut und ſagen Sie wieder Du zu mir; ich füge mich in Alles!

Ich will gut ſein, aber „alter Kater", das eine rathe ich Dir: laſſe die abgeſchmackte, widerliche, ekelhafte Eiferſucht.

Ich will ſehen, ob ich es im Stande bin.

Heute ſpeiſt Herr Möva bei uns.

Heute? — Ich weiß ja kein Wort.

Was brauchſt Du es zu wiſſen, wenn es nur die Köchin weiß. —

So ſollte man glauben —

Eines beding ich mir, die Kinder dürfen nicht zu Tiſche.

Warum denn nicht?

Weil ſie mir nicht folgen!

Das wäre nicht übel.

Dein Sohn lernt nichts!

Aber der Lehrer gibt ihm die beſten Zeugniſſe.

Weil ich den Lehrer beſteche, damit Du Dich über des Knaben Faulheit nicht erzürnſt.

Du ſagſt mir's aber doch!

Weil Du mich gefragt haſt.

Und was haſt Du gegen meine Tochter?

Die iſt erſt bis „in die Haut nichts werth!“

Jeſus, Maria, warum nicht gar! Meine „Salerl“ iſt ein „Ausbund“ von einem braven Mädel.

Haha!

Nichts Sittſameres hat es noch nicht gegeben.

So? Und iſt ſchon verliebt in jedes Mannsbild.

Ah! Mit vierzehn Jahren, was fällt Dir ein!

Tauſend Mal muß ich ſie vom Fenſter wegſcha Vis à vis wohnen junge Mediciner, Studenten aus dem Joſephinum; unter dieſen hat ſie gewiß ein halbes Dutz Liebhaber.

Ich dreh' ihr den Hals um.

Wir werden noch Schand und Spott an ihr erleben.

Ich ſchlag ſie todt.

Sende ſie ins Kloſter.

Das geht nicht; ich habe ohnehin zwei Mädeln d'rin, was würden die Leute dazu ſagen! — Die Welt würde glauben ich wolle ſie beerben. Die Roſalie hat 30,000 fl. von ihrer Großmutter.

Wie viel?

30,000 fl.

Und wenn ſie ſtirbt, fällt dieſes Geld ihren Geſchwiſtern zu?

Nein, dieſe waren noch nicht auf der Welt, wie die Großmutter das Teſtament machte und ſtarb; — wenn Roſalie ſtirbt, bin ich ihr Erbe.

Und wenn Du ſtirbſt?

Dann vermach' ich das Geld Dir; meine übrigen Kinder bekommen dennoch Geld genug. Doch die 30,000 fl. halten mich nicht ab, dieſes ungerathene Ding zu ſtrafen, und jetzt gleich, noch vor dem Eſſen, will ich ihr ihre Verbrechen vorhalten und eine grimmige Execution in's Werk ſetzen!

Nein, Herr Möva möchte plötzlich hier eintreten. Keine Execution! Du würdeſt Dich zu ſehr erzürnen, Dich könnte der Schlag treffen, wenn Du Dich aufregſt. Uebergib ſie mir, unbedingt; ich werde ſie zurechtweiſen; aber Du darfſt mir ichts d'rein reden, wenn ich ſie hart anlaſſe. — Ich werde ihr Männerſüchtigkeit austreiben! Ein Frauenzimmer männerſüchtig: es kann nichts Abſcheulicheres auf der t geben.

Thu' mit ihr, was Dir beliebt, Du haſt hiezu genügende ollmacht.

Herr Möva entſprach der Einladung der Frau Joſephine und trat bei Gröbler ein.

Gröbler hätte den Schauſpieler lieber zur Thüre hinausgeworfen, deſſen ungeachtet empfing er ihn doch überaus freundlich.

Nein, wie mich das freut! rief ihm Gröbler entgegen, und wie ſchön Sie ausſehen! — Vom Kopf bis zum Fuß

Alles „neuch!“ — Arbeiten die Schneider in Darmſtadt ſo elegant?

Nicht einmal in Frankfurt! erwiederte Möva. Es iſt ein Jammer um die Geſchicklichkeit der Schneider in Deutſchland. Die Wiener- und die Pariſer Moden verſtehen ſie nicht zu copiren! — Wenn Ihnen mein Anzug gefällt, Herr Gröbler, ſo macht mir dies Vergnügen. Alles, was Sie an mir ſehen, iſt aus Wien.

Charmant! ſagte Gröbler.

Und wie gefalle ich Ihnen, gnädige Frau? fragte Möva.

Die Ausländer gefallen mir immer, antwortete Joſephine. Schon die Sprache thut Einem ſo wohl.

Ja, ſagte Gröbler, beſonders wenn ſie Schwabiſch reden!

O, auch das Schwäbiſche klingt nicht übel. „Die Schwabe könne gar treuherzig ſchwätze!“ und ſind die Ausländer auch jung und von einnehmendem Aeußern wie Sie, Herr Möva — dann —

Trachten Sie, unterbrach Gröbler die Geliebte etwas unwillig, daß wir zu Tiſche kommen!

— —

Wir übergehen das Diner und die Reiſe nach Peſth.

Das Diner und die Reiſe nach Peſth boten Herrn Gröbler ſo viele Scenen dar, um, wie er ſich darüber ausdrückte, „aus der Haut zu fahren,“ daß er einige Male auf dem Puncte ſtand, die rückſichtsloſe Madame Czalenka zu laſſen, oder ſie geradezu ſeinem neuen Rivalen auf den Hals zu werfen.

Immer beſchwichtigte Joſephine den kurzſichtigen Mann wieder, bis er endlich in Peſth die Ueberzeugung gewann, daß ſie auch nicht ſo viel Herz zu ihm beſitze, wie ein Dienſtbote, der ſeinen Lohn richtig erhält.

Die drei Perſonen kamen am 19. Juni 1819 in Peſth an.

Vielleicht ſah Peſth noch nie einen ſolchen Zudrang von Fremden wie an jenem Tage.

Von den entfernteſten Städten Ungarns reißten ganze Karavanen dahin ab.

Die Fenſter, die Balcone auf allen Plätzen und Straßen, durch welche der Executionszug kommen mußte, waren zu hohen Preiſen vermiethet. Die Dächer einiger nicht allzuhohen Häuſer wurden zum Theile abgetragen, und Schaugerüſte dafür aufgeſtellt. Man zimmerte auf dem Richtplatze an großen Tribünen, bei welchen es nur auffiel, daß ſie nicht wie in den Theatern, Logen und Sperrſitze enthielten. Die Stehplätze auf dieſen Tribünen wurden zu unglaublich hohen Preiſen verkauft.

Das Haus, in welchem der, wegen Vatermord zum Tode verurtheilte, Graf gefangen ſaß, war die entſetzlichen drei Tage, welche derſelbe noch zu leben hatte, dergeſtalt von Menſchen umwogt, daß man nur mit Lebensgefahr ſich in die Nähe des Hauſes begeben konnte.

Man will wiſſen, daß an jenen drei Tagen 200,000 Fremde in Peſth und Ofen anweſend waren.

Als Gröttler mit ſeiner Begleitung und ſeinem Bedienten Karl in Peſth ankam, wünſchte er, daß ihn der Poſtknecht ſogleich in das Haus ſeines Freundes in die Waiznerſtraße führe; allein das ſchien der ſchönen Frau nicht genehm.

Als ſie die ungeheueren Schaaren von Luſtwandelnden erblickte, darunter die überwiegende Anzahl zierlicher, in ihr wunderſchönes Coſtüme gekleideter junger Edelleute, litt es ſie nicht mehr im Wagen.

Steigen wir aus! rief ſie. Wir kommen ja ohnehin nur mühſam durch die Menſchenmaſſen! — Karl ſoll den Wagen und unſer Gepäcke an den Ort ſeiner Beſtimmung bringen; Karl ſoll uns anmelden, wir kommen ſodann bald nach, und nehmen von unſeren Zimmern Beſitz; aber vorher muß ich mir Menſchen, Plätze, Gaſſen, Häuſer und Kaufläden noch anſehen. — Da iſt's ja volkreicher, wie in Wien, und ſieht gerade aus, als wenn ewiger Feſttag wäre.

Ehe Gröbler noch den Wagen verließ, nahm er aus der Seitentaſche des linken Kutſchenſchlages, an welchem er ſaß, ſein reichgefülltes, mittels der Banknoten, die darin ſtaken, zu einem wohlbeleibten Pakette angeſchwollenes Porteſeuille, und knöpfte daſſelbe in die Bruſt ſeines Ueberrockes.

Der Poſtillon und Karl fuhren nach der Waiznerſtraße.

Ein ſehr gut gekleideter Herr grüßte Gröbler.

Sie auch hier? ſagte der fremde Herr zu Gröbler. Ein gewagter Ausflug in dieſen Tagen! Rufen Sie doch Ihrem Bedienten zu, daß er auf Ihre Caleſche und Ihr Gepäcke gut acht habe — die Gauner in Peſth ſind ſchlauer, gewandter und pfiffiger als in Paris.

Ich danke Ihnen, verſetzte Gröbler, ich kenne die liſtigen Diebe und Beutelſchneider in Ungarn, namentlich die in Peſth, als die berüchtigſten der Welt, und mein Diener, ein ſehr vorſichtiger, gewandter und pfiffiger Menſch, hat von mir die genaueſten Inſtructionen erhalten.

Mein Herr von Gröbler, ſagte der Fremde, es mag wohl ſein, daß Sie viel von den Spitzbuben in Peſth gehört haben, aber gewiß nicht den dritten Theil von den Gefahren bei dem gegenwärtigen Zuſammenfluß von Menſchen, ſonſt würden

Sie ſich vor Allem nicht mit Ihrer vollen Brieftaſche, die Sie auch noch — verzeihen Sie meiner Offenherzigkeit — etwas ungeſchickt verwahrt, hieher begeben, ſondern gewiß Ihre Paarſchaft irgend einem ſoliden Kaufmanne oder renommirten Gaſtwirthe zum Aufbewahren anvertraut haben.

Sie kennen mich?

Sehr gut!

Von Wien aus. Wie oft waren wir zuſammen!

Mich kennt doch die ganze Welt, erwiederte Gröbler und wollte ſoeben die Freude, daß er auch bei dem erſten Schritte in Peſth Jemanden getroffen, der ihn kenne, der Geliebten mittheilen, allein die Geliebte war nicht neben ihm, nicht vor ihm, nicht hinter ihm; ſie war mit Herrn Möva verſchwunden, ſie ſchien wie weggeblaſen vom Platze.

Gröbler ſchoß herum, wie ein Hund, der ſeinen Herrn verloren und nun troſtlos herum läuft, den Herrn zu finden.

Sie ſuchen die Dame, die mit Ihnen abgeſtiegen? fragte der Fremde.

Ja, antwortete Gröbler. Ihr ver — verfl — Ihr verdonnerter Diſcours iſt Schuld, daß ich ſie verloren.

Seien Sie ganz ruhig, gab der Fremde zurück. Bemühen Sie ſich ins Theater. Ich ſah Herrn Melchior auf Herrn Möva zukommen. Gewiß führt Herr Melchior den Darmſtätter Hofſchauſpieler zu dem Director, Grafen Raday, vielleicht beabſichtigt man das Engagement der Dame, welche Herr Möva am Arme führte.

Herr Gröbler flog wie ein Pfeil fort.

Geben Sie auf Ihre Brieftaſche acht! rief ihm der Fremde nach.

IV.

Herr Gröbler wollte im Fluge nach dem Theatergebäude. Welchen Weg er dahin einſchlug, wiſſen wir nicht, denn überall hielt er ſich auf, wo dichte Menſchengruppen verweilten, daher auch vor allen eleganten Kaufläden und Kafé's.

Bei der glänzenden Modewaarenhandlung des Herrn Weichart ſtand er wie eingemauert. Er guckte in das brillante Gewölbe, mehr als ein Dutzend Damen befand ſich darin.

Unter ihnen muß Joſephine ſein; dachte Gröbler. Sie macht es ganz gewiß wie in Wien. — In Wien iſt ſie gewohnt, bei keiner Putzniederlage vorüber zu gehen, ohne Etwas einzukaufen; gewiß hat ſie hier auch ſchöne Stoffe gewählt, glaubt mich hinter ihr, kann nicht bezahlen, was ihr gefällt; vermißt mich, wird compromittirt; läßt dann ihren Unwillen mir entgelten — ſchnell hinein zu ihr, und der Verlegenheit ein Ende gemacht.

Gröbler drängte ſich ungeſtüm durch die Leute, wurde hin und hergeſtoßen, ſtieß zurück, wurde Narr und Flegel genannt, gab Narr und Flegel mit Agio zurück; endlich trieb ihm Einer, der vorzüglich grob war, den Hut bis über die Augen an — als Gröbler ſeinen Hut wieder zurück über die Hälfte der Stirne ſchob, war ſeine Brieftaſche geſtohlen. Ein Gauner hatte ſie ihm aus dem zugeknöpften Ueberrock von der Bruſt weggeſtohlen, auf einen Griff hatte ſie der Dieb, und was das Entſetzlichſte war, Gröbler, dem der Hut in dem entſetzlichen Momente auf der Naſe ſaß, wie dem ſchwarzen Ritter in dem bekannten Roman von Dellaroſa das undurchſichtige Viſir, wußte nicht einmal, wer ihn beraubt! —

Vier Tauſend Gulden in Banknoten enthielt die Brieftaſche!

Gröbler war nahe daran, vom Schlage gerührt zu werden.

Er ſchrie um Hilfe. Er erzählte Allen, die ihn umgaben, daß er beſtohlen worden, am „hell-lichten“ Tage beſtohlen worden! 4000 fl., ſchrie er, 4000 fl. in Banknoten ſind fort! Heiliger Gott! In einer fremden Stadt bin ich ohne Geld! Heda! Polizei! Haiducken! Panduren! Stadtſoldaten! Zu Hilfe! Zu Hilfe!

Das Menſchengewoge wurde immer dichter um ihn.

Einige bemitleideten ihn.

Andere lachten ihn aus.

Ein alter Ungar trat zu ihm heran.

Verzeihen Sie, ſagte er zu Gröbler, daß ich Sie als einen ſehr dummen Menſchen bezeichne. Wie konnten Sie in ein Menſchengewühl ſich wagen mit ſo viel Geld! — Glaub' ich Ihnen auch gar nicht, daß Sie ſo viel Geld gehabt; ſind vielleicht Banquerott gewordener Kaufmann, und wollen Ihre Gläubiger anſchmieren und ihnen weis machen, Sie würden ſie bezahlen, wenn Sie dieſen Verluſt nicht gehabt! Sind Sie nur Spargamentermacher, und erſuche ich Sie, treiben Sie hier nicht ſolchen Spectakel, oder laß ich Sie einführen, bin ich vom Comitathaus.

Aber ich kann mir doch keine Gnad' draus machen, wenn man mich in Peſth beſtiehlt!

Peſth macht ſich aber noch weniger eine Gnad' draus, daß Sie, wenn der Diebſtahl noch wahr iſt, hier beſtohlen wurden.

Wenn Sie vom Comitat ſind, ſo geben Sie mir einen Rath, was ich thun ſoll!

Wer ſind Sie?

Gröbler heiß' ich, von Wien bin ich. Alle Welt kennt mich!

Alle Welt? Gehört nicht Peſth auch zur Welt? — — In Peſth kennt Sie keine Seele. —

Doch! doch! Es iſt mir erſt ein Herr begegnet, der mich kennt; dann kennt mich ſehr gut der Baumeiſter und Hausherr Rehecker in der Waiznergaſſe.

Bei dieſem wohne ich, ſagte Gröbler. Dieſer ein „meiniger" Freund wird die beſte Auskunft über mich geben und Ihnen ſagen, daß ich weder ein Banquerotteur noch ein „Pargamentmacher" bin.

Spargamentenmacher hab' ich geſagt, iſt das Einer, der Lugen ausſtreut.

Alſo auch kein „Sparmazetmacher" bin ich! Geben Sie mir alſo Einſchlag, Herr Comitatsherr, was ich thun ſoll bei meinem Unglück!

Abreiſen, wenn Sie jetzt kein Geld haben. Comitat kann Ihnen nicht helfen. Es ſind zu viele Diebe hier! Wer weiß, wer Sie beſtohlen hat; ſind Sie auf jeden Fall ſelbſt Schuld! — Viertauſend Gulden und bloß in Rock einknöpfeln! Kleiner Bub iſt nicht ſo dumm wie Sie! — Nein, was Wiener für einfältige Menſchen ſind! Thür könnt' man mit ihnen einrennen! — Dalkigter Spermazetmacher!

Der Herr vom Comitate ging.

Alles lachte Gröbler aus.

Ein anderer Herr ging auf Gröbler zu.

Laſſen Sie ſich nicht irre machen, ſagte dieſer Herr.
Der Mann, der mit Ihnen ſoeben geſprochen, iſt kein C
tatsherr, ſondern nur ein Amtsbot. Er fürchtet, daß ihm
an Ihnen verübte Diebſtahl Laufereien machen könne.
halb war er ſo barſch. — Zeigen Sie Ihr Malheur im
auf dem Comitatshauſe an. Dort finden Sie lauter einſi
volle Herren; ſprechen Sie auch mit dem Herrn Bürgermei
Es wird gewiß Alles geſchehen, was zu geſchehen hat.
Das wäre nicht übel, wenn eine ſolche Stadt, wie die unſ
keine Organe der öffentlichen Sicherheit hätte! — Kom
Sie mit mir; ich führe Sie auf das Comitatshaus!

Mein Gott! ſagte Gröbler, vorher ſoll ich aber auch m
Frau ſuchen, die hab' ich auch im Gedräng' verloren.

Iſt Ihnen die auch geſtohlen worden?

„Es iſt ſchier a ſo!“ (Es iſt beinahe ſo.)

Wo wollen Sie Ihre Frau finden?

Ich höre, im Theater.

Alles lachte neuerdings.

Nicht im Parterre oder Logen,. ſondern bei dem
rector.

In dieſem Augenblicke kam Madame Czalenka über
einer Seitenſtraße. —

Gröbler erblickte ſie und ſtürzte mit dem Rufe:

Joſephine! Joſephine! da bin ich, da! da!

Czalenka ging auf ihn zu.

Sind Sie von Sinnen? ſagte ſie. · Welch ein Geſch
— Wo ſtecken Sie denn?

O Gott! Joſephine, ich wünſchte, ich wäre wo geſt
Stellen Sie ſich mein grenzenloſes Malheur vor. Hier
dieſem Gewölbe hat mir Einer — ein Unbekannter —
Hut angetrieben, und wie ich den Hut wieder über die A

hinaufgebracht, hat mir der Unbekannte unbekannterweiſ' meine Brieftaſche mit 4000 fl. geſtohlen!

Wie? rief Joſephine ſehr betreten. Ihr Geld iſt fort? Ihre Brieftaſche mit dem ganzen Gelde, das Sie aus Wien mitnahmen?

Drei kupferne DreißigkreuzerStückeln habe ich noch, dieſe gelten aber nur 18 kr.

Das iſt ja entſetzlich! Ich habe mir bei Kiſſmány, dem erſten Damenſchneider in Peſth, einen ungariſchen Anzug beſtellt ſammt allem, was dazu gehört; übermorgen bringt ihn der Schneider ſchon ins Haus Ihres Freundes. Dieſer Anzug koſtet, weil ihn prächtige Stickereien verzieren, 1500 fl.

Sagen Sie dieſe Beſtellung ab! Ich hab' nicht ſo viel Geld, daß ich Ihnen das Coſtume von einem ungariſchen „Zwiefelweib" machen laſſen könnte. —

Abſagen? Was ich beſtellt, abſagen? Was mir Freude macht, darauf ſoll ich verzichten? Blamiren ſoll ich mich vor einem Schneider? — Ich will hier mit Ihnen nicht ſprechen. Nur ſo viel: wenn Sie dieſen ungariſchen Damenſtaat nicht bezahlen, und überhaupt ſich in Peſth ſo viel Geld ſchaffen, daß ich hier in jeder Beziehung Aufwand machen kann, dann fahren Sie allein nach Wien zurück. — „Ich bleibe in Peſth." — Kommen Sie, Herr Móva. Jetzt werden wir den Grafen Raday zu Hauſe finden; ich laſſe mich bei ihm engagiren.

Czalenka zog Móva mit ſich fort.

Dies Geſpräch ging ganz abgeſondert von den Menſchengruppen vor ſich.

Gröbler war ſo verblüfft, daß er nicht ſprechen konnte.

Der Herr, welcher ſo freundlich ſich angeboten, dem armen bedrängten Mann an die Hand zu gehen, um den Dieb verfolgen zu laſſen, redete Gröbler wieder an:

Iſt es Ihnen jetzt gefällig, mit mir in das Comitatshaus und zu dem Herrn Bürgermeiſter zu gehen?

Ich danke Ihnen, erwiederte Gröbler; jetzt hab' ich andere Gänge. — Ich bin in eine ſolche Colliſion gerathen, daß ich mir ſchnell Geld, viel Geld, ja, wenigſtens 3000 fl. ausborgen muß. — Wiſſen Sie Niemand, der mir 3000 fl. leiht?

Ich kenne Niemand?

Wie bin ich doch ſo vernagelt, verwirrt, verlegen! — Ich gehe zu meinem Hausherrn in der Waiznergaſſe; der muß mir helfen! — Mein Gott, wie konnte ich denn meinen Freund vergeſſen! — Leben Sie wohl, Herr, ſagte er zu dem artigen Manne. Morgen, wenn es Ihnen gefällig, machen wir die nothwendigen Gänge!

Er ließ ſeinen unbekannten Freund ſtehen und eilte fort.

Dieſer ſah ihm voll Verwunderung nach. —

Der iſt über den Verluſt ſeines Geldes bereits ein Narr geworden, oder es iſt nicht wahr, daß man ihn beſtahl, ſonſt könnte er ſich unmöglich ſo benehmen!

Gröbler ſuchte jetzt ſeinen Freund den Baumeiſter Rebecker auf.

Die Bewillkommnung war ſehr ſchnell vorüber.

Eine Umarmung, ein gegenſeitiges Händedrücken. Nichts weiter.

Gröbler fing ſogleich von ſeinem Unglück an.

Ich weiß ſchon Alles, ſagte Rebecker. So eben war der

Amtsbote vom Comitatshauſe bei mir. Er erkundigte ſich nach Dir, komm nur ſogleich mit, wir wollen die Anzeige machen. — Ich glaubte, ich müßte mich in eine Salzſäule verwandeln, ſo erſchrack ich. —

Werde ein ander Mal eine Salzſäule! verſetzte Gröbler. Ich habe jetzt ein Anliegen, das wichtiger iſt, als die dummen 4000 fl. — Freund, Du mußt mir 3000 fl. leihen, ohne Geld kann ich nicht ſein!

3000 fl.? Zu was denn ſo viel?

Ja, ich kann nicht anders! ich muß in Peſth Aufwand machen.

Wie lange willſt Du denn hier bleiben?

Ein paar Tage!

Und in dieſen paar Tagen willſt Du in Peſth 3000 fl. ausgeben?

Ja, daran liegt mir nichts! Ich muß ihr zu liebe Aufwand machen.

Ihr zu liebe? Wer iſt dieſe „ihr zu liebe?“

Ich hab' Dir ja geſchrieben, die Czalenka.

Um Gottes willen, Freund, Du wirſt Dich zu Grunde richten.

Warum nicht gar! — In meiner Caſſa find' ich gar keinen Boden.

Mach' mir nichts weis. Ein Brunnen läßt ſich ausſchöpfen. —

Moraliſire nicht, gib's Geld her!

Laß' Dir Etwas ſagen. —

Das Geld gieb eher her, dann red', ich ſchicke Dir ja dieſen Bettel in acht Tagen wieder!

Ein Bettel 3000 fl.? 4000 fl. ſind Dir geſtohlen worden, ſie liegen Dir nicht einmal am Herzen; 3000 fl. willſt

Du noch dazu verthun; mein Freund, zu einer ſolchen tollen, wahnſinnigen, lüderlichen Verſchwendung biete ich Dir meine Hand nicht! Drei Hundert Gulden will ich Dir geben, aber nicht drei Tauſend! Dich ſollte man ja unter Curatel ſetzen, Du unbeſonnener Mann, Du hirnloſer Menſch, welcher dümmere Streiche macht, als ein Junge von ſechzehn Jahren!

Drei Hundert Gulden? Das brauch' ich, wenn ich in's Tractiren hineinkomme, für den Champagner. —

Du haſt nicht zu tractiren. Du biſt mein Gaſt mit ſammt Deiner Dulcinea; Du haſt nicht einen Groſchen auszugeben, und Champagner kannſt Du bei mir auch trinken, Champagner von der erſten Sorte. —

Lächerlich! — Sie will von mir Aufwand, nicht von Dir. Schmarotzen iſt ihr ſchrecklich! Du kennſt ihren noblen Charakter, ihre noblen Geſinnungen nicht; ſie iſt ganz Dam', eine hohe Dam'; ihr ungariſches Kleid, das ſie beim erſten Peſther Schneider, Kiſſmann, glaub' ich, heißt er, beſtellt hat, koſtet 1500 fl. Uebermorgen bekommt ſie's ſchon. Alles geſtickt! Mit Gold geſtickt, Schleier, Capuchon, Ueberſchuh, Alles geſtickt!

Capuchon und Ueberſchuhe geſtickt, Du ſprichſt, als hätteſt Du den Verſtand verloren. —

Gieb die 3000 fl. her, den Verſtand werd' ich ſchon wieder finden.

Nein, mein lieber Gröbler, ſelbſt auf die Gefahr hin, Deine Freundſchaft zu verlieren, verſage ich Dir dieſes Geld! — Deine Kinder müßten mich dereinſt verfluchen!

Sollen ſich unterſtehen, ſo karbatſch ich ſie. —

Trachte lieber, Deine 4000 fl. wieder zu erhalten, komm' zu dem Herrn Aſſeſſor Bedány, der iſt mein Freund, der ſetzt hundert vertraute Leute in Bewegung, die Diebe aufzufinden. —

Schön! ſchön! Morgen, übermorgen! Die 1500 fl. für den Schneider Kiſſmann muß ich wenigſtens haben; ich kann das Götterweib nicht compromittiren laſſen. —

Das Götterweib, das der Teufel holen ſoll! Ich habe ſchon von ihr gehört; unſer Freund, der Architekt, hat mir curioſe Geſchichten von ihr aus Wien geſchrieben! Alle Deine Freunde beklagen Dich tief. —

Ich mord' die Freund, die über mich klagen. —

Und als ungariſche Dame will ſich die gewiſſenloſe Kokette zeigen? Iſt ſie eine Dame? iſt ſie eine geborne Ungarin? Hat ſie einen ungariſchen Cavalier zum Gemahl? — Weißt Du, was der Baronin P... in Peſth geſchehen iſt, welche doch einen ſehr hohen, ungariſchen Magnaten zum Geliebten hatte: als ſie, eine Franzöſin von Geburt, im ungariſchen Coſtume in die Loge trat, wurde ſo lange gepfiffen, bis ſie das Theater verließ. Glaubſt Du, eine der wackerſten und edelſten Nationen der Welt läßt ihr National-Coſtume parodiren?

O auf dem Theater ſieht man eine Menge verkleidete Ungarinnen.

Auf dem Theater in einem vaterländiſchen Stück, aber nicht in den Logen.

Es kennt ſie kein Menſch!

Es kennt ſie der Schneider, und der wird ſchon deshalb allen ſeinen hohen Gönnerinnen die abſurde Marotte einer — nicht-Ungarin, nicht-Adeligen mitgetheilt haben, und wäre es auch nur geſchehen, um ſich von der vornehmen Welt keine Vorwürfe zuzuziehen!

Madame Czalenka kam mit Möva zu dem Baumeiſter Rehecker.

Iſt das der Hausherr? fragte ſie Gröbler.

Ja, mein Freund, mein alter Freund, mein einziger Freund in ganz Peſth!

Seien Sie mir willkommen, gnädige Frau, begrüßte Rehecker Madame Czalenka; Sie ſollen in meinem Hauſe die beſte Aufnahme finden, nur bedauere ich, daß ein ſo trauriges Ereigniß Sie in unſere Stadt führt. Eine Execution! Ich werde den Unglücklichen gewiß nicht ſehen.

O mich intereſſirt die Hinrichtung ungemein.

Iſt das ein Engel! ſagte Gröbler zu Rehecker.

Eine ſehr ſchöne Frau! erwiederte dieſer.

Nicht wahr? — Nu, Freund, da kannſt Du nichts abſchlagen! — Denk' Du Dir dieſes Geſicht als Magyarin! Sie hat ſo etwas „Hunniſches" in ihrem ganzen Weſen! — Joſephine, ſtelle Dir vor, ich habe meinen biedern Freund, weil ich durch das Hutantreiben meine Brieftaſchen verlor, um 3000 fl. angeredet, und er giebt ſie mir! O edler, unerhörter Freund, laß Dich umarmen.

Nein, edler, unerhörter Freund, ich gebe ſie Dir nicht! Für Zwecke, wie Du ſie mir geſchildert, habe ich keine Caſſe.

Madame Czalenka ſah Gröbler mit Blicken an, die ihn wie Dolche trafen.

Die Speiſeſtunde naht heran, erinnerte der Baumeiſter. Erlauben Sie, verehrte Gäſte, daß ich meine Frau benachrichtige, daß Sie bereits eingetroffen ſind. — Wollen Sie indeß Ihre Zimmer beſehen; es ſind die ſchönſten im Hauſe. Zwei Zimmer auf die Straße, drei ausgezeichnete Betten, in dem einen Zimmer zwei Betten für meinen theueren Gröbler und ſeinen Freund; im zweiten Zimmer, das beſonders bequem und comfortable eingerichtet iſt, ein wirklich prachtvolles Bett für die gnädige Frau; der Bediente Karl hat ein Zimmer gegen den Hof, aber ein Glockenzug kann ihn in beide Zimmer rufen, Deine Koffer, ſo wie Dein Reiſewagen, Gröbler, ſind aufs Beſte untergebracht worden.

Rehecker entfernte ſich.

Wenn Sie nicht arm wären wie eine Kirchenmaus, Herr Gröbler, ſagte Frau Czalenka, wenn Sie nur ſo viel hätten, um in Ofen in einem Wirthshauſe, da in Peſth kein Zimmer mehr um ſolche Preiſe zu miethen, ſo würde ich darauf dringen, verlaſſen wir augenblicklich das Haus Ihres ſogenannten guten Freundes, der Ihnen die kleine Summe von 3000 fl. nicht anvertraut, Ihnen, einem, als reichen Mann, als wohlbekannten Beſitzer der ſchönſten Vorſtadthäuſer, renommirten und ſoliden Rentiers. — Es iſt ſchändlich, es iſt nichtswürdig, und wie undelicat gab er ſeine abſchlägige Antwort:

„Nein, unerhörter Freund! rief er, ich gebe Dir die verlangten 3000 fl. nicht! für Zwecke, wie Du ſie mir geſchildert, habe ich kein Caſſa!“

Was für Zwecke haben Sie ihm denn geſchildert? — Waren Sie wieder recht albern? — Wahrſcheinlich haben Sie ihm, geſchwätzig wie Sie ſind, erzählt, daß Sie 1500 fl. für einen ungariſchen Damenanzug für mich benöthigen?

Warum hätte ich ihm dies nicht ſagen ſollen, der Damenanzug koſtet ja mein Geld, nicht das Seinige. Ich bin wohl der Mann, der Ihnen zehn ſolche Anzüge machen laſſen könnte, nicht einen!

Ja in Wien, dafür danke ich. Meine Meinung wiſſen Sie. —

Drei Hundert Gulden will er mir ja leihen!

Schämen Sie ſich vor Herrn von Möra, ſich ſo zu blamiren! Ein kleiner Millionär prahlt, daß man ihm 300 fl. borgen wolle! Ha! ha!

Sie machen mich deſperat!

Kommen Sie her!

Gröbler ſchlich ſich ganz demüthig zu ihr hin.

Zeigen Sie mir ein Mal Ihre Brillant-Ringe. Bisher habe ich auf dieſe geſchmacklos gefaßten Steine nicht reflectirt.

Czalenka betrachtete die beiden Ringe.

Achtzehn Steine! rief ſie, in jedem Ringe neun Steine! Nehmen Sie ſie herab vom Finger!

Gröbler gehorchte.

Czalenka prüfte die Steine aufmerkſam.

Dieſe Brillanten ſind ſo ſchmutzig, ſagte ſie, daß man ſie für Tintenſteine halten könnte, indeß ſind ſie doch ſehr groß — zwölf Hundert Gulden könnte ein Juwelier doch dafür geben. Herr Möra, wollten Sie wohl eine Commiſſion für mich ausrichten. Ich ſehe hier vom Fenſter den Laden eines Juweliers. Verkaufen Sie dieſe beiden Ringe. —

Erlauben Sie, erwiederte Gröbler, dieſe Ringe kann ich um keinen Preis verkaufen, auch nicht verſetzen; ſie hätten nicht einmal von meinen Fingern kommen ſollen.

Was ſoll das heißen?

Dieſe Ringe ſind ein par „Talismänner!“

Talismänner! Haha! das war wieder eine Redensart vom „Schanzl.“ Dort befindet ſich eine Frau, welche ein großes Haus macht, deſſenungeachtet aber wie ein Hühnerweib ſpricht. Zu ihrer Koketterie gehören ein paar Brüder, welche Raimann heißen, in der vielfachen Zahl nennt ſie dieſe die Raimänner! Der Pöbel druckt ſich doch überall erbärmlich aus.

Ich ſehe ein, daß es dumm iſt, Talismänner und Raimänner zu ſagen, alſo jeder Ring iſt ein Talisman, und dies ſoll heißen, daß ich Unglück habe, wenn ich dieſe Ringe in andere Hände lege. Mein Vater gab ſie mir auf dem Sterbebette. Leſen Sie, was in dieſe Ringe für Denkſprüche gravirt wurden:

„Bewahr den Ring zu Deinem Heil,
Sonſt wird nur Unglück Dir zu Theil!“

* * *

„So lang mein Talisman Dich ſchmückt,
Bleibſt Du geachtet und beglückt.“

Narrenspoſſen! rief Joſephine. Sie werden doch nicht an ſolche Dummheiten glauben? — Das fehlte noch, daß Sie zu Ihren vielen abſurden Sachen, welche Sie an ſich haben, aus der Haarbeutelzeit der Wiener Bürger, auch noch die Abſurdität des Aberglaubens geſellten? — Ich brauche Geld: übermorgen kommt der ungariſche Schneider, bringt mein Kleid; auf dem Balcon des Grafen Radan werde ich den Executionszug vorübergehen ſehen; ich muß als ungariſche Dame glänzen! Abends gehe ich ins Theater, in der Loge des Grafen glänze ich wieder in der Nationaltracht. Ich will gleich ſelbſt die Ringe verkaufen.

Aber ich bitte Sie um Gottes willen! flehte Gröbler. Nur nicht verkaufen — ich will lieber noch ein Mal mit meinem Freunde Rebecker ſprechen.

Mit dieſem hämiſchen Patron? Um keinen Preis!

Nehmen Sie Ihre Perlen vom Halſe! dafür gibt Ihnen jeder Jude 2000 fl.! Mich haben ſie vierthalb Tauſend Gulden gekoſtet.

Sie Idiot! — Wie könnte ich eine ungariſche Dame vorſtellen, ohne Perlen — Kommen Sie, Möva. Dieſe beiden ſogenannten Talismänner wollen wir ſogleich an Mann bringen.

Sie eilte mit den Ringen mit Möva fort.

Gröbler ſtand wie ein Verzweifelter.

Wenn ſie die Ringe verkauft, ſo bin ich ſelbſt verkauft! — So lange ich ſie am Finger trug, hatte ich Glück, wo ich hinſah. Ich erbte; alle meine Speculationen ſchlugen ein; ich gewann in der großen Lotterie; ich profitirte an meinen Häuſern, an meinen Staatspapieren! O mein Gott, wenn mir jetzt plötzlich Fortuna den Rücken kehren würde, mir, der ſo viel Geld braucht, dem Joſephine ſo viel Geld koſtet — ich müßte mich ins Waſſer ſtürzen, oder aufhängen!

Der Mann, welcher gleich nach der Ankunft Gröblers dieſen ſo eindringend vor den Gaunern Peſths warnte, ſteckte den Kopf bei der Thüre herein.

Herr Gröbler, ſagte der Mann leiſe:

Sind Sie allein?

Was wünſchen Sie? fragte Gröbler.

Trotz meiner dringenden Mahnung, Ihr Geld zu verwahren, ſind Sie beſtohlen worden!

Hol' Sie der Teufel, Herr! wenn Sie gekommen ſind, mich zu verhöhnen!

Nein, ich bin nicht gekommen, Sie zu verhöhnen, ſondern in einer anderen Angelegenheit.

Laſſen Sie mich ungeſchoren!

Nur eine Frage beantworten Sie mir:

Haben Sie den Diebſtahl angezeigt?

Noch nicht; ach, mein Himmel, ich hatte den Kopf ſo voll, und jetzt bin ich ganz verloren; aber nach Tiſche gehe ich auf das Comitatshaus. —

Thun Sie es nicht, ich beſchwöre Sie!

Was ſagen Sie?

Machen Sie keine Anzeige. — Ich ſchaffe Ihnen Ihre Brieftaſche mit dem ganzen Gelde, es ſoll kein Heller davon fehlen. —

Heller waren gar nicht darin.

Ich ſchaffe Ihnen Ihre 4000 fl.

Unmöglich!

Nein, nicht unmöglich. Ich bringe Ihnen die Brieftaſche; verwundern Sie ſich immerhin. Ich bringe ſie Ihnen in wenigen Minuten; doch erklären Sie ſich vorher, auf welche Weiſe wollen Sie mich belohnen?

Machen Sie keine Späße. —

So wahr ein Gott im Himmel iſt, ich ſpaße nicht. Was wollen Sie mir für dieſen Dienſt bieten?

Herr, wenn das wahr iſt, was Sie ſagen, ſo nehmen Sie ſich gleich 1000 fl. aus der Brieftaſche, ſie gehört Ihnen. —

Nein, ich öffne ſie nicht, ſtehe aber gut für ihren completen Inhalt. Auch verlange ich mir kein Geldgeſchenk, ſondern Etwas anderes. Stellen Sie mich in Ihrem Hauſe an! Geben Sie mir Alles frei, und jährlich 300 fl., und das, was man Ihnen geraubt, kommt wieder unverſehrt in Ihre Hände!

Ich geb' Alles ein! Ja, ich ſtell' Sie in meinem Hauſe an. Einen Titel und eine Beſchäftigung werden wir ſchon finden! Nur das Geld! das Geld! — Mein ganzes Leben hindurch bin ich mir nie ſo erbärmlich vorgekommen, als in den wenigen Stunden, in welchen ich nur drei Kupferſechſer im Sack hatte!

Ich muß aber eine ſchriftliche Zuſicherung haben, daß ich von Ihnen jährlich Alles frei und 300 fl. erhalte.

Setzen Sie Ihre Bedingungen auf, ich unterſchreib ſie. —

Das hab' ich bereits gethan. — Leſen Sie dieſe Schrift.

Gröbler las die Schrift.

Alles klar und deutlich. Mit jedem Punkt bin ich einverſtanden. Auch mit der Zeit! Sie bedingen ſich bei mir bleiben zu können, ſo lange ich ein Vermögen beſitze; Freund, da kommen Sie nie aus meinem Hauſe!

Doch wozu der Nachſatz, edler Gönner, daß außer mir, auch kein anderer Menſch das Recht haben ſoll, Ihnen weder zu kündigen, noch Sie zu entlaſſen. —

Das verſteht ſich doch von ſelbſt!

Richtig! — Es verſteht ſich von ſelbſt! — Wo iſt eine Feder, ich unterzeichne auf der Stelle. —

Der Fremde reichte Gröbler die Feder.

Gröbler unterſchrieb.

Sind Sie nun zufrieden? fragte Gröbler.

Vollkommen, antwortete der Fremde, zum Beweiſe, daß ich Ihnen hier Ihre Brieftaſche augenblicklich übergebe.

Der Fremde zog ſie aus einer Seitentaſche hervor und händigte die Brieftaſche Gröbler ein, der vor Erſtaunen und Freude ſich nicht zu faſſen wußte. —

Zählen Sie Ihr Geld, ſagte der Unbekannte. Wie ich Ihnen bereits geſagt, darf kein Heller daran fehlen.

Gröbler überzeugte ſich, daß es ſo war, fiel dann dem Fremden um den Hals und rief:

Sie ſind ein Zauberer, ein Hexenmeiſter, geben Sie mir jetzt nur an, wie es Ihnen möglich war, mein Geld zu retten.

Da mich Ihre Fahrläſſigkeit beſorgt machte, ſo ließ ich Sie, als Sie ſich von mir entfernten, nicht mehr aus den Augen; ich beobachtete Sie bei allen Ihren Schritten, bemerkte daher auch den Dieb, der Sie beraubte, verfolgte nach ſeinem räuberiſchen Angriff den Dieb; er flüchtete durch das Ketſchkemeter Thor; ich erreichte ihn, und nahm ihm ſeine Beute ab —

Und ließen ihn einführen?

O nein, das hätte mir nicht nur Zeit genommen, ſondern auch die Brieftaſche hätte müſſen bei Gericht bleiben, und damit wäre Ihnen wahrlich nicht gedient geweſen.

Wahrhaftig, Sie Goldmann, damit wäre mir nicht gedient geweſen.

Was geſchieht jetzt mit mir?

Jetzt? — Sie bleiben in Peſth, bis ich abreiſe, dann reiſen Sie mit mir! — Etwas Geld müſſen Sie von mir annehmen, da Sie ſich zu verpflegen haben. — Ein Hundert Gulden ſollen Sie acceptiren!

Dieſen Antrag weiſe ich nicht zurück. Eins, Herr von Gröbler, iſt zu verabreden wichtig. Sie dürfen Niemand ſagen, weder der Dame noch dem Herrn, die mit Ihnen hieher gereiſet, daß ich der Retter Ihres Geldes war; Sie dürfen es weder dem Hausherrn hier, noch dem Gericht mittheilen, auf welche Weiſe Sie Ihre Brieftaſche erhielten.

Bei dem Fenſter kann ſie mir doch nicht hereingeflogen ſein?

Wol aber bei der Thüre; ſagen Sie Jedermann, ein Unbekannter ſei hier eingetreten, habe Ihnen die Brieftaſche übergeben, und habe Sie dann raſch verlaſſen. Der Unbekannte verläßt Sie auch wirklich! Adieu!

Der Unbekannte ging.

V.

Hat der geehrte Leſer ſchon ein Mal einen Menſchen
obachtet, der lange Zeit mit Noth und Elend gekämpft h
und plötzlich zu Geld und Ueberfluß gekommen iſt, und
der geehrte Leſer bemerkt, wie ein ſolcher Menſch ſich dann a
blies, und ein ganz anderer geworden, als er war, wie ſ
Weſen ſich veränderte, wie er ſtolz und hochmüthig ſich erh
alle Welt verachtete, und demjenigen es vergalt, welcher die
Menſchen Bedrängniß ihm empfinden ließ, hat der freundli
Leſer einen ſolchen Menſchen geſehen, ſo hat er auch das B
Gröblers erblickt, als dieſer ſeine 4000 fl. wieder erhielt.

„Da ich mein Geld wieder habe, jubelte Gröbler, ſo
mir's der impertinente gute Freund hier im Hauſe entgelt
Wenn Joſephine hier wäre, ſo würde ich ſie augenblicklich fo
führen, und lieber auf dem nächſten Dorfe in einem Baue
hauſe täglich ein Hundert Gulden bezahlen, als bei dieſ
ſchlechten guten Freunde umſonſt bleiben! Die gute Joſephi
welche Freude wird ſie haben, nun warte nur, Engelswe
wie ich jetzt alle Deine Wünſche erfüllen will!“

Sapperment! rief Gröbler aus, da fallen mir jetzt me
Ringe ein! Wenn Joſephine noch ein Viertelſtündchen
wartet hätte, ſo wäre ihr und mir geholfen worden; in d
Augenblicke, als ſie wieder kommt und mir den Ort nennt,

ſich meine Wunderringe befinden, will ich ſie ſogleich wieder zurück laufen, oder hat ſie dieſe verſetzt, wieder einlöſen!

Herr Rehecker kam nun in den Salon, Gröbler zu Tiſche zu rufen.

Es kann nun aufgetragen werden, ſagte Rehecker. Meine Familie erwartet Dich. Wo iſt Frau von Czalenka und Herr Möva? — Sind ſie in ihren Zimmern?

Sie ſind beide ausgegangen, antwortete Gröbler mit auffallender Kälte.

Sie werden doch bald wieder kommen? Ich habe auch noch andere Gäſte geladen, die ich nicht gerne warten laſſen möchte. —

O ich bitte Dich, zu Deinen andern Gäſten zurück zu kehren; ich und Joſephine und Herr Möva können auch in einem Wirthshauſe ſpeiſen. —

Wie kommſt Du mir vor? — Du biſt ja ſo froſtig und geſpannt gegen mich, als ſäheſt Du in mir Deinen größten Feind.

Der biſt Du auch!

Weil ich Dir 3000 Gulden, die Du wie 3000 Groſchen verſchleudern, und der Laune Deiner Geliebten wegen, verſchwenden willſt, nicht geliehen, darum zürnſt Du mir?

O ich zürne Dir nicht, aber ich werde Dir Dein abſcheulich rüſichtsloſes Betragen merken. Wärſt Du in Wien, und befändeſt Du Dich in einer ähnlichen Lage, ſo würde ich Dir, wenn Du mich darum anginſt, 10,000 Gulden, und mehr mit Freuden geben!

Ich würde ſie nicht verſchwenden.

Das wäre mein Kummer nicht! Du biſt ein aufrechter Mann, Dir kann man Geld leihen, ich bin aber auch ein aufrechter Mann. —

Der aber bald umfallen wird, wenn er's ſo fort macht.

Keine Beleidigungen!

Ich beleidige Dich nicht, wenn ich Dir's gut meine. — Uebrigens will ich Dir ſchon mehr Geld geben, als 300 fl., beſtimme nur Deine Geliebte, daß ſie die Thorheit, ſich, ohne eine ungariſche Dame zu ſein, ein ſo koſtbares Kleid machen zu laſſen, aufgibt, und ich gebe Dir —

Ich brauche gar nichts von Dir, ich habe jetzt Geld genug, und Joſephine wird ihr Kleid erhalten, Dir zum Trotze. Auf dem Balle des Grafen Radav, wird ſie damit brilliren, und im Theater in einer Loge wird ſie alle ungariſchen Damen von Peſth und Ofen überſtrahlen. —

Haſt Du Dein Geld erhalten?

Kann ſein!

Das mußt Du mir ſagen. Ich habe Annoncen drucken laſſen und einen Preis auf die Einbringung des Diebes geſetzt. —

Wer hat Dir dies geheißen?

Die Freundſchaft zu Dir! Du, in Deinem Leichtſinne, haſt Dich um nichts bekümmert, ich handelte ſtatt Dir. Das Comitat hat ſein ganzes Sicherheits-Perſonal auf die Beine gebracht. —

Wahnſinn! Ich habe mein Geld wieder! Sieh her, hier die geſtohlene Brieftaſche! Hier iſt mein ganzes vermißtes Capital bis auf 100 fl., die ich dem Zuſtandebringer meiner Baarſchaft ſchenkte. —

Wer iſt dieſer?

Ich kenne ihn nicht. Er kam da zur Thüre herein, brachte mir mein Geld, und ich beſchenkte ihn.

Das klingt verflucht unwahrſcheinlich. Wenn ich nun dem Comitate anzeige, daß Du auf ſo märchenhafte Weiſe

Dein Eigenthum wieder empfangen, wird man mir nicht glauben. —

Liegt auch nichts daran!

Man wird argwohnen, was ohnehin ſchon geſchehen, daß aus Gott weiß, welchen Gründen, die ganze Raubgeſchichte eine Finte geweſen.

Da liegt mir wieder nichts daran!

Aber mir! Mir liegt daran, da ich mich für die Wahrheit Deiner Angabe verbürgte.

Das hat Dir auch Niemand „geſchafft."

Gröbler! Um Gottes willen! Was iſt aus Dir geworden? Die Ehre Deines Freundes, Deine eigene gelten Dir nichts!

Dir war auch nichts an meiner Ehre gelegen; vor meiner theueren Joſephine hätteſt Du mich compromittiren laſſen, wenn mich nicht Gott erhoben.

Auf dem Wege, den Du eingeſchlagen, wird er Dich fallen laſſen.

Ich bitte Dich, geh' zu Tiſche! Ich ſpeiſe auf keinen Fall bei Dir; wir zwei haben ausgeredet; wenn ich Moral hören will, ſo gehe ich in Wien in die Kirchen und nicht nach Peſth, um bei einem guten Freund eine Predigt anzuhören. — Geh' zum Speiſen, ich bitte Dich; ich bin auf keinen Fall Dein Gaſt; erlaube mir nur, ſo lange hier zu bleiben, bis Frau von Czalenka kommt, dann laſſe ich durch meinen Bedienten Pferde beſorgen, meinen Reiſewagen und meine Reiſeeffecten abholen und Du ſiehſt mich Dein Leben nicht mehr!

Rehecker ſah Gröbler mit Erſtaunen an.

Gut denn, Herr Gröbler, ſagte Rehecker, ein Mal werden wir uns doch noch ſehen, und meinetwegen dann zum letzten Male!

Rebecker verließ ihn.

Endlich kam Frau Czalenka mit Möva von ihrer Wanderung zurück.

Madame Czalenka war höchſt vergnügt.

Gott ſei Dank! ſagte ſie, die beiden „Talismänner“ ſind verkauft, und über alle Erwartung gut verkauft.

Verkauft? ſtammelte Gröbler.

Es hat Zeit gekoſtet! Bei drei Juwelieren waren wir; wir müſſen jedoch zu drei unbedeutenden Juwelieren gekommen ſein, denn keiner hatte hinreichend Caſſa; da wurde uns geſagt, im Caffeehauſe des Herrn Meteny fände ſich täglich ein Jude ein, welcher mit Schmuckwaaren handle, den Mann fanden wir; er prüfte die Steine, ſchätzte ſie, öffnete die Brieftaſche, legte mir fünfzehn Zettel, jedes mit Ein Hundert Gulden, hin; ich nahm ſie, und flog damit zur Thüre hinaus — meinen Schneider habe ich nun in der Taſche; Gröbler, ich bin Dir wieder gut!

Mich trifft der Schlag! — Haſt Du Dir denn nicht den Rückkauf vorbehalten?

Wozu? Du haſt ja kein Geld!

Wer ſagt Dir das? — Ich habe meine 4000 fl. zurück bekommen!

Iſt das wahr!

Auf Ehre!

Deſto beſſer! Jetzt haben wir hinreichend Geld, und ich kann mir ſogleich noch einen ungariſchen Anzug beſtellen. Möva, einen blauen mit Silber, wie ihn die Gräfin Eſterhäzy beſtellt hat. Auf dem Sonntag iſt große Auffahrt in Ofen, da fahr' ich mit!

Das kann nicht ſein! — Ich muß meine Ringe wieder haben, führe mich ſogleich in das Caffeehaus, zeige mir den Juden. —

Der iſt ſchon fort, verſetzte Möva. Er erzählte, daß er um zwei Uhr Nachmittag nach Temeswar reiſe. — Jetzt iſt's drei Uhr. —

Ich reiſ' ihm nach. — Gleich, auf der Stelle!

Vergeſſen der Herr von Gröbler nicht, ſagte Czalenka ernſt und ſtreng, daß ich noch nicht geſpeiſt, daß ich — ehe wir nach Peſth gekommen, in der letzten Station erbärmlich gefrühſtückt habe, daß ich von dem vielen Herumlaufen, von 9 Uhr bis jetzt hungrig geworden, wie ein Wolf, daß endlich, in dem Augenblicke, in welchem wir hier eingetreten, die dampfenden Schüſſeln ſchon auf den Tiſch des Herrn Rehecker gebracht wurden, und es höchſt unartig wäre, wenn wir noch länger das Diner auf uns warten ließen!

Wir ſpeiſen auf keinen Fall hier. Ich habe mich mit meinem Freunde entzweit. —

Das iſt mir noch lieber! Da ſpeiſen wir im Cavalier-Caſino. Der Schauſpieler Melchier erzählte mir, dort ſpeiſe man am beſten!

Ich muß meine Talismänner haben! ſchrie Gröbler und geberdete ſich dabei wie ein Verzweifelter. Ich gehe nach Debreczin und Sie müſſen mit, und mir den Juden zeigen.

Joſephine lachte laut.

Bin ich von Wien abgereiſt, um Temeswar oder Peſth kennen zu lernen? Nicht mit hundert Pferden bringen Sie mich von hier! — Reiſen Sie allein, Dormitzer heißt der Jude; ſuchen Sie ſich ihn in Temeswar. Ich bleibe indeß mit Herrn Möva hier.

Gröbler ſchlug ſich in ſeiner Aufregung vor die Stirne.

Ich bitte Sie, ſagte Czalenka, geberden Sie ſich nicht wie ein Wahnwitziger! Der elenden Ringe wegen, die Ihnen auch noch glänzend bezahlt wurden! Laſſen Sie ſich andere machen, und dieſelben Worte in die Einfaſſung kratzen; Brillanten bleiben Brillanten, Geld bleibt Gold, ob in Wien oder Peſth beſtellt, und die faden Sprüche, die in das Innere der Ringe gravirt werden, gravirt Ihnen Gerſtner auf dem Michälerplatze in Wien noch weit ſchöner!

Komm', „alter Kater!“ ins Caſino! Komm', Dir wird es angenehm ſein, gut zu ſchmauſen! — Eile aus dem Hauſe eines Mannes, der auch mir verhaßt iſt. — Bei Tiſche erzählſt Du mir dann, wie Du wieder zu Deinem Gelde gekommen biſt! — Da! nimm einen herzlichen Kuß, und nun mach' ein fröhliches Geſicht. —

Herr Gröbler vergaß nun Alles.

Er erwiederte den Kuß der Geliebten.

Sie zog ihn auf der einen Seite, Herrn Möva auf der andern; ſo ſchleppten ſie Gröbler in das adelige Caſino.

Gröbler war in ſeinem Glücke.

Die Reſtauration des adeligen Caſino in Peſth beſorgte im Jahre 1819 Herr Paul Meunier, ein Bruder des bekannten Wiener Reſtaurateurs, Pierre Meunier.

Es war üblich, daß Fremde, welche nicht Adelige waren, bei dem Vorſtande des Caſinos, einem Grafen von Zichy, gemeldet werden, und dieſer die Bewilligung zum Eintritte in den Speiſeſaal geben mußte.

Man kennt die Artigkeit ungariſcher Cavaliere gegen Fremde. —

Graf Zichy erfuhr kaum, daß Fremde aus Wien ſich ge=

meldet, wenn gleich auch nur bürgerlicher Abkunft, ſo gab er auch ſchon ſeine Bewilligung, im Caſino eintreten zu dürfen.

Alle Tiſche waren bereits beſetzt.

Nur an der mittleren Tafel befanden ſich noch drei leere Plätze.

Wie überall, machte auch hier die ſchöne ſtattliche Frau den angenehmſten Eindruck.

Madame Czalenka war ſo glücklich, an einem Tiſche Platz zu finden, an welchem ſich wirklich die Elite des jungen ungariſchen Adels befand.

Madame Czalenka ſah ſich plötzlich in die Geſellſchaft von Cavalieren verſetzt, welche eben ſo anziehend durch ihre Geſtalt als durch ihre feinen Manieren waren.

Man war gerade daran, recht ausführlich von dem Unglücklichen zu ſprechen, der in zwei Tagen durch des Scharfrichters Hand ſein Verbrechen mit dem Tode büßen ſollte.

Als die Fremden aus Wien eintraten, ſchien das Geſpräch abgeſchnitten.

Herr Möva flüſterte Joſephine zu:

Von dem Bedauernswerthen zu ſprechen, deſſen Hinrichtung beſchloſſen wurde, oder etwa gar errathen zu laſſen, daß Sie Ihre Reiſe blos darum angetreten, um ihn ſterben zu ſehen, würde nicht nur unzart, es würde unklug ſein! — Manche dieſer Herren waren vielleicht ſeine Freunde und beklagen herzlich ſein Verbrechen. Ich bitte Sie alſo, gnädige Frau, erwähnen Sie mit keiner Silbe dieſer erſchütternden Begebenheit.

Gewiß nicht! verſetzte Czalenka, wenn nur mein „alter Kater“ nicht ſo dumm iſt, hiervon zu ſprechen.

Herr Gröbler, welcher indeß den geſchmackvoll ausgeſchmückten Saal neugierig begafft hatte, wendete ſich nun an ſeinen Nachbar, einen Grafen F . . . . und bemerkte geiſtvoll, wie Gröbler immer ſich auszudrücken pflegte:

Sapperment! hier iſt es ſchön! Man ſieht, daß Cavaliere dies ſo angegeben haben! — In Wien haben wir „nix“ von dieſer Pracht!

Es freut mich, erwiederte Graf F . . . ., daß unſer Speiſeſaal Ihren Beifall findet. Sie ſind wahrſcheinlich Kenner?

Und wie?

Die Architektur des Saales, ergänzte Graf F . . . ., hat viele Anerkennung gefunden. —

Gar keine Red'! aber ich ſiech (ſehe) doch etwas, was g'richt (zurecht gebracht) werden muß. Bei dem Fenſter dort rechts, das acht Schuh „in der Lichten“ hat, zerbröſelt ſich das Mauerwerk; ich wett', wann „is“ (ich es) abkratz', ich komm auf einen Sprung.

O Jeges! ſagte Gröbler nach neuen prüfenden Blicken, welche er am Plafond umherſchweifen ließ, — dort, wo der Schmutzfleck neben der Verſchallung zu ſehen, „faalt“ (fault) ein „Diebelbaam,“ da haßt's g'ſchwind „an neichen“ einziechen, wann nicht noch mehr z'repariren is (iſt).

Dieſe Sprache des Herrn Gröbler war dem Grafen . . . . zu gelehrt. Er erlaubte ſich eine Frage an Herrn Gröbler:

Iſt dieſe Dame Ihr Fräulein Tochter?

Gröbler antwortete:

Wär' ja eh Recht! — Gott bewahr!

Eine Nichte?

Der Herr Graf ſind gut aufgelegt!

Ihre Frau?

Wenn 's erlauben!

Ich gratulire Ihnen herzlich zu dieſer ſchönen Frau.

Uebermorgen bitt ich ſie zu betrachten. Uebermorgen wird ſie, wenn der „arme Sünder ausgeführt“ wird, im ungariſchen Nation-Damen-Coſtüme auf einem Balcon, entweder in der Hatvanergaſſe oder auf dem Franziskanerplatz zu ſehen ſein!

Iſt ſie eine Ungarin?

Keine Idee!

Aus welchen Urſachen wird ſie ſich alſo ungariſch kleiden?

Aus Regard für den Delinquenten!

Alle ſchwarz?

Gott bewahr'! — In Galla, weiß und roſenfarb, wie's Harleking'frorne, aber rund um a dumm (rund herum) mit Gold g'ſtickt, 1500 fl. koſt's!

Der Graf verſtummte.

Waas ma nix, (weiß man es nicht) fragte Gröbler den Cavalier, der ihm gegenüber ſaß, iſt der arme Sünder „klan“ müthig?

Er iſt ſehr gefaßt, antwortete der Gefragte, ſo gefaßt, daß Sie dieſe Frage an ihn ſelbſt richten könnten; er würde ſie gewiß weit ruhiger beantworten, als ich, welchen jede Erinnerung an ihn auf das Heftigſte bewegt.

Ich muß ihn ſeh'n, ſagte Gröber, ich muß in's Ausſetzzimmer zu ihm kommen, und ſollt's mi (mich) zehn Gulden koſten!

Wie auf ein verabredetes Zeichen, ſtanden die Herren alle gleichzeitig von der Tafel auf, verneigten ſich gegen Frau Czalenka und Herrn Möva, und verließen die Tafel.

Die gehen gewiß ins Caffeehaus! ſagte Gröbler.

Herr Gröbler, rief ihm Frau Czalenka zu: Sie ſind nie dümmer, als wenn Sie recht geſcheidt ſein wollen!

VI.

Der traurige Tag, der die Execution herbeirief [illegible]

Nie noch erlebte die Stadt Peſth ein ſo außerordentliches Zuſammenſtrömen von Einheimiſchen und Fremden.

Wohl fehlte es in Peſth zu keiner Zeit an Hinrichtungen, aber eine ſolche für das Verbrechen des Vatermordes, an einem, der höchſten Geſellſchaft angehörigen, jungen Mann, war nie vorgekommen.

Zu dem war der junge Graf, welcher dem Schwerte des Freimannes verfallen war, ein ausgezeichnet ſchöner Mann. Er hatte das dreißigſte Jahr noch nicht erreicht; in Peſth und Oſen kannten ihn eben ſo die vornehmen wie die gemeinen Leute, den Grafen nannten junge und alte Frauen, Mädchen und Kinder den „ſchönen Grafen.“ — Seine einnehmenden Geſichtszüge, ſein feuriges, dabei ſchwermüthiges Auge von langen Wimpern umſchattet, ſeine, vielleicht nur zu rothen Lippen geſtalteten ſein Antlitz ſo anziehend, daß ihn kaum ein Mann betrachten konnte, ohne geſtehen zu müſſen: Dieſer Graf iſt ein Ideal von Schönheit.

Das weibliche Geſchlecht vermochte ſich nicht zu tröſten.

Daß er eine ſchauderhafte Unthat begangen, trat faſt ganz in den Hintergrund.

Das Mitleid bemächtigte ſich ſo ſehr der Damenwelt, daß es Einige ſogar in den beſſeren Kreiſen gab, die den Grafen vertheidigten.

Der Vater war ein gar zu harter, oft ſogar grauſamer Mann; er hat den Sohn durch ſeine Barbarei ſo gereizt, daß er ſich nicht mehr beherrſchen konnte.

Man weiß, wie häufig ſich Mädchen und Frauen hinreißen laſſen, Männer, welchen die Natur ſeltene Reize verlieh, ſelbſt bei ihren gröbſten Verirrungen zu entſchuldigen.

Der junge Graf war verheirathet.

Seine Gemahlin war nach Wien gereiſt, um für ihn Gnade zu erflehen.

Für einen Vatermörder Gnade! welch' ein Wahnſinn!

Allein, ein liebendes Weib unterläßt nichts, den Gatten zu retten.

Vierundzwanzig Stunden vor der Hinrichtung kam die Gräfin troſtlos zurück, abgehärmt, bleich, der Verzweiflung preisgegeben; ihre Bitten um Aenderung, Milderung der Strafe, konnten keinen Eingang finden, durften keinen Eingang finden.

Wäre ihr Gemahl zu lebenslänglichem Kerker in ſchweren Eiſen verurtheilt worden, die Gräfin hätte dies als eine Begünſtigung vom Himmel angeſehen! Einen Vatermörder begünſtigt der Himmel hienieden nicht, was jenſeits über ihn verhängt wird, Gott allein weiß es; vielleicht darf der auf ſolche entſetzliche Weiſe Gefallene vor des Allmächtigen Antlitz kommen; Gott iſt allbarmherzig.

Vom Comitatshauſe, von der Comitatsgaſſe, Hatvanerſtraße bis über den Franziskanerplatz und vor das ſogenannte Ketskemeterthor, und von da weit hinaus bis zum Richtplatz, ſtanden Menſchen an Menſchen; ſie ſtanden eigentlich nicht, ſie wuchſen aus der Erde heraus; ſie ſchienen über Nacht wie Pilze aus dem Boden aufgeſchoſſen zu ſein.

Alle Fenſter, alle Balcone, alle Tribünen ſchienen wie mit Menſchen überwuchert zu ſein. Auf dem Franziskanerplatze wurden vier der maſſivſten Dachſtühle eingedrückt.

Auf dem Franziskanerplatze ſtürzte aus einem zweiten Stockwerke, durch Ungeſchicklichkeit und Unvorſichtigkeit einer Wärterin, ein dreijähriges Mädchen; das Kind beſchädigte ſich nicht, denn das Steinpflaſter berührte ſein Köpfchen nicht, Tauſend Arme richteten ſich empor, das Kind fiel in die Arme eines armen Weibes, welches den kleinen Engel ſo ſanft auffing, als wäre es in die Arme einer Mutter gefallen.

Es ſchlug acht Uhr, der hohe Wagen, auf welchem der arme Sünder zum Schaffot geführt werden ſollte, bewegte ſich langſam und behutſam, um ja Niemand im Menſchengedränge zu beſchädigen, vor das Comitatshaus.

Ein ungariſcher Bauer, mit einem ſchwarzen, langen Flor auf dem Hute, leitete das Dreigeſpann.

In Peſth iſt es nicht wie in Wien, daß Polizeiſoldaten zu Fuß und zu Pferde den Executionszug umgeben; dort iſt ein anderer Gebrauch. — Zweihundert Bauern müſſen vom Lande herein; mit Heugabeln, Dreſchflegeln, Rechen und Schaufeln haben ſie den ſcheußlichen Wagen zu umgeben; zweihundert Bauern machen die Wachen des Delinquenten aus.

Der Wagen und ſeine Begleitung hielten vor dem Comitatshauſe; ein Zeichen mit der Glocke und auf flog das eiſerne Thor; der Delinquent trat heraus, ſchwarz gekleidet, als ging es zu einer Trauung. — Wohl ſah er blaß aus, aber noch immer ſchön, immer noch anmuthig, immer noch des Rufes: „Der reizende Cavalier in Peſth" würdig.

Leicht und unbezwungen beſtieg er den ſchauerlichen Karren.

Keine Spur von einer Todesangſt zeigte ſich in ſeinem ganzen Weſen.

Er trug einen wunderſchönen Blumenſtrauß an ſeiner Bruſt.

Ein großer Korb mit Blumenſträußen wurde auf den Wagen gehoben.

Die Prieſter, welche dem armen Sünder gegenüber ſaßen, waren mächtiger ergriffen, als er.

Wieder ein Zeichen mit der Glocke und der Wagen bewegte ſich.

Jetzt aber bewegte ſich auch der Graf und langte aus ſeinem Korbe eine Unzahl von Blumenſträußen, und ſchleuderte ſie mit ſolcher Gewandtheit und Sicherheit den Damen, die, um ihn zu ſehen, ſich an die Fenſter der erſten Stockwerke und auf die Balcone gepflanzt hatten, zu, daß kaum ein Sträußchen ſein Ziel verfehlte.

Dieſe Blumen aus den Händen des tief bemitleideten Unglücklichen auf ſeiner letzten Fahrt rührten bis zu Thränen, alle Mädchen und Frauen weinten und ſelbſt bärtige Männer ſahen dem ergreifenden Schauſpiele mit naſſen Augen zu.

Am rührendſten ſchien das Schauſpiel auf dem Franziskanerplatze.

Dort bei einem Hauſe angekommen, erhob ſich der Graf von ſeinem Sitze.

Er erblickte eine Dame, die vom Schmerze überwältigt, einen lauten Schrei ausſtieß und einer Matrone in die Arme ſank.

Der Graf rief: „Leb' wohl!“ „Leb' wohl!“ und fiel einer Ohnmacht nahe, auf ſeinen Sitz zurück.

Einige ſagten, die Dame ſei ſeine Gattin, andere, ſie ſei ſeine Schweſter geweſen!

Gewiß iſt es, daß ſie keine von Beiden war.

Der Wagen des Delinquenten verließ endlich die Stadt und gewann die Straße nach dem Richtplatze.

Der Muth des Unglücklichen war gebrochen.

Die Erſcheinung am Fenſter, der Angſtſchrei der Dame, ihre Ohnmacht hatten den Grafen auf ſein ſchreckliches Ende mehr aufmerkſam gemacht, ſein Herz tiefer erſchüttert, als die abermalige Verkündigung des Todesurtheils, als der Anblick der Schergen, die ihm ſchwere Ketten an Hände und Füße legten und der ſchauerliche Conduct zum Schaffot.

Der Graf bat ſeine Prieſter mit ihm zu beten.

Dann betete er allein laut und vernehmlich.

„Geiſt meines Vaters, betete er, wende Dich nicht von mir ab, wenn ich in wenig Augenblicken vor Dir erſcheine und des Allmächtigen Ausſpruch über eine That erwarte, die ich jetzt durch mein Blut ſühne. Geiſt meines Vaters! ſprach der Graf, ſei Du hochherziger, edler, erhabener als Dein Sohn, vergieb mir meinen gräßlichen Mord; betrachte mich als einen Wahnſinnigen, denn nur im Wahnſinne vermag ein Sohn ſeine verruchte Hand gegen den Vater zu erheben! — Geiſt meines Vaters, ich bekenne Dir, daß die Strafe, welche über mich verhängt wird, viel, viel zu gelinde iſt; ich hätte verdient, ſo lange ich lebe, in einem elenden Loche tief, tief unter der Erde angeſchmiedet, einſam zu liegen, von ſonſt nichts umgeben als von den Furien meines Gewiſſens.“

Der Graf weinte.

Die edlen Prieſter weinten mit ihm.

Die Tröſtungen der heiligen Religion ſtärkten ſeine Seele.

Er betete wieder mit den Geiſtlichen.

Er küßte das Crucifix.

Von all' den Blumen, die er auf den Todesweg mitgenommen, beſaß er nur noch den Strauß an der Bruſt.

Endlich wurde das ſchauderhafte Ziel erreicht.

Der Unglückliche wurde vom Wagen gehoben.

Er beſtieg das Schaffot.

Der Scharfrichter und ſeine Knechte übernahmen ihn.

Der Graf nahm den Strauß von ſeiner Bruſt.

Er ſah im Kreiſe umher.

Joſy! rief er einem alten Manne in ungariſcher Kleidung zu: Joſy, Du willſt mich ſterben ſehen?

Herr, ſagte Joſy, könnte ich für Sie ſterben!

„Joſy," erwiederte der Graf, „ich weiß es, Du kommſt von Ihr! Sie will erfahren, ob ich Ihrer noch in den letzten Augenblicken meines Lebens gedenke! Sage Ihr, daß ich Ihrer gedenke; bringe ihr dieſen Blumenſtrauß und bitte ſie, daß ſie bei Gott für mich bitte!"

Hierauf ließ ſich der Graf von den Knechten des Freimanns binden.

Er betete noch einmal mit den Prieſtern.

Das entſetzliche Schwert blinkte.

Der Graf war nicht mehr.

Frau von Czalenka beklagte laut, als ſie aus dem Hauſe auf dem Franziſkanerplatz trat, daß ſie unter allen Damen, welche auf dem Balcone ſich befanden, um den „armen Sünder" zu ſehen, die Einzige war, welche kein Blumenſträußchen des unglücklichen Grafen erhaſchen konnte.

Ich kauf' Ihnen ein ganzes „Körbel" voll Roſen! tröſtete Gröbler; ich kauf' Ihnen zehn Mal ſchönere, als der Delinquent aus'theilt hat!

Iſt mir denn mit Roſen, die Sie mir geben, gedient? erwiederte Czalenka. Ein Blümel von dem Verurtheilten iſt mir lieber, als von Ihnen ein ganzer Garten! Haben Sie geſehen, was die Frauen mit den Blumen getrieben? Geküßt haben ſie ſie. Ich hätte ſie auch geküßt! Es iſt ſchrecklich! Einem ſo ſchönen, jungen Manne ſchlägt man den Kopf ab, indeß man die älteſten Leute mit den wildeſten Geſichtern frei herum gehen läßt.

Herr Gröbler führte Frau Czalenka wieder in die Waiznergaſſe.

Es war ihnen zum Speiſen ein neues Hotel empfohlen worden. — Dort fanden ſich auch drei Zimmer.

Als Gröbler in der Waiznergaſſe kaum zwanzig Schritte gekommen war, trat ihm der Bediente des Baumeiſters Rebecker entgegen.

Gut, daß ich Sie finde, ſagte der Bediente. — Mein Herr hat einen Brief aus Wien erhalten, den ich Ihnen augenblicklich übergeben ſoll.

Es iſt vielleicht Etwas ausgekommen! ſagte Gröbler. Vielleicht muß ich nach Hauſe?

Er nahm den Brief.

Er erbrach ihn.

Verflixt! ſagte er, jetzt hab' ich meine Augengläſer nicht bei mir.

Ich werde Ihnen den Brief vorleſen, ſagte Frau Czalenka, welche an der Adreſſe die Handſchrift erkannt hatte.

Sie durchflog den Brief, und wurde glühend roth vor Zorn und Wuth.

Wer ſchreibt mir denn? fragte Gröbler.

Frau Czalenka faßte ſich.

Die alte Haushälterin, log ſie mit unterdrücktem Grimme, ſchreibt, daß ſich im Hauſe Alles wohl befinde, ſie hoffe, daß auch wir glücklich angekommen; dann macht ſie einige Bemerkungen über die außerordentliche Hitze in Wien und den Mangel an Regen.

Dummes Zeug! ſagte Gröbler, er beachtete den Brief nicht weiter, nur führte ſeine Dame in das neue Hotel.

Nach dem Speiſen wurde es Frau Czalenka möglich, während Herr Gröbler ſich eines kleines Nachmittagsſchläfchens vergönnte, den Brief, den Gröbler aus Wien erhalten hatte, noch ein Mal, und zwar mit größerer Aufmerkſamkeit zu leſen.

Der Brief kam von ſeiner Tochter.

Sein Inhalt war folgender:

„Lieber theurer Vater!“

„Vielleicht gelangen dieſe Zeilen in Ihre Hände.

Bisher war es mir unmöglich, meine unglückliche Lage Ihnen zu ſchildern; lieber theurer Vater, ſchützen Sie mich vor der bösherzigen Frau, die, wie ſie mir vor ihrer Abreiſe mittheilte, als meine Stiefmutter, mit Ihnen aus Peſth heimkehren ſoll, oder die Ihnen mit kindlicher Verehrung und unauslöſchlicher Dankbarkeit angehörende Tochter iſt verloren. Frau von Czalenka haßt mich, haßt mich, weil ſie fürchtet, daß ich Ihnen Mittheilungen machen könnte, welche dieſe Frau für immer Ihrer Güte unwerth machen würden; ſie haßt mich, weil ich — wenn Frau von Czalenka in Ihrer Abweſenheit, Viſiten erhält, die Ihnen, guter Vater, unmöglich angenehm ſein können, ihr nicht von der Seite weiche, bis ſie mich mit Gewalt vertreibt; — ſie haßt mich aber auch, weil ich Ihr Kind bin, und ſie Alles anwenden will, mich und meinen Bruder aus dem Wege zu räumen. — Mein Bruder ſoll in eine Erziehungsanſtalt; — in Gottes Namen! — Was Frau von Czalenka aber mit mir vor hat, ich weiß es nicht, aber es wird Etwas Entſetzliches ſein! — Noch vor ihrer Abreiſe ſagte ſie mir: „Ich gehe jetzt mit Deinem Vater nach Peſth. — Ich will Dich nicht ſo züchtigen, wie ich Dir zugedacht, weil ich die Gattin Deines Vaters noch nicht bin; in Peſth aber laſſen wir uns trauen, dann wehe Dir, wenn ich wieder zurück komme! — Ich werde Dich unſchädlich machen, Beſtie, und müßte ich zu dem Aeußerſten ſchreiten.“ — Vater, um Gottes willen, theurer, vielgeliebter Vater, laſſen Sie Ihr Kind nicht einem Weibe zum Opfer fallen, welches Sie nicht liebt, Sie in jeder Beziehung betrügt; einen Sie compromittirenden Umgang mit andern hinter Ihrem Rücken unterhält — und Vater, was dem unedlen Treiben die Krone aufſetzt, Ihnen Ihren Caſſaſchlüſſel entwendete, ſich darnach einen falſchen Schlüſſel machen ließ, und Sie nun beſtiehlt, ſo oft Sie das Haus verlaſſen! —

„Vater, ich riskire vielleicht mein Leben, wenn Sie dieſen Brief der furchtbaren Frau mittheilen, über welche ich Ihnen jetzt die Augen öffne; daher habe ich dieſen Brief auch in ein Schreiben an Herrn Rebecker eingeſchloſſen, und ihn gebeten, Ihnen denſelben heimlich zu übergeben, weil dieſe böſe Frau in Wien alle meine Briefe auffängt, und ſo lange ſie bereits im Hauſe iſt, es nicht duldet, daß

ich noch mein Bruder ſich Ihnen nahen dürfen, um
unſere bejammernswerthe Exiſtenz zu ſchildern.

eber, theurer Vater, mein Bruder und ich beten alle
zu Gott, daß er Sie abhalte, ein Weſen zu heirathen,
einen anderen Zweck verfolgt, als Sie unglücklich zu
n, und Ihre Kinder zu verderben!

ater, verzeihen Sie mir, daß ich Ihnen bei Durch-
dieſes Schreibens ſchmerzliche, ja peinigende Ein-
bereite; aber ich kann, ich darf nicht Dinge ver-
gen, die, gelangten Sie zu ſpät zu Ihrer Kenntniß,
Ruin und den Tod jener ganz ſicher herbeiführen
n, die ſich voll kindlicher Ergebenheit und liebender
rnung nennt

Ihre bis zum Grabe treue und dankbare Tochter

Aloiſia*)."

n verehrlichen Leſer die Entrüſtung auszumalen, die
e Erregtheit zu ſchildern, welcher ſich die ſo ſchimpflich
gte über die Schreiberin dieſes Briefes hingab, iſt un-

eachtet Gröbler im Nebenzimmer ſchlief, ſchrie Cza-
thentbrannt auf, während ſie den Brief krampfhaft in
uſt zuſammenballte:

fürchteſt, daß ich Deinen Tod veranlaſſen werde? —

Inhalt dieſes Briefes iſt der Wahrheit getreu, nur hat ſich der
dieſes Romanes erlaubt, im Style einige Verbeſſerungen vor-

Du ſollſt Dich nicht getäuſcht haben, freches, nichtswürdiges Geſchöpf! Du ſollſt mir aus der Welt ſcheiden müſſen, aber nicht gewaltſam, weder durch Gift, noch auf eine andere Weiſe; Du ſollſt langſam hinwelken, hinſiechen, verkümmern, verweſen müſſen bei lebendigem Leibe, und kein Menſch ſoll mir beweiſen können, daß ich Dich getödtet. Was ich ſchon längſt wohl überdacht, das wird jetzt ausgeführt: ſyſtematiſch wirſt Du umgebracht; Gram, Noth, Mangel an Freiheit, an geſunder Luft und Bewegung, Unreinlichkeit, und was ich noch erſinne, Dich ſicher und verläßlich hinzuopfern, werde ich anwenden, und wenn Jahre darüber verfließen müßten. Leiden aller Art ſollen an Dir zehren, zum Skelett ſollſt Du werden, das ſchwöre ich mir und Dir!“

Madame Czalenka fand nun keine Ruhe mehr in Peſth.

Obgleich Herr Möra, in welchen ſie ſich heftig verliebt hatte, am andern Tage im Peſther Theater ſeine erſte Gaſtrolle ſpielte, und ſie und Gröbler ihm zugeſagt hatten, dieſer Vorſtellung beizuwohnen, ſo gelobte ſie ſich doch, ſein Debut nicht abzuwarten.

Sie eilte in das Schlafgemach Gröblers, weckte ihn, der ſelig von ſeiner Joſephine träumte, ungeſtüm und ſchrie ihm in die Ohren:

So ſchnarchen Sie doch nicht gar ſo häßlich, wie ein alter Poſtknecht; ſelbſt im Schlafe ſind Sie gemein und unausſtehlich!

Herr Gröbler erſchrak.

Er dünkte ſich in ſeinem Hauſe in der Währingergaſſe. Er glaubte Feuer ſei ausgebrochen und fragte ganz ängſtlich:

„Iſt die Hofſpritze ſchon da?“

In Ihrem Strohkopfe brennt's! antwortete Madame Czalenka. Sind Sie nach Peſth gereiſt um hier zu ſchlafen!

Herr Gröbler rieb ſich noch immer die Augen.

Pepi, ſagte er, was mir alles unter einander geträumt hat; zuerſt von dem hingerichteten Grafen, da war mir, er wär' mit uns nach Wien gefahren, dann von dem Manne, der mir die 4000 fl. gerettet hat, endlich von Blumen und von Deinem ungariſchen Anzug und von Möva, der auch in Peſth ausgepfiffen wurde, und endlich von Dir, wie ich Dich ſo „ſündlich" gebeten, Du möchteſt Dir nicht in den Kopf ſetzen, daß Du mir was auf den Kopf ſetzen müßteſt!

Ihre Träume ſind ſo confus, wie Sie ſelbſt! — Sie ſollen aufſtehen, wünſch' ich! — Morgen Früh um ſechs Uhr reiſen wir; ich kann es nicht erwarten, daß ich nach Wien komme!

Auf einmal! Reit' „Ihnen" der Teufel?

Ja, mich reitet der Teufel; Höllenqual raſet in meinen Adern. —

Nicht wahr? Seitdem Sie den Delinquenten geſehen haben? Ich bring' ihn auch nicht aus meinen Gliedern! Wo ich geh' und ſteh' ſeh' ich ihn vor mir. — Als ich mich zuvor in's Bett begeben hab', iſt er neben meiner g'legen!

Dennoch iſt mir die Reiſe über Alles!

Gewiß, wegen Ihrem ſchönen Kleid. Alles hat Sie bewundert! Beim Ausführen haben die Leute bald auf „Ihnen" g'ſchaut, bald auf den armen Sünder. Wie wir zurück durch die Hatvanerſtraßen gegangen ſind, haben die jungen Leute geſagt, „da kommt die Gräfin „Teremtete" und mich haben's den alten „Lellky" g'heißen.

Ziehen Sie Ihren Rock an! — Ich werde dem Stubenmädchen läuten. — Wir fahren in die Oper „Semiramis" — da ſoll mein Anzug erſt rechtes Aufſehen machen. —

Man wird Elend! rufen (Eljen wollte er ſagen) wann man „Ihnen“ z'ſechen (zu ſehen) kriegt.

Sie haben doch eine Loge?

Zwei. Wenn Ihnen die eine zu warm wird, ſo können Sie in die andere gehen, ſich abkühlen! — Sagen Sie mir, was heißt denn das: „Se, mir a, Miß“ iſt das engliſch!

Sie wiſſen doch gar nichts! Es heißt Semiramis. Sie war eine Aſſyriſche Königin, welche ſehr kriegeriſch war; die ſchwebenden Gärten hat ſie erfunden!

Ein vertrackt's Weib!

Durch ihren Sohn Ninyas hat ſie ihr Leben verloren. —

Den Kerl hätt' man ebenfalls köpfen ſollen.

Haben Sie denn nichts von den „ſieben Wundern der Welt“ gehört?

Kein Wort! Iſt das ſchon lang?

Mein Gott, wie weit zurück ſind Sie in Ihrer Bildung!

Doch nicht gar zu weit! Daß Sie das achte Wunder der Welt durch Ihre Schönheit ſind, weiß ich doch!

Das Stubenmädchen kommt! Ich laſſe mich anziehen! Ich bitte mir's aus, daß Sie, ſo lange ich Toilette mache, in Ihrem Zimmer bleiben.

Ich ſchau indeß zum Fenſter hinaus, vis-à-vis iſt ein Wildprethändler, der hat über ſeinem Laden prächtige Hirſchgeweih!

Frau Czalenka lachte aus vollem Halſe und ging in ihr Zimmer.

Das Stubenmädchen wartete bereits.

Euer Gnaden, ſagte das Mädchen, wegen Ihnen mußte ich heute unaufhörlich Auskunft geben. —

Wegen mir?

Ja. — Wenigſtens ein halbes Hundert Juraten fragte nach, ob Euer Gnaden gewiß in's Theater kämen?

Ich antwortete: Sie kämen gewiß. Nun fragte man: Ob Sie in einer Loge erſcheinen würden? — Ganz gewiß, verſicherte ich. — Ob Sie das ungariſche Damenkleid abermals zu produciren geneigt wären? — Ich gab zur Antwort: Das verſteht ſich! — Darüber freuten ſich die Herren Juraten und gingen.

Darüber freue ich mich auch!

Euer Gnaden ſollten ſich eigentlich nicht freuen!

Nicht freuen?

Euer Gnaden wollen es ja nicht übel nehmen, aber da Euer Gnaden, wie ich gehört habe, weder eine Dame noch eine Ungarin ſind, noch einen ungariſchen Herrn zum Gemahl haben — ſo wollen die Juraten ſo lange pfeifen, pochen und Spectakel machen, bis Euer Gnaden die Loge verlaſſen. — Dies iſt bereits in der ganzen Stadt bekannt! — Das Theater wird blos wegen Ihnen außerordentlich voll! Wenn ein Juratenjux gleichſam annoncirt wird, ſo macht die Theater-irection immer ein volles Haus, ſelbſt im Sommer, wenn uch ſonſt das Theater in der heißen Jahreszeit größtentheils eer iſt!

Das möchte ich ſehen! — Ich kann mich kleiden wie h will. — Ich kann in Wien als Ungarin, als Tirolerin, ls Oberöſterreicherin, ſelbſt als türkiſche Jüdin in's Theater hen. —

In Peſth darf man das Nationalcoſtume einer adeligen ame nicht als eine Art Maske tragen. Schon bei der recution fielen Euer Gnaden auf. Schon da murrten viele! ie konnten ſich nur nicht verabreden; aber jetzt geht's durch le Kaffeehäuſer. Ich warne Euer Gnaden. Ich bin ſelbſt aus Wien, und es ſollte mir leid thun, wenn Euer Gnaden ein Affront geſchähe!

Ich laſſe es d'rauf ankommen! Ich werde nicht für ein Kleid 1500 fl. bezahlen, wenn ich es nicht anziehen ſoll!

Wenn nur der Herr Gemahl ungariſch ſpräche, da könnte er den jungen Leuten zurufen: Seine Frau Gemahlin hätte das ungariſche Coſtume gewählt, um den edlen Ungarn ihre Sympathie zu bezeigen.

Das kann er auf deutſch auch ſagen.

Wenn's Etwas nützt!

Ziehen Sie mich nur an, mein Kind, ich fürchte mich nicht! — Es wird gewiß Leute geben, die eine junge Frau, die Niemand in Peſth beleidigte, in Schutz nehmen werden.

Euer Gnaden verlaſſen ſich auf Ihre Schönheit, das iſt aber gerade hier ein Unglück. Die Edelfrauen ſind nicht neidiſch, aber da haben wir in Peſth ſehr empfindliche andere Frauen, die ſich nicht verdunkeln laſſen wollen; die haben auch erfahren — ich muß Euer Gnaden noch ein Mal um Verzeihung bitten, daß ich Euer Gnaden Alles mittheile, was ich gehört habe — die ſehr empfindlichen andern Frauen haben erfahren, daß Euer Gnaden des alten Herrn, mit dem Sie angekommen, Gemahlin nicht wären, und darüber ſoll der ganze Spuk angezettelt worden ſein!

Haha! lachte Frau Czalenka. Jetzt gehe ich gerade als ungariſche Dame in's Theater! — Ich wollte ja die Weiber in Peſth ärgern! Und ſie ſollen ſich ärger müſſen! Wenn ſich tauſend Pfeifen gegen mich erheben, ich weiche nicht!

VII.

Das war ein Theater-Abend.

Als Madame Czalenka in die Loge trat, erhob ſich ein Sturm von Ziſchen und Pfeifen.

Herr Gröbler, welcher von der Verſchwörung gegen ſeine Geliebte keine Ahnung hatte, überblickte mit Entſetzen das pfeifende Parterre.

Was haben ſie denn? fragte er. Das „Stück“ hat noch nicht einmal angefangen und ſie pfeifen es ſchon aus. Das habe ich mein Leben noch nicht gehört.

Madame Czalenka ſtand wie eine Mauer im Sturme.

Endlich ſetzte ſie ſich nieder.

Nun ging es noch toller her.

Der Hohn, der von den Gallerien hernieder dröhnte, das Geſchrei im ganzen Hauſe und das gellende Pfeifen im Parterre, dies Alles nahm ſich fürchterlich aus.

Hätten Herr Gröbler und Frau Czalenka die ungariſchen Zurufe verſtanden, ſo wären ſie nicht eine Minute länger im Theater geblieben; ſo aber zeigten ſie Gleichmuth und Verachtung gegen das Publikum, welches daſſelbe auf das Heftigſte erbitterte.

Gröbler guckte unaufhörlich mit der ſtupideſten Neugierde umher, ſchaute bald durch den Stecher, bald durch das Perſpectiv und ſuchte ſogar die Urſache in den Logen links und rechts, worüber ein unbändiges Gelächter ausbrach.

Endlich ſchrie Jemand von der Gallerie:

Sie geht's an, Sie Eſel!

Mir kommt vor, ſagte Gröbler zu Joſephine, daß mich dort eben Einer einen „Eſel“ geheißen hat, und ich kenn' ihn nicht einmal!

Es ſchlug mittlerweile 7 Uhr, doch das Orcheſter vermochte die Ouvertüre nicht zu ſpielen; das Toben und Schlagen mit den Stöcken war zu fürchterlich.

Gröbler ſagte: Vielleicht bin ich ſchwarz auf der Naſen, oder ich habe ſonſt etwas an mir, was ihnen nicht recht iſt. Wenn ich nur einen Spiegel hätte!

Plötzlich rief Gröbler: Jetzt weiß ich, was es iſt! Da drüben ſitzt der Baumeiſter, bei dem wir gewohnt haben, und noch Jemand, den ich gar nicht nennen will. Es fällt mir ein, was mir der Baumeiſter über Deinen ungariſchen Anzug geſagt hat; — Pepi, Pepi, gehen wir! Es verdrießt die Leute, daß Du in einem Coſtume erſcheinſt, das Dir nicht zukommt.

Ich weiche nicht, antwortete Frau Czalenka, und wenn das Volk bis morgen früh pfeift.

Nun kam das Aergſte.

Eine Pomeranze flog aus dem Parterre in die Loge und traf Gröbler gerade auf die Stirne.

Das volle Haus applaudirte.

Plötzlich ging die Logenthüre auf und ein Beamter des Magiſtrats trat ein.

Ich erſuche Sie, mein Herr, redete der Beamte Gröbler an, mit Ihrer Dame das Haus zu verlaſſen. — Sie ſehen, daß Sie zu der üblen Stimmung des Publikums Anlaß gegeben haben. Nur durch Ihre Entfernung kann wieder Ruhe hergeſtellt werden.

Erlauben Sie, ſagte Gröbler, wir haben Niemand beleidigt. —

Doch! Doch! erwiederte der Beamte.

Ungariſche Damen-Coſtüme ſehe ich heute im Theater mehrere, bemerkte Gröbler. Weshalb iſt denn das „Ungariſche" an andern Leuten recht?

Weil dies die *rechten* Leute ſind.

Das Pfeifen erhob ſich vom Neuem.

Ich weiche nicht, ſagte Madame Czalenka, und wenn ſie *mich* ſelbſt mit Pomeranzen werfen. —

Ich hab' meine Log' bezahlt! ſetzte Gröbler hinzu, ich will das „Stuck" ſehen.

Und ich ziehe morgen *wieder* dieſes Kleid an, und komme wieder, betheuerte Czalenka.

Madame, ſagte der Beamte, ich ſehe, daß man mit Ihnen *deutſch* reden muß, ſonſt verſtehen Sie mich nicht. Ihr Kleid iſt weniger die Urſache an der Verunglimpfung, die Ihnen widerfährt. — Man hält Sie für *keine moraliſche Perſon*, und iſt der Meinung, Sie hätten blos darum das ungariſche National-Coſtüme gewählt, um die *Zahl Ihrer Eroberungen* zu *vermehren*. Zu ſolchen Zwecken iſt den Ungarn ihre Tracht zu werth! Soll ich *noch deutlicher* werden?

Madame Czalenka ſtand auf und reichte Herrn Gröbler den Arm.

Er führte ſie aus der Loge.

Das Publikum applaudirte.

Die Ruhe erfolgte augenblicklich.

Als Madame Czalenka mit Herrn Gröbler in ihr Hotel zurückkehrte, gab ſie ihm alle Schuld an dem Aufruhr, der ſich gegen ſie erhoben hatte.

Nun, ſeien Sie ſo gut, und ſchieben Sie mir die Geſchichte in die Schuhe, ſagte Er. Ich habe Ihrem Kleide meine beiden „Talismänner“ geopfert; meine Ringe, die mir nur Glück gebracht haben, ſind beim Teufel, und nun werden Sie ſich überzeugen, bricht ein Unglück über das andere über uns herein!

Schweigen Sie! Ihre Dummheit hat das Feuer angefacht, das uns nun bald verzehrt hätte! — Warum ſagten Sie mir nicht, was Ihnen der Baumeiſter mitgetheilt; warum verheimlichten Sie mir ſeine warnende Mahnung; warum entzweiten Sie ſich überhaupt mit dieſem, Ihrem einzigen Freunde in Peſth?

Alles wegen Ihnen! erwiederte Gröbler. Er machte mir Vorwürfe über meine Verſchwendung; er ſagte, Sie würden mich zu Grunde richten!

Abgeſchmackte Finte, die Sie da extemporiren! Ich werde Sie zu Grunde richten, Sie, den Millionär! — Oder ſind Sie dies nicht? Sind Sie nicht der reiche Mann, für welchen Sie ſich ausgeben? Dann reden Sie offenherzig! Einem Bettler will ich nicht zur Laſt fallen. Es ſcheint mir aber beinahe, als ſtäke hinter Ihrem angeblich großen Vermögen nicht viel, ſonſt müßten Sie mehr Credit haben. Wenn Baron Rothſchild heute nach Peſth kommt und ein paar Millionen wünſcht, ſo wird er ſie in wenig Augenblicken erhalten.

Ein Rothſchild bin ich nicht!

Wer aber kein Rothſchild, iſt ein armer Teufel.

Hehe!

Ich kann nur einen zweiten Rothſchild brauchen.

Da muß ich freilich zurück.

Ich will damit ſagen, ich kann nur einen Mann als Freund um mich dulden, den Geldverluſte nie in Verlegenheit ſetzen. —

In Wien komme ich auch in keine Geldverlegenheiten. —

Es ſcheint doch, daß Ihnen dergleichen auch in Wien begegnen könnte. Da wir gerade hievon reden, ſo mache ich Sie aufmerkſam, mir bei Zeiten zu ſagen, wie es mit Ihnen ſteht; ich würde dann wieder mit Herrn Lürrich mich verſtändigen, von dem ich überzeugt bin, daß er jetzt wieder nicht nur enorm reich, ſondern auch, daß ſeine Liebe zu mir nicht verroſtet iſt. —

Gröbler lachte laut auf.

Lachen Sie nicht ſo unverſchämt!

Ich muß lachen, weil gerade dieſer Mann in eben dem Grade Sie haßt, in welchem ich Sie liebe. — Sie haben im Theater nicht in die Loge vis-à-vis geblickt, in welcher Rehecker ſich befunden. In dieſer Loge ſaß Lürrich. — Ich ſah ihn ſchon heute an unſerm Hotel vorübergehen, ich glaubte jedoch nicht, daß er es ſei, auch wollte ich Sie nicht beunruhigen, aber da er im Theater gar ſo ſehr über den Tumult lachte, und Sie mit ſeinem Perſpective nicht aus den Augen ließ, was ich genau ſah, ſo muß ich Sie doch aufmerkſam machen, was Sie an dieſem Manne für einen Freund haben, dem Sie ſich in Ihrem Leben nicht mehr nähern können, ohne die ſchimpflichſte Zurückweiſung zu erfahren.

Da haben wir ja den ganzen Zuſammenhang! rief jetzt Czalenka. Ihr Freund und mein Feind haben die Cabale gegen mich geſchmiedet; nun, Herr Gröbler, wenn Sie wirklich ein reicher Mann ſind, ſo widmen Sie Ihr Geld meiner Rache!

Ich bin dabei, und ſollte es mich ein Haus koſten! — Was ſoll ich thun?

Lüdrich muß unſchädlich gemacht werden, meine Schweſter iſt in ſeinem Hauſe; ich trage darauf an, daß —

Der Zimmerkellner trat ein.

Der Baumeiſter, Herr Rebecker, wünſcht Herrn v. Gröbler zu ſprechen.

Ich bin nicht zu Hauſ'. — —

Du biſt ſchon zu Hauſe! ſagte Rebecker, und trat ein. — Du mußt entſchuldigen, daß ich Dich ſo ſpät noch beſuche, aber ich komme mit einer zweiten Warnung, weil Du meine erſte verſchmäht haſt. —

Wir können uns nicht mehr duzen, erwiederte Gröbler, nach dem was heute, namentlich im Theater, vorgefallen.

Alſo ſagen wir „Sie“ zu einander, Herr Gröbler, entgegnete der Baumeiſter.

Als ich ſo eben nach dem Theater nach Hauſe kam, fuhr er fort, erhielt ich eine Verladung in die Comitats-Kanzlei hinſichtlich des an Ihnen verübten Raubes für meine Perſon, und eine Verladung für Sie in derſelben Angelegenheit. — Sie wollen morgen mit dem Früheſten nach Wien, ich warne Sie, abzureiſen, ohne dem Comitate Rede zu ſtehen; Sie riskiren ſonſt, daß Sie die Comitats-Huſaren einholen und Sie nach Peſth zurückführen, gleich einem Verbrecher.

Was will das Comitat von mir? — fuhr Gröbler auf. Ich hab' mein Geld, ich forſche nicht nach dem Dieb. —

Aber das Comitat forſcht nach ihm. Das Comitat forſcht eigentlich nach der Wahrheit der bekannt gewordenen Angaben. Sie ſelbſt, Herr Gröbler, haben keine Anzeige gemacht; der Diebſtahl wird nicht geglaubt, und der Verdacht iſt allgemein, Sie hätten nur eine Fabel erfunden, um die Sicherheitspflege dieſer Stadt zu verdächtigen.

Gut, ſo werde ich einen Eid darauf leiſten, daß ich wirklich beſtohlen wurde; es dürften ſich auch Leute auftreiben laſſen, welche mich während meines Verluſtes bemerkt haben.

Man hat bereits nach ſolchen Leuten geforſcht, es finden ſich aber keine. —

Gut denn, ſo werde ich in Peſth bleiben und in dem Comitatshauſe erſcheinen. —

Nun noch Etwas. — Mein Bedienter hat Ihnen heute einen Brief überbracht.

Ja.

Iſt er in Ihre Hände gekommen?

Joſephine hat ihn geleſen.

Sie nicht?

Nein, das iſt Alles Eins!

Dieſer Brief war von Ihrer Tochter Aloiſia.

Nein, von meiner Haushälterin.

Von Ihrer Tochter war er. — Madame, redete Rehecker Joſephine an, geben Sie der Wahrheit die Ehre: der Brief kam von Aloiſia.

Nein, von der Haushälterin. Was haben Sie mich darüber zu examiniren! Was geht Ihnen dieſer Brief an?

Er geht mich bedeutend an, weil er, im vollen Vertrauen, daß ich dieſen Brief der Tochter ganz ſicher in des Vaters Hände bringen werde, an mich gelangte.

Warum thaten Sie dies nicht? fragte Joſephine.

Ich würde es ohne Zweifel gethan haben; aber die Spannung und Aufregung gegen Herrn Gröbler, in welcher ich mich befand, hinderten mich; ich beauftragte daher meinen Johann; dieſer war nun ungeſchickt und unbehutſam genug, den Brief nicht heimlich, wie ich ihm befohlen, ſondern in Gegenwart der Frau Czalenka zu übergeben.

Das war ſchon recht! ſagte Gröbler, ich habe vor Joſephine keine Geheimniſſe.

Aber ſie hat ſie vor Ihnen. Madame, haben Sie den Inhalt dieſes Briefes Herrn Gröbler mitgetheilt?

Nein. Ich wollte dem braven Vater einer ungerathenen Tochter neuen Kummer erſparen.

Wo befindet ſich dieſer Brief?

Ich habe ihn zerriſſen.

Es iſt ein großes Unglück für die gute Aloiſia, daß Madame —

Nennen Sie mich nur nicht immer eine Madame — Frau von Czalenka heiße ich.

Frau Czalenka, trotz dem, daß Sie den Anzug einer Adeligen auf offener Straße und im Theater ſich anmaßten — Es iſt ein großes Unglück, daß Sie, Frau Czalenka, wiederhole ich, daß Sie den Brief der Tochter des Herrn Gröbler in die Hände bekamen; allein Herr Gröbler wird, als Vater, von mir aufgefordert, ſeine Tochter zu ſchützen, welche nun, mehr als je, Ihrem Zorne, Madame, verfallen wird. —

Was ſteht denn in dem dummen Briefe? fragte Gröbler.

Ich werde Dir es ungeſcheut ſagen, entgegnete Czalenka. Deine fünfzehnjährige Tochter iſt, wie ich es Dir ſchon einmal mittheilte, männerſüchtig; unter ſo vielen einfältigen Jungen, die, ſo oft Du Dein Haus in Wien verläßt, daſſelbe zu betreten ſuchen, befindet ſich auch ein beſonders alberner Laffe, ein Student des Joſephinums — dem ſollſt Du Eintritt bei uns verſtatten, ſonſt, droht ſie in jenem Briefe, gehe ſie mit dem Studenten durch —

Kreuzſickerment! ich ſchlag' dem Weibsbild das Kreuz ein!

Was Sie hier ſagen, Madame Czalenka, iſt nicht wahr. — Aloiſia ſchrieb einen ganz anderen Brief. In ihrer Angſt, daß vielleicht doch ein Unglücksſtern ihr Schreiben in die Hände ihrer erbitterten Feindin bringen könnte, richtete ſie ein zweites Schreiben an mich, legte mir die Abſchrift ihres Briefes an ihren Vater bei, übergab dies Alles einem alten Freunde von mir, der nach Peſth gereiſet und heute nach Tiſch hier angekommen iſt, und ſetzte mich ſonach von Dingen in Kenntniß, die — da ich ſelbſt Vater bin und Vaterpflichten kenne, — mein Herz empören. Die Abſchrift des Briefes, den Frau Czalenka zerriſſen haben will, ſollen Sie morgen, Herr Gröbler, eim Comitat erhalten.

Wie? ſchrie Czalenka auf, in ſolcher nichtswürdiger Weiſe ollen Sie einen Vater vor einer Gerichtsbehörde compromit- ren, die ihn nicht einmal etwas angeht, unter welcher er nicht eht und die ihm nichts befehlen wird, beſonders was ſeine amilienverhältniſſe betrifft? — Und Sie, Herr Gröbler, ner der beſten Väter, die es auf der Welt giebt, laſſen ſich es gefallen? Wer ſind Sie? Laſſen Sie ſich am Ende rch das Gericht in Peſth unter die Vormundſchaft Ihrer inderjähriger Tochter, dieſes Frazzen von 15 Jahren, ſtellen?

Da ſoll mir Eins kommen! ſagte Gröbler.

Endlich Sie, Herr Rehecker, bieten einer nichtswürdigen eatur die Hand, die Pflichten gegen dieſen vortrefflichen ter verletzen zu können? — Doch das kommt nicht von nen her; dahinter ſteht ein gewiſſer Jemand aus Wien. rſelbe Mann, der Ihnen den zweiten Brief der Mamſell iſia überbrachte, ſaß vor mehreren Stunden mit Ihnen in Loge; nicht gegen Gröbler, gegen mich iſt das Manövre chtet. Derſelbe Herr, der mich heute mit Ihrer Hilfe, Herr Rehecker, weil ich mich vermaß, im ungariſchen Coſtüme zu erſcheinen, auspfeifen ließ, hat auch die Tochter gegen ihren Vater und mich gehetzt, ſagen Sie dem elenden, erbärmlichen Ränkeſchmied, daß er ſich vergebens bemühen werde, mir Gröblers Liebe und Vertrauen zu entreißen, vergebens mir Schlingen lege, daß ich Gröbler verlaſſe, den ich liebe, verehre und anbete, und nur mit meinem Tode aufgebe!

Herr Gröbler weinte vor Rührung.

Joſephine, ſagte er: Dieſe Red' werd' ich Dir nie vergeſſen, nun können ſich Felſen zwiſchen uns wälzen, ich überſteige ſie und eile in Deine Arme.

Und nun verlaſſen Sie uns, Sie ſchlechter, treuloſer Freund eines Biedermannes, der den weiten Weg von Wien bis hieher in der Abſicht zurücklegte, um an das Herz eines Jugendgenoſſen zu ſinken, den er liebte wie ſeine eigene Seele und ſich nun ſo ſchauderhaft getäuſcht ſieht. — Mein künftiger Gatte Gröbler wird morgen in der Kanzlei des Comitats erſcheinen; bringen Sie dort Ihre Angelegenheiten hinſichtlich der wiedergefundenen Brieftaſche und der dem Vaterherzen diebiſcher Weiſe entriſſenen Tochter vor! — Wir werden ſehen, was Sie ausrichten!

Sie öffnete dem Baumeiſter die Thüre.

Adieu! ſchrie ſie ihm zu.

Der Baumeiſter warf ihr einen Blick der Verachtung zu.

Zu Gröbler ſagte er:

Sie ſind zu bedauern; Sie ſind in gräßlichen Händen.

Er ging.

Frau Czalenka ging mit raſchen Schritten im Zimmer auf und nieder.

Wir reiſen noch in dieſer Nacht nach Wien! ſagte ſie.

Wenn uns aber die Comitatshuſaren nachſetzen?

Lächerlich! Bis das Gericht entdeckt, daß wir fort ſind, haben wir ſchon einen Vorſprung von wenigſtens ſechs Meilen! — Sie werden ſich doch nicht compromittiren laſſen? Die Geſchichte mit der Brieftaſche können Sie nicht beweiſen!

Mir iſt's recht! verſetzte Gröbler. Soupiren wir ſchnell; indeß beſorgt Karl die Poſtpferde.

Vier Poſtpferde! herrſchte Czalenka Gröblern zu.

Gröbler rief ſeinem Bedienten.

Er gab ihm den Auftrag, die Poſtpferde augenblicklich zu beſorgen und den Wagen reiſefertig zu machen.

Euer Gnaden, ſagte Karl, der Mann iſt vor der Thür, der — Sie wiſſen es ſchon, der bei Ihnen eine jährliche Anſtellung von 300 erhalten hat. —

Der Mann iſt da? — Laß ihn herein kommen! — Joſephine, ſagte Gröbler, das iſt der biedere Unbekannte, der mir zu meinem Gelde verholfen hat. —

Der Unbekannte trat ein.

Euer Gnaden, ſagte dieſer Mann, im Falle Sie nach Wien reiſen, gedenken Sie Ihres Verſprechens; ich wäre verloren, bliebe ich in Peſth zurück; die Diebe hier, weil ich einem von ihnen den Raub von 4000 fl. abgejagt, bedrohen mich auf allen meinen Schritten; ich bin meines Lebens nicht mehr ſicher hier!

Wir reiſen ſogleich, ſagte Gröbler, und Sie reiſen mit uns. — Wie heißen Sie?

Fernbucher.

Joſephine, fragte Gröbler, wie gefällt der Herr Fernbucher?

Sehr gut; nehmen Sie auch meinen innigen Dank für Ihre ſeltene Rechtſchaffenheit und Aufopferung.

Was ich gethan, erwiederte Fernbucher, hätte an meiner

Stelle jeder ehrliche Mann gethan; aber Euer Gnaden ſollen mich erſt noch kennen lernen. Ich bin nun ſo glücklich, in Ihr Haus zu kommen, o, möchte es mir vergönnt ſein, Euer Gnaden meine Dienſte widmen zu dürfen; Herr von Gröbler hat ſchon ſeinen Bedienten, möchten Euer Gnaden mich in gleicher Weiſe verwenden. —

Sie ſind mir ſo bekannt, wo habe ich Sie ſchon geſehen?

Euer Gnaden, liſpelte Fernbucher, bei dem Grafen Pfeſſan. —

Joſephine durchzuckte es wie ein elektriſcher Schlag.

Wo? fragte Gröbler, hat Sie meine Frau geſehen?

Bei St. Stephan!

Sind Sie ſo gottesfürchtig?

In meinen Jahren hat man keine ſchönere Zuflucht als die Kirche.

Sie ſind aber jünger als ich.

Ich ſehe nur ſo aus!

Speiſen Sie mit uns!

Das wäre zu viel Gnade!

Sie fahren mit uns nach Wien, Sie müſſen auch mit uns ſpeiſen!

Das Souper wurde ſervirt.

Herr Gröbler, Frau Czalenka und Fernbucher ſetzten ſich zu Tiſche.

Herr Gröbler verließ nur auf einige Minuten die Tafel, um ſein Geld einzupacken, aber Fernbucher war ſo ſchlau, dieſe wenigen Minuten zu ſeinem Vortheile bei Joſephinen zu benützen.

Euer Gnaden, flüſterte er ihr zu: Graf Pfeſſan iſt wieder in Wien. Er liebt Sie noch immer ſo feurig und innig wie bisher. Euer Gnaden, laſſen Sie den edlen Grafen einige freundliche Worte durch mich erfahren. — Ich ſuchte den Dienſt bei Herrn von Gröbler im Auftrage des Grafen. — Ich werde nur Sie als meine Herrſchaft erkennen. Ich bitte Euer Gnaden um Ihr Vertrauen.

Gröbler kam an den Tiſch zurück.

Ich habe meine Sachen in Ordnung! ſagte er.

Ich habe mein Geld gerichtet, die Zimmer zu bezahlen.

Der Zimmerkellner erſchien, die Rechnung vorzulegen.

Herr Gröbler berichtigte die Rechnung.

Karl meldete, daß der Poſtillon bereit ſei.

Um ein Uhr in der Nacht verließen Gröbler, Czalenka, Fernbucher und der Bediente Karl die ſchöne Stadt Peſth.

VIII.

Wir überſpringen abermals einen Zeitraum von mehreren Jahren.

Aloiſia iſt verſchwunden.

Niemand im Hauſe weiß, wohin ſie gekommen.

Madame Czalenka hatte ſich der Unglücklichen bemächtigt.

Sie hat über die verſtoßene Tochter von dem ſchwachen, geiſtesarmen Vater unbedingte Vollmacht, mit dieſem Mädchen anzufangen, was Madame Czalenka für zweckmäßig finde, erhalten, und hat dieſe Vollmacht auf eine Art mißbraucht, welche Entſetzen erregend iſt.

Als im Jahre 1819 gegen Ende Juni Gröbler und ſeine Geliebte von Peſth zurückkehrten, ſetzte Letztere ihren hölliſchen Plan ſogleich ins Werk.

Unter den zahlloſen Verehrern, welche Madame Czalenka wie Unkraut auf allen ihren Wegen wuchern und gedeihen ließ, weil vielleicht noch kein gefallſüchtigeres Weib auf der Erde gelebt, als dieſes, befand ſich auch ein ſehr junger Student, mehr Knabe als Jüngling, „Cynthio" im „rächenden Gewiſſen," „Fridolin" im „Gang nach dem Eiſenhammer," der „Lieutenant Kronnburg" im „Waltron," wären gegen ihn Männer geweſen, dieſer Jüngling ſchien ſterben zu wollen für die ſchöne Frau; aber Joſephine beachtete ihn nicht; er war ihr zu jung; ſcherzweiſe, wenn ſie ihn zufällig ſprach, nannte ſie ihn den Herrn von Filigran.

Der arme Burſche löſte ſich völlig auf in Liebesſehnſucht; er glich nur mehr einem Schatten; Tag und Nacht umlagerte er Czalenka's Haus; er ſeufzte, er klagte, er weinte zu ihren Füßen; er beſchwor ſie in Verſen und in Proſa.

Keine Gnade!

Auf dieſen Menſchen ſetzte Frau Czalenka ihre frevelhafte Hoffnung, ihr zur Ausführung ihrer Racheplane zu verhelfen, und täuſchte ſich leider nicht.

Sie benutzte den erſten Tag, an welchem Gröbler ſein Haus verließ, und winkte dem jungen Mann, der wie ein Geier Joſephinens Fenſter umkreiſte, zu ſich.

Der junge Mann, Heinrich Juſti war ſein Name, ein Student der mediciniſchen Schule war er ſeines Zeichens, flog mehr als er ging die Treppe hinauf.

Joſephine empfing ihn ſchon an der Thüre.

Juſti, redete ihn Joſephine an, ich erkenne Ihre Liebe zu mir, längſt würde ich ſie auch ſchon erwidert haben; aber es iſt mir ja unmöglich, Sie bei mir zu ſehen. — Gröblers Tochter, Roſalie, bewacht jeden meiner Schritte; nie bin ich fünf Minuten allein, gehe ich oder fahre ich aus, hängt ſie ſich an meine Ferſen; ſie iſt der Spion ihres Vaters und verurſacht mir ſtets namenloſen Kummer. Wenn Sie mir beiſtehen, dieſes boshafte Geſchöpf aus dem Hauſe zu bringen, ſo tritt unſerm Glücke, unſerer Liebe nichts mehr in den Weg, und ich nenne mich die Ihrige, ſo lange ich lebe.

Was ſoll ich thun? fragte Juſti, indem er Joſephinen feurig die Hände küßte, und ſie umſchlang mit einer Liebesgluth, als hätte er brennende Lava in ſeinen Adern.

Sie müſſen Roſalien ihre Liebe erklären; Sie müſſen in ihr Zimmer ſich drängen: Sie müſſen ihr zu Füßen fallen; Sie müſſen ſie um ihre Hand bitten; Sie müſſen ſich vom Vater überraſchen laſſen, und dann in einen der großen Kleiderſchränke flüchten, welche in Roſaliens Stube ſich befinden. — Der Alte wird Sie entdecken, dafür werde ich ſorgen. — In dem Augenblicke, in welchem der Vater Sie aus dem Schranke hervorholt, müſſen Sie ganz exaltirt vor ihn hintreten; Sie müſſen mit Roſaliens Liebe ſich brüſten; wenn ſie Ihnen auch widerſpricht und vor dem Vater leugnet, daß ſie in Ihren Feſſeln ſchmachtet, ja daß Roſalie bereits vor Gott und der Welt Ihr Weib ſei, müſſen Sie ihr zurufen: Wie, Du kannſt feig ſein, Roſalie? Kannſt Du vor Deinem Vater leugnen, daß Du mir angehörſt? Vielleicht, weil Du ſeine Tyrannei fürchteſt? — Ich fürchte ſie nicht! Er muß unſern Bund ſegnen, ſonſt entführe ich Dich! Dem alten, böſen Manne zum Trotze, und der Hohn der ganzen Welt ſoll ihn treffen! — Der Alte wird wüthen! Er wird ſeine Hausleute herbeirufen, um Ihnen die Thüre zu weiſen; darauf laſſen Sie es nicht ankommen, Sie gehen, ſagen aber dem Alten noch einige bis ins Mark dringende Bitterkeiten, woran es Ihnen, als einem Manne, der als Schriftſteller die Sprache in ſeiner Gewalt hat, nicht fehlen wird.

Wenn er mich aber mißhandeln läßt? Er ſoll beiſpiellos jähzornig und brutal ſein!

In meiner Gegenwart wird er dies nicht wagen; ich ſetze Ihnen meine treue Liebe zum Pfande ein, daß er Ihnen kein Haar krümmt, aber —

Roſalien?

Die kommt aus dem Hauſe; Roſalie kommt auf's Land zu einer Tante, dort wird ſie ſich auch in nächſter Zeit verheirathen und glücklich ſein, —

Alſo, mißhandelt wird ſie nicht?

Gott bewahre! Nur fort kommt ſie; wer könnte auch ein ſo zartes Geſchöpf mißhandeln wollen, dies ließe ich nicht zu.

Gnädige Frau, es iſt mir doch, als ob ich ein Unrecht beginge.

Ein Unrecht? Vielleicht begehe ich ein Unrecht, weil ich Ihnen mittheile, auf welche Weiſe Sie mich beſitzen können.

O mein Gott!

Sie geben vor, mich zu lieben, und wollen nicht einmal eine kleine Intrigue ſpielen, um täglich ungeſtört bei mir weilen zu können? — Ich allein, wünſchen Sie, ſoll alles Ungemach über mich kommen laſſen, wenn ich Sie ſehen will, und Ihnen ſoll dies keine Mühe koſten?

Gnädige Frau, ich bin zu Ihrem Befehl. — Wann ſoll das vorgeſchlagene Manöver beginnen?

Morgen, morgen, je eher, deſto beſſer. In dem Augenblicke, in welchem Roſalie auf das Land geſendet wird, ſind Sie auch täglich bei mir.

Hier haben Sie meine Hand. Morgen ſpiele ich meine Komödie.

Sie werden gut ſpielen?

Wenn ein Kuß von Ihnen mein Honorar iſt.

Drei Küſſe, nicht einen, und das Honorar bezahle ich gleich.

Sie umarmte Juſti.

Juſti eilte liebetrunken fort.

Am andern Vormittage um halb zwölf Uhr drang Juſti wirklich in das Zimmer Roſaliens.

Das gute Mädchen ſchwamm wieder in Thränen.

Seitdem ihr Vater von Peſth zurück kam, ſah ſie ihn mit keinem Auge. Sie wußte nicht, ob einer der beiden Briefe oder keiner in ſeine Hände gekommen; auch konnte ſie aus dem Benehmen ihrer Peinigerin nichts entnehmen; dieſe behandelte ſie zwar kalt, aber ſie machte ihr auch keine Vorwürfe, ſie quälte ſie nicht. Roſalie dachte:

Gott weiß, was da vorgegangen! Dieſe Ruhe iſt vielleicht die Windſtille vor dem Ausbruche eines Gewitters!

Roſalie hörte plötzlich hinter ihrem Stuhle ein Geräuſch.

Sie blickte um ſich.

Juſti ſtürzte zu ihren Füßen nieder.

Roſalie erſchrak.

Verzeihung, ſchöne Roſalie! ſagte er, Verzeihung, daß ich dem Drange meines Herzens nicht länger widerſtehen kann, und das Geſtändniß wage, daß ich Sie unausſprechlich liebe.

Mein Herr! erwiderte Roſalie mit großer Befremdung, ſtand von ihrem Stuhle auf und wollte ſich entfernen.

O bleiben Sie! bleiben Sie! flehte Juſti. Verſagen Sie mir den Troſt nicht, daß Sie mich wenigſtens nicht haſſen. Ich ſchilderte Ihnen meine heiligen Gefühle einige Mal ſchriftlich. Ich erfreute mich leider keines Zeichens, daß Sie meine Briefe huldvoll aufgenommen, aber auch von Ihrem Unwillen über meine Dreiſtigkeit erfuhr ich nichts, und ſo wage ich denn, perſönlich um Antwort zu bitten, und Sie um Gnade für meine Liebe anzuflehen.

Vor allem, mein Herr, ſtehen Sie auf und verlaſſen Sie mich! Von Briefen, die Sie mir geſchrieben, weiß ich nichts;

ich bin auch ſehr zufrieden, daß dieſe Briefe nicht in meine Hände gelangten. —

Dann hat man ſie Ihnen nicht überbracht, eine Niederträchtigkeit ohne Gleichen!

Ich bitte Sie, ſich hierüber nicht zu expectoriren und augenblicklich fort zu gehen, wenn ich Sie nicht verlaſſen ſoll.

Roſalie eilte an die Thüre.

Juſti vertrat ihr den Ausgang.

Fräulein, ſprach er, behandeln Sie mich nicht ſo ſchnöde. Ich habe ja redliche Abſichten; ich bin auch in der Lage, mit Ihrer huldvollen Erlaubniß bei Ihrem Herrn Papa um Ihre Hand werben zu dürfen.

Ich darf Sie nicht anhören, und bitte Sie um Gottes willen, mein Zimmer zu verlaſſen, wenn Sie mich nicht unglücklich machen wollen.

Unglücklich? Ich Sie unglücklich machen? Ich, der ich Sie anbete?

Entfernen Sie ſich, ich beſchwöre Sie, entfernen Sie ſich! Sehen Sie doch meine Angſt!

Erklären Sie ſich, daß Sie mich nicht haſſen, —

Ich kenne Sie nicht. —

Sie kennen mich! Sie haben mich oft von Ihrem Fenſter bemerkt. —

Ich war nicht ſo eitel, zu glauben, daß Sie meinetwegen an unſerem Hauſe vorüber gegangen.

Doch! doch! engelſchönes Fräulein. Ihnen galten meine Blicke, meine Huldigungen.

Um Gottes willen! Ich höre meinen Vater! — Heiliger Himmel, nun bin ich verloren!

Gewiß nicht! Ich retirire mich in dieſen Schrank!

Er ſchlüpfte in eine der Garderoben.

Roſalie ſank vor Angſt auf ihrem Stuhle nieder.

Herr Gröbler raſte herein.

Er hatte einen dicken Bambusſtock in der Hand.

Frau Czalenka folgte ihm.

Wo iſt er? Wo iſt er? Wo iſt der Kerl hingekommen? Ein Kerl iſt bei Dir? Zittere nicht wie ein Espenlaub, Du gewiſſenloſes, ungerathenes Geſchöpf, ſondern gieb mir herzhaft Antwort: wo iſt der Spitzbube? damit ich dieſen Stock in tauſend Trümmern an ihm zerſchlage.

Wahrſcheinlich ſteckt er dort in dem Kaſten, deſſen Thüre nicht zu iſt, ſagte Frau Czalenka mit teufliſchem Hohne und öffnete den Schrank.

Heraus, mein Herr, ſagte ſie, verkriechen Sie ſich nicht vor dem Vater, deſſen Tochter Sie bethört, wenn Sie ein gutes Gewiſſen haben!

Dies habe ich auch! verſetzte Juſti, und trat ganz keck vor Gröbler hin. Was hab' ich mich auch viel zu geniren? Ich liebe Ihre Tochter, ich bete ſie an; ich habe ehrliche Abſichten, ich bitte Sie um ihre Hand, ich wähle ſie zu meiner Gattin.

Sie? Sie? fuhr Gröbler auf, Sie mehr Kind als Menſch! — Ich könnte Ihnen, Sie Waiſenknab', ins Geſicht lachen, wenn mir bei dem Affront, den Sie mir zugefügt, lächerlich zu Muthe wäre.

Wo haſt Du dieſen Buben kennen gelernt? fragte er Roſalie. —

Ich kenne ihn gar nicht! antwortete Roſalie. Er drang in mein Zimmer, ich ſprach ihn nie. Ich beſchwor ihn, ſich zu entfernen, er gehorchte mir nicht. Reden Sie, mein Herr, ob ich Sie nicht mehrere Male dringend, ja mit dem Tone wahrer Verzweiflung gebeten, mich zu verlaſſen. —

Frau Czalenka lachte laut auf.

Aber Roſalie, ſagte Juſti im Tone des ſanfteſten Vorwurfs, warum biſt Du denn ſo feige, mich zu verleugnen?

Per Du iſt er mit ihr auch ſchon! wüthete Gröbler. Ich maſſakrir' alle Zwei!

Ruhig! befahl Juſti, ich muß hier ſprechen; ich muß meiner Roſalie ins Gewiſſen reden, daß ſie nicht ſo ſchwach ſei, ſich vor Ihnen zu fürchten. Roſalie, kannſt Du leugnen, daß Du mich liebſt? — Daß Du mein Weib werden willſt, daß ich Dich entführen dürfe, wenn Dein Vater ſeinen Segen nicht zu unſerer Verbindung giebt?

Jeſus! mein Heiland! rief Roſalie aus, welche Sprache, welche frevelhafte Lügen! Sie elender Menſch, der Sie angeſtiftet wurden, mich zu verderben, nehmen Sie Ihre ſchmählichen Worte zurück, oder ich erkläre Sie als den elendeſten Lügner, der je gelebt hat.

Da ſehe man die Heuchlerin! eiferte Czalenka. Einen Liebhaber verſteckt ſie in ihren Kaſten und nun thut ſie, als wenn ſie den Galan gar nicht kennte. — Gleich gehe hinaus, Entartete! damit Deinen ehrwürdigen Vater, dieſen nur zu guten Vater, ſeine nichtsnutzigen Kinder nur zu ſehr liebenden Mann, nicht der Schlag rührt. Hinaus! ſage ich, Ehrvergeſſene! oder ich vergreife mich an Dir!

Hinaus! brüllte Gröbler, und laſſe Dich nie mehr vor meinen Augen ſehen, Du haſt keinen Vater mehr; dies geb' ich Dir mit auf die Reiſe!

Eine Flut von Thränen quoll aus Roſaliens Augen.

Sie brach zuſammen.

Czalenka riß ſie gewaltſam empor.

Spiel' keine Komödie, ſagte ſie, und flieh das Auge des biedern Greiſes, den Du gebeugt haſt; flieh', ehe Dich ſein Fluch erreicht.

Du kommſt jetzt ins Hofzimmer, ſagte Czalenka leiſe zu ihr, indem ſie Roſalie zur Thüre hinausſchob. In dieſem abgelegenen Zimmer reden wir mit einander!

Gröbler war jetzt mit Juſti allein.

Ich frage Sie nur, ſagte Gröbler, was Sie jetzt da noch wollen?

Daß Sie kein Tyrann ſein ſollen, verſetzte Juſti

Juſti empfand bereits Gewiſſensbiſſe.

Er hatte ſich Madame Czalenka nicht ſo boshaft gedacht.

Ich werde jetzt den Tyrannen gegen Sie ſpielen, Sie naſeweiſer Patron!

Wagen Sie es, mich zu berühren, ſo redet Wien ein Jahr von nichts anderem, als von Ihnen. Sind Sie ein Vater? Haben Sie ein Herz zu Ihren Kindern? Sahen Sie die Unglückliche, wie ſie wie ein Schlachtopfer zur Thüre hinaus wankte! — Sie ſollen Stöckelknecht werden, das wäre Ihr Beruf. Krümmen Sie der Aermſten ein Haar, ſo ſchreibe ich ein Stück, bringe Sie auf's Theater, und die ganze Stadt ſoll über Ihre Pflichtvergeſſenheit erſtarren.

Er entfernte ſich, und ließ Gröbler verblüfft ſtehen.

Verfluchter, „kaſiger" Bub'! grollte ihm Gröbler nach.

Aber Roſalie erbarmt mir wirklich! ſagte er nach einer Pauſe.

Wie ſie hinausgewankt aus der Thüre, gerade ſo, als wenn ſie zum Tode geführt würde. — Ich weiß nicht, was ich jetzt thu'? — Ich fürcht' die Joſephine in ihrem Zorn; das heißt, ich fürchte ſie für mich in ihrem Zorn; wenn ich ihr in ihrer Erziehung meiner Kinder d'rein rede, ſo iſt ſie im Stande, und erzieht mir die Kinder gar nicht, das wäre entſetzlich, denn beſſer erzogen kann man gar nicht werden, als ſie erzogen iſt;

dieſe Bildung, dieſe feine Tournure; ſie dürfte eine Fürſtin ſein! —

Die Haushälterin trat in großer Beſtürzung ein.

Herr von Gröbler, rief ſie, kommen Sie doch zu Hülfe, die gnädige Frau züchtigt Fräulein Roſalie unbarmherzig. Fräulein Roſalie ſchreit und weint, daß es einen Stein erbarmt. —

Ich will doch ſogleich nachſehen! ſagte Gröbler in der furchtbarſten Verlegenheit.

Czalenka kam von der Execution zurück.

Sie war ganz erhitzt, die Augen leuchteten ihr.

Der habe ich die Pflichten eines ehrlichen Kindes gegen den Vater eingebläut! rief ſie.

Sie erblickte die Haushälterin.

Was will ſie da? fuhr ſie dieſe an. Ich glaube gar, ſie hat mich verklagt, daß ich dem Rangen von einer Tochter ein wenig ſtreng die Lection aufgemeſſen habe. Das hätte längſt geſchehen ſollen, oft hätte es geſchehen ſollen und es wäre keine ſo heimtückiſche, ſchlechte, verruchte Perſon aus ihr geworden als ſie iſt.

Das iſt Alles nicht wahr! erwiderte die Haushälterin, Fräulein Roſalie iſt ein Engel.

Mir ſagt ſie das? Mir, der Frau vom Hauſe? Mich zeiht ſie einer Unwahrheit? — Warum haſt Du denn Deinen Stock noch immer in der Hand, wenn Du, ſobald Deine Frau beleidigt wird, nicht zuſchlägſt?

Iſt auch wahr! Richtig! Ich hab' einen Stock in der Hand! — Doch Dienſtboten ſind am beſten mit der Thüre geſchlagen. Sie iſt entlaſſen, in 14 Tagen kann ſie gehen.

In 14 Tagen? raſte Czalenka. Vierzehn Minuten ſind zu lang! Sie geht gleich, gleich! Mach' ſie Ihre Geſchichten mit Herrn Fernbucher aus: der wird Ihr ihr Geld und ein Zeugniß geben, das ich unterſchreibe, nach welchem Sie gewiß keinen Dienſt mehr erhalten ſoll.

Wenn Sie mir ein gutes Zeugniß ausſtellen, dann wäre es möglich, daß jede Familie mir die Thüre wieſe, der Sie mich empfehlen wollten. Ich habe mich ſchon längſt um einen Dienſt umgeſehen und habe ein vortreffliches Haus gefunden. Ich komme zu Herrn Lütrich, bei dieſem bedarf ich keines guten Zeugniſſes von Ihnen. —

Sie ging.

Sie und Lütrich werden mich auch kennen lernen! rief ſie der Haushälterin nach.

Jetzt wär' es einmal Zeit, ſagte Gröbler, daß Du Dich „ausſchnaufen“ thätſt. Du biſt im Geſicht wie ein „Piperhahn;“ der Zorn muß Dir ſchaden. —

Und warum zürnte ich mich? Ihrentwegen, Herr Gröbler. Ihre Tochter, Ihre Roſine iſt ein Nagel zu meinem Sarge.

Warum nicht gar! Wie kann denn die ein Nagel ſein, ein ſo „kleberes“ (beinloſes, ſchwaches) Ding!

Sie darf nicht mehr unter Ihre Augen, haben Sie geſagt?

Nicht mehr unter meine vier Augen.

Ich werde ſorgen dafür. — Ich hab' ſie in das finſtere Zimmer, worin unſere Hunde campiren, eingeſperrt. — Dort bleibt ſie.

Bei den Hunden?

Bei den Hunden! Haben Sie etwas einzuwenden?

Sie haben ſieben Hund', das Zimmer iſt klein!

Sie braucht nicht viel Platz. Ihr Bett, ein Tiſch, zwei Seſſeln, eine Commodität! Das ſeien ihre Möbel. — Morgen werden Sie einen vertrauten Maurer kommen laſſen, der wird die beiden Fenſter zumauern bis hinauf!

Da ſieht's ja nichts!

Sie wird am Tag' ihre Kerzen haben und bei der Nacht braucht ſie nichts zu ſehen.

Aber Sie ſind g'rad des Teufels!

Was bin ich?

Des Teufels, wenn Sie in Ihre Wuth kommen.

Sie werden wahrſcheinlich nicht wiſſen, daß der Herr, der um Roſaliens Hand angehalten hat, in der Nacht, vom Garten her, bei Ihrer Tochter einſteigen will? Wollen Sie Schand' und Spott erleben?

Schand und Spott hat er mir ohnehin geſchworen; er will mich auf's Theater bringen. —

Das wird er bleiben laſſen! Dieſen Moſje nehm ich auf mich!

Gott ſei Dank! Ich will mit ihm nichts zu thun haben.

Zu den Leuten ſagen wir, daß Roſalie zu ihrer Tant' auf's Land gekommen iſt. —

Sie hat gar keine Tant'.

Sie muß eine Tante haben! Hören Sie, ſie muß!

Gut, ſo muß man halt eine auftreiben!

In ihrem Gefängniß bleibt ſie ſo lange, bis ſie ſich beſſert!

Wie wollen Sie erkennen, daß ſie ſich beſſert wenn ſie einſam iſt? Es müßten ihr nur die Hund' ein gutes Atteſtat geben!

Das Atteſtat werde ich ausſtellen. Ich werde ſie ſchon dreſſiren! Notabene, Sie dürfen ſich nie um Roſalie bekümmern. Die Thür, die von der Hundskammer ins Nebenzimmer führt, wird mit Strohſäcken und Matratzen ſo verlegt, daß man Roſalie nicht hören kann, wenn ſie noch ſo ſchreit. —

Schreiben Sie mir das Alles auf, was Sie geſagt haben, ſonſt merk' ich es mir nicht. —

Ich werde Alles angeben.

Was thun wir aber, wenn ſie krank wird?

Da werde ich ſie pflegen!

Sie haben halt doch ein gutes Herz! das iſt wieder ſchön von Ihnen!

Alles iſt ſchön von mir!

Und nun gehen Sie ein Mal aus! Sie haben Geſchäfte, und ſitzen Sie mir nicht immer auf dem Hals.

Ich geh ſchon!

Herr Gröbler machte Platz.

Als er fort war, kam Heinrich Juſti zu Czalenka.

Sie wollen wahrſcheinlich wiſſen, fragte ſie Heinrich, wie ich mit Ihnen zufrieden war? Schlecht! Es war keine Wahrheit in Ihrem Spiele. Wenn der Alte nicht ſo dumm wäre, hätte er es Ihnen anmerken müſſen, daß Sie ſich nur einen Spaß machten. —

Gnädige Frau, ſagte Juſti, das war ein hölliſcher Spaß. — Ich kündige Ihnen die Alliance auf. Sie ſind zu weit gegangen! Auf eine ſo grauſame Art ein Kind aus dem Herzen und Hauſe ſeines Vaters zu reißen, iſt haarſträubend! Sagen Sie mir, was mit Roſalia geſchieht, beruhigen Sie mich, oder ich öffne dem Alten die Augen! Mein Gewiſſen bringt mich um.

Sie ſind wirklich noch ein Jüngling. Welche Scrupel! das Mädel kommt auf's Land, dort heirathet das Mädel. — Punctum!

Gott iſt mein Zeuge, ich heirathe das arme Geſchöpf ſelber — ich muß die Geſchichte gut machen.

Und was geſchieht mit mir? Sie wollten ja ſterben aus Liebe zu mir?

Gnädige Frau, die äußere Geſtalt einer ſchönen Dame in Negligée zu ſehen, gewährt wahre Augenweide — aber ihr Herz in Negligée zu betrachten, iſt oft ſchrecklich! — Sans revoir!

IX.

Am anderen Tage, früh um ſechs Uhr, holte Frau Czalenka Roſalie aus ihrem Arreſtzimmer.

Komm' zum Frühſtücke, ſagte ſie zu der Unglücklichen.

Roſalie wimmerte auf ihrem Schmerzenslager; denn ſie hatte von der herz- und gewiſſenloſen Geliebten ihres Vaters ſolche harte Mißhandlungen erhalten, Czalenka hatte ſie mit einem Stocke ſo blutrünſtig geſchlagen, daß ſie ſich nicht erheben konnte.

Heraus aus dem Neſte! herrſchte ihr Czalenka zu, ſonſt wiederhole ich die geſtrige Lection. Du liegſt mir gerade recht im einfachen Nachtkleid; geſtern habe ich Dich lange nicht ſo getroffen, wie es hätte ſein ſollen; meine Wuth machte mich blind, aber heute bin ich ſchon kaltblütiger, heute ſoll kein Streich daneben gehen!

Weiß denn mein Vater, wimmerte Roſalie, daß Sie auf eine ſo entſetzliche Art mit ſeiner Tochter verfahren?

Dein Vater iſt der Niemand im Hauſe; ich bin Alles! Wenn ich Dich todtſchlage, todttrete, todtwürge, ſo muß es ihm recht ſein! — Verſuche es, klage mich bei ihm an, ſo werde ich Dich in ſeiner Gegenwart! — Heraus! ſage ich; Du wirſt bei mir frühſtücken, und bei mir bleiben, bis Dein Zimmer hergerichtet iſt, wie ich es angegeben! — Heraus aus dem

Bette! Schlechte Beſtie, die nicht verdient, daß ſie noch athmen kann.

Roſalie ſchleppte ſich mühſam von ihrem Lager.

Sie badete ſich in Thränen, ſie ſchluchzte ſo laut, daß ihre Peinigerin hierüber außer ſich gerieth.

Jetzt weinſt Du, ſchmachvolles Weibsbild! donnerte ſie ihr in die Ohren; warum haſt Du denn nicht geweint, als du mit Herrn Rehecker in Peſth correſpondirteſt! — Wie ſchlau Du das anfingſt, Deine niederträchtigen Briefe in die Hände Deines Vaters zu bringen! Daß ich mir einen Schlüſſel zu Deines Vaters Caſſe verſchafft hätte, und ihn beſtehle, ſchriebſt Du, daß ich hinter dem Rücken Deines Vaters Viſiten annehme, daß ich Deines Vaters Ruin veranlaſſen wolle, ſchriebſt Du; mich wollteſt Du opfern? Aus dem Hauſe wollteſt Du mich bringen? Deinen Vater von mir losreißen? Du ſelbſt ſollſt geopfert werden, Du ſollſt von Deinem Vater losgeriſſen werden, Du ſollſt aus dem Hauſe, aber als Leiche ſollſt Du hinaus! Als Leiche, hörſt Du! — Dann ſchreibe wieder Briefe, dann verſende ſie in tauſend Abſchriften, ſchreibe ſie als abgeſchiedener Geiſt; denn ſo lange Du lebſt, bekommſt Du kein Schreibmaterial mehr in die Hand!

Tödten Sie mich augenblicklich, und ich werde Sie ſegnen dafür! Seien Sie barmherzig, und bereiten Sie mir nicht das lange Leiden, das Sie mir zugedacht. —

Haha! lachte Czalenka, daß die Gerichte ihre Arme nach mir ausſtreckten? Nein Mamſell, ſo gut ſollen Sie es nicht haben; Sie werden hinwelken wie ein Fiſch, dem man ſei Element entzieht, wie eine Blume, welche man auf einen kahlen Felſen pflanzt, wie ein Vogel, dem man die Luft raubt! — Fort jetzt aus dieſem Zimmer oder ich reiße Dich an de Haaren in mein Gemach.

Roſalie vermochte kein Glied zu regen, Arme, Beine, der Rücken, die Bruſt waren wund; das eine Auge war mit einer großen Geſchwulſt ſo ſehr bedeckt, daß ſie mit dieſem nicht zu ſehen im Stande war.

Czalenka ergriff ſie am Arme und ſchleppte ſie gewaltſam in ihre Stube.

Während Roſalie mit Mühe ihr Frühſtück einzunehmen verſuchte, eilte Czalenka in das Arreſtzimmer zurück, holte die Maurer, die im Hofe ihres Winkes gewärtig waren, rief Gröbler, damit er anordne, was ſie angegeben hatte, ließ dann das Zimmer ſo einrichten, wie ſie es zweckdienlich fand und ſchaffte die Hunde in ein Cabinet im Erdgeſchoße.

Sie war ungemein thätig und ließ Roſalie länger als eine Stunde allein.

Während das arme mißhandelte Mädchen verlaſſen ſaß und der Verzweiflung preisgegeben, ihren Thränen freien Lauf ließ, öffnete ſich plötzlich die Thüre.

Ein unbekannter Mann, ein großes Tuch vor dem Geſichte, mit grünen Brillen, trat leiſe herein, betrachtete die Jammernde, übergab ihr einen Brief und verſchwand eben ſo geheimnißvoll, als er eingetreten war.

Roſalie beſann ſich anfänglich den Brief zu öffnen, dann aber ſagte ſie ſich ſelbſt:

Verſchlimmern kann ich mir meine Lage unmöglich, wenn ich dieſen Brief leſe; vielleicht habe ich doch noch ein Menſchenherz auf dieſer Welt, das Mitleid für mich fühlt; von unſeren Hausleuten iſt es wol Niemand, denn die früheren hat das grauſame Weib alle entfernt und neue, nur ihr huldigende Geſchöpfe angenommen! Vielleicht hat die Haushälterin meiner gedacht und ſendet mir Worte des Troſtes. — Was es ſei, ich will den Brief leſen.

Der Inhalt des Briefes war folgender:

„Theures, engelgutes, tiefgekränktes Fräulein!

„Voll Reue und Zerknirſchung wage ich es, an Sie zu ſchreiben und Sie eines Verbrechens wegen um Verzeihung zu bitten, das ich gegen Sie begangen und das nun mein Herz ſo ſchwer belaſtet, daß es zu berſten vermöchte.

„Sie haben wol augenblicklich die Schlechtigkeit durchblickt, welche leider mit meiner Beihilfe angewendet wurde, um Ihnen jene entſetzliche Scene zu bereiten, die Ihr Verderben herbeiführen ſoll.

„Ja, ich war das Werkzeug, das Frau Czalenka zu überreden wußte, Ihnen die Schmach zuzufügen, die dieſes unnatürliche Weib erſann, Sie in den Augen Ihres Vaters zu verdächtigen.

„Von ihr beſtrickt, bot ich meine Hand zu jener ſchändlichen Komödie, in der die Rolle eines ſcheußlichen Böſewichts, die ich geſpielt, nun mein Gewiſſen belaſtet.

„Aber ich will gut machen, was ich verbrochen; ich will Ihnen eine glänzende Genugthuung verſchaffen, und ſollte ich mein Leben daran ſetzen müſſen.

„Man will Sie, wie ich von Frau Czalenka erfuhr, auf's Land zu Ihrer Tante bringen.

„Wenn Sie dahin gelangen, ſo ſeien Sie ſo gütig, mir nur den Ort, wo Sie ſich befinden, und den Namen Ihrer Tante aufzuzeichnen, ſonſt nichts als dies, denn ich bin nicht werth, daß Sie auch nur eine Zeile mehr an mich richten.

„Halten Sie mich nicht für zu unbedeutend, für Sie zu wirken. Mein jugendliches Ausſehen iſt mit meinen Jahren in großem Widerſpruche, auch bin ich reich; ich ſchreibe

Ihnen dies nicht, um in Ihren Augen einigen Werth zu erhalten; wer ſo abſcheulich an einem edlen Geſchöpfe zu handeln vermochte, wie ich gegen Sie, iſt werthlos, ja nichtswürdig, und zeichneten ihn auch die koſtbarſten Schätze, die vornehmſten, einflußreichſten Angehörigen aus; ich ſchreibe Ihnen nur darum, daß ich reich bin, weil dem Reichen doch wirkſamere Mittel zu Gebote ſtehen, als dem Armen.

„Erhalte ich Ihre Adreſſe aus dem Verbannungsorte, den man Ihnen angewieſen, dann ſoll Ihnen geholfen werden, für immer geholfen werden, und Genugthuung ſollen Sie erhalten, Genugthuung auf eine Weiſe, die Sie ſelbſt überraſchen wird.

„Seien Sie von meiner Reue über das Ihnen zugefügte, ſchwere Unrecht überzeugt, und überzeugt, daß ich nach Ihrer Verzeihung ringe, wie Einer, der in Lebensgefahr ſich befindet, um Rettung.

„Ihr tiefbekümmerter

Heinrich von Juſti.“

(Kohlmarkt, Nr. 253, der Michaeliskirche gegenüber, Hauptſtiege, 2. Stock.)

Iſt das nicht eine neue Finte? fragte ſich Roſalie. Zu einer Tante ſoll ich auf's Land? — Beſäße ich eine, wäre ich längſt zu ihr entflohen! — Der Brief iſt wahrſcheinlich geſchrieben worden, um mich in meinem Gefängniſſe nicht wahnſinnig zu machen, mich nicht der Verzweiflung hinzugeben! Hoffnung und Rettung ſoll mich aufrecht erhalten, damit ich mir nicht den Kopf an den Mauern zerſchelle, die man immer enger um mich ziehen wird, wie die Eiſenwände jenes italieniſchen Grafen, von welchem ich geleſen.

Sie hörte Madame Czatenka.

Faſt willenlos verbarg ſie den Brief.

Madame Czalenka ſtürmte herein.

Nun, Mamſell! rief ſie Roſalien zu, was für neue Plane gegen mich ſind wieder geſchmiedet werden? Ich habe zwar alles Schreibgeräthe von Ihnen entfernt, vielleicht haben Sie aber irgend einen Nagel aus der Mauer geriſſen, und mit dieſem in die Wand oder in die Thüre Ihre Leidensgeſchichte gekritzelt!

Ich verließ meinen Sitz nicht für eine Minute.

Waren Sie nicht am Fenſter? Haben Sie nicht um Hülfe gerufen? Nicht etwa nach einem Ritter, der in den Garten beſtellt wurde, die Hände ausgeſtreckt? — Ein ganzes Rudel ſchlechter Jungen hat ja bisher immer unſere Fenſter umlagert; wo ein Aas iſt, da verſammeln ſich die Raben. —

Roſalie warf ihrer Quälerin einen Blick der Verachtung zu.

Wenn Du mich noch ein Mal ſo beleidigend anblickſt, verworfene Creatur, ſchleudere ich Dir, was mir in die Hände fällt, ins Geſicht. —

Iſt es nicht etwa wahr, fuhr Czalenka racheſchnaubend fort, daß ein ganzes Heer lüderlicher Bengel dieſes Haus zu allen Stunden umſchwärmt?

Ja, das iſt wahr! erwiederte Roſalie mit feſter Stimme, aber ihr Lauſchen und Lauern gilt nicht mir; da ſind andere Perſonen im Hauſe, welchen mit dieſen ſchlechten Jungen gedient iſt, und die ſich dann den ſchlechteſten dieſer Burſche in meines Vaters Zimmer kommen laſſen, um ſeine ehrliche Tochter zu verderben.

Kaum hatte Roſalie dieſe Worte geſprochen, ſo ergriff auch ſchon die Furie Czalenka die Waſſerflaſche, welche mit dem Frühſtücke auf den Tiſch kam, um ſie dem Mädchen nach dem Kopfe zu werfen; Roſalie wich aber ſchnell aus, und die

Flaſche flog nach der Thüre, welche Gröbler ſo eben geöffnet hatte, um herein zu treten.

Die Scherben flogen umher.

Gröbler ſtand wie ein naſſer Pudel an der Thüre.

Was wollen Sie hier? ſchrie ihm Czalenka entgegen. — Habe ich Ihnen nicht ſtrenge unterſagt, dorthin zu kommen, wo Ihre Tochter ſich befindet? Sie ſelbſt befahlen dieſem giftigen Geſchöpfe, daß es Ihnen nicht mehr unter die Augen komme, und Sie ſuchen die Natter noch auf? — Reu't Sie vielleicht wieder, was Sie mir befahlen, mit ihr vorzunehmen?

Von meinem Vater kämen dieſe Grauſamkeiten, die mir zugefügt werden? fragte Roſalie in höchſter Aufregung. Nein, nimmermehr, ſo kann ein Vater zu handeln nicht befehlen; Vater, nicht wahr, Vater, um Gottes willen! ſprechen Sie nur ein Wort, nicht wahr, die Mißhandlungen und Qualen, welche ſich dieſe Megäre gegen mich erlaubt, rühren nicht von Ihnen her?

Ja, ſchändliche Creatur! tobte Czalenka, ja, ſein Wunſch und Wille iſt es, ſo gewiß, Dich zu züchtigen wie ich Dich jetzt erwürgen werde, in ſeiner Gegenwart.

Czalenka ſtürzte wie ein Tiger auf Roſalie los. Roſalie flüchtete ſich zu ihrem Vater.

Dieſer wollte abwehren, erhielt aber von Czalenka eine ſo furchtbare Ohrfeige, daß er zurück taumelte.

Neuerdings fuhr die Wüthende auf ihr Opfer los und packte daſſelbe am Halſe.

Gröbler rieb ſich die Wange.

In dieſem Augenblicke trat Fernbucher ein und meldete: Es iſt eingeſpannt.

Czalenka ließ von Roſalie ab, und warf ſich erſchöpft auf einen Stuhl.

Spaß! ſagte Gröbler, mit Thränen in den Augen, Spaß! ſagte er zu Fernbucher, der ganz beſtürzt da ſtand. Meine Frau und meine Roſalie ſcherzen heute wie die Kälber. Ihr werdet das Wetter verſcherzen! — Allons! Fahrt aus! ſagte er zu Czalenka und Roſalie — Roſalie, Du kommſt jetzt auf's Land! Du kommſt zu Deiner Tante; dort wirſt Du vergnügt ſein!

Ja, ja, erwiederte Czalenka, auf's Land! — Dort liegt Dein Hut, Roſalie, dort Dein Umhängtuch, ſieh doch in den Spiegel, Du biſt ja ganz erhitzt! —

Fernbucher, wendete ſich Czalenka an dieſen! ich hätte ihn gerne mitgenommen; er iſt aber heute zu Hauſe nothwendiger; der Herr hat Gäſte. —

Gäſte? verſetzte Gröbler, ich weiß kein Wort. —

Ja, Gäſte haſt Du, eiferte Czalenka. Haſt Du Dir nicht den Baumeiſter Kürner, den Schloſſermeiſter Wüſſeck und den Zimmermeiſter Tauſler eingeladen?

Wann denn?

Geſtern, in meiner Gegenwart.

Da muß ich grad nicht dabei geweſen ſein!

Gröbler beſah ſich zufällig in dem Spiegel.

Sapperment! Gäſte! Und mir ſcheint ich krieg' einen Rothlauf; das ganze Geſicht „geſchwillt“ mir wie eine „Tuchet.“

Fernbucher, ſagte Czalenka, dieſer Reiſeſack kommt in den Wagen!

Nun gehe Roſalie, gutes Kind jetzt fahren wir zur Tante Leb' wohl, alter Kater, ſo bald Roſalie gut unter gebracht un verſorgt iſt, komme ich wieder zurück!

Sie nahm Roſalie an den Arm und führt ſie über di Treppe.

Sie ſtieg mit Roſalie ein.

Fernbucher ſchloß den Wagenſchlag.

Auf der andern Seite der Straße hielt ein Fiaker.

Ein junger Mann wartete bereits ängſtlich auf die Abfahrt der Gröbleriſchen Equipage.

Als er den Fiaker aus dem Hauſe kommen ſah, befahl er dem Fiaker: Laß ihn nicht aus den Augen! Und wann der Wagen bis auf den Nordpol fährt, ſo fährſt Du nach.

Der Fiaker befolgte den Auftrag.

Gröbler ſtand am Fenſter, und ſah ſeiner Equipage nach.

Den Fiaker bemerkte er nicht.

Mit der Roſalie möcht' ich jetzt nicht theilen, ſagte er, und band ſich mit einem Foulard das Geſicht ein.

Ein verfluchtes Weib, und eine Bärenſtärke hat ſie, wie eine Rieſin! Es war mir dieſe Ohrfeige nicht vermeint! röſtete er ſich; dieſe „Patent-Flaſchen" hätte meine Tochter bekommen ſollen! Ich danke; meine Roſalie wäre auf der Erde gelegen, wie ein Kegel, den die Kugel trifft! Die Roſalie ſt aber auch ein „kecker Zahn;" eine **Megäre** hat ſie's 'heißen, das war, glaub' ich, eine Zauberin; im Leopoldſtädter Theater haben ſie einmal ein Stück aufgeführt, das Megäre 'heißen hat, und ausgepfiffen worden iſt. Und eine ſolche Ausgepfiffene nennt mein ungerathenes Kind ihre vorgebliche Mutter: da mußte ſie wüthend werden.

Er beſah ſich wieder in dem Spiegel.

Es verzieht ſich ſchon die Geſchwulſt! ſagte er; ich bin echt froh! Wenn meine guten Freund' mich mit einem ſolchen Geſicht geſeh'n hätten, ich ſah wie ein g'füllter Krapfen aus, eine guten Freund' hätten mich weiter nicht ausgelacht, be- nders der Zimmermeiſter, das iſt der größte „Schmerak!"

X.

Frau Czalenka ſuhr mit Roſalien nach Korneuburg.

Roſalie zitterte neben der Höllenfurie.

Dieſe aber hütete ſich wohl, dem Mädchen auch nur ein beleidigendes Wort zu ſagen.

Czalenka fürchtete die Menſchen auf der Straße, die, wenn Roſalie um Hülfe rufen ſollte, ihr gewiß Beiſtand leiſten würden; ſie fürchtete aber auch den Kutſcher Gröblers, der, obgleich er der Geliebten ſeines Herrn ſehr ergeben war, doch der Tochter deſſelben hätte kein Leid geſchehen laſſen.

Der Kutſcher bemerkte ſehr gut, daß ihm ein Fiaker auf jeden Schritt nachfahre; aber er vermuthete einen Liebhaber der Frau Czalenka in der Miethkutſche, und ſagte kein Wort. Für dergleichen Discretionen, auch wenn der Liebhaber der Frau Czalenka in abgelegenen Gegenden ſich etwa gar zu ihr in den Wagen begab, ſchwieg Martin, der Kutſcher, ebenfalls; dergleichen Extemporiſirungen trugen immer eine Handvoll Zwanziger ein.

Als der Wagen in Korneuburg anlangte, begaben ſich die beiden Damen in das Wirthshaus auf dem „Platze.“ Es war bereits Mittag geworden.

Sie ließen ſich ein Zimmer aufſperren, eine gewählte Mahlzeit bringen, und ſpeiſten recht gut.

Frau Czalenka befahl dem Kutſcher Martin, ſobald er ſelbſt gegeſſen und die Pferde gefüttert, ohne ſie nach Hauſe zu fahren.

Mittlerweile war aber auch der junge Herr aus Wien in demſelben Gaſthauſe abgeſtiegen, hatte ſich nach den Damen bei dem Kellner erkundigt, und als der Herr erfuhr, daß ſie in einem ſogenannten eigenen Zimmer ſpeisten, begab er ſich in die „abgeſonderte Stube für diſtinguirte Gäſte,“ und dinirte ebenfalls.

Er wählte den Platz einem Fenſter gegenüber, daß die Ausſicht nach der Treppe bot. „Wenn die Damen herabkommen werden,“ ſagte er zu ſich, „muß ich ſie ſehen.“ —

Sie kamen nach einer Stunde.

Sie ſchlugen den Weg nach dem „Tuttendörfel“ ein.

Kommen wir hier zu meiner Tante? fragte Roſalie.

Nein, wir gehen ſpazieren. Es iſt hier reizend. Ich widme Dir dieſen angenehmen Spaziergang, um mich mit Dir auszuſöhnen. — Vergieb meinem Jähzorne! — Jetzt bedauere ich es, daß ich mit Dir ſo hart war. Reize mich nur nicht mehr, und ſuche mich nicht von Deinem Vater zu trennen. Außerdem, daß Dir dies *nie* gelingen könnte, würde ich unaufhörlich Deine erbittertſte Feindin bleiben. Laß' mich gewähren! Dein Vater iſt mit mir zufrieden; ich mache ihn glücklich: warum willſt Du ihn, durch Verdächtigung meiner Lebensweiſe, unglücklich machen. Du mußt klug ſein! mußt es mit mir halten; mußt ſehen und nicht ſehen, hören und nicht hören; ich werde Dich mit gleicher Nachſicht behandeln.

Es widerſtrebt meinem Herzen, antwortete Roſalie, daß meines Vaters Herzensgüte und ſeine Beſchränktheit des Geiſtes ſo ſchonungslos mißbraucht werden ſollen. —

Sieh', Roſalie, fiel ihr Czalenka in die Rede, das war ſchon wieder eine Beleidigung, die Du mir ſagteſt; wäre ich noch ſo gereizt, wie geſtern oder heute Morgen, ſo würde ich dies hier auf dem einſamen Wege ſehr übel genommen haben. — Vielleicht hätte ich Dich hier in die Donau geſchleudert. —

Mich wundert, daß Sie es noch nicht gethan, denn als Sie mich hierher führten und ſo nahe an den reißenden Strom, dachte ich ohnehin daran, daß dies Ihr Plan ſei. Ich hätte Ihnen dafür gedankt, dann wäre mein Leiden zu Ende; ich hätte mich nicht einmal zu retten verſucht, obgleich ich eine ſehr gute Schwimmerin bin, wie mein Vater, wie mein Bruder, wir könnten alle drei wie die Delphinen im Waſſer leben. —

Zu ſolchen Mitteln ſchreite ich nicht, um mit Dir fertig zu werden; ich habe Dir wohl dergleichen geſagt; was ſpricht ein erzürntes Herz nicht Alles in ſeiner Aufregung; aber es iſt eben nur geſprochen. — Wenn Du mir gelobſt, mich ſchalten und walten zu laſſen, wie ich will — ſo wollen wir hier unter Gottes freiem Himmel Frieden ſchließen. —

Schließen wir Frieden! ſagte Roſalie, doch nur unter einer Bedingung!

Zum Beiſpiel:

Sie hüten ſich, daß ich nichts Unrechtes von Ihnen ſehe. In meines Vaters Abweſenheit vom Hauſe darf Niemand Sie beſuchen —

Kleinigkeit!

Sie werfen den Schlüſſel zu meines Vaters Caſſa, den Sie ſich anfertigen ließen, und den Sie immer bei ſich tragen, hier, vor meinen Augen, in die Donau.

Das iſt die größte Schändlichkeit, die Du mir aufbürdeſt, rief Czalenka, plötzlich die Heuchlerin vergeſſend, die ſie bis jetzt ſpielte, wuthentbrannt aus. — Ich beſitze keinen falſchen Schlüſſel, Schanddirne!

Beſchimpfen Sie mich nicht, antwortete Roſalie ruhig; Sie haben einen ſolchen Schlüſſel: ich ſah ihn nicht nur, ich ertappte Sie nicht nur, als Sie meinem Vater einen Pack Banknoten aus ſeiner Caſſe nahmen — ich kenne auch den Schloſſer, der Ihnen dieſen Schlüſſel nach einem Wachsabdrucke anfertigen mußte — werfen Sie dieſen Schlüſſel in den Strom, und ich verſpreche Ihnen, und was ich verſpreche, halte ich wie einen Schwur, ich verſpreche, Ihnen nie in meinem Leben einen Vorwurf zu machen — nie in den Weg zu treten, und Sie zu lieben wie eine Mutter.

Was Czalenka in dieſem Augenblicke zu ſagen oder zu thun im Sinne hatte, darüber ſchweigen die Gerichtsacten, weil ſie es wohl nie bekannt hat, aber ſie beſchloß gewiß Gräßliches, — ſie fuhr mit teufliſcher Wuth in ihren Reiſeſack, ſah ſich aber vorher noch um.

Juſti, dieſer war es, der in dem Fiaker nachgekommen, ſtand etwa dreißig Schritte — zur Hälfte von einem Baume gedeckt, hinter ihr.

Czalenka erblickte ihn, faßte ſich und langte wirklich den Schlüſſel hervor.

Ich will es geſtehen, ſagte ſie, ja, ich beſitze einen falſchen Schlüſſel, hier iſt er; ſchleudere ihn ſelbſt in die Donau.

Roſalie ergriff den Schlüſſel, und als ſie ihn erkannte, warf ſie ihn in den Strom.

Ich erinnere Dich an Deine, nun von mir gelöſte Bedingung. —

So wahr mir Gott helfe! will ich halten, was ich Ihnen verſprochen!

Alſo Frieden zwiſchen uns?

Friede und Freundſchaft! Gehen Sie ehrlich mit meinem Vater um. Ich beſchwöre Sie beim allmächtigen Gott!

Czalenka ging einige Augenblicke ſchweigend neben Roſalie; endlich blieb ſie am Ufer ſtehen und bemerkte das Schiffſlein, das die Fiſcherknechte in dieſer Gegend bereit halten, um die Spaziergänger nach Greifenſtein über den Fluß zu ſetzen.

Wollen wir nicht nach Greifenſtein? fragte Czalenka mit unendlicher Sanftmuth. Das wäre eine herrliche Landpartie! Es iſt drei Uhr. In einer halben Stunde ſind wir ſchon auf dem Berge. Bei dem Jäger nehmen wir Caffee. —

Ich kann die kleinen Fahrzeuge nicht leiden. —

Du, als eine perfecte Schwimmerin, wirſt Dich doch nicht fürchten?

Ich fürchte nicht das Waſſer, ich fürchte das Schiff; ich fürchte es Ihretwegen! Sie ſind groß und ſtark, ich klein und mager. Auf der Seite, auf welcher Sie ſitzen, wird das Schiff ſich ſenken!

Der eine der Fährleute hörte dieſe Worte.

Fürchten ſich Euer Gnaden nicht, ſagte der Fährmann; die große gnädige Frau ſetzt ſich mitten auf das eine Brett; Sie, Fräulein, ſetzen ſich ihr gegenüber und — dort — ſehe ich noch einen Herrn kommen, der fährt gewiß auch mit, dieſer Herr ſetzt ſich neben dem Fräulein, ſo iſt das Gleichgewicht hergeſtellt, und in einer ſtarken Viertelſtund' ſind wir d'rüben. —

Roſalie ſah ſich nach dem Manne um, auf welchen der Schiffer aufmerkſam machte.

Nein, rief ſie, mit dieſem Herrn fahre ich nicht! — Mit Ihnen, Frau von Czalenka, fahre ich allein.

Sie ſtieg in das Schiff.

Czalenka folgte ihr.

Sie rangirten ſich, wie der Fährmann angegeben.

Die Fährleute ſtießen vom Ufer.

Das Schifflein trugen die Wellen.

Der gute Heinrich ſtand am Ufer und blickte ihnen nach.

Roſalie hielt ihn für ihren Feind.

Sie floh ihn.

Und er war vielleicht ihr Schutzgeiſt!

Was ſollte Heinrich beginnen, warten, bis das Schifflein zurückkehren würde? — Konnte er ſich hierauf verlaſſen? Wäre es nicht möglich geweſen, daß die Damen die Schiffer gedungen, auf ſie zu warten und ſie wieder zurück über den Fluß zu bringen?

Heinrich lief unſchlüſſig am Ufer hin und her.

Er verfolgte das Schiff mit ſeinen Blicken.

Es gleitete ruhig hinüber.

Endlich erreichte es das jenſeitige Ufer.

Die Damen ſtiegen an's Ufer.

Sie ſchlugen den Weg nach dem Schloſſe ein.

Heinrich rief den Schiffern durch die hohlen Hände.

Holla hoh! rief er. Holla hoh!

Keine Antwort.

Er rief noch lauter.

Das Echo äffte ihn, aber die Schiffleute banden ihr Fahrzeug feſt und machten keine Miene, Heinrich abzuholen.

„Sie haben den Wagen zurück geſchickt. Sie bleiben drüben!“

„Drüben in Greifenſtein wohnt die Tante!“

„Mein Fiaker muß mich noch heute nach Greifenſtein führen.“

Heinrich eilte nach Korneuburg zurück.

Der Fiaker erklärte, den weiten Weg von Korneuburg bis Greiſenſtein mit ſeinen müden Pferden nicht antreten zu können.

Der gute Heinrich, warum ſah ihn Roſalie mit ſolchem Mißtrauen?

Er wäre ihr Schutzgeiſt geblieben.

XI.

Czalenka war nun mit Roſalie die Herzlichſte und Innigſte.

Sie beſahen die Veſte Greifenſtein, weideten ſich an der herrlichen Ausſicht und nahmen bei dem alten Jäger Caffee ein.

Nachdem ſie noch einen Spaziergang in die pittoresken Berge gemacht, kehrten ſie in das Gaſthaus in Greifenſtein. zurück.

Czalenka ließ durch den Wirth daſelbſt einen Wagen beſtellen und befahl dem Kutſcher nach Nußdorf zu fahren.

Nach Nußdorf? fragte Roſalie. Befindet ſich dort meine Tante? die Tante, von welcher ich nie ein Wort gehört?

Ja, verſicherte Frau Czalenka.

Der lange Weg wurde unter allerlei Geſprächen fortgeſetzt.

Du hatteſt Recht! ſagte unter andern Frau Czalenka, daß Du dem Herrn Juſti, den ich ſchon früher hinter uns bemerkte, Deine Verachtung bezeigteſt! Du dachteſt wahrſcheinlich, Dein Vater könnte unvermuthet uns überraſchen; was wäre da erfolgt, wenn er uns in dieſer Geſellſchaft getroffen hätte! Juſti ſcheint Dich wahrhaft zu lieben!

Der Nichtswürdige! erwiederte Roſalie, mich zu lieben. Er vermochte mich durch unerhörte Bosheit und Frechheit in ein ſo namenloſes Unglück zu ſtürzen! — Wahrſcheinlich hatte der Elende vor, mir neue Schmach zu bereiten. Wenn Sie ihn eingeladen hätten, mit uns die Donau zu paſſiren, würde ich mich vor Ihnen in den Strom geſtürzt haben!

Frau Czalenka brach ab von Herrn Juſti zu ſprechen; ſie bemerkte an dem gereizten Tone Roſaliens, daß ſie wieder Beſchuldigungen und Vorwürfe ausſprechen könnte und die Schlange wollte die Taube aus ihrer Ruhe nicht bringen.

Frau Czalenka redete nun von der fingirten Tante; ſie ſchilderte dieſe als eine liebenswürdige alte Frau, welche eine Landwirthſchaft auf dem Wege von Nußdorf nach Heiligenſtadt beſitze, und einen wahrhaft paradieſiſchen Aufenthalt bewohne.

Aber ſagen Sie mir doch nur, was iſt denn das für eine Tante? Eine Tante aus der Luft! Weder meine verſtorbene Mutter, noch mein Vater, noch unſere früheren Dienſtleute, die ſo lange in unſerem Hauſe waren, haben ihrer je erwähnt!

Dein Vater, log Czalenka, war mit ihr immer geſpannt und zwar Deinetwegen. Die Tante hat keine Kinder, liebt aber die Kinder; ſie bat Deinen Vater oft, Dich ihr abzutreten. Dein Vater konnte nicht dazu gebracht werden; erſt jetzt, ſeit er bemerkt, daß wir beide uns nicht gut vertragen, beſchloß der Vater der Tante nachzugeben und nun iſt die Verſöhnung erfolgt; der Zankapfel, nämlich Du, liebe Roſalie, bleibſt ihr Eigenthum.

Ich kehre alſo nie mehr in das Haus meines Vaters zurück?

Es ſcheint beinahe ſo.

Das wäre aber entſetzlich. Ich liebe meinen Vater. Er iſt mein Einziges Glück auf dieſer Welt, ſeitdem ich meine gute, unvergeßliche Mutter verloren! Eine Tante, und wenn ſie das beſte Herz beſitzt, eine Tante, welche ich nie geſehen, von ihr nie das Geringſte vernommen, kann doch kein Erſatz für einen Vater ſein, und wenn dieſer Vater ſelbſt gleichgiltig gegen ſein Kind geworden!

Ei beſuchen wird dich der Vater ſchon! Da werde ich nicht ruhen, bis er mit mir zu Dir kommt. —

Aber meines Vaters Haus? das Haus, in welchem meine Mutter lebte! — Ach, was waren dies für Zeiten, als ſie noch lebte! Beſonders jene ſchönen Tage, die Vater und Mutter in Eintracht verbrachten: der Vater hatte uns Kinder ſo lieb. — Mein guter Gott! ich muß abbrechen, zu ſchildern, wie glücklich ich war, als ich noch eine Mutter und einen — Vater beſaß: es kommen mir ſogleich Thränen in die Augen. Alle Tanten der Welt, und wenn ſie Engel wären, könnten mir meine Mutter, und meinen Vater, wie er damals war, nicht erſetzen.

Roſalie zerfloß in Thränen.

Faſſe Dich, beſchwor die Hyäne Czalenka Gröblers Tochter, ſonſt kommen mir ebenfalls Thränen in die Augen; ich bin ſo gefühlvoll, ſo weichherzig: meine Nerven ſind ſo herabgeſtimmt; mein Gemüth! Ach Gott, wenn ich nur dieſes Gemüth nicht hätte!

Im Ernſte? Sie können auch weinen? Sie empfinden wie ich?

Czalenka zwinkerte mit den Augen, aber an ihren Wimpern hing keine Zähre.

Wenn ich Sie einmal weinen ſehen könnte, ſagte Roſalie, würde ich Vertrauen faſſen.

Ich weine jetzt ſchon, erwiederte Czalenka.

O nein! Ihre Augen glühen zu ſehr. Das Feuer Ihrer Augen iſt zu grell, es verträgt ſich nicht mit Thränenwaſſer; ich will indeß glauben, daß ſie deshalb doch kein böſes Herz haben, aber jähzornig ſind Sie; jähzornig und rachgierig;

wenn Sie gereizt werden, ſind Sie ſchrecklich! — Ich fürchte, Sie lieben auf der weiten Welt ſonſt Niemand, als ſich ſelbſt; da habe ich dann keine Hoffnung, von Ihnen nur ein ganz klein wenig geliebt zu werden.

Ich will Dir einen Beweis geben, daß ich Dich liebe. Du willſt, wie ich bemerke, nicht zu Deiner Tante? Du kannſt das väterliche Haus nur mit großem Herzeleid verlaſſen? Gut denn, kehre in Deines Vaters Haus zurück. —

O mein Gott! rief Roſalie freudig aus.

Ich will mit Deinem Vater ſprechen, daß er Dich nicht aus ſeiner Nähe laſſe; ich will Dich als eine Schweſter behandeln, aber —

Ich halte, was ich Ihnen gelobt! erwiederte Roſalie.

Es bleibt dabei! ſagte Czalenka; wir fahren zurück. — Wir ſind bereits in Nußdorf angekommen. Steigen wir aus!

Wenn wir aber hier nicht bleiben?

Wir haben den Wagen nur bis hieher accordirt. Entweder muß ich den Pferden etwas Ruhe gönnen, oder wenn der Wagen nicht bis Wien gemiethet werden kann, muß ich einen andern dingen. Ich bin hungrig; ich will ſoupiren! Ich werde ein Abendeſſen hier in der „Roſe“ beſtellen. Krebſen und Koppen, die hier ſo vortrefflich ſind. Das wird Dir willkommen ſein!

Ach! Am Tiſche meines Vaters, in ſeiner Gegenwart, würde mir trockenes Brod als ein Leckerbiſſen erſcheinen.

Du biſt eine Närrin! — Geh' über dieſe Treppe! — Auf dem großen Balcon erwarte mich.

Wenn Leute auf dem Balcon ſind, und es tritt ein einzelnes Mädchen unter ſie?

Auf fünf Minuten? Auf dem Lande, und wenn Du nicht einzeln unter dieſen Leuten bleibſt?

Ich werde auf der Treppe warten.

Frau Czalenka rief den Kutſcher. Sie bezahlte ihn und nahm einen andern an.

Hierauf ging ſie mit Roſalie auf den Balcon, beſchied den Wirth zu ſich und beſtellte ein Souper.

Man konnte nicht liebenswürdiger und herzlicher ſein, als Frau Czalenka mit Roſalien war.

Sie ſcherzte, ſie lachte. Sie forderte Roſalie auf, heiter zu ſein.

In Nußdorf ſpielte zu jener Zeit ein Harfeniſt in dem Salon zur „Roſe.“

Er war ein kleiner Virtuoſe, er hätte aber ein großer Virtuoſe ſein können, wenn er ſich nicht nur hätte hören, wenn er ſich auch hätte ſehen laſſen können.

Der arme Mann wäre im Stande geweſen, ein Concert zu geben: er war wirklich ausgezeichnet in ſeiner Weiſe; er hatte aber ein unglückliches Geſicht. Er war nicht blind, es fehlte ihm aber etwas Anderes. Er ſah entſetzlich aus, Frauen hüteten ſich, ihn anzuſehen. Er ſpielte zurückgezogen, in einem Kämmerchen. Der Wirth verbarg ihn, der Harfner ließ ſich gerne verbergen, nur ſeine wundervollen Töne drangen hervor. Er mochte ſpielen was er wollte, Claſſiſches, Populäres, von Mozart oder von Lanner. Er ſpielte Alles vortrefflich.

Roſalie, die größte Freundin der Muſik, ihr Clavier wa ihr über Alles, lauſchte den Tönen des Harfners.

Sie erhoben, ſie ermuthigten ſie.

Sie war vergnügt, beſeligt, getröſtet.

Die Leiden am Abend vorher, die harten Mißhandlungen die Martern am Morgen deſſelben Tages hatte ſie vergeſſen Sie küßte in ihrem Glücke dieſelbe Hand, welche ſie ſo ſchmerzlich fühlte; ſie dachte an ihr väterliches Haus, an ihren Va ter vor Allem; ſie fühlte ſich nicht zurückgeſetzt, verſtoßen, verwünſcht, verflucht. Niemand war glücklicher als ſie.

Frau von Czalenka ließ ſich's vortrefflich ſchmecken.

Herr Gunold! rief ſie dem Wirthe. Stellen Sie uns eine Flaſche Jacqueſon ins Eis!

Um Gottes willen! ſagte Roſalie, zwei Frauenzimmer, eine Bouteille Champagner!

Haben die Herren allein das Recht, dieſen Wein zu trinken? fragte Czalenka.

Wir leeren eine Flaſche auf Deines Vaters Wohl. Kannſt Du das zurückweiſen? — Da mußt Du ſelbſt Gift trinken, wenn es Deinem Vater gilt!

Einſchenken, Herr Gunold, und der Harfner ſoll unſer Lebehoch „auf den beſten Vater!“ mit Muſik begleiten.

Alle Gäſte auf der Terraſſe ſahen ſich nach den emancipirten Damen um.

XII.

Es war bereits ſehr ſpät geworden, als die beiden Damen den Gaſthof zur „Roſe" in Nußdorf verließen.

Gefliſſentlich zögerte Czalenka ſo lange, und ließ ſich von dem Harfner immer neue Weiſen vortragen, wenn Roſalie zum Aufbruch mahnte.

Die Geſellſchaft einiger Herren, welche die beiden Damen feſthielt, brach endlich ebenfalls auf, und ſo ward es dann öde auf dem Balcon.

Als es zwölf Uhr ſchlug, fuhr der Wagen Czalenkas durch die Nußdorfer Linie.

Die Straßen waren öde und leer. Kein Menſch war mehr zu ſehen, die Lampen brannten düſter.

Der Wagen fuhr vor das Haus Gröblers.

Ach, mein Gott, klagte Roſalie, gewiß ſchläft jetzt der Vater ſchon, und ich hätte ihm gar zu gerne die Hand geküßt.

Er ſchläft nicht! entgegnete Czalenka, wovon Du Dich ſogleich überzeugen ſollſt.

Ich will dem Hausmeiſter klopfen.

Unterſtehe Dich nicht! — Du darfſt kein Geräuſch machen; wenn wir ins Haus treten, darfſt Du kein Wort ſprechen, auch über die Stiege mußt Du leiſe wie eine Katze ſchleichen. Niemand darf erfahren, daß wir nach Hauſe kommen.

Aber der Vater!

St!

Das Thor ging von ſelbſt auf.

Roſalie erſtaunte, ſprach jedoch kein Wort.

Madame Czalenka nahm Roſalie bei der Hand.

Es war der armen Tochter, als wenn ihre Peinigerin ſie mit einigem Grimme feſthalte, doch hing ſie einem, ſie beängſtigenden Gedanken nicht weiter nach.

In einem der Vorzimmer ſtand eine herabgebrannte Kerze.

Roſalie wollte eine Kerze, welche daneben ſtand, anzünden, und damit in ihr Zimmer gehen.

Wo willſt Du hin?

In mein Zimmer.

Nein, Mamſell, ſo haben wir nicht gewettet! fuhr die Entſetzliche auf, die plötzlich wieder zur Furie ward.

Dort wirſt Du ſchlafen, wo Du die vorige Nacht ſchliefſt, dieſes Zimmer wird Dein Aufenthalt ſein, und bleiben, hörſt Du, bleiben, ſo lange Du lebſt! Erinnere Dich an den heutigen Tag; es war Dein letzter guter Tag, nun geht Dein Elend an, Dein Elend', ganz ſo, wie ich es Dir verkündet habe! — Glaubſt Du, ich hätte Dich auf's Land mitgenommen, wenn das Zimmer, was ſage ich, Zimmer, wenn das Loch, in welches ich Dich einſperre, ſchon ſo hergerichtet geweſen wäre, wie ich es für gut fand? Glaubſt Du, ich hätte Dich ſo nachſichtig, freundlich, wohlwollend behandelt, wenn ich nicht gefürchtet, daß Du mir entlaufen oder Scandal machen würdeſt! Nein, Mamſell, ich fand es für ſehr nothwendig, Dich zu täuſchen. — Nun habe ich Dich wieder zu Hauſe, nun merke Dir, wie Gottes blauer Himmel und die grünen Raſen und die Bäume und die Blumen ausſahen; — das Alles ſiehſt Du nicht mehr!

Barmherziger Gott! weinte Roſalie, Sie waren doch von dem Augenblicke an, als wir über die Donau fuhren, bis hieher, ſo gut, ſo verſöhnt —

Verſöhnt? kreiſchte Czalenka, mich verſöhnt mit Dir nichts als Dein Tod! — Verſöhnt? Wahnſinnige, haſt Du mich auf dem einſamen Spaziergange nicht wieder beſchimpft und beleidigt? Du haſt mir Bedingungen gemacht? Den Schlüſſel mußte ich Dir ausliefern, und Du hatteſt die Stirne, ihn in die Donau zu ſchleudern? Dieſer Schlüſſel ſoll Dir ein Schlüſſel zu Deinem Grabe werden! Marſch! hier hinein! Verſuch' es nicht, um Hilfe zu rufen. Es wird Dir nichts nützen, denn ich ſperre noch vier Zimmer, hinter welchen Dein Gefängniß liegt, ab; Fenſter haſt Du keine, eine Seitenthüre findeſt Du nicht, denn ich ließ Fenſter und Thüren vermauern! Wenn Du nicht parirſt, wird die letzte Thür auch noch vermauert, dann ſtirb am Hungertode, Beſtie!

Roſalie glich einer Statue.

Sie vermochte nicht zu ſprechen.

Eine ſolche Heuchelei, eine ſolche giftige Furie, ein ſo entartetes Geſchöpf, ein ſo grauſames, ruchloſes Weib, war ihr noch nicht vorgekommen.

Die Thüre zu Roſaliens Kerker flog auf.

Madame Czalenka ſtieß Roſalie hinein; hierauf verſchloß das Ungethüm die Thüre, ihre Schritte verhallten, Roſalie war in ihrem Kerker allein.

Sonderbar!

Roſalie war wie vom Schlage gelähmt. Sie vermochte nicht zu ſprechen, kein Wort an Czalenka zu richten, ſie hatte nicht ein Mal Thränen mehr.

Sie ſtand in dem finſteren Gemache regungslos, und wußte kaum, daß ſie noch lebte.

Die Feuchtigkeit der Kammer von den friſchen Mauern, der häßliche Kalk- und Mörtelgeruch brachte ſie endlich zu einigem Bewußtſein.

Sie tappte umher.

Sie ſtieß an einen Schrank, einen Tiſch, ſie fand auf dem Tiſche einen Krug mit Waſſer und ein Stück Brod.

Bei Waſſer und Brot! ſchrie ſie; wie ein Feſtungsſträfling! Wie Einer, welchem die Todesſtrafe in Kerkerſtrafe verwandelt wurde!

Ich ſehe jetzt, was ſie will, ſie, deren Namen ich nicht mehr nenne, will mich wahnſinnig machen!

Allmächtiger! allbarmherziger Gott! nimm mir meinen Verſtand nicht! Ich muß ja beten können zu Dir! Und beten kann ich nicht, wenn ich nicht mehr denken kann!

Sie warf ſich auf die Knie, und betete laut zu Gott.

Als ſie gebetet hatte, ſuchte ſie ihr Lager auf.

Sie hatte nicht weit zu ſuchen, die enge Zelle war leicht durchforſcht.

Sie fand ein erbärmliches Bett.

Die Hunde der Frau Czalenka hatten weichere Kiſſen.

Die Hunde, ſagte Roſalie, hat ſie mir doch nicht herein geſperrt. Sie that's nicht, aus Mitleid für die Hunde that ſie's nicht! — Sie könnten ja krank werden, die armen Thiere, in dieſer feuchten Luft, in dieſen Mauern von kaltem Geſtein, friſchem Kalk und Mörtel.

Sie legte ſich in ein Bett, deſſen weichſter Theil ein Strohſack war; was das Ding war, das man ihr unter den Kopf gelegt hatte, konnte ſie nicht ſogleich entdecken. Endlich fiel ihr der Ledergeruch auf. Man hatte ihr einen alten Polſter aus einem ſogenannten „Wurſtwagen," den Näſſe, Regen und Schnee längſt in Stein verwandelt, als Kopfkiſſen gegeben.

Immerhin! ſagte Roſalie.

Hartherziges Weib! rief ſie aus, Alles haſt Du mir geraubt: meinen Vater, meine Freiheit, meine Geſundheit verlangſt Du noch, und mein Leben! — **Das Vertrauen auf Gott kannſt Du mir doch nicht rauben!**

Sie betete abermals zum allgütigen Schöpfer, dann ſchlief ſie ein.

Herr Gröbler hatte ſich vortrefflich zur Ausführung der ihm, von Madame Czalenka gemachten Aufgabe brauchen laſſen.

Er war allein im ganzen Hauſe aufgeblieben.

Alles jagte er, wie er ſich ausdrückte, „ins Neſt.“

Er lauerte am Hausthore, um das ruchloſe Weib einzulaſſen, damit der Hausmeiſter nicht ſähe, daß Roſalie wieder gekommen und nicht Auskunft geben könne, wo ſie ſich befinde.

Ach, wie pochte ihm das Herz, als er ſeine Joſephine wieder ſah.

Um Roſalie bekümmerte er ſich nicht.

Haſt Du Dich gut unterhalten? fragte er.

„Langweilig war's!“ antwortete ſie.

Ich kann mir's denken!

Sie iſt mir ſelbſt in's Netz gelaufen, und hat wieder heim verlangt!

Das war g'ſcheidt!

Du haſt doch Alles ſo einrichten laſſen, wie ich geſagt?

Gewiſſenhaft.

Und die Fenſter ſind bis oben vermauert?

Nicht ganz bis oben!

Was? ſchrie Czalenka auf. Es fällt alſo Tagslicht in die Kammer?

Nicht viel, bis auf einen Schuh ſind die Fenſter zugemacht worden. Der Polier hat's nicht anders gethan. Da ich ihm geſagt, es kämen Erdäpfel in dies Kämmerl, ſo antwortete er mir: dann werden ſie in 24 Stunden faulen; Luft müſſen ſie haben! — Ich hab' nachgegeben, das Kammerl trocknet auch leichter! In acht Tagen kannſt Du dann die Hund' wieder hineingeben.

Ich werde es morgen ſehen! Iſt's nicht, wie ich geſagt, und kann's nicht ſo bleiben, ſo mußt Du ſelbſt den Maurer machen! Wenn ich das Weibsbild noch ein Mal in unſere Wohnung bringen muß, dann freu' Dich!

Wenn die „Sali“ nur nicht krank wird!

Haha! Der zärtliche Vater regt ſich ſchon wieder! Der Herr Meyer, der die „guten Papas“ im Joſephſtädter Theater geſpielt hat, iſt geſtorben, laß Dich ſtatt ſeiner engagiren! Du charakterloſer Menſch! Ein Mal für alle Mal erkläre ich Dir, Deine Tochter wird behandelt, wie ich will, oder ich geh' aus dem Hauſ'.

Aber Pepi! flehte Gröbler, ſei doch nicht gleich oben aus und nirgends an! — Ich bitte Dich um aller Heiligen willen, Du wirſt doch eine unſchuldige Bemerkung nicht übel nehmen? — Wennſ' nur nicht krank wird, hab' ich g'ſagt! Deinetwegen hab' ich dies geſagt; weil Du Dich angetragen, daß Du ſie dann pflegen willſt!

Frau Czalenka wollte etwas erwiedern, allein am Hausthore wurde heftig gepocht.

Man pochte noch ſtärker, man riß beinahe die Glocke entzwei.

Ich fürchte, ſagte Czalenka, daß der Hausmeiſter es gar nicht wagt, das Thor zu öffnen, weil Du es ihm wahrſcheinlich, unſerer Verabredung wegen, unterſagt haſt. — Gehe deshalb ſelbſt an das Thor und öffne es!

Ich thue's ungern! — Wenn's Jemand von der Polizei wäre und ſähe mich, daß ich Hausherr und Hausmeiſter in einer Perſon bin, ich ſchämte mich zu Tode!

Man klopfte abermals und, wo möglich, noch tumultuariſcher als früher.

Geh' in des Teufels Namen und öffne! ſagte Frau Czalenka.

Herr Gröbler ging.

Jemand von der Polizei! betonte Frau Czalenka, das wäre nicht übel; vielleicht hat Juſti! — der verwünſchte Bube macht mir Angſt! Schon darum, daß er ausſpähte, wohin ich mich mit Roſalie begeben, daß er mir an der Donau nachſchlich, beweiſt, daß er an dem Mädchen Intereſſe nimmt! — Dieſer Menſch iſt im Stande und forſcht mir noch weiter nach! — Freilich ſuchte ich durch das Entfernen der jedesmaligen Fahrgelegenheiten jede Spur von mir zu verwiſchen, allein, ein ſolcher Menſch iſt unermüdlich und unerſchöpflich in ſeinen Vermuthungen und Nachforſchungen. — Wenn er den Kutſcher, der mich und Roſalie wieder nach Wien gebracht, aufgefunden hat, ſo weiß er auch, daß ſie wieder in dem Hauſe ihres Vaters iſt! — Gröbler bleibt lange aus!

Sie blickte aus einem Fenſter nach dem Hofe.

Heiliger Gott! das iſt der Kutſcher, der mich von Nußdorf nach Wien gebracht hat! — Ich habe meinen Reiſeſack im Wagen vergeſſen, und der Kutſcher bringt den Reiſeſack zurück! Wenn Gröbler ihn öffnet, ſo bin ich verloren! Meine ganze Correſpondenz mit Wallſam iſt darin verborgen!

Ich muß lauſchen.

Sie öffnete leiſe das Fenſter, das nach dem Hofe ging. Sie hörte folgendes Geſpräch.

Laſſen Sie die Frau in den Hof herunter kommen, die ich mit der Mamſell von Nußdorf hieher geführt habe, ſagte der Kutſcher, ſie muß die Sachen, die ſie in meinem Wagen vergeſſen, nachſehen; nicht, daß ſie, wenn vielleicht ſpäter Etwas vermißt wird, angibt, ich hätte es ihr geſtohlen.

Schon gut! verſicherte Gröbler; ich werde ihr den Reiſeſack überbringen; da hat Er fünf Gulden als Belohnung für ſeine Ehrlichkeit; fahr' Er jetzt nur nach Hauſe, und opfere Er mich nicht ſo lange der kalten Nachtluft auf.

Nichts! nichts! ich muß Beruhigung haben; ich bin ein ehrlicher Kerl und will unbeſchuldigt bleiben. Wo iſt die Frau?

Ich bin ihr Mann.

Gut, ſo ſehen Sie nach!

Das geht zu weit! dachte Madame Czalenka und lief wie eine Verzweifelte nach dem Hofe.

Sie riß den Reiſeſack Gröbler, der ihn bereits übernommen, aus den Händen und ſchrie:

Nichts geht ab, und nun pack Er ſich!

So ſehen Sie nur erſt nach!

Ich will nicht.

Sie müſſen wollen! Jeder Menſch ſchaut nach ſeinen Sachen; Sie müſſen auch darnach ſehen. Seien Sie froh, daß Sie auf einen ehrlichen Menſchen gekommen ſind, der Ihnen Ihr Hab und Gut zurück bringt. Sie haben viel Geld in Ihrem „Ridikül" oder wie man dies Ding heißt, das Sie vergeſſen; glauben Sie, daß ich das nicht bemerkt, wie ich das Ding aufgemacht hab', das ich im Wagen gefunden? — Laſſen Sie mich in Ihr Quartier gehen, wenn es Ihnen hier im Hof' zu kühl iſt; aber fort geh' ich nicht, wenn Sie nicht Ordnung halten.

Ordnung? Haha! Fünf Gulden, die Ihm mein Mann gegeben, ſind Ihm zu wenig; gib ihm noch zehn Gulden, ſagte ſie zu Gröbler.

Nein, gar nichts will ich, als ein ſchriftliches Zeugniß, daß ich ein ehrlicher Kerl bin. — Dieſe Geſchichte iſt mir gerade recht. — Ich kann zum Prälaten von Kloſterneuburg als Kutſcher kommen. Wenn ich über meine Ehrlichkeit ein beſonderes Atteſtat bekomm', ſo nimmt mir kein Menſch dieſen Platz.

So komm' Er herauf, ſagte Gröbler, Er ſoll ein Zeugniß haben.

Der Kutſcher wurde nach dem erſten Stockwerke geführt.

Czalenka packte ihre Effecten aus dem Sacke.

Ich bitte mir es aus, wendete ſich Frau Czalenka an Gröbler, daß Du mir meine Reiſerequiſiten nicht muſterſt.

Sie legte einen Pack Briefe auf den Tiſch.

Gröbler machte große Augen.

Dann kamen drei Etuis, in welchen ſich wahrſcheinlich Portraits befanden.

Endlich nahm ſie einen damascirten Dolch in einer blauſammtenen Scheide, aus ihrem Sacke.

Jeſus, Maria, Joſeph! ſagte Gröbler. Für eine Landpartie einen Dolch!

Ich trage dieſen Dolch immer bei mir! Es gibt gar ſchlechte Menſchen, eine Frau muß ſich vertheidigen können, wenn ihre Tugend in Gefahr kommt!

Da haſt Du recht! — Ich bin ganz glücklich, daß Du
eie die Ding da, wie hat's geheißen?

Die keuſche Lucretia.

Ja, richtig! Wie die keuſche „luckete Cretia," lieber ſter-
en willſt, als Deine Tugend opfern!

Sie packte endlich eine Menge Schlüſſel aus.

Zu was denn ſo viele Schlüſſel?

Eine gute Hausfrau muß die Schlüſſel immer bei ſich
agen.

Das iſt auch wieder wahr!

Endlich legte Frau Czalenka eine Maſſe Banknoten auf
en Tiſch, über welche Gröbler erſchrak.

Herr Gott von Mannheim! rief er, das viele Geld! —
epi, wo haſt Du dieſes Geld her?

Nu, ſei ſo gut, und examinir' mich da vor dem Kutſcher,
e ich als Deine Frau, das Geld hernehme!

Zählen es Euer Gnaden! ſagte der Kutſcher.

Sie zählte es.

Richtig, kein Gulden fehlt! ſagte ſie; braver Mann! rief
dem Kutſcher zu — Gröbler, ſagte ſie zu demſelben, Du
mſt ihm 50 fl. Belohnung geben, und das brillanteſte
ugniß.

Nicht übel! erwiederte Gröbler, Dir rettet er mehrere
uſend Gulden und ich muß dafür zahlen.

Rücke nur aus! ſagte ſie und lachte. Großmuth und
bleſſe ziemen dem Manne.

Er beneidete den Kutſcher.

Nun ſchreibe das Zeugniß.

Setze Dich hin, ich werde Dir dictiren.

Wie heißt Er, guter Freund?

Sebaſtian Hirnberger.

Schreib! mahnte ſie ihren Geliebten:

„Dem Sebaſtian Hirnberger aus Nußdorf wird hiermit der Wahrheit gemäß bezeuget, daß, nachdem, nach einer Fahrt in der Nacht am 27. d. M. von Nußdorf nach Wien, äußerſt werthvolle Sachen in einem Reiſe-Néceſſair in ſeinem Wagen vergeſſen wurden, Sebaſtian Hirnberger nicht nur dieſe werthvollen Sachen unaufgefordert der Eigenthümerin zurückgebracht, ſondern eine ebenfalls in dieſem Néceſſair aufbewahrte Summe von 6742 fl. CM. aufgefunden, und dieſe ebenfalls der Unterzeichneten, und zwar noch in der bezeichneten Nacht, übergeben. Dieſer gewiſſenhafte Sebaſtian Hirnberger verdient ſonach das lauteſte Lob für ſeine uneigennützige Redlichkeit.“

Gib mir die Feder, ich unterzeichne.

Sie unterzeichnete und übergab dem Kutſcher das Zeugniß.

Ich komme nicht zu mir vor Freude! jubelte Sebaſtian. Vergelte es Gott! Nun werde ich Leibkutſcher des Prälaten! — Vergelte es Gott!

Er lief fort.

Wart' Er, ſagte Gröbler, ich ſchließ' Ihm das Thor auf.

Gröbler ging voraus.

Sebaſtian folgte.

Madame Czalenka packte ihre Briefe, ihr Geld u. ſ. w. in den Reiſeſack.

Das wäre eine hübſche Geſchichte geweſen, wenn dieſe Briefe in Gröblers Hände gerathen. Hinſichtlich des Geldes werde ich ihm ſchon einen blauen Dunſt vormachen!

Gröbler kam zurück.

Was ſoll ich von Dir denken? fragte er. Was ſind das

ür Brieſe? Was iſt das für ein Geld? Und Du trägſt
inen Dolch bei Dir, wie eine Corſikanerin!

Ich konnte vor dem Kutſcher Dir keine Auskunft geben,
ber jetzt, da wir allein', ſteh' ich Dir zu Dienſten. — Brieſe
nd Geld gehören meiner Freundin im Neubad. Ich verab-
edete mit ihr ein Rendezvous in Korneuburg. In ihrer Woh-
nung kann ich ſie nicht mehr beſuchen; es kommen zu viel
änner zu ihr und Männer ſind mein Tod; ich verab-
heue ſie.

Was für Männer?

Cavaliere, junge Banquiers, Doctoren, Particuliers.

Was wollen dieſe Männer, dieſe Cavaliere, dieſe Banquiers
i ihr?

Je nu, ſie machen ihr die Cour.

Hör' auf, ſie iſt ja alt und eine „ſchieche Nuß“ (häß-
he Perſon).

O ſie iſt liebenswürdig; ihr Geiſt, ihre Bildung feſſeln
e Männer.

Die hat Geiſt und Bildung, ſie iſt ja ſo ordinäre wie eine
ausmeiſterin.

Sprich mit ihr über Metaphyſik.

Ueber was?

Metaphyſik, die Wiſſenſchaft des Ueberſinnlichen!

Damit ſoll ſie mich auslaſſen!

In der Myſtagogie kommt ihr Niemand gleich — in
Periſſologie erreicht ſie kein Profeſſor.

Höre auf, mich ſchläfert ſchon!

Gute Nacht, Gröbler.

Gute Nacht! Nur Eins noch! Der Dolch! der
lch!

Der iſt für Dich! ſagte Czalenka mit dumpfer Stimme, und ſchritt auf ihn geſpenſterähnlich zu: Wenn Du mir jemals ungetreu werden könnteſt!

Sie lachte laut auf und eilte in ihr Schlafzimmer.

Gröbler ging nach dem ſeinigen, indem er für ſich ſagte: Dieſes Weib kann mit mir wirklich machen, was es will. Dieſes Weib hat mich zu lieb, ich muß ihr angehören.

XIII.

Am andern Tage um acht Uhr Morgens befand ſich Juſti bereits in Greifenſtein.

Wohl erhielt er Nachricht, daß die Damen hier geweſen, daß ſie dann am Nachmittage fortgefahren, wohin, das wußte Niemand. Der Kutſcher, der ſie geführt, hatte mittlerweile eine Fuhr nach Tuln angenommen. Er war nicht aufzutreiben.

Der Jäger, bei welchem die Damen Caffee genommen, wurde examinirt.

Er wußte nichts zu ſagen.

Berichten Sie mir nur, fragte Juſti die Jägerin, ob die beiden Damen mit einander freundlich und friedlich geſprochen.

O ja, ſagte die Jägerin. Der jüngeren hat die Gegend gefallen, und der Caffee hat ihr geſchmeckt.

Gingen ſie nicht nach Hadersfeld?

Nein, von Kirling war die Rede und Kloſterneuburg, endlich auch von Heiligenſtadt.

Juſti brach wieder auf; eilte nach Kirling, durchſtöberte jedes Haus, fand Niemand, der ihm eine Nachweiſung hätte geben können; ebenſo machte er es in Kloſterneuburg und Heiligenſtadt. Leider gerieth er nicht auf den Gedanken, auch in Nußdorf nachzuforſchen.

Troſtlos kehrte er nach Wien zurück.

In Wien im Hauſe Gröblers hatte Juſti einen Alliirten.

Wer war dieſer Alliirte?

Fernbucher war es, und wer war eigentlich Fernbucher? Niemand Anderer, als Hellweg, der Mann, den der Leſer bereits kennt, und der im Solde Lüdrichs ſtand, Czalenka zu verderben, und ſollten Jahre darüber verfließen.

Hellweg, der nichts anderes, als ſeiner Zeit ein Gauner geweſen, verſtand ſein Handwerk zu gut, um, im Einverſtändniſſe mit ehemaligen Genoſſen in Peſth, den Raub an Gröbler nicht zu verabreden. Sein Gönner Lüdrich war ebenfalls nach Peſth gekommen, und ſo fehlte es denn nicht an Geldmitteln, die Helfershelfer für ihre Hülfe zu belohnen, und den Meiſter Hellweg durch Uebergabe der geſtohlenen Brieftaſche in die Lage zu verſetzen, dem Manne Verdienſte um Gröbler zu verſchaffen, und eine Anſtellung bei dem verliebten Gimpel zu erhaſchen.

Im Hauſe Gröblers konnte Juſti den neuen Freund, den er nur unter dem Namen Fernbucher kannte, nicht ſprechen.

Im „goldenen Adler" in der Währingergaſſe kamen ſie zuſammen.

Es ſchlug acht Uhr, als Juſti in dem benannten Wirthshauſe eintraf.

Fernbucher, eigentlich Hellweg, wartete bereits auf ihn bei einem in einem Winkel ſtehenden kleinen Tiſche.

Vergebens war mein Bemühen, ſagte Juſti kleinmüthig. Ich habe die Unglückliche wie eine Stecknadel geſucht, ich habe auch nicht die geringſte Spur von ihr erfahren können.

Nach Wien in ihres Vaters Haus iſt ſie nicht zurückgekehrt, verſicherte Fernbucher, zwar hat man mich geſtern nicht aus den Augen gelaſſen, und als das Diner vorüber war, wurde ich nach Baden mit einem Briefe geſ[illegible] mit deſſen

Beantwortung ich erſt heute Morgens retour kam. Gewiß war dieſes auffallende Zurückhalten meiner Perſon, von Seite eines Baumeiſters in Baden, abgekartet. Ich habe wol das Vertrauen Gröblers; aber ſeine Geliebte betrachtet mich mit einem Mißtrauen, das nicht auffallender betrieben werden kann. — Ihre Zuneigung werde ich wol nie erwerben.

Haben Sie von den andern Hausleuten nicht erfahren können, was während Ihrer Abweſenheit vorgefallen?

Karl wurde nach der Schwechat beordert und dort ſo auffallend wie ich, im Bräuhauſe zurückgehalten; das Stubenmädchen wurde von ihrem Dienſte dispenſirt, die Köchin mit den Gäſten beſchäftigt, der Hausmeiſter, ein Saufbold, erhielt ſo viel Wein, daß er noch bis jetzt ſeinen furchtbaren Rauſch nicht ausgeſchlafen hat.

Da man Alles aus dem Hauſe entfernte, ſo muß im Hauſe etwas geſchehen ſein.

Möglich! Vielleicht waren Käufer da, welche das Haus beſahen; ich habe erfahren, Gröbler habe das eine ſeiner Häuſer bereits verkauft; ſein Geld geht auf die Neige, vielleicht verkauft er dieſes Haus auch noch!

Frau Czalenka iſt wieder zurückgekehrt?

Als ich heute Herrn Gröbler von Baden Rapport brachte, ſtand ſie in ſeinem Schreibzimmer, und grinſte mich mit ihrer ſchauderhaften Freundlichkeit an.

Unſere Tochter Roſalie iſt auf dem Lande, ſagte ſie. Fernbucher, jetzt wird es langweilig bei uns werden; Roſaliens Humor hat uns oft entzückt.

Roſaliens Humor! dachte ich. Hat Jemand, der täglich Daumſchrauben und ſpaniſche Stiefel zu erwarten hat, auch noch einen Humor?

Wie iſt [illegible] denn mit dem Liebhabern? fragte Juſti. Sie beſiten doch, da Sie der Frau Czalenka ſo viel von einem Grafen erzählten, ihre Gunſt zu erhalten.

Sehen darf ich alle Liebhaber nach der Reihe, wie ſie in Abweſenheit Gröblers ankommen und abgehen, aber auch ſonſt nichts; ein Brieſchen durch mich beſorgen zu laſſen, geſtattet ihr Argwohn nicht. Warum ſie mir nicht traut, begreiſe ich nicht. Beſſer heucheln könne Niemand, als ich, ſo glaubte ich bisher, aber Madame Czalenka verſteht es noch beſſer, denn meine Heuchelei ſcheint ſie zu durchſchauen.

Ob ich wol ein Schreiben von Roſalie erhalten werde ſeufzte Juſti.

Sie wird nicht ſchreiben! verſicherte Fernbucher. Sie ging [illegible] zu grauſam mit ihr um!

Nur ein Zufall kann mir helfen, Roſaliens Aufenthaltsort zu entdecken. Welche [illegible] gehören, ſie wieder zu ſehen! Wird denn den [illegible] Sehnſucht nach ſeinem Kinde ergreifen?

Dieſer Mann hat weder Verſtand noch Herz. Herr Lüdrich hat ganz recht, wenn er behauptet, Gröbler ſei nur ein Sinnenmenſch und dabei der gemeinſte Egoiſt der Welt. Er und nur Er. Weil ſie, die Buhlerin, bemerkt Lüdrich, ſeinen ordinären Geſinnungen ſchmeichelt, ſo gilt ſie ihm das Höchſte, nach ihm, aber auch nur ſeines lieben Ichs wegen! Ein Herz, eine Neigung für ſeine Kinder hat er nie beſeſſen.

Nun entſtand ein Lärm in der, neben dem ſogenannten „Extra Zimmer“ im „Adler“ befindlichen Gaſtſtube.

Zwei Maurer hatten ſich beim Ohr.

Was verachteſt und ſchimpfſt Du mich? fragte der Eine; weil Du mehr Geld haſt als ich? Du und Dein Bruder haben ja eine förmliche Penſion, damit ihr verſchweigt, wo ihr den Schatz eingemauert habt; glaubſt Du, ich weiß es nicht?

Halt's Maul! ſagte der Andere, oder ich reiße Dir Dein linkes Ohr vollends vom Kopfe.

Der ſo angeredet wurde, gab ſeinem Feinde eine ſo derbe Ohrfeige, daß dieſem der Kopf ſchief ſtand.

Dieſe Maultaſchen! ſchrie der, welcher zugeſchlagen hatte, laß Dir vom Wirth mit Zucker beſtreuen und ſetze ſie dann dem Herrn Gröbler in die Rechnung.

Dem Gröbler, wiſpelte Fernbucher Juſti zu. Da wollen wir doch zuhören. Allein der Wirth im „Adler" duldete keine Schlägerei in ſeinem Wirthshauſe.

Er ließ durch ſeine Hausknechte die Stänkerer auf die Straße werfen, und da ſie auf der Straße noch heftiger ins Handgemenge kamen, ergriff ſie eine vorübergehende Patrouille und arretirte ſie.

Juſti fragte den Kellner in der Schankſtube, ob die beiden Maurer täglich hierher kämen.

Der Eine, der zugeſchlagen hat, iſt mir fremd, ſagte der Kellner; der Andere aber war ſchon zwei Mal mit ſeinem Bruder hier. Sie müſſen in der Nähe eine gute Kundſchaft haben. Sie haben noch jedes Mal 3 bis 4 Gulden verzehrt.

XIV.

Wir haben im achten Capitel des zweiten Theils unſerer Mittheilungen mit den Worten begonnen:

„Wir überſpringen abermals einen Zeitraum von mehreren Jahren.“

Roſalie iſt verſchwunden.

Hierauf ergänzten wir noch einige Capitel, welche zum Jahre 1819 gehörten, um die Leſer nicht um Details zu bringen, die zum Verſtändniß des Ganzen gehören.

Roſalie iſt verſchwunden. Die Zeit, von welcher wir die heutige Fortſetzung datiren, iſt das Jahr 1824.

Roſalie iſt ſeit fünf Jahren, ſo zu ſagen, lebendig begraben.

Der Leſer wird vielleicht einwenden: „Es beliebt dem Romanſchriftſteller, die Greuelthaten eines Vaters, veranlaßt durch ein gräßliches Weib, ſeine Geliebte, auf fünf Jahre auszudehnen, um die Größe des Verbrechens zu ſteigern.“

Hierauf vermag der Autor, geſtützt auf Auszüge von gedruckten Criminal-Acten, zu bemerken, daß Roſalie nicht fünf, ſondern fünfzehn Jahre, und wie die Beiträge zur Criminal-Rechtswiſſenſchaft, Nr. 8, Seite 175, angeben: „durch fünfzehn Jahre ganz ununterbro[illegible] aber von

Michaeli 1838 bis 28. Jänner 1839, durch vorbedachte und beſonders künſtlich vorbereitete Verwahrung, ſo wie durch verſchiedene, einem ſchwachen Mädchen gegenüber zu ſtarke Zwangsmittel an dem Gebrauche ihrer perſönlichen Freiheit gehindert wurde.“ Seite 180 heißt es: „Roſalie wurde von Czalenka beſtändig mißhandelt, durch Reißen bei den Haaren, Schlagen, Stoßen und Treten bis auf das Aeußerſte gepeinigt.“

Wie Roſalie in ihrem Kerker lebte, mag ſich der Leſer wohl denken.

Sie befand ſich in einem einſamen Arreſte.

Die Qualen eines Zellen-Gefängniſſes waren die übrigen.

Außer den Hunden der Frau Czalenka umgab ſie kein lebendes Weſen; wohl ſah ſie ihre Hyäne öfter, die aber niemals ſie beſuchte, ohne ſie mit Fauſtſchlägen, Rippenſtößen, Fußtritten zu regaliren.

Einmal war Roſalie ſo unglücklich, eine Taſſe zu zerbrechen; dies war ein Feſt für Frau Czalenka. Sie ergriff dieſen Anlaß, die furchtbarſte Rache an der Unglücklichen zu nehmen, und ſie auf eine Weiſe zu züchtigen, daß dieſe bald unter ihren Händen geblieben wäre.

Ihre Zeit brachte Roſalie mittels häuslicher Arbeiten zu.

Ihr Vater ließ in dem engen, niedern Zimmer einen Windofen anbringen. Derſelbe wurde mit Kohlen geheizt. Roſalie mußte am Kohlenfeuer die Steine für die Bügeleiſen glühend machen, um damit die Wäſche zu plätten.

Die Luft in dem Loche, das Roſalien zum Aufenthalt diente, wurde immer unerträglicher. Der Kohlendampf, die

Ausdünſtung der Hunde und der Geruch von vierzehn Gefäßen, die neben einander ſtanden, und die in der ſpätern Zeit nicht mehr entleert wurden, hätten eines Rieſen Geſundheit untergraben müſſen: Roſalie welkte hin wie eine Blume. Daß ſie nicht ſtarb, darüber wunderten ſich die Gerichtsärzte, welche ihr Parere abzugeben hatten.

In den erſten Jahren verrichteten das Geſchäft, die abſcheulichen Töpfe aus der Gefangenſtube zu ſchaffen, Herr Gröbler und Frau Czalenka gemeinſchaftlich.

Frau Czalenka hatte jedoch dem bedauernswerthen Mädchen auf das Eindringlichſte unterſagt, ihren Vater anzuſprechen, mit einer Klage zu behelligen, oder etwa gar um Barmherzigkeit zu bitten; nicht einmal Thränen durfte Roſalie in den Augen haben, wenn ihr Vater ihr Gemach betrat.

Später blieben die entſetzlichen Töpfe der Reihe nach ſtehen; wenn es nöthig war, kam immer wieder ein neuer dazu, wie die Gerichtsacten buchſtäblich angeben.

Wenn Herr Gröbler ſeine Tochter ſah, ſo ſprach er nie mit ihr. Er hätte in Czalenkas Gegenwart nicht den Muth gehabt, ſich nach Roſaliens Befinden zu erkundigen.

Es war ein ganz eigenes Verhängniß.

Roſalie ertrug all die entſetzliche Pein geduldig.

Sie machte nicht die geringſte Anſtrengung, ſich in eine andere Lage zu verſetzen.

Sie bewies, ſo lange ſie frei war, unendlich viel Muth, und trat ihrer Feindin oft kühn und ſogar keck entgegen, aber die greulichen Mißhandlungen, die unausgeſetzten Drohungen, die entſetzliche Haft und die Furcht, ihren Vater zu beleidigen, verwandelten ſie in die größte Dulderin.

Madame Czalenka und Herr Gröbler [illegible]oße Freunde von Ausflügen und kleinen Reiſen in die reizenden Gebirgsgegenden Oeſterreichs und Steiermarks.

„Wegen dieſer Beſtie, ſagte eines Tages Frau Czalenka, werde ich nicht immer unter meinen vier Pfählen bleiben; ich will nach Gutenſtein, in's Höllenthal, nach der Reichenau, nach Mariazell, ich will eine großartige Reiſe in die Gebirgsgegenden antreten.“

Ich bin bereit, eine ſolche Partie mit Dir und einigen Freunden zu unternehmen, aber was ſoll mit Roſalie geſchehen?

Endlich habe ich eine Perſon, erwiederte Czalenka, der ich mein volles Vertrauen ſchenken kann, ich habe ſie genau geprüft und inſtruirt, wir können ganz ruhig verreiſen. —

Wer iſt die?

Es iſt Bertha. — Sie war ſchon bei Dir im Hauſe, ehe ich noch mein Quartier hier aufſchlug. — Sie iſt auch die einzige Perſon, die ich von dem Perſonale, das ich hier fand, duldete; Deinen Aufpaſſer Raſtel habe ich zuerſt davon gejagt, dann die freche Köchin Anna; Dein Schreiber Riegel darf nur täglich ein paar Stunden in der Kanzlei bleiben, aber die Bertha hat ſich beliebt gemacht; dieſe Perſon kennt keinen andern Willen als den Meinigen und die wird meine Stelle hier vertreten.

Dieſe Schwärmerin, die hat ja immer nur Romane geleſen! —

Die lieſt ſie noch. Ich habe ihr aber ſeit einem halben Jahre lauter franzöſiſche in die Hand gegeben, in welchen die ſchlechten Menſchen das größte Glück machen. Das Mädel, die Bertha, hat ſich ganz umgeändert, Sanftmuth und Mitleid kennt ſie nicht mehr. Bei Bertha habe ich bemerkt, was Lectüre auf Menſchen für Einfluß ausübt, beſonders wenn ein Autor das Laſter liebenswürdig und die Tugend langweilig und abgeſchmackt zu ſchildern vermag. Ich habe Roſalie übrigens nicht als eine Tugendheldin, ſondern als eine nichtswürdige Perſon, die ihren Vater unter die Erde bringen will, dargeſtellt, die Dir und mir nur Schande machen will, geſchildert, die ſich einbildet, der 30,000 Gulden wegen, die ſie beſitzt, habe ihr Vater nichts mehr zu befehlen, und darum ſtrenge bewacht werden müſſe, nicht aus ihrem „Loche“ heraus dürfe, um Dich nicht in das größte Unglück zu ſtürzen.

Süperb! rief Gröbler, wir können alſo auf unſerer Reiſe ganz ruhig ſein. —

Ruhig, wie wenn wir in Wien blieben und ich den Schlüſſel zu Roſaliens Zimmer beſtändig im Sacke hätte. Roſalie darf auch nicht erfahren, daß wir verreiſen; ſie muß jeden Augenblick fürchten, daß ich oder Du bei ihr eintreten. Ich habe Alles wohl überlegt.

Und wann reiſen wir?

Gleich morgen, indeß werde ich mich mit Deinen Freunden nicht gut unterhalten. Deine Freunde ſind mir, wie ich Dir dies ſchon oft bemerkte, zu ſpießbürgerlich, nichts Nobles, nichts Vives! es ſteckt keine moderne Geſinnung in ihnen — wenn ich alſo in Gutenſtein, in der Oede, in der Reichenau Leute finde, die amuſanter ſind und feiner zu leben wiſſen, ſo ſchneide mir nicht etwa wieder Geſichter, wie neulich in Baden im Caſino, an der Table d'hote!

So eine Table d'hote iſt mein Tod! — Da muß man mit fremden Menſchen ſo thun, als wenn man ſie ſchon lange kennte, mit ſeinem größten Feind ißt man aus einer Schüſſel, und die Frauen werden gerade ſo behandelt, als wenn ſie Jedermanns Frauen wären!

Wo wir hinkommen, da giebt's keine Table d'hote.

Die Reiſe wurde angetreten.

Die Freunde Gröblers nahmen drei Wagen ein.

Im Ganzen fuhren zehn Perſonen verläufig nach Baden. Wir kommen auf dieſe Reiſe zurück.

Wir ſchenken jetzt Roſalien und der Zoſe Bertha unſere Aufmerkſamkeit.

Roſalie war nicht wenig erſtaunt, als die Thüre ihres Kerkers aufgeſchloſſen wurde, und ſtatt der Furie Czalenka dieſes Mädchen eintrat.

Roſalie war erfreut; ſie kannte ja Bertha.

Was iſt denn vorgegangen, daß meine Quälerin heut nicht zu mir kommt? fragte Roſalie.

O ich bitte Sie, erwiederte Bertha, jubeln Sie nicht; ich kann Ihnen auch nichts Beſſeres thun, als die gnädige Frau.

Du wirſt mich doch nicht mißhandeln?

Wie Sie's nun verdienen! — Gott im Himmel! was iſt as für eine gräßliche Luft in dieſem Zimmer!

Bertha machte die Thüre weit auf und jagte die Hunde inaus.

Daß Sie nicht etwa Miene machen, ſagte Bertha, mir ent- iſchen zu wollen — die äußeren Thüren habe ich zugeſperrt.

O ich Unglückliche! ſeufzte Roſalie, ich glaube nicht ein- al, daß ich die friſche Luft vertragen kann. —

Das wollen wir ſogleich ſehen, ſagte Bertha, im Neben- immer mache ich das Fenſter auf, da ſtrömt die Luft vom arten herein! — Thun Sie nur nicht ſo, als wenn Sie ſo wach wären! Sie können ſchon etwas vertragen!

Bertha öffnete das Fenſter im Nebenzimmer.

Die herrlichſte Luft drang herein.

Ach Gott! rief Roſalie, welch ein Duft von den Linden d von der Reſeda!

Nicht unterſtehen Sie ſich und machen Sie einen Schritt aus Ihrer Kammer, oder ich rufe die gnädige Frau! —

Iſt ſie denn zu Hauſe?

Verſteht ſich!

Und warum ſendete ſie denn Dich?

O ich werde jetzt öfter ſtatt ihr kommen.

Iſt ſie vielleicht krank?

Gott bewahre! Das wäre Ihnen gerade recht!

Ich würde dem Himmel danken, der mich meiner Peinigerin auf einige Zeit entzöge!

Sie verdienen es nicht anders.

Bertha! ſagte Roſalie, denkſt Du wirklich ſo?

Gewiß! Sie ſind ja boshaft, undankbar, voll Ränke gegen eine Frau, die —

Bertha! um des Heilands willen! Sieh meinen zerfleiſchten Rücken an, betrachte die Wunden an meinen Armen, Händen, an meinem Haupte!

Ich will nichts wiſſen, nichts hören und ſehen; ich ſage Ihnen nur, Sie müſſen mir pariren, ſonſt —

Was willſt Du hier, Bertha? fragte Roſalie ernſt.

Ihr Frühſtück bring' ich Ihnen.

Caffee?

Ja, heute mag's ſein! Dann will ich Sie fragen, ob Sie geſund ſind?

Ich kann nicht begreifen, daß ich es bin, ja, daß ich noch nicht todt bin!

Widerſpenſtige Leute haben ein zähes Leben, erwiederte Bertha ſchnippiſch. — Adieu! Ich gehe und ſperre Sie wieder ein! — Apropos! Darf ich Ihnen nicht einen Vogel in Ihre Kammer hängen?

Noch ein Thier?

Von den Hunden will ich ſie befreien, dieſe jage ich in den Garten. Der Vogel, den ich Ihnen bringe, iſt ein Staar. — Er ſoll einige Worte ſprechen können; möglich! — Ich hab' noch nichts gehört. — Nehmen Sie ihn an, vielleicht vertreibt er Ihnen die Zeit.

Sie eilte fort und ließ die Thüre offen.

Was ſoll das? fragte ſich Roſalie. Dieſe Perſon iſt noch im Hauſe? Gewiß iſt ſie alſo ſo ſchlecht wie meine Peinigerin! — Einen Staar bringt ſie mir? — dem hat Frau Czalenka gewiß Schimpfworte einlernen laſſen, damit ich auch noch gelästert werde, wenn Niemand im Zimmer iſt.

Bertha kam zurück.

Sie brachte den Vogel.

Ein Leidensgefährte! ſagte Bertha, dieſer iſt noch unglücklicher als Sie! — Dieſer Vogel hat nichts verſchuldet und iſt im Käſig, indeß Sie — — — ! — Nun vergleichen Sie ſich mit dem armen Gefangenen! Ein Gefangener wird doch dem Andern nichts anthun! — Nein, ſo abſcheulich werden Sie nicht handeln, daß Sie dieſem armen Thier ein Leid zufügen!

Nimm den Vogel wieder mit! bat Roſalie. Wenn Du mich fähig halten könnteſt, dieſes ſchwache Geſchöpf zu quälen, wenn ich in Deinen Augen ſo heimtückiſch zu ſein vermöchte, wie Du mir ſagſt, daß ich ſei — ſo will ich den armen Staar nicht!

Ich will ihn auch nicht, denn mir iſt er zur Laſt. Ich habe keine Zeit ihn zu warten, Sie aber haben nichts zu thun.

Wenn der Vogel in der verpeſteten Luft meines Zimmers ſtirbt?

O, wo ein Menſch leben kann, lebt auch ein Vogel. Behalten Sie ihn nur. Friſches Futter bring' ich ſchon.

Weiß Frau Czalenka, daß Du mir hier einen neuen Stubengenoſſen gebracht haſt?

Das iſt ihr ganz gleichgültig! Sie ſchickt Ihnen ihren ganzen Hühnerſtall.

Von wem kommt dieſer Staar?

Geſtohlen hab' ich ihn nicht! Das dürfen Sie glauben.

Sei nur nicht ſo ſchnöde, ſo aufbrauſend! Du warſt nie ſo lieblos gegen mich; Du hatteſt mich einſt ſo lieb.

Die Zeiten haben ſich geändert, doch was verplaudere ich meine Zeit mit Ihnen, wollen Sie den Vogel, oder wollen Sie ihn nicht?

Laſſe ihn mir! Wenn ihn die Luſt nicht in meinem Zimmer tödtet, ſo ſollſt Du die Ueberzeugung erhalten, daß es Dein befiederter Freund gut bei mir hat.

Roſalie nahm ihr Frühſtück ein.

Caffee! rief ſie aus. Weiß ich denn noch, wie er ſchmeckt! — Ich Aermſte! Als meine gute Mutter noch lebte, mußte der Arzt ihr verbieten, uns Kindern Caffee zu geben; bei meiner guten Mutter erhielten wir ihn täglich drei Mal — zum Glücke iſt dieſer Caffee recht gut.

„Caffee!" „Caffee!" rief der Staar, und fuhr in ſeinem Bauer wie behext umher.

Willſt Du auch Caffee? fragte Roſalie.

„Caffee!" Caffee!" wiederholte der Vogel.

Du ſollſt ihn haben! verſetzte Roſalie, tauchte das Innere einer Semmel in Caffee, und gab es dem Thier.

Das Thier ſpricht das Wort „Caffee" ſehr deutlich aus! ſagte Roſalie.

Sie ging wieder ganz nahe zu dem Käfig.

Schön iſt er nicht! bemerkte Roſalie, und wie ſchön ſein Haus iſt! Ein ganz neues, wirklich prächtiges Vogelhaus! —

Schon des glänzenden Käfigs wegen hätte Bertha den guten Staar in ihrem Zimmer behalten ſollen!

Wie ſich dieſes Mädchen verändert hat! — Wie gut, wie herzlich, wie wohlwollend war ſie einſt! — Um ſich bei dieſer Hetäre zu erhalten, hat ſie ihre Denkweiſe, ihre Liebloſigkeit angenommen! O, ſie würde ſie mir nicht geſendet haben, wenn ſie nicht gewußt, daß ſie mit der Entſetzlichen gleiche Geſinnung beſitzt.

Der Staar ſagte jetzt wieder einige Worte, welche Roſalie nicht verſtand.

Du ſprichſt ja ſchon wieder? wendete ſich Roſalie an den Staar.

Der Vogel wiederholte ſeine Worte.

Mein Himmel! rief Roſalie, was ſpricht er? Hab' ich ihn auch recht verſtanden?

Der Staar ſchien ſich anzuſtrengen, um deutlicher zu werden.

Endlich gelang es ihm, und er ſprach recht vernehmlich: „Sei getroſt! Sei getroſt!“

Mein Gott! Es lebt Jemand, der ſich meiner erbarmt!

Sie wankte auf das Haus des Vogels hin, und weinte.

XV[illegible]

Die Reiſe der Frau Czalenka mit Herrn Gröbler und ſeinen Freunden bei Letzteren unendlich viel Vergnügen. — Obgleich es mit ſeinem Vermögen ſchon ſehr auf die Neige ging, da ſeine Caſſa, von der er immer behauptete, daß er vor lauter Banknoten nie den Boden derſelben wahrnehmen könne, ſchon längſt erſchöpft war, er auch ſchon *eines* ſeiner Häuſer verkauft hatte, und des zweiten wegen bereits in Unterhandlung ſtand, ſo prahlte er doch noch immer mit ſeinen Reichthümern und gab ſich ſeinen Großſprechereien auf die unverſchämteſte Weiſe hin.

In Baden, in der Redoute, wurde das Mittageſſen eingenommen.

Das Couvert zu 6 fl. erſchien Herrn Gröbler noch viel zu gering. Die Freunde litten aber nicht, daß zu höheren Preiſen ſervirt wurde.

Der Graf Eſterházy, ſagte der Zimmermeiſter, hat ſo eben für ſeine Geſellſchaft ein Diner, die Perſon zu 6 fl., beſtellen laſſen, Du wirſt doch nicht vornehmer ſpeiſen wollen, als ein Graf?

Meinethalben, erwiederte Gröbler, kann's zu „hundert Gulden" beſtellt werden, es liegt mir Alles an der Frau!

Die wird auch nicht feiner ſpeiſen wollen als eine Gräfin.

In Gottes Namen! rief Gröbler, aber wenn Ihr die Bewirthung zu ordinär iſt — ſo magſt Du die Entſchuldigung über Dich nehmen!

Bis zu dem Momente des Eintrittes in den Speiſeſaal des Redoutengebäudes ſchien Frau Czalenka ſehr verſtimmt: die Geſellſchaft, in welcher ſie ſich ſchon ein Mal im Sperl während eines Balles befand, war ihr zu ſolid. Es fand ſich keiner unter den Herren, obgleich ihr der elegante, heitere und durch ſein feines Benehmen ausgezeichnete Zimmermeiſter ſehr gefiel, der ihr die Cour machte, aber das Herz ging der Madame auf, als ſie im Speiſeſaale an einem Seitentiſche zwei Herren bemerkte, von welchen der eine der von ihr begünſtigte Geliebte und der andere ſein vertrauter Freund war, welche in Abweſenheit Gröblers in Wien die ſchöne Frau faſt täglich beſuchten und ſich ihrer Gunſt unzweideutig zu erfreuen hatten.

Jetzt war ſie glücklich; jetzt wurde ſie luſtig; jetzt warf ſie ihre glühenden Blicke umher; jetzt begann ſie mit dem ganzen leichten Geſchütze ihrer Koketterie, ſo daß Gröbler nicht begriff, woher dieſe Umwandlung von Verſtimmung in reinen Humor gekommen ſei.

An dem Tiſche, an welchem die beiden Herren ſaßen, wurde „Cardinal“ von Ananas, Champagner und Johannisberger ſervirt.

Bekommen wir auch von dieſem Nektar? fragt Joſephine Herrn Gröbler.

Das verſteht ſich! antwortete Gröbler.

Kellner! rief er.

Für uns auch ein paar „Pohlen“ (Boolen wollte er ſagen) von jenem Götter-Geſäuf'! —

Ich bedauere, verſetzte der Kellner, wir beſitzen leider keine Ananas mehr. Heute ſind zu viele verbraucht worden.

Was, keine Ananas! tobte Gröbler; in Baden, in dieſem „heißen Klima?“ Das wäre doch infam! Tummle Dich, Hallunke, treib' ein halbes Dutzend auf, je größer und ſchwerer, deſto beſſer!

Der Kellner zuckte die Achſel. —

Ich muß Ananas haben! grollte Gröbler. Schick' in's „Caſino!“ ſchick' in die „Stadt Wien!“ ſchick' in die Glashäuſer der herrſchaftlichen [illegible] Ich muß Ananas haben, und wenn das Stück hun[illegible] Gulden koſtet.

Der Kellner blieb dabei, es ſei die Frucht für den Augenblick in Baden nicht aufzutreiben, erſt am folgenden Tage werden aus den Treibhäuſern von Böslau und Schönau wieder die ſüßen Früchte zu erhalten ſein.

So darf ich mich doch auf nichts freuen, ſeufzte Czalenka ganz kleinmüthig. —

Dies war für Gröbler genug.

Kellner, ſagte er, trage den beiden Herren die Bitte vor: Sie möchten mir ihren ſogenannten „Cardinal“ abtreten, koſt' 's! was koſt't!

Ja, die beiden Herren, erwiederte der Kellner, die könnten freilich aushelfen. Dieſe haben vier Stücke Ananas aus dem Garten des Grafen Harrach in Bruck an der Leitha mitgebracht, drei haben ſie noch in ihrem Zimmer liegen; aber den Antrag, ſie einem Kellner abzulaſſen, würden ſie übel nehmen.

Ich rede ſie ſelbſt an, ſagte Gröbler, was kann mir geſchehen!

Thun Sie es, bat Joſephine. Ich könnte nicht ſelig werden, wenn ich heute keinen „Cardinal“ zu trinken bekäme!

Das iſt zu ſtark! brummte der Zimmermeiſter. Jetzt wünſcht' ich doch, daß die Herren an jenem Tiſche Gröbler recht tüchtig abwieſen.

Gröbler nahte ſich dem Tiſche der beiden Herren.

„Ich bitte um Verzeihung, ſagte er in ſeiner bornirten Weiſe, daß ich ſo frei bin und mir die Keckheit herausnehme und mich unterſtehe, da ich gehört habe, und meine Frau gerade einen „Guſto" auf einen „Cardinal" zum Trinken hat, und man nicht wiſſen kann, wenn eine junge Frau gerade einen „Guſto" hat, [illegible] nicht ſchadet, wenn ſie den Guſto nicht büßen kann, und [illegible] Baden gegenwärtig keine Ananas wächſt — wenn ich gegen Geld und gute Worte um die drei Ananas bitt', welche Sie in Ihren Zimmern „vazirend" haben!"

Mein Herr, erwiederte der eine Fremde, Sie verlangen von uns ein großes Opfer. Wir trinken ſelbſt den „Cardinal" leidenſchaftlich gerne. Wir reiſen von Baden nach Reichenau, bleiben in Guttenſtein über Nacht und ſind ſicher, daß wir auf unſerm Wege keine Ananas mehr auftreiben, alſo auch keinen „Cardinal" mehr zu bereiten im Stande ſind.

Dafür laſſen ſie mich ſorgen, verſetzte Gröbler. Wir reiſen auch nach der Reichenau, wir bleiben ebenfalls in Guttenſtein über Nacht; von Guttenſtein fahre ich Ihnen zu Liebe nach Neuſtadt, um „Ananaſſe" zu holen; im Garten des Stiftes treibe ich ſie gewiß auf.

Sie reiſen auch nach Reichenau? das wäre Etwas, verſetzte der zweite Herr. Wir ſind Fremde, wir waren nie in jenen Gebirgsgegenden und ſprachen ſo eben unſere Beſorgniſſe aus, daß wir uns nicht zurecht finden würden!

Schließen Sie ſich an uns an! bat Gröbler. Kommen Sie ſogleich an unſern Tiſch! Meiner Frau wird es eine Ehre ſein, meinen Freunden ebenfalls! — Genießen Sie mit uns den „Cardinal.“ Revanche ſodann in Guttenſtein!

Wir nehmen Ihre Einladung an! ſagten die Herren.

Kellner! ſetzten ſie hinzu, hier der Schlüſſel zu unſerm Zimmer, bringen Sie ſogleich die drei Stücke Ananas, welche auf unſerem Tiſche liegen und bereiten Sie noch zwei Boolen „Cardinal.“

Gröbler lief zu ſeiner Geſellſchaft zurück.

Triumphirend meldete er: Wir ſind geborgen! Pepi, lobe mich; ich hatte eine geniale Idee! Ich weiß, daß man Frauen, welche ſich in beſonderen Verhältniſſen befinden, nie etwas abſchlägt. Ich habe Dich für eine Frau in beſonderen Verhältniſſen ausgegeben. Kaum erfuhren dies die Herren, ſo waren ſie auch bereit, mir zu dienen. Die Herren ſetzen ſich nun an unſern Tiſch, reiſen dann mit uns! — da ſind ſie ſchon!

Es war dies eins der ſchlauſten Manövers der Frau Czalenka. Die ganze Geſchichte mit den drei Stücken Ananas wurde ſchon in Wien verabredet, und der Kellner inſtruirt, die Komödie mit zu ſpielen.

Dieſer Witz der Frau Czalenka wurde damals in Wien viel belacht, es verſteht ſich auf Koſten des Herrn Gröbler.

Der Herzenswunſch Joſephinens ward nun erreicht. Sie ſah ſich von zwei Galans umgeben, mit welchen ſie in Wien längſt auf dem vertrauteſten Fuße lebte. Ihren Intriguen gelang es, die beiden Herren ſogar für wenigſtens acht Tage in ihrer Geſellſchaft zu beſitzen; bei der unerhörten Dummheit Gröblers hätte die Gebirgsreiſe mit Czalenkas vertrauten Freunden vielleicht ein paar Monate währen können, er hätte nichts gemerkt, deſto ſcharfſinniger war aber Gröblers Umgebung, beſonders durchblickte der ſchlaue humoriſtiſche Zimmermeiſter die Verſtändniſſe ſchnell, und war unerſchöpflich an ſatiriſchen Anſpielungen, welche jedoch Gröbler durchaus nicht auffaßte.

Nach dem Diner in Baden, bei welchem Gröbler ſo viel „Cardinal,“ und ſpäter, als dieſer auf die Neige ging, ſo viel Champagner zu ſich nahm, daß er die Stadt Baden für die Stadt Paris anſah, fuhr man nach Guttenſtein ab.

Herr Gröbler ſah und hörte nichts mehr. Er konnte daher nichts einwenden, als Madame Czalenka ihre beiden Galans in ihrem Wagen Platz zu nehmen nöthigte; ſie fuhr daher mit ihren Galans ſo zu ſagen allein, denn Gröbler war wie ein Todter; er ſchlief wie ein Sack, ſendete dabei ſeine „Schnarcher“ in die ſchönen Gegenden hinaus, welche, wo immer der Trunkene vorüber kam, ein vorüberziehendes Gewitter zu vernehmen glaubten.

Der Weg von Baden bis Guttenſtein iſt weit. Bis man von Baden nach Pottenſtein gelangt, hat man zu Wagen eine kleine Reiſe zurück zu legen. — Die Geſellſchaft war erſt nach fünf Uhr weggefahren; der Abend rückte heran; als die Geſellſchaft den Berg „Hals“ erreichte, war es ſehr dunkel geworden. Herr Gröbler ſchlief noch immer, ja, er kam nicht einmal zu ſich, als man um eilf Uhr Nachts in das Thal von Guttenſtein einfuhr und das Wirthshaus erreichte. Hier wurde das Haus alarmirt. Frau Czalenka wollte noch ſoupiren, aber Herr Gröbler ſchlafen, ſo wie ſeine Freunde ſchlafen wollten. Frau Czalenka ſoupirte deshalb mit ihren Verehrern allein und unterhielt ſich mit ihnen bis ein Uhr Nachts.

Dann ließ auch ſie ſich das angewieſene Zimmer aufſperren und warf ſich dem Schlummergott in die Arme.

Daß Frau Czalenka neue Intriguen mit ihren Liebhabern verabredete, um Gröbler für die ganze Reiſe zu doupiren, bedarf wohl keiner Verſicherung; ſie pries ſich glücklich, daß ihr Alles ſo wohl gelang.

Am andern Morgen mahnten die Fremden Herrn Gröbler etwas auffallend an ſein Verſprechen, nach Neuſtadt zu fahren und dort eine hinlängliche Anzahl der köſtlichen Frucht zu holen, auch Champagner und Rheinwein mitzubringen, falls in Guttenſtein nicht die vorzüglichſten Sorten zu haben wären.

Gröbler empfahl Joſephine ſeinen Freunden, erſuchte dieſe, ihr die Zeit recht angenehm zu verkürzen, ein, wie er ſich ausdrückte, „prachtvolles“ Diner in Guttenſtein zu beſtellen und verſichert zu ſein, daß er bis längſtens zur Mittagszeit wieder zurückkommen werde.

Deine Czalenta, entgegnete der Zimmermeiſter, bedarf unſerer Zeitverkürzung nicht, die hat durch die beiden Herren, die wir in Baden getroffen, und mit Dir in Deinem Wagen hieher gefahren ſind, Unterhaltung genug. —

Mit mir, in meinem Wagen ſind ſie gefahren? fragte Gröbler, da weiß ich ja kein Wort. —

Weil Du betrunken warſt, wie eine Kanone, und geſchlafen haſt, wie ein Poſtpferd, darum weißt Du freilich kein Wort. Dein Kutſcher weiß deſto mehr!

Da ſchaut's her! rief Gröbler. Darum war ich zu überraſcht, als ich heute aufgeſtanden bin, und mich in Guttenſtein angetroffen habe; ich meinte, ich befände mich noch recht wohl in Baden in der Redoute.

Wer ſind die beiden Fremden? fragte der Zimmermeiſter.

Weiß ich's? antwortete Gröbler. Der Kellner in der Redoute hat den Einen mit „Herr Graf“ und den Andern mit „Herr Baron“ angeredet; ſie müſſen etwas Adeliges ſein!

Die Freunde lachten über den bornirten Mann, und der Zimmermeiſter meinte: Heute iſt ein wundervoller Morgen, ſonſt liegt viel Nebel in den Thälern, heute iſt Guttenſtein rein, nur Du haſt noch einen Flor über den Augen.

Gröbler ſchmunzelte, vom geſtrigen Duſel, ſagte er. Der Nebel, den ich habe, wird ſich ſchon verziehen!

Nie! erwiederten die Freunde.

Als Gröbler, um ſeine Pferde zu ſchonen, mit des Wirths Wagen durch die ſogenannte „Oede" nach Neuſtadt gefahren war, engagirte Frau Czalenka ihre Geſellſchaft zu einem Spaziergange, ſie kümmerte ſich um die Freunde Gröblers nicht mit einem Worte, und verſchwand auch bald aus ihren Augen.

Hätte ſie hören können, was die Zurückgebliebenen über ſie geſprochen, ſie würde, bei ihrem rachgierigen Charakter, ihnen Gift gegeben haben. —

Nicht nur, daß dieſes heilloſe Weib dieſen zwar ſehr geiſteslahmen, aber ſonſt ehrlichen und gutmüthigen Mann, auf die unverſchämteſte Weiſe hintergeht, ſo betrügt ſie auch ſeine Kinder um ihr Lebensglück! Alle mußten aus dem Hauſe, und wo ſeine älteſte Tochter hingekommen iſt, dies weiß kein Menſch. —

Er wird ſie auch wohl in ein Kloſter geſteckt haben!

Die Frau Czalenka wird ſie doch nicht aus der Welt geſchafft haben?

Vielleicht nicht viel beſſer!

Meine Frau hat ſie aus der Taufe gehoben, ſagte ein Dritter aus der Geſellſchaft. Ich werde Gröbler in Euerer Gegenwart befragen, wo ſich Roſalie befindet. Mir darf er die Fabel von einer Tante, bei der ſie wohne, nicht vormachen. Meine Frau und ich ſind chriſtliche Leute; wir ſind keine Taufpathen, wie es jetzt ſo manche giebt, welche 24 Stunden nach der heiligen Handlung nicht mehr wiſſen, ob ſie bei einem

Knaben oder Mädchen zu Gevatter geſtanden; meine Frau und ich gedenken unſerer Pathenpflichten, ſo lange wir leben; wenn meine Frau ſich einmal perſönlich um ihre „Godl“ erkundigt und ihr nicht reiner Wein eingeſchenkt wird, ſo kehrt ſie dem alten verliebten Narren das Haus um.

Ich bitte Dich, animire Deine Frau, daß ſie dem pflichtvergeſſenen Vater in's Gewiſſen redet, ich laſſe ihr ſagen, ſie könne bei dieſer Gelegenheit nicht ſchlimm genug ſein!

Mein Weib iſt ein Teufel! bekräftigte der Mann, welcher Roſaliens Pathe und ein reicher Steinmetzmeiſter war; ich fürchte mich ſelbſt manchmal vor ihr; aber ihre Strenge und Derbheit, ihr ungenirtes Weſen iſt, beſonders gewiſſenloſen Leuten gegenüber, oft von unendlichem Nutzen. Ihr werdet Zeuge davon ſein. Ich habe Euch geſagt, daß meine Frau im Thalhof bei dem Müller Wasnix mit meinen Kindern den Sommer zubringt, und daß ich darum dieſe Partie gemacht habe, um ſie zu beſuchen.

Um zwölf Uhr traf Herr Gröbler wieder in Guttenſtein ein. Er hatte aus Neuſtadt gebracht, was die gute Stadt an Leckerbiſſen und Delicateſſen beſaß; der ganze Wagen war vollgepackt.

Du haſt ja wie für eine Reiſe in die Wüſte geſorgt!

Wo iſt denn die Frau? fragte Gröbler.

Da kommt ſie eben! ſagte der Steinmetz.

Ihr Herz zieht ſie zu Dir! bemerkte der Zimmermeiſter mit Ironie.

O Gott, dieſe Frau! rief Gröbler entzückt aus. — Und wie ihr der Schweinzer- (Schweizer-) Hut gut ſteht! — In dieſen Bergen eine ſolche Schweinzerin. Zwei Gulden würde ich geben, wenn der Mariahilfer-Berg ein Gletſcher wär'. —

Komm', ſagte der Zimmermeiſter, Du neuer Wilhelm Tell, gieb Deiner Pebili ein Buſſili!

Wo ſind denn die freiherrlichen Grafen? fragte Gröbler.

Gott weiß es, antwortete Joſephine, ich ſah ſie die ganze Zeit nicht! — Ha, da kommen ſie!

Gehen wir zum Eſſen! erinnerte Gröbler. In ſolcher Luſt ſollte man täglich ſechs Mal zu Tiſche gehen!

XVI.

Die Scenen auf der weiteren Fahrt nach Reichenau, durch das Höllenthal, zum ſogenannten Höchbauer u. ſ. w., bis in den Thalhof glichen ſich alle wie ein Ei dem andern. Gröbler wurde von ſeiner Geliebten dupirt; ſeine Freunde beklagten ihn. Endlich kam man in das reizende Thal, in welchem, wie überall, Gröblers erſtes Geſchäft war, ein großartiges Mittagseſſen zu beſtellen und für Champagner zu ſorgen.

Als Gröbler mit ſeinen Freunden die Familie des Steinmetzmeiſters, ſeine Frau „Gevatterin“ beſuchte, bedurfte es der Mahnungen ihres Gatten nicht, ſich nach Roſalie zu erkundigen, ſie fing ſchon ſelbſt davon an.

Anfangs war Frau Molden, ſo hieß die Gattin des Steinmetz, ſehr vergnügt, ihren Herrn Gevatter zu ſehen, dann aber ſagte ſie:

Iſt das die künftige Frau Gemahlin, die im Garten mit den beiden jungen Herren ſchäckert?

Ja, ſagte Gröbler, die holde Schäckerin iſt es, welche die Meinige wird. Nicht wahr, eine „Venuſſin?“

Gewiß, eine ſehr ſchöne Perſon! Und hat ſie denn eine ehrliche Neigung zu Ihnen, Herr Gevatter? Heirathet ſie Sie nicht etwa, weil Sie ein wohlhabender Mann ſind?

Ein reicher Mann, verbeſſerte Gröbler.

Ihnen zu liebe will ich annehmen, daß Sie ein reicher
n ſind; alſo heirathet ſie Sie nur, weil Sie reich ſind? —
wollen es ſchon nicht übel nehmen, Herr Gevatter, aber
ſind der Zukünftigen doch zu viel an Jahren überlegen.
Ein Mann iſt nie alt!
Ja, wenn er ſchon eine geraume Zeit verheirathet iſt,
er aber erſt auf Freiers-Füßen geht und nähert ſich einer
on, die — — doch, was geht das mich an! Sie werden
eſten wiſſen, was Sie zu thun und was Sie Ihren vier
dern für eine Mutter zu geben haben. — Apropos, was
denn meine Sali? Seit vielen Jahren hör' ich von
er Pathin nichts mehr. Sie kommt nicht mehr zu mir
einem Namensfeſt, nicht mehr an meinem Geburtstag,
zu Weihnachten und Oſtern; wo iſt denn das liebe Kind?
Herr Gevatter, werden ſie doch nicht abhalten, daß ſie
evatterin beſucht? — Oder haben Sie ſie mitgebracht?
ſt ſie denn? — Wo iſt ſie denn?
ein, — mitgebracht — habe ich ſie nicht, antwortete
ler ſehr verlegen. Sie iſt gar nicht in Wien. Sie iſt
em Land!
uf dem Land? Allein?
ein, bei einer Tante.
ei einer Tante? Hat denn Roſalie eine Tante? Ich
doch Ihre ganze Familie, Herr Gevatter; wie kommt
neine Pathin auf ein Mal zu einer Tante?
a, es hat ſich eine gefunden, ich war ſelbſt darüber
nt.
nd wo lebt denn dieſe Tante?
Gott, ſehr weit! — Gar in Steiermark drinnen!
ach Steiermark iſt's von hier nicht weit. Der Semme-
t einen Büchſenſchuß vom Thalhof entfernt; auf der an-

dern Seite des Berges ſind Sie ſchon in Steiermark; nach Mariazell wollen Sie ohnehin! Es fällt mir ſchon ein, bei dieſer Gelegenheit beſuchen Sie Ihre Tochter! Das gefällt mir und da ich, mein Mann und meine Kinder auch die Reiſe nach Mariazell mitmachen, ſo ſehen wir gleich alle die gute Roſalie —

Gröblers Verlegenheit war grenzenlos. Habe ich geſagt, daß meine Tochter in Steiermark iſt? ſtotterte Gröbler, dann hab ich mich verſprochen; ich wollte ſagen, in „Dings da“ mein Gott! wie heißt denn geſchwind der Welttheil! Ich ſoll's nur ſagen, — aber ſo geht's mir manchmal; ganze Geographien ſchwinden oft aus meinem Gedächtniß!

Führen Sie mir doch Ihre künftige Gattin auf, erwiederte Frau Molden, die hat gewiß ein beſſeres Gedächtniß, die weiß ſicher, wo ſich ihre einſtige Tochter befindet: führen Sie Ihre Frau Czalenka mir doch auf; ich werde es ſogleich erkennen, ob ſie ein Herz zu ihren künftigen Kindern hat. —

O, nur das nicht! — Nur jetzt nicht! — Auf einer Erholungsreiſe will ſie nichts wiſſen von häuslichen Affairen; mit dem Stadtſtaub will ſie auch das Stadtmiſere von ſich abſchütteln, nur nichts von Kindern mit ihr reden, Kinder kriegt ſie noch genug!

Herr Gevatter! Herr Gevatter! die Welt redet nicht gut von Ihnen! — Von Ihrer Geliebten redet ſie aber noch übler! Sie haben keines Ihrer Kinder mehr im Hauſe; zwei Töchter ſind im Kloſter, Ihr Sohn in einer Erziehungsanſtalt, und Ihre älteſte Tochter geht förmlich ab! — Herr Gevatter, Sie haben vergeſſen, daß ich Ihrer ſterbenden Frau verſprochen habe, ich wolle bei Roſalien Mutterſtelle vertreten! — Herr Gevatter, ich bin nur ein einfaches Weib, was ich aber verſprechen, das halte ich wie ein Mann, und was ich einem enſchen auf ſeinem Todtenbette verſprochen, das halte ich, wenn ich es unſerm Herr Gott verſprochen! — Herr Ge- ter, wenn ich nach Wien komme, und ich finde meine Pathin t, dann iſt etwas Unrechtes mit ihr vorgegangen, und ich e die Behörden, nachzuforſchen, wo ſie iſt.

Nun, ſein Sie ſo gut und blamiren Sie mich! — Ich mit meinem „Fleiſch und Blut“ thun, was ich will. —

Nein, Herr Gevatter, da ſind Sie im Irrthum! — Doch vill Ihnen Ihren Landausflug nicht verderben, aber die i muß ich, wenn ich nach Wien zurück komme, finden, oder muß über ſie genaue Nachweiſungen haben — doch — en Sie hinaus in den Garten zu der Unwiderſtehlichen; heirathet ſie Einen von den beiden Herren, mit welchen zärtlich iſt, früher als Sie! Ich bitte Sie, gehen Sie is!

röbler ging ohne ein Wort zu erwiedern, ganz verblüfft. ar nur froh, daß er der moraliſchen Folter entkam.

n der Tafel im Thalhofe ſaß Frau Molden der Frau zalenka gegenüber.

s war merkwürdig, wie Frau Czalenka durch Frau Mol- ngeſchüchtert wurde.

enſt ſo gewandt, beredt, ſchlau, voll Geiſtesgegenwart, gt Frau Czalenka ſo befangen, daß man ſie hätte für ſolid halten müſſen, wenn man ſie nicht beſſer ge- hätte.

au Molden ängſtigte nicht etwa die nichtswerthe Ma- urch Anſpielungen, ſchneidende Worte oder ein unhöf- Benehmen, nein, ſie war recht freundlich mit der Herz- aber Moldens Blicke fielen in die Seele der Schuldbe- ; Czalenka fühlte, daß Frau Molden eine durchaus e Perſon war; ſie fühlte ihre erbärmliche Rolle, erbärmlich durch ſchlechtes Bewußtſein, das ſie quälte; Gröblern drückte das moraliſche Uebergewicht ſeiner Gevatterin noch mehr, er, der ſo gerne aß und trank, vermochte bei dieſem Diner nichts zu eſſen und ſelbſt der Champagner ſchmeckte ihm nicht.

Die Reiſe nach Mariazell war für Madame Czalenka eine wahre Buß-Reiſe.

Der Gevatterin und dem Gevatter mußte Gröbler Plätze in ſeinem eignen Wagen anweiſen. Frau Molden und Frau Czalenka ſaßen im Fond des Caleſches, der Steinmetz und Gröbler ihnen gegenüber.

Frau Molden hatte den Weg nach dem heiligen Wallfahrtsorte ſchon oft zurückgelegt; ſie kannte jeden Fußſteig, jede Brücke, jeden Baum, jeden Strauch; mit unendlichem Vergnügen machte ſie auf die ſchönen Berge und Thäler, Waldungen und Wieſen, Straßen und Flüſſe aufmerkſam. Je näher ſie dem theuerſten Andachtsorte der Chriſten kam, deſto mehr ſchien ſie erquickt; Frau Czalenka ſpielte die Erbaute, fühlte aber Höllenmartern im Buſen. — Gröbler glich einem Automaten.

Endlich war das Ziel erreicht.

Die Geſellſchaft verließ am Poſthauſe ihren Wagen. —

Frau Czalenka trachtete ſo bald als möglich aus der ſie beengenden Nähe der Frau Molden zu kommen.

Sie benutzte hierzu eine Gruppe armer Leute, die ſchon auf das Herannahen der Fremden ſpeculirt zu haben ſchienen.

Ihr Blick fiel auf einen Greis mit einem langen, ſilberweißen Barte, auf einen Krückenſtock ſich ſtützend, und ſich den Reiſenden nähernd.

Frau Czalenka wollte die Fromme und Mildthätige ſpielen.

Sie warf dem „Hundertjährigen," unter welchem

Namen man den Alten in Mariazell kannte, ein blankes Zweiguldenſtück in den Hut.

„Bittet mit mir die Mutter Gottes, daß ſie mir meine Sünden verzeihe,“ ſagte Czalenka zu dem armen Manne, „daß ſie bei Gott mir ihr allmächtiges Fürwort nicht verſage, daß ſie mich in meinem Vorſatze ſtärke, gut zu machen, was ich verbrochen!“

Frau Molden, welche dies mit anhörte, trat hinzu.

Der Himmel ſegne Sie für dieſe Geſinnungen! ſagte ſie zu Frau Czalenka. Wenn Sie aber im Herzen wirklich ſo fühlen, wie Sie ſich äußern, ſo erbarmen Sie ſich meiner armen Pathin, meiner guten Roſalie. —

Der Roſalie? fuhr Czalenka auf. Lege ich ihr denn Etwas in den Weg? — Ich wünſchte, ich hätte es eben ſo gut, wie ſie! — Und nun laſſen Sie mich! Ich muß in die Kirche. —

In die Kirche? ſagte Molden ganz erſtaunt. Wollen Sie der Mutter Gottes vorheucheln, wie mir?

Aus dem Poſthauſe trat ein Briefträger.

Befindet ſich unter den ſo eben Angekommenen eine Frau von Czalenka aus Wien? fragte er.

Ja, ſagte ſie. Dieſe Frau bin ich. —

Hier ein ſchwarz geſiegelter, mit „ſehr preſſant“ bezeichneter Brief aus Wien.

Roſalie iſt todt? rief Molden aus. Iſt ſie es, ſo haben Sie ſie umgebracht!

Gröbler eilte beſtürzt zu Madame Czalenka.

XVII.

Der ſchwarzgeſiegelte Brief an Frau Czalenka kam von ihrer Schweſter.

Sie meldete ihr mit tiefer Wehmuth und unausſprechlichem Schmerze, daß Gott ihren vielgeliebten Gatten zu ſich gerufen. — Der gute, ehrliche Franz Glaubner ſtarb an einem Schlagfluſſe.

Er hatte, wie der Leſer weiß, in dem Hauſe des Herrn Lüdrich zu gut gelebt.

Die ſitzende Lebensweiſe des fleißigen Schuſters und die ſubſtanziöſen Speiſen, vornehmlich aber die auserleſenen mitunter ſtarken Weine, die ihm Lüdrich vorſetzte, ſchlugen Meiſter Glaubner nicht an.

„Ich melde Dir den Tod meines Mannes,“ ſchrieb Frau Eva, „weil ich nun wieder allein in der Welt ſtehe. — Ich könnte zwar wieder heirathen,“ ſetzte die junge Wittwe hinzu, „aber ich will nicht. Mein Mann war kaum begraben, ſo erhielt ich auch ſchon einen Heirathsantrag; doch, wenn ich meinen Mann auch nicht ſo lieb gehabt hätte, ſo würde ich dem Manne, der um mich angehalten, nicht meine Hand geben. — Würde ich nicht mit Dir zerfallen, wenn ich Deinen ärgſten Feind auf dieſer Welt, Herrn Lüdrich, heirathete? — Ja, gute Joſephine, Lüdrich iſt es, der um meine Hand wirbt. und hat mir ſein Herz ſchon längſt zugewendet aber ich hielt ihn immer ferne von mir. Jetzt beſtürmt er mich mit Anträgen und ſpricht ſogar von 100,000 fl., die er mir verſchreiben will und die nach ſeinem Tode mir zufallen ſollen. — Geborgen wäre ich freilich für mein ganzes Leben, ja ich könnte noch mehr von ihm bekommen, wenn ich nur auf alle ſeine Pläne einginge. Seine Pläne haben aber alle nur ein Ziel und dieſes Ziel iſt, Dich beiſpiellos unglücklich zu machen und nicht eher zu ruhen, bis er Dich phyſiſch und moraliſch geopfert hat. — Joſephine, er hat mir viel erzählt, wie lieblos Du ihn behandelt haſt. Du haſt Dich wol nicht gut gegen ihn benommen, vergib, Schweſter, daß ich Dir dies nicht verhehle, — Du haſt ihn um ſein ganzes Vermögen gebracht und als er ein Bettler geworden, haſt Du ihn aus ſeiner eigenen Wohnung hinausgeſtoßen, beſchimpft und verhöhnt, aber die Genugthuung, die er ſich verſchaffen will, iſt doch zu fürchterlich und ich weiß nicht, was ich beginnen ſoll, ihn von ſeiner Rache abzubringen. — Vorläufig verſichere ich Dich, daß ich ihn abgewieſen, ſchon deshalb abgewieſen, weil er Dich opfern will, aber — was geſchehen wird, wenn er mir geloben ſollte, ſeinen Haß gegen Dich zu vergeſſen, das weiß ich noch nicht. — Könnteſt Du gar nichts thun, Lüdrich zu verſöhnen? — Lüdrich muß ein Verbrechen, das Du begangen haſt, wiſſen. Erſt vor ein paar Tagen ſagte er mir: „Nun iſt ſie reif; nun ſchüttle ich ſie vom Lebensbaume wie eine faule Frucht!“ — Ich drang in ihn, mir zu erklären, was dies heißen ſolle. Er gab mir keine

Antwort. Mich macht ſeine Aeußerung aber im höchſten Grade unruhig. Ich beſchwöre Dich, haſt Du etwas gethan, was unrecht iſt, ſo gleiche dies ſobald als möglich aus. Bedenke nicht nur Dein Glück, bedenke auch das meinige; kehre um, wenn Du auf laſterhaftem Wege biſt; ich bitte Dich um Gottes willen!“

„Ich habe erfahren, daß Du Dich in Mariazell befindeſt. — Ich knüpfe an dieſen Umſtand die beſten Hoffnungen! Wirf Dich nieder vor der Himmelskönigin, bete gläubig zu Ihr, und Sie wird Dich erleuchten! — Dann ſchreibe mir und ihm. — Ich will Deinen Brief ihm übergeben, und will mir bedingen, daß, wenn ihm an meiner Hand wirklich Etwas gelegen, er ſich mit Dir verſöhnen möge. Joſephine, bitte den Mann, der einſt für Dich ſo viel gethan, und den Du ſo tief gekränkt haſt, ſchriftlich um Verzeihung, thue dies, Dir zu liebe und Deiner, Dir ewig treuen Schweſter

Eva Glaubner.“

Als Madame Czalenka dieſen Brief geleſen, berührte ſie von dem ganzen Inhalte nichts als die Nachricht, daß ihre Schweſter von Lüdrich eine Verſchreibung von 100,000 fl. empfangen ſolle, wenn ſie ſeine Hand annähme. — Daß Madame Czalenka Lüdrichs Haß fortwährend verfallen, daß er ein Verbrechen von ihr wiſſe, daß er ſie phyſiſch und moraliſch vernichten wolle, dies afficirte ſie nicht im Geringſten.

Meine alberne Schweſter, ſagte ſie, merkt nicht, daß Lüdrichs ganze Rache darin beſteht, mich damit demüthigen zu wollen, daß ſein Geld einſtens ihr Geld werden ſoll! damit glaubt er mich zu verletzen und er hat nicht unrecht, ein ſolches Capital und nach ſeinem Tode, vielleicht noch zehn Mal ſo viel in den Händen meiner Schweſter zu ſehen, dies würde mich moraliſch und phyſiſch vernichten! O er kennt mich zu genau und weiß, daß ich kein anderes Ziel kenne, als mir eine große Summe für mein Alter zu ſichern. Gröbler kann mir nicht Hundert Tauſende geben; ich werde daher in einer Beziehung dem Rathe der Schweſter folgen, ich werde Lüdrichs Verzeihung zu erwirken, ihn mit mir zu verſöhnen ſuchen, aber gewiß nicht in der Abſicht, daß ſie ſodann ſeine Hand annähme, nein, meine einfältige Eva, ſo gutherzig ſind wir nicht, ſondern, daß Lüdrich wieder mir zufalle! O das habe ich längſt bemerkt, daß er mich nicht vergeſſen kann, mich immer noch liebt! Wie wäre es ſonſt denn möglich, daß er meine ungebildete Schweſter lieben könnte, wenn er nicht meine Züge in ihrem Geſicht wieder fände, wie wäre es denn ſonſt möglich, daß er Jahre lang ſich mit nichts anderm zu beſchäftigen vermöchte als mit ſeinem Haſſe gegen mich. Haha! Herr Lüdrich, trauen Sie mir ſo wenig Menſchenkenntniß zu, daß ich nicht einſehen ſollte, daß Haß dieſer Art nur gekränkte Liebe iſt? Wenn ich nur werde wollen, ſo liegt Er wieder zu meinen Füßen! — Was hab' ich ihm denn auch Böſes zugefügt? — Sein Geld habe ich geholfen auszugeben, allein hätte er es auch ausgegeben, nur viel ungeſchickter, oder es hätte ihn eine Andere ausgezogen! Jetzt hat er wieder Geld, mehr Geld denn je, nun iſt er auch wieder liebenswürdig, liebenswürdiger denn je, und an mir wird es nun ſein, ihn an Liebenswürdigkeit zu übertreffen.

Schreiben, fuhr Czalenka in ihrem Monologe fort, werde ich ihm nicht, aber ſelbſt zu ihm kommen, und meine dumme Schweſter ſoll mir noch ſeine Thüre öffnen!

Madame Czalenka war bis zu dieſem Augenblicke in ihrem Zimmer im Poſthauſe zu Mariazell allein. Sie hatte ſich mit dem Briefe zurückgezogen, um ungeſtörter darüber zu reflectiren; Herrn Gröbler dauerte jedoch dieſe Abgeſchiedenheit zu lange und er trippelte bereits über eine halbe Stunde auf dem Gange von Joſephinens Gemache umher.

Endlich nahm er ſich ein Herz.

Er klopfte an die Thüre.

Pepi, „iſt Dir was?"

Joſephine öffnete.

Was ſoll mir ſein?

Vielleicht nicht recht übel!

Dummer Schnack! den Brief wollt' ich ruhig leſen.

Den Schwarzpetſchirten?

Nun ja! Ich habe ja nur dieſen Einen bekommen.

Iſt meine Tochter todt?

Warum nicht gar!

Nun warte, Gevatterin!

Der Brief iſt von meiner Schweſter.

Iſt dieſe geſtorben?

Sie reden wieder wie ein Mondkalb!

Kann ſchon ſein, in der Deſperation.

Worüber ſind Sie deſperat?

Ueber die Gevatterin!

Ueber dieſes dumme Weib?

Ja wohl!

Ich werde ihr nun auf andere Art entgegen treten.

Sie hat Deine Langmuth erſchöpft.

In dieſem Briefe meldet mir meine Schweſter, daß ihr Mann geſtorben. —

Da ſchaut's her!

Daß Lüdrich jetzt meine Schweſter heirathen wolle!

Der alte Schwerak!

Daß er ihr Hundert Tauſend Gulden verſchreiben wolle.

Zugegriffen, das iſt ein ſchönes Geld!

Was zugegriffen. Glauben Sie, daß ich es vertragen könnte, daß meine Schweſter reicher würde, als ich?

Was willſt Du thun?

Die Heirath hintertreiben.

Geh', „vergunn" (vergönn') ihr den Alten!

Nicht um die Welt!

Wenn Sie mir 500,000 fl. verſchreiben könnten.

Warum nicht? Ich verſchreibe Dir eine Million!

Ja, auf dem Papier!

Nein, auf Pergament.

Sie wollen ſich tätowiren.

Das verſteh' ich nicht.

Wir brechen auf von Mariazell.

Auf der Stell'! Die Wirthshäuſer heißen ohnehin nichts! Um halbwegs etwas Genießbares zu bekommen, müſſen wir im „Gußhauſe" ſpeiſen.

Wo ſind die Fremden?

Ueber Dein langes Ausbleiben ſind ſie ganz desperat! —

Ich komme ſchon! Nach Tiſche muß eingeſpannt werden, und wir fahren nach Wien.

Das halten ja die Pferde nicht aus! Bedenke, daß Mariazell nicht Hietzing iſt. —

So nehmen wir die Poſt!

Iſt auch wieder wahr!

Mit Ihrer abgeſchmackten, kecken, dummdreiſten Gevatterin ſitze ich aber nicht mehr in einem Wagen. —

Das geht nicht! da hätte ich Teufelsnoth! die würde mich „auf den Glanz herſtellen!"

Das iſt Ihre Sache. Fahren Sie mit der Steinmetzin, dieſes Weib aus Granit paßt beſſer für Sie, als für mich! — Ich fahre mit den fremden Herren, dieſe ſind doch amuſant! —

Fickerment! Du, Peri, dies würde ich nicht leiden.

Noch ein ſolches Wort, und ich geh' gar nicht mehr nach Wien zurück.

Sei menſchlich! — Ich ſtürz' mich ſonſt in den Laſſingfall!

Frau Molden machte dem Geſpräche ein Ende.

Sie trat ein.

Nu, ſagte ſie, erfährt man es endlich, was der ſchwarzgeſiegelte Brief zu bedeuten hat? Erfahr' ich Etwas von meiner Pathin?

O, die iſt kreuzwohlauf! erwiederte Gröbler. Sie ſchreibt, daß ſie vor Eſſen, Trinken, Scherzen, Spazierengehen gar nicht Zeit hat, an ihre Frau „Godel“ zu denken. Sie wird ſo dick wie ein Hundert-Eimer-Faſſel; es werden ihr alle Kleider zu eng; alle Tage muß ſie ſich neue Schuh machen laſſen, weil ſie auf einem ſo großen Fuß lebt! —

Das ſchreibt ſie? fragte Frau Molden; den Brief, in welchem ſie das ſchreibt, möcht' ich doch leſen. — Und warum war denn der Brief ſchwarz geſiegelt?

Ei, das war ein anderer Brief, wir haben auch einen roth petſchirten bekommen.

Der Brief mit dem ſchwarzen Siegel, bemerkte Czalenka, war von meiner Schweſter; ſie meldet mir den Tod ihres Mannes.

Bedauere; gratulire aber zugleich zu den Nachrichten von Roſalie. Den Brief von Roſalie möchte ich mir ausbitten.

Aus Freuden habe ich ihn ſogleich zerriſſen, verſetzte Gröbler.

Faule Fiſche! entgegnete Molden.

Ich weiß nicht, was Sie wollen, eiferte Gröbler. Eine ſo

„z'widere“ (zwidere) Gevatterin hat's noch gar nicht g'geben; enn ich hätte ahnden können, daß Sie eine ſolche „Bißgurn“ zänkiſche Perſon) ſind, hätte ich mir meine Tochter ſelbſt aus er Taufe gehoben.

Wir werden der Hofmeiſterei bald ein Ende machen! gänzte Czalenka. Nach Tiſch fahren wir mit der Poſt von Mariazell ab! — Das wäre mir eine ſchöne Gebirgsreiſe zur rholung, bei welcher einem die Luft vergiftet würde! Kom- en Sie, Herr von Gröbler, wir kehren zur Geſellſchaft zurück!

Sie laſſen mich ehrbare Frau hier zurück, Sie beleidigen ich, mich, die ich die Rechte auf meine Pathin geltend mache, eil ich ſehr gut weiß, daß ſie von einem unnatürlichen Vater d von ſeiner bösherzigen — Geliebten maltraitirt wird.

Frau Czalenka würdigte Frau Melden keiner Antwort, d ging.

Herr Gröbler! rief Frau Melden, welch' ein Spiel er- bt man ſich mit mir? Wie ſoll ich dies benennen?

„Frau Gevatterin, leih' mir die Scheer', dort iſt's leer!“ twortete Gröbler, und lachte wie toll über ſeinen Witz.

XVIII.

Wir kehren zu Roſalie zurück.

Bertha blieb ihr ein Räthſel.

So oft Bertha mit ihr ſprach, erſchien ihr das Mädchen härter, und dennoch erwies ſie ihr ſo viele Liebe und Theilnahme.

Bertha ließ Tage lang die Thüre und das Fenſter, das vom Nebenzimmer in den Garten ging, offen.

Bertha brachte beſſere Speiſen, reinigte ſorgfältig das Gemach und ſtellte täglich friſche Blumen, welche Roſalie ſo ſehr liebte, auf den Tiſch der Gefangenen.

Eines Abends nach zehn Uhr, als Alles im Hauſe bereits ſchlief, führte ſie Bertha in den Garten, worüber Roſalie Freudenthränen vergoß.

Machen Sie keine Geſchichten! grollte Bertha. Glauben Sie, das geſchieht wegen Ihnen, daß ich Sie da in die friſche Luft führe? — O nein, das geſchieht w[illegible] mir! — Mir iſt die Zeit lang in meinem Zimmer, ich will noch nicht ſchlafen, und damit ich eine Anſprache habe, ſo habe ich Sie mitgenommen. — Seien Sie etwa ſo niederträchtig, mich bei der gnädigen Frau zu verrathen, Sie, da ginge es Ihnen nicht gut! — Erſtens würde ich Ihnen Alles abdiſputiren, und dann würde ich noch meine Privatrache an Ihnen nehmen; ich würde Sie ſo ſehr

chwärzen, daß Sie im Keller in einem feuchten Loch einge-
rt, und mit Ketten müßten angegürtet werden.

Ach, Bertha! antwortete Roſalie, wie vermagſt Du mich
r ſolchen Undankbarkeit fähig zu halten? Bei Dir erwache
a zu neuem Leben.

Laſſen Sie mich aus, mit Ihrem neuen Leben! Was
Ihnen denn an Ihrem Leben gelegen ſein? Wenn Sie
en ein angenehmes Leben führen wollen, wer hätte Sie
gehindert, als Sie ſelbſt, Sie, mit Ihrer Undankbarkeit
n Ihren braven, biedern Vater, und Ihrer infamen Wi-
ünſtigkeit gegen Ihre Mutter, haben es nicht anders ge-
! —

Ich habe ein Licht in meinem Zimmer brennen laſſen!
brach ſich Bertha ſelbſt; ich muß es auslöſchen, ſonſt kann
Feuer auskommen. Dies würde mich den Dienſt
!

Bertha eilte aus dem Garten.

Mein Vater und meine Quälerin ſcheinen doch verreiſt zu
dachte Roſalie; unmöglich könnte ſonſt Bertha mir ſolche
thaten erweiſen, und Wohlthaten erweiſt ſie mir, obgleich
thut, als hätte ſie für mich keine Rückſicht.

Roſalie hörte ein Geräuſch.

Sie horchte auf.

us einem der kleinen Sommerhäuschen im Gröblerſchen
n kam eine G[illegible]lt.

Roſalie ſtutzte.

ie Geſtalt kam näher.

oſalie erſchrak.

as ſollte ſie thun? - Entfliehen?

ie Geſtalt machte eine raſche Bewegung und eilte auf
e zu.

Roſalie ſtieß einen Schrei aus, ergriff die Flucht und erreichte die Gartenpforte, doch dieſe war verſchloſſen.

Der Verfolger ging raſch auf Roſalie zu, ergriff ſie bei der Hand und liſpelte: Bleiben Sie ganz ruhig, kein Menſch auf der Welt meint es beſſer mit Ihnen als ich.

Wer ſind Sie, mein Herr?

Ihr Befreier, Ihr Retter, ſo wahr als ich jetzt bei Ihnen bin. Ich würde Sie bitten, mir ſogleich zu folgen, ich würde Sie beſtimmen, ſelbſt den Ort anzugeben, wo Sie hingebracht werden wollen, allein die gute Bertha würde der Wuth der elenden Creatur unterliegen, welche Sie, theure Roſalie, ſo ſehr mißhandelt! — Ihr Vater und jene heilloſe Phryne befinden ſich auf einer Reiſe in Mariazell. In zwei Tagen ſind Beide wieder hier; ſie werden aber kaum eine Stunde wieder in ihrem Hauſe ſein, ſo wird die Polizei erſcheinen und Sie befreien, dann wird Ihre Quälerin mit Entſetzen wahrnehmen, welche Folgen die grauſame Behandlung nach ſich zieht, die ſie Ihnen bereitet hat. —

Mein Herr, ſind Sie vielleicht ſelbſt ein Polizei-Commiſſär?

Nein.

Morgen in der zehnten Abendſtunde komme ich wieder.

Mein Herr, ſagte Roſalie, wenn Frau Czalenka ein Leid zugefügt werden ſollte, welches meinen Vater, der ſie liebt, kränken würde, ſo will ich lieber nicht befreit werden.

Darüber würden Sie nicht befragt.

Doch mein Herr! Wenn die Polizei mich vernimmt und ich behaupte, es ſei mir nichts Böſes zugefügt worden?

O mein Fräulein, das können Sie nicht; Frau Czalenka hat Sie zu abſcheulich mißhandelt.

Sie ſagen, Frau Czalenka ſei in Mariazell. Sie komme von dort zurück? — Sie werden ſich überzeugen, daß ſie aus dem heiligen Gnadenorte ein weicheres Gemüth mitbringt. Sie ſelbſt wird mich befreien!

Befreien! — Nein, liebe Roſalie, ſie wird Sie noch mehr einſchränken.

Acht Tage will ich noch dulden.

Ich habe Ihnen geſagt, daß ich morgen wieder komme; vielleicht ſind Sie bis morgen anderen Sinnes! Vielleicht erinnern Sie ſich in dieſer Nacht an die gräßlichen Scenen, die Sie ſeit Jahren hier erlebten! Leben Sie wohl!

Mein Herr, ich bitte um Ihren Namen. Ich muß doch den Mann kennen, dem meine Rettung am Herzen liegt.

Mein Name iſt Lüdrich.

O weh!

Was haben Sie?

O Herr Lüdrich, Sie kommen nicht mich zu retten, weil Sie mit mir Mitleiden haben! Sie treibt Rache an, mein Beiſtand ſein zu wollen. Nein, nein, mein Herr, überlaſſen Sie mich meinem Schickſale. Gott wird mir auf andere Weiſe helfen!

XIX.

Roſalie erzählte dem Stubenmädchen Bertha, als dieſe in den Garten zurückkehrte, daß aus dem nahen Luſthäuschen ein Mann getreten ſei, der ſich Lüdrich nenne und Roſalie aus ihrer peinlichen Gefangenſchaft befreien wolle. Sie theilte dem Mädchen jedes Wort mit, das er geſprochen.

Bertha gerieth hierüber außer ſich.

Wie? rief ſie, Sie vergelten mir meine Nachſicht und mein Mitleid mit Ihrer Lage auf eine ſolche abſcheuliche Weiſe? Sie ſprechen mit einem fremden Manne, ohne Miene zu machen, ihm auszuweichen? Doch ich kann Ihnen dies nicht glauben! Es war eben ſo wenig Jemand in dieſem Garten, als wir außer dem Garten ſind! Wie wäre dies auch möglich! Ich verſperrte die Thüre, ich fand ſie verſperrt; wie wäre dieſer Herr denn herein- und herausgekommen! — Ich finde es unverſchämt, mich ſo zu belügen; doch dies liegt in Ihrem Charakter, und Frau von Czalenka hat vollkommen Recht, wenn ſie Sie eine eben ſo verſchmitzte, intrigante als unbeſonnene Perſon nennt!

Bertha! Bertha! Beim allmächtigen Gotte, ich habe Dich nicht belogen! Ueberzeuge Dich; morgen will Herr Lüdrich wieder kommen. Er hofft, daß ich bis morgen ſeinen Vorſchlag annehmen und nicht dagegen ſein werde, wenn ich durch die Hilfe des Gerichtes aus meinem Kerker befreit werde. —

Durch die Hilfe des Gerichts? — Was geht denn das das Gericht an, wenn Eltern ihr Kind einſperren? Als ich noch ein kleines Mädel war, hat mich meine Mutter alle Tage, wenn ich nicht gefolgt, in ein finſteres Ofenloch eingeſperrt; ich habe geſchrieen, wie wenn ich am Spieß ſteckte; die Nachbarn haben für mich gebeten; es hat nichts genützt, ich mußte im Ofenloche campiren, bis meine Mutter von ſelbſt ſich meiner erbarmte und mir die Freiheit ſchenkte, und bei Ihnen ſoll das Gericht einſchreiten? Machen Sie ſich doch nicht lächerlich! — Mir ſollte Herr Lüdrich einen ſolchen Bären aufbinden, in *meiner* Gegenwart ſoll er ſolche Fabeln erzählen!

Nach einer Pauſe ſagte Bertha:

Ich werde morgen zugegen ſein, wenn dieſer Herr Lüdrich kommt. Ich kenne ihn nicht, aber nach Ihren Worten zu urtheilen, muß er ein alter Herr ſein! Vielleicht ſteigt er über die Mauer, der Springinsfeld! Ich werde mich anfänglich verſtecken, damit ich ihn nicht erſchrecke; dann aber, wenn ich ihn ertappe, laſſe ich ihn zum Hauſe hinausprügeln, dann werden ihm ſeine nächtlichen Beſuche gewiß vergehen!

Einen *alten* Mann willſt Du mißhandeln laſſen?

Ei was, alten Mann! Er ſoll ſich nicht betragen wie in dummer Junge! Kommen Sie, marſchiren Sie in Ihr Speckkammerl.“ — Ich bedauere nur, daß ich Ihnen ein ſo hönes Poulard braten und ein ſo feines Compot bringen eß, hätte ich ahnden können, was Sie für eine falſche, hintertige Perſon ſind, ſo würden Sie Waſſer und Brod bekomen; aber ich will mir dies zur Witzigung ſein laſſen, Sie ſcheuliche, heimtückiſche Creatur!

Roſalie brach in Thränen aus.

Ei, weinen Sie bis zum jüngſten Tag! mich täuſchen Sie nicht.

Bertha trieb Roſalie mit großer Härte aus dem Garten.

Am andern Abende, wieder um die zehnte Stunde, führte Bertha ihre Gefangene abermals in den Garten.

Hier werden Sie ſitzen bleiben! donnerte Bertha der Unglücklichen zu, und ſich nicht von der Stelle rühren. Ich habe die Gartenthür abermals zugeſchloſſen und den Schlüſſel zweimal umgedreht. — Ich begebe mich jetzt in mein Verſteck! — Aber wenn dieſer Herr Lüdrich nicht kommt, wenn Sie mir eine Fabel erzählt haben, dann freuen Sie ſich.

Sie begab ſich in ein Glashaus.

Kaum war Bertha in Ihrem Verſtecke, ſo öffnete ſich wieder die Thür des Luſthäuschens und Herr Lüdrich trat heraus.

Er war aber nicht allein, Heinrich erſchien an ſeiner Seite.

Als Roſalie Heinrich erkannte, wollte ſie fort.

Bertha! Um Gotteswillen, Bertha! komm' mir zu Hülfe!

Was beginnen Sie? fragte Lüdrich.

Mein Herr, erwiederte Roſalie, wenn ich mir auch Ihre Anweſenheit gefallen ließ, ſo hätten Sie dies dem Umſtande zuſchreiben können, daß ich Ihnen die Theilnahme glaubte, die Sie an meinem Schickſale zu nehmen ſchienen; aber da Sie dieſen Herrn mitgebracht, dieſen, der an all' meinem Jammer Schuld iſt, deſſen ſchmachvolle Lügenhaftigkeit und unverſchämte Beſchuldigungen mich in das größte Elend verſetzten, ſo mögen Sie ſich augenblicklich entfernen, oder ich erhebe ein ſo grelles Hilfegeſchrei, daß man aus dem Nachbarshauſe mir zu Hilfe kommen ſoll. —

So laſſen Sie doch mit ſich reden!

Nichts will ich hören! — Ich ſehe es nur zu deutlich, daß Sie, mit dieſem unverſchämten Menſchen im Bunde, neuerdings irgend eine Schandthat ausgeſonnen haben, mich noch tiefer ins Elend zu ſtürzen.

Könnte ich dies vermögen, verſetzte Heinrich, der ich Ihnen ſo herzlich geſchrieben, Sie ſo demüthig um Verzeihung gebeten und feierlich gelobt, gut zu machen, was ich verbrochen? Roſalie, um des Himmels willen, zweifeln Sie doch nicht einen Augenblick mehr an meiner Reue! Ich kann Ihnen leider keine andere Ueberzeugung von meiner ehrlichen Geſinnung geben, als daß ich nur den Moment der Zurückkunft Ihres Herrn Vaters abwarte, um ihn um Ihre Hand zu bitten — falls Sie nur Ihre entſetzliche Abneigung gegen mich zu überwinden vermöchten.

Laſſen Sie dieſen Antrag Eingang finden, bat Lüdrich Roſalie; ich bürge für die Rechtlichkeit der Abſichten eines jungen Mannes, der Sie wahrhaft liebt; Roſalie, weiſen Sie ihn nicht zurück. — Mich werden Sie doch nicht im Einverſtändniſſe eines Bewerbers halten, welcher im Bunde mit einer Frau leben könnte, um Sie noch mehr ihrem Haſſe zu opfern, als dies ohnehin ſchon geſchehen iſt.

Sie wollen mein Gatte werden, fragte Roſalie nach einem ſichtbaren inneren Kampfe; Sie wollen bei meinem Vater um meine Hand anhalten, wohlan, mein Herr, ich will Ihnen vertrauen, vertrauen, weil ich nicht allen Glauben an die Menſchen aufgeben will, und weil ich nur auf dieſem Wege Erlöſung aus meinem Kerker hoffen kann, ohne daß die Gerichte zu Hilfe gerufen werden.

O meine theure Roſalie, wie glücklich machen Sie mich!

Nur bedinge ich mir: Sie dürfen meinem Vater nicht ſagen, daß Sie mich geſprochen, ihn nicht vermuthen laſſen, daß Sie wiſſen, wo ich mich befinde. Dies könnte ihn vielleicht in Beſtürzung verſetzen; er würde es der Frau Czalenka mittheilen, und dann würden Sie mir Mißhandlungen bereiten, welchen ich gewiß erliegen müßte; Sie haben keine Ahnung von der Brutalität dieſes Weibes!

Aber Ihr Vater, wenn er erführe, was Ihnen geſchehen, was Ihnen noch bevorſtehen könnte?

Es ziemt mir nicht, über meinen Vater eine Aeußerung abzugeben, nur ſo viel kann ich Ihnen ſagen, daß ich ihn weit mehr fürchte als meine Peinigerin.

War er denn je lieblos gegen Sie?

Nie, aber ich ſah ihn oft im Zorne gegen ſeine Untergebenen. Er gerieth jedes Mal ſo außer ſich, daß nur die ſchnellſte Flucht die armen Opfer retten konnte, gegen welche ſein Grimm ſich entlud.

Jetzt trat Bertha vor.

Roſalie erſchrak.

Ach, mein Gott! ſagte Roſalie, gewiß hat Bertha gelauſcht. —

Das habe ich, verſetzte Bertha, aber da Sie jetzt nachgegeben, da Sie Herrn Heinrichs Hand anzunehmen entſchloſſen ſind, will ich die Maske ablegen, die ich bisher in Ihrer Gegenwart vorgenommen.

Maske! Wozu eine Maske! Ach, Bertha, Du haſt mich ganz irre gemacht!

Ich wollte Ihnen beiſtehen und doch den Schein behalten, als ſtände ich Ihnen nicht bei! Mein unartiges Benehmen ſollte mit beitragen, Sie zu beſtimmen, um ſo vielen Leiden zu entgehen, daß Sie Herrn Heinrich nicht verſchmähen ſollten. Oft blutete mir das Herz, wenn ich erfuhr, was Ihnen geſchehen, und ich wendete Alles an, um das Vertrauen des entſetzlichen Weibes zu erwerben. Erſt nach Jahren gelang es mir! Gott ſei Dank, es war nicht zu ſpät! — Morgen kommt Ihr Herr Vater mit Frau Czalenka zurück. Wir wollen Beide, Sie, Fräulein Roſalie, und ich, die ganze Nacht beten, daß mit dem morgigen Tage Ihr Elend, Ihre Noth, Ihr Unglück ende.

Ich werde prophezeihen, was geſchieht, verſicherte Lüdrich. Auf den Antrag Heinrichs geht Gröbler nicht ein, und vermöchte er es auch, das ſchändliche Geſchöpf Czalenka hält ihn hievon ab. Sie will Roſalie langſam hinſterben laſſen, ihr Vater ſoll Erbe jenes Capitals von 30,000 fl. werden, und dann ſoll dieſes Capital der Schändlichen zufallen, welche das größte Scheuſal der neueſten Zeit iſt!

Ich gebe die Hoffnung nicht auf, daß mein Vater mich retten wird!

Ich auch nicht, meinte Heinrich.

Gerettet werden Sie nur durch die Gerichte. Laſſen Sie mich dieſe heute noch zu Hülfe rufen, und Sie erſparen ſich fürchterliche Mißhandlungen! Ich beſchwöre Sie!

Es lebt ein guter Gott! Er wird mir beiſtehen! — Gute Nacht!

XX.

Gröbler und Frau Czalenka kehrten von ihrer Gebirgsreiſe zurück.

Die Freunde Gröblers und die Freunde der Madame trennten ſich von ihnen.

Das erſte, was die Megäre that, war, daß ſie Bertha rufen ließ.

Wie ſteht's mit der Mamſell? fragte ſie, haſt Du ihr nicht etwa geſagt, daß wir verreiſt waren?

Kein Wort!

Wie ſieht ſie aus?

Schlecht.

Hat ſie Dir gefolgt?

Ich würde es ihr nicht gerathen haben, daß ſie widerſpenſtig geweſen wäre. Sie glaubte auch die gnädige Frau ſtets in der Nähe. —

Hat ſie nicht nach mir gefragt?

Einige Male.

Was haſt Du ihr geantwortet?

Ich machte ihr glauben, Euer Gnaden ſeien außerordentlich aufgebracht über ſie und wollen ſie gar nicht mehr ſehen.

Hoho! das geht nicht! Ich muß ſie ſehen, ihr ja wieder eine tüchtige Lection geben.

Wenn Sie aber keine Veranlaſſung haben!

Ich werde ſchon eine finden. Dieſes Weibsbild verdient auf jeden Blick Ohrfeigen und Fußtritte!

Sie iſt ſtill und in ſich gekehrt und arbeitet den ganzen Tag! —

Weint ſie?

Nein.

Warum weint ſie nicht?

Sie hat keine Thränen mehr.

O, ich werde ihr ſchon einige auspreſſen!

Geſtern hat ſie geweint.

Geſtern? Warum geſtern?

Ich weiß es nicht.

Ich werde ſie befragen.

Sie wird ſchweigen.

Ich werde ſie ſo lange maltraitiren, bis ſie ſpricht.

Schenken Sie ihr heute noch Ruhe!

Jungfer Bertha, kein unzeitiges Mitleid, ſonſt ſind wir geſchiedene Leute!

Nu, wenn ich Mitleid habe, ſo will ich doch gleich aus dem Dienſt kommen. Ich habe ihr, ohne daß ſie hiezu Veranlaſſung gab, ſolche ſchneidende Reden gegeben, daß ſie völlig ſtarr wurde.

Was hat ſie gegeſſen?

Was Sie befohlen.

Ich habe eine ſehr ſchlechte Koſt angeordnet, aber ſie wird nicht krank! Sie ſchöpft weder friſche Luft, noch macht ſie Bewegung, ſie iſt dennoch immer wohlauf. Dieſes Weibsbild lebt ewig. Wenn ich vier Wochen eingeſperrt wäre und in einer ſo dumpfen, ungeſunden Luft, bei ſolcher Nahrung leben müßte, ſo würde ich hinwelken, wie eine Blume ohne Waſſer.

Nun warte, Verworfene, ich werde ſchon noch etwas finden, das Dich beugen ſoll. —

Wann werden Euer Gnaden ſie wieder ſehen?

Morgen. Heute bin ich zu fatiguirt!

Haben Euer Gnaden noch etwas zu befehlen?

Vor der Hand nichts; der Herr wird ihr 20 Gulden dafür ſchenken, daß ſie auf das Haus und — die Mamſell Acht gegeben. —

Ich nehme nichts, Euer Gnaden, ich habe blos meine Schuldigkeit gethan!

War Niemand hier?

Der gewiſſe Herr alle Tage!

Der wird ungehalten geweſen ſein.

Und wie! Euer Gnaden können ihn nur wieder gut machen, wenn Sie ihn heute noch beſuchen.

Der närriſche Menſch, ſagte ſie, liebt mich gar ſo zärtlich.

Czalenka lachte.

Sie ging.

Bertha folgte ihr.

Herr Gröbler wurde in ſeiner Kanzlei von ſeinem Factotum bereits mit Sehnſucht erwartet.

Sie haben mich ohne Geld gelaſſen, ſagte dieſer Mann.

Haben Sie denn Geld gebraucht?

Ich habe es Ihnen ja vor Ihrer Abreiſe angezeigt. — Es kamen drei fällige Wechſel vor, an Löſcher mit 1700 fl., an Barneis mit 3000 fl., an Arger mit 4000 fl. — Sie wurden alle drei proteſtirt. Nur auf mein dringendes Erſuchen wurden dieſe Wechſel nicht eingeklagt; aber heute müſſen dieſe

Wechſel mit 5700 fl. bezahlt werden, ſonſt ſtehe ich für nichts.

Tauſend Donnerwetter!

Und was das Aergſte iſt, alle drei Wechſel ſind dem Doctor Föhrenleithner zur Einbringung übergeben; dieſer Advocat iſt nicht Ihr Gönner, wie Sie wiſſen, und außerdem im Rufe der Strenge.

Was thun wir?

Haben Sie denn gar kein Geld?

Unter uns geſagt, 200 fl. —

Zwei Hundert Gulden? Heiliger Gott, was wird denn daraus werden?

Prolongiren Sie bei Löſcher, Barneis und Arger die Wechſel, koſt's, was koſt! — Richten Sie von mir eine ſchöne Empfehlung aus!

Mit der „ſchönen Empfehlung" empfiehlt man ſich heute zu Tage ſchlecht. Geld wollen die Leute. — Herr Arger iſt gar des Teufels! — Der ſtoßt Schmähungen über Sie aus, Herr Gröbler, welche ich gar nicht wiederholen mag.

Schmähungen? Was kann er ſagen?

Laſſen Sie mich ſeine Worte verſchweigen. —

Nein, ich will ſie wiſſen. Ich will meine Freunde kennen lernen.

Herr Arger iſt jetzt Ihr erbittertſter Feind. — Er nennt Sie den unbeſonnenſten Verſchwender, der ihm je vorgekommen. Wenn ein junger Laffe von 19 Jahren ſolche Streiche machte, ſagte er, ſo müßte man ihm einen Curator aufſtellen; aber einem ſolchen —

Was ſolchen? Heraus damit!

Einem ſolchen alten, verliebten Gecken, einem Manne mit vier Kindern, was ſoll man dieſem thun?

Der dumme Kerl, der Arger, für mich wird er nichts bezahlen.

Das will er auch nicht, er will von Ihnen bezahlt werden.

Will ſein Geld kriegen.

Wann?

In drei Monaten.

Darauf geht er nicht ein.

Er muß warten.

Länger als bis heute keine Stunde. Sein Doctor hat den Auftrag, den Perſonalarreſt über Sie zu verhängen.

Da müßt ich dabei ſein.

Leider würden Sie dabei ſein.

Sagen Sie ihm, daß ich das Haus, in welchem ich wohne, verkaufe.

Das hab' ich ihm geſagt. Er antwortete mir, daß ihm dies nichts nütze. Dieſes Haus ſei um 16,000 Gulden höher verſchuldet, als es werth ſei.

Der verfluchte Kerl war im Grundbuch und hat ſich meine Hausſchulden nachſchlagen laſſen.

Ein Gläubiger geht in die Hölle und holt ſich einen Feuerbrand, der für ſeine Schuldner beſtimmt iſt. Sollten Sie ein Mal ein Paar Stiefel auf einer Reiſe in einem Wirthshauſe zurückgelaſſen haben, und ein Gläubiger von Ihnen hätte dies erfahren, würde ſein Advocat die Stiefel pfänden; nichts Niederträchtigeres als ein Gläubiger.

Bisher habe ich dieſes Volk nicht gekannt.

Jetzt werden Sie es kennen lernen.

Können Sie mir denn nicht beiſtehen?

Arger wird Ihnen beiſtehen.

Arger? Vielleicht damit, daß er mich einſperren laſſen will? —

Nein, damit, daß er Ihnen Geld geben will, um Ihre Angelegenheiten zu ordnen; es würde jedoch ein Opfer koſten.

Jedes Opfer laß ich mir gefallen.

O, eins gewiß nicht.

Zum Beiſpiel.

Ihre ſogenannte Frau, ſagt er, die Sie an den Bettelſtab bringt, müſſe aus Ihrem Hauſe.

Ha, dahinter ſteckt der Advocat Föhrenleitner; der hat meiner Frau Tod und Verderben geſchworen! — Nein, darauf gehe ich nicht ein, ſterben kann ich, aber dieſes Weib kann ich nicht laſſen.

Wenn dieſe Frau aber Sie läßt!

Unmöglich!

Nehmen Sie mir eine freimüthige Aeußerung nicht übel, wenn Frau Czalenka bemerkt, daß Sie nicht mehr in ſo brillanten Umſtänden ſind, als Sie waren, ſo zieht ſie von Ihnen fort, wie einſt von Lüdrich. Haben Sie denn jene Geſchichte ganz vergeſſen?

Sie ſind alſo auch ihr Feind? Ich weiß jedoch weshalb. Sie mußten Ihr Quartier hier aufgeben wegen ihr, und zwar eil ſie keine fremden Männer ſehen mag.

Das Factotum des Herrn Gröbler konnte ſich des Lachens icht enthalten.

Deſſen ungeachtet, fuhr Gröbler fort, ſollten Sie ihr ichts nachtragen; ich habe Sie für Ihre verlorne Wohnung it baarem Gelde entſchädigt, ich habe Ihnen 300 Gulden hrlich zu Ihrer Beſoldung zugelegt!

Sie waren ſplendid wie immer; ich feinde Frau Czalenka ch gewiß nicht des verlorenen Quartiers wegen an, aber ich feinde ſie an, weil ſie ganz ſicher Ihren totalen Ruin herbeiführt. Vor Jahren hatten Sie hundert fremde Wechſel in Ihrem Portefeuille, jetzt haben Fremde hundert Wechſel von Ihnen; vor Jahren hatten Sie Sätze auf einem Dutzend namhafter Häuſer, jetzt ſind Ihre Häuſer ſo belaſtet, daß Ihre Häuſer zuſammenzuſtürzen drohen, und eins Ihrer ſchönſten Häuſer mußten Sie verkaufen; vor Jahren wünſchten alle reichen Leute, daß ſie Ihren Kredit benützen und die reichen Leute in Anſpruch nehmen möchten, heute — will Ihnen der Schneider keinen neuen Anzug machen, weil der frühere Conto nicht bezahlt wurde.

Jetzt hören Sie auf mit Ihrem Einſt und Jetzt, oder Sie verlieren Ihren Dienſt in meinem Hauſe.

Dieſen werde ich auf jeden Fall verlieren, wenn es ſo fortgeht.

Marſchiren Sie, Sie impertinenter Menſch!

Der Bediente Karl trat ein und meldete Herrn Heinrich Juſti.

Was will denn dieſer?

Er ſagt, er habe mit Ihnen allein zu ſprechen, dringend zu ſprechen.

Er ſoll herein kommen! Gott ſei Dank! ſagte Gröbler, ſo werde ich doch dieſen groben, undankbaren Kerl, der ſich mein Factotum nennt, los.

Das Factotum verneigte ſich und ging.

Juſti trat ein.

Sie werden über meine Viſite erſtaunen, ſagte Juſti, aber noch mehr über die Angelegenheit, die mich zu Ihnen führt. —

Auf Ehr'! ſagte Gröbler, ich erſtaune!

Ich bin Ihrem Fräulein Tochter eine Réparation d'honneur ſchuldig.

Was ſind Sie ihr ſchuldig?

Eine Réparation d'honneur, eine Wiederherſtellung ihrer durch mich gekränkten Ehre. —

Meine Tochter iſt nicht in Wien.

Und wäre ſie auf dem Nordpol, ich will gut machen, was ich an ihr verſchuldet. —

Was ſoll das heißen?

Das ſoll heißen, daß ich ſie bei Ihnen verdächtigt habe, da ich Schuld bin, daß ſie Ihre väterliche Liebe verloren, Fräulein Roſalie zu meiner Gattin erwählen will und hiezu Ihre Einwilligung mir erbitte.

Meine Tochter iſt nicht in Wien.

Aus der Welt iſt ſie nicht. Sie wird nach Wien zurückkehren.

Ich glaube nicht. —

Dann will ich dorthin, wohin ſie ſich begeben; nennen Sie mir Roſaliens Aufenthalt, und ich eile zu ihr.

O, Sie Feiner! Sie möchten gerne wiſſen, wo ſie ſich befindet, um Ihre kecken Scherwenzeleien fortzuſetzen; ich ſitze Ihnen nicht auf.

Sie haben mir nicht aufzuſitzen. Ich meine es ehrlich. Ich bin in der Lage, eine Frau mehr als anſtändig ernähren zu können; ich bin reich, bin ein honnetter Mann. —

Sie können meinetwegen ſo honnett ſein, als ſie wollen; aber Sie ſind ein Student, und einem Studenten gebe ich mein Kind nicht. —

Mein Herr, ich war Student, jetzt bin ich Doctor der Medicin. Hier mein Doctor-Diplom, hier meine Belege über mein Vermögen, hier genügende Zeugniſſe über meine Moralität, und hier endlich ein Schreiben des Herrn Bürgermeiſters von Wien an Sie, der ſich auf das Angelegentlichſte für mich verwendet, mich bei Ihnen empfiehlt, und ſeine Bitte mit der meinigen vereinigt, mich würdig zu erachten, Ihr Schwiegerſohn werden zu können.

Teufel noch einmal! Sie packen das Ding „gach“ an.

Leſen Sie den Brief des Herrn Bürgermeiſters, eines Mannes, den Sie, wie alle Ehrenmänner, hochachten.

Gröbler ſteckte ſeine Brille an, erbrach und las den Brief des Bürgermeiſters.

Charmant! ſagte er, der Herr Bürgermeiſter könnte ſeinen eigenen Sohn nicht wärmer empfehlen, aber — ja dennoch — deſſen ungeachtet — in Berückſichtigung — angeſtammter maßen — in gewiſſer Hinſicht — man mag es hint oder vorn betrachten — in geziemender Erwägung, — muß ich doch bemerken, daß ich nicht ſogleich „Ja“ oder „Nein“ ſagen kann, daher bitte ich, ein ander Mal anzufragen, wenn Sie einmal wieder „vorbei gehen.“

Sie wollen mich mit Gemeinplätzen abfertigen? — Was haben Sie an mir zu tadeln? Wodurch ſollte ich Ihr Mißfallen auf mich geladen haben? Der Herr Bürgermeiſter wünſchte heute noch von mir zu erfahren, wie Sie ſeine Empfehlung aufgenommen. —

Brennt's denn ſchon?

Ja, mein Herr, es brennt! Es brennt in meinem Herzen und in meinem Kopfe! Entſcheiden Sie über mein Lebensglück! —

Aber Sie ſind hitzig! — Ich muß Ihnen ſagen, über häusliche Sachen entſcheid' ich nie allein, ich habe eine Frau.

Die aber nicht Roſaliens Mutter iſt!

Alles Eins! Sie liebt Roſalie wie eine Mutter.

Juſti ſchwieg.

Es gebührt meiner Frau die Ehre, daß ſie Ihren Antrag erfährt.

Laſſen Sie ſie erſuchen, hieher zu kommen.

Nein, das muß unter vier Augen beſprochen werden. Warten Sie gefälligſt hier einige Augenblicke. Ich bin ſogleich wieder hier.

Grébler ging zu Frau Czalenka.

Juſti wurde muthlos.

Wenn es von dieſer Hyäne abhängt, daß Roſalie mein werde, ſo habe ich mich auf eine abſchlägige Antwort gefaßt zu machen. Sei es! dann aber breche über Dich das Unglück herein, entartetes, ſchmähliches Weib! — Ich kann Dir nicht mehr helfen.

Juſti mußte eine geraume Zeit warten.

Endlich flog die Thüre auf und Frau Czalenka ſtürzte wie eine Furie herein.

Wie? ſchrie ſie, Sie halten um Roſaliens Hand an? Sie kennen ſie ja nicht einmal, Sie haben ſie nie geſprochen!

Dies iſt gleichgültig! Ich habe ein himmelſchreiendes Unrecht gut zu machen; ich habe Roſaliens Ehre gebrandmarkt; ihr Vater hat ſie verbannt, an mir iſt es, zu erwirken, daß er ſie wieder in ſeine Arme ſchließe!

Ihr Vater hat ſie nicht verbannt!

Wo wäre ſie? Niemand weiß, wohin ſie gekommen.

Das geht auch Niemand etwas an.

Doch! Roſalie, die unwürdig behandelte Tochter eines Wiener Bürgers, der kein böſes Herz hat, was alle Welt weiß, iſt Gegenſtand allgemeinen Mitleids.

Unwürdig behandelt? Wer ſagt dies? Wer hat die Stirne, dies mir zu ſagen?

Ich! Ich! Weil ich Zeuge war, wie Sie, Madame, über ſ[illegible]rfielen, als ich ſo ſchlecht, ſo bösherzig, ja ſo niederträchtig war, durch die Komödie, die Sie mir ſoufflirten, die Ehre jenes Engels zu beflecken.

Warum gaben Sie ſich dazu her? Indeß war Ihre Perſon nur die unrechte; hätte ich noch vierundzwanzig Stunden gewartet, ſo würde die nichtswürdige Roſalie in Wirklichkeit, nicht auf mein Einwirken, zwei Liebhaber ſtatt einem in ihrem Schrank verſteckt haben. —

Das ſagen Sie, die Sie dem armen, unglücklichen Geſchöpfe den Untergang geſchworen. —

Mein Herr —

Ja, ich ſcheue mich nicht, Ihnen dies zu ſagen. Ich verlange daher von Ihnen zu erfahren, wo ſich Roſalie befindet.

Sie? Wer ſind denn Sie, daß Sie in dieſem Tone mit mir ſprechen?

Ein Mann von Ehre, der ſich um ein Weſen anzunehmen verpflichtet fühlt, an deſſen Jammer er gewiſſermaßen Schuld iſt. —

Jammer? Wie kommen Sie zu dieſem Worte?

Iſt es nicht ein Jammer, wenn es ſich um ein Kind handelt, welches der leibliche Vater ſo grauſam verſtoßen hat?

Ich ſehe darin keine Grauſamkeit, wenn ein Vater ſein Kind aus ſeinem Antlitze verbannt, das nicht werth iſt, daſſelbe zu ſehen.

Dies werden Sie beweiſen müſſen!

Beweiſen? Wem? Ihnen?

Beweiſen, ſage ich, mir, und vielleicht auch noch Jemand Anderem. — Indeß werd ich mich wegen Ihnen nicht ereifern. Ich erbitte mir nur einen genügenden Beſcheid auf meine Bewerbung.

Sie bewerben ſich um ein Mädchen, von dem Sie nicht einmal wiſſen, ob ſie zu Ihnen die geringſte Neigung beſitzt.

Um aus Ihren Händen zu kommen, würde ſie den erſten beſten Packträger heirathen!

Aus meinen Händen? Was wollen Sie damit ſagen?

Ich will damit ſagen, daß Sie es ſind, welche Roſaliens Elend nicht nur herbeigeführt hat, ſondern fortwähren läßt. Gott möge Sie einſt nicht dafür ſtrafen, was Sie Schändliches verüben!

Czalenka ſtarrte Juſti an.

Wo iſt Herr Gröbler? Warum kommt er nicht wieder? Er verſprach mir eine Antwort zu geben, welche ich dem Herrn Bürgermeiſter hinterbringen ſoll.

Die Antwort iſt: Sie erhalten Roſalie nicht zur Gattin, und wenn alle Bürgermeiſter der Welt ſich für Sie verwenden!

Ganz gut, Madame, ich empfehle mich Ihnen.

XXI.

Als Juſti ſich von Madame Czalenka entfernt hatte, wollte ihr faſt die Bruſt zerſpringen, in einer ſolchen fieberhaften Aufregung befand ſie ſich.

Juſti weiß um die Einkerkerung Roſaliens, ſagte ſie zu ſich ſelbſt, dies beweiſen ſeine Aeußerungen, ſeine Hindeutungen, ſeine Anſpielungen, ſeine beinahe unverhohlenen Drohungen; durch wen mag er hiervon unterrichtet worden ſein?

Ha! von Gröbler ſelbſt; Gröbler hat ſich vielleicht verrathen, Gröbler, in ſeiner undurchdringlichen Bornirtheit, hat ſich vielleicht das Geheimniß entreißen laſſen, oder wenigſtens theilweiſe verrathen. Wenn er dies gethan, dann wehe ihm, dann ſoll er dafür büßen, und die letzten guten Tage, ſo lange ich ihn noch um mich dulde, gehabt haben.

Er kommt!

Nun, freue Dich, Sohn der graſſeſten Dummheit, Du ſollſt mir gräßlich büßen!

Iſt er fort? fragte Gröbler, indem er leiſe die Thüre des Zimmers hinter ſich zuzog. Und wenn er fort iſt, ſo wünſche ich nichts ſehnlicher, als daß er nicht mehr komme.

Juſti weiß, ſagte Czalenka, indem ſie Gröbler mit einem durchdringenden Blick anſah, was mit Roſalie geſchehen. —

Er weiß dies? Da ſchaut's her! — Wer muß ihm dies verrathen haben?

Sie, gehirnkranker Mann: Sie ganz allein, und wenn
ie es ihm auch nicht mit klaren Worten geſagt haben, ſo
ben Sie es ihm ſo wenig verhüllt, daß er es mit Händen
eifen konnte. —

Ich habe ihm nichts angedeutet; mit keinem Worte, keiner
lbe; — für was hältſt Du mich, Joſephine, da müßte ich
dümmer ſein, als ein leeres Faß.

Das ſind Sie auch! Sie haben mit ihm allein geſpro-
n?

Was folgt daraus?

Daß Sie ſich übertölpeln ließen, daß Sie ſich und mich
ch ungeſchickt gewählte Worte verfänglich machten.

Lari fari! Ich habe ihm nichts verblümt und nichts ohne
me geſagt. — Ich werde etwas verrathen! wie Sie mich
r ſolchen Unvorſichtigkeit fähig halten können!

Was hat Juſti von Roſalie geſprochen?

Nichts anderes, als was ich Ihnen ſchon geſagt. Nachdem
m ihre Hand angehalten, hat er partout wiſſen wollen,
ie iſt? — Da iſt er ſchön angekommen! Haben Sie nicht
rt, was ich in Mariazell an der Tafel meinen Freunden,
ie mich wegen Roſalie befragt, geantwortet? Was ich der
Gevatterin für ſtandhafte Auskünfte gegeben? Ich habe
ja ſo gut auf derlei Sachen eingeübt, daß ein Criminal-
r nichts von mir heraus zu brin[illegible] vermöchte. — Viel-
haben Sie ſich Etwas herauslo[illegible] laſſen; Sie kommen
mer in die „Rage“, wie ein calecutiſcher Hahn, wenn
ihm ein rothes Tuch zeigt, ſobald man nur den Namen
ie nennt! Als ich Ihnen Juſtis Bewerbung vortrug,
Sie ja gleich ſo wild aufgeſtiegen, wie ein Gewitter;
ich Ihnen nicht ausgewichen wäre, ſo hätten Sie in
Geſicht eingeſchlagen! und trotz alles Ereiferns und Er-

zürnens und Entſetzens und Erboßens müſſen wir dem Juſti doch das Mädel zur Frau geben, ich werde mich wegen Ihren Launen und Bosheiten nicht mit dem Bürgermeiſter verfeinden.

Was? tobte Frau Czalenka, wir müſſen ihm Roſalie zur Frau geben? Sind Sie bei Sinnen?

Freilich, es iſt nichts aufzuheben an ihr. Seien wir froh, wenn wir's aus dem Haus bringen! Da wird die arme Seel' gleich eine Ruh' haben, wenn Sie ſie nicht mehr ſehen.

Wird Roſalie denn der Welt nicht erzählen, daß wir ſie Jahre lang wie eine Eingemauerte behandelt?

Mich genirt dies nicht, mich kann kein Menſch darüber zur Verantwortung ziehen. Ich kann alle meine Kinder, wenn es mir beliebt, nicht unter Mauern, ſondern in einer Kalkgrube oder in einem Eiskeller vergraben. Ich bin Vater, „ich bin Herr über ſie für Leben und Tod.“

Und was bin ich, was wird die Welt über mich ſagen? Mich wird man verklagen, gegen mich werden ſich alle Pfeile richten. Und Ihre Tochter, Herr Gröbler, die wird erſt über mich ſprechen! Mit Fingern werden die Leute nach mir weiſen!

Weiſen Sie mit den Fingern auf die Leute zurück. —

Und die 30,000 Gulden, welche Roſalie als ihr Erbe von ihrer Mutter beſitzt, wird dieſe ihr künftiger Schwiegerſohn nicht fordern?

Giftſapperment! es iſt wahr! daran habe ich nicht gedacht!

Alſo wünſchen Sie noch, daß Roſalie heirathe?

Nein, nein —

Daß ſie frei werde?

Das wohl eher.

Sie reden wie ein Tollhäusler! Doch wünſchen Sie es nur! Ihre Tochter werde wieder frei, doch ich werde es auch! „Mich ſehen Sie nie mehr!“ Der eine von den beiden Herren, der große Schwarze mit dem ſtarken Backenbart, iſt ein „ſchweizeriſcher Baron,“ der will mich auf ſeine „Herrſchaften“ am Zürcherſee führen! Ich werde ihm folgen!

- Pepi! Um Gottes willen nur nicht in die „Schweinz!“

Gut, ich bleibe bei Ihnen, aber geſchehen muß was ich will. Sie ſehen ſich um Roſalie nicht mehr um.

Ich gelob' Ihnen, daß ich mich in meinem ganzen Leben nicht mehr umſchau', mag hinter meinem Rücken vorgehen was da wolle, ich mache keinen Blick auf die Seite.

Vor Allem muß ich jetzt herausbringen, ob die Sali ein Verſtändniß mit dem geweſenen Studenten hat.

Recht haben Sie, bringen Sie das heraus!

Obgleich vielleicht durch die Bertha —

Während der Zeit, in welcher wir in Mariazell waren —

Das kann ſchon möglich ſein! Geld hat der junge Laff', r hat vielleicht das Stubenmädel beſtochen.

Wenn ich da drauf komme, dann ſetzt es eine blutige Geſchichte ab; ich kann kaum athmen vor Wuth und Galle! —

Sie ſollen ſich doch nicht gar ſo ſehr erzürnen; es könnt' Sie der Schlag treffen. —

Mich trifft kein Schlag, aber Andere wird er reffen!

Sie ſollten ſich heute zerſtreuen, weil Sie ſich ſo ſehr alteren.

Ja, gehen wir heute in's Theater, in's Theater an der Wien.

Ich laſſe eine Loge holen!

Karl! rief er ſeinem Bedienten, hole eine Loge in's Theater an der Wien; koſt's was koſt't!

Geh mit mir in mein Zimmer, ich gebe Dir Geld!

Grebler trippelte auf Czalenka zu und hätſchelte ſie.

Alles thu ich, ſagte er, Pepi, geh nur nicht in die Schweiz!

Er ging, der Bediente folgte.

Jetzt ſoll's angehen! ſchnaubte Czalenka.

Sie läutete.

Bertha trat ein.

Wie ſoll ich Sie nennen? fragte Czalenka, Sie nichtswürdige Heuchlerin; Sie hat während meiner Abweſenheit dem jungen Menſchen, dem Juſti Gelegenheit gegeben mit Roſalia zu ſprechen?

Ich? fuhr Bertha auf, wer ſagt das?

Ich ſage es, weil ich es weiß.

Sie wiſſen dies? — Aha, ich begreife Sie, Sie haben wahrſcheinlich mit dem Herrn Juſti wieder ein neues Manövre vor! — So wie Sie ihn ein Mal gebrauchten, um gegen Fräulein Roſalie ein falſches Zeugniß zu geben, ſo haben Sie ihn angelernt, er ſoll gegen mich eine lügenhafte Ausſage machen; aber mir ſoll er trauen, ich kratze ihm die Augen aus, dieſem ſchändlichen lügenhaften Menſchen! Die gnädige Frau möchte mich wahrſcheinlich aus dem Wege haben; dazu braucht es keine Kniffe, ich gehe ſehr gerne; ich kann zu Ihrer Frau Schweſter in den Dienſt kommen. So eben hat ſie mir wieder einen Antrag machen laſſen.

Sie hat ſich alſo keine Pflichtvergeſſenheit zu Schulden kommen laſſen?

Das wiſſen Sie ohnehin.

Nein, das weiß ich nicht! — Wie wäre es ſonſt möglich,

ß Juſti um Roſalien bei ihrem Vater und bei mir anhalten
nte!

Bertha lachte laut auf.

Euer Gnaden, ſagte ſie, muß die Reiſe nach Mariazell
angeſchlagen haben, weil Sie zu ſolchen Späßen aufgelegt
!

Nicht Späße, Ernſt, vollkommen Ernſt. Juſti hat den
weis über ſein Vermögen, ſein Doctordiplom, ſeine Mo-
tätszeugniſſe, ja ſogar einen Empfehlungsbrief vom Bür-
neiſter an Gröbler übergeben; er beſteht darauf, Roſaliens
d zu erhalten. Er hat mir übrigens Dinge zu verſtehen
ben, die mir unwiderſprechlich anzeigen, daß er gut unter-
ct iſt, was Roſalia für ein Schickſal habe.

Das vermuthet er vielleicht, und hat Euer Gnaden nur
orſchen wollen.

Gott bewahre! Er braucht nichts zu erforſchen, er wußte
ns Alles. Er iſt ſicher im Hauſe geweſen. Er ſchleicht
er hier herum.

Es iſt unmöglich, ſage ich Euer Gnaden.

Dieſer Menſch ſtieg vielleicht über die Mauer in den klei-
Hof, nach welchem Roſaliens Fenſter geht.

Sie hat ja kein Fenſter.

Ein Schuh breiter Streifen iſt unvermauert geblieben, ſo
ich auch dagegen eiferte. Es iſt Juſti wahrſcheinlich
gen, einen Brief ihr zuzuſtecken, und ſie hat ihn beant-
.

ie beſitzt kein Schreibmaterial.

as will ich doch ſogleich ſehen!

ertha wollte folgen.

ie hat mir nicht zu folgen, ſie hat indeß in die Wäſch-
r zu gehen.

So weit hinunter in den Hof? Wenn Sie meiner bedürfen?

Ich bedarf Ihrer nicht! Sie geht in die Wäſchkammer! ſchrie Czalenka, und läßt ſich nicht eher im erſten Stocke ſehen, bis Sie gerufen wird.

Bertha rang die Hände und gehorchte.

Czalenka ſchloß die Thüre von Roſaliens Kerker auf.

Die Schubladen aufſperren von dieſem Kaſten! ſchrie Czalenka Roſalien zu. — Aus welchem Grunde haſt Du ſie verſperrt, da Dein Zimmer verſperrt iſt!

Es iſt dies meine Gewohnheit; als Kind ſchon verſchloß ich meine Schränke; meine gute, ſelige Mutter hatte mir dies ſo eingeprägt.

Wenn Du Dich noch einmal unterfängſt, Deine verſtorbene Mutter in meiner Gegenwart zu loben, ſo wird es ſolche gräßliche Hiebe regnen, daß Du ein halbes Jahr im Bette liegen ſollſt.

Czalenka durchwühlte die Schubladen.

Was ſuchen Sie? fragte Roſalie.

Haſt Du mich zu fragen? effrontes Geſchöpf!

Was iſt das für Papier?

Schreibpapier.

Wie kamſt Du zu Schreibpapier?

Es lag ſchon in dieſer Schublade.

Einen Bleiſtift beſitzeſt Du auch?

Er lag bei dem Papiere.

Du Nichtswürdige! Du wußteſt ja, daß Du weder Feder noch Tinte haben ſollteſt; fiel Dir dabei nicht ein, daß Dir nicht auch Papier und Bleiſtift gebühren? — An wen ſchriebſt Du?

Ich ſchrieb weder für mich, noch an andere. Ich glaube, daß ich ſeit den langen Jahren, ſeit welchen ich hier eingekerkert bin — das Schreiben ganz verlernte. —

Auf dieſe Bemerkung gehören einige Ohrfeigen, Beſtie!

Sie mißhandelte Roſalie ſo ſehr, daß dieſe zu Boden fiel. Czalenka kümmerte ſich nicht um ihr Wehklagen.

Czalenka unterſuchte weiter.

Endlich fiel ihr Roſaliens Gebetbuch in die Hände.

Sie durchſuchte es, und fand leider den Brief, den Juſti an Roſalien geſchrieben, an welchen ſich der Leſer erinnern wird.

Sie ſtellte das Licht, das den Arreſt nur ſpärlich beleuchtete, ſich näher, damit ihr ja kein Wort undeutlich werde.

Czalenka ſprühte Feuer und Flammen über dieſen Brief.

Die Stelle:

„Halten Sie mich nicht für zu unbedeutend, für Sie zu wirken. Mein jugendliches Ausſehen iſt mit meinen Jahren in großem Widerſpruche, auch bin ich reich“ u. ſ. w.

las Czalenka zwei Mal.

Als Czalenka an den Schluß kam:

„Erhalte ich Ihre Adreſſe aus dem Verbannungsorte, den man Ihnen angewieſen, dann ſoll Ihnen für immer geholfen werden, und Genugthuung ſollen Sie erhalten, Genugthuung auf eine Weiſe, die Sie überraſchen wird!“

ſteigerte ſich Czalenkas Wuth zur Raſerei.

Da iſt der Beweis, daß die Beſtie correſpondirte! tobte Czalenka. Sie ſchrieb dem frechen Buben ihre Leidensgeſchichte! Nun warte! Deine Leidensgeſchichte ſoll nun zu Ende gehen! An Deinen Vater ſchriebſt Du die empörendſten Briefe über mich, und nun auch an fremde Menſchen!

Sie ſtürzte wie ein Tiger auf Roſalie.

Dieſe lag noch immer auf der Erde, und ſtöhnte noch über die ſo eben erhaltenen Mißhandlungen.

Czalenka ergriff Roſalia bei den Haaren, zog ſie mitten in die Kammer, um ihre Streiche auf das arme Opfer ſicherer führen zu können.

Unter ihrem Kleide hatte Czalenka eine eiſerne Stange von einem Fenſtervorhange.

Die eiſerne Stange zog ſie hervor, und nun ſchlug ſie die Aermſte, deren Haare ſie ſich um den Arm wand, bis Roſalia wie todt zurückſank und aus allen Theilen ihres Körpers blutete.

Bewußtlos ließ ſie Roſalie liegen und eilte aus der Kammer, die ſie hinter ſich verſchloß, und den Schlüſſel zu ſich ſteckte.

Dann warf ſich Czalenka erſchöpft auf ein Sopha.

Ich hoffe, ſagte ſie, daß dies die letzte Execution war, ich hoffe es!

Bertha wurde von Madame Czalenka nicht gerufen.

Bertha mochte geahnt haben, was geſchehen.

Es war indeß zwölf Uhr Mittags geworden.

Bertha wurde noch immer nicht gerufen.

Endlich faßte ſie ein Herz und trat in das Zimmer der Gebieterin.

Euer Gnaden, ſagte Bertha, haben auf mich vergeſſen. Es iſt zwölf Uhr. Geben mir Euer Gnaden den Schlüſſel zu Fräulein Roſaliens Zimmer, ich will ihr ihre Suppe bringen.

Sie bekommt heute nichts zu eſſen! tobte Madame Czalenka, und gehen Sie mir nur aus den Augen, ich bin nicht gelaunt, mit Ihr viel zu ſprechen.

Ganz wohl, Euer Gnaden! ſagte Bertha und ging.

Bertha lief ſchnell an die Thür der Kammer.

Voll Angſt rief ſie:

Fräulein Roſalie! Fräulein Roſalie! Iſt Ihnen etwas geſchehen?

Keine Antwort.

Bertha trommelte in ihrer verzweiflungsvollen Angſt an die Thür.

Aus der Kammer drang kein Laut.

Heiliger Gott! weinte Bertha, die Schändliche hat das Mädchen erſchlagen!

Sie lief in den Hof, ſuchte Hellweg auf, ſagte ihm in der größten Aufregung einige Worte ins Ohr.

Hellweg gerieth außer ſich und eilte ſo ſchnell als möglich fort.

Bertha lief noch einmal an die Tür vor Roſaliens Kammer.

Sie horchte und lauſchte wieder.

Sie ſchaute durch das Schlüſſelloch.

Ich ſehe nichts! Das verfluchte vermauerte Gemach iſt ſo finſter als das Grab; das Kerzenlicht iſt erbärmlich!

Sie rief abermals Roſaliens Namen.

Alles blieb ſtille.

Man muß ihr doch zu Hilfe kommen! ſagte Bertha. Vielleicht iſt ſie doch nicht todt. Wenn nur Hellweg käme.

Sie eilt in den Hof.

Der Kutſcher führte die Pferde aus dem Stalle und ſpannte ſie ein.

Was geſchieht denn, Mathias? fragte Bertha.

Ei die Gnädige iſt ja verrückt, antwortete der Kutſcher. Wir ſind kaum von Mariazell zurück, obgleich die Pferde alle Nacht auf der Streu lagen, ſo ſind die armen Thiere doch marod und wollen ruhen, da hilft aber keine Vorſtellung. Ich muß einſpannen. Herr und Frau ſpeiſen im „Schwan.“ Es freut die Gnädige nicht zu Haus zu ſpeiſen, der Bediente Karl theilte mir mit: „Die Gnädige müſſe ſich heute zerſtreuen!“

Gott ſei Dank! ſagte Bertha.

Nun, Mathias, weil es ſo iſt, ſo thu er es der gnädigen Frau zu gefallen.

Die armen Schimmeln! ſeufzte der Kutſcher. Vor eilf Uhr kommen wir nicht nach Haus. Nach Tiſch machen Herr und Frau Viſiten, und gegen ſieben Uhr fahren ſie in's Theater.

Bertha betete ſtumm zu Gott.

Die Pferde wurden eingeſpannt.

Herr Grübler und Frau Czalenka fuhren davon.

In dieſem Augenblicke traten mehrere Polizeicommiſſäre in Grüblers Haus. Sie hatten einen Schloſſer mitgebracht.

Hellweg kam mit zwei Aerzten aus dem nahen Univerſal-Spital.

Der Schloſſer öffnete das Schloß.

Der Kerker wurde durch zahlloſe Kerzen erhellt.

Da lag Roſalie auf dem Boden, einer Leiche ähnlich. Sie athmete wie eine Sterbende.

Die Aerzte boten die ſchleunigſte Hilfe.

Roſalie vermochte nur ein Auge zu öffnen, das andere war furchtbar anzuſehen.

Auch hatte ſie die Sprache verloren.

XXII.

Roſalie wurde zu Bette gebracht.

Im Verlaufe unſerer Mittheilungen werden wir aus den, im Drucke uns vorliegenden Criminal-Akten, welcher wir ſchon öfter erwähnten, dem verehrlichen Leſer wiſſen laſſen, was für ein Parere die Aerzte über die „gräulichen Mißhandlungen" der unglücklichen Roſalie abgaben.

Hier nur ſo viel, daß die Aerzte Alles aufboten, das dem Tode nahe Kind zu retten.

Die Polizei-Commiſſäre unterſuchten das Gemach genau, erhoben, was zu erheben war, vernahmen Bertha und Holweg und verſchafften ſich volle Kenntniß von Allem, was geſchehen.

Von Roſalien vermochten ſie freilich in dem Zuſtande, in welchem ſie ſich befand, keine Ausſagen zu erhalten, aber ihr blutender, mit den entſetzlichſten Striemen bedeckter Körper, ihre Wunden, ihre Ohnmachten, ſprachen lauter und ausführlicher über ihre Leiden, als die redſeligſte Schilderung.

Nachdem Roſalie der umſichtigſten Pflege unterzogen wurde, welche bis nach neun Uhr Abends währte, wurde beſchloſſen, die Marterkammer Roſaliens wieder zu verſchließen, die Nachhauſekunft Gröblers und ſeiner Geliebten abzuwarten und die Miene anzunehmen, als wäre keine Unterſuchung vorgenommen, nichts entdeckt worden.

Die Herren Commiſſäre und zwei Gerichtsärzte begaben ſich mittlerweile in das Schreibzimmer des Herrn Gröbler.

Gegen zehn Uhr rollte die Equipage durch die Einfahrt des Hauſes.

Herr Gröbler und Frau Czalenka ſtiegen aus ihrem Wagen.

Mit großem Getöſe kamen ſie über die Treppe.

Der Bediente Karl eilte voraus und riß die Flügelthüren des Vorſaales auf.

Herr Gröbler und Frau Czalenka hatten im Theater an der Wien die Poſſe: „Dreißig Jahre aus dem Leben eines Lumpen," geſehen, und lachten noch immer über die Witze und Späße, die ſie gehört.

„Ich habe mich göttlich unterhalten!" ſagte Frau Czalenka, „ich habe ſeit Jahren nicht ſo viel gelacht, wie heute!"

„Der Neſtroy," ergänzte Gröbler, „iſt unbezahlbar; ich weiß nicht, was beſſer iſt, ſein Stück, oder ſeine Darſtellung! Wenn er ſeine Einnahme haben wird, muß ich eine Loge haben, koſt's, was's koſt't!"

Die Scene, in welcher er beim Fenſter einſteigt! bemerkte Czalenka, iſt völlig tragiſch und dennoch muß man lachen. Er ſpielt ſich aber auch meiſterhaft.

Im Schreibzimmer des Herrn Gröbler hörte man ein Geräuſch.

Iſt denn Jemand da d'rin? fragte Gröbler; Karl, ſieh nach.

Karl öffnete die Thüre.

Vier Herren ſind da d'rin! meldete Karl.

Vier Herren? Wer ſans (ſind ſie) denn? fragte Gröbler.

Er wollte in das Schreibzimmer treten.

Die vier Herren kamen ihm entgegen.

Wir erhielten den Auftrag, Ihre Nachhauſekunft abzuwarten, ſagte der eine der Herren. Wir ſind Polizei-Comiſſäre, und kommen, uns zu erkundigen, wo ſich Ihr Fräulein ochter, Mademoiſelle Roſalie Gröbler, befindet?

Frau Czalenka fingen die Knie zu ſchlottern an.

Meine Tochter Roſalie, ſtotterte Gröbler, die befindet ſich euzwohl auf!

Nicht wie ſie ſich befindet, wo ſie ſich befindet, fragte der ommiſſär.

Wo? Wo? — lallte Gröbler — wo iſt ſie denn gleich! — Er ſah mit Entſetzen Czalenka an, die leichenblaß geworden.

Sie wiſſen's ja, ſagte Gröbler, wo ſie iſt! Auf dem Lande, i ihrer Tante — wie heißt denn das Neſt, wo ſie iſt!

Madame Czalenka hatte ſich bereits Etwas gefaßt. — Wünſchen die Herren, ſie zu ſehen — zu ſprechen? ſagte ſie. Herr Gröbler kann ſeine Tochter ja nach Hauſe rufen laſſen.

Koſt's, was koſt't! ſagte Gröbler.

Wir haben erfahren, daß Mademoiſelle Roſalie Gröbler cht auf dem Lande ſei — ſondern hier, im Hauſe — und lig eingemauert, wie vor Zeiten die Verbrecherinnen, ſo ählt man ſich.

Eingemauert? warum nicht gar eingegraben; bemerkte u Czalenka.

Wir wünſchen, dem abſcheulichen Gerüchte entgegenzu- en, und einem, von böſen Menſchen offenbar verleumdeten ter Genugthuung zu gewähren. — Wir ſind beordert, das ze Haus zu durchſuchen. — Führen Sie uns, Herr Gröbler, edes Zimmer und Gemächer.

Das werden Sie doch nicht thun? flüſterte Czalenka Herrn bler zu. —

Erlauben Sie — ſtotterte Gröbler — wenn ich, als be- ter Mann „hier auf dem Platze," verſichere, daß e Tochter ſich nicht in meinem Hauſe befindet — ſo können ſich die Herren von der Polizei damit begnügen; ich bin kein, wie ſage ich nur gleich, kein Dieb und kein Schwärzer, der Etwas Unrechtes in ſeinem Hauſ' hat.

Wir ſind überzeugt, daß Sie weder das eine, noch das andere ſind, wir haben aber die gemeſſenſten Befehle, und müſſen auf einer Hausunterſuchung beſtehen. —

Frau Czalenka wollte den Vorſaal ſchnell verlaſſen.

Madame, erinnerte der Commiſſär, Sie dürfen ſich nicht entfernen: Sie bleiben, wo Sie ſind.

Er öffnete die Saalthüre, und gab den, vor dem Saale aufgeſtellten Wachen einen Wink.

Zwei Mann der Polizeiaſſiſtenz traten ein.

Dieſe Dame darf nicht aus dieſem Saale, ſagte der Commiſſär. Sie hat hier zu verbleiben.

Der Hausmeiſter trat in dieſem Momente ein.

Euer Gnaden, meldete er, das Haus iſt mit Wachen beſetzt, man läßt niemand hinaus, noch herein. Ich wollte wegen meinem kranken Kinde in die Apotheke gehen, man wies mich zurück.

Gröbler gerieth hierüber außer ſich.

Herr Commiſſär, ſagte er, was iſt das? Durch ſolche Maßregeln werde ich ja blamirt! Meine Frau wird behandelt wie eine Gefangene, mein Haus wie eine Feſtung — dagegen proteſtire ich.

Proteſtiren Sie ein ander Mal; ich befolge meine Aufträge. Nehmen Sie die Schlüſſel zu allen Ihren Zimmern mit. Dort, wo Sie nicht aufſperren wollen, werde ich durch den Schloſſer aufſperren laſſen, den ich hieher beſchieden habe.

Nein, ſagte Gröbler, wie man jetzt einen rechtſchaffenen Mann, einen Bürger und Hausbeſitzer behandelt, das iſt doch außer aller Weiſ'!

Pepi, ſagte er zu Czalenka, beruhigen Sie ſich, unterdrücken
Ihr Herzklopfen, mir ſchlägt mein Herz auch! Mir ſchlagt's
Wuth, was mir angethan wird! Aber ich werde ſchon
ne Beſchwerde führen, ich will doch ſehen, ob man einen
ichen Familien-Vater auf ſeinem Grund und Boden ſo be-
deln und in ſeine Häuslichkeit ſo eindringen darf wie bei
m Raubſchützen.

Herr Gröbler ging, ihm folgten die Commiſſare und die
zte.

Frau Czalenka blieb in wahrer Verzweiflung zurück.

Wer uns dieſen Schimpf angethan hat, ſagte ſie — aber
kann es mir ſchon denken; das iſt kein anderer als der
chte Menſch, der Juſti, der ſoll ſich freuen!

Nach einer Pauſe, ſagte ſie: Wenn ich nur mit Bertha
chen könnte!

Sie ging, um die Glockenſchnur zu ziehen.

Was wollen Sie thun? fragte der Feldwebel der Wache,
ſich im Zimmer befand.

Meinem Stubenmädchen will ich läuten! antwortete Ma-
e Czalenka in höchſter Aufregung.

Sie dürfen mit Niemand ſprechen.

Madame Czalenka brach zuſammen und ſank auf ein
ha nieder.

Man wird Roſalie finden! ſagte ſie für ſich, ganz ſicher
nem Zuſtande finden, der entſetzlich iſt! — Wenn ſie todt
! Für mich wohl das Beſte! Wenn ſie aber lebt und mich
agt!

Sie verhüllte ſich das Geſicht! und ſank ganz bewußtlos
das Sopha zurück.

Die Hausunterſuchung begann.

Der Commiſſär ließ ſich nur zum Scheine einige Zimmer öffnen.

Er drang immer weiter, bis er auf den Gang gerieth, der zu der verhängnißvollen Kammer führte.

Schließen Sie hier auf, ſagte er in einem barſchen Tone.

Hier finden Sie nur leere Zimmer, Alles unbewohnt! Als ich noch meine Kinder im Hauſe hatte, wohnten dieſe hier, ſeit dem ſie alle aus dem Hauſe ſind —

Schließen Sie nur auf!

Die Schlüſſel ſtecken in den Schlöſſern.

Man trat in dieſe Zimmer.

Endlich begab ſich der Commiſſär und ſein Gefolge, welches ſammt und ſonders mit Lichtern verſehen war, in die verhängnißvolle Kammer.

Schließen Sie dieſe Thüre auf!

Da drin, ſagte Gröbler, welchem wie einem auf den Tod ſitzenden zu Muthe war, ſind Erdäpfel.

Schließen Sie nur auf, lautete der Befehl, wir wollen dieſe — Erdäpfel kennen lernen.

Ich habe keinen Schlüſſel, hauchte Gröbler.

Wo iſt der Schloſſer? fragte der Commiſſär.

Hier.

Aufſperren!

Um Gottes willen! rief Gröbler.

Es iſt offen! meldete der Schloſſer.

Die Commiſſion trat ein.

Gröbler hielt ſich an einen Tiſch, um nicht umzuſinken.

Als er aber ſeine Tochter im Bette ſah, bleich wie eine Perſon, die in den letzten Zügen liegt, da preßte es Gröbler die Worte aus:

Großer Gott! Was iſt hier geſchehen!

Iſt dies Ihre **Tochter**, oder iſt ſie es nicht? **fragte der** Commiſſär.

Gröbler ſchlug die Blicke zu Boden.

Abſichtlich hatte man die Blutlacke nicht weggeſchafft.

Man ſtellte Lichter auf den Boden und wies Gröbler die Stelle, auf welcher Roſalie gelegen.

Unnatürlicher Vater! donnerte der Commiſſär Gröbler in die Ohren: da ſehen Sie hin, was aus Ihrem leiblichen Kinde geworden! — Wenn wir nicht früher ſchon hier geweſen wären, hätten Sie dieſes unglückliche Geſchöpf nicht mehr am Leben geſehen. Sie ließen Ihrer — — vorgeblichen Frau freie Hand! Sie — — ich habe Ihnen nichts weiter zu ſagen, als daß Sie mein Gefangener ſind. — Im Hofe ſteht ein Fiaker, der wird Sie an den Ort führen, wohin Sie gehören.

Gröbler ließ ſich fortführen.

Er ſprach kein Wort.

Die beiden Commiſſäre kehrten zu Frau Czalenka zurück.

Madame! ſagte der eine, wir haben Ihnen anzukündigen, daß Sie uns zu folgen haben.

Wohin?

Das werden Sie ſchon erfahren.

Man wird mich doch nicht verhaften?

Ich bin Ihnen keine Antwort ſchuldig.

Haben Sie im Hauſe etwas gefunden, das Ihnen mißfällig war, ſo halten Sie ſich an den Hausherrn. Haben Sie die Tochter Gröblers entdeckt, ſo machen Sie den Vater verantwortlich; was geht mich dieſe fremde Perſon an!

Der Commiſſär ſchwieg und gab ein Zeichen, Frau Czalenka fortzuführen.

Die Wachen bemächtigten ſich ihrer.

Sie riß ſich los.

Arretiren? rief ſie, mich arretiren? Wenn Sie Jemand arretiren wollen, ſo arretiren Sie Herrn Gröbler; dieſer iſt der Schuldige, dieſer iſt verantwortlich für ſein Kind, nicht ich!

Ereifern Sie ſich nicht, Madame, ſagte der Commiſſär, Ihre Widerſetzlichkeit wird die Sache nicht beſſer machen. Ihr Ringen mit der Wachmannſchaft kann Ihnen nichts nützen.

Binden! rief Frau Czalenka entſetzt aus. Binden? mich? —

Sie beſann ſich.

Sagen Sie mir nur das Eine, nur die einzige Frage beantworten Sie mir, geht Gröbler leer aus? Hat dieſer nichts für ſeine Freiheit zu fürchten?

Das weiß ich nicht!

Das müſſen Sie wiſſen.

Verzögern Sie die Vollziehung meiner Amtspflicht nicht länger; meine Geduld iſt erſchöpft!

Wurde Gröbler verhaftet? — Wenn Sie ihn verhaftet haben, dann in Gottes Namen! folge ich Ihnen.

Sie werden mir folgen müſſen, ſonſt rufe ich noch ein Paar ſtarke Männer herbei, und laſſe Sie mit allem Aufſehen fortſchleppen!

Madame Czalenka weinte vor Schmerz und Bosheit.

Die Wachen führten ſie über die Stiege.

Ein zweiter Fiaker, nicht der, welcher Gröbler fortführte, ſtand nahe am Treppenhauſe.

Madame Czalenka kam heran.

Ein alter Mann ſtand am Wagenſchlage.

Als er Madame Czalenka erblickte und ſie ſeiner anſichtig wurde, grüßte er ſie höflich.

Der alte Herr ſprach kein Wort, ſah aber Frau Czalenka bedeutungsvoll an.

Sein Blick beugte die Verbrecherin mehr als die Arretirung.

Frau Czalenka ſtieß einen Schrei aus.

Der Mann, der ihr einen ſo vernichtenden Blick zuwarf, war Herr Lüdrich.

Der Fiaker fuhr mit der Gefangenen eiligſt fort.

Hierauf verfügte ſich Lüdrich zu dem Commiſſär.

Herr Commiſſär, ſagte er, ich höre zwar, daß die arme Unglückliche noch nicht transportirt werden könne. Wird dies aber, wozu mir die Aerzte Hoffnung machen, der Fall ſein, ſo biete ich Roſalien Gröbler mein Haus an. Ich will wie ein Vater, aber wie ein Vater der edelſten Art, für ſie ſorgen, ich will ſo viel für ſie thun, wie Einer, der ſein Leben ſeinem Kinde opfert. Hier meine Adreſſe. Ich rechne auf Ihr Verwort bei der Behörde, welche über meinen Antrag zu entſcheiden hat.

Der Commiſſär verſprach dem menſchenfreundlichen Antrage ſeine Befürwortung nicht zu verſagen.

Lüdrich geſellte zu ſeiner Bitte auch die, Bertha zur Wartung der armen Leidenden belaſſen zu wollen.

Auch Bertha, ſetzte Lüdrich hinzu, nehme ich in meinem Hauſe auf; ſie wird ohnehin in die Dienſte meiner künftigen Gattin treten.

Der Commiſſär gab ſein Wohlgefallen an beiden Anträgen zu erkennen und gelobte, beide zur Geltung bringen zu wollen.

Hierauf beſtieg Lüdrich ſeine Equipage.

Er nahm Helweg in ſeinen Wagen auf, und als dieſer ſich zu ihm ſetzte, ſagte Lüdrich:

Es iſt geſchehen! Mein Ziel iſt erreicht!

Noch kam ein Supplicant zu dem Commiſſär.

Es war Heinrich Juſti.

Darf ich ſie jetzt ſehen? fragte Heinrich.

Hierüber haben die Aerzte zu entſcheiden, erwiederte der Commiſſär: wenn dies ohne Gemüthsbewegung für die Bedauernswerthe geſchehen kann, habe ich nicht einzuwenden.

Heinrich ſuchte Bertha auf. .

Wie befindet ſich die arme Leidende? fragte Heinrich.

Sie liegt noch immer faſt ganz ohne Bewußtſein dahin. Die Aerzte fürchten die heutige Nacht!

Von dem Commiſſär habe ich die Erlaubniß, Roſalie ſehen zu dürfen; wenn mir dies die Herren Doctoren ebenfalls ererlauben, ſo bitte ich Sie, Bertha, führen Sie mich zu ihr. —

O, verlangen Sie ſich dies nicht; ihr Anblick würde Sie auf das Tiefſte erſchüttern!

Ich bin auf das Schlimmſte gefaßt; gerettet wird ſie ja doch werden, dies habe ich ja ſchon erfahren, und welches Glück für mich, wenn ſie dann erfährt, daß ich nicht einen Augenblick verſäumte, ſie zu ſehen, und meinem Schmerze an Ihrem Leidenslager Luft zu machen.

Ach, Herr von Juſti, ich möcht' mir die Augen aus dem Kopfe weinen, daß ich mich zurückhalten ließ, die Polizei in dem Augenblicke um Beiſtand für die Aermſte zu bitten, in welchem Roſaliens Vater mit Frau Czalenka von Mariazell zurück kehrte. Welch ein gräßliches, ihr Leben bedrohendes Leiden hätten wir Roſalien erſparen können.

Aber war ſie denn nicht dagegen? Wollte ſie nicht auf einem, für ihren Vater keine Gefahr bringenden Wege, ihre Freiheit erhalten? Wenn ihr Vater meine Bewerbung angenommen, wenn ſie meine Frau geworden, ſo würde weder das Gericht, noch die Welt erfahren haben, was die arme Roſalie ſeit Jahren gelitten!

Frau Czalenka entdeckte Ihren Brief. Ich fand ihn, als die Commiſſion eintrat, auf der Erde; dieſer Brief wäre bald an einem Morde Schuld geweſen.

Ach, mein gütiger Himmel! ſeufzte Heinrich, was habe ich Alles dem unglücklichen Weſen zu vergelten! Mein Leben ſoll dazu beſtimmt ſein, auszugleichen, was ich verſchuldet.

Erſuchen Sie nun die Aerzte, daß ich Roſalie nur ſehen dürfe, ich gelobe, nicht eine Sylbe zu ſprechen!

Bertha eilte fort, kam aber bald wieder und winkte Heinrich, daß er kommen möge.

Heinrich ſchlich in die Kammer.

Schon der Anblick des ekelhaften Gefängniſſes erfüllte ihn mit Grauen.

Nun ſah er Roſalie.

Sie ſah ihn nicht.

Er begab ſich leiſe zu ihr.

Er ſtarrte ſie an.

Als er ihr geiſterhaftes Antlitz erblickte, wankte er zur Thüre hinaus.

Auf dem Gange hatte er mit ſich zu kämpfen, daß er nicht ohnmächtig wurde.

XXIII.

Es vergingen volle acht Tage, bis Roſalie ſo weit hergeſtellt wurde, daß ſie zuſammenhängend ſprechen konnte.

Die Verletzungen, die ſie erlitten, waren zu groß, zu bedenklich, zu gefährlich, als daß man ſie irgend einer geiſtigen Anſtrengung, einer Gemüthsbewegung hätte unterziehen können.

Von einem gerichtlichen Vernehmen war keine Rede.

Dafür aber gaben Bertha, Helweg und ſelbſt der Bediente Karl Ausſagen zu Protokoll, welche über die, Roſalien zugefügten Leiden die haarſträubendſten Aufſchlüſſe gaben.

Der unzähmbare Haß der Frau Czalenka gegen Roſalie, die glühende Rachſucht dieſes Weibes, die wilden Leidenſchaften, die ſie beherrſchten, gaben ein trauriges Zeugniß des verderbten Herzens, das ſie beſaß.

Ihr größtes Unglück lag in ihrer Erziehung.

Eben weil ſie ſo wundervoll ſchön war, gab ihr ihre Mutter in allen Dingen nach.

Als Joſephine noch ein Mädchen von zehn Jahren war, tyranniſirte ſie ihre Mutter. Joſephine entwickelte ſchon damals einen liebloſen Charakter. Sie war ein ſo boshaftes Kind, daß ihr täglich einige Male die Ruthe gebührt hätte, aber je eigenſinniger, ſtarrköpfiger, unduldſamer das kleine

Geſchöpf war, je bereitwilliger und ſubmiſſer fügte ſich die Mutter ihren Launen.

Du biſt zu ſchön, mein Kind, äußerte ſich oft die Mutter, als daß Dir nicht in allen Lagen Deines Lebens unbedingt gehuldigt werden ſollte. Gott erhalte Dich nur und beſchütze Deine Schönheit, und Du wirſt einſtens noch Dein Glück und das Glück Deiner Mutter gründen.

Wenn die Mütter manchmal bedächten, welche nachtheiligen Folgen ihre Affenliebe den Kinder bereitet! — Was ſoll aus einem ſolchen Geſchöpfe werden, dem man unaufhörlich von ſeinem zarteſten bis zum reifen Alter vorſchwätzt: „Du biſt vollkommen, Du beſitzeſt alle geiſtigen und körperlichen Vorzüge, die ein irdiſches Weſen beſitzen kann; Du biſt ſchöner als das Ideal der höchſten Schönheit; Du biſt gebaut wie eine Hebe, haſt ein Auge wie Juno und beſitzeſt Verſtand wie Minerva; Dir kann Niemand widerſtehen, Dir darf Niemand widerſtehen; vor Dir muß die geſammte Männerwelt in den Staub ſinken und gläubig ausrufen: Laß mich zu Deinen Füßen ſterben!“

Wir kennen viele Mütter, welche in dieſer Weiſe ſprechen, wir kennen viele Töchter, die an dies Gefaſel glauben und — unglückliche Geſchöpfe werden.

Joſephine liefert hiezu einen traurigen, ſehr traurigen Beleg.

Gewiß hatte ſie die Abſicht, Roſalie aus der Welt zu ſchaffen, wenn ſie dieſe Abſicht gleich bei den gerichtlichen Vernehmungen leugnete.

Was Roſalie betrifft, ſo brachten ſie die Aerzte, nachdem ſie die erſte Nacht in ihrem Wundfieber überwunden, aus ihrem Kerkerzimmer in ein freundliches Gemach. Nach drei

Tagen wurde ſie in einer Sänfte in das Haus Lüdrichs transportirt.

Joſephinens Schweſter wollte ſich die Genugthuung nicht nehmen laſſen, Roſalie zu pflegen, gut zu machen, was Joſephine verbrochen; die Aerzte ließen aber Eva nicht zu ihr, weil ſie befürchteten, die allzugroße Aehnlichkeit der beiden Schweſtern könnte in der Leidenden die ſchrecklichen Erinnerungen noch lebendiger machen; aber Bertha war bei ihr, Bertha war eine Krankenwärterin, wie keine beſſere gewünſcht werden konnte und Juſti beſuchte die Geliebte täglich zwei Mal.

Juſti war der beſte Seelenarzt. Jetzt erſt geſtand ſich Roſalie, daß ſie ihn liebe und an ſeine Liebe glaube.

Gröbler und Czalenka wurden nicht ſogleich dem Criminalgerichte übergeben, ſie wurden vorerſt in das Polizeihaus gebracht, und erſt nachdem die Vorunterſuchungen geendet, dem Criminalgerichte zugewieſen.

Im Criminal-Gerichtsarreſte war Gröbler in ſich gekehrt, in tiefe Wehmuth verſunken, ſchweigſam und duldend; Czalenka hochfahrend, keck, lärmend und herriſch. Sie dominirte ihre Mitgefangenen; ſie ſpielte die reiche Dame und drohte in Einem fort mit ihrer Rache. Alle die armen Geſchöpfe, denen man die Freiheit genommen, ſchmiegten ſich gleichſam unter ihren Willen, bis auf eine Frau Tetzel, eine Marktfierantin, welcher man zur Laſt gelegt hatte, daß ſie einen Cattun-Drucker betrogen, welches ſich aber als unwahr herausſtellte, weshalb ſie auch bald ihre Freiheit wieder erlangte.

Als Frau Czalenka in ihrem Hochmuthe ein Mal zu weit ging und den Weibern das laute Schwätzen verbieten wollte, weil ſie dies ſtöre, war Frau Tetzel ſo frei, gegen den lächerlichen Dünkel der „hochnaſigen“ Madame zu proteſtiren.

Hier hat Niemand ein Recht ſich über ſeine Stubengenoſſen zu erbeben, und gäbe es einen Vorzug zwiſchen uns, ſo hätte ihn ſicher nur diejenige, welche die geringſte Strafe zu erwarten hat, und die geringſte Strafe wird wahrſcheinlich Sie, Madame, nicht treffen.

Ich werde gar keine Strafe zu erwarten haben, gab Frau Czalenka zurück.

Keine?

Frau Tetzel lachte.

Da müßte es keine himmliſche und keine weltliche Gerechtigkeit geben! Glauben Sie, wir wüßten nicht, was Sie gethan haben? — Zu Maria Thereſias Zeiten wären Sie geköpft worden für Ihr Verbrechen. — Sie können Gott danken, wenn Sie „mit zehn Jahren Zuchthaus davon kommen!"

Frau Czalenka erſchrak heftig.

Dieſe „zehn Jahre" möge man Herrn Gröbler beſtimmen, im Falle es noch ein Verbrechen iſt, wenn ein Vater ſeiner Tochter die Freiheit nimmt, einer Tochter, die nichts werth iſt, und ihren Angehörigen nur Schande macht.

Was hat ſie denn gethan?

Verliebt war ſie in jeden Männerfrack und Amanten ſind ins Haus gelaufen Dutzendweiſe!

Zu Roſalie Gröbler?

Ja, zu Roſalie Gröbler.

Da hab' ich andere Nachrichten; ich bin ja ebenfalls aus der Währingergaſſe. Ihre Geſchichten mit Männern, Madame, hat jedes „Kirfelweib" zu erzählen gewußt, und die Spatzen auf dem Dache haben das Lied geſungen:

„Nicht einmal in der Still' und in der „G'ham" (im Geheimen)
Geh'n die Herrn zu der Madam'!"

Frau Czalenka gerieth außer ſich.

Frau Tetzel! ſchrie ſie, dies ſollen Sie mir nicht umſonſt geſagt haben!

Hören Sie auf! Was wollen Sie mir denn thun? Wollen Sie mich vielleicht auch einſperren? ich bin ohnehin ſchon eingeſperrt — oder vielleicht ebenfalls mit einer eiſernen Stange bis auf den Tod ſchlagen? Haha! Ich fürchte Sie nicht! Sie haben auch keine Courage gegen mich, ſonſt wären Sie mir ſchon in die Haare gefahren! — Bleiben Sie hübſch ruhig und blaſen Sie ſich im Arreſte nicht auf! hier gilt der Stolz nicht! — Pfui! über Sie, Sie indirecte Mörderin! Ein armes, wehrloſes Geſchöpf ſo zu mißhandeln und Jahre lang wie eingemauert in einem finſteren Loch ſitzen und ſchmachten zu laſſen! — Ich ſollte eine Stimme haben über Sie! — Ich würde Ihnen Ihre große Unmenſchlichkeit austreiben, zum abſchreckenden Beiſpiel für alle Zeiten!

Frau Czalenka vermochte aus Ingrimm und Zorn nicht zu ſprechen.

Die Arreſtthüre wurde aufgeſperrt.

Einer der Gefangenwärter trat herein und holte Frau Czalenka in das Bureau des Unterſuchungsrichters.

Die wird jetzt wieder bei dem Verhöre, das ſie auszuſtehen hat, Alles dem dummen, ſchwachen Mann in die Schuhe ſchieben! bemerkte Frau Tetzel. — Sie ſagt es ja ſelbſt, daß der alberne Gröbler das ganze Verbrechen auf ſich nehmen müſſe, und er wird's thun, aus lauter Liebe zu ihr wird er es thun! Wenn ſie ſie freilaſſen und ihm Hundert Jahre ſchweren Kerker dictiren, ſo macht er ſich eine Gnade daraus!

XXIV.

Gröbler glich in ſeinem Arreſte ſchon nach den erſten acht Tagen einem Geſpenſte. — Zwar erhielt er, ſo wie Frau Czalenka ſogleich von ſeinem Unterſuchungsrichter eine anſtändige Zulage zur beſſeren Verköſtigung, aber er aß ſehr wenig; was er ſich immer bringen ließ, wendete er ſeinen Stubengenoſſen zu.

Gröbler wäre vielleicht ganz verzweifelt, wenn er nicht ſeinen ehemaligen „Zimmerputzer,“ einen verſchmitzten, und wie der Wiener ſolche Leute bezeichnet, „mit allen Salben geſchmierten, mit allen Waſſern gewaſchenen Menſchen,“ einen Menſchen, den Gröbler wegen ſeiner grenzenloſen Keckheit und Familiarität aus ſeinem Hauſe gewieſen, in ſeinem Gefängniſſe angetroffen hätte.

Dieſer Zimmerputzer war, obgleich ein ſchlechter Menſch, ein komiſcher Kauz, und erheiterte Gröbler ſpäter oft durch ſeine Poſſen.

In dem Augenblicke, als Gröbler in den Arreſt trat, bewillkommte ihn Georg, der Zimmerputzer.

Jeſus! Herr von Gröbler! rief Georg, wie kommen Sie hieher?

Aus Dummheit oder aus Mißverſtändniß! ſagte Gröbler kleinmüthig. So geht es, wenn man Kinder hat, das ſind die Vaterfreuden. Meine älteſte Tochter bringt mich hieher. Vater ſoll man ſein und ſoll es bleiben laſſen. — Wenn ich heute wieder auf die Welt komme, werde ich kein Vater mehr: ich hab's „verredt!"

Haben Sie ihr denn etwas geſtohlen, Herr von Gröbler?

Ich und ſtehlen! Talk! Wie kommſt Du auf dieſe Sprach'?

Weil hier nur Diebe beiſammſitzen!

Eine ſchöne Geſellſchaft! Und Du Georg biſt auch ein Dieb?

Schon lang', ich hab' auch in Ihrem Haus, während ich noch die Ehre hatte, Ihnen zu wichſen, recht hübſch geſtohlen: es war mir recht leid, daß Sie damals einen anderen Zimmerputzer genommen haben; es hätte ſich bei Ihnen viel „machen" laſſen! Herr Gott, iſt in Ihrem Hauſe das Silber herumgelegen, es hat Einen völlig gebeten, „ſchnipf mich!" aber ich war discret, das Silber, worauf Ihr Name gravirt war, hab' ich nicht eingeſteckt, aber das Silber ohne Namen, das namenloſe Silber, den Bretkorb, die Zuckerbüchſe, die zwölf kleinen Deſſertmeſſer, die vergoldeten Caffeelöffel, die Spargelſcheere, alles dies hab' ich genommen; Sie haben damals geglaubt, Ihr voriger Bedienter, der Vincenz wäre es geweſen; Sie haben ihn weggejagt, anpumpt! ich war es. Es könnte mir's der Tandler in der Steingaſſe bezeugen, bei dem ich es nach und nach, wie ich es „gekrapſt" hab', „verklümmelte," aber der dumme Kerl iſt geſtorben; es iſt mir recht leid um ihn. —

Und das ſagſt Du mir ſo ins Geſicht?

Nur hier! Wären wir nicht im „Criminal" zuſammen gekommen, hätten Sie Ihr Leben lang nichts erfahren. — Was macht denn die Frau von Czalenka? Befindet ſie ſich immer wohlauf? — Die wird eine Freud' haben, daß man Sie eingeſperrt hat; Sie waren ihr ohnehin immer im Weg'! Jetzt wird ſie's treiben! Jetzt darf ſich kein Liebhaber mehr geniren, jetzt kann ſie bei ihren Anbetern herumcalfaktern. Eine brave Frau, ſo oft ich ihr einen Liebesbrief irgendwo hingetragen hab' — hat ſie mir ein paar Zwanziger geſchenkt!

Du ſagſt mir ſchöne Sachen!

Nur hier! Wenn wir alle zwei frei wären, hätte ich die gute Frau um keinen Preis verrathen.

Ihre Rendezvous werden jetzt aufhören. —

Iſt ſie todt?

Gott bewahr! Sie iſt eingeſperrt wie ich.

Sie hat auch geſtohlen?

Ich kann Dich gar nicht begreifen. Muß denn Alles ſtehlen, was ſich hier befindet?

Verſteht ſich! Sie glauben nicht, was es jetzt für Dieb gibt, die honnetteſten Leut ſtehlen.

Daß Du ein gar ſo unverſchämter Kerl biſt, hätte ich doch nie geglaubt. —

Unverſchämt? Warum denn unverſchämt? Mein Criminalrath ſagt immer bei meinen Verhören, ich ſoll die Wahrheit ſagen — ich ſage nun die Wahrheit, alſo kann ich nicht unverſchämt ſein.

Wer ſind denn dieſe Herren alle?

Ich hab's ohnehin ſchon geſagt, lauter Dieb. Der Kleine mit dem Spitznamen der „Mauſer," der ſtiehlt nur Brieftaſchen; dem können Sie einen eiſernen Mörſer von zehn Centen hinlegen, er nimmt ihn nicht; der große iſt ein Poſtſchreiber vom Land, der hat nur Geldbrief geſtohlen; der Schwarze iſt ein ausgezeichneter Uhrendieb; wenn Eine zehn Gehäuſe hat, er ſtiehlt ſie, und wenn Einer ſeine Uhr im Stiefel tragt, er ſtiehlt ſie, und ſo hat jeder dieſer Herren ſein Fach; der Bucklige war Schreiber bei einem Lotterie-Collecteur, der hat das Geldlatel ausgeräumt. — Jetzt ſagen Sie, aber ehrlich, was Sie gemacht haben?

Nichts! Du wirſt mich doch als einen ſo rechtſchaffenen Mann nicht einer ſolchen Niederträchtigkeit fähig halten!

Reden Sie nicht ſo unbeſonnen, Sie verfeinden ſich ja mit der ganzen Clique.

Ich hab meine Tochter Roſalien zu Hauſe eingeſperrt gehalten und das iſt „ihnen“ nicht recht.

Nicht recht? Was iſt denn da dran! Jeder Vater ſoll ſeine Kinder zu Zeiten einſperren, damit ſie es kennen lernen und kommen die Kinder einmal in die Lag' eingeſperrt zu werden, damit ſie es ſchon gewohnt ſind, das gehört zur Erziehung.

Glaubſt Du, daß mir Etwas geſchehen kann?

Was fällt Ihnen ein! Keine Idee! Uebrigens iſt es eine Hauptregel: nur läugnen, und was Ihnen immer vorgehalten wird, auf andere ſchieben. —

Das kann ich nicht. Ich könnte es nur auf meine Pepi ſchieben und da werde ich mich hüten. —

Behaupten Sie, die Tochter habe ſich ſelbſt eingeſperrt. —

O das wird man nicht glauben, man hat ſie eingeſperrt gefunden, und was das Schrecklichſte iſt, furchtbar mißhandelt — mehr todt als lebendig.

Haben Sie dies gethan?

Nein.

Die Frau Szalenta?

Ich glaube.

Da ſagt man beim Verhör: Ich weiß es gewiß.

Warten Sie, ich mache Sie mit dem Magern bekannt, das iſt ein Juriſt, der diente bei einem Advocaten, der kennt das ganze Geſetzbuch auswendig; der hat ſeinem Doctor 2500 fl. aus der Expenſen Kaſſa geſtohlen, darauf begab er ſich auf die Flucht, den haben ſie erſt in Bremen erwiſcht, wenn ſie ihm noch eine Stunde Zeit laſſen, ſitzt er ſchon im Schiff und rudert nach Amerika: Sie, das iſt ein „Capo“ der unterrichtet uns in Allem, was wir bei den Verhören ſagen ſollen; unſere Herren Räthe begreifen gar nicht, wie wir zu den pfiffigen Antworten kommen.

Stell mich vor!

Georg rief im Tone der magiſtratiſchen Gerichtsdiener: Herr Doctor von Schlarazitzki!

Der ſogenannte Doctor kam herbei.

Ich habe die Ehre, Ihnen eine Partei aufzuführen, di Geld hat! die Partei bedarf Ihres Rathes, Ihrer Hilfe, Expenſen können Sie aufſchreiben, ſo viel Sie wollen; es wir nichts moderirt, nur bittet man um einen kurzen Proceß, denn Zeit iſt Geld! keine Erſtreckung! auf den Arreſt könne Sie auch nicht klagen, weil er ſchon vorgenommen wurde, es handelt ſich hier um Wiedereinſetzung in den vorige S[illegible]de!

Ich bin zu Dienſten! erwiederte Schlapazitzki. W haben Sie geſtohlen? Wo haben Sie geſtohlen und ſind S dabei erwiſcht worden?

Ei laſſen Sie mich aus! ſagte Gröbler, mit Ihrem „Diebsverdacht“, ich bin ein ehrlicher Mann.

Schon recht ſo! Bei dieſer Red' bleiben Sie. —

Ich habe mein ganzes Leben Niemandem Etwas genommen. —

Bravo!

Mein Vorleben iſt untadelhaft, ich hatte nie bei Gericht einen Anſtand, eingeſperrt war ich nie. —

Aber wenn Sie ohnehin ſo gut und decidirt antworten, wozu brauchen Sie denn mich?

Das ſag' ich ja nur Ihnen! -

Das wäre gefehlt! das müſſen Sie Ihrem Richter ſagen

Sie verſtehen mich nicht; ich bin ja nicht wegen Diebſtahl hier!

Wegen was denn?

Man wirft mir vor, daß ich mein Kind, meine Tochter Roſalie eingeſperrt gehalten. —

Ach Ihre Geſchichte kenne ich. Ich war bei dem Doctor Föhrenleitner in der Kanzlei. Als ich noch dort practicirte, munkelte ſchon mein Principal, daß Sie Ihr Kind unbefugt ihrer Freiheit beraubt hätten; alſo war es doch wahr? — Da iſt mir leid, da kann ich Ihnen nicht helfen, ja, wenn Sie ein Dieb wären, allen Reſpect! da hätte ich Ihnen einen Rath ertheilen können, aber mit ſolchen Lappalien, wie Sie begangen, befaß' ich mich nicht!

Sagen Sie mir nur, ob ich eine Strafe zu erwarten habe?

Geſchah es, um irgend einen pecuniären Vortheil zu erringen, ſo wäre dies ſchlimm für Sie, geſchah es aber au übelverſtandener väterlicher Gewalt, ſo können Sie leichter durchkommen. Auf jeden Fall ſtellen Sie ſich dumm, ſeh dumm — doch was ich von Ihnen gehört habe, brauchen Sie ſich nicht zu verſtellen.

Ich möchte nicht nur mich, ſondern auch meine Pepi aus der fatalen Lage bringen.

Das iſt glaub' ich Frau Czalenka. Denken Sie an ſich! Retten Sie ſich ſelbſt! Dieſe Frau wird nichts anderes thun, als Sie zum Verbrecher zu ſtempeln.

XXIV.

Gröblers Lage wurde nun zur troſtloſeſten. Gewohnt, auf einem großen Fuße zu leben und ſogar eine Art von Veneration zu genießen, Herr ſeiner Zeit und, ſo viel ihm dies noch zu Gebote ſtand, auch ſeines Geldes zu ſein, befand er ſich nun plötzlich unter Dieben und Beutelſchneidern, die ihn wie ihres Gleichen behandelten und nicht einmal ihres Mitleids werth hielten. —

Hätte er etwas weniger Leichtſinn und mehr Verſtand beſeſſen, er hätte geradezu verzweifeln müſſen.

Er wendete ſich in ſeiner entſetzlichen Lage, nachdem ihm Schlapazitzki erklärt, daß er Gröbler nur dann einen guten Rath ertheilen könne, wenn er, Gröbler, ein Dieb wäre, noch einmal an Georg und bat dieſen, den Doctor, ſo wurde Schlapazitzki im Arreſte genannt, zu bewegen, daß er ſein Gehirn anſtrengen und ihm doch etwas Geſcheides zuflüſtern möge, das ihm dienſtlich ſei.

Mir fällt gar nichts ein, meinte Gröbler; wenn mich mein Criminalrath ſcharf „anrumpelt“, ſo bin ich gleich weg, und dennoch möchte ich mich und die Pepi aus dem Arreſte ſo ſchnell als möglich befreien.

Stelle dies dem Doctor noch einmal vor! bat Gröbler, rede ihm zu, damit er mir beiſteht, koſtet's was koſt't! Sag' ihm, ich ſei ja der Mann, der ſich nicht ſpotten laſſe, bringe ihm bei, es wäre der Mühe werth, mir und der Pepi zu helfen. Zu ein paar tauſend Gulden „verobligir'" ich mich, und bezahle ſie in dem Augenblick, in welchem ich und die Pepi frei werden; Dir, Georg, zahl' ich alle Tag' ein prächtiges Mittagsmahl und ein Abendeſſen, ſo lange ich im Arreſt bin, und wenn Du und ich wieder „herauſt" ſind, kommſt Du wieder in mein Haus, in welchem es Dir ſo gut gegangen iſt.

Georg drang nun in den ſogenannten Doctor, ſeinen ganzen Scharfſinn anzuwenden, um Gröbler zu helfen.

Wenn Sie ſich und Ihre Pepi retten wollen, ſagte endlich Schlapazitzki, ſo bleibt nichts Anderes übrig, als die Tochter ſo ſchlecht als möglich zu machen —

Das werd' ich thun! erwiderte Gröbler.

Sie müſſen vorgeben, ſchon ihrer gemeinen Klatſchſucht wegen hätten Sie Ihre Tochter von allen Menſchen entfernt halten müſſen; dieſe Roſalie hätte die beſten Menſchen auf die unverſchämteſte Weiſe unter einander gehetzt. Sie hätte allen Menſchen die Ehre abgeſchnitten und ſelbſt Sie, als Vater, nicht verſchont.

Da ſchaut's her! ſagte Gröbler.

Ferner müſſen Sie behaupten, daß Ihre Tochter den lügenhafteſten Charakter beſitze, den je ein junges Frauenzimmer aus einem rechtſchaffenen Bürgerhauſe gezeigt; Roſalie habe gelogen und lüge noch immer wie gedruckt; ihre Unreinlichkeit und ihr Hang, Alles zu zertrümmern —.

Das iſt wahr, unterbrach Gröbler den Doctor; vor ſechs Jahren hat ſie zwei Mal nach einander Stricknadeln abgebrochen und ein Mal — ein Mal ein Medicinflaſchel zuſammengeſchlagen —

Da müſſen Sie ganze vorzellainerne Service nennen, die ſie aus Bosheit zerſchlug, nicht ſolche unbedeutende Dinge! entgegnete der Doctor, wenn man Ihre Ausſagen würdigen ſoll.

Richtig! richtig! ſagte Gröbler, ein Porzellain-Service kommt auch 400 – 500 fl., indeß ein Medicinflaſchel einen Kreuzer koſtet.

Weiter behaupten Sie, hätte Ihre Tochter in Ihrem Hauſe geſtohlen; was Ihnen z. B. Georg genommen, das ſchieben Sie Ihrer Tochter in die Schuhe.

Das geht in ein paar Stiefel, was der Zimmerputzer mitgehen hat laſſen! bemerkte Gröbler.

Endlich geben Sie an, Sie hätten Roſalie beſonders darum einſperren müſſen, weil ſie ſich ſcandalös mit Männern betragen.

Kreuzſickerment! rief Gröbler aus, das kann ihr das Genick brechen! — Wenn ich nun dies Alles nur auch der Pepi könnte „ſtecken“ laſſen, damit wir auf einer gleichen Rede bleiben.

Sorgen Sie ſich um dieſe nicht, verſicherte Schlapazitzki, die ſagt Ihrer Tochter vielleicht zwanzig Mal Schlechteres nach, als mir jetzt einfiel.

Herr Gröbler hielt ſich genau an ſeine Inſtruction.

Er verläumdete ſein eigenes Kind unbarmherzig; Frau Czalenka war noch gewiſſenloſer, dieſe ſagte Roſalien Dinge nach, welche die Feder ſich ſträubt, den Leſern mitzutheilen.

„Allein, abgeſehen davon,“ ſchreiben die Beiträge zur Criminalwiſſenſchaft, Seite 186, „daß durch vielfältige Nachforſchungen ſich vollkommen nachgewieſen hatte, daß Roſalie ehedem immer und auch vom Tage ihrer Befreiung bis zum Tage der Verurtheilung ihres Vaters und ſeiner Geliebten reinlich, arbeitſam, keine Plauderin und Auslauferin, keine männerſüchtige, ſondern vielmehr eine ſittliche und ehrliche Perſon geweſen ſei, und daß ſie ſich nicht plötzlich aus freiem Antriebe in ihrem Charakter ſo geändert haben konnte, ſo vermochte Gröbler, über den Grund der erwähnten, wider ſeine Tochter vorgebrachten Beſchuldigungen näher befragt, doch nichts anderes zu antworten, als daß man Roſalie ihm ſo geſchildert und er dieſen Schilderungen unbedingt geglaubt habe. — Ueber die frechen Verläumdungen Roſaliens, welche Czalenka verbrachte, wurde gerichtlich erhoben, daß dieſe dem unglücklichen Mädchen nur darum alle die ſchändlichen Laſter aufgebürdet, um dadurch freie Hand zur immer ſtrengeren Abſonderung und Mißhandlung Roſaliens zu erhalten, und Gröblern gegenüber irgend einen Zweck, den ſie ihm verborgen halten mußte, erreichen zu können."

Endlich genaß Roſalie.

Sie vermochte vor dem Criminalgerichte zu erſcheinen.

Sie machte von dem durch das Geſetz eingeräumten Rechte, gegen ihren Vater nichts ausſagen zu dürfen, keinen Gebrauch.

Sie ſagte unverholen aus, was ſie auszuſagen hatte.

Die Richter hörten die Schilderungen ihrer Leiden mit der größten Theilnahme.

Ihre Ausſagen ſind in dem erwähnten Werke gedruckt, und dennoch laſſen ſie ſich hier nicht wörtlich wiedergeben.

Am meiſten litt Roſalie durch den entſetzlichen Geruch in ihrem Arreſtzimmer.

„Roſaliens Kammer," bemerken die „Mittheilungen,"

„war völlig verpeſtet, weil außer dem dort herrſchenden Hundsgeruche ſich noch andere unreine Gegenſtände befanden, welche der Anſtand zu nennen verbietet.“

„Daß der fortdauernde Aufenthalt in einem ſolchen Locale mit Bedacht auf Roſaliens Behandlung den nachtheiligſten Einfluß auf deren Geſundheit äußern mußte, iſt ſchon an und für ſich einleuchtend, die Gerichtsärzte gaben übrigens ihr Gutachten dahin ab, daß die Geſundheit Roſaliens weſentlich beeinträchtigt erſcheine, ſie an Abmagerung des Körpers und an allgemeiner Schwäche leide, die als Folge der den Vegetationsproceß ſo ſehr beeinträchtigenden Behandlung derſelben anzuſehen ſei; daher erklärten ſie bei ihrem Gutachten bei dem Umſtande, daß eine ſchwere Verletzung diejenige genannt werde, welche entweder unmittelbar oder durch ihre Folgen die Störung der Verrichtungen, die Unbrauchbarkeit oder den Verluſt eines wichtigen Theiles des Körpers nach ſich ziehe, oder den Verletzten in Lebensgefahr bringe, und es bei der ärztlich unterſuchten Roſalie an Störung der Verrichtungen, ſowohl der Lunge und des in derſelben ſtattfindenden Oxydations-Proceſſes als auch des geſammten Nervenſyſtems, endlich auch der Aſſimilation, bei den durch mehr als ein Jahrzehend mit äußerſt kurzen Unterbrechungen willkürlich herbeigeführten Schädlichkeiten ihrer Natur nach nicht fehlen konnte, in dieſen Störungen der Verrichtungen edler Organe und höchſt wichtiger Syſteme eine ſchwere, wenn auch für den Augenblick mit keiner abſoluten Lebensgefahr verbundene Verletzung zu finden, die ſich bei ihr eben als eine andauernde, allgemeine Nervenſchwäche, wegen der ſie nun mit großer Schonung zu behandeln komme, und als Abmagerung deutlich genug ausſpreche.“

Im Verlaufe der Unterſuchung wurde auch des Geldes gedacht, das ſich bei Frau Czalenka bei ihrer Verhaftung vorfand. Es betrug in baarer Silbermünze fünf Tauſend Gulden und 839 Stück Ducaten in Gold. Dieſe Summe und die außerordentlich reiche Garderobe, dann die Andeutungen Roſaliens, ließen den bedenklichen Beſitz Czalenka's um ſo mehr vermuthen, als in dem Augenblicke, als Czalenka's Mutter ſtarb, ſich kein Vermögen vorfand und ſich auch anderweitig kein Vermögen nachweiſen ließ.

Als man Gröbler hierüber befragt, und die Ausſagen ſeiner Tochter zur Kenntniß brachte, endlich die Geſchichte von dem Nachſchlüſſel mittheilte, äußerte er ſich voll Schonung:

„Mir iſt nie Geld abgegangen, es kann mir alſo auch keines geſtohlen worden ſein." Seine Liebe zu Czalenka, ſeine Theilnahme an ihrem Schickſale ſchwand erſt nach den ſpäteren gerichtlichen Vernehmungen; das Gericht theilte nämlich dem Verblendeten mit, auf welche abſcheuliche Art Czalenka ſeine brave Tochter verleumdet und mißhandelt, und ihn für ſeine Anhänglichkeit belohnt. Die Augen wurden dem blöden, ſchwachen Manne endlich geöffnet; jetzt ergriffen ihn Reue und Entſetzen; er weinte wie ein Kind, gelobte, nach wieder erlangter Freiheit ſeine Tochter zärtlich und innig zu lieben, ihr all die Unbilden, die ihr zugefügt wurden, abzubitten, gut zu machen, was er verſchuldet und des Scheuſals, Czalenka, nie mehr zu gedenken.

XXV.

Wir eilen dem Schluſſe unſerer Mittheilungen zu.

Gröbler wurde zu zweijährigem ſchwerem Kerker, Czalenka zu dreijährigem verurtheilt.

Sie wurden Beide in das Strafhaus abgeführt.

Roſalie vermählte ſich nicht; ſie wollte durchaus des Vaters Freiheit, nach überſtandener Strafe, abwarten, aber dieſe Freude ward ihr nicht zu Theil.

Gröbler erkrankte in ſeinem Gefängniſſe; die Demüthigung, die er erlitten, war zu groß; die Entbehrungen, welche ihm auferlegt wurden, waren für ihn, der immer in Luſt und Freuden gelebt und die herrlichſten Mahlzeiten und köſtlichſten Weine genoſſen, zu empfindlich; an Jahren war er auch zu weit vorgerückt, als daß er ſo namhafte Drangſale hätte lange überdauern können.

Er lag im Zuchthaus-Spitale, und ſah der Stunde ſeiner Auflöſung entgegen.

Noch einmal wollte er aber ſein geliebtes Kind ſehen, dasſelbe, welchem er ſo wehe geſchehen ließ, umarmen, und von dieſem Kinde erfahren, daß es dem Vater verzeihe.

Man war ſo menſchenfreundlich, des Vaters letzten Wunſch zu erfüllen.

Roſalie wurde gerufen und an das Bett des Sterbenden geführt.

Sie erkannte ihren Vater kaum.

Er war ein Skelett geworden; der große ſtattliche Mann war zu einem Popanz zuſammengeſchrumpft. Roſalie ſank vor Entſetzen an dem Lager des Bettes zu Boden, als ſie ihren Vater in dieſem Zuſtande erblickte.

Als ſich Roſalie erholt hatte, reichte ihr Gröbler die welke Hand und ſprach mit ſchwacher, kaum hörbarer Stimme:

„Verzeihe mir, mein Kind, und laſſe mich nicht von der Welt ſcheiden, ohne den Troſt, daß Du gegen mich keinen Groll im Herzen hegſt.“ —

Er machte eine lange Pauſe bis er wieder zu ſprechen vermochte.

„Wir hätten Alle glücklich, ſehr glücklich leben können,“ fuhr er fort, „ich und Du und meine andern drei Kinder, wenn — wenn — —“

Er unterbrach ſich wieder, und ſeine tiefen Augenhöhlen hätte eine Thräne erquicken können, aber er hatte keine Thräne mehr!

Roſalie umarmte ihren Vater und ſprach ihm den Troſt zu, daß ſie nie daran gedacht, den Vater anzuklagen, da ſie wohl gewußt, wie jene Frau —

Roſalie ſprach abſichtlich kein herbes Wort aus; ſie bedeckte des Greiſes Augen und Lippen mit Küſſen und kniete vor ihm nieder.

„Dieſen Segen,“ ſprach er, „den ich Dir hier gebe, theile auch Deinen Geſchwiſtern mit, Deinen Schweſtern, Deinem Bruder, die ich ebenfalls um Vergebung bitte. Könnte ich der Welt als ein abſchreckendes Beiſpiel dienen, ihr zu zeigen, wohin Leichtſinn, thörichte Leidenſchaften und vor Allem Pflichtvergeſſenheit gegen ſeine Familie führen, ich würde hinreichend Troſt in jene Welt mit mir nehmen; mir haben meine ſchweren Sünden Ehre, Freiheit, Vermögen geraubt, und jetzt koſten ſie mich auch das Leben! Roſalie, bete für mich! — Ich fühle mein Ende!"

Roſalie ſchloß den Vater in die Arme, und in ihren Armen hauchte er ſeinen letzten Athem aus.

Erſt nach einem Jahre vermählten ſich Heinrich und Roſalie, früher noch wurde Eva Lüdrichs Frau.

Mit den Glücklichen wären wir zu Ende; wir haben noch über eine Unglückliche Bericht zu erſtatten.

Eines Abends ließ ſich ein armes Weib bei Frau v. Lüdrich melden.

Sie ſah ſo elend und verkümmert aus, ſo kläglich und krank, daß die Bedienten Anſtand nahmen, der Frau vom Hauſe ein Wort von ihr zu ſagen.

Ein Almoſen wollen wir wohl für Euch erbitten, aber verlaſſen dürfen wir Euch nicht.

Sagen Sie der Frau v. Lüdrich, bat ſie den Bedienten, daß ihre Schweſter es ſei, die ſie ſprechen wolle.

Ihre Schweſter? ſagten die Bedienten, ihre „Mutter vielleicht. Wohl wiſſen wir, daß Frau v. Lüdrich eine Schweſter beſitzt, aber dieſe — Züge! — Die Herrſchaft geſtattet nicht, daß wir gegen Arme unhöflich ſeien; alſo wir wollen die Frau nicht abweiſen, aber melden können wir ſie auch nicht; gehen Sie in den Vorſaal und warten Sie, bis die Kammerjungfer kommt, die hat mehr Pouvoir als wir, wenn dieſe es über ſich nimmt — wir haben nichts dagegen.

Frau Czalenka trat in den Vorſaal.

Da hing ihr Bild. — Daſſelbe Bild, das Gröbler von einem der erſten Künſtler Wiens malen ließ.

In den Beſitz Lüdrichs gerieth das Portrait durch eine öffentliche Feilbietung.

Als nämlich Gröbler ſtarb, ordneten die Gerichte an, daß Gröblers Hinterlaſſenſchaft verkauft, mit dem daraus gelöſten Gelde ſeine Gläubiger bezahlt, und was erübrigt, für ſeine Kinder hinterlegt werden ſolle.

Bei der Licitation der Möbels wurde auch das Bild Czalenka's losgeſchlagen.

Eva, ihre Schweſter, ließ daſſelbe erſtehen, damit es nicht das unglückliche Schickſal haben ſolle, bei irgend einem „Tandler" vor der Ladenthüre zu prangen.

Dies Bild ließ Frau Lüdrich in ihrem Vorſaale einen Platz finden, in dem Prunkſalon verſtattete der Gatte der Dame vom Hauſe dem Bilde die Placirung nicht.

Frau Czalenka trat vor ihr Bild hin.

So war ich Einſt! ſagte ſie.

Sie warf einen Blick in den Spiegel.

So bin ich Jetzt! rief ſie aus.

Was in dieſem Momente in ihrem Innern vorging, wird der Leſer wohl errathen.

Das Bild zeigte allen Liebreiz einer ſchönen üppigen Frauengeſtalt in der glänzendſten Toilette, mit koſtbarem Schmucke, theuren Spitzen, in prachtvollem Atlaskleide.

Das Original, ſeit drei Jahren im Gefängniſſe, um zwei Decennien gleichſam älter geworden, erfahl das Antlitz, die Augen erloſchen, die Geſtalt gebeugt, das Herz gebrochen, der angeborne Stolz im Zuchthauſe gebändigt, erkannte ſich kaum ſelbſt mehr.

Frau Czalenka ſeufzte tief auf; ſie ſank unwillkürlich auf einen Stuhl. Es war ihr, als würde ſie neuerdings verurtheilt. —

Dann fiel ihr Lüdrich ein.

Auch an dieſem Manne, der ſein Herzblut für ſie hingegeben hätte, hatte ſie entſetzlich gehandelt.

Wenn er hier heraustreten und meine Jammergeſtalt in dieſem Elende erblicken ſollte, welche Triumphe würde er feiern!

Herr Lüdrich war in der That aus ſeinem Zimmer gekommen.

Durch die Bedienten hatte er erfahren, wer ſich bei ihm eingefunden.

Er trat der Unglücklichen näher.

Madame, ſagte er, Sie ſcheinen auf Ihre Schweſter, meine Gattin, zählen zu wollen, damit ſie Sie unterſtütze.

Die Summe, welche als angeblich Ihnen gehörig, im Hauſe bei Gröbler gefunden wurde, wird von dem Vormunde als den Kindern Gröblers entzogen, beſtritten, dieſe Summe iſt im Depoſitenamt hinterlegt worden; ſie ſchwebt im Proceſſe und es iſt nicht wahrſcheinlich, daß Ihnen dieſe Summe je ausgefolgt wird. Madame, mein Haus iſt nicht das bewußte Haus im Neubade, in welchem ſie mich einſt ſo herz- und ſchonungslos behandelten, und ich bin nicht — Frau Czalenka. Madame, Sie befinden ſich in einer ſchrecklichen Lage. — Meine Frau weiſet Ihnen jährlich 600 Gulden an, die Sie in Monatraten pünktlich ausgezahlt erhalten ſollen. Dies thut eine Schweſter für ihre Schweſter. — Ich übergebe Ihnen hier 300 Gulden, damit Sie von Wien in irgend eine kleine Provinzialſtadt überſiedeln und dort leben können. Verfügen Sie ſich in ein Städtchen, in welchem man die Geſchichte von dem „eingemauerten Mädchen“ nicht kennt. Jetzt werde ich meine Frau auf Ihren Beſuch vorbereiten, und Sie mit ihr allein laſſen.

Leben Sie wohl!

Frau Czalenka beſuchte ihre Schweſter.

Es gab eine herzzerreißende Scene.

Am andern Morgen reiſte Joſephine nach Ungarn ab.

In Wien hat man ſie nicht mehr geſehen.

Ende.

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

Leipzig.
Druck von Giesecke & Devrient.